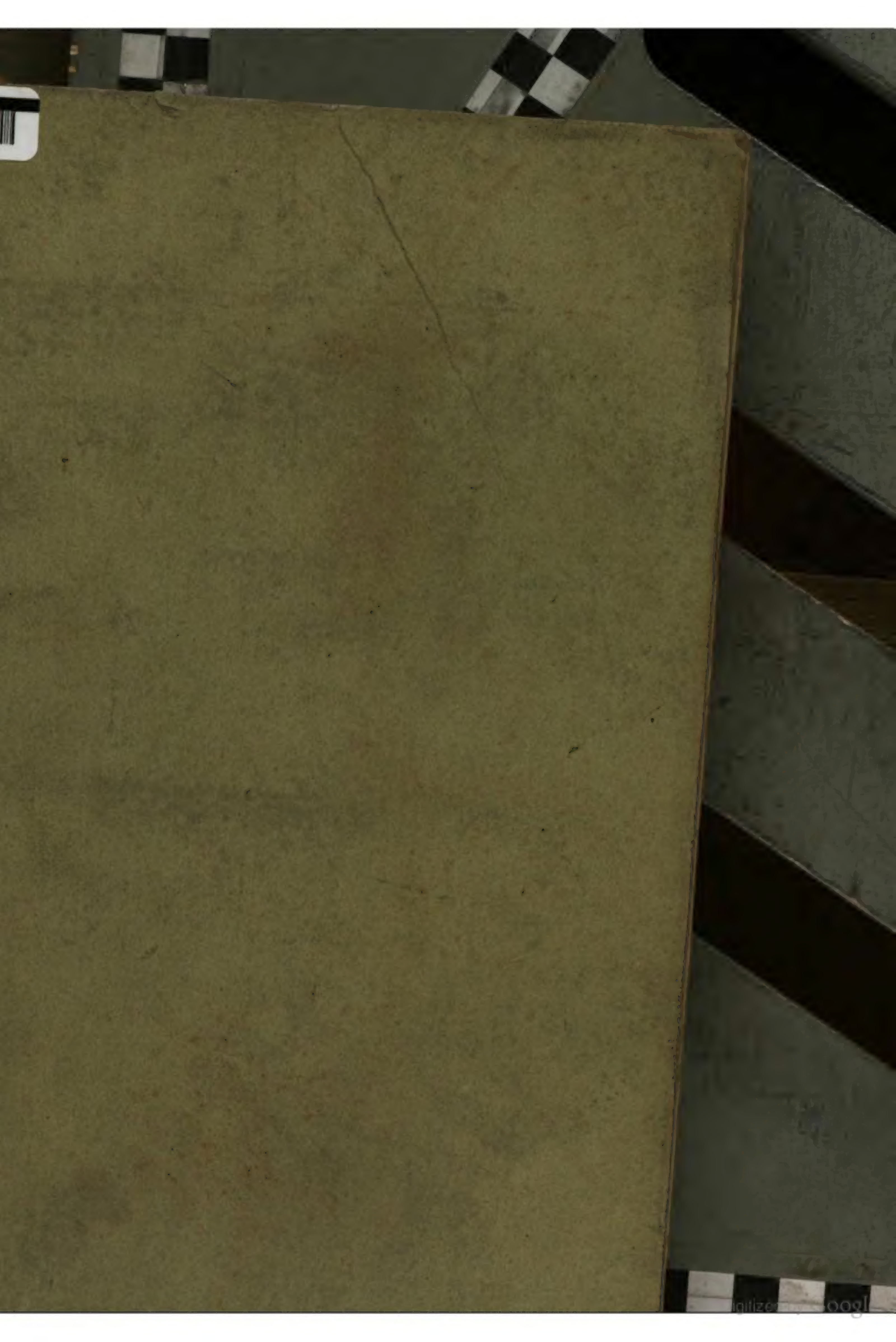

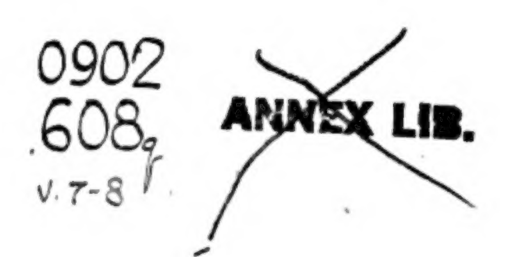

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Bd. 7, 1835 Aupl. M.
" 8, 1835

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Siebenter Band,

Januar bis Juni

1835.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

Januar: Die Bewohner der Azoren (9).

März: Die Portugiesische Literatur im 18ten und 19ten Jahrhundert (30). Bibliographische Mittheilungen.

April: Gil Vicente (51).

Mai: Werke des Gil Vicente (55).

Spanien.

Februar: Das Reisen in Spanien und das Museum von Madrid (24). Bibliographische Mittheilungen.

März: Die Kirchhöfe von Madrid. I. Das Campo Santo vor dem Thore von Toledo (29). Ein Amtsbewerber im heutigen Spanien (34). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Der dramatische Autor in Spanien (52). Bartolemé de Las Casas (58).

Juni: Ein Ausflug nach Spanien im Mai 1835 (69). Don Carlos [Karl's V.] heimliche Abreise von London. Von August St. Sylvain (74). Die Besetzung von Madrid durch die Engländer (75). Bibliographische Mittheilungen.

Frankreich.

Januar: Politische Betrachtungen über Europa und Deutschland insbesondere. Vom Marquis de Salvo (2). Thiers' Antritts-Rede in der Akademie Française. [Am 13. Dezember 1834] (5). Untersuchungen über die alten und die neuen Tragiker, nebst einer Vergleichung und Beurtheilung des klassischen und des romantischen Systems. Von Martine [einem Genfer] (8). Ursprung des Wortes Kokarde (9). Cornille Bart und der Seefuchs. Aus der „Geschichte der Französischen Marine" von Eugène Sue (11). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Der Schiffbruch auf dem „Heinrich IV." Von J. J. Ampère (16). Die verschiedenen Gesichter Napoleon's. Von dem Akademiker P. F. Tissot (17). Die Galeeren-Sklaven Aly und Solyman. Von Méry (18). Ein Französisches Urtheil über C. M. von Weber's Musik und namentlich über den Freischütz (21). Die Kochkunst am Hofe Napoleon's. Aus den Memoiren des berühmten Kochkünstlers Carème (21) Vorlesungen über Welt-Literatur. Von Philarete Chasles (22). Das Karneval zu Marseille (25). Bibliographische Mittheilungen.

März: Das Karneval zu Marseille [Schluß.] (26). Der letzte Italiänische Räuber-Hauptmann. Von Méry (27). Historische Aehrenlese. Einige Details über die Ermordung Heinrichs IV. (29). Eine Scene an der Afrikanischen Küste (30). Dupuytren (31). Die Frauen im Unglück (32). Der unsichtbare Capitain (34). Die diesjährige Pariser Kunst-Ausstellung und der Zustand der Malerei in Frankreich (37). Zur Geschichte des Kostüms (38). Bibliographische Mittheilungen.

April: Briefwechsel der Madame Campan mit der Königin Hortensia (39). Ueber die Sucht, als Schriftsteller aufzutreten (39). Wie man dem Patois in Frankreich den Garaus gemacht. Eine phantastische Erzählung, von Charles Nodier (41). Kleine Widerwärtigkeiten von Paris. Von Jules Janin (43). Jacquard und seine Webstühle (44). Casimir Delavigne (45). Méry's Italiänische Reise. Genua (48). Das Französische Lustspiel und seine nothwendige Reform. Von Gustave Planche (50). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Crébillon der Jüngere. Von Jules Janin (52). Ueber den jetzigen Zustand der Oper in Paris. Von Fétis (54). Lustiger glorreich beendigter Prozeß, oder das Journal im Jahre 1745. Von J. Janin (55). Victor Hugo's neues Drama: „Angelo, der Tyrann von Padua" (58). Der alte Pont du Gard. Ein Französisches Landschafts-Bild (60). Erwiederung des Fürsten von Canino, Lucian Bonaparte, auf die Denkwürdigkeiten des Generals Lamarque. London, 1835 (61). Napoleon's Selbstgeständnisse, namentlich über seine Jugend (62). Franzosen und Gallier (63). Ueber den Ursprung der Zigeuner (64). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Zur Biographie Charles Nodier's (65). Französische Aufschlüsse über Freimaurerei (66). Etretat und der Häring-fang (67). Was sichert in Paris den Erfolg der Theaterstücke (68). Die General-Probe der Gluckschen Iphigenia in Tauris (70). Mein erstes Wiedersehen der Vaterstadt. Von Charles Nodier (73). Eintheilung des Menschen. Von Ph. Dufour (74). Das Hauptquartier Napoleon's. Von Alexis Plater Wolowski (75). Die Tuilerieen. Von Paul Vermond (77). Bibliographische Mittheilungen.

Italien.

Januar: Der Gymnasial-Unterricht in der Lombardei. Von Defendente Sacchi (12). Bilder aus Sicilien. Von einem Englischen Offizier (13). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Venedig, nach Herrn von Haussez (14). Historische Notizen über die Feier des Neujahrstages. Von Defendente Sacchi (19).

März: Bartolini's Kunst-Werkstatt in Florenz (29). Die Französische und die Englische Nationalschuld. Von Adrian Balbi (33). Ein Frühstück zu Aquapendente (35). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Méry's Italiänische Reise. Zweiter Artikel (65). Geschichte der Italiänischen Literatur. Von Giuseppe Maffei (66). Briefe berühmter Italiäner, die von Anbeginn des 18ten Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten lebten (69). Bibliographische Mittheilungen.

England.

Januar: Das Englische Journalwesen vor funfzig Jahren (1). Eine Reise durch Irland im Jahre 1834. Von H. D. Inglis (3). Die Irländischen Bettler. Von einer Englischen Dame (4). Die verschiedenen Theorieen über den Mechanismus der Stimme (5). Englands Philanthropie (6). Die Frauen, besonders in Frankreich, England und Deutschland (8). Die Irländischen Dienstboten (10). Einige Worte über Speisen, so wie über alte und neuere Kochkunst (11). Der Wiedergefundene (11). Die Dauer des menschlichen Lebens (12). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Die Fürstin, oder die barmherzige Schwester. Von Lady Morgan (14). Erinnerungen aus einer Reise nach dem Polar-Ocean. Von einem Britischen Offizier (16). Die Musik der Shakespeareschen Poesie (19). Selbstbekenntnisse Shakespeare's (20). Bericht über eine Reise in die südlichen Gegenden des Atlantischen Meeres in den Jahren 1828, 29 und 30, unter dem Kommando des Capitain H. Foster, verfaßt von W. H. B. Webster (22). Das Englische und das Französische Heer. Erster Artikel (23). Bibliographische Mittheilungen.

März: National-Charakter der Engländer, Franzosen, Italiäner und Nord-Amerikaner (26). Das Englische und das Französische Heer. Zweiter Artikel (28). Zur allgemeinen Völker-Statistik. Nach dem eben erschienenen Werke von Mac Gregor (31). Riesen, Giganten und Cyklopen. Von Leigh Hunt (32). Die Londoner Zeitungen und ihre Herausgeber (33). Die Poesie des Familienlebens in Großbritanien (35). Die Musik der Engländer im Jahre 1834 (38). Bibliographische Mittheilungen.

April: Die Englische Bühne in Ostindien. Aus dem Reise-Tagebuch eines Engländers (40). Die jährlichen Zusammenkünfte der Britischen Gelehrten (43). Denkwürdigkeiten aus Morrison's Leben (46). Selbstbekenntnisse Shakespeare's. Zweiter Artikel (49). Lord Stanley (51). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: London, Paris, Brüssel und Haag. Von einem Engländer (57). Literarische und historische Denkmäler in England. Von Lady Morgan (59). Shakespeare Ireland (61). Der Student. Eine Sammlung vermischter Schriften. Von Edward Lytton Bulwer. London, 1835 (62). Charakteristiken, von Charles Lamb. I. Mein erster Abend im Schauspiel (64). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Charakteristiken, von Charles Lamb. II. Während der Genesung (65). Capitain Roß zweite Entdeckungsreise nach dem Nordpol (66). Coleridge's Tischgespräche (71). Ueber Ursprung, Gestaltung und Fortschritt der Englischen Sprache (72). Vom Glück der üblen Laune (73). Die Wissenschaft, eine Quelle des reinsten Genusses. Von Lord Brougham (76). Ueber den Farbenwechsel des Chamäleons (77). Bibliographische Mittheilungen.

Digitized by Google

Holland.

März: Holländische Zustände (28). Bibliographische Mittheilungen.

Belgien.

Januar: Die freien Städte in Flandern (3).

April: Belgiens öffentliche Charaktere (39). Die Fürstin von Chimay [Madame Tallien] (44). Ueber Belgiens Kunst und Künstler. Von Roger de Beauvoir (46).

Schweden.

März: Der Tod Gustav Adolf's (36). Bibliographische Mittheilungen.

April: Schwedische Romanen-Literatur. Azouras Lintomara (40). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Geijer's Erinnerungen an England und Deutschland (53).

Norwegen.

April: Sammlungen zu des Norwegischen Volkes, Sprache und Geschichte. Christiania, 1833 (46).

Juni: Die erste Verkündigung des Christenthums in Norwegen. Von Snorre Sturlason erzählt in der Heimskringla. Aus dem Isländischen (76).

Polen.

Mai: Polnische Geographie vom Reiche der Poesie (56). Bibliographische Mittheilungen.

Rußland.

Januar: Die schlechten Zeiten. Von Th. Bulgarin (1). Besuch bei einem Landedelmann vom alten Schlage. [Fragment aus einem noch ungedruckten Russischen Roman] (5). Russische Skizzen. Auch in Moskau kennt man sich nicht wieder (7). Kirdschali, der Räuber. Von A. Puschkin (10). Der Staatsdienst in Moskau (13). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Wo überwintern die Krebse? Eine Russische Geschichte (19). Die schreckliche Hochzeit. Eine Kosaken-Sage (20). Die Entdeckung von Amerika. Sendschreiben des Gouvernements-Secretairs Petuschkoff an den Admiral in Spanischen Diensten und Ritter Christoph Columbus (24). Bibliographische Mittheilungen.

März: Moskau im Jahre 1612 (31). Ueber eine neue Ersteigung des Ararat (34). Eine Russische Volkssage. Skizze aus der Biographie meiner Großmutter (37). Bibliographische Mittheilungen.

April: Eine Novelle vom Balkan (41). Die Familie und der Geburtsort Lomonossoff's, des ersten Russischen Dichters (47).

Mai: Das Erdbeben. Ein Russisches Landschaftsbild (54). Epistel über das Russische Journalwesen. Von Th. Bulgarin. An die Redaktoren sämmtlicher Russischen Zeitschriften (61). Bibliographische Mittheilungen.

Griechenland.

März: Die Insel Hydra (26). Bibliographische Mittheilungen.

April: Demetrio Triandefolo (42). Einiges über Griechenland. Lakonien. — Das Griechische Meer. — Nauplion. — Hydra. — Aegina. — Athen und seine Alterthümer (50).

Mai: Die Kravarioten in Griechenland (57).

Jonische Inseln.

Februar: Ueber Volks-Unterricht und dessen Nothwendigkeit (18).

Türkei.

Januar: Ein Volksfest in Konstantinopel (2).

Februar: Nasir-ed-din Chodschah's Türkisches Vademecum (15).

Mai: Skizzen aus Konstantinopel im Jahre 1834 (52, 56 und 60). Bibliographische Mittheilung.

Juni: Sultan Mahmud. Dargestellt von einem Offizier der Nord-Amerikanischen Flotte (72).

Syrien.

Januar: Die Christen in Jerusalem. Von Jules Amic (7).

Armenien.

Februar: Schicksale der nach Polen ausgewanderten Armenier (22).

Ostindien.

April: Geschichte Rundschit Sing's, Fürsten von Lahore (43). Goa (49).

Mai: Gesundheits-Stationen auf dem Himalaja (59). Die Abenteuer des Kamrup. Aus dem Hindostanischen in's Französische übersetzt von Garcin de Tassy. Paris, 1835 (64).

China.

Januar: Die militairischen Frauen (10).

Februar: Barbaren und Barbaren-Auge (25).

März: Verkehrte Ansichten von Chinesen und Chinesischem (30).

Juni: Ueber die Bevölkerung von China (67).

Asien.

Januar: Journal der Asiatischen Gesellschaft von Großbritanien (6).

April: Georgische Romane (47).

Juni: Die Frauenbäder im Orient (70). Einige neue Details über Lokalitäten und Sitten der Beduinen (73).

Aegypten.

März: Mehmed Ali's Harem (28). Strafgesetze der Aegypter (32).

Afrika.

April: Der Harem des Bei's von Tunis. Mitgetheilt von Lady Temple (45).

Nord-Amerika.

Januar: Religions-Sekten in den Vereinigten Staaten. Nach dem Amerikanischen Kalender vom Jahre 1833 (11). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Die periodische Literatur der Vereinigten Staaten (18). Washington's Papiere (20). Bibliographische Mittheilungen.

März: Eine Wanderung durch die Savannen des westlichen Nord-Amerika's. Von Washington Irving (36).

April: Ein Besuch bei dem Oberst Aaron Burr (48).

Mai: Abbotsford und Newstead-Abtei. Von Washington Irving (63).

Juni: Die Poesie der Nord-Amerikaner (68). Cincinnati und die heutigen Nord-Amerikaner (77).

Süd-Amerika.

Februar: Ein Pröbchen Süd-Amerikanischer Staats-Umwälzungen. Von einem Französischen Reisenden (15).

Mai: Der Diktator Francia (54 und 62).

Australien.

Mai: Neu-Süd-Wales (53).

Deutsche Literatur im Auslande.

Januar: Deutscher Charakter und Deutsche Literatur in Beziehung auf Frankreich (1). Einige Worte in Bezug auf diese Rubrik überhaupt. — Deutsche Erklärer des Shakespeare. — Schiller in Nord-Amerika. — Mistreß Jameson über Ludwig Tieck (4).

Februar: Nachdrückliches Treiben der Deutschen Literatur in Frankreich. — Revue du Nord. — Die Musen in Avignon. — Rostock, Kiel und Göttingen (25).

Mannigfaltiges.

Januar: Ein Russisches Urtheil über Dr. Meyen's Reise um die Welt. — Verkauf von Briefen berühmter Männer. — Schädlichkeit des Essigs. — Zur Statistik von Frankreich. — Täglicher Briefverkehr der Haupt-Post-Aemter von London und Paris. — Zur Statistik von Großbritanien. — China und sein Handel. — Jagd auf ein Rhinoceros. — Geographische Kenntnisse der Perser. — Verzeichniß der wichtigsten im Jahr 1833 in Frankreich eingebrachten Handels-Artikel. — Bäume, an denen Vögel wachsen. — Nachrichten aus dem südlichen Afrika. — Künstler-Stolz. — Der Handel mit China. — Byron's Denkmal. — Feuersbrünste in Konstantinopel. — Die Papier-Fabrication in England. — Wissenschaft ist Macht. — Trinkbarmachung des Seewassers. — Das Opernhaus zu Lissabon. — Das Gastmahl eines Brahminen. — Das Mittelalter im heutigen Korsika. — Vico's Werke. — Die Borahs in Indien. — Ein Mörtel aus Algier.

12-20-26 L.B. R.L. Zeitschr. 4v. in 3=3.00
0902 6089 v.7-8
606007
(ECAP)
Digitized by Google

Februar: Der Norden und der Süden. — Das Leben in Korfu. — Pferde-Zucht in England. — Sir Thomas Picton. — Der Theebau in Ostindien. — Eine Art, im Schnee zu schlafen. — Der Amerikanische Bohrwurm. — Englische Literatur im Jahre 1834. — Wachsthum des Menschen. — Das Gewicht des Menschen nach dem verschiedenen Alter und Geschlecht. — Aus dem Leben der Kaiserin Katharina II. — Die Britische Seemacht. — Valparaiso. — Die Condors. — Bevölkerung mehrerer Städte Rußlands. — Seltsame Vegetation. — Leben in Twer. — Die letzten Tage von Pompeji. — Thron-Rede eines Königs im inneren Afrika. — Weibliche Ausdauer. — Illuminations-Patriotismus. — Wohlfeile Prachtausgabe Französischer und anderer Klassiker. — Die Eitelkeit Kneller's. — Ursprung des Englischen Wortes Quiz. — Sonderbares Testament. — Eine Anleihe vor alten Zeiten.

März: Schiller in Polnischer Uebersetzung. — Die Familie Vernet. — Der Suenos-Stein in Schottland. — Zur Armenischen Gelehrtenkunde. — Die Juden im westlichen Indien. — Die Jagd des Känguru in Neu-Holland. — Reizbarkeit der Muskeln des Haifisches. — Die Chinesischen Farben. — Die wilden Hunde in Neu-Holland. — Coleridge's Urtheil über Schiller. — Musikalisches aus Nord-Amerika. — Coleridge über Shakespeare. — Cobbet und die Papier-Händlerinnen. — Die Sage vom Ursprunge Palibothra's. — Welt-Literatur-Zeitung. — Sir Martin Frobisher. — Persischer Ehrensold. — Treue einer Australischen Wilden. — Coleridge über die Amerikaner. — Coleridge über Don Quixote. — Die Britische Nationalschuld. — Ein Denkmal für Schöll. — Alt-Calabar. — Die Baumwollen-Fabrication in England. — Das Leben in Neapel. — Finnische Literatur. — Winter-Konzerte in St. Petersburg. — John Quincy Adams.

April: Das Russische encyklopädische Wörterbuch. — Amerikanische Anekdoten. — Englische Schauspielerinnen. — Mrs. Astley. — Zerstreutheit. — Raumer's Briefe aus Paris. — Corneille's Armuth. — Afrikanische Titel des Bei's von Tunis und des Königs von Frankreich. — Bruder Jonathan. — Russische Wetter-Prophezeihung für dieses Jahr. — Das Voltigeur-Genie. — Die Sage von Adam's Berg. — Der Meer-Kokusbaum. — Die Kreolen, oder das Leben auf den Antillen; Roman von J. Levilloux. — Elephanten-Jagd auf Ceylon. — Musikalisches Genie. — Zustand der Bevölkerung von Frankreich. — Lob der Visiten-Karten. — Plum-Pudding.

Mai: Tübetanisches Wörterbuch. — Die Ehen in Frankreich und in England. — Die Derwische Mewlewi in Konstantinopel. — Zur Charakteristik von Richard Löwenherz. — Englische Sonderbarkeiten. — Literarische Notabilitäten unter den Tories und Whigs. — Gregor XVI. — San Marino. — Kenn, Bischof von Bath. — Volksbildung auf den Azoren. — Algier, wie es jetzt ist. — Surate. — Reiterleben in Chili. — Capitain Roß. — Martos. — Ursprung der Zehnten in England. — Verschiedene Arten der Trauer. — Eßbare Toleranz. — Bulgarin contra die Erde und ihre Bewohner. — Griechischer Ahnenstolz. — Der Schädelthurm.

Juni: Meteorologische Feste. — Merkwürdige astronomische Theorie. — Gold-Literatur. — Der Miniatur-Modellirer Sangiovanni. — Hölzerne Artillerie. — Maurische Trinker. — Pocken-Impfung in London. — Fruchtbarkeit des Getraides. — Die Baumeister von Tunis. — Wieder ein neuer Kopernikus. — Bevölkerung der Französischen Kolonieen. — Canning als Dichter. — Logier-Häuser in London. — Kalte Winter während der letzten zehn Jahrhunderte. — Das Aprikosen-Oel der Chinesen. — Der Zunder in China. — Kriminal-Berichte aus London. — Das Rindvieh in China. — Frankreichs und Englands Lederhandel. — Ein toller Elephant. — Shakespeareana.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Freitag den 2. Januar 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Deutscher Charakter und Deutsche Literatur in Beziehung auf Frankreich. *)

Was uns in Deutschland gefällt, sind seine einfachen edlen Sitten. Während in andern Ländern der Strom der Civilisation das moralische Gefühl mit sich fortgerissen, es geschwächt und erstickt, hat das Deutsche Land, bei aller steigenden Kultur, seinen alten ursprünglichen Charakter, seine alte Treue und Redlichkeit beibehalten. Nicht etwa, als wenn Germaniens Boden das absolute Eldorado der Moral und der Tugend wäre. Es läßt sich vielmehr gar nicht leugnen, daß auch Deutschland seine Schurken, seine Sünder und Verbrecher hat. Allein im Allgemeinen kann man nicht umhin, die edle Einfalt und die Unschuld seiner Sitten zu bewundern. Das häusliche, das Familien-Leben hat sich hier in seiner ganzen Heiligkeit und mit allem seinem Zauber frisch erhalten. Das Romantische, das Erhabene, ja der Ernst, der hier das Band der beiden Geschlechter zusammenknüpft, hat noch jetzt einen ganz eigenthümlichen und besondern Reiz. Aber selbst die Ungebundenheit und Zügellosigkeit wird hier von einem gewissen Enthusiasmus, von einer, sey es auch überspannten, Idee geleitet, die sie immer in bestimmte Schranken zurückweist und nie ganz ausarten läßt; die Ausgelassenheit selber erstreckt sich bei den Deutschen nie in das Maßlose, sie reißt nicht Alles auf ein Mal nieder, sondern erscheint mehr naiv, als frech und wild; kurz, in Deutschland hat man die natürlichen moralischen Gefühle und die einfachen unschuldigen Sitten treuer und lebendiger aufbewahrt, als irgendwo sonst. Nicht eben so einfach und natürlich erscheinen mir die Geisteswerke, die Bücher der Deutschen, allein vorerst sprechen wir nur von den Sitten, und noch nicht von der Literatur dieses Volkes.

Als ich mich eines Tages mit einem Deutschen Philosophen von den verschiedenen Charakteren der Bewohner Deutschlands und Frankreichs unterhielt, sagte er zu mir: „Wissen Sie wohl, was unsere beiden Nationen hauptsächlich von einander unterscheidet und sie charakterisirt? Lediglich der Umstand, daß Ihr Vaterland weit mehr Hagestolze aufzuweisen hat, als das meinige." Ein Gedanke, der mir immer bedeutungsvoll erschien, und der uns den Schlüssel zur Lösung manches Räthsels an die Hand giebt. Deutschlands Jugend hat eben so viel Brauseköpfe und nicht minder aufgeregte Gemüther, als Frankreich. Wer daran zweifelte, dürfte nur gewisse Deutsche Universitäten und Akademieen besuchen, um sich zur Genüge davon zu überzeugen. Allein trotz dem bleibt's in Deutschland ruhig; es wird nicht, wie Frankreich, etwa alle fünf, sechs Jahre ein Mal aus seinen Fugen gerissen. Dies kommt daher, daß man aus Deutschland die gute Sitte nicht verbannt, daß man hier vor der Ehe und dem Familien-Leben alle Achtung und Ehrerbietung hat. Hat der Deutsche Brausekopf seine drei Universitäts-Jahre zurückgelegt, tritt er in irgend ein Amt ein, so ist er auch darauf bedacht, ein Ehebündniß einzugehen, und dann hat's auch mit allen weitschichtigen Plänen, mit allem Freiheits-Schwindel und politischen Treiben ein Ende. Der ganze Zeitraum der Gefahr und des blinden Enthusiasmus erstreckt sich bei dem Deutschen auf höchstens vier bis fünf Jahre, etwa die Zeit, wo er das Gymnasium verläßt, bis zu seinem Eintritt in ein Amt und zur Vorbereitung für den Ehestand. Dagegen in Frankreich verheirathet man sich spät, und somit verlängert man das Alter des revolutionnairen Geistes noch um mehrere Jahre. Denn auch der Franzose läßt in seinem Freiheits-Eifer nach, und giebt den politischen Schwindel endlich ganz auf, sobald ihm nur das erste Kind gestillt wird. Nur weil es in Frankreich viel Hagestolze giebt, weil auch die Uebrigen sich wenigstens fünf Jahre später als in Deutschland verheirathen, nur darum ist man in jenem Lande aufrührerisch gesinnt, und zu allen politischen Umtrieben stets geneigt und aufgelegt.

Eins erzeugt immer das Andere; der einfache Charakter des Deutschen entspricht vollkommen seinen einfachen Sitten. Man bemerkt im Allgemeinen in den Privat-Häusern in Deutschland weit weniger Luxus als in Frankreich, und dieser Umstand bewirkt auch eben zum Theil, daß man dort sich weit mehr und weit eher verheirathet. Da eine Deutsche Haushaltung nicht eben mit zu großen Kosten verknüpft ist, so kann man sich leicht dazu entschließen, so zeitig als möglich eine eigene Wirthschaft zu führen. Deutschland besteht überdies meist aus kleinen Städten und großen Marktflecken, und die Masse der Bevölkerung drängt sich nicht in Ein oder zwei große Städte zusammen. Deutschland hat eigentlich gar keine Hauptstädte, und will man auch die beiden Hauptstädte Preußens und Oesterreichs, Berlin und Wien, dafür gelten lassen, so kann man sie doch, hinsichtlich der Einwohnerzahl, mit London und Paris kaum in entfernte Vergleichung stellen. Der Deutsche nun in seiner kleinen Stadt, in seinem Marktflecken, führt ein weit weniger kostspieliges und um so angenehmeres Leben, als es in großen Städten möglich ist, und er hat weniger Gelegenheit, sich einerseits zu übermäßigen Reichthümern hinaufzuschwingen und andererseits in das tiefste Elend hinabzusinken: Beides Umstände, die meist zum Verderben und Unglück der Bewohner großer Städte führen.

Das häusliche Leben und die große Hinneigung zu demselben unterscheiden den Deutschen auf eine ganz auffallende Weise von dem Franzosen. Letzterer gewinnt, wenn er sich außerhalb seiner Behausung, außerhalb seiner Familie befindet; nur außerhalb ist er immer liebenswürdig, großmüthig, gefällig, lustig und froh. Dagegen der Deutsche gewinnt ungemein, wenn er im eigenen Hause, mitten unter den Seinigen gesehen wird. Nur hier ist er an der rechten Stelle, hier erscheint er in seiner wahren Kraft und Glorie. Befindet er sich außerhalb, so wird er oft verlegen und steif; er traut sich selbst nicht recht und mißtraut auch Anderen, und darum fürchtet er, weil er sein gutes Herz kennt, immer und überall angeführt zu werden, oder noch weit mehr, daß man ihn dafür halten möchte. Ist er aber zu Hause, sieht er sich von dem Kreise seiner eigenen Familie umgeben, so ist seine Güte in keiner Gefahr, und er zeigt eine Ruhe und Würde, die wahrhaft bewundernswürdig sind.

Um dieses Mißbehagens in der Fremde und der Freuden im Schooße der Familie, um seiner Hinneigung für das Häusliche, endlich um seiner glückseligen Ruhe und Würde willen, liebe ich Deutschland, das noch einen großen Theil von den alten Europäischen Sitten, von der ursprünglichen Germanischen Treue und von der einfachen natürlichen Moral erhalten und aufbewahrt zu haben scheint. Ich liebe Deutschland und wünsche von ganzem Herzen seine Allianz und seine innige Verbindung mit Frankreich.

Jenseits des Rheins sind die Schätze häuslichen Glückes, reiner Religiosität und selbst erhabener und romantischer Gefühle aufgehäuft, die meine Begierde rege machen, und es ist mein sehnlichster Wunsch, daß uns ein immer engeres und innigeres Band mit Deutschland verknüpfe, um seine moralischen Reichthümer mehr benutzen zu können, deren meine Landsleute so sehr bedürfen.

(In einer anderen Weise spricht sich Herr Girardin über die literarische Verbindung Frankreichs und Deutschlands aus:)

Unmöglich (sagt er) kann man den großen Einfluß verkennen, den die Deutsche Literatur seit zehn Jahren auf die Französische ausübt; allein ich wäre nicht eben geneigt, diesen Einfluß als vortheilhaft zu bezeichnen. Ich liebe die Deutsche Literatur und würde deren Einfluß auf Frankreich um so eher begünstigen, als derselbe nothwendig seinerseits auch die moralische und politische Allianz befördern dürfte, die ich so eifrig als möglich wünsche. Allein, wenn ich auch auf die moralische und politische Union zwischen Frankreich, Deutschland und England so begierig bin, so mag ich noch keinesweges eine blinde, wirre Vermischung des Charakters und der Sitten dieser drei großen Völker. Ich bin weit davon entfernt, zu wünschen, daß Deutschland und England auf ein Mal Französische Gesinnung bekämen und mit Leib und Seele auf die Politik sich werfen, oder daß England und Frankreich sich gleich Deutschland in tiefe spekulative und mystische Forschungen einließen. Es ist vielmehr zu verlangen, daß die drei Völker ihre ursprünglichen eigenthümlichen Sitten und ihren Nationalgeist stets bewahren; sie könnten sich immerhin möglichst annähern, ohne sich jedoch deshalb gegenseitig aufzuheben, ja sie mögen einander modifiziren, aber nur nicht sich aufreiben. Denn nur dadurch, daß sie in ihren Sitten und Charakteren von einander geschieden bleiben, behaupten sie fortwährend ihren gegenseitigen Werth und ihren wirksamen Einfluß auf einander, indem sie sich stets noch Etwas einander auszutauschen und gegenseitig mitzutheilen haben. Nur das Ungleichartige kann gewissermaßen eine passende Verbindung und Vermählung mit einander eingehen, indem erst durch das Zusammentreffen der Verschiedenheiten ein vollkommenes Ganzes entsteht Auf diese Weise verstehe ich die moralische und politische Allianz der Völker des Westens und eben in demselben Sinne wollte ich auch die literarische Allianz zwischen Frankreich und Deutschland verstanden wissen.

Trotzdem aber scheint diese Allianz nicht auf die rechte Weise zu Stande gekommen zu seyn. Ein Deutscher, der bemerkte, wie unsere Literatur die seines Vaterlandes nachzuahmen sich bestrebt, sagte eines Tages lächelnd zu mir: „Ihre Landsleute haben wohl Deutschland gekostet, allein sie haben es noch nicht verdaut." Dies ist in der That

*) Aus den Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, von St. Marc Girardin.

Digitized by Google

eine treffende Bemerkung. Wir haben von Deutschland einige neue Wissenschaften, oder vielmehr einige neue Namen für alte Wissenschaften entlehnt. So haben wir von Deutschland die „Philosophie der Geschichte" überkommen; mehr den Namen, als die Sache; denn schon Bossuet, Montesquieu und Voltaire haben es verstanden, mit philosophischen Gedanken und Ideen an die Geschichte zu geben.*) Ich habe keinesweges die Absicht, gegen die Philosophie der Geschichte zu polemisiren; es ist vielmehr eine Wissenschaft, der ich selbst zugethan bin; allein ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß wir gerade auf diesem Felde uns am meisten verirrt; hier ist es, wo wir gekostet und nicht verdaut haben. Die Philosophie der Geschichte klingt im Munde Deutscher Philosophen oft nicht anders, als ein dunkler Orakelspruch oder irgend eine vage nichtssagende Zauberformel. Sie blickt weit in die Ferne, allein sie erfaßt nur unbestimmte wirre Umrisse; sie ist kühn, unbeschränkt, tief, allein zu gleicher Zeit ist sie auch launenhaft, willkürlich, anmaßend und dunkel. Es stand zu erwarten, daß sie mit der Ueberfahrt über den Rhein an Helligkeit und Präcision gewinnen würde, und daß sie, ohne etwas an ihrer Tiefe zu verlieren, sich jene Klarheit zu eigen machte, die, wie man sagt, dem Französischen Geiste so ganz eigenthümlich ist. Allein dies war nicht der Fall; anstatt die Philosophie der Geschichte aufzuhellen, hat sich der Französische Geist durch die Berührung mit derselben seinerseits selbst verdunkelt, indem er sich in jene trüben Nebel hineinließ, wo das Auge Nichts klar und deutlich erblickt, wo aber Alles hineingesehen und herausgerathen werden kann. Jener Vers von Virgil:

Aut videt, aut vidisse putat per nubila lunam,

scheint das Motto der Philosophie der Geschichte in Frankreich geworden zu seyn. Um die Ideen zu entdecken, die in den Thatsachen und Ereignissen enthalten sind, hat man die Thatsachen selber in körperlose leichte Schatten umgewandelt, die im Hintergrunde philosophischer Systeme, gleich einer glanzvollen, aber wirren und unsicheren Vision, nach Belieben entstehen und wieder vergehen. Diese Art, Geschichte zu schreiben, ist, im Vergleich mit der alten, mit der Herodot's, des Titus Livius, Voltaire's und Gibbon's, das, was das Bild in der Zauberlaterne im Vergleich mit der Skulptur ist. In der Skulptur erscheint Alles deutlich en relief, Alles ist Körper und Wahrheit; dagegen in der Zauberlaterne ist Alles schwankend, unbestimmt und flüchtig, Alles Schatten und Täuschung.

Indem diese Dunkelheit des Gedankens auch auf den Stil übergegangen ist, haben bald die abstrakten Ausdrücke und Worte allen Stoff und Inhalt der Erzählung in sich verschlungen. Die Ideen haben die Männer aus der Geschichte verjagt, und in den Schlachten sieht man keine Armeen mehr gegen einander auftreten und fechten, sondern Systeme und Prinzipien.

E n g l a n d.

Das Englische Journalwesen vor funfzig Jahren.

Von Charles Lamb.

Wir leben in einer Zeit, wo die Presse allgewaltig ist; Minister in Sammtkleidern und Dandy's mit gelben Handschuhen arbeiten mit daran, um die große ungeheure Maschine lebendig im Gange zu erhalten. Aber es gab auch eine Zeit, wo sich die Fürsten und Herren nicht eben mit solchem Eifer zur Presse hindrängten. Wir dürfen gar nicht weit hinaufsteigen, noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts finden wir die Quelle dieses riesengestaltigen Flusses, dieses stürmenden und nach allen Seiten hin rauschenden Stromes in einem sehr schwachen und dürftigen Zustande.

Ich war zwanig Jahr alt, als ich in einem Kaffeehause in der Nähe von Somerset-House mit einem hageren Greise zusammentraf, der mir als ein wahres Bild der Zeit erschien; er hieß Daniel Stuart; gleich Saturn ermangelte er der Zähne, und seine platte Stirn erhob sich senkrecht oberhalb der zurückgebogenen Nase; schon sollte er in sein siebzigstes Jahr eintreten, und noch stand die Morning-Post, die er von ihrer ersten Entstehung an dirigirt, unter seiner kräftigen Leitung. Der gute Daniel Stuart, der zugleich Gentleman war und Journalist, großmüthig und Redacteur, und endlich freimüthig, obgleich Diplomat! Kaum hatte ich einige Worte mit ihm gesprochen, als er, gleich einem verständigen Gärtner, der bald die geeignete Pflanze erkennt, die sich seiner Pflege empfiehlt, und die ihm einst diese oder jene Früchte bringen wird, in mir auf der Stelle den künftigen Literaten entdeckte. Die periodische Presse hatte ihn sein Lebenlang beschäftigt, er hatte sie in ihrer Wiege gesehen; er erinnerte sich noch an Daniel de Foë, den ersten Gründer der Reviews, an Addison und Richard Steele, in deren Augen ein Journal soviel als ein Hebel der Politik, oder ein Tribunal für die Sitten war. Daniel war stets gleichgültig und leidenschaftslos; denn es ist die erste Pflicht eines Journalisten, es zu seyn mitten unter den Umwälzungen und den wechselnden Schicksalen der Politik und der Literatur. Als wir uns einmal dicht vor den Bureaux der „Morning-Post," deren Dachwerk eine prächtige goldene Kugel zierte, und dem Somerset-House gegenüber befanden, sagte er zu mir: „Sie sehen hier das Museum, das herrliche Gebäude, wo die elegante Menge täglich hinströmt, und dessen Eingang an den der Morning-Post stößt! Würden sie mir wohl glauben, daß ich in den dreißig Jahren, seitdem ich mich alle Morgen regelmäßig in meinem Bureau einfinde, es mir auch nicht einfallen ließ, von meinem Wege abzulenken und mich nach Somerset-House zu begeben?"

Von diesem Manne erfuhr ich die Geschichte des Anfangs, des Fortschreitens und der weiteren Entwickelung des Journalismus. Er wußte Alles, was nur auf diesen wenig bekannten Gegenstand Bezug hatte; es war ihm nicht entgangen, zu welchem Preise jedes einzelne Journal angeschlagen wurde, und welche Kapitalien dazu erforderlich waren, um es zu begründen; er erzählte mir das Alles und ich hörte ihm mit vielem Vergnügen zu. Ich begab mich mit ihm auf die weite Entdeckungsreise, mit einem Enthusiasmus, gleich dem Reisenden Bruce, der nach Abyssinien ging, um die geheimen Quellen des Nils aufzufinden. Mein Leser verlange nur nicht von mir, daß ich ihm alle die Namen und Data wiederhole, die ohnedies kein Interesse für ihn haben können und deren ich mich auch nicht ganz deutlich mehr erinnere. Es wird genügen, wenn wir uns nicht weiter als funfzig Jahre hinauf versteigen. Diese Reise wird zwar weniger lang, aber hoffentlich auch nichts desto weniger angenehm seyn.

Wer von mir eine ausführliche Geschichte der periodischen Presse erwartete, der wäre sehr im Irrthume. Es ist ganz und gar nicht meine Sache, mich in irgend weitläufige und gelehrte Untersuchungen einzulassen! Ich glich immer jenen Afrikanischen Insekten, die sich lebendig aufschwingen, etwa einen Fuß weit vorwärts dringen und plötzlich verschwinden.

Ich habe allen Respekt vor großen Arbeiten, so wie überhaupt vor allen großen Dingen. Als ich mich noch im Christ-College zu Oxford befand und zum ersten Mal von den wunderbaren Begebenheiten Bruce's hörte, der ausgegangen war, die Wiege des Nils aufzusuchen, da entschloß ich mich plötzlich, dem großen Reisenden nachzuahmen! Die Sonne leuchtete am Firmamente, und der große Kanal, der durch die Landschaft von Middleton sich hinzieht, wurde von ihren Strahlen erhellt; ich nahm zwei Zwiebacke und zwei Birnen in meine Tasche und begann, den Lauf des Kanals zu verfolgen. Ich hatte Niemand etwas davon gesagt, denn ich wollte ganz allein, ohne alle fremde Beihülfe, zur Quelle meines Nils gelangen; ich schwang mich auf die Fittige der Hoffnung und ließ mir den Weg von ihr zeigen. Sie führte mich auf grünenden Pfaden durch blühende, schöne Thäler; ich ging immer allein und verfolgte meinen sich hin und her schlängelnden Mäander. Aber der Kanal dehnte sich immer weiter aus und schien allen meinen Anstrengungen und Bestrebungen nur zu spotten.

Ich hatte unterdessen schon eine große Idee von mir selbst gefaßt! Ich hielt mich für nichts Geringeres, als einen zweiten Bruce. Allein kaum hatte ich mit meinen kleinen schwachen Füßchen vier (Engl.) Meilen zurückgelegt, als sie schon ganz wund gelaufen waren, und ich war vor Mattigkeit genöthigt, mich auszuruhen. Die Sonne war eben im Begriff, unterzugehen, der Hunger drückte mich, und doch war mit meinem Vorhaben kaum der Anfang gemacht; ich hätte noch zwanzig Meilen machen müssen, um mein ritterliches Unternehmen zur Ausführung zu bringen. Indeß begab ich mich bald ohne Weiteres nach einer kleinen Meierei bei Tottenham, ließ mir daselbst etwas Milch und Brod dazu geben, und hatte mit schwerem Herzen für immer die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht eben leicht sey, ein Heros zu seyn.

Dies Histörchen, mein lieber Leser, kann Dir dazu dienen, Dir wohl zu merken, daß, wie ich schon gesagt, auch meine Reise mit dem guten Daniel nicht eben so weit gehen werde, als man dem ersten Anlaufe nach wohl denken möchte; denn nicht zu der ursprünglichen Quelle, nicht zu der Wiege des Journalismus werden wir gelangen, sondern nur einen kleinen Spaziergang auf funfzig Jahre vor der gegenwärtigen Zeit wollen wir bescheiden zu machen versuchen.

„Arbeiten Sie doch, junger Mann", sagte der gute Daniel, nachdem er sein Glas Negus getrunken, zu mir, indem er sich seinen kastanienbraunen Rock zuknöpfte. „Ihr reicher Vetter, der Sie, wie Sie glauben, lieb hat, kann sehr leicht auf den Einfall kommen, nicht so bald zu sterben, ja, er kann auch plötzlich beschließen, nicht mehr Hagestolz zu bleiben. Und seine Ehe oder sein langes Leben bieten eben keine glänzenden Aussichten für Sie dar. So arbeiten Sie denn; ich werde Ihnen Arbeit geben."

Ich riß meine Augen weit auf; mein Ehrgeiz war geschmeichelt und meine Eitelkeit aufgeregt.

„Es mangelt Ihnen", fuhr Daniel fort, „nicht an Geist. Unsere Morning-Post ist in gutem Gange; wir setzen mehrere hundert Exemplare davon ab, indem wir sie auf den Straßen ausrufen lassen. Es ist nun jetzt gerade eine Stelle vakant, wollen Sie sie annehmen?" — „Ohne Zweifel. Nur dürfte ich fragen, welcherlei Arbeiten ich mich zu unterziehen habe?" — „Das sollen Sie gleich erfahren. Wir bedürfen bei unserem Journal eines Mitarbeiters, der Scherz und Laune in dasselbe zu bringen versteht. Derselbe muß uns täglich eine gewisse Zahl von Bon-Mots, Pointen, Epigrammen und Wortspielen liefern. Wir bezahlen das Stück mit drei Pence ($2\frac{1}{2}$ Sgr.), und das ist sehr viel. Andere Redactionen sind in dieser Hinsicht keinesweges so freigebig als wir. Was die Größe betrifft, so darf ein Artikel höchstens aus zehn und muß zum wenigsten aus drei Zeilen bestehen; wir verlangen ihn kurz und brillant. Sind Sie damit einverstanden?" — „Sehr wohl. Nur das Eine habe ich noch zu fragen. Womit soll ich diese Artikel ausfüllen?" — „Mit Witz, mit Witz, so viel Witz als möglich. Sprechen Sie von der Mode, von galanten Abenteuern, von dem Hofe, von der Stadt und hauptsächlich vom Kostüme. Ein Journal muß nicht belehren wollen. Es genügt, wenn es amusirt. Wohl verstanden! Glänzende Ausdrücke, pikante und zuweilen interessante Einfälle, das ist Alles, was wir verlangen."

Das war ein Journal vor funfzig Jahren, ein Lustigmacher für die elegante und nicht elegante Welt, der Anekdoten zum Besten gab über Herr und Madam, und schlechte Witze riß, bald in Gestalt eines Possenreißers, bald als eine Art Schmarotzer von geringer Bedeutung. Heutzutage hingegen ist der Journalist eine wichtige Person, in schwarzem Rocke, mit einer Tabacksdose in der Hand, der Dich von dem

*) Es bleibt aber doch noch immer etwas Anderes, wie die Franzosen, einzelne philosophische Ideen in die Geschichte zu versetzen und hineinzuweben, oder, wie die Deutschen ein ganzes mit Scharfsinn und Tiefblick erreichtes systematisches Gebäude aufgeführt zu haben, was nur von dem Franzosen, dem die in Deutschland vorzüglich ausgebildete Wissenschaft, noch [illegible], wie er selbst gesteht, in Dunkel gehüllt ist, übersehen werden konnte.

Digitized by Google

Minister-Wechsel, von den Torys und Whigs unterhält und über Ehescheidungen, über Bigamie, über Incest und Todtschlag raisonnirt. Unsere Väter waren große Kinder, das müssen wir zugestehen; aber vielleicht war auch ihr Leben von der Art, einfacher, unschuldiger und lustiger.

„Ich begreife es wohl", antwortete ich meinem guten Daniel; „aber ich fürchte nur, nicht das Talent zu besitzen, um diesen wichtigen Anforderungen zu genügen." — „Versuchen Sie es", erwiederte Daniel; „nur Muth gefaßt. Es steht Ihnen frei, Witze zu machen, von welcher Art sie immer seyn mögen, nur müssen sie nicht etwa zu anstößig ausfallen. Halten Sie sich einstweilen für morgen zur Probe sechs gute Witze in Bereitschaft."

So befand ich mich denn im ersten Jünglings-Alter, als es mit meinen Finanzen nicht eben am besten ausgesehen, auf ein Mal auf dem Posten eines ersten Possenreißers der „Morning-Post." Glücklicherweise für mich ließen sich's die Damen, die mit der Mode und den Farben alle Augenblicke wechselten, gerade damals einfallen, die Fleischfarbe allen anderen vorzuziehen. Diese halbrothe und halb weißliche Farbe lieferte mir den ergiebigsten Stoff zu den besten Pointen! Ich zehrte ganze anderthalb Monate davon. Heute würde ich vor mir selbst erröthen, wenn ich diese schriftstellerischen Zügellosigkeiten überlesen sollte! Indeß war kaum eine Woche verflossen, als mein Ruf mit Riesenschritten vorgerückt war. Die Setzer hatten die Weisung erhalten, Alles was ich immer einschickte, sogleich drucken zu lassen, wenn es auch nicht von dem Haupt-Redacteur unterzeichnet wäre. Crebillon der Jüngere und alle Schriftsteller am moralischen Hofe der Pompadour konnten kein größeres Glück machen, als ich. Ich armes Kind, dessen Ungebundenheit sich nicht weiter erstreckte, als meine Feder reichte. Als ich alle prismatischen Farben erschöpft, um sie in meinen Artikeln glänzen zu lassen, als ich über die fleischfarbenen Handschuhe, über die fleischfarbenen Strümpfe nichts mehr zu sagen wußte, da mußte ich mich wiederum nach einen neuen Text umsehen. Ich suchte nicht lange. Unsere Damen, die den Französischen Moden ausschließlich fröhnten, trugen damals äußerst kurze Röcke. Das war ein neues Glück für mich. Mit meiner natürlichen Keuschheit und schriftstellerischen Unkeuschheit fiel ich über dieselben her. Alle Gottheiten des Olymps mußten mir dazu aushelfen. Venus und ihr Sohn, Mars mit seinen heroischen und romantischen Abenteuern, Pallas und Hebe steuerten gleich bei. Nicht ein Haar blieb unbenutzt, das nur zu irgend einer Anspielung dienen konnte, und alle meine Wortspiele, alle meine mythologischen Scherze und Anzüglichkeiten hielten sich so geschickt in einer richtigen Mitte zwischen dem guten und dem schlechten Ton, wie sie dem damaligen Publikum allein zusagte.

Eines Tages klopfte mir der gute Daniel auf die Schulter, indem er mir sagte, es wäre nun schon genug über die Fleischfarbe und die kurzen Röcke raisonnirt worden und wir müßten nunmehr auf einen neuen Gegenstand sinnen, eine neue Mine sprengen. „Es ist zum Verzweifeln", fuhr er fort, „nicht wahr, junger Mann; indeß lassen Sie nur den Muth nicht sinken. Die wechselvollen Kapricen der Frauen werden uns schon wieder aushelfen, sie lassen uns nie im Stich. Fahren Sie nur fort, diese unerschöpfliche Mine auszubeuten."

Ich that, was er mir sagte, ich griff den Kopfputz an, beschäftigte mich einige Wochen mit den engen Miedern und den seltsamen Hüten; ich brachte den Puder und die Chignons in Mißkredit und nahm Theil an der Verbannung der Reifröcke. Nachdem ich indeß fast sechs Monate hintereinander meine Epigramme und Wortspiele geliefert, fing ich endlich an, müde zu werden. Ich glaube kaum, lieber Leser, daß Du im Stande seyn würdest, einen ganzen Monat hindurch täglich sechs kleine Pasteten zu Dir zu nehmen; der solideste Magen würde es nicht aushalten und er würde sich zuletzt immer mit Ungeduld nach seinem einfachen, trockenen Brode zurücksehnen. Nun aber erst sechs Witze täglich, das heißt, dreimalhundert fünfundsechzig Tage jährlich hintereinander je sechs Witze machen zu müssen, das ist gewiß noch tausend Mal schwieriger und gefährlicher. Ich beklagte mich bei Daniel darüber; er antwortete mir, das gehöre schon ein Mal zu den Unannehmlichkeiten unseres Handwerkes, er wolle mir aber erlauben, mich ein wenig in meinem Witzkasten vom vergangenen Monat umzusehen, von da aufzuwärmen, was mir beliebt, und das neu Aufgefrischte dem Publikum in verjüngter Gestalt vorzulegen.

Das war eine außerordentliche Erleichterung für mich, der ich doch ohnehin schon ein so angestrengtes Leben führte! Von acht Uhr des Morgens bis fünf Uhr des Abends saßen wir an dem schwarzledernen Pulte angeschmiedet, das uns unser Banquier eingeräumt. Von fünf Uhr des Abends bis Mitternacht nahmen uns die Freundschaft, das Theater, wo wir, mit Freibillets versehen, die bewunderten Schauspieler Betterton und Mistreß Siddons in Augenschein nahmen, und was es sonst Anziehendes gab, in Beschlag. Demnach blieb uns zu unseren Scherzen für Daniel, zu unseren Wortspielen für die weiße Halsbinde und die Handschuhe des Gentlemans in Allem nur eine ganz kleine Stunde übrig, die Stunde, die uns zu unserem Frühstücke, zu einer bescheidenen Tasse Thee und einem Butterzwieback vergönnt war. Und in dieser Zeit sollten wir sechs Pointen abfassen! Versuch's ein Mal, theurer Leser, versuch's, wie Du's kannst!

Ich will zugeben, daß es nicht eben so was Außerordentliches ist, an einem Tage mit sechs Pointen zu Stande zu kommen. Das ist wohl wahr; wir bringen oft alle Tage, den Sonntag mit eingerechnet, auf eine ganz natürliche Weise, noch mehr als dies hervor. Allein nach diesen Witzen suchen wir auch nicht, sie kommen vielmehr von selbst mit großer Gefälligkeit zu uns heran, und das, versteht sich, ist etwas ganz Anderes.

Nachdem die Journale ernst und pompös geworden, sind sie auch von ihrer ursprünglichen Höhe herabgesunken. Das Redigiren ist eine leichte Sache, seitdem die Tageblätter ein feierliches Gewand sich umgehängt. Denn was verlangt jetzt Dein Publikum von Dir? Novellen. Diese Novellen kannst Du aber machen, wie Du immer willst, weiß, schwarz, roth, falsch und wahr. Vor Zeiten wollte man beständig lachen. Noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durfte man sich in der Welt nicht zeigen, ohne mit Bändern und Schleifen überdeckt zu seyn und ein süßes Lächeln im Munde zu führen. Nur die Holländischen Zeitungsschreiber und einige Französische Journalisten entgingen diesem Geschick; sie verstanden es, mit ihrer Emphase und mit ihrem Schwulste durchzukommen. Eine Feuersbrunst, ein Schiffbruch machte ihr Glück, und bot ihnen den fruchtbarsten und wunderbarsten Text! Zwei Ministerwechsel in einer Woche geben kaum einen solchen Leckerbissen für die Journalisten des heutigen Tages ab. Welche Glückskinder, bei einem Journal, das ein Autokrat geworden! Ihr theilet nunmehr die Befehle an Eure Leser aus, anstatt daß wir zu unserer Zeit diesen unterworfen waren. Bei uns war das Publikum wie der Drache im Hintergrunde des Belus-Tempels, der begierig nach Blut und nach Leichen, immerdar neue Opfer verlangte; unser Publikum wollte beständig immer kräftigere und üppigere Nahrung: nicht leicht zu befriedigen bei der Wahl der Gerichte, verlangte es die pikantesten und köstlichsten Leckerbissen, wogegen es unsere Bemühungen und Anstrengungen mit wenig Geld und vieler Geringschätzung lohnte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Treatise on the manufacture, nature etc. of the gun. (Ueber die Fabrication &c. der Schießgewehre.) Von W. Greener. 15 Sh.

Three years in the Pacific. (Drei Jahre im stillen Ocean. Notizen über Brasilien, Chili, Peru u. s. w. in den Jahren 1831, 32 und 33.) 2 Bde. 24 Sh.

German for beginners. (Deutsche Lektüre für Anfänger.) Von W. Wettich. 3½ Sh.

Francis Lever — oder der junge Handwerker. Mit Kupfern. 4 Sh.

Lectures on surgery. (Sir Astley Cooper's Vorlesungen über Chirurgie.) Vierte Auflage. 6½ Sh.

Young Hearts, (Junge Herzen.) Roman, mit einer Vorrede von Miß Jane Porter. 3 Bde. 31 Sh.

Tales of a woman's trial. (Erzählungen aus dem Prozeß einer Frau.) Von Mrs. S. C. Hall. 10½ Sh.

R u ß l a n d.

Die schlechten Zeiten.

(Schreiben eines Onkels auf dem Lande, an seinen Neffen in der Residenz.)

Von Th. Bulgarin.

Geliebter Freund! wenn Jemand erst verrückt ist,
Gleich ist es, ob durch Bücher oder Trunk.

Eine goldene Zeit war es in Rußland, wo Väter, Mütter, Großmütter und Tanten überzeugt waren, daß ein junger Mensch austrasen müsse, wie junges Bier erst gut werde, wenn es ausgegohren habe. Daher haben wir auch ganz gehörig gewirthschaftet! Wenn ich mich meines ehemaligen Dragonerlebens erinnere, so flimmert mir es noch vor den Augen! — Wenn es ein Mal lustig herging, so zitterte das ganze Dorf. Die ganze Eskadron war auf den Beinen; gesungen ward die ganze Nacht hindurch bis zum Heiserwerden; jüdische Zimbeln accompagnirten; getanzt ward, daß die Erde bebte; baden konnte man sich in Bier und Punsch; Kartenspiel, Geschrei, Lärmen, Schießen, Gläsergeklirre, Umarmungen und Küsse und dann den dreispännigen Schlitten her und Marsch! Vorwärts! .... Halte die Ohren steif, Herr Capitain-Sprawnik; *) Fallen Sie nicht auf die Nasen, meine Herren Assessoren! Die Dragoner schwärmen — Hu! hu! Die Pfeife zwischen den Zähnen, die Zügel in der Hand und auf und davon geht es durch Graben, über Wurzeln und abgehauene Baumstämme! Da ist die Stadt schon — Halt! Eine Judenschenke. Tief verneigte sich der ängstliche Wirth, erschreckt über den heranstürmenden Saus und Braus. Anstatt seine Gäste zu bewillkommnen, — kratzte er sich hinter den Ohren! Rühre Dich, Wirth! Essen, Trinken, Faktoren **) herbei! — Nun ging der Spaß los! — Das war eine goldene Zeit; als man aber die jetzigen Gebräuche einführte, gefielen sie mir nicht, und ich zog mich auf's Land zurück. Meinem Vater war es nicht lieb, daß ich als Unter-Lieutenant meinen Abschied nahm. Er hätte mich gar zu gern als General gesehen! — Meine Mutter beruhigte ihn mit Hinweisung auf meine geschwächte Gesundheit — und damit hatte die Sache ein Ende. So langweilte ich mich 4 Jahre lang auf dem Lande und war während dieser ganzen Zeit nur zwei Mal in Moskau gewesen. Mein verstorbener Vater gehörte nicht zu den Freigebigen und meiner Mutter Sparbüchse hatte ich, als ich noch im Regiment war, gehörig angegriffen — ich konnte daher keine große Sprünge machen. Nachdem es aber Gott gefallen hatte, meine theuren Eltern zu sich zu nehmen, ging es wieder auf den alten, landadligen Fuß her. Sogleich kaufte ich mir Jagdhunde und Pferde allerlei Art, schaffte mir zwei Musikchöre an, ein männliches und ein weibliches; verschrieb mir einen Koch aus einem der besten Gasthöfe in Moskau, verwandelte meinen ganzen 20jährigen Getraide-Vorrath in W in Branntwein und Rum und begann das üppigste Leben von der Welt zu führen! Mehr als einer meiner Freunde, die mir nachahmen wollten, brach sich den Hals dabei und trank sich zu Tode! Mehr als einer verspielte sein ganzes Vermögen in meinem Hause! Und Freunde und Nachahmer gab es eine zahllose Menge, weil in der ehemaligen goldenen Zeit die Leute an nichts anderes dachten, als lustig zu leben. Auf's Land fuhren sie nur deshalb herum, um sich schrankenlos zu ergötzen, und in die Städte begaben sie sich nur, um Frauen

*) Oberer Gerichts-Beamter eines Dorfes.
**) Juden, die Commissionen aller Art übernehmen.

und Töchtern die dortigen Vergnügungen genießen zu lassen und selbst in männlicher Gesellschaft umherzuschwärmen. So vergingen 30 Jahre wie ein Traum, aus einem Rausch in den anderen, von einem Vergnügen zum anderen, bis die böse Stunde schlug. Mit meinen grauen Haaren traten die schlechten Zeiten ein!

Freunde und gute Nachbarn verschwanden nach und nach. Einer hatte sich in's Grab gelegt; ein anderer war, nachdem man seine Güter unter Hammerschlag verkauft hatte, verschellen; ein dritter war der gerichtlichen Vormundschaft entlaufen. Neue Gesichter zeigten sich in der Nachbarschaft, theils Kinder, theils Neffen der Verstorbenen, theils neue Gutsbesitzer, welche die Güter meiner ehemaligen Freunde an sich gekauft hatten. Ich begab mich zu ihnen mit meinen Jagdhunden, Sängern und Tänzern — sie ließen mich aber nicht ein Mal in den Hof! Ich lud sie zu mir ein — sie kamen nicht! — Welch' ein Volk ist das? Ich betrachtete sie mir recht aufmerksam — es waren Alles gezierte, sich wichtig machende Menschen, die wie auf Stelzen einhergingen. Sie führten nie gehörte Dinge bei uns ein. In 30 Jahren hatte ich in unserem ganzen Bezirk kein gedrucktes Buch gesehen, und bei ihnen sah man auf den Tischen Bücher anstatt Flaschen. Bisweilen sammelte man zwar Unterschriften zu einem kleinen Fest, einem Pickenick, auf diesem aber wurden die Edelleute aufgefordert, sich auf Bücher, auf Zeitschriften, für Gefängnisse, für die Armen, für die Abgebrannten, für Schulen und weiß Gott für was noch, zu unterzeichnen! — Wird man jetzt ausgebeten, so trinkt man sich lieber zu Hause satt, denn bei den jetzigen Gutsbesitzern kann man nichts Gutes erwarten. Auf die Tafel stellt man eine oder zwei kleine Flaschen mit Wein und fordert nicht einmal zum Trinken auf, als ob jedes Tröpfchen gezählt und berechnet wäre. — Hört man ihrer Unterhaltung zu, so sollte man glauben, sie sprächen Aegyptisch! — Einer spricht von Versen, ein Anderer von Musik, ein Dritter von Malerei, ein Vierter von neuen Methoden in der Landwirthschaft; von Punsch aber, von der Hetzjagd, von Tänzern und Tänzerinnen, von Karten — nicht ein Wort! Man möchte des Teufels werden! Setzt man sich, um nicht einzuschlafen, an einen kleinen Kartentisch, so muß man ein leidiges sogenanntes Kommerespiel spielen, zu 25 Kopeken den Fisch Boston, oder einen Robber Whist zu 10 Rubel. Aus Verdruß bitte ich mir Punsch aus, und man bringt mir versüßtes warmes Wasser mit Rum..... Es will nicht hinunter! Aus unserer ganzen Gegend hat man ein wahres Kloster gemacht. Frage ich, was das heißen soll? so antwortet man mir, es sey: Bon-ton! Der Henker hole diesen Bon-ton, bei dem man hungrig und durstig bleibt!

Aber nicht genug, daß es bei uns langweilig ward. Die schlechten Zeiten zogen noch andere Uebel nach sich. Ueberall trat Ordnung und Regelmäßigkeit ein; man fing an, die rückständigen Abgaben einzutreiben, Leute, die keine Pässe hatten, aufzufangen und Strafgelder zu erheben. Auch die Schuldner wurden unruhig, wie Dohlen und Krähen vor einem Gewittersturm. Drei Theile meines Besitzthums mußte ich verkaufen, und den vierten, der schon längst im Leihhause versetzt war, ließ man mir, wie aus Gnade und Barmherzigkeit. So sitze ich denn in meinem Hause, wie ein Bär in seiner Höhle, weine vor Betrübniß und erwarte täglich der Welt Untergang. — Einer meiner alten Freunde, der, so wie ich, einige Trümmer seines Vermögens gerettet hat, war neulich in Moskau, und hatte dort gehört, daß die eingetretenen schlechten Zeiten entweder eine allgemeine Sündfluth oder gar noch etwas Aergeres verkündeten. Aber in der That, was soll man auch noch Gutes erwarten in einer Welt, wo man, anstatt in die Karten, in die Bücher sieht, anstatt Punsch und Madeira, Wasser trinkt wie die Hühner, und die Felder aufputzt, schniegelt und biegelt, wie den Kopf eines alten Modenarren. Kam man vor alten Zeiten in die Stadt, so hörte man sich aus allen Laden zurufen: „Iwan Jeliseitsch, was ist Ihnen gefällig? Iwan Jeliseitsch, nehmen Sie doch nur, Väterchen, auf Rechnung!“ — Aber jetzt — Iwan Jeliseitsch bittet und verbeugt sich, erhält aber nichts, auch nicht für einen Kopeken auf Kredit. Wie soll man denn da nicht aus schwerer Brust hinausseufzen: O, die schlechten Zeiten!

Worüber man sich aber am meisten ärgern muß, ist das verdammte Glück, das diese affektirten Neulinge haben. Mein Gut Sakatowo kaufte ein gewisser Hofrath, ein Franzose, ein Deutscher, oder ein Russe — weiß der Teufel, was er eigentlich für ein Landsmann war! In den besten Jahren konnte ich jährlich keine 6000 Rubel einbekommen, und der verdammte Hexenmeister nimmt über 12,000 Rubel ein, und dabei haben die Bauern es leichter, wie unser Capitain-Sprawnik sagt. Wie lebt aber auch dieser neue Besitzer von Sakatowo! Nicht einen einzigen Hund sieht man bei ihm, außer einem Hofhund und einem Zimmer-Pudel. Im Stall hat er nur 6 Pferde. Der Hof ist immer rein, wie mit dem Besen abgekehrt. Im ganzen Hause sind nur 2 Diener, 2 Dienstmädchen, 1 Köchin, 2 Kutscher, 1 Ofenheitzer, 1 Gärtner — und damit Basta! Bei mir dagegen war Alles auf herrschaftlichem Fuß! Auf 300 Seelen hatte ich eine Dienerschaft von 100 Personen, 50 Pferde und 150 Hunde...... Das waren noch goldene Zeiten! Drei Erbschaften gingen mir schnell durch die Finger, — die vierte habe ich nicht zu erwarten..... Die schlechten Zeiten sind eingetreten.

Neulich kam Dein Bruder zu mir, der Husar. In meiner Herzensfreude ließ ich vier Flaschen alten Portwein bringen, goß sie in zwei Pokale, und reichte einen derselben eigenhändig meinem theuren Gast. „Ich trinke nicht, lieber Onkel!“ — „Was soll das heißen? Bist Du bei Sinnen? Ein Husar und will bei dem ersten Wiedersehen nicht einen Becher mit seinem Onkel leeren!“ — „Ich trinke nur bei Tische, und dann nur Französischen Wein!“ — Ich weinte vor Aerger! Ein Husar und kann nicht mit einem Zuge zwei Flaschen Wein austrinken! Ich ging mit ihm auf die Jagd.... Da nahm er sich so ziemlich, aber doch immer nicht, wie wir es gewohnt waren. Abends wollte ich ihn mit meinen Tänzern und Sängern unterhalten. Er sah und hörte sich das Ding an, warf 25 Rubel hin, und hatte genug! Er schützte Unwohlseyn vor und verschloß sich auf sein Zimmer. Ich guckte durchs Schlüsselloch, — mein Husar lag auf dem Sopha und las in einem Buche! — Da frage ich nun, ob sich wohl noch länger an dem baldigen Untergang der Welt zweifeln läßt?

Sage mir doch, lieber Neffe, wie es bei Euch in St. Petersburg zugeht. Ist es wahr, daß auch bei Euch die schlechten Zeiten gekommen sind? Daß man im Dienst sich nichts mehr erübrigen kann; daß man zu Aemtern wissenschaftlich gebildete Leute verlangt? — Mir ist die Lust angewandelt, um ein kleines Amt nachzusuchen, um die Stelle eines Aufsehers, Oekonoms oder Exekutors, nur müßte man nicht mehr von mir fordern, als daß ich meinen Namen unterschreibe. Bemühe Dich darum, liebster Neffe, und gieb mir Auskunft! Auf dem Lande zu leben, ist mir nicht länger mehr möglich. Die Hetzjagden hören allerwärts auf, mit dem Umherschwärmen ist es aus, Karten gespielt wird nicht mehr, wohl aber tödtet man uns von allen Seiten mit den verdammten Büchern und Wissenschaften. — Mir ist wahrhaftig bange, daß ich vor lauter Kummer und Langeweile am Ende noch verrückt werde! Sterben möchte ich auch nicht gern, und doch ist es zum Umkommen, nach der neuen Mode zu leben. Ach, du lieber Gott! Wie sind die Zeiten so schlecht!

Bibliographie.

Klein-Russische Sprüchwörter und Redensarten, gesammelt von W. N. S.
Klein-Russische Erzählungen von Gritzko Osnowjanenky.
Blicke auf die Geschichte der Ouräten oder Kalmücken, vom 15ten Jahrhundert an bis auf unsere Zeit. Vom Pater Hyacinth.
Blicke auf die Reichsverwaltung, in Bezug auf die gesellschaftliche Ordnung im Jahre 1831. Herausgegeben auf Allerhöchsten Befehl.
Graf Obojansky, oder Smolensk im Jahre 1812. Erzählung eines Invaliden. Von N. Konschin.
Sagen der Zeitgenossen über den falschen Demetrius.

Mannigfaltiges.

— Ein Russisches Urtheil über Dr. Meyens Reise um die Welt. Die neuesten Blätter der Nordischen Biene enthalten einen sehr ausführlichen Artikel über dieses Reisewerk unseres verdienten Mitbürgers. Herr N. M. Mussin-Puschkin, der Verfasser dieses Artikels, äußert sich darüber unter Anderem folgendermaßen: „Im Jahre 1830 ward, zu Handelszwecken, das Schiff „Prinzessin Louise“ ausgerüstet und die Leitung desselben dem Capitain Wendt mit der Instruction anvertraut, vorzüglich einige Punkte von Süd-Amerika zu untersuchen und wo möglich sich mit China in Verbindung zu setzen. Als begleitenden Arzt und Naturforscher ernannte man den Dr. Meyen, der bereits mehrere Länder bereist hatte. Ihm verdanken wir die vorliegende, in vieler Hinsicht interessante Beschreibung dieser Reise — eine Beschreibung, die auf jeder Seite die ausgebreiteten Kenntnisse, die Genauigkeit der Angaben und die Wahrheitsliebe des Verfassers an den Tag legt. Dabei hat er sich die vortreffliche Weise Humboldt's angeeignet, nämlich bei Schilderung von Naturerscheinungen auf ähnliche, an anderen Orten stattgehabte Erscheinungen aufmerksam zu machen. Abgesehen von diesen Vorzügen, hoffen wir, daß schon dadurch unser Interesse erregt werden müsse, daß hier zum ersten Mal die Rede von den Erfolgen einer großen Seereise ist, die von einer benachbarten, durch enge Bande der Freundschaft mit uns vereinten Nation unternommen ward.“

— Verkauf von Briefen berühmter Männer. Vor Kurzem wurden auf einer Auction in London die eigenhändigen Briefe mehrerer Staatsmänner, namentlich Fox, Castlereagh, Liverpool, Canning u. s. w. unter den Hammer gebracht. Sämmtliche Briefe waren an einen zu seiner Zeit sehr bekannten politischen Agenten, Namens Dennis O'Brien, gerichtet, der von den Ministern dazu gebraucht wurde, Zeitungs-Artikel abzufassen und den verschiedenen Londoner Blättern Nachrichten im ministeriellen Sinne mitzutheilen. Es läßt sich denken, daß darunter manche Curiosa und pikante Aeußerungen sich befanden. Das meiste Interesse erregten die Briefe von Fox, der sich unter Anderem sehr entschieden gegen die Irländische Union aussprach und der, als Bonaparte's Schiffs-Expedition angeblich nach Westindien absegelte, sogleich auf das Entschiedenste behauptete, dieselbe sey, wie es sich hernach auch wirklich auswies, nach Aegypten bestimmt. Andererseits geht aber auch aus seinen Briefen hervor, wie empfindlich Fox selbst in Bezug auf Kleinigkeiten war, die seine Person und seine Eitelkeit berührten. Sämmtliche ziemlich zahlreiche Briefe aus den verschiedensten Epochen waren in viele Konvolute abgetheilt, von denen das theuerste mit 8 Pfd. 8 Sh. (56 Thaler) bezahlt wurde.

— Schädlichkeit des Essigs. Diese Flüssigkeit übt besonders auf den menschlichen Magen einen zerstörenden Einfluß. Bekannt ist, daß manche plumpe und gesunde Frauenzimmer, aus dem thörichten Wunsche, recht zart, d. h. kränklich auszusehen, den Essig täglich in großen Quantitäten verschlucken. Dieses unschuldige Verfahren hat weiter keine andere Folgen, als daß es die Verdauungs-Organe ruinirt und auf diese Weise dem Körper seine regelmäßige Nahrung entzieht.

(The oracle of health.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Montag den 5. Januar 1835.

Frankreich.

Politische Betrachtungen über Europa und Deutschland insbesondere.

Vom Marquis de Salvo.

Vom Marquis de Salvo erschien im Jahre 1834: Mon portefeuille ou Papiers détachés sur des sujets politiques et littéraires [Paris et Strasbourg, Levrault]. Namentlich der politische Theil des Buches enthält manche interessante Bemerkungen, von denen hier einige, wohl nicht unpassend, eine Stelle finden. Der Verfasser ist in seinen Ansichten voll weiser Mäßigung und seine Darstellung ist von Wohlwollen durchdrungen.

Als ich in Frankfurt am Main ankam (in der ersten Hälfte des Jahres 1833), erhob man noch immer seine Stimmen für die Einheit Deutschlands, — dieses Utopien aller derer, die zum Deutschen Liberalismus, der vom Französischen so sehr verschieden ist, sich bekennen. Ein populär gewordenes Lied giebt eine vollständige Idee von dem Wesen dieses Patriotismus und zugleich auch eine Vorstellung von der Abneigung gegen Frankreich. Dieses Gedicht ist charakteristisch; es ist zum großen Theile der Katechismus der Gassensänger und liberalen Bierfiedler, ohne daß es jedoch zu Zusammenrottirungen und Charivari's führte. (Der Verf. meint Theod. Körners Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" u. s. w. ohne jedoch zu wissen, oder besonders zu berücksichtigen, daß es im Jahre 1813 entstanden ist. Es war und ist offenbar ein Kind jener Zeit, und wenn der Marquis davon sagt, daß es im Jahre 1833 noch im Munde des **Volkes** gewesen, so kann dies höchstens von Frankfurt a. M. selbst, von dem er gerade spricht, gelten.) Es ist zu bemerken, — fährt er sodann fort, nachdem er jenes Gedicht in einer Uebersetzung mitgetheilt, — daß allen diesen Vaterlandsliedern, diesen patriotischen Gesängen das Siegel strenger Moral und der Charakter einer religiösen Gesinnung aufgedrückt ist; es giebt sich in diesen Tönen der wahre Erguß eines Deutschen Herzens kund, das begeistert ist vom Verlangen nach National-Unabhängigkeit, nicht aber nach Aufruhr und jener demokratischen Ungebundenheit, die alle Ordnung umzustürzen droht, die sich dem Gehorsam gegen die Gesetze entziehen, der Aristokratie ein Grab graben und in dasselbe auch den Thron zwingen will; die das Eigenthum Anderer an sich zu reißen und den Menschen jedes Trostes zu berauben sucht, indem sie mit Gewalt der Domaine der öffentlichen und Privatrechte sich bemächtigt, den Jahrhunderten ihre Annalen, der Geschichte ihre schönsten Seiten, dem Heldenmuthe seine Lorbeern, den Regierungen ihren Glanz und den Völkern ihre Ruhe und ihr Glück streitig macht. Wenn man den Nationen das Majorat der Dynastieen nimmt, die sie beherrscht haben, macht man sie zu Waisen. Die alten Geschlechter sind für die Völker ein schönes Besitzthum.

Ein allgemeines Zollsystem, eine Verwaltung, welche alle Vortheile eines freien und dem Deutschen Vaterlande gemeinschaftlichen Handels vereinigte, ist der Gegenstand aller Unterhaltungen und Wünsche der klügsten und in den Geschäften erfahrensten Männer. Vor dem Jahre 1815 waren in den meisten Staaten des jetzigen Deutschen Bundes Douanen und andere Hemmnisse des Handels unbekannt, es gab in dieser Hinsicht kein freieres Land, als Deutschland. Die innere Verwaltung war ungehindert, selbst mitten unter Privilegien und lehnsherrlichen Rechten. Aber die Kriegsjahre unter Napoleon hatten die Staaten in Schulden gestürzt, und auch die Fürsten Deutschlands mußten darauf bedacht seyn, alle Mittel zu benutzen, um sich beträchtliche Staats-Einkünfte zu sichern. Die Deutschen Völker hätten es vielleicht vorgezogen, noch bedeutenderen direkten Abgaben unterworfen zu seyn, die in kurzer Zeit, ein Mal für immer, hinreichend gewesen wären, den Bedürfnissen der Staaten zu genügen, als sich fortwährend in ihren Speculationen und in dem Gange ihrer Industrie gehemmt zu sehen. Ein anderes Hinderniß für jenes Verwaltungs-System lag darin, daß die kleineren wie die größeren Staaten Deutschlands, da sie in Ansehung der Industrie einander noch nicht gleich standen, indem die einen mehr Manufaktur-, die anderen mehr ackerbautreibende Staaten sind, es vorzogen, den besonderen Vortheil vor dem Gesammt-Interesse ins Auge zu fassen. Der Einfluß der praepondirirenden Staaten ist Ursache gewesen, daß dieses System, statt ein Gegenstand der Prüfung und Erledigung von Seiten des Bundestages im gemeinschaftlichen Interesse Deutschlands zu werden, nur der Gegenstand besonderer Diskussionen geworden ist, daher es auch noch einiger Zeit bedarf, den Reclamationen und Interessen jedes einzelnen Staates in einer allgemeinen Vereinigung zu genügen.

Wie sehr man auch bemüht gewesen ist, über den Preußischen Zollverband die Ansichten einiger Staaten zu beunruhigen, gleich als sey es ein Mittel zur Suprematie des ihn vorschlagenden Staates über die anderen, so ist es doch gewiß, daß er bei der Gesammtheit und den Deutschen Oekonomisten den meisten Anklang finden wird; da er, außer den wirklichen Vortheilen für Handel und Industrie, die er durch Befreiung derselben von Tausend inneren Schlagbäumen mit sich führt, jene Gesammtheit der Interessen begründen kann, welche sich der Idee der Einheit Deutschlands nähert, — dieser Einheit, die stets (?) das Utopien einer träumerischen Politik des Deutschen Volkes bilden wird, und die, aus manchem Gesichtspunkte unausführbar, es in Ansehung der kommerziellen Interessen nicht ist, indem der Deutsche Bundestag das Problem zu lösen vermag, in Allem, was die Industrie und die Verwaltung betrifft, die Rechte der verbündeten Völker unter dem Gesichtspunkte der Einheit zu behaupten.

Das Prinzip der Nationalität spricht sich in Deutschland ohne allen Widerspruch kräftiger aus, als anderswo; aber es ist eine Nationalität, die sich mehr in äußeren Merkmalen, als durch Enthusiasmus kund giebt, und die besonders durch jene Regelmäßigkeit der Sitten und Gewohnheiten hervorgebracht wird, welche man von dem ersten Dorfe am Rheine bis nach Hamburg und an die Gränzen von Polen beobachtet. Bemerkenswerth ist es, daß die Französische Herrschaft unter Napoleon keine Spuren zurückgelassen hat, welche eine wirkliche Aenderung in den Verhältnissen Deutschlands vermuthen ließen; so wenig herrscht eine Sympathie zwischen diesen beiden Nationen.

Die Deutschen Völker hangen an ihren Fürsten, an ihren Trachten, an ihren Festen wie an einem kostbaren Besitzthume; sie haben eine Art von historischer Scheu, die sie an jedem Verlangen nach Umsturz hindert; und schon die Idee des Umsturzes ist ihnen eben so zuwider, als sie ihren Nachbarn theuer ist. Sie sind gleichsam ihrer Geschichte zu Lehn gegeben, und erscheinen als deren Leibeigene. Die Chroniken ihrer gesellschaftlichen Existenz äußern auf sie einen Einfluß, der über die Ideen der Menge Macht genug hat, um ihnen die Sitten ihrer Vorfahren lieb und achtungswerth erscheinen zu lassen und sie zu ihrer Nachahmung aufzufordern; so daß sie, weit entfernt, ihre Annalen zu schänden, indem sie die Leichname ihrer Monarchen ausgraben und, wie Andere es thun, die Verbrechen und Sünden derer, die ihr Vaterland einst verwüsteten, ins Gedächtniß der Gegenwart zurückrufen, sich vielmehr der Ritterlichkeit ihrer Fürsten rühmen und die Geschichten der alten Deutschen Häuser erneuern, und daß sie, wenn nun die Stimme der Fürsten sich vernehmen läßt, ihnen folgen zu müssen glauben, wie es einst ihre Vorfahren thaten, die die Schlösser und Paläste als Heiligthümer der Herrschaft und der Macht ansahen und verehrten. Die Titel: Fürst, Herzog, Graf u. s. w. üben einen mächtigen Einfluß der Gewohnheit auf das Deutsche Volk aus, der sich, in dem Putze ihrer Pferde und den glänzenden Livreen ihrer Diener, bis auf die Massen herab erstreckt.

Nirgends übt der Anblick eines Glockenthurms und einer Kirche einen solchen Einfluß aus, flößt solche Achtung ein, und spricht so zur Einbildungskraft, als in Deutschland. Man kann sagen, daß die Geschichte Deutschlands zum großen Theile in jenen düstern und wiederhergestellten Gewölben seiner Dome niedergelegt ist; und die Revolutionen, welcher Art sie auch gewesen seyn mögen, haben sich nirgends an diesen Denkmalen einer früheren Civilisation vergriffen, die gleichsam die Depositäre der Wechselfälle des Christenthums geworden sind, indem sie durch ihren Schmuck oder durch ihre Einfachheit, durch ihre Reichthümer oder in den Künsten, welche sie zieren, die Veränderungen und die Zeiten ihres Glanzes bezeichnen.

Die Säkularisation der Bisthümer in Deutschland hat auf den Geist des niedern Volkes keinen ungünstigen Einfluß geäußert. Diese Maßregel hat wohl zum Theil die politische Gestaltung einiger Staaten verändert, aber sie hat auf den Gottesdienst keine Einwirkung gehabt. Die Geistlichen sind in Deutschland im Allgemeinen sehr unterrichtet, und haben Einfluß auf die unteren Klassen des Volks, nicht in politischer Beziehung, wie in Spanien und Portugal, indem sie sich der Religion als eines Mittels bedienen, um die Leidenschaften zu entzünden, die Gemüther aufzuregen und durch Vereine und Associationen einen moralischen Einfluß und eine Macht der Opposition sich anzueig-

nen, sondern für Alles, was die Pflichten der Religion, die öffentliche Moral und die Familien-Verhältnisse betrifft. Die katholischen Pfarrer sind gebildeter als anderswo, da sie, indem sie neben protestantischen Geistlichen leben, die sich mit der Analyse und der Prüfung der Religions-Wahrheiten beschäftigen, weder in der Bildung, noch in Ansehung des guten Beispiels, hinter denselben zurückbleiben wollen.

In Sachen der Religion ist der gesunde Sinn des Deutschen Volks in der That bewundernswerth; denn niemals vermengt es die Pflichten des Christen mit denen des Bürgers. Mit Ehrfurcht und Ehrerbietung in der Kirche zu erscheinen, und sich dazu mit den schönsten Kleidern zu schmücken, ist für dieses ernste Volk ein Gegenstand der Eigenliebe; es betrachtet die Religion aus dem Gesichtspunkte der Tröstungen und Belohnungen für dieses Leben, ohne daß Jemand sich erlaubte, in den gesellschaftlichen Unterhaltungen über die Religion zu scherzen, wie dies so häufig in Frankreich, Italien und anderen Ländern der Fall ist, wo sich oft mit dem ärgsten Unglauben die größte Ehrfurcht vor den äußerlichen Gebräuchen der Kirche verbindet.

Was die Franzosen Vaterlandsliebe nennen, wird von den Deutschen ganz verschieden verstanden. Jene, Enthusiasten für ihr Vaterland und eifrig an dem Ruhme desselben hangend, glauben, daß sie sich nirgends so wohl befinden können, als in Frankreich. Dagegen hält der Deutsche sein Vaterland für nichts weniger, als für das non plus ultra der Vollkommenheit; und während er selbst eine eigene anständige Wohnung besitzt, während er im Stande ist, allen Bedürfnissen des Lebens zu genügen, denkt er doch, daß er sein Schicksal anderswo verbessern, und seinen Arm und seine Thätigkeit mit größerem Vortheile anwenden könne. Solche Ideen haben sich bereits in die unteren Klassen des Volkes verbreitet, und man kann sich daher nicht wundern, daß sich das Bedürfniß nach neuen Besitzungen, gleich einer fixen Idee, jenes Theils der Nation bemächtigt, der ohne körperliche und beständige Arbeit nicht zu leben vermag. Diese Auswanderungen, die sich oft und in großer Menge wiederholen, rufen jene alten Zeiten ins Gedächtniß zurück, wo Germanische Völker zuerst das Bedürfniß empfanden, das westliche Europa aufzusuchen, wo sie den Römern folgten, ohne von ihnen Gesetze (?) und Sitten zu entlehnen. Für die Civilisation von Amerika können solche Auswanderungen nur sehr nützlich seyn. Europa leidet an Uebervölkerung; Napoleon war bemüht, diesem Ueberflusse abzuhelfen, indem er den Tod auf den Schlachtfeldern dafür zu Hülfe rief; damit aber die gegenwärtige Politik, welche sich den allgemeinen Frieden zum Motto gewählt hat, einen wahrhaften Nutzen aus diesem, für die Menschheit so tröstlichen Systeme schöpfen könne, bedarf es der Auswanderungen und freiwilliger Colonisationen, die der Handel und die Industrie veranlaßt, zu denen aber die Regierungen selbst höchstens ermuthigen, (?) nicht aber auch unterstützen sollen.

Sehr oft ist der Deutsche Bund als ein Muster für eine Vereinigung Italiens aufgestellt worden. Aber beide Länder sind durch ihren Charakter so auffallend von einander verschieden, daß es hinreicht, über ihr beiderseitiges Wesen und ihre politische Gestaltung sich zu verständigen, um von der Verschiedenheit der Ursachen auf die Unmöglichkeit gleicher Wirkungen einen Schluß machen zu können. In Deutschland ist Alles Deutsch, und geht mit den Interessen der einzelnen Staaten und Völker gleichen Schritt; in Italien giebt es hier eine Central-Macht, die sich oft in die Politik der anderen Staaten nicht einmischen darf, ohne einen geistlichen Einfluß zu äußern, dessen Absichten sich nicht immer mit den Grundsätzen und der Haltung der anderen Regierungen würden in Einklang bringen lassen; eine andere hat ihren Haupt-Stützpunkt außer Italien, und beobachtet in Ansehung ihrer Besitzungen jenseits der Alpen ein Verfahren, das mit ihren übrigen Staaten sympathisiren muß. Die beiden Königreiche an den zwei äußersten Enden der Halbinsel sind durch ihren politischen Gesichtspunkt und selbst durch die Interessen ihrer geographischen Lage von einander unterschieden; das eine ist Allem ausgesetzt, während das andere von Nichts berührt wird; das eine muß immer auf seiner Hut seyn, während das andere Nichts zu fürchten hat, und seine Häfen, bei der Fruchtbarkeit des Bodens, ihm Glück und Vertrauen zusichern. So kann in Italien jeder Staat seine Rolle für sich spielen; und selbst dann, wenn man alle Schwierigkeiten zu besiegen und alle Mächte, die individuelle Rücksichten zu nehmen haben, welche mächtiger sind, als das allgemeine Interesse, zu vereinigen vermöchte, könnte ihr Bund weder den nämlichen Gang beobachten, noch dasselbe Ziel verfolgen.

Die Zerstückelung Deutschlands in größere und kleinere Staaten, da die Richtung derselben, eben so wie ihre Elemente, ihre moralische Kultur und der Gesichtspunkt der einzelnen, sich im Allgemeinen gleich ist, gereicht der Entwickelung der echten Civilisation auf der einen Seite zum großen Vortheile; und auf der anderen Seite bietet sie sich ohne Schwierigkeit einer föderativen Vertretung dar, welche ihre Gesammt-Macht und ihre Einheit begründet. Ein kleiner Staat, der sich wohlbefindet, hat tausend Wege, sich besondere Hülfsmittel zu verschaffen; und die Nacheiferung, wenn sie auf das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes gerichtet ist, weiß die Elemente des Fortschreitens zu befördern und zur Blüthe zu bringen.

In Betreff der Geschichte ist der Deutsche sehr abergläubisch. Es giebt kaum ein Schloß, an das sich nicht die Ueberlieferung aus der Zeit des Ritterthums, die Erzählung von Geistern oder eine Legende irgend einer Großthat knüpfte; und jedes Dorf an den Ufern des Rheins und in anderen Gegenden Deutschlands hat Ueberfluß an jenen Volks-Erzählungen, die eine Art von Koder für die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volkes bilden, — einen Koder, der den öffentlichen Geist in einer gewissen Hochachtung und Verehrung für die alten Gräflichen und Fürstlichen Familien erhält. Jedes alte Denkmal ist eine Autorität; selbst solche, die durch ihre Erziehung und ihre Kenntnisse über den Aberglauben des Volks erhaben sind, erzählen mit Vergnügen, und selbst mit einer Art von innerem Glauben daran, die Abenteuer aus der Vergangenheit der ältesten Schlösser und Familien. Diese Art von Religion wird stets einen großen Einfluß auf die Sitten des Deutschen Volks haben, und in gewisser Hinsicht ein Damm wider die Zerstörungs-Wuth und das Vergessen des Vergangenen seyn. Man findet einen Trost darin, sich von solchen Zeugnissen der Geschlechter, die vor uns waren, umgeben zu sehen; man befindet sich gleichsam in der Mitte der Jahrhunderte, mit seinen Fürsten, Mitbürgern und Voreltern, wenn man an den Erinnerungen ihrer Vergangenheit hängt, die noch so viele Gebäude, Statuen und Bilder aller Art wach und lebendig erhalten. Wenn das Volk das, was gewesen ist, nicht ehrt und achtet, so ist es eine Waise der Vergangenheit, ohne Vorfahren und Wappenschild; und will man es sogar zwingen, Alles zu vergessen, um Alles neu zu schaffen, so wird es nur das Werk seiner eigenen Gewalt — dieses traurige und gefährliche Idol! — anerkennen, das man ohne Ueberlegung errichtet und ohne Reue wieder zertrümmert, das Niemand ehrt, weil man seinen Ursprung gesehen und seine Kindheit gekannt hat.

Man kann sagen, daß jetzt zwischen den Fürsten und den Völkern Deutschlands ein Kompromiß besteht, wonach sie übereingekommen sind, mit Besonnenheit zu begehren, und mit Weile zu gewähren; ein unermeßlicher Vortheil für die Nation, weil Alles, was man mit Mäßigkeit und nach reifer Ueberlegung thut, der gesellschaftlichen Ordnung nur entsprechend seyn kann. Wenn in einzelnen Repräsentanten-Kammern Deutscher Staaten eine systematische Opposition sich kund gegeben hat, so hat die Energie der Regierungen und der gesunde Sinn des Volkes darüber entschieden und gesiegt.

(Es mögen hier nun noch einige Betrachtungen folgen, die zwar nicht Deutschland direkt, aber doch einen Theil Europas betreffen, der in der früheren Geschichte Deutschlands von großer Bedeutung für dasselbe gewesen ist.)

In Ansehung des Orients sind Manche der Ansicht, daß die Angelegenheiten desselben in kurzem den Stoff zu wichtigen Verwickelungen unter den Mächten Europas, oder daß sie gar Veranlassung zu einer Theilung geben könnten. Von diesen beiden Meinungen ist die erste übertrieben und die andere falsch. Die Theilung fremden Eigenthums ist immer anstößig, und man kann in Europa einen solchen diplomatischen Staatsstreich nie wieder erneuern. Nur die Civilisation ist es, die das Türkische Reich nothwendig anders gestalten wird! Vielleicht sehen wir dann noch das Serail fallen und an die Spitze der Osmanen Männer von Geist treten, die bemüht sind, dem gesellschaftlichen Gange anderer Nationen zu folgen, und auf diese Weise eine erfolgreiche Revolution in den Sitten und Gesetzen, in der Verwaltung und im religiösen Glauben eines ernsten, sinnlichen und abergläubischen Volkes herbeiführen werden; wir werden dann sehen, wie die Europäischen Mächte von diesen Aenderungen Nutzen ziehen und im Interesse der Industrie und selbst der Sitten Verbindungen eingehen, um die Communicationen mit Asien zu erleichtern und die gesellschaftlichen Beziehungen auch nach jenen Gegenden hin zu erweitern. Aber die Idee einer Theilung ist für unsere Zeiten chimärisch und unpassend.

Indem man Griechenland vom Osmanischen Reiche trennte, hat man schon eine bedeutende Reform im Oriente begonnen, — eine Reform, welche die wichtigsten und glücklichsten Resultate haben wird. Dieses neue Königreich wird uns die Bildung der alten Staaten zurückrufen, die, auf kleinem Gebiete entstanden, sich durch das Interesse, das ihre Nachbarn daran fanden, sich mit ihnen zu verbinden, vergrößerten und weiter ausbreiteten. Indem die Civilisation ihre Zeichen im Peloponnese aufpflanzt und unter einer festen und von den anderen Mächten anerkannten Regierung Wurzel faßt, kann sie nur der moralischen Revolution, welche sich nach und nach immer weiter durch das vom Brande ergriffene Osmanische Reich verbreiten wird, den kräftigen Anstoß geben. Im Uebrigen und was den Einfluß anlangt, den man sich in den Angelegenheiten der Pforte aneignen möchte, werden sich die Europäischen Mächte gegenseitig mit Eifersucht beobachten; man wird Erklärungen fordern, auf indirektem Wege handeln, aber stets zu viel zu thun fürchten, und dieser Zustand eifersüchtiger Beaufsichtigung wird die Existenz des Thrones zu Konstantinopel verlängern. Man muß nun einmal diesen Mißbrauch aus früherer Zeit dulden, um sich nicht der Unannehmlichkeit auszusetzen, neue zu heiligen; denn der Katechismus der Diplomatie will die Zeit das Ihrige machen lassen, und — allerdings ist auch die Zeit in dem ganzen Gange der Geschichte frei von Vorwürfen!

England.

Das Englische Journalwesen vor funfzig Jahren.

(Schluß.)

Als die Französische Revolution hereingebrochen war, nahm Alles eine ernsthafte Miene an. Da war es keiner Wunder-Chemie mehr möglich, aus den mehr als ernsten und gewichtvollen Dingen eine komische Quintessenz zu ziehen. Wie hätte man die Reden eines Marat, eines Barrere destilliren sollen, um einen zum Lachen reizenden Spiritus daraus zu gewinnen? Seit der Zeit liegt die Pointen- und Epigrammen-Fabrik in England ganz danieder. Es läßt sich nicht leugnen, daß mehrere meiner Herren Kollegen selbst dazu beigetragen haben, sie in Verruf zu bringen. Ich werde nie den vortrefflichen Bob (Robert) Allen vergessen, jenen Mann, der aus Noth, nicht aus Neigung, Belletrist war, der Epigramme machte, wie ein Arbeitspferd, das mühsam läuft, um Fuhrlohn zu verdienen. Er hatte sich verbindlich ge-

macht, für das Orakel dieselben Dienste zu leisten, die ich bei der Morning-Post versah. Indeß kümmerte er sich wenig darum, ob seine Erzeugnisse geistig waren oder nicht. Der arme Allen! Ich habe ihn gut gekannt; er war der beste Mann von der Welt, und selbst seine Epigramme lieferten die sprechendsten Beweise von seiner kirren und zahmen Unschuld.

Seine unendliche Gleichgültigkeit, vielleicht auch seine Verachtung für das Publikum, diktirte ihm zuweilen Artikel, wie der folgende, in die Feder:

„Wir begegneten bei der Sanct-Pauls-Kirche, zu unserem großen Erstaunen, der Herzogin K***, als sie eben mit schwarz verschleiertem Haupte rasch vorbeiging. Was hatte sie wohl vor? Wir überlassen dem scharfsinnigen Leser alle Konjekturen zur Auflösung des Räthsels." Bob Allen nannte das eine Pointe.

Unglücklicherweise aber waren die Herausgeber des erwähnten Journals nicht immer mit ihm einverstanden, und der arme Allen erhielt eines Morgens in ziemlich kalten Ausdrücken den Abschied; er war eben im Begriff, die Zahl der monatlichen Pointen zusammenzuzählen, als er, nächst der Quittung, die man ihm zum Unterzeichnen übersandte, folgendes Schreiben erhielt: „Da die Redaction des „Orakels" einen anderen Belletristen zur Abfassung der Witze und Bon-Mots angestellt hat, so kann sie der Dienste des Herrn Bob Allen von nun an entbehren." Er verfügte sich auf der Stelle zum Chef der Redaction, und suchte seinen letzten Artikel lebhaft zu vertheidigen. Es war eine drollige Scene, bei der ich selbst Zeuge gewesen.

„Dürfte ich wohl fragen", sagte er zum Redacteur, „was die Gründe meiner plötzlichen Entlassung sind?" — „Die sollten Sie wohl von selbst herausfinden. Ihr letzter Artikel war ja ganz ohne Salz und Schmalz." — „O! Es ist nicht an dem! So arg ist es nicht! Ich kann in Ihre Behauptung nicht einstimmen." — „Wie! Dieser abgeschmackte, abgerissene Satz, den Sie mir zuletzt über eine Herzogin, der Sie bei der St. Pauls-Kirche begegneten, zugeschickt, glauben Sie etwa, daß daran etwas Pikantes wäre?" — „Das nicht, aber es reizt doch die Neugier; und ist denn die Bonhomie, jene patriarchalische Einfalt: „Wir begegneten bei der St. Pauls-Kirche u. s. w." für gar nichts zu rechnen? Mein Artikelchen hat gewiß eine Physiognomie an sich, die Vergnügen macht; es ist ein Meisterstück in seiner Art." — „Allein die Prosopopee am Schlusse, das müssen Sie doch zugeben, hängt mit dem Eingange nicht im Geringsten zusammen."

Bob Allen sah sich genöthigt, eine andere Redaction aufzusuchen; allein sein unglückliches Talent im Abfassen der Pointen vergönnte ihm nirgends Ruhe. Nach acht Tagen erhielt er von der neuen Redaction einen Brief, dessen Text dem armen Bob schon aus dem letzten der Redaction des „Orakels" bekannt war. Es konnte freilich nicht geleugnet werden, daß Bob selbst auch etwas nachlässig war. Am Montag und Dienstag waren seine Leistungen noch ziemlich erträglich; aber schon mit dem Mittwoch verloren sie an Kraft, und während des ganzen übrigen Theils der Woche bemerkte man ein immer tieferes Herabsinken, so daß ich an der Stelle jener Redacteure lieber Bob Allen umsonst bezahlt, als seine Geistes-Produkte aufgenommen hätte. Sonnabends früh konnte man in einem Journal, an dem unser Bob Mitarbeiter war, sicher auf einen Artikel in folgendem Genre rechnen:

„Die Erfindung der Buchdruckerkunst wird allgemein Johann Faust und Guttenberg aus Mainz zugeschrieben. Wenige aber wissen, daß diese Kunst den Chinesen schon lange Zeit vorher bekannt war." Oder: „Mehrere Wirthshäuser in der City, die noch jetzt existiren, haben die Inschrift: „Zu den drei Kugeln." Um den Leser, der die Bedeutung dieser „blauen Kugeln" nicht kennt, aufzuklären, wollen wir nur bemerken, daß sie zur Waffenrüstung der alten Lombarden gehörten. Es ist bekannt, daß die Lombarden in großer Zahl in die City eingewandert sind. Sie waren die ersten Banquiers in Europa."

Und dies war eine interessante und nützliche Lektüre für das achtzehnte Jahrhundert! So oft Bob Allen an irgend einem Journal mitzuarbeiten anfing, rieth ich's auf der Stelle, und ich täuschte mich nie darüber.

Endlich, nachdem er unter allen Fahnen und bei allen verschiedenen Armeen gedient, nachdem er seine gehaltlosen Artikel und zahmen Epigramme in den Briten, in den Wahren Briten, in den Nord-Briten, in den Stern, in den Anti-Gallican, in das Loyal England, kurz in alle damals bekannte Druckschriften der Reihe nach einrücken ließ, war Allen, überall verjagt, beinahe auf dem Punkte, Hungers zu sterben, als er folgende Nachricht von einem Journal in der Provinz erhielt: „Es wird ein Redacteur-en-Chef gesucht, der ein einflußreiches Journal dirigiren und selbst die Abfassung einiger Haupt-Artikel übernehmen soll. Es ist eine wesentliche Bedingung, daß er zu lesen und zu schreiben verstehe. Wenn er auch noch etwas von der Arithmetik wüßte, so wäre es gewiß gut. Außerdem muß er ein verständiger Korrektor seyn, und bei Gelegenheit zweien Damen Unterricht im Tanzen geben können. Die Einkünfte werden sehr bedeutend seyn, sie können sich ungefähr bis zu drei Shilling täglich belaufen."

Nie werde ich es vergessen, mit welcher Freude Bob Allen abreiste, um das Landleben zu genießen und Unterricht im Tanzen zu geben, indem er dabei die Artikel der Provinzial-Zeitung en chef redigirte!

Mir selbst, der ich mich bei seiner Abreise des Lachens nicht erwehren konnte, waren noch schmerzlichere Ereignisse vorbehalten. Die „Morning-Post" wurde verkauft, jenes Blatt, das mir zum Triumph-Wagen gedient und mich über alle meine übrigen Kollegen erhoben hatte. Der neue Besitzer hatte seine eigenen Literaten und Gelehrten, und wir mußten ins Exil; wir mußten Abschied nehmen von unseren schönen Möbeln, von unseren Sälen, die von den großen Herren der Politik, von einigen Gentlemans und zuweilen selbst von Dandys besucht wurden. Wir begaben uns in Masse zu einem Herrn Fenwick, dem wahren Typus eines Journalisten; ein schrecklicher Demagog, der durch seine Popularität sein Glück machen wollte. Fenwick miethete ein altes anatomisches Museum, das noch nach den ausgestopften Krokodillen, den ausgedörrten Rhinoceros und den einbalsamirten Mumien roch. Das war von nun an unser Bureau; ein kleines Zimmer, das kaum für meinen Chef und seinen Witz-Fabrikanten, nämlich für meine Wenigkeit, Raum hatte, verbarg uns vor den Augen der Uebrigen.

Fenwick hatte nicht einen Sou in der Tasche; er hatte eben erst einem Herrn Howell, der ein Jahr vorher zum Pranger verurtheilt worden, das Eigenthum des armen Journals, an dem wir arbeiten sollten, die wahre nuda proprietas, wenn es je eine gab, abgekauft. Der Bürger von Albion, so hieß das Journal, hatte keine volle sechzig Abonnenten in ganz England. Trotzdem hatte Fenwick beschlossen, die damalige Regierung zu stürzen, nichts mehr und nichts weniger; dann wollte er eine Republik begründen; versteht sich, war das nur das erste Prinzip seiner Unternehmungen, denn die weiteren Correlarien waren unstreitig, sein Glück, so wie auch das meine, in möglichst kurzer Zeit vollständig zu machen. Zum Unglück aber beleidigte ein verwünschter Dämon, den man die „Stempelgebühr" nannte, alle Morgen sein Ohr, indem er ihn an seine leere Börse erinnerte. Dann ging er nach der City, um sich sieben oder acht Shillinge, je nach den Umständen, bald mehr, bald weniger, aufzutreiben; und wir, arme Parias, die wir uns an diese wurmfräßige Säule angeklammert, wir übten unseren Witz und Scharfsinn an verrätherischen Reden, die die King's-Bench die Gefälligkeit hatte, ganz unbemerkt zu lassen, indem sie ihr ziemlich zahm erschienen. Bei all seinem Ehrgeize war Fenwick ein fanatischer Republikaner; und wir, die wir bisher aller Spartanischen Gesinnung ermangelten, wir mußten uns mit seinen Declamationen und seiner Heftigkeit im Niveau zu erhalten suchen. Damals dachte ich in meiner Unschuld, ein Cajus Grachus zu seyn; ich befreite alle Morgen das Vaterland von den Tyrannen, indem ich gegen den König raisonnirte und den Ministern seine Injurien anhing!

Nachdem wir sieben Wochen angestrengt gearbeitet, erfuhren wir endlich, daß mehrere unserer Nummern die Aufmerksamkeit des Lord-Kanzlers auf sich gezogen und daß man uns einen Prozeß angedroht habe. Fenwick wollte das Eisen schmieden, während es noch heiß war. Als nun Sir James Mackintosh, der in seiner Jugend die Freiheit gepredigt, eine hohe Stelle bei der Regierung angenommen, nannten wir ihn einen Apostaten, Banditen und Renegaten, wie das bei uns Journalisten nicht eben viel zu bedeuten hat. Allein sein Freund, Lord Stanhope, der sich gern den Bürger Stanhope nennen ließ, der aber für Mackintosh besonders eingenommen war, fand unsere Beleidigungen zu ungebührlich, und entzog uns die Unterstützung von einigen Shillingen, die uns bisher gegen die drückende Stempelgebühr geschützt.

Kurz darauf starb der „Bürger von Albion," jenes Blatt, das den Umsturz der Institutionen Englands beabsichtigte, seinen Ehrentod, und mit ihm endigte auch meine belletristische Laufbahn.

Ich habe gleich vorher gesagt, was man von meiner Reise zu erwarten habe, und ich darf auch hiermit schließen, indem ich es Anderen überlasse, ihre Seiten mit glänzenden Gemälden auszufüllen; diese mögen von dem Journalisten des heutigen Tages, von seinem eleganten Kabriolet, von seinen drei Pferden im Stalle, von seinem freien Zutritt bei dem Minister, und endlich von der großen Allgewalt erzählen, die wir vor funfzig Jahren vorbereitet, in deren Besitz wir aber nie gelangt waren. (Lamb's Essays).

Türkei.

Ein Volksfest in Konstantinopel.

Seit mehr als hundert Jahren hat, wie man sagt, kein Sultan eine Tochter verheirathet, und der Sultan Mahmud feiert eine solche Begebenheit. Noch nie ist das Beyramsfest so glänzend begangen worden. Der Gebieter will sein Volk an den Freuden seiner Familie Theil nehmen lassen, und das Volk bleibt ihm an Großmuth nichts schuldig. Denn man versichert, daß Seine Hoheit bei dieser Gelegenheit mehr als 20 Millionen Piaster an Geschenken erhalten haben soll. Ein zwar alter Gebrauch, den aber selbst der Reformator Mahmud in Ehren hält.

Der Schauplatz dieses Festes ist Dolmabaktsche, am Ufer des Kanals, im Angesicht der Flotte. Zwischen einem neuen Palaste des Sultans und der mit Topana zusammenhangenden Burg, dehnt sich eine Esplanade aus; hinter dieser befindet sich eine Kaserne in einer Ebene, von der man den Ort dieser Handlung überschaut. Auf den beiden Hügeln, die diese Ebene einschließen, sind sowohl auf den Gipfeln als an den Seiten Zelte aufgeschlagen; hier für die Paschas und ihre Gefolge, dort, in der Nähe der Kaserne und des Todtenackers von Pera, für die Truppen. In geringer Entfernung von diesen, auf den Begräbnißplätzen der Armenier und Katholiken, sind Zelte angebracht, welche zu Krambuden, Garküchen und Kaffeehäusern eingerichtet sind. Auf den Ebenen der benachbarten Höhen kampiren Kavallerie- und Infanterie-Regimenter. Gegen diesen Mittelpunkt drängen sich von allen Seiten die Zuschauer hinan, deren Anzahl noch durch die längs dem Kanal gereiheten Galeeren vermehrt wird. Wollt ihr wissen, welche Wunder ihre Zudringlichkeit herbeiführt? Am Tage sind es die Kraftstücke eines Italiänischen Alciden auf elenden Brettern, oder auch der kleine Kreis eines voltigirenden Deutschfranzosen, oder auch Türkische Seiltänzer, oder endlich auch die lasciven Tänze Griechischer Balladine, schöner Knaben mit langen Haaren, einer Art männlicher Bajaderen; am Abend sind es die Feuerwerke, und die ganze Nacht die Illuminationen. Was, nichts Anderes? Und doch, welch ein Fest, wenn man das Schauspiel über die Zuschauer vergißt! Türken, Griechen, Armenier und Juden haben das Sopha, die Kaserne, das Büreau, das Comtoir, die Werkstätte und den Basar verlassen, und sich in's Freie begeben, um in den ergötzlichen Anschauungen und berauschenden Vergnügungen zu leben. Seht diese Menge! Ein bewegliches, vielfar-

biges Feld von grünen und von weißen Turbanen der Kinder Muhammeds, von blauen Turbanen und schwarzen Kalpaks der Rajas, von rothen Mützen, welche die Reform auf die Köpfe der Rechtgläubigen zu Tage gefördert hat und endlich von Hüten der Franken in ihren mannigfachen Gestalten; dann das Durcheinander der langen und weiten Röcke der Asiaten und der kurzen und engen Kleider der Europäer. Betrachtet nun die Züge und Stellungen dieser verschiedenen Menschenarten; erst den Ottomantürken mit langem und breitem Gesichte, mit einer glatten Stirn, die er unter dem Turban wie eine glatte Ebene aufrollt, mit großen Augen, eingebogener Nase, spitzen Kinnbacken, glattem schwarzen Barte, einem unmäßigen, auf einem starken Halse ruhenden Kopfe, einer sanften und doch stolzen Physiognomie, dabei mit einer schlummernden, auf sich selbst vertrauenden Kraft, mit einem rechtlichen und geraden Sinne und mit einer ernsten, unbetonten und doch harmonischen Sprache; dann den Tartartürken von gelbem Angesicht, mit kleinem Kopfe, niedriger Stirne, tiefliegenden Augen, unten zugespitzter und an den beiden Flügeln angeschwollener Nase, mit blassen Lippen und mit einer rauhen Haut und einem kurzstämmigen Körper; dann den Griechen mit seinem vollen Haarwuchse, einer oft länglichen, oft gekrümmten schönen Nase, einem Gesichte, auf welchem List und Kühnheit mit lesbaren Zügen eingegraben sind, welche durch die feurigen Augen noch verstärkt, von dem sanften und anmuthigen Munde aber sehr gemildert werden. Und welche Fertigkeit liegt nicht in dem Flusse seiner rauschenden und mannigfach betonten Worte! Dann den Armenier, mit hohem Wuchse, mit weißem und rothem Gesichte, mit erhabener Stirn, schwarzen Augen, und mit gekrümmter Nase; seine hohe Figur ist dem Ottomantürken ähnlich, und sein dünner Unterleib dem Perser, er ist rechtlich wie jener, und eindringlich wie dieser: er ist minder poetisch als der Grieche, und auch jeder Anmuth fremd; er ist ernsthaft in seinen Gesprächen, die er fast immer im Türkischen Idiom führt, und ein Geschäftsmann vor allen Andern. Dann endlich den Juden, mit einer hohen und freien Stirn, über der sich sein Kopfputz hinterwärts neigt, mit schwarzen Augen, langer Nase, schmalen Lippen und vollem Barte; ohne heftige Leidenschaft, hat er nur Sinn für seine Geschäfte und Studien, und da er seiner Muttersprache beraubt ist, so bedient er sich am öftersten der verdorbenen Spanischen Sprache, als einer Erinnerung an sein ehemaliges Vaterland, welches ihn früher aufgenommen und dann wieder ausgestoßen hatte. — Sollen wir auch von den Albanesern sprechen, die, halb Griechen und halb Slaven, noch immer durch Gesichtszüge und Sprache den doppelten Ursprung zu bezeichnen scheinen? Oder von den Kurden, mit der Riesen-Gestalt, mit dem regelmäßig gezeichneten Gesicht und mit der vielleicht aus Chaldäischen Wörtern bestehenden Sprache, und von den Persern und anderen morgenländischen Völkern, welche alle sich in Konstantinopel anhäufen? Lasset alle diese verschiedenen Formen Euren Augen vorübergehen, bevor noch die wachsende Kultur die Physiognomieen verwischt hat; sehet diese ausgezeichneten Modelle, wie kräftig, wie wohlbeleibt! Ja, im Vergleich mit diesen Körpern, mit diesen Gesichtern, müssen ihnen die Franken in der Levante nur wie Krüppel und Zwerge erscheinen. Und nun betrachtet die endlose Reihe von zwei- und vierspännigen Wagen, mit rothen und grünen Gehängen und von Gespannen weißer Ochsen gezogen, deren Stirnen von Stahlplatten erglänzen und deren Joche von einem mit bunten Frangen umschlungenen Ringe umgeben sind; beschaut die in diesen Wagen sitzenden Damen, von denen mehrere durch die ausgezeichneten Züge der Unschuld das Kaukasische Blut bekunden, deren Schönheit und Diamanten, welche unter Schleier und Hüllen versteckt sind, nur errathen werden müssen! Und endlich sehet diese unzählige Menge von Männern und Frauen, stehend und sitzend, und theils die Esplanade umkreisend, theils auf die Abhänge der Hügel steigend, um die grünen, mit rothen Wimpeln und glänzenden kupfernen Kugeln geschmückten Zelte zu betrachten, bald einen Halbzirkel bildend und bald sich in langen Reihen ausdehnend, nur das Verlangen ausdrückend, sich in Lust und Vergnügen zu berauschen; und dieses Alles unter einem azurnen Himmel, im Glanz der milden Sonne, im Hauche des lauen Mittag-Windes, beim Klange der militairischen Musik, den wohlriechenden Dampf des Tschoboni und des Marguilé einathmend, dem Ufer von Asien gegenüber, wo Skutari sich mit seinen rothen Häusern und grünen Lauben, von den letzten Sonnenstrahlen vergoldet, ausbreitet; ein ungemein erhabener Ueberblick, dessen Horizont noch durch die freie Aussicht über das Meer von Marmora und durch die Ansicht des fern liegenden Olymps vergrößert wird!

Auch die Kunst ist hier nicht ganz gescheitert, und die Lokalität hat sie wunderbar unterstützt. Die beiden Ufer des Kanals sind von Skutari bis Stambul, auf einer Strecke von mehr als drei Stunden, erleuchtet, so daß der Wiederschein der Gewässer den mannigfaltigen Glanz der Feuerwerke in Sonnen, Sternen, Triangeln, Kreuzen, Pyramiden, Triumphbögen und Namenszügen vielfach zurückwirft. Dieses, im Verein mit den erleuchteten Hügeln und den darauf befindlichen Truppen-Lagern, stellt eine Illumination dar, die gewiß noch nirgend auf Erden übertroffen worden ist.

Einen Abend blieben wir auf einer dieser Höhen, um das feenhafte Schauspiel ganz überschauen zu können. Die Kunstfeuer waren abgebrannt, die Menge der Zuschauer heimgekehrt, die Zelte geschlossen und der ganze Lärm gestillt; da erhob sich über den Bergen Asiens der Mond und ließ seinen silbernen Glanz auf den goldenen Schein der Illumination fallen; er schien ein an der Erde gebannter Geist zu seyn, welcher nur in der Stunde des Schweigens und der Einsamkeit erscheinen darf.

Noch nie hat es vielleicht an den Ufern des Bosporus oder in Konstantinopel eine so zahlreiche Vereinigung von Frauen gegeben. Die muhammedanischen, verschleiert und in Mäntel gehüllt; die Armenischen beider Konfessionen, obgleich Christen, auch verschleiert; die jüdischen, den Kopf mit einem weißen Zeug bedeckt, das Gesicht aber frei; die Griechischen endlich, gänzlich unbedeckt und das lange braune Haar mit einem hohen durchsichtigen Aufsatze geschmückt. Hier stößt man mit jedem Tritte auf wunderbar regelmäßige feine und zarte Gesichtszüge; aber man findet keinen einzigen so hohen Wuchs, keinen einzigen so schlanken Körper, und besonders keine so verführerische Haltung, wie in Paris. Die Bekleidungen der Meisten entstellen die Anmuth ihres Körpers, und die Gewohnheit des Sophasitzens und der Mangel an öfterer Bewegung schaden ihnen sehr; sie verstehen es gar nicht, zu gehen, und bewegen sich nicht frei. Wo aber sieht man Köpfe von schönerer Zeichnung und Farbe? Fordert von ihnen nicht den Ausdruck eines feinen überraschenden Verstandes, oder eines moralischen Hochgefühls; mit welchem Rechte wollt Ihr das von ihnen verlangen, was ihnen ihr Stand nicht erlaubt? Bedauern müßt Ihr es vielmehr, daß ein solches wunderbares Geschöpf so oberflächlich nur gebildet worden ist. Eine andere Entzauberung bewirkt ihre Stimme; sie ist eintönig und rauh; es mangelt ihr der liebliche Accent, welcher die Ausdrücke mäßigt und den Worten so mannigfache Schattirungen verleiht; es geht ihrer Stimme wie ihrer Figur, sie sind beide ohne Reiz, und ihre Worte sind wie sie selbst, in einen Schleier gehüllt. Alle Frauen in der Levante, von welchem Glauben sie immer seyn mögen, sind der strengsten Dienstbarkeit und Abhängigkeit unterworfen und von der Eifersucht ihrer Männer geplagt. Die Griechische und Armenische Kirche, so wie die Moschee, bestimmt ihnen eine besondere Stelle, wenn nicht gar zwei besondere Kapellen, welche jede ihren Altar und ihren Geistlichen hat; und im Innern der Familie, bei Tische, sind ihre Verrichtungen ebenfalls abgesondert. Unter diesen Frauen genießen die Griechischen noch die meiste Freiheit, was sie auch durch ihre Toilette, die der Europäischen so nahe steht, so wie durch ihr ungezwungeneres und leichteres Benehmen bekunden. Den größten Durst nach Freiheit aber verrathen die muselmännischen Frauen; dies läßt sich aus dem Eifer schließen, mit welchem sie sich die Vergünstigung zu Nutze machen, bei Gelegenheit solcher Feste ausgehen zu dürfen, und mit dem sie alltäglich bei der Wiederholung derselben Schauspiele, derselben einförmigen und gehaltlosen Vorstellungen unermüdlich erscheinen. Dieser Durst nach Freiheit wird durch die drückende Luft ihres Harems und die langweilende Einsamkeit ihres abgesonderten Aufenthalts geweckt und erhalten. Und kann es wohl anders seyn, da sie von allen häuslichen Beschäftigungen ausgeschlossen sind, und aus Unwissenheit sich ihre Zeit weder durch Lektüre, noch durch Handarbeiten, und am allerwenigsten durch Erziehung der Kinder vertreiben können? Sie zeigen zugleich eine bewundernswürdige Dreistigkeit bei solchen Festen. Es werden ihnen dabei immer die besten Plätze eingeräumt, und sie sind durch bestimmte Aufseher vor der Zudringlichkeit der Neugierigen geschützt. Um gerecht zu seyn, müssen wir erklären, daß die Türken ihren Frauen keine erzwungene Achtung, sondern einen gewohnten Respekt bezeigen; nämlich denjenigen Respekt, welchen der Eigenthümer stets für sein Eigenthum hat. — Niemals genießen sie das Fest bis ganz zu Ende. So lange die Sonne für ihre Männer wacht, läßt man sie gewähren; sobald sie aber verschwindet, wird die Retraite geschlagen. Lebt wohl dann ihr Feuerwerke, lebt wohl ihr Illuminationen! Der Befehl zum Rückzug ist da! Die armen Frauen sind einer militairischen Ordnung unterworfen. Wer weiß aber auch, wie oft schon eine solche Ordre das Murren gegen ihre strenge Abhängigkeit hervorgerufen, und das Verlangen nach einer Emancipation aufgeregt hat! Und könnte dieses Fest nicht auch der Heerd werden für eine Conspiration gegen die alten Anmaßungen der Männer? Könnten die Frauen nicht ebenfalls das Benefiz einer Reform verlangen? — Geduld! Schon erlaubt, wie man versichert, Mahmud seinen Frauen, sich, wenn sie es verlangen, im Harem auf Europäische Art zu kleiden; Mahmud ist das für die Kostüme, was Mehmed Ali für den Kunstfleiß ist. Er hat die Toilette des ganzen Reiches reformirt; Männer und Frauen müssen sich ihr unterziehen; er ist der Despot der Kleidertracht. Hoffen wir zunächst, daß bald der Schleier verschwinden werde, und das wäre sehr gut. Ein Schleier von der Hand des Mannes über seine Frau geworfen, ist eine bleierne Maske; von diesem Schleier, in welchen er sie einschließt, ist es gar nicht weit zu dem Sacke, in welchen er sie einnähet, um sie in den Kanal zu werfen; er ist das Gefängniß und das von dem Manne seiner Frau auferlegte Geheimniß; verhaßtes Geheimniß! Und doch liegt in dem Schleier, mit dem eine Frau sich freiwillig bedeckt, in dem flatternden, durchsichtigen Schleier, in der dünnen Wolke, mit welcher der glänzende Stern willkürlich sich bedecken und auch unverhüllt sich zeigen kann, eine so unerklärbare Anmuth! .... Die abendländischen Frauen kennen das Geheimniß wenig; sie haben sich mit unbedeckter Stirn die Emancipation zu erringen gesucht, und weil sie ihre Rechte noch nicht vollkommen besitzen, haben sie vielleicht auch die Reinheit der Freiheit noch nicht erlangt. Hier besitzen die Frauen dagegen die Schamlosigkeit der Sklaverei; nichts kommt der Kühnheit ihrer Augen gleich; sie blicken um sich, als wenn sie nicht gesehen würden. Häufig bezeigen sie auch offenen Ueberdruß mit ihrer Lage, und Ehebruch und Entehrung haben sich bei ihnen schon ziemlich eingeschlichen. Was die Scheidung betrifft, so nehmen sie sie stark in Anspruch, und wenn sie gesetzmäßig verlangt werden kann, wird sie ihnen auch gestattet. Die auf den Gesichtern der Türkischen Frauen so oft bemerkbaren Spuren ihrer unbefriedigten Begierden zeigen nur zu deutlich ihre Leiden und ihr ungewisses Streben nach einem besseren Loose, und wenn gleich gründliche Beobachter die Blässe und das Leidende ihres Angesichts einzig und allein dem Mißbrauch der Bäder zugeschrieben haben, so glauben wir doch, daß sie auch ihrem krankhaften Begehren nach Erlösung beigemessen werden können. (Schluß folgt.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Mittwoch den 7. Januar 1835.

Belgien.

Die freien Städte in Flandern.

(Aus der North-American-Review.)

Man hat lange Zeit hindurch den freien Verfassungen in Griechenland und Italien seine Aufmerksamkeit geschenkt, und kommt immer auf Athen und Rom zurück, um für die Geschichte freier Staats-Verfassungen Beispiele zu suchen, und aus dem Glanze oder dem Untergange derselben Resultate zu ziehen. Viel näher liegt jedoch den modernen Zuständen die Geschichte der freien Städte in Burgund und Flandern, und es muß von wesentlichem Interesse seyn, schon um eines Gegensatzes willen, auch der Verwaltung dieser Bürger-Herrschaften mehr sein Auge zuzuwenden.

Rom hatte in der Zeit zwischen der Königs- und Kaiser-Herrschaft nur eine Municipal-, keinesweges eine Staats-Verfassung. Griechenland und Italien bestanden aus Städten, nicht aus Nationen, und die Regierung in Athen wie in Rom war eine städtische, niemals eine nationale. Stadt führte gegen Stadt Krieg in Italien, und als Rom Siegerin über alle geworden, ertheilte man den einzelnen Städten des Landes ähnliche, nur nicht so ausgedehnte Gerechtsame, wie sie Rom selbst in seiner städtischen Organisation besaß. Als das Kaiserreich zerfiel, wurde es den Italiänischen Städten nicht schwer, die alte Souverainetät wieder zu behaupten, die sie früher besessen hatten. Der Kaiser-Staat konnte die Länder vor dem Andrange der Barbaren nicht beschützen, somit war es natürlich, daß die Selbstvertheidigung bei den einzelnen Bürgerschaften in den Städten die alte Erinnerung an Selbstständigkeit wieder in's Leben rief, zumal da die Germanen hier keinesweges so glückliche Sieger wurden, wie in Gallien. In den West-Provinzen gelang es den Franken, Sachsen und Gothen durchaus, die Municipal-Verfassungen, die hier ebenfalls Wurzel gefaßt hatten, den Bedingungen der Feudal-Herrschaft zu unterwerfen, während die Feudal-Aristokraten der Lombarden allmälig sich zu Städtern umwandelten und auch als Bürger nach und nach ein Ansehen erlangten, das ihnen mit Hülfe der Usurpation Throne erbaute. In Frankreich und den Niederlanden wurden die Städte dem System der Feudalität unterworfen, sie beugten sich unter den großen Baronen, die sich die Souverainetät anmaßten. Mit dem Wohlstande, den der Friede brachte, erhoben jedoch die Städte hier wiederum das Haupt, und traten in Opposition gegen den Feudal-Adel. Sie ertrotzten von ihm Rechte und Freiheits-Charten, welche den gesetzmäßigen Ursprung der Bürgerrechte im modernen Europa nachweisen. Hier ist der Heerd der Volks-Rechte zu suchen, ein tiers-état konnte sich nur in jenem Konflikte zwischen Adel und Bürgern entwickeln, welchen die Geschichte der Flandrischen Städte zum Thema hatte. *)

Es gehört mit zu den Schwächen in unseren antiquarischen Studien, den Ursprung der Staaten und die Gründung der Städte an einzelne glänzende Namen zu knüpfen, die aus dem Dunkel der mythischen Zeiten hervorragen. So ist Herkules der vermeintliche Vater einer Menge von Städten an der Küste des Mittelmeeres. Aeneas wurde ein leichter Anknüpfungs-Punkt für die fabelhaften Geschichten manches Volkes. Auf die Eroberung Galliens und Britaniens durch Julius Cäsar gehen viele Chroniken-Schreiber zurück, um ihm die Ehre zuzurechnen, der Gründer einer zahlreichen Menge von Städten gewesen zu seyn, die erst dem Mittelalter ihren Ursprung verdanken. Gent unter andern soll nach einer Legende früher Gaja oder Caja geheißen haben, nach dem Pränomen des Römischen Helden, während eine andere Sage den Vandalen die Gründung dieser Stadt zuschreibt, und aus dem als ursprünglich angenommenen Namen Vanda das verderbte Ganda macht, das Lateinische für Gent. An alle diese Beziehungen knüpft sich mehr Erdichtetes und Gemachtes, als Thatsächliches.

In Wahrheit kommt Gent erst im siebenten Jahrhundert in der Geschichte vor, zu der Zeit, als Dagobert den heiligen Amandus zur Bekehrung der Heiden nach Flandern sendete. Unter der Herrschaft der Merovingischen Franken rangirte Gent mit anderen Städten des Landes, ohne besonders hervorzuragen; erst in der Epoche der Normannischen Einwanderung tritt es als wichtig vor den übrigen in den Vordergrund der Interessen Flanderns. Gent lag zu nahe an der Küste, um nicht vorzugsweise dem Andrange dieser Barbaren ausgesetzt zu seyn, welche so lange Zeit für das westliche Europa eine Geißel waren. Im Jahre 811 erbaute Karl der Große in Gent eine Flotte von Böten, um den Streifereien der Normannen, welche die Küste plünderten, Einhalt zu thun. Im Jahre 868 errichtete Balduin, erster Graf von Flandern, mit dem damals beliebten Beinamen: Eisenarm, ausdrücklich zu dem Zwecke, Gent vor denselben Barbaren-Horden zu schützen, einige Befestigungs-Werke, welche später ein Mittel wurden, die Bürger der Stadt selbst im Zaum zu halten.

Um diese Zeit begann Zahl- und Wohlstand der Einwohner Gents bedeutsam zu werden, und im Jahre 960 gaben dieselben das erste Beispiel ihres Unabhängigkeits-Geistes, der sie später auszeichnete. Gent wurde damals von den vereinten Kräften der Könige von Frankreich, England und Schottland belagert, welche das Gelübde thaten, bei längerem Widerstande die Mauern der Stadt zu schleifen, von den Gebäuden keinen Stein auf dem anderen zu lassen und über den Trümmern Getraide zu säen. Gleichwohl war der Muth der Bürger von dauernder Kraft; die Belagerung mußte aufgehoben werden und nur dem Könige von England erlaubten die Genter, ihre Stadt zu betreten und, um sein Gelübde zu lösen, eine Handvoll Getraide auf dem Markt-Platze auszustreuen. Muth, Freiheits-Sinn, Kunstfleiß und Unternehmungs-Geist, die charakteristischen Züge der Genter, entwickelten sich seitdem mit einander in gleichem Maße. Der jüngere Graf Balduin errichtete zuerst Tuch-Fabriken, und bei allem Eifer für Ackerbau und Handel waren es doch schon früh die Wollen-Manufakturen, auf welche die Einwohner ihre besondere Aufmerksamkeit richteten. Das rohe Material erhielten sie aus England. Trotz aller Hindernisse, welche Druck und Herrschsucht in den Weg legten, trotz Krieg, Pest und Unfälle aller Art, erlangte Gent durch Handel und Gewerbthätigkeit seine große Bedeutsamkeit schon in den damaligen Zeiten, und in der Epoche der Kreuzzüge wurde es den Bürgern ganz besonders möglich, eine Menge Privilegien den Feudal-Herren abzugewinnen, die von der Sucht, nach dem gelobten Lande zu ziehen, erfüllt, ihnen mehreres einräumen mußten, wozu sie sich unter anderen Umständen weniger geneigt gefühlt hätten. Unter Philipp vom Elsaß erlangten die Genter im Jahre 1178 den Erlaß von allen Frohndiensten, gewannen Territorial-Rechte, das Privilegium, in Versammlungen über ihre öffentlichen Angelegenheiten sich zu berathen, selbstgewählten Schöffen die Verwaltung zu übertragen, ein Stadt-Wappen zu führen, eine Stadt-Wache zu halten und selbstgewählten Männern das Richter-Amt anzuvertrauen. Auch auf Handel- und Fabrik-Wesen erstreckten sich die damals schon bewilligten Freiheiten, und durch die Gründung der Hanse wurde Gents Commercial-Macht gesichert. Kaiser Friedrich eröffnete der Stadt die freie Rhein-Schiffahrt, im Jahre 1191 ward Gent zur Hauptstadt von Flandern erhoben. Unter Philipp's Nachfolger, Balduin vom Hennegau, erhielten die Genter die gesetzliche Zusicherung, daß kein Edikt des Grafen ohne Bestätigung der Bürger Gültigkeit haben könne, und die Vollmacht, zur Beschützung der Stadt und der Einzelnen jede Art von Vertheidigungs-Mitteln selbst in Anwendung zu bringen.

Im dreizehnten Jahrhundert war Gent an Volks-Zahl, Größe, Reichthum und Wohlleben viel bedeutender, als die Hauptstadt von Frankreich, und Petrarka, der um jene Zeit die Stadt besuchte, sprach von ihr mit einer Bewunderung, die deutlich verrieth, er habe nichts Größeres auch in Italien gekannt. Seit dem Jahre 1228 leitete der Rath der Neununddreißig die Verwaltung der Stadt. Im vierzehnten Jahrhundert hob Karl von Valois, der Gent eroberte und den Grafen von Flandern in Frankreich gefangen hielt, diese Verwaltungs-Behörde auf, allein der Sieg bei Courtrai, der der Blüthe des Französischen Adels den Tod brachte, hatte bald die Befreiung des Grafen und die Wiederherstellung der alten Verhältnisse zur Folge. 8000 goldene Sporen gehörten an dem glorreichen Tage der Schlacht im Jahre 1302 zu den Trophäen der siegenden Flamänder und von dieser Beute schreibt sich der Name der „Sporen-Schlacht" her, wie man das Treffen bei Courtrai nannte. Ueberhaupt beginnt mit diesem Ereigniß das Schicksal Gents in die größeren Welt-Händel einzugreifen.

Während der fortgesetzten Kämpfe gegen Frankreich wurde die Macht der Grafen von Flandern, die der Vertheidigung der Städter gegen die Valois bedurften, immer geringer, und der aus den Bürgern gewählte Ruwaert oder Protektor, Johann van Artevelde, war weit mächtiger als der Graf Ludwig, sein Widersacher. Die Politik Gents brachte es mit sich, daß Johann van Artevelde Eduard III. von England als König von Frankreich anerkannte. Dieser Genter Bürger, ein Mann von ausgezeichneten Talenten, kommandirte bei der Belagerung von Tournai (Doornik) ein Flandrisches Heer von 40,000 Mann, eroberte

*) Die nächsten Betrachtungen knüpfen sich an folgende Werke: 1) Histoire des Ducs de Bourgogne de la maison des Valois. Par M. de Barante. 11 tom. 8. Paris, 1825. 2) Histoire de la Flandre depuis le comte Gui de Dampierre jusqu'aux Ducs de Bourgogne. Par Jules van Praet. 2 tom. 8. Bruxelles, 1828. 3) Notice historique sur la ville de Gand. Par A. Voisin. 12. Gand, 1826.

alle Städte der Grafschaft und war nicht weniger innerlich als äußerlich Gents Bedeutsamkeit zu erhöhen bemüht. Er führte eine Eintheilung der Bürger in drei Klassen ein, wie sie in Florenz gefunden wurde. Die Kapitalisten und Eigenthümer machten die erste aus, die Weber die zweite, alle andere Gewerke und Gewerbe bildeten die dritte Klasse. Artevelde selbst rechnete sich als Brauer, seiner Profession nach, zu der dritten, und wurde zum Dekan derselben erwählt. Auf diese Weise gewann die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten der Stadt an Einfachheit und Ordnung. Sieben Jahre behauptete Artevelde sein Ansehen in Gent und erhob den Ruhm seiner Stadt auf den höchsten Grad; dann fiel er als ein Opfer der mörderischen Pläne des Grafen Ludwig im Jahre 1344. Er war der gediegenste Repräsentant des Bürgerstandes. Seine Beredtsamkeit, seine Tugenden als Feldherr, als Vorsteher seiner Genossen, als Gemeinde-Glied und Gemeinde-Oberster, seine geistige Ueberlegenheit, die er bei seiner Humanität nie prahlerisch darlegte, Alles an ihm waren ideale Eigenschaften des tiers-état, die sich so rein, naiv und lauter bethätigten, wie es nicht wieder in einem späteren Jahrhundert sich zeigte; in welchem der dritte Stand in wilder Opposition gegen die bevorrechteten Klassen sich geltend machte und einen gewaltsamen Umsturz herbeiführte. Wir suchen in der Geschichte der Französischen Revolution vergeblich nach den reinen Tugenden eines echten Bürgers. „Ach, daß Johann van Artevelde noch lebte!“ war noch lange Zeit der Ausruf der Flamänder, wenn sie im Drange der Verhältnisse sich nach einem Manne seiner Art umsahen.

Und er lebte wirklich nach seinem Tode noch in seinem Sohne **Philipp van Artevelde**, der ein Taufpathe der Königin Philippine von England war. Auch bedurften die nachkommenden Zeiten eines Muthes und einer Beharrlichkeit, wie ihn Johann gehabt. Der Sieg Philipp's über Louis de Mâle bei Beverhout (1382) war eine That des Flandrischen Heldenmuthes; allein das Glück wandte sich auf Seite des Grafen und der Franzosen, deren Ueberlegenheit an Zahl den blutigen Kampf bei Roosebeke entschied, und so war eine passive Ausdauer in den folgenden Ereignissen, namentlich während der Belagerung Gents, nöthig, um an dem Daseyn nicht zu verzweifeln.

Der letzte Sieg verschaffte der Feudal-Aristokratie das Uebergewicht; ganz Flandern wurde dem Grafen unterthänig, nur Gents Mauern und Gents Bürger widerstanden. „Nur über Aschen-Haufen und Trümmern könne er einziehen!“ erwiederten sie auf des Grafen Aufforderung, ihm den Einzug zu gestatten. Franz Ackerman, der Freund und Gehülfe des jüngeren Artevelde, wurde nächst ihm der Hort der Bürger; und der Schwiegersohn des Grafen Ludwig, Herzog Philipp der Kühne von Burgund, sah sich nach langer Belagerung und auch durch die Besorgniß, Frankreich würde die Zwietracht im Flandrischen Lande zu benutzen wissen, genöthigt, einen vortheilhaften Frieden anzubieten, der im J. 1385 den Bürgern Gents alle ihre Privilegien sicherte. Gleichwohl hatte die Niederlage bei Roosebeke die Kraft der Genter gebrochen. Ihr Freiheits-Sinn war erschöpft, sie konnten nicht mehr siegen, nicht mehr aktiv ihre Selbstständigkeit erkämpfen, nur die Konvenienz hatte ihnen ihre Rechte unangetastet gelassen. Die Zeit des Glanzes unter den beiden Artevelde's kehrte nicht wieder; der Bürgerstand hatte für immer sein überlegenes Gewicht verloren. Unter Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen machten die Genter nur sehr vergebliche und ohnmächtige Versuche, einen Theil der Gerechtsame, die ihnen nach und nach genommen wurden, sich zu erhalten. Die Feudal-Aristokratie, denn aus diesem Elemente war das Burgundische Fürstenhaus hervorgegangen, strebte sogar nach der Majestät, um den Sieg ein für alle Mal zu sanctioniren.

Während mit dem Tode Karl's des Kühnen ein Zeitpunkt eintrat, der etwanigen Versuchen zur Wiederherstellung eines freien souverainen Bürgerstandes günstig schien, ergab sich erst recht zur Genüge, daß der Sinn des dritten Standes nicht mehr derselbe war, wie früher. Die Bürger hatten aufgehört, eine selbstständige Macht zu seyn; dies fühlten sie selbst, und ihr Streben ging dahin, die Erbin Karl's zu unterstützen, um an einem rechtmäßigen eingeborenen Fürsten-Stamme, den verlockenden trügerischen Vorspiegelungen des eilften Ludwig von Frankreich gegenüber, einen Stützpunkt zu haben. Sie konnten sich selbst nicht mehr an die Spitze der Regierung hinstellen; somit kam es nur darauf an, einer eingeborenen Macht zu huldigen. Die Bürger suchten sogar Maria mit dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich, dem Sohne des Kaisers Friedrich, zu verbinden. Nur nach dem Tode der Burgundischen Erbtochter machte sich das Bedenken laut, ob Max im Sinne eines angestammten Fürsten anzuerkennen seyn dürfte. Allein Max wußte mit Deutschen Truppen sein Ansehen zu behaupten, und nun hatte die Fürsten-Gewalt zum ersten Male in Flandern mit einer Macht gesiegt, der die einheimischen Kräfte nicht gewachsen waren. Nur die Warnung des Herzogs Philipp von Cleve, mit der Zerstörung Gents werde die schönste Blume und die reichste Perle des ganzen Burgunder-Landes vernichtet, hielt den Erzherzog ab, seiner Ueberlegenheit ein furchtbares Denkmal für alle Zeiten zu setzen. In dem nächsten Zeitraum erfreuten sich Flandern und Burgund der Huld Kaiser Karl's, der sein heimatliches Land zu sehr liebte, um ihm den Druck der Herrschaft nicht möglichst zu erleichtern und das Andenken an frühere Freiheit durch kleine Gunst-Bezeigungen und Freiheits-Zugeständnisse zu mildern. Kaiser Karl ließ manche Formen, womit der noch nicht ganz erstorbene Unabhängigkeits-Sinn sich täuschte, nach altem Brauche in Flandern bestehen; er beobachtete anfangs im Verhältnisse zu diesem Lande ein ähnliches Benehmen, wie Kaiser Augustus im Verhältnisse zur formalen Republik Rom.

In dieser Zeit besuchte Guicciardini Gent, und sprach von dem Flor der Stadt in unzweideutigen Ausdrücken. Er nennt sie schön, großartig gebaut, eine der bevölkertsten Städte Europa's, und vergleicht sie in jeder Hinsicht mit Mailand. Die Bürger Gents bezeichnet er als ernst, sehr unterrichtet und voll von kriegerischem Geiste. Er hebt außerdem den Zustand der Schulen, die Pflege der Armen hervor, deren Kinder auf allgemeine Kosten ernährt und erzogen würden, und rühmt die große Frömmigkeit, die unter den Bewohnern herrschte. Auch der Luxus war nach seiner Angabe auf einer bedeutenden Höhe; man zähmte Löwen, Bären und allerhand wilde Thiere, um den festlichen Aufzügen ein Gepränge zu geben.

In diesem Zustande Gents erblicken wir jedoch mehr ein wohlbehäbiges Vegetiren, als eine Bethätigung gesunder und frischer Kraft. In der Streitigkeit mit Karl V., der im J. 1539 den Niederlanden eine außerordentliche Abgabe von 1,200,000 Gulden auferlegte, um sich das zum Kriege gegen Frankreich nöthige Geld zu verschaffen, zeigte sich viel Schwäche und Kleinmuth bei den Bürgern Flanderns. Nach alter Satzung, die Karl bis dahin noch unangetastet gelassen, stand ihnen das Bewilligungs-Recht zu. Von diesem machten sie Gebrauch und versagten die Steuer. Die Statthalterin, Maria von Ungarn, dekretirte mehrere Verhaftungen, und als die an den Kaiser beorderten Gesandten, welche Klage führten, hart abgewiesen wurden, wandten sich die Bürger an Franz von Frankreich. Sie boten ihm ihr Land an, falls er ihre Privilegien beschützen wolle. Der schlaue Franz sah aber damals seinen Vortheil auf anderer Seite, und verrieth diesen Schritt, den die Flamänder im Geheimen gethan hatten. So mußten sie nun für Majestäts-Verbrecher angesehen werden, und als Kaiser Karl mit gewaffneter Macht einschritt, baten sie demüthig um Gnade. Am 24. Februar 1540 zog der Kaiser mit glänzendem Gepränge, das Scepter in der einen Hand, das Schwert in der anderen, in Gent ein, legte eine starke Besatzung in die Stadt und zeigte sich als unumschränkten Gebieter. So ergab sich denn jetzt nur ein Verhältniß zwischen Herrscher und Unterthanen. Nur der Reichthum Gents machte die Stadt in den Augen des Monarchen bedeutsam. Als der Herzog Alba den Rath ertheilte, man müsse Gent von Grund aus, zur Strafe für die Widersetzlichkeit, zerstören, führte ihn der Kaiser an die Gallerie des Schlosses und fragte, indem er auf die weithin sich erstreckende Stadt wies: „Combien il fallait de peaux d'Espagne pour faire un **gant** de cette grandeur?“ worauf Alba nur beschämt mit Stillschweigen zu antworten wußte. Es geht aber aus der Rede des Kaisers offen genug hervor, daß er Gent, wie auch andere Kleinodien seiner Krone, nur als Eigenthum, als Waare betrachtete. Die Strafe für die Verweigerung der willkürlich auferlegten Abgabe war denn auch ganz von der Art, wie sie der Herr über den aufwiegelerischen Leibeigenen verhängt. Sechsundzwanzig der edelsten Bürger wurden enthauptet, eine noch größere Anzahl verbannt, ihr Eigenthum wurde zur Kaiserlichen Kasse geschlagen. Die Magistrats-Personen, dreißig der vornehmsten Bürger, sammt den Vorstehern aller Zünfte, und funfzig andere Personen mußten barfuß und barhaupt, mit Stricken um den Hals, den Kaiser und seine Schwester öffentlich um Verzeihung flehen. Außerdem sollten die Magistrats-Personen bei Vollziehung ihrer Amts-Geschäfte hinführo einen Strick um den Hals tragen, als dauerndes Andenken an die Verrätherei. Nur insofern milderte Karl diese Strafe, als er den Strick in eine seidene Schärpe zu verwandeln erlaubte, so daß das Zeichen der Schmach wie eine Zierde getragen wurde. An Freiheiten und Privilegien war nun nicht mehr zu denken; Alles, was daran erinnern konnte, wurde aufgehoben; zu gleicher Zeit wurden die Befestigungen Gents der Erde gleich gemacht. So glaubte Kaiser Karl den letzten Funken eines Unabhängigkeits-Sinnes zu unterdrücken. Und in der That erhob sich seitdem Gent nicht mehr zur alten Größe, zum vorigen Reichthum. Der Wohlstand und die Betriebsamkeit vegetirten nur noch; der Erfindungs-Geist war gebrochen, aller Aufschwung schien für immer gelähmt.

Im J. 1559 besuchte der Spanische zweite Philipp zum letzten Mal Gent. In einer Versammlung der General-Staaten auf dem Stadthause erhob sich der Syndikus und hielt eine Rede, die einen republikanischen Anstrich hatte. Er eiferte gegen die fremden Truppen, die Philipp für immer in die Städte des Landes zu legen beabsichtigte. „Sind wir Knaben“, fragte er den König, „daß man meint, wir könnten uns nicht selbst vertheidigen? Oder hält man uns für Feinde, die man feindlich bewacht? So lange Krieg war, mochte das seinen Grund haben; jetzt ist Friede im Lande, und sollte Krieg entstehen, so sind wir Belgier, die sich zu vertheidigen wissen werden. Warum aus Argwohn und uns zur Schmach die fremden Banden hier auf unserem Gebiete? Fremdlinge haben nichts mit uns gemein; Fremdlinge fühlen nicht für uns, nur gegen uns. Euer verstorbener Vater hatte Belgier zur Leibwache in viel stürmischer bewegten Zeiten, und wir stehen muthig zu Eurem Dienste selbst bereit!“ Philipp aber war von der Kühnheit des Mannes erschüttert; das Wort „Fremdlinge“ traf sein innerstes Herz. Er stand hastig auf und rief: „So bin ich Euch auch nur vielleicht ein Fremdling? Bin ich mit gemeint unter den Fremdlingen, die Ihr aus dem Lande gejagt haben wollet?“ Der Syndikus konnte die Frage nicht bejahen; ein van Artevelde hätte sie nicht anders, als mit lautem Ja beantwortet.

Sobald man zur passenden Zeit diese Consequenz aufgab, gab man auch die Gerechtigkeit der Sache auf; mit der Energie hörte aller Beruf auf, noch ein freies Bürgerthum aufrecht zu erhalten. Schon unter Karl V. hatte man nicht die Kraft in sich verspürt, sich selbst zu vertreten, zu vertheidigen und offen das Visir aufzuschlagen. Man hatte sich an Frankreich gewendet und damit bewiesen, daß die innere Festigkeit, der Glaube an sich selbst fehle. Seitdem Philipp auf seine Frage, ob er auch ein Fremdling sey, den man los seyn wolle, kein freies, offenes Ja zur Antwort erhielt, mußte die Bewegung der republikanisch Gesinnten nur für Verrath und Aufruhr gelten. Die Sache der Freiheit kam in die Hände der Hefe des Volks und die Gräuelthaten der Bilder-Stürmer gaben nur einen neuen Vorwand und ein neues Recht, die Ruhe im Lande mit dem Henker-Beile in der Hand aufrecht zu erhalten. Herzog Alba war das lebendige Henker-Beil selbst. Die Natur vereinigte sich mit ihm; Pestilenz und Ueberschwemmungen arbeiteten ihm in die Hände, das Land zu verwüsten, das Volk zu vernichten

Der bilderstürmende Pöbel übernahm die Vertheidigung der Freiheit und der Pöbel hat immer Unrecht. Hembyse und Ryhove wurden die Häupter dieser Partei, welche in der katholischen Religion die Basis des Königthums erblickte. Man schalt die Anhänger Bettler, „Geusen", und sie waren allerdings ihrer Gesinnung nach hungrige Wütheriche. Der Prinz von Oranien besuchte Gent noch in demselben Jahre, als ein zu Gunsten Spaniens gestiftetes Komplott entdeckt wurde (1577); sein Erscheinen wirkte wenig, er konnte nicht an die Spitze des Aufruhrs treten, denn die Leidenschaft wollte keine Vermittelung, keine kluge Berechnung, sie wollte Verwüstung. Der Sache der Freiheit war nicht mehr zu helfen, denn das Recht war nicht mehr auf ihrer Seite. Auch Elisabeths ermahnende Worte hatten für die Bürger Gents kein Gewicht, bis die Duumvirn des Pöbels nicht mehr einig waren. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, der Prinz von Oranien würde noch ein Mal in Gent auftreten und mit bewaffneter Macht die Anarchie aufheben. Da verließ Ryhove seine Partei, er wollte die Ober-Hoheit in der Leitung der Angelegenheiten nicht aus der Hand geben, und da er fürchtete, Wilhelm würde jetzt der Mittelpunkt der Interessen der Bewegungs-Männer werden, wollte er ihm zuvorkommen und ließ Hembyse und sonstige Genossen der Pöbel-Herrschaft gefangen nehmen, um dem Prinzen den Wirkungs-Kreis in Gent zu verschließen. Er wollte ihm selbst die Hand bieten, und so sein eigenes Gewicht sich erhalten. Allein das Volk war über seine Maßregel gegen die Idole der Freiheit empört; es stürmte seine Wohnung und wendete sich jetzt bloß aus Haß gegen Ryhove zum Prinzen. Dieser erschien ohne bewaffnete Macht in Gent und gewann so die Neigung des Volkes für sich. Die Duumvirn flohen. Hembyse ward später von den Geusen zurückgerufen, allein des Einverständnisses mit den Spaniern verdächtigt, fiel er zur Strafe seines Verrathes 1584. Noch in demselben Jahre zog der Prinz von Parma mit den gesammelten Kräften Flanderns vor Gent und zwang es zur Capitulation. Die Protestanten wurden vertrieben und somit glaubte man, die Neuerungssucht und das Verbrechen unterdrückt zu haben.

In der That war unter Albert und Isabella ganz Flandern beruhigt, es war die Ruhe der Erschöpfung, der Friede des Todes. Daß Flandern später durch Ludwigs XIV. ehrsüchtige Ränke der Tummelplatz eines kriegerisch bewegten Lebens war, beweist nicht, daß der Tod nicht mehr dort seine Heimath hatte. Mit den Zeiten eines freien Bürgerthums hat Flandern aufgehört, eine selbstständige Potenz zu seyn, und wenn Gent in Folge der Neuerungen Kaiser Josephs in den Jahren 1789 und 1791 den alten Traum der Freiheit wie eine alte Kindheits-Erinnerung träumen wollte, so konnte das nur das Hirngespinst eines Schläfers seyn. Es galten längst andere Interessen in der Welt; die Französische Revolution, in der es sich keinesweges bloß um die Freiheit und Gerechtsame eines tiers-état handelte, verschlang alle andere Bewegungen, wie ein Strom, der die kleinen Bäche sämmtlich verschlingt. Gent konnte nur noch ein Pflanzenleben führen, fleißig arbeiten in Wolle und Seide, auch das Familienglück konnte gedeihen, aber politische Fragen konnten auf diesem Schauplatze nicht mehr zur Entscheidung gebracht werden.

T ü r k e i.

Ein Volksfest in Konstantinopel.

(Schluß.)

Wir haben bisher noch gar nichts von dem Brautpaare des heutigen Festes gesagt. Was könnten wir auch von der Braut sagen? Sie heißt Sultanin Saliche. Das ist Alles. Ohne Zweifel ist sie, während der Dauer dieser Feste, in dem Kaiserlichen Harem von den Harems der Paschas und der Minister umgeben, schwimmt in einem Meere von Begrüßungen und Wünschen, und athmet in einer von Weihrauch und Rauchwolken angefüllten Atmosphäre; ohne Zweifel kramt sie vor geblendeten Augen die Herrlichkeiten und den Luxus einer Braut aus, und sucht die Toilette anzuprobiren, welche, wie man sagt, für sie aus den berühmtesten Moden-Niederlagen in Paris verschrieben worden, während sie vielleicht die launenhafte Kunst der Europäischen Civilisation belächelt. Wir unsererseits, wir fügen den vielen ihr dargebrachten Wünschen für ihre Glückseligkeit auch die unsrigen bei: denn wir glauben, daß ihre Hochzeit, die mit so viel Pomp und Glanz gefeiert worden ist, auch viel zur Erhöhung der Würde ihres Geschlechts in der Türkei beigetragen haben wird.

Was den Bräutigam anbelangt, welcher bei dieser Heirat nur die zweite Rolle spielt, so ist es Halil Pascha. Er wird als ein mit den Sitten und Sprachen der Europäer sehr bekannter Mann bezeichnet, der zugleich einen guten und liebenswürdigen Charakter besitzen soll. Der hohe Rang, zu dem er aus einem niedrigen Stande erhoben worden ist, ließe bei ihm mehr als mittelmäßige Verdienste voraussetzen, wenn man nicht wüßte, daß er sein Emporkommen bloß der Gunst des Seraskier Pascha zu verdanken hat, dessen Adoptivsohn er ist. Eine solche Adoption ist bei den Türken etwas Gewöhnliches, und hat bisweilen ehrbare Gründe; die gegenwärtige hat aber einen weniger reinen Grund. Es ist bekannt, daß Halil Pascha in seiner frühen Jugend sich in dem Harem des Seraskier befunden hat. Dergleichen kommt hier häufig vor, und trägt oft Vieles zum Avancement in der Armee bei.

Endlich kam der 13te Juni (1834). Am Abend vorher hatte man mit vielen Ceremonien die Schätze und die angehäuften Geschenke in den Palast der Prinzessin gebracht, so wie alle die Gegenstände, welche für ihre Person und ihr Haus dienlich waren, Ausstattung, Wäsche, Toilette, Küchenutensilien 2c.; hundert Maulthiere, fünf Equipagen, 25 Fourgons und 30 Wagen, begleitet von einer Eskadron Kavallerie, dienten zu diesem Transporte. An diesem Vormittage sahen wir, aus dem Kaiserlichen Palaste kommend und durch die von der Esplanade bis zu den benachbarten Abhängen gebildeten Militairlinien uns bewegend, den Generalstab, der am Bosporus kantonnirenden Truppen; die Paschas, die Minister im halbeuropäischen Kostüme, die höchsten Glieder der Ulemas, die treuen Bewahrer der alten Tracht, den Großmufti in einem weißen, mit einer goldnen Binde bekrönten Turban und in einen weiten weißen Mantel gehüllt und ihm zur Seite den Großwesir, beide lebendige Ruinen des alten Ottomanischen Reichs; hinter ihnen kam der Seraskier, in dessen Händen jetzt das ganze Gouvernement sich befindet, ein Mann von achtzig Jahren, mit rothem Gesichte, weißem Barte und frischer Geisteskraft, von kurzer Taille und starker Beleibtheit; dann nach Europäischer Art gearbeitete und mit vier und sechs Pferden bespannte Wagen, worin die nach der Landessitte gekleideten und verschleierten Hofdamen saßen, an deren Kutschenfenster die Schaar der schwarzen Verschnittenen in einem glänzenden Aufzug ritt. Inmitten dieser Equipagen figurirte ein von Gold funkelnder Wagen, ein Geschenk des Kaisers Nicolaus an den Sultan Mahmud, und hinter den Vorhängen dieses Wagens saß die Kaiserliche Jungfrau, die heutige Braut, versteckt. Endlich, nach einer langen Reihe von sorgfältig verschlossenen und auch mit Damen besetzten Kaleschen beschlossen zwei Eskadronen Uhlanen den Zug. Dieses Gefolge geleitete die Sultane nach ihrem Palaste, an dessen Schwelle ihr Bräutigam sie erwartete, und alles war damit beendigt.

Gegen die letzten Tage dieses Festes sprach man wieder von einer nahen Blockirung der Dardanellen durch die Englisch-Französische Flotte. Was wird aus der Türkei werden, und was wird Europa machen? Das ist beständig die Frage hier und auswärts. Uns scheint es, daß das Abendland heute eben so verlegen wegen des Ottomanischen Reiches ist, wie es vor beinahe vierhundert Jahren wegen des Byzantinischen Reichs war. Die Parallele ist frappant! Es will es jetzt unterstützen, und hat doch den Anfang damit gemacht, seine Kräfte eigenhändig zu brechen; so machte es auch damals der Occident mit dem Orient. Es will es vor einem gemeinschaftlichen Feind retten, und es bringt in diesem ihm bewilligten Schutze nichts, als eine unentschlossene Uebereinstimmung, ohne Vertrauen auf seine eigenen Kräfte, und ohne Vertrauen des Schützlings auf seine Hülfe. Und so machte es gerade das Occidentalische Reich mit dem Morgenländischen. Vergebens schwört die Ottomanische Macht sich selber ab, um die abendländische Civilisation zu ergreifen, vergebens strebt sie, sich in aller Eile zu europäisiren, um von Europa wie ein Bruder behandelt zu werden; sie selbst zweifelt an dessen Stütze, und unterwirft sich, gleich einer Fatalität, der Allianz eines alten Feindes. Und so handelte auch die Orientalische Macht in Ansehung der Occidentalischen, sie wurde lateinisch, um nicht erobert zu werden, und doch konnte sie nicht dem Feind entgehen, welcher an ihren Thoren lauschte.

Es nahen große Begebenheiten. — Es sind acht Jahrhunderte, da zog sich ein Nomadenstamm aus der Tiefe seiner Steppen, an den Wällen der Orientalischen Hauptstadt zusammen, vertauschte seine Zelte mit Palästen und schrieb die Namen seiner Chane zur Seite derjenigen des Cyrus, des Alexander und des Constantin. Jetzt scheint dieser Tartarstamm im Verfalle zu seyn, und sich von allen Seiten Conspirationen ausgesetzt zu sehen. Er hatte seine Dynastieen auf die Throne von Samarcand, Ghizne, Ispahan, Bagdad, Delhi, Peking, Jerusalem und Konstantinopel gesetzt; von den Mauern Chinas nach Moskau und den Gränzen Deutschlands, und von Kobira bis zu der Meerenge von Gibraltar, hatte er seine Macht fortgepflanzt oder seine Herrschaft eingeführt. China hat gegen die von ihm eingesetzten Herren sich aufgelehnt; von den Kaisern von Delhi hat England nur noch ein bloßes Phantom gelassen; Aegypten und Arabien haben sich durch die Kühnheit Mehmed Ali's emancipirt, welcher wohl fühlt, daß seine Macht nicht eher ins Leben treten kann, bis sich in ihm oder seinen Nachfolgern das Arabische Genie verkörpert hat. Frankreich hat den Dey von Algier besitzlos gemacht; die Deys von Tripolis und Tunis sind hart bedroht; und endlich der Sultan von Konstantinopel, so wie der Schach von Teheran wanken schon, und der Russische Adler breitet seine Flügel über den Einen wie über den Anderen aus, als ob für ihn der Zeitpunkt da wäre, mit dieser Race auch den alten Streit aufzuheben, und die Verheerungen ihrer Horden dadurch zu rächen, daß er über die von ihnen beiderseits unterjocht gewesenen Städte das Licht der Europäischen Civilisation scheinen läßt. — So weit ist es in diesem Augenblick gekommen, daß die tapfersten Völker, um sich zu erhalten, des fremden Schutzes nöthig haben.

(E. Barrault. R. d. d. M.)

E n g l a n d.

Ireland in 1834. A Journey throughout Ireland etc. (Eine Reise durch Irland, im Frühling, Sommer und Herbst des Jahres 1834.) Von Heinrich D. Inglis, Verfasser von „Spanien im Jahre 1830" u. s. w. 2 Bde. London, 1834.

Für diejenigen, welche Irland bereits kennen und mit den Irischen Sitten vertraut sind, hat die Art, wie einige Reisende ihre Beobachtungen über jenes Land mittheilen, viel Belustigendes. Sie sprechen von den gewöhnlichsten Dingen mit Bewunderung und beschreiben triviales Zeug mit solcher Umständlichkeit, als hätten sie eine Entdeckung gemacht. Wen kann es z. B. interessiren, daß die Bewohner einer Irischen Baronie blauen, und die einer anderen grünen Fries tragen, sobald es nicht auf die Farbe des Frieses, sondern auf die Mittel ankommt, wie man sich Kleidung verschafft? Herr Inglis verwundert sich gar sehr, wenn er in der Gegend von Wexford Pferde aus einem großen Eimer Milch trinken sieht! Es würde ihn sonder Zweifel in eben dem Grade befremdet haben, wenn er gesehen hätte, daß man die Pferde in Deutschland häufig mit Roggenbrod füttert, welches die Stallknechte zerschneiden und in die Tröge werfen. Sir John Carr füllte sein ganzes Tagebuch mit Kleinigkeiten dieser Art, und machte sich dadurch auf

ewige Zeiten lächerlich. Der Gedanke, als hätten die Irländer ganz absonderliche Sitten, und als wäre jeder Brauch, den ihre Armuth ihnen aufzwingt, für den gebildeten Engländer eine Kuriosität, ist wahrhaft abgeschmackt.

Doch müssen wir zum Ruhme des Herrn Inglis sagen, daß er im Ganzen nur selten bei Kleinigkeiten verweilt. Je besser er die Irländer kennen lernt, desto weniger staunt er über oberflächliche Kuriositäten, und überhaupt muß man zugeben, daß er so viel Unparteilichkeit zeigt, als ein Engländer, der Irland zum ersten Mal besucht, nur besitzen kann.

Herr Inglis war mit einer Menge Empfehlungs-Schreiben versehen. Er besuchte Katholiken und Protestanten, Repealer's (Widerrufer der Union mit England) und Anti-Repealer's, merkte sich die Ansichten und Meinungen beider Parteien, und bewahrte mitten im Konflikte untreuer Darstellung seine Selbstständigkeit. Wo er nur hinging, hörte er, was Jedermann zu sagen hatte, prüfte die Thatsachen selbst und verbesserte die Irrthümer aus eigener Erfahrung. Es ist nur allzu wahr, daß Irland mehr in sich selbst zerrissen ist, als irgend ein anderes Europäisches Land. Eine und dieselbe Thatsache wird von zwei Berichterstattern, die verschiedenen Factionen angehören, ganz verschieden dargestellt. Die Irischen Zeitschriften liefern traurige Belege zu dieser Wahrheit. Die Evening Mail behauptet Etwas, dem die Evening Post direkt widerspricht, das Freeman's Journal tadelt die Aufführung eines Beamten, den das Packet mit gleicher Wärme in Schutz nimmt. Wie soll man aber bei so bewandten Umständen wissen, woran man sich zu halten hat, wenn uns nicht ein hellsehender und unparteiischer Beobachter zu Hülfe kommt?

Die Reise des Herrn Inglis ging von Dublin aus durch Wicklow und Wexford nach Süden. In der Grafschaft Wicklow, die zunächst an der Hauptstadt liegt, hoffte er, einigen Wohlstand unter dem Landvolk zu finden. Man höre seine eigenen Worte.

„Eines Nachmittags ging ich eine Bergstraße hinan, und erreichte bald ein kleines Thal mit mehreren zerstreuten Hütten, von denen ich drei besuchte."

„Die erste war eine Lehmhütte, nur ein einziges Gemach, das weder gegen den Wind noch gegen Wasser geschützt werden konnte. Der Boden war außerordentlich feucht. Der Hausrath bestand aus einer Bettstelle mit sehr dürftigem Bettzeug, einer hölzernen Bank und einem eisernen Topfe. Heiße Asche von etwas Ginst glimmte am Boden — kein Kamin und kein Fenster! Die Abgabe von dieser armseligen Hütte, zu der keine Spanne Ackerland gehörte, betrug zwei Pfund."

„Die nächste Hütte, in die ich trat, lag am Abhang des Hügels; an Form und Material war sie der anderen gleich. Darin fand ich ein Weib mit ihren vier Kindern. Den Hausrath bildeten zwei Bettstellen, ein Stuhl, eine kleine Bank und ein Topf. Auch hier lag etwas glimmende Asche von Ginst, dem einzigen Brennstoff der Armen in dieser Gegend. Die Kinder waren in bloße Lumpen gehüllt, und die Mutter bedauerte, daß sie ihre Kleinen aus diesem Grunde nicht in die Schule schicken könne. Der Mann dieser Frau war ein Ackerbauer, der sich täglich sechs Pence verdiente. Nun aber betrugen die Abgaben von dieser Hütte achtzig Sechspence-Stücke; demnach absorbirten sie einen Lohn von achtzig Tagen und die arme Familie hatte nur 4½ Pence (3¾ Sgr.) zu ihrem täglichen Unterhalt. Eine Metze Kartoffeln kostet schon vier Pence."

„Die dritte dieser Hütten war noch dürftiger ausgestattet: hier sah ich nur einen Stuhl und einen Topf — keine Bettstelle und nicht einmal etwas Feuer. In diesem elenden Winkel steckte eine sauber gekleidete Frau mit fünf Kindern; ihr Mann war ebenfalls ein Ackerknecht, der jeden Tag sechs Pence verdiente. Diese Familie hatte ein Schwein gehabt, das aber vor wenigen Tagen als Abgabe weggeschleppt worden war. Dem Gutsherrn konnte man das nicht verargen; er war ein sehr kleiner Pächter, dem es nicht weniger sauer wurde, seine Abgaben herbeizuschaffen.

„Diese Schilderung mag für tausend andere hier stehen; wir brauchen nur hinzuzufügen, daß das Elend in den südlicheren und westlicheren Distrikten noch entsetzlicher ist."

Ohne Zweifel sind alle Freunde der Irischen Nation darin einverstanden, daß Mangel an Arbeit die Urquelle der Armuth sey. Die Engländer lassen sich gewöhnlich davon abschrecken, in Irland Kapitalien anzulegen, aber mit großem Unrecht. Folgendes ist vielmehr ein Beweis davon, wie viel Gutes auf solchem Wege gestiftet wird. In dem Dorfe Mayfield (Grafschaft Waterford) besuchte der Verfasser eine Baumwollen-Fabrik, die ein Quäker errichtet hat. Man höre nur seine Beschreibung derselben:

„Ich fand nicht weniger als 900 Personen beschäftigt: unter diesen waren sehr viele junge Leute. Der Lohn der Knaben und Mädchen betrug wöchentlich von zwei bis sieben Shilling; Erwachsene konnten leicht ein Pfund verdienen. Seit der Stiftung dieser Manufaktur hat sich in der Umgegend Vieles auffallend verbessert; nicht bloß in der Wohnung, sondern auch in den Speisen ist eine große Veränderung eingetreten, und wenn gleich hoher Tagelohn zu Ausschweifungen im Trunk ermuntert, so ist es wenigstens faktisch, daß in dieser Fabrik keine Stunde Arbeit verloren geht. Der Calico, den man hier fabrizirt, findet guten Abgang, nicht bloß in Irland, sondern auch in England, und wetteifert mit den Fabrikaten von Manchester." — —

Dieser erfreulichen Notiz ist aber eine andere von betrübender Art angehängt. Die Familie Lord Waterford's hat den Versuch gemacht, die Mühlendämme zu zerstören, und beruft sich dabei auf die Rechte der Landbesitzer. Dadurch wird eine ergiebige Quelle von Beschäftigung, die dem armen Lande so wohl thut, verstopft.

Das Schwein ist, wie es scheint, der nothwendigste Artikel und die erste Bedingung des Wohlstandes der Bauern. Der Verfasser überzeugte sich davon, als er in Irland herumwanderte.

„Es war mir anfangs ein unbehagliches Gefühl, wenn ich an der Thür einer Hütte ein Schwein erblickte, und ich glaubte, hierin ein Zeichen des Elends ihrer Bewohner zu sehen; bald aber freute mich dieser Anblick, und ich bedauerte die armen Leute, die keine Schweine besaßen, von Herzensgrund. Wo ein Schweinstall zum Vorschein kam, war Alles besser." Das größte Beispiel von Wohlstand sah der Verfasser in Thomas-town, wo eine Familie im Besitz dreier Schweine war!

Die vielen Auswanderungen haben Irland unberechenbaren Schaden gethan. Eine Maßregel, die Kraft genug hätte, die Emigrirten zurückzurufen, würde zu Irlands künftigem Wohlstand einen vortrefflichen Grund legen; allein welche Maßregel!

Die Stadt Callen und ihre Umgebungen sind durch Emigrationen erstaunlich herabgekommen. Lord Clifden bezieht aus diesem Distrikt an Zöllen und Abgaben jährlich 20,000 Pfund. In welchem Zustande sind aber Stadt und Vorstädte!

„Ich spazierte", erzählt der Verf., „in den Vorstädten herum, und sah die Leute aus ihren Löchern hervorkriechen — denn die dortigen Hütten sind wahre Löcher, in denen höchstens etwas Stroh liegt und ein zerbrochener Stuhl steht. Da erblickt man keine Spur von Bequemlichkeiten des Lebens oder von Civilisation; die Einwohner müssen oft im buchstäblichen Sinne des Wortes verhungern, oder sie halten Leib und Seele nur nothdürftig zusammen. In dieser Stadt, die über 4000 Bewohner zählt, sind wohl tausend Menschen ohne regelmäßige Arbeit, sechs- oder siebenhundert ganz nahrungslos, und über zweihundert Personen wirkliche Bettler, d. h. außer Stande, zu arbeiten."

Wie andere Reisende in Irland, so bezeugt auch Herr Inglis die Gleichgültigkeit, mit der man in seiner County von Daniel O'Connell spricht. Man lese nur Folgendes:

„Der größere Theil des O'Connell'schen Eigenthums steht unter Ober-Gutsbesitzern (head landlords), und er selbst ist nur ein vermögender Mittelmann. Unweit Cahir-siveen liegt das Geburtshaus des großen Volks-Bewegers. Es ist ein verfallenes Gebäude in einem Hohlgrund an der Straße. O'Connell ist in seiner eigenen County viel weniger populair, als anderwärts. Fragst Du einen Gastwirth oder eine Frau Wirthin nach ihm, so heißt es wohl: „„O! der ist von allen Gutsherren der scharmanteste — er reicht den Kindlein die Hand und hat so wenig Stolz, daß er sogar mit einer Gastwirthin Thee trinkt."" Tritt aber dann in eine Bauerhütte, deren Eigenthümer zu O'Connell's Vasallen gehört, und stelle ihm dieselbe Frage: der wird sich hinter dem Ohr kratzen und wenig Gutes sagen." — —

In einer allgemeinen Schilderung der Irischen Bauern wirft Herr Inglis diesen Leuten vor, sie seyen fähig, falsche Eide zu schwören, wenn es ihrer Sache dienlich wäre Dies mag leider wahr seyn; aber man vergesse auch nicht die Ursachen solcher moralischen Entartung. Es ist eben so wahr, daß die Priester in Irland frühe Heirathen ermuthigen, weil ihre Einkünfte dadurch vermehrt werden. Wie wohlthätig würde es wirken, wenn man diesem heillosen Mißbrauch, der eine so ergiebige Quelle des Lasters und Elends eröffnet, endlich steuerte!

Bibliographie.

The history of Evesham. (Geschichte der Stadt Evesham.) Von George May.

The practical elocutionist. (Der praktische Lehrer der Aussprache.) Von Alexander Bell.

Hyacinthe — oder der Kontrast. Moralische Erzählung.

On the management of bees. (Ueber Bienenzucht.) Von Bagter. 6½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Zur Statistik von Frankreich. Vertheilung der Staats-Abgaben in Frankreich auf die Bevölkerung und den Flächenraum; erstere zu 33 Millionen und letzterer zu 27,000 □Lieues oder 53,325,000 Hektaren angenommen.

Art der Abgabe.	Ausgeworfene Summe nach dem Budget von 1834.	Kommen auf den Einwohner auf das Jahr.	Kommen auf die □Lieue.
Grundsteuer	245,311,154 Fr.	7 Fr. 44 C.	9,093 Fr. — C.
Person- u. Familiensteuer	51,165,000 „	1 „ 55 „	1,895 „ — „
Thür- und Fenstersteuer	26,830,000 „	0 „ 81 „	993 „ 70 „
Patentsteuer	29,818,500 „	0 „ 98 „	1,104 „ 37 „
Tranksteuer	87,000,000 „	2 „ 64 „	3,222 „ 22 „
Salzsteuer	62,200,000 „	1 „ 88 „	2,303 „ 70 „
Tabacksteuer	68,000,000 „	2 „ 6 „	2,518 „ 57 „
Stempelsteuer	32,870,000 „	1 „ — „	1,217 „ 40 „
Lotterie	32,000,000 „	0 „ 98 „	1,185 „ 18 „
Ueberhaupt	635,394,654 Fr.	19 Fr. 26 C.	23,533 Fr. 14 C.

Auf ein Departement im Mittel 7,388,310 Fr.

— Täglicher Brief-Verkehr der Haupt-Post-Aemter von London und Paris.

	Paris.	London.
Eingang von in- und ausländischen Briefen . .	32,000	35,000
Eingang von Briefen mit der Stadtpost	15,600	40,000
Besorgung von Briefen nach dem In- und Auslande	70,000	45,000
Tageblätter	85,000	90,000
Summa des täglichen Post-Verkehrs	202,000	210,000.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Freitag den 9. Januar 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Einige Worte in Bezug auf diese Rubrik überhaupt. — Deutsche Erklärer des Shakespeare. — Schiller in Nord-Amerika. — Mistreß Jameson über Ludwig Tieck.

Es ist hier und da die Bemerkung gemacht worden, daß es leicht als eine kleinliche Coquetterie erscheinen kann, sich nach Deutscher Literatur im Auslande, nach ausländischem Lobe des Einheimischen so begierig umzusehen, daß für die Ergebnisse solcher Forschungen eine eigene Rubrik gemacht wird. Allerdings wäre es dies; ja, nicht bloß kleinlich, sondern abgeschmackt verdiente ein bloßes Haschen nach ausländischen Redensarten, oder die Freude darüber, genannt zu werden, wenn eben darin der Zweck des gegenwärtigen von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Artikels bestände. Wir sind jedoch so weit davon entfernt, auf derlei Buhlschaft in der Fremde auszugehen, daß wir vielmehr, wie einst Napoleon vom Französischen Reiche, geneigt sind, von der Deutschen Literatur zu sagen: „Sie braucht eben so wenig anerkannt zu werden, als die Sonne; der ist blind, der es nicht thut." Also nicht Komplimente, nicht Anerkennungen suchen wir auf; uns ist es vielmehr nur um jene Wechselwirkungen unserer Literatur auf die des Auslandes zu thun, so weit sich diese nämlich positiv erkennen und nachweisen lassen; denn die unmerklichen Uebergänge und Einflüsse einer Europäischen Literatur auf die andere sind bei den gesteigerten geistigen Verbindungen der neueren Zeit so zahlreich geworden, daß wir die Gedanken in ihrer Geburtsstätte aufsuchen müßten, wenn wir die Spur aller solchen nationalen Wechselwirkungen verfolgen wollten.

„Das Feld, auf dem unsere Zeitschrift sich bewegt, die Literatur des Auslandes, weist uns übrigens auf die Rubrik an, die uns von einigen sonst gar wohlmeinenden Lesern derselben zum Vorwurfe gemacht wird. Der Boden, in welchem wir wurzeln, mit unserem ganzen Fühlen und Denken, ist und bleibt der Deutsche, wenn gleich es nur exotische Pflanzen sind, die wir ihm anvertrauen. Es wäre ja nichts als eine Fröhnung jener widerwärtigen Ausländerei, welche mit Recht ein Mal zum Gespött der „Teutschen" wurde, die andererseits freilich wieder zu weit in ihrer Inländerei gingen, wenn wir nicht bei Allem, was wir im Auslande suchen und wählen, von dem Gedanken durchdrungen wären: „Welche Beziehung hat dies zu unserem Vaterlande?" Wo aber fände sich diese Beziehung stärker, als in den durch unsere Literatur hervorgerufenen Aeußerungen — gleichviel ob bloß kritischen oder schon im nachgeahmten Kunstwerke sich darstellenden — des Auslandes! Und wäre es selbst, was wir keinesweges zugeben, eine Schwachheit, die heimische Schöne auch in der Fremde gern bewundert zu sehen, oder auf den Tadel der Letztern ein größeres Gewicht zu legen, als er vielleicht verdient, so würde dies eine Schwachheit seyn, die wir Deutsche mit allen anderen Nationen theilen. Man erinnere sich nur, welches Aufsehen noch erst ganz kürzlich in Frankreich die geharnischte Kritik der Edinburgh-Review über das neuere Französische Drama gemacht hat. Kein Französisches Journal — welcher Partei es auch angehören mochte — übersah den Angriff, der fast als eine Nationalsache angesehen wurde.

Die Engländer haben die Deutsche Kritik ihres Shakespeare — wenn sie auch nicht, wie manche Enthusiasten es auszusprechen wagten, dadurch erst ihren Dichter recht kennen lernten — immer sehr hoch gestellt, und sind über jene verständige Anerkennung ihrer schönsten Kunstwerke eben so mit Recht erfreut gewesen, als sie Voltaire's unverständige Persiflage mit einem, noch heutzutage nicht besiegten Abscheu vor dem genialen Franzosen erwiederten. Es verdient daher eine Stimme aus England, die zum ersten Mal entschieden gegen das Deutsche Verständniß Sheakspeare's auftritt, hier gehört zu werden. Die Quarterly-Review sagt in einem ihrer letzten Hefte (August 1834.): „Das Studium des Shakespeare ist unter allen literarisch gebildeten Leuten in Deutschland zur Mode geworden und einige Deutsche haben gar geschriebte und vortreffliche Sachen über ihn geschrieben. Es scheint uns jedoch, als ob selbst die besten unter diesen Kritikern ihren Gegenstand nicht völlig verstanden hätten. Sie erkennen nicht jene absolute Einheit der Gattung in Shakespeare's intellectuellem Verfahren, und von den übrigen Schöpfern des Englischen Dramas scheinen sie wenig oder gar nichts zu wissen. Tieck ist, wie wir glauben, der erste Deutsche, der sich mit einigen von Shakespeare's großen Zeitgenossen, mit Ben Jonson, Beaumont und Fletcher und Massinger — diesen Riesen überall, wo Shakespeare nicht dabei ist — etwas bekannter gemacht hat und selbst Tieck's Kenntnisse in diesem Fache stammen erst aus neuerer Zeit her. Sein Freund und Mitarbeiter, August Wilhelm Schlegel, geht, wenn wir uns recht erinnern, auf wenigen eiskalten Seiten von Shakespeare zu Dryden und Otway über.*) Dieser berühmte Kritiker ist so außerordentlich oberflächlich in Bezug auf jene Meister des romantischen Dramas, Beaumont und Fletcher, daß wir uns genöthigt sehen, ihn zu beschuldigen, er habe, als er seine „Dramatische Literatur" schrieb, ihre Werke noch gar nicht gelesen gehabt. Uns scheint es, daß Schiller in seinem Genius etwas hatte, das ihn im Ganzen mit der Universalität Shakespeare's viel verwandter machte, als irgend einen anderen Deutschen Dichter. Was Tiefe der Gedanken, Fruchtbarkeit der Phantasie und Schöpferkraft der Einbildung betrifft, so findet freilich kein Vergleich statt, aber Schiller hatte, wie Shakespeare, jenes allgemein menschliche Gefühl, das nicht zu hoch und nicht zu niedrig gestimmt ist, jenen gemeinsamen Ton der Gattung, zu welcher er selbst gehörte, und vermöge dessen er in der Reife seiner Fähigkeiten im Stande war, seinen Landsleuten aus jedem Kreise ein historisches Drama von höchster Vortrefflichkeit und von dauerndem nationalem Interesse zu liefern."

Wir wollen dahin gestellt seyn lassen, ob Schiller, der Dichter des Idealen, durch diese Vindizirung eines populairen Tones richtig aufgefaßt wird, ja, ob nicht vielmehr diejenigen Eigenschaften, die er, dem Englischen Kritiker zufolge, nicht mit Shakespeare gemein haben soll, seine hervorstechendsten und bezeichnendsten waren; da wir jedoch hier ein Mal zu Schiller geführt worden sind, so sey es uns gestattet, ein fernher über den Ocean gekommenes Urtheil eines Nord-Amerikaners über ihn unseren Lesern mitzutheilen. Wir werden finden, daß der Amerikaner den Deutschen Dichter mitunter treffender aufgefaßt hat, als der Brite, der diesen vielleicht, ja höchst wahrscheinlich, nur aus Coleridge's Uebersetzung von Schillers Wallenstein kannte.**)

Schiller's Wallenstein ist bekanntlich weit früher in's Englische übersetzt, als Göthe's Faust oder Wilhelm Meister. Wollte man aber, in Ermangelung einer Uebersetzung sämmtlicher Werke der beiden Deutschen Dichter, einzelne Hauptwerke hervorheben, aus denen das Verständniß der Eigenthümlichkeit beider Poeten am meisten möglich wäre, so dürften gewiß die beiden Werke von Göthe und von Schiller, Götz und Wallenstein, als solche zu bezeichnen seyn. Götz von Berlichingen, der schon frühzeitig im Englischen, von Walter Scott übersetzt, erschien, gehörte einer Richtung des Dichters an, in der er sich zu dem Koryphäen des Britischen Dramas hinüberneigte, die er jedoch später nicht weiter verfolgte.***) So konnte Göthe weniger als Schiller in England bekannt seyn, dessen Poesie schon durch das ideale Gewand, das sie ihren Gestalten verlieh, mehr allgemein menschliche Situationen zum Gegenstande hat und somit schneller Eingang finden konnte im Auslande. Ein Verständniß des „Faust" setzt schon eine Kenntniß der metaphysischen Tendenzen, die sich im Deutschen Geistesleben geltend machen, voraus, der vielen Schwierigkeiten in technischer Hinsicht nicht zu gedenken, und auch „Wilhelm Meister" ist zu sehr der Roman des echt Deutschen Lebens zu Ende des vorigen Jahrhunderts; er wurzelt zu sehr in dem Boden nationaler Zustände, als daß wir es unerklärlich finden könnten, wenn wir sehen, daß Schiller's Dramen weit früher im Auslande bekannt wurden. Der Gedanke einer Welt-Literatur ging allerdings von Göthe aus; kritisch nahm er Theil an den Erzeugnissen des Auslandes, und auch in seiner eigenen Produktivität gleicht er der Sonnenblume, die dem Geiste fast aller Nationalitäten ihr Haupt zuwendet und vom Orient bis zum Occident die Bahn des Tagesgestirns verfolgt. Schiller schrieb dagegen von Anfang an für die Welt, für die Gesammtheit des Geschlechts; sein Standpunkt ist durchaus mehr universell; die Reden seiner Helden, diese mögen Karl Moor, der Sohn einer verwilderten Deutschen Romantik, oder der Spanische Prinz mit seinem kosmopolitischen Freunde, oder der Schweizerische Freiheitsheld seyn, sind überall Appellationen an die ganze Menschheit.

So wird es erklärlich, daß Schiller's Poesie in ihrer Eigenthümlichkeit mehr vom Auslande bis jetzt aufgefaßt ist, als es bei Göthe's vielgestaltiger Produktivität, deren verschiedene Richtungen von fern be-

---

*) Der dreizehnte Abschnitt von Schlegels Vorlesungen „über dramatische Kunst und Literatur" ist fast ganz den Vorgängern und Zeitgenossen Shakespeare's gewidmet; der Engländer hat Unrecht, wenn er in einem Kompendium, das den Literaturen aller Zeiten und aller Länder bestimmt ist, die ausführlichste Behandlung eines kurzen Abschnittes der Englischen Bühnen-Geschichte erwartet. Shakespeare selbst hat bekanntlich bei Schlegel die verdiente ausführliche Würdigung gefunden. J. L.

**) Der Rezensent in der Quarterly Review knüpft auch die oben mitgetheilten Bemerkungen an eine Rezension über Coleridge's „Poetical works".

***) Vom Werther existiren in England zwei Uebertragungen: „The sorrows of Werther" und „The sufferings of the young Werther". Die erstere konnte, da sie aus dem Französischen übersetzt wurde und also falsche Zuthaten erhielt, nicht sehr vortheilhaft aufgenommen werden.

trachtet kaum einer einzigen Persönlichkeit anzugehören scheinen, der Fall seyn konnte.

Um einen Dichter nicht bloß in einzelnen Werken, die sein Wesen nur fragmentarisch zur Erscheinung bringen, sondern in seiner Gesammtheit zur Anerkennung und zum Verständniß zu bringen, sind Lebensbeschreibungen eine wesentliche Bedingung. In Bezug auf Göthe thut dies den Franzosen und Engländern doppelt Noth; allein auch hier ist Schiller weit mehr schon der Gegenstand eines allgemeineren Interesses bei beiden Völkern geworden, und eine Biographie, die in London erschien, hat in Amerika (in Boston) eine neue Gestalt gewonnen.*) Das letzte Juli-Heft der Nord-Amerikanischen „Review" giebt in einem umfangreichen Bericht einen Auszug aus dem Werke, welcher die erfreulichen Beweise dafür liefert, daß Schiller auch im fernen Welttheile bereits als ganze Dichtergestalt betrachtet wird.

Die dreißig Seiten lange Abhandlung enthält natürlich über Schiller Angaben, Züge, Mittheilungen und kritische Ansichten, die uns sämmtlich genauer und sicherer zu Gebote stehen; allein die einleitenden Betrachtungen über das Wesen und die Functionen des Dichters und der Poesie im Allgemeinen sind doch von der Art, daß das Deutsche Publikum nur mit Vergnügen Andeutungen darüber aufnehmen wird, sey's, um die Einsicht zu gewinnen, wie wichtig die Deutsche Dichtkunst dem Auslande erscheint, sey's, um zu erfahren, welche Ehren-Denkmale gerade Schiller auch jenseits des Oceans geistig errichtet werden. Die Deutsche Poesie wird die Reise um die Welt machen, und Schiller allein ist schon mächtig genug, ein ganzes Volk zu bilden und ihm durch seine Welt-Anschauung einen hohen Platz im Reiche des Schönen und Wahren zu verschaffen.

Die Abhandlung beginnt mit dem Satze: „Dichter sind die Priester der Natur!" Wie treffend für Schiller insbesondere. Er spricht zur Gesammtheit, er ist ein Redner des Volkes, und man hat ihn mit großem Rechte den Deutschen Pindar genannt; dabei wägt er aber stets das Ewige auf seiner Zunge, ein allgemeiner Gedanke, der das Tiefste erfaßt, steht immer im Hintergrunde seiner Rede; deshalb ist er wesentlich ein Priester. „Der Dichter spricht immer in Musik zum Herzen", heißt es weiter; „er erzieht und bildet das Herz, wie die Amme den Säugling mit Gesängen wiegt und seiner halb mit Schlaf umhüllten Seele die ersten Ahnungen von einem bewußten Daseyn beibringt. Der Dichter weiß am tiefsten die Geheimnisse des Seelenlebens, er dringt am innigsten in den Sitz, in die Quelle der Gefühle, er analysirt, deutet, ruft sie auf, er ist der Schöpfer und der Interpret des menschlichen Geistes."

„Was der dichterische Genius weiß, wird Alles Gemeingut. Der wissenschaftliche Genius fördert nicht immer, was er aus dem Schachte der Weisheit hervorzieht, zum allgemeinen Besten an's Tageslicht; alle Wissenschaften sind, gegen die Poesie betrachtet, Geheimnisse weniger Berufenen. Zur Theilnahme an dem, was der Dichter gefühlt, gelebt, geweint, gejubelt und gelitten, ist Jedermann berufen; Jeder hat im Dichter den Vertreter seiner eigensten Interessen. Der Entwickelungs-Gang des dichterischen Geistes ist ganz derselbe, wie der des Menschen an sich, nur daß jener im Zusammenhange bleibt mit dem Ewigen und, von der Fülle der Erscheinungen der endlichen Welt wohl begeistert, entzückt und fortgerissen, doch nie die ewigen Urbilder des Daseyns vergißt; sie stehen im Hintergrunde seiner Seele."

„Der wahre Dichter ist ein Dolmetscher der Wahrheit. Daß er der Schönheit huldigt und Alles, was seiner Lippe entströmt, in anmuthigen geschmeidigen Tönen an unser Ohr und in unser Herz dringt, hat nur darin seinen Grund, daß die Wahrheit selbst die Urschönheit ist. Das Wahre ist sein Erstes, die Schönheit sein Zweites; jenes sein Gehalt, diese seine Form. Sucht der Dichter bloß schöne Form, so giebt er das Höchste seines Berufes auf; er tritt in die Reihe der Artisten, der Kunstarbeiter für die Anmuth und Bequemlichkeit des Lebens. Die Poesie ist dann nur eine mechanische Kunst."

Wenn es dem Deutschen Leser auffallen sollte, solche Worte aus Nord-Amerika, dem Lande der kaufmännischen Betriebsamkeit, zu vernehmen, so ist nur dabei zu erinnern, daß der Verfasser nichts Anderes giebt, als einen Nachklang Deutscher Töne, Deutscher Kritik und Deutscher Auffassungs-Weise. Noch mehr wird es ersichtlich aus Folgendem, das uns an Lessing's Laokoon erinnern muß:

„Betrachtet man die edlen Künste unter einander, d. h. diejenigen unter den Künsten, die mehr als artistische Fertigkeit nöthig machen, betrachtet man die ideellen Künste, Poesie, Musik und Malerei neben einander, so bedingt sich ihr Unterschied durch Instrument und Material, das ihnen zu Gebote steht. Die Farbe ist beschränkend, der Ton zerfließend, jene zu eng in ihrem Gebiete, dieser zu weit in seinem Raum. Zwischen beiden steht das Wort mitten inne, es ist Farbe und Ton zugleich, und das Wort ist des Dichters Instrument, die Sprache, der Bote und der Spiegel des Gemüths, der Körper der Seele des Gedankens, so dehnbar wie der Ton, so fest bestimmt wie der Farbenstoff, die Sprache ist das Material des Dichters, womit er malt und musicirt. Das Wort ist ein Schatten, der aber stets vom Lichte ausgeht, es giebt kein Wort ohne Bedeutung, die Sprache ist das Universal-Instrument der geistigen Mittheilung. Der Dichter, der nur Klang und Schall giebt in seinen Versen, ist kein Dichter, er ist ein verunglückter Musikus. Und derjenige, welcher Gestalten ohne musikalischen Rhythmus erdichten könnte, würde ein eben so verunglückter Maler seyn, wenn sich überhaupt eine Gestalt schildern ließe ohne Musik in Form und Bewegung. Was der Tonkünstler zu viel giebt in seinen Werken, wenigstens zu weitschweifend, zu sehr verallgemeinert und verduftend, das giebt der Maler wieder zu wenig. Er kann nur eine Scene darstellen, höchstens eine Reihe von Scenen und Gruppen, der Musiker giebt ein allgemeines Volumen der Weltanschauung, der Dichter giebt ein volles ganzes Menschenleben, ein Einzelnes, hinter dem das Allgemeine hervorblickt. Was er sagt, ist das Geständniß der Menschheit zur Menschheit, jeder scheint es sagen zu können mit Worten, die seiner Natur angemessen sind; was der Dichter ausspricht, es ist die alte Wahrheit des Geschlechts selbst, die er wieder hervorruft, und doch erscheint es ganz neu, und er als der Schöpfer der Wahrheit. Der Stoff, in den seine Hand greift, ist vorhanden, nur auf den Griff der Hand kam es an, und es ist alles gegeben. So wird, was unscheinbar vergraben lag, erst durch ihn lebendig. Jeder schaut den Frühling an und fühlt unsagbar, was Thomson von den Blüthen des Mais sagt, aber mit dem Worte ist das Geheimniß des Gefühls erst offenbart. So lag Macbeth unter vielen Schottischen Sagen gleich bedeutend mit andern da, erst Shakespeare machte aus dem Stoffe, was er nun in der Tragödie geworden ist. Tausende fahren den Rhein hinauf, sehen die Wunder der Schweiz, betreten den klassischen Boden, und sind voll von dem, was sich auf diesem Boden, von diesen Naturschönheiten fühlen läßt, aber Childe Harold bleibt immer einzig stehen als unerreicht, als nie überboten von dem Gefühl irgend eines Sterblichen. Je mehr der Dichter Mensch ist, desto mehr ist er Dichter, denn er kann als solcher nichts anderes seyn, als Mensch und Vertreter seines Geschlechts. Es ist die schwierigste Aufgabe, die dem Dichter zu lösen gegeben ist, denn was menschlich ist und heißt, muß er in sich tragen. Jeder andere Künstler kann eine einseitige Bildung haben, und doch viel und alles leisten in seiner Sphäre. Der Dichter muß alle andere Künste mitverstehen, als Mensch den ganzen Komplex unserer Erfahrungen in sich haben, alles durchleben. Die Basis des Dichters ist der Mensch."

Eine aus Jean Pauls „Vorschule der Aesthetik" Th. 1, §. 2, übersetzte Stelle mit einem Hinweis auf Göthe schließt diese Betrachtung, die den Verfasser des Artikels im genauen Einverständniß zeigt mit dem Gedankengange Deutscher Kritik. Sodann folgt die Darstellung von Schiller's Leben, theils aus dem Werke resümirt, theils mit den eignen Worten des Verfassers der Lebensbeschreibung. Ueberall leuchtet die Absicht hervor, Schiller's Dichtungen im Zusammenhange mit seinen Erlebnissen und seinem Standpunkte zur Zeit aufzufassen. Auch einige übersetzte Briefe aus der Korrespondenz zwischen Schiller und Göthe sind vortheilhaft eingestreut, um die Beziehungen beider Männer auf einander mit Dokumenten zu belegen.

Um jedoch diesen Artikel nicht zum Vortheil der sonst eben nicht für Deutsche Sitte und Deutsches Leben in geistiger wie in materieller Beziehung günstig eingenommenen Nord-Amerikaner, und zum Nachtheile der Englischen Kritik schließen zu lassen, fügen wir hier noch das Urtheil einer Englischen Dame über einen andern Deutschen Dichter, über Tieck, bei. Die Verfasserin der in diesen Blättern schon mit verdientem Lobe erwähnten „Skizzen des In- und Auslandes," Mistreß Jameson, diese ausgezeichnetste aller jetzt lebenden Englischen Schriftstellerinnen, die mit weiblicher Zartheit männliche Tiefe und Gründlichkeit verbindet, äußert sich in dem genannten Werke, in welchem sich so viel Treffendes über unser Vaterland befindet, folgendermaßen über Ludwig Tieck:

„Tieck ist Dresdens, vielleicht sollte ich sagen, Deutschland's literarischer Koloß. Einige bezweifeln die Unfehlbarkeit seiner Kritik, Andere mögen nicht zur Fahne seiner philosophischen Ansichten schwören: allein seit Goethe's Tode nimmt Tieck, wie ich glaube, als origineller Dichter und gewichtvoller Schriftsteller unbezweifelt den ersten Platz auf dem Deutschen Parnaß ein und der erledigte Thronsessel im Reiche der Literatur gebührt ihm nach göttlichem Rechte. Sein Haus auf dem Altmarkt in Dresden (das hohe röthliche Gebäude im Südost-Winkel des Platzes), das durch die Macht, die, wie Byron sagt, das Innere der menschlichen Seele und die Trümmer eines Mauerwerkes zu heiligen vermag, nun für alle Zeiten als ein geweihetes erscheinen muß, ist der Sammelplatz aller gebildeten Fremden, welche nach Dresden strömen. Selbst wer von Ludwig Tieck nichts als seinen Namen kennt, hält einen Besuch bei ihm für eben so unerläßlich, als den Anblick der Sixtinischen Madonna. Für den Engländer muß es von ganz besonderem Interesse seyn, Tieck's Bekanntschaft zu machen, da seine Kenntniß unserer Sprache, unserer ganzen Literatur und vornehmlich unserer älteren Schriftsteller eben so tief als ausgebreitet ist. Mit einer Phantasie begabt, die unter den Wundern der Welt schwelgt und das Höchste und Tiefste, das Feinste und Wahrhaftigste aus den Feen- und Mährchenbildern des Mythenalters herausfühlt, zugleich von einer schöpferischen Kraft erfüllt, die im gränzenlosen Gebiete der Phantastik ewig geschäftig umherirrt, ist Tieck gleichwohl auch einer der schärfsten Satiriker und gründlichsten Kritiker seiner Zeit. Ein großer Theil seines Lebens war dem Studium, dem Verständniß und der Uebersetzung Shakespeare's gewidmet. Seine und Schlegel's Verdienste müssen zusammengestellt werden, wenn man es für möglich halten will, daß dieser große und mächtige Dichter auf Grund und Boden einer fremden Literatur gleichsam von neuem geboren werden konnte."

„Es steht zu hoffen, daß sich unter uns talentvolle Uebersetzer finden werden, welche den Productionen Tieck's Gerechtigkeit widerfahren lassen. Niemand erzählt, wie er, so innig und schön. Bei aller ernsten Einfachheit seines Stils und seiner Diction giebt er bei seiner Darstellungsweise doch oft das Bild eines Mannes, der von der Wunderwelt, die er selbst hervorgerufen, überrascht wird und an seiner eigenen Entzückung sich weidet. Der Zauber seiner Begeisterung reißt ihn selbst mit fort, nicht bloß Andere. Nur einige wenige seiner leichteren Volksmährchen sind in unsere Sprache übertragen, aber diejenigen seiner Werke, welche ihm unter seinen Landsleuten den höchsten Ruhm verschafft haben, sind für Englische Leser noch unzugänglich."

„Ich befand mich in der Nähe des außerordentlichen Mannes in einiger Verwirrung. Trotz seiner genauen Kenntniß unserer Sprache spricht er selten Englisch, er vermeidet es, wie Alfieri durchaus nicht Französisch sprechen wollte. Ich redete ihn Englisch an und er sprach Deutsch zu mir. Natürlich fiel die Conversation bei meinem ersten Be-

*) The Life of Friedrich Schiller. Comprehending an Examination of his Works. From the London Edition. Boston, 1833.

suche sogleich auf Shakespeare, denn ich hatte kurz zuvor seine unlängst erschienene, bewundernswürdige Uebersetzung des Macbeth gelesen. Von Macbeth kam das Gespräch auf das Englische Theater, auf unsere Schauspiele, die Siddons und Kemble und den gegenwärtigen Zustand der Englischen Bühne."

„Während er sprach, hatte ich recht Gelegenheit, seine wunderbar fein geformten Gesichtszüge zu betrachten. Die vornehme Breite und Größe seines Kopfes, sein ruhiges, aber durchdringendes Auge und der versteckte Zug von Ironie, der um seine Lippen spielt, bilden zusammen eine ergreifende Physiognomie. Die zahlreichen Kupferstiche, die durch Deutschland verbreitet sind, geben nur eine entfernte Aehnlichkeit seiner Gesichtsbildung. Sie haben alle einen schwerfälligen Anblick, sie geben nur den Umfang und das Gewicht seines Kopfes, und nichts von der Feinheit, welche aus dem unteren Theile seines Antlitzes hervortritt. Sein Benehmen ist sehr gefällig, seine Stimme sanft und einnehmend. Er liebt vorzugsweise die Gesellschaft von Frauen, oder umgekehrt Frauen lieben vorzugsweise die seinige, denn in den Abendzirkeln, die er giebt, trifft man eine zahlreiche Menge schöner Damen, die ihm ihre Verehrung darbringen. Man hat Tieck jedoch, eben so wie Goethe, den Vorwurf gemacht, daß er in unwürdigen Verhältnissen zum anderen Geschlechte gestanden habe, und es Beiden zum Vergehen angerechnet, daß sie in ihren Werken Scenen produzirten, vor denen der unbescholtene, keusche Sinn erschreckt zurückflieht, weil hier Seiten aus dem Leben der Frauen aufgedeckt werden, welche weder diesen noch den Darstellern zur Ehre gereichen. Dies giebt mir zu einer allgemeinen Bemerkung Anlaß, die ich nicht unterdrücken kann. Es ist auffallend, aber faktisch beweisbar, daß gerade die größten Männer, die je in der Welt lebten, gleichviel ob sie Dichter, Philosophen, Künstler oder Staatsmänner waren, ihre physische wie ihre geistige Organisation mehr ihrer Mutter als ihrem Vater zu verdanken hatten. Dasselbe wiederholt sich bei den Unglücklichen, die vom Pfade des Rechten ab, irgendwie in ein Verderbniß geriethen und moralisch untergingen. Sollte uns dies nicht darauf aufmerksam machen, wie wichtig für das Heil der Menschheit der Einfluß der Frauen ist, und wie sehr man eine Verbesserung ihrer Stellung zum Staate wünschen muß? Wenn unsere Herren und Gebieter bedächten, wie der Einfluß der Mutter auf das Kind nicht von der Geburt an, sondern schon vor derselben sowohl moralisch als physisch unberechenbar ist, so sollte ich meinen, sie müßten von selbst darauf hinarbeiten, gewisse Gebrechen im Schooße der menschlichen Gesellschaft fortzuräumen, deren Opfer allein das Weib ist. Einigermaßen möchte ich auch dem Gedanken Raum geben, Tieck werde von denen, welche die Intention und die Färbung jener als anstößig bezeichneten Scenen in seinen Werken verstanden zu haben vermeinen, doch eigentlich mißverstanden und falsch ausgelegt. Daß er sich in einem Zirkel von Frauen, die ihn bewundern, gern sieht und wohl fühlt, ist gewiß; aber daraus ergiebt sich eben, daß er das Weib wie den Mann für moralisch gleich befähigt ehrt und achtet; denn von Wohlgefallen an Schmeicheleien niedriger Wesen, die für nichts als geistlose Narren gelten können, darf bei einem Manne, wie Tieck, nicht die Rede seyn."

„Tieck's außerordentliches Lese-Talent ist oft genug und nach Verdienst gefeiert. Zwei oder drei Mal in der Woche, je nachdem es sein Gesundheits-Zustand oder seine Muße erlaubt, hält er einen dramatischen Vortrag, indem er ein Stück vorliest. Um sechs Uhr versammelt sich die Gesellschaft und es ist räthlich, auf den Schlag da zu seyn. Nachdem der Thee servirt ist, beginnt er um sieben Uhr präcise unter verschlossenen Thüren, um jedweder Störung vorzubeugen. Der Eintritt ist dann Niemand mehr erlaubt. Ohne Pause, Unterbrechung und Auslassung irgend einer Stelle, liest er dann ein ganzes Drama. So hörte ich ihn „Julius Cäsar" und den „Sommernachts-Traum" *), in der Uebersetzung von Schlegel und ihm selbst, vorlesen, und, die Siddons ausgenommen, hörte ich nie einen ähnlichen dramatischen Vortrag. Sein Organ ist reich und der größtmöglichsten Modulation fähig. Gleichwohl möchte ich behaupten, daß ihm die humoristischen Scenen noch mehr als die zarten und pathetischen gelingen. Unter dem lustigen Volk und den Elfen im Sommernachts-Traum war er wie zu Hause; sein Humor, womit er die phantastischen und komischen Stellen wiedergab, war von unbeschreiblicher Wirkung. Was die Uebersetzung betrifft, so kann ich von ihrer merkwürdigen Treue versichern, daß sie mich in den Stand setzt, Wort für Wort zu folgen und von ihrer Kraft, Eleganz und poetischen Färbung sind die Deutschen selbst in gleichem Maße entzückt."

E n g l a n d.

Die Irländischen Bettler.

Von einer Englischen Dame.

In keinem Lande hat man je häufigere und mannigfaltigere, aber immer so größtentheils mißlungene Versuche gemacht, die Lage und das Schicksal der Bewohner zu verbessern, als in Irland. Von einer Bodenfläche von 20 Millionen Morgen, bei einer Bevölkerung von ungefähr 8 Millionen Individuen, bleiben 5 Millionen Morgen, also ein Viertheil des ganzen Landes, das gar wohl der Urbarmachung fähig wäre, noch immer unangebaut liegen. Das Irländische Volk ist leichtgläubig, höchst reizbar und leidenschaftlich; es hat von Natur eine lebhafte Einbildungskraft, aber ein schwaches Urtheils-Vermögen. Darum fallen auch die Irländer immer dem ersten besten Demagogen als Beute anheim, der sie nur aufzuregen und aufzureizen versteht, während ein bedächtiger und verständiger Mann, der in ihrer Mitte aufträte und in der reinsten Absicht, zu ihrem wahren Besten, an ihre gesunde Vernunft appellirte, sich gar kein Gehör zu verschaffen im Stande wäre, indem er von den verrätherischen Agitatoren übertäubt würde, die den Bürgerkrieg und die Insurrection als die einzige und beste Industrie anpreisen und anempfehlen.

Das Unglück, das Elend, das Irland noch heutzutage beständig heimsucht, ist fast noch eben so groß, als vor hundertfunfzig Jahren; es mangelt in einigen Gegenden selbst an Kartoffeln, und die zahllose Masse der unbeschäftigten Einwohner ist genöthigt, schlechte Wurzeln und Nesseln als Nahrungs-Mittel zu gebrauchen, die ihnen das Fieber und oft auch den Tod zuziehen. Es giebt in dem Lande ganze Schaaren von Familien, die lediglich auf die Bettelei angewiesen sind, um nur irgendwie ihr kümmerliches Leben zu fristen.

Ich durchreiste das Land mit meiner Freundin in keiner anderen Absicht, als die verschiedenen Gegenden, die Sitten und den Charakter der Bewohner kennen zu lernen. Dies Vorhaben, von zwei Frauenzimmern allein ausgeführt, erschien in den Augen mancher Leute als abgeschmackt und unklug; indeß kümmerten wir uns wenig um den Leumund, und durchzogen zuerst die trefflich angebauten Gegenden von Forth und Bargy. Ein steiler, hügeliger, schwer zugänglicher Weg führte uns auf abscheulichen Umwegen, die ich mehr als ein Mal zum Henker gewünscht, bis auf den Gipfel der terrassenförmigen Küste von Forth. Hier genossen wir endlich, gleichsam als Entschädigung für die überstandenen Beschwerden, einer prachtvollen weiten Aussicht. Zu unseren Füßen, auf dem Abhang des Gebirges, in den Thälern, in den Ebenen und auf allen übrigen Punkten erhoben sich schöne Lusthäuser, weiße und elegante Hütten, eine große Anzahl von Schlössern und Kastellen, Alles Ueberreste aus den alten Zeiten, mit ihren zahllosen Thürmen, Zinnen und Basteien. Es ist der einzige Distrikt in ganz Irland, der so viele Spuren aus dem Alterthum aufzuweisen hat. Die verschiedenartigsten Monumente in Masse, vollständig erhalten und in Ruinen, frisch aufgeputzt und verwittert, scheinen hier absichtlich in der ganzen Landschaft umher ausgebreitet zu seyn, um die malerischste Wirkung hervorzubringen.

Die Pferde gingen langsam, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, meinen Kutscher Andrews, der aus jener Gegend her war und der mit der Peitsche in der Hand neben den Gäulen einherzog, nach den Namen der Besitzer aller der schönen Schlösser zu fragen, an denen wir vorüberkamen.

„Andrews", sagte ich zu ihm, „woher kommt es, daß es hier auf der Straße keine Bettler giebt? Wir haben ja, seit wir Bannow verlassen, noch keinen gesehen?"

„O! Nur Geduld, Madam, Geduld! Sie werden sich schon einfinden, und vielleicht in größerer Masse, als Sie es wohl wünschen dürften."

Wir kamen bald vor Wexford an, vor jener Stadt, die eine so klägliche Berühmtheit in den Annalen der Irländischen Insurrection erlangt hat. Es ist eine schmutzige unbequeme Stadt, die jedoch herrliche Kays, eine sehr schöne neue Brücke, eine ziemlich gut eingerichtete Bank, aber auch einen häßlichen Gerichtssaal und die gastfreundschaftlichsten Bewohner von der Welt aufzuweisen hat. Ein literarischer Klub, ein junger Prediger nach der Mode und eine kleine Garnison, alles dies würde Wexford immer zu einer ziemlich leidlichen Provinzial-Stadt machen ..., wenn nur nicht die Bettler wären!

„Guter Gott, welch' ein jämmerliches Schauspiel!" rief Mistreß Mac... aus, indem sie einen ganzen Schwarm von zerlumpten, ausgehungerten, vom Elend entstellten Leuten auf unsere Pferde und unsere Kutsche losstürzen sah.

„Madam", rief Andrews mir zu, „werfen Sie ihnen nur ein paar Pfennige herab, so werden sie sich schon bald zerstreuen."

Ein paar Pfennige, für eine ganze Schaar von Männern, Frauen und Kindern, die vor Hunger und Elend schrieen, heulten und auf hundert verschiedene Weisen klagten und jammerten! Ein Unglücklicher von hohem Wuchse, mit eingefallenen bleichen Wangen und einem hohlen matten Auge, hing sich an eine unserer Wagen-Laternen und begann, indem er uns die Hand reichte, mit kläglicher leiernder Stimme: „Einen Heller, wenn's beliebt, für Johnny! Es lebe der König und O'Connell! Es lebe O'Connell und der König! Einen Heller für Johnny! für den armen Johnny!" — „Ach, hören Sie nicht auf ihn"" rief eine häßliche Frau, die in einen blauen Umschlag, aus dem ihre ganze Kleidung bestand, gehüllt war, „es ist ein Verrückter! Man giebt nichts an Verrückte! Erbarmen Sie sich mit Gott über mich! Ich bin eine unglückliche Mutter, sehen Sie hier meine Kinder (sie hatte zwei fast ganz nackte Kleinen an ihrem Rücken hangen) und hier ist ihr Vater, er ist blind! Haben Sie Mitleiden mit dem armen Blinden!" — „Nein, mir gebührt die milde Gabe", rief eine andere Unglückliche, ich habe eilf Kinder, Myladies, und keinen Bissen Brod im Hause .... ihr Vater ist leider gestorben!" — „Geh', Marie", schrie bald eine Andere, „Du solltest Dich was schämen! Es ist eine Lügnerin, meine gnädigen Frauen, eine abscheuliche Lügnerin! Es sind Kinder, die sie sich zusammengestohlen, diese Nichtswürdige! Ich bin die rechte Bettlerin, die wahre Arme, die arme Wittwe! Ich habe starken Hunger, ich; diese da haben Alle, wie sie da sind, heute Morgen gefrühstückt und mir haben sie nichts davon gegeben! Ich habe seit zwei Tagen keinen Bissen in den Mund genommen! ...." Bei diesen Worten reichte sie ihre schmutzigen und zerfleischten Hände immer weiter zu uns hin.

Diese Bettlerschaar vermehrte sich mit jedem Augenblicke; es kamen immer neue Unglückliche herbei, von der Art, wie man sie in Irland überall umherlaufen sieht, indem sie das Mitleiden der Reisenden zu erregen suchen. Andrews machte uns unter der Menge auf die Lahmen, Einarmigen und Einäugigen aufmerksam, die sich in Masse um uns her drängten. Sobald sie mich die Börse ziehen sahen, verdoppelte sich ihr Geschrei, ihr Gejammer und das Fluchen und Schimpfen untereinander, so daß wir vor Schrecken und Angst zusammenschauderten; ja ich fürchtete einen Augenblick, daß sie unseren Wagen sammt den Pferden umrennen könnten. Betty, meine Kammerjungfer, stieß ein Geschrei des Entsetzens aus und Mistreß Mac... zitterte noch am ganzen Leibe, als

*) Besser wohl: „Johannisnachts-Traum" — midsummernight ist nämlich der von uralter Zeit her etwas gespensterhafte Johannisabend. J. L.

ein armer Lahmer mit einem kahlköpfigen Blinden am Arme heranzog und sich auf eine gewaltsame rohe Weise auf allen Seiten Platz zu machen suchte. „Platz!" schrie er, „Platz für den Lahmen-Tanz! Der Lahmen-Tanz!...." Hierbei fing der Blinde an, das Lied des heiligen Patrick auf einem elenden Flageolett zu blasen. Und, wunderbar genug! die ersten Töne des pipenden Instruments brachten auf das in Lumpen gehüllte Auditorium dieselbe Wirkung hervor, wie die Leier des Orpheus in der Unterwelt bei den Schatten. Johnny, als ein neuer Irion, vergaß auf ein Mal aller seiner Klagen; die ganze Menge zertheilte sich, als die beiden Männer erschienen, und Jammer und Geschrei verstummten, indem sich Alles in einem Kreise um dieselben herumstellte. Der Lahme begann sogleich seine Sprünge nach den bizarren Akkorden des musizirenden Blinden und machte allerlei Künste, indem er auf dem einen gesunden Fuße stehend, mit erstaunlicher Lebendigkeit sich im Kreise herumdrehte, seine Krücke in die Höhe schleuderte und sie immer mit großer Geschicklichkeit wieder auffing. Die versammelte Menge, von dem Reize dieses wunderbaren Schauspiels gefesselt, schlug den Takt dazu und die in Lumpen gehüllten Kinder vergaßen ihr Elend, indem sie, die Sprünge des Meisters nachahmend, mit seltsamem Eifer das bizarrste Ballet aufführten. Die armen Unglücklichen! die, so oft sie in die Höhe sprangen, mit allen ihren Zähnen zusammen klapperten und ihre bleichen, abgezehrten Wangen an ihren eigenen Knochen zerschlugen, und bei alle dem sah man sie noch lachen.

In einiger Entfernung, nahe an dem Eingang des Wirthshauses, in das wir einkehren wollten, stand eine junge Frau, deren Blicke uns deutlich genug verkündeten, daß sie eine Gabe von uns erwartete. Ein langer blauer Mantel, den sie bis über den Kopf geworfen, beschattete den oberen Theil ihres schönen interessanten Gesichts. Ihre blauen Augen, in denen sich die Sanftmuth abzuspiegeln schien, hatten einen ganz besonderen Reiz, obgleich die Thränen den Glanz derselben schon verdunkelt hatten; ihr langes schönes schwarzes Haar hing auf beiden Seiten von den bleichen und abgehärmten Wangen herunter. Ihre ganze Gestalt erinnerte mich an jene schönen Griechischen Statuen, deren scharf ausgeprägte graziöse Formen aus einer leichten Hülle hervorblicken. In der That schloß der abgenutzte Stoff, der sie umhüllte, so dicht und fest an ihren Körper an, daß wir die wohlgebildeten Schultern, die herrliche Taille und überhaupt die ganze jugendliche Grazie, die noch über das Unglück triumphirte, genau zu erkennen im Stande waren. Die Falten ihres Mantels, den sie vorn zurückgeschlagen hatte, verhüllten ein eingeschlafenes Kind, das sie an ihrer Brust hielt. Still, unbeweglich, und ohne Theilnahme für das Lied des heiligen Patrick, das auf die übrigen Bettler einen so hinreißenden Einfluß ausübte, erschien sie als das Bild einer stillen Resignation und der Verzweiflung an jedem irdischen Glücke.

Der Tanz des Lahmen war bald zu Ende; ich warf ihm einen Shilling zu, für ihn und seinen Unglücksgefährten. Sogleich stimmte Johnny wieder seine Wehklagen und seine Jammerlieder an, und die Reihen des versammelten Haufens schlossen sich wieder von Neuem und versperrten uns, im buchstäblichsten Sinne des Worts, den Weg, bis wir endlich beide unsere Börsen und kleinen Münzen erschöpft hatten. Die Unglücklichen! sie gingen alle sogleich auf der Stelle nach der benachbarten Schenke, um sich in Whisky zu berauschen.

Es ist zum Erstaunen und zugleich innig zu beklagen, daß die reichere, begüterte Klasse der Bewohner von Irland sich um die Lage der Armen in ihrer Mitte fast ganz und gar nicht kümmert. Mit Ausnahme des kleinen Distrikts von Bannow bis Wexford, giebt es fast keine Gegend in Irland, wo man nicht die Bettler in Ueberfluß anträfe. Und doch lassen sich die wohlhabenden Kaufleute, die Krämer und reicheren Bürger von dem traurigen Anblicke des Elends, das sie beständig vor Augen haben, nicht im geringsten rühren; sie dürften es nur über sich bringen, auf irgend eine Luxusausgabe zu verzichten, oder sich irgend ein kleines Vergnügen zu entziehen, um dem allgemeinen Elende wenigstens einigermaßen zu steuern und abzuhelfen.

(London Journal.)

Bibliographie.

On the monumental antiquities of Great-Britain. (Großbritaniens alte Denkmale.) Von Bloram. 12 Sh.

Faustus. (Faust.) Ein tragikomisches Gedicht. Mit 12 Abbildungen von Crowquill. 6 Sh.

View of homoeopathy. (Ueber Homöopathie.) Von Everest.

Table-talk of the late S. T. Coleridge. (Tischgespräche des verstorbenen Coleridge.

Mannigfaltiges.

— Zur Statistik von Groß-Britanien.*) Nach den Rechnungen des Herrn M. J. Marshall zu London, vertheilt sich die Bevölkerung Englands für das Jahr 1833 folgendermaßen:

Besitzer von Ackergrundstücken	1,500,000.
Arbeiter und Dienstleute bei der Landwirthschaft	4,800,000.
Vom Bergbau sich nährende Individuen	600,000.
Manufakturisten und Industrie-Arbeiter	2,400,000.
Privatpersonen und Kapitalisten	1,116,398.
Matrosen und Soldaten	831,000.
Krämer und Handelsleute	2,100,000.
Andere Klassen	3,190,000.
Summa der Bewohner	16,537,398.

Es geht hieraus hervor, daß die Anzahl der mit der Boden-Kultur sich beschäftigenden Personen mehr beträgt, als die mit Manufakturen, Industrie und dem Bergbau sich beschäftigenden Personen zusammengenommen. Ja man kann annehmen, daß an zehn Millionen sich mit dem Gedeihen und den Resultaten des Ackerbaues beschäftigen.

*) Ohne Irland.

— China und sein Handel. Das Areal von China beträgt ungefähr 1,298,000 (Engl.) Quadrat-Meilen. Man hat bis jetzt allgemein behauptet, die defensiven Streitkräfte dieses großen Reiches seyen seiner Bevölkerung und Ausdehnung angemessen; allein die große Mauer an der Gränze der Mongolei ist gar nicht dazu gemacht, dem Eindringen taktisch geübter Heere Widerstand zu leisten, und gegen Osten stehen die Häfen Chinas der kleinsten Seemacht offen. China wird von unzähligen Kanälen durchschnitten, die sämmtlich mit schiffbaren Flüssen in Verbindung stehen, und so ergänzen die natürlichen Vortheile in gewissem Betrachte die fehlende Industrie. Ein so ausgedehntes Land muß fast alle Arten von Klima darbieten; aber im Ganzen ist es weit kalter, als irgend ein weiter westwärts belegenes Land unter gleicher Breite. Die Produkte stehen an Qualität und Mannigfaltigkeit denen in Europa nach. Reis ist der vornehmste Kultur-Artikel; der Früchte und Vegetabilien giebt es wenige, und alle sind einheimisch, weil der Chinese sich darauf setzt, von dem Auslande nichts anzunehmen. Die Kartoffel ist den Chinesen fremd geblieben, so wie auch unser Brod, obgleich man hin und wieder Weizen baut. (M. M.)

— Jagd auf ein Rhinoceros. Ein Korrespondent des Bengal Hurkaru sagt, man habe ihm auf der Insel Edmuntone, wo er zufällig verweilte, angezeigt, ein Rhinoceros ließe sich dann und wann bei Middleton-Point, auf der Insel Saugor, blicken. „Da ich Jäger bin", fährt er fort, „so forderte man mich auf, mein Glück zu versuchen. Ich traf demnächst Vorkehrungen zu einem regelmäßigen Angriff. Auf einem Baum, dicht an dem Teiche, wo das Rhinoceros jeden Abend zu trinken pflegte, wurde ein Gerüst errichtet, das ich um acht Uhr des Abends bestieg. Mein Gefährte war der Resident von Middleton-Point. Plötzlich hörten wir in dem Dickicht hinter uns ein Geräusch, als ob ein Elephant herannahte, und bald erblickten wir in einer Entfernung von ungefähr dreißig Ellen den Rücken eines sehr großen Thieres. Ich machte meinen Gefährten zuerst aufmerksam, und wir wurden darüber einig, daß es die erwartete dritte Person in unserem Rendezvous sey. Das Rhinoceros näherte sich langsamen Schrittes und grasend, bis es beinahe unter unserem Baume stand. Jetzt feuerten wir. Es schien etwas verdutzt, rührte sich aber nicht. Der zweite Schuß (wir waren Beide mit Doppelflinten versehen) machte das Thier unruhig; es drehte sich rasch um, stieß ein sonderbares grunzendes Geschrei aus und schlug den Rückweg ein. In einer Distanz von funfzehn Ellen hatten wir den Feind mit acht Kugeln begrüßt, die er so wenig zu beachten schien, als wären es Erbsen gewesen. Schon nach zehn Minuten erschien das Ungeheuer wieder; allein dies Mal trabte es auf einem Umwege dem Teiche zu. Als wir seiner ansichtig wurden, feuerten wir von Neuem; da zersprang plötzlich das Gewehr meines Freundes, schlug ihm an der linken Hand zwei Finger ab und verwundete mich am Arm. Jetzt blieb uns nichts übrig, als nach Hause zu kehren, was an einem solchen Orte, zur Nachtzeit und in der Nähe eines solchen Feindes kein Spaß war. — Anderthalb Monate verstrichen, bevor mein Freund seine Hand wieder gebrauchen konnte. Wir beschlossen jetzt einen neuen, aber anders geleiteten Angriff. Die Artillerie der Station (zwei Sechspfündner) wurde dem Rhinoceros in den Weg gestellt. Wir hatten eine schöne Mondnacht, und nahmen unseren alten Posten an dem Baume ein. Wir harrten die ganze Nacht vergebens, und das Rhinoceros wollte nicht kommen. Eine zweite Nacht verging eben so langweilig; aber in der dritten ließ unser alter Freund nicht auf sich warten. Ich stellte mich gleich an die Kanone; allein das Thier sah meine Bewegungen und verschwand. Nach einer Stunde kam es wieder, und ich erhob eben die Lunte, als es auf mich losstürzte. Die Ladung kam ihm auf halbem Wege entgegen, und ich erkletterte nun eilig meinen Baum, weil es mir ein unheimlicher Gedanke war, dem fürchterlichen Horn des Ungeheuers so nahe zu seyn. Ein entsetzliches Grunzen verkündigte unseren Sieg. Des nächsten Morgens fanden wir, daß der Feind wohl funfzig Ellen weit gelaufen und dann niedergestürzt war. Die todbringende Kugel hatte sein linkes Auge durchbohrt. Das Thier maß in der Länge zwölf Fuß (ohne den Schwanz), und seine Höhe betrug sieben Fuß. Bei der Section fanden wir eine der bleiernen Kugeln von unserem ersten Angriff in seinem Magen. Das Fleisch wurde von der ausgehungerten Mannschaft eines Birmanischen Schiffes mit großem Appetit verzehrt.

— Geographische Kenntnisse der Perser. In der Universal-Geschichte des Persers Raschid Eddin (angefangen 1314) liest man folgende Stelle: „Irlanda (Irland) ist eine Insel mitten im Ocean. Sie hat einen so trefflichen Boden, daß es da weder Ratten noch giftiges Gewürm giebt. Die Bewohner erreichen ein hohes Alter; sie sind rothhaarig, groß, stark und tapfer. Auf dieser Insel giebt es eine Quelle, die ein hineingeworfenes Stück Holz binnen einer Woche in Stein verwandelt. Neben Irland liegt eine größere Insel, Namens Inglitara (England). Auf derselben befindet sich ein Berg mit zahlreichen Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Eisen-Gruben. Fruchtbäume giebt es in Ueberfluß. Zu den Wundern dieses Landes gehört ein Baum, welcher Vögel erzeugt. Dies geschieht in folgender Art: In der Blüthezeit sieht man eine Art von Säckchen an dem Baume, und in diesem Säckchen steckt der Vogel mit dem Schnabel. Ist die Frucht reif, so pickt der Vogel selbst sie auf und kommt heraus. Man füttert ihn zwei Jahre, binnen welcher Zeit er die Größe einer Gans oder Ente erreicht. Er ist die gewöhnliche Speise der Bewohner jenes Landes. Auf beiden Inseln giebt es Schafe, aus deren Wolle man Flor und Scharlachtücher bereitet. Der König beider Inseln heißt Schottland!"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Montag den 12. Januar 1835.

Frankreich.

Thiers' Antritts-Rede in der Akademie Française.*)

(Am 13. Dezember 1834.)

Meine Herren! Indem ich in diesen Kreis eintrete, werden die schönsten Erinnerungen unseres Vaterlandes in mir wach. Hier hatten nach einander Corneille, Bossuet, Voltaire, Montesquieu ihren Sitz, unsterbliche Geister, die stets den Ruhm unserer Nation ausmachen werden. Hier saßen noch unlängst Laplace und Cuvier. Tief müssen wir uns beugen vor diesen berühmten Männern; aber wie weit auch unser Abstand von ihnen seyn möge, so würde es doch eine Unempfindlichkeit gegen Alles, was groß ist, bekunden, wollte man sich der Rührung entschlagen beim Eintritt in ihre ruhmwürdige Genossenschaft. Selten freilich kommen solche hinzu, in denen sich die Herrlichkeit jener verjüngen könnte; aber für die Dauer ihres Ruhmes sind wir Andere doch wenigstens thätig, bis ein neuer Genius erscheint und neuer Glanz und neue Herrlichkeit mit ihm.

Die Französische Akademie ist nicht nur das Heiligthum der schönsten vaterländischen Erinnerungen; sie ist eine im edleren Sinne nützliche Institution, welche das alte Königthum gegründet und für deren Förderung und Erweiterung die Französische Revolution Sorge getragen hat. Es legt diese Institution den ausgezeichnetsten Schriftstellern des Landes das Amt und die Pflicht auf, den Fortschritt der Sprache zu regeln, den Sinn derselben festzustellen, nicht nach der Beliebigkeit des Einzelnen, sondern nach der allgemeinen Uebereinstimmung, und hat so in unserer Mitte eine Autorität erschaffen, welche die Einheit der Sprache aufrecht erhält, wie in anderen Beziehungen regelnde Autoritäten die Einheit der Justiz, der Verwaltung, der Regierung aufrecht erhalten. So trägt die Französische Akademie ihres Theils zur Bewahrung und Erhaltung jener schönen Französischen Einheit bei, die den wesentlichen Charakter und besonderen Ruhm unserer Nation ausmacht. Wenn der Zweck der menschlichen Gesellschaft in Wahrheit ist, die Millionen von Menschen zu einer gemeinsamen Vereinigung zu führen, sie dahin zu bringen, daß sie denken, reden, handeln, wie ein einziges Individuum, das heißt, mit der Präcision der Einheit und zugleich mit der ganzen Macht und Gewaltigkeit der Masse, welch' ein größeres, glanzvolleres Schauspiel könnte es geben, als ein Volk von zweiunddreißig Millionen Menschen, die einem Gesetze gehorchen, eine Sprache reden, fast immer im gleichen Momente von dem nämlichen Gedanken ergriffen, von demselben Willen beseelt sind, und alle zusammen in gleichem Schritte zum gleichen Ziele streben! Ein solches Volk ist ohne Zweifel furchtbar durch die Sicherheit und Energie seiner Beschlüsse; die Klugheit ist ihm nothwendiger, als irgend einem anderen; aber geleitet durch die Weisheit, ist seine Macht, zum Wohle seiner selbst und der Welt, unermeßlich und unwiderstehlich! Was mich betrifft, meine Herren, so bin ich stolz auf mein Vaterland wegen dieser großartigen Einheit; ich ehre sie, wo sie mir entgegentritt; ich betrachte alle Institutionen, die ihre Aufrechterhaltung bezwecken, als heilig; und ich empfinde auf's lebhafteste die Ehre, in diesen edlen Kreis der Akademie berufen worden zu seyn, den Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister unserer Nation, den Mittelpunkt der Einheit für unsere Sprache.

Sobald ich's vermochte, vor Ihr Urtheil hinzutreten, habe ich es gethan. Zehn Jahre meines Lebens hab' ich daran gewandt, die Geschichte unserer gewaltigen Revolution zu schreiben; ich habe sie ohne Haß geschrieben, ohne Leidenschaft, mit reger Liebe für die Größe meines Vaterlandes, und als diese Revolution triumphirt hatte in dem, was sie Gutes und Rechtes und Ehrenwerthes in sich trug, bin ich erschienen und habe zu Ihren Füßen das Gemälde niedergelegt, welches ich von ihren langen wechselnden Schicksalen zu entwerfen versucht hatte. Ich habe Ihnen zu danken, daß Sie es angenommen, daß Sie erklärt, es dürfe den Freunden der Ordnung, der Menschheit, Frankreich's willkommen seyn; ich habe Ihnen ganz besonders meinen Dank dafür zu sagen, daß Sie, Männer des Friedens, die glücklicherweise den Verwirrungen, die uns in Bewegung setzen, meistentheils fern stehen, mitten aus dem Getümmel der Parteien einen Schüler der Wissenschaften unterschieden und erkannt haben, der ihrem Kultus auf eine Zeitlang entrissen worden, daß Sie ihn belohnt haben durch Ihren Beifall für eine arbeitvolle Jugend und vielleicht auch für einzelne Kämpfe, denen er sich für die Sache der Vernunft und der wahren Freiheit unterziehen gemußt. Ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mich in dieses Asyl des freien ruhigen Gedankens einzuführen gewürdigt. Sobald strenge Pflichten mir vergönnen, darin zu verweilen, oder das Schicksal das Joch auf andere Häupter legen will, welches auf dem meinigen lastet, werde ich mein Glück darin finden, so oft als möglich die Gemeinschaft solcher Genossen aufzusuchen, die gerecht und wohlwollend und erleuchtet sind.

Wenn es mir auf diese Art zur süßen Freude gereicht, an Ihrer Seite in dieses Heiligthum der Wissenschaften aufgenommen zu werden, so ist es mir ebenfalls eine süße Pflicht, daß ich einen Vorgänger vor Ihnen zu loben habe, einen Mann von Geist und Rechenschaft, einen echten wahrhaften Literaten, den unsere mächtige Revolution einen Moment lang ergreifen und mitten in die Woge des Sturmes hineinschleudern durfte, dann aber ihn frei ließ, rein und untadelhaft ihn hintrug zu einer ruhigen Freistatt, wo er dreißig Jahre lang die Jugend nützlich belehrte.

Herr Andrieux*) wurde zu Straßburg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Schooße einer einfachen und anständigen Familie geboren, die ihn für den Advokatenstand bestimmte. Nach Paris geschickt, um dort Jurisprudenz zu studiren, that er dies mit Fleiß und Emsigkeit, hegte aber zugleich eine lebhafte und tiefe Neigung in sich, die für die schönen Wissenschaften, und fand in ihnen oft einen Trost gegen die Trockenheit seiner Studien. Er lebte einsam und zurückgezogen von der Welt, in geselligem Verein mit einigen jungen Männern, die geistreich, liebenswürdig und arm, wie er, von ihren Aeltern für eine solide nützliche Carriere bestimmt waren und einer glänzenden und ruhmvollen Laufbahn träumerisch nachhingen, wie er. Unter ihnen befand sich der gute Colin d'Harleville, der in Paris die Rechts-Wissenschaft lernen sollte und statt dessen zur großen Betrübniß seines alten Vaters Theaterstücke schrieb. Auch Picard gehörte zu diesem Kreise, ein Jüngling frei und offen, voll Feuer und Leben. Sie standen in einem engen Freundschafts-Verhältniß und ihr Gedanke war, eine Revolution der komischen Bühne herbeizuführen. Hatte zu jener Zeit der philosophische Geist einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen und die gesellschaftlichen, religiösen und politischen Institutionen einer furchtbaren Untersuchung unterworfen, so lagen die Künste darnieder und waren mit den Sitten des Jahrhunderts gesunken. So erging sich das Lustspiel nur in den Charakteren einer müßiggängerischen widerwärtig verfeinerten Gesellschaftswelt, redete eine falsche steife unnatürliche Sprache. Seltsam genug! Nie war man weiter ab von der Natur gewesen, als damals, wo man sie mit Begeisterung erhob und feierte. Fern von dieser Welt, die die Literatur zur völligen Fadheit herabgebracht, gaben sich Colin d'Harleville, Picard und Andrieux das Wort, dem Lustspiel eine einfachere, wahrere, würdigere und schicklichere Sprache wiederzugeben, Und dies gelang ihnen, Jedem nach seinem eigenthümlichen Genius.

Colin d'Harleville, auf dem Lande in einer guten sanften Familie erzogen, stellte in seinem Optimisten und den Luftschlössern jene liebenswürdigen, freundlichen, anmuthigen Charaktere auf, die er immer um sich gesehen und lieben gelernt. Picard, von dem neuen Schauspiel unserer Revolution ergriffen, brachte die bizarre Umwälzung der Geister, Sitten und Verhältnisse auf die Bühne. Andrieux, der in der Mitte der Schuljugend lebte, als er sein berühmtes Lustspiel, die „Etourdis" schrieb, entlehnte ihr diese Schilderung von Jünglingen, die eben der wachsamen Obhut ihrer Familien entlaufen sind, und sich dem Genusse ihrer Freiheit mit der Lebhaftigkeit des jugendlichen Alters hingeben. Gegenwärtig ist diese Schilderung ohne Zweifel ein wenig veraltet, denn die „Etourdis" aus Andrieux's Zeit gleichen nicht mehr den unseren; obgleich sie zwanzig Jahr alt sind wie unsere, würden sie doch nicht wagen, sich über die beste Regierungsform, die ihrem Vaterlande zu geben sey, auszulassen; sie sind lebhaft, geistreich, zerstreut und Verirrungen und Zügellosigkeiten hingegeben, die ein Vater tadeln muß und am Ende verzeihen kann. Dies Gemälde von Andrieux ist anziehend und unterhaltend. Seine leichte, reine, scharfe Dichtung erinnert in gewissem Sinne an Voltaire. Dies Lustspiel ist unstreitig die beste dramatische Arbeit Andrieux's, weil er sie unmittelbar nach lebendigem Muster verfaßt hat. So gelingt einem Autor immer sein Meisterwerk, so ist Le Sage sein neugebackener Edelmann, Piron die Verssucht, Picard seine Marionette gelungen. Sie stellten dar, was sie vor Augen sahen. Was man geschaut hat, das kann man besser schildern, so kommt Wahrheit in das Bild, und man malt es auch mit größerer Neigung, und hierdurch kommt in den

*) Die Deutschen politischen Blätter, und namentlich auch die Preußische Staats-Zeitung vom 22. Dezember, haben zwar bereits Bruchstücke aus dieser Rede mitgetheilt, doch verdient es ein solches in vielerlei Beziehungen interessantes Aktenstück wohl, von dem Deutschen Publikum vollständig gekannt zu werden.

*) Vgl. Nr. 82 des „Magazins" v. Jahre 1833, wo sich bereits eine Lebens-Skizze dieses Gelehrten befindet.

Stil Frische und Feuer. Nicht anders hat Andrieux seine „Etourdis" gedichtet.

Zugleich ward ihm ein ausgezeichneter literarischer Ruf zu Theil. Mit Geist, Reinheit und Eleganz zu schreiben, war auch damals nichts Gewöhnliches. Herr Colin d'Harleville hatte den Advokatenstand verlassen, aber Andrieux, der eine Familie zu erhalten hatte, und sich stets über die Maßen gewissenhaft zeigte in Erfüllung seiner Pflichten, hatte jenem Beispiele nicht folgen können. Er blieb mit Entsagung in seinem Amte, bis ihm die Revolution seinen Stand nahm, und ihn später zwang, eine Freistatt in Maintenon zu suchen, dem lieblichen Zufluchtsort, wo Colin d'Harleville geboren, wohin er zurückgekehrt war, wo er von der ganzen Nachbarschaft angebetet lebte, den Lohn seiner Tugenden und derer seiner Familie zu ärndten, und mitten unter dem allgemeinen Schrecken der vollkommensten Sicherheit genoß.

Andrieux, mit seinem Freunde wieder vereinigt, fand nun in den Wissenschaften all' die Lieblichkeiten und den Trost, die der verbannte Cicero vor zweitausend Jahren so hoch gerühmt, die immer dieselben bleiben in allen Zeitaltern, und die die Vorsehung beständig in Bereitschaft hält für hohe Geister, die das Glück umhertreibt und verfolgt. Andrieux kehrte nach Paris zurück, als die friedlichen Menschen alle zurückkamen, fand hier eine nützliche Anstellung, wurde Mitglied des Institute, bald darauf Richter beim Cassationshofe, dann Deputirter in der Versammlung der Fünfhundert, und endlich Mitglied jener eigenthümlichen Körperschaft, die in der langen Geschichte unserer Constitutionen den Namen des Tribunats erhalten hat. In allen diesen verschiedenen Stellungen und Lagen opferte Andrieux, sich selber am strengsten, nie seine Pflichten seinen persönlichen Neigungen auf. Als gescheidter wohlerfahrener Jurist beim Cassations-Gericht, als eifriger Deputirter unter den Fünfhundert, erfüllte er immer sein Tagewerk so, wie es ihm aufgegeben worden vom Geschicke. Unter den Fünfhundert war er auf der Seite des Direktoriums, und suchte es zu halten, weil er in dieser Regierung noch die Sache der Revolution sah. Aber er glaubte diese nicht mehr im ersten Konsul zu erkennen, und widerstand ihm daher im Schoße des Tribunats.

Man war zu jener Zeit keineswegs einig über den wahrhaften Sinn und die Bedeutung der Französischen Revolution. Für Viele war sie nur eine scharfe Lehre; Anderen bedeutete sie gar Nichts, und alle Meinungen von 1789 galten ihnen fortdauernd für wahr, auch nach dieser Begebenheit. In den Augen dieser Letzteren war die Konsular-Regierung strafbar. Herr Andrieux gehörte zu dieser Ansicht. Er hatte wenig von der Revolution gelitten, und war also weniger gegen sie eingenommen, als Andere. Mit einem ruhigen Geiste, fein und klug und keineswegs leicht enthusiastischer Natur, war er den Verführungen des ersten Konsuls minder ausgesetzt, den er mit Maßen bewunderte und nie zu lieben vermochte. Er arbeitete für die décade philosophique mit Cabanis, Chénier, Ginguené, alles getreue Fortsetzer des Geistes des achtzehnten Jahrhunderts, die wie Voltaire dachten, in einer Zeit, wo Voltaire vielleicht anders gedacht hätte, und die wie er schrieben, wenn nicht mit seinem Genie, doch wenigstens mit seiner Eleganz. In solcher Gesellschaft lebend, wo man die Energie der konsularischen Regierung als eine Unterdrückung betrachtete, wo man das Konkordat für eine Rückkehr zu den alten abgelegten Vorurtheilen und den Code civil für eine Compilation von alten Gesetzen ansah, zeigte Andrieux einen anständig bescheidenen, aber festen Widerstand.

Diesen Philosophen aus der Schule des achtzehnten Jahrhunderts, die wenigstens das Verdienst hatten, dem Glücke nicht nachzulaufen, standen Andere gegenüber, die sehr verschieden dachten, und unter diesen befand sich einer mit Ruhm bedeckt, dem die Feder und das Wort nicht minder als der Degen zu Gebote standen, alle Mittel auf ein Mal und der feste Wille, sie zu brauchen. Dies war der jugendliche strahlende Sieger von Marengo. Er trat mit der vollen Prätension, dem unumwundenen Anspruch auf, mehr Neuerer, mehr Philosoph, mehr Revolutionnair zu seyn, als seine Widersacher und Verleumder. Denn fürwahr, nichts war eine größere Neuerung, als das Gebäude eines Staats, einer Gesellschaft aufzuführen in einem Lande, wo nur Trümmer vorhanden waren; nichts philosophischer, als der Welt ihren alten Glauben wiederzugeben; nichts revolutionnairer im wahrhaften Sinne, als das große Prinzip der bürgerlichen Gleichheit in Gesetzen niederzulegen und durch Siege auszubreiten und zu begründen.

Vor Ihnen, meine Herren, kann man dieser Ansprüche erwähnen; sie zu beurtheilen, würde hier nicht der Ort seyn.

Das Tribunat war die letzte Zuflucht, die der Opposition übrig blieb. Das Wort hatte so viel Verwirrung und Unheil angerichtet, daß man geglaubt, sich gegen dasselbe sicher stellen zu müssen, und es aus der Berathung ausgeschlossen hatte. Unter der konsularischen Verfassung berathschlagte ein gesetzgebender Körper, ohne zu sprechen, und ihm zur Seite sprach eine andere Körperschaft, das Tribunat, ohne zu berathschlagen. Eine seltsame Vorsichts-Maßregel, die sich als sehr vergeblich erwies. Dies Tribunat, welches gegründet war, um zu sprechen, sprach nun auch wirklich; es bekämpfte alle Maßregeln des ersten Konsuls, wies den Code civil zurück, sagte schüchtern und scheu, aber sagte doch am Ende, was außer der Versammlung tausend Journale mit leidenschaftlicher Heftigkeit wiederholten. Die Regierung, von einem strafbaren Zorne hingerissen, brach diesen Widerstand, erstickte das Tribunat und ließ ein tiefes Stillschweigen auf diese letzten Bewegungen folgen.

Heutzutage, meine Herren, existirt nichts Aehnliches mehr; es findet keine Trennung mehr statt zwischen berathschlagenden und diskutirenden Körperschaften; zwei Tribünen widerhallen ohne Unterlaß, und die Presse erhebt laut ihre hundert Stimmen. Sich selber überlassen, geht das Alles seinen Gang. Eine friedliche Regierung erträgt und duldet, was eine vom Siegesglanz verherrlichte Regierung nicht dulden kann. Warum? meine Herren! Weil die Freiheit, die sich gegenwärtig nach einer friedlichen Revolution als möglich darbietet, damals nach einer blutigen Revolution nicht möglich war.

Die Menschen jener Zeit hatten sich furchtbare schreckensvolle Wahrheiten zu sagen; die Einen hatten das Blut der Anderen vergossen; sie hatten sich gegenseitig beraubt und geplündert; ein Theil hatte die Waffen gegen das Vaterland getragen. Sie konnten nicht einander gegenüberstehen mit der Erlaubniß, zu schreiben und zu sprechen, ohne sich die bittersten Vorwürfe zu machen. Die Freiheit wäre für sie nur ein gegenseitiger Austausch der gräßlichsten Beschuldigungen gewesen.

Meine Herren, es giebt Zeiten, wo man Alles ungestraft aussprechen kann, wo man ohne Gefahr die Männer des Staates beschuldigen kann, die Besiegten unterdrückt, das Vaterland verrathen, die Ehre vergessen und verletzt zu haben — wo man dies Alles sagen kann, dann nämlich, wenn Jene nichts dergleichen gethan, wenn sie weder die Besiegten unterdrückt, noch ihr Vaterland verrathen, noch die Ehre verletzt haben; dann kann man dies Alles ohne Gefahr sagen, weil es nicht so ist; dann kann die allgemeine Freiheit edle Herzen bisweilen betrüben und kränken, vermag aber nicht, die Gesellschaft und den Staat umzustürzen. Aber im Jahre 1800 gab es unglücklicherweise Leute, die zu Anderen sagen konnten: „Ihr habt meinen Vater oder meinen Sohn geschlachtet; besitzt meine Güter, mein Vermögen; kämpftet in den Reihen der Fremden!" Napoleon wollte dies verhindern, wollte all' diesem Gerede ein Ende machen. Er gab dem Haß die Zerstreuungen des Krieges; verurtheilte die wilden Leidenschaften zum Stillschweigen, in welchem sie erstickt sind. In diesem Stillschweigen hat sich ein neues, starkes, gediegenes, schuldloses Frankreich gebildet; ein Frankreich, welches sich nichts dergleichen mehr sagen kann, in welchem die Freiheit möglich geworden ist, weil wir, Söhne der gegenwärtigen Zeit, uns wohl Irrthümer, nicht aber Verbrechen vorzuwerfen haben.

Als Andrieux aus dem Tribunate trat, würden offenbarer Mangel und Noth sein Loos geworden seyn, hätten ihm nicht die Wissenschaften, die er liebte, seine Liebe bald bezahlt. Er schrieb mehrere Stücke für das Theater, die zwar minderen Erfolg hatten, als die Etourdis, aber seinen Ruf als ausgezeichneten Schriftsteller befestigten. Hauptsächlich verfaßte er Erzählungen, die noch gegenwärtig im frischen Andenken aller derer leben, die die echte gesunde Literatur zu schätzen wissen — Erzählungen, die stets als Muster von Anmuth und trefflicher Sprache dastehen werden. Der Bruder des ersten Konsuls, der das große Vermögen, das ihm so unerwartet zugefallen, auf eine würdige Weise zu verwenden suchte, sicherte Herrn Andrieux eine angenehme und ehrenvolle Existenz, indem er ihn zu seinem Secretair ernannte. Bald fügte die Vorsehung zu dieser Wohlthat eine zweite hinzu. Herr Andrieux fand, wonach seine Neigung und die Natur seines Geistes lange getrachtet, eine Lehrstelle. Er erhielt den Lehrstuhl für Literatur in der polytechnischen Schule, und später den im Collége de France.

Als er sein Professorat begann, war er vierzig Jahr alt. Er hatte eine lange Revolution durchgemacht, und doch war ihm stets in der Fülle seiner Erinnerungen ein friedliches Leben nahe und gegenwärtig geblieben. Seine Neigungen waren mäßig, seine Phantasie lieblich und fröhlich, sein Geist fein, lichtvoll, ohne alle Schiefheiten, vollkommen redlich, und sein Herz eben so gerade und rechtschaffen wie sein Geist. Wenn er auch keine Werke ersten Ranges hervorgebracht, so hatte er sich doch wenigstens hinlänglich in den verschiedenen Gattungen der Literatur versucht, um über alle Geheimnisse der Kunst mitsprechen zu können; endlich stand ihm ein Talent anmuthiger Erzählung zu Gebote, was dem Voltaire's beinahe gleich kommt. Mit einem solchen Leben, solchen Fähigkeiten, einem ungemeinen Wohlwollen für die Jugend, verband er, man kann es sagen, fast alle Eigenschaften eines vollendeten Kritikers.

Gegenwärtig, meine Herren, sind in diesem Auditorium, das mich umgiebt, so wie in allen Kreisen der Gesellschaft, noch Zeugen vorhanden, die sich Andrieux's erinnern, als er im Collége de France Literatur vortrug. Ohne ein geschriebenes Heft in der Tasche zu haben, nur mit seinem Gedächtnisse, mit seinem ausgebreiteten, immer gegenwärtigen Wissen, mit den Erinnerungen eines langen Lebens ausgerüstet, bestieg er das Katheder, das immer von einer zahlreichen Zuhörerschaft umgeben war. So wie er begann, trat die tiefste Stille ein. Seine schwache heisere Stimme, die aber klar und vernehmlich wurde, wenn Alles still war, belebte und befeuerte sich von Wort zu Wort, nahm einen reinen, gesunden, durchdringenden Ton an. Und so erging er sich nun abwechselnd in der verständigsten Kritik, bald in der reinsten Moral, verband Beides, mischte bisweilen interessante schlagende Anekdoten, Stellen aus Schriftstellern ein, und fesselte sein Auditorium auf diese Weise und riß es mit sich fort durch einen Unterricht, der weniger eine Lehrstunde war, als vielmehr eine Conversation voller Geist und Anmuth. Fast immer beschloß er seine Vorlesung damit, daß er etwas vorlas; denn man hörte ihn ungemein gern vorlesen — er that dies mit auserlesener Kunst — Verse oder Prosa unserer großen Schriftsteller. Jedermann verließ entzückt den Hörsaal dieses liebenswürdigen Professors, der der Jugend den besten Unterricht gab, den man ihr geben kann, den eines redlichen, aufgeklärten, geistreichen, durch das Leben geprüften Mannes, der seine Ideen, seine Erinnerungen auslegte und entfaltete und seine Seele, die so trefflich geeignet war, um sie ganz zu zeigen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Histoire administrative des communes. — Vom Baron Dupin. 5 Fr.

Introduction générale à l'histoire du Droit. — Von E. Lerminier. 8 Fr.

Lois de la presse en 1834, ou législation actuelle sur l'imprimérie et la librairie, et sur les delits et contraventions commis par toutes les voies de publication. — Von Parant. 7 Fr.

Les conchini. — Roman aus dem 17ten Jahrhundert von J. Brisset. 2 Bde.

Deux originaux. — Roman von Madame W. Memborne. 7½ Fr.

Elys de Sault, ou la cour des papes au XIVe siècle. — Von H. Arnaud. 2 Bde. 12 Fr.
Exil et patrie — Von Achille du Clesieux. 7½ Fr.
La Napolitaine, ou la couronne de la vierge. — Von Roland Bouchery. 7½ Fr.

Rußland.

Besuch bei einem Landedelmanne vom alten Schlage.

(Fragment aus einem noch ungedruckten Russischen Roman.)

Ich machte mit Maloff einen Besuch bei seinem Nachbarn, Alexey Iwanowitsch Schelbinsky. Ein rundes, welkes Antlitz, eine nichtssagende Physiognomie, dünne in einander gewirrte Haare, ein feltiger, schmutziger Ueberrock, ein Paar ordinaire Stiefel — das war der Hausherr. Eine feiste menschliche Gestalt, deren Formen alle in einander flossen; ein verdrießliches, mißvergnügtes Gesicht und ein Paar derbe Füße — das war die Hausfrau. Hätte man mir die Augen verbunden und mich auf die, mit einem Wetterdache versehene Haustreppe geführt und zu mir gesagt: tritt in's Haus und rathe, in welche Zimmer Du kommst! so würde ich, immer vorwärts schreitend, unfehlbar gesagt haben; „5 Schritt, das Vorzimmer, 8, das Speisezimmer, 7, das Gesellschaftszimmer, 6, das Schlafzimmer, 6, das Mädchenzimmer; der Korridor, der in's Speisezimmer führt und hier eine kleine Nebentreppe. Dann links das Buffet und aus dem Speisezimmer noch eine Thür, — in's Kabinet." — Diese Eintheilung haben fast alle Häuser der Landleute mit einander gemein; selten erlaubt man sich eine Abweichung, auch haben die Architekten dergleichen Häuser, nur nach verschiedenen Maßstaben, zu Dutzenden vorräthig. Bisweilen nur läßt der Besitzer die Scheidewände versetzen, ein Fenster eingehen, um eine gerade Zahl zu bilden, oder das Dach noch ein Mal so hoch machen, aus Oekonomie, d. h. damit der Regen besser ablaufe und der Schnee nicht so lange liegen bleibe.

Schelbinsky's Haus, obgleich schon ziemlich lange bewohnt, stand noch immer unbekleidet da. Der Besitzer meinte, es hätte sich noch nicht genug gesenkt, und so war ein Jahr nach dem anderen vergangen. In Folge dessen erinnerte die Farbe der Wände an eine Oelmühle und zwischen den, übrigens plattbehauenen Balken, aus denen das Haus wie gewöhnlich gezimmert war, guckte der zum Verstopfen der Fugen gebrauchte Werg hervor. An der Hinterwand des Gesellschafts-Zimmers hingen die Bildnisse des Hausherrn und seiner Gattin, von der Hand eines ländlichen Farben-Künstlers gemalt. An einer Seitenwand sah man in einem feinen schwarzen Rahmen das Aquarellbild eines der Söhne des Hauses, von einem, mit ihm dienenden Kantonisten-Unteroffizier verfertigt. Gegenüber hingen, ein Kreuz bildend, Ansichten von Moskau. Dieses waren die einzigen Wände-Verzierungen im ganzen Hause. Lehnstühle und Sopha waren von rothem Holz mit buntem Kattun überzogen, auf welchem, wie auf Porzellan-Tassen, nur nach größerem Maßstabe, die Bildnisse berühmter Männer mit den bezeichnenden Namen abgedruckt waren. Der Lehnstuhl, auf dem die Frau vom Hause gewöhnlich zu sitzen pflegte, trug das ausdrucksvolle Gesicht Gibbon's.

Das einfache Speisezimmer war mit schwerfälligen Stühlen umstellt; indessen belebten zwei Wand-Uhren diese Steppen-Einöde. Bei einer dieser Uhren sah man beständig eine Schildwache von einem Schilderhause zum anderen hin und her gehen; aus der zweiten sprang bei dem ersten Stundenschlage ein Kuckuk heraus und schrie aus vollem Halse. Das Schlafzimmer war beinah ganz eingenommen von einem großen zweischläfrigen Bett mit durch einen metallenen Ring gezogenen Vorhängen und einem Sopha mit Kissen, ausgestopft mit Pflaum-Federn und überzogen mit strohgelb und weiß gewürfelter Leinwand. Im Kabinet befand sich ein blauer Tisch mit einem darauf gemalten Schachbrett, ein ledernes Kanapee, 4 dergleichen Stühle, ein mumienfarbiger Schrank mit aufzuklappendem Schreibepult und 32 kleinen Glasscheibchen, aus denen eine Sammlung der Moskau'schen Zeitungen, vom Jahre 1800 an, hervorblickte, in welchen Herr Schelbinsky nur die Bekanntmachungen über zu verkaufende Güter las. Ein Feind der Buchdruckerkunst, litt er nur noch in seinem Hause den Bruce'schen Kalender und noch einen anderen gewöhnlichen Kalender, die im Schlafzimmer bei der, vor dem Schutzheiligen des Hauses immer brennenden Lampe ihren ruhigen Platz hatten: andere Bücher waren nicht vorhanden. Das Vorzimmer, das Mädchenzimmer mit seinen Schemeln und Bänken und das Buffet mit allem Tischgeräth, konnte man dreist eine Sammlung aller möglichen erstickenden Gase nennen. Herr Schelbinsky besitzt 1000 Seelen und bezieht ein sehr gutes Einkommen. Wir langten um 12 Uhr Mittags bei ihm an und fanden einige benachbarte Edelleute mit ihren Frauen und Töchtern bei ihm vor.

Schwer ward es, durch das Speisezimmer zwischen der gedeckten Tafel und den Wänden durchzukommen. Im Gesellschaftszimmer stand vor dem Sopha ein großer runder Tisch, bedeckt mit einem Jaroslaff'schen blauen, an den vier Ecken mit Bären verzierten Tischtuch, und auf demselben ein sehr reichliches Frühstück. Aus dem Mittelpunkt eines grün lackirten Präsentir-Brettes erhob sich ein viereckiger bronzener Karaffenhalter, über welchen ein Adler oder eine Taube seine Flügel ausbreitete; 5 Karaffen, denen zur Seite sich Gläser befanden, enthielten einen Gewürznelken-, Zitronen-, Kräuter- und feinen abgezogenen Korn-Branntwein; in der sechsten schien Oel zu seyn.

Was stand aber nicht noch Alles um den Flaschenhalter herum! Holländische Häringe, gepreßter Kaviar, Narwasche Neunaugen, Rigaer Breitlinge, Lombardischer Parmesankäse u. s. w. Wenigstens waren alle diese schönen Dinge unter diesen Benennungen gelegentlich von den von Gut zu Gut umherziehenden Krämern gekauft worden. Außerdem prangte noch auf dem Tische ein großer Krebs von Porzellan, auf welchem mit gekreuzten Armen und Beinen ein Amor saß, als wohlgefüllte Butterdose.

„Ich bitte ganz ergebenst, treten Sie näher!" erscholl die Stimme des Hausherrn, als wir die Schwelle des Zimmers überschritten hatten. „Ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen! Wie heißen Sie?"

„Alexey Pawlowitsch."

„Ich empfehle Ihnen meine Frau, und bitte, sie zu lieben und ihr gewogen zu seyn! Haben Sie die Gnade, welche Gattung von Branntwein ist Ihnen gefällig?"

„Ich danke für Alles, Alexey Iwanowitsch."

„So essen Sie, was Gott beschеert hat."

„Ich frühstücke nie."

„Und ich bin gewohnt, um 12 Uhr zu Mittag zu essen, daher bin ich hungrig."

„Es ist übrigens für Landbewohner die wahre Zeit, Alexey Iwanowitsch. Wahrscheinlich stehen Sie früh auf und beschäftigen sich mit Ihrer Wirthschaft?"

„Ja, ja, was wahr ist, ist wahr. Setzen Sie sich, Alexey Pawlowitsch, ohne Umstände!"

Ich setzte mich neben die Hausfrau, und erkundigte mich nach ihren Kindern, nach ihrem Garten. Sie sah mir vorbei durch das Fenster und beantwortete Alles gähnend. Zwei Redensarten, die sie fast beständig im Munde führte, fielen mir am meisten auf, nämlich: sagen Sie selbst und: Sie wollten gewiß sagen.

Inzwischen hatte sich unter den Männern ein allgemeines Gespräch über Landwirthschaft angesponnen. Die Damen unterhielten sich entweder leise mit einander, oder schwiegen.

Nicht lange dauerte es, so öffnete ein Diener die Thüre des Speisezimmers, nahm das grüne Präsentir-Brett vom runden Tisch und setzte es, nachdem er es umhergereicht, wieder auf die alte Stelle hin. Der Hausherr bot der Gattin des angesehensten Besuchers den Arm und dann folgten ihm die übrigen Gäste paarweise zur Mittags-Tafel. Man ließ sich nieder: die verheiratheten Frauen im Norden, die Männer im Süden und die jungen Mädchen unter der Mittagslinie.

Die Männer sprachen von Regiments-Musik und vom Militair.

„Sauterne!" schrie ein mit einer Flasche Wein umhergehender Diener jedem Gaste zu. Der Hausherr ermangelte nicht, jeden Einzelnen zum Trinken zu nöthigen.

Die Tapferkeit der Russischen Truppen ward jetzt der Gegenstand der Unterhaltung.

„Champagner!" ertönte abermals die Stentorstimme des Dieners. Dieses Mal galt der Ausruf einem Offizier mit starkem Knebelbarte. Er nahm den ihm dargereichten Pokal, leerte ihn, indem er dabei einem ihm gegenüber sitzenden jungen Mädchen freundlich zunickte, ließ sich ihn noch ein Mal füllen und stellte ihn neben sich.

„Erlauben Sie die Frage, Kleopatra Jefimowna (so hieß die Frau vom Hause), haben sich bei Ihnen schon Morcheln gezeigt?" fragte einer der Gäste.

Alle lachten laut auf, außer Maloff und zwei Damen.

„Sagen Sie selbst", erwiederte die Befragte, „wann giebt es wohl Morcheln in der heißen trockenen Zeit?"

Neues Gelächter. Das Gespräch ging wieder auf landwirthschaftliche Angelegenheiten über, bis der Diener abermals „Cyper-Wein" schrie und die Gläser füllte. Da wurden die Stühle gerückt, und zwar mit solchem Geräusch, daß man in den entferntesten Winkeln des Hauses hören mußte, daß die Herrschaften abgetafelt hatten.

Wir zogen in's Gastzimmer hinüber. Auf dem runden Tisch hatte sich, mit Ausnahme des Tischtuches, die Decoration verändert. Eine Unzahl kleiner Porzellan-Tellerchen mit verschiedenen Süßigkeiten standen gedrängt neben einander; Alles war recht sehr gut: nur lag zwischen den Tellern mit Eingemachtem, auf dem Tischtuch, ein vom Frühstück übrig gebliebener Häringskopf, und blickte ruhig auf die Ankommenden. Die Hausfrau bemerkte es gerade in dem Augenblick, als der Diener, einem stämmigen Athleten gleich, über den Tisch seine mächtigen Arme mit einem großen Präsentir-Brett streckte, auf welchem Tassen mit einer Flüssigkeit standen, die wie Kaffee aussah; ferner eine unvergoldete silberne Milchkanne mit Sahne, eine schmutzige Flasche mit Rum und eine silberne Zuckerdose mit außerordentlich klein gehackten Stückchen Zucker.

Zornig blickte Kleopatra Jefimowna auf den Diener, zeigte ihm den Häringskopf, biß sich die Lippen, drohte ihm mit ihrem an die Nase gelegten Finger und begleitete diese Pantomime mit dem Ausruf: „Schwein!"

Man kann sich die Lage des Ganymed vorstellen! Ambrosia umhertragen und zugleich einen besonderen Befehl der Hausfrau erfüllen, das geht einmal nicht zusammen. Der arme Teufel mußte zuvor sein erstes Geschäft beendigen; als er aber zu seinem Herrn kam, befahl ihm dieser, er solle sogleich den Stallknecht aufsuchen und ihm befehlen, die Gestüt-Pferde vor die Fenster zu führen.

Wahrscheinlich hatte der Unglückliche den Befehl der Hausfrau vergessen, oder den Stallknecht nicht auffinden können; der Häringskopf hörte immer nicht auf, zwischen den Tellern hinaus auf Kleopatra Jefimowna zu blicken. Ich konnte mir denken, was geschehen würde. Alexey Iwanowitsch erhielt einen Wink mit dem Finger, von einem Blick auf den Häringskopf begleitet, ergriff diesen ohne Umstände, trug ihn hinaus, und wischte sich, als er wieder in's Zimmer trat, die Hand mit einem Zipfel seines Ueberrockes ab.

Die vorgeführten Pferde waren ganz gewöhnliche Thiere. Vielleicht stammten sie wirklich von berühmten Voreltern aus den Gestüten Orloff's, Besborodko's, Wiewolodsky's oder Kateneff's her, indessen schon seit etwas längerer Zeit. Uebrigens waren es noch immer recht große, stattliche, gut eingefahrene Pferde, wie sie ein Gutsbesitzer nicht besser nöthig hatte.

Damen und Herren setzten sich zum Kartenspiel hin. Die jungen Mädchen begaben sich in's Schlafzimmer; ich aber verfügte mich in Schelbinsky's Garten, in eines der vielen sogenannten Lusthäuser, die

mit ihren Façaden kleinen Bethäusern glichen und eine Musterkarte von allen möglichen Farben darboten. Das hinderte mich jedoch nicht, auf einem Lehnstuhl sehr sanft einzuschlummern. Endlich, erweckt durch ein Geräusch im benachbarten Gebüsch, erhob ich mich und kehrte zur Gesellschaft zurück. Man war gerade beim Thee, der mit Sahne, Rum und alten Bretzeln umhergereicht ward. Als ich eine der letzteren zerbrach, um sie zu versuchen, streckte mir eine Schabe einen ihrer wohlgenährten Füße entgegen.

Das Whistspiel endigte um 8 Uhr. Der Abend war dunkel; man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen, und wir blieben, auf Einladung des Hausherrn, zur Nacht bei ihm.

Die Zeit bis zum Abendessen, oder bis 11 Uhr, ward sehr langweilig. Die Damen saßen in einem Kreise und zischelten unter einander; die Männer unter sich sprachen laut, überschrieen Einer den Anderen, und dann trat auf einmal das tiefste Stillschweigen ein. Die jungen Mädchen liefen ein und aus, oder gingen Arm in Arm im Speisezimmer auf und nieder, so lange man dort gehen konnte. Ein verabschiedeter Offizier vollendete, wie ein umherschweifender Komet, seine eliptischen Kreise nach verschiedenen Richtungen hin.

Nach dem Abendessen stellte sich zwischen den Herren und Damen ein freierer Ton ein. Die Ersteren, neben dem runden Tisch stehend, arbeiteten mit ihren Zahnstochern und machten zweideutige Witze. Nach Verlauf einer halben Stunde näherte sich einer der Gäste etwas schlaftrunken dem Hausherrn, und sagte ihm mit halblauter Stimme: „Ordentliche Leute, lieber Alexey Iwanowitsch, schlafen schon lange."

„Na! wenn's denn seyn soll, so wollen wir zu Bett!" erwiederte der Hausherr. Ein Jeder nahm Abschied nach seiner Weise. Man scharrte mit den Füßen, küßte sich nach Herzenslust und wünschte sich alles mögliche Gute, bis endlich die Männer sich in den erstickenden Dunstkreis des Speisezimmers begaben. Für drei Personen waren dort auf der Diele Lager von weichen Federbetten zubereitet; Maloff, ich und der Hausherr verfügten uns in's Kabinet.

Noch war ein in einem kupfernen Leuchter brennendes Talglicht nicht ausgebrannt, als ein baumlanger Mensch hereintrat und sich, den Rücken an die Wand gelehnt, auf die Diele setzte.

„Du Rindvieh!" sagte der Hausherr, „lösche das Licht aus."

Der Riese that es, und schien seine frühere Stellung wieder einzunehmen.

Wir spitzen die Ohren: — er schnaubte sich die Nase; — wir warten: — er hustet und fängt plötzlich an, mit tiefer Baßstimme zu sprechen: „Ein Mährchen ist bald erzählt, eine Sache nicht so bald verrichtet . . . . ."

Maloff und ich lachten, daß das ganze Haus erzitterte.

Sehr ernst sagte Schelbinsky: „Ich kann ohne den nicht einschlafen."

„Sie sollten aber doch lieber irgend etwas lesen, Alexey Iwanowitsch."

„Da wär' ich wohl nicht recht gescheidt, mir die Augen zu verderben. Auch habe ich mich einmal an diesen Erzähler gewöhnt. Sie glauben aber auch nicht, was es für ein verdammter Kerl ist. Wo er Alles herkriegt, weiß der Teufel! Und dabei ist er unermüdlich. Hier halte ich in der Regel nur meine Nachmittagsruhe; Nachts schlafe ich im Schlafzimmer mit meiner Frau, und er, gerade so, wie er jetzt da sitzt, erzählt die ganze Nacht hindurch. Wenn ich schon lange fest eingeschlafen bin, brummt und brummt er noch in Einem fort."

Mir ward die Nacht unerträglich. Das Federbett ward von dem Gewicht meines Körpers ganz aus einander gedrückt, und umfing mich von beiden Seiten dergestalt, daß ich vor Hitze kaum athmen konnte, während mir unten die ganze Härte der Diele fühlbar wurde, und ich mich gegen ein gewisses Ungeziefer beständig zu wehren hatte. Dabei brummte der Barde die ganze Nacht hindurch seine Mährchen her, und, um dem Dinge die Krone aufzusetzen, fand ich, als ich, in Folge aller genossenen salzigen Sachen vom Durst gepeinigt, nach einer ohne Glas bei meinem Lager stehenden Flasche mit Quaß griff und an den Mund setzte, meine Lippen mit Lichttalg bedeckt. — Gewiß hatte die Flasche als Leuchter gedient.

Am anderen Morgen früh nahmen wir Abschied von Herrn Schelbinsky. (C. H.)

Bibliographie.

Treschtschotkin's schwarzer Tag. Original-Lustspiel in 3 Akten und in Versen; von A. Soboleff.

Der Archipelag und Griechenland in den Jahren 1830 und 1831. Von Constantin Basily.

Erklärungen zu Derschawin's Schriften, von ihm selbst seiner Nichte, dem Fräulein E. Lwoff, diktirt.

Jacobo Sannasar, dramatische Phantasie in 4 Akten und in Versen, von N. K. S. P.

Schriften in Prosa und in Versen, von Constantin Batinschkoff. 2 Theile.

Ukrainische Volks-Gesänge, von Michaila Maximowitsch.

Sammlung drei- und vierstimmiger Kirchen-Gesänge aus der Nachlassenschaft des verstorbenen Kapellmeisters des Kaiserlichen Hofsänger-Corps, Bortnäusky.

England.

Die verschiedenen Theorieen über den Mechanismus der Stimme.

Unsere Ehrfurcht vor dem Alterthum kann uns nicht vor einem Lächeln bewahren, wenn wir die außerordentliche Verschiedenheit der Ansichten bemerken, welche mehrere Philosophen, insonderheit Griechische und Französische, von dem Mechanismus der menschlichen Stimme gehabt. Der Widerstreit ihrer Theorieen macht es logisch unmöglich, anzunehmen, daß irgend Eine derselben Stich halten könne; allein eben dieser Widerstreit giebt ihnen desto mehr Unterhaltendes.

Aristoteles und Galenus behaupteten, der obere Theil der Kehle (larynx) sey eine Flöte. Andere Philosophen nach Aristoteles widersprachen dieser Behauptung, setzten aber nichts an ihre Stelle. Im Jahre 1700 erklärte Dodart die Larynx für ein Horn oder eine Trompete: nach ihm ist die Stimmritze (glottis) derjenige Punkt, welcher den Lippen des Musikers korrespondirt. Im Jahre 1742 trat Ferrein mit der Ansicht auf, die Larynx sey eine Geige. Er unterstützte seine Theorie mit vieler Gelehrsamkeit: die Luftströmung nannte er den Bogen, die thyroidalen Knorpel das Fingerbrett, die Muskeln, die Saiten u. s. w., allein er vergaß zu beweisen, wie ein Mensch eine Cremoneser Geige im Halse haben könne, ohne ersticken zu müssen. Ferrein's Theorie ist in Verruf gekommen, vielleicht mit einigem Unrecht. Bichat, seitdem der Unsterbliche genannt, meinte, es würde sich über diesen Gegenstand wohl nie etwas Positives sagen lassen. Richerand, dessen Theorieen den Charakter eines juste-milieu trugen, behauptete, die Kehle sey theils ein Saiten- und theils ein Blase-Instrument. Von den philosophischen Naturforschern unserer Zeit hielt Cuvier die Kehle für eine Stockpfeife (flûte à bec); Dutrochet nennt sie ein wirkendes, von der Schwingung der Fibern abhangendes Phänomen, keine organische Pfeife; Magendie, ein Fagot; Savard, ein Instrument, wie es die Jäger haben, um das Gezwitscher der Vögel nachzuahmen; Despeney, eine Maultrommel.

Endlich auch haben wir eine kleine Theorie bei der Hand, die wir dem Leser als unser Schoßkind empfehlen wollen. Die Lehre, mit der wir Galenus, Aristoteles, und sämmtliche Französische Theoretiker zu vernichten streben, gründet sich nicht auf anatomische Untersuchungen — wir lassen die Todten unverstümmelt zur Gruft bringen — der Mechanismus unserer Lehre ist Alles und mehr noch als das, was unsere Vorgänger behauptet haben, denen die Wahrheit nur theilweise offenbart ward. — Wie blind muß Galenus gewesen seyn, daß er den Menschen als eine bloße Flöte schildern konnte, da doch jedes Lebensverhältniß ein anderes Instrument in ihm ertönen läßt!

Wenn ein achtzehnjähriger Jüngling zum ersten Mal sein „Julie, ich bete Dich an," hervorseufzt, so ist es eine entschiedene Flöte. Man heirathet — die junge Frau plappert gar anmuthig, und qualifizirt sich in jedem Verhältniß zu einer — Geige. Man lebt sehr harmonisch unter einander, und lange Zeit hört man nur Geigen, von denen der Himmel voll hängt, bis der Eheherr eines Tages ganz unverhofft in sein Gesellschaftszimmer tritt, und einen Garde-Offizier trifft, der eben seiner Frau eine zärtliche Anrede hält. Er ruft: „Scheer' Dich aus meinem Hause, Du —" und wird von Stund an eine Maultrommel. Seine Frau, höchst erbittert über ein Benehmen, das sie im besten Falle für gar zu eifersüchtig erklären muß, fällt in gellende Töne, und wird zur Sackpfeife. Der Mann aber möchte sie gern als eine Schlange (serpent) betrachten. Sind die Klappen und Griffe erst gewaltsam verrückt, so ist es eine gar schwierige Sache, etwas einer Harmonie Aehnliches wieder herzustellen. Die angenehmsten Instrumenten-Wechsel aber bemerkt man bei solchen Menschen, in denen der Geist, nicht die Leidenschaft die Griffe leitet. Sheridan, Fox und Burke konnten im Parlamente die Geige, das Fagot oder die Orgel spielen; sie konnten nach Belieben eine Philippika donnern, oder mit allem Zauber einer milden Beredtsamkeit überzeugen. Ein ächter Philosoph stimmt alle Mal sich selbst und duldet es nicht, daß dieser oder jener verdrießliche Umstand ihm rauhe oder kreischende Töne entlocke.

Wir wissen, daß Addison die Menschen nach Maßgabe ihrer Temperamente mit verschiedenen musikalischen Instrumenten vergleicht — die Analogie ist offenbar. Er begeht aber darin ein Versehen, daß er annimmt, der Mensch sey immer ein und dasselbe Instrument, da man doch allgemein weiß, daß ein an Begebenheiten reicher Tag ihn durch das ganze Orchester treiben kann. Am glücklichsten mag man diejenigen Personen preisen, die abwechselnd Fagot und Flöte sind, und bei denen nur gelegentlich ein Geigenton dazwischen fährt. Wer aber stets entweder im altissimo sich befindet, oder zu den untersten Tönen der Scala hinabsinkt, der wird niemals innere Harmonie erringen. (Atlas.)

Mannigfaltiges.

— Verzeichniß der wichtigsten im Jahr 1833 in Frankreich eingebrachten Handels-Artikel.

34,000,000	Kil.*)	Seide, welche ungefähr Werth haben	40,000,000	Fr.
400,000	"	Wachs	1,000,000	"
5,000,000	"	Orangen und Citronen	3,000,000	"
11,000,000	"	Zucker	6,000,000	"
5,500,000	"	Taback	3,000,000	"
30,000,000	"	Olivenöl	25,000,000	"
8,500,000	"	Reis	4,000,000	"
4,000,000	"	Hanf	3,000,000	"
1,200,000	"	Flachs	1,500,000	"
34,000,000	"	Baumwolle	55,000,000	"
1,200,000	"	Indigo	24,000,000	"
		Summa	165,000,000	Fr.

*) Ein Kilogram ist etwas mehr als 2 Pfd. nach unserm Gewicht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Mittwoch den 14. Januar 1835.

England.

Englands Philanthropie.

(Nach dem Französischen Moniteur.)

Eine gewisse Rohheit der niederen Volksklassen und ein der ganzen Nation eigenes scheinbar kaltes Benehmen haben oft zu der Meinung Anlaß gegeben, daß die Engländer ein rauhes und unzugängliches Naturell besitzen; aber man muß gestehen, daß es dieser Beschuldigung an aller Begründung fehlt. Eben so grundlos hat man in ihrem kaltblütigen Mitanschauen von Hahnenkämpfen und Boxereien den Beweis dafür finden wollen, daß die Englische Nation hartherzig und von heftiger Gemüthsart sey; man hat nicht bedacht, daß, wenn man seine Beurtheilungen auf solche schwache Gründe zu stützen geneigt ist, keine einzige Nation von groben Fehlern frei seyn möchte. Es würde sogar dem Englischen Volke, wenn es mit allen anderen um den Vorrang streiten wollte, sehr leicht werden, zu beweisen, daß seine Sitten, Gesetze und Stiftungen die menschenfreundlichsten im civilisirten Europa seyen.

Nach Englischen Gesetzen wird die Mißhandlung gewisser Thiere als ein vorsätzliches Verbrechen bestraft; keine Berücksichtigung, selbst die der Kindheit nicht, kann in den Augen der Gerechtigkeit das Vergehen eines freiwilligen und überlegten Mordes rechtfertigen; und in Englands statistischen Uebersichten der Verbrechen nehmen die gegen Personen begangenen nur ein sehr untergeordnetes Verhältniß im Vergleiche mit den gegen das Eigenthum begangenen Verbrechen ein. Das, was in England bereits gethan worden ist und noch täglich geschieht, bietet die schönsten Beispiele einer vernünftigen Menschenliebe dar; einer Menschenliebe, die nicht bloß von den Kanzeln herab gepredigt, sondern auch von der gesammten Gesellschaft ausgeübt wird.

Alle Welt hat von der Armen-Taxe sprechen hören, aber alle Welt weiß nicht, auf welche Prinzipien sie gestellt und zu welchem Gebrauch ihr Ertrag verwendet wird. Das Wort Armen-Taxe findet in den Blättern des Festlandes öfters sein Echo, weil die Sache, die es benennt, die Quelle administrativer Verwirrung für das Gouvernement und die Ursache eines politischen Unbehagens für das Englische Volk geworden ist. Die Engländer selbst sprechen verschieden darüber. Die Eigenthümer oder Pächter von Gütern und Häusern, als die einzige dabei betheiligte Klasse, sagen, daß diese Taxe als eine dem Müßiggange bewilligte Prämie zu betrachten sey; diejenigen, welche, der Art ihrer Professionen halber, oder wegen ihrer Vermögens-Umstände, ausgeschlossen hiervon sind, murren darüber, als über eine Ungerechtigkeit gegen Eigenthum und Industrie; die Regierung sieht sie zwar als ein doppeltes Uebel an, als ein moralisches für die Empfänger, und als ein materielles für die Geber, aber zugleich auch als ein unentbehrlich nothwendiges Heilmittel; und das Volk findet darin eine unschätzbare Heil-Quelle gegen die schrecklichen Leiden der Armuth, und sieht sie als sein gutes Recht an. Die Armen-Taxe dient auch in der That zu der Geld-Unterstützung, welche eine jede arme Person von dem Magistrat ihres Kirchspiels in Anspruch zu nehmen berechtigt ist, sobald sie nachgewiesen hat, daß sie sich in bedrängter Lage befindet. Die Summe, welche der Magistrat zu dieser Vertheilung bedarf, wird durch eine Taxe beschafft, die auf die Eigenthümer und Pächter nach zwei verschiedenen Verhältnissen gelegt wird, nach dem Vermögen und nach dem Erwerb.

Durch die Armen-Taxen, im Vereine mit den Hospitälern für kranke und mißgestaltete Personen, ist man in England dahin gelangt, den ekelhaften Anblick der Letzteren und die lästige Bettelei von den Straßen und Wegen zu entfernen. Alle Greise, und alle Männer und Frauen, denen Alter und Krankheit die Kräfte geraubt haben, und denen die Arbeit in den Werkstätten untersagt worden ist, finden in jenen Häusern ein Obdach und eine Fürsorge, die sie der Furcht überhebt, sich dem drückenden Mangel preisgegeben zu sehen. Sogar die Kinder der Armen sind nicht minder ein Gegenstand sorgfältiger Wohlthätigkeit. England ist mit Schulen überfüllt, zu denen das Privat-Eigenthum am meisten das Seinige beizutragen hat. Es giebt Sonntags-Schulen für die Arbeiter jeden Alters, denen die Werkeltage keine Mußestunden gewähren, Etwas zu erlernen. Es giebt alle Tage öffentliche Schulen für die Jugend, in welchen nicht bloß der Verstand, sondern auch das Herz ausgebildet wird. Die Kinder werden auch von Kopf bis Fuß mit Kleidungsstücken versehen; und dieses Alles auf Kosten der Schulen. Solche Etablissements giebt es für beide Geschlechter; und man hat bemerkt, daß die in diesen Schulen gebildete Jugend auch späterhin der Mäßigkeit und der Arbeitsamkeit ergeben blieb, so daß man sehr selten Leute, die in solchen Schulen erzogen worden, in den Gefängnissen als Sträflinge angetroffen hat.

Manche Leute in England beklagen sich darüber, daß nicht die Regierung selbst die Direction und den Unterricht in den Schulen beaufsichtigt; aber der größte Theil begreift es klar, daß, wenn auch die Regierung die Direction führen, sie doch die Erziehung der Kinder nicht auch bestreiten könnte, und daß diese Anstalten ihre Vollkommenheit nur dadurch verlieren dürften, indem alsdann die Privat-Wohlthäter unter irgend einem Vorwande ihren bisherigen Beistand zurückziehen würden. Darum schreit man dort auch gewaltig gegen jede Maßregel, die Schulen auf eine andere Basis zu stellen, und man erhält sie so, wie sie jetzt sind.

Eine andere Gattung von Etablissements, zwar nicht so allgemein, aber doch in allen großen Städten, hier auf einem kleineren und dort auf größerem Fuße eingerichtet, sind die Zufluchtshäuser für öffentliche Mädchen. Der Abscheu vor dieser entarteten Race hat doch den unglücklichen Opfern derselben die wohlthätigen Herzen nicht abwendig gemacht. In vielen Oertern stehen mehrere solche Häuser immer offen, wo jedes von Gewissensbissen ergriffene Mädchen zu einer jeden Stunde eintreten und eine ehrbare Lebensweise wieder ergreifen kann, ohne von den beschimpfenden Blicken der Welt verfolgt zu werden, und ohne die Besorgniß hegen zu dürfen, daß sie zu der Tugend nur auf die Gefahr, Hungers zu sterben, zurückkehren könne. Bei ihrem Eintritte muß das Mädchen sich verbindlich machen, darin eine gewisse Anzahl von Jahren ein thätiges und klösterliches Leben zu führen; man giebt ihr anständige Bekleidung und eine gute Kost; ein beschäftigtes Leben, gute Lektüre und Andachts-Uebungen bringen es bald dahin, den Trieb zur Tugend in diesen tiefgesunkenen Geschöpfen wieder aufzuregen, und man hat deren schon viele gesehen, welche mit dem festen Vorsatze in die Welt zurückgekehrt sind, ein tugendhaftes Leben darin zu führen, und denen es gelungen ist, sich die Achtung aller rechtlichen Menschen wieder zu erwerben. Solche menschenfreundliche Ideen und Realisirungen verdienen doch wohl, unserer Meinung nach, die Bewunderung und Verehrung der übrigen Welt!

Bei Erwähnung der besonders England eigenthümlichen Wohlthätigkeits-Anstalten dürfen wir auch diejenigen zur Ausbildung und Unterhaltung der Missionaire nicht vergessen. Die Englische Nation bleibt, trotz den Bemühungen des Zeitgeistes, doch eine höchst religiöse. Jeder verehrt dort das Christenthum, als eine unverjährbare heilige Moral, als einen Vertrag, dessen Beobachtung dem Menschen das Recht ertheilt, Anspruch an die göttliche Fürsorge machen zu dürfen, und als die ergiebigste Quelle der schönsten Civilisation und des reinsten Genusses auf Erden. Darum glauben auch so Viele, daß es wohlgethan sey, jährlich einen kleinen Theil ihrer Einkünfte aufzuopfern, um Missionaire in die Ferne zu schicken, um barbarische Völkerschaften eines der menschlichen Würde angemessenern Zustandes theilhaftig zu machen; und zur heutigen Stunde noch reisen junge Gelehrte, die zu Oxford und Cambridge Griechisch und Hebräisch studirt, in die Welt hinaus, die Sprache der Wilden zu erlernen, und ihnen auf diesem Wege edle Begriffe und menschliche Gefühle einzuflößen. Man findet die Englischen Missionaire beinahe in allen, von sogenannten Indianern bewohnten Wäldern; und von Nord-Amerika bis zu den Kaffern und Neu-Seeland existiren Missions-Gesellschaften in allen großen Wohnplätzen. Eine jede dieser Gesellschaften hat ihre geregelte Organisation, ihren Präsidenten, ihren Secretair, und ihre periodischen Versammlungen. In solchen Versammlungen präsidirt oft irgend ein alter Admiral, und der zur Seite eines alten Geistlichen sitzende junge Mann ist irgend ein Fregatten-Lieutenant. Denn hier ist es, wo alle Stände und alle Charaktere durch übereinstimmende Ansicht sich einander nähern; wahrlich, eine sehr schöne Ansicht! man mag sie von Seiten der Religion, oder von Seiten der Menschlichkeit betrachten.

Es ist in England vor kurzem ein Versuch gemacht worden, dessen sonderbarer Zweck allgemeine Verwunderung und Erstaunen erregt hat. Ein in Diensten stehender Ingenieur-Capitain hat es sich plötzlich in den Kopf gesetzt, daß der Krieg einer der größten Widersprüche aller religiösen und philosophischen Lehren, so wie unserer Sitten überhaupt sey. Er schickte sogleich dem Kriegs-Minister seine Entlassung ein, und begann sein Bekehrungswerk auf folgende Weise: sobald er in eine Stadt kam, begab er sich in die Kirche und suchte der versammelten Menge zu beweisen, daß der Krieg ein tolles und barbarisches Unternehmen sey, dessen Opfer nur die Kinder armer Aeltern werden müssen; und daß er von Reichen und Vornehmen nur als ein vortheilhafter Erwerbszweig veranlaßt würde.

Einige Tage nachdem ich diesen Friedensprediger gehört hatte, hörte

ich auch einen zweiten Advokaten eines ganz anderen Gegenstandes, der aber wegen seiner praktischen Natur das allgemeine Interesse mehr anzuregen schien. Es war dies ein Matrose der Königlichen Marine, welcher es nach einer mehrjährigen Dienstzeit bis zum Grade eines Hochbootsmannes gebracht hatte. Seine Figur war kurz und dick und beweglich, wie eine Schiffsspille und seine Stimme so hohl, wie die einer Seemöwe im Nebel; er benutzte jede Gelegenheit, seine endlosen Reden vorzutragen. Gewöhnlich fing er sie mit ziemlich klarem Tone an, aber bald setzte er sie mit einer so heiseren und erstickten Stimme fort, daß es schwer zu unterscheiden war, ob er ein Wort ausgesprochen, oder bloß ausgehustet habe, und er hörte auch nicht eher auf zu reden, als bis er ganz unverständlich geworden. Am Tage ließ er seine Estrade auf dem Marktplatze errichten und Nachts nahm er seine Zuhörer in einem Saale auf, und die Menge folgte ihm überall hin. Er besaß, ungeachtet der Plattheit seiner Ideen, doch wahre Beredtsamkeit und erhob sich von Zeit zu Zeit zu einem Reichthume von Bildern. „Ich bin nichts", sprach er, „als ein armer Seevogel, meine Ohren waren nur dem Toben des Sturmwindes geöffnet und meine Kindheit wurde nur von den schaukelnden Meereswellen eingewiegt; mein Leben war das grobe und sinnlose Treiben eines Matrosen, und doch komme ich jetzt in eure Städte, um den Versuch zu machen, euch durch meine Worte zu gewinnen; wenn es nicht daran genug wäre, der Advokat einer guten Sache zu seyn, so wäre dieses Unternehmen von meiner Seite eine unverzeihliche Vermessenheit." Der alte Matrose machte dann seine Zuhörer auf folgende Sachen aufmerksam. 1) daß die Matrosen der Kauffahrthei-Schiffe genöthigt sind, einen Theil ihres Lohnes für das Militair-Hospital in Greenwich abzugeben; 2) daß der Matrose, an das unstäte Leben ein Mal gewöhnt, dabei eine solche Sorglosigkeit gewinne, daß er, wenn er wieder an's Land steige, sein bischen Vermögen der List eines jeden Betrügers preis gebe; so daß er bei einem Krankheits-Zufalle, ohne Familie und Freunde, nur dem größten Elende anheim fällt; 3) wenn er im Schooße des Meeres seinen Untergang findet, so bleiben seine Frau und Kinder aller Unterstützung beraubt. Er meinte daher, daß es wohlgethan wäre, wenn die Besteuerung der kaufmännischen Marine nur auf die Bedürfnisse der kaufmännischen Matrosen verwendet würde; daß es für das Publikum ein ehrenvolles Geschäft wäre, wenn es dem bereits in London etablirten Comité durch freiwillige Beiträge die Mittel verschaffte, ein Hospital oder Zufluchtshaus für diese Matrosen anzulegen, und daß, wenn erst ein solches Beispiel da wäre, man dann sicher nicht säumen würde, es auch in allen anderen Häfen, wo der Zusammenfluß der Schiffe bedeutend ist, nachzuahmen. Sey dieses ein Mal geschehen, dann könnten die Fonds, welche bis jetzt nur dem Greenwicher Hospitale gewidmet worden, zur Unterhaltung neuer Etablissements verwendet werden; man könnte die Administration und die Einrichtung so organisiren, daß der Matrose ein Hospital und eine Familie zugleich darin fände. Krank, könnte er Bett und Fürsorge, gesund ein Asyl darin finden, so wie eine Sicherheitskasse, wo er bei seiner Heimkehr von einer langen Reise sein Geld in Verwahrung bringen könnte; er fände ein Logis und einen Tisch, wo er während seines Aufenthalts auf dem Lande, weder der Unredlichkeit der Gastwirthe noch den Verirrungen seines eigenen Geschmackes preis gegeben wäre; er fände darin auch Werkstätten, wo er sich zu billigen Preisen mit den benöthigten Kleidungsstücken versehen und die Wäsche ausbessern lassen und endlich, wo er seine Effekten sicher aufbewahren könnte. Solche Etablissements könnten zugleich als Zufluchtsörter für diejenigen Matrosenkinder dienen, deren Väter durch Krankheit oder Schiffbruch in den fernsten Klimaten umgekommen wären. Zu diesen Projekten gehörte aber viel Geld, und dieses suchte der alte Smith (so hieß der Hochbootsmann) durch Beitrags-Unterschriften zusammen zu bringen. Es bedurfte jedoch vor allem der Genehmigung des Parlaments, um den Beiträgen der kaufmännischen Marine-Matrosen eine andere Bestimmung zu geben und eine Petition hierzu war sehr nothwendig; allein der alte Matrose hatte mit eigener Hand eine solche schon aufgesetzt und suchte nun die Unterzeichner dazu. Er hatte auch nicht vergebens seine Beredtsamkeit in Kraft gesetzt; eine einzige Rede erwarb seiner Petition funfzehnhundert Unterschriften. In den Geld-Angelegenheiten selbst machte er zwar keine so rasche Fortschritte, weil er nur zum Volke sprach und das Volk hat in allen Ländern wohl vielen guten Willen, aber wenig Vermögen; allein es hatten sich mehrere dazu erboten, das Geld bei den Reicheren durch Unterschriften aufzutreiben. Mehrere Offiziere durchreisten im letzten Winter die Englischen Städte und veranstalteten überall Zusammenkünfte zu demselben Zwecke wie Smith und verschafften dadurch dem Projekte um so bessere Aufnahme, weil es Viele giebt, bei denen ein Vorschlag nur einigen Werth erhält, wenn er aus dem Munde eines Gentleman kommt. Jetzt wird jene Idee schon von angesehenen Männern recht warm unterstützt, und es ist leicht möglich, daß sie binnen kurzem schon reif in's Daseyn tritt....

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- The sacrament of baptism considered. (Ueber das Sakrament der Taufe.) Von T. Kingdom. 3 Sh.
- Guy Rivers, the outlaw. — Eine Georgische Erzählung vom Verfasser des Martin Faber. (Nachdruck eines Nord-Amerikanischen Romans. Unter Georgien ist der Amerikanische Staat gemeint.)
- Wanderings by the Seine, from Rouen to the source. (Unter diesem besonderen Titel ist in diesem Jahre auch Turner's „Annual tour" erschienen; es enthält Leitch Ritchie's Französische Reisebilder, nebst den bekannten trefflich ausgeführten Stahlstichen dazu.)
- A description of the Azores. (Die Azoren.) Von Capitain Boid.
- Von Karoline Pichler's „Belagerung von Wien" ist in der von Leitch Ritchie herausgegebenen „Bibliothek der Romane" (The library of romance), deren 18ten Band sie bildet, eine treffliche Uebersetzung erschienen.

Frankreich.

Thiers' Antritts-Rede in der Akademie Française.

(Schluß.)

Ich würde die Pflicht, die mir in diesem Augenblicke obliegt, nur sehr mangelhaft erfüllen, wenn ich nicht die literarischen Ansichten eines Mannes, der so lange Zeit einer unserer berühmtesten Professoren gewesen, vor Ihnen zur Sprache brächte. Herr Andrieux hatte einen reinen Geschmack, der aber keinesweges durchgängig ablehnend, einseitig ausschließend war; er verdammte weder die Keckheit des Genies, noch die Versuche der Neuerer. Ein Hauptgegenstand seiner Bewunderung war das Englische Theater; er bewunderte Shakespeare, nicht aber die, welche sich an den Werken desselben begeistert. Die Originalität des großen Englischen Tragikers, pflegte er zu sagen, ist wahrhafter Art. Wenn er eigenthümlich oder barbarisch ist, so ist er dies nicht, weil er so seyn will, sondern weil er es wirklich seiner Natur nach ist; es ist die Folge seines Charakters, seiner Zeit, seines Landes. Herr Andrieux konnte dem Genie wirkliche Barbarei verzeihen, nicht aber ein künstliches Streben und Haschen danach. Er setzte hinzu: Wer sich zu dem macht, was er nicht ist, ist ohne Genie. Das wahre Genie, sagte er, besteht darin, so zu seyn, wie die Natur es geschaffen, das heißt, kühn, inkorrekt in Shakespeare's Zeitalter und Vaterland; rein, geregelt, fein gebildet in Racine's Vaterland und Jahrhundert. Wer anders ist, sagte er, ist ein Nachahmer. Ob man Racine nachahmt oder Shakespeare, nach der Klassizität des Einen oder nach der Originalität des Anderen ringt, immer ahmt man nach; und nachahmen heißt eben, kein Genie haben.

Was die Sprache betrifft, so hielt es Herr Andrieux mit Korrektheit und Eleganz und war in dieser Hinsicht in gegenwärtiger Zeit ein vollkommenes Muster. Er äußerte, die Bestrebungen für eine Sprache, zu dem Endzweck, sie erneuernd umzugestalten, seyen ihm unbegreiflich. Das Eigenthümliche einer Sprache bestand seiner Meinung nach darin, daß sie ein von Jedermann zugegebenes, Jedermann verständliches Uebereinkommen sey. Daher, fuhr er fort, gehört Festigkeit und Bestand zu ihrem Wesen, aber diese Festigkeit ist nicht Starrheit und Unfruchtbarkeit. Man kann eine vollkommene Revolution in den Ideen machen, ohne zu einer Umwälzung der Sprache seine Zuflucht zu nehmen, um sie auszudrücken. Von Bossuet und Pascal bis auf Montesquieu und Voltaire, welch' eine ungeheure Veränderung der Ideen! An der Stelle des Glaubens, der Zweifel; an der Stelle der tiefsten Ehrfurcht für die bestehenden Institutionen, der kühnste Angriff und Widerspruch. Und nun! Um diese Veränderung in den Ideen hervorzubringen, ist's nöthig gewesen, neue Wörter oder neue Constructionen zu bilden? Keinesweges; die reine und fließende Sprache Racine's ist es, in der Voltaire die dem Zeitalter Racine's fremdartigsten Gedanken ausgesprochen hat. Ein Mißtrauen, setzte Andrieux hinzu, muß uns das Gerede erwecken von der Nothwendigkeit einer Erneuerung der Sprache — ein gerechtes Mißtrauen, daß die, welche so reden, durch Worte die Wirkungen hervorbringen möchten, die ihnen vermöge der Ideen nicht gelingen wollen, die sie durch diese nicht hervorzubringen verstehen. Nie hat sich ein großer Denker über die Sprache beklagt, als über eine Fessel, die man zerbrechen müsse. Pascal, Bossuet, Montesquieu, Schriftsteller im wahrsten Sinne des Wortes, wie nur irgend welche, haben nie dergleichen Klagen hören lassen; sie haben groß gedacht, natürlich-ungekünstelt geschrieben, und der natürlich-ungekünstelte Ausdruck ihrer großen Gedanken hat sie eben zu großen Schriftstellern gemacht.

Nur mit zögerndem Bedenken spreche ich hier diese Maximen einer Orthodoxie aus, die heutzutage mächtig angefochten wird, und ich spreche sie nur aus, weil sie der treue Ausdruck der Gedanken meines gelehrten Vorgängers sind; denn ich gestehe es, meine Herren, das Schicksal hat mir Streit und Kampf genug auf einem anderen Felde zugetheilt, als daß ich noch nach neuen Gegnern verlangen sollte. Die schönen Wissenschaften, die der ursprüngliche Boden waren, auf dem ich gedieh, ich betrachte sie als ein Asyl des Friedens; der Himmel bewahre mich, daß ich auch hier noch Parteien und Häupter derselben, Zwietracht und Lärmen finden müßte! Auch füge ich deshalb sogleich hinzu, daß kein Urtheil wohlwollender und milder war, als Herrn Andrieux's, über was es auch war, und daß er es nicht war, der Galle und Erbitterung in die literarischen Streitigkeiten unserer Zeit gemischt. Schüler Voltaire's, verdammte er nur, was ihn langweilte, wies aber nicht absolut von sich, was für Geist und Gemüth verderblich werden konnte.

Sanft ist Andrieux eingeschlummert unter Arbeiten, die ihm angenehm und leicht waren: des Unterrichts und der steten Verwaltung des Secretariats; im Kreise einer geliebten theueren Familie, eifriger treuer Freunde, eingeschlummert ohne Schmerz, kaum krank, und wenn ich so sagen darf, weil er genug gelebt hatte, seiner Natur und seinen eigenen Wünschen gemäß.

Er ist gestorben, zufrieden, seine beiden Töchter zwei Männern von Geist und Redlichkeit verbunden zurückzulassen, zufrieden mit seinem mäßigen Glücke und der hohen Achtung, die ihm zu Theil geworden, zufrieden mit seiner Zeit, zufrieden, die Französische Revolution ohne Verirrungen und Excesse triumphiren zu sehen.

Lassen Sie uns nach dieser einfachen Schilderung einer reinen und ehrenvollen Laufbahn schließlich einen Augenblick vor dem stürmischen Zeitalter verweilen, das Herrn Andrieux's anspruchloses Leben auf seinen Wegen dahin trug; betrachten wir diese gewaltige Zeit, die so viele Existenzen dahin riß, die noch unser Daseyn trägt. Ich weiß, ich stehe hier nicht vor einer politischen Versammlung, sondern vor einer Akademie. Für Sie, meine Herren, ist die Welt kein Kampfplatz, sondern ein Schauspiel, vor dem der Dichter sich begeistert, der Historiker beobachtet, der Philosoph nachsinnt. Nun wohl! verweilen wir einen Moment vor diesem großen Schauspiel. Welch' eine Zeit, welche Dinge, welche

Menschen seit jenem denkwürdigen Jahre 1789 bis zu dem anderen nicht minder denkwürdigen Jahre 1830! Die alte Französische Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, bei aller Bildung so morsch, so auseinanderfallend, geht in dem fürchterlichsten Sturme unter. Mit Getöse stürzt eine Krone in den Staub und zieht das erlauchte Haupt nach sich, das sie trug. Gleich darauf rasch hintereinander fallen die edelsten und berühmtesten Häupter. Genie, Heroismus, Jugend erliegen der Wuth der Factionen, die sich gegen Alles empören, was die Menschen reizt und bezaubert. Eine Partei folgt auf die andere, eine bringt immer die andere auf's Schaffot, bis zu dem Grenzpunkte, den der Ewige den menschlichen Leidenschaften gesetzt, und aus diesem blutigen Chaos geht plötzlich ein außerordentlicher Genius hervor, der diese bewegte Welt erfaßt, zusammendrängt, zum Stehen bringt, ihr mit einem Male zugleich Ordnung und Ruhm giebt, ihr eigentlichstes Bedürfniß, die bürgerliche Gleichheit, realisirt, die Freiheit vor seine Schranken ladet, die ihn in seiner Bahn gehindert und die mächtigen Wahrheiten der Französischen Revolution als Sieger durch alle Welt trägt. Ein Tag sieht sein dreifarbiges Banner auf den Höhen des Berges Tabor, ein anderer auf dem Tajo, ein anderer, der letzte, am Borysthenes. Endlich fällt er, läßt die Welt zurück von seinen Werken, den Menschengeist von seinem Bilde voll und geht in den Tod; der thätigste aller Menschen stirbt an Unthätigkeit auf einer Insel im großen Ocean.

Nach so großen und so wunderbaren Begebenheiten scheint es nun, die erschöpfte Welt müsse still stehen, aber sie geht vorwärts, immer vorwärts: eine alte Dynastie, mißvergnügt, von chimärischen Vorurtheilen eingenommen, fordert Frankreich zum Kampf heraus und entfesselt die Stürme auf's neue; zum zweiten Male stürzt ein Thron in Trümmer, die alten Vorstellungen werden aufgerüttelt, tausende von grausen Erinnerungen tauchen auf, — da plötzlich sucht die geheimnißvoll verhüllte Hand, die Frankreich seit vierzig Jahren durch Strudel und Klippen leitet, sucht nach einem Fürsten, findet und hebt ihn auf den Schild, der alle diese wechselnd verschiedenartigen Schauspiele mitangesehen, durchgemacht und in seiner Seele bewahrt hat, der Soldat, Verbannter, Lehrer gewesen. Die Hand des Schicksals setzt ihn auf diesen von so vielen Stürmen umbrausten Thron, und augenblicks kehrt die Ruhe zurück, die Hoffnung kehrt wieder in die Herzen ein und die wahre Freiheit beginnt.

Das, meine Herren, sind die großen Ereignisse, in denen wir gelebt und leben. Jeder hier unter uns, wie alt er auch gerade sey, hat einen Theil derselben und viele unter uns haben die ganze Kette derselben mit angesehen. Wenn uns in unserer Jugend die Weltgeschichte gelehrt wurde, wir von den stürmischen Bewegungen des alten Forums, den Proscriptionen Sullas, dem tragischen Tode Ciceros hörten, von dem Unglück der Könige, dem Schicksal Karl's I., von dem Unverstand und der Blindheit Jacob's II., der Klugheit Wilhelms III. — so sprach man uns auch von dem Genie der großen Feldherren, unterhielt uns von Alexander, von Cäsar, tischte uns die reizend begeisternden Erzählungen von ihrer Größe auf, von den lockenden Verführungen, die mit ihrem Genius verbunden waren, und wir wünschten um Alles in der Welt, solche gewaltige unsterbliche Menschen in unserer Wirklichkeit vor Augen zu sehen.

Nun meine Herren! wir haben sie gesehen, haben mit ihnen verkehrt, leiblich sie berühren und fassen können in der Wirklichkeit unseres Daseyns solche Dinge und solche Menschen; wir haben auch ein Forum gesehen, voll Blut wie das Römische, Könige, unglücklicher als Karl I. und unglückseliger verblendet, als Jacob II.; wir sehen alle Tage die Klugheit Wilhelm's vor unseren Augen, und haben Cäsar gesehen, Cäsar in eigener Person! Unter Ihnen, die Sie mir Ihr Ohr leihen, sind Zeugen, denen der Ruhm zu Theil geworden, in seine Nähe zu treten, seinem Feuerblick begegnen zu dürfen, seine Stimme zu vernehmen, seine Befehle aus seinem eigenen Munde zu hören und zu ihrer Vollziehung dahin fliegen zu dürfen durch den Pulverdampf der Schlachtfelder. Wenn es erhebender Anregungen bedarf für die Dichter, lebendiger Scenen für den Geschichtschreiber, lehrreicher Schicksalswechsel für den Philosophen — nun denn, ihr Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen unserer Zeit, woran mangelt es euch, würdige Werke für eine späte Nachwelt zu erschaffen!

Wenn, wie man oft gesagt hat, Verwirrungen und Getümmel, dann eine tiefe Ruhe nöthig sind, um den menschlichen Geist fruchttragend zu machen, so sind wahrlich diese beiden Bedingungen gegenwärtig vollkommen erfüllt. Die Geschichte erzählt, daß in Griechenland die Künste nach den Unruhen in Athen und unter dem friedlichen Einfluß des Perikles ihre Blüthe erreichten, daß sie in Rom nach den letzten Krämpfen der sterbenden Republik unter der schönen Regierung des August sich entwickelten; daß sie in Italien unter den letzten Mediceern, als die Italiänischen Republiken dahinsanken, die Zeit ihres Glanzes feierten, und bei uns unter Ludwig XIV. nach den Unruhen der Fronde. Wenn dieselben Bedingungen immer dasselbe Resultat hervorriefen, so dürften wir, meine Herren, schöne Früchte erwarten von unsrer Zeit.

Es ist mir nicht erlaubt, hier das Wort für diejenigen meiner Zeitgenossen zu nehmen, die ihr Leben den Künsten gewidmet haben, die Leinwand oder den Marmor beseelen, oder die Leidenschaften des menschlichen Gemüths auf der Bühne darstellen, an ihnen selber ist es zu sagen, ob sie sich von der Reichthumsfülle dieser Schauspiele begeistert fühlen! Minder fern läge es mir, hier für diejenigen zu sprechen, die die Wissenschaften bearbeiten, die Geschichten der Völker mittheilend zu Tage fördern und die Gesetze der politischen Welt studiren. Für diese, ich glaube es vorzufühlen, ist eine schöne Epoche im Anzug. Schon drei große Männer, Laplace, Lagrange, Cuvier, haben das Jahrhundert glorreich eröffnet. Junge entflammte Geister schreiten ihnen voll Eifer nach auf ihren Bahnen. Ein Theil studirt die jenseit des Menschengedenkens liegende Geschichte unseres Planeten, und bereitet strebend vor, die Geschichte unseres Geschlechts durch die des Erdballs, den es bewohnt, aufzuhellen. Andere, von einer brennenden Liebe für die Menschheit ergriffen, ringen danach, die Elemente dem Menschen zu unterwerfen, und so die Bedingungen seines Daseyns zu verbessern. Schon haben wir die Gewalt des Dampfes Meere durchfliegen und Welten verbinden gesehen, bald werden wir sehen, wie sie auch die Continente selber durchmessen, alle Hindernisse des Erdbodens durchbrechen, die Entfernungen aufheben, und, den Menschen dem Menschen nahebringend, der Macht-Entwickelung der menschlichen Gesellschaft eine Unendlichkeit von Kräften hinzusetzen wird.

Neben diesen umfassenden Arbeiten über die physische Natur gehen auch in Bezug auf die moralische nicht minder treffliche Bemühungen und Vorbereitungen einher. Mit einem Male werden alle Zeiten und Länder studirt. Junge Gelehrte durchstreifen alle Gegenden der Welt. Champollion stirbt, als er schon die, bis auf ihn undurchdringlichen Annalen des alten Aegyptens zu lesen vermag. Abel Remusat sinkt dahin in dem Augenblick, wo er auf dem Punkt stand, uns die Geheimnisse der Orientalischen Welt zu entschleiern. Zahlreiche Nachfolger dringen ihnen nach. Ich sehe den ehrwürdigen Gelehrten vor mir, der den gegenwärtigen Geschlechtern die Sprachen des Orients lehrt. Andere Gelehrten ergründen die Tiefen unserer eigenen Geschichte; und während diese Materialien vorbereitet werden, harren schon schöpferische Geister, sich derselben zu bemächtigen, um die Geschichten der Völker in's Leben zu rufen. Einzelne, kühner, arbeiten nach Vico's, nach Herder's Vorgang, an einer Philosophie der Weltgeschichte, und vielleicht sieht unser Jahrhundert den glücklichen Gelehrten, der, mit der Errungenschaft seiner Zeitgenossen genährt, uns endlich diese allgemeine Geschichte zu geben bestimmt ist, in der die ewigen Gesetze der menschlichen Gesellschaft enthüllt daliegen werden. Was mich betrifft, so zweifle ich nicht daran, daß unser Jahrhundert berufen ist, Werke zu liefern, der Zeiten würdig, die ihm vorangegangen sind. Die Geister unserer Zeit sind nicht minder glücklich begabt, sie besitzen außerdem eine tiefe Gelehrsamkeit, und was die Hauptsache ist, es steht ihnen eine gewaltige Erfahrung von Menschen und Dingen zu Gebote. Wie sollten diese beiden Mächte, das Wissen und die Erfahrung, nicht ihren Genius befruchten? Wenn man erhöht und erniedrigt worden ist durch Revolutionen, Könige hat fallen oder emporsteigen sehen, so gewinnt die Geschichte eine ganz andere Bedeutung, soll ich es gestehen, meine Herren, eine durchaus persönliche Erinnerung. In dem bewegten Leben, welches uns Alle seit vier Jahren ergriffen, habe ich nur ein einziges Mal ein Paar Tage lang in tiefer Zurückgezogenheit Ruhe gefunden. Ich griff mit Hast nach Thucydides, Tacitus, Guicciardini, las diese großen Geschichtschreiber wieder und mußte erstaunen über ein völlig neues Schauspiel. Ihre Gestalten hatten in meinen Augen ein Leben, das ich nie vorher an ihnen gekannt. Sie gingen einher, sprachen und handelten vor meinem Angesichte, ich glaubte, sie leibhaftig mit Augen zu sehen, sie wieder zu erkennen, hätte ihnen Namen unserer Zeitgenossen geben mögen. Ihre Thaten und Handlungen, ehemals dunkel für mich, gewannen einen klaren und tiefen Sinn; ich kam von einer Revolution und aus den Stürmen berathschlagender Versammlungen.

Die Führer unseres Jahrhunderts, meine Herren, sind Wissen und Erfahrung; zwischen diesen beiden strengen, aber mächtigen Musen wandelnd, wird es glorreich vorwärts schreiten, neuen fruchtbaren Wahrheiten entgegen. Wenigstens fühle ich ein brennendes Bedürfniß, so zu hoffen. Ich würde unglücklich seyn, wenn ich an die Unfruchtbarkeit meiner Zeit glauben sollte. Ich liebe mein Vaterland, aber ich liebe auch, liebe gerade eben so sehr mein Jahrhundert; aus meinem Jahrhundert bilde ich mir ein Vaterland in der Zeit, wie das Land, in dem ich lebe, mein Vaterland im Raume ist, und es ist mir Bedürfniß, für das eine wie für das andere von einer großen Zukunft zu träumen.

Hier in Ihrer Mitte, treue standhafte Freunde der Wissenschaft, erlauben Sie mir, daß ich ausrufe: Heil allen denen, die Theil nehmen mögen an den hehren Arbeiten unserer Zeit! Heil allen denen, die sich diesen Arbeiten widmen dürfen, und beisteuern zu diesem Werke der Wissenschaft, der Geschichte und der Moral, das unser Zeitalter bestimmt ist hervorzubringen. Der schönste Ruhm, der reinste ist ihnen aufbehalten, den keine Partei zu verunehren im Stande ist. Indem ich diese letzten Worte ausspreche, fällt mir ein Gleichniß ein: Sie alle erinnern sich, wie vor zwei Jahren eine furchtbare Plage des Himmels Frankreich durchstürmte, alle Alter und Stände zugleich ergriff, und der Reihe nach das Heer, die Wissenschaft, die Politik in Trauer versetzte. Zwei Särge wurden fast zu gleicher Zeit in die Erde gesenkt — der Sarg Casimir Périer's und der Cuvier's. Frankreich war tief bewegt, als sein treu ergebener Minister dahin war, der sein edles Leben im Dienst seines Vaterlandes erschöpft hatte. Aber wie groß war nicht auch sein Schmerz, als es den berühmten Gelehrten verloren geben mußte, der so viel Licht über Frankreich verbreitet hatte! Der allgemeine Schmerz sprach von allen Zungen, die Parteien selber waren gerecht! Niemand kann zwischen diesen beiden Gräbern, dem des Gelehrten odes des Staatsmannes, eine Wahl treffen für sich selber, denn das Schicksal ist es, welches uns, ohne daß wir selber eine Stimme dabei hätten, von unserer Kindheit an dem einen oder dem anderen entgegen leitet; aber ich sage es offenherzig zu Ihnen: hundert Mal glückseliger das Leben, das in Cuvier's Grab erlischt, und erlöschend sich bedeckt mit den unsterblichen Palmen der Wissenschaft.

Asien.

The Journal of the Royal Asiatic Society etc. (Journal der Asiatischen Gesellschaft von Großbritanien.) Nr. 2. London, 1834.

Die Königliche Asiatische Gesellschaft von Großbritanien gab ihre Verhandlungen früher in stattlichen Quartbänden heraus; allein sowohl das Format als die Perioden der Publication wurden unpassend befun-

den, und so hat denn die Societät neuerlich mit Herausgabe vierteljähriger Oktavbände den Anfang gemacht, deren Inhalt eine anziehende Mannigfaltigkeit darbietet. Diese neue Einrichtung erweitert die Sphäre des Einflusses der Gesellschaft, verschafft dem Werke ein größeres Publikum und führt zu ausgedehnterem Anbau der Geschichte, Literatur und gegenwärtigen Hülfsquellen des Orients.

Der vorliegende Quartalband enthält zunächst ein Memoire über die älteste christliche Kirche von Malayála, vom Capitain Charles Swanston. Der Verf. zeigt eifrigen Forschersinn, und giebt uns das Historische über Ursprung und Fortgang des Syrischen Christenthums bei den Indern in einer sehr lichtvollen Uebersicht. Thomas, der Apostel der Syrischen Kirche, predigte das Evangelium (im Jahre 51) zu Cranganer an der Malabarischen Küste. Schon vor Christi Geburt hatten kleine Jüdische Kolonieen in Aegypten, Griechenland und einigen Theilen von Indien sich niedergelassen. Unter ihnen trat der Apostel als Bekehrer auf und, wie es scheint, mit vielem Glücke. Nachdem er die Kirche zu Cranganer gegründet, begab er sich nach der Küste Coromandel, und hier ging sein Bekehrungswerk so reißend von Statten, daß es den Neid der Brahmanen erregte, die ihn zu Tode steinigten. Zu Mailapur gründete er eine Kirche, die lange fortblühte, aber endlich durch einen Hindu-Fürsten zerstört wurde. Das Grab des heiligen Thomas hat immer in größter Verehrung gestanden, und noch jetzt wallfahrten alljährlich Indische Christen nach Mailapur und versammeln sich auf dem Berge, wo der Apostel getödtet ward, um daselbst zu beten.

Zwei äußerst werthvolle Artikel über den Mord weiblicher Kinder in Cutch, mitgetheilt von Burnes, dem berühmten Reisenden in Bochara, wird man mit großem Interesse lesen. Es ergiebt sich aus denselben, daß diese abscheuliche Sitte, wie sehr auch das Britische Gouvernement ihr entgegenarbeitet, immer noch fortbesteht. Eine von dem Verf. entworfene tabellarische Uebersicht der Radschput'schen Bevölkerung verschiedener Stämme in Cutch zeigt uns, daß in 112 Städten und Dörfern die männliche Bevölkerung zu der weiblichen wie 6 zu 1 sich verhält. Die Ursache des gräßlichen Gebrauches ist in dem Stolze der Dscharedscha's zu suchen, die in Cutch eine bedeutende und zwar erbliche Gewalt besitzen, deren sie verlustig werden könnten, wenn sie ihre Kinder weiblichen Geschlechts am Leben ließen. Sie halten es für blutschänderisch, aus ihrem eigenen Stamme sich Frauen zu wählen; da nun ihre Töchter, wenn sie überhaupt heirathen, gezwungen seyn würden, in eine niedere Klasse zu heirathen, so schaffen die Aeltern sie lieber aus der Welt. Ein anderer Vortheil, den dieser Gebrauch ihnen verschafft, ist der, daß sie ihr Land nicht in so viele Leibgedinge zu zersplittern brauchen, als nothwendig seyn würde, wenn alle Töchter am Leben blieben.

Ein Artikel über den Indus und den Marsch Alexanders des Großen, vom Lieutenant Pottinger, mit einer Bemerkung vom Lieutenant Burnes, welcher behauptet, daß weder Alexander noch seine Armee oder Flotte jemals bis Cutch vordrangen, muß dem Archäologen willkommen seyn. Wenn wir nicht irren, hat unser Mitbürger, Herr Dr. Droysen, der in seiner Geschichte Alexanders des Großen auch eine Karte zur Erläuterung der Feldzüge Alexanders mittheilt, die Ansichten des Lieutenant Burnes bereits gekannt.

Noch interessanter ist eine Abhandlung über die Landschaft Sindh, vom Capitain Murdo. Hier findet der Leser eine vollständige Analyse des Charakters der Nation, ihres Gottesdienstes, ihrer Gebräuche, ihres Handels, ihrer Sprache, des Bodens und Klima's, der Produkte, der Verfassung u. s. w. Der Verf. ist der Meinung, die Briten sollten sich auf eine kommerzielle Verbindung mit Sindh beschränken, da die Unabhängigkeit der Radschputen-Häuptlinge ihnen sehr wichtig seyn müsse. Capitain Murdo war einer der ersten Britischen Offiziere, die an der Gränze zu thun hatten und erwarb sich während seines dortigen Aufenthalts das unbedingte Vertrauen der Europäer wie der Eingeborenen.

Eine kurze Schilderung der Pansigar's oder Gesellschafts-Räuber (gang-robbers) und der Schedgarschid's oder Gaukler (von Herrn Stevenson), hat beinahe das Interesse eines Romans. Die Gesellschafts-Räuber erheben sich zum höchsten Gipfel ihrer Kunst; sie sind ganz enorme Spitzbuben. Sie gehören keiner besonderen Kaste an und nehmen Individuen jedes Glaubens und jeder Kaste in ihre Brüderschaft auf.

„Ihr angebliches Gewerbe", sagt der Verf., „ist Ackerbau und Tagelöhner-Arbeit, aber sie leben in der That von nichts als Raub und Mord. Sie schwören einander Verschwiegenheit, redliche Theilung der Beute und unverbrüchliche Treue. Sie rauben niemals, ohne das Opfer vorher zu tödten, greifen nie mit offener Gewalt an und lassen nie die geringste Spur von ihren Verbrechen zurück. Die Leiber der Erschlagenen werden tief in die Erde verscharrt, und ihr Eigenthum auf einem entfernten Markte verkauft. Da sie alle ihre Opfer stranguliren, so bleibt keine Blutspur zurück. Nur sehr selten ist ein Pansigar vor Gericht überwiesen worden."

Diese verbündeten Mörder gebrauchen allerlei Kunstgriffe, um ihre Opfer in die Falle zu locken. Oft wählen sie eine hübsche Dirne, die den Wanderer durch eine rührende Geschichte täuscht, und hat er sich an die schickliche Stelle verlocken lassen, so erdrosseln sie ihn gewöhnlich mit einer Schlinge. — Die Beschreibung des Lebens der Gauner ist nicht minder schrecklich. Sie ziehen im Lande umher und verkaufen die Sehnen menschlicher Körper als Amulete. Alle Mittel, sich in den Besitz dieser Embleme eines barbarischen Aberglaubens zu setzen, sind ihnen gleich.

Aber bei Weitem der schätzbarste Artikel in diesem Bande ist eine Lebens-Beschreibung des verstorbenen Obersten Colin Mackenzie, General-Inspektors von Indien, nebst einem Berichte über dessen Sammlungen von Manuskripten, Münzen u. s. w. Dieser Artikel belehrt uns über Mackenzie's merkwürdige Fortschritte in der Kenntniß der Hindostan'schen Sprachen und seinen unablässigen Eifer in Anlegung eines Museums zur Aufklärung der Geschichte und der gesellschaftlichen Verhältnisse Indiens. Ein Brief, den dieser verdienstvolle Offizier vor vielen Jahren an Alexander Johnston schrieb, giebt seinen Eifer für die Förderung der Wissenschaft unzweideutig zu erkennen. „Es ist schon lange bekannt und anerkannt (sagt er unter Anderem), daß der Mensch selbst im Lager und Kriegsgetümmel der Wissenschaft zu leben fähig ist. Ja, der Menschengeist findet auch auf Reisen und Feldzügen Stunden der Muße, in denen er mit nützlichen Kenntnissen sich bereichern kann."

Mannigfaltiges.

— Bäume, an denen Vögel wachsen. Ein sehr geschätzter Leser unseres Blattes theilt uns, in Bezug auf die in der vorletzten Nummer des „Magazins" befindliche Notiz aus einer (im 14ten Jahrhundert verfaßten) Persischen Beschreibung von Großbritanien, eine damit seltsam übereinstimmende Stelle aus dem zu Köln am Rhein 1599 erschienenen „Enchiridion Cosmographicum" von Quaden mit. Beide Schriftsteller, der Perser und der ehrliche Deutsche, haben, wie es scheint, die an den Bäumen wachsenden Vögel aus derselben zuverlässigen Quelle geschöpft; mindestens haben ihre Berichte große Aehnlichkeit mit einander. Der unseres Quaden lautet (S. 9 seines Handbuches) wörtlich folgendermaßen: „Es seindt auch alda (nämlich in Irland) vögel Bernace genant, den Enden gleich, aber kleiner, welche die Natur wunderbarlich wider die Natur herfur bringt. Dan zum ersten entspringen sie auß den Dannenbeumen welche oder das wasser hangen, gleich wie ein Gummi, darnach bekommen sie harte schalen wie muscheln, darinnen sie mit den schnäbeln ab den beumen hangen, so lang biß sie mit der zeit starcke Federn bekommen, fallen sie alsbald ins wasser, oder schwingen sie frey auff in die lufft. Es schreibt Silvester Giraldus ein Englischer er habe offtmals solcher junger vögeln am gestaden des Meers gar viel an einem baum mit augen gesehen in den schalen hangen die schon volkomlich waren, es kommen auch keine eyer aus ihrer vermischung, drumb sie auch keine jungen bruhten können, werden drumb an vielen orten in der Fasten neben dem Fischwerk gessen, weil sie von keinem fleisch gezielet werden u. s. w." — Die wohlschmeckende Fastenspeise hat den gelehrten „Englischen" wahrscheinlich zu der Beschreibung eines Naturwunders begeistert, das, je wunderbarer es war, um so leichter seinen Weg auch nach Persien gefunden hat.

— Nachrichten aus dem südlichen Afrika. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren kam Herr Hume, ein Kaufmann aus Grahamstown im Capland, von seiner Reise in's Innere von Süd-Afrika zurück; er hatte sich nicht von den Gerüchten abschrecken lassen, die über die Gefahren von Seiten des Stammhäuptlings Massalikatsi in Umlauf waren, sondern durchzog in Begleitung seines Freundes Mallen, mit zwei Wagen und sieben mit Flinten versehenen Leuten ganz ungestört das Gebiet dieses gefürchteten Häuptlings, und drang eine bedeutende Strecke jenseits des Punktes vor, den die Europäer bis dahin je erreicht hatten. Die Herren Hume und Mallen brachen im Monat Juni von Lataku oder Kuruman auf, und nachdem sie jenseits des Punktes gekommen waren, an dem Whittle den Lampupo entdeckt, der sich in die Lagoa-Bai ergießt, fuhren sie neun Tage in westlicher Richtung den Macongo, einen Nebenfluß des Lampupo, hinauf. Nachdem sie hierauf acht Tage nordwärts zogen, kamen sie bei den Bu-Kaß, einem Stamme der Betschuanas, an, und noch zwei Tagereisen in derselben Richtung führten sie zu den Ba-Mangatos, einem Stamme von derselben Nation, der ein gebirgiges Land bewohnt, große Schaf- und Rinder-Heerden besitzt, und Getraide anbaut. Ein in jener Gegend am 23. Dezember zu Mittag lothrecht aufgehängtes Blei warf einen fast ganz unbemerklichen Schatten nach Norden zu, woraus unsere Reisenden schlossen, daß sie sich nahe an dem Wendekreis des Steinbocks befanden. Nachdem sich dieselben mit Elfenbein, das sie vorzüglich aufgesucht, hinlänglich versehen hatten, kehrten sie in einer anderen Richtung zurück; sechzehn Tage gingen sie ungefähr in südlicher Richtung bis zum Wolf-Flusse, den Moffat schon besucht; nachdem sie hierauf noch acht Tage südlich zogen, kamen sie in das Land des Häuptlings Sobiquac, den auch Whittle schon kennen gelernt, und zwölf Tage später waren sie wieder zu Kuruman angelangt. Hinsichtlich der Sitten und Gebräuche scheinen diese Stämme, die durch ihre eigene Kraft oder durch ihre Entfernung vor den Angriffen des Massalikatsi geschützt bleiben, im Ganzen den übrigen Betschuanas gleich zu stehen. Der Boden, den sie bewohnen, ist im Allgemeinen eben, gut mit Holzungen versehen und mit schönen Weiden bedeckt, aber auch schlecht bewässert. Man sieht hier Giraffen-Heerden zu Hunderten beisammen, und unsere Reisenden mit ihren Begleitern machten fleißig Jagd auf diese Thiere, um das Fleisch derselben zu verzehren, so wie sie auch mitunter Elephanten und Rhinozeros-Fleisch als Nahrungsmittel auf dem Wege benutzten. Man findet bei den Mangatos verschiedene Gewebe von Baumwolle, die sie von den Portugiesischen Niederlassungen von Mosambique oder von der Lagoa-Bay bezogen. Die Eingebornen erzählten, daß ehedem ein bedeutender Handel mit Elfenbein mit der Ostküste getrieben wurde, indem die Maloquins die Zwischenhändler machten, ein Stamm, der jene Waare bis zum Meere hin transportirte. Unsere Reisenden überzeugten sich, daß die Griquas den Massalikatsi keinesweges fürchteten, und daß dieser Häuptling einen solchen Respekt vor Feuergewehr habe, daß er gewiß Niemanden, der mit dergleichen Waffen versehen, zuerst angreifen dürfte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Freitag den 16. Januar 1835.

Syrien.

Die Christen in Jerusalem.

Von Jules Amic.

Wenn man nach einem Lande, nach einer Stadt, zu einem Denkmal hinreist, die uns angerühmt worden, so sucht man sich meist im Voraus ein Bild zu entwerfen im Geiste von solchem Werke der Natur oder Kunst, und kommt oft an Ort und Stelle mit einer völlig ausgebildeten und bestimmten Vorstellung an; da trifft sich's denn nicht selten, daß die Wirklichkeit weit hinter der Einbildungskraft zurückbleibt, daß man das kahl und dürftig und gemein findet, was man sich großartig und im lebendigsten Farbenschmucke prangend vorgestellt hatte; und kommt man auch von diesem ersten Eindruck durch ein näheres Eingehen in alle Einzelnheiten ab, ja, fände man sich veranlaßt, das sogar noch zu bewundern, was man anfangs mit mangelhaftem Sinn in sich aufgenommen oder zu voreilig verdammt hatte, die erste Enttäuschung erweist sich dennoch als fortwirkend, und die Lust, die man sich versprochen, bleibt gestört und verkümmert.

Man müßte sich sonach jede Vorstellung in der Phantasie untersagen von einem Gegenstande, den man zu sehen bekommen soll. Es sind einzelne seltene Fälle, wo die geistigen Vermögen nicht ausreichen, eine gewisse Schöpfung im Voraus zu fassen, und wo man dann auch nicht jene ebenfalls störende Enttäuschung zu erleiden hat, hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben zu seyn. Der Geist bleibt dann frei unter dem mächtigen Reiz des unerwartet Ueberraschenden, hat nicht erst nöthig, leere Hypothesen aufzugeben, und kann sich unzerstreut der Wonne des Schauens und der Betrachtung überlassen. Wer einmal in die Nähe von Jerusalem gekommen ist, vermag die Macht und Stärke einer solchen Enthüllung, solch' eines überraschenden Entgegentretens einer vorher nie geahnten Schöpfung zu beurtheilen; denn diese außerordentliche Stadt, die einsam mitten zwischen Bergen, die öde und verlassen sind wie sie, daliegt, bietet noch gegenwärtig einen Charakter von Größe und Erhabenheit dar, den man nirgend so wiederfindet.

Nach einer Tour von zwölf Stunden ungefähr gelangt man von Jaffa nach Jerusalem. Die erste Hälfte des Weges geht durch schöne Ebenen, die Rama umgeben, die andere durch Hohlwege und Abgründe — man erblickt die heilige Stadt nicht eher, als bis man auf ihrer Höhe angelangt ist, das heißt, sieben oder achthundert Fuß über der Meeresfläche. Dann, als ob sich ein Schleier höbe, oder vielmehr als würde man selber über den Schleier emporgehoben, genießt man des köstlichsten Schauspiels — still steht man, von Bewunderung ergriffen, und wer auch nur ein Minimum von Poesie in der Seele trägt, fühlt sich schon entschädigt für alle Strapatzen der Reise, die der gewöhnliche Pilger nur erst am heiligen Grabe selber vergißt. Mit Wonne ruhen die Augen auf den Zinnen der Mauern, an den Thürmen und den alten Schießscharten, die sie nicht mehr zu vertheidigen vermöchten; dann schweift der Blick durch die weite gebirgigte kahle Landschaft, sucht sie zusammen zu fassen, senkt sich in alle die tausend Thäler, die sie im eigentlichsten Sinne durchschneiden, dringt über die Landfläche hinaus, die vor dem todten Meere und dem Jordan liegt, und ruht endlich am Horizonte aus, auf einer langen Kette von blauen zackigen Berggipfeln. Es sind dies die Felsen des steinigten Arabiens, die die Mauerwälle und Bollwerke der Welt zu bilden scheinen — Alles in Duft gehüllt, dem der brennende Glanz des Himmels bald größere, bald mindere Durchsichtigkeit verleiht, den er aber nie verzehrt und aufsaugt.

Ungeduldig, an's Ziel der Reise zu gelangen, der Fülle des Neuen entgegenstrebend, setzt man sich alsbald wieder in Marsch. Der Weg führt über den Berg Zion, dessen Grund und Boden, rings von einem weiten Kirchhofe bedeckt, noch um seinen alten Glanz zu trauern scheint. Dieser Kirchhof gehört den Armeniern; er erstreckt sich bis an's Thor der Neustadt, ein Thor, einfach und roh gebaut, welches man aber in seinem gothischen denkmalartigen Stile füglich für die Thüre einer Kirche, der Kathedrale der christlichen Welt, ansehen könnte.

Wie soll man den Eindruck, die innere Bewegung beschreiben, die man empfindet, wenn man über die Schwelle dieses Thores tritt? Es ist nicht das Gefühl von religiöser Ehrfurcht, welches uns die umgebende Gegenwart eines Gotteshauses einflößt, noch die Bewunderung, zu der uns riesenartige Monumente aufzufordern pflegen; es ist ein ganz unbeschreibliches Gefühl, ein traurig verworrenes Gefühl von Liebe, ohne Zweifel das Resultat des Gewühls von verschiedenartigen Erinnerungen, die im Geiste drängen und umherwogen. Denn der Mensch, der nicht unter dem Einfluß einer bestimmten festen Idee, um eines einfachen Zweckes willen, aus bloßer Frömmigkeit nach Palästina kommt, kann der anders, als die Kette der verflossenen Jahrhunderte an sich vorüberziehen lassen, den vergangenen Zustand jenes Landes mit dem gegenwärtigen vergleichen, und muß er nicht, wenn er dann den Unbestand der irdischen Dinge beseufzt, eine Quelle nützlicher Lehren hier finden!

Wir treten in die Stadt ein; alle Ideen von zauberischer Herrlichkeit und Großartigkeit der Natur schwinden, um gewöhnlicher gemeinster Alltäglichkeit, deren Kette unterbrochen worden war, Platz zu machen; wir sind bei Menschen, und ihre Werke stehen uns gegenüber. Hier muß nun gesagt werden, daß, wenn der äußere Anblick dieser ewigen Stadt Alles übertrifft, was man sich Hohes, Erhabenes und Wundervolles vorstellen kann, der Anblick ihres Innern zurückbleibt und noch immer zurückbleiben wird hinter dem unansehnlichsten und verblichensten Bilde, das man sich davon entwerfen mag.

Das Erste, das Einen Wunder nimmt, ist die tiefe Stille, die rings umher herrscht. Ueberall Schweigen, eine fortwährende vollkommene Grabesstille. Nur dann und wann bei großen kirchlichen Festen wird es von dem Getümmel der Menge und dem Ruf der Soldaten, die die Kirchen-Polizei machen, unterbrochen, aber niemals durch das, was am besten unseren Kultus in Europa charakterisirt, durch das Geläut der Glocken. Dieses nothwendige, wenn nicht gar unerläßliche, Zubehör des Christenthums hat in Palästina nicht aufkommen können, wo die Türken nicht toleranter verfahren, als in den anderen Provinzen ihres weiten Reiches. Der heilige Glockenklang macht auf ihre Ohren die Wirkung, wie die rothe Farbe auf die Augen der Stiere; sogar dem Golde haben sie bei dieser Gelegenheit widerstanden; man hat es vergeblich verschwendet, und unsere Geistlichen, ohnehin in Schmach und unterm Drucke lebend, und eben nicht lüstern nach der Ehre des Märtyrthums, haben sich zu einem Dienste in stummen Kirchen verstehen müssen.

Nach der Aussage dortiger Gelehrten, die im Dienst des Gouverneurs stehen, enthält die Stadt, obgleich sie sehr groß ist, kaum dreißig bis fünfunddreißig Tausend Menschen,*) und freilich, wenn man die Unfruchtbarkeit und Oede der Gegend erwägt, so muß auch die Existenz dieser so äußerst geringen Bevölkerung räthselhaft scheinen. Die Straßen, mit einem natürlichen Pflaster von Felsen und Granitblöcken versehen, bieten überall gefährliche Unebenheiten dar und stimmen wunderbar mit den zertrümmerten Häusern und morschen Basars, die vor Alter einstürzen und kund thun, bis auf welchen Punkt man sie ohne irgend eine Art von Reparatur läßt.**) Bei alle dem stellt sich in Jerusalem nicht jenes Gepräge, jene eigenthümliche Außenseite des Elends dar, die so viele andere Städte in der Levante charakterisirt — das zur Schautragen des Elends von Seiten der Einwohner, wie in der Hauptstadt von Aegypten, findet hier nicht statt. Die Vorübergehenden, die uns begegnen, sind ziemlich gut gekleidet, doch scheinen diese größtentheils Fremde zu seyn, Pilger oder Reisende, und sind es in der That, die ihre Feierkleider angelegt haben und all' den Putz und Zierrath, der die Lappen, womit die Araber bekleidet sind, so gut zu verdecken geeignet ist, aber doch keineswegs dem Eigenthümer das Ansehen von Ruhe und zufriedenem Glück zu geben vermag, das den echten Muhammedaner charakterisirt.

Um den Zustand der christlichen Religion in diesem Lande richtig aufzufassen, muß man wissen, daß die Römischen Katholiken nicht die alleiniggebietenden Herren dort sind wie in Rom; die schismatischen Armenier und Griechen haben ebenfalls ihre Stimme und überhaupt mehr Geld als jene. Es darf nicht vergessen werden, daß diese drei geistlichen Mächte, eifersüchtige Nebenbuhler unter einander und häufig noch durch die Kopten, Menoniten oder Juden in Unruhe gesetzt, übrigens unter der unmittelbaren Botmäßigkeit der Türken stehen und daß diese Herren und Eigenthümer des Landes sind, nicht nur dem Namen nach, wie die regierenden Fürstenhäuser in Sardinien und Spanien, sondern dem Namen und der Sache nach, — nicht vergessen werden, daß diese geistlichen Mächte bei den häufigen Streitigkeiten, die unter ihnen stattfinden, keine anderen Richter haben, als eben jene Türken, von denen sie um so tiefer verachtet werden, als sie eben die steten Zeugen ihrer blutigen Zwistigkeiten, schmähligen Verfolgungen, oft sogar vorsätzlichen Meuchelmordes unter ihnen sind. Wer kann sich hiernach noch wundern, wenn er sieht, daß der Islam bei seinem ihm eigenthüm-

---

*) Diese Zahl ist nur annähernd, denn in allen Türkischen Städten tragen die Behörden nur die Todesfälle und nie die Geburten ein.

**) Andere Reisende erzählen, daß im Orient, und besonders in den Provinzen, die unter Pascha's stehen, ganze Städte verlassen liegen, weil die Häuser nicht mehr bewohnbar waren und Niemand das seinige ausbessern lassen mochte, aus Furcht, sich hierdurch als wohlhabend zu zeigen.

lichen Stolz und Fanatismus die christliche Religion mit Füßen tritt, sie verhöhnt und mit Schmach bedeckt? daß sich die Pforten des heiligen Grabes nur nach Laune und Gefallen nichtsnutziger gemeiner Janitscharen aufthun, die überdies noch eine Abgabe dafür eintreiben, die von Niemand gesetzlich festgestellt ist und die Polizei an diesem heiligsten Orte mit Knutenhieben und Stockprügeln ausüben? Soll man von ihnen Zartgefühl und Schonung erwarten, wenn selbst diejenigen, die dies von Rechtswegen dem frommen Pilger erweisen sollten, ihr geringes Ansehen nur dazu brauchen, ihn auszuplündern und die Ersparnisse eines ganzen Lebens in wenigen Tagen zu vergeuden.

Im heiligen Lande ist Alles für Geld feil und nichts ohne Geld zu haben, räuberische Gier ist die dominirende Leidenschaft; die Geistlichkeit treibt einen förmlichen Handel mit ihren Hülfen und Tröstungen. Die kleinste Messe kostet fünfhundert Türkische Piaster, ungefähr hundertundsiebzig Franken nach unserem Gelde, für Ablaß und Segen wird vorher der Preis bestimmt, eben so für die Rosenkränze und kleinen Kreuze, die von den Arabern in Nazareth verfertigt werden; alle Akte des Familien-Lebens, alle geistlichen Handlungen finden sich in den Klöstern rubrizirt und abgeschätzt nach ihrem Preise, wie in Europa die Gegenstände des materiellen Lebens in den Kaufläden und Wirthshäusern. Es ist allerdings wahr, daß man mit Hülfe eines Führers, den man immer für den Tag miethet und den man aus den Geistlichen nehmen muß, umsonst in der Stadt spazieren gehen und sogar auch Ausflüge in der Umgegend machen kann. Nachdem man Golgatha besucht, das Loch berührt hat, wo das eigentliche Kreuz gestanden, am heiligen Grabe gebetet, unterm Thore vom Hause des Pilatus gestanden hat, kann man den Berg Zion besteigen und sich an der Stelle des alten Grabes von Jesus Christus niederwerfen; dies Grab stellt ein roher Stein vor, der, wie die Sage geht, nie hat aus dem Boden losgerissen werden können; dann kann man eine Wanderung durch das Thal Josaphat und auf den Oelberg anstellen. Auf dem Gipfel dieses Berges wird einem der Kieselstein gezeigt, auf den der Erlöser den Fuß gesetzt, als er gen Himmel gefahren, auch die Spur des göttlichen Fußes, die noch im Steine erkennbar. Aber man muß sich in Acht nehmen, ja nicht nachher denselben Weg mit einem Muselmann zu machen, weil man von diesem würde hören müssen, jene Spur sey vom rechten Fuße des Kameels, welches Muhammed in's Paradies emporgetragen, und es sehr schwer halten würde, ihn vom Gegentheil zu überzeugen.

Es möchte zu lang werden, hier alle Stein-Grotten und Plätze aufzuzählen, denen die Kirche eine heilige Bedeutung gegeben: es möge die Bemerkung genügen, daß die mannigfaltigen Strapatzen, die man auf der Pilgerschaft durch und um Jerusalem zu erdulden hat, den Körper ermüden, ohne den Geist zu erlaben, daß sie aber dennoch nicht zu verwerfen sind, da alles dies auf den einen Sinn und das eine Ziel hinausläuft und hinweist, auf die ewige Ruhe der Seele.

(Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Englands Philanthropie.

(Schluß.)

Zu den schönsten Fortschritten, welche die Menschenliebe in England gemacht hat, gehört die Aufhebung der seit mehr als 30 Jahren von ihr mit Ausdauer bekämpften Sklaverei der Neger. Der Name Wilberforce ist hinlänglich bekannt, und der Ruhm, den sich seine Tugenden erworben, hat sich auch auf dem Festlande so weit verbreitet, daß Jedermann auch hier weiß, daß der große Akt der Emancipation der Neger der Englischen Kolonieen nur das Resultat der unendlichen Bestrebungen einiger Menschenfreunde gewesen ist, an deren Spitze sich Wilberforce befand. Daß die Neger-Sklaverei in den Kolonieen den Prinzipien der Menschlichkeit eben nicht entsprechend sey, ist von allen Englischen Regierungen anerkannt worden; und es konnte auch nicht anders seyn, da sich immerwährend gegen die Schändlichkeit einer solchen Bedrückung viele Stimmen im Parlament erhoben hatten. Allein der Eigennutz einer Anzahl von Betheiligten widersetzte sich standhaft dem Gefühle der Gerechtigkeit; es schien klar erwiesen, daß man durch die Vernichtung des Sklaventhums die Kolonieen vernichte, und die Gesetzgebung wagte es nicht, der Nation die Erfüllung einer Pflicht aufzulegen, welche nur zu einem solchen Preise erkauft werden sollte; denn das Land mußte in dem Augenblicke, wo die Benutzung seiner Kolonieen aufhörte, die größte Quelle seines Wohlstandes versiegen sehen; und schon dieser Umstand allein war dazu geeignet, bei einer dem Handel so sehr ergebenen Nation alle andere Betrachtungen zu beherrschen. Aber weder die wiederholten Ablehnungen von Seiten des Parlaments, noch die Widersetzlichkeit der Presse, noch endlich die Macht der öffentlichen Meinung, vermochten den Eifer der Vertheidiger menschlicher Rechte niederzuschlagen. Sie ergriffen jede Maßregel, um diese Hindernisse zu besiegen. Im Parlamente griffen sie die schlechten Gesetze an; der Presse antworteten sie durch die Presse; sie suchten in den Städten die öffentliche Meinung ihrem Systeme zu gewinnen, und ihre Beharrlichkeit mußte unzählige Hindernisse übersteigen, bis endlich ein glänzender Erfolg ihre Anstrengungen gekrönt hat. Das Parlaments-Dekret zur Emancipation der Neger-Sklaven hat die Neger-Freunde für ihre langen Bemühungen nach Wunsch entschädigt.

Und doch ist es noch nicht ganz so, wie sie es beabsichtigt haben. Denn wenn es gleich keine Sklaven mehr in den Englischen Kolonieen giebt, so giebt es deren doch noch in den Vereinigten Staaten, in den Spanischen und Französischen Kolonieen, und mehr als sechs Millionen bloß in den Amerikanischen Besitzungen zu Wasser und zu Lande. Darum haben sie auch beschlossen, in London ein Comité zu bilden, welches sich damit beschäftigen soll, bei den Nationen des Festlandes, die in ihren Kolonieen die Sklaverei noch dulden, eine gleiche Institution zur Vernichtung derselben zu erstreben. Ihr erstes Augenmerk war auf die Vereinigten Staaten gerichtet, weil der gemeinschaftliche Ursprung und die gemeinschaftliche Sprache beider Nationen es ihnen, ihrer Meinung nach, viel leichter machen müßten, ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen. Eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder durchwanderte vor seiner Abreise nach Amerika ganz England, und sammelte bei den verschiedenen Religions-Sekten schriftliche Ermahnungen, welche an dieselben Religions-Sekten des jenseits des Atlantischen Meeres gelegenen Landes gerichtet sind, und worin dargethan wird, welch' eine barbarische Verletzung des Evangeliums die Sklaverei der Neger sey, weshalb sie auch im Namen der Menschheit und des Christenthums aufgefordert werden, sich von den Flecken dieser Barbarei, je eher je lieber, rein zu waschen. Derjenige, welcher diese Mission übernahm, ist ein schöner, junger und ungefähr 30jähriger Mann mit Namen Thompson; er ist wegen der seltenen Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens überall sehr beliebt. Vorzüglich merkwürdig ist sein Redner-Talent, worin sich ein ernster und edler Vortrag, ein reicher und blühender Stil, und ein Feuer in Wort und Bewegung dermaßen zu erkennen giebt, daß er allen seinen Zuhörern als etwas Außerordentliches erscheint. Wenn er die grausame Gesetzgebung detaillirte, welche in der Amerikanischen Republik in Ansehung des Sklaven-Zustandes herrscht; und wenn er die Mißbräuche und die Abscheulichkeiten schilderte, die man sich gegen den armen verbannten Negerstamm erlaubt, ereignete es sich oft, daß er von dem Geschrei der Weiber und dem unzufriedenen Murren der Männer unterbrochen wurde. Er hat angezeigt, daß er diesen Sommer das Atlantische Meer überschiffen werde. Mehrere Personen erwarten ihn in Amerika, nachdem sie ihn lebhaft aufgefordert haben, hin zu kommen, um alle Mittel und allen Einfluß, die sie besitzen, seiner Leitung zu übergeben. Er spricht mit vielem Enthusiasmus von einem jungen Amerikaner aus der Gegend von New-York. Harrisen, jetzt ein Mann von 22 Jahren, hatte sich schon vor 4 bis 5 Jahren mit Heldenmuth demselben Endzweck gewidmet. Die Emancipation der Neger ist die herrschende Idee und der einzige Stolz dieses jungen Menschenfreundes geworden, und schon als er das Kollegium verließ, machte er sich diese zum einzigen Ziel seines Lebens. Ohne Glücksgüter, ohne bedeutende Verwandte und ohne ein einträgliches Gewerbe, sah er wohl ein, daß seine Pläne ihn zu einer strengen Lebensweise verdammen würden; allein er ergab sich willig darein. Anfangs beschränkte er sich auf öffentliche Reden, zu denen sowohl die Freunde der Neger, als deren Widersacher eingeladen wurden; allein die Letzteren kamen nicht hin, um sich das Anhören lästiger Wahrheiten zu ersparen, und die Ersteren blieben ebenfalls weg, um ihre Gesinnungen nicht offenkundig zu machen, so daß Harrison bald einsah, daß er durch dieses Mittel wenig oder gar nichts gewinnen würde. Da faßte er das Projekt, ein Journal zu publiziren. Die Amerikaner sind große Freunde von Journalen, und es werden unzählige Tageblätter in der ausgedehnten Union verbreitet. Harrison glaubte, daß das seinige die Gunst Vieler gewinnen werde; aber schon die ersten Nummern erregten das öffentliche Geschrei; man drang in sein Bureau, nahm seine Papiere weg und zerstörte seine Materialien. Glücklicherweise war der Verlust nicht sehr groß; in seiner Kammer, welche ihm zum Bureau und zugleich zur Wohnung diente, befand sich nichts, als ein schlechtes Bett, ein noch schlechterer Tisch, eine alte Presse, und ein kleiner Korb mit schlechten Buchstaben. Da er aber seine Publicationen erneuerte, so zog er sich einen Prozeß zu, der mit einer siebenmonatlichen Gefangenschaft für ihn endete. Jedoch benahmen diese schlecht ausgefallenen Proben ihm seinen Eifer und seine Hitze noch nicht; neue Verfolgungen fanden gegen ihn statt, und ein dritter Prozeß wurde gegen ihn anhängig gemacht, der ihm sehr strenge Strafen zuzog. Dergleichen Menschen werden indessen durch solche Leiden für ihre Lieblings-Idee nur noch immer befreundeter mit derselben. Wir wollen hoffen, daß seine Anstrengungen nicht vergebens gemacht seyen, und daß das freie Amerika die Schande der Sklaverei, die noch theilweise auf ihm lastet, endlich einmal ganz von sich abwälzen werde.

Wir wollen unsere Liste der vorzüglichsten menschenfreundlichen Stiftungen in England damit beschließen, daß wir noch Einiges über seine Mäßigkeits-Vereine sagen. Wie das Wort es schon andeutet, geht der Endzweck dieser Vereine nur dahin, dem Mißbrauche des unmäßigen Branntweintrinkens der arbeitenden Klassen entgegenzuwirken. Um jedoch von diesen Vereinen einen richtigen Begriff zu erhalten, müssen wir vorher eine kleine Diversion in die allgemeine Geschichte der letzten vierzig Jahre machen.

Diese letzten vierzig Jahre lieferten uns ein Schauspiel doppelter Art; auf der einen Seite die ungemein große Entwickelung des Handels-Verkehrs und den daraus entsprungenen scheinbaren Wohlstand, und auf der anderen die arbeitende Klasse, die sich zwar nach dem Verhältnisse der Industrie vermehrte, aber auch, einige Glückskinder ausgenommen, immer mehr verarmte, und in den letzten Jahren bis zur niedrigsten Stufe des Elends und der Demoralisation herabsank. Was man bei solchem Unglück noch am meisten zu beklagen hat, das ist die Thatsache, daß die körperlichen Leiden allmälig die moralischen Kräfte der Armen verschlingen, und in ihnen das Prinzip der Nüchternheit, der Mäßigkeit und der Ordnung gänzlich aufreiben. Die Zahl der vom Gesetze verurtheilten Männer und Frauen vermehrt sich mit jedem Jahre; und wer sich kürzlich in England aufgehalten hat, der weiß es, zu welcher hohen Stufe von Verwegenheit es hier der Diebstahl gebracht hat, indem er inmitten der am meisten bevölkerten und am meisten bewachten Straßen ungescheut sein Wesen treibt. Es findet aber auch noch eine andere Entartung statt, welche Einige dem Linderungs-Bedürfnisse physischer Leiden und Andere dem Verderbniß der Sitten beimessen, die aber in der Wirklichkeit aus Beiden zugleich, wie Ursache und Folge, entsteht; und diese Entartung ist die Leidenschaft des Trunks. Es giebt einige Statistiker, welche behaupten wollen, daß dieser, besonders unter den Fabrik-Arbeitern, überhand genommene schreckliche Zustand die Ursache sey, daß sich seit zwanzig Jahren die Verbrel-

kerung in den Manufaktur-Distrikten so bedeutend vermindert hat, welche Behauptung jedoch, wie es scheint, ein wenig übertrieben ist. Denn wenn gleich erwiesen ist, daß der Genuß der scharfen Getränke die Gesundheit der Aeltern oft zerstört, so ist es doch nicht so ausgemacht, daß er auch auf die Erzeugung der Kinder Einfluß habe, wiewohl diese die Sünden ihrer Aeltern oft büßen müssen, indem sie gleich mit schwächlichen Constitutionen auf die Welt kommen. Aber leider hat jenes Laster noch andere fürchterliche Folgen. Der Arbeiter eilt nicht sowohl zur Schnapsflasche, um sich einen ersehnten Genuß zu verschaffen; nein! er ist den ganzen Tag mit Arbeit überhäuft, er hat eine schlechte Kost und nicht einmal zur Genüge, und hat ihn die unbedachtsame Jugend zum Heirathen verleitet, so sieht er eine leidende Familie um sich her, deren Jammer er nicht zu stillen vermag. Seine Einnahme sinkt immer tiefer, und der Preis der Lebensmittel steigt durch die Taxen immer höher. Er schickt seine Kinder in die Werkstätte einer Spinnerei; aber sie bringen bei ihrer Nachhausekunft kaum so viel mit, daß er sie davon ernähren kann; und die armen Kleinen haben zwölf tödtliche Stunden in einem staubigen und übelriechenden Zimmer zugebracht, und sehen blaß und abgezehrt aus. Da erfaßt ihn bisweilen die Verzweiflung; sein Kopf dröhnt; er kann den quälenden herzerdrückenden Gedanken nicht länger widerstehen; er geht hin, um in dem Wahnsinn der Trunkenheit Zerstreuung zu finden. Die Trunkenheit ist das einzige seinen Verhältnissen angemessene Rettungs-Mittel, das einzige Heil-Mittel für seine körperlichen Schmerzen, und das einzige Linderungs-Mittel für seine Seelen-Leiden. Wenn er dann in die Werkstatt zurückkehrt, wo es im Winter so feucht ist, daß der Frost ihm bis in die Eingeweide dringt, so kann er dem Meister nicht zu Willen arbeiten, wenn er sich nicht durch ein erkünsteltes Feuer zu beleben sucht. Seine Arme sinken ermattet nieder, und würden ein schlechtes Machwerk liefern, wenn er nicht ein Mittel besäße, sie zu galvanisiren — und er galvanisirt sie, und schreckt vor der Bösartigkeit des Mittels nicht zurück. Er weiß es wohl, denn man sagt es ihm oft genug, daß seine Unmäßigkeit entweder seinen Körper oder seine Seele tödten wird; er weiß es, daß er in diesem Spiele Gesundheit, Ehre, guten Ruf, ja das Heil seiner ganzen Zukunft verlieren kann; allein ihm liegt daran gar nichts. Die zukünftigen Uebel existiren doch in der Gegenwart nicht, und er will nur die gegenwärtigen Uebel zum Schweigen bringen!

Bis vor einigen Jahren hat das Laster der Trunkenheit auf eine schreckliche Weise immer mehr zugenommen, und es scheint, daß auch das Restchen guter Sitten bei den Armen eine Beute dieses Fluches geworden sey. Wenn Ihr an einem Schnapsladen vorüber geht, so werdet Ihr ihn zuweilen sogar von Frauen bis an die Thür gedrückt voll sehen. In gewissen Stadtvierteln Londons gewahrt man fast keine andere Geschäftsbetriebe als die der Branntwein-Händler und der Pfandleiher. Diese beiden Verkehre werfen einen so großen Nutzen ab, daß er die Augen ihrer Unternehmer ganz verblendet, und sie nicht im Stande sind, das Schändliche ihres Erwerbes einzusehen. Aber die Ausartung ist so schreiend geworden, daß sie die Aufmerksamkeit der Menschlichfühlenden auf sich gezogen hat; sie haben die Excesse der Trunkenheit bemerkt, und das Projekt, diese Ausschweifungen, wo nicht ganz zu beseitigen, doch wenigstens zu vermindern, hat das Entstehen der Mäßigkeits-Vereine zur Folge gehabt.

Um einen genauen Begriff von der Art und dem Zwecke dieser Vereine zu geben, können wir nichts Besseres thun, als hier die Verfügungen anführen, welche von dem Londoner Mäßigkeits-Verein, zum Muster für alle Vereine, welche sich außerhalb bilden werden, publicirt und wirklich von allen allgemein angenommen worden sind. Es sind darin sowohl die Erklärungen der Prinzipien dieser nützlichen Vereine, als auch die Darstellung der Pflichten, deren sich die Theilnehmer unterziehen müssen, der Reihe nach enthalten.

Beschlüsse und Regeln des Mäßigkeits-Vereins innerhalb und außerhalb Englands.

„Die Societät kommt darin überein:

1) Daß der unmäßige Gebrauch der starken Getränke eine Haupt-Ursache der Armuth, der Krankheiten und des Lasters in dem Vereinigten Königreiche ist.
2) Daß die bisher angewandten Mittel, diese Unordnung aufzuheben oder einzuschränken, ohne genügenden Erfolg geblieben sind.
3) Daß, da das Laster der Trunkenheit von einer Beschaffenheit ist, die allen Anstrengungen und allen Gegenmitteln Trotz bietet, die erste Maßregel zur Bewahrung der Mäßigkeit und der Sitten darin besteht, die der Nüchternheit treubleibenden Personen gegen jenes Laster auch ferner in Schutz zu nehmen.
4) Daß die Societät nur diejenigen zu Mitgliedern aufnehmen wird, welche folgende Erklärung unterzeichnen: Wir übernehmen die Verbindlichkeit, uns aller geistigen Getränke zu enthalten, außer in dem Falle, daß uns ihr Gebrauch medicinisch verordnet wird; ferner wollen wir aus allen Kräften auch bei Anderen die Ursachen und die Ausübung der Unmäßigkeit zu bekämpfen suchen.
5) Daß die Mitglieder der Societät sich damit beschäftigen sollen, alle von dem Comité ausgehende Publicationen zur Aufklärung des Volkes über den Nachtheil der starken Getränke, und zur Empfehlung der gänzlichen Verbannung derselben, außer in Krankheits-Fällen, überall zu verbreiten und zu unterstützen.
6) Daß man, indem man ein Mitglied dieses Vereins wird, darum nicht auch verpflichtet ist, zu dem Fonds oder zu den anderen Ausgaben der Gesellschaft beizutragen.

Wir lassen hier einige Artikel aus, welche nur für die neuen Vereine bestimmt sind, die mit der Londoner Societät in Verbindung treten wollen.

Die erste öffentliche Sitzung des Londoner Vereins fand im Monat Juni 1831 statt; und im Juni 1833 zählte man schon siebenzig neue Vereine durch ganz England verbreitet, und diese zählten nicht weniger als dreiundsechzig Tausend Mitglieder; diese Gesellschaften haben sich dadurch großen Einfluß verschafft, daß sie auch Frauen in ihre Mitte aufnahmen. Die Armen und die Reichen schreiben ihre Namen ein ohne Unterscheidung, und in den Sitzungen nähern sie sich einander, um sich gemeinschaftlich mit der nöthigen Arbeit zu beschäftigen.

Wenn die Hülfs-Vereine fortfahren, sich so zu vermehren, wie es bisher geschehen ist, und sie von demselben Geiste belebt bleiben, so ist es gar nicht zu bezweifeln, daß sie binnen wenigen Jahren Wunder bewirken werden. Eine ähnliche Reform der Sitten ist auch beinahe in ganz Nord-Amerika verbreitet; noch vor wenigen Jahren waren die Amerikaner gemeinhin dem Trunke sehr ergeben und machten den unmäßigsten Gebrauch von geistigen Getränken, aber seit kurzem wurde diese Republik von Mäßigkeits-Vereinen bedeckt. Der Verbrauch der starken Getränke hat sich in Neu-England um die Hälfte, und im ganzen Umfange der Vereinigten Staaten wenigstens um ein Drittheil vermindert. Man führt, in Bezug auf die auffallende Wirksamkeit der Mäßigkeits-Vereine, einige Thatsachen an, die wirklich in Verwunderung setzen. Die letzte General-Versammlung der Presbyterianer in Amerika, aus 1600 Geistlichen gebildet, welche an 2000 Congregationen vertraten, hat einstimmig die folgenden Beschlüsse angenommen: „Die Gesellschaft billigt gern und freudig die Vereine zur Verminderung des Verbrauches geistiger Getränke; die gegenwärtige Geistlichkeit empfiehlt für jetzt und künftig den Gemeinden, deren Seelsorger sie sind, die Bildung eben solcher Vereine; die besagten Geistlichen geben endlich hiermit feierlich die Verbindlichkeit ein, sich selbst den Gebrauch der geistigen Getränke zu versagen.“ Ein Amerikaner reiste vor sechs bis sieben Jahren auf einem der großen Flüsse seines Landes; die sechzig Passagiere am Bord des Schiffes setzten sich, dem allgemeinen Gebrauche gemäß, ein jeder mit einer Flasche Branntwein zu Tische, und regalirten sich daraus mit reichlichen Portionen. Drei Jahre später befand sich eben derselbe auf einer solchen Reise, auf eben demselben Boote, unter eben so viel Passagieren; aber dieses Mal erschien nicht eine einzige Flasche bei Tische. Allgemeiner Gebrauch ist es jetzt in Amerika, den Arbeitern, welche Mitglieder des Mäßigkeits-Vereins sind, vor den Anderen den Vorzug zu geben und diejenigen, welche keine Mitglieder sind, von der Arbeit auszuschließen. Im vorigen Jahre erschien ein, von der Mäßigkeits-Societät zu New-York an die fremden Ausgewanderten gerichtetes Circular, worin diese aufgefordert werden, sich um die Aufnahme in irgend einen solchen Verein zu bewerben, falls sie Arbeit oder Unterstützung suchten, da sie, wenn sie dies zu thun verabsäumten, keins von Beiden erhalten würden.

Wir halten uns über die Mäßigkeits-Vereine etwas weitläufig ausgelassen, aber da diese Vereine sich so sehr verbreiten und von so außerordentlichem Nutzen sind, so hielten wir es für unsere Pflicht, der Englischen Nation, als der Urheberin derselben, die Ehre in vollem Maße zu Theil werden zu lassen, welche ihr, als einer jedem Schönen und Großen huldigenden Nation, von aller Welt gebührt. (Mon. Universel.)

Rußland.

Russische Skizzen.

Auch in Moskau kennt man sich nicht wieder.

Ich war 19 Jahr alt, als ich meinen Kursus in der Pensions-Anstalt der Universität Moskau beendigt hatte. Endlich war sie da, die glückliche Zeit, die so lange schon meine Phantasie beschäftigt hatte, die ich nie erwarten konnte. Das verhängnißvolle Pergament lag vor mir: ich war frei, wie eine Lerche!

Aber ein unwillkürliches, unerklärliches Gefühl durchschauerte mich, als der erste Freuderausch vorüber war, als ich zum ersten Mal ohne Erlaubniß und ohne Billet über die Schwelle unseres eisernen Gitterthors auf die Straße trat. Mein Herz war wie erstarrt; schwer und drückend war mir meine Freiheit. — Da bin ich nun in der lebhaften und geräuschvollen Twerskaja *); ich kann mich rechts und links hinwenden. Es ist aber nicht mehr die vielversprechende, fast feenhafte Twerskaja, an der ich mich aus den Fenstern unseres physikalischen Kabinets, aus den Zimmern des Direktors niemals satt sehen konnte! Die Bezauberung ist verschwunden!

Bei meinem ersten Erscheinen in der Welt war es mir so sonderbar, so unheimlich zu Muthe: ich fühlte mich beklemmt; ich spielte die Rolle einer Amphibie. Leute, die sich meiner Kinderjahre erinnerten, hielten mich für einen Schüler; Unbekannte gingen mit mir um, wie mit einem erwachsenen Menschen; das machte mich am Ende selbst zweifelhaft, zu welcher Klasse ich mich rechnen sollte. Ich war einem Fischlein gleich, das ein Knabe gefangen und in's Gras geworfen hatte.

Am meisten aber fürchtete ich die Frauen; bei ihnen war ich verzagt, wie einst in unserem Privat-Examen; ich fürchtete sie mehr, als unseren Professor der Mathematik P..., mehr als unseren Inspektor. Ein junges Frauenzimmer glich in meinen Augen dem geheimnißvollen Schloß in den Radcliff'schen Romanen, die ich in der Pension gelesen hatte.

Die ersten Monate meiner Entlassung brachte ich bei Verwandten, in der Nachbarschaft von Moskau, zu. Die Gesellschaft in Prijutowa und in den benachbarten Familien war zahlreich und ausgewählt. Von allen Damen aber, die unseren ländlichen Kreis bildeten, gefiel mir unsere nächste Nachbarin, die Gräfin Julie B..., ihrer Liebenswürdigkeit, ihres Verstandes und ihrer Schönheit wegen, am meisten; bei ihr fühlte ich mich weniger verzagt, freier und dreister.

Julie war eine verheirathete Frau von ungefähr 30 Jahren. Ihre Blicke, alle ihre Bewegungen waren unbefangen und lieblich; ein ma-

*) Eine der Hauptstraßen von Moskau.

gischer Kreis schien sie zu umgeben, und nachdem ich ihn erst einmal überschritten, hatte ich keine Kraft mehr, ihn wieder zu verlassen. Das feine weibliche Gefühl lehrte sie bald meine Neigung zu ihr kennen. Meine Schüchternheit bemerkend, erleichterte sie mir meine ersten unsicheren Schritte auf dem Parquet der großen Welt; sie munterte mich auf, ward meine Vertheidigerin, meine Beschützerin. Fast alle Morgen, wie zufällig, begegneten wir uns im Park; und Abends, wenn unsere ganze Gesellschaft im weitläuftigen Garten lustwandelte, blieben wir zurück, und gingen lange in den einsamsten Gängen auf und nieder. Unsere Unterhaltung war lebhaft und ununterbrochen; und wovon sprachen wir nicht Alles! Von der großen Welt, in der sie lebte und glänzte, und die für mich ein unbekanntes räthselhaftes Land war; von der Liebe, vom Glück. Es schien mir bisweilen sogar, als drückte ihre bebende Hand die meinige; — ich würde es aber für die allergrößte Verwegenheit, ja fast für ein Sakrilegium gehalten haben, diesen wonnevollen Druck zu erwiedern. Nur des Nachts, einsam in meinem Zimmer, ergoß sich in Briefen an Julie die glühende Lava meiner Leidenschaft. Oft fand mich die Morgenröthe an meinem Schreibtisch. — Es versteht sich, daß ich diese Briefe verbrannte, oder sie, zerrissen, wie Schnee durch die Lüfte flattern ließ.

Eines Abends machte unsere ganze Gesellschaft eine Spazierfahrt auf dem See. Die Gräfin war nachdenkend und nahm keinen Theil an der Unterhaltung. Kalt beantwortete sie die an sie gerichteten Schmeicheleien, und oft fiel ihr schwimmender zärtlicher Blick auf mich.

In der Mitte des Sees befand sich eine kleine grüne Insel mit einem von Pappeln und Rosengebüschen umringten Pavillon. — „Der Kopf schwindelt mir vom Schwanken des Bootes", sagte Julie, als wir längs der Insel fuhren; „setzen Sie mich aus, und nehmen Sie mich auf dem Rückwege wieder mit." Und, sich auf meinen Arm stützend, sprang sie, leicht wie ein Vogel, ans Ufer. Bei dieser Gelegenheit verlor ich, im Boot stehend, das Gleichgewicht, und sprang, um nicht ins Wasser zu fallen, gleichfalls ans Ufer. Das Boot glitt weiter und verschwand. Der Abend verging angenehm und schnell . . . Wir vergaßen die ganze Welt; — aber auch uns hatte man vergessen; erst spät in der Nacht sandte man das Boot nach uns.

Noch einige unvergeßliche glückliche Tage brachte ich in Prijutowa und auf dem Landsitz der Gräfin zu, Tage der Wonne und des Entzückens! Sie waren ins Leben getreten, die lachenden Bilder der jugendlichen Einbildungskraft. Meine Schüchternheit war wie durch Zauberei verschwunden; stolz und zuversichtlich schritt ich einher . . . . . Sie liebte mich!

Meine Trunkenheit dauerte nicht lange. Julie mußte nach Moskau reisen. Schwer ward der Augenblick des Scheidens, und für mich um so schwerer, da Julie mir streng verboten hatte, Gelegenheit zu suchen, im Hause ihres Mannes bekannt zu werden; sie wollte mich durch einen ihrer alten Verwandten, einen vieljährigen Bekannten meiner Familie, dort einführen lassen. Die Grausame erlaubte mir nicht einmal, ihr zu schreiben — der einzige Trost, der mir während der Trennung übrig geblieben wäre! Sie sey es, sagte sie, ihren Pflichten und der Welt schuldig!

Qualvoll und peinlich brachte ich auf diese Weise drei Monate zu; Liebe und Sehnsucht zerrissen mein Herz; unaufhörlich dachte ich nur an sie. Endlich hatte ich Gelegenheit, nach Moskau zurückzukehren. Mein ganzes Streben ging jetzt dahin, Julie überall aufzusuchen, im Theater, auf dem Boulevard, an der Schmiede-Brücke — aber vergebens. Da sollte der erste diesjährige Ball in der adeligen Gesellschaft stattfinden, und hoch pochte mein Herz vor Erwartung und Hoffnung, Julie zu sehen. Wie wird dieses Wiedersehen sie überraschen und erfreuen! Drei Monate der Trennung werden ihr eben so unerträglich geworden seyn, wie mir! — Anfangs wollte ich mich im Taumel des Balles ihr plötzlich zeigen, und mich an ihrem Erstaunen, an ihrem Glück ergötzen; der Gedanke aber, ihre Verwirrung könnte sie verrathen, hielt mich zurück, und ich suchte Gelegenheit, sie vorzubereiten. Ich werde neben ihr stehen; ihre volle, weiche Hand wird in der meinigen beben; im Cotillon werde ich ihr meine Leidenschaft, meine Qualen schildern, und stolz meinem Herzen zuflüstern: Sie ist Dein, diese Königin der sie umgebenden glänzenden Welt, die es für das höchste Glück halten würde, ihre Füße zu küssen — aber sie kümmert sich darum nicht — sie denkt nur an mich!

Es wurde mir dunkel vor den Augen, als ich in den großen Saal trat; — ich mußte mich an eine Säule lehnen; mit pochendem Herzen schritt ich durch die Menge, als hätte ich glattes Eis unter mir. Endlich sah ich mich um, und es ward mir leichter: sie war nicht da. Nach einer halben Stunde tönte durch das Geflüster der Tanzenden der Name der Gräfin Julie; ich begab mich in ein Seiten-Gemach, in welchem sich mehrere Spieltische befanden und etwas weiter hin ein Divan stand. Einem Spiegel vorübergehend, blickte ich zufällig hinein: mir verging die Sehkraft.

Ich sah Julie. In reichem Anzuge, ihre weiße Hand auf das marmorne Fußgestell eines Kandelabers nachlässig hinstreckend, sprach sie mit halblauter Stimme mit einem General. Er verließ sie bald, und schüchtern und leise näherte ich mich der Gräfin. Mit einem kalten leichten Kopfnicken beantwortete sie meine Begrüßung, blickte erstaunt und stolz auf mich nieder, als wäre ich ihr ganz fremd, und wollte sich entfernen.

„Sie haben mich nicht erkannt, Gräfin?"

„Entschuldigen Sie mich; ich habe nicht die Ehre . . . ."

Ein Frost überfiel mich, der bis auf die Knochen drang; eine Minute lang konnte ich kein Wort hervorbringen.

„Im letzten Sommer, in Prijutowa", begann ich mit bebender Stimme.

„Ach, ja!" sagte sie, das Haupt etwas neigend; „ich erinnere mich — ich habe Sie dort einige Mal gesehen; befinden sich Ihre Verwandte wohl?" . . .

Ein junger Mann in braunem Frack mit sammtnem Kragen und einer goldenen Brille trat eilig in das Zimmer.

„Der Walzer hat angefangen, Gräfin", sagte er, ihr die Hand reichend. Sie flatterte davon wie ein Schmetterling und verschwand. Ich stand da, wie ein vom Blitz zerschmetterter Baum.

Am nächsten Tage schrieb ich ihr, schilderte ihr die ganze Flamme meiner Leidenschaft, erinnerte sie an die selig verlebten Augenblicke, an ihre Schwüre, ihre Verheißungen, und schloß mit der Beschreibung der Qualen meines getäuschten Herzens. Der Brief kam uneröffnet zurück!

Acht Tage später reiste ich nach St. Petersburg. Nicht wiedersehen mag ich Moskau, das mir gleich bei meinem Eintritt in die Welt eine so bittere Lehre gab; auch will ich es lange, lange nicht wiedersehen, bis in meinem Herzen die Erinnerung an meine erste Liebe erlischt. (C. H.)

Mannigfaltiges.

— Künstler-Stolz. Das Cabinet de Lecture erzählt folgende Anekdote von einem Besuche, den der Herzog von Wellington im Jahre 1815 dem Maler David abstattete, als dieser zu Brüssel im Exil lebte. — David stand in seinem Negligée an der Staffelei, als der Herzog unangemeldet eintrat. Das Sporengerassel der Britischen Offiziere erregte die Aufmerksamkeit des Künstlers: er wandte sich um, und erblickte rothe Uniformen. „Meine Herren", sprach er mit leichtem Kopfnicken, „wem habe ich das Vergnügen —" Der Vorderste unter den Eintretenden sagte: „Ich bin der Herzog von Wellington." David wurde Anfangs feuerroth, allein er faßte sich gleich wieder und antwortete mit größter Kaltblütigkeit: „Mein Herr, was steht zu Ihren Diensten?" Erstaunt über diesen kalten Empfang versetzte der Herzog: „Ich wünschte einen Künstler von so großer Berühmtheit kennen zu lernen, und da Sie Bonaparte gemalt haben —" „Sie meinen den Kaiser?" unterbrach ihn David, indem er seinen alten Helm abnahm, den er während des Malens immer auf dem Kopfe trug. „Ja wohl", sagte der Herzog; „ich bin gekommen, um mich von Ihnen portraitiren zu lassen." David blickte ihn ein paar Augenblicke starr an, und versetzte darauf mit einer Miene, die Verwunderung ausdrückte: „Mein Herr, ich male nur historische Gegenstände." „Das weiß ich wohl", entgegnete Wellington mit erzwungenem Lächeln, „ich bin kein romantischer Gegenstand; Sie haben mit Ihrem Pinsel das Haupt dieses großen Mannes verherrlicht — (hier deutete er auf ein Bildniß Napoleons) ich werde ein Portrait von der Hand eines so gefeierten Künstlers angemessen honoriren." „Mein Herr", versetzte David, „ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nur historische Gegenstände male; außerdem male ich niemals Engländer." Mit diesen Worten wendete sich der Künstler wieder zu seinem Gemälde, als wäre außer ihm keine Seele im Zimmer gewesen, und der Herzog verließ das Atteliér.

— Der Handel mit China. Im Canton Register befindet sich ein, in Betreff des auswärtigen Handels von dem Gouverneur, dem Fu thuen, dem Ti tu und dem Hoppo (Zollaufseher) von Canton abgefaßter Bericht an den Kaiser, in welchem der Ti tu Li erklärt, daß es unmöglich sey, die fremden Schiffe von der nordöstlichen Küste von China abzuhalten, da die große Ausdehnung des Oceans es den Fahrzeugen gestatte, unmittelbar in jene Gegenden einzulaufen, ohne die Provinz Canton im Geringsten zu berühren. Derselbe schicke daher auch besondere Kreuzer aus, um so viel als möglich an den verschiedenen Punkten alle vorbei passirenden Fahrzeuge, besonders die, welche von Canton abgingen, sorgfältig zu beobachten. Was die Klagen betrifft, die die fremden Kaufleute gegen die Ungerechtigkeiten laut werden ließen, die sie von Seiten der Hong-Gesellschaft erfuhren, so äußerte sich der Hoppo dahin, daß es ihnen immer frei stünde, sich mit ihrem Gesuche an die Regierung von Canton zu wenden, und sollten sie hier keine Genugthuung finden, so dürfte die Sache unmittelbar bis vor den Kaiser kommen. „Aber darum" fügte der Hoppo hinzu, „haben die Ausländer noch gar keinen Grund, sich etwa in die Gewässer des Tse Kiang und des Schan tung hineinzuschleichen." — Der Hoppo hat die Sache in Betreff des Handels untersucht, und gefunden, daß die Hong-Gesellschaft nach allen den Zeugnissen, die sie aufzuweisen hat, sich keinesweges auf eine unbillige Weise benommen; und daß ferner die vor drei Jahren ausgeführte Maßregel des großen Kaisers in Betreff der Reduction der Hafenzölle bei den ausländischen Kaufleuten Anerkennung gefunden. In Folge dieses neuen Reglements sind seit zwei Jahren mehr als zwanzig Englische Schiffe vor Canton angelangt. Bis zum 17. Januar 1834 waren schon sechsundzwanzig Fahrzeuge im Hafen; die Hong-Gesellschaft trieb ihren Handel wie gewöhnlich, die Zölle wurden gehörig entrichtet, und Alles befand sich in einem regelmäßigen wohlgeordneten Zustande; weder die inländischen noch die ausländischen Fahrzeuge, die an dem Handel Theil nahmen, hatten sich über irgend etwas zu beklagen. Wenn nun aber trotzdem die fremden Kaufleute gegen die Gesellschaft von Canton auf einmal Beschwerde führten, so sähe der Hoppo in jenen ungegründeten Klagen nichts als einen leeren Vorwand, um den Handel nach anderen Häfen und in andere Provinzen zu versetzen, wo sie ihre Waaren mit mehr Vortheil und Gewinn zu verkaufen hoffen."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Montag den 19. Januar 1835.

England.

Die Frauen, besonders in Frankreich, England und Deutschland.

(Aus dem Ladies' Magazine. *)

Woher kommt es, daß die meisten Bücher, die bisher für die besondere Ausbildung und Verbesserung der Lage der Frauen geschrieben wurden, größtentheils ihren Zweck verfehlten? Die Neu-Europäische Literatur hat mehr als dreißig spezielle Werke über die Frauen aufzuweisen, und doch sind sie fast alle kaum dem Namen nach bekannt. Es war zu erwarten, daß die philosophischen Forschungen, denen sich mehrere Schriftsteller zu Gunsten eines Geschlechts unterzogen, das eine so einflußreiche Rolle in der menschlichen Gesellschaft spielt, wenigstens von diesem mit dem wärmsten Dank und freudiger Anerkennung aufgenommen werden würden; allein dies ist keinesweges der Fall gewesen.

Wie hat man sich diesen sonderbaren Umstand zu erklären? Gewiß nicht anders, als daher, daß in den meisten eben erwähnten Werken von einem ganz falschen Gesichtspunkt ausgegangen wurde. Die Mistreß Wollstonecraft in England, die Herren Thomas und Ségur in Frankreich, sowie einige andere Schriftsteller in Deutschland, haben die Frauen gleichsam als eine eigene Nation, als eine besondere Kaste, als ein besonderes spezielles Volk betrachtet, das seine eigenen, von der übrigen Gesellschaft geschiedenen Institutionen, das seine eigene Geschichte und Annalen habe. Man bemerkte nicht, daß doch die Frau das eigentliche verbindende Moment der Gesellschaft überhaupt, daß sie, ihrem innersten Wesen nach, das versöhnende, sympathetische und elektrische Band sey, das die Natur und das menschliche Geschlecht zusammenhalte, und daß man, wollte man sie in einen isolirten Kreis hineinbannen und ganz für sich allein hinstellen, dadurch ihr ganzes Daseyn gewaltsam vernichten und aufheben würde. Denn ihre Kraft besteht lediglich in jenem wunderbaren Magnetismus, welcher anzieht, indem er selbst angezogen wird, und herrscht, indem er selbst beherrscht wird. So wie sie als Mütter den Mittelpunkt und den Heerd der Familie bilden, so empfinden die Frauen stets mit Lebhaftigkeit und zartester Innigkeit die Leiden und Freuden aller derer, die sie umgeben, indem gleichsam ihr ganzes Leben mehr der eng zusammenhangenden Familienkette, als ihrem eigenen isolirten Selbst anzugehören scheint. Sie gleichen den Akkorden in der Musik, die nur, indem sie mit ihrem Grundton harmonisch zusammenstimmen, selbst angenehm und melodisch erklingen; oder jenen wunderbaren Farben, die nur in den für sie eigens geschliffenen und wohlgeformten Kristallen in ihrer ganzen wahren Pracht erglänzen. Entwerfen wir das Bild irgend einer Zeit oder Gesellschaft, so erscheinen uns die einzelnen Farben immer heller und lebendiger, je mehr wir bemüht sind, in das Detail der Wirksamkeit und der Sitten der Frauen einzugehen. Und es hat auch zu allen Zeiten in der That einzelne Frauen gegeben, die, wie ein Symbol, alle verschiedenen Charaktere ihrer Epoche in einer Einheit zusammenfaßten, und mit ihrem Denken und Wirken eine ganze Phase des gesellschaftlichen Lebens bezeichneten. Dies war sowohl bei Cornelia als bei Messalina der Fall; eben so während der Französischen Revolution bei der Rolland und der Théroigne von Mericourt. Der Mann, von Natur weniger sympathetisch, kann sich leicht aus dem Kreise der Welt herausreißen und ihr Trotz bieten; er kann, wie Rousseau und Byron, das ganze Menschengeschlecht herausfordern und Allen den Krieg erklären. Denn ihm gewährt der Krieg, oder das Studium und die Künste hinreichende Beschäftigung und Unterhaltung, und er empfindet nicht leicht die Leerheit und das Drückende des isolirten Lebens. Die Frau hingegen vermag sich nicht aus dem Kreise heraus zu begeben, in den sie hineingehört. Sie ist mit ein treibendes Rad in der ganzen Maschine, und könnte nicht gut entbehrt werden; allein sie bleibt immer nur das Secundaire, das seine Kraft und Bewegung stets erst von Außen empfängt. Wer nun irgend von den Sitten und der Lage der Frauen sprechen wollte, der müßte billig erst die Sitten und den Zustand der sie umgebenden Gesellschaft untersuchen und das Verhältniß ermitteln, in welchem sie zu derselben stehen.

Man hat viel Geschrei erhoben über die große Verderbtheit der Frauen in Frankreich, seit dem Tode Ludwig's XIV. bis zur Regierung Ludwig's XVI.; allein warum erwägt man nicht die kritische Lage und die traurige Nothwendigkeit, in die sie durch die Absurdität des ganzen damaligen Gesellschafts-Zustandes versetzt wurden? In Unwissenheit und Aberglauben auferzogen, den Kopf mit ascetischen Grundsätzen überladen, die ihre Beichtväter ihnen eingepfropft, traten sie in einem zarten noch unausgebildeten Alter in eine Welt ein, wo die uneingeschränkteste Vergnügungsucht, die Sinnlichkeit und die zügelloseste Ausschweifung zur Tagesordnung gehörten, wo man sie von allen Seiten insgeheim zu den Lastern hinzog, die man öffentlich zu verdammen schien; wie konnte es nun anders seyn, als daß das schwächere Geschlecht diesen gewaltsamen Verführungen unterlag? Was war natürlicher, als daß es von nun an die Maske der Konvenienz, Verschmitztheit, List, eine zierliche geschmeidige Sprache und feine gewandte Intriguen als die letzten einzigen Tugenden ansah? Hätten die Frauen nicht schon in einem besonders hohen Grade ausgezeichnet seyn müssen, wenn ihnen auch nur eine gute Eigenschaft mitten in jener allgemeinen Verderbniß geblieben wäre?

Und steht es etwa heutzutage viel besser um die Erziehung in manchen Ländern, wo frömmelnde Andachts-Uebungen, ein oberflächliches Treiben der schönen Künste, schmachtende und sehnsüchtige Cavatinen von Rossini, ein fast schlüpfriger Tanz, Romane mit wilden zügellosen Gemälden und eine strenge Einschärfung der Regeln und Gesetze der Konvenienz, in bunter chaotischer Verwirrung, das Wesen dieser Erziehung ausmachen? Wie wollte man nach einer solchen Anleitung mehr von der Frau erwarten, als jene feine Verschmitztheit, jene listigen und witzigen Redensarten, jene Oberflächlichkeit in allen Kenntnissen, und endlich jene frühzeitige Bekanntschaft mit allen Leidenschaften und Gelüsten? Mußte nicht die erste Blüthe der weiblichen Empfindung, jenes zarte Feuer der Liebe, das sich frei und naiv entwickeln sollte, unreif hinwelken, um der Koketterie, der Eigenliebe und dem Eigennutze Platz zu machen? Wir dürfen es nur frei heraussagen, jene so hoch gepriesene und bewunderte Civilisation hat sich an dem schönen Geschlecht schwer vergangen. Sie hat es verdorben, sie hat sich bitter und streng gegen dasselbe gezeigt. Selbst ihre Galanterie, diese Mischung von Ritter- und Christenthum, die sich den Schein gab, den Frauen zu schmeicheln und ihnen zu huldigen, was war sie anders, als eine feine Verspottung und Verletzung der Rechte derselben? Sie war es, die ihnen laut verkündigte: „Man wird Euch stets mit Verführungen umgeben. Gebet Ihr ihnen kein Gehör, so ist Spott und Verachtung Euer Lohn; willfahret Ihr aber ihren reizenden Schmeicheleien, so sinket Ihr selbst mit ihnen herab." Das war das Dilemma, das in dem ganzen gesellschaftlichen Zustande ausgedrückt war, der von dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts bis in das neunzehnte hinein sich erstreckt.

Zwei Philosophen, der Eine ein Katholik und der Andere ein Protestant, haben diese unglückliche Lage der Frauen begriffen: Fénélon in Frankreich, und de Foe in England. Allein ihre Rathschläge sind nicht beachtet worden, und seit ihrer Zeit hat man in diesem so wichtigen Theile der Moral wenig oder gar keine Fortschritte gemacht. Ein ganzes Zeitalter nach dem Tode Fénélons gerieth Marie Antoinette, die damals noch in ihrem jugendlichen Glanze, geistreich, aber auch ihrer ganzen Erziehung und ihrem Vaterlande gemäß naiver war, als man es in Frankreich damals gewohnt gewesen, in Erstaunen darüber, daß sie das Zimmer, das man ihr in Versailles eingeräumt hatte, mit einer Geheimtreppe versehen fand. Diese Vorrichtung empörte sie: „Wie!" rief sie aus, „zum Guckuck mit dieser Treppe. Eine Prinzessin bedarf keiner Geheimtreppe!" — Aber der Geistliche, der mit der Vollendung ihrer Erziehung beauftragt war, erwiederte: „Madame, in funfzehn Jahren werden Sie das nicht sagen." Das war ein Abbé des achtzehnten Jahrhunderts; seine Worte sind hinreichend, um die Moral jener Zeit zu bezeichnen.

Heutzutage, wo ganz Europa Eine große Nation bildet, wo alle die verschiedenen Bewohner desselben ihre alten Sitten abgestreift, um an einer allgemeinen Civilisation Theil zu nehmen, heutzutage sind es die Frauen allein, die noch mit der größten Aengstlichkeit und Bedenklichkeit alle jene Unterscheidungen beibehalten haben, die ehedem das Trennungs-Merkmal zwischen den Völkern bildeten. Zwischen der Deutschen, der Italiänerin, der Spanierin und der Französin besteht noch jetzt eine Kluft, die bei den Männern aller der genannten Nationen schon längst geschwunden ist.

Wir sprechen hier nicht von den hohen und vornehmen Klassen der Gesellschaft. Die Herren und Damen in den Salons sind sich überall gleich, ja sie bilden nur Eine, an ihren Abzeichen leicht zu erkennende Nation. Hier muß man nicht etwa die mannigfachen Nüancen der verschiedenen Nationalitäten aufsuchen wollen: die Soirée eines Gesandten, das Diner eines Ministers und ein Ball bei Hofe haben

*) Nicht bloß die Ideen, sondern auch an mehreren Stellen die Worte in dem nachstehenden Artikel erinnern an Mistreß Jameson, welche ohnedies Mitarbeiterin an dem meistens von Damen herausgegebenen Ladies' Magazine ist. Das, was hier namentlich über Deutsche Frauen gesagt wird, kommt fast wörtlich auch in ihren Sketches at home and abroad vor. (Vgl. Nr. 92 des Magazins vom J. 1834). Der Leser wundere sich daher nicht, wenn er einige ihm bereits bekannte Stellen hier wiederfindet.

überall dieselben Formen, dieselben Physiognomieen aufzuweisen. Und diese Einförmigkeit wird gewiß bald auch zu den höheren Klassen der Gesellschaft in der Türkei hinüberdringen, wo man schon jetzt unsere Hüte und Röcke zu Ehren aufgenommen und in funfzig Jahren mit aller Wahrscheinlichkeit auch die Emancipation der Frauen proklamiren wird. Bei diesen Vornehmen und Großen findest Du überall, sowohl zu Wien und Berlin, als zu London und Rom, denselben eng anfitzenden schwarzen Rock, dieselben mehr oder weniger geschickt gemachten Komplimente und Verbeugungen und denselben herkömmlichen Unterhaltungston, der selten ein Mal überschritten wird.

Allein wir sprechen hier besonders von der zweiten Klasse der Gesellschaft, die fast überall und in allen Beziehungen die bezeichnendere ist, und die allein durch das mannigfache Gepräge der verschiedenen Nationalitäten so sehr von einander abweicht. Hier ist es, wo man die Frauen und ihre verschiedenen Sitten und Gewohnheiten zu würdigen hat, hier ist die Sphäre, in der sich ihr wahrer Werth und ihr wirksamer Einfluß auf die Gesellschaft zu erkennen giebt. Wer die Welt nur bei der vornehmen, großen Toilette gesehen, der hat noch Niemanden wahrhaft kennen gelernt. Willst Du erfahren und begreifen, welches die eigenthümlichen Sitten der Frauen sind, so mußt Du sie in ihrem Hause, in der Küche, im Speisesaal und im Gesellschaftszimmer sehen. Lassen wir nun aber ein Mal die privilegirten, immer geputzten und den strengen Gesetzen der Etikette unterworfenen Klassen bei Seite, so können wir kurzweg behaupten, daß unter allen Frauen in Europa die Deutschen die naivsten und natürlichsten sind. Hierdurch unterscheiden sie sich mehr oder weniger von den Französischen und Englischen Frauen. Denn in diesen beiden Ländern ist die ganze Erziehung, die die Frauen erhalten, eine negative. Es wird ihnen unaufhörlich zugerufen: „Thut das und das nicht!" Weiter werden keine Gründe und keine Bemerkungen hinzugefügt. Fragt nun aber ein Mal das junge Mädchen, das weniger schüchtern ist, warum ihr dies und jenes verboten wird, so heißt es: Es ist nicht schicklich, es ist nicht so, wie es seyn muß, es ist lächerlich u. s. w. Aber ist denn die verbotene Handlung etwas Schlechtes? Und warum ist sie schlecht? Dergleichen Fragen werden nie beantwortet. „Meine Theure", heißt es dann, „man muß nicht raisonniren; junge Mädchen dürfen nicht raisonniren. Gehe und lerne lieber Deine Italiänische Lection." — „Aber, liebe Mutter, ich dachte...." — „Denken! das ist gar sehr unnütz; thue nur hübsch das, was man Dich heißt." — Und so glaubt man, daß der Wille einer Erzieherin, das Gesetz der Mode und die Gewalt des Herkommens alle Leidenschaften, Gefühle und Ideen, jene geheimen energischen Kräfte ersticken und unterdrücken werde, die die Hand des Schöpfers selbst in unser Leben eingewebt! Welch' eine Verkehrtheit! Sieht man denn nicht, daß diese Gefühle, daß diese Gedanken gerade die eigentlichen Glieder der Kette sind, die uns mit dem Göttlichen verbindet, und daß man, will man irgend auf sie einwirken, will man ihren Flug leiten und ermäßigen, nothwendig sie zuerst ganz besonders in Betracht ziehen müsse?

Diese negative Erziehungsweise hat ihre verschiedenen Wirkungen in Frankreich und in England. Bei den Engländern bilden die alten Freiheits-Ideen, die überall in dem gesellschaftlichen Leben gäng und gebe sind, ein mächtiges Gegengewicht gegen die Zurückgezogenheit und Schüchternheit, die man den Frauen aufbürden will. Denn da man in England jede Individualität besonders respektirt, so kann es nicht fehlen, daß man das andere Geschlecht an der allgemeinen Regel Theil nehmen läßt und daß es sich auch seiner Rechte bedient. Und in der That sind auch die Englischen Frauen, zwar dem Scheine nach, kalt und zurückhaltend, aber in der Wirklichkeit dreist und kühn. Hingegen in Frankreich hat man die Frauen in weit engere Gränzen zurückgewiesen; dort ist man bemüht, ihnen eine weit gekünsteltere Existenz zu verschaffen; man sucht ihnen frühzeitig Maximen einzuimpfen, die ihre Freiheit fesseln und gefährden. Dazu kommt nun andererseits das viele Lesen von Romanen, die weit freiere und ungezügeltere Unterhaltung, lauter Dinge, die nothwendig das zur Folge haben, daß das Französische Frauenzimmer weit früher reif wird, und vielleicht im Allgemeinen, wie Montaigne sagt, während es den Verstand spornt und schärft, den naiven natürlichen Mutterwitz zerstört, der der erste Schmuck weiblicher Empfindung und weiblichen Denkens ist.

In Frakreich steht die Frau unter den Gesetzen der Konvenienz, in England unter denen der Etikette. Nicht etwa, daß man in diesen beiden Ländern auf die Natur gar keine Rücksicht nähme; vielmehr macht man daraus ein ganz eigenes besonderes Studium. „Meine Tochter", sagt mehr als Eine gute Französische Mutter zu wiederholten Malen zu ihrem Kinde, „sey hübsch natürlich." Allein diese anempfohlene Naivetät besteht in weiter nichts, als Alles das zu unterlassen, was Andere auch unterlassen, dagegen, wie es Mode ist, gleichsam Leib und Seele in ein ewiges Mieder einzuschnüren, und was noch seltsamer ist, sich allem Sitten- und Formenzwang immer zu unterziehen, um nur nicht etwa gezwungen zu erscheinen.

Von dieser erlernten Natürlichkeit und diesem gemachten Modeleben finden sich in Deutschland weit weniger Spuren als in England und Frankreich. Die Englische Frau ist im Allgemeinen dazu bestimmt, den Thee zu serviren, die Französische Frau lebt, um kokett zu erscheinen, dagegen die Deutsche Frau ist für die Wirthschaft geboren. Was die Liebe anbelangt, so mischt sie sich glücklicherweise bei Allen in's Spiel und zwar durch die besondere Gnade des Himmels, in allen drei Ländern auf eine fast gleiche Weise. Aber in Deutschland nimmt die häusliche Existenz fast alle Ideen der Frau in Beschlag; hier ist man nicht bestrebt, die moralischen Gefühle dem Verstande und noch weit weniger dem steifen Herkommen aufzuopfern. Hier wird nicht gelehrt, wie man seine Empfindungen und natürlichen Neigungen unterdrücken und verstellen müsse, und in der That sind auch die Deutschen Frauen weit eigenthümlicher, und das natürliche Feuer ihres poetischen Geistes erwärmt und erheitert oft in ganz naiver Weise das gemeine alltägliche Leben. Selbst wenn die Deutsche affektirt erscheint, ist es nichts, als eine Uebertreibung der natürlichen Individualität, eine überreizte Natur, die oft auch noch ihr besonders Anziehendes hat. Eine Englische Frau hingegen ist immer aristokratisch, mag auch ihr Vater oder ihr Gatte nur ein einfacher Gewürzkrämer seyn. Ein gewisser hergebrachter Egoismus flößt ihr eine Geringschätzung für mancherlei Beschäftigungen und Sorgen ein, die sonst gar nichts Geringzuschätzendes haben. Du siehst sie oft, wie sie sich in voller Ergebenheit und geduldig an ihrem Fenster oder an ihrem Pianoforte langweilt, oder wie sie ein Liebeslied abtrillert, gleich als ob sie ihr Glaubensbekenntniß hersagte, wie sie an einem Schnupftuche stickt und am Filet arbeitet; dabei ennuyirt sie sich immer, aber sie ennuyirt sich doch auf eine anständige Weise. Zu München hingegen, zu Wien und Berlin steigt die junge und schöne Tochter einer reichen vornehmen Dame lustig und vergnügt die Treppen auf und ab, indem sie die Schlüssel zum Speisekeller und Gemüsegarten am Gurte hängen hat. Werther's Lotte streicht Butterbemmen, bei deren Anblick ihr Geliebter in Thränen zerfließt; das ist nicht etwa ein Scherz, noch weniger eine Parodie. Vielmehr ist diese gefühlvolle Zärtlichkeit bei Butterbemmen in Deutschland etwas ganz Gewöhnliches, ganz so, wie man in England nur in seidenen Strümpfen, in strohgelben Handschuhen und in weißem Atlas zärtlich zu seyn gewohnt ist. Als ich eines Tages während meines Aufenthalts in Deutschland mit der Frau eines Staats-Ministers eine Gemälde-Gallerie besuchen sollte, ließ sich dieselbe bei mir damit entschuldigen, daß sie gerade an jenem Tage große Wäsche hätte. Uebrigens war's eine Frau von gewandtem Geiste und feinen Manieren, und ich habe wenig Frauen gekannt, die mehr Auszeichnung verdienten. Aber die „große Wäsche" ist bei den Deutschen Frauen ein Ereigniß von hoher Bedeutung, und wehe dem, der an einem solchen Tage das Haus bestürmt, wo Alles von oben nach unten gekehrt wird. Man bemerke wohl, daß ich hier keinesweges auch von der niederen Klasse der Handwerker und Tagelöhner gesprochen habe. Denn was diese anbelangt, so ist die Deutsche Frau nur eine Sklavin ersten Ranges. Sie darf an nichts, als an die Küche und an die Wäsche denken; sie weiß, wie Shakespeare sagt, von nichts, als ihren Kleinen die Brust zu reichen und die Zahl der Fässer zu bemerken, die sie im Keller liegen hat.

Ungefähr zwischen diesen Extremen, dem häuslichen und Wirthschafts-Leben, das alle Intelligenz absorbirt, und der falschen Oberflächlichkeit, die die Naivetät erstickt, zwischen diesen beiden würde das Ideal der Frau in der Mitte liegen, die eine treue Gefährtin des Mannes wäre, verständig genug, um ihn zu verstehen und an seinen verschiedenartigen Ideen Theil zu nehmen, und wiederum naiv genug, um rein und wahr zu empfinden, so wie bescheiden genug, um nichts zu verschmähen, was zum allgemeinen Wohlstande beitragen und förderlich seyn kann. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Selections from the American Poets. (Ausgewähltes von Amerikanischen Dichtern.) 7 Sh.
- Scots Worthies. (Lebensbeschreibungen rc. Schottischer Prediger.) 2 Bde. 24 Sh.
- The annual obituary ond biography for 1835. (Jährlicher Nekrolog von Großbritanien, für 1835. 15 Sh.)
- Tricks upon travellers. (Foppereien, denen Reisende ausgesetzt sind.) 1½ Sh.
- Chaos and the creation. (Das Chaos und die Schöpfung.) Ein episches Gedicht. 15 Sh.
- The law and practice of elections. (Wahl-Gesetze und Gebräuche.) Von C. F. F. Wordsworth. Zweite Auflage. 25 Sh.
- Nimrod's hunting tour. (Jäger-Anekdoten rc.) 15 Sh.

S y r i e n.

Die Christen in Jerusalem.

(Schluß.)

Zur Notiz für Fromme, deren Zweck es ist, die heiligen Oerter zu besuchen, bemerken wir, daß die Lateiner seit kurzem ein System von Toleranz und Mäßigung angenommen haben, welches, wie uns geschienen, seinen Grund in der ungewissen Art ihrer Existenzmittel hat, und daß sie auch den Vorzug einer gewissen Enthaltsamkeit für sich in Anspruch nehmen, gegen welche zu verstoßen, ihnen die Superiorität, die sie über die andere Geistlichkeit haben und der Umstand, daß sie schon zur Gewohnheit und Sitte geworden, nicht mehr erlaubt. Eben so müssen wir hinzufügen, daß dagegen die weit minder aufgeklärten Armenier und besonders die Griechen mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen die Lateiner zum Ziel ihrer Angriffe machen und daß ihre Politik vor Nichts zurückschreckt, was ihnen zu einem unbestrittenen Supremat verhelfen könnte. Alle Mittel sind ihnen recht gewesen, sie haben sich nicht gescheut, bei der hohen Pforte um einen Ferman einzukommen, sie zu ermächtigen, daß sie diejenigen unter ihren zahlreichen Pilgern, die sich gewisse Almosen zu bezahlen weigern, mit Stockprügeln bestrafen dürften, und da ihnen ein Mal dieses Recht zugestanden worden, haben sie es auf eine himmelschreiende Weise gemißbraucht. Ihre Patriarchen wohnen in Konstantinopel und arbeiten unaufhörlich an der Vergrößerung ihrer Macht in Palästina, die sie durch überraschende List erlangt und durch eine lange Reihe von Schurkereien zu erhalten gewußt haben; denn ehemals durften sie nicht ein Mal in das heilige Grab hinein.

Anstatt wie sonst, ihre Schätze an Palästina zu verschwenden, kaufen die Europäischen Nationen fast nichts mehr von den Amuletten, welche die dortigen Katholiken arbeiten. Und an der Spitze dieser Art von Empörung, die dort einen ganzen Gottesdienst zu vernichten droht, wenn nicht durch irgend ein großes Wunder eine bedeutende Reaction hervor-

gerufen wird, stehen die Franzosen. Seit einer Reihe von Jahren sieht man nur Italiäner und Spanier in den dortigen Klöstern, und die Stelle des General-Vicars, die mit einem unserer Landsleute im Hauptstift von Palästina besetzt zu werden pflegte, bleibt Jenen überlassen.

Es mag ein Jeder über das Benehmen Frankreichs in dieser Angelegenheit denken, wie er will; aber uns kommt es zu, uns zu sagen, daß eine unendliche Menge von Gründen verhanden sind, unser Almosen auf würdigere Weise anzubringen, es nicht mehr wie sonst in fremde barbarische Länder zu senden, um dort einen Schwarm von unnützen, durchaus entbehrlichen Müßiggängern zu unterhalten, Personen, die uns größtentheils fremd waren, und denen unsere Gaben später oder früher von ihren natürlichen Tyrannen, den Türken, abgenommen wurden, bei denen es Sitte und Regel ist, ihre Expressungen immer mehr zu steigern, sobald sie vermuthen, daß Geld vorhanden ist. Ist es nicht wahrhaftig einmal Zeit, ein Paar Spannen Erde aufzugeben, die wir doch nicht ungestört besitzen können, und ein Paar schlecht befestigte Klöster, die wir nicht restauriren dürfen? Ist es nicht viel vernünftiger, auf ein Paar heilige Ceremonien, die noch dazu verstümmelt und zur Bedeutungslosigkeit eingeschrumpft sind, zu verzichten, als den Muhamedanern unaufhörlich diese Veranlassungen zu Verachtung und Ekel darzubieten, die nie bei ihnen hätten Wurzel fassen können, wenn sie die eigenthümlich nationale Majestät unserer Gotteshäuser je hätten kennen gelernt! Was die anderen christlichen Nationen betrifft, die mehr als wir der Willkür der Kirche noch unterworfen sind, sollte man diesen nicht zu verstehen geben können, daß sie vermittelst einiger Millionen, die mit einem Male gezahlt würden, die Ausräumung und Versetzung des heiligen Grabes bewirken könnten, den Körper des heiligen Jakob nach Madrid, wo sein Kopf schon so lange ist, transportiren könnten, und dann nichts mehr zu fürchten hätten, weder die Strapatzen einer langen und beschwerlichen Reise, noch die Quälereien der Araber, noch die Pest im Orient, wenn sie ihre heiligen Pilgerungen unternehmen wollten!

Die Armenier und die Griechen würden dann allein in Jerusalem hausen, das Interesse ihnen genommen werden, gegen die Römisch-Katholischen gemeinschaftliche Sache zu machen, wie früher, und sie auf diese Weise selber jener gehässigen Nebenbuhlerschaft zum Opfer werden, die nur durch verdammliche Leidenschaften erzeugt und genährt wird. Bei der Art von Kollision, die dann stattfände, würde jedes Schisma die Auswüchse des andern wiederspiegeln, wie zwei schlechte Spiegel ihre Mängel gegenseitig reflektiren; die Anhänger derselben würden erröthen über ihre plumpe Leichtgläubigkeit, ihre Beschützer und Vertreter nicht mehr im Stande seyn, die Wahrheit zu unterschlagen, gezwungen seyn, ein System der Täuschung fallen zu lassen, von dem sie keinen Vortheil mehr ziehen, oder das sie vielmehr nicht ferner fortführen könnten ohne die Gefahr, Hungers zu sterben. Und eine solche religiöse Revolution würde aller Welt zu Nutz und Frommen gereichen, besonders aber jenen Schaaren Betrogener, die aus dem Innern von Rußland, von Armenien und aus der ganzen Levante kommen, um die Früchte ihrer Arbeiten und Ersparnisse nach Palästina zu bringen, und die vermöge der degradirenden Erniedrigung und unwürdigen Schmach, der sie sich unterziehen, in gewissem Sinne mit Recht den Schimpfnamen Christenhunde führen!

Nach der heiligen Grabeskirche ist das bedeutendste Denkmal in Jerusalem unbedingt das, welches wir noch immer mit dem pomphaften Namen des Tempels Salomonis bezeichnen, obgleich die Türken in Besitz desselben sind. Seit mehreren Jahrhunderten vom Sultan Saladin den Kreuzrittern abgerungen, wurde es in eine prächtige Moschee verwandelt, in welche die Gläubigen allein Zutritt haben, und worauf sie um so eifersüchtiger sind, als es in der Nachbarschaft des Grabes von Jesus Christus liegt, dem Schauplatz der unwürdigsten Entweihungen. Je größer die Verehrung ist, die sie hier gegen ihren Kultus zur Schau tragen, um desto tiefer ist umgekehrt die Verachtung, die sie dem unsrigen zu Theil werden lassen; aber bei allen Schmähungen und Kränkungen, womit sie uns überhäufen, sind diese doch ohne Zweifel gegen die Menschen und nicht gegen den Gegenstand der Anbetung gerichtet — indem sie sonst ja consequenterweise ihre eigenen Prinzipien verdammen würden. Der ganze Text der Bibel, vom Verfasser oder vielmehr von den Verfassern*) des Korans aufgenommen, ist von keinem Einzigen der Anhänger des Propheten verneint worden, und das Benehmen der Eifrigsten unter ihnen, die ebenfalls nach Palästina kommen, dort ihre Andacht zu verrichten, beweist genugsam für diese Uebereinstimmung.

Als der alte christliche Tempel in die Hände der Sarazenen fiel, wurde er, wie man erzählt, um seiner neuen Bestimmung würdig gemacht zu werden, auf eine feierliche Weise gereinigt. Fünfhundert Kameele schleppten aus Arabien Rosenwasser herbei, mit welchem die Mauern abgewaschen wurden. Seit jener Zeit bis auf unsere Tage nennt man nur einen einzigen Europäer, der so kühn gewesen und dort einzudringen versucht hat. Auf eine orientalische Kleidung, die er angelegt, und seine Fertigkeit, die muhammedanischen Gebete zu sprechen und sich niederzuwerfen, vertrauend, vermaß er sich, seiner strafbaren Neugier Genüge zu thun. Vielleicht hätten auch wirklich die scheinbaren Zeichen seiner Frömmigkeit in einer anderen Stadt die Wächter getäuscht; nur nicht in Jerusalem; alles Leugnen half ihm nichts, und er kam in die größte Verlegenheit. Was anfangen? Flintenschüsse, Steinhagel von allen Seiten, allein unter einer wüthenden Menge und alle Ausgänge zur Flucht versperrt. In solchen Fällen bleibt nichts übrig, als sich zu ergeben, und wer mit dem Leben davon kommt, kann von Glück sagen.

Das Innere einer Moschee ist überdies gar nichts so Besonderes, daß man sein Leben daran wagen sollte, es zu sehen. Die Religion der Orientalen verdammt bekanntlich allen Schmuck und äußeren Zierrath, muß nichts von Skulptur und Malerei; auch steht die Baukunst keineswegs auf einer hohen Stufe in der Türkei; was kann nun Interessantes für einen Reisenden oder Beobachter, welcher Art auch sey, der Anblick einer Rotunde, eines Sechsecks, oder Achtecks, oder Quadrats darbieten, die nichts als die nackten Wände zeigen, des geringsten Beiwerks entblößt, das die Aufmerksamkeit auf sich ziehen oder den Augen einen Ruhepunkt gewähren könnte? Denn die Gläubigen verlangen nur einen Teppich, eine einfache Strohmatte, um Kniee und Hände vor der Berührung der Erde zu sichern, die bisweilen für sie unrein ist; verlangen nur ein klein wenig Wasser für die nöthigen Waschungen, und würden alles Andere sonst verschmähen, als völlig ungehörig — denn Einfachheit und Strenge machen das Wesen dieser Asiatischen Theokratie aus.

Der Tempel Salomon's läßt keineswegs hiervon eine Ausnahme bemerken, was sein Aeußeres betrifft. Wir sehen eine große Kuppel, der die Türken eine grüne Farbe gegeben haben, mehr, um ihr so das Siegel Muhammed's aufzudrücken**), als um glauben zu machen, sie sey mit Bronze oder Zink gedeckt. Um den unteren Theil läuft eine Gallerie mit Glasfenstern, ebenfalls grün angestrichen, die mit der größten Sorgfalt unterhalten zu werden scheint. Das Monument selber ist eine Rotunde, und verziert mit einem Säulengange von künstlerischer Hand; ein prachtvoller Garten verdeckt das Thor den Augen der Profanen, und eine sehr hohe Ringmauer stellt den Garten außerdem vor jedem Eindringen einer fremden Neugier sicher. Was die anderen Moscheen betrifft, die man in den übrigen Theilen der Stadt findet, so sind ihrer nicht sehr viele, und sie unterscheiden sich von den übrigen Häusern nur durch ihre Minarets, schlanke Thürmchen, manchmal zierlich, an jenen maurischen Gebäuden das, was an unseren christlichen Kirchen die Glockenthürme vorstellen. Von der Höhe dieser Thürme, die in der Regel nicht sehr hoch sind, rufen die Imans zum Gebet; hier rufen sie auch die verschiedenen Stunden des Tages aus.

Das der Aufmerksamkeit endlich Würdigste, das den schönsten Schmuck von Jerusalem ausmacht und Christen wie Muselmänner ehrt, ist das Gebäude, welches vormals das Hospital der heiligen Helena hieß. Wie alles Uebrige, ist es Eigenthum der Türken; sie haben seine ursprüngliche Bestimmung in eine andere verwandelt, weil es dergestalt in Trümmer lag, daß es nicht mehr tauglich war, die Absichten seiner Gründerin zu verwirklichen; und sie machen in der That einen noch zweckmäßigeren Gebrauch davon, nehmen nicht nur, wie ihre Vorgänger, einzelne Kranke ihrer Religion darin auf, sondern lassen ihre Hülfe den Unglücklichen jeden Glaubens darin angedeihen. Ein Mann, der dafür besoldet wird, muß jedem Armen, der zu ihm kommt, gleichviel, aus welchem Lande, von welchem Alter und Glaubensbekenntniß, einen Teller Suppe und ein Brod verabreichen; außerdem sind bestimmte Stunden am Tage für diese Austheilung festgesetzt. Die weiten unterirdischen Gemächer, die ehemaligen Küchen des alten Hauses, sind zur Aufnahme solcher hungrigen Gäste bestimmt, und die Einkünfte, die das Haus in seinen Trümmern noch zieht, reichen zur Deckung aller Ausgaben hin.

Die Muhammedaner zeigen die größte Achtung für Alles, was Versprechen oder Vermächtniß ist, und vollziehen mit noch viel genauerem, ängstlich-sorgsamerem Eifer als wir, die letzten Willen von Testatoren. Diese machen nun auch Verordnungen, die fast den Wetten der Engländer gleich kommen, Verordnungen der wunderlichsten Art, die genau nach dem Buchstaben, und mit Vermeidung alles Scheins von geringster Deutung ausgeführt werden. So bestimmte ein Türke, als er starb, sein ganzes Vermögen zur Pflege und Fütterung jener Schaaren umherirrender Hunde, die einzelne Städte besuchen, und der Vollstrecker des Testaments erfüllt diese Obliegenheit mit der größten Genauigkeit, obwohl die ebenerwähnten Legatarien vom Propheten für unrein erklärt sind; hieraus erklärt sich, warum die Herren von Jerusalem, ungeachtet ihrer wohlbekannten Habgier, doch das Vermächtniß der heiligen Helena respektiren. Unserer Seits aber würde es gar wohl geziemend seyn, in einem solchen Betragen die Barmherzigkeit, deren Keim die Natur in alle Menschen gepflanzt hat, anzuerkennen.

Es liegt der Türkischen Regierung mehr, als man glauben sollte, an der Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge in Palästina. Der größte Theil des Geldes, das noch täglich in die heilige Stadt einströmt, geht nach Konstantinopel, und wenn eine Veränderung etwa in dem von uns angegebenen Sinne eintreten sollte, so würde keiner mehr dabei verlieren, als der Großherr, und doch ist es nicht möglich, auf ein Land eine geringere Sorgfalt zu verwenden, und die Angelegenheiten schlechter zu verwalten, als hier von Seiten des Divans geschehen ist.

Dies ganze Stück von Syrien, welches wir in Europa unter dem Namen des gelobten Landes kennen, gehörte seit langer Zeit zum Paschalik von Damaskus. Gegen das Ende des Jahres 1830 belehnte die Pforte den Pascha von Acre***) damit, aus Gründen hoher Politik, die wir nicht zu ergründen vermögen, die aber den gewöhnlichen Verstand des Staatshaushalters immer Wunder nehmen müssen, da zu jener Zeit der Pascha, dessen Provinz durch diesen Zuwachs vergrößert wurde, verdächtig, und so zu sagen im Banne war. Gegenwärtig, wo Mehemed Ali, der Vice-König von Aegypten, sich durch Eroberungsrecht des ganzen Syriens bemächtigt, muß Palästina unter dieser neuen Herrschaft schmachten, bis ein anderer noch glücklicherer Tyrann diesen wieder verjagt, oder der Sultan noch so viel Kraft wieder gewinnt, ihm aus eigener Wahl einen aufzuladen. Wie es aber auch kommen mag, die Art und Weise der Herrschaft wird dort nicht geändert und die Christenheit immer von den Türken und Arabern geplagt werden, die eben so, wie gewisse Europäische Staatsmänner, der festen Ueberzeugung leben, daß keine Regierung ohne Geld möglich ist.

(R. d. P.)

*) Ein Christ und ein Jude: Muhammed's Räthe.

*) Die grüne Farbe ist von allen Nachfolgern Muhammed's angenommen worden. Es ist dies ein Privilegium, ein Recht und Eigenthum, welches von denen, die keinen Anspruch auf Verwandtschaft mit ihm haben, sorgfältig respektirt wird.

**) Abdallah, der sich später nach einer viermonatlichen Belagerung seiner Stadt Acre an Ibrahim ergab.

Digitized by Google

Frankreich.

Examen des tragiques anciens et modernes. (Untersuchungen über die alten und die neuen Tragiker, nebst einer Vergleichung und Beurtheilung des klassischen und des romantischen Systems.) Von Martine (einem Genfer). 3 Bde.

Der Hauptzweck des Verfassers, eines Ritters für die sogenannten Klassiker, ist, für die dramatische Literatur die Lücke zu ergänzen, die La Harpe's Vorlesungen über die Literatur gelassen haben möchten und in dieser Beziehung kann man seiner Arbeit nur Lob ertheilen.

Der Verfasser unterstützt seine Urtheile beständig mit Stellen, die ihnen als Beleg dienen und zu gleicher Zeit an den Augen des Lesers die schönsten Partieen alter und neuer dramatischer Poesie vorüberführen — eine ganz vortreffliche Auswahl für die Jugend, eine wahrhafte dramatische Bibliothek, die wohl verdient, an die Stelle mancher bändereichen Sammlung zu treten.

Das Panier, unter dem Herr Martine streitet, wird ihm indessen manchen Widersacher zuziehen; wir möchten ihm nicht rathen, in Paris der ersten Vorstellung des nächsten Dramas von Victor Hugo beizuwohnen oder vor Allem nicht seinen Namen zu nennen, wenn er sich nicht seines Nachbars wohl versichert hat: denn der Französische Romantiker ist seiner Natur nach intolerant, hat es nicht gern, wenn man ihm widerspricht; seine Bewunderung ist von so durchgreifender Art, daß man sie entweder theilen oder aus dem Saale hinaus, und noch dazu einige Quetschungen mitnehmen muß.

Herr Martine hat, als ein tapferer Streiter, der Gefahr keck die Stirn geboten und sein Buch ist voll von Schmähungen, nicht bloß gegen die Romantiker überhaupt, sondern auch gegen deren große Meister Shakespeare, Goethe und Schiller. Besonders geht er einem berühmten Kritiker zu Leibe, der der Freund der Frau von Staël gewesen und mehr als irgend einer zu dieser Art von Rebellion des schlechten Geschmacks gegen die klassische Weise beigetragen hat. Wir meinen Schlegel und seine Vorlesungen über dramatische Literatur. Herr Martine urtheilt über diesen in nachstehender, eben nicht sehr schmeichelhaften Weise: „Sophistisches Raisonnement, Definitionen, die nur dazu dienen, das, was auseinandergesetzt werden soll, noch mehr zu verwirren; unmäßiges Loben Shakespeare's und Calderon's, in ein Gebräue von unverständlichem Galimathias eingehüllt — dies macht den größten Theil eines Werkes aus, in welchem ganz gegen die guten Sitten der berühmtesten Kritiker kein einziges Fragment der beurtheilten Autoren als Beleg und Beweis des Tadels oder Lobes zu finden ist, nur das Bestreben, durch Versicherungen zu imponiren, und dies Alles in einer dunkeln und emphatischen Sprache, die die Schwäche dieser Versicherungen verdecken soll."

Der Plan des Martine'schen Werkes ist sehr umfassend. Der Verfasser beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über das klassische und das romantische System; er behauptet, daß dies letztere keinem anderen Ziel entgegengehe, als uns in die Kindheit des Theaters zurückzubringen; er erkennt dessenungeachtet aber edelmüthig an, daß das klassische System mannigfacher Modificationen fähig sey. Herr Martine setzt hierauf drei große Abschnitte fest für die Untersuchung der verschiedenen dramatischen Werke, die er in klassische Stücke, zwischen dem Klassischen und Romantischen in der Mitte liegende (!) und romantische eintheilt. Der erste Abschnitt begreift die Griechischen, Lateinischen, Italiänischen, Französischen, Polnischen, Schwedischen, Russischen Tragiker (!!!).

Im Allgemeinen ist Herr Martine gegen das Griechische Theater streng. Er versucht es, die Vorzüge und Mängel der drei großen Griechischen Tragiker aus einer Menge angeführter Stellen und bisweilen auch durch vollständige Analysen ihrer Werke zu entwickeln. Dieselbe Methode wendet er auf die Lateinischen Autoren, besonders auf Seneca an. Er geht dann zur Betrachtung der neueren Italiänischen Tragiker über; zu Trissino, Alfieri, Monti, Silvio Pellico, Nicolini, Pindemonte, die sämmlich der klassischen Schule angehören. Der Theil seines Werkes, welcher die größte Ausdehnung und Entwickelung erhalten, ist der, wo er von den Französischen Tragikern handelt — ein Akt der Gerechtigkeit, da sie gegenwärtig einer erbitterten Kritik zur Zielscheibe dienen und doch ein Mal bestimmt gewesen sind, eine Art von Diktatur über ganz Europa auszuüben. Die Geschichte des Französischen Theaters, die Herr Martine giebt, ist nicht ohne Geschmack abgefaßt. Er beginnt mit dem Ursprung desselben bei den kirchlichen Mysterien, und verfolgt es bis auf die Tragödien des Kaiserreichs und der Restauration.

Unter die, nach Herrn Martine, zwischen dem Klassischen und Romantischen liegenden Stücke rechnet derselbe die sogenannten bürgerlichen Trauerspiele des achtzehnten Jahrhunderts, wie z. B. Calas, Mélanie, Beverley, diese Zwitterart, die man als einen Schritt vorwärts der Gegner des sogenannten Klassischen ansehen kann.

Uebrigens müssen wir Herrn Martine die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu erklären, daß er, trotz seiner regen Bewunderung und Vorliebe für die Schriftsteller des großen Jahrhunderts, keinesweges die unbestreitbaren Schönheiten verkennt, die in „einzelnen Werken" Shakespeare's, Goethe's, Schiller's und Calderon's sich finden; er lobt sogar auch Kotzebue und Lope de Vega, was freilich nur ein Beweis mehr für seinen schlechten Geschmack seyn dürfte.

Herr Martine gefällt sich in der Ansicht, „daß Shakespeare's Schönheiten ihm selber, sein schlechter Geschmack aber und seine Fehler seiner Zeit angehören" — was aber die volle Schärfe unseres Genfer Kritikers erregt, ist der Fanatismus gewisser Leute, die an Shakespeare nur seine „Barbarei" bewundern. Herr Martine hat jedoch vergessen, uns sowohl diese „Barbarei" als diejenigen Leute nachzuweisen, die an den Werken des großen Briten nichts weiter als einige Auswüchse derselben zu bewundern finden. Er schließt mit der Bemerkung, daß er es für unmöglich halte, auf die Französische Bühne dauernd ein System zu verpflanzen, das Shakespeare selber nicht einmal erfunden (allerdings nicht — denn die Natur hatte es lange vor ihm gethan) und das dieser nur befolgte, weil er dem Geschmacke und dem Publikum seiner Zeit gehuldigt! — Nach solchem Ausspruch haben wir wohl nicht erst nöthig, gegen Herrn Martine zu Gunsten der von ihm angegriffenen Deutschen Dramatik und Dramaturgie in die Schranken zu treten.

Bibliographie.

- Cours de Procédure civile française, fait à la faculté de droit de Strasbourg. — Von Rauter. 8 Fr.
- Nouveau Dictionnaire de Police, ou Recueil analytique des Lois, Ordonnances etc., concernant la police judiciaire et administrative de France, depuis son origine jusqu'à nos jours. — Von Eloin, Trebuchet und Lebat, Präfektur-Beamten. 7½ Fr.
- L'ami des jeunes demoiselles, ou Conseils aux jeunes personnes qui entrent dans le monde, sur les devoirs qu'elles auront à remplir dans le cours de leur vie. — 2 Bde. 6 Fr.
- L'Art libéral, ou Grammaire géorgienne. — Von Brosset. 10 Fr.
- Essai sur l'origine du langage et de l'écriture. (Der Verf. hält die Aegyptische, die Chinesische, die Indische und die Hebräische Sprache für allgemeine Stammsprachen.) Von Martin. 3 Fr.
- Élémens de Christallographie. Par M. Gustave Rose (de Berlin). Traduit de l'allemand par V. Regnault. 5 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Byrons Denkmal.** Die Litterary-Gazette berichtet: „Wir vernehmen, daß das dem Lord Byron bestimmte Monument, eine Statue des Dichters von Thorwaldsen, in London angekommen, jedoch, angeblich wegen des unmoralischen Charakters seiner Schriften, zur Aufstellung in der Westminster-Abtei nicht zugelassen worden ist."

— **Feuersbrünste in Konstantinopel.** Ueber die beiden letzten Ereignisse dieser Art enthält die Türkische Zeitung (Tekwimi Wekaji) vom Monat Dezember 1834 folgende Meldung: „Den 25sten des vorigen Monats brach in der Nähe des **Weiber-Marktes** (**Awret Basari**), in der Straße Chubjar, in einem von Miethern bewohnten Hause des Herrn Tatar Arif, durch Gottes Rathschluß ein Feuer aus. Da die Flamme nicht weiter um sich griff, so verbrannte nur das erwähnte Gebäude. — Am 27sten desselben Monats ging eine im Vorhof der Moschee des höchstseligen Sultans Bajesid II. stehende Bude eines Scheermesserschleifers in Flammen auf. Das Feuer griff rechts und links um sich, und Allah ließ es zu, daß bei dieser Gelegenheit 17 Buden von Kupferschmieden, 11 Buden von Scheermesserschleifern, 6 Hühnerverkäufer-Buden, 6 Kopisten-Buden, 5 Barbier-Buden, 2 Fleischer-Buden, eine Kuchenbäcker-Bude, eine Schlosser-Bude, eine Feuerzeug-, eine Gewehr- und eine Flintenkugeln-Bude, eine Fleckenputzer-Bude und zwei für den Gebrauch des Imam und **Muwekkit***) bestimmte Gemächer eingeäschert wurden."

— **Die Papier-Fabrication in England.** Noch im siebzehnten Jahrhundert bezog England den größten Theil seines Papier-Bedarfs vom Kontinent, und zwar besonders aus Frankreich. Erst nach dem Edikt von Nantes wurden die Englischen Papiermühlen durch mehrere Französische Kolonisten bedeutend verbessert, so daß sie schon im Jahre 1690 sehr befriedigende Fabrikate lieferten. 1721 bezog England schon aus seinen eigenen Papier-Fabriken 300,000 Ries; ungefähr ein Drittheil seines damaligen Bedarfes. Im Jahre 1783 schlug man den mittleren Werth des daselbst fabrizirten Papiers auf 780,000 Pfund Sterling an. Der Doktor Colquhoun gab 1813 den Werth der damaligen Papier-Fabrication in Großbritanien auf zwei Millionen Pfund Sterling an, gewiß eine sehr übertriebene Zahl, die auch Stevenson mit Recht auf die Hälfte reduzirt hat. Nach mehreren zuverlässigen Angaben können wir den jährlichen Werth des gegenwärtig in den drei vereinigten Königreichen fabrizirten Papiers auf 1,200,000—1,300,000 Pfund (ungefähr 9 Millionen Thaler) berechnen. Das eigentliche England besitzt 700 Papier-Fabriken, Schottland 70—80, und Irland eine etwas geringere Zahl. Ungefähr 27,000 Arbeiter sind bei der Papier-Fabrication beständig beschäftigt, zu welcher bekanntlich eine große Masse verschiedener Handwerker, wie Maurer, Zimmerleute, Gießer u. s. w. erforderlich sind. Uebrigens beklagen sich die Englischen Papier-Fabrikanten darüber, daß die Regierung auf diesen Artikel eine so starke Abgabe gelegt, die noch drei Mal mehr beträgt, als die Total-Summe des Arbeitslohns, das sie auszuzahlen haben. Im Jahre 1831 betrug die Zahl des in England fabrizirten Papiers 61,275,104 Buch; 1832 betrug sie 63,909,109 Buch, und 1833 67,397,868 Buch. Die Summen der davon entrichteten Abgaben beliefen sich in den drei Jahren respektive auf 679,800 Pfund, 711,623 Pfund und 752,274 Pfund. Während man bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in England nicht einmal das Papier für den eigenen Bedarf zu fabriziren im Stande war, führt man jetzt noch 2—3 Millionen Buch Papier jährlich aus dem Lande aus, deren Werth nicht unter 100,000 Pfund Sterling beträgt, und die der Regierung nicht weniger als 38,000 Pfund einbringen. Ja, man hat es daselbst so weit gebracht, daß selbst Frankreich gegenwärtig seine Kupferstich-Papiere aus England bezieht.

(Revue Britannique.)

*) Der Muwekkit ist derjenige Moschee-Diener, welcher dem Muessin (Gebet-Ausrufer) die Stunde des Gebetes anzeigt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Mittwoch den 21. Januar 1835.

Portugal.

Die Bewohner der Azoren.

Der Charakter der Bewohner dieser Inseln hat, bei allen seinen Fehlern, doch manches Gute, und könnte unter der Leitung einer freien und sorgsamen Regierung moralisch und praktisch ausgebildet werden. Ungeachtet der eisernen Herrschaft, der das Land so lange Zeit hindurch unterworfen war, sind sie doch weit unabhängiger, als ihre Brüder im Portugiesischen Mutterlande. Sie sind von sanftem Charakter und besitzen namentlich ein schnelles Auffassungs-Vermögen; aber es herrscht unter allen Ständen eine beklagenswerthe Unwissenheit und ein solcher Zustand geistiger Erniedrigung, daß sie in mancher Hinsicht sich kaum über das unvernünftige Thier erheben. Sie sprechen Portugiesisch, mit einigen Dialekt-Verschiedenheiten auf den einzelnen Inseln; allein sie sprechen in einem eigenthümlichen singenden Tone, der dem Ohre äußerst unangenehm ist.

In physischer Hinsicht stehen sie höher, als die Einwohner von Portugal; die Frauen sind weit schöner, oder eigentlich weniger gelb, mit schwarzen Augen und Haaren, aber mit großen Füßen und mit keinem besonderen Anspruch auf Schönheit. Sie sind jedoch berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß eine Frau zwölf, vierzehn bis funfzehn Kinder hat. Einige Portugiesische Reisende schildern sie als außerordentlich reizend und im Allgemeinen von würdevollem Benehmen. Ich bedaure, daß ich in dieses Lob nicht mit einstimmen kann; es müßten denn ein höchst steifes Einherschreiten, wobei der Kopf in eine Kapuze gehüllt ist, verbunden mit einem geisterähnlichen Ansehen und einem Gange wie bei einem Leichenzuge, die Erfordernisse zur Würde und Grazie bilden. Die Männer sind im Allgemeinen gut proportionirt, stark, von angenehmen Gesichtszügen, worin sie einige Aehnlichkeit mit ihren Maurischen Voraltern haben. Die niederen Klassen und das Landvolk stehen weit höher, als die entsprechenden Klassen in Portugal; sie sind geschickt, arglos, sanft und höflich, und wenn man ihnen Beschäftigung giebt, äußerst arbeitsam. Sie sind nicht treulos und rachsüchtig, wie ihre Brüder auf dem Kontinente; doch machen auch sie, gleich diesen, wenn man sie zur Verzweiflung treibt, von dem Dolche Gebrauch. Sie sind zu kleinen Diebstählen sehr geneigt, zu denen sie sich gleichsam für privilegirt halten, und sie rivalisiren darin, so wie in der Schnelligkeit ihrer Bewegungen, mit den Lazaroni in Neapel.

Als natürliche Folge ihrer maßlosen Unwissenheit erscheint es, daß sie im höchsten Grade bigott und abergläubisch und den Priestern knechtisch unterworfen sind. Sie lieben die Musik leidenschaftlich, haben aber selbst weder Geschick noch Lust zur Instrumental- oder Vokal-Musik. Die Violine ist ihr gewöhnliches Instrument, das sie mit rohen Improvisationen begleiten. Der Tanz, dem sie sehr ergeben sind, heißt Landun, und gleicht in Melodie und Bewegung dem Bolero der Spanier. Er ist seit kurzem auch in die höheren Zirkel übergegangen, und beschließt die Tänze des Abends.

Die niederen Klassen sind unerträglich schmutzig, voll von Ungeziefer, und daher Hautkrankheiten, namentlich der Krätze, sehr ausgesetzt. Ihre Kleidung ist roh und auf jeder Insel abweichend. Sie lieben das Spiel und alle Vergnügungen, so wie kirchliche und militairische Aufzüge, namentlich die ersteren mit ihrem Gepränge und ihren Darstellungen.

Folgender Gebrauch ist diesen Inseln wohl ganz eigenthümlich. An dem Feste des heiligen Geistes wählen sie durch das Loos in jedem Kirchspiel ein Oberhaupt, dem sie den Namen **Kaiser** geben und das von dem Priester eine silberne Krone und ein Scepter erhält, die beide zuvor feierlich geweiht wurden. Nach beendigter Ceremonie zieht sich der **Kaiser** zurück, umgeben von einer Schaar seiner **Brüder**, die seinen Weg mit Blumen bestreuen, und dafür einen Segen empfangen, indem er sein Scepter bewegt. Er begiebt sich dann nach einem kleinen, offenen, steinernen Gebäude, das zu diesem Zwecke in jedem Kirchspiel errichtet wird und den Namen O teatro do Imperador (Theater des Kaisers) führt. Dort sitzt er in Galla, umgeben von seinen Freunden, an einem Tische, worauf er die Geschenke der Frommen empfängt, die in Brod, Wein, Geflügel und Fleisch bestehen und die am Abend unter die Armen vertheilt werden. Der Kaiser verfügt sich darauf mit seinen Freunden in seine eigene, zuvor gereinigte und mit Blumenkränzen geschmückte Wohnung, wo sie unter Schmausen, Spielen, Gesang und Tanz bis spät in die Nacht versammelt bleiben. Diese Ceremonie wiederholt sich sieben Wochen lang an jedem Sonntage, und nichts kann den Eifer, welchen die daran theilnehmenden niederen Klassen bei dieser Gelegenheit zeigen, übertreffen. Sie verpfänden oder verkaufen nicht selten ihr ganzes kleines Eigenthum, um ihre Gastfreundschaft während der Dauer ihrer Herrschaft, wenn sie für ihre Freunde offene Tafel halten, recht zeigen zu können. Sind die sieben Wochen vorüber, so werden Krone und Scepter, bis zur Wiederkehr des Festes, auf einen silbernen Teller in der Kirche niedergelegt.

Die Frauen der arbeitenden Klasse müssen alle beschwerliche Arbeit verrichten, und es ist erstaunlich, welche große Lasten sie mit anscheinender Leichtigkeit tragen; aber sie verlieren auch bald alle weiblichen Reize, werden runzlich, furchtbar häßlich und frühzeitig kraftlos. Die niederen Klassen sind äußerst mäßig, und um sie nach seinem Weinhause zu locken, bereitet der Weinschenk (dies ist ein allgemeiner Gebrauch) schmackhafte gesalzene Fische mit einer Sauce, Linguiçias genannt, welche sehr beliebt ist.

Die mittleren Klassen, d. h. diejenigen, welche sich mit dem Handel beschäftigen, stehen dieser Klasse in anderen Ländern weit nach. Sie sind träge, haben in ihrem Geschäfte nicht die geringste Achtung vor Redlichkeit und Ehre und sind vorzüglich dem Spiel ergeben. Sie sind äußerst ununterrichtet und, als Folge einer schlechten Regierung, verderbt und lasterhaft in ihren Gewohnheiten, Genüssen und Beschäftigungen. Die höheren Klassen, namentlich die Morgados und der Adel der Inseln sind prachtliebend und tyrannisch und behandeln ihre Untergebenen fast mit demselben Despotismus, wie die Regierung alle zusammen. Sie sind dessenungeachtet mitleidig gegen die Armen, freundlich und gütig gegen Fremde und von versöhnlichem Charakter, obgleich äußerst stolz und prahlerisch und affektiren eine Pracht, einen Glanz und Reichthum, der ihre Mittel weit übersteigt. Sie befinden sich gleichfalls in einem traurigen Zustande geistiger und moralischer Erniedrigung und sind mit dem Daseyn, also noch vielmehr mit dem Zustande anderer Nationen fast gänzlich unbekannt. Sie verbringen ihre Tage damit, daß sie sich abwechselnd in dem einen oder anderen Hause zum Spiel versammeln.

Die Frauen besitzen außer der Musik (die ein National-Talent ist, worin sie oft große Fertigkeit zeigen) wenig Fähigkeiten. Sie sind verlegen und linkisch in ihrem Benehmen, können nicht die geringste Unterhaltung in Gesellschaft führen und bringen ihr Leben in Trägheit und Einsamkeit hin. Man sieht sie, ausgenommen in der Kirche und zuweilen bei den Abend-Belustigungen, niemals außer dem Hause. Ihre einzige Beschäftigung besteht im Essen, Trinken, Schlafen und in dem Gucken aus einer Oeffnung in den vergitterten Fenstern ihrer Verandas, die gerade nur für den Kopf groß genug ist, wo sie mit gekreuzten Beinen oft halbe Tage lang sitzen. Ihre Dienerinnen sind ihre Gesellschafterinnen, die sie aussenden, um Neuigkeiten einzuholen, die ihren trivialen Beschäftigungen und ihrem eben so trivialen Geschmack angemessen sind. Außer der Musik lieben sie aber auch den Tanz und den Putz leidenschaftlich; allein obgleich sie für letzteren mit allem Nöthigen aus England und Frankreich versehen werden, so zeigen sie doch in der Anordnung desselben einen eigenthümlichen Mangel an Geschmack und Zierlichkeit. Der Anzug, welchen sie außer dem Hause tragen und der bei den Frauen aller Inseln gleich ist, besteht in einem Mantel von blauem Tuch oder schwarzer Seide, einer steifen spitzen Haube, die nur den oberen Theil des Gesichts frei läßt. Die Frauen sind übrigens von so liebenswürdigem und sanftem Charakter, daß sie, bei gehöriger Erziehung, die anmuthigsten Gefährtinnen im gesellschaftlichen und häuslichen Leben seyn würden.

Die Religion der Bewohner der Azoren ist die des Mutterlandes und die Kirche der Azoren wurde im Jahre 1534 zu einem Bisthum erhoben, das von der Hauptstadt Angra, wo der Bischof residirt, seinen Namen führt. Die Ausgaben für die Geistlichkeit und die Kirche, welche fast ein Drittheil sämmtlicher Ausgaben für die ganze Inselgruppe betragen, werden vom Staat bestritten, obgleich nicht ein Viertel des Zehnten in die Hände der Regierung gezahlt wird, welcher allein den Geistlichen zufließt, wie im Mutterlande. Ich darf indeß wohl sagen, daß bis jetzt der Katholicismus nirgends mit größerer Intolleranz von seinen Dienern gelehrt worden ist, als hier. Diese Diener sind hier größtentheils so unverzeihlich unwissend, so schaamlos lasterhaft, daß jedes Institut, welches mit der Kirche verbunden war, eine Quelle des größten Elends und Lasters wurde. Die Disciplin der Kirche war in der That stets so locker und verderben, daß ihre Jahrbücher mit entsetzlichen Gemälden von Lasterhaftigkeit und Verbrechen angefüllt sind. Ihre Priester haben, statt den Herzen ihrer Gemeinden die reinen Lehren der göttlichen Wahrheit einzuprägen und mit gutem Beispiel voranzugehen, für ihre eigenen niedrigen und verächtlichen Zwecke im geheimen die besten Grundsätze der Religion und Moral untergraben.

Sie haben dem Volke eine Verehrung und Liebe für die Form und die Ceremonien, die immer mit dem Geiste der Bigotterie verbunden sind, eingeflößt, und um den großen Haufen zu blenden, haben sie ihre kirchlichen Prozessionen mit großer Pracht und mit einem Ueberfluß von Reliquien, Heiligenbildern, Fahnen u. s. w. ausgestattet.

(Boyd's Description of the Azores.)

E n g l a n d.

Die Frauen, besonders in Frankreich, England und Deutschland.

(Schluß.)

Was Spanien und Italien betrifft, so hat es daselbst mit der Erziehung eine ganz andere Bewandtniß. Hier bekämpft die Religiosität die Leidenschaften und wirkt dabei ungefähr eben so auf sie ein, wie ein Glas Wasser, das man in ein großes Feuer gießt. Die Gluth scheint augenblicklich zu erlöschen und abzudampfen; der Heerd erblaßt auf wenige Minuten; allein kurz darauf gewinnt die Flamme ihre Kraft wieder, und es ist eine neue Dämpfung nöthig geworden, um die gewaltige Gluth zu mäßigen. So geht es hier mit den Frauen. Unter dem Joche der Priester, sämmtlich wie Nonnen auferzogen, lernen sie frühzeitig zittern, beten, sich von den Leidenschaften hinreißen lassen, um dann ihre Schwächen in feierlicher Beichte zu beleuchten, und gleich darauf wieder das Spiel der angenehmen Sünde und der bitteren Reue von Neuem zu beginnen, bis endlich das Alter herbeikommt, das ohne Erbarmen sowohl die hinreißende Liebe als die sühnende Strafe zu nichte macht. Bei diesen ultrakatholischen und fast nur halbkultivirten Völkern besteht wohl ein gewisses Herkommen, aber die Konvenienz hat hier keine Gesetze zu geben. Das gute oder schlechte Betragen eines Mädchens oder einer Frau hat es hier keinesweges mit der Gesellschaft, sondern mit Gott allein zu thun. Da die Ehebündnisse in Italien meist das Resultat der gegenseitigen Neigung sind, so wird dieses Verhältniß auch nach gegenseitiger Neigung respektirt oder nicht; man überläßt es immer dem höchsten Richter, sich in die weiteren Angelegenheiten der Familie einzumischen. Es ist hier gar nichts Besonderes. Man vermählt sich, und man verläßt sich; man hat einen Mann, der seinen Namen für die Haushaltung hergiebt, einen zweiten, dem man sein Herz schenkt, einen dritten, der früher einmal die nämliche Stelle bekleidet, seitdem aber abgedankt wurde, endlich einen vierten, der als nächster Nachfolger alle seine vorbereitenden Anstalten trifft, und noch einen fünften, der geduldig den allmälig erfolgenden successiven Fall aller seiner Vorgänger abwartet.

Freilich haben wir hier nur ein isolirtes Beispiel und nicht etwa eine allgemeine Regel aufstellen wollen. Aber das versichern Alle, die in Italien gewesen sind, daß die Ausgelassenheit und Zügellosigkeit in den Sitten hier ungemein groß ist, und daß man hier mit einer Freiheit und Ungebundenheit verfährt, die nicht bloß dem eigenthümlichen heißen Klima, sondern ganz besonders der Art und Weise der Erziehung zuzuschreiben sind. In Deutschland giebt es auch heftige und feurige Leidenschaften, allein hier versteht man sie schon besser zu leiten und zu beherrschen. Man kennt hier weniger das äußere Paradiren, die Etikette und die lästigen schwerfälligen Fesseln, als in England und Frankreich. Man opfert hier überhaupt weniger dem Aeußeren, und läßt sich nicht leicht von der Eitelkeit verführen.

Viele Deutsche Frauen sind sehr gebildet, mehrere unter ihnen sind selbst Schriftstellerinnen, obwohl sie keinesweges mit den gewaltigen Blaustrümpfen *) in England zu vergleichen sind. Hat eine Deutsche Frau nur den Willen, sich auszubilden, so fehlt es ihr nicht an Gelegenheit dazu, sey es zu Berlin, zu Wien oder zu Prag; aber immer kommt es auf ihren eigenen Willen, auf ihre Lust und Liebe an, denn sie hat es keinesweges nöthig, zu glänzen und als Künstlerin zu erscheinen, wie in England und Frankreich, wo das Talent oft Mitleiden erregt, indem man eine Dame schauderhaft zeichnen, geschmacklos malen oder an einem Pianoforte pfuschen, einige elende Töne einer Harfe entlocken und endlich gelegentlich die Frau von Staël und Byron zitiren sieht und hört. In Deutschland nimmt eine Frau, die weiter keine Anlagen hat und die sich nur mit ihrer Wirthschaft zu beschäftigen weiß, gar keinen Anstand, ihre Unwissenheit frei heraus zu bekennen; dagegen, tritt sie ein Mal als gebildet und gelehrt auf, so wird sie auch den Shakespeare von Grund aus (!) kennen, sie wird zwei oder drei Sprachen geläufig sprechen, die Englischen Dichter (die jetzt, beiläufig gesagt, jenseits des Rheins sehr in der Mode sind) mit Leichtigkeit übersetzen und endlich wird sie Dich, ohne die geringste Eitelkeit, gleichsam ihrem natürlichen Triebe folgend, durch ihre mannigfachen Kenntnisse, die sie sich zu ihrem eigenen Besten erworben, gewiß in Erstaunen setzen.

In Frankreich findet man nichts gewöhnlicher, als eine satirische Frau. Zu dreißig Jahren, wenn das Schicksal sie enttäuscht, wenn sie erst zwei oder drei Mal ihre jugendlichen Träumereien, oder das Produkt ihrer Lektüre als nichtige Phantasiebilder dahin schwinden gesehen, wird die Französische Frau ironisch und läßt überall ohne Schonung dem Witz und der Laune freien Lauf. Ganz natürlich, denn von Kindheit auf hat sie das Joch, den Zwang der sie umgebenden Gesellschaft ertragen, immer war sie genöthigt worden, ihren freien Willen zu bekämpfen und zu ersticken. Nachdem sie nun eine so lange Zeit als Sklavin unglücklich verlebt, sucht sie sich endlich ein Mal Luft zu machen und rächt sich durch eine beißende Ironie. In Deutschland kennt man dieses dem weiblichen Charakter so geradezu entgegenstehende künstliche Laster nicht, man findet daselbst nicht eine einzige (!) satirische Frau. Freilich aber geht auch den Deutschen wiederum das Graziöse, das Elegante und der so angenehme leichte Scherz der Französinnen fast gänzlich ab. (!) Während die Pariser Dame den leichten Wagen des Witzes unbespannt in vollem Glanze vor sich her fliegen läßt, mühen sich die armen Deutschen vergebens ab, einen schwerfälligen und plumpen Karren ungeschickt und linkisch nachzuziehen. Sie nehmen immer Alles gleich zu ernst auf, sie sind zu einfach an Leib und Seele und besitzen gar nicht das Geheimniß der gefälligen Gewandtheit, vermöge dessen die Französin in leichten und unüberdachten Worten immer und einem Jeden eine Artigkeit oder irgend etwas Schmeichelhaftes zu sagen hat. *) Man vermißt aber auch bei den Deutschen selbst jene kalte, aber elegante Höflichkeit der Engländerinnen, jenen ganz äußerlichen Reiz, der glatt wie ein Spiegel und zugleich eben so wie dieser ohne alle Wärme ist.

In dem Buche, das ich zu schreiben beabsichtige, werde ich von den Deutschen Frauen nur wenig zu sagen haben. Ich werde nämlich ein Buch in Quarto unter dem Titel: Naturgeschichte der Koketten, herausgeben. Dieses Werk soll mit der berühmten Abhandlung über die Schmetterlinge, von einem Holländischen Professor, in zwölf Bänden in Folio, rivalisiren. Ich werde zuerst die Instinkt-Koketterie abhandeln, jene ursprügliche Gattung, die allen Frauen eigen ist, und die niemals ausgeht. Dann will ich die lange Stufenleiter aller verschiedenen Nüancen der Koketterie durchlaufen; ich werde mich nirgends sehr aufhalten, außer etwa bei dem Kapitel, das von jener wohlüberdachten und philosophischen Koketterie handelt, jenem Treibhaus-Gewächse, welches das Produkt der vorgeschrittenen und launenhaften Civilisation ist, die sich vorzugsweise in Frankreich und in den Salons der Englischen Aristokratie kundgiebt, jener Blüthe ohne Frucht, die uns nicht minder berauscht und in den Kopf steigt, als die naivste und reinste Liebe. Der zweite Band wird die verschiedenen Nationalitäten und mannigfachen Farben der Koketterie enthalten, die sie nach den einzelnen individuellen Charakteren annimmt. Denn was bei einer Frau Instinkt ist, das wird bei der Andern zum Amüsement, und bei noch Andern zum Geschäft, bei den im Alter schon Vorgerückten zur Wissenschaft, und endlich in Deutschland ist es gar noch eine Leidenschaft. Wenn die Französin geistreich, und die Engländerin stolz im Kokettiren ist, so ist die arme Deutsche dabei ganz enthusiastisch. Man ist leicht versucht, die Deutsche Koketterie für Liebe zu nehmen, obgleich es ganz einfach nur das Bedürfniß zu lieben ist. In Frankreich will man glänzen; in England will man sich verheirathen; in Deutschland endlich ist das Bedürfniß am größten, man will Liebe; nicht jene Liebe, gleich der schnell verzehrenden und rasch wieder verlöschenden Flamme, sondern eine erhabene, eine zugleich naive und überirdische Zärtlichkeit.

Zu London und Paris herrscht die Liebe der Eitelkeit. Die Engländerinnen sehen sich bei all ihrem Dünkel und Hochmuth oft genöthigt, sich herabzulassen, um den schüchternen und leidenden Stolz zu beschwichtigen, der die Männerwelt am meisten quält und martert. Aber eben dieser Stolz ist es, der gegen die Liebe ankämpft, und die großen Leidenschaften in England weit häufiger macht, als in Frankreich. In Paris wäre das Leiden zu groß, selbst zu gestehen, daß man nicht geliebt werde, oder daß man aufgehört hat, es zu seyn. So hat die Französische Gesellschaft viele tiefbegründete Gefühle beinahe ertödtet; denn es gehört nun einmal zum guten Ton, von Allem leichtfertig und obenhin zu reden und bei keiner Gelegenheit irgend einen Zwang zu zeigen. In Italien hingegen will man glücklich seyn und die Freuden des Augenblicks genießen, so wie man in Frankreich vor Allem nicht lächerlich erscheinen will. Die Italiänerin, die alle Romanen-Lektüre entbehren muß, empfängt bei ihrer Erziehung und zur Erholung nichts, als die Kenntniß der Musik, die zugleich der Seele das Bedürfniß der Leidenschaft und der Liebe einflößt. Zu Rom gewinnt die zärtliche Empfindung, anstatt sich, wie in Paris, selbst zu verzehren und tropfenweise hinzuschwinden, bei tausend kleinen Gelegenheiten immer mehr an Kraft, indem sie durch die ruhige Existenz und durch die totale Leere an großen Ereignissen geschützt wird. In Italien muß man keine tausend kleinen einstudirten und auswendig gelernten Artigkeiten erwarten, wie zu Paris; vielmehr triffst Du hier auf ein natürliches Feuer, die höchste Gluth der Leidenschaft; ja, die Konvenienz wird oft ganz mit Füßen getreten. Bei den Deutschen hat es eine andere Bewandtniß; diese werden nicht sowohl durch eine feurige Sinnengluth hingerissen, als vielmehr durch ein ernstliches kindliches Hingeben erst der warmen Sympathie zugänglich gemacht. Unter allen solchen Frauen zeichnen sich die Engländerinnen noch durch eine besondere bizarre Delikatesse und eine eigene Schamhaftigkeit aus. Außerdem sind die Engländer auch zu beschäftigt, zu sehr in ihre Handels- und politischen Interessen vertieft, als daß ihnen zu jenem far niente, zu jenem üppigen Schlaraffenleben, das der Boden der Italiänischen Liebe ist, auch nur die kleinste Zeit übrig bliebe.

Die Engländerin verabscheut vor Allem das Gemeine; so wie die Italiänerin den Zwang und die Französin den schlechten Ton. Was Spanien, dieses lebendige Symbol des Mittelalters, betrifft, so findet man dort die Liebe noch in ihrer ganzen Naivetät, in ihrer ganzen Nacktheit und Verkehrtheit. In Spanien herrscht die Wollust, wie die Leidenschaft in Italien, die Eitelkeit in Frankreich, der Anstand in England und die Liebe in Deutschland. In dem letzteren Lande wird die Liebe bei den Frauen weniger als ein Gefühl, denn vielmehr als ein Kultus, als eine mystische Erleuchtung und ein Inbegriff aller Tugenden angesehen; sie fühlen nicht bloß, sondern sie glauben an die Liebe. Dieses fromme und begeisterte Gefühl wird noch mehr bestärkt durch das friedliche Leben, in dessen Schooß sie sich so gern begeben.

Daß aber alle diese Sitten-Verschiedenheiten und Mannigfaltigkeiten den verschiedenen Völkern nicht sowohl, wie man zuweilen behaupten wollte, mit angeboren, sondern vielmehr ein Produkt der Einflüsse der Gesetzgebung und der Gewohnheiten sind, das dürfte kaum bezweifelt werden, wenn man nur einen flüchtigen Blick auf die Geschichte

*) Unter diesem Spottnamen versteht man bekanntlich die affektirt-gelehrten Schriftstellerinnen in England.

*) Die Verfasserin ist so überaus freundlich gesinnt gegen unsere trefflichen Deutschen Frauen, daß wir ihr ein wenig Uebertreibung in dem eben berührten Punkte schon vergeben können.

wirkt, wenn man bloß bedenkt, daß Bonaparte dadurch, daß er der häuslichen Oekonomie und Wirthlichkeit die Pforten seines Hofes öffnete und sie vor der Welt auszeichnete, auf einmal, wie mit einem Zauberschlage, den ganzen Sitten-Kodex von Neapel und Mailand umgewandelt hat. Dagegen ist das übrige Italien, Venedig, Rom und Florenz bei seinen alten mittelalterlichen Ideen stehen geblieben. Vorzüglich in den letzteren Städten ist es, wo das Geschlechts-Verhältniß einen Charakter angenommen, der den Anstand des Engländers und Amerikaners fast empören kann. Man weiß daselbst genau, welche und wie vielerlei Wechsel an den Liebeshöfen der meisten Eheherren vorfallen; es ist Alles öffentlich bekannt, und doch werden die Schuldigen keinesweges gebrandmarkt; man verachtet sie nicht einmal, sondern sie leben ruhig fort, und genießen zuweilen noch mancher stillen Verehrung. Ein solches Treiben ist lediglich die Folge der abergläubischen Kloster-Erziehung der Frauen einerseits und der Nichtigkeit der politischen bürgerlichen Existenz der Männer andererseits.

Da hingegen, wo der männliche Geist sich vollkommen zu entfalten genöthigt wird, wo er tausend Hindernisse zu überwinden und tausend neue Hülfsquellen zu entdecken hat; da, wo man durch Muth, Verstand, Sparsamkeit und Beharrlichkeit den schönsten Titel eines Bürgers erkaufen muß; da, wo Betriebsamkeit, Geschäftsgeist und Uebung aller Geisteskräfte verlangt wird, da muß die Frau und ihre Liebe nothwendig den zweiten Rang einnehmen. Was würde man in Amerika mit der Deutschen Mystik, mit der Französischen Lebhaftigkeit und der Italiänischen Sinnlichkeit anfangen? Es wären Krankheiten für Leib und Seele, und Niemand würde sie zu heilen verstehen. Die Amerikanische Frau muß häuslich und wirthschaftlich seyn, aber nicht so wie in Deutschland, nicht mit jenem Enthusiasmus und idealistischem Feuer, wie das so treffend in Wilhelm Meister's Lehrjahren dargestellt wird, sondern man verlangt, daß sie das Einmaleins stets im Kopfe habe, daß sie Alles in der Wirthschaft genau berechne, und endlich, daß sie sich langweile, ohne sich deshalb zu beklagen. Auch die reiche Frau in Amerika steht zur bestimmten Stunde auf, wo sie alsbald ihr Gebet verrichtet und ihr Haus besorgt, dann nimmt sie irgend eine weibliche Hand-Arbeit vor und langweilt sich dabei, oder besucht die Kaufläden aus langer Weile, kommt aber immer pünktlich zur bestimmten Stunde zurück, worauf sie dann das Mittagsmahl auftragen läßt, und so geht es auch beständig fort, von Tag zu Tage, von Monat zu Monat, freilich etwas eintönig, aber still und ruhig. Diese frommen, bescheidenen und rechtschaffenen, aber auch niedergedrückten und in den Hintergrund gestellten Frauen müssen viel zu dem Wohlstande ihrer Männer beitragen, und man darf ihnen auch viel Vertrauen schenken, aber vielleicht dürfte man auch desto weniger Sympathie und Glückseligkeit bei ihnen erwarten. Auch ist im Allgemeinen die Demokratie der Tod des weiblichen Einflusses und Ansehens.

In Frankreich läßt man die jungen Mädchen die Bibel von Royaumont, jenen seltsamen Roman lesen, Rossini's Arien singen, die chronologischen Tabellen des Abbé Le Ragois einüben, und endlich sticken lernen, das heißt ungefähr so viel, als sie einmal zur Noth in Stand setzen könnte, sich ihren kümmerlichen Lebensunterhalt selbst zu verschaffen: und damit ist auch die ganze Erziehung der jungen Personen, mögen sie auch noch so hoher Abkunft seyn, meistentheils beendigt. In England lehrt man sie zeitig ein rebellisches Pianoforte regieren, eine schmachtende Romanze hertrillern, bei der ihnen noch ausdrücklich eingeschärft wird, ja keinen besondern Ausdruck bemerklich zu machen, und endlich Alles blind befolgen und nachahmen, was die Mutter will und thut. In Deutschland selbst wäre Vieles, und zwar gegen den Mysticismus, einzuwenden, dem die Mädchen bei der Erziehung oft überlassen werden. Was den Süden betrifft, so ist hier die Erziehung so gut als null. Endlich in Amerika wird der weibliche Geist zu einer mechanischen Maschine herabgewürdigt; bei der strengen Moral, der er unterworfen wird, verliert er, so trefflich er auch sonst seyn mag, im Grunde alle moralische Freiheit und Selbstthätigkeit. Wir können demnach wohl mit Recht sagen, in der ganzen Welt, unter allen Breiten und Himmelsstrichen ist die Lage der Frauen und besonders ihre Erziehung noch so beschaffen, daß sie eine wesentliche Verbesserung erheischen. Nichts Absurderes giebt es wohl, als wenn man in Frankreich und England die Frauen sechs Jahre hindurch Dinge lernen läßt, die sie später ohnehin ganz vergessen. Welche Dame aus dem Bürger- und Mittelstande läßt sich's wohl einfallen, nach ihrer Verheirathung die Harfe zu spielen oder in Wasserfarben zu malen? Eben so abgeschmackt ist es, wenn man in den großen Salons junge Mädchen von wenig Talent als halbe Künstlerinnen öffentlich spielen und singen läßt, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen. Allein unsere Frauen sind nun einmal diesen bizarren und absurden Gewohnheiten und Modegesetzen unterworfen, und je weiter wir in der sogenannten Civilisation vorrücken, desto schlimmer scheint es um die wahre Erziehung zu stehen, indem man immer mehr auf die Manieren und weit weniger auf die Ausbildung des Herzens und Geistes sieht.

Was die bejahrten Frauen betrifft, so sind diese in Deutschland keinesweges so unglücklich, wie in den übrigen Europäischen Ländern. Eine Engländerin und eine Französin werden zu zwanzig Jahren angebetet, zu vierzig verstoßen und sodann immer mit äußerst ungerechter Strenge behandelt; sie verlieren alles moralische Gewicht und jeden Einfluß für die Welt, und es bleibt ihnen nichts, als die Intrigue, die Frömmelei oder gänzliche Vernichtung der Subjektivität. In Deutschland hingegen, wo das Häusliche, die Wirthschaft mit in den Kreis der Vergnügungen, der Ideen und Pflichten hineingezogen wird, hier ist die Frau diesem grellen Wechsel nicht unterworfen. Eine Deutsche Hausfrau, sey sie auch noch so alt, behält immer das Uebergewicht und den Einfluß, den ihr ihre Stellung einmal eingeräumt. Aber in England und Frankreich, in jenen hochgepriesenen Ländern der Civilisation, sehen sich die Frauen, um sich nur einigermaßen über ihr Alter zu trösten, oft veranlaßt, sich von nun an gegen ihre Zöglinge eben so streng, als man gegen sie selbst ist, bei Verirrungen zu zeigen, an denen sie keinen Theil mehr nehmen können. Und es ist zuweilen recht possirlich, zu sehen, wie eine alte Matrone, die selbst in ihrer Jugend vor der Hölle und der strengen Beobachtung aller Konvenienzen Abscheu und Angst gehabt, nachdem sie sich endlich über das Eine sowohl als das Andere längst hinweggesetzt hat, nun auf einmal sich selbst aller der Waffen und Schreckbilder bedient, um die heranwachsende Jugend eben so einzuschüchtern und in Angst zu versetzen.

Um endlich das Resultat unserer Untersuchungen kurz zusammenzufassen, sagen wir, daß in den Vereinigten Staaten und in Deutschland, namentlich im protestantischen Theile desselben, das Verhältniß der Ehe und der Liebe von der Art sey, daß es im Ganzen die größtmögliche Summe von Glück gewähren dürfte. Nur ist dieses Glück im ersteren Lande etwas getrübt und monoton. Indem nämlich die Amerikanerin sich zu sehr auf ihr Hauswesen einschränkt und aus dieser Sphäre fast gar nicht herauskommt, verliert sie bald alle geistigen Eigenschaften, die sonst der Frau zur Zierde gereichen. Die Deutsche aber gewinnt durch ihre Liebe zu den Wissenschaften und durch ihre mystische Hingebung einen ganz anderen Charakter, indem ihre zärtliche Treue die gemeinsten Lebenssorgen in ein gewisses poetisches Gewand zu hüllen versteht. Umgeben von ihren Kindern, immer angebetet von ihrem Manne, kommen ihr zuweilen sogar noch Herder und Klopstock zur Hülfe, um den Genuß ihres Glückes vollständig zu machen. In Deutschland ist daher die Werther'sche Liebe zuerst entsprungen, jene Liebe, welche den Geist für alle Eindrücke des Schönen empfänglich macht, für die Musik, für die Malerei, so wie für alle Natur-Schönheiten, für ein reizendes Gebirge, ein heimliches Lustwäldchen, den blassen Mond u. s. w.; diese Liebe, die freilich etwas zu viel deklamirt, die den Geist in sanfte Träumereien einwiegt, welche freilich auch ihre Gefahren haben, die aber doch wenigstens nicht, wie in vielen Nachbarländern, den wilden Uebermuth eines Don Juan zu ertragen braucht, jenen Uebermuth, der überall triumphirend, von Sieg zu Sieg einherschreitend, endlich das ganze Geschlecht der Frauen als eine feindliche Nation betrachtet, die man auf jede Weise plündern und berauben dürfe.

Bibliographie.

- Sketches in Portugal in 1834 (Skizzen aus Portugal.) Von Cap. J. E. Alexander. 10½ Sh.
- Changes and chances. (Veränderungen und Schicksale.) Eine Familien-Geschichte. 3 Bde. 31½ Sh.
- Frogs and their king. (Die Frösche und ihr König.) 5 Sh.
- Tales of woman's trials. (Weibliche Erlebnisse.) Von Mrs. S. C. Hall. 10½ Sh.
- Selections of games at chess. (Auserlesene Züge im Schachspiel.) Von Lewis. 5 Sh.

Frankreich.

Ursprung des Wortes Kokarde.

Das Wort Kokarde, von coquardeau abgeleitet, oder gar damit identisch, wurde anfangs coquarde geschrieben, und so findet es sich auch in der Encyklopädie. Es ist derselben Abstammung, wie coquart oder quoquart, welches Wort einen eiteln geckenhaften Menschen bezeichnet. Der Ausdruck coquardeau findet sich in dem Blazon des faulses amours, wo es heißt:

S'un (si un) coquardeau
tombe en leurs mains (in die Hände der Koketten)
c'est un oiseau
pris au gluau.

Der Gebrauch des Wortes cockade (cocarde) in der Englischen Sprache, worin offenbar sich coq wiederfindet, legt für die angegebene Etymologie Zeugniß ab. Einen anderen Beweis dafür, daß jenes Wort Französische Erfindung sey, liefert der Umstand, daß die Italiänische Sprache, aus welcher eine große Menge militairischer Kunst-Ausdrücke ins Französische übergegangen, nichts dem Worte cocarde Aehnliches darbietet, und vielmehr ganz verschiedene Wörter, wie nappa und fiocco, hat, um diesen Gegenstand zu bezeichnen. Die coquarde war eine der Zierrathen, deren sich ein coquardeau zu seinem Putze bediente; so benannte man auch die Bandschleife, die von der Mütze eines Stutzers herabhing, und endlich auch das Strumpfband der Neuvermählten, welches man bei Bauernhochzeiten als Quaste im Knopfloche oder an den Häkchen des Wamses befestigte. Als im Jahre 1572, zur Zeit Karl's IX., die Mörder der Bartholomäus-Nacht förmlich vom Hofe organisirt wurden, erhielten sie die Weisung, sich als Kennzeichen eines an der Mütze befestigten papiernen Kreuzes zu bedienen. Das in diesem Tages-Befehl ausdrücklich genannte „papierne Kreuz" beweist, daß man zu jener Zeit noch keine eigentlichen Kokarden kannte.

Die jetzige Schreibung des Wortes ist aus der später eingetretenen Umänderung der Orthographie hervorgegangen. Ein Zeugniß für eine solche findet sich in einer Stelle bei Villon, einem Gelegenheits-Dichter, seines eigentlichen Handwerks aber einem Beutelschneider, der folgendes Selbstbekenntniß ablegt:

Le diable me tentait d'arracher des manteaux
Et de tirer la laine a quelques cocardeaux.

Noch zur Zeit der Fronde, um 1650, kannte man die Kokarde nicht, wie aus den Memoiren Chavagnac's hervorgeht. Dort heißt es nämlich: „Sie (die von der Fronde) kamen überein, Stroh auf dem Hute zu tragen, als Abzeichen ihrer Partei." Dulaure fügt hinzu, „daß ein Abbé Fouquet im Palais-Royal eine Rede gehalten über den Gewinn, der aus der Rückkehr des Königs erwachse, und zugleich die Pariser aufgefordert, ein Stück Papier auf ihre Mützen zu heften, in Opposition mit dem Stroh der Gegenpartei; so oft sich Stroh und Papier begegneten, gab es zwischen denen, welche diese Abzeichen tru-

gen, eine wüthende Schlägerei.“ Die Sitte, sich gewisser Feldprodukte als Abzeichen zu bedienen, ist sehr alt. So trug eine Schaar oder Bande, welche man feuillards, foiliards oder lances vertes nannte, einen Baumzweig auf dem Hute oder auf ihrer Lanze. Walter Scott giebt im „Fräulein vom See“ an, daß die Kokarde in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Hüte der Schottischen Clans zierte; indeß ist das Wort hier mehr malerische Bezeichnung, als wahrhaft technisch; man hätte vielmehr floc oder floquet brauchen sollen als Uebersetzung, was in der Zeit übliche Bezeichnungen waren. Nur erst in den letzten Kriegen des siebzehnten Jahrhunderts bediente man sich, in Ermangelung bestimmter Uniformen und kenntlicher Trachten, der Kokarde, um sich daran im Kampfe zu erkennen; so waren in dem Kriege von 1688 an einem Schlachttage die Hüte der Französischen Truppen an einer Papier-Kokarde zu unterscheiden. Allgemeiner wurde der Gebrauch der Kokarde in dem Kriege von 1701 bei dem Französischen Heere, das im Norden manövrirte. Bei der feindlichen Armee ertheilten Eugen und Marlborough den Deutschen, Englischen und Holländischen Truppen ein Büschel Stroh oder einen grünen Baumzweig als Kokarde, welcher letztere Gebrauch sich auch noch bei der Oesterreichischen Armee als Feldzeichen erhalten. Der eigentliche Gebrauch der Kokarde fällt in die Zeit von 1700 bis 1710. Im Spanischen Erbfolge-Kriege bildete er sich unter den im Süden kämpfenden Truppen weiter aus; die vereinigte Französisch-Spanische Armee nahm die weiße und rothe Kokarde an, gleichsam eine Mischung aus den Farben beider Armeen, um die Einheit der von ihnen verfochtenen Interessen so auszudrücken. Der mit Frankreich in jenem Kriege verbündete Kurfürst von Baiern gab seinen Truppen weiße und blaue Kokarden; der Herzog von Mantua, sich an Frankreich und Spanien anschließend, gab seinem Kontingente die weiße, rothe und gelbe Kokarde. In dem Maße, wie sich die Uniform ausbildete, wurde auch der Gebrauch der Kokarde bestimmter, und nur die aus weißem Basin war den Französischen Offizieren zu tragen gestattet. Vor dem Jahre 1789 ward sie jedoch nie auf einem Civil-Hute oder einer Mütze getragen; auch dem Casquet, der Husaren-Mütze u. s. w. war die Kokarde noch versagt; sie anders, als auf einem gewöhnlichen Militair-Hute zu tragen, wäre Verstoß gegen die Mode gewesen. Aus gleichem Grunde kennt die Oesterreichische Landwehr, die keine eigentlichen Soldaten-Hüte trägt, noch heutzutage die Kokarde nicht. Bis zum Revolutions-Kriege war die Kokarde ein bloß militairisches Abzeichen; so sagte man im Englischen wie im Französischen Heere: to wear a cockade oder porter cocarde, in ganz gleicher Bedeutung mit: im Dienste seyn. Damals aber hörte die Kokarde auf, bloß militairisches Emblem zu seyn. Den 13. Juli 1789 nahmen die Bürger das dreifarbige Band als politisches Abzeichen an, und so ging es auch bald auf die Armee über. In diesem Abzeichen vereinigten sich — ob durch Zufall, oder absichtliche Zusammenstellung — die Farben, welche zu allen Zeiten die der Könige von Frankreich gewesen waren, nämlich die der Armee, der Nation und der Stadt Paris; es verband zwei Farben, die Heinrich IV. getragen hatte; es erinnerte an die drei Farben, welche dieser große König der Holländischen Flagge gegeben, und an die, welche die Truppen Karl's VII. und die Flotte Ludwig's XIV. zum Siege geführt hatten; aber die Kokarde von 1789 mußte vor der Coalition des Auslandes erbleichen, und durch einen Beschluß vom 13. Juli 1814 ward die weiße Kokarde in der Französischen Armee wieder hergestellt.

Die Kokarde, welche als erstes Zeichen des Aufstandes angenommen ward — den 13. Juli 1789 — war weiß und grün. Ein einziger Mann, Camille Desmoulins, der unter freiem Himmel am Palais-Royal seine Vorträge hielt, erklärte schon den Tag darauf diese Farben in die Acht. Jetzt hat die Kokarde in Frankreich ihre Bedeutung nur noch für Staatsdiener, für die National-Garde im aktiven Dienste und für die Armee. (Dictionn. de la Conversation.)

Bibliographie.

- Études littéraires et philosophiques universelles. — Erster Bd. Erste Lfg. Pr. 35 Cts. (Wird aus 10—12 Bänden bestehen, die in drei Abtheilungen: „Griechische Literatur“, „Römische Literatur“ und „Philosophie“ zerfallen. Monatlich erscheinen 3 Lieferungen zu 2 Bogen.)
- Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité. Par Herder. Traduit de l'allemand par E. Quinet. — 3 Bde. 21 Fr.
- Manuel du franc-maçon. — Von Bazot. 2 Bdchen. 7 Fr.
- Manuel des Synonymes de la langue française, avec de nombreux exercices en prose et en vers, composés des plus beaux morceaux de nos meilleurs auteurs. — Von A. Bonnaire. 2 Bdchen. 3 Fr.
- Origine de tous les Cultes ou Religion universelle. Par Dupuis, de l'Institut. Édition revue, corrigée et enrichie d'un nouvel atlas astronomique de 24 planches; avec une notice historique sur Dupuis, par M. Auguis. — 35 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Wissenschaft ist Macht.** Bei dem Gastmahl, das vor einiger Zeit zu Ehren des Lords Grey in Edinburg veranstaltet worden, äußerte sich Herr Arago, als die Rede von den gelehrten Gesellschaften und wissenschaftlichen Vereinen war, folgendermaßen: — „Ich glaube, mich über das Wesen dieser Verbindungen nicht zu täuschen. Die Männer der Wissenschaft und des Studiums sind es, die vereint die Welt regieren. Ihren steten Bemühungen und Forschungen haben wir die größten moralischen Wahrheiten zu verdanken. Durch ihre Schriften wissen sie, dieselben erst zu befruchten und geistig zu beleben; sie verbreiten sie unter die Menge, machen sie den Gemüthern zugänglich, und beherrschen so, indem sie ihren Lehren den Stempel der Unverletzlichkeit aufzudrücken verstehen, unmittelbar die ganze Menschenwelt. Je enger und stärker aber das Band wird, das die Gelehrten unserer Zeit zusammenhält, desto zuversichtlicher und gewisser dürfen wir auf eine immer nähere und freundschaftlichere Verbindung der verschiedenen Nationen der Erde hoffen.“ (Mirror.)

— **Trinkbarmachung des Seewassers.** Vor kurzem hat Herr Wells zu London auf die Erfindung, das Seewasser in reines klares Trinkwasser zu verwandeln, ein Patent erhalten. Der Apparat besteht aus einer Kochmaschine von Gußeisen, von vier Fuß Höhe und der nämlichen Breite, und enthält mehrere Oefen, Bratfeuer, Pfannen, Töpfe, Kessel u. s. w., Alles in so reichem Maaße, daß man für ein Gastmahl von siebenzig bis achtzig Mann keinesweges größere Zubereitungen zu treffen brauchte. Es werden zur Heizung der Maschine ungefähr zwei Scheffel Steinkohlen in vierundzwanzig Stunden verbraucht, dabei geht durch sehr zweckmäßige Einrichtung, vermittelst verschiedener Röhren an den verschiedenen Theilen des Apparats, das Braten, Kochen und Backen in der größten Ordnung vor sich. Während des Kochens wird das Seewasser allmälig aus einem Fasse oder Becken in das Innere der Maschine hineingelassen, wo es destillirt wird. In diesem destilirten Zustande fließt das Wasser in eine Röhre von Gußeisen oder verzinntem Kupfer, die, über den Bug des Fahrzeuges geleitet, bis in das Meer hinab sich erstreckt, und nachdem es so längst des Schiffsbodens fortgelaufen ist, kehrt es dann in den Behälter zurück, wo es vermittelst eines gewöhnlichen Hahns abgezogen wird. Die Wirkung besteht vorzüglich darin, daß das Seewasser verdichtet wird, wodurch die unreine, zum Trinken untaugliche Substanz abläuft, und das übrigbleibende Wasser gleich dem gewöhnlichen süßen Wasser sowohl zum Trinken, als zum Waschen und anderen verschiedenen Zwecken benutzt werden kann. Um den Kohlenstoff herzustellen, der beim Destiliren verloren geht, wird das Wasser zuletzt noch durch Erdkohlen filtrirt. In Zeit von zwölf Stunden werden neun Zehntheile von dem Seewasser in der Zisterne in reines Trinkwasser verwandelt. Durch diese Erfindung sind nun die Seeschiffe des so mühseligen und zeitraubenden Wassereinnehmens überhoben, und der besondere Raum, der bisher für die Vorräthe an süßem Trinkwasser bestimmt war, kann nunmehr für größere und bedeutendere Schiffsladungen benutzt werden. Das beste Zeugniß für die Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit des neuerfundenen Apparats kann die Anerkennung gewähren, die derselbe bei den verschiedenen Englischen See-Offizieren gefunden; auch hat der König von England selbst das durch die Maschine zubereitete Wasser gekostet und seine höchste Zufriedenheit damit bezeigt. Bei dem letzten Gastmahle, das der Naval-Klub von Trafalgar veranstaltete, sprach der Capitain Dickinson in sehr lobenden Ausdrücken von dieser Erfindung. Man ließ während des Diners einen Pokal mit gereinigtem Seewasser herumgeben, das von allen Anwesenden gekostet und allgemein als sehr wohlschmeckend gefunden wurde. Der Capitain Dickinson äußerte sich darüber folgendermaßen: — „Wir haben hier, meine Herren, eine der größten Erfindungen vor uns, die je gemacht worden, und die nicht bloß für unser Vaterland, sondern für die ganze Menschheit von der höchsten Wichtigkeit ist. Wir wissen es Alle nur zu gut, was das heißt: Mangel an Trinkwasser leiden, besonders wenn man, wie es meist der Fall ist, nichts als gesalzene Mundvorräthe am Bord hat; wie oft wird nicht diese Maschine, diese der patentirten Seewasser-Reinigungs-Gesellschaft zu London zuerkannte Erfindung, in der Zukunft als Retterin in der Noth erscheinen! Ich wünsche dieser Gesellschaft von Herzen Glück, indem ich den ganzen Umfang des Werthes ihrer Leistungen aus Erfahrung zu schätzen weiß und ich werde nicht verfehlen, bei jeder Gelegenheit zu ihrer weiteren Beförderung eifrigst beizutragen.“ Auch mehrere wissenschaftliche Journale haben sich bereits in den lobendsten Ausdrücken über diese so wichtige Erfindung ausgesprochen. (Wie mag es sich wohl mit der Erfindung eines Deutschen — und zwar eines Süddeutschen — verhalten, von der im vorigen Jahre in den Zeitungen gesprochen wurde und die ebenfalls die Trinkbarmachung des Seewassers betraf?)

— **Das Opernhaus zu Lissabon.** Das Theater San Carlos in Lissabon besitzt bekanntlich eine der prachvollsten musikalischen Kapellen in der Welt. Ich fand das Innere des Gebäudes wahrhaft großartig und imposant. Die Königliche Loge nimmt den ganzen Raum gegenüber der Bühne ein, und reicht bis zur Decke hinauf; als ich das Haus besuchte, war dieselbe mit einem grünen Vorhang umhangen. Ich sah mich vergeblich nach einer Gallerie um, denn die Götter des Olymps sind hier von ihrer gewöhnlichen Höhe in den Hintergrund des Parterres verbannt, indem man es nämlich, gewissermaßen im Orientalischen Geiste, für unwürdig gehalten, daß Jemand über dem Haupte des Königs auch nur einen Fußtritt wage. Die Scenerie, die Vergoldungen und Decorationen scheinen einer neuen Reparatur sehr zu bedürfen; indessen trägt gerade das Alter dazu bei, ihnen ein ganz eigenthümliches ehrwürdiges Ansehen zu geben. Aber Gott bewahre jedes Theater vor einem solchen Parterre, wie das zu San Carlos. Es dünkte mich fast, das bodenlose Parterre der Hölle vor mir zu haben. — Ich war zuerst Willens, eine Loge zu nehmen, indeß gab ich diesen Vorsatz auf, weil ich mich ganz allein befand. Kaum aber hatte ich es versucht, mich auf eine der Bänke im Parterre niederzulassen, (dessen Boden, wie ich bemerkte, ungefegt und mit Papierschnitzeln und Pomeranzenschalen reichlich bedeckt war), als ich mich auf einmal von einem Corps de Ballet von Flöhen umringt sah, das trotz den Tänzern auf der Bühne, die gewandtesten Sprünge und Wendungen machte, während meine Nase den lieblichen Geruch irgend eines benachbarten Abzug-Kanals einzuathmen hatte. (Alexander's Lisbon.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Freitag den 23. Januar 1835.

Rußland.

Kirdschali, der Räuber.

Von A. Puschkin.

Kirdschali war von Geburt ein Bulgar. In Türkischer Sprache bedeutet Kirdschali einen Helden, einen Wagehals. Sein eigentlicher Name ist mir unbekannt.

Durch seine Räubereien hatte Kirdschali sich in der ganzen Moldau furchtbar gemacht. Um einigermaßen einen Begriff von ihm zu geben, werde ich eine seiner Thaten schildern. Einst in der Nacht überfielen er und ein Arnaut ein Bulgarisches Dorf. Sie setzten es an beiden Enden in Brand und durchsuchten jede einzelne Hütte. Kirdschali mordete und der Arnaut sammelte die Beute. Beide schrieen: Kirdschali! Kirdschali! Das ganze Dorf lief auseinander.

Als Alexander Ypsilanti sich an die Spitze des Aufstandes stellte und Truppen zu sammeln begann, führte Kirdschali ihm einige seiner alten Gefährten zu. Der wahre Zweck der Empörung war ihm wenig bekannt, aber der Krieg bot ihm Gelegenheit dar, sich auf Kosten der Türken und vielleicht auch der Moldauer zu bereichern — und dies schien ihm unzweifelhaft.

Alexander Ypsilanti war persönlich tapfer, besaß aber nicht die nöthigen Eigenschaften, um eine Rolle durchzuführen, die er so hitzig und unvorsichtig begonnen hatte. Er verstand es nicht, die Menschen zu behandeln, denen er befehlen mußte. Sie hatten weder Achtung noch Vertrauen zu ihm. Nach der unglücklichen Schlacht, in welcher die Blüthe der Griechischen Jugend fiel, gab Jordaki Olimbioti ihm den Rath, sich zu entfernen und nahm selbst seine Stelle ein. Ypsilanti entfloh zur Oesterreichischen Gränze und sandte von dort aus seine Verwünschungen an seine zeitherigen Theilnehmer, die er Ungehorsame, Memmen und Taugenichtse nannte. Diese Memmen und Taugenichtse starben aber größtentheils unter den Mauern des Klosters Seck, oder an den Ufern des Pruth, in verzweifelter Vertheidigung gegen einen zehn Mal stärkeren Feind.

Kirdschali befand sich in Georg Kantakusin's Truppen-Abtheilung, von welchem Anführer man dasselbe sagen kann, wie von Ypsilanti. Am Abend vor der Schlacht bei Skulenami erbat sich Kantakusin von dem Russischen Befehlshaber die Erlaubniß, unsere Quarantaine-Anstalt zu beziehen. Seine Truppen blieben ohne Anführer. Kirdschali aber, Safianos, Kantagoni und mehrere Andere bedurften keines Anführers.

Die Schlacht bei Skulenami ist, so viel ich weiß, noch von Niemanden in ihrer rührenden Wahrheit geschildert worden. Man stelle sich 700 Arnauten, Albanesen, Griechen, Bulgaren und zusammengeraffte Menschen aller Art vor, die nicht den mindesten Begriff von Kriegskunst hatten, und sich im Angesicht von 15,000 Türkischen Reitern zurückzogen. Dieser kleine Haufe gelangte bis zu den Ufern des Pruth und stellte zwei kleine Kanonen vor sich hin, die er in Jassi im Palast des Hospodars gefunden hatte, wo sie bei feierlichen Gastmahlen benutzt worden waren. Die Türken würden gerne mit Kartätschen gefeuert haben, wagten es aber nicht ohne Erlaubniß des Russischen Befehlshabers; die Kartätschen wären gewiß über den Fluß zu uns herüber geflogen. Der Chef der Quarantaine-Anstalt (der jetzt todt ist), wiewohl 40 Jahr in Kriegsdiensten, hörte hier zum ersten Mal das Sausen der Kugeln. Einige derselben brummten ihm ziemlich nahe in die Ohren. Der Alte ward fürchterlich wild und schalt dafür den Major des in der Anstalt befindlichen Ochotzki'schen Infanterie-Regiments tüchtig aus. Der Major, der nicht wußte, was er thun sollte, lief an den Fluß, auf dessen jenseitigem Ufer die Türken standen, und drohte ihnen mit dem Finger, worauf sich die ganze Abtheilung zurückzog. Der Major, der mit dem Finger gedroht hatte, hieß Chortschefsky. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht.

Am folgenden Tage aber griffen die Türken die Hetäristen an. Da sie es nicht wagten, weder mit Kartätschen noch anderem Geschütz zu schießen, so bedienten sie sich ihrer blanken Waffen. Die Schlacht war blutig. Bei den Türken bemerkte man Lanzen, die sie früher nicht hatten; es waren Russische. In Folge eines Befehls unseres Kaisers konnten die Hetäristen über den Pruth gehen und sich in unsere Quarantaine-Anstalt flüchten. Sie begannen, sich über den Strom zu retten. Kantagoni und Safianos blieben zuletzt auf dem Türkischen Ufer. Der Abends zuvor verwundete Kirdschali lag bereits in der Quarantaine. Safianos ward erschlagen. Kantagoni, ein sehr dicker Mann, hatte durch eine Lanze eine Wunde in den Unterleib erhalten. Mit einer Hand hielt er seinen Säbel in die Höhe, mit der anderen ergriff er die feindliche Lanze, stieß sie sich tiefer in den Leib und erreichte auf diese Weise mit seinem Säbel seinen Gegner, mit dem er darauf zusammen die Seele aushauchte.

Alles war beendigt. Die Türken hatten gesiegt. Die Moldau war befreit. Ungefähr 600 Arnauten zerstreuten sich in Bessarabien; obgleich sie nicht wußten, wovon sie leben sollten, waren sie Rußland doch für seinen Schutz dankbar. Sie führten ein müßiges, jedoch kein liederliches Leben. Man konnte sie jederzeit in den Kaffeehäusern des halbtürkischen Bessarabiens sehen, mit langen Pfeifen im Munde, und dicken Kaffee aus kleinen Tassen trinkend. Ihre verbrämten Jacken und rothen spitzen Pantoffeln fingen schon an, sich abzunutzen; ihre kurzen Seitengewehre aber und ihre Pistolen stolzirten noch immer aus ihren breiten Gürteln hervor. Niemand hatte sich über sie zu beklagen. Auch konnte man nicht denken, daß diese friedlichen armen Leute Gefährten des furchtbaren Kirdschali waren, und daß dieser sich unter ihnen befand.

Der in Jassy komandirende Pascha erfuhr es, und verlangte, in Folge der Friedens-Verträge, von der Russischen Verwaltung die Auslieferung des Räubers.

Die Polizei begann ihre Nachforschungen. Sie entdeckte, daß Kirdschali sich wirklich in Kischeneff aufhalte. Er ward in der Wohnung eines entlaufenen Mönchs, eines Abends, als er gerade beim Essen war, und im Dunkeln mit sieben seiner Gefährten zusammen saß, verhaftet und in's Gefängniß geführt. Er verhehlte die Wahrheit nicht und gab sich zu erkennen. „Aber", fügte er hinzu, „seitdem ich über den Pruth ging, habe ich nicht ein Haar fremden Gutes angerührt, und nicht dem geringsten Zigeuner etwas zu Leide gethan. Den Türken, Moldauern und Wallachen bin ich freilich ein Räuber, den Russen aber bin ich ein Gast. Als Safianos, nachdem er alle seine Patronen verschossen hatte, zu uns in die Quarantaine kam, gab ich ihm mein letztes Geld. Gott weiß es, daß ich, Kirdschali, von Almosen lebte! Warum liefern mich denn nun die Russen meinen Feinden aus?" — Hierauf schwieg er und erwartete ruhig die Entscheidung seines Schicksals.

Er brauchte nicht lange zu warten. Die Russische Verwaltung, die keinen Beruf in sich fühlte, Räuber von der romantischen Seite zu betrachten, und von der Rechtmäßigkeit des Türkischen Verlangens überzeugt, befahl, Kirdschali nach Jassy abzufertigen.

Ein Mann von Kopf und Herz, damals noch ein junger wenig gekannter Beamter, jetzt aber Inhaber eines wichtigen Postens, gab mir eine lebendige Schilderung der Abreise des Räubers.

Am Thor des Gefängnisses stand eine Post-Karutze .... (Vielleicht weiß man nicht, was eine Karutze ist. Sie ist ein kleiner, niedriger, geflochtener, offener Wagen, vor welchen man unlängst noch gewöhnlich sechs oder acht ausgehungerte Pferdchen vorspannte. Ein Moldauer mit langem Knebelbarte und einer Mütze von Schaffell, auf einem dieser Pferdchen sitzend, schrie unaufhörlich und peitschte auf die Thierchen los, und diese liefen dann auch in leidlichem Trab vorwärts. Konnte eines derselben nicht weiter, so spannte er es unter fürchterlichen Verwünschungen aus, und ließ es, unbekümmert um sein Schicksal, auf der Straße liegen. Auf dem Rückwege war er überzeugt, es auf der nämlichen Stelle, ganz ruhig auf der grünen Steppe grasend, wiederzufinden. Nicht selten geschah es, daß ein von einer Station mit acht Pferden abgefahrener Reisender nur mit einem Paar in der nächsten ankam. So war es vor funfzehn Jahren. Jetzt sind in dem Russisch gewordenen Bessarabien Russischer Vorspann und Russische Wagen [Telega's] eingeführt worden.)

Eine solche Karutze nun stand am Thor des Gefängnisses im Jahr 1821, an einem der letzten Tage des Septembers. Jüdinnen mit zurückgeschlagenen Aermeln und klappernden Pantoffeln, Arnauten in ihrer malerischen Tracht und wohlgebaute Moldauerinnen mit schwarzäugigen Kindern auf den Armen umringten die Karutze. Die Männer standen schweigend da; die Weiber schienen mit lebhafter Ungeduld etwas zu erwarten.

Das Thor ging auf und einige Polizei-Offiziere erschienen auf der Straße; ihnen folgten zwei Soldaten, die den eingeschmiedeten Kirdschali herausführten.

Er schien 30 Jahre alt zu seyn. Die Züge seines schwarzbraunen Gesichtes waren regelmäßig und scharf. Er war groß, breitschulterig, und seine ganze Gestalt sprach für eine ungewöhnliche Körperkraft. Ein bunter, sein Haupt bedeckender Turban, ein breiter Gürtel, ein Dolman von dickem blauen Tuch, ein breit gefaltetes, bis über die Knie herabfallendes Hemd und schöne Pantoffeln bildeten die Ueberbleibsel seines Anzuges. Sein Aeußeres war stolz und ruhig.

Einer der Beamten, ein alter Mann in abgebleichter Uniform, auf welcher drei Knöpfe umherbaumelten, klemmte den purpurrothen Aus-

wuchs, der seine Nase vorstellte, zwischen eine metallene Brille, entfaltete ein Papier und begann, näselnd einen Artikel in Moldauischer Sprache abzulesen. Von Zeit zu Zeit warf er einen wichtig seyn sollenden Blick auf den gefesselten Kirdschali, auf den sich das Papier zu beziehen schien. Kirdschali hörte aufmerksam zu. Der Beamte endigte sein Verlesen, legte das Papier zusammen, schrie dem Volk mit grimmiger Stimme zu, aus einander zu gehen, und befahl, die Karutze vorfahren zu lassen. Da wendete Kirdschali sich zu ihm und sagte ihm einige Worte in Moldauischer Sprache; seine Stimme bebte, seine Gesichtszüge hatten sich verändert; er weinte und fiel, mit seinen Ketten klirrend, dem Polizei-Beamten zu Füßen. Dieser erschrack und sprang zurück; die Soldaten wollten Kirdschali aufheben, er stand aber selbst auf, brachte seine Ketten in Ordnung, bestieg die Karutze und schrie: „Haida!" Ein Gensdarm setzte sich neben ihn, der Moldauische Führer schwang seine Peitsche und die Karutze fuhr davon.

„Was sagte Ihnen Kirdschali?" fragte der junge Beamte den Polizei-Offizier.

„Sehen Sie, er bat mich", antwortete lächelnd der Letztere, „daß ich mich seiner Frau und seines unmündigen Kindes annehmen möchte, die nicht weit von Kili in einem Bulgarischen Dorfe leben — er fürchtet, daß auch sie seinetwegen leiden dürften. Was das Volk dumm ist!"

Die Erzählung des jungen Beamten rührte mich tief. Mir that der arme Kirdschali leid. Lange hörte ich nichts von seinem Schicksal. Erst vor einigen Jahren traf ich wieder mit dem jungen Beamten zusammen. Wir unterhielten uns von der Vergangenheit. „Und Ihr Freund Kirdschali?" fragte ich, „wissen Sie nicht, was aus ihm geworden ist?"

„Wie sollte ich das nicht wissen!" antwortete er, und er erzählte mir Folgendes:

Der nach Jassy abgeführte Kirdschali ward dem Pascha vorgestellt und von demselben verurtheilt, auf einen Pfahl gespießt zu werden. Die Vollziehung dieses Urtheils ward bis zum nächsten Feiertage aufgeschoben, und der Verurtheilte bis dahin in einen Kerker gesperrt. Er ward von sieben Türken bewacht (die in ihrem Herzen eben solche Räuber waren, wie er); sie begegneten ihm mit Achtung, und hörten mit dem, dem ganzen Orient eigenen Heißhunger seinen wundervollen Erzählungen zu.

Es entspann sich zwischen den Wachen und dem Gefangenen ein sehr vertrauliches Verhältniß. Einst sprach Kirdschali zu den Ersteren: „Brüder! Meine letzte Stunde ist nahe. Niemand kann seinem Geschick entgehen. Bald muß ich mich von Euch trennen. Ich möchte Euch gerne etwas zum Andenken hinterlassen."

Die Türken spitzten die Ohren.

„Brüder", fuhr Kirdschali fort, „vor drei Jahren war ich mit dem verstorbenen Michailaki auf Raub ausgezogen; wir vergruben in der Steppe, nicht weit von Jassy, einen Kessel mit Geld. Weder ich, noch er, sollten ihn, wie es scheint, besitzen. Nun, es mag darum seyn; nehmt Ihr ihn, und theilt Euch freundschaftlich darin."

Die Türken wären vor Freude beinahe um ihren Verstand gekommen. Sie überlegten endlich hin und her, wie sie sich zu Herren des Schatzes machen könnten, und beschlossen zuletzt, daß Kirdschali sie selbst dahin führen sollte, wo er vergraben lag.

Die Nacht brach herein. Die Türken entfesselten den Gefangenen, banden ihm die Arme mit einem Strick zusammen und begaben sich mit ihm aus der Stadt in die Steppe.

Kirdschali führte sie in gerader Richtung eine weite Strecke lang, hielt endlich bei einem großen Stein, zählte gen Süden zwölf Schritte ab, und rief dann: „Hier!"

Die Türken trafen ihre Einrichtung. Vier zogen ihre Atagans (kurze Seitengewehre) aus und fingen an, in die Erde zu graben. Drei bewachten Kirdschali, der auf dem Stein saß und ihrer Arbeit zusah.

„Nun, wie geht es? Werdet Ihr bald fertig seyn?" fragte er.

„Noch nicht", antworteten die Türken, und arbeiteten dergestalt, daß ihnen der Schweiß in Strömen hinunterfloß.

Kirdschali ward ungeduldig. „Was Ihr doch für ein Volk seyd. Nicht einmal ordentlich die Erde zu durchgraben versteht Ihr. Ich hätte die Sache in zwei Minuten abgemacht. Kinder, bindet mir die Arme los und gebt mir einen Atagan."

Die Türken besannen sich und beriethen sich unter einander. „Nun, was ist es denn weiter? (war der Beschluß) binden wir ihm die Arme los und geben ihm einen Atagan. Was ist da zu fürchten? Er ist allein und wir sind unserer sieben." Und die Türken banden ihm die Arme los und gaben ihm einen Atagan.

Endlich sah Kirdschali sich frei und bewaffnet. Was mußte er dabei fühlen! ... Er fing an, eifrig zu graben, wobei seine Wächter ihm halfen .... Plötzlich stieß er einem der Letzteren den Atagan in die Brust, ließ ihn darin stecken und riß ihm seine zwei Pistolen aus dem Gürtel.

Die übrigen sechs, als sie die Pistolen in Kirdschali's Händen sahen, ergriffen die Flucht.

In diesem Augenblick setzt er seine Raubzüge in der Umgegend von Jassy fort. Vor nicht langer Zeit schrieb er dem Hospodar, und forderte von ihm eine nicht unbedeutende Geldsumme, mit der Drohung, wenn er sie nicht prompt erhielte, Jassy in Brand stecken und dem Hospodar selbst zu Leibe gehen zu wollen. Die verlangte Geldsumme ward ihm zugestellt.

Bibliographie.

Phantasie und Leben. Begebenheiten und Erzählungen von Nikolai Polewoy.

Buch für Kinder auf das Jahr 1835, von Wladimir Burnascheff.

Geschichte der Pugatscheff'schen Verschwörung. Von Alexander Puschkin.

England.

Die Irländischen Dienstboten. *)

Jede Stadt, jedes Dorf in der Welt hat einen Ort, wo die Mädchen sich versammeln, um des Lebens Leiden und Freuden zu besprechen, die Geschichte des Tages zu rekapituliren und der Zunge das Band abzunehmen, das ihnen die Geschäfte und der strenge Dienst auferlegt. In Frankreich ist es die große Kastanie oder der Apfelbaum, wo sich die Dienstboten die Rede-Freiheit gegenseitig zugestehen, es ist der Freiheitsbaum für die lästernde Zunge der dienenden Klasse, die sich hier in mannigfachem Geklatsch an ihrer Herrschaft rächt. In England schaaren sich die Mädchen um die Brunnen, in Irland halten sie auf Kreuzwegen ihre Versammlungen. Besonders nach sechs Uhr Abends sieht man sie hier in Haufen beisammen, auch männliche Dienstboten mischen sich unter sie, und treiben Kurzweil mit den Dirnen, und vereinigen ihre Stimmen mit den Herzens-Ergießungen der Weiber. Nicht weit von den Landhäusern der Edelleute trifft man diese bunten Societäten der Knechte und Mägde in verschiedentlichen Gruppen. Die Hand in die Seite gestemmt, die Mütze verwegen auf's Ohr gerückt, so stehen sie da und schwatzen sich aus über Alles und Jedes. Besonders wo ein Graben aufgeworfen ist an den Kreuzwegen, bestimmen sie am liebsten ihre Wahl- und Rede-Plätze. Die aufgeworfene Dammerde bietet da Ruheplätze, denn mit Ruhe will man sich ergehen über die Angelegenheiten des Lebens. Auch die Neugier treibt sie oft am Tage hinaus, und wenn ein Wagen von fern herrollt, lassen die Weiber Küche, Keller, Boden und Wäsche auf wenige Augenblicke in Stich, und fliegen hin und zurück. Aber des Abends werden längere Diskussionen eröffnet, und ohne zu erscheinen und in effigie vor den Schranken zu stehen, werden die Herren und Damen der gebietenden Klasse vor Gericht gezogen.

Gleichwohl ist die Zunge des Irländischen Dienstboten nicht so spitz in Beurtheilung und Verdammung ihrer Herrschaft, als man in England die Diener raisonniren hört. Der Irländer hängt treuer an seinem Herrn, und zeigt dies besonders, wenn dieser in Noth ist. Der verschuldete Edelmann bleibt noch immer für ihn dieselbe Person, die er im Glück für ihn war, ja er hält sich im Mißgeschick noch weit mehr verpflichtet, die Partei seines Herrn zu nehmen, wenn es darauf ankommt, Ehre und Reputation zu retten. „Ich bin ein erbärmlicher Kerl," pflegt der Irländische Bediente zu dem drängenden Gläubiger zu sagen, „allein mein Herr hat das Herz eines Gentleman im Leibe, und wenn Du behaupten willst, er sey Dir eine lumpige Kleinigkeit schuldig, und Dich nicht glücklich schätzest, sein ewiger Schuldner zu seyn, beim Himmel! so mache ich Dir in der Pferde-Schwemme eine Suppe zum Frühstück zurecht!"

Es bleibt gewiß, daß der gute Irländer seinen eigenen Vortheil im Auge hat, wenn er seinen Herrn vertheidigt in solchen Widerwärtigkeiten des Lebens, allein er hat doch auch viel Hunde-Treue, auch wenn er sieht, es geht schief. Der Edelmann ist nach wie vor sein Herr, und er hält sich für seinen Sklaven. „Wenn Du mich einen Schurken nennst," würde ein Englischer Diener zu dem tobenden Gläubiger unter ähnlicher Begegniß sagen, „so rufe ich die Gesetze für mich zu Hülfe. Ist mein Herr Dir Geld schuldig, so laß ihn bezahlen, wann und wie Du willst. Ich kann nicht für ihn haften, noch bin ich ein Schurke weder um seinet- noch um jemandeswillen in der Welt!"

Hiermit ist der große Unterschied angedeutet, der zwischen der Irländischen und der Englischen Dienstboten-Klasse herrscht. Ein Irländischer Vater, der sein Kind entlaßt, um es in Dienst zu geben, sagt zu ihm: „Mein Kind, sieh immer auf die Edelherrschaft und gieb Dich den Herren ganz zu eigen!" Entläßt aber in England eine Mutter zu gleicher Condition ihren Sohn, so lautet ihre Ermahnung an ihn ganz anders. „Fürchte Gott," sagt sie, „und scheue Niemand! Thue Deine Pflicht, und kein Mensch kann Dir etwas anhaben." Bei dieser Art von Leibeigenschaft, in die sich der Irländische Bediente mit Plan und Vorsatz begiebt, gelingt es ihm aber auch, in ein weit engeres Verhältniß zu seinem Herrn zu treten, und ist dieser reich, so zieht er den größten Vortheil aus seiner Lage. Ich kenne Irländische Dienstboten, die, weil sie selbst gute Wirthe in ihren eigenen Angelegenheiten waren, bei der guten Wirthschaft ihrer Herren sich ein Kapitälchen sammelten. Der Englische Diener, der sich mit der Vollziehung seiner Diener-Pflichten begnügt, lebt oft weit beschränkter, und muß sich auch natürlich mit dem gewissen Einkommen begnügen. Soll aber der Diener einmal Diener seyn, so ist der Engländer dem Irländer vorzuziehen, denn jener kennt mehr als dieser den Umfang seiner Verpflichtung und den Kreis seiner Geschäfte. Er ist Diener und weiter nichts, er will nichts weiter seyn; wo das Bereich seiner Obliegenheiten aufhört, hört auch das Verhältniß zu ihm auf. Der Irländer aber, der mehr als Diener, der auch unser Lebens-Gefährte, unser Verwalter, unser Hausfreund, unser Anwalt beim Gerede der Welt seyn will, und sich wie ein Stück Hausgeräth in der Wirthschaft ansieht, ist oft das, was er seyn soll, sehr schlecht, bedient uns schlecht, und kennt seine Pflichten als dienstthuendes Wesen gar nicht. Bei seiner gutmüthigen Sorgsamkeit werden die Hausgeschäfte lässig besorgt. Während er auf die Verbesserung der Verwaltung sinnt und auf Ersparnisse denkt, weiß er oft nicht das Vorhandene in gutem Zustande zu erhalten, ist lässig und liederlich, während er Alles thun und in Obacht nehmen will. Oft weiß er das Ding, das er in Händen hält und vorsorglich behüten möchte, gar nicht zu placiren, er wirft es zu Boden vor lauter Eifer, es an die rechte Stelle zu setzen. Er ist unordentlich, geht nicht nach der Uhr, vertrödelt die Schlüssel, und hat sie dann irgendwo recht sicher, aber versteckt untergebracht. Die glänzende Livree, die man ihm giebt, bürstet er nicht

*) Von Mrs. S. C. Hall, derselben Dame, von der wir schon in Nr. 4 dieses Jahrgangs den Aufsatz über die Irländischen Bettler mittheilten.

einmal aus, er geht unsauber in seiner Wäsche, kurz, er ist oft untauglich, bei aller Neigung, die er uns widmet.

Eine gute Haushaltung ist immer das Bild einer guten Familie. Wo der Gang der Befriedigung der Bedürfnisse in Ordnung ist, da schließt man auch auf die Harmonie des ganzen inneren Familien-Lebens. Und hier muß ich nun sagen — warum es nicht offen thun und es bloß in abgelegenen Gesellschafts-Zirkeln ausplaudern? — daß es in vielen Irländischen Familien ganz Irländisch zugeht. Ich will damit nichts Gehässiges für Irland sagen, denn dort ist der Irländische Dienstbote oft weit mehr Englisch als bei uns. Unsere Damen sind selbst daran Schuld, wenn es disharmonisch in ihrem Haushalte zugeht. So sehr ich die zarte, echt weibliche Sittsamkeit meiner Irländischen Landsmänninnen rühme und liebe, so sehr ich für ihre natürliche Liebenswürdigkeit eingenommen bin und ihren häuslichen Tugenden alle Achtung zollen muß, ihr Haushalt ist oft keinesweges das Bild eines schön und gefällig geordneten Familien-Lebens. Es wird nirgends mehr als bei uns gewaschen, gesäubert, geputzt und gereinigt, und doch sieht es nirgends so wenig danach aus, als in vielen unserer Haushaltungen. Man ist zu fahrlässig, man läßt sich zu sehr gehen, man ist zu bequem, um die Unbequemlichkeiten zu beseitigen und das Leben gemächlich zu gestalten. Man zerstört zu oft, was man selbst baut, man ist nicht regelmäßig bedacht, das sichere Geleise in der Wirthschaft aufrecht zu erhalten, und so kommt es, daß die Dienerschaft in den Irländischen Familien zu sehr ihren Tummelplatz findet. Und diejenigen, welche, um ihr Glück zu machen, Irland verlassen, sind keineswegs die Blüthe ihrer Genossen, sie sind oft der Auswurf ihres Standes. So bringen sie denn auch nach England den Geist der Unordnung mit herüber, da man sie in Englischen Familien ihrer Treue und Anhänglichkeit wegen sehr gern hat.

In dieser Treue und Anhänglichkeit liegen auch zugleich alle Fehler der Irländischen Dienstboten. Durch das möglichst innige Verhältniß, in das sie zu ihrer Herrschaft zu treten sich beeifern, geben sie ihren abgeschlossenen Kreis von Pflichten auf und laden mehr auf ihre Schultern, als sie zu leisten im Stande sind. Je näher vertraut sie aber mit ihrem Herrn sind, desto mehr huldigen sie allen seinen Launen und bestärken ihn in seinen schlechten Angewöhnungen. „Es ist nicht meine Sache, auf seine Fehler zu sehen“, sagt der gute Irländische Lakai, „giebt er mir nicht das Brod, das ich esse? den Rock, den ich trage? Soll und kann ich undankbar seyn? Nein, ich bin ihm unterthan, so lange ich lebe, bis auf den letzten Athemzug!“

Die Anhänglichkeit der Irländischen Ammen für ihren Säugling überschreitet alles glaubliche Maß von Hingebung, deren nur irgend das menschliche Gefühl fähig ist. Sie folgen und dienen dem Erwachsenen, der als Kind an ihrem Herzen lag, in Glück und Unglück, sie begleiten ihn in ferne Länder, sie haben mehr als Hunde-Treue. Ein Beispiel genüge für Viele. Eine Irländische Amme hört, daß der jüngere Sohn einer früher begüterten, aber verarmten Englischen Familie als Verbrecher im Kerker sitzt. Sie macht sich auf und eilt in das Gefängniß, um demjenigen Gesellschaft zu leisten, der von ihr die erste Nahrung erhalten hat. Wenn ihn alle Welt verläßt, sagt sie, so kann sie ihn nicht aufgeben, sie hat das größte Recht auf ihn und an sie ist er mit den stärksten Banden der Natur gefesselt. Eine Amme, denkt sie, muß noch treu seyn, wenn Vater und Mutter die Hand von ihm thun. Sie sitzt in seinem Kerker, sie weicht nicht von ihm, erzählt ihm die alten Mährchen der Kindheit wieder, streichelt seine gramgebleichten Wangen, ermuntert und belebt seine gesunkene Hoffnung, und läßt es, ohne daß ein Vorwurf über ihre Lippe kommt, an Tröstungen nicht fehlen, die der Seele des Unglücklichen so wohl thun. Er ist nicht zu retten, das Gericht hat ihn zum Tode verdammt. Seine That war verrucht, Jeder flieht ihn, er ist ein von Gott und allen guten Menschen Verstoßener, nur die gute Amme will lieber mit für verstoßen gelten, als ihn in der Todesstunde verlassen. Sie begleitet ihn nach dem Richt-Platze, und als sein Haupt unter dem Beile des Henkers gefallen ist, ruft sie den Allmächtigen um Beistand an, damit er seine Seele gnädig aufnehmen möge in sein ewiges Himmelreich. Auch seinen Leichnam läßt sie nicht in Stich; sie bewacht ihn, wie es im treuen Irland Sitte ist. Sie beschwört Alle, den Ueberresten des Unglücklichen ein ehrlich Begräbniß zu gestatten, und da man es verweigert, bleibt sie über dem Grabhügel knieen und wird selbst zum Denkstein an dem Orte, wo die Gebeine ihres Säuglings ruhen: wenige Tage darauf fand man sie todt auf dem Platze. Diese Geschichte erzähle ich ohne alle Beimischung von dichterischer Erfindung. Es ist die Geschichte der Irländischen Diener-Treue.

Ich erinnere mich, wie mein Herz von patriotischen Gefühlen überwogte, als mir zum ersten Male in meinem Leben die Pflicht auferlegt wurde, mir eine Dienerschaft zu wählen. Ich faßte den Entschluß, nur Irländische Diener in mein Haus zu nehmen, die Reinheit und Gutmüthigkeit des Irländischen Charakters war für mich eben so bestechend, als die Hinneigung zu meinem Vaterlande. In meinem Hausstande herrschte der beste Verkehr zwischen Dienenden und Befehlenden, ich schenkte mein ganzes Vertrauen den guten Landsleuten und wenn ich auch weniger von ihnen erfüllt sah, als ich gehofft hatte, so kann ich doch nur mit Vergnügen auf die Geschichte meines Hauswesens zurückblicken. Eine Gallerie von komisch gemüthlichen Menschen tritt mir, der Reihe nach, vor Augen, wenn ich mir alle die Diener und Dienerinnen, die in meinem Hause gewesen sind, vergegenwärtige. Selbst diejenigen, welche in sittlicher Hinsicht einigen Anstoß erregten und die ich deswegen zu entlassen mich gedrungen fühlte, waren so voller Hingebung für meine Person, daß sich in mir ein Widerstreit der Gefühle erzeugte, als ich mein Haus ihnen verschließen mußte. Besonders erinnere ich mich meiner alten Irländischen Köchin Mary Kengan, die nach und nach dem Bacchus im Branntwein zu sehr zugethan wurde. Sie stieß sich, als sie in einem Rausche ein Mal zu Boden fiel, ein Auge aus, und wenn sie später trotzdem der Flasche nicht abgeneigt blieb und eine kleine Trunkenheit sie überwältigte, so hielt sie lange Reden über meine Großmuth und Güte und sprach das feste Vertrauen zu mir aus, ich würde ihr das verlorene Auge wiederschaffen, ich sey zu gut und liebenswerth, um nicht auch das an ihr zu thun.

Eine meiner Freundinnen, die ich noch täglich besuche, hatte früher einen Irländer zum Koch, der der eitelste Mensch von der Welt war. Er war sehr zierlich und sauber und hielt viel auf seine Person, auf seinen äußeren Menschen und seinen Verstand. Er hieß Rowland, aber man nannte ihn nur immer Rory. Rory war wirklich ein ganz kluger Kopf und ein leidlicher Mensch in seinem ganzen Wesen, und, wie gesagt, nur zu sehr von sich eingenommen. Bei alle dem war er gegen seine Gebieterin der allerunterwürfigste Knecht, der ihr alles an den Augen abzusehen sich bemühte. Seine Eingebildetheit und seine Ergebenheit traten auf diese Weise gegeneinander in den Harnisch und es war seltsam, wie der gute Mensch in sich kämpfte, um den Willen seiner Herrin mit seiner eigenen Ueberzeugung in Einklang zu bringen. „Rory“, sagte meine Freundin ein Mal beim Frühstück, „diese Eier sind zu hart gekocht, Du läßt sie überhaupt zu hart werden und zu lange am Feuer stehen, ich wünschte, Du brächtest sie mir weicher.“

„Die Eier, Madam“, sagte Rory (Madam sagte er zur Mistreß, denn er war von der alten Schule), „die Eier zu hart? Ist das Ihr Ernst, Madam? Nun ja, sie mögen zu hart seyn, wenn Sie es so finden, und wenn es möglich ist und die Sache sich machen läßt, wir wollen sehen, sie sollen weicher werden. Und doch, ich kann Madam zuschwören, die Eier sind nicht zu hart, bei Leibe nicht! Es müßte der Teufel, — Gott segne Sie, Madam, — aber der Teufel müßte sein Spiel dabei haben, wenn ich die Eier zu hart gekocht hätte. Indessen, wir wollen sehen, die Eier sollen weicher bleiben, obwohl es hart für mich ist, daß die Eier Ihnen zu hart sind.“

Ein ander Mal sagte die Mistreß zu ihm, er möge das Maulthier holen. „Ach, Madam,“ brach Rory klagend aus, „den Maulesel soll ich holen, möchte mich doch lieber der Teufel holen, es wäre besser. Wenn es noch hieße: Rory, hol' das Pferd, aber den Maulesel! Madam, hätten Sie doch meinen Rath befolgt und sich ein Pferd angeschafft, ein stattliches Roß, ach! so ein Maulesel! Was ist ein Maulesel? — ein Nichts ist ein Maulesel, nichts als ein Maulesel, doch wie Sie wünschen, ich hole Ihnen den Maulesel, — daß ihn der Teufel!“ So gegen alle Befehle disputirend, that er doch eifrig seinen Dienst, und machte sich ein besonderes Geschäft daraus, die Neulinge unter der Dienerschaft zu gleicher Unterthänigkeit anzuhalten. Der kleine dumme Jacob war eine Zeit lang einer von denen, die als Küchenjunge von ihm angelernt wurden. Während des Frühstücks ertheilte Rory ihm seine Lectionen, und stößte ihm die Grundsätze der Subordination handgreiflich ein, so daß man oft im zweiten Zimmer an dem kläglichen Geschrei des Burschen Rory's Eifer, seine Doctrin an den Mann zu bringen, entnehmen konnte. „Hab' ich Dir nicht schon so oft gesagt,“ lärmte der Präceptor eines Morgens, während wir ihn behorchten, „daß unser Herrgott Dir Augen und Ohren gab, bloß um Deiner Mistreß Dienst zu verrichten? daß Du Hand und Fuß nur gebrauchen sollst, um ihre Befehle zu vollziehen? daß Du ein ganz unnützes Wesen bist, wenn Du nicht für die Mistreß lebst? daß Du nur, um der Mistreß dienstbar zu seyn, Dein täglich Brod issest, Dein Kleid trägst, die Luft einsaugst, die Augen auf- und zumachst? Wozu bist Du sonst nütze in der Welt, dummer Teufel! Wozu meinst Du, daß der Herr Dir Leben und Gesundheit schenkt und Deinesgleichen auf Erden duldet?“

„Ei,“ murrte Jacob vor sich hin, „wozu seyd Ihr denn auf der Welt?“

„Ich bin dazu da,“ fuhr Rory fort, „um meiner Mistreß zu dienen, und ich diene ihr am besten, wenn ich die schlechten Bursche, die nicht gut thun, zum Dienst anhalte. Ich diene ihr und sehe darauf, daß man ihr diene in Worten und Werken, ja auch in Gedanken. Du issest hier der Mistreß Brod; bei jedem Bissen, den Du verschluckst, sollst Du dankbar an Mistreß denken, oder ich will nicht selig seyn.“

„Aber ich denke jetzt nicht an Mistreß“, sagte der störrische Knabe, „ich denke, wie ich meinen Hunger stille.“

„Junger Teufel!“ sagte Rory und gab ihm einen tüchtigen Backenstreich. Der Bursche taugte nicht viel, allein zum Dienste hätte er doch vielleicht sich anleiten lassen. Nun wollte Rory aber mehr als das thun, er wollte den Jungen von Grund aus innerlich bessern und seine Theorie ihm einbläuen. Es gelang ihm schlecht, und er klagte seiner Mistreß später, daß er außer dem Maulesel nun auch noch Maulesels Bruder in Ordnung zu halten habe.

Dem Trunke sind die Irländischen Dienstboten nur allzu häufig ergeben, und man hat in dieser Beziehung viel Noth mit ihnen. Sie trinken Branntwein, der schnell berauscht, und im Rausche machen sie allerlei Tollheiten, ohne jedoch immer boshaft zu werden. Der Engländer trinkt Porter oder Bier, Getränke, bei denen ein Rausch nicht so leicht erfolgt, aber die eine Schwerfälligkeit, eine glotzende Dummheit in ihrem Gefolge haben, welche schwer liegt und lange anhält. Beim Irländer ist der Moment der ausgelassenen Stimmung schnell vorüber, ein Schläfchen heilt ihn von der vorübergehenden Tollheit, dann ist er wieder die Gutmüthigkeit selbst und sucht Dich durch die größte Dienstfertigkeit für den Unbill zu entschädigen. Die Irländer sind ein herzensgutes Natur-Volk; alle ihre Fehler — deren Zahl Legion ist — fallen der dumpfen Natürlichkeit anheim, der sie angehören. Die Tugenden und die Gebrechen der Civilisation kennen sie nicht. Wenn man den Irländer mit Härte und Kälte behandelt, erregt man eine Wuth des Widerstandes in ihm, von dem man bei seiner sonstigen Gutmüthigkeit keine Ahnung hatte. Behandelt man ihn mit Vertraulichkeit, so vermag man Alles über ihn, und kann auch dann sehr streng gegen ihn seyn, sobald er einmal eingesehen hat, man wolle ihm wohl und habe nur sein Bestes im Sinn. (N. M. M.)

China.

Die militairischen Frauen.

In einem von Pater Amiot aus dem Chinesischen übersetzten Werke — dessen Inhalt gewiß ernsthaft zu nennen, denn es handelt von der Chinesischen Kriegskunst — in diesem Werke also finden wir das hübsche Ballet „der Aufruhr im Serail" wieder, oder wenigstens die darin vorwaltende Grund-Idee vom Disziplinieren und Einexerziren der Damen. Das Stück, welches wir mittheilen, bildet die Einleitung zu einem Buche, betitelt: „Dreizehn Artikel vom Kriegswesen". Sein Chinesischer Verfasser war Sün dsjö, ein General im Königreich Wu, und es wurde auf Kaiser Khang hi's Befehl (1710) auch in die Mandschu-Sprache übersetzt.

„Sün dsjö", sagt der Verf. der Vorrede oder Einleitung, „war der gescheidteste Strateg, den es nur geben kann. Das Werk, welches er geschrieben, und die großen Feldherrn-Thaten, die er selbst verrichtet, geben Beweise von seinem außerordentlichen Genie und seiner ungeheuren Erfahrung in der Kriegskunst."

„Der König von Wu lag mit den Königen von Tschu und Ho lu in Streit, und schon rüstete man sich zu offenem Kriege. Sün dsjö, der nie müßig bleiben konnte, machte dem Könige von Wu seine Aufwartung, und bat ihn um eine Anstellung in seinem Heer. Der König sprach zu ihm: „Lieber Sün dsjö, ich habe Euer Werk über die Kriegskunst gelesen, und es hat mich sehr befriedigt; allein Eure Vorschriften sind, meines Bedünkens, sehr schwer ins Werk zu setzen, und mehrere derselben scheinen mir sogar ganz unausführbar. Könntet Ihr selbst wohl thun, wie ihr vorschreibt? Von der Theorie zur Praxis ist ein großer Schritt."

„„„Mein Fürst"", antwortete Sün dsjö, „„ich habe in meinen Schriften nichts gesagt, was ich in der Praxis nicht schon bewerkstelligt hätte. Ich kann aber noch mehr: ich will mich anheischig machen, jeden anderen Menschen eben so weit zu bringen.""

„Verstehe schon", sagte der König, „Ihr wollt sagen, daß Ihr andere Leute von Einsicht und Tapferkeit recht gut in Euren Maximen unterweisen könnt; aber die große Menge ist nicht so gelehrig, tapfer und gut gesinnt."

„„„Das schadet nichts"", versetzte Sün dsjö; „„ich habe gesagt, jeden Anderen, und ich nehme keinen Menschen davon aus, wie einfältig, wie feige und verstockt er auch sey.""

„Wenn man Euch so hört", sprach der König, „da sollte man denken, Ihr könntet selbst Weibern kriegerischen Muth und Geschicklichkeit in militairischen Evolutionen beibringen."

„„„Ja, mein Fürst"", antwortete der Feldherr mit festem Ton, „„ich bitte Eure Majestät, nicht daran zu zweifeln.""

Der König, der unter den gegenwärtigen Umständen an den gewohnten Hof-Belustigungen wenig Geschmack mehr fand, benutzte diese Gelegenheit, um sich eine Ergötzlichkeit von ganz neuer Art zu verschaffen. „Man führe mir", sagte er, „hundertundachtzig von meinen Weibern herein!" Die Prinzessinnen erschienen. Unter denselben waren zwei, die der König ganz besonders liebte; sie wurden an die Spitze der Uebrigen gestellt. „Laßt uns sehen, Sün dsjö", sprach der König lächelnd, „ob Ihr Wort halten werdet. Ich ernenne Euch zum Befehlshaber dieses neuen Corps; Ihr könnt in den Räumen meines Palastes den Ort aussuchen, der Euch zu den Uebungen am schicklichsten dünkt. Ich werde mich bald davon überzeugen, was Ihr aus den zimperlichen Rekruten gemacht habt."

Der General verlor die Fassung nicht; er zeigte vielmehr große Erkenntlichkeit für die Ehre, deren Se. Majestät ihn gewürdigt, und versprach dem Könige baldige vollkommene Befriedigung.

Als der König in das Innere seines Palastes zurückgekehrt war, ließ der General vollständige militairische Equipirungen für die neuen Soldaten bringen. Dann führte er seine weibliche Compagnie in einen Hof des Palastes und redete sie also an: „Da Sie, meine Damen, jetzt unter meiner Leitung stehen, so müssen Sie mich aufmerksam anhören und allen meinen Befehlen Gehorsam leisten. Dies ist das erste und vornehmste der militairischen Gebote; hüten Sie sich wohl, dagegen zu verstoßen. Von Morgen an sollen Sie vor dem Könige exerziren, und ich verlasse mich darauf, daß es in bester Form geschehen wird."

Nun ließ er ihnen Degengehenke und Piken geben, theilte das kleine Corps in zwei Haufen und stellte an die Spitze jedes Haufens eine der beiden Favoritinnen. Darauf begann er seinen Unterricht mit folgenden Worten: „Können Sie wohl Ihre Brust von Ihrem Rücken, und Ihre rechte Hand von Ihrer linken unterscheiden?"

Ein gellendes Gelächter war anfangs die ganze Antwort. Als die Damen aber sahen, daß der General sehr ernst blieb, sprachen sie bald wie mit Einer Stimme: „Ja, ja!"

„Wohl", fuhr Sün dsjö fort; „merken Sie jetzt genau, was ich sagen werde: Wenn die Trommel nur einmal gerührt wird, so bleiben Sie ganz ruhig stehen. Hören Sie zwei Trommelschläge, so drehen Sie sich dergestalt, daß Ihre Brust an die Stelle kommt, wo bis dahin Ihre rechte Hand war; hören Sie aber drei Trommelschläge, so drehen Sie sich dergestalt, daß Ihre Brust genau die Stelle einnimmt, wo bis dahin Ihre linke Hand war. Wird die Trommel viermal gerührt, so drehen Sie sich in der Art, daß die Brust den bisherigen Platz des Rückens einnimmt, und der Rücken den bisherigen Platz der Brust."

„Was ich eben gesagt habe, ist vielleicht noch unklar; ich will mich näher erklären. Ein einziger Trommelschlag bedeutet, daß Sie Ihre Stellung nicht ändern und nur aufmerken sollen. Zwei Schläge verlangen eine halbe Schwenkung rechts; drei Schläge eine halbe Schwenkung links, und vier Schläge eine ganze Schwenkung. Ich muß die Sache noch genauer erörtern."

„Die Ordnung, der ich folgen werde, ist diese: Erst lasse ich die Trommel nur einmal rühren; bei diesem Signal werden Sie sich bereit halten, meine Befehle zu empfangen. Ein paar Augenblicke nachher werde ich sie zweimal rühren lassen; dann werden Sie sich allzumal mit Ernst und Würde nach der Rechten drehen. Dann lasse ich nicht dreimal, sondern viermal auf die Trommel schlagen, und Sie vollenden Ihre Schwenkung. Endlich kommandire ich Sie in Ihre vorige Stellung zurück, und lasse dann, wie im Anfang, nur Einen Trommelschlag thun. Haben Sie mich wohl begriffen? Bleibt Ihnen noch ein Skrupel, so sprechen Sie." Die Damen versicherten, daß sie ihn gründlich verstanden hätten.

Sün dsjö wiederholte seine Instruction noch zwei Mal. Er ordnete dann die kleine Schaar, und ließ den Trommler einen Schlag thun. Bei dem Schlage gab es ein allgemeines Gelächter unter den Damen. Sün dsjö ließ zwei Mal anschlagen, und das Gelächter wurde noch ärger. Der General verzog keine Miene und hob an:

„Vielleicht war meine Anweisung doch nicht deutlich genug. In diesem Fall habe **ich** gefehlt; ich will es wieder gut zu machen suchen, und so zu Ihnen reden, daß es nicht über Ihren Horizont hinausgeht. Er wiederholte auch wirklich dieselbe Lection mit anderen Worten; aber Alles war in den Wind geredet, und das Gelächter wollte kein Ende nehmen.

Sün dsjö kam nicht außer Fassung; er fuhr in ruhigem, aber festem Tone fort: „Hätten Sie mich einstimmig versichert, daß meine Befehle Ihnen unverständlich seyen, so würden Sie keine Strafe verdienen; allein ich habe nach Ihrem eigenen Geständniß deutlich gesprochen, und Sie leisten mir keinen Gehorsam. Das verdient eine militairische Strafe. Jeder Soldat, der den Befehlen seines Oberen widerstrebt, hat das Leben verwirkt." Sofort gebot Sün dsjö den beiden Flügel-Damen, die beiden Favoriten, welche an ihrer Spitze standen, zu tödten. Einer der Eunuchen hinterbrachte diesen Blutbefehl dem Könige, und Letzterer ließ dem Feldherrn sagen, er möge ja den Spaß nicht zu weit treiben.

„Geht und meldet dem Könige", sagte Sün dsjö, „ich hielte ihn für zu gerecht und vernünftig, als daß ich an eine so plötzliche Aenderung seiner Gesinnung glauben könnte. Der König kennt die Gesetze; er kann nicht Befehle ergehen lassen, die einer Würde Eintrag thun, womit er mich selbst bekleidet hat. Diese Frauen haben mir den Gehorsam verweigert, und also müssen sie sterben." Mit diesen Worten zog er seinen Säbel und hieb den beiden Anführerinnen ganz kaltblütig die Köpfe ab. Dann stellte er zwei andere Frauen an ihre Plätze, ließ die Trommel von neuem rühren, und — die Truppe machte ihre Schwenkungen so taktfest, wie das geübteste Corps.

Jetzt sprach Sün dsjö zu dem Boten: „Geh' und sage dem König, daß seine Frauen den Kriegsdienst verstehen; daß ich sie jeder Gefahr entgegenstellen und, wenn es Noth thut, sogar durch Wasser und Feuer führen kann.

Als der König den Hergang erfuhr, wurde er von lebhaftem Schmerz ergriffen. „So habe ich denn", sprach er seufzend, „Alles verloren, was mir auf der Welt das Liebste war! — Fort mit diesem Fremdling! Ich will ihn nicht mehr sehen und begehre auch seine Dienste nicht. — Was hast Du gethan, Unmensch! Wie kann ich hinführo noch leben!"

Aber Zeit und Umstände ließen den König seinen Verlust bald vergessen. Von Feinden hart gedrängt, rief er den Sün dsjö zurück, machte ihn zum Oberfeldherrn und zerstörte mit seiner Hülfe das Königreich Tschu. (F. P.)

Mannigfaltiges.

— Das Gastmahl eines Brahminen. Dieses besteht — da bekanntlich die Brahminen-Kaste nichts Animalisches genießen darf, lediglich aus Reis-Speisen, gerösteten und geschmorten Pflanzen, und einer gewissen Art von gewürztem Brode. Das Lieblings-Gericht des Brahminen ist selten etwas mehr, als eine warme Butter-Milch, mit irgend einer Körnerart und feinem Mehle und verschiedenen Gewürzen zubereitet. Eine andere Lieblings-Speise besteht aus durchgeschlagenen Erbsen mit Salz und Kurkumei gekocht, wozu Ghee, d. h. ausgelassene Butter, hinzugethan wird. Die Teller und Schüsseln der Brahminen sind immer aus Baumblättern verfertigt; denn wenn er sich auch zum Kochen des zinnernen oder verzinnten Kupfer-Geschirres bedient, so mag er doch dergleichen niemals bei Tische haben. Die verschiedenen Gerichte werden in besonderen Schüsseln von ungleicher Größe, Form und Tiefe auf einer großen grünen Tafeldecke aufgetragen. Mitten auf der Tafel befindet sich immer eine große, hohe oder platte Schüssel mit gekochtem Reis, und bei einem Feste giebt es noch zwei andere Sorten von weißem und gelbem Reis, der mit Salz und verschiedenen Gewürzen zubereitet ist; dazu kommen noch oft zweierlei Schüsseln mit süßem Reis, der mit Chatna, eingepökelten und geschmorten Pflanzen, genossen wird. Von den letzteren werden hauptsächlich Bringals, Bendre, Turoy und verschiedene Arten Bohnen benutzt, die alle auf's Schmackhafteste zubereitet sind. Das Desert besteht aus Mangos, die mit Zucker, Ingwer und Citronen eingemacht sind, sowie aus anderen Konfekten, Gelees von verschiedenen Früchten, und zuweilen auch aus kleinen rohen Früchten; doch ist das Desert überhaupt nicht sehr gewöhnlich bei den Brahminen. (East India Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Montag den 26. Januar 1835.

Frankreich.

Cornille Bart und der Seefuchs.

Aus der „Geschichte der Französischen Marine" von Eugène Sue. *)

Es war zur Zeit der Belagerung von Dünkirchen, im Monat Juni des Jahres 1658, ein paar Tage vor der blutigen Schlacht auf den Dünen, die über das Schicksal jener wichtigen Stadt entschied; sie wurde von einer Englisch-Französischen Armee, an deren Spitze der Marschall Turenne für Ludwig XIV. und Se. Herrlichkeit Lord Lockart für Cromwell standen, belagert. Der Marquis von Lède, der Prinz von Condé und Don Juan von Oesterreich vertheidigten den Platz für den König von Spanien, der ihn seit 1652 inne hatte; an einem schönen Abend dieses Monats also, wie gesagt, war es, daß sich eine ziemlich zahlreiche Gruppe von Bürgern und Seeleuten um die Treppe eines mäßigen Hauses drängte, welches in der Kirchstraße unweit der Kirche selbst lag, die damals durch ihr wundervolles Glockenspiel so berühmt war.

Dies Haus, wie fast alle in jener Zeit, war von unregelmäßiger Gestalt, mit hohen, engen, Gothischen Bogenfenstern versehen. Die Jahreszahl seiner Erbauung stand mit eisernen Stäben auf der Façade eingezeichnet; unterhalb der Fenster im Erdgeschoß, links von der Treppe und mit der Straße gleich, führte eine vorspringende Thür, mit breitem Eisen-Beschlag versehen, in den Keller.

Wir haben gesagt, daß eine ziemlich bedeutende Anzahl von Bürgern vor diesem Hause versammelt war, und obgleich man aus der Ferne den Donner der Kanonen von den Werken und das Antwort-Brummen der Englischen und Französischen Batterieen hörte, so schienen doch die Fortschritte der Belagerer die Aufmerksamkeit der Gruppe nicht in Anspruch zu nehmen, von der wir sprechen. Der Name des Meisters Cornille Bart, der mit leisem gedämpftem Tone unter diesen Leuten erklang, den sie mit unruhiger Neugier aussprachen, zeugte für die Popularität, die dieser unerschrockene Korsar genoß und für das lebhafte Interesse, das man an ihm nahm, seit zwei schwere und gefährliche Wunden, die er während der Belagerung empfangen, sein Leben in Gefahr gesetzt.

Endlich, nachdem die Leute eine Weile geharrt, that sich die schwere schwarze eiserne Thüre über der Treppe auf, ein Matrose trat hervor, mit grauem Kopf, magerem und welkem Antlitz, von mittlerer Gestalt, in einem Wamms von blauer Serge d'Aumale mit zinnernen Knöpfen, in weiten Flamändischen Hosen, und mit dem Finger Stillschweigen bedeutend, sagte er mit leisem Tone zu den Versammelten: „Meister Cornille ist so eben erwacht; der Physikus hatte diesen Morgen gesagt, daß, wenn er drei Stunden schliefe, dies sehr gut seyn würde; nun aber hat Meister Cornille vier Stunden geschlafen, das ist also noch mehr als gut."

„Dank, Dank, Haran-Sauret", murmelte Alles mit leiser Stimme, „und möge der Herr unsere Gebete für Meister Cornille Bart erhören."

„Bei Sankt Omer's heiligen Gebeinen", rief ein junger Busche-Führer**) aus, „das erste Mal, daß ich nur vor diesen Hunden von Engländern wieder in's hohe Meer hinaus komme und meinen Zug Petri***) thue, gelobe ich, den ganzen Fang zu verkaufen, um eine Messe in der Pfarrkirche lesen zu lassen für die glückliche Wiederherstellung des ehrenwerthen Meisters Cornille Bart."

„Gut, gut, mein Sohn", versetzte der Matrose, „aber leiser, um's Himmelswillen, leiser, denn Du reißest ja den Mund auf wie ein Don, dem man zu Leibe will." Hierauf wandte er sich zu einem Bürger von ernsthaftem Ansehen in breitkrämpigem Hut und Flamändischem Wammse und fragte ihn: „Und was haben heut die Don's gethan, Meister Belsen? ... — Vertheidigen sie uns so tapfer wie ehemals der Graf d'Estrades, da wir Franzosen waren?"

„Der Marschall von Hocquincourt", erwiederte der Bürger, „ist bei einem Ausfalle geblieben, unter den Musketenkugeln von Turennes Angriffs-Elite, die der Graf von Soissons angeführt. Ich hab' es von einem Schützen, der es im Wirthshaus zu den sieben Planeten erzählte, wo ich vor der Vesper war; er hatte die Nachricht von so einem verdammten Rothmantel von der Compagnie des Don Antonio de la Guera."

„Ah, Meister Belsen, wieder eine brave blaue Schärpe, *) die durch eine Musketenkugel dem Beil des Henkers entgeht; auch trug der Herr Marschall das Prognostikum seines Unsterns auf dem Gesichte; ich hab's gesehen, des Tages, da er dem Hauptmann der Leib-Compagnie die prinzliche Fahne übergab .... eine herrliche Fahne, meiner Treu, von weißem Atlas, mit goldenen Lilien gestickt und mit Franzen von rother und isabellfarbener Seide **) ... ja und dann war noch auf die Fahne eine große Flamme gemalt, die mächtig aus einem Haufen Holz herausschlug ... und herum als Devise, ja wahrhaftig als Devise ... ich glaube lateinische Worte oder gar Arabische ... nicht so, Meister Belsen?"

„Ja," versetzte der Bürger mit trauriger und kummervoller Miene, „ja, ja, lateinische Worte: Splendescam, da materiam, das heißt soviel als: Gieb mir Stoff, und ich werde leuchten... Nun, Stoff, das heißt unsere Pistolen und unsere Magazine, Stoff, das sind wir, Bürger, Handelsleute und Kaper von Dünkirchen, die wir bei solchen Belagerungen keine Elle Serge verkaufen und keinen Beilander aus dem Hafen lassen können. Was das Leuchten aber betrifft, das sind die Posaunen des Ruhmes, goldne Schärpen, Helme und anderes unnützes, verdrehtes, eitles Zeug."

„Ich wollte gleich zwanzig Goldthaler geben," sagte ein anderer Bürger, „wäre der alte Marquis und alle seine Dons beim Teufel, denn am Ende haben wir Bürger von Dünkirchen doch die lustigen, muntern Herren des jungen Königs von Frankreich lieber, als diese steifen Castilianischen Figuren in ihren schwarzen Wämsern und ihren weißen Kragen, die so breit sind wahrhaftig, wie ein Ghyvelder-Käse. ..."

„Ich möchte Euch gleich beistimmen, Gevatter," versetzte der Bürger mit dem breitkrämpigen Hute, „wenn Dünkirchen für Mazarin .. ich meine für den jungen König von Frankreich, in Besitz genommen werden sollte... Aber wer weiß, ob wir nicht in die Hände des Excommunicirten kommen sollen, des Teufels Oliver Cromwell, des alten Knasterbarts, wie sagen die drüben gleich? Und wenn ich die Wahl habe, Gevatter, ob wir zu England oder zu Spanien gehören sollen, so entscheide ich mich doch lieber für die breiten Hemdekragen der Dons."

„Nun ja, in Gottes Namen, Ihr habt Recht, Ihr redet goldene Worte Gevatter," erwiederte der Andere — „wie es auch kommen mag, der Herr wird uns nicht verlassen, ein guter Fisch findet immer seinen guten Ofen, in dem er gesotten wird."

„Apropos, bei Fischen, meine Herren," sagte Haran-Sauret mit einer wichtigen und geheimnißvollen Miene, „da fällt mir was ein. Wir begegneten einmal auf einer weiten gefahrvollen Fahrt im Ocean einem so ungeheuren Mutterwallfisch, dem eine Schaar junger Wallfische von eben so enormer Größe folgte, daß wir die Alte für ein mächtiges Vorgebirge, und die Jungen für eine riesenhafte Küste hielten — so sicher, daß der Pilot, der die Höhe zu nehmen hatte, ein gewisser Bugniet, ein Geschworner von Ostende.. zuerst ganz verwundert war, dann seinen Bogen ***) nahm, um die Höhe dieses unbekannten und seltsamen Landes zu messen, damit ..."

„Daß Euch das Wetter mit Euren Lügen, Haran-Sauret," rief der Bürger, „laßt Euch nach Hause leuchten," und hiermit machte er kehrt und die ganze Versammlung ihm nach die Treppe hinunter, den Aufschneidereien des Alten zu entrinnen. Als Meister Belsen sich gewissermaßen in Sicherheit befand, auf freier Straße, rief er nochmals hinauf: „Pfuy, Sauret, pfuy, uns immer wie Gelbschnäbel zu traktiren! Solch Zeug, uns, die wir doch alt genug sind.... Na, ohne Groll! Wahrhaftiger Sauret, vergeßt nicht, Eurem Herrn Cornille Bart und Mademoiselle, †) seiner Frau, unsere Freude zu bezeugen, über die gute Nachricht, die ihr uns von seinem Befinden gegeben."

Die Versammlung zerstreute sich, Haran-Sauret schloß seine Thür, ärgerlich über das Gelächter der Bürger, das er noch aus der Ferne vernahm, und ließ sich auf einen Schemel im Vorgemach vor Meister Cornille Bart's Schlafkammer nieder.

---

*) Deren 3 erste Bände, die zunächst die (etwas romanhaft dargestellte) Geschichte dieser Marine im 17ten Jahrhundert umfassen, so eben angekündigt worden.

**) Busche, (spr. Bus-che), ein Fahrzeug, das beim Häringsfang in den Holländischen und Englischen Meeren gebraucht wird. Es ist vorn sehr weitbauchig, um dem Andrange der Wogen besser Widerstand leisten zu können. Die Buschen sind [illegible] bis [illegible] Fuß lang und 13 bis 15 breit.

***) Der Häringsfang machte den Haupthandel von Dünkirchen aus, und war die Beschäftigung des größten Theils der Einwohner; man zählte in jener Zeit bis auf [illegible] Buschen, die zu diesem Zwecke bestimmt waren. Der Himmel schien aus Barmherzigkeit für die Fischer diesem Fange ganz besonders günstig zu seyn, denn jeder hatte unter seinen Netzen, die er auswarf, immer eins, welches Petri Netz genannt wurde. Alle darin gefangenen Fische wurden zum Besten der Pfarrkirche verkauft. Bloß von dieser Revenue wurde die Kirche wieder aufgebaut und neu eingerichtet, nachdem sie im Jahre 1559 niedergebrannt worden war. Chronik von Dünkirchen. 4. [illegible]

*) Die Farbe des Prinzen von Condé.

**) Die Livreefarben des Prinzen.

***) Das nautische Instrument, welches die Chaldäer den Jakobsstab nannten; das Astrolabium.

†) Nur die Frauen der Edelleute hießen Madame.

Jacques Seyrac aus Bayonne gebürtig und Haran-Sauret genannt seit seiner Auswanderung nach dem Norden, hatte diesen Beinamen von seinem ehemaligen Gewerbe als Häringsfischer erhalten, das er anfangs in Dünkirchen getrieben, dann aber aufgegeben hatte, um Cornille Bart's willen, in dessen Dienste er getreten war, und den er begleitet hatte auf seinen Zügen gegen die Engländer und Holländer. Haran Sauret, kurzweg Sauret genannt, war ein braver achtbarer Seemann, in gewisser Beziehung ein Gelehrter, denn, was in jener Zeit schon außerordentlich und bedeutend genug war, er konnte lesen und das sehr geläufig. Diese Wissenschaft und Fähigkeit nun, verbunden mit seiner durchaus südlichen Einbildungskraft, setzte ihn in den Stand, sich die lügenhaften Berichte der Seefahrer jener Zeit so zu sagen einzuprägen, und hatte ihm zu gleicher Zeit Lust gemacht, sie nachzuahmen, und dies that er denn mit großer Kühnheit, wenn er auf seine gefahrvollen und durchaus wahren Reisen im Ocean zu sprechen kam, wie wir gesehen haben; übrigens war er redlich, unerschrocken, und in Allem seinem Capitain Cornille Bart treu ergeben.

Nachdem er sich auf seinen Schemel niedergesetzt, nahm er die interessante Beschäftigung wieder vor, in der er sich unterbrochen hatte, um Nachrichten von seinem Herrn zu geben. Er war nämlich mit dem Bau einer kleinen Galeere in Miniatur-Maßstab beschäftigt, die in Wahrheit für ein Meisterstück gelten konnte, so vortrefflich und genau war Alles daran der Wirklichkeit nachgebildet und ihr gemäß ausgeführt. Auch hielt der Alte von Zeit zu Zeit inne, und betrachtete sein Werk mit wohlgefälligem Lächeln, obgleich ihm ein Umstand großen Kummer machte. Die auf dem Hintertheil der Galeeren befindlichen Zelte waren in der Regel mit den kostbarsten Stoffen verziert, während der arme Sauret für seine nur ein Stück altes verblichenes rothes Zeug hatte. Er hatte gerade große Lust auf einen kleinen Streifen vom Banner des Herrn Prinzen, oder gar von der strahlenden Stola des Herrn Pfarrers an der Hauptkirche bekommen, um seine Galeere damit auszuschmücken, als ihn die Pfeife seines Herrn aus diesen frevelhaften satanischen Versuchungen aufstörte.

Sauret sprang sogleich auf, öffnete eine Tapetenthür mit gelb- und rothgesprenkeltem Muster, und stand in Cornille Bart's Zimmer.

Die Wände dieses Zimmers waren mit dickem Spanischem Leder überzogen, auf dem man noch hier und da die Spuren einer alten Vergoldung sah. Im Grunde des weiten Gemachs stand ein breites massives Bett; vier Säulchen von Nußbaumholz, von der Zeit geschwärzt, hielten den Baldachin und die Vorhänge, die von eben solchem roth und gelb gesprenkelten Zeuge waren, wie der Ueberzug der Thür.

Ein paar große Stühle, ebenfalls von Nußbaumholz, zwei Schränke von Ebenholz mit Schnitzwerk, auf denen mehrere große Japanische Vasen standen in Weiß und Blau, machten das fernere Ameublement dieses Zimmers aus; der Fußboden bestand aus bunten Fliesen; sparsam drang das Licht durch ein hohes schmales Fenster herein, dessen kleine Scheiben zierlich in Blei gefaßt waren.

Die Strahlen der untergehenden Sonne, die durch das dicke Epheu- und Hopfenlaub, welches das Fenster von außen beschattete, hindurchdrangen, brannten auf den Scheiben, und ein breiter goldener Lichtstreif floß in ihrer Richtung durch das Zimmer, während die übrigen Theile desselben in jenem Dunkel lagen, das die Maler aus Rembrandt's Schule so gern haben.

Auf dem Bette lag Meister Cornille Bart, eine große Gestalt, mit weißen Haaren und noch blondem Schnurrbart; aber auf seinem offenen scharfgezeichneten Gesicht sah man die Furchen und den Druck des Leidens. Er war in einen großen Ueberrock von braunem Etamine eingehüllt und stützte sein blasses abgemagertes Haupt auf die Schulter einer Frau von ungefähr vierzig Jahren, in einem schwarzwollenen Kleide mit langer Schnippe, einer weißen sauber geknifften Fraise und einer Art Häubchen von schwarzem Sammet.

Zu den Füßen des Verwundeten kniete ein Kind, von dem man nur die langen blonden Haare sah.

Diese Frau war Katharine Janssen, Meister Cornille Bart's Gattin; das Kind Beider Sohn, Jean Bart.

„Stütze Dich fest auf mich, mein Freund“, sagte Katharine zu ihrem Manne, „fürchte nicht, daß es mir beschwerlich wird; der Physikus hat Dir durchaus jede Anstrengung untersagt... Du, Jean, gieb dem Vater schnell die Pantoffeln, daß er aufstehen kann. Und Ihr, Sauret“, indem sie sich zu dem Alten wendete, der traurig an der Thür auf ihre Befehle wartete, „Ihr, Sauret, helft mir den Herrn auf seinen Lehnstuhl bringen.“

Das Kind hatte gethan, wie sie ihm geheißen und stand nun auf. Es war ein kräftiger Knabe von ungefähr neun Jahren, nicht groß, aber stark gebaut. Seine breite Stirn, seine für sein Alter starken Augenbrauen, seine blauen lebhaften Augen drückten eine ungewöhnliche Entschlossenheit aus, während seine vollen runden Wangen, von Luft und Sonne gebräunt, Kraft und Gesundheit athmeten.

Endlich, um das Bild vollständig auszumalen, wollen wir gestehen, daß, ungeachtet der steten Sorgfalt der Mademoiselle Katharine Bart, Wamms und Höschen ihres Sohnes viele Spuren, ältere und neuere, von der Wildheit und Lebhaftigkeit des jungen Herrn an sich trugen, wie ihn sein alter Freund Sauret nannte.

So wie Jean hörte, daß seine Mutter vom großen Lehnstuhl sprach, lief er hin und rollte den Stuhl nah an's Fenster, während Meister Cornille Bart, auf seiner Frau und Sauret's Arme gestützt, sich mit langsamen Schritten hinbewegte; er konnte noch nicht aufrecht stehen, das Athemholen wurde ihm schwer, alle Augenblicke mußte er stille stehen, und konnte manchmal einen leisen Schrei nicht unterdrücken, so heftig setzten ihm die Schmerzen zu.

Er war während der Belagerung von zwei Musketenkugeln in die rechte Seite getroffen worden, und eine hatte man nicht herauskriegen können.

Endlich hatte der Capitain den Stuhl erreicht, sank darauf nieder und stieß einen neuen Angstschrei aus.

„Heilige Jungfrau! Mein Freund, hast Du denn stärkere Schmerzen?“ schrie Frau Katharine voller Schrecken.

„Nein, nein, Katharine; ich glaube, es ist nur der Verband, der sich ein wenig verschoben hat — das ist Alles.“

Bei jedem Schrei des Meisters zogen sich die scharfen Augenbrauen seines Sohnes fest zusammen, während der alte Sauret, Gott weiß was für Flüche, gegen die drüben zwischen den Zähnen murmelte.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Recherches sur l'origine et l'accroissement de la prérogative royale en Angleterre. — Nach dem Englischen des Allen, von Guillet. 7 Fr.

Souvenirs de la fin du 18e siècle et du commencement du 19e, ou Mémoires de R. D. C. — Erster Band.

Adhemar et Théodeberge. Episode des guerres civiles du 15e siecle. — Von A. Pourrat des Gaudes. 2 Bde. 10 Fr.

L'Ame d'un jeune homme, ou le Roman du jour — Von P. Duverrier.

Chroniques du château de Coucy. Thomas de Marle, épisode de l'histoire de Picardie, au 12e siecle. — Von Ch. Ledhuy. 6½ Fr.

Le comte de Horn (1720). — Von Marie Aycard. 4 Bdchen. 12 Fr.

England.

Einige Worte über Speisen, so wie über alte und neuere Kochkunst.

Als Boswell einst den Redner Burke fragte, wie er wohl den Menschen definiren würde, sprach Letzterer: „Der Mensch ist ein kochendes Thier.“ — „Ihre Definition ist gut“, sagte Boswell, „und jetzt versteh' ich erst das alte Sprüchwort: „„Auch im Sieden der Eier ist Vernunft.““

Der Mensch ist wirklich ein kochendes Thier — die einzige von Gottes Kreaturen, welche den Gebrauch des Feuers kennt. Die künstliche Bereitung seiner Speisen, mit Hülfe dieses Elementes, gehört zu denjenigen Dingen, die zur menschlichen Wohlfahrt nothwendig sind.

Solche Thiere, die ausschließlich von Vegetabilien leben, hat die Natur mit einem Apparate von Verdauungs-Werkzeugen ausgerüstet, den man eine innerliche Koch-Maschine nennen kann; der Mensch aber entbehrt eines solchen Apparats: sein eigener Erfindungsgeist, wie er in den mannigfaltigen Productionen der Kochkunst sich kundgiebt, sollte den Mangel ersetzen. Von diesem Standpunkt betrachtet, erscheint uns die Kochkunst in enger Verbindung mit der geistigen Ueberlegenheit der menschlichen Natur, und wir brauchen also nicht schamroth zu werden, wenn wir erfahren, daß von Herrn Rundell's Englischem Kochbuche bereits 153,000 Exemplare abgesetzt sind!

Die Wissenschaft der Diätetik, welche unseren Gegenstand so nahe berührt, scheint den Alten weit mehr am Herzen gelegen zu haben, als uns. In seinem klassischen Werke de Re Medica drückt sich Celsus hierüber mit einer Subtilität aus, die uns als unnöthig erscheint. So sagt er (Kap. XX.), wo von den Dingen die Rede ist, „Quae alvum movent et adstringunt“, daß gebackene Dinge, wie z. B. Eier, adstringent seyen; eben so das Fleisch der laufenden Vögel, z. B. des Kranichs. Schwimmvögel haben nach ihm die entgegengesetzte Eigenschaft; Hasen- und Ziegenfleisch rechnet er zur ersteren, Austern, und überhaupt alle Muschel-Arten, zur anderen Klasse. Im Anfang seines Werkes behauptet der weise Arzt zwar, der Mensch dürfe nach keiner bestimmten Regel leben; er räth, bald auf dem Lande, bald in der Stadt zu wohnen, bald auf's Meer und bald auf die Jagd zu gehen, und keine Art von Speise zu meiden; — allein er fügt hinzu, diese Lebensart sey nur kerngesunden Leuten zu empfehlen; die geringste Störung der Gesundheit mache schon die größte Behutsamkeit in der Wahl der Lebensmittel nothwendig.

Nach Diodorus Siculus wurde die ganze Diät der alten Aegyptischen Könige von dem Hof-Arzte geregelt, und um die Mitte des 15ten Jahrhunderts hatte der König von England täglich seinen Leib-Arzt an der Tafel, der ihm die zuträglichsten Speisen empfahl und die Wirkungen jedes Gerichts gar appetitlich analysirte. Dies erinnert an Sancho Pansa auf der Insel Barataria.

Der Mensch gedeiht am besten, wenn er Fleisch und Vegetabilien zusammen genießt; die Brahmanen, welche nur von Reis leben, erreichen kein hohes Alter, und haben gewöhnlich eine schwache Constitution. Gewisse Stämme in Süd-Amerika, z. B. die Otomak's, leben fast nur von Fischen, und wird ihnen dieses Nahrungsmittel durch die Ueberschwemmungen des Oronoko entzogen, so verschlingen sie, nach Humboldt, kleine Kugeln aus einem sehr feinen und fetten Lehm, von gelblich grauer Farbe. Einen ähnlichen Lehm schmieren die Steinbrecher auf dem Kiffhäuser als Butter auf ihr Brod. Dies erinnert an das Gelüste, Erde zu essen, welches die Neger in Westindien öfter befällt, und das man als ein Symptom der Dyspepsie betrachtet. Dergleichen Substanzen enthalten aber durchaus keinen Nahrungsstoff; sie füllen bloß den Magen und gebieten so dem Heißhunger eine Zeitlang Schweigen. Der wackere Arzt Wollaston hat beobachtet, daß Menschen, die nur von animalischer Speise leben, mehr Mineralsäure absondern, oder, mit anderen Worten, mehr zu Steinschmerzen geneigt sind, als solche, die vegetabilische und animalische Stoffe zugleich genießen.

Die Physiologen halten keine Substanz für eigentlich nahrhaft, wenn sie nicht ein organischer Körper ist, also dem Thier- oder Pflanzenreiche angehört. Andere Stoffe können bloß nützlich seyn, indem sie die organischen Substanzen selbst verdaulicher machen, wie z. B. Wasser, oder die Thätigkeit der Verdauungs-Organe reizen, wie das Salz.

Doktor Prout hat neuerlich dargethan, daß die vornehmsten Nahrungsstoffe, die der Mensch sich assimilirt, auf drei Klassen zurückge-

führt werden können: sie sind entweder zuckerhaltig, oder ölig, oder albuminös (eiweishaltig). Die vollkommensten Specimina der drei Klassen sind: Zucker, Butter und Eiweiß. Zuckerstoff, im weitesten Sinne des Wortes, enthalten besonders die vegetabilischen Substanzen, und überhaupt alle diejenigen, in welchen Hydrogen und Oxygen so gemischt sind, daß sie eine Flüssigkeit bilden; so z. B. — was den Leser nicht wenig überraschen wird — die Fibern des Holzes, von den Chemikern Lignin genannt. Viele Sorgfalt und Geschicklichkeit ist erforderlich gewesen, um dieses Resultat durch Experimente festzustellen. Man verdankt einem Deutschen Gelehrten (Professor Autenrieth) die Entdeckung der nahrhaften Eigenschaft der Holzfiber, und dieser Entdeckung gemäß wissen wir nun, daß aus einer hölzernen Diele, nachdem sie gewisse chemische Metamorphosen durchgegangen, ein ziemlich schmackhaftes Brod bereitet werden kann.

„Das hölzerne Brett kann Brod auch geben!"

Wie die Lappländer von Troisild und Oesterladen ihr barke bröd (Brod aus Baumrinden) bereiten, erfahren wir aus von Buch's Reisen durch Norwegen und Lappland (1806—1808). Das schwammige Brod des Tübinger Professors möchten wir gern einmal kosten; aber das grobe Rindenbrod der armen Lappen dürfte wohl nur wenig besser schmecken, als die neu erfundenen Londoner Patentbrode.

Wir erlauben uns hier einige Bemerkungen über diesen neu erfundenen Artikel. Jedermann weiß, daß, nach alter Bäckerart, der während des Backens aufsteigende Dampf ungestört das Weite suchen darf. Erst vor einigen Jahren wurde die Entdeckung gemacht, daß dieser Dampf, im Zustand der Verdichtung, Spuren von Alkohol zeigt, und die Sammlung dieses Alkohols wurde sofort ein Gegenstand des Speculations-Geistes. Das gesammelte Alkohol, mit etwas übrig gebliebenem Brennstoff vermengt, gab nun zur Erfindung des Patentbrodes Veranlassung, und man empfahl dieses Brod besonders deswegen, weil es die löbliche Eigenschaft haben sollte, nie sauer zu werden, wie lange es auch aufbewahrt würde. Allein wie und um welchen Preis verschafft man ihm diese Unverweslichkeit? Saures Brod ist — wir gestehen es gern — eine fatale Sache; aber ist nicht gerade solches Brod, das nach langer Aufbewahrung sauer werden kann, eben der Artikel, der uns fehlt?! Bei Zubereitung des Patent-Brodes wird die Destillation so weit getrieben, als sie sich treiben läßt; das ganze Produkt des Gährungs-Prozesses wird von der Masse abgezogen, und die letztere bleibt als ein wahres caput mortuum zurück, dem nun auch der Zuckerstoff, kurz, jede nährende Eigenschaft gebricht.

In Frankreich werden die meisten Speisen, durch das Medium von Oel oder Butter, einer Temperatur von wenigstens 600° Fahrenheit ausgesetzt, woraus ein Backen oder ein analoger Prozeß entsteht. Dann thut man sie zum Erweichen in ein Gefäß mit ein wenig Wasser und hält sie mehrere Stunden in einer Temperatur tief unter dem Kochpunkte (212°), vielleicht nicht über 180°. Durch diese vereinten Prozesse werden die widerstrebendsten Speisen, mögen sie nun dem Thier- oder Pflanzenreich angehören, breiartig zersetzt, und so arbeitet man dem Magen trefflich in die Hände. In England dagegen wirft man die Speisen gewöhnlich ohne Weiteres in ein großes Gefäß voll Wasser, und bringt sie zur Koch-Temperatur: die Folge davon ist, daß eine Menge thierischer Substanzen, wenn sie gar geworden, noch schwerer verdaulich sind, als im natürlichen Zustande; denn albuminöse Substanzen (wie z. B. Eiweiß), werden um so härter, je länger sie kochen. Ist nun der Magen in einem geschwächten Zustande, so machen ihm Speisen aus einer Englischen Küche (wie z. B. halbrohe Beefsteak's Roastbeef u. dergl., die man so oft anrühmen hört), dadurch, daß sie die Säuerung fördern, große Unbehaglichkeit, während er dieselben Speisen nach Französischer Art zubereitet, sehr gut bewältigen würde.

Wir haben vorhin der drei Klassen gedacht, unter welche die vornehmsten Nahrungs-Artikel subsumirt werden können. Nun ist es merkwürdig, daß die Milch das einzige Lebensmittel, welches die Natur selbst für uns bereitet, alle drei Hauptstoffe in sich vereinigt. Auch alle Gräser und Kräuter, die dem Vieh zur Nahrung dienen, enthalten wenigstens zwei dieser Stoffe, wo nicht alle drei.

Die animalische Haut besteht fast gänzlich aus Gallerte, einer Substanz, die dem Eiweiß nahe verwandt ist, und in der Hausenblase am Reinsten erscheint. Die nährende Eigenschaft des Eiweiß kennen wir Alle aus einem sehr gewöhnlichen Küchenprodukte, dem Blanc-manger. Was nun die Haut betrifft, so zieht diese durch den Prozeß des Gerbens die Lohe der Flüssigkeit an, in die sie getaucht worden, und wird auf diesem Wege eine Composition, die weder in Fäulniß übergehen, noch durch kaltes oder heißes Wasser aufgelöst werden kann. Das Leder, obwohl ziemlich unschmackhaft und schwer verdaulich, hat schon bei mancher Gelegenheit als Nahrungsmittel dienen müssen. In Sir John Franklin's Reise nach dem Polar-Ocean heißt es an einer Stelle: „Bevor wir ausstiegen, verzehrte unsere ganze Mannschaft die Ueberreste ihrer alten Schuhe und jedes Stückchen Leder, das man auftreiben konnte, um den Magen gegen die Beschwerden des bevorstehenden Marsches zu stählen." Bei einer anderen Gelegenheit wird erzählt: „Ich fand mehrere von der Mannschaft unter Weiden gelagert, wo sie einige Stücke Fell und ein paar alte, von Wölfen abgenagte Wildknochen gefunden. Sie hatten die Knochen durch Feuer zerreiblich gemacht und mit der Haut verspeist. Einige unter ihnen gesellten noch ihre alten Schuhe zu der Mahlzeit." *)

Man denke sich den Zustand dieser wackeren Leute, als sie Fort Enterprise erreichten und keine Spur von Proviant oder Indianern vorfanden. „Als ich des anderen Morgens aufstand", sagt Capitain Franklin, „waren alle meine Glieder in solchem Grade aufgedunsen, daß ich kaum ein paar Ellen weit gehen konnte. Meine Gefährten, vier an der Zahl, suchten alte Wildknochen zusammen und einiges tripe de roche, so daß wir für zwei Mahlzeiten genug hatten. Die Knochen waren von beißend scharfem Geschmack, und die Gauche, die wir denselben entlockten, zerfraß uns den Mund, wurde jedoch, mit tripe de roche gekocht, etwas milder."

Wer von tripe de roche (einem Moos von der Gattung gyrophora), dürren Knochen und alten Schuhen lebt, der genießt zwar animalische und vegetabilische Substanzen zusammen; doch würden wir sein Gastgebot gern ablehnen.

In der künstlichen Speise des Menschen sehen wir aber das große natürliche Prinzip der Vermischung am stärksten hervortreten; unser Zucker und Mehl, unsere Butter und Eier sind in allen ihren Formen und Combinationen nichts mehr und nichts weniger, als verlarvte Nachahmungen des einfachen elementarischen Prototyp's — der Milch.

Von den Nahrungsstoffen, die der Mensch einnimmt, sind die öligen und albuminösen animalische Produkte; man könnte sie demnach ohne wesentliche Metamorphose zu den Zwecken der thierischen Oekonomie verwenden. Mit den zuckerhaltigen Stoffen, die größtentheils dem Pflanzenreich angehören, ist es anders bestellt; bevor diese in ölige oder albuminöse Stoffe verwandelt werden können, ist eine wesentliche Metamorphose nothwendig. Man hat aber beobachtet, daß alle menschliche Speise, von welcher Natur sie auch sey, einen gleichartigen Chylus oder Nahrungssaft absondert.

Wir Alle wissen aus eigener Erfahrung, welchen Einfluß der Magen auf unsere tägliche Glückseligkeit ausübt. Miß Hanna More sagt: „Es giebt nur zwei Uebel auf Erden — die Sünde und die Galle." Im vollkommen gesunden Zustande geht Alles glücklich von Statten; Alles ist couleur de rose; dagegen versichern uns die Herren Aerzte, daß die Hypochondrie mit allen ihren Schrecknissen ganz auf Unverdaulichkeit beruhe. Wir wollen dies nicht bezweifeln; aber die Französische Maxime, daß man sein Herz abhärten müsse, um den Magen in gutem Stand zu erhalten (mauvais coeur, bon estomac), hat für uns wenig Anziehendes. (Quarterly Review.)

Der Wiedergefundene.

Wir theilen in Folgendem eine merkwürdige Geschichte mit, deren vollkommene Wahrheit jedoch von zuverlässigen Männern bezeugt wird.

Vor dreißig Jahren führte einen Schiffs-Capitain von der Ostindischen Compagnie sein gutes Glück in die Nähe einer Indischen Dame, die von hoher Schönheit war. Er wurde alsbald von ihren Reizen ergriffen, seine Empfindungen blieben nicht unerwiedert und nicht lange darauf verband beide Liebende die Ehe. Die Dame besaß ein großes Vermögen, so daß ihr Gemahl sein Gewerbe aufgab und sich in Lucknow (Spr. Löcknau) niederließ. Länger als drei Jahre wohnte er hier im Schooße des wohlbehaglichsten häuslichen Glückes mit seiner Frau, die ihm während dieser Zeit drei Kinder gebar. Hierauf traten Umstände ein, in deren Folge er sich von seiner Familie entfernte, doch kehrte er noch ein Mal zurück, als sein ältester Sohn das siebente Jahr erreicht hatte, und nahm ihn mit nach England, um ihn dort die Vortheile einer Europäischen Erziehung genießen zu lassen. Aus Gründen, die uns bis jetzt noch räthselhaft geblieben, erhielt der Ex-Capitain seinen Sohn in dem Wahn, als sey er ihm völlig fremd, als sey er nur ein Freund, dem man ihm während der Ueberfahrt anvertraut habe. Kaum waren sie in England angekommen, so starb der Vater plötzlich, ohne seinen Schutzbefohlenen von dem nahen Bande, das sie mit einander verknüpfte, in Kenntniß setzen zu können. Das Kind hatte die eigenthümliche Farbe seiner Heimat und die Züge des Stammes, dem er durch seine Mutter angehörte. Und so betrachtete denn die Familie des Verstorbenen, die nie etwas von seiner Verheirathung erfahren hatte, die Waise als einen Mulatten, gab ihn bei einem Spezereihändler als Bursche in die Lehre und glaubte so hinlänglich und auf eine angemessene Weise für ihn gesorgt zu haben. Der Knabe diente seine Zeit mit Eifer und Treue ab. Als er ausgelernt hatte, gaben ihm die Verwandten seines Vaters eine Summe von hundert Thalern und wiesen ihn in die weite Welt hinaus, sein Glück zu versuchen, zugleich mit dem Bedeuten, sich nicht mehr in Zukunft auf ihren Beistand Hoffnung zu machen; sie waren froh, sich so mit guter Manier und geringen Kosten des Jünglings zu entledigen, den sie als eine unzeitige Last ansahen.

So ohne Beschützer, ohne Freund, sich selber überlassen, war es für den jungen Mann sehr schwierig, ja fast unmöglich, sich als Kaufmann zu etabliren; nur vermöge eines anständigen Compagnons wäre dies thunlich gewesen, denn ein farbiger Mensch hatte mit dem allgemeinen Vorurtheil zu kämpfen, welches der letzte Parlaments-Beschluß zu Gunsten dieser verachteten Klasse, wie dürfen es hoffen, vielleicht bald völlig niederschlagen wird. In solcher Lage mußte er einen Thaler nach dem anderen ausgeben und sah sich in kurzer Zeit so entblößt von allen Geldmitteln, daß er sich, um nicht in die äußerste Noth zu gerathen, entschließen mußte, mit Thee zu hausiren und durch dies armselige Gewerbe sein Daseyn zu fristen — ein höchst unsicheres Einkommen, und dennoch erhöhte er die Beschwerlichkeit seiner Lage noch dadurch, daß er eine Frau nahm. Er heirathete die Tochter eines Zimmermanns, die nichts weiter besaß als ihre Schönheit und trefflichen Eigenschaften. Denn außerdem, daß sie sehr hübsch war, war sie auch zu seinem Glücke eine vortreffliche Wirthin; nur das Allernothwendigste wurde ausgegeben und sparsam und ordentlich mit der geringen Einnahme hausgehalten. Mittlerweile war er auch der Dienerschaft eines reichen Particuliers auf dem Lande empfohlen worden, wegen seiner Redlichkeit, seines guten

---

*) Der menschliche Magen kann sogar noch härtere Substanzen als Fell und Knochen verdauen, wie aus einem Artikel von Dr. Marcet (in den Medico-Chirurgical-Transactions, B. XII.) sich ergiebt. Es wird darin eines Englischen Matrosen gedacht, der, um es einem Taschenspieler nachzuthun, in trunkenem Uebermuth mehrere Taschenmesser verschluckte, und zehn Jahre später in Guy's Hospital starb. Einige sehr geschickte Chirurgen, die den Körper secirten, fanden zu Aller Erstaunen die Messerklingen vor, von denen einige sehr zerfressen, andere noch ziemlich gut erhalten waren. Die Klingen befinden sich auf dem Museum des Hospitals.

Thees und seiner billigen Preise — und setzte an diese seine Waare mit Leichtigkeit ab. Obgleich sie sich nicht sehr honett gegen ihn benahmen und sein Gewinnst sehr mäßig blieb, so war dennoch das Haus bedeutend, er konnte viel absetzen, brauchte nie lange auf die Bezahlung zu warten und befand sich ganz wohl dabei. Außerdem schätzten Alle seine anständigen Manieren, so daß er immer gern gesehen war und ein freundschaftlich heiteres Verhältniß zwischen ihm und der Dienerschaft stattfand.

Eines Tages, als er eben aus dem Hause gehen wollte, begegnete er dem Herrn, der eben die Treppe heraufkam. Der gnädige Herr schien durch seinen Anblick betroffen, und heftete die Augen auf ihn mit einer lebhaften, ja ungeduldigen Neugierde. Der arme Handelsmann erschrak, als er so scharf und aufmerksam ins Auge gefaßt wurde. Er zog den Hut mit einem scheuen und ehrfurchtsvollen Gesicht, indem er sich an dem Herrn des Hauses vorbeidrückte, lief schnell nach seiner Wohnung zurück, voller Besorgniß, Jener möchte in Hinsicht seiner irgend einen ungünstigen Verdacht gefaßt haben. Kaum aber war er fort, so begann der Herr bei der Dienerschaft zu erfragen, was sie über ihn wußten, und obgleich die Nachrichten, die er hier erhielt, nur von geringer Bedeutung waren, so gab er doch Befehl, den Handelsmann zurückzurufen. Als der arme Junge sich nun einem Manne gegenüber sah, der im Range so hoch über ihm stand, gerieth er in Verwirrung und fürchtete schon, böswilliges Mißtrauen wolle ihn ausfragen. Der alte Herr erkundigte sich nach seiner Herkunft und Familie, und überzeugte sich endlich durch die Antworten, die er erhielt, daß er den gefunden, den er so lange Zeit vergeblich gesucht hatte.

Es ergab sich, daß der adliche Herr in Lucknow zur Zeit der Verheirathung jener Indischen Dame mit dem Capitain gewohnt hatte. Er war außer diesem der einzige dort lebende Europäer gewesen, hatte damals der Hochzeit beigewohnt, und war der einzige lebende Zeuge in dieser Angelegenheit. Die Wittwe hatte ihm von Lucknow aus mehrere Mal dringend geschrieben und beschworen, alle Mittel anzuwenden, die in seiner Macht wären, ihren Sohn aufzufinden, über dessen Schicksal sie seit beinahe zwanzig Jahren in völliger Unwissenheit wäre. Mitleidig hatte er Alles angewandt, das Kind wo möglich aufzufinden, aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos geblieben, er hatte schon alle Hoffnung des Gelingens aufgegeben, da endlich führt ihm das Glück den jungen Mann entgegen, und er sieht sich plötzlich am Ziele.

Er erzählte dem jungen Manne nun, daß der, welcher ihn nach England gebracht, sein Vater gewesen, daß ihm seine Mutter in Indien lebe, die dem Moment entgegenseufze, wo sie ihn in ihre Arme schließen könne. Sie hatte mehrere Tausend Pfund auf der Bank von Calcutta niedergelegt für ihren Sohn, im Fall man ihn auffände. Ihre Liebe für ihn war nie erkaltet. Sie hatte ihn als todt beweint, obgleich sie nie ganz die Hoffnung aufgegeben, ihn noch einmal wiederzusehen — eine Hoffnung, die sie lange genug so bitter getäuscht hatte.

Ein Licht vom Himmel war diese plötzliche Aufklärung für den armen unglücklichen Paria. Er konnte sich kaum in sein Glück finden — wollte einen Moment lang an der Wirklichkeit der ganzen Scene zweifeln; aber er träumte nicht, es war wirklich so. Sein Freund stattete ihn mit Briefen an seinen Agenten in Calcutta aus. Er schiffte sich ein, und kam nach einer glücklichen Fahrt in der Stadt der Paläste an, wohin sich seine Mutter, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, in größter Eile begab, das Wiedersehen mit ihm feierte, und ihn in ihre prachtvolle Wohnung nach Lucknow führte. Kurze Zeit nach seiner Ankunft ließ er seine Frau, die in England zurückgeblieben war, nachholen; sogleich nach Empfang seines Briefes schiffte sie sich mit dem ersten Schiffe ein, das unter Segel ging. In Lucknow leben gegenwärtig die Helden dieser Geschichte, glücklich und in Fülle und Ueberfluß. (Oriental annual.)

Bibliographie.

On infidel and deistical writers. (Ueber abtrünnige und deïstische Schriftsteller.) Von Pearson. 5½ Sh.

Precedents in pleading. (Rechts-Präcedenzfälle für Advokaten.) Von Petersdorff. 15 Sh.

Robert d'Artois. — Roman in 3 Bden. 31½ Sh.

Sketches of Corfu, historical and domestical. (Geschichtliche und Familien-Schilderungen von Korfu.) 8 Sh.

Nord-Amerika.

Religions-Sekten in den Vereinigten Staaten.

Nach dem Amerikanischen Kalender vom Jahre 1833.

1) Täufer, strenge Kalvinisten, aber die Taufe nur Erwachsenen, welche noch Unterricht genießen, ertheilend: 2,743,453 Individuen, 2914 Prediger, 4884 Kirchen.

2) Täufer, Anhänger der freien Entscheidung: 150,000 Individuen, 300 Prediger, 400 Kirchen.

3) Menoniten, Täufer, in Gemeinden vereinigt; Zweig der Menoniten in Holland: 120,000 Individuen, 200 Priester.

4) Täufer in freier Gemeinde, welche das Abendmahl ohne Unterschied und ohne Examen ertheilen: 30,000 Individuen, 30 Prediger.

5) Sabbat-Täufer, welche den Sonntag oder Tag des Herrn am Sonnabend feiern: 20,000 Individuen, 30 Prediger, 40 Kirchen.

6) Täufer der sechs Grundsätze, welche von ihren Mitgliedern eine Zustimmungs-Erklärung zu den sechs hauptsächlichsten Punkten der orthodoxen Theologie fordern: 20,000 Indiv., 25 Prediger, 30 Kirchen.

7) Freisprechende Täufer, welche glauben, daß die Freilassung der Sklaven eine strenge Pflicht der Christen ist: 4500 Indiv., 15 Prediger.

8) Bischöfliche Kirche der Methodisten: 2,600,000 Indiv., 1777 Prediger.

9) Protestantisch-bischöfliche Kirche, gleich der Anglikanischen Kirche: 600,000 Indiv., 558 Prediger, 522 Kirchen.

10) Presbyterianer, mit der allgemeinen Versammlung vereinigt, d. i. mit einer allgemeinen Synode: 1,800,000 Indiv., 1801 Prediger, 2253 Kirchen.

11) Verbündete oder unabhängige Presbyterianer: 100,000 Individuen, 74 Prediger, 144 Kirchen.

12) Presbyterianer von Cumberland, mit modifizirten orthodoxen Grundsätzen: 100,000 Individuen, 50 Prediger, 75 Kirchen.

13) Versammler, oder unabhängige Kirche, welche sich selbst verwaltet: 1,260,000 Indiv., 1000 Prediger, 1381 Kirchen.

14) Die allgemeinen Armenier, welche die allgemeine Erlösung und die Auferstehung des Fleisches annehmen: 500,000 Indiv., 150 Prediger, 300 Kirchen.

15) Lutheraner: 400,000 Indiv., 205 Prediger, 1200 Kirchen.

16) Christliche Einheits-Täufer (Unitarier): 275,000 Individuen, 200 Prediger, 800 Kirchen.

17) Einheits-Versammler: 176,000 Individuen, 160 Prediger, 193 Kirchen.

18) Deutsche Reformirte: 200,000 Indiv., 84 Prediger, 400 Kirchen.

19) Freunde oder Quäker: 200,000 Individuen, 462 Versammlungshäuser. Diese Sekte begreift auch die orthodoxen Freunde und eine neue Sekte, Hicksites genannt, in sich, welche ungefähr den dritten Theil ausmachen. Die ganze Sekte ist in 8 jährliche Versammlungen getheilt, wovon drei an dem neuen Schisma nicht Theil nehmen, welches auch nicht nach England übergegangen ist.

20) Vereinigte Mährische Brüder (Herrnhuter): 7,000 Individuen, 28 Prediger, 23 Kirchen.

21) Methodisten, Verbündete oder Andere, mit von der Konferenz unabhängigen Kirchen: 175,000 Individuen, 350 Prediger.

22) Tunkers, Deutsch-Armenische Täufer, in Güter-Gemeinschaft lebend: 30,000 Individuen, 40 Prediger, 40 Kirchen.

23) Tausendjährige oder Shakers, Zitterer. Diese glauben, daß nach dem jüngsten Tage die Gerechten noch 1000 Jahre auf der Erde bleiben und während dieser Zeit nur Entzücken und Vergnügen genießen: 6,000 Individuen, 45 Prediger, 14 Kirchen.

24) Swedenborgianer, oder Kirche des neuen Jerusalems: 5,000 Individuen, 30 Prediger, 28 Kirchen.

25) Römisch-katholische: 800,000 Individuen, 284 Kirchen.

26) Juden und andere nicht benannte Sekten: 500,000 Indiv., 150 Kirchen.

Bibliographie.

Life of Ma-ka-tai-mes-he-kia-kiak. (Leben des Indianer-Häuptlings, genannt der „schwarze Falke"; von ihm selber diktirt.) Boston.

Memoir and Poems of Phillis Wheatley. (Denkwürdigkeiten und Gedichte der Phillis Wheatley, einer Sklavin und gebornen Afrikanerin.) Boston.

Memoirs of Thomas Eddy. (Eddy's Leben und Briefwechsel mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Menschenfreunden Nord-Amerikas und anderer Länder.) Von Sam. L. Knapp. New-York.

The life of Andrew Jackson. (Lebensbeschreibung des Generals Jackson, Präsidenten der Vereinigten Staaten.) Vom Major Jack Downing. Philadelphia.

The botanical teacher. (Beschreibung der einheimischen sowohl als gemeinen exotischen Pflanzen, die nördlich vom Mexikanischen Meerbusen wachsen.) Von Laura Johnson, unter der Leitung des Professor Ames Eaton. Albany.

Prize-essay on the best modes of teaching penmanship. (Preisschrift über die besten Methoden des Schreib-Unterrichts.) Von B. F. Foster. Boston.

Mannigfaltiges.

— Das Mittelalter im heutigen Korsika. Lange Zeit war die Korsische Gemeinde Gavignano in zwei feindliche Parteien getheilt und von dem, was der Haß in diesem Lande ist, weiß man bereits soviel, um sich von jenen ewigen Befehdungen und mehr oder minder offenen Kämpfen der Mattei und Giampetri eine Idee machen zu können. Dies Unwesen nahm endlich so sehr überhand, daß der in Korsika kommandirende General-Lieutenant Baron Lallemand ernstlich darauf bedacht war, Ruhe und Frieden zurückzuführen, was auch gelang. Vor dem Altare und im Beiseyn des Notars wurde ein feierlicher Versöhnungsbrief niedergeschrieben, eine Art Urfehde, wodurch alle namentlich aufgeführten Mitglieder beider Familien, Vergessenheit früherer Unbill und gutes Einverständniß für alle Folgezeit angelobten; dann ward das nöthige Abkommen urkundlich verfaßt, um auf diese Basis den neuen Rechtsstand zu begründen. In der Pfarrkirche des Ortes nahm man am 19. Oktbr. v. J. diesen Akt vor, denn ohne religiöse Ceremonie würden ähnliche Verträge hier erfolglos bleiben. Ein feierlicher Segen und ein Tedeum beschlossen die Ceremonie, es umarmten sich die lange Zeit Getrennten unter dem höchsten Jubel und nun ging's zur Tafel. Die Parteihäupter der Mattei speisten bei den Herren Giampetri mit dem General, und des folgenden Tages zog Alles in die Häuser der gestern Bewirtheten, die aus Blutfeinden nun endlich zu ruhigen Gefährten und Freunden geworden. (Echo.)

Hierbei Titelblatt und Register zum sechsten Bande.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Mittwoch den 28. Januar 1835.

England.

Die Dauer des menschlichen Lebens.

Der alte Satz Arbuthnot's (in seiner Schrift über „Nahrungs-Stoffe"), daß nur unter mäßigen und enthaltsamen Menschen Beispiele von ungewöhnlich langem Leben zu finden seyen, wird scheinbar widerlegt durch die Erfahrung, welche uns oft genug Individuen vorführt, die ganz einer regellosen, abnormen Lebensweise ergeben sind, und gleichwohl im Alter über das gewöhnliche Maß hinaus reichen. Allein nur scheinbar: näher betrachtet stellt sich die Sache auf einen ganz andern Punkt. Wer mäßig und enthaltsam lebt, lebt bis zum letzten Hauche. Wer auf wüste verworrene Weise seine Jahre vergeudet, kann, wenn sein Naturell Stich hält, allerdings ein hohes Alter erreichen, allein er ist oft längst schon todt, ehe er sein Auge schließt; mit Pein und Sorgen und ohne daß die Functionen seines Geistes thätig sind, vegetirt er so hin und stirbt langsam, und eine Reihe von Jahren gehört zu seinem Sterben, nicht zu seinem Leben. So kann ein Siebzigjähriger oft nur funfzig Jahre gelebt haben, und zählt auf diese Weise gar nicht mit zu der Summe derer, die ein hohes Alter erlangten.

Die Gelehrten, welche über „langes Leben" geschrieben haben, sind in ihren Ansichten sehr getheilt darüber, ob außerordentliche Fälle zu gewissen Zeiten und in gewissen Gegenden sich in dieser Beziehung häufig ereignet haben oder nicht, und ob es überhaupt in der Urnatur des Menschen, der Möglichkeit nach, bedingt sey, ein hohes Alter zu erreichen, so daß jene Fälle entweder für ganz abnorme zu halten seyen, oder vielmehr das frühe Sterben als ein der Bestimmung der menschlichen Natur widerstrebendes Ereigniß angesehen werden müsse. In der Regel gehören die Fälle einer ungewöhnlich langen Lebensdauer entlegenen und barbarischen Zeitaltern an, in denen man Betrachtungen dieser Art gar nicht anstellte, und in anderen Zeiten, wo man recht eigentlich auf solche Fälle lauerte, ergaben sich diese als selten oder als fingirt und übertrieben. Es liegt dem Schreiber Dieses gegenwärtig eine Tabelle vor, von einem Manne verfertigt, der diesen Gegenstand zu einem Lieblings-Thema seines Nachdenkens machte, und 1750 Personen nachweist, die ein mehr als hundertjähriges Alter erreicht haben. Allein bei genauer Betrachtung zeigt sich, daß viele dieser Angaben aller Begründung entbehren, indem sie Zeiten angehören, deren Wundersucht sich bei dieser Gelegenheit ein weites Feld eröffnete, und mithin auch die als Fakta angegebenen Bestimmungen verdächtig macht. Unsere Encyklopädieen haben alle nur aus einer und derselben Quelle geschöpft, ihre Angaben stützen sich nicht auf neue Nachforschungen. So z. B. hat der berühmte Sir William Paulett, Testaments-Vollstrecker Heinrichs VIII., der am 10. März 1572 starb, ein Alter von 97 Jahren erreicht, während die Encyklopädieen auf sehr liberale Weise ihm 9 Jahre zulegen, und ihn 106 Jahr alt werden ließen.

Es ist leicht denkbar, welche Irrthümer sich einschleichen müssen, wenn man die Lebensdauer der Menschen in einer bestimmten Zeit nach dem damals angestellten Census der Bevölkerung berechnet, wie Lord Bacon in seinem höchst genau ausgeführten und schätzenswerthen Werke: „Historia Vitae et Mortis," nach dem Census des Kaisers Vespasian seinen Kalkül machte, ohne zu bedenken, daß absichtlich, um der Besteuerung für neugeborne Individuen zu entgehen, Fälle von langer Lebensdauer dabei fingirt wurden. Unser eigner Census in England ist so ungenau wie möglich, trotz der Sorgsamkeit, womit er von Seiten der Behörde angestellt wird. Das Volk hat nur zu oft ein Interesse daran, sich der Zählung zu entziehen. Aus Furcht vor Militair-Dienst verlassen die Leute oft ihren Wohnort, und lassen es an Bitten, Bestechungen und allen Arten von Kunstgriffen nicht fehlen, um von dem Census ausgeschlossen zu werden. So geschah es bei uns zur Kriegszeit, und als der Krieg beendet war, wurde der Militair-Dienst eher ein Gegenstand des Wunsches, als der Furcht; deshalb ergab sich ein plötzliches Anwachsen der Bevölkerung. Im Jahre 1831 entstand in allen Städten das Verlangen, eine möglichst große Einwohnerzahl anzugeben, um sich die Vortheile zu verschaffen, welche die Reform-Bill gestattete, und dies war lediglich die Ursache des großen Unterschieds, der sich zwischen dem Census dieses Jahres und dem von 1821 herausstellte.

Ich kann mit Lord Bacon nicht darin übereinstimmen, daß der Vespasianische Census die sicherste Gewähr leiste für die Abschätzung der Lebensdauer der damaligen Menschheit. Wäre dies der Fall, so müßte man annehmen, daß zwischen Padua und den Appeninen, in einem nicht eben allzu stark bevölkerten Landstriche, 124 Menschen von einer hundertundzwanzig- und mehrjährigen Lebensdauer existirt hätten, nämlich 54 von 120, 57 von 110, 2 von 125, 4 von 130, 4 von 135 oder 137, und 3 von 140 Jahren. Eben so wenig können wir dem, was Plinius (lib. 6, cap. 48) angiebt, vollkommenen Glauben schenken.

Nähern wir uns der neueren Zeit, — denn das Mittelalter ist in seinen Angaben noch fabelhafter als die alte Welt, so daß es, wenn man leichtgläubig seyn wollte, in manchen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung sogar zu den Ausnahmen gehören müßte, wenn einer unter siebzig Jahren starb, — so finden wir die Fälle von ungewöhnlich langem Leben höchst selten, und müssen analog auf die Zeiten des Alterthums und des Mittelalters zurückschließen. Vespasians Census bezieht sich auf die ärmeren Klassen des Volkes, deren Haufe sich nicht übersehen läßt. Unter höheren Ständen erweist sich auch in den früheren Zeiten nur selten ein hochbetagtes Individuum. Von Römischen, Griechischen, Französischen und Deutschen Kaisern und Königen bis auf die Zeiten Jacob's I. herab, finden wir unter 200 Fürsten nur vier achtzigjährige. Unter den Aposteln und Kirchen-Vätern scheint hohes Alter eine sehr gewöhnliche Erscheinung gewesen zu seyn und dies erklären Einige daraus, daß diesen erleuchteten Männern ein göttlicher Athem innegewohnt habe: — „nihil spirans nisi divinum!" Allein von den Päpsten sagt man ja dasselbe, und doch giebt es unter den ersten 240 Päpsten nur fünf, welche 80 Jahre und etwas darüber gelebt haben. Von Johann, dem dreiundzwanzigsten Papste, heißt es, er habe das 90ste Jahr erreicht. Sein Historiograph sagt von ihm, er sey ein Mann von ewig unruhigem Geiste gewesen, immer nach neuen Dingen trachtend, Vieles verbessernd, Vieles aber nur umgestaltend. Dazu, heißt es, war er ein Anhäufer großer Schätze. Von seiner heiligen Gesinnung meldet die Sage weniger, so daß man nicht behaupten kann, ein göttlicher Athem habe ihn so lange vor der Sterblichkeit bewahrt.

Interessant sind die Fabeleien des grauen Alterthums über die Lebensdauer mancher Menschen; auch Lord Bacon sagt naiv, man könne nicht viel darauf geben. Ein König von Spanien oder vielmehr von Cadix, Namens Agantharicus, wurde, wie gemeldet wird, 140 J., Cingras, König der Cyprier, der ein schwelgerisches Leben führte, beinahe 160 J. alt. Manchen Königen von Arcadien wird geradezu ein Alter von 300 Jahren zugemuthet, und Lord Bacon sagt, dies sey vielleicht fabelhaft. Wir finden, daß in Epirus manche Einwohner ein Alter von 200 Jahren mit Bequemlichkeit erlangten und einer ihrer Fürsten, Litorius, ein Mann von gigantischem Körperbau, machte seine 300 J. voll.

Die Theorieen, nach welchen den Menschen die Prognose gestellt wird, ob sie nach den und den Eigenschaften, die sie besitzen, ein kurzes oder langes Leben zu erwarten hätten, sind nicht minder unhaltbar. Die Farbe und Beschaffenheit des Haares und der Haut gelten Vielen für Anzeichen, die darauf schließen lassen. Knaben von rother Gesichtsfarbe, meinte man, würden in der Regel nicht so lange leben als andere von blassem Teint. Eine harte Haut sollte auf langes Leben, eine grobe, rauhe Haut, sogenannte Gänsehaut, auf kurze deuten. Eine gerunzelte Stirn und starkes, üppiges Haar mußten wenigstens für 100 Jahr eine Caution geben, während eine sanfte Stirn und weiches Haar einen frühen Tod befürchten ließen. Ein breiter Körperbau mit kurzem Leib aber langen Beinen von den Knieen bis zu den Knöcheln galt für Versicherung eines hohen Alters, während Personen, die vom Knie bis zur Hüfte lang gebaut und, wie Lord Bacon sagt, deorsum attenuati sind, nie lange leben könnten. Wohlbeleibtheit in der Jugend deute auf frühen Tod, dagegen im Alter sichere ein umfangreicher Leib das Leben des Menschen. Ein schmaler Kopf, ein weder langer und dünner, noch allzu feister, mithin proportionirlicher Nacken, weite Nasenlöcher, knorpelige, nicht fleischige Ohren, ein breiter Mund, breite, festgeschlossene Zähne, besonders wenn sie noch lange Zeit in der Jugend des Menschen wachsen, alles dies galt für Anzeichen eines langen Lebens. Das gehörte so zu den Thorheiten unserer weisen Vorfahren.

Auch um Vorschriften behufs einer Makrobiotik waren unsere guten Altvordern nicht verlegen. Sie empfahlen Diät, eine gänzliche Enthaltung von allen spirituösen Getränken, mäßige Bewegung, mäßigen Schlaf, veneris abstinentia ne exhauriantur, den Gebrauch von Bädern und die Einreibung von Salben und Oelen. Sie empfahlen Frömmigkeit, Beschäftigung mit Literatur und Philosophie, Landluft und in der Jugend Militair-Dienst. Auch an wirklichen Medikamenten zur Verlängerung des Lebens fehlte es nicht. Das Schminken der Haut hielten unsere Väter für sehr vortheilhaft, weil die alten Briten und Virginier sich schminkten und lange lebten. „Als Johannes de Temporibus", sagt Lord Bacon, „welcher 300 J. gelebt haben soll, gefragt wurde, was sein Leben so stabil mache, antwortete er: Oel von außen und Honig von innen!" Ein Römischer Senator, der 100 J. alt,

wurde, erwiederte auf gleiche Frage: „Weil ich esse, bevor mich hungert und trinke, bevor mich dürstet!“

In Betreff der Kleidungsstücke empfiehlt Hippokrates für den Winter reine und saubere, für den Sommer aber schmutzige und in Oel getränkte. Heutzutage bietet man Gesundheits-Flanell aus und macht Nacht-Jacken zur Verlängerung des Lebens.

Maffejus erzählt in seiner berühmten „Geschichte von Indien“ von einem gewissen Numas de Cugna, der in Bengalen geboren war und dort 1566 im dreihundertundeinundsiebzigsten Jahre seines Lebens starb. Zu einem Wunder gesellen sich natürlich immer mehrere, und so sagt Maffejus, der Mann habe 700 Frauen gehabt, sein Gedächtniß sey so stark geblieben, daß er sich aller Ereignisse seines langen Lebens mit vieler Geläufigkeit erinnert habe, sein Haar hätte sich aus Schwarz in Grau und aus Grau nachmals in Schwarz verwandelt, im Munde habe er vier Reihen Zähne gehabt. So absurd dies auch klinge, so würde diese Thatsache, wie der Autor sagt, doch vollkommen von Ferdinand Lopez de Castogueda, dem Königlichen Historiographen von Portugal, bestätigt. Man kann sich hierbei an das Lebens-Elixir des Paracelsus erinnern, das mindestens auf 400 Jahre eine Lebensdauer sicherte. Paracelsus war im Besitze dieses Mittels; warum er es aber nicht selbst gebraucht, weiß Niemand zu sagen; denn der gute Mann starb, bevor er 40 J. alt war.

Hufeland berechnet, daß von je hundert Menschen, die geboren werden, nur neun das sechzigste Jahr erreichen und nur sechs dasselbe überschreiten. Haller, der eine große Autorität hat, macht in seinem Kalkül einen anderen Schluß. Er meint, es gäbe 1000 unbestreitbare Fälle, daß Menschen 100 bis 110 Jahre alt geworden seyen, 60 zwischen 110 und 120, 29 zwischen 120 und 130, 15 zwischen 130 und 140, 6 zwischen 140 und 150, und ein Fall sey vorgekommen von einem Lebens-Alter von 169 Jahren. In einem Werke, das 1712 Fälle von ungewöhnlicher Lebensdauer in dem Zeitraume vom J. 66 bis 1799 n. Chr. annimmt, finden wir 3 Personen angegeben von einem Alter zwischen 150 und 160, 2 zwischen 160 und 170, und 3 von 170 bis 185 Jahren. Laßt uns sehen, wer diese drei alten Menschen gewesen sind, und wir werden erkennen, auf welche unhaltbare Angaben sich dieser ganze Kalkül stützt. Das höchste Alter von 185 Jahren wird erstens einem Manne, Namens Kentigern, zugeschrieben, den Spotswood auch erwähnt, in dessen Leben sich aber so viel Mirakel häufen, wie sie sein Zeitalter, das sechste Jahrhundert, mit Vorliebe erdichtete. Das zweite Beispiel von dieser Lebenslänge bietet angeblich Peter Torten, ein Ungarischer Bauer aus der Gegend von Temeswar, welcher 1724, in einem Alter von 185 Jahren, gestorben seyn soll. Der dritte Fall soll ebenfalls in Temeswar zu suchen seyn. Johann Rovin soll im J. 1741, in einem Alter von 172 Jahren, eine 164 Jahr alte Ehefrau hinterlassen haben. Sie waren 148 Jahr verheirathet, und hatten zwei Töchter und zwei Söhne, von denen der jüngere 116 Jahr alt war, als der Alte starb. Haller macht außerdem noch zwei Engländer namhaft, Henry Jenkins aus Yorkshire und Thomas Parr aus Shropshire. Jener soll 1670, in einem Alter von 169, dieser 1635, 152 Jahr alt, gestorben seyn.

Es ist am zweckmäßigsten, die Ungarn hier ganz aus dem Spiele zu lassen, da sich die Angabe über die Zahl ihrer Jahre bloß auf Hörensagen stützt, und das Landvolk bekanntlich überall ein Gerücht dieser Art vergrößert, um dem angeborenen Hange zu abenteuerlichen Dingen zu fröhnen. Was die beiden von Haller angeführten Engländer betrifft, so diene Folgendes zu kurzer Beleuchtung der Sache.

Ueber Jenkins findet sich in den „Philosophical Transactions“ eine eigene Abhandlung, aus der klar genug hervorgeht, daß der in Rede stehende Mann einige Jahre vor seinem Tode vor Gericht als Zeuge vernommen wurde und hier ein Alter von 140 Jahren angab. In den Parochial-Bezirken wurden damals die Geburten noch nicht registrirt, von einem Nachschlagen im Kirchen-Buche konnte also nicht die Rede seyn. Man war, konnte man des Mannes Angabe nicht widerlegen, genöthigt, seine Aussage gelten zu lassen. Damit ist jedoch keinesweges ihre Richtigkeit zugegeben. Der Mann konnte sich leicht irren, wie dies bei Bauern häufig in Angabe ihres Alters wohl vorkommt. Und wenn es ferner heißt, vier Männer seines Ortes, jeder 100 Jahr alt, hätten geäußert, sie könnten sich als Kinder des Jenkins nur als eines alten Mannes erinnern, so wird die Sache dadurch nur erst recht unsicher, weil in einem kleinen Dorfe schwerlich so viel praktische Makrobioten beisammen gewesen sind. Uebrigens behauptete Jenkins, sich der Schlacht bei Flodden Field (9. Sept. 1513) recht gut erinnern zu können; er sey damals 12 Jahr alt gewesen und habe den Englischen Bogen-Schützen Pfeile zugetragen. Danach wäre freilich die Rechnung in Ordnung, daß er 1670, als er starb, ein Alter von 169 Jahren erreicht habe. Der Glaubwürdigkeit giebt dies indessen noch keinen Vorschub. Es ist ein Irrthum oder eine absichtliche Verfälschung immer eher annehmbar, als daß die Natur jemals ihre Gesetze so weit überschritten haben sollte. Jenkins war eine Zeitlang Aufwärter beim Lord Conyers, später ein wilder herumschweifender Fischer gewesen. Wäre sein Alter konstatirt, so hätte er viel erlebt. Vier Königinnen und ein König wurden zu seinen Lebzeiten enthauptet; er hätte den Sieg des Republikanismus über die Monarchie, die Restauration der letzteren, den Sieg und den Fall des Papstthums in England und die Vernichtung der Armada erlebt.

In Betreff des Thomas Parr muß nicht minder die Leichtgläubigkeit der Erzähler belächelt werden. Der bekannte Graf von Arundel, heißt es, habe ihn an den Hof Karl's I. gebracht und ihn dem Könige als ein Wunder des Landes gezeigt. Zugleich soll die Gräfin Arundel der Königin die Frau des Parr, die 120 Jahr alt gewesen, vorgestellt haben. Parr hatte bis dahin bei einfacher Kost gelebt, bei Hofe habe man ihn mit Wein und allerlei Leckerbissen todt gefüttert; er soll an Seitenstechen gestorben seyn. Dr. Harvey öffnete die Leiche und fand, daß seine Constitution berufen war, ein Alter von 200 Jahren zu erreichen, wenn nicht das Hof-Leben seinen Verdauungs-Prozeß gestört hätte.

Dies sind die Fälle, auf welche am meisten Gewicht gelegt zu werden pflegt, obwohl man nicht sieht, mit welchem Rechte. Andere Beispiele von mehr als hundertjähriger Lebensdauer gehören barbarischen Zeiten oder solchen Ländern an, wo der Mensch in den Tag, und in das Jahr und in die Jahre hineinlebt, ohne sich um das Zählen zu bekümmern. Aufrichtiger in Angaben dieser Art sind die Chinesen; denn als im J. 1784 Kien-Long eine Schätzung seiner Unterthanen machen ließ, und die Bevölkerung auf 200 Millionen angegeben wurde, fanden sich nur vier Individuen, welche ein mehr als hundertjähriges Alter erlangt hatten.

Im Allgemeinen läßt sich kein Klima angeben, das eine lange Lebensdauer vorzugsweise begünstigte. Wir finden abnorme Fälle in Jamaika, den Inseln Barbadoes, dem heißem Aethiopien und Indien, wie in dem strengen Norwegen, Rußland und Schottland, in dem trockenen Madeira und dem gemäßigten Frankreich, wie in den immer nebelfeuchten Inseln an der Schottischen Küste, mitten in Binnenländern wie am Meere, in tiefen Thälern wie auf Berg-Höhen, in freier Landluft wie in den schmutzigen engen Gassen Londons. Alles, was man über Beschaffenheit des Klimas, über Einwirkung der tellurischen Verhältnisse und über Lebensart der Bewohner theoretisirt hat, fällt als nichtig zusammen. Auch in Hinsicht der Temperamente läßt sich Nichts mit Bestimmtheit angeben. Wir finden unter Reichen und Armen, Schwelgern und Mäßigen, Phlegmatikern und Sanguinikern, Weißen und Schwarzen, Kultur-Menschen und Kindern der Natur, gleich viele Ausnahmsfälle von langer Lebensdauer. Die Enthaltung alles Alkohols, aller hitzigen Getränke, mag ohne Zweifel der Organisation förderlich seyn, allein was die anempfohlene Reinlichkeit betrifft, welche zur Verlängerung des Lebens dienlich sey, so weiß man nur allzu gut, daß mancher Lappländer gerade in seinem Schmutz und Fett recht alt geworden ist, und unter Irländern und Russen, zwei Nationen, deren Unreinlichkeit weltbekannt ist, häufig ein abnormer Fall sich findet.

Man hat finden wollen, daß gewisse Beschäftigungen ein langes Leben eher möglich machen, als andere. So haben besonders Maler ein hohes Alter erreicht; man nennt Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Titian, Guercini, Guido, Maratti u. A. Auch unter den Musikern kennt man viele, die noch als Greise des Lebens sich freuten, und was man auch sonst gegen die sitzende Lebensweise einiger Klassen sagen mag, so ergiebt sich doch im Durchschnitt, daß Männer, welche geistig thätig sind, und bei denen das Nerven-System mehr in Aktivität sich befindet, als das Muskel-System, vorausgesetzt, daß sie nicht übermäßigen Anstrengungen unterworfen sind und sich leiblich nichts abgehen lassen, in Betreff einer langen Lebensdauer die arbeitenden Klassen bei weitem übertreffen. (N. M. M.)

F r a n k r e i c h.

Cornille Bart und der Seefuchs.

(Fortsetzung.)

Als sich Meister Cornille nun zurecht gesetzt hatte in seinem Lehnstuhl, wandte er mit sehnsüchtigem Schmerz seine erloschenen Augen auf seine Frau, die ihn still anblickte mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zärtlichkeit und Schmerz und dabei das Haupt ihres Sohnes an ihre Brust drückte.

„Gott ist gerecht, meine gute Katharine“, sagte Cornille Bart; „ich hoffe zu ihm, er wird Dir Deine Liebe und Sorge um mich vergelten, dadurch, daß er uns noch nicht trennt, und mich leben läßt, um unsern kleinen Jean zu erziehen, daß ein braver und tüchtiger See-Kriegsmann aus ihm wird; denn von unsern Kindern bestimme ich ihn für diesen Stand ... Die anderen Jungen können Kauffahrer werden ... Er aber, so Gott will, soll das Kriegs-Handwerk treiben, wie mein Vater und ich es getrieben haben.“

Katharine erhob ihre in Thränen schwimmenden Augen gen Himmel, als wollte sie ihn anflehen, die Bitte ihres Mannes zu erhören, und Jean zog wieder die Augenbrauen zusammen ...

„Aber“, begann Cornille Bart, „mir dünkt, mein alter Sauret, das Feuer ist heut nicht sehr lebhaft gewesen?“

„Nein, Herr ... aber es heißt, der Marschall von Hocquincourt sey diesen Morgen bei einem Ausfalle geblieben gegen das Angriffs-Corps Turenne's.“

„Gerechtes Ende für ihn, der gegen sein Vaterland kämpfte ... und doch war er ein Anführer, wie sich's gehört! Ich habe die Proben seines Muthes und seiner Tapferkeit gesehen ... Doch, zu was nützt die Tapferkeit, wenn man eine schlechte Sache vertheidigt! Ach! ach! wann wird Dünkirchen endlich einmal und für immer an Frankreich kommen und auf ewig von diesen Engländern und Spaniern befreit werden? ... Großer Gott! ich werde wohl diesen Freudentag nicht erleben.“

„Warum denn nicht, mein Freund?“ sagte Katharine. „Warum zweifelst Du denn daran? Und dann, kommandirt Mylord Lockard nicht eben so gut für den Lord Protektor, wie der Marschall Turenne für den König von Frankreich? Du hast mir selbst gesagt, daß unsere Statt, trotz der Tapferkeit des Herrn Marquis von Lede, nicht mehr lange widerstehen kann, weil die Einwohner gegen den Ausgang der Belagerung gleichgültig sind und nur eine ehrenvolle und vortheilhafte Capitulation wünschen; und, lieber Gott! gebe der Himmel, daß das recht bald geschieht, daß ich meine armen Kinder wieder zu sehen kriege, die mit meiner Schwester glücklich in Bergen wohnen!“

„Wir werden sie bald wiedersehen, Katharine; denn die Statt kann sich in der That nicht mehr lange halten. Aber was das an Frankreich Kommen betrifft, das ist freilich ein Anderes ... So lange der Krieg dauert, werden die Engländer ohne Zweifel die Stadt behal-

ten, dafür, daß sie ihre Flotte an Frankreich geliehen. Denn es ist der Schande werth, wenn man sich's denkt, daß der Kardinal nur einen einzigen Brander zur Englischen Flotte hat schicken können; ja, ja, Katharine, einen Brander, das ist Alles, was man in den Häfen des Atlantischen Meeres hat auftreiben können… Die Galeeren der Levante verstehen freilich nichts von der Schifffahrt außerhalb des Mittelländischen Meeres, aber — doch genug, Frau, von dieser Belagerung", brach Cornille ab; die Schmerzen wurden wieder heftiger.

„Hättest Du doch immer so gesprochen, mein Freund, und wärest nicht ausgelaufen, das Englische Rennschiff*) wegzunehmen! Du lägest dann nicht verwundet hier."

„Ach, was redest Du für Zeug, Frau! Das ist das Loos des Krieges, das launische, immer wechselnde. — Aber sage mir doch, mein lieber Jean", fuhr er fort und zog den Knaben zwischen seine Kniee, mit seinen langen Locken spielend, „sage mir doch, woran Du denkst; Du stehst ja so finster und trübselig da, wie ein Schulknabe, der die Ruthe haben soll."

„Ach! ich denke eben an den großen John Brisb", lieber Vater", antwortete das Kind mit dem Tone unterdrückten Zorns.

„Und wer ist denn der große John Brisb, mein Jüngchen?"

„Mit Erlaubniß, Meister", fiel Sauret, schüchtern näher tretend, ein: „John Brisb ist der Sohn unseres Nachbars, des alten Englischen Hochbootsmanns. Seitdem Ihr verwundet seyd, Meister, fällt unser kleiner Herr Jean über diesen John Brisb, so oft er ihn sieht, her und prügelt ihn durch, wenn gerade ein Stock zur Hand ist, oder auch mit der bloßen Faust, und das gehörig!"

„Gott im Himmel! immer und ewig Zänkereien!" sagte die arme Mutter erschreckt. „Wozu das, Jean, warum prügelst Du immer diesen Engländer?"

„Ich prügle diesen Engländer, Mutter, weil die Engländer meinen Vater verwundet haben!" sagte der Kleine mit entschlossenem Tone, und Cornille Bart konnte sich des Lächelns nicht enthalten.

„Ja, ja, darum thut er's", setzte Sauret hinzu und nickte triumphirend mit dem Kopfe — „darum kriegt er seine Tracht! Auch schreien sich alle Nachbarn zu, sobald sich unser braver junger Herr und der große überseeische Lümmel zusammen auf der Straße sehen lassen: „„Aha, da kommt Meister Cornille's Kleiner; nun wird der Engländer gleich seine Ladung kriegen!"" Und doch, Meister, ist des Bootsmanns Junge viel größer und wohl um drei Jahr älter, als unser junger Herr. Unser junger Herr macht Euch Ehre in Dünkirchen, Meister! Ja, mein Seel! Man spricht noch immer davon, wie er vor einem Jahre mit zwei Holländischen Schiffsjungen sich in's hohe Meer gewagt auf dem kleinen Kähnlein, das sie wegstibitzt, im schändlichsten Wetter und bei widrigem Wind auf der Rückkehr, daß unser junger Herr, der sich zum Capitain dieser Nußschaale gemacht, sein Leben hätte einbüßen können bei diesem Wagstück, und wie er die beiden Jungen immer mit dem Ruder zusammenhieb, weil er ihre Sprache nicht verstand und ihnen auf keine andere Weise verständlich zu machen wußte, daß sie keine Furcht haben sollten. Darum halte ich so viel darauf — bei solchem Wetter, denn je mehr Hindernisse, desto mehr —"

„Haltet Euren Mund, Sauret, Ihr seyd nicht klug", unterbrach ihn Mademoiselle Bart; „bringet lieber Licht, anstatt das arme Kind zu ähnlichen Thorheiten zu ermuntern, und Du, mein Freund, kannst Du es ohne Schelte hingehen lassen, daß der Junge sich immer so in Gefahr begiebt, immer im Hafen liegt und auf den Masten herumklettert, statt in die Schule zu gehen und von den würdigen Patres was zu lernen? Du hast wohl Sauret befohlen, er soll ihn lesen lehren; aber Jean kennt kaum die Buchstaben, und unsere anderen Kinder lesen schon fast geläufig."

„Du hast Recht, Frau; aber mein Häuschen liest Dir alle Masten, Segel und Manöver eines Schiffes her, daß es nur so eine Art hat. Ein Gelehrter soll er auch nicht werden."

„Aber der Junge wird sich den Tod holen, wenn Du ihn immer zu dergleichen Wagnissen ermunterst. — Großer Gott!" erwiederte Katharine mit Thränen in den Augen.

„Nun, ja, ja, Du hast Recht", beschwichtigte er sie und nahm scheinbar eine strenge Miene an; „Du hast Recht und Jean hat Unrecht. Du gehst nicht mehr auf's Meer hinaus, prügelst keinen Engländer mehr, hörst Du wohl, Jean?"

„Und ich, Mutter, sage Dir, daß ich den John immer prügeln werde wie einen Hund, so oft er sich nur vor mir sehen läßt; denn als der Vater verwundet nach Hause gebracht wurde, hat er frohlockend gesagt: „„Hussah! der Franzose hat sein Fett gekriegt."" Er soll nun auch sein Fett kriegen von mir, Fett und Schmiere vollauf, damit er weiß, wie's schmeckt, und Sauret hat übrigens auch gesagt, daß für jeden Schmiß, den der John von mir kriegt, mein Vater einen Schmerz weniger hat."

„Da hörst Du es, mein Freund — so hetzt der Sauret den armen Jungen auf."

„O nein, Mutter, keineswegs; denn wenn ich John Brisb durchgeprügelt habe, so bin ich's gewesen, der mich dazu aufgehetzt hat, und werde es auch ferner seyn, darauf verlasse Dich!"

„Den Mund gehalten, Jean", sagte der Vater sehr ernst, „nicht in diesem Tone mit der Mutter gesprochen, oder Du lösest etwas und ich erzähle Dir keine Geschichten mehr von dem alten Jacobsen, dem Seefuchs, wie wir ihn ehemals nannten, als er Capitain meines Vaters Anton Bart war, Deines Großvaters, Häuschen." —

„Ach! erzähle, erzähle, Vater!" rief Jean voller Freuden und kauerte sich zu Meister Cornille's Füßen nieder.

„Du wirst Dich wieder angreifen, lieber Mann", sprach Katharine; „denke doch daran, daß es Dir der Physikus ganz besonders eingeschärft hat, wenig zu reden."

*) Ein großes Kriegsschiff, von der Bedeutung einer jetzigen Fregatte.

„Gut, gut! besorge nichts; ich will ganz leise sprechen … aber mein Sohn muß doch wenigstens wissen, daß sein Großvater nicht ruhmlos gestorben ist, doch wissen, wie er tapfer unter den Kanonen der Engländer gefallen ist."

„Also die Engländer haben meinen Großvater erschossen?" schrie Jean Bart auf, und fühlte, wie der Zorn gegen John Brisb von neuem in ihm kochte.

„Ja, mein kleiner Held, im Kampfe gegen die Engländer ist Dein Großvater gefallen."

„Na, für dies Mal kann sich der Galgenstrick, der John Brisb, bedanken, wenn er die Maulschelle, die ich ihm eben applizirt, glücklich übersteht!" rief Sauret, der eben hereintrat mit einer kupfernen Lampe.

Aber ein ernsthafter Blick von Mademoiselle Bart brachte ihn zum Schweigen. Er setzte seine Lampe auf die eine Kommode und blieb stumm und verlegen.

„Vergieb ihm, Katharine", sagte Cornille, „er ist ein alter treuer Diener, der unser Häuschen auf seine Weise lieb hat" — und auf ein Zeichen von Katharinen, fügte er hinzu: „Meine Frau verzeiht Dir. Geh', hole Dein Werkzeug und Deine Galeere und setz' Dich dann dort hin; Du magst auch zuhören, Du hörst ja diese Geschichten so gern wie mein Häuschen."

Sauret ging voller Freuden hinaus und kam bald wieder mit seiner Galeere und seinem Handwerkszeug zurück; er setzte sich damit auf die Erde zu Meister Cornille's Füßen.

In diesem Moment ließ sich der Kanonendonner, der bis dahin geschwiegen, wieder vernehmen. „Das sind die Kanonen", schrie Jean, und wippte auf seinem Schemel umher. — „Ja, das Feuer beginnt wieder", sagte Cornille. — Katharine bekreuzte sich und nahm ihren Spinnrocken vor. — „Mein Seel, Häuschen, das Feuer aus allen diesen Geschützen soll würdig die Erzählung von den Waffenthaten Deines Großvaters und des Seefuchses begleiten, denn bei ihrem Donner haben sie ihren Ruhm erworben", sprach Meister Cornille mit Begeisterung.

Und in Wahrheit, die Scene hatte etwas Großes und Heroisches; es war ein schöner Anblick, wie der unerschrockene Seemann, der seinen Wunden fast unterlag, mitten in den Gefahren einer Belagerung beim dumpfen herabhallenden Donner der Kanonen seinem Sohne das ruhmvolle Ende seines Vaters erzählte.

„Michel Jacobsen, mein Kind", sprach Meister Cornille Bart, „wurde der Seefuchs genannt, weil es keiner so gut, wie er, verstand, mit List und Schlauheit seine Beute zu erhaschen und ebenso seinen Feinden zu entwischen. Jacobsen war der Waffenbruder Deines Großvaters; sie hatten sich einander unverbrüchliche Freundschaft gelobt und bewiesen — eine jener festen Freundschaften aus der alten Zeit .. nicht mit viel Worten, aber That auf That, wie Du bald sehen wirst. Was Jacobsen anbelangt, den Seefuchs, so hast Du oft sein Bild gesehen beim Herrn Schöppen Mullewaert, wie er gemalt wurde von dem berühmten Maler aus Köln, der hier, es ist nun schon lange her, als Gesandter des katholischen Königs bei Seiner überseeischen Majestät *) durchkam — und bei meinem Heiligen, mein Sohn, Du wirst nie ein Königlicheres und prächtigeres Gefolge zu sehen bekommen, als dieser Herr Maler hatte, der Rubens hieß, der seine Edelleute und Stallmeister, Pagen und Dienerschaft in rothen und braunen mit Silber gestickten Livreen bei sich hatte. Da konnte man Spanische und Arabische Hengste sehen, mit dem schönsten Sattelzeug, weißen Federn und feuerfarbenen Bändern, und dann die goldenen Sänften, eine Herzogin kann sie nicht prachtvoller haben — und Gott weiß, was Alles Köstliches und Seltenes! Und dieser Maler, mein Kind, dieser vornehme Herr, sah es als eine Gunst ohne Gleichen an, daß er den alten Seefuchs malen durfte, seiner Verwegenheit und Unerschrockenheit zu Ehren — und zu diesem Endzweck ging Rubens alle Tage zu Jacobsen hin, der in einem kleinen ärmlichen Zimmerchen wohnte, dicht an beim alten Risban. — Und als er das Bild fertig hatte, und der Herr Bürgermeister ihm zum Lohne eine volle Börse oder wenigstens eine schöne goldne Kette verehren wollte, antwortete der Maler mit stolzer Vornehmheit: Mir genügt, daß man nun sagen kann, Rubens hat Jacobsen gemalt!

„O! ich erinnere mich des Bildes wohl", rief Jean, „ein Mann mit einem braunen langen Gesichte, Haar und Bart schwarz … in einem stählernen Panzer, eine rothe Schärpe darüber; in der rechten Hand hält er seinen Kommandostab, die andere Hand ruht auf einem schönen glänzenden Helm; im Hintergrund des Bildes sind Schiffe abgebildet, eine Schlacht und das Meer in stürmischen Wogen, gerade so wie an jenem Tage, wo ich mit den beiden Schiffsjungen aus Rotterdam auf der hohen See war." Dies Alles sagte der Knabe mit einer Begeisterung, daß Cornille darüber lächeln mußte, obwohl die Mutter seufzte.

*) Dem König von Spanien, Philipp IV., war das freundschaftliche Verhältniß bekannt, das zwischen Rubens und dem Herzog von Buckingham, Karl's I. Günstling, bestand, und er befahl, um die Mißhelligkeiten zwischen den Kronen England und Spanien auszugleichen, der Prinzessin Isabelle, Rubens zu veranlassen, nach Madrid zu kommen. Dieser begab sich denn im Jahre 1627 dahin. Philipp nahm ihn mit großer Auszeichnung auf und faßte bald eine außerordentliche Meinung von ihm. Nachdem er achtzehn Monat am Spanischen Hofe zugebracht, gab ihm der König die Instructionen und Beglaubigungsschreiben an den König von England. Rubens ging alsbald nach London, über Dünkirchen, und wurde von Karl I. mit großer Huld aufgenommen, der sogleich von ihm gemalt seyn wollte. Während dieser Sitzungen setzte Rubens die verschiedenen Punkte seiner Sendung auseinander und nach zweimonatlichem Beisammenseyn waren die Grundlagen des Friedensschlusses zur Zufriedenheit beider Parteien festgestellt. Um ihm seine Hochachtung zu bezeugen, ernannte ihn Karl I. in voller Parlaments-Versammlung zum Ritter und machte ihm den goldenen mit Diamanten besetzten Degen, mit dem er ihn zum Ritter geschlagen, zum Geschenk. Während des Verlaufs dieser Unterhandlungen malte Rubens die neuen Plafonds in White-Hall, auf denen er die Haupt-Actionen aus Jakob's I. Regierung, von seiner Besteigung des Englischen Thrones an, darstellte. Außerdem malte er das köstliche Bild des Königs Karl in Gestalt des heiligen Georg zu Pferde. Die Frau, die der Heilige aus der Gewalt des Drachen befreit, ist das Bild der Königin.

„Und mit Vergunst", bemerkte Sauret, der von dem Vorrecht, das ihm seine langen Dienste gaben, bisweilen Gebrauch machte und eine Bemerkung oder Erläuterung einschaltete, „mit Vergunst, ich habe mir sagen lassen, daß dieser vornehme Herr Maler so recht die eigentliche Physiognomie des Meeres getroffen hat, denn wer eine Stute nicht in der Brunst und das Meer nicht im Sturme gesehen, hat nur einen Schatten statt des hellen Tages geschaut, und bei Gelegenheit von Sturm, da fällt mir eine merkwürdige Geschichte ein, mit Vergunst, Meister Cornille; es war noch, bevor ich in Eure Dienste kam, als wir uns ein Mal auf einer weiten und gefahrvollen Fahrt, unfern der Küsten des Großfürstenthums Moskau, befanden, und uns plötzlich ein so ungeheurer Sturm überfiel, daß die Fische von der Gewalt des Orkans aus den Wellen herausgeschleudert wurden und in der Luft hin und her flogen, nicht anders als wie Vögel, und so hoch, daß die furchtbarsten Haifische dem bloßen Auge so klein erschienen, daß man sie für Schwalben halten mußte; ich will gerade nicht behaupten, daß man sie nicht wohl auch für Möwen halten konnte — denn der Wahrheit die Ehre ... aber wie gesagt, sie erschienen so klein und wurden so hoch über's Wasser emporgeschleudert, daß .."

„Daß", fiel Cornille Bart ein, der sich an den kolossalen Lügen Sauret's manchmal ergötzte, „daß man mit einer Musketenkugel weit eher als mit Harpunen einen dieser furchtbaren Haye hätte erlegen können, nicht Sauret?"

„Ich schwöre es Euch, Meister, bei den Heiligen des —"

„Geh, geh! Pfuy! Setz' Deine Seele nicht so thöricht auf's Spiel und halt' den Mund, statt daß Du mir so unverschämte Lügen aufheften willst, die Du wohl Ammen und Kindern weiß machen kannst, nicht aber mir."

Sauret wurde roth, sah zur Erde, putzte an seiner Galeere und sagte kein Wort mehr.

„Mein Lieber", nahm Katharine das Wort, „mir scheint, Du greifst Dich mit dem Sprechen zu sehr an. Guter Gott! leg' Dich doch nieder; der Physikus hat gesagt, daß, bevor die Musketenkugel nicht heraus ist, die kleinste Anstrengung Dir das Leben kosten kann."

„Willst Du denn lieber, Frau", erwiederte Meister Cornille, „daß ich an meine Schmerzen denken und ihnen nachhangen soll, statt sie zu vergessen, indem ich vom Kriege spreche, mit diesem Kinde, das, so Gott will, die Ehre unseres unberühmten aber fleckenlosen Namens aufrecht erhalten und ihn vielleicht noch ein Mal adlich und groß machen soll."

Mademoiselle Bart schwieg, seufzte, nahm wieder ihren Rocken vor und Meister Cornille fuhr fort: „Um wieder auf den Seefuchs und Deinen Großvater zu kommen, Hänschen, so höre, was sich vor langen Jahren begab: (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Correspondance inédite de madame Campan avec la reine Hortense. — Herausgegeben und mit erklärenden Anmerkungen versehen von J. A. C. Buchon. 2 Bde. 15 Fr.

L'Églantine, souvenirs de littérature contemporaine. — 20 Fr.

Le fils du Rajah. — (Eine Nachahmung der Sakuntala.) Von Jules Janin. 3 Fr.

Han-Wen le lettré. — Von Jules Janin. 3 Fr.

Notice sur deux anciens romans intitulés: Les chroniques de Gargantua. Par l'auteur des nouvelles recherches bibliographiques. (Von dem bekannten Bibliographen Brunet.) 1½ Fr.

Italien.

Der Gymnasial-Unterricht in der Lombardei.

Von Defendente Sacchi.

Die Alten hatten ihre Gymnasien anfangs zu gymnastischen Uebungen, und dann zu ernsten philosophischen Studien bestimmt; bei den Völkern der neueren Zeit entschied die allgemeine Stimme dafür, daß man die Jünglinge nicht eher in die Geheimnisse der Philosophie einweihen dürfe, bis sie den Virgil und Cicero in der Ursprache lesen könnten: das Lateinische sollte die Gymnastik des menschlichen Geistes werden. Daher kam es, daß der Gymnasial-Unterricht Jahrhunderte lang fast nur auf Grammatik sich beschränkte; in der Folge gesellte man noch die Rhetorik dazu, aber eine wesentliche Reform der Gymnasien war erst der neuesten Zeit vorbehalten. Diese Reform hat auch in unserer Lombardei Eingang gefunden.

Der Gymnasial-Unterricht dauert bei uns sechs Jahre; in vier Jahren durchläuft der Schüler eben so viele grammatikalische Klassen, und in den zwei letzten die Humanitäts-Klassen. Lehrgegenstände der ersten Klasse sind die Elemente der Italiänischen und der Lateinischen Sprache, verbunden mit Uebungen im Uebersetzen aus dem Latein ins Italiänische, bei welchen eine Anthologie aus Lomond's heiliger Geschichte zum Grunde liegt. Außerdem werden die Elemente der Rechenkunst und der Geographie nebst dem Katechismus gelehrt. In der zweiten Klasse wird mit Latein, Arithmetik, Katechismus und der Geographie fortgefahren; dazu kommen noch zwei neue Lehrgegenstände, die Geschichte des Hauses Oesterreich und die Römischen Alterthümer. In der dritten Klasse beginnt der Unterricht im Griechischen, und in der vierten lernt man Lateinische Prosodie. Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß die übrigen Zweige des Unterrichts auch in diesen höheren Klassen fortbestehen; natürlich sind aber die Materien der größeren Reife des Schülers angemessen.

Die erste Humanitäts-Klasse wird in den Anfangsgründen der Rhetorik und der Poetik unterwiesen; man giebt den Jünglingen in Anthologieen eine Auswahl von Musterstücken Griechischer, Lateinischer und Italiänischer Schriftsteller. Außerdem lernen sie die Elemente der Algebra bis zu den Gleichungen vom ersten Grade, und empfangen Unterricht in Geographie, Geschichte und Religion. In der zweiten Klasse wird mit allen diesen Gegenständen fortgefahren.

Während der sechsjährigen Gymnasial-Zeit wechseln die Schüler nur mit zwei Professoren, dem Professor der Grammatik und dem der Humaniora; der erstere empfängt sie aus der dritten Elementar-Klasse und führt sie bis zur Humanität. Jeder Professor der Humanität macht seinen zweijährigen Kursus, woraus den Jünglingen der Vortheil erwächst, daß sie keiner neuen Methode sich anzubequemen brauchen und den Professoren der andere Vortheil, daß sie ihre Schüler genauer kennen und beurtheilen lernen.

Jeden Monat, oder so oft es dem Vice-Direktor gefällt, besucht der Präfekt die Schule und wohnt dem Unterricht bei. Jedes halbe Jahr müssen sämmtliche Schüler einem öffentlichen und Privat-Examen sich unterwerfen; am Ende des zweiten Semesters folgt dem öffentlichen Examen die Austheilung der Preise, welche Feierlichkeit mit zwei Vorträgen in Lateinischer und Italiänischer Sprache, die von zweien der Schüler gehalten werden, anfängt und endigt.

Die Gymnasien selbst zerfallen in zwei Klassen: Kaiserliche und Kommunal-Gymnasien; der ersteren giebt es zehn, der letzteren acht; daneben existiren noch bischöfliche Gymnasien, öffentliche Gymnasien mit Konvikt, Privat-Gymnasien, gymnastische Kommunal-Schulen und gymnastische Erziehungs-Anstalten, so daß man in der Lombardei 66 Gymnasien mit 300 Professoren zählen kann. Jedes Jahr treten gegen 1200 Schüler ein, aber während des Kursus gehen Viele wieder ab, und widmen sich dem Handel, den Künsten oder Gewerben, so daß man im Durchschnitt nur 800 auf das Jahr rechnen kann. Die öffentlichen Gymnasien kosten den Staat jährlich an 300,000 Oesterreichische Lire (100,000 Gulden C. M.). Wir theilen hier einen Prospektus statistischer Notizen mit, die sich auf das Schuljahr 1834 beziehen.

	Zahl der Gymnasien.	Zahl der Lehrer.	Zahl der Schüler.	Ungefährer Belauf der Kosten.
Kaiserliche Gymnasien	10	88	4100	210,000 Lires.
Oeffentliche Kommunal-Gymnasien	8	68	1700	90,000 =
Bischöfliche Gymnasien ...	7	62	800	60,000 =
Oeffentliche Gymnasien mit Konvikt	4	34	300	50,000 =
Privat-Gymnasien	6	48	500	60,000 =
Gymnastische Kommunalschulen	11	—	—	— =
Gymnastische Erziehungs-Institute	20	—	—	—
	66	300	7400	470,000 Lires.

Die Zahl der Privat-Lehrer, welche einen Gymnasial-Kursus halten, beläuft sich auf ungefähr 120. Alle öffentliche und Privat-Schüler sind übrigens in den öffentlichen Gymnasien eingeschrieben, und müssen die halbjährlichen Examina mitmachen, daher man ihre Gesammtzahl kennt. Diese Gesammtzahl hat sich während der letzten zehn Jahre immer, mit geringer Abweichung, zwischen 7000 und 7450 gehalten, wie nachstehende Tabelle ergiebt.

Jahr.	Zahl der Schüler.		Gesammtzahl.
	öffentliche	Privatschüler	
1825	5700	1700	7400
1826	5500	1900	7400
1827	5300	1700	7000
1828	5100	1800	6900
1829	5100	1900	7000
1830	5200	1900	7100
1831	5200	2100	7300
1832	5250	2200	7450
1833	5300	2150	7450
1834	5200	2200	7400
	52850	19550	72400

Bibliographie.

L'arte di sonare il violino di Nicolo Paganini. (Es ist dies eine Bearbeitung der von dem Kapellmeister Guhr in Frankfurt a. M. herausgegebenen Bemerkungen über das Violinspiel Paganini's und die Weise, sich einen Theil seiner Fertigkeit anzueignen.) Mailand.

Giudizi intorno alla testa di Napoleone. (Bemerkungen Französischer Gelehrten über Napoleon's Schädel.) Nebst eigenen Wahrnehmungen, von Pietro Molossi. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Vico's Werke. Von Predari's Ausgabe der Werke des Philosophen Vico ist schon im Laufe dieses Monats der erste Band erschienen. Der Titel lautet: „Opere compiute di Giambattista Vico" u. s. w. (Vico's sämmtliche Werke, zum ersten Mal vollständig herausgegeben, und mit Uebersetzungen und Kommentaren begleitet von Francesco Predari.) Dieser erste Band enthält eine Autobiographie des Neapolitanischen Denkers, die Lateinischen Reden: „Hostem hosti etc." „De nostri temporis etc." „De mente heroica" und seine Abhandlung „De antiquissima Italorum sapientia ex linguae latinae originibus eruenda." Das Werk ist dem Präsidenten des Ober-Appellations-Tribunals der Lombardei, Ritter Antonio Mazzetti, gewidmet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Freitag den 30. Januar 1835.

Italien.

Bilder aus Sicilien.

Von einem Englischen Offizier.

Seltsames Land! Es ist so schwer, es wieder zu verlassen, wenn man erst den Fuß darauf gesetzt hat, und doch umgeben Euch hier tausend Gefahren, wenn Ihr nicht das Glück habt, ein Katholik zu seyn und die gurgelnde Landessprache zu verstehen, welche das Sicilianische Volk spricht. Ein armer Engländer, einer meiner Freunde, hat davon die traurigste Erfahrung gemacht. Er kam von der Jagd zurück, mit der Büchse in der Hand, und ging durch das kleine Städtchen Augusta. Die vorzüglichste Eigenschaft dieses Engländers war aber nicht die Gelehrsamkeit; er war ein guter Jäger und ein mittelmäßiger Forscher. Da kam die feierliche Prozession des heiligen Sebastian. Es war ein vergoldeter Koloß auf einem beweglichen Gestelle, gezogen von Pferden, die mit Federbüschen und Guirlanden geschmückt waren, und von einer Weihrauch-Wolke umgeben. Mein Freund trug die Offizier-Uniform, und da er ein Gewehr in Händen hatte, so hielt man ihn für eine Schildwache. Die Luft erzittert vom Glockengeläute; man warf sich überall, wo der Heilige vorüberzog, auf die Kniee nieder; aber die vermeinte Schildwache blieb unbeweglich und betrachtete, mit dem Gewehre im Arme, das Volk, welches diese Bewegungslosigkeit für eine Beleidigung ansah. Es will den Engländer zwingen, das Gewehr zu präsentiren und dem Heiligenbilde seinen Respekt zu erweisen; man umgab ihn, schrie durch einander und suchte ihm begreiflich zu machen, daß er präsentiren soll; aber er versteht nicht ein Wort Sicilianisch. Sieh' diese Wuth und dieses Geschrei! Wild zeigt ihm das vor Ingrimm geröthete Volk das Bild des Heiligen. Von allen Seiten gellen ihm die Worte Schelm, Ketzer und Elender in die Ohren. Er denkt aber gar nicht daran, daß alles dies an ihn gerichtet sey; er glaubt vielmehr, es gelte Alles dem Heiligen. Er findet es sehr sonderbar, daß man ihm ein hölzernes Bild mit so vielen Andeutungen und energischer Stimmenerhebung vorführt; und ein Lächeln schwebt auf seinen Lippen. Da ging das Geschrei in Thätlichkeiten über; das Volk stürzt auf ihn zu und reißt seine Uniform in Stücke.

Man könnte ganze Bände füllen, um die sonderbaren Sitten der Sicilianer zu beschreiben. Hier theile ich das mit, was mir selbst, im Jahre 1802, als wir Sicilien militairisch besetzt hielten, hier widerfahren ist. Als ein junger Offizier, der ohne Sorgen und nur dem Vergnügen lebte, hatte ich die Taufe der Erfahrung noch nicht erhalten, die man erst im Felde und auf Reisen sammelt; ich war erst 21 Jahr alt, und man wird mir erlauben, über einen Theil meiner Abenteuer einen verhüllenden Schleier zu werfen.

Es herrscht in der Stadt Catania, am 5. Februar, nach der Prozession der heiligen Agathe, die Gewohnheit, die Stadt und die Umgebung zu erleuchten. Ein glänzender Jahrmarkt, welcher mit dem Ende des Tages beginnt, zieht viele Käufer und Spaziergänger herbei. Ihr sehet daselbst Kunstfeuer, Feuerräder, buntfarbige Lampen, Musik-Corps unter den Bäumen, Wachskerzen vor den Heiligen. Priester, Landleute und junge Damen promeniren und plaudern im Finstern. Es herrscht hier auch noch eine Gewohnheit, die nur dieser Messe allein eigen ist; die Frauen nämlich aus allen Ständen, vornehme Damen und Bürgerinnen, alte und junge, häßliche und schöne, vermummen sich in ein Mäntelchen, dessen langen Kragen sie über die Augen ziehen, und während sie dadurch ihr Gesicht verbergen, verstellen sie auch ihre Stimme und setzen bei Allen, denen sie begegnen, und die sie beim Arm ergreifen, die Börsen in Contribution. Man verweigert ihnen ein Jahrmarkts-Geschenk unter keinem Vorwande; darum vermeiden die Geizigen und die Alten sorgfältig das nächtliche Fest der heiligen Agathe; die Ehemänner fürchten sich davor; aber die Liebenden erwarten es sehnsüchtig, und die Geliebten ziehen ihren Nutzen davon.

Ich schiffte mich eben in Sicilien aus und wußte von der Sitte dieser Art von Maskeraden noch nichts, als ich zum ersten Male das frohe und glänzende Fest zu Gesicht bekam. Ich hatte meine ohnehin sehr leichte Börse gerade zu Hause gelassen; aber meine glänzende Uniform und meine goldenen Epaulets wurden durch den mannigfachen Schein der bunten Lampen sehr auffällig. Da erfaßten mich zwei Tupatellas — wie solche Masken heißen —, die eine beim rechten und die andere beim linken Arm, und forderten mich, im Namen der heiligen Agathe, zur Mildthätigkeit auf; ich aber stand beschämt über meine Lage. Der Körperbau, der Gang und das Benehmen der Tupatellas verriethen Eleganz, Vornehmheit und sogar Reichthum. Nicht einen armseligen Denaro hatte ich in meiner Tasche. Was war zu thun? Ich stammelte in dem wenigen Italiänisch, das ich im Fluge aufgefaßt hatte, Entschuldigungen her und suchte bei den Damen nur Kredit bis zum nächsten Morgen zu erlangen. Sie lachten, als sie dies hörten, blieben aber unerbittliche Gläubiger; kein Aufschub, kein Mitleiden. Eine von ihnen rief in gutem Italiänisch: „Weil er sich widersetzt, soll er unser Gefangener bleiben!"

Ich war über diese Gefangenschaft wohl sehr verwundert, aber gar nicht erschrocken; und ich ließ mich ganz ruhig von den beiden Sicilianerinnen wegführen, welche, die Possenreißer auf die Seite drängend, den ganzen Markt mit mir durchschnitten, und endlich befanden wir uns vor einer verdeckten Kalesche. Sie hießen mich einsteigen; ich hätte ihnen freilich das Recht auf meine Gefangennehmung streitig machen können, aber ich war nicht so streitsüchtig. Die Kalesche fuhr ab, und die beiden Tupatellas warfen mir hurtig einen Schleier über die Augen, welche eine von ihnen vom Halse losgeknüpft hatte, so daß ich verhindert wurde, zu sehen, welche Richtung unsere Equipage nahm. Widerstand wäre hier unvernünftig gewesen; und Furcht oder Mißtrauen zu äußern, kindisch. Die Hände, welche mich hielten, waren so weich wie Seide, und die Stimmen, welche mich so eigenmächtig verurtheilten, überaus wohlklingend. Ich faßte also den Entschluß, aus Neugierde, wie diese Entführung enden werde, sie mit mir machen zu lassen, was sie wollten. Nur vor Einer Sache war mir bange: vor den militairischen Untersuchungen über mein so plötzliches Verschwinden. Endlich hielt der Wagen an; man ließ mich aussteigen, und meine über die Augen gezogene Bandage wurde nicht eher gelöst, als in einem sehr prächtigen, von Wachskerzen erleuchteten Saale, in welchem ein Abendbrod angerichtet stand. „Hier ist Ihr Gefängniß", sprach eine von ihnen, „und Sie werden so lange darin verbleiben, bis Sie uns Genugthuung für Ihr Betragen gegeben haben." Ich willigte, wie man leicht begreifen wird, sehr gern darein, und während 14 Tagen, die mir wie eben so viele Stunden verschwanden, kam ich nicht aus dem Palast der Armide. Elegante Unterhaltung, Kunst-Talente, kindische Lustigkeit, vortrefflichen Wein und delikate Speisen — Alles fand ich hier, nur meine Freiheit nicht. Eines Morgens trat der Haushofmeister in mein Zimmer, verband mir die Augen, während ich noch schlief, half mir dann Toilette machen, steckte mir zwei Ringe, die ich noch besitze, an den Finger, ließ mich in den Wagen steigen und führte mich bis an's Thor von Catania. Ich fand bald die Straße wieder, in welcher mein Corps kasernirt war, und was mich sehr wunderte, war dieses, daß, nach einem solchen 14tägigen Leben in Vergnügen und Müßiggang, meine Kameraden nicht aufhörten, über meine Magerkeit, über meine Blässe und über mein leidendes Aussehen zu scherzen. Ich suchte, wie man sich leicht denken kann, in den Umgegenden die Spur der Tupatellas zu entdecken; aber vergebens.

Acht Tage nach dieser vierzehntägigen Expedition wurde die ganze Stadt Catania in Aufruhr versetzt: Bürger und Landleute drängten sich in den Straßen und schrieen aus allen Kräften: der Herr ist gestohlen! der Herr ist gestohlen! Die Weiber weinten und rissen sich die Haare aus; die Glocken summten, und die Kirchen waren mit knieenden Büßern angefüllt. Was ist denn vorgegangen? Hier folgt die Geschichte. Zwei arme Schmiedegesellen außer Arbeit und ohne Geld waren in eine Kirche der Stadt eingetreten; Niemand befand sich darin, weder Priester noch Sakristan, selbst kein Chor-Knabe. Das heilige Sakrament war ausgestellt! So weit geht die vor diesem heiligen Gegenstand herrschende Verehrung, daß man selbst in Sicilien die Unmöglichkeit eines Kirchenraubes voraussetzt; aber ein schrecklicher Teufel, der Hunger, lenkte den Arm des einen von den beiden Männern, der sich der Monstranz bemächtigt und mit seinem Gefährten die Flucht ergreift. Sie gingen aus der Stadt, und hielten sich in einer Tratteria oder Schenke auf. In der Verlegenheit, ihren Raub unterzubringen, sagten sie zu der Wirthin des Hauses, daß sie sie um Kredit bis zum folgenden Tage bäten, und versprachen dann wiederzukommen und zu bezahlen. In einer zweiten Tratteria, wo sie sich des Abends aufhielten, und die noch weiter von Catania entfernt war, ließen sie einen Theil des heiligen Sakraments blicken, welches alsbald die Augen eines jungen Mädchens, der Magd des Hauses, auf sich zog. Die Nachricht von dem Diebstahl hatte sich schon verbreitet, und sie schrie aus vollem Halse: der Herr ist gefunden! der Herr ist gefunden! Die erschrockenen Schuldigen nahmen die Flucht in's Gehölz. Die Gewissensbisse und die Furcht verwirrten sie; sie glaubten, schon Gottes strafende Hand zu fühlen; aber wie sich von dieser Bürde befreien, ohne sich selbst preis zu geben? Sie gruben ein großes Loch in die Erde, hüllten mit allem Respekt das heilige Sakrament in ihr Hemd,

welches sie zerrissen, und bedeckten den seltsam gewählten Aufbewahrungsort wieder mit Erde.

Indessen durchzogen lange Prozessionen die Stadt; man hörte nicht auf, Messen zu lesen, und acht Tage waren schon in allgemeiner Bestürzung hingegangen, da kamen Landleute zu Markte und erzählten, daß man in einem Gehölze, acht oder zehn Meilen von Catania, einen Hund auf frisch aufgewühlter Erde habe liegen sehen, und daß das Thier ein jämmerliches Geheul ausgestoßen und sich nicht von der Stelle habe entfernen wollen. Es schien außer Zweifel, daß ein ermordeter Mensch dort begraben sey, dessen Leiche nun sein treuer Hund bewache. Endlich grub man dort die Erde auf, fand das heilige Sakrament, und die Bauern, welche sich nicht für würdig genug hielten, dieses Heiligthum anzurühren, beeilten sich, die Neuigkeit dem Bischof von Catania zu hinterbringen. Der Bischof forderte die gesammte Geistlichkeit auf, welche sich, so wie er, barfuß an den angezeigten Ort begab; die ganze Bevölkerung von Catania, Männer, Frauen und Kinder, waren in einer Viertelstunde auf den Beinen. Man sang das Tedeum, und eine prächtige Kirche, welche dem wiedergefundenen Herrn geweiht wurde, erhob sich an dem Orte, an welchem die Diebe sich aufgehalten hatten.

Es vergehen hier wenige Wochen, die nicht dem Beobachter neuen und eigenthümlichen Stoff liefern. Alles, was wir Gouvernement, ordentliche und polizeiliche Verwaltung nennen, war in Sicilien nicht zu Hause. Einige Mal hat sich das Volk, nachdem es viel gelitten hatte, mit Raserei empört, und seine Wuth überstieg einige Tage alle Gränzen, wie die Lava des Vulkans, der Sicilien beherrscht. Verbrechen und Heldenthaten drängten sich in einander, wie Blitz und Donner in den Wolken. Schon die äußere Gestalt des Landes scheint nicht der regelmäßigen Ordnung und Civilisation unterworfen werden zu können. Wie sollen Landstraßen und Kanäle in einem gebirgigen Lande erbaut werden, wo die Ungleichheit des Bodens so groß ist, daß man oft drei Stunden lang um einen Berg herumziehen muß, um eine wirkliche Distanz von ½ Stunde zu durchlaufen! Nicht nur ist der größte Theil des Landes mit zickzackigen Fußsteigen und schneckenartig gewundenen Fahrwegen bedeckt, sondern Grund und Boden erhalten auch zu gewissen Jahreszeiten ein ganz anderes Ansehen und eine ganz andere Natur. In der ganzen Länge der Berge, mit denen diese Insel wie besäet ist, öffnen sich Fiumaras oder breite Abgründe, welche, während des Sommers mit Grün und während des Winters mit Schnee bedeckt, sich zur Zeit des Eisschmelzens mit sprudelndem Wasser füllen. Diese mächtigen Ströme, dem schnellen Abhange folgend, reißen in ihrem Laufe Alles mit sich fort: Bäume, Häuser und Felsen, und sind bisweilen eine Viertel-Meile breit. Man sieht sie mit erschrecklichem Getöse ins Meer stürzen und mit ihren gelben Wassern die grüne Flur des Landes bedecken. Sie wechseln immer ihr Bette, und sobald der ausgehöhlte Laufgraben des vorigen Jahres durch angehäufte Trümmer verstopft, wälzen sie sich nach einer andern Richtung und drohen mit einer unvermeidlichen Zerstörung der Hütten und der Meiereien, die sich auf ihrem Wege befinden.

Es ist die Spitze vom Berge Antennamare, der höchste Punkt der ganzen Bergkette, von wo aus man ganz Sicilien sehr leicht überblicken und sich einen Begriff von seiner äußerlichen Bodengestalt verschaffen kann. Ich unternahm gegen die Mitte des Monats Juni 1806 eine Reise dahin. Die Witterung war gut, und wir machten uns des Morgens auf den Weg. Nahe bei uns zur rechten Seite befand sich ein hohles Bette der Fiumaras, von einer Tiefe von 30 bis 40 Fuß, an beiden Seiten mit drohenden Felsen, welche die Gewalt des Wassers herbeigeführt hatte, so wie mit aromatischen Kräutern und mit dunkeln riesenmäßigen Bäumen bedeckt, welche eine natürliche Laube über diesem ausgetrockneten Schlunde bildeten; ein wunderschöner Anblick, der von Minute zu Minute abwechselt, und der an mannigfaltigen Schönheiten alle Beschreibungen weit hinter sich läßt.

Als wir die Spitze erreicht hatten, befanden wir uns 3700 Fuß über der Meeresfläche. Messina lag uns vor Augen, wir konnten ohne Mühe die Häuser unterscheiden, so wie die Gassen und die sonstigen Gebäude, sogar den Hafen und die ihn füllenden Schiffe, und der berühmte Leuchtthurm zwischen den Bergen Calabriens und den schönen Ufern Siciliens dehnte sich vor unseren Blicken aus. Hier und da lagen in Zwischenräumen die anmuthigsten Dörfer und die schönsten Orangen-, Oliven- und Citronenbüsche.

Das Auge verlor, vermöge der klaren durchsichtigen Atmosphäre, nicht einen einzigen Gegenstand von dieser ungeheuren Perspektive, und wir sahen zugleich das Vorgebirge Scylla, die Liparischen Inseln und den schrecklichen Aetna, dessen ungeheurer Fuß sich im Meere badet; der Schnee bedeckte schon die Stirn dieses Kolosses und bildete ein Diadem, welches mit dem lebhaften Grün der Abhänge sehr kontrastirte. Was Sicilien selbst betrifft, so würdet Ihr es mit Recht eine Fläche nennen, auf welcher eine verschwenderische Hand launenhafte Erhöhungen ausgestreut hat. Ueberall krumme Fußsteige, Hügel auf Hügel, hohle und trichterförmige Schluchten und Gruppen von Bergen, Thäler, die sich nach allen Richtungen öffnen, und die den Blicken alle verschiedene Schattirungen von Grün darbieten; herabstürzende Fiumaras, Dörfer, welche bald auf den Spitzen der Berge erhoben und bald in tiefen Abgründen begraben sind; bald die Häupter nackter und kahler Berge und bald andere minder hohe Spitzen von unten bis oben mit Reben und Weinstöcken besetzt und endlich alle nur erdenkliche Kontraste und Mannigfaltigkeiten. Die Dörfer, welche am Fuße des Berges liegen, führen den sonderbaren Namen Furia, sie sind jedoch die schönsten Dörfer in der Welt.

Glaubet aber ja nicht, daß jemals in diesen Gegenden die industrielle Ordnung und die strenge Polizei von London oder Amsterdam eingeführt werden könne. Die Beamten, welche die Ruhe zu erhalten und die öffentliche Sicherheit zu beschützen beauftragt sind, setzen sehr oft eins wie das anderere auf's Spiel. Von 1810 bis 1811 war man auf den Gassen nicht vor Räubern sicher. So wie es Nacht wurde, durfte man nicht den Fuß aus dem Hause setzen; man raubte und mordete ungestraft. Vergebens wurden die Patrouillen vermehrt: vergebens verdoppelte der nächtliche Polizei-Chef (capitano della notta), Signor Anga, seine Wachsamkeit; nichts nutzte. Die Kaufleute wurden in ihren Laden ermordet; die Goldarbeiter wurden gewaltsam geplündert, und man entdeckte nicht die geringste Spur, welche auf die Fußstapfen der Räuber hätte leiten können. Damals wurde auch ein junger Offizier vom 6ten Bataillon der Deutschen Legion, welcher in dem Kloster des heiligen Franz logirte, ein Opfer dieser kühnen Räuber. Er hatte eben sein Traktament in Spanischen Piastern erhalten und legte das Geld in einen Secretair; und schon an demselben Abend war die Schublade erbrochen und das Geld verschwunden. Man begnügte sich noch nicht mit den Piastern, sondern nahm, da es sehr stark regnete, auch den Regenschirm dieses jungen Mannes mit fort. Er zeigte den Diebstahl an, aber alle Nachsuchung war vergebens; weder die Piaster, noch der Schirm, noch die Räuber wurden aufgefunden. Drei Monate darauf ging unser Offizier in einem Platzregen, mit einem neuen Schirme versehen, über den großen Platz von Syrakus, und ein Mann ging neben ihm her, mit einem Schirme, der gerade so aussah, wie der, welcher ihm gestohlen worden war. Er hält den Mann an, erkennt seine auf dem Knopfe des Schirmes eingegrabene Chiffer und fragt nun nach seinem Namen. Es war ein Hausbedienter des Nacht-Capitains Signor Anga, dessen Frau sehr erschrocken aussah, als sie von der Sache hörte. Signor Anga, welcher abwesend war, kam nach Hause und wies mit Unverschämtheit alle Fragen und Bemerkungen des Offiziers zurück. Endlich erlangte man nach vieler Mühe die Erlaubniß, das Haus zu durchsuchen. Anfangs führte diese Untersuchung zu keinem Resultate; als man aber die Bemerkung gemacht, daß der Fußboden im Erdgeschoß getäfelt war, eine Sache, die in Sicilien nur äußerst selten vorkommt, hob man das Tafelwerk empor und entdeckte einen geräumigen Keller, in welchem der Nacht-Capitain Schätze aller Art zusammengehäuft hatte, die den Bewohnern der Stadt geraubt worden waren. Während mehr als fünf Jahre hatte er sich zum Schaden der Syrakuser bereichert, was ihm um so leichter wurde, als ihm die nächtliche Polizei übertragen war und er, wenn man ihn in der Nacht auf der Straße traf, immer auf seinem Platze zu seyn schien. Seine Leute, welche dieses Metier auch bereicherte, waren ihm ergeben, und nichts war bequemer, als diese Spitzbüberei. Er stellte an den beiden äußersten Enden der Straßen, die er ausplündern wollte, Schildwachen aus, welche Niemand hineinzugehen erlaubten, und war die Expedition vollbracht, dann zog man sich ruhig zurück. Der Nacht-Capitain wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. (L. S. J.)

F r a n k r e i c h.

Cornille Bart und der Seefuchs.

(Schluß.)

„Es war“, so erzählte Meister Cornille, „während des Krieges mit den Engländern, die den Hafen blokirt hielten; wir waren glücklich mit meinem Vater vom Fang zurückgekehrt, seit drei Tagen, und unsere Brigantine, die „Meerschwalbe“, lag auf der Rhede vor Anker, die Mannschaft am Bord und jeden Augenblick bereit, wieder auszulaufen. So nun, eines Winterabends, der Wind wehte aus Nord-West und pfiff und heulte, waren wir hier in dem nämlichen Saale zusammen, bei einem warmen Feuer, und rauchten Taback von Rotterdam und tranken Englisch Ale dazu, mit Deinem Großvater und einem seiner Freunde, dem Meister Vandervelde, dem Korsaren, (der nämliche, den Seine katholische Majestät zum Ritter von Sankt Jago ernannte, weil der Korsar dem Könige zwölf wohlausgerüstete und bemannte Kriegsschiffe zum Geschenk gemacht hatte, ganz umsonst, aus baarer Freigebigkeit); wir plauderten so in aller Ruhe von Krieg und Fang, an diesem Kamine, als plötzlich die Thür aufgeht, diese nämliche Thür, die Du hier siehst, und rathe ein Mal, wer in's Zimmer tritt? — Der Seefuchs; in einen großen Mantel gehüllt, der von Regen triefte, denn draußen goß es in Strömen vom Himmel herab. Unter dem Mantel war er in voller Rüstung. „„Anton““, sagte er zu meinem Vater und blickte ihn fest an, „„ich brauche Dich, Deinen Sohn, Deine Leute und Dein Schiff.““ — „„Und wann?““ fragte mein Vater. — „„Gleich und hinaus in die See““, versetzte der Fuchs. — So entschuldigte sich denn mein Vater bei seinem Gaste Vandervelde, ließ ihn durch unseren Diener nach Hause geleiten und sagte zum Fuchs: „„Indeß ich und mein Sohn gehen und uns waffnen, rauch Du eine Pfeife, trinke einen Krug Bier und trockne Dich.““ — So, mein Sohn, hielten die Seeleute in jenen Zeiten Freundschaft; der Seefuchs hätte dasselbe für meinen Vater gethan, was dieser hier für ihn that, und das ohne weiter mit einander Abrechnung zu halten.“

„Der Fuchs warf seinen Mantel über einen Stuhl und hielt seine großen Wasserstiefel, die ihm bis an den Gurt reichten, an's Feuer. Mir ist's als säh' ich ihn noch . . . er trug ein altes Koller von Büffelleder und einen Brustharnisch von Stahlschuppen, der ganz rostig war. Er nahm sich eine Pfeife und fing an zu rauchen, während mein Vater und ich hinauf gingen, uns zu waffnen. Als wir fertig waren und wieder herabkamen, fanden wir den Fuchs in tiefen Gedanken, in's Feuer starrend und so versunken in Nachdenken, daß ihm die Pfeife ausgegangen war und er uns nicht hatte kommen hören. — „„Nun, Michel!““ sagte mein Vater vergnügt in der Seemannssprache, indem er dem Fuchs auf die Schulter klopfte, „„lassen wir nun gleich die Kanonen zur Abfahrt lösen?““ — Der Fuchs sprang auf und erwiederte in großer Bewegung: — „„Ja, ja, gehen wir!““ — Plötzlich aber stillstehend, sagte er ernst zu meinem Vater: — „„Gieb mir ehrlich Bescheid, Anton, wie steht es mit Deiner Seele? . . Könntest Du ohne Furcht vor Gott erscheinen und das in dieser Stunde?““ — Alsbald

sah mein Vater wohl, daß es ein sehr gefährliches und verwegenes Unternehmen galt. Auch erwiederte er dem Fuchs: „„Wenn's so ist, Michel, — die Kapellenthür von der Pfarrkirche steht die Nacht über offen — wir wollen beten gehen, eh' wir auslaufen, und Gott um Gnade anflehen, daß wir nicht mehr thun und die letzten Sakramente nicht nehmen können, da es uns an einem Priester gebricht.““ — So gingen wir denn ab; der Wind blies wüthend und zerzauste uns, und der Regen schlug uns in's Gesicht scharf wie Hagel; wir gingen alle drei in die Kapelle, verrichteten unser Gebet und waren um die eilfte Stunde im Hafen. Dort fanden wir unsere Brigantine bereit und die Mannschaft sämmtlich am Bord, vom Steuermann bis zum letzten Schiffsjungen, wie es immer nach dem Befehl meines Vaters auf der „Meerschwalbe“ seyn mußte, und diese Befehle wurden gehörig gehalten und aufs pünktlichste vollzogen — wer dagegen sündigte, für den waren Peitschen und Geißeln da, so lang und so scharf, wie auf dem größten Kriegsschiff.... Der Anker wurde gelichtet; der Fuchs hatte eine Ordre vom Connetable der Admiralität, daß uns die Kette aufgeschlossen wurde; um Mitternacht befanden wir uns im Kanal und bald in der offenen See. Der Wind war contrair, und der Fuchs, dem mein Vater das Kommando über seine Brigantine abgetreten hatte, befahl dem Steuermann zu laviren, um westlich zu kommen, und ließ alle Lichter auslöschen. Der Regen hielt fortwährend an, und die Nacht war äußerst dunkel; bisweilen erblickte man zwischen zwei schwarzen Wogen ganz in der Ferne die Wachtfeuer von den Kreuzerschiffen, die hier und dort gleich kleinen Sternchen schimmerten, denn sie wagten sich nicht an die Küste heran. Unser Pilot, der ein Schiffer aus Vließingen war, hatte ein Adlerauge, das durch die dickste Nacht drang, und pfiff dem Steuermann seine Kommandos zu; in dieser Sprache antworteten sie einander und verstanden sich sehr gut. Nun ließ der Fuchs alle Waffen, die vorhanden waren, auf's Verdeck bringen, befahl einem Jeden, sich zu bewaffnen und mit Anbruch des Tages auf Alles gefaßt zu seyn.“

„Da, als mein armer Vater in den inneren Raum gestiegen, um die Vertheilung der Waffen gehörig zu besorgen, hatte er ein seltsames Gesicht. Stelle Dir vor, mein Kind, als er sich fast ganz hinten im Raume der Brigantine befand, däuchte es ihm plötzlich, als wären die Seiten des Schiffes durchsichtig, und hindurch sah er das Meer in Wuth und wie erhellt von einem grünlichen Glanze... und in dem Meere bleiche Gestalten, bleich wie Todte, die an den Flanken des Schiffes hin und her wogten und meinem Vater Zeichen machten, zu ihnen zu kommen, und ihn riefen... Anton! Anton!... aber, ach! mit einer Stimme, die nicht von dieser Welt war.“

„Großer Gott! das ist ja eine schreckliche Geschichte!“ schrie Katharine und hielt sich die Hand vor die Augen...

„Aber die Feinde, die Engländer, die Engländer — wurden sie geschlagen?“ fragte ungeduldig der kleine Bart.

„Du wirst es gleich hören, Jean; doch um wieder auf Deinen Großvater zu kommen, so erkannte er in diesem Gesichte einen Fingerzeig Gottes, daß er vielleicht würde abgerufen werden. So fing er denn mit frommer Ergebung an zu beten; dann stieg er wieder auf's Verdeck — die Brigantine lavirte noch immer.“

„Aber wohin geht es denn, Vater?“ fragte Jean Bart.

„Das wußten bis dahin Gott und der Seefuchs allein, mein Kind; denn da es der Fuchs meinem Vater nicht gesagt hatte, so konnte und durfte dieser ihn nicht fragen: Wohin geht es? — Wir fuhren so die ganze Nacht mit ganz kleinen Segeln, wegen der Heftigkeit des Sturmes; da wir so laviren mußten, hatten wir, als der Tag anbrach, nur ein sehr kleines Stück Weges zurückgelegt. Der Seefuchs befand sich auf dem Hinterkastell, ging ungeduldig auf und ab, daß das Verdeck unter seinen großen Wasserstiefeln schallte, und spielte mit einer Streitaxt, die er in der Hand hielt, während mein Vater und ich nah bei ihm standen und seine Befehle erwarteten. Als es Tag geworden, obwohl der Tag nicht recht hervor konnte vor Regen und grauen Wolken, befahl der Seefuchs, die große Fahne am Hintertheil aufzuziehen, und ließ dem Feuerwerker sagen, aus dem Vordertheil einmal blind zu feuern. Wir waren Beide sehr verwundert, mein Vater und ich; denn dieser Schuß mußte die Aufmerksamkeit der Kreuzer auf uns ziehen, sagten aber Nichts. Endlich, nach Verlauf einer halben Stunde, schrie ein Junge von der Spitze des großen Mastes: „„Ich sehe zwei große Kriegsschiffe und noch ein drittes kleineres!““ Nun, Jean, was denkst Du wohl? Anstatt zu erblassen, wurde das Gesicht des Seefuchses von einer stolzen Röthe überflogen; er hieb seine Streitaxt in das Verdeck ein und rief: „„Endlich sind sie da!““ mit einer Freude, als ob er eine Gallione des Königs von Spanien erbeutet hätte. Nun endlich theilte er meinem Vater mit, daß er Ordre habe, die Kreuzer auf sich zu ziehen, um sie aus der Gegend des Hafens abzulenken, daß eine beträchtliche Kauffahrtei-Flotte aus dem Norden in den Hafen einlaufen könne, die seit gestern Abend von der Küste her gemeldet worden. Jacobsen's Schiff wurde gerade kalfatert, darum hatte er das unsere in Anspruch genommen. — „„Jetzt, Anton““, sagte der Fuchs zu meinem Vater, „„müssen wir über diese Engländer her und uns schlagen wie die Teufel; nun laß' uns noch unseren Leuten einheizen.““ — Mein Vater antwortete ihm in seinem und meinem Namen, er kenne unsere Pflicht, zu sterben im Dienste des Königs und Gottes, und der Fuchs sprach nun zur Mannschaft auf seine Weise. So groß aber, so blind war das Vertrauen, Hänschen, das der brave Jacobsen Allen einflößte, daß unsere Matrosen mit Flüchen (wir können es nicht lassen) schwuren, der Feind solle von ihnen kein Stück bekommen, was noch lebendig sey. Hierauf ließ der Fuchs, der die Matrosen kannte, ein Faß Branntwein auf's Verdeck bringen. Alles trank auf die Gesundheit des Königs, und die Kanoniere beschmierten sich die Gesichter mit Pulver und Branntwein, was ihnen ein fürchterliches Ansehen gab und sie noch mehr in Feuer setzte. Hierauf las der Schiffs-Prediger, der aus dem Seminar zu Bergen war und sich wider unsere Erwartung eingefunden hatte, als wir eben absegeln wollten, die Messe; Alles hörte gottesfürchtig zu. Ich, mein Vater und noch einige Andere beichteten, und Jeder bereitete sich zur Schlacht.“

„Aber die Kriegsschiffe — die Engländer —“ fragte Jean ungeduldig.

„Sie kamen gerade auf uns los, mit vollen Segeln — wir ihnen entgegen — das nächste an uns war eine Pinasse, die nicht so stark war, wie unsere Brigantine. Sie kriegte zwei solche Ladungen von uns, daß sie sich auf die Seite neigte. Nun aber fingen die beiden großen Fregatten, die ihr folgten, ein so furchtbares Feuer auf die „Meerschwalbe“ an zu richten, daß unsere arme Schwalbe ganz rhedelos gemacht und die Hälfte der Mannschaft getödtet oder verwundet ward. Aber welch' ein Ruhm auch, mein Sohn! welch' eine Vertheidigung! Wir allein gegen drei Schiffe, von denen wir eins in Grund gebohrt und die beiden anderen kaum an uns heran konnten, ein so wüthendes Feuer unterhielten wir unter dem Geschrei: „„Es lebe der König!““ Wir waren Alle wie berauscht, schwangen unsere Streitäxte und höhnten die Engländer, und riefen ihnen unaufhörlich zu: Kommt doch an Bord! Kommt doch an Bord!“ — Als Meister Cornille diese letzten Worte sprach, richtete er sich halb in die Höhe, die innere Aufregung färbte sein blasses Antlitz, und seine Stimme zitterte.

„Heiliger Gott! Heiliger Gott!“ rief Katharine aus... „Mein Freund, Du richtest Dich zu Grunde!“

„Laß mich, Frau, laß mich!“ versetzte Meister Cornille streng; unwiderstehlich riß ihn die Gewalt dieser glorreichen Erinnerung fort, und er setzte seine Erzählung mit steigender Erregung fort.

„Da wir die Engländer so verhöhnten, so enterten sie nun wirklich auf beiden Seiten, und es fand ein furchtbares Blutbad statt. Schwerter und Beile in den Händen, kämpfte Mann gegen Mann. Aber die beiden Fregatten waren so stark bemannt, daß sie jeden Augenblick die Kerle, die wir niederhieben, ergänzen konnten, wogegen wir keinen weiteren Succurs hatten und nur noch ein ganz kleines Häuflein waren und Alle verwundet. Der Fuchs selber war von einem Schuß im Leibe getroffen worden; mein Vater hatte drei Lanzenstiche erhalten; unser Verdeck war mit Todten und Sterbenden bedeckt. Da der Fuchs nun sah, daß Alles zum ferneren Kampfe untauglich war, und das Hintertheil der Brigantine ganz in Trümmer geschossen und dem Sinken nahe war, schrie er meinem Vater zu: „„Anton! die Lunte in die Pulverkammer, die Lunte in die Pulverkammer, und Gott befohlen! Diese Engländer sollen uns nicht lebendig haben!““

„O! wie brav, wie brav ist das!“ rief Jean mit Begeisterung aus, ohne die ungewöhnliche Blässe auf des Vaters Gesicht zu bemerken, der seine Hand auf die Brust legte und einen leichten Blutschaum, der ihm über die Lippen sprudelte, vor Katharinens Augen, sich leise abwendend, verbarg.

Dennoch fuhr Cornille Bart in seiner Erzählung fort, dann und wann zu einer kleinen Pause genöthigt, denn seine Schmerzen waren sehr heftig geworden.

„Ich sehe noch den Fuchs, wie er seine Streitaxt schon nicht mehr schwingen konnte und mit aller seiner Kraft den Englischen Capitain umklammert hielt, ihn mitzunehmen auf seiner Reise in die andere Welt; mehr denn hundert Engländer waren auf unserem Verdeck; der Fuchs schrie meinem Vater in Einem fort zu: „„In die Pulverkammer! in die Pulverkammer!““... Mein Vater beeilte sich, so sehr er vermochte, konnte aber nicht recht vorwärts vor den Leichen, die den Weg zur Pulverkammer versperrten; endlich war er heran — doch da, mit einem Male, fühle ich — ich war schon verwundet und hieb mich nah am Hinterkastell gegen zwei Rothröcke, die mit Hellebarden bewaffnet waren, herum — fühle ich eine furchtbare Erschütterung, und die Sinne vergehen mir. Die Kälte des Wassers, in das ich gefallen war, brachte mich wieder zu mir, und ich fand mich auf einem Balken, an den ich mich ganz mechanisch angeklammert hatte. Da sah ich Engländer, die in einzelnen Fahrzeugen hin- und herschifften und die Schiffbrüchigen aufsuchten; sie nahmen mich an Bord einer ihrer Schaluppen... ich fragte nach meinem Vater, er war todt... nach dem Seefuchs, auch er war geblieben... von unserer Mannschaft waren zwei Mann übrig geblieben; von unserer Brigantine ein paar Planken. Aber auch von den beiden Englischen Fregatten war nur eine übrig geblieben, und auch diese ganz demolirt; die andere war versunken, als unsere Brigantine aufflog. Während des Gefechtes war die Kauffahrtei-Flotte in Dünkirchen eingelaufen, und ich mußte in Gesellschaft mit den beiden geretteten Matrosen als Gefangener nach England. — So war Dein Großvater, mein Sohn... so war auch ich... folge unserem Beispiel... und...“

Aber diese lebhafte Erzählung hatte Cornille Bart's Kräfte erschöpft; er sank in seinen Lehnstuhl zurück, bleich und fast regungslos.

„Heilige Jungfrau! Heilige Jungfrau! er stirbt!“ schrie Katharine.

„Mein Vater! auch meinen Vater haben mir die Engländer umgebracht!“ rief das Kind.

„Sauret! Hanne! Christian! Zu Hülfe!“ schrie Mademoiselle Bart und zog aus Leibeskräften die Klingel.

Ein Diener und eine Magd kamen herbei. — „Lauf' zum Physikus, Christian, und Du, Hanne, zum Herrn Pfarrer von Sankt Omer... lauft, eilt, um des Himmels willen! Meister Cornille stirbt!“

„O, die Engländer!“ schrie Jean Bart mit einem Ausdruck, der sich nicht beschreiben läßt. — —

Am 17ten desselben Monats, nach der Schlacht auf den Dünen, ergab sich Dünkirchen an den König von Frankreich, der es einen Tag lang in Besitz nahm und es dann, dem Allianz-Traktat mit England gemäß, an Cromwell übergab.

Eugène Sue.

Bibliographie.

Histoire de la nouvelle hérésie du 19e siècle, ou Réfutation complète des ouvrages de l'abbé de **La Mennais**. — Von N. S. Guillon. Erster Band.

Essai sur l'immortalité de l'Âme et sur la Résurrection — Vom Marquis Fortia d'Urban.

Études philosophiques. — Von Herrn von Balzac. 5 Bdchen. 15 Fr. (Das Ganze soll aus 25 Bdchen. bestehen.)

Guide intellectuel et moral de l'étudiant en droit. — Von E. Baillet. $4\frac{1}{2}$ Fr.

Manuel encyclopédique et pittoresque des sciences et des arts. Publié par une société de gens de lettres. (Erscheint in 15 Lfgn., die zusammen 4 Bde ausmachen werden.) Pr. jeder Lfg. $3\frac{1}{2}$ Fr.

Paroles d'un Négociant. — 5 Fr.

La Science en miniature, ou Collection des Arts et Métiers utiles, mis à la portée de la jeunesse. — Von Bertin. 2 Bdchen. 3 Fr.

Louis XV. et le cardinal Fleury. 1736. — Von A. Bignan. 6 Fr.

Rußland.

Russische Skizzen.

Der Staatsdienst in Moskau.

Einst — es ist schon lange, lange her: es blühte noch die Republik Venedig, auch Genua war noch ein Freistaat, Norwegen gehörte noch den Dänen, Griechenland den Türken, Peru den Spaniern, Brasilien den Portugiesen, Finnland den Schweden, Italien den Franzosen; in den ersten Jahren der Regierung Alexander's I. und in dem letzten Konsulats-Jahre Napoleon Bonaparte's, als Moskau noch nicht verbrannt, in St. Petersburg keine Cholera war, und hier weder der „Sohn des Vaterlandes", noch der „Russische Invalide" und die „Nordische Biene" *) erschienen — einst besuchte ich meinen in Gott ruhenden Onkel Makar Makarowitsch M***, Staatsrath und Ritter des Annen-Ordens 2ter Klasse mit Brillanten und des heiligen Apostelgleichen Fürsten Wladimir 4ter Klasse. Er war ein Mann, in ganz Moskau geachtet wegen seines langen Dienstes, seiner Ehrbarkeit, seines Vermögens, seiner Eintracht mit seiner Gemahlin, seiner Zärtlichkeit für seine Kinder und seiner strengen Beobachtung aller Vorrechte eines so anspruchsvollen Adels, als der von Moskau.

Er saß in seinem Kabinet auf einem Divan, in einem Schlafrock von blauem Atlas, um den Hals einen gestreiften Türkischen Shawl und die mit gelben Saffian-Stiefelchen bekleideten Füße über einander geschlagen. Ich war schon 28 Jahr alt und Oberst; er griff mir aber, aus alter Gewohnheit, an's Kinn, küßte mich, klopfte mir auf die Wangen, wie man es mit Kindern zu thun pflegt, erkundigte sich dann nach dem Befinden meiner Mutter, die ihm jeden Herbst ein Pud Eingemachtes sandte — meiner Taute Agathe, die ihn mit abgezogenem Branntwein versorgte — meiner Schwester, die ihn an seinem Namenstage mit gestickten Kissen und Teppichen beschenkte — meinen Cousinen, von denen die eine ihren Tribut in Westen und die andere in Vorhemdchen entrichtete — und ließ mich dann neben sich auf einem Lehnstuhl Platz nehmen.

Nachdem wir von Diesem und Jenem gesprochen hatten, vom Regenwetter zu der beabsichtigten Landung Bonaparte's an der Küste von Großbritanien übergegangen waren, schifften wir unvermerkt aus dem Kanal la Manche in den Sund, durchfuhren die Ostsee, gelangten in den Finnischen Meerbusen, von da in die Newa und dann nach St. Petersburg. Die Rede kam auf Belohnungen. — „Wissen Sie wohl, Onkelchen", sagte ich zu ihm, „daß die Moskowiten, die Sie noch in der Wiege kannten, sehr rasch in die Höhe steigen? Sokoloff erhielt den Wladimir-Orden mit dem Stern, Twerdoduchoff um den Hals, Tschestin ist wirklicher Staatsrath geworden; den Fürsten Krasnojarski und den Grafen Beloruцki hat man zu Kammerherren ernannt, und Bikowitsch hat eine Arrende **) bekommen." — „Ja, die haben es gut; sie dienen Alle in Petersburg, in den Ministerien; ihre Dienste werden bemerkt!" rief mein Onkel nach einem schweren Seufzer aus. „Wir aber (mein verstorbener Onkel hatte sich im Dienst 800 Seelen und an Geld 2—300,000 Rubel erworben), die wir entfernt sind, — wir können uns zerreißen, uns Tag und Nacht keine Ruhe gönnen und unseren letzten Kopeken daran setzen, — Niemand bemerkt es. Zwanzig Jahre diente ich hier in verschiedenen Fächern. Nein, unser Dienst ist nicht vortheilhaft. Was ist das für ein Dienen? Längst wäre ich nach Petersburg gezogen; aber die Gewohnheit .... Noch will ich ein wenig warten, dann aber Abschied von Moskau nehmen .... Ein schlechteres Dienen kann es nicht geben! Die Vorgesetzten denken nicht an uns ...."

Mein würdiger Onkel hätte seine Jeremiade vielleicht nie beendigt, wenn nicht ein Diener eingetreten wäre, um einen Herrn Dschogin anzumelden. — „Nöthige ihn herein! Nöthige ihn herein!" rief höchst lebhaft mein Onkel, der noch vor einem Augenblick sehr niedergeschlagen war. „Herr Dschogin ist der Secretair unseres Chefs. Welche Neuigkeit mag er uns bringen?"

Das Eintreten des Herrn Secretairs unterbrach seine Rede. Letzterer war noch ein junger Mann und Kandidat der Moskauschen Universität. Den Herrn des Hauses höflich begrüßend, gratulirte er ihm im Namen Sr. Excellenz des Chefs zum Wladimir-Orden 3ter Klasse, den ihm des Monarchen Gnade verliehen, und fügte hinzu, daß der Ober-Befehlshaber es sich als besondere Genugthuung vorbehalten habe, ihm das Kaiserliche Schreiben nebst dem Ordenszeichen persönlich zu überreichen, weshalb er ihn ersuche, sich am nächsten Tage früh zu ihm zu begeben.

Wie neugeboren stand mein Onkel nach diesen Worten da; er ergoß sich in Danksagungen und umarmte und küßte den Ueberbringer der freudigen Botschaft. — „Timofei, Timofei," schrie er seinem alten Diener zu, „bringe uns etwas zum Frühstück, auch Liqueur." — Das Frühstück ward gebracht. Das geschäftige Onkelchen kam immer mehr in Bewegung: er goß den Liqueur ein, zerschnitt die Pastete, schmierte Butterbrod, befahl, weich gekochte Eier zu bringen, und holte selbst alttestamentarischen Parmesan-Käse aus dem Schrank. Unterdessen hatte sich das Gerücht, er habe einen Orden erhalten, in ganz Moskau verbreitet, und Kollegen sowohl als Unterbeamte eilten herbei, um ihre Glückwünsche darzubringen. — „Ich bitte recht sehr, theure Freunde, ein Bissen von diesem Stör," bat der verbindliche Wirth, „Ich erhielt ihn aus Astrachan von einem dortigen Fischpächter, — eine ehrliche Seele! — sein einziger Sohn dient unter mir. Ist Ihnen nicht Kaviar gefällig? Er soll nicht schlecht seyn: einer meiner Freunde in Saratoff sandte mir ihn: er hat mir seinen Neffen anvertraut, der auch in meiner Kanzlei arbeitet. ..." — Die Gäste ließen sich nicht zweimal bitten; sie griffen zu wie hungrige Dichter und tranken wie Türkische Muftis. — „Timofei, Timofei! da hast Du den Schlüssel vom Schrank, der hinter dem Verschlage steht; im zweiten Fach stehen Weinflaschen mit beschriebenen Zettelchen: bringe uns ein halbes Dutzend, auch Pokale." „Wahrscheinlich noch ein altes Inventarium aus den Zeiten der Kaiserin Elisabeth," bemerkte ein Rath; „vergieße nur ja keinen einzigen Tropfen." Timofei war bald mit Flaschen und Pokalen da; ein Pfropfen schoß los und flog bis zur Decke empor; der schäumende Nektar brauste im schäumenden Kristall, und wir, die Pokale erhebend, wünschten dem würdigen Alten von ganzem Herzen noch den Annen-Orden erster Klasse und den Titel „Excellenz." Der Wein war gut. Er ermunterte die Gäste und den Wirth, der, seine kaum verhallten Klagen über seine Lage und seinen Dienst vergessend, sich jetzt nur in Lobeserhebungen ergoß. „Ja wahrhaftig, unsere Vorgesetzten beleben durch ihre Theilnahme unseren Diensteifer! Sogar die in den Ministerien Angestellten beneiden uns, und im Senat ist es schon seit langer Zeit der Fall. Unser Chef ist in der That unser Vertreter am Kaiserlichen Thron! Wir bekommen ein großes Gehalt; die unseren Aemtern Allergnädigst bewilligten Rechte und Vortheile stehen keinen andern nach; zu viel zu thun haben wir auch nicht, und mit Belohnungen werden wir überschüttet. Außerdem werden wir von unseren Verwandten nicht getrennt und haben Muße, unsere Güter zu beaufsichtigen, wenn wir dergleichen haben. In der That, man mag sich noch so sehr den Kopf zerbrechen und noch so sehr umher suchen — einen besseren und vortheilhafteren Dienst findet man im ganzen Russischen Reiche nicht." — „Sagen Sie mir, theurer Freund," bemerkte der Regierungs-Anwalt, Sie beklagten sich aber doch noch ganz kürzlich über Ihr Loos?" Anstatt zu antworten, goß ihm mein Onkel ein Glas Champagner in die Kehle.

Da das Trinken ernsthaft zu werden schien, immer mehr Gratulanten anlangten und Timofei bereits die dreizehnte Flasche öffnete, nahm ich meinen Hut und schlich mich durch die sehr illuminirte Gesellschaft nach Hause, indem ich mir Derschawiens Worte wiederholte:

„Der Mensch, er sey auch noch so weise,
Er ist doch eine Lüge nur." (B. A. Y.)

Bibliographie.

Gemälde des letzten Krieges zwischen Rußland und Persien. Mit historisch-statistischen Bemerkungen über die eroberten Städte, und Erinnerungen an Erivan. Von Platon Suboff.

Malwina, oder des Herzens Vorgefühl. Von der Fürstin Isabella Czartorvski, dermalen Herzogin von Württemberg. Uebersetzt nach der fünften Polnischen Ausgabe.

Mannigfaltiges.

— Die Borahs in Indien. Die Bohras, ein Muselmännischer Stamm, der verschiedene Gegenden von Hindostan bewohnt, sind nicht nur bedeutende Kaufleute in den einzelnen Indischen Handelsstädten, sondern führen überhaupt fast allein den auswärtigen Handel von Guserate und den westlichen Theilen Indiens; auch sind sie es, die den Hausirhandel im Lande ausschließlich betreiben, und dies hat Anlaß gegeben, daß sie von den Engländern zu Bombay die Muselmännischen Juden genannt werden. Nach Hunter führt diese Sekte, um sich von den übrigen Muselmännern zu unterscheiden, den Beinamen Ismaeliah, indem sie ihren Ursprung von einem der Nachfolger des Propheten, Namens Ismael, oder auch vielleicht direkter noch als die übrigen Muselmänner von dem natürlichen Sohne Abrahams ableitet. Ihre Haupt-Niederlassungen haben sie zu Burhampur, wo ihr Mullah oder Priester residirt. Derselbe ist ihr zeitliches Oberhaupt in allen kirchlichen Angelegenheiten und verwahrt die Schlüssel zum Paradiese; es bildet nämlich einen ihrer vorzüglichsten Glaubens-Artikel, daß kein Mann in die Gefilde der Seligen eingelassen wird, der nicht einen Paß von dem Hohenpriester aufzuweisen hat, für welchen demselben immer ein schönes Honorar zu entrichten ist. Außer seinen kirchlichen Functionen hat er noch die Jurisdiction über den ganzen, in alle Gegenden zerstreuten Stamm. (Weekly Magazine.)

— Ein Mörtel aus Algier. Seit der Französischen Eroberung von Algier ist man mit einem Mörtel bekannt geworden, der bei den öffentlichen Gebäuden in jener Stadt längst im Gebrauche war. Er besteht aus zwei Theilen Asche, drei Theilen Thon und einem Theil Sand. Nimmt man zu dieser Mischung, die von den Mauren Fabbi genannt wird, noch Oel hinzu, so widersteht dieselbe allen Angriffen des rauhesten und ungestümsten Wetters, noch mehr als selbst der Marmor.

*) Drei Zeitschriften in Russischer Sprache.

**) Den Genuß der Jahres-Einkünfte einer Kron-Domaine auf kürzere oder längere Zeit.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Montag den 2. Februar 1835.

Italien.

Venedig, nach Herrn von Haussez.*)

I.

Mit Mestre beginnt das eigentlich Venetianische Gebiet, denn hier vertauscht man die Wagen mit Gondeln. Nach einer halbstündigen Fahrt auf einem sehr versandeten Kanal fährt man in die Lagunen ein, und mitten über dem Wasser liegt Venedig vor uns, mit seinen zahlreichen Kuppeln und viereckigen Glockenthürmen, seinen Kirchen, seinen Inseln ohne Vegetation, Wäldern von Gebäuden gleich, die um die näheren Gruppen, auf denen sie erbaut ist, herumliegen. Dieser Anblick ist schön, doch nicht so schön, wie man sich vielleicht vorgestellt.

Venedig ist Einem so bekannt, man ist damit so vertraut durch die Menge meist übertriebener Beschreibungen von seiner Seltsamkeit, seinen Wundern, daß man an Ort und Stelle über Nichts in Erstaunen geräth. Ich kann wohl sagen, daß, obgleich ich diese Stadt zum erstenmal in meinem Leben sah, ich sie doch nur wiedersah, so genau kannte ich sie durch Reisebeschreibungen, Gemälde, Zeichnungen, Panoramen. Ja sogar in ihrem Detail war ich so gut zu Hause, daß ich vor keinem irgendwie merkwürdigen Gebäude vorüberging, ohne seinen Namen zu nennen. Wer kennt nicht den Dogen-Palast, den Sankt Marcusplatz, die Dogana, den Rialto! Wie oft hatte ich es vorher geschaut und empfunden das geräuschlose Treiben auf den Kanälen! Bei alle dem aber war noch Gelegenheit genug zu Bewunderung und Erstaunen — der Anblick dieser Paläste von so mannigfaltiger Bauart, die dem Fremden völlig neu ist, die man nirgends so wieder antrifft; bizarr und doch klassisch, eine Anwendung aller Stile, obgleich der byzantinische der vorherrschende und sein Stempel allen übrigen aufgedrückt ist, man muß darüber erstaunen, über die verschwenderische Pracht, mit der die seltensten Marmor-Arten zu den Gebäuden verwendet sind, und wie geschmackvoll, wie kunstreich! Geblendet wird man von der Menge von Bronzen, Vergoldungen, der Fülle von Edelsteinen, mit der die Kirchen ausgeschmückt sind. Das kostbare Mosaik, mit dem die ganze Sankt Marcus-Kirche vom Pflaster aufwärts bis an die Schlußsteine seiner Wölbungen bekleidet ist — man sieht und sieht sich nicht satt, und fragt sich immer wieder, wie je ein solcher Zusammenfluß von Künstlern habe vorhanden seyn können, ein so verschwenderisch ungeheures Werk zu entwerfen und auszuführen, und wie Zeit und Geld dazu hergekommen und ausgereicht!

Fährt man die Kanäle entlang, so erblickt man neben den verfallenen Façaden der schönsten Paläste, Theile, die ganz in Trümmern liegen. Wenn man nun gewahrt, daß selbst diese Paläste nur eine Façade darbieten, und der übrige Theil nur roh und unordentlich von Backsteinen aufgeführt ist, man dann ins Innere derselben tritt, sich in einem kalten düstern Flure befindet, dann eine Marmortreppe hinaufsteigt, in einen zweiten Flur gelangt, der den Korridor zu einer Reihe von Zimmern bildet, die, unzweckmäßig abgetheilt, unbequem sind, und nur die Aussicht auf die Façade des auf der andern Seite des Kanals gegenüberliegenden Palastes haben, und an dem man aus Achtung, wie man sagt, gegen das Werk und den Gedanken des großen Baumeisters, der ihn gebaut (denn in Venedig steht keine Baracke, die nicht Palladio oder Sansovino gebaut haben soll), weder das Getäfel neugemalt, noch die Vergoldung aufgefrischt — und man nun auch die Gemälde bewundern muß, die man alle den Meistern der Venetianischen Schule zuschreibt, in einer Anzahl, die zehnmal größer ist, als sie sämmtlich, und hätten sie vom ersten Athemzuge bis zum letzten in einem Zuge gemalt, hätten hervorbringen können — wenn einem dies Alles gezeigt wird von einem halb zerlumpten Schließer, der uns dabei um eine Gabe anspricht, und man sich plötzlich in einer Atmosphäre von trüber Dürftigkeit, ja Armuth befindet, mitten unter all diesem Aufwand und Pomp verrauschter Jahrhunderte, so sieht man wohl, wieviel von dieser Bewunderung der herben Wirklichkeit gegenüber wieder abfallen muß.

So ist Venedig nur noch ein Bezirk und Hause von verfallenden Palästen, und einsinkenden Häusern; es wird nichts Neues gebaut, nichts Altes ausgebessert. Man richtet sich unter den Trümmern ein, und behilft sich so. Aus dem Theile des Hauses, der einfällt, flüchtet man in einen andern, der noch dauerhaft ist, und will die ganze Behausung die Besitzer nicht länger schirmen, so wird eine andere bezogen. Man kann nach der Häuserzahl berechnen, wie lange die Stadt noch bestehen wird. Eine Unterhaltung der Gebäude aber muß man ja nicht hierbei in Anschlag bringen, denn es wird einmal nichts ausgebessert, was baufällig ist. So wird Venedig zu Grunde gehen aus Mangel des Interesses, seine Häuser vor dem Verfallen zu schützen.

Die Stadt ist in ihren Trümmern das getreue Abbild der Vernichtung ihrer politischen Bedeutung und Macht. Alles ist hier Vergangenheit, Alles Einsturz. Nicht mehr die Republik Venedig sieht man. Die Gräber ihrer Dogen, ihre öden Paläste, ihre halb verblichenen Wappenschilder, ihre Portraits, die alle zusammen in einem Saale hängen, ein ungeheures Zeughaus, in dem ein Hundert Galerensklaven zwei oder drei kleine Kriegsschiffe bedienen und unterhalten müssen, das ist das Ganze, was von der Republik als politischer Macht übrig ist. Alles, was man sieht, Zeichen ihrer Erbschaft: der Hafen ohne Schiffe, die Magazine ohne Güter, am Zollhause keine Bewegung, an der Börse keinen Handel.

Und was könnte auch wohl Venedig seine Größe, sein politisches Uebergewicht wiedergeben? Sie waren lange vorher schon unwiederbringlich dahin, ehe sein Name aus dem Verzeichniß der Staaten gestrichen wurde. An Widerstand war bei ihm nicht zu denken. Wie einer, der an einer tödtlichen Krankheit langsam dahinstirbt, ist es an Erschöpfung und völliger Entkräftung gestorben. Der Friede von Campo-Formio war nur eine Gelegenheit, nicht ein Grund seines Todes.

Mit Entdeckung und Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung im 15ten Jahrhundert war sein kommerzielles Uebergewicht dahin. Aus dem engen Bezirk des Mittelländischen Meeres breitete sich der Handel über alle Meere des Erdballs aus, und statt im Centrum des Europäischen Handels zu bleiben, das es gewesen war, wurde Venedig zu einem außerhalb liegenden Punkte, ohne Beziehung auf andere bedeutende Punkte der allgemeinen Production und Consumtion, ja sogar völlig außer Verbindung mit denselben gesetzt durch die Seichtigkeit seiner Gewässer, in denen der Transport mit dem in andern Meeren keinen gleichen Schritt mehr halten konnte.

Alles was Industrie und Gewerbe zu begünstigen geeignet ist, fehlt Venedig. Rohe Stoffe, Erzeugnisse seines Bodens, Mittel Manufakturen einzurichten, Maschinenkraft, Thätigkeit und Geschicklichkeit der Bevölkerung zu industriellen Arbeiten — Nichts von allem diesem ist darin zu finden. Aus dem Schooße des Meeres durch die Noth der Umstände emporgestiegen, wird Venedig durch gleiche Noth in dasselbe wieder versinken: die Invasion der Barbaren in das civilisirte Europa war es gewesen, die eine Schaar von Flüchtigen auf die Lagunen getrieben hatte. Die Invasion einer entwickelteren Civilisation, die noch immer wächst und ihre Gränze und Gipfel noch nicht erreicht hat, hat Bedürfnisse hervorgerufen, denen Venedig nicht mehr genügen, Hülfsquellen, zu deren Wesen und lebenskräftigem Gebrauch es sich nicht erheben kann. Ueber nichts gebietet und herrscht Venedig mehr, weder durch Waffengewalt, noch durch Reichthum, noch durch Industrie. Es ist nichts als ein dürrer unproduktiver Ort, wo aus Gewohnheit einige tausend Individuen verzehren, was sie von anderwärts her für sich auftreiben, und die hierzu noch ihre Häuser benutzen, die Schauplätze des Glanzes ihrer Ahnen und die Zeugen ihrer gegenwärtigen Noth. Ihr Geld kommt in die leeren Hände, die, um nichts Anderes zu thun, das Ruder im Hintertheil einer Gondel bewegen, und denen es schon unerträglich ist, an eine Aenderung oder Vertauschung ihres Gewerbes nur zu denken. Alles dies wird aufhören, und dieser Zeitpunkt ist nicht mehr fern, denn die Häuser fallen ein und die Kassen werden leer. Die Fabrication der Glasperlen, der kleinen Kettchen und Bänder wird die Dogenstadt nicht erhalten. Und andere industrielle Hülfsquellen besitzt sie nicht und ihre kommerziellen sind ebenfalls unbedeutend, wie Jeder weiß.

So müssen wir denn eilen, von Lage und Beschaffenheit dieser gefallenen Stadt ein getreues Bild zu entwerfen, ehe sie in den Sümpfen versinkt, die sie zu festen Grundlagen ihres Emporblühens ehemals umgeschaffen hatte. Ich habe dies mit vielem Interesse unternommen; denn es ist noch eine solche Fülle großer Erinnerungen dort in voller Lebensfrische vorhanden, daß man sich gar nicht erst matt und müde danach zu suchen braucht. So viele Denkmäler ihrer Macht, so viele Trophäen ihrer Siege stellen sich unseren Blicken dar, daß man der Mühe überhoben ist, sich die Ursachen der ersteren und die Daten der anderen einzuprägen. Man kann gegenwärtig die Geschichte Venedigs schreiben, denn der Kreis seiner Existenz ist durchlaufen und abgeschlossen — Ursprung, Entwickelung, Dauer und Katastrophe liegen uns vor.

*) Aus der so eben erschienenen Voyage d'un Exilé dieses ehemaligen Ministers Karl's X.

II.

Der Sankt Markus-Platz ist der Ausgangspunkt der Wanderungen des fremden Besuchers, wie auch von ihm die Herrschaft und der Glanz Venedigs in früheren Zeiten ausgegangen. Alles sieht noch so aus, als könnten Begebenheiten darauf spielen, wie die Einnahme von Konstantinopel, die Kreuzzüge, die Unterwerfung Moreas, die Europäischen Kämpfe des 16ten und 17ten Jahrhunderts — als könnten Menschen darauf umherwandeln, von dem Schlag und Gepräge, wie die damals Herrschenden. Der Dogen-Palast hat noch seine Architektur, seinen Marmor, seine Statuen, seine Gemälde; die Portraits der furchtbaren Magistratsherren, die ihn bewohnten, hängen noch in seinem Saale, die schrecklichen Gefängnisse, diese Helfer ihrer grausamen Politik, stehen noch. Der geflügelte Löwe hat seinen alten Stand noch auf der Säule, die von Athen herbeigeführt wurde, um ihm als glorwürdiges Fußgestell zu dienen. Die vier Pferde Lysipps stehen noch über den Portikus der Sankt Markus-Kirche auf ihrer Stelle, und eben so die kleinen Säulchen, die ihnen als Träger dienten von der Zeit her, wo sie von den Ufern des Bosporus herübergeschafft und ausgeschifft wurden an's Ufer der Adria. Nicht ein Steinchen fehlt aus dem Mosaik der Sankt Markus-Kirche. Der Platz, dessen eine Seite diese Basilika bildet, ist noch so wie ihn Sansovino und Sanmichelli erbaut. Prachtvolle Kirchen leihen noch heute der Aussicht den magischen Reiz mit ihren Domen und und statuenreichen Façaden. Die Gemälde, die Fresken, die verschiedenen Marmor-Arten, die hier angebracht sind, haben wenig oder gar nichts von ihrem Glanze verloren; bis so weit ist noch Alles, wie es vor zwei Jahrhunderten war. Außer diesem Bezirk ist Alles Zerstörung, Alles Trauer. Umsonst hat man an die Möglichkeit geglaubt, den alten Glanz des Venetianischen Handels, wenn auch in geringerem Verhältnisse, zurückrufen zu können, dadurch, daß man in Ermangelung eines anderen Hülfsmittels, seinen Hafen zu einem Freihafen gemacht. Der Handel verschmäht ihn doch, und nur der Betrug zieht Gewinn daraus. Aber welche Ausdehnung man diesem auch geben mag, der Schleichhandel ist immer eine trübe Quelle und viel zu abenteuerlich, um zu wahrem und dauerhaftem Gewinn zu führen. Einzelne Personen kann er allerdings bereichern, aber auf ein Volk keine andere Wirkung ausüben, als es demoralisiren.

Da ich viel von den Palästen werde sprechen müssen, so scheint es zweckmäßig, sich zuvörderst über die wirkliche Bedeutung des Wortes zu verständigen. **Palazzo** ist ein Italiänisches Wort, welches die Franzosen durch palais, die Deutschen Palast übersetzen, obgleich diese beiden Bedeutungen von der ersteren durchaus verschieden sind. Was man in Frankreich ein Palais nennt, ist nicht nur ein großes Wohngebäude, sondern auch das Wohngebäude eines Großen. Es muß, um diesen Namen mit Recht zu führen, der Würde der Person, die es inne hat, angemessen seyn, durch Größe und Pracht derselben entsprechen. In Italien ertheilt man einer Menge von Behausungen diesen Namen, die in Paris höchstens den Namen von Hotels erhalten würden. Ein Paar Säulen, ein Paar Torse, wenige Zierrathen an einer Façade von 40 bis 50 Fuß Länge, Pilaster und eine Marmorstiege, ordentliche Scheiben in Blei gefaßt, Gemälde, die immer den größten Meistern zugeschrieben werden, ein halb Dutzend großer leerer Zimmer ohne Möbel, die eins hinter dem anderen in die Tiefe eines Gebäudes gehen, dessen ganzer Schmuck und Reiz in der Façade besteht — das heißt ein Palast. — Ich kenne in Venedig nicht zehn Ausnahmen von dieser Regel. Und in diesen Palästen, die dem allgemeinen Gebrauche nach ein Mal so heißen, ist kein Luxus, kein Reichthum mehr anzutreffen. Alles daran ist verschwenderisch, aber vom Nothwendigsten entblößt — groß, aber durchaus in elendem Zustande. Ein oder zwei alte Domestiken, ebenfalls Trümmer eines erloschenen Glanzes wie Alles, wanken in dieser stolzen Oede umher; wird ein Fest gegeben, so wird die Dienerschaft aus den Gondolieren und einzelnen armen Teufeln rekrutirt, auf deren Leib alle Livreen in der ganzen Stadt zugeschnitten sind.

Ich rede von solchen Palästen, die gegenwärtig noch bewohnt werden von ihren alten Besitzern, die nicht in Wien leben, um dort einen Kammerherrnschlüssel statt der Dogenmütze zu erwerben, oder das Einkommen einer untergeordneten Stelle statt der ehemaligen weltgebietenden. Noch schlimmer sieht es in denen aus, die an Bürgerliche gekommen sind.

Wenn man den großen Kanal verläßt und in die kleineren einfährt, um in die Einzelnheiten der Stadt einzudringen, so geräth man in ein noch größeres Erstaunen über den Entschluß, auf diesen Lagunen eine große Stadt zu gründen. Die Breite der meisten Kanäle übersteigt nicht 10 bis 12 Fuß. Zu beiden Seiten erheben sich Häuser, die sich die Strahlen der Sonne einander wegfangen und traurig beschatten. Ich kenne gar Nichts, was trüber und trauriger wäre, als diese Wohnungen.

Noch übler ist man daran, wenn man die gewundenen Gäßchen durchwandert, von 3 bis 4 Fuß Breite und häufig von Brücken durchschnitten, deren hohe steile Bögen mit breitstufigen und sehr unbequemen Treppen versehen sind. Die Unbequemlichkeit, die man hier empfindet, wenn man sich durch das G e d r ä n g e durchzuarbeiten hat, das jede Begegnung von fünf oder sechs Personen hervorzubringen hinreicht, ist noch die geringste der Widerwärtigkeiten, die sich hier vereinigen. Die übelsten Gerüche aller Art begegnen uns auf diesen engen Wegen, wo der Mangel an frischer Luft sie in einem Zustande von Concentration erhält. Bei dem kleinsten Regenguß stürzen aus den Gossen Ströme von Wasser auf die Häupter der Fußgänger herab, vor denen man sich bei der Gefahr, alle Augenblick seinen Regenschirm zu zerreißen, und in einzelnen Straßen bei der offenbaren Unmöglichkeit, von demselben Gebrauch zu machen, nicht schützen kann.

Mit Ausnahme zweier oder dreier Straßen in der Nähe des Sankt Markus-Platzes, bieten alle übrigen zusammen auch nicht einen einzigen Laden dar, der in die Augen fiele; sobald es dunkel wird, ist man in allen, und auch am Tage schon, mannigfachen Gefährdungen ausgesetzt.

Drei Seiten des Sankt Markus-Platzes, des einzigen, den es in Venedig giebt, sind mit geräumigen und schönen Gangen umgeben. Hier ist es, wo im Laufe des Tages die Geschäftslosen zusammenkommen, ihre Langeweile spazieren zu führen, ihren Kaffee zu trinken und die Zeit zu vergeuden, die sie nicht mehr nützlich anzuwenden wissen. Abends lassen sich auch einige Damen sehen. Man begiebt sich auch nach einer wohlangepflanzten Promenade, die unter der Französischen Herrschaft am Ende der Stadt, am Ufer des Meeres, angelegt worden. Diese Zusammenkünfte geben keine vortheilhafte Idee von den Vergnügungen, die man in Venedig zu suchen hat, auch nicht von der Laune und dem Gefallen der Einwohner daran.

Ich habe Venedig in allen seinen Partikularitäten und der ganzen Ausdehnung seines Details kennen gelernt, und vergebens versucht, mir daraus eine Vorstellung zu bilden von jener allgemeinen Bewegung, und dem verschwenderischen Aufwand des Karnevals, von dem so viel Wesens gemacht wird. Ich sehe nur den Sankt Markus-Platz und den Theil des Quais, der ihn begränzt, und daß diese allerdings hinlänglichen Raum darbieten können für dies zahlreiche Zusammenströmen, für diese bewegte Menge, die die Woge der allgemeinen Lust aus ihrer gewohnten Ruhe erweckt und herbeiträgt, sich dem Taumel der Thorheit einmal schrankenlos hinzugeben. Aber man kann nicht acht oder zehn Tage hintereinander an demselben Orte verweilen, und doch stets mannigfache Zerstreuungen daselbst finden. Entweder muß die Scene wechseln, eine Veränderung der Decoration eintreten, oder wenn das nicht möglich ist, so müssen die Spieler und die Zuschauer gehen und sich eine suchen.*) Ich sehe aber hier weder die Möglichkeit der einen noch der anderen Weise. Der Sankt Markus-Platz, so groß er auch ist, kann doch für die Bevölkerung Venedigs, die, wie man sagt, dann sämmtlich auf den Beinen ist, lange nicht groß genug seyn. Die Straßen und Kanäle aber sind für eine Art Lustbarkeit, die Raum erfordert, wenig geeignet. Ohne Zweifel helfen die Salons und Theater für die höheren Klassen der Gesellschaft aus, und die Leichtfertigkeit der Sitten, die man, vielleicht mit Unrecht, oder doch wenigstens mit Uebertreibung, den Venetianerinnen zuschreibt, giebt vielleicht der ganzen Sache einen eigenthümlichen Reiz und Gehalt, den diese Art von Lustbarkeit zu begünstigen ganz geeignet ist.

Die Karnevals-Festlichkeiten haben, wie man sagt, viel von ihrer Annehmlichkeit und ihrem Glanze verloren. Nach dem Bedauern zu urtheilen, welches die Venetianer darüber ausdrücken, sollte man glauben, daß sie darin ein noch deutlicheres Zeichen von dem Untergange ihres Gestirns sähen, als die übrigen sind, die sie umgeben, und die ihnen von dem unwiderbringlichen Verluste und Verschwinden desselben die hinlängliche Ueberzeugung gewähren könnten.

(Schluß folgt.)

E n g l a n d.

The Princess, or the Beguine. (Die Fürstin, oder die barmherzige Schwester.) Von Lady Morgan. 3 Bände. London, 1835.

Goldsmith's Schreibart bezeichnet ein hervorstechender Zug der Anmuth, Steele's Schriften der Witz, Swift's Werke die Satire, Smollett's Romane der ihnen eigenthümliche Humor. Den Schriften der Lady Morgan ist eine S e l b s t g e f ä l l i g k e i t eigen, die sie vor denen anderer Autoren ganz genau charakterisirt. Es ist kein gewöhnlicher Egoismus, was uns aus ihren Werken entgegentritt, es ist ein Zug, der sich sonst nicht in ähnlicher Weise findet, noch weniger nachgeahmt werden kann. Es ist keine handgreifliche Selbstliebe, was ihr Wesen bezeichnet, sondern ein überwiegender Hang selbstgefälliger Bespiegelung ihrer eigenen Natur. In allem, was sie schreibt, ist sie selbst der Mittelpunkt der Interessen, Alles hat nur auf ihre Persönlichkeit Bezug. In ihren Novellen ist sie selbst die Heldin, und ihr Ich leuchtet nicht bloß, wie dies sich auch bei anderen Autoren findet, aus einigen Lieblings-Gestalten hervor, sondern die Attribute ihrer persönlichen Eigenthümlichkeit sind fast an alle Charaktere, die sie schildert, vertheilt, und die Eitelkeit ihres Dialogs, die künstlerische Lebendigkeit ihrer Beschreibungen, der ganze anmaßliche Ton der Darstellung in ihren Gemälden, Alles sind nur Reflexe ihrer eigenen Natur. Man findet Lady Morgan in jeder Zeile, welche Lady Morgan schrieb; man kann ihr gar nicht entfliehen, sie ist in allen ihren Werken allgegenwärtig, bald schalkhaft, bald affektirend, bald pedantisch oder sarkastisch. Dieser Hauch einer überwiegenden Selbstgefälligkeit weht uns aus allen ihren Erzählungen auf eine störende Weise entgegen; nur ihren Irländischen Roman „O'Donnell"**) möchten wir ausnehmen, weil in diesem Gemälde ihrer Phantasie die Gewalt der Ereignisse auch der Darstellung eine Wahrheit einflößt, die man sonst häufig in den Productionen dieser Schriftstellerin vermißt.

In der „Fürstin", dem neuesten, drei Bände starken Werke der Lady, ist ein Haschen nach Effekt sichtlich, das gerade den Effekt oft stört und verkümmert. Es kann niemand leugnen, daß der Verfasserin ein ungewöhnlich großes Darstellungs-Talent eigen ist, allein dies ihr Talent scheint uns doch nicht groß genug, um noch größere Eigenheiten ihrer Erzählungs-Manier klug genug zu verstecken. Sie opfert gar zu häufig die Wahrscheinlichkeit der Ereignisse und der Personen ihrem vorwaltenden Hange zu überfließend gelehrtem Raisonnement, das auf jeder Seite fast die Darstellung wie Unkraut überwuchert. Sie sagt tausend brillante Dinge, äußert tausend artige Einfälle an unpassender Stelle, sie kann den Moment nicht abwarten, ihre Weisheit an den Mann zu bringen.

*) Das Urtheil eines Franzosen! Wo bleibt die Lust, die sich die Ausgelassenen selber gewähren? Rechnet Herr von Haußez die für gar Nichts?

**) Den die Verfasserin noch als Miß Owenson geschrieben und der ihr hauptsächlich die Gunst ihres nachmaligen Gatten, Sir Charles Morgan, erworben.

So ist alles, was natürlich und wahr genannt werden muß, in ihrem Stil und ihren Schilderungen vergeblich zu suchen. Daß Lady Morgan, bei allen ihren Fehlern, eine Schriftstellerin vom höheren Range ist, bleibt nach wie vor eine anerkannte Thatsache. Gerade ihre Fehler sind nur Fehler eines Autors vom höheren Range. Ein Schriftsteller zweiter Klasse kann nicht durch zu viel Reflection sein Buch verderben.

Der Schauplatz des neuesten Romans der Lady ist bald in Belgien, bald in England. Die „Fürstin Schaffenhausen" bildet den Mittelpunkt der stofflichen Interessen. Sie ist mit allen Reizen ausgestattet, womit ein Novellist den Leser zu fesseln vermag. Besonders glänzend ist der Farbenschmuck, der über die ganze Gestalt verbreitet ist, und der an den Schimmer erinnert, womit die Französischen Romantiker ihre Charaktere überziehen. Die Situationen, in welche die Heldin des Romans versetzt ist, haben ganz das anfangs mysteriöse Dunkel, auf dessen Enthüllung der Leser begierig wird. Obschon im Grunde der Charakter der Fürstin ein Ding der Unmöglichkeit ist, so gefällt doch diese spielerische Lebendigkeit ihres buntscheckigen Wesens. Sie ist bald eine vollkommene Künstlerin, bald eine ausgemachte Intrigantin, bald eine barmherzige Schwester und Bettel-Nonne. Als solche beherrscht sie einen Englischen Tory, Sir Frederick Mottram, indem sie theils die Schwäche seines Weibes, theils seine eigene Eitelkeit zu benutzen weiß, und ihn für ihre politischen Pläne gewinnt. Der Fortschritt des eigentlichen Romans im Romane wird durch mancherlei Episoden in Gesprächsform unterbrochen, und in diesen Conversationen gefällt sich die Verfasserin einmal wieder recht in der Einmischung fremder Wörter, die ebenfalls von Affectation zeugt.

Die in Gesprächsweise eingeführten Charaktere sind eben so zahlreich als kunterbunt durch einander gemischt. Endlose Unterhaltungen laufen oft auf nichts hinaus, als ein bon-mot, auf sarkastische Beredtsamkeit und pointenreiche Wohlredenheit. An Lebendigkeit fehlt es indessen der Darstellung eben so wenig, als an glänzenden Bildern und häufigem Scenen-Wechsel.

Damit der Leser mit eigenen Augen schaue, entheben wir dem Werke einzelne Stellen. In einer Theater-Loge finden wir eine Gesellschaft Fashionables beisammen:

„Unter ihnen war Lord Allington die hervorragendste Person. Er gehörte zu den Männern, die nach einem vorgesteckten Musterbilde „weder ein thöricht Wort sagen, noch ein kluges Ding thun". Dazu bezeichnete den Mann der Umstand, daß sein Charakter den Verfall seiner äußeren Glücks-Umstände überlebt hatte, und er sagte über seinen Ruin so viel angenehme Witzworte, daß es fast scheinen konnte, er habe seine Reichthümer nur seinem Witz geopfert. Seine Wechsel hatten keine Gültigkeit mehr, wohl aber seine Epigramme. Seinen Kredit verdankte er seinen bon-mots, obwohl er bei seinem Schneider keinen mehr hatte. Die Loge hatte er sich auf den Abend von einem alten dilettirenden Herzog geborgt; dieser war taub geworden und besuchte nur noch die Deutsche Oper. Seine ganze Aufmerksamkeit gehörte für den Abend dem ehrenwerthen Ehepaare, Herrn und Mistreß St. Leger, die erst kürzlich vom Kontinente angekommen waren. Mit der Letzteren lebte er aux petits soins, und zu Jenem, der „zu seinem Witz die Dummheit brachte", trieb ihn eine Art Instinkt".

„Herr und Mistreß St. Leger waren ein ziemlich gewöhnlicher Schlag Menschen. Sie war eine leichte Waare und er ein Narr. Somit waren sie Repräsentanten einer sehr ausgebreiteten, zahlreichen Klasse in der gebildeten Welt. Natürlich trugen sie auch deren Fehler außer deren Vorzügen an sich. Herr St. Leger hatte sein Vermögen im Auslande durchgebracht und auf Kosten seines Gesandschafts-Postens gelebt. Außer anderen diplomatischen Aufträgen ward ihm auch die Ehre zu Theil, England an einem Deutschen Hofe vom dritten oder vierten Range zu vertreten, d. h. er wurde von dem damaligen Minister des Auswärtigen als außerordentlicher Gesandter beordert, an dem Deutschen Hofe eine Polonaise zu tanzen und écarté zu spielen. Dafür hatte er ein Einkommen, welches das des Amerikanischen Präsidenten überbot und womit das ganze frugale Kabinet des Belgischen Ministeriums salarirt werden könnte."

„Bentham würde gesagt haben, Herr St. Leger besäße die Kunst, seine Einkünfte auf ein Maximum, seine Verdienste auf ein Minimum zu treiben. Indeß bedenke man, daß der Enkelsohn zweier Herzöge nicht ohne angemessenes Einkommen an einem Deutschen Hofe leben konnte, wo die hohe Geburt unvermeidlich ist und die hohe Geburt doch immer durch hohe Gehalte unterstützt werden muß.

„Inzwischen trat die Reform in's Leben und trotz aller überkommenen Rechte erstreckte sich die Reform bis auf dies „petit bout de ministre." Der ehrenwerthe Herr St. Leger durfte nicht länger auf den öffentlichen Geldbeutel klopfen, er mußte nach England zurückkehren und zusehen, auf welchen anderen Beutel sich klopfen ließe. Man mußte sich bemühen, einen Sitz im Hause zu erhalten, wenn man könnte, einen Sitz an einer guten Mittags-Tafel erzielen, wo man könnte, und eine Loge in der Oper zu erwischen suchen, wann man könnte. Während dessen stand es frei, in den Zirkeln nach Möglichkeit gegen ein System zu debattiren, das den Ruin der beiden Menschen veranlaßt hatte, es mochte von der Nation gebilligt werden oder nicht."

„Die Mistreß St. Leger hatte an fremden Höfen und in Gesellschaft ausländischer Notabilitäten ihre Manieren so sehr abgeschliffen und aufgerieben, daß sie sich eine Art Europäische lingua Franca angewöhnt hatte, die für Lord Allington eine Quelle von Ergötzlichkeiten wurde. Ihre niedliche, aber etwas „chiffonirte" Gestalt und Gesichts-Lineamente, ihre Französische Taille, Italiänischen Gesten und Deutschen Formen hatten eine Aufregung in Lord Allington zu Wege gebracht, die er selbst fälschlicher Weise für Neigung hielt."

— Wir theilen eine andere Stelle mit, an der uns die „Fürstin" vorgeführt wird.

„Die Erscheinung der Fürstin in ihrer Opern-Loge nahm jetzt die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch. Man fühlte es beim ersten Anblick, daß sie eine Dame war, welcher die Zustimmung der vornehmsten und bedeutendsten Personen ein Uebergewicht einräumte. Ihre Gestalt war aufrecht, ihr Aeußeres ernst, ihre Hand aufgehoben, als wenn sie mit dem Zeigefinger eine Warnung andeutete. Ihr Anzug entsprach nicht dem Mode-Kostüm der Zeit, die nach Französischem Geschmack sich richtet. Als Wittwe eines Belgischen Fürsten, Reichsgrafen und Spanischen Granden, hatte sie eine Kleidung gewählt, in welcher eine frühere Fürstin von Schaffenhau'en (eine Oberhofmeisterin der Gemahlin Philipp's V.) von Velasquez in einem Bilde dargestellt wurde, von dem noch jetzt eine Copie vorhanden ist."

„Ihr schwarzes faltenreiches Gewand lag nur um die Taille eng an, rund um den Hals schmiegte sich der Sabingas (eine alte Spitzen-Krause). Am Gürtel, der mit Edelsteinen besetzt war, hing eine Schnur mit einem Rubin-Kreuze, das einem kirchlichen Orden als Abzeichen diente. Von einer brillanten Agraffe, mitten auf dem Brust-Tuche befindlich, fielen einige Perlen-Ketten herab, deren jede einen Agnus Dei hielt. Ihr dunkelgoldenes Haar (ob falsch oder eigen, war die Frage) scheitelte sich über den dunkeln Augenbrauen und fiel in wallenden Ringellocken herab. An ihre Stirn schmiegte sich ein schmales schwarzes Band, und die ganze wundersame Gestalt ward mehr umschwebt, als umhüllt von der Spanischen Mantilla mit reichen schwarzen Spitzen, welche von ihrem feingeformten Antlitz bis unten hernieder flatterten. Während sie so da stand in aufrechter gebietender Stellung, neben der zurückgelehnten Gestalt und dem schönen Angesicht ihres Englischen Freundes, und scharf abstechend gegen den karmoisinrothen Hintergrund der Logen-Wand, war das Bild in der That vortrefflich und fertig. Nur ein Leonardo da Vinci fehlte, und es wäre verewigt."

— Eine kurze Beschreibung des Nonnen-Klosters in Brüssel zeigt das Talent der Verfasserin von einer anderen Seite.

„Das große Nonnen-Kloster zu Brüssel bietet einen ganz anderen Anblick dar, als das zu Gent. Seine engen düsteren Klostergänge, zwölf an der Zahl, sind so wüst und einsam, als herrschte die Pest in diesen Räumen. Der Sturmwind des Zeitgeistes hat dies Institut in Brüssel gewissermaßen übersprungen; es ist verschont geblieben, obschon es diesem Zeitalter nicht mehr angehört. Hier und dort sieht man an einem offenen Fenster-Flügel noch einen Blumentopf oder einen Vogelbauer, und eine dürre abgemagerte Schwester sitzt hinter dem Gitterfenster in der zellenartigen Wohnung, und in den geweihten Hallen des großen Mönchs-Klosters finden noch einige müßige Brüder ihr Obdach; aber solche angenehme Boudoir-Wohnungen, wie sie die Mönche in Gent besitzen, sucht man hier vergeblich."

„Die Mitglieder des Ordens, dem das Nonnen-Kloster zu Brüssel angehört, überlebten den Wechsel des Zeitgeistes, durch den die Hauptstadt der Niederlande in politischer und religiöser Hinsicht erschüttert wurde. In jener Epoche, als die Frauen Heerd und Haus verließen, um an einem unabhängigen Orte, von der Religion gesichert, einen mächtigen Einfluß auf den Gang der Dinge zu erlangen, als die Ursulinerinnen und andere heilige Schwestern für die größten Staats-Damen gehalten wurden, weil sie in der That über Staat und Politik ein wichtiges Wörtchen mitzusprechen hatten, ward auch das Nonnen-Kloster zu Brüssel gestiftet. Es geschah im Jahr 1250, und vier Jahre darauf bekleidete der Apostolische Prälat von Brabant, Hugo, den Orden mit hohen Privilegien. Da die Regeln dieses Ordens von allen die leichtesten waren, so war der Andrang der Mädchen und Frauen sehr groß, und die Schwesterschaft zählte bald tausend Mitglieder."

„Im J. 1583, als der Reformations-Geist des sechzehnten Jahrhunderts das System der menschlichen Irrthümer erschütterte, und einige kleinere Absurditäten abgeschafft wurden, während größere dem Sturme noch Trotz boten, drang der Geist der Neuerung auch in die stillen Gemächer der Bettel-Nonnen, und ein Calvinistischer Magistrat von Brüssel ließ das Kloster nebst der Kirche niederreißen. Die Schwesterschaft wurde zerstreut, die Kapellen wurden der Erde gleich gemacht und die Ruinen des einst so kostbaren Gotteshauses überwuchs der Ephen und das Schlingkraut. Allein der Irrthum hat in der Geschichte der Menschheit eine Macht und ein zähes Leben, das der Wahrheit häufig fehlt, und im J. 1657 wurde die Kirche mit noch größerer Pracht wieder aufgebaut. Die Zellen wurden wieder geöffnet und gefüllt, und die müßigen Schwestern schlenderten wieder nach wie vor durch die Straßen der Stadt. Die fromme Galanterie der Einwohner gefiel sich in dem guten Werke, zur Wiederherstellung des Klosters eine Summe von 331,318 Gulden beizusteuern."

„Dann kam die große Europäische Bewegung, welche durch die Französische Revolution angekündigt wurde, und im J. 1796 wurden alle Klöster in Belgien aufgehoben; nur die barmherzigen Schwestern erhielten sich, vermöge der Standhaftigkeit, die ihrem Geschlechte eigen ist, gegen den Sturm der Zeit. Sie behaupteten sich in dem alten Neste, und noch sind einige wenige Bettel-Nonnen-Klöster ihres Ordens für den Spott des gegenwärtigen Zeitalters übrig geblieben."

— Es ist schwer, von einem Werke, wie das in Rede stehende, solche Auszüge zu geben, welche die Wißbegierde des Lesers befriedigen und zugleich dem Autor Gerechtigkeit widerfahren lassen. Deshalb wechseln wir lieber mit unseren Mittheilungen aus dem Roman, und geben schließlich noch einen Blick in die Deputirten-Kammer zu Brüssel. Einige von den in Brüssel anwesenden Engländern machen zusammen den Besuch in dem Belgischen Unterhause.

„Die Herren zogen vor, in der Kammer der Repräsentanten einer Sitzung beizuwohnen; einige staatskundige Tory-Damen, zu denen Mistreß St. Leger gehörte, schlossen sich ihnen an. Es waren alte erprobte Besucherinnen der Herzoglichen Loge im Oberhause, und auch an den Luftzug im Hause der Gemeinen zu London waren sie gewöhnt; so hatte die Sache nichts auf sich."

„Ueber die Eleganz und Bequemlichkeit der schönen Tribüne, auf die man sie führte, höchlichst erfreut, fühlten sich die toryistischen Staats-Damen gar sehr aufgelegt, den Verhandlungen, die bereits begonnen

hatten, ein gnädiges Ohr zu leihen. Einige junge Mitglieder der Kammer, die dicht vor ihnen saßen, zogen besonders ihre Aufmerksamkeit auf sich. Diese wandte sich jedoch alsbald auf den Redner, der beim Eintritt der Englischen Damen das Wort hatte. Die Beredtsamkeit des Mannes wurde für einen Augenblick gestört, denn er gehörte zu denen, welche für das leiseste Gelispel eines weiblichen Mundes ein gutes Ohr haben. Die Tonsur auf seinem Haupte, die Clerical-Kleidung, die von bester Toilette war, sein ton patelin und der schlaue Seitenblick seines Auges zeigten genugsam, daß der Mann den Dienst der Kirche und den Dienst bei den Damen gleich sehr verstand. Es war der Abbé de F., der geistliche Direktor und „vert-vert" der „Dames Anglaises de Bruges", der bel esprit der Englischen Gesellschaften in jener Stadt und in Brüssel."

„Seltsamer Weise war der Gegenstand seiner Beredtsamkeit ein Weib, und seine Rede war, obschon es sich dabei um Persönlichkeiten handelte, interessant genug, um die Aufmerksamkeit der Engländer zu fesseln, welche, wie Horace Walpole, „aimaient les noms propres", und welche sich aufgelegt fühlten, den Redner mit einem „Hört, hört!" aufzumuntern.

„Sobald der Abbé seinen Sitz wieder eingenommen hatte, erhob sich das Mitglied für Brügge. Eine allgemeine Ruhe herrschte plötzlich im ganzen Saale. Herr Jullien sprach nie, ohne die Gemüther für seine Ansicht zu stimmen. Scharf, bestimmt, witzig und hinreißend, glich seine Rede einem Epigramm, das mit logischer Consequenz durchgeführt wird. Seine Eloquenz hatte jenen Charakter der Heiterkeit und des Muthwillens, welcher der Französischen Beredtsamkeit eigen ist. So bemächtigte sich Herr Jullien mehr durch die Form als den Gehalt seiner Rede der Gemüther, und es herrschte im Hause, als er seine Erwiederung auf des Abbés Philippika beendet hatte, jene „grande hilarité", welche, in die Sprache der Englischen Journale übersetzt, „anhaltendes Gelächter" heißen würde."

„Lady Frances und Mistreß St. Leger amüsirten sich nach Herzenslust. „Wissen Sie wohl," sagte die Letztere, „daß man sich hier weit besser unterhält, als in einem von unseren Häusern?" — „Ja," erwiederte Lady Frances, „man ennüyirt sich dort auf eine klägliche Weise." — „Und dann," fuhr Jene fort, „welche freie frische Luft schöpft man hier in der prächtigen Loge, man sieht sich um, und wird gesehen. Die Tribüne von St. Stephan ist ein wahrer Luftfang und ein Rauchfang dazu, es ist abscheulich!" — „Und außerdem," setzte Lady Frances hinzu, „sich mit schwarzem Thee und Talglichtern traktiren zu lassen, um einige junge Mitglieder, angehende Kandidaten für unsere Soirées und Piknik's, reden zu hören!" — „Kommen Sie fort!" sagte Lord Aubrey ernsthaft, „das geht hier antinational zu, oder noch schlimmer, demokratisch und revolutionair."

„Und doch", sagte Lord Montressor, indem er das schöne Gebäude und die treffliche Einrichtung und Benutzung des ganzen Raumes bewunderte, „dies ist ein herrliches Bauwerk! Ich kenne in Europa kein Opern-Haus, das es an Eleganz nicht überträfe, und wenn die Oranier ihre Autorität wieder gewinnen und diesen Jacobiner-Klubb schließen, so wird es einen deliciösen salon de spectacle abgeben. Hier sind Privat-Logen, sehen Sie, und dort das Parterre für das Publikum. Wie voll gedrängt es da ist!" — „Das ist die Kanaille, vermuthe ich", fügte Lord Aubrey hinzu, „sehen Sie nur die Männer in Blusen und die Weiber in der Landtracht!" — „Ja wohl! Aber sehen Sie die hübschen Schleifen, die sie tragen; ich möchte schwören, das ist ein „noeud d'Herbault" auf dem „claque de paille de ris!" sagte Herr St. Leger."

„O, sehen Sie dort die Nonne mitten unter der Menge!" rief Lady Frances. „Ich habe noch nie eine wirkliche Nonne gesehen, obwohl ich auf dem Masken-Ball der verwittweten Lady Lansdowne in solchem Kostüm erschien." — „Das ist eine barmherzige Schwester vom Bettel-Orden", sagte Lord Montressor. „Ich habe mir oft vorgestellt, ein Ballet von solchen schwarzen Frauenzimmern aufgeführt in sehr groteskem Stil, müßte sehr wirksam seyn. Es würde sich in „Robert der Teufel" sehr gut ausnehmen." — „Da!" sagte Lord Aubrey. „Sie haben Alle die arme Nonne so angestarrt, daß sie sich umdreht. Sie ist fort. Man sollte denken, sie könnte gar nichts sehen unter dem Wetterdach von Steifleinen." — „Hm!" brummte Lord Montressor. „Ich habe so meine argwöhnischen Gedanken über diese Schwesterschaft. Ich sah ein Mal einen Ihrer Freunde, Lady Frances, auf eine barmherzige Schwester Jagd machen. Es ist noch nicht lange her." — „Ei, da steht ja Sir Frederick, glaube ich!" sagte Mistreß St. Leger, „er steht in dem Haufen, wie einer jener Pilaster. O! jetzt sieht er uns, und bemüht sich, durchzukommen!" — „Lassen Sie uns ihm entgegeneilen", sprach Lady Frances mit boshaftem Lachen, „ich habe ihn nicht gesehen, seitdem ich die Fürstin bei ihm einführte."

An anderen Stellen zeigt die Verfasserin eine große Kenntniß der Belgischen Zustände, für die sie sich, wie es scheint, sehr lebhaft interessirt. Die Novelle mag zu den gewandtesten Werken von Lady Morgan gehören, die schönste können wir sie nicht nennen. Es spricht sich hier zu oft eine Selbstgefälligkeit aus, die sehr unangenehm wirkt. (A.)

Bibliographie.

Contributions to the botany of India. (Beiträge zur Indischen Flora.) Von Wight. $7\frac{1}{2}$ Sh.

Lectures on the corruption of Christianity. (Vorlesungen über das Verderbniß der Christenheit.) Von Vaughen. $10\frac{1}{2}$ Sh.

Tough Yarns. — Schiffs-Erzählungen und Skizzen, nebst Holzschnitten von Cruickshank. $10\frac{1}{2}$ Sh.

Sketches from a youthful circle. (Erzählungen aus einem jugendlichen Kreise.) $4\frac{1}{2}$ Sh.

Mannigfaltiges.

— **Der Norden und der Süden.** Das große Gesetz des Gleichgewichts, nach welchem die Völker des Nordens und des Südens sich gegenseitig die Wohlthaten der Aufklärung mittheilen, ist auch noch in unseren Tagen dasselbe, welches es früher war. Der Norden, der in allen Zeiten zuletzt von der Civilisation aufgesucht worden ist, scheint dazu bestimmt zu seyn, dieser Civilisation einen höheren Grad von Vollkommenheit zu geben, ihr mehr Energie und Kraft zu verleihen, die Menge ihrer Strahlen zu vermehren und sie später auf den stationairen Süden zurückzuwerfen, der zwar die Wiege ist, in welcher diese Bewegung sich bildete, der selbst aber diese Bewegung zu einer größeren Vollkommenheit nicht zu führen vermochte. Diese Erscheinung ist eine Art Nothwendigkeit. Man findet sie überall; gleichviel, ob auf einem größeren oder einem kleineren Raume; — sie beherrscht die alte, wie die neue Geschichte! Der erste Lichtstrahl ging von Indien aus, vielleicht gar von China, durchschritt sodann Assyrien, Phönicien, Judäa, Persien, Klein-Asien, zündete in Griechenland und wanderte immer weiter nach Norden. Da die letzten Gegenden, welche der Strahl erreichte, eine von anderen Völkern bereits genährte Civilisation, eine schon groß und reich gewordene Aufklärung, Künste, die sich immer mehr und weiter vervollkommnet hatten, und Wissenschaften, die im Verlaufe der Zeiten herangewachsen waren, erhielten, so haben sie auch vor den ersten Gegenden einen entschiedenen Vorzug. So wandert das Licht von Süden nach Norden (eigentlich von Osten nach Westen), indem es sich immer weitere Bahnen bricht, ein immer breiteres Bett sich bildet, keinen seiner Strahlen verliert, sondern sie im Gegentheil vermehrt, nach Maßgabe der verschiedenen Stufen der Vervollkommnung, zu denen der menschliche Geist sich erhebt. — Dasselbe Verhältniß zeigt sich in der neuen Geschichte. Rom, Byzanz, beide durch Griechenland civilisirt, civilisirten wieder Gallien, Britanien und Germanien, bis auf die nördlichsten Inseln, die cimmerische Finsternisse einhüllen. Selbst im Einzelnen ist die geographische Geschichte der Civilisation diesem höheren Gesetze unterworfen. Der Glanz Spaniens unter den Arabern, und der der Provencalen im Mittelalter hat dem, was das Europäische Leben Poetisches hat, sein Entstehen und seine Nahrung gegeben. Belgien und das mittlere Gallien waren, trotz der Nähe jener, in Barbarei versunken; England war es noch mehr. Aber seitdem haben sich die Verhältnisse verändert; der Süden und der Norden haben gleichsam ihre Rollen vertauscht: der letztere hat die Lehren jenes so wohl benutzt, daß er ihm zuvorgekommen ist. Dem Norden ist jetzt die Industrie in ihren erfindungsreichen außerordentlichen Entwickelungen eigen; selbst der Künste hat er sich bemächtigt, und er hat sie mit mehr Wissenschaft und Energie, als der Süden, wenn auch nicht mit der nämlichen Phantasie und Anmuth ausgebildet. Die Musik gehört Deutschland an; und selbst die Bildhauerkunst hat in Dänemark, im Norden des civilisirten Europas, den berühmtesten Künstler der Gegenwart gefunden. Scandinavien und Finnland widerstrebten der Civilisation, durch ihre geographische Lage, durch die Rauheit ihres Klimas, durch die Unfruchtbarkeit des Bodens, — ein Hinderniß, welches unüberwindlich schien. Und dennoch sind Schweden, Dänemark, Island und Norwegen weiter vorgeschritten, als einzelne Theile Spaniens und Italiens! Eine gemäßigtere, vernünftigere Regierung beherrscht sie; die Macht der Einsicht ist dort aufgeklärter, verständiger und energischer, die Ansichten des Volkes sind gerechter und sittlicher. Die Civilisation hat hier nützlichere Früchte, ungeachtet der Lage und der inneren Beschaffenheit jener eisigen Länder, hervorgebracht. In der revolutionnairen Bewegung der Nationen sind jene Völker langsam, aber verständig und mit Festigkeit fortgeschritten; sie haben es verschmäht, Throne umzustürzen und Reiche zu zerstören. Auch Rußland hat sich seit Peter dem Großen der Europäischen Civilisation zugewendet, und es kann auch nur in der ruhigen und allmäligen, aber verständigen und festen Aneignung dieser Civilisaion eben so für sich selbst eine Zukunft haben, als es zugleich berufen scheint, die Strahlen der Aufklärung nach dem Oriente, von wo diese ausgegangen ist, zurückzuleiten. (F. P.)

— **Das Leben in Korfu.** Nach einem heißen schwülen Juli-Tage pflegt man in Korfu, wo in diesem Monate besonders die Hitze äußerst drückend ist, den Abend recht heiter und vergnügt zuzubringen, indem man sich auf ein Sopha niederläßt, mit einem Bande von Byron's Werken in der Hand und einem Glas Gefrornen auf dem nahestehenden Tische. Zwischen neun und zehn Uhr begiebt sich alle Welt aus den engen, von der Hitze durchglühten Häusern hinaus in das Freie, und wenden wir uns hier ein wenig abwärts der Strada Reale, so finden wir die bunte Menge in kleinen glücklichen Familien-Gruppen um die Tische unter den Hallen versammelt, wo die Männer Cigarren rauchen oder zur Guitarre singen, und die Frauen bei einem Glase Limonade lustig und fröhlich scherzen und lachen. Die Griechischen Damen wissen nichts von unserer sogenannten Feinheit, und es erscheint daher besonders den hier sich aufhaltenden Engländerinnen auffallend, daß Jene es sich gar nicht träumen lassen, als könnte es irgendwie für gemein gehalten werden, außerhalb des Hauses in öffentlicher Gesellschaft mit ihren Männern und Vätern so laut zu scherzen und zu jubeln; denn hier hört man die ersten und vornehmsten Damen der Stadt in den muntersten und ungezügeltsten Späßen sich unterhalten, während die Englische Lady langsam auf und ab einherspaziert, indem sie sich sehr gern auch für wenige Minuten auf eine ähnliche Weise erholen möchte, ihrem inneren Drange aber Zwang anthut, um nur nicht gegen den tyrannischen Anstand zu verstoßen.

(Sketches of Corfu.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Mittwoch den 4. Februar 1835.

Süd-Amerika.

Ein Pröbchen Süd-Amerikanischer Staats-Umwälzungen.

Von einem Französischen Reisenden.

Es war im Jahre 182*, dem Jahre, in welchem die Bewunderung und das Interesse Europa's an dem noch nicht beendigten Kampf der Spanischen Kolonieen gegen ihr Mutterland den Gipfel erreicht hatten, als auch ich, wie so viele Andere, auf's lebhafteste für das Heil der neuen Republiken entzündet, nach diesem Eldorado der Freiheit abgesegelt war und mich zu Buenos-Ayres befand. Man genoß dort wirklich der größtmöglichen Summe von Freiheit. Jeder wollte Präsident seyn und Jeder war es der Reihe nach; manchmal war es auch Keiner, und die Republik, an diese Zwischenakte gewöhnt, befand sich darum nicht schlimmer. Von den prahlerischen Proclamationen der immer wechselnden Gewalthaber und den vier Revolutionen, die sich seit meiner Ankunft Schlag auf Schlag gefolgt waren, ermüdet, und von einer fünften, die man für den nächsten Monat ankündigte, bedroht, beschloß ich, mich aufzumachen und eine wenigstens momentane Ruhe in einer entfernten Provinz zu suchen. Als die zweckmäßigste für diesen Plan erschien mir Entre-Rios und besonders die Hauptstadt la Bajada. Sie war weder zu nah noch zu weit entfernt, höchstens achtzig Meilen von Buenos-Ayres, und achtzig Meilen sind in Amerika Nichts. Ehedem lebten die zehn Tausend Einwohner dieser Provinz auf einem ungeheuren Flächenraum zerstreut, in mäßigem Wohlstand, von ihrem Vieh und wenigem Ackerbau — zu der Zeit aber, von der ich spreche, lebte der größte Theil in den Tag hinein und ließ den Himmel für seinen Unterhalt sorgen. Die eine Hälfte des Jahres lebten sie von Wasser-Melonen und Orangen, und die andere von fremdem Gute, de lo ageno, wie sie es selber nannten. Ich fürchte, daß auch noch gegenwärtig in ihrem Unterhalts-System keine merkliche Verbesserung wird eingetreten seyn. Einzelne der kleinen Schiffe, die zwischen Buenos-Ayres und Corrientes Handel trieben, halten bisweilen bei Bajada an, das auf dem linken Ufer des Parana liegt, Santa Fé gegenüber, und lassen ein Paar Piaster in dem Dorfe sitzen; auch sind die Bajadanos die Glücklichen, vom Schicksale Begünstigten in der Provinz und brauchen nur selten ihre Zuflucht zum zähen Fleisch der Strauße zu nehmen, wie es ihre minder bevorzugten Mitbürger auf dem Lande gar oft thun müssen.

Am Abend vor meiner Abreise wurde ich vom Minister des Innern, dem ich bekannt war, beauftragt, einen amtlichen Brief an den Gouverneur von Entre-Rios, Don Geronimo B... mitzunehmen; mit einem Passe versehen, schiffte ich mich auf einer Goelette ein, die noch an demselben Tage unter Segel ging. Wir fuhren langsam den majestätischen Parana hinauf, und warfen am neunten Tage Morgens vor der Hauptstadt von Entre-Rios Anker.

Ein halb Dutzend zerlumpter Kinder und ein Paar Gruppen Gauchos in ihren Ponchos, und mit ernster Miene ihre papierne Cigarre rauchend, standen am Ufer und sahen unsere Ausschiffung mit an. Gleichgültig ließen sie uns vorübergehen, und begannen von neuem wieder in ihrer Trägheit auf's Wasser hinzusehn, während wir das jähe Ufer hinanstiegen, auf dem La Bajada erbaut ist. Es war gerade die Stunde der Siesta und die Straßen leer. Zwei oder drei alte Weibergesichter, die das Geräusch unserer Tritte an die Fenster gelockt, und die sich nach befriedigter Neugierde alsbald wieder zurückzogen, war Alles, was uns Menschliches vorkam. Ganz allein gelangte ich auf den großen Platz, der in allen Dörfern des Spanischen Amerikas den Hauptpunkt ausmacht, nur von einigen Hunden verfolgt, die ich aus ihrem Schlafe gestört und übler Laune gemacht hatte, und die nun den Schwanz zwischen den Beinen, Rache nehmen und mir in die Waden beißen wollten. Hier nun suchte ich mich zu orientiren: auf einer Seite des Platzes erkannte ich den (das) Cabildo, an dem ungewöhnlichen Luxus eines zweiten Stockwerks, das sich ziemlich dicht über dem Erdgeschoß erhob, und an dem Balken, der Bühne der Anreden an das Volk und übrigen Expectorationen von Seiten der Regierenden in den patriotischen Jubel- und Wonnetagen; gerade gegenüber stand eine kleine Kirche von so wunderlicher Bauart, daß alle Schilderung vergeblich seyn möchte; auf den beiden andern Seiten waren Häuser und schattige Gärten, Orangen-, Oelbäume und Feigen. Ein Gaucho ging vorüber; ich bat ihn, mir zu sagen, wo der Gouverneur zu finden sey. Ohne mir einen Blick zu schenken, deutete er mit dem Daumen nach der Seite des Cabildo hin und ging seines Weges weiter. Ich ging auf den Cabildo zu.

Ohne daß mir Jemand entgegen kam, trat ich im Erdgeschoß in ein dunkles Zimmer ein, in welches der Tag nur durch die Thür hereindrang; der Thür gegenüber stand ein langer Tisch, mit der einen Seite an der Wand, um die anderen drei Seiten herum drei Personen, stillschweigend beschäftigt, geschnittenen Taback in Papier einzurollen. Auf dem Tische durcheinander lagen einzelne Blätter weiß Papier, ein Schreibzeug ohne Federn, Stummel von halb verrauchten Cigarren, und ein schmieriger Brief, der wahrscheinlich der Gegenstand der Berathung gewesen war; ein zerbrochener Stuhl machte das übrige Ameublement aus. In der einen dieser drei Personen, einer großen, hagern, knochigen Gestalt, in einer rothen gestickten Weste, die durch einen beträchtlichen Zwischenraum von den Beinkleidern getrennt war, erkannte ich, nach dem Bilde, das man mir von ihm entworfen, Seine Excellenz den Herrn Gouverneur der Provinz, Don Geronimo B..., die zweite, mit glatt anliegendem Haar, in einem Ueberrock mit großem Kragen, Schnitt und Farbe namenlos — war Seine Excellenz der Minister der auswärtigen Angelegenheiten; die dritte, eine kleine widerliche Mißgeburt in geistlicher Kleidung, einen leichten Poncho um die Schultern, war der Pater Las Piedras, Ex-Franziskaner von Buenos-Ayres, Ex-Redacteur oder Directeur von sieben Journalen, der sich nach Bajada, in Folge, ich weiß nicht welcher Revolution, in die er verwickelt gewesen, geflüchtet hatte. Ich befand mich demnach allen Autoritäten der Provinz gegenüber.

Don Geronimo nahm mir meinen Paß ab, den ich ihm offen überreichte, betrachtete einen Augenblick das Siegel der Republik, das darüber stand, dann den Polizei-Stempel, betrachtete ihn von der anderen Seite, hielt ihn dann zwei Minuten lang verkehrt, reichte ihn dann seinem Minister hin und sagte: Leset.

Der Minister begann mit ziemlicher Geläufigkeit zu lesen: Nation, Franzose; — Gesichtsfarbe, weiß; — Stand, unverheirathet; — Alter, fünfundzwanzig Jahre; — Augen, schwarz...

„Genug!" rief Don Geronimo. „Augen schwarz, ist hinlänglich; die Identität ist anerkannt!" und bot mir die Cigarre an, die er eben gerollt.

Ich nahm seine Gabe mit der einen Hand an, und überreichte ihm mit der anderen das Schreiben der Regierung, das ich an ihn zu überbringen hatte. Es wanderte wie der Paß in die Hände des Ministers, der es erbrach und mit lauter Stimme verlas. Es war eine Art von Proclamation, im geschraubtesten diplomatischen Stile und mit aller Pomphaftigkeit Spanischer Grandezza abgefaßt.

Als der Minister fertig war, rief Don Geronimo aus: „Que quiere decir eso? Vaya! Glauben Sie etwa, daß ein ehrlicher Christenmensch solch' verdammtes Kauderwelsch verstehen kann? Das sind die Ausländer, von denen sie all' diese patranas del demonio lernen."

„Es ist noch ein Postscriptum", sagte der Minister; „erlaubt: Mein lieber Gouverneur; Sie brauchen das Voranstehende nicht erst lange zu lesen; die Regierung will Ihnen nur mit einfachen Worten sagen, daß sie auf Ihren Patriotismus und im Nothfalle auf Ihre Unterstützung zählt. Leben Sie lang und glücklich."

„Das lass' ich mir gefallen. Das kann man doch verstehen!" rief Don Geronimo, wie von einer großen Last befreit.

Wir ließen uns nun in ein Gespräch ein. Die Nullität des würdigen Gouverneurs war über allen Ausdruck, obgleich es ihm nicht an einer gewissen Pfiffigkeit fehlte, die sich dem Talent gegenüber wie der Instinkt zur Vernunft verhält. Er hatte sich in seinem Posten zu erhalten gewußt, in einer Zeit, wo ein Geschickterer vielleicht gescheitert wäre. Die geographische Lage seiner Provinz, zwischen Santa Fé eines Theils und Buenos-Ayres anderen Theils, das heißt, zwischen den beiden Heerden des Föderalismus und Unitarismus, brachte ihn unaufhörlich, so zu sagen, zwischen Thür und Angel. In dieser schwierigen Lage war Don Geronimo's einziges Hülfsmittel eine Art von Justemilieu eigener Erfindung gewesen. Wenn Buenos-Ayres zwanzig Rekruten von ihm verlangte, so schickte er sechs, und entschuldigte sich damit, daß zum Kriege taugliche Leute in seiner Provinz sehr selten wären. Erging eine ähnliche Requisition an ihn von Santa Fé aus, das er mehr fürchtete, so schickte er zwölf und versprach, die übrigen mit der nächsten Gelegenheit nachzusenden. So entrichtete er seinen Tribut nach beiden Seiten hin, und lebte zuletzt in friedlichem Vernehmen mit diesen unbequemen Nachbarn.

Zuerst sprach er mit mir von Napoleon; dann führte ihn der Stil der Proclamation, die er eben vernommen, durch eine natürliche Ideen-Association auf das Kapitel über die Fremden, die ohne Unterlaß in das Land kämen, und er sprach seine Ansicht hierüber sehr unverholen aus. Don Geronimo sah in diesem Zufluß das Verderben und den Untergang der Republik: „Das Land ist gut", äußerte er, „aber es gehört nicht uns, sondern den Fremden. (Ich war der einzige in Ba-

jada.) Die Fremden sind die Heuschrecken, die den Kern und das Mark des Vaterlandes verzehren; eh' die Ketzer hieher kamen, und unser Leder und unser Vieh wegführten, galt ein Ochse einen halben Piaster; gegenwärtig kostet er sieben Piaster, und es ist gar nicht abzusehen, wo dies ein Ende nehmen wird."

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Pater Las Piedras bestätigten mit einem Nicken des Kopfes diese politisch-ökonomische Bemerkung. Eine übrigens auch anderwärts rege Furcht bewegte alle Drei. Die erwartete Erscheinung des berüchtigten Kometen von 1832 war ihnen bekannt, und auch die Drohung von wegen des Unterganges der Welt, den er herbeiführen sollte. Diese Weissagung, die, wie ich glaube, ihren Ursprung in Deutschland hatte, war endlich von Blatt zu Blatt bis in die Journale von Buenos-Ayres gekommen, und von da in alle Winkel und Enden der Republik, und die Ursache unendlicher Sorgen und Aengsten geworden. Ich hörte, wie man in den abgelegensten Dörfern des Innern, von deren Existenz die Geographen keine Ahnung haben, mit Grausen und Entsetzen davon sprach, und alle meine Bemühungen, die Zagenden zu beruhigen, blieben ohne Erfolg.

Die Stunde der Siesta hatte schon längst geschlagen. Don Geronimo erlag einem unwiderstehlichen Gähnen, nahm den schmierigen Brief, der auf dem Tische lag, steckte ihn in die Tasche und stand auf, sich schlafen zu legen. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Pater Las Piedras thaten desgleichen. Ich hatte bei mir auf eine Einladung von ihrer Seite gerechnet, der gastfreundlichen Sitte des Landes gemäß; aber ich sah mich in dieser Erwartung getäuscht. Allein zurückgelassen, ohne Obdach, nahm ich meinen Platz unter einem Baume, neben einigen Gauchos, die auf der Erde in ihren Ponchos hingestreckt lagen und schnarchten. Als die Siesta vorbei war, fand ich nicht ohne Mühe ein kleines Zimmer, mit der Aussicht nach dem Platz, für ein paar Realen wöchentlich.

Bald standen alle Häuser in Bajada zu meiner Disposition, nach dem Ausdruck des Landes; ich konnte meinen Kopf in alle Fenster hineinstecken und in alle Thüren eintreten und war gewiß, mit confianca aufgenommen zu werden, das heißt ohne Förmlichkeit, als Freund. Es scheint nicht unpassend, hier die Art und Weise anzugeben, die man zu befolgen hat, um sich mit aller Welt in den kleinen Städten der argentinischen Republik zu befreunden: sie ist einfach und leicht in der Anwendung. Angenommen, man fängt am Ende einer Straße an; man bleibt vor einem Hause stehen, das völlig ausgestorben erscheint; hierauf schreit man mit starker Stimme: Ave Maria purissima! — Sin pecado concebida! Pase Vmd. adelante. (Gelobt sey Maria die Reine! — Die Unbefleckte! Herein!) antwortet eine Stimme von innen; die Thür geht auf, und ein menschliches Wesen erscheint auf der Schwelle; man tritt herein, und da die Zeit für die Bewohner des Hauses auch nicht im allerentferntesten Sinne einen Werth hat, so bleibt man vier Stunden lang, raucht, schwatzt und speist Wasser-Melonen mit ihnen, wenn die Jahreszeit dafür ist. So hat man schon ein Haus zu seiner Disposition. Beim nächsten gewahrt man am Fenster ein junges Mädchen, das dem Schwärmen der Fliegen auf der Straße zusieht. — Ist es erlaubt, herein zu treten, edle Jungfrau? (Spanischer Stil). — Y porque no, señor? Warum nicht, mein Herr? — Glückliche Einfalt des goldenen Zeitalters! Und wahrhaftig, warum nicht? Welcher Grund kann vorhanden seyn, einem Manne die Thür zu verbieten, der Lust hat, einzutreten? Im Laufe des Gesprächs mache man ihr einen jener dreisten Vorschläge, die man übrigens mit endlosen Umschreibungen umhüllt. Warum nicht, mein Herr! wird sie wieder antworten. So fährt man fort bis zum anderen Ende der Straße; dann biegt man in eine andere; und wenn man sich fleißig daran hält, so kann man am zweiten Tage herum seyn.

Wahrhaftig! ich hatte alle nur erwünschten Garantieen der Ruhe und der Eintracht vor Augen in diesem friedlichen Dorfe; des Schlummers süße Gewalten schienen darüber ausgebreitet; und doch stand es in den Sternen geschrieben, daß mich auch hieher noch die Revolutionen verfolgen sollten. Den Geronimo's weise Politik hatte die Stürme vergebens zu beschwören gesucht, die in der Ferne aufstiegen; sie sollten sich über seinem Haupte entladen.

Unter seinen Beamten befand sich zur Zeit ein grundschlechtes Subjekt aus Buenos-Ayres, ein Taugenichts, dessen Nichtsnutzigkeit angeboren erschien und der an allen politischen Unruhen der letzteren Zeiten Theil genommen hatte. Seine Familie, die ziemlich einflußreich war, hatte ihn wohl zwanzig Mal aus den Verlegenheiten herausgezogen, in die er sich unaufhörlich stürzte, endlich aber ihn aufgegeben und verlassen. Die Polizei, um der Aufsicht über ihn überhoben zu seyn, hatte ihn ersucht, nach Bajada zu gehen und dort bis auf neue Ordre seinen Wohnsitz zu nehmen, mit einer besonderen Empfehlung an den Gouverneur.

Aguirre, so hieß der Edle, wurde die Zeit lang auf einem Schauplatz, der zu eng war für seine Talente, und er sah sich auf's eifrigste nach einer Gelegenheit um, die seiner Schlechtigkeit einen passenden Stoff darböte. Ich hatte ihn zwei oder drei Mal in Buenos-Ayres gesprochen, und der Zufall, oder die Kleinheit und Enge von Bajada vielmehr, ließ mich ihm am ersten Abend nach meiner Ankunft begegnen, gerade als ich mich in meine Hütte begeben wollte, um meine Mahlzeit einzunehmen. Er erkennt mich aus der Ferne, läuft auf mich zu, schließt mich in seine Arme, drückt mir seinen Kopf über die Schulter und paukt mir mit den Händen in den Rücken.

„Amigo! endlich sieht man hier eine Christenseele, mit der man ein Wort reden kann! Was Neues im gran Pueblo?" — „Nun", sage ich ihm außer Athem und zupfe meine Kravatte wieder zurecht, „die Republik hat eben eine Schlacht gegen die Brasilianer gewonnen." — „Viva! die Fidalgos haben tüchtige Prügel gekriegt, nicht? Wie viel Truppen waren in der Schlacht?" — „Funfzehnhundert von der einen Seite, und zweitausend von der anderen." — „Teufel! das Ding konnte hitzig werden ... und wie viel Todte?" — „Zehn auf Seiten der Fidalgos, und drei Verwundete bei den Truppen des Vaterlandes; die ganze Stadt schwamm in Festlichkeiten, als ich abreiste." — „Ah! das muß köstlich gewesen seyn!" — „Ganz außerordentlich! ich erinnere mich nur der Inschriften, mit denen man die Seiten des Altars des Vaterlandes geziert hatte. Die eine lautete: „„Schwindet in Vergessenheit, ihr Schlachten von Marengo und Austerlitz; ein einziger Tag der Söhne der Freiheit hat eure Namen dem Nichts überliefert!"" Eine andere: „„Europa, du bist stolz auf die Jahrhunderte deiner Civilisation und nennst Dich die Königin der Welt; aber Amerika, du ragst empor über Europa, wie die ewigen Gipfel der Anden emporragen über die niedrigen Spitzen der Schweizerberge."" — Wenn Sie erlauben, so gehe ich nun zum Essen." — „Ich verlasse Sie nicht; ich esse mit Ihnen, de confianza, wie? Unter Freunden werden keine Umstände gemacht." (Fortsetzung folgt.)

Italien.

Venedig, nach Herrn von Haussez.

(Schluß.)

III.

Kunstliebhaber und Kenner finden hier reichen Genuß in den öffentlichen und Privat-Bilder-Gallerieen, in denen die Meisterwerke der größten Maler aus der Venezianischen Schule vereinigt sind. Einzelne Bilder sind wohl erhalten; für die meisten wird schlecht gesorgt, oder vielmehr gar nichts gethan. Man geht auf ähnliche Weise mit ihnen um, wie mit den Palästen, in denen sie hangen; manche bedürften nur eines neuen Firnisses, andere eines Rahmens — aber nein, auch das wird ihnen verweigert.

Es leben in Venedig noch geschickte Maler genug; um aber nur ihren Lebens-Unterhalt zu gewinnen, müssen sie ihr ganzes Talent auf das Kopiren jener alten Gemälde verwenden. So haben sie sich mit großer Geschicklichkeit und Feinheit die Kunst zu eigen gemacht, sogenannte Original-Gemälde zu verfertigen, die den echten bis in die verblichenen Farben hinein genau ähnlich sehen. Von diesen Malern rühren die vielen Original-Gemälde in den Europäischen Sammlungen, besonders in den Englischen, her, die leichtgläubig als solche angenommen und dreist genug dafür ausgegeben werden.

Die Stadt hat sechs Theater, und sieben oder acht Monat ist kein Schauspiel.

Die Kirchen sind die hervorstechendsten Gebäude in Venedig; für sie wird am meisten gesorgt und sie sind am besten erhalten. Sie allein geben noch eine hohe Idee von seinem Reichthum. So viel Marmor, diese Mengen von Statuen und Gemälden müssen unberechenbare Summen gekostet haben; und mag dies Geld nun vom Staate, oder von den Corporationen aufgebracht, oder von Einzelnen hergeschossen worden seyn — es wird ein Zustand äußeren Glückes und Wohlstandes hierdurch bekundet, der in unseren Tagen durch Nichts hervorgebracht werden könnte, ja von dem sogar gegenwärtig Nichts eine Vorstellung zu geben im Stande wäre.

Das Arsenal ist sehr geräumig und von trefflicher Einrichtung. Seine bedeckten Räume, seine Magazine, die Rüstkammer, der Modell-Saal — Alles ist im großen Stile gedacht und ausgeführt. Jetzt steht das Alles unbenutzt. Ein Franzose kann nicht umhin, die Rüstung Heinrich's IV., die er in allen seinen Kriegen getragen und der Venezianischen Republik, als ein Zeichen der Anerkennung ihrer festen Treue als Bundesgenossin, zum Geschenk gemacht hatte, hier in Augenschein zu nehmen. Am Eingangs-Thore des Gebäudes erblickt man drei kolossale Löwen aus Marmor, die ehemals den Piräus geschmückt und die die Venezianer als Sieges-Trophäen mitgebracht hatten. Venedig ist dahin, wie Athen. Wo werden nun die Löwen hinkommen?

An die Stelle der ehemaligen aristokratischen Regierung ist eine Municipal-Verwaltung getreten; es scheint aber für Niemand etwas Lockendes zu haben, eine Stelle dabei zu bekleiden. Die alten Namen sterben allmälig aus, den Institutionen nach, mit denen sie geglänzt. Venedig ist nur noch der Hauptort einer Oesterreichischen Provinz. Es hat seine Gesetze eingebüßt. Und mit Allem würde sie auch die Erinnerung an ihre ehemalige Macht schon längst eingebüßt haben, wenn nicht noch die Bitterkeit, die sich einmischt, das Ferment hergäbe, sie täglich neu zu erwecken.

Der Umsturz des Staates hat auch seinen Einfluß auf die Sitten geltend gemacht. Ein Zustand weitherziger Schwäche ist an die Stelle der gewohnten Energie und Thätigkeit getreten, die die Grundlage des National-Charakters bildeten. Es ist nichts zu thun, weder im Handel, noch in der Politik, kein lokales Interesse vorhanden; die Menschen schwinden nach und nach dahin, wie Alles, was sie umgiebt.

Die Venezianerinnen haben den Ruf großer Schönheit; es wäre ungalant, wenn ich sagen wollte, daß sie ihn nicht verdienen. Ich beschränke mich nur darauf, mein Bedauern auszusprechen, daß mir nichts vorgekommen, was mir diesen Ruf bestätigen konnte. Ich bin wenig Frauen begegnet, die zu den höheren Ständen der Gesellschaft gehörten, und die ich gesehen, waren nicht geeignet, mir einen vortheilhaften Begriff von den Reizen ihrer Landsmänninnen zu machen. Ich will glauben, daß sie gerade Ausnahmen waren.

Was aber offenbar nicht schön zu nennen war, das waren die Frauen aus den niedern Klassen, an denen ich mich in den Straßen vorbeiarbeiten mußte, oder die in den Läden figurirten. Ihre Häßlichkeit übertraf Alles, was ich je irgendwo gesehen. Amsterdam ausgenommen; unter diesen ist mir auch nicht eine Einzige vorgekommen, zu deren Gunsten ich von der Strenge meines Urtheils ein Jota ablassen könnte.

Die Tracht der Venezianerinnen hat viel Gleiches mit der der

Französinnen; nur der Kopfputz ist verschieden. Ein schwarzer Tüllschleier, dessen einer Zipfel über die Stirn herabfällt, bedeckt Kopf und Hals und läßt nur die Gestalt sehen. Bei den Frauen aus dem Volke, wenn sie sich putzen, sieht man an der Stelle des Tüllschleiers einen Shawl von weißem Mousselin. Diese Mode, die in allen Ständen allgemein ist, hat nichts Anmuthiges und thut dem Ensemble der Toilette Eintrag.

Die Venezianer sind von mittlerer Gestalt und schönen Verhältnissen. Ihre Augen und ihre Zähne sind von ausgezeichneter Schönheit.

Das Venezianische Volk ist, wie man sagt, von ungemeiner Sanftmuth und sehr leicht zu regieren. Feurig und aufbrausend, wie das Volk in allen Italiänischen Städten, hat es vor anderen den Vorzug, daß diese Stimmung bei ihm nur in den Aeußerungen der Freude und des Frohsinns, die ihm von Natur eigen sind, zum Vorschein kommt.

IV.

Statt in Wagen fährt man in Venedig, bekanntlich, in Gondeln, Schiffen von 15 bis 18 Fuß Länge, eng, in der Mitte niedrig, Vorder- und Hintertheil höher, am Vordertheil mit einer geschmackvollen Verzierung von Eisenblech versehen. In der Mitte steht ein Kasten, in dem zwei Personen sitzen oder vielmehr liegen können auf Kissen von schwarzem Maroquin, die mit Eiderdaunen gefüllt sind. Zwei kleine Bänkchen bieten einen ziemlich unbequemen Sitz für zwei andere Personen dar. Diese Barken werden von einem Mann gefahren, der seinen Platz im Hintertheil des Schiffes hat. Obgleich er sich nur eines Ruders bedient und auch nur auf einer Seite es anwendet, so führt er das Schiff doch mit einer Geschicklichkeit und Sicherheit, die außerordentlich ist. Nimmt man zwei Ruderer, so steht der zweite im Vordertheil und braucht ebenfalls nur ein Ruder.

Als ob noch nicht schwarze Farbe genug an den Gondeln wäre, bedeckt man die Kasten noch mit schwarzem Tuch, mit Troddeln von derselben Farbe versehen. Einzelne Zierrathen in Silber oder Gold, die sich an dem vorderen Theile der Kasten befinden, machen die Vorstellung vollständig, die sich der Fremde von diesen Trauerbarken entwirft. Es giebt gar nichts, was düsterer aussähe. Um die Gondeln, die zu Marktschiffen dienen, von den gewöhnlichen zu unterscheiden, malt man jene gelb an.

Ich war der Erwartung, in meiner Gondel beim Gesange der Stanzen aus dem befreiten Jerusalem dahin zu schweben. Doch weder die Gondoliere, die mich fuhren, noch die, die mir sonst aufstießen, schienen mir für Musik oder Poesie begeistert. Sie verstanden sogar nicht ein Mal die Fragen, die ich in Bezug darauf an sie that, und wohlunterrichtete Personen haben mir versichert, sie hätten nie etwas davon gehört, daß Verse aus dem Tasso dieser Klasse ohne Erziehung und Bildung bekannt wären, die man bei ihnen gar als einen Gegenstand wechselseitiger Ergötzung voraussetzt.*) Die Gelehrsamkeit dieser Leute beschränkt sich auf die Topographie von Venedig, die sie bis ins Allereinzelnste kennen und auf die Namen der Paläste; hiermit regaliren sie die Fremden, ihre historischen Berichte hinzufügend, die oft für die Besitzer nicht sehr schmeichelhaft ausfallen.

Die Gondoliere haben keine besondere Kleidung, selbst die nicht, die im Dienste großer Häuser stehen; einzelne tragen Livree, andere Ueberröcke; die meisten gehen in der leichten und nachlässigen Kleidung der niederen Volksklasse.

Ich glaube nicht, daß es in der Welt noch eine Stadt giebt, wo man so schlechten Wein trinkt, wie in Venedig. Man wird dies begreiflich finden, sobald man hört, daß es in der Stadt keine Keller giebt, wo man gute Weine aufbewahren könnte; daß der abscheuliche, der hier getrunken wird, in großen Kähnen ankommt, die statt Fässer dienen und daß, wenn er in die verschiedenen Stadtviertel transportirt werden soll, er vermittelst Pumpen oder Röhren von Kupfer in offene Fässer abgelassen wird, aus denen dann die nöthige Quantität für den täglichen Gebrauch jedes Hauses geschöpft wird.

Man muß Venedig nicht verlassen, ohne ein Armenisches Kloster besucht zu haben, welches eine Meile von der Stadt entfernt liegt, auf einer Insel, die es ganz bedeckt. Hier wird es Einem geboten, einen Verein von Gelehrten zu sehen, die, wie die Benediktiner, zu deren Orden sie gehören,**) sich den Forschungen tiefster Gelehrsamkeit gewidmet. Man verdankt ihrem unermüdlich geduldigen Eifer, mit dem sie Sammlungen und Quellen durchstöbern, die nur Mönche allein den Muth haben können, zum Gegenstande ihres Studiums zu machen, sehr schätzbare Entdeckungen. Sie haben eine Druckerei, die für den Druck Armenischer Werke bestimmt ist, eine vortreffliche auserlesene Bibliothek und eine Schule, in der eine bestimmte Anzahl junger Leute ihrer Nation eine gelehrte Bildung empfangen. Sankt Lazarus ist für den Orient, was Monte Cassino für Europa gewesen ist. Dort ist es, wo für jenen Welttheil das heilige Feuer der Wissenschaft erhalten wird, von wo aus sie ihren Flug in jene Gegenden wieder nehmen wird, die sie verlassen, als sie in unsere Länder, uns zu erleuchten, herüberkam.

Die lebhafte Verbindung, die im 13ten Jahrhundert zwischen Europa und dem heiligen Lande stattfand, machte ein Etablissement nothwendig, wo die Pilger, die damals sehr zahlreich hinüberwanderten, und allen Arten von Ungemach, Plagen und Gefährdungen ausgesetzt waren, Hülfe und einen Zufluchtsort finden konnten. Venedig war der Haupt-Ein- und Ausschiffungspunkt. Zu gleicher Zeit war es der Punkt, wo in der Mitte der langen und gefahrvollen Reise Halt gemacht und ausgeruht wurde. Man dachte, hier ein Hospital zu gründen, und einige Eremiten vom Orden des heiligen Augustinus widmeten sich dieser frommen Pflicht. Sie traten auf eine Insel des Venetianischen Archipels zusammen, und erbauten hier ein Hospiz und eine Kirche unter dem Namen der heiligen Maria von Nazareth. Dies gilt für das Hospiz, von welchem die Stiftungen den Namen haben, die sich später zu ähnlichem Zwecke bildeten. Von mehreren Forschern wird dies bestritten. Die Einen leiten das Wort Lazareth von dem Eigennamen Lazarus her, andere Gelehrtere behaupten, daß es der Arabischen Sprache entlehnt, und eine Uebersetzung von el Hazar (Hospital) sey. Was aber unbestritten feststeht, ist, daß die erste Idee dieser großen Stiftung den Venezianern gehört, daß sie Europa zuerst das Beispiel einer Barmherzigkeit, die so reiche und segensvolle Früchte getragen, gegeben haben.

Ich bin abgereist von Venedig, sehr zufrieden, daß ich es gesehen, aber ohne die mindeste Neigung, es wiederzusehen.

Baron von Haussez.

*) Hier ist Herr von Haussez wohl nicht sonderlich berichtet. Daß diese poetischen Gondoliere immer seltener werden, läßt sich denken und ist konstatirt; mehr aber auch nicht.

**) Es sind bekanntlich Mechitaristen, die auf Sankt Lazaro bei Venedig ein Armenisches Kloster gegründet.

Türkei.

Nasir-ed-din Chodschah's Türkisches Vademecum.

Wir haben bereits in einer frühern Nummer dieser Zeitschrift (Nr. 84 vom J. 1834) des im Jahre der Hedschra 1249 (1834 unserer Zeitrechnung) zu Konstantinopel neu aufgelegten Anekdoten-Buches des Nasir-ed-din Chodschah gedacht. Dasselbe enthält so überaus schlagende Beweise von dem Humor der sonst so ernst erscheinenden Türken, daß wir nicht umhin können, noch einmal darauf zurückzukommen. Die Anklänge abendländischen Lebens, die wir darin unverkennbar finden, bestätigen die Meinung, daß der Humor im Leben der Völker sich sehr nahe berühre, und jede Nation ihren Policinell, Hanswurst, John Bull u. s. w. besitze, die Alle zu einer und derselben Familie gehören. Schon in dem von Edgeworth im Verein mit seiner Tochter, der bekanntern Miß Mary Edgeworth, im Jahre 1803 herausgegebenen „Essay on irish bulls" wurde der Beweis geliefert, daß der Engländer dem Irländer dieselben Scherze gewissermaßen aufbürdet, die der Franzose sich vom Gascogner, der Deutsche vom Schwaben, der Oesterreicher vom Ungarn ꝛc. erzählt, und daß nicht selten eine fast wörtliche Wiederholung der Anekdoten in den genannten Ländern ungesuchter Weise stattfindet. Wir wollen nur noch aus dem Menakibi (Spruch- und Denkebuch) des Nasir-ed-din Chodschah noch einige Anekdoten mittheilen und es dem Leser überlassen, die Uebereinstimmung des Türkischen Vademecums mit den abendländischen Volks-Humoristen aufzufinden. Die meiste Familien-Aehnlichkeit scheint der gute Chodschah mit unserm ehrlichen Deutschen Till Eulenspiegel zu haben, der manchen Streich des Türken ebenfalls ausgeführt hat.

„Nasir-ed-din Chodschah borgte sich einst vom Nachbar einen Kessel, und als er ihn mit Dank zurückgab, stellte er einen anderen von kleinerer Gestalt neben den geliehenen, mit der Bemerkung, der große Kessel habe diesen zur Welt gebracht. Der Eigenthümer nahm beide Kessel in der Meinung an, der Chodschah wolle ihm hiermit einen Beweis seiner Erkenntlichkeit an den Tag legen. Bald darauf lieh der Chodschah sich abermals den Kessel des Nachbars, und behielt ihn sehr lange in Gebrauch, so daß der Besitzer sich endlich genöthigt sah, ihn selbst wiederzufordern. Er erhielt jedoch zur Erwiederung, sein Kessel sey unterdessen gestorben. „„Laß den Scherz bei Seite,"" sagte der Mann, „„und gieb mir mein Eigenthum. Wie kann ein Kessel sterben, Du Narr!"" — „„Ei Du Narr!"" entgegnete der Chodschah, „„Du glaubtest mir doch, als ich sagte, Dein Kessel habe einen jungen zur Welt gebracht! Warum willst Du mir nun nicht Glauben schenken, wenn ich sage, Dein Kessel sey todt?""

„Einst sah der Chodschah einen Schwarm Enten auf einem Teiche schwimmen. Er jagte sie fort, setzte sich an's Ufer, nahm ein Stück Brod aus der Tasche, tunkte es in's Wasser und verzehrte es. „„Was machst Du da?"" fragte ihn einer seiner Freunde, der dazu kam. „„Ich koste diese Enten-Suppe,"" anwortete er. Vielleicht war er kurz zuvor irgendwo mit dünner Fleischbrühe bewirthet worden."

„Als der Chodschah eines Tages Fische gekauft hatte, sparte er die größeren davon auf, und setzte bloß die kleinen seiner Familie bei Tische vor. Sein Sohn, der nicht aus der Art geschlagen zu seyn schien, hielt einen Fisch an's Ohr, und als der Vater ihn deswegen befragte, erwiederte er: „„Ich frage den Burschen, ob er nicht erfahren, wie Jonas sich im Bauche des Wallfisches befunden habe? Der Kleine antwortet jedoch, er wisse so wenig davon als seine Alters-Genossen; allein die älteren und größeren seiner Brüder, die irgendwo versteckt in der Küche lägen, die wüßten davon zu sagen.""

„Ein Bekannter des Chodschah besuchte ihn einst und bat ihn, ihm seinen Esel zu leihen, da er eines Zugthieres bedürfe. „„Mein Esel ist nicht zu Hause,"" sagte der Chodschah, um die abschlägliche Antwort zu mildern. In demselben Augenblick begann aber sein Esel im Stalle zu schreien. „„O,"" sagte der Mann, „„da hör' ich ja deutlich genug, daß er hier ist."" „„Wie!"" rief der Chodschah entrüstet, „„willst Du einem Esel mehr Glauben schenken, als mir?""

In einer Chinesischen Anekdoten-Sammlung liest man von einem armen Manne, der, als man ihm sagte, ein Dieb sey in seinem Hause, ganz ruhig entgegnete: „Ich hoffe, er wird mir etwas bringen, denn das weiß ich, nehmen kann er nichts." Im Türkischen Vademecum lautet dieselbe Geschichte auf diese Weise: „Ein Räuber ist in Nasir-ed-din's Wohnung eingebrochen!" schrie ein Nachbar, und des Chodschah Weib lief weinend zu ihm und rief: „Ein Dieb, ein Dieb ist in unserem Hause!" „Vielleicht findet er etwas, und wir können es dann aus seiner Hand empfangen," sagte er ganz ruhig.

„Eines Tages bestieg Nasir-ed-din die Kanzel in der Moschee und redete die Versammlung mit den Worten an: „„O, Ihr getreuen Gläubigen! Ihr werdet doch wissen, wovon ich zu Euch reden werde?"" — „„Nein"", sagten die Leute. — „„Nun, so brauche ich Euch's auch nicht zu sagen!"" rief der Chodschah und verließ die Kanzel. Ein ander Mal begann er wieder die Predigt mit der Frage: „„O, Ihr getreuen Gläubigen! wißt Ihr, was ich Euch sagen werde?"" Diesmal bejahe-

ten es die Leute. „„Nun““, rief er aus, „„so habe ich nicht nöthig, es erst zu sagen, was Ihr schon wißt!““ — Als er am anderen Tage dieselben Worte an die Gemeinde richtete, hatte sich diese zu einer neuen Antwort beredet, und es wurde dem Fragenden geantwortet: „„Nur Einige wissen, was Du uns zu sagen hast, Andere aber nicht.““ — „„So laßt es die Wissenden den Unwissenden sagen!““ war seine Entgegnung, und er verließ die Kanzel.“ — In einer alten Ausgabe der „Epistolae Obscurorum Virorum“ findet sich dieselbe Erzählung in einer Note.

„Die Frau des Chodschah wollte ihren Mann, indem sie ihm eine glühendheiße Suppe vorsetzte, necken und anführen. Eh' er selbst aber kostete und sich die Lippen verbrannte, hatte die Frau, ihren Plan vergessend, selbst gekostet, und vor Schmerz traten ihr die Thränen in's Auge. „„Was hast Du?““ fragte der Chodschah, „„ist die Suppe so heiß?““ — „„O nein““, erwiederte die Frau, „„ich dachte nur daran, daß dies die Lieblings-Suppe meiner Mutter war, deshalb mußte ich weinen.““ Der Chodschah glaubte der Frau, schlürfte hastig einen Löffel Suppe hinunter und verbrannte sich den Mund, daß ihm ebenfalls die Thränen im Auge standen. „„Was hast Du?““ fragte das Weib spottend. „„Warum weinst Du, Effendi?““ — „„Ich dachte eben daran““, erwiederte er, „„wie es möglich war, daß eine so treffliche Frau, wie Deine Mutter, so ein Kind, wie Du, mir hinterlassen konnte. Dieser schmerzliche Gedanke machte mich weinen!“

„Einst war Nasir-ed-din zu einem Bankett geladen. Er erschien in einem alten, schmutzigen, zerrissenen Rocke, und man zollte ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit. Er schlich still davon, bekleidete sich mit einem glänzenden Pelze und mischte sich dann wieder unter die Reihen der festlich geschmückten Gesellschaft. Schon an der Thür hatte man ihn mit Ehrenbezeigungen empfangen, und als er in den Speise-Saal trat, führte man ihn zu dem obersten Sitz. Als die Tische servirt waren, tunkte der Chodschah einen Zipfel seines Rock-Aermels in jede Schüssel, die ihm vorkam. „„Wie kannst Du so das schöne Gewand verderben!““ riefen die erstaunten Gäste. „„Ja““, sagte er, „„das geschieht aus gutem Bedacht. Seht! diesem schönen Kleide verdanke ich die glänzende Aufnahme, die ich hier fand. Somit bin ich dem Rocke all' die Herrlichkeiten, die ich hier genießen soll, schuldig. Es geschieht bloß aus Dankbarkeit gegen das Kleid!““

Interessant war auch die Manier, mit welcher der Chodschah sich der Unannehmlichkeit überhob, zudringlichen Leuten einen Schmaus zu geben. Ein Bauer hatte ihm einen Hasen zum Geschenk gebracht, und wurde vom Chodschah eingeladen, den Hasen mit ihm zu verzehren. Gleich darauf stellte sich aber noch eine Menge Anderer ein, die an der kleinen Fete Theil zu nehmen wünschten. „Wer seyd Ihr?“ fragte der Chodschah. „Wir sind die Nachbarn jenes Mannes, der Dir den Hasen brachte“, hieß es. Der Chodschah nahm sie herzlich auf und nöthigte sie zum Sitzen. Bald darauf stellte er einen großen Kübel voll Wasser auf den Tisch, und als sie schrieen, was das heißen solle, erwiederte er ganz gelassen: „Es ist das Wasser, in dem ich den Hasen abkochte.“

Auch die Gewinnsucht seines Sklaven bestrafte er durch eine witzige Replik. In geschäftigster Eile kam derselbe zu ihm gelaufen und rief: „Thu' Deinen Säckel auf, ich bringe Dir die frohste Botschaft. Der Himmel hat Deine Frau mit einem Knaben beschenkt!“ — „Schön!“ sagte der Chodschah, „ich bin dem Himmel Dank schuldig; aber ich will nicht hoffen, daß ich bei dem Ereigniß Dir etwas zu verdanken hätte!““

Keinesweges war der gute Chodschah immer so glücklich in seinen Antworten, wie sich z. B. aus folgendem Begegniß entnehmen läßt. „Er stahl sich einst in einen Garten und begann weidlich zu plündern. Ihm gefielen die Runkel- und Moorrüben so gut, daß er sie für seine leere Küche ganz passend fand. Er füllte sich demnach einen Sack davon an und wollte ihn eben auf die Schulter nehmen, um heim zu gehen, als der Eigenthümer wüthend herbeikam, ihn fest hielt und fragte: „„Wie kommst Du hierher, Nasir-ed-din?““ Der Chodschah sann eine Weile auf einen Entschuldigungs-Grund und glaubte auch einen genügenden zu finden, indem er sagte: „„Ein Wirbel-Wind ergriff mich, als ich spazieren ging, schleuderte mich in die Höhe und warf mich hier nieder.““ — „„Ei, wie schön!““ rief der Garten-Besitzer, „„aber die Kräuter und die Rüben, wo kommen die her?““ — „„Der Wind war so heftig““, entgegnete jener, „„daß ich mich hier an den Stauden festhalten mußte. Aber die treulosen, verrätherischen Stauden hielten nicht Stand und entwurzelten sich.““ — „„So!““ brüllte der Eigenthümer, „„aber wie kannst Du Dich unterstehen, Deinen Sack damit zu füllen?““ — „„Ach!““, seufzte der Chodschah, „„ich war eben im Begriff, darüber nachzudenken, wie diese Frage zu beantworten wäre, als Du kamst.““

„Der Liebling des Türkischen Volkes, auf den sich alle populairen Possen und Scherzworte beziehen, die sich im Munde der Menge erhalten, übernahm nicht selten die Rolle eines wandernden Minnesängers. Als solcher zog er von Ort zu Ort, mit der Guitarre unter dem Arme. Einst begegnete ihm ein Reisender, der ihn fragte, weshalb er so durch die Welt zöge? Der Chodschah sagte: „„Um mir ein Stück Geld zu verdienen.““ — „„Nun so spiel' mir eins auf, ich gebe Dir einige Paras!““ rief der Fremde. Jener aber traute der Zusicherung nicht und weigerte sich, bis er sich durch die Drohungen desselben doch dazu genöthigt sah. Er spielte und begann zu singen:

„Ich kam und stand am Ufers-Rand“. —

Diese Anfangs-Zeile eines Lieblings-Liedes wiederholte er mehrere Male hinter einander. „„Wie!““ rief der Reisende, „„hat das keinen Fortgang?““ — „„Es scheint nicht““, sagte der Sänger und hielt die Hand zum Empfangen hin.

„Der Kadi (Richter) von Sary-Hissar (einem Dorfe bei Konstantinopel) war dem Trunke sehr ergeben. Er lag einst berauscht in seinem Weingarten und schlief. Der Chodschah ging mit einem Freunde des Weges, sah den Zustand des Mannes und entwandte ihm seinen Rock, den er sich über die Schulter hing. Als der Kadi erwachte, vermißte er sein Kleid, berief seine Diener und schickte sie aus, das Entwandte aufzuspüren. Einer derselben stieß bald auf den Chodschah, ergriff ihn und schleppte ihn vor das öffentliche Tribunal, wo der Kadi zu Gericht saß. „„Chodschah Effendi!““ sagte er zu ihm, „„wie kommst Du zu diesem Gewande?““ Mit lauter Stimme, so daß die versammelte Menge es hörte, sagte dieser: „„Heute Morgen ging ich mit meinem Freunde am Weinberge eines Kadi vorbei, und wir sahen den edlen Kadi berauscht eingeschlafen. Es empörte uns das Laster des Mannes, der den Gesetzen des Propheten Hohn spricht. Mein Freund stieß ihn mit dem Fuße, ich nahm ihm zur Strafe sein Kleid fort. Sollte dies Kleid aber Dein Eigenthum seyn, so bin ich gern erbötig, es Dir wiederzugeben.““ — „„Nein, o mein Chodschah! es ist nicht das meinige““, sagte der Kadi, um seinen Ruf eifrig besorgt.“

Monkir und Nekir sind nach dem Glauben der Türken zwei Engel, die sich des gestorbenen Körpers gleich nach dem Tode bemächtigen und die strafwürdige Seele züchtigen. Als der Chodschah sein Testament machte, verfügte er, man solle seinen Leichnam in ein altes Grab legen. „Warum willst Du in keinem frischen ruhen?“ fragten die erstaunten Freunde. „Ja, seht ihr“, sagte er, „wenn Monkir und Nekir kommen und mich prüfen, so erzähle ich ihnen, daß ich schon funfzig Jahre todt bin. Zweifeln sie, so sage ich, sie möchten das Grab untersuchen, ob es nicht wahr sey. So entgehe ich den Klauen der bösen Geister.“ — Mit dieser Anekdote schließt das Buch vom Nasir-ed-din Chodschah, gerade wie unser Volksbuch vom Eulenspiegel mit der Beschreibung seines Grabes und seines Grabsteines schließt.

M a n n i g f a l t i g e s.

— **Pferdezucht in England.** Es hält schwer, eine genaue Uebersicht aller der Pferde-Racen zu geben, die man heutzutage in England antrifft. Durch die großen Massen der Deutschen, Ungarischen, Arabischen und Spanischen Pferde, die man zu verschiedenen Zeiten in das Land eingeführt, hat sich daselbst eine solche Mannigfaltigkeit der Pferde-Gattungen erzeugt, daß es fast unmöglich ist, alle einzelnen Nüanzen derselben hervorzuheben und in gehöriger Ordnung zusammenzustellen. Besonders haben die zahlreichen mit Umsicht geleiteten Gestüte dazu beigetragen, daß die Rennpferde in England die schnellsten sind, die man irgendwo kennt, sowie die Englischen Post- und Kavallerie-Pferde wenige ihres Gleichen in Europa haben, und endlich auch selbst die Zugpferde, hinsichtlich ihrer Kraft und Gelehrigkeit, vor allen übrigen auf dem Kontinent unstreitig den Vorzug verdienen. Die Zahl der Pferde, die sich gegenwärtig in England befinden, ist sehr bedeutend, wenn auch nicht so groß, als man gewöhnlich annimmt. Nach einer Berechnung des Statistikers Middleton beliefe sich die Summe der Pferde, die man in England und Wales zum Ackerbau benutzt, auf 1,200,000, dagegen die Zahl der zu anderen Zwecken benutzten Pferde mit Einschluß derer für die Luxus-Equipagen, beliefe sich auf nicht mehr als 600,000. Danach besäße Großbritanien im Ganzen 1,800,000 Pferde; dagegen giebt der Doktor Colquhoun, bei dem man sonst meist sehr übertriebene Zahlenverhältnisse findet, hier nur 1,500,000 an. Nach einem offiziellen Bericht belief sich die Zahl der versteuerten Pferde in England im Jahre 1815 auf 1,204,307, im Jahre 1833 hingegen nur auf 340,678. Darunter sind natürlich weder die Postpferde, noch die für andere öffentliche Anstalten benutzten Pferde, noch alle die verschiedenen Gattungen von Militair-Pferden, so wie endlich auch diejenigen, die den armen Landleuten gehören, mit begriffen. Die Zahl der bei der Post und der übrigen bei den öffentlichen Fuhrwerken benutzten Pferde allein giebt Middleton auf 100,000 an, und wir halten uns nach mehreren selbst gemachten genauen Berechnungen für berechtigt, diese Zahl sogar auf 125,000 anzugeben; eben so scheint uns unbedenklich, daß die für sonstige verschiedene Zwecke benutzten, die Luxus-Pferde mitgerechnet, auf 1,400,000 — 1,500,000 anzuschlagen seyen. Um wenigstens einen approximativen Ueberschlag des Werthes sämmtlicher Pferde in England anzugeben, haben wir dieselben in mehrere Rubriken gebracht, nach welchen im Durchschnitt 14 Pfund auf das einzelne Pferd und auf die Totalsumme von $19\frac{1}{2}$ bis 20 Millionen Pfund Sterling zu rechnen wäre. Aus dem schon erwähnten offiziellen Bericht, der eine Zusammenstellung der in England in den Jahren 1815 und 1833 versteuerten Pferde enthält, ergiebt sich, daß die Zahl der Besitzer eines Pferdes in Großbritanien in dem ersteren Jahre auf 161,123, und in dem letzteren auf 123,668, die der Besitzer von zwei Pferden respektive auf 31,842 und 31,073; die der Besitzer von drei Pferden auf 12,774 und 10,740; die von 10—12 Pferden auf 2097 und 4351; die von 19 Pferden auf 38 und 76; endlich die von 2079 und darüber auf respektive 1348 und 4142 sich beliefen. Wenn die Zahl der versteuerten Pferde im Jahre 1833 geringer war, als 1815, so ist das nicht etwa einer Verminderung des Pferdestandes in England, sondern vielmehr den Modificationen zuzuschreiben, die seit 1826 im Steuer-Reglement überhaupt eingetreten sind. So zum Beispiel sind seit jener Zeit die Pferde der kleinen Pächter, die nämlich weniger als 200 Pfund Sterling jährlich Pachtzins zahlen, völlig steuerfrei. Uebrigens sind die Pferdehändler noch einer besonderen Taxe unterworfen; man zählt deren in Großbritanien 1037, die zusammen 13,888 Pfund (nahe an 100,000 Thaler) an Abgaben entrichten. Hierzu kommt noch die Steuer für die Fuhrwerke, die dem Staate 410,000 Pfund Sterling (nahe an 3 Millionen Thaler) einbringt, so daß die Abgaben für die Pferde im Ganzen sich auf zweiundzwanzig Millionen Pfund jährlich belaufen. (Journal of Agriculture.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Freitag den 6. Februar 1835.

Frankreich.

Der Schiffbruch auf dem „Heinrich IV.“ *)

Von J. J. Ampère.

„Die Winde tobten, das Meer wüthete und Blitze durchzuckten den Himmel ...“ Mit diesen oder ähnlichen Worten ist man von jeher gewohnt, die Geschichte von Schiffbrüchen zu beginnen. Was den meinigen betrifft, so geht dieser von einem ganz entgegengesetzten Anfange aus.

Ein friedlicher stiller Wind wehte längs der Küste, an der wir vorübersegelten. Das Meer war ruhig, und das prachtvolle Mondlicht verbreitete seinen feierlichen Glanz über den heiteren Abend. Die Passagiere befanden sich zum größten Theil auf dem Verdeck und unterhielten sich mit einander, indem sie sich alle von jener Mattigkeit ergriffen fühlten, die eine gewöhnliche Folge der Fahrt auf einem Dampfschiffe ist, selbst wenn man von der Seekrankheit verschont bleibt; die Uebrigen beschäftigten sich damit, daß sie das Spiel und die Bewegung der Maschine, oder das scheinbare allmälige Fortrücken des Festlandes, das Schäumen des Meeres, oder die lange schwarze Rauchwolke betrachteten, die in Gestalt eines vom Winde zurückgeschlagenen Helmbusches hinter uns herzog.

Kurz, Jeder war für sich auf Mittel bedacht, die Langeweile zu vertreiben, die uns bei solchen Dampfschiff-Fahrten in der Regel unversehens überfällt; denn trotz der großen Schnelligkeit, mit der sie vor sich gehen, bieten sie doch nicht die geringste Abwechselung dar, und die ganze Reise erscheint so einförmig, daß man gar bald in Versuchung kommt, irgend einen ungünstigen Wind, oder irgend einen kleinen Unglücksfall an den Segeln, oder gar das Stampfen eines Rosses und die Erschütterung eines Wagens sehnsuchtsvoll herbeizuwünschen.

Was uns anbelangt, so hatten wir uns bei unserem „Heinrich IV.“ nicht eben über das Ausbleiben eines die Langeweile vertreibenden Ereignisses zu beklagen. Es kam von selbst und ungerufen herbei. — „Sehen Sie hier“, sagte ich eben zu meinem Reisegenossen, „sehen Sie wohl, das ist der Berg Argentaro. Fühlen Sie sich nicht überrascht bei dem Anblicke dieses riesenartigen Vorgebirges, das mit seinen steilen feuerfarbenen Abhängen bis in das friedliche Meer hinein sich erstreckt? Es ist hier einer der merkwürdigsten Punkte dieser so seltsamen Küste, die mit lauter Etruscischen Städten bedeckt ist; nicht weit davon liegt Populonia und Vetulonia, und hier in der Nähe finden Sie die noch wenig bekannten Ruinen von Cosa. Als ich von meinem Freund Letronne Abschied nahm, schärfte er mir ein, den Berg Argentaro ja nicht zu vergessen, den er mir sehr angelegentlich anempfahl ... Und wie sehr bedaure ich es, daß wir hier nicht landen können ... Was meinen Sie dazu, mein Freund?“ — „O, ich fürchte nur, daß wir gar zu nahe an's Land stoßen!“ erwiederte hierauf bedenklich mein Gefährte, der, mehr Schiffsmann als ich, den Fehler sogleich erkannte, den man begangen, indem man sich von der Küste nicht mehr entfernt hielt ... „Woran denkt nur unser Capitain?“ rief er endlich laut. — Dieser hatte für einen Augenblick das Verdeck verlassen, indem er die Leitung des Schiffes seinem Bruder überließ. — „Aber“, erscholl es hierauf von allen Seiten, „wir stoßen ja fast an die Küste an!“ — Sogleich stürzte der Stellvertreter des Capitains auf's Steuerruder los, und in demselben Augenblicke fielen er und sämmtliche Leute, die auf dem Verdeck versammelt waren, zu Boden nieder, während diejenigen, die, wie ich, eine sitzende Stellung eingenommen hatten, zwei bis drei Schritte fortgeschleudert wurden. Man vernahm einen heftigen Stoß; das Schiff, das drei Meilen in einer Stunde zurücklegte, war gegen eine Klippe angelaufen; es hatte ein ungeheures Leck bekommen; das Wasser drang plötzlich ein und das Fahrzeug fing an zu sinken.

Es war eine große Verwirrung auf dem Verdeck entstanden. Vor Allen sah man die Mannschaft, die von der Größe der Gefahr am meisten durchdrungen war, in der größten Bestürzung. Sie liefen unruhig hin und her, unter den lautesten Flüchen und Verwünschungen. Auch unser Capitain ließ es an dergleichen kräftigen Exclamationen nicht fehlen; denn das ist hier die natürliche Sprache des plötzlichen Unglücks, des unerwarteten Mißgeschicks, und wer von einem Schiffbruche erzählt, müßte, um wahr zu seyn, seine Personen immer mehr Flüche thun, als reden lassen.

Die Verwirrung dauerte fort; man richtete von allen Seiten Fragen an einander, und man rief sich gegenseitig zu, es sey keine Gefahr vorhanden, obgleich man im Innern ganz andere Ueberzeugung hegte. Uebrigens zeigte sich bei den Passagieren im Ganzen eine gute Haltung; es befanden sich mehrere Frauen an Bord, und doch hörte man keinen lauten Schrei von ihrer Seite. Aber bald ertönte der ritterliche Ruf: „Schiffet die Damen ein! Schiffet die Damen ein!“ Dies ließ sich indeß nicht so leicht in's Werk setzen. Schon war eine der zwei Barken durch den zu großen Ungestüm, mit dem man sich derselben bemächtigen wollte, zum Dienste untauglich gemacht worden, und die, welche noch übrig geblieben, faßte nur sehr wenig Personen; wäre nun keine andere Hülfe herbeigekommen, so hätten sich Alle zugleich auf einmal in das Fahrzeug hineingeworfen, das dann unbedingt umgekippt wäre. Glücklicherweise jedoch hatten wir uns während dieser Zeit dem Lande genähert; diejenigen, welche, wie ich, auf's Schwimmen gefaßt waren, sahen plötzlich den Raum außerordentlich vermindert, den sie zu durchwaten hatten. Nur schreckte noch der Anblick der Küste zurück, die gänzlich steil und abschüssig war, so daß man dem Strandungsorte gegenüber unmöglich zu landen versuchen konnte. Aber zum Glücke entdeckten wir bald in einiger Entfernung eine kleine Bucht, den einzigen Punkt, wo die Landung möglich war, und sogleich hatten wir unsere Richtung dorthin genommen. Je mehr wir uns derselben näherten, desto mehr schwand die Gefahr, und als der Capitain uns endlich zurief: „Es wird Keiner von Ihnen zu Grunde gehen!“ da zweifelte auch Niemand mehr daran. Dreißig Schritt vom Lande hielten wir an. Alle Gefahr für die Mannschaft war vorüber, und es drängte sich nun auch Niemand mehr zur kleinen Barke hinan, die uns Alle in zwei, drei Fahrten wohlbehalten und gesund zu den gegenüber befindlichen Felsen brachte.

Wie aber, frug man sich nun, ist denn die Sache zugegangen? Auf welche Weise haben wir Schiffbruch gelitten, und wie sind wir wieder gerettet worden? Es waren tausenderlei Gerüchte, tausend Beschuldigungen und eben so viel Gegenbeschuldigungen im Umlauf. — Die wahrscheinlichste Behauptung war, daß der Mann, der die Stange am Steuerruder hielt, das Kommando seines Kameraden falsch verstanden. Der Eine war nämlich ein Korse und der Andere ein Provençale. Hierzu kommt, daß daß Wort babord (die linke Seite) dem tribord (die rechte Seite des Schiffes) sehr ähnlich ist und daß beide Wörter auch zu sehr mit einander reimen. Also hätten wir unser Unglück dem Reim zuschreiben müssen, dem Reim, dem man auch noch so manches Andere vorzuwerfen hat.

Was hingegen unsere Rettung betrifft, so hatten wir sie lediglich der Dampfmaschine zu verdanken. Ich war sehr ungerecht, indem ich in dem ersten Augenblicke, wo ich den schrecklichen Stoß vernahm, sogleich den Dampf beschuldigte. Ich dachte, es müßte mit dem Kessel irgend ein Unglück vorgefallen seyn, und schon hielt ich mich bereit, einen Luftsprung zu machen. — Indeß beruhigte ich mich doch bald wieder, mit dem Gedanken, daß, wenn wir einmal in die Luft springen sollten, dies gleich auf der Stelle hätte geschehen müssen. So beschuldigte und verdächtigte ich den Dampf, und doch war gerade er es, der uns gerettet.

Sobald nämlich der plötzliche Stoß vernommen worden, setzte man die Maschine außer Thätigkeit; auch hatte das eingedrungene Wasser, das dem Maschinen-Meister schon bis an die Brust ging, die weitere Wirksamkeit derselben von selbst aufgehoben. Trotzdem aber dauerte die Kraft, mit der das Fahrzeug durch den Dampf getrieben worden, noch einige Zeit nachher fort, und vermittelst dieser Kraft vermochte uns der Capitain dem Lande so nahe als möglich zuzuführen. Es wäre demnach ganz ungerecht, der Dampfmaschine irgend eine Schuld von unserem Schiffbruche aufbürden zu wollen; vielmehr hat sie gerade allein dazu beigetragen, die schrecklichen Folgen desselben abzuwenden; denn es wäre uns bei dem Winde, der uns von der Küste her in's Gesicht blies, gar nicht möglich gewesen, näher an dieselbe heranzukommen, hätte uns nicht der Dampf seine kräftigen und schätzbaren Dienste geleistet.

Als wir uns nun einmal für unsere Person in Sicherheit sahen, war ein Jeder auf das Herbeischaffen seiner Bagage bedacht; man hatte von Zeit zu Zeit mehrere Gepäcke auf's Verdeck gezogen; die übrigen schwammen noch auf der Oberfläche des Wassers herum, das die Kasten des Fahrzeuges bedeckt hielt. Ich erkannte unter denselben eine Kiste mit Gemälden, Zeichnungen und Studien eines jungen verdienstvollen Französischen Malers, des Herrn Roux, der, nach einem Aufenthalte von drei Jahren in Italien, dieselben nach seiner Heimat zu bringen beabsichtigte; er war der unglücklichste von allen Passagieren; sein Mißgeschick zerriß mir das Herz, als er zu mir sagte: „Ich büße hier die Frucht dreier mühevollen Jahre ein — die Frucht so mancher

*) Dieses Französische Dampfboot war bekanntlich auf der Fahrt von Neapel nach Marseille begriffen, als es in den letzten Tagen des Monats Dezember an der Toskanischen Küste scheiterte.

Schweizes!" Es ist uns indessen nachher gelungen, einen Theil seines Schatzes zu retten.

Uebrigens war Niemand ganz ohne Verlust davon gekommen. Eine Modehändlerin, die von Neapel nach Paris zurückkehrte, und die sich gerade in ihrer Kajüte befand, als das Wasser plötzlich hereinstürzte, hatte in der Eile sogleich nach ihrem Shawl gegriffen, so wie auch ihren Hund losgebunden, aber ihre Kasse hatte sie liegen lassen. Eine andere Person bedauerte den Verlust wichtiger Papiere, auf die zwei Liebende schon drei Jahre vergeblich warteten, um sich darauf zu verheirathen. Noch Andere, und zu diesen gehörte auch ich, fürchteten, ihre Reisebemerkungen und Schriften eingebüßt zu haben, und nicht Alle waren so glücklich, wie ich, der sie, nachdem sie eine Nacht unter dem Wasser zugebracht, den anderen Morgen zwar ziemlich durchnäßt, aber doch unbeschädigt wieder erhielt, indem sie mit nicht geringer Mühe in einem großen Sacke aufgefischt wurden.

So befanden wir uns denn um zehn Uhr Abends auf den Felsen am Gestade; Jeder saß hier in melancholischen Gedanken versunken bei dem, was er gerettet, und seufzend über das, was er verloren; die Einen hatten ihre Skizzen oder ihr Reise-Journal, und die Andern hatten ihre Banknoten zu bedauern; allesammt aber hatten wir noch zwei Stunden vorher in einem eleganten Kabinet in voller Gemächlichkeit und lustiger Dinge offene Tafel gehalten, und nun auf einmal waren wir nach der öden Küste verschlagen, unter rohen schrecklichen Felsen, gerade so, als wären wir an's Ende der Welt an das wüste Gestade einer unbewohnten Insel verbannt worden.

Unsere Lage hatte aber, ohne daß wir es dachten, noch weit mehr Aehnlichkeit mit denjenigen, die nach irgend einer Insel im Atlantischen Ocean verschlagen werden, die von Menschenfressern bewohnt wird, und wo die Fremdlinge es nicht wagen dürfen, in's Innere des Landes vorzudringen, indem sie befürchten müssen, von den eingebornen Wilden aufgegriffen oder zurückgetrieben zu werden. In der That waren die ersten menschlichen Wesen, die wir auf uns zukommen sahen, Soldaten, die uns von ihrem benachbarten Thurme aus bemerkt hatten, der auf einem hohen Vorgebirge lag, und welche mit starken wohlgeladenen Flinten herbei eilten, um uns davon abzuhalten, den Platz irgendwie zu verlassen, den wir einmal an der Küste eingenommen.

Wir befanden uns allesammt hier in Quarantaine!

In den alt-Homerischen Zeiten pflegte man die Fremden, die ein Sturm nach irgend einer fernen Küste verschlagen, geradezu als Opfer zu betrachten, die die erzürnten Götter selbst verdammt, und man brachte sie gewöhnlich allesammt der Diana zum Sühnopfer dar. Im Mittelalter plünderte man die Gestrandeten nach demselben Prinzip vermöge des Strandrechtes aus, um, soviel als möglich, die Rache des Himmels zu befördern, die sich in dem Unglücke der Schiffbrüchigen stets manifestiren sollte. — Das waren der Aberglaube und die Barbarei des Alterthums und des Mittelalters. Gegenwärtig giebt es einen neuen Aberglauben und eine neue Barbarei: es ist die Quarantaine.

Mag diesem Absperrungs-Systeme, so sehr auch die gescheidtesten Aerzte und die Kaufleute in gewissen Seestädten dagegen protestiren, immerhin einige Wahrheit zu Grunde liegen, so wie ja selbst der drolligste Aberglaube deren meist nicht gänzlich ermangelt: so viel ist doch gewiß, daß das Vorurtheil hier bedeutend überwiegt, und daß der Irrthum dabei die Wahrheit zu Schanden gemacht. Denn es ist außer Zweifel, daß die meisten Vorsichts-Maßregeln, die man seit mehreren Jahren gegen die Cholera getroffen, ganz zwecklos waren, indem die Reisenden dieselben, besonders in gewissen Ländern, größtentheils zu umgehen wußten, und je pedantischer sie den Gesetzen nach immer lauteten, desto nutzloser haben sie sich erwiesen, da gewiß alle Welt längst die Cholera haben müßte, falls jene Maßregeln irgend von solcher Wichtigkeit gewesen wären, als man behauptete. — Indeß mag ich nicht gegen alle Quarantainen in der Welt zu Felde ziehen, vielmehr will ich mich für heute auf die von Italien beschränken.

Das Einzige, was man bis jetzt über die Cholera mit ziemlicher Gewißheit erforscht hat, ist, das es kein Mittel giebt, sich gegen dieselbe abzusperren, daß sie nicht nur alle Militair-Kordons, sondern auch die beträchtlichsten Zwischenräume und Strecken überspringt. So war sie denn auch mit einem Sprunge von London in Paris angelangt.

Allein in Italien glaubt man noch immer, sich durch Absperrung gegen die Cholera schützen zu können. Seine schönen Küsten sind so ungastfreundlich wie die von Tauris, und so sehr die Reisenden von denselben immer angezogen werden, so sehr ist die Gesundheits-Polizei sie stets entfernt zu halten bemüht.

Vor vier Jahren, als die Cholera in Berlin hauste, wollte man in Neapel vor Angst schon sterben. Ich weiß mich noch sehr gut zu erinnern, wie ich um diese Zeit gerade auf demselben Dampfschiffe „Heinrich IV." daselbst ankam; nicht weniger, als von acht Uhr Morgens bis vier Uhr des Nachmittags, mußten wir warten, bevor man sich entschließen konnte, ob man uns arme Sünder aufnehmen wollte oder nicht; unser Verbrechen war, daß wir einen Schweizer aus Neuchatel an Bord hatten, der, als ein Unterthan der Preußischen Krone, mit einem Preußischen Passe versehen war. Es bedurfte gar vieler Anstrengungen und eines halben Tages Zeit, ehe wir den Gesundheits-Rath zu überreden im Stande waren, daß Neuchatel nicht in dem Cholerabezirk von Berlin gelegen sey.

Man kann sich gar nichts Drolligeres denken, als alle die ängstlichen Vorsichts-Maßregeln, die man damals in Neapel ergriff, um sich vor der Ansteckung der Briefe zu schützen, denn in jedem einzelnen Briefe, dachte man, könnte die Cholera sich versteckt halten. Es giebt auch gar keine besondere Art von Räucherungen und Besprengungen, die man damals nicht angewandt hätte, wenn es auch ausgemacht ist, daß jene schreckliche Krankheit weder vor dem Essig noch vor dem Rauch irgendwo Furcht hatte. Eines Tages hatte man beschlossen, daß man sich von nun an nicht mehr damit begnügen wolle, die Couverts zu durchstechen, sondern daß man sie alle öffnen, die Briefe selbst herausnehmen, und nachdem man sie einer förmlichen Räucherung unterworfen, wieder in die frühere Ordnung bringen müßte; allein man verwechselte bald die unterdessen bei Seite gelegten Adressen, und so entstand keine kleine Verwirrung in der Brief-Korrespondenz: mancher Handelsmann bekam damals einen Brief zu lesen, der an seinen ärgsten Brodfeind gerichtet war; ein Anderer erhielt einen Wechselbrief anstatt eines langersehnten Liebesbriefes und wiederum kamen Liebesbriefe in die Hände derer, die Wechselbriefe erwarteten. —

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Ein Pröbchen Süd-Amerikanischer Staats-Umwälzungen.

(Fortsetzung.)

Demnach speiste denn Herr Aguirre für diesen Tag bei mir; am anderen Morgen hatte ich das Vergnügen, ihn zum Frühstück erscheinen zu sehen; am Abend darauf brachte er einen Freund mit, am folgenden Tage zwei andere, so daß ich Gefahr lief, meinen Etat in einer arithmetischen Progression in's Unendliche steigen zu sehen, als mich eine neue Thorheit, die er sich zu Schulden kommen ließ, von seiner Person befreite.

An jenem Abend nämlich fand ein Ball statt, an welchem auch Don Geronimo mit seiner Frau, die noch jung und ziemlich hübsch war, Theil nahm — ein sogenannter Ball de confianca. Der Saal war geräumig und voll; die ganze Toilette der Männer bestand darin, daß sie sich hatten rasiren lassen, obgleich es erst in der Mitte der Woche war, sie rauchten und machten Tapisserie-Arbeiten. Die Frauen, größtentheils jung und hübsch, hatten sich neue Französische Schuhe und sehr nette Strümpfe gekauft, die sie in einem benachbarten Zimmer anzogen, dann in kleinen Gruppen hereintraten und im Ballsaal Platz nahmen. Vor den Thüren und Fenstern drängte sich Alles, was nicht eingeladen war, und machte von dem üblichen Rechte Gebrauch, zu betrachten, was innen vorging. Von Zeit zu Zeit stand die Dame des Hauses, wenn sie einer dieser draußen stehenden Personen eine Ehre erweisen wollte, auf und lud sie ein, hereinzutreten, wobei es für diese gewaltiger Anstrengung und Mühe bedurfte, eh' sie sich losarbeiten konnte und durchdrängen durch die umgebende Menge. Das Orchester bestand aus einem alten Neger, der in einem Winkel unter einem Tische kauerte und mit einer wahrhaft Afrikanischen Wuth die Saiten einer Guitarre riß, wozu die Frauen accompagnirten, cielitos singend und mit den Händen den Takt schlagend. Man hatte schon unter beifälligem Gemurmel der Versammlung mehrere Menuets getanzt; ein neues Paar trat heran und der alte Neger wollte schon losspielen, als Aguirre, der sich bis dahin ganz still verhalten, ihm sein Instrument wegnahm und in die Mitte des Saales trat.

„Die Freude hoch! vaya de broma! Hier ein neues Lied, das sich des Beifalls des Präsidenten der Republik erfreut hat! ich bitte um ein aufmerksames Gehör —" und so, mit frechen Blicken auf die Frau des Gouverneurs, fing er an zu singen:

„Para una noche sola,
Me pediste cuatro reales.
Ay! Que noche tan cara,
Poniendo los materiales."

Bei jeder anderen Gelegenheit hätte sich dieser schlüpfrige Vers eines enthusiastischen Erfolges zu erfreuen gehabt; aber Don Geronimo's Gegenwart und die unverschämte Hindeutung auf seine Frau machten den allgemeinen Unwillen rege. Allein Allen gegenüber, wurde Aguirre nach verzweifeltem Widerstand ergriffen und in's Gefängniß gesteckt.

So frühstückte ich denn am nächsten Morgen allein. Zwei Tage darauf reiste ich nach den Gestaden des Uruguay, und die erste Person, die ich bei meiner Rückkehr erblickte, war wieder Aguirre. Diesmal war er so genügsam, sich nur nach meiner Gesundheit zu erkundigen, ohne mir um die Gurgel zu fallen.

„Ich komme, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten", sagte er zu mir und warf sich der Länge nach in meine Hängematte. „Was haben Sie diesen Morgen vor?"

„Ich bleibe zu Hause; ich habe Briefe zu schreiben, mein Werthester."

„Ich bin in diesem Augenblicke mit einer Revolution beschäftigt."

„Mit einer Revolution?" schrie ich voller Entsetzen.

„Ja, diesen Morgen noch will ich mein Unternehmen ausführen, und wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so würden Sie mich unendlich verbinden, wenn Sie mich bei einem Hauptstreich unterstützten. Bei ähnlicher Gelegenheit können Sie sicher darauf rechnen ..."

„Und auf wen ist es denn abgesehen? Don Geronimo ist doch das beste Stück von einem Gouverneur in der ganzen Republik."

„Ich will nicht widersprechen; aber er bekleidet wer weiß wie lange schon seinen Posten, und läßt gar nichts davon verlauten, einem Anderen Platz machen zu wollen; wenn man ihm das Ding zur Gewohnheit werden läßt, so ist er am jüngsten Tage auch noch Gouverneur; das ist ein unerträglicher Skandal, von dem ich diese guten Leute erlösen will, die noch nichts von dem Repräsentativ-System wissen. Ich werde ihnen die Vorstellung eines Stückes geben, das alle sechs Monat in Buenos-Ayres mit dem größten Succeß spielt; mein zukünftiger Gouverneur ist schon ernannt, wollen Sie von den Unseren seyn? Wohlan!"

„Das geht ja gar nicht; ich bin ein Ausländer."

„Nun denn, so geben Sie mir eine Cigarre, und Gott befohlen!"

Ich setzte mich hin und fing an zu schreiben, und verfluchte alle Republiken Amerikas.

Um Mittag hörte ich auf dem Platze Geschrei: „Viva la patria! Nieder mit dem Gouverneur! Es lebe die Freiheit!" Ich lief an's

Fenster und sah, wie Aguirre, einen großen Säbel in der Hand, über den Platz zog auf das Cabildo los, ein anderthalb Dutzend Schufte hinter sich her, die unordentlich durch einander liefen. Bei diesem Lärmen zeigten sich einzelne Neugierige, wie ich, etwa auch ein Dutzend an der Zahl, an den Thüren und Fenstern und den Straßenecken, die eine Aussicht auf den Platz gewährten.

Etwa funfzehn Schritt vom Cabildo ließ Aguirre sein Corps Halt machen, und gab ihnen mit einer Stentorstimme das Zeichen, auf's neue zu schreien: „Nieder mit dem Gouverneur!"

Nach einigen Minuten der Spannung und Erwartung erschien die lange Gestalt Don Geronimo's auf dem Balkon. — Bei seinem Anblick verdoppelte sich das Geschrei; er machte ein Zeichen mit der Hand, daß er sprechen wolle, und erhielt für einen Moment Stille.

„Was verlangt", hub er an, „das heldenmüthige Volk (el pueblo heroico) von Bajada?"

„Viva la patria!" schrieen alle Verschworenen aus einem Munde.

„Viva la patria! Allerdings; ist das Alles, was ihr wollt?"

„Nein, nein! Nieder mit dem Gouverneur! Wir wollen einen anderen Gouverneur!"

„Aber, heldenmüthiges Volk, Ihr seyd nur Funfzehn an der Zahl, und was wird Europa sagen, wenn —"

„Nieder mit Europa! Zum Henker mit den Fremden! Nieder mit den Ketzern!" — Und das Getümmel wurde furchtbar. Don Geronimo fing an zu erblassen, so weit dies der Farbe seiner Haut noch möglich war; dennoch hielt er sich gut, und schien den Moment abzuwarten, wo die Lungen der Verschworenen von selber nach Ruhe würden verlangen müssen.

Das Geschrei ließ auch wirklich schon nach, als ein kleiner Mulatte, der Geschmack an der Sache gefunden, vortrat, einen Stein aufhob und ihn mit aller Kraft seines Armes auf den unglücklichen Gouverneur schleuderte; indeß erreichte der Stein den Balkon nicht, sondern prallte gegen die Mauer.

Wie Don Geronimo das Geschoß kommen sah, hatte er Kehrt gemacht in's Innere des Cabildo und war nicht sogleich wieder hervorgetreten. Nach einer kleinen Pause aber sah man seinen Kopf zuerst hervortauchen, dann den ganzen Körper, und er nahm seinen Posten auf dem Balkon wieder ein. Er war in der äußersten Bestürzung.

„Stellt Eure Angriffe auf mein Leben ein!" schrie er mit bewegter Stimme; „ich weiche dem Verlangen des Volkes. Wenn Ihr einen Chef habt, er trete hervor: ich habe mit ihm zu sprechen."

Aguirre trat stolz gegen den Balkon vor.

„Aha! das ist wieder einer von Euren Streichen, Herr Aguirre!" sagte der Gouverneur zu ihm; „doch reden wir vernünftig mit einander. Was habe ich Euch gethan? und weswegen wollt Ihr einen Anderen an meine Stelle setzen? he?"

In Ermangelung von Gründen hatte Aguirre immer einen Vorrath von hochtrabenden Worten.

„Deine schmähliche Tyrannei hat dies unglückliche Volk zu lange schon zu Boden getreten; es bricht endlich seine Ketten entzwei. Deine Schandthaten erlauben nicht länger, daß Du einen Platz ausfüllen..."

„Genug, genug! wen wollt Ihr zum Gouverneur?"

„Den würdigen Pater Las Piedras, diese unerschrockene Stütze des Volks, diesen tugendhaften Freund der Freiheit."

„Wohlan denn! So will ich gehen und ihm sagen, daß er sich öffentlich zeigen möge. Kann ich mich mit Sicherheit in meine Wohnung begeben?"

„Du kannst es", erwiederte ihm majestätisch Aguirre; „das Volk hat sein Recht erlangt, und ist nicht-lüstern nach Deinem Blute."

„Es lebe der Pater Las Piedras! Es leben die Franziskaner!" schrieen die Verschworenen und gingen sämmtlich mit Aguirre in das Cabildo.

Während dieser Scene waren sämmtliche Thüren und Fenster der Häuser um den Platz geschlossen worden, und man sah nur einzelne Köpfe von Neugierigen, die verstohlen um die Straßen-Ecken guckten. Bald erschienen die Verschworenen auf dem Balkon des Cabildo, den Pater Las Piedras in ihrer Mitte. In diesem Augenblick strich der gestürzte Gouverneur die Häuserreihe entlang, um seine Wohnung zu gewinnen. Sein Nachfolger wollte eben den Mund aufthun, als Aguirre ihn unterbrach.

„Carajo! Doch mir däucht, der Platz ist leer. Kommt, Ihr Uebrigen, und folgt mir. Wartet noch einen Augenblick mit Eurer Rede, Pater Las Piedras, bis wir unten sind, um Euch zu antworten. Dann mögt Ihr uns vorsagen, was Ihr wollt. Aber schnell hinunter, die Momente sind kostbar."

Als Aguirre mit seiner Schaar auf dem Platze angelangt war, wandte er sich zum neuen Gouverneur:

„Nun denn, Pater Las Piedras, beginnt! Wenig, aber gut!"

Der Pater Las Piedras nahm das Wort: „Welch' ein süßer Lohn, meine Freunde! Welch' ein köstlicher Moment für das Herz eines alten Kämpfers der Freiheit, wenn man es endlich erlebt, wie das Volk seine Ketten bricht und Gebrauch macht von seiner Vernunft, um die Stufe des Glücks zu ersteigen, sich einen Regenten seiner Wahl zu geben, das heißt: ein anderes Selbst! Einst wird, vom schneeigen Gipfel der Anden bis zu den Silberwellen des la Plata, und vom Aequator bis — bis —"

„Nun, bis wohin? nur zu!" schrie Aguirre.

„Vom Aequator, sage ich, bis —"

„Es ist gut; das Volk weiß schon! Es lebe der Gouverneur Las Piedras!" schrie Aguirre und die ganze Bande that das Gleiche.

Es blieb nun nur noch, um die Wahl des neuen Gouverneurs vollständig zu machen, eine Formalität, mit der es sehr streng genommen wurde, übrig; nämlich eine Proclamation. Aguirre übernahm dies Geschäft; er verfaßte ein Meisterstück von Beredsamkeit in der Art, wie das eben mitgetheilte, und verlas es in eigener Person, an der Spitze seines Corps, in allen Winkeln von Bajada, welches nicht viel sagen wollte. Auf seinem Wege zog er Alles an sich, was ihm von Taugenichtsen begegnete, so daß, als er wieder vor's Cabildo zurückkam, seine Bande ziemlich zahlreich war. Nun wurden die Behörden einer strengen Musterung unterworfen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Aguirre größer, als die Revolution war, die er gemacht hatte; er schlug alle Stellen aus; es genügte ihm an seinem Werke. Der alte Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde in seinem Posten gelassen; es war dies die Belohnung dafür, daß er die Kasse der Provinz überliefert hatte, in der sich vierzig Piaster Papier, jeder 75 Centimes nach unserem Gelde, befanden. Nur der Alkalde und sein Stellvertreter wurden abgesetzt und ihre Aemter anderen Händen anvertraut. Um endlich diesem großen Tage die Krone aufzusetzen, verwandte Aguirre die vierzig Piaster aus dem öffentlichen Schatz zum Ankauf von Lichtern und Tafia, zu einem patriotischen Ball im Cabildo, dem er den Namen Ball der Freien gab. Um der Sache ein noch feierlicheres Ansehen zu geben, wollte er Einladungs-Karten machen, was ihn einen Theil des Nachmittags beschäftigte, eben so wie den Pater Las Piedras, der das Geschäft übernahm, die Adressen zu schreiben.

Der Ex-Franziskaner, der eben so wenig taugte, als sein Verbündeter, war der eigentliche Urheber der Revolution, und hatte sich Aguirre's bedient, um sich den Weg zu Don Geronimo's Posten zu bahnen; aber er hatte sich in seinem Kalkül fürchterlich verrechnet, und nicht mit in Anschlag gebracht, daß das revolutionnaire Genie seines Verbündeten über ihn selber sich der Herrschaft anmaßen und ihm die Ausübung seiner Gewalt durchaus verkümmern würde.

Der Ball der Freien hatte denn mit allem Glanze statt, der in der Hauptstadt von Entre-Rios vorhanden und aufzutreiben war. Keiner der Eingeladenen unterließ es, zu erscheinen, und Aguirre sang ohne Einspruch den ganzen Vorrath seiner Lieder ab. Mittlerweile, das Feld seinem Nebenbuhler überlassend, schiffte sich Don Geronimo, von der Nacht begünstigt, in einem Kanot ein und setzte über den Parana. Wohin aber? (Schluß folgt.)

England.

Erinnerungen aus einer Reise nach dem Polar-Ocean.

Von einem Britischen Offizier.

Der erste Gegenstand, welcher, nachdem wir (im Mai 1824) den Atlantischen Ocean passirt hatten, meine Aufmerksamkeit fesselte, war ein Eisberg, der mir anfangs wie ein gewöhnlicher nur kahler Berg erschien. Aber schon nach wenigen Minuten nahm diese ungeheure Masse die herrlichsten kastellartigen Formen an, die mein Auge je gesehen. Gegen Abend verkündigte uns die helle Farbe des westlichen Horizontes, daß wir in die Eis-Zone eingetreten waren. Dies lebhafte reflektirende Sonnenlicht wurde immer sanfter, je tiefer es zum Wasserspiegel hinabsank, und verwandelte sich am Ende in ein sanftes Blau.

Des folgenden Morgens ankerten wir in einem kleinen Hafen an der Küste Grönlands, wo eine Dänische Niederlassung war. Einige schlecht gebaute Hütten lagen zerstreut nach Innen zu. Der Statthalter dieser kleinen Kolonie, ein geborener Däne, hatte einige hundert Eskimo's unter seiner Gerichtsbarkeit. Ihr Aeußeres stimmte mit dem ihrer wilderen Brüder, die ich auf früheren Reisen gesehen, vollkommen überein; aber ein Individuum unter ihnen verdiente Auszeichnung.

Es war Cara Musefelt, die Dienstmagd des Statthalters und die Gesellschafterin seiner Frau. Sie hatte einen Dänen zum Vater und eine Eskimo zur Mutter. Ihre Züge waren fast männlich, aber interessant und ausdrucksvoll; in Grönland konnte sie für eine Schönheit gelten. Ein so großes und schönes blaues Auge war mir noch niemals vorgekommen. Fast jeder Offizier unserer Expedition machte ihr ein Geschenk.

Ein anderes merkwürdiges Individuum, ein gewisser Peter, war das Faktotum der Kolonie; er qualifizirte sich als Zimmermann, Pilot, Dolmetscher und — Priester. Peter besaß eine so gründliche Kenntniß von den verborgenen Klippen im Hafen, daß er die Direction des „Hekla" kaum übernommen hatte, als auch das Schiff auf der einzigen Klippe, die wirklich gefährlich war, sich festrannte. Dieser Vorfall schadete dem Schiffe nicht viel weniger, als Peter's seemännischem Rufe. Peter schenkte einem der Offiziere einen Hund von Eskimo'scher Brut, der ein eben so großer Schelm war, als sein Herr.

Ich will hier kein vollständiges Tagebuch unserer Polar-Expedition vom Jahre 1824 mittheilen, und erlaube mir also, manchmal ganze Monate zu überspringen. Dem steten Wechsel von Eis, Wind und Wetter ausgesetzt, waren die Schiffe bald wie eingekerkert, bald — und oft schon im nächsten Augenblicke — wieder flott und frei. Auf Windstille und Sonnenschein folgten gefährliche Stürme. Der Monat August begann mit einem so entsetzlichen Sturme, wie ihn der älteste Seemann auf unserer Expedition noch nicht erlebt hatte. Die Schiffe waren rings vom Eise eingeschlossen — kein Mensch wußte, wie weit das Eisfeld sich erstreckte; allein der Druck ließ auf wenigstens hundert (Engl.) Meilen schließen! Es war ein Sonntag — die feierliche Stille um uns her unterbrach nur das Gekrächze irgend einer schneeweißen Möwe, die nach Ueberbleibseln von Speisen haschte. Eines der Schiffe war beinahe umgedrückt, und konnte schon in der nächsten Stunde zerschmettert, ja zerbröckelt seyn! In dringender Lebensgefahr sehen wir den Finger, der nach der Ewigkeit hindeutet, und erkennen verstummend die wunderbaren Werke des unendlichen Wesens. Die ganze Mannschaft betete — es ist unmöglich, das schauerlich Großartige dieser Scene zu beschreiben.

Bei einer anderen Gelegenheit waren wir beinahe verloren. Die Nacht brach herein — schwarze dräuende Wolkenmassen verfolgten einander am Himmel — die Wogen leuchteten phosphorisch, und das

Treibeis drückte die Schiffe gegen die Felsen. Der gefürchtete Sturm brach los; aber zu unserem Glücke hatte der Wind sich gedreht, sonst würde keine menschliche Anstrengung uns gerettet haben.

In unserem Winter-Quartier erlebten wir ein rührendes Beispiel von der Mutterliebe des Bären. Ungefähr eine halbe Meile von der Station der Schiffe zeigte sich eines Tages eine Bärin mit zwei Jungen. Unsere Eskimo'schen Hunde machten Jagd auf sie. Als das Thier sah, daß der Rückzug landeinwärts ihm abgeschnitten sey, lief es dem Rande des Eises am Eingang des Hafens zu, wo das Meer noch zum Theil vom Eise frei war. Da die Hunde schneller liefen, als die jungen Bären, so blieb die Mutter stets hinter den letzteren und machte ihren Verfolgern jeden Zoll Erde streitig, bis sie den Rückzug der Jungen wirklich gedeckt hatte. Die Jungen sprangen in's Wasser, und die Alte hielt den Feind mit großer Klugheit so lange zurück, bis sie ganz außer seinem Bereiche waren. Dann erst schwenkte sie sich um und schwamm ihrer Brut nach. Aber bald hatte das arme Thier mit einem anderen Feinde zu kämpfen. Eines von unseren Böten kam den Bären entgegengerudert. Beim Anblick des Bootes überfiel die Mutter verzweifelte Angst. Ihre eigene Gefahr ganz vergessend, tauchte sie zu wiederholten Malen unter, und bemühte sich, die Kleinen vorwärts zu schieben. Als diese durch ein paar Schüsse verwundet waren, tauchte sie von neuem unter und wieder empor, so daß die Kleinen auf ihren Rücken zu sitzen kamen. Endlich hatte die Mannschaft des Bootes alle drei getödtet.

Bald nach diesem Vorfall nahm Cottrell, der Aufseher der Flinten-Kammer auf dem Schiffe „Fury," ein tragisches Ende. Dieser Mensch, ein wahres Original in seiner Art, verdient eine genauere Beschreibung. Sein Leben war vom funfzehnten Jahre an das eines wandernden Seemanns gewesen; dreizehnmal hatte er mit den Erbfeinden seiner Nation gekämpft; er haßte einen Franzosen wie den Teufel, und einen Yankee noch zehnmal mehr; in dem mörderischen Kampfe zwischen dem „Java" und der Amerikanischen Fregatte „United States" war er schwer verwundet worden. Er bestand mehrere harte Krankheiten, die den tropischen Klimaten eigenthümlich sind, und mußte nun an einer öden Küste der Polarländer sein Daseyn beschließen.

Obgleich von Natur freimüthig und ungezwungen, vergaß Cottrell doch niemals den schuldigen Respekt gegen seine Vorgesetzten. Unter dem Schiffsvolk war er sehr populair, aber niemals ein Aufwiegler; er hielt ihnen oft derbe Strafpredigten, wußte sie jedoch immer wieder mit irgend einer launigen Anekdote zu versöhnen.

An einem sonnigen Nachmittag ging Cottrell mit mehreren Anderen einen sehr tiefen Hohlweg hinan, der sie zu einer mineralogisch interessanten Stelle führte. Während hier seine Kameraden jeden Steinblock, der ihre Aufmerksamkeit erregte, behämmerten, legte er sich auf einem Hügel nieder und versank in Schlaf. Beim Erwachen sah er einen großen Bären, der nur wenige Schritte von ihm entfernt war. Cottrell erhob sich in größter Bestürzung, und rannte, wie er glaubte, dem Hohlwege zu. Der Bär setzte ihm nach. Von seinen plumpen Tuchstiefeln im Laufe behindert, schleuderte er beide von sich, rannte mit verdoppelter Hast vorwärts, und stürzte von einer sechshundert Fuß hohen Klippe herunter. Der arme Kerl lag in einem schrecklichen Zustande auf dem Eise. Sein Kopf war stark beschädigt, der Körper voller Quetschungen, und die Fußsohlen gänzlich zerfetzt. Er lebte noch, aber ohne Besinnung. Seine Kameraden, die um den Vorfall nichts wußten, brachten ihn an Bord. Als er wieder zur Besinnung kam, erzählte er seine Geschichte, und verfiel dann in einen erquickenden Schlaf. Cottrell erholte sich langsam, und sein Zustand blieb bedenklich; dennoch machte er als Reconvalescent einen neuen Ausflug, der in diesem Leben sein letzter war. Damals öffnete sich das Eis in dem Flußbette, und die Vögel zogen nordwärts. Cottrell verwundete einen Vogel, der nach empfangenem Schuß in eine offene Stelle der Eiskruste fiel, und darin zappelte. Während er sich nun abmühte, seine Beute mit dem Kolben der Flinte zu erreichen, verlor er das Gleichgewicht, fiel in das Loch und ertrank. Cottrell hatte eine dunkle Ahnung davon, daß er Port Bowen niemals verlassen würde. Wenige Tage vor seinem Tode sah ich, wie er auf dem Vorder-Kastell stand, und nach dem einzigen Fleck Landes hinstarrte, der Spuren von Vegetation zeigte. Als er mich erblickte, deutete er nach der Stelle, und sprach mit melancholischem Lächeln: „Dieser Fleck wird mein Grab seyn, Sir!" — In weniger als einer Woche wurde der arme Kerl da eingescharrt.

Um die Mitte des Novembers fühlten wir das furchtbare Herannahen eines Polar-Winters. Ein schwacher Lichtschimmer färbte noch den südlichen Horizont, während es im Norden immer finsterer wurde. Das blendende Weiß der grotesken Eisklumpen, die auf der Fläche zerstreut umher lagen, bildete zu dem sanften, purpurnen Zwielicht einen seltsamen Kontrast. Der Vollmond warf seinen bleichen Glanz auf die schauerlich öde Scene, und die Planeten blitzten in ihren Kreisen. Das Nordlicht wurde oft gesehen. Bei einer Gelegenheit bildete es den vollkommensten Bogen, den ich jemals gesehen habe: eine einfache, aber hell strahlende Linie stieg am Süd-Ost am Himmel empor, ging durch den Zenith, und endigte am entgegengesetzten Rande des Horizonts.

Das Thermometer stand um diese Zeit auf 30° Fahrenheit unter Null. Wehte ein Wind, so hatten wir auf unseren Gesichtern eine Empfindung, die nur mit dem Prickeln von hundert feinen Nadeln verglichen werden kann. Unsere Augenlieder wurden dergestalt irritirt, daß wir sie durch den Frost eingebüßt hätten, wäre nicht die Wärme unserer Hände ihnen zu Hülfe gekommen.

Das Weihnachtsfest rückte heran, jene heitere Epoche des Jahres, in der ein Jeder seiner Sorgen sich zu entschlagen sucht. Selbst in dem starren, unwirthbaren arktischen Klima hatte der freundliche Gruß „vergnügte Weihnachten!" etwas Erquickliches, weil er in dem Gemüthe jedes Individuums unserer Kolonie Erinnerungen an harmlos glückliche Stunden weckte. Um die Mittagszeit versammelten sich die Offiziere und nahmen die Anstalten zur Feier, welche die Mannschaft getroffen hatte, in Augenschein. Die Speisetische der Matrosen waren mit feinen Englischen Tischtüchern gedeckt und alles Tischgeräth niedlich geordnet. Als die Diner-Trommel das „Roast Beef of old England" gewirbelt hatte, präsentirten drei von der Mannschaft dem Capitain und jedem der Offiziere ein Stück Rosinenkuchen und ein Gläschen Branntwein: man trank auf die Gesundheit des Schiffsvolks und auf baldigen Eintritt in den Stillen Ocean.

Die Offiziere hielten später am Tage ihr Festmahl. Auf den Shetland-Inseln hatten wir einige gesalzene Gänse gekauft, von denen die eine zum Weihnachtsfest aufbewahrt worden war. Um nun das Salz herauszuziehen, hing man die Gans des Abends vorher in das sogenannte Feuerloch (eine Stelle am Schiffe, die vom Eise frei gehalten wurde), und schon wässerte Manchem der Mund nach dem schönen Bruststücke. Als aber der Steward des nächsten Morgens den Bindfaden anzog, fand er nichts, als ein gar sauberes Skelett. Während der Nacht waren die See-Garneelen (shrimps) uns zuvorgekommen und hatten an der werthen Gans sich gütlich gethan.

Noch sieben lange Monate sollten wir in der eisigen Oede zubringen. Alle die Abenteuer, die wir in jenen Regionen erlebten, wohin vor uns noch kein Sterblicher sich verirrt hatte, konnten eigentlich nur für unser einsames Häuflein Interesse haben. Welcher Mensch, der das Sonnenlicht einhundertunddreißig Tage lang nicht geschaut hat, wird sagen können, daß ihm dort in den Gefilden des ewigen Todes die lebende Welt und ihre geselligen Freuden nicht fremd geworden seyen?

(U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Sir Thomas Picton. Als die Britischen Soldaten unter dem Kommando des Obersten Picton auf Trinidad landeten, brachen sie daselbst mit Gewalt in eine Zuckersiederei und Brennerei ein, und bereiteten sich hier auf eine ganz originelle Weise Grog in Uebermaß zu. Sie nahmen nämlich drei Oxhoft Zucker und sieben Fässer mit Rum, und warfen Beides in einen in der Nähe befindlichen Brunnen, worauf sie die durch die Mischung entstandene Flüssigkeit in Eimern heraufzogen und tranken. Sir Th. Picton war später bemüht, bei der Englischen Kolonial-Verwaltung darauf anzutragen, daß man den Eigenthümer für den erlittenen Verlust entschädige; allein es gelang ihm nicht, es durchzusetzen. Uebrigens zeichnete sich Thomas Picton durch sein würdevolles Benehmen als Gouverneur auf der Insel vortheilhaft aus. Man hebt besonders die Weise seines Verfahrens gegen Schuldner hervor, welche, obgleich wohlbemittelt, dennoch nicht bezahlen wollten: die Gläubiger pflegten sich nämlich, anstatt sich dem schwerfälligen Spanischen Prozeß, der auf der Insel eingeführt war, zu unterwerfen, in ihren Angelegenheiten meist unmittelbar an den Gouverneur zu wenden. Derselbe ließ dann den Schuldner vor sich laden und befragte ihn, ob es denn mit der Schuld seine Richtigkeit hätte? Bejahte dies der Beklagte, so fügte Picton alsbald hinzu: „Sie haben sogleich Ihre Schuld auszuzahlen, mein Herr." Wandte nun der Beklagte ein, daß er das Geld in dem Augenblick nicht vorräthig habe, so fragte ihn der Gouverneur wiederum ganz lakonisch: „Wann werden Sie denn die Summe bezahlen können?" Dieser antwortete dann etwa: „Im Laufe dieser Woche." Hierauf wandte sich Picton sogleich an den Gläubiger, und zahlte ihm auf der Stelle den Betrag der betreffenden Schuld aus seiner Tasche aus; zum Beklagten aber sagte er: „Sehen Sie zu, daß Sie mir das Geld innerhalb zehn Tagen herbeischaffen." Und damit endigte die Sache immer auf's beste, denn es würde es Niemand gewagt haben, sich den Gouverneur selbst zum persönlichen Feinde zu machen. Derselbe verstand überhaupt die Kunst, sich bei der achtbaren Klasse der Bevölkerung im höchsten Grade beliebt zu machen, während er bei den Uebelberüchtigten sich gehörig in Respekt zu setzen wußte.

(Monthly Magazine.)

— Der Theebau in Ostindien. Nachdem der Chinesische Handel freigegeben worden, und das Europäische Publikum nunmehr bei der Einführung des Thees ohne die Kontrolle der Ostindischen Compagnie durch die Betrügereien der Chinesen, die jenes Produkt zu verfälschen gewohnt sind, sehr oft hinters Licht geführt werden dürfte, erscheint es nicht unwichtig, daß man neuerdings die Aufmerksamkeit auf den Anbau dieser Pflanze in den nördlichen Provinzen von Indien gelenkt hat. Mehrere Distrikte derselben sind zu dem Zwecke sehr geeignet, und die Arbeit ist daselbst überall billig, so daß die Ostindische Compagnie in wenigen Jahren ihren eignen Thee auszuführen im Stande seyn dürfte, wenn sie nur mit Beachtung der nöthigen Prinzipien bei der Anpflanzung und mit gehöriger Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Klimas dabei zu Werke geht.

(Madras Gazette.)

— Eine Art, im Schnee zu schlafen. Die Schiffsmannschaft des Capitain Roß schützte sich oft auf ihren weiten Reisen auf folgende Weise gegen die heftige Kälte in der Nacht. Sie gruben nämlich ein Loch in dem Schnee, breiteten darin eine Decke von Segeltuch aus, und überzogen dieselbe dann wieder mit Schnee. Gegen Abend steckten sie ihre Füße sammt dem Leibe in Säcke von doppelter Leinwand, die sie um den Nacken oben zuschnürten, krochen alsdann in die ausgegrabenen Löcher und legten sich dicht neben einander hin. — Eine sehr angenehme Schlafstätte ist dies freilich immer nicht gewesen, aber sie sicherte doch wenigstens gegen das Erfrieren.

(E. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Montag den 9. Februar 1835.

Frankreich.

Die verschiedenen Gesichter Napoleon's.

Von dem Akademiker P. F. Tissot.

Das Gesicht eines jeden Menschen ist gewissen Modificationen unterworfen, die von seiner Lebensweise, von seiner Erziehung, seiner geistigen Richtung, seinen Leidenschaften, seiner Stellung zur Gesellschaft abhängig sind. Diese Modificationen wirken so lange fort, bis die Physiognomie einen ganz neuen Typus erhält. Die großen Künstler, Feldherren und Fürsten, besonders diejenigen, welche alle Proben des Schicksals bestanden haben, geben Zeugniß für diese Beobachtung. Jede Epoche ihres Lebens und Wirkens drückt ihrer Gesichtsbildung ein anderes Gepräge auf, das gleichsam die Offenbarung ihrer jedesmaligen Lage ist. Einen neuen Beweis für die Wahrheit dieser Beobachtung habe ich in den verschiedenen äußeren Metamorphosen Napoleon's gefunden, der von seiner ersten Erscheinung auf dem Schauplatze der Welt bis zu seiner Abfahrt nach Sankt Helena ein Gegenstand meiner beständigen Aufmerksamkeit gewesen ist.

Ich sah Napoleon zum ersten Mal am Tage nach dem 13. Vendémiaire im Hofe der Tuilerieen. Er saß zu Pferde: seine Haltung war ohne Anmuth und ziemlich linkisch; sein Gesicht blaß, mager und hohlwangig. Sein Haar, welches zu beiden Seiten des Gesichtes straff herabfiel, gab ihm ein verkümmertes Ansehen. Bei allem dem weiß ich nicht, wie es gekommen war, daß die schönen Frauen im gesellschaftlichen Zirkel der Frau von Beauharnais ihn den „häßlichen General" nannten; ein Gesicht, wie das seinige, mit einem so reizenden Lächeln und so blitzenden Augen, konnte nie häßlich seyn. Er schien ernst, beinahe finster, mit seinem Schicksal unzufrieden. Sein Aeußeres ließ den oberflächlichen Beurtheiler noch keinen Genius ahnen. Der große Mann blieb so lange verhüllt, als die Hand des Direktoriums auf ihm lastete, als er die 17te Militair-Division befehligen mußte. Auf den Gipfeln der Alpen, von wo er unserem seit langer Zeit im Gebirge eingeschlossenen Heere die Ebenen des fruchtbaren Italiens zeigte, erschien er zuerst in seiner Glorie. In jenem erhebenden Augenblick war er den Generalen, wie den Soldaten, ein Genius des Sieges, mit unbegränzter Autorität ausgerüstet. Leider habe ich Napoleon in jener Epoche seines ersten Aufschwungs zu den hohen Regionen, wo verwandte Geister ihm freundlich zuwinkten, nicht beobachten können; ich habe ihn nicht gesehen, als er seine ersten Großthaten verrichtete, und jene unsterblichen Proclamationen diktirte, die seinen Kriegern Dinge befahlen, deren Ausführung nur sein Geist und ihre Kühnheit für möglich halten konnten.

Sey es nun, daß die natürliche oder studirte Ruhe seiner Züge, sey es, daß der Schleier, in den er sich hüllte, um den Argwohn finsterer Gewalthaber zu beschwichtigen, das Gepräge des Italiänischen Feldzugs aus seinem Gesicht verlöscht hatte — genug, ich konnte in dem jungen Sieger, als er aus Italien zurückgekommen war, jene Heldengröße nicht wieder erkennen, die er bei Montenotte, auf der Brücke von Arcole und in der Hochebene von Rivoli bewiesen hatte, wo ihn Jeder wie ein übermenschliches Wesen anstaunte. Statt auf dem Schlachtfelde rasch gealtert zu seyn,*) schien er vielmehr verjüngt; sein Gesicht war voller und weniger blaß, seine Miene heiter und zufrieden. Seine kurzen Phrasen waren sinnschwer, aber sie glichen noch keinen Orakelsprüchen.

Wenige Tage später wohnte ich im Hofe des Palastes Luxembourg einer Ceremonie bei: die Fahnen der Italiänischen Armee wurden feierlich übergeben. Erst jetzt verkündete Napoleon's erhobenes Haupt und flammendes Auge den Helden von Arcole; allein derselbe General, welcher in Mailand einen Königlichen Hof gehalten und seiner Kaiser-Rolle präludirt hatte, ließ, während er seinen Lorbeerkranz dem Direktorium zu Füßen legte, keine Spur von beleidigtem Stolze blicken; nichts verkündete seinen Riesenplan, den er bereits einem unserer diplomatischen Agenten in Venedig mit den Worten verrathen hatte: „Ich werde der Brutus der Könige und der Cäsar von Frankreich seyn."

Die hohe Poesie seines Gedankens und sein ganzer Genius malten sich wieder auf Napoleon's Antlitz, als er bei den Pyramiden und in jener anderen Schlacht des Orients siegte, nach welcher Kleber, einer der Riesen der Revolutions-Kriege, ihm entgegenrief: „Lassen Sie sich umarmen, mein theurer General; Sie sind so groß wie die Welt!" Aber keine Feder und kein Pinsel konnten, nach dem einstimmigen Berichte aller Augenzeugen, die Seelenruhe wiedergeben, welche seine Züge ausdrückten, als er von der Zerstörung unserer Flotte bei Abukir Kunde erhielt. Seine Pläne waren gescheitert; der Orient ging ihm verloren; die Rückkehr nach Frankreich war ihm abgeschnitten. Er war Gefangener in dem Lande, das er erobert hatte, und durfte sich, wenn die Französische Armee in ein ewiges Exil willigte, keine höhere Gunst vom Schicksal versprechen, als die Würde eines Sultans von Aegypten, wo sein Ruhm, gleich dem Nilstrom in der Wüste, versiegen konnte. Alle diese gewichtigen Gründe zu tiefer Schwermuth hätten seine gewitterschwangere Seele erschüttern müssen; allein er zeigte sich erhaben über das Schicksal, und bewährte dieselbe großartige Kaltblütigkeit, wie später nach der Explosion der Höllen-Maschine am dritten Nivose. Die Armee sammelte frischen Muth, als sie ihren Anführer die Niederlage bei Abukir nur wie eine Aufforderung zu noch größeren Thaten betrachten sah.

Nach seiner wunderbaren Rückkehr aus Aegypten und jener Reise durch Frankreich, die einer Eroberung glich, war Bonaparte außerordentlich mager, und von der Sonne geschwärzt, wie ein Araber; seine Züge glichen denen eines Menschen, an dessen Daseyn ein tief verborgenes Uebel zehrt; es schien, als könne er nicht lange mehr leben. Kaum war er wieder zu erkennen, als er im sechsspännigen Wagen, unter militairischer Eskorte, den Palast des Direktoriums verließ, um die Wohnung der Könige zu beziehen. Kurze Zeit nachher sah ich einmal den ersten Konsul, wie er in offenem Wagen nach Saint Cloud fuhr; ich weiß nicht, was für Gedanken ihn damals bewegten: vielleicht hatte er eine neue Verschwörung gegen sein Leben entdeckt — genug, er schien im Innersten empört, und entschlossen, zu strafen.

Das Klima Frankreichs, ein neuer glorreicher Zug über die Alpen, der Tag bei Marengo und seine unerhörten Folgen, vor Allem aber die Eroberung des Friedens, schenkten Napoleon seine Gesundheit wieder, seine klare Gesichtsfarbe, seinen Adlerblick, und die antike Schönheit des Hauptes, dessen obere Hälfte, nach David, an Cäsar, wie die untere an Brutus erinnerte. Ich sehe ihn noch, wie er uns an dem Tage erschien, als der Friede von Amiens publizirt wurde. Er lag an einem Fenster des Pavillons der Flora; die untergehende Sonne verklarte seine heitere Stirn, und sein Auge strahlte von Licht und Freude, als er den rührenden Jubel der Erkenntlichkeit hinnahm.

Dieser ganze Zauber hatte einer ruhigen Miene voll Reflexion Platz gemacht, als Napoleon, in Begleitung des berühmten Fox, die Französische Industrie-Ausstellung besuchte. Man sah ihm deutlich das Bestreben an, den Genius der Beredtsamkeit zu ehren, und den lebhaften Wunsch, dem Britischen Demosthenes zu zeigen, wie sehr er Handel und Industrie, diese Quellen der Britischen Macht, zu schätzen wußte. Fox, mit seiner schlichten Würde und jener Art von Bonhomie, die seinen Genius verhüllte, wenn man das Flammenauge und die gewaltige Stirn des großen Englischen Staatsmannes unbeachtet ließ — Fox schien von Napoleon bezaubert.

Als Napoleon an seinem Hochzeitstage, mitten unter dem Volke und den erlesensten Kriegern Frankreichs, in den Tuilerieen einherschritt, hatte er die befriedigte Miene eines Fürsten, der sein Glück befestigt und seine Dynastie begründet zu haben glaubt.

Er war damals viel beleibter geworden als früher, und sein Kopf hatte den monumentanen Charakter angenommen, der auf seinen von Chaudet und Canova gemeißelten Büsten erscheint. Ich erinnere mich, wie er eines Tages auf einem Throne saß, in einem Saale, dessen Mauern mit den Trophäen seiner Siege geschmückt waren. Sein Haupt bedeckte ein Hut à la Henri IV., an welchem der Regent, der schönste Diamant der Krone, funkelte; vor den Stufen des Thrones stand ein Chor regierender Fürsten, worunter die Könige von Bayern, Würtemberg und Sachsen, Alle mit entblößtem Haupte. Nie habe ich Napoleon's Auge solche Flammen sprühen sehen, wie bei jener Gelegenheit; nie fand ich ein gewisses triumphirendes Selbstgefühl so edel in seinen Mienen ausgedrückt. Nur derjenige, welcher den Kaiser in Dresden oder in Tilsit gesehen hat, nur der kann meinem, nach der Natur gezeichneten Portrait Napoleon's noch Etwas beifügen. Nach dem unglücklichen Feldzug von 1812 zeigte sich auf Napoleon's Antlitz, als er die Tuilerieen wieder betrat, keine Spur von Schwäche oder Niedergeschlagenheit, wohl aber das Gepräge eines tiefen Schmerzes und starken Entschlusses. Daneben konnte man jedoch in seiner Haltung und in seinen Worten eine Art von Mißtrauen gegen die Zukunft nicht verkennen. Er träumte nicht mehr von Theilung der Erde, und sah einer allgemeinen Coalition Europas wider den entgegen, der die Verpflichtung auf sich geladen hatte, immer Sieger zu seyn.

Vor Eröffnung des Feldzuges von 1814 sagte er zu einem seiner Minister: „Jetzt, wo es einen Kampf mit zwölfmal Hunderttausenden

*) Eigener Ausdruck Napoleon's.

gilt, kann ich nicht dafür einstehen, daß die Verbündeten nicht bis Paris vordringen werden." Dieser Ausspruch beweist klar genug, daß er seinem Glückssterne nicht mehr traute. Und dennoch hätte er mit seinem Einen Hunderttausend beinahe dem ganzen coalisirten Europa Schach geboten: nie war Napoleon gewaltiger, als in diesem defensiven Kampfe: die glücklichen Erfolge fachten seine Jugendglut wieder an, und noch einmal leuchtete in seinen Zügen das Vertrauen auf den glücklichen Fatalismus, der an seinen Namen geknüpft war,

Die unruhige Ruhe, zu der sein Aufenthalt auf Elba Napoleon verdammte, brachte in seinem ganzen Wesen eine merkwürdige Veränderung hervor. Nach seiner Wiederkehr fand man bei ihm keine Spur von den Gefühlen und Hoffnungen, die Frankreichs Eroberung durch einen einzigen waffenlosen Mann seiner Physiognomie hätte einprägen sollen. Er schien wie von frühem Alter gebeugt; sein dünner gewordenes Haar ließ die Stirn fast kahl: seine Haltung war nicht mehr fest und kräftig; sein immer noch überlegener Geist entsandte keine Blitze mehr; er war mit sich selbst im Kampfe, und zeigte fast nur noch den prophetischen Blick des Genius, der nicht mehr Herr der Begebenheiten zu seyn glaubt.

Nichts war beweglicher, als die Physiognomie dieses großen Mannes. Einige Zeit nachher sah ich ihn zu Pferde sitzend, wie er im Hofe der Tuilerieen die Petition der Handwerker aus den Vorstädten Saint-Antoine und Saint-Marceau anhörte. Napoleon hatte wieder seinen antiken Cäsarkopf; das Gesicht war bleich und ernst. Er bekämpfte sich, um das Erstaunen und vielleicht den Zorn nicht merken zu lassen, den die stolzen und muthvollen Worte dieser Menschen bei ihm erregten, die Freiheit verlangten, während sie ihm die Hülfe ihrer Arme anboten.

Als die Anrede zu Ende war, ritt Napoleon durch die Reihen der Handwerker, die aus allen Kräften schrieen: „Es lebe der Kaiser!" Er ritt im Galopp, als wollte er eine Scene abkürzen, die ihm Verdruß machte. Aber welche Veränderung in seinem Aeußern! Er war nicht mehr der glühende, begeisterte Feldherr in Italien und im Orient, den sein Arabisches Roß mit Windesschnelle davon trug; sein Körper hatte sehr an Beleibtheit zugenommen, und er saß auf einem plumpen Pferde, das ihn mit Mühe zu tragen schien. Ach! seufzte ich in meinem Innern, wird er noch ferner der aufgehenden Sonne voraneilen, wie bei Austerlitz? wird er noch ferner fünftägige Schlachten liefern können, in denen ein Sieg den anderen verfolgt!

Dessenungeachtet debütirte der große Feldherr noch ein Mal mit Kämpfen, die seiner würdig waren, nachdem er einen Feind überrascht hatte, der täglich seiner wartete, und ohne die Verspätung eines ganzen Armee-Corps konnte auch der Erfolg ein ganz anderer seyn. Das Glück verließ den Genius, aber der Genius hatte nicht Alles gethan, was er vormals gethan haben würde, um es zu fesseln. Es scheint, daß die große Seele des Helden nicht mehr einen solchen Aufschwung nehmen und gleichsam über dem Schlachtfelde schweben konnte, wie in früheren Zeiten.

Ich sah Napoleon den letzten Abend, den er im Palaste Elisée zubrachte. Er war allein, ruhig, ohne Niedergeschlagenheit, aber auch ohne Feuer im Blick, ohne jenen Ausdruck, den seine Seele in die Züge legte, so oft sie mit großen Plänen schwanger ging. Er schien das Lebehoch der Volksmenge nicht mehr zu beachten.

Ich redete den Kaiser mit größerer Ehrfurcht an, als hätt' ich ihn auf dem Gipfel seiner Macht gesehen. Nach einem kurzen politischen Gespräch, worin ich ihm mein lebhaftes Bedauern ausdrückte, daß er gerade jetzt Paris verlassen wolle, versprach ich ihm, den Interessen seines Ruhmes treu zu bleiben. Er bedankte sich in den herzlichsten Ausdrücken, und warf mir scheidend noch einen Blick zu, der mir ewig im Gedächtniß bleiben wird.

Immer hat es mich sehr gereut, daß ich Napoleon nicht, wie es mein Wunsch war, nach Sankt Helena gefolgt bin. Welche Gelegenheit ging mir da verloren, ihn im fortgesetzten Kampfe mit dem Unglück zu beobachten, zu studiren! Mit welcher Gierigkeit würde ich die Worte des Helden eingesogen haben, als er von seinem Glück, seinen Arbeiten, seinen Schlachten, seinen mit wahrer Seelengröße eingestandenen Fehlern und vor Allem von seinen großartigen Plänen zum Besten Frankreichs sprach! Wie unverlöschbar hätte jedes Wort sich einprägen müssen, das der gefesselte Prometheus an sein Jahrhundert und an die Nachwelt richtete! Dem Zeugniß seiner Unglücks-Gefährten zufolge, war Napoleon in der Marter-Periode auf Sankt Helena größer, als im Meridian seines Glanzes.

Selbst der Tod hat den schönen Typus seines Antlitzes nicht zerstören können; der Gyps-Abdruck, den Doktor Automarchi von seinem Gesichte genommen, bewahrt noch einen großartigen Charakter. Vermöge einer sonderbaren Metamorphose scheint Napoleon in die Zeit des Konsulates zurückgekehrt; die Umrisse seiner Physiognomie sind nur markirter geworden. Die Maske des Helden hat manches Merkwürdige: die Stirn erscheint breiter und gewölbter; die nicht völlig geschlossenen Augen bewahren eine gewisse Feinheit des Ausdrucks, und eben so der Mund, obgleich dieser etwas entstellt ist. Die gerade und etwas spitzer gewordene Nase verräth ein Gefühl des Schmerzes; eben so die Oberlippe, die zum Theil ihre Form verloren hat, während die Unterlippe so geblieben ist, wie sie bei Lebzeiten war. Von der rechten Seite betrachtet, ist das Profil demjenigen fast ganz gleich, das Napoleon's Gesicht nach dem Frieden von Amiens zeigte; an der linken Seite aber trägt die Maske einen ernsten und sehr nachdenklichen Charakter. Der Stempel des Todes und der Leiden, die ihm voran gingen, ist nur dem Munde aufgedrückt. Betrachtet man aber die Maske, etwas schräg gehalten, von unten nach oben, so zeigt sie einen tiefen Ausdruck des Schmerzes; man glaubt, einen sterbenden Alexander zu sehen. Ein Englischer Maler, der berühmte Lawrence, war zwei Stunden lang in das Anschauen dieser Maske ganz versunken, die auch wirklich dem Künstler wie dem philosophischen Forscher unerschöpflichen Stoff zur Betrachtung bietet.

Der Schiffbruch auf dem „Heinrich IV."

(Schluß.)

So geschah es zu Neapel im Jahre 1830. Gegenwärtig geht es in Italien nicht eben viel besser. Wenn man auf dem Dampfschiffe von Marseille abgeht, so muß man zu Genua oder zu Livorno fünf Tage in Quarantaine liegen; reist man hingegen zu Lande, so bleibt man mit der Quarantaine ganz verschont.*) Man sieht leicht, daß in diesen Absperrungs-Maßregeln und Vorsichtsmitteln eben nicht viel Logik liegt; und wollte man denselben von Außen her zu steuern suchen, so dürfte man sich auch aller anderen, nur keiner verständigen Mittel bedienen. Es wäre gut, wenn man mit ganz Italien so verführe, wie man es mit Neapel gethan, wo man es sich hatte einfallen lassen, die Französischen Dampfschiffe allesammt Quarantaine halten zu lassen; die Französische Regierung konnte nichts Besseres thun, als daß sie zur Repressalie, Alles, was von Neapel nach Frankreich kommt, ebenfalls einer Quarantaine unterwirft.

Wenn ich mir hier eine Digression gegen die Quarantaine erlaubte, so geschah das nicht ohne Grund, denn gerade diese letztere war es, die den tragischsten Abschnitt unseres Schiffbruchs bildete. Die eigentliche Gefahr, der wir ausgesetzt waren, dauerte nicht gar lange; auch unsere Verluste waren nicht von zu großer Bedeutung, aber wahrhaft schrecklich war es, uns im Anfange der Nacht auf ein Mal für eine ungewisse Zeit als Gefangene an die rauhen Felsen und Klippen gebannt zu sehen, die wir eingenommen hatten.

Unsere Pässe waren sämmtlich unversehrt geblieben und wir konnten uns alle genau ausweisen, daß wir noch an demselben Morgen von Civita Vecchia aufgebrochen waren und daß wir unter der Zeit unmöglich anderswo gelandet, und doch sahen wir uns, als der Pest Verdächtige, in Kontumaz erklärt, als Leute, die man nicht mit der Fingerspitze berühren durfte und die genöthigt wurden, an einem der schrecklichsten Oerter von der Welt zu bivouakiren. Es befanden sich unter uns sechs Frauen und mehrere Greise; allein hätten wir auch noch so viele Kinder und Kranke bei uns gehabt, wären wir auch bei unserem Schiffbruche gänzlich durchnäßt worden und hätte das fürchterlichste Wetter gewüthet: Alles dies hätte uns doch nichts geholfen; man hätte uns immer verweigert, selbst das Wachthaus betreten zu lassen, aus dem die Soldaten herausgekommen waren und das uns damals fast als ein Palais erschien, in einem Lande, das das civilisirteste von Italien ist, in dem Großherzogthum Toskana!

Was war zu machen? Wir spannten, so gut es ging, ein Segel aus in Form eines Zeltes, zündeten ein Feuer an und so streckte man sich hin auf Fels- und Kieselsteinen.

In der ersten Nacht ging's noch ziemlich munter her; wir waren alle froh genug, daß wir uns wenigstens auf festem Boden sahen; man unterhielt sich von allerlei Dingen, nur nicht vom Schiffbruche, und glücklicher Weise hatte mir das Loos einen geistreichen Gefährten zugewiesen, der etwas Baskisch verstand und vor kurzem aus Afrika zurückgekehrt war; wir vergaßen bald den Ort, wo wir uns befanden, um uns von den Pyrenäen und Kabira zu unterhalten, und es verfloß mir ein guter Theil der Nacht, indem ich ihn über die so oft behauptete Aehnlichkeit der Baskischen Sprache mit dem Idiom der Berbern genau ausfragte.

Einige von uns waren unterdessen näher zu dem Wachtfeuer hingetreten, das die Soldaten angezündet hatten. Es waren vortrefflich gute Leute, die uns immer aufforderten, uns an ihrem Feuer zu wärmen, nur verbaten sie sich jede körperliche Berührung mit ihnen. Und dazu hatten sie wohl gerechten Grund; denn unser Capitain, der sich unvorsichtiger Weise auf den Arm des Sergeanten gestützt, veranlaßte, daß Letzterer mit uns zusammen der Quarantaine sich unterziehen mußte.

Ich habe noch keine erbärmlichere und bejammernswürdigere Figur gesehen, als die unseres unglücklichen Sergeanten. Bis zu jenem Augenblick war er die Obrigkeit des Ortes gewesen; er hatte das Kommando über die vier Mann, unter deren Obhut wir kamen, und diese Stellung hatte ihm ein gewisses Ansehen von Wichtigkeit gegeben, das auch seine, von Natur ihm anklebende Bonhomie nicht ganz verwischen konnte. Nun aber war er auf ein Mal von seiner Höhe herabgestürzt und mitten unter unsern verdächtigen Haufen verbannt; traurig sah er auf seine schönen Tressen herab, die keine Achtung und Respekt mehr vor ihm einflößten, in einer neuen Gesellschaft, wo er ganz fremd und gar nicht gerngesehen war und wo Niemand dazu aufgelegt war, sich für den armen Teufel zu interessiren, der selbst in die Gefangenschaft seiner eigenen Hölle gerathen war.

Am anderen Morgen erlaubte man uns, eine Quarantaine-Anstalt in einer Entfernung von zwei Meilen in einem kleinen Hafen zu beziehen. Wäre es uns gestattet gewesen, den Weg zu Lande zurück zu legen, so hätten wir dabei eine sehr erträglich kurze Promenade zu machen gehabt, allein in Folge der ängstlichen Vorsicht waren wir trotz des ungünstigen Windes genöthigt, die Reise zur See zu machen; man schickte uns eine Barke zu, die zu klein war, um uns alle zu fassen. Wir ließen daher die Frauen und die bejahrten Leute zuerst abreisen, und es hätte nicht eben viel gefehlt, daß diese bei der Fahrt völlig verunglückt wären; als aber die Barke zurückgekommen war, um uns abzuholen, da war es schon zu spät und wir mußten uns schon auf ein zweites Bivouak für die Nacht gefaßt machen.

In dieser Nacht ging es uns schlimmer, als in der ersten: wir waren allesammt abgemattet, der Frost war heftig und die Schiffsmannschaft, die sich nunmehr im Besitze ihrer natürlichen Freiheit zu seyn dünkte, bezeugte keinen Respekt mehr gegen die Passagiere, sondern suchte sich's selbst so bequem als möglich zu machen und nahm noch die wenigen Matratzen, die man aus dem Fahrzeuge herausgezogen hatte, für sich allein in Beschlag. Das Feuer ging mehrere Mal ganz aus

*) So war es, bevor noch zu Marseille einige Cholerafälle sich gezeigt.

und wenn man es dann wieder anzündete, so füllte sich das Zelt mit Rauch an. Indeß trotz aller dieser Ungemächlichkeiten hatte es für mich doch noch einen gewissen Reiz, bei dem Feuer stehend zu wachen, das ich in Gemeinschaft mit einem armen Teufel aus Belgien, der mir dabei allerlei Geschichtchen erzählte, unterhielt. Es machte mir Spaß, diese in Schlummer versenkte Gruppe hier zu sehen, die das Feuer matt beleuchtete: die schwarzen Bärte und schwarzen Gesichter unserer mittäglichen Mannschaft stachen seltsam gegen das blonde Haar und die vollen rothen Wangen der Englischen Maschinen-Meister ab, die auch hier Mittel gefunden hatten, sich's so komfortabel als möglich einzurichten. An der Seite des Einen aus ihrer Mitte ruhte seine junge Frau, die einzige weibliche Person in unserem Quartier, die hier gleich einer armen Meertaube in einer Felsenhöhle schlummerte. Unterdessen riefen sich die Soldaten im Gebirge einander zu, das Meer rauschte am Eingange unseres Zeltes, als wäre es ungeduldig, dasselbe zu bespülen, und ein blasser Mondstrahl beleuchtete den Hintergrund unserer finsteren Grotte.

Am nächsten Morgen bestiegen wir den Nachen, um uns endlich nach der verheißenen Quarantaine zu begeben, nach jenem Hause oder vielmehr nach jenem Neste, wo unsere Gesellschaft von dreißig Mann schwerlich Platz gefunden haben würde, wo sie aber doch wenigstens gegen die Kälte, gegen den Wind und Regen geschützt gewesen wäre. Allein dieses Glück, so gering es auch war, sollte uns nicht zu Theil werden. Der Sturm tobte noch heftiger als den Tag vorher, und es war nicht möglich, mit unserer schwachen Barke über die Hälfte des Weges von Porto-Ercole hinaus zu gelangen. Wir mußten schlechterdings wieder umkehren. Der gefallene Sergeant, der unser Schicksal theilte, belehrte uns auf dem Wege, daß wir wahrscheinlich nicht eher unsere Freiheit wieder erhalten würden, bis ein deßfalsiger Beschluß von Livorno angekommen seyn dürfte; diese Nachricht eröffnete uns die Aussicht, noch acht Tage das angenehme Leben fortzuführen, das wir seit zwei Tagen begonnen. Als wir nach unserem Landungsorte zurückgekommen waren, fiel uns vor Allem der Capitain auf, der in einen lebhaften Wortwechsel mit dem Deputirten von Orbitello gerathen war. Seine ungestümen Gesten, seine aufgeregten heftigen Worte ließen uns gar nichts Gutes erwarten. Endlich zog sich der hartnäckige Deputirte zurück. Der arme Capitain sah sich durch das unbeugsame Prinzip der Quarantaine außer aller Hoffnung, irgend etwas für die Rettung seines Fahrzeuges versuchen zu dürfen. Unsere Rückkehr war nun ein neues Unglück für ihn, denn er hatte darauf gerechnet, daß unser Nachen von Porto-Ercole frische Mund-Vorräthe mitbringen werde; statt dessen aber bekam er noch mehr hungrige Magen zurück; andererseits schien auch eine Aenderung im Wetter einzutreten. Es drohte zu regnen. Und dann hätte es gar schlimm mit uns ausgesehen. Wir hatten auf dem ganzen Raume keinen Platz gefunden, auf dem wir unser Zelt aufschlagen konnten, als das ausgetrocknete Bett eines Stromes, das noch einigermaßen eben war; hätte es nun geregnet, so wäre unsere Wohnung nach wenigen Stunden von dem anschwellenden Strome gänzlich überschwemmt worden; dazu waren noch die Felsstücke ganz losgerissen und eins über das andere geworfen, und bei einem nur etwas veränderten Winde, wenn das schon ungestüme Meer noch unruhiger geworden wäre, so wären wir ganz den Lavinen ausgesetzt gewesen, die sich dann von allen Seiten über uns herabwälzten. Denke man noch hierzu die Unruhe, die uns ergriff, indem wir uns in die Unmöglichkeit versetzt sahen, von jenem verzweifelten Orte aus irgendwie weder unseren Verwandten noch unseren Freunden Nachricht von unserer Lage zu geben und die Besorgniß, daß Jene durch eine, aus der Ferne erhaltene übertriebene und entstellte Schilderung unseres Mißgeschicks noch mehr beunruhigt werden könnten; endlich stelle man sich nur den Unwillen vor, den in uns sehr natürlich der Gedanke erregte, daß wir all unsere Plage und Angst einem ganz unvernünftigen Prinzip, einem völlig sinn- und bedeutungslosen Vorurtheil zuzuschreiben hatten, so wird man sich einen Begriff von der Verzweiflung und Aufregung machen können, in der wir uns befanden. Es war der Augenblick, wo unser Mißgeschick den höchsten Gipfel erreichte.

Indeß wie in den schönen Schauspielen, wenn der Held die äußerste Stufe des Unglücks durchlaufen, plötzlich das Geschick sich wendet, und ohne daß man es irgendwie vermuthet, einen glücklichen Ausgang nimmt, eben so sahen wir, nachdem wir im fünften Akt unserer Tragödie waren, endlich eine glückliche Entwickelung herbeikommen.

Unser Mißgeschick rührte besonders aus dem Umstande her, daß unser Capitain einige Ballen Flockseide, Italiänisch stupa di seta genannt, an Bord hatte, die er unter dem irrigen Namen stracci di seta, das heißt Seidenlumpen, einregistriren ließ. Die Seidenlumpen waren aber, wie die Lumpen überhaupt, überall verdächtig, als Stoffe, die unfehlbar die Pest brächten, wenn sie nicht vorher in einer Quarantaine zweckmäßig gereinigt würden. Hätten wir die Ballen aus dem Meere herausziehen können, so wäre das Uebel gleich gehoben gewesen, allein dies war uns unmöglich, und so sahen wir uns außer Stand gesetzt, uns über unsere gerechte Sache je auszuweisen. Darum wollte man denn auch zuerst nach Livorno schreiben, und uns noch acht Tage im Quarantainehause schmachten lassen. Aber unser Unglück rührete endlich den Himmel und den oben erwähnten Deputirten; es war ein braver Mann, dem sichtbar das Herz blutete, als er sich zum Werkzeug jener grausamen Absurdität verdammt sah. Er kam sogleich auf der Stelle wieder; wir versammelten uns in großer Aengstlichkeit um ihn her, wie Gefangene um einen Richter, der mit einem Worte die Fesseln zu lösen und zu schließen vermag. Er befragte noch einmal in feierlichem und langsamem Tone den Capitain, dem es nicht wenig Mühe kostete, sich hierbei gemäßigt und ruhig zu halten. Der brave Deputirte begnügte sich damit, daß er der ganzen Mannschaft einen Schwur auflegte, daß die Ballen stupa und nicht stracci di seta enthielten. Dieser Schwur wurde von Allen willig geleistet, und ein Jeder war dabei von Erwartung und Hoffnung erfüllt. Endlich sah man den Deputirten die Feder eintauchen, die ihm der Capitain hinreichte — sie waren einig geworden. — Das war ein herrlicher Augenblick! Wir durften nun den Fels überschreiten und landeinwärts gehen. Zwar erblickte man an der Küste weder Weg noch Steg; — allein man war doch nun einmal frei — und man flog davon. Niemand dachte daran, sich etwa noch einmal umzuwenden, um dem armen Fahrzeug ein Lebewohl zu sagen, das allein rettungslos auf der Meeres-Klippe zurückgeblieben war. Was mich anbetrifft, so erinnerte ich mich an den Rath meines geschätzten Kollegen, des Herrn Letronne, und bestieg den Argentaro ... Diesen Vortheil hatte ich meinem anderweitigen Mißgeschick zu verdanken, in Folge dessen ich auch dazu gelangte, die Maremma zu besuchen, die ich durchzog, um mich nach Livorno zu begeben. Die Maremma fehlte gerade noch zu der Wanderschaft, die ich im vergangenen Sommer in der Absicht unternahm, alle Punkte in Toskana zu betreten, die Dante gefeiert; dem Schiffbruche „Heinrich's IV." war es nun vorbehalten, meine Dantisch-Toskanische Reise vollkommen zu machen, und ich weiß demselben um so mehr Dank, als die Maremma ein sehr merkwürdiger und zugleich sonst schwer zugänglicher Landstrich ist. Die Maremma ist eine große Einöde, wo man leicht dreißig Meilen zurücklegen kann, ohne auf irgend ein bewohntes Dorf zu stoßen, ähnlich den großen Steppen Amerikas, wo die feierliche Stille durch nichts, als etwa die Glocken der Schaafheerden, das Wiehern der halbwilden Rosse, das Grunzen des Büffelochsen oder die Schläge des Holzfällers unterbrochen wird. Es sind von dem jetzigen Großherzog von Toskana ungeheure Arbeiten unternommen worden, in Folge deren der Zustand jenes Landstrichs, der bisher während des Sommers ganz unbewohnbar war, schon zum großen Theil verbessert ist und gewiß allmälig in völlig gesunden Boden umgewandelt werden wird. Die Maremma wird bereits von einer prachtvollen Straße durchzogen, die, wenn sie nur von Seiten des Kirchenstaats auf dessen Gebiet fortgesetzt wird, wo sie noch auf wenige Meilen ausgedehnt werden dürfte, gewiß einst die vortheilhafteste und zweckmäßigste seyn wird, welche die Reisenden, die sich im Winter nach Rom begeben, am meisten benutzen werden. Allein wie die Sache bis jetzt steht, ist es freilich nicht leicht, den Raum zu durchdringen, der, noch völlig ungebahnt, das Römische Gebiet von dem Toskanischen abgesondert hält. — Es giebt in der That nur ein Mittel, um bequem zur Maremma zu gelangen: nämlich, sich zu Civita-Vecchia einzuschiffen und am Argentaro-Berge Schiffbruch zu leiden.

J. J. Ampère.

Bibliographie.

Melanges politiques et littéraires, faisant suite au voyage à Rennes-les-Bains. — Von Hrn. v. Labuisse-Rochefort. 6 Fr.
Spiritualisme et progrès social. Esquisses du tems présent. — Von Ad. Mazure. 7 Fr.
Annuaire historique universel, pour 1835. — Redigirt von Ulysse Tenck. 15 Fr.
Pascaline. — Roman von Jenny Bastide (Camille Bodin). 2 Bde.
Un roman pour les cuisinieres. — Von Emil Cabanon.
Chansons de Brazier. — 8 Fr.

Süd-Amerika.

Ein Pröbchen Süd-Amerikanischer Staats-Umwälzungen.

(Schluß.)

Nichts verkündete am anderen Morgen die großen Ereignisse, die am Abend vorher vorgegangen waren. La Bajada war wieder in die gewohnte Apathie zurückgesunken; man sah nur einen von den Verschworenen, der vor dem Cabildo die Fronte entlang auf- und abging, den Säbel in der Hand, mit dem Anschein, als stände er Wache. Die Mitglieder der neuen Regierung waren seit acht Uhr Morgens in der Sitzung; nachdem sie zwei Stunden damit zugebracht, von Don Geronimo's Taback Cigarren zu machen, war die Diskussion unter der Präsidentschaft des Pater Las Piedras eröffnet worden. Zwei Ansichten wurden laut und theilten die Meinungen. Aguirre einerseits schlug vor, alle etwanigen Parteien, die sich in Zukunft bilden könnten, von vorn herein dadurch zu vereinigen, daß man Abends einen zweiten Ball der Freien gäbe, und damit fortzufahren, bis die Bildung von Factionen hierdurch völlig unmöglich gemacht worden. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten andererseits wollte, daß man eine alte Trommel und ein halb Dutzend Flinten, die im Arsenal der Provinz vorhanden waren, herausgeben, die Einwohner bewaffnen und sich auf eine nachdrückliche Vertheidigung im Fall eines Angriffs vorbereiten solle. Als der Pater Las Piedras sah, daß die beiden Redner sich erhitzten, nahm er das Wort. In seiner Rede drang er zuerst auf ein gemäßigtes Benehmen, um hierdurch die Mächte Europas zu Freunden zu gewinnen, und versuchte dann, ein Resumé der Diskussion zu geben, mit dem er indessen nicht fertig werden konnte; bei alle dem war es leicht zu sehen, daß ihm der von Aguirre vorgeschlagene Ball ein äußerst wirksamer Hebel für die Regierung zu seyn schien. Glücklicherweise zog ihn die Stunde der Siesta aus der Verlegenheit; der Rath ging aus einander, und drei Stunden lang lag la Bajada in einem tiefen Schlafe.

Nach allgemeinem Erwachen wurde die Diskussion von neuem wieder aufgenommen, nachdem man zuvor noch einige Cigarren geraucht; aber auch diesmal kam es zu keinem Beschlusse. Die Nachricht von der Revolution hatte sich im platten Lande verbreitet, und die Gauchos, hoch erfreut, begannen, von allen Ecken und Enden herbeizuströmen, fest entschlossen, auf Kosten der Bajadenos zu leben, so lange man sie möchte gewähren lassen. Die Schenke an der Ecke füllte sich mit neuen Ankömmlingen, die ihre Pferde an die Pfosten der Gallerie anbanden, und der Ton zweier oder dreier Guitarren, der aus dem Innern schallte, verkündigte, daß ihre Zahl von Minute zu Minute zunahm; Gruppen von Kerlen, die bis an die Augen in ihre Ponchos gehüllt waren, bildeten sich auf dem Platze; eine ungewöhnliche Fülle von carajo und

hijo de una grandissima porra strömte von Aller Munde. Mittlerweile kam man im Conseil um keinen Schritt vorwärts; die Gauchos fingen an, ungeduldig zu werden und brachen in Geschrei aus, so daß Aguirre von Zeit zu Zeit auf dem Balkon erscheinen und sie haranguiren mußte. Der Pater Las Piedras hatte den Kopf verloren und war bleich vor Entsetzen; ein unheimliches Vorgefühl hatte sich seiner bemächtigt und ängstigte ihn unbarmherzig ab.

Eine solche Störung in allen Gewohnheiten war für Bajada zu heftig, um von Dauer zu seyn. Als die Nacht hereinbrach, setzte eine verdeckte Schaluppe, die von Santa Fé kam, in aller Stille fünfundzwanzig Mann mit wahren Galgen-Gesichtern, sämmtlich in rothen Ponchos und von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, an's Land; der Offizier, der sie kommandirte, ließ sie still in Reih und Glied treten und stellte sich an ihre Spitze; in ihrer Mitte befand sich Don Geronimo in seiner Amts-Kleidung, das heißt, in seiner rothen gestickten Weste; außerdem hatte er sich einen ungeheuren dreieckigen Hut aufgestülpt, von dem ein hoher Federbusch in den Nationalfarben, blau und weiß herabwinkte; in der Hand hielt er einen Säbel, der so lang war wie er selber, und auf dessen Klinge die edlen Worte eingravirt waren: „No me saques sin razon y no me enrayues sin honor",*) die Scheide schwankte an seiner Hüfte und schlappte ihm auf die Hacken. Dies kleine Herrlein klomm an's Gestade empor, erreichte bald den Platz, und erhob das Geschrei: „Es lebe Santa Fé! Es lebe der rechtmäßige Gouverneur! Tod den Rebellen!"

Bei diesem furchtbaren Geschrei verstummten plötzlich die Guitarren in der Schenke; die Gauchos schwangen sich auf ihre Pferde, und waren mit Blitzesschnelle verschwunden; die Neugierigen verloren sich in's Dunkel der Nacht, und man hörte auf dem einsamen Platz nichts mehr, als das Knarren der Thüren, die in aller Eil geschlossen wurden; das Cabildo lag gleichermaßen in tiefer Stille. Nur der Schatten einer Gestalt war auf dem Balkon bemerkbar, die ruhig, was vorging, zu beobachten schien.

Die Truppen zogen vorsichtig in das Cabildo ein, drangen in das Berathungszimmer im Erdgeschoß; man fand daselbst nur die blecherne Tabacksbüchse vor, an ihrer Stelle auf dem Tische, aber sie war leer. Der Muth der Truppen wuchs, sie drangen mit raschen Schritten weiter, stiegen die Treppe hinan, und erblickten die Gestalt, die mit abgemessenen Schritten auf dem Balkon auf und ab ging.

„Wer da?" rief der Offizier.

„Aguirre!" antwortete die Gestalt.

„Legt an!"

„Carajo! Herr Offizier — nicht zu eilig! — Ist das nicht dort Seine Excellenz Herr Geronimo, den ich die Ehre habe, inmitten Ihrer Reihen in seinem Parade-Kostüm zu erblicken? Excellenz, ich warte auf Sie; Ihr Nachfolger hat sich als völlig unfähig bewiesen, und wenn Sie nicht, wider alles Vermuthen, unsichtbar geworden wären, um diese fünfundzwanzig Krebse herbeizuholen, so hätte ich morgen eine Revolution zu Ihren Gunsten gemacht. Uebrigens finden Sie die Provinz in demselben Zustand, in dem Sie dieselbe verlassen haben, ausgenommen, daß im öffentlichen Schatz eine unbedeutende Summe fehlt, die zu einem patriotischen Zweck verwendet worden und für die der Minister der auswärtigen Angelegenheiten alle mögliche Garantie leisten und Ausweise geben kann, die Sie wünschen. Es würde mir im Augenblick schwer werden —"

„Picaro!" erwiederte Don Geronimo, „ein Anderer, als ich, würde Dich in's Gefängniß werfen und nach drei Tagen erschießen lassen; ich aber schenke Dir das Leben. Morgen wanderst Du unter gehöriger Eskorte nach Buenos-Ayres!"

„Excellenz! Nach Buenos-Ayres? Wo denken Sie hin? Sie sind dort im Stande, das Ding schief zu nehmen... Uebrigens befinde ich mich nur unter Ihrer Regierung wohl..."

Der Santa Fésinische Offizier sah Aguirre von der Seite mit einem furchtbaren Blicke an: „Hundsfott verdammter! Möchtest Du vielleicht lieber zum Gouverneur Lopez nach Santa Fé? Du wärst nicht der Erste, der dort eingebracht worden, um nie wieder herauszukommen."

„Nun", versetzte Aguirre, „es mag darum seyn! Reden wir nicht mehr darüber; ich werde gehen, wohin Sie befehlen. Nur brauche ich auf der Ueberfahrt einen Gefährten, und ich glaube, Herr Don Geronimo, wenn Sie das Gesträuch hinter dem Cabildo durchsuchen ließen, so würden Sie Ihren Nachfolger finden; sollten Sie ihn wider Vermuthen nicht in dem Gesträuche finden, so versäumen Sie nicht, ihn in den Biscacha**)-Löchern suchen zu lassen. Der Pater Las Piedras ist von solcher Körper-Beschaffenheit, daß er überall hinein kann. Man wird sich sehr freuen, ihn in Buenos-Ayres zu sehen."

Sechs Soldaten marschirten ab und kamen nach Verlauf einer halben Stunde mit dem Pater Las Piedras zurück, den sie in einem Loche gefunden hatten, aus dem nur sein Kopf hervorgesehen. Auch war er äußerst erbärmlich und jämmerlich anzuschauen. Et tu quoque! (auch du mein Brutus!) hätte Don Geronimo ausrufen können, wenn er was von der Römischen Geschichte gewußt hätte; aber er hatte sich nie mit den Wissenschaften abgegeben und begnügte sich, dem Gefangenen den Rücken zu kehren.

So war denn die Restauration von Bajada gemacht, durch fremde Waffen, es ist wahr, ebenso wie gewisse andere Restaurationen, aber ohne Blutvergießen, und eine allgemeine Amnestie wurde noch am selben Abend proklamirt. Don Geronimo, es muß gesagt werden, war von Charakter ohne alle Grausamkeit; übrigens war es nicht das erste Mal, daß ihm dergleichen begegnete. Zwei Jahre vorher war er acht Tage lang abwesend, und hatte bei seiner Rückkehr seine Stelle besetzt gefunden; damals hatte er sogleich, in Erwartung besserer Tage, sich mit der Ministerstelle der auswärtigen Angelegenheiten unter der Regierung des Usurpators begnügt. Er verzieh dem seinigen, weil er seiner zur Unterstützung in den Mysterien der Diplomatie und bei Lesung der Pässe bedurfte; bei alle dem verpflichtete er ihn, das Defizit, das sich in der Provinzial-Kasse vorfand, zu ersetzen. Dieser Edelmuth wurde allgemein bewundert. Nur die Frauen seufzten, wenn sie an die Bälle der Freien dachten, die ihnen die Verwaltung Aguirre's versprochen hatte.

Am andern Morgen befand sich dieser mit dem Pater Las Piedras inmitten einer Abtheilung Soldaten am Ufer, um eingeschifft zu werden. Die Menge sah ihrem Abgange mit Mitleiden zu. In dem Augenblick, als Aguirre an Bord steigen wollte, wandte er sich zu dem Santa Fésinischen Offizier, der die Abtheilung kommandirte.

„Ich kann nicht abreisen", sagte er zu demselben, „ohne Seiner Excellenz dem Herrn Gouverneur meine Erkenntlichkeit zu beweisen; möge er mir die Gnade erzeigen, zu erscheinen, im Namen des Himmels!"

Don Geronimo kam an's Ufer.

„Excellenz", sagte Aguirre zu ihm, „ich habe Sie in meiner Gewalt gehabt, und kein Haar ist Ihnen gekrümmt worden — erinnern Sie Sich desselben wohl?"

„Es ist wahr", erwiederte Don Geronimo.

„Ich hätte Ihnen bei Ihrer Rückkehr Widerstand entgegensetzen und Sie zwingen können, sie mit Gefahren zu erkaufen; ich habe es nicht gethan. Gedenken Sie auch daran?"

„Ich muß es ebenfalls bejahen."

„Wenn dem so ist, so werden Sie einem Manne seine letzte Bitte nicht abschlagen, der vielleicht erschossen wird, so wie er an dem Orte seiner Bestimmung ankommt."

„Wir wollen sehen. Worin besteht diese Bitte?"

„Lassen Sie mir für die Zeit der Ueberfahrt eine Guitarre geben. Sobald ich in Buenos-Ayres bin, will ich Ihnen die Kosten dafür erstatten."

„Daß Dich der Teufel!" rief Don Geronimo; „doch — man gebe ihm seine Guitarre, und dann an den Galgen mit ihm!"

Ich schiffte mich mit den beiden Gefangenen ein und ging nach Buenos-Ayres zurück. Don Geronimo hatte sie der Aufsicht vier seiner treusten Beamten übergeben, und diesen vier von den sechs Flinten, aus denen sein Arsenal bestand, zu diesem Behufe anvertraut.

So wie sie in Buenos-Ayres angekommen waren, wurden Beide in's Gefängniß gesteckt; Aguirre saß nur einen Monat darin, dann wurde er seiner Familie zurückgegeben, die nicht Lust hatte, ihn erschießen zu lassen. Der Pater Las Piedras nicht so glücklich und von seinem Kloster nicht reklamirt, mußte ein volles Jahr sitzen, während ihm der Prozeß gemacht wurde, und es wäre ihm vielleicht schlecht ergangen, wenn nicht eine Revolution, in der Art wie die zu Bajada, seine Freunde ans Ruder gebracht hätte.

Fünf Monate darauf brachte ein Schiff, welches von Havre kam, die neuesten Pariser Journale. In allen, wenige ausgenommen, war unter der Rubrik: Ausland, Folgendes zu lesen:

Privatbriefe aus Buenos-Ayres melden, daß ein furchtbarer Aufstand in Entre-Rios, einer der blühendsten Provinzen der Republik, neuerdings stattgefunden. Die Insurgenten, an deren Spitze der Oberst Aguirre und der berühmte Franziskaner Las Piedras standen, hatten sich, des lebhaftesten Widerstandes ungeachtet, der Hauptstadt der Provinz bemächtigt. Beide Theile haben sich einen Tag und eine Nacht lang mit Erbitterung geschlagen. Die Anzahl der Gebliebenen wußte man bei Abgang des Schiffes, das diese Nachricht mitgebracht, nicht genau, sie ist aber sehr beträchtlich. Endlich, Dank der Energie des Gouverneurs Don Geronimo B*** und der Einwohner, hat die Sache der Ordnung triumphirt und sind die Rebellen in die Flucht geschlagen worden. Der Oberst Aguirre und sein Mitschuldiger, auf dem Rückzug von ihrer Partei verlassen, sind arretirt und unter Bedeckung nach Buenos-Ayres gesandt, wo ihnen gegenwärtig der Prozeß gemacht wird. Der National-Kongreß war beschäftigt, die strengsten Maßregeln zu ergreifen, um zu verhindern, daß sich dieser Aufstand nicht über die anderen Provinzen verbreiten möchte rc. rc. (R. d. d. M.)

*) Zieh' mich nicht ohne vernünftigen Grund heraus, und steck' mich nicht ohne Ehre wieder in die Scheide.

**) Ein Thier, welches einem Kaninchen ähnlich sieht, aber dreimal größer ist und tiefe Löcher wühlt.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Der Amerikanische Bohrwurm. Es war noch kein Jahr verflossen, nachdem das schöne Gagat-Gebäude zu Valparaiso aufgeführt worden, als die Pfeiler desselben, die man mit Kupfer zu bekleiden unterlassen hatte, von einem seltsamen kleinen Thiere, der Bohrwurm (teredo navalis) genannt, gänzlich durchbohrt und zerfressen waren. Das Thier ist hier sehr klein, von weißer Farbe, und zum größten Theile gallertartig, bis auf den Kopf, der mit zwei beweglichen Schalenklappen versehen ist, mit denen es, wie man annimmt, das Holz und andere Massen durchbohrt. Je mehr dieser Wurm an seinem Zerstörungswerke arbeitet, desto größer und stärker wird er, immer in dem Verhältnisse, das erforderlich ist, um das Bohren mit Erfolg fortzusetzen. Die Zelle des Thieres ist mit einer gallertartigen Bekleidung (die von dem Thiere selbst abgesetzt wird) versehen, welche es mit den übrigen verschiedenen Gattungen von Konchylien gemein hat. Der Wurm wird zuweilen einige Fuß lang, und hat oft einen Zoll im Durchmesser. Aus dem Schaden, den dieses Thierchen an dem erwähnten Gagat-Gebäude zu Valparaiso angerichtet, läßt sich leicht schließen, wie gefährlich es seyn würde, wenn ein Schiff, das nicht mit Kupfer bekleidet wäre, in jenem Hafen auf längere Zeit liegen bliebe.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Mittwoch den 11. Februar 1835.

Frankreich.

Die Galeeren-Sklaven Aly und Solyman.

Von Méry.

Die Geschichte dieser beiden armen Algierer ist sehr traurig, und ist unglücklicherweise eine wahre Geschichte. Die Hoffnung auf den Trost: „Es ist nur eine Dichtung“, findet hier nicht statt.

Wir haben Algier eingenommen; es ist eine sehr schöne Eroberung für den südlichen Handel; wir stehen am Atlas in Garnison; die Civilisation, nach Algier übergeführt, verbreitet sich außerhalb der Mauern, in nächster Nähe über die Beduinen. Um die Sitten der Eingebornen zu mildern und zu vergeistigen, befolgen wir die Spanische Methode; wir liefern den einzelnen Stämmen eine endlose Schlacht, schießen sie mit Kanonen zusammen, lassen Tagesbefehle und Bulletins ergehen; unsere Kundschaft und Kenntniß des Nordens von Afrika ist so weit vorgeschritten, wie die Levaillant's vom Süden. Alles zu Allem gerechnet, fürchte ich sehr, daß als Facit für uns auch nur ein ausgestopftes Thier herauskommen wird, wie für ihn.

Annibalis spolia et victi monumenta Siphacis.

Einstweilen schlägt man sich einander todt, um die Zeit todtzuschlagen. Die Cholera ist bei den Beduinen ausgebrochen; jeder Tag versetzt neue Familien in Trauer. Dieser Civilisations-Versuch, der unter jeder Bedingung durchgesetzt werden soll, hat den völligen Ruin der Menschen zur Folge, die sein Gegenstand sind, Menschen, die wir, wir, als Barbaren betrachten — und die umgekehrt sich zu unserer Civilisirung anschicken würden, wenn sie leichte Artillerie und ordentliche Kriegsschiffe hätten. Wir zählen unsere Todte, beweinen sie, das ist ganz in der Ordnung, löblich und gerecht; aber die **Barbaren**, die in diesen Kämpfen fallen, beachten wir nicht. Und diese Barbaren haben doch auch Frauen, die sie lieben, Kinder, die sie in Gottesfurcht und Christenhaß erziehen, Familien, die sie von ihrer Jagd oder durch sonstige Arbeit ernähren. Wenn in irgend einem Stamme am Abend diese armen Menschen einen Vater beweinen, so ist es nicht ein Löwe des Atlas gewesen, der ihn zerrissen hat, sondern eine christliche Kugel hat ihn niedergestreckt.

Und nun will man, die Wittwen und Waisen sollen etwa folgendermaßen sprechen: „Allah sey gesegnet! Nur zu unserem Wohle sind die Christen gekommen; vereinigen wir uns unter dem Paniere der Christen. Sie tödten uns unsere Väter, unsere Männer, unsere Kinder; aber sie civilisiren uns. Schwören wir die Vorurtheile unserer Väter ab. Seit vier Jahrhunderten und noch länger liegen wir im Argen und im Irrthum. Die Christenhunde sind unsere Brüder. Ehemals, als wir sie nur dem Namen nach kannten, empfanden wir einen Abscheu vor ihnen; aber gegenwärtig ist es eine Pflicht und ein Vergnügen, sie zu lieben. Sie haben die heilige Stadt zerstört, haben viele von den Unsrigen getödtet, haben das Gold der Casauba in Beschlag genommen, haben den halben Mond vom Thore Babazon heruntergerissen; o! es ist gerade der rechte Moment, auf unsere alten Vorurtheile zu verzichten. Es leben die Christen!“

Eines Abends wandelten zwei dieser Waisen, die wir dazu gemacht, um einen Schlag mit einem Fliegenwedel zu rächen, melancholisch in einem Thale am Abhang des Atlas, Beide noch Kinder, Aly und Solyman mit Namen, der Eine vierzehn, der Andere funfzehn Jahr alt. Sie dachten an ihren vernichteten Stamm, an die Plünderung und Wegtreibung ihres Viehes, an ihre getödteten Aeltern, und vergossen reichliche Zähren, wie civilisirte Kinder; sie sprachen zu einander mit Gründen der Vernunft, die ihnen als die richtigen erschienen. Aly sagte zu Solyman: „Aber, was haben wir diesen Christen gethan, die von der Welt Ende hergekommen sind, die Mutter zu tödten, die uns genährt hat, unseren Vater, der so gut war? Es heißt, der Dey habe einem Christen einen Schlag mit einem Fliegenwedel gegeben; das ist eine Angelegenheit, die nur den Christen betraf, der den Schlag bekam, nicht so? Wir waren zwei Tagereisen von Algier entfernt, als dies vorging; haben nie, weder den Dey, noch den Christen, gesehen: warum hat man uns unser Vieh weggenommen, unseren Vater getödtet und unsere gute Mutter, und unseren Stamm zerstört? Begreifst Du das, Solyman?“

Der Bruder antwortete: „Ich glaube, die Christen sind der Vernunft beraubt. Die Vernunft ist nur den Kindern des Propheten gegeben; man muß die Christen beklagen, wie wir die Narren beklagen, die Unglücklichen, die Gott verlassen hat.“

„Ja, wenn diese Narren in ihrer Heimath blieben, so wollte ich sie beklagen, um dem Gesetz des Propheten nachzukommen; sie kommen aber zu uns, um uns zu tödten, und wie willst Du sie dann noch beklagen? Wäre ich nur groß und stark und hätte ein Pferd, wie wollte ich mich mit diesen Christen herumschlagen und meinen Vater rächen! Hier ist das Blut unseres Vaters, siehst Du es? Es ist noch roth, wie diese Granaten.“

Die beiden Kinder weinten vor Wuth, und Aly schloß seine rechte Hand fest um das Heft eines kleinen Messers.

In diesem Augenblick gewahrten sie einen Christen-Knaben, der in einem Granatenbusch Früchte pflückte.

Aly war außer sich vor innerer Aufregung. — „Sieh' dort“, schrie er, „einen jener Hunde! Ich steche ihn mit diesem Messer nieder!“

Solyman fiel seinem Bruder in den Arm. — „Es ist ein Verbrechen, was Du begehen willst“, sagte er zu ihm. „Er ist allein, dieser Knabe, und wir sind zwei; er ist waffenlos, wir sind bewaffnet: Bruder, denk' an Gott, gegen den Du Dich vergehst.“

„Und als sie kamen, sie“, schrie Aly wüthend, „waren sie etwa nicht zwei gegen einen, hundert gegen einen, mit ihren Schiffen, ihren Kanonen, ihren Kriegs-Maschinen, ihrer höllischen Vernichtungs- und Zerstörungskunst? Glaubst Du, daß sie gekommen wären, uns anzugreifen, wenn sie nicht ihrer Sache sicher gewesen wären? Sie haben uns getödtet, ohne Gefahr für sich selber, wie ich diesen Christen jetzt tödte, ohne Gefahr für uns.“

Und er stach den Christen-Knaben nieder.

Soldaten gingen des Weges, sahen den Leichnam und die Mörder. Aly und Solyman wurden ergriffen und nach der Stadt gebracht.

Aly gestand sein Verbrechen ein; Solyman leugnete seine Mitschuld nicht.

Es wurde ihnen der Prozeß gemacht. Man fragte sie nach ihrem Alter, ihrem Gewerbe, ihrem Wohnort. Ein Königlicher Prokurator entwarf die Anklage, welche mit den Worten anfing: „Wenn es ein Verbrechen ist, was ....“ Ein Advokat vertheidigte sie pro forma. Sie wurden zu lebenslänglicher Arbeit auf den Galeeren verurtheilt; für die Guillotine fand man sie zu jung.

Aber es giebt keinen Bagno in Algier; diese Stadt trägt noch die Spuren der Barbarei an sich; sie ist noch nicht mit unseren philanthropischen Etablissements versehen, mit Ruderbänken und Sklaven-Profoßen. Aber Geduld! sie wird auch einen Bagno erhalten, wenn die Civilisation erst weitere Fortschritte macht. Aly und Solyman sind bestimmt, den ersten Bestand abzugeben für die künftige Pflanzschule der Afrikanischen Galeeren-Sklaven; sie sind die lebendige Grundlage des einstigen Monuments, die erste Basis des Etablissements. Man schiffte sie auf ein Dampfschiff ein, warf ihnen Bohnen vor (die Speise der Galeeren-Sklaven) und legte ihnen dreißig Pfund schwere Ketten um die Füße. So kamen sie auf Frankreichs gastfreundlicher Erde an, in Toulon.

Dort logiren sie denn im Bagno; es wurde ihnen alsbald von ihren neuen Kameraden anempfohlen, die Sitten der Gemeinde anzunehmen, die Gebräuche, Gewohnheiten, Geschmack und Neigungen der Französischen Galeeren-Sklaven zu studiren, um die Civilisation des Bagno von Toulon nach dem des Atlas verpflanzen zu können. Nun denn! Will man wissen, was geschehen ist? Gleich in der ersten Nacht zeigten sich die jungen Barbaren vom tiefsten Abscheu und Entsetzen ergriffen vor der Moralität, die sich auf den Schlafbänken entwickelte — sie schrieen laut auf und riefen den Donner des Himmels herab auf die alten Bewohner, die eine Sprache zu ihnen redeten, vor der sich all ihr Haar auf dem Haupte emporsträubte; die Barbaren hielten dem civilisirten Laster den Spiegel der Tugend vor; ja, was noch mehr sagen will: Aly und Solyman haben einen Damm von scheuer Achtung wie eine Mauer um sich gezogen, der sie vor dem Verderben der allgemeinen Nichtswürdigkeit schützt. Sie haben Blut vergossen, tragen den Namen Mörder mit Recht, und zeigen dennoch so viel Gelehrigkeit, Reue, Resignation, daß man ihr Verbrechen darüber vergißt. Man denkt nur an ihre Jugend, an ihr Unglück, an das beklagenswerthe Verhängniß, das sie in einer Stunde wilder Verzweiflung zum Morde verleitete.

Wir haben sie im Bagno gesehen; von allen Bildern dieser schauerlichen Gallerie, allen Leidens-Gestalten dieses irdischen Fegefeuers, hat uns keines so erschüttert und ergriffen, wie die unbewegliche Gruppe Aly's und Solyman's. Henri Monnier und ich, wir hatten die traurige Erlaubniß erhalten, die geheimsten Winkel des Bagno zu durchstöbern, in die Kerker hinabzusteigen, in die nie das Tageslicht fällt, die Orte der Qualen zu besuchen, wo nur Heulen und Zähnklappern ist. Wir verdankten diese Gunst zweien Männern, deren Namen selbst in

dieser Welt des Bagno, wo nichts mehr gilt, geachtet wurde, — wir beriefen uns nämlich auf Herrn Auban, den Chirurgus des Arsenals und Herrn Commissair Esmenard. Man zeigte uns diese lebende Gruppe, die Henri Monnier mit zwei Strichen, mit einer so treffenden Wahrheit auf sein Portefeuille hinwarf, daß alle Galeeren-Sklaven, die der Sitzung beiwohnen durften, vor Erstaunen laut aufschrieen. Der Künstler zeigte den beiden Knaben eine Stellung; sie nahmen dieselbe mit einer stummen und rührenden Gelehrigkeit an; mit der Unbeweglichkeit des Marmors behielten sie sie bei; nur das Feuer ihrer Afrikanischen Augen überzeugte den Beschauer, daß sie lebten. Sobald ihre Portraits fertig waren, strömte Alles aus den benachbarten Sälen herbei, um zu sehen und zu bewundern; nur sie allein blieben stumm und gleichgültig; sie warfen nur einen flüchtigen und melancholischen Blick auf das Blatt, das sie darstellte. Monnier gab ihnen eine Belohnung an Gelde; da flog ein Schimmer von Lächeln über ihre sonneverbrannten Gesichter; gleich darauf versanken sie wieder in ihre gewöhnliche Träumerei; der Kerker nahm sie wieder auf.

Das sind nun zwei Unglückliche, an die kein Mensch in der Welt denkt; sie haben keine Aeltern, keine Freunde, keine Gönner; sind Waisen vom Atlas: Verbrecher, weil sie Waisen waren; sie haben Blut vergossen, weil sie sich in einem Ideenkreise bewegt, der ihnen richtig und gerecht geschienen; wenn wir bis zur Quelle ihres Verbrechens hinaufsteigen, so müssen wir gestehen, daß wir eigentlich an ihrem Verbrechen schuld sind und daß wir sie bestrafen, weil Algier in unserer Gewalt ist. Wenn wir trocken juristisch raisonniren, nach der logischen Strenge des Code, so haben wir vollkommen Recht; im Allgemeinen geben sich die Völker niemals Unrecht; sie haben eine Logik, die sich Allem anpaßt, ein gefügiges Recht, das ihr nationales Gewissen in Ruhe spricht. Man hat unseren Konsul beschimpft, wir haben dem Dey den Krieg erklärt; wir haben Algier eingenommen; es ist unsere Eroberung, unser überseeisches Departement; von diesem Augenblick an üben wir alle Art Recht aus über das unterworfene Land: begehen die Eingeborenen Verbrechen gegen uns, die Sieger, so tritt das Recht ein und bestraft die Verbrechen; denn Verbrechen müssen immer bestraft werden. Rechtlich läßt sich nichts dagegen sagen.

Aber die Philosophie enthält die Antworten für solche Fälle und sie ist es, die fast immer dem Rechte Unrecht giebt. Die Philosophie urtheilt nicht wie das Kriminalrecht, sie schreibt keine Gesetzbücher ab, sondern macht welche. Ein paar Züge gesunder menschlicher Vernunft liegen bei Grotius und Puffendorff zu Grunde. Die Philosophie gestattet nicht, daß man Männer und Weiber, die von jedem Verbrechen rein sind, ungestraft niederschieße und dann zwei unglückliche Kinder in Ketten schlage, weil sie sich berechtigt glaubten, von einem Rechte Gebrauch zu machen, das wir zuerst gegen ihre Nation ausgeübt. Wir wissen, daß man leider Gesetzen und Gebräuchen Raum geben muß, auf denen die Existenz der Völker beruht; wir wissen, daß wegen des großen Imbroglio's unserer gesellschaftlichen Organisation es sehr schwierig seyn würde, nach philosophischen Ideen zu regieren, daß Macht und Vermögen, Alles in harmonischen Einklang zu bringen, wahrhafte Gesetzgebung, gesunde Vernunft, Moral, Völkerrecht nur werdenden Völkern eigen ist, die, so wie sie weiter fortschreiten, dies Alles wieder in ein Chaos sich auflösen und untergeben lassen. Aber es giebt doch Ausnahmefälle, wo man den strengen Buchstaben des Code mildern, wo man sich ganz in der Stille gestehen kann, daß die Vernunft der Stärkeren immer die schlechtere ist, und daß eine Regierung bisweilen ganz unvermerkt philosophisch zu Werke gehen mag in kleinen Details, ohne dadurch ihre Würde, ihre Macht und Existenz bloß zu geben und zu gefährden. Es würde freilich ein Ueberfluß von philosophischer Absurdität seyn, im Voraus jeden Algierer, der einen Franzosen tödtet, freizusprechen, aus dem Grunde, weil wir zuerst gefeuert, oder weil sämmtliche gefallene Beduinen an der Obefeige, die der Konsul erhalten, unschuldig gewesen und ungestraft von den Ihrigen gerächt werden dürften; lieber müßten wir die Eroberung aufgeben. Staatsrechtliche Gründe haben uns nach Afrika geführt; der Wind und die Kanonen sind uns günstig gewesen — unser Unternehmen ist gelungen, wir sind als Herren anerkannt, die Beduinen sind unsere Unterthanen, unseren Gesetzen unterworfen, unseren Gerichten verantwortlich.

Nun aber bietet sich gegenwärtig einer jener Ausnahmsfälle dar, wo philosophische Milde den Zügel des Gesetzes ein wenig schlaffer halten könnte, ohne befürchten zu müssen, es könnte eine jener gesellschaftlichen Erschütterungen daraus entstehen, zu denen dann und wann die Milde Gelegenheit gegeben hat. Zwei Kinder stehen vor den Schranken: schon ihr Alter ist ein Anspruch auf das Mitleid — zwei Wilde, wenn man will, die nach den Prinzipien des natürlichen Rechtes geurtheilt, die vom Evangelium nichts wissen und deren Glaube noch ist: Aug' um Auge und Zahn um Zahn. Es ist dies ein Irrthum, der am Fuß des Atlas verzeihlich ist; uns scheint es über alle Maßen streng, einen solchen Irrthum an Schuldigen solcher Art mit dem absoluten Verlust der Freiheit für ein ganzes Leben lang, mit der infamirenden Strafe des Bagno, mit dreißig Pfund schweren Ketten an Händen und Füßen zu bestrafen. Ein Volk, welches sich tagtäglich sagt, daß es groß ist, und welches dies mit Recht sagen kann, soll mild seyn, wenn es Strafen verhängt, gerade gegen Wilde, die weder Deputirte, noch Advokaten, weder Verwandte noch Journale haben, um gegen dieses Uebermaß der Strafe Einspruch thun zu können. Wir sind keinesweges der Meinung, daß man ihnen mit einem Male plötzlich die Freiheit wiedergeben solle — und zwar aus dem Grunde, weil diese beiden armen Kinder von dieser Freiheit keinen Gebrauch würden zu machen wissen, und dann, weil es die Klugheit erfordert, daß man nicht zwei entflammte Afrikaner, die der Gerechtigkeit durch eine blutige That verfallen sind, im Staate frei umherlaufen lasse. Aber man sollte sie auch nicht in das Grab eines verworfenen Bagno hinabstürzen, nicht ihren Gehorsam, ihre Reue, ja ihre Moralität selber dazu benutzen, sie als Muster für zukünftige Galeeren-Sklaven aufzustellen, die, gleich ihnen, aus dem Innern von Afrika kommen sollen, um die Ketten auf den Ruderbänken von Algier zu schleppen. Diese Berechnung ist nicht sehr würdig; wir schlagen hier eine andere Behandlungsweise vor, die mit der Moral vielleicht besser übereinstimmt.

Ja, man muß ihre Thatkraft benutzen: schlecht geleitet, hat sie ein Verbrechen begangen; gut berathen und mit Weisheit benutzt, wird sie Gutes leisten. Weil alle Berichte der Aufseher schon günstig für die beiden Afrikaner lauten, so kann man hieraus auch hoffnungsreiche Folgerungen für ihre Zukunft ziehen. Nicht einen neuen Bagno muß man gründen, sondern eine eigenthümliche Stiftung, eine Stätte der Buße, wo die Kindheit, die durch verhängnißvolle Gelegenheit Verbrechen begangen, gebildete Lehrer finden müßte, Lehrsäle, anstatt der Galeeren, und gute Bücher, statt der Billen.*) Man sperre Aly und Solyman mehrere Jahre lang ein, aber fern von jenen Höhlen des Lasters und der Verderbniß, jener pestartigen Atmosphäre, die selbst die Tugend lasterhaft machen könnte. Man unterweise diese lebendigen Afrikanischen Geister in dem, worin man unsere Kinder unterweist, vor Allem in der Religion, die den natürlichen Menschen mildert und besser macht. Man gebe diesen vier kraftvollen braunen Armen, die nichts weiter wollen, als thätig seyn und arbeiten, ein Gewerbe, und dann, wenn Klugheit und Vernunft uns sagen werden, daß aus ihrer Freiheit Niemanden weiter ein Schaden erwachsen könne, dann lasse man sie frei. Selkirk, der Reisende, hatte zwei Wilde mit sich genommen, die noch was Schlimmeres thaten, als Menschen tödten, sie fraßen sie. Später ließen sie von dieser ihrer ursprünglichen Neigung gänzlich ab, sie wurden in dem Stamm, aus dem sie gebürtig waren, Missionairs und predigten ihren kannibalischen Landsleuten den Abscheu gegen Blutvergießen und die Furcht vor Gott. Wir haben in Marseille einen Malayen kennen gelernt, dessen Gesicht die Narben von zwanzig Wunden trug, die er in Schlachten empfangen; er war der blutdürstigste Krieger der Sunda-Inseln. Man hat ihn getauft, er ist nach Indien zurückgekehrt — und gegenwärtig predigt er auf Madagascar das Evangelium und hat den größten Zulauf. Aly und Solyman sind in einem Alter, das für die Bildung am günstigsten ist. Anstatt sie in einem Bagno zu erziehen, um einen anderen Bagno zu civilisiren, muß man sie gründlich unterrichten, um Algier zu civilisiren. Den Barbaren, die man bekehren will, muß man ihre bekehrten Brüder schicken — ein wirksameres Bekehrungsmittel giebt es nicht. Daß sie in Frankreich eine väterliche Unterweisung gefunden, das müssen sie den Afrikanischen Stämmen, jenen Völkern der Wüste, erzählen, die so treffliche Hörer sind, auf die Erzählungen einen so mächtigen Eindruck machen. Aly und Solyman sind dergleichen Missionaire, die man an die neuen Franzosen des Atlas senden muß — es würde mehr nützen, als alle Blockhäuser, Bülletins, Tagesbefehle und Kanonenschüsse.

Bibliographie.

Le Pentateuque, avec une traduction française et des notes philologiques. — Von J. B. Glaire und Franck. Erste Lfg. (Es erscheinen 15—16 Lfgen. zu 5 Bogen.)

Agenda général: Livret pratique d'emploi du temps, pour l'année 1835 etc. — Von A. Jullien. 5 Fr.

Essai général d'éducation physique, morale et intellectuelle etc. — Von A. Jullien. 7½ Fr.

Archives curieuses de l'Histoire de France, depuis Louis XI. jusqu'à Louis XVIII, ou Collection de pièces rares et intéressantes, telles que chroniques, mémoires, pamphlets, lettres, exécutions, siéges, batailles, massacres etc. Publiée, d'après les textes conservés à la bibliothèque royale, par M. L. Cimber et autres employés de la bibliothèque royale. — Erster Band. 7½ Fr.

Bibliothèque historique de Diodore de Sicile. — Uebersetzt von A. F. Miot. 2 Bde.

Histoire de Normandie, depuis les temps les plus reculés jusqu'à la conquête de l'Angleterre, en 1066. Par Th. Licquet. Précédée d'une introduction sur la littérature, la mythologie, les moeurs des hommes du Nord, par M. G. B. Depping. — Erster Band.

Précis de Chronologie ancienne. — Von Toulouzan. Erster Bd.

Jonische Inseln.

Ueber Volks-Unterricht und dessen Nothwendigkeit.**)

Der aus der Bildung eines Volkes sich ergebende Nutzen wird selbst von denen anerkannt, die dies Alles gleichwohl mit Gleichgültigkeit ansehen. Es ist daher nicht nöthig, mit vielen Gründen die Vortheile für jeden Staat nachzuweisen, um welcher Willen es nöthig ist, daß das Volk in demselben gebildet sey; vielmehr genügt es, denen, die der Meinung sind, daß die zu große Verbreitung von Bildung die Kraft der Gesetze schwäche, die Worte Baco's entgegen zu halten: „Wer sagt, daß die blinde Gewohnheit des Gehorsams ein festeres Band sey, als die durch Bildung gewonnene Pflicht, der behauptet das Nämliche, wie Jener, welcher meint, daß der Blinde sicherer mit seinem Führer gehen könne, als der Sehende mit seiner Laterne."

Die Vernachlässigung der Volks-Erziehung ist weniger zu entschuldigen, seitdem die Erfindung der Buchdruckerkunst dieselbe erleichtert hat.

---

*) Die eiserne Kugel, welche die Galeeren-Sklaven zwischen den Füßen tragen.

**) Auf der Insel Korfu erscheint seit 1834 eine „Jonische Anthologie" (alle drei Monate ein Heft oder Band) in Griechischer, Italianischer und Englischer Sprache, eben sowohl zur Belehrung, als zur Unterhaltung. Doch ist die erstere Rücksicht die vorherrschendste, und die Epidemie unserer oft so seichten und leeren Unterhaltungs-Blätter hat sich zum Glück noch nicht in jene Gegenden Europa's verbreitet. — Obiger Aufsatz ist aus dem ersten Hefte entlehnt, wo er sich Englisch und Griechisch befindet.

Allein eben so wahr ist es, wenn gleich es paradox klingt, daß da, wo das gemeine Volk nicht ein Mal lesen lernt, die Erfindung der Buchdruckerkunst nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich sey.

Wenden wir zum Beispiel unsere Blicke nach der alten Hellas, der Lehrerin alles Schönen und Guten, so finden wir, daß, wie hinlänglich bekannt ist, damals die Bücher mit großer Mühe geschrieben wurden, und daß sie daher selten waren. In jenen Zeiten ward fast alle Bildung durch mündlichen und öffentlichen Vortrag mitgetheilt. So wurde das Geschichtswerk des Herodot während der Olympischen Spiele öffentlich vorgelesen, und gewiß mußte, wie der Magnet das Eisen anzieht, auch der Historiker in einer solchen Versammlung alle Geister der Zuhörer erfassen und mit sich fortreißen — derer wenigstens, die im Stande waren, ihn selbst zu würdigen und seine Schönheiten und Vorzüge nachzuahmen. Auch wird von Thucydides erzählt, daß, da er sich unter der Versammlung mit befunden und den Vater der Geschichte gehört, Thränen der Freude und des Eifers bei dem tiefsten Stillschweigen, womit alle Zuhörer der Vorlesung lauschten, und bei dem lauten Beifall, womit sie aufgenommen ward, vergossen habe. Auch blieben diese Thränen nicht unfruchtbar; aus ihnen ging vielmehr die Geschichte des Peloponnesischen Krieges hervor. So wurden auch die Lehren der Griechischen Philosophen mündlich und fast durchgängig öffentlich vorgetragen. Dies hatte das Gute, daß der ärmliche Bürger, wenn er nur Geist hatte, von diesen Lehren eben so gut Nutzen ziehen konnte, als der reichere. Von den Körper-Bewegungen des Laufens und Ringens konnte er zu den edleren Beschäftigungen der Phantasie und des Verstandes übergehen. Stets fand er irgend einen Winkel in der Stoa, wo er die erhabene Lehre: daß die Tugend das alleinige Gut sey, vernehmen konnte, und auch im schattigen Haine der Akademie war doch immer ein kühles Plätzchen, um daselbst der edelsten Arbeit, dem Suchen nach Wahrheit, sich zu widmen. Und konnte nicht selbst der Trunkenbold, der aus dem Weinhause kam, wie einst Polemon, in den Lehrsaal treten, um durch die weisen Lehren des Philosophen zu lernen, zuerst zu erröthen über sich und über seinen Zustand, und dann gut und tugendhaft zu werden?

Auf diese Weise war der lebendige Geist der Lehre thätig und wirksam, und hierin liegt auch ein Grund der Schönheit und Feinheit der Alt-Griechischen Tragödien, Komödien und Volks-Reden. Aber heutzutage, wo man über seine Wissenschaft oder Kunst schreibt, nimmt sich Keiner die Mühe, öffentlich und in mündlichen Reden seine Entdeckungen und Ansichten mitzutheilen. Jeder glaubt, genug zu thun, wenn er eine einzige Abschrift seines Buches für die Oeffentlichkeit bestimmt; denn er weiß, daß diese Abschrift mittelst der magischen Kraft der Presse vervielfältigt werden und so zu allen Nationen gelangen kann. Allein, wer vermag, hieraus Nutzen zu schöpfen? Nur der, welcher lesen kann. Diejenigen im Gegentheile, die nicht lesen gelernt haben, sind dadurch nicht nur gehindert, die Bücher und ihren Inhalt kennen zu lernen, sondern sie bleiben auch, weil sie in keinem Rufe der Bildung stehen, in der tiefsten Unkenntniß aller der Wissenschaften, die mit Leichtigkeit von den Gebildeten ergriffen werden. Dies Alles führt einen sehr fühlbaren und mächtigen Unterschied zwischen den Armen und Reichen, in Ansehung des Denkens, mit sich, — einen Unterschied, der durchaus nicht nothwendig aus der Natur der Verhältnisse hervorgeht, und der daher auch solcher Gestalt im alten Griechenland nicht stattfand.

Entlehnen wir für unsere Behauptung ein Beispiel aus der Wissenschaft der Gesetzgebung, welche in dem vergangenen Jahrhunderte so große Fortschritte gemacht hat, so kennen diejenigen diese Fortschritte nicht, die nicht lesen können, und sie vermögen auch eben so wenig in vollem Maße die Absichten des Gesetzgebers zu begreifen und zu würdigen, mag dieser die Gesetze noch so sehr verbessern und vervollkommnen. Würden nun aber die Lehren und Systeme des Beccaria, Montesquieu, Bentham u. A. von Zeit zu Zeit öffentlich vorgetragen, so würden Viele aus dem Volke, besonders da, wo die Kunst zu lesen nicht gelehrt worden, die von Jenen vorgetragenen Wahrheiten lernen und sie dann auch Anderen mittheilen.

Wir sind weit entfernt, hierdurch die Wohlthat der Buchdruckerkunst, dieser großen Vervollkommnungs-Maschine menschlichen Wissens, herabsetzen zu wollen; wir wollten nur die Censur der Staaten darauf aufmerksam machen, daß ein Volk, welches die Mittel verloren hat, Kenntnisse mittelst der Augen sich zu verschaffen, in dem Zustande sittlicher Entartung sich befindet, deren wir in den Jahrhunderten vor jener bewundernswürdigen Erfindung kein Beispiel haben.

Nord-Amerika.

Die periodische Literatur der Vereinigten Staaten.

Es war im Jahre 1639, als die erste Druckerei in den Englischen Kolonieen Nord-Amerika's errichtet wurde. Es währte 35 Jahre nach ihrem Auftreten in Cambridge, bevor die Kunst bis nach Boston vorrückte, und 50 Jahre, bis sie Philadelphia erreichte. Die erste Zeitung erschien im Jahre 1704; sie hieß „the Boston News Letter" und wurde jeden Montag ausgegeben. Die ersten 18 Jahre gehörte sie dem Postmeister Campbell, einem Schotten von Geburt; hernach Green, und wurde von diesem und seinen Nachfolgern fortgesetzt, bis die Englischen Truppen im J. 1776 Boston räumten. Sie war in den letzten Jahren das Organ der Tory-Partei und das einzige Blatt, welches während der Belagerung in Boston herauskam. Campbell's Nachfolger im Post-Amte, die Vortheile, die diese Stelle gewährte, zu gleichem Zwecke benutzend, gab vom 21. Dezember 1719 an die „Boston Gazette" heraus; sein Drucker war James Franklin. Dieser wechselte bald mit einem anderen, von einem neuen Postmeister angenommenen Drucker, Namens Koreland, welcher, als er gleichfalls den Druck der Gazette verlor, auf eigene Unkosten das „Journal von Neu-England" herausgab, welches funfzehn Jahre erschien und hierauf mit der Gazette vereinigt wurde, den Namen „Boston-Gazette und Wochenblatt" führend, bis zum Jahre 1752, wo Koreland sich von seinem Handels-Gefährten trennte und einen „Weekly Advertiser" herausgab, der aber schon nach zwei Jahren, als ein Opfer der Stempel-Akte, wieder einging.

Mittlerweile gab der erwähnte Franklin am 17. August 1721 das dritte Bostoner Blatt heraus, „the New England Courant", das sechs Jahre bestand. Um sich ein Publikum zu schaffen, griff der Herausgeber die angesehenen Männer und die geltenden Meinungen des Tages in offener aber beleidigender Sprache an. Seine Mitarbeiter nannte man die Freidenker oder auch mit minderer Schonung den Klubb des Höllen-Feuers. Aber das Vorzüglichere in den besseren Tagen der Courant lieferte Franklin's Bruder, Benjamin, der damals als Lehrling in der Druckerei arbeitete. Die mit dem Blatte unzufriedene Geistlichkeit und die Regierung suchten es mit Prozessen heim, doch würde es sich durch die Volksgunst und bei einer verständigen Verwaltung gehalten haben, wenn nicht Franklin sich mit seinem Bruder entzweit hätte. Des Letzteren Flucht nach Philadelphia machte dem Leben der Courant bald ein Ende; inzwischen mußte doch auf Befehl der Behörde der jüngere, obgleich noch minderjährige Benjamin, als Herausgeber genannt werden. Vier Jahre nachdem die Courant aufgehört hatte, erschien das „Weekly Rehearsal", herausgegeben von dem berühmten Jeremias Gridley, nachmals General-Advokat in Massachusetts Bay, zu jener Zeit aber ein junger Rechtsgelehrter von ausgezeichnetem Talent; allein schon nach einem Jahre stellte er seine Arbeiten in diesem Fache ein, und das Blatt kam in die Hände des Humoristen Fleet, der ihm nach einigen Jahren den Namen der „Bostoner Abend-Post" gab und es bis an seinen Tod, 13 Jahre lang, fortsetzte. Außerdem gab es, vor 1750, noch zwei andere Bostoner Zeitungen: „Der wöchentliche Postbote" (1734 bis etwa 1754) und der „Independent Advertiser", (1748 — 1750); in sämmtlichen Englischen Kolonieen aber nur zwanzig und zwar außer den genannten 7 in Boston noch ein „Amerikanischer wöchentlicher Merkur" (seit 1719, 22. Dezember) in Philadelphia, die New-York-Gazette (1728, 16. Oktober) und noch drei andere in dieser Stadt; die Pensylvanische Gazette, die im Jahre 1729 von Franklin gekauft und von ihm 30 Jahre redigirt wurde, noch zwei andere — eine Deutsche in Philadelphia; die Gazette von Annapolis (1728), Charleston (1731) Rhode Island (1732) Virginia (1736) und eine zweite von Charleston (1734).

Die ersten Zeitungen erschienen auf einem halben Bogen, bald in Folio, bald in Quart. Als die News-Letters erschien, gab es im ganzen Britischen Amerika nur 4 bis 5 Post-Aemter; in der ersten Nummer des gedachten Blattes befand sich nur eine einzige Anzeige, in der zweiten zwei. Erst im J. 1718, nachdem die Zeitung 14 Jahre bestanden, zeigte der Eigenthümer, Campbell, an, daß es bei einem halben Bogen wöchentlich unmöglich sey, alle Nachrichten aus Europa zu liefern; er werde daher versuchsweise alle 14 Tage einen vollen Bogen ausgeben. Einige Monate nachher machte er seinen Lesern bemerklich, wie sehr durch diese Methode die Mittheilungen beschleunigt würden! Denn ein Jahr vorher seyen sie — Großbritanien ausgenommen — mit den Nachrichten aus der alten Welt um dreizehn Monate zurück gewesen, jetzt aber nicht mehr fünf Monate. Aber es koste der ganze Bogen ihm auch beträchtliche Opfer, da er nicht 300 Abnehmer habe, und sey es billig, ihm jährlich für Druck und Papier 4—8 Schillinge mehr zu geben, wenn er auch seine Arbeit umsonst liefern wolle. Der sinnreiche Campbell lieferte aber auch ganze Bogen, die Hälfte mit Zeitungs-Nachrichten, die andere Hälfte aber ganz leer zum Briefschreiben, so daß solche Briefe nur das Zeitungs-Porto zu zahlen hatten. Campbell, der sich noch mit der Courant weidlich zankte, starb als Friedens-Richter in einem Alter von 75 Jahren.

Von einer periodischen Literatur, die mehr als Tagesblatt sey, findet sich vor der Revolution nur Weniges. Das am 2. März 1743 begonnene Bostoner Wochen-Magazin (ein halber Bogen in Oktav) kam nur bis zur vierten Nummer. Die „christliche Geschichte", die in derselben Gestalt ausgegeben wurde, dauerte von 1743 bis 1745. Drei Jahre erschien ein Monats-Heft (50 Oktav-Seiten), genannt „das Amerikanische Magazin und die geschichtliche Chronik" (1743—1745), herausgegeben von Gridley, nachdem er sich von dem „Rehearsal" zurückgezogen hatte. Nur vier Mal erschien das Monats-Blatt „Neu-Englands Magazin zum Nutzen und Vergnügen" (60 Seiten in 12.) im J. 1758. Das Königliche Amerikanische Magazin lebte nur ein Jahr (1774). In Woodbridge (Neu-Jersey) wurde zwei Jahre, von 1758 an, ein „neues Amerikanisches Magazin" monatlich herausgegeben, von dem Oberrichter und Sprecher Samuel Nevil. Das im J. 1741 zu Philadelphia begonnene Amerikanische Magazin ging bald wieder ein; ein gleiches Schicksal hatte das gleichzeitig von Franklin unternommene General-Magazin, welches nur dem Verdrusse Franklin's, nicht als Theilnehmer des ersteren Blattes zugelassen zu seyn, seinen Ursprung verdankte. Nur drei Monate lebte ein anderes Magazin vom Jahre 1757, zwölf Monate eins vom Jahre 1769, und noch kürzere Zeit eins vom Jahre 1771. Im Jahre 1775 begann Robert Aitken das Pensylvanische Magazin, welches seinen Ruf den Beiträgen von Thomas Paine verdankte. Das Beste, was Paine für die Presse lieferte, war der Erguß derjenigen Stimmung, in die ihn drei Glas Branntwein versetzten. Im Ganzen hat es demnach vor der Revolution 12 Monatsblätter gegeben, 5 in Boston, 6 in Philadelphia, 1 in Neu-Jersey, von denen aber keines jene große Periode überlebte. Auch war das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts dergleichen Unternehmungen eben so wenig günstig. Am längsten erhielten sich das Columbische Magazin und das Amerikanische Museum, beide zu Philadelphia von 1787 bis 1792, die Magazine von Neu-York (1790—1797) und von Massachusetts (1789—1795). Im Jahre 1794 versuchte Charles Brockdenbrown, Verfasser von Wieland, Ormond und Arthur Mervyn, in Philadelphia die Herausgabe einer „American Review," die aber bald wieder eingestellt wurde.

Mit dem 3. Januar 1801 erschien die erste Nummer von Dennin's „Portefeuille", einem geistvoll geschriebenen Wochenblatte, das einige Jahre bestand, doch aber dem Herausgeber wenig einbrachte. Seinen Ruhm wie seine Zufriedenheit überlebend, starb Dennin im Jahre 1812. Beharrlicher war Brown, Verfasser einiger Romane, der 1803 das „literarische Magazin" und 1806 ein „Annual Register" herausgab; er brachte letzteres auf fünf, ersteres Werk auf acht Bände, und starb wenige Wochen nach der Erscheinung des letzten Bandes vom Register. Eine Lebens-Beschreibung dieses verdienstlichen Mannes, von Prescott, findet man in Spark's Sammlung. Im November 1803 gab Pinehas Adams, unter dem Namen Sylvanus Per-se, zu Boston die erste Nummer der „monatlichen Anthologie" (3 Bogen in 8) heraus. Da er aber fast allein den Inhalt liefern mußte, so verlor er mit der sechsten Nummer die Geduld; die siebente, welche der Prediger Emerson herausgab, führte auch den Namen: „Massachusetts Magazin", der bei der zehnten Nummer in „Boston Review" geändert wurde, welcher Titel dem Werke bis zu seinem Aufhören (1811) verblieb. Emerson hatte sich mit gelehrten Freunden vereinigt, so daß er ankündigen konnte, das Werk werde von einem Vereine besorgt. Dieser Verein war der Ursprung des anthologischen Klubbs, und da dieser sich schnell vergrößerte, entstand endlich daraus das Bostoner Athenäum.

Zwei Bände des literarischen Allerlei erschienen 1806 in Cambridge, von einem Comité der Phi-Beta-Kappa-Gesellschaft; ebendaselbst 1812 und 1813 vier Bände einer Quartalschrift, genannt „General-Repertorium." Der Herausgeber des letzteren, Nanton, hatte 27 Mitarbeiter. Im Mai 1815 stiftete William Tudor, nachmals Gesandter in Rio Janeiro (wo er 1829 gestorben), die Nord-Amerikanische Review. Es erschien anfänglich alle zwei Monate ein Heft, Recensionen, Gedichte und Miscellen enthaltend; aber nach dem siebenten Bande wurde sie vierteljährlich ausgegeben, und lediglich für Beurtheilungen von Werken und vermischte Aufsätze bestimmt. Im Jahre 1819 wurde auch diese letztgenannte Rubrik ausgeschlossen, und das Blatt ganz dem Typus Europäischer Werke dieser Art angepaßt. Damals ging die Review so gut, daß von mehreren Bänden neue Auflagen gedruckt wurden. Von 1822 bis 1830 besorgte Sparks die Herausgabe, seit jener Zeit Ch. Bowen. Im vorigen Monat (1835 Januar) ist die 86ste Nummer, oder das erste Heft des vierzigsten Bandes ausgegeben worden. Im J. 1827 begann zu Philadelphia die Herausgabe der Amerikanischen Quarterly Review, unter der Leitung des Hrn. Walsh, und die der westlichen Review in Cincinnati (bis 1833); im J. 1828 der südlichen Review in Charleston, herausgegeben von Hrn. Legané, jetzt Gesandten in Belgien (auch nur bis 1833). Herrn Blunt's Amerikanisches Annual Register erscheint seit 1827 in Neu-York, ebendaselbst eine andere Quartalschrift, außerdem noch in Philadelphia eine „United States Review."

Bloß theologischen Inhalts sind der Christian Examiner von Boston (seit 1813), und der „christliche Zuschauer" in Neu-Haven (Connecticut). Von den mehr belletristischen Werken der Art, deren Zahl sehr beträchtlich ist, führen wir nur hier an: Salmagundi vom Jahre 1807, 500 Seiten in 18.; das analektische Magazin, wozu Irving Lebensbeschreibungen von Seeleuten lieferte; das rothe Buch von Cruse in Baltimore, der an der Cholera starb. John Howard Payne gab in seinem 14ten Jahre zu Neu-York den Thespischen Spiegel heraus, ein wunderbares Beispiel frühreifen Genies. Zu Boston lieferte Madam Murray den „Gleaner;" ebendaselbst erschien 1808 „the Ordeal," mit Briefen nach Art der von Junius. Auch an Almanachen haben wir keinen Mangel. Der Wachsthum der periodischen Literatur seit 90 Jahren ist erstaunungswürdig. Im Jahre 1750 gab es nur eilf Zeitungen in dem Britischen Amerika, im Jahre 1775 vierunddreißig. Bald nach der Revolution wurden in Philadelphia und Neu-York die Wochenblätter zu Tageblättern; in Boston war dies erst 1813 der Fall. Im Jahre 1800 gab es in den Vereinigten Staaten 150, und zehn Jahre später, 350 periodische Blätter zu 22½ Millionen Exemplaren. Im Jahre 1833 betrug deren Zahl, einem Amerikanischen Almanache zufolge, an zwölfhundert, und zwar bloß eigentliche Zeitungen, worunter 100 auf Massachusetts kommen. In Boston allein berechnete man die Zahl der periodischen Productionen des gedachten Jahres auf nicht weniger als 90, nämlich: 43 Zeitungen, 3 halbmonatliche, 22 monatliche, 5 zweimonatliche, 7 vierteljährliche, 1 halbjährliches und 9 jährliche Werke, worunter 6 Almanache. Ganz Europa soll nur zweitausend Zeitungen u. dgl. haben, wovon auf Spanien und Rußland zusammen 100 kommen. Vor dreihundert Jahren hat es nur eine einzige Zeitung in Europa gegeben, nämlich in Venedig.

(N. A. R.)

Bibliographie.

Esop junior in America. (Der jüngere Aesop in Amerika.) Eine Sammlung von Original-Fabeln.) New-York.

Lessons on elocution. (Lehren über die Aussprache.) Nach Sheridan, von Dr. Henshaw. Baltimore.

Mannigfaltiges.

— **Englische Literatur im Jahre 1834.** Die Zahl der im verflossenen Jahre in London herausgekommenen Bücher, mit Einschluß der neuen Ausgaben, Flugschriften und Zeitschriften, belief sich auf 1270, also gegen 100 mehr als im Jahre 1833. — Die Zahl der Kupferstiche war 73 (worunter 31 Portraits).

— **Wachsthum des Menschen.** Unter den in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 19. Januar von Hr. Quetelet in Brüssel eingegangenen Abhandlungen befinden sich auch die Recherches sur la loi de croissance de l'homme. — Der Verfasser stellt in denselben die Resultate seiner Beobachtungen in Brüssel und der Provinz Brabant in folgenden allgemeinen Sätzen zusammen: 1) Die Gränzen des Wachsthums sind bei beiden Geschlechtern verschieden. Die Frau wird nämlich nicht so groß, als der Mann; sie erreicht den höchsten Standpunkt ihrer Entwickelung früher als jener, und endlich ist das Quantum ihres jährlichen Wuchses geringer, als das des Mannes. — 2) Der Städter ist in einem Alter von neunzehn Jahren im Durchschnitt um zwei bis drei Centimèters größer als der Landbewohner. — 3) Das Wachsthum des Mannes scheint mit dem fünfundzwanzigsten Jahre noch nicht ganz beendigt zu seyn. — 4) Junge Leute aus wohlhabenden Familien, die sich mit Muße den Studien widmen, erreichen im Allgemeinen mehr als die mittlere Größe. — 5) Beim Kinde, und schon beim Embryo mehrere Monate vor der Geburt, schreitet der Grad des Wachsthums bis zur vollständigen Entwickelung in einer beständigen Progression ununterbrochen fort, während er mit dem ferneren Alter sich allmälig verringert. — 6) Ungefähr zwischen dem fünften und sechzehnten Jahre schreitet das Wachsthum ziemlich regelmäßig fort, und die Schnelligkeit, mit der es vor sich geht, ist etwa auf ein Zwölftel derjenigen des Fötus in den letzten Monaten vor der Geburt anzuschlagen.

— **Das Gewicht des Menschen nach dem verschiedenen Alter und Geschlecht.** Aus den in der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom Herrn Quetelet in Brüssel mitgetheilten Recherches sur le poids de l'homme aux différens âges entnehmen wir folgende Resultate: 1) Gleich bei der Geburt bemerkt man, so wie hinsichtlich der Größe, eben so auch hinsichtlich des Gewichts, einen Unterschied zwischen den Kindern beider Geschlechter. Das mittlere Gewicht der Knaben ist 3 Kilogramm 20 Gr. *), dagegen das der Mädchen 2 Kilogr. 91 Gr.; die Größe der Knaben beträgt 0,496 Metre **), und die der Mädchen 0,483 Metre. — 2) Das Gewicht des Kindes nimmt gleich nach der Geburt ungefähr bis zum dritten Tage etwas ab, und erst am Ende der ersten Woche beginnt es merklich zuzunehmen. — 3) Bei gleichem Alter ist das männliche Individuum im Allgemeinen schwerer als das weibliche; nur in dem Alter von 12 Jahren haben beide im Durchschnitt ein gleiches Gewicht. Zwischen dem ersten und eilften Jahr beträgt die Differenz bei beiden Geschlechtern 1½ Kilogr.; zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Jahr ungefähr 6 Kilogr. und nach dieser Epoche 8—9 Kilogr. — 4) Wenn das männliche und das weibliche Individuum den höchsten Standpunkt ihrer körperlichen Entwickelung erreicht haben, so wiegen sie beinahe zwanzig Mal mehr, als im Augenblick der Geburt; ihre Größe hingegen übersteigt die zur selben Zeit um nicht mehr als ungefähr 3¼. — 5) Im Alter verlieren beide Geschlechter ungefähr 6—7 Kilogr. von ihrem Gewicht und 7 Centimètres von ihrem Wuchse. — 6) Während der Zeit ihrer Entwickelung verhalten sich die Quadrate ihrer respektiven Gewichte in den verschiedenen Altern wie die fünfte Potenz ihres Wuchses. — 7) Nach vollendeter Entwickelung verhalten sich die Gewichte ungefähr wie die Quadrate des Wuchses. Aus diesen beiden letzteren Angaben läßt sich entnehmen, daß der Mensch mehr in die Höhe wächst, als in die Breite und Dicke. — 8) Der Mann erreicht das Maximum des Gewichts ungefähr in seinem vierzigsten Jahre, während dasselbe gegen das sechzigste Jahr merklich abzunehmen beginnt. — 9) Die Frau erreicht das Maximum ihres Gewichts erst in dem Alter von funfzig Jahren, und während der Zeit ihrer Fruchtbarkeit, nämlich zwischen dem achtzehnten und vierzigsten Jahre, nimmt das Gewicht bei ihr auf eine nur wenig bemerkliche Weise zu. — 10) Bei völlig ausgebildeten Personen in regelmäßigem Zustande zeigt sich eine Verschiedenheit hinsichtlich des Gewichts, das ungefähr von 1—2 abweicht, während man hinsichtlich der Größe nur eine Verschiedenheit von 1 und 1⅓ bemerkt. Daraus ergiebt sich etwa folgender Ueberschlag:

	Maximum.	Minimum.	Mittlere Zahl.
Männliches Gewicht	98,5 Kil.	49,1 Kil.	63,7 Kil.
Weibliches Gewicht	93,8 „	39,8 „	55,2 „
Männliche Körpergröße ...	1,890 Met.	1,467 Met.	1,684 Met.
Weibliche Körpergröße ...	1,740 „	1,444 „	1,579 „

11) Bei gleichem Wuchse, bis zu einer Höhe von 1,5 Metre, die ungefähr dem Alter der Pubertät entspricht, wiegt das weibliche Individuum etwas weniger als das männliche, dagegen über die angegebene Höhe hinaus wiegt es etwas mehr. — 12) Das mittlere Gewicht eines Individuums ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter beträgt 44,7 Kilogr., unterscheidet man dagegen die beiden Geschlechter von einander, so beträgt dasselbe 47 Kilogr. bei den Männern, und 42,5 bei den Frauen. — Denkt man sich eine Bevölkerung von zehntausend Seelen von gleichviel Männern und Frauen, so wäre das Gewicht auf ungefähr 447,000 Kilogr. anzuschlagen, wovon 226,000 auf das männliche Geschlecht kämen. Die Gesammtheit der Einwohner von Brüssel, die man auf 100,000 schätzt, würde 4,472,810 Kilogr. betragen, oder ungefähr viertehalb soviel wiegen, als ein Wassercubus, der 10 Metre zur Basis hätte, und das ganze menschliche Geschlecht, das man auf 737 Millionen anschlägt, würde demnach nicht mehr wiegen als 33 Wassercuben, die je 100 Mètres zur Basis hätten, eine Wassermasse, die in einem Bassin Platz fände, das nicht mehr als eine Oberfläche von einem Drittel einer Hectare, und eine Tiefe von 100 Mètre haben dürfte. ***)

---

*) Ein Kilogramm ist ungefähr 2 Pfd. 1⅓ Loth unseres Gewichtes.

**) Ein Metre beträgt 3 Fuß 11,296 Linien Pariser Maaß.

***) Man vergleiche mit diesen Notizen übrigens einen in Nr. 150 des „Magazins" vom Jahre 1833 befindlichen Artikel über denselben Gegenstand.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 19. Berlin, Freitag den 13. Februar 1835.

England.

Die Musik der Shakespeare'schen Poesie.

Poesie und Musik sind so tief, so innig und auf so naturgemäße Weise mit einander vereinigt, daß es unmöglich scheint, die eine könne irgend einen Weg wandeln, auf dem die andere ihr nicht folgte. Wo die Poesie ihren Fuß hinsetzt, da beugen sich die Kräuter, und die Blumen neigen sich still zur Erde und bleiben gebückt mit ihren Blättern und Kelchen, denn sie wissen, daß auch die schöne Nymphe Musik nicht fern ist und bald hinter jener her desselben Weges wandeln wird. Wie Echo und Narcissus rufen sich die beiden himmlischen Gestalten immerwährend und suchen sich mit dem Laut zu erreichen. Sie sprechen und singen, und Rede und Gesang sind wie Frage und Antwort. Man nehme ein Shakespeare'sches Drama, welches man wolle, man versenke sich ganz in den Gedanken des Dichters, aus dem er es schuf, erfasse seine Intentionen in der Quelle, aus der sie strömten, und man wird sich in ein Gebiet versetzt fühlen, wo nicht mehr Worte und Sprache, sondern Töne laut werden und uns entzücken. Oder man betrachte einen einzelnen Charakter in seinen Dramen, wie Julia, man lausche auf ihre Klagen voll Gluth und Kindlichkeit, voll Leidenschaft und zarter Mädchen-Keuschheit, — und frage sich, ob man nicht Musik vernimmt, ob die ganze Gestalt nicht in Tönen zerfließt und ein duftender Hauch uns anweht, wie er dem Kelche der Blume entsteigt? Oder man betrachte Shakespeare's Titania. Welche neue magische Accorde im Gesäusel der Wolke! Die Strahlen der Sonne klingen im Glockenkelch der Lilien, die Blätter reden, die Aehren des Feldes flüstern, Alles singt und spricht vor Freude oder Schmerz, und über die mannigfachen Töne fährt der Hauch des Abendwindes und macht die vielen Töne zu einem einzigen Accord. So sind wir in das Gebiet der Musik versetzt durch die Poesie, und wenn wir ein Beethoven oder ein Weber wären, so schrieben wir die Symphonie auf, die uns aus Shakespeare entgegentönt. Deshalb möchte ich Shakespeare einen Musiker nennen, einen Musiker, wie Pythagoras und Plato es waren.

Es giebt zwei Arten Musik, die sehr verschieden sind. Die eine erscheint uns wie ein großes harmonisches Meer, wo alle Mächte des dunkeln Schicksals ihre Wogen ungewiß durch einander werfen. Wir stehen am Ufer und möchten oft eine Frage hineinschicken in den Lärm der Elemente, wo alle unsere Träume sich bunt durchkreuzen und unser dunkeler innerer Mensch Gestalt gewinnt, aber eine unsichere, zerfließende Gestalt. Hier ist Beethoven Meister. Dies Meer voll Harmonie beherrscht seine Muse. Es giebt aber auch eine andere Art Musik; dies ist die Musik der Erde. Sie verliert sich nicht, wie die wogende Fluth, in den ungewissen Himmel, sie zeigt bestimmte Gestalten voll bestimmter Gefühle, es sey Liebe oder Haß, Eifersucht oder Rache. Diese Musik voll Wirklichkeit und gegebener Wahrheit ist Shakespeare's Musik.

Shakespeare ist deshalb ein so großer Tonkünstler, weil er ein so großer dramatischer Dichter ist. Beide Musen, Musik und Poesie, sind himmlische Blumen, die an demselben Stengel wachsen; derselbe Blumensaft nährt und tränkt sie. Die Musik, die man zu einem Shakespeare'schen Stücke komponirte, könnte dem Werke nichts mehr hinzufügen; es hat schon alle Musik selbst in sich. Wenn Mozart Juliens Stirn küßte, wenn er um ihre weiße Schulter eine Fülle von Tönen wie ein neues ätherisches Gewand legte, würde das doch nichts an der Gestalt der Julie ändern; sie bliebe, was sie ist, die Jungfrau Shakespeare's, Romeo's Geliebte; sie würde nicht schöner, reiner, göttlicher: sie würde bloß singen, statt zu reden. Ich weiß nicht, aber es kommt mir so vor, daß man einmal sogar den Hamlet in Musik setzen wird, diesen melancholisch grübelnden, in allen Zweifeln des Gedankens umherirrenden Hamlet, dessen Charakter doch so sehr nur der Poesie anzugehören scheint. Es schwimmt über einem Shakespeare'schen Gedicht eine Fülle von musikalischen Ideen, so daß ein Musiker nur die Hand öffnen dürfte, um Lieder, Arien und Passagen abzuschöpfen. Auch der Philosoph findet auf dem Grund und Boden der Poesie dieses Briten tiefe Schätze; er darf nur die Scholle aufwerfen, so sieht er Gold und Edelsteine vor sich. Shakespeare ist wie die Erde, in deren Tiefe Metalle schlummern und auf deren Oberfläche die Blumen-Felder wogen. Im „Kaufmann von Venedig" heißt es einmal, der Mann, der nicht in sich selbst Musik habe, den nicht die Harmonie der Töne rühre, der sey zur List, zum Verrath, zu allen Ränken fähig; sein Herz sey wie die Nacht, seine Leidenschaften wie der Tartarus so dunkel. Einem solchen solle man nicht trauen! — Man könnte, ohne den Text des Dichters allzu sehr zu verändern, auch sagen: Der Musiker, der Shakespeare nicht versteht, der von den Reizen Juliens nicht gefesselt, von Lear's Unglück nicht erschüttert wird, sey auch für die tieferen Gewalten seiner eigenen Kunst verschlossen. Von ihm erwarte man kein Werk. Seine Harmonie kann nur ein Mischmasch von Stimmen und Tönen, seine Melodie nur ein frivoler Lärm seyn, der einen Augenblick unser Ohr betäubt und dann verhallt, ohne je unsere Seele berührt zu haben. Einem solchen Musiker traue man nicht!

Unter den Dramen Shakespeare's sind es vornehmlich drei, aus denen die Musik ihre Stoffe schöpfen kann, ohne den Reichthum derselben ganz zu verbrauchen. Ich meine Romeo, Othello und König Lear. Die Liebeshauche Juliens, der Sturm der leidenschaftlichen Eifersucht des Mohren und der Wahnsinn aus Unglück, der wie ein Gewitter auf das nackte Haupt des greisen Lear hereinbricht, dies sind ewige Themata für Symphonieen. Die tiefsten Mysterien des Menschen-Geschicks, seine süßeste Lust und seine bitterste Qual, sind hier zur Offenbarung gebracht. Musiker, nur zu übersetzen in euere Sprache habt ihr, was hier geschrieben steht. Höheres könnt ihr nicht ersteigen, tiefer nicht hinabsteigen in den Schacht der menschlichen Seele! Ihr habt hier nur zu lernen und dann für euch zu benutzen, was der gottgeweihte Dichter schon in seiner Sphäre vollendet hinstellt. Der Taucher ist schon hinabgestiegen in den Ocean, er hat die heiligen Perlen schon heraufgebracht; euer Werk ist es, sie zu nehmen, zu fassen und einzukleiden in einen Ring, dessen Metall die zarte Perle nicht verdunkele. Man sage nicht, diese Shakespeare'schen Stücke seyen schon zu häufig auf der Bühne gegeben, schon zu viele Musiker hätten bereits die Stoffe zu Opern benutzt. Die Shakespeare'sche Muse ist in allen drei Dramen für den Musiker noch jungfräulich und unberührt, sie wartet noch wie eine keusche Braut auf den musikalischen Bräutigam! In das Kabinet des Theater-Direktors gehört die Erwägung hin, ob es zweckdienlich sey, Romeo und Julia oder Othello mit neuer Musik auf die Bühne zu bringen; wollt ihr Künstler seyn, dürft ihr nicht also reden. Genug, die Shakespeare'sche Muse ist noch weit reicher in den drei Stücken, als in den Compositionen, die jene Stoffe zur Unterlage nahmen.

Daß ein mittelmäßiger Musiker sich in den Kopf setzte, einen Romeo zu schreiben, kann dem Romeo nichts thun, er ist derselbe geblieben. Der frivole Sinn faßt die Fülle des reinen idealen Gehaltes nicht, der in Shakespeare's Liebes-Tragödie vorhanden ist; er fährt über den Stoff hin, wie der Hauch über eine Krystall-Scheibe. Wer sich der reinen, keusch verhüllten Götter-Gestalt naht, dessen Sinn muß rein und keusch seyn, sonst erbleicht er und sinkt ohnmächtig zusammen, wenn er den Schleier lüften will. Zingarelli schrieb einen Romeo. Zwei lange Akte tändelt und läuft seine Musik hin, ohne an den Stern zu denken, der ihn hätte leiten sollen. Seine Töne sind ohne Licht, sie tappen im Dunkel. Wer das Shakespeare'sche Liebespaar kennt, findet in Zingarelli's Oper keinen Romeo und keine Julia. Erst zu Ende tritt wirklich Romeo ein Mal vor uns, wie wir ihn kennen. Als er in dem Todten-Gewölbe wie eine blasse Lilie über das Grab der Julia hinsinkt, als Schmerz und Verzweiflung in ihm den Gipfel erreichen, und er jene Arie singt: „Ombra odorata" —, da ist es, als wenn ein Shakespeare'scher Hauch über die Seele des Musikers gefahren sey, während er jene Töne setzte. Das ist das Einzige von Werth in Zingarelli's Oper. Diese Arie ist unsterblich, als Partitur existirt gar kein musikalischer Romeo. Anderen Künstlern muß es überlassen bleiben, das Werk zu ergänzen.

Welche Oper könnte ein tiefes Genie aus Shakespeare's Drama schaffen! Alle Grazie Cimarosa's, alle Phantasie Weber's müßte sich vereinigen, um des Dichters Ideen zu erschöpfen. Welche Duette könnten entstehen aus den Scenen, wo sich Romeo und Julia begegnen, zuerst auf dem Masken-Balle, dann im Garten, voll weicher, üppiger, süßer Nachtluft, und endlich unter den Schauern des Gewölbes. Wie würden diese Scenen durch eine Musik verklärt werden, welche in ihrer Sphäre das leistet, was Shakespeare in der Poesie leistete. Und wie harmonisch gruppiren sich die anderen Charaktere in dem Drama um die beiden Liebenden! Welche humoristische Lieder könnten die Amme und Mercutio singen! Wie herrlich müßte sich die Erzählung von der Königin Mab in Musik ausnehmen!

Ich kenne unter den heutigen Komponisten nur Einen, der von Romeo und Julia eine würdige Musik liefern könnte, wenn er sich in sich concentrirte. Dies ist Rossini. Er ist ein zu großer Künstler, um das, was er geschrieben, — es sind ungefähr dreißig Opern — für erschöpfend zu halten. Er verachtet zu sehr das Lob der Journalisten und schlägt den Beifall des Parterres nicht zu hoch an. Rossini hat gewaltige Mächte in seinem Innern, aber er hat seine Schätze vergeudet, zerstreut, man kann nicht eine einzige seiner Opern nennen, die frei von Flüchtigkeit und Nachlässigkeiten wäre. Er hat, wenn man seine Werke

von Anfang bis Ende durchmustert und auf die Waagschale legt, kein einziges durch und durch gediegenes aufzuweisen, das ihm seinen Ruf so sicherte, wie es durch Euryanthe oder Oberon für Weber geschieht. Meister! — möchte ich zu ihm sagen — Du stehst in der Reife der Jahre, Du hast noch die Fülle Deines Genius unverwelkt und blühend in Dir, beeile Dich, ein Werk zu schaffen, in dem alle Deine zerstreuten Schönheiten beisammen sind, denn wenn Du sie so als Einzelnheiten unter einer Masse nichtssagender Töne ruhen lässest, so wird die Nachwelt kaum nach Deinen Werken fragen, oder es wird sie zerpflücken und sich eine Aehrenlese machen, die allein für sie werthvoll ist. Sammle Du selbst die Aehren zu einer reichen, ewigen Garbe!

Rossini wird, früh oder spät, noch einen Romeo schreiben. Er muß es, und wäre es auch nur, um Shakespeare mit sich zu versöhnen, den er in den ersten beiden Akten des Othello so unwürdig behandelt hat. Jede Partie ist hier mit einer unglaublichen Fahrlässigkeit gesetzt, es ist ein so völliger Mangel an Haltung, Einheit und Charakter in den ersten Akten dieser Oper, daß, wenn Rodrigo Lust hätte, eine Arie des Mohren zu singen, und dieser eine Passage von jenem roulirte, dies gar kein Aufsehen erregen würde.

Wie Zingarelli, hat auch Rossini nur die letzte Scene vom Shakespeare'schen Werke aufgefaßt und verstanden. Weder Desdemona's kindliche, fahrlose Seelenruhe, noch des Mohren wildbewegter Wogenrausch, noch Jago's höhnende Teufelei, nichts von allen diesen Mächten spricht sich in den ersten Akten genügend aus, bis den Komponisten in der letzten Scene die Situation selbst ergreift, und in eine dichterische Höhe versetzt, die Shakespeare's würdig ist. Wir gerathen plötzlich mitten in den Rausch der Ereignisse, ohne daß wir wissen, wie uns so mit einem Mal geschieht. Im Dichter erleben wir Alles stufenweise, und begreifen die letzte Scene, da sie nur das Resultat der früheren Leidenschaften, nur der Ausgang der früheren Zustände ist. Rossini ergreift uns aber nach langem Hin- und Hertändeln jetzt erst wie ein Wirbelwind, der uns schonungslos in seinen Strudel stürzt. Und doch fehlt auch die Einfachheit dem letzten Akte nicht, die so künstlerisch in die wilden Greuel der Leidenschaft gemischt ist! Rossini zeigt hier, was er Großes vermag. Anfangs die verhängnißvolle, dunkelmächtige Melodie, die durch das Orchester läuft, und die uns wie ein unterirdischer Orkan mit banger Todes-Ahnung erfüllt. Wie ein unschuldiger Vogel, der sich in ein tödliches Netz verstrickt, läuft dann eine helle Passage voll süßer Einfalt dazwischen, und wir zittern für den armen Vogel, der sich in's Verhängniß hineinspielte. Emilie tröstet die bange Desdemona, und so schläfert sich deren Angst ein, und verläuft sich in das stille Lied vom Weidenbaum. Sie schläft ruhig. Die letzten Töne ihres Gebetes sind verhallt, da bricht die dumpfe Gewalt der Leidenschaften über uns ein mit düstern und doch tückisch thatlustigen Tönen. Der Mohr tritt ein. Ein gellendes Ritornell begleitet seinen Eintritt. Und, o Wunder! es ist kein Komödiant mehr, der mit den Gefühlen seines Herzens spielt, um uns für sich zu gewinnen, es steht der ganze Shakespeare'sche Mohr vor uns, der in Alles, was er spricht, seine ganze glühende Seele legt. „Laßt mich es euch nicht nennen, keusche Sterne, das Verbrechen!" So spricht er, und sein Wahn ist ihm die bitterste Wahrheit. Er kann nicht anders, er muß hier morden. Rossini hat die ganze Tiefe dieser Situation verstanden.

Und wenn die jungen Komponisten sich auf ein ganz unbetretenes Feld wagen wollen, wenn einer von ihnen sich in Beethovenscher Stimmung zum Grandiosen ausschließlich hinneigte, so erschließt König Lear eine ganze Welt voller Töne, wie sie noch nicht hervorgerufen sind. Der von seinen Kindern verstoßene Greis, welch' ein Süjet für eine musikalische Dithyrambe! Welche herzzerschneidende Töne sprechen aus seinen Klagen! Welch ein Terzett gäben die drei Narren, der königliche Lear, der wahnsinnige Edgar und der Hofnarr! Alle drei hat die Welt ausgespieen, alle drei treibt die Verzweiflung zu einander, und doch, welcher Kontrast zwischen dem königlichen Wahnsinn und der Insolenz des guten Narren! Jeder müßte auf seine Weise singen, der alte Lear müßte aber auch im Wahnsinn jene immer beherrschen, wie in den Tagen seiner Vernunft. Und nun Cordelia! Wo will man eine schönere Gestalt finden, in der sich lieblichere Harmonie, und eine tiefere Versöhnung der dunklen Elemente des Lebens aussprächen?

Möchten doch die jungen Musiker meiner Zeit davon durchdrungen seyn! Möchten sie die Quellen ihrer Kunst in der Poesie suchen, und die Flamme der Begeisterung sich hier von neuem anfachen. Es kann nichts Trostloseres geben, als wenn sich die beiden Musen, die einen Bund im Himmel geschlossen haben, in unseren Tagen von einander trennen und den Rücken zukehren. Auf den Stoff, den ein Musiker wählt, kommt erstaunlich viel an. Läßt er sich von einem Vaudeville- und Lustspiel-Dichter einen Text fabriciren, der sich an ganz verbrauchte Bagatelle-Intriguen der bürgerlichen Gesellschaft anschließt, so kann ihn das nicht anregen, tiefere Töne anzuschlagen. Er setzt gefällige Sachen für den Müßiggang, tändelt in der legèren Manier seine Rouladen und Passagen hin, und kann diese oder jene Situation im Stoffe heute so, morgen anders komponiren, wie ihm die Laune steht. Was soll sich aus elenden Liebes-Intriguen, wie sie der Tag mit sich bringt, für den Komponisten Neues erzeugen? Wie kann aus dem Boudoir- und dem Alkoven-Leben unserer heutigen Lustspiele ein tieferes Tonstück hervorgehen? Welche Früchte kann der Musiker einem in der Wurzel schon verderbten Baum abgewinnen? Man täusche sich nicht! Es giebt in Frankreich keine musikalische Schule. Erst wenn unsere Komponisten sich überzeugen, daß aus gewöhnlichen Situationsstücken sich keine Opern voll tieferer Töne machen lassen, erst wenn sie echt poetische Stoffe heranziehen, werden sie glücklicher seyn in ihrer Kunst. Die Deutschen haben eine tiefere Musik, weil sie eine tiefere Poesie haben. Eines läßt sich kaum ohne das Andere denken. Ich will nicht einmal an Don Juan erinnern, das wunderbare Ton-Stück, das so merkwürdige Verwandtschaft mit der Poesie Shakespeare's verräth. Ich nenne nur Oberon. Hier ist eine Mannigfaltigkeit von Situationen, die Romantik der Götter und Menschen kreuzt sich hier durch einander, alle Gesetze der Symmetrie scheinen verletzt zu seyn, und doch beseelt dieses bunte Gewirr ein einziger bindender Gedanke, der das Chaos von Verhältnissen zu einer Harmonie verklärt. So nimmt der Deutsche Musiker eine Fülle von Stoffen, und bezwingt sie durch die Kraft seines Idealismus. Die Französischen Komponisten wählen entweder einen zu dünnen, oder einen alltäglichen Stoff, aus dem sich selbst mit Phantasie nichts schaffen läßt.

Aber nur nicht muthlos! ihr jungen Musiker der Jetztwelt. Hebt sich nur tief in eurer Brust eine Stimme, will sich eine Welt der Töne zur Harmonie in euch gestalten, so greifet nur keck in die Tasten des Klaviers und strömt es von euch! Die Jungfrauen Shakespeare's werden eure Klagen hören, sie werden eure Thränen sehen, die euren Augen entträufeln, und sie mit sanfter Hand trocknen. Wann wäre ein Engel nicht erschienen, sobald die Seele des Sterblichen nach ihm gerufen? Aber rufet sie nur an, die Shakespeare'sche Muse, die göttliche Jungfrau, und sie wird euch die Julia senden, oder irgend eine Stellvertreterin ihrer selbst auf Erden. Julia wird euch die Hand drücken, ihr Athemzug wird eure Stirn wie ein himmlischer Lufthauch umwehen, und alle Töne eurer Brust werden vereinigt Sprache gewinnen. Dann wird die geheime Liebes-Klage reden, und das Unsagbare der tiefsten Seele wird laut werden in stillster Nacht, bis die Morgenröthe kommt, die der Lerchen-Schlag verkündet. Denket an Beethoven, wie er mit Adelaiden auf dem Blumen-Teppich sitzt, an Mozart, wie er an seiner Anna Seite die Nächte durchträumt. Wenn ihr nur den Funken der Begeisterung in euch findet, dann seyd nicht muthlos. Singet, singet! und glaubet nicht, daß die Poesie gestorben ist auf Erden, und daß Alles vergeblich, sie wieder in's Leben zu rufen. Solche Klagen sollen nur eure Ohnmacht beschönigen. Lebt ein Gedanke in euch, so wird der Tag kommen, wo in der Stille sich die Geburts-Stätte findet. Der Lärm des Platzes, der Tumult der Straßen taugt freilich nicht dazu; die heilige Stätte, wo die Kunst das Licht der Welt erblickt, liegt verborgen. Ich weiß es, die Zeit ist der Kunst nicht günstig. Seitdem Geld-Spekulanten und Financiers den Gang der Dinge beherrschen und ein grober Materialismus sich unseres Lebens bemächtigt hat, ist die Poesie von allen Seiten verjagt. Und wo die Musik sich unter die Ruthe beugte und nicht die Flucht ergriff, da lächelt sie knechtisch zu unsinnigen Pantomimen und schlägt den Takt zu leichtsinnigen Tänzen. Wie die Römischen Cäsaren in der Trunkenheit einen Sklaven züchtigten, so haben wir die unsterbliche Jungfrau verstümmelt und sie zu schlechten Dienstleistungen herabgewürdigt. Aber getrost! sie ist es gar nicht. Auch sie ist entflohen und ließ nur ihren Mantel zurück, indem sie zum Himmel stieg, und ihren Mantel schleppen die Leute durch den Koth der Straße. Aber wenn die Luft gereinigt seyn wird, wenn eure Blumen sprießen werden auf den Feldern, die ihr Fuß verlassen: dann wird die Nymphe von den Bergen wieder herabsteigen mit dem Chor der Jungfrauen, und, wie in alten Zeiten, werden die Völker ihnen entgegenziehen und ihre Blumenkränze ihnen darbringen.

(R. d. d. M.*)

Bibliographie.

Penruddock. — Eine Erzählung vom Verf. von „Waltzburg."

Narrative etc. (Die Feldzüge des 28sten Regiments seit seiner Rückkehr aus Aegypten im J. 1802.) Vom Oberst-Lieutenant C. Cadell.

The classic and connoisseur in Italy and Sicily. (Klassische und Kunst-Gegenstände in Italien und Sicilien.) Von G. W. D. Evans. 3 Bde. 36 Sh.

Facts and fictions. (Wahrheit und Dichtung.) Bemerkungen eines Reisenden. 7 Sh.

The maid of Padua. (Die Paduanerin.) Eine Venezianische Erzählung von Mrs. Golland. 4 Bde. 24 Sh.

The mysterious bridal. (Die geheimnißvolle Hochzeit.) Roman von W. S. Stone. 3 Bde. 15 Sh.

The revolutions of the globe. (Die Veränderungen unseres Weltkörpers.) Populair dargestellt von Dr. A. Bertrand. 7½ Sh.

The riches of Chaucer. (Die schönsten Stellen aus Chaucer's Dichtungen.) Von C. C. Clarke. 2 Bde. 18 Sh.

I t a l i e n.

Historische Notizen über die Feier des Neujahrstages.

Von Defendente Sacchi.

Die Natur war die erste Lehrerin des Menschen; ihre ewigen Gesetze erweckten in dem menschlichen Geiste die Idee der Ordnung. Die regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten waren für jede Nation große Ereignisse, die sie zur Abgränzung des Jahres aufforderten. Wirklich hat man die vier Jahreszeiten immer, in politischer und religiöser Hinsicht, als große Epochen angesehen. Schon die ältesten Kaiser der Chinesen verordneten, daß man mit Eintritt der Aequinoctien und der Solstitien Opfer bringen sollte. Eben so wurde es bei den Aegyptern gehalten.

Das Jahr begann mit dem Eintritt einer dieser vier Jahreszeiten, die Wahl des Zeitpunktes aber hing von klimatischen Verhältnissen und von dem eigenthümlichen Charakter der Völker ab. Ptolemäus, einer der größten Astronomen des Alterthums, spricht in seinem bekannten Werke (Bd. I. Kap. 10) über diese verschiedenen Anfänge des Jahres bei den verschiedenen Nationen. Einige begannen ihr Jahr mit dem Frühlings-Aequinoctium, weil der Tag in dieser Jahreszeit

*) Obwohl einer Französischen, übrigens auch sehr gediegenen Zeitschrift entlehnt, tragen doch diese Betrachtungen, die eine tiefere Kenntniß des Shakespeare und eine vertrautere Bekanntschaft mit Deutscher Musik verrathen, als bei einem Franzosen vorausgesetzt werden dürfen, zu sehr das Gepräge Deutscher Ideen, als daß wir nicht einen Landsmann für den Verfasser halten sollten. D. R.

wieder seine Herrschaft über die Nacht gewinnt, und das Licht gleichsam über die Finsterniß siegt. Daher die erneute Vegetation, die wieder sich verjüngende Natur. Andere Völker gaben dem Sommer-Solstitium den Vorzug, weil der Tag alsdann am längsten ist. Wieder andere wählten lieber den Herbst, weil man in dieser Jahreszeit die Früchte einärndtet, und der Erde neuen Saamen zu einer neuen Aerndte anvertraut. Noch andere endlich wählten das Winter-Solstitium, weil die Sonne — d. h. die Erde — in demselben ihren Kreislauf vollendet, um einen neuen zu beginnen. So weit Ptolomäus.

Kaiser Julian wiederholt (Orat. 4) die Beobachtungen des Ptolomäus, und fügt dann hinzu, man habe das Jahr in dem Winter-Solstitium beginnen lassen, um, wie Numa lehrte, den Augenblick zu heiligen, in welchem der große König Sonne, nach beendigtem Laufe, die unversiegbare Quelle seiner Wohlthaten von Neuem eröffnet. Gleichwohl bestand in Rom keine feste Kalenderregel, und der Anfang des Jahres rückte immer weiter, so daß man z. B. im Jahre 565 nach Roms Erbauung den 1. Januar am 13. Oktober feierte. Julius Cäsar sah diesen Uebelstand, berief den Astronomen Sosigines aus Aegypten und fixirte das Sonnenjahr auf 365 Tage 6 Stunden. Er machte der bisherigen Unordnung ein Ende, indem er das Reform- oder Ergänzungs-Jahr (auch Confusions-Jahr genannt), auf 445 Tage ausdehnte. Der Jahres-Wechsel wurde bei den Römern mit verschiedenen Festen gefeiert, je nachdem er in den Winter oder in das Frühjahr fiel.

Die Aegyptier begannen ihr Jahr, das aus 365 Tagen bestand, mit der Herbst-Nachtgleiche, und ihr erster Monat Thoth entsprach dem August. In den Zeiten der Römer-Herrschaft verlängerten sie, um das Defizit zu ergänzen, alle vier Jahr den August um einen Schalttag. Sie feierten das neue Jahr, indem sie die Sonne unter der Gestalt eines Kindes verehrten; doch wurde auch der Tag nach dem Winter-Solstiz festlich begangen, weil die Aegyptier (s. Manilius, B. 1, V. 69) an dem kürzesten Tage fürchteten, die Sonne möchte sie auf ewig verlassen.

Die Perser begannen ihr Jahr im Frühling, mit dem Aufgang der Constellation Perseus, die nach ihrer Meinung das heilige Feuer herabsandte. Das Neujahrs-Fest hieß bei ihnen Newrus (von new neu, und rus Tag). Ihr Jahr begriff 365 Tage und zerfiel in 12 Monate, von denen jeder einem schützenden Genius gewidmet war.

Das Hebräische Jahr, das dem Geschäftsleben, namentlich dem Landbau, zur Norm diente, nahm in der Frühlings-Nachtgleiche, im Monat Nisan, seinen Anfang; es bestand aus 360 Tagen. Ihr religiöses Neujahr, nach welchem die Erschaffung der Welt datirt wird, feierten die Israeliten jedoch am Anfang ihres siebenten Monats, beim Eintritte des Herbst-Solstitiums. Auch bei den übrigen Syriern, insonderheit bei den Bewohnern von Antiochien, fiel der Neujahrstag in die Herbst-Nachtgleiche.

Das Griechische Jahr hatte in zwei Epochen einen verschiedenen Anfang: in dem früheren Kalender des Chiron begann es mit dem Eintritt des Sommers; in dem späteren des Methon mit Eintritt des Herbstes. Das Arabische Jahr, nach welchem alle Muhammedanischen Völker rechnen, ist ein Mondenjahr; daher sein Anfang an keine bestimmte Zeit gebunden ist. Die ersten Tage der Hedschra, oder der Flucht Muhammed's, sind jedoch in ihrem Kalender bestimmt: der erste derselben war der 16. Juli unseres 623sten Jahres. Die Muhammedaner beginnen ihre Monate mit dem ersten Sichtbarwerden des Mondes.

In Frankreich ließ man das Jahr bis auf Karl IX. mit dem Frühlings-Aequinoctium anfangen. Diese Sitte wurde in unserem Jahrhundert erneuert, aber bald wieder aufgegeben.

Unser Jahr endlich heißt das Gregorianische, weil Papst Gregor XIII. einen Irrthum in dem Julianischen Kalender verbesserte, nach welchem das Sonnenjahr ungefähr 12 Minuten länger seyn sollte, als es wirklich ist. Seine Heiligkeit strich im Jahre 1582 zehn Tage aus dem Monat Oktober, so daß man von dem fünften zum funfzehnten übersprang, und setzte fest, daß in einem Zeitraum von 400 Jahren drei Schalttage ausfallen müßten.

Der gewöhnlichste Leckerbissen, den man in Italien am Neujahrs-Tage backt und verzehrt, ist die focaccia (eine Art runder Brodkuchen). Sollte die Form dieses Kuchens nicht eine uralte Nachbildung der Sonne seyn? Hierüber mögen die Archäologen entscheiden, die ich zugleich bitte, eine solche Profanation des Götter-Jünglings Apollo mir in jedem Falle nicht übel zu nehmen.

Da liegt er auf der Schüssel — er birgt eine Münze in seinem Schoße; wohl dem, welchem das Schicksal sie zuweist! Der prächtige Kuchen wird zerschnitten; jeder Gast empfängt sein Stück; jeder kostet und sucht — endlich ist der Schatz gefunden! Wer ihn findet, preist sich glücklich; das Kind hüpft freudetrunken im Hause herum; das funfzehnjährige Mädchen überzieht eine hohe Röthe, während alle Tischgäste ihr zulächeln; die Kokette giebt durch bedeutsame Seitenblicke zu verstehen, daß diese Eroberung nicht ihre letzte seyn würde; der Stutzer thut süß, als ob der allgemeine Beifall sein Verdienst erhöhte, und der Greis endlich tröstet sich mit Erinnerungen an seine Jugendzeit.

Und was haben wir Journalisten von allen Neujahrs-Genüssen? O, gewiß keinen geringen Theil — wenigstens ihre Blätter: wer weiß, an wie vielen Orten diese dem Kuchen des Tages als Schüssel dienen werden!

R u ß l a n d.

Wo überwintern die Krebse?

(Eine Russische Geschichte.)

Wir waren unserer acht junge Leute, die, das schöne Wetter benutzend, einen Spaziergang außerhalb der Stadt machten. Vier von uns waren träge geworden, durch die auf ihnen lastenden Pandekten und Codices; vier dagegen waren fleißig. — Der Jüngste von uns zählte 19 und der Aelteste 22 Jahre. Arm waren wir Alle, und wir wünschten nichts sehnlicher, als reich zu werden. In einer langen Reihe, am Eingange eines Waldes sitzend, überlegten und berathschlagten wir, auf welche Weise wir in der Welt zu Reichthum und Ansehen gelangen könnten.

Da trat plötzlich aus dem Walde ein Greis heraus und stellte sich vor uns. Im erhabenen Stil müssen alle Greise silberhaaren und tugendhaft, und alle Jünglinge schön seyn. Ob unser Greis tugendhaft war, weiß ich nicht, aber silberhaaren war er, und wir waren, obgleich nicht schön, so doch jung, und daher hatte der Alte Mitleiden mit uns und sagte uns Folgendes:

„Ich habe Eurem Gespräch zugehört, und bedaure Euch, daß Ihr, Reichthum und Ansehen wünschend, und die Absicht habend, sie in der Welt aufzusuchen, nur diejenigen Wege Euch gewählt habt, die Euch zu Armuth und Vergessenheit führen. Ihr träumt von Ruhm, von Autorschaft, von ritterlichen Thaten, von Recht, von Tugend, und Gott weiß, wovon noch! Jugendschwärmereien, Traum-Gesichte einer besseren Lebens-Epoche! — Hört mir zu."

„Der Fisch sucht da, wo es am tiefsten, der Mensch da, wo es am besten ist. Auf diesem Russischen Spruch ruht die Welt, und wird von ihm gehalten. Wo ist es aber am besten? — Da, wo es am tiefsten ist. Und wo ist es am tiefsten? — Da, wo es am besten ist. — Philosophisch genommen ist das nun eines und dasselbe."

„Wie aber die Orte in der Welt auffinden, wo es am tiefsten, das heißt, am besten ist? Zu diesem Zweck haben unsere Vorfahren, die große Fischfänger und Fischesser waren, uns Merkmale hinterlassen, indem sie dergleichen Orte mit dem Sprüchworte bezeichneten: Wo die Krebse überwintern. Da ist es also am besten und tiefsten. Geht mithin, Jünglinge, in die Welt und sucht dieses Winterlager, und findet Ihr es, so wird Euch das, was Ihr wünschet."

„Geld kann ich Euch nicht mitgeben, und darum versehe ich Euch mit guten Rathschlägen. — Da, wie ich Euch schon gesagt habe, es da am besten, wo es tief ist, und auch so umgekehrt, so müßt Ihr in jedem Fall, wenn Euch etwas Leckeres unter die Hände fällt, die Pfote so tief hineinstecken, als Ihr könnt, und wenn es deshalb Eurem Nächsten nicht besser geht, so wird es Euch doch um so vortheilhafter seyn. — Habt Ihr mit Leuten Geschäfte, so seht ihnen so tief in's Herz, als Ihr nur immer vermöget, und benutzt diejenigen Ihrer Schwachheiten, die Euch am dienlichsten sind. Euren Lebensweg verfolgend, vergeßt es keinen Augenblick, daß es da am besten, wo es am tiefsten ist, und erhebt Euer Haupt nicht früher, als bis es Zeit ist, und so lange Ihr das Plätzchen nicht gefunden habt, wo die Krebse überwintern, haltet Euch nieder zur Erde, kriechet, tauchet unter, wühlt und tastet um Euch her, ob Ihr die Pfote nicht tiefer hineinstecken könnt. Der Krebs sey Euer Wahrzeichen, Euer Muster. Schweigt, und erhebt in keinem Fall Eure Stimme; denn der Krebs ist stumm, und giebt keinen Laut von sich. Müßt Ihr nothwendiger Weise sprechen, so sprecht leise und in's Ohr. Nach treuen historischen Berichten hat kein einziger Römischer, unter dem Portikus mit lauter Stimme perorirender Redner so viel gewonnen, als die Freigelassenen und Klienten der Römischen Großen, die diesen in's Ohr flüsterten. — Man meint und glaubt daran, daß der Krebs immer rückwärts gehe, weil sein Schwanz einem Kopfe ähnlich sieht; er indessen kommt vorwärts und erreicht sein Winterlager! Laßt Euch dies als Beispiel dienen! Geht immer dergestalt vorwärts, daß andere Leute glauben, Ihr ginget rückwärts; dann wird man Euren Weg nicht hemmen, weil man dies nur mit denen thut, die rasch gehen, laut schreien und die Nase hoch tragen. — Befolgt Ihr meine Vorschrift, so werdet Ihr die Stelle finden, wo die Krebse überwintern, und zu Reichthum und Ansehen gelangen."

Nach diesen Worten verschwand der silberhaarene Greis in den Wald, und wir entschlossen uns, nach gehöriger Ueberlegung, seinen Rathschlägen zu folgen, warfen Bücher und Hefte fort, hingen einen Mantelsack um die Schultern, und vertheilten uns Paarweise nach allen vier Weltgegenden, das heißt, zwei gingen nach Norden, zwei nach Süden, zwei nach Osten und zwei nach Westen.

So verflossen 15 Jahre, da fanden wir uns Alle wieder im Mittelpunkte Rußland's, in Moskau, zusammen. Der nämliche Alte, der uns in Bewegung gesetzt hatte, hielt sich damals auch in Moskau auf, und lud uns bei sich zum Mittag ein. Wir erschienen alle bei ihm, in unseren eigenen Wagen und Kaleschen, mit Taschenbüchern, die mit Banknoten, mit Bank-Billets und mit Verschreibungen auf Häuser, Dörfer und Landhäuser angefüllt waren, in reichen Anzügen u. s. w. — Der Alte nahm uns stattlich auf und wendete sich, nachdem er, als wir mit dem Champagner fertig waren, die Diener fortgewiesen, mit folgenden Worten an uns:

„Es scheint mir, daß Sie für meine Rathschläge mir Dank schuldig sind. Ich verlange aber nichts von Ihnen, als Offenheit."

Einer von uns, Dorimedont Agathonewitsch Sobatschenko, erhob sich von seinem Sitz, verbeugte sich gegen den Alten und antwortete: „Offenheit kann Ihnen von uns nicht werden. Sie war uns höchst hinderlich beim Aufsuchen der Stelle, wo die Krebse überwintern; wir warfen sie von uns, folglich haben wir sie nicht und können sie Ihnen nicht mittheilen."

Der Alte lächelte. „Das weiß ich und ich will nicht zu viel von Ihnen verlangen," sagte er, „nur darum bitte ich, daß Jeder von Ihnen mir auf's Gewissen sage, wo er die gesuchte Stelle fand. Nähere Umstände wissen will ich nicht. . . ."

„Auf's Gewissen sagen! Erbarmen Sie sich", riefen wir Alle einstimmig. Wo soll denn das Gewissen herkommen! Und hätten wir es gefunden, so wären wir nie zu der Stelle hingelangt."

„Nun, so werden Sie doch wenigstens der Wahrheit gemäß sprechen!" fuhr der Alte fort. Wir lachten Alle laut auf. „Die Wahr-

heit haben wir lange begraben, so tief als möglich, damit es uns um so besser gehe," rief Sobatschenko aus.

Der Greis ward nachdenkend. — „Antworten müssen Sie mir", sagte er. „Nun sagen Sie mir, wie Sie mir antworten wollen."

Unser Repräsentant, Doridemont Agathonowitsch Sobatschenko erwiederte: „Wir werden Ihnen antworten, wie wir es gewohnt sind, wie es sich gehört, d. h. den Umständen gemäß. Wo die Wahrheit uns nicht schadet, wohl aber Nutzen bringt, werden wir sie sagen."

„Gut, dem sey also! Und somit sagen Sie mir, Herr Sobatschenko, wo überwintern die Krebse? — „In Konkursen und Vormundschaften", antwortete Sobatschenko.

Der Alte wandte sich mit der nämlichen Frage an mich. — Ich erwiederte: „Die Krebse überwintern in den Vorzimmern der Großen."

„Herr Perepisenko! Und Sie, wo fanden Sie das Winterlager?" — „Bei den Verschwendern."

„Und was sagen Sie", fuhr der Alte fort, sich an Saschenin wendend, unseren großen, starken und breitschulterigen Gefährten. — „Die Krebse überwintern in den Schatullen verwelkter Schönen, die ihre Ruinen mit Gold bedecken und Liebe nach Goldgewicht kaufen."

„Wo fanden Sie das Winterlager, Herr Pennikoff?" — „In der Branntweins-Pacht."

„Und Sie Herr Isworotkin?" — „In einem gehörig veranstalteten Bankerott."

„Und was sagen Sie, Herr Schlachtikewitsch?" — „In der Führung fremder Prozesse." — „Und nach meiner Erfahrung in der Verwaltung fremden Vermögens", sagte Herr Witschetoff, ohne erst eine Frage abzuwarten.

Der Alte versank wieder in Nachdenken. — Also die Krebse überwintern weder im Ackerbau noch in den Künsten, weder in Fabriken noch in Manufakturen, weder im Kriegsdienst noch in der Pädagogik... Der Greis schüttelte das Haupt und sagte: „Ich habe Sie befragt, um einige moralische Wahrheiten kennen zu lernen. Ich habe Ihnen allegorische Rathschläge ertheilt, und Sie, dieselben buchstäblich befolgend, haben, wie ich sehe, das Winterlager der Krebse wirklich ausgefunden. Ich wünsche Ihnen Glück — beneide Sie aber nicht."

Der Alte verbeugte sich, und begab sich in ein anderes Zimmer. Wir trennten uns, mit dem einstimmig gefaßten Beschluß, das, was sich mit uns zugetragen, Denen zur Richtschnur niederzuschreiben, die in der Welt den Ort suchen, wo die Krebse überwintern!

Unterzeichnet: Pamphil Pudelenko.

Mit dem Original übereinstimmend.

Th. Bulgarin.

Bibliographie.

Polnische Metronomie, oder Beschreibung Polnischer Maaße, Gewichte und Münzen. Von Th. Petruschefsky.

Erinnerungen. Von Tukalefsky.

Melana, eine Russische Ballade. (Eine Nachahmung von Bürger's Lenore, und zwar eine unglückliche, nach dem Urtheil der Nordischen Biene, die auf Schukoffsky's Uebersetzung hinweist.)

Ueber die Geburt Peter's des Großen.

Pädogogisches Journal, herausgegeben von Obodoffsky, Gugel und Gurjeff.

Mannigfaltiges.

— **Aus dem Leben der Kaiserin Katharina II.** Die Kaiserin machte einst, theils zu ihrem Vergnügen und aus Wißbegier, theils um ihre Achtung für das Verdienst zu bezeigen, auf einer Kriegs-Jacht eine Fahrt zwischen Kronstadt und St. Petersburg. Der Abend brach ein, und ein heftiges Gewitter verfinsterte den Himmel. Eine der begleitenden Jachten stieß auf die Kaiserliche Jacht, und veranlaßte Schrecken, Geschrei und Lärm, bis die beiden Fahrzeuge endlich ohne bedeutende Beschädigung von einander getrennt wurden. Die Kaiserin war während der ganzen Zeit in ihrer Kajüte, wo sie sich bereits zur Nacht zurückgezogen hatte, ruhig liegen geblieben, überzeugt, wie sie am folgenden Morgen erklärte, man würde sie, im Falle wirklicher Gefahr, davon benachrichtigt haben. Der Capitain der Jacht, die das Zusammenstoßen veranlaßte, hatte sich aus Verzweiflung in's Meer gestürzt. Als die Monarchin es erfuhr, seufzte sie, und sagte: „Es thut mir leid, daß er mich nicht besser kannte." — Katharine bewies Greisen und verdienstvollen Leuten die größte Achtung. Einst auf einem Balle bei Hofe, saß sie dem alten Grafen Ostermann gegenüber, neben welchem ein Page stand. Diesem gab sie einen Wink, sich zu ihr zu begeben. Der Graf, in der Meinung, ihm gelte der Wink, stand auf und näherte sich der Kaiserin, die sich sogleich erhob, den Grafen zu einem Fenster führte, dort einige Worte mit ihm sprach, und dann wieder ihren Platz einnahm, wo sie gegen die, über ihre Herablassung erstaunte Gräfin Golowin äußerte: „Es wäre dem alten Mann unangenehm gewesen, zu hören, daß mein Wink nicht ihm gegolten; jetzt wird er mit mir zufrieden seyn." — Einst übersandte der Ober-Befehlshaber von Moskau dem Grafen Samoiloff mehrere gegen die Monarchin gerichtete Verse, deren Verfasser bereits entdeckt war. Der Graf stattete darüber seinen Bericht an die Kaiserin ab. Sie verlangte die Verse zu sehen. Der Graf zögerte und bemerkte, sie wären zu zügellos. „Gieb sie nur her," fuhr Katharina fort, „was die Frau nicht lesen darf, das muß die Kaiserin lesen." Sie nahm die Verse, las sie; ihre Augen funkelten vor Aerger und Zorn, und mit großen Schritten ging sie im Kabinette auf und nieder. Bald aber gewann sie ihren Gleichmuth wieder, näherte sich dem Kamin, warf das Papier in's Feuer, und sagte, sich zum Grafen wendend: „Nenne mir den Namen des Verfassers nicht, ich will nichts von ihm wissen." (Б. Д. Ч.)

— **Die Britische Seemacht.** Diese besteht gegenwärtig aus 557 Fahrzeugen, die je 1—120 Kanonen führen. 166 (mit Einschluß der Falmouther Packetschiffe) sind beständig im Dienste; die übrigen werden abwechselnd ausgebessert, oder stationiren an bestimmten Orten in festen Plätzen. In Friedenszeiten übersteigt die Zahl der Matrosen nicht 20,000, und die der Seesoldaten 12,000. Uebrigens hat England allein so viel See-Offiziere, daß es alle Flotten in der ganzen Welt damit hinreichend versehen könnte. Es giebt bei der Britischen Marine nicht weniger als 44 Admirale, von diesen sind aber nur zwei im aktiven Dienste; ferner 51 Vice-Admirale, von denen vier im aktiven Dienste; Contre-Admiralale giebt's 64, darunter fünf im aktiven Dienste, und außerdem stehen noch 34 Contre-Admirale auf halbem Solde; — im Ganzen giebt es also 193 Admirale für die 166 im Dienste befindlichen Schiffe! Capitaine sind 763, so daß beinahe fünf auf ein Schiff kommen, und außerdem giebt es noch 867 Commodore; von den Ersteren sind aber nur 50, und von den Letzteren 59 im aktiven Dienste. Zu diesen kommen noch 9 verabschiedete Capitaine und 276 verabschiedete Commodore hinzu. Es giebt 3155 Lieutenants, so daß 20 auf ein Schiff zu rechnen, davon sind aber nur 369 im aktiven Dienste; Midshipmen giebt es 485. Aerzte zählt man 12, und Chirurgen 694; dazu kommen noch 42 verabschiedete Chirurgen, im Ganzen sind aber nur 96 im aktiven Dienst. Außerdem gehören noch zur Marine 309 Assistent-Chirurgen, außer den Krankenwärtern u. s. w., so daß man im Ganzen 1027 Männer, denen das Heilwesen obliegt, ungefähr sechs auf ein einzelnes Schiff, zählt. Es ist auffallend, daß die Marine weit mehr mit Chirurgen und Medizinern, als mit Dienern der Religion und der Kirche, versehen ist; von den Letzteren hat sie im Ganzen nur 63 Kapläne, unter denen nicht mehr als 30 im aktiven Dienste stehen. Endlich giebt es noch 619 Proviantmeister, von denen 90 im aktiven Dienste. Der Küstendienst wird von 2 Capitainen, 50 Commodoren, 300 Lieutenants und 2 Chirurgen verrichtet.

(Tait's Magazine).

— **Valparaiso.** Um vier Uhr des Nachmittags wird's in den Straßen dieser Stadt meist auf ein Mal leer. Man hört zu dieser Stunde Nichts von Geschäften; denn die Einwohner halten die Siesta, und die hier sich aufhaltenden Fremden (meist Engländer) begeben sich nach ihrer Behausung, um zu diniren. Erst mit Sonnen-Untergang geht alle Welt wieder aus, und die Straßen werden wiederum gleichsam neu belebt. Da erscheint denn alsbald der Lichthändler mit einer Ladung von schmierigen Talglichten, die er an einer Stange über seine Schulter hervorragen läßt, indem er dabei ausruft: Velas de sebo! (Talg-Lichte!) Eben so hört man den Klempner überall umher, mit dem gellenden Ausrufe: El bojalatero; vasinicas de bojalata, mui baratas! (Der Klempner; zinnernes Nachtgeschirr, sehr billig!) Die vornehmen Damen und Herren wallen dann in Masse nach dem paseo (Promenade) zu, bis man endlich das Geläut der Kirchen-Glocken vernimmt, die Jedermann zum Abend-Gebet einladen, das hier in aller Stille mit entblößtem Haupte im Freien verrichtet wird. Nach Verlauf einiger Minuten ertönt die Glocke abermals, worauf sich ein Jeder bekreuzigt und dem Nachbar eine gute Nacht wünscht. Bei dieser Gelegenheit verlangt die Etikette, daß man den Aeltesten aus der Gesellschaft vor Allen zuerst „gute Nacht" sagen läßt, und es ist oft spaßhaft zu sehen, wie drollig sich dabei die vornehme Welt hier in ihren Höflichkeitsbezeigungen benimmt, indem der Eine immer dem Anderen diese Ehre und Auszeichnung des Alters überlassen will. — „Diga, Vmd!" (Sagen Sie zuerst!) hört man sich gegenseitig zurufen — „No, Señor, diga Vmd!" (Nein, mein Herr, sagen Sie zuerst!) ist die allgemeine Erwiederung hierauf. (Three Years in the Pacific.)

— **Die Condors.** Eben als wir uns von der Küste abwärts wandten, bemerkten wir das frische Aas eines Maulthieres, an dem sieben ungeheure Condors mit schwarzen Flügeln und spitzen Schnäbeln und eine Anzahl von Weyhen sich gütlich thaten. Sie ließen uns so nahe herankommen, daß wir, wenn wir mit Waffen versehen gewesen wären, sie leicht hätten schießen können, da sie nur langsam aufzufliegen vermögen. Diese ungeheuren Raubvögel tödten sehr oft allerlei kleine vierfüßige Thiere. Zuweilen schließen sie ein Schaaf oder eine Ziege in einem Kreise ein und breiten ihre Flügel immer mehr aus, bis sie endlich ihrer Beute dicht an den Leib kommen. Ihr erster Angriff mit dem Schnabel ist dann gegen die Augen des gefangenen Thieres gerichtet; schreit dieses, wie es gewöhnlich der Fall ist, so suchen sie dessen Zunge mit den Klauen zu packen, hierauf fallen sie mit Gewalt über dasselbe her und verschlingen es oft bis auf die Knochen. Man fängt sie in dem Lande auf folgende Weise: — Man baut einen Käfig mit sehr hohem Pfahlwerk auf und legt ein frisches Aas in die Mitte desselben. Hierauf entfernt man sich von demselben. Es dauert dann nicht lange, so kommen die Condors, die ihr Lieblings-Futter meilenweit ausriechen, herbei und lassen sich auf dasselbe hinab; während sie aber hier den Schmaus beginnen, eilen die Auflauerer, nachdem sie sich gehörig mit Knütteln versehen, und den Leib und die äußern Glieder alle sorgfältig in Thierhäute gehüllt, schnell heran, und hauen auf die Raubvögel ein. Die Condors können sich nicht in die Höhe schwingen, wenn sie nicht vorher einen Anlauf von dreißig oder vierzig Fuß auf der Ebene nehmen; dies erlaubt ihnen aber hier der beschränkte Raum des Käfigs nicht, und so bleiben sie denn den Prügeln fortwährend ausgesetzt, bis sie endlich ganz erliegen, wobei sie es jedoch vorher an Widerstand nicht fehlen lassen, und oft ihren Verfolgern schmerzliche und gefährliche Wunden beibringen. (Three Years in the Pacific.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Montag den 16. Februar 1835.

England.

Selbstbekenntnisse Shakespeare's.

— Diesem Schlüssel
Erschließt sich Shakespeare's Herz.

Es war um das Jahr 1583, als sich zuerst eine privilegirte Schauspieler-Gesellschaft zu London bildete. Die Königin Elisabeth stand damals in vollem Glanze, von den Heldenthaten Sidney's und Raleigh's umstrahlt. Aber bei alledem ist die Errichtung jener Gesellschaft von Schauspielern eine der anmuthigsten Zierden ihrer Regierung. Das waren hochgesinnte Bursche, — arm, wie es den Dienern einer Königin geziemt; aber stolz, wie es Schöpfer von Königen und Königinnen mit Recht seyn dürfen. Für sie hatte die Armuth all' ihr Schreckliches abgestreift. Man hat jenen Schauspieler im Gil Blas, der, ruhig schlendernd, seine trockene Brodkruste erst im Bache am Wege einweicht, immer als das vollendetste Bild menschlicher Glückseligkeit bezeichnet; unsere Schauspieler stellen es nicht minder lebendig dar. Sie hatten in ihrem Witz einen mächtigen Talisman, sich einen Becher guten Weines herauszuzaubern, — wenn auch der Säckel leer war.

Unter diesen Schauspielern waren mehrere aus Warwickshire. Richard Burbadge, ihr großer Tragöde, Thomas Green, ihr bester Komiker, Hart und Heminge — waren Alle aus Warwickshire. Man kann denken, mit welchem Nimbus der neue Beruf dieser Leute sie in ihrer Heimat umgab. Man denke, was es heißt: „Niemand konnte als Gentleman passiren, der nicht Dick Burbadge gekannt." — Keine ehrliche Bauersfrau, die Sillenger's Ronde tanzen konnte, unterließ, von Dick Burbadge und Tom Green zu sprechen! Und doch sollte dieser Umstand noch erfolgreicher werden. Green's Geburtsort war Stratford am Avon, und zu Stratford lebte der junge Shakespeare. Es ist erhebend, sich jenen Augenblick zu denken, wo Green, als er sich seines jungen Landsmanns erinnerte und ihn aufforderte, der Londoner Truppe sich anzuschließen, mit edler Selbstverleugnung schon im Geiste die größeren Triumphe geahnt, die des größeren Genius warteten. Mit einem Male, es war im Jahr 1586, verließ William Shakespeare sein Haus zu Stratford, sein Weib und seine drei Kinder, und wanderte ganz allein nach London, — mit was für herrlichen, aber ihm selbst wohl dunkeln Aussichten!

Er schloß sich dem Blackfriar's-Theater an, und ward daselbst Schauspieler. Man kann sich kaum der Vermuthung erwehren, daß nicht schon damals in seinem Geiste dunkle Verahnungen von den Schöpfungen sich geregt, mit denen er einst die Welt segnen sollte. Aber ihre Zeit war noch nicht gekommen. Sein Wundergeist, der ihn Alles lehrte, lehrte ihn, seinen Weg ruhig, bescheidentlich, ohne Anmaßung verfolgen. Er beschäftigte sich damit, die Stücke Anderer zu verbessern. Denke sich nun Einer das Erstaunen der armen Autoren, wenn sie ihre Schöpfungen zurückerhielten, bereichert um Züge von dieser Meisterhand! Man gewahrte bald, daß die von ihm redigirten Stücke einer günstigen Aufnahme sicherer waren, als die von Anderen geschriebenen. Bald aber erhob sich die Mißgunst auch gegen den stillen bescheidenen Mann. — „Da hat sich eine Krähe eingefunden", heißt es bei einem miserablen Skribenten jener Zeit, der offenbar auf Shakespeare zielt, „die sich mit unseren Federn schmückt, und im Tigerherzen meint, einen Vers drechseln zu können, der sich euren besten gleichstellen dürfte; der, ein kompletter Johannes Faktotum, sich einbildet, der einzige Bühnen-Umgestalter („Shake-scene" mit deutlicher Anspielung auf Shakespeare) im Lande zu seyn."

Dies war im Jahre 1591. Zwei Jahre darauf warf er jene Fessel, nur für Andere zu arbeiten, ab, und strahlte plötzlich in dem vollen Glanze seiner eigenen Schöpferkraft. Derselbe war er am Schlusse seiner Bahn, derselbe bei ihrem Beginne. Seine Jugend kannte keine Unreife, sein Alter keinen Verfall. Noch hat sich keinem Sterblichen eine solche Laufbahn erschlossen, wie sie sich jetzt dem jungen Shakespeare aufthat. Allerdings gestaltete er das Theater des Landes um, und die leeren Räume der Bühne sammt den Lappen, die vor derselben hingen und statt des Vorhanges dienten, wurden unter seinem allmächtigen Wirken zu einem würdigen Plan für Könige und für Schöpfungen, die größer sind, als Monarchen, die allen Wechsel der Welt zu überdauern bestimmt sind, und deren Ruhm niemals verbleichen wird. Er wußte alle Leidenschaften des menschlichen Gemüthes seinen Zwecken unterzuordnen; alle Tugenden und Laster standen vor seinem Blicke enthüllt; die Natur legte ihm ihre Schätze zu Füßen; die Welt der Geister entschleierte ihm ihre lieblichen Phantasie-Gebilde und ihre verhülltesten Mysterien; ihm kleideten die Eichen der Ardennen sich in Grün, und auf seinen Spruch umschwärmten Geister-Chöre rings das Schiff beim Sturme.

Was aber erstaunenswürdiger ist, als dies Alles, ist die Erscheinung, daß keine allgemeine Familien-Aehnlichkeit, kein Typus menschlicher Einseitigkeit an seinen vielen herrlichen Gebilden sich auffinden läßt. Alle genialen Menschen haben ihr eigenthümlich Charakteristisches. Shakespeare allein war universell.*) Die mannigfaltigen Werke aller seiner Zeitgenossen haben durchaus ein gewisses persönliches Gepräge des Stils, und oft genug stellten sie unter dem Bilde ihrer Phantasie-Gestalten nur den eigenen Gemüths-Zustand dar. Er allein hatte sich über diese Besonderheiten der Persönlichkeit erhoben. Gleich einem Gotte und nicht einem „Manne von unserer Hinfälligkeit", rief er eine Welt in's Daseyn, und den reinen Aether der höchsten Einsicht als Himmel darüber wölbend, stellte er sie hin, eine selbständige, abgeschlossene Sphäre der Menschheit. Wenn seine herrlichen Gestalten an den Blicken der Zuschauer vorübergingen, da dachte Niemand an Shakespeare, den Autor; nein! er dachte nur:

„Oh wonder!
How many goodly creatures there are!
How beauteous mankind is! O brave new world,
That has such people in 't!"**)

Aber der bescheidene Schöpfer saß inzwischen wohl in der „Mermaid" oder verbrachte seine Zeit auf dem Blackfriars-Theater — ein stiller, anspruchsloser Mann! — Ich bin der festen Ueberzeugung, daß die eigentliche Glorie an Shakespeare's Genius, seine Universalität, gerade aus dem gänzlichen Mangel aller Würdigung, auch bei den größten unter seinen Zeitgenossen, abzuleiten sey. — Denn gewiß, wie schön auch manches der ihm erwiesenen Zeichen von Verehrung ist, — so galt doch keins von ihnen dem Urheber der Werke, auf welche zwei Jahrhunderte das Siegel gedrückt, als auf das Herrlichste, was jemals von einem Menschen ist erschaffen worden. In solchen Erkenntlichkeits-Bezeugungen herrschte immer mehr eine persönliche Zuneigung vor, als jenes höhere Gefühl von Verehrung und liebender Huldigung, die ihm gebührt, und ihm allein gebührt. Woher käme es sonst, daß wir keine Mittheilungen über Shakespeare's persönliche Verhältnisse überkommen? Niemand ist es eingefallen, uns auch nur die dürftigsten Notizen über Shakespeare's Leben aufzuzeichnen, bis endlich Betterton, von leidenschaftlicher Verehrung getrieben, viel später erst zu Stratford Untersuchungen für den Dichter Rares anstellte, der auf dieselben eine Biographie basirte, welche Malone mit mühseliger Arbeit umzustoßen suchte, indem er weitläufig darthat, daß man eben Nichts über Shakespeare schreiben könne, und indem er ganze Schwadronen von Thatsachen aufmarschiren ließ, um darzuthun, daß eben keine Thatsache feststehe, zwei Momente ausgenommen, die sich im Kirchenbuche von Stratford vorfinden, und von der Wirklichkeit noch sicherer bewährt sind, daß er nämlich geboren worden und — gestorben ist. Dies soll keinesweges als ein Vorwurf gegen Shakespeare's Zeitgenossen gerichtet seyn. Hochherzigkeit wohnt immer in mächtigen Genien, und ich halte keinen seiner großen Zeitgenossen niedriger Scheelsucht für fähig. Sie gehörten selbst zu den „Söhnen der Erinnerung", waren selbst die großen Erben des Ruhms und haben uns selbst ein reiches Vermächtniß schöner, ewiger Gedanken hinterlassen. Sie waren desselben Geschlechtes mit Shakespeare, nur daß er sie stolz überragte. Ich meine vielmehr, daß der Geist, der nach einander einen Hamlet, einen Falstaff, einen Lear gezeugt, viel zu universell war, um individuelle Zuneigung zu erwecken. Die Menschen dachten bei jenen Werken an die Natur, nicht an eines ihrer Kinder. Jedes Gefühl von Bewunderung und staunender Verehrung wandte sich zu dem erhabenen Schöpfergeiste, aus welchem auch jene Werke als Ausflüsse erschienen; der einzige Zoll, der Shakespeare selbst dargebracht ward, war der Ausdruck persönlicher Zuneigung.

Bald verschaffte ihm indessen seine größere Celebrität, als etwas ganz Aeußerliches, auch eine höhere Stellung in der Gesellschaft, und er besuchte nicht länger die „Mermaid" bloß als armer Schauspieler, sondern mit der Würde und Anerkennung eines beliebten Schriftstellers. Bezeichnend sind die Aeßerungen Ben Johnson's. „Ich liebte den Menschen!" so lautet sein erster warmer Ausdruck in Bezug auf Shakespeare. „Ich erweise seinem Andenken die ehrende Anbetung, die ihm irgend wer erweist." — Das ist schon eine würdigere Huldi-

*) Man vergleiche damit die merkwürdigen Worte Goethe's, die ungefähr so lauten: — „Unendlich, wie das Universum, das er wiederspiegelt, ist Shakespeare. Wir Alle, wie wir sind, können weder seinem Buchstaben, noch seinem Geiste genügen."

**) „O Wunder! — Wie viele treffliche Geschöpfe giebt es hier! — Wie schön ist doch die Menschheit! O herrliche, neue Welt, die solche Bewohner hegt!"

gung, wiewohl durch einen Vorwurf veranlaßt. Unmittelbar darauf, was nicht übersehen werden darf, bedient er sich durchaus nur persönlicher Bezeichnungen Shakespeare's. „Er war in der That wohlgesittet, von offenem, freiem Naturell, hatte eine glänzende Phantasie und äußerst glückliche Ausdrücke, die ihm in solcher Fülle zuströmten, daß ihr oft Einhalt gethan werden mußte." Der letzte Zug ist außerordentlich bezeichnend. Er eröffnet uns eine Scene, wie sie damals oft in den Tavernen vorkommen mochte. Shakespeare's Witz mag dem hochgelahrten Ben Johnson genug zu schaffen gemacht haben, daß ihm oft Einhalt gethan werden mußte! Ja wohl! Wir glauben selbst!

„Zahlreich," sagt Fuller, „waren die Witzgefechte zwischen Shakespeare und Ben Johnson, welche Beide ich mit einer großen Spanischen Gallione und einem Englischen Kriegsschiffe vergleichen möchte. Master Johnson, jener ähnlich, war reich beladen mit Gelahrtheit, solid, doch schwerfällig im Arbeiten. Shakespeare dagegen war ein Englisches Kriegsschiff, minder umfangreich, aber desto leichter vorwärtskommend; er zog alle Segel auf, und wußte den günstigen Fahrwind wohl zu nutzen — bei der Frische seines Witzes und seiner Erfindungskraft." Dieses Bild ist lebendig genug, und erregt uns das Verlangen nach einem früheren Boswell statt des früheren und größeren Johnson. — Nichts desto weniger können wir uns doch eine Vorstellung davon machen, auf welchem Fuße Shakespeare lebte. *) Beim Eintritte eine gewöhnliche Begrüßung: — sein Witz, um den Rest der Unterhaltung zu bestreiten; — übrigens aber von beiden Seiten keine Silbe, die auf die Göttlichkeit seines Genius hindeutete. — Niemand blieb stille stehen „mit ehrfurchtsvollem Blick!" — Er ward als Kamerad begrüßt, freundlich aufgenommen. Nur im Theater beugte man sich dem Genius, — bei den Agonieen der Leidenschaft Othello's, bei den erhabenen Schreckbildern vor Macbeth's Seele; da träumten sie mit dem tiefgrübelnden Hamlet über den Tand des Lebens, und sahen nur im Tode die einzige Lösung des Räthsels! — Wie? ist der Mann, der eben in das Gasthaus zur „Mermaid" so leichten eilenden Schrittes sich verfügt, der Urheber all dieser Wunder-Schöpfungen? Ist er jener Halbgott von Genius, der Meister der Menschen und der Herr der Geister? — Sieh da, wie er eintritt, sich unbewußt seiner Größe, offen, bescheiden wie ein Kind. Nur wie der Wein ihn allmälig mehr belebt, und der hochmächtige Johnson etwas weniger diktatorisch sich geberdet, sprühen die leuchtenden Witzfunken gegen ihn los. Wir können es uns ausmalen, wie in dem Gemüthe Shakespeare's der Satyr sich regte, halb scherzend, halb spottend, wenn er die jungen Dichter sich an Johnson, wie an den großen Lenker ihres Geschicks, wenden sah, seinem Kopfschütteln lauschend, als dem Zeichen ihrer Verdammung, und wie sie dagegen vor Jubel im Herzen aufhüpften, wenn von den Lippen dieses Orakels, — dieses Schöppenstuhls der Poesie, Weisheit und Gelahrtheit — in affektirtem, pedantischem Tone das Heilswort: „Meine lieben Söhne!" ertönte, und er hinzufügte: „Sie gehören zum Stamme Benjamin!" **) — Aber gewiß wagte sich kein Einfall in verletzender, höhnender Gestalt hervor.

So schuf Shakespeare die mächtigsten Werke, die dem Menschen hervorzubringen gegönnt ist; und fand keine Anerkennung für sich, als ihren Urheber. Wie ein jedes dieser Werke erschien, tauchte es in den Strom des allgemeinen Geistes unter, dem es von Rechtswegen eignete, — des Geistes der Menschheit. Sie gingen über in das große Weltenherz. Und er, der ihnen den Ursprung gab, ging inzwischen ruhig im Alltagsleben seinen Schritt, lud seinem Gemüthe die kleinlichen Obliegenheiten auf, verhalf seinen Mitschauspielern dazu, das Leben möglichst lustig zu verbringen; und, der ewigen Dauer jener Kunst-Gestalten versichert, die er der Welt zu ewiger Lust geschenkt, war er für seinen Nachruhm ganz unbesorgt.

Lamb äußert einmal: sogar in der Autorschaft gebe es Hochherzigkeit. Und, wenn anders dies Wort überhaupt von Shakespeare wirklich gebraucht werden darf, sehen wir sie nicht hier? — Die Nachwelt hat ihrerseits alle Sorgfalt aufgewandt, daß Nichts durch jene edle Selbstverleugnung verloren gehe. Shakespeare — kann man wohl sagen — wird jetzt angebetet; es gereicht zur Ehre, die Sprache zu reden, die er gesprochen; von seinem Tode ab bis auf den heutigen Tag hat man mit aufmerksamem Ohr seiner Musik gelauscht, und im Herzen hat die Musik seiner ewigen Gedanken wiedergetönt. Doch wir sagen: **seiner** Gedanken? Welches sind denn seine Gedanken? Die des Hamlet? Vielleicht waren sie doch die ihm verwandtesten! — Denn unter allen Charakteren jener unsterblichen Stücke scheint uns die Individualität Hamlets unserer Vorstellung von der am nächsten zu kommen, aus welcher sie alle hervorgegangen; und es scheint hier vielmehr darauf abgesehen, das innere Treiben einer individuellen Natur, die Variationen eines einzelnen Gemüthslebens, ein Gemälde von moralischer Einheit aufzustellen, als die allgemeinen Interessen des Gesammtlebens, leidenschaftliche Konflikte oder im Allgemeinen die Leidenschaft abzuschatten. Aber welche Bürgschaft haben wir dafür, daß Hamlet's Gedanken diejenigen Shakespeare's seyen? — daß nicht die des John Falstaff es noch in höherem Grade sind? — oder daß nicht im Lear noch kolossaler die gigantischen Verhältnisse seines unsterblichen Geistes, so wie die kleinen Anfechtungen seiner sterblichen Natur hervortreten? — „Schade!" rufen die Kommentatoren, „es giebt keine! Keine Bürgschaft kann dem Forschergeiste der Nachwelt geboten werden." — „Schade!" ruft Herr George Chalmers aus, „wie Jammerschade, daß wir nicht in Shakespeare's Häuslichkeit, in seine Freundschaften und Vergnügungen, nicht in die Einzelnheiten seines Charakters eingeweiht sind!" — „Ja, freilich ist es Schade!" klingt das Echo des Herrn Stevens nach; „wir wissen leider nichts von ihm, als daß er geboren war zu Stratford, eine Frau genommen und Kinder gehabt, daß er nach London gegangen und dort Dramen geschrieben, nach Stratford sich zurückbegeben, seinen letzten Willen aufgesetzt hat und gestorben ist." — „Und seyd Ihr denn auch wirklich sicher, daß dem Allen so sey?" fragt grimmig Herr Malone und erschüttert das Fundament auch dieser wenigen Daten. — Ach, diese Kommentatoren, wie schwer lasten sie auf Shakespeare! Wir hoffen, daß die Erde sanfter auf ihnen ruht!

(Schluß folgt.)

---

*) Unser Ludwig Tieck hat sie sich bekanntlich auch auf das Vortrefflichste in seinem „Dichterleben" gemacht.

**) Anspielung auf Ben, die Abkürzung von Benjamin.

Bibliographie.

The mayor of Wind-Gap. — Roman vom Verf. der „O'Hara Family". 3 Bde. 31½ Sh.

Specimens of the theatre of the Hindus. (Theater der Hindus.) Aus dem Sanskrit übersetzt von H. H. Wilson. Zweite Auflage. 2 Bde. 21 Sh.

The manuscripts of Erdely. (Die Handschriften von Erdely.) Roman von G. Stephens. 3 Bde. 31½ Sh.

Book of the constitution of Great-Britain. (Die Verfassung von Großbritanien.) Von T. Stephen. 16 Sh.

Rußland.

Die schreckliche Hochzeit.

Eine Kosaken-Sage.

Fast auf dem halben Wege von Baturin nach Korepa, auf derselben Stelle, wo jetzt das große Dorf Roschertwenneje mit seiner schönen Kirche und dem prachtvollen Wohnsitze des Gutsherrn liegt — stand einst eine ärmliche Kosaken-Hütte. In Kirschen-Gärten versteckt lagen vielleicht noch 10 andere blendend weiße Hütten, und eine alte Kapelle mit einem Mutter-Gottesbilde war die Nachbarin eines tiefen Brunnens, dessen klares Wasser noch jetzt in der umliegenden Gegend berühmt ist. Nach Baturin hin lehnte sich das Dörfchen an einen dichten Fichtenwald; weiterhin befand sich ein großer undurchdringlicher Morast.

Ungefähr 20 Schritte vom Brunnen stand eine Hütte, die sich von den übrigen durch ihr Aeußeres und durch ihre Größe auszeichnete; aus den vor dem Thore liegenden und stehenden Fässern, und aus den Düngerhaufen, die sich rund um die Hütte befanden, konnte man leicht errathen, daß hier eine Schenke war. Ein Jeder, der von Baturin nach Korepa oder von Korepa nach Baturin fuhr, hielt, wenn auch nur auf einen Augenblick, bei dem Thore der Schenkwirthin Ewdocha an, um Pferde und Ochsen zu tränken, ein halbes Quart Branntwein zu trinken und sich die schöne Tochter der Schenkwirthin, Namens Gala, anzuschauen. Die jungen Leute in der Umgegend verloren beinahe ihren Verstand, wenn sie in Gala's helle Augen blickten; von Ewdocha's Gala sprach man sogar in Baturin.

Die größte Aufmerksamkeit für Gala zeigte aber Gritzko Koschuch, der Nachbar der Schenkwirthin. Wiewohl sich bereits graue Haare in seinem schwarzen Knebelbart zeigten, und sich einige Runzeln auf seiner hohen Stirne hinzogen, so war er doch noch nicht alt, und konnte sich einen rüstigen Mann nennen, wenn nicht sein Antlitz von einer zurückschreckenden Blässe bedeckt gewesen wäre, wenn seine tiefliegenden Augen nicht einen so matten Glanz von sich gegeben hätten, wie Flämmchen auf einem Todtenacker. — Im Dorfe liebten Männer und Frauen den Gritzko deshalb nicht, weil er mit seinem Reichthum groß that wie ein Magnat, stets finster und verschlossen einherging und Niemanden ein freundliches Wort gönnte. An Festtagen, selbst an den größten, sah man ihn nie in der Kirche, und mit so großem Gewinn er auch seinen Buchweizen, seine Wolle und seine wilden Schweine verkaufte, so gab er doch nie etwas zum Besten, nicht ein Mal ein Glas Branntwein. Sein Lieblings-Aufenthalt war der Morast, an welchem er oft Stunden lang stumm und in sich gekehrt saß.

Unter den Gläubigen gingen nicht die vortheilhaftesten Gerüchte über Gritzko und seinen Reichthum; einige glaubten, er füge Menschen und Vieh Schaden zu und habe seinen Reichthum nicht auf die beste Weise erworben. Andere behaupteten sogar, sie hätten mit ihren eigenen Augen eine große feurige Schlange Nachts in seine Wohnung schleichen und ihm Geld bringen gesehen. Junge Leute, die ihre Pferde zum Nachtlager auf's Feld trieben, hatten ihn mehrere Mal auf dem Gottesacker sitzend bemerkt.

Wie sehr erstaunten wohlmeinende Leute, als sie hörten, die Schenkwirthin Ewdocha gebe ihre Tochter Gala dem Koschuch. Niemand wollte es glauben, und als man es ihnen endlich bestätigte, hieß es allgemein: Gritzko habe die alte Ewdocha und die arme Gala durch Zauberkünste verblendet.

Das Brautpaar ward in dem benachbarten Dorfe Otiuscha ehelich verbunden, und von dort begab sich Alt und Jung mit den Neuvermählten nach Gritzko's Wohnung. Es war im Herbst; der Regen floß in Strömen und durch den Fichtenwald stürmte es dergestalt, daß den Leuten ein eiskalter Schauder durch die Glieder fuhr. — Als man aber in der warmen, reinlichen und geräumigen, unlängst erst weiß getünchten Behausung Gritzko's angelangt war, als jeder Kosak sein halbes Quart guten Kirsch- oder Vogelbeer-Branntwein zu sich genommen hatte und die jungen Mädchen mit Eingemachtem bewirthet worden waren, — da nahmen Späße, Gesänge und lustige Erzählungen kein Ende. — Es fehlte nur noch der blinde Musikant Choma Golowatir aus Korepa. — „Gewiß hat ihn das schlechte Wetter abgehalten", zischelten sich die jungen Mädchen einander zu. — Da kehrte eine von den anwesenden Frauen, die kurz vorher das Zimmer verlassen hatte, mit der Nachricht zurück, es sey ein Unbekannter draußen, der Gritzko zu sprechen wünsche. Diesen hatte man noch nie so ausgelassen lustig gesehen; er scherzte und tändelte mit seiner jungen Frau, trank tapfer mit einem Jeden, und war so freigebig mit seinen Späßen gegen die jungen Leute, daß sie vor Lachen hätten bersten mögen. „Hol' ihn der Teufel!" antwortete er der Berichterstatterin, stand unwillig von seinem Sitz auf und näherte sich der Thüre, durch welche in demselben Augenblick der Unbekannte hereintrat: wahrscheinlich war es ihm zu kalt und

zu langweilig vor der Thüre geworden. Gritzko erblaßte und zitterte am ganzen Leibe, als schüttele ihn das Fieber.

„Wie geht's, Herr Gritzko!" sagte der Unbekannte dem Neuvermählten; „komme ich zur rechten Zeit?"

„Ich bitte ergebenst, näher zu treten", antwortete Koschuch mit erzwungener Freundlichkeit.

Der fremde Kosak, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, setzte sich sogleich an den Tisch, goß sich ein ganzes Quart Branntwein ein und trank es mit einem Zuge aus, ohne auch nur einen Tropfen zu vergießen. Dann nahm er in größter Geschwindigkeit ein ganzes gebratenes Spanferkel mit allen Knochen zu sich, und setzte darauf ein zweites Quart Branntwein. — Alles sah ihn mit großen Augen an, und in der Hütte war es still geworden, als beginge man eine Todtenfeier. Nachdem er sich satt gegessen und getrunken, löste er seinen Gürtel, stopfte eine kurze Tabackspfeife, die er aus den Stiefeln hervorzog, und machte sich's am Tische bequem, als kümmere er sich um die ganze Welt nicht. — Als er bei einer Wendung seines Kopfes Gritzko halb todt neben sich stehen sah, rief er ihm vertraulich zu: „Ei, Herr Bruder, warum stellst Du mir nicht Dein schönes junges Weib vor? Du weißt, Gritzko, daß ich vor alten Zeiten nicht besser war, wie andere Menschen, und gern mit Jünglingen und Mädchen zu thun hatte. Die Zeiten sind nun freilich vorbei! Ich habe jetzt ganz andere Beschäftigung." Dabei warf er einen bedeutenden Seitenblick auf Gritzko.

Wider Willen führte dieser die arme Gala dem unheimlichen Menschen vor.

„Ein herrliches Weibchen!" rief der Unbekannte aus, Gala auf die erröthenden Wangen klopfend; „wahrlich, ein herrliches Weibchen! Du hast einen guten Geschmack, Koschuch! Schade nur, daß in dieser Nacht ...."

Das Uebrige sagte er dem Neuvermählten in's Ohr, der am ganzen Leibe zitterte, wie Espenlaub.

„He! he!" fuhr der Unbekannte fort, Gritzko's Verwirrung nicht bemerkend: „He, he, Ihr habt ja keine Musik! Was ist das für eine Kosaken-Hochzeit ohne Musik?"

Einer der Gäste, dreister als die Uebrigen, erwiederte, daß das schlechte Wetter wahrscheinlich den Koropaschen Spielmann abgehalten hätte, zu erscheinen.

„Liegt es nur daran? Da will ich Euch, meinem Freunde Koschuch zu Gefallen, aus der Noth helfen. Zufällig habe ich meine Geige bei mir, und bin ich gleich kein Musikant von Profession, so will ich Euch dennoch nicht schlechter zum Tanz spielen, als Euer Freund aus Koropa!"

Er ging aus dem Zimmer und kehrte sogleich wieder mit einer Geige zurück. Alle waren vor Erstaunen außer sich, und besonders die Frau, die den Unbekannten angemeldet hatte, und die einen Eid ablegen wollte, daß er, als sie ihm am Thore begegnete, keine Geige bei sich gehabt habe.

Dem möge nun gewesen seyn, wie ihm wolle; der Unbekannte bestieg einen Tisch, und fing so lustig und fertig an auf seinem Instrumente zu spielen, als wäre er in seinem Leben nichts als Geigenspieler gewesen. — Die jungen Leute, alle Furcht vergessend, begannen, aus allen Kräften zu springen und zu tanzen, so daß die Fenster zitterten.

„Und warum tanzest Du nicht, Freund Gritzko?" schrie der Musikant, ohne sich in seinem Spiel unterbrechen zu lassen. „Du warst doch sonst immer ein tüchtiger Tänzer!"

Bei diesen Worten klopfte er mit seinem Bogen auf Gritzko's Kopf. Kaum war dies geschehen, als der Berührte seinen Kummer vergaß; er begann, zu tanzen, zu singen, zu pfeifen und zu lärmen; seine Lustigkeit hatte aber so etwas Seltsames an sich, daß man ihn eher für einen Wahnsinnigen, als für einen Menschen hätte halten sollen, der so eben einem schönen Mädchen angetraut worden war.

Die Wahrheit zu gestehen, versetzte das Spiel des Unbekannten die ganze Gesellschaft in eine Art von unwillkürlicher fremdartiger Lustigkeit: Alle tanzten und lachten wie toll, und doch lag es ihnen schwer auf der Brust. Die sündhaftesten Gedanken durchzogen das Hirn, und sogar die Luft im Zimmer war drückend und beängstigend geworden.

Als um Mitternacht die Hähne krähten, steckte der Unbekannte seine Geige ein, sprang vom Tisch und trat auf den Neuvermählten zu.

„Es ist Zeit, Gritzko!" sagte er, seine Hand ergreifend.

„Noch eine Nacht! Nur noch eine Nacht!" flehte Koschuch, dem alle Glieder schlotterten.

„Nein!" antwortete der Unbekannte.

„Gewähre mir wenigstens eine Stunde, nur eine einzige Stunde ..."

„Nein!" erwiederte Jener in dumpfem Ton.

„Aber doch eine Viertelstunde", bat er, auf die Kniee sinkend.

„Du jammerst mich", sagte der Unbekannte, sich an Gritzko's Verzweiflung weidend. „Wenn Deine Frau dieses Papier unterzeichnet, so gebe ich Dir noch acht Tage Zeit."

Es muß hier bemerkt werden, daß Gala bei ihrem Oheim der in Koropa Kirchendiener war, lesen und schreiben gelernt hatte.

Der Unbekannte nahm aus der Tasche ein rothes Papier und eine silberne Feder. Als Gritzko diesen Apparat erblickte, schrie er aus allen Kräften:

„Nein! Um nichts in der Welt!"

„Nun, so laß uns gehen!" sagte kaltblütig der Unbekannte, „und Du wirst mich führen."

Höflich um sich her grüßend, umfaßte er Gritzko und sagte freundlich zu der Neuvermählten:

„Zürne nicht, schöne Gala, daß ich Deinen Liebsten entführe; Du wirst ihn bald wiedersehen, mein Herzchen!"

Und sie entfernten sich.

Am nächsten Tage entdeckte man nach langem Suchen Gritzko's Leichnam unter einer großen vom Blitz zersplitterten Eiche an der Straße nach Nechajeff. Als man seine Todten-Messe hielt, verlöschten die Kerzen in der Kirche, und unter dem Volk ging das Gerücht, sein Leichnam sey am Tage nach seiner Bestattung aus dem Grabe gestoßen worden.

Die arme Gala verlor den Verstand und starb ein Jahr darauf, gerade an dem Tage und zu der Stunde, als sie den ihr bestimmten Gatten verlor. (C. II.)

Nord-Amerika.

Washington's Papiere.

Die vom General Washington hinterlassenen, aus achtzig Bänden bestehenden Papiere und Briefschaften, sind vor einigen Jahren von der Regierung der Vereinigten Staaten angekauft und im Staats-Archive niedergelegt worden. Auf Befehl des Kongresses erscheint ein Auszug jener Papiere sammt dem Leben Washington's im Drucke; der Bearbeiter dieses Werkes ist Herr Jared Sparks, rühmlich bekannt durch seine Sammlung der Dokumente aus der Zeit der Amerikanischen Revolution. Bereits ist der zweite und der dritte Band ausgegeben;*) der erste, die Biographie enthaltend, wird später erscheinen. Derjenige Theil des Manuscripts, welcher Abschriften von der, während des Unabhängigkeits-Krieges geführten Korrespondenz enthält, besteht aus 24 Bänden, die unter Washington's eigener Aufsicht sauber abgeschrieben und unter folgende Rubriken gebracht worden: 1) Die Korrespondenz mit dem Kongresse und dessen Comitéen, mit dem Kriegs-Amt, Amerikanischen Gesandten an auswärtigen Höfen und Kongreß-Mitgliedern in Bezug auf ihr Amts-Verhältniß; 2) Briefe an Provinzial-Behörden, bürgerliche Obrigkeiten und Bürger; 3) an Militair-Personen; 4) an auswärtige Gesandte, fremde Offiziere und bei den Vereinigten Staaten dienende Ausländer; 5) an Offiziere des Feindes, Britische Unterthanen und solche Personen, die Erlaubniß, zu dem Feinde zu gehen, verlangten; 6) Privatbriefe, deren Inhalt jedoch größtentheils die öffentlichen Angelegenheiten betrifft. Der Herausgeber hat die Auszüge mit Anmerkungen, Erläuterungen und einer ausführlichen Vorrede ausgestattet. Aus letzterer erhellt, mit welcher Umsicht und welchem Fleiß Herr Sparks sich seiner Aufgabe entledigt hat. Er hat selbst die Archive des Kongresses und der Vereinigten Staaten geprüft und auch die von England und Frankreich durchforscht, welche ihm zu diesem Behufe mit einer beispiellosen Freisinnigkeit geöffnet werden. Er machte Reisen nach den verschiedenen Staaten, die zu dem ursprünglichen Bunde gehörten und an dem Kriege Theil genommen, um deren Archive zu untersuchen, wo er zugleich Zugang zu vielen Privat-Sammlungen erhielt. In London und Paris verwandte er zwölf Monate auf Studien in den Staats-Archiven. Dorther verschaffte er sich die vollständige Korrespondenz der Minister Dartmouth und Georg Germain mit den Britischen Befehlshabern während des ganzen Krieges, die der Englischen Kommissarien, welche in Paris den Frieden unterhandelten, so wie die Original-Papiere, die Lord North von Zeit zu Zeit dem Parlament überreichte. In Paris durchforschte er die Korrespondenz zwischen Graf Vergennes und den Französischen Gesandten Gerard und Luzerne, fast 400 Depeschen betragend, aus denen die Politik der Französischen Regierung vom Anfange bis zum Ende des Krieges deutlich zu ersehen ist: ferner Denkschriften und andere, die Angelegenheiten von Amerika betreffende Papiere. Die Staatsmänner, die seinen Wünschen und Untersuchungen besonders förderlich waren, sind Sir James Mackintosh, Marquis Lansdowne, Lord Holland, General Lafayette, Marquis Marbois, Lawrence, (damals Nord-Amerikanischer Gesandter in London) und Brown, der Amerikanische Gesandte in Paris.

Der erste von den beiden erschienenen Bänden enthält Washington's Briefe und Papiere, die vor dem Unabhängigkeits-Kriege geschrieben sind. Meistentheils betreffen sie den Französischen Krieg, an welchem Washington fünf Jahre (1754—1758) Antheil genommen, und zwar drei Jahre als Befehlshaber der Streitkräfte von Virginien. Die folgenden funfzehn Jahre, bis zum Ausbruch der Revolution, verlebte er als Privatmann auf seiner Besitzung in Mount-Vernon. Die während dieser Epoche geschriebenen Briefe, meist Privat-Angelegenheiten betreffend, sind in zwei Bänden in eigenhändiger Abschrift gesammelt. Auch aus diesem Theil der Korrespondenz werden Auszüge mitgetheilt. Schon mehrere Jahre vor der Revolution hielt Washington ein Tagebuch, in welches er seine Beobachtungen unter drei Rubriken einzutragen pflegte: „Wo, wie, und mit wem ich meine Zeit verbracht habe;" „Wetterbericht", „Bemerkungen und Beobachtungen." Das Tagebuch, das während des Krieges unterblieb, wurde nachher wieder fortgesetzt. Sowohl aus dieser Quelle, als aus andern Untersuchungen des Herausgebers fließen manche Nachrichten über das frühere Leben Washington's, die bis jetzt nicht hinlänglich bekannt gewesen.

G. Washington war der dritte Sohn von Augustin Washington, der zweimal verheirathet war, zuerst mit Jane Butler, und hernach mit Maria Ball. Von der ersten Frau hatte er drei Söhne und eine Tochter, von der zweiten vier Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn erster Ehe hieß Butler und starb jung. Der zweite, Lorenz, war um das Jahr 1718 geboren. Georg war der älteste Sohn aus der zweiten Ehe und im Jahre 1732 geboren. Lorenz war Hauptmann in dem Britischen Heere, und diente bei der Expedition, die 1741 unter Admiral Vernon gegen Porto Bello auslief, und einen unglücklichen Ausgang hatte. Als sein Vater starb (1743), nahm er seinen Abschied, und kaufte bald darauf eine Besitzung am Flusse Potomac, die er zum Andenken an den Admiral, Mount-Vernon nannte. Was

*) The Writings of George Washington; being his Correspondence, Addresses, Messages, and other Papers, official and private, selected and published from the original Manuscripts: with a Life of the Author, Notes and Illustrations. By Jared Sparks. 8. Vols. II and III. Boston. 1834.

die Erziehung des jungen Washington betrifft, so war sie mehr auf das sogenannte Praktische gerichtet, und seine sittliche und äußere Ausbildung war ein Gegenstand ernster Sorgfalt, denn in einem seiner Bücher vom Jahre 1745, also in seinem dreizehnten Jahre, finden sich 110 Maximen des guten und höflichen Betragens, die höchst wahrscheinlich ein älterer Freund für den Knaben gesammelt oder aufgesetzt hat. Sie haben, von ihrem innern Werthe abgesehen, ein besonderes Interesse, da sie zweifelsohne einen wesentlichen Einfluß auf die Ausbildung Washington's gehabt. Hier zur Probe folgende:

„Was man in der Gesellschaft thut, sey mit einem Zeichen der Achtung gegen die Anwesenden. — Zeige keine Freude bei Jemandes Unglück, selbst wenn er Dein Feind gewesen. — Mit Geschäftsmännern sprich kurz und deutlich. — Besuchst Du einen Kranken, so spiele nicht den Arzt, wenn Du keiner bist. — Versuche nicht, Deines Gleichen in der Kunst zu unterweisen, die er selbst treibt; dies schmeckt nach Anmaßung. — Thut Jemand, was er vermag, tadele ihn nicht, obgleich es mißlingt. — Hast Du Rath oder Verweis zu geben, überlege, ob es öffentlich oder unter vier Augen, jetzt oder zu einer andern Zeit, und in welchen Ausdrücken es geschehen müsse. Beim Tadel zeige keinen Zorn, sondern Milde. — Spotte und spaße nicht bei ernsten Dingen; mache keine beißende Scherze, und lache nicht, wenn Du etwas Witziges gesagt. — Worin Du Andere zurechtweisest, sey selbst tadellos, denn Beispiel ist eindringlicher, als Lehre. — Sey nicht schnell, umlaufende Gerüchte zu Jemandes Nachtheil aufzunehmen. — Kleide Dich bescheiden, suche mehr der Natur gemäß zu verfahren, als Bewunderung zu erregen. Halte Dich an dem Anzuge von Deines Gleichen. — Verbinde Dich mit Männern von guten Eigenschaften, wenn Du Deinen Ruf achtest; besser einsam seyn, als in schlechter Gesellschaft. — Deine Unterhaltung sey ohne Bosheit oder Neid, das ist ein Zeichen des umgänglichen, sich empfehlenden Sinnes; wo Deine Leidenschaft aufgeregt ist, lasse doch die Vernunft regieren. — Dränge Deinen Freund nicht, ein Geheimniß zu verrathen. — Träume erzähle nur vertrauten Freunden. — Verspotte keines Menschen Unglück, selbst wenn Grund dazu vorhanden scheint. — Beleidigende Worte sprich auch im Scherze nicht. — Ungefragt gieb keinen Rath, und wird er verlangt, sey kurz. — Tadele Anderer Unvollkommenheiten nicht, denn dies gebührt Aeltern, Lehrern und Vorgesetzten. — In Gesellschaft sprich nicht in fremder Sprache. — Hält Jemand in seinen Worten an, hilf ihm nicht, wenn es nicht verlangt wird, unterbrich nicht, und antworte erst, wenn er fertig ist. — Enthalte Dich der Vergleichungen; wird einer aus der Gesellschaft wegen einer guten Handlung gelobt, empfiehl keinen Anderen wegen ähnlicher That. — Erzählst Du Gehörtes nach, nenne nicht stets den Urheber. — Sey im Streit nicht so des Sieges begierig, daß dadurch die Meinungs-Freiheit Anderer beeinträchtigt wird; sprich von dem Abwesenden nichts Böses; sprich nicht stets Einerlei. — Tadele nicht, was Du issest. — Suche jenen Funken des himmlischen Feuers, Gewissen genannt, in Deiner Brust lebendig zu erhalten."

In einem Alter von 14 Jahren erhielt Washington, auf seines Bruders Lorenz Empfehlung, eine Stelle als Schiffs-Kadet, die er aber, weil seine Mutter es nicht gern sah, wieder aufgab. Zwei Jahre nachher übernahm er das Geschäft der Feldmessung, bei welchem er drei Jahre ausharrte.

Der Schauplatz seiner Thätigkeit war auf den Allegany-Bergen und an den südlichen Armen des Potomac. Die Gegend war gänzlich wild, und die Arbeit so beschwerlich, daß er selten länger als 14 Tage auf einmal abwesend war. Er wohnte bei seinem Bruder in Mount Vernon, zuweilen bei seiner Mutter in Fredericksburg. Schon damals hielt er bei seinen Exkursionen ein Tagebuch, dessen Inhalt zeigt, daß er bereits als Jüngling sehr reif dachte und schrieb. Er war damals einer „Schönheit des Thal-Landes" geneigt, deren Namen und Geschichte aber nicht mehr bekannt sind. Seine körperliche und geistige Ausbildung für seinen eigentlichen Beruf, den Kriegerstand, wurde durch diese Beschäftigung wesentlich gefördert. In seinem neunzehnten Jahre wurde er einer der General-Adjutanten von Virginia mit Majors-Rang. Dasselbe Jahr begleitete er seinen Bruder, der kränkelte und im folgenden Jahre starb, auf einer Reise nach der Insel Barbadoes. Aus dem Tagebuche, das er während derselben hielt, werden einige unterhaltende Auszüge mitgetheilt. Im Jahre 1753 theilte der Vice-Gouverneur Dinwiddie die Kolonie in vier Militair-Bezirke, jeden unter einem Adjutanten, und im November wurde Washington's Anstellung für den nördlichen Bezirk erneuert. Um dieselbe Zeit wurde er zu einer Sendung an den Französischen Befehlshaber am Ohio beordert, und hier erschien Washington zuerst auf der Bühne des öffentlichen Lebens. Das Tagebuch jener Mission ist oft gedruckt; aber zum ersten Male in der gegenwärtigen Sammlung sind Dinwiddie's Verhaltungs-Befehle und dessen Korrespondenz mit den Englischen Ministern, in der Washington ausnehmend gerühmt wird, befindlich.

Bald nach Washington's Rückkehr von dieser Expedition bekam er den Oberbefehl über einige Compagnieen Freiwilliger, die am Ohio-Strom ein Fort errichten sollten. Damals war er Oberst-Lieutenant. Am 2. April 1754 marschirte er von Alexandria aus; noch denselben Sommer wurde er Oberst des Virginia-Regiments. Eine den Rang des Militairs betreffende Verfügung der Kolonial-Versammlung veranlaßte Washington, im Herbst des gedachten Jahres seinen Abschied zu nehmen. Allein sein Ruhm war schon so groß und seine Gegenwart wurde so wichtig erachtet, daß General Braddock, der neue Ober-Befehlshaber, ihn beim Beginn des folgenden Jahres zu seinem Adjutanten mit Oberst-Rang erhob. Der Feldzug endigte mit Braddock's Niederlage; Washington kam unbeschädigt davon, obwohl ihm zwei Pferde unterm Leibe erschossen wurden und er vier Kugeln in den Rock bekam. Den 14. August ernannte ihn der Gouverneur zum Befehlshaber der Truppen von Virginia, die aus 1000 Mann bestanden. Er war damals erst 23 Jahr alt. Die Korrespondenz, welche er in dieser Eigenschaft, hauptsächlich mit dem Gouverneur, führte, erstreckt sich durch die folgenden drei Jahre und füllt den größten Theil des Bandes. Zu Ende des Jahres 1758 zog er sich von der Armee zurück und nahm seinen Sitz in der Bürger-Versammlung, zu deren Mitgliede er unlängst gewählt worden. Die Offiziere erließen an ihn eine sehr schmeichelhafte Adresse. Sobald Washington seinen Sitz in dem Repräsentanten-Hause einnahm, hielt, auf Befehl der Versammlung, der Sprecher, Herr Robinson, eine sehr lobende Anrede an den jungen Obersten. Dieser stand auf, um für die Ehre seinen Dank zu bezeigen; aber er war so bewegt, daß er keine Silbe hervorzubringen vermochte. Er stammelte erröthend und zitterte eine Sekunde lang, als der Sprecher ihn durch folgende Worte erlöste: „Setzen Sie sich, Herr Washington", sprach er lächelnd; „Ihre Bescheidenheit kommt Ihrer Tapferkeit gleich, und das will mehr sagen, als ich durch irgend eine andere Weise auszudrücken vermöchte."

Die Sammlung schließt mit einigen Privatbriefen, die Washington zwischen 1758 und 1773 von Mount Vernon aus geschrieben. Der Herausgeber hat einen 130 Seiten füllenden Anhang hinzugefügt, der verschiedene Punkte aus Washington's früherem Leben erläutert.

(N. A. R.)

Bibliographie.

Memoir of Rev. George Dana Boardman. (Leben des Missionairs Boardman, der zuletzt unter den Birmanen lehrte.) Von Alonzo King. Boston.

Lectures on popular education. (Vorlesungen über eine volksmäßige Erziehung.) Von G. Combe. Boston.

An English and German and German and English dictionary. (Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch.) Philadelphia.

Remarks on the classical education of boys. (Ueber den klassischen Unterricht der Knaben.) Von einem Lehrer. Boston.

History of the United States. (Geschichte der Vereinigten Staaten seit Entdeckung des Amerikanischen Kontinents.) 1r Bd. Boston.

History of the American revolution. (Geschichte der Amerikanischen Revolution, nebst einem vorhergehenden Abriß über die Colonisation rc.) Baltimore.

Anecdotes for Sunday-schools. (Anekdoten für Sonntags-Schulen.)

The Esculapian Tablets of the 19th century. (Medizinische Tabellen für Jedermann.) Von Sylvestre Graham. Providence.

American antiquities and discoveries of the West. (Amerikanische Alterthümer und Entdeckungen im Westen.)

A letter to his countrymen. (Sendschreiben an seine Landsleute.) Von J. Fenimore Cooper. New-York.

A reply to the letter of J. Fenimore Cooper. (Antwort auf Cooper's Schreiben.) Von Einem seiner Landsleute. Boston.

Mannigfaltiges.

— **Bevölkerung mehrerer Städte Rußlands.** Nach einer vom Russischen Ministerium des Innern herausgegebenen Uebersicht, zählte im Jahre 1833: St. Petersburg 445,135 Bewohner; Moskau 333,260; Kasan 50,244; Riga 49,867; Kieff 37,760; Wilna 33,637; Saratoff 33,641; Charkoff 32,846; Astrachan 30,770; Schitomir 26,428; Kaluga 26,118; Woronesch 24,520; Cherson 24,508; Orel 23,737; Jaroslaff 22,786; Kischineff 21,785; Nischney Nowgorod 21,687; Tula 20,355; Tamboff 20,147; Kursk 20,050; Twer 20,020; Tiflis 19,170; Archangel 18,827; Perm 18,666; Räsan 17,635; Tobolsk 17,558; Mohileff am Dnieper 15,842; Reval 15,618; Kamenetz 15,599; Pensa 14,944; Witepsk 14,324; Irkutzk 13,522; Nowo-Tscherkask 13,387; Minsk 13,225; Simbirsk 13,168; Mitau 13,225; Wologda 12,639; Kostroma 12,149; Jekaterinoslaff 11,648; Orusk 11,428; Erivan 11,284; Smolensk 10,639; Torusk 10,577; Pultawa 9248; Bielostok 9217; Pskoff 8876; Nowgorod 8634; Petrosawodsk 8556; Wladimir 7310; Ufa 6936; Wätka 6683; Tschernigoff 6672; Simpheropol 6010; Jeniseisk 5162; Stawropol 5013; Grodno 4719. Von den übrigen Städten sind die bewohntesten: Odessa mit 55,000 Einwohnern; Schlüsselburg hat 25,343; Nikolajeff 20,468; Jeletz 16,484; Achtirka 15,832; Kosloff 15,577; Wolchoff 15,391; Akerman 13,689; Kolonna 13,048. Die am wenigsten bevölkerte Stadt in Rußland ist Baltischport mit 166 Einwohnern.

— **Seltsame Vegetation.** Nichts ist merkwürdiger, als die seltsame, unerklärbare Weise, auf welche einige Pflanzen bei gewissen Gelegenheiten plötzlich hervorschießen. Kurz nach dem großen Feuer in London im Jahre 1666 war die ganze Oberfläche der verheerten Stadt auf einmal mit dem üppigsten Sisymbrium irio in solcher Masse bedeckt, daß man, wie man damals berechnete, in ganz Europa keine gleiche Anzahl der verschiedenen Species dieser Pflanzen-Gattung hätte auftreiben können. Eben so bemerkt man überall, wo eine Salzquelle in der Nähe eines Sees plötzlich hervorbricht, unmittelbar darauf in der ganzen Gegend eine Fülle von salzhaltigen Pflanzen, die man vorher dort nie gesehen. Wenn Seen austrocknen, erzeugt sich immer plötzlich eine neue Pflanzen-Ueppigkeit an der Stelle. Dies bewährte sich auch auf der Dänischen Insel Seeland. Wiley bemerkte dort, nach der Trockenlegung eines Theiles derselben, die Carex cyperoides, die sich sonst nirgends in Dänemark ursprünglich findet, sondern dem nördlichen Deutschland eigenthümlich ist. (Dr. Graver's Lecture).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Mittwoch den 18. Februar 1835.

Frankreich.

Ein Französisches Urtheil über C. M. von Weber's Musik und namentlich über den Freischütz.

Der bekannte Französische Musikkenner, Herr Fetis (eigentlich ein Belgier), läßt sich bei Gelegenheit einer neuern Aufführung des Freischütz auf einem Pariser Theater folgendermaßen in einer Französischen Zeitschrift vernehmen:

„Wenige Künstler haben ein seltsameres Geschick gehabt, als Weber. Die Natur hatte ihn mit einem ganz eigenthümlichen Genius begabt, und originelle Talente schienen ihn frühzeitig auszeichnen zu sollen; dennoch verfloß fast sein ganzes Leben, wenn nicht in Dunkelheit, so doch wenigstens in einer Hülflosigkeit, die ihn lange Zeit unglücklich machte. Und man glaube nicht, daß das Publikum allein an der Verlassenheit Schuld war, in welcher der Komponist des Freischütz seine Jugend mit unfruchtbaren Bemühungen hinbrachte: er selbst hatte sich verkannt.

Ein Schüler des Abt Vogler, der ohne Genie nach den unabhängigen Manieren der Originalität strebte, hatte er bis zu einem gewissen Punkt die Meinung der Menge verachten und dieser zum Trotz die von Natur zur Satire geneigte Anlage seines Geistes üben gelernt; dabei fehlte es ihm aber an Dreistigkeit, um seinen künstlerischen Beruf zu erfüllen. Seine schwächliche Constitution und seine Kränklichkeit nöthigten ihn zu längerer oder kürzerer Ruhe, und in diesen Augenblicken der Muße kam ihm zuweilen der Gedanke ein, der Musik ganz zu entsagen. Die Lithographie, deren Erfinder er zu seyn glaubte, hatte ihn zum Nebenbuhler Sennefelders gemacht; sie beschäftigte ihn beinahe ein Jahr lang sehr ernstlich, und in dieser Zwischenzeit erinnerte er sich kaum daran, daß er ein Musiker sey. Dann aber wurde ihm die Lithographie zuwider, wie er denn überhaupt mit Allem unzufrieden war, und er kehrte wieder zu seiner ersten Bestimmung und zu seinen alten Studien zurück.

Carl Maria von Weber war noch sehr jung, als sein Name zum ersten Mal in der musikalischen Welt ertönte; aber anfangs machte er sich nur als Klavier-Virtuos bemerklich, denn seine ersten Compositionen ließen den Schwung noch nicht ahnen, den sein Genius dereinst nehmen sollte. Sein Ideengang war unsicher, es zeigte sich kein bestimmter Plan darin; er suchte sich selbst, und mit seinen Gedanken, die aus keiner bekannten Ordnung hervorgingen, unzufrieden, träumte er eine, dem Zustande seiner Seele entsprechende Musik, eine Musik, die er gern ganz ideal, unabhängig, ja phantastisch, und vor allen Dingen originell gewünscht hätte, denn, mit Ausnahme der ersten Zeit seiner Laufbahn, in welcher er noch bloßer Nachahmer war, verzehrte sich die ganze Thätigkeit seines Lebens in dem Streben nach dieser Eigenthümlichkeit, die sich freilich jeder Künstler zum Ziel setzt, mit der aber die Natur so karg ist.

Alles, was seine Seele bewegte, suchte Weber in „Tonkünstler's Leben", der bedeutendsten seiner nachgelassenen Schriften, zu schildern. Enthusiast in seiner Kunst, glaubt der junge Musiker, in welchem er sich selbst gemalt hat, das Rechte zu erkennen; er hofft es zu erreichen und ist doch nie mit seiner Arbeit zufrieden. Manchmal wird er mißmüthig, zweifelt an seinem Talent, ja selbst an seinem Beruf; es fehlt wenig, so fragt er sich, ob die Kunst selbst auch etwas Wirkliches sey. Aber so anziehend auch das Gemälde dieses Träumens und Schwankens ist, worin gerade Weber's Charakter bestand, so sieht man doch gleich, daß seine Beobachtungen sich in einem zu engen Gesichtskreis umherbewegten: eine weitere Welt fehlte ihm, um ihm alle sittliche Verhältnisse zu zeigen, in denen der Künstler sich befinden kann. Gewiß, wenn er unter uns gelebt hätte, so würde er wohl in seiner Jugend das wechselnde Gefühl der Hoffnung und Niedergeschlagenheit gehabt haben, welches von einem aufkeimenden Talent untrennbar ist, aber er hätte bald an sich selbst oder an Anderen wahrgenommen, daß man sich bei vorrückenden Jahren weniger mit seinem Genius, als mit äußeren Verhältnissen beschäftigt; denn in unserem civilisirten Leben wird durch die Ansteckung der Selbstsucht und Eigenliebe ein jeder Künstler, der sich einen Ruf zu erwerben und ihn zu vertheidigen, Reichthümer zusammen zu scharren und den Ehrgeiz zu befriedigen hat, allmälig verschlechtert und ist zuletzt nicht mehr er selbst. Ueberdies wirkt in seinem reiferen Alter Alles darauf hin, daß er dem Zeugniß seines Bewußtseins das Urtheil der Gesellschaft unterschiebt. Vermöge eines sonderbaren Irrthums schenkt diese nur denen Bewunderung und Vertrauen, die Beides zu verdienen aufgehört haben; sie multiplizirt die Talente der Jugend, die sie oft verkannt hat, mit den Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen des Alters und überredet sich, daß die Belohnungen eines ehemaligen Talents das Kennzeichen des jetzigen seyen.

Der arme Weber hatte niemals Gelegenheit, dies Alles zu beobachten: stets dem Bedürfniß, der Unruhe über seine Zukunft und den Sorgen, die ihm seine Familie machte, zur Beute, konnte er aus dem engen Kreise, in dem das Schicksal ihn gebannt hielt, nicht herauskommen, vermochte er sich nicht auf einen weiteren Schauplatz zu versetzen. Ohne Zweifel sollte dies so seyn, weil er dabei die originellen Eigenschaften behielt, oder vielmehr nach und nach entfaltete, welche er der Natur verdankte, und die er in der großen Welt vielleicht eingebüßt hätte.

Einige Opern, die bei ihrer Aufführung kein Glück machten, und eine Menge von Instrumental-Compositionen, die von den Musikliebhabern mit Kälte aufgenommen wurden, waren Weber's Werke im Anfange des Jahres 1813; dies Alles hatte dem Künstler nur einen zweideutigen Ruf verschafft. Die Konzerte, die Klavier-Sonaten, welche er bis dahin herausgegeben hatte, waren wenig gesucht worden, und die Verleger fürchteten sich, die neuen Werke anzunehmen, die er ihnen anbot. Ein unvorhergesehener Umstand riß den Komponisten aus dieser Lage heraus, für die er nicht geboren war: die Erhebung des ganzen Deutschlands gegen die Französische Herrschaft, nach dem unglücklichen Feldzuge in Rußland. Es handelte sich darum, den Muth der Jugend anzufeuern, sie im Namen des Vaterlandes zu den Waffen zu rufen und sie durch den Gesang der Freiheits-Lieder zum Kampfe zu treiben; Weber schrieb die Melodieen zu diesen Chor-Gesängen, und da erst entwickelte er die Quellen seines Genius. Nicht, als ob seine früheren Erzeugnisse gar kein Verdienst hätten, aber in den Liedern, die er für den heiligen Krieg — so nannte man diesen letzten Kampf gegen Napoleon's Despotismus — in Musik setzte, offenbarte sich zum ersten Mal der eigenthümliche Charakter seines Talents. Da fing Deutschland an, den genialen Mann zu erkennen, der ihm so lange verborgen geblieben war, und der Weg zum Erfolg des Freischütz war gebahnt.

Diese originale Tonschöpfung erschien einige Jahre darauf; der Enthusiasmus, den sie in ganz Deutschland erregte, ist unbeschreiblich. Der Erfolg war so groß, daß es kaum ein Dorf von einiger Bedeutung giebt, wo der Freischütz nicht aufgeführt worden wäre, so gut als es ging. Das Werk trug den Stempel eines schöpferischen Genius. Die Deutschen verkannten es nicht; sie fühlten, daß in dieser Musik eine dramatische Kraft und eine Erfindung von Formen enthalten sey, wie sie sich in den Werken keines anderen unter Mozart's Nachfolgern zeigten. Diese neuen Formen lagen sowohl in der Melodie, als in der Harmonie und in der Art und Weise der Instrumentirung. Der Rhythmus ist die einzige Seite der Kunst, worin Weber nichts Neues geleistet hat (?); in dieser Beziehung steht er den meisten ausgezeichneten Tonkünstlern des letzten halben Jahrhunderts gleich; und doch ist dies eine unerschöpfliche Fundgrube, an deren Ausbeutung man bis jetzt kaum gedacht hat.

Das Erfinden war keine leichte Arbeit für Weber; es kostete ihm Mühe, und das Komponiren einer Oper nahm ihm viele Zeit weg. Er äußerte daher in einem Briefe sein Erstaunen darüber, wie man ihm hätte den Vorschlag machen können, den Oberon für das Coventgarden-Theater binnen sechs Monaten zu schreiben. Zur bloßen Entwerfung seiner größeren Werke brauchte er nicht weniger als ein Jahr. Diese schwere Empfängniß zeigte sich besonders, wenn er nach Melodieen suchte; er hat dies auch selbst in einem seiner Briefe bekannt. Wenn er aber eine Melodie fand, so zeichnete sie sich stets durch Originalität aus, obgleich es ihr manchmal an natürlicher Form fehlte. Zuweilen stößt man jedoch bei ihm auch auf Wendungen, die große Mühe und Anstrengung verrathen, und er hat ohne Zweifel öfters der Harmonie, die den Gesang begleiten sollte, einige Opfer gebracht. Daher rührt es, daß im Allgemeinen die Musik des Freischütz, der Euryanthe und des Oberon schwer zu singen ist, besonders für Französische Sänger; Italiänische würden gar nicht begreifen können, daß eine solche Musik für die menschliche Stimme gemacht sey.

Und doch ist es ganz eigentliche Melodie, der es auch an Anmuth nicht fehlt; aber es ist eine harmonische Melodie; sie enthüllt durch sich allein nicht ihren ganzen Sinn; sie empfängt vielmehr einen großen Theil ihrer Bedeutung von der Harmonie. Zuweilen ist ihr sogar die Mitwirkung der Instrumentation unentbehrlich; so offenbart sich der träumerisch-schwärmerische Charakter der köstlichen Introduction zu Agathen's großer Arie nicht allein durch die Melodie und die begleitende Harmonie; damit beide den Charakter erhalten, den ihnen Weber geben wollte, bedarf es der mit ihnen verbundenen Töne der Violinen und Bratschen, und zwar gerade in der Reihefolge und Ordnung, wie ihre

Stimmen eintreten. Man höre diese Arie mit Pianoforte-Begleitung, und wird das Cantabile, welches man auf dem Theater gehört hat, kaum wieder erkennen. (?) Ich setze voraus, daß meine Leser nicht glauben werden, es sey der Zweck dieser Bemerkungen, Weber's Verdienst in seiner Art, eine Melodie aufzufassen, schmälern zu wollen; ich wollte nur eine Thatsache anführen und zu begründen suchen, die mir zur richtigen Würdigung des Talents dieses Tonkünstlers von einiger Wichtigkeit scheint.

Man hat dem Komponisten des Freischütz vorgeworfen, daß er in Trivialität verfalle, wenn er in seinen Melodieen natürlich seyn wolle; dies Urtheil bezog sich wahrscheinlich auf den Jägerchor im dritten Akt; ich halte es aber nicht für richtig. Die Haltung und Farbe einer Melodie steht immer mit dem Gegenstand in Verhältniß, auf den sie angewandt ist; nun scheint es mir aber, daß ihre Farbe in dem besagten Fall nicht angemessener seyn konnte. Die Ausführung ist es, welche diesen natürlichen und einfachen Sachen oft schadet und ihnen den Anstrich von Trivialität giebt.

Weber's Harmonie ist nicht immer vollkommen gut gesetzt; man findet darin oft die verwickelte Manier der Schule des Abts Vogler wieder, aber sie hat stets etwas Anziehendes und Reizendes; sie ist treffend und nimmt auf eine wunderbare Weise den Charakter der Verhältnisse und Leidenschaften an, von denen die Personen bewegt werden. In der wilden Jagd des zweiten Akts ist diese Harmonie eine Schöpfung von der ergreifendsten Originalität. Die Scene in der Wolfsschlucht macht einen Eindruck, wie ihn vordem noch keine Musik, ausgenommen der letzte Akt des Don Juan, hervorbrachte. Diese Anlage des Weberschen Genius, sich stets der Gattung von Harmonie zu bemächtigen, welche diese oder jene Situation erheischt, machte sich besonders noch in mehreren Stücken des Oberon mit seltenem Glück geltend. In dem Charakter dieser Musik ist wirklicher Zauber, und die Harmonie übt auf einige Theile der Oper einen unverkennbaren Einfluß aus.

Ich habe schon gesagt, daß in Weber's Musik die Instrumentirung fast immer mit der Melodie und Harmonie in vollkommener Uebereinstimmung ist; diese Eigenschaft, welche von den Kritikern kaum bemerkt worden, ist eine der seltensten, denn bekanntlich instrumentiren die meisten Komponisten nur nach einem einmal angenommenen und ewig wiederkehrenden Plan. Einige Effekte, wie zum Beispiel die Art und Weise, wie Weber die Flöte und Klarinette mit einander verbindet, und die Leere, welche er manchmal zwischen den Ober- und Unter-Stimmen läßt, ist ganz von seiner Erfindung. Mehrere Komponisten haben sich später dieser Effekten ebenfalls bedient, aber sie selten so gut angebracht.

Wenn es nun auch, nach diesem Allen, leicht seyn möchte, einige sehr bedeutende Fehler in Weber's Stil nachzuweisen, so kann man doch nicht leugnen, daß er viel Neues erfunden hat und mit dramatischem Genius begabt war. Nach vierzehn Jahren erregt der Freischütz noch eben solche Bewunderung in Deutschland, wie in den ersten Tagen nach seinem Erscheinen, und man darf wohl glauben, daß sich die Verehrung, welche dieser merkwürdigen Composition gezollt worden ist, noch lange Zeit erhalten wird."

Die Kochkunst am Hofe Napoleon's.

Aus den Memoiren des berühmten Kochkünstlers Carême. *)

Eines Tages fragte Napoleon seinen Ober-Küchenmeister, meinen Freund Dunan, warum er niemals Schweine-Crepinetts (eine Art kleiner Würste) auf seine Tafel bringe? Diese Frage kam dem guten Manne sehr seltsam vor: „Sire", erwiederte Herr Dunan, „was unverdaulich ist, das ist nicht gastronomisch." Ein anwesender Offizier bemerkte: „Ew. Majestät würden nicht gleich nachher arbeiten können, wenn Sie Crepinetts speisten." „„Pah! das sind Possen, ich werde dennoch arbeiten."". „Sire", sprach nunmehr Dunan, „Ew. Majestät sollen das Gericht morgen zum Frühstück haben." Wirklich standen die Crepinetts des anderen Morgens auf dem Frühstückstische; allein das Fleisch war von jungen Rebhühnern, und das veränderte die Sache gar sehr. Der Kaiser aß mit großem Appetit. „Ihr Gericht ist saftig, Dunan, ich mache Ihnen mein Kompliment."

Einen Monat später — eben war es zum Bruche mit einer großen Europäischen Macht gekommen — schrieb Dunan wieder ein Mal Crepinetts auf den Speisezettel, und präsentirte sie zum Frühstück. An jenem Tage sollten Murat und Bessières im Palaste speisen; allein dringende Geschäfte hatten sie vor Tages-Anbruch von Paris abgerufen. — Wie ganz anders wurden die armen Crepinetts diesmal empfangen! — Napoleon hatte eben, wie es seine Gewohnheit war, in einer Sekunde ein paar Löffel Suppe geschlürft, als er, den ersten Teller lebhaft zurückstoßend, seine Lieblingsspeise erblickte. Der Kaiser verzog das Gesicht, sprang auf, stieß den Tisch um, daß alle Delikatessen auf einen prachtvollen Persischen Teppich fielen, und entfernte sich, mit den Armen hin und her fahrend und eine Thür um die andere zuschlagend, bis er in seinem Kabinette war. **) Dunan stand, wie vom Blitz getroffen, und stierte die Scherben des schönen Porzellans an, die am Fußboden lagen. Welch' eine Verwirrung im ganzen Palaste! Die Herren Vorschneider bebten und die bestürzten Livree-Bedienten stoben auseinander. Doch mußten sie bald zurückkehren, den Tisch wieder aufheben und die Scherben zusammenraffen. Der halb entseelte Küchenmeister lief unterdeß zum Hof-Marschall, um seinen Rath zu vernehmen. — Duroc sah einem kalten und stolzen Menschen ähnlich; allein er war keines von beiden; er lieh dem Erzähler ein freundliches Ohr. Nachdem er Alles erfahren hatte, sprach er zu Dunan: „Sie kennen den Kaiser nicht; wollen Sie meiner Erfahrung glauben, so gehen Sie und bereiten Sie gleich ein neues Frühstück und eine neue Schüssel Crepinetts; jener wüthende Ausbruch galt nicht Ihnen; nur die Geschäfte des Kaisers sind Schuld daran. Sobald der Kaiser fertig ist, — vielleicht schon in einer Stunde — wird er sein Frühstück begehren. Gehen Sie, Dunan, und halten Sie es bereit."

Der arme Küchenmeister ließ sich nicht erst bitten; er eilte und bereitete ein zweites Frühstück. Kaum war es fertig, als der Kaiser klingelte. — Dunan brachte das Frühstück in's Zimmer und Rustan (der Mammeluck) wartete dem Kaiser auf. Napoleon vermißte seinen Küchenmeister und fragte mit freundlicher Lebhaftigkeit, wo er sey, und warum er nicht servire? — Man rief ihn — er erschien mit einem, noch immer kreideweißen Gesichte, trug aber das schönste gebratene Huhn auf beiden Händen. Der Kaiser lächelte ihm gnädig zu, verzehrte einen Flügel des Huhns und einige Crepinetts und lobte dann das Frühstück. Hierauf winkte er Dunan, näher zu treten, klopfte ihm einige Mal auf die Wange und sprach gerührt: „Dunan, Sie sind glücklicher, mein lieber Küchenmeister, als ich, der Kaiser dieses schönen Landes." Er frühstückte schweigend weiter und schien dabei innerlich bewegt. Dunan erfuhr an diesem Tage, daß der Schmerz auch in dem Busen dessen Eingang finden könnte, den nichts in der Welt an Größe überragte. Das betrübte ihn tief, denn er liebte seinen Herrn aus Herzensgrund.

Er folgte ihm auf allen seinen Feldzügen, und marschirte immer mit dem heroischen Generalstabe der Garde, um gleich bei dem Chef zu seyn, so oft Halt gemacht würde. Täglich war Dunan im Feuer und steckte in den Kolonnen der Garde. War die Schlacht gewonnen, so bereitete Dunan dem Kaiser und seinen Generalen schleunigst eine Mahlzeit. — Er improvisirte die Bankette. — Wenn er seinem Kaiser servirte und große Waffenthaten erzählen hörte, konnte er dreist sagen: „Ich habe dabei geholfen; ich war an jenem Tage da, oder ich war dort unter Ihnen, meine Herren."

Hatte der Kaiser beim Frühstück oder Diner sein Schnupftuch oder seine Dose im Kabinet liegen lassen, so bemerkte Dunan zuerst, was fehlt, und ging, es zu holen. Napoleon sagte ihm einmal, als er ihn mit seiner Dose zurückkehren sah: „Aber Dunan, Sie sind ja ein Hexenmeister, wie können Sie immer errathen, was ich vergessen habe?" — „Sire, ich habe bemerkt, daß Ew. Majestät Ihre Dose in die linke, und Ihr Schnupftuch in die rechte Tasche zu stecken pflegen; wenn nun Ew. Majestät zu Tische sitzen und mehrmals mit der Hand nach einer Tasche fahren, so sehe ich, was fehlt." — „Das ist nicht übel", sprach der Kaiser, „Sie sind ein feiner Beobachter", und er dankte ihm huldreich.

Eines Tages hielt Napoleon, nach einem Frühstück, in den Tuilerien mit mehreren Generalen einen Kriegs-Rath. Da in demselben volle Freiheit der Meinungen galt, so wurde die Konferenz manchmal sehr lebhaft, und dies war auch diesmal der Fall. Dunan, der dies bemerkte, als er eben abdecken wollte, hatte sich zurückgezogen; gleich nachher war er wiedergekommen, hielt sich aber in gewisser Entfernung, als der Kaiser, dem selbst, wenn er vollauf beschäftigt war, die geringsten Details nicht entgingen, zu ihm sagte: „So bleiben Sie doch, Dunan; Sie sind hier gar nicht überflüssig; diese Herren kennen Sie; Sie sind auch Soldat!" — Welch zauberisches Wort, und von welchem Manne gesprochen!

Ein anderes Mal hatte einer der Senatoren beim Aufheben der Tafel bemerkt, daß die Dose des Kaisers leer war. Er rief einen Bedienten, ließ sie füllen und reichte sie dann selbst dem Kaiser, der sie rasch hinnahm. Noch in tiefem Gespräche mit dem Herzog von Massa begriffen, öffnete Napoleon die Dose, warf den Taback ins Feuer, und winkte Dunan, sie wieder zu füllen. Dunan erzählte mir dies, und setzte hinzu: „Ei, welche lange Nase bekam an jenem Tage der Hofmann!"

Als der Ball-Saal des Fürsten von Schwarzenberg in Feuer aufging, blieb Dunan an der Seite des Kaisers, so lange die Gefahr dauerte. Auf Napoleons Befehl führte er Marie Louise nach Saint Cloud, und kehrte dann in die Gärten der Straße Taitbout zurück. — Des folgenden Morgens stellte Napoleon seinem Küchenmeister neue Fragen, um alle Details des Ereignisses zu erfahren. Er bemerkte während der Erzählung Dunan's Niedergeschlagenheit, und sagte ihm mit vieler Güte: „Seitdem Sie in meinem Dienste sind, lieber Dunan, habe ich Ihnen viele Noth gemacht; aber rechnen Sie auf mich." — Mit diesen Worten faßte er seine Hand, führte ihn in sein Kabinet, öffnete die Schatulle und gab ihm 10,000 Franken in Bankzetteln.

Der Kaiser geizte mit nichts als mit seinem schönen Kreuz der Ehrenlegion, welches damals das Ziel jedes verständigen Ehrgeizes war. Doch hatte er im Jahre 1812 auch Dunan auf die Liste der neuen Verleihungen gebracht, die er seinen Hausbeamten bestimmte. „Dunan (so schrieb er) ist der Erste auf der Liste, weil er ein Tapferer ist; meine Soldaten sehen ihn im Feuer." Diese Beförderungen haben jedoch, in Folge der Unglücksfälle von 1812, nicht stattgefunden; sie wurden vertagt. — Tröste dich, würdiger Greis! du hast schon mehr als Ein Ehrenkreuz, da der Gallische Cäsar solch ein Urtheil über dich gefällt. . . . Ich habe mich schon öfter darüber ausgesprochen, daß Cambacérès Küche niemals ihren großen Ruf verdiente. Man vergönne mir, noch einmal darauf zurückzukommen.

Herr Grand-Manche, der Oberkoch des Erzkanzlers, war ein tüchtiger Praktikus, und dabei ein Ehrenmann, den wir Alle sehr hochschätzten; von seinem Herrn aber ist desto weniger zu rühmen. Der Fürst beschäftigte sich des Morgens sehr angelegentlich mit seiner Tafel; allein es geschah nur, um die Kosten derselben, so gut es gehen wollte, einzuschränken. Er besaß in hohem Grade jene unruhige Kleinigkeits-Krämerei, die den Geizhals kenntlich macht. Bei jedem Diner, das er gab, merkte er sich diejenigen Speisen genau, die entweder ganz unberührt blieben, oder von denen man wenig genossen hatte, und setzte aus diesen Ueberbleibseln des andern Tages sein Diner zusammen. Welch

---

*) Die Leser unserer Zeitschrift werden sich dieses Künstlers, der im Jahre 1833 gestorben ist, noch aus einigen früheren Artikeln erinnern. Einer derselben (1833 Nr. 10) handelte von der Küche Napoleon's auf St. Helena und der andere (1833 Nr. 29) betraf Carême's Meisterwerk über „die Französische Kochkunst im 19. Jahrhundert."

**) Vermuthlich hatte diese köstliche Speise den Kaiser an einige verunglückte Pläne erinnert. (Anmerk. des Herrn Carême.)

ein Diner! gerechter Himmel! Ich will nicht eben sagen, daß eine abgetragene Speise ganz verstoßen werden soll; aber sie darf doch wenigstens kein neues Diner, kein Diner eines Fürsten und Gastronomen abgeben. Es ist dies in der That ein sehr zarter Punkt: der Hausherr darf nichts sagen, nichts sehen; er muß Alles der Geschicklichkeit und Ehrlichkeit seines Koches anheimstellen; abgetragene Speisen darf man nur mit Behutsamkeit wieder zu Ehren bringen, und vor Allem ist dabei die tiefste Verschwiegenheit nöthig.

Im Hause des Fürsten Talleyrand, dem ersten Hause in Europa, in der Welt und in der Weltgeschichte *), handelt man nach diesen Prinzipien: es sind die Prinzipien des Geschmackes; es waren die Prinzipien aller hohen Personen, die ich bedient habe, z. B. Castlereagh's, Georg's IV., Kaiser Alexanders u. s. w.

Der Erzkanzler (Cambacérès) empfing aus den Departements unzählige Dinge, namentlich das schönste Geflügel, zum Geschenke. Alles wurde in eine ungeheuere Speisekammer vergraben, zu welcher Herr Cambacérès selbst den Schlüssel hatte. Er hielt sich eine Liste seiner Mundvorräthe, in die er sogar das Datum ihrer Ankunft eintrug; er allein verfügte darüber, was gekocht oder gebraten werden sollte, und oft kam die Verfügung erst, wenn die Vorräthe schon verderben waren. Was auf seiner Tafel erschien, hatte seine natürliche Frische bereits verloren.

Cambacérès war nie ein Gourmand im edleren und gelehrteren Sinne des Wortes; wohl aber ein gewaltiger Esser, oder vielmehr ein Fresser. Sollte man wohl glauben, daß er warme Pasteten mit Fleischklößchen — dieses plumpe und fade Gericht — allen anderen Speisen verzog? Eines Tages, als der ehrliche Grand-Manche die Pastete mit Geflügel, Nieren und dergl. füllen wollte, wurde der Fürst feuerroth vor Zorn, und verlangte seine gewohnten Bouletten aus gehacktem Kalbfleisch, die so hart waren, daß man sie kaum zermalmen konnte: er allein fand sie außerordentlich delikat. Als Nebenspeise brachte man ihm oft ein Stück Pasteten-Kruste, das auf dem Roste aufgewärmt war, oder den Rest eines Schinkens, der nicht selten schon eine ganze Woche seine Dienste gethan hatte. Pfui, über diese Knickerei und Geschmacklosigkeit!

Wie ganz anders ging es in dem würdigen Hause des Fürsten von Talleyrand her! Da setzte man unbedingtes und vollkommen gerechtfertigtes Vertrauen auf den Küchenmeister, einen der berühmtesten Praktiker unserer Tage, den sehr ehrenwerthen Herrn Boucher; da kamen nur die gesündesten und feinsten Speisen auf den Tisch; da war Alles Ordnung, Glanz und Geschicklichkeit; da war das Talent glücklich und hoch angeschrieben. Der Koch beherrschte den Magen, und wer weiß, ob er nicht auf die geistige Gewandtheit und Lebendigkeit des Ministers einen entschiedenen Einfluß übte! Diners von 48 Entrées wurden in der Straße Varennes gegeben. Ich habe sie mit auftragen helfen, habe sie gezeichnet. Welch' ein Mann war dieser Herr Boucher! Welch' ein malerisches Ensemble bildeten alle seine gastronomischen Schöpfungen! Wer so etwas nicht gesehen hat, der hat noch nichts gesehen!

Napoleon war weder ein starker Esser, noch ein feiner Speisenkenner; allein er wußte es an Herrn von Talleyrand zu schätzen, daß er eine so herrliche Tafel führte.

Weder Cambacérès noch Brillat de Savarin haben sich jemals auf's Essen verstanden. Beide Herren liebten nur gemeine nachhaltige Kost, und füllten sich schlechtweg den Magen an. Herr von Savarin war ein starker Esser, und plauderte, wie mich dünkt, sehr wenig und sehr unbehülflich; sein Aeußeres glich dem eines wohlgenährten Priesters. Nach der Mahlzeit absorbirte der Verdauungs-Prozeß sein ganzes Ich.

Die ausgezeichnetsten Feinschmecker meiner Zeit waren: der Fürst von Talleyrand, Murat, Junot, Fontanes, der Kaiser Alexander, Grimod de la Reynière, Castlereagh, Georg IV. und der Marquis von Cussy, weiland Präfekt des Kaiserlichen Palastes, ein ganz scharmanter Mann, den wir jetzt noch zu besitzen die Freude haben. — Der wahrhaft geschickte Esser ist eben so selten, als der wahrhaft geschickte Koch.

Bibliographie.

Brises du soir. — Gedichte von Madame de la Berge, geb. von Billard. 6 Fr.

Chansons de Brazier. 8 Fr.

Le facteur, ou la justice des hommes. — Drama in 5 Akten von Desnoyer und Boulé. 2½ Fr.

Latude, ou trente-cinq ans de captivité. — Melodrama in 3 Akten von Pixérécourt und Bourgeois. 2½ Fr.

Archives des découvertes et des inventions nouvelles faites dans les sciences, les arts et les manufactures, pendant l'année 1833, avec l'indication succincte des principaux produits de l'industrie française, etc. 7 Fr.

L'art de créer les jardins. — Von Vergnaud. In Fol. Preis jeder Lfg. 12 Fr.

E n g l a n d.

Selbstbekenntnisse Shakespeare's.

(Schluß.)

Glaub' ihnen nicht, jenen Kommentatoren, guter Leser! — Shakespeare hat selbst über sich geschrieben; Shakespeare selbst hat von seinen Freundschaften und Liebschaften und von allen jenen innern Vorgängen, welche allein den Charakter ausprägen, Zeugniß abgelegt; Shakespeare selbst hat die eigensinnigen Launen seiner sterblichen Natur, wie die eigensinnigen Wendungen seines sterblichen Lebens aufgezeichnet; Shakespeare selbst hat unbewußt der schaulustigen Welt ein Gemälde hinterlassen, das im grellsten Kontraste, — aber doch voll tiefer Wahrheit — seinen Glanz-Erscheinungen auf dem Theater und seiner Heiterkeit in der „Mermaid" und der „Mitre" gegenüber steht; Shakespeare selbst hat uns aus der erhabenen Einsamkeit, in welche ihn zu allen Zeiten sein mächtiger Geist versetzte, hörbare Seufzer vernehmen lassen, und man konnte sie mitten unter den Schlägen seines großen Herzens vernehmen! Shakespeare hat mit einem Worte seine Selbstbekenntnisse niedergeschrieben, und diese Confessionen sind noch vorhanden.

Die erste Andeutung von einigen, nicht der Oeffentlichkeit bestimmten Schriften Shakespeare's finde ich im Jahre 1598. In jenem Jahre erschien nämlich ein Buch, betitelt „the wit's treasury" (Schatzkästlein des Witzes), von einem gewissen Meres, der in folgender Wendung auf unseren Dichter anspielt: „Wie die Seele des Euphorbus in den Pythagoras eingekehrt seyn soll, so scheint die sanfte, witzige Seele des Ovid in dem süßströmenden, honigzüngigen Shakespeare zu leben;" bald nachher erwähnt er der „zuckersüßen Sonnette desselben, die unter seinen Freunden existiren." — Nun lebte damals ein gewisser Buchhändler Jaggard, eine Art Edmund Curll, dessen unwürdiger Mißbrauch des ehrsamen Geschäfts die besonnenen Lintots und einsichtigen Tonsons jener Zeit höchlich verletzte. Doch die Vorsehung weiß ihre Werkzeuge zu wählen, und Herr Jaggard hat bei der Nachwelt desto größere Gunst gefunden. Kaum hatte er die Bemerkung des Meres gelesen, als er sofort jene Sonnete ausspüren ließ und sie zu einem Bande zusammenscharrte. Es gelang ihm, deren mehrere aufzutreiben, und trotz aller Einsprüche des Autors ließ er sie im folgenden Jahre drucken. Kaum lag dieser eigennützigen Veröffentlichung, wie ich vermuthe, etwas Anderes zum Grunde, als die Anlockung, die er von einzelnen persönlichen Ausfällen in jenen Sonnetten sich versprach; denn der Urheber derselben hatte jetzt, da er als Schauspieler und Miteigenthümer des Theaters „Globe" kurz vorher aufgetreten war, schon einige Aufmerksamkeit erregt. Dies schließe ich aus einem interessanten Dokumente, das vor kurzem der geistreiche und gelehrte Collier bekannt gemacht, in welchem der Name Shakespeare's als der fünfte auf der Liste der Eigenthümer und Schauspieler jenes Theaters erscheint. Erst 1609 erschien von den Sonnetten eine zweite Ausgabe; da fügte nämlich ein gewisser W. H. die bis zu diesem Jahre von 1599 ab verfaßten hinzu, und verlegte das Buch bei Thomas Thorpe, der aus Dankbarkeit dasselbe seinem ungenannten Verfasser widmete.

Diese Sonnette nun sind die Selbstbekenntnisse Shakespeare's. In ihnen finden sich seine Liebschaften und Freundschaften, und sein ganzes Charakterbild, wie ich es oben entworfen, aufbewahrt. Das sind tiefe Seufzer, die aus der Fülle des Herzens kommen, und seine geheimsten Regungen ausathmen; da sehen wir die sanfteste Selbstverleugnung und das eifersüchtigste Selbstbewachen; sie erzählen uns eine Menge mannigfaltiger persönlicher Begebnisse; es sind Abdrücke des Gemüths durch alle seine Phasen, von der Freude zur Trauer, und von den erhabensten Aussichten seines Geistes bis zu der kleinsten seines Alltagelebens. Zu welchen wunderbaren Geheimnissen gewähren sie uns den Zutritt, was für interessante Momente theilen sie uns mit! Die innersten, tiefsten Empfindungen solch' eines reinen Herzens, die Tiefen eines so eigen gearteten, einsam dastehenden Geistes. Ich könnte aus diesen Sonnetten eine Reihe von inneren Erfahrungen, von Lehren der Wahrheit und der Weisheit geben, wie sie selten ein Mensch ausgesprochen. Und wie ausgesprochen! Mit wie uneigennützigem Gefühl, wie tiefen Gedanken, welcher Feinheit, welcher Naturliebe! Mit welchem Schmucke bekleidet er nicht seine Liebesgedanken, mit wie herrlicher Blüthe schmückt er nicht seinen Schmerz! Sie sprechen von Hemmnissen, Widerwärtigkeiten, Armuth, Schmach; — aber sie sind nicht thränenfeucht; denn aus dieser Farbenpracht, diesen Liebesgedanken und diesen Zauberworten bildet sich ein Regenbogen der Hoffnung. — Wenn der Leser meiner Führung folgt, so soll er Alles sehen; denn ich glaube, manche Anspielungen entdeckt zu haben, obgleich deren viele noch als unlösbare Räthsel zurückbleiben; denn in einem Geiste, wie Shakespeare's, muß es immer bodenlose Abgründe geben.

Wir werden bei einer andern Gelegenheit kurz jene Andeutungen zu einer Auto-Biographie ordnen. Hier wollen wir noch Einiges über einzelne Gedanken und Andeutungen bemerken, die in jenen Sonnetten vorkommen, und welche in den wenigen uns bekannten Notizen über Shakespeare's Lebensverhältnisse ihre Erklärung finden. Um auch den Ungläubigeren meiner Leser einiges Vertrauen zu meinen Bemerkungen einzuflößen, führe ich hier eine Stelle von einem ausgezeichneten Schriftsteller an, dessen Autorität hinlänglich anerkannt, und der auch für die Schwergläubigen eine solche seyn dürfte. Die anzuführende Stelle ist mir erst nach dem Beginn dieses Aufsatzes unter die Hände gekommen. August Wilhelm Schlegel in seiner meisterhaften Kritik Shakespeare's rügt den gänzlichen Mangel kritischen Taktes bei dessen Auslegern; keiner von ihnen, so viel ihm bekannt, habe die Sonnette benutzt, um die Züge zu seiner Lebensgeschichte daraus zu entnehmen. „Diese Sonnette," fährt der große Kritiker fort, „legen unzweideutig die Stimmung und Lage des Dichters dar; sie setzen uns in den Stand, seine inneren Erlebnisse zu erkennen." — Mir war die Stelle beim Beginnen dieser Blätter noch unbekannt; aber ich bin stolz darauf, mit einer so großen Autorität zusammenzutreffen. — Das Verfahren der Kommentatoren, wie es Schlegel rügt, scheint uns aber minder verwunderlich, als daß er, nachdem er sich also ausgesprochen, dabei stehen geblieben. Wir können leichter den Kommentatoren, als Schlegel'n verzeihen! Denn am Ende ist die Unwissenheit doch wohl eine Entschuldigung, und die Ausleger Shakespeare's können diese Vergünstigung mit dem größten Rechte für sich in Anspruch nehmen. Wenn Steevens sagt, daß der geschärfteste Parlaments-Beschluß nimmer das Volk dahin bringen wird, diese Sonnette zu lesen, so können wir nicht umhin, Herrn Steevens in diesem Punkte für unwissend zu erklären, und ihn auch demgemäß

*) Herr Carême war bekanntlich lange Zeit im Hause dieses historischen Feinschmeckers.

zu behandeln. Wenn aber Schlegel sich ausdrückt, wie wir eben gesehen, und seine eigene Andeutung nicht weiter verfolgt, so müssen wir über ihn klagen. Er hat das Unternehmen in gar schlimme Hände fallen lassen! Was gäben wir darum, es in den seinigen zu sehen! — doch ist das jetzt unmöglich! — Was würden wir darum geben, zu welchen Opfern uns verpflichten, wenn es in die Hände unseres Landsmanns, des mit Shakespeare noch vertrauteren, des tiefsinnigsten, feinfühlendsten Kritikers, des reinsten, bescheidensten, herrlichsten Prosaisten, wenn es in die Hände Charles Lamb's käme? — O, daß es noch möglich wäre!*)

So eben fällt mir eine Stelle in Lamb's Werken auf, die einzige, wie ich glaube, wo er von Shakespeare's Sonnetten spricht; doch ist auch sie allein schon geeignet, zu zeigen, wie feinsinnig er den Gegenstand würde behandelt haben. Ich führe sie theils deshalb, theils auch darum an, weil sie einen Punkt berührt, den ich hervorzuheben beabsichtigt. In dem trefflichen „Versuche über Shakespeares' Tragödien, in wiefern sie sich zur Darstellung auf der Bühne eignen", spricht sich Lamb unwillig darüber aus, daß man Garrick einen Geistes-Verwandten Shakespeares genannt hat (Works vol. II p. 1): „Ist nicht Garrick erschienen, ja, setzte er nicht einen Stolz darein, zu erscheinen in jeder langweiligen Tragödie, die seine heillose Zeit hervorgebracht, — den Machwerken eines Hill, Murphy, Brown, — und dennoch sollte ihm die Ehre werden, als ein unzertrennlicher Genosse Shakespeare's zu gelten? Er, sein Geistes-Verwandter! — Wer kann dies gefühlvolle Sonnett Shakespeare's, worin er auf sein Schauspieler-Leben anspielt:

O for my sake, do you with fortune chide,
the guilty goddess of my harmful deeds. — —
Thence comes it that my name receives a brand;
and almost thence my nature is subdued
to what it works in, like the dyers hand. **)

oder jenes andere Selbstbekenntniß lesen:

Alas! 't is true, I have gone here and there,
And made myself a motley in the view:
Gored mine own thoughts, sold cheap what is most dear. ***)

wer kann diese Ausbrüche eifersüchtiger Selbstbewachung in unserem sanften Shakespeare lesen, und von einer Congenialität zwischen ihm und einem Menschen träumen, der, nach aller Kunde, die uns von ihm geworden, so durch und durch Nichts weiter als Schauspieler war?" — Allerdings sind das ergreifende Stellen, und von dieser Art ist der größere Theil der Sonnette. Welch' ein Anblick, einen so mächtigen unsterblichen Dichter so seine individuelle Lage beleuchten zu sehen, in dem Treiben des Alltagslebens, umdrängt von dem Gewühle des Nichtigen, Irdischen! — Wie durchaus rührend sind die einzelnen Züge! Diese beiden Sonnette enthält schon die erste unrechtmäßige Ausgabe Jaggard's, und sie sind also schon früh geschrieben, vielleicht noch bevor er irgend eines seiner größeren Werke verfaßt, und, von den unabweislichen Bedürfnissen des Tages hart gedrängt, an gemeine Arbeiten seine Kraft vergeuden mußte. Und bei alle dem thut er seine Schuldigkeit, spielt wie gewöhnlich auf dem Theater; das Alles lähmt ihn nicht; er geht nachher vielleicht in die „Mermaid" oder „Mitre", trägt hier den Schein fröhlichen Sinnes, — und seine Qual im Herzen währt doch! Allein mit sich selbst sinkt sein Geist in sich zurück. Ich kann mir wohl die Qual ausmalen, die ihn durchzuckte, als er es zuerst sich sagte, daß er — ein bloßer Tagelöhner, am Ende aufhören würde, seine eigenen Gedanken zu denken, — daß er ein Sklav werden müsse der Gedanken Anderer, sie täglich sprechend und in ihnen verkehrend, — und daß er am Ende würde die Kraft verlieren, jene Wunderschöpfungen hervorzubringen, die schon damals in ihm lebten. — Es gab Augenblicke, wo Raphael sich embildete, er sey kein Maler; so hat es gewiß Momente gegeben, wo Shakespeare fürchtete, er könne keinen Hamlet oder Othello schreiben. Die rührende Andeutung in dem zweiten Sonnette, daß er mit seinen Gedanken feilschen müsse, zeigen nur zu deutlich, daß es ihn immer nach der Quelle seines eigenen Innern hindrängte. Er mußte seine Gedanken opfern, um die Anderer auszudrücken, — seine eigensten Empfindungen mußte er an Andere verschachern, — und wofür! — Wieviel Shilling hatte denn Shakespeare wöchentlich für seine theatralische Wirksamkeit! — Interessanter ist die Frage, von welcher Art diese gewesen. Aus den Sonnetten, so wie aus anderen Quellen hat sich mir eine Vermuthung hierüber gebildet. Ohne Frage war Shakespeare, wenn nicht ein Schauspieler, doch ein Lehrer der Schauspieler, man denke nur an seine vortrefflichen Vorschriften für die Schauspieler im Hamlet, an den wunderbaren Dialog zwischen Richard und Buckingham, und an unzählige andere Anspielungen in seinen Stücken.

Doch ist das noch nicht Alles. Der Verfasser des Roscius Anglicanus giebt nach einer genügenden Autorität an, daß Shakespeare selbst den Tayler gelehrt, wie er den Hamlet und Lowin, wie er Heinrich den Achten darstellen solle; er selbst war mit der Rolle des Geistes im ersten Stücke begnügt. Rowe giebt an, daß diese Rolle Shakespeare's vortrefflichste Leistung gewesen, und gewiß war die Darstellung ausgezeichnet. Welch' ein poetischer Geist mochte da herrschen, was muß da für ein tiefer, Ehrfurcht heischender Ernst sich ausgesprochen haben! Gewiß ergriff es die Zuhörer, waren sie anders im Herzen nicht verknöchert, mit tiefem, ehrfurchtsvollem Grauen, jenes „Mitleid rührende Spiel" des Geistes, wie es Tayler nennt. — Eine zweite Rolle, die er bekanntlich dargestellt, ist der Adam in „Wie es euch gefällt." Wie bezeichnend für das Herz des Mannes, — wie jene Rolle des Geistes für seine Phantasie — daß er sich diese Partie voll schöner, erhebender Ergebung ausgesucht. Ein wie sicherer Beweis, daß er seinen edelsten Charakteren gleich war. Aubrey bemerkt ausdrücklich, „daß er außerordentlich gut spielte." Gewiß war es jene oben bemerkte ängstliche Selbstbeobachtung und noch wohl mancher andere Grund, der ihm das Schauspieler-Amt verleidete. — Gewiß mußte es ihn empören, sich als „Buntjack" darzustellen vor jenen Gecken, die damals das Recht hatten, als Zuschauer auf der Bühne zu sitzen, sich drängen und grob behandeln zu lassen von dem ersten besten Laffen, der, die „Tabackspfeife im Munde", in seinem Wamms mit goldenen Tressen", wie sie uns so lebendig dargestellt sind, — vielleicht Macbeth oder Lear in's Gesicht lachte. — Dazu der Umstand, daß in seiner Zeit die Schauspielkunst noch im Werden begriffen war. Und was ist ein Schauspieler ohne Applaus? Ein Kriegsroß ohne Drommete! Ein Schauspieler muß seinen Triumph leibhaft sehen und fühlen. — Bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, verließ Shakespeare auch die Bühne. Im Jahre 1603 spielte er den Sejanus in Ben Johnsons Stück und das ist das letzte Datum, bei welchem ich seinen Namen finde. Im Jahre 1605, als Volpone gegeben wurde, erscheint sein Name nicht mehr. — Aus der vom Jahre 1603 datirten Urkunde ergiebt sich nämlich, daß er sich einen größeren Antheil an dem Globe-Theater erkauft und der erste Gebrauch, den er von seinem größeren Einflusse machte, war der, seinen Namen aus der Schauspieler-Liste zu streichen. (N. M. M.)

*) Der edle Schriftsteller ist leider nicht mehr! Der Tod hat ihn vor wenigen Wochen seinen zahlreichen Freunden entrissen.

**) Du bist um mich zerfallen mit dem Glücke,
Als meines Unbestands Verschuldnerin. — —
Es ist in meinen Namen Schmach gebrannt.
Es haftet fest mein Treiben und mein Sinnen
An mir, wie Farbe an des Färbers Hand. —

***) Ach, wahr ist's, daß ich da- und dorthin irrte,
Daß ich als Buntjack durch die Straßen lief,
Mich selbst vergeudend mich in mir verwirrte.
(Nach der Uebersetzung von Schumacher, die leider sehr oft den Sinn des Originals verfehlt.)

Bibliographie.

Exposition of the nature, treatment and prevention of continued fever. (Die Lehre vom Fieber.) Von Dr. H. Mackarmac. 6 Sh.

Principles and illustrations etc. (Anatomische Darstellungen in kolorirten Steindrücken.) Von Dr. J. Hope. 5½ Pfd.

History of Greece. (Geschichte von Griechenland.) Von Thomas Keightley. 6½ Sh.

Influence of democracy on society. (Einfluß der Demokratie auf die Gesellschaft.) Von einem Amerikaner. 5½ Sh.

Villeroi; or religion founded on principle not on excitement. (Die Vernunft-Religion.) 5 Sh.

The art of bookbinding in all its branches. (Die Buchbinderkunst.) Von J. A. Arnet. Mit 9 Abbildungen. 6 Sh.

Mannigfaltiges.

— Leben in Twer. (Aus dem Schreiben eines dasigen Einwohners an einen Freund in St. Petersburg.) Du erinnerst Dich wohl noch, wie oft wir uns über die stille und einförmige Lebensweise in Twer beklagten? Nur das Geläute der Glocken unterbrach die überall herrschende Oede; nur der Anblick der Diligencen und der durchfahrenden Equipagen erinnerte uns, daß wir an einer großen, zwei Residenzen mit einander verbindenden Landstraße wohnten. Wir verglichen Twer mit einer schönen Post-Station und mit gewissen Romanen; es erscheinen unbekannte Gesichter, schreiben Namen, Rang und Stand ein, essen und trinken sich satt, zanken auch oft wegen schlechter Bewirthung, sprechen über Allerlei, bisweilen auch über Nichts, und reisen dann weiter. An ihrer Stelle kommen wieder Andere, die auch wieder abfahren, und von Allen bleibt nichts nach, als die Notizen im Postbuche. So brachte ich vier Jahre in Twer zu. Bei dem jetzigen Streben in Rußland zur Vervollkommung und in Folge der wohlwollenden Verfügungen unseres Monarchen, konnte es nicht fehlen, daß auch Twer sich erheben und verschönern mußte. Anstatt des früheren verödeten Platzes, der Wohnung des Gouverneurs gegenüber bis zur Wolga, sieht man jetzt einen schönen Englischen Garten; die Hauptstraßen haben Trottoirs, und der sogenannte Heumarkt, in dessen Koth früher die armen Bauern, die mit ihren Produkten zur Stadt gekommen waren, beinahe versanken, ist gehörig gepflastert worden. — Besuche uns jetzt, und Du wirst Twer nicht wieder kennen. Unser gesellschaftliches Leben hat sich völlig umgestaltet. Vergnügungen folgen auf Vergnügungen, und immer gebildeter und feiner wird der allgemeine Umgangs-Ton. Fast ununterbrochen kommen adelige Familien an, so daß sie oft nur mit Mühe Wohnungen finden können. Fast täglich giebt es Abend-Gesellschaften, Mittags-Essen und Bälle, bei denen es an schönen Mädchen und rüstigen Tänzern nicht mangelt. Ehemals war hier ein sehr raffinirtes Kartenspiel der wesentlichste Theil der Unterhaltung; jetzt würdest Du mehrere Häuser finden, wo man auch ohne Karten die Zeit auf angenehme Weise zubringen kann. Die Unterhaltung bezieht sich nicht mehr bloß auf die Stickerei der Uniformen, auf den Verlust eines Federbusches oder auf Stiefeln nach der Form, sondern man spricht über Russische und ausländische Literatur, von eigenen und fremden Sitten u. s. w. Mehrere Familien sind, der Erziehung ihrer Kinder wegen, hierher gezogen. Das Gymnasium füllt sich größtentheils mit Kindern des benachbarten Adels, der seine Rechnung nicht mehr bei Privat-Erziehungs-Anstalten findet. Man spricht von einer öffentlichen Bibliothek, von einem großen Buchladen und von einer mit dem Gymnasium verbundenen besonderen Erziehungs-Anstalt für Kinder des Adels. Mit einem Wort, es scheint, daß unsere Steppe von einem Zauberstabe berührt ward. Und doch war es nur ein einziger Mann, ein getreuer Vollzieher des Kaiserlichen Willens, der Ober-Befehlshaber der Twerschen Statthalterschaft, der Graf A. Tolstoy, der eine so schnelle Veränderung herbeiführte. (C. H.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 22. Berlin, Freitag den 20. Februar 1835.

Frankreich.

Vorlesungen über Welt-Literatur.*)

Von Philarete Chasles.

Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts saß in einem armseligen Dorfe in Spanien ein unbekannter Mann, schmachtete dort in einem Gefängniß. Er hatte einen Arm verloren und war mit Wunden bedeckt. Er hatte zur See und zu Lande gedient und stand schon beinahe im sechzigsten Jahre seines Alters. Ich weiß nicht, was für eine Kabale der Justiz, die die Alkalden des Dorfes gegen ihn erregt, ihn in diesen ruhmlosen Kerker hinabgestoßen hatte, wo Keiner ihn vermuthete und in welchem ihn seine Armuth lange genug festhielt. Man erlaubte ihm zu schreiben: und er verfaßte zu seiner Zerstreuung einen Roman.

Dieser Schriftsteller, der von seiner Zeit verachtet in bitterem Elend lebte und für den seine vornehmen Beschützer, der Erzbischof von Toledo und der Graf von Lemos, höchstens so viel thaten, daß er eben nicht Hungers starb, war Miguel Cervantes Saavedra, der Verfasser des Don Quixote. In unbekanntem Dunkel hat er gelebt und ist auch ebenso gestorben. — Wenden wir uns über's Meer und sehen uns in England um, zu derselben Zeit.

In einer Vorstadt von London finden wir ein kleines Haus, in dem ein Mann von sehr mäßigem Vermögen ein einziges Stockwerk, oder vielmehr nur ein Zimmer bewohnt. Ein Mann von sanftem, melancholischem Gemüthe, von gefälligem, schüchternem Wesen; sobald ihm seine Tages-Geschäfte Zeit gönnen, dichtet er Sonnette in Petrarkas Manier, hierin findet er seinen Trost und seine Freude. Der Geist zarter Trauer beherrscht ihn. Er nimmt keinen Theil an den politischen Bewegungen Englands. Die Puritaner erheben sich und stehen auf der Höhe des Tages, er ist kein Puritaner; die Katholiken empören sich, was ficht es ihn an! In seinen Sonnetten, den Werken seiner besonderen Neigung, beschäftigt er sich vorzüglich damit, in seiner Seele zu wühlen und die geheimen Schmerzen derselben an den Tag zu fördern. Er lebt in Liebes-Verhältnissen, die er selber tadelnswerth findet und denen er sich doch nicht entwinden kann. Er ist arm, ist Schauspieler geworden, ein damals sehr verachtetes Gewerbe. Diese Verachtung lastet auf ihm wie eine bleierne Hülle. Er klagt, er leidet; der Herbst seines Lebens beginnt und er ist unzufrieden mit sich selber. „Mein Leben", sagt er, „ist ein Häufchen Asche, sonst nichts; meine Seele hat sich in sich selber verzehrt und vor diesem ausgeglommenen Feuer kauere ich nieder, das ich mit thränenvollen Augen betrachte." Alle diese Betrachtungen sind in den Sonnetten niedergelegt, von denen ich so eben gesprochen, und die im Jahre 1599 gedruckt wurden. Von dieser Art sind die Offenbarungen seines Innern, die Bekenntnisse des süßen Shakespeare (sweet Shakespeare), wie ihn seine Zeitgenossen nannten — seine Zeitgenossen, die kaum eine Ahnung hatten von seinem Genius und ihn hauptsächlich wegen der Anmuth seines Charakters und der elegischen Grazie seiner Liebes-Gedichte schätzten.

Dieser Mann hatte nur eine geringe Schulbildung. Man verkaufte um ihn herum kleine Romane und Chroniken, zu sechs Pence den Band, die meisten aus dem Italiänischen übersetzt oder Italiänischen Geschichten nachgebildet. Er kaufte davon und machte Dramen daraus. Das Drama war zur damaligen Zeit, was heutzutage das Journal ist, die allgemeine Erwerbsquelle unbemittelter Talente. Seine Dramen nun gingen in dem großen Schwarme der anderen mit vorüber; man fand sie weder besonders gut noch besonders schlecht, und erkannte Shakespeare eine ziemlich ehrenwerthe Mittelmäßigkeit zu. Man zog ihm den gewaltigen Chapman und den feurigen Marlowe vor; man dachte gar nicht ein Mal daran, ihn mit dem berühmten Lilly in Vergleich zu stellen. Diese waren die großen Männer der damaligen Mode; alle Zeiten haben dergleichen gehabt, deren Namen funfzig Jahre nach ihren Triumphen im Strome der Zeit verloren gehen; neugierig umherstöbernde Antiquare, die Auferstehungs-Männer (resurrection-men) in der Literatur, graben sie dann später zu ihrem Vergnügen auf dem Friedhofe der Bibliotheken aus.

Als William dreißig solcher Dramen, die sämmtlich nach nationalen Chroniken, Balladen, Erzählungen, Volks-Romanen, oder auch selbst nach alten Dramen bearbeitet waren, hatte aufführen lassen, sorgte er nicht ein Mal dafür, eine vollständige Ausgabe seiner Werke zu veranstalten. Er hatte ein paar Guineen bei Seite gelegt, und so begab er sich denn ruhig in sein Geburtsstädtchen zurück, zu seinen alten Freunden und Nachbarn und starb hier still und unberühmt.

Und was ist nun nach ihrem Tode aus diesen beiden großen Unbekannten geworden? Don Quixote ist in alle Sprachen übersetzt, ist zum Typus geworden. Cervantes, den seine Zeitgenossen in ihren Pamphleten einen elenden Krüppel und alten Schwätzer schimpften, sitzt auf dem literarischen Throne in seinem Vaterlande. Sancho's praktische Philosophie hat sich in ganz Europa in Ansehen gesetzt; man erkennt in der Person des Ritters von der traurigen Gestalt das sterbende Ritterthum, das Dahinschwinden der idealischen Welt.

Cervantes Einfluß, die Schärfe, Klarheit und Wahrheit seiner Gedanken hat sich offenbar über das neuere Europa erstreckt; man findet die Spuren dieser Gedanken bei Voltaire, bei Swift, bei Le Sage wieder.

Shakespeare's Geschick ist noch seltsamer. Cervantes glaubte wenigstens an seinen Genius; er besaß das Vertrauen auf sich selbst; bei Shakespeare herrschte eine große Gleichgültigkeit über diesen Punkt.

In seinem Testamente sprach er von seiner Frau, seiner Tochter, von einem oder zwei Freunden in Glück und Unglück — aber keine Sylbe von seinem Namen und seinen Werken.

Er stirbt; das siebzehnte Jahrhundert beginnt! der religiöse Gedanke, mit dem politischen verknüpft, ergreift England mit einer solchen Gewalt, so roh und rauh und Alles andere niederdrückend, daß das Englische Theater zu Grunde geht. Niemand erinnert sich mehr des Namens Shakespeare, nur Milton, Milton allein, dessen erhabener und zarter Geist den Kultus seines süßen Shakespeare mit heiliger Religion bewahrt. Welcher Gelehrte des siebzehnten Jahrhunderts, in Frankreich, Italien, Deutschland, Spanien hätte diesen unbekannten Namen nennen hören? Man hätte Baillet und Tiraboschi, diese Männer, in deren ungeheurem Gedächtniß kein Datum, kein Eigenname fehlte, dreist nach einer Notiz über Shakespeare fragen können, und sie würden keine Antwort haben geben können. Mit Karl's II. Besitz-Ergreifung des Englischen Throns dringt die Französische Nachahmung in die Englische Literatur ein; Shakespeare wird beurtheilt, aber mit pedantischer Strenge; man findet Schönheiten an ihm, aber barbarischer und veralteter Art.

Plötzlich, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, erhebt sich, wie durch ein Wunder, Shakespeare's Ruhm; auf die unerwartetste Weise tritt sein Gestirn hervor; der Satiriker Pope, der Klassiker Johnson und Voltaire selber, Voltaire durch und durch Franzose, werden die Beförderer seines Ruhms. Der puritanische Geist war nach und nach in Großbritanien untergegangen. Man fängt an, des düsteren Fanatismus überdrüssig zu werden, der idealischen Romanen-Gestalten und der plumpen Französischen Parodie der Rochester und Waller. Man fängt an, die lichtvolle Unparteilichkeit Shakespeare's zu begreifen, findet in seiner dramatischen Welt die wirkliche, mit allen ihren Nüanzen, Gestalten, mit dem ganzen Reichthum ihrer Mannigfaltigkeit wieder. Anderthalb Jahrhunderte bedurfte es dazu, daß die Bildung der Intelligenz so weit kam, mit dieser Intelligenz des sechzehnten Jahrhunderts auf gleicher Stufe zu stehen. Kaum hatte man angefangen, seine Größe zu ahnen, als man ihn nun auch durch Preis und Vergötterung für die lange Vergessenheit zu entschädigen suchte; sein Einfluß wächst, breitet sich immer mehr und mehr aus; er macht sich auch in Frankreich Bahn und wird auch von denen für ein Genie anerkannt, die ihn nicht verstehen. So prägt dieser arme Schauspieler hundertfunfzig Jahre nach seinem Tode allen Europäischen Künsten seinen Stempel auf. Eine ganze Literatur, die neuere Deutsche ist ausschließlich auf das Studium Shakespeare's gegründet; auf ihn weisen, als auf ihr Vorbild, ihren Meister und Gott, die ersten Deutschen Schriftsteller hin, Goethe, Schiller und Wieland und selbst die neueren Deutschen Philosophen. Sie finden in ihm den frischen Saft und die Urkräftigkeit des Deutschen Genius, die nordische Begeisterung in ihrer Reinheit, die Tiefe und Stille der Betrachtung, die Schärfe der Beobachtung, das hohe, sichere Darüberstehen über allen Besonderheiten des Parteiwesens und eine Kenntniß der Welt, der Menschen und der Leidenschaften, wie sie nie Einer in solchem Grade besessen. Alle poetischen Studien unserer Nachbarn richten sich auf Shakespeare; er ist der Homer des modernen Deutschlands.

Und sein Einfluß beschränkt sich nicht nur hierauf. Er, der Nordländer, dieser Genius, der immer Meister und Herr über sich selbst bleibt, dieser tiefe, parteilose Genius dringt in Italien und Spanien ein; er begeistert Rossini, die ganze civilisirte Welt sympathisirt mit ihm. In England gründet sich sein Kultus fester und fester, und seine schönste Schöpfung in neuerer Zeit, sein letztes Werk ist Walter Scott, Walter Scott, sein Sohn, sein Zögling, der die Welt aus demselben Gesichtspunkte betrachtet, wie er. Zwei Jahrhunderte hat es zu dieser Entwicke-

*) Wir haben uns erlaubt, das etwas gezwungene Littérature comparée in das geläufigere Welt-Literatur zu verwandeln.

lung bedurft — wird man nicht versucht, sich hierbei des schönen Ausspruchs eines Schriftstellers zu erinnern, der heut zu Tage wenig gelesen wird, des heiligen Chrysostomus: „Es giebt", sagte er, „Ideen, die in einem Jahrhundert keimen und in einem andern Jahrhundert wachsen. Der Keim des Christenthums lag in der Bibel; im Evangelium ist er zur Blüthe gekommen."

Das soll der Gegenstand unserer Beschäftigung seyn: dieser weithinreichende Einfluß eines Geistes auf alle, die fruchtbare Kraft des Gedankens, die aus den stillen Werkstätten eines oft dunklen Lebens hervorbricht und entfernte Völker oder künftige Jahrhunderte erobert. Wie das wahrhaft Menschliche, die Sympathie, das innere Band des Geschlechts, der Geist des Friedens und der Liebe, sein Werk fortsetzt und allen Kriegen und Verwüstungen widersteht, so ruhen auch die geistigen Berufe nie und schreiten ewig fort und verschlingen sich immer inniger in einander. Italien modifizirt Frankreich und Frankreich Spanien; immerwährend ist Action wie Reaction, keine Epoche läßt sich aufweisen, sie sey so barbarisch oder unglücklich, als sie wolle, die nicht abzweckte auf die ungeheure ewige Arbeit, die nicht, Alles zu Allem gerechnet, in ihrer Wahrheit betrachtet, die große Arbeit der Civilisation darstellte.

Nicht auf das Wort kommt es an, auf die Phrase der Bücher, sondern auf ihre Seele, ihren Geist. Hierdurch bewegen sie die unsere — aus diesem innersten Kerne fließt das Licht aus, welches so weit in die Ferne leuchtet und das Wunder bewirkt, von dem wir reden, — das ist der Berührungspunkt zwischen Bayle dem Protestanten und Montaigne dem Katholiken, zwischen Dante und den Provenzalen, zwischen Molière und Teras; hierin liegt der Einfluß der Nationen auf einander und auf die Generationen der Zukunft — die waltenden Führer hiebei sind die großen Männer.

Studiren wir diese großen Männer — diese reichbegabten, die das Vermögen empfangen haben, den Kreis der allgemeinen Sympathieen zu vergrößern; erforschen wir, wie viel Gewalt ihnen zuertheilt werden, wie viel sie von ihren Vorgängern überkommen und was sie ihren Nachfolgern hinterlassen haben. Ergründen wir die Wirkung der Gedanken auf einander, die Weise der gegenseitigen Modificationen der Völker — was jedes gegeben und was es empfangen hat. Die Veränderung der Nationalitäten in Folge dieses steten Austausches; wie der nordische Genius, der so lange einsam gestanden, sich endlich von dem Genius des Südens durchdringen lassen; welchen geistigen Einfluß Frankreich auf England und England auf Frankreich ausgeübt, wie überhaupt Deutschland mit seiner Theologie, Italien mit seiner Kunstbildung, Frankreich mit seiner regen Thätigkeit, Spanien mit seinem Katholizismus, England mit seinem Protestantismus eingewirkt hat auf jedes und Alle, wie die heißen Köpfe des Südens dazu gekommen sind, sich an Shakespeare's Tiefen zu machen; wie der Römische Genius und der Italiens überhaupt Milton's katholischen Glauben verschönert und geschmückt — alle diese Beziehungen und Sympathieen, diese beständige allseitige Vibration aller jener Gedanken, diese Wechselwirkung von Leben, Liebe, Begeisterung, Melancholie, Reflexion; allen Einflüssen unterworfen, die sie gleichsam spielend in sich aufnahmen, und selbst wieder in alle fernen Einflüsse ausströmend, von deren Gewalt auf die Zukunft sie selber nichts wußten. Das ist es, worauf es uns ankommt, diese innere Geschichte des menschlichen Geschlechts, das Drama der Literatur, denn das Drama ist eben die Beziehung und das Verhältniß der Menschen zu Menschen — dieser Austausch der geistigen Regungen und Interessen unter allen Nationen Europas.

Besonders werden wir uns viel mit Frankreich beschäftigen.

Frankreich ist vor Allen das Land der Sympathie. Anregbar für Alles, versteht es, alle Gedanken zu ergreifen. Man hat gesehen, wie es, seitdem es existirt und in der Zahl der Völker mitzählt, sich jeder Art von Bildung angeschlossen hat. Wenn an irgend einem Ende von Europa eine geistige Bewegung vor sich geht, so kann man sicher seyn, daß Frankreich daran Theil nehmen wird. Es ist ein Land ohne Ruh und Rast, in dem Alles anklingt und nachschwingt, das sich für die thörigsten, wie für die erhabensten Eindrücke begeistert, ein Land, das gern verführt und sich gern verführen läßt, gern Empfindungen empfängt und mittheilt, sich gern von dem, was es reizt, fortreißen läßt, und den Drang, der in ihm angefacht worden, gern weiter leitet und auf andere überträgt. Es ist Centrum, Centrum der Sympathie, giebt der Civilisation die Richtung, weniger vielleicht dadurch, daß es den Völkern, die es umgeben, die Bahn vorzeichnet, als daß es sich mit einer Wuth, deren Zuversichtlichkeit ansteckend ist, in die Bahn der Civilisation hineinwirft. Was Europa für die übrige Welt ist, das ist Frankreich für Europa; bei Allem, was vorgeht, hat es, auch wider seinen Willen, die Hand mit im Spiele; seit es nicht mehr das Schwerdt des Brennus in die Waagschale wirft, wirft es die Thätigkeit seines Gedankens hinein, und die Waagschale muß sich auf seine Seite neigen.

So, um es nur in literarischer Beziehung zu betrachten, hat es sich zuerst unklug genug dem pedantischen Studium der Alten hingegeben, hat Ronsard vergrößert. Mit derselben Leidenschaft und Heftigkeit hat es sich später auf die Nachahmung der Italiäner gelegt, unter Anna von Oesterreich auf die Nachahmung der Spanier. Dann unter Ludwig XIV. Diese verschiedenartigen Einflüsse, einen durch den andern korrigirend und aufhebend, gewann es seine eigene Reife in sich selber mit der Weisheit eines Mannes, der die Thorheiten seiner Jugend hinter sich gelassen; da war es nicht mehr pedantisch, nicht mehr affektirt, nicht mehr geschraubt; es erschuf jene maßvolle, gehaltene, halb antike, halb moderne (!) Literatur, diese bewunderungswürdig weise, wie Manche dafür halten, zu weise Literatur — die, in der die großen Namen Racines und Pascals glänzen, und die ihr reines, spiegelklares Licht über die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verbreitet.

Ich gehe hier in keine theoretische Diskussion ein. Ich erzähle nur die reine trockene Geschichte, zeige nur auf, wie Frankreich immer von außen her durch Einflüsse bewegt worden, und wie es sie immer für seine Eigenthümlichkeit verbraucht und verwendet hat. Es war sein Werk, daß die Deutschen und sogar die Engländer im siebzehnten Jahrhundert die poetischen Gesetze Boileau's annahmen; Frankreich war es, das auf Voltaire's Stimme den Einfluß des Englischen durch ganz Europa verbreitete. Kaum hatten die Soldaten Karl's VIII. Italien überschwemmt, als auch in Frankreich die Liebe für die Ideen, die Sprache und die Civilisation Italiens erwachte. Die Vermählung Ludwig's XIV. mit der jungen Infantin findet an den Ufern der Bidassoa statt, und sogleich ist Frankreich Spanisch, trägt Spanische Mäntel und Krausen, und Corneille schreibt, Spanier und Römer in einer Person. Und sogleich ist auch ganz Europa Castilianisch; die großen Ritter-Romane werden von den Engländern und Deutschen nachgeahmt, und die Spanischen Helden machen ihr Glück an den Ufern der Donau und des Rheins."

Ich bin nicht von so blindem Patriotismus befangen, daß ich nicht einsehen sollte, daß dieses Glück Frankreichs, die Kühnheit und Leidenschaftlichkeit seiner Regungen eine Quelle des Unglücks enthält; es liegen Gefahren in diesem reißenden Aufschwung, und schwere Kämpfe hat diese fortpflanzende Thätigkeit innerhalb ihrer selbst zu bestehen. Es ist dies aber gerade das Interesse unserer Geschichte, und unsere Annalen gleichen dadurch einem Roman. Würden wir einen Roman haben, wenn wir weise wären? Unsere Thorheiten, die Thränen, die wir vergossen, unsere Fehltritte, unsere Illusionen, die wir hegen und pflegen und die uns beständig betrügen, sind es, die aus unserem Leben eine so buntscheckige und so unnütze Lehre bilden. Wenn sich ein Dutzend junger Franzosen im sechzehnten Jahrhundert, erbleicht unter den Griechischen und Lateinischen Büchern, voll von den Studien des Alterthums, die sie von Italien überkommen, darauf setzt, zu pindarisiren und zu homerisiren; wenn sie die Französische Sprache umkehren und sie mit Lateinischen Wörtern anfüllen; wenn ihre kleine fanatische Schaar die allgemeine Bewunderung auf sich zieht, und nach den Regeln des Aristoteles ein neues noch strengeres System, als das seinige, aufstellt, so kann man das Alles sehr lächerlich finden, allerdings; und doch, welche Dienste haben sie der Sprache geleistet! — Sie sind es, diese Ronsards und Remy-Belleau, die auf ihrem pedantischen Amboß den Hexameter Boileau's aus dem Groben herausgeschmiedet haben; sie sind es, die Racine's bewundernswürdige Reinheit und Pascal's männlich ernste Würde vorbereitet haben. Mit Ueberzeugung, mit Begeisterung haben sie sich betrogen. Sie haben ihren Zweck verfehlt, und ihre poetische Ader hat unter der Zucht ihrer engherzigen dürftigen Theorie wenig Sonderliches hervorgebracht; aber welch' eine geistige Bewegung haben sie ihrem Zeitalter mitgetheilt! Welche Fragen haben sie in Anregung gebracht! und wie schwer fällt es Einem bei alle dem, ihrem gelehrten Kreuzzuge sein Interesse zu versagen, auch wenn man die lächerliche Seite und das Burleske und Uebertriebene desselben erwägt! (Fortsetzung folgt.)

E n g l a n d.

Narrative of a voyage to the Southern Ocean. Bericht über eine Reise in die südlichen Gegenden des Atlantischen Meeres, in den Jahren 1828, 29 und 30, unter dem Kommando des Capitain H. Foster, verfaßt von W. H. B. Webster. 2 Bde. London, 1834.

Der Zweck dieser, auf dem Schiffe „Chanticleer" unternommenen Reise war ein durchaus wissenschaftlicher. Der Capitain Foster war schon wegen der schätzbaren Beobachtungen, die er unter E. Parry in den Polargegenden angestellt hatte, von der Königlichen Societät in London mit einer Medaille geehrt worden, und als von derselben Gesellschaft der „Chanticleer" ausgerüstet ward, übertrug der Lord-Groß-Admiral ihm die Führung dieses Schiffes. Die Hauptabsicht bei dieser Unternehmung war, eine Reihe von Beobachtungen des Pendels an verschiedenen Punkten der nördlichen und südlichen Hemisphäre anzustellen, um dadurch zu einer genaueren Einsicht über die Gestalt der Erde zu gelangen. Es bedarf für unsere Leser wohl kaum der Erklärung, daß je nach den verschiedenen Entfernungen von dem Mittelpunkte oder Schwerpunkte unserer Erde die Schwingungen des Pendels in einer gemessenen Zeit verschieden sind; daß man durch die Beobachtung dieser den Radius der Erde auf den verschiedenen Breitengraden erkennen und so die Gestalt der Erde berechnen kann. Zugleich beabsichtigte die Expedition genaue Chronometer-Messungen der Meridian-Entfernungen, meteorologische Beobachtungen, Bestimmungen über die Strömungen des Oceans, über den Magnetismus und andere Fragen. Das Schiff war auf eine höchst genügende Weise mit den nöthigen Instrumenten versehen.

Es nahm seinen Lauf von England sogleich südlich nach Madeira, von da nach den Kap-Verdischen Inseln und über Fernando Noronha nach Rio Janeiro, von hier südwärts nach Monte-Video, der Staaten-Insel, dem Kap Horn und der Insel Deception, von dieser wieder zurück nach dem Kap Horn und dann quer über den Ocean nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von welchem das Schiff nach kurzem Aufenthalte wieder absegelte und über St. Helena und Ascension zurück nach Fernando Noronha ging; von diesem Punkte aus fuhr es an der Küste von Süd-Amerika hinauf nach Maranham, Para, Trinidad, La Guayra und dem Isthmus von Darien. In dieser Gegend kam Foster leider mitten im Verfolg seiner eifrigen Bestrebungen um, indem er aus einem Kanoe in den Chagres-Fluß stürzte; der Strom war so reißend, daß, ungeachtet zwei seiner Gefährten ihm sogleich nachsprangen, es doch schon zu spät war, und noch ehe der Kahn zu der Stelle zurückgebracht war, wo sich das Unglück ereignet hatte, der Capitain in den Fluthen sein Grab gefunden hatte. Diese Katastrophe setzte der Unternehmung ein Ziel: das Schiff kehrte sogleich wieder nach Hause zurück, nach einer Fahrt von drei Jahren, auf welcher es die verschiedensten Klimaten

vom Aequator bis zum Pol besucht hatte, ohne auch nur einen Mann zu verlieren, außer demjenigen, der die Seele des Ganzen gewesen war.

Den Bericht über diese Reise hat Hr. Webster geliefert, der dieselbe als Schiffsarzt mitgemacht hat; er trägt den Charakter der Wahrheit und Genauigkeit und ist in manchen Theilen auch für den, in Werken dieser Art bewanderten Leser von bedeutendem Interesse. Es sey uns erlaubt, hier auszuheben, was der Verfasser über die Gauchos oder die Landbewohner von Monte-Video erzählt.

„Als die Eingebornen von Amerika zuerst die Spanische Reiterei erblickten, sollen sie Pferd und Reuter für eine Person gehalten haben, ein Glaube, der durch den Anblick der Gauchos sehr wohl entschuldigt werden könnte. Diese verrichten jegliches Geschäft zu Pferde, ohne welches sie kaum existiren zu können scheinen; diesem Umstand hat das Thier es auch wahrscheinlich zu verdanken, daß es vom Ziehen der Wagen befreit ist. Wollen sie irgend etwas aus der geringsten Entfernung herbeiholen, so besteigen sie ihr Pferd, sie säen ihr Getraide und bestatten ihre Todten zu Pferde, ja, man will sie selbst zu Pferde betteln gesehen haben. Hiernach kann man sich leicht denken, daß sie gute Reiter sind und ihren Ruf in dieser Hinsicht wohl verdienen; aber keinesweges sind sie so sorgsam für ihre Thiere, als man sich denken sollte. Der Araber ist stolz auf sein Pferd, aber der Gaucho von Monte-Video kennt ein solches Gefühl nicht. Wenn er auf der Reise zu einem Rastplatze gekommen ist, so zieht er dem Thiere die Vorderbeine zusammen und läßt es hingehen, wohin es will; denn er weiß wohl, daß er es vermittelst seines nimmer fehlenden Lasso (einer Art Schlinge aus einem Geflechte von Rinnen) jeden Augenblick wieder einfangen kann. Dann hüllt sich der Gaucho in seinen Poncho ein und legt sich auf den Boden nieder, indem der Sattel ihm zum Kopfkissen dient. Er denkt nicht daran, sich einen Vorrath von Lebensmitteln zu sammeln, denn mit seinem Lasso kann er zu jeder Zeit einen Stier einfangen, um durch dessen Fleisch seinen Hunger zu stillen; des Brodes bedarf er dazu nicht, Fleisch befriedigt ihm jegliches Bedürfniß. Ja, ich habe aus glaubhafter Quelle vernommen, daß man, um das Rindfleisch zu kochen, sich anderer Theile dieses Thieres zur Feuerung bedient, so sehr fehle es an jenem Gegenstande in diesen weiten Ebenen, die Pampas genannt werden."

„Die Farbe der Gauchos ist dunkelbraun, ihr Haar gewöhnlich schwarz und lang hinunterhängend, zuweilen mit einem schmalrändigen, zierlich stehenden Hute bedeckt. Schultern und Leib verhüllt ihr Poncho, der durch die Mannigfaltigkeit seiner Farben und das glänzende Roth und Gelb, welche vorzüglich aus denselben hervorschimmern, nicht wenig dazu beiträgt, den Eindruck, den ihr Aeußeres macht, zu heben. Der Mantel hängt gerade so weit hinab, daß man noch die Borte ihrer weißen Pumphosen erblicken kann, die bis auf die Füße gehen; diese sind gewöhnlich unbekleidet, ohne Schuhe und Strümpfe. Es ist wirklich ein wunderlicher Anblick, ihn so gekleidet zu Pferde zu sehen, zumal wenn er noch seine Dulcinea hinter sich auf dem Thiere hat und diese ihn mit irgend einem Lieblingsmadrigal auf wahrhaft romantische Weise mit der Zither begleitet.

Doch bei all' seinem Zitherspiel und Romanzen-Gesang ist dieses Volk doch äußerst demoralisirt, ein Umstand, der besonders seiner Spielsucht zuzuschreiben ist, in deren Gefolge sich Armuth, Faulheit, tödtliche Feindschaften und Ermordungen befinden."

Von den sonderbaren Vögeln, die unter dem Namen Penguins bekannt sind, fanden unsere Reisenden große Schaaren in den südlichsten Gegenden der neuen Welt, wie auf der Staaten-Insel. Die Gestalt dieses Vogels, sein aufgerichteter Gang und seine kurzen Flunken statt der Flügel, deren er sich zum Rudern bedient, sind bekannt. Ueber seine Federn wird uns berichtet, daß sie von denen anderer Vögel sehr verschieden seyen, sowohl durch ihre auffallende Kürze, als ihre rauhe Oberfläche, und die Wurzeln derselben tief im Fette des Thieres haften. Die Brustfedern sind glänzend weiß, und die an den Flunken so kurz, daß sie fast eng geschlossen über einander liegenden Schuppen gleichen. An der Haut des Penguin befindet sich sehr viel Fett, und sie scheint zu keinem Gebrauche dienlich zu seyn. Ihre Füße sind nicht mit einer regelmäßigen Schwimmhaut versehen, sondern haben eine dicke fleischige Bedeckung, so daß sie mehr zum Gehen, als zum Schwimmen geeignet scheinen. Sie haben ein so zähes Leben, daß sie derbe Knittelschläge vertragen können, und wenn man sie so eben todt glaubt, sich nach kurzer Frist noch einmal wieder erheben.

Südlich von der Gruppe der Shetlands-Inseln fuhren unsere Reisenden längs einem Lande hin, welches von den Schiffern (wie auch auf den gewöhnlichen Charten) Trinity-Land (Dreieinigkeits-Land) genannt wird, und welches Manche für ein südliches Festland hielten, während Andere glaubten, es sey eine Reihe von Inseln, die sich bis zu den Shetlands-Inseln erstrecke; auf jeden Fall ist es der südlichste uns bekannte Landstrich. Hier sahen sich die Reisenden so dicht von Eisbergen umgeben, daß sie einmal zu gleicher Zeit deren 86 von ihrem Schiffe aus zählen konnten. Von einem Platze, an welchem sie hier landeten, nahmen sie im Namen des Königs von England Besitz und nannten ihn, zu Ehren des jetzigen Königs, der damals Lord-High-Admiral war, Clarence-Land. Der rothe Schnee, den Herr Webster anfänglich in dieser Gegend zu finden glaubte, erwies sich, nach einer Untersuchung unter dem Glase, bald als eine Färbung, die durch die Schaaren der genannten Vögel hervorgebracht war. Einer der Eisberge, neben dem das Schiff einige Zeit lag, war 80 Fuß hoch, hatte vollkommen glatte Seitenwände und war von einer durchsichtigen meergrünen Farbe mit dunkelgrünen Adern, so daß er einen wirklich prächtigen Anblick gewährte.

Die Gruppe der kleinen Inseln, die von der hauptsächlichsten derselben den Namen Fernando Norenha tragen, liegt ungefähr sechs Tagereisen von Ascension entfernt, und ist bemerkenswerth durch das Malerische ihrer Lage. Fernando Norenha wird von den Brasilianern als Platz für die Transportation der Verbrecher gebraucht und hat eine kleine Brasilianische Besatzung. Die Küste dieser Insel, welche nur eine Länge von 7 und eine Breite von 2½ Engl. Meilen hat, ist von vielen Buchten eingeschnitten und von grünen Vorgebirgen umkränzt, die wiederum durch kreisförmige Gestade mit einander verbunden sind, wo die spülenden Wellen über den silbergleichen Sand hintreiben und die abgefallenen Blüthen der Wälder benetzen. Ein frisches üppiges Grün krönt die Gipfel der Hügel, deren sanfte Farbe sich allmälig in das allgemeine Kolorit dieses Himmelsstriches verliert. Ueberall zeigt sich die größte Fülle und Mannigfaltigkeit der Vegetation, nur einen nackten Felsen ausgenommen, der sich, gleich einer kolossalen Pyramide, majestätisch erhebt und über den lachenden fruchtbaren Schauplatz hinblickt. Der Gipfel dieses riesenhaften Felsens ragt 800 Fuß über die Meeresfläche empor. Für die Seeleute ist er ein vortreffliches Zeichen, und auch, wenn man die waldigen Thalgründe der Insel durchstreicht, kann dieses großartige Monument als sicherer Wegweiser dienen. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist der Fischfang; mit Angeln und Netzen sitzen sie gruppenweise an den Felsen, während große Raubvögel über ihnen in den Lüften schweben. Ihre Angeln bestehen in den Stengeln rankender Schlinggewächse, die sie mit den Blättern in das Wasser senken, um zwischen diese die sich nahenden Fische zu verwickeln und so an das Land zu ziehen. Die baumwollenen Netze, deren sie sich gleichfalls bedienen, sind ganz hübsch eingerichtet und pflegen viel reicheren Gewinn zu bringen. Oft saßen Haufen nackter Menschen um die Fischenden, um ihr Verfahren zu beobachten, während Pelikane dicht am Ufer auf- und abzogen und oft nach Beute untertauchten, und wiederum ein Geier, in dem Augenblick, wo der Pelikan mit seinem Fang emporkam, mit unglaublicher Schnelligkeit auf ihn losstürzte und sie ihm entriß.

Porto Bello, das einst in der Geschichte der Schifffahrt eine so bedeutende Rolle spielte, fanden unsere Seefahrer in dem kläglichsten Zustande. Der Hafen ist gut, aber, einige erbärmliche Hütten ausgenommen, die an dem äußersten Ende der Bai liegen, fanden sich keine Spuren früherer Bewohnung dieses Platzes. Schon seit 10 Monaten hatte kein Schiff im Hafen gelegen. Die ganze Zahl der Bewohner belief sich auf 300 Menschen, die in schmutzigen Hütten wohnten, oder, im Verein mit Fledermäusen und Vampiren, in den Ruinen einiger bedeutenderen Gebäude ihr Obdach gesucht hatten. Die einst so schön gepflasterten Straßen waren aufgewühlt und von Wölfen, Fröschen und Kröten bewohnt; auch die Waage war verfallen, und von den Kirchen lag eine in Schutt und die andere war dem Einsturz nahe.

Mit diesen geringen Notizen aus dem genannten Werke müssen wir uns für dieses Mal begnügen, indem wir nur noch hinzufügen, daß, so viel uns bekannt ist, eine Deutsche Uebersetzung dieser Reise bereits veranstaltet und in der Cotta'schen Buchhandlung erscheinen wird.

A r m e n i e n.

Schicksale der nach Polen ausgewanderten Armenier.

Im Jahre 1060 n. Chr., als die Stadt Ani *) unter fremde Herrschaft gekommen war, wanderte eine große Anzahl ihrer Bewohner vereint mit andern Stammgenossen der umliegenden Ortschaften nach der Moldau und nach Lehastan (d. h. Polen) aus. Vier Jahre darauf, als die Perser Ani eroberten und plünderten, folgten ihnen Viele erst nach der Moldau, und dann nach Lehastan nach. Aber zur Zeit der sechsten Eroberung der Stadt, im Jahre 1239 n. Chr., wandten sich die Häupter der noch Uebriggebliebenen nach der Tatarei, und ließen sich in der Gegend von Astrachan und Achsara (Achzar am schwarzen Meere?) nieder; einige andere zerstreuten sich nach verschiedenen Orten, nach Gis, nach Dschugh (Sjulbfa) und nach Van. Die Anienser, welche nach Achsara gingen, wurden fortwährend von den Tataren gedrückt und verfolgt. Als sie daher vernahmen, daß die Genuesen in Kaffa herrschten, schrieben sie an das Oberhaupt der Stadt, und begaben sich nach erhaltener Erlaubniß in die Krim, wo sie in Kaffa ihren Wohnsitz aufschlugen.

Bei der letzten Zerstörung von Ani zog ein Theil der Einwohner nach Vaspurakan (eine der 15 Provinzen Groß-Armeniens), von da nach Persien, und dann nach Astrachan. Ein anderer Theil kam nach Trapezunt, wo ihnen der Griechische Kaiser Kir Alexius Wohnung und Platz für Kirchen und Klöster anwies. Schon früher hatten sich viele Armenier dahin geflüchtet, welche, als sich ihre Anzahl vermehrt hatte, einen Bischof erhielten. Einer derselben, Namens Stephanos, war im Jahre 1342 bei der Synode zu Gis zugegen. Viele Andere ließen sich in der Umgegend auf Dörfern nieder; und der Verfasser vorliegender Schrift, welcher im J. 1817 als Vicarius und Missionair auf Befehl der Synode jene Gegenden bereiste, sah in der Provinz Pontus verschiedene Gebäude von Aniensern.

Der größte Theil der Anienser versammelte sich aber in Lehastan. Denn unaufhörlich kamen sie von allen Seiten über das Meer nach der Moldau und an die Donau, von da nach Galizien, Podolien und in andere Provinzen von Lehastan (d. h Polen nach seiner weitesten Ausdehnung), weil dieses Land in Betreff der Fruchtbarkeit des Bodens und der Sitten der Einwohner, welche sich gastfreundlich, freigebig und gutmüthig zeigten, einige Aehnlichkeit mit Armenien hatte. Im Jahre 1060 herrschte Demetrius, Dux (d. i. Präfekt) von Roth-Rußland als Souverain in Galizien. Als dessen Sohn Theodor von der Tapferkeit der Armenier in ihren Kämpfen gegen die Griechen und Perser hörte, wünschte er sie in sein Land und unter seine Truppen mit aufzunehmen, um mit ihrer Hülfe den König von Polen zu bekriegen. Er sandte deshalb im J. 1062 ein Einladungsschreiben an sie, in welchem er ihnen auf 3 Jahre völlige Freiheit versprach. Dies bestätigte auch Wladislaus IV., König von Polen, in seinem ausführlichen an die Arme-

*) Vergl. Nr. 128 — 30 des Magazins vom J. 1834.

nier von Ilwow (in Lemberg) gerichteten Schreiben vom J. 1641 n. Chr. Aus diesem ersieht man, daß im J. 1062 die ersten Armenier auf Antrieb des Dux Demetrius nach Lebastan kamen, und in Kiew sich niederließen, wo damals die Residenz des Dux war. Es existirt daselbst auch noch eine steinerne Armenische Kirche, aber kein einziger Armenier mehr. Je mehr nun seit jener Zeit Armenien und insbesondere die Provinz Schirak bedrängt wurde, um so mehr vergrößerte sich die Anzahl der Auswanderer nach Lebastan, welche sich auf 40,000 Familien belaufen haben soll. Man erzählte dem Verfasser nach einer Tradition daselbst, die Armenier seyen so mächtig geworden, daß die Polen aus Furcht vor ihnen im Kriege viele derselben hinterlistiger Weise umgebracht haben.

Die zuerst dahin gekommenen Anienser gingen mit dem Dux Demetr zu Felde, halfen ihm durch ihre Tapferkeit den Sieg erringen und wurden von ihm sehr geehrt. Deshalb kehrten sie nicht wieder nach Armenien zurück. Viele blieben unter dem Militair, thaten sich im Kriege hervor, wurden geadelt und erwarben sich große Besitzungen, welche bis auf den heutigen Tag noch bei ihren Familien geblieben sind. In Litthauen namentlich haben sie noch ihre Familien-Namen zum Theil polonisirt beibehalten, wie: Grigorowitsch, Malchasovski, Nuridschan &c. Einer derselben, Namens Malchasovski, schwang sich sogar bis zur höchsten Würde auf, und ward der Nächste nach dem König von Polen.

Ein großer Theil von ihnen ergab sich aber dem Handel, bewirkte, daß derselbe in vielen Städten aufblühte, und gab der Kultur des Landes aller Orten einen bedeutenden Aufschwung. Sie rissen den ganzen Handel Polens an sich, und gelangten zu einem solchen Reichthum, daß, als einstmals Wladislaus IV. von einem Armenischen Kaufmann, Namens Bernardowitsch, die Summe von 100,000 Dukaten leihen wollte, dieser ihn fragte, in was für Münzsorten er sie begehre, ob in goldenen, silbernen oder kupfernen? Der König, um ihn auf die Probe zu stellen, erwiederte: in allen dreien; und Jener schickte ihm alsbald dreimal die verlangte Summe. Dies vermehrte die Achtung des Königs gegen die Armenier, die dem Staate so vielen Nutzen brachten.

Bei den Bewohnern von Ilwow (d. i. Lwow, Lemberg) fand sich nach der Erzählung der Alten, wie bei denen von Trapezunt, noch eine Genealogie aus Ani vor. Ein Greis, Stanislawzki, erzählte, daß die Familie des Thodorowitsch einen Brief, in Ani geschrieben, besäße. Von diesem erhielt ihn sein Schwiegersohn Dsadurowitsch. Der Verfasser hat ihn aber vergeblich in vielen Städten des Polnischen Reiches gesucht.

Im J. 1183, als sich die Anienser in Polen verbreitet hatten, erbauten sie verschiedene Kirchen in Lemberg, in Litthauen, in Kamenitz (Kamenetz), in Lutzka (?) und anderen Ortschaften. Sie erhielten auch durch Königliche Dekrete verschiedene Freiheiten und Privilegien; sie hatten eigene Gerichtshöfe, und einen Stamm-Obersten, Woith (Woiwode?) genannt; ferner 12 Richter, selbstständig, ihre Stamm-Genossen zu richten, und 40 Gemeinde-Deputirte. Dieselben Freiheiten hatten sie in allen einzelnen Städten. Dieses Gericht wurde in Kamenetz festgesetzt im J. 1344, und in Lemberg im J. 1356 durch ein Edikt des Königs Kasimir. Sie bedienten sich dabei lange Zeit der Gesetze des Königs Johannes aus der Dynastie der Bagratiden, und übersetzten sie in das Lateinische, wie sie noch jetzt existiren.

So gelangten die Anienser im Polnischen Reiche zu großem Ansehen und Reichthum, und wurden zu den edelsten Geschlechtern des Landes gerechnet. Dies bewog die übrigen Armenier in der Tatarei, welche dort von den Tataren hart bedrückt wurden, in großer Masse nach Polen auszuwandern, wo sie sich zuerst in einer weiten Ebene niederließen, die bis auf den heutigen Tag noch den Namen Ormiani hat. Es geschah dies nach dem Jahre 1300, wie aus ihren in Tatarischer Sprache geschriebenen Büchern zu ersehen ist. Denn sie hatten in der Tatarei nach und nach ihre Sprache ganz verlernt; und weil sie in großer Anzahl zugleich ankamen, und jeder anderen Sprache unkundig waren, so fingen auch die anderen Armenier Polens, dem Beispiele Jener folgend, an, Tatarisch zu sprechen und zu schreiben; so daß dies nun die allgemeine Sprache der Anienser wurde, deren sie sich nicht nur in den Gerichtshöfen, sondern auch in den Kirchen von nun an bedienten. „Denn es ist unserer Nation eigenthümlich*), das Eigene zu verachten und das Fremde zu umfassen."

Der Verfasser fand ein Buch von Rechtssprüchen, angefangen im Jahre 1463, welches Armenisch bis zum 12. März des Jahres 1521 fortgeführt war; aber dann beginnt es mit dem 26. August desselben Jahres in Tatarischer Sprache, und erstreckt sich bis zu dem Jahre 1563. Das Dekretalien-Buch von Lemberg fängt mit dem Jahre 1630 Tatarisch an, und geht so fort bis zum Jahr 1641. Von da an werden viele Lateinische und Polnische Ausdrücke mit eingemischt.

Auf diese Weise veränderte sich nach und nach die Sprache der Anienser, und ward zuletzt ganz Polnisch, so daß jetzt nur Wenige noch ihre Muttersprache verstehen, wiewohl die Geistlichen Armenisch lesen und den Gottesdienst in dieser Sprache halten, ohne den Sinn der Worte recht zu verstehen. Der Verfasser sah die Horen und Psalmen in Tatarischer Sprache, vor 270 Jahren geschrieben, und außerdem noch andere Schriften in das Tatarische übersetzt, ein Gebetbuch, die christliche Lehre, wobei auch der Brief des Nerses Clajensis mit dem Glaubensbekenntniß der Armenier, der Decalogus, der Glaube, das Vaterunser &c. So war das Schicksal der Anienser vor zwei oder drei Jahrhunderten; sie veränderten ihre Sprache, bereicherten sich aber sehr durch ihren Handel, welcher durch sie in allen Städten des Polnischen Reiches blühte, weshalb sie auch verschiedene Schenkungen erhielten. Später zogen sich noch Viele der übrig gebliebenen Anienser aus Persien und anderen Ländern von Zeit zu Zeit nach Polen; sie vereinigten sich dort mit ihren Stamm-Genossen, und man fing von dieser Zeit wieder an, Armenisch zu sprechen. Noch bis jetzt haben sie an vielen Orten, wie sich der Verfasser bei seiner Durchreise überzeugt hat, ihre Sprache zum Theil auch ganz rein bewahrt; und in Ungarn haben sie einen besonderen Gerichtshof und Richter, und werden von allen anderen Nationen geachtet. Ihre Aussprache ist nicht sehr verschieden von der Pronunciation der Trapezuntier, welche Ueberbleibsel von ihnen sind; nur ist ihre Articulation stärker und ihre Zunge schwerer.

Fast in allen bedeutenden Städten Polens findet man Königliche Räthe aus den Aniensern; auch ihre Geistlichen sind sehr angesehen. Dennoch haben Viele ihren Ritus verändert, und den Polnischen angenommen; und wenn nicht in Lemberg ein erzbischöflicher Stuhl der Armenier wäre, so würden alle Anienser ihren Gottesdienst verändert haben.

Das Erzbisthum der Armenier in Lemberg erstreckte sich früher bis nach Ungarn, der Moldau und selbst bis zur Tatarei, wie aus der auf Pergament geschriebenen Bulle des Erzbischofs Johannes zu ersehen ist. Jetzt aber umfaßt es nur den Deutschen Antheil Polens, und ist in 16 Parochieen getheilt, deren sämmtliche Geistlichen von dem Erzbischof in Lemberg gewählt werden und nach dessen Anordnungen ihre Parochieen verwalten.

Im J. 1606, als der Persische König Schach Abbas die Armenier aus Persien vertrieb, flohen Viele derselben nach der Tatarei und nach Polen, wo sie sich mit den Anderen vereinigten, und bedeutende Kirchen und andere kostbare Gebäude aufführten.

Aber, da sie im Anfang durch Uneinigkeit ihres schönen väterlichen Erbes beraubt wurden, so war es ihnen, trotz ihres Bestrebens, in fernen Landen und unter fremden Nationen wieder mächtig zu werden, dennoch unmöglich, sich eines ungestörten Genusses ihrer Freiheit, die sie von den Polnischen Königen erlangt hatten, zu erfreuen. Denn als im J. 1795 mit der letzten Theilung Polens das Königreich aufhörte, verloren auch die Anienser aller Orten ihre Freiheiten. Seit dieser Zeit nahmen sie immer mehr ab, und Viele verarmten gänzlich. So klagt daher der Armenische Geschichtschreiber Arcalbet mit Recht: „Sie waren verbannt und vertrieben in ein fremdes Land, und unter ein Volk von anderem Stamme und anderer Sprache... und dort vermindern sie sich alltäglich mehr und mehr durch Tod und Verderben."

Dr. Petermann.

*) Worte des Armenischen Verfassers.

Mannigfaltiges.

— Die letzten Tage von Pompeji. Bulwer's Roman, von Buckstone in Scene gesetzt, wird jetzt mit großem Prachtaufwand auf dem Adelphi-Theater zu London aufgeführt, wobei besonders die Schönheit und Treue der Decorationen, welche das Innere der Stadt, ja der Häuser, die Straße der Grabmäler, den Ausbruch des Vesuvs u. dgl. m. darstellen, gerühmt wird.

— Thron-Rede eines Königs im inneren Afrika. Die constitutionellen Staaten dürfen nicht glauben, daß die verantwortungsschweren Thron-Reden erst mit ihnen ins Leben getreten seyen. Laut der Gebrüder Lander Reisebericht von ihrer endlichen Entdeckung des Niger-Laufes im Jahre 1830 (Bd. II S. 148 ff.) wird eine solche Rede sogar von dem Neger-König von Bussa gehalten, dessen Unterthanen zu vier Fünftel aus Sklaven bestehen, der also eben so gut wie Ludwig XIV. sagen könnte. „L'état c'est moi", und der auch, wie eben dieser stattliche König des goldenen Zeitalters, öffentlich im Schauspiel vor seinem Volke tanzte, zwar etwas steif und pedantisch, und noch mehr im nackten Tanz-Kostüm, als einst König David, aber nicht minder zu Aller Bewunderung und unter rauschendem Beifall und Freudengeschrei, wobei er sich um so mehr hervorthat, als er zugleich, wie König Saul, wenigstens einen Kopf länger war, als alle seine Unterthanen. Dieser Neger-König, der zugleich, wie er dem Richard Lander bei Absorderung von Nähnadeln sagen ließ, ein Schneider war, und auch sein Handwerk, als das allererste nach dem Sündenfalle, noch aus dem Paradiese herleiten kann, redet alljährlich, nach altherkömmlicher Sitte, bei dem großen heidnisch-muhammedanischen Feste einmal öffentlich zu seinem Volke, welches sich rings um ihn versammelt. — So geschah es denn auch im Jahre 1830, als die Brüder Lander mit ihrem Gefolge in Bussa waren. Der König begann mit der Versicherung, daß das Reich innerer Ruhe genieße und die fremden Mächte gegen dasselbe freundliche Gesinnungen hegen. Dann ermahnte er seine Zuhörer, auf die Bebauung ihres Bodens zu achten, fleißig zu arbeiten und mäßig zu leben. Endlich schloß er mit einer Ermahnung an Alle, im Genusse des Bieres enthaltsam zu seyn. Sich diesem zu sehr überlassen, erklärte er, sey die Quelle großer Uebel und vielen Elends, die Ursache der meisten Raufereien und Streitigkeiten, welche in der Stadt vorgefallen wären. „Gehet, begebet euch zur Ruhe, freudig und ohne Rausch", sprach er noch, „und thut, wie ich euch gebeten habe, wenn ihr euren Nachbaren ein Beispiel geben und ihre gute Meinung, den Beifall der Menschen, gewinnen wollt." — Wohl drei Viertelstunden dauerte seine Rede. Er sprach mit Nachdruck und großer Beredsamkeit, seine Worte waren kräftig und machten Eindruck. Die Gebärdensprache stimmte dazu und war gebieterisch. Mit Anstand und edlem Wesen entließ er die Versammlung. Statt eines Scepters handhabte er einen Löwenschweif. — Die Ermahnung zu Arbeit und Mäßigkeit ist gewiß auch in Europa sehr nachahmungswerth, und liegt in Betreff des Bieres dem Engländer besonders nahe; wie denn Richard Lander auch schon die Aehnlichkeit des Anfanges der Rede mit der Englischen Thron-Rede bemerkte. Der Englische Löwe möchte es freilich übel vermerken, wenn er zu ähnlichem Behufe englisirt würde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Montag den 23. Februar 1835.

England.

Das Englische und das Französische Heer. *)

Erster Artikel.

Die Verfassung des Französischen Heeres ist von der des Englischen in vielfacher Beziehung abweichend und ganz verschieden. Die Französische Heeresmacht wird hauptsächlich durch die Conscription rekrutirt, nach welchem Prinzip alljährlich aus jedem Distrikt eine bestimmte Anzahl junger Leute, die ihr 20stes Jahr erreicht haben, zu sechsjährigem Kriegsdienst ausgehoben wird, während das Britische Heer aus Freiwilligen besteht, die zwischen dem 16ten und 25sten Lebensjahre sich enrolliren lassen, und dann auf Lebenszeit Soldaten bleiben. In Frankreich braucht die Regierung dem Konskribirten nur so viel Sold zu bewilligen, als sein nothdürftiger Unterhalt erheischt, wogegen der Sold in England immer zu der Durchschnitts-Summe des Arbeitslohns in einem gewissen Verhältniß stehen muß, damit den jungen Leuten die Lust zum Kriegshandwerk nicht verleidet werde.

Allerdings dürfen junge Leute auch in Frankreich als Freiwillige sich enrolliren lassen; allein auch der Freiwillige bekommt bei der Französischen Armee nicht mehr Sold als der Konskribirte, wofern er nicht als Substitut für einen Konskribirten eintritt, in welchem Falle er selbst in Friedenszeiten 150 — 200 Thaler für seine Dienstzeit erhält. Es ist also natürlich, daß die meisten Freiwilligen nur als Substitute eintreten, was jedoch vor dem 20sten Lebensjahr nicht erlaubt ist. Die Total-Summe der Freiwilligen bildet übrigens kaum den 25sten Theil der in jedem Jahre erforderlichen Mannschaft, gewiß eine zu geringe Zahl, als daß sie einen Maßstab zur Vergleichung abgeben könnte.

Eben so unzweckmäßig wäre es, wenn wir den Sold des Substituten mit dem des Britischen Soldaten verglichen, wir müßten denn zur Summe seiner Besoldung einen verhältnißmäßigen Theil der 150 — 200 Thaler addiren, die er für seinen 6jährigen Dienst als Substitut empfängt; da jedoch diese Prämie immer sich modifizirt, je nachdem das Begehr nach Konskribirten größer oder geringer ist, so müssen wir einen sicherern Standpunkt zur Vergleichung wählen.

Ungefähr ein Sechstheil des Französischen Heeres wird, nachdem die sechsjährige Periode der Dienstpflicht abgelaufen, durch die Aussicht auf Zulage bewogen, noch zwei oder vier Jahre länger zu dienen. Nur die Löhnung dieser vornehmsten Klasse von Freiwilligen können wir bei unserer Vergleichung als Maßstab gebrauchen.

Die Löhnung eines Französischen Konscribirten in einem Infanterie-Regiment von der Linie beträgt 45 Centimen (3½ Sgr.) per Tag. Ein oberflächlicher Staats-Oekonom könnte hieraus folgern, daß der Britische Soldat mit 13 Pence (10⅘ Sgr.) zu großmüthig bezahlt sey; aber dafür muß auch der Letztere seine Ration selbst stellen, während der Erstere 45 Centimen und seine Ration daneben erhält. Dieser Umstand erklärt uns zur Genüge den großen nominellen Unterschied in der Besoldung beider Armeen.

Wer nach Ablauf der sechs Jahre seines pflichtmäßigen Militairdienstes von Neuem sich enrollirt, bekömmt aber um ein Bedeutendes mehr, und nur die Besoldung dieser Klasse kann, wie schon bemerkt, mit der eines Britischen Soldaten verglichen werden.

Die resp. Zulage, die man den Freiwilligen von der erwähnten Klasse bewilligt, ergiebt sich aus folgenden Tabellen:

Man zahlt ihnen im Voraus:

	Linien-Infant. Soldaten.	Linien-Infant. Unteroffiziere.	Uebrige Corps. Soldaten.	Uebrige Corps. Unteroffiz.
Für Enrollirung auf 2 Jahr	22 Fr.	60 Fr.	37 Fr.	74 Fr.
" " " 4 "	44 "	120 "	74 "	148 "

Außerdem wird die tägliche Besoldung jedes Einzelnen in folgender Art erhöht:

	Totale Dienstzeit, die Conscriptions-Jahre mit einbegriffen.	Tägliche Zulage. Linien-Inf. Soldaten u. Unteroffiziere.	Tägliche Zulage. Uebrige Corps. Soldaten u. Unteroffiziere.
Nach 2 Jahren freiwilligen Dienstes ..	8 Jahre.	8 Cent.	12 Cent.
Nach 6 Jahren ...	12 "	10 "	15 "
Nach 10 Jahren ...	16 "	10 "	15 "

Rechnen wir nun 8 Centim. täglich als Durchschnitts-Summe der Zulage eines Soldaten, der seine Dienstzeit durch freiwillige Enrollirung verlängert hat, so ist seine Löhnung im Ganzen folgende:

Täglicher Sold	45 Cent.
Zulage für freiwillige Enrollirung	8 "
Vorausbezahlung (nach täglichen Quoten gerechnet)	3 "
	56 Cent. (4½ Sgr.)

Diese Löhnungs-Taxe bezieht sich jedoch nur auf die Soldaten der Central-Compagnieen; die Grenadiere und die Mannschaft der leichten Compagnieen bekommen täglich 5 Centimes mehr. Da nun diese compagnies d'élite über ein Drittel der Mannschaft jedes Bataillons ausmachen, und ganz aus Leuten bestehen, die mehr als zwei Jahre gedient haben, so darf man wohl annehmen, daß jeder Volontair nach zurückgelegter pflichtmäßiger Dienstzeit, auf den dieser Klasse zukommenden Sold Anspruch machen kann. Somit würde die Durchschnitts-Löhnung des Französischen Soldaten, der freiwillig dient, auf 61 Centimen oder beinahe 6 Pence (5 Sgr.) täglich erhöht.

Bei diesen Berechnungen haben wir noch den Umstand unberücksichtigt gelassen, daß der Soldat, wenn seine pflichtmäßige Dienstzeit vorüber ist, auch bei den Garden oder der Gendarmerie Dienste nehmen kann. Da nun Jeder, der die erforderlichen Eigenschaften besitzt, sobald die Conscriptions-Periode vorüber ist, in diese Corps treten darf, so würden wir den Sold im Durchschnitt noch höher und bis auf 8 Pence täglich anschlagen können. Doch wollen wir bei 6 Pence stehen bleiben.

Neben dieser Löhnung bezieht aber der Französische Soldat, wie schon bemerkt, auch seine Ration, und zwar in Friedenszeiten 1 Pfund 9½ Loth (Engl.) guten Brodes, eine Quantität Brennstoff, und (während der Monate Juni, Juli, August und September) ¼ Pinte Branntwein täglich. In den Kolonieen werden ihm 1 Pfd. 9½ Lth. Brod oder Mehl, oder 1 Pfd. 3 Lth. Zwieback, nebst 8½ Lth. frischem oder gepöckeltem Rindfleisch, oder 7 Lth. Schweinefleisch täglich verabreicht. Auf dem Kriegsfuße bezieht er dasselbe, was in den Kolonieen, mit einer Zulage von 1 Lth. Reis oder 2 Lth. Erbsen, ½ Lth. Salz und angemessenem Brennmaterial.

Die besagten Rationen werden den Französischen Soldaten ohne den geringsten Abzug von ihrer Löhnung verabreicht. Nur wenn sie auf Schiffen oder in Festungen an der Seeküste Dienste thun, bekommen sie eine Ration auf dem Kriegsfuße, wofür sie täglich 15 Centimen erlegen.

Die Kost des Französischen Soldaten besteht aus Suppe und Brod zum Frühstück und Fleisch und Brod zum Mittag. Dafür bezahlt er nun, als Zuschuß zu seinen Rationen, wenn er nur Brod bekommt, 30 Centimen; wenn er Kolonial-Rationen bekommt, 20 Cent., und endlich, wenn er Rationen auf dem Kriegsfuße bekommt, 15 Cent.

Die obgenannten Summen werden unter der Direction der Unteroffiziere jeder Compagnie zu Anschaffung Alles dessen verwendet, was noch sonst nothwendig erscheinen dürfte, um die Kost des Soldaten nahrhafter zu machen.

Auf Märschen zahlt der Französische Soldat einen Penny extra für seine Kost, erhält aber auch eben so viel an Zulage. Marschiren die Soldaten in Detaschements von weniger als sechs Mann, so erhalten sie keine Ration, dagegen aber 10 Pence tägliche Zulage als Marsch-Geld.

Vergleichen wir nun mit Obigem den Sold und die Zulagen eines Britischen Soldaten in ähnlichen Verhältnissen.

In der Heimat beträgt sein Sold 1 Sh. 1 D. täglich. Von diesem Gelde muß er seine Mahlzeit bestreiten. Hier dürfen wir nicht außer Augen lassen, daß der Englische Soldat, theils weil er keine Ration neben seinem Sold erhält, theils auch wegen des sehr verschiedenen Preises der Lebensmittel in England und auf dem Kontinente, für seine Kost beinahe drei Mal so viel zahlen muß, als der Französische.

Die Lebensmittel des Britischen Soldaten sind Kaffee und Brod des Morgens, und Fleisch nebst Kartoffeln oder anderen Vegetabilien zum Mittag. Bei einigen Regimentern giebt es auch Kaffe und Brod am Abend.

Die Ausgaben für den Mundbedarf des Britischen Soldaten betragen ungefähr 8 Pence (6⅔ Sgr.) täglich, wofür der Soldat ¾ Pfd. gutes Fleisch, 1 Pfd. Brod u. s. w. bekommt. Die Quantität dieser Artikel hängt jedoch von dem Marktpreise derselben an.

Die respektive Surplus-Löhnung der Britischen und Französischen Infanterie verhielte sich also wie folgt:

*) Nach dem zu Ende des vorigen Jahres in London erschienenen Werke: „The British and French Armies". (Vergleichende Uebersicht des Soldes und der Belohnungen für militairische Dienste beim Französischen und beim Britischen Heere.)

	Löhnung.	Abzug für Kost.	Surplus.
Der Britische Soldat ohne Ration	1 Sh. 1 Pence.	8 Pence.	5 Pence.
Der Franz. Soldat mit Ration	0 = 6 =	3 =	3 =
		Differenz . . .	2 Pence.

Wir wissen recht gut, daß der Britische Soldat, nach 14 jährigem Dienste, eine tägliche Zulage von 2 Pence erhält, während die Zulage des Französischen Soldaten für eine eben so lange Dienstzeit nur 2 Cent. oder ⅕ Pence über die angenommene Durchschnitts-Summe beträgt. Da nun etwa ein Fünftheil der Britischen Soldaten diese Extra-Löhnung bezieht, so hätten wir aus eben dem Grunde obigen Surplus noch höher anschlagen können, wären wir nicht überzeugt, daß dieser Vortheil beim Britischen Heere durch die größere Anzahl von Unteroffizieren weit mehr als aufgewogen wird. So giebt es in jedem Französischen Bataillon von 432 Mann, mit Ausschluß des Regiments-Stabes, acht Sergeant-Majors, acht Quartiermeister, 32 Sergeanten und 64 Korporale, also im Ganzen 112 Unteroffiziere. Dagegen findet man in einem Britischen Regimente von 623 Gemeinen, außer dem Stabe, nur 36 Sergeanten und Fähndriche, und 36 Korporale, in Allem 72. Bei einer gleichen Zahl von Gemeinen würden im Französischen Dienste 161 Unteroffiziere nöthig seyn, folglich mehr als das Doppelte von obiger Zahl. Dies muß nothwendig die höhere Löhnung des Britischen Soldaten für längere Dienste aufwiegen.

Der Britische und der Französische Soldat beziehen eine so ziemlich gleiche Quantität Nahrungsmittel; da aber der Letztere, aus Gewohnheit und Wahl, mehr Brod und weniger animalische Kost genießt, als der Erstere, so werden die respektiven Quantitäten dieser Bedürfnisse darnach bestimmt. Der Französische Soldat empfängt, wenn er in seiner Heimath Dienste thut, an Fleisch 3½ Loth weniger und an Brod 9¾ Loth mehr, als der Britische. Am Morgen hat er Suppe statt des Kaffee's, und während der Sommer-Monate eine kleine Quantität Branntwein. Ein Jeder, der weiß, wie verschieden die Preise der Lebensmittel in beiden Ländern sind, wird zugeben müssen, daß man für 3 Pence, wenn eine freie Ration Brod hinzukommt, in Frankreich eben so gut speisen kann, wie für acht Pence (ohne Ration) in Großbritanien.

Sind beide Heere auf dem Kriegsfuß, so reduzirt sich der Unterschied im Werthe der Französischen und Englischen Rationen auf ungefähr einen halben Penny pro Tag, die Ration Branntwein mit eingeschlossen, da der Französische Soldat alsdann, wie zuvor bemerkt, zu seinem Brod und Fleisch noch eine Ration Reis oder Erbsen und Salz erhält.

Bevor wir nun aus unseren bisher angestellten Vergleichungen Schlüsse ziehen, werfen wir noch einen Blick auf die respektive Bekleidung beider Armeen, da jeder wesentliche Unterschied in dieser Beziehung bei unseren Berechnungen in Betracht kommen muß.

Perioden der Dauer.

	Franz. Dienst.	Englischer Dienst.
Rock u. wollene Epauletten . .	3 Jahr	1 Jahr.
Jacke mit Aermeln	1 =	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft, wenn er sie braucht.
Tuchbeinkleider	1 =	1 Jahr.
Mantel (oder Ueberrock)	3 =	3 Jahr.
Soldatenmütze	2 =	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft.
Tschako	3 =	2 Jahr.
Ueberzug, Feder u. Futteral dazu	2 =	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft.
Halbstiefeln	1 =	1 Jahr.
Tornister	1½ =	Nicht verabfolgt; von dem Soldaten angeschafft.
Lederne Handschuhe	2 =	2 Jahr.

Aus dieser Tabelle ersehen wir, daß der Französische Soldat fünf Kleidungs-Artikel mehr erhält, als der Britische, daß er aber seine Uniform und seinen Tschako länger tragen muß, was recht wohl geschehen kann, da er nur auf der Parade in denselben erscheint.

Die Quantität anderer nothwendigen Stücke, als Hemden, Schuhe, Socken u. s. w., die der Französische Soldat auf eigene Kosten anschaffen muß, ist viel geringer, als im Britischen Dienste, und die desfallsigen Abzüge von seiner Löhnung sind also auch viel geringer. Da er außerdem bei seinem Eintritt in den Dienst eine Gratification von 40 Franken erhält, so kann er sich weit besser mit diesen Artikeln versehen, als der Britische Soldat, dessen Handgeld 3 Pfd. beträgt.*)

Aber auch der Preis eines jeden dieser Artikel ist in Frankreich viel wohlfeiler, wie folgende Tabelle ausweist:

	Engl. Preise.	Französische Preise.
Weiße Pantalons	4 Sh. 6 Pence. (1 Thl. 15 Sgr.)	2 Sh. 8 Pence. (27 Sgr.)
Hemden	4 Sh. 9 Pence. (1 Thl. 17½ Sgr.)	2 Sh. 9 Pence. (27½ Sgr.)
Jacke	7 Sh. 6 Pence. (2 Thl. 15 Sgr.)	3 Sh. 6 Pence. (1 Thl. 5 Sgr)
Schwarze Halsbinde und Schnalle	1 Sh. 1 Penny. (11 Sgr.)	6 Pence. (5 Sgr.)
Tornister u. s. w.	14 Sh. 6 Pence. (4 Thl. 25 Sgr.)	5 Sh. 10 Pence. (2 Thl.)
Halbstiefeln im Britischen oder Schuhe mit schwarzen Kamaschen im Französischen Dienste.	8 Sh. (2 Thl. 20 Sgr.)	Schuhe . . 3 Sh. 4 Pence. (1 Thl. 3½ Sgr.) Kamaschen 1 Sh. 4 Pence. (13½ Sgr.)

*) 2½ Pfd. von dieser Summe muß er für nothwendige Artikel ausgeben.

In Betreff der Kleidung hat der Französische Soldat also augenscheinlich einen Vortheil vor dem Britischen.

Berechnen wir nun die Gesammtzahl der Gemeinen, die zur Britischen Linien-Infanterie gehören, auf 70,000 Mann, so giebt es ungefähr

28,000	in Großbritanien und Irland, die täglich mehr Löhnung beziehen als der Französische Soldat, und zwar . .	2	Pence.
3,000	in Jamaica	3½	=
15,000	in Ostindien	1½	=
24,000	in den übrigen Kolonieen	1	=
	Im Durchschnitt . .	1½	Pence.

Nun ersehen wir aber aus einem sehr gründlichen Werke des Herrn Dupin (Forces de la France), daß der Lohn eines Französischen Ackerbauers im Durchschnitt jährlich 358 Franken, oder ungefähr 5 Sh. 6 Pence (1 Thl. 25 Sgr.) wöchentlich beträgt, während der Durchschnitts-Lohn eines Ackerbauers in England, in den letzten vier Jahren, wöchentlich auf 12 Sh. (4 Thl.) sich belaufen hat, und in Schottland jährlich 12 Pfd. bis 12 Pfd. 12 Sh., sammt Kost und Wohnung, also ungefähr 10 Sh. (3⅓ Thl.) wöchentlich, ohne Weides, ausgemacht hat. Wie es mit dem Ackerlohn in Irland stehen mag, können wir nicht genau bestimmen; aber angenommen, er beträgt 5 Sh. per Woche, so hätten wir die wöchentliche Durchschnitts-Summe von 9 Sh. (3 Thl.) als Ackerlohn in den drei Reichen, folglich 62 Procent mehr als in Frankreich, während die Löhnung des Britischen Soldaten die des Französischen nur um 27 Procent übersteigt. Wenn nun die Taxe des Arbeitslohns in jedem von beiden Staaten der rechte Maßstab zu Regulirung des Soldes ist, so erhält der Britische Soldat verhältnißmäßig 35 Procent weniger als der Französische.

Allein der Sold darf nicht bloß nach dem Arbeitslohn geregelt werden; er muß auch der Art und Dauer des Dienstes, und den Aussichten auf Avancement, Pensionen u. s. w. angemessen seyn. In allen diesen Punkten werden wir die außerordentlichen Vortheile nachweisen können, die der Französische Soldat vor dem Britischen hat.

Wenn man einen Arbeiter nur auf zwei, oder selbst auf vier Jahre miethete, so würde der verlangte Arbeitslohn die gewöhnliche Durchschnitts-Summe schwerlich um ein Bedeutendes übersteigen; wollte man ihn aber auf Lebenszeit in Dienste nehmen, so dürfte wohl keine Art von Erhöhung des Lohns ihn dazu anspornen, daß er auf Lebenszeit seiner Freiheit entsagte. Dies ist ein triftiger Grund, warum die Löhnung des Britischen Soldaten weit beträchtlicher seyn sollte, als die des Französischen; denn Jener ist Soldat für sein Lebenlang.

Der Dienst selbst ist in beiden Heeren nicht weniger verschieden, als die Dauer des Dienstes. In Friedenszeiten dient nicht mehr als ein Funfzehntheil der Französischen Linien-Truppen in den Kolonieen; von den Britischen Linien-Truppen aber werden beinahe zwei Drittheile in die Kolonieen geschickt. In einem Zeitraum von dreißig Jahren dient der Französische Soldat im Durchschnitt nur zwei Jahre in den Kolonieen, und nie braucht er wider seinen Willen länger als vier Jahre außer dem Vaterlande zu verweilen; der Britische Soldat dagegen müßte, wenn er eben so lange diente, wenigstens zwanzig Jahre außer der Heimat zubringen, und seine Absendung nach den Kolonieen wäre beinah einer Verbannung auf Lebenszeit gleich zu schätzen.

Dieser lange Militair-Dienst in den Kolonieen ist aber dem Britischen Soldaten auch in anderer Hinsicht unheilbringend. Das tropische Klima verursacht ihm körperliche Leiden aller Art, und stürzt ihn oft in ein frühes Grab. Von 53,153 Soldaten, die in unseren Kolonieen dienten, starben während eines Zeitraums von zehn Jahren jedes Jahr im Durchschnitt 3037, und die Sterblichkeit war um das Sechsfache bedeutender als zu Hause, und um das Dreizehnfache bedeutender als beim Französischen Heere, das während sechs Jahren im Durchschnitt nur $1\frac{8}{10}$ vom Hundert jährlich einbüßte. Ein Dienst, der den Soldaten dreifach größerer Gefahr aussetzt, wird also gewiß durch ein Viertheil Zulage an der Löhnung kümmerlich genug kompensirt.

Außerdem verdient Berücksichtigung, daß ein höherer Grad der Sterblichkeit dem Französischen Soldaten auch mehr Aussicht auf Beförderung eröffnet. Er weiß, daß wenigstens ein Drittheil der unbesetzten Unteroffizier-Stellen durch nachrückende Gemeine ausgefüllt wird und daß er durch Tapferkeit und gute Aufführung zu den höchsten Graden seines Standes sich emporschwingen kann. Wird er Offizier, so erhält er 550 bis 1500 Franken Gratification zu seiner Equipirung und außerdem ein Pferd, wenn die Truppen-Gattung, bei der er sich befindet, es nothwendig macht. Da nun der Ehrgeiz des Französischen Kriegers so rühmlich angeregt wird, so legt er auf seinen Sold viel weniger Werth, als auf die Beförderung, der er entgegensieht.

Bibliographie.

Treatise on friendly societies. (Ueber wohlthätige Vereine.) Von Ansell. 5 Sh.

New Atlas of classical geography. (Atlas der alten Geographie.) Von Bean. 16 Sh.

Lives of illustrious Scots. (Leben berühmter Schotten.) 4 Bde. 52 Sh.

Treatise on colours and pigments. (Ueber Farben und Pigmente.) Von Field. 4. 21 Sh.

On mental derangement. (Ueber Geisteskrankheiten.) Von Caitstill. 4½ Sh.

Of the use and governance of time and temper. (Ueber den Gebrauch der Zeit und die Beherrschung des Temperaments.) 5½ Sh.

The hebrew characters derived from hieroglyphics. (Ableitung der Hebräischen Buchstaben von Hieroglyphen.) 8½ Sh.

Frankreich.

Vorlesungen über Welt-Literatur.

(Fortsetzung.)

Auch der Antheil der anderen Nationen an dieser allgemeinen civilisirenden Bewegung ist schön und groß. Jede, ihre eigene Bahn verfolgend, sich hier oder dort an bestimmte Kreise anschließend, von anderen sich ablösend, trägt zu dem gemeinsamen Werke das Ihrige bei. Zuerst unter allen warf Italien sein Licht auf England, Frankreich und Deutschland. Aber dies Italien nun selber, wähnt man etwa, daß es nichts überkommen, daß es Keinem seine Kultur schuldig sey? Die Provence, im Mittelalter durch die Strahlen Arabischen Lichtes so mächtig erhellt, hatte das Bildungswerk Italiens übernommen. Man weiß, wie schnell und vorübergehend die Provençalische Blüthezeit gewesen ist; der Fruchtstaub ward fern hinweggeweht, und Italien war befruchtet. Zu diesem Einfluß kam später der der Griechen im Mittelalter, die mit der gelehrten Beute des Alterthums beladen herüberzogen. So zeigte sich Italien, der Provençalischen Muse gleich, im Gewande platonischer Liebe; voll gelehrtem Eifer und Fleiße, gleich den Alexandrinischen Kommentatoren; theologisch und symbolisch, wie Byzanz. Aus allen diesen Strahlen, die von so verschiedenen Punkten ausgingen, bildete sich sein neuer Charakter, entflammte sein neuer Ruhm. Man betrachte Dante, Boccaccio, Petrarca — Alles, was fein und scharf, raffinirt ersonnen, christlich und gelehrt heißt, ist in diesen drei Namen enthalten, die dem sechzehnten Jahrhundert voranschreiten und den Götterruf der Bildung erschallen lassen.

Italien verdankt man den Anstoß in den Künsten und in der Literatur. Deutschland, dem Lande des Gewissens, der Treue, der pflegenden Liebe für die Vergangenheit, muß der Impuls in der Gelehrsamkeit, der Impuls in Philosophie und Religion zuerkannt werden. Des theologischen Scharfsinnes und der Kraft der Wissenschaft hat es sich bemächtigt, nicht, um mit Worten gegen Worte zu streiten, neue Phrasen an die Stelle der alten zu setzen, ein Dilemma durch ein anderes zu bekämpfen, sondern um das Wesen der Sache zu gewinnen; die Folgerungen, die es zieht, sind absolut, und seine Raisonnements sind das Urbild der Thaten. Es schreitet langsam, das alte Germanien, aber es ist groß in der majestätischen Entwickelung seiner Kräfte. Was die Häresiarchen zwölf Jahrhunderte lang versucht, und vergebens versucht hatten, das setzt es in's Werk; mit starkem Arm führt es die Freiheit der Forschung und der Untersuchung auf die Bühne der Welt zurück. Seit Luther ist es diesem Prinzipe getreu geblieben; seit Luther's Zeiten hat man es immer forschen, richten, vergleichen, lernen gesehen. Es ist der Richter, der die Entscheidungen ausspricht über alle Völker, der Sitz des Urtheils und der Kritik. Erst nach langer Lehrzeit hat es gewagt, schöpferisch aufzutreten, nach einem Studium und einer Zucht, die vom Jahre 1500 bis zum Jahre 1750 gedauert. Seine Tugend ist die Bescheidenheit, und bevor es spricht, versammelt es lange und geduldig die Massen seines Wissens. Bescheidenheit! und es hat Luther, Leibnitz, Kant und Goethe hervorgebracht! Nur diese Namen brauchen genannt zu werden, um den Einfluß Deutschlands auf Europa zu begreifen — diesen philosophischen, religiösen, ästhetischen, der, dem Italiänischen gerade entgegengesetzt, den Gedanken zu seinem Gegenstande hat, nicht die Sinne und Leidenschaften. Von diesem Lande vor allen muß man die höchste über Allem waltende Parteilosigkeit erwarten. Allen Einflüssen ist es zugänglich, alle hat es in sich aufgenommen. Aber man wähne ja nicht, daß es einem einzigen unterthan geworden. Das ist eben seine Himmelsgabe und sein Glück, daß es alle Nationalitäten versteht und begreift, daß es in die innerste Eigenthümlichkeit aller einzudringen vermag, daß ihm beschieden ist, mit den Genies aller Zeiten im Bruderbunde zu leben. Welch' ein Verständniß aller Literaturen in diesem Lande, welch' ein Mittelpunkt begreifender Erkenntniß für alle intellektuelle Phasen der Welt!

Ich gehe zu Spanien über. Mir däucht, der lyrische Genius steht vor mir auf; es ist ein Land bewundernswürdiger Energie und großer Selbstständigkeit des Gedankens, das Vaterland des Cervantes und Calderon. Der Arabische und der Gothische Einfluß haben es nie verlassen. Wenn es, mitten in seinen Eroberungen, von Italien und Frankreich Nuancen empfängt, die es modifiziren, so ist dennoch nichts im Stande, es seinem nationalen Genius abwendig zu machen. England, nicht minder unabhängig, aber durch seine centrale Lage für alle äußere Einflüsse zugänglich gemacht, findet das Mittel, seine Originalität und Eigenthümlichkeit, die Freiheit seines Gedankens, seinen nationalen Kern zu bewahren, indem es Alles annimmt, was ihm von Italien, Spanien und Frankreich zugeführt wird. Spanien ist ein christlicher Krieger, der da singt, betet, und auf seinen Schild beim Wachtfeuer des Lagers die Epopöe seiner Siege schreibt. England gleicht einem Schiffs-Capitain, der alle Küsten besucht, sein Schiff mit allen Schätzen beladet, sich mit Diamanten und Federn schmückt, die er fernen Völkern abnimmt, und dabei immer sein Englisches Matrosenkleid anbehält, immer seine insularischen Neigungen und seinen Charakter mit allen Unaussprechlichkeiten desselben bewahrt.

Wir sehen, daß diese beiden Völker sogar, zwei mächtige und stolze Nationen, die in der Absonderung von den übrigen ihre Lust und ihr Behagen finden, an dem Werke der Civilisation Theil genommen haben. Und wer vermöchte es auch in der That, sich abzusondern? Nichts kann isolirt bestehen; nichts vermag, sich in solcher Unwirklichkeit zu halten; die wahre und einzige Isolirung für uns ist der Tod. Shakespeare hat von den Italiänern geborgt, Pope von den Franzosen, Johnson von den Römern; Cervantes und die Spanischen Lyriker ebenfalls. Alle borgen — von Allen; und nur dieser Austausch ist das gemeinsam Allgemeine, immer Beharrliche und Dauernde.

Sehen wir nur, was aus den Völkern wird, die in keinem geistigen Verkehr mit den übrigen stehen. Peru, Mexiko und China haben lange vor unseren Zeiten den höchsten Grad derjenigen Civilisation erreicht, die für den Menschen, wenn er sich in Massen mit seiner Thätigkeit isolirt, möglich ist. Aber dieser Schatz ist ihnen unter den Händen verschwunden. Weil sie die Triebe ihrer Lebenskraft und Entwickelung zu erneuern, und sich vermöge jener geistigen Verbindung, von der ich gesprochen, zu verjüngen unterlassen haben, sind alle Hoffnungen, die ihre Kindheit verhieß, zu nichte geworden, ja gerade in's Entgegengesetzte umgeschlagen. Man könnte jenen alten Persischen Stamm, die Ghebern anführen, die durch die Satzungen ihrer Religion verdammt wurden, aus sich selber zu verkümmern und in wüstes Unkraut aufzuschießen; Brüder und Schwestern verheirathen sich unter einander, und das Resultat dieses verderblichen Systems ist die völlige Entartung und der Verfall eines Geschlechts, welches ehemals das schönste auf der Welt war. Man kann sich davon überzeugen; es existirt noch als warnendes Beispiel, und alle Reisenden stimmen darin überein, daß man nirgend unter den Menschen, in keinem Stamme, so abschreckende Mißgestalten, eine so widerliche Häßlichkeit, ein betrübenderes und so stetig fortschreitendes Verkümmern und Abschwächen wieder antrifft.

Citiren wir das merkwürdigste Beispiel von dieser Verkümmerung des Gedankens. Seit Jahrhunderten existirt ein Volk, das unmündigste und das kundigste zugleich von allen Völkern; ganz intellektuell und ganz materiell, berühmt und unbekannt zugleich: ein Paradoxon unter den Völkern, dessen bloßer Name schon das Ohr mit einem lächerlichen Tone, den ich nicht genauer auseinandersetzen kann, berührt. Es hat die Wirkung des Gedankens auf den Gedanken, seine Thätigkeit und Wechselwirkung begriffen, aber als eine Plage, vor der man sich hüten und sicher stellen müsse. Diese Alles durchdringende, allüberragende, mittheilende Gewalt der Intelligenz ist ihm deutlich geworden; aber es sieht darin nur eine Pest und stellt dagegen seinen Sanitäts-Kordon auf. Von seiner Lage zwischen dem Ocean und der großen Wüste begünstigt, hat es allen moralischen Verkehr mit der übrigen Welt aufgehoben und von sich abgehalten. Im Besitz einer seit langer Zeit her fest bestimmten Sprache, hat es eine Unzahl hieroglyphischer Zeichen zu Buchstaben verwandt. — Diese Zeichen nun zu verändern, zu vervielfachen, oder sie zu ändern und umzustellen, ist zum todeswürdigen Verbrechen geworden. Die Masse dieser symbolischen Zeichen macht für die, welche das Idiom dieses Volkes lernen wollen, eine ungeheure Anstrengung des Gedächtnisses erforderlich; die ganze Intelligenz hat sich hier auf das Gedächtniß, das heißt, auf den materiellen Theil der Intelligenz konzentrirt. Man hat die Menschen nach der größeren oder geringeren Anzahl von Zeichen, die sie zu behalten vermocht, klassifizirt; wer dreitausend Wörter weiß, ist Mandarin zweiter Klasse; wer viertausend weiß, Mandarin erster Klasse. Das Leben jedes dieser Gelehrten ist zu einer mnemonischen Existenz geworden. Wo sollte eine Thätigkeit oder Energie des Geistes herkommen, wenn alle seine Kräfte auf diesen hohlen Wortkram verwendet wurden? Die Folge dieses Systems ist eine fratzenhafte Mißgeburt von Civilisation, die sich nie zu den Ideen der Freiheit der Untersuchung, des unabhängigen Gedankens hat erheben können, und um so wunderbarer erscheint, als dieses südliche Volk, diese Chinesen, alle unsere Hülfsmittel, alle unsere Instrumente lange Zeit vor uns besessen haben — den Kompaß, aber ohne Entdeckungen! die Astronomie, und eine elende Schifffahrt! das Pulver, aber keine Eroberungen! die Malerei, aber ohne die Wissenschaft der Perspektive! praktische Philosophie, und keinen einzigen Versuch zur Entwickelung einer Existenz als freies Volk! Statistik, und keinen Versuch, das Land von dieser alles Maaß übersteigenden Bevölkerung, die sich von Wurzeln und Muscheln in den Gebirgen und an den Ufern der Flüsse nährt, erleichternd zu befreien! Keine Ermunterung zu Kolonieen in's Ausland, die allen diesen Unglücklichen, die der Staat nicht ernähren kann, einen Ausweg der Rettung eröffnen würden!

Und dies Alles, weil es die allgemeine Intelligenz, die ihm einwohnt, in sich selber hat verknöchern und erstarren lassen, weil es einen unübersteiglichen Damm zwischen sich und den übrigen Völkern aufgeführt hat, die ihm den lebendigen thatvollen Gedanken hätten bringen können. Der Gedanke will Stoff, Nahrung, Bewegung, Veränderung; er drängt vorwärts, will den Kreis des Universums durchlaufen, von Volk zu Volk schreiten, von Jahrhundert zu Jahrhundert; er ist, wie in der Körperwelt, jenes flüssige Metall, dessen Beweglichkeit so erstaunlich ist, das unter dem Finger, der es niederdrücken will, entweicht und in die Körper mit unwiderstehlicher Geschwindigkeit eindringt.

Ja, der Gedanke bewahrt seinen Einfluß, nicht nur von Volk zu Volk, sondern auch in kaum berechenbaren Entfernungen. Aristoteles wird im Mittelalter die Regel der Schulen; er bemächtigt sich der ganzen Philosophie bei den Arabern. Die späteren Generationen sind durch ein unauflösliches Band mit den früheren verknüpft; sie hinterlassen einander Vermächtnisse, die Jahrhunderte lang schlafen, aber immer in irgend einer zukünftigen Zeit an's Licht treten und sich als fruchtbar geltend machen. Die Generationen sind die Lebenstage des menschlichen Geschlechts. Es geht und geht immer vorwärts; das Leben seines Geistes hört nie auf, trotz aller Trümmer der Zeiten. Oft, wenn es zu schlafen scheint, stärken sich seine Kräfte während des Schlafes. Eine Woge der Ideen treibt die andere; neue Quellen brechen auf, stärker braust der Strom als zuvor; Ansichten, Sitten, Religionen, Sprachen, Institutionen — Alles drängt und treibt einander, verschlingt und zerstört und ergänzt sich wieder. Man glaubt, den Gipfel der Vollendung zu sehen, und man steht beim Verfalle; in dem Verfalle wähnt man, dahin gerissen zu werden, und es entsteht ein unerwarteter Aufschwung. Die großen Meister in diesem allgemeinen Werke sind die Menschen von Genie.

Schöpfung und Zerstörung, Leben und Tod, diese beiden Mächte ergänzen sich ewig und erhalten sich in lebendigem Gleichgewicht. Wir leben, sagt man, in einer endlichen Welt; alle Institutionen sind dem Wandel unterworfen, der allgemeine Verfall umgiebt uns; so bitter beklagen wir uns und beschuldigen den Himmel und vergessen, daß in der

Hülle dieser dahinsterbenden Welt schon eine neue geheimnißvoll vorgebildet liegt, daß diese hervorbrechen und vollkommen und leuchtend dastehen wird in dem Augenblick, wo man wähnt, die allgemeine Vernichtung müsse alle Völker verschlingen. Seltsam wunderbares Werk! Die alten Ideen scheinen zu bloßen Formen, zu Lügen und Phantomen herabgesunken, und nun hauche man diesen Aschenhügel an, und man wird neue Ideen gewahr werden, die ganz in Feuer stehen und voll sind von Leben und Zukunft. Die Todeszuckungen der Ligue und das Grab des Feudal-Wesens sind die Wiege der Monarchie Ludwig's XIV. Keinen tieferen Fall kann es geben, als den Rom's, der Königin der Welt, wie sie ihr Unrecht gegen die Völker mit langer, wüster Agonie bezahlt — und das Leichentuch, in das sie sich einhüllt, verwandelt sich in die Windeln einer neuen fruchtbareren und blühenderen Civilisation: die christliche Welt schlägt ihre Wurzeln und keimt aus den Trümmern der Römischen empor. Das sind keine Theorieen, das ist die baare Geschichte; die bekanntesten Thatsachen, die großen Massen, die unbestreitbaren Momente der Erinnerung des Geschlechtes sind es, an die ich mich halte. So oft ein allgemeiner gesellschaftlicher Zustand in Trümmer sinkt, von welcher Art er auch sey, haben offenbar geheime Einflüsse schon immer an dem Gewebe einer neuen Welt gewirkt; jener fällt, und sie tritt hervor.

Welche ich auch betrachte von allen Nationen des gegenwärtigen Europa's, und wie ich alle Fragen, die sie in Bewegung setzen, hin und her wende und mir Rechenschaft zu geben suche von ihren Ansprüchen und Hoffnungen, so sind es doch nur immer zwei Namen, die in meinem Ohre wiederhallen, zwei Mönchs-Gestalten, die vor mich hintreten, zwei ernste Häupter, aus dem Dunkel der Zeiten und dem theologischen Wuste hervorleuchtend, die Luthers und Calvins, die ich sehe. Zwei Literaten zu ihrer Zeit, haben sie eine Gewalt ausgeübt, die ihres Gleichen nicht! Der Gedanke war ihr einziges Werkzeug.

Alles Neueste, was sich uns darbietet, die Reform in England, die Toleranz in Irland, die Untersuchungen in Spanien, die Kämpfe der Theorieen in Frankreich, alles dies beruht auf dem Rechte des individuellen Urtheils, der Berechtigung des Einzelnen zur Prüfung der höchsten Interessen, auf der Vernunft des Menschen, die das Privilegium ihrer Freiheit in Anspruch nimmt; es ist der Kampf des Gedankens gegen die blinde Autorität. — Freiheit der Presse! sagen wir Franzosen. Man befrage das Orakel der Vergangenheit. Die Vergangenheit ist ein Prophet, der immer wahr spricht, und sie wird uns antworten: Luther. — Persönliche Freiheit! Und die Vergangenheit wird antworten: Calvin.

Wer hat zu den Völkern gesagt: Prüfet? Wer hat die Bande der blinden Autorität gesprengt? Jene beiden Männer.

Der eine lehrte sich gegen die Blindheit des Glaubens, der andere gegen die Hierarchie. Was haben Voltaire, Diderot, Raynal weiter gethan? nur das Werk dieser beiden Mönche vollendet, sonst Nichts. Vor ihnen nieder, vor diesen furchtbaren Vorkämpfern, ihr Alle, ihr Chatams und Fox, und Beccaria's und Wilke's und Mirabeau's und all' ihr gewaltigsten Tribunen der neueren Zeit. Luther und Calvin! Das Echo dieser beiden Namen sind unsere heutigen Ansichten, unsere heutigen Lehren und Kämpfe, Hoffnungen und Schmerzen. O, wie das Leben dieser beiden Theologen Zeit und Raum wunderbar überschritten und überdauert hat! Jenseits des Atlantischen Oceans, wähnt man, sind Republiken gegründet! O nein! in Massachusetts und Connecticut herrscht heute noch, als unumschränkter König, Calvin.

Versetzen wir uns um zwei Jahrhunderte zurück; in das Jahr 1626. Auf einer öden Uferstelle in der Grafschaft Lincoln in England sehen wir ein Zwanzig armer Leute, frierend, zitternd, betend, sich in den Felsenklüften verbergend. Die Nacht ist hereingebrochen; auf dem feuchten Sande liegen sie auf den Knieen und beten; sie harren auf das Schiff, das sie aufnehmen soll; ihre Weiber und ihre Kinder neben ihnen, Alle entschlossen, — ohne Thränen, ohne Schwachheit ihre frühere Existenz aufzugeben — alle bereit, mit ihren Vätern und Männern in die Verbannung zu gehen. — Unbekannte Anhänger Calvin's sind es, die ihren Glauben abschwören sollen. Schon zwei Mal haben sie den Versuch gemacht, aus England zu entfliehen; beide Mal hat man sie erwischt und mit Bußen, mit Kerker und Pranger gestraft. Von den Protestanten verfolgt, sie, die jüngste Geburt des Protestantismus, der letzte Ausdruck desselben, gehen sie, wie uns einer dieser Leute, der uns einen Reisebericht hinterlassen, traurig sagt: gehen sie, sich selbst entwöhnend von der süßen Milch des Vaterlandes. Das Band des gemeinsamen Unglücks vereint sie. Sie bilden eine kleine Republik, gehen über das Meer, ziehen mit ihrer Armuth und ihrem Muthe mitten durch die Welt und realisiren dort drüben in jenen unbekannten Ländern Calvin's Gedanken ungestört und unverkümmert.

Glaubt man, daß dieser Gedanke auf der langen Bahn erloschen oder schwächer geworden sey unter der Last der Jahre und Arbeiten? O nein! Man wird es sehen, ob der Geist Calvin's in den Trübsalen der Verbannung, des Elends und langer Dunkelheit seine eigenthümliche Energie zu bewahren vermocht — später zeigt es sich, wenn die Kampfesfrage gegen das allmächtige Großbritanien zur Sprache kommt. Die Stunde der Amerikanischen Revolution schlägt, und wir erfahren, ob das Blut der calvinistischen Lehre noch heiß und rein in den Adern der Bürger von Massachusetts rollt, ob sie treu sind den Theorieen ihrer Voraltern und ihr Vermächtniß heilig bewahrt haben, ob es noch dieselben Menschen sind, die sich keiner Autorität, die ihnen das Joch eines fremden Gedankens auflegen wollte, unterwerfen mochten, und sich lieber entwöhnten von der süßen Milch des Vaterlandes!

(Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Romane:

Les adieux du vieux conteur. — Von J. N. Bouilly. 5½ Fr.
Contes pour les enfans. — Von Fr. Soulié. 2 Bdchen 2½ Fr.
L'echelle des femmes: la femme du peuple, la grisette, la bourgeoise, la grande dame. — Von E. Souvestre. 2 Bde. 10 Fr.
La femme et la maitresse. — Von Max. Perrin. 2 Bde. 15 Fr.
Le monde comme il est. — Vom Marquis von Custine. 2 Bde. 15 Fr.
Le recéleur. — Von Hypp. Vallée. 4 Bdchen. 12 Fr.
Le roman de l'avenir. — Herausgegeben von Felix Bodin. 7½ Fr.
La vie d'un garçon. — Von Raban. 3 Bde.
Une apostasie. — Von E. Delacombe. 2 Bde. 15 Fr.
Emprunts aux salons de Paris. — Novellen von Ancelot. 7½ Fr.
Parole de providence. — Von Madame Clarisse Vigoureux. 5 Fr.

Mannigfaltiges.

— Weibliche Ausdauer. Auf einem Schiff, welches bei Billingsgate in London vor Anker lag, wurde vor kurzem durch einen Zufall die Entdeckung gemacht, daß ein Mädchen, als Knabe verkleidet, schon längere Zeit auf demselben Matrosendienste verrichtet hatte. Es war nämlich gerade ein Hafenbeamter an Bord des Schiffes, als der vermeintliche Schiffsjunge von einem alten Matrosen geschlagen wurde. Dieser verwies zwar dem Letzteren sein hartes Verfahren, wandte sich aber zugleich an den Gemißhandelten mit den Worten: „Ei, so schreie doch nicht wie ein Mädchen!" „„Mädchen"", brüllte der alte Matrose, „„ja, ganz recht, das ist sie, und wenn sie noch lange Farm macht, so soll alle Welt die Geschichte erfahren."" Der Beamte forschte natürlich der Sache augenblicklich nach, und fand die Aussage des Matrosen begründet. Das Mädchen war aus einer nördlichen Grafschaft von Irland, wo ihr Vater, wie sie sagte, seit einigen Jahren das Geschäft eines Getraidemäklers betrieb. Sie hatte die Bekanntschaft eines Schiffs-Capitains gemacht, der sie lieb gewann, und dessen Neigung sie erwiederte. Nach einiger Zeit mußte dieser aber nach Amerika, und da sie lange keine Nachricht von ihm erhielt, entschloß sie sich, ihm zu folgen. In Amerika angelangt, hörte sie, daß ihr Geliebter gestorben sey. Nun beschloß sie, aus Pietät gegen den verlorenen Mann, selbst in den Seedienst einzutreten. Sie verschaffte sich Matrosenkleider, und da sie eine bräunliche Gesichtsfarbe hatte, so ward ihr die Täuschung leicht. Man hielt sie für einen jungen Burschen, und es gelang ihr, auf dem Schiffe „Belfast", das nach dem Mittelländischen Meere segelte, als Koch und Schaffner angestellt zu werden. So war sie zwei Jahre lang zur See gewesen, bis endlich durch obigen Vorfall ihr Geschlecht an den Tag kam. Als der Lord-Mayor von London die Geschichte hörte, wollte er das arme Mädchen nicht länger in dieser unnatürlichen Lage lassen, und schickte nach ihr. Sie erschien in Begleitung des Capitains jenes Schiffs, Mac Intyre, und mehrerer Herren, die sich für sie interessirten. Aus der Aussage des Capitains ergab sich, daß derselbe einige Zeit vor der Ankunft des Schiffes im Hafen von London erfahren hatte, daß sein Koch ein Mädchen sey, Namens Anna Thornton. Es hatten ihn nämlich einige von der Mannschaft, denen es aufgefallen war, daß der vermeintliche Koch niemals Grog trinken wollte, darauf aufmerksam gemacht, und die Verkleidete hatte ihm ihr Schicksal entdeckt. Der Lord-Mayor fragte sie, ob es wahr sey, daß sie von ihrem Capitain und von der Mannschaft, wie er gehört habe, oft übel behandelt worden, worauf sie erklärte, der Capitain habe sich immer menschenfreundlich gegen sie benommen und ihr gesagt, sie möchte sich nur bei ihm beschweren, wenn einer von den Matrosen hart gegen sie verführe; nun habe sie zwar im Verlauf der Reise einige Mal von den Matrosen Schläge bekommen, weil sie im Sturme nicht so angestrengt arbeiten gekonnt, sie hätte es aber dem Capitain nicht geklagt, weil sie entschlossen gewesen, so viel als möglich ohne Murren zu ertragen. Der Lord-Mayor: „Ist es möglich, daß dies junge Mädchen, denn sie kann nicht mehr als 16, höchstens 17 Jahre zählen, die Dienste eines Matrosen leisten konnte?" Capitain Mac Intyre: „Ja wohl, Mylord; sie that es zum Erstaunen; sie war im ärgsten Wetter bei der Hand und half die Segel aufziehen und beilegen, obgleich wir eine schlimme Fahrt hatten. Das arme Wesen, es ging ihr hart. Sie schien von der Nässe viel zu leiden, aber sie achtete es nicht und benahm sich wie der tüchtigste Seemann." Lord-Mayor: „Ist die Erzählung von dem romantischen Geschick dieser Person ganz wahr?" Mac Intyre: „Ich habe keinen Grund, an ihren Aussagen zu zweifeln. Sie war nicht im geringsten geschwätzig; im Gegentheil, sie that die Matrosen-Dienste ohne Murren und brauchte ihre Hände weit mehr als ihre Zunge." Lord-Mayor: „Bist Du eines so geplagten Lebens nicht müde?" Das Mädchen: „O ja, ich möchte nun wohl wieder nach Hause. Ich hoffe fest, mein Vater wird mir den Kummer verzeihen, den ich ihm gemacht. Habe ich doch auch Kummer genug gehabt." Capitain: „Ich will ihr gern den fünfmonatlichen Sold bezahlen, den sie noch zu empfangen hat, nämlich für den Monat 2 Pfd. 10 Shilling; es ist mir nie in den Sinn gekommen, ihr etwas davon abzuziehen. Erst vor wenigen Tagen hörte ich, daß wir ein Mädchen an Bord hätten. Ich war der Letzte auf dem Schiffe, der es erfuhr, und ich wollte es kaum glauben, als der Bootsmann es mir anzeigte. Ich kann übrigens betheuern, daß sie sich auf der ganzen Fahrt höchst anständig aufgeführt hat." Lord-Mayor: „Ich werde für das Mädchen sorgen, bis ich von ihrem Vater Nachricht habe, an den ich noch heute Abend schreiben will." Anna Thornton dankte dem Lord-Mayor auf's innigste für seine Theilnahme und Menschenfreundlichkeit und vertraute sich seiner Obhut an. (Morn. Her.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Mittwoch den 25. Februar 1835.

Spanien.

Das Reisen in Spanien und das Museum von Madrid.

Eine bekannte Pariser Zeitschrift enthielt im Dezember des vergangenen Jahres einen, aus der Feder des Herrn Louis Viardot geflossenen Artikel, mit der Ueberschrift: „le Musée de Madrid". Die Revista Española nimmt davon Veranlassung, gegen die neueren Reisebeschreiber Spanien's, zu denen sich nun bald auch ein bekannter Deutscher Fürst gesellen wird, ein wenig zu polemisiren, und sagt, in Bezug auf die Bemerkungen des Herrn Viardot:

„Schon die Einleitung zu diesem Artikel hat uns nicht wenig überrascht, und wir erinnerten uns dabei unwillkürlich an jene Anekdote von dem Gemälde, das einen Löwenbändiger darstellte, und bei dessen Anblick Jemand ausrief: „„Der Maler selbst ist wahrlich kein Löwe gewesen!"" — Herr Viardot ist zwar kein Spanier, allein er hat Jahre lang in Spanien und namentlich in Madrid verweilt, und man könnte also wohl von ihm verlangen, daß er positivere Data hätte, um der Wahrheit gemäßer zu sprechen. So ungerechte Behauptungen, wie die seinigen, dürfen aber in keinem Falle ungerügt bleiben, obschon jeder andere Franzose, der über unser Spanisches Vaterland raisonnirt, in ganz ähnlicher Weise zu Werke geht."

„Der Verfasser sagt in der Einleitung: „„Wenn die Pyrenäen in ihren malerischen und großartigen Partieen so gut angelegte Heerstraßen hätten, wie z. B. die über den Simplon; wenn in den Ebenen am Ebro gute Posthäuser und statt schielender Maulthiere tüchtige Relais-Pferde zu finden wären; wenn man nicht mit Karavanen reisen müßte, als ging es nach Arabien und bei jedem Schritt auf Räuberbanden stieße; wenn der Fremde in Spanien überhaupt gute Wege, sichere Fuhrwerke und keine so armseligen Wirthshäuser fände: da würden Reiselustige wahrscheinlich von dem alten Schlendrian zurückkommen und die pyrenäische Halb-Insel noch lieber besuchen, als selbst die appeninische.""

„Es würde uns nicht schwer werden, Hrn. Viardot zu beweisen, daß es in Spanien weder an guten Wegen, noch an guten Fuhrwerken und Wirthshäusern fehlt. Wir haben diese Dinge zwar nicht in so großer Anzahl wie die Franzosen, aber sie kommen den ihrigen an Güte mindestens gleich, und mit den Wirthshäusern in Frankreich ist es, wie Ref. aus eigener Erfahrung weiß, oft noch weit schlechter bestellt. Herr Viardot klagt über die schlechte Kost in den ventas, und wir könnten ihm dagegen eben so viele Französische auberges anführen, wo nichts besseres zu bekommen war, als garbure avec un petit salé (etwas Kohl und verfalzenes Fleisch), sehr schlechter Wein und noch schlechteres Brod. Sobald man die gewöhnlichen Postwege verläßt, muß man hier und in Frankreich viel Ungemach erleiden; aber es darf auch nicht vergessen werden, daß Spanien noch gleichsam auf der Schwelle der Freiheit steht, während Frankreich schon vieljährige politische Erfahrungen gemacht hat."

„Wo Herr Viardot von der Königlichen Bibliothek in Madrid spricht, ist er so gütig, uns anzuzeigen, daß man daselbst eine reiche Sammlung von Manuscripten findet, daß aber nur wenige von dem Personale der Bibliothek Homer's Namen in Griechischer oder Muhammed's Namen in Arabischer Schrift lesen können. Wenn dies bei den Bibliothekaren damaliger Zeit wirklich der Fall war, so lag die Schuld davon nicht bloß an den Spaniern: verhalfen uns nicht die Französischen Truppen selbst zu Calomarde, jenem geschworenen Feinde alles Wissens und aller Gelehrten!"

„Von der Bibliothek wendet sich Herr Viardot zu dem Münzen-Kabinet: er sagt von demselben, es sey das reichste und prächtigste in der Welt, wo man auf 150,000 Münzen aus der Phönizischen, Griechischen, Punischen, Römischen, Gothischen und Arabischen Periode die Geschichte aller der Nationen studiren könne, die Spanien der Reihe nach besessen; nur sollten diese kostbaren Alterthümer, wie unser Verfasser meint, nicht in den Schubladen der Wandschränke unordentlich durcheinander liegen, und einen Direktor haben, der etwas mehr von seinem Amt verstände, als das Verschließen der Thüren. Herr Viardot hat in diesem Punkte nicht ganz Unrecht; allein die Verwahrlosung des Münz-Kabinets ist auch eine Wirkung der vorhin erwähnten Ursache, und wir wünschen sehnlichst, daß auch diesem Uebel bald abgeholfen werde. Eben so richtig urtheilt Herr Viardot über das Zeughaus, das naturhistorische Kabinet und den botanischen Garten."

„Treten wir nun an der Hand der Verfassers in das Museum, welches zu seiner Relation den Titel hergegeben. „„Das Gebäude"", sagt Herr Viardot, „„ist prächtig, obschon man ein halbes Jahrhundert daran gebaut hat."" Der Bau wurde nämlich erst im Jahre 1828 beendigt. Man hat einen Theil der Gemälde, die bis dahin in den Palästen von Madrid, Aranjuez, San Ildefonso, El Pardo, La Zarzuela und La Quinta zerstreut waren, dahin transportirt und nach Malerschulen geordnet."

„Der Verfasser eilt von Saal zu Saal und findet, daß unser Museum an Italiänischen Gemälden erstaunlich reich ist. „„Man sieht hier"", bemerkt er, „„nicht bloß die, in gewissem Betracht secundairen Werke Bellini's, der Bassano's, Carracci's, Andrea del Sarto's, Guercino's, Jordano Bruno's, Caravaggio's, des sanften Albano und des rauhen Salvator Rosa: auch die Meister vom ersten Range haben zu diesem Kunstschatze das Ihrige beigesteuert. Leonardo da Vinci lieferte ein Bildniß der schönen Monna Lisa, der Gattin Jocondo's, die er zwei Mal konterfeit hat.*) Guido eine Kleopatra, eine Maria Magdalena, eine Himmelfahrt Maria's und andere seines großen Rufes würdige Stücke. Von Tintoretto besitzt das Museum eine Menge verschiedenartiger Gemälde, worunter sein Meisterwerk, das Innere des Senates von Venedig. Auch Paul Veronese und Tizian, der wunderbare Genius, haben dem Museum von Madrid ihren Tribut bezahlt. Cadore kann man hier in allen seinen Genres studiren, und selbst von dem unsterblichen Jüngling Raphael bewahrt das Museum einige Produkte."

„Nach den Italiänischen Meistern folgen die anderen großen Maler des Auslandes. Die kleinen Gemälde der Niederländer füllen zwei Säle; man sieht hier Werke von Tenier, Ostade, Ruisdael, Wouverman, und einige Meisterstücke der drei Gewaltigen, Rubens, Vandyk und Rembrandt."

„Nachdem Herr Viardot die Italiäner und Niederländer gemustert, begiebt er sich in die Seitenhallen zu den Spaniern. „„Ich möchte wohl"", sagt er, „„das Idiom der Kunst verstehen; nicht etwa die todten technischen Ausdrücke, sondern jene Sprache, die alle Empfindungen, welche ein Meisterwerk der Kunst in unserem Innern erregt, mit Treue und Lebendigkeit wiedergeben kann. In Italien kam die moderne Malerkunst zur Welt; dort sah man sie emporkeimen und blühen. Als die Ausländer sie erebten, stand sie schon im Alter der Reife, und so gelangte das künstlerische Ausland mit einem Mal auf die Stufe der Vollkommenheit, die es überhaupt nur erreichen konnte, ohne eine Entwickelungs-Periode durchzumachen. In Spanien, wie in Frankreich, umfaßt die Geschichte der Kunst einen Zeitraum von ungefähr anderthalb Jahrhunderten, und wir lernen eine isolirte Generation kennen, die weder Ascendenten, noch Descendenten hat. Juan de Juanes, der Zeit nach der erste und seinem Verdienste nach gewiß nicht der letzte Spanische Maler, besuchte Rom, wo er unter Raphael's Schülern sich bildete. Als er nach Spanien zurückgekehrt war, stiftete er die Valencianische Schule, deren Koryphäos er immer blieb, weil keiner seiner Schüler ihm den Rang ablief. Juanes war gewiß der treuste Nachahmer Raphael's. Seine Gemälde haben dieselbe Schärfe der Umrisse, dieselbe Schönheit der Formen und dieselbe Energie im Ausdruck.""

„Herr Viardot zählt nun die berühmten Spanischen Maler der Reihe nach auf; am längsten verweilt er bei Velazquez und Murillo, von denen er mehrere hinlänglich bekannte Anekdoten erzählt. Er behauptet, es würde seinem Vaterlande vielen Segen bringen, wenn einige Französische Künstler nach Madrid reisten, um die Werke der Spänischen zu studiren. Er sagt ihnen: „„Warum besucht Ihr nicht Spanien? Dort ist das Klima eben so heilsam, der Sonnenstrahl eben so glühend, der Himmel eben so klar, die Luft eben so rein wie in Italien. Wollt Ihr Natur und Kunst studiren, Ihr könnt es nirgends, nirgends besser als in Madrid!""

„Hier scheint aber Herr Viardot zu vergessen, daß man ja in Spanien nicht reisen kann, daß es keine Landstraßen und in den Ventas nichts zu essen giebt, als höchstens Gerste; daß man endlich bei jedem Schritte auf Räuberbanden stößt. Welchem Französchen Künstler wird es wohl in den Sinn kommen, ein so barbarisches Land zu bereisen?"

„Herr Viardot schließt mit der Bemerkung: „„Frankreich habe eine schöne Gelegenheit vorübergehen lassen, sich in den Besitz einiger Dutzend trefflicher Gemälde — wie sie in Spaniens Palästen so zahlreich —, einiger hundert Manuscripte und einiger tausend Medaillen zu setzen."" — Sollte dem wirklich so seyn? Die schöne Gelegenheit war übrigens, wie Herr Viardot berichtet, folgende: „„Als Ferdinand VII. im Jahre 1823 mit Hülfe von hunderttausend Französischen Bajonetten den Spanischen Thron wieder bestiegen hatte, stellte er dem

*) Das andere Portrait ist in Paris.

neuen Vendôme frei, einige Trophäen seiner Expedition sich auszusuchen. Der Französische Chef, welcher seine Gendarmen großmüthiger Weise zu Riego's Hinrichtung hergegeben hatte, nahm nun, als Entschädigung für die 400 Millionen Franken, die im Spanischen Feldzuge drauf gegangen waren, bloß einige Reliquien für seine Hauskapelle mit.“ “

„Das Blut muß jedem wackeren Spanier in den Adern kochen, wenn er so lügenhafte und ehrenschänderische Ausdrücke hört. Hatte der Chef jenes Französischen Heeres wirklich so ganz vergessen, sich auf andere Weise schadlos zu halten? Darauf mögen die Kanonen von Cadix, Barcelona und anderen Orten, wo seine Truppen eine Zeitlang verweilten, antworten; darauf wollen wir die Subsidien antworten lassen, die wir zehn Jahre lang unter dem Titel „Stroh- und Gerste-Gebühren“*) den Französischen Truppen liefern mußten, und überhaupt alle die herrlichen Vortheile, die uns daraus erwuchsen, daß jener ehrenwerthe Chef seine Gendarmen hergab. Welche ruhmvolle Erinnerungen für das Französische Heer! Kein Wunder, daß man sie immer von Neuem auffrischt!“

Bibliographie.

Los rebeldes en tiempo de Cárlos V. (Die Aufrührer aus der Zeit Karl's V.) Nach dem Französischen des Vicomte von Arlincourt. 3 Bde.

Manual para el cultivo de sedas. (Handbuch für den Seidenbau.) Von D. Jozé Garcia Sanz.

El sigló XVI. en Francia. (Das 16te Jahrhundert in Frankreich, oder Ulina von Montpensier.) Historischer Original-Roman. Von Don Bernardino Nuñez de Arenas.

Breve diálogo, en que con reflexiones muy sencillas se demuestra la obligacion de conciencia, que tienen los Españoles, de obedecer al gobierno de S. M. la Reina Doña Isabel II. (Ueber die Verpflichtung jedes Spaniers, der Regierung der Königin Isabella II. zu gehorchen.) 4. Pr. 3 Rs.

F r a n k r e i c h.

Vorlesungen über Welt-Literatur.

(Schluß.)

Man könnte mir vielleicht einwerfen, jene Einflüsse seyen allerdings politischer und religiöser, aber nicht literarischer Art. Es ist schwierig, in diesem viel verzweigten Gewebe angeben zu können, bis wie weit jeder Einfluß reicht, und wo er aufhört. Calvin zum Beispiel, dieser Mann, der uns zunächst als Reformator entgegentritt, ist zugleich einer der großen Schriftsteller seines Jahrhunderts. Die gediegene Festigkeit seines Stils entsprang aus der Strenge seines Gemüths; sie entspricht der Härte seines Systems, und diente allen jenen protestantischen Predigten, in denen derbe Strenge der Gedanken und Schmucklosigkeit der Rede charakteristisch ist, zum Muster. Anderenfalls wird Michel Montaigne, der weltliche Schriftsteller, der sorglose Gascogner, der nur die Feder ergreift, um die Zeit zu tödten, und seine Erinnerungen zu sammeln, er, der wohl nie im entferntesten daran gedacht hat, Sektenhaupt und ein Licht der Schule zu werden — wirklich Haupt einer Sekte, ohne daß er es verhofft oder danach gestrebt. Alle skeptischen Geister regt er an: Bayle geht aus seiner Schule hervor, Voltaire saugt sich stark an seinen Brüsten, Rousseau ist ihm mehr als einen Satz schuldig, und Hume thut nichts weiter, als daß er seinen Zweifel in ein System bringt. Wer hätte Montaigne und Calvin auf eine Linie stellen mögen — den Edelmann, den Epikuräer, der ganz seinen Neigungen lebt, und den unerbittlichen, rastlos thätigen Häresiarchen. Worin berühren sie sich denn? Der eine hat zerstört und aufgebauet, kraft seines Gedankens, der andere hat sich begnügt, der Welt seine Gedanken zu hinterlassen, und diese haben für sich selber Früchte getragen. Wer in die menschliche Gesellschaft einen Gedanken gestreut hat, zerstörend oder schaffend, gleichviel, hat etwas Unsterbliches gethan.

Wer könnte in einer Geschichte der Literatur Luther vergessen, wer in einer Geschichte der Politik Calvin? Die Französische Prosa des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts datirt von dem Genfer Reformator; die Deutsche Prosa von dem Wittenberger, das bloß Literarische ist aber ein sehr beschränkter Gesichtspunkt. Die Geschichte des Geistes ist unser Gegenstand, nicht die Literar-Geschichte. Die Thaten und Werke der Intelligenz wollen wir studiren, bei Calvin und Montaigne, Baco, Luther, Shakespeare, Molière, Calderon und Voltaire, bei Allen, die die Bahnen der Civilisation gebrochen haben; sie mögen Dichter oder Reformatoren, Dramatiker oder Denker heißen, wir sehen in allen nur die Werkmeister eines und desselben Baues.

Wir reden hier von Intelligenz und nicht von Literatur.

Was heißt Literatur? Umfaßt dies Wort in seiner weiten Bedeutung alle schriftliche Hervorbringungen des Geistes? Muhammed's Koran und die Proclamationen Bonaparte's? ein Madrigal vom Marquis von Pézay und Zoroasters Gesetzbuch? Woher kommt dieser bizarre Name, und wie ist diese würdige Beschäftigung mit den höchsten Gedanken zu einem gemeinen Handwerk herabgesunken?

In Griechenland, wo das Wort eine so große Gewalt über die Menschen ausübte, wo es zu Ehrenstellen, zum Ruhme, zur Herrschaft führte, wurde das Wort zu einer Kunst: Lehrer traten auf und versprachen für ein bestimmtes Honorar reden zu lehren über Alles und gut. Nun kamen alle jene Regeln der Rhetorik auf, der ganze Wust von künstlichen Systemen; der Bildung der Phrasen wurde die höchste Wichtigkeit beigelegt, auf ihre Abründung und schmeichelnden Wohlklang vor Allem gesehen. Als ihr Vaterland zu Grunde gerichtet war — sie selber sind der Ausdruck und die Manifestation dieses Verderbens — gingen die Sophisten nach Rom. Hier schlugen sie nun ihre rhetorischen Lehrstühle auf, unterwiesen in den Wissenschaften, in der Literatur die Söhne der Quiriten, und je wankender die Organisation des Staats-Körpers wurde, desto größer wurde ihre Menge. Sie sind die erbittertsten Feinde des Christenthums bei seinem ersten Auftreten. Mit ihnen beginnt die Herrschaft der Kommentare, das sorgfältige Studium der Prosodie, das Abwägen der Wörter und Sylben, das Ausarbeiten der Perioden. Am Hofe zu Alexandrien finden sie freien Zutritt und den günstigen Boden ihrer Herrschaft. Groß als Kritiker, ohne irgend eigene Schöpferkraft, von bewundernswürdigem Scharfsinn sind diese Sophisten die Lehrer des neueren Europa's gewesen. Einzelne Byzantinische Griechen bringen nach Italien das alte Feuer der antiken Bildung mit Kommentaren und gelehrten Scholien bedeckt und verschüttet. Ihnen haben wir es zu danken, daß die Schätze des Alterthums nicht verloren gegangen sind; aber mit dem Pedantismus hat das neuere Europa angefangen.

Wir sind Pedanten gewesen, eh wir jung gewesen sind. Unsere ersten Jahre, die Jahre der jugendlichen Frische und enthusiastischen Unschuld, wir haben sie der Gelehrsamkeit und der Dialektik gewidmet. So sind die neueren Nationen, und besonders die, welche der Römische Einfluß durchdrungen hat, zugleich jung und alt, mythologisch und christlich. Dante, der christlich symbolische Dichter, wählt zu seinem Führer den Sänger der Aeneide. Alle Völker Europa's behaupten, von Hektor und Priamus abzustammen.

Die Professoren im sechzehnten Jahrhundert auf den Kathedern zu Bologna und Venedig setzen das Geschlecht der Sophisten fort; in ihren Disputationen leben Gorgias' und Prodikus' Künste wieder auf. Ueber Alles sprechen zu können, wurde wieder Gewerbe; besonders bei den Nationen, auf die sich die Einflüsse des Nordens nicht erstreckten, und die unter dem Gesetze der Römischen und Griechischen Tradition blieben. Die Literatur, im eigentlichen Sinne des Wortes, entstand — ein Ding, das weder Philosophie, noch Geschichte, weder recht Gelehrsamkeit, noch Kritik ist — ein Unbestimmtes, Schwankendes, das sich nicht ordentlich definiren läßt. Pico von Mirandola, einer jener jungen hervorleuchtenden Sophisten, die die Explosion zu Ende des Mittelalters herbeiführten, charakterisirte dieses Gewerbe, oder, wenn man will, diese Kunst, sehr gut, indem er sie das Talent nannte, Alles auseinander zu setzen, zu erklären, und ohne Ende und Rast zu streiten und zu sprechen de omnibus rebus et de quibusdam aliis über Alles und noch etwas.

Wir haben uns nur mit der Macht und Allgewalt des Gedankens zu beschäftigen: er spricht, und die Kritik steht da — er erzählt, und das ist die Geschichte. Die Geschichte der Gedanken zu verfolgen, das ist unsere Aufgabe.

Aber nicht etwa in Form eines strengen Systems wollen wir sie zu lösen versuchen. Es ist nichts leichter, als Eintheilungen, Haupt- und Unter-Abschnitte mit A und B zu machen, und dann alles Beiläufige darunter zu bringen. Unser Weg soll ein Lustwandeln seyn, ein anscheinend zufälliger Spaziergang. Vom sechzehnten Jahrhundert gehen wir aus, dieser verhängnißvollen und fruchtbaren Epoche, wo das Recht der freien Untersuchung zum ersten Male sich geltend machte — überall werden wir verweilen, wo sich uns ein Stück blauer Himmel, eine umgrünte Bucht, eine klare Quelle zeigt, da werden wir unser Zelt aufschlagen, ausruhen, und Blumen und Boden und Bäume studiren, die Landschaft von allen Gesichtspunkten aus betrachten, uns mit dem Charakteristischen einer jeden vertraut zu machen, die Total-Eindrücke uns einzuprägen versuchen. So genommen ist das Studium der Literatur ein köstliches und herrliches; es besteht dann nicht mehr aus trockenen Daten und dürren Bestimmungen, hält nicht mehr Phrasen gegen Phrasen; es erforscht, was jeder Schriftsteller von der allgemeinen Bildung empfangen und was er selber für sie gethan hat, betrachtet ihn als aktiv und passiv, als Einflüssen unterworfen und als Einflüsse mittheilend, als einen Sohn der Vergangenheit und einen Vater der Zukunft, als einen Lichtpunkt in der großen Kette der Intelligenz. Es studirt sein Leben und seine Leidenschaften, nicht um kleine unnütze Anekdoten aufzusuchen, sondern um zu erfahren, auf welchem Heerde der Schmerzen und Kämpfe, der Liebe, der Neigungen und Schwächen der große Geist geglüht und gehärtet worden. Man nehme die originellsten Autoren, die vor Allen am meisten jede Nachahmung verschmäht haben, und man wird leicht zeigen können, welche Bildung der Vergangenheit zur Erziehung ihres Geistes beigetragen habe. — Cervantes und Shakespeare, deren Originalität Niemand bestreiten wird, haben aus dem Schatz Italiens und der Alten geschöpft.

Die Analyse, der wir die großen Schriftsteller unterwerfen wollen, soll nicht die Elemente ihres Genius auf chemische Weise zersetzen und zerstören. Indem wir sie in ihre Elemente auflösen, werden wir sie zu gleicher Zeit in ihrer Ganzheit herstellen — in seiner ganzen Schönheit und Kraft und Jugendfrische wird jeder große Mann vor unseren Augen stehen; sey es Molière oder Milton, Racine oder Pascal, Ariost oder Tasso, den inneren Roman seines Lebens, die Bildung seines Geistes wollen wir uns zu eigen machen; wir werden ihn dann noch inniger lieben, wenn wir mit ihm gelitten haben, ihn noch lebhafter bewundern, wenn uns das Warum unserer Bewunderung in allen Beziehungen klar geworden ist. Anstatt den Strom an einem Punkte zu betrachten, da etwa, wo er eine große Stadt durchströmt und seine Wogensprudel in steinerne Dämme eingezwängt sind, wollen wir sein Wasser trinken aus der ersten schwachen Quelle seines Ursprungs, ihn in den Schlangenwindungen seines Pfades, wie er die Bäche des Gebirges aufnimmt, verfolgen, sein Wachsen, seine Zuflüsse kennen lernen, die Hindernisse, die seinen Lauf gehemmt, und die Stärken und Schwellungen, die ihn fortgetrieben. Ich kenne kein interessanteres Studium. Der große Mensch erscheint als Zeitgenosse der Vergangenheit, wie der

*) Utensilios de paja y cebada. Unter utensilios versteht man Alles, was der Hauswirth seiner Einquartirung geben muß. Man sieht übrigens, die Franzosen haben es in Spanien gerade so, wie weiland in unserem Deutschland gemacht.

Zukunft. Noch eh' er geboren ist, gehören ihm schon die Keime zu eigen, aus denen seine Größe werden soll, und die Einflüsse, die er verbreitet, gehören ihm über Tod und Zeit hinaus. Der große Gedanke hat weder Grab noch Wiege. Lange Zeit schon lebendig, bricht er plötzlich aus der Schale hervor und erscheint in sterblicher Gestalt. Nach einem Leben, voll Elend oft, sinkt die Gestalt in Staub — aber der Gedanke bleibt, thätig, fruchtbar, allgegenwärtig, daß oft, nachdem das gebrechliche Wesen verschwunden ist, dem der kostbare Schatz vertraut war, Kronen zertrümmern wie Glas, wenn er sie anrührt, Religionen stürzen oder sich erheben, Völker und Institutionen sich bilden auf den Ruf dieses Phantoms — eines Phantoms, das lebendiger ist als die Lebenden und mächtiger als sie! Philarète Chasles.

Bibliographie.

Bibliothèque de Droit et de Jurisprudence, ou Analyse des questions judiciaires, et définitions de termes de pratique, avec les lois et décisions analogues. — Von G. Decamps. 8½ Fr.

Code des Codes, contenant: 1° Le Code constitutionnel; 2° Le Code civil avec les lois qui s'y rattachent etc., avec des notes, analyses, commentaires etc. Chaque matière précédée d'un exposé des principes et de l'histoire de la législation, est suivie des formules d'actes qui y correspondent. — Von Cremieux und Balsen. Erster Bd. Erste Lfg. Pr. 30 Cent. (Das Ganze soll aus 3 Bden. bestehen.)

Traité du gouvernement représentatif. — Von Th. Descubes. 4½ Fr.

R u ß l a n d.

Die Entdeckung von Amerika.

(Sendschreiben des Gouvernements-Secretairs Petuschkoff [Hähnchen] an den Admiral in Spanischen Diensten und Ritter Christoph Columbus.)

Ew. Excellenz!

Die völlig entgegengesetzten Lebens-Bestimmungen, die Ihnen und mir vom Schicksal vorgezeichnet wurden, veranlaßten mich, nach dem Gesetz, welches alle Extreme einander nähert, Sie zu meinem Helden zu erwählen, und mich Ihnen mit Leib und Seele anzuschließen. Entschuldigen Sie die Kühnheit, daß ich, ohne die Ehre zu haben, Sie persönlich zu kennen, es wage, Ihnen zu schreiben. Ich lebe aber in einer Zeit, wo die Jugend das menschliche Geschlecht leiten will; in einer Zeit, wo man dahin strebt, durch Dreistigkeit Kenntnisse und Verdienste zu ersetzen. Dem Einflusse des Geistes meiner Zeit unterliegend, werde ich namentlich mit Ihnen über Gegenstände sprechen, die ich nur dem Namen nach kenne, und damit beginnen, von mir selbst zu sprechen, oder Sie mit mir zu vergleichen, weil Sie unbestreitbar ein großer Mann sind, und ich Anspruch auf Größe mache, was nach der moralischen Arithmetik unserer Zeit ein und dasselbe ist.

Sie befuhren Ihr ganzes Leben hindurch die Meere, ohne daß Sie Schiffbruch litten; ich bewege mich auf festem Lande und stolpere dabei bisweilen. Sie verkündeten der Welt zwei wichtige Wahrheiten, nämlich: daß man ein Ei auf seiner Spitze nicht anders auf einen Teller stellen kann, als wenn man es zerschlägt, und daß, wenn man beständig vorwärts geht, gerade der Nase nach, man unvermeidlich zuletzt mit der Nase (oder dem Schnabel) des Schiffes irgendwo auf festes Land stoßen muß. Auch ich verkündete zwei, vielleicht noch wichtigere Wahrheiten, nämlich: daß Geld besser ist als Verstand, und daß ein ruhiges Leben nur die Apanage der Dummheit ist. Sie entdeckten eine neue Welt; ich entdeckte Nichts, was, nach dem System neuer Deutscher Philosophen, eins und dasselbe ist, indem, ihrer Meinung nach, etwas „Unaussprechlich Großes" und etwas „Unaussprechlich Kleines" gleich Null = 0 ist, und 2 Nullen sich einander ähnlich sind. Sie hatten mit wilden, unwissenden und rohen Völkern zu thun; ich hatte Geschäfte mit feinen Buchhändlern und Schreibern. Sie hatten einen Prozeß mit dem Rath von Castilien, gewannen ihn und erhielten die von Ihnen aus Amerika gebrachten Reichthümer zurück; ich hatte einen Prozeß mit der Gouvernements-Verwaltung, gewann ihn zum Bellen und erhielt nicht nur nichts, sondern mußte noch, für gesetzliche Prozeßkosten, aus meiner Tasche Geld zuzahlen. Sie führten Ihre Angelegenheit selbst und vergossen, als sie zu Ihrem Gunsten endigte, Thränen der Theilnahme über Ihre Neider; ich hatte einen Anwalt genommen, der mir in's Gesicht lachte, als ich mich wunderte, daß der gewonnene Prozeß mir nichts einbrachte, indem er mir sagte, daß ich schon damit zufrieden seyn müsse, den Prozeß losgeworden zu seyn. Die Matrosen Ihres Schiffes wollten Sie ermorden, weil sie an dem glücklichen Erfolg Ihrer Unternehmung verzweifelten; mich machten die Zeitungs-Schreiber und Dichter wegen meiner Schriften und Kritiken herunter. Die von Ihnen entdeckte Welt ward nach einem anderen Namen benannt; ich, im Gegentheil, mache nicht nur meine, sondern auch die Albernheiten Anderer unter meinem Namen durch den Druck der Welt bekannt. Sie hatten Neider; ich habe deren auch, nur mit dem Unterschiede, daß Admirale und Gelehrte Sie beneideten, mich aber Unwissende, weil ein Halsband von Juwelen so gut wie der Kessel des Bettlers ihre Neider haben. Es ist indessen Zeit, die Parallele zu schließen. Ich bin ein abgesagter Feind von langen Rechnungen, langen Auseinandersetzungen, langen Reden und hauptsächlich von langen Artikeln mit kurzem Sinn. Erlauben Sie, daß ich mit Ihnen von Amerika spreche, wo ich niemals war, das aber in meinem Kabinet hängt.

Auf meinem Tische, von rothem Holz, steht eine Tasse Chocolade. Neben derselben befindet sich ein kleines Körbchen mit Brustkuchen aus Ipecacuanha. Auf meiner Brust glänzt als Hemdenknopf ein Brasilianischer Diamant; meinen Finger ziert ein Ring von Peruanischem Gold. Der Bogen meiner Violine ist von Sandelholz; mein Sandfaß von einer Kokusnußschale. Indigo lieferte die Farbe meines Rockes; Cochenille die meiner Weste. In Baumwolle bin ich von Kopf bis zu Füßen eingepuppt, wie eine Raupe. Mein Pelz, mit dem ich in die Stadt fahre, wegen meiner Asiatischen und Europäischen Angelegenheiten, ist von Amerikanischen Fellen. Alles dieses ist dermaßen von Havannah-Zigarren durchräuchert, daß ich weder Schönheit noch Liebenswürdigkeit brauche, um durch mein Erscheinen ganzen Dutzenden von reizenden Mode-Damen die Köpfe zu verwirren. In meiner Börse befindet sich ein Dollar, den unsere höchst spekulativen Wechsler nebst einer Menge fremder Münzsorten aller Art, des süßen Genusses des Agio wegen, auf Russischen Boden verpflanzten.

Am Fenster sitzend und in Gedanken vertieft auf das Städt-Krankenhaus blickend, frage ich mich, ob ich glücklicher, gescheidter und besser bin, weil ich Chocolade trinke, Taback rauche, Amerikanische Farben und Amerikanische Felle auf dem Leibe trage, und dabei auf einem Sessel von rothem Holze sitze? Ich zweifle daran! Um mir selbst deutlicher zu werden, stelle ich mir die Frage in gelehrter Sprache: Ist das menschliche Geschlecht durch Vermehrung der Bedürfnisse, und in Folge dessen durch Erweckung neuer Bedürfnisse und Wünsche, glücklicher, gescheidter und besser geworden?

Nach reiflicher Ueberlegung antworte ich, mit Erlaubniß Ew. Excellenz, ganz entschieden: Nein!

Zu Ihrer Zeit gab es noch keine Staats-Oekonomen, die, wie jetzt, die Welt nach der Landkarte regieren. Nicht im Stande, ihre eigenen 25 Rubel einzutheilen und ihre Zimmer in Ordnung zu halten, verfügen sie über die Kapitalien der ganzen Welt, und bilden Königreiche, versteht sich, auf dem Papier. Diese Herren versichern, daß, je größer Bedürfnisse und Wünsche seyen, auch um so größer Bewegung, Gewerbfleiß, Reichthum, Aufklärung und allgemeines Wohl seyn müßten.

Der Himmel gebe, daß es wahr seyn möge!

Niemals war die alte Welt so bewegt, als seit der Zeit, daß Ew. Excellenz Amerika zu entdecken geruhten. Welcher Nutzen aber ging daraus für Amerika und die alte Welt hervor?

Amerika war damals von seinen eingeborenen Stämmen bewohnt. Wo sind diese jetzt? Anstatt sie durch Ueberredung für die Wahrheiten der christlichen Religion zu gewinnen, sie durch Religion und Wissenschaften aufzuklären, ihnen zu zeigen, wie man Reiche verwaltet, erhielten sie von den geschäftigen Kaufleuten Unterricht im Branntweintrinken, und Letztere lernten dagegen von ihnen das Tabackrauchen. Anstatt ihre Thätigkeit auf allgemeine Ausbildung zu leiten, ließen sie sie in die Erde nach kostbaren Metallen und Steinen graben, und erklärten diejenigen Urbewohner, die sich in Berge und Wälder zurückzogen, für ihre Feinde. Um sie auszurotten, sandte man ihnen die Inquisition und starke Getränke. Kriege, Branntwein und übermäßige Kraft-Anstrengung veranlaßten Elend und Krankheiten, und in Folge dessen den Untergang ganzer Völkerschaften. Auf den von Ew. Excellenz entdeckten Inseln lebt schon kein einziger Urbewohner mehr. An der Küste des festen Landes giebt es kein einziges von Eingeborenen bewohntes Dörfchen. Sie irren umher in den Bergen, in den Wäldern, in den Morästen, mitten in unzugänglichen Gegenden; sie kämpfen unter sich, sind Götzendiener, wie zu Zeiten Ew. Excellenz, saufen Branntwein und kommen um. Mir, der ich Ew. Excellenz mit ganzer Seele verehre, ist es in der That eine große Beruhigung, daß jene Wilden Ihren Namen nicht kennen! Auf den von Ihnen entdeckten Inseln und Küsten des festen Landes siedelten sich Europäer an. Sie erbauten Städte und Häfen; schufen Flotten, Fabriken, Manufakturen und Druckereien; führten Ackerbau ein; pflanzten Kaffee, verarbeiteten das Zuckerrohr und vergrößerten den Anbau des Tabacks. Da es aber leichter ist, zu spekuliren, als zu arbeiten, und die Eingeborenen nicht genug Arbeiter lieferten, so tauschten die Spekulanten gegen Branntwein Neger ein und führten sie nach Amerika über, um nach Metallen zu graben und Taback und Zuckerrohr anzubauen.

In der Geschichte der Menschheit spielt die Entdeckung des Branntweins eine wichtigere Rolle, als die Entdeckung des Kompasses, des Pulvers und der Buchdruckerkunst.

Die Märkte Europa's füllten sich mit den Erzeugnissen Amerika's. Der Handel mit Kolonial-Waaren lief allen anderen Speculationen den Rang ab. Die Preise der Metalle und Edelsteine sanken; aber das Arbeitslohn stieg, obgleich die arbeitende Klasse sich dabei nicht bereicherte, und zwar namentlich deshalb, weil in derselben sowohl, als bei denen, von welchen sie Arbeit erhielt, neue Bedürfnisse entstanden, zu deren Befriedigung es immer neuer Mittel und Wege bedurfte. Angenehm ist es indessen nicht, im Schweiß seines Angesichtes zu arbeiten, und da die Kopfarbeit, oder das Nachdenken, mehr Gewinn bringt, als Händearbeit, so erschien die würdigste und nützlichste aller Beschäftigungen, der Ackerbau, der einst von heidnischen Völkern so hoch verehrt ward, den Leuten bald als etwas Erniedrigendes. Die Menschen strömten den Städten zu, um das zu ihren Bedürfnissen nöthige Gold leichter zu gewinnen. Man erfand tausend neue Mittel, sich auf die höflichste und anständigste Weise einander das Geld aus den Händen zu spielen.

Vor Allem kamen die Sporteln an die Tagesordnung. Die Schreiber fingen an, Taback zu rauchen, aus goldenen Dosen Taback zu schnupfen und Punsch zu trinken — Alles Amerikanische Erzeugnisse. Ihre Frauen wollten Juwelen haben, Papageyen, und mit Indigo oder Cochenille gefärbte Stoffe. Ihre Kinder leckten an Zuckerwerk und Chocolade, anstatt, wie früher, an Kohlstrünken und Honigkuchen. Was blieb den Bittstellern, die alle diese Lüste befriedigen mußten, zu thun übrig? Sie ließen sich auch auf Speculationen ein. Zu Ew. Excellenz Zeiten spielte man nur mit Würfeln; dann erfand man das Kartenspiel, mit allen seinen Variationen und Teufelskünsten, und die öffentlichen Lotterieen. Später entstanden Privatbanken, mit ihren Escontos und Discontos und Bankerotten. Ihnen folgte das Wechselgeschäft, zur Beschleunigung des Umsatzes des allgemeinen Welthandels, und zur

Agiotirung, von welcher der Gewinn nur in die Taschen der Wechsler fiel. Die Hansa hörte auf. Man mußte Zoll-Aemter anlegen, und diese riefen den Schleichhandel hervor. Es erhoben sich aus dem Staube ganze Völkerschaften von Mäklern und Faktoren, die sich, ohne die Gefahren des Handels zu laufen, auf Kosten von Käufern und Verkäufern bereicherten. Die Gastfreundschaft verschwand. Die Leute begannen, mit Feuer, Wasser, Luft und Zeit zu handeln. Es traten ganze Legionen von Aerzten auf; die Städte füllten sich mit Apotheken, um Kolonial-Waaren nach den Fakturen der Aerzte los zu werden. Lange Seereisen, häufiger Wechsel von Lebensart und Klima und sonstige Umstände erzeugten neue Krankheiten, epidemische, sporadische, spezifische u. s. w. u. s. w.

So lange der Städte nicht so viele waren, als jetzt, und so lange sie nicht so bevölkert waren, als jetzt, gab es viele Leute, die nicht wußten, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollten. Mit der Zunahme des Luxus mußten Mittel aufgesucht werden, um diese Leere auszufüllen. Da entstanden die Fabriken alberner Bücher und später die Massen nichtssagender Zeitungen. Seichte Köpfe hielten sich für gescheidte Männer, weil sie für ihre Albernheiten auch Käufer und Leser fanden. Der Verstand verlor 50 Procent an Werth, weil es mühsam ist, ein verständiges, — Zeitvertreib aber, ein oberflächliches Werk zu lesen. Früher lachten die Leute von selbst, später aber mußte man sie gewaltsam zum Lachen bringen, da sie immer in Speculationen, Punsch, Taback, epidemische, sporadische und spezifische Krankheiten, und in ihre Berechnungen mit Banquiers, Mäklern, Faktoren, Aerzten und Apothekern vertieft waren. Narren und Spaßmacher gewannen den gescheidten Leuten den Rang ab. Thorheit und frivoler Scherz wurden systematisch ausgebildet und erlangten in allen geselligen Verbindungen das Bürgerrecht. Armuth ward das Loos derer, die eine Menge von Zeit versäumten, um Müßiggänger zu belustigen und ihren Launen zu schmeicheln .... Entschuldigen Ew. Excellenz, es ist mir nicht möglich, länger fortzufahren! Das Herz ist mir schwer geworden. Ich werde eine Tasse Chocolade zu mir nehmen.

Welches wahre Gute brachte uns die Entdeckung Amerika's? Keines .... verzeihen Ew. Excellenz!

Zum Leben des Menschen reichen Licht hin, Wärme, Nahrung und Kleidung. Zum Glücklichseyn braucht man nur Religion, Liebe für die Menschheit, Mäßigkeit in seinen Wünschen und geistige Genüsse für den Verstand.

Dies Alles ward nicht in Amerika entdeckt .... Ew. Excellenz werden entschuldigen.

Wäre die Entdeckung Amerika's nur dazu nöthig gewesen, um den Ueberfluß der Bevölkerung Europa's los zu werden, wie es von den Staats-Oekonomen — der Himmel vergebe es ihnen — behauptet wird, so habe ich die Ehre, denselben unser südliches Sibirien zu empfehlen, unsere übrigen südlichen Provinzen, unsere Steppen an der Wolga, unsere Krimm, unsere Länder jenseits des Kaukasus. Der Himmel bewahre Rußland vor aller fremden Industrie, die mit halbem Wissen, Thorheiten, Narrenspäßen, Bankerotten u. s. w. u. s. w. handelt! Recht sehr aber laden wir alle ehrliche, friedliche, arbeitsame, gesittete Leute zu uns ein. Auch bei uns scheint die Sonne, auch ist es bei uns nicht kälter als in Kanada, und geräumig wohnen und sattwerden kann man bei uns auch. Und daß man auch bei uns sich glücklich fühlen kann, darauf gebe ich Ew. Excellenz mein Wort, und habe die Ehre, mit tiefstem Respekt zu seyn:

Für den Gouvernements-Secretair Petuschkoff (Hähnchen),

Thaddeus Bulgarin.

Bibliographie.

Moscou. Tableau statistique, géographique, topographique et historique de la Ville et du gouvernement de ce nom. Par M. J. H. Schnitzler.

Mannigfaltiges.

— Illuminations-Patriotismus. Ein König von Spanien genas einst von einer gefährlichen Krankheit. Zur Feier seiner Wiedergenesung wurde in der Residenz eine Illumination angeordnet, die Seine Majestät selbst in Augenschein nahm. Der König bewunderte die Ehrenpforten, die geschmackvollen Gruppen von Lämpchen und die geistreichen Inschriften. Eine der letzteren, die in besonders schönem Lichte prangte, frappirte den Monarchen am meisten. Sie lautete also:

Viva el Rey!
A cuya disposicion
Tengo un millon.

Es lebe der König!
Zu seiner Disposition
Steht bei mir ein Million.

Der König wollte den großmüthigen Unterthan auf der Stelle kennen lernen. Er schickte nach ihm in das Haus, und bald erschien ein ehrenwerther wohlgenährter Kaufmann vor der Thür, der sich ganz unbefangen also vernehmen ließ: „Ich heiße Serapio Millon (Million), und mein Sohn heißt Sancho Millon; dieser Millon steht Eurer Majestät zu Diensten, und zwar als Soldat im Regiment Numancia." — „„Nur immer weiter!"" sagte der Fürst — nämlich zu seinem Gefolge. (Rev. Esp.)

— Wohlfeile Prachtausgabe Französischer und anderer Klassiker. In Paris wird in diesem Augenblick eine Reihe von pittoresken Ausgaben der Französischen und ausländischen Klassiker angekündigt, die sich durch Schönheit des Papieres und des Drucks und besonders durch prächtige Ausstattung auszeichnen sollen. „Wir haben", sagt das Journal des Débats, „die erste Lieferung des Gil Blas vor uns liegen, und bald werden wir auch den Molière erhalten, dem in wenigen Tagen der Don Quixote folgen wird. Jedes dieser Werke soll mit einer unzähligen Menge von Holzschnitten, Vignetten, Arabesken, Finalstöcken und verzierten Anfangs-Buchstaben nach Zeichnungen der geschicktesten Künstler ausgeschmückt werden. England, dessen literarische Meisterwerke auf diese Weise verschönert erschienen sind, wird nichts geschmackvolleres aufzuweisen und die Französische Presse ihrer Nebenbuhlerin nichts zu beneiden haben. Es wird sich auch bald zeigen, ob der Geschmack unseres Publikums diese glänzenden Ausgaben eben so aufnimmt, wie unsere Nachbarn ähnliche Unternehmungen, bei denen zum Beispiel der auf diese Weise ausgestattete Shakespeare einen Absatz von mehr als 300,000 Exemplaren hatte. Wir wünschen es, wäre es auch nur, um jene bewundernswürdigen Werke wieder zu Ehren zu bringen, die man in unserer Zeit viel zu wenig liest, oder, wenn man sie liest, doch ungenutzt läßt. Nächst der Pracht dieser Ausgaben ist das empfehlenswertheste ihre große Wohlfeilheit, denn sie werden nicht mehr als die gewöhnlichsten kosten."

— Die Eitelkeit Kneller's. Der berühmte Portraitmaler Sir G. Kneller verband mit seiner Kunst einen so hohen Grad von Eitelkeit, daß er zur Zielscheibe des Witzes aller seiner Freunde und Bekannten ward. Er war ein Deutscher von Geburt, aus Lübeck, und trotz seines langen Aufenthalts in England, brachte er es doch nicht dahin, das Englische rein und ohne fremdartigen Accent auszusprechen. Wie der jüngere Richardson berichtet, las Gay eines Tages unserem Sir Godfrey Kneller Verse vor, in denen der Dichter die Schmeichelei so auf die Spitze getrieben, daß er jeden Augenblick fürchtete, Jener könnte es übel nehmen. Allein Kneller hörte Alles bis zu Ende aufmerksam zu und sagte endlich in seinem ausländischen Style: „Ah! Mr. Gay, was Sie mir da sagen, ist Alles sehr schön und wahr; aber Sie haben noch Etwas vergessen, mein lieber Freund; bei Gott! ich hätte auch sehr gut zum General einer großen Armee gepaßt; als ich in Venedig war, fand daselbst einmal ein Feuerwerk statt, in Folge dessen der ganze St. Markus-Platz in einem Pulverrauche stand, und diesen Geruch, mein lieber Gay, vertrug ich damals mit wahrer Tapferkeit —; wahrhaftig, ich hätte ein großer General werden können, mein guter Gay!" In gleicher Weise erzählt Pope von unserem Maler, der sich seiner Eitelkeit so ziemlich selbst bewußt war, Folgendes: — „Ich saß eines Tages bei Sir Kneller, als er eben an einem Portrait beschäftigt war, da stand er mit einem Male auf, und sagte zu mir: „„Ich kann gar nicht so gut arbeiten, wenn ich nicht dabei ein wenig geschmeichelt werde! Sie wissen es, lieber Pope, ich habe es gern, wenn man mir schmeichelt."" „Da", erzählt Pope, nahm ich mir vor, zu sehen, wie weit es eigentlich mit seiner Eitelkeit gehe; zu dem Zwecke richtete ich mein Auge auf ein Portrait, das er eben vollendet hatte, und betrachtete es eine gute Weile mit großer Aufmerksamkeit; hierauf wandte ich mich an Kneller, und sagte zu ihm auf Französisch (denn dies war seine Conversations-Sprache während der ersten Zeit seines Aufenthalts in England): „On lit dans les Ecritures Saintes, que le bon Dieu faisait l'homme d'après son image; mais, je crois, que s'il voulait en faire un autre à présent, il le ferait d'après l'image que voilà" (Es heißt in der Bibel, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen, ich glaube aber, daß er, wenn er etwa jetzt ein neues Menschengeschlecht hervorbringen wollte, dasselbe nach diesem Muster hier machen würde). Darauf wandte sich Sir G. Kneller um und sagte in einem sehr ernsten Tone: „Vous avez raison, Monsieur Pope; par Dieu, je le crois aussi (Sie haben recht, lieber Pope, bei Gott, ich glaube es auch)."

— Ursprung des Englischen Wortes Quiz. Es giebt wenig Wörter im Englischen, die so sehr im Umlaufe und dabei von so ungewisser Bedeutung sind, als dieser einsilbige Laut. Der Eine denkt sich bei dem Worte dies, der Andere Jenes, und selbst die berühmtesten Englischen Lexikographen, von Bayley bis Johnson, waren nicht im Stande, die Ableitung und Bedeutung desselben anzugeben. Kein Wunder, denn es hat im Grunde auch gar keine Bedeutung, noch ist es von irgend einer Sprache in der Welt, die man seit der Babylonischen Sprachverwirrung bis auf den heutigen Tag je gekannt, irgendwie abgeleitet. Zur Zeit, als Richard Daly in Dublin das Patent auf die Irländischen Theater besaß, brachte er einmal einen Sonnabend Abend in einer Gesellschaft zu, die aus lauter witzigen und ausgelassenen Leuten bestand; bei dieser Gelegenheit wurden, nach der damaligen Sitte, Wetten zur Belustigung angestellt, und dieser Schauspieldirektor setzte eine große Summe darauf, daß man, wenn es ihm beliebte, zu einer gewissen Stunde des morgenden Tages, nämlich des Sonntags, in allen Hauptstraßen von Dublin auf einmal ein Wort aussprechen solle, das ohne alle Bedeutung und von keiner bekannten Sprache abgeleitet seyn würde. — Die Wetten waren geschlossen und die Summen deponirt. — Hierauf begab sich Daly nach dem Schauspielhause, und schickte alle seine Zettelträger und überflüssigen Schauspieler, die er zusammenfand, mit dem Auftrage aus, daß sie an allen Thüren und Ladenfenstern in der Stadt das Wort „Quiz" mit Kreide aufzeichnen sollten. Des anderen Morgens, als alle Leute aus der Kirche kamen, oder sich dahin begaben, sah Jedermann an den verschlossenen Läden, die des Sonntags wegen nicht geöffnet waren, das angestrichene Wort, und überall in ganz Dublin hörte man sogleich auf einmal „Quiz" laut ausrufen; der seltsame Umstand, daß ein Wort ohne Bedeutung an allen Thüren und Fenstern in der Stadt zu lesen war, erregte so viel Erstaunen, daß man seit der Zeit in England, wenn Jemand eine seltsame und auffallende Geschichte erzählt, ihm mit den Worten zu begegnen pflegt: „You are quizzing me".

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Freitag den 27. Februar 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Nachdrückliches Treiben der Deutschen Literatur in Frankreich. — Revue du Nord. — Die Musen in Avignon. — Rostock, Kiel und Göttingen.

Nachgerade fangen die Franzosen schon an, sich etwas zu viel mit Deutscher Literatur zu beschäftigen. Sie wollen nämlich unsere Klassiker nicht mehr bloß lesen, sondern auch drucken und, wo möglich, uns selbst sogar verkaufen. „Das hat man nun von der vielgepriesenen Welt-Literatur!“ schreien unsere Buchhändler, und die ganze Leipziger Börse ist in Allarm, als ob das Kapitol der Deutschen Literatur in Gefahr wäre. Nun, so arg ist es freilich nicht! Die Franzosen drucken bekanntlich schon seit 15 Jahren Alles nach, was die Englische Literatur nur irgend Werthvolles besitzt, und doch hat die Englische Presse darum nicht aufgehört, gute Werke zu guten d. h. theuren Preisen zu liefern; ja, noch viel ärger wird den Franzosen selbst in Belgien mitgespielt, „dessen Müh' ist, daß es richte Andrer Mühe stets zu Grunde“ und das unter seiner „Preß-Freiheit“ nichts Anderes als „Nachdruck“ zu verstehen scheint, und doch ist den Franzosen deshalb nicht um ihre Literatur bang geworden. Inzwischen bleibt doch allerdings zu bedenken, daß die literarische Zolllinie Deutschlands keinesweges so gleichmäßig streng bewacht wird, wie die von England und Frankreich und daß es daher den allzeit fertigen Schleichhändlern leichter werden dürfte, den Nachdruck bei uns als in jene beiden Länder einzuschwärzen. Auch scheinen die Franzosen einen förmlich organisirten Krieg mit dem Deutschen Buchhandel führen zu wollen. Unter der Firma: „Librairie étrangère du dépôt central de la librairie“ will nämlich eine sogenannte „Gesellschaft von Gelehrten“ in Paris folgende Deutsche Schriftsteller nach und nach erscheinen lassen:

Apel, Arnim, Börne, Brentano, Bürger, Eichendorf, Engel, Fichte, Fouqué, Goethe, Grillparzer, Grimm, Hebel, Hegner, Heine, Heinse, Herder, Hippel, Hölty, Hoffmann, Jacobi, Jean Paul, Kleist, Klinger, Klopstock, Körner, Leisewitz, Lenz, Lessing, Matthisson, Mendelsohn, Menzel, Müller, Müllner, Musäus, Novalis, Oehlenschläger, Pyrker, Rabener, Raupach, Rückert, Schenkendorf, Schiller, Fr. Schlegel, A. W. Schlegel, Schulze, Seume, Steffens, Stolberg, Tieck, Thümmel, Tiedge, Uhland, Voß, Wagner, Werner, Wieland, Zedlitz, Zschocke.

Die Auswahl ist, wie man sieht, etwas seltsam und bunt; um so übereinstimmender soll aber die äußere Ausstattung seyn; es sollen nämlich Bände zu 50 Bogen ausgegeben werden, deren jeder 10 Fr. kostet, und zwar so, daß z. B. Goethe's sämmtliche Werke aus 5 und Jean Paul's aus 6 Bänden bestehen werden. Die besten Verbündeten der Deutschen Buchhändler in diesem Kriege, dessen Eröffnung auf den 1. April 1835 angekündigt ist, werden unstreitig die Druckfehler seyn, denn noch ist keine Zeile Deutsch in Paris gedruckt worden, ohne daß sich darin fast eben so viele Fehler als Worte befunden hätten; wir dürfen jedoch hoffen, daß auch noch eine andere Macht, und zwar dieselbe, die dem Nachdruck innerhalb der Deutschen Gränzen, wenn auch nicht schon sein endliches, doch wenigstens ein bald zu erreichendes Ziel gesteckt hat, auch diesen neuen Feind weniger furchtbar machen werde.

Einstweilen wollen wir uns, ganz abgesehen von jener Unternehmung, mit einer anderen freuen, die eben auch in Paris angekündigt worden, nämlich mit der Revue du Nord, die es sich, eben so wie die Revue Germanique, hauptsächlich zur Aufgabe machen will, die Kenntniß Deutscher Literatur in Frankreich zu verbreiten. Hoffentlich wird sie auch gleich dieser von aller Einmischung in die Politik sich fern halten, denn die zarte Sinnpflanze der Poesie gedeiht nun ein Mal eben so wenig als der schattige Baum der Wissenschaft unter dem verzehrenden Sonnenstrahle politischen Parteihasses und nationaler Anfeindung. Die Namen Lerminier, St. Marc Girardin, Philarète Chasles, Depping u. s. w. sind uns übrigens Bürge dafür, daß in der angekündigten Zeitschrift, deren Mitarbeiter sie seyn sollen, die Gegenstände, die uns darin versprochen werden, mit Kenntniß behandelt und nicht einseitig aufgefaßt werden dürften, wenn auch der Name eines der Redacteure (Spazier) den Gedanken an solche Einseitigkeit in uns aufkommen ließe.

Ein Beweis von den Fortschritten Deutscher Sprachkenntniß in Frankreich ist wohl der Umstand, daß nicht bloß in den Schulen der größeren, sondern auch sogar in denen der kleineren Französischen Städte Professuren und Lehrstellen der Deutschen Sprache gestiftet sind. In Avignon, der Residenz Petrarkas zwar, aber auch der Päpste und des Mönchthums, dem Orte, wo Thümmel noch, mehr als an irgend einem andern in Süd-Frankreich, eine sanctissima simplicitas und die allerseligste Unwissenheit angetroffen hat — also auch in Avignon, wo man noch vor zehn Jahren nicht recht wußte, ob Deutsch und Samojedisch nicht dieselben Sprachen seyen, existirt nicht bloß ein öffentlicher Lehrstuhl der Deutschen Sprache, der jetzt, nach dem vor kurzem erfolgten Tode des Professor Gleich, durch die Berufung eines jungen Straßburgers, Herrn Schweighäuser, neu besetzt worden ist, sondern auch ein dortiges literarisches Blatt, das den an Laura erinnernden poetischen Titel „L'écho de Vaucluse“ führt, liefert in einer fortlaufenden Reihefolge recht hübsche und belehrende Artikel über die Deutschen Universitäten. Verfasser dieser Artikel ist Herr P. A. de la Nourrais, dessen wir bereits früher bei seiner Geschichte der Universität Jena Erwähnung gethan, und der nun in derselben Weise Mittheilungen über die Universitäten Leipzig, Rostock, Kiel u. s. w. gegeben hat. Wer hätte es wohl in Deutschland für möglich gehalten, daß man sich in Avignon für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin und insbesondere für die Stadt Rostock so lebhaft interessiren könne, daß eine Monographie der letztgenannten Universität durch drei Nummern einer dortigen Zeitschrift gehe und Aufmerksamkeit errege? Die Beweise dafür liegen uns in den Nummern 659, 660 und 661 des „Echo de Vaucluse“ vor. „Rostock“ heißt es darin, ist der Sitz einer im Jahre 1419 gegründeten Universität, die große Vorrechte besaß, welche zum Theil auch jetzt noch existiren. Das Recht, Universitäten zu begründen und zu unterhalten, war in Deutschland auch in früheren Zeiten immer das Attribut der souverainen Macht. Die nicht souverainen Städte durften daher keine stiften, während die Republiken oder sogenannten freien Reichsstädte entweder nicht daran dachten oder nicht reich genug dazu waren, um solche Anstalten aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Rostock war die einzige Deutsche Stadt, welche, als solche, wenn auch nicht eine ganze Universität, doch wenigstens einen Theil derselben, für sich allein besaß. Sie theilte mit den Herzogen von Mecklenburg das Souverainetäts-Recht darüber. Im J. 1764 brach inzwischen unter den beiden Protektoren ein Streit aus; der Herzog verlegte, um die Stadt zu bestrafen, den ihm gehörenden Theil der Universität nach Bützow; erst nach langen Unterhandlungen kam die Aussöhnung zu Stande und Rostock wieder in den Besitz der ganzen Universität. Seitdem hat jedoch die Stadt dem jetzigen Großherzog alle ihre Rechte in dieser Beziehung abgetreten. Was in Rostock besonders auffällt, ist die Beharrlichkeit, mit der man bis jetzt alle alten Universitäts-Gebräuche, so wie die früheren Verhältnisse der Studirenden zu den Professoren und Einwohnern, beibehalten hat. Gewöhnlich sind die dortigen Studenten sehr arm; die vermögenderen Mecklenburger studiren meistens im Auslande, namentlich in Berlin und in Göttingen; es kommt daher oft vor, daß die Stipendia, welche die Ersteren aus dem Dotations-Fonds der Universität erhalten, nicht ausreichen, und alsdann bitten sie sich, ohne irgend Umstände zu machen, bei den Einwohnern selbst zu Tische. Gewöhnlich geht der Student am Tage vorher zu dem Kaufmann oder ehrsamen Handwerker hin, sagt ihm, daß er morgen Mittag sich einfinden werde, und niemals hat wohl ein Familienvater eine solche Selbst-Einladung ungastlich abgelehnt. Glücklicherweise können solche zwar gern gesehene aber doch ungebetene Gäste nicht gar zu oft kommen, denn die ganze Universität zählte im Sommer-Semester 1834 nur 90 Studirende.“ — Herr de la Nourrais giebt darauf im weitern Verlaufe seines Artikels eine Uebersicht der Universitäts-Vorlesungen und rühmt besonders die der Professoren Diemer, Normann und Hartmann, welche er selbst besucht hat. Am Schlusse seines, augenscheinlich mit vieler Liebe geschriebenen Artikels, sagt der Verfasser: „Wir sind weit davon entfernt zu glauben, daß wir Alles, was sich über die Mecklenburgischen Küstenstriche und von dem Großherzogthum überhaupt sagen ließe, hier auch nur berührt haben. Wenn wir uns zu Entwerfung dieser Skizze entschlossen haben, so geschah es lediglich in der Hoffnung, daß Andere sie vollenden, und so zum großen Vortheile der Leser dem Ungenügenden dieser Arbeit nachhelfen werden.“

Ein anderer Artikel des Herrn de la Nourrais bespricht die Universität Kiel. Man sieht, es war demselben um Vollständigkeit bei seinen Deutschen Universitäts-Studien zu thun; sonst würde er wohl nicht gerade die entlegensten Hochschulen aufgesucht haben. Daß dabei keine politische Neben-Absicht zum Grunde gelegen, geht aus dem Inhalte seiner Bemerkungen hervor, die sich rein mit den wissenschaftlichen Zwecken der Universitäten und mit ihrer historischen Fortbildung beschäftigen. Auch über Kiel sagt er Manches, was selbst in Deutschland weniger bekannt seyn dürfte und wovon wir Nachstehendes ausheben:

„Die Universität Kiel ist unter allen Deutschen Universitäten die-

jenige, von der man, seit der Zeit ihrer Gründung bis jetzt, weit weniger als von den übrigen, im Auslande sprechen gehört. Darum aber ist sie jedoch nie ohne Einfluß auf das nördliche Deutschland und auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein gewesen; auch hat es ihr nie an ausgezeichneten Männern, an gelehrten und emsigen Forschern unter ihren Professoren gemangelt; wenn sie daher trotzdem so lange in der Ferne unbekannt geblieben, so ist dies lediglich ihrer topographischen Lage, der Isolirtheit der Stadt Kiel, zuzuschreiben. Holstein ist überhaupt in Folge seiner unbequemen, mit so vielen Hindernissen verbundenen Landstraßen lange Zeit gänzlich abgeschlossen und von dem übrigen nördlichen Deutschland getrennt geblieben; erst seit achtzehn Jahren hat man daran gedacht, das Herzogthum durch eine Chaussee mit der Stadt Hamburg zu verbinden. Auch ist die Universität bis auf die gegenwärtige Zeit fast ausschließlich von Inländern besucht worden, und ihre Geschichte während des ganzen letzten Jahrhunderts beschränkt sich auf rein innerliche Verhältnisse, die für den Ausländer wenig Interesse haben."

„Gegenwärtig besteht das Lehr-Personal der Universität, die drei Lektoren der neueren ausländischen Sprachen mitgerechnet, aus achtunddreißig Individuen, worunter zwölf Privat-Dozenten. Im Sommer-Semester 1834 gab es hier achtzehn ordentliche Professoren, von denen vier der theologischen und vier der juristischen Fakultät angehörten; letztere zählt aber seitdem nur drei Professoren, da der Professor Brinckmann in Folge seiner Ernennung zum Rath bei dem durch die Königliche Verordnung vom 15. Mai 1834 zu Kiel errichteten Ober-Appellations-Gericht ausgeschieden ist. Die medizinische und philosophische Fakultät haben je fünf ordentliche Professoren; aber, was merkwürdig ist, bei der letzteren giebt es hier keinen Professor der Geschichte. Seit Dahlmann nach Göttingen abgegangen, hat man die Professur, die er bekleidete, unbesetzt gelassen, und nur ein außerordentlicher Professor, Dr. Michelsen, hält alle Vorlesungen, die in dies Fach einschlagen."

„Was die Privat-Dozenten anbelangt, so erhalten diese, wie dies bei den meisten Deutschen Universitäten der Fall ist, gar kein Gehalt. Eine Ausnahme hat man jedoch mit dem Dr. Haussen gemacht, welcher der Einzige an der Universität ist, der seit dem Tode des Professors Niemann Vorlesungen über Statistik und Staats-Wirthschaft hält. Die Dänische Regierung hatte sich nämlich veranlaßt gefunden, seine anerkannten Bemühungen für die Ausbreitung der Wissenschaft besonders zu berücksichtigen und ihm demnächst eine jährliche Gratification zu bewilligen. Auf diese Weise bildet Herr Haussen, dem wir unter Anderem auch eine interessante Beschreibung der Insel Femern verdanken, gleichsam eine Mittel-Gattung zwischen den außerordentlichen Professoren und den Privat-Dozenten; außer ihm gab es noch eilf junge Dozenten an der Universität, von denen aber der Dr. Francke kürzlich, in Folge seiner Ernennung zum Archivarius beim Appellations-Gericht, ausgeschieden ist."

„Unter den ordentlichen Professoren der Kieler Universität sind zwei besonders hervorzuheben, nämlich Dr. Falk, Professor der Jurisprudenz, und Dr. Twesten, Professor der Theologie. Von Ersterem haben wir mehrere schätzbare Werke, unter Anderem eine Encyklopädie des Rechts; auch hat er einige Chroniken und verschiedene Dokumente für die Dänische Geschichte herausgegeben, wodurch er sich gerechte Ansprüche auf die Anerkennung und den Dank seiner Mitbürger erworben. Der Zweite, Professor Twesten, Verfasser eines Werkes über Dogmatik, hat bekanntlich nach dem Tode Schleiermacher's einen Ruf nach Berlin erhalten, um die durch denselben erledigte Professur zu übernehmen."

„Was die Studenten betrifft, so befinden sich diese zu Kiel ganz in derselben Lage, wie an den meisten übrigen Deutschen Universitäten. Sie haben ihre eigenen Gesetze und Vorschriften, deren Befolgung ihnen bei der Immatriculation besonders eingeschärft und zur Pflicht gemacht wird, und stehen sämmtlich unter dem für sie eigens organisirten Universitäts-Gericht, das von dem akademischen Senat, unter dem Namen Consistorium academicum, bestehend aus dem zeitigen Rektor, den ordentlichen Professoren und dem Syndikus, verwaltet wird. Die Zahl der Studirenden ist im Ganzen nicht sehr bedeutend, obwohl dieselbe in den letzten 15 Jahren um ein Drittheil gestiegen ist. In dem Winter-Semester von 1818—1819 zählte man an der Universität 222 Studenten, worunter 109 Juristen und 61 Theologen; in dem darauf folgenden Sommer waren im Ganzen 230, worunter 68 Theologen und 103 Juristen. 1826 war die Zahl auf 296 gestiegen, worunter nur 41 Studirende der Theologie, und in dem folgenden Jahre zählte man volle 300. Damals mußte man zum zweiten Bande des Immatriculations-Buches der Universität schreiten, indem der erste keinen Raum mehr übrig hatte, und seit dieser Zeit, nämlich seit 1827, wechselt die Zahl fortwährend von 300 bis auf 330. So belief sie sich im Jahre 1828 auf 323; zu Ostern 1829 auf 330, und um dieselbe Zeit in dem folgenden Jahre auf 328; 1831 hingegen zählte man nicht mehr als 311 Studenten. In dem letzteren Jahre ward die Kieler Universität durch die Nachricht von dem Ableben Niebuhr's in tiefe Trauer versetzt; denn dieser Gelehrte, der im Lande Dittmarsen geboren war, ward von den Kielern als ihr Landsmann angesehen, und nirgends, auch nicht einmal zu Bonn, wo er in der letzten Zeit gelebt, hatte die traurige Nachricht einen schmerzlicheren Eindruck hervorgebracht, als hier. Die ganze Universität, Professoren und Studenten hatten sich feierlich versammelt, um die Lobes- und Erinnerungs-Rede Niebuhr's, die der Professor Nitsch im Namen seiner Kollegen hielt, mit inniger Theilnahme anzuhören."

„Im letzten Semester betrug die Zahl der Studirenden 320, worunter 88 Theologen, 123 Juristen und 73 Mediziner. Aus dem ausgegebenen Programm ist nicht zu ersehen, in welchem Verhältniß die Zahl der Ausländer zu den Einheimischen steht. Interessant ist nur noch, zu bemerken, in welcher Progression die Zahl der Studirenden der Medizin in den letzten dreißig Jahren gestiegen ist. Im Jahre 1802 waren nicht mehr als neun; 1803 gab's ihrer zwölf; 1812 zählte man schon einundzwanzig und 1818 vierundvierzig; im Jahre 1819 belief sich die Zahl auf einundfunfzig; 1826 auf sechsundfunfzig und endlich 1834 auf dreiundsiebzig."

Wir glauben, diesen Artikel nicht besser beschließen zu können, als indem wir einige Bemerkungen „über das Leben der Deutschen Professoren" mittheilen, welche aus der Feder des noch immer auf Deutschem Felde rüstig fortarbeitenden Herausgebers der Nouvelle Revue Germanique, Herrn Marmier, geflossen sind. Bei Gelegenheit eines Artikels über die Universität Göttingen sagt derselbe über die dortigen Professoren:

„Eine erfreuliche Erscheinung war für mich der einfache und bescheidene Charakter dieser Männer, die ein so geschäftsvolles Leben hingebracht und zu so viel schönen Früchten auf dem Felde der Wissenschaften die Keime gelegt haben; ferner die Leichtigkeit, womit sie mit Solchen, die in den Kreisen der literarischen Hierarchie weit von ihnen entfernt stehen, in Verbindung sind, und die freundschaftlichen Beziehungen, die sie unter einander vereinen. Hier trifft man nicht jenes drückende Verhältniß, welches auf katholischen Universitäten die Professoren beengt, die entweder die geistliche Censur umgarnt, oder auflauernde Priester und Regierungen verfolgen; hier herrscht volle Freiheit, offen zu sagen, was der Einzelne denkt, die edle Freiheit der Wissenschaft, die Alles, bis auf die Privat-Verhältnisse, beseelt und durchdringt. Niemals ist mir das Bild einer Republik der Wissenschaften so lebhaft vor die Augen getreten, als da ich diesen Verein von Professoren sah, die, durch die Bande gegenseitiger Achtung verbunden, alle mit gleicher Liebe nach dem nämlichen Ziele streben und sich unter einander für den Weg, den sie verfolgen, ermuntern und die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind, sich erleichtern helfen."

„Eines Tages wohnte ich einem ihrer Feste bei, durch welches das funfzigjährige Doktor-Jubiläum des Hofraths Heeren gefeiert wurde. Selten hat mich Etwas in gleichem Grade ergriffen. Es war ein Tag der Freude und des Jubels für die ganze Universität. Am frühen Morgen überreichte eine Deputation der verschiedenen Fakultäten dem verehrten Manne ein neues Doktor-Diplom, das mit goldenen Buchstaben auf Pergament geschrieben war, und später vereinigten sich sämmtliche Professoren, die einzelnen Behörden der Stadt und mehrere Fremde zu einem Mittagsessen. Wir hatten bereits unsere Plätze eingenommen, als Heeren, von zwei Professoren geführt, eintrat, und in der That vermag ich nicht, die Gefühle der Achtung auszudrücken, womit sich Alle erhoben, als er kam, und die Rührung zu schildern, die die Versammlung ergriff, als wir das ehrwürdige graue Haupt des Mannes erblickten. Die Sitten des Alterthums schienen sich zu erneuern; Sparta hätte dem Bilde, das sich hier darstellte, seinen Beifall zugejauchzt. Heeren setzte sich auf den für ihn bestimmten Stuhl, unter Zweigen, die eine Krone bildeten. Der erste Toast galt dem Könige von England, als Rektor der Universität; der zweite ward ihm gebracht. Einer der anwesenden Professoren las darauf, mit Thränen in den Augen, ein Gedicht an ihn ab; dann wollte Heeren sprechen und danken, aber die Rührung hemmte seine Worte. Mit seiner hohen Stirn, seinen silberweißen Haaren, seinem noch lebhaften und kühnen Blicke, schien dieser edle würdige Greis einer jener alten Heroen zu seyn, deren Kraft und Majestät uns die Poesie und die bildliche Kunst darstellen. Als die unruhige Bewegung sich wieder gelegt hatte, die durch den Toast auf ihn veranlaßt worden war, wandte er sich zu seinen Nachbarn, und erzählte ihnen sein Leben, und wie er Doktor geworden war, welche Reisen er gemacht und in welchem Jahre er seine akademischen Vorträge begonnen habe. Es war wie eine Epopee, aber es war die friedliche Epopee eines Nestors der Universität. O, wie schön und herrlich sind diese Feste der Wissenschaft, wo man den Eintritt eines Lehrers in seine lange Laufbahn auf solche Weise feiert, und wo er selbst mit solcher Freude die Erinnerungen seines vergangenen Lebens sammelt, und seinen Freunden erzählt von seinen Mühen und seinen friedlichen Eroberungen! Nach dem Schlusse des Festmahls wurde Heeren von der nämlichen Deputation nach Hause begleitet, die ihn zu demselben abgeholt hatte, und Abends versammelten sich die Studenten und sangen vor seinen Fenstern Gesänge ihm zu Ehren. In zwei Jahren (1837) wird man sein funfzigjähriges Professor-Jubiläum und das hundertjährige Jubiläum der Universität Göttingen feiern; wird das nicht ein seltenes Fest werden? *)"

Die Innigkeit und Gemüthlichkeit, die dem Deutschen so eigenthümlich ist, und die auch als die Seele der Feste anerkannt werden muß, deren eines in Vorstehendem beschrieben worden, kann ihm den Mangel mancher National-Vorzüge ersetzen, die dem Deutschen im Gegensatze zu anderen Völkern abgehen. Er ist das, was er seyn will, durch und durch, und mit inniger Liebe, während andere Völker oft nur Etwas — vorstellen.

F r a n k r e i c h.

Das Karneval zu Marseille.

Es giebt Städte, in denen immer Karneval ist, und zu diesen, man kann es wohl sagen, gehört auch Marseille. Etwas größer als

*) Heeren ist am 2. Oktober 1760 in Bremen geboren; 1779 kam er auf die Universität nach Göttingen und schon 1784 wurde er in die dortige Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Nachdem er 1785 eine Reise nach Wien, Venedig, Florenz gemacht, sodann Sicilien, Mailand, Piemont, Frankreich, Belgien und Holland besucht hatte, kehrte er 1787 nach Göttingen zurück und ward in dem nämlichen Jahre Professor der Philosophie daselbst. Seitdem hat er diese Stadt nicht mehr verlassen. 1801 ward er Professor der Geschichte und nach und nach war er als Mitglied der Akademieen der Wissenschaften zu München, Kopenhagen, Berlin, Paris u. s. w. aufgenommen worden. Seine „Ideen über Handel und Politik der alten Welt" sind fast in alle Sprachen Europa's übersetzt; im Jahre 1803 erschien sein „Versuch über die Reformation"; 1808 sein Werk „über die Kreuzzüge", welches das Französische National-Institut krönte, und fast in jedem Jahre edirt er noch historische und andere Schriften für die Göttinger Akademie.

der Saal des Opernhauses, sieht sein Hafen tagtäglich zu jeder Stunde unter den Sonnenstrahlen eines blauen Himmels auf dem rothen Ziegelpflaster an seinen Häusern, die gebräunt und verbrannt aussehen wie Matrosen, und an seinem öligten und ruhigen Bassin entlang, Charakter-Masken einherwandeln, die aus allen Ländern der Welt kommen, im Kaftan von Konstantinopel, in der Tuneser-Mütze, in den weiten Hosen der Diepper Matrosen oder in der engen Tunika des Persischen Piloten, die mit Bärten, Andere mit gelbem bartlosem Kinn von jenseit des Ganges — und nun die mannigfaltigen Sprachen aller dieser Völker; ein Gebrause und Gewirre, dem alles Gekreisch und Gezische der tollsten Mardigras-Nacht auf den Variétés nicht gleichkommt. Von den Italiänern klemmt der Genueser, wenn er spricht, seinen Mund zu, wie ein Hund, der einen Knochen festhält; der Neapolitaner reißt ihn auf, wie ein Hund, der einen Knochen losläßt; der Sicilianer wiehert, der Sardinier bellt, der Korse heult, der Venetianer lispelt, der Malteser spricht in hellem, der Türke in tiefem Tone. Man verstopfe sich die Ohren, und man wird den Spanier sehr wohl an seinen Gesten kennen; und leicht den Einwohner von Barcelona von dem von Malaga, und Beide von dem von Majorca ebenfalls an diesen Zeichen zu unterscheiden im Stande seyn — alle diese haben eben so viel Idiome, als sie Finger haben, und fragen und antworten uns mit ihren Händen. Und dann mache man die Augen zu, wie man sich die Ohren zugehalten hat, und man kann jedes einzelne Volk am Geruch erkennen. Der Stockfisch-Geruch kündigt den Bretagner, der Häringsduft den Normand an; der Araber riecht nach Bisam, der Türke nach Ambra, der Indier nach der Vanille, die er kaut, der Malaye nach Zimmet. Nun frage ich Alle und Jeden, ob man mit diesem Anblick wohl den vergleichen kann, der uns in dem Ballet Gustav geboten wird, die Türken daraus, die Chinesen in rothem Atlas, und die Griechen, die ihre Pas tanzen, mit diesen Türken und Chinesen und Italiänern und Spaniern, Engländern, Amerikanern, Russen und Persern, die keine Pas machen, aber echt sind.

Was kann das Karneval hier noch Seltsames bieten und aufbringen, in dieser Stadt, die das ganze Jahr über so viele Turbane und kurze und lange Bärte sieht? Wenn auf der Straße zwanzig Türken gingen, so würde man sagen: Da gehen zwanzig Türken! und damit Punktum. Und wenn diese zwanzig Türken Türkisch sprächen, so würde man ihnen auf Türkisch antworten. — Was wäre darin für ein Witz? Wie könnte man zu Bett! zu Bett! schreien zu den Wilden, die halb nackt einhergehen und schwarz wie der Teufel aussehen; es sind nur Beduinen, die nach der Eroberung von Algier vertrautere Landsleute der Marseiller sind, als die Pariser.

So ist das Karneval zu Marseille etwas Aeußerliches, ohne inneres Interesse und Originalität; man beobachtet es eben nur wie etwas Hergebrachtes, und wer es begeht, nimmt aus guten Gründen nie seine Zuflucht zum orientalischen Kostüm, das der Pariser so leidenschaftlich liebt. Der Pariser schwärmt bekanntlich für den Orient, und es kommt ihm in seinem Enthusiasmus nicht viel auf Verstöße gegen Ort und Zeit an. Er stafirt sich mit dem Persischen Ueberkleid aus, legt dazu ausgenähte Tuneser Schuhe an, fährt damit in die Beinkleider des Klephten und stülpt sich zu guterletzt die Mütze des Archimandriten auf. Marseille, um in allen solchen Stücken der Vergleichung mit der Wirklichkeit zu entgehen, die an der Thüre des Ballsaals seiner wartet, hat nichts, als die bunte Jacke des Polichinells und den düsteren Domino; die Nationen, die es besuchen, haben ihm nur noch diese beiden Kostüme offen gelassen. Gott gebe, zum Heile der armen Marseiller, daß man in der Ocean-Welt nicht noch ein Volk entdecke, das diese zu ihrer Tracht erwählt hat.

Dennoch aber giebt es einen schönen Tag für Marseille in der Karnevals-Zeit, und das ist der, wo das Karneval zu Grabe gebracht wird — und zwar auf die Art, daß es zuerst verbrannt und dann in vollen Flammen in's Meer geworfen wird. Feuer- und Wassertod also. Nichts kommt dem Pomp dieser seiner Grablegung gleich; alle Einwohner sind dabei auf den Beinen, bleicher und fahler von den Fatiguen der Nacht und der Maske, die ihnen die ganze Nacht lang auf den Wangen gelegen hat, als von der Asche, die sie am Morgen auf ihr Haupt gestreut.

Der Leichenzug des dahingeschiedenen Karnevals fährt eine prachtvolle Chaussee entlang, die den Namen Arena hat. Sie steht vor unserer Einbildungskraft als ein weißer Pfad, auf der einen Seite von Landhäusern begränzt, die auf dem Rücken einer Hügelkette erbaut oder vielmehr gepflanzt sind. Diese Hügelkette bleibt Einem immer zur Seite, mit allen ihren kleinen, bunten, lustigen Wirthshäusern, mit ihren Gittern und ihren Trinkern dahinter, wenn man in einer Barke am Ufer entlang fährt. Zur Rechten also das freie grüne Land, zur Linken das Meer — und was für ein Meer, dieses Mittelländische!

Schon vom frühen Morgen an am Aschermittwoch ist die ganze Arena nur ein langer Zug von Wagen. Und was für Kabriolets kriegt man hier zu sehen — von allen erdenklichen Formen und Gestalten. Einige sind wie Helme geformt, andere haben die Gestalt von Blasebälgen, andere von Muscheln, noch andere von Schiffen, von ledernen Brieftaschen — und in diese Dinger sind ganze Familien hineingepreßt und gequetscht. Man setzt die Kinder vorn auf den Wagen hinaus, um sie nicht zu erdrücken; die Domestiken reiten, um allem Unglück vorzubeugen; aber ein Unglück ist ganz unmöglich. Denn das folgende Pferd liegt schon immer mit seinem Kopfe auf dem Hintertheil des vorherfahrenden Wagens, und schlummert ganz sanft darauf — und so fort bis zum letzten Wagen der ganzen Reihe, so daß sich ein Wagen durch den anderen hält und alle zusammen nur einen einzigen zwei Meilen langen ausmachen.

Das Meer, seinen Schaum und seine Wogen bis an den Sockel dieser Chaussee hinanspritzend, bietet einen nicht minder mannigfaltigen Anblick dar. Schon bei guter Zeit sind eine Menge kleiner, bunter, geschmückter Barken aus dem Hafen abgefahren, alle mit flatternden Vorhängen und Zelten, mit Masken beladen, daß man glauben sollte, ein guter Wind habe sie von Venedig herübergeweht in die Bucht der Arena. Und in dieser Bucht, welch' eine ungemeine Thätigkeit herrscht darin! Die Wirthe in der Arena sind berühmt wegen der Vortrefflichkeit ihrer Fischgerichte und der Frische ihrer Muscheln — zwei Gerichte, die unter den Händen geschickter Köche unendlicher Variationen fähig sind; an diesem Tage beginnt ihre Frühlings-Saison. Fischerkähne werfen ihre Netze, in denen es von Fischen wimmelt, an's Ufer — und was für Fische! Nicht die matten Pariser Fische, die aus dem Hospital zu kommen scheinen nach langer schmerzlicher Krankheit, sondern welche, die frisch sind, wie das Gras im Frühling, die noch den Salzduft des Meeres athmen, gelb sind wie Bernstein und blitzen und schillern. Und nun die Zubereitung! Das geht Alles wie das Wetter, wie der Wind so schnell. Man speist das erste Gericht, während das zweite noch im Wasser schwimmt. Andere Fischer kommen und legen den Reichthum gefangener Muscheln unter den Tisch zu unseren Füßen nieder; die Schalen klaffen von einander, noch voll von Sand und Kraut, und feucht von Seewasser. Man schlürft die Fluth des Mittelländischen Meeres mit hinunter. In Marseille belustigt man sich mit Schwimmen im Karneval. Schwimmer im Monat März! während Herr Chevalier in's Journal de Paris die Kälte gerade einrücken läßt und die Seine noch zugefroren ist.

Es versteht sich von selber, daß Marseille, eine Heimath der Phantasie, sich nicht mit einer simplen Fiction begnügt, wenn es sein Karneval begräbt: dies Karneval ist in gewissem Sinne ein wirkliches reelles Wesen, das ein bestimmtes Kostüm hat, ja sogar mehrere gehabt hat, je nach dem Bedürfniß der Zeit, das einen Namen hat, Karêmentrant heißt. Ein bedeutsamer Name, dessen Etymologie wohl keine Untersuchung von Seiten der archäologischen Gelehrsamkeit unserer Akademie nöthig machen wird. Man tritt in die Fastenzeit ein: Carême entrant (Fasten-Anfang). Der Buchstabe K ist ein Scherz, um das Wort zu maskiren — es werde dem, der das Wort erräth, ein Preis von 500 Franken bestimmt. Das K steht für C: und somit gebe man mir die 500 Franken.

Karêmentrant stellte vor der Revolution wahrscheinlich einen Philosophen vor, den man von Stroh ausgestopft hatte, die Beine voll Kleie, den Contrat social unter dem Arme; man verbrannte ihn, ihn und seine Beine und sein Buch am Ufer des Meeres. Während der Revolution trat der Philosoph Karêmentrant in den Rang des souverainen Volkes, und man verbrannte an seiner Statt einen Priester. Auf einer Stange trug man einen Kardinal einher und schrie: Nieder mit dem Tyrannen! Hierauf zündete man den Tyrannen an. Unter der Kaiserherrschaft ließ man einige Edelleute aus Heu und Pappe braten; aber dies Braten war von nicht langer Dauer. Unter der Restauration hatte es seine Schwierigkeiten, einen Kardinal zu verbrennen, oder einen König, oder einen Priester, oder einen Edelmann; die Engländer mußten herhalten für Alle. Carêmentrant erschien in einem rothen Rocke, in einem Hut mit Hahnenfedern, mit goldenen Epaulettes, nach seinem ganzen Kostüm offenbar von der Marine, und wurde so den Druiden des Mardigras geopfert.

Wen verbrennt man heut zu Tage, da alle die genannten Zustände vorüber sind? Ich weiß es nicht. Das Karneval, ich weiß nicht, in welchem Jahre und es ist auch einerlei, ging zu Marseille beim Klange der Geigen und Kontrabässe zu Ende. Es waren die Stunden des Mardigras, wo Jeder, der die ganze Woche über aus Rand und Band gekommen, es sich noch zu guter Letzt zum Ehrenpunkt macht, alle seine Kräfte zu verdoppeln, um die Fatiguen der letzten Nacht, der schönsten, wildesten und tollsten auszuhalten; das paroli von Ausschweifungen und Thorheiten, wo es auf das Sprengen der Bank abgesehen ist — die Stunde der Verführung, wo jeder, der bis dahin aus Frömmigkeit, Sparsamkeit oder irgend einer Pflicht widerstanden hat, von dem Taumel der allgemeinen Trunkenheit, die unter seinem Fenster, über seinem Haupte losgelassen tobt, ergriffen wird, einen schwarzen Domino umhängt, oder in einen gestreiften Harlekin oder einen ewigen Mont-auciel fährt und dahin fliegt in den Wirbel der Andern, in's allgemeine Getümmel — auf und fort!

„Auf und fort!" so sprach auch Einer aus der Brüderschaft der schwarzen Büßer zu selben — wir wollen sogleich ein erklärendes Wort über diese Brüderschaft sagen — lief und lieh sich einen Polichinell-Anzug, dessen originellen Schnitt, vortreffliche Buckel und schönen Sammet er längst bewundert hatte. Ein Polichinell in Sammet!

Was die Brüderschaft der schwarzen Büßer betrifft, so hat Marseille zehn oder zwölf geistliche Corporationen, in denen kein Gelübde abgelegt noch sonst eine ähnlich bindende Verpflichtung übernommen wird: Karmeliter, weiße Büßer, rothe, graue Büßer u. a. Es stecken sich tugendhafte Handelsleute in die Kutte, brave Leute aller Art, Lastträger, Courtiers, die nicht gekannt seyn wollen, wenn sie Wohlthaten spenden oder sonst Gutes thun, und Gesicht und Gestalt unter dem Gewande eines Büßers verbergen — eine lange Hülle von bestimmter Farbe, die von einem Strick als Gürtel zusammengehalten wird, an dessen Enden zwei Todtenknochen hängen, oben mit einer spitzen Kapuze versehen, die über den Kopf gezogen wird, und zwei Löcher für die Augen hat. Sie sorgen für die Kranken, besuchen die Gefangenen, begraben die Armen, wo kein Geld zum Begräbniß vorhanden ist, und begleiten die Verurtheilten bis zum Schaffot. Ihre Handlungen sind schön und lobenswerth; ihr Anzug ist aber abschreckend und Furcht erregend, besonders das der schwarzen Büßer; bei Nachtzeit gehen ihnen die Frauen voll Angst aus dem Wege, wenn sie ihnen begegnen mit ihren klappernden Knochen, in ihren schwarzen rauschenden Gewändern, ihre Laternen in den Händen auf einem schwarzen Stocke, in denen zwischen vier Täfelchen von Elfenbein ein mattes Flämmchen brennt.

Unser Polichinell nun gehörte zu der Genossenschaft der schwarzen Büßer. Er war noch jung, das Karneval spukte ihm in den Gliedern, eine Schelle klang vor seinen Ohren, eine Peitsche auf seiner Schulter,

er wird Feuer und Flamme und kriegt Lust zu tanzen. Man hindere einen Südländer zu tanzen!

Der Chef der schwarzen Büßer fand gegen die Maske Gewichtiges einzuwenden; er ermahnte den ehrenwerthen Bruder, die abnorme Nase, das unbescheidene Kinn und den gottlosen Mund des Polichinell mit einem heiligen Domherrnmantel zu vertauschen. Der Bruder versprach es und gehorchte. Man paßte ihm auf; man tadelte ihn heftig in voller Versammlung, als er grade nicht zugegen war; er achtete es nicht. Das sammtene Kostüm, über das einmal das Verdammungsurtheil gesprochen war, kam ihm nicht aus dem Sinn; er sah sich im Geiste darin lustig, ausgelassen, seinen Polichinelltanz tanzen, in dem er Meister war. Doch widerstand er bis zum Mardigras. Wenn er vorüber mußte, wo der Polichinell hing, so verdoppelte er seine Schritte und kniff die Augen zu, um die Versuchung zu vermeiden. Seine Schritte waren aber wohl beobachtet und gezählt, ob er der Verlockung verfallen würde oder nicht? Er verfiel ihr wirklich. Der Mardigras war zu schön. Das Karneval ging durch die Straßen, vor Freude und Lust heulend, auf den Armen der feurigen Südländerinnen einhergetragen, deren Seele in ihren Augen ist und deren Augen immer andere suchen. Diese Frauenschaaren gingen unter seinen Fenstern vorüber, mit raschen Füßen, nackten Schultern und entflammten Wangen, riefen ihm, luden ihn ein, herunterzukommen — das Alles schwebte ihm vor, und er flog in seinem Bette auf und nieder, tanzte den Polichinelltanz in seiner horizontalen Lage; er weinte, bereuete, daß er noch immer lag und tanzte immer fort, immer wieder von neuem. Und aus dem Bette war er mit einem Satz und hin zum Kleiderverleiher. — „Ihr Polichinell?" „Er ist noch nicht verliehen." — Wieviel?" „Dreißig Franken." — „Hier" Und somit kleidete er sich an, fertig steht er da, und ruft aus: „Auf und fort denn, ich auch!"

Niemals wurde der Polichinelltanz so vortrefflich exekutirt. Der Teufel selber tanzt ihn nicht halb so gut. Der Büßer tanzte ihn zehn, zwanzig Mal hintereinander, bis er seine Füße kaum mehr fühlte. Tanze! tanze nur immer zu! ein wachsames Auge sieht dir zu, das Auge eines schwarzen Büßers — Brüderchen!

Um drei Uhr Morgens ging er nach Hause; es war stockfinstere Nacht, wie es im März um diese Stunde ist. Er kleidet sich aus, wirft sich ermattet auf seinen Lehnstuhl und schläft ein.

Welch ein Geräusch aber — horch! Welch ein Schimmer, der über sein Fenster fliegt? — Er fährt auf; er weiß nicht, ob er noch schläft, ob er träumt; er reißt die Augen auf, sieht auf die Straße hinab — es ist keine Täuschung — er sieht sechs schwarze Büßer. Dreimal zählt er sie genau, ihm erstarren die Finger; sechs schwarze Büßer mit ihren schwarzen Stocklaternen, ihren Büchern, ihren Sandalen, ihren schwarzen Gewändern und Augenlöchern: sechs Büßer mit der Fahne der Brüderschaft, einen lateinischen Psalm singend, stehen vor seiner Thüre. Sie öffnen sie, die Phantomen mußten sich den Schlüssel verschafft haben. Sie kommen schon die Treppe hinauf. Die Sache wird immer graustiger. Ihre Stimmen fangen an, dumpfer, klagender zu werden; schon dringt der Lichtschimmer durch die Ritzen der Stubenthür. Sie klopfen an. Unser Freund ist nicht sehr schreckhaft und nicht leicht einzuschüchtern, zu seinem Glück — Er war ausgekleidet. Was thut er? Er steckt seinen Polichinellanzug in's Bett, so daß nur die ungeheuere Nase, das spitze Kinn und die Mütze hervorsehen. Hierauf wirft er sich sein schwarzes Büßergewand über — Alles das Werk einer Sekunde. Nun öffnet er den sechs Büßern die Thür und verbirgt sich hinter derselben. Als der sechste eingetreten ist, schleicht er hervor und folgt ihm.

Die sechs Büßer stellen sich um das Bett, ihre Blicke richten sich voll Zorn auf den ungehorsamen Polichinell, der die Heiligkeit des Ordens verletzt und sich der Gottlosigkeit schuldig gemacht hat. Ein Todtengebet erschallt um ihn; Weihwasser triest auf das Maskengesicht.

„Bruder, wie viel waren unserer, als wir von der Kapelle hierher zogen?"

„Gerade sechs. Nicht mehr und nicht weniger."

„Das meine ich auch. Aber zähle ein Mal. Eins, zwei, drei — eben so viel drüben auf der anderen Seite des Bettes — und da steht noch Einer — unserer sind also sieben." — Er fängt von vorn an zu zählen, immer sieben. Er theilt seine Bemerkung dem Nachbar mit; auch dieser zählt und fängt ebenfalls an zu zittern. „Sieben, so wahr ich lebe. Und wir waren nicht mehr als sechs, als wir hergingen — ich weiß es am besten, denn ich habe ja die Gebetbücher ausgetheilt."

Ein dritter wird aufmerksam gemacht, ein vierter. — Der Schrecken geht von Mund zu Mund, und jede Kaputze neigt sich zu der des Nachbars und flüstert ihm in die vor Entsetzen erstarrten Ohren: Sieben!

Des Polichinell wurde nicht mehr gedacht, der in friedlich tiefem Schlafe des Gerechten zu liegen schien.

Man wollte die Flucht ergreifen: kein Schlüssel im Schlüsselloch. — Und sie sind und bleiben ihrer sieben! Wenn ein Südländer Muth hat, so hat er ihn gehörig; hat er aber keinen, so ist merkwürdig zu sehen, wie er sich geberdet; wenn aber gar Sechse von Furcht ergriffen sind, dann ist es erst eine Lust, sie zu sehen.

Einer entschließt sich und springt zum Fenster hinaus, ein kleines Stockwerk hinunter; ein zweiter folgt ihm nach, ein dritter; der vierte, der fünfte, der sechste ebenfalls, bis nur noch einer im Zimmer bleibt, der das Fenster schließt und höhnisch hinunterspricht in dumpfem Tone:

„Beati qui moriuntur in Domino."

Ein fürchterliches Calembour, das nur noch ein paar von ihnen im Fliehen vernahmen. Zwei schwarze Büßer starben vor Schreck in Folge dieses Karneval-Spaßes. Der Schrecken und die Angst hatten sie zu hart mitgenommen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le Citateur féminin: Recueil de littérature féminine, ancienne et moderne. — Erster Jahrgang. Erste Lfg. Jährlicher Preis 10 Fr. (Erscheint am 8ten jedes Monats.)

Le Guide des humanistes, ou Premiers Principes du goût développés par les remarques sur les plus beaux vers de Virgile et autres bons poètes latins et français. — Vom Abbé Tuet. 2½ Fr.

Oeuvres de F. Rabelais, orné du portrait de l'auteur. — 11 Fr.

Descriptions d'Egine. Par M. Puillon Boblaye; précédée d'une Notice historique sur le commerce, la navigation et les colonies d'Egine. — Herausgegeben von S. H. La Blanchetais. 4 Fr.

Bonheur de la France, ou moyen d'obtenir la prospérité nationale. — Allen Handeltreibenden gewidmet von A. B. Lecaine. 3 Fr.

Manuel du chasseur, contenant un traité sur toute espèce de chasses, un vocabulaire des termes de vénerie etc. — Von de Mersan u. B.

China.

Barbaren und Barbaren-Auge.

Es ist wahrhaft belustigend, zu sehen, wie es sich die Britischen Dolmetscher bei Uebersetzung Chinesischer Proclamationen angelegen seyn lassen, die Grobheiten der Chinesischen Statthalter oder ihrer Secretaire noch mehr zu vergröbern. So hat man dem ziemlich harmlosen Chinesischen Wörtchen Y (sprich i), dessen die heutigen Chinesen sich gern bedienen, wenn sie von Ausländern im Allgemeinen sprechen, die Bedeutung Barbar aufgebürdet. Es läßt sich aber gerade bei diesem Worte durchaus nicht nachweisen, daß man jemals einen gehässigen Nebenbegriff damit verbunden hat, wie dies allerdings bei anderen Namen der Fall war, womit die Chinesen in älterer Zeit ihre halb wilden Nachbarn belegten.

Man höre nur den Verfasser des uralten Wörterbuches Schuĕ wen unter dem Artikel Y: „das Zeichen für Man (die südlichen Nicht-Chinesen) ist mit dem Bilde Gewürm; das Zeichen für Ti (die nördlichen) mit dem Bilde Hund*), das Zeichen für Kiang (die westlichen) mit dem Bilde Schaaf zusammengesetzt. Der Charakter Y (die östlichen Nicht-Chinesen) aber besteht aus den Bildern groß und Bogen. Diese Leute sind tugendhaft und erreichen ein hohes Alter." Schon diese kurze Notiz lehrt uns 1) daß früher nur ein Theil der Ausländer (namentlich die Bewohner des heutigen Korea) die Benennung Y erhielt; 2) daß Y weit eher eine ehrende als eine verächtliche Benennung war.**)

Mit dem Barbaren-Auge verhält es sich nun so: In der Chinesischen Sprache wird Auge oft als gleichbedeutend mit Kopf gebraucht, wenn man einen Chef bezeichnen will. Beide Wörter können auch in diesem Sinne verbunden werden. So finden wir in dem trefflichen Chinesisch-Mandschuischen Wörterspiegel des Kaisers Khian-lung unter dem Kompositum Theu-mu (Kopf und Auge) folgende Bemerkung: „So heißt jeder, der irgend ein Geschäft als Vorsteher leitet."***) Selbst in den besonderen Titeln gewisser Chinesischer Beamten kommt mu (Auge) vor. Es liegt also im Gebrauche dieses Wortes eben so wenig etwas Gehässiges oder Lächerliches, als in unserem Chef (Capitain, caput) oder Haupt, wobei kein Mensch den materiellen Kopf im Sinne hat. Ließe nun ein Secretair des Statthalters von Canton sich's einfallen, statt Y-mu (der Ausländer Auge), Y-theu (der Ausländer Haupt) zu schreiben, so würde man von Englischer Seite unmaßgeblich Barbaren-Kopf übersetzen. Wer hat nun größere Barbarei bewiesen, der Chinesische Konzipient, oder sein Britischer Translator? Dr. W. Sch...

Mannigfaltiges.

— Sonderbares Testament. Eines der sonderbarsten Testamente ist wohl dasjenige, welches Luigi Cartucio, Richter von Padua, vor seinem Tode aufsetzte. Die vornehmsten Clauseln desselben waren folgende: „1) Ich will nicht, daß man nach meinem Tode mein Haus mit schwarzen Tüchern behänge; ich will, daß alle diejenigen, die meiner Leiche folgen, grüne Kleider anziehen. — 2) Ich will, daß alle Violinen, Flöten, Pauken und andere musikalische Instrumente, die man in der Stadt auftreiben kann, zu meinem letzten Asyl mich geleiten. — 3) Ich will, daß derjenige, welcher bei meiner Beerdigung am herzlichsten lachen kann, mein alleiniger und universaler Erbe werde."

— Eine Anleihe vor alten Zeiten. Als Richard II. Shrewsbury besuchte, woselbst er eine Parlaments-Sitzung hielt, schoß ihm Reginald de Milton (der Ahnherr des bekannten Dichters John Milton) die, für die damaligen Zeiten so bedeutende Summe von vierzig Mark vor; darauf erhielt derselbe von dem König ein gnädiges Handschreiben vom 10. August im ein und zwanzigsten Jahre seiner Regierung, worin er die Dienstleistung seines „geliebten und treuen Reginald de Milton" feierlich anerkennt, und sich verbindlich macht, zu nächsten Ostern das Kapital treu und redlich zurückzuzahlen.

(Burke's History of the Commoners.)

*) Wenigstens ein Dutzend speziellerer Namen von fremden (jedoch Asiatischen Völkern) erscheinen im Chinesischen Wörterbuch unter der Rubrik Hund.

**) Pat. Basilius übersetzt Y durch advena e terra remota, und Gonçalves durch estrangero (Fremder).

***) Die Mandschuischen Worte sind: yaya baitade dalacha, ursebe da sembi.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 26. Berlin, Montag den 2. März 1835.

England.

National-Charakter der Engländer, Franzosen, Italiäner und Nord-Amerikaner.

„Ich hasse die Franzosen", sagt der hinkende Bootsmann bei Goldsmith, „denn sie sind Sklaven, sie tragen hölzerne Schuhe (patins)." Dieser Ausdruck des National-Hasses scheint dem Französischen Liederdichter Beranger vorgeschwebt zu haben, als er gleichsam in Erwiederung darauf folgende Verse in seinem „Anglomane" sang:

„Quoique leurs chapeaux soient bien laids,
God dam moi! j'aime les Anglais."

Wie unförmlich auch ihr vertrackter Hut,
Bin ich, hol' mich der —! doch den Engländern gut.

Hierbei fällt Jedem die Anekdote von jenem Engländer ein, der in einem Kaffeehause nicht neben seinem gewöhnlichen Nachbar Platz nehmen wollte, weil derselbe zu seinem Beefsteak niemals Mostrich nahm. Diese Abweichung von der gewöhnlichen Englischen Sitte hatte den Mostrich-Verschmäher in den Augen jenes Engländers so verhaßt gemacht, daß dieser einen wahren Abscheu vor ihm hegte. — Man glaube nicht etwa, daß diese und dergleichen Antipathieen, wie gegen die „hölzernen Schuhe" und den „unförmlichen vertrackten Hut", bloße Erdichtungen sind; es giebt in England noch heut zu Tage viele Leute, die sich unter einem Franzosen nichts anderes denken, als einen Menschen, der beständig hin und her läuft, Frösche als Delikatesse speist und „vous, vous!" parlirt.

Will man ähnlichen Possen und thörichten Einbildungen, die nicht selten der Ursprung des eingewurzeltsten National-Hasses geworden, zu begegnen suchen, so lohnt es wohl der Mühe, die Charaktere der verschiedenen Nationen näher in's Auge zu fassen. Beginnen wir mit den Franzosen und fragen, wodurch sich dieselben vorzugsweise von anderen Völkern unterscheiden?

Vor Allem ist man darin einverstanden, daß der Franzose höflicher ist, und betrachtet man die Höflichkeit als den äußeren Ausdruck der Humanität, so müßte man, was diesen Punkt betrifft, dieser Nation den Vorrang vor allen anderen zuerkennen. Indeß entspricht der innere Charakter wohl nicht immer dem Gepräge der äußeren Form. Die Franzosen hassen ferner zu gewissen Zeiten alle Blutgerichte; ihre Geschworenen haben das größte Bedenken und die größte Scheu gegen ein Todesurtheil. Dagegen zeigt sich in London schon in dem täglichen Gewühl auf den Straßen die leichtsinnigste Lebens-Verachtung weit mehr als in Paris, ja, mehr als in irgend einer Stadt der civilisirten Welt. Selbst in der Straße Toledo in Neapel, wo Alles doch beständig außer dem Hause ist, wo das Gerassel der Wagen und das Rennen der Pferde niemals einen Augenblick ruht, selbst da dürfte man nicht den hundertsten Theil der aus Mangel an Vorsicht entstehenden Unglücksfälle aufzuweisen im Stande seyn, die man in London alle Woche in den Journalen unter der Rubrik „Cab and Omnibus Nuisance" oder „Accidents from furious Driving" aufgeführt findet.

Ein Franzose ist immer munterer und aufgeräumter, als ein Engländer — das heißt aber bloß, wenn Beide in Gesellschaft sind; denn sind sie allein, so ist der Franzose weit übler daran, und der Engländer läuft ihm gewiß den Rang ab, indem er, um zufrieden zu seyn, nicht der Gesellschaft bedarf. So viel muß man aber eingestehen, daß der Franzose im Umgange weit liebenswürdiger erscheint: Du darfst ihm nur Salat, Suppe und einen Gesellschafter geben, mit dem er nach Lust schwatzen kann, so sind seine Bedürfnisse für den ganzen Tag befriedigt. Der Franzose macht Parade mit seinen Gefühlen; der Engländer hingegen ist bemüht, sie geheim zu halten. Während der Eine mit Enthusiasmus affektirt, macht der Andere ganz kalt den Stoiker. Der Franzose vergißt nie, selbst im Augenblicke des Todes nicht, wie er vor den Augen der Welt erscheinen will. Wie viele Reden waren nicht zur Zeit der Schreckens-Regierung in Frankreich im Voraus von denjenigen abgefaßt worden, welche die traurige Aussicht hatten, dieselben in ihrem letzten Augenblicke von der Guillotine herab an das Volk zu halten! Noch vor kurzem ist von einem Perrückenmacher in Paris ein Selbstmord lediglich deshalb, wie er selbst zur Nachricht hinterließ, begangen worden, weil er alle seine Chancen genau berechnet und gefunden hatte, daß er nie die Höhe erreichen würde, zu der Napoleon sich emporgeschwungen. Ein anderer Fall dieser Art ereignete sich ebenfalls vor nicht langer Zeit in Paris bei einem jungen Mädchen; dieselbe war nämlich ängstlich darüber, daß ihre Verwandten sie nicht genug lieben möchten, und so machte sie, vermittelst Steinkohlen-Dampfes, ihrem Leben frühzeitig ein Ende. Noch kurze Zeit vorher aber hatte sie sich mit vieler Anstrengung bemüht, das Schreiben zu erlernen, lediglich zu dem Zwecke, um vor ihrem Dahinscheiden einen Brief aufzusetzen, in dem sie ihre Motive zu erkennen gab. Sie hätte dieselben wohl auch mündlich gegen ihre Verwandten oder Bekannten äußern können, allein dies genügte nicht, denn die große Welt mußte Notiz davon nehmen und ein Selbstmord ohne einen Brief würde ohne alles Interesse vorüber gegangen seyn. Wer erkennt hier nicht den theatralischen Charakter der Nation!

Wie aber, ist nicht zu hoffen, daß die Menschen endlich mit der Zeit ihre unterscheidenden Nationalitäten abstreifen und sie mit einander vermischen? Allerdings hat die neuere Politik diejenigen mit einander ausgesöhnt, die früher Erbfeinde gewesen waren. Das leichtere Reisen, der erweiterte Handel, der freiere Gedanken-Austausch der modernen Literatur, das wechselseitige Adoptiren fremder Gewohnheiten und viele andere ähnliche Umstände tragen wohl dazu bei, das gemeinschaftliche Band immer enger zu knüpfen. Man bemerke nur, wie die Italiäner jetzt ihr Bier trinken; wie die Franzosen nunmehr die Ueberzeugung gewonnen, daß ein „Trottoir" seine Vorzüge vor der totalité de la rue habe. Und was unterscheidet jetzt den Franzosen noch so wesentlich von dem Engländer? Das Zeitalter des Ritterthums ist längst verschwunden, auch haben sich mancherlei Aenderungen in dem Aeußern wohl zugetragen; — allein trotzdem ist der Franzose noch immer Franzose geblieben; er ist noch immer seinem Wesen nach derselbe Mann der Fronde, des Zeitalters Ludwig's XIV., der Mann der Revolution und des Kaiserreichs.

In den Zeiten großer politischer Stürme sind, wie man bemerkte, die Französischen Theater immer vollgepfropft, während das Umgekehrte in England stattzufinden pflegt. Der Franzose lebt nur unter dem großen Haufen; er ist niemals allein. Du darfst ihm nur sagen, daß „alle Welt" (tout le monde) dies oder Jenes zu thun beschlossen, und Du wirst ihn zu allem Möglichen bereit finden. Es giebt keine Exzesse, sie mögen guter oder schlechter Art seyn, an denen er nicht Theil zu nehmen im Stande wäre. Indeß, kommt die Gefahr erst ernst herbei, ertönt das unglückliche sauve qui peut unter ihnen, dann hat es auch mit aller Besinnung und mit allem Muthe der Franzosen bald ein Ende. Man sehe nur einmal eine Französische Mannschaft bei einem Schiffbruche; welch' ein panischer Schrecken, welcher verderbliche Mangel an Subordination, welche blinde Wuth, Uebereilung, Verwirrung und Verzweiflung! Wie abstechend gegen die kalte Geistesgegenwart eines Englischen Matrosen!

Woher kommt es aber, daß John Bull ein so verrufener Brummbär ist? Warum murrt er zu Hause und murrt auf der Straße? Warum brummt er bei Tische und eben so beim Trinkgelage? Warum ist er bei Sonnenschein nicht minder mürrisch, als beim Regenwetter? Warum schmollt er beim Roast-Beef eben so wie bei der fetten nassen Suppe? Was macht ihn unzufrieden bei den Rauch- und Dunstwolken in der City, wie unter dem schönen Himmel und in der lachenden Landschaft der Campagna Felice? Warum brummt er ohne Unterschied und zu allen Zeiten? — und er gesteht Dir dies Alles ganz gutmüthig ein. — John Bull ist entweder in der That mehr als jede andere Nation um sein körperliches Behagen, um sein Comfort besorgt, oder er hat das Bestreben, seinen Egoismus immerdar und zu jeder Zeit zur Schau zu tragen.

Bei dicken Nebeln, bei Regenwetter und rauhen Winden geht der Engländer nicht zur Thüre hinaus; seine Beschäftigungen und Ergötzlichkeiten bekommen hiervon auch, so zu sagen, einen echten Stuben-Charakter. Die Franzosen und Italiäner hingegen sind außerhäusliche Nationen; sie sind lustig und gehören der freien Luft an. Der Italiäner muß Sonnenschein haben, gerade so wie ein Fisch des Wassers bedarf; um außerhalb desselben leben zu können, müßte vorerst seine ganze Natur einen anderen Charakter annehmen. Freilich aber giebt's auch hier bedeutende Ausnahmen. Aus derselben Nation, die das „Laßt uns heute essen und trinken, denn morgen sterben wir!" zum Motto hat, ging auch ein Dante und ein Galilei, ein Tasso und ein Buonarotti hervor.

Eines Tages überraschte mich in Florenz ein junges Mädchen in nachdenklicher Stellung. — „Was machen Sie hier so allein?" fragte sie mich. — „Ich dachte über Etwas nach", erwiederte ich. — „Nachdenken! Bei der heiligen Jungfrau! Was haben Sie denn nachzudenken? Ein junger Mann, wie Sie sind, ohne Frau und Kind! Worüber wollen Sie denn nachdenken?"

Das war eine echt Italiänische Aeußerung; denn ohne Frau und Kind, die noch allein zuweilen Angst und Sorge machen können, kennt man in Italien nichts, das Einen je davon abhalten könnte, alle Tage

im Sonnenschein vor der Thüre zu sitzen und das Dolce far niente, als das summum bonum der irdischen Welt, mit Muße zu genießen, und man kann sich dort auch gar nicht vorstellen, daß es irgend noch andere Dinge gäbe, die uns zum mühseligen Nachdenken veranlassen könnten.

Der Engländer wie der Franzose, Beide sind stolz; der Italiäner ist es nicht. Nur die Römer machen hiervon eine Ausnahme. Denn das „Sono Romano io!" („Ich bin ein Römer!") hat eben dieselbe Bedeutung und klingt eben so vornehm, wie das „Je suis Français moi!" („Ich bin ein Franzose!") oder „Do you know, Sir, I am an Englishman!" („Wissen Sie auch, mein Herr, daß ich ein Engländer bin?") Indeß unterscheidet sich doch der Stolz des Römers von dem der Uebrigen. Der Englische oder Französische Stolz gründet sich eben sowohl auf das, was ihre respektiven Nationen gegenwärtig sind, als auch auf das, was sie in der früheren Zeit waren; dagegen ist der Römer lediglich auf seine frühere Geschichte, auf die Vergangenheit stolz. Denn wie könnte es ihm auch nur einfallen, mit etwas Anderem sich noch zu brüsten, als etwa mit dem, was seine Vaterstadt noch als Ueberreste aus uralten Zeiten, als die Werke der Vergangenheit aufzuweisen hat? Was das gemeine Volk betrifft, so mag dies freilich immerhin noch glauben, daß die „ewige Stadt" noch jetzt fortwährend die Beherrscherin und Gesetzgeberin der Welt sey, zumal, da es seit geraumer Zeit im Theater Mode geworden, das „Roma invincibile sempre sarà!" unaufhörlich laut auszuposaunen.

Kommen wir wieder zu den Franzosen zurück, so finden wir, daß die alten Karrikaturen von den mageren abgezehrten Franzosen keinesweges unwahr gezeichnet sind. Es ist unmöglich, einen Franzosen je mit einem Engländer zu verwechseln — jene dünne lustige Suppen- und Salat-Figur mit dem kräftigen, gesunden und robusten Roastbeef-Esser. Wer jemals ein Französisches Heer unter den Waffen gesehen, konnte sich nicht genug über die kleinen mageren Gestalten der Soldaten verwundern, die ganz das Ansehen von Knaben und Burschen haben. Neulich lasen wir in einem Französischen Journal, daß man in Frankreich einen Rekruten als untauglich für den Kriegsdienst erklärte, weil er von zu hoher Statur war. So viele sinnreiche Gründe man auch für das Faktum anführen wollte, so erscheint mir doch keiner so wahr, als daß man den übrigen Soldaten den peinlichen Schmerz zu ersparen beabsichtigte, durch den Anblick des gehörig ausgewachsenen Rekruten an ihre zwergartige Statur erinnert zu werden. Sprichst Du mit einem Französischen Offizier, so wird er Dir zu beweisen suchen, daß man absichtlich kleine Leute aushebt, weil sie hurtiger und behender sind, und weil bei dem Französischen Soldaten überhaupt Alles auf die Schnelligkeit der Bewegung ankommt! — Auf diese Weise stellt der Franzose das, was mangelhaft an ihm ist, selbst als einen Vortheil dar. Die Siege Napoleon's haben der männlichen Bevölkerung der Franzosen drei Viertel Zoll von ihrer Höhe gekostet. Die Engländer sind um einen Zoll größer, als die Franzosen, und die Yankees (Nord-Amerikaner) übertreffen auch Jene noch an Körperwuchs, indem sie im Durchschnitt noch einen Zoll größer werden, als die Engländer.

Was die Höflichkeit der Pariser betrifft, so ist sie weniger der Ausdruck eines wirklich liebenswürdigen Gefühls, als vielmehr der Einbildung, daß ein Bürger von Paris nie aus dem Auge verlieren dürfe, „seine Vaterstadt sey der Mittelpunkt des guten Geschmacks."

Es ist zum Erstaunen, mit welchem Eifer die alten Leute unter den Franzosen für die Ergötzlichkeiten und Vergnügungen ihrer Jugend eingenommen sind. Nichts ist gewöhnlicher in Paris, als bejahrte graukörfige Leute über allerlei Gegenstände des Theaters eben so eifrig raisonniren zu hören, als man es etwa von jungen Leuten in einem Alter von siebzehn Jahren erwartet; man muß oft darüber lächeln, wenn man Leute, deren Gesichtszüge sie daran zu erinnern scheinen, daß sie sich in kurzer Zeit für eine andere Welt vorzubereiten haben, mit so reger Theilnahme über den Kopfputz der Mademoiselle Mars oder über die Wendungen des netten Füßchens der Taglioni kritisiren hört. Eben dasselbe ist bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten der Fall. Der Naturforscher, der Chemiker, der Geolog, sind, wenn sie schon mit einem Fuße im Grabe stehen, noch immer mit ihren Species und Genera, mit ihren Säuren und Erdschichten, mit all' dem Eifer und Dogmatismus, wie sie sonst der Jugend eigenthümlich sind, beschäftigt. Darin stimmt aber auch der Italiänische Charakter mit ihnen überein. Man erzählt von Canova, als in seiner letzten Krankheit sein Arzt zu ihm sagte, daß er nicht länger, als zwei, drei Stunden mehr leben werde — erwiederte er: „Dunque non farò piu Venere" („Also werde ich keine Venus mehr machen"); als wenn der Künstler in dem Augenblick an nichts Anderes zu denken gehabt hätte!

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Richmond rules to form the Ovidian distich. (Regeln zur Bildung des Ovid'schen Distichons.) Herausgegeben von J. Tate. 2½ Sh.
Christianity compared with unitarism. (Das Christenthum, verglichen mit dem Unitarismus.) Von B. W. Noel. 2 Sh.
New England and her institutions. (Neu-England und seine Institutionen.) Von einem Neu-Engländer. 8½ Sh.
Bread of the first fruits. (Brod von den ersten Früchten.) Betrachtungen über Bibelstellen. 6 Sh.
Views of the millennium. (Ueber das tausendjährige Reich.) Von L. Jones. 1 Sh.

F r a n k r e i c h.

Das Karneval zu Marseille.

(Schluß.)

Der Aschermittwoch geht in Paris fast ganz unbeachtet vorüber und wir unseren Theils sind wenigstens nie einem Pariser an diesem Tage begegnet, der das Symbol seiner Nichtigkeit auf der Stirn getragen hätte; in Marseille dagegen erscheint am Mittwoch Morgen das ganze Volk auf den Straßen, mit Aschensäcken und erfüllt die Luft damit. Freilich besteht dies Volk aus Matrosen, die aus Malaga, Malta oder Palermo gebürtig sind, braune, krausbaarige Kerle, die auf dem Leisten des Fanatismus gehörig bearbeitet sind. Unter einem Himmel, der der Himmel ihrer Heimath ist, in einer Stadt, die ihnen mehr gehört als dem König von Frankreich, geben sie sich völlig ungestört und frei allen Uebungen des Katholizismus in uneingeschränktester Weise hin, eines Katholizismus, der dem des Nordens so wenig ähnlich, wie Jesus Christus dem Odin oder dem Krischna. Einzelne Kirchen gehören ihnen ausschließlich zu. Die Priester daran sind Genueser oder Sicilianer; die Glocken spielen die Weisen von Civita-Vecchia; das Estrich in dem Schiffe einer dieser Kirchen ist nur von Majorkanern bedeckt, die zu ihrer heiligen Jungfrau beten, die in ihrer gnadenreichen Hand die Citronen hält und die blonden Englein, deren Athem sie vergoldet, in den balsamreichen Gärten von Palma.

Dies Volk, dessen Nahrung in erhitzenden Speisen besteht, zu Marseille wie zu Bastia, das auf den Quais von Marseille die vulkanischen Steine von Neapel wiederfindet, das in Marseille zu Heiligen betet, die in Cadix verehrt werden, Heiligen, die dem Norden zum wenigsten nicht angehören und kein Französisch sprechen — dies Volk, das die Schenken von Marseille mit Menschen anfüllt wie zu Venedig, und sich theils durch Verwandtschafts-Bande theils durch den Handel mit der passiven Civilisation von Marseille vermischt hat, die sich immer zu sehr nach allen Seiten hin hat anschmiegend verhalten müssen, um je zu einer festen Eigenthümlichkeit in sich selber gelangen zu können — dies Volk giebt der Stadt ihre Färbung und ihr Gepräge. Würde Frankreich ein Mal zerstückelt, so würde, wie Calais eine Englische Stadt, Marseille eine Italiänische werden, wie sie es unter mehreren Königen von Frankreich war — oder auch eine Spanische, was sie auch schon gewesen.

Der Sultan hat dort Rechte und Ansprüche. Der Pascha von Aegypten hat mehr als sechstausend Unterthanen in Marseille, die sämmtlich in einer Vorstadt wohnen, als eine Kolonie, die Arabisch spricht, Abends unter dem Sternenhimmel vor ihren Thüren Taback raucht und Gurken in ihren Gärten baut. Die Catalonier haben seit undenklicher Zeit eine eigene Stadt in Marseille, und ihr Unterthanen-Verhältniß zu Frankreich besteht einzig und allein in den direkten Steuern; die indirekten Steuern gehen durch den Schleichhandel verloren, worin sie Meister sind. Die Griechen besitzen ebenfalls daselbst ein abgesondertes Viertel, einen Fanar. Sie theilen sich in orthodoxe und heterodoxe Griechen; beide Theile halten sehr streng an ihren Sitten und Gebräuchen und verwerfen und verabscheuen sich gegenseitig.

Unter den Kirchen, in denen sich am Aschermittwoch die gemischte Fluth von Eingebornen und Fremden drängt, ist die von Sanct Viktor die namhafteste; sie steht im größten Ansehen, wegen vieler Wunder, die eine schwarze Jungfrau dort verrichtet hat, aber gegenwärtig nicht mehr verrichtet, obgleich sie noch immer dort verehrt wird und auch noch immer schwarz ist.

Sanct Viktor war ehemals eine Abtei; die Revolution guillotinirte diese Abtei; an ihrer Stelle erhob sich eine Tabacks-Fabrik — der Rauchtaback ging in der Constitution der Menschenrechte Gott vor. Unter der Kaiserherrschaft wurde die Erlaubniß gegeben, auf den noch unbenutzten Stellen des Grundstücks Sodafabriken zu erbauen. Unter der Restauration wurde den Gärten der unglücklichen Abtei vollends der Garaus gemacht, sie wurden zu Schwefel-Raffinerieen verkauft. Nur die Kirche steht noch — aber ob sie noch lange dieser dreifachen Verehrung, dem Schwefel, dem Taback und der Soda widerstehen wird, wie sie jenem anderen dreifachen Strafgericht, Robespierre, den Präfekten und der schwarzen Rotte widerstanden hat, das sieht etwas zweifelhaft aus. Ich parire, daß der Schwefel das Oberhaupt gewinnt.

Besteigen wir ihren schwarzen Thurm, der aber nicht etwa eine Schwärze hat, wie die Monumente in Paris, die vielmehr grün sind, sondern schwarz gebraunt, wie ein Matrose, von der Sonne, der Seeluft und dem Theerqualm, der so gut für die Lungen ist, daß, wenn Marseille eine Blume wäre, die Einbildungskraft seiner Kinder ihm keinen anderen Geruch leihen würde. Der Blick von diesem Thurme ist schön. Was will man sehen? die Stadt? Ihre rothen Dächer liegen tief unter unseren Füßen, und die Bäume, die dazwischen hervorsehen und herausragen, sind die Baumwipfel der Promenaden; eine perlenhelle Wölbung, ründet sich der Himmel über uns. Aber nicht ein Himmel, wie von Jean Goujon oder Perrault, wie die Pariser sich leicht einbilden könnten, die von einem solchen, gleich dem Marseiller, gar keine Ahnung haben, sondern ein wirklicher echter, dessen Sonne heiß, dessen Luft süß und dessen Klarheit lebendig ist.

Dort, wo ich jetzt hinzeige, siehe den Fremden, der bis an's Ufer des Hafens vorgeht, mit verschränkten Armen und nachdenklichem Haupt — hier die Gränze seiner Wanderung findend — vielleicht kommt er von jenseit des Rheins — an der salzigen Fluth, die seine staubigen Schuhe benetzt. Er seufzt tief auf, wirft verzweifelnd seinen Stab auf den Boden, und erwartet die Nacht, sich in's Wasser zu stürzen.

Vernet hat in seiner Sammlung der Häfen von Frankreich auch den von Marseille gemalt; aber er hat nur mit einiger Wahrheit gewisse materielle Details der Schiffs-Architektur wiederzugeben vermocht, die gegenwärtig nicht mehr existiren. Nicht das hat er auf die Leinwand hinzuzaubern vermocht — seine Kunst überhaupt vermag es nicht —, was die Physiognomie dieser großen Stadt des Südens, das Paris des Mittelländischen Meeres, ganz besonders charakterisirt: den Lärm und den Geruch. Die Menschen erkennt man an ihrer Bildung und Gestalt; die Seestädte am Geruch und am Lärm. Wo will man anders, als in Marseille selbst, in einem fortwährenden Vereine, ohne Unterbrechung, den ganzen Tag lang und das ganze Jahr über, das Knarren des trockenen Taues in der Rolle, das Gekreisch des Wasser-

vogels, der über das Bassin streicht, den Erzklang, wenn die Schiffe beschlagen werden, den Hammerschlag auf den Amboß, den Schall der Aexte, wenn sie in die Eichenstämme sausen, das Geschrei der Matrosen, die tausend Stimmen der zankenden und fluchenden Ruderknechte — und über all' diesem Getöse den Klang der Glocken, der Schiffs- und der Stadt-Glocken, und über den Glocken das Blasen des Nordwindes — wo anders, als in Marseille selbst, mag man dies Alles vernehmen? Auch an seinen Gerüchen erkennt man es, und jeder Geruch repräsentirt ein Land. Man gehe auf den Quais umher — diese Reisfässer, mit dem Dufte, den sie aushauchen, rufen uns die Felder von Carolina vor die Seele — dieser braune Zucker Martinique und seine Siedereien — diese Kisten mit Zimmet Ceylon. Ohne daß man erst hinzureisen brauchte, kann man Indien hier kennen lernen. Marseille ist der Vereinigungspunkt aller Gerüche aus der ganzen Welt.

Wir stehen hier oben gerade gut, um uns über den Mechanismus zu unterrichten, vermittelst dessen ein Mast von hundert Fuß Länge aufgerichtet wird. Diese Masten, ganze Bäume, gerade und glatt, kommen aus Rußland, durch das Eis des Baltischen Meeres, die Nordsee, den Ocean, das Mittelländische Meer — und nicht etwa einzeln, sondern in ganzen Wäldern; sie liegen hier unter unseren Augen, nur daß sie, wie gesagt, liegen, anstatt aufrecht zu stehen. Das weite Bassin enthält das Holz für die Bemastung von tausend Schiffen. Man denke sich die Stürme, die allen diesen Masten von den mannigfaltigsten Längen noch bevorstehen, auf denen jetzt noch die Kinder herumspringen und spielen!

Und nun das Segelwerk und die Takelage. Man bemerke auf der anderen Seite des Ufers die Reihe von Häusern, von denen man glauben sollte, sie lägen vor Anker, so nahe berührt sie die Fluth. Große weiße Flecke, wie Bleich- oder Trockenplätze, erblicken wir, voller Leben und Weben; es sind die Segel-Fabriken, wo Tausende von Frauen, mit eisernen Fingerhüten und Nadeln von einem Fuß Länge versehen, die zugeschnittenen Segel zusammennähen. Auf der anderen Seite des Ufers werden die Taue gedreht; der Lärm aus den Schmieden tönt zu uns herauf; man sieht das Sprühen der Funken in den dunkeln Gewölben, die schwarzen Gesellen am Blasebalg und Amboß — Einige hämmern Anker, Andere lassen die glühenden Kanonen in's Meer rollen, wo sie auskühlen.

Für Marseille ist jedes fertige Schiff eine Arche Noah's, denn jeder Einwohner hat irgend eine Hoffnung darauf. Die wundervolle Schöpfung des Menschengeistes, das neue Schiff, harrt auf die Abfahrt; mit der aufgehenden Sonne, wenn der Wind frisch vom Lande her bläst, will es die Anker lichten. Er weht günstig, die Sonne scheint roth, es geht ab. Wie es dahin fliegt, hui! unten am Fuß dieser Thürme vorbei, vorüber auch an dem, worauf wir stehen, den es mit Kanonendonner begrüßt. Seine Glocken beantworten den Gruß — Ehre hinauf und Segen hinunter.

Man behauptet, daß der Einfluß der schwarzen Jungfrau ehemals sehr viel zu den Glücksgütern und der Wohlfahrt beigetragen habe, so die Marseiller an fremden Gestaden erworben. Gehen wir denn, sie in ihrem düsteren und feuchten Gewölbe zu begrüßen. Uebrigens, sey es nun aus Erkenntlichkeit oder Verehrung überhaupt, ist der Aschermittwoch, wie ich schon gesagt habe, der Tag im Jahre, wo man ihrer noch gedenkt.

Sie ist nicht mehr reich; ihre Nebenbuhlerin, Notre-Dame-de-la-Garde, hat sie der silbernen Fische, der kleinen vergoldeten Votiv-Schifflein, der Straußeneier, der Anker von Diamanten, die ehemals ihre Stätte zierten und ihren Lieblingsschmuck ausmachten, heiligerweise beraubt; sie ist nur noch gut geblieben und schwarz in ihrem Unglück. Das Dunkel, in das sie sich zurückgezogen, wird nur von einer grünlichen Kerze erhellt, die mit leichenhaftem Schimmer zu ihren Füßen brennt; das düstere Licht mag eine Scene beleuchten, die vor ungefähr funfzig Jahren dort gespielt und deren schaurige Moral die Tradition aufbewahrt hat.

Das Karneval ging zu Ende, ja, war schon aus. In Sankt Viktor hatte es Mitternacht geschlagen, die Abtei lag im Gebete; die Thorheiten des Tages bereuend, lagen die Frommen auf beiden Knieen in dem Gewölbe, um die Asche zu empfangen, die daran erinnerte, woher der Sterbliche kommt und wohin er geht. Die grüne Kerze warf ihren trüben Schimmer auf die müden und im wilden Taumel der Lust abgematteten bleichen Gesichter. Am wenigsten todt von Allen war die schwarze Jungfrau von Sankt Viktor. Mit ihrem Finger, mit dem Staube der Todten berührte der Priester die Lebenden. Geschah es nun aus Thorheit oder aus Lästerung, unter den Anwesenden war einer, der seine Larve nicht abnahm. Die schwarze Jungfrau schien ihn zu bemerken; es war, als würfe sie den Strahl ihres grünen Lichtes auf ihn, auf die gelbe widerliche Larve, die sein Gesicht bedeckte. Um ihn vor der ewigen Verdammniß zu retten, gab sie einigen anderen Frommen von den Anwesenden den Gedanken ein, ihn an die Sünde und Gefahr zu erinnern, deren er sich schuldig mache. Er aber achtete nicht darauf, und man vernahm sogar ein höhnisches Lachen hinter der Maske. Der Priester näherte sich ihm, seine Stirn zu berühren, bebte aber mit Entsetzen zurück; er hieß den Gottlosen, die Maske abnehmen: es erfolgte ein Zeichen der Verneinung. Da drückte der Priester unter allgemeinem Grausen die Asche, die für das Antlitz des Christen bestimmt war, auf die gottlose Larve. Als nun der Frevler beim Herausgehen aus der Kirche die Maske vom Gesicht abziehen wollte, um freier zu athmen, lag sie auf dem Gesichte fest wie angeschmiedet und war eins mit der Haut geworden. Hin und her riß er daran — es war umsonst; seine Finger erlahmten an diesen Versuchen, sie färbten sich roth vom Blute, die Maske blieb unbeweglich und war zu Fleisch geworden. Der Mensch aber, so verdammt, ferner nicht mehr zu sehen, zu fühlen, zu athmen, als durch dies monströse Gesicht hindurch, auf ewig verdammt zu dieser Karnevals-Fratze, in der er sich zu Tische setzen und die er mit zu Bett nehmen mußte, wurde wahnsinnig, zerfleischte sich mit den eigenen Nägeln und fand so seinen Tod.

Léon Gozlan.

Bibliographie.

De l'armée. — Vom Hauptmann im Generalstab, Champmontant.

Connaissances des temps, ou des Mouvemens célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs, pour l'an 1837. Publié par le bureau des longitudes. — 7 Fr.

Le dernier des Trencavels. Mémoires d'un troubadour du 13e siècle. — Aus der Romanischen Sprache übersetzt, mit historischen und kritischen Anmerkungen. 2 Bdchen.

Les deux derniers Chapitres de ma philosophie de la guerre. Par le marquis de Chambrai. Ch. VIII.: De la Constitution de la guerre. — Ch. IX.: Des institutions militaires dans leurs rapports avec les institutions politiques, et avec les institutions civiles. — 3 Fr.

Guide des officiers et sous-officiers de la garde nationale, contenant, etc. — Von J. Peysat.

Mémorial pour l'attaque des places. Ouvrage posthume de Cormontaigne, enrichi d'additions tirées de ses autres manuscrits. — Mit 14 Abbildungen. 8 Fr.

Recueil de problèmes amusans et instructifs, avec les démonstrations raisonnées et l'applications de règles de l'arithmétique etc. — Von J. J. Gremillet.

Griechenland.

Die Insel Hydra *).

Die im Griechischen Archipelagus an der Ostküste der Halbinsel Morea gelegene kleine Insel Hydra führte auch schon im Alterthume diesen Namen; aber nur selten kommt sie bei den alten Schriftstellern vor. Von Alterthümern findet sich auf dieser Insel nur wenig; bloße Trümmer und einige Säulen alter Gebäude und eines Altars sind noch zu sehen. Von Natur ist sie felsig und unwirthbar, und sie ward daher, wie es scheint, erst in späteren Zeiten bevölkert. Anton Miaulis nennt das Jahr 1470, wo das geschehen sey. Die Lage der Insel, so wie die Armuth ihres Bodens, mußte die Bewohner von selbst zur Schifffahrt und zum Handel führen; aber wie unbedeutend er auch anfänglich war, so wurden sie nun auch noch obendrein durch die Eroberung der Insel unter Sultan Soliman II. (zu Anfange des 16. Jahrh.) und fast fortwährend durch die Kriege auf der Halb-Insel Morea (im 17ten und zu Anfange des 18. Jahrh.) gestört. Erst später sicherten sich die Hydräer gegen die Osmanen dadurch, daß sie dem Sultan einen jährlichen Tribut zahlten; wie der Verf. der in der Anmerkung genannten Schrift berichtet, betrug derselbe im Jahre 1779 jährlich dreitausend Piaster, und später ward er sogar auf fünftausend erhöht. Auch fing die Nähe der Stadt Napoli di Romania (von den Venetianern so genannt, zum Unterschied von Neapel, da Romania — *Ρωμανία* — das ehemalige Griechische Kaiserthum bedeutet), die schon im 17. Jahrh. zu einem nicht unwichtigen Handelsplatze sich erhob, nach und nach an, auf Hydra's Verhältnisse günstigen Einfluß zu äußern. Die Hydräer begannen, größere Schiffe, als bisher, zu bauen und ihre Fahrten bis nach Chios und Smyrna auszudehnen; ihre Geschicklichkeit im Schiffbau, ihre Thätigkeit und Kühnheit nahm immer mehr zu; die Mäßigkeit und Einfachheit ihrer Lebensweise und Sitten förderte dabei nicht wenig das Gedeihen ihres Handels.

Die Bevölkerung Hydra's erhielt nach dem Russisch-Griechisch-Türkischen Kriege im J. 1770 einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs, indem sich damals viele Bewohner Morea's vor der Wuth der Osmanen und der Albanesen nach Hydra wandten; und auch von andern Orten Griechenlands, wie von den Inseln Euböa und Spetsia, wanderten viele Griechen dort ein. Dadurch konnte die Thätigkeit und Kühnheit der Hydräer an Ausdehnung nur gewinnen, und mit der steigenden Zahl der Bewohner mußte sich auch ihr Handel erweitern, so daß sie sich nun schon bis Sicilien, Genua und Livorno wagten. Wie ausgedehnt ihre Schifffahrt schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gewesen, und welche Anerkennung die Hydräer hierbei gefunden, geht daraus wohl am deutlichsten hervor, daß sich bei der Unternehmung der Türken nach der Krimm im J. 1779 zweiunddreißig Hydräische Schiffe mit ihren Matrosen bei der Türkischen Flotte befanden, gegen einen bestimmten Sold, den die Türken ihnen zahlten; und daß bei dieser Gelegenheit festgesetzt wurde, daß die Insel Hydra zum Dienste auf Türkischen Schiffen fernerhin funfzig Matrosen gleichsam als Tribut liefern sollte, so wie sie auch eine Zeit lang bis zu funfzehn Schiffen dem Kapudan Pascha zu stellen hatte.

Der Handel Hydra's gewann einen lebhafteren Aufschwung, als in dem zwischen Rußland und der Pforte im Jahre 1779 abgeschlossenen Handels-Traktate den Griechen überhaupt das Recht gewährt wurde, unter Russischer Flagge zu fahren. Nun erschienen die kleinen Schiffe der Hydräer nicht nur an allen Küsten Griechenlands und Asiens; sie fuhren bereits bis nach Gibraltar, und nachdem sie auf diese Weise gar bald Reichthümer sich erworben hatten, dachten sie an weiter Nichts, als an Vermehrung und Vergrößerung ihrer Schiffe, damit sie noch weitere Fahrten unternehmen könnten, und Jeder wollte es nunmehr dem Anderen zuvorthun. So dauerte es denn auch nicht lange, und man erblickte die Hydräer in allen Häfen Italiens, Frankreichs und Spaniens, und sie fuhren bereits durch das Weltmeer bis nach Amerika.

Schon früher hatten sie sich genöthigt gesehen, zum Schutze gegen Algierische Seeräuber ihre Schiffe zu bewaffnen, so daß ein jedes 8 bis 20 Kanonen nebst 35 bis 60 Matrosen mit sich führte, die nicht über

*) Nach den Mittheilungen des Griechen Antonius Miaulis in seinem 1834 bei Jaquet in München erschienenen *Ὑπόμνημα περὶ τῆς νήσου Ὕδρας*. Der Verfasser hat dabei theils Ueberlieferungen, theils Nachrichten älterer Bewohner der Insel und einzelner Geschichtsschreiber benutzt.

40 Jahr alt waren, und neben denen nun auch noch fünf bis sechs Kinder auf dem Schiffe sich befanden, von welchen das älteste nicht über zehn Jahre zählte. Auf diese Weise erlangten sie nun auch einige Uebung im Kriegführen, und sie gewöhnten sich zugleich an die Gefahren des Krieges, — ein Umstand, der ihnen später, nach 1821, nicht wenig günstig werden sollte. Mehr noch, als früher, bereicherten sich die Hydräer zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, da sie in die von den Engländern blokirten Häfen Spaniens eindrangen und sie verproviantirten, was ihnen bei ihrer Kühnheit und Gewandtheit in der Führung der Schiffe und bei der Schnelligkeit derselben um so leichter gelingen konnte.

Die Art der Theilung des Gewinns war im Einzelnen eben so gerecht, als zweckmäßig für das Ganze. Nachdem nämlich das Kapital der Ladung nebst den Zinsen dieses Kapitals, so wie für die Gemeinde-Kasse fünf von hundert des Gewinnes, abgezogen worden waren, fiel die eine Hälfte des danach verbleibenden Gewinnes dem Schiffs-Eigenthümer zu; die andere wurde, unter Bezugnahme selbst auf die Kinder, die auf den Schiffen waren, zu gleichen Theilen vertheilt. Auf die Kinder nahm man hierbei besonders deshalb Rücksicht, weil man sie dadurch in den Stand setzen wollte, ihre Familien zu unterstützen, wenn sie ihre Väter verloren hätten; und damit sie auf diese Weise auch die Mittel erlangen sollten, sich jung verheirathen zu können. Die Männer thaten dies schon in einem Alter von 18 bis 20, die Mädchen aber schon mit 12 und 13 Jahren, was natürlich die Vermehrung der Bevölkerung der Insel nicht wenig befördern half.

In einem besonderen Grade genossen die Hydräer ein fast unglaubliches Zutrauen. Die Eigenthümer der Schiffe übergaben den Capitains große Summen Geldes in versiegelten Säcken, welche sie nur mit einem einfachen Avisbriefe an den, welchem jenes Geld ausgezahlt werden sollte, begleiteten. Einen gleichen Kredit genossen sie auch in Europa, so daß ihnen auch hier nicht selten Gelder, ohne irgend eine Bescheinigung darüber von ihrer Seite, anvertraut wurden, und es ist auf diese Weise geschehen, daß sie oft Geldsummen mit Zinsen zurückzahlten, ohne daß die Darleiher wußten, daß und wem sie dieselben geborgt hatten.

Sehr praktisch war die Art, den Kindern der Hydräer die Schifffahrt, und was damit in Verbindung steht, zu lehren (eine Erziehungs-Methode, die daher auch die besondere Aufmerksamkeit unseres Goethe auf sich gezogen hatte). Zuerst wurden sie in der Behandlung der Segel geübt u. s. w. Dann, so oft das Schiff in der Nähe einer Küste, eines Vorgebirges oder einer Insel war, führte man sie auf das Verdeck und sagte ihnen die Namen der Küste u. s. w., bis auf die kleinsten Klippen; kam man nun ein anderes Mal wieder dahin, so wurden sie nach den Namen gefragt, und wehe dann ihnen, wenn sie dieselben nicht zu nennen wußten.

Ein Zusammenfluß verschiedener Umstände hatte auf die inneren Verhältnisse Hydra's so günstig eingewirkt, daß im Jahre 1814 das eine Ufer der Insel (die Hafenseite der Stadt Hydra selbst) mit großen und schönen Gebäuden bedeckt war, welche zum Theil nach Europäischem Geschmacke aufgeführt worden; die Häfen waren mit Schiffen von verschiedener Größe angefüllt. Die Griechischen Handelsleute, denen sie gehörten, und die sich derselben zu ihren Geschäften, so wie der Thätigkeit, Geschicklichkeit und Rechtlichkeit der Hydräer bedienten, hatten nach und nach in den einzelnen vorzüglichen Seestädten Europa's und Asiens reiche Handelshäuser errichtet; die Gewandtheit der Hydräer und der Handelsgeist der Griechen unterstützten sich auf diese Art gegenseitig. Freilich begann auch, in Folge der erworbenen Reichthümer und der Verbindung mit Europa, ein gewisser Luxus in Hydra einheimisch zu werden, gegen welchen sogar die Gemeinde-Obrigkeiten (die, von dem Volke selbst gewählt, die Lokal-Angelegenheiten unabhängig von Konstantinopel besorgten) einschreiten mußten; allein dennoch wurde auch für Unterricht und Aufklärung Sorge getragen, so daß sich Hydra auch in dieser Hinsicht in dem tyrannisirten Griechenland vor 1821, in Folge einer gewissen politischen Freiheit, deren die Insel genoß, auszeichnete.

Zuletzt werde hier noch, nach der Mittheilung des Griechen Miaulis, einer früheren Sitte der Hydräer gedacht, nach welcher die Söhne ihre sechzig und mehr Jahre alten Väter, die nicht mehr arbeiten konnten, von einem Punkte der Insel mittelst eines Korbes in's Meer hinabstürzten. Sie erinnert an eine ähnliche Sitte im alten Griechenlande auf der Insel Chios.

Bibliographie.

In Leipzig bei Weber erschien: *Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος*. (Panorama von Griechenland.) Politische Gedichte von Alexander Sutsos. Mit grammatischen Erklärungen und einem Wörterbuche herausgegeben von Dr. Theodor Kind. Pr. ⅔ Thlr.

Mannigfaltiges.

— Schiller in Polnischer Uebersetzung. Der Warschauer Dziennik Powszechny enthält eine Reihe von Artikeln über Schiller's Leben und Werke, und fügt am Schluß folgende Bemerkungen hinzu: „Keine Nation besitzt vielleicht eine so gediegene, treffende und zugleich treue Uebersetzung von Schiller, wie, obgleich nur von wenigen Stücken, die Polnische Literatur. Man muß, außer einer vollständigen Gewalt über die eigene Muttersprache, eine so gründliche Kenntniß von der Deutschen und namentlich von Schiller's poetisch-philosophischer Sprache besitzen, wie Johann Nepomucen Kaminski, Direktor des Polnischen Theaters in Lemberg, um diese Dichtungen mit Geist in ein anderes Idiom zu übertragen. Johann N. Kaminski war der Erste, der die Entdeckung machte, wie außerordentlich sich die Polnische Sprache zu philosophischen Dichtungen eigne. Der Band „Uebersetzungen und Versuche in Versen", welche Kaminski im Jahre 1828 zu Lemberg herausgab, enthält unter Anderem folgende musterhafte Uebersetzungen Schillerscher Gedichte: die berühmte „Hymne an die Freude", die geniale „Resignation", das unvergleichliche „Lied von der Glocke", die Balladen „der Taucher" und „die Bürgschaft", das herrliche Gedicht „die Ideale", die Erzählung „der Handschuh" (auch von Mickiewicz übersetzt), ein Bruchstück aus dem Trauerspiel „Don Carlos" und einen Theil der Dichtung „die Götter Griechenlands." Don Carlos harrt der letzten Federstriche des trefflichen Uebersetzers. Wallenstein ist, meisterhaft übersetzt, so eben in Lemberg erschienen. Andere Werke wurden, wenn auch nicht zum Druck vorbereitet, so doch von J. N. Kaminski für die Polnische Bühne in Lemberg übersetzt und dort aufgeführt, namentlich die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Wie viel würde unsere Literatur gewinnen, wenn ein Mann, der sie mit einer so ausgezeichneten Uebersetzung von mehreren Schillerschen Meisterwerken bereichert hat, daß, nach dem Urtheil selbst Deutscher Kunstrichter, die Uebersetzung mit dem Original wetteifert, wenn dieser Mann sich daran machen wollte, auch die übrigen Werke des beliebtesten unter Deutschlands Dichtern in unsere Muttersprache zu übertragen."

— Die Familie Vernet. Horace Vernet, der berühmte Französische Maler, stammt aus einer Familie in Avignon, die nun schon in der vierten Generation, immer von Vater auf Sohn, die Malerkunst vererbt hat. Antoine Vernet, ein zu seiner Zeit berühmter Künstler, war der Urgroßvater, Joseph der Großvater und Carle der Vater von Horace Vernet. Die Stadt Avignon besitzt von allen vier Malern, deren Vaterstadt sie ist, ein künstlerisches Andenken. Horace hat nur eine Tochter und keinen Sohn. Damit aber nicht mit ihm der Künstlerruhm in seiner Familie erlösche, hat er seine Tochter, eine ausgezeichnete Schönheit, kürzlich mit einem durch seine Leistungen ebenfalls schon rühmlichst bekannten jungen Maler, Paul Delaroche, verheirathet. Die Hochzeit ist in Rom gefeiert worden, von wo die ganze Familie eben im Begriff ist, nach Frankreich zurückzukehren.

— Der Suenos-Stein in Schottland. Dieses merkwürdige Denkmal liegt nahe bei der Stadt Forres in der Schottischen Grafschaft Elgin, nur wenige Schritte von der Straße von Elgin nach Inverneß, und hat vielleicht nur in Aegypten seines gleichen. Es besteht aus Granit von der härtesten Art, die sich in Schottland findet, hat 25 Fuß Höhe, an seiner Basis nahe 4 Fuß im Durchmesser, und ist in 7 Felder getheilt. Die gegen Osten gerichtete Seite, welche die meisten Figuren zeigt, ist am sorgfältigsten gearbeitet. Das oberste Feld stellt neun Reiter dar, die offenbar über irgend etwas, wahrscheinlich über einen erfochtenen Sieg, erfreut sind. Dieses Feld hat am meisten durch den Einfluß der Atmosphäre gelitten; doch sind die Figuren noch deutlich zu unterscheiden. Das nächste Feld zeigt eine Anzahl Männer in kriegerischer Stellung. Einige derselben schwingen ihre Waffen, während Andere, wie frohlockend über irgend ein erfreuliches Ereigniß, ihre Schilde in die Höhe halten, und noch Andere sich die Hände reichen, entweder um sich gegenseitig Glück zu wünschen, oder sich wechselseitigen Beistand zu geloben. In der Mitte des nächsten Feldes sieht man zwei Krieger, die mit einander kämpfen, während ihre Freunde dem Kampfe mit dem lebhaftesten Interesse zuschauen. Dann folgt eine Gruppe von Figuren, welche der Enthauptung der Kriegs-Gefangenen beiwohnt. Nahe dabei ist eine Art von Thronhimmel, welcher die Köpfe der Enthaupteten bedeckt, und von Männern mit Hellebarden bewacht wird. Zur Seite liegt eine Anzahl todter Körper. Zunächst folgen blasende Trompeter. In der folgenden Abtheilung erblickt man fliehende Reiter, die durch Fußvolk, welches im ersten Gliede mit Bogen und Pfeilen, in den folgenden jedoch mit Schwertern und Schilden bewaffnet ist, verfolgt werden. In dem letzten Felde werden die Reiter von der siegenden Partei gefangen und enthauptet, und der Kopf des Anführers ist aufgehängt. Die andere Seite des Obelisken wird fast ganz von einem großen Kreuz eingenommen. Unter demselben erblickt man zwei offenbar vornehme Personen, mit Gefolge, die sich umarmen, als ob sie sich versöhnten. Ueber den Ursprung dieser Säule und die Ereignisse, welche sie darstellt, weiß man nichts Bestimmtes. Einige schließen aus dem Kreuz, daß der Stein zur Erinnerung an die erste Einführung des Christenthums errichtet sey; dann ist aber nicht gut zu begreifen, was die vielen kriegerischen Figuren zu bedeuten haben. Andere glauben, es sey ein Monument zum Andenken an den Sieg der Schotten über die Dänen bei Mortlach, wodurch Letztere gezwungen wurden, das Königreich zu verlassen. Dies ist auch unwahrscheinlich, denn die Schlacht fand 20 (Engl.) Meilen von dem Orte, wo der Obelisk errichtet ist, statt. Am wahrscheinlichsten ist die Hypothese von Charles Cordiner, einem berühmten Alterthumsforscher. Er glaubt nämlich, daß dies Monument zur Erinnerung an die Vertreibung derjenigen Skandinavischen Abenteurer aus Schottland errichtet worden sey, die sich im 9ten Jahrhundert in der Nähe des benachbarten Vorgebirges Burghead*) niederließen und 150 Jahre hindurch die ärgsten Räubereien in dem umliegenden Lande verübten. Die Traditionen jener Gegend unterstützen diese Ansicht mehr als irgend eine andere, und auch die seit undenklichen Zeiten dieser Säule gegebene Benennung „Sueno's Stein" deutet darauf hin.

*) Burghead ist der nördlichste Punkt in Schottland, bis zu dem die Römer unter Agricola vordrangen. Sie verweilten daselbst längere Zeit, und die Spuren ihres Lagers sind noch deutlich zu sehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Mittwoch den 4. März 1835.

Frankreich.

Der letzte Italiänische Räuber-Hauptmann.

Von Méry.

Ich war eines Abends in Terracina angekommen, die Reiseverse Horazens nach der Marsch-Melodie aus Fra Diavolo singend; war bei einem Wirthe eingekehrt, den ich außer sich fand vor Kummer über die schlechten Zeiten, wie alle seine Herren Brüder auf den großen Landstraßen und bat ihn, mir zur Würze des Mahles mit einigen Räubergeschichten aufzuwarten; aber sein Gedächtniß war leer wie sein Gasthof und er wußte mir nichts zu erzählen. Nun wahrhaftig! sagte ich zu mir selber, so ist denn die prosaische Sicherheit auch in dieses Territorium eingezogen, und man kann förder darin umherwandern, wie von Paris nach Rouen, die Börse in der Hand, ohne einer Pistole zu begegnen, die sie Einem abforderte. Fra Diavolo ist todt und war der Letzte seines Stammes! So erlöschen die großen Geschlechter! Was wird nun aus allen den armen Engländern werden, die den Banditen der pontinischen Sümpfe mehr Geld zum Tribut gebracht, als erforderlich gewesen wäre, sie auszutrocknen? Diesen Armen, die auf dergleichen tragische Ereignisse ihrer großen Tour sich im Voraus Hoffnung machen und darauf rechnen? die in ihrem Italiänischen Reise-Budget im Voraus einen Paragraphen ansetzen für die Male, wo sie werden angehalten werden und in einem förmlich befestigten Reisewagen einherfahren! Dank sey es unserem heiligen Vater, dem Papst, die Söhne und Töchter der Hugenotten werden auf der Appischen Straße keine Nerven erschütternden Anfälle zu überstehen haben! Die Päpstlichen Dragoner haben die bösen Geister mit Säbelhieben ausgetrieben; Alles ist friedlich rings umher wie zur Schäferzeit; in den Schluchten von Terracina ist Mitternacht eine Stunde geworden wie eine andere; die zwölf Schläge, die aus der Uhr des Lords ertönen, spielen nicht mehr die Ouvertüre zu einem dramatischen Nachstück.

Wozu hat man also seine Zuflucht nehmen müssen? Der edle Lord S...., lüstern nach einem solchen Anfalle, schickte, um sich wenigstens eine Vorstellung davon zu verschaffen, in der darauf folgenden Nacht zwei seiner Jäger voraus, die er genau nach Robert'schen Bildern als Banditen verkleidet hatte, — und ließ sich dann auf offener Römischer Landstraße von seinen eigenen Leuten anhalten, die von der ganzen Italiänischen Sprache gerade nur die vier oder fünf Fluchworte wußten, mit denen sie hervorsprangen und ihn anbielten. Zwanzig blinde Schüsse wurden gewechselt; das Unglück wollte es bei alle dem, daß eine Kugel, die sich durch irgend ein Ungefähr von dramatischer Zerstreuung in die Pistole des Lords verlaufen hatte, einem der Jäger am Schenkel streifte; der zweite, in Schrecken versetzt über den unerwartet ernsthaften Ausschlag der Affaire, sprang, sich flüchtend, in eine sumpfige Stelle und würde ohne das Dazukommen einer Päpstlichen Patrouille unfehlbar versunken seyn, die ihn herauszog, um ihn als Bandit zu erschießen. Der edle Lord schlug sich ins Mittel und versuchte, den Dragonern den ganzen Spaß auf Englisch begreiflich zu machen. Der Römische Brigadier war ein Franzose von unserer ehemaligen Garde, ein erbitterter Feind aller Engländer seit dem Lager von Boulogne; nach zwanzig Jahren, die er im Päpstlichen Dienst verbracht, hatte er das Französische vergessen und das Italiänische nicht gelernt. So begriff er denn nicht, wie ein Reisender es wagen konnte, so eifrig die Vertheidigung der Banditen zu übernehmen, die ihn so eben angefallen hatten; er wußte sich die Sache nicht anders zu erklären, als daß er in diesem Benehmen eine Mitschuld argwöhnte und ließ ohne weiteres Bedenken den edlen Lord knebeln, der ihm vergebens die ganze Grammatik von Veneroni mit Englischem Accente herschrie. Der blessirte Jäger, der aus dem Wasser Herausgezogene und ihr edler Herr wurden selbdritt in eine Scheune eingesperrt und zwei Schildwachen davorgestellt. Der Engländer schrieb nun an seinen Gesandten (?) und an den General-Commissair der Polizei, Kardinal Somaglia. Der Gesandte war nicht in der Stadt, sondern befand sich auf der Villa Adriani, um den Ausgrabungen beizuwohnen, und so brachte denn der Kardinal bei seinem Wohlwollen für alle Britischen Unterthanen die Sache allein in Ordnung; er begnügte sich damit, dem reisenden Lord als Buße eine freiwillige Gabe aufzuerlegen, die als Bezahlung für die schöne kolossale Statue des heiligen Paul von Thorwaldsen verwandt werden sollte.

So steht es jetzt in den pontinischen Sümpfen aus. Solch ein Friede schwebt über ihnen. Sehen wir nun, wie es auf der Seite von Viterbo aussieht.

Was uns in Viterbo sogleich frappirt, ist Folgendes: an einem Feiertage, und fast alle Tage sind Feiertage — sieht man an fünftausend Einwohner stolz einherspazieren, in Sonntagsmänteln und erwartend, daß es unserer lieben Frau von Viterbo gefallen würde, ihnen Brod zu schicken. Die Meisten, mit unverschämter Keckheit, betteln, und man braucht nur die Miene zu machen, etwas geben zu wollen, so kann man alle vor sich auf den Knieen sehen — um einen Bajocche. Der Reisende, der von der Armuth des Landes auf die Unsicherheit der Landstraßen schließt, ist allerdings zu entschuldigen, wenn er, bei seiner Abreise aus Viterbo, seine Pistolen in Ordnung setzt. Uebrigens erhebt sich dicht vor den Thoren der Stadt ein berühmter Berg, der in ein furchtbares Gehölz führt, das voller hohler Bäume und blutiger Kreuze ist. Hier sind keine Päpstliche Dragoner, die Garnison von Viterbo besteht aus vier schattenähnlichen Soldaten und einem Kardinal, der nicht hier wohnt. So verläßt man denn die Stadt in einer Berline, die eben so langsam fährt, wie eine Französische Diligence; mit langsamem Klettern geht es noch bei gar guter Zeit den Berg hinan; den tragischen Bäumen vorüber, gelangt man endlich auf den Gipfel des Berges, wo die Räuber im Schutze der Nebelwolken den Wagen anhalten und plündern können; aber kein menschliches Wesen zeigt sich auf dieser alten Schädelstätte der Reisenden und man kommt gesund und wohlbehalten in Ronciglione nach einer sechsstündigen unschuldigen Promenade an. In der That, sollte man nicht an allem Verbrechen verzweifeln!

Nur einen einzigen Augenblick lang stiegen in mir einige Zweifel über die gegenwärtige Moralität der Einwohner von Viterbo auf. Es war um die Stunde des Sonnen-Aufgangs und auf dem südlichen Abhang des Berges. Meine Reise-Gefährten machten mich auf fünf, mit Flinten bewaffnete Männer aufmerksam, die uns zur Rechten an einer lichten Stelle im Gehölze standen; sie standen unbeweglich und betrachteten unsere Berline mit gierigen Blicken. Ich sah das lebendige Original des Jägerbildes von Salvator Rosa vor mir. Auf meine Frage hatte unser Florentinischer Postillion geantwortet: „Es sind Jäger", und das war wirklich die Wahrheit, aber bei alle dem konnten diese Männer, die Abends als Jäger ausgezogen waren, am Morgen in dem Walde von Viterbo beim Anblick einer Berline gar leicht eine Gastrolle als Banditen geben. Was riskirten sie bei dieser Metamorphose ihres Handwerks! Sie hatten ihr Handwerkszeug in der Hand, die Oede des Ortes war eine schlechte Rathgeberin für fünf Jäger, die in Lumpen gekleidet waren und einem armseligen Wilde nachjagen mußten. Aber die Rechtlichkeit von Viterbo bestand diese gefährliche Probe. Zu ihrer Ehre sey es gesagt! Die Männer drehten uns den Rücken und stiegen auf einem rauhen Fußpfade in die Ebene hinab, wo die melancholischen Wasser des Sees von Vico schlafen.

So stand ich auf dem Punkt, Italien zu verlassen, ohne einen Räuber von Angesicht gesehen zu haben; es war für mich ein untergegangenes Geschlecht, Gestalten der Phantasie. Und doch war es mir aufbehalten, den letzten Räuber zu sehen, wie Cooper vergönnt gewesen, den letzten der Mohikaner zu sehen.

Wir saßen in Civita-Vecchia an der Wirthstafel und schwatzten und plauderten Jeder, was wir konnten, um uns den Hunger zu vertreiben. Ich hatte wohl zwanzig Mal in allen Idiomen des Kirchen-Staates nach Essen verlangt; es kam Nichts; ich forderte die Speisekarte, sie kam; es stand aber weiter Nichts darauf als der Preis. Ich bezahlte sechs Paoli für das Recht, daß ich auf mein Diner hatte warten dürfen, mit der Serviette auf dem Knie. Der Wirth eröffnete mir, daß sämmtliche Vorräthe von fünf Englischen Familien, die das Haus überzogen hätten, in Beschlag genommen wären. Ich bat ihn, mir ein Zimmer und ein Bett anzuweisen; das letzte disponible Bett war so eben an einen Admiral und seine Begleitung überlassen worden. „So bleibt mir nichts anderes übrig, als in der Stadt spazieren zu gehen", erwiederte ich dem Wirth; „was ist in Civita-Vecchia Interessantes zu sehen?" — „Gar nichts, mein Herr, wenn Sie nicht vielleicht die Erlaubniß erhalten, die Citadelle besuchen zu dürfen; dort könnten Sie den berüchtigten Antonio Gasperoni sehen, den Räuber von Terracina und den pontinischen Sümpfen." — „Ei, warum haben Sie mir das nicht schon früher gesagt! An wen muß ich mich wenden, um diese Erlaubniß zu erhalten?"

„Gehen Sie nur zu Ihrem Konsul. Er wird sie Ihnen auswirken." „Sogleich."

Es währte kaum einige Minuten, so hatte ich meine Einlaßkarte und einen Päpstlichen Offizier zur Begleitung.

Die Citadelle von Civita-Vecchia ist von Michel Angelo erbaut, der auch Ingenieur war, eben weil er Alles war; sie ist im Stile seiner Freskobilder und Statuen aufgeführt; sie ist charakteristisch in jedem Steine. Bastionen von gewaltiger Breite, Mauern wie von Diamant. Die Citadelle vertheidigt sich selbst; sie hat weder Soldaten noch Kanonen und stellt seinen Feinden nur das Päpstliche Wappen entgegen,

das über dem Thore ausgebauen ist; es vertritt die Stelle der Batterien und Garnison.

Unterweges erzählte mir der Offizier, der mich begleitete, vom Antonio Gasperoni und den fünfundvierzig Mordthaten, die er begangen. „Es ist etwas Eigenes, mein Herr“, sagte er, „das Blut erstarrt Einem vor Schauder, wenn man sich in der Gegenwart dieses fürchterlichen Banditen befindet. Siebzehn Jahre lang hat er das Römische Land in Unruhe gesetzt. Das gräßlichste seiner Verbrechen ist Folgendes, mein Herr; hören Sie!

„Auf dem Wege nach Neapel hielt er ein Mal den Reisewagen eines Engländers an, der mit seiner Tochter reiste; er nahm dem Engländer alles Geld ab, was dieser bei sich führte, that ihm aber sonst nichts zu Leide und ließ ihn weiter reisen; nur seine Tochter behielt er zurück, ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit. Er nahm sie mit sich in seine Berge. So wie der unglückliche Vater in Rom ankam, setzte er einen Preis auf den Kopf des Räubers. Gasperoni's Stolz wurde von dieser aristokratischen Anmaßung des Lords empört, — daß ein simpler Englischer Bürger einen Preis auf den Kopf eines berühmten Hauptmanns zu setzen wagte, der den Päpsten den Krieg erklärt und den Päpstlichen Dragonern zwanzig blutige Schlachten geliefert hatte! Es war in den Augen des Räubers eine Frechheit, die seine Rache erforderte. Eines Morgens erhält der Engländer in Rom ein Kistchen unter seiner Adresse und als er es eröffnet, was findet er darin — der unglückliche Vater! den Kopf seiner Tochter!“

Ich bebte mehrere Schritte zurück, das Entsetzen war zu mächtig in mir; es fing mir sogar an, Leid zu werden, daß ich die Citadelle betreten hatte; das Denkmal Michel Angelo's erschien meinen Augen wie eine Menagerie von Tigern. Doch gewann die Neugier über den Eindruck des Entsetzens das Uebergewicht und ich ließ mir die Schreckensthür des Bagno öffnen.

Eine Mauer mit zwanzig Gefängnißkammern befand sich zu meiner Linken; rechts waren hohe Kreuzgewölbe, die auf einen Hof hinausgingen; in dieser Galerie spazierten zwanzig Spitzbuben auf und ab. So wie ich eintrat, drehten sie sich kurz um und blieben stehen. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, bei dem Gedanken, daß die Bande Gasperoni's so stille stand vor mir — sie grüßten mich höflich, was mich wieder ein wenig ermunterte, denn es war mir gar nicht sonderlich wohl zu Muthe unter dieser furchtbaren Gesellschaft. — Ich fragte alsbald nach Antonio Gasperoni. Aller Hände wiesen auf ihn hin; er stand aufrecht mitten in der Thür seines Gefängnisses, wie in einem Rahmen. Er hielt es nicht der Mühe werth, an mich heranzukommen, sondern begrüßte mich bloß mit einer ruhig gütigen Miene. Es war sehr schwer, hier eine Conversation anzufangen; ich begann mit einer unbedeutenden Frage, indem ich meiner Stimme mehr Dreistigkeit zu geben versuchte, als ich im Herzen hatte und sagte zu ihm: „Nun, Gasperoni, befindet Ihr Euch wohl hier?“

„Man befindet sich immer schlecht, wenn man nicht frei ist“, erwiederte er mir, indem er die Achseln zuckte. Es war dies seine gewöhnliche Bewegung.

„Ihr habt Euch also gefangen nehmen lassen von den Dragonern? ..“

„Ich? Nie hätte mich ein Mensch gefangen genommen; ich habe mich mit allen meinen Leuten ausgeliefert. Der heilige Vater hatte mir die Freiheit versprochen, und hat mir nur das Leben gelassen. Der heilige Vater hat sein Wort gebrochen.“

Mein Cicerone, der Offizier zog mich bei Seite nach einem Winkel der Gallerie, und sagte mir: „Ich will Ihnen erklären, mein Herr, wie die ganze Sache gekommen ist. Gasperoni war des Lebens endlich überdrüssig, welches er seit funfzehn Jahren geführt. Er ging eines Tages bei einem Dorfgeistlichen zur Beichte und eröffnete ihm seinen Wunsch, das Räuberhandwerk zu verlassen. Der Priester versprach ihm, die Sache dem heiligen Vater schreiben zu wollen, und ihm dessen Verzeihung und das Recht auszuwirken, in die menschliche Gesellschaft wieder einzutreten. Gasperoni fügte als besondere Bedingung hinzu, daß auch seine Gefährten in dieselbe Begünstigung mit einbegriffen werden müßten, die für ihn in Anspruch genommen würde. So wurden also die Unterhandlungen eingeleitet. Unsere Regierung hatte ein großes Interesse, sich dieser Banditen zu entledigen; sie verwüsteten den Weg nach Neapel, ermordeten die Reisenden, erhoben Contributionen, verübten tausend Excesse. Man schickte Soldaten gegen sie aus; aber die Soldaten tranken mit ihnen, anstatt sich mit ihnen zu schlagen. Außerdem standen die Bauern den Räubern bei gegen die Soldaten, und machten mit ihnen in Allem gemeinschaftliche Sache, weil sie immer einen Theil der den Reisenden abgenommenen Beute erhielten. Nur die Päpstlichen Dragoner waren zuverlässig, aber gegen diese furchtbare Kavallerie dienten die Berge wieder den Räubern als treffliche Schlupfwinkel. So nahm man keinen Anstand, mit Gasperoni zu unterhandeln; der Geistliche machte die Mittelsperson und überbrachte dem Räuber folgende Entscheidung: der heilige Vater verspricht dem Gasperoni das Leben; der Sünder thue alsobald christlich Buße und Alles soll ihm verziehen seyn; er muß sich aber sogleich als Gefangener stellen mit seiner ganzen Bande in der Citadelle von Civita-Vecchia.“ Der verschmitzte Gasperoni schwankte lange; der Geistliche wandte allen seinen Einfluß an, ihn zu überreden: man sagt sogar, er habe ihm versprochen, sich noch wirksamer für ihn zu verwenden, und einen vollkommenen Pardon für ihn zu erlangen, wenn er dem heiligen Vater gehorche; und daß sich sicherlich die Pforten seines Kerkers wieder für ihn aufthun würden, sobald er in christlicher Ergebenheit und Gehorsam in dieselben eingegangen seyn würde. Gasperoni, von dem Einfluß des Priesters dazu vermocht, und mit jedem Tage seines verbrecherischen Lebens satter und überdrüssiger, willigte endlich ein, sich auszuliefern. Seine Gefährten, seit langer Zeit gewohnt, ihm zu gehorchen, folgten ihm freudig in sein Gefängniß. Seit einigen Jahren warten sie auf ihre Verzeihung, aber ich glaube nicht, daß sie sie jemals erhalten werden. Uebrigens hat der heilige Vater geleistet, was er versprochen hat; dabei wird es aber auch sein Bewenden haben; es sind zu gefährliche Menschen.“

Ich näherte mich von neuem Gasperoni, der noch in derselben Stellung verharrte. Er gleicht keinesweges den Räubern, wie sie auf unseren Boulevardtheatern vorkommen. Er hat ein sanftes Gesicht, äußerst regelmäßige Züge und ein liebenswürdiges geistreiches Lächeln. Sein Haar ist schwarz und glatt, hinten lang und nachlässig mit einem Bande zusammengebunden. Er spricht und erzählt mit Bonhomie, seine Worte fließen ihm nachlässig vom Munde; er ist sehr sparsam in seinen Gesten, ganz gegen die Weise der Italiäner, die sie verschwenderisch brauchen; nur wenn eine kecke Frage ihm eine Antwort entreißt, die ihm zuwider ist, nur dann verräth sich der überlegene Mensch in ihm; sein Gesicht wird drohend, sein Auge stürmisch, seine Lippe zuckt, seine Sprache wird lebhaft, stoßend, scharf und malerisch; dann erkennt man den Räuber mit fünf und vierzig Mordthaten.

„Wie ist Euer eigentlicher Name? fragte ich ihn. Man hat mir gesagt, Ihr hießet Barbone.“

„Das ist mein Beiname im Gebirg; mein eigentlicher Name ist Antonio Gasperoni.“

„Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht; man spricht von Euch in Italien wie vom Catilina, wie vom Spartacus und anderen berühmten Landsleuten von Euch, die Rom den Krieg erklärt hatten ...“

Er lächelte und verneigte sich bescheiden. — „Was hat Euch zu diesem Handwerk getrieben, Gasperoni?“ — „Ein Streit in Neapel.“ — „Ein Streit! das ist gar wenig; das ist ein ziemlich unbedeutender Grund, um mit der menschlichen Gesellschaft zu brechen.“ — „Ja, aber in dem Streite tödtete ich meinen Feind.“ — „Ah, das ist was Anders. Wie lange habt Ihr Euer Handwerk getrieben?“ — „Achtzehn Jahre.“ — „Habt Ihr Wunden bekommen?“ — „Ueberall.“ — „Ihr habt Euch also oft geschlagen?“ — „O, sehr oft, ja, sehr oft.“ — „Mit den Päpstlichen Soldaten!“ — „Mit den Soldaten, (er macht eine mißfällige Geberde), nein: mit den Dragonern.“ — „Ich habe von Eurem Abenteuer in der Köhlerhütte gehört; (in seinen Augen blitzte es auf und sein Gesicht wurde finster.) Möchtet Ihr wohl die Güte haben, mir die Geschichte zu erzählen. Ihr würdet mich dadurch verbinden.“

Die ganze Bande trat um uns herum, um die Schreckenserzählung aus dem Munde ihres Hauptmanns zu vernehmen.

„Sie waren ihrer siebzehn“, sagte Gasperoni, „siebzehn Köhler; sie hatten mich an die Soldaten des Papstes verkauft. Ich hielt sie für meine Freunde; wir aßen und tranken ruhig in ihrer Hütte. Ich hatte keine Posten ausgestellt, ein großer Fehler, mein Herr; aber ich hatte mir immer eingebildet, diese Köhler seyen zuverlässige ehrliche Leute. Nun seht! Um Mitternacht höre ich den Tritt der Soldaten; mein Ohr kannte diesen Tritt auf eine Meile weit — Verrath, Freunde! Verrath! Wir greifen zu unsern Waffen. Die Päpstlichen waren kaum zwanzig Schritt mehr von der Hütte entfernt; wir waren nur unserer zwölf, sie ihrer dreißig. Wir brachen uns Bahn mit einer Salve von Flintenschüssen; ich allein erschoß vier Mann, ich ward am Arm verwundet, hier seht, das ist die Narbe davon. Die Päpstlichen ließen uns durch; machten keinen einzigen von uns zum Gefangenen und tödteten auch keinen. Sie schießen äußerst schlecht. Wären es die Dragoner gewesen, so waren wir unfehlbar verloren. Nun aber kömmt erst die eigentliche Geschichte, hört. Drei Tage nachher stiegen wir in der Nacht vom Gebirge herab, ich führte meine Leute nach der Köhlerhütte, sie schliefen, die Elenden! Eine Stimme von innen rief: „Wer klopft draußen?“ — „Oeffnet“, antworten wir, „macht auf Euren guten Freunden, den Soldaten.“ Ein Köhler schreit: Macht nicht auf! Es ist Gasperoni! „Ich schlage die Thür mit dem Kolben ein, schäumend vor Wuth dringen wir hinein und machen Alles nieder. Es war gerecht, nicht? Sie hatten Alle den Tod verdient, diese Banditen für ihren Verrath! Darauf zähle ich die Leichen; es sind nur vierzehn da. Ich durchsuche die ganze Hütte, durchstöbere jeden Winkel; nichts zu finden, drei waren entwischt, die Rache nur halb! Ich hatte Thränen der Wuth auf meinen Wangen. O! ich will sie finden! ich will sie finden! schrie ich zu meinen Kameraden. Ich wäre ganz Italien durchlaufen, um sie zu finden. — Zwei Jahre nachher traten wir eines Abends in eine kleine einzelnstehende Hütte ein, hart am Meere, um zu trinken. Wir waren an dem Ort bekannt. Es waren einige Bauern da, die um einen Tisch saßen. Ich habe ein scharfes Auge, einen Feind zu entdecken — und gewahre unsere drei Köhler zusammengekauert in einem Winkel. Ha! wer war froher als ich! — Endlich hab' ich sie! sprach ich zu mir selber. Hierher, ihr da! kommt doch einmal vor und laßt euer Gesicht sehen. Warum so scheu? Sie zitterten und waren bleich, die drei Banditen. — Lange genug hab ich Euch gesucht, sagte ich ihnen mit einem Lächeln wie jetzt. Sie warfen sich zu meinen Füßen und flehten um Gnade. Ich gab meinem Exekutor ein Zeichen; er hielt ihnen nach einander die Pistole dicht vor die Brust und schoß sie nieder. Was mich betrifft, so vergieße ich nur Blut im Kampf; außer dem Gefecht, habe ich nie Jemand getödtet, nicht einmal jene elenden Kohlenbrenner, die mich verkauft haben.“

Sämmtliche Räuber bezeugten dies Faktum mit einem Zeichen des Kopfes und der Hand; ein pantomimisches Certifikat, welches sie der Moralität ihres verehrten Hauptmanns gaben.

„Die Welt erzählt sich aber doch gar viele Dinge von Euch“, sagte ich zu ihm ... — „Ja, ja, ich weiß, ich weiß; man wird Ihnen hundert Fabeln erzählen ...“ — „Die Tochter jenes Engländers, der einen Preis auf Euren Kopf setzte ...“ — „Das ist eine Lüge!“ erwiederte er, mich mit Heftigkeit unterbrechend; „ich habe niemals Weiber tödten lassen.“ — „Aber Ihr habt doch bisweilen welche mit in Eure Berge genommen?“

Er lächelte über diese Frage und nahm die Miene eines Stutzers an, der mit einer gewissen Zurückhaltung schweigt, damit man sich sein Schweigen nach Vermuthen auslegen möge. — „Ihr denkt wohl mit Bedauern an das unabhängige Leben zurück, das Ihr so ganz aus freier Entschließung verlassen habt? Wenn Euch der heilige Vater Eure Ver-

zeihung gewährte, was würdet Ihr mit Eurer Freiheit anfangen?" — „Ich würde wie ein ehrlicher anständiger Mann leben, würde nach Neapel gehen und arbeiten." — „Das würde Euch schwer werden, Gasperoni; Ihr seyd an so Manches gewöhnt ..." — „Nein, nein, mein Herr; das Leben in den Bergen ist mir zum Ekel. Ich habe es siebzehn Jahre lang geführt; ich war damals jung und die Strapatzen waren mir angenehm; aber jetzt fange ich an, alt zu werden, leide an meinen Wunden und brauche Ruhe." — „Würdet Ihr für alle Eure Kameraden haften?" — „Für Alle!" — „Ist der gegenwärtig, der Euer ... Exekuter war, der auf Eure Rechnung mordete?" — „O ja, da steht er!"

Wenn mir eine Schlange über die Hand geglitten wäre, so hätte ich keinen größeren Schreck und Schauder empfinden können. Dieser scheußliche Henker stand dicht an meiner linken Seite und berührte mit seinem Arm den meinen. Nur auf Gasperoni und seine Worte achtend, hatte ich den Vollstrecker seiner Executionen nicht bemerkt. Er verläßt nie seinen Herrn; wie ehemals in den Bergen, ist er ihm im Wachen und Schlaf zur Seite, als ob er noch im Gefängniß auf irgend eine unwiderrufliche Hinrichtungs-Ordre wartete. Es ist, glaube ich, nichts Abschreckenderes unter allen menschlichen Wesen aufzutreiben, als der Anblick dieses Kerls. Die Dumpfheit und Stupidität des Verbrechens ist auf seinem langen, mageren, blassen Gesicht ausgeprägt; sein Auge ist mit der leichenhaften Haut des Meeradler-Auges überzogen; ein immerwährendes Grinsen läuft über seine Wangen, aber in seinem Blicke liegt ein starrer eisiger Ernst. Während ich ihn examinirte, betrachtete er mit einer seltsamen Aufmerksamkeit die Knöpfe meines Rockes, gleichsam, als zählte er sie unablässig langsam in Einem fort. „Wie heißt Du?" fragte ich ihn, um ihn von seiner seltsamen Untersuchung abzuziehen. Er blieb gebückt; sein Auge nahm sich nicht die Mühe, zu meinem aufzublicken; seine Lippen schienen sich kaum aufzuschließen, und aus heiserer Brust antwortete er: „Geronimo."

„Also Du bist es", fuhr ich fort, „der den Henker abgab?" — „Ja, mein Herr!" (immer das Auge auf meine Knöpfe geheftet.) — „Und hast Du Viele gemordet, Geronimo?" — „O ja! so oft man mir gesagt hat: Morde! (amazza!)" — „Ich zweifle sehr daran, daß Du die Verzeihung des heiligen Vaters erhalten wirst, Du!"

Die ganze Bande brach in ein lautes Gelächter aus und gab meiner Ansicht Beifall. Geronimo machte ein Zeichen von Gleichgültigkeit, und fuhr fort, die Knöpfe meines Rockes zu zählen.

Ich wandte mich an die Uebrigen. „Es scheint", sagte ich zu ihnen, „daß Ihr sehr lustig seyd und eben nicht mager werdet in Eurem Gefängniß?"

Ein Bandit, der einen gewaltigen Bauch hatte, was unter den Banditen sehr selten vorkommt, erwiederte mir, daß der heilige Vater sie sehr gut halte. „Wir kriegen Fische und Fleisch zu essen, lauter gute Bissen", sagte er mir, „was wir nur wollen; wir erhalten jeder täglich zwei Paoli (9 Sgr.)."

„Was! so seyd Ihr ja hier besser daran, als halb Italien, als sämmtliche Bettler in den Römischen Staaten. Ihr bekommt zwei Paoli täglich?"

„Ja, mein Herr!" nahm Gasperoni das Wort; „und das ist sehr politisch gehandelt von der Regierung. Die, welche unser Handwerk treiben, oder es zu treiben im Sinne haben, wissen, daß, wenn sie sich als Gefangene stellen, sie gut zu essen und gute Betten bekommen, und Geld obenein; und das findet man nicht immer bei dem Leben in den Bergen. Das kann Einem denn wirklich Lust machen, sich auszuliefern, wenn es Einem zum Ekel wird, an den großen Landstraßen zu liegen. Und dann kommen auch noch die Geschenke der Reisenden hinzu."

„Wohlan denn! ich bin erfreut, daß Ihr Alle Euch glücklich befindet."

Mein Führer bestätigte mir Alles, was ich so eben von der Großmuth des Papstes vernommen. Eh' ich aus dem Kerker hinausging, betrachtete ich noch jeden Einzelnen von der ganzen Bande mit Muße hin und her. Aber es befindet sich kein einzig malerisches Gesicht darunter, das des Hauptmanns und seines Henkers ausgenommen; die Uebrigen haben alle so bürgerliche, so prosaische Gesichter, daß man sie für ehrliche Leute halten könnte, die als Opfer irgend einer polizeilichen Chikane dort sitzen. Ich weiß nicht, ob sie je das malerische Kostüm getragen haben, welches die Künstler den Neapolitanischen Banditen zu geben pflegen; ihre Bekleidung im Bagno ist die Tracht der Italiänischen Handwerksburschen; die grauen Beinkleider, die braunen Westen, die blauen Strümpfe zerstören alles Poetische ihres Handwerks. Sie hatten keine von jenen malerischen Stellungen an sich, die man in den Zeichnungen bewundert; sie betrachteten, ohne den mindesten Ausdruck von Rückerinnerung, den lichten Himmel, die Römische Atmosphäre, den süßen Strahl der Frühlingssonne, die die Bogen vergoldete und wie ein alter Freund aus den Gebirgen sich in die Wölbungen der Kammern hineinstahl. Die Töne des Meeres, die um den Fuß der Citadelle spielten, versetzten sie nicht in Träumerei; sie schienen gleichgültig gegen Alles, aber ohne niedergeschlagen zu seyn, ohne irgend eine sichtliche Bewegung von Hoffnung oder Verzweiflung; sie rauchten Taback, mit lächelnder Miene, über einander geschlagenen Armen, heiterer Stirn. So stellte sich die Bande dar, die funfzehn Jahre lang die pontinischen Sümpfe in Schrecken gesetzt, die Soldaten des Papstes in die Flucht geschlagen, den Dragonern Schlachten geliefert und so viele reiche Engländer ausgeplündert hatte. Sie werden wahrscheinlich in der Citadelle auf ihren Pardon warten, bis ihn der Tod ihnen giebt, und mit ihnen wird die letzte Räuberbande untergehen. Wir werden wohl noch einzelne Streiche von Marauders vernehmen zwischen Viterbo und Romiglione, Rom und Terracina, aber von keinem organisirten Verein von Banditen mehr, die einen Hauptmann an ihrer Spitze haben, und Uniform und Fahne. Es ist dies für die reisende Menschheit ein Glück, aber ein Unglück für die Künstler. Das Römische Land ohne Banditen ist wie die Syrische Wüste ohne Karavanen. So stirbt die arme Poesie überall dahin; die Moral und die Civilisation ersticken sie. Nur der Orient bleibt uns noch übrig; ach — und auch der! Die Türken ziehen blaue Ueberröcke an, dem Bayer überkommt Perikles Erbschaft, und der Sultan trägt hohe Reitstiefeln und einen feinen Pariser Kastorhut.

E n g l a n d.

National-Charakter der Engländer, Franzosen, Italiäner und Nord-Amerikaner.

(Schluß.)

Was ist dem Italiäner das Vorzüglichste, das ihm das Leben angenehm macht? — Das „dolce far niente" (das süße Nichtsthun). Bei dem Franzosen ist es das „Faire claquer son fouet" (mit der Peitsche knallen) und endlich bei dem Engländer ist es das „to be comfortable" (behaglich leben). Alle übrigen Nationen wissen gar nicht recht, was das Wort comfortable eigentlich zu bedeuten habe; auch bieten ihnen ihre Sprachen kein eigenthümliches Wort dafür dar.*) Was ist Comfort? Es ist nicht bloßes Vergnügen, obgleich immer doch angenehm, wofür sich denn auch in allen Sprachen ein Wort findet. Es ist die angenehme Empfindung, die uns bei der Abwesenheit von jedem besonderen Ungemach, von jeder Last und jeder Unbequemlichkeit zu Theil wird. Ein Feuer bei kaltem Wetter ist comfortabel; trockene Kleider, wenn wir vorher durchnäßt waren, sind comfortabel; Sonnenschein nach Nebel- oder Regenwetter ist ebenfalls comfortabel — kurz, der ganze Inbegriff des Comfortabeln scheint überhaupt dem rauhen Klima des Nordens eigenthümlich anzugehören, indem sich nur hier alle die Ungemächlichkeiten zusammenfinden, deren Abwesenheit durch das Wort angedeutet wird.

Man hat es auffallend gefunden, daß die Engländer so viel weniger mäßig im Trinken sind, als die Bewohner des südlicheren Europas. Manche meinten, die Weinländer seyen gewöhnlich nüchterner; England aber bringe keinen Wein hervor, daher sey es nicht mäßig. Dies ist nicht wahr. Denn würde England auch noch so viel Wein haben, so würden doch die Einwohner, wie ich glaube, nichtsdestoweniger gern trinken, wenn wir auch freilich zugeben müssen, daß der Wein weniger gefährlich wäre, als der Branntwein oder das Porterbier. Die Sucht nach geistigen Getränken ist bei den nördlichen Völkern viel mehr den Eigenheiten ihres Klimas und ihrer Nahrungsweise zuzuschreiben, als dem Mangel an Weinland. Denn der Nordländer ist immer der Kälte und der feuchten nassen Luft ausgesetzt; dazu kommt, daß er einen Boden bebaut, der weniger freigebig ist und daher mehr Anstrengung und Arbeit nöthig macht; endlich nährt er sich vorzugsweise von animalischen Speisen. Dagegen nährt sich der Bewohner des Südens unter seinem freien schönen Himmel zum größten Theil von Pflanzenstoffen, und dabei braucht er sich auch weniger anzustrengen und fühlt daher gar nicht das Bedürfniß, sich durch hitzige Getränke zu erholen.

Man hat viel über den Einfluß der Literatur auf die menschliche Gesellschaft gesprochen. Die Literatur, sagt man, gebe den Sitten eines Volkes erst ihre Gestaltung und Form. Dies ist ein Irrthum. Denn die Sitten schaffen die Literatur, nicht aber die Literatur die Sitten. Die Italiäner überließen sich nicht deshalb dem Sinnengenuß und den Zügellosigkeiten, weil Boccaz freie und zügellose Novellen geschrieben, sondern Boccaz schrieb seine ungezügelten freien Novellen, weil die Sitten um ihn her diesen Charakter an sich trugen. Es ist irrig, wenn man glaubt, daß die Voltaire's, die Diderot's und die D'Alembert's die Französische Revolution hervorgerufen haben; vielmehr bemerkte Lord Byron sehr richtig, daß die Encyklopädisten vergeblich alle ihre Finger hätten zu Schanden schreiben können, ohne eine Revolution herbeizuzaubern, falls dieselbe nicht in den socialen und politischen Institutionen des Landes selbst längst vorbereitet gewesen wäre. Die Literatur eines Zeitalters oder eines Landes wird freilich immer in einem gewissen Grade auf die Sitten und Meinungen der Zeit und des Landes einwirken; allein die Grundzüge und die wesentlichen Gestaltungen eines National-Charakters sind weit tiefer im Innern des Volkes selbst angelegt, als in der Feder des Schriftstellers, der in seinem Studirzimmer schreibt, damit sein Produkt zur Erholung und Belustigung des Lesers diene.

Die bescheidensten, gutmüthigsten und liebenswürdigsten unter den Italiänern sind die Toskaner. Die Höflichkeit der Pariser besteht zum großen Theil aus leeren nichtssagenden Komplimenten; aber bei dem Florentiner ist sie der Ausdruck eines hohen Grades von zartem und innigem Gefühl. Was die Römer betrifft, so sind sie bekanntlich die mürrischsten und mißtrauischsten unter allen Italiänern. Bei den Neapolitanern nehmen wir die auffallendsten Extreme wahr: während Manche unter ihnen sich so kriechend als möglich zeigen, geben Andere die unverschämteste Frechheit und Zügellosigkeit zu erkennen. Besonders ist bei ihnen eine gewisse Impertinenz fast zur Gewohnheit geworden. Hier zieht Dir ein feiner Geselle, dem Du Orangen abkaufst, auf öffentlicher Straße die Börse aus der Tasche, und ertappst Du ihn auf der That, so lacht er Dir noch geradezu in's Gesicht, und benimmt sich ganz so, als wenn nicht das Geringste vorgefallen wäre. Ein Cicerone, dessen Dienste Du zurückweisest, wird Dich, trotz Deines ausdrücklichen Verbittens, doch den ganzen Tag lang nicht verlassen; Du magst ihm immerhin hundert Mal drohen, ihm mit Stockschlägen aufzuwarten, wenn er sich nicht fortmacht, er folgt Dir dennoch auf dem Fuße, um jede Ecke herum, in jeden Laden, den Du besuchst, und wie er ist, in Lumpen und Schmutz gehüllt, drängt er sich zu Allen hin, mit denen Du zusammenkommst, seyen es Damen oder Herren; wirfst Du ihn dann heut zur Thür hinaus, so lauert er Dir morgen vor derselben wieder von Neuem gierig auf.

Die Unverschämtheit eines Neapolitanischen Fiakers erreicht den höchsten Grad, den man bei dieser genug dafür bekannten Menschen-

*) Wir haben es hier durch „behaglich" übersetzt und glauben, damit die Bedeutung des Wortes, wenn auch nicht ganz, doch zum großen Theil wiederzugeben.

Nasse antrifft. Es ist in der That ein ganz gefährliches Unternehmen für einen Fremden, der zum ersten Mal nach Neapel kommt, sich nach dem Largo del Castello hinzuwagen, nach dem Platze, wo die Fiaker meist in Masse versammelt sind: hier kann man nicht einen Schritt weit vorwärts thun, ohne einen Peitschenhieb in's Gesicht zu bekommen, unter dem lauten Rufe: A carroz! a carroz! Denn die Kutscher sitzen hier überall auf den Böcken, und läßt sich irgend ein anständiger Mann blicken, so verfehlen sie nie, ihm vor Allem ihre Peitsche fühlen zu lassen. Mögen sie Dir nun auch ein Auge ausschlagen, darum wird sich weiter keiner grämen, und im Gegentheil würde man sich noch darüber höchlich wundern, wenn Du etwa deshalb ihre Dienste zurückwiesest. So oft ich durch eine enge Gasse in Neapel ging, in der zufällig ein leerer Fiaker vorbeifuhr, durfte ich darauf rechnen, daß der Kutscher immer auf mich zufuhr, und mit seinem Wagen so in die Kreuz und Quere lenkte, daß mir alle Passage abgeschnitten war, wenn ich mich nicht in die Thür der Kutsche hinein verfügen wollte, die er zu dem Zwecke immer ganz offen hielt. Nur ein tüchtiger derber Knüttel half mir hier immer noch aus der Verlegenheit.

„Was für einen Laffen von einem Aufwärter haben Sie da!" sagte ich einst zum Wirth in einem Kaffeehause in Florenz. „Sie haben sehr recht, sehr recht", erwiederte er; „allein, was kann man auch von ihm verlangen? Er ist ein Römer!" Die Römer stehen bei den Toskanern im Rufe der Trägheit, wenn auch ihre Geistes-Anlagen unter den übrigen Italiänern nicht so gering geachtet werden. Merkwürdig ist es, daß Rom in der neueren Zeit so wenig Männer von Geist hervorgebracht, während Florenz deren so viele erzeugt hat. Denn wer wäre auch nur aus Rom, sobald man von dem klassischen Zeitalter absieht, als ausgezeichnet zu erwähnen? Dagegen glänzt Florenz, das „kleine Florenz", in Vergleich mit der ewigen Stadt, ruhmwürdig durch seine Söhne, Dante, Michael Angelo, Galilei, Macchiavelli und ein ganzes Heer von Anderen, wenn noch Andere neben jenen Lichtern aufgeführt werden dürften.

Verschiedene Nationen haben sich zu verschiedenen Zeiten einander Stolz vorgeworfen. John Bull verlachte vormals seinen Nachbar jenseits des Kanals wegen der Eitelkeit, die dieser in Betreff seines grand monarque und später auf den Grund seines grand empire an den Tag legte. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Franzosen von jeher große Propagandisten ihrer eigenen Meinungen, die sie für die besten halten, gewesen, allein sind sie deshalb die einzige Nation, die stolz auf sich selbst ist? Ist nicht John Bull in gleichem Maaße mit sich zufrieden, wie sein Nachbar? Hat er nicht gleichfalls dies Gefühl in seine Muttersprache eingewebt, indem er hinter mancherlei Ausdrücke, wie „taking French leave" (sich auf Französisch empfehlen — das, was man in Deutschland „sich auf Englisch empfehlen" nennt), „drinking Dutch courage" (Holländischen Muth trinken), „walking Spanish" (Spanischer Gang) u. s. w. listigerweise seinen eigenen Stolz versteckt? Es hält nicht schwer, die Franzosen, die Holländer, die Spanier, so wie die Amerikaner der Ruhmredigkeit anzuklagen; allein wollte John Bull sich selbst genau in's Auge fassen, so würde er sehen, wie seine eigene Prahlsucht ebenfalls mit dem Vogelfluge schnell und unversehens emporwächst.

Dieser Nationalstolz hat schon zu manchen seltsamen und absurden Benennungen Anlaß gegeben. So bezeichnet der Engländer sein Vaterland mit „Merry England" (fröhliches England) und der Franzose mit „Notre belle France", während alle Welt weiß, daß England eben so wenig fröhlich, als Frankreich schön ist. Aber, wie es im Italiänischen Sprichwort sehr richtig heißt: Ad ogni uccello suo nido è bello; fragt man den Holländer, so behauptet er, das Paradies habe am Zuydersee gelegen. Alle diese Dinge beweisen bloß so viel, daß jedes Volk für seine Heimath besonders eingenommen ist, und wollte man irgend einer Nation ihren Nationalstolz zum Vorwurfe anrechnen, so hieße dies die Eigenheiten und die Natur der Dinge kritisiren.

Uebrigens scheinen die Antipathieen der Nationen gegen einander sich in früheren Zeiten noch mehr geltend gemacht zu haben, wie gegenwärtig; zum Beweise dienen die vielen, das National-Gefühl kränkenden Ausdrücke, die den Sprachen einverleibt wurden. So hat uns die Römische Literatur die „Punica fides", überliefert, und hätten wir Punische Autoritäten statt der Römischen besessen, so würden wir ohne Zweifel jenes Wort der Lügenhaftigkeit mit dem Charakter der zweiten Nation bezeichnet gefunden haben.

Auch die Amerikaner sind stolz — stolzer noch als die Engländer oder die Franzosen, gerade so wie das Kind stolzer ist, als der Mann. Hiermit will ich jedoch Jene keinesweges herabsetzen; im Gegentheil erscheint mir die Sache ganz naturgemäß, als ein Beweis ihres rechtlichen Charakters. Denn wer gar keinen Stolz hat, wer sich gar nicht darum bekümmert, was man in der Welt von ihm sagt, von dem ist auch nicht viel zu hoffen. Die Italiäner haben, im Allgemeinen genommen, wie wir schon erwähnt, keinen Nationalstolz. Vor einem Neapolitaner kannst Du sein Vaterland beschimpfen, Du kannst seine Regierung tadeln, seine socialen Institutionen, seine Männer und Frauen, und Alles, was mit dem Wesen und den inneren Verhältnissen des Landes in enger Verbindung steht, sey es in moralischer, politischer, mechanischer oder metaphysischer Beziehung, geringschätzend herabsetzen und er wird Dir nicht das Geringste dagegen einwenden. — Denn was kümmert's ihn? Er ist nicht stolz und eben darum, weil er sich aus Deinem Lobe nichts macht, giebt er sich auch keine Mühe, sich desselben werth zu machen. Das ist eben das Wichtige dabei: würde er irgend Sinn für dasjenige haben, was seine Nachbarn um ihn her von ihm sagen, so würde er auch danach streben, seine Lage zu verbessern.

Kein Volk ist aber mehr um die Urtheile der Mitwelt besorgt, als die Nord-Amerikaner; kein Volk ist so begierig zu wissen, was man von ihm sagt und denkt, und in welcher Achtung es bei anderen Nationen steht. Geschieht wo in einer Europäischen Zeitschrift ihrer Erwähnung, so wird es gleich auch in ihre Journale aufgenommen und Jedermann zu lesen in die Hände gegeben: sey es Lob oder Tadel, das Interesse bleibt immer dasselbe. Kein Volk findet sich mehr geehrt durch fremdes Lob, so wie auch keins den Tadel Anderer empfindlicher aufnimmt. Das ist ein Zeichen eines lebendigen und gesunden moralischen Gefühls der Nation, und es ist ganz falsch, wenn man sagt, daß die Amerikaner von einem blinden Vorurtheil für Alles, was ihre Institutionen betrifft, es mag gut oder schlecht seyn, eingenommen seyen; sie wissen vielmehr sehr wohl, daß die menschlichen Institutionen, so wie in anderen Dingen, so auch in der Politik nirgends ganz vollkommen sind und daß sie noch viel zu lernen übrig haben. Aber stolz mögen sie immerhin seyn; es kann ihnen nur zum Vortheil gereichen; denn wer auf die gute Meinung der Welt einen Werth legt, der giebt sich auch Mühe, sich derselben würdig zu erweisen.

Die Engländer wiederum sind gewissermaßen schon des Ruhmes satt; sie haben eine Geschichte und eine Literatur, wie sie kein anderes Volk so leicht aufzuweisen hat. Ihre Insel ist dicht bevölkert und in allen Welttheilen ist ihr Ruhm verbreitet. Dagegen steht Amerika noch in seiner Kindheit da und hat unzählige Phasen noch durchzumachen, bevor es dahin gelangt. Der Engländer kann es ganz ruhig mit anhören, wenn man den intellektuellen Charakter seiner Landsleute anzugreifen sich bemüht, denn er weiß recht gut, daß man ihm seinen Shakespeare und Newton doch nie antasten wird. Und wagt man es auch, gegen seinen militairischen Ruhm zu Felde zu ziehen, so ist er doch versichert, daß man, wenn man ihm auch Waterloo und Trafalgar streitig machen wollte, ihm doch nie die Siege von Blenheim, Ramillies, Cressy und Azincourt entreißen wird. Auf diese Weise kann man's den Engländern schon nicht verübeln, wenn sie in manchen Punkten so kalt bleiben, über die das Blut einer jüngeren Nation bald in Feuer und Flamme gerathen würde.

Indeß ist auch John Bull keinesweges so ganz unempfindlich gegen Angriffe und Beleidigungen. Denn so bekannt auch sein Vaterland in der Welt ist, so wenig ihm auch alle die unsinnigen Beschimpfungen und Entstellungen Englands schaden mögen, so nimmt er doch keinen Anstand, sich in Harnisch zu werfen, so oft er herausgefordert wird. Man erinnert sich noch wohl, wie schlecht der Fürst Pückler-Muskau und Baron d'Haussez bei Gelegenheit ihrer mährchenhaften Skizzen der Menschen und Sitten in England in den Englischen Reviews fortgekommen sind; obwohl jene Herren noch immer nicht so viel gelogen, als in Betreff Nord-Amerika's die erfinderische Race von Romanschreibern gethan, von denen nur Mrs. Trollope genannt zu werden braucht, um sie alle zu charakterisiren.

Indeß sind alle Versuche und Erfindungen von Reisebeschreibern, so wie die wiederholten Anstrengungen Englischer Reviews und Journale, um die beiden Nationen gegen einander aufzureizen, bisher — wenigstens wenn wir auf das Land jenseits des Oceans sehen — noch immer ohne Anklang geblieben. Denn die Nord-Amerikaner sind vor Allem ein Volk, das nicht so leicht ohne Grund, ernstlich in Zorn geräth: freilich ist es an und für sich sehr empfindlich und reizbar, wie wir eben erwähnt, allein dabei besitzt es gar zu viel Klugheit, zu viel Vorsicht, zu viel Ueberlegung, als daß es im Ernste über Dinge hadern sollte, deren Grund es nicht erkennt und von denen es nicht weiß, zu welchem Zwecke sie führen. Wenn die Nord-Amerikaner auch von den Reisenden mitunter als Abderiten geschildert werden, so sind sie doch nicht immer auf der Stelle darüber empört, sondern sie überlegen sich's vorher erst recht und fragen sich selbst, ob denn Gulliver noch heutzutage so Viele unter der Zahl seiner Gläubigen aufzuweisen habe.

Von ganz eigenem Charakter ist der Zustand der eingewanderten Irländer in Nord-Amerika. Die hier befindlichen Engländer und Schotten haben sich meistentheils im ganzen Lande umher zerstreut, wo sie entweder auf Pachtgütern sich angesiedelt, oder tiefer in das Innere eingedrungen sind. Dagegen die Irländer halten sich mit großer Sorgfalt von den übrigen Amerikanern ganz abgesondert; sie schwärmen in großen Massen, oft zu Tausenden, in New-York, Boston und Philadelphia umher, wo sie, wie vormals die Juden in vielen Europäischen Städten, ihre eigenen, meist die schmutzigsten, engsten und unbequemsten, Stadtviertel bewohnen. Hier vegetiren sie gemeinschaftlich mit einander, und nichts vermag sie je von da zu entfernen, wo sie sich einmal mit allen ihren eigenthümlichen Gebräuchen sammt ihrer kauderwelschen Sprache niedergelassen haben.

Fast jede große Stadt in Nord-Amerika hat ihr besonderes Irisches Stadtviertel aufzuweisen, doch findet man zu New-York die größte Zahl der zuweilen sehr unruhigen Irländischen Bevölkerung. Zu Boston befinden sich deren verhältnißmäßig wenig, obwohl immer doch so viele hier zusammen sind, daß sie nicht selten ihre Mitbürger in die Nothwendigkeit versetzen, ein wachsames Auge auf die Ruhestörer zu haben. Uebrigens stimmen sie mit den Amerikanern im Ganzen gut überein, nur daß sie es auch hier oft nicht lassen können, die „Shillelah" gegen einander zu schwingen, was sie bei der Ueberfahrt über den Ocean noch immer nicht verlernt haben.

„Coelum non animum mutant, qui trans mare currunt."

Im Uebrigen sind die Nord-Amerikaner im Großen und Ganzen fast dasselbe Volk, wie die Briten in England, derselbe wesentliche Charakter, derselbe Muth und Unternehmungsgeist, dieselbe alte Sächsische Energie und Starrsinnigkeit. Auch bezeigen, was man in England gar nicht so recht zu bemerken scheint, die Nord-Amerikaner heut zu Tage noch immer das größtmögliche Interesse für die politische Lage ihres ursprünglichen Mutterlandes, und man ist in Nord-Amerika über die Politik und die Institutionen Englands in der Regel weit besser unterrichtet, als man es in letzterem Lande über die Angelegenheiten des ersteren zu seyn pflegt. (N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Freitag den 6. März 1835.

Holland.

Holländische Zustände. *)

Der phlegmatische Charakter der Holländer eignet sich mehr als der irgend eines andern Volkes für die Formen der Repräsentativ-Regierung. Spekulativen Ideen abgeneigt, hält er sich nur an's Positive, ist zufrieden, wenn es ihm wohl geht, und läßt sich nicht auf abenteuerliche Bahnen verlocken. Die Carrière in Staatsämtern führt nicht zu Vermögen und Reichthum, und da sich die Gewichtigkeit, die sie verschafft, nicht auch auf die Börse erstreckt, so gilt sie nicht viel. So gerathen in einem Lande, wo das Geld Alles ist und äußerer Glanz Nichts, wenig Personen in Versuchung, die Carrière zu verlassen, die sie zum ersteren zu führen verspricht, um dem Schimmer äußerer Ehre nachzulaufen. So betreibt man die Geschäfte des Landes wie seine eigenen. Man leitet sie so gelind und still als möglich, ohne Erschütterungen, mit Ruhe und Klugheit, ohne sich weiter Sorge zu machen, welchergestalt und unter wessen Führung sie gehen, wenn sie nur gut gehen. Es fällt hier jenes Mißtrauen weg, welches auf künstliche Weise gegen die Regierung in Schwung gebracht wird, alle die Umtriebe und Bearbeitungen der öffentlichen Meinung, all die Parteiverbindungen gegen die Einzelnen und die Systeme. Die Regierung mit einem König an der Spitze und einer Königlichen Familie, die im wahren Sinne des Wortes populair sind, ein Hof ohne Prunk und eitlen Aufwand, zwei gesetzgebende Kammern, die nicht sehr zahlreich und ohne allen Bezug auf Partei-Interessen zusammengesetzt sind, die Verwaltung mit den Munizipalformen, die die Französische Herrschaft dem Lande gebracht, und die sich nach dem Holländischen Charakter modifizirt haben, Alles dies bildet und begründet einen friedlich ruhigen Zustand, der nicht sowohl Schritt auf Schritt fortzuschreiten scheint, als vielmehr auf einer Fläche, wenn wir vergleichen sollten, wie auf dem Spiegel der Kanäle, die das Land durchschneiden, dahingleitet. Nichts geht schnell, aber Alles kommt an's Ziel. Nichts geräth in Verwirrung oder Unordnung, weil alle heftigen und wilden Bewegungen ausgeschlossen sind. Holland ist noch ganz dasselbe, wie es sich vom Spanischen Joche befreit hat. Und es wird bleiben, was es ist, so lange es sich nicht zu Verbindungen hinreißen läßt und zu einer Stellung, die ihm nicht angemessen wäre — vor denen es sich auch nach seiner bessern Weisheit hüten wird.

Man verfährt in Holland nach gewissen Administrationsweisen und polizeilichen Formen, gegen die sich die Fremden, die das Land bereisen, mit Fug und Recht zu beschweren hätten. Nirgends verfährt die Polizei inquisitorischer, und die Ungeschicklichkeit, mit der sie sich benimmt, erhöht den Verdruß noch, den sie dem Reisenden verursacht. Besonders bei Gelegenheit der Pässe macht sie ihre Wichtigkeit auf eine höchst lächerliche Weise geltend. So wie man in eine Stadt hineinkommt, muß man die Pässe abgeben, warten, bis sie gelesen und eingetragen sind, oft sogar auch auf alberne Fragen Antwort geben, die auf Holländisch gethan, und eben so wie die Antworten, von dem ersten besten Vorübergehenden, der so dienstfertig seyn will, verdollmetscht werden. An der Thüre des Wirthshauses beginnt diese Formalität von Neuem. Ehe man in sein Zimmer geführt wird, muß man nochmals seinen Paß vorzeigen. Der Unterkellner liest ihn durch, kehrt ihn rechts und links um, vergleicht das Signalement, und steckt ihn in die Tasche. Kaum ist man in seinem Zimmer angelangt, so erscheint der Herr vom Hause, eine Feder mit Tinte hinterm Ohr, ein Papier mit linürten Abtheilungen in der Hand, auf dem eine Menge von Fragen in Holländischer Sprache gedruckt stehen, auf die man Bescheid thun muß. An die Stelle des Passes empfängt man eine Marke, die man verpflichtet ist, auf das Polizei-Büreau zu tragen, und dann die Aushändigung des Depositums zu gewärtigen hat. Dort aber wird nun die schon ziemlich ermüdete Geduld auf neue Proben gestellt; der Fragen werden immer mehr, sie verdoppeln, verdreifachen sich nicht nur in Bezug auf die Person des Reisenden, sondern auch in Bezug auf Absicht und Zweck der Reise. Man muß sich hüten zu sagen, man bereise das Land zu seinem Vergnügen. Man kommt mit diesem Grunde nicht durch, denn man weiß in Holland recht gut, daß man sich dort nicht amüsirt. Die Beamten lesen Alles durch, von der unbedeutendsten immer wiederkehrenden Formel an bis auf das Datum des letzten Visa; und da sie sich's zum Geschäft machen, auch die unleserlichsten Schriftzüge zu entziffern, so nimmt die ganze Operation ungemein viel Zeit weg. Endlich wird man entlassen, und Einem eingeschärft, den angenehmen Zeitvertreib, mit dem man so eben regalirt worden, ja nicht zu verabsäumen, und mit dem uns die Holländische Polizei überall aufzuwarten nicht verfehlen wird, wo man auch sein Zelt für die Nacht aufschlagen wollte.

Die Holländer unterscheiden sich von den übrigen Völkern durch das Beharrliche und Stationaire ihrer Zustände, in Civilisation, Sitten und Einrichtungen. Wenn man das Kostüm der ersten Klassen der Gesellschaft ausnimmt, so erkennt man noch heut zu Tage in den Städten, auf dem Lande, in den Gesellschaften, an den Fenstern, wo sie, vermittelst doppelter Spiegel, Alles, was sich auf der Straße bewegt und vergeht, vor den prüfenden Blick ihrer Betrachtung ziehen, erkennt man noch überall, sage ich, die Frauen wieder, die Van Dyk, Teniers, Rembrandt und Ostade einst zu Mustern gedient haben. Man findet sie noch bis auf die Stellungen wieder, bis auf die Gewohnheit, die mangelnde Thätigkeit der Einbildungskraft durch eine Neugier zu ersetzen, die sich auf alle Gegenstände erstreckt, die sie zu erregen geeignet sind.

Die Schönheit der Holländerinnen besteht ausschließlich in einer sehr weißen, schimmernden Haut; ihre Züge sind bestimmt aber ohne Schärfe, regelmäßig aber ohne Reiz; sie sind ohne allen bedeutenderen Ausdruck.

Bei Erziehung der Frauen in den höheren Ständen spielen die Deutsche, Französische und Englische Sprache eine bedeutende Rolle; sie sprechen diese Sprachen mit Leichtigkeit und sind in der Literatur derselben bewandert. Mit minderem Geschmacke oder Erfolg kultiviren sie die schönen Künste, die übrigens auch wenig am Orte seyn und sich nicht sonderlich lohnend beweisen würden, in einem Lande, wo man nur das schätzt und sucht, was einen positiven Zweck hat. Sie zeigen guten Willen, sich mit den Ansichten der Fremden zu befreunden, gehen darauf ein und suchen sie geltend zu machen; ohne Zweifel in der Absicht, ihre Landsleute dafür zu gewinnen und nach jenen Mustern ein wenig umzumodeln. Bisher aber sind noch alle ihre Bemühungen vergeblich geblieben, trotz ihrer Beharrlichkeit, ja, man kann wohl sagen, trotz aller Hartnäckigkeit, mit der sie auf eine Veränderung in gewissen Sitten hinarbeiten, über die sie sich, wie man nicht anders sagen kann, mit Recht zu beklagen haben.

Die Methode, nach der die Erziehung der Frauen gegenwärtig geleitet wird, hat viel Aehnlichkeit mit der, die in England an der Tagesordnung ist; nur ist die Holländische bei weitem vernünftiger und geht nicht dahin, sie durch einen Strudel von Zerstreuungen für ein zurückgezogenes Leben zu bearbeiten; denn die Holländerinnen genießen einer ziemlich großen Freiheit.

Die Volks-Erziehung zweckt darauf ab, jeder Klasse die Versuchung und die Mittel abzuschneiden, zum Höheren aufzustreben, wenigstens in ungemessener, die gesellschaftliche Ordnung gefährdender Weise. Es giebt keinen einzigen Handwerker, der nicht schreiben, lesen und rechnen könnte. Die Erwerbung dieser Kenntnisse beschäftigt das Kind bis zu der Zeit, wo es in die Lehre tritt und ein Handwerk erlernt.

Alles ist ruhig in Holland, und Alles ladet zur Ruhe ein. Ein ebener Boden, langsame Flüsse, Aussichten, die sich den Augen wie entfaltete Blätter präsentiren, ohne der Einbildungskraft was übrig zu lassen, alles dies muß seinen Einfluß auf den National-Charakter ausüben und übt ihn auch aus. Die Wirkung davon kann man in Allem und Jedem bemerken. Es mag gesprochen werden, es mag etwas geschehen oder etwas gethan werden, immer geschieht es mit Phlegma, mit Geduld, mit Gleichgültigkeit für eine Menge von Empfindungen, die überall sonst in der Welt unfehlbar eine lebhafte Bewegung hervorbringen würden. Eine sehr energische Leidenschaft bei dem Holländer ist das Interesse! Und doch geht er mit Bedacht und Ueberlegung zu Werke, ohne sich zu übereilen. Die Zeit, die er durch den Mangel an Schnelligkeit verliert, gewinnt er durch Beharrlichkeit wieder. Er geht seinen Gang, ohne sich je von seinem Ziele abbringen zu lassen, ohne auch nur Geringes und Kleines, was sonst so leicht und unversehens unter den Händen zerstiebt, in Gefahr zu setzen. Ein Mäßiges, was aber bestimmt ist und sicher, gilt ihm mehr, als aller Zufall und große, aber schwankende Verheißungen. Nichts verschwenden, ist die erste Richtschnur für ihn; überall und an Alles wird sie angelegt; sie ist der Hauptcalcul im ganzen Lande. Die Kleider, und dies gilt für alle Stände, sind von gröberen Stoffen in Vergleich zu anderen Ländern. Auch die Einrichtungen der Häuser sind minder kostbar; das Ameublement nicht so erlesen und luxuriös. Eine bis in's Kleinliche und Uebertriebene gehende Reinlichkeit ersetzt, was an Pracht und Aufwand mangelt. Die öffentlichen Wagen wie die Privat-Equipagen haben noch die Form, die sie im 17ten Jahrhundert hatten. Es ist eine Art von Ehrenpunkt für einen reichen Mann, und ein Zeichen der Vornehmheit bei einem

*) Aus der bereits erwähnten „Reise eines Verbannten," vom Baron von Haussez.

Edelmann, in der Karosse einherzufahren, die zu diesem Zwecke schon verblichenen Geschlechtern gedient hat. Die Schiffsahrt der Holländer ist langsam, aber sparsam und sicher, und ihr Fracht- und Schiffslohn ist der billigste in ganz Europa. Mit einem Worte, nicht zu viel ausgeben, heißt für sie gewinnen. Diese Weise, die Dinge anzusehen, überhebt sie alles Raisonnirens und der Gefahr der Neuerungen. Für sie ist dieser Calcul, den sie auf Alles anwenden, auf die Politik, wie auf ihre Handels-Angelegenheiten, auf ihre Regierung, wie auf das Innere ihrer Häuser und Wirthschaften, ein sehr vortheilhafter und wohl verstandener. Ihm muß man ihre Anhänglichkeit für die Familie ihrer Könige zuschreiben, eine Familie, die wahrhaft national ist durch Geburt, Sitten und Neigungen und eine Art von weiser Routine, die sie immer darauf hinführt, sich in Nichts von der übrigen Nation zu scheiden, ihre Interessen mit denen des Landes in eins zu verweben. Holländer in seiner Lebensweise, frei und fern von allem Ceremoniell und aller Etikette, bekundet der König seine vaterländische Natur auch noch durch seine Neigung für Speculationen. Er ist ein großer Banquier, der Geld ausleiht und in allen Entreprisen Kapitalien stehen hat.

Bisweilen treiben die Holländer auch Luxus; aber dieser Luxus scheint sich hauptsächlich nur auf die Verschönerung ihrer Landhäuser zu erstrecken. Sie sind lieber auf dem Lande als in den Städten, sind heiterer dort, zuthulicher und eingänglicher. In den Pavillons, deren mannigfaltige Gestaltungen die Seiten der Heerstraßen und Kanäle zieren, sieht man zahlreiche Gesellschaften, die sehr begierig nach Zerstreuung zu seyn scheinen, wenn man nach dem Eifer schließen darf, mit dem sie Alles prüfend in Augenschein nehmen, was vor ihren Blicken vorüberzieht.

Innerhalb dieser Häuser herrscht jene kleinliche übertriebene Ordnung bis in's unterste Detail hinab, die, in Bezug auf Künstlichkeit und Erfindung, einen förmlichen Aufwand von Einbildungskraft erfordert haben muß, und deren Aufrechterhaltung ziemlich beträchtliche Summen kosten muß. Der Geist der Bagatellen scheint hier seinen Sitz aufgeschlagen zu haben. Ueberall mischt er sich ein, Allem drückt er seinen Stempel auf. Es ist ein stetes Putzen und Poliren und Waschen und Abseifen und Wischen, daß man, wenn man aus diesen Häusern herauskommt, fast versucht wird, sich nach Unordnung und Schmutz zu sehnen.

So haben die Holländer keine Veränderung gemacht, weder in ihren Sitten, noch in ihrer Sprache, noch in ihren politischen Gesinnungen. Sie sind Patrioten, weil sie es immer gewesen sind und sich immer gut dabei befunden haben. Gewöhnt, keine Zeit mit Raisonniren über Ereignisse, und noch weniger mit Raisonniren gegen Ereignisse zu verlieren, halten sie sich an die Wohlfahrt, die sie genießen, und mögen nichts daran verändert wissen. Auch verlieren sie, sobald man den Versuch macht, ihre Lage und Zustände zu modifiziren, ihre gewöhnliche Kaltblütigkeit, und entwickeln eine Energie, an der alle gegen sie angestellten Machinationen scheitern. Aber ihr Muth bleibt auch dann noch in den Schranken der Ueberlegung; er geht nicht über das hinaus, was in seiner Macht steht und dessen er sicher ist; er behilft sich mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen; er zieht sich zurück in eine feste Stellung und wartet, bis man ihn angreift. Der ganze National-Charakter liegt in der Vertheidigung von Antwerpen ausgesprochen; in dem Widerstande der Regierung gegen die Forderungen Frankreichs und Englands, in Bezug auf Belgien; in der Eintracht der Gesinnungen, der Einmüthigkeit der Anstrengungen und Opfer, die von dem Monarchen und der Nation auf gleiche Weise an den Tag gelegt wurden in jener Zeit, die für Holland so glorreich war und bleiben wird.

Unter allen Umständen hat das Holländische Volk bewiesen, daß es muthig auszudulden weiß. Wenn es der stärkeren Gewalt weichen muß, so wird sein Widerstand noch zu einer Protestation gegen die Gewalt; seine Ruhe ist dann ein Pausiren im Unglück, und so angehalten steht es drohend gegen seine Unterdrücker da.

Während der Begebenheiten, welche die Trennung Belgiens von Holland zur Folge gehabt, hatte sich Holland gewissermaßen zur Aufgabe gemacht, seiner Feinde zu spotten, indem es mit großen Kosten, mitten unter dem erstaunlichsten Aufwand des Krieges und seinen gesteigerten Bedürfnissen, Arbeiten und Werke fortsetzte, von denen es geschienen, daß sie die vollkommene Ruhe und das ganze Wohlbehagen eines Zustandes beruhigter Politik und kommerziellen Glückes erfordern. Während es eine Menge Kriegsschiffe in wenigen Wochen erbaute und vom Stapel laufen ließ, wurden zu gleicher Zeit ungeheure Deiche aufgeführt, um Amsterdam zu schützen und die Sicherheit seines Hafens zu erhöhen. Andere Arbeiten in ähnlicher Art wurden auf allen Punkten seiner Küsten ausgeführt, und kein Zweig des Staatsdienstes und der Verwaltung lag danieder.

Auch vernachlässigt dies Volk, welches so durchaus patriotisch ist, aber auch im Punkt des Ruhmes ans Positive denkt, und mit eben der Genauigkeit, mit der es die Interessen eines bei der Bank deponirten Gulden berechnet, auch kalkulirt, was eine erwiesene Ehre dem Staate wieder abwerfen möchte; dies Volk, sage ich, vernachlässigt nicht das Andenken seiner großen Männer und Helden. Ruyter, Tromp, de Witt ruhen unter Monumenten, denen man die geheiligtsten Stellen in den Kirchen geweiht hat; der jüngst Gefallene noch, so viel man von Van Speyk's Ueberresten hat zusammenfinden können, ist nach der Kathedrale von Amsterdam gebracht worden, wo ein Marmor-Denkmal an den ehrenvollen Tod dieses Seemanns erinnert und ihn denen zum Vorbild aufstellt, die vielleicht von ähnlichem Drange beseelt seyn möchten nach einem Grabhügel von den Händen des Vaterlandes.

Der Eifer für das allgemeine Wohl ist nie von einer bestimmten Eigenliebe frei gewesen und ist es auch noch nicht. Die Eigenliebe sieht man in den Gemälden, auf denen die Bürgermeister, Schöppen, ja sogar die Schützen-Hauptleute, wie sie in jeder Stadt auf einander gefolgt, dargestellt sind. So lange die Van Dycks, Rubens und Rembrandts ihre Pinsel dazu angesetzt, diese bürgerlichen Physiognomieen auf die Leinwand zu setzen, gab man dieser Manier seinen Beifall, da sie zu Meisterwerken Gelegenheit gab. Gegenwärtig muß man aber beinah darüber lachen, seit die entartetete Malerei nur pasticcios hervorzubringen vermag, die höchstens geeignet wären, die Wände einer Schenke zu verzieren.

Wer die Lage des Holländischen Volkes, und Umstände und Bedingungen, die hier in's Spiel kommen, näher kennt, wird nicht von ihm jene Leichtigkeit und Gewandtheit in den Formen verlangen, jene begierige Geschäftigkeit in socialen Bezügen, den Eifer für allgemeine Verbindungen, jenen feinen gebildeten Geschmack in den Künsten, jene zur erdenklichsten Höhe getriebene Civilisation, die man anderwärts findet. Es bewegt sich in Gewohnheiten, die ganz davon abführen. Der Holländer fühlt sich glücklich in dem Kreise dieser Gewohnheiten, die ihn innerhalb des Bezirkes seiner Fähigkeiten und Kräfte halten und ihm so noch einen Ueberschuß gewähren, vermöge dessen er sich unaufhörlich behaglich fühlt. Jene Phrase, die in anderen Ländern eine so häufige Anwendung erleidet und uns so oft entgegentönt: „Der und der ist ruinirt, er hat sein Vermögen aufgezehrt;" diese Phrase existirt im buchstäblichen Verstande in der Holländischen Sprache gar nicht; kein Mensch ruinirt sich dort. Wenn Anwachs und Vergrößerung der Vermögen auch nicht durch reißende Schnelligkeit, mit der sie von Statten gingen, in Verwunderung setzen, sich auch nicht durch Glanz und Luxus kund geben, so sind sie doch darum keineswegs minder vorhanden, und es braucht sich nur eine bedeutende Gelegenheit darzubieten, nur ein allgemeines Unglück einzubrechen, so tritt Jeder mit seinem Reichthum hervor — und in welchem Sinne und Stile! Dann eröffnet sich ein Wettstreit in Großmuth, ja, ich möchte sagen, in Verschwendung, — diesen Ausdruck in wahrhaft ehrenvoller Bedeutung genommen.

Wenn man bei Beurtheilung Hollands den Maßstab anwendet, nach dem man Frankreich und England zu messen hat, wenn man einen Holländer aus seinem Comtoir in einen Salon von Paris oder nach der Börse von London versetzt, und ihn dann gegen die neuen Umgebungen hält, ihn in seiner Art und Weise sich zu benehmen oder die Geschäfte zu behandeln zu einem Gegenstand der Vergleichung machen will, so kann man allerdings am Lande und am Mann bald genug komische Seiten herausfinden und beide in's Lächerliche ziehen. Aber beiden wird es auch ziemlich gleichgültig seyn. Beide für einander geschaffen, beide einander völlig angemessen, sind sie, was sie seyn sollen; sie erfüllen gegenseitig ihre Aufgabe und kümmern sich wenig darum, was man sonst über sie sagen und urtheilen mag.

Aber, wird man uns einwerfen, würde denn Holland zu Grunde gehen und würden seine Deiche zusammenbrechen, wenn sich auf den öffentlichen Wägen, auf den Promenaden, in den Gesellschaften, der Holländer ein Mal nicht mehr mit seiner gräulichen Tabacks-Atmosphäre umgäbe, wenn er in seine Manieren ein wenig mehr Anmuth, in sein Benehmen etwas mehr Höflichkeit zu bringen suchte? Wahrscheinlich nicht, aber doch vielleicht ja! Denn wer weiß, ob dies Zurückziehen von den Verbindungspunkten, die zwischen den übrigen Völkern bestehen, Holland nicht vor dem Gifte der Principien bewahrt, die jene in Verwirrung stürzen? Isolirt den socialen Verhältnissen der übrigen Welt gegenüberstehend, nur in Verbindung mit der Handelswelt, entgeht die Holländische Nation den politischen Stürmen und Umwälzungen, oder bewahrt sich, wenn sie ja davon berührt wird, zum wenigsten vor ihren letzten herben Konsequenzen.

Meiner Ansicht nach zeigt es in seinem gegenwärtigen Benehmen und in seiner ganzen Handlungsweise vielen Takt und einen sehr gesunden Verstand.

Bibliographie.

De gids voor den pontonnier. (Ueber die Anlegung von Militair-Brücken.) Von dem Ingenieur-Lieutenant G. Nanning. Delft.

Onderwys in de beweging der lasten. (Anleitung zur Kenntniß der Hebe- und Trag-Werkzeuge.) Zum Gebrauche der Niederländischen Artillerie. Vom Oberst-Lieutenant Seelig. Delft.

Grondbeginseln van zedekunde en algemeene wereldkennis. (Grundsätze der Moral und allgemeinen Weltkenntniß.) 2 Bände. Gröningen.

England.

Das Englische und das Französische Heer.

Zweiter Artikel.

Den Britischen Soldaten erfreut keine Hoffnung — ermuthigt keine Aussicht auf Beförderung. Mag eine tödtliche Seuche noch so verderblich wüthen;*) mag die Sichel des Todes noch so viele seiner Kameraden auf dem Schlachtfelde niedermähen, nie darf er mit einiger Zuversicht hoffen, daß er zu höheren Graden seines Standes sich emporschwingen werde. Auch ist dies in Erwägung seiner verwahrlosten Erziehung und seiner verderbten Sitten im Ganzen nicht einmal wünschenswerth. Kein Funfzigtheil der erledigten Unteroffizier-Stellen wird heutiges Tages durch nachrückende Gemeine besetzt; und die Equipirung eines Fähnrichs — zu welcher das Gouvernement nichts beisteuert — macht so viele Unkosten, daß ein Soldat, der zu diesem Posten gelangt, schwerlich als gut versorgt zu betrachten ist.

Hiermit soll jedoch keineswegs gesagt seyn, daß eine Erhöhung des Soldes der Britischen Truppen wünschenswerth seyn würde; denn wir wissen, leider! nur zu gut, daß jede Zulage von den Meisten nur zur Befriedigung grober Sinnenlust verwendet werden und also weit eher Unheil als Gutes stiften würde. Da kaum ein Zehntheil der Bri-

*) In den ersten Theil dieser Abhandlung (Nr. 23) hat sich ein wesentlicher Fehler eingeschlichen; es soll nämlich nicht heißen, daß die Sterblichkeit beim Britischen Heere um das dreizehnfache größer sey, als beim Französischen, sondern um das dreifache.

tischen Soldaten ein hohes Alter erreicht, so wird man bei ihnen vergebens jene Klugheit suchen, die ein Individuum, das einen weniger gefahrvollen Beruf erwählt hat, dazu bestimmt, einen Theil seines täglichen Einkommens für seine alten Tage zurückzulegen. Es ist also Pflicht der Regierung, für den Soldaten zu thun, was er selbst aus Leichtsinn vergessen würde; sie ist verpflichtet, denjenigen Soldaten, die vor Alter oder Gebrechlichkeit zum Dienste unfähig sind, eine hinreichende Pension auszusetzen.

In früheren Zeiten hat man, wie es uns scheint, nach diesem Prinzip gehandelt, und die Pension, deren ein Britischer Soldat sich getrösten konnte, entschädigte ihn gewissermaßen für seine schlechte Besoldung; aber in der neuesten Zeit hat man die Pensionen immer mehr geschmälert, und jetzt ist sogar die beste Aussicht, daß sie ganz verschwinden werden.

Noch vor dem März-Monat des Jahres 1822 konnte der Soldat, wenn er nach 14jähriger Dienstzeit entlassen wurde, selbst bei fortdauernder Fähigkeit zum Dienst, auf eine Pension von 6 Pence (5 Sgr.) pro Tag Anspruch machen; nach 21jährigem Dienste auf einen Shilling (10 Sgr.) täglich; und wollte er noch über diese Periode hinaus dienen, so bekam er von da an einen halben Penny tägliche Zulage. Auch für Verwundete oder mit Gebrechen Behaftete wurde auf liberale Weise gesorgt.

Seit dieser Periode aber sind folgende Reductionen rasch auf einander gefolgt:

1) Pensionen nach 14jährigem Dienste hat man ganz abgeschafft, den Fall ausgenommen, wenn der Soldat an einem körperlichen Gebrechen leidet.
2) Der Extra-Sold für den Aufenthalt in tropischen Klimaten ist weggefallen.
3) Die Pension eines Soldaten, der nach 21jährigem Dienste seinen Abschied nimmt, wurde auf 10 Pence (8⅓ Sgr.) reduzirt.
4) Das Maximum der Pension eines Soldaten nach 25jährigem Dienste wurde auf 1 Sh. 2 Pence (11⅔ Sgr.) festgesetzt.
5) Endlich — „der unfreundlichste Stoß von allen“ — kommt das Edikt vom 7. Februar 1833, welches jede Pension nur auf die Hälfte ihres früheren Belaufes einschränkt.

So erhält der Soldat denn jetzt nach 21 oder 25 Jahren nur so viel, als er vormals nach 14 Jahren erhielt, und wenn er 33 Jahre gedient hat, nicht mehr, als vormals nach 21jährigem Dienste.

Die übel berechnete Oekonomie, in Folge deren der Pensions-Genuß des Britischen Soldaten immer mehr einschmilzt, steht in grellem Kontraste zu der Liberalität der Französischen Regierung, welche am 10ten Oktober 1829 die Pension für langen Militair-Dienst genau um ein Drittheil erhöhte, und in einer früheren Verordnung vom 17ten August desselben Jahres auch Weib und Kindern des Soldaten, für den Fall seines Ablebens, ein Viertheil der höchsten Pension anwies, die ein Militair von dem Range des Verstorbenen erhalten würde.

Außerdem werden einem Französischen Soldaten je zwei Jahre, die er in den Kolonieen oder auf Schiffen zubringt, als drei Jahre angerechnet, und jedes Jahr, das er in Kriegszeiten auf Schiffen zubringt, als zwei Jahre. Selbst jeder Bruch eines Jahres wird in solchem Dienste für ein Ganzes gerechnet; aber Feldzüge werden nicht eher in Rechnung gebracht, bis 30 Dienstjahre verflossen sind.

Lassen wir also jede Zulage für Feldzüge bei Seite, und bringen wir nur die Extra-Jahre in Anschlag, die der Britische Soldat für seinen Kolonial-Dienst berechnen könnte: so würde derselbe, unter der Voraussetzung, daß er zwei Drittheile seiner Dienstzeit außer England zubrächte, zweiundzwanzig Dienstjahre als dreißig, und fünfundzwanzig als vierunddreißig liquidiren können. Nun aber ist das Verhältniß der Pension für jede dieser korrespondirenden Perioden in beiden Heeren folgendes:

	Bei nachgesuchter Entlassung.	Bei Entlassung von Seiten des Dienstes.
Nach 22 Jahren im Britischen Dienste	nichts.	6½ P. pro Tag.
Nach 30 Jahren im Französischen . . .	5¼ P. pro Tag.	5¼ P. „ „
Nach 25 Jahren im Britischen Dienste	6 P. „ „	8 P. „ „
Nach 34 Jahren im Französischen . . .	5¾ P. „ „	5¾ P. „ „

Es bedarf wohl kaum noch der Bemerkung, daß der Brite, wenn er nicht nach einer gleichen Dienst-Periode mit verhältnißmäßig höherer Besoldung austreten darf, hinsichtlich der Pension dem Französischen nachsteht.

Vergleichen wir nun die für Wunden oder Verstümmelungen ausgesetzten Pensionen, so finden wir den Französischen Soldaten wieder im Vortheile.

Ein Britischer Soldat, den seine Wunden zum Kriegsdienst unfähig machen, der aber noch durch andere Arbeiten seinen Unterhalt verdienen kann, erhält 6 bis 9 Pence (5 — 7½ Sgr.) täglich. Zu dieser Klasse werden nun auch Solche gezählt, die einen Arm, oder ein Bein verloren haben, weil sie in keinen von beiden Fällen ganz untüchtig zur Arbeit werden. Die Pension für solch ein amputirtes Glied beträgt nach Französischen Bestimmungen 228 Franken jährlich, nebst 7½ Franken jährlicher Zulage für jedes Dienstjahr, so daß das Maximum nicht 300 Franken (80 Thaler) übersteigt. Dies kommt der Britischen Pension für Verstümmelte zwar gleich, aber die Progression zum Maximum richtet sich im Britischen Dienste nach der Art des Gebrechens und im Französischen nach der Länge der Dienstzeit.

Hat der Britische Soldat nur den Gebrauch eines Gliedes verloren, ohne daß es amputirt werden wäre, so reduzirt sich das Minimum auf 4½ P. (3¾ Sgr.) täglich; allein das Maximum bleibt sich gleich.

Wenn der vollkommene Verlust des Gesichtes oder zweier Hauptglieder es nothwendig macht, daß der Soldat Pflege erhält, so beträgt die Pension im Britischen Dienste 1 Sh. 6 P. bis 2 Sh. (15 bis 20 Sgr.) im Französischen nur ungefähr 10 Pence (8⅓ Sgr.) täglich; aber in der Englischen Pension ist der Lohn des Aufwärters mit eingeschlossen, was in der Französischen nicht der Fall ist. Ein Französischer Invalide, der sich selbst nicht pflegen kann, kommt in eines der militairischen Hospitäler, wo er Pflege findet.

Unabhängig von seiner Pension erhält der Französische Veteran alle acht Jahre eine vollständige neue Uniform. Die militairischen Hospitäler stehen ihm offen, wo er Arznei und Aufwartung erhalten kann, so oft er derselben benöthigt ist, und seine Familie bezieht im Fall seines Ablebens einen Theil der Pension, die er genossen, welche dann bis zum Tode seines Weibes und bis ins 21ste Jahr seiner Kinder fortbesteht. Im Britischen Dienste giebt es nichts der Art.

Die Briten sollten also ihre Liberalität gegen diejenigen, die ihr Leben und ihre gesunden Glieder dem Vaterlande zum Opfer gebracht, zu rühmen aufhören, seitdem sie eine Skala von Pensionen errichtet haben, die selbst im buchstäblichen Sinne des Wortes kaum etwas mehr ausmacht, als die Französische, während der Französische Invalide seine Bedürfnisse kaum halb so theuer zu bezahlen braucht, als der Britische, und außerdem noch andere Vortheile hat.

Aber nicht bloß die Pensionen sind in England niedriger als in Frankreich. Die Auszeichnungen oder Belohnungen für außerordentliche Waffenthaten oder musterhaften Lebenswandel in einer langen Dienstzeit sind ebenfalls von weit geringerer Art.

Wird ein Britischer Veteran, der sich durch Unsträflichkeit und Unbescholtenheit hervorgethan hat, nach 21jährigem (oder, wenn er Reiter ist, nach 24jährigem) Dienste entlassen, so erhält er neben seiner Pension noch folgende Gratificationen: der Sergeant 15 Pfd. Sterl. (100 Thaler), der Korporal 7 Pfd. Sterl. (47 Thlr.), und der Gemeine 5 Pfd. Sterl. (33⅓ Thlr.). Dazu kommt noch eine silberne Verdienst-Medaille, die ihm aber nicht öffentlich und im Angesicht seiner Kameraden ertheilt, sondern privatim nachgeschickt wird.

Im Französischen Dienste braucht der Soldat zu diesem Zwecke nicht erst das Ende seiner Dienstzeit abzuwarten. Jede ausgezeichnet verdienstliche oder tapfere That verschafft ihm ungesäumt das Kreuz der Ehrenlegion, mit dessen Besitz eine jährliche Zulage von 250 Franken (66⅔ Thlr.) verbunden ist. Man erweist ihm dann gleiche militairische Ehren, wie einem Unteroffizier, und im Falle seines Ablebens wird auch für Weib und Kinder verhältnißmäßig gesorgt.

Dieselbe Belohnung erhält ein Veteran, dessen Aufführung während seines langen Dienstes musterhaft gewesen ist. Jeder Regiments-Chef kann drei Soldaten oder Unteroffiziere seines Regiments als Ritter der Ehrenlegion in Vorschlag bringen, vorausgesetzt, daß sie 25 Jahre gedient haben, von welchen jedes Kriegsjahr für zwei Jahre gerechnet wird.

Wir haben bereits angedeutet, daß wir die Löhnung des Britischen Soldaten, obgleich sie geringer ist, als sie seyn sollte, doch nicht vermehrt wünschten, so lang er gemächlich davon leben kann. In Betreff der Pensionen aber lauten unsere Wünsche ganz anders. Man sollte doch bedenken, daß nach einem Dienste von 25 Jahren, — zum Theil in tropischen Klimaten verlebt — kaum Ein Soldat unter Funfzigen fähig seyn dürfte, für seinen eigenen Unterhalt viel zu thun. Diejenigen, welche in ihrer Jugend ein Handwerk erlernten, haben es bis dahin ohne Zweifel wieder vergessen, und wären sie noch zur Feldarbeit tüchtig, so würde man sie schwerlich verabschieden. Wie soll nun ein Britischer Veteran mit 6 oder 8 P. pro Tag sich selbst und seine Familie ernähren, ohne der Gemeinde zur Last zu fallen?

Dürfen wir unter solchen Umständen die Hoffnung nähren, daß Leute von Ehr- und Hochgefühl in die Reihen unserer Krieger treten werden? Wenn man gegen körperliche Züchtigungen der Soldaten mit solchem Eifer deklamirt, so sollte man doch auch keiner Maßregel seine Beistimmung geben, die ihnen auf ihre alten Tage nichts als Noth und Elend bereitet. Wo giebt es noch eine andere Klasse von Staats-Beamten in Großbritanien — wie gering ihre Strapazen, mit denen des Soldaten verglichen, auch seyn mögen — deren Pension in den letzten vierzehn Jahren um mehr als 250 Procent verkürzt worden wäre? Und ist es gerade jetzt an der Zeit, die Privilegien des Militairs zu schmälern, jetzt, wo, in Folge der großen Reduction unseres Heeres, der Dienst in den Kolonieen fast übermäßig lang währt — wo jedes populaire Zeitungsblatt den Saamen des Aufruhrs unter sie streuen kann?

Welch einem ganz anderen System ist man in den letzten Jahren in Betreff der Seemacht gefolgt! Die Löhnung des See-Soldaten ist vermehrt worden, so daß ein tüchtiger See-Soldat jetzt, neben seiner Ration, 1 Pfd. 14 Sh. (11⅓ Thlr.) monatlich erhält. Nicht nur die Qualität dieser Ration ist um ein Bedeutendes verbessert worden, auch die Quantität hat man in solchem Grade vermehrt, daß er wirklich mehr bekommt, als zu seinem Unterhalt nöthig, wie folgende Skala seiner täglichen Rationen ausweisen wird.

Brod	1 Pfd.
Bier	1 Gallone!
Kakao	1 Loth.
Zucker	1¾ Loth.
Thee	¼ Loth.
Frisches Fleisch	1 Pfd.
Vegetabilien	½ Pfd.

Wo weder frisches Fleisch noch Vegetabilien zu haben sind, giebt es an ihrer Stelle allemal über den anderen Tag:

Gepökeltes Rindfleisch . .	¾ Pfd.
Semmelmehl	¾ Pfd.
Gepökeltes Schweinefleisch	½ Pfd.
Erbsen	½ Pinte.

Dazu noch wöchentlich ½ Pinte Weinessig und ½ Pinte Hafermehl.

Als Material für Pudding kann der angeführten Portion Semmelmehl 1 Pfd. Rosinen oder ½ Pfd Korinthen substituirt werden.

Auch die Pensionen der Matrosen sowohl als der See-Soldaten sind auf einen weit liberaleren Fuß gesetzt, als die des Landheeres. Wenn der Seemann nach 21jährigem Dienste mit Ehren entlassen wird, so bekömmt er als Pension 10 P. bis 1 Sh. 2 P. (8⅓ — 11⅔ Sgr.) pro Tag, folglich beinahe das Doppelte der Pension des Land-Invaliden. Eben so liberal sind die Pensionen für körperliche Schäden oder Verstümmelungen im Dienste.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß unsere Seemanschaft, diesem System zufolge, in einem Grade sich veredelt hat, der die kühnste Er-

wartung noch übertraf. Wir sind jetzt nicht mehr in die Nothwendigkeit versetzt, unsere Flotte mit dem Auswurf der Menschheit zu bemannen, und das schändliche Matrosen-Pressen ist überflüssig geworden, weil der Dienst auf Kriegs-Schiffen kein Grauen mehr einflößt, wie ehemals.

Ein ähnliches System der Ermuthigung würde gewiß auch auf das Landheer segensreich gewirkt haben. Welchen nachtheiligen Einfluß aber die Verkürzung der Pensionen hat, sehen wir an den außerordentlich überhand nehmenden Verbrechen unter dem Militair. Im vergangenen Jahre hat, nach der Versicherung des gewesenen Kriegs-Secretairs *) wohl ein Fünftheil des Brittischen Heeres in den öffentlichen Gefängnissen gesteckt, und die armen, durch das Land zerstreuten Pensionaire bieten Alles auf, was in ihren Kräften steht, um junge Leute von einem Stande zurückzuschrecken, der ihnen auf ihre alten Tage nur Noth und Elend bereitet. (U. S. J.)

A e g y p t e n.

Mehmed Ali's Harem.

Einer Amerikanerin, die in Alexandrien lebt, wurde vor einiger Zeit bei ihrem Aufenthalt in Kahira die außerordentliche Vergünstigung zu Theil, der Sultanin und dem Harem Mehmed Ali's einen Besuch abstatten zu dürfen. Sie schreibt darüber Folgendes an eine Freundin in New-York:

„Wir sind bis jetzt die einzigen Christen, die jemals in den Harem des Paschas Eingang fanden; zwei Mal waren wir dort, das erste Mal nur auf kurze Augenblicke, ein ander Mal aber brachten wir einen ganzen Tag darin zu. Am Thor wurden wir von zwölf schwarzen Eunuchen empfangen, die uns in den Garten führten, wo wir drei Mädchen verschiedene Arabische Instrumente spielend fanden, während andere sangen und noch andere tanzten, alle in rothen und blauen goldgestickten Kleidern. Weite Beinkleider fielen bis auf den gestickten Pantoffel hinab, ein Leibchen ohne Aermel, vorn ein wenig offen, umschloß eng anliegend den Wuchs; aus demselben schimmerte ein Hemd von blauer oder weißer Gaze hervor, dessen dicht mit Flittern besetzte weite Aermel bis zum Ellenbogen reichten und nach hinten zu in tausend Falten fielen. Der Kopf war mit großen Diamantnadeln geschmückt, und eine Schärpe aus Goldstoff mit starker goldener Franze vollendete den Anzug. Diese niedlichen Wesen begleiteten uns bis zur Pforte des Palastes, wo wir mit alten Bekanntinnen, mit der Sultanin, ihren Ehren-Damen und ihrem Gefolge, welches letztere sich auf 100 Personen belief, zusammentrafen. Das Staats-Zimmer, in welches wir nun geführt wurden, war mit weißem Marmor getäfelt und unermeßlich groß; in der Mitte desselben befand sich ein Bassin, von 15 Fuß im Durchmesser, aus dem das klarste Wasser sprudelte. Das Gesims war reich gemalt und vergoldet und die eine Seite des Zimmers mit weiß seidenen goldgestickten Ottomanen versehen, vor denen ein kostbarer Persischer Teppich ausgebreitet lag. Sobald wir uns niedergelassen, bot man uns Kaffee und Pfeifen an."

„Die Sultanin ist eine Dame von ungefähr 35 Jahren, mit schönem Angesicht, doch finsterm Auge; ihr Kleid war von Challi, nach Türkischem Schnitte geformt, nur daß es den Nacken mehr bedeckte. Auf dem Kopfe trug sie eine Art Kappe ganz aus Diamanten bestehend, um die sich ein gestickter Schleier wand, an der linken Seite, am Ohr herunter, steckte eine Nadel mit Blumen, die aus ungeheuren Diamanten gemacht waren; ihre Ohrgehänge, in Form eines Tropfens, waren allein so stark wie ein Fingerglied, und an der einen Hand trug sie einen prachtvollen Brillantring. Um uns herum stand ihr Gefolge in farbige Seide gekleidet, und eine Jede, selbst vom niedrigsten Rang, hatte einen brillantenen Kopfschmuck. Die Pfeifenröhre und die Untersätze der Kaffeetassen waren mit diesen Edelsteinen geziert. Solch' einen Glanz hatte ich noch nie gesehen! Eine Armenierin, die Italiänisch sprach, diente uns als Dolmetscherin. Unsere Handschuhe und Schnallen, so wie überhaupt unsere ganze Kleidung, erregten große Bewunderung bei den Frauen."

„Wir wurden durch den ganzen Palast geführt, der an Eleganz dem Staats-Zimmer vollkommen gleich kam. Nach halb zwölf führte uns die Sultanin wieder in's Empfangs-Zimmer, wo gespeist werden sollte. Mädchen mit silbernen Becken traten uns entgegen, andere mit Krügen gossen uns Wasser über die Hände, und noch andere überreichten uns Handtücher. Auf dem Persischen Teppich stand ein kleiner Tisch, ungefähr einen Fuß im Viereck, mit einem Tuch von Goldstoff bedeckt; darauf befand sich ein großer gläserner Präsentierteller von fast 3 Fuß im Durchmesser, mit einer Schüssel gebratenen Schöpsenfleisches. Meine Mutter und ich saßen neben der Sultanin, dann C... und G... und eine Hofdame, früher Sklavin des Paschas, jetzt an einen Obersten verheirathet. Das Porzellan war Französisch, die Messer und Gabeln von schönem Silber, welche aber die Sultanin nicht zu gebrauchen verstand. Sobald wir Platz genommen hatten, legte man ein Tuch auf unseren Schooß, ein anderes goldgesticktes wurde uns über die rechte Schulter gehängt, und ein drittes noch feineres war bestimmt, den Mund abzuwischen. Einige Sklavinnen wehten uns kühle Luft zu, andere hielten die verschiedenen Schüsseln, noch andere silberne Krüge. Das Mahl jedoch war für uns fast zu reichlich, wir zählten 39 verschiedene Gänge, von jedem mußten wir etwas essen, und wie seltsam waren sie angerichtet! Die fünf ersten Gerichte bestanden aus Schöpsenfleisch, Reis u. s. w., dann kam eine süße Speise, darauf gebratene Fische und Nüsse, und so bis zum 39sten, welches dicker Reis mit Buttermilch war. Der gläserne Präsentirteller ward darauf fortgenommen und ein silberner mit Melonen, Pfirsichen, Weintrauben u. d. ersetzte seine Stü[...]. Sobald wir aufstanden, knieeten die Mädchen mit den Becken vor un[s] nieder, unsere Hände wurden wie früher gewaschen und dann Pfeife[n] und Kaffee herum gereicht. Während wir rauchten, zog sich die Sultanin zum Gebet zurück, welches sie des Tages 5 Mal zu thun pflegt.

„Wenn Sie jetzt Zeuge der uns umgebenden Scene gewesen wären, Sie hätten uns unter Kindern gewähnt, so wurden wir gezerrt, gezupft, befühlt; jede erklärte, wir gehörten ihr und dürften nicht zu den Anderen sprechen. Um 3 Uhr sollten wir uns entfernen, doch die Sultanin hielt uns zurück, indem sie meinte, der Kapudan Pascha habe kein Recht uns fort zu senden, und so wurde es 4 Uhr, ehe wir uns beurlauben konnten. Wir gingen im feierlichen Zuge durch den Garten, zuerst die musizirenden, tanzenden und singenden Mädchen, dann die Sultanin und wir. Sklaven hielten Fächer von Pfauenfedern über unsere Häupter, und dann kam das Gefolge. Am Gartenthor reichte man uns Scherbet, wir sagten unserer gastfreundlichen Sultanin ein herzliches Lebewohl und wurden der Sorge der Eunuchen übergeben, die uns zu unserem Wagen geleiteten." (N. A. P.)

*) In einer Rede, die er am 21. Juli 1834 im Unterhause gehalten.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Zur Armenischen Gelehrtenkunde. Am 3. Januar 1835 starb in dem Armenischen Kloster S. Lazzaro bei Venedig eines der thätigsten Glieder des Ordens, der Vartapet (Dr. Theol.) Pater Emmanuel Ciakciak (Tschaktschak). Er war den 25. März 1770 in der Armenischen Stadt Gbiumuskana (18 bis 24 Stunden südöstlich von Trapezunt) geboren und von vornehmer Abkunft. Seine Mutter stammte aus der Georgischen Königs-Familie. Aber früh schon, in seinem 12ten Lebensjahre, zur vater- und mutterlosen Waise geworden, entschloß er sich, der Welt zu entsagen und in den Konvent der Mechitaristen nach S. Lazzaro sich zu begeben. Dort war er der Leitung des Vartapets Paters Gabriel Avetinian (bekannt insbesondere durch seine trefflichen Grammatiken und Kommentare zu den schwierigsten Armenischen Werken des Alterthums) übergeben. Bald hatte er seine Studien vollendet, erhielt die Priesterweihe und widmete sich vorzugsweise dem Sprach-Studium, indem er das Griechische, Lateinische, Italiänische, Französische und Deutsche mit außerordentlicher Leichtigkeit erlernte. Nächstdem beschäftigte er sich auch mit den mathematischen Wissenschaften, zeichnete sich aber vornehmlich als Dichter durch Lebendigkeit und Neuheit der Gedanken, wie durch Eleganz und Lieblichkeit seiner Verse aus. Er erlangte die Doktorwürde, ward Lehrer der Novizen, in Rom zum General-Prokurator des Konvents und in den letzten Jahren seines Lebens zum Beisitzer des Kapitels der Congregation ernannt. Mitten unter diesen vielfachen Beschäftigungen gewann er noch Zeit genug zu poetischen und prosaischen Ausarbeitungen, welche noch ungedruckt sind. Außerdem übersetzte er Virgil's Aeneide, so wie auch den Tod Abels von Geßner und Fénélon's Telemach, welche beiden letztern Werke in den Jahren 1825 und 1826 zu S. Lazzaro erschienen. Am wichtigsten aber sind seine beiden Lexica, deren ersteres Italiänisch-Armenisch-Türkisch im Jahre 1804 die Presse verließ; das zweite aber, Armenisch-Italiänisch, das reichhaltigste und ausführlichste unter allen bisher gedruckten, obschon im Manuskript vollendet, ist im Druck erst bis zur Hälfte gediehen.

— Die Juden im westlichen Indien. In Angria befinden sich einige Juden-Familien, deren Vorfahren vor 1500 bis 1550 Jahren nach Hindostan gekommen seyn sollen. Einer alten Tradition zufolge, langten diese in einem Schiffe an, welches bei Nagaon und Thul in Prant-Colaba Schiffbruch litt. Von den auf diesem Schiffe befindlichen Menschen wurden nur sieben Paar, sämmtlich Juden, gerettet, die sich im Lande niederließen, und hier die ersten Oel-Fabriken anlegten. Ihre Nachkommen sind auch bis auf den heutigen Tag noch Oel-Fabrikanten geblieben, und sind in der Landessprache allgemein unter dem Namen „Talis" bekannt. (Bombay-Courier)

— Die Jagd des Känguru in Neuholland. Diese Jagd ist gar kein so angenehmer Zeitvertreib, als man von der natürlichen Harmlosigkeit des Kängurus erwarten sollte. Ein Irischer Pflanzer in Neu-Süd-Wales hatte mit Hülfe seines besten Jagdhundes ein Känguru in einen Sumpf getrieben. Aber der Feind leistete dort so tapferen Widerstand, daß der Hund in dringende Lebensgefahr gerieth. Unser Irländer, dessen Gewehr versagt hatte, stürzte herbei, und hieb mit dem Kolben seiner Flinte auf das Känguru ein. Das Thier wendete sich nun von dem Hunde, der schon besinnungslos da lag, gegen den Herrn, und es gab einen verzweifelten Kampf, in welchem der Irländer mehr als einmal tief in das Wasser gestoßen wurde. Endlich eilten ihm seine Kameraden zu Hülfe, und schlugen das Känguru mit Knütteln todt. Der Mann war schon einer Ohnmacht nahe gekommen, und nicht viel besser daran, als sein Leibhund. Nur wenige Jäger haben das Herz, einem Känguru einzeln zu Leibe zu gehen. (Bennett's Wanderings.)

— Reizbarkeit der Muskeln des Haifisches. Der Haifisch besitzt diese Eigenschaft vielleicht in einem höheren Grade, als alle übrigen Seethiere. Ich sah einen Hai, der von einem Harpune ganz durchbohrt war. Er wurde auf das Verdeck gezogen, wo man eine Viertelstunde später die obere und untere Hälfte des Körpers von einander trennte. Der abgelöste untere Theil zeigte noch geraume Zeit große Lebenskraft, und nachdem der Kopf und die obere Hälfte in das Wasser geworfen waren, bewegten sich die Brustflossen wie zum Schwimmen. Oft habe ich den Körper eines ganz ausgeweideten Haifisches, den man wieder in's Wasser warf, eine Zeitlang darin fortschwimmen sehen, als ob das Thier noch lebte. Nur bei kaltblütigen Thieren findet man diese wunderbare Irritabilität des Muskelsystems. (Bennett's Wanderings.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Montag den 9. März 1835.

Frankreich.

Historische Aehrenlese.

Einige Details über die Ermordung Heinrichs IV.

Nachstehende Notizen sind einer fast vergessenen Erzählung der näheren Umstände bei der Ermordung Heinrichs des Vierten entlehnt. Ist auch dies historische Begebniß vielfach erzählt und dargestellt worden, so hat doch die hier folgende Mittheilung durch eine Fülle einzelner Angaben, die anderweitig nicht vorhanden sind, ihr eigenthümliches Interesse, was noch bedeutend erhöht wird durch die Einfachheit der Darstellung, welche wahrhaft dramatisch genannt werden kann. Wir wollen also ohne Weiteres unseren alten Berichterstatter selbst reden lassen, dessen etwas breite Ausführlichkeit wir an einzelnen Stellen verkürzt haben:

„Den Tag nach der Salbung und Krönung der Königin, welche Freitag den 14. Mai stattgehabt, hörte der König, wie gewöhnlich, die Messe in der Feuillantiner-Kirche in der Vorstadt St. Honoré. Nachher gingen Se. Maj. den Vormittag über in den Tuilerien spazieren. Nach dem Essen schickte der König den Herrn von Frontenac, seinen ersten Haushofmeister, und den Schatzmeister von Fourcy nach dem Palais, um nachzusehen, ob Alles zu dem Empfange der Königin und dem Königlichen Feste bereitet sey, welches Dienstag den 18. Mai stattfinden sollte, wegen der Vermählung der Mademoiselle de Vendôme, welche auf Montag den 17. anberaumt war, — mit dem Herzog von Montmorency, dem einzigen Sohne Heinrichs von Montmorency, Connétables von Frankreich. — Um drei Viertel auf vier Uhr Nachmittags bestellte der König seinen Wagen, um nach dem Zeughause zu fahren, und gelegentlich auch die Einrichtungen zum Empfange der Königin in Paris, welche auf Sonntag den 16. bestimmt war, in Augenschein zu nehmen. Er befahl, Alles zu beschleunigen; denn der König wünschte, schon Mittwoch den 19. Morgens mit der Post abzureisen nach Mouzon, wo ihn ein Theil seines Heeres erwartete, und woselbst er mit dem außerordentlichen Gesandten Sr. Heiligkeit eine Zusammenkunft gehabt hatte, um ihn von seinen Maßregeln in Kenntniß zu setzen (pour la divertir de sa resolution).

Bevor er in den Wagen stieg, ging der König zur Königin, und küßte sie dreimal; darauf stieg er die kleine Treppe des Louvre hinunter, und setzte sich in den Fond des Wagens. Neben ihm zur Rechten saß der Herzog von Epernon; vor der rechten Thür der Marschall von Laverdin und der Herr von Roquelaure; vor der linken der Herzog von Montbazon, so daß er den König berührte, und der Marquis de la Force; mit dem Rücken zum Kutscher saßen der Herr von Liancourt und der Marquis von Mirabeau.

Als der Wagen unter dem ersten Portal des Louvre angekommen war, ließ der König auf allen Seiten öffnen, sowohl um die Vorbereitungen zum Empfange der Königin zu sehen, als auch um die Luft zu genießen, denn es war heiß, weshalb auch der König seinen Mantel zu Hause gelassen, und nur in seinem Anzuge von schwarzem, gemusterten Satin war. — Der Garde-Capitain de Vitri, welcher damals den Dienst bei Hofe hatte, wollte ihn begleiten; aber Se. Majestät gab es nicht zu, und befahl ihm, sich nach dem Palais zu verfügen, wo er den Herrn von Frontenac finden würde, sammt einigen anderen Hofbeamten, um die nöthigen Befehle zur Entlassung der Gefangenen zu ertheilen, welche am Tage des Einzugs der Königin ihre Freiheit erhalten sollten. Eben so schickte Se. Maj. die Schützen seiner Garde zurück, die ihm gefolgt waren. Als der Kutscher vor dem Hotel de Longueville ankam, fragte er, welchen Weg er einschlagen sollte. Er bekam zur Antwort: Nach dem Croix du Tironer. Dort angelangt, schrie man ihm zu: Rechts von St. Innocent! — Er fuhr eben in die Straße de la Féronnerie hinein, als die Kutsche des Königs wegen zweier Wagen, der eine mit Wein, der andere mit Heu befrachtet, die sich verfahren hatten, genöthigt wurde, im unteren Theile der Straße zu bleiben, links, gegen die kleinen Läden des Kirchhofes von Saint-Innocent, und dem Hause eines Eisenhändlers, Antoine d'Andreuas, gegenüber Halt zu machen. An diesem Hause befand sich ein großer Helm, weshalb man dieses Haus „zum Helm" nannte. Durch diese Verwirrung waren die Bedienten Sr. Maj. genöthigt, um wieder vor den Wagen zu kommen, durch den Kirchhof von St. Innocent zu gehen, so daß nur ein einziger übrig blieb, der dem Wagen fo[..]e und die linke Seite des Königs deckte.

Inzwischen zog Se. Maj. ein Papier aus der Tasche, welches der Herr des Cures ihm gebracht hatte, worauf der Plan zu einem Wege gezeichnet war, den man in der Nähe von Chateau-Regnault auf dem Ufer der Semoi ermittelt hatte, welchen die Französische Armee bequem einschlagen konnte, um zu den Fürsten von Neuenburg und Brandenburg zu stoßen und ihnen zu der Eroberung von Jülich zu verhelfen, welches der Erzherzog Leopold besetzt hatte, ohne daß der Marquis Spinola oder der Gouverneur von Luxemburg etwas dagegen sagen konnten. Der König hatte den rechten Arm auf den Nacken des Herzogs von Epernon gelegt, dem er die Zeichnung erklärte, ihm leise in's Ohr sprechend; sein linker Arm stützte sich auf die linke Schulter des Herzogs von Montbazon, der den Kopf zurückbog, um des Königs Worte hören zu können. In demselben Augenblicke, da der König so unbedeckt saß, drängt sich ein eingefleischter Teufel, ein Ungeheuer, ohne Scheu vor dem heiligen Gesalbten Gottes, seinem Ebenbilde auf Erden — mit entblößtem Haupt, den Mantel von der Schulter herabhängend, mit dem Rücken gegen die kleinen Läden — an den Wagen des Königs, zieht sein Messer und bringt dem Könige zwei Stiche bei; der erste drang zwischen die zweite und dritte Ribbe unter dem Brustmuskel hin. Der König schrie auf: Ich bin verwundet! Da wiederholte der Bösewicht seinen Stich; er traf den König zwischen der fünften und sechsten Ribbe, durchschnitt einen der Lungenflügel und, da er das Messer bis an den Griff hineinstieß, traf es die innere Pulsader und zerriß sie, — so daß die Spitze des Messers unter dem Herzen hervorkam. Der König hatte seinen Arm hängen lassen. Jener Unselige wiederholte seinen Streich, und traf die Faust des Königs, zerschnitt den Aermel seines Wamses und sein Hemd und streifte leicht den Aermel des Wamses des Herzogs von Montbazon. Der König wollte eben sagen: es ist Nichts! — aber er vermochte nicht die Worte zu vollenden, weil ihm das Blut aus dem Munde strömte, sein Haupt senkte sich auf den Herzog von Epernon, der es emporzuhalten versuchte und ihn bat, an Gott zu denken. Der König faltete die Hände und hob den Blick zum Himmel.

Niemand hatte die Verwundung des Königs gesehen, so geschickt führte der Mörder sein Vorhaben aus, und, hätte er sein Messer im Stiche lassen wollen, so wäre er auch glücklich entkommen. Aber das ließ Gott nicht zu, der diesem eingefleischten Teufel seine Strafe nicht erlassen mochte. — Die Herren, welche im Wagen waren, verließen denselben, um den Mörder zu ergreifen; diejenigen, welche bei der heiligen Person dieses großen Monarchen blieben, riefen, da sie ihn unfähig zum Sprechen und das Blut erstickend aus dem Munde hervordringen sahen: der König ist todt! So beklemmte ihnen dieser Verlust das Herz, daß sie nichts weiter zu sagen vermochten. — Blitzesschnell verbreitete sich die Kunde, das Volk war in Aufruhr; Einige durchliefen die Straßen, Andere retteten sich in die Häuser und Läden. Man sah den größten Unruhen entgegen. Zum Glücke hatte einer der vornehmen Herren die Besonnenheit, auszurufen, der König sey nur in Folge der Verwundung ohnmächtig geworden, und um diesem Vorwande mehr Schein zu geben, forderte er Wein, um den König zu sich zu bringen. Da er aber wirklich todt war, wurden die Wagenthüren herabgelassen; der Kutscher mußte nach dem Louvre zurückfahren; dem Volke dagegen gab man die Versicherung, daß der König dahin zurückkehre, um sich verbinden zu lassen. — Der Wagen langt im Hofe des Louvre an; der König wird herausgetragen und auf sein Bett gebracht durch den Herzog von Montbazon, den Herrn von Vitry und den Marquis von Narmonstier. Petit, sein Arzt, rief ihnen entgegen: Jesus, Sohn der Maria, erbarme Dich mein! Der Erzbischof von Embrun, der gerade anwesend war, sprach die herkömmlichen Gebete für die abgeschiedene Seele Sr. Maj. — Herr von Vitri, Hauptmann der Leibwache, der damals Dienst hatte, wurde beordert, alle Prinzen von Frankreich in einem Zimmer zu versammeln, vor Allen den jetzt regierenden König Ludwig XIII. und keinem Menschen den Zutritt zu gestatten.

Es ist nicht möglich, das Jammergeschrei auszudrücken, welches sich auf das bloße Gerücht von dem Tode des Königs im Louvre, woselbst mehrere Herren versammelt waren, verbreitete, besonders, da man die Leiche Sr. Höchstseligen Maj. aus dem Wagen brachte, und es gewiß war, daß der König todt sey. Es schien ein Traum denjenigen, welche ihn vor kaum einer Viertelstunde so frisch und lebenskräftig hatten ausfahren sehen.

Auf die Schreckens-Nachricht erhob sich sofort der im Louvre versammelte Rath. — Die Wachen, als sie den Leichnam des Königs vorbeitragen sahen, machten, bleichen Antlitzes, halbtodt vor Schreck, Fronte: die Schildwachen wurden verdoppelt, und erhielten die Weisung, nur Personen von anerkanntem Range durchzulassen, oder Hofbeamte. Die Thorwachen schlossen die Barrière; die Schloßbrücke, welche nach dem Place des Offices führt, ward aufgezogen, und innerhalb derselben sah man die armen Schweizer, die Arme gekreuzt, heiße Thränen über den

Verlust ihres Herrn vergießen. Alle Edelleute, welche anwesend waren im Louvre, drückten in ihren Mienen und Geberden Schmerz und Verzweiflung aus. In den Zimmern, den Gängen, auf den Treppen hörte man Nichts als Klagen und Schmerzenslaute: „Wir sind verloren! Wir haben keinen König mehr! O, des unglückseligen Begebnisses! O Schreckenstag!" — Dieser Weheruf dringt in den Versammlungs-Saal, und verbreitet unter den hohen Herren, die dort zusammen waren, Schrecken und Entsetzen; die Geschäfte werden bei Seite geschoben, Alles fließt in Thränen.

Aber wo ist inzwischen die Königin? Was schafft, was denkt sie? Was bewegt ihr Herz? Wer wird ihr zuerst diese Nachricht bringen? Wer wird zuerst das Wort aussprechen: „Der große Heinrich ist todt!"? Wie wird sie es hören können, ohne ihre Seele in ihren Thränen zu verhauchen?"

Guicciardini in seinen „Italiänischen Kriegen" erzählt, daß nach dem für Frankreich so unheilvollen Tage von Pavia ein junger Franzose, da er seinen Vater gemordet und im Grabe liegend sah, das Leben in den Armen dessen verhauchte, der es ihm gegeben. Wird nicht die Königin, nachdem sie den Tod ihres großen Königlichen Gemahls vernommen, ebenfalls in dem Strom ihrer Thränen vergehen?

Sie war gerade in ihrem Zimmer verschlossen, als diese Unglücks-Botschaft anlangte, und bedachte die ihr noch bevorstehenden Ehrenbezeigungen; sie überlegte, was sie zu thun haben würde, und wie sehr auch ihr Herz von Freude erfüllt war, so war diese dennoch von der Sorge um ihren Königlichen Gemahl, den sie nur in ihrer Nähe sicher wußte, gestört. Bekümmert sah sie der Erfüllung trübseliger Träume entgegen; denn es war ihr viel Unglück vorher verkündigt worden. In dieser Gemüths-Aufregung hörte die Königin den großen Lärm im Louvre, die vielen durch einander schallenden Stimmen. Sie öffnet ihr Zimmer und vernimmt den Ruf, der König sey eben getödtet worden. Sie zittert vor Angst, und löst sich in Schmerz und Klagen auf. Da sie sich eben selbst hinbegeben wollte, um die Verwirrung mit eigenen Augen anzusehen, begegnet sie dem Herrn von Sillery, Kanzler von Frankreich, welcher sich im Auftrag des Conseils und aus eigenem Pflichtgefühl zu Ihrer Majestät begeben wollte, um sie zu trösten und von dem, dem Staate Nöthigen zu unterrichten. Er fand, daß die Königin bereits die Trauer-Nachricht hatte; denn sie sagte ihm bei seiner Ankunft: „Ach, mein Herr, der König ist todt!" — Worauf er ihr entgegnete: „Um Vergebung, Madame! In Frankreich sterben die Könige nimmer!"

Er trat mit der Königin in ihr Zimmer, machte sie darauf aufmerksam, daß ihr Schmerz nur nachtheilig für die Staats-Angelegenheiten wirken könne; sie müsse sich dabei beruhigen, daß es Männer gebe, die mit ihr weinten; man müsse vielmehr die zu ergreifenden Mittel bei diesem herben Unfall in's Auge fassen. Der König, immer bestrebt für das Wohl seiner Unterthanen, habe in seinem würdigen Thronerben und in einer so erleuchteten Königin die Gewähr hinterlassen, daß Frankreich nicht unstät auf den Wellen des Geschicks, eines geschickten Steuermannes beraubt, umhertreibe. Sie müsse ihren Thränen Einhalt thun, um für das Wohl des Staates den Blick ungetrübt zu haben. Diese trostvollen Worte des Kanzlers riefen die Lebensgeister der Königin zurück. Sie erkundigte sich, wo ihr Königlicher Sohn, seine Brüder und Schwestern sich befänden, und befahl dem Herrn von Vitry, sie Alle in ein Zimmer einzuschließen und Keinem den Zugang zu ihnen zu gestatten.

In der Stadt Paris verbreitete sich mit der Nachricht von dem Tode des Königs eine allgemeine Bestürzung. Die Verwirrung wurde nur durch die weisen Maßregeln der Königin gedämpft. Zu dieser hatten sich inzwischen auch die Herzöge von Guise und Epernon verfügt. Der Herzog von Guise, in das Zimmer tretend, wo der Leichnam des Königs lag, brach in die Worte aus: „Muß ich hier, mein großer König, Euch die Zeichen meiner Ergebenheit äußern? Sind das die Triumphe, die ich mir im Dienste meines Königs versprach? Ach, daß der Himmel mich diesen Trauer-Anblick hat sehen lassen! Da ich aber so unglücklich bin, vor Euren Augen meine treue Ergebung nicht zeigen zu können, so sollen Euer Königlicher Sohn und Eure Königliche Gemahlin die Aeußerungen derselben hinnehmen!" — Er suchte darauf die Königin. Er fand sie in Thränen aufgelöst. Durch die heiligsten Versicherungen seiner Treue suchte er sie dem Labyrinth ihres Schmerzes zu entreißen. Dasselbe thaten der Herzog von Epernon und noch andere Vornehme.

Die Königin nöthigte sie nun, ihre Pferde zu besteigen und so viel Adelige sie nur auftreiben konnten, mit zu nehmen, durch Paris zu reiten und dem Volke die Versicherung zu geben, daß der König nur verwundet sey, — um so jedem Volks-Aufstande vorzubeugen. Der Herzog von Epernon ließ das Garde-Regiment sich rings um den Louvre aufstellen, um zu verhindern, daß irgend wer sich demselben nahete.

Der Herzog von Guise zog mit einer bedeutenden Anzahl Adeliger durch die einzelnen Stadttheile von Paris, und begnügte sich nicht bloß mit der Versicherung, daß der König nur verwundet sey, sondern suchte die Gemüther zu beruhigen, freundlich zu stimmen und die Hast der Unruhigen zu dämpfen.

Gleichzeitig gingen Herr le Jay, Civil-Lieutenant, und Herr Tauquin, der Aelteste (prévôt) der Kaufmannschaft, begleitet von ihren Commissairen, von Straße zu Straße, um das aufgeregte Volk in die Häuser zu treiben, und um jedem Aufstande vorzubeugen, befahlen sie der Bürgerschaft, ihre Waffen bereit zu halten. Aber, was sie auch immer für Mittel aufboten, das Volk ließ sich nicht vermögen, ihnen Glauben zu schenken und hielt sich vielmehr für überzeugt, daß der König todt sey, weil nämlich die Kirchenglocken nicht zu dem Te Deum läuteten, wie es der Fall war, da acht Jahre früher der König von Jean Chastel verwundet worden. Dieser tolle Kerl behauptete nämlich, von Faramund abzustammen, hielt den König auf dem Pont-Neuf an, faßte ihn beim Mantel, zog sein Messer und forderte sein Königthum — Frankreich. — So war Alles in Paris im größten Tumulte; die Bürgerschaft von Paris, zur Hälfte außer dem Hause, wegen der Ermordung ihres Königs und Vaters, ergriff die Waffen und wußte nicht, an wen sie sich halten solle, um den Mord zu rächen. Die von der sogenannten reformirten Religion (Ceux de la religion prétendue reformée) hielten sich während der Unruhe in ihren Häusern nicht für sicher; in der darauf folgenden Nacht begaben sie sich zu ihren katholischen Freunden.

Wären die Zugänge zum Louvre nicht von den Garden besetzt gewesen, und hätte man nicht wenigstens einige Stunden den Tod des Königs verheimlicht, so hätte man mit einer solchen Menschenmasse erst recht seine Noth gehabt.

Obgleich die Personen der Gesandten geheiligt und unantastbar sind, so würden sich dennoch die Pariser, von gerechter Wuth angetrieben, über die Hotels der Gesandten von Spanien und des Erzherzogs von Flandern, als der Urheber des traurigen Ereignisses, hergemacht haben, hätte nicht die Königin Truppen abgeordnet, um diesen Gewaltthätigkeiten zu steuern.

Die Thore der Stadt wurden geschlossen, die von St. Martin und St. Jacques ausgenommen, welche indessen von den Bürgern sorgsam bewacht wurden, die zwar einen Jeden einließen, Niemandem aber ohne Paß aus der Stadt zu gehen gestatteten.

Noch an demselben Tag, um fünf Uhr Abends, hielt der Kanzler im Louvre ein Conseil, um über die Regentschaft und Verwaltung während der Minderjährigkeit des jungen Königs zu berathschlagen. In Folge seines Beschlusses und im Auftrage der Königin wurden die Herren von Bouillon und von Boussse, der Staats-Rath, an das Parlament geschickt, um den ersten Präsidenten von dem Tode des Königs zu benachrichten, der in aller Eile den Hof versammelte, um die in dieser Bedrängniß des Staates zu ergreifende Maßregel zu erwägen. Mit thränenfeuchten Augen erklärte diese ehrwürdige Versammlung die Königin als Regentin während der Minorennität des Königs, ihres Sohnes, und auf den Antrag des General-Prokurators ward folgender Beschluß abgefaßt:

„Auf die Vorstellung des General-Prokurators an den Hof im Beiseyn der versammelten Kammern, — wie der König hingegangen sey durch einen schrecklichen, an seiner geheiligten Person verübten Mord, erschien es unerläßlich, für die Angelegenheiten des regierenden Königs und seiner Staaten zu sorgen, und daß sofort Anstalten zum Heil seines Reiches getroffen würden, welches während der Minderjährigkeit des genannten Königs nun durch die Königin regiert werden kann. Es hat demnach dem vorerwähnten Hofe gefallen, sie als Regentin anzuerkennen, und sich von ihr in allen Staats-Angelegenheiten vertreten zu lassen. Nach reiflicher Erwägung hat der vorerwähnte Hof die erwähnte Königin, Mutter des Königs, zur Regentin von Frankreich ernannt, um mit unbeschränkter Vollmacht und Ansehen während der Minderjährigkeit ihres Königlichen Sohnes die Staats-Angelegenheiten zu verwalten.

So geschehen im Parlament am 14. Mai 1610."

Dieser Beschluß wurde durch Herrn de la Guesle, General-Prokurator des Königs, der Königin überbracht. Dieser, wie wenig auch aufgelegt, begab sich doch nach dem Louvre, um seine erste Pflicht dem Könige Ludwig XIII. zu erfüllen, und die Königin und den Kanzler von dem Beschlusse des Hofes über die Regentschaft in Kenntniß zu setzen. Er trat in das Zimmer, wo der Leichnam des Königs auf einem Bette lag, — das Antlitz bedeckt mit einem Leichentuche, bekleidet mit einem schwarzen Anzuge von Satin; rings umher brannten Kerzen und standen Geistliche, die ihre Vigilien begannen. Der Prokurator besprengte den König mit Weihwasser, nicht ohne Thränen. Dann ging er zur Königin, die ihn der Achtung versicherte, welche der hochselige König, stets seiner Treue wegen, für ihn gehegt, und deren Fortdauer sie ihm ihrerseits versprach; dann verfügte er sich zu seinem neuen Herrn, und erfuhr von dem Kanzler, daß die Majestäten sich schon morgen in's Parlament begeben würden." (J. d. P.)

S p a n i e n.

Die Kirchhöfe von Madrid.

I.

Das Campo Santo vor dem Thore von Toledo.

Ich war an einem schönen Morgen des April-Monats 1831 aus Madrid und über die Brücke von Toledo gegangen. Ein schmaler Fußsteig führte mich von da links über eine Anhöhe zum Thore eines Kirchhofes. Das Thor stand offen; ich trat hinein.

Noch hatte ich in Spanien keinen Gottesacker gesehen. Der vor dem Thore von Toledo ist neu, wie alle Madrider Kirchhöfe; denn erst seit dreißig Jahren bestattet man nicht mehr in den Kirchen.

Dieser Gottesacker ist nicht, wie die Pariser Begräbnißplätze, ein koketter Garten, mit freundlichen Lauben und Hecken aus Hagebuchen, in welchem zierliche, mit gelbem Sande bestreute Pfade zwischen Blumen und Gräbern sich hinschlängeln: es ist ein ödes Feld ohne Beschattung, ein geräumiges Viereck, mit einer Kapelle am Eingang, einem hohen steinernen Kreuz in der Mitte und offenen Gallerieen an allen Seiten, die ein mit Ziegeln gedecktes und auf hölzernen grün angestrichenen Pfeilern ruhendes Dach beschützt.

Die sehr dicke, das Ganze einschließende Mauer, welche den Hintergrund dieser simpeln Gallerieen bildet, ist von oben bis unten mit tiefen Nischen versehen, in welche man die Särge wie Schubladen einschiebt.

Auf den schmalen Steinen, welche diese Todten-Zellen verschließen, findet man keines jener pomphaften Epitaphien, die in anderen Län-

dern den wirklichen oder verstellten Schmerz der Hinterbliebenen an die Nachwelt überliefern. Die ganze Grabschrift enthält nur Namen, Alter und Stand des Abgeschiedenen, und wenn es hoch kommt, steht noch ein Vers aus den Psalmen dabei.

Während ich so in den Gallerieen des Campo Santo herumspazierte, fiel mir ein Mann in die Augen, der, die Arme auf dem Rücken kreuzend und an einen Pfeiler gelehnt, sich sonnte (tomava el sol). Seine gleichgültige und zerstreute Miene ließ mich ahnen, daß er hier maître de logis sey.

„Sie sind wohl der Wächter des Gottesackers?“ fragte ich ihn.

„„Si señor, para servir a usted!““ (Zu dienen, mein Herr!) war die höfliche Antwort.

„Was bezahlt man für solch eine Nische?“ Hierbei deutete ich auf mehrere derselben, die noch leer waren.

„„Das ist verschieden““, gab er zur Antwort. „„Wünschen Sie die Nische nur auf vier Jahre, so kostet sie Ihnen 300 Realen; dagegen aber 6000 Realen (400 Thaler), wenn es für's ganze Leben ist.““

„Für's ganze Leben?!“ rief ich aus. „Für welches ganze Leben? Vermuthlich wollen Sie sagen: für die ganze Zeit, die man todt ist!“

„„Ja, für immer““, fuhr er lächelnd fort. „„S'ist ein wenig theuer, nicht wahr? Aber es giebt auch wohlfeilere Gräber, selbst auf Lebenszeit. Schauen Sie nur! Die Gräber da unter unseren Füßen, die alle numerirt sind, kosten nicht mehr als 600 Realen (40 Thlr.). Man ist da auch gut versorgt.““

„Aber nicht Jedermann ist im Stande, für ein Grab 600 Realen zu erlegen. Müssen Sie nicht dann und wann auch Gäste aufnehmen, die bei ihren Lebzeiten nicht viel mehr hatten, als nach ihrem Tode?“

„„O ja! an Armen ist kein Mangel. Aber, Gott sey's gedankt! es fehlt ihnen auch nicht an Platz; der Raum des Kirchhofes ist groß genug!““

Wir verließen die Gallerieen und schlenderten nun auf dem wüsten Todtenfelde herum, dessen Gräber kein Stein, kein hölzernes Kreuz, kein Stückchen Rasen bezeichnete.

„Euer Kirchhof“, sprach ich zu dem Hüter, „ist dem Cirkus für die Stiergefechte ähnlich. Die Mauer-Nischen sind die Logen für Vornehme und Reiche; die numerirten Gräber darunter entsprechen dem bedeckten Amphitheater, wo der Mittelstand sitzt, und die nicht numerirten unter freiem Himmel sind das Parterre (tendido), wo der gemeine Haufe sich zusammendrängt.“

„„Das ist wahr““, gab er zur Antwort, „„nur mit dem Unterschied, daß mein Parterre hier eben so wenig Spektakel macht, als die Logen und das Amphitheater.““

„Allein, wessen harret denn jenes hungrige Grab?“ sprach ich zu meinem Führer, nach einer Todtenbehausung hindeutend, die hinter einer Verzäunung von verkrüppelten Alaternen aufgeschüttet war.

Er sah mich zuerst etwas mißtrauisch an. Die Loyalität meiner Physiognomie schien ihm wieder Muth einzuflößen, und so sprach er, etwas näher tretend: „„Das ist ein Reserve-Grab, ein neues Grab für die Hingerichteten. Vorgestern habe ich Ordre bekommen, es bereit zu halten. Es stecken jetzt in den Gefängnissen von Madrid viele mit der Todesstrafe bedrohte Rebellen; — es ist dies eine Maßregel der Vorsicht, die man getroffen hat.““

Ich schauderte. Die Gefängnisse Carcel de Corte und Carcel de Villa waren damals mit Patrioten angefüllt, die sich einer Verschwörung gegen Ferdinand verdächtig gemacht hatten. Eine politische Hinrichtung war schon vollzogen worden, und man betrachtete diesen Akt als Vorläufer einer Menge anderer.

Ich trat bis zum Rande dieses noch leeren Grabes, und starrte hinein.

Wohl! dachte ich, das Todes-Urtheil ist noch nicht gesprochen; aber die Gruft hat man schon ausgehöhlt. Nur immer zu, meine Herren Alkalden! Verurtheilt, und laßt's Euch nicht bange werden! Die Todtengräber sind Euch mit gutem Beispiel vorangegangen; sie haben das Ihrige gethan; thut Ihr das Eure. Verurtheilt nur getrost! Es ist noch Raum genug für manches Todes-Urtheil und für manchen Gewissensbiß der Richter. — Die Grube ist tief.

„Wo hat man denn die zuletzt Hingerichteten bestattet?“

„„Da unten““, sprach der Todtengräber, „„links von der Kapelle, in jener Ecke.““

Er folgte mir nach dem Orte. Die noch nicht fest gerammte Erde verkündigte ein doppeltes Grab. In der vergangenen Woche hatte man auf dem Platz la Cebada eine Execution vollstreckt; eine andere gestern Abend.

Er brauchte mir nicht erst zu sagen, um welcher Verbrechen willen die beiden Unglücklichen vom Leben zum Tode gebracht waren. Ich wünschte nichts, als den Fleck zu wissen, wo der Verfluchte, und den, wo der Unschuldige lag. Ich warf meinem Führer einen Blick zu, den er wohl verstand.

Nachdem er sich schüchtern umgesehen, trat er dicht zu mir heran und deutete mit gezwungener Haltung an den Boden.

„„Der da zu meinen Füßen ist der Mann, welcher seine Frau ermordet hat; der Andere aber — hier stockte er und redete dann beinahe flüsternd weiter — der Andere ist derjenige, welcher jenes Wort gesprochen (il que dijo aquella palabra)!““

Jenes Wort, das der Todtengräber in Gegenwart seiner Todten nicht auszusprechen sich getraute, war freilich kein geringeres, als: Viva la libertad!

Und der, welcher es auszusprechen wagte — ein armer Schuster, Namens Antonio Latorre, ein junger Bursche von 19 Jahren! In einer Schenke hatte er, vom Wein erhitzt, viva la libertad! gerufen. Noch am selben Abend — es war der 22. März — wurde er in den Kerker geschleppt, und schlief im Kerker seinen Rausch aus. Am 25sten — einem Palmsonntag — las man ihm sein Urtheil vor, und am 28sten wurde er als Rebell aufgeknüpft. Alles war das Werk einer Woche!

Armer Junge! Er war das erste Opfer jenes Jahres; er eröffnete den Triumphzug der Spanischen Patrioten zur Richtstätte. Bald sollte der Buchhändler Mivar ihm folgen — dann das junge Mädchen von Granada — dann Torrijos, Flores Calderon und ihre Gefährten — die siebenunddreißig Männer von Malaga!

Als ich das Campo Santo verließ, verweilte ich einen Augenblick am Eingang, und ließ meine Blicke an dem reinen, tiefblauen Frühlings-Himmel über meinem Haupte sich ergehen. Wie herrlich war dieser Morgen! wie hoch schwangen die schwarzen Adler sich empor, mit ihren großen, freien Fittichen die Lüfte durchschneidend! Wie majestätisch erhob die Guadarrama zu meiner Linken ihre schneebedeckten Häupter! Wie schimmerte und glühte Madrid im Sonnenstrahl, mit seinen Kirchen aus rothem Stein und seinen bemalten Häusern!

O! rief ich aus, unter diesem Himmel sollte man wohl aus vollster Brust schreien dürfen: viva la libertad! Ich warf noch einen scheidenden Blick auf die neue politische Gruft und kehrte dann nach Hause.

II.

Der Kirchhof des Hospitals.

Die Brüderschaft des allerheiligsten Sakramentes und die barmherzigen Brüder unserer lieben Frauen beerdigen alljährlich mit Feierlichkeit einen Armen.

Diese Ceremonie ist schön und rührend.

Bei den alten Römern dienten die Herren ein Mal im Jahre ihren Sklaven! So ist es denn auch löblich, daß der christliche Reiche alle Jahr ein Mal den Armen beerdigt.

Dem ersten Kranken, welcher in der Nacht des 15. Novembers im Stadt-Hospitale stirbt, wird die Ehre dieser Beerdigung zuerkannt.

Als ich in die kleine Kirche des Spitals trat, nahmen die Exequien eben ihren Anfang. Vor dem Hochaltare stand ein kostbarer Katafalk, von Kandelabern umgeben, auf welchen Kerzen aus gelbem Wachse brannten. Darunter lag der zu Beerdigende in einer offenen, mit schwarzem goldgesticktem Tuch ausgeschlagenen Bahre. Sein Kopf ruhte auf einem weißen, mit weißem Musselin geränderten Kissen. Er war in eine Franziskaner-Kutte gekleidet, deren Kaputze seine Stirn bedeckte.

Das Gesicht des Todten, obwohl bleich und abgezehrt, war noch schön zu nennen. Er schien nicht sowohl todt, als in Andacht versunken: man hätte glauben sollen, er bete für diejenigen, die für ihn beteten.

Das Todten-Amt wurde mit vielem Pomp abgehalten. Weder die Musiker noch die Sänger waren Virtuosen und doch herrschte unter diesen Instrumenten und Stimmen eine Art frommer Harmonie, wie ich sie selten gehört habe. Die Lieder kamen aus dem Herzen und drangen zum Herzen.

Nach dem Miserere stieg der Prälat, von zwei Priestern begleitet, die Stufen des Altars hinab, näherte sich der Bahre und sprach das Pater noster. Dann reichte man ihm Weihwasser und Räucherfaß zur Einsegnung des Verstorbenen.

Jetzt ging die Procession vor sich. Die Fratres nahmen ihre Banner und Stäbe und zogen in zwei Reihen aus der Kirche. Jeder hielt eine gelbe Wachskerze in der Hand.

Eilf Brüder von dem Orden Tercera traten heran, und vier von ihnen hoben die Bahre auf ihre Schultern. Die übrigen folgten und hinter diesen sehr viele Mönche von verschiedenen Orden. Die Priester, welche das Todten-Amt gehalten hatten, beschlossen den Zug.

Die Brüder des Ordens Tercera sind eine Art von Halb-Mönchen und dem Orden des heiligen Franciscus aggregirt. Sie dürfen sich verheirathen und wohnen in ihren respektiven Häusern. Diese religiösen Volontairs haben das Privilegium, solche Todte, die reich genug sind, um sie dafür zu honoriren, nach dem Campo Santo zu tragen. Der Arme, von dem ich rede, wurde nun als Reicher behandelt und demnach trugen ihn die Brüder des Ordens Tercera.

Als man auf den Kirchhof des Spitals gekommen war, sangen die Priester ein letztes De profundis in der Kapelle, während die Brüder des Ordens Tercera den Leichnam in ein Grab versenkten, das für ihn allein bestimmt war.

Die Ceremonie war beendigt. Die zahlreichen Bettler, welche dem Zuge gefolgt waren, hatten sich hin und wieder auf dem Kirchhofe verstreut. Ich trat mit einer dieser Bettler-Gruppen an den Rand einer skandalösen Grube, wie eine anwesende Frau sich ausdrückte, die mit dem Blick ihre Tiefe ausmaß.

Hier verscharrte man seit vielen Jahren sämmtliche Kadaver, die dem Amphitheater des Hospitals stückweise entrissen waren. Die letzten Regengüsse hatten in dieser Grube eine Pfütze gebildet, die von dem Blute der verstümmelten Körper geröthet war, und einen pestartigen Geruch entsandte.

„Hierher werden wir Alle kommen, mag uns nun eine Krankheit, ein Schuß oder Messerstich tödten“, sprach ein armer Teufel, der in seinem zerlöcherten Mantel vor Kälte schnatterte.

Als ich dem Thor des Campo Santo wieder zuschritt, kam ich bei einer anderen Grube vorüber, die von anderen Neugierigen umgeben war. Ich mischte mich auch unter diese.

Die Grube war ganz voll von Gebeinen, die man unlängst in einem der Höfe des Hospitals ausgegraben und hierher geschafft hatte. Ein Todtengräber stand mitten unter diesen menschlichen Trümmern und suchte mehrere interessante und wohlerhaltene Stücke an junge Chirurgen zu verkaufen, die sich mit eingefunden hatten. Es entstand nun ein Feilschen um Köpfe und Gliedmaßen, das sich sonderbar anhörte.

Als die Nacht einfiel, verließ ich das Campo Santo, nachdem ich auf ein schwarzes Tuch, an dessen vier Ecken vier Kerzen brannten, einige Geldstücke geworfen hatte. Dieses Geld wird zu Seelenmessen für die auf dem Kirchhof beerdigten Armen verwendet. (R. d. d. M.)

Bibliographie.

Tactica de las asambleas legislativas. (Taktik gesetzgebender Versammlungen.) Nach Bentham bearbeitet von F. C. de C. Pr. 14 Rs.

Discurso sobre las penas, contraido á las leyes criminales de España, para facilitar sus reforma. (Die Strafen des Spanischen Kriminal-Gesetzbuches; ein Beitrag zur Verbesserung desselben.) Von Don Manuel de Lardizabal y Uribe. 12 Rs.

Ciencia del foro. (Die Wissenschaft des Advokaten.) 8 Rs.

Historia y origen de las rentas de la iglesia de España desde su fundacion. (Geschichte der Einkünfte der Spanischen Kirche seit ihrer Begründung.) Von einem Weltpriester. 12 Rs.

El eco de los Papamoscas. — Eine neue Zeitschrift.

Italien.

Bartolini's Kunst-Werkstatt in Florenz.

Wenn man durch das Pisanische Thor in der Stadt Florenz anlangt, kommt man unmittelbar durch eine melancholisch düstere Straße, die gegen das reizende Arno-Thal, das man eben verlassen, auf eine merkwürdige Weise absticht; in dieser Straße, einige Schritte vom Thore, fesselt die Façade eines monumentartigen Gebäudes durch das Gepräge der Kunst, das es unverkennbar trägt, unsere Blicke: es ist die Werkstatt Bartolini's, des Toskanischen Phidias.

Nichts erinnert mehr an die gefeierten Ateliers der Alten, eines Praxiteles oder Scopas, als dieser Tempel der neueren Kunst. Die Plafonds in den Sälen erheben sich sechzig Fuß hoch über dem Estrich, um den gigantischen Statuen, die jüngst aus den Blöcken hervorgegangen, den gebührenden freien Raum zu lassen; mit jedem Schritte stößt man auf ungeheure Marmormassen; junge Zöglinge, meist Kinder von Landleuten aus der Nachbarschaft, wie einstens Giotto, sind an allen Ecken beschäftigt, indem sie den Marmor behauen, bevor der Meister seinen Meißel an ihn legt. Der Boden ist rings umher mit einem weißen feinen Staube bedeckt, der dem Künstler angenehmer erscheint, als der Rasen in den Lustgärten und die grünen Wiesen an den Ufern des Arno. Ich trat vor den Meister hin, armselig und unbekannt, gleich dem Scythen Anacharsis vor den Bildhauer von Athen; ein heiliges Gefühl der Ehrfurcht durchwallte mein Herz und flammende Schamröthe überzog mir das Gesicht. Es öffnete sich eine kleine Pforte, die Pforte des Heiligthums, die dem Profanen verschlossen bleibt; ich hatte das Glück, Bartolini zu überraschen, als er eben mit dem glühendsten Eifer bei seiner Kunst beschäftigt war; seine Arme waren entblößt, sein Haupt unbedeckt und seine Augen funkelten, erleuchtet von dem Genius der erhabenen Kunst. Er empfing mich mit einfachem Ernst, ohne alle Komplimente und Ceremonien; dieser bescheidene Stolz des großen Künstlers gefiel mir wohl, denn es wäre unpassend, wenn er, der uns in die Geheimnisse seines Genius einweiht, den erhabenen Genuß, den er uns dadurch gewährt, durch leere Phrasen und fade Komplimente herabwürdigen wollte. Stumm stand er da, mit dem Meißel in der Hand, vor der jüngsten und geliebtesten seiner Schöpfungen, seiner Bacchantin; vor seiner Bacchantin, jenem reizenden Weibe, die schon jetzt in Italien berühmt ist, obgleich sie noch nicht die Werkstatt des Künstlers verlassen. Ich sah nichts mehr von dem, was mich umgab. Die göttliche Statue hatte mich ganz in Beschlag genommen. Ich war so hingerissen, daß ich unwillkürlich zurückwich, wie vor einer schamhaften Frau, die man im Bade überrascht. Nichts erscheint so angenehm, so überaus reizend, wie jene Bacchantin in liegender Stellung; sanft ausruhend auf der linken Seite, mit dem oberen Theile des Leibes schalkhaft zurückgebogen, giebt sie in dieser nachlässigen Stellung ihre verborgensten Reize und Zauber dem betrachtenden Auge preis. Wie viele Toskanische Schönheiten haben zu diesem Marmor beisteuern müssen! Aber wie viel die Menge der verschiedenen Modelle auch hergab: hier erblicken wir die Frau, die einzige, in ihrer Herrlichlichkeit und Vollkommenheit!

„Welchem Liebhaber soll diese schöne Geliebte zu Theil werden?“ fragte ich Bartolini. — „Dem Herzog von Devonshire“, antwortete er. — „Sie wird den Herzog glücklich machen!“ versetzte ich, „erlauben Sie mir, sie ein ander Mal wieder zu sehen, denn ich merke, daß ich heute zu lange verweilt und daß Ihre Zeit Ihnen kostbar ist.“ — „Kommen Sie, wann Sie wollen.“ — „Ich werde es nicht unterlassen, bestimmt nicht.“

Am folgenden Tage, um sieben Uhr des Morgens, begab ich mich wieder nach der Werkstatt Bartolini's. Florenz ist ganz die Stadt der Künste; nirgends, an keinem anderen Orte, finden wir die glänzenden poetischen Umgebungen wieder, die uns hier überall begleiten, bis zur Schwelle des Malers, des Musikers und des Bildhauers. In den Straßen, auf den Promenaden, an den Quais, auf den öffentlichen Plätzen, überall umschwebt Dich hier der ernste, heilige Gedanke der Kunst. Wohin Du Dich immer wendest, Du befindest Dich in einer Atmosphäre, die der liebliche Duft der schönen Künste geschwängert. Auf meinem Wege zu Bartolini kam ich vor dem Palast Strozzi vorbei; ich begrüßte die Säule, die man aus den Bädern Antonin's hierher versetzt; endlich kam ich über die prachtvolle Brücke, die Michel Angelo zu Rom verfertigt und deren Abriß er dem Großherzog auf dessen Bitte übersandt. Von hier aus gesehen, bei dem transparenten Lichte eines April-Morgens, erschien mir Florenz so lieblich und reizend, wie sein Name; der Arno floß als azurnes Fluidum zwischen seinen von der Sonne bestrahlten Ufern, die auf beiden Seiten mit Palästen und Domen besäet waren. Zur Linken erblickte ich die melancholisch düstere Kolonnade degli Uffizii; nebenbei die Brücke, auf welcher Herkules, wie er den Nessus erlegt, als Schöpfung des Johannes von Bologna zu sehen ist; im Hintergrunde des Gemäldes der köstliche Hügel von San Miniato; endlich zu meiner Rechten verfolgte ich den Arno auf seinem reizenden Laufe bis in das Laubwerk der baumreichen Cascine.

Ich fand Bartolini in derselben Stellung von gestern, vor seiner Bacchantin; um fünf Uhr des Morgens nimmt er den Meißel in die Hand und legt ihn nicht eher nieder, bis die Nacht herangekommen: auf diese Weise wird man groß. „Wie haben Sie die Mediceische Venus gefunden?“ fragte er mich. — „Kalt“, erwiederte ich, „ich hatte vorher Ihre Bacchantin gesehen.“ — Er lächelte, als ich dies sagte, wie ein König bei dem Worte eines Hofmanns; denn das Genie ist der erste aller Monarchen; nur gegen ihn ist die Schmeichelei erlaubt. Er machte mir das Anerbieten, mir sämmtliche Säle seines Ateliers zu zeigen; ich nahm es mit Freuden an.

Er führte mich hierauf in seine Büsten-Gallerie; hier waren sechshundert Brustbilder, fast lauter weibliche, von seiner eigenen Hand gefertigt, aufgestellt. Alle schönen Engländerinnen haben ihm einmal gesessen; es giebt keine reiche Dame, die je in Florenz gewesen, ohne daß sie ihr Brustbild von Bartolini hätte in Marmor abbilden lassen: der Gypsabdruck bleibt stets im Atelier zurück. Es ist die merkwürdigste Sammlung von edlen und schönen Köpfen, die man irgendwo finden kann. Aber alle diese Kunstwerke sind nur in den Erholungsstunden des Florentinischen Bildhauers angefertigt; denn seine eigentliche Arbeit ist seinen kolossalen Statuen gewidmet. Seit mehreren Jahren hat er Blöcke bearbeitet zu seinem Mausoleum für Herrn Demidoff, jenen reichen Russen, der, wenn es möglich gewesen wäre, mit dem Tode zu handeln, für eine Woche längeres Leben hundert Millionen gezahlt hätte. Große, schöne Statuen, herrliche, prachtvolle Basreliefs, werden das Grabmal dieses Moskowitischen Lucullus schmücken.

Eine Statue ist hier zu sehen, die mit ihrer Größe, mit ihrem majestätischen Glanze das ganze Atelier erfüllt; es ist die Bildsäule, die man zu Florenz, eben so wie überall in der Welt findet, nur hat sie hier die kolossale Gestalt, in der Kleber den Sieger von Abukir darstellte: es ist die Statue Napoleons; sie hat die heroische Stellung und das poetische Gewand eines Trajans und eines Antonius; die Künste in Florenz kennen den Kaiserlichen Ueberrock nicht. Die Statue ist achtzehn Fuß hoch; trüge sie irgend einen andern Namen, so würde sie zu kolossal erscheinen; da sie sich aber Napoleon nennt, so scheint sie schon die natürliche, richtige Größe zu haben. Ajaccio handelt um die Bildsäule. Bartolini verlangt eine kaum angemessene Belohnung für sein Werk. Für 80,000 Franken will er die Statue bis an Ort und Stelle nach Ajaccio transportiren, und sie daselbst unter seiner eigenen Aufsicht auf dem Molo aufstellen lassen. — Aber, ist es doch besser, ein Obelisk von Luxor, als eine Statue Napoleons zu seyn: — Die gigantische Bildsaule wartet vergeblich in dem Bartolinischen Atelier; keine Brigg von Toulon erscheint, um sie aufzunehmen.

Ehe ich das Atelier verließ, wollte ich noch einmal meine Bacchantin sehen; Bartolini öffnete das geheime Boudoir, sie erschien mir heute noch zarter und sanfter als gestern. Das himmlische Weib! wie wird sie zusammenschaudern im nebeligen Norden, in dem Herzogthume Devonshire, sie, die Tochter einer Italiänischen Sonne! Ich glaube immer noch, daß Bartolini sie zurückhalten wird; es würde ihm zuviel kosten, sich von ihr zu trennen. Ich habe es nie begreifen können, wie ein Vater je im Stande ist, die schönste seiner Töchter den Liebkosungen eines Fremden zu überlassen. (F. P.)

Mannigfaltiges.

— Die Chinesischen Farben. Man hat in Europa sehr viel Rühmens von der Schönheit und Lebhaftigkeit dieser Farben gemacht. Wie muß uns nun die Nachricht überraschen, daß der Chinesische Künstler (wenigstens in Canton) am liebsten Farben von Englischer Fabrication wählt, und daß sie dort stark verlangt werden! Es erinnert dies an die Anekdote von einem Engländer, der in einem Chinesischen Laden zu Canton eine elegante Londoner Schlaguhr sehr theuer kaufte, und als eine Probe Chinesischer Uhrmacher-Arbeit mit nach England nahm. (Bennett's Wanderings)

— Die wilden Hunde in Neuholland. Die Dingos oder einheimischen Hunde von Neu-Süd-Wales sind die Wölfe jener Kolonie. Sie hausen in Felsenlöchern, werden sehr groß und stark, und richten unter den Heerden der Pflanzer große Verwüstungen an. Diese Thiere besitzen große Klugheit und haben ein sehr zähes Leben. Man macht häufig mit ganzen Rudeln Europäischer Hunde Jagd auf sie. Bei einer solchen Gelegenheit war einer dieser Dingos mit Knüttelhieben niedergestreckt worden, und man zweifelte nicht daran, daß er mausetodt sey. Der Jäger ging weiter und sah sich einmal zufällig um. Da sah er mit Staunen, wie der Dingo wieder aufstand, sich schüttelte, und dann einem Dickicht zuschritt, das ihn seinen Verfolgern entzog. Ein anderer Dingo, den man ebenfalls todt glaubte, wurde in eine Hütte gebracht, wo man ihm die Haut abziehen wollte. Beim Anfang dieser Operation — die am Kopfe gemacht wurde — zuckten die Lippen des Thieres. Der Jäger hielt dies für bloße Reizbarkeit der Muskeln; er entfernte sich auf ein Paar Minuten, um sein Messer zu schleifen, und fand, als er wiederkehrte, den Dingo auf seinen Hinterbeinen kauernd, so daß er den schon halb seiner Haut Beraubten nochmals tödten mußte. Die Dingos bellen so wenig als andere wilde Hunde. Sie können bloß heulen und winseln. Das Bellen des Hundes ist eine von ihm erworbene Fertigkeit, gleichsam eine Anstrengung zu sprechen, zu der ihn sein Umgang mit dem Menschen auffordert. (Bennett's Wanderings.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Mittwoch den 11. März 1835.

Portugal.

Die Portugiesische Literatur im 18ten und 19ten Jahrhundert.

Als Portugal schon Alles verloren hatte, ausgenommen die Erinnerung an seine Glanz-Periode: da sprach Camoens auf seinem Sterbelager noch ein paar Worte, die eine finstere Weissagung für sein Vaterland enthielten. Einige Tage darauf wurde er begraben, nachdem die Hand der Barmherzigkeit für sein Leichentuch gesorgt hatte. Selbst das Grab des Sängers der Lusiade ging in Vergessenheit, und dennoch leuchtete die Fackel, die er entzündet, noch lange in seiner Heimat.

Auf Camoens folgte ein zweites poetisches Zeitalter der Portugiesen, ein Zeitalter voll Energie, Glanz und Pracht. Corte-Real, Quevedo, Sa de Menezes waren die schöne Abendröthe des Portugiesischen Dichter-Himmels. Aber mit einem Male brach eine undurchdringliche Finsterniß herein, die länger als ein Jahrhundert über Portugal verbreitet war.

Im Anfang dieser traurigen Periode bemitleideten selbst Portugal's Feinde seinen Verfall, und Philipp II., der diesen Verfall vorbereitet hatte, erschrak darüber, als er den Genius einer Nation erlöschen sah. Am Tage seines Einzuges in Lissabon antwortete er denen Portugiesisch, die ihn Kastilianisch anredeten; aber Niemand konnte ihm würdig entgegnen. Camoens war todt; Corte-Real hatte sich in sein schönes Tusculanum nach Palma zurückgezogen; Quevedo widmete den Pflichten seines hohen Amtes vielleicht mehr Zeit, als selbst der Poesie.

Portugal's selbständige Literatur ging mit diesen Männern zu Grabe. Nicht ohne schmerzliches Bedauern gelangt man zu der Periode des schlechten Geschmacks, in welcher Violante do Ceo glänzte. Ein einziges und zwar weibliches Wesen schrieb damals aus tiefer Brust; es war Mariane d'Alcoforada. Allein sie lebte und starb — in Klostermauern, und Keiner ahnete die Gluthen ihrer echt poetischen Seele. Ueber den Briefen der Mariane d'Alcoforada hat ein unseliges Geschick gewaltet; sie gehören jetzt nur der Französischen Literatur an. Diese Briefe, die einem Rousseau Thränen entlockten, sind obendrein in einer schlechten Uebersetzung nach Frankreich gekommen. Ein einziger Mann hat das Glück gehabt, sie im Portugiesischen Original zu lesen, und gewiß war dieser Einzige ganz unfähig, ihren Werth zu erfassen, da er sie in solchem Grade entstellt auf die Nachwelt übergeben ließ.

Der Leser wird mir wohl die Aufzählung aller der mittelmäßigen Subjekte erlassen, die sich angestrengt haben, Portugal's Literatur wieder zu heben. Auch dürfte wohl schon der bloße Titel gewisser Bücher aus dieser Periode alle Lust zu einer genaueren Kenntniß niederschlagen. Man hat oft von dem poetischen Schwulste Violante do Ceo's geredet; wie sollen wir aber seine Nachahmer charakterisiren? was von Büchern sagen, deren Titel also lautete: „Ellipse der Schönheit, beobachtet im Spiegel der Erinnerung, durch das Gefühl, welches ein beklagenswerther Todesfall erweckt." Oder: „Buch vom heiligen Gärtlein, dessen Blumen allzumal Wunder sind, gewässert von den Bächlein, die einem mystischen Felsen entströmen."

Bei allen diesen Verirrungen des Geschmacks gab es doch noch ehrenwerthe Männer in Portugal, deren dogmatischer Unwille unter solchen Umständen wohl Theilnahme erregen konnte; allein wir suchen geniale Schriftsteller, und solche sind gegen Ende des 17ten und am Anfang des 18ten Jahrhunderts in Portugal nicht zu finden. Die beiden Grafen d'Ericeyra verdienen wegen ihrer gründlichen Gelehrsamkeit und ihres verständigen Strebens unsere Hochachtung; allein, was können wir sonst an ihnen rühmen? Ein einziger Portugiese jener Zeit hatte echt poetischen Geist; er redete die Sprache des Camoens mit einer christlichen Energie, die in einem solchen Jahrhundert überrascht; aber seine begeisterten Lieder wurden ihm dort eingeflößt, wo der Marañon seine Fluthen durch endlose Einöden wälzt. Lassen wir Antonio Vieyra, diesen Vater der Wüste, in Brasiliens Wäldern herumirren! Seine Stimme gehört dieser Erde nicht an. Wie Hiob, seufzt er in der Oede; er spricht nur zu den Jahrhunderten und zur Gottheit.

Wie schon bemerkt, gab es während der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zwar keine große Poeten in Portugal, wohl aber thätige und fleißige Männer, welche die literarische Bewegung Frankreichs begriffen, aber zu ihrem Unglück bloß Nachahmer der Franzosen wurden. Diese gewissenhaften Männer riefen die indolenten Geister zu ernsten Studien zurück; sie stifteten eine Akademie der Geschichte; sie fühlten, daß es nothwendig sey, wieder an die vergessenen Quellen zu gehen. Allein das Ergebniß ihrer Bemühungen waren ungeheure kompilatorische Bücher, in denen man höchstens einige nützliche Dokumente findet. Der historische Geist war mit der hohen dichterischen Begeisterung, welche die ältesten Historiker dieser Nation charakterisirt, untergegangen.

Da kam plötzlich jenes grauenvolle Erdbeben von 1755, gleichsam der letzte Ruf des Anathema's, das über Portugal geruht hatte. Der Enkel Racine's, welcher unter den Trümmern des zerstörten Lissabons sein Grab fand, stieß einen Angstruf zum Himmel aus, der den harmonischen Genius seines Großvaters in diese Ruinen zu beschwören schien. Einige höher begabte Geister erwachten, und eine neue literarische Periode begann für Portugal. Die Poesie regte sich wieder.

Die Zerstörung Lissabons durch jenes Erdbeben muß bei allen Ueberlebenden eine Erinnerung zurückgelassen haben, die sie immer mit neuem Entsetzen füllte. Noch funfzig Jahre später sträubte sich das gebleichte Haar eines Greises, während er uns die gräßliche Katastrophe erzählte. Sein Dichterblick wurde im Verlaufe der Schilderung immer feuriger, und wir Kinder bebten vor Entsetzen, als sähen wir Verderben drohende Blitze, als hörten wir das dumpfe Dröhnen, welches dem Todeskampf einer großen Stadt voranging. Dieser Greis, es war Francisco Manoel, derselbe, von dem Lamartine gesagt hat: „Du bist ein Dichter und Du weinst!"

Francisco Manoel do Nascimento war 1755 noch ein zarter Knabe; er gehört fast eben so gut dem 19ten als dem 18ten Jahrhundert an. Dieser Mann hat den literarischen Ruhm des neueren Portugal gewissermaßen begründet; wir wollen ihm besondere Aufmerksamkeit schenken.

Als Pombal mit seinem gewaltigen Geistesblick und seiner unbeugsamen Willenskraft die Stadt Lissabon aus ihren Trümmern wieder ins Daseyn gerufen hatte, da entstand ein Verein wackerer Männer, die es mit der Literatur eben so machen wollten. Antonio Garção, Dinis da Cruz und Silva Domingo dos Reisquita arbeiteten gemeinschaftlich an diesem Zwecke. In Verbindung mit Esteves Negrão und Theotimo Gomez de Carvalho stifteten sie die Societät der Arkadier. Freilich können solche Stiftungen nur durch große Geister eingeweiht werden; dennoch bleibt diesen Männern der Ruhm, daß sie wenigstens der Sprache ihre ursprüngliche Harmonie und elegante Reinheit wiedergaben. Garção veredelte sogar durch eine herrlich geschriebene Komödie das Theater, welches dem allzu burlesken Humor Antonio José's ganz preisgegeben war.

Gleich den Zeitgenossen Ferreira's und Sá e Miranda's studirte er die gelehrten Versmaße des Alterthums, und seine Oden erinnerten so lebhaft an die des Horaz, daß man ihn den Horaz der Portugiesen nannte. Dem glühenderen in seinen Formen mehr wechselnden Diniz erwarb seine poetische Kühnheit den Namen Pindar. Pedegache begnügte sich damit, der Würde und dem harmonischen Versbau Racine's nachzustreben. Die echte literarische Kritik der Portugiesen begründete Francisco Dias: sie entstand gerade in dem Zeitalter, das ihrer am meisten bedurfte.

Auch die ehrenwerthen Arkadier mußten viele Drangsale erleiden, wie ihre großen Lehrer in früherer Zeit. Camoens war vielleicht darum gestorben, weil er nicht so viel an Almosen bekam, wie ein gewöhnlicher Bettler; der große Pacheco war Krankenwärter in einem Hospital gewesen; Albuquerque klagte, als er schon am Rande des Grabes stand, über die Länge des Lebens, und João de Castro hatte auf seinem Sterbebette nicht Geld genug, um sich einen letzten Trank bereiten zu lassen. Im 18ten Jahrhundert wurde Antonio José verbrannt, weil er das Publikum von Lissabon einen Augenblick zum Lachen gereizt hatte; Garção mußte für sein Talent in einem Kerker büßen, worin er sein Leben endete; Tonseca soll vor Elend gestorben seyn; Francisco Manoel rettete sich vielleicht durch seine Seelenstärke vom Scheiterhaufen; allein er litt während seines langen Lebens alle Leiden der Verbannung.

„Das Unglück giebt dem Genie seine Weihe." Dieses Sprüchwort müssen die Portugiesen oft im Munde führen; denn es mischt sich in alle ihre Erinnerungen. Es liegt etwas Romantisches und Erhebendes in der Laufbahn eines jungen Dichters, der seiner Seelenstärke die Fristung seines Daseyns verdankt. Muß er aber fern von seiner Heimat schmachten, so ist es ein Wunder, wenn die ihm inwohnende Kraft nicht untergeht. Oft besuchte ich Francisco Manoel in seiner kleinen Wohnung zu Choisy, als noch wackere Freunde für ihn sorgten; ich fand ihn weniger glücklich, als ich später in Paris mit ihm zusammentraf; denn damals waren seine alten Freunde theils gestorben, theils abwesend. Immer erkannte ich in ihm den Mann, der sich über zeitliche Noth und schmerzliche Erinnerungen erhaben fühlt, weil er einen Beruf zu erfüllen hat. Er blieb im Exile Dichter und Reformator der Literatur. Die von den Arkadiern begonnene Arbeit nahm er wieder

aus; aber seine mächtige Hand zog die Furche so tief, daß die Anhänger der harmonischen Schule des 16ten Jahrhunderts bald über die Vollendung des Werkes staunten. Er forschte in der Poesie des 15ten und selbst in der des 14ten Jahrhunderts nach Wörtern, mit denen er die Muttersprache wieder bereichern wollte, und diese Wörter kamen seiner reichen Natur so gut zu statten, daß er der erste Portugiesische Dichter seiner Zeit wurde. Manoel hatte sich eine neue Sprache geschaffen, und die übrigen Neuerer sahen jetzt erst ein, daß sie nur glücklich kopiren konnten.

Wir finden Manoel's Originalität sogar in seinen Uebersetzungen wieder. Wenn er den Portugiesen von La Fontaine's Anmuth und naiver Frische, von Chateaubriand's Gluth und süßer Schwärmerei einen Begriff geben will, so schafft er die Werke dieser Schriftsteller von Neuem. Die bewundernswürdigen Uebersetzungen Manoel's bewahren den Typus der Originale in größter Reinheit, und doch enthalten sie keinen einzigen jener Gallizismen, welche bei anderen Schriftstellern die schöne Harmonie der Portugiesischen Sprache zerstört haben.

Francisco Manoel hat große ausländische Dichtungen übersetzt, aber keine große Original-Dichtung hinterlassen. Seine poetische Begeisterung ergoß sich in Oden, Episteln, Elegieen und sehr kunstreichen Sonnetten. Er hatte zwar eine Epopöe (Fastos de Portugal) skizzirt, aber zu ihrer Vollendung fehlte ihm, wie er selbst sagte, die Luft des Vaterlandes. Unglücklicher Dichter! Die bloße Erinnerung war dir nicht mehr genug: du bedurftest deines majestätischen Tajo, der Orangen-Haine, die ihn bekränzen, des ehrwürdigen Thurmes von Belem!

Würde dieses Epos, wenn sein Autor es vollendet hätte, eine Dichtung im Geiste der Ovidischen Fasti geworden seyn? Ich glaube es nicht. Die patriotische Begeisterung, welche in Manoel's Oden weht, läßt uns nicht annehmen, daß der Dichter ein sklavischer Nachahmer Ovid's geworden wäre. Seine Seele war stärker, erhabener; und wenn er einen zu eintönigen Gebrauch von der antiken Mythologie machte, so geschah dies weit eher, um seine Sprache damit zu schmücken, als um seine Gedanken davon beherrschen zu lassen.

Woher aber nun dieser unbesiegbare Hang nach Bildern aus der Griechischen und Römischen Mythologie, der die Portugiesischen Dichter überhaupt charakterisirt? Gewiß haben Boden, Klima und die innige Verwandschaft der Sprache mit der Lateinischen wesentlichen Antheil daran. Was bei nordischen Völkern als fremder Putzartikel mißfällt, das ist jenen üppigen Regionen des Europäischen Südens weit eher angemessen. Der Portugiese hat schon in seiner ersten Entwickelungs-Periode unmittelbar aus dem Born des Römischen Dichtergeistes geschöpft; seine Sprache war in den ersten Jahrhunderten an Ausdruck und Wendungen fast ganz identisch mit der Sprache Roms; die Götter des Heidenthums wurden frühzeitig in dieses schöne Land, das man die Krone Europas genannt hat, herüber gebracht. Eine fabelhafte, aber ohne Zweifel uralte Tradition läßt Ulysses an Portugals Gestade kommen. Das Christenthum vernichtete zwar den Glauben an die Fabelgötter, allein es konnte ihren Namen nicht verlöschen.

In den Volksliedern der Griechen ist Charon noch jetzt der Fährmann über den stygischen Fluß, und keine Christenseele zürnt bei dem Erscheinen dieses alten Dieners der Götter. Eben so war es in Portugal. Man weiß, daß Camoens die Gottheiten der Römer sogar in jenem prophetischen Tempel eines Eilandes des Indischen Oceans wiederfindet, wo er dem christlichen Vaterlande seine künftige Herrlichkeit weissagen läßt. Corte Real, der glühende und wahrhaft religiöse Dichter, beginnt seine Erzählung von Llauer's Leiden mit einer Anrufung des Erlösers; er will — so sagt er selbst — ein christliches Gedicht schreiben; er ist rings umgeben von den Naturwundern Indiens — und dennoch verschwindet seine religiöse Begeisterung plötzlich bei einer Erinnerung an Rom. Er giebt uns eine wunderherrliche Beschreibung von den Festen an der Malabarischen Küste, aber die gigantischen Gottheiten Cananors, die frischen Dewas der Urwälder Indiens haben nicht Macht genug, um die Gottheiten des Olympus nur auf Augenblicke bei ihm in den Hintergrund zu drängen. Die antike Mythologie ist gleichsam eine zweite Religion des Süd-Europäischen Dichters.

Gehen wir nun zu demjenigen Portugiesischen Zeitgenossen Manoel's über, der ihm allein die Waage hält, obschon er in der Blüthe seines Lebens dahingestorben ist.

Barbosa Bocage stammte aus Französischem Geschlechte. Kein Dichterleben war unruhiger und unstäter als das seinige. Mit dem Verfasser der Lusiade hatte er das gemein, daß er nach Indien ging und dort unglücklich wurde. Allein die widrigen Schicksale des großen Camoens waren mit den Begebenheiten seines Jahrhunderts verkettet; in seinen Leiden und Leidenschaften lag etwas Großartiges, das seiner ritterlichen Seele wohl anstand. Er konnte ausrufen, als er von einem im Schiffbruch untergegangenen Dichter redete, den alle Welt anerkannte:

A quelle cujo lyra sonorosa
Será mais affamada que ditosa.

(Er, dessen lieblich tönende Zither mehr berühmt als glücklich seyn wird.)

In seinen letzten Kämpfen konnte er sagen: ich sterbe, aber mein Vaterland stirbt mit mir. Was sollte aber ein junger Poet des 19ten Jahrhunderts in Goa? Und was sollte er sagen, wenn er nach Lissabon zurückkehrte?

In der alten Hauptstadt des Portugiesischen Indiens fand Bocage nichts als verlöschte Erinnerungen, und nach seiner Heimkehr nichts als Noth und Elend. Ein Dichter unseres 19ten Säkulums stirbt zwar nicht leicht mehr im Hospital; es giebt ja heutiges Tages so viele Beschützer, und die Industrie hat so wunderbare Fortschritte gemacht! Bocage fand sein letztes Asyl bei einem edelmüthigen Freunde.

Dieser Dichter konnte mit Lamartine sagen: „Ich sang meine Freunde, wie der Mensch athmet." Bei ihm wäre man vergebens nach Studium und System sich umsehen; die Wissenschaft des Rhythmus und der Sprache hat mit seiner Poesie fast gar nichts zu schaffen, und doch ist sie ihm geläufig. Wenn er von seiner Melancholie und seinen langen Erinnerungen singt, so begreift man, daß ihm jene schöne Harmonie der Worte, jene gewaltige Musik der Sprache mehr zu Gebote steht, als irgend einem seiner Zeitgenossen. Er besitzt, wie er selbst sich ausdrückt, jene mystische Stimme, die über Welten und Zeiten hinaustönt.

Was Bocage vor allen anderen populaire Berühmtheit gab und ihn beinahe auf seinen Lorbeern in Schlaf gewiegt hätte, das waren die plötzlichen Eingebungen seines Genius. Er improvisirte mitten im Lärm eines Kaffeehauses, mitten im Tumult eines öffentlichen Platzes, und diese genialen Kinder des Augenblicks bedurften nur selten einer Correction. Er deklamirte seine Verse, wie er sie gedichtet hatte, noch unter der Einwirkung des Enthusiasmus, und vor Zuhörern, die mehr zahlreich als gewählt waren. Diese beweglichen, für Eindrücke empfänglichen Seelen hatten sich schon im Voraus allen Capricen seines Dichtergeistes unterworfen. Bocage war so glücklich, verstanden zu werden: sein Gedanke sollte nicht verloren gehen; tausend Stimmen wiederholten seine Lieder, und man erkannte ihn sogar als Stifter einer neuen Sekte, deren freie und fessellose Manier mit dem Namen Elmanismus bezeichnet ward.

Ich für meinen Theil wundere mich, daß der so reich begabte Bocage seine harmonische Sprache so oft den Conceptionen Anderer geliehen hat. War dies ein Fehler des Zeitalters oder des Landes? War es eine Ermüdung der Seele oder ein Fortreißen des Jahrhunderts, welches die Poesie überall suchte, wo es sie zu finden hoffte? So viel ist übrigens sicher, daß die schönsten Verse des Bocage die Verse seiner Uebersetzungen sind.

Als Original-Dichter hat Bocage nie an einer großen Dichtung sich versucht, obschon er nie vor Schwierigkeiten zurückbebte. In seinen Cantaten, seinen Idyllen und Episteln zeigt er oft eine tiefe Empfindsamkeit; aber man muß auch gestehen, daß diese Empfindsamkeit sich oft in träumerische Empfindelei verliert. Auch ist Bocage bei Allem, was er von einem großen Dichter besitzt, ein Mensch, auf dessen Genie das Unglück zu schwer gelastet. Vielleicht hat er wenige Tage vor seinem Tode die rührendsten Geheimnisse seines harmonischen Innern offenbart, indem er schmerzliche Erinnerungen an das Jammergeschrei einer Mutter knüpfte, die eben ihre Tochter verloren hatte.

Diese Elegie war es, bei deren Lesung Manoel ausrief: „Bocage war ein Dichter!" In der That, man fragt den sterbenden Schwan nicht, wo er seine Flügel befleckt hat; man hört nur auf seine Stimme.

(Ferd. Denis.)

Bibliographie.

- Marasmo politico de Portugal e seus remedios radicaes. (Portugals politische Krankheit und deren Radikal-Mittel.) Den wahren Freunden des Landes gewidmet. 2 Bde. Pr. 1600 Reis.
- Cosmorama politico. (Portugiesisches Pfennig-Magazin.)
- Memoria geografica e politica das possessões Portuguezas na Africa occidental. (Die Portugiesischen Besitzungen im westlichen Afrika.) Vorschläge zu ihrer Verbesserung und die Ursachen ihres bisherigen Verfalles.
- Breve biografia do Miguel Tyranno-Usurpador. (Lebensbeschreibung Dom Miguels.) Pr. 40 Rs.
- Journal medico-cirurgico e pharmaceutico do Lisboa. (Medizinische Zeitung.) Erstes Heft. Pr. 240 Rs.

Frankreich.

Eine Scene an der Afrikanischen Küste.

Eine kleine Flotte Portugiesischer, Spanischer und Französischer Sklaven-Händler drängte sich im J. 1829 an der Mündung des Flusses Boni, um eine günstige Gelegenheit abzuwarten, mit ihren Sklaven-Ladungen den Englischen Kreuzern zu entwischen, welche seit mehreren Monaten die Gegend, wo dieser Handel betrieben wurde, blokirt hielten.

Die Korvette „Echo", von einem eben so unerschrockenen als unternehmenden Offizier befehligt, war während einer gewitterschweren Nacht angelangt, um an den Sandbänken des Boni Anker zu werfen und mit Tages-Anbruch, von der Dunkelheit begünstigt, sich den Negerschiffen nähern und sie nehmen zu können, bei welchem Unternehmen gerade jene erschreckliche Witterung geeignet schien, das Vorhaben der Engländer zu verheimlichen.

Man muß selbst ein solches Unwetter an der Afrikanischen Küste mit angesehen haben, um sich einen Begriff von den imposanten Auftritten machen zu können, welche während dieser fürchterlichen Nacht am Bord der Korvette sich ereigneten... Noch niemals hatte der Donner so heftig von den Gebirgen dieser düsteren Ufer wiederhallt; noch niemals hatten die Blitze feuriger den zuckenden Himmel beleuchtet, und dieser hatte noch niemals auf die von dem heulenden Sturme aufgeregten Wellen so viel Regenströme und Schwefeldünste ergossen, als in dieser Nacht. Der rauhe Wirbelwind, welcher so häufig in der erstickenden Atmosphäre jener dürren Gegenden zu blasen pflegt, schien sich in die schäumenden Wogen zu verlieren, als wollte er die sonst in tiefste Finsterniß gehüllten Oerter der Wuth dieser aufgeregten Elemente preisgeben.

Die Stille, welche in der Zwischenzeit der Donnerschläge am Bord der Korvette beobachtet wurde, ward nur durch den Ruf des Capitains bisweilen unterbrochen, welcher sich von Zeit zu Zeit erhob und seiner aufmerksamen Besatzung die Worte hören ließ: „Die Querstange!... Bereitet Euch zum Ankern!... Ankert!... Laßt das Ankertau nach! Ziehet die Segel ein!"

Als diese Befehle ausgeführt waren, gebot der zweite Befehlshaber des „Echo" der Mannschaft, welche nicht die Wache hatte, sich auf einige Stunden zur Ruhe zu begeben; dann begab er sich zum Capitain, welcher zu ihm sagte: „Empfehlen Sie den Leuten, gut zu schlafen,

denn morgen werden sie aller ihrer Kräfte bedürfen. Die Tagesarbeit wird, allem Anschein nach, sehr heiß seyn, sowohl für diese armen Teufel, als für uns."

Der Befehlshaber und seine Offiziere brachten die Nacht damit zu, auf dem Verdecke zu promeniren, ohne, wie es sonst ihre Gewohnheit war, mit einander zu plaudern. Der Regen fiel in Strömen; der Donner hörte nicht auf; aber sie dachten weder an den Regen, der sie überschwemmte, noch an die feurigen Blitze, die sie auf eine gespensterhafte Weise beleuchteten.

Zwischen den röthlichen Wolken, mit denen der östliche Horizont noch belastet war, erhob sich endlich die Sonne lebhaft und glänzend, wie gewöhnlich nach solchen Nächten, in welchen das Ungewitter gewüthet und die ganze Atmosphäre in Aufruhr gebracht hat; und durch die Gunst ihrer ersten Strahlen entdeckte der Mastwächter in seinem Korbe, welcher hoch über die Sandbänke, wo die Korvette geankert hatte, hinüberragte, die Masten eines Schiffes. Die Offiziere nahmen die Fernröhre zur Hand, um dieses Schiff zu beobachten, und berichteten dem Kommandanten, daß man keinen Menschen am Bord des Dreimasters bemerke, welches, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein starkes Negerschiff seyn müsse.

Der Entschluß des Englischen Capitains war bald gefaßt. „Da es uns", sprach er, „unmöglich seyn wird, uns mit der Korvette diesem Sklaven-Händler zu nähern, ohne die Klippen zu berühren, die uns von ihm trennen, so müssen wir ihn in unseren kleinen Fahrzeugen zwischen den Sandbänken selbst, in deren Mitte er sich vor jedem Angriff sicher hält, überfallen. Man bewaffne sofort fünf Penischen; jeder Offizier soll eine davon kommandiren, und ich hoffe, die Eroberung wird uns Genugthuung für die Dreistigkeit dieses Elenden verschaffen."

In einigen Minuten waren die Befehle des Kommandanten vollzogen und die Kanots des „Soho" mit Kriegern gefüllt, steuerten gegen das Negerschiff, welches etwa zwei Kanonenschüsse weit von der nachgesegelten Korvette geankert hatte.

Während der kleinen Ueberfahrt, welche vor der Attacke erst bewerkstelligt werden mußte, bestieg der Capitain die Barre des Bramsegels, um der Bewegung der fünf Penischen mit den Augen zu folgen. Ein von den Engländern erschallendes Hurrah überzeugte den Capitain alsbald, daß das Anlegen stattgefunden, und er hatte noch die Freude, zu bemerken, daß sich noch kein Mensch auf dem Verdecke sehen ließ, welches doch seine Leute bald erschwingen mussen. Aber im Augenblick des Anlegens veränderte sich die Scene plötzlich. Ganze Massen Matrosen stürzten wie durch Zaubermacht aus den Lücken des Negerschiffes, richteten sich empor, stießen zurück und tödteten die bereits auf das Verdeck gesprungenen Engländer, welche nach einem halbviertelstündigen Widerstande und nach einem eben so langen Blutbade genöthigt waren, sich von dem Dreimaster zu entfernen, und noch in ihren kleinen Fahrzeugen wurden sie von den Kartätschen, welche derselbe auf sie regnen ließ, sehr arg mitgenommen. Jedoch dieser unerwartete Schlag, weit entfernt, die Offiziere der Penischen zu entmuthigen, entflammte um so mehr ihren Muth, und sobald die Ordnung unter ihren Leuten wieder hergestellt war, kehrten sie von Neuem zum Angriffe zurück.

Diese zweite Attacke, schrecklicher noch als die erste, wurde auch von Seiten der Negerschiffs-Equipage mit größerer Hitze aufgenommen. Das Blutbad dauerte eine halbe Stunde und die Penischen, ihrer Anführer und ihrer besten Canotiers beraubt, sahen sich endlich gezwungen, von dem furchtbaren Fahrzeuge abzulassen, gegen welches ihre tapferste Anstrengung so unglücklicher Weise gescheitert war.

Wie groß war nicht der Schmerz des Kommandanten, als er den Rest seiner unerschrockenen Mannschaft am Bord der Korvette anlangen sah! Er sah zugleich, wie die Matrosen des siegreichen Negerschiffes wieder in den Schiffsraum zurückkehrten, ohne aus Vorsicht das Verdeck bewachen zu lassen; gleichsam als ob sie bloß ein friedliches Manöver abgehalten hätten.

In Folge dieser ungünstigen Expedition war die Englische Korvette gezwungen, sich mit dem kleinen Rest ihrer Mannschaft auf das Schleunigste aus einer Gegend zu entfernen, wo die Ankunft einiger Sklavenschiffe ihr sehr gefährlich werden konnte. Man mußte sich segelfertig machen; aber in welch einer Lage und mit welchen Hülfsmitteln, 20 bis 30 Matrosen, die einzigen, welche noch thätig waren, ließen die Segel schießen; aber sie arbeiteten mit so vieler Ordnung und Umsicht, als wenn sie mehrere Hundert stark gewesen wären, und sahen sich endlich gerettet.

Der Kommandant, ganz der Betrübniß hingegeben, einen Versuch scheitern zu sehen, von dem er sich so guten Erfolg versprochen, und dessen Ausführung ihm so sehr leicht geschienen hatte, war kaum vermögend, das jetzt so nöthige Manöver zu befehligen; und zu dieser Entmuthigung trat bald noch ein schrecklicher Gedanke hinzu. Das Negerschiff, welches bis jetzt auf seinem Ankerplatze bleiben zu wollen schien, fing an, sich segelfertig zu machen; einige seiner Matrosen waren auf die Raas gesprungen, einige hatten die Maste erklettert und eine große blutrothe Flagge erhob sich auf dem Hintertheile an der Spitze des Besansegels... Am Bord der Korvette war es nicht mehr zu bezweifeln, daß nun der Negerhändler den „Soho", welchen er von Mannschaft entblößt wußte, angreifen wolle. „O!" sagte der Englische Capitain zu seinen Leuten, „der Streich wird zu arg; sie wollen uns erobern; aber, wenn die Korvette nicht mehr kämpfen kann, so kann sie doch springen." „Ja!" antworteten die Englischen Seemänner ihrem unglücklichen Chef, „wir wollen lieber in die Luft fliegen, als die Königliche Flagge diesem Räuber überlassen!" Und ein in der letzten Attacke blessirter Offizier nahm mit der brennenden Lunte an der Pulverkammer Platz, um auf den ersten Befehl des Kommandanten das Pulver zu entzünden, worauf der Letztere ganz ruhig die Annäherung des Dreimasters erwartete.

Er war endlich da, der stolze Sklavenhändler, zur Seite der Korvette. Welch eine Zusammenkunft zwischen diesen Beiden!... Der eine, mit Menschen bedeckt, manövrirte in stolzer und stiller Ruhe im Bogen; die andere beinahe verödet, schleppte sich schwierig mit ihren beiden Marssegeln, welche zu hissen ihr nur durch die mühsamste Anstrengung gelungen war.

Kaum noch eine Pistolenschußweite waren sie von einander getrennt. Der Capitain des Negerschiffes bestieg die hinterste Schiffsverschanzung, um sich zum Feuerkommando anzuschicken, und der verzagende Englische Kommandant schickte sich seinerseits an, das Feuer nach Kräften zu beantworten und zu sterben... Eine schweigengebietende Pfeife ließ sich vom Bord des Dreimasters hören. — „Der Capitain will sprechen!" „Wie nennt sich Deine Korvette?" schrie gebieterisch der Sklavenhändler. „Und wie heißt Du Seeräuber?" antwortete der Englische Capitain. — „Mein Name," erwiederte Jener, „warte, Du sollst ihn wissen, wenn Du lesen kannst." Und in demselben Augenblick schoß der Dreimaster eine volle Ladung in die erschütterten Flanken der Korvette, und wandte sich hierauf verächtlich, und sich entfernend, ließ er den Englischen Capitain auf seinem schwarzen Hintertheile das mit großen weißen Buchstaben unter dem Backbord geschriebene fatale Wort: „DAS FANTOM" lesen. *) (Journal de la Marine.)

Bibliographie. Neue Theaterstücke:

- La femme qu'on n'aime plus. — Von Fournier.
- Frétillon, ou la bonne fille. — Vaudeville in 5 Akten von Bayard und Decomberousse.
- L'infidélité conjugale, ou l'école de médisance. — Lustspiel in 5 Akten von A. Chateauneuf.
- 1834 et 1835, ou le Deménagement de l'année. — Von Théaulon 2c.
- Naissance et mariage. — Von Lafitte und Cerment.
- Le tapissier. — Lustspiel in 3 Akten von Ancelot und Decomberousse.

China.

Verkehrte Ansichten von Chinesen und Chinesischem.

Der geistreiche Verfasser der Vorlesungen über Welt-Literatur (Nr. 22—24 des „Magazins") hat in einer Stelle, wo von den Chinesen die Rede ist (S. 91, Sp. 2), einige verjährte Irrthümer mit so lebendigen Farben wieder aufgefrischt, daß wir ein paar widerlegende Randbemerkungen zu dieser Stelle nicht zurückhalten können.

Nicht zufrieden mit einer vernünftigen Motivirung der starren Selbstgenügsamkeit des Chinesischen Volkes, das die Natur selbst von anderen kultivirten Völkern abgesperrt und immer nur mit Halbwilden umlagert hat, denen Chinesische Bildung und Gelehrsamkeit ein non plus ultra war, — nicht zufrieden damit, hascht man auch nach einem unvernünftigen Motive und entwirft eine grausige Schilderung von der Chinesischen Schrift, die jedes geistige Ventil, das andere tyrannisch einwirkende Ursachen den Chinesen noch lassen könnten, ohne Gnade vermauern und verpichen muß. Man höre nur Herrn Chasles selbst: „Im Besitz einer seit langer Zeit her festbestimmten Sprache, hat das Chinesische Volk eine Unzahl hieroglyphischer Zeichen zu Buchstaben (!) verwandt."

Wir wissen zu dieser Ansicht keine schicklichere Parallele, als folgende naive Bemerkung, die ein Chinese einem Engländer machte: „Ei! wie armselig muß doch Eure Sprache seyn, daß ihr alle Eure Wörter mit sechsundzwanzig Zeichen ausdrücken könnt!"

Die Chinesen haben niemals weder eigentliche Hieroglyphen, noch viel weniger Buchstaben besessen: ihre ideologische Schrift, die nicht Laute, sondern Begriffe darstellt, war nie das ausschließliche Eigenthum einer privilegirten Kaste (dergleichen es überhaupt bei den Chinesen niemals gegeben hat), sondern von jeher Gemeingut der ganzen Nation, wie bei andern Völkern die Alphabete. Sie ist nie zu einem andern Zwecke verwandt worden, als ihr ursprünglicher Zweck war. Wohl aber hat theils das Bedürfniß, theils übertriebene Subtilität im Einschränken der Begriffe, endlich auch ein Streben nach eleganter Abwechselung die Anfangs sehr eingeschränkte Zahl dieser Zeichen außerordentlich vermehrt. Wenigstens drei Viertheile der vorhandenen sind wahre Luxus-Artikel, die keinen neuen Begriff darstellen und keinen alten feiner nüanciren. Dafür begegnet man ihnen aber auch fast nur in Wörterbüchern, und die Zahl der wirklich gebräuchlichen Charaktere, alle technischen Ausdrücke mit eingerechnet, beläuft sich nur auf fünf- bis sechstausend.

Der Verf. fährt fort: „Diese Zeichen nun zu verändern, zu vervielfachen, oder sie zu ändern und umzustellen, ist zum todeswürdigen Verbrechen geworden." Dies ist ganz ungegründet. Wegen graphischer oder stilistischer Neuerungen wird im Chinesischen Reiche kein Gelehrter und nicht einmal ein Ungelehrter mit dem Tode bestraft. Es giebt, wie schon angedeutet, unter der Masse der Chinesischen Charaktere eine Menge sinngleicher Varianten, die nicht etwa von den Weisen des Alterthums erfunden und sanctionirt, sondern nach und nach entstanden sind, ohne daß Jemand ihrem Aufkommen sich widersetzt hätte, als höchstens die Philologen, die hin und wieder ein Schriftzeichen als unkorrekt verbannen, das ihnen zum Trotze sein erschlichenes Bürgerrecht nach wie vor behauptet. Selbst die handeltreibende Klasse der Provinzen hat für gewisse, den respektiven Provinzial-Dialekten eigenthümliche Wörter besondere Zeichen erfunden, denen man in Büchern nicht begegnet, und noch immer werden neue Charaktere gebildet, obschon wir nicht absehen können, was eine Sprache dadurch gewinnt, die schon längst an Reichthum der dargestellten Begriffe mit der gebildetsten Asiatischen Wortsprache sich messen kann.

---

*) Das „Fantom" ist ein eben so bekanntes als geheimnißvolles Seeräuberschiff, von dem unter Englischen und Französischen Matrosen, wegen seiner verzweifelten und oft mit ganz unbegreiflicher Sicherheit ausgeführten tollkühnen Streiche, die Sage geht, daß es mit dem Bösen im Bunde stehe.

Was der Verf. mit dem Umstellen der Schriftzeichen im Gegensatz zum Verändern meint, ist uns nicht klar, und vermuthlich ihm selber nicht. Denkt er dabei an rhetorische oder poetische Lizenzen in Versetzung der Wörter (die natürlich auch Versetzung der Zeichen erfordert), so versichern wir ihm, daß er dergleichen, wenn er jemals Chinesisch studiren sollte, weit mehrere finden wird, als ihm angenehm seyn dürfte. Will er aber die Chinesischen Charaktere, zu Förderung der Intelligenz, in buchstäblichem Sinne umgestellt wissen, so braucht er ein Chinesisches Buch nur schräg oder verkehrt in die Hand zu nehmen. Auch diese Art von Neuerung wird in China Keinem verboten seyn, der Geschmack daran findet.

Wir lassen den Verfasser weiter reden:

„Die Masse dieser Zeichen macht für die, welche das Idiom dieses Volkes studiren wollen, eine ungeheure Anstrengung des Gedächtnisses erforderlich; die ganze Intelligenz hat sich hier auf das Gedächtniß konzentrirt."

Wir wollen einmal scherzweise zugeben, es käme beim Studium der Chinesischen Sprache wirklich Alles, oder wenigstens das Meiste, aufs Gedächtniß an, und dieser Umstand wirke drückend auf die Intelligenz. Was würde nun der Verf. zu erwiedern haben, wenn ein Chinese, der von dem Charakter unserer Europäischen Sprachen einige Notiz genommen hätte, ihm ungefähr so entgegnete:

„Ihr beklagt uns, daß wir ein paar tausend Charaktere im Kopfe mit herumtragen müssen, und rechnet es für nichts, daß jede Eurer Sprachen nicht bloß ein Lexikon von zwanzig- bis dreißigtausend Wörtern, sondern außerdem noch eine Grammatik mit einem Wuste von Flexionen, Regeln und Ausnahmen hat? Schon gegen die simpelste Europäische Sprache empört sich unser Gedächtniß; Euch aber füllt noch nicht einmal die Muttersprache den Kopf zur Genüge; schon in zarter Jugend müßt Ihr damit anfangen, noch zwei andere Sprachen hinunterzuwürgen, von denen jede einen viel größeren Reichthum an Wörtern und grammatischen Beugungen haben soll, als die Muttersprache selbst. Was für Wundermänner des Gedächtnisses müßt Ihr Europäer seyn, daß man Euch drei Wörterbücher und eben so viele Sprachlehren in den Kopf schieben kann, und welche Elastizität muß Euer Genius besitzen, daß eine solche Riesenwucht ihn nicht zermalmt?! Oder sind funfzig- bis sechzigtausend Wörter mit einer angemessenen Zukost grammatischer Regeln leichter zu verdauen, als dreitausend oder selbst fünftausend Schriftzeichen, neben welchen wir eine mündliche Sprache besitzen, die in formeller Hinsicht so einfach ist, als sie nur erdacht werden könnte; die von Declination, Conjugation und Allem, was Eure schwerfällige Formenlehre ausmacht, keine Spur zeigt?"

Aber Wörter sind doch wohl viel leichter zu merken, als Schriftzeichen? Dies würden wir herzlich gern zugeben, wenn die Chinesischen Charaktere ein verworrenes Durcheinander von Zügen und Schnörkeln wären. Nun aber läßt sich auch das komplizirteste Chinesische Zeichen sehr gut in seine Urbestandtheile auflösen; ja, in dieser Zusammensetzung liegt oft eine sehr glückliche Definition, die den Begriff lebendiger vor die Seele führt, als bloße artikulirte Laute zu thun vermögen. Das Gedächtniß des Europäers ist nur darum — wenigstens in der ersten Zeit — für die Chinesische Schrift minder empfänglich, weil er viel weniger gewohnt ist, das Material seiner Erudition nur durch's Auge in die geistige Vorrathskammer zu fördern.

So viel zum Troste derer, denen das Auswendiglernen Bedürfniß scheint. Wir für unseren Theil halten diese Plackerei im Chinesischen für eben so überflüssig und zwecklos, wie in jeder anderen Sprache. Muß man denn die Chinesischen Charaktere im Fluge wegschnappen, oder aus einem Chaos herausfischen, daß Einem so viel daran gelegen seyn könnte, sie geistig einzupferchen? Giebt es etwa keine Chinesische Wörterbücher, in welchen alle Charaktere unter Schriftwurzeln gebracht und in schönster Ordnung disponirt sind? Etwas Bekanntschaft mit den sogenannten Wurzelzeichen und einige Uebung setzen uns bald in den Stand, ein Chinesisches Wörterbuch eben so bequem zu handhaben, wie alphabetische Wörterbücher.

Die wahren Schwierigkeiten der Chinesischen Sprache ständen uns immer noch in frischester Kraft gegenüber, wenn auch der ungeheure Gedächtnißkampf längst durchgekämpft wäre; denn das Gedächtniß ist bloße Munition, nicht kämpfende Mannschaft. Man hat in keiner Sprache so viel Noth, unter den oft sehr verschiedenen Bedeutungen, die ein und dasselbe Wort (resp. Zeichen) in sich vereinigen kann, diejenige herauszufinden, welche in den Zusammenhang paßt, und in keiner anderen Sprache sind die grammatischen Kategorieen so schwer zu erkennen, wie im Chinesischen. Hier kommt es also nur auf Intelligenz an. Wer — was dem Ausländer nur durch lange Uebung möglich wird — im Verstehen Chinesischer Texte einen sicheren Takt erlangt hat, der kann mit weit größerem Rechte Meister genannt werden, als ein Anderer, dem diese Gewandtheit fehlt, hätte auch der Letztere zehn Mal mehr Charaktere im Gedächtniß. Das ist ein Gemeinplatz, eine triviale Wahrheit! hören wir die meisten Leser hier ausrufen; aber ist man nicht oft wider Willen genöthigt, an die trivialsten Wahrheiten zu erinnern?

Allein warum haben denn die Chinesen auf eine ideologische Schrift sich versteift und nicht lieber ein Alphabet erfunden? Antwort: Weil sie recht wohl gefühlt haben, daß ihnen ein Alphabet ihre eigene Muttersprache zum ewigen Räthsel gemacht und alle Art von Literatur schon im Keime erstickt hätte. Der Genius der Chinesischen Sprache empört sich gegen Buchstabenschrift, und wer die Chinesen mit einem Alphabet beschenken wollte, der müßte auch eine ganz anders organisirte mündliche Sprache für sie erfinden. Besondere Belege für diese Behauptung würden hier zu weit führen, und so kommen wir denn wieder auf Herrn Chasles zurück.

„Man hat die Menschen nach der größeren oder geringeren Anzahl von Zeichen, die sie zu behalten vermocht, klassifizirt; wer 3000 Wörter weiß, ist Mandarin zweiter Klasse; wer 4000 weiß, Mandarin erster Klasse."

Diese mit Zuversicht ausgesprochene Meinung hat ungefähr eben so viel objektive Wahrheit, als die bekannten Notizen Martin Behaim's auf dem Nürnberger Globus. Refer. hat mehr als einen biographischen Artikel über berühmte Gelehrte oder Staats-Beamte des von den Europäern sogenannten himmlischen Reiches*) gelesen und nirgends von Einem derselben gerühmt gefunden, daß er so oder so viele Charaktere in seinem Kopfe beherbergt habe. Man lese nur die bekannte Jugendschrift San dsző king,**) die dem Europäischen Publikum schon seit vielen Jahren in einer Englischen und jetzt auch in einer Russischen Uebersetzung vorliegt, und in welcher dem Schüler sein ganzer Studienplan vorgezeichnet ist. Da fehlt es zwar nicht an Ermahnungen zu Fleiß und Ausdauer im Studium der kanonischen Bücher, der Philosophen, der Reichs-Historiker u. s. w.; aber nirgends wird man geschrieben finden: „suche Dir drei, oder vier, oder zehntausend Zeichen einzuprägen: dann bist Du ein Mann comme il faut! Dann steht Dir zu den höchsten Aemtern Thor und Thüre offen!"

Ref. hat einen Chinesen aus Macao kennen gelernt, der nie viel mehr als gemeiner Matrose war und also schwerlich jemals daran dachte, ein Staats-Examen zu machen. Die geringe Schulbildung, die er als Knabe genossen, hatte gleichwohl so gute Früchte getragen, daß nur sehr wenige Charaktere ihm völlig fremd waren, und daß er sogar mehrere Tausend derselben aus dem Gedächtniß niederschreiben konnte. Dieser Mann würde also in dem China des Herrn Chasles vielleicht schon ein Mandarin zweiten Ranges geworden seyn! Er selbst war jedoch weit entfernt, sich für einen Gelehrten zu erklären, und versicherte treuherzig, er könne in dem gelehrtesten Chinesischen Werke zwar die meisten Zeichen, so einzeln genommen, verstehen, aber es fehle ihm die rechte Zusammenfassung! Sehr natürlich! Man lege dem gemeinen Mann in Europa ein tiefes philosophisches oder streng wissenschaftliches Werk seiner Muttersprache vor — gewiß wird er bekannte Wörter genug darin herausfinden; aber sein Geständniß wegen der Zusammenfassung wird ziemlich eben so ausfallen, wie das jenes Chinesen.

So viel wir bis jetzt von dem Examen der Chinesischen Amts-Bewerber wissen, so zerfällt es, wie bei uns, in ein mündliches und schriftliches. In dem schriftlichen Examen werden den Kandidaten Themata zu Ausarbeitungen gegeben. Diese Themata sind gewöhnlich Aussprüche der kanonischen Bücher oder klassischen Philosophen über Gegenstände der Moral und Politik. Den Werth solcher Aufsätze bestimmt aber nicht die in denselben zur Schau gelegte Fülle erlernter Schriftzeichen, sondern Scharfsinn und Klarheit der Auseinandersetzung und Eleganz des Ausdrucks.***)

Jeder Chinese, der nicht gerade zum Pöbel gehört, hat auch von seiner geschriebenen Muttersprache so viel Kenntniß, als seine Stellung im bürgerlichen Leben erfordert, und will er diese Kenntniß erweitern, so fehlt es vielleicht in keinem Lande weniger an Hülfsmitteln zu diesem Zweck. Nirgends hat man so eifrig für Kommentare und Wörterbücher gesorgt, in denen nicht bloß alle seltener vorkommende Schriftzeichen erläutert, sondern auch alle minder gewöhnliche Bedeutungen der häufig vorkommenden verzeichnet sind. Sollten gleichwohl künftige Statistiker zu dem Resultate kommen, daß es in dem ungeheuer bevölkerten Chinesischen Reiche sogar verhältnißmäßig mehr unwissenden Pöbel giebt, als in irgend einem Europäischen Lande, so wird man dies auch mit anderen Gründen zu motiviren wissen, als mit dem eigenthümlichen Charakter der Chinesischen Schrift.

Bis jetzt haben wir noch unberücksichtigt gelassen, daß es in China sogar verschiedene Schriftarten giebt,†) von denen das sogenannte Zao, in seiner bizarrsten Form, dem Gedächtniß ohne allen Vergleich mehr zu schaffen macht, als die gewöhnliche Schrift. Wir wissen nicht, ob man jemals den Versuch gemacht hat, das Zao unter Wurzelzeichen zu bringen, und halten es für beinahe unmöglich, denn hier sind die Elemente der Zeichen mit wahrhaft zügelloser Freiheit in einander geschlungen, und wir würden es Niemand verdenken, der beim Anblick eines Zao-Textes ausriefe: „dazu gehört übermenschliche mnemonische Kraft!" Wenn 3000 Zeichen der gewöhnlichen Schrift ein Individuum zum Mandarin zweiten Ranges befördern könnten, so würden ihm schon 300 von den bizarrsten Zeichen des Zao gewiß mit vollem Rechte auf den Mützenknopf ersten Ranges Ansprüche geben. Aber gerade diese Schrift ist nichts weniger als klassisch, und man würde es einem Kandidaten sehr übel nehmen, der seine Probe-Dissertation in derselben abfaßte. Sie dient am häufigsten im Geschäftsleben oder überhaupt in Briefen. Dann und wann findet man auch Vorreden zu Büchern in gemäßigtem Zoa geschrieben, das sich bequemer entziffern läßt.††)

Dr. W. Sch...

*) Bei den Chinesen wird man sich vergebens nach diesem Ehrentitel umsehen. Er verdankt seine Existenz den Briten, die das Kompositum Thian hia, „was unter dem Himmel (liegt)" durch heavenly empire übersetzen.

**) Eine Notiz über dieselbe findet sich im vorjährigen Magazin.

***) Ueber die Grundsätze der Chinesischen Rhetorik und Stilistik sehe man besonders Premare's Notitia linguae Sinicae (S. 183 ff., und Gonçalves Arte China (S. 422 ff.)

†) Es versteht sich von selbst, daß wir hier bloß an formelle Verschiedenheit denken.

††) Der Pater Gonçalves, auf dessen sehr gehaltreiche Arte China wir noch öfter zurückkommen werden, hat in dem genannten Buche unter der Ueberschrift „formularios de cartas" (S. 491 ff.) zwölf Chinesische Briefe in gewöhnlicher Schrift und in Zoa-Charakteren, mit beigefügter Portugiesischer Uebersetzung, mitgetheilt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Freitag den 13. März 1835.

Frankreich.

Dupuytren.

Jetzt, wo der Grabhügel Dupuytren's Hülle eben aufgenommen, und die Schwelle seines Nachruhms bildet, dürfte ein Rückblick auf das Leben und Wirken dieses großen Mannes nicht ohne Interesse seyn, wie denn auch fast alle periodischen Blätter dem Todten bereits ihre Huldigungen dargebracht haben, aus denen man indeß, abgesehen von den rein biographischen Notizen, den individuellen Charakter des Verstorbenen schwerlich ganz erkennen dürfte.

Nicht aber den Lobredner Dupuytren's wollen wir hier spielen, denn einen solchen nimmt nur der zweifelhafte, von der Hand der Parteien und vom Winde der Meinungen in einer Stunde errichtete und vernichtete Ruhm in Anspruch; der unseres Todten aber ist bereits durch die Zeit geweiht und befestigt. Auch alle biographische Einzelnheiten sollen hier, da man sie überall findet, übergangen werden.

Dagegen wünschten wir wohl, uns mit einer gründlichen Würdigung der Arbeiten, wie mit einer richtigen Abschätzung der von diesem großen Meister unserer Kunst geleisteten Dienste zu beschäftigen; dies aber hieße, eine Geschichte der Französischen Chirurgie während der ersten Hälfte des 19ten Jahrhunderts schreiben wollen: eine Aufgabe, die nicht improvisirt werden kann.

Selbst das Privatleben des Dahingeschiedenen bietet ein eben so interessantes, als lehrreiches Bild einer bedeutenden moralischen Existenz dar, aus welchem das nachwachsende Geschlecht lernen könnte, um welchen Preis und durch welche Mittel große Namen erworben werden, und wie die glücklichsten, geistigen Anlagen, die reichsten Schätze der Wissenschaft oft nur zu Hülfs-Werkzeugen benutzt werden, um die Menge zu beherrschen, keinen Nebenbuhler zu dulden, die Welt zur Bewunderung hinzureißen: ein Unternehmen, welches nur durch die Beweglichkeit der Leidenschaft und durch die Unbiegsamkeit des Willens mit Erfolg gekrönt werden kann. Mancher hochstrebende Ehrgeiz dürfte sich vielleicht durch die Abwägung der zu bringenden Opfer und des zu hoffenden Resultats zu seinem Besten abschrecken lassen, und so würde diese Biographie auch ihre moralische Seite haben. Allein zu frisch ist noch die Erde, um das Wagniß, ein solches Sitten-Kapitel zu schreiben, zu rechtfertigen, und wir wollen uns daher hier nicht mit Dupuytren als Menschen, den der Tod hinweggerafft, sondern mit ihm als Gelehrten beschäftigen, den er uns nicht hat rauben können.

Diese freiwillige Beschränkung umfaßt immer noch ein unendlich großes Gebiet: den wissenschaftlichen Werth und Einfluß nämlich, den dieser größte Arzt seiner Zeit besessen und geübt hat.

Dupuytren hat fast Nichts geschrieben; zwei oder drei Aufsätze und die noch kurz vor seinem Tode vollendeten „Vorlesungen über die Verletzungen durch Kriegswaffen"*) bilden seinen ganzen literärischen Nachlaß, der, wenn auch hinreichend, um den Ruhm eines jeden Andern für immer zu befestigen, doch gewiß nie für sich allein den seinigen in dessen ganzer Ausdehnung begründet hätte, und was seine hinterlassenen Papiere betrifft, so müssen wir gestehen, daß wir darin etwas Wichtiges zu finden mehr wünschen als hoffen. Nun bezeichnen aber in der Wissenschaft gewöhnlich gerade die Schriften die Stufe der Vollkommenheit und des Ruhms ihrer Verfasser, so daß, wenn es auch zu allen Zeiten tüchtige Praktiker und ausgezeichnete Lehrer gegeben, ihr Ruf, wenn sie keine Bücher hinterließen, meist die Generation nicht überlebte, die sie gesehen und gehört hatte. Gewiß aber wird Dupuytren die Zahl dieser großen und doch unbekannten Todten nicht vergrößern, er wird nie ganz vergessen werden. An zu viele wichtige Erfindungen und Entdeckungen ist sein Name geknüpft, und zu oft hat derselbe dreißig Jahre hindurch in der Geschichte der Chirurgie durch seinen Klang alle Welttheile erfüllt; dennoch aber wird auch er nicht so auf die Nachwelt kommen, wie er uns jetzt vorschwebt. Seine vorzüglichsten und gerechten Ansprüche auf die Bewunderung der Zeitgenossen sind in der That nur dem flüchtigen Zeugniß der Erinnerung und der verhallenden Stimme der Ueberlieferung anvertraut: beide aber ermatten leider nur zu schnell.

Namentlich als Praktiker und Lehrer verdiente Dupuytren eine der ersten Stellen unter den Wundärzten unserer Zeit; und gewiß nur sehr wenige können sich ihm in der Anwendung und im Unterricht unserer Kunst gleichstellen. Zwanzig Jahre hat er im Hôtel-Dieu, einem der ersten Institute Europas, unwiderlegliche und öffentliche Beweise seiner Ueberlegenheit gegeben; und man kann wohl mit Recht behaupten, daß seine darin gehaltene Klinik mehr neue Ideen verbreitet und mehr Meister gebildet hat, als tausend während dieser Zeit erschienene chirurgische Werke. Nie vielleicht haben sich die Vortheile der mündlichen Lehre deutlicher und größer gezeigt, als bei ihm.

Für die Laien, und leider auch für viele Wundärzte, ist die Chirurgie nichts, als die Kunst zu operiren, allein das Genie des Wundarztes liegt wahrlich nicht in seinen Fingerspitzen. Wohl haben die Aerzte Jahrhunderte lang diesen Irrthum sich zu Schulden kommen und die Operationen sogar durch Gehülfen ausführen lassen, um ihrer ärztlichen Würde nichts zu vergeben; heut zu Tage aber stehen die Aerzte und Wundärzte eben so auf gleicher Stufe der Achtung, wie die Medizin und Chirurgie auf gleicher Stufe der Wissenschaftlichkeit. Man giebt jetzt zu, daß es eben so viele, wenn nicht größere Kenntnisse voraussetzt, einen Blasenstein zu erkennen, auszuziehen und den Kranken zu heilen, als ein dreitägiges Fieber richtig zu behandeln, so wie daß jener Beruf eben so edel als dieser ist. Freilich sollte man diese Ansicht für so einleuchtend halten, daß das Gegentheil von vorn herein als abgeschmackt erscheinen müßte; allein der menschliche Geist ist einmal der Art, daß er mehrere Jahrhunderte gebraucht hat, um diese Wahrheit allgemein anzuerkennen.

Die Chirurgie wird gegenwärtig als ein integrirender Theil der Medizin überhaupt betrachtet. Die Natur selbst hat nämlich dadurch, daß sie innere und äußere Krankheiten hervorbringt, auch zwei Fächer der Heilkunst bedingt; in der Praxis aber berühren und verschmelzen sich oft gegenseitig die Rollen des Arztes und Wundarztes, wie jene Krankheiten selber.

Wenn wir demnach Dupuytren den ersten Wundarzt unseres Zeitalters nennen, so nehmen wir diesen Namen in seiner größten Ausdehnung. Die Chirurgie hat in unseren Tagen ihr Gebiet so vergrößert, daß sie vielleicht jede andere Kunst und Wissenschaft an Schwierigkeiten übertrifft; und außerdem ist ihre Anwendung so positiv, jeder Irrthum in ihr so augenscheinlich, daß sie den Anmaßungen der Unwissenheit und des Charlatanismus fast gar keinen Spielraum läßt und zur Erlangung eines großen Rufes materielle Beweise nothwendig macht.

Dupuytren war nun in allen einzelnen Zweigen dieser schweren Kunst ein gleich großer Meister. Er hatte einen bewunderungswürdigen Scharfblick, eine sichere Hand, unerschütterliche Kaltblütigkeit, und jenes angeborne Genie, welches den Künstler macht; denn wie zum Maler und Dichter, muß man auch zum Arzt und Wundarzt geboren seyn. Zu siebenzehn Jahren war er bereits Prosector an der Fakultät, und von seiner frühesten Kindheit zog ihn ein innerer Drang zu der Laufbahn, welche er mit so viel Glück zurückgelegt hat.

Wie in der Medizin, ist auch in der Chirurgie die Diagnose die schwierigste Aufgabe, denn in ihr entfaltet sich die Kraft des Geistes und die Richtigkeit des Urtheils. Nur scheinbar hat der Wundarzt es mit äußeren Krankheiten zu thun, denn streng genommen, giebt es keine äußere Krankheiten, so wie es am menschlichen Körper überhaupt nichts Aeußerliches giebt, als etwa die Hautfläche. Die sogenannten chirurgischen Affectionen haben meist ihren Sitz in der Tiefe einer Körperhöhle; aber auch diejenigen, welche unserm leiblichen Auge sich darbieten, müssen durch die Augen unseres Geistes gedeutet und erklärt werden.

Gerade aber in der Diagnostik glänzte Dupuytren vor allen Andern hervor. Wer ihn ans Krankenbette begleitete, wird gewiß die Sicherheit seines Blickes bewundert haben. Er beobachtete aufmerksam, aber rasch, und die Schnelligkeit seiner Entscheidungen erregte nicht minder Erstaunen, als deren Gründlichkeit. Alle seine Sinne waren in Aufregung, und sein Kranken-Examen war nur kurz und umfaßte nur wenige Fragen. Auch Dupuytren hat sich freilich dem Erbtheile des Menschen, dem Irrthum, nicht immer entziehen können, allein er irrte verhältnißmäßig sehr selten. So machte er einmal den Steinschnitt, ohne einen Stein zu finden, dasselbe aber ist Cheselden, Desault und Roux begegnet, und kann Jedem vorkommen. Wir wiederholen demnach, daß in der Diagnostik Dupuytren keinen Nebenbuhler hatte. Seine klaren, genauen und stets motivirten Annahmen wurden fast immer durch die

*) Für das medizinische Publikum bemerken wir, daß der Herr Geheime-Rath von Graefe, als ausübender und klinischer Wundarzt Dupuytren's würdigster Nebenbuhler, und mit demselben seit seinem vorjährigen Aufenthalte in Paris durch eine, auf gegenseitige Anerkennung und persönliche Hochachtung gegründete, Freundschaft verbunden, sich dafür interessirt, diese Vorlesungen, gleichsam das wissenschaftliche Testament seines verstorbenen Freundes, den Deutschen Fachgenossen möglichst lehrreich zu machen, indem er den mit der Bearbeitung derselben beschäftigten Herrn Dr. Kalisch durch erläuternde und ergänzende Mittheilungen aus seiner eigenen reichen Erfahrung unterstützt und dadurch auf das einzige literarische Denkmal, welches Dupuytren selbst sich gesetzt, das Weihgeschenk seiner Verehrung niederlegt. Diese Vorlesungen werden in Kurzem in der Buchhandlung von Veit et Comp. in Berlin erscheinen.

Thatsachen bestätigt. In den zweifelhaftesten und dunkelsten Fällen fand sein, durch die Schwierigkeiten nur noch mehr geschärfter, Blick stets unerwartete Beziehungen, welche Licht verbreiteten und Gewißheit verschafften. Diese glänzende, und durch ihre Resultate unschätzbare Diagnose war bei ihm, wie sie es überhaupt ist, die Frucht jener höchsten menschlichen Fähigkeit, welche wir richtiges Urtheil, in einem höheren Grade gesunden Verstand, und in der höchsten Entwickelung Genie nennen; denn der medizinische Takt ist keinesweges ein Errathen, sondern nur ein schnelles Berechnen.

Von der Sicherheit der Diagnose hängen nun aber allein, um auf den praktischen Theil der Kunst überzugehen, die richtigen Anzeigen des Kurplans ab; und Dupuytren war eben so ausgezeichnet in der Behandlung, als in der Erkennung der Krankheiten. Ohne hier die Verdienste einzeln hervorheben zu wollen, welche er durch Erfindung, Erneuerung oder Vervollkommnung von Operations-Methoden sich um die Chirurgie erworben, wollen wir nur bemerken, daß er alle ihre Gebiete berührt und überall, wo er Hand angelegt, auch die Spuren seines tiefen und praktischen Geistes hinterlassen hat.

Als Operateur vereinigte er in sich Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und manuelle Geschicklichkeit: eben so kostbare als unentbehrliche Eigenschaften. Nicht, daß er an manueller Gewandtheit, Lebhaftigkeit und Leichtigkeit alle seine Kunstgenossen übertraf; vielmehr thaten es ihm hierin mehrere zuvor; allein er hatte eine zwar weniger glänzende, dafür aber desto schwerer zu erlangende Geschicklichkeit, welche darin bestand, das vorgesteckte Ziel nicht auf dem kürzesten, sondern auf dem sichersten Wege zu erreichen. Darin eben lag, nach unserer Meinung, eines seiner größten Verdienste, daß er stets das Interesse seines Ruhmes dem des Kranken unterordnete, und daß er niemals den Erfolg aus Unvorsichtigkeit, oder Eitelkeit auf's Spiel setzte. Der Zufall gehört mit zu den Gottheiten der Medizin, und da er oft Wunder thut, so verschafft er auch bisweilen Anbeter. Niemals aber gab sich Dupuytren dieser blinden Gottheit hin. Andererseits gehört oft in der Chirurgie mehr Geist dazu, zu warten, als zu handeln; und sehr oft enthielt sich Dupuytren des letzteren. Nicht glänzen, heilen wollte er; nicht des Operirens, sondern der Gesundheit wegen operirte er; nicht das Mittel, sondern der Zweck lag ihm am Herzen. Ein großes Beispiel hat er hierin seinen Schülern hinterlassen, und dadurch besonders hat er seiner Kunst die allgemeine Achtung verschafft.

Darum aber war er nicht etwa minder kühn. Freilich sprechen wir hier nicht von jener Dreistigkeit der rohen Wundärzte, welche für einen unsicheren Erfolg Alles wagen, und aus Unwissenheit, oder zuweilen wohl gar aus Schlechtigkeit, um das Leben des Kranken spielen. Diesen Uebermuth kennt der große Wundarzt nicht; auch seine kühnsten Entschlüsse sind auf vernünftige Beweggründe gestützt, und sein Muth besteht nur darin, den etwanigen Folgen zu trotzen und ihre Verantwortlichkeit auf sein ruhiges Gewissen zu nehmen.

Ganz vorzüglich leuchtete die Fruchtbarkeit der geistigen Hülfsquellen bei Dupuytren in ihrem vollen Glanze, wenn unvorhergesehene Ereignisse plötzlich eintraten. Mit jenem Gleichmuthe begabt, welchen die Organisation, die Gewohnheit und besonders die Wissenschaft verleiht, ließ er sich durch die beunruhigendsten Verwickelungen und durch das Eintreten überraschender Zufälle während einer Operation nicht außer Fassung bringen. Da sah man ihn gegen die Hindernisse kämpfen, scharfsinnig die neuen Anzeigen auffassen, die Mittel zu ihrer Erfüllung rasch anwenden, den eingeschlagenen Weg plötzlich verändern und die Operation nach einem neuen Plane zu Ende bringen. Wie erstaunte man aber vollends, wenn er dann über das, was er eben in der Eile gethan, einen langen, systematisch geordneten Vortrag hielt, die Motive seines Handelns so genau auseinander setzte, als ob er darüber lange Zeit vorher nachgedacht, und alle die Mittel angab, die da hätten angewandt werden können, unter welchen er aber, nach Abwägung aller Vor- und Nachtheile, so wie nach der Berücksichtigung einer zahllosen Menge praktischer Beispiele, das von ihm gewählte für das zweckmäßigste erachtet habe. Nie erschien die Heilkunst größer und bewunderungswürdiger, als in solchen Augenblicken.

Auch in der Nachbehandlung der Operationen, bei welcher viele Wundärzte dem Grundsatze: *die Operation ist vollbracht, das Uebrige wird Gott thun*, etwas zu sehr huldigen, ließ Dupuytren niemals eine Nachlässigkeit sich zu Schulden kommen, sondern zeigte vielmehr in dieser so recht eigentlich medizinischen Chirurgie eben so große Sorgfalt, als Meisterschaft.

Ganz denselben Mann finden wir nun in ihm, wenn wir ihn als klinischen Lehrer betrachten. Bei seiner Uebernahme des Lehrstuhls im Hôtel-Dieu lud er eine große Verantwortlichkeit auf sich, denn er ersetzte einen Meister, dessen Beredtsamkeit weltberühmt gewesen war: Pelletan, dessen Vorgänger Desault gewesen war. Aber er zeigte sich bald seiner schweren Aufgabe gewachsen; er brachte die feindlichen Stimmen zum Schweigen, und in Kurzem verdunkelte seine Klinik alle übrige.

Man kann wohl sagen, daß Dupuytren den klinischen Unterricht der Vollkommenheitsstufe ziemlich nahe gebracht, und wie schwer dieser Unterricht sey, sieht man an der Menge von Männern, die dabei scheitern. Jeder gründlich gebildete, literärisch vorbereitete und mit der Sprache vertraute Arzt kann wohl einen Kursus von Vorlesungen halten, da er, wie der Verfasser eines Buches, seinen Stoff zu wählen, einen Plan sich vorzuzeichnen und gehörige Zeit darauf zu verwenden vermag; anders aber verhält es sich mit einer Klinik, welche eine anhaltende Improvisation erheischt; nicht das System, nicht der Lehrer ordnet hier voraus die Gegenstände des Vortrages, sondern der Zufall leitet hier Alles und führt die Dinge bunt und unerwartet an uns vorüber. An jedem Krankenbette muß der Lehrer sich erklären, diagnostiziren, die Behandlung vorschreiben und für Alles seine Gründe angeben; jeder Blick seiner Zuhörer ist eine Frage, und Jeden soll er befriedigen, Jedem muß er antworten. Es handelt sich hier weniger um die Wissenschaft, als um die Kunst; weniger um die **Krankheiten**, als um die Kranken; kurz, das praktische Talent wird hier **vor** Allem in Anspruch genommen.

Aber eben als Praktiker erster Größe besaß **Dupuytren** auch die wichtigste Eigenschaft des klinischen Lehrers. Dabei war er unerschöpflich an Beispielen, aus denen er belehrende Unterscheidungs- und Vergleichungspunkte zog. Ohne gerade ein ausgezeichneter **Redner** zu seyn, sprach er doch mit jener Leichtigkeit und Sicherheit, welche die vollkommene Vertrautheit mit dem Gegenstande gewährt; indeß war sein Vortrag durchaus nicht schmucklos, sondern vielmehr schön verarbeitet und zuweilen sogar so elegant, wie man ihn in Hospitälern selten hört. Abgesehen aber von dieser befriedigenden Form, war es der innere Gehalt seiner Worte, der jenen unermeßlichen Nutzen **stiftete**. Dupuytren liebte seine Kunst; das Hôtel-Dieu war sein **Ideal**; alle seine Geisteskräfte waren auf diese Klinik gerichtet; hier herrschte er über ein Volk von Schülern, hier umgab ihn ein Hofstaat von **Meistern**; von hier konnte ihn nichts als der Tod entfernen. Bei dieser seiner Herrschaft, die, wie man sagt, der Gegenstand seines Ehrgeizes war, ist die Menschlichkeit wahrlich nicht zu kurz gekommen, und es ist ein großes Glück, wenn ein so umfassender Ehrgeiz durch solche **Mittel** seine Befriedigung suchen muß. Zwanzig Jahre hindurch ist das Pariser Volk unentgeltlich vom größten Arzte des Landes behandelt worden, während der Reichthum dies nur durch große Opfer erreichen konnte. Dupuytren hat Millionen erworben, ohne einen einzigen Tag seine Amts-Verpflichtung zu vernachlässigen, und dies ist gewiß heutzutage selten. Nur zwischen großer Leidenschaft und großer Tugend liegt die Lösung dieses Räthsels, welches eines der vielen Geheimnisse bildet, an denen das Leben dieses Mannes so reich war.

Nur wenige Menschen sind während ihres Lebens so *verschieden* beurtheilt worden, wie Dupuytren; wenige aber auch so *oft verkannt*, als er. Was er geleistet, weiß Jeder; was er war, *vielleicht Keiner*. Nur in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, erschien er seinen Zeitgenossen; nur in einer gewissen Entfernung sprach er mit ihnen; nur sehr wenige sind ihm so nahe gekommen, um ihn genauer kennen zu lernen, und von diesen haben die meisten ihre Neugierde theuer bezahlt. Diese systematische, oder ihm angeborene Zurückgezogenheit hat seinem Namen vielleicht etwas Wunderbares gegeben; denn die vom Volke am meisten verehrten Götzen sind nicht die, *welche es* mit Händen greifen kann, sondern die *es* nur durch eine Spalte *in* einem dunkeln Heiligthum erblickt.

Bibliographie.

Abrégé de l'Histoire romaine, depuis la fondation de Rome jusqu'à la chute de l'empire romain en Occident. — Aus dem Englischen von Goldsmith, übersetzt von Bruviet.

Carte polémographique ou géographico-militaire de la France, pour l'intelligence du cours de géographie militaire professé à Saint-Cyr, dressé par Mr. Darmet.

Essai sur l'Étude de l'Histoire en France, au 19e siècle. — Von Antoine de Latour. 6 Fr.

England.

Zur allgemeinen Völker-Statistik.

Nach dem eben erschienenen Werke von Mac Gregor.*)

Der untenstehende ausführliche Titel bezeichnet hinlänglich den Charakter des Werkes, dessen erster Theil eben erschienen ist und das *neun* Bände umfassen wird. Der Plan ist höchst großartig angelegt, und man kann den Schatz von Wissen, der in diesem ersten Theile entfaltet ist, nur eben so nennen. Was in den tabellarischen Uebersichten für eine Fülle von Stoff geboten ist, glaubt man kaum ohne die Gewähr der eigenen Anschauung; und, nach der vorliegenden Probe zu urtheilen, wird das ganze Werk für die Wissenschaft der Statistik von unschätzbarem Werthe seyn.

Herr Mac Gregor scheint die zuverlässigsten Quellen bei seinem Material befragt zu haben; amtliche Berichte, Zählungs-Listen aus den einzelnen Provinzen, allgemeine Uebersichten; dazu die Berechnungen vieler der tüchtigsten Schriftsteller dieses Faches, eines Balbi, Malte Brun, Hassel, von Malchus, Travaux, Crome, Walkenaer; die hieraus gewonnene Ausbeute besteht in einer Fülle wahrhaft überraschender Thatsachen. Es wird sich wohl nicht leicht Jemand für die strenge Genauigkeit derselben verbürgen; unbezweifelt aber kommen sie der Wahrheit sehr nahe, und sie bieten Data, welche für die bedeutendsten Interessen der Gesellschaft von ungemeiner Wichtigkeit sind. Eine näher eingehende Kritik mag einem Statistiker vom Fache vorbehalten bleiben. Wir begnügen uns, für den Zweck dieser Blätter einige Auszüge aus dem Werke mitzutheilen.

„Nach genauer Berechnung enthält Europa 3,107,316 Englische Quadrat-Meilen**), 225,950,952 Einwohner***); Asien 12,118,000 geo-

*) The resources and statistics of nations, exhibiting the geographical position and natural resources; the Area and population; the political statistics, including the government, revenue, expenditure, the civil, military and naval affairs; the moral statistics, including religion and education; the medical statistics, including comparative mortality etc.; and the economical statistics, including agriculture, manufactures, navigation and trade etc. of all countries. By John Mac Gregor Esq. — Part I. London, 1835.

**) An bebautem Lande 1,573,311,162 Morgen; an pflügbarem: 891,[illegible] Morgen; Wiesen und Weideland: [illegible]; Weinland: 19,[illegible]; Holzungen: 674,9[illegible]; Getraide: 1,9[illegible] Scheffel; Wein: 9[illegible] Eimer; 26,417,610 Pferde und Maulthiere; 71,270,074 Stück Hornvieh; 170,577,220 Schaafe; 42,974,810 Schweine; 6,513,225 Ziegen. Die Morgen, Scheffel und Eimer sind nach Deutschem Gemäßverhältnisse, so wie der Ueberschlag von dem Baron von Malchus.

***) Katholiken: 110,554,875; Protestanten: 40,851,005; Griech. Kathol.: 42,3[illegible]; Juden: 1,671,640

graphische Quadrat-Meilen, 413,844,300 Einw.*); Amerika 15,056,796 geogr. Quadrat-Meilen, 46,492,000 Einw.; Afrika 8,517,000 geogr. Quadrat-Meilen."

In gleicher Weise sind einzelne Länder, ihre Wohlstands-Quellen, Häfen, Klima, Produkte, ihr Ackerbau, so wie ihre Manufakturen übersichtlich dargestellt. So z. B.: „Rußland hat ungefähr dreißig gute Seehäfen; doch sind zur Winterzeit die meisten derselben für einige Monate verschlossen. Der Hafen von Archangel ist acht Monate jedes Jahr gesperrt. Von hier aus geht, vermittelst der Dwina, die Ausfuhr der Produkte eines sehr ausgedehnten Striches, auf welchem Weizen, Holz und Hafer gewonnen wird, so wie auch hierher die Einfuhr der aus fremden Ländern bezogenen Artikel stattfindet. Da die Russischen Häfen an der Ostsee gleicher Weise für einige Monate durch das Eis gesperrt sind, so würden Kriegs- so wie Kauffahrtei-Schiffe am Aus- und Einlaufen in die heimischen Häfen gänzlich gehindert seyn, wenn ihnen nicht das Schwarze Meer offen stände, durch den letzten Vertrag mit der Pforte. Für die Schifffahrt auf dem Stillen Meere sind die Russischen Häfen an der Küste von Asien und auf der Nordwest-Küste von Amerika außerordentlich vortheilhaft und werden sich in nicht langer Zeit als sehr erfolgreich erweisen. Rußland kann von Persien und Indien zu Lande alle diejenigen Artikel beziehen, welche es außer den Erzeugnissen seiner eigenen Besitzungen braucht. Alle die mächtigen Elemente des Ackerbaues, der Fabrication und der innern Macht nennt es sein eigen; aber seine geographische Lage und die Gestaltung seines ungeheuren Länder-Gebietes führen natürliche Mißstände herbei, welche seine Macht und seinen Einfluß nach außen schwächen und verengen." Ferner von Spanien: „Nach Moreau de Jonnes hat die Bevölkerung in den Städten bedeutend abgenommen, — ein sicheres Zeichen des Verfalls, in demselben Verhältnisse mit dem Sinken der Industrie und des Wohlstandes des Königreichs. Drei Viertel der Dörfer existiren nur noch dem Namen nach. Die größeren Städte, so wie die zweiten Ranges, haben gleiches Schicksal erfahren. Segovia hatte im Jahre 1525, 5000 Familien, gegenwärtig nicht mehr als 2000. Toledo hatte 200,000 Einwohner, gegenwärtig nur noch 25,000. Malaga ist von 80,000 auf 50,000 herabgesunken, und von den Dörfern, die ehemals so zahlreich in dieser Umgegend waren, sind nur noch 16 übrig. In der Diöcese von Salamanca gab es ehedem 127 Städte, davon nur noch 13 vorhanden sind, und die sonst so ertragreichen Kornfelder sind schon seit langer Zeit in Weideplätze für Schaafe verwandelt. Im siebzehnten Jahrhundert belief sich die Bevölkerung von Sevilla wenigstens auf 300,000, davon 130,000 mit Manufaktur-Arbeiten beschäftigt waren, die Zahl der gegenwärtigen Einwohner beträgt 96,000. Merida hat statt seiner ehemaligen 40,000 Einwohner jetzt 5000. Medina del Campo hat nur 6000 statt 30,000, und Valencia hatte nach der Angabe des Escolano im Jahre 1600, 100,000 Häuser und zwischen 500,000 und 600,000 Einwohner; jetzt beläuft sich seine Einwohnerzahl auf 130,000. Vor der Eroberung im Jahre 1487 hatte Granada 70,000 Häuser und 400,000 Einwohner; davon waren 60,000 bewaffnet. Es wurde von Festungs-Werken vertheidigt, auf welchen sich 1030 Thürme und zwei ungeheure Kastelle erhoben, deren jedes eine Garnison von 40,000 Mann zu fassen im Stande war. Das ganze Königreich, wovon jene Stadt die Hauptstadt war, war nur 30 Meilen breit und 70 lang; trotz dessen enthielt es 32 große Städte, und 97 kleinere, und 3,000,000 Bewohner. Jetzt übersteigt die Zahl der Gesammt-Bevölkerung nicht 85,000. Die Stadt Cordova zur Zeit der Mauren-Herrschaft nahm ungefähr acht Lieues von den Ufern des Guadalquivir ein, und enthielt 600 große Moscheen, 3837 kleine Moscheen oder Kapellen, 4300 Minarets oder Thürme, 900 öffentliche Bäder, 28 Vorstädte, 80,455 Läden, 213,070 Wohnhäuser, 60,300 Paläste. Mag dieser Bericht immerhin übertrieben seyn; ihm zufolge war Cordova damals viel ausgedehnter, als London jetzt. Nichts desto weniger können alle diese Angaben dazu dienen, den Glanz und die Blüthe von Cordova zu bezeichnen, und den ungemein raschen Verfall der Macht und des Wohlstandes Spaniens nach Austreibung der Mauren anzudeuten. Der letzte amtliche Census ergiebt, daß 1511 Städte und Dörfer durchaus unbewohnt und verödet sind." — Das ist ein trübseliges Bild von einem Lande, das von der Natur zu Macht und Blüthe geschaffen scheint. Im Jahre 1827 ward die Bevölkerung auf 13,953,959 Einw. abgeschätzt, ungefähr 3,000,000 in den Colonieen.

Schließlich theilen wir noch Einiges mit, was wir der Einleitung entnommen und kurz zusammengedrängt haben; es dient zur Erläuterung des Standes der statistischen Wissenschaft in verschiedenen Ländern.

„Die Statistik von Rußland ist weniger bekannt und weniger authentisch, als die irgend einer Europäischen Nation.

Die statistischen Angaben über Holland werden jedes Jahr sorgfältig gesammelt, aber in den Gouvernements-Büreaus niedergelegt, und sind daher schwer zugänglich.

Die Statistik von Preußen ist in bewunderungswürdiger Ordnung; weniger in den übrigen Deutschen Staaten.

Die Statistik von Spanien, Portugal und Italien ist ein leeres Blatt.

Von der Statistik Afrikas wissen wir Nichts. Mit Ausnahme weniger Landstriche, und vielleicht auch Aegyptens, ist uns dieser ganze Erdtheil unbekannter, als er den Römern war.

Die geringe Kunde von der Statistik Asiens verdanken wir den gelegentlichen Bemerkungen der Reisenden. Gerade über seine wichtigsten Länder, China und Japan, sind wir durchaus ununterrichtet.

Die vereinigten Staaten und das Brittische Amerika sind, wie die civilisirten Länder Europas, uns bekannt."

---

*) Nach Balbi; davon Buddhisten von den beiden großen Sekten: 47,000,000; Braminen 20,000,000; Muhammedaner ungefähr 5,000,000; doch finden hier bedeutende Abweichungen statt, und die Angabe der Gesammt-Bevölkerung ist offenbar falsch.

Bibliographie.

- Legends of the north and border minstrelsy. (Sagen und Balladen aus den Englisch-Schottischen Gränz-Provinzen.) 4. 5½ Sh.
- On preservation from lightning. (Ueber Blitzableitung.) Von Leigh. 1 Sh.
- On the Epistle to the hebrews. (Ueber die Epistel an die Hebräer.) Von Lord Mandeville. 16 Sh.
- Population returns etc. (Englische Volkszählungen, Kirchen-Eintheilung &c. von 1801 bis 1835.) Von Marshall. 4. 63 Sh.
- Collection of statutes relating to the poor. (Sammlung aller auf die Armen sich beziehenden Englischen Gesetze.) Von Pratt. 21 Sh.
- Philosophy of health. (Philosophie der Gesundheit.) Von Dr. Southerwood Smith. 2 Bde. 14 Sh.
- Pantica — oder Sagen aus den frühesten Zeiten. Vom Wm. Howitt. 2 Bde. 21 Sh.
- The Exile of Erin, or the sorrows of a bashful Irishman. (Leiden eines schüchternen Irländers.) 2 Bde. 21 Sh.

R u ß l a n d.

Moskau im Jahre 1612.

Fragment aus den Denkschriften eines Polen, Maskewitz, der sich während des Interregnums in Rußland, zur Zeit des falschen Demetrius, in Moskau befand.

Ich stand mit einem Militair-Posten im Palast des jüngsten Bruders des Zaaren, Alexander Schuisky. Nebenan befand sich der Palast des Bojaren Fedor Golowin. Ich benutzte die Bekanntschaft, die ich in Polen mit der Frau seines verstorbenen Bruders gemacht, um jetzt in seine Nähe zu gelangen. Anfangs verweigerten seine Leute mir den Eingang, der gewöhnlich geschlossen war; als ich aber erklärte, ich brächte Nachrichten von seinem in Litthauen gewesenen Bruder, fand ich die beste Aufnahme. Der Bojar erkundigte sich nach den Verhältnissen seines verstorbenen Bruders, nach dessen hinterlassenen Kindern u. s. w. Ich antwortete, was mir einfiel, da ich nichts wußte, und gab meine Erfindungen für Wahrheit aus. Von nun an wurden wir die besten Freunde und nannten uns einander „Gevatter". Diese Gevatterschaft ward mir sehr nützlich: mein neuer Freund lud mich und meine Gefährten oft zu sich zur Tafel und versorgte mich außerdem mit Lebensmitteln, und mit Heu und Hafer für meine Pferde. Vorzüglich schätzbar war mir seine Freundschaft bei dem Aufstande der Bewohner Moskau's. Ich meinerseits stand ihm auch bei jeder Gelegenheit bei und lud ihn oft zu mir zur Mittagstafel, die mit Polnischen Gerichten besetzt war, über welche der Bojar, da sie ihm früher nicht bekannt geworden, sein beifälliges Erstaunen bezeigte. Immer enger ward unser Freundschaftsbund, so daß ich ihn in vertraulichem Gespräch bat, mich vor etwanigem Verrath der Moskowiten zu schützen, wogegen er mich um gleichen Schutz gegen die Polen bat. Diese Vorsichts-Maßregeln waren aber unnöthig, indem es zu keinem Ausbruche kam.

Ich hatte Gelegenheit, Hochzeiten in vielen angesehenen Moskauschen Familien beizuwohnen. Folgendes sind die dabei herrschenden Gebräuche: in einem Zimmer sitzen die Männer, in einem anderen die Frauen. Man servirt eine Menge von Speisen, brühartig zubereitet, und zwar in Schüsseln, die auf beiden Seiten weiß sind und auf Brat-Pfannen stehen, um sie desto leichter auf Kohlen zu wärmen. Sie werden nicht auf ein Mal servirt, sondern eine nach der anderen; die während der Zeit eingebrachten Schüsseln werden von den Dienern auf den Händen gehalten. Musik giebt es des Abends nicht; über unsere Tänze spottet man, indem man es nicht für schicklich hält, daß ein anständiger Mensch tanze. Dagegen hat man sogenannte Spaßmacher (Schuti) oder Narren, die es sich angelegen seyn lassen, die Anwesenden mit burlesken Sprüngen und mit Gesängen zu unterhalten, die größtentheils sehr schamlos sind. Bisweilen läßt man sich, um sich gleichsam über unsere Sitten lustig zu machen, auf Leyern etwas vorspielen. Dieses Instrument hat Aehnlichkeit mit einer Geige; die Stelle eines Bogens aber wird durch ein in der Mitte angebrachtes Rädchen ersetzt; eine Hand dreht das Rädchen, welches die Saiten berührt, während die andere auf Tasten spielt, deren ungefähr 10 sich oben am Instrument befinden; jeder durch die Tasten hervorgebrachte Ton steht gegen die Saiten einen Ton niedriger. Nun folgt eine andere Unterhaltung. Aus dem entfernteren Zimmer, wo die Damen sitzen, erscheinen einige gut gekleidete Frauenzimmer, „Fräulein" genannt; es sind die Frauen der Diener. Sie stellen sich an der Thüre, durch welche sie hereinkamen, am Ende der Tafel auf, an welcher die Gäste sitzen und suchen sie auf verschiedene Weise zu belustigen. Zuerst erzählen sie Mährchen mit höchst anständigen Zusätzen und Bemerkungen; dann aber singen sie so zotige und schamlose Lieder, daß man die Ohren zuhalten möchte. Den Russen behagt solche Unterhaltung nur; wohl bekomme es ihnen! Mögen sie bei ihren Belustigungen bleiben, wenn sie keine andere kennen! Von unseren Tänzen sagen sie: „Welche Freude kann es wohl seyn, im Zimmer umherzugehen, zu suchen, wenn man nichts verloren hat, sich wie ein Wahnsinniger zu geberden, und Sprünge zu machen wie ein Seiltänzer? Ein anständiger Mensch muß auf seinem Platz sitzen und sich an den Späßen des „Narren" ergötzen, nicht aber, um Andere zu ergötzen, selbst ein Narr werden: das geht nicht." Diese Denkart entspringt, meiner Meinung nach, daher, daß von den Männern die Frauen nicht in ihren Zirkel zugelassen werden, ja, ihnen nicht ein Mal erlaubt wird, sich öffentlich zu zeigen, außer in den Kirchen. Und auch in diesem Falle hat jeder Bojar, der ein Haus in der Residenz besitzt, ganz in der Nähe eine Kirche für seine Frau. Geschieht es ein Mal, daß eine Bojarenfrau an einem Festtage sich in eine große Kirche begiebt, so fährt sie in einem einspännigen Wagen, der, mit Ausnahme kleiner Seitenthüren, völlig verdeckt ist. Diese Seitenthüren haben Fensterchen von durchsichtigem

Steinen oder von Ochsenblasen; die Dame kann Jeden sehen, aber außer beim Ein- und Aussteigen, von Niemandem gesehen werden. Die vornehmsten Bojarinnen fahren immer mit 2, gewöhnlich weißen, eines vor dem anderen angespannten Pferden, deren jedes von einem Stallknecht am Zügel geführt wird. Die Kumte der Pferde sind mit herabhängenden Zobelfellen bedeckt; das übrige Geschirr ist bisweilen von rothem Sammet, bisweilen von rothem Leder. Der Wagen selbst ist von einer Dienerschaft umgeben, die nach der Würde und dem Ansehen des Gebieters mehr oder minder zahlreich ist.

Die Gemächer für die Frauen befinden sich im Hintergebäude, und obgleich sie einen Eingang vom Hofe haben, so befindet sich der Schlüssel zu demselben immer bei dem Gemahl, so daß man zu der Frau nur durch sein Zimmer gelangen kann. Von Männern, selbst solchen, die zum Hause gehören, darf Niemand hinein. Auch ist der Hof, der Wohnung der Frauen gegenüber, mit so hohen Pallisaden versehen, daß höchstens nur Vögel über sie hinwegfliegen können. Hier ist auch der Spazierplatz der Damen. Will der Wirth seinem Gast eine besondere Ehre erzeigen, so führt er ihm Frau und Kinder heraus: küssen muß man sie, wenn man nicht unhöflich seyn will. Uebrigens schminken sich alle vornehme Damen und würden es für eine Todsünde und für eine große Schande halten, sich ungeschminkt öffentlich zu zeigen.

Heirathen werden auf eine sehr seltsame Weise geschlossen. Mancher Bräutigam sieht seine Braut nicht früher, als am Hochzeitstage. Will sich Letztere, aus besonderem Wohlwollen, vor diesem Tage sehen lassen, so begiebt sie sich zu diesem Zweck in ein besonderes Zimmer, küßt ihren Zukünftigen, verläßt ihn aber dann sogleich, ohne ein Wort zu sagen.

Will der Bojar ausfahren, so setzt er sich in einen, mit einem stattlichen, gewöhnlich weißen Pferde (das Kumt ebenfalls mit Zobelfellen bedeckt) bespannten Schlitten, begleitet von einem ohne Sattel reitenden Stallknecht. Der Schlitten selbst ist bei den reicheren Bojaren mit weißem, bei den übrigen mit schwarzem Bärenfell ausgeschlagen. Die Vordertheile der Schlitten werden in der Regel, um gegen den Koth zu schützen, so hoch gemacht, daß der im Schlitten Sitzende kaum den Kopf des vor ihm auf dem Pferde reitenden Stallknechtes sehen kann. Eine Menge Diener und Leibeigene begleiten den Bojar; Einige stehen vorn, Andere zu beiden Seiten, und wieder Andere hinten auf den Sohlen des Schlittens, an den sie sich halten. Bei Nacht oder nach Sonnen-Untergang trägt ein am Vordertheil des Schlittens stehender Diener eine große Laterne mit einem brennenden Licht, nicht nur um den Weg zu erleuchten, sondern auch wegen persönlicher Sicherheit, da Jeder, der sich Nachts auf den Straßen ohne brennende Laterne sehen läßt, für einen Dieb oder Spion gehalten wird. Wer ohne dieselbe der Nachtwache in die Hände fällt, wird sogleich in irgend ein Gefängniß geschleppt, aus dem man selten wieder herauskommt.

Gerichtshöfe in Moskau. Deren giebt es vielleicht eben so viele, als es Gattungen von Vergehen und Verbrechen giebt. In einem z. B. richtet man die Diebe, in einem andern die Räuber, in einem dritten die Betrüger, wiewohl alle doch eigentlich zusammengehören. Wie es sich unter solchen Umständen mit anderen, schärfer unterschiedenen Angelegenheiten verhält, kann man sich denken. Die Gerichte werden in besonderen, Rosräki benannten Häusern gehalten, und zwar täglich von Morgens früh bis Abends zur Vesper. So wie sich die Vesperglocke hören läßt, steht Alles auf, und die Sitzung ist geschlossen. Das höchste Kapital-Verbrechen wird nicht mit dem Tode, sondern mit der Knute bestraft, mit Ausnahme jedoch des Majestäts-Verbrechens gegen den Zaar. In diesem Fall wird der Verbrecher, wenn er auch nur erst verdächtig ist, ohne Gericht und Untersuchung unters Eis in's Wasser versenkt.

Ein Schuldner, der nicht zum Termin bezahlt, wird nach dem Rosräki berufen; gesteht er seine Schuld ein, aber auch sein Unvermögen, zu zahlen, so befiehlt der Richter einem Gerichtsdiener, den Angeklagten vor dem Rosräki hinzustellen und ihn, vermittelst eines ungefähr $1\frac{1}{2}$ Ellen langen Stöckchens, mit einer gewissen Anzahl Schläge zu regaliren, wobei er, der Richter, selbst aus dem Fenster zuschaut. Dies geschieht täglich um 1 Uhr Nachmittags, bis der Schuldner seinen Gläubiger befriedigt hat. Gewöhnlich sieht man alle Tage mehr als 10 dergleichen Schuldner vor dem Rosräki aufgestellt, und hinter ihnen Gerichtsdiener, von denen jeder der Reihe nach seinen Mann zu besorgen hat. Auf ein gegebenes Zeichen empfängt der erste Schuldner drei Hiebe auf die Waden, und so geht es der Reihe nach bis zum letzten. Uebrigens kann der Schuldner einen Anderen für sich stellen, wenn er für Geld einen Liebhaber dazu findet.

Die Bewohner von Moskau beobachten eine große Mäßigkeit und sehen strenge darauf, bei den Großen sowohl, als beim Volk. Trunkenheit ist verboten; Schenken oder Kabaken giebt es in ganz Rußland nicht; nirgends wird Branntwein oder Wein verkauft, und sogar zu Hause, mit Ausnahme der Bojaren-Häuser, wagt es Niemand, für sich ein berauschendes Getränk zu bereiten; hierauf sehen Kundschafter und Stadt-Aeltesten, denen die Aufsicht über die Häuser anvertraut ist. Einige hatten es versucht, Fäßchen mit Branntwein in ihren Oefen zu verbergen, was aber, zu großem Nachtheil der Schuldigen, entdeckt wurde. Ein Trunkener wird sogleich in den besonders dazu bestimmten Säufer-Thurm gebracht (es giebt nämlich für jede Art von Verbrechen ein eigenes Gefängniß), aus welchem er, wenn sich Jemand für ihn verwendet, jedoch auch dann nur erst nach einigen Wochen, wieder entlassen wird. Zum zweiten Mal betrunken angetroffen, wird er abermals, indessen auf längere Zeit, in den Thurm gesperrt, außerdem durch die Straßen geführt, bisweilen auch mit Knutenhieben gestraft und endlich freigelassen. Zum dritten Mal ist die Strafe gleichfalls der Thurm, dann die Knute, und solchergestalt gegen zehn Mal abwechselnd Knute und Thurm, damit er sich endlich bessere. Hilft dies Alles nicht, so bleibt er im Thurm, bis er stirbt.

Mit Wissenschaften beschäftigt man sich in Moskau gar nicht; sie sind sogar verboten. Der oben erwähnte Bojar Golowin erzählte mir, daß unter der Regierung des Zaaren Iwan einer unserer Kaufleute, der die Erlaubniß hatte, mit Waaren nach Rußland zu kommen, einen Ballen mit Kalendern nach Moskau brachte. Als der Zaar es erfuhr, befahl er, diese Bücher zu ihm zu bringen. Den Russen kamen sie sehr gelehrt vor; sogar der Zaar konnte kein Wort verstehen. Aus Furcht also, das Volk mit solcher Gelehrsamkeit bekannt zu machen, ward befohlen, alle Kalender in's Schloß zu bringen, dem Kaufmann zu zahlen, was er verlange, und die gefährlichen Bücher zu verbrennen. Einen dieser Kalender sah ich bei Golowin. Auch theilte mir der Bojar mit, daß er einen Bruder gehabt, der fremde Sprachen sehr geliebt, aber keine Gelegenheit habe finden können, sie öffentlich zu lernen; weshalb er einen in Moskau lebenden Deutschen heimlich zu sich in's Haus berufen, so wie einen der Lateinischen Sprache kundigen Polen; Beide mußten in Russischer Tracht zu ihm kommen und ihn hinter verschlossenen Thüren unterrichten.

In ihren Zusammenkünften mit den Moskowitern rühmten die Unsrigen ihre Freiheit und gaben ihnen den Rath, sich den Polen anzuschließen. Die Russen antworteten aber: „Euch ist Eure Freiheit theuer, und uns unsere Unfreiheit. Freiheit aber herrscht nicht bei Euch, sondern Willkür; der Starke beraubt den Schwachen und kann ihm Vermögen, ja sogar das Leben nehmen. Gerechtigkeit kann man, nach Euren Gesetzen, lange suchen, und gerichtlich anhängige Sachen werden Jahre lang hingezogen. Und gegen Manchen erhält man gar kein Recht. Bei uns aber darf der vornehmste Bojar dem Letzten aus dem Volk nicht zu nahe treten. Wendet man sich klagend an den Zaar, so erhält man sogleich Urtheilsspruch und Genugthuung. Handelt der Zaar selbst ungerecht, so handelt er in Folge seiner Macht; wie Gott, straft und belohnt er. Lieber wollen wir Unrecht vom Zaar, als von unserem Mitbruder erleiden."

Bibliographie.

Gemälde vom Russischen Kaukasien, in historischer, statistischer, ethnographischer, finanzieller und kommerzieller Beziehung. Von Platon Subow.

Klein-Russische Erzählungen von Gritzko Osnowjanenkoff.

Mannigfaltiges.

— Coleridge's Urtheil über Schiller. Der verstorbene Englische Dichter S. T. Coleridge, bekannt auch durch seine Uebersetzung von Schiller's Wallenstein, war einer der geistvollsten Gesellschafter, und seine Conversation über literarische Gegenstände noch berühmter als seine Erzeugnisse selbst. Einer seiner Verwandten, Hr. Henry Coleridge, hat in den letzten Jahren seines Lebens die Gespräche, die C. an jedem Tage geführt, des Abends aus dem Gedächtnisse in ein Journal niedergeschrieben, das jetzt unter dem Titel „Specimens of the table-talk of S. T. Coleridge" (Coleridge's Tischgespräche) erschienen ist. Wir wollen einige Proben aus dem geistreichen Buche mittheilen und geben hier zunächst C's. Urtheil über unsern Schiller: „Die jungen Deutschen und Engländer," sagte Coleridge, „welche Lord Byron bewundern, geben Goethe den Vorzug vor Schiller, aber verlasset Euch darauf, Goethe wird nie auf das Deutsche Gemüth — ich meine die Nation, nicht einzelne Individuen — so mächtig einwirken, wie Schiller. Schiller's Genius hatte zwei originelle Phasen: die erste zeigte er in den Räubern, welches Stück zwar mit keinem Shakespeare'schen verglichen werden darf, aber dennoch, als Darstellung des bloßen materiell Erhabenen, eine gewaltige Schöpfung ist. Die Räuber sind eine ganz originelle Dichtung, der das Gepräge von Schiller's Seele tief eingedrückt ist. Nachmals entwuchs der Dichter schnell dem Kreise solcher Compositionen, und trat mit dem großen historischen Drama Wallenstein zuerst in sein wahres Gebiet. Nicht das intensive Drama der Leidenschaft — in dem er nicht Meister war — sondern das ausgebreitete Drama der Geschichte eröffnete seinen mannigfachen Geisteskräften weiten Spielraum. Wallenstein ist das bedeutendste seiner Werke, eine Gattung für sich allein, und Shakespeare's historischen Stücken nicht unähnlich. Jede Scene des Wallenstein gefällt uns auch außer dem Zusammenhang, wie jedes Kapitel im Don Quixote. Später haben Goethe und andere Schriftsteller durch ihre Theorieen Schiller's Stetigkeit und Originalität geschadet. In seinen folgenden Dramen erscheinen seine Prinzipien schwankender. Goethe hat als Lyriker das Höchste geleistet. Von dieser Seite kann er nicht genug gepriesen werden. Ich liebe Wilhelm Meister, die beste seiner prosaischen Schriften. Aber weder Schiller noch Goethe reichen als Prosaiker an Lessing, dessen Schriften die höchste stilistische Vollendung haben."

— Musikalisches aus Nord-Amerika. In New-York erscheint seit kurzem eine Zeitschrift für Musik unter dem Titel „American Musical Journal." Die erste Nummer ist mit dem Bildnisse Händel's geziert. Sie wird sowohl Original-Abhandlungen über verschiedene Zweige der Musik, als auch Auszüge aus den besten Werken über diesen Gegenstand, so wie biographische Notizen über die berühmtesten Komponisten, Artikel über Geschichte, Verbesserungen und Behandlung der Instrumente, eine Uebersicht der vorzüglichsten Erscheinungen im Gebiete der Musik u. s. w. enthalten. Von Musikstücken werden nur diejenigen mitgetheilt, welche wahrhaften Werth haben, und die nicht allgemein bekannt sind. Doch werden auch solche aufgenommen, die sich zum Vortrage in geselligen Kreisen eignen. Der Preis ist 4 Dollars jährlich.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Montag den 16. März 1835.

England.

Riesen, Giganten und Cyklopen.

Von Leigh Hunt.

Es möchte schwer seyn, irgend ein Volk ausfindig zu machen, in dessen Urgeschichte nicht Riesen und Giganten eine Rolle spielten. Alles, was bedeutungsvoll in seinen Wirkungen war, mußte von Ungeheuern herrühren. Der Haufe anstürmender Nachbar-Völker mußte aus lauter Riesen bestehen. Wer sich gegen die Götter empörte, mußte ein Gigant seyn, der, — nicht skeptische Abhandlungen, wie heutzutage, sondern Berge über einander thürmte, um die Gottheit zu vernichten. Böse Geister erscheinen immer riesenhaft groß. Die Perser hatten für Riese, Teufel und Zauberer nur ein einziges Wort. Ein älteres Wort in der Persischen Sprache, welches ebenfalls Riese bedeutet, bildete den Namen der alten Dynastie der Cajaniden. Zu Königen wurden in der Urzeit große Männer gewählt, weil damals physische Kraft mehr als moralische galt. Agamemnon ragte an Haupt und Schultern über Alle hervor, und seiner Leibes-Länge verdankt er mehr als seinen sonstigen Eigenschaften den Titel „König der Männer." So schildert auch Virgil den Musäus als einen seine Brüder an Gestalt übertreffenden Mann, als wenn geistige Vorzüge gar nicht ohne Verein mit physischer Ueberlegenheit zu denken wären. Die Alten konnten die moralische Größe oft nicht anders als durch körperliche andeuten und ausdrücken. „Es verdient bemerkt zu werden", sagt Hoole,*) „daß in den Arabischen und Persischen Fabeln ein Riese gewöhnlich ein Neger oder ein ungläubiger Indianer seyn muß, wie in den alten Englischen Balladen die Riesen meistens Sarazenen sind." „Wenn die Neger Schriftsteller wären", fügt der genannte Autor scherzend hinzu, „sie würden sicherlich ihre Giganten mit Hüten, Perrücken und weißer Gesichts-Farbe darstellen."

Daß Menschen von gigantischem Körperbau hier und dort gelebt haben, läßt sich wohl, da Ausnahmen von der Regel noch heutzutage vorkommen, nicht leugnen. Einige sind in der That sehr stark und kräftig, andere schwach und mißgestaltet, wie Kinder, die sich im Wachsen übereilten. Ob Riesen-Völker existirt haben, ist eine Frage, die noch immer nicht genügend beantwortet wurde. Die Patagonier, die der Admiral Byron sah, hatten in der That eine Leibes-Länge, welche sie zu Riesen machte; allein die Knochen, die man als angeblich großen Völkern der Vorzeit angehörig aufweist, werden von Einigen dem Mammuth zugeschrieben. Das gehört in die Prosa der Gigantologie. Als poetischen Gestalten kann man den Riesen-Völkern ihr Daseyn nicht streitig machen. In den Englischen Ritter-Büchern werden die tyrannischen Feudalherren als Riesen geschildert, die auf ihren Burgen hausen. Ihre Untergebenen haben im Walde Schlupfwinkel. Auch die Wahrer der alten Jagd-Gesetze hielt das Volk für Wald-Ungeheuer, die Jeden tödteten, der ihnen auch nur ein Kaninchen entwandte.

Die frühesten Riesen waren Wesen, die es mit den Göttern aufnahmen. Die Himmel-Stürmer in der Griechischen Mythe, die den Ossa über den Pelion thürmten, hatten eine Menge Hände und Arme, die ihnen zu diesem Geschäfte sehr nothwendig seyn mochten. Typhon, das böse Prinzip, der furchtbare Wind, hatte Drachen-Köpfe, aus deren jedem eine andere Thier-Stimme heraustönte. Enceladus war in die Tiefe der Erde hinabgestürzt, der Berg Aetna lag über seinen Gebeinen und er konnte sich nicht wieder in die Höhe heben; allein er spie Feuer und Rauch, und wenn er seine Glieder rüttelte, so gab es ein Erdbeben. Otus und Ephialtes wuchsen jeden Monat neun Zoll; in ihrem neunten Lebens-Jahre nahmen sie schon an dem Kampfe gegen die Götter Theil. Dann und wann trat ein Riese der Griechischen Vorwelt mit den Göttern auch wohl in einen höflicheren Verkehr. Als Juno sich mit Neptun und der Minerva zum Sturze Jupiters verschwor, kam Briareus in den Himmel und ließ sich freundschaftlich nieder; allein er blickte doch so schrecklich, daß die Göttinnen nicht wagten, ihm zu nahen.

Oft wurden die Titanen mit den Giganten verwechselt, aber sie sind verschiedene Wesen, wie auch ihr Kampf verschieden war. Jene kämpften gegen den Himmel und den Saturn, diese stritten gegen Jupiter; mithin sind die Titanen auch den übermenschlichen Formen der alten Götter entsprechender, während die Giganten, als spätere Erzeugnisse der Phantasie, in ihrer Gewaltigkeit schon mehr der menschlichen Formation sich annähern, da ja auch die späteren Götter sich vertrauter mit der Erde machten und im lustigen Umgang mit Menschenkindern humaner wurden. Jupiter, der Sieger über Alles, kämpft nun auch gegen das Geschlecht der Erzeugten nur noch in einzelnen Attacken, indem er gegen die Töchter der Erde zu Felde zieht und sie sich unterwirft; er blieb immer Sieger.

Die Cyklopen waren eine Abart der Giganten. Sie waren Menschenfresser und hatten nur ein Auge über der Stirn. Bryant stellt in seinen „Grundzügen der alten Mythologie" die witzige Hypothese auf, die er jedoch mit ganz ehrbarem Ernst vorträgt, daß die Cyklopen mit ihrem großen Einauge alte Wacht-Thürme gewesen seyen, das Auge sey das runde Fenster am alten Gemäuer, und da die Mythe alles Sachliche zu personifiziren pflege, so könne das nicht zu auffallend erscheinen, wenn die Thürme Männer wurden. Leider ist nur dadurch der Appetit der Cyklopen zu Menschen-Fleisch nicht erklärt; die Cyklopen sind nur auf die cyklopischen Mauern reducirt. Eine andere Vermuthung macht die Cyklopen zu Schlacht-Schilden, in deren Mitte ein Loch war, durch welches der Kämpfer seinen Gegner erspähte. Auch diese Erklärung der Einäugigen hilft uns nicht; wir nehmen die Cyklopen als Kobolde der Mythe, wir erklären und reduziren sie nicht. Homer, der die ganze Welt kennt und ihre Wunder schildert, wie sie sind, nicht wie sie sich rationalistisch deuten lassen, stellt die Cyklopen ganz in ihrer Ungeheuerlichkeit dar. Theokrit, der am Hofe eines Ptolomäers Hirten-Gedichte schrieb, mußte die wüsten Bursche der Vorwelt einigermaßen kultiviren, um sie den „süßen Herren" erträglich zu machen. Er stellte den Polyphem verliebt dar. Wir sind dabei um Galatea bange, denn, wenn der Liebhaber freilich nur Ein Auge auf sie haben konnte, so hatte er doch an anderen Sinnen so viel überflüssige Kraft, daß bei seiner Manipulation zu fürchten steht, er werde die arme Hirten-Magd erdrücken. Aber der Schäfer-Dichter weiß das sehr gut durchzuführen, und wenn der Riese des Nachts von seinen Bergen herunterruft in Sehnsucht und Liebesharm, dann lachen die Dorf-Mädchen, sie fürchten sich nicht mehr vor ihm, sie haben höchstens Mitleid mit ihm. Will man übrigens im Ernst die Liebes-Klagen des Riesen Polyphem hören, so muß man bei Händel nachfragen und seine Serenade „Acis und Galatea" mit dem Texte von Pope anstimmen lassen. Händel ist ein Gigant der Musik. Seine Töne schildern die furchtbare Gestalt des Riesen, „bearmt, wie Briareus, mit hundert Händen", und gleichwohl werden sie lieblich wie Kinder-Stimmen, wenn sie die seufzende Klage des ungeheuren Wesens andeuten, das keine Gegenliebe findet. „Eh' ich von meiner Liebe lasse" — in dieser Passage liegt so viel naive Herzlichkeit, daß man den Geist des großen Händel bewundert, der auch bei den ungeschlachten Riesen der Welt die stilleren Gefühle der menschlichen Seele voraussetzt.

In der alten Geschichte vom „Sindbad" kommt ein Ungeheuer vor, das mit Homer's Polyphem viel Aehnlichkeit hat. Der höchst erfinderische Verfasser der „Bemerkungen zu Tausend und Eine Nacht" hält deshalb den Riesen im Ritterbuche für eine Kopie des Neptunischen Sohnes in der Odyssee. Aber auch dieser ist, wie der Autor sagt, kein Original, weil Homer ohne Zweifel alte Orientalische Sagen benutzte, die er von Handelsleuten vom Osten her vernommen haben müsse. Die Griechen selbst hätten eigentlich an ein Riesen-Volk gar nicht geglaubt, mithin vermuthe er, das Volk der Cyklopen, zu dem Ulysses kommt, sey eine Orientalische Idee. Herr Hoole macht sich ein Späßchen! Die Griechen nannten ja den Polyphem einen Sohn Neptun's, mithin versetzten sie die ganze Gestalt in die Mythe. An Kopirung des Homerischen Goliath kann nicht zu denken seyn; jedes Volk hat in seinen Mährchen Riesen, die sich ziemlich ähnlich sehen. Die südlichen Nationen gebrauchten sogar das Wort Polyphem, ohne von dem Homerischen Riesen etwas zu wissen. Man hat überhaupt nicht nöthig, auf Virgil, Ovid und die Alten zurückzugehen, um zu erfahren, wie Menschen-Fresser ausgesehen haben. Seinen „Popanz" hat jedes Volk, und das alte Lied von ihm: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch", variirt jeder Volksthümlichkeit gemäß.

Im siebenten Buche seines Gedichtes läßt Ariost auch einen Polyphem erscheinen. Er nennt ihn einen „orco", welches Wort, im Zusammenhang mit dem Lateinischen Orkus, die antike Hölle und auch einen Teufelskerl, einen Popanz bedeutet, nur nicht bloß im spaßhaften Sinne des Wortes. Ariost's Polyphem hat eine Höhle, Schafe und alle Utensilien der alten Cyklopen. Dagegen hätte sich Ulysses an dem Polyphem des Italiäners anders rächen müssen; er hätte ihm nicht das Auge ausbrennen können mit dem gedörrten Pfahl, denn Ariost's Riese hat gar kein Auge. Der Unglückselige ist in Betreff dieses Organs sehr verwahrlost; er hat statt der Augen zwei runde knöcherne Höhlen. Dagegen ist seine Nase um so reicher ausgestattet von der gütigen Mutter Natur. Er wittert Alles, und riecht so genau, als andere Geschöpfe sehen. Auch sein Mundwerk ist bedeutender als das

*) In seinen „Bemerkungen zu Tausend und Eine Nacht."

anderer Wesen organisirt; zwei scharfe Hauer ragen keck hervor, und er giebt in dieser Beziehung dem wilden Eber nichts nach. Ueber seine Brust fließt der Schaum, der seinen Verfolgungs-Eifer andeutet. Er ist so groß, daß die furchtsamen Menschen, die ihn ankommen sehen, glauben, zwischen Erde und Himmel sey nur Ein Ding, nämlich Polyphem.

„In luogo d'occhi, di color di fungo
Sotto la fronte ha due coccoli d'osso.
Verso noi vien, come vi dico, lungo
Il lito: e par ch'un monticel sia mosso.
Mostra le zanne fuor, come fa il porco:
Ha lungo il naso, e'l sen bavoso e sporco."

Hoole sagt, das seyen Kindereien, so läppisch habe nie ein Dichter seine Ungeheuer dargestellt; wenn es einmal ein Polyphem seyn sollte, müßte er wie der Gegner des Ulysses aussehen. Allein unsere Ammen-Mährchen sind nicht zu verachten, obwohl da der Popanz bald so, bald anders erscheint. Auch der Teufel hat bei jedem Volke eine andere Gestalt; gewisse Vorstellungen kommen immer wieder und sind unsterblich, aber verschiedene Attribute sind den verschiedenen Nationen eben so natürlich als nothwendig. Jedes Volk macht sich seine Vorstellungen so gut es kann. Wollte Jemand eine Gigantologie schreiben, und die Riesen aller Nationen mit einander vergleichen, so würde das ein treffliches Buch geben. Es verdiente dann bemerkt zu werden, daß Rabelais' gigantischer Gargantua, der es liebte, sich einen Männer-Salat aus drei Individuen zurecht zu machen, den er mit Leichtigkeit verspeiste, ein König war. Man wählte in alten Zeiten Riesen zu Königen; hierauf hat Rabelais' Satire Bezug.

In Spenser's „Feen-Königin" werden einige allegorische Personen als Riesen geschildert, besonders „die Verachtung" und „der Stolz". Es versteht sich, daß hier Alles im pathetischen Ernste ausgeführt wird, während Ariost und Rabelais uns zeigen, wie vom „Furchtbaren zum Spaßhaften nur Ein Schritt ist." Spenser's ganzes Gedicht leidet keinen Scherz. Eine Ironie kann es auch nur in Ariost's Epopöe seyn, wenn der große „Morgante" zum Christen bekehrt wird, und nach vielen frommen Thaten und Buß-Uebungen am Kniff eines Krebses stirbt. Die anderen Riesen besiegt „Orlando", weil sie sich nicht bekehren lassen.

Unsere ehrbaren Kritiker brauchen aber, wollen sie sich an dem Humor ärgern, mit dem die Dichter die Giganten und Riesen oft darstellen, gar nicht nach Frankreich und Italien hinüberzugreifen; unsere alten Mährchen erzählen oft scherzhaft genug von den Ungethümen der Vorzeit. Wir geben aus der „Geschichte König Arthur's" den Kampf dieses Helden mit einem seiner riesigen Gegner, um dies zu bestätigen. Es liegt sogar darin eine tiefe Weisheit, daß der Mensch mächtiger ist, als ein das Maaß der Schönheit und Harmonie überschreitendes Wesen, und der Witz der alten Sagen, der oft bloß in dem launigen Erzählungs-Ton derselben liegt, versteht diese Weisheit besser, als die gelehrten Kritiker, die überall ihren schwerfälligen Ernst hineinschleppen und die Harmlosigkeit des lustigen Mährchens nicht verstehen. Die alten Sagen sind sehr ernst, aber sie lassen sich das nicht merken, wie die versteiften Gelehrten. Ich schließe also meinen Aufsatz mit dem Abschnitt aus dem alten Geschichten-Buche. Folgendes ist die Ueberschrift:

„Wie ein Landmann ihm vom wunderbaren Riesen sagte, und wie er hinging und selbigen todtschlug."

„Da kam ein Bauersmann zu Held Arthur und wußte viel Wesens zu machen von dem großen Riesen, der in der Nähe hauste, viel Volks erschlagen und verspeist hatte und seit sieben Jahren schon von Kinder-Fleisch sich nährte. Das ganze Land sey nun kinderlos, und der Mangel an Kindern ließe sich, trotz der besten Bemühungen der Landleute, nicht ersetzen. Letztlich habe der Riese auch die Herzogin von Britanien, als sie neben ihrem Manne spazieren ritt, geraubt und in seine Wohnung entführt, die auf dem Berge sey. Fünfhundert Menschen hätten ihm nachgesetzt, als das Weiblein laut um Hülfe schrie; aber die Hand des Riesen wage Niemand zu berühren. „So hat er sie gewiß schon erwürgt, nachdem er sein Gelüst an ihr befriedigt hat. Ihr aber, seyd Ihr ein rechtmäßiger König, so habet Mitleid mit dem Weiblein und rächet Euer Land." So sprach der Landmann.

„Ein großes Unheil ist dies", sprach König Arthur. „Mein ganz Reich wollt' ich schier hingeben, wär' ich an Ort und Stelle gewesen, als der Riese die Frau entführte. Du aber, Bursche, führe mich alsobald nach der Wohnung des Ungeheuers, damit das Weiblein gerochen werde, wie sich's gebühret!"

Und Arthur befahl zween seiner Edelherren, Rosse vorzuführen und ihm den Harnisch anzuthun; sie selbst thaten ein Gleiches. So zogen sie hin, und der Landmann führte sie zu dem Berge, wo das Ungeheuer hauste.

König Arthur hieß die Edelherren am Fuße des Hügels seiner harren und stieg allein auf die Spitze des Berges. Da saß eine wehvolle Wittib händeringend und schreiend neben einem frischen Grabe. Held Arthur aber frug und sprach: „Weshalb weinest Du also?" Sie aber sagte: „Herr Rittersmann, wollet ja leis' reden, dieweil ein Teufel allhier hauset, der Euch verzehret, sobald er Eure Nähe wittert. Hier liegt die Herzogin von Britanien begraben, die der Unmensch todtschlug, ein fein Weibchen sonder Gleichen im ganzen Land, voll guter Sitten und nicht ohne Anmuth."

„Armes Frauchen!" sagte Held Arthur, „ich will sie rächen und das ganze Land. Ich komme vom König Arthur!"

„Den König Arthur achtet das Ungeheuer keinen Deut!" sagte die Wittib. „Brächtet Ihr ihm des Königs Ehegespons, die Dame Genevra, so würd' ihm das lieb seyn, und sein Herz froher schlagen, als schenktet Ihr ihm das halbe Frankreich. Geht balde fort, guter Rittersmann, der Riese hat funfzehn Könige schon besiegt, er trägt ein Wamms mit kostbaren Steinen besetzt, die allen Kronen der Welt entnommen sind, und der Pelz am Mantel ist von Königsbärten. Denn die Fürsten senden ihm ihr Haar zum Tribut um Weihnachten herum. Schaut hin, Herr Ritter, dort hinten sitzt der Riese und speist zu Abend."

Held Arthur schaute hin und sah einen ungeheuren Mann am Feuer hingekauert. Drei Jungfern drehten sieben Bratspieße und an jedem Spieße stak ein junggeborenes Knäblein, als seyen es Krammets-Vögel, zum Abendbrod.

Da schwoll dem Helden Arthur das Herz vor Zorn, und er trat hin und sprach: „Warum thust Du also, Schändlicher! Der Teufel wird Dich braten, wie Du allhier auf Erden gethan mit den Menschenkindern. Du, Vielfraß, sollst aber heute sterben von meiner Hand."

Der Riese nahm seine eiserne Keule und warf sie nach Held Arthur. Sie flog über seinen Kopf hinweg, also jedoch, daß sie ihm die Krone mit fortnahm. Held Arthur schlug jetzt dem Ungeheuer auf den Bauch, daß ihm die Eingeweide wie ein Schleppkleid herabhingen. Darob ergrimmt, hieb der Riese auf Held Arthur ein, daß dem die Rippen krachten, obwohl es ihm sonst nichts Böses that. Die drei Jungfern aber ließen die Bratspieße ruhen, knieeten nieder und beteten: „Herr Jesus, komm herbei und hilf dem Helden!" Beide Kämpfer faßten sich jetzt aber Hand zu Hand, sie umhalseten sich wie Brüderlein, nur böslich und in Tücke. Dann fielen sie zu Boden, und drehten sich wechselweis nach oben und nach unten, Jeder hielt aber am Andern wacker fest. So kullerten sie eine Weile auf und ab, dann kamen sie an den Ort, wo der Berg abschüssig war. Und siehe da! die Beiden rollten, wie ein länglich Rad oder eine Walze thut, den Hügel abwärts über Stein und Stock.

Es war aber ein Glück für Held Arthur, daß er noch lebendig war, als er unten ankam, und ein zweites Glück war, daß er mitsammen dem Riesen nach jener Seite hinabgekullert, wo die beiden Edelherren standen. Diese kamen herbei, um das Walzenrad zu sehen und meinten, das sey eitel Spaß. Wie sie aber den bitterbösen Ernst sahen, stießen sie dem Riesen ein Schwerdtlein in die Rippen, also daß er bald verschied. Dann gingen sie allesammt hinauf nach den Jungfern und besahen sich die Schätze des Riesen in der Höhle." (N. M. A.)

Bibliographie.

History of the Germanic Empire. (Geschichte des Deutschen Reiches.) Von S. A. Dunham. Zweiter Band.

The Marsdens and the Daventrys. — Erzählungen von der Verfasserin der „Portugiesischen Sagen und Charakterzüge." 3 Bände. $31\frac{1}{2}$ Sh.

History of the boroughs and municipal corporations in the United Kingdom. (Geschichte der Wahl-Burgflecken und städtischen Corporationen Großbritaniens.) Von Merewether und Stevens. 3 Bde. 4 Pfd. $14\frac{1}{2}$ Sh.

Switzerland. (Die Schweiz.) Malerisch und topographisch. Von Beattie. Th. I. 4. 20 Sh.

Frankreich.

Die Frauen im Unglück.

(Aus den Pensées d'un prisonnier, vom Grafen von Peyronnet)

Es kann bizarr erscheinen, und die Frauen werden es nicht zugeben wollen, wenn ich sage: ein allgemeines Unglück ist immer vortheilhaft für sie; aber ich behaupte es und werde es nicht zurücknehmen.

Bei den Männern bringen solche Zeiten allgemeiner Noth eine Veränderung nur in ihrem äußeren Geschicke hervor; bei den Frauen ebenfalls, aber außerdem zugleich auch im Charakter und sogar auch im Geiste.

Was ist die Ursache hiervon? Weiß ich's? Vielleicht einer ihrer Fehler, der dann plötzlich zu einer Tugend wird; vielleicht ihre Beweglichkeit, die es bewirkt, daß sie die verschiedenartigen Rollen auf diesem regen immer bewegten Theater mit größerem und leichterem Geschick zu ergreifen wissen.

Ihr Herz verwandelt sie in Männer, und ist die Metamorphose einmal geschehen, so gehen sie weiter und schwingen sich höher, als Jene vermögen.

Worauf beruht dies? Vielleicht auf der Organisation ihrer physischen Natur, die, weil sie schwächer ist, auch zarter und empfänglicher, fähiger für lebhafte Eindrücke und leichter zu durchdringen und zu erregen ist. Vielleicht.

Diese Frauen, die ganz sinnlich, ganz leicht dahin lebend erscheinen im Genusse der vergänglichsten eitelsten Vergnügungen, von denen man glauben sollte, sie seyen nur für das Glück gemacht, weil sie es schaffen und gewähren, diese nämlichen Frauen scheinen dagegen, wenn das Unglück kommt, für nichts Anderes gemacht zu seyn. Ihre Seele entfaltet sich in Kraft und Stärke; eine Größe, die, ihnen selber unbewußt, in ihnen lag, tritt hervor, und sie wachsen in gleichem Maaße mit dem Mißgeschick.

Man sehe sie, wenn die Partei unterliegt, der sie angehören, in den Gräueln des Bürgerkrieges, in politischen oder religiösen Verfolgungen: um wie viel schwächer und geringer wird man in allen diesen Fällen die Hingebung der Männer finden, so groß sie auch seyn mag! Die Frauen geben sich hin, wie sie lieben, mit größerer aufrichtiger Reinheit und heißerem Feuer. Aber die Gelegenheit zur Liebe ist immer eine gefährliche für sie; und die Gelegenheit, sich hinzugeben, sich zu opfern, die sie ewig lockt, ist es noch mehr. Um sich von der ersten loszumachen, giebt es oft edle und hochherzige Gründe; aber um die zweite von sich zu weisen, bleiben nur unedle und niedrige übrig; auch widerstehen sie der einen mehr als der anderen. Und darin liegt ihre höchste Ehre, ihr höchster Ruhm, und mögen ihnen diese köstlichen Gelegenheiten, die sie so trefflich zu ergreifen wissen, nicht vom Glücke erspart werden!

Sie lieben mit Aufopferung, und opfern sich auf mit Liebe. Aber im ersteren Falle ist die Liebe rein persönlich und verdient kein großes Lob. Das ist die Liebe, die sich Opfer bringt, in denen sie sich wohlgefällt und die ihr nützen — die aufgeregte Leidenschaft, die sich im Aufschwunge vorübergehender Stärke zu einer nur scheinbar uneigennützigen Entsagung und Selbstverleugnung erhebt, deren Frucht sie sich doch zu sichern weiß und sie für sich pflückt. Im zweiten Falle dagegen ist die Liebe rein wie ihre Quelle. Nur die Vollkommenheit großer hochherziger Gesinnung ist es, die sie erzeugt. Aus dieser hat sie ihren steten Zufluß, an dieser die unerschütterliche Basis ihres dauernden Bestandes; es ist der höchste Grad, den die Uneigennützigkeit und der Adel des Herzens erreichen kann. Wer da liebt, will alles das wiederhaben, was er giebt; wer sich aufopfert, will Nichts dagegen haben und Nichts wieder zurück. Diese Tugend, die so viele andere voraussetzt, Muth und Beharrlichkeit und Standhaftigkeit und völliges Vergessen seiner eigenen beschränkten Persönlichkeit, ist unter den vollkommenen die vollkommenste.

Wie gesagt, große Unglücksfälle müssen ihnen zu Hülfe kommen — dann erhebt sich das schwache Geschlecht, dann zeigt es sich als das in Wahrheit edle und starke. Wem frommte auch das Glück! Welche Tugend erschlafft nicht darin und welche Vernunft verblendet es nicht? Und die Frauen wagen noch mehr dabei, verlieren noch mehr darin, als wir.

Wenn sie ein leichtes Leben haben, so füllen sie es nur mit Eitlem aus. Eine Gesellschaft, ein Theater, ein Fest, ein Putz, ein musikalisches Instrument, ein neues leichtsinniges Buch — dergleichen ist es, was sie die Welt nennen, und das ist in der That ihre ganze Welt. Was fragen sie nach dem Uebrigen? Das Uebrige ist nichts als Ernsthaftes und Nützliches: ist das ihre Sache? Sollen sie sich in geistigen Anstrengungen erschöpfen, um als Ausbeute die prächtige Genugthuung zu gewinnen, vor Langerweile zu sterben! Das Vergnügen ist gar nicht so ein leichtes Ding, und sie haben schon damit genug zu thun; es ist ein unerschöpflicher Gegenstand für ihre Sorgen und nimmt ihre ganze Zeit in Anspruch. Später, wenn dann das Alter kommt, sagen sie, sie haben gelebt. Und wie? Sie haben getanzt, haben sich geputzt, haben sich für schön gehalten und haben sich unendliche Mühe gegeben, es vielfältig zu vernehmen und lange. Ist das Alles? Ja wohl, das ist Alles. Darauf reduzirt sich ihr Leben, darauf läuft es hinaus, das Leben eines geistigen Wesens, dem doch der Hinblick und die Hoffnung auf ein anderes höheres vorschwebt.

So wie aber schlimme Tage kommen, wird Alles, was sie treiben und thun und wie sie sind, trefflich und vollkommen. Dann sind es nicht mehr die weichlichen entnervenden Gewohnheiten des Weibes, in denen, wenn Gott nicht drein schlägt, ein ganzes Jahrhundert dahin gelebt wird, ohne daß ein einziges Mal aus den Kinderschuhen des gedankenlosen leichtsinnigen Schlendrians herausgetreten würde; dann wird ihr Geist sich mit wichtigen Dingen erfüllen und ihr Herz kühne Entschließungen fassen. Die Gefahr wird verachtet; sie wissen zu dulden, zu leiden, Alles zu entbehren. Dann machen sie sich auch an's Erkennen und Wissen, und finden das Denken nicht mehr ermüdend. Ja, wenn man will, Mode wird es dann — allgemeiner Drang und Nacheiferung, aber eine würdige und lobenswerthe anstatt der früheren erbärmlichen. Ein Leben des Geistes und der Größe hebt an, und jene leeren wüsten Zeiten der Thorheit sind vergessen.

Für die, welche der einbrechende Sturm schon zu weit vorgerückt, schon auf der Hälfte des Weges überrascht, ist die Metamorphose freilich schwieriger, und ihre einzige Hülfe besteht in der Güte und Gediegenheit ihres Naturells. Für die Anderen dagegen, die erst anfangen und eben erst vom Ufer stoßen wollen, stellt sich Alles günstiger; ihre Hoffnungen sind frisch, und der Erfolg liegt in Wahrheit in ihrer Hand. Neu noch und unbekannt, nicht an ein glückliches Leben gewöhnt, haben sie nichts zu verlöschen und zu verlernen. Es ist keine fertige verjährte Erziehung zu überwinden, die die Seele eingezwängt und verknöchert, den Geist verderbt hätte. Die bedeutende strenge Gegenwart steht da, die erste und zugleich einzige Erziehung zu ertheilen. Auf's trefflichste und reinste kann sie aufgenommen werden, ohne sich von den Erinnerungen einer früheren laxeren und verlockenderen gestört und ihre Fortschritte bald vereitelt zu sehen. Man kann sich im Voraus und ohne zu schwere Anstrengungen auf das Unglück vorbereiten und einüben, was Einem wahrscheinlich zu theilen bevorsteht. Die allgemeine Losung ist ausgesprochen, der Kampf tobt, und Jeder kann berufen werden.

Wo aber diese Erziehung beginnen wird? Auf allen Punkten zugleich; sogar in jenem Vermögen des Geistes, das, je nach der Anwendung, die man davon macht, das unfruchtbarste oder das fruchtbarste seyn kann, das gern alle Erziehungen, sie mögen ihm nun schmeicheln oder es hintansetzen, zu nichte macht; in der Einbildungskraft mit einem Wort, mit ihr zuerst — sie, die thöricht ist, wenn man will; thöricht, wenn man ihr keine Regel und keine Führung giebt, die aber auch zur Seherin wird, wenn sie vom Geiste Gottes beseelt wird.

Träumet! Träumet immerhin! weil es doch kein Mittel giebt, den Launen des gaukelnden Geistes die Thür zu versperren; träumet von dem Leben, das ihr leben sollt. Träumet nicht mehr von jenem Glücke lärmenden Rausches und der Eitelkeit glücklicher Zeiten, sondern von dem großen erhabenen Glücke der Ehre, die sich in den Stürmen des Mißgeschicks erwirbt. Sinnet nach, wie man sich in der Erniedrigung wahrhaft adeln kann, welch eine Glorie um die Schmach glänzt, und wie man sich erheben kann, gerade weil man gefallen ist. Ein verbannter Vater, ein Bruder in der Schlacht, ein verurtheilter, vielleicht gefangener Gatte, dergleichen laßt Gegenstände eurer Gedanken seyn. Denket an Rambouillet, an Blaye, an Vincennes und Saint-Michel, an la Pénissière und Saint-Méry. Befreundet euch mit dieser rauhen Gunst der Vorsehung, und wenn es euch gelungen ist, dann sagt mir, ob eure Seele euch nicht besser und stärker erscheint, als vor dieser Probe. An der Stelle der Lust steht der Ruhm; der Tausch ist gut, und man verliert nichts dabei.

Aber auch noch andere lichte Wege stehen offen: Geht mit Muth an das Studium jener heilvollen, heiligen Philosophie, die uns von Gott gegeben worden und die ihn so herrlich offenbart. Ihr kennet die Religion, sagt ihr. O nein! Ihr müßt sie noch ganz anders lernen und zu ganz neuem Endzweck. Sie befahl euch die gute Anwendung eures Reichthums; jetzt muß sie euch die Vortheile der Armuth aus einander setzen; sie half euch eure irdischen Wünsche und Begierden leiten und zügeln; sie muß euch lehren, daß ihr gar keine mehr haben müßt; sie ermahnte euch, von keinem Dinge einen Mißbrauch zu machen, sie wird euch lehren, gar nichts zu brauchen. Ihr lernet durch sie Mäßigung, Uneigennützigkeit, Erbarmen: jetzt handelt es sich darum, Entsagung, Demuth und Standhaftigkeit von ihr zu lernen. Die Enthüllung des besten Theiles ihrer Vorschriften und ihres Rathes ist noch übrig, denn die Glücklichen haben Furcht vor der Religion, die sie verdammt oder beschränkt. Und in dem Maße, daß sie Furcht davor haben, fehlt ihnen auch das Verständniß derselben. Die wahre Schule der Religion ist das Unglück.

Aber auch euer Volk und euer Vaterland genauer kennen zu lernen bemüht euch, um euch enger daran anschließen und mit mehr Ueberzeugung dafür leben zu können. Wissen wir für's erste nur, woher wir sind und wie Schicksal und Zeit uns zu solchen gemacht haben, wie wir uns finden und sehen.

Die gegenwärtigen Uebel werden euch leichter erscheinen, wenn das Studium der Vergangenheit euch mit den Bedingungen vertraut gemacht hat, denen das Leben der Völker unterworfen gewesen. Das Treiben des Tages wird euch minder widerwärtig und verworren erscheinen, wenn ihr den Ursprung und die Verkettung desselben, die in frühere Zeiten hinaufreichen, kennt.

Nicht an jene staubige Wissenschaft verweis' ich euch, an jenes dürre Fachwerk von Namen und Daten, welches oft Geschichte genannt wird. Die Unwissenheit ist besser als dies, sie nützt gerade eben so viel und ist nicht so aufgebläht — wohl aber an das wahrhafte, geistige, inhaltsvolle Wissen, welches das Herz kräftigt, das Geheimniß der Dinge, die uns umgeben, enthüllt, und oft auch die Uebel zu heilen und zu enden vermag, die über uns kommen, an dies, an den allgemeinen menschlichen Gehalt der Geschichte verweis' ich euch.

Die Frauen haben in den Zeiten des Unglücks eine öffentliche Rolle zu spielen, und es kommt ihnen dann eine Art Amt und Würde im Staate zu. Ihr Vaterland rechnet sie dann auch für das, was sie sind, und erstaunt über die ungewöhnliche Kraft und Gewalt, die es sie dann plötzlich ausüben sieht. Sie vermögen um so mehr, als man weniger gegen sie vermag. Gegenstände der Nacheiferung und Bewunderung sind sie in diesen Zeiten. Diese Zeiten sind die ihren. In anderen haben sie wenig oder nichts zu thun, nichts als sich lieben zu lassen — etwas, das von selber kommt und ohne Mühe.

Bibliographie.

Sycophantologie, ou réflexions religioso-politiques. — Vom Abbé Semidéi. 6 Fr.

Code de la minorité et de la tutelle. — Handbuch für Vormünder und Kuratoren. Von C. Marchand, Richter im Tribunal erster Instanz in Straßburg. 8 Fr.

Le code civil de l'officier. — Von Durat la Salle. 6 Fr.

De la compétence des juges de paix. — Von Henrion de Pansey. 8 Fr.

Questions sur le code civil, avec leurs solutions. — Von A. Maserat. Erster Bd. 3½ Fr.

Essais sur l'Agriculture pratique, sur les Assolemens et sur les Baux à ferme. — Von Amb. Lucy. Erster Band. 7 Fr.

Mémoires d'Agriculture, d'économie rurale et domestique, publiés par la Société royale et centrale d'Agriculture. — Jahr 1833. 6 Fr.

Tableaux des contraventions et des peines en matière de contributions indirectes, etc. Par D. Girard. Edition augmentée par J. B. Fromage. 3½ Fr.

Aegypten.

Strafgesetze der Aegypter.

Mitgetheilt vom Chev. J. J. Rifaut, Mitglied der allgemeinen statistischen Gesellschaft in Paris.

Selten ist in Aegypten der Fall eines Kindermordes. Wenn eine Mutter ihr neugebornes Kind tödtet, so sind zwei Zeugen nöthig, um sie vor Gericht ziehen zu können und ihr eine Strafe aufzulegen. Ist sie als schuldig erkannt, so bezahlt sie dem Manne 12,000 Silberdrachmen in einer Summe oder nach und nach. Ist sie unfähig, diese Summe zu bezahlen, so kann sie der Mann in's Gefängniß setzen lassen. Wenn gegen das Weib nur einiger Verdacht obwaltet, und wenn sie beim Leugnen des Verbrechens, dessen man sie bezüchtigt, verharrt, so schreitet der Richter zum Eide, den sie auf folgende Art leistet: Das Weib tritt aus der Gerichtsstube, und kömmt nach einigen Minuten wiederum zurück, und spricht mit heller Stimme die Worte: „ej' ajim!" sodann tritt sie wiederum aus dem Zimmer, um gleich wieder einzutreten und dieselben Worte zu wiederholen. Die Angeklagte muß auf diese Weise funfzig Mal hintereinander schwören, worauf sie losgesprochen wird.

Der Ehemann hat das Recht, sein Weib leicht zu schlagen, wenn er verbrecherische Gesinnungen von ihr in Erfahrung bekommt. Wenn er sie auf der That ertappt, und er tödtet sie, so ist er nicht schuldig. Ist der Vater eines getödteten Kindes selbst Zeuge gewesen, hat er

sein Weib mit dem Messer bewaffnet und das Kind ermordet sehen, so ist doch seine Angabe allein unzulänglich, und das Weib ist frei, wenn sie obige Eidesformel leistet.

Ein Mädchen wird schwanger und tödtet ihr Kind; um sich von dem begangenen Verbrechen zu reinigen, ist es hinlänglich, daß sie einen männlichen oder weiblichen Sklaven kaufe und ihn befreie; dies ist auch Bedingniß für den Besitzer eines Sklaven, der diesen ermordet.

Nichts ist gewöhnlicher in diesem Lande, als das Abtreiben der Frucht; es giebt daselbst bekannte Weiber von großem Rufe, welche sich gegen eine gewisse Belohnung erbieten, die Frauen zu befreien, welche sie darum um Rath fragen. Dieser alte Gebrauch erschreckt Niemand, und man hört mit erstaunlicher Gleichgültigkeit davon sprechen, daß sich eine Frau die Frucht abtreiben läßt. In den Städten und Dörfern bezeichnet man die Leute, die sich mit diesem barbarischen Geschäfte abgeben, und was sehr zu beklagen ist, selbst Europäer wetteifern mit den Eingebornen darin.

Die orientalischen Weiber leben zurückgezogen und abgesondert von den Männern, deren Eifersucht zum Sprüchworte geworden ist. Ungeachtet der Verschnittenen, der Riegel und Schleier, ist doch der Ehebruch nicht unbekannt in diesen Gegenden, und große Martern sind den unglücklichen Opfern der Liebe bestimmt; wenn ein Mann sein Weib bei der That überrascht, und seine Anzeige durch die Aussage von vier Zeugen erhärten kann, so steinigt man die Ungetreue.

Der Gesetzgeber war indessen nicht immer so streng, und in einigen Fällen bewies er sich als eifriger Beschützer des schönen Geschlechts. Ein Mann war ein, zwei, drei oder vier Jahre abwesend. Bei seiner Rückkehr trifft er sein Weib schwanger und von Kindern umgeben, deren Vater er nicht seyn kann. Er schreit über die Mutter, die er der Untreue beschuldigt, diese aber antwortet kaltblütig, daß sie mit keinem andern Manne Umgang gehabt habe. Der Zwist wird vor Gericht gebracht, und der Richter, nachdem er die Sache reiflich untersucht und mit aller möglichen Aufmerksamkeit beide klagende Theile angehört hat, spricht mit aller Würde: „Kinder können vier Jahre im Schooß ihrer Mutter verweilen, nach fünf Jahren ist es aber nicht mehr dasselbe." Es ereignete sich, daß Männer ihre Weiber tödteten, weil sie ihre Weiber nach einer langen Abwesenheit schwanger wiedergefunden. Das Gericht verurtheilte sie darauf zum Tode.

Vergiftungen fallen in Aegypten vielfältig vor. Nach vollkommener Beweisführung wird von Eheleuten derjenige Gatte enthauptet, welcher den Anderen vergiftete. Jemand, der einer Vergiftung verdächtig ist, wird freigesprochen, wenn die Person schwört, daß sie nicht Urheber des Verbrechens ist, dessen man sie beschuldigt. Wenn Jemand einem Anderen Gift verschafft, um sich zu tödten, ohne dazu aufgefordert worden zu seyn, wird er mit Peitschenhieben bestraft. Anderenfalls aber, wenn die Vergiftung überlegt und den Tod zur Folge gehabt hat, ist der Urheber gezwungen, den Anverwandten des Verstorbenen eine sehr bedeutende Summe zu bezahlen. Das Gesetz der Nachsteuer, das Blut wieder zu erkaufen, ist noch in Kraft, besonders bei den Beduinen.

Im Allgemeinen folgt man in der Art, sich zu nähren, den Lehren des Korans. Die Muselmänner beobachten das Fasten mit Genauigkeit, und diejenigen, welche diesen Gebrauch überschreiten, thun es nur insgeheim. Nach dem Koran soll jeder Muhamedaner, der angeklagt und überführt wird, in der Fastenzeit unerlaubte Speisen genossen zu haben, vierundzwanzig Stunden als Gefangener behandelt werden, damit man ihn zur Enthaltsamkeit zwingen könne. Im Wiederholungsfalle wird er gegeißelt; auch verurtheilt man zur Geißelung diejenigen, welche Wein trinken und Schweinefleisch essen. Obwohl sich die meisten Muhamedaner aus der buchstäblichen Befolgung dieses Gesetzes eine Gewissenssache, besonders während des Ramasans machen, so straft man doch selten Uebertreter. Die Gesetze des Propheten werden geschwächt, sagen die Ulemas, weil der Großmeister (Mehmed Ali) täglich die herkömmlichen Gebräuche verletzt. Wirklich ist auch im gegenwärtigen Zeitraume Alles den Berathungen der Türkischen Chefs und dem Willen des Paschas unterworfen. Wenn unter den Gesetzgelehrten Widersprüche entstehen bei der Beurtheilung eines begangenen Verbrechens, so wird es dem Vice-König referirt, und man muß der Wahrheit gemäß sagen, daß seine Entscheidungen stets unparteiisch sind, einen hohen Geist verrathen, und der Sache der Menschheit günstig sind.

Will man ein Bild der Türkischen Gerechtigkeitspflege haben, so nehme man an, es habe sich durch Vergiftung ein Mord ereignet. Der Scheik des Orts zieht alle mögliche Erkundigungen ein; der Verdacht fällt auf zwei, drei bis vier Personen. Wenn die Verhöre, die Drohungen, das Zureden ohne Erfolg angewandt worden sind, so folgen die Peitschenhiebe, und selten widersteht der Angeklagte diesen mehrmals wiederholten Proben. Sicher sind unter den Verdächtigen auch Unschuldige, die zerschlagen, ja zerfleischt werden; es fällt dies täglich vor; die unschuldig Gemarterten haben keinen Rechtsanspruch, und ziehen sich nur mit dem Troste zurück, daß, dem Himmel sey Dank, der wahre Verbrecher entdeckt ist!

Die Peitsche ist das hauptsächlichste Rechtsmittel, und diese hält auch das gesammte Volk im ruhigsten Gehorsam. Man findet sie überall, selbst auf den Heerstraßen und auf dem Felde. Mit einer Peitsche leitet ein einziger Mann eine ganze Heerde Araber. Die Peitsche nöthigt den Aegypter, die Abgaben zu zahlen, die Kanäle zu graben, die großen Gebäude aufzuführen ꝛc.

Ein Betrüger kommt in das Gewölbe eines Kaufmannes und stiehlt mehr oder minder werthvolle Sachen. In dem Augenblick, wo er entwischen will, wird er ergriffen, vor den Kadi gebracht und verhört. Der Dieb behauptet, daß die vermeintlich entwandten Gegenstände ihm gehören. „Könnt Ihr es beweisen?" „„Ja Herr!"" „Bringt Eure Zeugen." Der Dieb geht, und kehrt bald mit zwei oder drei Männern zurück, welche schwören, daß die in Frage stehenden Gegenstände demselben gehören. Diese Zeugen sind Bettler, Vagabunden, liederliches Gesindel, die um einen Piaster Alles beschwören. Der Bestohlene führt gleichfalls seine Zeugen vor, und wenn zum Unglück diese nicht durch ihre Achtung im Volke über die Zeugen des Diebes gestellt sind, giebt man dem Diebe die ihm nicht gehörigen Gegenstände zurück.

Ueberall, wo es Gerichtshöfe giebt, finden sich auch falsche Zeugen; dies ist eine Beschäftigung für viele Leute, und die Richter sind ganz genau davon unterrichtet. Sie erzeigen manchmal auch nützliche Dienste. Man kommt z. B. in einer Stadt an, und wird einer Betrügerei beschuldigt. Von Niemanden gekannt, und durch die Gewalt in die Handhaber der Gesetze geliefert, muß man die auf Betrügerei gesetzte Strafe erdulden. Die falschen Zeugen retten aus dieser Verlegenheit; diese bewohnen bekannte Häuser, halten sich auf den Kaffeehäusern zu bestimmten Zeiten auf, und schwören für 30 bis 40 Soldi (12 bis 16 Sgr.), daß der Angeklagte der ehrlichste Mann von der Welt sey. Dessenungeachtet aber wird, wenn der Streit von der Art ist, daß er die Aufmerksamkeit des Publikums erregt, die Untersuchung sorgfältig betrieben, und werden die falschen Zeugen überführt, so wartet ihrer auch die festgesetzte Strafe.

Mannigfaltiges.

— Coleridge über Shakespeare. Es ist eine eitle Bemühung, wenn man Shakespeare's Phrasen durch Citate aus Ben Johnson, Beaumont und Fletcher u. s. w. erklären will. Seine Sprache ist ihm ganz eigenthümlich, und die jüngeren Dramatiker ahmten sie *nur nach*. Shakespeare's Sprache — in Prosa wie in Versen — war das *nothwendige* Vehikel seiner eigenthümlichen Art zu denken, er schrieb *nicht im Stile* seines Zeitalters. Namentlich ist sein Blankvers eine *ganz neue* Schöpfung. Man lese nur Daniel — den bewunderungswürdigen Daniel — in den „Bürgerkriegen" und „Triumphen Hymens;" da finden wir denselben Stil, wie bei den korrektesten Schriftstellern unseres Zeitalters; er erscheint uns ganz modern, mit dem Stile Shakespeare's verglichen. — Ich glaube, daß Shakespeare seinen Zeitgenossen um kein Jota verständlicher war, als er unserer Generation ist, einige unbedeutende lokale Anspielungen abgerechnet. Wie schon bemerkt, Shakespeare gehört keinem bestimmten Zeitalter an — Alles, was er schuf, kam aus den unergründlichen Tiefen seines oceanischen Geistes. Wenn Shakespeare irgend eine gewaltige Scene an's Licht gefördert hat, so scheint er von seiner Arbeit zu rasten, und das Werk wohlgefällig zu belächeln. Man begegnet in seinen Dramen ganzen Scenen und Theilen von Scenen, die nur solche triumphirende Ergüsse sind. — Ueberlegene Geisteskraft mit einem schlechten Herzen gepaart, erregt immer das höchste Interesse, und zwar aus dem Grunde, weil wir in einer so heterogenen Paarung das Geistige im Menschen mehr als etwas für sich Bestehendes betrachten können, was minder der Fall ist, wenn *der Mensch der* Stimme seines Gewissens oder dem Willen eines unendlichen Wesens sich unterordnet. Und hierin liegt der geheime Zauber, den Shakespeare's geniale Tyrannen und Bösewichter für uns haben.

(Coleridge's Table-talk).

— Cobbet und die Papierhändlerinnen. „Man sollte gar nicht glauben", sagt Cobbet in seinem Weekly Register, „wie viele habgierige, wuchernde Papierhändlerinnen England aufzuweisen hat. Fast in jeder Landstadt, in jedem Dorfe findest Du sie hier, wie sie in Fonds und Actien und in was immer für Papieren spekuliren. Du kannst nicht fünf Minuten neben diesen gewinnsüchtigen Frauen sitzen, ohne daß sie Dir mit ihren fünf-, vier- und dreiprocentigen Staatspapieren, mit ihren Consols, und mit der ausgesetzten oder reduzirten Schuld, mit der Griechischen Anleihe und mit den Ost- und West-Indischen Actien den Kopf verdrehen. Eines Tages fragte mich eine Frau um Rath, wie sie ihr Geld am besten anlegen könnte. Sie hatte eine Menge vier- und fünfprocentiger Papiere eingehandelt, und wollte nun gern wissen, ob sie nicht noch bessere Geschäfte zu machen im Stande wäre. Ich bin sonst stets bereit, mit meinem Rathe Jedermann, wo möglich, zu dienen; allein, was die Spekulanten im Weiberrocke betrifft, so hatte mich die Erfahrung gelehrt, daß man dabei immer erst einigen Anstand nehmen müsse. Indeß, gedrängt von den stürmischen und ernsten Fragen meiner Freundin, bemühte ich mich, ihr zu zeigen, wie weit sicherer und ehrwürdiger es sey, ein Stück Ackerland oder ein Haus zu besitzen, oder sein Geld gegen hypothekarische Sicherheit auf Landgüter und Häuser anzulegen, als in Papieren, die von heut zu morgen allen Werth verloren haben könnten; ich rieth ihr demnach, alle Papiere sofort loszuschlagen, indem ich noch einige Bemerkungen über das Unedle, Unangemessene und Schimpfliche aller wucherlichen Geschäfte hinzufügte, und zugleich an ihre Religion appellirte, der sie in einem hohen Maaße zugethan zu seyn das Ansehen haben wollte. Als ich auf diese Weise allen Handel mit Staatspapieren verdammt hatte, rief sie, mir beistimmend, scheinheilig aus: „„O, Schande über alle Papierhändler!"" Nach einer kurzen Pause, als wir zum Fenster hinaussahen und ich eben einige sehr hübsche Rosensträucher bewunderte, begann sie mit einem Mal, ganz, als hätten wir früher nie über Fonds und Stocks irgend ein Wort gewechselt, mich ernsthaft zu fragen: „„Herr Cobbet, was meinen Sie zu den Columbiern?"" Ich antwortete kein Wort, jenem schmutzigen, gewinnsüchtigen, habgierigen und kriechenden Wesen, jenem eingefleischten Teufel im Weiberrocke, die sich nicht im Geringsten darum bekümmerte, ob das ganze Dorf, in dem sie wohnte, vor Hunger umkam, wenn sie nur auf irgend eine Weise, sey es auch noch so ungerecht und gemein, Gewinn daraus zog, und einige Pfund jährlich von Neuem erübrigte."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Mittwoch den 18. März 1835.

England.

Die Londoner Zeitungen und ihre Herausgeber.

(Aus Tait's Edinburgh Magazine.)

„Wenn ich nach London zurückkehre", sagte Herr O'Connell in einer Rede, die er im November 1834 zu Dublin hielt, „will ich diesen Zeitungsschreibern die Maske herunterreißen; ich werde der Welt zeigen, was für Leute das sind, die sich anmaßen, sie unter der Hülle des geheimnißvollen Wir zu regieren."

Wohl gesprochen, Herr O'Connell! Die Gerechtigkeit, die Ehre, die Freiheit und der hochherzige Charakter der Englischen Nation erheischen es, daß diese Leute entlarvt werden. Da die Presse einen so mächtigen Einfluß ausübt, so ist es eine Schmach, daß ihre Mordsöldner mit geschlossenem Visir einhergehen und sich ihren Standpunkt aussuchen können, um die ehrenwerthesten unserer Staatsmänner, die mit offenem Antlitz kämpfen, hinterrücks zu erdolchen. Ein so unritterlicher Krieg kleidet diesen Kämpen, die unaufhörlich mit ihrer Loyalität und Unabhängigkeit prahlen, schlecht genug; es kann nicht länger so bleiben, man muß endlich einmal den Schleier lüften, der diese Namenlosen verhüllt. Wir haben Gelegenheit gehabt, das Personal der Londoner Presse genau kennen zu lernen, und wir wollen unsere Entdeckungen der guten Sache zum Besten geben. So kommen wir Ihnen, Herr O'Connell, zu Hülfe und thun für Sie und für Jedermann, was weder Sie noch sonst Jemand ohne unseren Beistand vermocht hätten. Vor allen Dingen möge in der Musterung, die wir über die Zeitungs-Redacteure halten wollen, die gehörige Ordnung verwalten, und so lassen Sie uns denn ihre Schlachtreihen so vorführen, wie sie sich vor den Augen des Publikums entfalten.

Die erste Reihe nehmen die täglich erscheinenden Morgenblätter ein, die zweite die Abendzeitungen, die dritte die endlose Zahl der Wochenblätter.

Aufgemerkt! der Vorhang rollt in die Höhe, und es zeigen sich zuerst die Arbeiter an den Morgenblättern. Die Königin der periodischen Literatur, die allgewaltige Times, eröffnet den Reigen.

Die Times ist ein gemeinschaftliches Unternehmen; das Eigenthum der Gesellschaft, welche darüber gebietet, ist in 24 Actien getheilt, welche zu Lebzeiten des weiland Herrn Walter, Vaters des jetzigen ehrenwerthen Repräsentanten von Berkshire, eine jede für die bescheidene Summe von 100 Pfund Sterling verkauft wurden. Den Anstrengungen dieses talentvollen Mannes, dieses so oft verfolgten edlen Charakters, dem Fleiß und der geschickten Leitung seines Sohnes gelang es, die Times nach und nach zu dem außerordentlichen Kredit und dem hohen Ansehen zu erheben, deren sie sich jetzt in der politischen Welt erfreut, so daß ihre Actien gegenwärtig nicht weniger als 12,000 Pfd. Sterling eine jede gelten. Von diesen 24 Actien gehören 16, also 2 Drittel, Herrn Walter selbst; diese bringen ihm eine jährliche Einnahme von 20,000 Pfd., eine Einnahme, die sich nicht etwa vermindert, sondern von Tag zu Tage steigt. Lange Zeit hindurch war Herr Walter nicht bloß Haupt-Eigenthümer, sondern auch Redacteur der Times. Damals erhielt er für seine Arbeiten noch eine jährliche Entschädigung von 2000 Pfd.; nachdem er sich aber auf diese Weise ein unerhörtes Vermögen zusammengescharrt, hat er sich von Printing-House-Square zurückgezogen und auf dem Lande niedergelassen, wo er nun wie ein Magnat lebt. Er hat jetzt mit der Redaction und der Leitung der Times gar nichts mehr zu thun. Sein schönes Landgut liegt in der Nähe von Windsor.

Das Hauptgeschütz des Instituts ist gegenwärtig Herr Sterling. Dieser Mann war Capitain, und diente als solcher während des Krieges auf der Halbinsel in der Englischen Armee. Er ist ein guter Bekannter des Herzogs von Wellington, und obgleich er mit dem Armeedienst nichts mehr zu schaffen hat, so wohnt er doch doch noch immer zu Knightsbridge, der Kavallerie-Kaserne gegenüber, und geht fortwährend mit Offizieren um. Dieser Herr Sterling ist es, der die Hauptartikel in der Times schreibt; schon seit mehreren Jahren ist Alles, was in diesem Blatte Aufsehen erregte, aus seiner Feder geflossen. Herr Sterling machte sich dem Haupt-Redacteur zuerst durch Einsendung einer Reihe von Briefen mit der Unterschrift „Vetus" bekannt, deren glänzende Gedanken ihm ein festes Gehalt verschafften, welches bis auf 1500 Pfund — diese ungeheure Summe bezieht er jetzt jährlich — gestiegen ist. Uebrigens bekümmert sich Herr Sterling nicht im mindesten um die allgemeine Geschäftsführung des Blattes. Die 1500 Pfund empfängt er bloß für den Hauptartikel, den er täglich aus seiner Behausung einsendet. Dieser Schriftsteller besitzt das Talent, mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und Schnelle zu arbeiten; in weniger als einer Stunde schreibt er oft eine ganze Spalte zusammen. Gewiß hat seit Swift unsere politische Literatur nichts aufzuweisen, was seinen Artikeln zu vergleichen wäre. Besonders zeichnet sich Herr Sterling durch seinen Stil aus, denn bei seiner Wärme und Leidenschaftlichkeit entfernt er sich oft von seinen Grundsätzen, kömmt wieder darauf zurück, läßt sie noch einmal fahren, und so rasch hinter einander, daß die Politik der Times dadurch ein entschiedenes Gepräge der Inkonsequenz erhält. Die Eigenthümer haben dies mehrmals bemerkt, aber es liegt etwas so Kriegerisches in den Sitten, Gewohnheiten und politischen Raisonnements des Herrn Sterling, er ist ein so stolzer, so ungefügiger Mann, daß sie sich genöthigt sahen, ihm aus Rücksicht auf das Gewicht seiner Artikel, auf die Lebendigkeit und den Glanz seines Stils, Vieles durchgehen zu lassen. So reißt Herr Sterling die Times mit sich fort, wohin es ihm gefällt. Wenn dieses Blatt jetzt das Ministerium des Herzogs von Wellington unterstützt, so ist dies Herrn Sterling zuzuschreiben, aber deshalb kann man ihm keine eigennützige Beweggründe Schuld geben; Herr Sterling würde es nie über sich vermögen, für Geld der Herrschaft selbst des mächtigsten Monarchen der Welt zu dienen. Gewiß, er ist nicht der Mann dazu, sich einer Partei als Sklave hinzugeben, oder sich der Macht zu berauben, alle die zu zermalmen, welche es wagen sollten, sich gegen seinen despotischen Willen aufzulehnen. So hat er aus Wuth darüber, daß es ihm trotz aller seiner Bemühungen nicht gelang, die Armenbill zu hintertreiben, dem Gaukler von Vauxhall *) mit seiner Keule ohne Erbarmen den Kopf zerschmettert.

Aus der Feder dieses Mannes mit der eisernen Maske flossen die brutalen Angriffe gegen Herrn O'Connell wegen seiner Wählbarkeits-Rente, welches doch eine reine Privatangelegenheit zwischen Letzterem und denjenigen war, die seine Dienste dem Lande erhalten wollten; eben jene Feder schrieb die verächtlichen Aeußerungen gegen den bekannten Freund von Ersparnissen, den sie gewöhnlich „ein Herr Joseph Hume" titulirt; dieselbe Feder, welche unaufhörlich gegen jenen andern Staatsmann, „den gelehrten Roebuck," zu Felde zieht, weil derselbe sich erkühnte, den Willen des Herrn Sterling zu durchkreuzen, und einen Tory von der Repräsentation der Stadt Bath zu verdrängen; eben die Feder, die so freigebig ist mit den Worten: „schmutzige Radikale, Fleischer von Kensington, und Hampden von Brummagen." So groß ist die Macht dieses Mannes zum Bösen und zum Guten, so verwegenen Mißbrauch hat er in der letzten Zeit mit seinem Talente getrieben, daß es wohl endlich Zeit ist für das Englische Volk, den Stand und Charakter desjenigen kennen zu lernen, der sich auf diese Weise anmaßt, von seinem Hause zu Knightsbridge aus Minister zu stürzen, und den Staat zu regieren oder zu verwirren.

Nach Herrn Sterling ist der bedeutendste unter den Redacteuren der Times Herr Barnes, der den Posten eines verantwortlichen Herausgebers bekleidet. Man hat ihm oft mit Unrecht die donnernden Artikel des Herrn Sterling zugeschrieben, während er doch gewöhnlich nur über literarische und Kunst-Gegenstände schreibt. Er ist ein vortrefflicher Sprachkenner, ein Mann von gelehrten Studien und ein unermüdlicher Arbeiter, den man stets auf den Beinen sieht, bei Nacht wie bei Tage. Sein Gehalt beträgt 1000 Pfd. Sterling jährlich, und er ist jetzt auch Eigenthümer von einer halben Actie des Unternehmens. Da Herr Barnes die tüchtigsten Geschäfts-Kenntnisse mit der lebhaftesten Regsamkeit verbindet, so leitet er das ungeheure Getriebe zu Printing-House-Square auf eine sehr geschickte Weise. Seine Einsicht leuchtet aus jedem Blatte der Times hervor, er ist es, der die auswärtigen Korrespondenten und die Bericht-Erstatter über die Parlaments-Verhandlungen auswählt, welche Letztere eben so zahlreich als nützlich sind, und in dem verantwortlichen Herausgeber ihrerseits einen liberalen und verständigen Chef finden. Uebrigens aber will er bedient seyn, wie er bezahlt; er fordert die unbedingteste Unterwerfung, und, Herrn Sterling ausgenommen, fügt sich Jedermann seinen Befehlen. In der Politik neigt er sich zu Freiheits-Prinzipien hin; er begreift die Würde seines Postens, verschmäht jede Lockung, die ihn von seinem Ziel ablenken möchte, hat kein Gelüst, von seiner Gewalt Mißbrauch zu machen, und zeigt sich in jeder Beziehung und überall als ein freimüthiger und ehrenwerther Mann. Man möchte ihm nur rathen, eine von Printing-House-Square etwas entlegenere Wohnung zu beziehen, damit er genöthigt wäre, sich mehr körperliche Bewegung zu machen, denn seine zunehmende Wohlbeleibtheit und seine übermäßigen geistigen Anstrengungen könnten ihm sonst ein frühes Ende zuziehen.

Der sogenannte City-Artikel der Times (der Börsen-Bericht), wird

---

*) Unter Vauxhall ist hier der Wohnsitz des Lord Brougham verstanden, der bekanntlich auch Baron von Vaux ist.

von Herrn Alsager redigirt, der in Birchin-Lane wohnt. Herr Alsager empfängt dafür jährlich 600 Pfd. Sterling; aber man muß eingestehen, daß seine Arbeit wohl diese bedeutende Vergütigung verdient. Er kennt den Handel und die Finanzen von Grund aus; dies hat ihn in den Stand gesetzt, seinem Lande in den Spalten der Times wichtige Dienste zu leisten und zugleich sich selbst durch geschickte Speculationen ein beträchtliches Vermögen zu erwerben. Man legt in den kaufmännischen Versammlungen der City großes Gewicht auf seine Ansichten. Sein guter Rath hat den Leuten, die in ihrem Comtoir in Threadneedle-Street *) sitzen und von da aus die Millionen des größten Reichs der Erde bewirthschaften, manches grobe Versehen erspart. Wenn in dieser Welt Alles so stände, wie es sollte, so würden Männer, wie Herr Alsager, Kanzler der Schatzkammer werden.

Herr Bacon ist Mitredacteur der Times, dieser hatte wieder Murray zum Mitarbeiter, welcher, eben so wie Herr Bacon, einen guten und fließenden Stil schrieb, aber vor einigen Wochen mit Tode abgegangen ist. Herr Walter war kein Talent für die Times; er wählte daher auch den günstigen Augenblick, um sich von der Redaction zurückzuziehen. Die Artikel des Herrn Sterling sind häufig dem Lord Brougham zugeschrieben worden, denn man bedient sich aller möglichen Vorsicht, um diesen Herrn Sterling zu verbergen. Ein Redacteur, der an der Times angestellt zu werden wünscht, muß sehr verschwiegen seyn und niemals den Namen des Herrn Sterling nennen; diesen Namen auszusprechen, brächte ihm ohne Widerrede den Hals. In der ganzen Anordnung kömmt kein Blatt mit der Times in Vergleich, und so viel Feinde ihr auch die heftigen Ausfälle des Herrn Sterling erwecken, so ist doch nicht zu zweifeln, daß die Times noch lange die erste Macht der periodischen Presse bleiben wird.

Das zweite Blatt nach der Times ist, sowohl der Zeit als auch bis auf diesen Augenblick dem Rufe nach, die Morning Chronicle. Wer erinnert sich nicht, was dieses Blatt unter der glänzenden Leitung des verstorbenen Perry war? Nach seinem Tode wurde die Morning Chronicle an Herrn Clements am Strande für 30,000 Pfd. Sterling verkauft, ein gewiß nicht zu hoher Preis, wenn der Käufer nur Kapitalien und Talent genug besessen hätte, um die Speculation in gehörigen Gang zu bringen. Leider erfüllte der neue Eigenthümer keine der zum Erfolg eines so gewagten Unternehmens nöthigen Bedingungen, und sein Papier-Lieferant erhielt eine beträchtliche Hypothek auf das Privilegium des Blattes. Beschränkt in seinen Hülfsquellen, konnte Herr Clements die großen Kosten nicht bestreiten, welche die auswärtigen Korrespondenzen, die Berichte über die Parlaments-Verhandlungen, die polizeilichen und gerichtlichen Nachrichten erheischen. So blieb die Chronicle, wie man sie kurzweg zu nennen pflegt, weit hinter den anderen Zeitungen zurück. Nicht nur, daß die auswärtige Korrespondenz stets aus der Times und aus dem Herald vom Tage vorher abgedruckt wurde, sondern man nahm auch zu der ökonomischen Aushülfe seine Zuflucht, daß man sich, um das Blatt zu füllen, zwei Mal so großer Typen bediente, als die gewöhnlichen, und man war mit weißen Zwischenräumen verschwenderisch, Alles, um nur einige Schillinge zu sparen. Dadurch mußte dieses einst so berühmte Blatt ganz in Verfall kommen; auch setzte es in der letzten Zeit nicht über 2000 Exemplare täglich ab. Unter diesen Umständen verkaufte Herr Clements im verflossenen Januar seinen Antheil an der Morning Chronicle für 17,000 Pfd. an die Herren Grote, Banquier, Easthope, Wechsel-Agent, und Joshua Parkes, den großen Whig von Birmingham. Aber diese Herren können sich auch nicht rühmen, die schwierigen Geheimnisse des Zeitungs-Handwerks aus dem Grunde zu kennen. Die auswärtige Korrespondenz der Morning Chronicle hat zwar gewonnen; dies Blatt empfängt jetzt die neuesten Nachrichten aus Paris und Madrid; aber die weißen Räume kommen noch immer zum Vorschein, und die Chronicle enthält ein Drittheil weniger Stoff als die Times. Ueberdies findet sich noch etwas Schlimmeres in ihren Spalten, nämlich die von einigen ihrer Eigenthümer eingestreuten Artikel. Ueber den leidigen Wahn, sich für einen Journalisten zu halten, weil man eine politische Zeitung gekauft hat! Wie viel Vermögen ist in Folge dieser Eitelkeit, der theuersten von allen, verloren gegangen! Wenn sich nun auch Herr Parkes durch seine Artikel in das Whig-Kabinet hineingebracht hätte, würde er wohl darin für alle die Tausende Pfd. Sterling, die er auf dem Wege des Ehrgeizes hätte fortwerfen müssen, Ersatz gefunden haben? Man giebt heutzutage auf diese Parteiführer nichts mehr, die, anstatt für die Freiheit der Welt zu kämpfen, nur daran denken, sich die Bahn zu Ehrenstellen und Aemtern zu öffnen. Herr Black, ein Mann von philosophischem Geist und hohem Talent, sollte allein das Recht haben, in der Chronicle seine tiefen Gedanken über Politik mitzutheilen. Herr Black ist der Sokrates seines Jahrhunderts, und es ist sehr unrecht, daß ihm Schwätzer im Namen des öffentlichen Interesses das Wort nehmen. Da die Times auf diese Weise keinen Nebenbuhler zu fürchten hat, so kann sie thun, was ihr beliebt. Die Apostasie, der sich dieses Blatt kürzlich schuldig machte, wäre für die Chronicle die schönste Gelegenheit gewesen, sich vorzudrängen und an die Spitze der Presse zu treten.

Der Morning Herald hat gar keinen politischen Einfluß, und kann daher mit wenig Worten abgefertigt werden. Er war einmal unter der trefflichen Verwaltung des Herrn Thwaites, zu der Zeit, als die Morning Chronicle zu sinken anfing, etwas beliebt und hatte wenigstens einen ziemlich großen Absatz. Herr Thwaites hatte früher zu Manchester und dann zu London einen Laden, und späterhin steckte er sein ganzes Kapital in diese Zeitungs-Speculation, und zwar bloß, um Geld zu gewinnen. Es kam nun mehr Mannigfaltigkeit in die vermischten Artikel des Herald, sein Format wurde bedeutend vergrößert, und das Talent des Herrn O'Dwyer, der die Polizei-Berichte redigirte, trug viel dazu bei, diesem Blatte einen Ruf zu verschaffen. Es ist angenehm für die Unterhaltung im häuslichen Kreise, aber ohne Bedeutung in der politischen Welt, denn während es einerseits den Grundsatz der Reform im Allgemeinen unterstützt, vertheidigt es andererseits die Orangistische Partei und die Unverletzlichkeit des Anglikanischen Kirchen-Eigenthums in Irland; während es die constitutionnelle Sache im Auslande zu begünstigen scheint, besoldet es in Spanien einen Korrespondenten, der im Sinne des Don Carlos schreibt, von dessen siegreichen Legionen spricht und die Christinos als eine Handvoll jämmerlicher Hungerleider schildert. Diese und tausend andere Widersprüche haben dem Morning-Herald, so sehr er auch seine Unabhängigkeit rühmt, allen politischen Kredit geraubt, und die Zahl seiner Leser wird täglich kleiner. Er ist fast ausschließliches Eigenthum der Mistreß Tarrant, Tochter des Herrn Thwaites, die selbst einen großen Theil der politischen Artikel schreibt. Daher der Name „Großmama", den der sarkastische Herr Barnes dem Herald beigelegt hat.

Die Morning News wurde auf den Trümmern des „Guardian" und des „Public Ledger" gegründet, denen sie auch wohl bald in das Grab folgen wird.

Die Morning Post ist das erklärte Organ der konservativen Partei. Sie war das Eigenthum der Herren Byrne, von denen einer im Jahre 1832 an der Cholera starb. Nach diesem Todesfall wurde das Blatt für 24,000 Pfund Sterling an andere Männer von derselben Partei verkauft. Der Absatz der Post ist nicht bedeutend, da sie aber in den höheren Gesellschaften gelesen wird, so werden die Anzeigen darin sehr theuer bezahlt, was ihr einigen Gewinn bringt. Herr Walton redigirt ihre politischen Artikel, die aber durch ihre Heftigkeit und Erbitterung viel von der beabsichtigten Wirkung verlieren.

Mit den Morgenblättern wären wir nun fertig, und es kommen jetzt die Zeitungen an die Reihe, welche vor oder nach Sonnen-Untergang erscheinen. Von allen Abendblättern ist seit der Zeit, wo die Whigs an's Ruder gelangten, der Globe das bedeutendste. Er wird von Herrn Gorton, der ein biographisches Lexikon und einige andere Werke zusammengestoppelt hat, redigirt. Dieser Herr Gorton ist jedoch seit vier Jahren an dem Globe eine bloße Null, denn die politischen Artikel flossen dem Blatte regelmäßig aus den Büreaus der Lords Palmerston und Melbourne zu. Man nennt dies Blatt auch „Cupido's Album," weil es gewissermaßen von Lord Palmerston, der selbst den Beinamen Cupido hat, redigirt wird. Wenn Gott Cupido seinen Thron nicht wieder besteigt, so dürfte der Globe.... doch wir wollen die Zukunft dahingestellt seyn lassen.

Der Courier hat gar kein politisches Prinzip, und von allen Blättern ist er fast das schlechteste. Seit einem Jahre wird er von Herrn James Stuart redigirt, einem talentvollen Schottischen Schriftsteller und Verfasser einer malerischen Reise durch die Vereinigten Staaten. Dieser Herr James Stuart machte vor einigen Jahren durch sein Duell mit Sir Alexander Boswell von sich sprechen. Wenn wir die Privat-Angelegenheiten des Herrn Stuart berühren, so geschieht es nur, um das Publikum über das zu enttäuschen, was noch kürzlich von dem Einfluß gesagt wurde, den auf dies Blatt sein neuer Redacteur jetzt ausübe. Man verbreitete nämlich das Gerücht, und es wurde außerhalb Schottlands auch geglaubt, Herr James Stuart habe die Redaction des Courier nur deshalb übernommen, um bei dieser geistigen Beschäftigung die Unannehmlichkeiten zu vergessen, die ihm das erwähnte Duell zuzog. Ein so ehrenwerther, so reicher und so angesehener Mann, hieß es, würde sich ohne die vollkommenste Freiheit, zu handeln, wie er wolle, nicht auf die Redaction eines Blattes eingelassen haben; so glaubte man für die gänzliche Unabhängigkeit des Courier in der seines Haupt-Redacteurs eine Gewähr zu finden. Die Schlußfolgerungen mögen im Allgemeinen wahr seyn; wir glauben jedoch eröffnen zu müssen, daß Herr James Stuart nicht das geringste Vermögen besitzt; alle seine Güter und sein Eigenthum in Schottland hat er zur Zeit des panischen Schreckens in der Handelswelt durch unbesonnene Speculationen verloren. Der Courier warf sich kürzlich dem Herzog von Wellington zu Füßen, Se. Gnaden achteten ihn aber nicht des Aufhebens werth.

Der Sun ist ein Blatt von mittelmäßigem Ruf. Eigenthümer dieses Abendgestirns ist Herr Murdo Young. Er hat sich auch bei den Whigs in Gunst gesetzt und kämpft tapfer für sie.

Der Standard gehört Herrn Baldwin. Er wird von Herrn Gifford und dem berühmten Maginn redigirt. Dieses Blatt ist ein neuer Beweis, was die bloße Trefflichkeit des Stils vermag; denn so wenig auch die Sache beliebt ist, die es vertheidigt, so hat es sich doch einen sehr bedeutenden Absatz verschafft.

Endlich müssen wir auf jenen wichtigen Theil der Londoner Presse, auf die Sonntags-Blätter, noch einen Blick werfen. Die an allen Wochentagen erscheinenden Zeitungen beobachten gewissenhaft die Sabbathsruhe und haben den Sonntag den Speculationen der Wochenblätter überlassen. Hier begegnen wir zuerst dem Koloß dieser Familie, dem Dispatch. Er ist das Eigenthum des Herrn Harmer von Hatton-Garden, der dadurch mehrere tausend Pfund gewonnen hat, deren er sehr bedurfte. Der Haupt-Redacteur ist ein gewisser Herr Williams, der die Anfangs-Artikel und die mit der Unterzeichnung Publicola versehenen Briefe schreibt. Dieser Herr Williams war ehemals Schiffs-Lieutenant. Im Seedienst hat er sich die Kenntniß von der empörenden Zucht erworben, die noch kürzlich in der Marine herrschte, und die Erinnerung daran hat seinem Stil eine so furchtbare Energie gegeben. Sein Vater war ein Amerikanischer Royalist und mit dem General Hayne, dem ausgezeichneten Gouverneur des Staats Süd-Carolina, nahe verwandt. Herr Williams hat auch eine Ausgabe von „Thomson's Jahreszeiten" und Milton's „verlorenem Paradies" veranstaltet, und ein Original-Werk unter dem Titel „Erzählungen des alten Jefferson" herausgegeben, ein Buch, welches das Publikum schon zu Ehren eines der edelsten Kämpen für die menschliche Freiheit kaufen sollte.

Höher als der Dispatch, vermöge seines glänzenden Stils, und wenig niedriger, was Festigkeit der Grundsätze anbelangt, steht der

---

*) Der Straße, wo das Büreau der Ostindischen Compagnie ist, und wo die meisten nach Ostindien handelnden Kaufleute wohnen.

Spectator, der große Geldsummen, jedoch auf eine sehr ehrenvolle Weise, verloren hat. Herr Day, ein ehemaliger berühmter Stiefelwichs-Händler hat in vielen Beziehungen zum Spectator gestanden und mit großer Freigebigkeit, ohne Aussicht auf Gewinn, einen Theil seines Vermögens hingegeben, um dieses glänzende Blatt zu erhalten. Das einzige Hinderniß, welches dem Siege des Spectators über seine Nebenbuhler im Wege steht, ist, daß er zu viel kostet. Wir würden ihm also rathen, sein großes Format zu verkleinern und seine literarischen, historischen und sch[illegible]nwissenschaftlichen Artikel wegzulassen. Nach einer solchen Umgestaltung könnte der Spectator zu einem gewöhnlichen Preise geliefert werden, und sein Absatz würde sich gewiß bald monatlich auf 6000 Exemplare belaufen. Sein Redacteur ist ein Schotte, Namens Rintoul.

Dann kömmt die Sunday-Times, ein angenehmes und harmloses Blatt, das besonders von den Pächtern und Händlern der Provinz viel gelesen wird, und folglich auf keine entschiedene politische Farbe Anspruch macht. Dieses Blatt wurde von Herrn Harvey gestiftet, dessen kräftige Artikel ihm einen wöchentlichen Absatz von 2000 Exemplaren verschafften. Herr Harvey trat es für 7000 Pfund und für eine jährliche Rente von 400 Pfund, die er jetzt bezieht, an einen Andern ab. Seitdem hat sich der Absatz der Sunday-Times ein wenig vermindert. Der jetzige Redacteur und Haupteigenthümer dieses übrigens geschmacklosen Blattes ohne Zweck und Haltung ist Herr Gaepy.

Der John Bull, ein Organ der Ultra-Tory- und Hoch-Kirchen-Partei, greift seine Feinde mit ziemlich unchristlicher Leidenschaftlichkeit an. Bald geistvoll ironisch, bald derb und grob, ist er nie einen Augenblick seiner Heftigkeit untreu geworden. Er hat übrigens einen geistreichen Romanenschreiber zum Haupt-Redacteur, der sich viel darauf zu gute thut, daß er die aristokratischen Sitten zu schildern verstehe, obgleich er meistentheils seine Helden lieber in Schenken einführt, als daß er sie in den Salons aufsucht. Dieser Redacteur ist Theodor Hook. Der John Bull wurde ursprünglich von der Regierung gegründet, wenigstens bestritt in den ersten sechs Wochen der Schatz die Kosten des Unternehmens; aber die Art und Weise seiner Redaction, an welcher mehrere ausgezeichnete Mitglieder der Quarterly-Review, unter Anderen Herr Croker und Herr Lockhart, Theil nahmen, machte diese Unterstützung bald überflüssig. Das Glück, welches dieses Blatt hatte, ist ohne Beispiel; die Gunst der höheren Klassen wiegt alle andere Hülfe auf. Der John Bull ist jetzt ein Eigenthum von großem Werth; er siegte sogar in der bedenklichen Konkurrenz mit einem anderen sehr satirischen und persönlichen Wochenblatt, dem „Beacon", unter dessen Redacteuren man auch Walter Scott aufzählte, das aber lange vor dem berühmten Dichter mit Tode abging. Die Kränklichkeit des Herrn Theodor Hook hat ihm etwas von seiner Lebendigkeit und folglich auch von seiner Popularität geraubt; dieser hatte vor drei oder vier Jahren einen Anfall von Schlagfluß, in Folge dessen er lange Zeit sehr geschwächt und leidend blieb. Der literarische und politische Theil des John Bull empfanden dies nicht wenig, doch jetzt ist die Gesundheit dieses Schriftstellers wieder hergestellt; in der Zwischenzeit aber mußte er mehrere Valuten realisiren und verkaufte einen Theil der Actien des Blattes für 4000 Pfd. Sterl.

In niedrigeren Regionen der periodischen Presse begegnen wir dem Age und den übrigen Kindern des John Bull. Noch sind der True-Sun, der Morning-Advertiser und der radikale Gegner des John Bull, der Examiner, zu erwähnen, — nicht zu vergessen des einzigen Blattes, welches mit geöffnetem Visier, seinen Namen auf der Stirn, einherzuschreiten wagt, nämlich Cobbett's Grill, ehemals Cobbett's Register genannt.

Bibliographie.

St. Leon. — Drama in 3 Akten. 5 Sh.

Tales for young people. (Erzählungen für die Jugend. Aus Miß Mitford's Amerikanischen Geschichten.) 3 Bdchen. $7\frac{1}{2}$ Sh.

Lectures on promoting and preserving health. (Vorlesungen über Gesundheitspflege.) Von Dr. Hodgkin. 4 Sh.

The doctrines of friends. (Religionslehren der Quäker.) Von E. Bates. 2 Sh.

On the conflict between the laws of England and Scotland. (Abweichungen der Englischen von den Schottischen Gesetzen.) Von Prater. 3 Sh.

Scenes and stories. (Erzählungen eines in Schulden steckenden Geistlichen.) 3 Bde. $31\frac{1}{2}$ Sh.

Italien.

Die Französische und die Englische National-Schuld.

Von Adrian Balbi.

In meinem Abrégé de Géographie vom Jahre 1831 suchte ich darzustellen, daß man nach der Summe der Anleihen, die ein Staat gemacht hat, — gesetzt auch, diese Summe wäre genau bekannt — den ganzen Belauf seiner Schuld noch nicht ermessen könne. Ich machte bei dieser Gelegenheit über die respektive National-Schuld Englands und Frankreichs folgende Bemerkung:

„Den 5. Januar 1819 betrug die fundirte Schuld Großbritaniens 1,230,395,567 Pfd. Sterl.; nachdem aber von dieser Summe 389.637,049 Pfd. durch den Tilgungs-Fonds eingelöst waren, blieben nur noch 870,758,518 Pfd. Den 5. Januar 1830 belief sich die fundirte Schuld nur noch auf 771,251,932 Pfd. Diese Angaben, die aus gedruckten parlamentarischen Dokumenten gezogen sind, beweisen uns, daß die Französischen, Deutschen und Amerikanischen Blätter, welche die fundirte Britische National-Schuld noch im Januar 1827 auf 897,098,357 Pfd. — einige sogar auf mehr als 1,280,000,000 — berechnen, in großem Irrthum sind. Auch die Französische Schuld ist nicht so bedeutend, wie sie in der Bilanz erscheint: man berechnete die Renten derselben (für den 1. Januar 1827) auf 199,399,000 Franken, welche Summe ein nominales Kapital von 4,341,537,000 Fr. voraussetzt; die Renten betrugen aber nur 156,884,600 Franken, die nur auf ein nominales Kapital von 3,411,991,000 Franken schließen lassen. Diese Differenz schreibt sich daher, weil der Tilgungs-Fonds 929,546,000 Franken eingelöst hatte. Die in der Tabelle angenommene Summe ist beträchtlich größer, weil man die schwebende Schuld (dette flottante) und noch andere Artikel mit einrechnete."

Wie groß war aber meine Verwunderung, als ich, nach meiner Rückkehr nach Italien, bei Durchlesung des 4ten Bandes des Précis von Malte-Brun (der 1832 erschien) auf der 263sten Seite bemerkt fand, Großbritaniens National-Schuld betrage die ungeheure Summe von 1,280,000,000 Pfd. Sterl., also über 32 Milliarden Franken!! Und diese Bemerkung wurde niedergeschrieben, nachdem schon offizielle parlamentarische Dokumente bekannt gemacht, ja sogar in ausländischen Journalen wieder abgedruckt waren, denen gemäß die National-Schuld nicht über 754,100,549 Pfd. betrug.

Die Autorität des Französischen Finanz-Ministers, welche Herr Huot zur Unterstützung seiner irrigen Angabe zitirt, kann gegen die offiziellen, von der Britischen Regierung publizirten Dokumente nicht in Betracht kommen.

Wir haben es als nützlich erachtet, eine genaue tabellarische Vergleichung der fundirten und der schwebenden Schuld beider Monarchieen zu geben, um so mehr, da der geschätzte Uebersetzer einer vortrefflichen Statistik Frankreichs, die neuerlich in England erschienen ist, in einer ähnlichen, von ihm selbst gezogenen Parallele einen großen Mißgriff begeht. Er giebt nämlich die Englische Schuld so, wie sie gegen Ende des Jahres 1832 und die Französische so, wie sie zu Ende des Jahres 1829 gewesen ist.

Dieser Fehler, der so leicht zu vermeiden war, mag dem Leser als Norm zu Beurtheilung der wesentlichen Fehler dienen, die von Geographen und Statistikern begangen werden, so oft sie, ohne lange und emsige Beschäftigung mit diesem schwierigen Gegenstande, statistische Tabellen entwerfen oder verbessern wollen.

Bestand der Französischen National-Schuld zu Anfang des Jahres 1833.

Konsolidirte Schuld.	Renten.	Entsprechendes Kapital.
Renten zu 5 pCt. bis zum 1. Jan. 1832	Fr. 174,876,383	3,497,527,660
„ zu 5 pCt. — 8. Aug. 1832	7,614,213	152,284,260
„ zu $4\frac{1}{2}$ pCt. — 1. Jan. 1832	1,027,696	22,837,688
„ zu 4 pCt. idem	3,125,210	78,130,250
„ zu 3 pCt. idem	35,455,274	1,181,842,466
Summe	222,098,776	4,932,622,324
Abzüge.		
Eingelöste Renten bis zum 30. Juni 1832		
zu 5 pCt.	42,676,010	853,520,200
zu $4\frac{1}{2}$ pCt.	43,626	969,244
zu 4 pCt.	194,732	4,868,300
zu 3 pCt.	3,328,985	110,966,166
Summe der eingelösten Renten	46,243,343	970,323,910
Renten, welche im 2ten Semester 1832 aus dem Amortisations-Fonds eingelöst werden sollten, circa	2,356,657	52,000,000
Summe der Abzüge	48,600,000	1,022,323,910
Konsolidirte Schuld, wie sie zu Anfang von 1833 bestand	173,498,776	3,910,298,414
Besondere Anleihen.		
Anleihen, gemacht in den J. 1821 und 1822 zum Bau von Kanälen und zu anderen öffentlichen Arbeiten	Fr. 143,105,200	368,105,200
Gegen Caution deponirte Kapitalien . .	225,000,000	
Schwebende Schuld.		
Defizit vor dem 1. April 1814	73,687,000	168,703,000
Defizit nach dem Budget von 1827 . .	32,016,000	
„ „ „ „ von 1830 . .	63,000,000	
Total-Summe der fundirten und der schwebenden Staats-Schuld Frankreichs zu Anfang 1833 in Franken . . .		4,447,106,614

Bestand der Britischen National-Schuld zu Anfang 1833.

Fundirte oder konsolidirte Schuld.		Betrag in Pfd. Sterling. Renten.	Kapital.
Großbritanien.			
Zu 3 pCt.	An die Compagnie der Südsee . .	3,662,784	496,195,179
	Alte Interessen an dieselbe . .	3,497,870	
	Neue Interessen idem	2,460,630	
	Interessen von 1751 idem . .	523,100	
	An die Englische Bank	14,686,800	
	Interessen der Bank v. J. 1726	874,949	
	Konsolidirte Interessen	347,458,931	
	Reduzirte Interessen	123,029,915	
Zu $3\frac{1}{2}$ pCt.	Interessen, stipulirt i. J. 1818 .	12,350,801	213,418,445
	Reduzirte Interessen, in demf. .	63,453,824	
	Neue Interessen von $3\frac{1}{2}$ pCt. . .	137,613,820	
Zu 4 pCt.	Interessen, stipulirt im J. 1826		10,796,340
Zu 5 pCt.	Neue Interessen		462,736
	Total-Summe für Großbritanien		720,872,702

Irland.

Zu 3 pCt.	Konsolidirte Interessen	2,803,780	2,965,842
	Reduzirte Interessen	162,062	
Zu 3½ pCt.	Interessen von den zurückbehaltenen Besoldungen und Kapital der Besoldungen selbst	14,605,670	27,624,528
	Reduzirte Interessen	1,234,509	
	Neue Interessen	11,784,349	
4 pCt.	— An die Irländische Bank		1,615,384
Zu 5 pCt.	Neue Interessen	6,661	1,022,045
	An die Irländische Bank	1,015,384	
	Total-Summe für Irland *)		33,227,847

Total Summe der fundirten Schuld des vereinigten Königreichs	754,100,549
Schwebende Schuld in Schatzkammer-Scheinen bis zum 5. Januar 1833	27,278,000
Total-Summe beider Schulden zu Anfang d. J. 1833	781,378,549
Dieselbe Summe in Franken	19,534,463,725

Wir bemerken hier noch, daß wir nicht mit Bestimmtheit wissen, ob in der Schuld des vereinigten Königreichs auch die besonderen Anleihen für Gemeinden, oder Körperschaften, oder für öffentliche Bauten, und die Kapitale der Cautionen mit einbegriffen sind. Dieses konnten wir aus den offiziellen Berichten der Britischen Regierung nicht entnehmen.

Der von uns gegebenen Tabelle gemäß kann man also annehmen, daß die National-Schuld Großbritaniens und Irlands zwischen dem Vierfachen und Fünffachen der Französischen Schuld ungefähr die Mitte halte, wogegen sie, nach den irrthümlichen Daten des Herrn Huot, mehr als das Siebenfache derselben betragen müßte.

(G. di Milano.)

Bibliographie.

Esperienze ed osservazioni sull'uomo e sugli animali intorno alla virtù del Creosote. (Ueber die Wirkungen des Kreosots auf Menschen wie auf Thiere.) Vom Prof. G. Corneliani. Pisa. 1½ Lire. (10 Sgr.)

I giovanetti. — Novellen und Gespräche von G. Porta. Como. 2 Lire.

Del commercio sanguigno tra la madre ed il feto. (Vorlesung über den Blut-Umlauf des Fötus.) Pisa. 2 Lire.

Lettere senza lettere — Briefe eines Vaters an seinen studirenden Sohn. (In jedem der 24 Briefe ist der Reihefolge nach ein Buchstabe des Alphabetes ganz vermieden, und daher rührt der Titel, bei dessen Uebersetzung durch „Briefe ohne Buchstaben" das Wortspiel ganz verloren gehen würde.) Von Pietrasanta. 2 Lire.

Mannigfaltiges.

— Die Sage vom Ursprunge Palibothra's. An einem schönen Tage begaben sich mehrere Jünglinge am Ufer der heiligen Ganga in der Nähe des heutigen Patna in einen nahen Wald, in dessen kühlen dichten Laubgewölben sie die heiße Tagesglut in heiteren Scherzen angenehm verbrachten. Es fiel ihnen ein, sich hier zu verloben, und jeder wählte einen Baum des Waldes. Ein Bramanensohn nahm einen Patali oder Trompetenbaum (Bignonia suave olens) zu seiner Geliebten. Bei nahender Dämmerung kehrten die Jünglinge heim, nur der Bramanensohn sagte, er könne seine Braut doch nicht vor der Hochzeitsnacht verlassen. Neckend verließ ihn die andere Gesellschaft. Und so wie es nun immer dunkler wurde, ward der Baum immer lichter, und bei völliger Nacht erglänzte er in wunderbarem Schimmer, und die Rinde sprang auf, und eine reizende Jungfrau trat an der Hand eines Greises aus der Höhlung des Baumes. Der Greis führte die Nymphe des Baumes dem Jünglinge als seine Braut zu, und dieser feierte mit ihr im Waldesdunkel seine Hochzeit. Aus dieser nächtlichen Feier entsprang ein Sohn, welcher der Trompetenbaum-Sohn (Patali-putra) genannt wurde, der ein Herrscher des Landes und Erbauer einer gleichnamigen Stadt (bei den Griechen Palibothra) wurde, deren Trümmer noch jetzt unter gleichem Namen unfern Patna zu finden sind. — — Obige Sage verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Professors Klaproth aus einer Chinesischen Reise des Buddha-Priesters Hiüan Thsang aus dem 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Merkwürdig ist, daß schon Strabon XV. p. 702 anführt, daß die Könige der Prasier, deren Hauptstadt Pali-bothra war, den Beinamen Pali-bothors (Trompetenbaum-Sohn) gehabt hätten.

Z — e.

— Welt-Literatur-Zeitung. Wahrhaft erstaunenswerth ist die Schnelligkeit, die ungeheure Beweglichkeit, mit denen der Gedanke heutzutage die weite Welt durchfliegt und seinen Kreislauf um die Erde macht; der Ideen-Verkehr, der allgemeine Gedanken-Austausch hat sich eine Brücke geschlagen, die nicht bloß Volk und Volk, sondern die beiden Pole mit dem Aequator, das eine Ende der Welt mit dem andern verbindet. Amerika saugt an den Brüsten Europas, und Europa trinkt neue Begeisterung aus den Urquellen der Literatur des Brahma und des Confucius; die Meisterwerke, die man heut an den Ufern der Seine und der Themse mit Beifall aufnimmt, werden in wenigen Tagen im Triumph zu New-York, zu Rio-Janeiro, zu Hobart-Town und zu Calcutta gefeiert. Allein diese Gedanken-Circulation ist so gewaltig und geht mit so reißender Schnelligkeit vor sich, daß es fast scheint, als wäre keins von den Blättern, die sonst selten ermangeln, uns von Allem, was nur mit unserer Civilisation im entfernten Zusammenhange steht, von dem Steigen und Sinken der verschiedenen Staatspapiere, von dem wechselnden Course der verschiedenen Handelsartikel, haargenau in Kenntniß zu setzen, irgendwie im Stande, die gewiß nicht uninteressanten Details hinsichtlich des Gedanken-Verkehrs zusammenzufassen. Nirgends finden wir die hierauf bezüglichen Thatsachen zusammengestellt; nur von Zeit zu Zeit räumen ihnen die politischen Zeitungen in ihren langen Spalten mitten unter dem Gewühle der öffentlichen Ereignisse oder unter ihren vermischten Nachrichten, gleichsam aus Erbarmen, ein Plätzchen ein. So erfahren wir aus dem Lanceston Independant (einem Journale von Neu-Süd-Wales), der uns den Preis-Courant der Australischen Wolle mittheilt, gelegentlich, daß die Damen Remans und Rudeloff, gewisse Europäische Schauspielerinnen, unlängst beim Theater zu Hobart-Town angestellt wurden, und daß man ihr Debüt daselbst ganz vortrefflich gefunden; dasselbe Journal meldet uns auch, daß man dort mehrere Stücke Australischen Ursprungs von Neuem einstudirt, so wie auch, daß man sich von dem „Bandit am Rhein" einen nicht geringen Erfolg versprach. Wer hätte sich wohl von dieser regsamen literarischen Thätigkeit bei jenen von uns verbannten Neu-Südländern je etwas träumen lassen! In einer andern Gegend sehen wir bei den Chinesen einer Uebersetzung und Bearbeitung des „Penny-Magazine" entgegen, in das auch die in dem Originale befindlichen Holzschnitte und Vignetten mit aufgenommen werden sollen; die Indianischen Cherokesen erfinden Schriftzeichen, und bearbeiten in ihrer Muttersprache die vorzüglichsten Werke unserer klassischen Literatur; die „Chronik von Singapore" theilt uns mitten unter ihren Berichten über die Preis-Courante ihrer Indigos und Baumwollen die Nachricht mit, daß ein Brahmane eben mit einer Uebersetzung der Dichtungen Dante's beschäftigt sei, während wir andererseits in den Pariser Journalen die Arbeiten des Herrn Paulthier über Confucius angezeigt finden. Fast zu gleicher Zeit meldet uns die Augsburger „Allgemeine Zeitung" mitten unter ihren politisch-mystischen Aufsätzen, daß die Ulemas in Konstantinopel mehrere wissenschaftliche Werke aus der civilisirten Europäischen Welt in Türkischer Sprache bearbeiten lassen, während in Oesterreichischen Blättern die Anzeige von Joseph von Hammer's Uebersetzung der „Rose und Nachtigal," eines der Meisterwerke Fazli's, eines Türkischen Poeten, zu lesen ist. Hier übersetzt Semelet den „Gulistan" von Sadi in's Französische, und Tassy die Meisterwerke Wali's, eines Hindostanischen Dichters, während dort der Kosaken-Hetmann Protegen die Gedichte Parny's in's Kalmückische überträgt. (Revue Britannique.)

— Sir Martin Frobisher. Vor kurzem hat man in der Kanzlei der Königlichen Schatzkammer von England mehrere Papiere aufgefunden, die manche interessante Notizen über die drei nordwestlichen Reisen Martin Frobisher's in den Jahren 1576, 1577 und 1578, so wie über die Frachtladung, die er aus der „Meta incognita" nach England brachte, enthalten. Die Berichte rühren von Michael Lok, dem Kassirer der Cathay-Compagnie her, auf deren Mitgliederliste sich die Namen der ausgezeichnetsten Personen aus der Regierungszeit Elisabeths befinden, Ihre Königliche Majestät selbst nicht ausgenommen. Mehrere dieser Reiseberichte sind von Randbemerkungen und Erklärungen Martin Frobishers begleitet, die er, wie deutlich zu ersehen, eigenhändig aufgezeichnet. Die Ausrüstungskosten der ersten Expedition beliefen sich auf 875 Pfund Sterling, die fast gänzlich verschwendet zu seyn schienen, wie aus der auf der zweiten Seite des Berichts befindlichen Bemerkung zu entnehmen, wo es heißt: „Und so war diese erste Reise ohne Erfolg geblieben, und von den 875 Pfund die Summe von 800 Pfund verloren gegangen, die Gott wieder erstatten möge." Die Schiffe, die die Seereise machten, waren: der „Gabriel," der „Michael" und eine Pinasse. Sie verließen sämmtlich am 12. Juni 1576 Gravesend, und am 1. September des folgenden Jahres kehrte der „Michael" nach Blackwall, so wie der „Gabriel" am 2. Oktober 1577 nach Harwich zurück. — Die Pinasse aber war untergegangen.

(Athenaeum.)

— Persischer Ehrensold. „Ich erinnere mich," erzählt Tavernier, „in Persien einen der Königlichen Stabträger gesehen zu haben, dessen Knebelbart so lang war, daß er ihn bequem um den Nacken herum binden konnte; wegen dieser Auszeichnung erhielt er noch einmal so viel Sold als jeder Andere seines Ranges."

— Treue einer Australischen Wilden. In dem Distrikte Merrembidschi (in Neu-Süd-Wales) lebte ein Weib von den Eingebornen mit einem deportirten Verbrecher, Namens Tallboy, der auch dort das Räuber-Handwerk trieb. Lange stellte die Polizei diesem Menschen vergebens nach. Sein Weib fischte und jagte für ihn, während er in dem Schlupfwinkel steckte, den sie für ihn ausgesucht hatte. Alles, was sie an Lebensmitteln auftreiben konnte, brachte sie dem unwürdigen Gegenstand ihrer zärtlichen Liebe, und weder die versprochenen Belohnungen noch Drohungen konnten sie zu dem Geständniß bewegen, daß sie den Aufenthalt des Räubers kenne, obgleich dieses rohe Scheusal ihre Wohlthaten mit der schlechtesten Behandlung vergalt. Eines Tages gab sie vor, daß ihr der Ort seines Aufenthalts bekannt geworden sey, führte aber die Polizei-Beamten auf einem so großen Umwege dahin, daß Tallboy Zeit gewann, sich ein anderes Asyl zu suchen. Endlich führte ihn seine eigene Unbesonnenheit den Häschern in die Hände, und er büßte für alle seine Frevel auf dem Schaffot von Sydney. Die edle Wilde erbot sich vergebens, sein Schicksal zu theilen, und wurde nachmals mit innerem Widerstreben das Weib eines ihrer schwarzen Stammgenossen.

(Bennett's Wanderings.)

*) Dieser Auszug stimmt nicht mit den darüber stehenden einzelnen Posten; er beträgt vielmehr 33,227,799, wodurch eine Differenz von 48 Pfd. entsteht. Leider finden sich ähnliche Ungenauigkeiten, denen in der Regel ein Druckfehler zum Grunde liegt, in sehr vielen geographischen und statistischen Handbüchern.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Freitag den 20. März 1835.

Rußland.

Ueber eine neue Ersteigung des Ararat.

Seitdem Herr Parrot im Jahre 1829 den großen Ararat bestiegen, und die Beschreibung dieser, zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Expedition herausgegeben hat, haben sich nicht bloß in Rußland, sondern auch in Deutschland und Frankreich mancherlei Zweifel dagegen erheben wollen, daß er den höchsten Gipfel jenes Berges wirklich erreicht habe. Erst kürzlich haben Petersburger Blätter es noch für nöthig gehalten, das für diese Ersteigung sprechende Zeugniß eines jungen Armenischen Geistlichen, Namens Chatschatur Abowian, abzudrucken, welcher Herrn Parrot auf jener Expedition begleitet hatte. Dieser spricht darin seine Verwunderung darüber aus, daß man solche Zweifel auch im gebildeten Europa habe theilen können, wo man doch kaum Kenntniß habe von dem Aberglauben der Armenier, daß es keinem Sterblichen gestattet sey, den Ort wieder zu betreten, wo Noah's Arche nach dem Verlaufen der Sündfluth sich niedergelassen und daß selbst der heilige Jakob nur ein Brett der heiligen Arche habe erlangen können, um damit das berühmte Gotteshaus, welches seinen Namen trägt, zu begründen. Inzwischen haben doch jene Europäischen Zweifel keinen anderen Grund, als die aus Grusien selbst zunächst in die Tifliser Zeitung und von dieser in Petersburgische Blätter übergegangenen Angriffe gegen Herrn Parrot, von denen namentlich der des Herrn Chopin der bekannteste ist. Ob Herr Chopin dabei aus reinem Eifer für die Wissenschaft zu Werke ging, muß dahin gestellt bleiben; so viel ist jedoch gewiß, daß die Quellen, aus denen er selbst geschöpft, die unlautersten waren, die es geben konnte, nämlich die Berichte der Grusier. Diese, denen zunächst daran liegt, den Nimbus der Heiligkeit, mit welchem der große Ararat umgeben ist, nirgends zerstört oder auch nur im Entferntesten gefährdet zu sehen, weil sie davon eine Schmälerung der Einkünfte fürchten, die ihnen oft aus den Wallfahrten der frommen Armenier erwachsen, haben auch noch, was man kaum glauben sollte, eine Art von wissenschaftlichem Neid auf Herrn Parrot. Es rühmt sich nämlich einer der Vorsteher der dem Ararat zunächst gelegenen Ortschaft Achur, Namens Melin, denjenigen hohen Punkt des Ararat, der den Sterblichen noch erlaubt sey, zu betreten, zu dem aber auch selten jemand gelangt, nämlich die zweite Anhöhe des Berges, wirklich erreicht zu haben. Nun ist es namentlich dieser Melin, der nicht zugeben will, daß Herr Parrot einen noch höheren Punkt als er, und mithin auch einen größeren Ruhm erlangt habe. Wie sehr aber dieser Melin auch noch von ganz anderen Triebfedern, als von solcher allenfalls noch zu entschuldigenden Ruhmbegierde geleitet werde, wird sogleich aus nachfolgender Darstellung einer neuen Ersteigung des Ararat hervorgehen, die im August des vorigen Jahres ein junger, in Armenien angestellter Russischer Beamter, Namens Autonomoff, theils aus eigener Wißbegierde und theils zur Ehrenrettung des Herrn Parrot unternommen hat. Herr Autonomoff ist eben im Begriffe, die Beschreibung seiner Expedition, so wie diejenigen wissenschaftlichen Beobachtungen, die er anzustellen Gelegenheit gehabt hat, in seiner Muttersprache herauszugeben, und Folgendes ist eine Episode aus dieser Beschreibung.

Nachdem es unserem jungen Reisenden gelungen war, sich gegen ansehnliche Geld-Versprechungen ein paar Armenische Führer zu verschaffen, trat er, trotz der Warnungen aller Bewohner von Achur und namentlich des Vorstehers Melin, sich vor den Schneelawinen, vor Verblutungen in der höheren Luft-Region und vor anderen göttlichen Heimsuchungen in Acht zu nehmen, am 16. August n. St. die Reise von Achur an und kam noch an demselben Tage bis in die Nähe der Schneelinie, wo er bei einem Ochsen-Hirten, im Freien kampirend, übernachtete. Wir wollen nunmehr den Herrn Autonomoff in seiner naiven und fast zu naturgetreuen Weise selbst erzählen lassen:

„Am 5. (17.) August 1834 um 6 Uhr, nachdem wir gebetet und Thee getrunken hatten, rüsteten wir uns, um die Schneegefilde des Ararat zu ersteigen, gerade so, als wollten wir eine für uneinnehmbar geltende Festung erstürmen. Die ganze vorhergegangene Nacht hatte ich nicht geschlafen, sondern nur einige Augenblicke lang mich selbst vergessen; ich weiß nicht, war daran der Wind schuld, der zwischen den Felsen tobte, oder war mein Gemüth so unruhig. Dem sey indessen, wie ihm wolle; es gehört allerdings einige Entschlossenheit und Seelenstärke zu dem Unternehmen, das ich vorhatte. Am meisten beunruhigte mich die Besorgniß, daß meine schwache Brust die scharfe Bergluft nicht ertragen würde. Die Nacht war herrlich gewesen; jenseits des beschneieten Berggipfels war der Mond aufgestiegen und schien mich mitleidig anzublicken, wie ich bald zwischen Felsen umherkroch, bald auf meinen Filzmantel mich niederlegte und bald wieder unruhig aufstand; allmälig verschwanden die Sterne einer nach dem anderen am Himmel; ich hatte mich, wie es früher oft geschehen war, an ihrem Anblicke stärken wollen, aber vergebens; der Schneeriese mit seiner gewaltigen Gestalt tödtete alle meine Seelenkräfte. Es begann endlich zu dämmern. Gott sey Dank! Auf, meine Führer, auf! — Wir machten uns fertig und stiegen, Gott im Herzen, bergan. Bald erreichten wir die erste Schneelage — sie war nicht hoch, und der von Wasser getränkte Schnee sehr hart; meinen Führern schien das Steigen auf diese Art gefährlich; sie begannen, Stufen im Schnee auszuhauen; ich aber legte mir unter die Stiefel Eisen mit vier Spitzen, stützte mich auf eine mit einem Haken versehene Stange, und schritt gerade und sehr rasch vorwärts. Die Führer stellten das Aushauen bald wieder ein und schlossen sich mir an. Meine Seele zagte, als ich vor meinen Augen ein unabsehbares, von der Sonne überstrahltes Schneegefilde erblickte, und ein Bergebirge von ganz unermeßlicher Höhe; die Hoffnung auf optischen Betrug beruhigte mich einigermaßen. Anfangs gingen wir schnell, doch bald ward uns das Athmen schwer: nach je zehn Schritten trat immer eine Abmattung ein, so daß wir ein wenig stillstehen mußten. Der Schnee war sehr hart, auch ging es steiler bergan; jetzt mußten wirklich Stufen ausgehauen werden, wenn wir weiter hinauf wollten. — Aerzte herbei! Es war schon 8 Uhr, und noch der Gipfel so entfernt, — wir konnten nicht mehr fort. „Nein", dachte ich, „es giebt eine Gränze, die kein Sterblicher mit aller Entschlossenheit überschreiten soll. Ja! die Natur hat ihre Geheimnisse, in die es kein Mensch wagen darf einzudringen! Noch eine sehr hohe Strecke und zwei Hügel ... letztere erscheinen von unten noch steiler, als die erstere! ... Was soll ich thun! Soll ich von der Stelle zurückkehren, von welcher Professor Parrot angeblich zurückgekehrt seyn soll? ... Was? Ich sollte meinen Zweck nicht erreichen, und war doch in den Gefilden des ewigen Schnees und sah diese kalte Sonne? Uebrigens noch ein Versuch; es geht nicht — ich will mich erholen: — gieb Brod her, Johannes, — wir wollen frühstücken." — Nun, da sind wir ja auf dem Gipfel der zweiten hohen Stelle! Guter Gott! wie majestätisch glänzen diese zwei Eishügel und die äußerste Bergspitze! Wie herrlich muß es auf dieser Spitze oben seyn! Die ganze unten liegende Fläche, mit Sonnenstrahlen übergossen, bietet den Anblick eines Tempels dar mit unzähligen von Lichtern glänzenden Altären — aber mein Gemüth ist kalt, niedergeschlagen — die Größe der Natur erdrückt mich! ...

„Herr", schrie ein Führer, „ein Abgrund, ein Abgrund!" — Es war eine große Eisspalte; wie tief, war nicht zu sehen. Gott, wenn ein falscher Tritt? ... Nun, was wär's? das kälteste aller Gräber — und weiter nichts.... „Wo steht das Kreuz?" — „Dort, Herr!" sagte der Führer, mit dem Finger nach Osten zeigend. Nachdem wir Stufen ausgehauen hatten, um sicherer Fuß zu fassen, — übersprangen wir die Spalte; die Führer liefen, leicht auftretend, voran, nach der Seite zu, auf der das Dorf Achur liegt — ich folgte ihnen; das Eis bebte, doch bald hörten Eis und Beben auf; wir kamen noch an mehrere andere Spalten, umgingen sie aber; der Wind wehte aus Süden und brauste wie in einen leeren, von Metallwänden umschlossenen Raum hinein. Dieses Brausen erinnerte mich an eine in dieser Gegend verbreitete Sage von Alexander dem Großen, wie er Gog und Magog in die Höhlen des großen Gebirges jagte, wo Röhren angebracht waren, durch welche der Wind blies, der die in den Höhlen Eingesperrten in Schrecken setzte, so daß sie es nicht wagten, sie zu verlassen, und im Glauben, Alexander lebe noch, bis auf den heutigen Tag noch hier im Dunkeln sitzen. Ich hörte diese Geschichte als Kind, und fürchtete mich nicht wenig, wenn ich daran dachte, daß Gog und Magog, ihre Täuschung gewahr werdend, aus den Höhlen einmal hervorstürzen könnten; auch stellte ich mir das Blasen des Windes in den Röhren gerade so vor, als ich es jetzt auf den Schneefelsen hörte.

„Herr, da seh' ich etwas!" rief einer von den Führern. Auch ich erblickte, einige Zoll aus dem Schnee hervorragend, einen viereckigen, ziemlich starken Pfahl von Fichtenholz. Das ist der obere Theil des vom Professor Parrot aufgestellten Kreuzes. Ich sah schärfer dahin, und sagte zu mir selbst, die Berge anschauend: Was! dort oben wäre die höchste Spitze? Und nur noch zwei kleine und nicht steile Höhen wären zu erklimmen? Ich sehe nach der Uhr: es war bald neun. So früh noch und schon umkehren! Warum machte ich mich denn eigentlich auf den Weg? Wozu so große Anstrengungen und Kosten? — „Führer! Marsch, vorwärts." — „Ach, Herr, ich kann nicht mehr, ich weiß den Weg nicht, der Schnee ist tief!" — „Nur vorwärts. Der Padischah (nämlich der Kaiser von Rußland) wird Euch belohnen." — „Ach, Herr, es wird nicht gehen."

Solchergestalt widersetzten sich meine Führer, die sich höchst ermüdet hingelagert hatten — einer von ihnen litt an Schmerzen im Leibe. Ich selbst aber lebte auf, und stieg weiter, ohne ein Wort zu sprechen. Rasch überschritt ich die Schneefläche; ich blicke hinter mir — und sehe, wie meine Führer, beinahe schon eine Werst von mir entfernt, sich langsam mir nachschleppen. Ich fühlte mich indessen ohne sie leichter und besser; deshalb stieg ich, ohne mich zu erholen, immer höher und entschwand ihren Blicken. Vor mir hatte ich nur noch zwei Hügel und keinen Berg mehr. Gütiger Himmel! Hätte ich wirklich jene Höhen erreicht, die unersteiglich seyn sollen, wie Alle versichern, wiewohl ich eben nicht geneigt bin, Allen zu glauben? Unter ihnen giebt es aber auch gelehrte Reisende, die mit ernster Miene erzählen: „Nach Noah habe es keines Menschen Fuß unternommen, diese unersteigbare Höhe zu betreten. Zu verschiedenen Zeiten versuchte man es, die furchtbare Pyramide zu erklimmen, aber immer vergebens; ihre äußere Gestalt, Schnee und Eis, stellen sich als unüberwindliche Hindernisse entgegen; schon die Entfernung von den Schneegränzen bis zur Spitze ist so groß, daß die Kälte den Verwegenen tödten würde, der ein solches Unternehmen ausführen wollte."

Wenn man solche Beschreibungen gelesen und solche Dinge gehört — kann man dabei wohl ganz gleichgültig den Ararat hinansteigen? … Von den beiden Hügeln, den südlichen rechts lassend, ging ich gerade auf den nördlichen los. Ich band ein Stück rothes Zeug und ein weißes Tuch an meine Stange und schwang sie hin und her, in der Hoffnung, es würde mich Jemand vom Dorfe Achur aus bemerken; wie es sich aber später zeigte, hatte mich Niemand erblickt. Mein dort befindlicher Diener antwortete mir hernach auf meine Frage: „Warum sahest Du nicht um 11 Uhr nach dem Berge?" — „Ich habe hingesehen, habe auch einen Menschen gesehen; dann setzte ich mich aber unter einen Baum und schlief ein!!!" Als ich zu der Ebene gekommen war, welche den nördlichen Hügel vom südlichen trennt, gewahrte ich ein erhöhtes, etwas mit Eis überzogenes Schneelager; meinen Augen nicht trauend, fürchtete ich, daß dieses vielleicht die Schranke sey, die den Pfad zum Gipfel wirklich verschloß. — Ich blickte um mich her — nach Süden zu waren die Schneelager niedriger und immer niedriger, und fast ganz unbedeutend — dahin wendete ich meine Schritte. Aber in Folge so verschiedenartiger Eindrücke am ganzen Leibe zitternd, trat ich immer langsamer vorwärts, faßte Fuß bei jedem Tritt, stützte mich auf meine Stange, und fiel am Fuß der nördlichen Anhöhe nieder. — Ich athmete tief auf vor Freude! — Nachdem ich mich gesammelt hatte, begab ich mich auf den ebenen Abhang der höchsten Spitze — da ist sie! Hoch hielt ich meine rothweiße Fahne empor. Ich blicke um mich her — da sind auch meine Führer — sie eilen mit Jubelgeschrei auf mich zu und küssen mir die Hände. Gott ist groß! rief ich ihnen zu, auf den Himmel zeigend.

Als das erste Entzücken vorüber war, stiegen wir nach der Seite von Achur wieder hinunter. Vorher aber steckte ich noch meine Stange in den Schnee, warf mich mit meinen Führern auf die Kniee, sprach ein kurzes Dankgebet zum Allmächtigen und rief dann aus allen Kräften: „Hurrah dem Padischah!" Dann schrieb ich einige Worte mit Bleistift; einer der Führer hieb ein Stück Holz von meiner Stange ab und befestigte dasselbe mit jenen Worten, so gut als möglich, im Schnee.

Die höchste Spitze des Berges geht ganz scharf zu und bietet keine Fläche dar; ich sah um mich her: rechts der kleine Ararat, links der südliche Hügel, und vor mir die ganze Ebene vom Ararat bis zum Kaukasus — umlagert von weißen Wolken, die über die Kühnen zu staunen schienen, welche es gewagt hatten, sich bis zu ihren Regionen zu erheben; ein dicker Nebel lag auf der ganzen Ebene, von der Basis meines Standpunktes scharf abgeschnitten, wie die Oberfläche des Wassers von der gewöhnlichen Luft; die Berge, welche diesen großen Flächenraum begränzten, standen schwarz und finster da, wie Felsen im Meere; nur der Gipfel des Alages ragte ein wenig aus diesem Luft-Ocean hervor. Lange blickte ich nach Osten und nach Westen hin, ob ich nicht vielleicht das Kaspische oder das Schwarze Meer sehen würde — aber ich sah, wie sich dies leicht denken läßt, weder das eine noch das andere — doch überall waren Berge und Städte, Flüsse, kleine Seen und grünende Felder, freilich in Nebel gehüllt und undeutlich. Der Himmel war dunkel, weder in's Hellblaue, noch in's Dunkelblaue spielend; wohl aber grünlich, und am fernsten Horizont purpurfarben. Und die Sonne! schwer wird es, sie zu beschreiben: — sie erschien nicht groß, verbreitete aber, einen feinen, durchsichtigen, blendenden Glanz. Ich konnte frei und ohne Beschwerde Athem holen; übrigens hatte ich um den unteren Theil des Gesichtes bis zur Nase ein Tuch gebunden, das ich jedoch auf einige Augenblicke abnahm, ohne die mindeste Veränderung dabei zu fühlen. Wie man sagt, soll auf hohen Bergen die innere Luft im Menschen, in Folge der dünnen äußeren Luft, rasch nach Außen streben, wodurch an den Poren des Körpers Blut heraus dringt; an mir machte ich diese Erfahrung nicht, auch nicht an meinen Führern, wiewohl sie Gesicht und Hände unbedeckt hatten. Den nördlichen Abhang hinuntersteigend, ruhten wir aus, und stärkten uns durch Nahrungsmittel auf den dazwischen liegenden Hügeln. Sollte nicht hier, dachte ich, zwischen den Hügeln jenes wunderbare Schiff, jene Arche, angehalten haben, die das menschliche Geschlecht vor gänzlichem Untergang bewahrte? Die Hügel schwiegen — ich blickte um mich her — mit Ausnahme unserer Fußstapfen war nichts zu sehen. Gegen Mittag begann der Schnee weicher zu werden, und die Sonne schien so warm, wie bei uns in Rußland in den ersten Märztagen. Der Wind war nicht kalt, wohl aber etwas schneidend, so daß mir die Hände, während ich mir ohne Handschuhe ein Tuch umband, wie Feuer brannten, doch auch nur an den Stellen, wo der Wind sie anblies. Wir verließen die Ebene und gelangten zur südlichen Anhöhe. Diese schien mir mit der nördlichen von gleicher Höhe zu seyn, weil meine Aussicht von der einen eben so begränzt war als von der anderen. Die südliche Anhöhe bietet einen ziemlich ebenen Platz von ungefähr 30 Quadratschritten dar. Wie es scheint, ist hier ein Krater gewesen, aber auf der nördlichen nicht. Daß der ganze Berg vulkanischen Ursprungs ist, unterliegt keinem Zweifel, wenn man die unteren Felsen betrachtet. Als wir die südliche Anhöhe verließen, sagte einer meiner Führer, der den Professor Parrot begleitet hatte, dieser sey auf derselben Anhöhe gewesen, und habe dort ebenfalls ein kleines Kreuz aufgerichtet. Ich zweifle auch daran nicht im mindesten, obgleich ich, nachdem ich den ganzen Platz umgangen, nichts von einem Kreuze auffinden konnte. Wenn das große Kreuz kaum aus dem Schnee hervorragte, wie sollte sich das kleine über der Oberfläche erhalten haben? Leicht möglich ist es, daß die Theilnehmer an der Expedition wegen der späten Jahreszeit (sie bestiegen den Berg am 9. Oktober n. St.) und der strengen Kälte nicht auf der nördlichen Anhöhe waren, und es auch nicht für nöthig hielten, da sie beide Hügel gleich hoch fanden.

Und solchergestalt hat der gewissenlose alte Melin, der vom Dorfe Achur aus bis zur zweiten Anhöhe gelangt war, das ganze Resultat der gelehrten Expedition, die im Jahre 1929 den Ararat bestieg, verdächtig machen wollen. Er versicherte Jedermann und thut es noch jetzt, daß Parrot nur auf der zweiten Anhöhe gewesen sey, und dort beide Kreuze aufgerichtet habe, das kleine nämlich nach der Richtung von Bajazet, und das große nach unserer Seite hin — während der Führer Aiwaseff, ein ehrlicher junger Mensch, mir auf dem Berge begreiflich zu machen suchte, und als wir wir wieder unten angekommen waren, durch den Dollmetscher erklärte, daß 6 Personen die südliche Anhöhe bestiegen hätten, auf der sogenannten zweiten Anhöhe aber 9 gewesen wären, und daß das kleine Kreuz da aufgerichtet worden sey, wo ich meine Ausmessung vornahm. *)

Da sieht man also, wovon das Schicksal eifriger Forscher oft abhängt. Stephan Melin gelang es, Jedermann so weit zu berücken, daß bis jetzt nicht ein einziger Mensch in Grusien den Worten des würdigen Professors Glauben beimißt; selbst Herr Chopin hat, darauf fußend, die Unmöglichkeit, den Berg völlig zu ersteigen, darzuthun gesucht, und dabei versichert, der Professor habe ihn nicht mit dem Barometer, sondern trigonometrisch ausgemessen! Wer aber die zweite Anhöhe erreichte, wo sich das große Kreuz befindet, wird sagen, daß es ganz unbegreiflich gewesen seyn würde, hier stehen zu bleiben, ohne wenigstens einen Versuch zu wagen, weiter zu kommen (wenn nicht etwa die Witterung hinderlich war) — und machte man den Versuch, so konnte man auch schon nicht anders, als ganz hinaufsteigen. Bei meiner Besteigung hatte ich zwar meine besonderen Zwecke, indessen, nachdem ich mehreremal in den Tifliser Blättern Chopin's Artikel und Parrot's Widerlegungen gelesen hatte, entstand in mir der lebhafte Wunsch, diesen Streit selbst zu entscheiden. Was diesen Wunsch noch mehr aufregte, war, daß ich durch die Erzählungen aller in der Umgegend des Ararats lebenden Beamten zur Erfüllung desselben aufgemuntert ward. Ich konnte es mir gar nicht denken, wie es möglich seyn sollte, daß der würdige Professor im Angesicht der ganzen gelehrten und gebildeten Welt eine seine Ehre so sehr kompromittirende Behauptung würde aufgestellt haben. Indessen gestehe ich, daß ich, als ich durch Armenien reiste, wo ich Gelegenheit hatte, mit den ehrenwerthesten Leuten zu sprechen, in meiner früheren Ueberzeugung selbst etwas zu schwanken begann. Als ich oben war, verloren sich meine Zweifel, und mit ihnen schwand auch der kleinmüthige Entschluß, wieder umzukehren, ohne meinen Zweck ganz erreicht zu haben. Die Gerechtigkeitsliebe Melin's und aller Dorf-Aeltesten von Achur stelle ich der Beurtheilung jedes Unpartheiischen anheim.

Vom Berge, d. h. von der Schnee-Region, kehrten wir zu unserem Nachtlager in zwei Stunden zurück: der Schnee ward weicher, ohne jedoch sehr nachzugeben, und wir kamen hinab durch die bloße Schwere unserer Körper. — Nach einer Erholung von zwei Stunden ging es von den Felsen, die unser Nachtlager gewesen waren, weiter hinunter. Unser Ochsenhirt, der uns hier erwartete, lief uns mit Freuden-Geschrei entgegen. Einer der Führer kam uns zuvor und erzählte dem Hirten Alles. Was wir an überflüssigen Kleidungsstücken an uns hatten, luden wir einem Ochsen auf. Das Gehen hatte von hier aus keine große Schwierigkeiten mehr: — nur noch zwei steile Felsen mußten wir hinunter — wir gerade aus, der Ochse auf einem Umwege. Um 8 Uhr erreichten wir die Hirtenhütten, wo wir eigentlich übernachten sollten. Aber meiner Ermüdung ungeachtet, eilte ich nach Achur. In Schweiß gebadet, und von der Hitze im Gesicht und an den Augen leidend, langte ich um 10 Uhr Abends in Achur an. Die ganze Nacht hindurch konnte ich meine Augenschmerzen nicht los werden; **) die Augenlieder schwollen an: ich konnte nicht sehen und mußte die Augen verbinden; um die Nase herum bildeten sich Geschwüre; das Gesicht brannte wie Feuer.

Am 18. August übrigens versammelten sich um 8 Uhr alle Dorf-Aeltesten, Melin an der Spitze, bei mir. Nach den gewöhnlichen Höflichkeits-Bezeigungen setzten sie sich im Kreise um mich her. Zuerst fragte ich: habt Ihr mich auf dem Berge gesehen? Alle verneinten es. Darauf erzählte ich ihnen die näheren Umstände meiner Besteigung des Berges und bat sie, die Führer zu befragen, was sie sogleich thaten. — Stimmen die Aussagen der Führer mit den meinigen überein? Ja, erwiederte Melin. Ich fuhr fort: Ihr wißt, ich verstehe nicht viel Armenisch und meine Führer sprechen kein Russisch? — Ja. — Folglich konnten wir uns mit einander nicht beredet haben? — Ganz richtig. — Wir sprachen also die Wahrheit? — Das wissen wir nicht. — Nun, so stellt wenigstens ein Zeugniß aus, daß die Aussagen der Führer mit

*) In der Tiflisschen Zeitung von 1829 Nr. 42 heißt es wirklich, daß der Professor Parrot mit 8 Personen den Berg erstiegen habe, und daß 3 derselben aus Ermüdung auf der zweiten Anhöhe geblieben waren; — der Hauptpunkt also, daß 6 Personen bis nach oben gelangten, ist richtig.

**) Ich hatte nämlich in Achur meine Brille vergessen und war also gezwungen, ohne irgend ein Schutzmittel für die Augen den Berg zu besteigen.

der Aussage des Beamten übereinstimmen, der den Berg bestieg. — Die Dorf-Aeltesten, in der Meinung, ein solches Papier wäre mir höchst nöthig und müsse mir großen Gewinn bringen, weigerten sich auf entschiedene Weise; sie bestanden darauf, daß es nicht möglich sey, den Berg zu ersteigen, daß sie den Führern keinen Glauben schenken könnten und schlossen mit dem Anerbieten, wenn ich darauf warten wollte, Expresse auf den Berg zu senden und mein Zeichen holen zu lassen!... Ich sagte darauf zu Melin, dem ersten Dorf-Aeltesten: „Du, mein Würdiger, versprachst mir ja, nach mir auf dem Berge zu sehen!“ — Ja, das that ich, ich glaubte aber nicht, daß Sie gestern hinauf gelangen würden; heute wollte ich es thun. Mit diesen Worten entschwand er auf immer meinen Augen; Eigennutz, nur Eigennutz ist hier der einzige Hebel. — Gegen eine tüchtige Anzahl von Silber-Rubeln wären wohl die gewünschten Zeugnisse zu erlangen gewesen.

Frankreich.

Der unsichtbare Capitain.

Es war so eben wieder eine Kanone gelöst worden von einem Kaperschiff aus Buenos-Ayres, das seit einigen Tagen angekommen war, man wußte nicht recht woher, und auf der Rhede Anker geworfen hatte. Seit achtundvierzig Stunden rief es seine Mannschaft an Bord; es wollte am anderen Morgen in See; wohin, wußte man noch nicht.

Dies Schiff, das seit seiner Ankunft für mich und andere Neugierige der Insel steter Gegenstand der Beobachtung gewesen, war eine große Brigg von achtzehn Kanonen, auf's beste bemannt und ausgerüstet, und befehligt, wie es hieß, von einem jungen tapferen Französischen Seemann, den man nicht anders, als mit dem ziemlich seltsamen Namen des unsichtbaren Capitains bezeichnete. Auch der Name des Schiffes war nicht minder eigenthümlich, als der seines Befehlshabers; es hieß: der Nachtvogel!

Wetter! dachte ich — eine glückliche Idee fuhr mir durch den Kopf, wenn der unsichtbare Capitain sich willig finden ließe, noch einen Schuft mehr an Bord zu nehmen, welch' einen Dienst könnt' er mir erweisen! Es ginge ganz bequem und wäre ein Leichtes für ihn, den Patron hier aus der Kolonie mitzunehmen, den ich mir auf den Hals geladen, und der am Ende wohl noch ganz froh seyn würde, kriegt' er Dienste und guten Lohn. Ich probir's und suche den Capitain auf; es kommt auf den Versuch an, vielleicht erfüllt er meinen Wunsch.

Ich fragte den Ersten, der mir in den Weg kam, nach der Wohnung des Capitains. Sein Name hatte seit den wenigen Tagen, daß er vor Anker lag, in der Stadt schon eine solche Popularität erlangt, daß die Neger ein Lied auf ihn und seine Thaten gemacht hatten, ohne von seinen Waffenthaten wohl mehr zu wissen, als von seiner Person. So erfuhr ich denn gar leicht seine Wohnung.

Der Unsichtbare hatte sein Absteige-Quartier in einem der hübschesten Häuser des Platzes Victoire genommen; er hatte das Haus für die Zeit, daß er bei der Insel vor Anker lag, für sich allein gemiethet.

Vor der Thür fand ich zwei sehr schöne Pferde, gesattelt, die ihre Reiter zu erwarten schienen; ein kleiner Neger, der sehr fein als Englischer Jokei gekleidet war, führte sie langsam am Zaume auf und ab.

Einen schlanken Mann — so viel ich sehen konnte, von dem eleganten Aeußeren eines vornehmen Kavaliers, die Reitpeitsche in der Hand — hatte ich ebenfalls aus der Ferne erblickt; er hatte einen Blick auf die beiden Renner geworfen, der den Herrn zu verrathen schien, und war dann in das Haus zurückgegangen, noch eh' ich nah genug herankommen konnte, sein Gesicht genauer zu sehen.

Ich fragte ein großes farbiges Mädchen, das auf der Thürschwelle stand, nach dem unsichtbaren Capitain ...

„Da geht er eben spazieren“, erwiederte sie mir.

„Wer fragt nach mir?“ rief aus dem Grunde der Allee eine Stimme, deren Schall auf mich einen ganz merkwürdigen Eindruck hervorbrachte.

„Es ist ein Herr, der den Herrn Capitain zu sprechen wünscht!“ rief das Mädchen.

„Ich komme gleich; führ' ihn in den Saal.“

Ich trat also in den Saal ein, den Capitain zu erwarten; denn er war es selber, dessen Stimme ich so eben vernommen. Eh er kam, blieb mir Zeit genug, mich ein wenig im Zimmer umzusehen. Jalousieen mit Chinesischer Malerei verhinderten das Eindringen der Sonnenstrahlen durch vier breite Fenster und ließen den frischen Morgenwind durch ihre leichten geblümten Stäbchen hindurchstreichen. Zwei Ottomanen mit Pferdehaar-Ueberzügen, sehr hübsche Sessel, Spiegel und ein Pianoforte machten das Ameublement des Empfangszimmers aus.

Als der Capitain hereintrat, erkannte ich in ihm, trotz des grünen Halbdunkels, in das die Jalousieen das Zimmer versetzten, den Mann, den ich vorhin aus der Ferne, nach seinen Reitpferden sehend, erblickt hatte. Er begrüßte mich freundlich, und entschuldigte sich in gewählten Ausdrücken und mit feiner Manier, daß er mich so lange habe warten lassen. „Lassen Sie sich gefälligst nieder, mein Herr! — Was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuchs? ... Merilla! Merilla!“

„Was befehlen der Herr Capitain?“ fragte hereintretend das große schöne Mädchen.

„Zieh' die Jalousieen auf der Gartenseite ein wenig auf — dort ist die Sonne weg. Man kann sich kaum erkennen in dem kleinen Gemach. — Mein Herr! ich bin jetzt ganz zu Ihren Diensten, wollen Sie ... aber, um's Himmelswillen!“ rief er plötzlich, sich unterbrechend, aus, nachdem die Jalousieen aufgezogen waren und er meine Züge gesehen hatte, „haben wir nicht schon das Vergnügen gehabt, uns zu kennen?“

„In der That, mir kommt es auch so vor!“ erwiederte ich ihm mit gleichem Erstaunen, indem ich sein Gesicht genauer prüfend betrachtete.

„Ja wohl; so wahr ich lebe! Du bist's! Mein alter braver Schulkamerad — wir haben genug tolle Streiche zusammen gemacht. Das Herz täuscht sich nie bei dergleichen! Du bist's ... komm' in meine Arme!“

„Was, es wäre möglich? Aber ja, Du bist's! Mein lieber alter Freund! An mein Herz!“

Nach dieser Erkennungs-Scene folgten nun tausend freundschaftliche Erörterungen, Fragen und Mittheilungen. Mein alter Freund Ramont, denn dies war sein Name, den er auf dem Lyceum führte, fragte mich alsbald, was ich in Guadeloupe machte. Ich theilte ihm in kurzen Worten mein bisheriges Leben mit; wir waren Einer in des Anderen Anschauen versunken. Die Reihe, zu erzählen, war an ihm, und ich war um so mehr auf's angenehmste gespannt, von ihm zu hören, als ich erwartete, er würde einige wunderliche Abenteuer zum Besten geben, von denen ein Leben, wie das seinige, so reich seyn mußte. Bevor er indessen meine Neugier befriedigte, rief er wieder nach dem Mädchen; sie kam.

„Merilla, der Herr frühstückt und speist bei mir; richte Dich danach ein. William soll meine Pferde absatteln; ich reite heut nicht — und bin für Niemand zu sprechen.“

Das Mädchen ging hinaus. Mein Freund nahm das Gespräch sogleich wieder auf und begann seine Erzählung, wie folgt:

„Du wirst Dich erinnern, daß ich auf dem Lyceum ein guter Schüler war, gehorsam und ziemlich fleißig, aber von etwas phantastischem Charakter, mehr geneigt zu gefährlichen Streichen und Vergnügungen, als zu friedlichen Spielen und trägen Erholungen. Meine Aeltern bestimmten mich zum Soldatenstand; ich aber, um dem Wunsch meiner Familie nicht zu sehr zuwider zu handeln und doch auch meinem eigenen Sinne zu genügen, wurde Seemann. Das Erlernen des Handwerks, das den Meisten fast immer so schwer wird, wurde mir ziemlich leicht, weil ich viel guten Willen mitbrachte und das Ganze nach meinem Sinn war. Als der Krieg zu Ende ging, war ich schon Unter-Lieutenant, und der Friede fand oder überraschte mich vielmehr als Kaper-Capitain, mit einundzwanzig Jahren.

Ich hatte mir etwas Geld erworben in meinem Gewerbe; die Neigung aber zu einem gewissen Luxus, die ich immer, selbst auch bei Ausübung meiner rohen Profession, gehabt habe, erlaubte mir nicht, lange unbeschäftigt zu bleiben. Der Kauffahrer-Dienst bot mir wohl eine Carrière dar, die ich mit Gemächlichkeit hätte durchmachen können; wenn man aber einmal das Kreuzerleben gekostet hat, so kommen Einem diese friedlichen Reisen zu nüchtern und trocken und langweilig vor. Ich sah ganz wohl ein, daß Europa bloß mir zu Liebe keinen Krieg anfangen werde; ich forschte nach, ob nicht in irgend einem Winkel der Welt zwei Nationen mit einander im Seekrieg begriffen wären, und erfuhr bald, daß die aufgestandenen Spanischen Kolonieen der Flagge ihres Mutterlandes, wo sie ihr in den Meeren begegneten, noch einzelne Scharmützel lieferten.

Ich konnte somit getreuer Spanischer Unterthan oder Spanischer Kolonist und Empörer werden. Ich hatte die Wahl. Die Revolte gefiel mir besser als die Treue. Es hätte vielleicht noch außerdem, um in die schon organisirte Körperschaft der edlen alten Spanischen Marine einzutreten, irgend eines Anrechts oder einer Protection bedurft. Bei den aufgestandenen Kolonisten mußte erst eine Marine gebildet werden und man ist minder ekel in der Wahl, wenn es noch überall fehlt. Ich wurde also Bürger von Buenos-Ayres, ohne irgend einem Menschen etwas davon zu sagen und ohne selbst, wie ich glaube, die Nation davon in Kenntniß zu setzen, zu deren Unterthan und gehorsamen Diener mich zu machen ich mir eingebildet hatte.

Uebrigens muß ich hinzufügen, daß die Empfehlung, die ich mitbrachte, oder vielmehr die mich mit brachte, als ich in La Plata ankam, ganz geeignet war, mir die Erlaubniß der Naturalisation als Argentinischer Bürger ohne weitere Förmlichkeit zu gewinnen.

Ich kam nämlich zu Buenos-Ayres mit einer Goelette von vierzehn Kanonen an, die ich in Bayonne hatte erbauen lassen, nachdem mir gelungen, alle meine Freunde, die Geld besaßen und ihre Fonds besonders hoch placiren mochten, für meine Unternehmung zu interessiren. Die Sache ist mir bis jetzt über meine Erwartungen geglückt und über Erwarten der Actionaire, die mir die Leitung des Geschäfts anvertraut. Ich habe mich mit den Spaniern, und aus Versehen vielleicht gar auch mit einem Paar anderen seefahrenden Nationen, mit stetem Glücke herumgeschlagen. Ich kann beinah sagen, daß ich seit drei Jahren nun in seidenen Strümpfen und Pantoffeln umhersegele, denn das Meer ist nur immer noch mit Blumen, Wohlgerüchen und Geld für mich bedeckt gewesen. Das Land übrigens hat mich mit seinen Freuden und Rosen nie in weichliche Erschlaffung einzuwiegen vermocht, und ich habe, vermöge einer glücklichen Harmonie, meine Neigungen für Luxus und ausgesuchte Freuden mit der Thätigkeit und nothwendigen Ordnung meines Gewerbes noch immer zu vereinigen gewußt. Gegenwärtig habe ich, wie Du siehst, das Kommando über den schönsten Kreuzer der Republik und ich kann sogar hinzusetzen, über die ganze Marine von Buenos-Ayres, denn sie besteht nur aus meinem einen Schiffe. Ich mache, was ich will; lege an, wo ich mich wohl befinde, fahre ab, wenn es mir gut scheint, segele, wohin mir's einkommt und habe zu all' diesem den guten Humor und die gesunde Philosophie, mich für glücklich zu halten und mit meinem Leben zufrieden zu seyn.“

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Astronomie des demoiselles. — Nach dem Englischen des J. Fergusson, von Quétrin. $3\frac{1}{2}$ Fr.

Les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre social, chez les différens peuples anciens et modernes. — Angefangen vom Grafen von Ségur; fortgesetzt bis zum Jahr 1834 von H. R. Theil III.

Moralité de la vendition de Joseph, à quarante-neuf personnages. In 4. En caractères gothiques. 36 Fr.

Nouvelle Méthode d'enseignement. Grammaire française, par Armand Liliman. 6 Fr.

La Flandre agricole et manufacturière. — Von Numa und Edouard Grar. Th. 1.

Spanien.

Ein Amtsbewerber im heutigen Spanien.

(Aus der Revista Española.)

Ich war der glücklichste Sterbliche, ohne jemals zu wissen, was Stellenjägerei heißt. Unabhängig, isolirt, zufrieden und ohne Ehrgeiz, verstrich mein Leben in jener heiteren Ruhe, deren Privatleute immer zu genießen pflegen. Allein die Cholera und noch hundert mitwirkende Ursachen — meiner unbelohnten Verdienste, die ich als entretenido*) mir erwarb, zu geschweigen — setzten mir plötzlich die Grille in den Kopf, als Stellenjäger aufzutreten. Die Gelegenheit war sehr günstig; es gab viele unbesetzte Stellen; man kannte meine politische Meinung, und wußte, daß ich Manches für den Staat gethan hatte.

Derjenige, welcher mich rekommandirte, war niemand Geringeres, als eine Person, die an drei oder vier Wochentagen mit dem Duque-Secretario**) an derselben Tafel speiste; und dieser Herr empfing mich mit offenen Armen. Er tadelte meine Bescheidenheit, die mich abgehalten habe, eine Direktor-Stelle zu begehren, in der ich Schätze gesammelt und eine Menge Klienten erworben hätte; er hieß mich, ein Memorial mit doppelter Kopie aufsetzen, für den Fall, daß in den zwei oder drei Tagen, die Seiner Excellenz zum Expediren der Sache nöthig waren, ein gewandterer Stellenjäger als ich sich einschleichen könnte. Unter dem Schatten so kräftiger Protection begann ich meine Jagd.

Damit nun die wohlgemeinten Absichten Seiner Excellenz nicht fehlschlügen, suchte ich mit dem Secretair Hochdesselben Bekanntschaft anzuknüpfen; allein eben an diesem sollte meine Geduld ihren Prüfstein finden. Mochte ich des Morgens, des Mittags, um drei Uhr, um fünf Uhr oder am Abend mich einstellen: zu keiner Zeit ließ der Herr Secretair sich sehen. In seinem Hause verleugnete man ihn; auf dem Bureau erhielt ich keinen Zutritt, und bestimmte Audienz-Tage hatte er nicht angesetzt. Die Bedienten Seiner Señoria, die schon aus weiter Ferne den Stellenjäger witterten, blieben hartnäckig bei der Verleugnung ihres Herrn. Endlich, an einem Tage, wo zu meinem Glück ein Dienstmädchen die Thür öffnete, erfuhr ich, daß der Señor zu Hause sey. Allein auch das fruchtete nicht: Seine Unsichtbarkeit verwiesen mich an einen ihren Schreiber oder Kammergehülfen, welcher seinen Herrn vielmal deshalb entschuldigte, daß er sich nicht sehen ließ. Ich mußte mich für's Erste damit begnügen, diesem Merkur mein Gesuch, meine Empfehlung von Seiten Seiner Excellenz, und meine Verwunderung darüber mitzutheilen, daß man auf dem Sekretariate weder Gehör noch Audienz gebe. Den ganzen Inhalt meiner Relation sollte er, wie sich von selbst versteht, der Señoria mittheilen.

Mehrere Tage verstrichen und ich erfuhr kein Resultat. Jetzt trieb mich die Sehnsucht, den Herrn Secretair persönlich zu sprechen, an die Pforte der Kanzlei, wo ich aufpaßte, wie ein Luchs. Sobald ich den stattlichen Normänner an dem kostbaren Tilbury Seiner Señoria erblickte, nahm ich den Hut in die Hand, verneigte mich tief, und schnitt alle herkömmliche Grimassen. Ich bat, flehte, wurde zudringlich, aber vergebens. Man bedeutete mir, ich möchte zu dem Beamten (Oficial) gehen, der mein Gesuch anzubringen habe. — „Wer ist denn dieser Herr?" — „„Er ist mir jetzt nicht gegenwärtig."" — „Und wann sind seine Sprechstunden?" — „„Die sind jetzt suspendirt, wegen der Cholera."" — „Wie soll ich aber nun den Erfolg meiner Bewerbung erfahren?" — „„Morgen wird man einen Zettel anschlagen, auf welchem die Zeiten der Audienz u. s. w. bemerkt sind.""

Ich tröstete mich mit diesem Schimmer von Hoffnung, und wirklich verkündete des andern Tages ein kleiner Zettel, zu welchen Zeiten die Herren Oficiales Gehör geben wollten. Derjenige, an den ich gewiesen war, hatte die Mittwoche dafür angesetzt; da ich diesen Herrn aber nicht kannte, und nicht von aller Empfehlung entblößt vor ihn treten wollte, so erkundigte ich mich nach seiner Wohnung, seinen Connexionen und Freundschaften, und endlich gelang es mir, diejenige Person zu ergattern, welche auf seine Entscheidungen am kräftigsten einwirken konnte.

Mit so vielen Empfehlungen und mit dem feierlichen Versprechen Seiner Exzellenz ausgerüstet, glaubte ich, mein Glück schon gefesselt zu haben. In der ersten Audienz erfuhr ich, die Sache solle ehestens expedirt werden; in der zweiten, sie werde eben expedirt. In der dritten Audienz sagte man mir, sie sey allbereits Ihrer Majestät vorgelegt; in der vierten aber sagte man — gar nichts, weil der Herr Oficial erkrankt war. Ein Jeder, der zwei Monate lang vergebens prätendirt oder supplizirt hat, wird sich von meiner Stimmung einen Begriff machen können.

Die Krankheit meines Oficials verlängerte sich; der Herr Secretair ließ sich vor Niemand sehen, und Seine Excellenz der Herzog-Staats-Secretair waren nach ihrem Landsitz abgereist. Schon sah ich mir jeden Zugang versperrt, als endlich ein neuer Oficial an die Stelle des Erkrankten trat. Diesem Herrn war ich nicht empfohlen, und eben darum glaubte er sich nicht verbunden, mir schöne und glatte Worte zu geben. Er sagte mir schon in der ersten Audienz rund heraus, es sey keine Stelle vakant. „Bitte um Entschuldigung, Ew. Señoria, in diesem und jenem Zweige der Verwaltung sind so und so viele gestorben; noch in voriger Woche hat man eine bedeutende Anzahl verabschiedet, Einige als Uebelgesinnte, Andere als Exaltados u. s. w. u. s. w." — „„Es ist keine Stelle vakant, sag' ich Ihnen!"" Hier nickte er mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß ich entlassen sey.

Ein anderer als ich, würde jetzt in eben der Ordnung wieder rückwärts gegangen seyn, bis er von Seiner Excellenz selbst erfahren hätte, wie und auf welche Weise man ihm den schönen Streich gespielt; allein der Gedanke, daß ich noch Anfänger in der Kunst, Stellen zu erlangen, sey und daß dieser Beruf, wie jeder andere, seine Lehrzeit habe, hielt mich davon zurück. Ich trat wieder in meinen unfruchtbaren bisherigen Wirkungskreis, und tröstete mich mit der Hoffnung, daß mein Chef meiner Dienste eingedenk seyn und mich bald und bestmöglichst versorgen werde. Aber ein Chef in Madrid ist ein ganz anderes Wesen, als ich damals noch glaubte; er erhöht und stürzt, giebt und nimmt wieder, je nachdem seine Kaprice ihn antreibt; er ist ein kleiner Souverain, dessen Entscheidungen unantastbar, dessen Worte Orakelsprüche sind. Er ist ein König unter seinen Subalternen, die seinen Geschmack lobpreisen, seine Mängel verhehlen und seine Irrthümer verehren. Die Worte repräsentative Verfassung, Petitions-Recht, Sicherheit der Personen, rationale Freiheit und Bürgerrechte — Worte, die das Echo der Regierung Christinens sind — sie nähren den nationellen Enthusiasmus; sie haben alle Spanier zu einem verjüngten Leben geweckt; aber der Genuß aller dieser Prärogative ist nur denen vorbehalten, die in absoluter Unabhängigkeit ohne Amt und ohne irgend eine politische Verbindung leben.

„Recht gut, mein Freund; aber es muß doch Autorität, Gehorsam, Subordination geben?" Ich habe nichts dawider, nur glaube ich, daß die Autorität nicht autorisirt ist, irgend Einen ihrer Untergebenen ohne Glimpf zu behandeln, oder ihn vollends kahl zu scheeren, wenn er mit Fug und Recht etwas Wolle mehr verlangen kann.

Mein bisheriges Amt, das ich als unfruchtbar bezeichnet habe, fing doch endlich an, ein paar kärgliche Früchte abzuwerfen; aber selbst dieser Genuß wurde mir versalzen. So lange das leidige Interesse nicht in's Mittel kommt, sind die Menschen gar liebreich und dienstwillig gegeneinander; wird aber dem Interesse der einen Partei nur ein Haar gekrümmt, so ist auch der Fehde-Handschuh hingeworfen und von Stund an giebt es nichts als Händel und Schikane.

So lange mein Amt mir nichts eintrug, war Niemand so unchristlich, mir es rauben zu wollen. Wer Mitleid verdient, den beneidet keiner seiner Nächsten; Alles ist Freundschaft und herzliche Eintracht. Aber zu meinem Unglück fing das Glück endlich an, mir ein wenig zu lächeln, und alsbald entdeckte man Flecken genug an mir. Der Eine wollte wissen, ich hätte diese kleinen Emolumente durch Bestechung erlangt; der Andere zieh mich beschränkter Einsichten; ein Dritter suchte dies hervor, ein Vierter jenes. Das Resultat ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen war endlich — mein Abschied.

*) Entretenido ist ein Beamter, der in Hoffnung auf weitere Beförderung unentgeltlich arbeitet.

**) Minister-Staats-Secretair, mit dem Titel Herzog.

Mannigfaltiges.

— Coleridge über die Amerikaner. Die mögliche Bestimmung der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, eine Nation von hundert Millionen freier Menschen zu werden, die, von dem Atlantischen bis zum stillen Ocean sich ausbreitend, unter Alfred's Gesetzen lebten und Shakespeare's Sprache redeten — ist ein großer Gedanke. Warum sollten wir nicht wünschen, daß er ins Leben trete? Amerika wäre dann England, durch ein Sonnen-Mikroskop betrachtet! Wie sehr muß man doch die hämische Feindseligkeit beklagen, mit welcher einige populair gewordene Reisende die Amerikaner behandeln! Diese hassen uns — das ist unbezweifelt — aber sie hassen wie Brüder; die Meinung, welche ein Engländer von ihnen hegt, ist ihnen zehn Mal mehr werth, als die irgend eines anderen Erdbewohners. Capitain Hall's Buch ist ganz gewiß sehr unterhaltend und lehrreich; aber nach meinem Gefühl urtheilt er doch öfter oberflächlich und lieblos. Und sind nicht die meisten derjenigen Dinge, über die er mit solcher Bitterkeit herfällt, bloße nationale Schwachheiten, wie sie jedes Volk aufzuweisen hat?

— Coleridge über Don Quixote. Wenn ein Mensch seine Ideen für wirkliche Personen und wirkliche Dinge hält, so ist er verrückt. Don Quixote hat den Gebrauch seiner Vernunft nicht verloren; er ist vielmehr ein Mann von so reicher Phantasie und so überlegenem Geiste, daß er die Zeugnisse der äußeren Sinne nicht achtet, so oft sie den Ergebnissen seines subjektiven Raisonnements widersprechen. Sancho dagegen repräsentirt den flachen gesunden Menschen-Verstand. Wie sehr verehrt er seinen Herrn, selbst wenn er über ihn grollt!

(Coleridge's Table-talk.)

— Die Britische Nationalschuld. Was für Unheil kommt denn eigentlich — im Großen betrachtet — durch die Nationalschuld über England? Ich habe auf diese Frage noch nie eine klare und befriedigende Antwort erhalten. Man beruft sich auf die Interessen, die zu bezahlen sind; allein verschwindet denn dieses Geld nur eine Minute lang aus den Taschen des Volkes? Da könnte man mit eben dem Rechte sagen, daß der Mensch durch den Blutumlauf geschwächt werde. Freilich kann die Art der Besteuerung oder der Eintreibung einzelne lokale Uebel und Plackereien erzeugen; nur begreife ich nicht, wie man dazu kommt, der Nation als eine Last anzurechnen, was die Nation sich selbst und nur sich selbst schuldig ist. Die Interessen der Nationalschuld sind in der That nichts mehr, als eine Summe Geldes, die der Staat alljährlich zur Förderung der Industrie aushebt.

(Coleridge's Table-talk.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Montag den 23. März 1835.

England.

Die Poesie des Familienlebens in Großbritanien.

Ein Englischer Reisender unterhielt sich eines Tages mit einem Araber, der ihn in seinem Zelte mitten unter seiner zahlreichen Familie, unter seinen Frauen, Kindern, Sklaven und Stammes-Verwandten als Gast empfing, über den Nutzen der Poesie. „Es war", erzählt der Reisende, „ein ehrwürdiger Greis, der sich mit Geläufigkeit und Energie auszudrücken verstand, dessen ganzes Aeußere einen Poeten verrieth, dessen Blick aber durch den häufigen Gebrauch des Opiums etwas getrübt war und ihm so das Ansehen eines Zerstreuten gab. Ich hatte mehrere Tage in der patriarchalischen Familie zugebracht, und da ich mit dem Stammherrn ziemlich vertraut geworden war, fragte er mich nun, ob es in meinem Vaterlande Poeten gäbe? Als ich dies bejahte, rieb er sich die Stirn und die Brust und rief aus: „„Allah sey gepriesen! Der Regen und der Thau fällt allen Völkern; auch die „grünen Inseln" in Europa entbehren der himmlischen Wohlthaten nicht. Aber sage mir, Fremder, was können nur Eure Poeten besingen in einem Lande, wo es keine Kameele, wo es weder fliegende Sandhügel, noch große Palmbäume, noch Gazellen giebt? Bei Euch müssen die Dichter eben so trocken und dürr seyn, wie hier die große Wüste.""

„Ich versuchte es", fährt der Reisende fort, „dem Araber einen Begriff von unserer vaterländischen Poesie beizubringen; zu dem Zwecke übersetzte ich ihm das „Kamin-Feuer" von Cotton in's Arabische. Allein dies vortreffliche Gedicht machte auf ihn nicht den geringsten Eindruck; als ich damit zu Ende war, fuhr er mit gravitätischer Miene mit der Hand über den Bart und sprach dabei folgenden Arabischen Spruch: „„Wirf dem Ebenholz nicht vor, daß es schwarz sey, dem Neger nicht, daß er krauses Haar habe, noch tadle den Fremden, daß er nicht die Gebräuche kenne, die Dir bekannt sind."" Dies sollte offenbar in Beziehung auf mich so viel heißen, als: „Die Verse, die Du mir da eben rezitirt hast, klingen zwar abscheulich, allein ich stehe viel zu hoch, als daß ich Dir darum irgend einen Tadel sagen sollte."

„Kurz darauf, nachdem er dieses gesprochen und seine Pfeife bei Seite gesetzt, begann der alte Scheik mir seinerseits mit geschlossenen Augenliedern ein Gedicht von Amrialkaïs zu rezitiren; es bestand aus funfzig oder sechzig Strophen, in denen aber nichts Anderes als die Beschreibung eines Kameels enthalten war. Es war dessen Flucht durch die Wüste, dessen gewaltiger Flug, schneller als das Rauschen des Windes, seine wunderbare Gelehrigkeit, sein Muth und seine Geduld, die der Dichter besungen. Das ganze Interesse knüpfte sich an den Renner. Nicht ein Gedanke, der unserem Ideengange zugesagt, nicht ein Gefühl, das in einem Europäischen Herzen irgend einen Anklang gefunden hätte. Das Wiehern des Kameels, sein gewaltiger Blick, der Glanz seines Augapfels, die Farbe seines Haares, seine Naturtriebe und Neigungen, alles dies hatte den Arabischen Dichter begeistert, der in jeder Strophe eine neue Eigenschaft seines Lieblings-Thieres zu rühmen und zu vergöttern hat. Und diese Poesie ist dem wilden Araber das Höchste. Größe, Begeisterung, Energie, Alles findet er in seiner rohen Einöde in Begleitung seines ihm zum zweiten Ich gewordenen Renners. In seinen Augen erschien das „Kamin-Feuer" von Cotton als eine alte Weiber-Mähre, eben so wie ich in seiner Poesie nichts als den Ausbruch eines ungestümen Wilden zu finden glaubte."

Diese so einfache Erzählung ist nicht ohne Bedeutung für die Kritik. Es ist nichts so lächerlich, als wenn wir in unseren kritischen Literatur-Kompendien denselben Maßstab, nach welchem Homer beurtheilt wird, nicht nur an Virgil und Tacitus, die doch in einem ganz anderen Lande, zu einer ganz anderen Zeit geboren, sondern auch an den Chinesischen Dichter und den Tartarischen Geschichtschreiber angelegt finden. Batteux schimpft gar weidlich auf den großen Homer, daß er sich darauf eingelassen, die Schilderung einer Küche zu entwerfen. Wenn Patroklus den Bratspieß einer Hammelkeule dreht, so erscheint das unserem Kritiker als eine Absurdität. In eben derselben Weise beurtheilt er den Pindar. Wenn die Engländer von Racine sprechen, so erscheinen sie nicht minder lächerlich als die Franzosen, die von Milton reden. Allein die Poesie ist nichts als ein Thau, der aus den Dünsten des Erdreichs sich entwickelt, himmelwärts emporsteigt, dort in Regen sich umwandelt und endlich wieder zu Boden fällt. Den ersten Stoff aller poetischen Begeisterung bilden nothwendig die Leidenschaften und Gefühle, Ideen unmittelbar aus dem Leben, aus der umgebenden Naturwelt gegriffen. Die Poesie ist idealistisch, aber ihr Boden ist materiell; nur in der Weise der Gestaltung, in der Art, wie die Metamorphose vor sich geht, die aus der Invasion eines wilden Volkshaufens eine Iliade und aus den Kämpfen einer rohen Räuberherde eine Belagerung von Troja macht, nur hierin liegt das wahre Geheimniß der Poesie. Außerdem ist sie überall anzutreffen: an dem Feuerherd des eisigen Nordländers nicht minder, als unter dem Schatten des Dattelbaumes in den heißen Gegenden des Südens.

Was Montesquieu für die Kritik der Politik gethan, hat noch Niemand für die literarische Kritik versucht. Die Gesetzgebung überall auf eine und dieselbe Basis begründen wollen, ist ihm lächerlich erschienen, und er hat gezeigt, wie man an den verschiedenen Orten auf das verschiedene Klima, auf die besondere Sprache und die abweichenden Sitten Rücksicht nehmen müsse. Was die Kritik der Literatur betrifft, so hat sie ihren Montesquieu noch nicht gefunden. Es ist noch Niemand darauf gekommen, die Erzeugnisse der Intelligenz zu ihrer wahren ursprünglichen Quelle zurückzuführen. Alles, was Lessing, Herder, Bonstetten und die Frau von Staël gelegentlich darüber gesagt, ist zu hypothetisch und vag; noch hat man keine sichere Theorie begründet. Selbst Schlegel, der den Katholizismus und das monarchische Prinzip über Alles setzt, hat nur danach gestrebt, eine einzige Thatsache zu beweisen: nämlich den Vorrang der Länder, die unter einer Allein-Herrschaft stehen. Er hat sich wenig um die historische Wahrheit seiner Systeme bekümmert; gleich Bossuet in Frankreich und Bellarmin in Italien hat er die Thatsachen nach seiner eigenen Laune gestaltet und modifizirt. Nach Schlegel und seiner Schule giebt es keine andere Poesie in England, als die Shakespeare's, und auch dieser große Mann hätte in seinen Augen gewiß noch weit mehr gegolten, wenn er dem Katholizismus zugethan gewesen wäre. (!)*) Addison wird bei ihm für nichts geachtet, so wie er keinem der Schriftsteller unter der Königin Anna einen Rang anweist; auch ist jede einfache, auf die Familie gegründete sentimentale Poesie von seiner Liste gestrichen. Selbst gegen Shakespeare hat er noch einen Vorwurf im Hinterhalt, so wie er einen gegen Dante hat. Shakespeare ist ihm zu unparteiisch, Dante zu Gibellinisch gesinnt. Ueberhaupt hat die Fessel des Systems Schlegel's Einfluß im Ganzen gelähmt, jenes Mannes, den sonst die Natur mit den höchsten kritischen Anlagen ausgerüstet hatte.

Wir finden in England eine eigenthümliche, auf das Familienleben basirte Poesie, die sich aber erst entwickeln konnte, nachdem die bürgerlichen Rechte genug gesichert waren, um den Engländern den Werth ihres Daheims recht fühlen zu lassen. In der Alt-Englischen Zeit war die Poesie rein christlich und mönchisch. Auch unter der Regierung der Normänner war das Gefühl des häuslichen Glücks noch nicht recht empfunden worden. Chaucer, der erste merkwürdige Schriftsteller unter den Engländern, der das Gepräge seines Landes sowohl als seiner Zeit an sich trägt, beobachtet die Menschen genau, sammt ihren Lächerlichkeiten; allein er besingt nicht die Freuden der Familie. Chaucer ist ein Trouvère, ein glücklicher Nachahmer der Trouvères in der Picardie, aber von tieferem Geiste als sie, nicht minder beißend, und vorzüglich bewundernswerth durch die pikante Leichtigkeit und Naivetät, deren Geheimniß Ariost in Italien, Cervantes in Spanien und La Fontaine in Frankreich entdeckt. Allein dies ist noch nicht die Familien-Poesie, die wir hier meinen, zu deren Entwickelung es noch eines besonderen Grades der Civilisation bedurfte. Dazu war noch der nordische Protestantismus erforderlich, der alle Privat-Tugenden über die öffentlichen Tugenden erhob; ein patriarchalischer Calvinismus, der im Geiste der Bibel der Hebräer den Vater zum Hohenpriester seiner Familie macht. Außerdem mußte noch die besondere politische Lage hinzukommen, jene leidende schmerzliche Lage des ungleichen Kampfes und der heroischen Resignation, damit nicht die bloßen rein bürgerlichen Beziehungen den Geistesschwung hemmten. Alle diese Bedingungen sind in England und in Schottland zusammengetroffen. Von den tiefsten und edelsten Begeisterungen der Muse in beiden Ländern gehören mehrere dieser Gattung der Familien-Poesie an. Selbst die geistreichen und grandiosen Werke Milton's tragen die lieblichen und innigen Farben davon. Was hingegen diejenigen Englischen Dichter betrifft, die der einfachen Schilderung des Familien-Lebens gänzlich entsagt, wie zum Beispiel Pope und der Pindar'sche Cowley, so haben sie auch, trotz des momentanen Erfolges ihrer Schriften, dem gerechten Tadel ihrer Landsleute wegen ihrer Frostigkeit und Kälte nicht entgehen können.

Das Englische Volk ist ernst geworden, nachdem es durch mancherlei harte Proben gegangen. Ehemals nannte man das Land Merry England (das fröhliche England). Gegenwärtig klingt dies Epitheton wie ein Spottname, wie ein Epigramm. Es ist der Ernst des Protestantismus, seine Philosophie, seine strengen Beobachtungen, seine Moralität, die den leichtfertigen Muthwillen verscheucht und die Ge-

*) Der Englische Verf. hat hier wahrscheinlich A. W. von Schlegel mit seinem Bruder Friedrich verwechselt.

müther erstarrt. Ernstere Tugenden, aber auch ernstere Laster traten an die Stelle des schalkhaften lachenden Katholizismus. Bald brach der Bürgerkrieg aus, weniger ein Krieg zwischen den Freiheiten des Volks und den Prärogativen der Krone, als vielmehr zwischen dem Bedürfniß, zu denken und zu zweifeln einerseits, und zu glauben und zu gehorchen andererseits. Man ging überall mehr in sich selbst ein, man konzentrirte sich in Familienbanden, man hielt sich mit Innigkeit an das eigene Haus und kümmerte sich weniger um die äußerlichen Verhältnisse. Allein in den ersten Tagen des Kampfes war die Aufregung, die gewaltsame Erschütterung noch zu groß, als daß die Poesie irgendwie hätte Platz greifen können. Einige Dichter, wie zum Beispiel Herrick, und mehrere Dramaturgen, als Zeitgenossen Shakespeare's, versuchten es zwar, das Familienleben, seine Gefühle und Empfindungen zu zeichnen; allein es gelang nur unvollkommen; es zeigte sich nichts Gehaltvolles in ihrem Talente, nichts Kräftiges in ihrem Pinsel.

In einem noch höheren Grade und in noch innigeren Verhältnissen waren die Puritaner an ihre häusliche Existenz, an ihre Familie gekettet, als der Calvinismus in seiner letzten Entwickelungs-Epoche ihnen zeigte, wie sie sich als unabhängig von aller Autorität, als eigene Könige in ihrer kleinen Sphäre zu betrachten hätten. Allein der lange Kampf, der sich bald entspennen, ließ der Poesie wenig Raum, besonders jener Poesie, die in sich gekehrt, absehend von der Welt, der allgemeinen Natur und der Philosophie, sich selbst in dem Zirkel der eigenen Familie zum Gegenstande hat. Erst unter der Regierung Wilhelm's III., nachdem man lange Leiden erfahren, viel Blut vergossen und unersetzliche Verluste erlitten hatte, erst da war es möglich, daß die Gemüther sich wieder beschwichtigten, und konnte man auch selbst durch die blutigen Revolutionen und grausamen Bürgerkriege nicht dahin gelangen, den Fanatismus ganz zu ersticken, so war er doch zum wenigsten verträglicher und geselliger geworden. Allmälig hatte jede Partei, jede Farbe, selbst diejenigen, die früher den Interessen des Thrones sowohl als der Menge am entferntesten standen, ihre eigenen Repräsentanten und Organe, sey es in den Kammern oder in der literarischen und politischen Welt, gefunden. Unter Karl II. und Jakob II. war es den Dissenters, als den Parias der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft, trotz ihrer mühseligen Kämpfe, nicht möglich gewesen, irgend einen festen Standpunkt zu erlangen und sicher neben den übrigen Bürgern einherzuwandeln. Erst unter dem König Wilhelm berührte der Geist der Versöhnung, gleich einem Zauberstabe, plötzlich die Gemüther der verschiedenen Parteien, und Alles beruhigte sich. Dieser Geist des versöhnenden Puritanismus lebte fort seit 1688 bis auf unsere Zeit. In ihm hat man den Ursprung des Ernstes zu suchen, der die Englische Civilisation durchdringt, jener moralische Ton, den man bei den eleganten und anmuthigen Schriftstellern unter der Königin Anna und ihren Nachfolgern antrifft, wie zum Beispiel bei Addison und Goldsmith. Addison, von seinen Zeitgenossen der Priester im kurzen Rocke genannt, ward zum Moral-Prediger in den Salons, und er erschuf für seine Weltleute eine neue Moral im verjüngten Maßstabe. Richardson, ein Kasuist, brachte seine Lehren in die Romanform. Kurz, von allen Seiten fing man an, in den Kreis der Familie einzugehen; man begeisterte sich am eigenen Heerde und besang seine Haus-Penaten.

Es ist merkwürdig, zu sehen, wie die übrigen Künste fast gleichen Schritt mit der Literatur gehalten. Zur Zeit, wo Wilhelm III. den Thron von England bestieg, waren die Italiänische Malerschule, die Riesenwerke eines Michel Angelo's, eines Raphael's und eines Titian's bei Seite gesetzt worden; Alles, was die Kunst bis dahin Großes, Originelles und Schönes erzeugt, war damals nicht in den Werkstätten der Künstler, nicht unter den Trophäen der Gegenwart, sondern allein in den Museen, als Ueberreste aus der Vergangenheit, anzutreffen. Damals bewunderte man Maler von einem falschen Geiste, Männer, die durch nachgeäffte Zeichnungen und Künsteleien eine neue Aera in der Kunst zu begründen glaubten. In Italien herrschte Pietro von Cortone, dessen flüchtiger Pinsel die Personen auf die Leinwand gleichsam hinwarf; Andere knieeten zwar vor der Statue Michel Angelo's und Leonardo da Vinci's nieder, allein es mangelte ihnen an eigener Schöpferkraft, an Originalität.

Aber die große Malerschule der damaligen Zeit, die Schule, die damals allein fruchtbar war im Fache der Gemälde und in den plastischen Künsten, gehörte dem Lande an, das der Prinz von Oranien eben verlassen hatte, um den Englischen Thron einzunehmen, einem Lande, das die Wiege jenes kaltblütigen, klaren, hohen und bescheidenen Geistes war, jenes übel beurtheilten und schlecht gekannten Mannes, der alle großen Gedanken Julius Cäsar's in sich trug, ohne den Glanz, den Geist und die Laster des Römischen Eroberers zu haben. Diese Holländische Malerei, hervorgegangen aus einem Zustande ziemlich hoher Kultur, aber bestimmt für den Handel und die Industrie und ohne großen Aufwand von Begeisterung und Eleganz, hat sie nicht die größte Aehnlichkeit mit der bürgerlichen Literatur, von der wir eben sprechen? Die Holländische Schule, die um das Jahr 1688 blühte, verbreitete sich schnell in Großbritanien, wo sie ein Publikum fand, das zur Bewunderung desselben Geschmackes, desselben Genres von Talent schon anderseitig vorbereitet war. Die inneren Gemächer von A. van Ostade, die Blumen und die Seestücke von van Huysum und Cuyper, die kleinen Frauen, die durch ein schönes Fenster von Quadersteinen heraussehen und einen Fisch an der Sonne aufhängen, dessen Schuppen wie Gold funkeln; alles dies, alle diese einfachen, häuslichen und Familienstücke, die den Ruhm eines Mieris und Poelenburgs begründet, was sind sie anders, als eine besondere Anwendung des Kunst-Prinzips, nach dem die Familien-Dichter, die Dichter des häuslichen Lebens, gearbeitet haben! Die Einen wie die Andern haben, die weite Welt und ihre Ideale vergessend, ihr Genie in einem Speisesaal, in einem kleinen dunklen Keller oder in einer Küche geltend zu machen gewußt, sie waren es, die Licht und Anmuth über die Dinge verbreiteten. Eben so finden wir bei Wordsworth den Zauber des Dichters über den Kadaver eines armen Esels ausgegossen, der am Gestade liegend schon für todt gehalten wird, während er allmälig wieder zu sich kommt und sich erhebt.

Diese Poesie der Einfachheit darf aber keinesweges des Geistes ermangeln, sie kann sich vielmehr erheben und auf den höchsten Gipfeln der geistigen Schöpfungen Platz greifen. Es muß, wie zum Beispiel bei Klarisse Harlowe, der Geist der Moralität und der Familie das Werk beleben und idealisiren. Denn was die Detail-Poesie eines Davin's oder die Detail-Malerei frostiger Maler betrifft, die ihr Leben damit hinbrachten, daß sie die Blätter einer Blume zählten und genau dieselbe Zahl wieder reproduzirten, diese verdienten kaum erwähnt zu werden.

Kaum hat der Stadhouder von Holland den Thron der Stuart's in Besitz genommen, als man ihn in völliger Harmonie mit dem Volke erblickt; sein kaltblütiger und berechnender, aber wohlthuender und moralischer Charakter erfaßt auf's Innigste den nützlichsten und zweckmäßigsten Theil der neuen Institutionen und Sitten. Die Holländische Genauigkeit und Verschlagenheit verbindet sich mit dem Ernst des Calvinismus. Daher der besondere Charakter der Romanschreiber und Dichter seit der Zeit, wo der Katholizismus in England mit den Stuart's untergegangen. Daniel de Foë, in seinem „Robinson", theilt seinen Zeitgenossen das Geheimniß dieses mikroskopischen Interesses, dieser zauberhaften Detail-Poesie, mit. Es wird versucht, diese neue Gattung von Gefühlen und Ideen in Reim und Rhythmus zu bringen. Der „glänzende Shilling" von Philips und der „Gottesacker" von Gray verkündigen diesen Geist der Bewegung. Einige Farben von Thompson erinnern ebenfalls daran; allein noch sind die Saiten der innigen Poesie der Häuslichkeit nicht berührt. Bei allen diesen Dichtern bleibt noch etwas Scholastisches und Erlerntes zurück. Die häusliche Poesie, so zu sagen, die Poesie des Kamin-Feuers, beginnt mit Goldsmith, setzt sich fort in Cowper, wird pathetisch und ernst mit Crabbe und idealisirt sich endlich mit Wordsworth. Mit diesem letzteren Schriftsteller scheint die Familien-Poesie ihre äußerste Gränze erreicht zu haben; die Politik nimmt gegenwärtig alle Interessen in Beschlag, und seit dem Tode Byron's und Scott's ist die Englische Muse in allen Gattungen zu steril gewesen, als daß man noch Nachfolger Crabbe's und Wordsworth's hätte erwarten dürfen. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der unsichtbare Capitain.

(Schluß.)

„Aber wie ist denn das, mein liebster Ramont — Dein Leben, das mir als eine ununterbrochene Kette wilder Abenteuer erschien, wäre in den Schranken so einfacher und natürlicher Ereignisse eingeschlossen?"

„Warum nicht? Ja wohl, mein Freund! Du mußt nicht glauben, daß ein Kaper immer gleich Alles mit Haut und Haar verschlingt, was ihm in den Weg kommt. Welch' eine unbeschreibliche Freude hast Du mir eben gemacht, daß Du mich bei meinem wahren Namen genannt hast. Wie lange hab ich diesen Namen, in dem alle die süßen Erinnerungen meiner Kindheit ruhen, nicht gehört!"

„Ja ja! Man kennt Dich hier nur unter dem Namen des unsichtbaren Capitains. Aber erkläre mir nur, da wir gerade auf dies Kapitel gekommen sind, was hat es mit dieser seltsamen räthselhaften Benennung für eine Bewandniß?"

„Narrenspossen, Albernheiten, mein Freund! ein Histörchen im Volk; eine abergläubische Fratze. Aber Du kamst doch in irgend einer Angelegenheit zu mir — was war's?"

„Nachher. Du mußt mir erst erzählen, wie so Du der unsichtbare Capitain heißest."

„Weil die Menschen sich dem Absurden am liebsten hingeben und mich lieber für ein außerordentliches Wesen halten, als sich ein ganz gewöhnliches Ereigniß auf die natürlichste Art erklären mögen. Die Menschen! O über ihre Schwachheit! Meinetwegen — wenn Du durchaus darauf bestehst, so wollen wir die wunderliche, hundert Mal vorgetragene Geschichte noch ein Mal vortragen. Du wirst daraus lernen, was es mit dem Ursprung der schönen Beinamen meist und mit dem Deines Freundes im Besonderen für eine ordinaire ganz gewöhnliche Bewandniß hat."

„Stelle Dir vor, daß ich ein Kaperschiff befehligte, das bei den Sankt Katharinen-Inseln vor Anker lag und gerade am Lande war, als Alles einen furchtbaren Sturm verkündete. Da es Nacht war, als diese plötzlichen Anzeichen des Ungewitters mich zur Rückkehr am Bord zwangen, und ich Niemandem begegnete, nicht ein Mal einem Neger am Ufer, mich hinüber zu fahren, so mußte ich mich entschließen, mutterseelenallein in eine elende Pirogue zu springen, die ich mit geringer Mühe losknüpfte und auf der ich nach Verlauf von einer halben Stunde, während der ich wie ein Verdammter mit meinen beiden Rudern hatte arbeiten müssen, auf die Höhe meines Schiffes gelangte. Vor dem Lärmen, den meine Leute an Bord vollführten, indem sie die nothwendigen Zurüstungen und Anstalten gegen den Sturm trafen, der im Anzug war, hatten sie den Ruderschlag nicht vernommen und meine Ankunft nicht bemerkt. Ich benutzte diesen Moment der Verwirrung, kletterte ungesehen am Hintertheil herauf, stieß meine Pirogue mit einem Fußtritt in die Flut zurück, stieg auf's Verdeck und war mit zwei Schritten, von Allen unbemerkt, in meinem Gemach.

Der Sturm brach los und wurde so furchtbar, daß er die Ankertaue zerriß und mein Schiff in's hohe Meer jagte. Der Schiffs-Lieutenant, der die Verantwortlichkeit hatte für Alles, was in meiner Abwesenheit geschah, klagte und jammerte, daß ich am Lande sey. „Wenn noch der Capitain in unserem Unglück da wär'", rief er aus, „so möchte das Schiff meinetwegen zum Teufel gehen, wenn es doch ein Mal verloren seyn soll!" — „Ja wohl!" erwiederten alle meine Matrosen, die auf dem Verdecke versammelt waren, „wenn nur der Capitain noch bei uns wäre . . . Ach, daß er auch nicht da ist, er! . . ." — „Nun,

was giebt's?" rief ich, aus meinem Zimmer hervortretend, wo ich mich so lange verborgen gehalten, daß Alle in ihrer höchsten Angst in der tiefen Nacht plötzlich meine Stimme vernahmen, „ihr verlangt nach mir, bin ich denn etwa nicht bei euch!"

Diese Worte im donnernden Tone und in einem solchen Moment gesprochen, brachten auf meine sämmtlichen Matrosen einen Eindruck hervor, der nicht zu beschreiben ist. Es war ihnen, als sey ich aus den flammenden Wolken zu ihnen herabgefahren, ihnen im Sturm beizustehen . . . . „Wo ist er hergekommen! Wo hat er gesteckt?" fragten sie sich unter einander, anfangs voller Freude, dann voll Erstaunen, zuletzt mit einer Art abergläubischer Furcht. Mein Lieutenant wagte kaum seinen Augen zu trauen, meine Offiziere staunten mich wie ein Wunder an. Ich ertheilte während des Orkans die nöthigen Befehle; mein Manöver glückte, das Schiff wurde gerettet, und als ich nach einem oder zwei Monaten Umherkreuzens nach Buenos-Ayres, mit Spanischer Beute ziemlich beladen, zurückkam, ließ sich meine ganze Mannschaft Nichts angelegentlicher seyn, als meine Unsichtbarkeit auszuposaunen, die sich auf Nichts anderes gründete, als auf mein plötzliches Erscheinen an Bord, während jenes Sturmes bei Sankt Katharina. Daher schreiben sich all' die Fabeln und romanhaften Geschichten, die man auf Rechnung Deines Freundes in die Welt geschickt.

Anfangs machte mir's Spaß, meine Leute mit ihrem Erstaunen ein wenig zum Besten zu haben, und ich verschwieg ihnen eine Zeitlang das Geheimniß. Sie aber machten aus dem Scherz Ernst, und als ich ihnen das Wunder erklären wollte, war es zu spät.

Ein Unglück kommt, wie du weißt, nie allein; und der Zufall fügte sonderbar genug noch ein anderes Motiv zu jenem ersten hinzu, welches mich schon zu einem außerordentlichen Menschen gestempelt hatte. In einer Nacht, als ich Jagd machte auf ein ander Schiff, bricht ebenfalls ein mörderliches Ungewitter ein; eine Woge stürzt mit solcher Gewalt über das Verdeck, daß sie Alles darauf niederfegt und losreißt, und mich selber mit fünf oder sechs meiner Leute in die Fluth schleudert, die sämmtlich ertrinken. Glücklicher oder geschickter als die armen Teufel, ergriff ich, anstatt dem Meere in den Rachen zu fallen, eins von den Leittauen des Steuerruders, und kletterte mit Gottes Hülfe am Hintertheil empor auf's Verdeck, wo die Woge eben das Unheil und die Verwirrung angerichtet hatte. Meine Leute schrieen: „Der Capitain ist im Wasser! rettet den Capitain! und jeder andere an meiner Stelle würde ihnen vielleicht sogleich entgegengerufen haben: „Da bin ich." Ich aber, viel ruhiger und philosophischer, stieg ganz still in mein Zimmer hinab, legte mich zu Bett und schlief ein, während mein Lieutenant das Boot aussetzen ließ, und in den wüthenden Wogen Nachforschungen nach mir anstellte.

Am folgenden Morgen, als meine Offiziere und Matrosen noch in voller Bestürzung, so gut es geht, den Schaden der Nacht in Ordnung zu bringen suchen, steige ich herauf, erscheine frisch und munter auf meinem Posten am Hinterkastell, frage nach dem Schaden, den der Wasserstoß angerichtet, und gebe kaltblütig meine Befehle.

Der Anblick eines Geistes hätte keine größere Wirkung auf meine Leute hervorbringen können, als mein Erscheinen, das versichere ich Dir. Ich glaube, Gott verzeih mir's! sie hätten mir am liebsten meine Kleider in Stücke zerrissen und Reliquien daraus gemacht, hätt' ich mich nur dazu verstehen wollen, mich zum Heiligen herzugeben. Seitdem, wie Du wohl begreifen wirst, war es nun etwas Unerläßliches, an meinen Pakt mit dem Teufel zu glauben. Ich wurde wohl oder übel ein übernatürliches Wesen, eine Art von Wasser-Dämon, ob ein seeliger oder verdammter, weiß ich nicht. So ist aus Deinem alten Freunde und Kameraden auf Kosten der gesunden Vernunft und seiner Wirklichkeit ein unsichtbarer Capitain geworden — der übrigens bei jeder Gelegenheit, wo er etwas vermag, Dir zu dienen erbötig ist.

Bei alle dem hab ich mich über die Metamorphose, die man mit mir vorgenommen, nicht zu sehr zu beklagen. Diese albernen Geschichten haben mir wenigstens den Dienst erwiesen, daß mich die Matrosen, die unter mir stehen, mit ehrfurchtsvoller Scheu wie einen Gesandten des Himmels oder des Antichrists betrachten. Du kannst Dir gar keine Vorstellung machen von dem fanatischen Respekt, mit dem sie sich mir nahen, von mir reden, mit dem sie meine kleinsten Befehle vollziehen. Kein Capitain ist je mit mehr Annehmlichkeit und Autorität auf dem Meere herumgesegelt, als ich. Geh' ich an's Land, so ist es das höchste Ziel ihres Ehrgeizes, mich begleiten zu dürfen, und bin ich auf der See, so sucht Einer den Andern in Eifer und Gehorsam zu überbieten. Es wäre mir ein Leichtes, mit einem Wort meine ganze Mannschaft dazu zu vermögen, in einen feurigen Ofen zu springen, ein Wink, ein Blick von mir, und meine hundertundfunfzig Narren würden sich nicht bedenken, ein großes Kriegsschiff zu entern, alle der festen Ueberzeugung, daß ihnen mit mir weder Stürme, noch Feuer, noch Gefechte etwas anhaben können, und daß ich nur die Hand auszustrecken brauche, um sie fest und sicher zu machen. Doch schon zuviel von diesen Possen. — Was führte Dich zu mir? Du wolltest etwas von mir? Was ist es? Sprich! Brauchst Du Geld? Mein Secretair soll Dir geben. Oder hast Du Dich etwa über eine Ungerechtigkeit zu beklagen? Sprich nur! Pulver und Waffen führe ich immer bei mir, und dann will ich Dir in eigner Person beistehen, überglücklich, einem alten Jugendfreund in etwas dienen zu können. (Ed. Corbière.)

Italien.

Ein Frühstück zu Aquapendente.

Fragment aus einer noch ungedruckten Italiänischen Reise.

Wer Aquapendente nicht gesehen hat, kennt das Elend nur dem Namen nach. Aquapendente ist ein in völliger Fäulniß begriffener Flecken auf dem Kamm der Appenninen. Es ist die Hauptstadt des Jammers und der Noth. Feuchter Schimmel bedeckt alles Mauerwerk, flekernde Lumpen hängen aus allen Luken heraus, durchsichtige Schatten, die man für menschliche Wesen halten soll, schleichen über den lehmigen Boden der Gassen hin, eine dicke Atmosphäre, ein Spitalgeruch, ein Hauch wie von Schwindsüchtigen, eine Moderluft, kurz, alle Miasmen der Hungersnoth und der Armuth umgeben den Reisenden in diesem Orte des lebendigen Todes. Man findet nur Trost in einer der herrlichsten Landschaften, welche die Natur in ihrem Appeninen-Museum zur Schau gestellt hat. Der Blick schweift rings herum, so weit der Gesichtskreis reicht, über Abgründe hin, über zertrümmerte Gebirgsmassen, über Wälder, die an den Wolken zu hängen scheinen, über blinkende Wasserfälle und Sturzbäche mit natürlichen Brücken. Dies Alles aber verschafft dem verhungerten Flecken nicht eine Unze Brod.

Aquapendente ist mit schwachen Mauern befestigt — eine sehr unnütze Vorsicht gegen eine Belagerung, denn Niemand in der Welt denkt daran, sich durch eine solche Eroberung zu bereichern. Am Thore fordert dem Reisenden ein Gespenst von Zollbeamten wie gewöhnlich den Paß ab, nicht als ob er sich um den Paß kümmerte, denn ganz Aquapendente könnte sich versammeln, es würde ihm doch nicht gelingen, eine Phrase davon zu entziffern, aber es handelt sich um ein fiskalisches Recht, und dem muß Genüge geschehen; dieses ewige Zollentrichten ist freilich eine unangenehme, aber weiter keine drückende Sache; die Zollbehörde stellt es sogar dem Reisenden oft anheim, die Summe nach seinem Belieben zu bestimmen. Der Fiskus von Aquapendente forderte zwei Paoli für meine beiden Freunde und mich; wir gaben dem Beamten ein Fünf-Paolistück und baten ihn, uns drei Paoli wieder herauszugeben. Da lag aber die Schwierigkeit. Die Kasse des Fiskus war ausgetrocknet; wir waren die einzigen Reisenden, welche die Straße über Viterbo eingeschlagen hatten; alle Englische Karavanen, die zum Osterfeste nach Rom zogen, hatten ihren Weg über Perugia genommen. An dieser Wahl war ein tragischer Vorfall schuld, der sich ganz kürzlich zugetragen hatte; eine Englische Familie war in der Gegend von Ronciglione von drei Straßenräubern angefallen worden, zum großen Leidwesen aller Gastwirthe, Zollbeamten und Bettler auf der Straße von Viterbo. Der Thorschreiber von Aquapendente nahm unser Fünf-Paolistück und bat uns, ihm zum Ober-Steuer-Einnehmer zu folgen. Dieser Beamte kleidete sich eben an; er trug atlassene Beinkleider mit Schnallen und seidene Strümpfe, Alles von hohem Alter, eine gepuderte Perücke und einen Zopf; sein Aeußeres war schwindsüchtig, aber jovial. Nachdem uns der Ober-Steuer-Einnehmer mit seinen Komplimenten bepudert hatte, sagte er uns, daß er kein Geld zum Herausgeben habe, doch wolle er in der Nachbarschaft welches zu bekommen suchen. Wir folgten ihm in die wohlhabenden Viertel von Aquapendente, wir klopften an alle Häuser, welche Thüren hatten; der Ober-Steuer-Einnehmer an unserer Spitze hielt das Münz-Phänomen in die Höhe und konjugirte laut schreiend das Wort baratare (wechseln) durch alle Zeiten hindurch; die Steuerpflichtigen wichen stutzig vor dem monströsen Geldstück zurück und gaben durch wiederholtes Kopfschütteln ihre Weigerung zu erkennen. Zwölf Notabeln mußten erst um dieses Börsengeschäfts willen zusammenberufen werden, und das Fünf-Paolistück wurde auf Actien gewechselt.

Wir fragten nach einem Gasthofe; das war aber ein unbekanntes Wort in Aquapendente; als wir indeß durch die Stadt gingen, erblickten wir eine Art von Thür mit groben, undurchsichtigen Glasscheiben, darüber ein Schild mit der Aufschrift: Caffe di buon gusto. Wir traten ein in das Kaffehaus zum guten Geschmack. Unser Fuhrmann versicherte uns, es sey ganz vortrefflich. Der Saal hatte 5 Fuß im Quadrat; vier Leuchtertische, einen Handteller im Umfang, schmückten die Ecken. Zwei Fashionables in frisch restaurirten Lumpen tranken eine unbekannte Flüssigkeit; sie standen dabei vor einem Leuchtertisch, denn man hatte den Luxus von Sesseln und Bänken verbannt. Die Jugend von Aquapendente drängte sich draußen gegen die Fensterscheiben und schaute mit gierigen Blicken auf ihre beiden glücklichen Landsleute, die ihren Bajocco so verschwenderisch in dem üppigen Kaffeehaus-Leben durchbrachten. Der Wirth hatte sein Sonntags-Kleid angezogen; dies Kleidungsstück bestand aus tausend Flicken; seine Halsbinde hing in Fetzen auf die klebrige Weste herab; seine Beinkleider ließen Skelett-Formen durchblicken; aber sein schwarzes Auge, seine Italiänische Nase, sein großer Mund, das Muskelspiel auf seinen Wangen zeigten mehr innere Heiterkeit, als unter dem Hut eines Kardinals hervorstrahlt. „Was könnt Ihr uns zum Frühstück geben?" sagte ich zu ihm. Mit einem breiten und behaglichen Lächeln ließ er mir ein verzweifeltes niente von seinen Lippen zufließen. „Wie? Ihr habt gar nichts in diesem Kaffeehause, dem ersten und letzten von Aquapendente! Ihr habt nicht ein Mal Kaffee!" „„Kaffee wohl"", erwiederte er, „„aber ich habe keinen Zucker, mein Vorrath ist mir ausgegangen, ich erwarte erst neuen von Viterbo."" „Habt Ihr Chokolade?" „„Zu dienen, aber rohe."" „Ei, so laßt sie kochen." „„Sogleich, wenn Euere Excellenzen einen kleinen Augenblick (momentino) warten wollen.""

Der Wirth lüftete einen schweren Vorhang, der eine Thür verbarg und rief seine Familie herbei, um ihm zu helfen; es handelte sich darum, drei Tassen Chokolade zu bereiten; sein Laboratorium war eingerostet; sein jungfräulicher Ofen schien das Feuer nicht zu kennen. Wie nun aber Feuer anmachen? Ich glaubte anfangs, man würde sich des Hülfsmittels der Wilden bedienen und trockenes Holz gegen einander reiben, um so eine Flamme zu erzeugen; aber mir fiel ein, daß wir ein Reisefeuerzeug bei uns hatten; beim Anblick desselben jubelte der Wirth, und in einem Nu knisterte die Flamme auf dem Heerde.

Die beiden Fashionables gaben Zeichen von Ungeduld von sich. Unsere Gegenwart genirte sie; hin und wieder warfen sie einen brennenden und düsteren Blick auf den Vorhang vor der Thür; endlich bewegte sich dieser Vorhang, und ich sah sie vor Stolz, Freude und erfüllter Hoffnung erbeben; sie musterten schnell ihre Lumpen, ihr Haar und ihren Backenbart, und eine Frau trat in den Saal; es war die Wirthin des Kaffehauses zum guten Geschmack

Alle Gesichter vor den Fenstern draußen glänzten vor Entzücken; ein staunendes Gemurmel lief durch die Gruppen der jungen Leute. Die junge Dame, die ihrem Manne bei dem Chokoladekochen Hülfe leisten wollte, machte mehrere Verbeugungen gegen die Gesellschaft; die beiden Fashionables verneigten sich tief, und ein flüchtiges Lächeln kindischer Verschämtheit flatterte zwischen ihren dicken, schwarzen Backenbärten hin. Die Penelope von Aquapendente war auffallend häßlich; ein ungeheurer Kamm schwebte über ihrem verworrenen Haar; mit ihrem bleichen Teint, ihren entfleischten Händen, ihrem erdfarbenen und zerknitterten Kleide glich sie einer dem Grabtuch entschlüpften armen Seele. Der Wirth des Kaffeehauses hatte die Miene eines glücklichen und beneideten Gatten; er erlaubte sich, gleichsam um seine ehelichen Rechte zu zeigen, einige Vertraulichkeiten gegen seine Frau, wobei die ganze belumpte Jugend von Aquapendente ein Schauer überlief. Die beiden Fashionables verbissen ihren Aerger und wendeten die Augen weg, um so viel eheliches Glück nicht zu sehen, das grausamer Weise zur Verzweiflung einer ganzen Stadt hier öffentlich zur Schau gestellt wurde. In diesem Wirrwarr von Intriguen schien unsere Chokolade ganz vergessen zu werden; wir beklagten uns laut darüber, aber die junge Frau entschuldigte sich mit so süßer Zierlichkeit, mit so viel Bewegungen von Kopf, Hals und Armen wegen ihrer Langsamkeit, daß wir nachgeben und warten mußten. Der momentino dauerte eine Stunde. Als endlich die drei Tassen Chokolade fertig waren, dachte man erst daran, daß es an Tassen fehle; die Dame wußte sich aber Rath und half mit Gläsern aus. Nun war die Chokolade eingegossen; aber man hatte kein Brod; der Gemahl wollte sich aufopfern und zum Bäcker laufen, doch ein Gedanke hielt ihn zurück; seine Frau mitten in diesem allgemeinen Paroxismus von Aquapendente so allein zu lassen! welche Unvorsichtigkeit! aber seine Frau schicken, hieß, sie der Gefahr aussetzen, auf der Stelle verschlungen zu werden, und doch mußten wir Brod haben. Bei dem hundert Mal wiederholten Wort pane hob sich der Vorhang der nach innen führenden Thür, und wir sahen aus dem Dunkel die weiße Gestalt eines kleinen zehnjährigen Mädchens hervortauchen, ein menschliches Gerippe in seiner kleinsten Dimension. Ein zerlumptes Hemd bedeckte das arme Kind; die Qual des Hungers hatte ihre Figur ausgedörrt, ihr Auge verlöscht. Die Mutter machte eine wüthende Geberde, und der Vorhang fiel wieder über die Erscheinung zurück.

Wir hatten unseren Vetturino auf die Entdeckung von Brod ausgeschickt; glücklicher Weise war es ein Sonntag, an welchem Tage man in einigen Häusern von Aquapendente etwas genießt, und das Brod langte an. Jeder von uns nahm einen Leuchtertisch in Beschlag und begann zu frühstücken. Dies Schauspiel zog noch mehr Neugierige heran; jedes Thürfenster war mit drei Gesichtern besetzt, und ihre verblendeten Augen warfen Flammenblicke auf unser üppiges Mahl, auf die rothen Kragen unserer Mäntel, auf die beiden glücklichen Fashionables, die sich als unsere Tischgenossen brüsteten, und besonders auf die angebetete Frau, die an diesem Tage des Triumphs und Glücks noch verführerischer war. Der Wirth weinte vor Freuden; er faltete demüthiglich die Hände vor dem Bilde seiner Madonna, als ob er ihr in einem kurzen inbrünstigen Gebet für einen in den Annalen des Kaffeehauses zum guten Geschmack unerhörten Segen danken wollte. Von der Madonna wandte er sich an seine Frau und ließ auch ihr einen Theil seiner feurigen Dankgefühle zufließen; dann, von Rührung und Entzücken süß durchglüht, verschwendete er die wohlwollendsten Blicke an die staunende Menge vor der Thür, und es schien, als ob er sie wegen seines Glücks um Verzeihung bitten wollte. Endlich versank er in liebliche Träumereien; eine herrliche Zukunft that sich vor ihm auf; er hörte unser Frühstück auf allen nach Rom führenden Straßen wiederhallen; er sah sein Kaffeehaus von Reisenden bestürmt, sein Schild mit zwei Göttinnen des Ruhms geschmückt, seine Frau mit Kleinodien bedeckt, wie eine Madonna, seine Tochter an einen reisenden Kaufmann aus Paris verheirathet, sein Haus mit dem Besuch eines Kardinals beehrt, kurz, alle geistliche und zeitliche Wonne in Folge unserer drei Tassen Chokolade in seine Gaststube einkehren.

Nun kam ein feierlicher Augenblick; wir verlangten unsere Rechnung. Unser Wirth nahm eine gravitätische Miene an, that, als sammle er sich, um einen wichtigen Ueberschlag zu machen, und dann, sich mit aller seiner Kühnheit wappnend, forderte er 12 Bajocchi, ungefähr 1½ Sgr., für den Mann. Die Frau, erschrocken über die Verwegenheit ihres Gemahls, wurde blaß und schlug die Augen nieder; die beiden Fashionables empörten sich murrend über die ungeheure Unverschämtheit des Wirths; ihre telegraphischen Zeichen deuteten der draußen versammelten Menge durch die Fenster an, daß der eifersüchtige Ehemann den Reisenden die Haut abziehe; ein Aufruhr war im Begriff, unter der Jugend von Aquapendente zu unseren Gunsten auszubrechen. Den Wirth aber verließ sein Muth nicht, und er blieb bei seinen 12 Bajocchi. Da konnte die Dame sich nicht länger halten; blasser noch, als sonst, sank sie zusammen; die beiden Stammgäste warfen dem Wirth einen niederschmetternden Blick zu und stellten sich hinter uns, um uns in dem Streit, den sie für unvermeidlich hielten, tapfer beizustehen. Wir zahlten die 12 Bajocchi, und noch eben so viel für den Aufwärter; da ein solcher nicht vorhanden war, so fiel die ganze Summe dem Wirth anheim.

Welcher Triumph für den Mann! Sein Adlerblick hatte uns ergründet und begriffen. Seine Frau erhob sich mit strahlendem Auge und huldigte der Weisheit ihres Gatten. Die beiden Fashionables, durch diese glückliche Kühnheit geschlagen, zogen sich zurück. Die Menge staunte von fern den blanken Schatz an, den der Wirth auf seinem Comtoir klimpern ließ. Als wir hinaustraten, entblößten sich alle Köpfe, alle Rücken beugten sich, alle Hände faßten nach dem Wagentritt unserer vor dem Kaffeehause stehenden Kutsche. Aus allen Gassen strömten neue Ankömmlinge auf den Platz herbei, um die Reisenden mit 12 Bajocchi zu sehen; die Mütter zeigten uns ihren kleinen Kinde[rn]. Um das Fest vollkommen zu machen, ließen wir aus dem Wagenfen[ster] einige zwanzig Stücke kleiner Münze unter das Volk regnen; da st[ieg] der Enthusiasmus auf den höchsten Gipfel; Beifallgeklatsch brach lo[s], man wollte die Pferde ausspannen und die Kutsche fortziehen. E[ndlich] reisten wir unter einer Salve Italiänischer Freudensbezeigungen a[b]. Trunkenheit schwamm in allen Blicken; man streute Palmen auf [un]seren Weg; ein Improvisator verfolgte uns lange Zeit mit einem So[]nett, worin ich mit Gott Plutus verglichen wurde, und nicht eher en[t]gingen wir dieser Tyrannei der Dankbarkeit, bis wir in den Hohlw[eg] kamen, der nach St. Lorenzo „dem Verfallenen" (rovinato) führt, e[in] Beiname, den man allen Flecken auf dieser Straße geben könnte.

(F. P.)

Mannigfaltiges.

— Ein Denkmal für Schöll. Dem verstorbenen Friedri[ch] Schöll, den eben so gut Deutschland als Frankreich für sich in Anspruch nehmen kann, dem Deutschen Verfasser der in Französischer Sprache geschriebenen Werke über die Griechische und Römische Literatur, über die Geschichte der Europäischen Staaten, über die Friedens-Verträg[e] und die Europäischen Revolutionen, soll in Straßburg ein Denkm[al] errichtet werden. Nun hat zwar Schöll seine akademische Bild[ung] allerdings in Straßburg genossen und seine bewunderswürdige sch[rift]stellerische Thätigkeit eben so in Frankreich selbst, als in der Spr[ache] dieses Landes entwickelt, nichtsdestoweniger aber war er doch, [so]wohl seiner Geburt (Nassau-Saarbrück) als der ganzen Richtung seiner [um]fassenden Gelehrsamkeit nach, ein Deutscher. Erscheinungen, wie [die] seinige, die, bei ihrem gedoppelten Wachsthum auf zweierlei Boden, [we]der an Kraft und Haltung, noch an Eigenthümlichkeit verlieren, gehören freilich zu den seltenen, aber eben darum sollten auch wir den Deutschen Antheil an einem Ruhme nicht fahren lassen, den Frankreich gern für sich allein in Anspruch nehmen möchte. Eine seit kurzem in Paris gestiftete Gesellschaft unter dem Namen: „Société d'encouragement pour les lettres et les beaux arts" hat es sich zunächst auch zum Zwecke gesetzt, die Städte Frankreichs zur Errichtung von Denkmalen anzufeuern, die sie ihren berühmten Männern setzen sollen. Bereits ist es ihr mit einem solchen für Frankreichs größten Maler, Poussin, gelungen, und sie geht nun damit um, die Stadt Straßburg zu einem ähnlichen Monumente für Schöll zu bewegen. Als ob Schöll nicht bloß ein Sohn der Universität, sondern auch ein Sohn der Stadt Straßburg gewesen wäre! Inzwischen bleibt doch ein Streben, wie das der genannten Gesellschaft, immer ein ehrenwerthes, und auch das Deutsche Nationalitätsgefühl könnte allenfalls darin eine Beschwichtigung finden, daß Straßburg seinem Wesen nach immer noch Deutsch geblieben, und daß wir darum doch Schöpflin und Koch, Oberlin und Schweighäuser als Landsleute betrachten dürfen, wenn ihnen auch Straßburg Französische Denkmale gesetzt hat. Mitten unter diesen, in der protestantischen Thomas-Kirche, wo auch das Mausoleum des tapfern Marschalls von Sachsen sich befindet, soll, nach dem Vorschlag des Herrn Piban de la Forest,*) das Denkmal Schöll's ebenfalls sich erheben, und wir dürfen wohl nächstens einem ausführlichern Plane von Seiten der oben genannten Gesellschaft entgegensehen. J. L.

— Alt-Calabar. Die Eingebornen dieser Gegend haben in Folge ihres beständigen Verkehrs mit Europäern bereits eine gewisse Stufe der Kultur erreicht: indeß lassen sie doch von ihren alten Gewohnheiten und Aberglauben keinesweges ganz ab. Wenn Jemand unter ihnen krank ist, schlachten sie allerlei Geflügel und Kleinvieh, und binden dasselbe der Hausthür gegenüber an Pfeiler an, um dadurch die zürnende Gottheit zu versöhnen; stirbt der Kranke, so tödten sie mehrere Tage hinter einander eine gewisse Anzahl von seinen Sklaven, je nach dem Range, den der Dahingeschiedene bekleidet. Hierauf tanzen sie ihn bei Trommelschlag, Schellengeklingel und allerlei mißtönender Instrumentalmusik zu Grabe und trinken Memleo, das ist eine Säure, die aus den Ritzen des Bambus ausschwitzt. Eine Kaste unter ihnen, die Ebomen genannt, haben noch ganz besondere Ceremonien für Krankheits- und Todesfälle, die sich höchst seltsam und possierlich ausnehmen. Bei dieser Kaste ist die Beschneidung eingeführt; sie sind Polygamisten und enthalten sich gewisser als verboten gehaltener Speisen; aber sie haben keinen besonderen gemeinschaftlichen Gottesdienst, — sind große Diebe und wahre Verräther. — Die Nahrung der Eingebornen besteht überhaupt in Affen, Antilopen, Rothwild, wilden Schweinen, Ziegen und Schafen, und in einer Art von kleinen Kühen, die sie aber nie melken. Ich versuchte es einmal, Einige in der Gegend zu überreden, daß sie sich der Milch der Thiere bedienen möchten, allein sie sind viel zu faul dazu, um sich darauf einzulassen; Pferde sieht man hier gar nicht. Mehrere Schlangenarten zeigten sich an dem Kabeltau unseres Schiffes und auf dem Verdeck, wo sie getödtet wurden. Man findet hier Eidexen in allen Farben und in großem Ueberflusse, auch das Chamäleon ist mitunter hier anzutreffen. Die Eingebornen können sich von den Wirkungen des Schießpulvers noch keinen rechten Begriff machen. — Wir haben gegenwärtig die regnichte Jahreszeit, die hier vom Juni bis Oktober anhält; dann folgt die Dunstzeit bis Ende Januar; hierauf tritt die heiße Jahreszeit ein, während welcher mitunter, besonders im April und Mai, die Tornados (Wirbelwinde) wüthen. Diese Jahreszeit ist für die Eingebornen die ungesundeste, für uns Europäer ist es die Dunstzeit.

(E. P.)

*) In seinem „Versuche über das Leben und die Werke Fr. Schöll's."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Mittwoch den 25. März 1835.

Nord-Amerika.

A Tour on the Prairies. (Eine Wanderung durch die Savannen des westlichen Nord-Amerika's.) Von Washington Irving.*)

Ueber den Plan dieses Werkes sagt uns der berühmte Verfasser in seiner Vorrede Folgendes:

„Es ist meine Absicht, die gehäuften Notizen, welche mein Reise-Tagebuch enthält, so wie die zufälligen Gedanken, die sich mir dabei aufdrangen, je nachdem die Umstände es erlauben, dem Publikum vorzulegen. Man hat mir überdies sehr zugeredet, die Beschreibung meiner Expedition nach dem fernen Westen drucken zu lassen. Ich erfülle einen Theil meines Versprechens, indem ich für's Erste meine Wanderung durch die Büffel-Wiesen (Buffalo-Prairies) mittheile. Es ist dies eine schlichte Erzählung von Thatsachen, die auf keine großen Effekte Anspruch macht. Findet das lesende Publikum Geschmack daran, so werde ich vielleicht in Versuchung kommen, diesen Reisebildern noch andere nachzuschicken."

Herr Irving hatte sich einer Gesellschaft angeschlossen, die einen Bevollmächtigten an die Indianische Gränze begleitete.

„In den oft gerühmten Regionen des fernen Westens — erzählt der Verf. —, mehrere hundert (Engl.) Meilen jenseit des Mississippi, befindet sich eine ungeheure öde Strecke, auf der man weder die hölzerne Wohnung eines Weißen, noch die Hütte eines Indianers erblickt. Sie besteht aus grasigen Ebenen, die hin und wieder mit Wald bewachsen sind, und von dem Arkansas, dem Grand-Canadian, dem Red-River und ihren Nebenflüssen bewässert werden."

„In dieser üppigen grün bekleideten Wüste schweifen das Elenthier, der Büffel und das wilde Pferd im Vollgenuß ihrer Freiheit herum. Sie ist das gränzenlose Jagd-Revier der Indianischen Stämme des fernen Westens. Dorthin ziehen die Osagen, die Kribk's, die Delawaren und andere Stämme, welche dem Gebiete der Weißen benachbart leben. Dort haben auch die Pawnih's, die Comantschen und andere wilde noch ungebändigte Stämme ihren Tummelplatz. Keiner errichtet sich hier eine Wohnstätte für die Dauer. Die jagenden Indianer bauen sich für die Zeit ihrer Jagd Hütten aus Baumzweigen, mit Thierfellen gedeckt, und verlassen die gefährliche Nachbarschaft wieder, sobald sie einen tüchtigen Vorrath Wildpret aufgehäuft haben. Diese Expeditionen haben immer einen kriegerischen Charakter; die Jäger sind stets mit Waffen zum Angriff und zur Vertheidigung versehen, und müssen unaufhörlich auf ihrer Hut seyn. So oft ein solcher Jäger-Trupp einem anderen Trupp begegnet, der zu einem feindlichen Stamme gehört, giebt es Kämpfe auf Tod und Leben. Ihre Lager werden öfter überrumpelt, und mancher einzeln herumschweifende Jäger wird von auflauernden Feinden getödtet oder gefangen. Hin und wieder sieht man in irgend einem tiefen Hohlgrunde, oder auf Plätzen, wo Indianische Lager gestanden haben, viele Menschenschädel und modernde Gebeine liegen, die schrecklichen Wahrzeichen solcher Kämpfe."

Wir lassen jetzt einige Schilderungen folgen, die der Verf. von Indianischen Stämmen entwirft.

— — — „Wir sahen eine Gruppe Osagen, lauter prächtige Kerle. Sie trugen keinen Schmuck; ihre Häupter waren unbedeckt, ihr Haar kurz abgestutzt, mit Ausnahme eines struppigen Büschels auf dem Wirbel, von welchem ein langes Skalpirmesser hinten herabhing. Sie hatten schöne Römische Gesichtszüge und eine breite gewölbte Brust. Rumpf und Arme der Meisten waren unbedeckt, und so erschienen sie mir wie edelgeformte bronzene Statuen. Die Osagen sind der schönste Indianer-Stamm, den ich im Westen gesehen habe. Sie kleiden sich noch in ihre schlichte Nationaltracht, und ihre Armuth verstattet dem Luxus keinen Eingang. Mit diesen Osagen kontrastirte eine schön gekleidete Horde von Kribk's. Die Kribk's haben auf den ersten Anblick viel Orientalisches. Sie kleiden sich in bunte Jagdhemden aus Kattun, die vermittelst breiter, mit Buckeln gezierter Gürtel um die Hüften befestigt sind; außerdem tragen sie eine Art Beinkleider oder lange Strümpfe von gegerbten Rehfellen, mit gestickten Kniebändern und Troddeln. Ihre Mokassin's sind sehr geschmackvoll, und um das Haupt winden sie gar geschmackvoll bunte Tücher von leuchtenden Farben, die sich fast wie Turbane ausnehmen." — — —

„In der Hoffnung, das Lager der herumstreifenden Indianer noch vor einbrechender Nacht zu erreichen, wanderten wir weiter, bis es Zwielicht wurde, und machten am Rande eines Hohlgrundes Halt. Die Indianer bivouakirten unter Bäumen, tief im Hohlgrunde, während wir unser Lager auf einer felsigen Anhöhe bei einem Waldstrom aufschlugen. Die Nacht brach sehr finster herein, und es hatte allen Anschein, daß wir Regen bekommen würden. Die Feuer der Indianer brannten hell in der Tiefe, und warfen starke Licht-Reflexe auf die wilden Gruppen, welche, rings um dieselben gelagert, ihre Speisen zubereiteten, aßen und tranken. Einige Osagen aus dem Dorfe, das wir eben passirt hatten, kamen und setzten sich an unser Feuer. Sie spielten die ruhigen Beobachter, und glichen jetzt um so mehr bronzenen Bildsäulen. Wir reichten ihnen Speise und Kaffee, welches Getränk den Indianern eben so willkommen ist, als den meisten übrigen Erdbewohnern. Als sie ihr Abendessen eingenommen hatten, streckten sie sich, der Länge nach, neben dem Feuer am Boden aus, und begannen in tiefen Nasen-Tönen einen Gesang, zu welchem sie auf ihrer breiten Brust den Takt schlugen. Jede Strophe ihres Liedes endigte mit dem abrupten Ausruf hah! (ähnlich dem Oh! in Schottischen Volksliedern) der wie ein Schluchzen herauskam. Der Inhalt dieses Gesanges bezog sich — wie unser Dolmetscher versicherte — auf unsere Person, unsere Bewirthung und Alles, was sie von unseren Absichten wußten. Besonders hatte die Lebendigkeit und der Unternehmungs-Geist des jungen Grafen in unserer Gesellschaft ihre Phantasie angeregt, und sie scherzten über ihn und sein Verhältniß zu den Indianischen Schönen. Diese Art von Improvisir-Kunst wird bei allen Indianischen Stämmen gefunden. Sie besingen, mit wenigen und einfachen Modulationen der Stimme, alle ihre Abenteuer, im Kriege wie auf der Jagd, und mischen gelegentlich einigen derben Humor und eine gewisse trockene Satire in ihre Lieder. Mit Witz und Laune scheinen die Indianer überhaupt viel besser ausgestattet zu seyn, als man gewöhnlich annimmt; und meistens habe ich gefunden, daß ihr Bild, wie es namentlich unsere Dichter auffassen, der Wirklichkeit gar nicht entspricht. Man beschreibt sie als wortkarg, unbeugsam, keiner Thräne und keines Lächelns fähig. Wortkarg sind sie allerdings, d. h. in Gesellschaft von Weißen, gegen die sie Mißtrauen hegen und deren Sprache ihnen fremd ist; aber ein Weißer spricht in ähnlichen Verhältnissen eben so wenig. Im Kreise seiner Landsleute ist der Indianer ein gewaltiger Schwätzer, und die Hälfte des Tages vergeht bei ihnen unter Plaudern und der Erzählung kurzweiliger Anekdoten. Auch sind sie geschickte Mimen und Hanswürste, bei welcher Gelegenheit sie sich sehr gern auf Unkosten der Weißen lustig machen. Sie beobachten gern im Stillen, und werfen einander bedeutungsvolle Blicke zu, so oft ihnen etwas Besonderes auffällt; allein ihre Anmerkungen versparen sie bis zu der Zeit, wenn sie allein sind. Dann erst wird bekrittelt, gewitzelt und nachgespöttelt."

— — — „Diesen Abend unterhielten sich die alten Weibmänner von dem Stamm der Delawaren, von deren Lagern wir an demselben Tage Eines passirt hatten. Man erzählte sich mehrere Anekdoten, die ihre kriegerische Tapferkeit und ihre Geschicklichkeit im Jagen bekundeten. Sie sind Todfeinde der Osagen, die vor ihrem verzweifelten Muthe großen Respekt haben, obgleich sie ihn sonderbar genug zu motiviren wissen. „„Schaut nur — so sprachen sie — die Delawaren an; sie haben kurze Beine, können nicht laufen, müssen also stehen und immer fechten."" Der Delaware hat in der That viel kürzere Gliedmaßen als der gigantische Osage. An der Verwegenheit des Ersteren mag übrigens der Glaube großen Antheil haben, daß ein Schutzgeist, in Form eines großen Adlers, hoch in den Wolken über ihm schwebe. So oft dieser Schutzgeist den Delawaren besonders hold ist, kommt er in die niederen Regionen herab, und wird in weißem Gewölke sichtbar. Alsdann giebt es eine gesegnete Aerndte und Jagdbeute in Ueberfluß. Der Donner ist seine Stimme, wenn er zürnt, und Blitze sprühen aus seinen Augen. Die Delawaren opfern diesem Genius, der von Zeit zu Zeit als ein Zeichen seines Wohlgefallens eine Schwungfeder auf die Erde fallen läßt. Solche Federn machen den, welcher sie trägt, unsichtbar und unverwundbar. Eines Tages, — so erzählen die Delawaren — wurde ein Trupp von ihnen umzingelt und beinahe aufgerieben. Der Rest flüchtete sich auf einen jener isolirten, kegelförmigen Hügel, die wie künstliche Erdwälle in den Ebenen herumstehen. Hier opferte der beinahe zur Verzweiflung getriebene Häuptling sein Pferd dem schützenden Genius der Delawaren. Da schoß urplötzlich ein ungeheurer Adler aus den Wolken, packte das Opfer mit seinen Krallen, schwang sich dann wieder in die Lüfte und ließ eine Feder aus seinen Fittigen hinabschweben. Der Häuptling nahm die Feder hocherfreut vom Boden auf, befestigte sie an seine Stirn, trat an die Spitze seines kleinen Haufens

---

*) Eine Deutsche Uebersetzung dieses so eben in New-York und London gleichzeitig erschienenen neuen Werkes des berühmten Amerikaners wird binnen wenigen Wochen in der Buchhandlung der Herren Veit und Comp. in Berlin herauskommen.

und schlug sich, ein großes Blutbad anrichtend, durch den weit überlegenen Feind, ohne daß nur einer von seinen Leuten verwundet wurde."

„Die Indianer sagen, daß ihre Jäger dann und wann verlöschte Donnerkeile finden, aus denen sie sich Pfeile und Lanzenspitzen machen. Ein so bewaffneter Krieger gilt für unüberwindlich. Wenn es aber während der Schlacht ein Gewitter giebt, so kann der Donner ihn mit sich fortnehmen, und er ist alsdann auf immer spurlos verschwunden. Ein Krieger vom Stamme Konza, der auf einer Savanne jagte, wurde von einem Gewitter überrascht und der Donner streckte ihn besinnungslos zu Boden. Als er sich wieder erholte, sah er einen Donnerkeil am Boden liegen und ein Pferd, welches daneben stand. Er ergriff den Donnerkeil und schwang sich auf das Pferd; allein dieses Pferd war der Wetterstrahl, welcher ihn sofort über Wälder, Ströme und Wüsten dahintrug, bis er am Fuße der Felsenberge, (Rocky Mountains) besinnungslos niederstürzte. Erst nach einer Wanderung von mehreren Monaten kam er wieder zu den Seinen. Ein anderer Krieger, der ebenfalls einen Donnerkeil und ein schönes Mokassin daneben am Boden liegen sah, legte das Mokassin an, ward aber augenblicklich in das Land der Geister entrückt, von wo er nimmer wiederkehrte. — Diese kunstlosen Sagen der Indianer haben ein romantisches Interesse, wenn man sie aus dem Munde halbwilder Erzähler in einer stürmischen Nacht und schauerlichen Landschaft vernimmt."

Wir beschließen unsere Auszüge mit der Beschreibung einer Bienen-Jagd, welche Art von Belustigung man nur in den Wäldern Nord-Amerika's haben kann.

„In dem schönen Walde, wo wir kampirten, war Ueberfluß an Honig-Bäumen, d. h. an Bäumen, deren hohle Stämme wilden Bienen zum Aufenthalt dienten. Es ist erstaunlich, in welchen ungeheuren Schwärmen dieses Insekt sich binnen wenigen Jahren im Westen Nord-Amerika's verbreitet hat. Die Indianer betrachten die Bienen als die Vorläufer der weißen Männer, wie der Büffel die rothen Indianer ankündigt und sagen, je weiter die Biene vorrücke, desto weiter müsse der Büffel sich zurückziehen. Wirklich sind die Bienen die Herolde der Civilisation gewesen, und einige alte Pflanzer jener Gegenden wollen sich sogar des Jahres noch erinnern, in welchem die Honigbiene zuerst den Mississippi überschritt. Jetzt schwärmen sie Myriadenweise in den majestätischen Wäldern der Einöde herum. Diese schönen Gegenden könnten fast buchstäblich ein Land werden, „wo Milch und Honig fließt;" denn die unabsehbaren fetten Triften der Prairieen sind für zahllose Viehheerden berechnet, und die Menge süßer Wiesenblumen macht sie für die nektarsuchende Biene zu einem wahren Paradiese."

„Wir waren noch nicht lange gelagert, als ein Theil der Gesellschaft nach einem Honigbaum aufbrach. Ich war neugierig, den Spaß mit anzusehen, und folgte ihnen daher mit vielem Vergnügen. Den Trupp leitete ein erfahrener Bienenjäger, ein langer hagerer Kerl in selbstgefertigtem Kleide, das ihm lose um die Glieder hing, und mit einem Strohhute auf dem Kopfe, der einem Bienenkorbe nicht unähnlich war. Der Nächste hinter ihm trug eine lange Büchse auf der Schulter, und ein halbes Dutzend anderer Begleiter war theils mit Aexten, theils mit Büchsen bewehrt, denn Keiner wagt sich ohne Feuergewehr weit über das Lager hinaus. Bald kamen wir zu einem offenen Platz am Eingang des Waldes. Hier machte unser Führer Halt, und schlich dann einem niedrigen Gebüsche zu, auf welchem ich ein Stück Honigscheibe bemerkte. Dieses war der Köder für die wilden Bienen, von denen mehrere das Stück umsummten und in die Zellen krochen. Hatten sie sich mit Honig angefüllt, so summten sie wieder empor, und flogen dann in grader Linie fast pfeilschnell davon. Die Jäger gaben genau darauf acht, was für eine Richtung sie einschlugen, und folgten ihnen eilig über Wurzeln und liegende Baumstämme stolpernd, und die Augen unverwandt gen Himmel gerichtet. Endlich entdeckte man ihr Asyl, den hohlen Stamm einer verdorrten Eiche, an dem sie erst ein paar Augenblicke herumsummten, und dann in ein Loch schlüpften, das wohl 60 Fuß über dem Boden war. Zwei Bienenjäger nahmen jetzt ihre Aexte zur Hand, und hieben aus Leibeskräften gegen den Baum, um ihn zu fällen. Die Klänge der Axt schienen das emsige Völkchen droben in seiner Ruhe nicht zu stören. Endlich stürzte der Baum mit fürchterlichem Krachen, wobei er von oben bis unten zerbarst, und alle darin aufgespeicherten Schätze unseren Blicken enthüllte. Einer der Jäger, der sich ein Netz umgeworfen hatte, um vor dem Stachel der Bienen sicher zu seyn, kam sogleich heran, aber die Bienen leisteten keinen Widerstand, sie schienen von der Kastastrophe wie betäubt, und krochen planlos unter den Trümmern ihrer Habe herum. Jetzt näherte sich die ganze Gesellschaft mit Löffeln und Jagdmessern, um Beute zu machen. Einige Honigscheiben waren von altem Datum und dunkelbrauner Farbe; andere dagegen sehr schön weiß, und der Honig in ihren Zellen fast ganz rein. Die noch unbeschädigten Honigscheiben wurden in die Lagerkessel gelegt, die zerbrochenen aber auf der Stelle und mit gewaltiger Gier verzehrt. Aber nicht die Bienenjäger allein zogen von dem Untergang des kleinen Staates Vortheil; eine Menge Bienen aus benachbarten Republiken kamen eilig herbei, um durch den Ruin ihrer Brüder sich zu bereichern. Sie waren dabei nicht weniger geschäftig als die Wrackplünderer, wenn ihnen ein gestrandetes Schiff in die Hände fällt. Die armen ursprünglichen Eigenthümer wollten von dem Nektar nicht einmal kosten, der um sie herum floß; sie krochen unschlüssig bald vorwärts bald rückwärts, und erinnerten mich lebhaft an einen armen Teufel, der hoffnungslos vor sich hinpfeifend mit beiden Händen in den Hosentaschen, um die Trümmer seines niedergebrannten Hauses schlich. Wer malt aber die Bestürzung derjenigen Mitglieder dieser kleinen bankerott gewordenen Republik, die während der Katastrophe abwesend waren, und nun mit Blüthensaft beladen zurückkehrten! Anfangs kreisten sie an der Stelle, wo der Baum gestanden hatte, in der Luft umher, als wollten sie ihn suchen. Dann ließen sie sich dicht gedrängt auf dem dürren Aste eines Nachbarbaumes nieder, und schienen von da aus wehklagend auf die Ruinen herabzusehen."

„Wir verließen endlich den Ort, obgleich noch viel Honig in dem Stamme zurückblieb, an welchem die Bären und Waschbären sich gütlich thun dürften. Der Bär ist in solchem Grade auf Honig erpicht, daß er wohl Tage lang an dem Stamm eines Honigbaumes nagt, bis die Oeffnung groß genug ist, um eine seiner Tatzen durchzulassen. Dann langt er den Honig sammt den Bienen heraus und tafelt gar köstlich."

E n g l a n d.

Die Poesie des Familienlebens in Großbritanien.

(Fortsetzung.)

In Schottland, wo das Familienleben besonders in Achtung steht, hatte man diese Gattung der Poesie, von der wir reden, längst mit Erfolg angebaut. Zur Seite der historischen Balladen der Schotten findet sich mehr als ein Gesang, der die Gefühle der Mutter und Schwester, des Vaters und Sohnes verherrlicht. Der vollkommenste und der Zeit nach der jüngste unter diesen Poeten ist Robert Burns, der in gleicher Weise für das Land- und Hirtenleben, als für die Elegie und Satire begeistert ist. Das „Kamin-Feuer des Landmanns" in dem „Sonnabend Abend im Dorfe," von Burns, ist ein vortreffliches Gemälde, eine Ode, eine Hymne und eine Idylle zugleich. Gleich Rousseau, hat Burns die Tugenden des gemeinen Mannes geltend zu machen gesucht, indem er einen magischen Zauber über die einfache glühende Leidenschaft ausgoß. Er malt die junge Bäuerin, wie sie erröthet, indem sie den Bräutigam bei ihrem Vater erblickt, er besingt den alten Holzhauer, wie er mit den greisen Fingern in seiner alten abgenutzten Bibel blättert; die Lieblings-Kuh, die in einem benachbarten Stalle ihr Tagesfutter friedlich wiederkäuet; jedes Geräusch, jede Bewegung, jedes kleine Interesse aus den täglichen Ereignissen in der Familie; das Glück des Sonnabends, der einen Tag der Ruhe verkündet und den Ruhetag selber, die periodische Rückkehr dieses gesegneten Tages, wo der Landmann seine Mühen vergißt, die Arme übereinander kreuzt, und weder an den Acker noch an die Aerndte denkt.

Das Schottische Leben enthält zu reiche Quellen der Poesie, als daß ein Talent wie Burns sie nicht geschickt hätte benutzen sollen. Selbst die bäuerische Sprache der Schotten hat etwas Pikantes und ist ganz dazu geeignet, die Seltsamkeit ihrer Sitten darzustellen. Weit schwieriger aber war es, in der Englischen Existenz, die von Natur so ganz prosaisch ist, einige interessante Momente zu diesem Behuf aufzufinden. Dies hat Goldsmith versucht in seinem „verlassenen Dorfe," wo er eine Kolonie armer Englischer Landleute schildert, die in Folge der vorgeschrittenen Civilisation und der Uebervölkerung des heimischen Bodens zum Auswandern genöthigt werden. Dies kleine anziehende Gedicht ist eine politische, philosophische, moralische Elegie und ein ländliches Gemälde zu gleicher Zeit. Das Interesse ist lebendig und einfach, und der Dichter streift an das Grandiose, während er sich im Gebiete des Naiven hält. Hätte Goldsmith mehr Zeit und Muße auf den Anbau dieses Feldes gewendet, es würde ihm kein anderer Englischer Dichter den Vorrang abgewonnen haben. Allein wir besitzen von ihm nur diese isolirte Perle, als ein bewundernswerthes Fragment. Zu beweglich und zu unbeständig, um sich einer einzigen Muse treu zu widmen, hat Goldsmith allerlei gelehrte Studien, Philologie, Geschichte und Kritik, Alles mit bedeutendem Erfolge, mit Originalität, aber meist in so grillenhafter und phantastischer Weise getrieben, daß sein Ruhm dadurch verdunkelt werden mußte. Seine Intelligenz hat sich zu vielfach, auf zu verschiedenen Punkten zersplittert.

Dagegen finden wir in dem Misanthropen Cowper den wahren Dichter der Häuslichkeit in England, den Maler des inneren Lebens der Familie und ihrer Tugenden. Er war der Erste, der eine Schule auf diesem Felde begründete; er war der Vater Wordsworth's und Crabbe's. Man erwarte aber nicht von ihm die populaire Begeisterung des bäuerischen Burns. Bei dem Letzteren blickt überall der Haß gegen die vornehmen Herren, die stolze Einbildung des Landmanns, sein natürlicher Widerwille gegen seine Herren und gegen die Prediger, die ihn stets verweisen, durch. Cowper dagegen ist streng religiös, er weiß nichts von dem Stolze Burns. Nicht die Gänseblümchen auf dem Berge, noch die mit Stoppeln bedeckte Hütte, sondern das bürgerliche Kamin-Feuer liefert ihm den Stoff zu seiner Poesie. Eine außerordentliche Schüchternheit trieb Cowper dazu an, sein Leben in der Verborgenheit zuzubringen, nicht wegen Mangel an Lebenslust, wie Rousseau, sondern wegen Furcht vor den Uebeln, die die Menschen ihm zufügen könnten. „So oft ich," sagt er einmal in seinen Selbstbekenntnissen, „den Fuß auf die Straße setzte, schien es mir, als wenn die Vorübergehenden Böses gegen mich im Sinne führten und mich laut verhöhnten. Meine eigenen Fehler, deren ich mir bewußt war, erschienen mir stets so fürchterlich, daß ich glaubte, Jedermann müsse sie mir vom Gesichte ablesen und mich auf der Stelle verdammen. Redete man mich nur einmal an, so glaubte ich, es schon immer mit gefährlichen Feinden zu thun zu haben. Wollte ich einmal ein Weinhaus besuchen, so vermied ich es sorgfältig, bei Tage hinzugehen, sondern nur bei Nacht im Stillen verfügte ich mich dahin, und wählte mir dort immer den einsamsten dunkelsten Winkel im Zimmer aus. Kurz, überall erblickte ich Verschworene, die mir nach dem Leben trachteten."

In solcher Gemüthsstimmung verbrachte der Dichter seine Jugendjahre, die Blüthe seines Lebens. In dem Augenblicke, wo sein Verstand erst reifte und sein Auge heller sah, befand er sich in der Mitte einer liebreichen, gutmüthigen Familie. Hier empfand er zum erstenmal die Freuden des häuslichen Lebens und fühlte sich glücklich. Er war 30 Jahr alt; eine Frau, die ihn mit uneigennütziger Hingebung pflegte, errieth zuerst die Anlagen seines Geistes, und theilte ihm ihre Ansich-

ten darüber mit. Er befolgte ihren Rath und ward Dichter. Was hätte er nun besingen sollen, etwa die Salons der vornehmen Herren, die er nie anders als unter Angst und Zittern gesehen, oder den Krieg des Heroen, den er kaum begriffen, oder endlich die brennenden, verzehrenden Leidenschaften, die er nie empfunden? Nein, er fand sein ganzes Glück im Schooße der Familie, am Kamin-Feuer, in den friedlichen und sanften Bürgertugenden, in der stillen geräuschlosen Hingebung und prunklosen Entsagung. Seine Wunden waren kaum geheilt auf den einsamen Spaziergängen in den fruchtbaren Gefilden der Grafschaft Cambridge. Ihm war jede Rückerinnerung an den menschlichen Stolz und seine thörichte Einbildung schmerzhaft und bitter. Dagegen hatten selbst die unbedeutendsten Verhältnisse eines stillen eingezogenen Lebens das größte Interesse für ihn. In einer solchen Lage konnte der mit Genie begabte Mann nur Meisterwerke auf unserem Felde liefern.

Das merkwürdigste von allen ist betitelt: das Tagewerk, es scheint das Resultat einer Wette zu seyn. In der That hatte ihm seine Wohlthäterin und Pflegerin ein Gedicht in reimlosen freien Versen aufgegeben, zu dessen Ausgangspunkt sie ihm das „Sopha" vorschlug. Auch beginnt der folgsame Poet wirklich sein Gedicht mit einer Geschichts-Erzählung der Schemel, Bänke, Lehnstühle und Chaisen, deren Erfindung dem wollüstigen Sopha vorausgegangen. Von der Idee der Ruhe geht er aus und kommt alsbald zur Thätigkeit, er verläßt das gepolsterte Sopha, um einen Spaziergang auf's Land zu machen, und vergißt darüber gänzlich den Gegenstand des Luxus, auf den man seine Muse hingewiesen. Der einsame Spaziergang erweckt in ihm alle Empfindungen des nachdenkenden Wanderers; eine neue elastische Kraft belebt und erquickt seinen Geist und Körper; er weidet sich an der Schönheit der Landschaften, vor denen er vorübergeht, und tausend philosophische Gedanken durchkreuzen bunt durcheinander sein unbefangenes Spiel. Er vergleicht das Leben des civilisirten Bürgers mit dem eines Wilden; er beschreibt die Gefühle, die ein armer Insulaner aus Haiti empfinden mußte, den Reisende nach Europa mitbrachten. Er wiegt auf philosophisch-religiöser Waagschale die verschiedenen Einflüsse ab, die Stadt und Land auf den Menschen ausüben, und endlich schließt er mit dem Resultate: „Gott war es, der das Land geschaffen, aber der Mensch hat sich eine Stadt erbaut."

Wenn die Freuden des Sommers und des Herbstes Cowper zum Natur-Dichter machen, und ihm demnach eine auffallende Aehnlichkeit mit Thompson und anderen ländlichen Dichtern geben, so nimmt er mit dem Eintritt des Winters wiederum einen ganz eigenthümlichen Charakter an, da erscheint er erst recht als der eigentliche Dichter des Kamin-Feuers. Es hat nicht leicht ein anderer Autor drei Gesänge, jeder Gesang aus ungefähr fünfhundert Versen bestehend, über den Winter geschrieben. Aber für unseren Dichter ist der Winter das Signal der Familienfeste, es ist die Jahreszeit, die Jung und Alt um das Kamin-Feuer herum versammelt; die langen Abende stellen sich ein, wo die Gespräche vertraulicher, und die Unterhaltungen munterer und scherzhafter werden. Die Hälfte des Gedichts: „das Tagewerk," besteht aus einer Hymne an den Winter. Der vierte Gesang ist betitelt: „die Abendunterhaltung im Winter," der fünfte: „eine Morgen-Promenade im Winter," und endlich der sechste Gesang hat die Ueberschrift: „eine Abend-Promenade im Winter." Ueber dies Gedicht hat unser Autor die originellsten Schönheiten im reichen Maaße ausgegossen, so wie sie ihm aus dem Herzen geflossen sind. Man höre ihn nur gelegentlich bei der Ankunft der Post in seinem Dorfe:

„Horch! Der Wagen rollt über die Dorfbrücke hin; das Horn des Postillons erschallt durch die Lüfte. Da kommt er, der Ueberbringer der Neuigkeiten, der Bote einer stürmisch bewegten Welt, er kommt heran mit feuchtem Haar, mit kothbedeckten Stiefeln, in seinem Ränzel die Nachrichten aus allen entfernten Ländern der Erde. Was kümmert ihn das kostbare Bündel, das er auf seinem Rücken trägt? Ihm ist nur darum zu thun, es an den Ort seiner Bestimmung gelangen zu lassen und auch keinen Augenblick zu spät anzukommen. Gedankenlos wirft er seinen Briefsack auf die Tafel des Gastwirthes nieder und eilt davon, froh im Herzen, die Nase nach dem Winde zugewandt; er pfeift sein gewöhnliches Lied und geht immer weiter vorwärts, unbekümmert ob der Schmerzen oder Freuden, die er auf seinem Wege ausstreuet. In seinem Mantelsack giebt's Feuersbrünste, Hochzeiten, Geburten, Todte, steigende und sinkende Fonds; Liebesbriefe, harte Verweise, väterliche Ermahnungen, Ausbrüche der Verzweiflung; aber alles dies rührt unseren Briefboten eben so wenig, als sein Pferd, dessen gleichgültiger Trott das Echo des Hügels trifft."

Bald sehen wir den Dichter wieder im Hause behaglich der Ruhe genießen:

„Der Tag ist zu Ende; schüret das Feuer an, riegelt die Fensterladen zu und lasset die Vorhänge herab; das Sopha hergerückt an die wärmende Flamme; so wollen wir froh miteinander scherzen, während der rauchende Dampf dem Gefäße entsteigt, das den köstlichen Trank bereitet. Hier greifet nach den Tassen: bald wird fröhliche Heiterkeit, nicht zu vergleichen mit dem Rausche des Trunkenen, unsere traulichen Gespräche würzen."

So berauscht sich der Dichter im häuslichen Glücke, indem er oft die erhabensten Gedanken in leichtfließende, einfache, aber edle und anmuthige Verse bringt. Nächst Cowper trat bald ein anderer Dichter von noch originellerem aber minder umfassendem Geiste auf diesem Felde auf. Es war der Dichter Georg Crabbe. Auch er hatte gleich Cowper mit vielen Widerwärtigkeiten und Unglück zu kämpfen gehabt; auch er hatte lange Zeit in der Einsamkeit zugebracht und floh die großen Städte als die Wohnsitze der Leidenschaften und Trübsale. Während aber Cowper in seinen Gesängen etwas Beruhigendes, allgemein Tröstendes bietet, erschwert Crabbe das Herz des Lesers, betrübt und beunruhigt es. Cowper hatte nur eingebildetes Unglück erlitten und sein religiöses Gemüth gewährte ihm dafür eine reiche Quelle des herzerquickenden Trostes. Crabbe hingegen hat das Herbe und Bittere des Lebens in seiner nackten Schrecklichkeit empfunden, er hat Hunger und Durst, Mangel und Noth selbst erfahren. Und dies bittere Geschick seiner Jugendzeit konnte er selbst im Alter, in den Tagen seines Glücks und der Ruhe nicht vergessen; nie vermochte er den Menschen die Weise zu verzeihen, in der sein Genius früh verkannt worden.

Alle poetischen Schöpfungen Crabbe's tragen das Gepräge dieser Bitterkeit; er zeigt die Welt in ihren untersten Klassen, in ihren eitlen Kleinlichkeiten, in ihren unedlen Grausamkeiten und schändlichen Gemeinheiten. Nicht die Aergernisse und Jämmerlichkeiten der Putzstube oder der Salons, sondern das Unglück in der Werkstätte des Künstlers, in der Stubenkammer des Bürgers, in dem Stalle und in dem Keller ist der Gegenstand seiner Muse, und man muß erstaunen über die Kaltblütigkeit, mit der er sein unerbittliches Urtheil fällt. Er greift Alles an, was ihm in den Weg kommt, sey es auf der Straße oder im Zimmer, im Kloster oder im Kerker; hier kopirt er einen Bettler, der ihn hintergangen, dort einen rohen Landmann, der auf seinem Klepper reitet, eine alte Frau, die ein Zigeunerleben führt, die betrügt und stiehlt und scheinheilig ist. Crabbe idealisirt seine Personen nicht in der Art, wie es Cowper in seinem schönen Fragmente gethan, das „die Bettlerin auf der Heiden" betitelt ist, sondern er stellt sie hin, wie sie ihm erscheinen, wie er sie findet, in ihrer naiven Rohheit und Nacktheit; nur streut er oft einzelne witzige Einfälle und ironische Bemerkungen in seine Erzählungen ein.

Eine wichtige Rolle in dem Leben unseres Dichters spielte ein junges vortreffliches Mädchen, Namens Elmy. Ehe er Miß Elmy kennen gelernt, war Crabbe eine Null, und nachdem er sie verloren hatte, sank ebenfalls wieder sein Muth und sein Talent. Nur während seiner Bekanntschaft und seiner ehelichen Verbindung mit ihr bewies er eine bewundernswerthe Geduld, eine Geisteskraft und Originalität, die ihn in schwierigen und bedenklichen Augenblicken nie verließ. Crabbe sollte zuerst Apotheker werden, dann Chirurg; zu diesem Behufe reiste er nach London ab mit seiner Wäsche und seinem Bündel. Miß Elmy, die sich auf eine so heldenmüthige Weise dem jungen Abenteurer angelobt, hatte ihm ein Empfehlungsschreiben an einen nicht sehr bemittelten Seidenwaaren-Händler mitgegeben und dies war auch die einzige Stütze Crabbe's in London, der sich hier immer glücklich schätzte, wenn er des Sonntags an der Hammelkeule bei der frugalen Familie Theil nehmen konnte, wo man an den Wochentagen niemals Fleisch auf den Tisch zu bringen pflegte. Als Crabbe die ersten Produkte seiner Muse herausgeben wollte, wurden sie von den Buchhändlern nicht angenommen; seine Briefe blieben unbeantwortet. Er hatte bereits seine Wäsche verkauft, um sich Brod dafür zu kaufen. Seine Uhr hatte der Pfandleiher im Besitz. Nicht ein Shilling befand sich mehr in seiner Tasche; nur ein einziger zerrissener Rock diente noch dazu, seine Blöße nothdürftig zu decken. In dieser traurigen Lage, wozu noch die trüben Bilder einer ganzen Schaar anderer Poeten, die der Hunger, der schreckliche Hunger ins Grab gesenkt, wie Budgell, Savage, Chatterton und Ottway hinzutraten, in dieser schrecklichen Lage schrieb unser Dichter mit bewunderenswürdigem Humor an seine Gebieterin: „Meine Liebe, mein Herz und mein Rock bedürfen jetzt Deiner!"

Der große Burke, der Demosthenes seiner Zeit, war es, der sich unseres Dichters, welcher sich in der Noth an ihn gewandt, liebreich annahm. Burke hatte selbst in seiner Jugend den Schmerz des verlassenen Unglücks empfunden und interessirte sich um so mehr für den jungen Dichter, als er dessen Genius sogleich entdeckt und erkannt hatte; er berief ihn zu sich, half ihm seine Arbeiten verbessern, stellte ihn seinen Freunden vor, trocknete die Thränen seines Stolzes und seiner Verzweiflung und verließ ihn nicht, bis er seine Existenz begründen half und seine Ruhe gesichert. Dies that der große Mann mitten in jenen politischen Stürmen, mitten unter den wüthenden, fieberhaften Kämpfen der verschiedenen Partien jener Zeit. Unser junger Dichter ward Kapellan beim Herzog von Rutland; aber auch in dieser Stellung hatte er noch manchen Schmerz, manchen Seufzer zu verschlucken. Als ein Anhänger der Prinzipien Burke's konnte er sich den Ansichten der Tories nicht anschmiegen, die im Schlosse von Belvoir herrschten. Bald aber folgte eine bessere Zeit der Ruhe und der Unabhängigkeit für ihn. Er vermählte sich mit seiner innig Geliebten, gab Verse heraus, die ganz England bewunderte, ward der Freund Walter Scott's und brachte den Rest seiner Tage in friedlicher Muße zu. Aber allen seinen Muth, seine Kraft, seine Größe und Energie hatte er der jungen Geliebten zu verdanken, die nach einigen Jahren an einem Brustübel starb. Er beweinte sie lange Zeit und von dem Augenblicke an, wo er sie verlor, war sein Genius von ihm gewichen. Nach dem Tode seiner Frau findet man bei ihm weder die Frische des Talents noch die Originalität seines Charakters wieder.. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Illustrations of british birds. (Abbildungen Britischer Vögel.) Von H. L. Meyer. Erste Abthg. 5 Platten. 10½ Sh.

An essay on chemical attraction. (Ueber chemische Anziehungskraft.) Von G. S. Hume. 5 Sh.

Practical compendium of the diseases of the skin. (Ueber Haut-Krankheiten.) Von Dr. J. Green. 12 Sh.

The british wine-maker and domestic brewer. (Der Britische Wein-Fabrikant und Brauer.) Von W. H. Roberts. 5 Sh.

The crown glass cutter. (Der Kronglasschneider.) Ein Handbuch für Glaser; von W. Cooper. 10½ Sh.

Schweden.

Der Tod Gustav Adolf's.

In Nr. 119 des „Magazins" vom Jahr 1834 sind aus Schwedischen Quellen neue Nachrichten über den Tod Gustav Adolf's

auf dem Schlachtfelde zu Lützen mitgetheilt worden. Diese traurige Begebenheit war sogleich vom ersten Tage an in ein mystisches Dunkel gehüllt, und die Leidenschaftlichkeit, welche sich bisher immer in die Erzählung gemischt hat, konnte nur dazu beitragen, die Thatsachen zu verwirren. Um so willkommener wird unseren Lesern, die sich für Geschichte interessiren, der nachstehende Auszug aus einem Briefe seyn, welchen „Sabina, geb. Pfalzgräfin, Fürstin zu Württemberg, von dem Schlosse zu Höchst den 14. Jänner 1633“ an den „Fürsten und Herrn, Friedrich Casimir, Pfalzgrafen zum Rhein rc.“ geschrieben hat. Die Pfalzgräfin Sabina befand sich in der Umgebung der Königin, als diese die Nachricht erhielt, daß ihr Gemahl geblieben sey. Nachdem sie von dem traurigen Zustande der Königin eine ergreifende Schilderung gemacht, fährt sie fort:

„Die Beschreibung der unglückseligen, theuer erworbenen Viktoria werden Ew. Liebden nunmehr auch haben und wissen, daß Se. Königl. Maj. die letzte Nacht im Feld oft selber bei den Wachen herumgegangen, denselben fleißig zu seyn befohlen, dann wieder in die Kutschen sich zur Ruhe legen wollen, doch wachsam geblieben, im Wagen auf die Kniee gefallen, zu Gott mit höchster Andacht eifrig gebetet, auch folgenden Morgen, als sich der Feind in voller Bataglia gezeigt, Gott Leib und Seele befohlen und gebeten, Gott wolle alle seine Feinde stürzen, wie er öfter ihm den Sieg durch die wenigsten verliehen; darauf hat er die Herzöge von Sachsen und andere Obersten gefragt: was sie thun wollten? so haben Alle es in Sr. Maj. Willen gestellt, mit Erbieten: denselben zu folgen in Allem, was Se. Maj. thun würden. Sind hierauf Ihro Majestät gleich an den Feind der Erste mit geritten, erkannt worden und in den linken Arm mit einer Kugel geschossen worden, daß die Röhren an beiden Orten herausgegangen, wo der Arm gesunken. Als solches Se. Maj. gesehen, haben Sie gesagt: nun möchten Sie nicht mehr leben, dabei aber diejenigen, so erschrocken, zum Fechten eifrig ermahnt. Und sey zu gleicher Zeit ein trüber Nebel angegangen, darin eine Compagnie vom Feind auf den Seiten herkommen, den König umringt und der Eine Se. Maj. eine Kugel durch beide Backen und durch den Mund geschossen, so aber nicht tödtlich gewesen; der Andere sagend: „dies ist der Rechte!“ eine Kugel durch den Rücken zur Brust hinausgeschossen, daß von Sr. Maj. das Geblüt häufig zwei Ellen weit gesprungen. Im Sinken sind diese letzten Worte gehört worden: Gott, nimm meine Seele und tröste meine liebe Gemahlin. Sr. Maj. Leibpferd ist zu der Königlichen Armee gelaufen, an dem sind die Pistolen gelöst gewest, auch bei dem König liegend sein Degen blutig bis an das Heft noch gefunden worden, der Körper zwar ausgezogen vom Feind, jedoch an Sr. Maj. alle Gliedmaßen unverrückt geblieben und bei Oeffnung und Einbalsamirung des Leichnams sich alle innerlichen Theile (wie Herzog Ernst von Weimar selbst gesehen und erzählet) gesund, das Herz sehr groß und frisch befunden, daß Se. Maj. menschlichen Gedanken nach hundert Jahr leben können und desto mehr zu beklagen, daß dieser tapfere Held schon verwesen soll, dessen Hülf und Trost wir allerseits von Gott zu bitten Ursach gehabt, aber nun gedenken müssen, Gott habe Sr. Maj. christlich erwiesenen Eifer, Kampf und Treue nicht zeitlich, sondern ewig vergolten und dafür krönen wollen.“ — Es wird nun weiter berichtet, wie die Königin den Leichnam ihres Gemahls nach Spandau und Wolgast begleitet habe. Des Herzogs Albrecht von Lauenburg geschieht in dem Briefe nicht die entfernteste Erwähnung.

(Aus der Original-Handschrift mitgetheilt von F. F.)

Bibliographie.

Skaldestycken. (Gedichte.) Von Erik Gustaf Geijer. [Früchte der Muße des berühmten Geschichtschreibers.] Upsala. IV. u. 182 S.

Skrifter af P. D. A. Atterbom. (Atterbom's vermischte Schriften.) Erster Band. Auch unter dem Titel: „Studien zur Geschichte der Philosophie.“ — Upsala.

Skandia. — Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. Vierter Band. — Upsala.

Mannigfaltiges.

— **Die Baumwollen-Fabrication in England.** Seitdem die Fabrication der Baumwollen-Waaren in England einen so hohen Schwung genommen, ist man von vielen Seiten bemüht, die Geschichte der Fortschritte dieses wichtigen Zweiges der Industrie zu entwerfen. Wir entlehnen den mühsamen Forschungen und Untersuchungen der Herren Aikin und Baines folgende nicht uninteressante Notizen. Nach der Ansicht des Herrn Aikin waren es die Venetianer und Genuesen, die im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die ersten Baumwollen-Ballen nach England brachten. Damals aber ward die Baumwolle noch zu nichts anderem, als zu Lampendochten benutzt. Erst im Jahre 1430 kamen einige Weber in den Grafschaften Chester und Lancaster auf den Gedanken, sich derselben auch zur Fabrication dichter Stoffe nach Art der Flamändischen Barchente zu bedienen. Da der erste Versuch vortrefflich ausgefallen war, so unternahmen es bald mehrere Schiffsrheder von Bristol und London, nach der Levante abzugehen, um daselbst ganze Frachten von Baumwolle einzunehmen. Heinrich VIII. und Eduard VI. begünstigten besonders diesen Zweig der Industrie und schon im Jahre 1652 waren Baumwollen-Spinnereien und Webereien in ganz England verbreitet; auch die Ackerleute beschäftigten sich mit diesem Erwerbszweige während der Zeit, wo die Feld-Arbeiten ruhten. Unter der Regierung Georg's III. waren gegen 40,000 Personen in England diesem Erwerbs-Zweige zugewandt und der Betrag der verarbeiteten Stoffe ward auf 600,000 Pfund Sterling (4 Millionen Thaler) abgeschätzt. 1739 versorgten die Englischen Baumwollen-Manufakturen nicht nur ganz England, sondern auch seine Kolonieen so wie die meisten anderen Europäischen Nationen mit ihren Fabrikaten. Allein erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat die Fabrication der Baumwollen-Waaren in England einen besonders bedeutenden Schwung erhalten, und vorzüglich waren es die Bemühungen und Entdeckungen Hargreave's, Peel's, Arkwright's, Wyatt's, Crompton's u. s. w., die Englands Industrie von Fortschritten zu Fortschritten geleitet, so daß gegenwärtig keine andere in Europa mit ihr verglichen werden kann. Betrachten wir die Resultate dieser gewerblichen Fortschritte, so finden wir, daß im Jahre 1701 in England nicht mehr als 1,986,000 Pfd. rohe Baumwolle eingeführt wurde; 1764 belief sich die Zahl auf 3,870,000 und endlich 1833 war sie bis auf 303,726,000 Pfd. gestiegen. Der Werth der Baumwollen-Waaren, die aus England ausgeführt wurden, betrug im Jahre 1701 gegen 23,350 Pfd. Sterling, 1764 belief sich die Zahl auf 200,350 Pfd.; dagegen im Jahre 1833 war sie auf 18,486,400 Pfd. (126 Millionen Thaler) gestiegen. Diese ungeheuren Fortschritte der Baumwollen-Fabrication in England erscheinen noch um so bedeutender, je nachdem man sie mit den übrigen Gewerbs-Zweigen, etwa mit der Wollen-Fabrication in Vergleich stellt. Der Werth der Wollen-Fabrikate, die aus England ausgeführt wurden, betrug nämlich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gegen 2 Millionen Pfd. Sterling und im Jahre 1833 belief sich derselbe auf $6\frac{1}{2}$ Millionen Pfd. Während sich also die Ausfuhr der Wollen-Fabrikate nur verdreifacht hat, hat sich die der Baumwollen-Waaren in derselben Zeit verhundertfacht; auch wird heutzutage in den Englischen Fabriken mehr als die Hälfte des ganzen Baumwollen-Ertrages verarbeitet, den man in der ganzen uns bekannten Welt aufzutreiben vermag. Vergleichen wir die verschiedenen Länder mit einander, so findet sich, daß in den Vereinigten Staaten 175,000,000, in Indien 30,000,000, in Brasilien 12,000,000, auf den Antillen und der Insel Bourbon 3,000,000 und in Aegypten und der Levante 10,000,000 in Allem 230,000,000 Kilogramme roher Baumwolle produzirt wird; dagegen beträgt die Consumtion in Großbritanien 130,000,000, in Frankreich 40,000,000, in den Vereinigten Staaten 18,000,000, in China 15,000,000 und in der Schweiz, in Sachsen, Preußen und Belgien 17,000,000, also im Ganzen 240,000,000 Kil. Im Jahre 1832 wurden in Großbritanien 247 Millionen Pfd. Baumwolle versponnen, wovon 72 Millionen in Spulen und Gebinden, und 61 Millionen in Geweben ausgeführt wurden; das Uebrige wurde im Lande zu verschiedenen Stoffen verwandt und verbraucht. Nach einer Ueberschlags-Berechnung von Mac-Culloch beträgt der Total-Werth der verschiedenen Baumwollen-Fabrikate in England gegenwärtig 34 Millionen Pfd. Sterling (238 Millionen Thaler); zieht man von dieser Summe 7 Millionen Pfd. als den Betrag für den Einkauf der rohen Baumwollen und 21 Millionen Pfd. als das Arbeitslohn der 900,000 in den Fabriken angestellten Arbeiter ab, so bleiben für die Verwaltungs-Kosten, für die Unterhaltung der Maschinen, für die Reparatur der Gebäude und endlich für den reinen Gewinn der Unternehmer zusammen noch 6 Millionen Pfd. Sterling (42 Millionen Thaler) übrig. Es haben viele Leute geglaubt, daß die Beschäftigung in den Baumwollen-Fabriken einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Arbeiter habe. Man kann jedoch dagegen die Resultate einer Untersuchung anführen, die man vor kurzem zu Stockport und Manchester angestellt hat. Es wurden nämlich im Ganzen 837 Spinner, die seit zweiundzwanzig Jahren und sechs Monaten in Baumwollen-Fabriken beschäftigt waren, genau untersucht, und es ergab sich, daß im Durchschnitt 74 von 100 Personen im blühendsten Gesundheits-Zustande, $20\frac{1}{2}$ ziemlich wohl und nur $5\frac{1}{2}$ etwas unwohl sich befanden.

— **Das Leben in Neapel.** Neapel ist diejenige Stadt, die dem Reisenden Alles und noch mehr bietet, als er je von ihr erwarten kann; sie ist das Venedig des Mittelländischen Meeres, ausgelassen lustig und froh, und wiederum philosophisch ernst wie ihre Schwester am Adriatischen Meere; lärmend und geräuschvoll und friedlich stille zugleich; hier mit Blumen bestreut, und dort mit Lava bedeckt; sie hat, wie keine so schön, Sonne und Schatten, ganze Straßen mit Palästen, und wiederum ganze Straßen von Gräbern; hier losgerissene abhängige Gebirgsgruppen, und dort Inseln mit röthlichen Apfelsinen und vergoldeten Citronenbäumen. Wenn man in Neapel unglücklich ist, so ist man immer noch so glücklich, als man es irgendwo sonst in der Welt nur seyn kann. Wer aber in Neapel glücklich ist, der ist noch mehr als glücklich, ja er ist ein Gegenstand des Neides der Götter. Es war an einem Tage, wo Mutter Natur bei besonders guter Laune eine der herrlichsten und vollkommensten Landschaften hervorzubringen beschloß; da erschuf sie jene wellenförmigen sanften Hügelreihen, jenen anmuthigen Meerbusen, auf dessen azurblauem Spiegel sie die schönsten mit Blumen und Palmbäumen bedeckten Inseln umherschwimmen ließ; jene amphitheatralisch sich erhebenden Fichtengebüsche, jene reichen Gewinde des üppig rankenden Weinstocks, jene Zitronenwälder und Akazien mit durchsichtigem Schatten; die gütige Natur war es, die Alles dies, die Neapel, Misenum, Sorrento, den Pausilippo und Ischia erschuf. Aber irgend ein Dämon war neidisch darauf, und er thürmte dicht vor der üppigen gesegneten Stadt den ewig drohenden donnernden Vesuv auf, als eine philosophische Mitgift der reizenden Landschaft. Dieser Vulkan ist das Symbol aller Italiänischen Weisheit, er ist es, der von jeher dem Lande mit Horaz zuruft: „Pflücket den Tag wie die Blume; die Blume ist von kurzer Dauer, genießet sie, da sie noch frisch ist; Sterbliche, nützet das Leben, auch das Leben hat nur wenige Tage; scherzet und küsset nur heute, denn am morgenden Tage müsset ihr über den Styx.“

(Méry. — R. d. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Freitag den 27. März 1835.

Frankreich.

Die diesjährige Pariser Kunst-Ausstellung und der Zustand der Malerei in Frankreich.

In einer anonymen Kritik über die Pariser Kunst-Ausstellung von 1765 liest man: „Ich kenne Jemand, der die Geduld gehabt hat, alle ausgestellte Kunstwerke zu zählen. Er fand 229 größere und kleinere Gemälde, 88 Zeichnungen, 27 Kupferstiche, 3 Gruppen, 10 Statuen, 18 Büsten, 4 Basreliefs, 1 Medaillon, 1 Vase und 45 Medaillen, im Ganzen 426 Stücke." Seit dieser Ausstellung sind 70 Jahre verflossen, und der Katalog der diesjährigen enthält 2535 Nummern, wobei die 600 bis 700 Arbeiten, welche von der Jury zurückgewiesen wurden, nicht miteingerechnet sind. Besonders seit dem Kriege, der sich zwischen den sogenannten Klassikern und Romantikern entspann, hat sich die Zahl der Künstler und ihrer Werke in stets wachsendem Verhältniß vermehrt. Die Vervielfältigung des Geschmackes und der Schulen hat die nothwendige Folge gehabt, daß man die große Straße verließ und tausend und abermal tausend bis dahin vernachlässigte oder unbekannte Nebenwege einschlug. Es ist wahr, daß auf diese Weise sehr viele Talente ein Mittel gefunden und die Gelegenheit ergriffen haben, sich zu entwickeln, aber es ist auch zu besorgen, daß dieser Umstand, der zur Beförderung des individuellen Nutzens der Künstler beiträgt, binnen kurzem, wenn es nicht schon geschehen ist, zum Schaden und Verfall der Kunst führen dürfte. Diese Fluth von leicht hingeworfenen Gemälden, die Haufen von improvisirten Bildwerken, sind eine schlimme Vorbedeutung, und bei solcher Nachlässigkeit in der Arbeit der Künstler und solchem Ueberfluß von jährlich an's Licht geförderten Werken muß unausbleiblich das Talent geschwächt und der Geschmack des Publikums abgestumpft werden.

Die Ausstellung von 1835 bietet uns 222 Kunstwerke mehr dar als die des vorigen Jahres. In allen Gattungen haben sich die Leistungen vermehrt, ausgenommen in der Bildnerei, worin wir 34 Werke weniger finden. Dieser letzte Unterschied ist nicht sehr bedeutend, und es dürfte daraus schwerlich eine Folgerung zu ziehen seyn. Seit 1832 hat sich die Gesammtzahl der ausgestellten Werke wenig verändert, woraus man schließen muß, daß alle Französische Künstler zusammen dem Publikum jährlich wenig mehr als 2000 Erzeugnisse zu liefern im Stande sind. Als die Ausstellungen noch nicht so häufig waren, belief sich die Zahl der eingesandten Werke zuweilen auf 3000; dies scheint zu beweisen, daß die kurze Zeit, welche den Künstlern jetzt zu ihren Arbeiten übrig bleibt, die Hauptursache dieser quantitaven Abnahme ist. Nach der Juli-Revolution nämlich forderte die große Mehrheit der Künstler jährliche Ausstellungen, und ihr Gesuch wurde ihnen bewilligt. Dies jährliche Rendezvous, welches man ihnen gewährte, und bei dem ihnen die Sorge für ihren Ruf nicht zu fehlen gestattet, gleicht gewissermaßen einem Befehle. Sie müssen sich, gern oder ungern, einfinden, wenn sie nicht zwei oder drei Jahre vergessen bleiben wollen, was freilich in diesem Jahrhundert, und namentlich in Frankreich, eine zu harte Prüfung wäre. Nur Männer von bewährtem Ruf können sich derselben unterziehen, und diese tyrannische Verpflichtung hat gewiß nicht wenig Einfluß auf das relative Verdienst der eingehenden Werke. Die ernstesten Talente wenden sich von ihrer Bahn ab und streben nur nach augenblicklichem Gewinn; die Nothwendigkeit, schnell etwas zu Stande zu bringen, hindert an fleißigen Studien, läßt die Ideen nicht reifen und erstickt alle große Entwürfe in ihrem Keim. Um desto schlimmer, wird man sagen, für die Künstler, die nicht warten können, ja aber auch desto schlimmer für die Kunst, die aus allgemeinen Ursachen schon genug krankt und nun in dieser schlimmen Nöthigung der Künstler zu Hast und Uebereilung neuen Grund zum Verfall findet. Ein Stück Leinwand von vier Quadratfuß ist leichter ausgefüllt, als eins von funfzehn, und alle große Denkmäler der Malerei, die in der Welt Epoche machten, bedecken, mit wenigen Ausnahmen, auch große Flächen von Leinwand oder Mauer, so die Lesche zu Delphi, die Poikile zu Athen, das Campo-Santo zu Pisa, die Logen des Vatikan und die Sixtinische Kapelle. Kleine Stücke Leinwand erzeugen unvermeidlich auch kleinlichen Geschmack und führen immer mehr zur Vorliebe für niedrige Gattungen. Nicht jede Art ist gut, troß Voltaire's Ausspruch. Die Holländische und Flamändische Schule verstanden es vor uns, Stoffe und Möbel zu malen, das Innere von Gebäuden, Villen und Landhäusern auszuschmücken, uns Scenen aus dem gemeinen Leben mit einer nie wieder erreichten Vollkommenheit darzustellen, sie waren ausgezeichnet in der technischen Ausführung, im Zauber der Illusion und in der Behandlung des Helldunkels, wer aber wird jemals diese Flämische Kunst mit der Griechischen, oder mit der wiedergebornen Italiänischen vergleichen wollen?

Die Historienmalerei, mit Recht die große genannt, diese Malerei, deren Gegenstände und Bedingungen man unmöglich genau bestimmen kann, von der uns aber durch große Vorbilder eine genügende Vorstellung gegeben ist, die unter den plastischen Künsten die Idee des Wahren, Schönen und Großen, kurz, die Poesie selbst verwirklicht, diese Malerei, welche sich durch keine philosophische Analyse definiren und nur durch den Gegensatz dessen, was sie nicht ist, begreifen läßt, war jenen Schulen ganz fremd. In Frankreich machten uns Poussin und Lesueur damit bekannt. David wollte sie wieder auferwecken, aber er streifte daran vorbei, oder er blieb dahinter zurück. Jetzt wird uns von Zeit zu Zeit, aber nur selten und gleichsam ausnahmsweise, durch ein und das andere Werk, ein schwaches Bild davon gegeben, im Allgemeinen jedoch kann man sagen, hat die jetzige Generation der Künstler und des Publikums keinen Begriff davon. Man sucht danach, aber auf so verschiedenen Wegen, daß man nothwendig irre gehen muß; es fehlen die Veranlassungen, und ohne Zweifel auch das Genie dazu, auf welchem doch die Kunst, diese unbekannte Gottheit, von der man nichts als den Namen weiß, allein beruht.

Man nöthige also den Künstlern nicht Bedingungen auf, die sie nur vom Ziel ableiten müssen. Das Schaffen beschleunigen und ihm einen Termin setzen, heißt die Freiheit der Arbeit des Gedankens hindern, die Entwickelung besonderer Talente hemmen, die Künstler wider Willen auf die Bahn des Trivialen und Mechanischen treiben, sie in Handwerker und ihre Werkstätten in Fabriken verwandeln und aus der Kunst am Ende das machen, was sie in England ist, einen Industriezweig.

Ein anderer Uebelstand dieser häufigen Wiederkehr der Ausstellungen ist die unglückliche Beweglichkeit, welche dadurch in die Grundsätze des Geschmacks und in die Köpfe der Künstler kömmt; man beklagt sich mit Recht über die Regellosigkeit und den Mangel an Einheit in diesem bunten Gewirr von Gemälden, aber der Zeitgeist ist nicht allein hieran Schuld, man könnte sich eher wundern, daß die vielerlei Vorbilder und neuen Versuche, welche unseren jungen Künstlern jedes Jahr vor die Augen kommen, nicht noch größere Ausschweifungen zur Folge haben. An Meisterwerken fehlt es gewöhnlich; die Kritik hat nur unter Mittelmäßigem zu wählen, und dieses rein relative Urtheil erhebt oft Werke sehr hoch, die in jeder anderen Gesellschaft einen ziemlich niedrigen Platz erhalten würden. Die Werke werden dann die Götzen des Tages, sie begründen einen Ruf, sind der Gegenstand einer ausschließlichen Aufmerksamkeit und werden zuletzt eine völlige Autorität. Der noch unentschiedene Künstler läßt sich von der allgemeinen Stimme hinreißen; er hat einen Meister, ein Beispiel gefunden und arbeitet im Laufe des Jahres danach. Im folgenden Jahre geht es wieder eben so; der alte Götze ist aus der Mode gekommen und macht einem anderen Platz, den man auf dessen Piedestal setzt, nicht ohne ihm neue Opfer zu bringen. Bei diesem beständigen Wechsel von Eindrücken und Ideen ist es nicht zu verwundern, wenn die Künstler den Kopf verlieren und nicht mehr wissen, woran sie sich halten sollen.

Sehr viel Schuld hieran hat jedoch auch die Kritik, sie wird leider oft zu sehr von den Künstlern gehört und übt zu großen Einfluß auf sie aus. Noch zu keiner Zeit war die Kunst so abhängig von der Literatur als in diesem Augenblick. Die neuere Französische Malerschule ist in allen Stücken nach der literarischen Schule gemodelt, welche die romantische heißt. Frankreichs Maler behandeln die Geschichte so, wie Victor Hugo sie dichtet, und wie Alexander Dumas sie erzählt, und richten sich in ihrer Praxis nach den Ideen, die man in den Vorreden ihrer Meister findet. Victor Hugo ist es, der den Kultus des Häßlichen und die Monomonie des Mittelalters fortgepflanzt hat. Nichts gleicht einem jener historischen Gemälde so sehr, als eine Scene aus unseren Melodramen: man möchte glauben, daß die Schauspieler der Porte St. Martin dazu gesessen hätten. Es fehlt weder an Verzerrungen noch an Jammergeschrei, weder an Blut noch an Convulsionen, weder an Schauderhaftem noch Obscönem, so viel die Mitglieder der Jury nur irgend ertragen konnten. Wie das jetzige Drama, so entfalten auch diese historischen Gemälde einen großen Luxus von Decorationen und Scenerie, eine bis ins Kleinliche gehende Genauigkeit des Kostüms und aller materiellen Einzelnheiten; aber all' dieses Schmuckwerk und äußere Beigeräth soll nur die Armuth der Erfindung, den Mangel an Gedanken und die Ohnmacht des Künstlers verbergen, der mit seinem ungeheuren Aufwand von Mitteln doch keinen Erfolg erreicht und bei all seinem Streben nach der vollständigsten Wahrheit nur zum Falschen und Uebertriebenen gelangt. Eine einzige lobenswerthe Seite

hat übrigens dieses System, es hat Geschmack und Gefühl für Kolorit erzeugt, aber leider auf Kosten der Form.

Wenn man den Charakter der jetzigen Französischen Maler bestimmen wollte, so könnte man sie in Vergleich mit denen der vorhergehenden Epoche vor Allem als Farbenkünstler bezeichnen. Was ist aber die Farbe, wenn sie auf nichts beruht'? Ein mehr oder weniger geistreiches Spiel der Hand und nichts weiter. Bei den großen Malern, die man vorzugsweise unter den Koloristen versteht, war die Farbe niemals das Einzige; indeß darf man nicht vergessen, daß selbst die Schulen, die sich durch ihr Kolorit berühmt gemacht haben, fast stets in Zeiten des Verfalls auftraten und nur den zweiten Rang in der Kunst-Geschichte einnehmen.

Zu dem verderblichen Einfluß der von der dramatischen Literatur ausgehenden Vorbilder muß man, wie schon gesagt, die verworrenen Urtheile und verkehrten Predigten der Kritik hinzufügen. Paris ist ein sehr schlimmer Aufenthalt für einen Künstler, weil er seine Individualität hier nicht zu behaupten, weil er sich nicht in den Schranken seiner Mittel und seines Berufes zu halten im Stande ist.

Von den widersprechenden Beurtheilungen nach allen Richtungen hin und her gezogen, muß er ganz irre werden und bald nicht mehr wissen, was er von seinen und anderen Werken glauben soll. Sein Urtheil verwirrt sich und mit dem Urtheil auch der Geschmack. Sein natürliches Talent, wenn er welches hat, wird in falscher oder schwankender Anwendung vergeudet und geht endlich ganz verloren. In der Theorie verfällt er in Gleichgültigkeit, und in der Praxis begnügt er sich damit, durch die Mittel, die in der Welt Glück machen, nach Erfolg zu streben, indem er in Manier und Grundsätzen nach den Launen der Mode wechselt. Selten leistet Einer diesem bestechenden und erschlaffenden Einfluß Widerstand, und man kann leicht bemerken, daß unter denjenigen Französischen Künstlern, welche diesem Einfluß entgangen sind, die meisten ihre künstlerische Bildung in Rom erlangt haben, fern von dem Streit des Tages und allein im Anschauen der schönen Natur und der großen Kunstwerke versunken. Wir brauchen hier nur Jugres, Granet und Leopold Robert zu nennen.

Der Zustand der Kunst bietet in Frankreich ein merkwürdiges und ziemlich seltsames Schauspiel dar: eine außerordentliche Thätigkeit im Hervorbringen, ein sehr lebhafter Geschmack im Publikum, die glänzendste Civilisation, die reichste intellektuelle Bildung und bei alle dem eine Art von gänzlicher Ohnmacht, welche diese Elemente zur Vervollkommnung neutralisirt. Indem die Kunst populairer geworden ist, d. h. indem sie sich unter den tausend vom Industriegeist an die Hand gegebenen Formen überall hin verbreitet, scheint sie an innerer Größe zu verlieren, was sie an Ausdehnung gewinnt. Für alle Klassen der Gesellschaft gewissermaßen zum Bedürfniß geworden, ist sie fast in die Reihe der nützlichen Dinge herabgestiegen und folgt allen Wechselfällen ihrer neuen Lage; sie verkleinert sich immer mehr, je mehr sie sich zergliedert.

Dies Resultat ist vor Allem in England schon seit langer Zeit zu bemerken. Die künstlerischen Erzeugnisse folgen in diesem Lande denselben Gesetzen, wie die der Industrie, und die meisten Künstler sind wahre Handwerker geworden; sie arbeiten auf den Tag und auf die Stunde, und werden eben so gut für die Quantität wie für die Qualität ihrer Arbeit bezahlt. Alles in den Englischen Werken, in der Malerei, Kupferstecherkunst und Lithographie wird von dem industriellen Einfluß fortgerissen. Man sieht, daß die Setzwage der Mechanik darüber hingegangen ist, so sehr gleichen sich alle diese Werke durch übereinstimmende Ausführung. Man kann dies aus den Vignetten und Kupferstichen aller Art erkennen, welche zu Tausenden erscheinen. Neben einer feinen sorgfältigen und geschickten Ausführung, woran man immer die wunderbare Arbeit des Grabstichels anstaunt, bemerkt man zugleich einen gänzlichen Mangel von Fortschritten, Originalität und Freiheit. Die Kunst verschwindet hier, und es bleibt nur das Handwerk übrig. Die Englischen Kupferstecher haben ein gewisses feststehendes Verfahren, wenn sie ein Meer, einen Himmel, eine Landschaft darstellen sollen. Dies Meer mag nun der Ocean oder das Mittelländische, dieser Himmel mag der von Neapel oder von London, diese Landschaft mag eine Schottische Gebirgsschlucht oder die Römische Campagna seyn, das kümmert sie wenig; sie stechen ihre Contouren mit einer genauen und untrüglichen Bestimmtheit, woraus immer durch einen gewissen pikanten Effekt, durch das mannigfaltige Spiel der Lichter und Schatten, durch den sammetartigen Eindruck des Ganzen, ein für das Auge angenehmes Bild entsteht, während jedoch, was Kunst und Wahrheit betrifft, nichts Werthloseres zu denken ist. Die Englische Kunst bietet in ihren meisten Fächern im Allgemeinen diesen Charakter dar.

Ist es in Frankreich auch schon so weit gekommen? Noch nicht ganz; aber diese Wuth nach Pittoreskem mag nur noch eine Weile dauern, und ein handwerksmäßiges Bildermachen wird an die Stelle echter Künstlerarbeit treten. Ueberdies läßt sich die Masse der Künstler um so leichter auf diesem Wege fortreißen, als er der einträglichste ist. In unseren Tagen gewinnt Einer, der Vignetten Dutzendweise fabrizirt, mehr, als Jugres und Granet, ja, es finden sich wohl Leute, die ihm versichern, er habe eine Revolution in der Kunst der Bücherverzierung hervorgebracht, und welche es ihm danken, daß er sein Genie zu so kleinlichen Dingen gemißbraucht hat. Wenn nicht noch die Arbeiten, welche die Regierung von Zeit zu Zeit bestellt, obgleich dieselben oft schlecht vertheilt werden, den Geschmack an großen Aufgaben lebendig erhielten und den Künstlern noch zuweilen das hohe Ziel der Kunst wieder in Erinnerung brächten, so würden sie alle im Strudel der Industrie untergehen.

Die letzte Pariser Ausstellung hatte die Hoffnungen ein wenig belebt; sie hatte Werke von hohem Verdienst aufzuweisen. Jugres, Granet, Delaroche, Decamps, Aligny und einige andere auserwählte Künstler trafen dort zusammen. Zwei nach ganz verschiedenen Grundsätzen gedachte und ausgeführte Werke, aber beide in mehreren Rücksichten sehr merkwürdig, veranlaßten eine Art von geistiger Gährung. Man glaubte, ein fernes Licht zu sehen, welches die irre Kunst leiten und die schwankenden Prinzipien der Schule feststellen würde. Die Hoffnung wurde getäuscht; die diesjährige Ausstellung zeigt keine Spur von einem solchen Umschwunge. Die tüchtigeren Meister und die bedeutenderen Talente sind fast alle ausgeblieben. Jugres ist nach Rom gegangen, um die dortige Schule zu leiten, statt einen zweiten Homerischen Plafond zu schaffen, was eine bessere Belehrung gewesen wäre. Auch Robert lebt in Italien, und ein Gemälde, das er versprochen hat, ist nicht angelangt. Delaroche, ganz mit seinen Cartons beschäftigt, hat nur ein kleines Gemälde eingesandt, das einem Anderen, nur nicht ihm, viel Ehre einlegen würde. Granet hat ein herrliches Kunstwerk beendigt, ein würdiges Seitenstück zu seinem Tode Poussin's; aber aus Gründen, die schwerlich zu billigen seyn möchten, glaubt er, es dem Publikum noch vorenthalten zu müssen. Decamps hat in Florenz damit zu thun, sich gegen die Polizei der Regierung von Toskana zu vertheidigen. Aligny macht schöne Studien in Subiaco oder Tivoli, behält sie aber in seinen Mappen. An ihrer Stelle traf man mit Erstaunen auf einen Meister, der seit langen Jahren verschollen war und nun plötzlich wieder erwacht, um in diesem ganz mit Romantik und Mittelalter überschwemmten Saal ein riesenhaftes Gemälde im reinsten klassischen Stil aufzustellen, Herkules, wie er den Diomedes erwürgt, jenen König der Thracier, der die Fremden seinen Pferden zur Speise vorwarf. Dicht unter Alkmenen's Sohn trifft man die Francesca di Rimini von Scheffer, mit Dante, seiner Hölle und seinen Schatten. Wie war es möglich, daß diese beiden Gemälde beide in einer und derselben Zeit entstanden? Dieses Scheffer'sche Werk ist ausdrucksvoll, rührend und gedankenreich, und es dürfte ihm der Preis zuerkannt werden.

Horace Vernet hat zwei Gemälde von mittlerer Größe geliefert. Das eine stellt die Einnahme von Bona in Afrika dar, das andere Rebekka, die Abrahams Knecht zu trinken reicht. In beiden Expositionen findet man die geistvolle Anmuth und geschickte Pinselführung wieder, welche diesen Künstler auszeichnen. Die Französischen Soldaten mit der dreifarbigen Fahne und die Muselmännischen Aeltesten von Bona, welche diese Fahne selbst auf den Mauern aufstecken, bilden eine zugleich militairische und komische Scene, die Niemand besser als Horace Benet hätte wiedergeben können. Rebekka und der Knecht ist eine um so originellere Gruppe, als der Künstler wahrscheinlich in Afrika ähnliche Scenen zu sehen Gelegenheit hatte und so diesem Gegenstand einen neuen Reiz verleihen konnte. Nur die Vegetation und der Himmel scheinen für Afrika fast zu hart und von zu kaltem Kolorit. Schnetz hat eine Scene aus der Erstürmung und Plünderung Roms i. J. 1527 durch die Kaiserlichen Truppen zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt. Eine Wittwe mit ihrer kranken Tochter, zu der ein trunkener Soldat hereintaumelt, während die Mutter, bleich vor Schreck, ihr Kind vor seiner Brutalität verbirgt und zu vertheidigen im Begriff ist, worüber der Trunkenbold in ein wildes Gelächter ausbricht. Die Composition ist äußerst einfach gehalten, nur fehlt es ihr vielleicht an Klarheit, aber der Kopf des jungen Mädchens, die vom Fieber und Schreck zugleich erbebt, ist bewunderungswürdig und entfaltet ganz das schöne Talent des Künstlers.

Im Ganzen jedoch ist, wie bereits gesagt, die diesjährige Ausstellung nur schwach, dies fühlt man allgemein; zu der Schwachheit aber kommen noch Verirrungen und falsche Richtungen, die noch weit schlimmer sind. Man trifft auf kein Gemälde, welches so groß und erhaben wäre, daß es auf den ersten Anblick für sich einnähme und zur Bewunderung hinrisse. Das mittelmäßige Talent scheint sich von Tag zu Tage immer mehr in der Französischen Kunst einzunisten, so wie der kleinen Grundbesitzer in Frankreich immer mehr werden, und man möchte in dieser doppelten Richtung der Zeit fast ein unvermeidliches Verhängniß sehen, wodurch Talente und Glücksgüter gleich gemacht werden sollen.

(F. P.)

Bibliographie.

Philosophie du budget. — Von Edelestand du Meril. Th. I.

Tableau historique de l'état et du progrès de la littérature française, depuis 1789. — Von J. de Chenier. 6 Fr.

Troisièmes mélanges. — Vom Abbé de la Mennais. 7½ Fr.

Annuaire historique, critique, généalogique et héraldique de l'ancienne noblesse de France. — Von de Saint Allais. Erster Jahrgang. 1835. 7½ Fr.

Histoire générale du moyen âge. — Von C. D. Desmichels. Th. I. 7½ Fr.

Description historique et scientifique de la Haute-Auvergne. — Von J. B. Bouillet. 16 Fr.

Londres. Voyage à cette capitale et ses environs. — Von Albert Montémont. 6 Fr.

Promenades dans la Suisse occidentale et le Valais. — Von A. L. A. Fée. 7 Fr.

Recherches historiques et statistiques sur la Corse. — Von F. Robiquet. Nebst einem Atlas von 37 Blättern und 3 Karten. 28 Fr.

England.

Die Poesie des Familienlebens in Großbritanien.

(Schluß.)

Man glaube nicht, bei Crabbe jenen beredten Mysticismus, jene sanften, ungezwungenen und zarten Farben Cowper's wiederzufinden. Anstatt den Leser hinzureißen, wie dies bei Letzterem der Fall ist, stößt er vielmehr zurück; er sympathisirt mit Niemandem und spielt gewissermaßen nur die Rolle einer Gevatterin, die uns Alles erzählt, was sich bei den Nachbarn zuträgt. Indeß enthält dies Geschwätz immer doch etwas Wahres, selbst in der einfachen Aufzählung der eingekauften Töpfe, der zerbrochenen Fensterscheiben, der grotesken, falschen oder al-

dernen Physiognomieen liegt etwas so Naives, daß man dem Dichter, trotz eines gewissen Widerwillens, dennoch der Wahrheit zu Liebe seine ungetheilte Aufmerksamkeit nicht versagen kann. Denn man bemerkt gar bald, daß Crabbe keineswegs die Absicht hat, eine lächerliche Begierde zu befriedigen, um etwa den Leser wo möglich staunen zu machen. Crabbe verfährt vielmehr hierbei ganz unbewußt, indem er dem, was die Natur ihm eingiebt, mit Liebe folgt. Ihn spricht Alles, wo er es in der Wirklichkeit findet, an, und so nimmt er es in sein Verzeichniß auf, gerade so wie der Naturalien-Händler den Kiesel neben dem Malachit in seiner Sammlung aufbewahrt. Bemerkenswerth ist, daß die Gemälde Crabbe's nie auf die Qualen und Freuden der Liebe oder auf die heroischen Aufopferungen der Freundschaft sich erstrecken. Die Träumereien eines armen alten Narren im Irrenhause interessiren ihn mehr, als die Gemüths-Bewegungen eines jungen Mädchens.

Die zwölf oder funfzehn Bände Crabbe's bieten eine höchst merkwürdige Lektüre dar. Liest man zufällig drei Seiten in einem Bande, so bewundert man den Mann, der das gemeine Leben, wie es in der Wirklichkeit ist, mit so vielem Scharfsinn gezeichnet; aber hat man erst zwölf Seiten beendet, so fühlt man sich auf ein Mal schrecklich ermüdet. Es wird uns schwer, weiter fortzufahren; die derben Wahrheiten des irdischen Treibens haben uns zu Boden gedrückt und wir sehnen uns danach, uns an etwas Geistigerem, Himmlischerem und Idealerem zu erholen. Crabbe hat, wie es scheint, die Aufgabe gelöst: Alles auch noch so Prosaische, wo möglich in den Kreis der Poesie hineinzuziehen. Uebrigens hatte sich der Dichter nicht seiner Muse allein absolut hingegeben, sondern er trieb nebenbei noch botanische und mineralogische Studien. Man sah ihn oft auf den Heerstraßen Steine auflesen, um sie zu zerbrechen, so wie die Blätter einer Blume sorgfältig untersuchen und dann in seine Schreibtafel Verse einschreiben, die er so eben ausgedacht hatte.

Endlich Wordsworth, der Letzte aus dieser interessanten Familie von Schriftstellern, hat sich durch seine idealen Zeichnungen und seine hohe Einbildungskraft noch weit über Cowper und Crabbe emporgeschwungen. Auch er verschmäht die geringfügigsten, gemeinsten Gegenstände nicht, sondern bemächtigt sich ihrer mit Lust; aber er weiß sie auch mit einer gewissen Glorie zu umgeben, indem er ihnen eine idealere Bedeutung einimpft. Ein gewandter Metaphysiker, hat er sich vielleicht nur dadurch geschadet, daß er eine neue Theorie begründete, der er sich zu ernst anschmiegte. Sein herrliches Talent ist dadurch zuweilen erstarrt und erkältet, indeß hatte nichts vermocht, es ganz zu ersticken, nicht einmal die Verachtung und der Neid der Salons, auch nicht die Sonderbarkeit des Gepräges, das seine Compositionen unversehens angenommen. Uebrigens liegt in der Gemeinheit, die man ihm vorwirft, weder Härte noch Misanthropie. Mit mehr Recht könnte man ihm etwas Gesuchtes und Erkünsteltes zum Vorwurf machen. Denn selbst in seiner Einfachheit liegt immer etwas Zusammengesetztes und Vorausberechnetes. In seinen naivsten Productionen zeigt sich ein Haschen nach moralischen Sentenzen, nach einem idealistischen Platonismus, der den hohen Gedankenschwung des Autors verräth. Auch giebt sich bei ihm eine große Abneigung für das Dramatische in der modernen Poesie kund. Und eben der Widerwille, den ihm die Machwerke und der Erfolg eines Maturin's, der Mistreß Radcliffe und selbst Lord Byron's Productionen einflößten, hatte ihn zu der Idee verleitet, eine literarische Revolution zu veranstalten und auf einer anderen Seite seinen Erfolg zu sichern. „Ich glaube", sagt er in einer seiner Vorreden, „daß der menschliche Geist wohl nicht immer aufgereizt werden dürfte. Denn je mehr der Geist für delikate Eindrücke empfänglich ist, desto höher steigt immer seine Kraft und Lebendigkeit; in dem Maaße hingegen, in dem sein Gefühl sich abstumpft, je mehr er der besonderen Reizmittel, des Theater-Effekts und gewaltsamer Aufregungen bedarf, desto tiefer sinkt er herab, indem er dadurch bald seiner eigenen Würde, des Gefühls seiner inneren Vortrefflichkeit, verlustig gehen muß. Und es wäre gewiß, besonders heutzutage, wo alle Welt nach Uebertreibung und Ueberspannung hascht, ein nicht geringes Verdienst, wenn man diesem so verderblichen Getriebe sehr bald eine andere Wendung gäbe. Nach der Erreichung dieses Zieles hin habe ich mit allen meinen Kräften gestrebt. Ich habe in meinen Gedichten sehr wenig Personificationen, sehr wenig Symbole und Allegorieen, überhaupt wenig figürliche Wendungen und Redensarten benutzt. Ich habe die Poesie mehr in den Gedanken, als in den Formen gesucht, und sollten nun auch mehrere meiner Verse prosaisch klingen, so dürfte man daran weiter keinen zu großen Anstoß nehmen. Denn was ist im Grunde der Dichter mehr, als jeder andere Mensch? Ohne Zweifel muß er mit einer größeren Energie, mit einer lebhafteren Empfindlichkeit, mit einem kühneren Enthusiasmus und einer tieferen Zärtlichkeit ausgestattet seyn. Er muß die menschliche Natur besser kennen; seine Seele muß mehr umfassen. Er studirt mit mehr Glück seine eigenen Empfindungen und Leidenschaften, und sucht deren Wiederhall in der Welt um sich her auf; findet er ihn nicht, so erschafft er ihn selbst aus eigenem Antriebe. Bei dem Allen aber sehe ich nicht ein, daß irgend ein triftiger Grund dafür vorhanden ist, daß der Dichter übertrieben, falsch, absurd und emphatisch sey; er ist vielmehr ein Mensch, der für Alles, was er sieht und was er hört, im höchsten Grade empfänglich ist, ein Mensch, für den das Leben einen Reichthum von Schätzen und Genüssen enthält, die Anderen meist verborgen bleiben; von diesen Schätzen nun nimmt der Dichter die schönsten heraus, so wie er von den Genüssen die zartesten hervorsucht, um sie den übrigen Weltbürgern darzubieten. Die Poesie ist nur die beredte, gefühlvolle Sprache für die geheime Seele, die das innerste Wesen der Natur aller Dinge ist. Uebrigens findet sie, die Unsterbliche, sich überall. Nur wird sie nicht immer von Jedermann bemerkt; aber diejenigen, denen Gott ein helleres Auge verliehen, werden sie nirgends vermissen. Wollte man mich etwa darum tadeln, weil ich sie da gesucht, wo sie bisher noch kein Anderer gesehen, so kann ich darauf nur erwiedern, daß ich nicht durch bloße leere Theorieen den Beweis einer Allgegenwart des poetischen Geistes in den irdischen, wenn auch noch so geringfügigen Dingen, zu führen gesucht, sondern durch Beispiele und vorliegende Musterbilder sie dargelegt habe."

In der That findet sich nicht leicht etwas Einfacheres, als die poetischen Schöpfungen Wordsworth's. Der Dichter versucht, die Charakter-Schilderung eines Kindes von drei Jahren zu entwerfen; er weiß uns hier für eine Schmetterlings-Jagd zu interessiren; bald begegnet er dreien oder vier kleinen Pächterknaben, die an einem Graben sitzen und sich in die schäumenden Wasserwellen stürzen; dort erblicken wir ein Sperlingsnest; ein Bauerhäuschen; die Mutter eines Matrosen, die vergeblich auf die Rückkehr ihres Sohnes harrt; ein junger Idiot; eine arme Wahnwitzige; eine Bäuerin am Spinnrade vor ihrer Hütte; eine Katze, die mit abgefallenen Baumblättern spielt; Eichenzweige im Herbste; Landleute, die Nüsse abhauen; eine Bettlerschaar vor einer Herberge; das sind die Gegenstände der Begeisterung Wordsworth's. Sein großes Gedicht, der Streifzug, ist in demselben Genre abgefaßt; es besteht aus einer Reihe von Gemälden und Betrachtungen, die alle aus dem Leben gegriffen sind, und es gelingt dem Dichter mitten in dieser Einfachheit, die nur zuweilen affektirt scheint, uns oft wider unseren Willen hinzureißen. Wir sind überrascht bei dem erhabenen Gedankenspiel im Vergleich mit der abstechenden Geringfügigkeit des Gegenstandes. Hazlitt vergleicht nicht unpassend diesen originellen Stil mit den Gipfeln der Alpen, auf denen der Reisende eine kleine isolirt stehende Blume mit Vergnügen beschaut, indem sie seine Aufmerksamkeit auf sich zieht, trotz der Erhabenheit des Schauspiels der ihn umgebenden Natur. Betrachten wir einmal den Peter Bell. Peter Bell ist ein herumziehender Zinn- und Fayence-Händler, von der gemeinen Art, wie die meisten aus dieser Nomaden-Klasse Englands. Auf seiner Reise begegnet er einem Esel, der ohne Führer umherirrt, an den Ufern eines Flusses, den der Dichter mit vieler Genauigkeit beschreibt. Wer mag wohl der Herr des Esels seyn? Peter Bell sucht ihn neugierig in der ganzen Umgegend auf; endlich entdeckt er einige Spuren, die ihm wahrscheinlich machen, daß Jener ertrunken sey, und er findet auch wirklich bald darauf einen Leichnam auf der Oberfläche des Wassers umherschwimmend. Er entschließt sich, vielleicht in der Absicht, um sich an dem Schmerz zu weiden, diese Nachricht der Familie des Verstorbenen zu hinterbringen, und läßt sich zu diesem Behufe von dem Esel den Weg zeigen. Das Thier, vermöge seines Instinkts, leitet ihn richtig nach Hause, und Peter Bell sieht sich auf einmal in die Mitte der Familie versetzt, die vergeblich die Rückkehr ihres Vaters erwartet. Aber die auffallende häusliche Wirthlichkeit in dem Inneren, die friedliche Luft, die in der ganzen Hütte weht, der tiefe Schmerz der Familie, alles dies hat das Gemüth des rohen Peter Bell plötzlich gerührt und bewegt; das Unglück, die Lage der Familie hat ihn erschüttert und erweicht. Diese Situation, das Einfache und Natürliche derselben, hat der Dichter mit besonderem Talente aufzufassen gewußt, und es ist ihm auch in der That gelungen, uns bei der Lektüre Peter Bell's in Staunen zu versetzen und mit sich gewaltig fortzureißen.

(Repository of Knowledge.)

Bibliographie.

- Topography of Thebes and general view of Egypt. (Ansichten von Theben, so wie von Aegypten überhaupt.) Bemerkungen über das Nilthal, über die alten und die neueren Aegypter ꝛc. Von J. G. Wilkinson.
- The works of Will. Cowper. (Cowper's Werke nebst seinem Leben von W. Hayley, und einer Auswahl seines Briefwechsels.) Von Grimshawe. Erster Band.
- A summary of the history of the law of usury. (Die Englischen Gesetze gegen den Wucher.) Von J. B. Kelly.
- Fragments from the history of John Bull. (Bruchstücke aus der Geschichte John Bull's) Edinburg. [Bruchstücke aus diesen Bruchstücken wurden bereits in den ersten Nummern des ersten Jahrgangs dieser Zeitschrift nach Blackwood's Edinburgh Magazine mitgetheilt.]
- The german tresor. (Anleitung zum Uebersetzen aus dem Englischen ins Deutsche.) Von F. de Porquet.
- The system of painting in dry colours. (Die Malerei mit trockenen Farben, nach der alten Griechischen Methode.) Von W. Kingston. 3½ Sh.
- Stories about the history of Poland. (Erzählungen aus der Geschichte von Polen.). Von R. Carver. 2 Sh.
- Puritan farm. (Alte Sitten in einer heutigen puritanischen Familie.) 1½ Sh.

Rußland.

Eine Russische Volkssage.

Skizze aus der Biographie meiner Großmutter.

Welche Wunder gab es vor alten Zeiten! Das Russische Volk glaubte, daß ein unreines Wesen Alle nach Willkür regiere: daß Waldteufel, Hexen und Kobolde rechtschaffene Leute nicht leben ließen. Ich bin noch nicht alt, und habe doch mit meinen eigenen Ohren von meiner verstorbenen Großmutter gehört, wie sie einen ganzen Tag bei dem Monumente Peters des Großen vorbeigegangen, ohne auf die Isaaks-Brücke gelangen zu können: der Böse war im Spiele! Die Kinderwärterin, das Stubenmädchen, ich und die alte Jungfer Muhme, Katharina Hippolitowna, hörten mit der größten Aufmerksamkeit der Erzählung meiner Großmutter zu, und wir sahen uns alle Augenblicke um, — ob uns nicht irgend ein Teufel anpacke. Entsetzlich!

„Ja meine Täubchen!" sagte die Großmutter, „Ihr würdet an alle Wunder glauben, wenn ihr das gesehen hättet, was ich mit mei-

nen eigenen Augen sah. Bei uns im Dorfe, in Machnowka, ging einst ein Bauer auf die Jagd, und kam nicht wieder. Man suchte und suchte; das ganze Dorf zerstreute sich im Walde, vergebens; als wäre der Bauer gar nicht gewesen — jede Spur war verloren! Wie nun? Am dritten Tage fand man ihn im Walde, wohl eine Werst vom Dorfe entfernt. Doch was glaubt ihr wohl — wo man ihn fand? Im Walde stand eine hohe, sehr hohe Fichte. In ihren höchsten Wipfel hatte wahrscheinlich der Waldteufel, Gott sey bei uns! den Bauer eingeklemmt und in dem Gezweige verstrickt; denn Ihr müßt wissen, daß man ihn kaum lebend von da herunter geholt. Was wurde nun aus dem armen Schelm? Er lebte noch ein Jahr, und starb im folgenden, an demselben Tage. Gott sey seiner armen Seele gnädig."

Meine Großmutter Maremjana Wassiljewna war einst an einen Senator verheirathet, wohnte bei dem Smolnischen Kloster, und am Vorabend eines jeden Festes kam sie gewöhnlich zu Fuß nach Wassily-Ostroff, um uns auf einige Tage zu besuchen. Damals durchsuchte ich sehr gern ihren großen Beutel, den sie statt eines Ridicule bei sich führte. Wie die früheren Taschen, und die großen Beutel, so haben auch die jetzigen Ridicules in der Welt ihre moralische Bedeutung: ihr verborgener Inhalt verräth uns das Alter, den Stand, die Leidenschaften und den Charakter eines Frauenzimmers; und es ist daher eine große Verwegenheit, einen verstohlenen Blick in dieselben zu werfen: ja, fast schlimmer ist es, als fremde Briefe erbrechen. Wer ein Frauenzimmer kennen lernen will, der muß stets zuvor ihr Ridicule untersuchen. Wenn, ungeachtet der zahllosen Menge geschriebener und gedruckter Briefe von und über Frauen, das weibliche Herz noch immer ein Räthsel bleibt, so liegt der Grund darin, daß die Herren Philosophen nie in ein Ridicule blicken, — selbst nicht in das ihrer Gemahlinnen!

Ein batistenes Schnupftuch, fein und duftend, wie der Wohlgeruch des Eau de Cologne, versteckt eine Menge Kleinigkeiten, die jedoch alle ihre bestimmten, nur der Besitzerin bekannten Zwecke haben, und mit ihren Gedanken, Gefühlen und Erinnerungen eng verbunden sind. Hier ist ein Zettel ohne Adresse und ohne Unterschrift, hier ein zerbrochenes Stück Konfekt, dort eine zu einem kleinen Röllchen zusammengerollte Devise, die nicht selten in schlecht gereimten Zärtlichkeits-Phrasen, oder in ziemlich schlüpfrigen Calembourgs eine ganze Lebensgeschichte, oder den Schlüssel zu einem höchst wichtigen Geheimnisse enthält; eine zerknitterte Fünfrubel-Banknote, bereit, irgend eine kleine Liebhaberei zu befriedigen, eine Probe von einem Zeuge, woraus unwiderruflich ein Kleid angefertigt werden muß u. s. w. Wie aber, wenn sich unter diesem U. s. w. ein buntes, künstlich zusammengelegtes und sorgfältig eingeschlagenes Papier verbergen hätte, mit der Ueberschrift: — Color. Fina. Madrid? ... Welcher Lichtstrahl! ...

Alle Ridicules sind diesem jedoch nicht ähnlich, und sie verkünden oft einen ganz andern Ideenkreis und andere Gewohnheiten. In vielen findet man eine angefangene Arbeit, irgend ein neues Stickmuster, die Adresse einer wohlfeilen Schneiderin, ein Recept, um Flecke auszumachen, eine Marke gegen ein in die Färberei geschicktes Kleid und dergleichen. Alles herzuzählen, und alle Ridicules zu untersuchen, verbieten die engen Gränzen dieses Artikels, und wir müssen zu dem großen Beutel meiner Großmutter zurückkehren, weil man sich ohne denselben von ihr selbst keinen richtigen Begriff machen kann.

Jener große Beutel meiner Großmutter war unvergleichlich reichhaltiger, und für die Moral-Philosophie wichtiger. Aus demselben ragten, durch einen zusammengerollten Strumpf, und einen ungeheuren Knäuel Zwirn, lange Stricknadeln hervor. Ein Papier mit unorthographischer Ueberschrift, umschloß den vor Feuer und Wasser schützenden „Traum der hochheiligen Mutter Gottes." Neben demselben lagen die Brille, eine runde Tabacks-Dose von Papier maché mit einem kleinen silbernen Herzchen, eine Nadelbüchse von Elfenbein, ein Fingerhut, einige Groschen, stählerne und kupferne Knöpfchen, ein Endchen Wachslicht, von Zwirnsfäden durchschnitten, zwei oder drei Stückchen Zucker, die aus Oekonomie nach dem Kaffeetrinken bei Freundinnen aufbewahrt wurden, eine halbe Muskat-Nuß, die Adresse einer Kartenlegerin, große und kleine Schlüssel, und noch eine Menge Kleinigkeiten, deren ich mich nicht mehr erinnere. In den Ecken des Beutels befand sich eine nicht geringe Quantität Staub und Zwiebackskrumen, vermengt mit krummen Stecknadeln, Kaffeebohnen, Zeugproben und kleinen Nägelchen. Das ist das Bild von meiner Großmutter!

Sie war gewöhnlich in einem schwarzen Ueberrock aus Taffet gekleidet und hatte auf dem Kopf eine weiße, steif gestärkte Haube mit breitem Besatz. Mit welcher Ungeduld erwartete ich sie am Sonnabend, um Erzählungen von Wundern und Kobolden von ihr zu hören. In ihrem Gedächtnisse und in ihrem großen Beutel waren so viele Zauber-Geschichten und so viel Aberglaube enthalten, daß sie für jeden Tag im Jahre eine lange Geschichte zu erzählen wußte, die sie stets für reine Wahrheit ausgab.

„Morgen ist ein großer Feiertag", sagte sie, „morgen ist Kreuz-Erhöhung! Morgen versammeln sich die Schlangen für den Winter in einer Höhle. Gott bewahre Jeden vor dem Gedanken, in den Wald zu gehen: sie beißen ihn gewiß zu Tode."

Die Kinderwärterin, das Stubenmädchen, ich und die alte Jungfer Muhme, Katharina Hippolitowna, umringten sogleich die Großmutter, um ihre Vorlesung über Russische Naturgeschichte zu hören; wir spitzten unsere acht aufmerksamen Ohren und öffneten die vier neugierigen Mäuler. Die Großmama nahm ihren Strickstrumpf aus dem Beutel, setzte sich zur Arbeit und fuhr fort:

„Ja, meine Täubchen! Alte Leute haben mir erzählt, daß einst eine wahrscheinlich alberne Bauerfrau nicht auf vernünftigen Rath hörte, und am Tage der Kreuz-Erhöhung in den Wald nach Preißelbeeren ging. Sie strich und irrte im Walde umher und kam endlich, Gott weiß, wohin! Die Nacht brach ein; es ward stockfinster. Im... glaubte sie noch, sich aus dem Walde herausfinden zu können; d... plötzlich stürzte sie in eine tiefe Grube. Gott schützte sie, daß sie ni... Hals und Beine brach! In der Grube aber lagen zwei große, gr... Schlangen. Eine derselben warf sich auf die Frau: und so hätte ... ihren Tod gefunden; doch die Schlangen-Königin nahm sich ihrer a... umschlang sie und drückte sie in eine Ecke. In der Mitte der Gru... lag ein weißer Stein, von dem sich ein Schein verbreitete, der d... ganze Grube erleuchtete. Unsere Bauerfrau saß betend im Winkel. D... Nacht versammelten sich alle Schlangen aus dem Walde und krochen in die Grube. Am anderen Tage näherte sich die Schlangen-Königi... dem Steine und beleckte ihn; dann faßte sie die Bauerfrau am Neck... schleppte sie zum Steine hin und ließ sie auch daran lecken. Und wa... glaubt ihr wohl? Plötzlich wurde die Frau satt! Die Schlangen lebe... alle auch nur davon. So lebte die Bauerfrau in der Grube bis zum heiligen Georgen-Tage, der im Frühjahr auf den 23. April fällt — in der That keine Kleinigkeit! — vom September an waren über sieben Monate verflossen. Am Tage des heiligen Georg stellte sich eine Schlange aufrecht hin, und an derselben wanden sich alle Schlangen aus der Grube hinauf und zerstreuten sich im Walde. Die Schlangen-Königin aber half der Bauerfrau auch hinauf, und befahl einer große... Schlange, sie auf die Straße zu bringen. Diese kroch voran, und di... Frau folgte ihr, brach aber unterweges Zweige ab, um später den Winter-Aufenthalt der Schlangen wiederfinden zu können. Als sie zu... Straße gelangt waren, hielt die Schlange an, blickte auf die Frau... wand sich zu einem Knäuel zusammen, — und schnellte mit dem Schwanze so gegen die Frau, daß sie das Bewußtseyn verlor! Bauer... fanden sie halbtodt auf der Erde liegen, brachten sie nach Hause, b... fragten sie umständlich, und kehrten, nachdem sich ihnen mehrere an... schlossen hatten, in den Wald zurück.

Den abgebrochenen Zweigen folgend, fanden sie den Win... Aufenthalt der Schlangen, füllten die Grube mit Reisholz, gossen D... hinein und zündeten das Ganze an. Zwölf Tage, meine Täub... stöhnte die Erde und es erfolgten Erdbeben! Denn die zwei gro... Schlangen verbrannten dort! Jene Frau aber überfiel von der Ze... an ein so heftiges Zittern, daß sie nach einigen Tagen ihren Geist a... gab. Das hat man davon, wenn man älteren Leuten nicht folgt!"

„Allerdings muß man ihnen folgen!" sagte mit leiser Stimm... meine Wärterin, auf welche diese Erzählung den meisten Eindruck gemacht hatte.

Schon viele Jahre sind es, daß meine achtbare Großmutter verschied. Ich hätte ihre Wunder-Geschichten ganz und gar aus dem Gedächtnisse verloren, und zwar um so leichter, da in unserer aufgeklärten Zeit die Leute scheinbar aufgehört haben, dem abgeschmackten Geschwätz der Vorzeit Glauben zu schenken. Nie würde ich wieder an obige Erzählung gedacht haben, wenn nicht unlängst ein Zufall dieselbe meinem Geiste wieder vorgeführt hätte. Im August des Jahres 1833 verreiste ich, um einen meiner gewesenen Regiments-Kameraden zu besuchen, der mit seinem Bataillon in einem Dorfe, dreißig Meilen von St. Petersburg, stand. Hier hörte ich zu meinem Erstaunen abermals die Geschichte von dem Winter-Aufenthalte der Schlangen aus dem Munde seiner Wirthin. Sie schwor darauf, daß Alles wahr sey, und versicherte, die Begebenheit mit jener Bauerfrau habe sich in ihrem Dorfe ereignet, und zwar erst im verflossenen Jahre. Der Dorf-Aelteste bekräftigte amtlich dieses merkwürdige naturhistorische Faktum.

Am Tage der Kreuz-Erhöhung geh' ich nie in den Wald nach Preißelbeeren. (L. A 4.)

Bibliographie.

Geschichte der Verschwörung Pugatscheff's, von A. Puschkin. 2 Thle.

Die Regierung des Zaars Fedor Alexejewitsch; und Geschichte der ersten Verschwörung der Strelitzen. Von W. Berg. 2 Bände.

Die Wasserfälle des Angara-Stroms. Eine Sibirische Erzählung. Von N. Sch.

Mannigfaltiges.

— Finnische Literatur. Zu Helsingfors sind im vorigen Jahre erschienen: eine Finnische Uebersetzung der Oden Anakreons und der Sappho, von Erich Alex. Ingmann; eine Finnische Uebersetzung des „Goldmacherdorfes," eines Lettischen Volksbuches, und das erste Finnische Trauerspiel, eine lokalisirte Nachahmung des Macbeth, betitelt: Kunulinna Murhe Kurwans, von Fr. Lagerwall. Der Provinzial-Arzt Dr. Lönrot zu Kajana hat, auf Fußreisen bis ins Archangelsche Gouvernement, eine große Sammlung alter Finnischer Gesänge veranstaltet, die er jetzt ordnet, und welche die Finnische Literatur-Gesellschaft in Helsingfors herausgeben wird.

— Winter-Konzerte in St. Petersburg. An Konzerten ist St. Petersburg in diesem Jahre so reich wie gewöhnlich, denn die Silberrubel besitzen eine ganz unergründliche Anziehungskraft für ausübende Künstler. Alle Tage der großen Fasten sind besetzt, und leidenschaftliche Dilettanten können jeden Abend, von harmonischen Tönen gesättigt — einschlummern. Leider aber sind sich, wie es mit allen irdischen Dingen der Fall ist, die Konzert-Abende nicht alle gleich. Es giebt Personen voll Talent, deren Soli man freilich gern hört; da es aber Gebrauch ist, nie weniger als zehn Nummern auf dem Konzert-Repertoir zu haben, so muß man oft neben zwei erträglichen Musikstücken wenigstens vier zum Ueberdruß wiederholte Italiänische Arien von angegriffenen Stimmen und eben so viele langweilige Konzerte von traurigen Instrumentalstümpern mit anhören. (C. II)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Montag den 30. März 1835.

England.

Die Musik der Engländer im Jahre 1834.

Daß die Engländer kein musikalisches Volk seyen, ist durch häufige Wiederholung fast sprichwörtlich geworden. Man bedenkt, wenn man diesen Ausspruch thut, gar nicht, welches schwere, harte Urtheil damit gefällt ist! Auf Shakespeare's Folgerung, daß der Mann, der nicht Musik hat in sich selber, den nicht der Einklang holder Töne rührt, zu Verrath, Tücke und Arglist aufgelegt, sein Herz so schwarz wie der Tartarus sey, will ich nicht einmal hinweisen, als hielte ich dies für so ausschließlich richtig und ausgemacht, daß dagegen nicht protestirt werden könne. Allein, selbst wenn wir die Musik nicht als Inbegriff der harmonischen Elemente des Lebens, sondern nur als einzelne Kunst betrachten, so fragt sich doch immer, was beweist den harten Ausspruch, daß dem Engländer das musikalische Talent nicht angeboren sey? Man hat sich um Angabe der Gründe nur wenig bekümmert. Man schöpft den Beweis von der Oberfläche der Erscheinungen. Man sagt, die Gewinnsucht führe die großen musikalischen Genies des Festlandes nach der Insel, und von unserer Seite sey es der Reiz der Neugier, ein wunderbares Individuum in Ausübung seiner Kunstfertigkeit — gleichviel, welcher! — zu sehen, was uns in seine Konzerte führe. Dazu kommt, daß man behauptet, wir hätten wohl Sammlungen von Schottischen, Irländischen und Wälischen Volksliedern, von denen übrigens, wie man versichert, auch ein gut Theil den Ursprung vom Festlande nicht verleugnen könne; aber Englische National-Lieder und National-Melodieen seyen nie zusammengestellt, weil es keine gebe. Wiese man den Leuten jedoch das Daseyn solcher durchaus Englischen Volkslieder nach, so würden sie denselben die Originalität doch streitig machen und den Einfluß ausländischer National-Gesänge auf die unsrigen hervorzuheben suchen. Die Kirchen-Musiken eines Purcell, Gibbons, Croft und Anderer führt man auf gleichen Ursprung zurück. Der Enthusiasmus, der unter den Engländern für Händel herrschte, wird der religiösen Stimmung des Volkes und der Begünstigung zugeschoben, die dem Künstler von Seiten des Königs zu Theil wurde. Seine Oratorien, heißt es, gefielen damals in so hohem Maße, weil die Theater geschlossen waren. Daß der Sinn für die Italiänische Oper in England lebendig ist, hält man bloß für Hang zum Ausländischen, und wenn die Deutsche Theater-Gesellschaft ihre Vorstellungen giebt, und nicht bloß die höheren, sondern auch die mittleren und selbst die unteren Klassen der Gesellschaft sich nach dem Hause drängen, so heißt es, dies geschehe der Neugier willen! Daß die letzte Deutsche Opern-Gesellschaft, weil ihre Leistungen den früheren nicht entsprachen, wenig Zuspruch hatte, nimmt man für ein Zeichen, daß der Reiz der Neuheit bereits aufgehört habe. Ein Cyclus von Konzerten werde nur durch Königliche Unterstützung zu Stande gebracht; die „philharmonischen" seyen Sache einer ausschließlichen Aristokraten-Gesellschaft, und die „Wohlthätigkeits-Konzerte" mit ihrem allgemeinen Beifall bewiesen wenig oder gar nicht, daß die Englische Nation Musik höre der Musik selber willen. Im Theater, heißt es ferner, würden nur unnütze Balladen und Bravour-Arien beklatscht; der „Freischütz" habe des Teufels und der Wolfsschlucht wegen gefallen; „Oberon" habe die Kasse nicht eben sehr gefüllt; „Azor und Zemira" wurde nicht hoch angeschlagen; der Beifall, den die „Stumme" erlangt, komme auf Rechnung der Feuerwerke; die „Somnambüle" sey besucht worden, um die Malibran zu sehen; in Paganini's Konzerte sey man gegangen, nicht um die Wunder der Tonkunst anzustaunen, sondern um das Spiel auf der einen Saite anzugaffen, — kurz, wenn die Engländer Musik hörten, so geschähe es um anderer Interessen, nicht um der Musik willen!

Unsere Landsleute haben sich so oft das Talent zur Musik absprechen, bis sie's glaubten, und die Macht des Vorurtheils war stark genug, um Manchen von der Beschäftigung mit dieser Kunst abzuschrecken, ja, ihm sogar die harmlose Freude über die Leistungen Anderer zu verderben. Gefällt uns etwas nicht, so ist der nächste Schritt, den wir thun, es zu hassen oder zu verachten. So kam es denn in der That so weit, daß man glaubte, nur Ausländer könnten und dürften Konzerte geben und Opern aufführen; nur Armen-Vorstehern und Waisenhaus-Vätern gezieme es, musikalische Feste zu veranstalten, deren Glanz und Pomp die Leute vom Lande herbeilocken und die auch die ganze Summa der müßigen Fashionables anziehen, um eine Langeweile ihrer Lebensweise mit einer anderen zu vertauschen.

Bei all' diesen mißlichen Umständen, welche die Beförderung des Sinnes für Musik gar sehr beeinträchtigen, kann man gleichwohl den Fortschritt der Engländer in dieser Kunst während des Jahres 1834 nicht anders als höchst bedeutend nennen. Das genannte Jahr beginnt eine neue Epoche in der Geschichte unserer musikalischen Studien. Es ist in diesem kurzen Zeitraum mehr für Musik in London geschehen, als vielleicht in zwanzig Jahren vorher.

Drei Englische Opern wurden von Englischen Musikern komponirt, von Britischen Sängern aufgeführt und von einem Britischen Publikum mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der hinreichend bewies, wie groß der Eifer unter uns ist, heimische Talente zu bewillkommnen und aufzumuntern. Das große Musik-Fest in der Westminster-Abtei erlebte vier Wiederholungen, und in Exeter-Hall wurde ein anderes Fest gefeiert, zu welchem eine Anzahl von 700 Personen mitwirkte, deren größerer Theil aus Dilettanten bestand. Ist dies möglich bei einem Volke, dem der Sinn für Musik ganz versagt ist? Der Eintritts-Preis in Exeter-Hall war so hoch, daß die minder vermögenden Klassen nicht Theil nehmen konnten, sonst bin ich überzeugt, daß man, bei Herabsetzung des Preises auf einen Shilling oder eine halbe Krone, einen Monat lang Tag für Tag die Vorstellung hätte wiederholen können. Dazu kommt noch die Stiftung der musikalischen Gesellschaft, welche für die in ganz England zerstreuten Musik-Liebhaber und Künstler einen Vereinigungs-Punkt bilden wird. Endlich darf die Herausgabe großer musikalischer Compositionen nicht unberücksichtigt bleiben, welcher hauptsächlich die Absicht zum Grunde liegt, die großen Werke berühmter Künstler auch dem größeren Publikum durch mäßige Preise zugänglich zu machen. Das Alles ist das Werk eines einzigen Jahres!

Daß wir in musikalischer Hinsicht eben so sehr hinter anderen Nationen zurück sind, als wir diese in den mechanischen Künsten und in den Unternehmungen des Handels übertreffen, leidet keinen Zweifel. Und zugegeben, daß sich in unserem Publikum die Liebe zur Musik regt, wie dies sich nach den angedeuteten Erscheinungen innerhalb eines einzigen Jahres nicht in Abrede stellen läßt, so fragt sich doch, ob diese Neigung zur Musik schon zum geläuterten und gebildeten Geschmack geworden ist, was ich gar sehr bezweifeln möchte. John Bull ergötzt sich an der Musik, er wiegt sich in die Melodieen, sobald diese laut werden, sein Herz fühlt sich komfortabel, und er weiß nichts, was ihn mit mehr Rührung zu erfüllen vermöchte, als musikalische Rhythmen; allein es fehlt ihm noch alle Bildung, er hört eine alte Ballade und Händels Chöre mit gleichem Wohlgefallen, sein Ohr ist noch nicht fein genug, den geheimeren Reiz, den ein Kunstwerk gewährt, von gewöhnlicher Bänkelsängerei zu unterscheiden. Wir haben uns noch zu wenig mit der Theorie der Musik beschäftigt, wir geben uns noch zu wenig Rechenschaft von dem Genusse, den uns die Tonkunst gewährt. Es gehört schon ein sehr gebildetes Ohr dazu, aus aufgelösten Dissonanzen die Harmonie herauszuhören, so wie es nicht leicht ist, aus dem Widerstreite der Kräfte und Elemente der Natur die Eintracht herauszufühlen, die über alle Extreme, alle scharfe Gegensätze im Kampf des Lebens hinübergreift und das ganze Daseyn zu einem organischen Kunstwerk voll aufgelöster Dissonanzen macht. Dazu kommt, daß John Bull keinen Fortschritt will in seinem Amüsement. Was ihn einmal ergötzt hat, daran hält er mit einer Liebe fest, die fast an's Närrische gränzt. So bleibt er bei einzelnen Musik-Stücken stehen, die nur dem gröberen Ohr schmeicheln; er macht keine Schule des Geschmacks durch. Der Charakter der Schwerfälligkeit, die unserer Natur inwohnt, schließt aber die Möglichkeit nicht aus, daß wir doch endlich, wenn gleich langsam, von der Stelle kommen und fortrücken. Man sey nur emsig von allen Seiten her bemüht, das Heil zu verkünden; man lasse sich nicht abschrecken durch den Widerspruch derer, die beim Alten verharren und alles Neuere verketzern. Das Alte lebt sich allmälig in sich selbst aus, und das Neue ist siegend, falls es intensive Kraft und Beruf zum Leben in sich trägt.

Die Englischen Opern, die heutzutage unter uns am bekanntesten sind, die von Arne, Shield und Storace, können, im Vergleich mit den Werken der Deutschen und Italiäner, kaum für dramatische Musik ausgegeben werden. Nur allmälig machen wir uns mit den Muster-Stücken des Auslandes bekannt; aber selbst Beethoven und Spohr werden uns jetzt theilweis zugänglich. Daß es so langsam, mit solcher scheuen Trägheit geschieht, daran sind unsere ausübenden Künstler bei weitem mehr Schuld als das Publikum. Unser nationelles Vorurtheil will sich immer noch mit dem alten Stolz gegen das Ausland regen. Nur Händel, weil wir ihn zu den unsrigen zählten, ist uns ganz bekannt. Aber auch in Hinsicht auf ihn macht sich eine Pedanterie geltend, die allen Fortschritt in der Kunst erschwert. Unsere Musiker haben sich allerdings mit dem Gothischen Charakter der Händel'schen Compositionen vertraut gemacht, dieser musikalische Stil sagt unserer Volksthümlichkeit unbedingt zu, und es kann in keinem Lande Händel mehr

gefeiert werden, als in England. Wir sind mit dem Typus der Händel'schen Oratorien so vertraut, daß es uns sogar schwer wird, seinen „Israel in Aegypten“, wo sich ein anderer Geist der Musik entfaltet, zu genießen und anzuerkennen. So bleiben unsere Musiker, die das letztgenannte Tonstück herabsetzen möchten, nicht bloß bei Händel stehen, sondern haben sich auch innerhalb der Kreise dieses großen Künstlers noch einen engeren Kreis gezogen, aus dem sie nicht herauszutreten vermögen. Statt also an dem gefeierten Schöpfer der großartigsten Kirchen-Musiken zu lernen, daß er selbst eine andere Bahn einzuschlagen Miene machen konnte, obwohl seine Eigenthümlichkeit es nicht zuließ, diesen neuen Weg weiter zu verfolgen, verengen wir unseren Gesichtskreis und können nicht aus den Augen blicken. Der ältere Cramer, der Vater der jetzt lebenden Veterane, der die Musik-Feste in der Westminster-Abtei dirigirt, nannte Mozart's wunderbar schöne Quartette „sehr gute Exercitien“, aber „überschwängliche und unausführbare Tonstücke.“ Bartleman weigerte sich, Mozart'sche Musik zu singen, bloß aus Pietät für Händel. Dergleichen Züge, die unsere Künstler bezeichnen, kommen noch heutzutage vor. Es ist eine bigotte Pedanterie, die an's Unglaubliche gränzt.

Es verdient, indem wir hier einen Blick auf den Zustand der Musik in England werfen, erwähnt zu werden, daß die erste Mozart'sche Oper, die hier gehört wurde, von einer Anzahl Dilettanten, mit Unterstützung einiger Musiker vom Fache, in der Kron- und Anker-Taverne vor ungefähr zwanzig Jahren aufgeführt wurde. Es dauerte noch eine Weile, ehe ein Werk von Mozart in der Italiänischen Oper in Scene ging. Die Unternehmer wagten es nicht, weil sie das Mißfallen des Publikums fürchteten und, von pecuniairen Rücksichten, wie das nicht anders möglich ist, geleitet, sich nicht in Mißkredit setzen mochten. Die philharmonische Gesellschaft hatte dagegen die Mittel, das Schönste und Trefflichste, das der Kontinent erzeugt, zur Ausführung zu bringen, ohne sich in ihren Absichten und Zwecken durch den Mangel an Theilnahme, dem man Anfangs zu begegnen hatte, stören zu lassen. Nur so ist es möglich, das Publikum zu bilden. Man muß ihm etwas zumuthen, und mit Consequenz eine ihm ganz neue Welt eröffnen, in die er sich allmälig hineingewöhnt. Die Leute müssen sehen, daß man mit Festigkeit seinen Plan verfolgt, dann werden sie aus dem Ernst und der Ausdauer auf die Wichtigkeit dessen schließen, das den Gegenstand unserer anhaltenden Bestrebungen ausmacht. Die philharmonische Gesellschaft hat freilich einen Mangel an Gesang-Talenten, um von allen Seiten her dem Publikum Kunstwerke jeder Art zu produziren; sie muß sich auf Instrumental-Musik meistens beschränken; aber in dieser Sphäre leistet sie Außerordentliches. Die Sing-Akademie, die sich vor einigen Jahren bildete, um das zu ergänzen, was jene noch zu wünschen übrig ließ, besteht leider nicht mehr; sie leistete in ihrer Art Vorzügliches, wenn gleich das Neue unter den Erscheinungen der musikalischen Welt des Auslandes weniger als das Alte Berücksichtigung erhielt.

Es fehlte in England noch immer ein Kreis, vor dem junge Künstler ihre Erstlings-Werke, falls dieselben Beachtung verdienten, produciren könnten, und welchem auch der Veteran seine Compositionen zur ersten Prüfung mittheilte. Diesen Zweck hat die nunmehr gestiftete „Britische musikalische Gesellschaft,“ deren Mitglieder nur ausübende Künstler sind. Sie kann für eine Bildungs- und Prüfungs-Schule gelten, in welcher neue Britische Compositionen ihre erste Aufführung erleben. Außerdem werden ältere anerkannt meisterhafte Werke wieder an's Licht gezogen und der Vergessenheit entrissen. So hat die Pietät für das Alte ihren Wirkungkreis, und die Aufmunterung jugendlicher Talente kann nur förderlich seyn, um die Liebe zur Kunst rege zu erhalten. Beides wird mit einem Eifer betrieben, der in der Angelegenheit eine Nationalsache erblickt. Hierin liegt der Vorzug, den die Gesellschaft hat, aber auch ihr Mangel. Der Kreis der Mitglieder ist nämlich Ausländern verschlossen, und Männer, wie Moscheles, Crevelli und F. Cramer, die seit Jahren unserem Lande angehören, können nicht aufgenommen werden, weil sie nicht in England geboren sind. Außerdem ist die Zahl der Mitglieder, die von 300 bis 350 erweitert ist, sehr willkürlich angesetzt. Man hat viele zur Execution der Musikstücke nöthige Subjekte als Mitglieder aufgenommen, die nichts als die technische Fertigkeit in ihrer Kunst besitzen, und von der angegebenen Menge sind kaum 200, welche näheren Antheil nehmen an der Tendenz der Gesellschaft. Dies scheinen mir die beiden Uebelstände zu seyn, welche das Gedeihen des Instituts behindern. Man sollte die Demarcations-Linie aufheben, minder pedantisch seyn mit der ausschließenden Nationalität, und wenn Männer, wie die drei obgedachten, nicht als vollständig naturalisirt angesehen werden dürfen, doch wenigstens sich bemühen, sie als Ehren-Mitglieder in einen Kreis zu ziehen, für den ihre Mitwirkung von bedeutendem Erfolge seyn müßte. Spohr, Rossini, Auber u. A. werden, wenn sie in London zum Besuche sind, von der ausschließlich Britischen Gesellschaft ignorirt, als sey die Sprache, die man innerhalb dieses Kreises redet, eine für Ausländer unverständliche. Sollte man nicht einsehen, daß die Musik die universelle Sprache der Menschheit ist? Wir verbrüdern uns in der Politik, und sollten der Meinung seyn, daß die Kunst weniger als materielle Staats-Interessen zu einer Allgemeinheit berufen sey, nach der unsere Zeit in so vieler Hinsicht strebt?

Bei dem Mangel an guten Sängern ist die Instrumental-Musik auch in dieser Gesellschaft vorherrschend. Von den Stücken, die hier zur Ausführung gebracht wurden, verdient Macfarren's Symphonie, mit welcher das erste Konzert der Britischen Gesellschaft eröffnet wurde, eine besondere Erwähnung. Erfindung und Stil ist in dieser Composition eben so meisterhaft, als die Kenntniß der Mittel, die dem Künstler zu Gebote steht, bewunderungswürdig zu nennen ist. Kenner und Liebhaber der Kunst waren gleich sehr entzückt, und es bleibt ein Räthsel, wie die philharmonische Gesellschaft dies Werk zweimal abweisen und ein ziemlich ungraziöses Urtheil darüber fällen konnte. Trefflich war auch das Pianoforte-Konzert von Bennett, einem Zögling der Königlichen Akademie und Schüler F. Cramer's. Eine Ouvertüre von Tutton, der für militairische Musik-Chöre viel komponirt hat, gehörte, nebst einer Simphonie von Lucas, einem academischen Zögling, zu den interessantesten der bisherigen Leistungen der Britischen Gesellschaft.

Gleichzeitig mit der Stiftung dieser Gesellschaft wurde das Englische Opernhaus eröffnet. Noch bis zum Jahre 1834 hielt man ein Theater für die Englische Oper für ein Luftschloß; man glaubte, es sey unmöglich, daß unsere Landsleute einen dramatischen Text komponiren könnten; man meinte, es würde unerhört und nicht anzuhören seyn, wenn nun auch wirklich ein Englischer Text in Musik gesetzt wäre. Die Gründung eines National-Opernhauses schien Vielen lächerlich, und gab ihnen Stoff zum Spotte. Die Furcht lag auch nicht so fern, auf dieser National-Bühne nur Opern in ausländischer Sprache vernehmen zu müssen; man äußerte, dieser ausschließlich der Englischen Musik gewidmete Tempel würde den alten Satz bestätigen, das lucus a non lucendo benannt werde. Trotzdem haben wir nun die Aufführung einer Reihe von nationalen Opern erlebt. Während des letzten Jahres wurden Arne's „Artaxerxes,“ Storace's „Belagerung von Belgrad,“ Shield's „das Schloß in Andalusien,“ Braham's „Teufelsbrücke,“ und einige andere in Scene gesetzt. Bei allen Mängeln, welche diese Erstlings-Stücke unserer nationellen dramatischen Musik haben mögen, — sie liegen dem Kenner offen genug zu Tage — steht gleichwohl zu hoffen, daß sich aus dem kleinen Anfang ein größerer Fortschritt entwickeln wird. (N. M. M.)

F r a n k r e i ch.

Zur Geschichte des Kostüms.

In der Kunst, wie auf dem Theater, versteht man unter Kostüm nicht nur die Kleider, sondern auch die Waffen, die Möbel, überhaupt Alles dasjenige, was in einem Gemälde Zuthat und Beiwerk heißt; eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die sämmtlich unter einander in Uebereinstimmung seyn müssen und vermittelst deren man das Jahrhundert, in dem das Vorgestellte sich ereignet, so wie den Geist, den Geschmack, die Sitten und Gewohnheiten des Landes oder Volkes, welches uns aus einem Gemälde, einem Skulpturwerk oder einem Drama entgegen treten soll, anschaulich gemacht wird.

Die alten Künstler pflegten auf diese charakteristische Eigenthümlichkeit des Kostüms keine Sorgfalt zu verwenden und kleideten zum Beispiel in ihren Compositionen die Griechischen Soldaten und die Hebräischen Erzväter in die Tracht ihrer Zeitgenossen. So hat z. B. Paul Veronese, der im sechzehnten Jahrhundert malte, auf seinem Bilde der Hochzeit von Kanaan die Juden in Brokat gekleidet, einen seidenen Stoff, den man zu seiner Zeit viel in Venedig trug. Andere haben ihren Gestalten häufig Kleider nach eigener Erfindung gegeben, die sich allerdings ganz von der Mode ihres Zeitalters entfernten, aber sich dabei doch nicht der Tracht der alten Völker näherten. Poussin und Le Sueur lehrten die Maler diesen falschen Weg verlassen. Besonders zeichnete sich der Erstere durch die Vollendung, mit der er in seinen Bildern die Sitten der Israeliten, eines Volkes, über welches es doch so schwierig ist, das Genauere in dieser Hinsicht aufzufinden, da das Hervorbringen von Bildern in ihrer Religion verpönt war, wieder zu geben verstand. Ein Jahrhundert später gab sich Vien besonders viel Mühe, die Kostüme der Griechen mit Genauigkeit darzustellen; nach ihm noch strenger in der Beobachtung des Kostüms war David und gegenwärtig verwenden alle Maler die ängstlichste Sorgfalt auf dies Studium, und zwar so sehr, daß es schon in's Uebertriebene ausartet.

Eine vollständige Abhandlung über die Kostüme würde zweifelsohne ein sehr nützliches und interessantes Werk seyn; wir müssen uns, der Beschränktheit unseres Raumes gemäß, mit einzelnen Andeutungen begnügen.

Als die ersten Christen zusammentraten, ihre Mysterien zu begehen, trugen sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, keine eigenthümlich auszeichnenden Kleider; die Priester und Bischöfe indeß, die aus den Alten gewählt wurden, behielten ihr Leben lang die Tracht bei, die sie in ihrer Jugend getragen hatten. Ihre Nachfolger, um dieselbe Ehrfurcht einzuflößen, hüteten sich, irgend etwas an der Tracht zu ändern, in der die Gläubigen den zu sehen gewohnt waren, der das heilige Amt verrichtete; von da schreibt sich's her, daß noch heutzutage die Kirchen-Kleider unserer Geistlichen denen ähnlich sehen, die die Griechischen Kaiser nach Einführung des Christenthums trugen. Dieselbe Beständigkeit finden wir in den Kleidungen der Mönchsorden: ihre Verschiedenheit bezieht sich nur auf die Zeit oder das Land, in denen der Orden gestiftet. Wir könnten als Belag für diese Behauptung die Tracht der grauen Schwestern anführen, die uns stets und überall in derselben Tracht begegnen, die die Frauen aus dem Volke zu der Zeit trugen, wo der Stifter, der heilige Vincenz von Paula, König Ludwig's XIII. Beichtvater, lebte.

Die Waffen, die ebenfalls einen Theil des Kostüms ausmachen, wurden ins Unendliche vervielfältigt. Indem man einerseits Angriffs-Waffen erfand, suchte man immer wieder das daraus erwachsende Mißverhältniß von Gefahr durch Erfindung von Vertheidigungs-Waffen auszugleichen. Die Metalle wurden mit Erfolg angewandt und zu Schwerdtern und Spießen, Helmen und Schilden verarbeitet. Es kamen sogar Bekleidungen auf, die den ganzen Leib des Soldaten bedeckten und da sie aus mehreren übereinander gezogenen Häuten (Cuirs) gemacht waren, so erhielten sie den Namen Kürasse. Um ihnen eine größere Festigkeit zu geben, so beschlug man sie mit metallenen Bändern, und verfertigte sie endlich ganz und gar aus Eisen. Dieser Gebrauch wurde seit dem eilften Jahrhundert ziemlich allgemein und blieb bis in's sechzehnte; denn wenn auch die Kürasse gegen Pfeile und Hieb- und Stichwaffen schützten, so reichten sie gegen

die Kugeln nicht mehr aus, und man schaffte sie seitdem nach und nach ab. Um dieselbe Zeit war es auch, daß der Adel, um den Ruhm und Glanz seiner Häuser immer vor Augen zu haben und zur Schau zu tragen, die Farben seiner Wappen und die Hauptstücke daraus auf seine Kleider heften ließ. Die Frauen machten bald diese sonderbare Mode mit, und die, welche aus großen Häusern stammten, ließen es sich sehr angelegen seyn, ihren Rock der Länge nach in zwei Felder abzutheilen, das eine enthielt das Wappen des Mannes, das andere das der Frau. Diese Art Kleider kamen übrigens bald nur noch bei festlichen und feierlichen Gelegenheiten zum Vorschein; nur die Beamten und Offiziere der Fürsten, später dann ihre Dienerschaft, trugen fortwährend diese Zeichen. Das ist der Ursprung der Livreen, die gegenwärtig um so seltsamer erscheinen, als sie oft vereinfacht und sogar fast ganz abgeschafft worden sind; wenigstens sind sie nicht mehr in allgemeinem Gebrauch.

Wenn wir Europa verlassen und einen Blick auf den Orient werfen, so finden wir seine Länder in einem Zustand von Stabilität, die für uns, deren Moden so oft wechseln, etwas völlig Verwundersames ist. Die wenigen vorhandenen Monumente zeigen uns die Türken, die Indier, die Chinesen in denselben Kleidern und Waffen, die sie gegenwärtig tragen, ohne die geringste Modification während mehrerer Jahrhunderte. Wenn man einzelne Neuerungen an ihren Waffen wahrnimmt, so sind sie von uns geborgt und ihnen durch die Nothwendigkeit einer zweckmäßigeren Vertheidigung gegen uns aufgedrungen worden.

Als der Krieg aufgehört hatte, die wichtigsten Motive und Rücksichten für die Bekleidung an die Hand zu geben, waren es die Künste des Friedens, die ungeheuere Veränderungen in den Kostümen hervorbrachten. Die Hofleute Franz des Ersten, Karl's des Fünften und Heinrich's des Achten brachten den Luxus an die Tagesordnung, und die Höfe von Rom und Florenz theilten diese Sucht. An die Stelle der wollenen Gewebe traten prächtige seidene Stoffe; Sammet, Atlas und Stickerei wurden durchgängig von allen Personen getragen, die nicht zur unteren Volksklasse gehörten.

Die Fortschritte der Civilisation hätten die Völker abhalten sollen, sich gegenseitig zu bekriegen; aber der Ehrgeiz der Fürsten und Machthaber führte den Krieg nur zu häufig herbei. Jeder Anführer betrachtete die rühmlichen Thaten, welche die Schaar, die unter seinem Kommando stand, verrichtete, als eine persönliche Ehre und nahm sie für sich in Anspruch. Man sah sich nach einem Mittel um, seine Leute mitten im Handgemenge der Schlacht herauszuerkennen, und verfiel auf mehrere wenig kostbare: der Eine zum Beispiel befahl seinem Regiment, eine schwarze, rothe oder grüne Feder auf die Hüte zu stecken; ein Anderer, um ein dauerhafteres Zeichen zu haben, kam darauf, daß seine Leute, ohne ihre Kleider, die sie zu Hause auf ihren Dörfern trugen, zu verändern, nur eine Jacke oder ein Wamms von gleicher Farbe, die gewöhnlich die seines Wappens war, darüberziehen sollten; noch Andere ließen ihre Schaaren Bandeliere über den Rock hängen, die dazu dienten, den Säbel zu tragen; dies wurde dann mit einer Borte versehen, deren Farbe ebenfalls die des Wappens der Anführer war. Dies ist der Ursprung der Uniformen, deren regelmäßige Einführung wir aber doch erst gegen Ende der Regierung Ludwig's des Vierzehnten finden.

Hatte sich Franz des Ersten Zeitalter durch die Eleganz der Kleidungen und die Schönheit der Stoffe, aus denen sie verfertigt waren, ausgezeichnet, so bot die Zeit Heinrich's des Dritten den Anblick einer kindischen Koketterie dar, welche die Folge der weibischen Sitten seines Hofes war. Breite gefaltete Halskragen wurden auf gleiche Weise von beiden Geschlechtern getragen; während aber die Frauen die ganze Form ihrer Brust und ihrer Schultern sehen ließen, wurde es Mode, die Formen anderer Theile des Körpers zu verstecken, und von da fing man an, den Rock von unter der Taille an und um dieselbe herum zu steifen und auszustaffiren.

Während der Regierung Heinrich's des Vierten führten Sully's Sparsamkeit und die strengen Sitten der Kalvinisten eine größere Einfachheit in den Kleidungen herbei, die in der Regel von schwarzer Farbe waren. Große Veränderungen traten unter der Regierung Ludwig's des Dreizehnten ein: man behielt den kurzen Mantel und die Weste oder das Wamms bei, das man juste au corps nannte; aber an die Stelle der Beinkleider von Tricot und der gebauschten Hosen, die nur den halben Schenkel bedeckten, kamen Tuchbeinkleider von lebhaften Farben, die bis zur Kniekehle herabgingen. Das Barett von Zeug machte einem großen runden Filzhut Platz, der in der Regel mit einigen Federn geschmückt war; auch ließ man nun die Haare wachsen, die man seit lange sehr kurz getragen hatte.

Der Hof Ludwig's des Vierzehnten sah noch größere Veränderungen: der kleine Mantel wurde abgeschafft und das Kleid mit Aermeln dafür angenommen, welches man surtout nannte, weil man es in Wahrheit über alle andere Kleider drüber zog. Es war weit genug, um den ganzen Leib und die Schenkel bis zu den Knieen herab einzuhüllen; dessenungeachtet trug man aber doch noch zuweilen einen sehr langen Mantel, in den man sich ganz und gar einwickeln konnte. Die Geistlichen trugen ihn beständig, und bei feierlichen Gelegenheiten hatte er eine Schleppe. Auch die Magistrats- und Gerichts-Personen trugen ihn, doch kürzer. Die Frauen fuhren fort, seidene brochirte Stoffe zu tragen. Die Kleider der Männer waren bisweilen von Sammet, doch in der Regel von farbigem Tuch; um ihnen ein reicheres Ansehen zu geben, besetzte man sie mit mehr oder minder breiten Goldtressen. Der Hut, der noch immer die runde Form hatte, wurde mit einer Menge Federn beladen; nur Straußfedern wurden hierzu gebraucht, während man unter den vorhergehenden Regierungen sehr häufig Hahnenfedern getragen hatte. Was die Tracht des Haares betrifft, das im Anfang des Jahrhunderts durchaus in seiner natürlichen Gestalt erschienen war, so ward es nun allgemeine Mode, es mehr hervortreten zu lassen, und man stülpte sich deshalb ungeheure Perücken auf, die unseren Augen sehr lächerlich vorkommen, von welcher Mode man indeß Beispiele bei den alten Aegyptern und bei einigen wilden Insel-Völkern des großen Oceans wiederfindet.

Es ist merkwürdig, daß, während die Kostüme der großen Männer so beträchtlichen Veränderungen erlagen, die Tracht der Frauen dagegen immer dieselbe zu seyn schien: sie bestand aus einem langen Rock mit Leibchen und Aermeln — das war Alles; doch entwickelte diese Stetigkeit der allgemeinen Form zahllose Variationen, und es war ihr aufgehoben, Nüancen zu gewinnen, die unserem ungeübten Sinne gegenwärtig kaum mehr wahrnehmbar sind und ohne Zweifel damals von großer Wichtigkeit waren für die der Mode unterworfenen Personen.

Neue Veränderungen traten unter der Regierung Ludwig's des Funfzehnten ein: die Form der Kleidung wurde nur wenig verändert; man nahm wieder seidene brochirte Stoffe; die Sammete sogar wurden mit Stickereien von bunter Seide, oder auch wohl von Gold, Silber und Flittern versehen. Die Tuchkleider mit Tressen blieben indessen noch im Bürgerstande die herrschenden; erst in der Revolution 1789 wurden sie durchweg abgeschafft. Die Männer legten die Perücken ab, aber indem man nun das eigene Haar wieder hervornahm, frisirte man es in steifen, festen, knappen Formen, schmierte Puder und Pommade hinein, und diese Mode dauerte fast 80 Jahre; dann wurde der runde Hut, den man unter den beiden vorhergehenden Regierungen mit einer breiten zurückgeschlagenen Krempe getragen hatte, um ein Beträchtliches verkleinert und die Krempe wurde von drei Seiten in die Höhe geschlagen, wodurch er die widerliche dreieckige Form erhielt. Auch die Frauen nahmen den Puder und die Pommade an; ihre Frisur war eben so steif, wie die der Männer; sie trugen ein leichtes Mützchen, das nur mit einem Paar sehr kurzen und steifen Bandschleifen verziert war.

Die gestickten seidenen Stoffe, aus denen man die Kleidungen verfertigte, wurden zu dieser Zeit in großblumigten Mustern gearbeitet; um nun zu vermeiden, daß sich die Stickereien nicht in den Falten, die ein Stoff natürlich schlägt, verkröchen, steckte man Pappstreifen in die Schöße der Kleider, und die Frauen kamen auf den Einfall, Fischbeinreifen, die durch einen leichten Ueberzug verbunden waren, unter ihren Röcken anbringen zu lassen. Diese Maschine erhielt die Namen bouffant, panier, tournure, ja man wagte sogar, ihr den Namen cul zu geben. Diese Reifröcke, die anfangs nur zu dem Zweck gemacht waren, das Kleid von den vielen Falten zu befreien, gewannen bald einen solchen Umfang, daß man sie bis von vier Fuß Breite trug. Als die junge Marie Antoinette sich dieser eben so lächerlichen als häßlichen Kleidung wenigstens für den Morgen entledigen wollte, hielt man sich höchlich über diese Unanständigkeit auf. Die Kleider der Männer waren auch nicht mehr so weit als früher; die Rockschöße waren beträchtlich schmäler geworden und fielen spitz nach hinten zu ab; die der Westen waren verkürzt und fielen nicht mehr auf die Schenkel herab.

Ob man im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Frankreich und den nördlichen Ländern verschiedene Kleider, in Rücksicht auf den Wechsel der Jahreszeiten hatte, danach wird gegenwärtig nicht mehr viel gefragt; aber wir wissen sehr genau, daß seit Ludwig's des Vierzehnten Regierung die Etikette, die Alles ordnete und festsetzte, bestimmte Pflichten in dieser Hinsicht eingeführt hatte, denen sich die Hofleute und selbst die Reichen und überhaupt die gesammte feinere Welt nicht entziehen durften. Die Stoffe waren nach den Jahreszeiten angeordnet: im Winter Sammet, Atlas, Satin und Tuch; im Sommer Taffete; im Frühjahr und im Herbste leichte Tuche, silésie genannt, Camelots, durchbrochene, gerissene Sammete, überhaupt seidene Zeuge, die minder leicht als Taft und nicht so schwer und stark als der damalige Atlas waren. Selbst die Spitzen wechselten nach den Jahreszeiten; die Englischen Striche waren zwar kein wärmerer Putz, als die Brabanter Spitzen, doch durften die ersteren nach den Festen von Longchamps nicht mehr zum Vorschein kommen, während die Spitzen den ganzen Sommer lang die Mützen schmückten. Diese Gebräuche würden noch nichts Auffallendes gezeigt haben, wenn sie nach Verhältniß der Kälte oder Wärme gerade in Anwendung gekommen wären, aber die Etikette hatte bestimmte Tage dieses Wechsels ein für alle Mal angesetzt. Am Tage Allerheiligen wurde das Pelzwerk abgelegt, und Ostern, obgleich eines von den wandelbaren Festen, war der Tag, wo man die Muffen ablegte, und es war nicht erlaubt, sie wieder vorzunehmen, wenn auch wieder Schnee kam. Eine andere, ebenfalls so fest und unwiderruflich bestimmte Zeit war am Hof für die Damen das vierzigste Jahr, weil sie dann nicht mehr ohne einen Kopfputz von schwarzen Spitzen erscheinen durften, eine Art Schleier oder Strich, der über die Mütze ging und unter dem Kinn zusammengeknüpft wurde.

Die Revolution von 1789 brachte all' diesen Etikettewust ab; mit ihr hörten auch die, für die verschiedenen Stände der Gesellschaft angenommenen Unterscheidungszeichen auf; die Männer legten ihre Degen, die Parlaments-Räthe, die Amts-Vögte, die Advokaten ihre Robe und den kleinen Mantel ab; selbst die Geistlichen sahen sich gezwungen, ihre lange Soutane aufzugeben. Mit Aufhebung der Klöster verschwanden auf gleiche Weise sämmtliche Mönchskleider. Sogar die Uniformen erlitten große Veränderungen. Die ganze Infanterie, die weiß gekleidet war mit Aufschlägen und Rabatten von verschiedenen Farben, bekam blaue Kleider, ohne weitere farbige Abzeichen; nur der Knopf, mit der Nummer des Regiments, war das einzige Abzeichen in der ganzen Uniform.

Die Prinzipien der Gleichheit, die mit so leidenschaftlicher Gewaltsamkeit proklamirt wurden, führten eine große Einfachheit in den Kleidungen herbei. Die Männer trugen einen Tuchrock ohne Stickerei und ohne Tressen; einzelne auch eine Weste mit Schößen, carmagnole genannt, und weite Beinkleider, gewöhnlich von derselben Farbe wie die Weste; als Schutz gegen die Kälte wurde ein weiter langer Ueberrock, houppelande genannt, eingeführt. Er war von einem groben, braunen, wollenen, langhaarigen Zeuge, mit einem Plüschbesatz von blauer, rother oder schwarzer Wolle; Einzelne, die eleganter gehen wollten, trugen, an-

statt des Plüsches, Sammet in Carmoisin oder Schwarz. Der Kopfputz erlitt eine große Veränderung: Puder und Frisur wurden abgeschafft; das Haar kurz abgeschnitten; der runde Hut blieb, denn die rothe Mütze kam nie in allgemeinen Gebrauch; man sah sie nur in einzelnen Verbindungen und Gesellschaften, wo sie auch nicht von Allen getragen wurde. Auch die Fußbekleidung wurde einer bedeutenden Veränderung unterworfen: man trug keine seidenen Strümpfe mehr, die goldenen und silbernen Schnallen verschwanden von den Schuhen und dieselben machten meistentheils den Stiefeln Platz.

Auch die Frauen hatten den Puder abgeschafft; sie ließen sich bisweilen das Haar ganz kurz abschneiden, oder mehr oder minder unter ein einfaches rundes Mützchen einstecken, das bei Einzelnen mit einer sehr kleinen Spitze verziert war, oder mit einem einfachen Band umschlungen; Einige trugen auch nur ein Tuch nach Savoyardenweise. Nach der Schreckenszeit gewann dieser Kopfputz eine gewisse Eleganz; das Haar in größeren oder kleineren Locken wurde von einem Kamm zusammengehalten, und die Tücher, die anfangs nur von Linnen oder Musselin gewesen waren, wurden nun von Linon und sogar von scharlachrothem Krepp, mit Silberflittern gestickt, getragen. Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß man kein Kleid von Sammet oder Atlas mehr sah; die Seide kam nur noch in der Gestalt von Halbtaffet vor und auch dieser Stoff wurde selten getragen. Die Kleider waren gewöhnlich von bedrucktem Linnenzeug, von colonnade, einem Stoffe, der zur Hälfte aus Seide zur Hälfte aus Baumwolle bestand. Zum größten Staat trug man ein weißes Kleid von Perkal oder, wenn es auf's Höchste kam, von Musselin, aber ohne alle Stickerei.

Die Ruhe führte nach und nach Eleganz, ja sogar hier und da Reichthum in den Anzügen der Damen zurück; der Leib der Kleider wurde ungemein kurz getragen, die Brust ganz entblößt; dagegen wurden die Röcke noch mehr nach unten zu als nach oben verlängert, so daß sie oft eine Schleppe von mehreren Fuß Länge hatten. Der Maler David zeichnete Kostüme für die verschiedenen Stände der Gesellschaft; Alles ging in Tuch gekleidet, nur die fünf Direktoren ausgenommen, die Atlas trugen. Die Aufschläge der Aermel wurden häufig mit schwarzem oder grünem Sammet besetzt und nach Belieben länger oder kürzer zurückgeschlagen; später wurden sie unmäßig vergrößert; auch ließen sich einzelne Elegants das Haar wachsen und zu einem Zopf zusammenflechten, der mit einem kleinen Kamm in die Höhe gesteckt und cadenette genannt wurde.

Die Moden, die auf diese Zeit folgten, sind zu bekannt, als daß wir sie hier näher berühren sollten, doch wollen wir, bevor wir diesen Artikel schließen, einige Zeilen dem Theater-Kostüm widmen. Ohne zu weit zurück zu gehen, führen wir nur an, daß unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. die Schauspieler im Lustspiel in denselben Kleidern auf der Bühne erschienen, wie im gewöhnlichen Leben; daß in der Tragödie dagegen ihr Kostüm in keiner Hinsicht der Wirklichkeit ähnlich sah. In der Oper bot das Kostüm der mythologischen Personen den Anblick eines widerlichen bizarren Mischmasches dar, worin es schwer halten möchte, einen Sinn und Verstand zu finden. Die Mode in ihrer ganzen Unbeständigkeit übte einen Einfluß auf diese imaginairen Kostüme aus, und man sah unter Ludwig XV. die Nymphen und sogar die Faunen in Reifröcken und Bouffanten von Gaze und mit Bändern besetzt auf der Bühne tanzen. Lekain und Mademoiselle Clairon wollten eine Reform im Theater-Kostüm einführen, doch beschränkte sich die ganze Verbesserung, die ihnen gelang, darauf, daß die Reifröcke der Actricen und die Federhüte der Schauspieler abgeschafft und Morgenländisches an die Tagesordnung kam, bald eine Türkische Kleidung, bald ein Tigerfell als Mantel umgeworfen, dann auch die Französische Tracht des sechzehnten Jahrhunderts für Süjets aus dem Ritterthum. Diese Verbesserungen stehen noch gar weit hinter denen zurück, die Talma um die Zeit von 1791 bewirkte. Die Tragödie Karl IX., die damals auf dem Théâtre-Français aufgeführt wurde, ist die erste, in der man das Kostüm mit strenger Genauigkeit befolgte. Diese Neuerung fand beim Publikum einen solchen Beifall, daß sie sich bald auf andere Stücke erstreckte. Die Schauspieler und sogar die Schauspielerinnen erschienen auf der Bühne in Kleidern und Kopfputz, in denen die Griechen und Römer vollkommen getreu nachgeahmt waren. Die Tragödie: Virginia von La Harpe, die Gracchen von Chénier wurden im streng genauesten Kostüm gespielt. Auch in Chénier's Tragödie Heinrich VIII., und im Macbeth und im Othello von Ducis wurde die Reform geltend gemacht. Nach und nach wurde sie von allen Theatern in Paris und in den Provinzen angenommen; doch erstreckte sich freilich dieser Sinn nicht auf das gesammte Beiwerk und bildete sich nicht vollkommen aus; so sieht man auf dem Théâtre-Français noch gegenwärtig die Semiramis in einem Palaste mit Korinthischer Architektur spielen; und die Gärten desselben von Amerikanischen Pflanzen wimmeln. Die Draperie des Thrones ist vom schlechtesten Geschmack, und gleicht dem, was man vor funfzig Jahren einen Baldachin à la polonaise nannte. Auf vielen Theatern haben die Hauptschauspieler in ihren Rollen ziemlich angemessenes Kostüm, aber die Beschränktheit der Geldmittel einerseits, und die Unwissenheit der Personen, die der Direction dieses Theils des Theaters vorstehen, andererseits, verschulden nur zu häufig höchst lächerliche Verstöße gegen Ort und Zeit. Es ist gar nichts Seltsames, daß man in einem Melodrama die Hauptrollen in Kostüms sieht, die an die Zeiten Karls VII. erinnern, während die Krieger, die sie befehligen, wie Soldaten aus der Zeit Heinrichs IV. gekleidet sind. Die Chöre der Sängerinnen oder Tänzerinnen sind ebenfalls nicht richtiger kostümirt; während einige Französisch gehen, erscheinen andere in Schweizerischer Tracht, oder tragen wohl gar ein Leibchen aus einer, und einen Aufsatz aus einer andern Zeit. Herr Duponchel, der kürzlich in's Operntheater berufen worden, hat auf diesem eine neue Reform in's Werk gesetzt, nach der sich die getreue Beobachtung des Kostüms nicht nur auf die Anzüge und Frisuren erstreckt, sondern auch mit gleicher Genauigkeit auf Möbel und alles übrige Beiwerk ausgedehnt worden ist. Es wäre wohl zu wünschen, daß dies Beispiel von den übrigen Theatern befolgt würde; doch ist zu fürchten, daß die Rücksichten der Sparsamkeit dem Fortschritte dieser Verbesserungen, von denen man so gute Wirkung in „Robert der Teufel" und der „Jüdin" gesehen hat, hemmend entgegentreten werden.

Nur die Bemerkung mag hier Platz finden, daß, wenn das Princip der Mode heißt: Alles ist gut, wenn es nur neu ist, die Künste und der gute Geschmack dann allerdings sich nicht mehr nach ihr richten können. Auch hat man hinlänglich gesehen, wie sich die Künstler in solchen Fällen, wo ihnen die Mode Lächerlichkeiten und Bizarrerieen darbot, ihrem Einfluß zu entziehen wußten. Als statt der Mäntel die Kleider mit Aermeln, als die kleinen dreieckigen Hüte aufkamen, versuchten die Künstler, ein gewisses allgemeines Kostüm für die Portraits einzuführen, das sich dem idealischen Geschmacke näherte. Auch haben sich solche Motive als entscheidend für die Wahl der Gegenstände bewiesen, die seit beinah hundert Jahren fast immer aus der Griechischen Geschichte entnommen wurden, weil hier die Künstler Gelegenheit fanden, nackte Partieen darzustellen, oder wenigstens doch ihre Gestalten geschmackvoll und schön zu bekleiden.

Gegenwärtig stellt man Scenen aus allen Zeitaltern und Ländern dar, unbekümmert, ob das Kostüm mehr oder minder schön ist; man hält sich vornehmlich nur an das streng Historische.

(Dictionnaire de la Conversation.)

Bibliographie. Neue Romane:

Alix ou les Deux Frères. — Von der Marquise C. von C. 2 Bde.

Aloïse, ou le Testament de Robert. Par l'auteur de Charette et de Jules. — 2 Bde. 7½ Fr.

Georges, ou Un entre Mille. — Von Ch. Muret. 7½ Fr.

Josine, ou la Fille du prêtre. Roman posthume. — Von V. Ducange. 5 Bdchen. 15 Fr.

La Révolte de Lyon en 1834, ou la Fille du Prolétaire. — 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— John Quincy Adams. Dieser Amerikanische Staatsmann, der in den Jahren 1801 und 1802 Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin war, in welcher Zeit er seine bekannten Briefe über Schlesien schrieb, der späterhin in gleicher Eigenschaft nach St. Petersburg und London geschickt wurde, der vor dem General Jackson, von 1825 bis 1828, die höchste Würde in seinem Vaterlande bekleidete, und der sich neuerdings durch seine lebhafte Theilnahme an den Debatten über die Streitigkeiten zwischen den Nord-Amerikanischen Freistaaten und Frankreich hervorgethan hat, wird von einem Genfer Reisenden folgendermaßen geschildert: „Herr A. ist ein Mann von höchst reizbarem Temperament, sehr anmaßend, und eben so starrsinnig als hochfahrend. In seiner Stellung als Kongreß-Mitglied geht er mit keinem Parteiführer zu Rathe. Er ist ein entschiedener Gegner der jetzigen Verwaltung und benimmt sich doch oft so, daß er ihr in die Hände arbeitet und ihre Zwecke fördert. Ueberhaupt ist er stets der Kämpe und Vertheidiger der vollziehenden Gewalt, und bei Fragen, welche sich auf die Prärogativen des Präsidenten beziehen, pflegt er gegen die Partei aufzutreten, mit der er sonst gewöhnlich übereinstimmt. Das ganze Benehmen des Herrn Adams im Kongreß zeigt, daß er ein unruhiger und unzufriedener Geist ist. Ungeachtet seines hohen Alters und der augenscheinlichen Abnahme seiner Körperkräfte wird er doch immer noch von Ehrgeiz belebt. Da er einmal Präsident der Vereinigten Staaten war, so scheint er zu glauben, daß ihm um deswillen ein ungewöhnlicher Grad von Hochachtung gebühre. Die große Masse des Amerikanischen Volks denkt zwar anders; aber von den Kollegen des Herrn Adams im Kongreß wird ihm ungemein viel Aufmerksamkeit bewiesen, weil er einst das Geschick der Nation gelenkt hat. Seine geistigen Fähigkeiten sind noch in voller Kraft. Alle, die ihn näher kennen, versichern, sein Geist sey nie so elastisch gewesen, als jetzt. Bei all seinen excentrischen Eigenschaften ist er auch in der That ein sehr nützliches Mitglied des Repräsentanten-Hauses. Sein ganzes Leben hindurch war er ein regsamer Geschäftsmann, und das ist er auch noch. Niemals fehlt er auf seinem Posten, und da ihn sein Gedächtniß nicht verläßt, so ist er oft im Stande, über Gegenstände der Gesetzgebung Erläuterungen mitzutheilen, die sonst unberücksichtigt geblieben wären. In allen Angelegenheiten, die sich auf die Verhältnisse der Vereinigten Staaten zum Auslande beziehen, ist er so trefflich als irgend ein lebendes Individuum bewandert. Er hat sein langes Leben im Dienste seines Vaterlandes daheim und auswärts zugebracht. Seine Erfahrungen würden ihm einen gebieterischen Einfluß verschaffen, wenn er in seinem Benehmen nicht so unentschieden und regellos wäre. Man hört ihm mit großer Ehrerbietung und mit vielem Vertrauen zu, wenn es sich um Thatsachen handelt. Er gilt für einen streng rechtlichen und ehrenwerthen Mann, der aber beständig nach dem Antrieb des Augenblicks handelt. So übt er, trotz all seiner Talente und Kenntnisse, weniger Einfluß auf die Entscheidungen des Kongresses aus, als man mit Recht glauben sollte."

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe baldigst zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.   Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Mittwoch den 1. April 1835.

Belgien.

Belgiens öffentliche Charaktere.

(Aus der Revue des deux mondes.)

Es ist hier nicht die Absicht, die Ursachen aufzusuchen, welche die Scheidung Belgiens von Holland herbeigeführt haben. Jeder Kundige konnte leicht vorhersehen, daß jene Vereinigung zweier Völker verschiedenen Glaubens auf die Länge nicht Stand halten würde. Nach funfzehnjährigen schweren Geburtswehen kam eine Revolution zur Welt; mochte dieses Ereigniß mehr oder weniger tief begründet seyn, immer bleibt es für die Zukunft von großer Bedeutung. Ein neuer Planet ist an dem gewitterschwangern Himmel der Europäischen Politik aufgegangen; ein Belgisches Königreich ist ins Leben getreten.

Sey es aber Unwissenheit oder böser Wille, genug, fast alle Publizisten leugnen hartnäckig die Wichtigkeit dieser Schöpfung. Kaum geruhen sie, die Umrisse des kleinen Staates auf der politischen Karte zu verzeichnen, wie man öde Eilande verzeichnet, die ein Vulkan mitten im Ocean emporsteigen läßt. Ein Land, dessen erfinderischer Gewerbfleiß noch jetzt Großbritanien als Muster dient; ein Land, dessen Konkurrenz im Fabrikwesen Staaten, die achtmal größer sind, lebhafte Besorgnisse einflößt; ein Land, das 120,000 Soldaten stellen kann: ein solches Land, sage ich, sollte auf der Europäischen Wagschale doch etwas mehr Gewicht haben. Ein umfassendes Studium dieses Landes wäre langwierig, und ganze Bände wären nöthig, um Belgien in jeder Beziehung zu erforschen. Ich will in diesem Artikel nur verschiedene Punkte aufhellen, die meinen Gegenstand unmittelbar berühren, d. h., die zur Kenntniß der vornehmsten Personen des politischen Dramas, dessen Schauplatz Belgien seit 1830 gewesen ist, Etwas beitragen. Fast alle diese Männer sind von neuem Datum, und von ihrem früheren Wirken hat nur wenig verlautet. Es existirt nicht einmal ein Buch, in welchem der Antheil gewürdigt wäre, den jeder derselben seit vier Jahren an den Staatsgeschäften hat. Eine Lebensbeschreibung der politischen Männer Belgiens ist also ein Aktenstück, welches der Geschichte unserer Zeit fehlt: es ist eine Lücke, die ich jetzt auszufüllen versuche.

Man glaube nicht, daß Belgiens Parteien darüber mit einander streiten, ob diese oder jene Dynastie regieren soll. Die berühmte Union der Katholiken und der Liberalen glich jenen Indischen Waffen, welche aus zwei Degen in derselben Scheide bestehen. Jedes der beiden Prinzipien, die, zusammen kämpfend, den Sieg erfochten, hat den seinigen gezogen, und das Duell beginnt nun von Neuem. Wer von beiden wird das Feld behaupten, die Liberalen oder die Katholiken? Dies ist die Frage des Augenblicks. Später wird es in dem ewig gährenden Lande noch andere Kämpfe geben, Kämpfe der Kommunen gegen die Prinzipien der verfassungsmäßigen Einheit, d. h. gegen die Königswürde. Allein diese gehören der Zukunft an. Die erste sehr markirte Erdschicht, welche auf dem Boden der öffentlichen Meinung in Belgien ruht, besteht aus einem Amalgam jener zwei streitenden Prinzipien, des Liberalismus und des Katholizismus. Gräbt man aber tiefer, so zerfällt jede dieser zwei Abtheilungen wieder in zwei andere Kategorieen, und jede dieser Kategorieen bildet eine politische Partei, die ihre Standarte, ihre Soldaten, ihr Feldgeschrei hat. Die Kammer der Belgischen Repräsentanten, welche der öffentlichen Meinung ihre Sprache leihen soll, besteht demnach aus folgenden vier Klassen: 1) einer katholisch-aristokratischen Partei; 2) einer katholischen opponirenden Partei; 3) einer liberalen verfassungsmäßigen, und 4) einer liberalen Oppositions-Partei.

Die katholischen Aristokraten haben sich mit einem kleinen Theile der Liberalen verbündet, und ihre Vereinigung bildet die parlamentarische Mehrheit, durch welche Leopold's Regierung aufrecht erhalten wird. Diese Majorität umfaßt drei Fünftheile der Kammer. Die Opposition hat von zweihundert Stimmen nur achtzehn ganz für sich. Wir werden jetzt die Männer, welche jeder dieser vier Parteien — sowohl in den beiden Kammern als außer den parlamentarischen Verhandlungen — angehören, eine Musterung passiren lassen. Dabei beschränken wir uns jedoch ganz auf Biographisches und Anekdotisches.

I. Katholisch-aristokratische Partei.

Diejenigen, welche in der revolutionairen Bewegung Belgiens den geistlichen Einfluß erkannten, mochten nicht wenig darüber staunen, als dieses Volk, das an Messen und Prozessionen so großen Geschmack findet, durch die Stimme eines Kongresses einen protestantischen Fürsten auf seinen Thron rief; und mußte diese Verwunderung nicht steigen, als man den neuen schismatischen Thron durch eine katholische Majorität geschützt sah? Aber die Aristokraten der katholischen Partei fürchteten das Umsichgreifen des populairen Elementes, und urtheilten deshalb auf den ersten Blick, daß man diesen zärtlichen Sprößling des monarchischen Baumes um jeden Preis beschützen müsse, damit er eines Tages die goldnen Früchte trüge, die sie sich davon versprachen. Die neue Regierung, von ihrer Seite, entsagte zwar nicht dem Glauben der Väter, wie Heinrich IV. von Frankreich, wohl aber verbrüderte sie sich aristokratisch mit der Flamändischen Orthodoxie, die ihr voll Treuherzigkeit entgegen kam.

Die katholischen Aristokraten, welche jetzt in der Person ihrer vornehmsten Chefs die Gewalt in Händen haben, und denen nichts so sehr am Herzen liegt, als Bekämpfung des demokratischen Elementes, liegen mit einer kleineren katholischen Partei in lebhaftem Streite. Diese Partei möchte die Freiheit mit den Lehren des Evangeliums vereinigen, und zählt mehrere junge Abbé's, die Talent und glühende Beredtsamkeit auszeichnet, unter ihren Mitgliedern. Allein ihr Gebiet liegt fast ganz außerhalb der Repräsentanten-Kammer, und so werden viele ihrer Anstrengungen vereitelt.

Man hüte sich jedoch, aus dem Gesagten abzunehmen, daß die katholische Partei in Belgien unumschränkt walte. Wenn die beiden Flandern, wenn Limburg, Antwerpen, ein Theil von Brabant und dem Hennegau Männer in die Kammer schicken, die dem katholischen Prinzip ergeben sind, so ernennen Brüssel, Namur, Lüttich, und das Luxemburgische dagegen liberale Deputirte. Was vornehmlich dazu beiträgt, den Ersteren die Majorität zu sichern, ist die Art und Weise, wie die Wahlen geschehen. Man hat das indirekte Votum, wie es im alten Königreich der Niederlande bestand, mit dem direkten, in constitutionellen Ländern gebräuchlichen Votum kombinirt, und ist auf diese Weise zu einer ungenauen Repräsentation gekommen. Unter der alten Regierung z. B. geschah die Wahl durch die Provinzialstände, welche Deputirte des Adels von Stadt und Land waren. Die Städte wurden besonders repräsentirt. Der Wahl-Census derselben stand zu dem der Land-Gemeinden in keiner Beziehung, und da die Gemeinden nach Kantonen votirten, so blieb der Census eines Kantons von dem des benachbarten Kantons unabhängig. Die Quota gestalteten sich demnach so, daß bei jeder Wahl eine hinreichende Anzahl von Wählern sich einfand, und daß ein zu großer Concurs vermieden wurde. So konnte sich der Census einer großen Stadt auf 400, und der eines Dorfes nur auf 25 Franken belaufen. In dem neuen Wahl-Gesetz hat man diese Verschiedenheit des Census beibehalten und die Wahl durch Zusammenkunft aller Wähler eines Distriktes direkt gemacht. Die Belgischen Gesetzgeber haben dieses falsche Prinzip aus dem Beschlusse der provisorischen Regierung geschöpft, welcher die Wahlen auf dem Kongresse leitete.

Besonders in Flandern bemeistert sich die katholische Partei der Wahlen und zwar vermöge des Einflusses, den sie auf die Landbewohner ausübt. Diese ergebenen und blinden Vota bilden eine kompakte und unerschütterliche Mehrheit, an welcher das Votum der Städte scheitert.

Ist der Tag der Wahlen gekommen, so sehen die vornehmsten Orte aus allen vier Weltgegenden kleine Trupps von Bauern in ihre Thore strömen. Jedem Haufen geht ein Mann im Chorrock voran, mit strahlender Stirn und einem Stabe in der Hand. Es sind dies die Dörfer, welche mit ihren Pfarrherren an der Spitze zum Votiren kommen. Ist man in die Versammlungs-Säle gelangt, so stellt der Pfarrer seine Beichtkinder in Reihe und Glied, wie ein Sergeant seine Rekruten. Dann wiederholt er die Anrede von gestern Abend, und vertheilt Karten unter sie, auf welchen der Name der zu wählenden Kandidaten steht.

Bei Gelegenheit der letzten Wahlen versuchten es einige Liberale, diese rohen Kräfte mit List auf ihre Seite zu bringen. Demzufolge stellten sie sich am frühen Morgen an die Thore der Stadt, und erwarteten die Ankunft der Bauern. Als diese in gewohnter Ordnung einzogen, stahlen sich die constitutionellen Wölfe, in katholische Schafsfelle gekleidet, verrätherischer Weise mitten in die schuldlosen Heerden. Sie stellten sich als votirten sie auch für den Kandidaten der Pfarrer, schafften aber die katholische Karte geschickt auf Seite, und substituirten eine andere ähnliche Karte, welche den Namen des Kandidaten der Gegenpartei trug. Allein das Manöver blieb erfolglos. Die vornehmsten Namen, denen man an der Spitze der katholischen Partei begegnet, sind die des Herrn van Bommel, Bischofs von Lüttich, und des Herrn Sterx, Erzbischofs von Mecheln. Beide nehmen zwar allerdings keinen thätigen und eingestandenen Antheil an den Regierungs-Geschäften; allein man betrachtet sie als die Seele der Synode. Die anderen geist-

lichen Würdenträger übertragen ihre Willensmeinung auf die kleinsten Zweige des Klerus; und durch diese verschiedenen Kanäle dringen die Wasser der Gnade und der heiligen apostolischen Lehre zu allen Klassen der Bevölkerung.

Graf **Felix von Mérode**, Staats-Minister ohne Portefeuille, ist durch ihren Einfluß in das Conseil gebracht worden, um dasselbe auf rechtem Wege zu erhalten, während die wohlbekannte Freundschaft, welche Herrn **de Theux**, Minister des Innern, mit dem geistlichen Souverain von Mecheln (Herrn v. Sterx) verbündet, den Chefs der Kirche alle Garantie für die Leitung und Handhabung der Geschäfte giebt. Der Erstere kann als Repräsentant der geistlichen Macht bei der weltlichen angesehen werden; der Letztere als ein Feldherr, der die Pläne in's Werk setzt. Von den Vorfahren des Herrn v. Sterx haben wir sonst nichts zu sagen, als daß er ein Sohn eines Pachters des Herrn Baron von Hoegvorst ist.

Was Herrn van Bommel, Bischof von Lüttich, betrifft, so hat dieser in der kurzen Carrière, die er bis jetzt durchlaufen, mehr Takt und Feinheit gezeigt, als nöthig sind, um einen Diplomaten berühmt zu machen. Er ist ein Mann von gebildetem Geiste, von liebenswürdigem Charakter und noch im kräftigsten Mannesalter. Sein Aeußeres erinnert an die Zeit, in welcher die Fürsten der Kirche unter dem bischöflichen Chorhemde den moschusduftenden Busenstreif des begünstigten Courmachers gern durchschimmern ließen. Einige seiner Getreuen glauben sogar, daß er ihren Frauen gefährlich sey; so viel Gehör verschafft sich die Médisance in jenen kleinen Provinzialstädten.

Der Abbé van Bommel dirigirte vor Ausbruch der Belgischen Revolution ein kleines Seminarium beim Haag. Eines Tages aber wurde sein Haus auf Befehl der Holländischen Regierung geschlossen, und zwar unter dem Vorwand, daß Keiner öffentlichen Unterricht ertheilen dürfe, wenn er nicht selbst, dem aufgestellten Reglement gemäß, unterrichtet sey. Dieser Schlag, der alle seine Hoffnungen vernichtete, trieb ihn in die Reihen der Opposition, und er schrieb mehrere Broschüren über die Freiheit des öffentlichen Unterrichts, wobei er jedoch seine künftige Herrlichkeit unter der klugen Maske der Anonymität in Sicherheit brachte.

Diesen Broschüren zum Trotz machte die Holländische Regierung den Herrn van Bommel 1829 zum Bischof von Lüttich, und vielleicht hat dieser veränderte Wirkungskreis an seiner plötzlichen inneren Umgestaltung wesentlichen Antheil gehabt. Nach seiner Beförderung predigte dieser hartnäckige Kämpe der Freiheit des Unterrichts in seiner Diöcese das göttliche Recht und den passiven Gehorsam. Die Revolution von 1830 hemmte die Beredtsamkeit des Herrn Bischofs in ihrem Fluge. Er mußte wiederum, auf einer Flöße von improvisirten Argumenten eingeschifft, den schäumenden Wasserfall passiren, der die gestürzte Macht von der emporblühenden trennte; er ging trockenen Fußes durch ein stürmisches Meer. Trotz der zahllosen Schwierigkeiten, die seine Holländische Nationalität und noch mehr seine früheren politischen Grundsätze ihm entgegenstellten, fand er doch Gnade vor der Revolution, als König Leopold den Thron bestieg. Er steht jetzt mit dem Erzbischof von Mecheln an der Spitze einer allmächtigen Partei.

Die aristokratischen Katholiken, welche den Bischof von Lüttich und den Herrn von Sterx als ihre geistlichen und geistigen Oberhäupter anerkennen, gründen ihre Hoffnungen vornehmlich auf drei Familien, deren Name, Vermögen und Ansehen Alles in sich begreifen, was in Belgien den entschiedensten Einfluß übt. Es sind dies die **Mérode**, die **Robiano** und die **Vilain XIIII**. Diese Familien kann man als den Brennpunkt der katholischen Aristokratie betrachten. Sie gehörten zu den eingefleischtesten Feinden der Holländischen Regierung; aber nach errungenem Siege gaben sich die meisten Glieder derselben nicht mehr die Mühe, ihre Abneigung gegen das Prinzip, durch welches sie triumphirt hatten, zu verheimlichen.

Ueber die eigentlichen Grundsätze des Staats-Ministers, Grafen Felix von Mérode, ist man jedoch verschiedener Meinung. Dieser Herr bekennt sich öffentlich in allen Stücken zur Sache der Freiheit; allein die Stellung, die er bei seiner Partei einnimmt, und seine vertraute Freundschaft mit dem Erzbischof von Mecheln lassen uns an seiner politischen Aufrichtigkeit zweifeln. Als Privatmann ist er sehr achtungswürdig, und seine Gegner stimmen darin überein, daß keine seiner Handlungen jemals von persönlichem Interesse geleitet war. Man schätzt ihn so hoch, daß er im Jahre 1830 sogar als Kandidat der Königswürde in Vorschlag kam. Der alte Stamm seines Hauses, dessen Stammhalter den Titel eines Fürsten von Rubempré führt, ließ dieses Projekt, welches seine Anhänger für ihn ausgedacht hatten, vielleicht weniger lächerlich erscheinen. Als die Krone Belgiens auf einen Anderen überging, begnügte sich Mérode mit dem Portefeuille eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und wurde nachmals interimistischer Kriegs-Minister. Gegenwärtig sitzt er als Minister ohne Portefeuille im Staatsrath. Seine beiden Brüder zeigten noch weniger Ehrgeiz: der ältere nahm bloß einen Sitz im Senate ein, der jüngere setzte sich auf eine schlichte Bank in der Repräsentanten-Kammer. Wollte Gott, alle eifrigen Katholiken hätten ihre Geringschätzung irdischer Güter so weit getrieben! (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Correspondence inédite de Mme. Campan avec la Reine Hortense. (Briefwechsel der Madame Campan mit der Königin Hortensia.) Paris, 1835.

Bevor wir etwas Näheres über die kürzlich erschienenen Briefe der Madame Campan sagen, scheint es zweckmäßig, einen Blick auf das lange und ehrenvolle Leben der Verfasserin zu werfen. Es ist allgemein bekannt, daß diese Dame mit dem außerordentlichsten Erfolge zwei große öffentliche Unterrichts-Institute geleitet; aber die Meisten wissen nicht, daß sie noch in vielen anderen Beziehungen die gegründetsten Ansprüche hatte auf die Achtung und Schätzung ihrer Mitbürger, und daß ihr Verdienst als Erzieherin vielleicht noch von dem als Schriftstellerin, das ihr im hohen Grade eigen ist, übertroffen werden möchte. Wenn von irgend Jemand, so konnte man von ihr in vielfältigster Hinsicht sagen: „Ihr Beispiel ist immer die beste Lehre."

Madame Campan (Henriette Genêt), Tochter des Herrn Genêt, ersten Secretairs im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, ward am 6. Oktober 1752 geboren. Sie erhielt eine sorgfältige Erziehung; Goldoni unterrichtete sie im Italiänischen; Albanese gab ihr Singstunden; mit Milton und Shakespeare machte sie sich durch sorgfältige Lektüre vertraut, und mehrere Mitglieder der Académie française, Duclos, Marmontel, Thomas unterwiesen sie im Vortrage der schönsten Scenen aus den Tragikern. Kaum funfzehn Jahr alt, wurde sie zur Vorleserin bei einer der Töchter Ludwig's XV., Prinzessin Victoire, ernannt, und kurze Zeit darauf trat sie auf den Wunsch der Dauphine, Marie Antoinette, als Kammerfrau in die Dienste derselben. Die Fürstin verheirathete sie mit Herrn Campan, der eine angenehme, sehr vortheilhafte Stelle am Hofe bekleidete; sie ward eine Zeit lang mit allen Glücksgütern verschwenderisch überschüttet, und man versichert, sie habe eine jährliche Rente von 115,000 Livres genossen; indeß, als die Revolution hereinbrach, theilte sie seit den ersten Tagen derselben alle Bedrängnisse und Gefahren der Königin, ihrer Beschützerin, wich in keinem Trübsal und Leiden jener unglückseligen Zeit von ihrer Seite, und vermochte es erst nach der Gefangensetzung der Königin über sich, nachdem all' ihr Bestreben, dies Loos mit Marie Antoinette zu theilen, vergeblich gewesen war, auf dem Lande (im Thal von Chévreuse) einen Zufluchtsort gegen die Stürme der Revolution für sich zu suchen.

In dieser Abgeschiedenheit beschäftigte sie sich mit der Erziehung ihrer Nichten, und hier war es, wo sie ihr seltenes Talent für die Leitung der Jugend gewahr wurde, welches sich hier zu entwickeln begann. Kurze Zeit nach Robespierre's Sturz, als ihr ganzes Vermögen nur noch in einem Assignat von 500 Franken bestand, unternahm sie mit glücklicher Dreistigkeit zu Saint-Germain-en-Laye eine Pensions-Anstalt für Mädchen, und allen Hindernissen zum Trotz, die ihr Neid und Eifersucht in den Weg legten, um ihr Unternehmen im Beginn zu ersticken, wußte sie sich das Vertrauen der Familien-Mütter zu erwerben. Auch Frau von Beauharnais vertraute damals ihre Tochter und ihre Nichte (Hortense und Emilie Beauharnais) der Madame Campan an, und es schreibt sich von jener Zeit der bedeutende, ja Europäische Ruf her, der der Pensions-Anstalt zu St. Germain zu Theil ward.

Wir wollen hier nicht alle die jungen Damen von hervorragendem Verdienst aufzählen, die sich bei ihrem Austritt aus diesem Hause mit Männern ersten Ranges, mit regierenden Herren, Fürsten, berühmten Generalen, ausgezeichneten Schriftstellern und dergleichen verbanden. Was sie selber betraf, so war für Madame Campan nichts zu wünschen übrig. Aber der Kaiser Napoleon stellte sie an die Spitze des Instituts für die Töchter der Ehrenlegion, und erwies ihr hierdurch unwillkürlich einen schlechten Dienst. Sie leitete dies Institut mit aller der Geschicklichkeit, die ihr eigen war, aber ohne irgend einen der Vortheile zu gewinnen, die ihr wieder zu einem Theile ihres ehemaligen Vermögens hätten verhelfen können; und als gar das verbündete Europa den Kaiserlichen Thron umgestürzt, als die Kammer ihre Geschäfte begonnen hatte, wurde Madame Campan aus dem Hause von Ecouen, dessen Glanz und glückliches Gedeihen allein ihr Werk gewesen war, so zu sagen hinausgestoßen.

Das Sprüchwort sagt nur allzu wahr, daß ein Unglück nie allein kommt:

. . . . „Verum illud verbum
Aliquid mali esse propter vicinum malum."

Madame Campan erfuhr dies sehr bald und auf sehr traurige Weise. Ihre Schwester, Madame Auguié, hatte sich den Tod gegeben; ihr Stiefbruder, Herr Rousseau, war als Opfer der Schreckens-Regierung gefallen; ein schrecklicher Unglücksfall hatte ihr im Jahre 1813 ihre Nichte, Madame de Broc, an der sie mit der innigsten Liebe hing, geraubt; ihr Neffe, der Marschall Ney, wurde, trotz all' seines Ruhms, der Politik zum Opfer gebracht; und nach allen diesen Leiden hatte die unglückliche Frau, die nur noch für ihren Sohn lebte, einen jungen Mann, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, noch den Schmerz, diesen Sohn zu überleben; endlich, nachdem sie sich einer der fürchterlichsten Operationen mit Muth unterzogen hatte, sah sie mit noch größerem Muthe ihrem eigenen Tode gewissermaßen zu.

Bisher hatten wir in ihr nur eine Frau von der reinsten Tugend und, im eigentlichsten Sinne des Wortes, das Muster von einer Erzieherin gesehen, die ein besseres Loos verdiente; gegenwärtig aber handelt es sich von einer Schriftstellerin, von einer Frau, deren gesunder Sinn und ungemein mannigfaltige Kenntnisse sich von aller Pedanterie frei erweisen.

Ihre Memoiren, die nach ihrem Tode von Herrn Barrière geordnet und herausgegeben wurden, gehören zu den lichtvollsten und aufschlußreichsten Werken über den Hof Ludwig's XV., über den des unglücklichen Ludwig XVI. und die Hauptbegebenheiten der Revolution bis zu dem Zeitpunkt, wo die Sieger des 10. August die Republik proklamirten. Sie enthalten eine Menge eigenthümlicher Umstände und merkwürdiger Thatsachen, die ohne die Sorgfalt ihrer Erzählung auf immer unbekannt geblieben wären, und es herrscht in ihnen von Anfang bis zu Ende ein so echter ungekünstelter Ausdruck von Wahrheit, Gerechtigkeit und Mäßigung, daß das alleinige Zeugniß dieser Frau und das Urtheil, welches sie über die ersten Personen des Revolutions-Dramas fällt, von den besten Historikern unserer Zeit befragt und häufig citirt worden ist. Uebrigens sind diese Memoiren ohne Prätension, elegant und klar geschrieben, und nehmen das gespannte Interesse des Lesers in hohem Grade in Anspruch.

In anderer Beziehung können Familien-Mütter, und besonders Er-

-zieherinnen, sich gar nicht genug mit den trefflichen Grundsätzen vertraut machen, die Madame Campan in ihrer: Abhandlung über die Erziehung, in ihrem Rath an junge Mädchen, in ihrer Abhandlung über die Moral und auch in ihren kleinen Lustspielen, die sie für ihre jungen Pensionairinnen geschrieben, niedergelegt und entwickelt hat.

Man erstaunt, wenn man diese Werke liest, über die ungemeine Sorgfalt und den durchdringenden Scharfsinn, mit denen die Verfasserin Gemüth und Geist der jungen Mädchen bei aller Mannigfaltigkeit, Beweglichkeit, und bei allem oft so geheimnißvollen Wesen desselben, bis in die kleinsten Details studirt hat. Dieser wichtige Gegenstand konnte gar nicht besser gefaßt und behandelt werden, und keine Frau — oder es müßten die unglückseligsten Verhältnisse eintreten —, die nach den Grundsätzen der Madame Campan erzogen ist, wird die Erfüllung ihrer heiligen Pflichten als Gattin und Mutter in der Welt versehlen.

Die bisher ungedruckte Korrespondenz dieser Dame mit der Tochter der Kaiserin Josephine bietet zum wenigsten ein eben so großes Interesse dar, als ihre Memoiren. Der erste Brief ist vom 11. November 1797, der letzte vom 17. Februar 1822 — also ein Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren, und während dieser Zeit, welche außerordentlichen Wechsel im Schicksal des Zöglings, mit dem Madame Campan diese vertraute Korrespondenz führt.

Zuerst ist es die Tochter der Madame Bonaparte, an die unsere berühmte Lehrerin eine Anzahl Briefe richtet, in denen schon eine durchaus mütterliche Freundschaft athmet. Später hält sie es für ihre Pflicht, dieser Schülerin, deren Stiefvater zum ersten Konsul der Republik ernannt worden war, liebreichen rührenden Rath zu ertheilen. Dann gezwungen, nach und nach neue Formeln und Ausdrucksweisen anzunehmen, in der Korrespondenz mit einer Kaiserlichen Hoheit, mit einer Königin von Holland, behält sie sich doch nichts desto weniger das Recht vor, ihrer Schülerin mit Freimüthigkeit alle Wahrheiten zu sagen, die sie für dieselbe für nützlich hält; sie giebt ihr Regeln des Benehmens, schärft ihr ein, wie sie sich vor dem schmeichlerischen Gezisch der Hofschranzen zu verwahren habe, spricht ihre Wohlthätigkeit, ihre Barmherzigkeit an zu Gunsten der unglücklichen Tugend, u. dgl., und gegen das Ende dieser Periode, die in den Annalen Europas als einzig und unvergleichlich dasteht, wird es ihr dann Bedürfniß, ihr Herz in den Busen ihrer Schülerin auszuschütten, und sich mit ihr über ihr gemeinsames Unglück zu trösten. Man kann also in Wahrheit sagen, daß diese Korrespondenz mit der Geschichte des Konsulats, des Kaiserreichs und der Restauration in wesentlicher Verbindung steht.

Es würde zu weit führen, wenn wir uns hier darauf einlassen wollten, Madame Campan und ihre Schülerin die ganze Bahn dieser großen Begebenheiten hinab zu begleiten. Wir heben deshalb nur ein Paar Stellen aus einem oder zwei Briefen, die sich auf den Glückswechsel der Napoleonischen Familie beziehen, heraus.

Indem Madame Campan die höchste Bewunderung für die großen Thaten des Kaisers an den Tag legt, läßt sie sich diese Gelegenheit nicht entgehen, ihrer Schülerin, die nun Fürstin geworden, Lehren der Mäßigung und Bescheidenheit zu geben:

„In welchen Mannes Nähe leben Sie? Welchen glorreichen Namen führen Sie, mein theures Kind! Aber bewahren Sie nichts desto weniger die hohe Einfachheit, die Ihnen eigen ist. Sie kleidet so schön mitten unter der Fülle des Ruhms, und es giebt nichts Alberneres, als sich von einer solchen Umgebung zu einem gezierten Wesen verführen zu lassen. Sie macht sich durch sich selber geltend, und mäßigt man ihren Glanz durch ein einfaches und bescheidenes Benehmen, so gewinnt man, neben den äußeren Huldigungen, eine Achtung, eine Liebe, ein Interesse, die hundertmal mehr werth sind, als jene, und zur Folge haben, daß alle Welt sie rühmt, ohne auf Ihre Vorzüge und Vortheile eifersüchtig und neidisch zu seyn; das sind große Wahrheiten. Wenige freilich üben und preisen sie, weil es Wenige giebt, die Geist mit Herzensgüte in sich vereinigen, und weil man ihnen gesagt hat: Ihr müßt euch würdevoll benehmen. Das Haupt der Regierung muß diese strenge Würde auch im Aeußern zeigen, allerdings; aber für alle Andere, die ihm nahe stehen, liegt die Würde in der Bescheidenheit. Uebrigens haben Sie ja Alles, alle Mittel des Reichthums, aller Glanz der äußern Erscheinung steht Ihnen zu Gebote, und das ist nothwendig und zugleich genügend, aber die geschraubten hochfahrenden Manieren, die affektirten Manieren der ehemaligen Prinzessinnen, ihre Art zu grüßen rc. rc., o pfuy! pfuy! das macht es nicht aus, und Sie werden nie in dies platte Geprunke verfallen, wohinter sich die Mittelmäßigkeit versteckt, und das Einzige, wodurch sie noch liebenswürdig seyn könnte, die Herzensgüte, auch verschwinden macht."

Madame Campan's Meinung über den Schutz, den die Großen den Künstlern ertheilen sollen, möchte ebenfalls der Anführung werth seyn. Die Lehre ist nicht minder an die Gattin des ersten Konsuls, als an die von Ludwig Bonaparte gerichtet:

„Fürchten Sie die Künstler, gehen Sie schonend mit ihnen um, ich meine, machen Sie dies Ihrer Mama bemerklich, auf die Ihr gesunder Geist Ihnen in vollster Ausdehnung den wohlthätigen Einfluß einer Freundin geben muß. Glauben Sie ja nicht, daß ich bei meiner Liebe für die Künste gegen die Fehler der Künstler blind bin; ich bin es wahrlich nicht. Ich weiß wohl, daß es keine eitleren, stolzeren Wesen giebt; daß sie durchaus mit den höchstgestellten Personen auf einer Linie stehen wollen; aber die Geschichte aller Jahrhunderte hat diesen Anspruch autorisirt und zum Gesetz erhoben. — Sie werden keinem großen Fürsten, keinem großen Eroberer in der Geschichte begegnen, neben dessen Namen Sie nicht die Namen großer Künstler seiner Zeit finden werden. Alexander, Perikles gehen mit Apelles, Zeuxis, Phidias. Nie werden August oder Cäsar ohne Virgil und Horaz genannt. Franz I. besucht Leonardo da Vinci. Der Glanz von Ludwig's XIV. Namen empfängt seine Strahlen von den Namen Racine's, Boileau's, Lebrun's, Lesueur's, Perrault's und Anderer. Auf solchen Beispielen beruhen ihre Ansprüche; sie sind alt und ehrwürdig, und doch will ich sie in Ihren Augen nur des Interesses wegen geltend machen, welches mir in Bezug auf Sie und in Bezug auf den ersten Konsul vorschwebt. Denn die Fürsten, die diese Wahrheiten eingesehen, haben sich guter Dienste von ihnen zu erfreuen gehabt. Sie allein tragen den Ruhm des Namens in die Ferne. Die Feder, der Meißel, der Pinsel, das sind die Mächte, die den vollen Lohn der Zukunft ertheilen, den große Herzen so feurig wünschen. Ich habe Ihnen hundert Mal gesagt, daß Ludwig XVI. und Marie Antoinette, die letzten und die unglücklichsten aller unserer Monarchen, nur politische Fehler begangen hatten, daß ihr Privatleben durchaus liebenswürdig war, wie Alle erfahren haben, die in ihre Nähe gekommen sind. Ein großer Fehler der Königin war, daß sie nur der Musik huldigte und fördernden Schutz angedeihen ließ, weil sie sie liebte, und den Moden, weil sie den Putz gern hatte. Malerei, Poesie, bildende Künste, vaterländischer Gewerbs- und Kunstfleiß, das Alles schien gar nicht für sie da zu seyn. Ich habe vielleicht unter allen Frauen am herzhaftesten davon zu ihr gesprochen. Sie hatte eines Tages in ihren inneren Gemächern eine Dame empfangen, die ihr von den galanten Abenteuern einer Fürstin erzählte, und sie sprach gegen mich ihren Widerwillen gegen diese Frau aus, die so ihren Neigungen und Leidenschaften hingegeben sey. Sie hatte Recht, allerdings; aber ich war so frei, ihr zu sagen, daß alle diese galanten Abenteuer nur Kammerfrauen-Geschichten bleiben würden, weil sie Sorge getragen, die großen Rufmacher, die Geschichtschreiber, Philosophen und Künstler in ihr Interesse zu ziehen, und daß sie (Marie Antoinette) dagegen, deren Privatleben die Achtung aller derer verdienten, die sie hinlänglich kannten, in Folge ihrer Mißschätzung geistiger Größen, der Schmähung und dem Spott der Libellisten verfallen und daß keine Kämpfer ersten Ranges auftreten, ihren Namen auf den Schild heben und der Nachwelt überliefern würden, in der er einer Stelle so würdig war. Was wäre das Großes, Madame, setzte ich hinzu, wenn sie wirkliche Tugenden zu feiern hätten? die bedürfen freilich ihrer Verherrlichung nicht. — Außerdem gebe ich Ihnen noch zu bedenken, daß im gegenwärtigen Moment fast sämmtliche Künstler ersten Ranges Häupter der Partei gewesen sind, die Bonaparte unterdrückt, um einen Zustand der Ordnung und der Harmonie und den gleichmäßigen und würdigen Gang einer guten Regierung herzustellen; und wenn vernünftigerweise nicht zu rathen wäre, ihnen zu schmeicheln, als ein Mittel, welches die Gränzen wahrer Würde überschritte, so gebietet doch die Vernunft zum wenigsten, sie nicht zu vernachlässigen, besonders in dem Moment, wo man ihnen eben zu Folge gewichtiger Gründe das Asyl genommen hat, das ihnen Ludwig XIV. gegeben hatte."*)

Außer solchen Lehren finden wir eine Menge von merkwürdigen Anekdoten, politischen und literarischen Urtheilen, pikanten heitern Erzählungen, die eine angenehme Mannigfaltigkeit in die Korrespondenz bringen. Die Gesetze der Vernunft und des Geschmackes sind die durchgängig herrschenden in derselben. Der Stil könnte etwas mehr Präcision haben; man merkt es, daß diese Briefe schnell hingeschrieben und so abgedruckt sind, wie sie zuerst aus der Feder geflossen; so ist allerdings nicht immer der glücklichste Ausdruck für den Gedanken gefunden; man muß aber erwägen, daß die Verfasserin nie an die Publication derselben gedacht. Uebrigens ist ihre Schreibart auf gleiche Weise von sentimentaler Emphase und trivialer Vertraulichkeit fern, und ihre Phantasie bietet ihr eine Fülle der treffendsten Bilder dar.

Ihre Uebergänge vom Ernst zum Scherz sind besonders reizend, und sie erinnert in vieler Hinsicht, ohne auch nur im geringsten nachzuahmen, an die Marquise von Lambert, nur mit dem Unterschied, daß ihre Rathschläge, an ein gekröntes Haupt und in einer Zeit gerichtet, die an außerordentlichen Begebenheiten vor allen früheren reich zu nennen ist, ein allgemeines Interesse einflößen, als Lehren der Moral und des Benehmens, die sich nur auf das Leben eines Privatmannes beziehen.

Ueber die Sucht, als Schriftsteller aufzutreten.

Schwache Sterbliche, wie wir einmal sind, werden wir alle mit irgend einer Wunderlichkeit, einer Sucht, sey es welche es wolle, geboren. Boïeldieu, unser liebenswürdiger Musiker, hatte eine Sucht nach kleinen Messerchen; Hoffmann, dieser geistreiche beißende Journalist, für den das Journal des Débats noch keinen Ersatz gefunden hat, an dreißig Stück Tabacks-Dosen, die sämmtlich mit Taback gefüllt waren und auf allen Möbeln in allen Winkeln seines Zimmers herumstanden; so trägt Herr Laffite keine andere als gelbe Westen und Herr Dupin keine andere Schuhe als mit Hacken. Von diesen natürlichen oder künstlichen Wunderlichkeiten, sind einzelne nun originell, andere wieder lächerlich und bizarr; aber es giebt auch welche, die von gar ernsthafter und verhängnißvoller Natur sind und auf unsere Wohlfahrt, unser Geschick, unsere ganze Existenz einen gar mächtigen Einfluß üben. In diese Klasse gehört unter Anderm die Wuth, mit der gewisse Geister sich für die Bühne, für die Literatur berufen glauben, obwohl ihnen grade die ersten Erfordernisse hierzu von der Natur versagt sind. Wir werden ein ander Mal auf die Sucht Komödie zu spielen zurückkommen, und wollen heut nur von der Wuth als Schriftsteller sprechen.

Man müßte ein zweiter Charles Dupin seyn, um ein genaues Register aller Leute zu entwerfen, die von der Begierde brennen, sich drucken zu lassen; es gehörte eine namenlose Geduld und der Kopf eines Mathematikers dazu, wenn man so die ganze literarische Leiter herabsteigen wollte von Lamartine und Victor Hugo bis zum Che-

---

*) Im Ausbau-Entwurf des Louvre hatte der erste Konsul die Wohnungen gestrichen, die mehrere Maler und Bildhauer der Akademie in diesem Schlosse inne hatten.

valier de Fonvielle, von Scribe und Alexander Dumas bis zu Viennet; man könnte eher die Sterne der Milchstraße zu zählen unternehmen, als diese Reihe von Schriftstellern. Alles hat es auf die Literatur abgesehen; Jedermann will Literat werden. So muß denn auch eingestanden werden, daß man seit zehn Jahren so viel erbärmliches und lächerliches Zeug im Druck hat erscheinen sehen, so viel langweilige Bücher hat lesen, so viel monotones Einerlei hat vernehmen müssen, daß man allerdings mehr als bescheiden seyn muß, wenn man nicht glauben sollte, man könne das allenfalls auch; die Literatur ist zu einer Bank geworden, zu einem nothwendigen Existenzmittel, um nicht entweder seinen Freunden zur Last zu fallen, oder seine Gläubiger zu betrügen. Auch ist eine vollständige Revolution in den wesentlichen Eigenschaften, die den Schriftsteller machen, vorgegangen. Ehemals gehörten zu einem Schriftsteller lange und umfassende Studien, mannigfache, ausgebreitete, tiefe Kenntnisse, Bildung im strengsten Sinne des Wortes, ein Talent, welches Erfahrung und Wissenschaft gereift — heutzutage reicht eine gehörige Portion Eigenliebe dazu hin, und daß man eben die Feder in die Hand nimmt, und in's Gelag hinein drauflos schreibt. Wenn man orthographisch schreiben könnte, wozu wären die Wörterbücher? wenn man selber schon Bildung hätte, wozu die Bücher der Andern? Um Schriftsteller zu werden, mußte man unerhörte Schwierigkeiten überwinden; viel einfacher, alle diese Hindernisse links liegen zu lassen. Wenn Voltaire noch lebte, so würde er zu seinem Friseur, wenn dieser ihn nicht ordentlich bediente, sagen: „Nimm lieber die Feder in die Hand und schreib!"

Auch ist es gar nicht zu verwundern, daß die Zahl der Schriftsteller in so ungeheurem Maaße gewachsen ist; was ist angenehmer, als ein Stand, der gar keinen Fond erfordert, nicht einmal von Geist. Wie prächtig duckt sich's da unter! Es erinnert uns dies an die kostbare Antwort, die die Gazette des Tribunaux unlängst mittheilte von Einem, der als Vagabond arretirt war und im Verhör auf die Fragen, was sein Handwerk wäre und wovon er lebe, erwiederte: Ich habe die Absicht, Vaudevilles zu schreiben.

Andererseits ist dieser Erwerbszweig, der mit so leichter Mühe auszubeuten ist, zu gleicher Zeit so verführerisch, so anlockend, daß man leicht begreift, wie die Sucht und die Wuth, sich desselben zu bemächtigen, so rasch und weit um sich gegriffen hat. Es thut so wohl, sich zum Gegenstand des allgemeinen Gesprächs zu machen, sich als einen Mann von Talent zu erweisen, sich einen Namen zu machen. Auch ist kein ungeschickter Ladendiener zu finden, der nicht sein Drittel oder Viertel zu einem noch nicht aufgeführten Vaudeville geschrieben; kein unfähiger Deputirter, der nicht seine Intrigue ersonnen, kein alter unbauchbarer Pair von Frankreich, der nicht ebenfalls auch seine Brochüre hätte schreiben wollen. Man muß sich hinter den Coulissen unserer Bühnen umgesehen und in den Directions-Büchern geblättert haben, um die Anzahl von Werken für glaublich zu halten, die diese allgemeine literarische Wuth in die Welt gesetzt hat. Es ist ein Schwindel, der eine Menge von Geistern, die für ein anderes Geschäft mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet waren, ergriffen, ihnen den Kopf verdreht, sie in eine Bahn geworfen, für die sie nicht geschaffen waren, und ihnen so völlig ihre Zukunft und ihr Lebensglück vernichtet hat.

Ich habe einen dieser unglücklichen jungen Leute, die die Schriftstellerei ins Verderben gestürzt hat, gekannt: man höre seine Geschichte; sie kann wenigstens zum warnenden Beispiele dienen. — Sein Vater, ein achtbarer Mann, Notar auf dem Lande, in einem kleinen Wirkungskreise, unbekannt aber glücklich, hatte nur dieses einzige Kind; alle seine Träume von Glück, alle seine ehrgeizigen Ideen von einer stolzeren Zukunft concentrirten sich auf seinen theuren Alphonse; sein einziger Wunsch, sein einziges Verlangen war, seinen geliebten Sohn das fünfundzwanzigste Jahr erreichen zu sehen, um ihm dann seine Praxis abzutreten — der gute Vater: er suchte ihm eine junge reiche Frau aus, die Tochter des Herrn Maire, warum nicht? Alphonse versprach, ein hübscher gescheidter Bursch zu werden, er mußte Königlicher Notar werden, es ging gar nicht anders; Mademoiselle Valentine war eine Partie von 25,000 Franken; nirgends eine Hemmung für den jungen Beamten, die schönste Carrière stand ihm offen; auf dem Fleck würde er zum Mitglied des Municipal-Rathes ernannt worden seyn ... ja, vielleicht einmal zum Maire — einfach und naiv, wie er war, stand der gute Notar selber erschreckt vor den Plänen seines Ehrgeizes still, hegte und pflegte indessen nichts desto weniger tagtäglich seinen Traum, und malte sich sein Luftschlößchen immer behaglicher und freundlicher aus. Der kleine Alphonse entsprach den Wünschen seines Vaters vollkommen, machte gute Fortschritte in seiner Pension, hatte seinen zweiten Preis im Griechisch-Uebersetzen errungen — man denke sich die Freude des Alten! Ein Notar, der Griechisch verstand, was sollte dem wohl noch in den Weg gelegt werden? .. Bald war die Schulzeit Alphonsens um, und er wurde bestimmt, auf ein Jahr nach Paris zu gehen, um die Rechte zu studiren; zu einer sorgfältigen Erziehung gehörte noch dies Letzte.

So langte er denn in Paris gegen Ende des Jahres 1827 an. Da die Studien doch nicht seine ganze Zeit in Anspruch nehmen konnten, so gab man ihn zu einem Sachwalter hin, mit dem der wackere Notar ehemals in Verbindung gestanden. Die Aufführung des jungen Juristen war zwei Monate lang musterhaft; bald aber gerieth er in ein näheres Verhältniß zu einem Mitschüler, der wiederum mit einem Novellenschreiber, Follets, unsterblichen Angedenkens liirt war.

Der Literatus gab ihnen anfangs Theater-Billets, sprach ihnen dann bei einem Diner von einem Vaudeville, in dem er einige Couplets gemacht habe und das so eben von Madame Saqui angenommen worden sey, und durch dergleichen fing nach und nach die Phantasie des armen Alphonse Feuer; auch er hatte ein Paar Liedchen gemacht, ein Paar Couplets gereimt; auch er fühlte die Kraft in sich, das Sechstel eines Vaudevilles zu fabriziren; überdies war es so angenehm, sein freies Entrée bei Madame Saqui zu haben, hinter die Coulissen zu treten, mit den Schauspielern umzugehen, mit den Actricen zu schwatzen, die ihm bisher wie Gottheiten erschienen waren, denen er sich niemals nähern zu dürfen geglaubt hatte — und dann gedachte er weiter und weiter, fühlte Talent genug in sich, sich bis zum Bobino und den Gebrüdern Sevestre aufzuschwingen. Was soll ich mehr sagen? Die Akten wurden ihm so trocken, er kriegte vor dem jus einen solchen Ekel, das Leben in der Provinz war so monoton und so glücklich, und das Drama erschien ihm als die einzige Sphäre, in der er leben und weben müsse. Bald warf er seine Studien bei Seite, und kümmerte sich um seine Professoren und ihre trockenen Unterrichtsstunden im genialischen Uebermuth nicht weiter.

Sein trostloser Vater kam an, aber es war zu spät; der allgemeine Taumel hatte den armen Alphonse durch und durch ergriffen; er wollte durchaus ein Schriftsteller seyn, und es sollte nun einmal auf seiner Karte: homme de lettres stehen. Zu seinem Unglück wurde er sehr schnell gedruckt; ein Räthsel, das er verfaßt, erschien im Corsaire; sein Ehrgeiz kannte nun keine Gränzen mehr, alle Rettungsmittel waren vergebens. Umsonst griff sein armer Vater, nachdem er die eindringlichsten Bitten und Ermahnungen an ihn verschwendet, zu einem Mittel, welches er gleich anfangs hätte ergreifen sollen, und entzog dem Sohn die mäßige Unterstützung, die er nach Kräften seines kleinen Vermögens ihm bisher zufließen lassen .... Was half es? Sogleich hielt sich Alphonse für einen Gilbert oder Chatterton. Die Krankheit war in ihrem letzten Stadium; sie war chronisch und unheilbar geworden.

Der arme Vater starb aus Kummer darüber; die paar tausend Francs, die er seinem Sohn hinterließ, wurden in einigen Monaten verzehrt.

Gegenwärtig, um das Letzte zu sagen, ist der Unglückliche, der ein vollkommener Notar hätte seyn können, ein Schriftsteller, der keinen Sou in der Tasche hat; aber er hält sich für glücklich; lassen wir ihn in seinem Wahn. (La Justice.)

Bibliographie.

Des Causes du Malaise qui se fait sentir dans la Société, en France, des agitations qui la troublent, et des moyens d'y remédier. — Vom Baron Bouvier du Molart. 6 Fr.
Principes d'économie politique et de finance etc. — Von Ganilh.
Recherches historiques sur la Faculté de médecine de Paris, depuis son origine jusqu'à nos jours. — Von J. C. Sabatier. 5 Fr.
Abrégé de l'art vétérinaire. — Nach dem Englischen des White, mit Anmerkungen von Delaguette. 3½ Fr.
Cours complet et simplifié d'agriculture et d'économie rurale et domestique. — Von Louis Dubois. 18 Fr.
Manuel du coutelier. — Von H. Landrin. 3½ Fr.
Pratique simplifiée du jardinage. — Von L. Dubois. 3½ Fr.
Secrets de la chasse aux oiseaux. — 3½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Das Russische encyklopädische Wörterbuch. Dieses Werk zählt in diesem Augenblick 6335 Unterzeichner, theils in Petersburg, theils außerhalb. Die zum Buchstaben A gehörigen Gegenstände (wenigstens 2500 Artikel) liegen fertig ausgearbeitet, und sechs Bogen sind bereits gedruckt. Die zu den drei folgenden Buchstaben gehörigen Wörter sind geordnet. Die Zusammensetzung und Ausarbeitung der Artikel geht sehr rasch vor sich, ungeachtet mancher unvorhergesehenen Hindernisse, die bei solchen Unternehmungen, namentlich im Anfange, schwer zu vermeiden sind. Das von der Redaction gegebene Versprechen, daß dieses Wörterbuch keine Uebersetzung auswärtiger Wörterbücher dieser Art, sondern ein Russisches Originalwerk seyn soll, erfüllt sich im ganzen Sinne des Worts, und in einem größeren Umfange, als es anfangs beabsichtigt war. Die Redaction benutzte alle hierher gehörigen auswärtigen Hülfsmittel, traf aber eine strenge Auswahl, und sah sich genöthigt, einen großen Theil derselben umzuarbeiten, um sie den Begriffen und Bedürfnissen des Russischen Publikums zugängig zu machen. Zahlreiche neue Artikel gehören der Geschichte, Geographie, Statistik, Rechtsverfassung und Literatur Rußlands an.

— Amerikanische Anekdoten. Bekanntlich ist ein Haupt-Bestreben der gesellschaftlichen Vereine in den Vereinigten Staaten die Beförderung der Nüchternheit; man wendet daher unter Anderem, wie die Times berichtet, auch folgendes Gegenmittel gegen die Trunkenheit an: „Man betrachtet die Sucht, sich zu betrinken, als eine Art von Wahnsinn, und wenn man einen Trunkenbold in seinem Paroxismus antrifft, bringt man ihn ins Spital, legt ihm Blasenpflaster auf, scheert ihm den Kopf kahl, und feuert eine ganze Salve Medizin auf ihn ab; diese Kur thut gewöhnlich die besten Dienste und macht eine Wiederholung unnöthig." — Das erwähnte Blatt erzählt auch folgende Anekdote: „Zwei junge Amerikaner aus angesehenen Familien besuchten kürzlich Brighton. Ein Herr, an den sie Empfehlungsschreiben hatten, nahm sie mit in die Königlichen Marställe, und zeigte ihnen dort unter andern ein kleines nettes Pferd, mit der Bemerkung, daß es dem Herrn Hudson gehöre, der die schnelle Reise nach Rom gemacht, um Sir Robert Peel aufzusuchen. „Ritt er da auf diesem Pferdchen?" fragten die beiden Amerikaner."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Freitag den 3. April 1835.

Schweden.

Schwedische Romanen-Literatur.

Azouras Tintomara.

Das Feld der Romane war vor etwa 30 bis 40 Jahren von den Schweden wenig bearbeitet; ihre Original-Romane beschränkten sich auf einige wenige aus älterer Zeit (wozu auch die jetzt mit Unrecht ganz vergessenen Romane von Blörk gehörten), und eine Menge von Uebersetzungen theils Deutscher, theils Französischer und Englischer Machwerke mußte dem lesenden Publikum in Schweden diesen Mangel ersetzen. In neuerer Zeit jedoch ist es anders geworden, und es haben auch im Gebiete des Romans die Schweden eine regsame produktive Thätigkeit gezeigt. Ward hier auch manches Mittelmäßige und Schlechte mit zu Tage gefördert, so sind auch der guten Sachen nicht wenige, wie besonders die historischen Romane von Mellin, die Romane der Demoiselle Bremer, Sparre's „letzter Freisegler" („den sista Friseglaren") und mehrere andere beweisen.

Zu den gediegeneren neueren Productionen der Schwedischen Romanen-Literatur gehört auch folgendes merkwürdige, seltsam betitelte Werk: „Freie Phantasieen, welche, als ein Ganzes betrachtet, von Hrn. Hugo Löwenstjerna bald das Buch der Rose, bald eine herumirrende Hindin genannt ward" („Fria Phantasier, hvilka betraktade Jäsom ett helt af H. Hugo Loewenstjerna stundom kallades törnrosens bok, stundom en irrande hind"). Hiervon erschien vor einigen Monaten der vierte Band noch unter dem besondern Titel: „Der Schmuck der Königin, oder Azouras Lazuli Tintomara: Erzählung von Begebenheiten vor, während und nach dem Morde Gustaf's III." Roman in 12 Büchern („Drottningens Juvelsmycke, eller Azouras Lazuli Tintomara; berättelse om händelser näst före, under och efter, Gustaf's III. mord"). Diese Erzählung zeichnet sich, so wie die in den früheren Theilen, durch einen originellen interessanten Grundgedanken, durch scharfsinnige Durchführung des Plans, Reichthum der Erfindung, und durch vortreffliche Charakterisirung der einzelnen, meist historischen Personen, aus. Die Hauptperson, Azouras, ist ein Mädchen, welches, so eben über die Gränze der Kindheit hinaus mit innerem Reichthum und bezaubernder Schönheit begabt, ganz und gar Natur ist, und daher alle die Güte und die Reinheit besitzt, welche Natur und Instinkt, ohne jene andere Beihülfe, schenken können. Durch eine eigenthümliche Stellung in der Gesellschaft, wodurch dies räthselhafte Wesen genöthigt wird, immerfort die Rollen von Weib und Mann zu wechseln, wirkt sie zerstörend auf alle diejenigen ein, die in den Kreis ihrer unabsichtlichen Bezauberung gerathen, da sie gegen ihren Willen bald in der einen, bald in der andern Rolle eine Liebe erweckt, die sie wohl wahrnimmt, aber nicht versteht, und daher unerwiedert läßt. Was dem Verf. hierbei vorschwebte, ist wohl ein reines Naturbild der Menschen-Reinheit, für welche die gewöhnliche Trennung und die gewöhnliche Wiedervereinigung zwischen männlicher und weiblicher Individualität fremd ist, der Zustand, wo der Mensch, über allen Streit der Bildung und Verbildung erhaben, auf einer höheren Lebensstufe mit derselben reflectionslosen, derselben unerschütterlich harmonischen Selbsteinheit lebt und handelt, wie es, in niedrigerer Weise, die allgemeine Eigenschaft der Thierheit zu seyn scheint. Daher hat aber auch der Verf. sein unschuldvolles Zauberwesen eine Heidin inmitten eines christlichen Zeitalters und eines christlichen Landes bleiben lassen. Die Umstände, durch welche die Möglichkeit hierzu motivirt ist, sind mit Scharfsinn ausgedacht, und die Auswege dazu, welche Gustaf's III. Zeit vor jeder andern darbot, sind so glücklich benutzt, daß die poetische Wahrscheinlichkeit der Person beinahe an eine historische gränzt. Wir geben hier zur Probe nachstehenden Auszug aus dem Roman, dessen Heldin Deutsche Leser an Goethe's „Mignon" erinnern dürfte, die unstreitig dem Schwedischen Verfasser auch vorgeschwebt hat.

„Fräulein Rudenstöld und ihre Freundin saßen auf einer der Bänke in der hellen und schönen Kirche auf dem Norrmalm, welche ein Ueberbleibsel des früheren berühmten St. Klara-Klosters ist, und noch diesen Namen trägt. Die Predigt war aus, und die mächtigen vollstimmigen Töne der Orgel, durch die geschickten Hände eines ausgezeichneten Organisten hervorgelockt, schwebten in unsichtbaren Engels-Chören im hohen Gewölbe der Kirche, ließen sich auf die Zuhörer nieder und drangen warm in ihre Herzen ein. Azouras sprach kein Wort. Sie sang auch nicht, denn sie kannte keinen einzigen Psalm, und Fräulein Rudenstöld sang nicht, weil sie es in der Kirche nicht zu thun pflegte. Während des Spieles der Orgel erlaubte sich jedoch das Fräulein, Eines und das Andere über die schöne Predigt des Dr. Asplund zu äußern und über die Bekanntmachungen nachher, die so langweilig gewesen waren. Aber als ihre Nachbarin, ohne zu antworten, fortfuhr, fast unbeweglich mit groß geöffneten Augen vor sich hinzustarren, so wie man vor sich hinblickt, ohne auf etwas Bestimmtes zu sehen, da änderte das Fräulein die Rede. Plötzlich bei einem Tonfalle in der Musik, der eine Kadenz schloß, fuhr Azouras zusammen, blinkte schnell mit den Augenlidern, und ein leiser Seufzer verrieth, daß sie von einem inneren, betrachtungsvollen, unerklärten Zustande zu ihrer Freundin und sich selbst zurückgekommen sey. Etwas Unbeschreibliches von höchst trauriger Färbung, von beinahe schwarzem Teint schien in ihren Augen, und mit einem kindischen Blick auf die Freundin äußerte sie: „„Sag' mir, was stellt dies große Gemälde dort vor?""

„„Das Altar-Gemälde? Weißt Du das nicht? Das Altar-Gemälde in Klara ist ja eines der schönsten, die wir besitzen.""

„„Was geschieht denn dort?"" fragte Azouras.

„Das Fräulein sah zur Seite; sie wußte nicht, daß ihre Nachbarin auf der Bank ein Mädchen ohne Taufe, ohne Christenthum war, ohne die geringste Kenntniß in der Religion, eine Heidin, und noch weniger als ein Heide, denn auch dieser hat seine Lehre. Fräulein Rudenstöld glaubte, des Mädchens Frage rühre bloß von einer zufälligen Vergessenheit her, und antwortete, um sie zu erinnern: „„Ja, Du siehst, es ist dies eins der gewöhnlichsten Gegenstände, aber vortrefflich gemalt, und das ist die Sache. Da oben, zwischen den übrigen Personen auf dem Gemälde, merkst Du eine zur Hälfte liegende Figur, welche todt ist, — sieh', welchen Ausdruck der Maler in jeden Zug gelegt hat — es ist der Heiland.""

„„Der Heiland?""

„„Ja, Gottes Sohn, wie Du weißt, oder Gott selbst.""

„„Und er ist todt?"" murmelte Azouras vor sich hin. „„Ja, ich glaube es, es ist so; es ist göttlich, todt zu seyn!""

„Fräulein Rudenstöld sah ihre Nachbarin mit großen Augen an. „„Du mußt diese Gegenstände nicht mißverstehen"", sagte sie; „„es ist menschlich, zu leben und leben zu wollen. — Doch laßt uns von hier weggehen, Angst beklemmt meine Brust.""

......„„Doch nein, hier bleibe ich jetzt, bis meine Angst vergeht. Gehe, Lieblichste, Du sollst von mir hören.""

„Fräulein Rudenstöld entfernte sich von ihr, ging aus der Kirche und über den Kirchhof nach dem östlichen Thore, das zur Odens-Straße hinausführt."

„Das Mädchen blieb indeß in der Kirche, trat in einen Winkel unter den Treppen des Orgelwerks, sah, ohne bemerkt zu werden, die Leute nach und nach hinauswandern, und hörte zuletzt den Küster und den Kirchenwächter ihren Weg gehen. Als die letzte Kirchenthür zugeschlagen ward, trat Azouras aus ihrem Versteck hervor. Abgeschlossen von der ganzen Welt, getrennt von allen Menschen, fand sie sich einsam in einem großen lichten Gebäude, wo die Mittagssonne ihr Gold auf alle Gegenstände ergoß. So unkundig sie in Betreff unserer heiligen Kirchen-Gebräuche und der Bedeutung der Dinge war, die sie um sich her erblickte, so hatte sie doch schon einige Mal früher dem Gottesdienste, als einem Zeitvertreibe, beigewohnt, und dabei ihre Aufmerksamkeit dem einen oder anderen Gegenstande zugewandt. Die Personen, mit denen sie in den Gängen und Sälen der Oper gelebt hatte, gingen fast nie in Gottes Haus, und im Allgemeinen war der Kirchenbesuch in dieser ganzen Zeit nicht sehr gebräuchlich. Was Wunder denn, wenn ein Kind, das keiner Gemeinde Mitglied war und von keinem Priester ein unterweisendes Wort erhalten hatte, versäumte, was selbst die Eingeweihten nicht fleißig beobachteten? — Sie ging bis zum Gang der Kirche vor, und nie hatte das düster schreckbare Gefühl der Verlassenheit sie mit solcher Macht wie jetzt erfaßt; denn es war gepaart mit der Ahnung einer großen bevorstehenden Gefahr. Ihre Brust klopfte gewaltsam; sie fühlte unaussprechliche Sehnsucht — aber wohin? — nach ihrem wilden freien Walde, wo sie schnell wie ein Wild umhergesprungen? — oder wohin?"

„Sie trat zum Chore und näherte sich dem Altar-Ringe. „„Hier irgendwo, erinnere ich mich, daß ich einmal — aber es ist lange her und es steht wie ein Schatten bloß vor meinem Gedächtnisse — hier sah ich viele Leute auf den Knieen liegen; es muß ihnen zu etwas gedient haben. Wenn ich es auch so machte!"" Sie faltete daher ihre Hände und kniete vor dem Chore auf das Steinpflaster nieder. Aber was sollte sie nun weiter thun oder sagen? Wozu sollte es Alles seyn? Wohin sollte sie sich wenden?"

„Sie wußte es nicht. Sie sah in ihre Gedanken wie in eine unermeßlich schweigende Heimath nieder. Ach ... eine Stütze, eine Hülfe ... wo, wo?"

„Sie sah sich still umher; sie erblickte keinen. Sie war sicher,

der schrecklichsten Gefahr zu begegnen, sobald die Thür aufgeschlossen würde, wenn nicht früher Hülfe käme. Sie wandte die Augen hinauf zu der Orgel und flehte in Gedanken zu den symmetrisch stehenden, langen, blinkenden Orgelpfeifen. Aber mit allen ihren Mündungen schwiegen sie jetzt. — Sie sah auf zur Kanzel; dort stand Niemand; auf den Bänken saß Niemand. Ihren letzten Freund hatte sie von sich entfernt."

„Sie wandte den Kopf wieder zum Chore hin. Sie erinnerte sich, daß damals, wo sie so Viele hier versammelt gesehen hatte, auch zwei Priester im Ornat vor den Schranken herumgegangen waren und den Knieenden etwas gebeten hatten. Ohne Zweifel zur Hülfe! Aber jetzt — jetzt befand sich hier Niemand. Wohl lag sie auf den Knieen mit gefalteten Händen und begehrenden Augen: aber Keiner, Keiner war da, der ihr das Allermindeste bot: Sie weinte."

„Sie sah durch die hohen Kirchen-Fenster zum klaren Mittagshimmel hinaus; ihre Blicke irrten über den weiten, feinen Azurglanz umher, der sich unermeßlich nach allen Gegenden erstreckte, aber ihr Auge konnte an nichts haften. Kein Stern schien jetzt, und selbst das Bild der Sonne ward durch die Fenster-Pforten verdeckt, obgleich sie ihre milde goldne Fluth über die Erde strömen ließ. Sie mußte da wieder ihren Blick hineinwenden und er senkte sich zur Erde. Ihre Kniee ruhten auf einem Grabstein und sie sah mehrere solche um sich herum. Sie las die auf den Steinen eingegrabenen Namen, welche lauter in Schweden gebräuchliche waren. „„Ach!"" sagte sie seufzend vor sich hin, „„ich heiße nicht wie die Anderen, meiner Namen sind viele gewesen, geliebene, oft gewechselte. Einen, der mein eigner wäre, bekam ich nicht; o! hätte ich nur einen einzigen, so wie andere Menschen! Mich hat Niemand in seinem Buche aufgezeichnet, nach mir frägt Niemand; Ich habe mit Keinem zu schaffen! — Arme Azouras."" flüsterte sie leise und vergoß bittere Thränen. Es war kein Anderer, der das „Arme Azouras" ausgesprochen, aber es war gleichsam, als wäre es ein inneres, höheres, unsichtbares Etwas gewesen, welches das äußere, niedrigere und sichtbare Wesen beklagte. Das Mädchen weinte noch immer. Gott ist todt, dachte sie, aber ich bin ein Mensch, ich muß leben, und sie weinte immer innerlicher und bitterer."

„Unterdeß verstrich die Mittagszeit, und die Stunde des Abendgesanges schlug; die Glocken im Thurme fingen an, ihre dumpfe Feierstimme hören zu lassen, und Schlüssel rasselten im Schlosse. Da schreckte das heidnische Mädchen auf, und einer leichten Wolke nicht unähnlich, schwebte sie vom Altare wieder in ihren Versteck, und es schien ihr, als hätte sie sich im Chor der Kirche Freiheiten genommen, zu denen sie kein Recht hätte."

„Jedoch — als die Harmonieen der Orgel mit der milden Sonnenluft in der Kirche zu verschmelzen begannen, stand Azouras lauschend, und sie fühlte plötzlich, wie die Qual aus ihrer Brust verschwand. Sie hielt es nicht mehr für gefährlich, die Kirche zu verlassen; sie schlich sich weg, ehe der Abendgesang beendigt war, kam auf den Kirchhof und zur nördlichen Pforte. Kindliches Vergessen! Warum dachte sie nicht jetzt an die Ausgesandten ihres grausamen Verfolgers?"

Bibliographie.

Klassika författare: Svenska vitterheten. (Schwedische Klassiker.) 1ster Band. Stjernhjelm.

Ungdoms tidsfördrif. (Jugend-Zeitvertreib.) Von Fr. Cederborgh. Stockholm. 1 Thl. 16 ß.

Hertha, poetisk Kalender för år 1835. (Poetischer Almanach für 1835.) Lund.

Svenska fornsånger. (Alte Schwedische Gesänge. Eine Sammlung von Kampfliedern, Volksliedern, Spielen und Tänzen, nebst Kinder- und Hirtengesängen.) Herausgegeben von Arwidsson. Stockholm. 1 Thl. 34 ß.

En troendes ord, af La Mennais. (Paroles d'un croyant.) Lund.

Belgien.

Belgiens öffentliche Charaktere.

(Fortsetzung.)

Der Stammhalter der Familie Robiano, Graf François, weiland Kammerherr des Königs der Niederlande und jetzt Belgischer Senator, der Einzige unter seinen friedfertigen Kollegen, der manchmal zu opponiren versucht, ist einigermaßen ein Flecken in der reinen katholischen Einheit seines Geschlechts. Er ist ein anmuthiger Erzähler von Anekdoten, und steht bei den Seinigen in dem Rufe, daß er die abscheulichen prosaischen und poetischen Werke der philosophischen Schule des 18ten Jahrhunderts ohne Grauen gelesen habe. Man geht so weit, zu behaupten, er wisse ganze Tiraden Voltaire's auswendig, und schände die Würde des Adels in solchem Grade, daß er mit Plebejern Umgang pflege, die keinen adeligen Blutstropfen in ihren Adern haben.

Man erzählt, daß ein Senator von bürgerlicher Abkunft, der wegen seines durch Industrie erworbenen Vermögens in Belgien berühmt geworden, eines Tages einem Gliede dieser erlauchten Familie seine Aufwartung machte. Dieser Schritt wurde so unschicklich befunden, daß die anwesenden Damen von ihren Sitzen aufstanden, und es für gerathen hielten, den Salon zu verlassen. Ich zitire dieses Faktum nur deshalb, weil eine so energische Probe von Belgischem Adelstolz kaum auf historischem oder traditionellem Wege zu uns gelangt ist.

Herr von Robiano d'Ostreguies, Bruder des Obigen, sitzt gleichfalls unter den Mitgliedern des Senates. Obgleich seiner Partei aufrichtiger zugethan, steht er doch in weit geringerem Ansehen, als sein älterer Bruder.

Herr Robiano von Borsbeke zeigt noch größeren politischen Eifer, als seine beiden Brüder. Er ist Einer von denen, die das Belgische Volk am kräftigsten gegen die Holländische Regierung anspornten. Er besitzt einen rechtlichen Charakter, ist streng gegen sich selbst wie gegen Andere, und wacht mit ängstlicher Sorgfalt über die Privilegien des Adels und insbesondere seiner Familie — Privilegien, die zwar aufgehoben sind, deren Titel er aber wie ein geheiligtes Recht beibehält, das in Zukunft wieder gültig werden kann. Die folgende Anekdote wird ihn treffend charakterisiren. Im vergangenen Jahre wurde dem Grafen Robiano von Borsbeke ein Sohn geboren. Er ging in Begleitung der von ihm selbst gewählten Taufpathen zu dem Pfarrer des Ortes. Dieser befragte ihn über Namen und Charakter des Neugeborenen. „Schreiben Sie Messire von Robiano." Der Pfarrer wendete ein, dieser Titel habe ja keine Gültigkeit mehr, und er könne also den Neugeborenen nur als Grafen von Robiano in das Kirchenbuch eintragen; aber Herr von Borsbeke demonstrirte ihm vor, daß nur der Erstgeborene in seiner Familie den Titel eines Grafen zu führen berechtigt sey, wogegen die jüngeren Söhne seit undenklicher Zeit Messire betitelt würden. Neue Weigerung des Geistlichen. Was hatte nun der Vater zu thun? Eh' er eine solche Verletzung des alten Herkommens duldete, ließ er lieber den jungen Messire gar nicht taufen, und ein anderer Pfarrer, der die historische Ueberlieferung mehr zu ehren wußte, taufte später das hochgeborene Kind ganz nach des Vaters Wunsch.

Herr Robiano von Borsbeke gehörte zur Kammer der Repräsentanten; er entsagte aber diesem Berufe, als das bekannte encyclische Schreiben des Papstes gegen die demokratischen Prinzipien erschien. Trotz der Antipathie, die jeder vernünftige Mensch gegen solche Lehren fühlen muß, ist es doch unmöglich, denjenigen seine Achtung zu versagen, die sich mit so großer Freimüthigkeit und Loyalität dazu bekennen. Ich für mein Theil bewundere jeden kräftigen Sinn, der über Zeiten, Unglück und Gefahren triumphirt; es ist mir dann, als sähe ich die alten Bilder eines Van Dyk und Velasquez aus ihren verwitterten Rahmen heraustreten, um über die Jahrhunderte zu richten, die sie in's Grab gesenkt haben.

Obschon man auch die Vilain XIIII. den Chefs der katholischen Partei zuzählt, so stehen diese doch an Kräftigkeit der Ansichten und an Ultraismus den Herren von Robiano weit nach. Die Ersteren sind jedoch, wenn man ihnen glauben darf, eines der ältesten adeligen Geschlechter Flanderns. Sie wollen in gerader Linie von den Grafen von Gent abstammen, deren in der Geschichte der Flandrischen Grafen und Burgundischen Herzoge häufig Erwähnung geschieht. Der Graf Philipp Vilain XIIII. war 1808 Maire von Gent, und Napoleon machte seine Frau, die Baronesse von Feltz, zur Hofdame der Kaiserin Marie Louise. Von 1815—1829 war er Mitglied der General-Staaten, in welcher Eigenschaft er hauptsächlich den Finanzen oblag. Nachdem die Holländische Regierung seine Wiedererwählung in Flandern verhindert hatte, ließ er die Revolution, ob aus Furcht oder aus Fahrlässigkeit, ihren Gang gehen. Mehr Hofmann als politischer Kämpfer, spielte er in den stürmischen Tagen der Revolution unter den Insurgenten keine Rolle. Sein verschwundenes Gestirn ging erst dann am patriotischen Himmel wieder auf, als die Gewitterwolken sich verzogen hatten und der Thau der Königlichen Gunst die Spuren des vergossenen Blutes weggespült hatte.

Sein Sohn dagegen, der Vicomte Charles Vilain XIIII., nahm lebhaften Antheil an dem Kriege, den die Presse mit der Holländischen Regierung führte. Er war es, der die bekannte Petition zu Gunsten der Freiheit des Unterrichts abfaßte. König Leopold rief ihn von den Bänken des Kongresses, auf welchem er Limburg repräsentirte, und schickte ihn als bevollmächtigten Minister nach Rom und den Italiänischen Staaten. Jetzt ist er Gouverneur von Ost-Flandern und gehört zur Kammer der Repräsentanten. Der Vicomte Charles Vilain XIIII. gilt nicht für einen vollkommen überzeugten Katholiken. Er ist weniger Enthusiast, als kalter Vernunftmensch. Er gehört zu denjenigen, welche glauben, daß das religiöse Element mehr als irgend ein anderes dazu geeignet sey, die Gesellschaft auf moralischem Fundament wieder zu erbauen.

Ich habe gesagt, daß man die eben genannten drei Familien als die Chefs der katholisch-aristokratischen Partei betrachten könne. Dies ist nicht so zu verstehen, als wären sie die einzigen Denker und Autoritäten der Partei: sie sind nur wegen ihres Alters, ihrer Reichthümer und der tiefen Wurzeln, die sie im Belgischen Boden geschlagen haben, eine Art von Palladium des Adels, hinter welchem er den Andrang der neuen Ideen zu bekämpfen sucht.

Es wäre außerdem ein schwieriges Unternehmen, wenn man Belgiens Politiker nach ihrem wirklichen Verdienst oder ihrem Einfluß klassifiziren wollte. In Belgien ist dies sogar viel weniger möglich, als in jedem anderen Staate; denn hier sind die Parteien noch nicht disciplinirt: auf keinem Felde giebt es anerkannte Chefs; man kämpft nach Art der Barbaren, bald in der Nähe, bald aus der Ferne, ohne Taktik, ohne Subordination, ohne einen bestimmten Plan zum Feldzug. Nur Wenige verstehen sich auf schriftliche oder mündliche Debatten; man streitet nicht dialektisch, man zankt und rauft einander. Oft mischen sich die Sekundanten in das Duell der Nebenbuhler; oft schließen die Kämpfer plötzlich ein Bündniß und fallen über ihre Sekundanten her. Der Gegenstand des Streites ist nämlich ein überaus komplizirter, und es handelt sich nicht um die zwei großen Prinzipien, Katholizismus und Liberalismus, schlechthin. Auf der einen Seite hört man den Katholiken, Herrn Dumortier, dem katholischen Minister de Theux zurufen: „Sie haben uns um alle unsere Freiheiten gebracht!" und auf der anderen Seite machen es die Liberalen demselben Herrn Dumortier zum Vorwurf, daß er mit den Ministern für die Theater-Censur votirt habe.

Die diplomatische Frage ist die erste, welche die Parteien getheilt hat. Da haben sich auf beiden Seiten, zur Vertheidigung und zur Bekämpfung, Liberale und Katholiken von allen Nüancen eingefunden.

Jetzt ist diese Frage einer anderen gewichen, der innern religiösen Frage, welche die Freiheit des Unterrichts betrifft. Bald wird es auch Debatten über die Frage hinsichtlich der inneren Administration, d. h. über die Central-Verwaltung geben, und alsdann wird man den alten Kommunal- und Provinzial-Geist seinem Grabe, in welchem er seit dem 16 Jahrhundert ruht, entsteigen sehen. Noch später endlich kommt die industrielle und kommerzielle Frage an die Reihe. Alsdann werden die Wortführer der Handels-Freiheit die Anhänger des Prohibitiv-Systems in allen Parteien zu Boden schlagen.

Diese Elemente der Zwietracht werden uns noch lange keine bestimmte Classification der Parteien Belgiens erlauben. Diejenige, die ich versucht hatte, scheint mir jedoch für den Augenblick die beste, und einzig mögliche. Kehren wir nun zur Biographie der katholischen Aristokraten zurück.

Herr de Theux, gegenwärtig Minister des Innern, den wir bereits als Busenfreund des Herren von Sterx aufgeführt haben, nimmt eine der bedeutendsten Stellungen für seine Partei ein; denn sein Ministerium begreift den Kultus und öffentlichen Unterricht. Herr de Theux ist mehr Geschäftsmann als Redner; er war vor der Revolution schlichter Gutsbesitzer in der Provinz Limburg, und hat keine andere Bedeutung als die ihm sein Amt giebt. Unter seinem Einfluß wurde die Auflösung des monopole universitaire, das ehemals der Regierung zukam, faktisch bewerkstelligt, und diese Thatsache, die von bedeutenden Folgen seyn wird, kann dem de Theuxischen Ministerium in Zukunft einige Celebrität verschaffen.

Die erste Idee einer freien Universität gehört den Katholiken an. Der Erzbischof von Mecheln verständigte sich zu diesem Zwecke mit den Belgischen Bischöfen, und sie ließen Mandate ergehen, um die Gläubigen ihrer respektiven Diöcesen dahin zu vermögen, daß sie Actionaire an der freien Universität würden, die man erst jetzt, nachdem die Liberalen in Brüssel ihr Werk nachgeahmt, die katholische Universität nennt. So sind nun beide Lehranstalten in thätige Konkurrenz gekommen, und rüsten sich zum Streite über Belgiens Zukunft. Wird der öffentliche Unterricht bei dieser Zerstückelung gewinnen? Dafür kann Niemand einstehen. So viel ist aber gewiß, daß die drei Königlichen Universitäten von Gent, Lüttich und Löwen durch diesen Zwist die vornehmsten Elemente ihres Gedeihens verloren haben. Die beiden freien Universitäten aber sind noch außer Stande, die Wunde zu heilen, welche die Revolution den Universitäten des Staates überhaupt geschlagen hat. Unter dem nichtigen Vorwand, daß der öffentliche Unterricht nur Inländern anvertraut werden dürfe, hat man z. B. in Lüttich zwei sehr verdiente Deutsche Professoren, den Philosophen Denzinger und den Mineralogen Broun aus der Liste gestrichen; Kinker, Professor der Literatur, der Philologe Limburg-Brouwer, und der Mathematiker Van Rees, haben als Holländer ein gleiches Schicksal erfahren. In Löwen sind die Herren Mone, Holtius, und mehrere Andere verabschiedet worden.

Die katholische, unter dem direkten Sitz-Patronat des Erzbischofs von Mecheln gestiftete Universität empfing von Seiten des Römischen Stuhls eine Institutions-Bulle, die mit allem erdenklichen Glanz in Belgien publizirt wurde. Sie hielt ihre Eröffnungs-Sitzung den 4. November 1834 zu Mecheln, wo der Erzbischof selbst ein feierliches Hochamt hielt. Der Abbé von Ram, durch das Belgische Episkopat zum Rektor der neuen Universität erwählt, bestieg das Katheder und ergoß sich in einer lateinischen Rede, die länger als eine Stunde dauerte, und in welcher er darzuthun strebte, daß die katholischen Prinzipien dem Fortschreiten der Wissenschaften und Künste in keiner Art hinderlich seyen. Die Universität ist jetzt in voller Regsamkeit, und der priesterliche Geist, der sie belebt, gährt allbereits und droht überzufließen. Die kleine Stadt Mecheln genügt ihrer Herrschbegierde nicht mehr; sie verschlingt die alte Stadt Löwen schon mit den Augen. Herr de Theux, der dem Erzbischof nichts abschlagen kann, hat den Wünschen seiner Glaubensbrüder nachzugeben versprochen, und es ist schon so gut als ausgemacht, daß die Universität Löwen im kommenden Herbst der Sitz der katholischen Propaganda werden wird. Wenn Gott den Projekten dieser heiligen Wiedererwecker des Unterrichtswesens das Leben fristet, und Herrn de Theux im ruhigen Besitze seines apostolischen Portefeuille's läßt, so wird aus dem katholisch-ministeriellen Seminar eine ganze Armee von Pfarrer hervorgehen, die aller Wissenschaften Meister sind, und den Laien die Sorge für alles Irrdische und Ueberirdische gern abnehmen.

Die liberale Universität öffnete vierzehn Tage nach der Installirung ihrer Nebenbuhlerin der studirenden Jugend ihre Pforten. Ihr Secretair, vormals Professor an der Pariser Normalschule, Herr Baron, hielt die Eröffnungsrede in dem Gothischen Saale des Brüsseler Stadthauses, beim Schalle vieler tausend Bravos. Er nahm den von der katholischen Partei hingeworfenen Fehdehandschuh im Namen seiner Kollegen unerschrocken auf, und setzte die Vortheile einer fünften Fakultät ins Licht, die dem Studium der politischen und Staatswissenschaften geweiht ist, und deren Errichtung die freie Universität schon beschlossen hatte.

Die freie Brüsseler Universität zählt unter unter ihren Stiftern und gelehrten Professoren Männer von Ruf, wie Brouckère, Ahrens, Baron und den berühmten Polen Lelewel. Es ist nur zu fürchten, daß die Appellation an den Patriotismus der Subskribenten manches taube Ohr finden dürfte. Die Partei, welche im gemeinen Leben die liberale genannt wird, ist, wie man weiß, noch nie im vollen Sinne des Wortes liberal gewesen. Schon haben einige dieser hochgesinnten Liberalen die Unverschämtheit gehabt, von der neuen Universität zu verlangen, daß sie unentgeltlich lehre, indem sie großmüthig ignorirten, daß der akademische Lehrer gewöhnlich von Hause nichts besitzt. Das Unzarte und Niedrige dieser Zumuthung hat auch Herr Baron in seiner Eröffnungsrede hervorgehoben.

Die Katholiken, welche unter Herrn de Teux den Einfluß der Universitäten zu ihrem Vortheil verwendet haben, beherrschen in gleichem Grade die auswärtige Politik durch Herrn von Muelenaere, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der ihrer Sache nicht weniger ergeben ist. Doch müssen wir hinzufügen, daß Herr v. Muelenaere auf einem höheren geistigen Standpunkte steht. Wenn dieser die erwerbsüchtigen Pläne der katholischen Partei unterstützt, so geschieht es nicht aus Bigotterie oder Charakterschwäche, sondern aus politischer Vorsicht, die ihn ein zügelloses Umsichgreifen des revolutionnairen Geistes befürchten läßt. Herr von Muelenaere ist ein gewandter Diplomat, der alle Parteien zu seinem Vortheile gebraucht, und keiner derselben angehört. Jede Handlung seines Lebens trägt jenes Gepräge egoistischer Klugheit, welches die sogenannten Herren vom nächsten Tage charakterisirt, bekanntlich ein Ehrentitel der systematischen Freiheit. Als schlichter Königlicher Prokurator zu Brügge (1824) saß Herr von Muelenaere bei den Generalstaaten unter den Mitgliedern der Opposition, mit denen er jedoch selten votirte, wenn das Interesse seiner Provinz nicht direkt im Spiele war. Die Holländische Regierung schöpfte gleichwohl einigen Verdacht gegen ihn, und verhinderte seine Wiedererwählung. Damals ließen die Wähler auf Muelenaere und Vilain XIIII. eine Medaille schlagen, mit der Inschrift: „Die Gewalt proskribirt sie, und das Volk krönt sie.“ In demselben Augenblick, als Muelenaere diese populaire Huldigung zu Theil ward, begünstigte er, als Königlicher Prokurator, das Edikt vom 11. Dezember, und erklärte unumwunden, man müsse gegen den Unfug der Presse strenge Maßregeln ergreifen. Durch diese kluge Taktik sicherte er für jeden Fall seine Zukunft. Als Brügge sich empörte, zeigte Muelenaere, der noch nicht wußte, welche Partei wohl siegen werde, einen unüberwindlichen Abscheu gegen jedes öffentliche Amt, gegen jede Würde, die ihn seiner werthen Obskurität entreißen konnte. Nachdem aber die Holländischen Truppen das Belgische Gebiet völlige geräumt hatten, willigte er ein, Gouverneur von West-Flandern zu werden. Sein Widerwille gegen Stellen und Würden nahm in so rascher Progression ab, daß er im J. 1831 den Statthalterposten einer Provinz recht gern fahren ließ, um dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vorzustehen. Seitdem hat er das Portefeuille abgegeben und wieder angenommen, und noch jetzt ist er Minister. Sein schönstes politisches Werk ist die Diskussion des Vertrages der 24 Artikel, welcher die Bedingungen der Trennung Hollands von Belgien regelte, und deren Annahme von Seiten der Kammer durch die Geschicklichkeit dieses diplomatischen Redners herbeigeführt worden ist.

Dieser Staatsmann ist in seinen Manieren eben so einfach als in seinen Genüssen. Obgleich im Besitz eines großen Vermögens, lebt er doch als Flamändischer Bürger, macht seine Reisen zu Fuß, und speist mit mehreren seiner Kollegen in einer kleinen Restauration. Im Jahre 1832 wohnte er bei einem Apotheker, dessen Laden man passiren mußte, um zu dem Herrn Minister zu gelangen. Erst im gegenwärtigen Jahre hat er sich entschlossen, die von der Kammer bewilligten Repräsentations-Gelder anzunehmen. Bis dahin hatte er selbige, mit dem Bemerken, daß er nicht repräsentiren wolle, abgelehnt. Die Belgischen Zeitschriften haben unzählige Anekdoten von seinem Geize aufgetischt. Von diesen Anekdoten theilen wir folgende als Probe mit. Der Minister folgte dem Leichenzuge eines seiner Verwandten in Brügge. Er saß in einer Miethskutsche, und sein Bedienter, der ehrerbietig hinten auf stand, ließ seine prächtige mit Silber gestickte Scharlach-Uniform im Sonnenlicht schimmern. Noch ehe der Zug den Kirchhof erreicht hatte, umwölkte sich der Himmel, und es begann in dicken Tropfen zu regnen. Alsbald nöthigte die Excellenz Ihren Bedienten, den eine solche Ehre ganz beschämt machte, an Ihrer Seite im Wagen Platz zu nehmen, und zwar so lange, bis das Unwetter die kostbare Uniform nicht mehr bedrohte.

Herr von Muelenaere steht in der besondern Gunst des Königs Leopold, der ihn, wenn er mit ihm korrespondirt, nur schlechtweg seinen theuren Freund nennt. Als Leopold seine Hochzeit feierte, beschrieb er ihm noch am Tage der Feier in einem aus Compiègne datirten Briefe die Details derselben.

Ein großes Intervall trennt die Herren Muelenaere und Raikem, den Präsidenten der Repräsentanten-Kammer; dennoch werde ich von Jenem sofort auf Diesen übergehen. Herr Raikem verdient in dem katholisch-aristokratischen Heere wegen seines Gesetzes in Betreff der Gerichts-Organisation, das seiner Partei Eintritt in die Magistratur verschafft hat, eine ausgezeichnete Stelle. Trotz dieses unvergeßlichen Dienstes, den er ihnen geleistet, haben die Katholiken indessen doch mehr Vertrauen auf die Gesinnungen des Herrn Raikem, als auf sein Talent. Herr Raikem, sonst Advokat in Lüttich, geruhte, wie so viele Andere, sobald die Revolution ausgebrochen war, eines der ersten Aemter in seiner Provinz zu übernehmen. Er ließ sich die Robe eines General-Prokurators um die Schultern werfen, und wurde nun, der Reihe nach, Vice-Präsident des National-Kongresses, Justiz-Minister und Präsident der Repräsentanten-Kammer. Herr Raikem ist ein kurz abbrechender Redner ohne Eleganz; doch fehlt es ihm nicht an einer gewissen Klarheit. Er wird zuweilen so populair, wie sein Kollege, Herr von Stassart, der Präsident des Senates, welcher eines Tages in voller Versammlung der Kammer sagte: „Meine Herren! Der ehrenwerthe Herr N. N. wird heute nicht erscheinen, weil seine Frau krank und sein Söhnchen verschnupft ist.“

Der eben genannte Herr von Stassart eilte nach den September-Tagen von der Französischen Gränze, wo er bis dahin gelauert hatte, herbei, um die Functionen eines Gouverneurs von Namur zu übernehmen. Herr von Stassart war der Holländischen Regierung aus doppeltem Grunde verhaßt; denn außer dem, daß er zu den thätigen Mitgliedern der Opposition gehörte, hatte er auch unter Napoleon die Stelle eines Präfekten im Haag bekleidet, und diesem Posten so präfektenmäßig vorgestanden, daß die Bürger vom Haag mehrmals nahe daran waren, ihn in Stücke zu zerreißen. Herr von Stassart hat jedoch auch zuweilen eine Anwandlung von Bonhomie, wie der Schahababam des Herrn Scribe. Er ergießt sich in Prosa und in Versen über „jenes Trugbild, das man Größe nennt.“ Napoleon, die Verbündeten, der

Prinz von Oranien und die Revolution haben abwechselnd seinen literarischen Weihrauch zu riechen bekommen.

Herr von Stassart wird übrigens jetzt gewiß viel besser mit seinen Senatoren fertig, als jemals mit seinen Versen; unter den 52 Ehrenmännern, denen er als Präsident vorsteht, befinden sich kaum drei Widerspenstige; alle Andere sind wie kalfaterte Schiffe, die mitten in der Rhede vor Anker liegen und schlummern: so oft man im Takelwerk ein Pfeifen vernimmt, kommt es von Außen her. Vierzig Jahre und tausend Gulden Contribution, das Patent mit einbegriffen, machen den Belgischen Pair. Vor kurzem begann ein Mitglied sein Geschwätz über die Todesstrafe mit folgenden Worten: „Entschuldigen Sie, wenn mein Schnupfen mich daran hindert, meine Ideen mit Klarheit auszudrücken.“

Der Präsident der Repräsentanten-Kammer muß das Steuerruder mit festerer Hand führen, als der Präsident des Senats. Auch wird er in seinem Berufe kräftiger unterstützt, und zwar nicht bloß von Seiten der Mitglieder, die wir schon genannt, sondern auch von Seiten derer, die in ihrer Sphäre Geltung und Einfluß haben.

Zunächst kommen die Gebrüder Rodenbach, die Kosaken der Partei, die man voranschickt, um das Terrain der Verhandlungen auszuwittern. Der Eine, Konstantin Rodenbach, vormals praktischer Arzt, ist Commissair des Distriktes Mecheln geworden. Der Andere, Alexander Rodenbach, hat schon im zehnten Lebensjahr sein Gesicht verloren; dessenungeachtet nimmt er, mit seltenem Scharfblick, an den Verhandlungen der Kammer thätigen Antheil, indem er nicht bloß Generalfragen, sondern auch Diskussionen über finanzielle Dinge bis in die winzigsten Details verfolgt. Die Rodenbach's haben noch einen dritten Bruder, der nicht zur Kammer gehört: es ist der Oberst Peter Rodenbach, ehemals Seconde-Lieutenant unter dem Kaiserreich, den man 1830 aus einer Destillation hervorholte, um ihm die Würde eines militairischen Kommandanten von Brüssel zu übertragen. Diese Familie hat sich wegen ihres leidenschaftlichen Hasses der Holländischen Regierung bekannt gemacht. Der blinde Alexander ließ die ersten Petitionen in Flandern unterzeichnen, und sein Bruder Konstantin wurde gleichsam vorgeschoben, um den Wunsch einer ewigen Ausschließung des Hauses Oranien zuerst vor dem Kongresse auszusprechen, ein gefährlicher Auftrag, dessen er sich mit der Kaltblütigkeit eines Baschkiren, der die schöne Stadt Moskau in Flammen steckt, entledigte. Den Obersten Rodenbach macht die öffentliche Meinung für die Plünderungen verantwortlich, die am 6 und 7 April 1834 in Brüssel vorfielen. Ein kleines Journal hatte das damalige Betragen des Kommandanten sehr gut mit den Worten charakterisirt; „Der Oberst Röde-en-bas- (der unten herumstreicht) pendant-qu'on-pille-en-haut (während man oben plündert).“ So viel ist aber sicher, daß in jenem Tumulte der Fehler an Jedermann und doch auch wieder an Niemand lag. Die Behörden hatten Furcht, und die Truppen standen der Emeute mit geschultertem Gewehr gegenüber, indem sie einer Unterschrift entgegen harrten, für die keine Feder sich finden wollte.

Zu der verlornen Mannschaft *) des geistlichen Heeres kann man auch Herrn Desmet rechnen, der scherzweise der Bilderstürmer genannt wird, weil die Karrikaturen das Privilegium haben, seine Wuth zu reizen, und weil er sie in den Kaffeehäusern zerreißt, so oft einige Mißgriffe der katholischen Partei darauf persifflirt sind.

Zu dem schlagfertigen Heere der katholischen Aristokratie hält der Abbé de Foere, Deputirter von Flandern, das Banner des Herrn Muelenaere, seines Freundes und Oberlehnsherrn. Der Abbé de Foere ist ein kurzer stämmiger Mann von ungefähr 50 Jahren, und besitzt im Gebiete der Staatshaushaltkunde tüchtige Kenntnisse. Wenn die Frage wegen der Handels-Freiheit erstlich reif ist, so wird man ihn als Kämpen des Prohibitiv-Systems auftreten sehen. Unter der Holländischen Regierung wurde er als Journalist der Opposition verurtheilt; obgleich nun ein Kind der Presse von 1830, verleugnet er jetzt doch seine Mutter.

Ihm zunächst kommen Herr Liedts, ebenfalls Deputirter von Flandern; Herr von Sécus, Sohn des Senators, und Herr Adolf Dechamps, der jüngste Katholik der Kammer, Verskünstler und Redner zugleich, die spes altera des Katholizismus auf der Tribune, ein junger Mann von 26 Jahren, der anfangs die Wiedergeburts-Ideen des Abbé de Lamennais theilte, und dem Papste gar keine weltliche Macht zugestehen wollte, jetzt aber in der monarchischen Partei ein weiteres Feld für seinen jugendlichen Ehrgeiz sucht.

Bevor wir die aristokratischen Katholiken verlassen, müssen wir noch eines Mannes gedenken, der in den ersten Zeiten der Revolution seine Rolle spielte, und noch immer, obgleich er jetzt auf einem weniger glänzenden Posten steht, einen stillen, aber wesentlichen Einfluß übt. Herr von Gerlache, nunmehriger Präsident des Cassationshofes, thut der katholischen Partei immer noch kräftigen Vorschub. Er strickt im Verborgenen einige Maschen an dem großen apostolischen Netze, welches die neue Belgische Congregation dereinst über das ganze Land ausbreiten wird. (Fortsetzung folgt.)

E n g l a n d.

Die Englische Bühne in Ostindien.

(Aus dem Reise-Tagebuch eines Engländers.)

..... Bei uns in England hat ein ausgezeichneter Schauspieler, wenn sein Lebenswandel untadelhaft ist, in den ersten Zirkeln Zutritt. Die Englisch-Indische Gesellschaft aber wird durch so subtile Fäden zusammengehalten, das Gewebe der Etikette ist dort so fein gesponnen, daß es fast unmöglich seyn dürfte, über die Stellung eines Schauspielers in den gesellschaftlichen Zirkeln der Präsidentschaft etwas Bestimmtes zu sagen. Sagt man Leuten von irgend einer Klasse, sie seyen nicht ehrenwerth, so bemühen sie sich auch nicht ferner, es zu werden; weist man Individuen, deren Gaben die höchsten Stände bezaubern können, eine untergeordnete Sphäre im Leben an, schickt man sie in Wirthshäuser und Tabagieen, statt ihnen an vornehmen Tafeln Sitz und Stimme zu gönnen, so wird ihr Talent bald nur den gemeinen Haufen ergötzen. Viele Schauspieler würden freilich an solchen Orten sich behaglicher fühlen, als in den Salons der hohen Beamten. Unser Kean fand in der sogenannten „Kohlenhöhle“ am Strand unendlich mehr Befriedigung, als an der prächtigen Tafel jenes bekannten Westindischen Kaufmanns, dessen Weib und Töchter ihn mit ihrem Geträtsch über Shakespeare zu Tode peinigten.

Nun zu den Actricen insbesondere! Was sollen diese unter den Englisch-Indischen Ladies für eine Rolle spielen? Eine große Künstlerin, die einem dichtgedrängten Publikum täglich Thränen entlockt, oder durch den Zauber ihres Gesanges die Hörer fortreißt, wird sich durch den Rang, durch die kalte Herablassung ihrer gnädigen Wirthin nicht demüthigen lassen. Freilich kommen dabei Charakter und Lebenswandel der Schauspielerin sehr in Betracht; gleichwohl wird man, wo so viele Helenen betheiligt sind, eine ganze Iliade von Katzbalgereien weissagen können. Welch' ein endloses Gewebe von Klatscherei und skandalösen Anekdoten, wenn die Lady selbst nicht ein Mirakel von Zurückhaltung ist, — wenn sie in dem Katechismus des weiblichen Dekorums nur Einen Artikel übersieht? Die unbedeutendste Taktlosigkeit wird durch weibliche Rhetorik zu einem schweren Verbrechen gesteigert, und die arme Künstlerin muß ein elendes Daseyn führen, weil sie kein vollendeter Engel ist.

Unter den gegenwärtigen Umständen kann die Englische Bühne in Ostindien natürlich nur als ein Liebhaber-Theater angesehen werden. Was für Zurüstungen sind nicht allemal nöthig, bevor dieses oder jenes Drama auf Liebhaber-Brettern — prostituirt wird? Was ersinnt und erkünstelt man nicht Alles, um diese oder jene Blöße zu bedecken? Was für lustige Zänkereien um die Haupt-Rollen! Die Garderoben-Anekdoten des Theaters in Madras würden Stoff zu einem sehr unterhaltenden Buche geben. Es war vielleicht das hübscheste Sommer-Theater, das man jemals erbaut hat. Von seinem universellen Gebrauche — es diente zugleich als Casino, Freimaurer-Loge und Parlament — empfing es den Namen Pantheon. Die interessanteste Periode seiner Geschichte ist jetzt vorüber: die Reduction der Gehalte beim Civil- und Militairstande, und noch andere Ursachen mehr, haben den Indo-Briten auch diesen harmlosen Genuß versalzen. Mark Rowarth, der arbiter elegantiarum der Kolonie, war Direktor des Theaters zu Madras, und bezog in dieser Eigenschaft ein anständiges Gehalt. Er rekrutirte seine Truppen mehrentheils aus jungen Militair-Personen, und dressirte die zartgeformtesten seiner Eleven zu Theater-Damen.

Aber unser Oberst Elisha Trapaud! Ei, wie Schade, daß mir in diesem Augenblick nicht Scarron's Pinsel zu Gebote steht, um den guten Trapaud zu malen, den man bei seinen Lebzeiten boshafter Weise „Oberst Crapaud“ (Kröte) nannte! Er besaß die ganze theatralische Reizbarkeit eines Ragotin; und wenn man seiner Eitelkeit schmeichelte, so entschloß er sich, jedwede Rolle zu übernehmen, wie wenig auch seine Person, ein wahres Pasquill auf die Menschheit, dazu geeignet seyn mochte. Bei Allem dem war er ein braver Schauspieler; man mußte zwar über ihn lachen, so oft er nur die Bühne betrat; allein er nahm dies für die Wirkung irgend eines komischen Einfalls, und freute sich von ganzem Herzen. Einst beredete ihn Jemand, eine Komödie zu schreiben, und zum Unglück machte er sich in allem Ernste daran. Ein solches Gewebe von Abgeschmacktheiten war noch nie in dem Gehirn eines Bühnendichters ausgeheckt worden; dennoch bildete er sich viel darauf ein, und gab sich bei der Vorstellung alle erdenkliche Mühe. Die übrigen Schauspieler thaten ihr Mögliches; denn Trapaud war ein so harmloser und drolliger Mensch, daß Keiner ihn hätte kränken mögen.

Zu dieser Komödie, die er den „Kaufmann von Smyrna“ betitelte, schrieb Herr Trapaud einen Prolog, den Mark Rowarth gern oder ungern deklamiren mußte. Der Prolog wurde mit rauschendem Spott-Beifall aufgenommen. Während der Vorstellung vergaß aber ein Schauspieler seine Rolle, und ein Anderer extemporirte eigenen Unsinn, so daß der arme Autor in schäumende Wuth gerieth. Als der Vorhang gefallen war, rief man den Verfasser heraus, und warf einen mit Blumen durchflochtenen Kranz auf die Bühne. Nach einigem affektirten Sträuben ließ es Trapaud geschehen, daß zwei Schauspieler ihn krönten. Zu diesem Zweck mußte erst die dicke Perücke von dem dicken Kopfe des Männleins herunter; allein der Kranz bestand aus Blättern von einer dornigen Hecke, welche die kahlen Stellen seines Kopfes blutig kratzten. Trapaud verließ die Bühne unter Flüchen und Verwünschungen.

Nie werde ich die Aufführung des Macbeth vergessen, bei welcher ein junger Herr Anstey, der Sohn des berühmten Verfassers des „Führers in Bath,“ weil es an Schauspielerinnen fehlte, die Rolle der Lady Macbeth übernommen hatte. Jedermann weiß, wie schnell in heißen Klimaten der Bart wächst. Anstey's Bart, der von der schwärzesten Farbe war, hatte im Verlaufe des Stückes so große Fortschritte gemacht, daß die Lady während der Pause zwischen dem vierten und fünften Akt sich rasiren mußte. Die schwüle Luft hinter den Coulissen nöthigte aber Herren Anstey, mit seinem ganzen Rasir-Apparate auf die kühlere Bühne zu gehen. Da machte sich Einer den boshaften Spaß, und klingelte. Der Vorhang rollte auf, und zeigte der schönen Welt von Madras zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Lady Macbeth bei einer so höchst unweiblichen Toiletten-Arbeit. Man denke sich das Zetergeschrei und wiehernde Gelächter des Publikums! (Asiat. Journ.)

*) Enfans perdus. So heißen bekanntlich die Ersten beim Sturmlaufen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Montag den 6. April 1835.

Frankreich.

Wie man dem Patois in Frankreich den Garaus gemacht.

Eine phantastische Erzählung, von Charles Nodier.

Eine Neuigkeit, eine von den außerordentlichsten, die jemals einem civilisirten Volke angekündigt worden! — Diese Neuigkeit betrifft keine Sonnenfinsterniß, nicht den Ausbruch eines Vulkans, nicht eine Sündfluth, die hereinbricht, nicht das plötzliche Auftauchen einer neuen Welt, wie das von Columbus heraufbeschworene Amerika, nicht den Untergang eines verschwundenen Volkes, wie die Atlantis des Platon. — Nein! es giebt etwas ganz Anderes! Die Vernichtung einer Sprache, des im Worte der Menschen fleischgewordenen Geistes, jener höheren gottentstammten Erkenntniß, die den Menschen von den übrigen Gottes-Geschöpfen unterscheidet, — jenes unsterblichen Hauches, der Euch die Sprache gegeben, — erstickt von Restaut, Wailly, Lhomond, unter Vorbehalt der allerhöchsten Zustimmung der Universität.

Nur noch eine kurze Frist — und es giebt kein Patois mehr in Frankreich! Fünfundzwanzig Millionen Franzosen werden ohne Weiteres ihres väterlichen angebornen Idioms beraubt, um zu sprechen, wie ich und Ihr! — Ihr sagt: Was kommt denn darauf an? — Nun, das hat man von der Bildung!

Nein, — es giebt kein Patois mehr! Diese naturwahre sanfte Sprache, die wir von unseren Müttern, von unseren Ammen, von unseren ersten Freunden überkommen, deren Verlust wir schon betrauert, als ihre Ureinfachheit in unseren Schulen getrübt ward durch den höhnischen Purismus unserer Pedanten; dieses liebliche anmuthige Idiom, das mit solchem Reize die Lücken der Rede auszufüllen verstand, und das zu allen Zeiten ein geistreiches Wort bot, wo die Quellen unserer Wörterbücher versiegt waren, — dieses Patois ist nicht mehr!

Aber — fragt Ihr — wer hat denn in der Sprache diese einzige, seitdem es Sprachen giebt, unerhörte Revolution hervorgebracht? War es ein neuer Tyrann, noch erfindungsreicher und mächtiger als Chilperich? War es Thot oder Theutates, Hermes oder Trismegistus? War es ein Palamedes oder Kadmus? Es war doch nicht etwa ein zweiter Leibnitz oder Bacon? — Nichts von dem Allen!

Die Autorität, welche dieses Werk der Unmöglichkeit in wenigen Federstrichen eines Protokolls auszuführen beschlossen, ist das Comité des Bezirkes von Cahors. Cahors ist eine Stadt in Frankreich, sonst Hauptstadt von Quercy, Hauptsitz der Präfektur des Departements des Lot, mit einem Gerichtshofe erster Instanz, mit eilf- bis zwölftausend Einwohnern, ungefähr unter dem vierundvierzigsten Grade der Breite gelegen. Von jeher berühmt wegen seiner Tuch- und Ratin-Fabriken, wegen seines Branntweins und Nußöls, zeichnet es sich noch besonders aus durch die Trüffeln, die es produzirt, und seine dunklen Weine, die sehr geschätzt sind und von Bordeaux aus nach England und Holland versührt werden. Endlich hat diese Stadt noch das Glück, der Geburtsort des Papstes Johann's XXII., des göttlichen Dichters Clement Marot und der Mitglieder des Comité des Bezirks von Cahors zu seyn.

Das Licht ist uns heutzutage von Süden her aufgegangen, und das ist auch der Grund, warum man in Frankreich so allgemein darin übereingekommen, kein anderes Französisch zu sprechen, als das zu Cahors gesprochene, — ich meine nicht im Hausgebrauche des gemeinen Volkes und der Landleute — um diese scheren sich die bürgerlichen Aristokraten wenig — sondern in den amtlichen Zuschriften des Bezirks-Comités.

Hätt' ich in diesem Augenblick nur etwas Ergötzlicheres zu erzählen, es wäre mir sehr lieb. Indeß muß man so fürlieb nehmen.

Wie es eine Masse guter Leute giebt, die ein wenig Französisch zu verstehen glauben, und noch außerdem einige andere Sprachen, die in ihrer Einfalt ferner meinen, daß es nicht unter die Befugnisse eines Bezirks-Comités gehöre, eine Sprache zu unterdrücken: — so kann ich mich nicht der Mühe überheben, ihre Bedenken dem übrigens unantastbaren Beschlusse des Bezirks-Comités von Cahors bescheidentlich entgegenzusetzen, und es wird diesem nicht schwer fallen, das in Frage Gestellte im Herumgehen, wie der große Peripatetiker, zu erledigen. Ich nehm' es mir ernstlich vor, bei diesem Examen die ernste Gemessenheit nicht zu verlieren, die ich bei so hochwichtigen Verhandlungen zu behaupten gewohnt bin. Verbum impendere vero.

„Das Bezirks-Comité von Cahors, in Erwägung, daß“ ... (considérant que ...)

Da sind sie nun, meine Querulanten, und fassen das Bezirks-Comité von Cahors bei dieser Kurial-Sprachneuerung, der schwächlichen Ausgeburt eines Kanzlei-Patois, welches niemals die Sprache von Oc aufwiegen wird. „Was?“ — schreien sie; denn sie haben eine Art von Heftigkeit, die dem Rechte zwar nicht übel ansteht, zumal wenn es gegen eine thesis ab absurdo zu operiren hat. „Ihr schreitet zu einer Reform, die im Namen der Sprachreinheit unternommen werden soll, und beginnt bei Eurem ersten Auftreten mit einem Sprachschnitzer, um den man Euch vor dreißig Jahren aus der Schule geworfen hätte?“ Es steht der ganzen Welt frei, die Autorität des Bezirks-Comités von Cahors nicht mehr in Erwägung zu ziehen, als ihr eben gebührt; keinem Menschen aber steht das Recht zu, Französisch zu sagen: „Ich ziehe in Erwägung (je considère que —), daß das Bezirks-Comité von Cahors einen dummen Beschluß gefaßt hat.“ Das wäre ein doppelter Verstoß — gegen die Sprache und den Anstand.

Und was hat es denn nun erwogen, das Bezirks-Comité von Cahors, welches erwägt, daß? — (qui considère que?)

Es hat erwogen, daß der Gebrauch des Patois einen Einfluß auf die Aussprache des Französischen ausübt; — weil es nämlich nicht erwogen hat, daß im Gegentheil das Patois ein wesentliches Mittelglied bildet zwischen dem Französchen und seinen Stämmen; und daß man, wenn die Gesetze der Aussprache des Französischen verloren gingen, die leitenden Prinzipien für sie in dem Patois suchen müßte.

Es hat erwogen, daß die diplomatische und administrative Einheit des Königreichs die Einheit des Idioms in allen seinen (des Idioms oder des Königreichs?) Theilen gebieterisch fordere. Aber es hat nicht erwogen, daß dieses, so ohne alles Bedenken hingestellte Axiom weder in der alten noch in der neuen Geschichte Begründung und Halt gefunden; daß es durch die vier mächtigsten Alleinherrscher aller Jahrhunderte, Alexander, August, Karl den Großen und Napoleon, Lügen gestraft worden; daß, um dasselbe zu realisiren, wenn es anders angeht, die Sprache unter die Willkür der tollsten aller Diktaturen gestellt werden müßte, unter die der Phrasen des Gerichtshofes und der Barbarismen eines Bureaus; daß diese Einheit der Sprache, die unvereinbar ist mit den unberechenbaren Einflüssen der Lokalitäten, mit der eingebornen Poesie der Völker, mit den organischen Fähigkeiten des Menschen, so wie mit seinen Inspirationen, — die höchstens dazu dienen kann, als ein toller Einfall dies chimärische Utopien der Sprachgelehrten zu ergötzen, — daß diese Einheit der Sprache den Anstrengungen aller Bezirks-Comités der Welt eine kleine Schwierigkeit entgegenstellen würde, die wohl in Erwägung gezogen zu werden verdient: — eine einzige Schwierigkeit freilich nur, das kann ich euch betheuern; aber eine zweite Schwierigkeit derselben Art wäre zu viel! Nämlich, daß es ein für allemal nicht angeht, daß es unausführbar, unmöglich ist.

Es hat erwogen, daß die südlichen Dialekte, wie ehrwürdig sie uns auch immer seyn mögen, als Erbe von unseren Ahnen (tausend Dank für dieses verbindliche Zugeständniß!), dennoch nicht vermocht haben, sich zu dem Range der Schriftsprachen zu erheben; daß sie es nicht dahin gebracht, sich ein grammatisches System zu ordnen und eine Orthographie festzustellen; daß sie keine Leistung von Belang aufzuweisen haben, und daß ihr gewöhnlicher Gebrauch von den besten Geistern als eine der hauptsächlichsten Ursachen der wissenschaftlichen Ueberlegenheit des Nordens über den Süden von Frankreich ist bezeichnet worden. — Es versteht sich von selbst, daß ich dies Alles nur kopire. Solche Sächelchen erfindet man nicht!

Hier nun sinken mir die Arme vor Erstaunen, fast hätt' ich gesagt vor Schreck. Dies erlaubt mir denn auch, in der Form das unternommene Examen abzuwechseln, — während ich bei Gelegenheit mühsam Athem hole, auf den Gipfel dieses pyramidenförmigen Paradieses gelangt.

Wie? die mittäglichen Dialekte haben sich nicht zu der Höhe der Schriftsprachen erheben können, auch nicht in den süßen Dichtungen der Troubadours, auch nicht in den schönen romantischen Epopöen, denen wir zum wenigsten den Ariost verdanken, — auch nicht in den anmuthreichen naturwahren Blüthen des lieblichsten Patois, welches Jean Doujat, der Gelehrteste von allen Gelehrten von Languedoc, eines Glossars für würdig geachtet, — er, der in allen bekannten Sprachen zu schreiben und zu sprechen verstand? Und wem gilt denn nun dieser Provinzialbeschluß zu Gunsten der Centralisation? Uns anderen alten Sprachforschern, die wir gern den ganzen quasi-grammatischen Bettel der Bezirks-Comités hingeben für eins der pasaiens des Belaudiero, für ein Sonnet oder cansou des Goudouli, für ein noël des de la Chonnoye.

Wie? Die mittäglichen Dialekte haben es nicht dahin gebracht, ein grammatisches System zu ordnen und eine Orthographie festzustellen? Sie ist also nicht bestimmt festgestellt, — die Orthographie des Pellas, Sauvages, des trefflichen gelehrten Doujat, mit dessen Namen ich eben

erst das Bezirks-Comité von Cahors bekannt gemacht? Sie sind nicht systematisch geordnet, nicht mit dem größten Reichthume der Gelehrsamkeit und des Geschmacks ausgestattet, jene trefflichen Arbeiten Raynouards, welche die Bewunderung des ganzen gelehrten Europa ausmachen? und wegen des Mangels einer systematisch geordneten Gramatik wird das Patois des Departement des Lot, wie ein Landstreicher ohne Paß, vor das Corrections-Tribunal der Behörden geschleppt? — Gäbe uns nur der Himmel eine solche!

Wie? Die mittäglichen Dialekte (und gehen wir nur noch weiter! denn wir dürfen die Rechte dieses himmlischen Idioms nicht verkürzen, wie sehr auch das Bezirks-Comité von Cahors es verleugnet, um es in die Acht zu thun), — nein! das Patois von ganz Frankreich hat keine bedeutende Leistung aufzuweisen?

Wie? Montpellier mag allzugeizig mit seinen Erinnerungen haushalten, um den Herren von Cahors jemals etwas von den gelungensten Partieen des Rabelais verlauten zu lassen! Die Akademie des jeux floraux von Toulouse übt ihren Einfluß wohl nicht wirksam genug aus, um bis nach dem Departement des Lot den Ruf eines Clémence Isaure und seiner lieblichen Languedocschen Ruhe verbreiten zu können, dieser herrlichen Dichtungen, die ganz von Hagerosen und Amaranthen durchduftet sind? Wie? So viele reizende Scenen des Crpaeo, Regnard, Dancourt, Marivaux, Molière, des großen Molière, sollen verurtheilt seyn, in's Unendliche die geschraubten Auslegungen der Grammatiker über sich ergehen zu lassen, wie die punische Scene im Pönulus des Plautus, — bloß weil es dem Bezirks-Comité von Cahors gefällt, unser ursprüngliches Französisch, unsere Muttersprache eben so zu behandeln, wie die Römer als Halbbarbaren das Karthaginiensische behandeln? Kommt es euch nicht so vor, daß in der Idee, das Patois zu unterdrücken, etwas Komisches liegt, das zum Lachen reizt, aber auch etwas, was zum Weinen auffordert?

So sehet denn, welchem Unglück ihr auf so wunderbare Weise entronnen seyd. Wenn das Bezirks-Comité von Cahors die Oberaufsicht über die ersten wissenschaftlichen Bestrebungen des alten Griechenlands geführt hätte zur Zeit des Pisistratus oder Perikles (das ist aber nur so eine Annahme!); wenn es sie in jener Zeit so beaufsichtigt hätte — das Bezirks-Comité von Cahors, — wie heut zu Tage in Frankreich; wenn es unverschämter Weise die Provinzial-Dialekte unterdrückt hätte, wie es eben die unsrigen vertilgen will durch eine willkürliche Verfügung, abgefaßt bei verschlossenen Thüren, unterzeichnet: Das Bezirks-Comité von Athenai, noch tiefer unten die Worte: Gegeben in unserem Athenaion, — der Rektor der Universität! — Ich zittre, ich schaudere am ganzen Leibe, zu sagen, was dann erfolgt wäre! . . . . . . Wir würden heute nicht wissen, wer denn der Homer gewesen ist.

Wie? Der gewöhnliche Gebrauch des Patois ist von den besten Geistern als eine der hauptsächlichsten Ursachen der literarischen Ueberlegenheit der nördlichen Provinzen Frankreichs über die des Südens bezeichnet werden? . . . .

Das laß ich mir gefallen. Das ist eine von den Wendungen der feinen Urbanität, worin der Süden vollkommen Meister ist, um es dem Norden verauzuthun, und ich für mein klein Theil nördlicher Eitelkeit bin ihm dankbar verbunden. Indeß weiß ich sehr wohl, eine Höflichkeit ist der anderen werth, und ich werde mich diesen Augenblick noch besser besinnen, indem ich Rabelais, Montaigne und Montesquieu wieder vornehme.

Aber das Bezirks-Comité von Cahors wird sich zufällig überzeugt haben, daß es in Frankreich außer dem Patois von Languedoc keines giebt, und daß der Norden nicht das Unglück gehabt hat, Patois zu sprechen, wie der Süden; denn das wird wohl die logische Konsequenz jener ungeheuren Erwägung seyn. — Soll man die Herren davon unterrichten, oder es ihnen in's Gedächtniß zurückrufen, daß das Patois die Sprache des Landes (pays) sey; daß auch wir, wir Anderen, ein Patois haben, wie die Leute von Cahors; daß es Lafontaine mit Vergnügen und La Mennaye mit Geist gesprochen; daß das Patois, so geringhaltig an Anmuth und an Kraft gegen das, was so wohlfeil ausgeboten wird, mindestens eben so viel Anmuth und Kraft besitze, als die Munizipal-Sprache jener Herren? Die Weisheit, in dem Patois eine Hemmung des wissenschaftlichen Fortschrittes zu erkennen, ist wahrhaftig so groß nicht, um die Schriftsteller des Nordens so hoch über Rabelais, Montaigne und Montesquieu zu erheben.

Was wirklich ausgezeichnete Geister behauptet haben, ist, daß bei einem größeren Einflusse der Langue d'Oc das von uns gesprochene Französisch vielleicht größere Eleganz, größeren Wohllaut und größeren Reichthum gewonnen haben würde; daß wir unsere Racine, Molière, Fenelon nichts desto weniger besäßen, nur noch um einige Reize reicher, die unser tauber und stummer Dialekt ihnen versagt hat. Das ist die Meinung aller derjenigen, die sich auf den Mechanismus des Wortes und des Ausdrucks verstehen, mit Ausnahme natürlich des Bezirks-Comités von Cahors. Nun denkt Euch einmal, wenn es möglich ist, etwas noch schwerer Faßbares, als jenen Beschluß! Wenn nämlich das Bezirks-Comité von Cahors, welchem doch die Wahl offen stand, sich hätte beikommen lassen, von Staats- und Amtswegen den Gebrauch des gewöhnlichen Französischen in dem ganzen Gebiete von 362 □Linien, welche es mit seinem Lichte erhellt, zu Gunsten seiner Diplome und Universitäts-Privilegien, zu unterdrücken; dann hätt' es eine tausendmal mehr patriotische, tausendmal mehr verdienstliche und vernünftige Handlung ausgeübt. — Ich möcht's ihm aber doch nicht rathen.

Nein, meine Herren! ich kann's Euch auf Ehre versichern, Ihr werdet das Patois nicht austilgen, Ihr werdet keine Sprache austilgen! Die Sprachen sterben, wenn ihre Stunde gekommen, wie die Könige, wie die Dynastieen, wie die Nationen, wie die Welten und die Sonnen, wie die Bezirks-Comités; des Menschen Macht aber reicht da nicht hin. Gott hat gewollt, daß die Einen sprechen Schiboleth, und die Andern Siboleth, und noch niemals hat sich ein Bezirks-Comité erhoben, das sie von dieser Unterscheidung zurückgebracht hätte. Man wird noch lange nach Euch die Sprache von Oc reden, die Euch zuwider ist, das Baskische und Bas-Breton, was noch viel eigenthümlichere Sprachen sind, — ich weiß nicht, ob Ihr das schon wisset, meine Herren! — und den Vortheil haben, sehr gut geordnete Grammatiken zu besitzen. Und dann wird man auch noch ganz andere Sprachen sprechen, die von keiner Universität festgestellt werden sind, und die Ihr nicht minder und nicht mehr verstehen werdet, als die Sprachen der Vergangenheit. Und dann wird man nicht mehr sprechen von Universitäten und Rektoren und Bezirks-Comités.

Nein, meine Herren! keine Sprache stirbt den Tod von Rechts- und Gesetzeswegen, von einem Lyceum gewürgt, geknebelt, erstickt durch ein Verdammungs-Urtheil, das auf dem Schreibepulte eines Pedanten geschmiert wird. Niemals wird ein rector magnificus, zwischen zwei Pedellen sitzend, ihr den Weg zur Ewigkeit weisen, im Namen des Königs und der Justiz! Die Sprachen sind von einem zähen Leben. Man kann sie nicht tödten. Lassen Sie uns also das Patois, wenn ich bitten darf, meine Herren von Cahors! Lassen Sie es uns aus Gefälligkeit! Es wird uns wenigstens ein bischen entschädigen für das schöne Französisch, wie man es heutzutage macht!

Bibliographie.

Cours sur le tracé et la construction des batteries de toute espèce. Extrait de l'ouvrage publié par le comité d'artillerie. — $3\frac{1}{2}$ Fr.

Observations critiques sur l'organisation nouvelle de l'artillerie. — Vom General Duchand. 2 Fr.

Minéralogie industrielle, ou exposition de la nature, des propriétés, du gisement etc. — Von Peleuze. 3 Fr.

Pathologie canine, ou traité de maladies des chiens. — Von Delabère-Blaine. Nach dem Englischen, mit Anmerkungen von Delaguette. 6 Fr.

Phytographie médicale. Histoire des substances héroiques et des poisons tirés du règne végétal. — Von J. Reques.

Recherches sur les effets de la saignée dans quelques maladies inflammatoires et sur l'action de l'émétique et des vesicatoires dans la pneumonie. — Von P. C. A. Louis. $2\frac{1}{2}$ Fr.

Traité des maladies des bestiaux. — Von V. Delaguette. $3\frac{1}{2}$ Fr.

Homme sans coeur. — Von Bonnelier.

Un Mariage sans mari Marie. Par Auguste Lafontaine et Mme. Schopenhauer; traduit de l'allemand par M. Suckau. 4 Bdchen. 12 Fr.

Belgien.

Belgiens öffentliche Charaktere.

(Fortsetzung.)

II. Katholische Oppositions-Partei.

Ich habe die Männer namhaft gemacht, auf welchen in diesem Augenblick die Hoffnungen der katholischen Aristokraten ruhen, d. h. derjenigen Partei, welche die absolute Monarchie auf der Basis des geistlichen Supremates erbauen möchte. Eine andere katholische Partei aber kämpft im Bunde mit den liberalen Ideen gegen dieses Streben nach Reaction. Diese Partei stellt zwar das religiöse Element an die Spitze des Umschwungs der Ideen; allein sie will keine Priester-Privilegien: sie verlangt universelle Zustimmung, und vor Allem Nationalität. Sie schwimmt mitten im Strome des republikanischen Elements und braucht nur noch einen Schritt zu thun, um auf das Terrain des Abbé de Lamennais zu gelangen. Hören wir nur Herrn Bartels, einen der eifrigsten Redaktoren des ehemaligen Catholique des Pays-Bas, wie er sich in seinem merkwürdigen Buche über Flandern und die Belgische Revolution ausspricht.

„Eine gründliche Diskussion des Päpstlichen encyklischen Schreibens würde eine besondere Abhandlung erfordern; ich will hier das unbegreifliche Manifest des Oberhaupts der Kirche gegen die Freiheit der Kirche selbst nur aus politischem Standpunkt betrachten und untersuchen, ob es auch nur den geringsten Einfluß auf das Betragen der Belgischen Katholiken als Bürger ausgeübt hat. Wenn die Herren Charles Vilain XIIII. und Muelenaere zu einer sehr willkürlichen Verwaltung sich bekennen, so war es augenscheinlich nicht das Päpstliche Rundschreiben, das ihre Ueberzeugung modifizirt hat; denn wir glauben nicht, daß diese unglückselige Conception schon das Licht erblickt hatte, als der Erstere für das Abtreten der Provinz, die ihn erwählt, an die Holländer votirte, oder als der Letztere dem Edikt vom 11. Dezember 1829 anhing.“ . . . .

In einem einzigen Paragraphen sehen wir also zwei der einflußreichsten katholischen Aristokraten und sogar den Papst selbst von einem Katholiken angegriffen, der nicht minder orthodox ist, als sie selber, und gleichwohl einer diametrisch entgegengesetzten politischen Idee huldigt. Kurz nachher fügt Herr Bartels hinzu:

„Herr Charles Vilain XIIII. ist am Vorabend des vierten Jahrestages einer unter dem Geschrei „Freiheit und Gerechtigkeit“ ausgeführten Revolution Gouverneur von Gent geworden! Diese isolirte Thatsache charakterisirt eine ganze Situation. — Also haben wir den Despotismus nur abgesetzt, nicht zerschmettert. Geduld!“ . . . .

Diese Zeilen können uns von dem glühenden Eifer der Opposition eine Vorstellung geben. Man darf sie ungescheut die katholisch-demokratische Partei nennen, obgleich keines ihrer Mitglieder den Grundsätzen des Abbé de Lamennais mit Einschluß des republikanischen Prinzips huldigt. Diese religiöse Opposition hat keine andere Repräsentanten im Parlamente, als die Herren Dubus und Dumortier, Beide Deputirte von Tournay (Doornik), von denen der Erste Vice-Präsident der Kammer, und der Zweite Quästor ist. Auch kann man diese beiden Herren nicht unbedingt auf die Liste der demokratischen Redner bringen.

Ihre Opposition war immer mehr gegen die Person der Minister als gegen ein bestimmtes Prinzip gerichtet. Es ist ein Rest von jenem Sauerteig des Hasses, der unter Herrn Lebeau's Ministerium so wacker gegoren hatte. Herr de Theux, Minister des Innern, und der Exliberale, Herr Ernst, gegenwärtig Justiz-Minister, haben zwar noch dann und wann Ursache, sich darüber zu beschweren; aber den Herren Muelenaere und Felix von Mérode gegenüber würden Dubus und Dumortier nicht dieselbe Gewaltthätigkeit sich erlauben. Eine geheime Familien-Sympathie, welche die üble Laune des Augenblicks nicht verdrängen kann, hält sie davon zurück. So oft die reine katholische Frage ins Spiel kommt, wird Herr Dubus Rath der Partei, und Herr Dumortier sein Redner par excellence. Zeigt aber das monarchische Prinzip nur den kleinen Finger, so verwandelt sich Dumortier in einen Volkstribunen, und versagt dem Könige sogar das Recht, die Provinzial-Conseils aufzulösen. Sprechen die Redner des Ministeriums von diplomatischen Konzessionen, so erhebt sich Herr Dumortier und donnert heraus: „So lange eine Brabantische Flagge von einem Belgischen Glockenthurm herabweht, werde ich an der Unabhängigkeit des Landes nicht verzweifeln!“ Dumortier ist ein Redner voll Leidenschaft, aber in Stil und Ideen sehr ungleich. Die Höflichkeiten der Tribüne sind ihm ganz fremd, und er treibt die Persönlichkeit gern bis zur Injurie.

Die am weitesten vorgeschobene Schildwache dieser Partei ist der Abbé de Haerne, ein junger Geistlicher von 30 Jahren, der im Kongreß für die Republik stimmte, und bei den letzten Wahlen durch die Katholiken selbst auf die Liste kam. Ihm zunächst mag man den Abbé de Smet nennen, welcher als Lehrer an dem Gymnasium von Alost einen Abriß der Belgischen Geschichte schrieb, welchen die Gendarmen als revolutionnair vernichteten. Endlich sey auch des Abbé Helsen gedacht, eine Art von Abbé Châtel, der die Messe in Flamändischer Sprache liest, und gegen das Cölibat der Priester Broschüren schreibt. Das Volk von Brüssel, welches in derlei Dingen keinen Spaß versteht, hat ihm seine geringe Sympathie durch Einwerfen seiner Fenster bekundet, während der Erzbischof von Mecheln sich damit begnügte, ein Rundschreiben an die Prediger seiner Diöcese zu schicken, worin er sie zu Gebeten um göttliche Erleuchtung des schismatischen Predigers ermahnt.

III. Republikanische Partei.

Das republikanische Prinzip hat in Belgien noch nicht viele Proselyten gemacht. Wir haben schon bemerkt, daß es in der Repräsentanten-Kammer nur drei Organe zählt; auch ist es seinen Anhängern noch nicht eingefallen, an die Möglichkeit einer direkten Installation zu glauben. Erst durch die Vereinigung Belgiens mit Frankreich hoffen sie, uns einen gemeinschaftlichen Genuß der republikanischen Verfassung zu verschaffen; ihre Ansichten sind demnach nichts weniger als national.

Der Klub der Rue de la Bergère, welcher in den ersten Monaten der Revolution in Brüssel so großes Aufsehen erregte, wurde, so zu sagen, von dem Volke selbst geschlossen, weil man den Leuten beigebracht hatte, dieser Klub sey ein Filiale der Saint-Simonisten. Sein Präsident, Herr de Potter, hatte kaum so viele Zeit übrig, daß er nach der Gränze flüchten konnte, welche Flucht seine Kollegen, und insbesondere Herr Gendebien, ihm sehr übel nahmen. Der Letztere, den man als die merkwürdigste Person des republikanischen Triumvirates, das gegenwärtig in der Kammer sitzt, betrachten kann, hatte übrigens noch einen anderen Groll auf Herrn de Potter. Er wußte, daß der Präsident jenes Klubs gerades Weges nach der Diktatur strebte, und daß seine schon designirten Minister die Herren Tielemans und Lesbroussart waren.

In den Sitzungen der provisorischen Regierung, deren Mitglieder über den Fuß der Gleichheit diskutirten, war Herr de Potter immer der Erste, welcher unterzeichnete, und zwar dem Texte so nahe, als möglich. Herr Gendebien suchte dann seine Signatur noch höher zu rücken, als wollte er die aristokratischen Dünste verscheuchen, die das Haupt seines Kollegen manchmal zu trüben schienen.

Auf diesem Punkte geschlagen, versuchte Herr de Potter sein Glück nun damit, daß er am frühesten in den Versammlungen erschien. So konnte er sich des Sessels der Präsidentschaft bemächtigen, der von Rechtswegen Keinem angehörte. Mit dieser kleinen und ziemlich harmlosen Usurpation nahm es nun folgendes Ende. Als Herr de Potter eines Abends zur gewohnten Stunde ankam, fand er Herrn Gendebien bereits auf dem Lehnstuhle. Er verstand die Lection, und ließ von Stund' an seine Diktator-Pläne fahren. Gegenwärtig ist Herr de Potter von der politischen Schaubühne ganz abgetreten, wogegen Herr Gendebien fast ganz allein die republikanischen Meinungen verficht. Sein Thema ist übrigens weder lang, noch schwierig, noch mannigfaltig; er hält an zwei oder drei Axiomen fest, die er seinen Widersachern mit seltenem Ungestüm an den Kopf wirft. Sein Zweikampf mit Herrn Charles Rogier hat Celebrität genug erlangt; aus einer Entfernung von 40 Schritt auf seinen Gegner zuschreitend, schoß er dem ehrenwerthen Redner eine Kugel in den Mund: eine sonderbare Manier, ihn zum Schweigen zu bringen!

Die beiden Adjutanten des Herrn Gendebien sind die Herren von Robaulx und Séron. Diese Drei bilden das ganze republikanische Armee-Corps. Robaulx steht Herrn Gendebien an Autorität wie an Talenten nach. Er ist ein ehemaliger Advokat aus Lüttich, ein weitschweifiger, farb- und formloser Redner. Vor der Revolution war er liberaler Unionist, und jetzt hat die katholische Partei keinen grimmigeren Feind, als ihn. Herr Séron, Repräsentant von Philippeville, zeichnet sich besonders darin aus, daß er das einzige Mitglied der Kammer ist, welches einen dreieckigen Hut, einen Zopf und Stiefeln à la Suwarow trägt.

IV. Liberale Oppositions-Partei.

Unter den zwanzig Mitgliedern, welche die liberale Minorität in der Repräsentanten-Kammer zählen mag, verdienen die nachstehenden besondere Aufmerksamkeit: es sind die Herren Henri v. Brouckère Fallon, Jullien, Fleussu, Corbisier, Meeus und Rouppe. Der Letztgenannte, gegenwärtig Bürgermeister von Brüssel, bekleidete dieses Amt schon, als Bonaparte noch erster Konsul war. Die Unabhängigkeit seines Charakters und die Liberalität seiner Verwaltungs-Ideen erwarben ihm die Ehre, bei Bonaparte verdächtig zu werden. Um Belgien seines Einflusses zu entledigen, schickte er dem harmlosen Bürgermeister eines Tages die Ernennung zum Seconde-Lieutenant. Dieser seltsamen Veränderung seines Wirkungskreises zufolge machte Herr Rouppe mehrere Feldzüge mit, ohne die Interessen der Stadt in seinem Munizipal-Sessel ferner wahrnehmen zu können. Die Holländische Regierung übertrug ihm kein öffentliches Amt; erst nach den Septembertagen trat er wieder in seine alte Stellung.

Die Herren Meeus und Corbisier glänzen besonders da, wo es sich um finanzielle, oder um Gegenstände des Gewerbfleißes handelt; allein der Letztere wagt es selten, öffentlich zu reden, und gewöhnlich ersetzt ihn sein Kollege Fleussu auf der Tribune. Obgleich Herr Fleussu der Wahl des Königs Leopold sich widersetzt hatte, wählte ihn der Kongreß doch zum Mitgliede der nach London abgeschickten Deputation. Er ist von allen Mitgliedern beider Kammern dasjenige, in dessen Reden die meiste gesunde Vernunft herrscht.

Herr Jullien, ein seit dreißig Jahren in Belgien naturalisirter Franzose, der lange Zeit in Brügge das Amt eines Advokaten rühmlich verwaltete, ist der Scharmützler seiner Partei. Er setzt Alles an einen Sarkasmus, dessen Zielscheibe gewöhnlich die Priester sind. Er ist das gerade Widerspiel des ruhigen und abgemessenen Herrn Fallon, dessen Votum der furchtsame Theil der Opposition zu huldigen pflegt.

Herrn Fallon gegenüber wollen wir Herrn Henri v. Brouckère stellen, einen jungen Mann voll Energie und den elegantesten Redner der Kammer. Dieser Herr votirte für Leopold, und war einer der Commissaire, die nach London geschickt wurden, um ihn zur Annahme der Krone zu bewegen. Er bekämpfte den Vertrag der 18 Artikel, welcher Belgien das Arrondissement Ruremonde entzog, dessen Repräsentant er ist. Diesem Umstande zum Trotz hintertrieb die katholische Partei 1832 seine Wahl in demselben Arrondissement. Brüssel rächte ihn nachmals, und seitdem ist er einer der kräftigsten Streiter der katholischen Partei geblieben. Ihm gebührt die Ehre, daß er zuerst auf Abschaffung der Todesstrafe und Revision des Kodex der Strafen antrug.

Herr Charles v. Brouckère, Bruder des Vorigen, lebt jetzt in gänzlicher Zurückgezogenheit von der politischen Welt. Gleichwohl hat er in den letzten vier Jahren an allen Streitfragen, die in Belgien verfochten wurden, lebhaften Antheil genommen. Er war abwechselnd Finanz-Minister, Minister des Innern und Kriegs-Minister, als der gefräßigste Ehrgeiz noch unter der Tafel des Gouvernements kauerte, in steter Furcht, eine Holländische Bombe könnte in die Flaschen und Schüsseln fahren.

Als Herr Coghen die Finanzen eines leeren Schatzes nicht mehr verwalten wollte, suchte man Herrn Charles von Brouckère auf; als die Niederlage bei Löwen die Schwäche der Belgischen Armee und ihre klägliche Organisation dargethan hatte, drang man in Herrn von Brouckère, die Verantwortlichkeit des Kriegs-Portefeuille's zu übernehmen. In Augenblicken der Gefahr immer geliebkost und an Tagen des Triumphes immer abgewiesen, hat Herr von Brouckère diejenigen nie auf sich warten lassen, die im Namen der Belgischen Freiheit an sein Herz oder an seinen Arm appellirten.

Obgleich Herr Charles von Brouckère auf dem Kongreß gegen die Wahl des Prinzen von Sachsen-Koburg gestimmt und den Ministerrath verlassen hatte, um in die Reihen der Opposition zu treten, wurde er doch vom König Leopold am 3. August 1831 zur Verwaltung des Innern berufen; denn eben hatte General Chassé den Waffenstillstand aufgekündigt, und die Holländer fielen in das neue Gebiet des Belgischen Königs. Die Augenblicke waren kostbar und die Generale — verblüfft. Herr Charles von Brouckère aber verfügte sich gleich in den Palast, wo der König die ganze Last auf seine Schultern legte und ihm einschärfte, er möge Alles aufbieten, damit wenigstens die Hauptstadt sicher bliebe.

Brouckère eilte sofort ins Kriegs-Ministerium, wo er, kraft seiner Vollmacht, Herrn de Failly den Befehl gab, unverzüglich zu der Armee an der Schelde abzureisen, während Herr Goblet, General des Genie-Corps, ungesäumt abging, um die beiden Flüsse zwischen Antwerpen und Mecheln zu decken. Der König ging den 4ten nach Antwerpen ab. Herr von Brouckère, der Minister des Innern, zog seine alte Uniform eines Artillerie-Obersten an und begleitete ihn als Adjutant. Unterdeß erhielt man im Hauptquartier die Nachricht von der Niederlage des Generals Daine, und nun wurde Brouckère beauftragt, das in der Provinz Lüttich stehende Armee-Corps nach Löwen zurückzuführen. Binnen 24 Stunden hatte der neue Minister des Innern seine Truppen wieder organisirt und mit Waffen und Kleidung versehen. Als er an der Spitze von 10,000 Mann Löwen erreichte, war die Capitulation bereits unterzeichnet.

Nach Brüssel zurückgekehrt, ließ Herr von Brouckère, den zudringlichen Bitten seiner Freunde gemäß, sich bewegen, das Portefeuille des Krieges zu übernehmen. Dieses Portefeuille war eine Zentnerlast, die kein Anderer auf sich laden wollte. Nicht bloß die Armee mußte neu organisirt werden, auch dem Ehrgeiz einer Menge Individuen waren Fesseln anzulegen. Der neue Minister sammelte und equipirte in wenigen Monaten ein schlagfertiges Heer von 80,000 Mann. Zum Lohn dafür, daß er seine Ruhe geopfert und durch Arbeiten und Nachtwachen seine Gesundheit zerstört hatte, beschuldigte man ihn, er habe die Gelder des Staates vergeuden lassen.

Herr Charles von Brouckère ist jetzt Direktor der Münze und hält sich von Staatsgeschäften fern. Nachdem er die höchsten Aemter bekleidet, und Belgien die wesentlichsten Dienste geleistet hatte, war sein Schicksal das jedes edleren Menschen, der mit reinem Gewissen

in Hof- und Staats-Intriguen geräth. An Jahren noch jung, weiß er schon, was so viele Andere erst im Greisenalter erfahren. Wird er sich seine Erfahrung zu Nutze machen? Nein, er wird sie vergessen, wenn er eines Tages, wie ein von seinem Zorne geheilter Achilles, den Angstruf des reuigen Vaterlandes hören sollte, das bei seinen Kindern um Hülfe fleht. (Schluß folgt.)

R u ß l a n d.

Eine Novelle vom Balkan.

I. Das Bivouac.

Brüder, laßt uns Freunde seyn
Hier am Feuer, unter Hütten,
Und wenn wacker wir gestritten,
Abends uns beim Trinken freu'n.
Dawidoff.

Gesunken war die Sonne hinter dem Emine-Dag, der majestätisch aus der malerischen Bergkette des Balkans emporsteigt; die Süd-Nacht trat plötzlich mit Dunkelheit und Kälte an die Stelle des lichtvollen und schwülen Tages; der Halbmond beschien mit mattem Glanze seine Lieblings-Gegend, und in Perlen verbreitete sich der Thau über den duftenden Teppich des üppigen Thales. Nach und nach verlöschten die Wachtfeuer des Russischen Lagers; die aufgestellten Schildwachen weckten durch ihr gegenseitiges Zurufen die Bewohner der Umgegend, doch ein erquickender Schlaf wehte mit trägem Flügelschlage süße Träume über die Häupter der ermüdeten Krieger.

Unter der Zahl derjenigen Truppen, die in dieser Nacht zur Abwehr eines möglichen Ausfalls aus der Festung Schumla gerüstet seyn mußten, war auch die 19te Compagnie der reitenden Artillerie vor dem Hauptquartier aufgestellt. Es rauchten die in die Erde gesteckten Lunten; neben dem Geschütz schlummerten die Kanoniere; die angespannten Pferde zitterten und schnaubten vor Kälte; einige Schritte hinter der Geschütz-Linie lagen um ein Wachtfeuer herum, in Mäntel gehüllt, die Offiziere der Compagnie; ein kupferner, von Rauch geschwärzter Theekessel, der unzertrennliche Gefährte der Krieger, zischte über den Kohlen, und Tabacksdampf umkreiste die gebräunten Gesichter. —

„Fedka! Fedka! Verdammter Siebenschläfer! Wo sind die Gläser?“ rief der Unter-Lieutenant Sch*** seinem Burschen zu. „Du wirst noch einmal während der Schlacht einschlafen.“

„Wißt Ihr was, ich werde einschenken“, sagte der Fürst Tsch***; „es ist ordentlich schmerzhaft, die heisere Stimme des Theekessels zu hören, der gewiß glaubt, daß wir ihn vergessen haben.“

„Schenk' ein, Bruder! aber vergiß nicht, in mein Glas Husaren-Sahne zu gießen“, bemerkte der Fähnrich D***.

„Die Husaren-Sahne ist doch eine schöne Sache; ohne sie wären wir wohl in diesen Türkischen Nächten zu Grunde gegangen. Man mag sagen, was man will, der Rum wirkt doch mehr, als Flanell; fragt einmal den darin erfahrenen Unter-Lieutenant.“

„Lache nur, lache nur; wenn Dich aber friert, so kommst Du doch zu mir.“

„Ich versuchte es einmal, aber zum Unglück kam ich zu spät; zuweilen glaube ich wahrhaftig, daß Deine Feldflasche Dir an den Mund angewachsen sey.“

„Uebel wäre es nicht, dann würde gewiß kein Tropfen verloren gehen.“

„Es geht auch so keiner verloren.“

„O, im Gegentheil! Denn als bei der Kulemtschinskischen Affaire unsere Compagnie kommandirt ward und er nach alter Gewohnheit von seiner unzertrennlichen Feldflasche Abschied nehmen wollte, ließ er sie in der Eile fallen, — und der wohlthätige Rum tränkte die Türkische Erde. Während der ganzen Schlacht konnte er, trotz des feindlichen Feuers, dieses Unglück nicht vergessen.“

„Da irrst Du Dich, mein Bruder! Wenn meine selige Feldflasche mir die Gedanken zerstreut hätte, so würde es mir nicht so gelungen seyn, den Türkischen Pulverwagen in die Luft zu sprengen und so unter dem fliehenden Feinde so große Verwirrung hervorzubringen.“

„Hast Du nicht gar die ganze Schlacht gewonnen?“

„Du kommst immer mit Deinen ungereimten Späßen, Fürst!“

„Nun — Du bist der Rechte! Wo sollte man wohl scherzen, wenn es nicht im Kriege wäre? Uebrigens soll es das letzte Mal seyn, daß ich mir einen Spaß mit Dir erlaube.“

„Ich bin nicht böse, sondern bemerkte Dir das nur im Vorbeigehen“, antwortete der Unter-Lieutenant Sch***, dem Fürsten die Hand reichend.

„Wollen Sie sich uns nicht anschließen?“ fragte D***, sich gegen einen nicht längst in die Compagnie getretenen Offizier wendend, der, in Gedanken vertieft, seitwärts saß. „Es ist Zeit, daß wir uns näher kennen lernen.“

„Wünschen Sie nicht ein Glas Punsch?“ unterbrach ihn der Unter-Lieutenant. „Trübe Gedanken müssen diesem Balsam weichen; ich sag' es Ihnen aus eigener Erfahrung.“

„Ich danke recht sehr“, antwortete der Lieutenant H***, indem er zwischen den Offizieren Platz nahm; „ich trinke keinen Punsch. Verzeihen Sie meinen unwillkürlichen Trübsinn, — er überfällt mich öfters.“

„Wissen Sie, Herr Lieutenant, daß Ihre Ankunft beim Heere für uns ein Räthsel ist?“

„Warum das?“

„Deswegen, weil an Ihrer Stelle sich nicht viele entschlossen haben würden, das üppige und lustige Leben der Hauptstadt mit dem armseligen Bivouac, ohne ganz besondere Ursachen, zu vertauschen; um so mehr, da das Vaterland nicht in Gefahr ist und nicht aller seiner Söhne bedarf.“

„Sie haben es errathen. Noch vor drei Wochen fiel es mir nicht ein, aus einem Kammerjunker ein Artillerist zu werden“, sagte lächelnd Fürst H***.

„Halten Sie uns nicht für unbescheiden; seyn Sie überzeugt, daß wir nicht aus bloßer Neugierde wissen möchten, welche Umstände Sie hierher geführt. Das Schicksal bestimmte Sie, Mühen und Gefahren mit uns zu theilen; theilen Sie auch Ihren Kummer mit Ihren Gefährten, die Sie zu verstehen wissen werden.“

„Sehr gern. Sie sind meinem Wunsche zuvorgekommen; im Kriege ist das Leben trügerisch, und ich wäre nicht gern gestorben, ohne Ihnen eine Erinnerung an mich zurückgelassen zu haben.“ (Schluß folgt.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— Englische Schauspielerinnen. Mrs. Siddons war mir immer unter den Schauspielerinnen das, was Shakespeare unter den Dramatikern war: Beide ließen keinen Vergleich mit irgend einem Anderen in ihrer Sphäre zu. Mrs. Bracegirdle ward in meinem Knabenalter von den alten Schauspielern hoch gefeiert. Ich kannte auch Mrs. Canning, die Mutter des berühmten Staatsmannes, die, obgleich sie ein oder zwei Mal unter Garrick als Jane Shore auftrat, doch nicht im Stande war, die Rolle der Maria in der „Lästerschule“ auch nur mittelmäßig auszuführen. Dagegen war Mrs. Robinson von Natur zur Schauspielerin geboren, und sie würde groß geworden seyn, wäre sie nicht so schön gewesen. Ich erinnere mich auch noch der George Ann Bellamy; sie besaß eine große hinreißende Kraft, allein sie war schon zu alt, als ich sie auftreten sah. In den Jahren von 1784 — 1796 waren Mrs. Wells, Mrs. Mountain, Miß Farren, Mrs. Crouch, Mrs. Esten und Mrs. Billington als die Gottheiten des Tages gefeiert, unter denen zwei, nämlich Mrs. Mountain und Miß Farren, ganz besonders hervorragten. Was endlich unsere Englischen Schauspielerinnen seit der Zeit anbetrifft, so haben sie sich in der Komödie schrecklich verschlimmert; in der Tragödie sind sie ungefähr in statu quo stehen geblieben; nur in dem häuslichen Pathos oder, wenn wir's so nennen dürften, in der Tragödie des einfachen niederen Familienlebens hat man seit vierzig Jahren unerhörte erstaunliche Fortschritte gemacht.

— Mrs. Astley. Diese Englische Schauspielerin, die Frau des alten Gentlemans, genannt der junge Astley, hatte ein so üppiges Haar, daß ihr dasselbe, wenn sie aufrecht stand, bis zu den Füßen hinabreichte und als eine Art von Hülle diente. Sie war ungemein stolz und eingebildet auf dieses ihr flachsartiges Lockenhaar; nachdem sie einmal durch einen Zufall beinahe ihr Haar verloren hätte, beschloß sie, fortan nicht anders als mit einer Perücke aufzutreten; zu dem Zwecke pflegte sie ihre ungeheure Haarmasse zusammen um den Kopf zu winden, indem sie darüber die Perücke aufsetzte; durch diese Operation hatte ihr Kopf eine solche Gestalt gewonnen, daß sich derselbe zu ihrer ganzen Figur ungefähr so verhielt, wie der Kopf des Wallfisches zu dem übrigen Theile seines Körpers, und man kann sich leicht denken, mit welchem Effekt die Schauspielerin auf der Bühne auftrat, zumal da sie in den meisten Stücken die Rolle der Heldinnen zu übernehmen pflegte.

— Zerstreutheit. Von dem alten Schauspieler Thornton weiß man gar manche possierliche und drollige Handlung der Zerstreutheit, die er übrigens nie affektirte. Wenn er ausgehen wollte, pflegte er alle seine reinen Hemden, eines über das andere, anzuziehen, nachdem er die beschmutzten, die er schon längere Zeit getragen, auszuziehen vergessen hatte. Wenn er sich rasirte, traf es sich nicht selten, daß er mit einem Male in der Mitte aufhörte und mit halb eingeseiftem Bart auf die Straße hinausging. Gewöhnlich zog er sich von den Strümpfen einen über den anderen an Einem Beine an, und wunderte sich dann höchlich, wo zum Henker sein zweiter Strumpf geblieben wäre. Eines Tages ließ er sich in einem Weinhause einen Humpen Wein geben, der unten mit einem Schieber versehen war; nachdem er einmal sein Weinglas gefüllt, zog man den Schieber des Humpens, den man absichtlich über ein nur wenig in die Augen fallendes leeres Gefäß gesetzt hatte, fort, und sonach war die Flüssigkeit in das Gefäß ausgelaufen. Nach einigen Minuten, als unser Thornton sein Glas wieder füllen wollte, bemerkte er, daß der Humpen leer sey; er wartete ein wenig und ließ sich dann von neuem einschenken; nachdem er demnächst wiederum zwei Gläser gefüllt, ward derselbe Streich wiederholt, und als Thornton den Humpen zum zweiten Mal leer sah, fing er an, sich an der Nase zu ziehen, und rieb sich die Augen, ungefähr so, als wenn er selbst darüber im Zweifel gewesen wäre, ob er ein wenig geschlummert oder nicht; er ließ dann gleich zum dritten Mal einschenken und bezahlte für die drei Humpen, ohne Zweifel in dem Wahne, daß er sie alle selbst geleert habe. Wir wollen noch folgende Anekdote von unserem Zerstreuten geben, die wir dem Seiltänzer Richer und Anderen zu verdanken haben, die im Jahre 1800 mit ihm zusammen im Dover sich befanden. Mrs. Thornton hatte eine kleine Reise über den Kanal unternommen; unterdessen begab sich Herr Thornton, der in Dover zurückgeblieben war, nach der Post, um sich daselbst zu erkundigen, ob etwa ein Brief für ihn eingegangen wäre. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich folgendes Gespräch: — Thornton: „Keine Briefe für mich, Sir?“ Der Post-Beamte: „„Wie heißen Sie, Sir?““ Thornton: „Mein Name .... ach, theurer Herr, bei den weitläuftigen Geschäften, ich kann mich nicht darauf besinnen.“ Hier kam gerade Richer die Straße entlang und grüßte ihn freundlich, indem er ihn anredete: „Wie gehts, mein Herr Thornton?“ „„Vielen Dank, Sir,““ erwiederte unser Zerstreuter, „„Sie haben mir gerade das Wort gesagt, das mir fehlte.““ Sogleich wandte er sich an den Post-Beamten und erhielt seine Briefe. (N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Mittwoch den 8. April 1835.

Griechenland.

Demetrio Triandofolo.

Machte man sonst einen Spaziergang durch die Straßen Stambuls, so trat hier oder dort eine Scene aus „Tausend und eine Nacht" vor unseren Augen ins Leben. Schiffte man durch den labyrinthischen Archipel, so konnte man gewiß seyn, einem lebenden Anastasius zu begegnen. Ein Zeitraum von wenigen Jahren hat dies gar sehr geändert. Der noch vor kurzem in seiner ganzen Erscheinung so glänzend auftretende Osmane ist nur noch ein Schatten seiner selber, das orthodox Orientalische ist gestürzt, wir sehen in dem jetzigen Türken ein Zwitterding von Altem und Modernem. Auch der Grieche imponirt nicht mehr wie früher. Als er einen despotischen Herrn an dem Osmanen hatte, zeigte er einen gewissen versteckten Trotz in seinem Wesen, der sich nur hinter einer berechneten Schlauheit verbarg. Jetzt legt er sein Kostüm ab, und ist weder Franke noch Rajah. Sein Charakter tritt nackter ans Tageslicht, der Reiz des Geheimnisses ist verschwunden. Das ganze Land modernisirt sich, neue Städte steigen aus der ehrwürdigen Asche der zerstörten auf, Wüsten werden kultivirt, der Mensch giebt sich seinem Fatum nicht mehr lässig hin, Alles arbeitet und müht sich ab: — für den Reisenden hat Griechenland vor der Hand an Reiz verloren, davon abgesehen, daß jede rasche Uebergangsstufe in der Kultur eines Volkes keinen erfreulichen Anblick gewährt.

Während des langen Krieges war Syra eine Art neutraler Punkt für alle Partteien. Von Gräuel und Verwüstung rings umgeben, hing die kleine Stadt dieser Insel, wie ein Vogelnest gesichert, auf der Spitze eines jähen Felsens. Sie war seit lange der Sitz eines katholischen Bischofs gewesen, und erfreute sich seit undenklichen Zeiten unter dem Schutze der Könige von Frankreich größerer Privilegien, als die benachbarten Inselstädte. Zu klug, um durch das Gefühl der Sicherheit sich einschläfern zu lassen, hatten die Syrioten ihre kleine Stadt auf dem höchsten Punkte der Berge erbaut, von dem Landungs-Platze entfernt genug, um bei einem unerwarteten Besuche von Seiten der Herrscher ihre Weiber und Schätze zu sichern. Zugleich lebten sie bei der hohen Lage ihrer Stadt in einem gesunden Klima. Heiter und betriebsam, überstiegen sie bei einem nicht allzu weit ausgedehnten Spielraum in ihrem Handel und Wandel niemals eine gewisse Gränze des Wohlstandes, und ohne Streben nach übermäßigen Reichthümern hielt man sie für vollkommen glückliche Menschen, ihre Insel galt für einen Sitz der Zufriedenheit. Seit der Beendigung des Krieges hat der Wohlstand abgenommen. Seltsam genug war die Kriegszeit gerade die Zeit der Blüthe für Syra. Der Handel der Insulaner mit Waffen und Kleidern war damals sehr bedeutend; diese Friedens-Insel war der Ort, aus dem alle Parteien die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zogen.

Um den Zustand der Syrioten beneidenswerth glücklich zu machen, kam noch der Umstand hinzu, daß, während in Konstantinopel, Smyrna, Syrien und Aegypten die Pest wüthete, Syra allein wie ein paradiesisches Gärtchen von aller Kalamität unangefochten blieb. Es war natürlich, daß auch die Fremden, die den Archipel besuchten, hier zusammenströmten, und sich in der Bucht von Syra ein Rendezvous zu geben pflegten. Ein wunderbares Schauspiel eröffnete sich dem Reisenden, wenn er dort landete. Man muß Calais betreten, oder in Neapel am Ufer sich nach einem Lohnkutscher umgesehen haben, um für die tumultuarische Scene, die sich dem Ankömmling darbot, einen Vergleichungspunkt zu finden. Syra war, wie gesagt, für Jeden, der nach der Levante oder nach dem Orient überhaupt zu reisen hatte, eine unumgängliche Station. Man traf hier Fahrzeuge nach allen Hauptstädten der Türkischen, Russischen und Syrischen Küsten. So umschwärmten denn gleich Hunderte von Schiffern den Ankömmling mit dem tobenden Zuruf: „Nach Taganrog? nach Odessa? nach Smyrna?" Ehe man sich nicht bestimmt erklärte und seinen Mann wählte, hörte der stürmische Lärm nicht auf.

So war es, als ich in der Bucht landete. Meine Bestimmung ging nach Konstantinopel, allein ich war entschlossen, einige Tage auf der Insel zu verweilen, und hatte nun Noth, ein Obdach zu finden. Endlich verschaffte ich mir ein Stübchen, das eben groß genug war, um eine Matratze hinzubreiten. Hunger und Langeweile trieben mich bald in das dortige Kaffeehaus. Es war um die Mittagsstunde. Im innern Raum der Bude stand eine Reihe von Tischen und Bänken, das rohe Material der Geräthe würde in einer Bauern-Schenke passender an Ort und Stelle als dort gewesen seyn, wo die Reisenden aller Nationen zusammenströmten. An der Wand waren zwei oder drei Bretter befestigt, auf denen ein halb Dutzend Flaschen voll „véritable Rhum de Jamaique" und „Rosoglio soprafino" standen. Ich mochte diese Etiketten nicht prüfen, um Lüge oder Wahrheit zu finden. Sonst war es im Raum recht leidlich. Die Wirthin schenkte aus einem kupfernen Kessel fleißig ein, der Wirth stand an einem Kohlenfeuer und drehte einen Bratspieß, an dem einige viereckige Stücke Ziegen- und Hammelfleisch steckten. Auf den Tischen standen Kübel voll Reis und Oel. Man denke sich vierzig bis funfzig Gäste an den langen Tafeln, jeder in einem andern Orientalischen Kostüm, dazwischen eine Menge Franken in ihrem schlichten Pariser Frack oder in Ueberröcken, alle essend, trinkend, oder rauchend, mit Karten, Würfeln oder Domino beschäftigt, — und das Gemälde ist fertig. Das bunte Gemisch von hundert verschiedenen Sprachen, die hier im Gewühl der Redenden laut werden, darf nicht vergessen werden.

Es war unmöglich, mit Geld und guten Worten ein Schiff, das nach den Dardanellen ging, aufzutreiben; somit war ich schon genöthigt, noch länger, als ich gewollt, auf der Insel zu bleiben. Das Kaffehaus besuchte ich fleißig genug, um den bunten Scenen, die sich hier entwickelten, von meinem Platz im Winkel, den ich zu wählen pflegte, zuzuschauen. Eines Tages entspann sich unter den anwesenden Griechen ein hartnäckiges Wortgefecht, das in einen wirklichen Kampf überging. Dergleichen als Zuschauer zu erleben, war stets und in allen Ländern für mich von spaßhafter Wichtigkeit. So saß ich denn in meinem Winkel und sah zu, wie sich Griechen dabei geberden.

Natürlich begann man auch hier erst mit Neckereien. Man lachte, höhnte, drohte. Was der Gegenstand des tobenden Gespräches war, konnte ich nicht verstehen. Allein drei oder vier Schiffer von benachbarten Inseln und zwei Sffacchioten (aus Sffachia, einem Distrikt auf der Insel Candia), die sich in der Kleidung durch den schwarzen Turban vor den andern auszeichneten, waren die Zielscheibe des Hasses. Einer der Eingebornen schlug endlich mit dem unteren Ende seiner Türken-Pfeife dem einen Sffachioten auf den Mund, indem er ihm Stillschweigen gebot. Einige Tropfen Blut spritzten aus dem Munde des Geschlagenen. Da schäumten die Sffachioten auf, ihre Gesichter glühten wie der Scharlach ihrer Schürzen. Sie suchten ihre Rücken zu decken, ergriffen Bänke und Tische und warfen sie in den dichten Schwarm der zahlreichen Feinde. Nun war Alles in Aufruhr, die Handschars blitzten in der Luft und es fielen Hiebe, denen Ströme Blutes folgten. Zu den beiden Kandioten hatten sich noch andere gesellt, und sich auf Vertheidigung beschränkend, machten sie ihren Gegnern, die stürmisch auf sie eindrangen, viel zu schaffen. Ich sprang auf den Tisch, um die nöthige Parteilosigkeit im Getümmel zu behaupten und aus einer gewissen Vogel-Perspective dem Kampfe zuzuschauen. An Entfliehen war nicht zu denken; die Thür war von einem Haufen Männer besetzt. Die Katastrophe nahte ihrem Ende, indem ein langgewachsener Spezziot mit seinem ungeheuren Arm einen der Kandioten zu Boden schlug. Die Genossen desselben unterlagen nun auch nach und nach, und der siegende Spezziot schleppte sein Opfer an der Schürze zur Thür hinaus an den Strand. Lärmend folgte ihm der ganze Schwarm. Erst nachher erfuhr ich die Ursache des Streites; man hatte die Kandioten wegen Verrätherei in Verdacht.

Unter solchen Umständen war der Besuch der Bude keinesweges immer erfreulich. Allein was soll ein Engländer machen? Dem Innern eines Ballons ist Luft nicht nöthiger, als einem Engländer die Füllung des Magens, er hat vor allem vacuum einen Schauder. Demnach blieb keine Wahl, die Bude war der Zufluchtsort meines Hungers.

Einige Tage darauf traf ich mit dem langen Spezzioten dort wieder zusammen. Ich wünschte mir eigentlich, um mit Sir John Falstaff zu reden, seine entferntere Bekanntschaft, allein er suchte die meinige, und der Mann hatte bei aller Wildheit seines Wesens doch zugleich etwas Bonhomie und einen frischen Humor, der für ihn einnahm. Er mochte dreißig Jahre zählen, sein Glieder-Bau erinnerte mehr an den Farnesischen Herkules, als an den Apoll zu Belvedere. Ein unruhig blitzendes Auge unter einer hohen, schön gewölbten Stirn konnte Argwohn erwecken. Zu der sonnverbrannten Gesichts-Farbe stand eine Reihe glänzend weißer Zähne in grellem Kontrast. Sein Anzug war verworren schön, nachlässig wählerisch. Der Janina-Shawl saß ihm etwas schräg auf dem Kopfe, an seinem prächtigen Leib-Gurt hing ein kostbarer Tabacks-Beutel von Purpur und Gold, seine Pfeife hatte nur die Hälfte der gewöhnlichen Länge, seine Waffen waren reich mit Silber beschlagen. Er imponirte mir nicht wenig, als er sich freundlich zu mir wandte und sein allzu dienerisches: „Ich werfe mich Dir zu Füßen" aussprach. „Euer Diener," war meine Antwort. „Kommst Du von Stambul oder aus Franken?" fragte der Grieche. Ich bejahte das letztere. „Ei

nun, was giebt's Neues? wer wird unser König? Barba Janni (Onkel Johann, die gewöhnliche Benennung Capo d'Istria's) ist ein ruinirter Mann. Kommst Du in Leopolds oder in des Nemours Namen? Wird der neue König brav Guineen mitbringen? (Dies betonte er sehr stark.) Was sagen die Leute in Europa von Griechenland?"

„Sehr wenig!" war meine Antwort, und während er an seiner Pfeife rasselte, sagte ich ihm, soviel ich wußte, über die andern Fragen Bescheid, ohne freilich der Griechischen Neugier in allen Stücken zu genügen. Der Mann sagte darauf, er sey der Capitain Demetrio Triandofolo von der Insel Spezzia, er wolle nach dem Schwarzen Meere segeln, um Pulver zu holen, und wenn ich diesen Weg einschlagen wolle, so seyen Capitain Demettrachi und sein Schiffsvolk meine Sklaven. Ich machte ihm eine ausweichende Antwort, gab ihm meine Freude zu erkennen, einen der berühmtesten Capitaine in ihm kennen gelernt zu haben und wand mich bald von ihm los. (Schluß folgt.)

B e l g i e n.

Belgiens öffentliche Charaktere.

(Schluß.)

V. Partei der Regierung.

Bis jetzt haben wir die Staatsmänner kennen gelernt, die ihre Leidenschaft um das neue Belgische Königthum im Kreise herumtreibt: wir haben sie Alle um seine Gunst buhlen sehen, wie die Paladine der alten Zeit um die Farben einer Herzensdame einander wund und todt schlugen. Es bleibt uns jetzt noch übrig, die Männer zu charakterisiren, die sich ohne alle Rückgedanken absolutistischer oder liberaler Art um die Regierung gruppiren.

Auch diese Männer verdanken der Revolution ihr Daseyn. Der Thron Leopold's ist auch ihr Werk, und die constitutionnelle repräsentative Monarchie ihr letztes Wort. Auf sie stützt sich die Hoffnung der Dynastie; sie sind gleichsam das Zeughaus, welches dem Königthum immer seine sichersten Waffen liefert. Alle sind aktiv oder haben öffentliche Aemter verwaltet. Ohne vorgängige Unterweisung in den schwierigen Fächern der Verwaltung und der Diplomatie, wurden sie plötzlich in eine unbekannte Welt versetzt, wo nur ihre Einsicht und Vernunft ihnen als Führer dienen konnten.

Ehe wir diese Herren, die an Jahren alle noch jung sind, unseren Lesern der Reihe nach vorführen, können wir nicht umhin, bei den seltsamen Schicksalen des Barons Chokier ein wenig zu verweilen, eines Mannes, der fünf Monate lang die Königliche Gewalt in Händen hatte und dann wieder in den Bürgerstand zurücktrat.

Erasmus Louis, Baron Surlet de Chokier, Ex-Regent von Belgien, wurde 1769 in Lüttich geboren. Als die Armee der Französischen Republik in Belgien einrückte, war er einer der Verwaltungs-Beamten des Departements der Nieder-Maas, und er legte sein Amt nieder, als die Präfekte ernannt wurden. Er begab sich damals nach Paris, wo er eine Zeit lang Banquier-Geschäfte betrieb. Wir finden ihn 1812 im gesetzgebenden Körper wieder, dessen Mitglied er bis 1814 blieb. In jenem Jahre kehrte er nach Belgien zurück und wurde Mitglied der General-Staaten des neuen Königreichs. Hier machten ihn sein Oppositionsgeist und das Kaustische seiner Rede bemerklich. Im Jahre 1818 verhinderte das Ministerium seine Wiedererwählung, und erst im Oktober 1828 wurde er abermals Mitglied der General-Staaten. In den Sessionen von 1828, 1829 und 1830 unterstützte er mit Charles von Brouckère und anderen Opponenten die bekannten Beschwerde-Bittschriften.

Bald nach dem Ausbruche der Belgischen Unruhen im Jahr 1830 begab sich Herr Surlet de Chokier mit den anderen Belgischen Mitgliedern der General-Staaten nach dem Haag, wo die Trennung der Regierung beider Länder und die Revision des Grundgesetzes zur Sprache kam. Nach Brüssel zurückgekehrt, wurde er sehr bald Präsident des Kongresses, und reiste in dieser Eigenschaft mit derjenigen Deputation, die dem Herzog von Nemours Belgiens Krone anbot, nach Paris.

Die Regentschaft des Herrn Surlet de Chokier dauerte beinahe volle fünf Monate, und in dieser kurzen Zeit sah er Dinge vorgehen, die dem ehrgeizigsten Mann seinen Posten verleidet haben würden. Zuerst entspann sich eine Verschwörung, die nicht sowohl durch die Wachsamkeit der Regierung, als wegen Mangels an Energie von Seiten der Verschworenen, mißglückte. Dieser ersten Gefahr mit Mühe entronnen, sah der Regent sein Ministerium den gewaltsamsten Angriffen bloßgestellt; er vertauschte es gegen ein anderes, das nicht besser gedeihen wollte, und das durch Emeuten und Plünderungen eingeweiht ward. Es war daher ein glücklicher Tag für Herrn Chokier, als er den 21. Juli 1831 das Joch der Regentschaft abschütteln konnte. Mit welcher Freude mochte er sein Dörfchen Gingelom wieder begrüßen, wo er seitdem unangefochten als Bürgermeister regiert.

Er hatte freilich auch in seiner Glanz-Periode nicht eben fürstlich gelebt. An dem Tage seiner Installation als Regent setzte er sich zum ersten Mal in eine große, aristokratisch lakirte Miethskutsche, der zwei gewaltige Brabantische Gäule vorgespannt waren. Plötzlich sah er die Pferde im Getümmel verschwinden, und hundert Arme geschäftig, den Wagen fortzuziehen. An solche Ehrenbezeigungen nicht gewöhnt, sprang der neue Regent furchtsam aus dem Wagen, und lief, was er laufen konnte, quer durch den Park, während die Volksmenge ihm wie rasend nachsetzte. Endlich gelangte er athemlos und keuchend zu seinem Hotel in der Rue Ducale, dessen Thüre er seinen Verfolgern vor der Nase zuschlug.

Der Regent fing den Tag gewöhnlich damit an, daß er die Deputationen der Bürger-Garde und die an ihn empfohlenen Amtsbewerber im Schlafrock und in baumwollener Mütze empfing. Dann präsidirte er im Ministerrath, ohne an seinem Anzug viel zu verändern. Hierauf widmete er den Sorgen seiner Herrschaft eine Stunde, d. h. er unterzeichnete die ministeriellen Akten, und der Rest des Tages ward mit Audienzen und Geplauder ausgefüllt. Einen Tag in der Woche war öffentliche Audienz bei dem Regenten, in welcher ein Haufe von Fünffrankenstücken unter die Unglücklichen vertheilt ward, die um Hülfe flehten. Diese patriotischen Almosen und die drei wöchentlichen Diners, die der Regent geben zu müssen glaubte, absorbirten seinen monatlichen Gehalt von 10,000 Franken beinahe gänzlich. Jetzt ist er das Orakel seiner Bauern, obgleich er kein Wort Flämisch versteht.

Mit großem Unrecht hat man die Verwaltung des Regenten bekrittelt. Der gute Mann hatte eine recht vernünftige Ansicht von seiner Stellung. „Der Regent", sagte er, „muß regieren, aber nicht herrschen." Diesem Grundsatze treu, veränderte er sein Ministerium, als es die Majorität nicht mehr hatte, und doch waren mehrere Mitglieder dieses Ministeriums seine persönlichen Freunde. Er gab ihnen Herrn Lebeau zum Nachfolger, den er herzlich verabscheute, der aber die Majorität auf seiner Seite hatte. Die Plünderungen im März 1831 fanden während des ministeriellen Interregnums statt. Die schlechte militairische Verfassung, die sich einige Monate nachher so unheilbringend erwies, kann also nur dem Kongresse beigemessen werden, der immer, statt zu handeln, redete, und keine fähigen Ausländer als Offiziere anstellen wollte.

Das erste Ministerium des Regenten brachte drei Männer auf die Bühne, die auf die schwierigste und für Belgien wichtigste Frage, nämlich die diplomatische, bedeutenden Einfluß hatten. Dieses Triumvirat bestand aus den Herren Lebeau, Nothomb und Devaux. Die beiden Ersten behaupteten ihren Ruhm sowohl auf der Tribüne als durch politische Schriften auf eine glänzende Weise; der Dritte aber wurde fast ganz obskur, seitdem er keinen direkten Antheil mehr an der Verwaltung nahm. Alle Drei hatten zuerst durch Zeitungs-Artikel wider Holland gekämpft, alle Drei gehörten wegen ihrer Jugend und wegen der Richtung ihrer Ideen derjenigen Partei an, die für die Emancipation des Jahrhunderts stritt.

Herr Lebeau, der in den Augen des übrigen Europas lange Zeit die Personification der Prinzipien des Belgischen Kabinets gewesen ist, wurde 1794 zu Huy in der Provinz Lüttich geboren. Er war anfänglich Advokat in seiner Vaterstadt, und dann in Lüttich, wo er bei einigen Kriminal-Prozessen mit vielem Glück plaidirte. Im Jahre 1824 gründete er mit den Herren Devaux und Rogier ein Oppositions-Journal, den Mathieu Laensberg (später le Politique). In diesem Journal wurden die ersten Ideen zu dem Projekte einer Union der Katholiken und Liberalen angeregt. In den folgenden Jahren errichtete Herr Lebeau eine Druckerei, aus welcher unter andern Werken und Nachdrücken 1829 sein eigenes politisches Werk: „Betrachtungen über die Königliche Gewalt," hervorging.

Als die Revolution ausgebrochen war, ernannte die provisorische Regierung Hrn. Lebeau zum zweiten Secretair der Constitutions-Kommission, in welcher Nothomb als erster Secretair saß. Der Distrikt Huy schickte bald Herrn Lebeau zum Kongreß, wo dann auch die Allianz der drei obengenannten Männer ins Leben trat. Sie unterstützten eine Monarchie nach Englischen Prinzipien. Lebeau und Devaux zeigten jedoch öfter gegen das diplomatische Comité feindselige Stimmung; erst in der Folge huldigten sie mit einiger Modification dem Systeme auswärtiger Politik, das Herr Nothomb repräsentirte.

Herr Lebeau wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ihm wurde Herr Devaux als Staats-Minister ohne Portefeuille beigesellt, und Herr Nothomb, der seinen Titel eines General-Secretairs des Auswärtigen beibehielt, unterstützte seine beiden Freunde mit der Erfahrung des diplomatischen Comité's und des ersten Ministers des Regenten. Man kann wohl sagen, daß diese Drei das Schicksal der Belgischen Revolution in ihrer Hand hielten. Ihr ganzes System kann man in folgende Hauptsätze zusammenfassen: sie wollten die Unabhängigkeit Belgiens durch baldige Wahl eines Königs, der von den Mächten anerkannt würde, retten und befestigen; mit der Londoner Konferenz über die Gränzen und übrigen Bedingungen des Daseyns des jungen Staates verhandeln, und aus den Besorgnissen Vortheil ziehen, welche die gleichzeitigen Revolutionen in anderen Staaten eingeflößt hatten.

Herr Nothomb, Mitglied der Deputation, die nach London geschickt ward, hatte nebst Herrn Devaux noch einen geheimen Auftrag von dem Minister bekommen. Man wollte der Konferenz ein neues System von Enclaven annehmlich machen, das Belgiens Gebiet sehr vergrößert haben würde. Dieser, auf die Holländischen Rechte von 1790 basirte Plan war Nothomb's Werk. Nach dem zweiten Artikel der Grundlagen der Trennung vom 27. Januar 1831 sollte die Souverainetät von Mastricht Belgien allein gebühren, was Herr Nothomb mit Hülfe alter Landkarten später zu erweisen sich vorbehielt. Die Londoner Konferenz hat es jedoch auf diese Beweisführung nicht wollen ankommen lassen, und Mastricht verbleibt an Holland.

Es war Herr Nothomb, der den Traktat der 18 Artikel aus London überbrachte, und in einem geheimen Comité von seiner Mission Rechnung ablegend, den vom Fürsten Talleyrand vorgeschlagenen Theilungsplan der Versammlung mittheilte. Seine Vertheidigung der 18 Artikel vor dem Kongreß erregte ein lebhaftes Murren, weil er, über die möglichen Erfolge eines Krieges mit Holland raisonnirend, unter Anderem sagte, er sey von der Feigheit der Holländer nicht überzeugt. Die Schlappe bei Löwen rechtfertigte diese Bemerkung gar bald, selbst in den Augen des blindesten Patrioten. Herr Nothomb vertheidigte auch den Traktat der 24 Artikel, und zeichnete sich bei allen Discussionen über die diplomatischen Verhandlungen der Regierung vortheilhaft aus.

Die Thatsachen, welche die beiden Ministerien des Herrn Lebeau bezeichneten, sind zu bekannt, als daß ich sie hier zu erzählen brauchte; ich bemerke nur, daß er durch auswärtige Diplomaten bei dem König in Ungnade gekommen ist. Die geringe Geistesgegenwart, die er wäh-

rend der Plünderungen vom 6. und 7. April zeigte, gab ihm den letzten Stoß. Die Herren Ernst und d'Huart hatten das Portefeuille schon empfangen, als Lebeau noch immer nicht wußte, was man gegen ihn anzettelte.

Wie sehr man auch gegen Herrn Lebeau's politisches System gestimmt seyn mag, immer verdienen seine Rednertalente und die edle Uneigennützigkeit, die er stets bewiesen hat, gebührende Anerkennung. Während der zehn Monate seines ministeriellen Wirkens wollte er die Besoldung, auf die er ein Recht hatte, nicht annehmen, und beschränkte sich auf die 5000 Franken, die sein Posten als Rath beim Gerichtshofe von Lüttich ihm abwarf. Der größte Vorwurf, den man ihm zur Last legen kann, ist eine Regung von Eitelkeit, der er zu oft sich hingegeben hat, und die um so strenger zu rügen, als sie mit der einem Staatsmanne nothwendigen Vorsicht ganz unverträglich ist. So hatten seine unzeitig ausgesprochenen Worte: „Wir werden Polen retten und Luxemburg wird unser seyn," mit vollem Rechte die spätere Gegenbemerkung des Herren Gendebien verdient; „Sie haben Polen nicht gerettet, und Luxemburg ist nicht unser."

Herr Lebeau ist gegenwärtig Gouverneur der Provinz Namur und Mitglied der Repräsentanten-Kammer. Obgleich von der Regierung schwer gekränkt, stimmt er doch bei den meisten Gelegenheiten für das Ministerium, und bildet mit den Herren Nothomb, Devaux und Charles Rogier ein monarchisches Justemilieu zwischen den Katholiken und den Liberalen.

Eine der rühmlichsten Handlungen des Herrn Nothomb war seine Vertheidigung Lebeau's vor der Kammer, als ihn Gendebien angeklagt hatte. In dieser Rede verbreitete er sich mit glühender Begeisterung über die politischen Dienste seines Freundes, und es gelang ihm, eine Versammlung mit sich fortzureißen, die im Voraus gegen Lebeau eingenommen war. Herr Nothomb zählt noch nicht dreißig Jahre, und man kann dreist behaupten, daß er der bedeutendste Staatsmann seines Vaterlandes werden wird. Mit der frischen Kraft und Thätigkeit eines jungen Mannes vereinigt er die Klugheit und den Scharfsinn eines Greises. Seine Beredtsamkeit ist keine Zungendrescherei: Stil und Ideen haben echten Gehalt; sie sind logisch und wissenschaftlich, zwei Eigenschaften, ohne die kein Redner denkbar ist. Nothomb's historisch-politischer Versuch über die Belgische Revolution, welcher 1833 erschien, hat in weniger als einem Jahr die dritte Auflage erlebt: es ist das tiefdurchdachteste und elegantest geschriebene Buch, das die dürren Materien der Diplomatie jemals ans Licht fördern konnten. Nach wenigen Jahren wird Herr Nothomb gewiß die Direction des Belgischen Kabinets erhalten, wenigstens in Betreff der auswärtigen Angelegenheiten. Die Intriguen der katholischen Aristokratie werden zwar gegen diese Beförderung eines Bürgerlichen etwas ankämpfen; aber das Licht der Herren Ernst und d'Huart kann Belgiens Finsternisse nicht lange mehr aufhellen.

Den Herren Lebeau und Nothomb zunächst nennen wir die Herren Rogier, Van de Weyer und Lehon. Diese alle sind aus der liberalen Presse hervorgegangen, um die ersten Stellen der Regierung einzunehmen. Charles Rogier, Mitarbeiter Lebeau's und Devaux's an dem Journale Mathieu Laensberg und an dem Politique, ist nach einander Mitglied der provisorischen Regierung, Gouverneur von Antwerpen (1831) und Minister des Innern (1832) gewesen. Seinen Gouverneur-Posten erhielt er wieder, nachdem er (im August 1834) von dem Ministerium zurückgetreten war. Van de Weyer, einer der Redacteure des Courrier des Pays-bas, führte unter Chokier's Regentschaft das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und der Marine. Er begleitete den König Leopold zu seiner Hochzeit nach Compiegne, wo ihm von Seiten des Königs der Franzosen das Kreuz der Ehrenlegion zu Theil ward. Gleichzeitig machten ihn die Belgischen Kammern zum Ritter des revolutionnairen eisernen Kreuzes. So gelangte der vormalige Redacteur des Couriers von einer Ehrenstufe auf die andere, und endlich schickte man ihn als Gesandten nach London, weil er des Englischen sehr mächtig seyn soll. Ich weiß nicht, ob Herr Lehon aus einem ähnlichen Grunde als Gesandter nach Paris abgeschickt worden ist.

Alph. Royer.

Rußland.

Eine Novelle vom Balkan.

(Schluß.)

II. Sie haben den Muth verloren.

Ist's ein Engel etwa? — Nicht so ganz!
Ein Röschen? — Etwas Bess'res noch — ein Mädchen!
Russisches Lied.

„Der Hof," erzählte Lieutenant H***, „hatte sich nach Pawlowsk begeben, und die vornehme Welt Petersburgs war ihm gefolgt. In dieser glücklichen Zeit waren Vergnügungen meine wichtigste Beschäftigung. Meine Stellung in der vornehmen Welt verlieh mir den Zutritt in den gebildetsten Zirkel liebenswürdiger schöner Damen, ohne die ich keinen Begriff von den Freuden des Lebens hatte; mein Herz war frei, ich betete Alle an, ohne eine Einzige vorzugsweise zu lieben; meiner Meinung nach waren die Frauenzimmer zur Verschönerung des Lebens geschaffen, und ob ich gleich wußte, daß sie uns dasselbe auch schwer machen können, so fiel mir dieser trübe Gedanke doch nur selten ein. Meine Tante, die Gräfin ***, trug mir auf, bei Gelegenheit des Namenstages ihrer Mutter in ihrem Garten ein Fest zu veranstalten. Ich werde es Ihnen nicht beschreiben, sondern nur bemerken, daß nach dem Feuerwerke, und den übrigen Belustigungen die Gäste in einen andern Theil des Gartens eingeladen wurden, wo in einem hellerleuchteten und mit Blumen geschmückten Pavillon einige junge Leute, unter denen auch ich mich befand, sich anschickten, ein Fest-Gedicht zu Ehren der Gefeierten abzusingen. Gleich beim Anfange des Gesanges ward ich, als mein Blick auf die Gruppe der Damen fiel, von der ungewöhnlichen Schönheit eines mir unbekannten Mädchens ergriffen. Mein Herz gerieth in eine mir bis jetzt fremd gebliebene Aufwallung, als ich diese reizenden von langen Wimpern beschatteten blauen Augen, diese leichte ätherische Sylphiden-Gestalt erblickte; eine schmachtende Blässe verlieh ihr noch mehr Reize .... sie schien mir kein irdisches Wesen! Ich vergaß mich, und wenn mein aufmerksamer Nachbar, meine Zerstreuung bemerkend, mich nicht erinnert hätte, so würde die Gefeierte vergebens auf mein Fest-Gedicht gewartet haben. Nach Beendigung der Musik begaben wir uns Alle in die zu einem Saal umgewandelte Orangerie, wo geräuschvoll und fröhlich der Ball gegen drei Uhr Morgens endigte. Hier erfuhr ich den Namen der Unbekannten: es war Fräulein R***, die nicht längst das Smolnische Kloster verlassen hatte, und zum ersten Male in Gesellschaft erschien. Es versteht sich, daß ich jenen Abend nur mit der aus dem Kloster Entlassenen beschäftigt war, und daß ich im Verlauf eines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Pawlowsk keine Gelegenheit versäumte, sie zu sehen. Obgleich alle meine Bemühungen, mich bemerklich zu machen, ohne Erfolg blieben, so ließ ich mich dennoch nicht abschrecken, indem ich ihre Kälte der Schüchternheit eines unerfahrenen jungen Mädchens, das man gegen unser Einen möglichst einzunehmen gesucht, zuschrieb; sie verstand es, meiner Meinung nach, noch nicht, die aufrichtige Stimme des Herzens von den schmeichelhaften Redensarten des feinen Tons zu unterscheiden, mit denen sie von allen Seiten überschüttet ward. So urtheilte ich, um mich zu beruhigen, doch bald zeigte sich mein Irrthum. Der Hof kehrte nach Petersburg zurück; ich lernte das Fräulein R*** näher kennen, und meine Leidenschaft für sie nahm täglich zu, so wie ihre unüberwindliche Gleichgültigkeit gegen mich."

„Es bemächtigte sich meiner eine mir bis jetzt unbekannte, drückende, unerträgliche Unruhe. Zwei ganze Wochen hindurch lebte ich wie ein Einsiedler, und vermied jeden Besuch, weil ich besorgt war, ein für mich kränkendes Mitleiden in den Mienen meiner Bekannten zu lesen. Meine Abneigung, oder vielmehr meine Furcht, Menschen zu begegnen, ging so weit, daß ich zusammenfuhr, wenn mein Diener in die Stube trat; die aufgeregte Einbildungskraft vermochte nichts Zusammenhängendes hervor zu bringen, in meinem Kopfe war Alles in Verwirrung. In diesem Zustande wäre ich von Sinnen gekommen, wenn nicht der rettende Gedanke Krieg! plötzlich in mir erwacht wäre. Als unter den unzusammenhängenden Gedanken dieses Zauberwort mir plötzlich vor die Seele trat, als ich es nur einmal ausgesprochen hatte — so faßte ich mich; meines Kleinmuthes mich schämend, erinnerte ich mich, daß es auch für Hoffnungslose eine würdige Laufbahn gebe, auf welcher die Schläge des Schicksals unbedeutend erscheinen. Nicht Ehrbegierde lockte mich, — sondern der Ruhm, rein und hehr wie die Poesie, hochherzig, wie der Tod der Tapfern."

„Ich zeigte mich wieder in der vornehmen Welt, und traf in dem Hause einer meiner Bekannten das Fräulein R***. Ich fand sie damals noch schöner, und sie blickte, wie es schien, sey es nun, daß mein blaß gewordenes Gesicht, und die Spuren des Herzens-Kummers ihr weibliches Mitleids-Gefühl rege gemacht, nicht mehr mit jener vernichtenden Gleichgültigkeit auf mich. — Wir haben Sie lange nicht gesehen, sagte sie mir in höflichem Tone. — Ich glaubte, daß Sie meine Abwesenheit nicht bemerkt hätten. Ihre Umgebung kann nie veröden, — und um so mehr freut es mich, daß Sie sich meiner erinnerten. — Sie irren sich; alle Ihre Bekannten nahmen lebhaften Antheil an Ihrer Krankheit. Ich hörte, daß Sie Anstalten trafen, zur Armee abzugehen? — Ja! ich wollte! .... Ich bin jedoch bereit, von meinem Vorhaben abzustehen: es scheint mir, daß ich jetzt etwas ..... glücklicher sey. — Der Ausdruck ihres Gesichtes veränderte sich: ich sah folglich ein, daß meine unüberlegte Antwort ihre Eigenliebe verletzt hatte; doch nie hätte ich das errathen, womit das Gespräch sich endigte!"

„Ich," sagte sie, „an Ihrer Stelle würde es nicht thun: auf meine Meinung kommt zwar nichts an, doch mächtig ist die der Welt.... Sie wollten nach der Türkei. Alle wissen es: man kann daher denken, ja, sogar sagen ... Sie haben den Muth verloren."

„Nicht beschreiben kann ich es Ihnen, in welche Hölle mich diese fünf fürchterlichen demüthigenden Worte hinabschleuderten! Meine Züge drückten deutlich das aus, was in mir vorging; sie erschrak .... Meine Kniee wankten; ich stand vor ihr, wie ein zum Tode Verurtheilter. Ihr, mir unerträglicher Spott drang tief in meine Seele, und vernichtete grausam die kaum mir lächelnde Hoffnung. — Sie haben den Muth verloren! Sie fühlen mit mir den ganzen schweren Inhalt dieses Urtheilsspruches. Kälte, Ungerechtigkeit, ja, selbst Verachtung liegt in ihm.... Und warum? — darum, daß ich sie inniger, reiner Liebe würdig hielt, darum, daß ich es wagte, Gegenliebe zu hoffen ... Sie haben den Muth verloren! — Ich rannte fast nach Hause."

„Am nächsten Morgen hielt ich darum an, als Offizier bei der reitenden Artillerie angestellt zu werden. Die Kenntnisse eines Kammerjunkers und Diplomaten vom Militairwesen konnten natürlich nur sehr beschränkt seyn: ich hatte in dem Gasthofe zur Stadt London ein mit Nr. 19 bezeichnetes Zimmer bezogen; mit dieser Zahl bestimmte ich die Compagnie, in die ich einzutreten wünschte. Dann bestellte ich mir einen Ring mit der Inschrift: „Sie haben den Muth verloren!"

H*** zog den Ring vom Finger, und reichte ihn den Offizieren. Als er von Allen im Kreise besehen worden, blickte H*** ihn selbst mit einem Lächeln an, — doch mit einem Lächeln, das zuweilen einen schmerzlichern Eindruck macht, als eine Thräne.

„Einige Tage darauf," fuhr er fort, „trug ich die Uniform meiner Compagnie. Ich wünschte ihr durchaus noch einmal zu begegnen; nicht um ihr Vorwürfe zu machen, nein, die Neigung meines Herzens zog mich zu ihr hin, und diese, wie Sie wissen, stimmt nicht immer mit unserer Eigenliebe überein."

„Ich sah sie. O, wie hatte sich mein Schicksal seit der Zeit verändert, als ich sie zum erstenmal im Garten mit einem Blumenkranze auf dem hellblonden Köpfchen sah."

Digitized by Google

„Sie als Weib hätte triumphiren können: ein einziges Wort von ihr veränderte die ganze Zukunft eines Mannes; jedoch ihre Bestürzung, als wir uns trafen, benahm mir das traurige Recht, über sie unwillig zu seyn. Ich wollte gleichgültig, ich wollte heiter scheinen, doch vergebliche Mühe! Die Frau vom Hause bat mich am Ende der Soirée, zum letzten Male noch etwas zu singen; ich setzte mich an den Flügel, und man umringte mich. Hier ist die Romanze, die ich den Abend zuvor gedichtet:

Könnt' ich die Macht vergessen deines Worts,
Das so bewegt den jugendlichen Busen,
Und Deines himmelblauen Auges Blick,
Die Freude und den Kummer meiner Liebe?
Könnt' ich es wohl?

Vergessen ich den spöttischen Verweis,
Dem zum Verderben ich vielleicht gefolget?
Vernehmen wirst Du bald, was ich beschloß!...
Daß ich für Dich bin in der Schlacht gefallen,
Vergiß't Du bald!

„Natürlich hatte ich nie mit solchem Ausdrucke gesungen: statt schmeichelhafter Komplimente, die man in Gesellschaften auch dem mittelmäßigsten Sänger zollt, schwiegen Alle. Die Frau vom Hause reichte mir mit Theilnahme die Hand. Ich stand auf, blickte auf Fräulein R***, und ging unbemerkt aus dem Saale. Die ersten Morgenstunden des nächsten Tages fanden mich bereits auf der Landstraße." —

— Es begann hell zu werden.

„Wo ist der Befehlshaber der Batterie?" fragte ein Adjutant, indem er an den Kreis der Offiziere heransprengte.

„Hier, in diesem Zelte," antwortete einer von ihnen.

Der Adjutant sprang vom Pferde, warf die Zügel einem Kanonier zu, und ging eilenden Schrittes in's Zelt. Nach einer Minute kam er aus demselben wieder heraus in Begleitung des Hauptmanns B***, der mit einer Stimme, die den Donner eines fünfpfündigen Mörsers zu übertönen im Stande war, kommandirte: „Zu Pferde!... Aufgesessen! Rechts ab zu einem Geschütz; die Pulverwagen hinter das Geschütz!... im Trabe... Marsch."

III. Schade um ihn!

La vie est une épigramme, dont la mort est la pointe.
Castel.

Die Türken machten einen heftigen Angriff auf unsere rechte Flanke, zu deren Verstärkung die Husaren-Brigade und eine Compagnie der reitenden Artillerie verlangt wurden. Es entspann sich ein heftiges Gefecht. Die Feinde kämpften verzweifelt. Jedoch die glücklichen Attaquen der Husaren, und die verheerende Wirkung unserer Artillerie brachten sie endlich zur Flucht.

Die letzte Türkische Granate zerplatzte unter der reitenden Artillerie, und tödlich verwundet fiel der Lieutenant H***, der gerade ein Geschütz richtete, zu Boden. Mehrere Offiziere stürzten herbei. Seine Züge verkündeten sein nahes Ende.

„Die letzte Bitte an Sie," sagte er mit verlöschender Stimme, sich an den Fürsten Tsch*** wendend, „von den Lippen des sterbenden Gefährten muß sie Ihnen geheiligt seyn. Ziehen Sie mir den verhängnißvollen Ring vom Finger, händigen Sie ihn der ein, deren Bild ich mit in's Grab nehme.... Sagen Sie ihr...."

Man trug den Entseelten auf einer Laffette fort, senkte ihn in eine in der Eile gegrabene Grube, betete für die Seele des Gefallenen, warf die Grube zu, und sausend flog die Abschiedskugel nach Schumlas Mauern hin.

„Schade um ihn," sagte der Unter-Lieutenant Sch***, indem er den Fuß in den Steigbügel setzte, „der Verstorbene war doch ein braver Junge, wenn er auch keinen Rum trank."

IV. Der Friede.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.
Deutsches Lied.

Der zu Adrianopel unterzeichnete Friede machte dem zweijährigen Kriege ein Ende. Wir freuten uns dieser Nachricht, die uns Erholung versprach und alle die Phantasie-Bilder erweckte, die nur der Gedanke an das Vaterland erzeugen kann. An die Stelle der Unterredungen über Gefechte, unruhige Nächte, über die Pest, über das üppige Konstantinopel, dem unsere Avantgarde ernstlich mit ihren Säbeln gedroht hatte, traten nun Gespräche über diejenigen, welche dem Herzen nahe standen. Der Eine umarmte in Gedanken seine junge Gattin und seine liebenswürdigen Kinder; ein Anderer nähte sorgfältig neue Bänder an die durch Blut erworbenen Kreuze, um damit der bejahrten Mutter eine Freude zu machen; aber bei Vielen pochte das Herz in lauten Schlägen schon bei dem bloßen Gedanken an gewisse schwarze oder blaue Augen.

Der Fürst Tsch*** hatte es dem bösen Türkischen Fieber zu verdanken, daß er einer der Ersten war, die Urlaub nach Rußland erhielten, wo er, trotz der unterbrochenen Zerstreuungen im Kreise der durch seine Ankunft höchst erfreuten Verwandten und Freunde, oft an den letzten Willen des dahingeschiedenen Gefährten dachte. Er eilte daher, nachdem die Luft seines Geburtsortes ihm die vorigen Kräfte wieder verliehen, nach Petersburg.

Die Verwandten des verstorbenen H*** nahmen ihn freudig auf, und bald wurden ihm durch die Vermittelung derselben die Säle der Vornehmen Petersburgs geöffnet. Dieses benutzend, versäumte er keinen Abend, in der Hoffnung, das Fräulein R*** zu treffen: doch er täuschte sich lange in seiner Erwartung.

Beim ***schen Gesandten war Ball.

Bis spät in die Nacht dauerte das ununterbrochene Rollen der Wagen vor der hell erleuchteten Anfahrt. Diener in buntfarbigen Livreen häuften sich unter den Säulen des geräumigen Vorzimmers, und die von oben bis unten von Orangen- und Myrthenbäumen besetzte Marmortreppe bot durch die Menge der Ankommenden ein buntes Schauspiel dar. Lockende Töne eines raschen Walzers schallten durch die lange Reihe der reich geschmückten Gemächer denen entgegen, die sich verspätet hatten. Kavaliere eilten hin und her; Damen blieben im Vorbeigehen vor den Spiegeln stehen, um den prangenden Aermel, oder die etwas gesenkte Locke in Ordnung zu bringen.

Der Saal war voll. Der blendende Glanz der tausend Lichter, die rauschende Musik, die Pracht der Anzüge, die duftende Atmosphäre der Blumen und der Damen — Alles zusammen bildete eine gewisse bezaubernde Harmonie, die unwillkürlich sich der Sinne bemächtigte.

Mehrere Quadrillen gestalteten sich zu gleicher Zeit; bei dem gegebenen Zeichen verstummte die Musik, und die Paare begannen, sich zu versammeln.

„Wer ist das mit dem Vergißmeinnicht-Kranze auf dem Kopfe?" fragte der Fürst Tsch*** seine Dame.

„Man sieht, daß Sie nicht längst in Petersburg sind", antwortete sie; „denn sonst würde ich Ihnen diese Frage als einen großen Verstoß anrechnen. Es ist die Gräfin ***, geborene R***."

„Das Fräulein R***?... Die aus dem Kloster? Ist sie schon lange verheirathet?!"

„Nicht lange. Aber Sie scheinen sich sehr für sie zu interessiren!"

„Ja! das thue ich. Und um Sie in dieser Meinung zu bestärken, werden Sie mir erlauben, noch eine Frage zu thun: Ist sie glücklich?"

„Sie können die Antwort auf ihrem schönen Gesichte lesen; dieses Lächeln, diese feurigen freudigen Augen sprechen laut genug dafür."

„Wer ist aber in Gesellschaft nicht heiter, und welches Frauenzimmer lächelt nicht?"

„Ich will nicht streiten; bemerke Ihnen jedoch", fügte sie lächelnd hinzu, „daß das unvortheilhafte Urtheil, das Sie über uns Frauenzimmer gefällt, sich auf die junge Gräfin nicht beziehen kann: sie vergöttert ihren Gemahl, der ihrer durchaus würdig ist." — Die Musik ertönte von neuem, und die Quadrillen begannen.

Der Fürst Tsch*** folgte maschinenmäßig den Uebrigen, indem er durch traurige Erinnerungen weit von der eitlen Menge fortgerissen ward. Das glänzende Fest, das ihn bezaubert, die reizenden Damen, die der Saal in Fülle darbot, die Töne der hinreißenden Musik — Alles verschwand gleichsam vor seinen Augen, die Schöne ausgenommen, die lächelnd vor ihm vorbeiflog. Die wunderbare Einbildungskraft verband die heiteren Erscheinungen mit dem traurigen Gegensatz. Seine Gedanken führten ihn aus dem geräuschvollen Saale an ein einsames und verlassenes Grab; neben einer sorglosen und reizenden Dame sah er den blutigen Leichnam des Dienstgefährten; zu gleicher Zeit hörte er die letzten Worte des Sterbenden — und das lebhafte Reden der glücklichen Gräfin! Sein Herz war gepreßt....

Man tanzte noch lange. Der Fürst Tsch*** kehrte bald nach Hause zurück, und während er sich zur Abreise anschickte, dachte er noch an den Ball. Auf den Ring blickend, der an seinem Finger geblieben war, sagte er mit einem Seufzer: „Verzeih' mir, Freund! ich habe mein heiliges Gelübde nicht erfüllt; doch Dein Schatten wird mir nicht zürnen; ich sah bei ihr einen anderen Ring, mit dem der Deinige sich nicht verträgt.... Sie hat Dich nie geliebt!"

„Eure Erlaucht, die Pferde sind angespannt!"

Fürst Golizin.

Mannigfaltiges.

— Raumer's Briefe aus Paris. Gegen unseren Landsmann, Herrn Professor Friedr. von Raumer, sind die Engländer einmal recht artig gewesen. Kaum hat er nämlich den Fuß auf Englischen Boden gesetzt — wohin er vor wenigen Wochen eine wissenschaftliche Reise angetreten hat — so kommt man ihm auch gleich mit einer eben fertig gewordenen Englischen Uebersetzung seiner Briefe aus Paris — und zwar nicht der Theater-Briefe, sondern der historischen Aktenstücke — unter dem Titel: History of the sixteenth and seventeenth century, illustrated by original documents; 2 vol. entgegen. Es scheint dies gleichsam eine Art von Gastgeschenk zu seyn, durch welches man dem Ankommenden den Wunsch zu erkennen giebt, daß seine Forschungen in Englischen Bibliotheken eben so fruchtbringend seyn mögen, als die in Französischen. Wir unsererseits können in diesen Wunsch nur einstimmen.

— Corneille's Armuth. Es ist öfter schon von der Noth und dem Elende gesprochen worden, mit welchen der große Corneille während seines Aufenthalts in Paris (Rue d'Argenteuil) zu kämpfen hatte. Nachstehendes, von Französischen Blättern jetzt mitgetheilte Originalschreiben aus dem J. 1679 — Corneille war also damals 73 Jahr alt — giebt den Beweis, daß man in dieser Beziehung nichts übertrieben hat:

„J'ay veu hyer M. Corneille, nostre parent et amy, il se porte assez bien pour son aage. Il ma pryé de vous faire ses amitiez. Nous sommes sortys ensemble après le disner, et, en passant par la rue de la Parcheminerie, il est entré dans une boutique, pour faire raccomoder sa chaussure qui estoit décousue. Il s'est assis sur une planche et moy auprès de luy; et, lorsque l'ouvrier eust refaict, il luy a donné trois pièces qu'il avait dans sa poche. Lorsque nous fusmes rentrez, je luy ai offert ma bourse, mais il n'a point voulu la recevoir ni la partager. J'ai pleuré qu'un si grand génie fust réduit à cet excès de misère."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Freitag den 10. April 1835.

England.

Die jährlichen Zusammenkünfte der Britischen Gelehrten.

(Nach der Edinburgh-Review.)

Die politischen Gährungen, welche das Ende des 18. Jahrhunderts bezeichneten, waren von verschiedenen secundairen Bewegungen begleitet, die einen friedlicheren Charakter hatten. Die großen Vereine gelehrter und literarischer Männer, welche in unserer Zeit bestehen, sind aus jenen secundairen Bewegungen hervorgegangen, und Deutschland, das Land der echten geistigen Freiheit und des kühnen Forschergeistes, hat die Bahn gebrochen. Die erste Versammlung Deutscher Naturforscher, welche 1822 in Leipzig stattfand, war freilich nur sehr klein; aber der unscheinbare Schneeball ist jetzt schon zur gigantischen Lavine geworden.

In England erhoben sich vier ausgezeichnete Forscher, Sir Humphry Davy, Sir John Herschel, Herr Babbage und Sir David Brewster, um die Wissenschaften von ihrem allmäligen Verfall zu erretten. Sie spürten den Ursachen dieses Verfalles nach, und gaben Mittel an die Hand, wie man denselben steuern könnte. Einige Individuen, denen die Wissenschaft nur als Quelle irdischen Wohlbehagens etwas galt, und einige Andere, die von Eitelkeit und Ignoranz sich leiten ließen, arbeiteten dem edlen und kühnen Beginnen dieser Männer nach besten Kräften entgegen. Eine dritte Klasse, die allbereits im Besitze akademischer Würden war, wollte von einem für die Wissenschaften zu begründenden National-Institute nichts hören, obgleich man die herrlichen Früchte kennt, die solche Institute anderwärts getragen haben. Sie bildeten sich ein, der wissenschaftliche Denker werde, gleich dem Puritaner, durch weltliche Auszeichnungen verunehrt; die Wissenschaft, meinten sie, müsse, wie die Tugend, ihren Lohn in sich selbst finden!

Diese Controverse gab den gelehrten Gesellschaften Großbritaniens ihr Daseyn. Das Publikum hatte ruhig geurtheilt und gerecht entschieden. Sir David Brewster war es namentlich, der in dieser Beziehung eine kräftige Aufforderung an das Publikum ergehen ließ. Einige Monate nach der Publication seines Aufrufs (im Oktober 1830), welcher in ganz Großbritanien viel Sensation erregte, kam der Verfasser auf den Gedanken, die Freunde und Pfleger der Wissenschaft aus allen drei Reichen zu einer Versammlung nach York zu entbieten. Er wählte diese Stadt vorzugsweise, weil sie der centralste Vereinigungspunkt für die drei Reiche schien, und weil sie zugleich eine philosophische Societät besaß, in deren Lokal die Zusammenkünfte stattfinden konnten.

Den 26. September 1831 fanden sich demgemäß 200 gelehrte Männer in York ein. Theils hatte ihr persönlicher Eifer für die Wissenschaften sie angetrieben, theils waren sie Abgeordnete verschiedener philosophischer Vereine, besonders aus Nord-England. Die Universitäten blieben neutral, um die steigende Fluth des Wissens zu beobachten, vielleicht auch um sie zu dämmen. Nur Oxford schickte einen Repräsentanten, den glühenden und liberalen Forscher Daubeny.

Den 18 Juni 1832 kam man in Oxford zusammen. Obgleich damals das reformirte Parlament seine Sitzungen hielt, so beehrten doch viele Mitglieder des Unterhauses und viele vom Adel die Sessionen mit ihrer Gegenwart. Die ungeheuren Säle dieser an Palästen so reichen Stadt öffneten Gelehrten von jedem Bekenntniß ihre Portale, und von vier Philosophen, welche das Ehrendiplom der juristischen Doktorwürde erhielten, war auch nicht Einer Mitglied der Englischen Kirche — ein Faktum, das in der Geschichte dieser Universität unvergeßlich bleiben wird. Viel Interessantes wurde in den Sitzungen der Gesellschaft vorgelesen und manches schöne Instrument vorgezeigt; aber das Bedeutendste waren wohl mehrere Berichte über den gegenwärtigen Standpunkt der verschiedenen wissentschaftlichen Fächer. Die Zahl der versammelten Mitglieder belief sich auf ungefähr 700.

Der dritte Britische Gelehrten-Kongreß versammelte sich den 18. Juni 1833 zu Cambridge. Auf dieser ehrwürdigen Universität, die lange Zeit und mit vollem Recht an der Spitze der Universitäten Europas stand, wurde den Mitgliedern die gastfreieste Aufnahme zu Theil, und die ausgezeichneteren Mitglieder überhäufte man mit Ehrenbezeugungen. Mehr als 900 Gelehrte waren in Cambridge versammelt und zu dem wissentschaftlichen Gebiete des Kongresses kam jetzt ein neues Feld, die Statistik.

Den 8ten September 1834 erfolgte die vierte Zusammenkunft der Britischen Naturforscher, und zwar in Edinburg. Die große Entfernung dieser Stadt von der wissentschaftlichen Bevölkerung Großbritaniens hatte dem Gelingen keine Hindernisse entgegengesetzt. Auch Schottlands Hauptstadt behauptete von Seiten der Gastfreundschaft ihren alten Ruhm. Neben den strengwissenschaftlichen Vorlesungen wurden jeden Abend populaire Vorträge für die gebildete Welt Edinburgs gehalten, an denen auch sehr viele Damen Theil nahmen.

Zu den ausgezeichneten Individuen, die dem Edinburger Kongreß beiwohnten, gehörten mehrere derjenigen Mitglieder des letzten Ministeriums, die in engerer Beziehung zu Schottland standen. Lord Brougham, der auf Sir David Brewster's Antrag unter die Mitglieder aufgenommen wurde, entzückte die ungeheure Versammlung in der letzten allgemeinen Sitzung durch seine mächtige und hinreißende Beredtsamkeit. Unter den ausländischen Gelehrten, die an dieser vierten Zusammenkunft Theil nahmen, befanden sich Herr Arago, Professor Moll, Herr Treviranus und Herr Agassiz.

Nachdem wir das Historische der Britischen Gelehrten-Association kurz berührt haben, gehen wir nun zu ihren vornehmsten Zwecken über.

Der Vice-Präsident der philosophischen Societät zu York, Herr Harcourt, entwarf den Plan zu einem permanenten Vereine der Gelehrten, in welchem er sich über die Zwecke des Vereins in folgender Art ausspricht: „Der Verein beabsichtigt keine Eingriffe in andere Institutionen. Er will den wissenschaftlichen Forschungen einen kräftigeren Impuls und eine mehr systematische Richtung geben — den geistigen Verkehr unter den Britischen Gelehrten und mit dem Auslande fördern — die Wissenschaft zum Gegenstande allgemeinerer Aufmerksamkeit machen, und alle öffentlichen Hindernisse beseitigen, die ihre Fortschritte hemmen könnten."

In diesem Plane wird demnach als faktisch angenommen, daß die Richtung der wissenschaftlichen Untersuchungen nicht systematisch genug sey. Herr Harcourt sagt über diesen Punkt noch Folgendes: „Es müssen bestimmte Gränzen gezogen werden, in denen die wissenschaftliche Forschung sich bewegt; — den einzelnen Gelehrten muß angezeigt werden, was für Untersuchungen in ihren respektiven Fächern am wünschenswerthesten sind; — man muß Probleme lösen, Data feststellen und Jedem eine bestimmte Aufgabe zutheilen."

Ohne jetzt untersuchen zu wollen, ob ein Verein, der jedes Jahr nur eine Woche lang seine Zusammenkünfte hält, solche Zwecke, wie die ebengenannten, zu realisiren fähig seyn dürfte, bemerken wir nur, daß unsere drei Metropolitan-Societäten und hundert Provinzial-Gesellschaften durch eine Parlaments-Akte aufgehoben werden müßten, wenn sie alle diese hohen Pflichten unerfüllt ließen. Herr Babbage und seine Freunde haben diese Gesellschaften niemals so strafbarer Nachlässigkeit bezüchtigt, und ihre Hülfsmittel nie so gering angeschlagen. Herr Harcourt selbst sagt von der Königlichen Societät, „sie habe anfänglich ein Gleiches bezweckt." Sind nun diese Vorsätze ausführbar, so muß man noch jetzt daran arbeiten, sie auszuführen; werden sie aber schwärmerisch und chimärisch befunden, so wird auch kein anderer Verein sie ins Daseyn rufen können.

Zu der etwas dunklen Aeußerung, daß man die öffentlichen Hindernisse beseitigen müsse, giebt Herr Harcourt selbst einen befriedigenden Kommentar, indem er zunächst auseinandersetzt, wie theuer den Erfindern ihre Patente zu stehen kommen, und dann auf die schlechte Versorgung der Gelehrten überhaupt eingeht.

Betrachten wir nun, wie der Gelehrten-Kongreß in Verfolgung seiner Zwecke zu Werke gegangen ist, und ob einige dieser Pläne modifizirt oder aufgegeben worden sind.

Einer der vornehmsten Zwecke des Kongresses, das Licht der Britischen Wissenschaft in den Brennpunkt einer jährlichen Versammlung zu konzentriren, ist herrlich erreicht worden. Diese Zusammenkünfte der Gelehrten sind ein heiliges Vesta-Feuer der Wissenschaft, das ewig fortlodern und auch endlich einer widerstrebenden Regierung jene Großmuth entringen wird, die andere Regierungen den Denkern ihrer Staaten aus freien Stücken bewiesen haben. Nur diejenigen, welche glücklich genug waren, bei solch einem philosophischen Bankett Mitgäste zu seyn, können darüber urtheilen, wie sehr ein lebendiger Geist, ein für edlen Ehrgeiz empfängliches Gemüth dadurch begeistert wird. An Einem Tische mit den Dalton's, den Arago's, den Herschel's, den Faraday's, Brown's und Airy's über Gegenstände der abstrakten Wissenschaft oder der Naturforschung diskutiren zu dürfen, ist ein unschätzbarer Gewinn. Aber auch abgesehen von diesem elektrischen Ineinanderwirken verwandter Geister, so gewährt eine Zusammenkunft ausgezeichneter Menschen noch andere direktere und wesentlichere Vortheile. Wir haben in diesen Sitzungen stundenlang den Details selbstständiger Forschungen unser Ohr geliehen; wir haben schöne Instrumente und Apparate geprüft; — von neuen Methoden der Beobachtung Kenntniß genommen — lehrreiche und glänzende Experimente mit angesehen.

Aber andere hochwichtige Zwecke des Gelehrten-Vereins sind un-

berücksichtigt geblieben. So hat man der Frage wegen des Patent-Gesetzes keine Aufmerksamkeit gewidmet, und obgleich die Herren Harvey, Owen und Gill, sowohl in Oxford als in Cambridge, die Aufmerksamkeit der Versammlung auf den Zustand der nautischen Architektur lenkten, so ist doch auch in dieser Sache kein Schritt gethan worden.

Es bleibt uns noch von einem Zwecke des Vereins zu reden übrig, den wir bereits angedeutet: er will nämlich den wissenschaftlichen Bestrebungen eine systematische Richtung geben. Wenn die wissenschaftlichen Bestrebungen, auf welche man hier anspielt, den höchsten Departements des physikalischen Wissens angehören, so ist der Versuch eben so chimärisch als vermessen. Welcher große intellektuelle Befehlshaber dürfte es wohl wagen, solche Befehle an das originelle Talent ergehen zu lassen — oder, wenn ein solcher Weiser existirt, wird er wohl seine Kräfte im kleinen Dienst der Wissenschaft verbrauchen? Wenn der Britische Gelehrten-Verein Sir John Herschel aufforderte, zu untersuchen, auf was für Weise die hypothetischen Tuben in gasigen Körpern unter den wechselnden Einflüssen der Hitze, des Druckes u. s. w. bestimmte Strahlen absorbiren und hindurchlassen, so würde er um dieser Aufgabe willen das, was ihn eben beschäftigte, schwerlich bei Seite legen, und dasselbe ist auf jeden anderen Schöpfer in seiner respektiven Wissenschaft anwendbar. Man gönne dem wahren Genie Muße und Raum, und bald wird es den Punkt, von wo seine Forschungen ausgehen, selbst entdecken.

Versteht man aber unter wissenschaftlichen Bestrebungen nur spezielle Experimente und Beobachtungen örtlicher Art, — denkt man dabei an Fluth-Berechnungen, an stündliche Temperatur-Beobachtungen u. s. w., dann sind die Absichten des Vereins der Wissenschaft sehr förderlich. Allein diesem Zwecke haben auch andere Gesellschaften mit Erfolg nachgestrebt.

Der Plan, die Forschungen auf wissenschaftlichem Gebiete durch Abfassung von Berichten *) und Empfehlung von Gegenständen wissenschaftlicher Untersuchung in rechtem Gleise zu erhalten, ist verständig genug; wir begreifen aber nicht, warum gerade dieser Umstand den Britischen Verein permanenter machen soll, als den Deutschen. Auch der Deutsche Gelehrten-Verein wirkt ermuthigend und anleitend zugleich, und unsere Leser werden in Johnston's Bericht über die Versammlung der Naturforscher in Hamburg finden, daß diese Versammlung einen Brief an den König von England, und einen zweiten an die Ostindische Compagnie schrieb, in welchen beiden sie um Förderung der botanischen Untersuchungen in Hindostan angehalten. Der Deutsche Gelehrten-Kongreß hat also an dem Werke des Britischen mitgearbeitet, indem er die schlummernde Energie Englands zu wecken suchte. Es wird ein großer Triumph für unsere Britischen Inseln seyn, wenn wir einst sogar fremde Potentaten ermuthigen dürfen, den Forschergeist in ihren Staaten zu begünstigen!

Der Deutsche Gelehrten-Verein ist eine regelmäßige Gesellschaft, die ihre sämmtlichen Verhandlungen registrirt. Bei seiner Gründung wurden Gesetze gegeben, die in den ersten fünf Jahren seines Bestehens volle Gültigkeit haben sollten. Jetzt besteht er schon zehn Jahre, und wir sehen nicht ein, warum er nicht noch Jahrhunderte dauern sollte. Aber auch zugegeben, seine Tage wären gezählt: wie kann er durch Etwas permanent werden, das selbst nicht permanent ist? Die Berichte und Empfehlungen des Britischen Vereins sind der einzige vergängliche Theil seines Plans und müssen früher oder später ihre Endschaft erreichen. In den ersten drei Jahren seines Bestehens sind achtzehn Berichte publizirt worden, und jetzt wird sich die Zahl derselben wohl auf 31 belaufen. Wenn nun binnen drei Jahren 31 Berichte erschienen sind, so wird man in 21 Jahren 217 dergleichen haben. Die Total-Summe der zur Untersuchung empfohlenen Gegenstände beträgt jetzt schon 118; und schreitet diese Summe in eben dem Maße vorwärts, so wird bald ein dickes Register über die Faulheit der Gelehrten in unseren Händen seyn. Dann fehlt es gewiß nicht an Impuls und Anregung. Jeder wissenschaftliche Mann in den drei Reichen wird, gleich einem wohlgestopften Nadelkissen, an allen Ecken stimulirt werden, damit er Probleme über Probleme löse, und noch ehe zwanzig Jahre um sind, wird jeder Stern seinen Wächter, jedes Felsenstück seinen Historiker, jedes Kräutlein seinen Pfleger haben.

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Demetrio Triandofolo.

(Schluß.)

Inzwischen verging ein Tag nach dem anderen, und es bot sich mir keine Aussicht dar, ein Schiff zu finden. Ich fing an, dem Gedanken Raum zu geben, daß der Demetrachi, obschon er einen seiner Landsleute im Streit erschlagen, für mich doch kein Gegenstand der Furcht sey. Ich besuchte den Britischen Konsul und Herrn La F., einen Franzosen. Beide fragte ich um ihren Rath dieserhalb. Der Letztere war funfzehn Jahre vorher mit einigen Summen Geldes und einer noch größeren Summe Freiheits-Gedanken nach Griechenland gegangen, hatte seinen Beutel und seinen Kopf seit der Zeit geleert, und obschon er auf die Griechen nicht gut zu sprechen war, hatte er als Franzose, trotz seiner gescheiterten Hoffnung, doch Humor genug, um über sein und des von ihm geliebten Volkes Schicksal mit Heiterkeit zu sprechen. Er kannte den Demetrio Triandofolo, und versicherte mir, derselbe sey nicht schlechter, als hundert andere seiner Landsleute. Die Griechen seyen wie die Araber der Wüste; wer das Brod mit ihnen gebrochen, habe nichts von ihnen zu fürchten. Ich möchte ihm und seiner Mannschaft, eh' ich mit ihnen an Bord ginge, ein Mittagsmahl in dem Kaffeehause geben, um mich ihrer Gewogenheit zu versichern. „C'est ça", sagte der Franzose und bat sich selbst dabei zu Gaste. Es geschah, wie er vorgeschlagen, und am nächsten Morgen ging ich an Bord des kleinen Schooners.

Mit Tages-Anbruch sahen wir nach einer vielfach gekreuzten Fahrt endlich die Dardanellen-Schlösser vor uns. Es war aber unmöglich, die Straße zu passiren, der Wind war contrair. Europäische Schiffe pflegen unter diesen Umständen die Trojanische Küste zu suchen, um den günstigen Wind abzuwarten. Mein Spezziot fuhr nach Imbro, und zwang die Bewohner des Landungs-Platzes, Wein, Oel und Lebensmittel herbeizuschaffen. Der Eifer der armen Leute, die selbst keinen Ueberfluß zu haben schienen, nahm mich Wunder; sie glaubten, durch die größte Bereitwilligkeit die Abfahrt des Capitains zu beschleunigen. Demetrachi zögerte auch nicht, als er sein Schiff nach Wunsch versorgt sah, in See zu stechen. Der Wind war günstig, und wir erblickten bald wieder die Schlösser vor uns. Man überlegte, mit welcher Flagge man vor den Feuer-Schlünden erscheinen sollte. Der Spezziot hatte Anfangs Lust, die Russische aufzustecken, aber die Farben waren ihm zuwider; auch die Oesterreichische mochte er nicht; selbst die Nähe der Gefahr konnte die Laune des Mannes und seine Idiosyncrasie nicht einschüchtern. Endlich segelten wir mit tricolorer Flagge durch die Dardanellen; einige Schüsse, die wie zufällig uns um die Ohren sausten, konnten der dreifarbigen Fahne schwerlich gelten. Als wir Sestos und Abydos aus den Augen verloren hatten, schöpften wir freieren Athem. Das Marmor-Meer breitete sich mit seinem runden Becken vor uns aus. Da kam ein Tartar mit schwellenden Segeln uns in die Flanke. Seine Batterie fing an zu spielen, der Wind war uns im Nu abgeschnitten, wir schienen verloren. Der Spezziot ließ die großen Segel streichen und zog das Schönfahr-Segel auf. Er sprang auf den obersten Theil des Verdecks und machte dem feindlichen Schiffe die Zeichen der Reverenz, nachdem er seinen Artilleristen strengen Befehl gegeben, scharf zu laden. Der Tartar schwamm langsam heran; wir drückten uns behutsam um ihn herum, bis der Wind anfing, unser Schiff wieder zu bestreichen. Da flog unser Mars-Segel plötzlich auf und mit vollen Backen blies ein heftiger Luftzug in den weiten Bauch desselben. Wir gaben eine Salve und flogen davon. Der Seeräuber hatte sich täuschen lassen; seine Kugeln trafen uns nicht und wir hatten bald einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Demetrachi dankte mit lautem Freudengeschrei seinem Schutzpatron, dem St. Nicolo, und obwohl der Heilige mich Ketzer gewiß nicht um meinetwillen gerettet hatte, erhob ich doch auch zu ihm Worte des Gebetes. Als wir den Thurm des Leander hinter uns hatten, ward ein Boot segelfertig gemacht, um mich an die Küste zu bringen. Der Spezziot lief in den Bosporus ein. —

Es waren einige Monate verflossen. Meine Geschäfte führten mich nach der Hauptstadt Griechenlands; ich hatte schon den Gedanken aufgegeben, den großen Spezzioten wiederzusehen. Napoli di Romania, in dessen Straßen noch vor kurzem die Stille des Grabes geherrscht hatte, weil der Hauch der Krankheit alle Wesen infizirte, alles Leben erstarrte, alle Regsamkeit hemmte, wurde auf einmal ein Tummelplatz des buntesten Verkehrs. Der Präsident berief zum ersten Male den Senat der Nation. Illuminationen, Feste und Bälle wurden zu dieser Veranlassung angeordnet. Das hinschwindende orientalische Leben wurde plötzlich mit den Formen occidentalischer Lustigkeit aufgerüttelt. Es war eine kommandirte Fröhlichkeit, eine befohlene Heiterkeit in diesem Tumulte zu Napoli di Romania. Freilich hatte ich auch in Stambul denselben Kontrast wahrgenommen, als ich Madame l'Ambassadrice mit Sr. Eminenz dem Kislar Aga dos à dos einen Contretanz aufführen sah!

Es war an einem schönen Oktober-Abend, als ein länglicher, bunt aufgetakelter Schooner in den Hafen zu Napoli di Romania einlief. Der Commandeur stieg an's Land: es war Demetrachi. Dieselbe Miene der Munterkeit, dasselbe leichte Lächeln spielte um die Lippe des schönen Mannes, trotz seiner bewölkten Stirn, die sich in Falten zusammenzog. Ueber die Ursache seines Besuches raunte man sich Verschiedenes in die Ohren. Er stand beim Präsidenten seit lange in Mißgunst. Seine ganze Familie traf der Argwohn, dem Russischen Interesse feindlich zu seyn, und auf einem seiner Kreuzzüge hatte Demetrio Triandofolo die Gesetze wegen der Kaperei zu seinem Vortheile ausgelegt und eine Brigg aus Malta mit ihren Gütern für seine Prise erklärt. Gleichwohl maskirte der Präsident seine Gesinnung gegen den Spezzioten, und lud ihn freundlichst ein, an den Festlichkeiten zu Napoli di Romania Theil zu nehmen; er hatte zugleich den Vorwand geäußert, wegen der Marine Griechenlands seinen Rath zu vernehmen. Anders schien Capo d'Istria sein Schlachtopfer nicht ködern zu können. Die Freunde auf Spezzia beschworen den Capitano, der Einladung nicht zu folgen. „Noch hat Keiner gewagt, den Stein vor meine Thür zu werfen!" sagte Demetrachi, und verließ zu böser Stunde sein Haus. Erst als er an's Land stieg und die vielen Russen und Jonier in den Straßen Napoli's sah, wandelte ihn eine Besorgniß an, dem listigen Staatsmann entgegenzutreten. Er meldete sich zum Lever; nichts übertraf die Vertraulichkeit, mit welcher man ihn empfing. Mit wenigen Worten war der Gegenstand der Unterhaltung über die Marine erledigt und Demetrachi wurde mit derselben Huld entlassen, nachdem er noch seinen Wunsch geäußert, bald nach Spezzia zurückzukehren.

Trotzdem fand man Mittel und Vorwand, seine Abreise zu verzögern. Der Spezziot zeigte sich öffentlich mit der ihm eigenen Heiterkeit. Endlich ward ihm die Zeit zu lang, er ließ seinen Schooner bereit machen, der Wind war günstig. Er besuchte noch einmal den Platz „der drei Mächte", wo sich die Spaziergänger in Nauplia zu versammeln pflegen; er rauchte seine Pfeife und fragte nach Neuigkeiten. Da erschien ein Bote der Regierung, und forderte ihn auf zu einem Gespräche mit dem Herrn. Demetrachi folgte, und der Kommandant des Platzes, vor den er geführt ward, nahm ihm die Waffen ab. Der

*) Es sind deren bereits zwei erschienen, betitelt: Report of the First and second Meetings of the British Association etc. (London, 1833), und Report of the third meeting (London, 1834).

Digitized by Google

Spezziot war Gefangener; er hatte kaum Zeit, zum heiligen Nicolo für Weib und Kinder zu flehen. Sein Schooner hatte in demselben Augenblick, als das Gerücht von seiner Gefangenschaft durch die Stadt lief, den Anker gelichtet und das Weite gesucht.

Die Feste des Palamedes, hinter deren Wälle der Kommandant mit einer Schaar seiner Taktikos den Spezzioten führte, liegt mit der Stirn und Brust nach der See hinaus. Von dieser Seite ist der Zugang unmöglich, und auch von der Stadt her scheint sie unnehmbar; denn ein mühsamer, viel verschlungener Weg, auf den man eine halbe Stunde mindestens zu verwenden hat, führt nach der steilen Höhe des Schlosses. Die Aussicht von oben ist herrlich. Man übersieht das Argolische Gefilde, vom alten Mycenä bis nach Corinth, während eine malerische Hügelreihe den Golf umschließt.

Die Vorsicht erheischte, das Gefängniß des Spezzioten eine Zeit lang zu meiden. Gleichwohl ergab sich bald eine Gelegenheit für mich, den interessanten Mann zu besuchen. Ich schloß mich einer Gesellschaft an, welche die Feste bestieg. Demettrachi ging auf dem inneren Hofraum frei umher; seine Pfeife, die stete Begleiterin der Türken und Griechen, brannte, als befände er sich im Schoße häuslicher Geselligkeit. Noch eine Stunde vor der Vollstreckung des Todes-Urtheils verlangt der Grieche nach seiner Pfeife, um noch einige Züge zu thun, ehe seine Lippe bleich wird. Bei anderen Völkern würde das für Pedantismus gelten; dem Griechen giebt es einen Anstrich von Kindlichkeit. So harmlos rauchte auch Demettrachi seine Pfeife; er schien heiter und wohlgemuth, nur das Haar hatte er sich zum Zeichen der Trauer wachsen lassen. Unter den schlecht gekleideten, halb modernisirten Soldaten, die ihn bewachten, stand er wie ein gestürzter König da, in edler Haltung, seiner Würde sich bewußt.

Monde verstrichen indeß. Der Präsident ward immer strenger in seinen Handlungen, der Spezziot saß noch immer auf der Citadelle des Palamedes. Das Osterfest nahte, das in Griechenland mit ganz besonderem Pomp gefeiert wird. Auch auf der Citadelle machte man Vorbereitungen dazu, denn von der herrschenden Sitte darf auch der Unglückliche in den Kerkern nicht ausgeschlossen werden. Ein Mönch, der sich als Papa Stassi produzirte, und einem Kloster in Anatolien entflohen zu seyn vorgab, meldete sich bei dem Kommandanten der Feste, um die kirchlichen Functionen für die Gefangenen zu vollziehen. Er rühmte seine Stimme, und sang, zur Probe gleichsam, mit lauter Kehle das Kyrie Eleison ab. Man dachte nichts Arges, und ging auf den Vorschlag des Mönchs ein, da ein Geistlicher nöthig war, um den Gefangenen das Osterlamm zuzubereiten. So war denn Papa Stassi oben auf der Citadelle. Am Oster-Sonntag faßte eine Gesellschaft Franken den Entschluß, den Felsen zu besteigen. Ich brauche kaum zu sagen, daß auch ich von der Partie war. Es war oben ein Leben voller Wonne. Der Papa Stassi war die Seele von Allem, seine Gegenwart sanctionirte die Fröhlichkeit, die unter den Gefangenen herrschte. Die Taktikos stimmten in den Jubel mit ein. Die Pfeifen dampften, schöne Essenzen würzten die Luft, von den Klängen der Mandoline hallten die Mauern der alten Feste wieder. Seit den Tagen der Venetianer, sagten die Griechen, wären sie nicht so lustig gewesen. Ich war einer der letzten, welche den Ort verließen. Als ich von Demettrachi Abschied nahm, flüsterte er mir ins Ohr: „Barba Yanni wird niemals durch den Kanal von Spezzia segeln!" Ich hatte auf die Worte nicht sonderlich geachtet; aber am andern Morgen war ganz Nauplia in Aufruhr, der stolze Spezziot war entwischt. Auch Papa Stassi war nicht zu finden; der alte Schlaukopf war von der Partei Demettrachi's gewesen. Ein Soldat lag gebunden in einem Winkel, und schwur, niemals wieder einen Spezzioten bewachen zu wollen. Auf der Seeseite der Felsen fand man Fetzen eines Priester-Gewandes. Es blieb kaum ein Zweifel, daß Papa Stassi und der Spezziot die Klippen am Gestade überstiegen und hinabgeklettert waren.

„Was hatte Barba Yanni nur im Sinne?" sagte ein alter Fanariot. „Weder Sultan Selim, noch Mahmud konnten die Männer von Hydra oder Spezzia zähmen, und Barba Yanni will das! Capitain Demettrachi ist sicher auf seiner Insel, der alte „Kerata" (Schurke) von Papa Stassi war einer von seinen Schiffs-Gesellen."

Die Worte, die mir der Spezziot zugeflüstert hatte, gingen aber nicht in Erfüllung. Capo d'Istria schiffte bald darauf durch den Kanal von Spezzia, freilich nicht ohne eine Russische Fregatte als Bedeckung.

(U. S. J.)

F r a n k r e i c h.

Kleine Widerwärtigkeiten von Paris.

Von Jules Janin.

Die gute Stadt Paris hat ihre unschuldigen kleinen Freuden die Hüll' und Fülle; aber man glaube ja nicht, daß sie nicht auch ihre kleinen Widerwärtigkeiten hat! Wo gäbe es eine ungetrübte Lust, wo wäre das Vaterland des vollkommenen Glückes auf dieser Welt. Paris hat seine Freuden wie seine Schmerzen, sein Leid und seine Lust, und jedes bedingt das andere, und beide stehen in einem Verhältnisse gegenseitiger Voraussetzung und Vermittelung. So bietet Paris gleich die große Unannehmlichkeit dar, daß es sehr früh am Tage auf den Beinen ist, wenn man anders sagen kann, daß es je zu Bett geht. Handel und Gewerbe werden in Paris früher munter, als die Intelligenz; es giebt keinen Sterblichen auf der Welt, der eher aufstände, als der Weinhändler; der Weinhändler ist es, der seinen Laden zuletzt schließt und ihn zuerst wieder aufmacht; er ist es, der die Verkäuferin der Halle und den großen Fleischerhund an ihre respektiven Karren anschirrt; bei dem Weinhändler geht die Hoffnung des Tages auf; sein Laden ist der Abfahrtspunkt zu der großen Reise von zwölf Stunden, welche die kleineren Verkäufer täglich durch die Straßen machen. Diese ganze Schaar beginnt ihren Tag beim Weinhändler; still kommen sie heran; man sollte glauben, eine Schaar erster Christen zu sehen, die ihr Morgengebet verrichten; ach! es ist auch ein Gebet; es sind die armen Tagelöhner, die ihre Arbeit vor sich haben, so lang der Tag ist, und in der Morgenstille, ehe sie daran gehen, ihren petit vin blanc trinken.

Und kaum ist diese erste Libation vollbracht, so geht der Lärm los. Alles setzt sich in Bewegung und schreit aus vollem Halse sein „Wer kauft?", daß die Fenster zittern.

Der Wasserträger schreit sein Wasser, der Lohkuchenträger seine Lohkuchen aus. Mit dem Schlaf ist's vorbei. Der Pariser muß früh aufstehen und steht auch wirklich früh auf. Hat er an diesem Morgen wenig geschlafen, so wird er in der folgenden Nacht schlafen. So ist er denn aus dem Bette heraus. Um in Paris lange schlafen zu können, muß man ein eigenes Haus haben, das noch dazu ganz besonders gelegen seyn muß, zwischen Hof und Garten, in einem ruhigen Viertel, muß eine sehr hohe Stelle bekleiden, sehr jung oder sehr reich seyn; um in Paris lange schlafen zu können, muß man auf gleiche Weise außer dem Bereich seiner kleinen Freuden und Widerwärtigkeiten stehen. Aber gerade diese sind der Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung.

Wir reden nur von den bescheidenen, kleinen, unschuldigen Freuden des zurückgezogenen Parisers, der weise genug ist, vor dem Landleben ein Grauen zu empfinden und die Provinz für nichts anderes als ein großes Dorf anzusehen. Aus dem Bett ist er also heraus, mein Pariser; zu schlafen war keine Möglichkeit: Lärm auf der Straße, Lärm über seinem Kopfe, Lärm auf seiner Treppe, vor seiner Thür, Lärm in seinen eigenen vier Wänden. Denn das ist eine von den Haupt-Fatalitäten in Paris, daß man hier gar nicht allein leben kann; man mag wollen oder nicht, man findet sich als Mitglied einer zahllosen Familie, deren Leid und Freude man theilen muß. Wer in Paris lebt, wird von diesen Details berührt. Kaum ist man aufgestanden, und des Hörens und Vernehmens, des Eindringens von Außen her ist kein Ende; über sich hört man ein Seufzen: es ist ein armer Kranker, der erwacht und sein Klaggestöhn beginnt; kurz darauf die rauhe ungebildete Kehlstimme des Eleven des Conservatoire, der zukünftigen Hoffnung des Ambigue comique, der, auf seine kalte Milch wartend, sein Pensum noch einmal durchnimmt. Nebenan schmäht eine Mutter ihre Tochter, ein Mann seine Frau aus, und in Alles das mischt sich das unausstehliche Geräusch von Topfgeschirr und Zinn — die Zugabe zum Milchkaffee, den man rings umher bereitet — dies ungesunde Gewürz, das den Magen reizt, ohne zu nähren, die Männer entnervt und die Frauen bleich macht; dies abscheuliche Nahrungsmittel, das in Paris in allgemeinem Gebrauch ist, vom Reichsten bis auf den Aermsten herab, das der Krämer zu sich nimmt, die Milchverkäuferin auf der Straße, der Portier, ja die Katze und der Schoßhund.

Doch was thut's, wenn man schlecht schläft, schlecht frühstückt in Paris — dafür speist man auch schlecht zu Mittag, und so erhält sich die Gesundheit und man bleibt vom Schlagfluß verschont. In der Regel kehrt nach dem Frühstück die Ruhe in den Pariser Häusern wieder zurück: der Angestellte ist dann auf seinem Bureau, der Courtier an der Börse, der Künstler an seiner Arbeit; das Einzige, was diese Ruhe und diese Stille ein wenig stört, ist, daß nun die Stunde des Musiklehrers gekommen ist — eine verhängnißvolle Stunde. Alle Pianos im Hause sind in Bewegung. O, weh! O, weh! Eine wahre Sündfluth von Noten ohne Harmonie strömt hernieder und rauscht hageldick um eure beiden Ohren. Waffnet euch mit Muth! die drohende Sonate beginnt. Höret sie in Geduld an: sie fängt an zu wanken, zu stammeln und zu stottern, von Takt ist nicht mehr die Rede, wild geht's durch alle Tonarten, und wir rufen mit Fontenelle aus: O, Sonate, was willst du von mir? Wenn der Klavierlehrer in's Haus tritt, so ist es gerade Zeit, zum Hut zu greifen und sich auf einen Spaziergang nach den Tuilerieen, dem Luxemburg oder auf die Boulevards zu begeben.

Aber siehe da! in dem Moment, wo man ausgehen will, fix und fertig dasteht in seinem Staate, Hut und Fußwerk glänzend, der Rock nett und sauber, die Weste weiß, ein Gefühl des Behagens im ganzen Wesen, und frei und sich selber angehörend nun eben aus der Thür will — da klopft's, — herein! — Heiliger Gott! und die Provinz tritt ein — Frau und Mann und älteste Tochter und zukünftiger Schwiegersohn und zwei kleine Jungen! — Dies ist in der That eines von den schrecklichsten kleinen Mißgeschicken, denen man in Paris unterworfen ist. Der in Paris ansässige Provinzialist fühlt sein Leben jeden Tag und jede Stunde mit tausend unsichtbaren Fäden an eine ganze Stadt, seinen Geburtsort, geknüpft, der zu jeder Zeit bei ihm einsprechen kann, unter dem Vorwand, daß sie ihn, als er zur Welt gekommen, in die Register ihrer Bürger aufgenommen, ihm ihre Kirche zu seiner Taufe und ihre Gemeindeschule zu seiner Bildung aufgethan. — So hat denn nun unser Pariser die Provinz auf dem Halse, und dies bedeutet für den Unglücklichen nichts Geringeres, als vierzehn Tage Langeweile, Sklaverei und Gefangenschaft.

Und es ist gar keine Rettung davor! Man ist ein Pariser, man muß also wohl oder übel die Honneurs für die Stadt machen, in der man wohnt; man wird ihm dagegen in Argentan oder in Nevers, wenn er Lust hat, hinzureisen, die Honneurs machen. So setze er sich denn nur in Marsch und führe diesen ansehnlichen Schwarm aus der Provinz spazieren; sie haben sämmtlich sehr stark auf ihn gerechnet, daß er sie von einer Curiosität zur anderen schleppen werde, bis auf die allerletzte und unbedeutendste, die nur zu sehen ist. Das Erste, was der Provinzialist in Augenschein nehmen will, ist der Jardin-des-Plantes. Ein schöner Garten, wenn man will, aber verlassen und öde, eine Stätte für die Botanik und das Rothwild, ein Zufluchtsort für die Rendezvous und bürgerlichen Liebschaften der Rechts- und medizinischen Schule. Es ist im Jardin-des-Plantes, wo der Student das Frauenzimmer spazieren führt, mit dem er es ehrlich meint, eben so wie er im Garten des Luxemburg die führt, mit der er paradiren will. Im Jardin-des-Plantes wollen nun unsere Leute aus der Provinz

Nichts verlieren und versäumen; sie betrachten Alles, was nur vorhanden ist, vom Wallfisch-Gerippe bis auf den neuerdings aus Afrika angekommenen Leoparden. Sie spazieren im Garten umher, lesen mit großer Genauigkeit die Etiketten, die an den medizinischen Gewächsen hängen. Wenn sie dann Alles gehörig gesehen und beschnüffelt, dem unschuldigen Bären Martin, von dem sie Einem erstaunliche Geschichten erzählen, ihren Briosch hingeworfen haben, so wandelt sie die Lust an, das Hospital de la Pitié zu besuchen, welches ganz nahe gelegen ist. Sie müssen Alles sehen. Man sagt ihnen, man kenne Niemand im Hospital — was hilfts! Der Provinzialist weiß für Alles Rath und hat sich für alle Fälle versehen. — „Jeder thut, was er vermag, mein theurer Pariser," sagen sie, „Sie haben uns die merkwürdigen Thiere gezeigt, wir wollen Ihnen dagegen die Kranken zeigen." Und aus ihrem Portefeuille, neben ihrem Patent als Capitain von der National-Garde und ihrem Passe, ziehen sie einen Brief hervor vom Arzte ihres Ortes, der sie an einen Kollegen im Hospital empfiehlt, und in einem Postscriptum denselben noch besonders aufmerksam macht auf die interessante Physiognomie der Mademoiselle Josephine, der ältesten Tochter des Provinzialisten; dies unselige Blatt verhilft uns also zum Eintritt in das Hospital, diesen Trauerort der Qualen und Schmerzen. Da kommt der Mensch hin, um zu leiden und zu sterben. Alles ist Stille dort und Seufzen und Stöhnen. Welch ein schreckliches Vergnügen, sich aus diesen Leiden ein Schauspiel zu machen! Dabei merke man wohl, daß der Provinzialist in seiner Vaterstadt ebenfalls ein Hospital hat, in das er nie den Fuß zu setzen sich gedrungen fühlt; aber ein Hospital in Paris, das ist freilich etwas Anderes. So durchlaufen sie denn diese langen Säle von la Pitié, wo in jeder Stunde ein Mensch stirbt; gehen in die Küchen, wo sie über den ungeheuren Umfang des Feuerheerdes außer sich gerathen, ja, versagen sich nicht einmal den Anblick des blutigen Amphitheaters, wo die Section noch ihre greulichen Spuren zurückgelassen hat. Alle diese Dinge, die so widerwärtig anzusehen sind, betrachtet der Provinzialist mit kaltem Blute, ja, sogar Mademoiselle Josephine nimmt sie in Augenschein, denn sie will nicht, daß man sagen solle, daß sie, die Han d'Islande gelesen hat, ohne aus ihrer Fassung zu kommen, vor zwei oder drei anatomirten Leibern zurückgebebt sey. So vergeht dieser Tag für unseren Pariser, der noch ganz glücklich ist, wenn nicht irgend einer die Ungeschicklichkeit begeht, vor seinen Provinzialisten von dem nahen Irrenhause zu sprechen, denn sonst würde er auch dort noch mit ihnen hin müssen, und er hat schon so viel Greuelhaftes eingenommen, daß sein Gemüth auf acht Tage mit Trauer und Betrübniß versorgt ist.

Von allen Pariser Widerwärtigkeiten ist die Einkehr der Provinzialisten die größte. Der Provinzialist zwingt uns, zu sehen, was man nicht sehen will. Wie er bei sich zu Hause schläfrig und träge ist, so ist er hier munter, immer wach und immer auf den Beinen; alle seine Regsamkeit und Rührigkeit drängt sich in diese Tage zusammen, die er in Paris ist. Keine Erholung, kein Halt — nichts, immer vorwärts! Heut ist es das Pantheon, das in Augenschein genommen wird, von Jean Jacques Rousseau's Grabmal an — einem Denkmal von weißem Holze, das man zu Frankreichs Schande verfaulen läßt — bis an die Kuppel, die so oft mit ihren Kreuzen und Bannern und Fahnen gewechselt hat — das Pantheon, diese große Lüge, diese ungeheure Eitelkeit, diese Ruhmesstätte, das eine Unmöglichkeit ist unter einem wandelbaren hin und herschwankenden Volke, das eine Beute der Revolutionen ist, das Pantheon, von dem der Provinzialist nichts sieht, als die Steine. Man lasse ihm seinen Willen. Vom Pantheon wird er uns gradeswegs nach der Pairskammer führen; er kennt den neuen Saal ganz genau, und beschreibt ihn uns. In der Pairskammer wird er fragen: „Wo sind die Pairs?" wie er im Jardin des Plantes gefragt hat: „Wo sind die wilden Thiere?" Und wenn man ihm antwortet: „Die Pairs sind heut nicht zu sehen," so wird er sich gewiß vornehmen, wiederzukommen, wenn Alles im Luxemburg versammelt ist. So wie er aus dem Luxemburg hinaustritt, eilt er hin unter die Säulen des Odeons und sagt: „Wie Schade, daß ein so schönes Theater geschlossen ist!" und „So war es nicht, als Picard noch lebte." Zu gleicher Zeit zieht er sein Vademecum hervor, und ruft aus: „Teufel! und ich habe Notre-Dame vergessen!" Bei diesen Worten erblaßt Mademoiselle Josephine und beginnt zu zittern, Claude Frollo fällt ihr ein und der Glöckner Quasimodo. O unglücklicher Pariser! Nachdem er die Kuppel des Pantheons erklommen, muß er auch noch die Thürme von Notre-Dame hinaufklettern. Sie steigen und klettern, machen Halt und steigen von Neuem, und suchen an den Mauern das Griechische Wort, das die „Nothwendigkeit" bedeutet, und das Sujet zum Roman des Herrn Hugo geliefert hat — endlich nach langem Steigen kommen sie oben an, ziehen ein Messer aus der Tasche und kratzen ihre Namen ein: Pierre Bigonnes mit seiner Frau und Tochter und seinen beiden Söhnen, Eigenthümer, wahlfähiger Wähler; anno 1835.

Von dem Thurm von Notre-Dame nach la Morgue ist eine Kleinigkeit. Es geht in la Morgue hinein, wo statt der weggeraubten Leichen die Lumpen der Todten aufs scheußlichste umhergestreut liegen. Aber wohin gehen sie nicht? Alles ist ihnen recht! Das Palais Royal und das Schloß der Tuilerieen, die Akademie der Wissenschaften und die Academie-Française, das Louvre und die Wasser zu Versailles, das Aegyptische Museum und das Panorama, die Modehändlerinnen und der Laden von Véro-Dodat. „Führen Sie uns," schreien sie Einem zu, „wir müssen die Taglioni und die Mars sehen. — Wollen wir eine Flasche Bier trinken im Café des aveugles? — Die schöne Limonaden-Verkäuferin soll jetzt schon ziemlich bei Jahren seyn? Und der Wilde, ist es gelungen, ihn zu civilisiren?" Und tausend andere Fragen von derselben Art. O Gott! So gefesselt an die widerliche Neugier Deiner Landsleute, unglückseliger Pariser, mit welcher herzlichen Sehnsucht blickst Du wohl hin im Geiste nach einer stillen Hütte in irgend einem lieblichen Thale, am Fuß eines Berges, auf dem die einsamen, immergrünen Tannen rauschen.

Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich Alles das aufzählen wollte, was der Pariser verpflichtet ist, in einem Jahre wider seinen Willen, lediglich Andern zu gefallen, zu sehen: so muß er, um nur eins anzuführen, alle zehn Jahre einmal in die Katakomben hinuntersteigen, muß alle sechs Monat die Wachsfiguren sehen; außerdem ist er Jahr aus Jahr ein mit albernen Kommissionen belästigt — zum Beispiel einen Damenhut im Palais Royal zu kaufen, oder auf die sämmtlichen Werke des Herrn de Kock zu subskribiren u. s. w. u. s. w.; der arme Mann ist der Intendant und Bediente seiner Provinz, die ihn unaufhörlich in Athem hält, so daß er sich am Ende wohl zu der Frage an sich selber genöthigt sieht, ob er nicht viel besser thäte, auf die so theuer erkauften Vorzüge des Pariser Lebens zu verzichten, und ganz einfach ein Provinzialist zu werden.

Das sind die großen unter den kleinen Widerwärtigkeiten des Pariser Lebens; allein zu leben mitten unter seinen Nachbarn; an ihrem Elend und ihren Leiden Theil zu nehmen, ohne daß sie sich darum kümmern, und zu wissen, daß sie andererseits zu den innersten Geheimnissen unserer Existenz den Schlüssel haben können, sobald sie wollen; unter der Aufsicht seines Portiers zu leben, immer diesen unerbittlichen Argus vor sich zu sehen, der besser als wir selber weiß, was wir thun, besser als wir selber weiß, was wir denken, der in der Seele unseres eintretenden Freundes liest, nicht minder als in dem versiegelten Briefe, der an uns ankommt; nur bis zu einer bestimmten Stunde täglich zu schlafen; unendlichem Ueberlauf aus den Provinzen ausgesetzt zu seyn, die Einem kaum drei Monate von allen zwölfen in Ruhe lassen. Das sind die eigentlichen, die echten Widerwärtigkeiten. Von der Steuer rede ich gar nicht, dies Elend ist überall dasselbe, man mag nun in Paris oder in der Provinz leben; rede gar nicht erst von der National-Garde: denn das ist die allerdrückendste Auflage des Pariser Lebens, die Pein jedes Daseyns, es mag sich so günstiger Verhältnisse zu erfreuen haben, als es wolle, die geheime Verzweiflung, die in allen Herzen wohnt, die ewige Drohung, die uns bis in die süßesten und ruhigsten Augenblicke verfolgt — ist ein Unglück, welches unter die allertraurigsten, allergrößesten und schrecklichsten gerechnet werden sollte.

Es giebt noch eine Menge kleiner Unannehmlichkeiten in Paris, die man in einer vollständigen Geschichte dieses Gegenstandes nicht füglich übergehen darf. So zum Beispiel!

Man geht beim schönsten Wetter aus, und kommt in einem Platz-Regen nach Hause; so unbeständig ist die Witterung in Paris.

Das Wetter ist so schön, daß man sich mitten im Monat Mai glaubt und denkt, die Rosen sollen eben kommen; mit einemmal muß man einen Pelzmantel umnehmen.

Man hat ein neues Kleid an, ein Kabriolet bespritzt Einen von oben bis unten.

Man will eine Prise Taback nehmen, und die Dose ist Einem aus der Tasche gestohlen.

Man geht in's Theater, um ein angekündigtes Stück und einen beliebten Schauspieler zu sehen; dies Stück ist abgeändert.

Man kauft einen schönen Apfel und muß ihn erst braten, wenn man ihn genießen will.

Das Mittagessen kostet nur fünf und zwanzig Sous, aber die folgenden acht Tage hat man für ärztliche Hülfe fünf und zwanzig Franken zu bezahlen.

Man geht spazieren, geräth in eine Emeute und befindet sich plötzlich zwischen zwei Feuern.

Man ist Mitglied der Jury und verurtheilt einen Menschen zu den Galeeren; man kommt nach Hause, und findet keine Ruhe mehr und keinen Schlaf, nicht mehr den süßen Schlaf, das Leben jedes Tages, wie Macbeth sagt.

Und so giebt es noch tausend andere Aergerlichkeiten und Verdrüßlichkeiten für alle Stunden des Tages, mit deren Aufzählung man einen dicken Band anfüllen könnte. Doch was thuts? Ist man nicht, trotz aller dieser Widerwärtigkeiten das freieste, unabhängigste, lieblichstmüßige von allen geschaffenen und noch zu erschaffenden Wesen, ist man nicht ein echter Pariser? Wenn Paris nicht dieser große Mischmasch, wenn es frei von allen Auflagen, allen Zwanges ledig wäre, wenn die Provinz nicht nach Paris käme, wenn es keine Neugierigen gäbe, die man in Paris herumführen müßte, wenn man keine Romane kaufen dürfte, keinen Kabriolets aus dem Wege zu gehen, keine Gauner zu arretiren, keine Spitzbuben zu verurtheilen, sich vor keinem Portier in Acht zu nehmen, keine National-Garde durchzumachen brauchte, so wäre Paris nicht nur das Eldorado auf dieser Erde, sondern sogar das Paradies auf Erden; so aber giebt es kein anderes Paradies als im Himmel, und nur da findet man alle diese Widerwärtigkeiten nicht wieder, keine Visitatoren, keine Geschwornen, keine Diebe und keine National-Garde.

Bibliographie.

Traité de physique appliquée aux arts et métiers, et principalement à la construction des fourneaux, des calorifères à air et à vapeur, etc. — Von J. J. Guilloud. 3½ Fr.

Traité élémentaire de Géologie, Minéralogie, et Géognosie, suivi d'une Statistique minéralogique des départemens, par ordre alphabétique. — Von E. Barruel. 5 Fr.

De la Truffe. Traité complet de ce tubercule, contenant sa description et son histoire naturelle la plus détaillée, son exploitation commercial et ses rapports dans le monde culinaire. — Von Moynier.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Montag den 13. April 1835.

Belgien.

Die Fürstin von Chimay (Madame Tallien). *)

Ich habe die Fürstin von Chimay genau gekannt und zwei Jahre mit ihr auf ziemlich vertrautem Fuße verlebt. Ich war damals sehr jung; sie war es nicht mehr, hatte aber von ihrer Jugend das heiße Verlangen, zu gefallen, bewahrt, das eine Frau, die an unzählige Triumphe gewöhnt ist, auch den Verwüstungen der Jahre zum Trotz bis ans Ende ihres Lebens behält. Das erste Mal, als ich sie sah, frappirte mich ihre Schönheit, und noch mehr jene Anmuth und Koketterie des ganzen Wesens, die sie gegen diejenigen spielen ließ, die sie an sich ziehen und fesseln wollte. Sie bediente sich dieser Künste gegen mich — gegen mich! weil sie meiner bedurfte; gegen mich, die, jung wie ich war, sie schon liebte, weil ich sie für unglücklich hielt!.. Sie wandte alle Mittel der Verführung an, um mir zu gefallen — den sanften Strahlenglanz ihres Auges, den schmeichelnden Zauber ihrer Stimme, die Feinheit ihres süßesten Lächelns, die antiken Haltungen ihres herrlichen Kopfes, mit einem Wort, die ganze Poesie ihrer reizenden Gestalt, die auf gleiche Weise an eine Königin, an eine Schauspielerin und eine galante Frau erinnerte — eine pikante anmuthig-seltsame Mischung, die im ersten Moment imponirte und unbedingt fesselte, später hingegen an Kraft und Wirksamkeit verlor, wenn der erste volle blendende Eindruck vorüber war.

Sie glich Mademoiselle Mars und suchte diese Aehnlichkeit vollständig zu machen, indem sie die angenehme Stimme derselben mit Glück nachahmte. Das Musikalische ihres Tons, so voll lieblicher Kraft und weicher Süßigkeit für Momente, erinnerte mich oft auf's überraschendste an sie. Die Fürstin schien über meine Aeußerungen in Bezug auf diese Aehnlichkeit geschmeichelt, und sie war in der That bisweilen von einer hinreißenden Uebereinstimmung und Wahrheit. Dann gefiel sie sich darin, mir von ihren dramatischen Triumphen zu erzählen aus jener Zeit, als sie auf ihrem Theater in Chimay die Rollen der großen Künstlerin, unter anderen die der Madame de Clainville in der Wette, gespielt. Ich glaube sehr gern, daß ihr der Beifall, den sie gefunden, mit vollem Rechte zu Theil geworden. Denn ihre stete Gewohnheit, öffentlich aufzutreten, machte sie von jeder Art hemmender Schüchternheit frei; die Berechnung der Erfolge war ihrem Geiste angeboren, und sie beherrschte mit sicherem Bewußtseyn alle ihre Mittel dazu.

Sie kannte auch den Reiz des verweilenden Blickes und die unwiderstehliche Gewalt eines Lächelns. Sie war in der mimischen Kunst ganz besonders zu Hause und verstand es aus dem Grunde, ihrem Gesichte den Ausdruck zu geben, der dem Bedürfniß des Moments gerade angemessen war; doch bemerkte man mit einem wenig Takt und Beobachtungsgabe bald, daß an der ungemeinen Beweglichkeit desselben die Kunst mehr Antheil hatte, als die Natur. Ihr Auge war nicht von Natur gütig, ihr Lächeln nicht von Natur liebenswürdig; man entdeckte in beiden etwas Gemachtes. Ihr schwarzes, lebhaftes, Spanisches Auge zeigte nicht immer Wohlwollen, wenn man auf sie Achtung gab, ohne daß sie es bemerkte; und ihre Lippen, auf denen, trotz der weichen Falte, der leicht gekniffene Zug Einem nicht entging, bildeten für den feinen Beobachter immer einen Mund, hinter dem ein verachtendes Mißwollen lauerte, einen Mund, der eben so gut einer bösen Frau als einer reizenden Odaliske gehören konnte.

Ich habe manche Stunde mit ihr allein zugebracht, des Abends, entweder bei ihr oder bei mir zu Hause, wo sie mir dann Fragmente aus ihrem Leben erzählte. Sie erzählte mit Gefühl und Geist — besser und hundert Mal interessanter, als ein gut und elegant geschriebener historischer Roman. Sie verband in ihrer Erzählung die Poesie des Blickes und der Geberden; das Dramatische der Stimme und der Thränen mit dem Drama und der Poesie der interessantesten Begebenheiten — die rührendsten Situationen, die wunderlichsten und schreckenvollsten Vorfälle und Ereignisse traten mir in diesen Stunden aufs lebendigste vor Augen. — Die Erinnerung an diese Abende, die wir so mit einander verbrachten, wo sie mir ganz allein dieses merkwürdige Schauspiel gab, wird nie aus meiner Seele verschwinden; mir ist, als hätt' ich sie gestern vernommen, jetzt, wo sie nicht mehr ist, wo ich sie nicht mehr sehen werde, wie sie mit Thränen die Blätter ihrer Vergangenheit vor mir aufschlug und mir daraus vorlas, und mit ihren Zähren die brennenden Zeilen verhüllte, die für mein zartes Alter nicht geschrieben waren. Ich verschlang ihre langen Erzählungen mit der ganzen Begierde eines unerfahrenen zarten Gemüths. Ich sah wohl, daß sie viel geliebt, viel gelitten hatte, und suchte mir die rauhe Strenge der Welt gegen sie nicht zu deuten.

Sie bewies mir eine durchaus mütterliche Zuneigung. Mit willigem Glauben gab ich mich ihren Reizungen hin; später, als ich gewahr wurde, wie sie dieselbe Zärtlichkeit, dieselben Worte, dieselben Demonstrationen an viele Andere verschwendete, die mir wenig ähnlich waren, fing ich zu zweifeln an und zog mich leise von ihr zurück.

Der Zufall führte mich fast zu gleicher Zeit mit ihr nach Brüssel. Es ist bekannt, daß sie ihr glänzendes Haus in der rue de Babylon zu Paris verkaufte und sich in Belgien niederließ; den Winter verlebte sie in Brüssel und den Sommer auf ihrem prächtigen Landsitz zu Chimay.

Der Fürst von Chimay, Mitglied der ersten Kammer der General-Staaten und Kammerherr des Königs Wilhelm, ging allein an den Hof; seiner Frau war der Zutritt hier untersagt. Eine so hohe Ungnade, ein solcher Stempel von Schmach, vor aller Welt der Stirn dieser ehrgeizigen Frau aufgedrückt, versetzten sie in die bitterste Verzweiflung. Ihr Stolz als Fürstin, Gattin und Mutter litt auf gleiche Weise auf's allerheftigste unter dieser Schmach, deren Ursache unglücklicherweise für Niemanden ein Geheimniß war. Tagtäglich, ja stündlich, seufzte sie unter dieser Folter; was sie nur konnte, that sie der Welt zu Gefallen, um von dieser Pein erlöst zu werden; sie ließ nichts unversucht, klopfte an alle Thüren; umsonst! die des Hofes blieb ihr verschlossen. Mehrere vornehme Damen eben dieses Hofes, die von sich selber wohl von den Vortheilen nachsichtiger Milde hätten sagen können, kabalirten gegen die arme Fürstin und widersetzten sich mit ziemlich unchristlicher Erbitterung ihrer Zulassung in einen Zirkel, in den sie Titel und Rang ihres Gemahls von Rechtswegen beriefen.

Ich habe die Fürstin von Chimay beständig geneigt gefunden, diese nämlichen Damen, über die sie sich am meisten zu beklagen hatte, zu entschuldigen oder zu vertheidigen. Nie entschlüpfte ihr ein bitteres Wort, ein Spott über sie. Sie litt das Mögliche von ihrem Hasse, ihrer Wuth, sie zu demüthigen; aber wenn sie darüber seufzte, so geschah es ohne Bitterkeit, mit englischer Geduld und der Resignation einer durchaus überlegenen Natur.

Ich war viel aufgebrachter, als sie, über die Schmach, mit der man sie überhäufte; sie sah das Interesse, welches mir ihre schiefe peinliche Stellung einflößte, sah, mit wie schmeichelhafter Auszeichnung ich am Niederländischen Hofe aufgenommen war, und lag mir deshalb unaufhörlich an, bei Ihrer Majestät der Königin und vor Allem dem Prinzen von Oranien, den sie sich geneigt wußte, zu ihren Gunsten zu sprechen. — Obgleich mich diese Schritte bei meiner übergroßen Schüchternheit unendlich viel Ueberwindung kosteten, so bedachte ich mich doch nicht, sie zu thun, ja, ich wiederholte mein Anliegen bei dem Prinzen sogar mehrere Male, der meinen Einspruch gegen die Verfolgungen der Fürstin mit großer Freundlichkeit anhörte, mir die liebenswürdigsten Dinge über mein Plaidoyiren, wie er es nannte, sagte und immer mit den Worten schloß: „Mein Gott, meine Liebe, ich wünschte gar nichts mehr, als Ihnen gewähren zu können, was Sie wünschen, weil Ihnen so viel daran zu liegen scheint. Die Fürstin von Chimay hat an Ihnen den besten Advokaten unter der Sonne; sie ist eine reizende, höchst ausgezeichnete Frau, sehr liebenswürdig und sehr unglücklich; aber ich kann sie nicht bei mir sehen; meine Frau würde es nie zugeben, und Sie begreifen, daß sie es nicht zugeben kann, weil der König ein für alle Mal nichts davon hören will, sie an den Hof zu lassen." — Dann mußte ich ehrerbietig schweigen und konnte nichts mehr erwiedern. — Die Fürstin, immer voll Ungeduld, das Resultat meiner fruchtlosen Versuche zu vernehmen, hörte mir mit Rührung zu, als ich ihr die Antwort des Prinzen überbrachte, und dankte mir, wie wenn mir der glücklichste Erfolg zu Theil geworden wäre.

Sie schrieb in derselben Angelegenheit mehrere Mal an den Prinzen von Oranien. Ich habe nie die Antworten Sr. Königl. Hoheit gesehen, aber sie sagte mir, sie seyen voller Zartgefühl und ehrerbietiger Schonung. Dies nahm mich nicht Wunder. Ich kannte das edle große Herz des Prinzen, und Niemand hätte einen Gegenstand von dieser Natur besser zu behandeln, solche schwierige Antwort besser zu geben verstanden, als er. Der Stil des Prinzen ist von seltener Eleganz und Reinheit; er schreibt ganz hinreißend, und seine Briefe sind kleine Meisterstücke von innerem Zusammenhange und Klarheit, — das beste Naturell spricht sich in ungekünstelter Schönheit darin aus.

Die Fürstin suchte unter den täglichen Zerstreuungen im vertrauten Kreise ihre fortwährende Erniedrigung zu vergessen. Einzelne Frauen,

*) Diese interessanten, bisher noch ungedruckten Dokumente über die Fürstin Chimay sind aus den „Memoiren über König Wilhelm's Hof, von einer Belgischen Dame" entlehnt.

dreister oder, ehrlich gesagt, besser als andere, gingen zu ihr, der Verachtung, nicht des Hofes, sondern jener am Hofe stimmführenden Damen zum Trotz. Fast alle ausgezeichnete Fremde und die Mitglieder des diplomatischen Corps konnte man in den Soiréen der Fürstin, über die das Verdammungs-Urtheil ausgesprochen war, finden. Es wurde oft Musik gemacht. Der Fürst, selber ein ausgezeichneter Musiker, einer der besten Schüler Baillot's, machte sich ein Vergnügen daraus, jeden talentvollen Künstler, der sich ihm vorstellen ließ, bei sich zu sehen. Er spielte in den Konzerten, die er gab, selber mit, und oft waren diese musikalischen Versammlungen höchst bedeutend. Die Fürstin machte mit der feinsten Grazie die Honneurs in ihrem Hause. Ich nach meinem Charakter und Geschmacke hätte es lieber gehabt, und es würde für ihre Stellung passender gewesen seyn, wenn sie etwas minder jene lächelnde liebliche Anmuth, und dagegen ein wenig mehr von jener edlen kalten Würde gezeigt hätte, die eine Frau stets so wohl kleidet, wenn sie zugleich Takt genug besitzt, nicht monoton darin zu werden und sie zum Typus ihres Wesens werden zu lassen. Ihr Benehmen, das gegen Jedermann auf gleiche Weise schmeichelnd und zuvorkommend war, machte mich oft ungeduldig und war mir oft zuwider. Mehr Stolz, mehr Trockenheit und Zurückhaltung wäre mir viel lieber gewesen. Es lag immer zu viel Bittendes in ihrem Ausdruck.

Den musikalischen Soiréen folgten bald Spielpartieen. Die Fürstin hatte von ihrer Mutter, der Frau von Cabarus, eine Leidenschaft geerbt, der sie sich in den letzten Jahren ihres Lebens schrankenlos hingab. Sie war Spielerin!... Spielerin in der vollen Bedeutung und Ausdehnung des Wortes. — Sie spielte und wollte nichts weiter, als spielen. Eine grüne Decke, ein Spieltisch hatte einen unwiderstehlichen Reiz für sie; man hat mir es gesagt. Ich selber habe sie daran sitzen sehen. Das hatte mich ihr vollends entfremdet.

Es ist mir lieber, daß ich sie vor ihrer kleinen Staffelei gesehen habe bei ihrer Miniatur-Malerei, für die sie ein so merkwürdiges Talent hatte. — Sie war eine Schülerin von Isabey und portraitirte mit einer Vollendung, wie sie bei Dilettanten eigentlich nicht angetroffen wird.

Aus der Zeit ihres Glanzes her hatte sie einen ungezügelten Hang für eine verschwenderische Toilette, überhaupt für Ausgaben aller Art behalten. Ihr Anzug war immer auserlesen, von einer äußerst kostbaren Eleganz. Auch auf dem Lande trug sie nur Stoffe, die mit großen Kosten aus Paris gesandt waren, und die Ankunft einer Kiste mit Modesachen in Chimay war für sie und die junge Fürstin Luise, ihre Tochter, ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit. Diese Damen rivalisirten in Koketterie und kleinen weiblichen Sorgen, und man kann sich gar keine Vorstellung machen, wie ernsthaft sie ein Gegenstand von solcher Unbedeutenheit beschäftigte und einnahm.

Ich will den Schleier nicht aufheben, den eine natürliche Discretion gebietet, über dem Innern der Häuser ruhen zu lassen, in denen man freundschaftlich aufgenommen worden. — Das häusliche Leben der Fürstin war, wie das vieler Anderen, nicht glücklich...

Es ist unmöglich, die Gastfreundlichkeit auf eine großartigere und zugleich liebenswürdigere Weise zu üben, als es der Fürst und die Fürstin auf ihrem prächtigen Landsitz zu Chimay thaten. Die feinste Urbanität machte die Honneurs. Es war das echte vornehme Leben mit Allem, was es an Eleganz und Behaglichkeit in sich schließt. Doch bot dies für die Fürstin und ihre Tochter immer keinen sonderlichen Stoff der Ergötzung dar und genügte ihnen sehr wenig. Beide waren wesentlich für die große Welt; diese war das Element, in dem sie sich vor Allem gern bewegt hätten; der bürgerliche, beschränkte Gesellschafts-Zirkel einer kleinen trübseligen Stadt wie Chimay und die Huldigungen ihrer guten Bewohner konnten ehrgeizigen Wünschen, wie Beide sie im Herzen trugen, nichts seyn und gewähren. Zu ihrem Unglück kam nun noch hinzu, daß ökonomische Gründe sie nöthigten, mehrere Winter lang in Zurückgezogenheit in Chimay zu verweilen, und die Armen, die nach einem großen Schauplatz, nach Glanz und Ehre schmachteten, sich mit einem Daseyn begnügen mußten, das noch immer beneidenswerth genug war, um die stolzesten Träume vieler Anderen zu übertreffen.

Die Memoiren der Fürstin würden ein höchst interessantes Buch geben, und es wäre wohl zu wünschen, daß sie die Materialien dazu schriftlich hinterlassen hätte. Eine Menge Dinge könnt' ich selber dazu beitragen, genau so, wie sie mir dieselben in unseren vertraulichen Unterhaltungen erzählt hat. Von ihrer Todesangst könnt' ich berichten, die sie in den Revolutions-Gefängnissen ausgestanden, von dem Entsetzen, das sie ergriff, als sie Nachts auf dem faulen Stroh eines ungesunden Kerkers halb nackt in elenden Lumpen lag, tiefes Dunkel um sie her, und sich plötzlich angebissen fühlte von scheußlichen Thieren, die nagenden Zähne in ihren Beinen fühlte — unvertilgt von der Zeit, waren die Narben dieser Bisse noch darauf zu sehen. Man denke sich dies schöne Wesen so leidend, im Dunkel eines Kerkers, im Kampf mit diesen Bestien, von denen sie weder die Stärke noch die Zahl wissen konnte, und sage dann, ob eine größere Strafe und Qual zu finden ist.

Eines Tages, als eine Metzelei in den Gefängnissen stattgefunden hatte, schrieb sie an Tallien: „Alles dies sieht einem Traume nicht sehr ähnlich, den ich diese Nacht gehabt. Robespierre war todt, und alle Kerker thaten sich auf.“ Kurze Zeit nach diesem Briefe und diesem Traume war Robespierre wirklich todt und sie frei.

An einem anderen Tage, als sie mit mehreren Gefangenen aus dem ersten Kerker nach einem zweiten transportirt ward, konnte der Karren, auf dem sie zusammengepackt lagen, durch das Gedränge in der Straße nicht hindurch und stieß oft mit dem zusammen, der die Verurtheilten nach der Guillotine fuhr. Auf diesem Karren befand sich mitten unter jenen Unglücklichen ein junges Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren, von seltener Schönheit, die im Munde eine Rosenknospe hielt, die minder schön und minder frisch war, als sie. Hände und Arme waren ihr auf den Rücken gebunden, so daß sie sich nicht bewegen konnte. Sie sah Madame Tallien mit feuchtem Blicke an, der voll war von der ganzen Poesie der Resignation und des Unglücks, dann ihre großen blauen Augen zum Himmel erhebend, schien sie ihn ihr als den Ort ihres nächsten Wiedersehens bezeichnen zu wollen. Es war ihr gleich innig offenbar gewesen, daß diese Frau, ein unglückliches Schlachtopfer wie sie, heiße Theilnahme und zärtliches Mitleid für ihr Schicksal empfand; ohne mit einander zu reden, hatten sich diese beiden Seelen verstanden: eine plötzliche heilige Freundschaft loderte auf zwischen ihnen am Grabesrand, auf der Schwelle der Ewigkeit, um zu verlöschen, noch eh' sie in's Daseyn getreten. In einem Moment tauschten ihre Blicke ernste erhabene Geheimnisse mit einander, eine Umarmung himmlischen Trostes ging von Herz zu Herz — keine Geberde, kein Wort hätte ihr Gefühl so tief, so hinreißend zu offenbaren vermocht: Trauer und Verheißung und Hoffnung und ewiges Erinnern lag in dieser stummen Beredsamkeit zweier anbetungswürdiger Wesen, die einander begegneten, um sich zu lieben und dann nie mehr zu sehen!.. Mit dumpfem Getöse setzten sich die verhängnißvollen Karren in Bewegung — ein Blitz des Lebewohls flog aus den Seraphsaugen des Mädchens.

Der Karren mit den Verurtheilten rollte dicht an dem der Gefangenen vorüber; das Mädchen zog ihre Rosenknospe mit den Lippen in den Mund und blies sie mit aller Kraft ihres Odems Madame Tallien zu, die sie mit heiliger Freude auffing, wie das Vermächtniß eines Märtyrers. Sie wollte ihre Arme nach der Unglücklichen ausstrecken, aber der Karren rollte dahin; Alles war gesagt.

E n g l a n d.

Die jährlichen Zusammenkünfte der Britischen Gelehrten.

(Schluß.)

Das System des Bericht-Erstattens ist in der That nur eine Art von Büchermacherei, die wir jedoch in Gottes Namen dulden wollten, wenn man sie nur Leuten übertrüge, die eben zu nichts Besserem taugten. Aber Männern wie Peacock, Challis, Whewell und Christin solche Rapporte zu übertragen, zeugt von unweiser Leitung des echten Talentes.

Die Berichte, von denen wir jetzt reden, umfassen sieben Achttheile des ersten Bandes der Verhandlungen; das letzte Achttheil ist mit den Verhandlungen der einzelnen Sectionen angefüllt, lauter Abkürzungen von Artikeln, die größten Theils schon publizirt waren. Diese Abkürzungen umfassen 115 Seiten oder beinahe ein Viertheil des zweiten Bandes. Sie sind, unseres Erachtens, der Britischen Association ganz unwürdig. Wenn die Berichte den Cyklus der Wissenschaften durchlaufen haben, so müssen die Verhandlungen des Vereins entweder ganz aufhören oder ein Magazin magerer Abkürzungen werden.

Aber gesetzt auch, die Berichte würden in bestmöglicher Form abgefaßt, so daß sie eine werthvolle Geschichte der Wissenschaft bis auf den heutigen Tag enthielten: ein solches Werk ist und bleibt nichts mehr als eine Encyklopädie, während die Verhandlungen der Sectionen nichts mehr sind als ein wissenschaftliches Journal. Wie kann aber eine verstümmelte Encyklopädie oder ein Journal aus Fragmenten einem Verein von Gelehrten Charakter oder Stabilität geben?

Als die Association noch im Entstehen war, fehlte es nicht an tausend Einwendungen gegen ihre Nützlichkeit, von denen aber nur etwa drei sich behauptet haben und Widerlegung verdienen.

Zunächst wendet man ein, solch große Versammlung müsse doch wohl mehr ein imposantes Schaugepränge, als ein wahrhaft nützliches und wirkendes Institut seyn; es gebe allbereits viele Societäten, in welchen die Gelehrten sich persönlich anregen könnten, und zum rascheren geistigen Austausch sey die periodische Presse schon hinreichend. Freilich ist die Association ein sehr imposantes Schaugepränge; aber nur kraft dieses Attributs kann sie ihre großen Zwecke zur Reife bringen. Eine Zusammenkunft vieler Personen, denen ihr Talent, ihr persönlicher Charakter, ihr Reichthum und Rang Ansehen geben, kann viel Größeres leisten, als die Bemühungen einzelner Individuen. Der Glanz einer zahlreichen Versammlung ist gleichsam der nervige Arm des intellektuellen Riesen, den er ausstreckt, um sich Speise zu holen, um seine Feinde zu zerschmettern und seine Herrschaft auszubreiten. Die Stadt, in welcher solch ein Schaugepränge sich entfaltet, huldigt der Allmacht und der Würde des wissenschaftlichen Geistes, und es regt sich ein lokaler Sinn für Entdeckungen und Erfindungen. Der zweite Theil des Einwurfes findet schon im ersten Theil seine Beantwortung. Indem man einräumt, daß die Association kein wirklicher Verein ist, gesteht man auch zu, daß die bestehenden Gesellschaften hinreichend sind, um die gewöhnliche wissenschaftliche Arbeit zu thun. Allein die Association sollte auch nie ein wirkender Verein werden, und zwar aus dem eben angeführten Grunde. Wie kann ein Comité, das den Vormittag in Sectionen, den Abend in öffentlichen Zusammenkünften zubringt, Muße oder Abstraction genug finden, um den wissenschaftlichen Bestrebungen eine „systematische Richtung“ zu geben? Es ist dies rein unmöglich. Die ganze Leitung ist in den Händen eines oder zweier Secretaire des Vereins, deren Bewegungen durch eine geringe Anzahl sich einmischender Personen, die als die vornehmsten Hebel der großen Maschine angesehen seyn möchten, gefördert und bisweilen auch gehemmt werden. Die Arbeit dieses Instituts wird also nur von wenigen leitenden Personen gethan, und diese wenigen sind, unseres Wissens, eben keine Individuen, die in großem Rufe stehen, oder besonders tiefe Forschungen anstellen.

Der zweite vernünftige Einwurf, den man gemacht hat, ist der, daß solche Vereine kecke und seichte Marktschreier in Ruf bringen und der Würde des echten Gelehrten schaden, indem eine Oeffentlichkeit von dieser Art mit seinem gewohnten stillen Wirken nicht verträglich sey. Aber dieser Einwurf kann gegen alle öffentlichen Zusammenkünfte gerichtet werden, und in menschlichen Einrichtungen muß man das Uebel oft um des Guten willen dulden. In Oxford und Cambridge erregte

die Sucht Einzelner, die ihr oratorisches Talent geltend machen wollten, große Mißbilligung; allein die verbesserte Einrichtung der Versammlung in Edinburg steuerte den Excessen dieser Art schon merklich.

Der dritte Einwurf gegen die Association ist der, daß sie Kabalen und Eifersüchteleien erzeuge. Allein es existirt wohl keine gesellschaftliche Verbindung, in welcher die Elemente der menschlichen Natur nicht zuweilen auf unangenehme Art sich einmischen sollten. Bis jetzt wissen wir zwar von keinen wirklichen Kabalen unter den Mitgliedern der Association; aber der Keim ist allerdings vorhanden. Sobald das Kontingent von Cambridge hinzukam, schienen einige Mitglieder darauf hinaus zu arbeiten, daß man sie als die Reformatoren und neuen Schöpfer des Instituts verehre. Zuerst gab sich dieser Plan in der Rede des Dr. Buckland zu erkennen, als er das Amt eines Präsidenten des Vereins antrat. „Was die Zwecke unserer Zusammenkunft betrifft (sagt er), so sind selbige durch meinen Freund, den Vice-Präsidenten (Herrn Harcourt), den ich den Stifter der Association nennen möchte, mit Beredsamkeit und philosophischem Geiste auseinandergesetzt.“ Herr Harcourt, der das Irrige des Ausdrucks „Stifter der Association“ recht gut fühlte, nahm die erste Gelegenheit wahr, um demselben öffentlich zu widersprechen. Bei dem großen Gastmahl, das an demselben Tage gegeben wurde, sagte er, als man seine Gesundheit ausbrachte: „Der glänzende Erfolg dieser Zusammenkunft muß ohne Zweifel denen Herren sehr willkommen seyn, welche den Plan zunächst entwarfen — Herrn David Brewster, der die Idee dazu angab und also mit vollem Rechte der Stifter der Association genannt zu werden verdient — denen Individuen, die ihn unterstützten, und der Gesellschaft, die den Plan zur Ausführung brachte.“ Herr Harcourt fügte noch hinzu, „von den vielen schönen Experimenten, die Herr David Brewster gemacht habe, sey dieses das kühnste und erfolgreichste gewesen.“

Die Harmonie, welche den Britischen Gelehrten-Verein bis jetzt charakterisirt hat, wird hoffentlich durch so unwürdige Versuche nicht gestört werden. Ein Kongreß wissenschaftlicher Forscher ist nicht die Sphäre der Schmeichelei; seine Nahrung ist nicht das gasartige Element, welches die Blätter einsaugen, sondern der edle substanzielle Saft, welcher durch die Wurzel in den Stamm dringt.

Bei diesen Beobachtungen über den Britischen Verein beseelte uns der lebhafte Wunsch, ihn von seinen Mängeln befreit zu wissen. Seine Leitung darf nur freisinnigen Männern anvertraut werden, die kein Sektengeist beherrscht, und deren Privat-Interesse mit dem allgemeinen Interesse zusammenfällt. Wird dieses Prinzip nicht befolgt, so sind die Pläne der Association bloße Projekte einzelner Individuen, die sie dem General-Comité vorlegen, wenn es durch Geschäfte abgezogen wird oder augenblicklich wenige Mitglieder zählt. Diese werden dann in einer öffentlichen Sitzung ohne Diskussion verlesen und erhalten, als Dekrete der Britischen Gesammt-Weisheit, unvermerkt Gesetzeskraft. (Edinburgh Review.)

Bibliographie.

Arboretum Britannicum. (Britische Dendrologie.) Von T. C. Louden. Erste Abtheilung.

The mayor of Wind-Gap and Canvassing. — So heißen zwei kürzlich erschienene Irländische Novellen John Banim's, dessen Autorname ein ganzes Geschlecht in sich begreift, indem er seine Romane immer als von der Familie O'Hara (By the O'Hara Family) ausgehend bezeichnet. Banim galt eine Zeit lang in der literarischen Welt für todt; ja die Times erzählte sogar einmal umständlich, wie der beliebte Schriftsteller vor Armuth und Elend umgekommen sey, und da er lange nichts von sich hören ließ, so glaubte man hier und da auch wirklich, daß er gestorben sey. Es zeigt sich indessen jetzt, daß er nur krank, und zwar körperlich krank gewesen; denn daß seine geistigen Kräfte nicht abgenommen haben, geht aus den eben erschienenen Novellen, die wiederum sein Lieblings-Thema, Irländische Zustände, behandeln, zur Genüge hervor.

Frankreich.

Jacquard und seine Webstühle.

Vor 30 Jahren waren noch die Seidenwirker zu Lyon eine elende und verdorbene Menschenklasse. Man erkannte sie leicht an ihrer angeerbten Kleidertracht, am dreieckigen Hute, an den Chinesischen Strümpfen und am Sammtrocke. Was sie aber zu einer besonderen Gattung der Lyoner Bevölkerung machte, das waren nicht sowohl ihre sonderbaren Gewohnheiten und Kleiderschnitte, als hauptsächlich der leidende Ausdruck ihres ganzen Wesens. An ihren hageren und entstellten Formen, an ihren gebebnten Worten und an ihren blassen und verzagenden Physiognomieen konnte man es bald wahrnehmen, daß die Arbeit ihre Lebensgeister zerstöre. Sie beklagten sich selten und lehnten sich niemals auf; aber dieser arbeitsame Volkshaufe, ungeachtet er sich alljährlich durch neue Auswanderer aus den Gebirgen vermehrte, gerieth immer mehr in Verfall und verschlimmerte sich täglich.

Man brauchte nur einen Blick auf ihre Werkstätten zu werfen, um den ganzen Umfang ihres Elends zu entdecken. Die ganze Familie arbeitete in einem Neste, in welches das Tageslicht nur durch Papierscheibchen eindrang. Die Reichwirker, das heißt diejenigen, welche Blumen-Guirlanden in Gold und Silber wirkten, bedurften hierzu eines kostspieligen Mechanismus, welcher, da er mit vielen verwickelten Schnüren und Gewichten umgeben war, nur sehr schwierig geleitet werden konnte. Diese Fabrication war öfterem Stillstande ausgesetzt, während dessen der Arbeiter oft genöthigt war, um die dadurch entstandene schmale Kost leichter zu ertragen, sich, im eigentlichsten Sinne des Wortes, seinen Bauch mit einem ledernen Gurte zusammenzuziehen. An den Arbeitstagen wurden sie unglaublich ermüdet; denn sie mußten den Körper so gewaltsam verrenken, daß er mit Schweiß übergossen war, und sie konnten sich auch nur wenig Schlaf vergönnen. Der Arbeiter, welcher mit Weben beschäftigt war, saß auf einem hohen Schemel und mußte die Beine bald rechts, bald links vorschieben, um den Fäden der Kette die Richtung zu geben, welche die vielfältigen Muster des Stoffes erfordern. Es war auch noch ein Arbeiter, ja bisweilen waren mehrere nöthig, um die Schnüre und Gewichte in Bewegung zu setzen; und hierzu wurden gewöhnlich die Kinder, und vorzüglich die jungen Mädchen, Schlingenzieherinnen genannt, gebraucht. Diese konnten ihr Handwerk nur in einer so gezwungenen Körperstellung betreiben, daß ihr Gliederbau dadurch entstellt, das Wachsthum gehemmt und sogar das Leben oft verkürzt wurde.

Alles dieses hat sich seitdem in Lyon bedeutend verändert; der Stand der Arbeiter ist, möchte man sagen, eben so ein ganz anderer geworden, wie der Nutzen, den ihnen ihr Kunstfleiß trägt. Die Arbeit ernährt sie zwar nicht immer, aber sie tödtet sie wenigstens nicht. Jene Rage von Cretins ist eine mannhafte Bevölkerung geworden. In den sogenannten Zufluchts-Sälen, in den Schulen und in den Werkstätten giebt es eine Menge lustiger und pausbäckiger Jungen, mit der lebhaftesten Gesichtsfarbe. Die erwachsenen Männer sind nicht sehr beleibt, aber sie scheinen gemeiniglich gesund und munter zu seyn. Am Sonntage, wenn die Menge der Arbeiter in der Schenke feiert, ist leicht der Fortschritt eines gewissen Wohlstandes zu erkennen. Unvermerkt legen sie die scheue Melancholie ab, die sonst der eigenthümliche Charakterzug ihrer Profession gewesen war, und eine Art kriegerischen Muthes ist dafür bei ihnen wahrzunehmen. Zwei hinter einander in Lyon stattgefundene blutige Revolten haben dieses bewiesen.

Der Urheber dieser Fortschritte, Joseph Marie Jacquard, ward in Lyon den 7. Juli 1752 geboren. Sein Vater, Jean Charles Jacquard, war Werkmeister in goldenen, silbernen und seidenen Zeugen; seine Mutter, Antoinette Rive, war eine Musterstickerin, und sein Großvater, Isaac Charles Jacquard, war Steinschneider in Couzon. Diese Geschlechtsfolge zeigt zur Genüge, daß Jacquard sich ohne alle andere Unterstützung, als Beharrlichkeit seines Charakters, zu dem Range eines Wohlthäters seiner Vaterstadt erhoben hat.

Das Leben Jacquard's war sorgenvoll und unruhig. Seine ersten Jahre verstrichen in der Werkstatt eines Buchbinders. Wider den Gebrauch der Lyoner Familien, hatte dieser junge Mann, obgleich Sohn eines Werkmeisters, doch nie das Handwerk seines Vaters ergreifen mögen. Die Buchbinder-Profession zog ihn auch nicht stark an, und wir finden ihn später verheirathet und eine kleine Strohhut-Fabrik leitend, und zwar in demselben Hause, welches ihm seine Aeltern hinterlassen hatten. Dieses Haus wurde bei der Belagerung von Lyon im J. 1793 abgebrannt, und als die Konvents-Prokonsuln die Einwohner, welche die Kartätschen verschont hatten, dezimirten, sah sich Jacquard unter der Zahl der Verbannten.

Bald darauf fand jedoch Jacquard selbst unter denjenigen, welche ihn proskribirt hatten, mehrere Gönner. Er kam nach Lyon zurück und unterzog sich daselbst dem Studium der Mechanik, zu welcher ihn ein innerer Trieb hinzog. Hier folgt nunmehr die Geschichte seiner Entdeckungen, so wie er sie vor 28 Jahren der Handels-Kammer zu Lyon vorgetragen, und wie sie der Dr. Bowring erzählt, aus dessen Bericht wir das Folgende entlehnt haben.

Vor dem Frieden von Amiens hatte die Königliche Societät zu London einen bedeutenden Preis für den Erfinder eines Mechanismus ausgesetzt, welcher bei der Garnspinnerei anwendbar wäre. Ein Auszug dieser Preisaufgabe, in einem Französischen Journal übersetzt, fiel in einer Gesellschaft von Freunden unserm Jacquard in die Augen. In diesem Augenblicke fühlte er sogleich seinen Beruf, und nach einigen fruchtlosen Versuchen war die Maschine gefunden. Jacquard fabrizirte einen Faden darauf und steckte ihn in die Tasche, vergaß aber die Sache wieder. Als er jedoch mit einem Freunde zusammentraf, welcher jene Preisaufgabe auch vorlesen gehört hatte, warf er den Faden auf den Tisch und rief: „Hier ist die Schwierigkeit gehoben!“ Es war ihm genug an dem Gelingen seines Vorhabens, und er kümmerte sich weiter um nichts, weder um die anderweitigen Resultate seiner Erfindung, noch um die verheißene Belohnung.

Einige Zeit darauf wurde Jacquard zu seiner größten Ueberraschung vor den Präfekten gefordert. „Ich habe von Ihrer Geschicklichkeit in der Mechanik sprechen hören“, sagte dieser. Jacquard begriff diese Anrede nicht und war um Entschuldigungen verlegen, denn der Faden war ihm schon aus dem Gedächtniß gekommen, so wie die Maschine, auf der er ihn gesponnen hatte. Seine Verwunderung aber verdoppelte sich, als der Präfekt seinen Faden hervorzog und hinzufügte: „Ich habe den Befehl vom ersten Konsul, Ihre Maschine nach Paris zu schicken.“

In wenigen Tagen war die Maschine zurechtgemacht und vervollkommnet vor den Augen des Präfekten, und zwar mit einem nur zur Hälfte gewirkten Faden, so daß er selbst die Maschen, welche am Fuße der Stange geschlagen waren, zählen und noch eine neue Masche dem Gewirke hinzufügen konnte. Verwundert darüber, rief der Präfekt: „Sie werden wohl Mehreres von mir hören.“ Das Resultat ließ in der That sich nicht lange erwarten. Jacquard wurde wieder zum Präfekten beschieden, und der Empfang war nicht sehr beruhigend für ihn. „Sie müssen sogleich, Herr Jacquard, auf Befehl des ersten Konsuls nach Paris reisen.“ — „„Nach Paris, mein Herr, ist das möglich? was habe ich denn gethan? Wie kann ich meine Geschäfte verlassen?““ — „Sie müssen nicht nur nach Paris reisen, sondern jetzt in diesem Augenblick sogar.“ — Es war nicht Zeit, zu widerstehen; ein Postwagen wartete schon auf den Mechaniker und führte ihn schnell, unter der Begleitung eines Gendarmen, der ihn nicht aus den Augen verlieren durfte, nach der Hauptstadt ab.

Jacquard war noch nie in Paris gewesen; man führte ihn ins Konservatorium, und die ersten Personen, die er daselbst zu

Digitized by Google

Gesichte bekam, waren Napoleon und Carnot. Carnot sagte etwas heftig zu ihm: „Sind Sie derjenige, der das machen zu können behauptet, was Gott selber nicht machen könnte, einen Knoten in einer angespannten Schnur?“ Jacquard stand ganz verblüfft da, sowohl über die Gegenwart des ersten Konsuls, als über die Heftigkeit des Ministers; er konnte kein einziges Wort hervorbringen. Aber Napoleon, mit der den großen Geistern so eigenen Herablassung, beruhigte ihn und versicherte ihn seines Schutzes, und sprach ihm Muth ein, seine Versuche fortzusetzen. Dieses war der Ursprung von Jacquard's Glück und Ruhm.

Er ward im Konservatorium angestellt; man befahl ihm, eine Maschine zur Spinnerei von Garnen zu erbauen, und er baute sie. Es war ihm bisher nie verstattet gewesen, die Geheimnisse der Mechanik genauer kennen zu lernen durch das Studium aus Büchern oder durch die Anschauung von Kunstwerken mit seinen Kenneraugen; aber hier, inmitten aller bewunderungswürdigen Kunstschätze, konnte er sie erfassen. Bald sollte er auch das einzige Prinzip, welches die ganze Weberkunst beherrscht, entdecken; ein prachtvoller Shawl, für Josephine gewirkt, auf einem mehr als zwanzigtausend Franken kostenden Webstuhle, gab ihm die Idee, für diese Luxuswerke einen einfacheren und minder kostspieligen Mechanismus zu erfinden; und eine lang vergessene Maschine des Vaucanson war für ihn der Strahl, an welchem sich seine Erfindungskraft entzündete.

Eine Maschine, welche den Namen Jacquard führt, erscheint 1801 auf der Kunstausstellung. Der erste Konsul belohnte diese wunderbare Entdeckung mit einer jährlichen Pension von 6000 Fr.; denn er hatte vorausgesehen, welch eine Veränderung diese Maschine in der Industrie bewirken würde. Die Jury bezeugte sich weniger hellsehend: „Dem Jacquard, Erfinder eines Mechanismus, welcher Einen Arbeiter bei der Verfertigung von broschirtem Gewebe überflüssig macht, wird eine bronzene Medaille bewilligt;“ dieses sind die eigenen Worte des Berichts.

In Paris herrschte Gleichgültigkeit gegen den Erfinder; in Lyon aber verfolgte man ihn. Denn als Jacquard seine Maschine einführen wollte, rotteten sich die Arbeiter wider ihn zusammen. Von allen Seiten zeigte man ihn als einen Feind des Volkes an, und als einen Mann, welcher ganze Familien an den Bettelstab bringen wollte. Drei Mal war sein Leben bedroht, und dieser blinde Haß stieg zu einer solchen Erbitterung, daß die Gewerkvorsteher kein anderes Mittel sahen, als das neue Werkzeug öffentlich zu zerstören. Es wurde auf dem Platze des Terraux, unter dem größten Beifall der Zuschauer, in Stücke zerschlagen. Nach den eigenen Worten Jacquards heißt es: „Und das Eisen wurde als altes Eisen, und das Holz als Brennholz verkauft.“

Die Noth entschuldigt solche Vergehungen. Die Maschine Jacquard erledigte in der That einen Arbeiter bei der Anfertigung der Mode-Stoffe, aber die thörichten Menschen begriffen nicht, daß der Arbeiter, der das Räderwerk seiner Maschinen vereinfacht, nur um so viel mehr anfertigen und erwerben kann.

Er gab der Industrie Frankreichs das Mittel an, wodurch es in der Fabrication von Luxusstoffen die Superiorität über alle seine Konkurrenten erlangt hat. Schon gewinnt die façonnirte Weberei, nachdem Lyon das Monopol der einfachen Weberei durch die Konkurrenz des Auslandes verloren hat, eine größere Ausdehnung. Im Jahr 1788 zählte Lyon auf 14,782 Stühle nicht mehr als deren 240 zu façonnirten Zeugen; im Jahre 1801, zur Zeit der Jacquard'schen Erfindung, zählte es schon 2800 solcher Stühle auf 7000 einfache, auf welche es schon herabgesunken war; 1812 waren diese Stühle schon bis auf 10,700 gestiegen; und 1825, nach der entschiedenen Einführung der Jacquard-Maschinen, waren sie bis zu 30,200 herangewachsen. Gegenwärtig zählt Lyon nebst dessen Weichbilde 32,000 Stühle, worunter mehr als ein Drittel der vollkommensten und künstlichsten Maschinerieen begriffen sind. Die Bevölkerung, welche diese alle beschäftigen, bildet ein Ganzes von 60,000 Personen in 7000 Werkstätten.

Aber die Wichtigkeit dieser Erfindung beschränkt sich nicht auf Lyon allein; die Jacquard'sche Maschine ist heutzutage schon überall zu finden und wird eben so gut zu melirten Zeugen in Seide und Wolle, und Seide und Baumwolle, als auch zu Stoffen in Seide mit Gold und Silber benutzt. Paris zählt eine große Anzahl derselben; und die Ausländer verstehen es nun auch, sie zu behandeln. Manchester allein zählt 2000 Jacquard's.

Jetzt ist die Maschine des Lyoner Arbeiters bei allen großen Fabriken im Gange. Sein Name, Anfangs nur mit Ingrimm ausgesprochen, ist in ganz Europa populair geworden. Aber dieser Ruhm ist erst spät entstanden, und Jacquard mußte mit einer seinem Genie gleich großen Beharrlichkeit begabt seyn. Während zwanzig Jahre hat er gegen Neid und Unwissenheit mühsam zu ringen gehabt. Im Jahre 1813 waren die neuen Maschinen noch nicht von der Französischen Industrie adoptirt, und zehn Jahre später führte England sie mit Beifall ein. Der erste großartige Versuch wurde von zwei umsichtigen Fabrikanten, den Herren Depouilly und Schirmer, gemacht. Sie hatten am ersten die große Wichtigkeit dieser Entdeckung begriffen, und sie trotzten den Hindernissen und der Gefahr, um sie in Thätigkeit zu setzen. Die Geschichte darf hier bei der Erzählung von diesen muthigen Versuchen auch nicht den Mechanikus Breton, so wie den Fabrikanten Gulhiat vergessen, welche Namen die öffentliche Erkenntlichkeit dem Namen Jacquard beigesellt hat.

Die Fabrikanten, die ihnen später nachahmten, als die Hindernisse alle schon gehoben waren, gelangten leicht zu Reichthum. „Sie sind reich geworden“, sagte einst Jacquard, „und ich bin in meinem mittelmäßigen Glücke verblieben; aber ich beklage mich nicht darüber, es genügt mir daran, meinen Mitbürgern nützlich gewesen zu seyn.“ — „Ihre Vaterstadt“, sagte einmal eine fremde hohe Person zu ihm, „ist in Ansehung Ihrer nicht sehr großmüthig gewesen.“ — „Ach, es ist wohl genug geschehen“, erwiederte er, „ich habe nicht einmal so viel verlangt und hätte auch nicht mehr angenommen.“

Die Uneigennützigkeit Jacquard's ist nur mit der Rechtlichkeit und Geradheit seines Herzens zu vergleichen. Er erhielt mehrere Erfindungs-Patente, deren Benutzung er vernachlässigte; die Ausländer machten ihm glänzende Anerbietungen, und er schlug sie ohne Gepränge standhaft ab; wenig auf irdische Glücksgüter bedacht, verpflichtete er sich bei dem Munizipalrathe in Lyon, gegen eine mäßige Pension „seine ganze Zeit und alle seine Arbeiten nur dem Dienste der Stadt zu widmen, und sie alle Verbesserungen, die er an seinen Erfindungen machen werde, genießen zu lassen.“ Im Jahre 1819 nach der Kunstausstellung erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion, eine Auszeichnung, auf die er wohl stolz war, die er aber nicht erbeten hatte.

Gegen das Ende seines Lebens hatte sich Jacquard in ein kleines Häuschen zu Oullins, eine Meile von Lyon, zurückgezogen. Hier war es, wo berühmte Reisende, Gelehrte und Staatsmänner ihn aufsuchten und sich über die mäßige Lebensweise eines Mannes verwunderten, dessen Namen in ganz Europa erscholl. Jacquard fühlte sich durch diese Besuche geehrt, aber er wurde nicht stolz. Der Ruhm war ihm ein so mühevolles Wesen, und er hatte ihn erst so spät und nach so vielen Bitterkeiten kennen gelernt, daß er wohl ein Recht hatte, ihn nur als eine Gabe des Mitleids zu betrachten.

Jacquard entschlief in dieser friedsamen Wohnung am 7. August 1834 um 1 Uhr Morgens. Des andern Tages begleiteten einige Freunde, eine kleine Anzahl seiner Bewunderer, seine Hülle auf den Kirchhof zu Oullins. Am 26. August eröffnete der Gewerks-Vorstand von Lyon durch ein Geschenk von 200 Fr. eine Subscription, um dem Andenken Jacquard's ein Denkmal zu errichten. Nach Verlauf dreier Monate und ungeachtet einer ungemeinen Publizität hat die gesammte Summe, welche unterzeichnet worden, noch nicht 9000 Fr. überstiegen, 9000 Fr. in diesen großen Manufaktur-Distrikten, welche jedes Jahr für 120 Millionen Produkte ausführen! Man soll nicht mehr zur Beschönigung des populairen Egoismus sagen, daß man die großen Männer wenigstens nach ihrem Tode ehrt! Jacquard hat in seinem Vaterlande nur Verfolgung, Gleichgültigkeit und Vergessenheit gefunden. Das Ausland hat uns erst seinen Namen geehrt, und Ihr werdet sehen, daß es sich auch damit befassen wird, ihm ein Grabmal zu errichten! (L. F.)

Bibliographie.

Brighton. Scènes détachées d'un voyage en Angleterre. — Vom Grafen de Lagarde. 8½ Fr.

Le club de Valois, présidé par le duc d'Orléans; son influence sur la révolution française de 1789 et celles qui lui ont succédé, jusqu'à nos jours. — Von Blandin.

Lettres sur les États-Unis d'Amérique, écrites en 1832 et 1833, et adressées à M. le comte O'Mahony. — Von J. M. B. de ***. 2 Bde. 10 Fr.

Mémoires et correspondences inédites du général Dumouriez. — 2 Bde. 15 Fr.

Quinze années d'un proscrit. — Vom General Baudencourt. 4 Bde. 30 Fr.

Uranographie de la jeunesse. — Von A. Perrault-Maynaud.

Mannigfaltiges.

— Afrikanische Titel des Bei's von Tunis und des Königs von Frankreich. In dem letzten Traktate zwischen Tunis und Frankreich, der unter Karl X. abgeschlossen ward, nannte sich der Bei: „Wir, Fürst der Völker und edelster Theil der Großen, aus Königlichem Blut entsprossen, strahlend von Glückeszeichen und Tugenden, die zum Himmel reichen: Hussein Pascha Bei, Gebieter des Königreichs Afrika.“ Der Französische General-Konsul, der seinen König nicht verdunkelt haben wollte, gab dafür Karl X. folgende Prädikate: „Das Wunder aller Völker des Messias, die Glorie der Nationen, welche Jesum anbeten, der erlauchte Sprößling aus Königlichem Blute, die Krone der Monarchen, der leuchtende Gegenstand der Bewunderung für seine Heere und Wesire — Karl, der Zahl nach der Zehnte, Kaiser von Frankreich und König von Navarra.“

— Bruder Jonathan. Bekanntlich ist von den Regierungen Großbritaniens und der Vereinigten Staaten eine gemischte Kommission ernannt worden, um die Gränzlinie zwischen diesen Freistaaten und den Britisch-Nord-Amerikanischen Besitzungen zu bestimmen. Die Amerikanischen Kommissarien machten den Vorschlag, daß die Breitengrade ganz geometrisch, vom Mittelpunkt der Erde aus, nicht, wie gewöhnlich, vom Pol nach dem Aequator, berechnet werden möchten, indem sie vorgaben, daß ersteres eine bei weitem wissenschaftlichere und genauere Methode, letzteres dagegen nur ein oberflächliches Verfahren sey. Ein Londoner Blatt, das Mechanic's Magazine, macht nun folgende Bemerkung: „Das Resultat dieses Vorschlages würde gewesen seyn, daß den Vereinigten Staaten ein Strich Landes zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere von durchschnittlich 14 Englischen Meilen Breite zugefallen wäre, worauf sie nach der gewöhnlichen Berechnungsart keinen Anspruch haben. Dr. Watson, dem die Britischen Kommissarien den wissenschaftlichen Theil ihres Geschäfts übertrugen, durchschaute augenblicklich den uneigennützigen Plan unseres Bruders Jonathan und erhielt dadurch seiner eigenen Regierung jene beträchtliche Strecke Landes.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Mittwoch den 15. April 1835.

Ostindien.

Geschichte Rundschit Sing's, Fürsten von Lahore.

Das Werk des Herrn Prinsep über die Sik's und das Leben von Rundschit Sing*) hat gerade in dem gegenwärtigen Augenblick besondere Ansprüche auf die Aufmerksamkeit des Publikums. Die Sekte der Siks ist durch Sir John Malcolm's Abriß und aus anderen Schriften ziemlich bekannt; allein nirgend findet man eine authentische Darstellung über die jetzige Lage jenes Volkes, über die Ursachen seines Steigens seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, so wie die politische Geschichte des regierenden Herrn von Pendschab. Durch das Ableben Rundschit's, das nicht mehr fern seyn kann, werden die Verbindungen zwischen dem Britischen Indien und dem Gebiete der beschützten Siks unfehlbar fester werden, so daß eine Kenntniß jener Verhältnisse, sowohl für England, als für Europa überhaupt, von einiger Wichtigkeit ist. Die vornehmste Quelle zu den gegebenen Mittheilungen ist ein schätzbarer Bericht des Capitain Murray, der funfzehn Jahre lang als politischer Agent die Verbindung mit den Häuptern der Siks auf der Britischen Seite des Sutledsch erhielt. Dieser Bericht, ein Ergebniß fleißiger Forschungen während seines Aufenthaltes unter jenem Volke, enthält unter Anderm eine Darstellung von dem Steigen und den Schicksalen Rundschit Sing's, geschöpft aus Berichterstattungen und mündlicher Belehrung einsichtsvoller Personen, die unter ihm gedient, so wie den Aussagen der eingebornen Akbars. Murray verhinderte der Tod an der Ausarbeitung dieses umfangreichen Berichts, und Herr Prinsep unternahm es nun, das Ganze zu redigiren, wobei ihm der Bericht des Capitain Wade und die Beiträge eines eingebornen Agenten der Britischen Regierung noch zu Statten kamen.

Die Geschichte der Siks hat bis zu dem Tode Maha Sing's, des Vaters von Rundschit (im J. 1792), wenig Interesse. Der Vorfahr dieses Häuptlings ist Tschurut Sing, welcher an der Spitze einer der zwölf Misuls oder Verbindungen stand, welche den Kriegerstand der Siks ausmachen; dieser Tschurut Sing hatte sich von einem gewöhnlichen Darvi oder Räuber bis zu der Würde eines Sirdars des Misuls von Sorkun Tschuk emporgeschwungen. In einem Gefecht gegen die Mannschaft eines Gebirgs-Radschas (im J. 1774), wo er als Bundesgenoß diente, fand er in einem Alter von 45 Jahren seinen Tod durch das Platzen seines Luntenschlosses. Sein ältester Sohn, Maha Sing, damals zehn Jahre alt, folgte ihm als Sirdar und heirathete zwei Jahre nachher die Tochter des Gutschrut Sing von Tschind. Schon in seinem vierzehnten Jahre erwarb er sich besondern Ruhm bei einem, in Gemeinschaft mit Tschei Sing vom Gunneya-Misul ausgeführten Angriff auf die Festung Rosulnugur, die er eroberte, so daß manche unabhängige Sirdars, die sich an den Bhungi oder obersten Misul angeschlossen hatten, auf ihn ihr Bündniß übertrugen. Rundschit ward im J. 1780 geboren. Er bekam als Kind die Blattern, woran er gefährlich danieder lag, er verlor ein Auge und behielt ein Gesicht voll Narben.

Die Vernichtung des Bhungi-Misul durch ein Heer der Afghanen setzte Maha Sing in den Stand, seinen eigenen Staat aus den Trümmern zu erheben. Obgleich von unruhigem Sinn, enthielt er sich dennoch klüglich jeder Feindseligkeit, bis seine Kräfte gereift waren. Indessen vermochte er nicht, der Versuchung zu widerstehen, die Unordnung in dem Jummu-Staate sich zu Nutze zu machen, den er verheerte und ausplünderte. Aber diese Expedition mißfiel seinem ehemaligen Herrn Tschei-Sing, und als der junge Sirdar, nach seiner Rückkehr von den Bergen, ihm in Umritsur einen Besuch abstattete, nahm er ihn kühl auf. Da nun Maha Sing in der Stellung eines Untergeordneten ihn demüthig fragte, womit er ihn beleidigt habe, jede ihm mögliche Genugthuung anbietend, rief er mit lauter und barter Stimme, er wolle von der pathetischen Unterhaltung dieses Bhegti's (springenden Knaben) nichts mehr hören. Der beleidigte junge Mann bestieg sein Pferd, verließ heimlich die Stadt und beschloß, sich zu rächen. Er verband sich mit Jusa Sing, dem vertriebenen Sirdar des Ramghuri Misul, der damals von Räubereien lebte, und fing Feindseligkeiten gegen Tschei Sing an. Mehrere mißvergnügte Vasallen dieses Letzteren stießen zu den beiden Sirdars, welche den Sohn des Tschei Sing schlugen und tödteten und diesen nöthigten, um Frieden zu bitten. Im Jahre 1785 verlobte Maha Sing seinen fünfjährigen Sohn Rundschit mit der Tochter des Gur Bolsch, eben desselben Sohnes von Tschei Sing, der in dem Gefechte erschlagen worden war. Theils durch diese Verbindung, theils durch den Einfluß, den die Freundschaft des Jusa, welcher wieder das Oberhaupt des Ramghuri Misuls geworden, ihm verschaffte, stieg Maha Sing's Ansehen und übertraf das jedes anderen Häuptlings der Siks. Er fuhr fort, seine Besitzungen in Frieden zu verwalten, bis ihn im Jahre 1791 die Lust zur Vergrößerung seines Staates verleitete, einen Eroberungskrieg gegen seinen eigenen Neffen, Saheb Sing, als er Sirdar von Gutschrat wurde, zu unternehmen, um denselben zinspflichtig zu machen. Der Angegriffene rief die Bhungi Siks zu Hülfe, die in beträchtlichen Schaaren heranzogen. Maha Sing setzte die Belagerung des Saheb in der Festung Sudrup drei Monate lang fort, als er zu Anfang des Jahres 1792 bedenklich krank wurde. Nun hob man die Belagerung auf, und der kranke Fürst wurde nach seiner Residenz Gutschraoli zurückgebracht, wo er, 27 Jahr alt,*) starb. Er war herzhaft, thätig und klug über seine Jahre und hinterließ unter seiner Nation einen hohen Ruf wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften als Sirdar. In dem Alter von siebzehn Jahren machte er sich von der Oberaufsicht seiner Mutter los, und als er bald nachher ein Liebesverhältniß zwischen ihr und einem Braminen entdeckte, erschlug er sie mit seiner eigenen Hand, ohne daß diese barbarische Handlung die Furien zur Rache und seine Zeitgenossen zum Tadel aufgefordert hätte.

Maha Sing hinterließ nur den einzigen Sohn Rundschit, damals zwölf Jahre alt; seine Mutter wurde Regentin, mit dem Beistande des Ministers ihres verstorbenen Mannes. Das ein Jahr später erfolgte Ableben des Tschei Sing brachte den Ghuni Misul gleichfalls unter die Regierung einer Frau, seiner Stiefmutter Suda Kunwur, indem man schon zuvor zur Ausschließung seiner Söhne Alles eingeleitet hatte. Um die Erziehung von Rundschit Sing kümmerte sich Niemand; er lernte weder lesen noch schreiben, hatte alle Mittel zur Befriedigung seiner jugendlichen Begierden und verbrachte die ersten Jahre entweder im Müßiggange oder mit der Jagd. In dem Alter von siebzehn Jahren entließ er den Divan und übernahm die Regierung. Nicht in diesem Punkte allein ahmte er das Beispiel seines Vaters nach. Als er sich davon überzeugte, daß seine Mutter ein ausschweifendes Leben geführt, soll er ihren Tod gestattet oder gar veranlaßt haben, indem Dal Sing, Maha Sing's mütterlicher Oheim, durch Gift sie bei Seite schaffte.

Während der früheren Verwaltung Rundschit Sing's war das Pendschab zweimal vom Schach Suman von Kabul angefallen worden, die Siks leisteten im Felde keinen Widerstand, und Lahore wurde ohne Schwertschlag genommen. Als der Schach sich von dieser Stadt zurückzog, sann Rundschit, der mit anderen Sirdars vor ihm gewichen war, auf die Erwerbung derselben für sich. Durch einen Dienst, den er dem Schach gelegentlich erwiesen hatte, erlangte er von diesem Fürsten die Erlaubniß, Lahore, das damals Tschit, Maha und Saheb inne hatten, in Besitz zu nehmen. Mit dieser Befugniß ausgerüstet und unter dem Beistande des Ghuni Misuls, rüstete er sich zur Eroberung der Stadt und gelangte zu seinem Ziele, da die drei Sirdars eben so ausschweifend als nachlässig waren. Zwar regte die Eifersucht andere Sirdars an, jenen wichtigen Platz ihm wieder zu entreißen; da sie aber den Rundschit gut vorbereitet fanden, gaben sie ihr Vorhaben auf, und diesem ist seitdem der Besitz von Lahore verblieben. Das nächste Unternehmen Rundschit's war gegen die Muselmänner von Kasur, deren Oberhaupt er sich unterwarf (1801 u. 1802). Im Jahre 1802 eroberte er die Festung Cheniot, die der Sohn des Bhungi-Häuptlings vertheidigte. Dasselbe Jahr wurde Churuk Sing, der gegenwärtige Thronerbe, geboren; seine Mutter hieß Radsch Kunwur, Tochter des Chudschan Sing von Nuki. Seit jener Epoche fuhr Rundschit fort, seine Besitzungen bald durch Angriffe, bald durch Recht des Heimfalls zu vergrößern, bis i. J. 1804 die Zwistigkeiten zwischen den vier Söhnen des Teimur Schachs das Afghanische Reich zerrütteten und ihn vermochten, die diesem Staate zugehörigen Provinzen östlich vom Indus sich zuzueignen. Er zog im Oktober über den Rawi und knüpfte Verbindungen mit den Muhammedanern am Tschunab und Schylum an, die er leicht vermochte, sich von Kabul loszusagen und dem Herrn von Lahore zu unterwerfen. Das folgende Jahr störten seinen Plan die Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Holkar, da des Letzteren Flucht nach Kabul das Pendschab zum Schauplatze eines bedeutenden Krieges zu machen drohte. Diese Gefahr wurde jedoch abgewendet, und Rundschit

---

*) Origin of the Sikh Power in the Punjab, and political Life of Maha-Raja Runjeet Singh, with an account of the present condition, religion, laws and customs of the Sikhs. Compiled by Henry T. Prinsep, of the Bengal civil Service from a report by captain Wm. Murray, late Political Agent at Umballa, and from other sources. Calcutta, 1834.

*) Capitain Wade zufolge ist Maha Sing i. J. 1757 geboren und schon im Jahre 1787 mit Tode abgegangen.

machte nach wie vor Eingriffe in die Besitzungen der Nachbarn und unterhielt ihre Streitigkeiten, um Vortheil daraus zu ziehen.

Seine ausnehmenden Anmaßungen an dem östlichen und südlichen Ufer des Sutledsch beunruhigten die zwischen diesem Flusse und dem Tschumna ansässigen Stämme der Siks. Sie schickten (1808) nach Delhi und erbaten sich für ihre Besitzungen den Schutz der Englischen Regierung. Umsonst hatte Rundschit versucht, die Häuptlinge von diesem Schritte abzubringen. Der Stand der politischen Angelegenheiten in Europa und im Osten bewog den General-Gouverneur, Lord Minto, seine Aufmerksamkeit auf die Lage der Länder im westlichen Indien zu richten und einen Britischen Agenten nach Lahore abzusenden. Rundschit nahm den Abgesandten — den jetzigen Baronet Sir Thomas Metcalfe — kühl in Kasur auf und setzte seine Angriffe auf die andere Seite des Sutledsch fort, worauf Hr. Metcalfe erklären mußte, daß alles Land zwischen dem Tschumna und dem Sutledsch unter Britischem Schutz stände, und Rundschit Alles, was er kürzlich genommen, wieder herauszugeben habe. Um diesem Verlangen Nachdruck zu geben, rückte eine Englische Kriegsmacht an die Gränze, welche, unter Oberst Ochterlony, im Jahre 1809 über den Tschumna setzte. Die Siks zogen sich zurück, so wie die Engländer vorrückten, die auf ihrem Marsche die verschiedenen Orte, welche die feindliche Armee gesehen hatten, einnahmen, bis sie Ludina am Sutledsch erreichten. Sowohl das Volk als die Oberhäupter nahmen sie freudig auf. Rundschit, der bis dahin den Tschumna als die Britische Gränze bezeichnet und erklärt hatte, alle Sik-Häupter zwischen jenen beiden Flüssen seyen ihm, dem Oberhaupte der Nation, lehnspflichtig, wurde jetzt auf die Gefahr aufmerksam, die ihm bereitet wurde, wenn der Schutz sich bis auf die Häuptlinge im Pendschab selbst ausdehnte, und er sich eine Macht, der er im offenen Felde nicht gewachsen war, auf den Hals zöge. Mittlerweile griffen Fanatiker, Akeli's genannt, das Lager des Abgeordneten an, wurden aber von dessen Geleitschaar geschlagen, obwohl sie nur aus zwei Compagnieen eingeborener Fußsoldaten und 16 Reitern bestand. Dies überzeugte Rundschit, daß er es mit Europäisch disciplinirten Truppen nicht aufnehmen könne, und bewog ihn, unter den begehrten Bedingungen Frieden und Freundschaft zu suchen.

Mittelst Vertrags vom 25. April 1809 entsagte die Britische Regierung jeder Einmischung in das Gebiet und die Unterthanen des Fürsten nordwärts vom Sutledsch, wogegen Rundschit versprach, in seinen Ländern am linken Ufer dieses Flusses nicht mehr Truppen zu halten, als für den inneren Dienst erforderlich sind, und weder sich noch Anderen einen Eingriff in die Besitzungen und Rechte der benachbarten Häuptlinge zu erlauben. Die Diskussionen waren hiermit beendigt; die fernere Verbindung mit Rundschit bestand in freundschaftlichen Schreiben und gegenseitigen Geschenken. Aber die Britischen Gränz-Beamten hatten Befehl, ein wachsames Auge auf seine Schritte zu haben, und im Fall dem Vertrage zuwidergehandelt würde, sofortige Genugthuung zu fordern. Das Einverständniß zwischen beiden Mächten ist seitdem nicht unterbrochen worden.

Nun verfolgte Rundschit seine Vergrößerungs-Pläne nach denjenigen Seiten, die seinem Ehrgeize offen waren; er nahm durch Sturm die starke Festung Kangra auf den Bergen, eignete sich das Dschagir des Bhugbail Sing (im Tschalundhur Duab) und Bezirke des Bhup Sing (von dem Fisullapur Misul) zu, erpreßte große Summen von dem Oberhaupt von Wisirabad, konfiszirte das Gebiet von Gutschrat und trieb Steuern von den Häuptlingen im Osten des Schylum ein. Es war im Jahre 1809, wo er seine Truppen auf Britische Weise einzurichten anfing; er bildete regelmäßige Bataillone, die von Deserteuren der Englischen Armee, die er zu Befehlshabern anstellte, eingeübt wurden. Auch seine Artillerie und Kavallerie wurden umgeschaffen. Zu Anfang des gedachten Jahres floh Schach Schudscha, der durch seinen Bruder Schach Mahmud aus Kabul vertrieben worden, zu Rundschit in das Lager von Kuschab und wurde mit besonderer Hochachtung aufgenommen. Unter günstigen Umständen fiel Rundschit in Multan ein und belagerte die Stadt, die er vorgeblich für Schudscha verlangte. Aber die Festigkeit des Ortes und der Muth der Einwohner widerstanden den Siks, die weder die Kenntnisse, noch die Materialien zu einer regelmäßigen Belagerung besaßen, und Rundschit mußte mit Verlust abziehen. Er wiederholte seine kleineren Angriffe, allein im Februar 1811 hörte er, Schach Mahmud habe mit 12,000 Afghanen den Indus überschritten. Dies beunruhigte ihn: jedoch kam es zu einer Zusammenkunft beider Machthaber, worauf der Schach nach seiner Residenz umkehrte.

Von den zwölf ursprünglichen Misuls oder Föderationen der Siks waren i. J. 1811 fast alle entweder mit dem des Rundschit verschmolzen oder ihm untergeben. Diese Anmaßung gegen die alten Sirdars war dem Oberhaupte des Ramghur Misul, Dschod Sing, sehr mißfällig. Als Rundschit einst auf einem Zuge gegen einen anderen Misul ihm als Zeichen der Gunst, Geschenke anbot, lehnte er sie ab, indem er mit Freimuth bemerkte, er sey in diesen Zeiten glücklich genug, wenn er den eigenen Turban auf dem Kopf behalten dürfe. Den unglücklichen Schach Schudscha bewog, nachdem er manche Wechselfälle erfahren, seine Frau, sich und sein Vermögen dem Rundschit anzuvertrauen; dieser aber mißbrauchte dies, indem er den Vertriebenen seines großen Diamanten, Kohinnur oder Lichthügel genannt, beraubte. Im Jahre 1812 vermählte er seinen Sohn und lud zu dieser Feierlichkeit den Obersten Ochterlony ein, den er mit Auszeichnung behandelte; er zeigte ihm die neuen Bataillone und die Festungswerke.

Rundschit hatte nun mehrere Armeen im Felde, die in verschiedenen Richtungen beschäftigt waren, während er einen Zug nach dem Tschalundhur Duab machte, um sein Gebiet zu vergrößern und Steuern einzutreiben. Hierauf nahm er die Staaten von Bhimbur und Radschaori in Besitz, mit der Absicht, gelegentlich sich des Kaschmir-Thales zu bemächtigen. Es geschah zu dem nämlichen Zwecke, daß er eine Unterredung mit Futi Chan, dem Wesir Schach Mahmud's hatte, und ihm den Zugang zu Kaschmir erleichterte, während er zugleich ihm die Festung Attuk nahm. Futi Chan wurde geschlagen, als er die Wiedereroberung versuchte. Im Jahre 1813 bereitete sich Rundschit zu dem Zuge nach Kaschmir vor; aber erst im Juni 1814 versuchte er den Uebergang über die berühmte Bergkette Pundschal, welche das Thal schützt. Die Haupt-Armee, unter Rundschit's persönlicher Anführung, rückte über Puntsch in das Thal ein, und traf bei Toschumydan Mahmud Usim Chan mit den Truppen von Kaschmir. Die Siks, welche den Paß des Pundschal forcirt und die Kaschmirer geschlagen hatten, wurden ihrerseits bei Supin zurückgeworfen, worauf Usim Chan den Rundschit angriff und ihn mit Verlust sich zurückzuziehen nöthigte. Der mißliche Ausgang dieser Unternehmung erregte bei den Häuptlingen von Bhimbur und Radschaori das Verlangen, sich unabhängig zu machen. Die Zeit, deren Rundschit bedurfte, theils um diese und andere rebellische Häupter zu züchtigen, theils, um die Lücken seiner Heeresmacht auszufüllen, rettete Kaschmir auf einige Jahre von neuen Angriffen.

Seit den ersten Monaten des Jahres 1817 nahm Rundschit's Gesundheit und Stärke sichtlich ab. In dem darauf folgenden Jahre sandte er eine Expedition, die sein Sohn Churuk unter dem Beistande des Misur Diwan Chund anführte, gegen Multan, welches diesmal mit Sturm genommen wurde. Die große Beute, welche die Sieger machten, wurde für Staatsgut erklärt. Der verrätherische Mord, den Kamran, Sohn des Beherrschers von Kabul, an dem Wesir Futi Chan, dessen Talente das Reich in Ruhe und Ordnung erhalten hatten, verübte, fachte dort neuen Zwist an. Der Ermordete hatte funfzig Brüder, die sich sämmtlich an der Spitze von Regierungen befanden; einige aus dieser Familie, bekannt unter dem Namen der Baruksi's, sind noch jetzt Oberhäupter von Provinzen, die früher zu Kabul gehört hatten. Rundschit beschloß, den Indus zu passiren, und diese Unruhen für sich zu benutzen; er fand einen Vorwand in der Gefangennehmung einer Abtheilung Siks durch die muhammedanischen Chutuks, und betrat Peschawur im November 1818. Zwar wich Jar Mohamed Chan, allein auch R. war kaum über den Indus zurück, als sein Statthalter weggejagt wurde. Durch den Erfolg bei Multan muthig gemacht, und auf die Nachricht, daß Mohamed Usim Chan die besten Truppen aus dem Thale nach Kabul zurückgeführt hatte, bereitete sich Rundschit im J. 1819 zu einem zweiten Zuge gegen Kaschmir vor; den Oberbefehl hatte Diwan Chund, und ein zweites Heer unter Churuk Sing sollte ihn unterstützen. Beide Armeen rückten in das Thal ein, und die Siks besetzten es ohne sonderlichen Widerstand, da die in der Hast ausgehobenen ungeübten Truppen gegen Rundschit's an Zahl und Disciplin überlegene Macht nicht Stand halten konnten. Nach einigen nöthigen Anordnungen, und nachdem er die Häuptlinge der Umgegend sich zinspflichtig gemacht, kehrte Rundschit, der mit einer Reserve nach Bhimbus vorgerückt war, nach Lahore zurück, wo er durch den Hochmuth seiner Schwiegermutter, Suda Kunwur, und die Intriguen des Divans derselben, mit seiner eigenen Gemahlin Verdruß genug hatte.

Im Monat März des Jahres 1822 fanden sich zwei Europäer bei Rundschit ein, die bei seiner Armee eine Anstellung suchten: es waren Obersten aus der Französischen Armee, Ventura, ein Italiäner, und Allard, die nach der Schlacht von Waterloo Europa verlassen, darauf in Persien angestellt waren, von woher sie über Candahar und Kabul nach Lahore gekommen. Der König der Siks war anfänglich mißtrauisch; als er sich aber von der Richtigkeit ihrer Angaben überzeugte, wies er ihnen ansehnliche Gehalte an, daß sie seine Truppen in den Uebungen nach Europäischer Weise unterrichten sollten. Diese Herren erwarben sich bald Rundschit's Vertrauen, und sind nachher mit Anderen (insbesondere Herrn Court), die in der Folge zu ihnen kamen, in wichtigen Angelegenheiten, zu besonderem Verdrusse der Sirdars, verwendet worden, so daß das Loos jener Offiziere, im Fall von Rundschit's Tode, bedenklich seyn kann.

Im Jahre 1823 überschritt Rundschit abermals den Indus, und griff bei Nauschuhur ein Corps von 4000 Muhammedanern an. Wiewohl die ganze Armee der Siks 24,000 Mann stark, und von religiösen Meinungen entflammt, gegen diese Mannschaft focht, die nur aus Bauern und Bergbewohnern bestand, welche für ihren Glauben stritten, konnten sie nichts wider sie ausrichten. Die Muselmänner hielten sich den ganzen Tag, durchbrachen endlich die Siks, und zogen sich nach den Gebirgen zurück. Rundschit, der in diesem Gefechte beträchtlichen Verlust erlitten, besetzte neuerdings Peschawur, und übergab es dem Jar Mohamed als ein Lehn von Lahore. Von dieser Periode an sind die politischen Ereignisse im Pendschab bekannt. Den Birmanenkrieg verfolgte Rundschit mit besonderem Interesse. Seind Achmed, der nachher als Reformator einen Glaubenskrieg gegen die Siks erhob, wurde getödtet, und seit dieser Zeit hatte das Heer der Siks keine Gelegenheit zu kriegerischen Thaten, und Rundschit überhaupt sich in keine irgend bedeutende Unternehmung eingelassen. Die Geschichte des Rundschit in Herrn Prinsep's Buch reicht übrigens bis zum Jahre 1832.

F r a n k r e i c h.

Kasimir Delavigne.

Kasimir Delavigne gehört nicht in die zahlreiche Klasse derjenigen Naturen, die, weil sie nicht haben zu sich sagen können: Ich bin ein Dichter! zu sich gesagt haben: Ich will ein Dichter seyn! die, unkundig eines anderen nützlichen und einträglichen Geschäftes, oder untauglich zu dergleichen, sich an den Schweif des unwilligen Pegasus angehängt haben und sich ruhmlos mit dahin schleppen lassen. Der Verfasser der „Sicilianischen Vesper“ hat mehr als irgend Einer vom Himmel jene geheimnißvolle Gabe empfangen, die von dem alten Herrscher unseres Parnasses als absolute Bedingung gefordert wird; man kann ohne die mindeste Uebertreibung sagen, daß er schon in der Wiege Verse gelallt habe; und ganz das Gegentheil von jenen Wunderkindern, deren frühreifes Talent nie aus den Windeln kommt und

meist ohne gesteigerten Fortschritt und Entwickelung bleibt, hat sein reifes Alter Alles, was seine Kindheit versprochen, auf's Schönste und Beste erfüllt.

Die zahlreichen Schüler der Anstalt Ruinet erinnern sich alle noch dieses Kindes mit breiter Stirn, lebhaften durchdringenden Augen, feuriger starker Seele in einem schwächlichen Körper, das sie Alle in Staunen setzte durch die ursprüngliche Kraft seines Geistes und die Sinnigkeit seiner Antworten, das in allen Aufgaben und Arbeiten den Sieg über die ganze Klasse davontrug, und dessen Sanftmuth und Herzensgüte es doch dahin brachte, daß die Mitschüler ihm seine Ueberlegenheit vergaben; sie erinnern sich seiner noch gar wohl, und wissen noch von den geistreichen und rührenden poetischen Improvisationen zu erzählen, die der junge Kasimir alljährlich am Geburtstagsfeste des Direktors vortrug, und die schon damals den Verfasser der Messéniennes und des Paria zu verkündigen schienen.

Kasimir Delavigne zeichnete sich auf der Schule durch eine ungemeine Lieblichkeit und Freundlichkeit des Charakters und stete Gleichheit der Laune aus; dagegen empörte Alles, was ihm als Ungerechtigkeit oder Tyrannei erschien, seine stolze widerstandkräftige Seele; der geübte Blick des Forschers konnte in diesem guten Kinde schon den Mann erkennen, dessen erste Gesänge die Willkür und die Tyrannei niederdonnern sollten; dies kam besonders bei einer Gelegenheit zum Vorschein.

Der Direktor des Gymnasiums, ein nachsichtsvoller guter Mann, war leider nicht immer so glücklich, Lehrer zu finden, die seine Milde und seine Geduld besaßen. So war unter Anderen einer an der Schule, der sich durch eine Menge kleiner Bosheiten die Herzen der Zöglinge dergestalt entfremdet hatte, daß sie ihn haßten wie die Sünde. Kasimir übernahm die Ausübung der allgemeinen Rache, und geißelte den verhaßten Pädagogen auf eine ziemlich derbe Weise in einer Satire, die voll Feuer und Bosheit war. Jeder Mitschüler wollte eine Abschrift von dieser Satire haben, und so kam sie bald genug in die Hände des Direktors. Obwohl ihm kein Zweifel übrig bleiben konnte, wer sie verfaßt — die Dichter sind noch seltener auf der Schule, als in der großen Welt —, so that er doch, als wisse er es nicht, und begnügte sich damit, diejenigen streng zu bestrafen, in deren Händen er das Gedicht fand oder die einzelne Verse daraus zu laut rezitirten.

Kasimir Delavigne war damals zwölf Jahr alt.

Es ist merkwürdig, daß der Mann, der nie einen Einzelnen angegriffen und verwundet hat, und dreist von sich sagen kann: Nie hat Galle meine Feder vergiftet — seine poetische Laufbahn mit einer Satire beginnen mußte.

Kasimir Delavigne hatte eben seine Studien beendet, als ein Ereigniß, welches damals das größte des Jahrhunderts war, seine jugendliche Einbildungskraft aufs lebhafteste ergriff: ich meine die Geburt des Königs von Rom. Alle Dichter der Zeit machten dies glückliche Ereigniß zum Gegenstand feiernder verherrlichender Gesänge; Kasimir trat mit einer Dithyrambe in die Schranken, in welcher Pracht des Stils mit Kraft und Anmuth der Gedanken verbunden war; seine Arbeit leuchtete als ausgezeichnet mitten unter allen übrigen hervor, und Jedermann fragte, wer dieser junge bis dahin unbekannte Mann sey, der sich so plötzlich als Meister bekunde. Von diesem Moment an war Kasimir Delavigne's Schicksal entschieden: Frankreich besaß durch ihn einen Dichter mehr.

Drei Jahre später, als die Engländer in unseren Straßen bivouakirten, sang Kasimir Delavigne jene unsterbliche Messénienne von Waterloo, die, man kann es wohl sagen, sein Meisterwerk geblieben ist. Dies Lied des Schmerzes ist nicht allein das Schönste, was der Patriotismus unserer modernen Poesie eingegeben hat; es ist auch ein Akt des Muthes, dessen vielleicht gerade nur ein junger Mensch von zwanzig Jahren fähig seyn konnte. Wer sich den Zustand Frankreichs zu jener Zeit vors Gedächtniß ruft, wird mir beipflichten. Mehrere Messéniennen folgten der ersten; wie diese ergehen sie sich alle in edlen und großherzigen Gesinnungen, und wenn sie nicht einen so allgemeinen Erfolg gewannen, oder besser gesagt, nicht so populair wurden, so liegt der Grund hiervon darin, daß sie bei veränderten Zuständen nicht mehr dieselbe Sympathie vorfanden oder erwecken konnten.

Die Messéniennes haben Kasimir Delavigne's Stellung entschieden: er war der Dichter des Vaterlandes, der beredte Vertheidiger des unglücklichen Frankreichs, der Dollmetscher und Ausleger aller Leiden und Schmerzen seiner Mitbürger, die Stimme ihrer Wünsche und Hoffnungen. Auch gelangte er in einem Momente zu dieser Popularität, die für den Mann von Genie und Herz so schmeichelhaft ist, und die man in der Regel erst nach einer langen Reihe von mühseligen Anstrengungen gewinnt; die gebildete Jugend vor Allem erwählte ihn zu ihrem Haupte, und überschüttete ihn in der Kraft seines Lebens mit allen Ehren der Apotheose.

Inzwischen strebte der Geist des jungen Dichters auch nach Erfolgen auf einem anderen Felde; er hatte mit sinnigem Eifer die großen Meister studirt, die die Bühne mit Meisterwerken versehen, von der Zeit der Griechen bis auf unsere Tage, und dies Studium sollte ihm noch andere Früchte reifen, als trockene dürre Beobachtungen. Er schrieb die Sicilianische Vesper, die auf dem Odeon, seit der Wiedereröffnung dieses Theaters im Jahre 1819, dargestellt wurde. Diese Tragödie hatte einen wunderbaren Erfolg: hundert Vorstellungen hinter einander reichten kaum hin, die erste Neugier zu befriedigen. Die zahlreichen Freunde des Verfassers erhoben vielleicht ein wenig zu sehr das Verdienst dieses Werkes, das mit zu ängstlicher Treue nach den alten klassischen Grundsätzen gearbeitet seyn mag; nichtsdestoweniger aber wird es immer ein höchst bedeutendes Werk bleiben, ausgezeichnet durch eine große Kenntniß aller Mittel der Bühne, durch die sorgfältige Zeichnung der Charaktere und eine untadelhafte Sprache.

Der Stil, die Sprache ist es, worin sich Kasimir Delavigne's Talent am glänzendsten hervorthut; man fordere nicht von ihm die fernliegenden tiefsinnig überraschenden Verknüpfungen und großartigen Bilder, die uns der Verfasser des Cid darbietet; erwarte nicht von ihm jene leidenschaftlichen Effekte, die unsre Seele mit Schrecken erfüllen und uns schaudern machen: er steht der Anmuth und Reinheit Racine's näher, als der gewaltigen Kraft Corneille's; der Paria ist vielleicht dasjenige Werk, welches die glücklichste Aehnlichkeit mit der anmuthigen und farbenreichen Sprache der Athalie hat.

Die Vorzüge und Mängel, die man in Kasimir Delavigne's Tragödien findet, sind auf gleiche Weise in seinen Komödien bemerklich: Anmuth, sinnvolle Freiheit, eine vortreffliche Sprache, aber wenig vis comica. Hiervon machen indeß die Comédiens eine Ausnahme, ein höchst ausgezeichnetes Werk, ein Werk des Zornes und der Rache, zu dem Kasimir Delavigne durch die Kabalen und Verdrießlichkeiten angeregt worden war, die ihm die Französischen Schauspieler, denen er seine Sicilianische Vesper zuerst anbot, bereitet hatten.

Kasimir Delavigne war dreißig Jahre alt, als er zum Mitglied der Académie française an die Stelle des Grafen Ferrand ernannt wurde. Eine gewaltige Majorität entschied zu seinen Gunsten; nur eine einzige Stimme fehlte ihm: und dies war die, welche die Ansprüche des Herrn Marquis von Valory unterstützte, so oft der unglückliche Dichter sich um einen Sitz in der Académie bewarb. Fünf oder sechs Kandidaten siegten über Herrn von Valory und jedesmal trat diese eine hartnäckige Stimme für ihn in die Schranken und rettete ihn von der Schmach einer einstimmigen Verwerfung.

Kasimir Delavigne's Leben war bis zur Juli-Revolution ein langer Triumph; der stürmische Beifall einer Menge, die ihn vergötterte, erhob jedes seiner Werke auf den Schild, und die furchtsame Kritik wagte kaum mitten unter dem rauschenden Lob, das den Namen des Dichters feierte, ihre Stimme zu erheben. Aber auch die Kehrseite dieser Popularität sollte er erfahren.

Kasimir Delavigne war mit dem Wohlwollen und dem besonderen Schutz des Herzogs von Orleans beehrt worden; dieser Fürst hatte ihm zu einer Zeit sein Haus geöffnet, wo sich der unabhängige Schriftsteller keiner Gunst des Ministeriums zu erfreuen hatte. Als der Herzog von Orleans auf den Thron stieg, glaubte Kasimir Delavigne auch dem Könige die Erkenntlichkeit und Ergebenheit fernerhin schuldig bleiben zu müssen, die er dem Herzoge schuldig geworden, und da haben sich denn Leute gefunden, die es ihm nicht verzeihen mögen, daß er alter Verpflichtungen eingedenk geblieben; über die Parisienne hat man die Messénienne von Waterloo vergessen, und der alte Bibliothekar des Herzogs von Orleans hat vor den Augen Vieler keine Gnade gefunden als Freund des Königs der Franzosen; als wenn man sich seiner Neigungen nach Belieben entschlagen könnte, so wie das äußere Schicksal dessen wechselt, dem man sie zollt! Was würde man von einem Manne sagen, der seinen Freund im Unglück verläßt? Und es zeugt vielleicht heutzutage von eben so viel Tugend (Kasimir Delavigne ist uns ein Beispiel dafür), einem Freunde getreu zu bleiben, der auf den Thron steigt, als sich nicht abzuwenden von einem, der in's Unglück geräth.

James Rousseau.

Bibliographie.

Traité élémentaire de thérapeutique médicale, suivi d'un formulaire. — Von L. Martinet.
Chants d'amour et de fidelité. — Vom Baron d'Orbre. 7½ Fr.
Joies et larmes poétiques. — Von F. Girault. 5 Fr.
Mémoires authentiques d'une sage-femme. — Von Alexandrine Jullemier. 2 Bde.
Eraste, ou l'ami de la jeunesse. — Vom Abbé Filassier. 2 Bde. 10 Fr.
Du catholicisme dans l'éducation, ou l'unique moyen de sauver la science et la société. — Vom Abbé Gaume. 6½ Fr.
Histoire générale de l'église, depuis la prédication des apôtres jusqu'au pontificat de Grégoire XVI. — Erster Bd. 4 Fr.

Afrika.

Der Harem des Bei's von Tunis.

Mitgetheilt von Lady Temple.*)

Wir wurden am Eingang des Palastes von Giuseppino Raffo, dem Basch Kasak des Bei's, empfangen. Dieser führte uns eine kurze Treppe hinauf, und übergab uns dann einer Christin, die Italiänisch sprach und uns zu einer Thüre geleitete, in welcher Ihre Gnaden die Lillah Kebirah**) selbst zum Empfang ihrer Gäste bereit stand. Sie ergriff mich bei der Hand, und sagte uns in Arabischer Sprache — der einzigen, die sie sprechen konnte — eine Fluth von Komplimenten, welche die Christenfrau, eine geborene Toskanerin, verdolmetschte. Wir gingen durch einen Hofraum, der mit weißen Marmorplatten gepflastert, mit einem seidenen Himmelszelt überspannt und von Arkaden umgeben war, die auf weißen kannelirten Marmorsäulen ruhten. In jeder der vier Ecken stand ein schöner Springbrunnen, in Form einer Vase, um die Luft an diesem ergötzlichen Orte zu kühlen. Unter den Arkaden saß eine Anzahl feister und unbehülflicher Geschöpfe, die sehr lebhaft schwatzten und uns mit großer Aufmerksamkeit betrachteten. Hier herrschte keine Etikette; jede der anwesenden Damen blieb, als die Lillah hereintrat, in ihrer halb rückwärts gelehnten Stellung, einige Negerinnen ausgenommen, die, nach ihrer gröberen Kleidung zu schließen, sehr subordinirt seyn mußten; diese allein erhoben sich, wenn die Lillah vorüberging, und küßten ihr die Hand von innen und außen.

Die Kleidung der Damen des Harems war kostbar, aber ohne anschließende Form. Dennoch stand sie ihnen nicht übel. Ich glaube, sie thun recht daran, daß sie sich in so weite Gewänder hüllen; denn die gewaltige Korpulenz, zu der es Alle bringen, weil sie unausgesetzt baden, keine Schnürleiber tragen und keine starke Bewegung haben,

*) In Sir Grenville Temple's Excursions in the Mediterranean Algiers and Tunis. 2 Bände. London, 1835.

**) Favorit-Sultanin.

würde ekelerregend seyn, wenn die Kleidung sich dem Körper mehr anschmiegte. Die Lillah selbst, obschon viel wohlbeleibter, als man in Europa für elegant hält, gehörte doch zu den minder Starken. Sie trug Beinkleider aus karmoisinrother Seide, die von den Hüften bis zur Wade weit und faltig waren; von der Wade abwärts schlossen sie knapp an bis zum Knöchel, wo sie auf sehr geschmackvolle Weise mit Gold gestickt waren. Die bloßen Füße steckten in kostbar gestickten Pantoffeln, an denen hin und wieder ein Edelstein funkelte, und die gerade breit genug waren, um vier Zehen zu beherbergen. Wie die Maurische Dame in solchen Pantoffeln gehen kann, ist mir ein unauflösliches Räthsel; dennoch habe ich die Bewohnerinnen des Harems, obgleich sonst ein indolentes Völkchen, ohne scheinbare Beschwerde herumtrippeln und Trepp auf, Trepp ab steigen sehen. Auch gehört es bei ihnen zum guten Ton, beim Gehen so viel Geräusch zu machen als möglich. Alle trugen eine Art Jacke aus Seide und Goldstoff, die bis zu den Hüften reichte und ohne Aermel war; nur die Lillah trug ein sehr weites Hemd aus Gaze, und darüber eine Blouse aus blauem Musselin, die nur am Nacken befestigt war. Ihr Haupt schmückte ein um die Schläfe gewundenes und an den Ecken mit Gold gesticktes seidenes Tuch. Ihr Haar hatte sie so glatt als möglich über die Stirne gekämmt, und es hing an beiden Seiten des Gesichtes bis auf's Kinn, wo es scharf abgestutzt war. Alles umhüllte ein großer Schleier von kostbarer weiß brodirter Gaze.

Ein Kopfputz, wie der eben beschriebene, müßte, wie man glaubt, sehr schlecht kleiden, und dennoch stand er mancher von diesen Damen sehr gut, besonders, wenn sie recht kohlschwarzes Haar hatten, wie dies bei mehreren Maurischen Frauen der Fall war. Die Lillah trug in den Ohren und an den Fingern Brillantringe von ungeheurer Größe; um den Nacken hingen Ketten in großer Zahl, an welchen kostbare Zierrathen jeder Art befestigt waren, und die Arme schmückten Bracelets aus Perlenschnüren. Ihr Gesicht hatte einen recht angenehmen Ausdruck, ohne gerade schön zu seyn, und es that mir sehr leid, als ich später erfuhr, der Bei habe sie degradirt, und ein junges Mädchen von 13 Jahren an ihre Stelle gesetzt. Sie führte mich bei der Hand in ein langes Zimmer, das ein gewölbter Durchgang in zwei Hälften theilte. Die eine Hälfte dieses Gemaches war von einem niedrigen Divan umgeben, und an jeder Seite des Eingangs, den eine bunte seidene Gardine verhüllte, stand eine schwarze Sklavin, die mit einem großen Fächer die Fliegen abwehrte. Auf einem niedrigen runden Tisch in der vorderen Hälfte des Zimmers, den ein seidenes Tischtuch deckte, standen wohl zwanzig bis dreißig Teller mit verschiedenen Sorten Kuchen und anderem süßen Gebäck. Einige dieser Leckereien schmecken gut, vor Allem Pistazien-Kuchen, die Lieblings-Speise der Damen des Harems; was aber den Wohlgeschmack der meisten Leckereien zerstört, ist die Menge von Jasmin, Ambra u. s. w., die des Wohlgeruchs wegen daran vergeudet wird. Leider durften wir kein Gericht ungekostet lassen. Auch Scherbet, ein Getränk, das mir immer fade geschmeckt hat, wurde herumgereicht. Die Lillah fragte mich, ob ich Kinder hätte, und als ich ihr antwortete, ich hätte einen kleinen Sohn, bedauerte sie sehr, daß ich ihn zu Hause gelassen, denn alle Mauren sind in Kinder ganz vernarrt. Nachdem die Mahlzeit eingenommen war, ließ die Lillah alle übrigen Kuchen in einen Korb packen, und wünschte, ich möchte sie für mein Söhnchen mitnehmen. Sie selbst trug ein Söhnlein von ungefähr zwei Jahren auf dem Arme; es war ein elendes, kränklich aussehendes Kind, um dessen Nacken Goldkettchen und Amulette hingen. Das Tuch um sein Köpfchen schmückte eine emaillirte Kette.

Nach aufgehobener Tafel verweilten wir einige Zeit in der andern Abtheilung des Salons, wo die Gattin des ältesten Prinzen, ein schönes Weib mit strahlenden schwarzen Augen, uns begrüßte. Ihr Anzug glich vollkommen dem der Lillah, nur die Blouse war von Seidenzeug statt von Gaze, und außerdem zweifarbig, die eine Hälfte blaßroth, die andere weiß. Diejenige Abtheilung des Saales, in welcher die Kuchen servirt worden waren, hatte ein bezauberndes Ansehen; die Decke war gewölbt, und in Maurischem Stile bemalt und vergoldet; rings im Zimmer standen allerlei Geräthe und Büchsen aus Konstantinopel mit Perlmutter ausgelegt, und über dem Haupt-Eingang war offene Stuckatur-Arbeit mit gefärbtem Glase angebracht. Da, wo das Zimmer sich theilte, hatte man der an jeder Seite hervorragenden Mauer eine solche Form gegeben, daß sie als ein Gestell für Büchsen aus Perlmutter, kristallene Flaschen, Spiegel u. s. w. dienen konnte. Der Divan war niedrig und sehr bequem, und an allen Wänden hingen prächtige Waffen des Beys, als Jatagans mit Juwelen besetzt, Pistolen, Schwerter u. s. w. Am besten gefiel mir eine Art Waffe, die man Topus nennt; es ist dies eine kleine Keule aus Gold mit erhabener Arbeit, die besonders am dickern Ende reich mit Diamanten, Smaragden und Rubinen besetzt ist.*) Auch eine Anzahl Uhren machte an den Wänden Parade.

Man reichte uns Chokolade, mit grauem Ambra parfümirt. Dann führte uns die Lillah Trepp auf durch eine ganze Reihe von Salons, die in viele kleine Gemächer abgetheilt waren. In einem Zimmer des obersten Stockwerkes befand sich ein großes zweischläfriges Bett. Als wir die Treppen wieder hinab gingen, — die, beiläufig bemerkt, alle mit glasirten Ziegeln gepflastert sind — passirten wir ein viereckiges Gärtchen in einer überwölbten Gallerie, mit einer Fontaine in der Mitte, worin Goldfischchen sich tummelten. Hier amüsiren sich die Damen des Harems zur Sommerzeit. Die Gallerie war mit Marmor gepflastert, und ruhte auf ungefähr funfzig weißen Marmorsäulen. Nachdem wir hier eine Weile ausgeruht hatten, vernahmen wir ein Flüstern an der Thür und — herein trat der Bei in höchsteigner Person. Wir erhoben uns Alle, und die Lillah ging ihm entgegen. Er redete uns in ziemlich gutem Italiänisch an, und war sehr freigebig mit Komplimenten. Alle Prinzen begleiteten ihn und hielten sich während seiner kurzen Anwesenheit hinter ihrem Papa. Als er sich wieder entfernt hatte, kehrten wir in den Salon zurück, wo wir zuerst empfangen worden waren, und nahmen bald nachher von unseren gütigen Wirthinnen Abschied. Die Lillah bat uns sehr angelegentlich, unseren Besuch zu wiederholen, bevor wir Tunis verlassen würden.

*) Das Topus, eine Türkische National-Waffe, war im goldenen Zeitalter der Türken von Eisen, und selbst die Sultane trugen sie in ihrem Gürtel. Bajasid der Wetterstrahl (Ilderim) soll manchen Feindeskopf mit seinem Topus zerschmettert haben. Anm. d. Uebers.

Mannigfaltiges.

— Russische Wetter-Prophezeiung für dieses Jahr. Im Allgemeinen klagen wir Bewohner des Nordens, daß die Winter bei uns seit ungefähr 10 Jahren sich von Jahr zu Jahr verschlechtern. Die Kälte hält nicht an, der Schnee schwindet, und im Dezember und Januar finden oft Thauwetter und schlechte Wege statt, was dem Verkehr der Russischen Hauptstädte mit den Städten des Innern außerordentlich schadet; die Lebensmittel werden theuer und verderben, und Geldbörse und Gesundheit leiden darunter. In auswärtigen Zeitungen und in gelehrten Gesellschaften gab es Erklärungen in Menge darüber. Viele schrieben diese Veränderungen dem Treiben des Polareises, veranlaßt durch Stürme und Strömungen, zu, Andere den Sonnenflecken u. s. w. Ohne uns hierüber in Diskussionen einlassen zu wollen, theilen wir hier nur mit, was alte Leute über diesen Gegenstand sagen. Unter Leuten nämlich, die sich mit Beobachtung des Wetters abgeben, findet man die Ansicht, daß alle 100 Jahre unter den verschiedenen Breiten dieselbe Witterung wiederkehre. Daß in der Natur sich viel Periodisches zeige, ist unbestreitbar. Ohne von Tag und Nacht sprechen zu wollen, ist die Veränderung des Winkels, unter welchem die Ekliptik den Aequator durchschneidet, die fast alle 100 Jahre gleichmäßig wiederkehrt, etwas, was uns in Erstaunen setzen muß. Der Mechanismus des Weltalls ist genauer, als alle Regulatoren; das Zuverlässigste aber von Allem, was wir wissen, ist, daß wir von diesem Mechanismus nur sehr wenig begreifen können. Doch kehren wir zu der Voraussetzung zurück, daß alle 100 Jahre in den nämlichen Gegenden die nämliche Witterung wiederkehre. Wie die Witterung im Jahre 1735 bei uns im Norden war, bezeugt der Professor der Theologie am Revalschen Gymnasium, Pfützner, dessen Denkschriften sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, in folgendem Auszuge im Revalschen Wochenblatte und in der Dorpater Zeitung: „Gegenwärtiges Jahr (1735) zeichnet sich vor allen vorhergegangenen Jahren aus, denn schon im Januar hatten wir nicht einmal einen schlechten Deutschen Winter, und gegen Ende des Februars dachte man an keinen Winter mehr; im März waren bereits alle Felder bestellt, und das Gras wuchs mit Macht. Im April vor dem Georgentage (am 23.) konnte man jedes Getraide schneiden, wenn es nöthig gewesen wäre. Im Mai blühte schon das Winterkorn überall; in der Mitte des Juni schritt man zur Heu-Aerndte, die ganz vortrefflich ausfiel. Anfangs Juli mußte man die Getraide-Aerndte beginnen. Im August, drei Tage nach St. Laurentius, fing man an, die Gerste zu mähen. Bis zum 25. September war das Wetter wie mitten im Sommer, wobei es jedoch oft regnete.“ — Es steht nun zu erwarten, ob das Jahr 1835 dem Jahr 1735 gleichen wird; die drei ersten Monate sind wenigstens ihren 100jährigen Brüdern sehr ähnlich gewesen. (C. II.)

— Das Voltigeur-Genie. Der Schauspieler Ireland war der ausgezeichnetste Springer von Natur, den ich je gekannt, obwohl ich schon manche gesehen, die ihn vermittelst Springbretter und anderer künstlichen Vorrichtungen noch übertrafen. Ich war einmal mit Ireland spazieren gegangen, als er meinen Arm plötzlich losließ, und ehe man sich's versah, indem er kaum einige Schritte angelaufen, war er schon über den Schlagbaum am Thore. Durch sein Springen über die Barre gegenüber dem Surrey-Theater in London, wenn er halb betrunken nach Hause eilte, hatte er zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen. Er scherzte oft, machte sich gern bei Gelegenheit irgend einen Spaß und war besonders darauf vernarrt, sich in seiner Kunst zu produziren. Ein gewöhnlicher Streich von ihm war, daß er, wenn er irgendwo ein Pferd sah, das auf seinen Reiter wartete, auf der Stelle zu dem Thier hintrat, und bei demselben, gleichsam in Gedanken vertieft, eine Weile stehen blieb; sobald er aber den Reiter herbeikommen sah, setzte er, gleich als wäre er in Verlegenheit, wie er Jenem schnell aus dem Wege gehen sollte, mit einem Sprunge über das Pferd hinweg. Das Possierlichste bei Ireland war, daß er jedesmal nach einem außerordentlichen Sprunge ganz ruhig weiter ging, gleich als hätte er gar nichts Sonderliches produzirt, und so machte er seine Zuschauer oft stutzig, daß sie ihren eignen Sinnen nicht trauten und selbst bei sich nicht recht sicher waren, ob sie das Kunststück gesehen, oder nicht. Es war bei ihm etwas Leichtes, über einen Wagen und acht Pferde, oder über ein Dutzend Grenadiere, die das Gewehr präsentirt und die Bajonette in die Höhe gerichtet hielten, hinüber zu setzen. Sir Thomas Picton, ein Mann von anerkanntem Muthe und Tapferkeit, war einmal dazu gekommen, um das Kunststück von Ireland zu sehen, allein als er alle die gewaffneten Männer erblickte, über die der Springer hinweg sollte, fing er an zu zittern, wie Espenlaub; er war nicht im Stande, die kühne That mit anzusehen, schlug vielmehr die Augen nieder und blickte nicht eher wieder auf, als bis man ihm versichert, daß der Sprung schon geschehen. Hierauf sagte er zu den Umstehenden: „Eine Schlacht ist wahrlich ein Nichts, gegen das, was hier geschehen.“ Ireland war stolz darauf und setzte seine Kunst wacker fort, bis er endlich ein Opfer seiner zu großen Kühnheit wurde. (Records of a Stage Veteran.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Freitag den 17. April 1835.

Belgien.

Ueber Belgiens Kunst und Künstler.

Von Roger de Beauvoir.*)

Die Kunst-Geschichte geht Hand in Hand mit der Geschichte der Staaten und der Völker. In dieser engen Verschmelzung ist die Darstellung derselben höchst schwierig, und in der modernen Zeit um so schwieriger, als sich hier das Leben der Künstler und also auch ihre Thaten und Werke hinter die Decorationen und Coulissen des öffentlichen Lebens sehr häufig in die Stille und auf ein vereinsamtes Plätzchen zurückziehen. So geschieht es denn oft genug, daß die Kunst-Geschichte ein abstraktes Raisonnement über die Kunst wird, daß wir, statt die historische Entwickelung des Schönen nachzuweisen, uns damit begnügen, über das Schöne zu reflektiren und zu metaphysiziren. Raisonnement und Reflexion sind dann die unfruchtbaren dürren Parzen, die sich das Recht anmaßen, den Faden der Intelligenz zu halten; unter ihren Händen ist die blühende lebensvolle Gestalt der Kunst gebleicht und entblättert. In dem lauten Geschwätz obskuranter Kritiker und in dem scholastischen Ton ihrer Sprache glauben wir noch den gewichtigen Hammer eines Lessing auf dem literarischen Amboß Deutschlands wiederlönen zu hören; allein es sind Phraseologen, die über die „reine" Kunst sprechen, Athenäums-Männer und Journalisten, die den Laokoon und die Hebe bloß nach den Abdrücken kommentiren, die sie im Museum Richelieu gesehen haben. Wir wollen hier nicht weiter von der Gefahr reden, welche dem Leben der Kunst droht, wenn Theorieen an die Stelle historischer Entwickelung treten. Das Jahrhundert ist alt genug, um zu wissen, daß es eine Geschichte hat, es ist verständig genug, um die Spreu vom Weizen sondern und beurtheilen zu können, ob ein Topf hohl klingt oder einen vollen Ton giebt. Unser Jahrhundert hat sich und seine Studien und seine Stoffe selbst in der Hand. Eine lange Reihe von Erfahrungen liegt hinter uns, deshalb sollten wir wissen, daß wir uns des schnödesten Anachronismus schuldig machen, wenn wir die Kunst-Geschichte innerhalb der Bibliotheken aufsuchen zu müssen wähnen, da die Geschichte der Kunst weit mehr und deutlicher auf der Schelle, die der Fuß des Künstlers betreten, und auf der Schwelle seines Hauses, das er bewohnte, als auf dem Marmorblock seines Grabhügels geschrieben steht. Die Geschichte der Kunst ist vor allen Dingen die Geschichte der Künstler.

Jene Theologen und Abbés, die über den Griechischen Stil Folianten, und über Raphael Quartanten schrieben, haben hoffentlich vom Römischen Hofe vollkommenen Ablaß für derlei strafwürdige Beschäftigungen erhalten, das ist ihr Glück. Es ist nicht lange her, daß in Italien wie in Frankreich von Leuten, die hinter den vier Mauern ihrer Bibliotheken versteckt saßen, archäologische Abhandlungen und Theorieen über die Malerei in Menge fabrizirt wurden. Die Anzahl solcher abstrakter Bücher ließ sich gar nicht rubriziren, und die Französische Akademie hatte mehr als einen Secretair nöthig, um alle diese Schriften zu klassifiziren. Es waren meist armselige und traurige Nomenklaturen. Man kommentirte das Schöne nach der Poetik des Horaz oder den festen todten Prinzipien des Vasari, man schnürte den Begriff zusammen, preßte ihn in akademische Bestimmungen und verschloß ihn vor der freien Lebensluft, in der er sich zweifelsohne entwickelt und sich selbst seine Gesetze gegeben hätte. Die Reisen, die man macht, kommen der Geologie mehr als der Kunst zu gute. Von Zeit zu Zeit langte höchstens ein vergilbtes und zerknittertes Manuskript aus der Schatzkammer des Alterthums, aus Etrurien oder Toskana in Paris an, und wenn Jemand über das Leben eines modernen Künstlers in Italien der Welt eine Notiz zu geben hatte, so trieb sich dieselbe in der Secretair-Mappe irgend einer Gesandtschaft lange genug umher, um eben so wie alte Handschriften zu den todten Papierusrollen gelegt zu werden. So starb manches Leben ab, während die stolzen Akademieen sich nur um das Abgestorbene bekümmerten. Man reiste nur, um Todten-Gebeine zu sehen, nicht um die noch lebendigen Menschen in ihrem Thun und Treiben zu beobachten.

Von den Deutschen war während der vorigen Jahrhunderte am wenigsten zu erwarten, daß sie des Lebens wegen lebten, ihre Reisen waren meist antiquarische. Selbst der geistvolle Winkelmann durchstrich Italien nur, um das Vermoderte aufzusuchen, und es ist rührend, zu sehen, wie die Deutschen aus den Trümmern der Kunst, über die der Schmutz und höchstens Epheu sich gelagert, sich metaphysisch das Ideal der lebendigen Schönheit hervorkonstruirten. Winkelmann büßte diese Leidenschaft sogar mit dem Tode; er fiel unter den Messerstichen einer mörderischen Hand. Während der Blüthe der Malerei reist kein Mensch nach Italien, um sich den Anblick zu verschaffen, wie ein Künstler lebt, um Künstler zu seyn. Das Leben des Artisten ist nicht etwa gleichgültig für das Reich seiner Ideen, vielmehr ist dies nur der geistige Abdruck von jenem, selbst wenn dasselbe im entschiedensten Widerspruch mit jenem stände und also im Kontraste die ganze Erscheinung des Künstlers ergänzte und erfüllte. Erst seit Göthe reist man zu andern, als bloß antiquarischen Zwecken nach Italien. Göthe, der seine Mignon die schöne Ballade: „Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühn?" singen läßt, gab den Wanderzügen der Reisenden eine andere Wendung. Göthe reiste, um das Leben kennen zu lernen; auf den Trümmern versunkener und verschütteter Bauwerke besang er das Leben der Gegenwart, aber freilich lebte er viel zu spät, um die Blüthe der Kunst zu schauen, und deshalb kann er auch mehr eine bloße Doktrin seiner Anschauungen geben, er kann über die Kunst mehr berichten, als ihr Leben und Daseyn schildern. Und der Autor des „Wilhelm Meister" spricht auch lieber über Poesie, Musik und Malerei, als daß er Poeten, Tonkünstler und Maler in ihrem Schaffen, Wirken, Denken und Sinnen darstellt. Lord Byron, der den Beruf in sich fühlte, Italiäner zu werden, that wieder das Gegentheil. Er behandelte die Kunst wie ein großer Herr, er sprach nicht davon. Mag er eine frivole oder eine traurige Stimmung haben, sich schmerzlich oder freudig angeregt fühlen, mag er glücklich oder unglücklich seyn, immer ist er Epikuräer genug, um der Kunst-Lehre die Rosen Italiens und ihren Duft vorzuziehen; er wohnte in Venedig nicht seiner Maler, sondern seiner Lagunen wegen. Merkwürdig ist der Gegensatz in der Stimmung dieser beiden berühmten Männer. Gegen den Lord betrachtet ist der Patriarch von Weimar fast ein bloß reflektirender Kopf. Byron schrieb in Italien den „Don Juan" und den „Beppo;" Göthe beschrieb die Architektur des Bramante. Die Memoiren Byron's enthalten kein Wort über Rafael, die Reise-Memoiren Göthe's haben den Anschein, als seyen sie zu den Füßen der Jungfrau von Foligno geschrieben. Dabei sollte man nun denken und aus der Natur Göthe's abnehmen, er sey recht eigens dazu berufen gewesen, über das Leben der Maler die besten Notizen zu sammeln und nicht bloß ihre Werke abzuschatten mit untermischtem Sentiment, sondern die Männer selbst, wie sie inmitten ihrer Kunst-Thätigkeit leibten und lebten, zu schildern. Die Kunst entzückte ihn so, daß er die Künstler darüber vergaß. Er vernachlässigte die Individualitäten, ihm fehlte Hoffmanns unersättliche Begier, dem Künstler in die tiefe Brust zu blicken, wo die geheime Werkstatt seiner Productionen ist; ihm fehlte dieser wunderbare Drang, die dunklen Schmerzens-Geburten, die die Kunst hervorgerufen, aus den Thränen und Herzens-Wunden der Künstler zu deuten, die Pulsationen der Kunst-Geschichte an den Puls-Schläger der Artisten zu fühlen, mit dem weinenden und von tausend Unglücksfällen beladenen Herzen mit zu weinen, an der Trunkenheit der Begeisterten mit trunken zu werden und ganz aufzugehen in das Leben, Denken und Fühlen der Künstler. Der würdige Patriarch von Weimar hat nicht viel Sinn gehabt für die Leiden eines zerrissenen Gemüthes, das von der Fülle des äußeren Unglücks belastet, von dem Hauche göttlicher Inspiration belebt wird und so im Drange der Gefahr das Staunenswerthe leistet. Und diese Physiognomieen stolzer und tiefsinniger Meister, wie sie uns Hoffmann darstellt, dieser Ritter Gluck, diese Donna Anna, die er schildert, was giebt er hierin anders als eine Kritik der Kunst in Fleisch und Blut, eine Geschichte der Kunst, wie sie sich im Individuum gestaltet, in ihrer ganzen elektrischen Kraft? So bringt uns dieser Magiker Hoffmann, in seinen Darstellungen von Künstler-Gestalten eine echte und wahre Geschichte der Kunst, indem er sie in ihrem Werden an einer bestimmten Persönlichkeit zeigt und die Kunst-Productionen als die Schmerzen oder Freuden des Individuums erklärt. Man muß jenen Salvator Rosa in Rom mitten unter Blumen-Kränzen und in der Gesellschaft von Kardinälen sehen, man muß wissen, wie er dann verstoßen und verachtet umherläuft, man muß ihn in der Wildniß belauschen, um seinen Haß, seinen Groll, seine Satire — sein ganzes Ich und seine ganze Kunst zu verstehen, denn beides, sein Ich und seine Kunst, sind ganz dieselben Erscheinungen. Eine Biographie Salvator Rosa's ist ein Beitrag zur Kritik der Kunst, und mit Hoffmann scheint mir dieser Wendepunkt in der Darstellungsweise einer Kunst-Geschichte eingetreten zu seyn.

Hoffmann hat die kalte, schaale, bleiche Kunst-Geschichte, die schon wie ein Leichnam aussah, weil man abstrakte Reflexionen über die

*) Der Verf. bekennt sich in der Einleitung zu der Weise E. T. A. Hoffmann's in der Behandlung des Künstlerlebens. Seine geistreiche Auffassung der hier folgenden Skizzen giebt den Beweis, daß er den Deutschen Meister nicht bloß mit Nutzen zu studiren, sondern auch noch hinter sich zu lassen wußte.

Kunst lange genug für Kunst-Geschichte hielt, mit Blumen-Duft und Farben-Schmuck wieder lebendig gemacht, wie Vesale und Ruysch auf ihrem anatomischen Theater gleiche Wirkungen hervorzauberten. Wenn das Genie eines Künstlers und seine ganze Weise, wie er produzirte, uns ein Räthsel schien, so lag das Geheimniß in irgend einem Ereigniß seines Lebens versteckt, und es war eben der große Fehler der früheren Kunst-Kritik, in dem Bilde niemals den Bildner zu sehen und zu suchen, dem Maler niemals hinter die Leinwand zu blicken und auf die Verhältnisse und Umgebungen seines Lebens nicht zu reflektiren. Indem man sich auf die Unfruchtbarkeit trockener Doktrinen beschränkte und höchstens einige oberflächliche allgemeine Züge über das Leben der Künstler daran hängte, beraubte man die Kunst aller Individualität und aller geheimeren Reize, die sich an die Persönlichkeit der Künstler knüpften. Man entzog der Kunst-Geschichte die beste Nahrung und verdammete sie zur traurigsten Nüchternheit.

Es ist wenig geschehen bisher für eine Kunst-Geschichte in dieser individuellen Auffassung, die ich für dieselbe als unerläßlich betrachte. Es ist unbeschreiblich, mit welcher Geduld und welchem Muthe ich mich waffnen mußte, um das Leben des Masaccio in dem kleinen Kloster der Armenier zu Venedig zu studiren. Ich hatte zu diesem Behuf kein anderes Material, als die Erinnerungen des würdigen Priors, eines feinen und unterrichteten Mannes. Die Biographieen der Maler existiren freilich im Munde der Ciceroni, aber wie entstellt durch prahlerische Lügen und schreiende Widersinnigkeiten! Und doch leben die Persönlichkeiten der Italiänischen Künstler noch weit mehr im Andenken und den Erzählungen ihres Volkes, als die Gurgel-Sprache der mundfaulen Nordländer die Erinnerung an die großen Männer der Vorzeit aufzubewahren vermochte. Wenn man die spärlichen Angaben über Maler der früheren Jahrhunderte hört, muß man diese Künstler selbst hart anklagen, daß sie nur auf die Leinwand ihr Leben hinschrieben, ohne ihrem Volke ihren Briefwechsel oder ihre Biographie zu vermachen. Dann fragt man sich unwillig, warum die Höfe und Regierungen, in deren Gunst sie lebten, ihnen nicht in den geschlossenen Kontrakten die Klausel als Verpflichtung stellten, ihr Leben selbst zu schreiben. Wäre das nicht eine schöne, eine große Sache gewesen! Wer heutzutage sechs Dramen in Paris schreibt, erlebt es gleich, daß Jemand sich über ihn hermacht und seine Biographie liefert, ihn kommentirt und sein Leben mit seinen Schriften parallelisirt, während Jordaëns, Hobbina, Denner, und selbst van Dyk fast vergessen sind und keinen Biographen fanden.

Die wenigen Briefe, die von diesen Männern erhalten wurden, sind Eigenthum einiger reichen Familien geworden, welche damit geizen und ihre Mittheilung erschweren. Es wäre Pflicht der Königlichen Bibliotheken, dieselben anzukaufen. In dem Briefe eines Malers liegt oft das Unglück und der Ruhm seines ganzen Lebens. Nur das Nachsinnen über das Leben der Künstler kann uns, bin ich der Meinung, auf die richtigen Theorieen über die Kunst führen. So lange man auf dem alten Wege der Kunst-Historiographie beharrt und auf die Persönlichkeiten der Artisten verzichtet, wird man nichts erreichen. Die kleinen Züge, die versteckten Eigenthümlichkeiten der Künstler sind oft die Geschichte der Kunst selbst. Nur durch seine tausend Quellen wird der Nil zum großen Strom. Statt daß man die Briefe des Peter Paul Rubens in einem dreifachen Eisenkasten zu Antwerpen verschlossen hält, sollte der Besitzer derselben sie durch den Druck verbreiten, und er würde sich den Dank seiner Zeitgenossen erwerben. Antwerpen, Mecheln, Brüssel haben die Geschichte ihrer Denkmäler, Gent zeigt uns das Orgelthürmchen Karls des Fünften, Löwen besitzt das Katheder des Justus Lipsius, warum ist kein Herold da, der uns sagt: dies ist das Haus des van Eyck! Wir sind hier weit davon entfernt, eine Anklage zu erheben, wir bezeichnen nur die Mittel und Wege, um allmälig die Kunst-Geschichte zu individualisiren. Nur mit der höchsten Mühe wandert und forscht man nach den Quellen der Geschichte der Flamändischen Maler, deren Werke die Welt erfüllt haben, ohne daß es Jemand eingefallen, das Leben dieser Künstler zu schreiben. Die Pietät ging nicht so weit, daß man sich um das Geschick dieser Männer, um die Leiden und Freuden ihres Daseyns bekümmerte, aus denen doch alle jene Werke flossen. Wie hätten sie den Schmerz, den sie darstellen, mit so übermächtigem Effekt auf die Leinwand werfen können, hätten sie ihn nicht selbst im Innersten der Seele erlebt? Wie wären sie im Stande gewesen, den Jubel bacchantischer Lust so lebendig zu zeichnen, hätten sie nicht das Echo in ihrem eigenen Gemüthe vernommen? Alles gründet sich auf baare Thatsachen, und ich gestehe gern mit dem Deutschen Herausgeber des „Phantasus," daß der handgreifliche Körper mir mehr werth ist, als die Theorie, und einige kurze, bestimmte, eingreifende Fakta, wenn sie nur nicht durch die Uebertragung entstellt sind, mir mehr zusagen, als leere Dissertationen voll allgemeiner Anschauungen. Es thut noth, an den alten Ruhm Flanderns heutzutage zu erinnern, der in Belgien eingeschlafen zu seyn scheint. Die Belgische Kunst muß als ein Dokument der Belgischen Nationalität angesehen werden. Einige freimüthige Züge zu liefern, um die alten Chroniken wieder aufzufrischen, scheint mir vor der Hand schon verdienstlich genug. (Fortsetzung folgt.)

England.

Denkwürdigkeiten aus Morrison's Leben. *)

Der Vater des Dr. Morrison, James Morrison, ein geborener Schotte, wohnte in Morpeth (Northumberland), war zuerst ein Ackerbürger, alsdann ein Stiefelleistenmacher, der mehrere Gesellen hielt. Seine Mutter war Sara Nicholson, die Tochter eines Landmannes unweit Morpeth. Am 5. Januar 1782 wurde Robert, der jüngste der Familie — er hatte noch drei Brüder und drei Schwestern — zu Morpeth geboren. Um das Jahr 1785 zogen seine Aeltern nach Newcastle, wo er bei seinem Oheim Nicholson, einem achtbaren Schullehrer, Lesen und Schreiben lernte, und als Knabe trat er bei seinem Vater in die Lehre. In dem Alter von sechzehn Jahren wurde er, wie er selbst erzählt, ernstlich religiös, und mit dem Neujahrstage 1799 fing er an zu studiren und sich ein Tagebuch zu halten. Bei dem presbyterianischen Geistlichen Laidler lernte er die Anfangsgründe der Lateinischen, Hebräischen und Griechischen Sprache und etwas von der Theologie. Er hat es angemerkt, daß er das Lateinische am 19. Juni 1801 begonnen habe. Sein Eifer als Mitglied einer Gesellschaft zur Unterstützung von Armen wurde schon damals von Freunden und Nachbarn bemerkt. Im Jahre 1802 starb seine Mutter, und den 7. Januar 1803 ward er als Student in der Dissenter-Akademie zu Hoxton aufgenommen, wo er bis zum 28. Mai 1804 blieb. Die Londoner Bekehrungs-Gesellschaft nahm ihn nun als Missionair an und schickte ihn in das Seminarium in Gosport, wo er unter der Oberaufsicht des David Bogue zu dieser Bestimmung sich ausbildete.

Im Sommer des Jahres 1806 kehrte er nach London zurück. Er hatte China zu dem Schauplatze seiner Missionsarbeiten erwählt und zu diesem Behufe angefangen, sich mit dem Chinesischen bekannt zu machen. Ein junger Chinese, Namens Jong-Sam-Tai, war sein Lehrer; um sich in den Charakteren jener Sprache zu üben, schrieb er eine Chinesische Handschrift der vier Evangelien aus dem Brittischen Museum ab, und eine andere der Königl. Akademie. Außerdem erwarb er sich Kenntnisse in der Heilkunde und der Astronomie. Den 31 Januar 1807 schiffte er sich über Amerika nach China ein und erreichte Macao den 4. September. Dort logirte er in der Faktorei der Amerikanischen Agenten Milnar und Bull, woselbst er seine Chinesischen Studien fortsetzte und sogar die Landestracht annahm, die er aber wieder ablegte, als er wahrnahm, daß er gerade damit bei den Eingebornen anstößig werde. Die ersten sechzehn Monate seines dasigen Aufenthaltes waren sehr unangenehm, er mußte Vieles entbehren, verbrachte den Tag mit seinem Chinesischen Lehrmeister, schlief in einem Keller, hatte keinen Umgang mit seinen Landsleuten und aß sogar mit den Chinesen. Gegen Ende des Jahres 1808 zeigte er der Missions-Gesellschaft an, daß er eine Chinesische Sprachlehre vollendet habe, daß sein Wörterbuch des Chinesischen täglich vorschreite und seine Handschrift des Neuen Testaments zum Theil druckfertig sey, doch wolle er sie der Presse nicht eher übergeben, als bis er sich gründlichere Kenntniß der Sprache erworben habe.

Den 20. Februar 1809 feierte er seine Hochzeit mit Maria Morton, der achtzehnjährigen Tochter des noch lebenden John Morton, der, aus Dublin gebürtig, Oberwundarzt bei der Irländischen Artillerie ist. Er war nach der Union in Diensten des Staates 7 Jahre auf der Insel Ceylon, und auf der Rückreise nach England verweilte er mit seiner Familie einige Zeit in China. Er hatte sechs Söhne und sechs Töchter; Maria, die jüngste Tochter, war den 24. Oktober 1791 geboren und begleitete ihre Aeltern nach Ceylon. Die Denkwürdigkeiten dieser Frau, die der Dr. Morrison aufgezeichnet, und ihre Briefe, die sie ihm von Macao nach Canton geschrieben, charakterisiren sie als eine Frau mit trefflichen Eigenschaften und nicht gewöhnlichen Geistesgaben. Es herrscht in diesen Briefen ein Geist frommer Resignation, ein Ausdruck warmen Wohlwollens, die entschiedenste Liebe zu ihrem Gatten und ihren Kindern; da sie oft die Gesellschaft ihres Mannes entbehren mußte, so beschäftigte sie sich viel mit Lesen, insonderheit geschichtlicher und theologischer Werke, machte auch zuweilen, wiewohl vergebliche Versuche, sich das Chinesische anzueignen. Bei ihrer Frömmigkeit war sie doch duldsam, ohne Sektenhaß und also nicht bloß dem Namen nach evangelisch.

Den Tag nach der Hochzeit erhielt er die Anzeige, daß die Supercargos der Ostindischen Compagnie, denen er bei der Uebersetzung ihrer Chinesischen Korrespondenz behülflich gewesen, ihn zu ihrem Secretair und Dollmetscher angestellt hatten. Bis dahin war diese Korrespondenz auf eine beschwerliche Weise geführt worden; Portugiesische Geistliche übertrugen die Briefe aus dem Englischen in das Lateinische und hierauf unter dem Beistande von Eingeborenen in die Landessprache. Herr Morrison sah in seinem neuen Amte ein sehr wirksames Mittel zur Förderung seiner Missionszwecke. Er hatte sich mit den Eigenthümlichkeiten der Chinesen hinlänglich bekannt gemacht und wußte, wie er in seinem Berichte sagt, daß die gewöhnlichen Wege dort nicht zum Ziele führten. „Das Evangelium predigen", in dem üblichen Sinne dieses Ausdrucks, war in China durchaus unmöglich; allein der literarische Charakter ist nirgends so ausgebildet, als in jenem Lande, so daß die Presse ein mächtiges, aber auch das einzige Mittel werden dürfte, Angriffswaffen gegen das Chinesische Heidenthum zu liefern. Er begann daher i. J. 1812 seine Thätigkeit in diesem Fache und druckte in Canton nach Chinesischer Manier mit hölzernen Typen die Apostelgeschichte in Chinesischer Sprache. Den 2. April desselben Jahres vollendete er seine Chinesische Grammatik und sandte sie dem General-Gouverneur von Indien, Lord Minto; sie wurde auf Kosten der Compagnie i. J. 1815 in Serampore gedruckt, mit Typen, die eigens dazu in England verfertigt wurden.

Den 29. Februar 1812 starb sein Vater. Sowohl Morrison als seine Frau haben mit freigebiger Liebe aus ihren wenigen Mitteln zur Unterstützung seiner bejahrten Aeltern beigetragen. Im Dezember 1811 schrieb Mrs. Morrison an ihren Mann: „Lieber möbliren wir unser Haus nicht standesmäßig, wenn wir dadurch verhindert werden, dem Vater jährlich 30 Pfund zu schicken." Um jene Zeit (1811 und 1812) scheinen Morrison und seine Frau zum öfteren Beweise jener Zurücksetzung empfangen zu haben, welche den Unbemittelten von dem Hochmuth und der Eitelkeit zu Theil werden. „Diese Unhöflichkeit", schreibt Morrison's Frau, „diese Vernachlässigung kann unser Glück weder vermehren noch verringern, muß uns also gleichgültig seyn; wenigstens will ich es zu seyn versuchen, da man nicht immer ungekränkt bleibt, wenn man so oft mit Unaufmerksamkeit behandelt wird. Ich glaube, die Lehre der

*) Nach authentischen, zum Theil eigenhändigen Mittheilungen des kürzlich verstorbenen berühmten Sinologen.

Chinesen, Beleidigungen zu ertragen, ist das Beste, was zu thun ist. Sie schließen einfach und gut: Derjenige hat sich zu schämen, der ohne Grund uns kränkt, nicht wir, die es geduldig tragen. Als Christen haben wir eine noch höhere Verpflichtung, demüthig und friedlich zu seyn."

Im Jahre 1813 beendigte Morrison eine Chinesische Ausgabe des gesammten Neuen Testaments, von welcher er wenige Exemplare als Geschenke an Freunde nach Europa schickte; es erhielten deren namentlich die Bibel-, die Londoner Bekehrungs-Gesellschaft, die Akademie zu Hoxton. Seitdem sind Auflagen davon in den Jahren 1815, 1819, 1822 und 1827 erschienen und in China verbreitet worden. Um dieselbe Zeit schrieb und druckte er einen Katechismus im Chinesischen, nebst einer Abhandlung von den Lehren des Christenthums, von welcher 15 tausend Exemplare in Umlauf kamen. Zu Anfang des Jahres 1814 scheint er mit dem Vorsatze umgegangen zu seyn, seine Stelle in China aufzugeben und nach Java oder Malacca zu gehen. Im April desselben Jahres ward sein Sohn John Robert — gegenwärtig Chinesischer Secretair in Canton — geboren; eine Tochter war das Jahr vorher geboren, und ein Sohn im Jahre 1811, der aber als Kind starb. Im Jahre 1825 befahl das Direktorium der Compagnie, daß Morrison's Dienste bei der Faktorei aufhören sollten, weil er, einem Befehle des Kaisers von China zuwider, seine Uebersetzungen der Schrift in jenem Lande verbreite. Allein Morrison stellte den Supercargo's in einem Schreiben vor, daß er mit der Annahme eines Amtes nie daran gedacht habe, seine Pflichten als Missionair bei Seite zu setzen; übrigens möge man seine rechtmäßige Thätigkeit nicht mit dem Betragen der Jesuiten vermengen. Nur die Herrschaft, welche diese Letzteren sich anmaßten, war es, welche die Eifersucht des Chinesischen Volkes erregte und das Kaiserliche Edikt veranlaßte, nicht aber das ruhige Vertheilen theologischer Werke unter ein so sehr literarisches Volk. Mit dieser Auseinandersetzung war man zufrieden, und seine Dienste wurden beibehalten.

Die Veröffentlichung seines Chinesischen Wörterbuches begann im Jahre 1815. Die erste Nummer erschien den 29. Dezember. Dieses Werk wurde auf einer Presse gedruckt, die zu diesem Zwecke in Macao eingerichtet worden. Es bestand aus drei Theilen. Der erste Theil, das Chinesisch-Englische enthaltend und nach den Wurzeln geordnet, füllt drei Quartbände, jeder von etwa 900 Seiten (aus den Jahren 1815, 1822, 1823). Die Anzeige, welche sich zu Ende des dritten Bandes findet, ist vom 9. April 1822. Der zweite Theil, aus zwei Bänden, die 1819 und 1820 erschienen, bestehend, enthält das Chinesisch-Englische in alphabetischer Ordnung; der dritte, 1822 erschienene Theil liefert das Englisch-Chinesische. Vollendet wurde das Werk den 15. April 1822. Dieses Wörterbuch ist das unvergängliche Denkmal von Morrison's literarischem Ruhme; er verwandte 13 Jahre seines Lebens darauf. Die Ostindische Compagnie, der es gewidmet ist, hat die Kosten, die zwölftausend Pfund betrugen, hergegeben und, mit Ausnahme von 100 Exemplaren, die ganze Auflage dem Verfasser überlassen.

In Gemeinschaft mit dem Missionair Milon (gest. 1822) vollendete er den 25. November 1819 die Chinesische Uebersetzung des alten Testaments. Das alte und neue Testament erschien in 19 Oktav-Bänden i. J. 1819; ein geborener Chinese, Liang a fa, der von Dr. Milon bekehrt worden, half bei dem Drucke. Seitdem sind neuere Ausgaben dieses Werkes erschienen, auch hat Morrison noch eine verbesserte Auflage besorgt, wozu die Bibel-Gesellschaft die Kosten hergegeben hat. Im Jahre 1817 gab er einen Abriß von China in einem Quartbande heraus, mit Belehrungen über Chinesische Zeitrechnung, Länderkunde, Regierungsweise, Religion und Sitten. Man findet darin auch eine Uebersicht der Chinesischen Dynastieen mit vielen geschichtlichen Thatsachen. In demselben Jahre begleitete er den Lord Amherst auf dessen Gesandtschaftsreise nach Peking, und durch ihn erfuhr der Lord, daß die Geschenke des Königs von England auf Kähnen mit Flaggen, welche sie als „Tribut" bezeichneten, an den Kaiser geschickt wurden. Den 24sten Dezember 1817 verlieh die Universität zu Glasgow ihm die Würde eines Doktors der Theologie. Im folgenden Jahre gründete er das Englisch-Chinesische Gymnasium in Malacca; er selbst gab dazu 1000 Pfund und 5 Jahre lang jährlich 100 Pfund, — das Uebrige schaffte er von der Missions-Gesellschaft und durch freiwillige Beiträge; auch verfertigte er Statuten für dasselbe. Es zählte 1825 zwanzig Chinesische Studenten und ist noch jetzt in Flor. Morrison selber besuchte die Anstalt im Jahre 1822 und bemühte sich, eine ähnliche in Singapore zu Stande zu bringen, woselbst außer dem Chinesischen auch noch Malayisch, Siamesisch, Budschi und Bali gelehrt werden sollten. Die Gegenwart des Sir Stamford Raffles trug wesentlich dazu bei, die Sache zu beschleunigen, und den 4. August 1823 ward der Grundstein zu dem Gebäude gelegt. Morrison gab auch für dieses Institut einen Beitrag von 1000 Pfund.

Den 10. Juni 1821 starb ihm seine Frau an der Cholera und sie wurde zu Macao auf dem Begräbnißplatze der Englischen Faktorei beerdigt. Im Dezember 1823 schiffte er sich in Macao nach England ein, woselbst er im folgenden Monat März ankam und überall mit großer Hochachtung aufgenommen wurde. Den Sommer des Jahres 1825 verlebte er in Paris. Er wurde damals Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften, auch als der größte Kenner des Chinesischen dem Könige von England beim Lever vorgestellt. Er überreichte demselben ein vollständiges Exemplar der heiligen Schriften in Chinesischer Sprache, nebst einigen anderen in China gedruckten Sachen. Seine aus mehreren tausend Chinesischen Werken aller Art bestehende Bibliothek hatte er nach Europa mitgebracht, hauptsächlich in der Absicht, um die Kenntniß des Chinesischen dadurch zu verbreiten. Auch stiftete er im Verein mit Freunden ein sogenanntes Sprachen-Institut, in welchem Heiden-Belehrer Unterweisung in fremden Sprachen, namentlich Asiens erhalten sollten. Mehrere jetzt in Indien und China befindliche Missionaire haben diesem Institute, das jedoch nicht länger als bis 1828 bestanden hat, ihre rechte Kenntniß der Sprachen, in denen sie mit den Eingebornen verkehren, zu verdanken. Auch gab er während seines Aufenthalts in England „Chinesische Miscellaneen" heraus, bestehend in Auszügen aus Chinesischen Autoren in der Original-Gestalt, nebst Uebersetzung und philologischen Erläuterungen. Die Charaktere sind vermittelst des Steindrucks dargestellt, und Morrison erklärte diese Kunst für besonders günstig zur Vervielfältigung Chinesischer Schriftzüge, die er daher auch in China eingeführt hat.

Im Jahre 1824 heirathete er Miß Armstrong aus Liverpool, und zwei Jahre darauf kehrte er in Begleitung seiner Frau, eines Sohnes und der beiden älteren Kinder nach China zurück. In Macao wurden ihm noch vier Kinder geboren. Sämmtliche sieben Kinder und die Wittwe befinden sich gegenwärtig in England. Als am 14. Juli 1834 Lord Napier, mit dem Auftrage zur neuen Regulirung der Verhältnisse des Britischen Handels in China, in Macao anlangte, fand er dort den Dr. Morrison und ernannte ihn, auf Befehl der Regierung, zum Chinesischen Secretair und Dollmetscher. Morrison war damals schon seit einiger Zeit unwohl; dessenungeachtet willigte er ein, den Lord auf der Fahrt nach Canton zu begleiten, und war bei ihm in einem offenen Boote und während eines Platzregens in der Nacht zum 25. Juli auf dem Flusse Canton. Erst den folgenden Tag kam man in Canton an. Seit diesem Tage wurde Morrison ernstlich krank und starb, 52½ Jahr alt, am Abend des 1. August in den Armen seines ältesten Sohnes und Nachfolgers im Amte, John Robert Morrison. Am folgenden Tage wurden seine sterblichen Ueberreste zu Schiffe nach Macao gebracht. Lord Napier und alle Europäer, Amerikaner und Britische Unterthanen in Canton folgten der Leiche von der Wohnung bis an den Fluß. Den 5. wurde sie neben dem Grabe seiner ersten Frau und eines seiner Kinder in die Erde gesenkt. Etwa vierzig angesehene Einwohner der Insel begleiteten den Zug bis zur Begräbniß-Stätte. Die Größe des Verlustes, den die gelehrte Welt erlitten, dürfte man da, wo der Verstorbene so lange Jahre nützlich gewirkt hat, tiefer als selbst in Europa empfinden. Einst, wenn die Erlernung des Chinesischen leichter und Hunderte von Europäern Lehrer dieser Sprache geworden, wird man mit Verehrung den Namen desjenigen nennen, dem man solches zu verdanken hat, und doch wird es noch lange dauern, ehe eine so gründliche umfassende Kenntniß der Sprache und der Literatur, der Geschichte und des Lebens von China in einem einzigen Individuum sich wiederfinden wird. Die Dienste, die er bei verschiedenen Gelegenheiten der Ostindischen Compagnie geleistet hat, sind von unermeßlichem Werthe. So oft er in Canton zur Berathung zugezogen wurde, war die Befolgung seines Rathes vortheilhaft für die Angelegenheiten der Compagnie. Bei einer Streitsache im Jahre 1821 war er der Einzige in der Faktorei, welcher im Stande war, den Anforderungen der Chinesen Beweisgründe entgegenzustellen, und er that es mit Erfolg. Die schwierigsten Dinge brachte er durch persönliche Mittel zu Stande, und bei manchen Gelegenheiten hätte man Schaden und Unannehmlichkeiten erspart, wenn man seine Meinung mehr geachtet hätte. Fast alle Beamten der Compagnie in Canton verdanken ihm ihre Kenntnisse des Chinesischen.

Daß ein so hervorragendes Talent, mit so vielem Erfolge in literarischen Unternehmungen verbunden, Neider und Nebenbuhler schuf, ist natürlich; es fehlten deren weder in England noch auf dem Kontinent. Volle Anerkennung ward ihm in China und Japan: die Chinesen nannten ihn Le Dorline Ma, und der Japanische Ober-Dollmetscher in Nangasaki, dem die alphabetische Ordnung in Morrison's Wörterbuch sehr gefiel, übersetzte dasselbe im Jahre 1828 ins Japanische. Morrison war der erste Europäer, der Dokumente in Chinesischer Sprache anfertigte, welche von den Behörden in China angenommen wurden; ja, man hielt das erste Aktenstück dieser Art für die Arbeit eines Eingebornen und suchte den Urheber zu ermitteln, um ihn dafür zu bestrafen, daß er solche Talente zum Dienste von Ausländern verwandt hatte. Aus dieser Untersuchung ging das eigentliche Sachverhältniß hervor, und Morrison's Charakter als Chinesischer Gelehrter war gegründet. Im Jahre 1829 ereignete sich Folgendes: Ein Chinesisches Fahrzeug, mit 14 Passagieren und Waaren am Bord, fuhr die Küste entlang, als die Mehrheit der Mannschaft aufstand und, um sich des Gutes zu bemächtigen, die Reisenden ermordete, bis auf einen, der sich ans Land rettete. Einer der Schiffer, Namens Til Kung Tschao, hatte keinen Antheil an dem Verbrechen, vielmehr es zu verhindern gesucht; da aber der Ueberlebende den Vorfall anzeigte, ward die ganze Mannschaft, Til Kung Tschao nicht ausgenommen, festgesetzt und verurtheilt, und zwar auf Grund eines Zeugnisses, welches hinterdrein als ungenügend befunden wurde. Alles jedoch, was noch zu thun war, ehe man die Leute hinrichtete, war die Identifizirung derselben. Zu diesem Zwecke wurde der Gerichtshof feierlich geöffnet, und man gestattete auch die Anwesenheit angesehener Fremden. Hierauf wurden die Gefangenen aufgerufen und in Käfigen vorgeführt und sämmtlich von demjenigen, der sich gerettet hatte, als Mitschuldige wieder erkannt, bis auf Til Kung Tschao, den derselbe, als er aus seinem Käfig heraustrat, ergriff und ihm dankte, als dem, welcher mitten im Gemetzel ihm das Leben gerettet habe. Doch that keiner der anwesenden Chinesen einen Schritt, um den Widerruf der gegen den Unschuldigen ergangenen Sentenz zu erwirken; Liang a fa, der Morrison begleitet hatte, konnte sich kein Gehör verschaffen. Da trat Morrison selbst hervor und vertheidigte auf Chinesisch des armen Mannes Sache so beredt und mit so reichlicher Berufung auf Chinesische Gesetzquellen, daß Til Kung Tschao freigesprochen und dem Doktor von dem ganzen Gericht hoher Beifall gespendet wurde. Der erlöste Gefangene überreichte, der Landessitte gemäß, seinem Befreier ein förmliches Dankschreiben und legte mit dem Kopfe sich ihm zu Füßen.

Als angestellter Beamter der Ostindischen Compagnie hatte er zu Canton nur eine Wohnung, in der er den Theil des Jahres, in welchem

die Handels-Geschäfte betrieben wurden, sich befand; in Macao aber, wo er die größere Hälfte des Jahres zubrachte, ein Haus. Beider bediente er sich als Kapellen, in denen er Gottesdienst hielt und den Sonntag in der Regel viermal predigte, zweimal in Englischer, zweimal in Chinesischer Sprache. Durch diese letzteren Predigten sind einige Eingeborene belehrt und fünf von ihnen für den Missionsdienst bestimmt worden. In seinem Hause zu Macao hielt er auch eine Schule für Chinesische Kinder, die von Chinesischen Lehrern unterrichtet wurden; und durch Geschenke suchte er Aeltern zu gewinnen, ihre Kinder zu schicken. Im Jahre 1832 unterstützte er die Bestrebungen der Mäßigkeits-Gesellschaft in Canton, um die Seeleute von dem Genuß des Branntweins zu entwöhnen; auch eröffnete er in dem gedachten Jahre die schwimmende Kapelle in Macao, welche meist durch die Amerikaner, die den Hafen besuchten, in Stand gesetzt worden ist.

Es giebt ein Bildniß von dem Dr. Morrison, nach einem Gemälde von Chinnery, das auf Kosten mehrerer Mitglieder der Faktorei angefertigt worden; er hatte ein Lächeln um den Mund, lebhafte schwarze Augen und reiches schwarzes Haar, das ihm das Gesicht rund umgab. Mit seiner Zeit ging er sehr sparsam um und war daher nicht viel in eigentlichen Gesellschaften; so gern er sich zu belehren wünschte, so sehr unangenehm war ihm frivole Unterhaltung, und sobald ihm ein Gespräch eine solche Wendung zu nehmen schien, benutzte er gewöhnlich die erste Gelegenheit, um sich zu entfernen. Seine Familie und die Gesellschaft seiner Kinder gewährte ihm das reinste Vergnügen; mit ihnen spielte er wie ein Kind, und jede Gelegenheit ergriff er, sie zu unterrichten. Selbst als sie noch im zarten Kindesalter waren, waren sie seine Gefährten und Korrespondenten, und ihre Anhänglichkeit an ihn war sehr groß. Außer den oben angegebenen Werken, einer Sammlung von Predigten und verschiedenen theologischen Werken, hat Morrison noch herausgegeben: China, ein Gespräch zum Gebrauche der Schulen; Gespräche und Sentenzen in Chinesischer Sprache, nebst einer freien und einer wörtlichen Uebersetzung; Chinesische Uebersetzung der in der Englischen Kirche üblichen Morgen- und Abendgebete, sammt dem Psalter, in tägliche Portionen eingetheilt; die beiden ersten Homilien der Englischen Kirche in Chinesischer Uebertragung; Gebete und Hymnen, Chinesisch (1833); eine Abhandlung in Chinesischer Sprache und in China gedruckt, den Titel führend: Eine Reise um die Erde, zur Erläuterung der Sitten und der religiösen Gebräuche der Christen; endlich eine Chinesisch geschriebene Einleitung in die Lesung der Bibel, mit chronologischen, geschichtlichen und literarischen Notizen. (A. J.)

Bibliographie.

Finesse. — Eine Novelle. 2 Bde. 21 Sh.
Abdallah the moor. (Der Mohr.) Roman in 4 Bden. 24 Sh.
Visit to Iceland in the summer of 1834 (Reise nach Island.) Von Barrow. 12 Sh.
Book for the Million. (Das Buch für Millionen.) Ein Kompendium alles Wissenswürdigsten. 5½ Sh.
Sketch of the history of medicine. (Skizze einer Geschichte der Medizin.) Von Dr. J. Bostock. 7½ Sh.
The bride's book. (Kodex der Moral für neuvermählte Frauen.) Zusammengestellt von Mrs. H. C. Caddick. 2½ Sh.
Butler's Hudibras. — Mit Anmerkungen von Nash. 2 Bde. 24 Sh.
History of Spain. (Geschichte von Spanien.) Von Calcott. 2 Bde. 12 Sh.
Conversations at the work-table. (Unterhaltungen am Arbeitstische.) Von einer Mutter. 3½ Sh.
The cotton-spinners manual. (Handbüchlein für Baumwollen-Weber.) 2 Sh.
Speeches on reform. (Lord Durham's Reden über Parlaments-Reform.) 4 Sh.
A fragment on Mackintosh. — 9 Sh.

Norwegen.

Samlinger til det Norske Folks Sprog og Historie. Udgivne af et samfund. Förste Bind. Heft 1, 2, 3. (Sammlungen zu des Norwegischen Volkes Sprache und Geschichte.) Christiania, 1833.

Ohne Zweifel wird jeder Freund der Nordischen Geschichte mit Freuden erfahren, daß man auch in Norwegen angefangen hat, darauf bedacht zu seyn, solche Urkunden zu sammeln und herauszugeben, welche über die ältere und neuere Geschichte dieses Landes einiges Licht verbreiten können. Gewiß ist eine große Menge derselben während der unruhigen Vorzeit dieses Reiches und dessen langwieriger Abhängigkeit von Dänemark verloren gegangen, und man kann daher nicht erwarten, in Norwegen einen solchen Reichthum von Urkunden zu finden, wie der ist, der in Schwedens und Dänemarks öffentlichen und Privat-Archiven verwahrt liegt. Aber außerdem, daß an zerstreuten Orten sich wohl noch Manches befinden mag, hat in den letzteren Jahren ein glücklicher Umstand Norwegen sowohl, wie Schweden und Dänemark, eine für die Geschichte der Nordischen Länder kostbare Sammlung wichtiger Aktenstücke zurückgegeben.

Es ist bekannt, daß das Archiv Christian's II., welches wahrscheinlich durch die Heirath seiner ältesten Tochter mit dem Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz Eigenthum des jetzt in Bayern regierenden Pfälzischen Hauses geworden ist, vom König Ludwig von Bayern dem König von Schweden verehrt worden ist, welcher wiederum die Vertheilung desselben unter seine beiden Reiche und Dänemark beschlossen hat. Zu diesem Zweck wird es noch seit 1830 in Christiania verwahrt, wo die Sonderung der einem jeden Reiche zugehörenden Dokumente vor sich geht.

Die Gegenwart und die Untersuchung einer so wichtigen Handschriften-Sammlung, welche nicht allein Briefe und Dokumente aus der Zeit und der Regierung Christian's II. enthält, sondern auch eine Menge älterer Akten, und wahrscheinlich die Reichs-Aktenstücke, welche er bei seiner Abfahrt von Dänemark mit sich geführt haben soll, hat sowohl die Lust zur Veröffentlichung historischer Urkunden erweckt, als auch reichlichen Stoff dazu hergegeben.

Professor Lundh, der den Auftrag hatte, von München dieses Archiv heimzuführen, ist auch einer der Haupt-Redakteuren der in der Ueberschrift angekündigten Zeitschrift; eben so wie die wichtigsten Beiträge zu derselben aus den reichen Vorräthen dieses Archivs für Nordische Geschichte geschöpft sind. Professor Lundh, zugleich mit Herrn J. C. Berg, Justitiarius beim Obergericht von Aggerhus Stift, R. Keyser, Lektor der Geschichte an der Universität Christiania, G. Munthe, Capitain und Lehrer an der Norwegischen Kriegsschule, und J. Kraft in Mandal (Verfasser der „Topographisch-statistischen Beschreibung von Norwegen), vereinigten sich im Januar 1832 zu einer „Gesellschaft für die Geschichte des Norwegischen Volkes und der Norwegischen Sprache", forderten andere Freunde der vaterländischen Geschichte auf, darin als Mitglieder einzutreten, und erließen eine Einladung zur Subscription auf die beabsichtigte Herausgabe ihrer Sammlungen. Die Stifter ermahnen in dieser Einladung ihre Landsleute zur Sammlung von Materialien zu Norwegens Sprache und Geschichte, damit nicht, wie sie sagen, „unsere Freunde und Stammverwandten im Osten und Süden für uns die Verantwortlichkeit übernehmen und späterhin, wie bisher, Norwegens Geschichte nicht allein auf fremder Erde und mit fremden Händen, sondern auch mit fremden Herzen schreiben."

Was den Inhalt dieser Sammlungen betrifft, heißt es weiter, so soll er aus Materialien aller Art für Norwegens ältere und neuere Geschichte bestehen, und aus Allem, was damit in Verbindung steht, vorzüglich aus Original-Urkunden. Die Norwegische Nation scheint mit Wärme dieses Unternehmen umfaßt zu haben, und nicht weniger als 600 Subskribenten haben sich während des ersten Jahrgangs der Zeitschrift zur Förderung des Werkes gemeldet. Die in dem ersten Bande enthaltenen Urkunden und Untersuchungen hier anzuführen, würde zu weitläuftig seyn, und wir begnügen uns, die Deutschen Geschichtsforscher auf das Werk im Allgemeinen aufmerksam gemacht zu haben.

Mannigfaltiges.

— **Die Sage von Adam's Berg.** Aus dem kürzlich erschienenen dritten Band der „Reise um die Welt," von Holman, entlehnen wir die bei den Eingebornen von Ceylon allgemeine Sage von dem Gebirge Adam's Pik. Dies Gebirge, eins der höchsten auf der Insel, gilt in der Sage als der Ort, wo unser gemeinschaftlicher Urvater Adam stehen blieb, um dem Eden, das er auf immer verließ, sein letztes Lebewohl zu sagen. Noch jetzt zeigt man dem Reisenden den Fußtritt, dessen Spuren der Altvater an dem äußersten Rande des Gebirges zurückgelassen; in der That hat die Stelle Aehnlichkeit mit dem Eindruck eines Menschenfußes, nur ist der Umfang, die Größe desselben etwas zu gigantisch. Nachdem der Verwiesene den letzten schmachtenden Blick auf die verlorne Heimath geworfen, soll er nach dem Kontinent von Indien hinübergewandert seyn, der damals durch einen kleinen Landstrich mit dem Paradiese zusammenhing, aber kaum hatte er die Erdenge an dem Golf von Manaar überschritten, als der Ocean hinter ihm sich schloß und die Insel auf immer von dem Festlande schied. Seit jener Zeit ward, wie die Sage geht, der Platz den bösen Geistern überwiesen, und da, wo die Wiege des Menschengeschlechts gestanden, erhoben sich plötzlich die wüthenden feindlichen Stürme. Noch heutzutage pflegen sich die Einwohner bei ihren häufigen Gewitterstürmen von der alten wunderlichen Sage zu unterhalten und die dahingeschiedene Glorie des ehemaligen Paradieses bitter zu beklagen.

— **Der Meer-Kokusbaum.** Die Blätter dieses Baumes, welcher der Gruppe der Sechellen-Inseln eigenthümlich ist, und gemeiniglich eine Höhe von funfzig bis sechzig, zuweilen auch achtzig bis hundert Fuß erreicht, sind sehr breit, sie liegen anfänglich in geschlossenen Falten in Form eines Fächers, bis sie sich nachher ovalförmig ausdehnen, indem sie, nach dem Botaniker Hooper, ein Herzgerippe haben, und mit der Zeit sehr schöne, regelmäßig von einander abstehende Fächer erhalten. Seine vollkommene Entwickelung erreicht der Baum erst, wenn er hundertunddreißig Jahre alt geworden ist. Die Krone des Stammes in der Mitte der Blätter wird wie eine Art von Blumenkohl, gleich dem der Kohlpalme, als Nahrungsmittel gebraucht; er ist aber weniger angenehm und hat einen etwas bitterlichen Geschmack; man macht ihn oft in Weinessig ein. Der Stamm selbst wird zerspalten, und wenn man die saftigen und faserigen Theile herausgenommen, so wird er zu Wassertrögen sowohl als zu Pallisaden an den Häusern und Gärten benutzt. Die Blätter dienen zur Bekleidung des Dachwerks an Häusern, Schuppen und Mauern. Wenn man hundert solcher Blätter hat, so ist man damit im Stande, eine bequeme Wohnung aufzuführen, und selbst die Seitenwände in den Zimmern, die Thüren und Fenster können davon angefertigt werden. Auf der Insel Praslin sind die meisten Hütten und Waaren-Magazine auf diese Weise angelegt. Der unterste Theil an den jungen Blättern, der weicher und zarter ist, wird zum Füllen von Matratzen und Kopfkissen benutzt. Aus den Ribben der Blätter und den Fasern der Blattstiele werden Körbe und Besen verfertigt. Auch werden aus dem jungen Laubwerk schöne Hüte gemacht, und man sieht bei den Einwohnern der Sechellen-Inseln kaum noch eine andere Kopfbedeckung als diese. (Holman's Travels.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Montag den 20. April 1835.

Rußland.

Die Familie und der Geburtsort Lomonossoff's, des ersten Russischen Dichters.

Die angebornen Neigungen und Fähigkeiten der Menschen zu dieser oder jener Beschäftigung, zu dieser oder jener Leidenschaft gehören in der That zu den größten Geheimnissen der Schöpfung, und bilden die edelsten Unterscheidungs-Merkmale des Menschen von den übrigen Geschöpfen der Natur. Während ein gepfropfter Baum stets gute Früchte trägt, aus schlechtem Samen aber, oder aus unergiebigem Boden, nur unbedeutendes Gewächs und Unkraut emporschießt, findet häufig beim Menschen-Geschlechte gerade das Gegentheil statt. Die Geburt eines Genies hängt weder vom Klima, noch von der moralischen oder physischen Beschaffenheit seiner Aeltern ab. Ausgezeichnete Menschen erscheinen unter jedem Verhältnisse, unter gekrönten Häuptern und unter geringen Leuten, an der Küste des Eismeers und unter dem schwülen Himmel des Aequators, eben so, wie Riesen und Athleten von Pygmäen, können Wesen mit allen Unvollkommenheiten der Seele und des Körpers von Menschen geboren werden, die in jeder Hinsicht vollkommen sind.

Ich freue mich jedesmal, wenn ich würdige Nachkommen ausgezeichneter Menschen finde, und deshalb war es mir bei meiner Ankunft in Archangel im Jahre 1828 sehr angenehm, zu hören, daß die Nachkommenschaft Lomonossoff's in gutem Rufe stehe. Es versteht sich von selbst, daß ich mich beeilte, ihre Bekanntschaft zu machen.

Das Haupt der Familie des um die Russische Sprache so hoch verdienten Mannes ist seine Nichte, Matrena Jessejewna, ein achtzigjähriges Mütterchen. Ungeachtet ihrer vorgerückten Jahre ist sie noch sehr rüstig, und erfreut sich noch des Gebrauches aller ihrer Sinne; ihre Augen sind eben so lebhaft, wie ihre Zunge geläufig ist, ihre Muskeln eben so kräftig, als ihr Gang leicht, nur das Gedächtniß hat sich etwas vermindert. Dennoch erinnert sie sich mit Vergnügen an ihr Leben und Treiben bei ihrem Oheim Michailo Wassiljewitsch Lomonossoff in Petersburg, in einem nicht sehr großen steinernen Hause an dem Moika-Kanal.*) Mit besonderer Redseligkeit spricht sie von der Gastfreiheit ihres Oheims, wenn auf der breiten Freitreppe der eichene Tisch gedeckt wurde, und der Sohn des Nordens bis spät in die Nacht mit seinen lustigen Landsleuten schmauste, die zu Schiffe aus Archangel kamen, und ihm gewöhnlich zum Geschenk eingemachte Moltebeeren und Häringe mitbrachten.

Ganz dieselbe Bewirthung ward auch den Bewohnern anderer Städte, die bei der ersten Schlittenbahn mit Stockfischen nach Petersburg kamen. Ich muß bemerken, daß Matrena Jessejewna bei diesen Banketts eine nicht unbedeutende Rolle spielte, denn sie hatte, ungeachtet ihrer Jugend, den Keller zu besorgen, und mithin viel zu schaffen und zu laufen. Eben so mußte sie auch in heißen Sommertagen, wenn der Oheim von Büchern und Papieren umgeben, vom Morgen bis zum Abend im Gartenhause schrieb, in den Eiskeller nach Bier gehen, denn ihr Oheim trank es gern, so wie es vom Eise kam. Aus den Reden des Mütterchens geht hervor, daß unser Dichter es sehr liebte, im Freien zu arbeiten, denn im Sommer kam er fast nicht aus dem Garten, dessen Pflege er selbst übernahm, indem er die Bäume mit seinem Federmesser pfropfte und beschnitt, wie er dies in Deutschland gesehen. Im Garten oder auf der Freitreppe, in seinem Chinesischen Schlafrocke sitzend, nahm Lomonossoff nicht nur die Besuche seiner Freunde an, sondern auch die der vornehmsten Leute, die den Ruhm und das Verdienst des Dichters mehr als ihren Stammbaum ehrten; am öftersten unter Allen und am längsten saß bei ihm sein berühmter Mäcen Iwan Iwanowitsch Schuwaloff. — „Gott verleih' diesem guten Herrn die himmlischen Freuden," pflegt das Mütterchen, sich dreimal bekreuzigend, hinzu zu setzen, „wir waren so an seine Sterne und Ordensbänder, an seinen vergoldeten Wagen und seine sechs schwarzen Rosse gewöhnt, daß es uns zuletzt gar nicht mehr auffiel, wenn sein Wagen am Hause hielt, wir brauchten ihm nur zu sagen, wo Michailo Wassiljewitsch zu finden sey, — seine Heiducken ließ er aber vor der Thür stehen. Bisweilen," bemerkte Matrena Jessejewna ferner, „kam mein lieber Oheim so ins Lesen und Schreiben, daß er die ganze Woche hindurch nichts anderes trank und aß, als Märzbier und Butterbrod." Das Nachdenken und der stets rege Zustand seiner Einbildungskraft bewirkten, daß Lomonossoff im Alter sehr zerstreut ward. Nicht selten brachte er zur Mittagszeit, statt der Feder, die er nach alter Schulgewohnheit hinters Ohr zu stecken pflegte, den Löffel, mit dem er aus der heißen Schüssel geschöpft, aus Ohr, oder er bediente sich seiner Perrücke als Serviette, indem er sie abnahm, wenn er im Begriff war, eine Kohlsuppe zu essen. Und fast immer geschah es, daß er, statt ein vollgeschriebenes Papier mit Sand zu bestreuen, es mit Dinte übergoß. . . . .

Wie sehr auch der glänzende Ruhm ihres Vorfahren auf Matrena Jessejewna zurückstrahlt, so verdient sie doch schon an und für sich, ihres thätigen Lebens wegen, besondere Hochachtung. Sie beschäftigt sich mit chirurgischen Hülfeleistungen; und zwar steht sie der leidenden Menschheit mit solcher Geschicklichkeit, und mit solcher Leutseligkeit bei, daß ihr Name im nördlichen Theile Rußlands überall gesegnet wird. Bei der ersten Aufforderung eilt sie zu Hülfe, ohne auf Kälte oder schlechte Wege zu achten, und ohne Rücksicht auf ihre Zeit, oder auf den Stand der leidenden Person zu nehmen. Wie viele gebrochene Beine, verrenkte Arme, schwer verletzte Köpfe sind durch die bewundernswerthe Geschicklichkeit der verehrten Frau völlig wiederhergestellt worden, und Leuten, die ein böses Geschick bestimmt zu haben schien ewig gebrechlich und leidend zu bleiben, wurde ihre frühere Wohlgestalt und Gesundheit wiedergeschenkt. Bei alledem thut sie mit ihrer Geschicklichkeit nicht groß, sondern dankt dem Schöpfer für die Gnade, das Werkzeug seiner Barmherzigkeit zu seyn. Sie spricht wenig von ihren edlen Thaten; man erfährt sie nur durch fremde mündliche und schriftliche Aeußerungen des Dankes.

Zu beklagen ist es, daß Matrena Jessejewna die Hoffnung hat aufgeben müssen, ihre Kenntniß in der Familie fortzupflanzen, da sie weder ihre eigene, noch ihre Schwieger-Tochter dazu fähig fand. — „Gott gab ihnen nicht den Segen" sagt die ehrwürdige Alte. — Und fürwahr, eine solche Neigung dem Nebenmenschen beizustehen, eine so gründliche Kenntniß des menschlichen Körpers, ein so feines Gefühl, wie sie es in den Fingern hat, und endlich eine Geistesgegenwart, wie man sie selten bei Frauen antrifft, können nur, als Früchte des göttlichen Segens, und als eine höhere Bestimmung zu diesem Berufe betrachtet werden.

Während die Mutter sich mit dem Einrichten und Heilen gebrochener Glieder eifrig beschäftigt, begründet ihr würdiger Sohn Lapatin seinen Wohlstand und seinen Ruhm — im Zerstören derselben! Er sägt, feilt und schneidet Knochen ohne Barmherzigkeit! — Das klingt entsetzlich. Aber zur Beruhigung vernehme man, daß Herr Lapatin der ausgezeichnetste Drechsler in Archangel ist; er feilt, schneidet und drechselt Elfenbein, Mammuth's- und Wallroß-Zähne mit nicht geringerer Geschicklichkeit, als seine ehrwürdige Mutter die menschlichen Knochen wieder in Ordnung bringt und einrichtet.

Es ist sehr zu bedauern, daß Lapatin kein Zeichner ist, sonst könnte er, bei seinem richtigen Augenmaße, und bei der saubern Arbeit seiner Schnitzwerke sich ausgezeichneten ausländischen Künstlern seines Faches an die Seite stellen. Diese Unkunde im Zeichnen von Seiten Lapatin's und der übrigen Archangelschen Knochen-Drechsler ist ohne Zweifel der Grund, daß diese sonst so einträgliche Kunst jetzt fast ganz in Verfall gerathen ist. Nach Arbeiten aus Knochen, die in den letzten Jahren noch in Menge zu allen Messen und Jahrmärkten versendet wurden, findet jetzt gar keine Frage mehr statt. Ich suchte den Künstlern zu beweisen, daß sich dieses nur aus der allgemeinen Verbreitung eines besseren Geschmackes erklären ließe, während sie in ihren Arbeiten wenig Fortschritte gemacht. Wie lange ist es her, daß in Rußland schlechte Holzschnitte bei Leuten mittlerer Klasse zum Schmucke der Zimmer dienten, und leichte Verse für Poesie galten! Es wäre interessant, den Ursprung des Drechsler-Handwerks in Archangel zu kennen, auch schon deshalb, weil vor Alters Mammuth's- und Wallroß-Zähne von den Ufern der Petschora und von Nowaja Semlja nach Archangel gebracht wurden.

Matrena Jessejewna versichert, daß ihr Sohn dem berühmten Onkel sehr ähnlich seyn würde, wenn nicht seine kolossale Größe hierbei störend einwirkte. Lapatin ist ein Riese unserer Zeit, und man kann kaum glauben, daß seine großen Finger ein Schnitzwerk zu Stande bringen könnten, das so fein ist, wie ein zartes, gemustertes Gewebe. Das beste Erzeugniß Lapatin's ist das Denkmal seines Vorfahren nach einer Zeichnung von Martos.

Endlich war ich auch auf Kur-Ostroff, dem Geburtsorte Lomonossoff's. Ich werde meine Reise von Cholmogor nach diesem in vieler Hinsicht interessanten Orte hier nicht beschreiben; ich bemerke nur, daß ich lange auf den Trümmern des Hauses gesessen, in welchem ein Mensch geboren ward, den die Natur als ihren Liebling bezeichnet hatte. Tausend Gedanken, angenehme und trübe, drängten sich vor meine Seele: vor meinen Augen standen die Scenen der Kindheit des unvergeßlichen Lomonossoff's, aber durch Kopf und Herz zog sich der Faden

*) Jetzt gehört dieses Haus dem St. Petersburgischen Postamte.

seines ganzen Lebens. Kein Russe, dachte ich, möchte wohl ein so großes Recht auf die Liebe und Dankbarkeit seines Vaterlandes haben, als Lomonossoff. Seine Verdienste, als ausgezeichneter Dichter, als glänzender Redner, als tiefer Denker, als der aufgeklärteste Mann seiner Zeit, erscheinen gering und unbedeutend im Vergleich zu der heilsamen Veränderung, die er in den Köpfen seiner Mitbürger hervorbrachte, indem er durch seine Gelehrsamkeit den Glanz der Gesellschaft von Ausländern verdunkelte, welche die sogenannte Russische Akademie bildeten. Ferner wohl einsehend, daß alle menschlichen Kenntnisse ganz nutzlos sind, wenn sie nur das Eigenthum der Gelehrten bleiben, und ihr Wirkungskreis sich nicht, mit Hülfe der, einem jeden Einzelnen theuren und lieben Muttersprache, unter der Menge verbreitet, opferte Lomonossoff den Ruhm, Gelehrter unter Gelehrten zu seyn, auf, und begann über wissenschaftliche Gegenstände Russisch zu schreiben, und zwar in einer reinen, deutlichen wohlklingenden, von ihm selbst entwickelten, ja besser gesagt von ihm erschaffenen Sprache. Und wenn nun die Einführung der Muttersprache im Gottesdienste und in der Gerichtspflege, unter dem Militair, und in dem Privatleben das beste Zeugniß für ein mächtiges und unabhängiges Volk ist, und eine kräftige Stütze seines Wohlergehens, wie sollte man da nicht Lomonossoff einen Wohlthäter seines Vaterlandes nennen! Endlich erlaube man mir noch die Bemerkung, daß ohne dieses Lomonossoffs Verdienste unsere Gelehrten vielleicht auch jetzt noch nicht in ihrer Muttersprache schreiben, und wir es schwerlich glauben würden, daß die Russische Akademie der Wissenschaften aus Russischen Gelehrten bestehen könne.

Nachdem ich mich an der malerischen Lage von Kur-Ostroff ergötzt hatte, begab ich mich, wie Puschkin sagt, von Blüthendüften getränkt, — durch unübersehbare herrliche, mit schönem wohlgenährten Vieh bedeckte Wiesen nach Rewnina-Gora, um mit dem Zeitgenossen und Freunde Lomonossoff's, dem hundertjährigen Greise Kotscheff, Bekanntschaft zu machen. Sehr richtig heißt es irgendwo, daß beim ersten Schritte in die Behausung eines Menschen man auf den Charakter und die Verhältnisse dieses Letzteren schließen könne. Man wird sich daher leicht vorstellen, welche Meinung ich von diesem Landmann in der Gegend von Archangel fassen mußte, als man mich über eine reinliche hölzerne Stiege in einen großen Saal, mit sechs Fenstern auf der einen Seite und, in Stelle von Fenstern, mit eben so vielen Spiegeln auf der anderen Seite führte. An den beiden übrigen Wänden hingen Bildnisse der Kaiserlichen Familie, mit Peter dem Großen beginnend, von ziemlich guter Arbeit und in goldenen Rahmen. In einer Ecke des Zimmers befanden sich einige Heiligenbilder in silberner Einfassung, in der anderen aber eine Englische Wanduhr in einem Kasten von Nußbaumholz. An der Stelle von Kronleuchtern sah man Kompasse, und die Möbel waren, wenn auch altmodisch, doch reinlich und ordentlich. Vor dem Hause befand sich ein kleiner Blumen- und Gemüse-Garten. Ich wunderte mich daher nicht, als jetzt ein silberhaariger Greis von sehr angenehmem Aeußeren, sich auf ein Spanisches Rohr mit goldenem Knopf stützend und in einem sammtenen Schlafrock, zu mir hereintrat. Ich freute mich schon im Voraus auf die Unterhaltung mit dem verständigen Repräsentanten einer für mich so interessanten Epoche; doch leider! — die Zeit hatte auf Gedächtniß und Zunge des hundertjährigen Greises unvertilgbare Spuren hinterlassen.

Das letzte Erfreuliche bei meiner Reise in die Heimath Lomonossoff's war gegen ein sehr geringes Opfer die Erlangung eines Stoßes gelb gewordener, größtentheils von Lomonossoff selbst in Russischer, Französischer, Deutscher und Lateinischer Sprache beschriebener Papiere. Die Durchsicht dieser so werthvollen Handschriften war mir auf der ganzen Reise eine unerschöpfliche Quelle der angenehmsten und interessantesten Unterhaltung, und überzeugte mich völlig, daß Verschiedenheit der Beschäftigungen die nothwendige Nahrung des Genius sey. Und hier in diesem kleinen Hefte sieht man die Proben dieser verschiedenartigen Beschäftigungen des großen Mannes, von gelehrten Theorieen in den mathematischen und Natur-Wissenschaften an, bis zu wohlklingenden Versen; von Betrachtungen über das Bergwesen, bis zu Projekten verschiedener Art und amtlichen Schriften.

Im Jahre 1828 theilte ich aus diesen Handschriften zur Aufnahme in das Berg-Journal zwei kurze Fragmente mit, welche einen Beweis mehr liefern, daß der unermüdete Lomonossoff, während er sich mit den Wissenschaften beschäftigte, auch dem Gange der Verwaltung in seinem Vaterlande folgte, und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, demselben nützlich zu seyn.

Swinjin.

B e l g i e n.

Ueber Belgiens Kunst und Künstler.

(Fortsetzung.)

Am 31. Mai 1640 lag zu Antwerpen ein Mann auf dem Sterbebette. Das Haus des Todkranken war ein schönes Gebäude in Römischem Stil, von einem ansehnlichen Aeußern und mitten unter den Spanischen Façaden Antwerpens durch seine eigene Struktur hervorstechend. Wer dies lachende Haus früher gesehen, hätte es jetzt in der mitternächtlichen Stunde schwerlich wieder erkannt. Der Mond bekleidete mit seinem bleichen Schein wie mit einem Leichengewande die Seitenmauern und umspielte mit seltsamem Geflimmer das steinerne Bild des gekreuzigten Heilands, das auf der vorderen Seite nach der Gasse blickte. Die Zugänge waren mit Strohmatten belegt, der Anblick war düster und ängstlich. Einige Fackeln bewegten sich durch den Garten hin und her durch die hohen Rüstern, dicht daneben war der große Platz der Schützengilde. In einer kleinen Rotunde und auf dem Hofe selbst, an dessen Mauern der Dom mit seinen gewölbten Fenstern stieß, versammelte sich ein Haufen Männer in Trauermänteln und Filzhüten, die ihre Gestalten überschatteten und unkenntlich machten. Von Zeit zu Zeit schritt eine schöne junge Frau, die eine schwarze Quaste wie eine Federkrone auf dem Mantel trug, durch den Hofraum nach der Rotunde und stattete den Männern Bericht ab über den Zustand des Sterbenden. Bald war die ganze Straße von einem lauten Geschrei erfüllt: der Ritter Paul Peter Rubens war todt!

Am anderen Morgen bewegte sich ein glänzender Zug nach der Kirche des heiligen Jakob. Das Pferd des Gestorbenen, ein stolzes Spanisches Roß, folgte dem Sarge, den die höchsten Magistrats-Personen der Stadt auf ihren Schultern trugen. Die schöne blonde Frau mit der schwarzen Quaste, Helene Forman, Rubens Eheweib, blieb weinend in ihrer Wohnung zurück. Die Landleute aus der Herrschaft Stean, deren Schloß bei Mecheln lag, eröffneten den Zug, denn sie waren die Lehnsleute des vornehmen Mannes geworden. Der Todte wurde, wie man sagt, unbedeckten Hauptes beerdigt, auf dem Gesicht stand noch die Röthe der Gichtschmerzen, die ihm den Tod gegeben, auf der rechten Hand saß der Diamant eines Königs, die Brust bedeckte eine doppelte goldene Kette, an der das Medaillon Karl's des Ersten hing. Seine Hutschnur, ebenfalls ein Geschenk dieses Fürsten, schätzt man auf mehr als zehntausend Thaler.

Ein Jahr darauf (im Dezember 1641) sah man in London einen ähnlichen Leichenzug, den das beredte Schweigen der Menge umgab. Der Wagen mit dem Wappen der Ruthwen, der dem Zuge folgte, wurde von dem Luxus einer schwarzen, mit silbernen Blumen geschmückten Sänfte überstrahlt, welche der Ritter Peter Lely, Endymion Porter und andere Edelleute aus dem Hause der Stuart's trugen. Derjenige, den man auf den Schultern trug, hatte ein muskelkräftiges bleiches Antlitz, die Stirn war hoch, einige seltene Locken lagen um die Schläfe, ein starker Spanischer Schnurrbart kreuzte noch die Wangen. Geistliche von dem Orden der „Black-Friars“ folgten dem Sarge, der in der großen Sankt-Pauls-Kirche beigesetzt wurde. Dies war Antoni van Dyk.

Mit diesen beiden Männern ging die große Malerei zu Grabe. Frankreich hatte auch kurz vorher den schon alten und gichtbrüchigen Poussin mit trauriger Miene die Gallerie des Louvre verlassen sehen, aus der ihn der Neid vertrieb. Poussin kehrte nach Rom zurück, um dort im Geräusch der ländlichen Tänze zu sterben, die er so oft in seinen Gemälden dargestellt hatte. Mit der Flamändischen Kirchen-Malerei war es aus. Mit Rubens' und van Dyk's Tode zerriß die Leinwand der großen Darstellungen, wie der Vorhang im Tempel zerriß, als Christus starb. Das Talent einiger bedeutenden Schüler des Rubens' wagte kaum, mit den großen Erinnerungen, die der Meister zurückgelassen, einen Wettkampf einzugehen; eben so wenig suchten die Nachfolger des genannten Künstlers, an deren Spitze Jordaëns zu nennen ist, dem schlechten und verderbten Geschmack, der bald einriß, kräftig zu steuern. Jakob Snyders, der zu Rubens' Pinsel für seine Figuren oft seine Zuflucht genommen hatte, brachte jetzt die Thier-, die Jagd- und Blumen-Stücke auf's Tapet. Die Gemälde des Lukas Franz und Peter van Moll, der beiden Quellin, des Peter Thys und so vieler Anderen ließen bei ihren bleichen Gestalten den warmen und belebten Farben-Schmelz eines van Dyk und Rubens zurückwünschen. Die Genre-Malerei siegte über die Kirchen-Stücke, und David Teniers leitete von seinem kleinen Dorfe Perth aus, zwischen Antwerpen und Mecheln gelegen, die Bewegung im Reiche der Kunst, welche jenen Sieg hervorrief. Mit kleinen Pinselstrichen, mit eleganten Minutiositäten und gewandten Fingergriffen tödtete Flandern seine Kirchen-Malerei. Auf die riesig kraftvollen Fleisch-Töne des Rubens, auf sein Helldunkel voll gigantischer Wirkung folgte die graue Farbe der Rauchkammern und Wirthshäuser; den von der heiligen Taube herableuchtenden Glanz der Altar-Blätter verdrängte der falbe Lichtschimmer, der auf einen blank gescheuerten Kessel in der mit Hülsenfrüchten und Schinken angefüllten Küche oder auf den zinnernen Krug eines täppischen Säufers fiel. Der Flamändische Geist, der sich durch van Dyk und Rubens zur Apotheose aufgeschwungen hatte, sank in seine ursprüngliche Apathie und seine angeborene Bauernhaftigkeit zurück. Dieser Geist der Bauernhaftigkeit herrschte nun wieder in Holland und Belgien kraft seines Geburts- und Eroberungs-Rechtes. Auch die Gothische Architektur wußte Peterneefs auf die Possenhaftigkeit der Genre-Kunst zu reduziren. Wie war es nun möglich gewesen, daß jene beiden großen Meister, dem Sinn ihres Landes zuwider, der Flamändischen Kunst einen solchen Schwung gaben, so daß sich, bei ganz gesicherter Originalität, ihre Werke denen der Italiänischen Schulen an die Seite stellen ließen? Was war das Geheimniß in dieser Erscheinung? Welches Leben lebten diese Männer, wie nährte sich ihr Geist, welches waren ihre Studien? Dies sind Fragen von der höchsten Bedeutung für die Theorie der Kunst selbst. Auch in dem National-Charakter der Flamänder müssen Stoffe vorhanden gewesen seyn, die den Schwung jener Künstler möglich machten und zuließen. Deshalb wäre die Kenntniß der Lebens-Verhältnisse dieser Männer auch für die Geschichte des Volkes von unleugbarer Wichtigkeit.

Zu der Zeit, als Rubens und van Dyk auftraten, überstrahlte die Venetianische Schule alle andere. Durch drei eminente Talente, Tizian, Tintoretto und Veronese, auf ihre Sonnen-Höhe erhoben, reichte ihr Glanz von dem Dogen-Palast bis über's Adriatische Meer und nach Norden bis in das Flachland der Maaß und Schelde. Sie steht in ihrer Eigenthümlichkeit zwischen der ganz papistischen und christlichen Schule zu Rom und der Spanischen mit ihren eleganten, aber unsicheren Formen mitten inne. Es war durchaus nicht Rafael's Manier in der Venetianischen Schule; alles Griechische und alles übergeistige göttliche Gefühl sucht man hier vergeblich; ein Dichter hat sie die Transfiguration der Kunst genannt. Alles, was damals den Pinsel führte, wandte sich überrascht und geblendet zu dieser brillanten Phase der Malerei. Rafael, der Jünglings-Mensch, der so früh endete, hatte am Charfreitag seine Flügel gen Himmel entfaltet. Dies war das schreckliche „consummatum est“ für die religiöse Malerei in Italien. Selbst die Pest zu Venedig, die auch den sechzigjährigen Tizian fortraffte,

steckte mit ihrem giftigen Hauch den Wanderschaften kein Ziel; es war in der ganzen Welt ein Drang erwacht, den Pilgerstab zu nehmen und nach der Lagunen-Stadt zu wallfahrten, um die Wunder der Kunst mit eigenen Augen anzustaunen. Nach Venedig war eine Sehnsucht erregt, wie früher nach der heiligen Loretto-Kapelle. Die alten Maler ließen sich mit ihren Krücken hintragen. Ihr Auge lebte hier noch einmal auf, vom Zauber einer ungeahnet wunderbaren Kunst erleuchtet. Den Venetianerinnen, die Paul Veronese, Giorgione und Tintoretto verherrlicht hatten, fielen die Männer aus Norden und Süden zu Füßen; an diesen weiblichen Naturen erklärte man sich den Flug der Begeisterung, die Gluth der Liebe, das Feuer der Hingebung, das aus den Gemälden jener Meister mit mächtigen Zügen herausschlug. Das war die Zeit des naiven Staunens und der tiefen kindlichen Bewunderung.

In den reichen Landschaften Flanderns war schon viel geschehen damals zum Besten der Kunst. Dem Ersten unter allen Malern dort, van Eyck, hatte man die Oel-Malerei zu verdanken. Dieser, von Biographen häufig Johann von Brüssel genannt, hatte, trotz der neueren Traditionen, die ihm diese Ehre streitig machen, zuerst jene feste und doch durchsichtig glänzende Masse erfunden, mit welcher man nunmehr ganz andere Effekte, als sonst, erreichte. Selbst vor Cimabue war van Eyck im Besitze dieses Materials. Flandern hatte eine Reihe ganz origineller Maler gehabt, die von Italien ganz unabhängig dastehen, und außer dem Genannten werden die Namen des Quintin Messis, van Orley, van Oort, Otho Venius*), Jansens und Wenceslaus der Unsterblichkeit nicht entgehen. „Die Anbetung des Lammes", ein Gemälde in halben Figuren, das van Eyck für den Herzog Philipp den Guten von Burgund verfertigte, zeigt das ganze Farben-System der werdenden Kunst in Flandern, die etwas von der strengen Festigkeit Albrecht Dürer's und auch etwas von Perugino's hellen Lineamenten ahnen läßt.**) Noch weit mehr als die Anschauungsweise des Deutschen Malers, in biblische Contemplation versunken, fehlt dieser Flamändischen Kirchen-Malerei der kühne Aufschwung; sie ist zusammengedrückt und stumm. Der Spanische Katholizismus, die Religion der bloßen Prozessionen und handgreiflichen Ceremonieen war durch Philipp den Zweiten in Flandern eingeführt und hatte dort unter Albert und Isabelle noch fester Fuß gefaßt. Die Gemälde des Mostaërt und Adrian Thomas Kell gehörten speziell dieser orthodox ceremoniellen Richtung des Katholizismus an. Es war eine gewisse Stupidität, die sich hinter eine fromme Miene versteckte. Rubens sah dies Alles, Rubens war in der kalten und trockenen Manier des Adam van Oort unterwiesen, die so grau wie der Boden war, den kein Sonnenlicht durchwärmt und durchschimmert. Rubens erlebte diese Epoche der vaterländischen Kunst, die allen tieferen Intentionen fern stand, und zu der Karl der Fünfte nur mit Widerwillen seine Zuflucht nahm, um sich malen zu lassen. Rubens warf einen trauervollen Blick auf sein Vaterland***), das sich den pedantischen Untersuchungen und der gelehrten Fütterung des Justus Lipsius hingab, während der religiöse Sinn ganz verdumpfte. Er floh seine Landsleute und eilte nach Italien. Als ein ganz Anderer kehrt er in die Heimath zurück. Er war in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht, wie Moses kam er wieder, in eine Wolke gehüllt. Wer ihn als den kleinen Pagen der Gräfin von Lalaing, als den bescheidenen und demüthigen jungen Menschen mit den rosenrothen Flamändischen Backen gekannt hatte, staunte nicht wenig über die vornehme Erscheinung des zurückgekehrten Mannes. Rubens kam den Leuten wie ein Magnifikus aus der schönsten Zeit Venedigs vor. Seine Manier und seine Palette hatten einen Charakter erhalten, der Wahlspruch für seinen Pinsel war: Menschlich! Menschliche Leiden, menschliche Freuden, Auffassung des Menschen in seinem vollen, ganzen Daseyn, gänzliches Verzichten auf das Dogma der Kirche und die Göttlichkeit in der Mythe, dies waren die Grund-Ideen seines Systems geworden, wie er sie in seiner Eigenthümlichkeit zu Venedig aufgefaßt hatte. Die fette und frisch duftende Natur seines Landes hatte er im Studium der Venetianischen Schule nicht aufgegeben, aber sie war nur das Mittel zu seinen tieferen Intentionen geworden, sie gab seinen Schöpfungen das gesättigte Inkarnat, wodurch sie so energische Wirkungen hervorbringen. Rubens gerieth nie in die ideale Geistigkeit der religiösen Mythen, er suchte sich aus allen heiligen Dichtungen immer nur das Menschliche heraus. Deshalb sah man jetzt, was Rafael verhüllt hatte, die Wunden-Male am nackten Leibe des Herrn, die Scene der Geißelung, die Krönung mit dem Dornen-Kranze. Rafael's fromme Hände hatten den heiligen Körper kaum mit Blut zu bespritzen gewagt, so sehr überschimmerte der Gott den Menschen in seiner Darstellung des Heilandes. Jetzt flossen Blut und Schweiß in Strömen. Rubens gab dem Gekrönten das Rohr in die Hand und zeigte ihn so in seiner Schmach den Pharisäern seines Jahrhunderts, als wollte er sagen: Ecce homo! Nur der Mensch litt hier in diesen Bildern, der gehöhnte, verstoßene, an allen Gliedern zuckende Schmerzens-Mensch. Dies war wirklich das Blut, das im Garten am Oel-Berge floß, dies wirklich der Mann, den die heiligen Frauen in's Leichen-Tuch gewickelt, dies war der Mensch des Rubens, nicht mehr der Gott Rafael's. Die magische Transparenz des Kolorits weihete gewissermassen diese kecke Darstellung so schmählicher Demüthigungen, die ein Mensch erlitten. Das Tuch der heiligen Veronica entfaltete sich jedesmal, wenn Rubens den Körper Christi geißeln ließ, so scharf und schlagend war das Bild einer nahen Wirklichkeit, so sehr schien es nöthig, die Tropfen des kostbaren Blutes aufzufangen. Die Satzung der Kirche mußte dann erst dazu kommen, um zu beweisen, daß es dennoch ein Gott sey, den Rubens an's Kreuz schlug. Aber die Kirchen und Kapellen füllten sich mit Bildern des großen Mannes, der in der Gestalt eines Menschen so viel Großes zu zeigen vermochte; Flandern hatte endlich, und für viele Jahrhunderte vorräthig, eine Reihe eigenthümlicher Kirchen-Gemälde. In Rubens Religions-Anschauung liegt eine Protestation gegen die zu seiner Zeit herrschenden Dogmen des Katholizismus; aber weil er auch in seiner Weise menschlicher Auffassung das Herz zu ergreifen, zu rühren, zu erheben und zu kräftigen wußte, so übersah man diese seine Häresie, man nahm die Bilder, auf denen ein Mensch, kein Gott geboren wurde, litt und starb, stellte sie in die alten Kirchen und predigte die alte Lehre nach wie vor. Der Katholizismus hielt sich für stark genug, um auch diese Anbetung, wie sie Rubens predigte, in seinen Schoß aufzunehmen und für seine Zwecke benutzen zu können. Und in vieler Hinsicht war auch Rubens oft genug bemüht gewesen, den Anforderungen orthodoxer Zeitgenossen zu genügen; er zerstörte nicht ihre Frömmigkeit, er arbeitete, nur in seinem Sinne und von seinem Stand-Punkte aus, für den Glauben der Kirche.

Anders war es mit van Dyk, sein Stil schwankte zwischen Kirchen-Malerei und Portraitirung lange Zeit hin und her. Rubens hatte lange Zeit in Italien gelebt, er hatte die Venetianische Schule durchgemacht. So unübersehlich die Anzahl seiner Original-Gemälde auch ist, wie denn alle Kathaloge, die man hat, keineswegs den Reichthum seiner Werke erschöpfen, so muß man doch erst recht staunen über die Fruchtbarkeit und Schnelligkeit seines Pinsels, wenn man hört, daß er in Venedig, wo er fast nur kopirte, nach Tizian allein sechzig Kopieen ausführte. An diesen machte er gewissermaßen seine Vorschule zu seiner eigenen selbstständigen Schule. Van Dyk machte, wie sein Meister und Lehrer Rubens, eine Reise durch Italien. Er arbeitete zu Rom, zu Genua; überall widerfuhr ihm jedoch Geringschätzung und Mißachtung. Die schwelgerischen Künstler Italiens rechneten es ihm zum Verbrechen an, daß er keusch und sittig unter ihnen wandelte und sich von den üppigen Mahlen zurückzog. Der Geringschätzung, womit man seinen guten Lebenswandel belohnte, endlich müde, kehrte er nach Flandern zurück. Er fand Rubens auf der Sonnenhöhe seines Glückes, und wagte dennoch, mit ihm zu wetteifern. Muthig kämpfte er gegen die Verleumdungen, die ihn auch in der Heimath verfolgten und es unmöglich machten, daß er zu seinem Meister in ein freundschaftliches Verhältniß trat. Man raunte ihm böswillig zu, Rubens selbst hoffe von ihm nicht viel, da er aus Italien ohne Frommen für die Kunst zurückgekehrt sey; derselbe glaube, daß van Dyk eigentlich keinen Beruf zur Kirchen-Malerei habe, das Portrait sey die Sphäre seines Pinsels. Van Dyk rächte sich dafür, indem er der Stadt Courtray seinen „heiligen Augustin in der Verzückung" malte. Trotzdem fühlte sich sein Wille gebrochen. Sein bescheidenes Leben brachte ihn eine Zeitlang wenig in Berührung mit anderen Künstlern. Unstät und unruhig, erscheint ihm Flandern gar nicht mehr als seine Heimath, und in der That ist er auch kaum noch Flamänder, da er von Holland nach Frankreich, vom Prinzen von Oranien zu Karl dem Ersten reist, und hier in England erst festen Fuß faßt. Er wurde von Buckingham und jenem später so unglücklichen Fürsten sehr glänzend aufgenommen. Van Dyk fand hier nicht bloß eine zweite Heimath, sondern auch den Typus für seine Kunst, die immer noch einer Hauptrichtung ermangelt hatte. Der Hof des Stuart, die Grandezza der Aristokratenwelt, die vornehmen, stolzen und romantischen Kostüme, die schön gekleideten Stallmeister, die blonden Frauen mit den weißen Halskragen und der stolzen Zärtlichkeit, alle diese Edelleute mit den reichen Spitzen und der ernsthaften Stutzerhaftigkeit, die Ritter mit den Windspielen, diese Fürstinnen, Gräfinnen mit ihren Edelknappen und Spanisch gekleideten Zwergen: das wurde van Dyk's Welt. Ohne daß er es gewollt und gedacht, bestätigte er so seines Meisters Urtheil über seinen Pinsel, er wurde der Künstler in der Portraitirung. Stolz warf er selbst einen reichen Mantel um seine Schultern, und malte seine eigene Gestalt mitten unter diesen galanten Erscheinungen der katholischen Stuart's. Zuerst malte er jene bleiche, schöne, Königliche Stirn, die nicht eher erröthete, als bis der Henker vor ihr stand.

So wurde, wie der Deutsche Holbein unter dem achten Heinrich, van Dyk unter Karl I. Engländer. Aber kühner und mächtiger als Holbein trat er in diese Welt; er bemächtigte sich derselben und machte sie zu der seinigen, indem er sie auf die Leinwand brachte. Aber nicht bloß die Fürsten und großen Herren jener Zeit wurden sein Thema, sondern auch die Künstler derselben stellte er in seine Gemälde. Man hatte vorher nicht geahnt, daß es möglich sey, so viel Schöpferkraft und Größe der Intuition in der Portraitirung der wirklichen Welt zu entfalten. Van Dyk hörte auf, Kirchenblätter zu malen, er verwandte allen Tiefsinn auf die Kreise des Daseyns, die er jetzt verherrlichte. Wenn die Engländer den blassen, nachsinnenden Mann in dem schattigen Walde zu Windsor wandeln sahen, das Kinn tief in die Stuartskrause gesteckt, so hätten sie glauben können, ihr William Shakespeare sey noch einmal auf der Erde erschienen, um in einer andern Kunst dasselbe zu leisten, was ihm früher in seiner dramatischen Helden-Poesie zu geben vergönnt war. Der schöne edle van Dyk ward auch sehr geehrt und geliebt. Im Frühling lebte er zu Elsham in der Grafschaft Kent, und dort machte er seine Kreide-Entwürfe, wenn er keine Fürsten malte. Seine Leidenschaft zur Kunst war allgewaltig; er wurde hier so fruchtbar beinahe als Rubens, und verfertigte so viel Bilder, daß er die Nebenpartieen derselben seinen Schülern zur Ausführung überlassen mußte. Er hatte hier mit neuen Anschauungen auch eine neue Manier gefunden, in der er Original war. Rubens komponirte seine Bilder jedesmal mit einem einzigen Wurf; die Figuren derselben hingen wie die Beeren an der Traube an einander, seine Gruppen waren fertig und geschlossen. Van Dyk's Scenen sind oft weniger in primitiver Einheit erdacht, jede seiner Gestalten in der Gruppe hat ihre selbstständige Existenz, dazu sind die lufthellen Konturen und das Elegante seiner Farbenmischung ganz eigenthümliche Züge, die ihn von Rubens

*) Otho Venius wird, obschon Leyden sein Geburtsort ist, zu der Flamändischen Schule gerechnet, vielleicht weil er zu Brüssel starb und Rubens unterrichtete.

**) Dies Gemälde befindet sich in der Saint-Bavon-Kirche zu Gent.

***) Daß Rubens zu Köln geboren ist, hindert keineswegs, Belgien als sein Vaterland zu bezeichnen. Sein Vater war Schöppe in Antwerpen gewesen.

unterscheiden. Ich möchte sagen, es liegt selbst in dem „Christus mit dem Rohre", den van Dyk malte, der ganze Charakter des Künstlers. Isolirt von aller Welt, steht der Heiland da, eine Bitterkeit spricht das Schicksal des Verkanntseyns aus, dazu liegt in seiner Miene eine stolze Enthaltsamkeit, die bei allem Anstrich von Nüchternheit doch mächtig ergreift. Dies bezeichnet van Dyk's Kirchenstücke. Sie konnten neben der rührenden Wirkung, die der Leidende, wie ihn Rubens gezeichnet, hervorbrachte, nicht viel Glück machen. Und ohne den Hof der Stuart's hätte van Dyk's Talent gewiß nicht eine andere Richtung bekommen, ohne Karl den Ersten wäre sein Genie früh verbleicht. So aber erfüllte er England mit seinem Ruhm, er füllte Windsor, Kensington und Sommerset-House mit seinen Helden-Gestalten voll starker stolzer Haltung. Auch Rubens hatte England besucht, allein er fühlte sich zu sehr als Flamänder, um dort sein Heil zu sehen, dieser Rubens, der seine Heinrichs IV. von Frankreich mit einer rothbackigen Bürgermeister-Miene zeichnete. Van Dyk war seiner Heimath in Gesinnung und Richtung ganz entfremdet, er lebte und starb als Engländer, und so durfte ihm denn auch nicht das düstre Schweigen des Sankt Paul, noch die Königliche Thräne, die auf den kalten Stein seiner Gruft fiel, versagt werden. (Schluß folgt.)

Asien.

Georgische Romane. *)

Der erste Rang unter den Romanen der Georgier gebührt dem **Tariel**, verfaßt von **Rustwel**. Rustawi war eine Stadt in Kaketh, am Ufer des Kur, unweit Tiflis, und hieß früher Bestankalaki oder die Gartenstadt, späterhin erhielt sie den Namen Nagebab. In dieser jetzt zerstörten Stadt ist Schotta — ein schon bei den Heiden in Georgien üblich gewesener Name — geboren, den man aber gemeiniglich nach seiner Vaterstadt Rustwel nennt. Er war Finanz-Minister bei der Königin Thamar, die ihn sehr schätzte. Seine Kenntnisse umfaßten alle Fächer, aber als Dichter erwarb er sich den größten Ruhm; sein Tariel, oder der Roman von dem Manne mit dem Tigerfelle, ist ein Volksbuch geworden; auf sein Alter begab sich Rustwel in das Kreuzkloster zu Jerusalem, wo sich auch sein Grab und an der Mauer der Klosterkirche sein Bildniß findet. Der Fürst Theimuraz hat ein eigenes Wörterbuch zum Tariel ausgearbeitet. Gleichzeitig mit Rustwel am Hofe der Thamar lebte **Moses aus Choni** (in Nieder-Georgien), der in Alt-Georgischer Sprache den prosaischen Roman **Daredschamiani** schrieb, der in zwölf Abtheilungen die Thaten des Amiran, des Sohnes von Daredschan, einem berühmten Heerführer aus Bagdad, beschreibt. Secretair bei eben derselben Königin war **Schawtel**, der zuletzt als Mönch in dem Kloster Genathlia in Imerethien starb; er ist Verfasser der poetischen Geschichte eines gewissen Abdulmessia, welche als das vollkommenste Werk dieser Art in der Georgischen Poesie gerühmt wird, jetzt aber verloren ist. Der Name Schawtel entspringt aus Schawschesh, einer Provinz in Samesketho, wo der Verfasser geboren ist. **Sargis** aus Thmogwi (einer Stadt zwischen Akalzik und Aspindza), des Vorgenannten Zeitgenosse, verfaßte eine Geschichte, die nach dem Könige und Riesen Dilar **Dilariani** heißt, und jetzt ebenfalls verloren ist. Aber erhalten hat sich der schöne Roman **Wisramiani**, von der Liebe der Prinzessin Wis zu dem Prinzen Ramin, dem Neffen des Mobadad, Schachs von Karesm, mit welchem sie vermählt war; die Schilderungen der zärtlichen Liebe sind so mannigfaltig, daß Rustwel den Autor mit Recht den unermüdlichen Dichter nennt. Sargis gehörte zu der Familie Gethis-Schwili, die noch gegenwärtig in Samesketho und Imerethien blüht.

Dem **Onana** gehört der Roman **Baramiani**. Die Prinzessin Gulidschan, Tochter des Tschong-scher, Kaisers von China, welche wider den Willen ihrer Aeltern den tapferen Baram liebt, beweist ihrer Mutter in einem Briefe die Angemessenheit ihrer Zuneigung, und beruft sich auf das Beispiel der galanten Heldinnen der Vorzeit, namentlich auf Joseph und Suleika, auf Quai und Leili (aus einem unbekannten Romane), deren Aeltern den Liebhaber zwingen, wie Baram sich in eine Einöde zu begeben, endlich auf Nestan-Daredschan und Thinathin, berühmte Personen aus dem Tariel. Der weise Perser Tschubin aus Kirman ist der ursprüngliche Verfasser dieser Erzählung, und Onana, ein Kaketischer Minister, übertrug sie in Georgische Verse. In einer Nachschrift beklagt er sich, daß die Besuche der Leute ihn unaufhörlich beim Schreiben stören. Das Ganze zählt 43 Kapitel und 4032 Verse, und ist am 6. Oktober 1769 in Astrachan vollendet worden, wohin der Verfasser vermuthlich der Familie des Königs Wachtang in die Verbannung gefolgt war. — Unbekannt ist der Verfasser des Romans **Miriani**, der Geschichte der Chinesischen Prinzessin Miri. In 23 Kapiteln, die kaum 63 Seiten einnehmen, wird eine Reihe außerordentlicher Abenteuer mehr skizzirt als beschrieben; wunderbare Begebnisse werden hier in solchem Uebermaße und so schnell dem Leser vorgeführt, daß ihm der Kopf schwindelt. Die Schreibart ist gewöhnlich, schmucklos, voll von Idiotismen. Auch dieses Werk scheint Persischen Ursprungs. — **Usup-schalischaniani** ist der Titel eines Romans, der vermuthlich nach der Geschichte von Joseph und Suleika gearbeitet ist.

Verwandt mit Rustwel's Geschichte von dem Manne mit dem Tigerfelle ist ein Roman, der **Omaïn** heißt. Tariel und seine Gemahlin erreichten ein hohes Alter, und hinterließen zwei schöne Kinder, einen Sohn und eine Tochter; der Sohn, der nach seinem Großvater Saridan hieß, heirathete die Tochter von Tariel's Freunde Awthandil, und aus dieser Ehe entsprang Omaïn, der Held des gleichnamigen Romans. Dieser besteht aus 1704 sechzehnsilbigen Versen und ungefähr der gleichen Anzahl prosaischer Zeilen. Der Verfasser folgt ganz dem Rustwel, den er gleichsam fortzusetzen beabsichtigt. Es kommen Zusammenkünfte der Könige von Iran (Nuschirwan), Turan, Indien (Saridan), und des Griechischen Kaisers vor; auch treten die Könige von Aegypten, Turkestan und der Beherrscher der Meere auf. Schließlich bemerken wir noch, daß ein noch lebender Prinz aus der Familie Tschitscha madse in Imerethien eine getreue schöne Uebersetzung des Trauerspiels Alzire verfertigt hat, die sich handschriftlich auf der Königl. Bibliothek in Paris befindet.

*) Vgl. die Nachrichten über Georgische Schriftsteller im „Magazin" Jahrgang 1833 Nr. 125.

Mannigfaltiges.

— **Die Kreolen, oder das Leben auf den Antillen; Roman von J. Levilloux.** *) Die Romanstoffe des alten Kontinents sind ziemlich erschöpft, während es an Gemälden des Lebens in der neuen Welt fehlt. Cooper, Washington, Chateaubriand u. A. haben das nördliche und südliche Amerika theilweise zur Anschauung gebracht, an die Antillen hat sich noch keine Feder gewagt. Hier ist aber die Natur nicht minder wunderbar groß, auf diesem kleinen Terrain stoßen Menschen von drei verschiedenen Farben, Weiße, Schwarze und Mulatten auf einander, hier entzündet sich unter dem Strahl der glühenden Sonne Haß, Rachsucht, Neid, Eifersucht in dreifachem Kostüm, hier hat der Dichter reichen Stoff zu leidenschaftlich bewegten Gemälden, die hier naturgemäß wachsen und gedeihen, während sie auf Grund und Boden des heutigen Europäischen Salonlebens als Geburten eines affektirenden und überhitzten Gehirns erscheinen. Levilloux's Heimath ist die Insel **Martinique**. Er schildert, was er erlebt, die Konflikte seiner Darstellung sind nicht erkünstelt, sie sind wie er sie faßte, indem er frisch in das ihm zunächst liegende Element seines eigenen Daseyns hineingriff. Der Roman giebt uns ein treues Bild vom gegenwärtigen Zustand der Antillen. „Seit siebzehn Jahren," sagt der Verfasser, „gehen junge Kreolen nach Europa, um sich auf Schulen und Universitäten die Occidental-Bildung anzueignen. Der wilde rauhe Geist des Naturells wird bei ihnen gemildert, sie erhalten eine Ahnung vom Fortschritte des Menschengeschlechts. So beschaffen, kehren sie zurück, um die gewonnenen geistigen Schätze ihrem Vaterlande zu gute kommen zu lassen. Sie brachten das Licht der Aufklärung vom alten Kontinent herüber, und die politische Emancipation der farbigen Menschen auf den Antillen ist ein Sieg des Lichtes über die Finsterniß. Selbst die Sklaverei der Schwarzen bei uns ist sehr gemildert." — Die Epoche, in die uns zunächst der Roman versetzt, gehört freilich noch dem vorigen Jahrhundert an, es ist die Zeit, die mit dem Ausbruche der Französischen Revolution zusammenfällt. Da war noch der Konflikt drei verschiedener Menschenstämme stürmisch und blutig. Es herrschte die Aristokratie der Farbe. Die Weißen waren allmächtig, sie verachteten die Schwarzen, und diese trugen in ihrer finsteren Brust einen tiefen Groll gegen die stolzen Despoten. In diesem Gegensatze hat der Roman sein Interesse. Brielan, ein junger Kreole aus Guadeloupe, lebt seiner Studien wegen in Paris. Hier schließt er mit Estève, der aus Jamaika gebürtig ist, und sich gleicher Zwecke wegen in der Hauptstadt Frankreichs aufhält, einen engen Bund der Freundschaft. Die philosophischen Ideen des Jahrhunderts machen sie zu freien Weltbürgern. In einer Stunde der Innigkeit theilt Estève dem Freunde das Geheimniß mit, er sey ein Mestize, kein Kreole, sein Vater sey ein Weißer, aber seine Mutter eine Mulattin gewesen. Brielan erschrickt, gelobt aber Verschwiegenheit, und das Band der Freundschaft bleibt fest nach wie vor. Aber in der Heimath, in die sie zurückkehren, gilt die Macht der Vorurtheile; ein Mestize wird für ein verächtliches Geschöpf gehalten, und während Estève sich in den Armen seiner Geliebten, der Schwester seines Freundes, glücklich fühlt, erwacht irgendwie in der Familie der Argwohn, Estève gehöre nicht zu ihnen. Er hat mit einem Nebenbuhler zu kämpfen, und sieht in der alten Negeramme, die ihn gestillt und die sein Vater von sich trieb, um das Geheimniß von der unedlen Geburt des Sohnes zu bewahren, seine bitterste Feindin. Der Stoff wird dann bunt und mannigfach. Schaaren von Maron-Negern verwüsten eben so wie die Stürme der Jahreszeit die Hütten und Anpflanzungen. Estève erhält Spielraum, seine Geliebte mit Gefahr seines Lebens zu retten. Trotzdem wird sie ihm durch die Macht des Vorurtheils entrissen, als er sie schon die Seinige glaubte. Die alte Negerin hat das Geheimniß aus Rachsucht verrathen. Alles flieht den Unseligen, der voller Verzweiflung die Insel verläßt und nach Frankreich schifft, wo er unter General Dugommier kämpft, und in den Stürmen des Revolutions-Krieges einen rühmlichen Tod stirbt.

— **Elephanten-Jagd auf Ceylon.** Die Vedahs (ein wildes, in den Wäldern von Ceylon lebendes Volk) zeichnen sich durch die besondere Weise aus, wie sie Jagd auf die Elephanten machen. Sie ziehen in großer Masse gegen die Thiere aus und treiben sie heerdenweis einen Hügel aufwärts, wo mehrere Schützen, mit Bogen und mit Pfeilen bewaffnet, die in der Mitte eingekerbt sind, ihrer Beute ganz leise auf den Fersen nachfolgen; sobald nun das Thier das Bein erhebt, schießen sie ihre Pfeile ab und geben sich Mühe, daß sie mit dem Geschoß gerade in die Mitte der Fußsohle treffen; wenn dann das verwundete Thier, vom Schmerz getrieben, heftig auf den Boden aufstampft, so bricht der Pfeil gerade in der Mitte an der Kerbe ab, und die Spitze desselben bleibt im Fleische stecken. Sobald nun der mit Schmerzen ringende Elephant zu Boden niederfällt, überschütten sie ihn noch mit einem Regen von Pfeilen und anderen Wurfgeschossen, bis er endlich ganz erliegt. (Holman's Travels.)

*) Vor kurzem zu Paris in zwei Bänden erschienen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Mittwoch den 22. April 1835.

Frankreich.

Méry's Italiänische Reise.

I. Genua.

Der „Sully“ fährt von Marseille nach Neapel und legt in drei Italiänischen Häfen an; der „Sully“ ist wie eine fliegende Brücke, eine Brücke mit drei Bogen, die von Marseille bis nach dem Vesuv reicht. Man kann die ganze Fahrt in seinem Bette liegend machen, wenn man von der Seekrankheit befallen wird, dieser Krankheit, an der Niemand stirbt, die so viel Gutes schafft, und die das treffliche Mittelländische Meer dem Reisenden als ein natürliches Purgativ zuschickt.

Man fährt ab wie zu einem Feste, das Zelt auf dem Verdecke aufgeschlagen, die Spille mit Blumen geschmückt, das Segel im Sonnenstrahl glänzend; es ist, als wäre man auf jenem alten Schiffe, das vom Piräus nach Delos ging; man gleitet über ein ruhig stilles Meer dahin, auf jeder Seite eine Kaskade sprühenden Schaums; alle Gesichter sind heiter, alle Augen nach Süden gerichtet; der Name Italien tönt in Aller Munde; es ist so nahe, daß Keiner sich während der Ueberfahrt zu langweilen fürchtet. Von Marseille nach Genua hat man nur einen Bach zu durchschiffen; es ist die schönste Spazierfahrt von der Welt.

Nie hat ein Pilger, der nach Italien gewallfahrtet, jene glühende Andacht des Künstlers, der sich an alle bedeutende Erinnerungen anschließt, stärker, mächtiger in seiner Brust empfunden, als ich. Es war nicht das Italien der Anderen, welches ich zu sehen mich anschickte: es war mein Italien, das Italien meiner Kindheit, meiner Studien, meiner Träume auf der Schule, das Italien des Menalkas, des Latium des Janus, das Land der Lavinia; war das Italien meines männlichen Alters, der Antonine, Sixtus' V., Leo's X., Dante's, Giotto's, Michel Angelo's, Rafael's Italien. An alle diese Namen, alle diese Eindrücke und Erinnerungen hatten sich mir seit meiner frühesten Jugend Bilder und Physiognomieen geknüpft, lokale Farben, die mir durchaus eigen waren, meiner Phantasie ursprünglich angehörten, sich in meine Seele festgegraben hatten und von keiner Reisebeschreibung, die ich gelesen, modifizirt worden waren. Wie viele solcher Beschreibungen hatte ich gelesen! wie viele kalte Phrasen, Ausrufungszeichen der Bewunderung, kritische Bemerkungen, wie viele „Italien, wie es wirklich ist“, d. h. solche, die auf den prächtigen Marmor-Statuen Flöhe jagen. Unberührt von alle diesem ging ich nach Italien. Die Gefühle und Gedanken, die mich begleiteten, hatte ich durch die Geschichte der Kunst empfangen, nicht durch die Berichte der Reisenden. Ich brannte vor Begierde, zu wissen, ob ich die alte Anbetung würde aufgeben, mich für betrogen erkennen müssen von Täuschungen der Kindheit, oder vielmehr für immer mich bestärken müssen in einem Kultus, den ich als meine zweite Religion betrachtete. Am Vordertheil des Schiffes stand ich, wie Aeneas, auf demselben Meere. Schon sank die Nacht herein, frisch und kühl, wie alle Frühlingsnächte. Ich mußte zu meinem Leidwesen in die Kajüte hinuntersteigen; aber wenn ich Eines dachte, so flog mein Herz vor Freude — denn ich wußte, daß, wenn ich wieder auf's Verdeck hinaufsteigen, ich Italien erblicken würde.

Ich konnte nicht schlafen. Nach einigen Stunden fruchtlosen Versuchs, mich einzuschläfern, stieg ich wieder hinauf und begab mich auf meinen Posten. Die Nacht war sternenhell, prachtvoll; die Küste war so nahe, daß man die Dörfer und die Waldungen der Berge deutlich unterscheiden konnte. Wie ein Vogel flog der „Sully“ dahin; in der Luft war ein Wohlgeruch, der nur diesem Meere, dieser Küste, diesem Himmel eigenthümlich ist.

„Wo sind wir?“ fragte ich den Capitain Arnaud, der auf dem Verdeck umherspazierte. „Das ist die Küste von Italien“, erwiederte er. „Das Dorf dort ist Albenga.“ Nie hat der Name einer Geliebten meinem Ohre so süß geklungen, wie dieser harmonische Name. Mein ganzes Leben lang werde ich an dieses Albenga denken, wie es klang unter dem Sternenhimmel, in der Stille der Nacht, auf dem ruhigen Meer, im Angesicht der Küsten Italiens. Auf den Balken aufgelehnt, verfolgte ich lange Zeit durch den Nebel der Nacht den Glockenthurm von Albenga und eine benachbarte Insel, auf der auch ein Thurm steht. Mit der Morgendämmerung tauchte der Berg von Albenga am Horizonte empor; bei der Melodie dieses Namens, in der die Pinien und Citronen-Wälder Italiens flüsternd um meine Seele webten, ging das Wunderland vor mir auf.

Der „Sully“ steuerte auf Genua los; die prächtige Stadt stieg aus dem Meere empor am Fuß der Appenninen; seine ferne Küste schien mit weißen leuchtenden Punkten besäet; bei jedem neuen Weiterfliegen des Schiffes wurden diese Punkte größer und größer. Nach einigen Stunden lag die Stadt in ihrer ganzen Herrlichkeit vor uns, ihre Stirn in eine sonnig strahlende Atmosphäre erhoben, ihre Füße badend im Golf von Ligurien. Wir waren noch ziemlich entfernt und konnten doch schon ihre riesenhaften Gebäude, ihren Leuchtthurm, ihre Festungswerke, ihre Klöster, ihre Dome, ihre Glockenthürme, ihre Villen, die über dem Ufer des Meeres auf den Terrassen der Berge schweben, gehörig unterscheiden. Nichts kann Italien schöner und würdiger ankündigen, als Genua; es ist der marmorne Portikus jener ewigen Gallerie, die im Golf von Tarent ihr Ende hat; es ist die Säulenhalle dieses großen Museums, das seine Bilder, seine Statuen, seine Städte an der Mauer der Appenninen ausstellt und seine Atmosphäre durch den kreuzenden Windeshauch seiner beiden Meere immer lieblich frisch erhält. Als ich in den Hafen hineinfuhr, war es nicht das Andenken an den Ruhm der Dogen, das mich bewegte, ich gesteh' es; ihr Ruhm hat mich nie sonderlich interessirt. Ein durchaus materieller Anblick nahm alle meine Sinne in Anspruch; ich hatte die schönste Decoration vor Augen, wie sie sich die Phantasie ersinnen kann. Es war ein Palast, der bis in das Meer hervortrat und dessen schöne Säulenreihe von weißem Marmor sich in der ruhigen Fluth spiegelte. Dies Gebäude schien mir durchaus unbewohnt und verlassen; die öde Stille gab ihm einen rührenden Ausdruck, denn so gelegen und so schön, für welche Scenen der Freude und des Lebens mußte er der Schauplatz gewesen seyn! Und jetzt stand er vor mir wie ein weites Grab, wo der Schatten irgend eines Königs ruhte beim süßen Rauschen der Orangenbäume und dem Geplätscher der Wellen.

„Das ist der Palast Doria“, sagte an meiner Seite ein Reisender, der alle Jahr zwei Mal nach Genua in Handels-Angelegenheiten kam, gegen Alles, als ihm zum Ueberdruß bekannt, gleichgültig that und sich darauf beschränkte, rechts und links seinen Nachbarn beständig einzuschärfen: „Gehen Sie zu Michel; man ist da sehr gut aufgehoben, man speist dort, wie man es haben will; oder auch nach dem Hotel de Malte, am Hafen; auch da ist es recht gut; ich für meine Person gehe immer zu Michel: ich habe da schon mein Zimmer. Sie finden da ganz allerliebste Französinnen; man speist da Austern wie Zehn-Sousstücke groß. Ja, apropos, versäumen Sie nicht, die Brücke von Carignan zu sehen; ich habe sie wohl schon hundert Mal gesehen. Stellen Sie sich vor, daß, wenn man darüber geht, man unter seinen Füßen sechsstöckige Häuser erblickt. Das ist das Schönste, was in Genua zu sehen ist.“

Man hat die Blitzableiter erfunden, und die gute Menschheit hat von dieser Erfindung viel Wesens gemacht, als wenn zum mindesten in der Regel die Hälfte des menschlichen Geschlechts vom Blitz erschlagen würde. Aber es giebt Blitze, die man nicht ableiten kann, und die auf das Haupt des reisenden Künstlers niederfahren bei jedem Schritte, den er thut, und oft in den schönsten Momenten seiner Begeisterung und Entzückung. Wie Schade, daß Franklin nicht auch auf eine Hülfe gegen diese Schläge gedacht hat! So oft sich nur ein Gedanke, ein Traum, eine Phantasie aufschwingen will, so kann man auch sicher seyn, daß ein bleiernes Wort aus einem ungeschickten Munde darauf plumpt und Alles niederdrückt. Ich hatte ihn gar nicht gefragt, diesen nichtsnutzigen Zerstörer meines Entzückens, ob das der Palast Doria wäre. Dieses poetische Gebäude war in meinen Augen weit, weit mehr, als der Palast Doria: es war mir Alles, — und nun, Nichts mehr! Nun ist es das Wohnhaus eines Schiffs-Capitains, der eine Flotte kommandirt, die eine einzige unserer Briggs heutzutage in Grund bohren würde. (!) Sobald die Illusion einmal zerstört ist, bleibt es eine Unmöglichkeit, sie wieder hervorzurufen; ein verwünschter Sanitäts-Beamter, ein Kontagionist von Profession, fragt einen, ob man nicht die Cholera hat; ein Garçon aus einem Wirthshause steckt einem eine Karte in die Hand, auf der in Italiänischer Sprache steht: Französische Küche; ein Sardinischer Stadt-Sergeant fordert einem den Paß ab; der Capitain läßt die Reisenden zusammentreten und zählt sie wie Schaafe; man wirft sich in ein Boot, und zwar unter den Flüchen sämmtlicher Schiffer, die man nicht mit seiner Wahl beehrt hat, als ob man in zwanzig Kähne zugleich hätte springen können, um ans Land zu kommen. Wo ist Genua hin, die stolze, die prächtige, die Marmorstadt? die Königin Liguriens, wo ist sie hin? Schmutzige Quais sehen wir vor uns, häßliche Häuser, ein Thor wie die Thür eines Gefängnisses, eine Douane, die einem die Tasche untersucht. Endlich, nachdem man sich durch die engen, finstern, kothigen Gassen hindurchgewunden hat, tritt man bei Michel ein. Man erhält sein Zimmer; man legt sich ins Fenster und sieht Nichts, Nichts als das Nachbarhaus, an das man besorgen muß mit dem Kopf zu stoßen, so wie man ihn hinaussteckt. Wo in aller Welt ist Genua mit seiner Pracht?

Nach dem Frühstück verläßt man das Hotel, biegt um die Kirche

San-Siro, steigt eine mäßige Salita hinauf, und siehe da, Geuua liegt vor unseren Augen.

Marmor-Gebirge sind in Stücke geschlagen worden, um diese wunderbare Straße zu bilden, die nur aus Palästen besteht. Kein Auge ist vorbereitet oder gefaßt auf solchen Anblick, sie schließen sich unwillkürlich, wie wenn man aus dem Dunkeln ins helle Sonnenlicht tritt. Es giebt nichts Zweites in der Welt, was einen so glänzenden Eindruck machte, als diese Doppelreihe von Monumenten, zwischen denen sich ein Pflaster von Granit dahinzieht, und die jener süße duftige Lichtglanz vergoldet, den der Italiänische Himmel mit so verschwenderischer Liebe über die Werke seiner Kinder ergießt. Man fühlt sich so leicht vor diesen Wundern in dieser Luft, der Körper scheint auf Strahlen zu schweben und zu schwimmen. Die Durchsichtigkeit der Luft, der Glanz des Tages, der heitere Himmel, der duftige frische Hauch des nahen Meeres, Alles leihet dieser mit Nichts vergleichbaren Straße eine Anmuth, eine Poesie, einen Zauber, die ans Gebiet des Traumes streifen; man verbringt die Stunden in Entzücken vor diesen Hallen, diesen Treppen, die von Löwen vertheidigt werden oder mit Statuen bevölkert sind, die triumphirend in die Lüfte steigen mit ihrem Gefolge von Marmorsäulen beim Geplätscher der Springbrunnen, im Schatten der Orangen. Freudergriffen bleibt man auf der Schwelle eines Palastes stehen und schaut hinein in die heilige Dämmerung seines Marmorhofes, in diese stillen Wonnen, wo der Strahl des lebendigen Wassers unter Arkaden von blühenden Citronen-Bäumen springt. Da schwatzen und lachen junge Frauen, die für diese Bäume, diese Brunnen, diese Gärten geschaffen sind, Frauen der süßen Muße und eines Lebens voll Ueberfluß, nachlässig und lebhaft, wahre Feen dieser phantastischen Paläste, und aus ihrem Munde wehen Töne wonnigsüß, wie das Rauschen eines seidenen Gewandes. Andere wandeln draußen leicht dahin über das glatte glänzende Pflaster. Oft ist es, als ob ein Zug Rafaelscher Jungfrauen aus ihren Rahmen getreten wäre, die Strada Balbi zu besuchen, sie himmelwärts zu tragen. Die Augen weit offen, steht man still am Fuße dieses Palastes Durazzo, der mit seinen Adlersäulen in die Wolken steigt; vor dem Palaste Doria-Tursi, dessen Stirn mit Gärten gekränzt ist; überall bleibt man stehen, bei jedem Schritte, denn das Wunder, das man eben sieht, ist immer wieder ein anderes neues, gleicht weder dem, das uns beim nächsten Schritte erwartet, noch dem, das uns kurz vorher in Erstaunen gesetzt hat. Man steigt in diesen Palast Serra hinauf, der uns in seinem mährchenhaften Saale von Lapis Lazuli und Gold, mit seinen korinthischen Säulen und schwarzen Sphinxen empfängt, dessen hohe Fenster sich aufthun über marmornen Pavillons, wie sie Ariost für den Genius des Architekten Tagliafico ersand, und überall in diesen Palästen sind die Zimmer mit jener Welt von Idealen bevölkert, die Van Dyk, Guido Reni, Andrea del Sarto, Veronese, Tizian, Albano, die Caraccis auf die Leinwand gezaubert. Die Oede und Stille geben diesen Wohnungen heutzutage den Charakter feierlicher Melancholie; sie sind die Pracht-Decorationen verrauschter Herrlichkeiten; beim Gesäusel des Zephirs, der in den Orangen der Terrassen sein Lied singt, glaubt man noch die Italiänischen Chöre jener göttlichen Feste zu hören. Oh! wenn das Leben je seines Namens würdig gewesen ist, so war es damals, als es in der Strada Balbi dahinfluthete, in den Tagen des Genuesischen Glanzes, mit seinem Strahlenkranz von Frauen, seinen Wohlgerüchen von Meer und Hügeln, seinem Königsgefolge von Künstlern und Dichtern, seiner Neapolitanischen Musik — ach, damals in seinen Siesten süßen Schlummers unter dem Wollustdämon des Südens, mit seinen Dämmerungen, die von Serenaden widerhallten, mit seinen Nächten, die alle voll waren von holden Traulichkeiten, alle verschlungen wurden von der Sehnsucht der Liebe, da war es etwas, da verlohnte sich's, zu leben. Wie schön muß damals der Palast Durazzo, wie schön der Abend gewesen seyn, als van Dyk das Bild der göttlichen Gräfin Brignola enthüllte. Wie viel Trunkenheit, welche Musik, welche Düfte wogten und wallten wohl damals unter seinen beiden geflügelten Kolonnaden! Sie war zugegen, die Königin dieses Festes, da stand sie unter der Marmorrotunde, als wäre die Venus von Medici von ihrem Piedestal heruntergestiegen und hätte sich in Seide und Atlas gehüllt; wie viele Flammenworte, wie viele heiß gepreßte Wünsche mochten da die anbetungswürdige Gräfin umschwärmen. Die Augen der jungen Herren wandten sich ab von van Dyk's Bild und starben schmachtend dahin an dem göttlichen Antlitz des Modells, am Elfenbein ihres Halses, an ihren nackten Schultern, an den weichen Falten ihres seidenen Gewandes — dieses Modells, das der Künstler nur unvollkommen nachzubilden vermocht hatte, weil der Schauer der Liebe seine Hand gelähmt. Unter diesem Schwarme, den süße Trunkenheit und energische Leidenschaft entflammte, unter diesen lustigen Portiken wandelten stolzen Ganges alle jene Plebejer, die ihr Genie geadelt hatte, all' jene Schöpfer dieser Paläste umher: Bartolomeo Bianco, Angiolo Falcone, Rocco Luzago, Alessi, Carlo Fontana, Simone Cantone, Baristo Ghiro, all' die Baumeister, diese Männer, die mit ihren großartigen Ideen vor die reichen Nobili hintraten und dann Alles von ihnen empfingen, sie zu realisiren.

(Schluß folgt.)

B e l g i e n.

Ueber Belgiens Kunst und Künstler.

(Schluß.)

So schufen sich jene beiden Flamänder ihr Jahrhundert. Nicht bloß Fürsten und Könige bemühten sich, sie in ihrer Nähe zu sehen, die ganze Welt, alle Stände und Klassen der Gesellschaft waren von einer leidenschaftlichen Liebe zur Kunst entbrannt. Die beiden Maler beherrschten die Gemüther im ganzen nordwestlichen Europa. Nicht bloß die goldenen Ketten, welche die Fürsten, und besonders der Erzherzog Albert, um van Dyk's und Rubens' Nacken hingen, noch allein die Orden, womit England und Spanien sie schmückte und zu Rittern erhob, beweisen die geistige Macht, die sie über ihre Zeitgenossen ausübten. Es herrschte bei allen Corporationen ein fast religiöser Eifer für die Malerei und ihre Meister. In der ältesten Kirche Gents bewahrte man den getrockneten Arm van Eyck's, des Erfinders der Oel-Malerei, wie die Reliquie eines Heiligen auf und bückte sich vor dem geweihten Schranke, der ihn barg, wie vor dem Kruzifix und dem Katafalk der Erzbischöfe. Der Erzherzog Albert fand in späteren Jahren sich noch veranlaßt, auf seine Kosten in Rom die heilige Kreuz-Kirche zu bauen, und beauftragte Rubens mit der Anfertigung von drei Bildern für dieselbe. In die Leidenschaft der Zeit mischte sich natürlich auch die Eitelkeit der Menschen, und Erzherzog Albert ließ sich selbst in den Gemälden anbringen, seinen Fürsten-Mantel um die Schultern. Um Rubens würdig zu danken für seine Meisterstücke, hielt er dessen Erstgeborenen über die Taufe. Die Schützen-Gilde in Antwerpen machte dem Künstler ein Stück Land streitig; er malte ihnen ein Bild, und sie gaben ihre Ansprüche auf. Welcher Eifer die Bürgerschaft beseelte, ergiebt sich aus dem vergeblichen Versuche, den der Herzog von Richelieu im J. 1681 machte, um „die Anbetung der Weisen des Morgenlandes" von Rubens, das ihm auf seiner Durchreise durch Mecheln gefallen hatte, an sich zu bringen. Er steigerte sein Gebot von 6 auf 10,000 Gulden und versprach dem Pfarrer noch 100 Spanische Pistolen, wenn er sich dafür verwenden könne. Dieser berief die Kirchen-Aeltesten, aber sie hielten sich nicht für kompetent in dieser Sache, man müßte alle Mitglieder der Gemeinde befragen, von denen jeder einige Pfennige zu der Summe, die der Künstler erhalten, zugeschossen hatte. So hatten Tausende einigen Antheil vom Werthe weniger Pfennige an diesem Bilde, und es war nicht möglich, ihnen den Ruhm zu nehmen, Besitzer des Gemäldes zu seyn, für das sie mühsam von ihrem Gewerbe einen Abzug erlitten hatten. (Einem der Raths-Herren, der für den vortheilhaften Verkauf stimmte, schrie das Volk entgegen: Barrabas, Barrabas! Man drohte und schien dem Aufruhr nahe.) Gleichwohl erhielten die Meister selbst nicht so übermäßige Summen zu ihrer Zeit. Bei der Wittwe des Rubens fand man einen Katalog über seine Einnahme; auch aus den Quittungen, die er an Kirchen ausstellte, ersieht man die Honorar-Summen, die er bezog. Für den „heiligen Johann" in Mecheln erhielt Rubens z. B. 1800 Gulden (über 1000 Thaler). Horace Walpole giebt in seinen „Maler-Anekdoten" an, daß van Dyk für ein Portrait in halber Gestalt 40, für eines in ganzer Figur 60 Pfund Sterling durchschnittsweise erhielt. Auch war van Dyk keinesweges immer gut bei Kasse. Er klagte Karl dem Ersten nicht selten seine Noth, und was Heinrich der Achte ein einziges Mal für Holbein that, geschah am Hofe des Stuart sehr häufig; der König gab wiederholt den Befehl, die Schulden seines Künstlers zu decken. Van Dyk war, eigen genug, in England ein ganz anderes Wesen geworden. Der so lange verkannte, bescheidene und enthaltsame Mann lebte hier ganz als großer Herr, hielt offene Tafel, Equipage, und es gehörte mit zu der Umwandlung seiner ganzen Richtung, daß er sich als in jeder Weise zu der vornehmen Welt gehörig betrachtete, da ihr sein Denken und Fühlen gewidmet war. Man wollte sogar wissen, daß dieser früher so decente van Dyk große Summen nöthig habe, um eine heimliche Geliebte, Namens Lenor aus Lemens, die in seinem Hause wohnte, zu beschenken. Sie war sehr schön, ganz Engländerin von Kopf zu Fuß, und es scheint begreiflich, daß van Dyk, der alles Flamändische abgeschworen hatte, auch seine weiblichen Ideale unter den Insulanerinnen suchte und fand. Der Herzog von Buckingham verheirathete ihn später mit der Gräfin Gorre, Maria von Ruthwen. Der scheinbar arme van Dyk ergab sich schließlich noch der Alchimie. Aus dem Schmelztiegel suchte er zu gewinnen, was ihm das Einkommen durch den Pinsel noch zu wünschen übrig ließ.

So liegt auch in diesem Zuge aus van Dyk's Leben etwas Verstörtes, Unruhiges, Sehnsüchtiges, und diesen Charakterzug theilen seine Gemälde, während in Rubens' Bildern die gesättigte Ruhe seines in allem Wünschenswerthen, das die Erde bietet, erfüllten und befriedigten Lebens vorherrschend ist. Van Dyk's stolzes Herz war doch schwach genug, seine Hoffnung auf den Schmelztiegel zu setzen, und es ist eine Scene seines Lebens, ihn zu mitternächtlicher Stunde vor der magischen Flamme des Alchimisten-Heerdes, die seine bleiche Wange beleuchtet und in die sein begieriges Auge blickt, stehen und harren zu sehen. Als er erkrankte, bot der König dem Arzte, der ihn zu retten vermöchte, 300 Guineen.

Van Dyk starb, und es fand sich bei ihm eine Hinterlassenschaft von 100,060 Reichsthalern. Man wird schwerlich der Meinung Raum geben, van Dyk habe diese Summe nicht seiner Kunst, sondern der Zauberei zu verdanken. Die Zeitgenossen staunten aber nicht wenig, mitten unter den Maler-Apparaten Retorten und magische Geräthschaften zu finden. In einem seiner entlegenen Zimmer war ein verpestender Geruch von seltsamen Medikamenten und Schwefel-Essenzen. Die Anzahl von Gemälden, die man bei ihm vorfand, war sehr bedeutend, Karl der Erste dekorirte damit drei Schlösser. In dem Testamente des Künstlers waren seine drei Schwestern, Cornelie, Susanne und Cäcilie, bedacht, welche in einem Kloster der barmherzigen Schwestern zu Antwerpen wohnten.

Van Dyk hatte in England seinen Ruhm, seinen Fürsten, seinen Hof, seine ganze Welt gefunden. Rubens hatte viel weitere Kreise für sein Wirken gehabt, auch Italien hatte sein Ruhm erfüllt. Italiänische Fürsten beeiferten sich um seine Freundschaft; der Herzog von Mantua trug ihm eine ehrenvolle Botschaft nach dem Spanischen Hofe auf; Isabella wählte ihn zum Vermittler zwischen den Vereinigten Provinzen und Spanien, und Philipp der Vierte staunte nicht wenig, in dem Künstler einen gewandten Redner, einen weltkundigen Diplomaten kennen zu lernen. Der Herzog von Braganza wünschte ihn zu sehen, und als Rubens mit einem glänzenden Ritter-Gefolge nach Villa-Viciosa aufbrach, sandte der bestürzte Herzog einen Boten zu ihm, mit der Ent-

Digitized by Google

schuldigung, er sey auf seinem beschränkten Landhause nicht sofort im Stande, ihn zu empfangen. Um den Flamänder für etwanige Kosten, die ihm der kleine Umweg verursacht, zu entschädigen, überschickte der Fürst ihm ein Geschenk von 50 Pistolen; allein der Maler Rubens erwiederte dem Gesandten des nachherigen Königs von Portugal, er dürfe diese Gabe nicht annehmen, da er die für sich und sein Gefolge nöthige Summe von 1000 Pistolen glücklicherweise noch bei sich führe. Dieser eines Buckingham würdige Zug charakterisirt den Flamändischen Maler.

Mit Instructionen und Beglaubigungs-Schreiben versehen, reiste er wie ein Ambassadeur der katholischen Majestät nach London, wo ihn Karl im vollen Staats-Rath empfing. Rubens malte den König von England als Sankt Georg zu Pferde, die Frau, die derselbe dem Drachen entreißt, hatte die Züge der Königin, und Karl schlug ihn vor seinem Parlament zum Ritter und fügte seinem Wappen ein neues Feld mit einem goldenen Löwen hinzu. Das Haus des Malers in Antwerpen war ein Palast, der Werth der darin aufgestellten Bilder überstieg noch bei weitem die Kostbarkeiten seines Hausgeräths. Für die Gemälde-Sammlung, die Rubens hier aufbewahrte, und die aus eigenen Werken bestand, bot der Herzog von Buckingham die Summe von 60,000 Gulden (120,000 Livres) lange Zeit vergeblich, bis es seinem gewandten Unterhändler gelang, den Sälen seines Herrn den größten Theil dieser Schätze zu vindiziren. Auf dem Landschlosse Stean, bei Mecheln, lebte Rubens wie ein Fürst. Er lud oft seine Schüler zu sich, um große Jagden anzustellen. Man bestieg prächtige Rosse; der Meister ritt einen Andalusier, seine Frau ein Spanisches Maulthier, das mit silbernem Schmuckwerk reich bezäumt war. So lebte dieser Flamändische Maler-König, der seine Zeit beherrschte. Man mußte zugleich an seiner Bildung eine seltene Universalität bewundern. In Madrid, in London, am Hofe der Maria von Medicis wußte er sich geschmackvoll in den Sprachen des Landes auszudrücken; man rühmte ihm nach, daß er sieben Sprachen verstanden habe. Seine Latinität soll ausgezeichnet gewesen seyn; er machte gute Lateinische Verse, und pflegte, während er den Pinsel führte, sich den Virgil oder den Livius vorlesen zu lassen.

So hatte Belgien durch seine Maler eine Europäische Bedeutsamkeit erlangt. Aus dem üppigen Schoße des kleinen Landes wuchs ein Baum hervor, der seine Zweige weithin erstreckte. An der Or.ginalität seiner Malerei hat Belgien ein Wahrzeichen seiner Nationalität, die sich im Gebiete der Kunst zur Erscheinung brachte und Gestalt gewann, während das Land in politischer Hinsicht bald Burgundisch, bald Spanisch, Oesterreichisch, Französisch und Holländisch war. Jetzt aber, wo die Europäische Constellation Belgien auch eine politische Selbstständigkeit zugestanden hat, dürfte es um so mehr zeitgemäß und zweckdienlich seyn, auf die Spuren einer Belgischen Nationalität historisch hinzuweisen. Ohne nationalen Charakter, bin ich der Meinung, konnte sich und kann sich nie ein entschieden selbstständiger Typus im Gebiete der Kunst erzeugen.

Im Betreff der Baukunst hat Belgien wohl keine Originalität aufzuweisen; es borgte hier alle Formen von dem Spanischen Katholizismus. Seltsam genug sind die Belgischen Volkslieder auch in einem Zuschnitt gehalten, der an die Spanische Romanze erinnert. Einen Anklang an den Deutschen Volks-Gesang sucht man vergebens in den Flamändischen Liedern, die sich meist vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts datiren. Wir theilen eines derselben in Prosa mit, welches ein Gespräch zweier Liebenden eröffnet.

„Dame.

„Der Tag steigt auf vom Orient, das Licht ergießt sich allerseits. Wo lenk' ich meine Schritte hin, Du Heißgeliebter!

Ritter.

Wenn meine Feinde meine Freunde wären, so führt' ich Dich weit fort aus diesem Lande, Du, meine Hoffnung, meine süße Liebe.

Dame.

Mein tapfrer Ritter voller Muth, wo sehen wir uns wieder?

Ritter.

Unter den grünen Linden-Zweigen, Du, mein Schmuck und meine Hoffnung.

Dame.

Dort will ich ruhen in des Heißgeliebten Armen. Dort will ich ruhen in den Armen meines tapfern Ritters voller Muth.

Ritter.

Dort sollst Du ruhen an meiner Brust; und läg' ich todt selbst unter jenen grünen Linden-Zweigen.

Die Dame eilt davon und sucht am Abend den Lindenbaum. Der Geliebte liegt todt auf dem Rasen.

Dame.

Ist das Dein Muth, Dein Ruhm, Du, der mich tröstete? Was ist mein Theil? Wie viele Trauertage sind hier mein Erbe nun!

Weinend eilt sie zu dem Vater, zu den Brüdern. Alle sitzen stumm und zornig da, sie kümmert nicht des Ritters Tod. Da kehrt sie still zurück zur grünen Linde. Mit ihren blonden Haaren wischt sie fort sein Blut, mit ihren weißen Händen bedeckt sie seine Wunden. Mit seinem Schwert gräbt sie ein Grab und senkt ihn tief hinein. Mit ihrer Stimme singt sie ihm die Seelen-Messe und eilt ins Kloster, um hinter schwarzen Schleiern still zu weinen."

Man kann das Spanische nicht verkennen in Form und Inhalt dieses Volksliedes. An Holland erinnern dagegen die lustigen Kirchmeß- oder Kirmeß-Gesänge, die man in Belgien hört. In diesen Liedern, die in den Gemälden eines Teniers und Breughel Gestalt und Kolorit gewonnen haben, ist Holland originell.

Die Musik war in Belgien nicht in gleichem Maaße Volkssache, als die Malerei. Die Glockenspiele auf den Thürmen sind freilich diesem Lande eigen und bezeugen, daß das üppige Flandern auch der Kirchen-Musik zugethan war. Wenn man beim bleichen Schein der Laternen auf dem großen Quais in Antwerpen spaziert, oder an den beschneiten Ufern und den schönen Kanälen in Gent und Mecheln auf und abfährt, so umtönt uns diese Luftmusik der Thürme wie ein Sphärengesang, der den Wolken seine träumerischen Klagen mittheilt, und man erlebt eine wunderbare magische Winternacht. Diese Glockenspiele sind ohnedies durch Jakob van Eyck in Lateinischen Versen gefeiert. Heinrich von Put zählte deren sieben in Brüssel allein während des Jahres 1641. Die Kirchenmusik wurde in Flandern, wie in jedem reichen katholischen Lande gepflegt. Josquin, ein Belgier, hat als Musiker einen Ruf gehabt, den er jedoch mehr dem Hofe Ludwig's des Zwölften, an dem er lebte, verdanken mochte. Philipp der Schöne und Karl der Fünfte besoldeten in Belgien einige dermalen berühmte Sänger; allein im Ganzen war die Musik nur Sache der Klöster und der Kirchen; das Volk schwärmte nur für seine Maler, und fühlte in ihnen die Vertreter seiner Eigenthümlichkeit. Grétry ist in Lüttich geboren, allein seine vierzig Opern gehören der Französischen Nation an. Auch seine Memoiren (ou Essai sur la musique) sind Französisch. Er starb zu Ermenonville in Rousseau's Eremitage (1813). Der Ort des Todes ist in der Regel für die Richtung eines Menschenlebens beziehungsreicher, als die Stätte der Geburt.

Die Burgundische Bibliothek zu Brüssel besitzt eine Menge vaterländischer Chroniken, die nur auf den Druck warten, um unter die bedeutenderen Werke dieser Art gezählt zu werden. Philipp Meuske und Jehan d'Outremause sind Chroniken-Schreiber des ersten Ranges. Von der Belgischen Regierung ist eine Kommission mit der Herausgabe dieser Schätze beschäftigt. Auch Johann van Heelu verdiente bekannter zu werden. Er besang in einem Flamändischen Gedichte die Schlacht von Worringen bei Köln, die der Herzog Johann der Erste von Brabant im J. 1280 gewann. Der Dichter kämpfte selbst in den Reihen der Sieger, zu deren Ehren die unter dem Namen „Ommegang" bekannt gewordenen Prozessionen veranstaltet wurden, welche Andreas Salaert's Gemälde zum Gegenstand haben.

Man sollte, wenn man über die höchst fragmentarische Literatur Flanderns spricht, füglich auch des Fürsten von Ligne erwähnen. In einer Zeit, wo kleine Verse und kleine Dinge überhaupt großes Aufsehen machen, wo sich kein Kriegsmann des Stickens, kein Hofmann des Schreibens und kein Prinz der Vers-Kunst entschlagen durfte, zog der Fürst von Ligne es vor, seine Briefe zu ediren. Er öffnete mit seinen zarten Manschetten-Fingern, die so weiß wie die des Herrn von Buffon waren, den Kaninchen und den Hammeln der Lafontaine'schen Muse das Gitter-Thor seines Schlosses, er machte Fabeln, Allegorieen, schrieb Bücher über Taktik, Theater-Stücke und Memoiren. Eine Unzahl hübscher Anekdoten floß aus der Feder dieses Oesterreichischen Feldmarschalls, er war ein Mann, der immer erst einer Königin die Hand küssen mußte, eh' er den Degen zog. Die Manier seiner Darstellung ist vortrefflich; aber Alles ist Französisch, nur zu sehr Französisch.

In der Nähe von Brüssel, auf dem Wege nach Lille zu, sieht man das Schloß Beloeil liegen, aus dessen Fenstern der achtzehnjährige Fürsten-Jüngling dreimal die Stadt belagert sah. Dort lebt jetzt der Enkel des berühmten Fürsten von Ligne, ein junger, geschmackvoll gebildeter Mann, der die Künste liebt und beschützt. Diese Kunst-Liebe ist ein Vorrecht, das keine Revolution dieser edlen Familie entreißen konnte.

Dies sind im Allgemeinen die Grundzüge der Belgischen Eigenthümlichkeit und Nichteigenthümlichkeit in Kunst und Wissenschaft. In seiner Malerei hat das Volk die Blüthe seiner Originalität zu suchen, und in einer Zeit, wo Europa die Unabhängigkeit eines Belgischen Staates anerkannt hat, darf es von Nutzen seyn, auf die historischen Dokumente einer Belgischen Nationalität im Kunst-Leben hinzudeuten.

(R. d. P.)

Nord-Amerika.

Ein Besuch bei dem Oberst Aaron Burr.

Als ich im letzten Herbst in der Stadt New-York war, bemühte ich mich um eine Zusammenkunft mit dem berühmten Oberst Aaron Burr, der jetzt wieder dort lebt, nachdem er lange Zeit im Auslande gewesen. Ich erfuhr zwar, daß er sich fast von aller Welt zurückziehe, doch aber angesehenen Fremden erlaube, ihn zu besuchen, wenn nicht unverschämte Neugier allein sie zu ihm führe.

Dieser Mann hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Er wurde im Staat New-Jersey geboren und ist jetzt 78 Jahr alt. Als achtzehnjähriger Jüngling war Oberst Burr Freiwilliger beim General Arnold auf der Expedition, welche dieser unternahm, um sich mit dem General Montgomery gegen Quebeck zu verbinden, und machte den Marsch von Penobscot nach dem Chaudière-Fluß als Gemeiner mit. Als die Armee am Chaudière anlangte, fand man es für nöthig, den General Montgomery von ihrer Ankunft zu unterrichten. Burr wurde zu dieser Mission ausersehen und legte, als katholischer Geistlicher verkleidet, fast 200 Englische Meilen durch ein dünn bevölkertes, zum Theil ganz ödes und nur von Wilden bewohntes feindliches Land zurück. Nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, ward er in die Familie des Generals Montgomery aufgenommen und war einer von dessen Adjutanten, als dieser in dem Sturm gegen Quebeck fiel. Im Frühling des Jahres 1776 begab sich Burr nach New-York und blieb kurze Zeit in der Familie des Generals Washington, bis er zum Adjutant des Generals Putnam ernannt wurde. Als sich nach der Schlacht von Long Island die Amerikanischen Truppen aus der Stadt New-York nach Haarlem zurückzogen, war ein starkes Detaschement der Brigade des Generals Silliman durch einen Zufall hintennach geblieben und in Gefahr, von den Britischen Streitkräften abgeschnitten zu werden; aber durch die

Energie und Unerschrockenheit des Oberst Burr entging es der Gefangenschaft. Er übernahm das Kommando und führte die Zurückgebliebenen mit geringem Verlust dem Haupt-Corps zu.

Im Jahre 1778 wurde Oberst Burr dem Regiment des Oberst Malcolm als Oberstlieutenant beigegeben. Dieses Regiment war oft im Kampf und galt für eines der besten in der Amerikanischen Armee. In der Schlacht bei Monmouth in New-Jersey litt Oberst Burr durch die Strapatzen und die Hitze des Tages so sehr, daß er in eine heftige Krankheit verfiel, deren Folgen ihn zuletzt nöthigten, um Urlaub einzukommen und sich von der Armee zurückzuziehen.

Die Geschichtschreiber erwähnen der Tapferkeit des Malcolmschen Regiments. Der Oberst Malcolm aber soll niemals, wenn es im Gefecht war, dabei gewesen seyn. Bei diesen, so wie bei den meisten anderen Gelegenheiten wurde es vom Oberst Burr kommandirt; und doch wird Burr's Name nirgends und niemals in einer Geschichte der Amerikanischen Revolution genannt. Dieser Umstand scheint seine Achtung für die Historiker geschwächt zu haben, wie ich in der Unterredung, welche ich mit ihm hatte, bemerken konnte.

Nach dem Frieden von 1783 verfolgte Herr Burr in der Stadt New-York wieder seinen früheren Beruf als Rechtsgelehrter. Den Ruhm, welchen er an der Barre erlangte, hat Niemand in den Vereinigten Staaten übertroffen, und Wenige sind ihm gleichgekommen. Als Advokat zeichnete er sich durch Klarheit und durch sorgfältige, ja mühsame Ausarbeitung seiner Plaidoyers aus. Er war immer tüchtig gewaffnet, mochte er nun angreifen oder vertheidigen. Seine Beredsamkeit war mild und überzeugend, seine Sprache rein und züchtig, ohne Flittern und Prunk. Selten bediente er sich vor den Schranken oder im Senat eines überflüssigen Satzes oder Wortes. In seiner Beweisführung war er gründlich und schlagend, niemals gemein oder anstandswidrig. Hin und wieder, wenn er von seinem Gegner gereizt ward, ließ er sich wohl zu einigen treffenden und beißenden Sarkasmen hinreißen. Er verstand es mehr als irgend Einer, sich kurz zu fassen, und kannte die Macht der Gedrängtheit im Ausdruck. Niemals sprach er länger als zwei Stunden über einen Gegenstand, und selten länger als Eine Stunde. Er hatte sich sehr in seiner Gewalt, war aber von stolzem Sinn und herausforderndem Benehmen.

Als Weltmann hatte er ein äußerst einnehmendes Wesen; er war höflich und herablassend, aber nie ohne Würde. Er konnte in jeder Hinsicht als ein echter Zögling des Lord Chesterfield gelten. Seine Haltung hatte eine studirte Feinheit, war aber fern von aller Affectation und Ziererei. Er kleidete sich fast immer in Schwarz und verschmähte den Glanz strahlender Farben. Sein Haushalt war nicht ohne Aufwand, obgleich er für seine Person sehr enthaltsam lebte. Stets sah man ihn in Geschäften vertieft, und nur selten nahm er an den gewöhnlichen Vergnügungen des Tages Theil. Er gehörte zu keinem Verein, ja er weigerte sich sogar, Mitglied der Cincinnati-Gesellschaft zu werden, die von den Offizieren der Revolutions-Armee gebildet wurde.

Oberst Burr ward mehrmals in die Gesetzgebung des Staats New-York gewählt. Er war Mitglied des Konvents, der die Verfassung entwarf, General-Staats-Prokurator und Richter am Ober-Tribunal. Sechs Jahre lang war er Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten und vier Jahre Vice-Präsident. Als Oberst bezieht er den halben Sold, und mit einigen anderen Einkünften hat er jährlich 4—500 Guineen zu verzehren.

Während er den Posten eines Vice-Präsidenten der Vereinigten Staaten bekleidete, wurde er in ein Duell mit dem General Hamilton verwickelt, mit dem er in politischem Zwist stand, und hatte das Unglück, seinen Gegner zu tödten. Dies machte ihm viele Unannehmlichkeiten, besonders da er der herausfordernde Theil gewesen war. Durch viele Bemühungen wußte er endlich die Verwandten des Erschossenen zu beschwichtigen und kaufte sich mit Geld von weiteren Verfolgungen los. Nach Ablauf seiner Amtsdauer begab er sich nach dem Staate Tennessee, wo er Besitzungen hatte. Dort soll er auf den Gedanken gekommen seyn, die westlichen Staaten von der Union loszureißen, und aus ihnen, in Verbindung mit Mexiko, welches zu diesem Zweck gewonnen werden sollte, einen neuen Staaten-Verein zu bilden. Wenigstens wurde er vor dem Präsidenten Jefferson dieses Verbrechens angeklagt und als Hochverräther am 2. März 1807 in der Grafschaft Tombigbey verhaftet. Man brachte ihn nach Richmond in Virginien, wo ihm der Prozeß gemacht werden sollte. Er wurde jedoch nach einiger Zeit, nachdem er eine bedeutende Bürgschaft gestellt hatte, wieder auf freien Fuß gesetzt und entfernte sich aus Amerika. Mehrere Jahre verlebte er auf Reisen in England, Schweden und Frankreich, bis es ihm endlich wieder vergönnt ward, in sein Vaterland zurückzukehren, wo er nun in stiller Abgeschiedenheit seine Tage zubringt.

Als ich das erste Mal die Zimmer dieses Mannes betrat, verwunderte ich mich über die Nachlässigkeit und Unsauberkeit, welche darin herrschte. Sein Anzug sah eben so unordentlich aus. Er empfing mich kalt und förmlich, aber nicht unhöflich. Als ich mich ihm näherte, erhob er sich mit einiger Mühe von seinem Lehnstuhl. Nach den gewöhnlichen Ceremonien lud er mich ein, Platz zu nehmen. Er richtete einige allgemeine Fragen an mich und machte ein paar alltägliche Bemerkungen, sonst war er im Ganzen sehr still und zurückhaltend, was ich nicht erwartet hatte. Ich wurde durch sein Benehmen ordentlich eingeschüchtert; seine durchdringenden, aber niedergesenkten schwarzen Augen schienen jede Bewegung meines Gesichts zu bewachen. Er ist weit unter mittlerem Wuchs, abgezehrt und schwach. Vor anderthalb Jahren wurde er vom Schlage gerührt, der seine Beine von den Knieen an bis zu den Extremitäten lähmte. Er geht nur wenig, und auch das nicht ohne Anstrengung. Mein Besuch dauerte nicht über 20 Minuten, und ich war eigentlich unbefriedigt. Als ich mich empfehlen wollte, erschien er mir plötzlich als ein ganz anderer Mann. Jeder Zug in seinem Antlitz war verändert. Ein freundliches Lächeln schien um seinen Mund zu spielen. Er fragte, wie lange ich noch in der Stadt zu bleiben gedächte, und ohne mich gerade einzuladen, war es doch, als wollte er andeuten, daß es ihm nicht unangenehm seyn würde, mich noch einmal zu sehen. Ich erwiederte, daß ich mit seiner Erlaubniß ihm vor meiner Abreise noch einen Besuch abstatten würde. Es schien ihm lieb zu seyn, und er bat mich, Wort zu halten.

Ich besuchte den Oberst Burr ein zweites Mal und wurde mit der größten Herzlichkeit empfangen. In wenig Minuten fand ich mich wie zu Hause und wie in der Gesellschaft eines alten vertrauten Freundes. Seine Bemerkungen waren oft scherzhaft, aber immer würdevoll. Nur schien er jeden Punkt, der zu einem Gespräch über ihn selbst hätte führen können, sorgfältig zu vermeiden. Er sprach mit Freimüthigkeit über die Regierungs-Mißbräuche, enthielt sich aber aller persönlichen Anspielungen. Den von einigen Staaten der Union gemachten Versuch mit dem allgemeinen Wahlrecht hielt er für höchst unglücklich und in seinen Folgen ganz anders wirkend, als die Freunde und Vertheidiger desselben es erwartet hatten. Im Lauf der Unterhaltung kamen wir auch auf die Geschichte Napoleons, und es wurde einige Mal Talleyrand's dabei erwähnt. Ueber den Letzteren äußerte er sich sehr mißbilligend und erzählte einige Privat-Anekdoten, die dazu beigetragen haben mochten, sein Gemüth mit Unwillen gegen diesen Diplomaten zu erfüllen.

Von der Geschichte, besonders aber von der Geschichte großer Staatsmänner und Feldherren, wollte Oberst Burr, wie ich schon bemerkt habe, nicht viel wissen. Er behauptete, daß die Historiker stets für die eine oder die andere Seite Partei nähmen, und daß man auf ihre Angaben nicht bauen könne, außer wo es sich um Daten oder irgend ein großes Ereigniß, wie eine Schlacht und dergleichen, handle; auf ihre Details aber könne man sich nie verlassen.

Das Gedächtniß des Oberst Burr scheint noch ganz frisch und sein Geist in seiner vollen Kraft zu seyn, so ausgezehrt auch sein Körper ist. Er hat eine bezaubernde Gabe der Unterhaltung, und man mag das Gespräch lenken, worauf man will, so ist er immer orientirt und zeigt, daß er die Sache eben so gut, wo nicht besser kennt, als der, welcher sie aufs Tapet gebracht hat. Ich bemerkte, daß er an den Nerven litt, und dies führte uns auf eine Unterredung über die Diät. Er sagte mir, daß er sich des Genusses von Thee und Kaffee ganz enthalte, und daß er sehr gute Folgen von dieser Enthaltsamkeit verspüre. Auch animalische Kost nimmt er nur wenig zu sich. Seine Hauptnahrung besteht aus leichten Suppen, Vegetabilien, Milch und Reis. Wein trinkt er sehr mit Maaß und meistens nur Französischen von nicht starker Qualität.

Diesmal dauerte mein Besuch bei dem Obersten fast zwei Stunden. Als ich von ihm Abschied nahm, sagte er zu mir: „Wenn Sie etwas Näheres über meine Person zu erfahren wünschen, so würde ich Ihnen empfehlen, sich an meinen Freund, Herrn D., zu wenden, mit dem ich seit 40 Jahren in vertraulichen Verhältnissen stehe; er kennt alle Begebenheiten meines Lebens, namentlich die, welche in diesen Zeitraum fallen, und er wird Ihnen gern dienen, wenn Sie etwa begierig sind, Einiges davon zu hören."

Ich hatte darauf eine lange und sehr interessante Unterredung mit Herrn D. und fand ihn im Ganzen offen und gefällig; er erzählte mir von den Schicksalen des Oberst Burr, was ich oben mitgetheilt habe, nur über den eigentlichen Plan, den der Oberst während seines Aufenthalts im Westen entworfen, schien er meinen Fragen auszuweichen zu wollen. Er antwortete mir, daß darüber schwerlich etwas Näheres veröffentlicht werden dürfte, wenn es aber je geschähe, so könnten solche Aufschlüsse nur von ihm (Herrn D.) ausgehen; er fügte hinzu, daß jenem hochbegabten, aber unglücklichen Manne großes Unrecht widerfahren sey. Da ich merkte, daß es ihm unangenehm war, diesen Punkt weiter auszuführen, so empfahl ich mich ihm und dankte verbindlichst für seine freundlichen Mittheilungen. Ein Genfer Reisender.

Mannigfaltiges.

— Musikalisches Genie. Eine Pariser Zeitschrift giebt folgenden Bericht über das musikalische Talent einer alten, seitdem verstorbenen Frau in den Sechzigern, die von Jugend auf in der Salpêtrière (einem Irrenhause in Paris) gewesen. Eine junge Schauspielerin von einem der kleineren Theater in Paris, die in das Haus aufgenommen worden, hatte sich eingebildet, daß sie eine gewisse Rolle zu spielen habe, und sang und tanzte und rezitirte abwechselnd. Als nun die alte Frau eines Tages die Schauspielerin singen hörte, schlug sie sogleich den Takt dazu mit bewundernswürdiger Präcision und schien dabei höchlich ergötzt zu seyn. Sobald sie eine Arie hörte, hatte sie sie im ersten Augenblicke gleich aufgefaßt, und sie war im Stande, wenn man sie dazu aufforderte, dieselbe, obgleich sie die Worte nicht kannte, doch nach der Melodie genau wiederzugeben. Was noch merkwürdiger war, als Jemand ein Lied in ihrer Gegenwart sang, das er eben aus dem Stegreif komponirt hatte, faßte sie dasselbe eben so schnell auf und wiederholte es auf der Stelle. Ein anderes Mal, als sie ein Stück auf dem Pianoforte spielen hörte, war sie von dem Zauber der Musik ganz hingerissen, und man bemerkte, daß sie bei den vorzüglicheren Passagen ganz besonders ihr Wohlgefallen bezeigte, gleich als besäße sie die Kenntniß und den Geschmack des vollkommensten Musikers. Wie man sagt, hat der Kopf dieser merkwürdigen Frau die Phrenologisten nicht wenig in Verwirrung gebracht; denn als sie ihn geöffnet, fanden sie nicht nur nicht, wie sie bestimmt vorausgesetzt, ein stark ausgebildetes musikalisches Organ in demselben, sondern bemerkten zu ihrem Erstaunen, daß er gar keines hatte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Freitag den 24. April 1835.

England.

Selbstbekenntnisse Shakespeare's.

Zweiter Artikel.*)

Es ist noch fast immer das Loos der Dichter gewesen, für eine oder die andere Zeit ihres Lebens die selbsttäuschende Rolle Pygmalion's durchzumachen. Sie bilden ihre Galateen, und hauchen ihnen für ihre Sehnsucht und Wünsche Seele ein; glücklich genug, wenn sie darin am Ende nicht etwas Schlimmeres noch, als einen bloßen Stein erkennen!

Ich muß auch den Namen Shakespeare's in die Liste derjenigen eintragen, die von so unseliger heilloser Pein gelitten. Die Geschichte ist auffallend, und wird Manchen stutzig machen; aber es ist eine Geschichte, die erzählt werden muß, selbst vor den allerzartesten Ohren. Wir können wohl einem Gebilde der Phantasie den Zugang zu unserem Herzen und Gemüth versagen, aber die Wahrheit lassen wir uns nimmer entwinden. Die Wahrheit, einmal verloren oder absichtlich zurückgestoßen, läßt eine unausfüllbare Lücke zurück.

Shakespeare, wie ich bereits gesagt, verließ Stratford im Jahre 1586. Er ließ seine Frau, drei Kinder, seinen Vater, eine Schwester und einen Bruder, Namens Edmond, zurück. Doch, wie es scheint, hat sich dieser sehr bald bestimmen lassen, sein Glück ebenfalls in London zu versuchen; denn wir finden ihn hier als Schauspieler um das Jahr 1603; und es ist gewiß, daß am letzten Tage des Jahres 1607 William Shakespeare seinen Bruder hat beerdigen lassen, „Edmond Shakespeare, den Schauspieler", in der Kirche von St. Saviour in Southwark. So findet sich's nämlich in dem Kirchenbuche daselbst eingetragen. Die Frau des Dichters war zu der Zeit, da er Stratford verließ, dreißig Jahr alt. Sie hatte ihm eben Zwillinge geboren, die zweite und letzte Frucht ihrer Ehe. Anna Hathaway hatte, nachdem ihr Mann Stratford gegen London vertauscht, keine Kinder mehr, obgleich er alljährlich den Ort besuchte. Ich will diesen Umstand keinesweges geltend machen, als ließe er auf ein völlig ausgesprochenes Mißverhältniß zwischen Beiden schließen; denn im Gegentheil bin ich geneigt, zu glauben, daß sie bis an's Ende in freundlichem Vernehmen geblieben. Ich glaube sogar, daß die bekannte Einschaltung in seinem Testamente: „Item, vermache ich meiner Frau mein zweitbestes Bett und Geräthschaften", — welche man schon oft als einen Ausdruck von Kälte oder Verachtung gegen sie angeführt, auf etwas ganz Anderes hinauslaufe. Es darf nämlich in Bezug auf dieses scheinbar ärmliche Legat nicht außer Acht gelassen werden, daß Anna Hathaway beim Tode ihres Vaters, eines angesehenen Yeoman von Shottery (einem Dorfe in der Nähe von Stratford), reichlich war bedacht worden. Von diesem Gesichtspunkte aus kann ich mir Shakespeare's so liebevolle Fürsorge bei dem Vermächtnisse an seine Enkelin, Susanna, und an seine geliebte Tochter Judith, welche Letztere ihm nur noch theurer werden mußte, da ihr Zwillingsbruder von frühem Tode weggerafft worden, ganz genügend erklären, ohne den leisesten Verdacht irgend eines Mißverhältnisses oder der Erkaltung gegen seine Frau, selbst wenn er derselben gar keine Erwähnung im Testamente gethan. Wie aber die Sachen wirklich lagen, seh' ich in jener Einschaltung gerade einen besonderen Beweis für das Gegentheil, — einen ausdrücklichen, und zwar unverdienten Selbstvorwurf, — eine Mahnung an sich selbst in einem Falle, wo er sich eben nicht anzumahnen nöthig hatte. Und warum spielt denn Herr Malone so bissig auf das „zweitbeste Bett" an? Wie kommt er doch darauf, dies als ein Zeugniß von Verachtung und Geringschätzung hervorzuheben — als sey es Shakespeare's Wunsch gewesen, der Mutter seiner Kinder das Unbedeutendste aus seinem Besitzstande zu hinterlassen? — Ich möchte den Leser lieber dahin vermögen, mit mir diesen scheinbaren Vorwurf als ein Zeichen der Zärtlichkeit und liebevollen Angedenkens zu betrachten. Vielleicht knüpften sich an dies „zweitbeste Bett" theurere Erinnerungen, als an das erstbeste.

Nirgends in Shakespeare's Leben tritt uns Erkaltung oder Gleichgültigkeit gegen alte Verbindungen entgegen, wie sehr auch diese durch Zeit oder Umstände an Intensität verloren haben mochten. Er ließ seinen Geburtsort nicht unbesucht; alle Jahre pflegte er einmal in seine Vaterstadt zu kommen, wie Aubrey sagt; und es steht fest, daß er, „als er sein Tagewerk ruhig vollbracht", sich eine unabhängige Stellung und zugleich einen unsterblichen Namen errungen hatte, nach Stratford sich zurückgezogen, — um beide ungestört zu genießen, und das Leben, wie er es begonnen, zu enden — an den sanft murmelnden Wellen des Avon.

Ich hebe diese Einzelnheiten und diese Familien-Verhältnisse aus einem dem Leser hoffentlich bald einleuchtenden Grunde hervor. Ist er so weit mit mir einverstanden, so wird er auch wohl nicht anstehen, die Einschränkung gelten zu lassen, die ich machen will. Die Wendungen, welche ein Herz, wie Shakespeare's, nimmt, müssen mit feinem zarten Taktsinn verfolgt werden. Vorausgesetzt, daß er mit Anna Hathaway in vertraulicher Beziehung geblieben, — leuchtet es dennoch ein, daß ihre Liebe nicht von der Art seyn konnte, seiner Phantasie, die eben erst in ihrer vollen Gewalt aufgewacht war, Sehnsucht und Verlangen einflößen zu können. Er war noch ein Jüngling, als er sie heirathete, sie schon eine Frau. Damals hatte seine Sinnlichkeit vor seiner Phantasie den Vorsprung; so mußte also eine Zeit kommen, wo diese an die Stelle jener trat, und seinen Willen nöthigte, gegen sich selbst Partei zu nehmen; wo diese Phantasie Leidenschaften in ihm aufregte, die er, wie er ihnen auch immer feind seyn mochte, doch wohl nicht gern würde aufgegeben haben, und die, wie sehr auch seine Ruhe untergrabend und seine Unternehmungen störend, nicht minder theuer seinem Herzen blieben, als die Hoffnung und die Freude, welche sie daraus vertrieben hatten, um der Sorge und dem Erröthen den Platz einzuräumen. Da Anna Hathaway ihm an der Thüre ihres Hauses zu Stratford, als er dasselbe zum ersten Male verließ, um sich in den Strom des Lebens zu stürzen, Lebewohl sagte, mußte sie wohl fühlen, daß Umstände manchen Wechsel in ihre Beziehung zu einander bringen würden; daß die Gefühle, die sie für ihn hegte, kaum eine vollkommene Sympathie von seiner Seite hoffen durften; daß ihr Freudentraum — wenn sie anders Freude je empfunden — zu Ende war, und daß sie eben in jenem Augenblicke auf eine freiwillige Trennung hätte antragen können, wie Isabella in ihren Worten an Brachiano:

„Herr, laßt mich nur einen Kuß von Euch noch leihen —
Es ist das letzte Zeichen meiner Liebe!" —

Es ist unwahrscheinlich, daß sie ihm je angeboten, ihm nach London zu folgen, und es ist gewiß, daß sie nie dahin gekommen ist. Sie blieb in ihrer Heimath, und tröstete sich mit ihren Kindern, damit begnügt, wie wir wohl voraussetzen dürfen, in ihnen allein ihres Vaters Besitz zu genießen, und von der Erfüllung der Hoffnungen, wie sie ihr wohl ahnungsvoll schon im Gemüthe aufgedämmert waren, ruhig das Beste für ihre Lage zu erwarten, und sich mittlerweile vorbereitend, ihm bei seiner Rückkunft ganz anders als früher entgegenzutreten, aber ihm doch mit Herzlichkeit und wie einem Freunde zu begegnen.

Wir haben bereits Shakespeare nach London begleitet. Wir haben bereits die Herrlichkeit gesehen, die ihm dort ward, und die liebenswürdige Anspruchslosigkeit, mit welcher er sie trug; wir sind ihm auf die Scene des Globe gefolgt, haben mit ihm in der Mermaid gesessen, und auch einen Blick in die Einsamkeit seiner Wohnung geworfen. — Haben sich nun jene Vorahnungen, wie wir sie in das Gemüth Anna Hathaway's hineingetragen, wirklich erfüllt? Das wollen wir jetzt zeigen. — Ich folge ihm jetzt in die geheimsten Winkel seines Lebens, durch alle Tiefen seines Geistes spür' ich ihm nach; jeden Schlag seines Herzens, der noch jetzt sichtbar und hörbar, zähl ich. Er, den man nur als den Maler der Leidenschaften aller Völker und Menschen kennt, er soll jetzt seine eigenen darstellen; er, dessen Geist über der Welt stand, mit seinem Zauberblick in alle Tiefen schauend, dem alle Mysterien und Wirren des Menschenherzens offenbar waren, — der mit einem einzigen Worte das dunkle Schaffen des menschlichen Herzens an den lichten Tag brachte — er soll selbst in seinem Privatleben sich uns darstellen und erscheinen, „von Ohnmacht überwältigt", von der Macht individueller Gefühle und Leidenschaften, hülflos unter ihrer Herrschaft, schwach und ohne Kraft wie Einer von uns; lasset uns ihn aber nicht deshalb weniger lieben, sondern nur desto mehr. Wenn wir mit ihm durch alle die Kämpfe hindurchgegangen, welche zu bestehen der Mensch einmal berufen scheint, so darf er uns darum nicht als ein minder mächtiger Meister erscheinen, oder als ein minder heilsamer Lehrer; er hat dann nur ein noch höheres Recht errungen, uns zu seinen ewigen Lehren zu führen und zu der großen Welt seiner unvergänglichen Gedanken, und durch sie in den Hafen, in dem wir so gern bleiben möchten, dies Mittelgebiet zwischen Gefühl und Einsicht, den beiden Armen der Humanität!

Shakespeare war noch nicht lang in London, als er bereits verurtheilt war, mit unruhiger Feder sich Geheimnisse zu offenbaren, wie in folgenden Versen:

Two loves I have, of comfort and despair,
Which, like two spirits, do suggest me still;

*) Vgl. Nr. 20 des Magazins.

The better angel is a man right fair,
The worser spirit a woman coloured ill.*)

Diese beiden Minnen und die mit ihnen zusammenhängenden Umstände will ich jetzt beschreiben. Vor Allem hab ich zu erinnern, daß die Quelle meiner Belehrung die Sonnette Shakespeare's sind. Die mitzutheilenden Einzelnheiten sind alle aus einer genauen Betrachtung und sorgsamen wiederholten Lektüre der **sämmtlichen** Sonnette geflossen. Ich habe sie nicht aufs Gerathewohl aufgeschlagen, und einmal hier, ein andermal da gelesen, wie es der Zufall fügte; — so oft ich in dieser Weise las, entsinn' ich mich, sie immer unbefriedigt und ungewiß, ohne eine bestimmte Ansicht von ihrem Inhalte und ihrer Absicht wieder bei Seite gelegt zu haben. In dieser Art muß sie auch wohl Hr. Hazlitt betrachtet haben, da dieser feinsinnigste der Kritiker in einem seiner meisterhaften Werke, die gewiß so lange dauern werden, als die unsterblichen Gegenstände, deren Behandlung sie gewidmet sind, — äußert, er habe in Bezug auf den eigentlich letzten Zweck in den Gedichten weder Hand noch Fuß finden können. Auch dem Verfasser dieses Aufsatzes ist es nicht anders ergangen, bevor er wiederholentlich den ganzen Band von Anfang zu Ende durchgelesen, und die heillose verkehrte Ordnung, oder vielmehr Unordnung, entdeckt hatte, in welcher sie der Drucker durch einander geworfen. Die Umstände, die bei ihrer Veröffentlichung obwalteten, deren wir bereits im Früheren Erwähnung gethan, erklären dies hinlänglich, und nach dem, was wir oben über die Ausleger in Rücksicht auf die Sonnette gesagt, ist es nicht mehr nöthig, daß wir die Ursachen von **ihrer** Unwissenheit erklären. Wenn der Beweis, den ich geliefert, daß nämlich die Kommentatoren nicht einmal dasjenige gelesen, worüber sie ihre kritischen Aussprüche vernehmen lassen, gar nicht vorhanden wäre, so würde schon ihre einfache Behauptung, daß die ersten hundertsechsundzwanzig Sonnette sämmtlich an einen Mann gerichtet sind, den schlagendsten Beweis liefern. Ein Freund von mir hat sogar behauptet, daß diese Herren bei ihrer Behandlung der Shakespeareschen Sonnette eine ganz besondere Absicht gehabt, — nämlich die, den Leser, so gut sie nur immer konnten, von der Untersuchung und Lektüre derselben abzuschrecken. Vielleicht ist diese Ansicht ganz richtig; denn so wenig ich begreifen kann, wie eine Untersuchung solcher Bekenntnisse, wie die Shakespeareschen, abgewehrt werden soll, so leicht kann ich mich in die Kommentatoren hineindenken, warum sie dies gemeint. Vorurtheilsvolles Wissen ist gefährlicher, als gänzliches Nichtwissen, und es ist besser, daß ersteres ganz und gar ein Mysterium bleibe, als daß es nur halb durchdrungen werde. Dazu kommen die Verschiedenheiten der gemüthlichen Beschaffenheit der Menschen. Während der nachsichtige Leser Weisheit und Leutseligkeit aus der Erinnerung an leidenschaftliche Ergebnisse lernt, schreit die Narrheit und die Heuchelei: „Hier beflecken wir uns!"

Indem wir diese Liebschaften Shakespeare's darstellen, müssen wir darauf dringen, daß der Leser die Eigenthümlichkeit seines Charakters stets im Auge behalte. Wir haben diesen bereits zu zeichnen versucht, und haben hier nur noch einmal die einsame Stellung in's Gedächtniß zurückzurufen, in der er sich befand, die ihn mit Nichts in Beziehung setzte, daß er sich keines großen Zeitgenossen als innigen Freundes zu erfreuen hatte. Welch ein Mangel für ihn! Denket ihn euch, die Brust von so herrlichen Bildern geschwellt, wie sein Horatio, und dabei muß er sein alltägliches Leben verbringen, ohne daß ein Schatten ihrer Schönheit darauf fällt, ihn zu freuen oder zu ermuthigen! Dauerte dieser Zustand fort, so mußte ihm das Leben unerträglich werden! Ein Mann von Genie, dem das Selbstbewußtseyn und die Uebung seiner Kraft zugleich auch das äußerste Selbstgefühl seines Allvermögens und seiner Leistungen gegeben, wird kaum das Bedürfniß fühlen, oder es auch nur für möglich erachten, einen Theil seines Herzens auf die Zuneigung zu einem anderen zu wenden; aber Shakespeare, dessen Geist allumfassend war, dessen Schöpfungen so mannigfach sind, als die Geschöpfe der Welt, der durch all' die Fülle unerkannter Sphären hindurchdringt, der die tiefinnerlichsten Regungen des Gemüthes abschattet, — der mußte es als schicksalsvolle, unentfliehbare Nothwendigkeit fühlen, sein Herz an die Wesen der wirklichen Welt zu knüpfen, und so seine individuellen Empfindungen und Gefühle, die ihn bei all' seiner Macht über die Welt doch gefangen hielten, zu befriedigen; bei allen geistigen Triumphen, zu denen sie beitrugen, wollten sie sich doch entladen und fanden keinen Ausweg.

Daher mußte er vor Allem nach einem **Freunde** umherschauen. Es legt ein wunderbares Zeugniß für sein sanftes Herz und seinen feinen Sinn ab, daß er für seinen Freundschafts-Drang einen Jüngling ersah, an welchem, da er ihn zuerst erblickte, ihm Alles unbekannt war, seine Tugend ausgenommen und seine äußere Schönheit, — die Gewähr seiner inneren. An diesen Jüngling ist ein großer Theil der in Rede stehenden Sonnette gerichtet. Das ist die Liebe, „durch die er beglückt ist."

(Schluß folgt.)

*) Zwei Minnen hab' ich, bin beglückt und darbe,
Die treiben stets, zwei Geistern gleich, mich an;
Mein böser Geist, ein Weib von schlechter Farbe;
Mein guter Engel, gar ein schöner Mann!
Uebersetzung von Ad. Wagner (im Leben Shakespeare's).

Frankreich.

Méry's Italiänische Reise.

(Schluß.)

Das goldne Zeitalter schien von den Appeninnen wieder herab gestiegen zu seyn; es war aber nicht mehr das beschränkte Glück, das Hirtenleben Latiums; es war das goldne Zeitalter im seidenen Gewande, die Haare mit Edelsteinen und Perlen durchflochten, die Füße auf dem Mosaik, die Stirn in Wohlgerüchen; die schweigende Jugend, müde von ihren Nächten, stieg hernieder von der Doppel-Terrasse des Palastes Mari, um sich zu erfrischen, zu stärken an Palestrinas andächtigen Gesängen in der nahen Kirche dell' Annunziazione; dort fand sie andere Feste wieder, andere Düfte, andere Bilder; eine Wonne, eine Wollust, die keine Sprache beschreibt, stieg empor in dem Dampfe des Weihrauchs, in dem Gesange der Jungfrauen, aufwärts an den Schaften dieser leichten Säulen von rothem Granit, die in zwei Reihen laufen und Raum gebend einander gegenüber stehen, aus Ehrfurcht gleichsam, vor dem großen Bilde des Correggio. Die Strada Balbi schüttete die ganze Flora ihrer edlen Frauen und Mädchen vor die Altäre von San-Siro hin, an den Tagen der großen kirchlichen Feste aber in den Hallen von San Lorenzo, des gothischen Domes, der ganz von weißem und schwarzen Marmor aufgeführt ist; Gott war nicht neidisch auf die Paläste Genuas, seine Tempel waren noch viel schöner, als seine Paläste. In den süßen linden Sommernächten steckten die Doria die Adler ihres Hauses auf dem erleuchteten Riesenberge aus und von allen benachbarten Villen strömte man herbei, die frische liebliche Luft der See zu genießen unter den Weinlauben der Dogen, unter den Säulen, die sich in den Wellen des Golfs baden. Man kam dorthin von der Villa Spinola, deren prangende Fresken bekannt sind; von der Villa Pallavicini, die über Genua wie ein Vogel schwebt, von der Villa Franzoni, diesem lustigen Sitz, leicht und wollustvoll wie ein Liebesgedanke; von der Villa Bangelo, diesem Palast aus der Strada Balbi, unter die Schatten der Berge wie von Geisterhänden hinaufgetragen; von der Villa Durazzo, so anmuthig durch ihre Lage über dem Thal von Lerbino; von der Villa Scoglietto, die auf ihren schönen Terrassen unter dem frischen Hauche ihrer Kaskaden und Wälder in süßen Schlummer gewiegt wird. Das waren Nächte damals voll himmlischer Entzückungen und Wahnsinnes, in denen die glücklichen Gäste ihre menschliche Natur nur in dem heißen Fieberdrange empfanden, der sie der Lust entgegen trieb. Nie hat das Antlitz der Frauen, nie haben die weißen Schultern den Atlas umfaßt, nie die Stimmen der Musik von Italiänischen Lippen, alle Sinne kühner, freier entfesselt, als an jenen göttlichen Festen, jenen Festen unter den Lauben der Doria, am Fuße der Appeninen am Gestade jenes Meeres, das mit seinen letzten Wellen die weiße Marmor-Kolonnaden bespült.

Die Sonne sank; ich machte mich auf den Weg, aus der Stadt hinaus, hin nach dem Meer-Palast. Das Thor war offen, ich trat ein; ich durchschritt die öden Korridors, wo Perino del Vaga die Waffenthaten des Hauses Doria in Fresko gemalt. Ueberall Oede und Stille; Niemand begegnete mir, ich war wie in einem jener verwünschten Schlösser, wo der Wanderer allein umherwandelt und die leblosen Statuen von den Wänden auf ihn niedersehen. Die Zimmer waren im Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts möblirt — schwere schwarze Lederstühle, hohe Venetianische Spiegel aus sechs Stücken, große Marmor-Kamine, Tapeten mit Portraits in Rembrandt's Manier; es war gerade, als ob so eben eine Dogen-Familie von diesen Lehnstühlen aufgestanden wäre, oder eben wieder eintreten sollte in diese Säle, von einer Wasserfahrt zurückerwartet. Ich machte mir mein Alleinseyn zu Nutz, setzte mich der Reihe nach auf sämmtliche Sessel nieder, öffnete ein Fenster, das die Aussicht auf den Golf hatte, nahm die Portraits herunter, um sie nach Gefallen in der Nähe zu betrachten; ich wandelte vor den Kaminen auf und ab, sang Carlone's Statuen die Barcarole aus der **Stummen** vor, kurz, betrug mich, als wär' ich der Herr vom Hause, nahm Geberde und Stellung der Dogen an, und das Alles ganz unverwehrt; Niemand ließ sich sehen. Wenn ich in Genua lebte, so würde ich meine Wohnung im Palast Doria aufschlagen, damit er doch endlich wieder zu einem Bewohner käme.

Ich stieg in den Garten hinunter: dieselbe Oede, dieselbe Stille; eines der schönsten Bilder, die ich in meinem Leben gesehen, bot sich meinen Augen dar. Es giebt nichts Reizenderes, als die Terrasse des Palastes Doria. Man mache aus allen Claude Lorrain's, die im Louvre hangen, ein einziges Bild, und man hat die Skizze zu diesem wunderbaren Gemälde. Erst der Palast selbst, Alles aus Marmor verschwenderisch aufgeführt, Säulen, Treppen, Portiken — der Garten mit schattigen Citronen- und Orangen-Alleen, oder langen duftigen Weinlauben, die die heißen Strahlen des Tages auf ihrem durchsichtigen Laube lind und weich auffangen; links die prangende Stadt Genua mit ihren Bergen, die eben so bevölkert sind, wie ihre Straßen; an der äußersten Spitze erblickt man auf einer Anhöhe den Dom der Kirche von Carignan, dieser Sankt Peterskirche im Kleinen; ihre Kuppel krönt würdig der heilige Sebastian von Puget, schön wie eine Antike. Vor uns das Meer, das wahre, wirkliche, das Mittelländische Meer, die große Straße nach Neapel und Sicilien, bewegt und ruhig zugleich; o, es hat eine Stimme, eine Seele, eine Melodie, so strömt es in den Hafen ein, seine Wogen neigend und beugend vor dem Leuchtthurm, als wenn es den kolossalen Beschützer der Schiffe begrüßen wollte.

Ich stand versunken im Anblick dieses Gemäldes, als eine Stimme hinter mir einige Worte murmelte; ich wandte mich um und gewahrte eine alte Frau, die, gegen eine Säule der Terrasse gelehnt, an der Erde saß; ihre Tochter, in Lumpen gekleidet, schlief auf ihren Knieen. — „Was macht Ihr da, arme Frau?" redete ich sie an. — „Ach!" antwortete sie mir lächelnd, „ich trinke die Sonne!" — „Ihr arbeitet also nicht, um Euren Unterhalt zu finden?" — „Nein, mein Herr, ich lebe von Almosen; für heut ist mein Tagewerk zu Ende und ich ruhe aus." — „Und was morgen?" — „Morgen wird mir die heilige Jungfrau eben so viel an der Thür der Kirche della Consolazione geben." — „So habt Ihr also immer Euer täglich Brod!" — „Immer." — „Ihr seyd also glücklich?" — „Ja." — „Und wer hat Euch erlaubt, hier hereinzukommen?" — „Niemand, es ist offen für Jeden."

Das junge Mädchen erwachte; sie strich sich die prachtvollen schwarzen Haare aus der Stirn, die über ihre Schultern herabfielen, und ließ mich ein Antlitz von hinreißender Schönheit sehen. Mein Freund und Reisegefährte trat in diesem Augenblicke zu mir; wenn ich

Digitized by Google

mich nicht auf das Zeugniß dieses Augenzeugen berufen könnte, so möchte ich gegenwärtig versucht seyn zu glauben, die Begegnung dieses armen und so schönen Mädchens sey nur eine Vision gewesen, ein Traumbild, das die Phantasie dem Wandrer vorgezaubert. Ach! es war die reine baare Wirklichkeit! Der seltsamste Zufall von der Welt hatte hier eine sinnvolle Allegorie in leibhafter Gestalt vor mein Auge geführt: das Schönste und Süßeste unter der Sonne — in Lumpen gehüllt ... Genua!

II. Livorno. — Das Arnothal.

Wenn es in Italien kein Livorno gäbe, so müßte man eines erbauen. Es ist die neutralisirende Stadt, wo man wieder ruhig Athem schöpfen und sich erholen kann — sie ist mit einem Foyer des Theaters vergleichbar, in den man sich im Zwischenakte eines ergreifenden fieberhaften Dramas begiebt, um wieder auf einige Momente in's wirkliche Leben zurückzukehren; Livorno, wie alle andere Handelsstädte, hat nichts aufzuweisen, als gerade Straßen und eine thätige Bevölkerung, ein Comtoir-Geschlecht. Es ist eine ganz charmante Stadt, in der unsere menschliche Eigenliebe von Nichts, von gar Nichts gekränkt wird; man hat dort nicht nöthig, vor Monumenten still zu stehen, die uns in ihrer Bedeutsamkeit vernichten, oder zu erröthen um seines Namens willen vor glorreichen, von der Bewunderung der Jahrhunderte gekrönten Namen. Die große Straße ist eine fortlaufende immer rege Börse, wo Jeder seine Geschäfte macht, vom stolzen Millionair, den man am Gefolge seiner Klienten erkennt, bis zum armseligen Hausirer herunter, der seinen Kram unterm Arm trägt. Alle Sprachen der Welt brummen und schwirren in dieser Straße durch einander; man hat hier nicht mehr Ursach, sich in Italien zu glauben, als in irgend einem anderen Lande. Aber man nähere sich dem großen Platze, wo das Gewühl des Handels aufhört. Aus Toskanischem Munde schallen uns Namen in's Ohr, bei denen unser Herz vor Freuden laut zu schlagen beginnt. Sämmtliche Kutscher der Calessini, so wie sie den Fremden in Einem erkennen, schreien Einem im Chore entgegen: Pisa, Pisa! Firenze, Firenze! Die beiden herrlichen Städte sind ganz in der Nähe. Man wird sich nicht leicht entschließen können, in Livorno zu schlafen, sobald man erfährt, daß ein leichter Calessino uns in wenigen Stunden durch eine Reihe von Englischen Gärten nach Florenz bringt.

Also nach Florenz! Die Pferde stürmen hin wie der Wind, als spornte sie die Sehnsucht zu ihren Brüdern von Johann von Bologna auf dem Platz des alten Palastes. Der Weg ist ganz entzückend, Florenz durchaus würdig; dieser anmuthige Name steht aller Orten geschrieben und eingeprägt auf demselben, und es hätte nicht erst der Meilensteine bedurft, ihn dem Reisenden zu verkünden. Die Landschaft ist heiter, klar harmonisch, wie ein Gesang der Georgika. Ueberall rauschen Pappel und Eiche, Rebe und Ulme in Tönen voller Melodie, wie die Daktylen des Dichters; die Dörfer sind lieblich und süß für das Auge, lieblich und süß für die Lippen ihre Namen: Viarello, Pian di Pisa, Caschina, Ponto d'Era, Empoli. Ein weicher Lichtduft webt um diese ländlichen Sitze; kleine Flüßchen bewässern sie, sanfte Hügel kränzen sie mit Schatten und Blumen. Ein Gott hat ihnen auch diese süße Ruhe gegönnt zu diesen schönen Gärten, in denen sie liegen und die ehemals der Bürgerkrieg verwüstete. Die Zinken der Spanier hallen nicht mehr wieder an den Mauern von Pian di Pisa; jetzt kommt kein Dichter wie Dante nach Ponto d'Era, seinen Olivenzweig in der Hand, sich zwischen die Pisaner und Florentiner zu werfen und ihnen zuzurufen: „Wohin eilt ihr, Bürger?" Friede ist in Pisa, Friede ist in Florenz. Die beiden Nebenbuhlerinnen halten sich umarmt und pflegen ihre Gärten. Sie haben endlich das Leben verstanden, diese beiden glückseligen Städte; sie singen, sie lieben, sie schlafen; sie haben die tragischen Erschütterungen den Völkern überlassen, die in Nebelnacht und Winterfrost gebunden liegen.

Wenn man aus Ponto d'Era hinaus kommt, so erblickt man zur Linken einen köstlichen Strom, der seinen Namen auf dem weichen Gewoge seiner Wellen in Azur geschrieben trägt, den Arno; das Herz schlägt einem vor Freude, wenn man diesen Namen nennen hört. Man kommt an dem Kloster San-Romano vorbei, dessen Marmor-Façade zwischen großen Eichen hervorleuchtet, die den glücklichen Franziskanern kühlen Schatten spenden; man kommt nach Empoli, läuft nach dem prachtvollen Springbrunnen hin, dem Brunnen eines bescheidenen Dörfleins! Wie vieler Municipalraths-Versammlungen würde es bei uns bedürfen, um den reichsten Städten Frankreichs einen ähnlichen zu geben! Empoli ist die Pforte des Arnothales.

Alfieri hat sich in Versen ergossen, dies Thal und die jungen Mädchen zu besingen, die es bewohnen. Ich verzeihe ihm seinen Misogallo; die Dichter haben bisweilen Recht. Von Sterben im Arnothale weiß ich nichts, aber daß man dort lebt, das hab' ich erfahren. Nie hat die Natur auf Bildung und Composition einer Landschaft so viele Sorgfalt verwandt, nie mit so reizender Genauigkeit ihre Lichteffekte, ihre durchsichtigen Tinten, ihre goldbewölkten Horizonte, ihre klaren Hügel, die sich in sanften Wellenlinien in der Bläue des weiten Himmels dahinziehen, zu einem schönen Ganzen vereint. Der Arno fließt durch das Thal; er ist ruhig, wie ein Bassin, das sich in unendliche Ferne erstreckt. Pinienwaldungen vom köstlichsten Grün scheinen von allen Hügeln herniederzusteigen wie zum Bade in seiner Fluth. Toskanische Villen, Klöster hoch in der Luft tauchen hier und dort auf vor den Blicken des Reisenden, mitten in einem Garten wie ein Liebestraum, oder auf dem Gipfel eines Berges wie ein Himmelsgedanke. Hier ist es, wo die jungen Landmädchen ihre Strohgeflechte verfertigen, die als Hüte die Damen Europas schirmen und schmücken. Fein und anmuthig sind diese Arbeiterinnen, und Nichts an ihnen verräth ihren bäurischen Ursprung; ihre Finger haben nie das Land gebaut, nie die Rebe um die Ulme gewunden; sie sind so zart wie es ihre Arbeit erfordert. Dies schöne Thal ist wie ein Gynäceum das die Natur gegründet, wie ein blühendes Boudoir, wo junge Frauen zu ihrem Zeitvertreibe feine Strohgeflechte zu arbeiten scheinen. Ich wüßte nichts Reizenderes, die Landschaft zu beleben. Wenn man die Schwestern dieser jungen Mädchen von Empoli finden will, so muß man in die schönen Tage Thessaliens und der Arkadischen Schäfer zurückgehen, wo die Götter selber sich ihre Gebieterinnen aus den ländlichen Familien des Peneus und Eurotas wählten; — zu Fabeln muß man seine Zuflucht nehmen, um etwas zu haben, was man der Wirklichkeit von Empoli an die Seite stellen kann.

Solcher Art ist der Weg, der nach Florenz führt und nirgends anders wohin führen kann; ein liebliches von Hügeln umkränztes Thal, Villen in Balsamdüften, die den Reisenden mit ihren grünen Jalousieen anlächeln, der klare ruhige Strom, junge Mädchen, wie lebendige Blumen umhergestreut auf den langen Wiesen des Arno, eine himmlische Landschaft, belebt durch ferne Gesänge, durch das Geläute der Glocken aus der Luft, durch die Töne der verliebten Mandoline; Heiterkeit auf der Erde, und oben am Himmel reiner Azur, so weit das Auge reicht. Florenz tritt hervor. Man rollt aus dem Thale hinaus; blaue Berge umgürten den weiten Horizont, bilden gleichsam die Krone von Florenz. Die Häuser der Stadt sind nur erst sehr undeutlich zu sehen, aber die Thürme, die Dome, die Kuppeln erheben sich über die Bäume der Gärten, und verkündigen dem Fremden schon von fern die Stadt der großen Gebäude, die Königin und Mutter der schönen Künste. Noch einige Hufschläge der Pferde und man hält am Fallgatter des Thurmes des Michel Angelo. Begrüßt das goldne Schild im rothen Felde das über dem Stadtthor prangt; es ist das Wappen der Medicäer.

Ostindien.

Goa.

Von Goa, einst der blühenden Hauptstadt des Portugiesischen Indiens, jetzt einsam und verfallen, ruhmlos und mit Gras bewachsen, findet sich die erste Nachricht bei dem Persischen Autor Ferischta, vom Jahre 1374, zu welcher Zeit es ein Seehafen war, der den Königen von Anagundi oder Bidschanegger gehörte. Damals waren fast nur Hindus dessen Bewohner. Mullik-ol-Tudscha Chodscha Dschian, Wesir Mahomed des Zweiten, des 13ten Bahaminischen Kaisers von Deccan, nahm die Insel im Jahre 1469, und sie verblieb den Muselmännern, bis der große Portugiesische Seeheld, Alphonso de Albuquerque, ihre Eroberung im Jahre 1510 unternahm. Am 7. Februar des genannten Jahres lief er mit seiner Flotte in die Rhede ein, überraschte die Besatzung und machte sich zum Herrn der Stadt. Zwar wurden die Portugiesen nachher von Adilschah von Bidschapur angegriffen und zum Rückzuge nach den Schiffen gezwungen; aber Albuquerque eroberte am 25. November 1510 den Ort zum zweiten Mal, und da dieser Tag im Römischen Kalender der heiligen Katharina (aus Alexandrien) gewidmet ist, so ward diese die Schutzpatronin der Stadt, die seitdem den Portugiesen verblieben und die Hauptstadt ihrer Besitzungen in Ostindien geworden ist. Albuquerque ließ die Festungswerke ausbessern, und verschönerte die Stadt durch die Aufführung von Palästen und Kirchen. Goa blühte bis zum Jahre 1570, zu welcher Periode es den Gipfel von Macht und Glanz erreichte. In dem genannten Jahre wurde die Stadt von einem gefährlichen ansteckenden Uebel heimgesucht, woran viele Einwohner starben, und das nächstfolgende Jahr erlitt es eine schwere Belagerung von Ali, dem 5ten Könige von Bidschapur, der jedoch den Rückzug antreten mußte. Damals hatte Goa, außer den Vorstädten, einen Umfang von drittehalb Stunden, und einen Flächen-Inhalt von dem neunten Theile einer Deutschen Quadratmeile, besaß sehr schöne Gebäude, von denen der Palast von Albuquerque, obwohl in Trümmern, allein sich noch erhalten hat. Sein Basar und seine Kaufmannsladen waren berühmt, und die Bevölkerung betrug 200,000 Seelen, wovon drei Theile Christen und ein Theil Hindus und Moslims waren. Man zählte daselbst nur fünf Mönchsklöster, von welchen zwei den Jesuiten gehörten, aber kein einziges Nonnenkloster, so schwer wurde es den Mädchen zu Goa, der Liebe zu entsagen.

Im Jahre 1603 blokirten die Holländer mit einer Flotte den Ort, mußten aber bald abziehen. Allein seit dieser Zeit begann die Macht der Portugiesen im Osten zu sinken; die Holländer fingen an, sich des Ostindischen Handels zu bemächtigen, worin sie späterhin den Briten weichen mußten. Anfänglich war das Sinken nicht sehr merklich; als aber die Portugiesen i. J. 1643 wiederum blokirt wurden und Ceylon und Malacca verloren, war ihr Loos gefallen, und niemals konnten sie sich von diesen Schlägen erholen. Tavernier erzählt, daß zwischen seinem ersten und zweiten Besuche, 1642 und 1648, eine so große Veränderung stattgefunden, daß Viele, die damals reich gewesen, bei seiner zweiten Reise zum Bettlerstande herabgesunken waren, und selbst Damen hatten, um nur zu leben, ihre Reize preisgegeben. Der Verfall nahm zu, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erklärte der Jesuit Antonio de Souza, daß Goa von einer Kaiserlichen Hauptstadt zur bloßen Hauptstadt eines elenden Gebietes zusammengeschrumpft sey. Wegen der Malaria hatten mehrere reiche Einwohner sich auf ihre Güter in den Provinzen zurückgezogen und der Ort war bald verödet. In den Jahren 1737 und 1739 wäre die Herrschaft der Portugiesen beinahe gänzlich vernichtet worden. Die Mahratten thaten einen Einfall in die Provinzen von Goa, nahmem Salsette und Bassin bei Bombay, und hätten, wären die Briten nicht gewesen, die Portugiesen wohl ganz aus Hindostan gejagt. Indessen wurde i. J. 1759 ein Frieden zwischen dem Vice-König von Goa und dem Peischwa geschlossen, und seitdem hatten die Portugiesen keine Veranlassung, Krieg zu führen.

Die Stadt Goa verfiel immer mehr; allein die Provinzen hoben sich nach jenem Friedensschlusse, und das Dorf Pangi stieg durch den Umstand, daß es der Aufenthalt des Vice-Königs wurde. Jetzt ist Pangi die Neue Stadt von Goa, liegt drittehalb Stunden Weges näher

zur Küste, als die Stadt Goa, die gewöhnlich Alt-Goa heißt, und gegenwärtig ganz verlassen ist, bis auf die wenigen Personen, die zu den religiösen Gebäuden gehören, welche die ältesten Leute, die ich gesprochen habe, sich nicht erinnern, in einem besseren Zustande gekannt zu haben, als derjenige ist, worin sie sich jetzt befinden. Der Palast des Vice-Königs hat kein Dach; der Bogen von Albuquerque drohet den Einsturz; die Hospitäler, die Kasernen und das Zollhaus liegen in Trümmern; die Straßen sind durch Schutthaufen unzugänglich und der Aufenthalt der Schakals. Mehrere Kirchen sind ganz verlassen, andere verfallen beinahe; das prächtige Kloster St. Rocca ist ein ungestalteter Trümmerhaufen. Nur wenige religiöse Gebäude haben den Verwüstungen der Zeit widerstanden, und die Glocke von mehr als einem Thurme verbreitet noch ihre tönenden Klänge. Am besten erhalten ist das Dominikaner-Kloster nebst Kirche, mit seinen 700 Fuß langen Gallerieen, seinen tausend Bildnissen und seltsam überwölbter Kanzel; ferner die Kathedral-Kirche, in welcher täglich Gottesdienst ist, und bei der mehr als dreißig Priester angestellt sind; die Kirche und das Kloster der Augustiner, so wie die Kirche und das Kloster Bom-Jesus, einst das Indische Hauptquartier der Jesuiten. Außerdem befinden sich in gutem Stande ein Franziskaner-Kloster, die Kirche der Cajetaner, ehemals die Vice-Königliche Kapelle, die nach dem Modell der Peterskirche in Rom gebaut ist, das Nonnenkloster der heiligen Monica und das Senatshaus. Unmittelbar diesem gegenüber stand ehemals das Gebäude der Inquisition, von deren Thaten ich schaudererregende Geschichten hörte; jetzt ist es verdientermaßen ein Schutthaufen. Wenige elende Hütten stehen an einzelnen Stellen, aber die ganze Bevölkerung, einschließlich die Geistlichen und ihre Diener, beträgt auf dem Raume, den einst die alte Stadt einnahm, nur einige Hundert.

An der Kirche des heiligen Cajetan ist die reine Zeichnung und die korrekte Ausführung bemerkenswerth, an der Dominikaner- und der Kathedral-Kirche die Größe der Raumverhältnisse, an der Augustiner-Kirche die Pracht im Innern. Aber die meiste Wirkung auf das Gemüth macht die Kirche Bom-Jesus, woselbst die Ueberreste des heiligen Xaver in einem Schranke von Erz und Silber ruhen, der auf einem Fußgestelle von Italiänischem Marmor, an welchem in Bronze die Pilgerfahrten des Heiligen dargestellt sind, errichtet ist. Xaver starb im Jahre 1552 auf der Insel Sancian an der Küste von China. Man brachte seine Leiche nach Malacca, von wo sie 1554 mit großer Feierlichkeit nach Goa abgeführt und in dem Pauls-Kollegium beigesetzt wurde. Dort soll sie mehrere Jahre, vollkommen gut erhalten, dem Anschauen der Besucher ausgestellt gewesen seyn. Im Jahre 1584 wurde sie nach ihrem gegenwärtigen Ruheplatze in der Bom-Jesus-Kirche gebracht, und von Zeit zu Zeit ausgestellt, das letzte Mal im Jahre 1783. Da verschloß man sie in jenen schönen Schrank mit drei Schlüsseln, von denen der Erzbischof einen, und einen der Senat bewahrt, der dritte ist in Lissabon. In dieser Kirche ruhen viele von den wegen Heldenmuthes oder Glaubensstärke berühmten Vice-Königen, Erzbischöfen und Offizieren; sie sind alle unterhalb des Pflasters eingesargt, und eine einfache marmorne oder eherne Platte verkündet, wer darunter ruht.

Wenn ein neuer Gouverneur ankommt, so begiebt er sich in großem Staate in die genannte Kirche, und überreicht dem Heiligen einen Stab, wofür er von dem Erzbischofe einen andern erhält. Dies nennt man von dem Heiligen das Amt erhalten. Der Körper der heiligen Paulina befindet sich, nach dem Volksglauben, gleichfalls dort in wohlerhaltenem Zustande. Zwar habe ich selbst die Hand gesehen, sie ist aber vermuthlich fabrizirt und das Ganze eine Vorspiegelung der Mönche. In dem Klima von Goa kann kein menschlicher Körper Jahrhunderte unverwest bleiben. Unter den tausend Gemälden, mit denen die Wände und die Altäre der Kirchen bedeckt sind, verdienen nur wenige bemerkt zu werden; die meisten sind wahre Sudeleien. Besser jedoch sind die, welche die sieben Altäre der Cajetan-Kirche zieren; hierunter sind einige Italiänische und die schönsten in Goa. Die Becken mit dem Weihwasser sind aus Italiänischem Alabaster und überaus schön. Am reichsten verziert ist die Kathedrale, in welcher bei feierlichen Gelegenheiten der Erzbischof den Gottesdienst versieht. Das Aeußere dieses Gebäudes ist einfach, aber es hat etwa 200 Fuß in der Länge und 80 in der Breite, eine Reihe von Kapellen an jeder Seite ungerechnet, und wird durch zwei Reihen Pfeiler in drei Schiffe getheilt; die beiden Seiten, die mit dem Schiffe einen rechten Winkel bilden, sind 130 Fuß lang, 50 breit. Der Chor ist bloß um einige Stufen erhöht, und etwa 45 Fuß breit, das mittlere Schiff 50 Fuß hoch und wird durch Fenster aus der gewölbten Decke erleuchtet. Die Seitenflügel sind etwas niedriger. In dieser Kirche zählt man nicht weniger als funfzehn Altäre, der mittlere Altar nimmt die ganze Breite des Chors ein; die Decke ist schön vergoldet, und unter den Gemälden in den neun Nischen prangt in der Mitte die heilige Katharine, wie sie ihren eigenen Vater, einen Türken, erschlägt, weil er ihre Hinrichtung befohlen hatte; die Heldin schwenkt noch das blutige Messer, während der Todte zu ihren Füßen liegt.

Gegenwärtig ist Pangi der Sitz der Regierung; es liegt an den niedrigen Klippen des Ufers. Einige Gebäude, worunter das Regierungshaus, nehmen sich von dem Wasser her hübsch aus, allein der größte Theil der Einwohner hauset in elenden Hütten, die von Gehölz mit Kokusnußbäumen halb versteckt werden. Es giebt auf der Insel weder gebahnte Wege für den Transport, noch Pferde, Esel oder Kameele; die Waaren werden in Kulli's oder Böten fortgeschafft, die oft nach allen Richtungen fahren, und deren Ruderknechte bei dem Rudern auf eine gräuliche Weise schreien. Pangi hat ungefähr neuntausend Einwohner.

Westlich von Goa ist die hübsche Vorstadt von St. Peter oder Pannely mit etwa anderthalb tausend Seelen, und zwischen ihr und Pangi liegt an dem Ufer des Stromes das hübsche Dorf Ribunder mit eben so großer Bevölkerung. Hier residiren die meisten wohlhabenden Portugiesen, auch befindet sich daselbst der oberste Gerichtshof der Kolonie. Dieses Dorf ist mit Pangi durch eine sehr schöne Straße verbunden, die theils massiv, theils auf Bogen ruhend, über einen Morast und einen Strom gehet, der sich hier in den Hauptfluß ergießt, und wohl das schönste Werk dieser Art ist, das man in Indien findet. Goa, St. Peter, Ribunder und Pangi liegen sämmtlich an dem südlichen Ufer; eine halbe Stunde westlich von Pangi ist die offene Bucht, wo der Fluß in die See einmündet. Dort an dem nördlichen Ufer erhebt sich die Festung Reis mit ihren Reihen starrender Kanonen; die Brandung an der Rhede ist ziemlich stark und zu Zeiten unfahrbar. Eine starke Stunde weiterhin liegen die beiden Vorgebirge, welche den Eingang der Bucht bilden; nördlich die Festung Aguad, südlich das Kloster der Franziskaner zu Cabo, in welchem ein munterer alter Abt wohnt. Neben dem Kloster befinden sich die Kasernen und Hospitäler, welche von den Engländern erbaut und von ihren Truppen, von 1801 bis 1815, bewohnt wurden. Die Aussicht von dem Kloster aus ist prächtig. Unmittelbar der Nordseite gegenüber, an der äußersten westlichen Spitze, jenseits der Bucht, liegt Aguad mit seinen herausfordernden Batterieen und von Kanonen starrend, die von dem Molo an des Wassers Saum bis zu dem Gipfel des Hügels reichen. Das Auge überfliegt ein keckes felsiges Ufer, etwa eine Stunde Weges weit, und ruhet alsdann auf der die Rhede beherrschenden Festung Reis. Weiterhin liegt das in den Bäumen halbversteckte Pangi, neben welchem der breite Fluß sich in anmuthigen Windungen schlängelt, bis man ihn in der Ferne verliert, während im Hintergrunde die westlichen Gat's, als fernes Gebirge, den Gesichtskreis begränzen. Unterhalb Pangi bis an den Felsen zu unseren Füßen dehnt sich die Küste mit ihrer sandigen Bucht, an der sich die Brandung mit Getöse bricht. Das Ganze belebt eine Unzahl von Böten und Fischernachen, auch wohl Kauffahrteischiffe und eine Fregatte. Selten ist wohl eine Bucht schöner gezeichnet, als diese, und Tavernier sagt, daß ihr nur der Hafen von Konstantinopel den Rang abgewinne. Wendet man sich nach der Südseite, so steht in geringer Entfernung das kühne Vorgebirge Murmagao mit seiner befestigten Spitze vor dem Auge des Beschauers. Einen schöneren Sonnenuntergang als den von dem Kloster zu Cabo aus, habe ich nie in Indien gesehen.

Die Herrschaft Goa besteht aus den beiden Provinzen Salsette und Bardes, und etwa 6 Inseln, auf deren einer Pangi erbauet ist; die bedeutendsten Orte in den Provinzen sind Mergaon (in Salsette) und Mapuca (in Bardes), jeder mit etwa 10 tausend Einwohnern. Am gesundesten und fruchtbarsten ist Salsette, und die Insel Goa ist in beider Hinsicht am ungünstigsten ausgestattet. Die gesammte Bevölkerung mag sich auf eine halbe Million belaufen, von welcher ungefähr zwei Drittheile Christen sind. Manche Theile dieses Gebietes sind gut angebauet, und die Einkünfte, die man auf neun Lak Rupien schätzt, decken die Ausgaben und gewähren noch einen Ueberschuß von zwei Lak, die meist durch das Tabacks-Regal gewonnen werden. Gegenwärtig ist der Handel der Provinz unbedeutend, fast nur auf Küstenschifffahrt beschränkt; die Waarenläden bieten nichts besonders dar, und der Markt, bis auf Fische, Geflügel und Reis, ist elend. Doch sind nur Enten, Gänse, Truthähne und dergl. billig, Ochsenfleisch aber ist selten und schlecht, Hammelfleisch aber gar nicht zu haben.

Aus der Zeit des heiligen Xaver werden uns die Einwohner von Goa, namentlich das weibliche Geschlecht, in den Mittheilungen ihrer eigenen Landsleute, als höchst sinnlich und verderben geschildert. Ein Jahrhundert später entwarf Tavernier ein trauriges Gemälde von den Lastern der höheren Stände, und noch in neuerer Zeit ist über ihre Unsittlichkeit geklagt worden. Ich fand zwar bei den niederen Klassen viel tadelnswürdiges, allein das Betragen der höheren erschien mir regelmäßig und sittlich. Aber ihre Lebensweise kam mir abgeschmackt vor: sie haben keine öffentlichen Spazierorte, kein Schauspiel, keine öffentliche und wenig Privat-Gesellschaften, und die einzige Gelegenheit, bei welcher man sich trifft, bieten die religiösen Feierlichkeiten. Nichts aber übertrifft die verderbene Zügellosigkeit der Europäischen Soldateska in Goa; sie sind schmutzig, unordentlich, alles Lasters voll, und an manchen Theilen von Pangi wagt sich Abends keiner auf die Straße, da er von diesen Kerlen gemißhandelt, beraubt, wenn nicht gar ermordet werden würde. Viele dieser Soldaten sind Menschen, die man ihrer Verbrechen wegen aus Portugal entfernt hat, und seltsam genug wird kein wirksames Mittel ergriffen, um den schrecklichen Unordnungen dieser Menschenklasse Einhalt zu thun. Aber Portugiesische Soldaten und Matrosen sind beide gleich ohne Zucht. Die Schildwachen rauchen auf ihrem Posten Cigarren und grüßen nicht einmal ihre eigenen Offiziere, die vorübergehen.

Es giebt in der Kolonie wenig reiche Leute. Wenige haben mehr als 200 Rupien monatliches Einkommen, und nicht drei haben 1000. Der Gouverneur beziehet jährlich 20 tausend Rupien (ungefähr 13,300 Thlr). Nächst ihm kommt der Erzbischof, welcher Primas von Indien und Excellenz ist, und ein Einkommen von 8 tausend Rupien hat. Der Oberbefehlshaber, ein Portugiesischer Feldmarschall, bekommt 7 tausend, der General-Secretair nur 1200 Rupien jährlich; die anderen Gehalte sind verhältnißmäßig schlecht. Die meisten Bewohner kleiden sich nach Europäischer Weise, der Turban ist dort so selten, als ein Hut in Madras. Selten trifft man einen Goanesen, der Hindostanisch oder eine andere Morgenländische Sprache versteht; die niederen Stände reden ein mit Concani gemischtes verdorbenes Portugiesisch, die höheren die reine Portugiesische Sprache, und Einige dieser letzteren verstehen auch Französisch, obwohl Wenige nur es sprechen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Montag den 27. April 1835.

Griechenland.

Einiges über Griechenland.

(Aus dem so eben erschienenen ersten Bande von Lamartine's: Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient.)

Lakonien. — Das Griechische Meer. — Nauplion. — Hydra. — Aegina. — Athen und seine Alterthümer.

August 1832.

Die hohen Küsten Lakoniens liegen einige Kanonenschüsse vor uns. Ein angenehmer Wind führt uns an ihnen vorüber; in majestätischer Ruhe schweben sie an uns vorbei. Meine Blicke suchen diese klassischen Formen der Gebirge Griechenlands zu erfassen, um die Erinnerungen zu beleben und festzuhalten; sie entrollen sich vor mir, wie Wogen von Stein und Erde; sie erheben sich, senken sich, gruppiren sich vor meinen Blicken, wie vor dem Geiste Ossian's die Wolken seines Nebel-Landes. Eine — zwei Stunden beschäftigte ich mich schweigend damit, alle diese Berge und die wohlklingenden Namen dieses Landes des Todes vor meinen Augen und Ohren vorübergehen zu lassen. Die Gebirge, in denen der Eurotas entspringt, erstrecken ihre abgerundeten Gipfel in die Lüfte; die Strahlen der Sonne vergolden sie mit ihrem Glanze, wie die Spitzen eines Domes; sie erleuchten die lagernden Wolken auf ihnen, daß ihre Gipfel durchsichtig werden, wie die Luft selbst, die sie umhüllt und durch welche man sie kaum unterscheiden kann; man würde schwören, daß man mitten hindurch den Glanz einer anderen Sonne sähe, die schon untergegangen sey, oder den Widerschein einer fernen Feuersbrunst.

Einer von diesen Bergen erscheint vor uns in der Gestalt eines umgestürzten Halbmondes; er scheint in der Mitte ausgehöhlt zu seyn, um dem Sterne des Tages einen luftigen Pfad anzuweisen, wo er in dem goldenen Dunste, der zu ihm emporsteigt, hindurchwogen könne. Die näheren Gebirgskämme, die die Sonne bereits überstiegen hat, färben sich in rothes Violet oder in lichteres Lila; sie schwimmen in einer eben so reichen Atmosphäre, wie die Palette eines Malers. Noch nähere Anhöhen, die schon der Schatten des Abends bedeckt, scheinen mit dunkeln Waldungen bekleidet zu seyn, während die, an denen wir vorüberschiffen und die die Woge bespült, bereits in Nacht getaucht sind, wo das Auge Nichts unterscheidet, als einige Buchten, in die sich die Piraten dieser Gewässer flüchten, und vorspringende Vorgebirge, deren steile Spitzen Städte und Festungen, so wie Napoli di Malvasia, bekränzen. Diese Berge, wenn man sie von dem Verdecke eines Fahrzeugs und zu solcher Tagesstunde sieht, wo sie die Nacht mit ihren bunten Schleiern umkleidet, sind vielleicht die schönsten Erdgestalten, die meine Augen je gesehen haben; und dabei schwimmt das Schiff, sanft sich neigend, über das Meer dahin, das es mit schmeichelndem Gemurmel umwogt; die Luft ist so mild und würzig; die Segel rauschen bei jedem Stoße des Abendwindes in so süßen Tönen. Lange Zeit und von allen Seiten habe ich die Römischen und Sabinischen Gebirge gesehen; aber die Griechischen übertreffen sie an Mannigfaltigkeit der Gestalten, an Majestät der äußeren Formen, an blendendem Glanz der Tinten; — man müßte ein Buch schreiben, um das Gemälde zu schildern, das ein einziger Blick umfaßt; aber um sie in ihrer höchsten Schönheit zu sehen, muß man sie bei sinkendem Abende sehen; dann erblickt man sie, wie in ihrer Jugend, mit Wäldern und grünen Wiesen, mit ländlichen Hütten, mit Heerden und Hirten bedeckt; die Schatten verhüllen sie, und sie haben dann kein anderes Gewand, gleich wie auch die Geschichte der Menschen, die sie einst berühmt gemacht haben, der Nebel der Vergangenheit und des Zaubers der Entfernung bedarf, um uns anzuziehen und unsere Gedanken an sich zu locken; nichts darf man am hellen lichten Tage im Glanze der Gegenwart sehen; in dieser traurigen Welt der Gegenwart ist nur das Ideale schön, und die Täuschung ist in allen Dingen ein Element des Schönen, nur nicht bei der Tugend und der Liebe.

Einige Lieues hinter dem Kap Malia (auch S. Angelo) wird das Meer wieder schöner. Leichte Griechische Fahrzeuge, ohne Deck und mit Segeln, schießen an uns in den tiefen Wogenfurchen vorüber; sie sind mit Frauen und Kindern angefüllt, die nach Hydra wollen, um dort ihre Körbe mit Melonen und Weintrauben zu verkaufen. Der leiseste Wind neigt sie so auf die Seite, daß das Meer ihre Segel badet, und sie haben Nichts, um sich gegen die Wellen zu schützen, als eine, einige Fuß hoch an dem tiefliegenden Bord aufgespannte Leinwand; oft sind sie uns durch die Wogen verborgen; dann kommen sie wieder, wie ein leichtes Stück Holz, zum Vorschein. Welch ein Leben! und doch ist es das Leben fast aller Griechen! Ihr Element ist das Meer; sie spielen damit, wie die Kinder unserer Dörfer auf den Abhängen der Berge; die Bestimmung des Landes selbst ist von der Natur vorgezeichnet: es ist das Meer!

Diesen Morgen wohnte ich einer Sitzung der Griechischen National-Versammlung bei. Der Sitzungs-Saal ist ein hölzerner Schuppen; die Wände und das Dach sind aus schlecht zusammengefügten Fichtenbrettern gezimmert; die Deputirten sitzen auf erhabenen Bänken um eine Tenne von Sand herum, und sprechen von ihren Plätzen. Wir setzten uns, um sie ankommen zu sehen, auf einen Steinhaufen an der Thüre. Sie kamen nach und nach zu Pferde an, jeder, nach seiner Wichtigkeit und seinem Ansehen als Häuptling, von einer größeren oder kleineren Anzahl Soldaten begleitet; so wie sie abgestiegen waren, vereinigten sich die Palikaren in einiger Entfernung auf der den Saal umgebenden Ebene zu einzelnen Gruppen. Diese Ebene gewährte das Bild eines Lagers oder einer Karawane.

Der Anblick der Deputirten ist kriegerisch und stolz; sie reden ohne Verwirrung, ohne Unterbrechung, mit bewegter, aber fester Stimme, gemessen und angenehm. Es sind nicht mehr jene wilden Gestalten, die in den Straßen von Nauplion stolz einhergehen; es sind die Häupter eines Helden-Volkes, die noch die Flinte und den Säbel in den Händen halten, mit denen sie für seine Freiheit gefochten haben, und die nun über die Mittel berathen, um den Triumph ihrer Freiheit zu sichern. Ihre Versammlung ist ein Kriegsrath.

Nichts ist einfacher und zugleich erhebender, als das Schauspiel dieser bewaffneten Nation, wie sie auf den Trümmern des Vaterlandes, in einem Bretterverschlage in freiem Felde, berathschlagt, während die Soldaten vor der Thüre des Sitzungs-Saales ihre Waffen putzen und die Rosse, ungeduldig wiehernd, nach den gewohnten Gebirgs-Pfaden sich zurücksehnen. Es giebt unter diesen Häuptlingen Köpfe von bewundernswürdiger Schönheit, voll Geist und heldenmüthiger Kraft; es sind die Bewohner der Gebirge. Die handeltreibenden Griechen von den Inseln sind dagegen an ihren weichlicheren Zügen und an dem Ausdrucke der Verschlagenheit in ihren Physiognomieen leicht zu erkennen. Der Handel und der Müßiggang ihrer Städte haben ihren Gesichtern den Adel und die Energie genommen, um ihnen dafür die Züge gewöhnlicher Gewandtheit und List, die sie bezeichnen, einzudrücken.

Nachdem wir eine Zeit lang mit den Wellen gekämpft hatten, warfen wir im Angesichte eines reizenden Hügels der Insel Hydra, der den Namen der Gärten von Hydra trägt, Anker. Es war ein Tag der Ruhe auf einem immer bewegten Meere. Wir stiegen ans Land. Die schönste Gegend, die wir noch in Griechenland gesehen hatten, umgab uns: hohe Berge beherrschen die Landschaft; an ihren gerundeten Abhängen haben sie noch einige in lichtem Grün schimmernde Strecken; in sanften Biegungen senken sie sich dann immer mehr herab und verbergen endlich ihren Fuß in Oelpflanzungen; weiterhin erstrecken sie sich in weicheren Abhängen bis an den Kanal von Hydra, der an ihnen wie ein breiter Fluß, nicht wie ein Meer, dahin zu fließen scheint. Dort ruht das Auge auf einem oder zwei Landhäusern, die mit Gärten und Baumpflanzungen umgeben sind; bebaute Felder, Gruppen von Kastanienbäumen und grünen Eichen, Heerden, und einige Griechische Bauern, die im Felde arbeiten, beleben das Gemälde vor unseren Augen.

Die Stadt Hydra, welche die ganze kleine Insel dieses Namens bedeckt (?), glänzt von der anderen Seite des Kanals, weiß, in lichter Gestalt, wie ein erst gestern behauener Felsen, den Blicken entgegen. Die Insel selbst bietet derselben nicht einen Fußbreit Erde dar; Alles ist Stein und Felsen; die Stadt bedeckt Alles (?); die Gebäude erheben sich über einander und bilden so jenen Zufluchtsort der Freiheit und des Handels, der Thätigkeit und des Reichthums der Griechen unter der Herrschaft der Türken. Man kann in der That die zu- oder abnehmende Civilisation einer Nation nach der Lage ihrer Städte und Dörfer bemessen; wenn Sicherheit und Unabhängigkeit zunimmt, dann steigen die Städte von den Bergen zu den Ebenen herab, während sie, wenn die Tyrannei und die Gesetzlosigkeit um sich greift, auf die Berge hinaufsteigen oder auf die Klippen sich flüchten. Im Mittelalter waren die Städte in Italien, am Rhein, in Frankreich Adlernester auf den Spitzen unzugänglicher Felsen.

(Schluß folgt.)

England.

Selbstbekenntnisse Shakespeare's.

(Schluß.)

Es ist die Mitgabe des Genies, daß es allen Gegenständen, welche es seines Umganges würdigt, Leben giebt, im Guten oder Bösen. Jener Jüngling, dessen Namen wir nicht kennen, und den wir nicht einmal errathen können, ist dennoch unsterblich;

„Gainst death and all-oblivions enmity,
Shall you pace forth", —

heißt es in einem der an ihn gerichteten Sonnette; und es ist so geschehen! Er war der Freund Shakespeare's, und muß mit dem Namen Shakespeare's für alle Zeiten fortleben. Jede Regung in dem Herzen des Dichters schüttete er vor diesem Jünglinge aus; die gediegensten und tiefgefühltesten Empfindungen, oft bis zur Eigenliebe gesteigert, aber immer mit unerreichter Zartheit, Milde, Reinheit und Liebe ausgedrückt. Da er sich ihn aus der Welt erlesen hatte, theilte er ihm auch Alles mit, was er fühlte, — dachte, — litt. Das war das Kissen, auf welchem sein Geist ausruhte, — das der Gegenstand, um den er sich klammerte, daß er ihn in der Wirklichkeit mit der Schönheit und Holdseligkeit der Welt verbinde. Durch dies reizende Medium betrachtete er die Geschöpfe, die sich vor ihm bewegten, und er fühlte eins von ihnen sich in Liebe und Zuneigung vereint, in leibhafter gegenwärtiger Erscheinung — ohne Verkümmerung und Scham. Was sein großes Herz ihm bot, legte er hier nieder; hier so Manches, was in ihm vergeblich unter seinen Mitschauspielern und den übrigen Schriftstellern schmachten mußte, hier so Manches, was er nur einem treuen Herzen anvertrauen mochte, und Manches, was in seiner natürlichen Einfachheit auch bei dem gelehrten Ben Johnson oder in dem zügellosen Genius und den noch zügelloseren Leidenschaften des Marlowe würdigen Platz gefunden hätte! Es kann nichts Schöneres und Edleres gedacht werden, als diese Verbindung Shakespeare's mit seinem Jüngling! Der Leser wird mir beistimmen, wenn ich erst die Geständnisse und Gedanken, die er bei ihm niedergelegt, darstelle. In allen zeigt sich der reinste Ausfluß seiner menschlichen und sittlichen Natur, und zwar in ihren edelsten Theilen. Wenn man dies erkennt und fühlt, so kann man nur mit Widerwillen und Scham einen Verdacht berühren, der ein oder zweimal in Bezug hierauf ist geäußert worden, und den Charakter Shakespeare's unwürdig befleckt; aber es ist ein Trost, daß dieser Verdacht von Personen ausgegangen, die nicht mehr, als die unschuldigen Worte gelesen haben, und welche die Sitten jener Zeit so sehr mißkannten, als sie begierig waren, um blos auszuspüren, und zu vermuthen, was sie in Wahrheit nicht finden konnten. Wer solche Ausdrücke in Shakespeare's Sonnetten, wie: „süße Liebe;" — „meine Liebe," „Herr meiner Liebe" nach den Sitten unserer Zeit in Rücksicht auf Männerfreundschaft beurtheilen wollte, — der müßte freilich die Stücke Shakespeare's nach Aristoteles Gesetzen beurtheilen. Der Vorwurf, so wie die Gemeinheit, aus welcher er hervorgegangen, verdient eben so wenig eine Berücksichtigung, als der gegen Theodorus Beza geltend gemachte, auf den auch Voltaire kopfschüttelnd hindeutet, — weil er in ähnlicher Weise in seinen Versen an Candide schreibt. Man denke nur an die Worte der Porzia;

— „This Antonio
Being the bosom lover of my lord;"*) —

man denke an **Menenius** in dem Römischen Stücke:

I tell thee, fellow,
Thy general is my lover."

In allen Briefen aus jener Zeit wird man diese Ausdrücke ganz gewöhnlich und in Masse finden. So ist der gelehrte und griesgrämige Ben Johnson der „ewig treue Liebhaber" von Dr. **Donne**; und **Drayton** schreibt an Drummond, er möchte ihm doch anzeigen, daß Hr. Davies (Joseph Davies) in Liebe zu ihm lebe! — Doch ist es überflüssig, noch ein Wort über diesen Punkt hinzuzufügen. Noch vor dem Schlusse dieses Blattes soll der Leser eine Ueberzeugung gewonnen haben, gegen die alle solche falsche Vermuthungen Nichts gelten. Und bei wem auch — unter denjenigen nämlich, die mit der hervorstechenden Eigenthümlichkeit von Shakespeare's Genius vertraut sind, kann dergleichen auch nur einen Augenblick lang Eindruck machen? Wie hat er sich von der in seiner Zeit so verbreiteten Ungezogenheit des Ausdrucks frei erhalten! Man lese Beaumont und Fletcher, und lese Shakespeare! Man betrachte die Frauen des Einen, und dagegen die des Anderen! — Wenn er auch wohl dann und wann das Zartgefühl beleidigt, so verletzt er nirgends das Gemüth; er regt keine sinnliche Begier auf, nirgends wendet er das Schlechte zu schlechten Zwecken an. Mit Shakespeare schleicht nirgends das Laster im Zwielicht. Alles bei ihm ist lautere Offenheit.

Und eben so verhält es sich mit den Sonnetten! Jede Empfindung, die er in denselben äußert, ist der tiefsten Wahrheit entquollen. Die Sprache, in welcher sie sich aussprechen, hat man hyperbolisch genannt; aber die Sitten der Zeit bei Seite gesetzt, seh' ich in ihnen nichts Hyperbolisches. In dem Ausdrucke seiner individuellen Empfindungen zeigt Shakespeare so, wie es von einem Manne von dieser Gluth der Phantasie erwartet werden darf, jenen unruhigen, unbefriedigten, aber feinen Sinn für Schönheit, der sich bei dem bloßen Fühlen nicht beruhigen kann, — der sich gegen jede Fessel auflehnt, und Bilder verwandter Schönheit und Lieblichkeit anreihet, und in der Begeisterung, die ihm jene einflößt, prägt er seine Anschauungen in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Gestalten und Bildern aus. Aber durch alle hindurch zieht sich ein Faden, — die Einheit der Leidenschaft und der Wahrheit.

Die ersten vier Jahre dieser merkwürdigen Freundschaft scheinen ungetrübt verstrichen zu seyn. Ich übergebe diese hier, so wie die Welt des Schönen und Herrlichen, welche durch sie in's Leben gerufen ward. Es muß dies in der Darstellung der persönlichen und sittlichen Empfindungen Shakespeare's ein selbstständiges Kapitel bilden; da wird es Aufgabe seyn, zu zeigen, mit welcher Feinheit Shakespeare jenen Jüngling zu sich emporgehoben, wie er ihn immer gegenwärtig im Herzen trug, — gleichsam als Mittler seiner sterblichen und unsterblichen Gedanken, der von beiden die Zeichen an sich trug, und beide versöhnte. Jetzt ist es mir darum zu thun, wo möglich in **einem** Zuge dem Leser das Stück Leben zu zeigen, das aus diesen Gedichten uns anspricht, — seinen Lauf, so weit wir können, zu verfolgen, — die Geschichte jener beiden Minnen darzustellen, — wie sie einander durchkreuzt, und wie sie das Leben und die Empfindungen des Schöpfers des Hamlet berührten.

Die erste Aeußerung über eine eingetretene Störung in dem gleichmäßigen Flusse der Freundschaft, des Vertrauens und der Ergebung zwischen Shakespeare und seinem jungen Freunde lesen wir im 41sten Sonnet der Sammlung. Nachdem er einige jugendliche Galanterieen berührt, die seinen jungen Freund verblendet, und die der großherzige, menschlich fühlende Dichter nur leise bestreift, fährt er so fort:

Ah me! but yet thou mightst, my sweet, forbear,
And chide thy beauty and thy straying youth,
Who lead thee in their riot even there
Where thou art forced to break a two-fold truth.

Und wohin hatten sie ihn geführt? — **Zu der Liebe der Geliebten seines Freundes, in den Besitz derjenigen, die der Gegenstand der persönlichen Leidenschaft Shakespeare's war!**

Ich habe jetzt die Spuren dieser Frau durch die Konfessionen Shakespeare's zu verfolgen; sie nimmt darin eine bedeutende Stelle ein. Man kann ihrer Geschichte von der ersten Anknüpfung eines Bezuges zwischen ihr und Shakespeare durch alle Gradationen bis zu dem leidenschaftlichsten Interesse und ihrem endlichen traurigen Ende nachgehen. Sie ist das Weib „von schlechter Farbe", wovon wir oben in einem Sonnette Erwähnung gethan, — sie, die den Dichter zur Verzweiflung treibt.

Ich habe den Anfang der Leidenschaft Shakespeare's für sie zu erzählen, — die Leere, die sie in seiner Phantasie ausfüllte, als sein junger Freund sich der ledigen Zuneigung seines **Herzens** bemächtigte; ich habe auch ihr Ende, das trostlose Ende zu beschreiben, in Folge dessen der Dichter für eine Zeit lang war:

„frantic mad with ever more unrest."

Und was war das für eine Zeit, die dem Ende vorausging? Selbst in seinen arglosen Zeiten quält ihn ihr schwarzes Auge mit seinem seltsamen Ausdruck, — dann geräth plötzlich sein Freund in ihre Schlingen, — die Gerüchte über sie, die wie schwarze dichte Wolken ihn umziehen, während ihn ihr Zauber noch gefangen hält, — die endliche Einsicht in ihre verworfene Natur, die leidenschaftliche Schilderung der Hölle, in die er gefallen, aus der er aber nicht entrinnen kann, — und die eigenthümliche Selbstentschuldigung, die den Grund seines Irrthums über sie aussprechen soll; wie doch „kann der Liebe Blick ungetrübt schauen, der so von Wachen und Thränen geschwächt ist?" —

Es ist gewiß, wie sich im weiteren Verlaufe der Darstellung zeigen soll, daß im Beginne seiner Beziehung zu dieser Frau Shakespeare keinen Grund hatte, sie anders, als gut und treumüthig zu sehen. So überrascht ist er, wie er erst das Gegentheil gewahrt, daß er sein Denken und Sprechen, wie es wirklich war, mit dem vergleicht, zu dem er endlich seine Zuflucht nehmen mußte; und bezeichnet jenes als die Aeußerungen eines Wahnsinnigen:

„At random from the truth vainly expressed;"

denn, fügt er bitter hinzu:

„I have sworn thee fair, and thougt thee bright
Who art as black as hell and dark as night."*)

Und ist dies etwa überraschend? Konnte es bei einem Manne, wie Shakespeare, anders seyn? In der ewigen Thätigkeit und Aufgeregtheit seiner rastlosen Phantasie mußte öfter sein Interesse für gewisse Gegenstände sich nach dem Eindrucke steigern, den sie auf ihn machen konnten, als nach der Freude, die ihm aus ihnen erwuchs. Der feine Metaphysiker wird bemerken, daß wir lieber bei Objekten, die unsere Gefühle bewegen und aufregen, verweilen, als bei denen von bloß angenehmer Art. Dazu kommt noch, daß Poesie und Poeten ihre eigengeschaffenen Welten und Wesen haben, und in ihnen so lange schwelgen, bis eine magere nüchterne Wirklichkeit sie aus ihrem Wonnetraum aufstört. Ihre Augen werden dann die Narren ihrer übrigen Fähigkeiten. Auch hört dann noch nicht die Täuschung auf. „Die Poesie", wie Bacon sagt, „zeigt die Dinge in einem Lichte, das den Wünschen des Herzens zusagt." — (N. M. M.)

Bibliographie.

- Goethe's Faust. — In Englische Reime gebracht von Robert Talbot. 8 Sh. (Es ist dies die **sechste** Englische Uebersetzung von Goethe's Faust.)
- Sketches of the life etc. (Skizzen aus dem Leben des Gherardo von Lucca.) 5 Sh.
- Literary fables. (Die Fabeln des Yriarte.) Aus dem Spanischen von Richard Andrews. 5½ Sh.
- The rational of political representation. (Das Vernunftgemäße der politischen Vertretung.) 10½ Sh.
- Lodore. — Vom Verf. des „Frankenstein". 3 Bde. 31½ Sh.
- Tales of the wars of Montrose. (Kriegsgeschichten.) Von Ettrick-Schäfer. 3 Bde. 31½ Sh.
- Lord Durhams political career. (Lord Durham's politische Laufbahn.) Von Reid. 4½ Sh.

---

*) — „Dieser Antonio
Der der Herzliebst' ist meines Herrn." —

*) Schön, schwor ich, seyst Du, habe herrlich Dich gedacht,
Die schwarz ist, wie die Höll', und dunkel wie die Nacht.

Frankreich.

Das Französische Lustspiel und seine nothwendige Reform.

Von Gustave Planche.

Es giebt gegenwärtig keine Komödie in Frankreich. Die neuere Umgestaltung des Dramas durch Hugo, Dumas und de Vigny hat sich bis jetzt um das Lustspiel noch gar nicht bekümmert, und wie es scheint, denkt auch jetzt keiner von den drei Herren mit Ernst daran. Seitdem der Verfasser des Cromwell mit seiner Diktatorstimme die Verschmelzung der Komödie mit der Tragödie zum Drama proklamirt, hält sich die größere Zahl der Uebrigen überzeugt, daß man die heftige Leidenschaft und das Komisch-Lächerliche nicht mehr getrennt erscheinen lassen dürfte, sondern daß beide auf der Bühne neben einander abwechseln müssen, daß man keine der verschiedenen Seiten aus dem wirklichen Leben, keinen Theil des menschlichen Unglücks unberührt lassen dürfe, kurz daß die dramatische Idee Shakespeare's und Schiller's auf immer die des Sophokles und Molière verdrängen müsse. Ist dies aber in der That der Fall? Wir glauben es kaum. Mag man auch noch so sehr sich darin gefallen, daß man alle die bunten und mannigfachen Ansichten des Lebens mit einem einzigen Blicke überschauen, daß man auf denselben Gesichtern zu gleicher Zeit Lachen und Weinen bemerken, daß man auf den Lippen eines und desselben Mannes Schluchzen und bitteren Hohn erzeugen will, alles dies ist leicht zu begreifen und es ist dem poetischen Genie so natürlich, als angemessen; allein trotz dieser neueren Evolution des Geistes, trotz der vor unseren Augen eben sich entwickelnden Thatsache, ist doch das Verdammungsurtheil der Komödie noch keinesweges gefällt und ausgesprochen. Freilich können weder Molière noch Beaumarchais heutzutage von Neuem auftreten, das geben wir gern zu; aber zwischen der unparteiischen Analyse des siebzehnten und der leidenschaftlichen Satire des achtzehnten Jahrhunderts giebt es sicherlich noch Raum genug für ein anderes in der Zukunft noch zu erwartendes Lustspiel. Wären auch die allgemeinen Typen des Lächerlichen für ein oder zwei Jahrhunderte erschöpft, sind auch die Pamphlete heutzutage schon in Verfall gerathen, dies kann uns nicht in Erstaunen setzen. Aber noch bleibt ein ganzes Gebiet neu zu erfinden übrig: es ist das Gebiet der politischen Komödie.

Unter welchen Bedingungen aber, fragt man, wird sich diese neuere Komödie realisiren können? Nach was für Sujets wird sie ungestraft greifen dürfen? Wird der Dichter, auf den wir hoffen sollen, mit gleichem Glück über die Vergangenheit wie über die Gegenwart sich ausbreiten können? Und wird man nicht für diese neue Komödie auch ganz neue beispiellose Formen erfinden müssen? Werden auch die Regierungen die politische Komödie so gleichgültig aufnehmen und ohne Groll ihrem offenbaren neuen Feinde so ruhig ins Angesicht schauen?

Wir sind der Meinung, daß die politische Komödie aus zwei Elementen zusammengesetzt seyn müsse, aus dem historischen und dem gleichzeitigen; beide sind von gleich großem Werthe und von gleicher Wichtigkeit. Heutzutage kann man nicht überall die Rolle des Aristophanes spielen. Unsere Cleone dürfen nicht mit so leichtfertigem Humor auftreten, wie die Cleone zu Athen. Dafür giebt es Gesetze und Strafen, die den Spott zu zähmen wissen. Aber die Vergangenheit steht uns noch offen, ein unermeßliches, fruchtbares Feld für das Genie, das hier Niemanden persönlich beleidigen darf. Man betrete nur einmal diesen jungfräulichen Boden, man baue ihn an mit kräftiger Hand und geübtem Auge und bald wird die Garbe gereift seyn, ehe man's noch erwartet.

Aber wir dürfen es uns nicht verhehlen, die historische Komödie hat ihre zahlreichen Schwierigkeiten. Während sie frei von allen persönlichen Vorurtheilen, während sie sicher ist, keine eifersüchtige oder mürrische Eitelkeit zu beleidigen, hat sie noch gegen die Unwissenheit und Vergessenheit einen harten Kampf zu bestehen. Um Ludwig XII. und Franz I. ein Lachen zu entlocken, um die lustigen und spaßhaften Mazarinaden in ein lebhaftes und verständliches Gespräch zu übersetzen, dazu bedarf es mehr als gewöhnlicher Bildung und Poesie. Es ist nicht genug, daß man das Alles genau kennt, man muß auch zu rechter Zeit Gebrauch davon zu machen wissen; indem wir die Schatten des Coadjutors und der Frau von Longueville aus dem Grabe hervorrufen, müssen wir ihnen auch Worte zu leihen verstehen, die sie an die Menge richten und womit sie die Lernbegierigen befriedigen dürften. Es ist gewiß, daß die historische Komödie ein weit schwierigeres Unternehmen seyn wird, als das historische Drama, wenigstens wie letzteres uns heutzutage geboten wird. Kaum reicht die Kenntniß der Heraldik hin, um die seit Pavia oder Marignan eingeschlummerten Lächerlichkeiten wieder aufzuwecken. Es ist ein unerläßliches und hauptsächliches Studium, die Erforschung des Privat- und des öffentlichen Lebens aus dem Jahrhundert, das man aus dem Grabe auferstehen lassen will. Unser Dichter wird Chambord, Fontainebleau und Versailles eben so wohl und eben so genau kennen müssen, wie Brantome, Bussy und St. Simon.

Wollte man aber nach einem mühsamen Studium, nachdem man sich mit allen Gewohnheiten und Gebräuchen der verschiedenen Personen bekannt gemacht, wollte man, sage ich, nach einem solchen Studium die alte Form von Molière oder Beaumarchais erwählen, so dürfte man nicht etwa hoffen, daß aus dem so gegossenen und zubereiteten Metall eine vollkommene ruhmwürdige Statue hervorgehen werde. Keinesweges, denn jene Form ist schon verbraucht, und sie hält keinen neuen Guß mehr aus.

Wenn überhaupt die Nachahmung überall eine fruchtlose Arbeit bleibt, so ist die partielle Nachahmung gewiß nur lächerlich; sollten die historischen Personen gezwungen werden, den Charakter eines Alceste oder eines Arnolphe's, Elmire's oder Celimene's anzunehmen, so wäre das ein rein unsinniges Projekt, das kaum eine Erörterung verdiente. Die literarische Form ist das für den Gedanken, was die Waffenrüstung für den Krieger ist; um den Haubert, um das Panzerhemd und den doppelgriffigen Degen zu tragen, dazu ist gewiß ein ganz anderer Mann erforderlich, als um den Degen unserer Tage zu führen. Zu einer Strophe von Molière, um ungezwungen und ohne Anstrengung eine lange spruchreiche Periode aus dem „Misanthrop" oder der „Frauenschule" zu rezitiren, muß man nicht die Heroen der Fronde oder die Courtisanen Richelieu's auserseben wollen.

Wenn der Molièresche Alexandriner unvergängliche Schönheiten bietet, so kann uns das noch nicht bestimmen, dem historischen Leben und der Wirklichkeit einen Stil aufzudringen, der für einen ganz anderen Zweck erfunden werden. Denn bei Molière beherrscht, wie man weiß, der Gedanke den Charakter, und der Charakter die Handlung; wenn nur seine Personen sinnig sprechen, so kümmert er sich wenig darum, ob auch die Handlung angemessen, lebhaft und wahrscheinlich sey. Dem Dichter genügt es, wenn seine Personen reden, und wenn sie mit jedem Worte neue Offenbarungen verkünden; sie bilden ein selbstständiges Gemälde und bedürfen keiner Handlung. Etwas Anderes ist es mit der auf die Historie gegründeten Komödie.

Welche Form wird die historische Komödie annehmen? So viel ist gewiß, weder die Molière's noch Beaumarchais'. Weiter aber läßt sich auch nichts vorhersagen und darüber im Voraus bestimmen; nur das können wir behaupten, daß sie, welcher Gestalt sie auch seyn wird, aus der neuen Komödie selbst, so wie zu ihrem eigenen ausschließlichen Zwecke hervortreiben wird, gleich der Rinde um den plötzlich hervorschießenden Baum.

Gehen wir nun zur anderen Seite der politischen Komödie, zu der aus der Gegenwart und ihren Charakteren entnommenen Komödie über, so treten uns hier ganz andere Schwierigkeiten, andere Erfordernisse und Bedingnisse in den Weg; unter allen nur denklichen Regierungsweisen, bei allen auch noch so liberalen Institutionen würde es immer unvernünftig seyn, wenn man die politische Komödie mit der Satire verwechseln wollte. Auch die loyalste und großmüthigste Macht wird, ohne jemals den Spott beschneiden, ohne der Ironie Stillschweigen auflegen, ohne den Ausdruck des Publikums und seiner Gedanken verstümmeln zu wollen, doch nie darein willigen, daß man die Komödie zur Satire gegen den Gang der öffentlichen Geschäfte ausarten lasse.

Die Satire hat ohne Zweifel schon an und für sich ihre Gefahren, sie ist im Stande, Männer zu Grunde zu richten, ehe noch ihre Zeit gekommen, so wie Projekte zu vernichten, die noch im Keime verborgen liegen; indeß weiß man sich doch gegen dergleichen Angriffe immer besser zu vertheidigen, als durch die Flucht. Und was ist ein Confisciren des Spottes anders als Flucht; will man sich auf eine rechtliche Weise gegen die Satire vertheidigen, so muß man ihre kühnen und geistreichen Angriffe zuerst auffassen, dann muß man selber in Person mit ihnen ringen, und ihre Hiebe abzuwehren oder auch durch eine Anzahl würdiger Hülfsgenossen sie zu bekämpfen suchen, aber nicht erzittern vor dem blinkenden Schwerdte, und vermag man auch nicht selbst so feine und gestählte Waffen aufzutreiben, wie sein Gegner, so steht einem dann immer noch ein ehrenvoller und verständiger Rückzug offen.

Allein wenn der Staatsmann auch über die Satire sich hinwegsetzen muß, so darf er ihr doch keinesweges den Zugang zur Bühne gestatten; denn der Einfluß, den eine dramatische Vorstellung auf die Menge ausübt, ist so gewaltig, so hinreißend und überraschend, daß der Minister, der einmal in der Maske eines Komödianten auf dem Theater vor dem Publikum erschiene, sich fortan nicht mehr vor den Kammern zeigen dürfte; vergeblich würde er über das öffentliche Gelächter hinweg sehen wollen, das ihn dann überall verfolgte; vergeblich würde er selbst die sonst in anderen Fällen so sichere Waffe, einen verachtungsvollen Blick, gegen die Menge richten; auch wäre hier seine großmüthige Entsagung nichts als ein wahrer Selbstmord. Zum wenigsten müßte denn eine gemäßigte Censur einlenken, und ein Veto da, wo das Wort, vor einer Menge von zweitausend Zuhörern ausgesprochen, den gerechten Ehrgeiz oder den aufrichtigen Willen ohne Rettung zu Grunde richten würde, ist sicherlich für nichts Anderes, als eine billige, rechtmäßige Vertheidigung anzuerkennen. Sobald man aber einmal das Land selbst als Richter entscheiden ließe, sobald es einmal selber das beleidigende Wort vernommen, in diesem Falle hätte man sich nicht mehr darüber zu beklagen, und der Dichter dürfte dann von aller Verurtheilung frei seyn. Uebrigens gebührt die Entscheidung hierüber lediglich dem Gesetze, einem Gesetze, das man in Frankreich schon seit vier Jahren verhieß, das aber noch jetzt nicht gegeben worden ist.

Hätte man gegen Walpole keine ernstere Anklage erheben können, als wegen der Censur, so hätte man ihn immer noch mit dem Beinamen des Gerechten beehren müssen. Denn der persönliche Spott Fielding's hatte ihn dem Gelächter und dem Hohne Englands preisgegeben. Als der Minister die neuen Wolken aus dem Theaterzettel streichen ließ, da verdroß es die Menge, die sich dadurch auf einmal ihrer lustigen Späßchen beraubt sah; die vernünftigeren Männer hingegen konnten diese Vorsichts-Maßregel keinesweges als einen Akt der Tyrannei aufnehmen. Noch aber blieb die Satire, nachdem man sie vom Theater verwiesen, herrschend in den Journalen und Pamphleten. Um ohne die Hülfe einer Travestie, ohne handgreifliche und auffällige Karrikaturen, ohne die Nachahmung der Stimme und der Geberden noch Stoff zum Lachen zu finden, dazu bedurfte es schon eines ganz anderen Talents, das fruchtbar und sicher in sich selbst war. Aber dies Talent erfand auch bald die Mittel, um sich geltend zu machen, und der Kanzler, der den Auftrag erhalten, die Theater-Manuskripte zu lesen und nach Belieben zu streichen, versuchte es nicht, dem Genie den Mund zu versiegeln. Und so ihrer Kraft allein überlassen, hatte die Satire noch einen ziemlich schönen Spielraum für sich gefunden.

Wenn nun aber die politische Satire schon wegen ihrer Gefahren billig angegriffen werden muß, so ist sie außerdem noch auf der Scene

mit einer ganz besonderen Monotonie und einer allzu schnell eintretenden Uebersättigung behaftet. Indem die politische Komödie mit Personen und Namen auftritt, wird sie zu leicht, zu geringhaltig, und sinkt zu Gemeinplätzen herab, die sie weder zu erheben, noch zu veredeln vermag. Bald gewährt sie keine Zerstreuung, keine Erholung mehr für den Kenner, sondern wird zur ewigen Wiederholerin ihrer selbst und zur unnützen Erweckerin von Leidenschaften, die in den Kämpfen der Tribune und der Presse schon längst ausgetobt haben.

Die unvermeidliche Dürftigkeit der persönlichen Komödie ist übrigens nur eine Folge eines weit allgemeineren und erhabeneren Gesetzes: nämlich, daß die bloße Wirklichkeit für die darstellenden Künste niemals genügt. Molière hatte keinesweges etwa die Marquis und die Prinzessinnen von Versailles und Paris kopirt, eben so wenig wie Phidias die Korbträgerinnen von Athen oder Rafael die Mädchen aus der Nachbarschaft und den Villen von Rom kopirt hat. Wenn aber die Satire in ihrer lyrischen Gestalt sich mit allen Schätzen der Poesie ausrüstet, wenn sie die Kraft mit der Grazie und Majestät mit Energie zu verbinden weiß, so verarmt sie doch unfehlbar, sobald sie durch den Mund des Schauspielers geht. Hier erspart sich von vorn herein der Dichter das Denken, indem ihm ganz andere leichtere Hülfsmittel zu Gebote stehen; denn er weiß sehr wohl, daß ein lebendiger Blick, irgend eine Wendung der Geberde aus der Natur gegriffen, weit lauter sprechen, als ein noch so schönes poetisches Bild oder eine Anspielung. Wozu sollte er auch noch den Gedanken in Symbole, so rein wie die Strophen eines Pindar's, oder so gewaltig wie der Zorn Juvenal's, hüllen? Das Kostüm, die Eleganz und die Geschicklichkeit des Schauspielers stehen ihm ja schon für Alles.

Soll demnach die politische Komödie wirklich interessant und ergötzlich seyn, so muß für sie eine neue Form erfunden werden. Auch wird sich der Dichter leicht die Gränzen zu stecken wissen, in denen er sich zu dem Zwecke frei bewegen darf. Indem er auf alle Persönlichkeiten verzichtet, wird er in den Ereignissen, wie sie vor seinen Augen aufgehen, unter den Menschen, die sich um ihn her bewegen, Fabeln und Lebensrollen genug auffinden, die allgemeine Aufmerksamkeit und Beachtung verdienen. Nur freilich wird es dem Komiker nie gestattet seyn, auf eine Unsterblichkeit Ansprüche zu machen, wie sie dem Künstler zu Theil wird, der sich der ausschließlichen Auffassung ernster Leidenschaften zuwendet. Denn der Stoff des Lächerlichen ist in stetem Wechsel begriffen; er vergeht, ehe man sich's versieht, und wird nach wenigen Generationen der größeren Menge oft ganz unverständlich, während die Leidenschaft, die innere Bewegung des Gemüths auch nach zwanzig Jahrhunderten der Vergangenheit uns eben so lebhaft ergreift und frisch berührt, wie am ersten Tage.

Seit der Konstituante bis zur Konferenz von London sind in unserer Welt gar viele politische Komödien gespielt worden, und es hat der begabte Dichter kaum noch nöthig, sich etwa an den Moniteur zu halten, um selbst die Gebildeten höheren Ranges zu lachen zu machen und überall populair zu werden. Was der Romanschreiber für seine persönlichen Leiden und Gefühle, oder für die Schmerzen, deren Zeuge er gewesen, unternimmt, das kann der Dichter für das Lächerliche bei den Hochgeborenen, für die Schlauheiten der Gesandschaften und für die Mystificationen der Völker thun. Es ist sicherlich nicht nothwendig, daß er die Geschwätze von Trianon oder von dem Pavillon Marsan mit aufnimmt, eben so wenig, wie man im Roman eine Beichte von seinen Niederlagen oder den Ränken der verlornen Geliebten giebt. Und wenn man in den Roman, in eine Erzählung von tausend Seiten, die für das Publikum bestimmt sind, zwei oder drei Kapitel von einer besonders Aufsehen erregenden Person, die eine wirkliche Rolle in der Welt gespielt, mit einwebt, so giebt man das als eine leicht zu entschuldigende Kühnheit, als ein ganz unschuldiges Späßchen, gern zu, das doch die Erfindung keinesweges ausschließt; verfährt man nun in gleicher Weise mit der politischen Komödie, so wird der Dichter bald ähnliche Hülfsquellen auffinden, und gleichen Erfolges sich zu erfreuen haben.

Unser Dichter müßte aber nicht bloß die Ereignisse auffassen, wie sie sind und wie sie sich in der Wirklichkeit zugetragen haben, sondern er müßte auch den verunglückten Keim einer Zukunft zu erforschen suchen, die für immer unmöglich gemacht worden, er müßte den heftigen Kampf der Absichten und Wünsche darstellen, die in Verzweiflung gerathen, und in Nichts hinabgesunken sind.

Und man sage nicht etwa, wie man es wohl schon oft wiederholt hat, daß die periodische Presse die Komödie erstickt. Die Presse ist etwas Alltägliches, Unpersönliches und Unfreiwilliges, das mit der Poesie gar nichts zu schaffen hat. Von der Presse bis zur Scene ist ein Abstand, wie der des Marmors von der Statue. Was das Tagesgespräch hervorbringt, ist kaum der viereckig zugehauene Block; erst der Meißel in des Meisters Hand vermag den Ruhm daran zu bringen.

Was wir von der Erfindung des Sujets behauptet haben, gilt in gleichem Maße von der Erfindung der Charaktere. Wenn der betrogene Liebhaber, die enttäuschte Phantasie sich mit unschuldigen Erfindungen trösten, wenn sie neue glückliche Phantome erzeugen darf, um sich selbst zu zerstreuen, sollte es da nicht auch dem Betrachter des leidenschaftlichen Ehrgeizes und der politischen Mißgeschicke gestattet seyn, sich nach Belieben in der Phantasie ein geistreiches Fest zuzubereiten, wo das Lächerliche, als eine Geißel der Arnolphe's und der Dandins der Tribune, aufgetischt würde? Und müßte nicht der Dichter, indem er alle die grotesken Gedanken, alle die possenreißerischen Hoffnungen, die mit jedem Tage aufgehen und wiederum am Ende des Tages untergehen, müßte er nicht, indem er alle diese Lächerlichkeiten über ein Haupt bringt und auf ein Gesicht ausmalt, gar bald die Gipfel des komischen Ideals zu erklimmen vermögen?

Was nun das Weitere betrifft, so ergiebt sich der Uebergang von der Erfindung des Sujets und der Charaktere zur Erfindung der Handlung und der Situationen als ein ganz natürlicher und nothwendiger. Wenn die historische Komödie sich nicht an die verjährte Form aus alten Zeiten anschmiegen darf, so verlangt die gleichzeitige Komödie noch um so gebieterischer eine Handlung und einen Dialog von gleicher Neuheit. Was dem siebzehnten Jahrhundert nach dem Musterbilde der beiden so sorgfältig studirten und kommentirten Antiken zusagte, das kann unmöglich noch dem heutigen Frankreich von 1835 gefallen. Dazu haben wir schon zu viel Genien von ganz anderer Art kennen gelernt, als daß wir noch gegenwärtig an Plautus und Terenz hangen sollten. Und können wir auch heutzutage jenen beiden Meistern des Römischen Theaters unsere Achtung nicht versagen, so geht dies doch nicht so weit, daß wir sie noch nachzuahmen strebten. Sie gewähren unserer Lernbegierde noch jetzt eine köstliche Erholung und spenden dem Geiste gar manche kräftige Lehre; allein als das ausschließende Musterbild, als die einzig und allein zu befolgende Vorschrift können wir sie unmöglich mehr anerkennen.

Sollte man etwa, wider unser Erwarten, in den hier ausgesprochenen Behauptungen und Reflexionen eine Geringschätzung und Verleugnung alles dessen finden wollen, was Frankreich um uns her heutzutage hervorbringt, so werden wir uns nicht die Mühe nehmen, uns deshalb zu vertheidigen. Gegen eine Anklage der Art würde es schon das Beste seyn, zu schweigen. Oder sind etwa zufällig der Ehrgeizige und die Prinzessin Aurélie politische Komödien! Gehören die Herren Eugène Scribe und Kasimir Delavigne der Familie des Aristophanes an? Man verzeihe uns, wenn wir es nicht glauben können; wir sind nicht Diejenigen, die bei Hozier in die Schule gegangen.

Mannigfaltiges.

— Zustand der Bevölkerung von Frankreich. Von den 32 Millionen, die in Frankreich leben, befinden sich fünf Millionen in einem Zustande der drückendsten Armuth; 130,000 durchstreifen das Land in beständigen Raub- und Plünderungszügen und gegen 20,000 werden alljährlich aufgefangen und bestraft. Die Kosten für die Sicherheit der Straßen, Städte und dergleichen betragen nicht weniger als 4 Millionen Franken jährlich. Der Werth des alljährlich gestohlenen Eigenthums beläuft sich auf ungefähr 2 Millionen Franken. Gegen 130,000 Individuen sind beständig in den Civil- und Militair-Gefängnissen eingesperrt, oder stecken abwechselnd in den Hospitälern, Pflegehäusern und ähnlichen Anstalten. Ungefähr 60,000 Kinder sind von ihren Aeltern ausgesetzt und verlassen, und haben keine andere Heimath, als die Wälder oder die Höhlen der Schleichhändler u. s. w., wohin sie sich in ihrer Noth zurückziehen und meist vor Elend umkommen. Drei Millionen Individuen giebt es, die nicht wissen, wie sie über einen Monat hinaus ihre Existenzmittel werden sichern können. Hierzu kommen noch 11 — 12,000, die von den Galeeren und 7 — 8,000, die aus den Gefängnissen entlassen sind. Man hat berechnet, daß in Frankreich von der Regierung, von Privatleuten, Hospitälern, Charitéen und anderen Anstalten zusammengenommen jährlich an 50 Millionen Franken für Hülfsbedürftige und solche Leute hergegeben werden, die aller Existenzmittel beraubt sind. Von den 32 Millionen Einwohnern können ferner 15 Millionen weder lesen noch schreiben, 11 — 12 Millionen ungefähr sind beides zu verrichten im Stande; dagegen zählt man unter der ganzen Masse der Bevölkerung nur 300,000, die völlig unterrichtet und ausgebildet sind und unter denen sich auch Leute von hohem Verdienste und seltener Auszeichnung befinden.

(The London and Paris Observer.)

— Lob der Visiten-Karten. Die Visiten-Karten sind eine der glücklichsten Erfindungen der feinen Welt. Sie ersparen uns viele Zeit und schützen uns oft vor Besuchen, die uns sowohl als Andere ennuyiren würden. Wie froh sind wir nicht, wenn wir, von einem Spaziergange zurückkommend, die Karte eines uns bekannten lästigen Besuchers auf dem Tische finden. „Wie glücklich“, rufen wir da aus, „daß wir nicht zu Hause waren!“ Vor alten Zeiten, als man in der Kultur noch nicht so weit vorgeschritten war, zu den Zeiten der Gothen und Vandalen, kam es, wenn zwei Personen einen Groll gegen einander hatten, immer am Ende zu einem offenen Bruche zwischen ihnen. In unseren gebildeten Tagen macht sich die Sache viel besser. Wir verabscheuen und hassen uns auch gegenseitig, so gut es nur immer angeht; aber zu gleicher Zeit bemühen wir uns ängstlich um das äußere Ansehen der Freundschaft; und dazu bedarf's auch weiter nichts, als daß wir uns ein Mal im Monat unsere Visiten-Karten gegenseitig zuschicken, und wenn uns einmal der Zufall in Gesellschaft zusammenführt, so thun wir, als wenn wir stets die besten Freunde wären, indem wir uns nach dem gegenseitigen Wohlbefinden erkundigen, ohne jedoch die Antwort darauf erst abzuwarten, und dann empfehlen wir uns bald auf die geschmeidigste Weise, indem wir uns ein „Gott erhalte Sie!“ oder „auf Wiedersehen!“ zurufen. Haben wir einen Bekannten, der uns zuwider ist, mit dem wir aber doch nicht gern brechen möchten, so wissen wir uns vermittelst der Visiten-Karten schon am besten aus jeder Verlegenheit zu helfen. Wir dürfen bloß aufpassen, bis der uns verhaßte Freund einmal ausgegangen; darauf verfügen wir uns gleich auf der Stelle in seine Wohnung. Hier erkundigen wir uns mit ernster Miene bei der Dienerschaft, ob der Herr zu Hause sey — worauf wir denn die Antwort im Voraus recht gut wissen — dann hinterlassen wir unsere Komplimente, unser Bedauern und vor Allem eine Karte. Und auf diese Weise kommen wir bald in den Ruf als wohlerzogene und aufmerksame Leute, ohne daß wir je etwas Anderes dazu gethan, als daß wir unsere Visiten-Karten zur gehörigen Zeit abgegeben haben.

(Metropolitan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Prämumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Mittwoch den 29. April 1835.

England.

Lord Stanley.

Unter allen Staatsmännern, welche gegenwärtig auf Englands politischem Schauplatz eine Rolle spielen, ist vielleicht keiner, dessen Stellung eben so wichtig als merkwürdig wäre, wie die des Lord Stanley. Er war bekanntlich Mitglied des Ministeriums des Grafen Grey und verließ dies Ministerium in dem Augenblick, wo er glaubte, daß dasselbe das Ziel überschreite, um dessentwillen es gebildet worden war. Von dem Tage an, wo dieser Lord zurücktrat, sank das Kabinet, zu welchem er gehört hatte, von Stunde zu Stunde in seinem Ansehen dem Unterhause gegenüber und in seiner Popularität außerhalb des Hauses. Alles schien darauf hinzuweisen, daß Lord Stanley ein neuer Parteiführer werden, und daß sich große Interessen und ein zahlreicher Anhang um ihn sammeln würden; auch hatte Sir Robert Peel, als er an's Ruder gelangte, nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich der Mitwirkung eines durch seine Lage und durch seine Talente so ausgezeichneten Mannes zu versichern. Die ehrenwerthesten Beweggründe hielten Lord Stanley ab, in den Vorschlag des neuen Ministers einzuwilligen. Hiermit war sein Standpunkt im Unterhause festgestellt; er wurde das Haupt einer leidenschaftslosen und unabhängigen Partei, der nur das Wohl des Landes vor Augen hatte und bald der Regierung, bald der Opposition die Majorität zu verschaffen suchte, je nachdem es ihm die wohlverstandenen Interessen Englands zu erheischen schienen. Wie kam es nun, daß dieser Zweck gleich bei der ersten Gelegenheit, bei der Wahl des Sprechers, vereitelt wurde? Nicht etwa, daß Lord Stanley nicht auf seinem Posten gewesen wäre, nein, aber Lord Stanley's Partei ließ ihren Führer im Stich. Nachdem sie die zu gewaltsamen Maaßregeln des Melbourneschen Ministeriums mit Muth und Ausdauer bekämpft hatte, verließ diese Partei ihre natürliche Fahne, um sich unter das Panier von Männern zu reihen, die noch ungestümer sind, als Lord Melbourne es war! Der Grund dieses seltsamen Ereignisses wird sich erst mit der Zeit aufhellen. Einstweilen werden einige nähere Mittheilungen über das Leben, den Charakter und das Talent Lord Stanley's gewiß allgemeines Interesse erregen.

Lord Stanley ist der älteste Sohn und Erbe des Grafen von Derby; seine Großmutter war die berühmte Schauspielerin Miß Farren. Als er noch schlechtweg Herr Stanley war, debütirte er am 30. März 1824 im Unterhause mit einer Rede über die Bill in Betreff der Gasbeleuchtung der Stadt Manchester. Sir James Mackintosh, der gleich nach ihm das Wort nahm, bemerkte, daß er die eben gehaltene Rede mit dem größten Vergnügen gehört, weil er daraus die gerechte Hoffnung schöpfe, das Talent, welches das ehrenwerthe Mitglied bei Vertheidigung der Lokal-Interessen einer Stadt entfaltet habe, künftig mit derselben Gluth und Wirksamkeit auf die Behauptung der Rechte und allgemeinen Interessen seines Vaterlandes verwendet zu sehen. Niemand, fügte er hinzu, könne mit größerer Genugthuung als er, das Auftreten neuer Talente im Unterhause gewahren, wodurch der Glanz desselben vermehrt und sein Einfluß erweitert würde; worüber er sich aber ganz besonders freue, sey der Gedanke, daß im vorliegenden Falle diese Talente gebraucht worden seyen, um Grundsätze zu vertheidigen, die er in seinem tiefsten Innern stets als die vortheilhaftesten für das Land betrachtet habe.

Am 6. Mai desselben Jahres hielt Herr Stanley seine zweite Rede, welche nicht nur damals die Aufmerksamkeit auf ihn zog, sondern auch noch heutzutage nicht ohne Bedeutung ist. Herr Hume hatte im Unterhause vorgeschlagen, man möchte erklären, daß es angemessen wäre, zu untersuchen, ob die Kirche in Irland in ihrem jetzigen Zustande nicht in ungleichem Verhältniß zu den Diensten stände, die sie zu leisten berufen sey, sowohl mit Hinsicht auf die Zahl der dabei angestellten Personen, als mit Hinsicht auf die ihr zugewiesenen Einkünfte. Nicht ohne einiges Erstaunen sah das Unterhaus den Repräsentanten einer der Whigpartei ergebenen adelichen Familie sich erheben, um Herrn Hume zu antworten, und die Verwunderung stieg, als man aus Herrn Stanley's Munde folgende Worte hörte:

„Es ist nur zu bekannt, wie sehr man sich seit einigen Jahren bemüht hat, sowohl durch die Presse, als auf dem noch gefährlicheren Wege der persönlichen Einflüsterungen, die herrschende Kirche in Ungunst zu bringen. Man hat ihre Einkünfte mit einer durch Nichts zu rechtfertigenden Strenge berechnet, während die persönlichen Untugenden und die individuellen Fehler einzelner Mitglieder der Geistlichkeit mit boshafter Scheelsucht an's Tageslicht hervorgezogen wurden, um die ganze Körperschaft, zu der sie gehören, verhaßt zu machen. Ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß die Kirche den kühnsten Bemühungen ihrer Verleumder hätte trotzen können, wenn nur halb so viel Mühe, als man sich gegeben hat, sie in Verruf zu bringen, dazu angewandt worden wäre, das Publikum mit den Tugenden bekannt zu machen, welche die meisten ihrer Diener ohne Prunk in der Erfüllung ihrer heiligen Plichten an den Tag legen. Ich will nicht sagen, daß nicht Umstände kommen könnten, unter denen es erlaubt wäre, die Güter der Kirche anzurühren, aber ich behaupte, daß diese Umstände, wenn sie sich darböten, auch das Grundeigenthum, die öffentlichen Kapitalien und die Handelsfonds anzugreifen gestatten würden. Nun sind aber jetzt solche Umstände nicht vorhanden, und Nichts kündigt an, daß sie so bald eintreten dürften. Man hat behauptet, die Anglikanische Kirche sey den Irländern mit Gewalt aufgedrungen worden; freilich mußte ein abergläubisches unwissendes Volk, das mit allen Tugenden auch alle Laster der Wilden verbindet, eine neue Religion, die ihm von seinen Siegern aufgedrungen schien, mit eifersüchtigem Auge in seinen Schooß einführen sehen. Heutzutage aber ist die protestantische Kirche in Irland gesetzlich begründet, und welchen Vortheil man sich auch von dem zur Berathung vorliegenden Antrag verspricht, man mag ihn als eine versöhnende oder als eine finanzielle Maßregel betrachten, so sehe ich doch keine Gefahr bevorstehen, die uns ermächtigen könnte, in die Rechte und Besitzthümer der herrschenden Kirche einzugreifen. Wenn die Gefühle, welche die Irländischen Katholiken gegen die herrschende Kirche hegen, von leidenschaftlicher Uebertreibung strotzen, so ist es an uns, zu beweisen, daß die Gesetzgebung diese Kirche nicht im Stich läßt, daß ihre natürlichen Beschützer weder zu schwach noch zu gleichgültig sind, um sie aufrecht zu erhalten, und daß ihre Reichthümer wenigstens unter ihren Freunden keine Besorgnisse erregen, wenn sie auch für ihre Feinde ein Gegenstand der Eifersucht sind. Dank dem Himmel, der Tag ist noch nicht gekommen, wo ihre Feinde nichts zu thun haben werden, als sich über sie hinzustürzen und ihre Beute unter dem Vorwande in Anspruch zu nehmen, daß Irland der Unterstützung bedürfe; der Tag ist noch nicht erschienen, wo sie sich unter der Maske der Duldung die unduldsamste aller Unterdrückungen werden erlauben können. So sehr ich auch ein Freund der Toleranz bin, so glaube ich doch nicht, daß sie so weit gehen darf, mehr als Eine Religion zu begünstigen; vor Allem aber wünsche ich, jede Maßregel vermieden zu sehen, die den einen Theil entmuthigen, und in dem anderen einer sich erhebenden neuen Macht das Uebergewicht verschaffen könnte." Im weiteren Verlauf dieses Vortrages suchte der Redner durch Zahlen darzuthun, daß die Reichthümer der protestantischen Geistlichkeit in Irland bei Weitem nicht so beträchtlich seyen, als man glaube.

Dies war der erste politische Akt des Herrn Stanley, der damals 26 Jahre zählte. Während diese Rede von der Kirchenpartei mit Freude aufgenommen wurde, verursachte sie Mißvergnügen unter der Partei, welcher der Redner durch erbliche Bande verknüpft war. Sir Francis Burdett antwortete ihm in strengem Ton, und die Minorität, in welcher Herr Hume mit seinem Vorschlage blieb, war ziemlich bedeutend. Es war für die damalige Zeit etwas Seltenes, daß dieses Mitglied 97 seiner Kollegen geneigt fand, mit ihm zu stimmen.

Nicht lange nach dieser Rede machte Herr Stanley mit den Herren Labouchere und Denison eine Reise nach Amerika. Als er nach England zurückkehrte, wurde er zwar wieder Parlaments-Mitglied, nahm aber keinen sehr lebhaften Antheil an den Debatten und zog die öffentliche Aufmerksamkeit nur wenig auf sich. Er nahm eine Stelle im Kolonial-Amt ein, in der er sich durch seinen Eifer, durch sein Talent und durch jenes Selbstvertrauen auszeichnete, welches später seine ministerielle Laufbahn in Irland so auffallend charakterisirte. Er machte von Zeit zu Zeit Reisen nach diesem Königreich, wo seine Familie Güter besitzt, und er ließ sich daselbst sogar ein Wohnhaus bauen, um den Armen Beschäftigung zu geben, für die er stets das lebhafteste Mitleid zeigte. Während seines Aufenthalts in Irland führte er immer ein einsames und etwas sonderbares Leben. Er ließ sich in keine Verbindungen mit den benachbarten Gutsbesitzern ein und galt unter ihnen auch als eine Art Sonderling. Stets allein, pflegte er lange Promenaden zu Fuß zu machen, einen Stock in der Hand und einen umgekrämpten Hut in die Augen gedrückt. In dieser Weise legte er oft sechs Meilen an einem Morgen zurück, stets dem Lauf der Gewinde folgend; auch hatte er den Beinamen „der verkehrte Englische Gentleman" erhalten.

Als Graf Grey ans Ruder gelangte, wurde Herr Stanley dazu ausersehen, den Lord Anglesey bei der Verwaltung von Irland zu unterstützen. Hierdurch genöthigt, sich einer neuen Wahl zu unterwerfen, hatte er Herrn Hume zum Mitbewerber und wurde zu seinem großen Aerger von diesem besiegt. Man behauptet, seine Niederlage sey die

Folge gewisser Befehle gewesen, die er hinsichtlich der Schenken ertheilt hatte, wo die Wähler nicht die gute Bewirthung fanden, die sie bei ähnlichen Gelegenheiten gewohnt waren. Das Volk war auch böse auf ihn, weil er sich geweigert hatte, zu den Pferderennen zu unterzeichnen, unter dem Vorwande, daß eine solche Subscription nicht zu seinen Parlaments-Pflichten gehöre. Dies sind also die wichtigen Interessen, an denen heutzutage das Schicksal der Reiche hängt!

Herr Stanley begab sich nun nach Irland, wo Sir Henry Hardinge ungeachtet des Haders, in den er durch seine Proclamation mit der katholischen Partei gerathen war, sich durch sein edles und freimüthiges Benehmen, durch sein Wohlwollen und seine Herzlichkeit alle Gemüther gewonnen hatte. Der Vergleich war nicht vortheilhaft für den neuen Secretair. Die Einwohner von Dublin erstaunten, in ihm einen Mann zu finden, der noch jünger aussah, als er war, und dessen Benehmen doch eine mehr als gewöhnliche Nachlässigkeit mit einer rohen Ungezwungenheit verband, die sich weder mit den guten Sitten, noch mit der Art und Weise seiner Amtspflichten vereinigen ließen. Wenn ein Engländer nach Irland kömmt, um dort ein Amt zu bekleiden, umgiebt ihn auf der Stelle ein Haufen von Klub-Rednern, von Staatsmännern des Nachmittags, deren jeder sich rühmt, ein besonderes Specificum, eine Art von Radikalkur für Irlands Uebel zu besitzen. Sie verfehlen nicht, ihre Mittel bei jeder Gelegenheit vor den Augen aller Mitglieder einer neuen Verwaltung auszukramen. Herr Stanley mußte eben so wie alle seine Vorgänger diese Feuerprobe bestehen; anstatt aber jene Rathschläge höflich anzuhören, gab er stets durch einen oft bitteren Scherz augenblicklich zu verstehen, daß er auf den Rath eben so wenig Werth lege, als auf die, welche ihn ertheilten.

Er hatte zwar nicht die Absicht, zu beleidigen, aber sein Benehmen war immer übel berechnet, besonders in Irland, und nur glänzende Erfolge im Parlament konnten einen solchen Fehler wieder gut machen. Der Eindruck, den Herrn Stanley's Erscheinen in Irlands gesellschaftlichen Kreisen machte, war nichts weniger als günstig, während er als Staatsmann mit Herrn O'Connell in Kollision gerieth. Dieser bezeichnete ihn mit dem Spottnamen „Armen-Barbier", wodurch er auf die Gewohnheit der Irländischen Barbiere anspielte, die Bärte der Armen ihren Lehrlingen anzuvertrauen. Man machte sich auch lustig über die fast Spanische Menge seiner Namen, Edward Geoffrey Smith Stanley. Er seinerseits ertrug all diesen Spott nicht nur mit Geduld, sondern sogar mit einer gewissen Verachtung. Er wußte, daß die Stunde der Vergeltung für ihn schon kommen würde; man versichert selbst, er habe gesagt, daß das ehrenwerthe Mitglied für Waterford seinen Ton schon ändern würde, wenn er erst im Unterhause wäre. In der That, bei seinem ersten parlamentarischen Zusammentreffen mit Herrn O'Connell entfaltete Herr Stanley so viel Feinheit, Geschicklichkeit und Unerschrockenheit; er wußte sich unter dem Mantel jener geschliffenen Formen, welche das Hauptverdienst der satirischen Beredtsamkeit im Unterhause ausmachen, seiner Heftigkeit so wohl zu bedienen, daß sein Gegner ihn fürchten lernte, und daß man von dieser Zeit nicht mehr das Wort „Armen-Barbier" und nicht mehr die anderen verächtlichen Benennungen hörte, welche die Zunge des Volkstribun auf den Secretair für Irland gehäuft hatte. Herr Stanley gab eine neue Probe seines Talents in der Erwiederung auf eine Rede Sir Robert Peel's und galt eine Zeit lang für den geschicktesten Redner der ministeriellen Partei. Seine Fortschritte waren auffallend schnell; nicht als ob seine Fähigkeiten sich in größerer Fülle entwickelt hätten, aber er gewann täglich mehr Vertrauen auf seine eigenen Kräfte. Wer sein Herz schlagen fühlt, wenn er das Wort ergreift, und wem es nicht schnell gelingt, sich zu sammeln, der wird niemals auf eine öffentliche Versammlung einen Eindruck machen. Nun zeigte Herr Stanley von Anfang an, daß er die größte Kaltblütigkeit besitze und vollkommen Herr über sich sey; und doch bemerkt man an ihm, was seltsam erscheinen könnte, eine lebhafte Aufregung, während sein Gegner spricht; er hört ihm mit einer spöttischen Miene zu, die Mißfallen erregt; er wendet sich zu dem Mitgliede, welches neben ihm sitzt, mit Zischeln und Lachen; er schüttelt den Kopf und giebt die größte Ungeduld bei allen Argumenten kund, die ihm das Gepräge der Sophistik, Unwissenheit oder Abgeschmacktheit zu tragen scheinen. Es ist ihm unmöglich, sich einen Augenblick auf seiner Bank ruhig zu verhalten; er wirft sich hintenüber, schlägt die Füße über's Kreuz, neigt den Kopf auf seine wie zum Gebet gefalteten Hände; dann fährt er plötzlich in die Höhe und scheint aufspringen zu wollen, um zu antworten. Diese parlamentarische Pantomime will der Opposition nicht schmecken. Sobald er sich aber einmal erhoben hat, um das Wort zu nehmen, ist mit einem Mal jener gereizte, nervöse Zustand, der jedoch nicht erkünstelt war, ganz verschwunden. Mit klarem, vernehmlichem, zuweilen etwas zu scharfem Ton, mit einer überraschenden Leichtigkeit im Ausdruck, mit einer Bündigkeit und Einfachheit, die vortrefflich zu seinem Zweck passen, bemächtigt er sich aller Argumente und aller Thatsachen, deren sich sein Gegner bediente, und läßt keinen Punkt unbeantwortet. Wenn er nicht verneinen kann, giebt er Erklärungen; wenn er nicht zu widerlegen im Stande ist, setzt er in Verwirrung; aber niemals fehlt es ihm dabei an Energie, sobald er nur eine Möglichkeit der Entgegnung vor Augen sieht. Seine Geberden sind natürlich, überredend und prunklos; seine Stellung ist edel und hat nicht das Theatralische, was man Sir Robert Peel vorwirft. Wenn er seinen Gegner geschlagen hat, gefällt er sich in seinem Siege.

Nachdem auf diese Weise die Beredtsamkeit Lord Stanley's in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit geschildert worden, wird man vielleicht fragen, ob er wirklich ein großer Redner sey; um diese Frage zu entscheiden, müssen auch seine Fehler oder vielmehr die ihm mangelnden Eigenschaften angedeutet werden. Er wendet sich nur an die Vernunft und spricht fast niemals zum Herzen, und, wenn er es versucht, mit geringem Erfolg. Streng bei der Sache bleibend, die er vorhat, überläßt er sich keinen allgemeinen Betrachtungen, und nichts läßt glauben, daß er über die großen Interessen der Gesellschaft nachgedacht habe. Nie spricht Lord Stanley aus weitreichenden Gesichtspunkten; nie gehen erhabene Aeußerungen aus seinem Munde hervor; kein hochherziger Ausruf entschlüpft ihm; in seinen Augen glänzt nie das Feuer einer moralischen Begeisterung. Seine Sprache ist zwar streng grammatisch, aber nicht reich, nicht farbig, nicht geschmückt durch gewählte Ausdrücke oder glänzende Einbildungskraft. Der einzige Verstoß gegen Sprachreinheit, den man ihm jemals vorgeworfen hat, war der, daß er sich des falschen Partizipiums talented (mit Talent begabt) bediente. Sir Robert Peel schrieb dies seinen Amerikanischen Verbindungen zu und beschwor ihn mit allem Eifer eines Zöglings der Oxforder Universität, dieses Wort nicht mehr zu gebrauchen.

Es ist nun noch übrig, von Lord Stanley als Staatsmann zu sprechen, und in dieser Beziehung lassen sich nur Vermuthungen hegen. Sein erstes Auftreten war ein Fehler. Im Jahre 1807 war ein Gesetz durchgegangen, kraft dessen jeder Irländer die Waffen angeben mußte, die er besaß, und wodurch den Magistratspersonen die Befugniß ertheilt wurde, zu jeder Zeit Haussuchungen anstellen zu dürfen, um zu ermitteln, ob das Gesetz auch streng befolgt werde, und um die Uebertreter das erste Mal zu einer Geldstrafe von 10 Pfund Sterling oder zu zweimonatlichem Gefängniß zu verurtheilen und diese Strafe bei Rückfällen zu steigern. Die Bill wurde mehrmals erneuert, und als sie wieder auf dem Punkt war, außer Kraft zu treten, verlangte Lord Stanley, daß sie von neuem aufgefrischt werde; anstatt der Geld- oder respektiven Gefängnißstrafen aber, welche das alte Gesetz in Uebertretungsfällen festsetzte, schlug er vor, die Schuldigen auf sieben Jahre nach Botany-Bay zu deportiren. Die Verlesung dieser Klausel wurde anfangs mit tiefem Stillschweigen aufgenommen, dem aber bald die lautesten Exclamationen von Seiten der Irländischen Mitglieder folgten. Lord Stanley wandte sich mit einer halb ärgerlichen, halb erstaunten Miene um, und Herr O'Connell erhob einen furchtbaren Lärm über dieses tyrannische Amendement. Das Unterhaus vertagte sich, und am folgenden Abend kündigte Lord Stanley an, daß er auf die Klausel, die zu seiner großen Verwunderung solches Mißfallen erregt habe, Verzicht leiste. Das Merkwürdigste bei dieser Sache war, daß, wie man erst später entdeckte, nicht ein einziger Minister, nicht ein einziger Beamter von jenem Plan das Geringste gewußt hatte, daß kein Mitglied des Kabinets darüber um Rath gefragt worden war.

Wenige Tage nachher gab Lord Stanley einen zweiten Beweis von Inkonsequenz. Herr O'Connell hatte um die Erlaubniß nachgesucht, dem Unterhause eine Bill zur Verbesserung der Rechtspflege in Irland vorlegen zu dürfen, und siehe da, derselbe Herr Stanley, der gerichtliche Verfolgungen gegen Herrn O'Connell eingeleitet und eine Bill mit einer Klausel vorgeschlagen hatte, gegen die sich alle Irländische Mitglieder empörten, derselbe Mann nahm das Wort, um seine Zufriedenheit darüber auszusprechen, daß Herr O'Connell eine so wichtige Aufgabe übernommen, bei welcher er ihn bat, sich der Unterstützung des General-Prokurators zu bedienen.

Während der übrigen Zeit, so lange Lord Stanley noch amtliche Functionen versah, zeigte er redliche Absichten und legte Proben von einem ehrenwerthen Charakter ab. Sein Rücktritt im Monat Mai 1834 war ein schwerer Schlag für das Kabinet des Grafen Grey und das erste Symptom der Auflösung desselben. Lord Stanley hat jetzt eine sehr schöne Rolle zu spielen; es fragt sich nur, ob er im Stande seyn wird, sich auf der Höhe seiner gegenwärtigen Stellung zu erhalten.

(New Monthly Magazine.)

G r i e ch e n l a n d.

Einiges über Griechenland.

(Schluß.)

Zu unserer Rechten lag die Insel Aegina. Ihre dunkelen und steilen Abhänge senkt sie in einer Erdzunge herab, die sich in den Meerbusen hinaus erstreckt und mit einigen Cypressen, Weinstöcken und Feigenbäumen bepflanzt ist; an ihrem Ende liegt die Stadt, weniger auffallend gebaut, als die wenigen Städte, die wir bisher von Griechenland gesehen haben, — mit dem, in der Mitte der Stadt liegenden, von Capodistrias erbauten Lyceum, mit seinem Museum u. s. w. Aber ich habe keine Lust, es zu besuchen; ich bin der Museen müde, jener Leichenfelder der Künste, mit den von ihren früheren Stellen und ihrer ganzen Bestimmung gerückten Fragmenten einer vergangenen Zeit, mit dem Staube von Marmor, der ohne Leben ist. — Ich stieg allein ans Land und brachte dort zwei angenehme Stunden in einem Garten von Cypressen und Orangenbäumen zu, der dem Gergio Bei von Hydra gehört. Als ich zu dem Schiffe zurückkehrte, fand ich das Verdeck über und über mit Haufen von Melonen, mit Körben voll Weintrauben aller Größen und Farben, deren manche drei bis vier Pfund wiegen, so wie mit Feigen aus Attika und allen Blumen, die nur die Jahreszeit und das Klima zu spenden vermögen, bedeckt. Es war nämlich der Gouverneur der Insel, Nikolaos Skuphos, der durch meinen Griechischen Piloten von meiner Fahrt durch den Golf vernommen hatte, da gewesen, um mir seinen Besuch zu machen, und hatte mich mit diesen Gaben seines Landes beschenkt, da er in meinem Namen den eines Griechenfreundes erkannt hatte. Er hatte seine Rückkehr für den Abend angekündigt. Indeß wollte ich ihm zuvorkommen und nahm eine Barke, mit der ich nach Aegina fuhr, um dem Gouverneur meinen Dank abzustatten; wir begegneten uns auf dem Meere und kehrten zusammen nach meinem Schiffe zurück. Es war ein ausgezeichneter Mann von geistreicher Unterhaltung. Wir sprachen von Griechenland, von seiner Gegenwart und seiner Zukunft; mit Schmerz bemerkte ich, daß der religiöse Sinn in Griechenland fast ganz erstorben ist; die unwissende Geistlichkeit wird verachtet; der Handelsgeist ist zu wenig tugendhaft, um ein Volk wieder zu erwecken, und so kann ich für dasselbe nur fürchten, es wird bei der ersten Erschütterung in Europa von

nenem in Unordnung und Unruhe gerathen; denn es ist hier, wie in Italien: Menschen von außerordentlichem Geist und Muth, hervorragende Individualitäten, aber kein gemeinschaftliches Band; Griechen, und keine Nation!

Der Sturm legte sich, das Meer wurde ganz still, und wir schwammen so sechs Stunden ohne Bewegung auf dem durchsichtigen Meere und in den farbigen Düften des Meerbusens von Athen umher. Die Akropolis und der Parthenon erheben sich, gleich einem Altare, vor unseren Blicken, — umgeben von dem Pentelikos, dem Hymettos und dem Anchesmos; und in der That! Athen ist ein Altar der Götter, das schönste Piedestal, auf welchem die vergangenen Jahrhunderte die Statue der Humanität aufstellen konnten. Aber heutzutage ist der Anblick düster, traurig, öde, trostlos, wie eine Last, die das Herz erdrückt; nichts Lebendiges, Anmuthiges, Beliebtes; eine erschöpfte Natur, die Gott allein verjüngen könnte; denn die Freiheit reicht dazu nicht aus. Für Maler und Dichter steht auf diesen kahlen Bergen, auf diesen von alten Tempeltrümmern glänzenden Vorgebirgen, auf diesen nackten und steinigten Ebenen, die nur schöne Namen noch haben, der Wahlspruch: gewesen! Apokalyptisches Land, das irgend ein Fluch des Himmels, irgend ein großes Wort des Propheten getroffen zu haben scheint; Jerusalem der Nationen, wo nicht einmal Gräber mehr sind, — das ist der Eindruck, den Athen macht, und den alle die Küsten von Attika, den Inseln und dem Peloponnes hervorbringen.

Wir waren im Piraeus gelandet. Eine Viertelstunde lang ist die Ebene, obgleich der Boden leicht und fruchtbar ist, dennoch nackt und unbebaut. Die Türken hatten während des Krieges viele von den Oelbäumen, die sich bis ans Meer erstreckten, verbrannt, und noch konnten wir einige von den Flammen geschwärzte Stämme erkennen. Dann traten wir in ein Wäldchen von Oel- und Feigenbäumen, das die diesseitigen Hügel von Athen wie mit einem grünen Gürtel umgiebt. Wir folgten dem noch sichtbaren Grunde der langen Mauer, die, von Themistokles erbaut, die Stadt mit dem Piraeus verband. (Nach den neuesten Nachrichten sind die Steine dieser Mauer zu einem gepflasterten Wege zwischen jenem Hafen und der Stadt Athen benutzt worden.) Endlich gelangten wir an die hohen Mauern und schwarzen Felsen, die dem Parthenon zum Piedestal dienen. Dieser selbst scheint in dem Maaße, in welchem wir uns ihm nähern, nicht größer, sondern vielmehr kleiner zu werden. Der Eindruck dieses Gebäudes, des schönsten, das nach dem Urtheile aller Jahrhunderte die Hand des Menschen auf der Erde errichtet hat, entspricht, wenn man es von dieser Seite sieht, in Nichts dem, was man erwartet, und die pomphaften Worte der Reisenden, Maler oder Dichter, fallen schmerzlich auf das Herz, wenn man nun die Wirklichkeit so entfernt von den Bildern der Phantasie findet. Er ist nicht vergoldet, gleichsam durch die versteinerten Strahlen der Griechischen Sonne; er schwebt nicht in den Lüften, wie eine luftige Insel mit einem Denkmale des Gottes; er glänzt nicht von weitem auf Meer und Land, wie ein Leuchtthurm, der es verkündet, daß hier Athen sey, wo der Mensch sein Genie erschöpft und die Zukunft herausgefordert habe. Nichts von diesem Allen. Ueber Deinem Haupte siehst Du nur alte schwarze mit weißen Flecken bezeichnete Mauern in unregelmäßiger Gestalt sich erheben. Diese Flecken sind marmorne Trümmer der Monumente, welche einst die Akropolis vor der Wiederherstellung durch Perikles und Phidias schmückten, und die Mauern selbst, die hier und da wieder durch andere Mauern gestützt werden, tragen einen viereckigen Byzantinischen Thurm und Venetianische Schießscharten. Sie umgeben einen breiten Raum, welcher fast alle heilige Denkmäler Athens umschloß. An dem einen Ende, von der Seite des Aegaeischen Meeres, stellt sich der Parthenon oder der Minerven-Tempel dar. Von dunkeln Säulen umgeben, ist auch er hin und wieder mit glänzenden weißen Flecken gezeichnet, die theils von den Kanonen der Türken, theils von dem Hammer der Bilderstürmer verursacht worden sind. Seine Gestalt ist ein längliches Viereck; aber er scheint für seine Lage etwas zu niedrig und klein zu seyn. Auch er sagt nicht: das bin ich, ich bin der Parthenon, ich kann nichts Anderes seyn. Man muß den Führer nach ihm fragen, und dann noch zweifelt man, ob er es sey. — Durch ein kleines finsteres Thor kommt man endlich nach Athen. Das erste Denkmal, das der Betrachtung werth ist, ist der Tempel des olympischen Jupiters, dessen prächtige Säulen sich allein auf einer leeren ebenen Fläche, zur Rechten des alten Athens, als ein würdiger Portikus der Stadt der Trümmer, erheben. Ueber zerbrochene Mauern, an eingestürzten Häusern, durch Trümmer aller Art gelangten wir nach einer Viertelstunde in das Haus unseres Konsular-Agenten in Athen. —

In Gesellschaft des Herrn Gropius, des Oesterreichischen Konsuls in Athen, der seit langer Zeit hier gewohnt und die Alterthümer der Stadt studirt hat, begann ich am Abende, dieselbe zu besuchen. Es war ein schöner reiner Abend; die glühende Sonne senkte sich, gehüllt in violetten Glanz, auf jenen schmalen dunkeln Streif herab, der den Isthmus von Korinth bildet, und erhellte mit seinen lichten Strahlen die Mauern der Akropolis. Herabsteigend nach dem tiefen öden Thale, das den Theseus-Tempel, den Pnyx, den Areopag und den Hügel der Nymphen beschattet, entdeckten wir den weiteren Umfang der neuen Stadt zu unserer Linken, in Allem dem ähnlich, was wir anderswo schon gesehen hatten. Ein verworrener Haufen eingefallener Hütten, hier und da noch aufrecht stehende Mauern, eingestürzte Dächer, verwüstete Gärten und Höfe, große Steinmassen, die den Weg versperrten und oft unter den Füßen fortzurollen drohten, dies Alles, die Spuren neuester Verwüstung und ein trauriges trübes Ansehen an sich tragend, ohne allen Reiz, den sonst Trümmer zu haben pflegen, dies war der Anblick, der sich uns darbot. Dabei keine Vegetation, mit Ausnahme von drei oder vier Palmenbäumen, und nur wenig Häuser, die in moderner Gestalt von einigen Europäern oder Griechen aus Konstantinopel erbaut worden waren; außerdem Wohnungen, wie in den Dörfern Frankreichs oder Englands, mit Dächern ohne allen Geschmack, mit vielen und engen Fenstern, ohne allen Schmuck, — Alles gleichsam nur gebaut für eine neue Zerstörung, nicht für kommende Geschlechter. Mitten aus diesem Chaos ragten hier einige Mauern eines Stadiums oder einige schwarze Säulen des Bogens Hadrians und der Agora, dort der Thurm der Winde und die Laterne des Demosthenes hervor; sie zogen wohl den Blick auf sich, aber sie fesselten ihn nicht. Vor uns erhob sich der ganz freistehende Theseus-Tempel, der schönste nach dem Parthenon aus der Zeit des heidnischen Griechenlands. Aber sein Anblick ließ mich kalt und gleichgültig, wie sehr auch mein Gemüth ergriffen zu werden suchte und meine Augen bewundern wollten; es war vergeblich. Ich empfand nur das, was man beim Anblick eines fehlerlosen Werkes fühlt: eine negative Freude, nicht aber einen wirklichen mächtigen Eindruck, ein neues, inniges, unwillkürliches Vergnügen. Dieser Tempel ist zu klein; er ist ein erhabenes Spielwerk der Kunst, nicht aber ein Monument für die Götter, die Menschen, die Jahrhunderte. Er verdient durchaus nicht den Ruf, den er gefunden, er drückt Nichts von dem aus, was er sagen soll, er ist zwar schön, aber es ist eine kalte todte Schönheit; ich bewundere ihn, aber ich gehe von ihm, ohne Sehnsucht, ihn wiederzusehen.

Ueber einen dunkeln Hügel mit Disteln und röthlichen Steinen gelangt man zum Pnyx, wo sich das Atheniensische Volk versammelte. Ungeheure schwarze Steinblöcke, von denen manche zwölf bis dreizehn Fuß hoch sind, liegen über einander und trugen einst die Sitze für die Athener. Noch höher, in einer Entfernung von ungefähr funfzig Schritten, sieht man einen großen viereckigen Block mit ungeheuren Stufen, der jedenfalls zur Tribune für den Redner diente, welcher von hier aus das Volk, die Stadt, das Meer beherrschte. Hier sprach Demosthenes zu den Athenern, die ihn verstanden, die über ihre Gesetzgebung und ihre Künste urtheilten; hier fand sich nicht, wie jetzt bei uns, die Verschiedenheit der Erziehung und der Aufklärung, die in unseren Zeiten die Völker treibt, zu zerstören, aber nicht veranlaßt, etwas Schönes und Dauerndes zu erbauen. Die Athenienser waren ein Volk von auserlesenen Menschen; es hatte die Leidenschaften eines Volkes, aber nicht seine Unwissenheit; es beging Verbrechen, aber es machte keine Dummheiten. Das ist jetzt anders, und darum scheint in unseren Staaten die Demokratie, die rechtlich nothwendig ist, in der Wirklichkeit unmöglich zu seyn. Nur die Zeit kann die Völker fähig machen, sich selbst zu regieren; ihre Erziehung macht sich durch ihre Revolutionen. —

Damals waren die Türken noch in dem Besitze der Akropolis; doch erhielt ich von dem Türkischen Befehlshaber die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen. Den anderen Morgen um fünf Uhr ging ich mit Herrn Gropius hinauf. Alles verschwindet vor dem unvergleichlichen Eindruck des Parthenons, dieses Tempels der Tempel, des vollendetsten Musters alles Schönen in der Baukunst und in der Skulptur, einer Art göttlicher Offenbarung der idealen Schönheit, die einst jenes Künstler-Volk empfing und die es in unvergänglichem Marmor und unsterblichen Skulpturen auf die Nachwelt fortpflanzte. Dieses Denkmal, so wie es vollständig dastand, auf seinem natürlichen Piedestal, mit seinen Statuen, seinen grandiosen Formen, seiner in den kleinsten Details vollendeten Ausführung, mit seinem Stoffe, seiner Farbe, seinem zu Stein gewordenen Glanze, — dieses Denkmal erregte seit Jahrhunderten die höchste Bewunderung, ohne sie zu befriedigen. Und wenn man auch nur das sieht, was ich davon gesehen habe: seine Trümmer, die Wirkung der Venetianischen Kugeln, der Pulver-Explosion unter Morosini, der Kanonen der Türken und Griechen; seine in ungeheuren Blöcken am Boden liegenden Säulen; seine herabgestürzten Kapitäler; seine durch Lord Elgin zerstörten Triglyphen; seine auf Englischen Schiffen hinweggeführten Statuen, — auch dies selbst ist hinreichend für das Gefühl, das der Anblick des Parthenons in mir erregt, daß es das schönste in Stein geschriebene Gedicht auf dieser Erde ist; aber ich empfinde auch, daß es zu klein ist, daß der Eindruck nicht ganz, daß es zerstört ist. Die schönsten Stunden bringe ich im Schatten der Propyläen zu, die Augen nach dem sinkenden Giebel des Parthenons gerichtet. Ich empfinde das ganze Alterthum durch und durch in dem Göttlichsten, was es hervorgebracht hat; das Uebrige verdient die Beschreibung nicht. Der Anblick des Parthenons läßt, mehr als die Geschichte, die kolossale Größe eines Volkes erkennen, und niemals kann Perikles sterben! Welche übermenschliche Civilisation war es, die einen großen Mann fand, der den Bau eines solchen Gebäudes anordnen, einen Architekten, der den Plan dazu entwerfen, einen Skulptor, der es verzieren, Bildhauer, die es ausführen, Handwerker, die es bauen, ein Volk, um dies Alles zu bezahlen, und Augen, die es begreifen und bewundern konnten! Wo und wann wird die Zeit und das Volk kommen, die ein Gleiches vermöchten. Nichts kündigt sie an. In dem Grade, wie der Mensch alt wird, verliert er die für die Pflege der Künste so nothwendige Kraft, die Begeisterung und die Uneigennützigkeit. —

Die Propyläen und der Tempel des Erechtheus sind neben dem Parthenon. Sie sind nicht minder Meisterwerke der Kunst, aber sie verschwinden vor diesem einzigen; die beim Anblick von diesem so mächtig ergriffene Seele hat keine Kraft mehr, die anderen zu bewundern; man muß nur dieses sehen und davon eilen, klagend weniger über die Zerstörung dieses übermenschlichen Werkes des Menschen, als über das Unvermögen des Menschen, seine Erhabenheit und Harmonie je wieder zu erreichen. Aber es giebt Offenbarungen, die der Himmel nicht zweimal der Erde eröffnet!

Aus der Mitte der Ruinen Athens, die der Krieg der Türken und Griechen über das ganze Thal und auf die beiden Hügel verstreut hat, über die sich die Stadt der Minerva erstreckte, erhebt sich ein nach allen Seiten steiler Felsen. Ungeheure Mauern umgeben ihn, und, nach unten aus Bruchstücken von weißem Marmor, oben aus zertrümmerten

Friesen und alten Säulen erbaut, endigen sie an einigen Stellen in Zinnen der Venetianer. Dieser Felsen gleicht einem prächtigen Fußgestelle, das die Götter selbst errichtet haben, um darauf ihre Altäre zu stellen. Der ebene Gipfel desselben ist nur fünfhundert Fuß lang und dreihundert Fuß breit. Er beherrscht alle übrige Anhöhen in und um Athen, die Thäler des Pentelikos, den Lauf des Ilyssos, die Ebene des Piraeus und die ganze Kette der Thäler und Berge, die sich bis nach Korinth erstreckt, endlich das Meer mit den Inseln Salamis und Aegina, auf deren letzter die Giebel des Tempels des Panhellenischen Zeus von fernher erglänzen.*) Dieser Horizont ist auch jetzt noch schön und bewundernswürdig, obgleich alle jene Anhöhen kahl sind und wie glänzende Bronze den zurückgeworfenen Schein der Sonne Attika's zurückstrahlen. Aber wie ganz anders muß jener Blick gewesen seyn, den einst Plato über dies Alles in jenen Zeiten regen Volkslebens und der Herrlichkeit der Kunst werfen konnte! Kaum vermag man, sich dies Bild bis in die kleinsten Details vorzustellen. —

Man muß den Parthenon wieder aufbauen. Auch ist das etwas Leichtes; denn er hat nur sein Fries verloren, und die inneren Abtheilungen sind verschwunden. Die äußeren, von Phidias bearbeiteten Mauern, die Säulen oder die Trümmer der Säulen sind noch vorhanden. Der Parthenon war ganz von weißem Pentelischen Marmor erbaut, der in dem nahen Pentelikos gebrochen wurde. Er bestand in einem länglichen Viereck und war mit einem Peristyle von sechsundvierzig Säulen Dorischer Ordnung umgeben. Jede Säule hat an ihrer Basis sechs Fuß im Durchmesser, und ist vierunddreißig Fuß hoch. An jeder Seite des Tempels war oder ist ein Portikus von sechs Säulen. Das ganze Gebäude war zweihundertachtundzwanzig Fuß lang und hundertundzwei Fuß breit; die Höhe betrug siebzig Fuß. Er bot dem Auge nur die prächtige Einfachheit seiner architektonischen Linien dar; er selbst war ein einziger, zu Marmor gewordener Gedanke, der mit Einem Blicke begriffen werden konnte, wie der antike Gedanke überhaupt. Man mußte sich ihm nähern, um den Reichthum des Stoffes und die unnachahmliche Vollendung des Schmuckes und der Einzelnheiten wahrzunehmen. Nur einige Säulen fehlen, die in ganzen kenntlichen Stücken auf den Boden oder auf benachbarte Tempel gestürzt sind; andere lehnen sich an einander; wieder andere sind von der Mauer der Akropolis herabgestürzt und liegen in großen zerbrochenen Stücken über einander, als ob sie von dem Baumeister zurückgelegt worden wären. An den Seiten sind sie von der Sonne im Laufe der Jahrhunderte vergoldet worden; die Brüche sind weiß wie das Elfenbein, das erst gestern bearbeitet worden ist. Sie bilden von dieser Seite des Tempels ein wogendes Chaos von Marmor, der in allen Gestalten und von allen Farben in der sonderbarsten und doch prächtigsten Unordnung über einander geworfen und aufgeschichtet ist; man glaubt in der That, von weitem den Schaum ungeheurer Wogen zu sehen, die sich an dem Felsen im Meere brechen. Der Blick vermag nicht, sich loszureißen; man sieht sie, man folgt ihnen, man bewundert sie und beklagt sie mit einem Gefühle, das man für Wesen empfinden würde, die noch die Empfindung des Lebens haben. Es ist dies der erhabenste Eindruck von Trümmern, den Menschen nur jemals hervorzubringen im Stande waren, weil es die Trümmer des Schönsten sind, was sie gebildet haben. Wenn man unter das Peristyl und die Hallen tritt, könnte man glauben, das Gebäude werde eben erst vollendet; die inneren Mauern sind so gut erhalten, die Oberfläche des Marmors so glänzend und glatt, die Säulen so gerade, die erhaltenen Theile des Tempels so wunderbar unberührt, daß Alles so eben aus den Händen der Arbeiter hervorgegangen zu seyn scheint; nur der von Licht strahlende Himmel ist das einzige Dach des Parthenons, und durch zerrissene Mauern hindurch fällt der Blick auf den weiten Horizont von Attika. Der ganze Boden umher ist mit Fragmenten der Skulptur oder mit Architekturstücken bedeckt, welche die Hand zu erwarten scheinen, die sie an ihre Stelle in den auf sie harrenden Tempel bringe. Ueberall stößt der Fuß an Musterwerke Griechischer Kunst; man sammelt sie und wirft sie wieder weg, um interessantere zu suchen, bis man endlich diese ganze unnütze Mühe aufgiebt; denn Alles sind zertrümmerte Meisterwerke. Die Schritte treten auf Staub von Marmor, man betrachtet dies endlich mit Gleichgültigkeit und versinkt nach und nach in die Betrachtung des Ganzen, das uns umgiebt, und in die tausend Gedanken, die sich aus jedem Bruchstücke erzeugen. Diese Gedanken sind von der nämlichen Art, wie die Umgebungen selbst; sie sind ernst, wie diese Ruinen vergangener Zeiten, aber auch heiter, wie der Himmel über uns, getaucht in den klaren und reinen Glanz des Lichts, erhaben, wie die Akropolis selbst, — Gedanken der Entsagung und religiösen Andacht, wie dieses Denkmal eines göttlichen Gedankens, das Gott in Trümmer vor sich sinken ließ, um göttlicheren Gedanken Platz zu machen. Hier fühle ich keine Traurigkeit; die Seele ist frei, obgleich nachdenkend; mein Geist umfaßt die Ordnung des göttlichen Willens und der menschlichen Schicksale; er bewundert, daß es dem Menschen gegönnt ist, sich in der Kunst so hoch zu erheben; er begreift, daß Gott später diese wunderbare Form eines unvollständigen Gedankens zerbrochen habe, daß die Einheit Gottes, endlich von Sokrates in diesen Gegenden selbst erkannt, den Hauch des Lebens allen den Religionen entzogen habe, die die Einbildung früherer Zeiten geboren hatte, daß diese Tempel sich auf ihre Götter gestürzt haben: der Gedanke Eines Gottes, gesenkt in den menschlichen Geist, gilt mehr, als die marmornen Wohnungen, wo man nur seinen Schatten anbetete. Dieser Gedanke bedarf keines Tempels von Menschenhand; die gesammte Natur ist der Tempel, in dem sie anbetet. In dem Grade, in welchem sich die Religionen vergeistigen, verschwinden die Tempel; das Christenthum selbst, das den Gothischen Tempel erbaute, um ihn mit seinem Hauche zu beleben, läßt seine herrlichen Dome nach und nach in Trümmer fallen. Die Tausende von Statuen seiner Halbgötter steigen allmälig von den Kathedralen; auch das Christenthum gestaltet sich anders, und seine Tempel werden einfacher, je mehr es sich selbst von dem finstern Aberglauben der Vergangenheit losmacht und nur dem großen Gedanken von Gott zuwendet, den die Vernunft erkennt und die Tugend anbetet!

A. de Lamartine.

*) Nach den neuesten Untersuchungen, z. B. in der auf der Insel Korfu erscheinenden Ἰόνιος Ἀνθολογία, 1834, Heft 1, ist der Tempel nicht dem Panhellenischen Zeus, sondern der Athene gewidmet gewesen.

Portugal.

Gil Vicente.

Der erste Dramatiker der Portugiesen war, so viel man weiß, Gil Vicente, der im Jahre 1557 zu Evora starb. Dieser Mann scheint ein sehr hohes Alter erreicht zu haben. Er lebte am Hofe Dom Miguel's und Dom João's III., die ihm Beide ihre besondere Gunst schenkten. Der letztere Monarch und seine Familie machten sich in ihren Jugendjahren den angenehmen Zeitvertreib, Einiges aus den Dramen des Gil Vicente selbst aufzuführen.

Es ist kein Wunder, daß dieser Dichter in seinem Zeitalter sehr berühmt war: sein populairer Stil paßte zu den Ideen und dem Geschmacke der Zeitgenossen. Wohl aber bleibt es eine merkwürdige literarische Erscheinung, daß Gil Vicente ein Feld der Dichtkunst, welches die Portugiesen damals noch gar nicht betreten hatten, mit so vielem Glücke anbauen konnte. Am meisten muß uns jedoch der folgende Umstand Wunder nehmen: Die Werke dieses Urvaters der Portugiesischen Dramatiker sind so äußerst selten geworden, daß man bis jetzt nur ein Exemplar derselben kennt, welches auf der öffentlichen Bibliothek von Lissabon sich befindet. Inzwischen haben Portugals beste Philologen und Schriftsteller Gil Vicente immer den Portugiesischen Plautus genannt. Der berühmte Antonio Ribeiro de los Santos, den man für den gründlichsten Kenner der Portugiesischen Sprache erklärt hat, geht in seinem Enthusiasmus für Gil Vicente so weit, daß er irgendwo behauptet, dieser Dichter stehe dem Franzosen Molière an Talent durchaus nicht nach: eine lächerliche Uebertreibung, die den Molière herabsetzt und Gil Vicente's Ruhm nicht erhöht. Die Werke dieses Poeten wurden im Jahre 1562 durch seinen Sohn ans Licht gefördert. Sie zerfallen in Autos, Komödien, Tragi-Komödien und Farcen.

Die Autos sind eine abenteuerliche Mischung christlich-religiöser und mythologischer Elemente: Engel und Götter des Olymps, Heilige und Teufel, Salomon und Kassandra finden sich hier auf barocke Weise zusammengepaart. Die übrigen Stücke des Gil Vicente unterscheidet nur der Umstand von den Autos, daß allegorische Personen in denselben auftreten. Das ganze Verdienst dieser Stücke besteht in der Versification und hin und wieder in guten satirischen Einfällen, die jedoch zum Theil einen unsaubern oder harlekinmäßigen Anstrich haben.*)

Während Gil Vicente in seinen Stücken dem Geschmack des großen Haufens huldigte, versuchten zwei gelehrte Männer, Sá de Miranda und Ferreira, ein klassisches Theater zu begründen. Ihre in Prosa geschriebenen Komödien wurden von den Literaten damaliger Zeit sehr gut aufgenommen, besonders von dem Infanten, Kardinal Dom Henrico, der sie in seinem Palaste aufführen ließ. Ferreira schrieb seinen „Castro", die erste reine Tragödie auf Portugiesischem Boden, deren Stoff größtentheils aus der Lise lagrimosa des Paters Bermende, eines Galizischen Dichters, entlehnt war.**) Das letztere Stück hat große Vorzüge vor dem Drama Ferreira's; es ist aber hier nicht unser Zweck, die Mängel des ersten Tragikers der Portugiesen zu analysiren; wir haben bloß auf den Ursprung der dramatischen Poesie in jenem Theile der Pyrenäischen Halbinsel aufmerksam machen wollen.

Mannigfaltiges.

— Plum-Pudding. Dies Englische Wort bedeutet buchstäblich so viel als Pflaumen- oder Rosinen-Kloß. Die Engländer sind von jeher auf drei Dinge stolz gewesen: auf ihren Plum-Pudding, auf ihren Roastbeef und auf ihre Constitution. Heutzutage beklagt man sich in England oft darüber, daß zwei von diesen Vorzügen der Englischen Nation allmälig außer Gebrauch kommen und verschwinden. Das Eine nämlich, die alte Constitution wird bald der Reform ganz weichen müssen, und was das Andere, den Plum-Pudding betrifft, so braucht man nur einmal die heutigen Kochbücher und Küchenzettel nachzulesen, und sie mit der Beschreibung des Plum-Pudding zu vergleichen, wie sie der Französische Chevalier d'Arvieux macht, der im Jahre 1658 auf einem Schiffe, das vierzig Kanonen hielt, eine Reise nach England unternommen. „Ihr Pudding", sagt er von den Engländern, „war abscheulich. Derselbe besteht aus einer Pastete, die aus gestoßenem Zwieback oder feinem Mehl, aus Speck, kleinen Rosinen, Salz und Pfeffer zubereitet, dann in eine Serviette oder in einen Frauenstrumpf eingewickelt und so in einem Topfe in Fleisch-Bouillon gekocht wird; wenn der Pudding genug gekocht, so wird er aus der Serviette herausgezogen, auf eine Schüssel gelegt, und sodann schabt man noch alten Käse darauf, wodurch er einen fast unerträglichen Geruch erhält. Fügten sie den Käse nicht hinzu", sagt unser Berichterstatter, „so würde die Sache an und für sich noch gar nicht so übel schmecken."

(Echo Britannique.)

*) Ueber Gil Vicente vergleiche man auch den dritten Band des Magazins, S. 238.

**) Ueber Ferreira und seinen Castro vergleiche man den zweiten Band des Magazins, S. 566.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Freitag den 1. Mai 1835.

Frankreich.

Crébillon der Jüngere.

Von Jules Janin.

Wenn je ein Name in Vergessenheit gekommen ist, so ist es der des jüngeren Crébillon. Schriftsteller einer Epoche und besonders einer Moral, die tief gesunken war und in argem Verfalle lag, ist er unter den Trümmern des Boudoirs verschüttet worden, mit einem Male und verschollen.

Es gehört mit zu Crébillon's Unglück, daß er das Kostüm seiner Zeit dergestalt angenommen, daß er nicht ohne dasselbe zu betrachten ist; und dies Unglück wird um so größer, als dies Kostüm gerade eines von denen ist, worin Hof und Stadt sich mit höchster Zügellosigkeit zweien Dingen hingaben, die nicht den Tag überdauern: dem Laster ohne Leidenschaft und dem Leichtsinn ohne Gegengewicht.

Und so erscheint das Unternehmen ziemlich bedenklich, in literarischer Beziehung auf jenen Sittenzustand zurückzukommen, der in den Stürmen der Revolution untergegangen ist; ja, es kann vielleicht als ein klägliches Bemühen erscheinen, so viele blutige Trümmer wegzuräumen, um unter diesen Trümmern kleine Marquisinnen in ihrem Morgen-Negligée und das Bettgeplauder junger Gräfinnen herauszufischen und wieder an's Tageslicht zu ziehen. Fürwahr, es gehört ein Muth dazu! Mitten durch die ganze gesetzgebende Versammlung hindurchzueilen, um an den Hof des Königs Tanzai zu kommen, Mirabeau zur Seite liegen zu lassen, um Herrn Clitandre in näheren Augenschein zu nehmen, Marie Antoinette und Madame Roland vorbeizugehen, um das Tuch der Mademoiselle Cidalise vom Boden aufzuheben! Und doch habe ich den Versuch unternommen, ich Tolldreister! Nun? Und wer kann etwas dagegen haben? Jeder ist Herr seiner Launen und wählt sich nach Gefallen seinen Helden.

Begeben wir uns denn an die Geschichte dieser kleinen lasterhaften gesellschaftlichen Welt des 18ten Jahrhunderts. Steigen wir in die Portechaise oder in's vis-à-vis, wie Angola oder irgend ein anderer Held der Zeit, und eilen zu einer schönen Marquise zum Souper oder zu Celiane zum Geklatsch. Kommt, nehmt euren ziegelfarbenen Mantel um, beurlaubt euren Kammerdiener bis zwei Uhr Morgens; kommt, die Frau vom Hause wartet eurer im Pudermantel, kommt, und wenn ihr gefallen wollt, so reißt ihre guten Freundinnen in bester Form herunter und thut schön mit ihrem Schoßhündchen.

O weh! ich merke, ihr seyd ernst und schwerfällig; aber freilich, was ist da zu verwundern? seyd ihr doch schon zwanzig Jahr alt. Ihr werdet nicht Schritt halten mit uns anderen Greisen aus den guten alten Zeiten; ihr würdet es nie wagen, euch mit den Schaarwächtern herumzuschlagen, oder mit einer Strickleiter auf einen Balken hinaufzusteigen; — würdet es nie über euch gewinnen, Spitzen-Manschetten zu tragen; ihr haltet an eurem schwarzen Rocke und eurem guten Rufe fest, seyd ein constitutioneller Edelmann und verschmäht die einladenden Kerzen des kleinen Hauses und soupirt nicht mit. Armer junger Mann! — Doch sagen wir nun auch einigermaßen zu seiner Entschuldigung, daß die Schuld nicht ganz an ihm liegt. Seit Crébillon dem Jüngern haben sich die Frauen gewaltig geändert! Sie haben die Männer aus ihren Schlafgemächern verbannt, haben die Thür des Boudoirs zumauern lassen — des Morgens keine lange Toiletten mehr, keine chaises longues mehr für Mittag und Abend. Wenn sich die Loge in der Oper noch erhalten hat, mehr aus Zufall, so gehen die Frauen nur hinein, um zu hören, nur um zu hören; dann gehen sie ruhig wieder nach Haus, wie sie gekommen sind, und um Mitternacht liegt Alles in tiefem Schlaf. Einer solchen Lebensweise gegenüber, möcht' ich in der That daran verzweifeln, dem lieben Leser von Crébillon dem Jüngern einen Begriff zu machen. — Denn das Verdienst dieses Schriftstellers ist eine Art von Verdienst, das sich dem Verständnisse aller unserer modernen Neigungen, Leidenschaften und Interessen entzieht. Sein Stil gehört keiner Schule an; seine Sprache ist eine ganz absonderliche; seine Welt ist eine Welt, die einen Tag gelebt hat: eine Welt des Luxus, des Schlummers, des Geschwätzes, lebenslustig, verweichlicht, eine Welt kleiner Abbés und Schoßhündchen, kleiner Marquis und kleiner Herzensgebieterinnen, betreßter Obersten und Laquais von sechs Fuß Höhe — eine unbekannte Insel, eine Lagune, ein Flecken, wenn man will, auf dem Sammet des 18ten Jahrhunderts. In literarischer Beziehung darüber zu sprechen, möchte für mich sehr mißlich seyn; für eine historische Beschreibung fehlen die Daten, und was den biographischen Gesichtspunkt betrifft, so weiß ich von Crébillon dem Jüngern nicht mehr, als unsere Kinder vielleicht von mir wissen mögen, der ich die Ehre habe, mich in diesem Augenblick mit dem lieben Leser zu unterhalten.

Ich will thun, was ich vermag, sagen, was ich weiß. Ich werde von Haus zu Haus, von Sopha zu Sopha gehen, von Gräfinnen zu Herzoginnen u. s. w. Fontenelle und Lamotte, die Erben des 17ten Jahrhunderts, wie Alexander's Generale die Erben seiner Universal-Monarchie waren, hatten sich durch Crébillon, den Verfasser des Rhadamiste, noch verstärkt. Es gehört nicht mit zu meinem Geschäfte, von diesem eigenthümlichen Geiste zu sprechen, der den Rhadamiste erfand und einen Catilina verfaßt hat, den ich herrlich finde, trotz La Harpe. Dieser Mann, dieser Verfasser des Rhadamiste, der arm starb, ein Edelmann, Censor zu einer Zeit, wo die Stelle des Censors eine Stelle wie eine andere war, dieser gab unserm Claude Prosper Jolyot de Crébillon das Leben. Dieses Kind, das sein ganzes Leben lang von Ambra und Seide und Frauen gesprochen hat, kam zur Welt, wuchs auf und bildete sich aus in einer dicken Atmosphäre von Taback, auf einem Boden, als Sklav der Katzen, alten Hunde und Raben seines Vaters.

Dieses Kind, das sein ganzes Leben lang Crébillon der Sohn hieß, hörte schon in der Wiege die tragische Muse des Hauses der Atriden, sah seinen edlen Vater das Gift in dem Kelch der Tragödie bereiten und mit dem Dolche in den blutigen Eingeweiden wühlen; war gegenwärtig bei allen diesen schrecklichen Kämpfen, Leib an Leib mit Melpomene, wie man damals noch die Muse der Tragödie nannte. Der Vater erzählte ihm von allen diesen Greueln, bereitete in seiner Gegenwart, während sie spazieren gingen, während sie aßen, die allerschärfsten Gifte. Jolyot de Crébillon, mein guter Leser, war ein tüchtiger Mann, der sich hoch verstieg in seinen Träumen, sich gehörig abmühte und quälte, der wie ein Barbar schrieb und wie Aeschylus dachte, der schmutzig und eingeräuchert war, und der, so eingeräuchert und schmierig wie er war, sich auf der Ottomane der Frau von Pompadour umherwälzte, die seine getreue Freundin war aus Liebe zum Griechischen; er war auch ein Träumer, ein unersättlich leidenschaftlicher Liebhaber dicker Romane; er las sie und las sie immer wieder, und wenn es ihm an Romanen fehlte, so ergötzte er sich damit, sich selber welche zu machen, und zwar sehr lange und sehr blutige; dies ist vielleicht die Ursach, warum sein Sohn sehr heitere und sehr kurze gemacht hat.

So wuchs der Sohn auf ganz allein mitten unter den Ergüssen der Phantasie seines Vaters. Zu jener Zeit war ein tragischer Dichter ein so seltsames Ding, daß man sich vor ihm fürchtete: Crébillon der Sohn, daran ist kein Zweifel, hatte Furcht vor seinem Vater. Zu jeder anderen Zeit, funfzig Jahre früher, würde er Schäferspiele geschrieben haben. Unter der regierenden Maitresse schrieb er Erzählungen, kleine sehr hübsche spaßhafte Erzählungen, galante Feengeschichten, Petitemaitres-Geschichten vom schwachen Sultan, ohne sich vor der Bastille zu fürchten, denn er wußte, daß Ludwig XV. ein Mann von Geist war. Und kaum waren diese kleinen Büchlein verfaßt, so lagen sie auch schon auf den Toiletten der Schönen und in der Antichambre der Zofen; man las es, wie es geschrieben war, nachlässig leicht hin. Die entnervten Gemüther jenes Jahrhunderts erholten sich auf diesem weichen blumigen Rasen des Lasters von den niederdonnernden elektrischen Schlägen, die ihnen durch die Heloise oder durch die Nonne beigebracht worden, diesen seltsamen Gegengiften, die für sich selber wohl auf ein noch verderbteres Volk als Gifte hätten wirken können! —

Wie kamen diese kleinen Geschichtchen, in denen eine mehr als Orientalische Verweichlichung waltet, in Frankreich auf? Durch eine Erzählung Voltaire's, durch seinen Candide, und besonders durch eine Stelle desselben, nämlich die, wo Candide einer schönen Dame das Strumpfband bindet; diese Stelle machte damals auf alle Frauen einen solchen Eindruck, daß Alle Lust bekamen, sich das Strumpfband binden zu lassen, und dies ist auch der Grund, weshalb man in allen Büchern und auf allen Kupferstichen jener Zeit immer Frauen abgebildet findet, die ihr Strumpfband verloren, und Männer, die damit beschäftigt sind, es wieder umzubinden, und sich eben nicht sehr damit übereilen.

Armselige Beschäftigung, durch die König Ludwig XV. die schönste Monarchie des Erdkreises verloren hat!

Crébillon der Jüngere, der fruchtbarste Darsteller dieses gesellschaftlichen Zustandes, hat uns mehrere Romane hinterlassen ohne seinen Namen, aus dem Haag datirt, aus Amsterdam, aus London, aus Mastricht, aus allen Hauptstädten der verbotenen Literatur. Auch herrscht über Anzahl und Titel dieser Romane eine ziemliche Ungewißheit.

Einige schreiben ihm die Lettres de Ninon de Lenclos zu — unseres Bedünkens indeß ohne irgend einen triftigen Grund.

Man kann Crébillon's Romane in zwei scharf von einander geschiedene Klassen theilen, in die eigentlichen Romane und die Gravelures. In die Zahl der eigentlichen Romane müssen die heureux orphelins gerechnet werden. Es ist dies eine Geschichte wie alle, die wir Romane nennen. Was ich seine Gravelures nenne, ist ein neueres Machwerk von interessanter Natur. Le Hasard du coin du feu zum Beispiel ist von den ersten Blättern an wie ein Molièrisches Lustspiel geschrieben. Diese Geschichte giebt ein Bild von jenem müßigen, faulen Schwätzer- und Gourmand-Leben, welches die schöne Welt damals in Paris führte, nachdem sie Morgens ihre Cour in Versailles gemacht.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Der dramatische Autor in Spanien.

(Aus der Revista Española.)

In dem Zeitalter des Iriarte und Moratin, des Comella und des Abtes Cladera, als die verschiedenen literarischen Factionen aus Buchläden und Schauspielhäusern mit den Waffen des Witzes und Spottes gegen einander kämpften: da war die erste Vorstellung eines Drama's das bedeutendste Ereigniß in Spanien. Die guten Madrider, denen die Wörter Freiheit und Unfreiheit noch nicht zu Ohren gekommen oder schon aus dem Gedächtniß entschwunden waren, machten damals zu politischen Dingen ein dummes Gesicht. Der König jagte in den Wäldchen des Pardo, oder strapazirte Maulthiere an dem schroffen Abhang der Granja; am Hofe intriguirte man ungefähr so wie jetzt, wenn auch mit etwas mehr Scheinheiligkeit; die Minister beförderten ihre Angehörigen und die ihrer Maitressen, und der Mittelstand ging seinen Geschäften nach. Damals war eine Anstellung etwas Sicheres, ein gemachtes Glück; und das ehrenwerthe, das heroische Volk drängte sich zu den Stiergefechten, um einen Pepe Hillo und Pedro Romero aus voller Kehle Taugenichtse zu schimpfen, wenn der Stier keine Lust hatte, schon im ersten Gange zu unterliegen. Damals gab es keinen anderen Bürgerkrieg, als den der verschiedenen Parteien im Theater. Man ahnte vielleicht kaum, daß es noch ein anderes National-Recht geben könne, als das, die Sänfte der Tänzerin Rita Luna unter einem Regen von Bonbons aus dem Theater nach Hause zu begleiten. In jenen Zeiten der Inquisition gab es indessen, dem Allen zum Trotze, mehr Freiheit in Spanien. Wir bitten, dies nicht als ein Paradoxon aufzunehmen; denn man wußte doch wenigstens, woher der Sturm kommen konnte, und wer damals büßte, der verdankte es seiner Unvorsichtigkeit. Mit seiner Ehrfurcht vor Gott und dem Könige konnte man ohne Sicherheits-Karte sicher leben und ohne Reisepaß reisen. Man durfte schreiben und drucken lassen, so viel Einem beliebte: dies bezeugen die Werke Comella's, Iriarte's, Moratin's und Quintana's: Werke, die, wären sie in unseren Tagen geschrieben, erst nach langen Jahren das Tageslicht erblicken würden. Damals gab es weder Spione noch Polizei; Keiner wurde heute als Liberaler, morgen als Karlist, und übermorgen aus beiden Gründen mit dem Galgen bedroht. Eben so wenig war jener Kitzel nach Glück und Berühmtheit vorhanden, der uns heutiges Tages durchzuckt; wer einen Jahrgehalt besaß, der glaubte sich berühmt genug, und wer eine heitere Zerstreuung haben konnte, der fühlte sich überglücklich.

Noch ein anderer Vortheil: wenn Ihr keinen Ackerbau treiben und keine Soldatendienste thun wolltet; wenn es Euch nicht genehm war, über juristischen und medizinischen Büchern zu schwitzen; wenn weitgreifende Speculationen Euch anwiderten; wenn Ihr keine schöne Schwester, keine liebenswürdige Frau besaßet, und also der besonderen Gunst eines Ministers oder Hofmanns nicht theilhaftig werden konntet — nun, so brauchtet Ihr nur den groben Priesterrock anzuziehen, und Eure Existenz war gesichert.

Damals hörte man im Theater seltener pfeifen, und das Publikum war nachsichtsvoller. Heutiges Tages ist eine erste Vorstellung eine sehr wichtige Sache für den Verfasser von — wie sollen wir es nennen? Die Konfusion der Titel und der Werke ist so gewaltig, daß uns ein vollkommen bezeichnender Ausdruck ganz abgeht. Zunächst präsentirt sich die alte Komödie, unter welcher Rubrik man alle dramatische Werke vor Comella begreift, z. B. die Mantel- und Degen-Stücke, die Intriguen-Stücke, die Farcen u. s. w. Dann folgen sogenannte Melodramen, lauter übersetzte Stücke aus der Zeit unseres literarischen Interregnums; dann empfindsame und grausige Dramen, ebenfalls Uebersetzungen, wie z. B. die „Waise von Brüssel"; hierauf die klassisch genannten Lustspiele des Molière und Moratin, mit ihren assonirenden Verslein und ihrer hausbackenen Prosa; die klassische Tragödie, theils Original, theils Uebersetzung, mit ihren prächtigen Versen, erhabenen Metaphern und Königlichen Gedanken; die sittenlosen Sitten-Stückchen von Scribe, oft abgeschmackt, von Zeit zu Zeit kurzweilig, und hin und wieder mit einigen Geistesblitzen; das historische Drama, eine Chronik in Versen, mit den Trachten, die zur Epoche gehören; endlich — wenn mir anders nichts entfallen ist — das romantische Drama, ein noch nie gesehenes oder gehörtes Ding, ein Komet, welcher mit seinen Schweifen aus Blut und Leichendunst zum ersten Mal in dem literarischen Welten-System erscheint; eine Entdeckung, die nur den Columben des 19ten Jahrhunderts (d. h. den Herren V. Hugo und A. Dumas) aufbehalten war.

Um jedoch wieder auf den Verfasser von — zurückzukommen, so erfahren die ihm befreundeten Journalisten durch einen Zufall, daß sein Stück bald aufgeführt werden wird, und man liest in allen Zeitschriften folgenden Artikel:

„Man hat uns versichert oder wir wissen*), daß man auf dem Theater N. N. ein neues Drama in Scene setzen wird. Sein Verfasser soll durch Werke von unbestreitbarem Verdienst allbereits vortheilhaft bekannt seyn. Die vornehmsten Rollen werden unsere berühmte Señora Rodriguez und Señor Latorre übernehmen. Die Direction hat nichts gespart, um das Drama mit allem Glanze, der seinem Inhalt angemessen, auf die Bühne zu bringen; und wir haben gegründete Ursache, zu versichern, daß der Erfolg den Erwartungen entsprechen werde u. s. w. Und so weiter."

Sobald man dies gelesen hat, wird gleich nach dem Café del Principe gegangen; dort erkundigt man sich danach, wer der Verfasser sey, und wie und warum das Stück angefertigt worden, endlich flüstert man einander in die Ohren, daß es verschiedene äußerst pikante Anspielungen enthalte.

„Haben Sie wohl gelesen, was die Revista von dem neuen Drama sagt?" — „Was für ein Drama? Ach — ja richtig!" — „Es mag ein wackeres Stück seyn!" — „Ohne Zweifel." — „Wie ist es betitelt?" — „N. N." — „So schlecht hin?" — „Ich weiß nicht, ob es noch einen Titel daneben hat." — „Wie viele Akte?" — „Fünf, glaube ich." — „Es sind keine Akte," (sagt ein Dritter.) — „Wie? keine Akte?" — „Doch ja, es sind wohl Akte, aber" — „Ah! so! Und kommen viele Personen darin um?" — „Das versteht sich!"

„Wird es gefallen?" (so fragt man in einer andern Gruppe.) — „Meine Meinung ist, daß es entweder großes Furore machen oder ganz durchfallen muß." — „Ei, was Sie sagen." — „Da ist kein Mittelweg. Mehreres im Stücke dürfte wohl zu gewagt seyn, aber welche Scenen! Denken Sie sich: Eine der Personen ist ein leiblicher Sohn der andern!" — „Man höre nur!" — „Aber der Sohn hat sich verliebt — nein, der Vater — doch das ist gleich. Nun kommt man bald auf die Entdeckung, daß die Mutter nicht Mutter ist — oder halt! nein, der Vater ist nicht Vater, kurz und gut, es wird Gift zu Hülfe genommen, und der Sohn oder die Mutter tödtet den Vater oder den Sohn." — „Ei, das wird von Wirkung seyn!" — „Ich glaub' es wohl! Dann giebt's noch einen Sturm und eine finstere romantische Decoration." — „Uhui!"

Der Autor verspricht sich unterdeß viel Gutes, weil die Schauspieler in den Proben darin übereingekommen sind, daß eine Scene großen Effekt macht; nur befürchtet er, der erste Liebhaber werde seine Rolle zu schwach spielen, weil er nicht körperlichen Umfang genug hat, und der zweite Lustigmacher hat von der seinigen kein Wort verstanden, man weiß nicht, wie man ihm das Verständniß beibringen soll. Auf der andern Seite fühlt sich eine Dame etwas beleidigt, weil man eine noch ältere Dame zur ersten Liebhaberin gemacht hat u. s. w.

In der letzten Probe, der er selbst beiwohnt, macht es dem Autor vielen Kummer, daß die vornehmsten Acteurs ihre Rolle nur zwischen Zähnen hermurmeln. „Ein wenig mehr Energie", wagt er endlich zu sagen, während seine Miene um Verzeihung bittet. — „Sorgen Sie nur nicht", ist die Antwort, „heute Abend werden Sie schon sehen." — Der arme Autor hat kaum den Muth, neue Vorstellungen zu machen.

„Was trage ich denn auf dem Kopfe?" fragt eine Schauspielerin — „was trage ich an den Füßen?" fragt ein Schauspieler. — „Nun, wie es die Zeit des Stücks verlangt, knapp anliegende Beinkleider, mit Besatz an Fuß und Arm." — „Solche hab' ich nicht." — „Wohl hast Du sie", sagt einer seiner Kameraden, „nimm nur die Hose, welche Du in der Dido getragen hast." — „Das ist ja eine andere Epoche!" — „Thut nichts, mache nur vier Schleifen daran, und sie ist hinlänglich verwandelt."

Nachdem man wegen der Garderobe übereingekommen, geht es an die Decorationen, die, wenn sie auch nicht neu sind, doch wenigstens neuen Effekt machen sollen. — Kommen viele stumme Personen in dem Stücke vor, so entsteht die wichtige Frage, ob diese alle sich müssen rasiren lassen oder nicht. Im ersteren Falle muß man ihnen zwei Realen mehr geben. Um nun Effekt und Oekonomie mit einander zu verbinden, vereinigt man sich darüber, daß nur diejenigen vier Personen, welche voranschreiten, den Bart putzen sollen, alle Uebrigen mögen ihre Scheermesser schonen.

Endlich ist der Abend gekommen, und schon sind keine Billets mehr zu haben. Dank den Zeitungs-Anzeigen und den Theaterzetteln, welche das Publikum sehr schlau darauf vorbereiteten, daß die Zwischen-Akte sich etwas in die Länge ziehen würden, indem auf der Bühne sehr viel zu thun sey. Der Autor hat schon seinen Platz eingenommen, und die Freunde, die bei ihm gespeist, beruhigen ihn mit der Bemerkung, daß, wenn sein Drama schlecht wäre, man ihm dies frei heraus gesagt hätte, als er es in dieser oder jener Gesellschaft verlas. Der gute Mann ist dessenungeachtet heute zerstreut, er beantwortet keine Frage mit Geistesgegenwart und vermag kaum einen kräftigen Händedruck kräftig zu erwiedern. Es ist schon sechs Uhr vorbei. Da ruft man plötzlich aus hundert Kehlen: „der Befehl! der Befehl!"

„Was für ein Befehl?" fragt der erschreckene Autor, „hat man das Stück verboten?" — „Nein, mein Herr, es ist nur der Befehl zum Anfangen. Se. Hoheit werden angekommen seyn."

Jetzt wird geklingelt, und in einem Hui sind die vielen Füße, die man unter dem Vorhang gesehen hat, von der Bühne verschwunden.

„Hüten Sie sich vor den Arrojes, Herr Autor!" sagt ein Warner, ihn beim Arm fassend. Wer sind diese Arrojes? wird mancher auswärtige Leser fragen; denn das Wort fehlt sogar in dem Diccionario de la Real Academia. Es sind vier Knaben, die den Vorhang dadurch in die Höhe fördern, daß sie sich, an einem Seile hangend, von oben herablassen. Man hört ein fürchterliches Geräusch; der Vorhang ist aufgerollt, und der Dichter flüchtet in einen Winkel einer Loge vom zweiten Rang, hinter seine Freunde oder Verwandten, die er während der Vorstellung mit wiederholten Unterbrechungen martert. Alles Blut ist ihm zu Kopfe gestiegen, er schwitzt wie ein Schanzgräber, er ballt die Fäuste krampfhaft und schneidet verzweifelte Grimassen, so oft ein Schauspieler sich vergißt.

*) Das bestimmte Wissen ist ein Ding, das man jetzt nicht alle Tage haben kann. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

Das Publikum ist unterdeß fröhlichen Humors. „Potz Wetter! der Vorhang fällt und steigt ja in einem Athemzug!" — „Bravo! da haben sie einen Stuhl zurückgelassen." — „Schauen Sie nur dort den Kerl von der Suite! Was mag nur das Weiße seyn, das an ihm schimmert?" — „Potz Element! in dem Salon sind Bäume gewachsen." — „Hat er ihn wirklich umgebracht?" — „Den Souffleur soll der T.. holen!" — „Nun, bis jetzt haben wir noch nichts Gewaltiges gesehen — aber schöne Verse sind's, das muß wahr seyn!"

Da tritt mit einem Male die junge Gräfin N. N. in ihre Loge und schlägt die Thüre hinter sich zu, damit die Aufmerksamkeit auf ihre Person rege werde: die Modeherren strecken sich aus und biegen sich vorwärts. Ein dumpfer Lärm entsteht im Publikum.

Im fünften Akte wird die schwellende Fluth immer lauter: beim letzten Deichstich aber reißt sie alle Dämme nieder, und von allen Seiten erschallt ein unmäßiges Gelächter. Die Freunde des Autors vertheidigen das Terrain; aber der Vorhang fällt, und das Stück wird mit Pauken und Trompeten zu Grabe getragen.

Ich weiß nicht, woher dem Menschen sein Hang zur Schadenfreude kommt; allein ich glaube bemerkt zu haben, daß das Publikum immer in der vergnügtesten Laune nach Hause geht, wenn ein Stück ausgepfiffen worden ist. Der Autor, anfänglich sehr bestürzt, tröstet sich bald damit, daß seine Nation für Stücke dieser Art noch nicht reif sey. Auch den Intriguen Uebelwollender und der schlechten Darstellung darf er einen Theil des schlechten Erfolges zuschreiben, und so hindert ihn nichts daran, sich schon am nächsten Tage überall mit gutem Gewissen sehen zu lassen.

Seine Freunde hört man in seiner Abwesenheit also reden. „Ich sagte es ja; dieses Stück konnte nicht gefallen; allein wer sagt so etwas dem Autor in's Gesicht? Wer hängt der Katze die Schelle um? — Ich bemerkte ihm wohl, er müsse die Scene mit dem Vater im zweiten Akt abkürzen; allein er versteifte sich darauf, sie unverändert zu lassen."

Bei Allem dem habe ich beobachtet, daß literarische Freunde sehr edelmüthig zu handeln pflegen: gefällt das Stück, so sind sie es, die auf kleine Mängel aufmerksam machen, und alsdann passiren sie für unpartheiische Männer; wird das Stück aber ausgezischt, so entschuldigen und lobpreisen sie nach Kräften; sie wissen, daß ihr Lob doch nicht durchdringen wird. Im ersteren Falle sagen sie: „es ist ein gutes Stück; wie sollte man das leugnen? Es hat nur diesen Fehler, und jenen, und .... nichts Irdisches kann ja vollkommen seyn." Im anderen Falle sagen sie: „das Stück ist nicht schlecht, allein es ist nicht für Jedermann: es enthalt außerordentlich tiefe Gedanken; vor Allem aber sind die Verse sehr zierlich."

T ü r k e i.

Skizzen aus Konstantinopel im Jahre 1834.

Die Baltadschis des Serai bilden, gleich den Bostandschis, theils die Garde und theils die Hausbedienten des Sultans. Vormals waren sie, wie es euch ihr Name anzeigt, die Holzhauer des Serais, und es war ihr einziges Geschäft, das Holz, das zu den Küchen und Bädern des Harems gebraucht wurde, klein zu machen. Ihre Anzahl ist dann vermehrt worden, und sie haben eine militairische Organisation erhalten, so wie alle Sklaven, die im Palaste beschäftigt sind.

Man muß aber bemerken, daß die Sultane jede Art von Garde für ihre eigene Person entfernt und sich der Armee des Reichs anvertraut haben. Sie haben bloß von den Palast-Dienern sich bewachen lassen, von denen jedes Corps den Namen der Profession führte, die es betrieb. Und die Person des Herrschers ist darum nicht minder in Sicherheit gewesen.

Das Serai wird von 10,000 Mann bewacht, welche in Wahrheit nicht im Stande wären, einem einzigen Bataillon Europäer zu widerstehen, die aber doch hinreichen, der Bevölkerung Konstantinopels Respekt und Furcht einzuflößen, deren Augen noch nicht mit den fremden Figuren und Kostümen des sogenannten Innern sich befreundet haben. In der That, der geringste Troßbube des Palastes, wenn er durch die Straßen geht, oder sich in einem der vielen Kaiks von Stambul nach Pera oder Scutari überschiffen läßt, affektirt den Ton und den Tritt eines Wesirs; er behandelt die niedere Klasse mit Stolz und bisweilen sogar mit Verachtung; er spricht gebieterisch und verschafft sich durch Zeichen Gehorsam.

Eine Sache von Bedeutung ist es, wenn ein Offizier des Serais seiner Würde so viel vergiebt, sich unter das Stadtvolk zu mischen. Er verläßt nie das Thor des Innern, ohne von 25 bis 30 Domestiken begleitet zu seyn; und er hat erst gar nicht nöthig, seinen Leuten zu befehlen, ihm zu folgen. So wie er den Hof des Palastes durchschreitet, wächst sein Gefolge an; denn es weiß es ein Jeder, wer ihn eskortiren und schleunig seinen Fußstapfen zu folgen hat. Es scheint, daß die Strahlen des Ruhms und des Reichthums, die ihn umgeben, auch auf die ihm folgende Dienerschaft einen Abglanz werfen. In Europa lieben es wohl unsere Lakaien auch, bisweilen den Herrn zu spielen, aber dann tragen sie Sorge, ihren Stand zu verheimlichen, und sie legen die Livree ab, welche sie kennbar macht. In Konstantinopel sind im Gegentheil die Diener stolz auf ihre Bedienung, sie tragen hochmüthig die Zeichen ihres Standes, und ein Bostandschi würde seine Peitsche um keinen Preis mit der Muskete des Lewinti (eines Türkischen Infanteristen, nach Europäischer Art exerzirt) vertauschen.

Die Baltadschis sind nicht so zahlreich als die Bostandschis; sie haben, so wie diese, ihre Unter-Abtheilung, bekannt unter dem Namen Suluslus-baltadschis. Die Mannschaft dieses Corps ist dem Ersteren zugetheilt; sie zeichnet sich jedoch durch Haarlocken aus, welche ihnen zu beiden Seiten des Gesichts herunterhangen, so wie man sie 1800 in Frankreich getragen und mit dem Namen Hundeohren belegt hat. Diese Haarlocke heißt auf Türkisch Sulusly; daher der Name Suluslus-Baltadschis.

Die Peiks sind die Leibgarde und dazu bestimmt, den Großherrn zu begleiten, wenn er an öffentlichen Orten erscheint. Sie tragen Bärte, und sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, die sie mit ungemeiner Geschicklichkeit zu schießen verstehen. Diese Garden tragen eine unmäßig hohe Mütze in Form eines Kaskets; von der Spitze dieses Kaskets erheben sich noch drei sehr hohe weiße Federn, welche aber zu den Seiten des Helms herunterhangen und so getragen werden, daß die Reihe, welche zur Rechten des Sultans geht, sie zur Linken, und die entgegengesetzte Reihe zur Rechten hat. So geht der Kaiser in der Mitte dieser Federreihen und kann kaum gesehen werden.

Das Corps der Bostandschis, welche ursprünglich nur Gärtner waren (Bostan heißt in der Türkei ein Garten), steht unter dem unmittelbaren Befehl des Bostandschi-Baschi, zweiten Serai-Offiziers nach dem Seliktar Aga. Dieser Offizier hat ungemeine Vorrechte; er ist mit der Polizei-Aufsicht beauftragt, sowohl der des Palastes, als der von Konstantinopel, der Umgegend und besonders des Kanals, von dem an der Mündung des Schwarzen Meeres erbauten festen Schlosse Fanaraki bis Gallipoli, nahe den Dardanellen. Er ist auch Gouverneur von Adrianopel und hält dort einen Lieutenant mit einer Garnison Bostandschis. Er hat ferner das Privilegium, oder, wenn man lieber will, die Ehre, das Steuerruder des Großherrlichen Kanots zu halten, außer in dem Falle, daß eine Feuersbrunst entsteht, wo er mit seinen Leuten nach der Brandstelle sich hinbegeben muß; er wird dann augenblicklich durch den Chasseki Aga ersetzt. Dieser Letztere ist der Chef der Bostandschis Chasseki, einer anderen Gattung Bostandschis, welche weit weniger zahlreich sind und oft zur Vollziehung geheimer Aufträge gebraucht werden.

Hier ist der Ort, den Leser damit bekannt zu machen, daß der Sultan verbunden ist, sich bei jeder Feuersbrunst inner- oder außerhalb der Stadt mit seinen Leuten zum Feuer hin zu begeben. Er wagt es nicht, sich diesem Gebrauche zu widersetzen, aus Furcht, sich den Tadel und die Verwünschungen des Volkes zuzuziehen. Sowohl im Sommer als im Winter, am Mittag wie um Mitternacht, muß dem Sultan Mahmud jeder Feuerlärm angezeigt werden, und es stehen immer gesattelte und aufgezäumte Pferde, so wie bemannte Kähne bereit, um ihn ungesäumt überall hinzubringen. Denn da die Feuerausbrüche in der Hauptstadt das gewöhnliche Zeichen der Unzufriedenheit der Einwohner sind, so würde es diese Unzufriedenheit noch vermehren, und vielleicht eine Gährung, wo nicht gar einen Aufruhr hervorbringen, wenn der Sultan sich weigerte, jene schreckliche Ankündigung zu vernehmen, oder wenn er Bedenken trüge, sich selbst an den Ort zu begeben, den das Volk dazu ausersehen hat, ihm seine sonderbare Bittschrift vorzulegen.

Außer den Pagen giebt es am Hofe der Ottomanischen Fürsten eine andere Sorte von Bedienten, welche bizchami dilziz (Stumme) heißen. Diese Stumme, welche noch den Vorzug haben, zugleich taub zu seyn, sind ungefähr 40 an der Zahl. Die Nacht bringen sie in dem Gebäude der Pagen zu, und am Tage halten sie sich vor der Moschee der Itich Oglans auf, wo sie die Zeichensprache gründlich erlernen. Unter diesen 40 Dilziz unterscheiden sich 8 bis 10 der Aeltesten durch den Namen der Favoriten; sie werden in der Chas Odassi (Kammer des Herrn) zugelassen und dienen dazu, den Sultan zu belustigen, indem sie die Stelle der Hofnarren vertreten. Er läßt sie bisweilen einen gegen den anderen kämpfen, oder in einen Wassertrog, welcher in der Ecke des Palast-Hofes angebracht ist, werfen, wo sie dem Gelächter der Pagen und der vertrauten Palast-Offiziere ausgesetzt sind.

Vormals waren die Stummen mit der Vollziehung der Todes-Urtheile beauftragt; sie reisten oft nach einem Orte, 200 Stunden von der Hauptstadt, und erschienen unversehens vor dem Pascha oder dem Privatmann, dessen Kopf der Großherr verlangte.

Vor alten Zeiten war die Untergebenheit gegen den Sultan so groß, daß der Unglückliche die Chaiti scherif (erhabene Schrift), welche sein Todes-Urtheil enthielt, mit allem Respekt küßte und seinen Kopf mit einer Gleichgültigkeit der seidenen Schnur, die der Stumme in Händen hielt, darbot, welche den deutlichsten Beweis von dem damaligen und auch noch jetzt herrschenden Glauben der Muselmänner lieferte, daß derjenige, welcher durch die Hand oder auf Befehl des Sultans stirbt, auf die gewisse Vernichtung aller seiner Sünden rechnen könne.

Diese blinde Unterwerfung hat aber seit mehreren Jahren einer Widersetzlichkeit Platz gemacht, welche die Ueberbringer solcher Aufträge abgeschreckt hat. Man weiß, daß die Kupidschi-Baschis, welche die Dilziz in diesem gefährlichen Henkeramte abgelöst haben, schon oft mit ihrem Kopfe das Vertrauen büßen mußten, welches sie zu diesem Todesfirman hatten. Dschezzar, Ex-Pascha von St. Jean d'Acre, ließ die Kupidschis vor sich kommen, und als ihm der Chaiti scherif vorgelegt war, schoß er den Einen der Boten mit dem Pistol nieder, ließ ihm den Kopf abhauen, in einen ledernen Sack sammt dem Firman einnähen und sandte ihn nach Stambul an den Großherrn zurück.

Unabhängig von diesen Stummen, giebt es auch ein Dutzend Gindschis, Zwerge, welche mit Jenen zusammen wohnen und gleichermaßen zum Amusement des Sultans dienen. Es ist ein Rest Asiatischen Prunkes, und eine nutzlose Mode, die man bisweilen auch an Europäischen Höfen eingeführt gesehen, die sich aber zur Ehre der Menschheit hier nicht naturalisirt hat.

Die Stummen und die Zwerge begleiten den Sultan bei seinen Ausgängen. Die Zwerge gehen vor den Pagen einher; bei solchen Gelegenheiten besteht ihr einziges Amt darin, sich bis zur Erde zu bücken und mit einem Kissen auf ihrem Rücken dem Großherrn als Fußschemel zu dienen, um auf's Pferd zu steigen.

Hat ein solcher Zwerg auch das Glück, stumm und taub zur Welt gekommen zu seyn, und daß man ihn darauf noch zum Verschnittenen gemacht hat, so wird er unendlich mehr geachtet, als wenn Kunst und Natur vereint das vollkommenste Geschöpf auf Erden hervorgebracht hätten.

Hassan Pascha, der Groß-Admiral, hatte dem Sultan Abdul Hamid einen solchen stummen Zwerg zum Geschenke gemacht, welcher mit allen diesen Eigenschaften noch die vereinigte, daß er einäugig, einarmig und auch hinkend war. Das war ein Wunderwerk und die seltenste aller Unvollkommenheiten; auch hatte er mehr Zulauf in Konstantinopel als zu Paris die Hottentotten-Venus und der große unvergleichliche Kannibale, welcher nur von Kieselsteinen lebte.

Beim Türkischen Heere bemerkt man viele Verschiedenheiten in der Uniform der Regimenter; einige tragen runde Tuch-Jacken ohne Klappen, andere haben Kragen und Aufschläge und Klappen von rothem Tuche; Blau ist die Nationalfarbe der Armee. Mit Ausnahme der sehr alten Offiziere trägt das Militair keine Bärte. Im Ganzen haben die Soldaten ein hübsches Ansehen.

Der Unterschied der Grade wird vermittelst metallener Sterne, verschieden an Größe und Werth, angezeigt, die sie an der linken Seite der Brust anhängen. Die Korporale und Sergeanten tragen Sterne aus Bronze, die Lieutenants und Capitains aus Gold und emaillirt, die der Majore sind von demselben Metalle, nur etwas größer, und die Obersten haben Sterne von Diamanten an goldenen Ketten an der linken Schulter herabhangen.

Man wundert sich sehr, daß es der Sultan wagt, zu gewissen Jahreszeiten den Sold der neugeschaffenen Truppen zu vermindern, da deren treue Anhänglichkeit doch seine einzige Sicherheit ist. Seit der Einführung der Reformen, wurde der Sold des Soldaten auf 40 Piaster (3¾ Thlr.) monatlich erhöht, jedoch nach und nach bis auf 30 Piaster wieder reduzirt; was für einen an Tabackrauchen und Kaffeetrinken gewöhnten Türken eine sehr kleine Besoldung ist. Der Sold des Infanteristen übersteigt nicht 1½ Sgr. täglich, und Unzufriedenheit herrscht darum auch in der ganzen Armee. Man hat schon verschiedene Komplotte entdeckt, in denen auch Offiziere mit verwickelt waren. Das Ziel der Conspirationen ging dahin, die Form der Verwaltung zu verändern; und Alles läßt voraussehen, daß, sobald sich der Aufruhrgeist den verschiedenen Divisionen mittheilt, er eben so störend und gefährlich seyn wird, als der der alten Janitscharen.

Der Militairrock ist jetzt das Kostüm der Mode. Alle Welt kopirt den Kaiser; man trägt den Bart gerade so lang wie der seinige und das Fes (Mütze, welche die Stirn bedeckt und bis an die Augen reicht) auf dieselbe Art, wie er. Das Aussehen der Truppen ist zufriedenstellend, jedoch bedarf ihre Equipirung noch der Vervollkommnung. Die Infanterie besteht größtentheils aus sehr jungen Leuten, die in schönen Kasernen wohnen. Die Rekruten kommen großentheils aus Asien; man giebt ihnen nur alte Waffen. Die Garden des Palastes allein haben neue Gewehre, und ihre Kanonen und Bajonnette sind vergoldet. Einige Regimenter haben Musik-Corps; dasjenige der Peiks ist sehr zahlreich und ziemlich unterrichtet, aber ihre Instrumente sind von schlechter Beschaffenheit.

Das System der Türkischen Manöver ist dem der Französischen ganz gleich. Verschiedene Offiziere der Armee sind Franzosen. Herr Gallant organisirt die Infanterie, und Herr Kelesso, Sardinischer Unterthan, ist mit der Instruction der Kavallerie beauftragt. Dieser Letztere ist der Günstling des Sultans. Man sagt, er sey ein Mann von großem Verdienste, und er genießt die allgemeine Achtung. Jedoch ist die Lage eines Europäischen Offiziers in Türkischen Diensten ganz und gar nicht beneidenswerth. Im Anfange hatte man vor diesen Offizieren weder Achtung noch Respekt. Sie hatten das Recht nicht, Degen zu tragen, und sie mußten viele Demüthigungen und Kränkungen erdulden.

Konstantinopel bietet wirklich jetzt einen neuen Anblick dar. Die Hauptstraßen sind sehr reinlich, neue Basars sind erbaut und die alten reparirt worden. Eine thätige Polizei bewacht die ganze Stadt, und man sieht nicht mehr jene Haufen von Schutt und Unreinigkeiten, welche vormals die öffentlichen Plätze versackten. Die engen Zugänge und der hingeflickte formlose Häuserhaufen, hat den geräumigen Straßen, die nach der Schnur gezogen und zu beiden Seiten mit eleganten nach übereinstimmendem Systeme erbauten Läden besetzt sind, Platz gemacht. Dieses so schnell verschönerte Viertel bietet jetzt einen lachenden Anblick und einen gesunden Aufenthalt dar.

Unter den Dingen, welche dem Europäer hier auffallen, verwundert ihn nichts so sehr, als die Stille, die in der Hauptstadt herrscht. Man hört weder das Gerassel der Wagen und Karren, noch das Fluchen ihrer Führer, denn es giebt hier keine andere Wagen, als die angestrichenen kleinen Kutschen, Arabas genannt, in welchen die Damen, die freie Luft zu genießen, ausfahren, und welche von Büffelochsen in langsamem Schritte gezogen werden. Der einzige Lärm, welcher den Tag über stattfindet, ist der durch die Brodt-Verkäufer, Früchte-, Konfituren- und Sorbet-Händler bei ihrem Umherziehen fortgesetzte Ausruf zum Kaufe, und das Geklaffe der die Vorübergehenden störenden Hunde. Diese letzteren sind eine ganz unförmliche und ausgeartete Gattung; sie haben eine braunrothe Farbe, eine dem Fuchse ähnliche Schnauze, kurze Ohren und ein ausgehungertes Ansehen. Sie bleiben stets in den Straßen liegen und erheben sich nicht eher von ihrer Stelle, als bis man sie schlägt.

Der Kontrast zwischen Konstantinopel und einer Europäischen Stadt ist noch auffallender bei Nacht. Um zehn Uhr Abends ist keine menschliche Stimme mehr zu hören und keine menschliche Gestalt mehr auf der Straße zu erblicken. Mit Ausnahme der Patrouillen und einer zahllosen Menge von Bullenbeißern, welche in Zwischenräumen ein solches Geheul erheben, daß nur der daran gewöhnte Einwohner dabei schlafen kann.

Im Monat Ramasan, der Fastenzeit der Türken, ändert sich die Scene gänzlich. Am Tage gehen die reichen Leute ihren Geschäften nach, oder sie bleiben auch in vollkommener Unthätigkeit. Es ist allen Muselmännern, mit Ausnahme der Reisenden, der Kinder und der Kranken, verboten, vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne zu essen oder zu trinken, Taback zu rauchen oder zu schnupfen. Auf ihrem Divan hingekauert, oder vor ihrer Hausthüre ohne die ihnen so theure Pfeife im Munde, und nur mit dem Zählen der Körner ihres Rosenkranzes beschäftigt, scheinen die Gläubigen des Propheten die unglücklichsten aller Menschenkinder zu seyn.

Da die Türkischen Monate nach dem Monde gezählt werden, so durchläuft der Ramasan in einem Zeitraume von 33 Jahren alle Jahreszeiten, und wenn er gerade im Sommer trifft, so leiden die arbeitenden Klassen außerordentlich an Hunger und Durst. Ausgemergelte Schiffer fallen dann oft bei ihren Rudern in Ohnmacht; aber niemals sieht man sie dem Versuche unterliegen, das strenge Fasten zu unterbrechen.

In dieser heiligen Zeit erwartet alle Welt voll Ungeduld den Sonnen-Untergang, welcher durch Kanonenschüsse angekündigt wird. Man sollte glauben, daß bei diesem Signale die erste Handlung jener strengen Faster die seyn wird, Nahrung zu sich zu nehmen, aber nein; man sieht viele Türken stehen, mit der gestopften Tabackspfeife in der einen, und mit dem Feuer in der andern Hand, den ersehnten Augenblick erwartend; denn jedes andere Bedürfniß ist dem Vergnügen untergeordnet, den Tabackrauch einzuathmen. Die Nächte werden dann mit religiösen Uebungen und Belustigungen hingebracht. Alle Moscheen sind offen und alle Kaffeehäuser mit Muselmännern angefüllt, welche Taback rauchen, Sorbet trinken und den Gesängen einiger Bettler lauschen, die mit einem Gesicht von kupferartiger Farbe, mit ausdrucksvollen Augen und mit schwarzen lockigen Haaren, als frohe Kinder der Wüste unbesorgt und leicht nur von einem Tage zum andern leben, mit zufriedenem Geist und leerem Beutel; die aber jederzeit Verse herzusagen, Geschichten zu erzählen und Liebeslieder vorzusingen wissen, sobald sie Hörer finden, die dafür bezahlen wollen.

Der Beiram, welcher dem Ramasan folgt und drei Tage dauert, ist eine dem Vergnügen gewidmete Zeit. Alle diejenigen, welche Ausgaben machen können, bekleiden sich neu, man empfängt und giebt Besuche, und man überläßt sich an den angenehmsten Oertern ganz der Freude. Siebzig Tage darauf fällt das Fest des Kurban beiram, wo man Ochsen und Schaafe dem Propheten und Gott opfert. Seine Dauer ist vier Tage, welche zugleich Freudentage sind. Während dieser Tage bleiben alle Läden verschlossen und alle Geschäfte ausgesetzt.

Männer, deren langer Aufenthalt in Konstantinopel sie in den Stand gesetzt hat, die Lage der Türkei besser beurtheilen zu können, behaupten, daß die letzten Reformen und Verbesserungen nur dazu dienen werden, seinen Sturz zu beschleunigen. Sie sagen, daß durch die Vernichtung der Janitscharen, durch die Schöpfung der neuen Armee und durch die Einführung der Europäischen Kleidungen der Sultan die Herstellung einer unbeschränkten Macht beabsichtigt habe; aber man sieht auch ein, daß die Staats-Einkünfte dem nicht gewachsen, daß neue Steuern den Verkehr immer mehr erschweren, und daß Sultan Mahmud täglich seinen Ministern und Günstlingen neue Monopole auf solche Artikel verleihen muß, welche zum nothwendigen Verbrauche der Unterthanen gehören. Man behauptet auch, daß aller National-Geist in der Türkei für immer erloschen sey, und die religiösen Gefühle, vormals so mächtig bei den Muhammedanern, nunmehr kaum noch gekannt werden. Kurz, man fürchtet, daß, im Falle einer fremden Invasion, das Volk einen stillen Zuschauer des Kampfes abgeben und sich nicht mehr wie vormals zur Vertheidigung des Herrschers und des Glaubens allgemein bewaffnen werde. (A. Pichard.)

Mannigfaltiges.

— Tübetanisches Wörterbuch. Der gelehrte und in seinen Forschungen unermüdliche Ungar, Herr Csoma von Körös, hat der Asiatischen Gesellschaft zu London ein Exemplar seines langerwarteten Tübetanischen Wörterbuchs zugeschickt. Die Sprache der Tübetaner ist an Worten reicher, aber an Begriffen ungleich ärmer, als das Chinesische, mit dem sie übrigens viele Eigenthümlichkeiten gemein hat. Die Tübetaner bedienen sich einer aus dem Indischen Dewanogari entstandenen Silbenschrift, und ihre Literatur beschränkt sich fast ganz auf sorgfältige Uebersetzungen Indischer Werke, vorzüglich Buddhistischen Inhalts. Von vielen dieser Werke sind die Sanskrit'schen Originale verloren gegangen; aber aus den Tübetanischen Uebersetzungen sind wieder die Mongolischen, Mandschuischen und Chinesischen geflossen. Der Verfasser, welcher durch Indien nach Tübet gereist ist, preist sich glücklich, daß ihm seine Kenntniß des Tübetanischen die Pforte zur Sanskrit-Literatur geöffnet hat. Meint er damit den Buddhistischen Theil derselben, so wollen wir's gelten lassen; sonst aber lautet dies ungefähr so, als ob Einer über England nach Frankreich reiste, um aus den vorhandenen Französischen Uebersetzungen Englischer Werke die Englische Literatur kennen zu lernen. Und wer hat bis jetzt den Buddhistischen Theil der Sanskrit-Literatur für den bedeutendsten ausgegeben?

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Montag den 4. Mai 1835.

Schweden.

Geijer's Erinnerungen an England und Deutschland.

Professor E. G. Geijer in Upsala, Schwedens erster jetzt lebender Geschichtsforscher, welcher mit der Herausgabe eines größeren Geschichts-Werkes über Schweden beschäftigt ist, wovon jedoch, wegen des ausgedehnten Planes, bis jetzt nur der erste Theil erscheinen konnte, hat unlängst das Publikum mit einer weniger anspruchsvollen, aber deshalb nicht minder geistreichen Arbeit beschenkt, welche sehr viel Interesse erweckt hat. Es sind dies Notizen und Bemerkungen während einer vor einigen Jahren gemachten Reise durch England, Frankreich und Deutschland, welche er Minnen; utdrag ur bref och dagböcker (Erinnerungen; Auszüge aus Briefen und Tagebüchern) nennt.*)

In einem Briefe aus England an einen Freund in Schweden schreibt er Folgendes über Englische Höflichkeit: — „Ich habe heute Lust, Dir einige Worte über Englische Höflichkeit zu sagen. Es giebt eine natürliche und eine erworbene; erstere ist die Höflichkeit des Herzens, entsteht aus Wohlwollen, braucht nicht erlernt zu werden und ist gerade und offen, obgleich dieselbe nicht immer mit den angenommenen Formen übereinstimmt. Sie verbindet die Menschen näher mit einander und hat erst das gesellige Leben möglich gemacht. Da aber dieses Leben sich immer mehr entwickelt, entsteht auch ein nothwendiges Bedürfniß, sich auf eine gute Art von Leuten los zu machen, ohne sie zu beleidigen, und man macht daher aus der Höflichkeit eine Kunst; sie ist eine Art Scheidemünze im allgemeinen Leben, welche man mit sich führt, um nicht zu viel oder gar nichts zu geben. In England ist die gewöhnliche Höflichkeit im hohen Grade defensiv; Englische Sitte umgiebt Jeden, wie ein Ring, in welchen er gebannt ist. Mein Platz in einer Gesellschaft, meine Rede, meine Antwort, mein Schweigen, mit einem Wort das, was mir zu thun beliebt, insofern es nicht Andere beleidigt, ist hier eben so geachtet, wie jedes andere Recht, und kein Mensch wundert sich darüber, ich mag nun sprechen oder schweigen. Daher der Englische Ausdruck für Kurzweil: sich selbst genießen (to enjoy one's self), so langweilig dieser Genuß auch denjenigen vorkommen mag, für welche das Gesellschafts-Leben Leben in der Gesellschaft ist. — Die allgemeine Anrede beim gegenseitigen Zusammentreffen in diesen Englischen Zirkeln ist: „„Wie befinden Sie sich?““ und dies ist ungefähr Alles, was ich zu sagen brauche, um hier für einen ziemlich höflichen Mann gehalten zu werden. Bei Frauenzimmern habe ich keinen anderen Unterschied bemerkt, als daß ihnen, wie es den Anschein hat, diese Frage zu kurz vorkömmt, und sie wiederholen dieselbe daher sechs, sieben Mal hinter einander in einem Athem. Will man etwas ausführlicher seyn, so erinnert man sich an die Tageszeit; man sagt dann: „„Wie befinden Sie sich diesen Morgen? — wie befinden Sie sich heute Abend? — heute Nacht?““ (denn Nacht sagt man, sobald es dunkel wird; man sagt: Ich werde heute Nacht in's Schauspiel gehen — werde da oder dort heute Nacht soupiren). — Solche Fragen hört man hier, sobald man sich trifft, oft nur mit dem einzigen Zusatze: „„Es freut mich, Sie zu sehen.““ — Die körperlichen Verbeugungen sind eben so einfach; nur vor Damen bückt man sich und nimmt den Hut ab, sonst vor Niemand. Männer grüßen einander durch Kopfnicken, durch eine Bewegung mit der Hand oder durch einen Händedruck. Das Handgeben wird hier mehr als an anderen Orten heilig gehalten. Wenn man seinem Feinde die Hand giebt, so gilt es als ein Zeichen der Versöhnung, welches sehr beachtet wird. Selbst die Worte in eben erwähnter ewigen Frage haben ihre Bedeutung. „„How do you do?““ bedeutet eigentlich: „„Wie geht es mit ihren Geschäften?““ Auf diese Weise fragt ein Handelsvolk, eine Nation, welche einen Menschen charakterisirt mit: „„How much is he worth?““ wie viel ist er werth? nämlich wie viele Einkünfte hat er? Im Französischen, welches Hofsprache ist oder war, sagt man: „„Comment Vous portez Vous?““ d. h. wie tragen Sie sich? wie führen Sie sich? und kann man dann noch immer wohlseyn, lächeln, obgleich man sich schlecht befindet, bei aller Armuth reich scheinen, vergnügt seyn bei der tödtlichsten Langeweile — oder höflich gegen mich seyn, obgleich man mich zum Henker wünschte."

„Uebrigens hat diese zurückhaltende Englische Höflichkeit ihre hübsche Seite. Bei näherer Bekanntschaft verschwindet das Steife derselben; sie vereinigt dann in mancher Hinsicht sogar eine gewisse Feinheit und Milde. Good-nature, Wohlwollen, Treuherzigkeit, sind diejenigen Eigenschaften, welche ein wahrer Engländer am meisten im menschlichen Charakter schätzt. Da man hier wirklich weniger Affectation und mehr Selbstständigkeit, als an vielen anderen Orten trifft, so sind jene Eigenschaften hier selten nur allein Schwäche. Im Allgemeinen herrscht eine gewisse Menschlichkeit in den Sitten der Mittelklasse, welche jede Charakter-Eigenschaft achten und alle lobenswerthe menschliche Gefühle schonen lehrt. Dieselbe äußert sich auch auf eine rein menschliche Art, ohne Hinsicht auf Standesverschiedenheit. Mit welcher Zärtlichkeit sagte nicht meine Wirthin von ihrem Dienstmädchen, welche aus Kummer schwermüthig geworden war: sie fürchte, daß ihr Herz gebrochen (a broken heart), einer der vielen bedeutungsvollen Ausdrücke für Gefühle und Leiden, woran das Englische so reich ist. — Es ist eine Sprache voller Gefühl, deshalb gebraucht man hier auch das Wort kindness, Wohlwollen, Zärtlichkeit im höheren Sinne für Höflichkeit (politeness). Aus diesem Grunde gehört auch das, was man Malice nennt, nicht zum Englischen Ton — eben so wenig wie das aus Malice und Koketterie zusammengesetzte Geschwätz, welches man zwischen Herren und Damen Courmachen nennt, und das eigentlich auf Veredlung des weiblichen Geschlechts gegründet ist."

„Ich spreche hier immer nur von dem Ton, der im Allgemeinen in der Mittelklasse herrscht. Sehr oft habe ich auf meinen kleinen Ausflüchten Gelegenheit gehabt, die Achtung wahrzunehmen, mit welcher ein Engländer, selbst der ungebildetste, im Allgemeinen das weibliche Geschlecht behandelt. Dieselbe äußert sich nicht durch Gesprächigkeit oder Komplimente, sondern durch Erweisung allerlei kleiner unbedeutender Dienste, als z. B. einer Dame den nächsten Platz beim Feuer zu überlassen, derselben bei schlechtem Wetter einen Platz im Wagen anzubieten, wenn auch dadurch für die Fahrenden Unbequemlichkeit verursacht würde u. s. w. Diese Aufmerksamkeit wird dem weiblichen Geschlecht durchaus bewiesen, und zwar ohne nähere Bekanntschaft und fast ohne Rücksicht auf den Stand. Die geringste persönliche Thätlichkeit, als Abwehr gegen die Unverschämtheit jener niedrigen Geschöpfe, welche Londons Straßen und Gassen durchschwärmen, ist gerade deshalb gefährlich, weil jede Mannsperson sich verpflichtet hält, die Partei eines gemißhandelten Frauenzimmers zu nehmen."

„Gentleman ist ein Wort, welches alle Eigenschaften Englischer Bildung einschließt, und daher schwer zu übersetzen. Es ist ein Charakter, und zwar der höchste. In dem Parlament, welches dem sogenannten langen Parlamente vorherging, versprach Karl I. dem Unterhause auf sein „Gentleman-Wort, daß es ungestört die Diskussion fortsetzen solle, wenn es nur Subsidien votire." — Johnson erklärt Gentleman als einen Mann von Familie, obgleich nicht vom hohen Adel (a man of birth though not noble), der durch seinen Rang oder Stand über der Menge steht (raised above the vulgar by his character or post). In dieser Definition ist wieder Mehreres selbst so Englisch, daß es einer Erklärung bedarf; nämlich: noble, nobleman wird einzig und allein vom höheren Adel gesagt; überdem hat character hier eine eigene Bedeutung. Dies Wort bezeichnet nicht allein den inneren Werth, sondern auch dessen Ausdruck im Aeußern, in der Umgebung, Meinung, im Ansehen — alles dieses ist der character eines Mannes. Ein Gentleman ist nicht nur eine Person mit Vermögen und einer Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, welche ihm Unabhängigkeit und einen gewissen Ueberfluß in seiner Art, zu leben, verschaffen, sondern dieser Titel bezeichnet auch eine gute Erziehung, Selbstständigkeit und Freisinnigkeit in Sitten und Denkart, mit einem Wort alle jene Vorzüge, welche eine höhere Bildung mit sich führt. Reichthum und Rang geben nicht, sondern verstärken nur diesen Titel. Man sagt von einem reichen und vornehmen, aber ungebildeten Mann: He is not a gentleman. Ein Muster von guter Lebensart heißt: the perfect gentleman. Unter den Fächern in der bürgerlichen Gesellschaft stempeln nur diejenigen zum Gentleman, welche Erziehung und Bildung erfordern; man gehört dann zu jener Klasse, obgleich man persönlich davon eine Ausnahme seyn kann, und eben so umgekehrt. Der Kaufmann, — the merchant — z. B. gehört durch sein Geschäft zu dieser Klasse. Der Krämer — the tradesman — wird nicht dazu gerechnet; jedoch können Erziehung und Sitten in beiden Fällen Abweichungen von dieser Regel gestatten. Im Allgemeinen kann man leichter erklären, was Gentleman nicht ist, als was es ist. Es ist z. B. nicht ein Mann, der immer die Wahrheit redet, sondern ein Mann, der sich nicht zu einer Unwahrheit erniedrigt, — nicht ein Mann, der immer seine Ueberzeugung ausspricht, sondern ein Mann, der sie niemals verleugnet. Du weißt nicht, ob er ein treuer Freund, aber Du kannst erwarten, daß er ein edelmüthiger Feind ist; — ja, Edelmuth in Feindschaft ist vorzugsweise gentlemanly, das, was wir ritterlich nennen

*) Vgl. Nr. 93 des Magazins vom J. 1834, wo sich bereits einige Auszüge aus dieser Schrift befinden.

würden. Uebrigens kenne ich keine Sprache, in welcher das Wort männlich (manly) eine so schöne Bedeutung hat wie im Englischen. Es umfaßt nicht allein Tapferkeit, sondern Alles, was offen, aufrichtig und wohlwollend ist, z. B. einen Fehler bekennen, ist auf Englisch männlich. Die Bedeutung dieses Wortes macht dem Englischen Charakter Ehre." ......

In einem Schreiben aus Deutschland sagt Professor Geijer Folgendes über den Schwedenstein und die Lützner Schlacht: „Den 6. September (1825) um 12 Uhr Mittags reiste ich mit dem Postwagen nach Leipzig, wo ich den anderen Tag um 7 Uhr Morgens ankam. Eine Stunde später saß ich schon wieder in einem anderen Fuhrwerk auf dem Wege nach Lützen, welches ungefähr eine Schwedische Meile von Leipzig liegt, um meine Andacht beim Schwedenstein, wo Gustaf Adolph fiel, zu verrichten. — Dies ist ein gewöhnlicher, nicht sehr großer Graustein, gerade dort gelegen, wo der alte und neue Weg nach Lützen sich scheiden. Er steht jetzt auf einer in Kreuzform gelegten Unterlage von gehauenen Steinen; auf einem dieser letzteren liest man folgende Inschrift: Gustaf Adolph, König von Schweden, fiel hier im Kampfe für Geistesfreiheit den 7. November 1632. — Nach der Erzählung eines alten Soldaten, welchen ich beim Steine antraf, ist diese Unterlage durch die Fürsorge eines Schwedischen Offiziers, nach der Schlacht von Leipzig, 1813, gelegt worden. Steinbänke und Pappeln umgeben ihn. Derselbe Soldat sagte mir auch, daß ein Herr von Leipzig zweimal jährlich den Stein besuche und er dann immer 8 Groschen bekäme. Dieser Herr habe ihm auch die Mittheilung gemacht, daß eine Gesellschaft in Leipzig hier ein Monument zu errichten gedenke und dazu einen Beitrag von Schweden wünsche. Ich weiß nicht — mir scheint der alte Stein, durch die Erinnerungen mehrerer Generationen geheiligt, jetzt das beste Monument zu seyn; — möge Schweden sich darob bedenken!!"

„Der vom Soldaten erwähnte Schwedische Offizier war, wie ich später erfuhr, der früher in Schwedischen, jetzt in Preußischen Diensten stehende General von H....g. — Auf dem Felde sieht man noch Erdwälle der sogenannten Schweden-Schanze, welche von den Schweden erobert wurde. Ich stand auf der Landstraße an jenen Gräben, über welche Gustaf Adolph an der Spitze der Småländischen Kavallerie sprengte, um die schon einmal eroberte, aber wieder verlorene Kaiserliche Batterie zu nehmen, welche nun zum dritten Mal der Gegenstand des mörderischsten Kampfes wurde. Die Batterie wurde wieder erobert, und der König nahm seinen Hut ab, um Gott für diesen Vortheil zu danken; aber seine Kurzsichtigkeit führte ihn zwei heransprengenden feindlichen Kavallerie-Regimentern zu nahe. Er kam ins Handgemenge, feuerte seine Pistolen ab; sein Pferd bekam in den Hals, er selbst in den Arm einen Schuß. Herzog Franz von Lauenburg, hernach fälschlich als sein Mörder bezeichnet, sagt in einer eigenhändigen Aufzeichnung, „daß der König in seinen Armen erschossen worden." Der Herzog faßte den König um den Leib, um ihn auf dem Pferde aufrecht zu halten, als der Kaiserliche Oberst-Lieutenant Falkenberg heransprengte und dem König durch den Rücken schoß, so daß er vom Pferde fiel. Hierauf wurden sowohl der Herzog als alle Andere des Gefolges vom Könige getrennt, außer sein Deutscher Page Leubelfingen, ein 18jähriger Jüngling, welcher vergeblich ihn vom Boden aufzuheben suchte. Während dieser fruchtlosen Anstrengung kamen Kaiserliche Reiter hinzu, verwundeten den Pagen, da er ihnen nicht eingestehen wollte, wer sein Herr sey, und gaben dem Könige, ohne ihn zu kennen, den Pistolenschuß durch die Schläfe, welcher sein Leben endete. Der todte Körper wurde, von mehreren Degenstichen durchbohrt, gemißhandelt und geplündert, nach dem Siege unter mehreren Haufen Todten, mit dem Gesicht nach dem Boden gekehrt, aufgefunden. Dies geschah nicht beim Schwedenstein, sondern auf der anderen Seite des Weges, näher nach Lützen zu. Vormals stand ein Akazienbaum auf dieser Stelle; es ist auf einem grünen Ackerrein; die Leute nennen ihn den Schwedenrein und zeigen die Stelle."

„Von hier begab ich mich nach dem auf der anderen Seite Leipzigs ganz nahe der Stadt gelegenen Schlachtfelde, wo Gustaf Adolph am 7. September 1631 und Torstensohn am 23. Oktober 1642 siegten, und wo Napoleon am 18. Oktober 1813 besiegt wurde. — Welche Erinnerungen! — Blut durch Blut versöhnt! — In einer Windmühle, wo ich einen Ueberblick über das Feld suchte, mischte der Müller abwechselnd Altes und Neues in seinen Erzählungen; — es war heute auch gerade der 7. September. — Gustaf Adolph's Schlachtfeld liegt bei Breitenfeld, nordwestlich von Leipzig. Die Leute behaupten, daß man noch jetzt Gräber seit jener Zeit sieht; — ich sah keine. Der Tannenwald beim Dorfe Lindenthal, wo Tilly beinahe den Todesstreich vom Schwedischen Hauptmann, der lange Fritz genannt, bekommen hätte, steht noch. Zwischen der Podelwitzer Windmühle und dem Dorfe gleichen Namens brach Banner's Reiterei gegen Pappenheim's hervor, während der König den Kern des feindlichen Heeres angriff. Der Feind stand mit seinem linken Flügel bei Wiederitsch, sein rechter war bis Göpselwitz vorgedrungen, Schwedens Alliirte, die Sachsen, vor sich hertreibend, bis Horn durch eine Seitenbewegung sich dem Feinde entgegenstellte und der König zum Entsatz herbeikam, nachdem auch die Pappenheimer durch Banner's Reiterei geschlagen und auf dem Wege nach Halle verfolgt worden. Bei Wiederitsch machte ebenfalls Torstensohn den zum Siege führenden Hauptanfall. Nicht weit vom Dorfe Klein-Wiederitsch ist noch das Gehölz, wo in Gustaf Adolph's Leipziger Schlacht fünf Regimenter Wallonen, eben so wie Napoleon's alte Garde bei Waterloo, sich lieber niedermetzeln ließen, als sich ergeben wollten, und mit ihren Leichen den Boden bedeckten. Ich übersah das Feld von der Windmühle bei Klein-Wiederitsch; — hier hat man Podelwitz gerade gegenüber, vor welchem Dorfe die Schwedische Armee aufgestellt war, auf der einen Seite sich bis Göpselwitz unter Horn's und rechts gegen Breitenfeld unter Banner's Befehlen ausdehnend; gerade vor sich rechts sieht man das kleine Gebüsch, wo Abends 6 Uhr der letzte entscheidende Kampf gekämpft wurde, worauf die fliehenden Schaaren auf der Dübener Straße nach Leipzig hineinströmten." ....

Frankreich.

Crébillon der Jüngere.

(Schluß.)

In Paris war es, wo die Zügellosigkeit jener Zeit in vollster Unumschränktheit thronte. Dort war man von aller Aufsicht und Zucht frei und noch mehr als in Paris auf dem Lande. Man muß die Confessions von J. J. Rousseau und die Briefe aus jener Zeit aufschlagen, um zu erfahren, welches Leben man in Montmorency führte, und was zu den Füßen der Dame, die hier gebot, Alles herbei strömte, von der allgemeinen Lust herangezogen und gefesselt. Diderot in seinen Memoiren, die vor kurzem erst herausgegeben worden, und denen man lange nicht Aufmerksamkeit genug geschenkt hat, erzählt einer reizenden Frau von den spaßhaften Zeitvertreiben auf dem Lande, von den lebhaften Exclamationen der guten Frau d'Aine, von den Streichen, die dem kleinen Abbé ohne Ende gespielt worden, von jenen merkwürdigen Ueberladungen des Magens, jenem langen Schläfer, jener Katzenmusik auf dem Spinet, jener unermüdlichen Opposition gegen Regierung und Kirche. Nun! Diese Details über das Landleben finden wir fast Wort für Wort in einem sehr hübschen Romane von Crébillon, la nuit et le moment betitelt, wieder.

Wer hätte es glauben sollen, daß wir von den Romanen der Tafelrunde oder auch nur von den Romanen Calprenèdes oder des Fräuleins von Scudéri zu diesen Conversationen im Hauskleide, von jenen ewigen Leidenschaften zu diesen flüchtigen Ergötzungen des Tages kommen würden.

Oh! wenn es sich hier um eine gewöhnliche Leidenschaft handelte, um eine Freiheit, wie sie wohl in der Regel vorkommt, und um Schilderungen der Leidenschaft, wie wir sie gewohnt sind, so würde ich mich wohl hüten, von dem Allen zu sprechen. So oft eine echte wahrhafte Leidenschaft auftritt, wirkliche Liebe in ihren ewigen Empfindungen uns vorliegt, so ist es nicht die Sache der Kritik, Ausdrücke zu kontrolliren, die empfunden und nicht erklärt seyn wollen, oder ein Drama in seine Einzelnheiten aufzulösen, das geraden Schrittes, ohne nach irgend eines Menschen Sinn zu fragen, seinem Ziele zueilt. Aber hier, wenn ich hier diese Obscönitäten, die noch obscöner werden durch den dünnen Schleier, der sie halb verhüllen soll, zergliedere, so geschieht es, um mich mit meinem Leser gegen diese kaltblütige Lasterhaftigkeit, für die es gar keine Entschuldigung mehr giebt, zu empören, diese Lasterhaftigkeit, die eine Zeit lang die Lust und die Erholung des achtzehnten Jahrhunderts war — mich zu empören gegen diese Frauen ohne Leidenschaft und ohne Liebe, die selbst das Laster noch verdorben haben; so geschieht es, um mit glühendem Eisen diese eleganten Marquis zu brandmarken, diese achtzehnjährigen Greise, die sich eben so untauglich bewiesen, den Namen ihrer Väter zu tragen, als mit ihnen zu wetteifern im Ruhm und in der Liebe; geschieht es, um zu zeigen, welch ein Unterschied und Abstand zum Heil der Staaten zwischen einer Frau und einer andern vorhanden, zwischen dem Fräulein de la Vallière oder der Frau von Montespan und der hübschen Buhlerin, welche die letzten Jahre Ludwigs XV. zu vergnügen auserseben war. Der Unterschied mag auf den ersten Blick gar nicht so groß seyn; beidemal ein König als Geliebter und eine Königliche Maitresse, aber welch ein Unterschied; großer Gott! Der Erstere liebt mit Leidenschaft Frauen, die seiner würdig waren, und findet Racine, seine Liebe zu verherrlichen; der Zweite liebt lasterhaft und schamlos eine lasterhafte herzlose Frau — und siehe da! vor unseren Augen steht plötzlich eine schlechte entnervte Literatur — ganz kleine Prosa, ganz kleine armselige Verschen, schändliche Bücher, die im Geheimen verkauft werden, die Schriften des Marquis von Sade und die Romane von Crébillon dem Jüngeren, lauter schlüpfrige Bücher, die mit einem Male mitten unter der Französischen Nation wie Pilze emporschießen, gleichsam als der nothwendige Kommentar für die Liebschaften ihres Königs. Die Französische Nation steigt von der Stufe ihrer Würde herab; keuchend, athemlos stürmt sie dahin, von einer Ausschweifung zur andern, löst sich in Unzucht und Luxus auf; ihr zu Gefallen lassen sich die edelsten Geister zu frechen Keckheiten herab, die sich für Männer von Ehre und gutem Geschmacke keineswegs geziemten. Voltaire zog die Jungfrau von Orleans, das edle Mädchen, in den Staub, in einem Gedichte, in dem er sein ganzes Genie und all' seinen Geist aufbot. Ja auch der große Montesquieu selber, dieser hohe Mann der Tugend, dies große Genie, dieser unsterbliche Philosoph, der so viel von unsrer so wenig verstandenen Geschichte verstanden hat, auch er fand sein Gefallen daran, Fadheiten wie le temple de Gnide und andere zu schreiben, in denen nackte Amors umhertanzen, und ewige geflügelte Freuden. Theuer genug hat die Französische Nation diese Verirrungen, die sie ergriffen, bezahlen müssen. Das politische Leben fand sie völlig zerrüttet und aufgelöst vom Laster. Als die Zeit erfüllt war, da hatte der Marquis von Sade für Danton eine breite Bahn geebnet, und als das verfolgte Königthum Mirabeau um Hülfe anrief, da brach Mirabeau zusammen — das Laster hatte das Mark seines Lebens verzehrt — in dem Momente, wo er das Königthum retten wollte. — Es ist keine große Nation möglich mit kleinen Menschen, wie es keine große Männer giebt, die groß genug wären, um den Kampf gegen die kleinen Pamphlete zu bestehen, was auch Beaumarchais sagen mag.

So dreist auch Crébillon in der Beschreibung der Laster dieser Epoche ist, so hat er doch nicht eine einzige ihrer Vorzüge und wirklichen Schönheiten zu erfassen vermocht. Von allen den Frauen, die sich in jener frivolen Welt bewegten und lächelnd dabeistanden, während

Digitized by Google

diese Monarchie, die so ganz für die Frauen gemacht war und ihnen nie wieder so geboten werden wird, zusammenbrach, hat Crébillon nur die verworfensten gesehen. Die sittenlosen Frauen haben ihn ausschließlich beschäftigt, die keuschen und ehrbaren sind ihm gänzlich entgangen. Wenn man ihn liest, selbst wenn man J. J. Rousseau liest, Voltaire, Diderot, Alle zusammen, so wird man versucht, zu sagen, daß das ganze XVIII. Jahrhundert ein Jahrhundert der Buhlerinnen war. Es ist durchaus unmöglich, die Frauen mehr zu beschimpfen und zu verunehren, als diese Männer gethan haben, ohne es zu wollen. Doch sind wir belehrt worden, daß es unter den Frauen jener Zeit große und erhabene Tugenden gab! Als sie zum Tode gingen, diese Frauen, als die Schreckenszeit über sie kam und sie ergriff mitten unter ihrem Prunk und ihrer irdischen Größe, als sie züchtig hinknieten, Gefühl für Schicklichkeit und Anstand bis zum letzten Momente beobachtend, ihr Kleid sorgsam zurecht zogen und bis in's Weiße des Auges erröttheten, ihren entblößten Hals dem Henker zu zeigen! Wie hätte mit einemmale und von einem Tage zum andern so viel Heldenmuth an die Stelle so verderbter Sitten treten können? wie hätten sich plötzlich so viel Tugenden durch so viel Laster hindurch Bahn brechen können? wie, wenn der alte Adel Frankreichs so durch und durch entartet gewesen wäre, wie er in den Romanen und Dramen dargestellt wird, wie hätte dieser Adel, und besonders seine Frauen, sich mit einemmale und ohne irgend eine weitere Anstrengung auf der Höhe seines alten Ruhmes zeigen können? Nein, nein, nein! das wäre nicht möglich gewesen, nun und nimmermehr möglich gewesen! Das Laster war nicht so allgemein, wie man es vorstellt. Die zügellosen Heldinnen jener Romane waren nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel: die darin vorgeführte Lasterhaftigkeit ist zu nackt und plump, als daß wir daran glauben sollten. Und gesetzt auch, alle jene Darstellungen wären wahr, das Jahr 93 und seine giftigen Kerker würden immer noch als hinreichende Buße für die Zeiten Ludwigs XV. und ihre verführerischen Boudoirs gelten können.

Ein einziges Mal und in einem Buche, welches ein schönes hätte werden können, wenn die Fehler, die wir überall in Crébillon's Schriften finden, nicht auch hierin hervorstechend wären — hat Crébillon versucht, uns eine junge Person aus der ehemaligen Gesellschaft vorzuführen. Fein, hübsch, reizend, geistreich, heiter, voll Adel, Erbin eines großen Namens und rein wie ein junges Mädchen aus dem siebzehnten Jahrhundert, die liebenswürdige Gestalt der Mademoiselle de Théville, ein Name, den ich nie vergessen habe, so groß ist der reizende Kontrast, den die, welche ihn führt, gegen alle Gestalten der übrigen Romane macht. Sie ist nicht die alleinige Heldin des Buches; eine andere Hauptgestalt steht ihr zur Seite, die der Mademoiselle de Lursay; die Eine repräsentirt die Verirrungen des Herzens, die Andere die des Verstandes, beide sind liebenswürdig und gut, Mademoiselle de Théville noch mehr als Mademoiselle de Lursay.

Wenn man mich fragte, welches der vernünftigste und bündigste Roman von Crébillon ist, so würde ich unbedenklich antworten: Les Égaremens du coeur et de l'esprit.

Es ist freilich wahr, daß Niemand darauf kommen wird, diese müßige Frage an mich zu thun, der Menge von Romanen wegen, die gegenwärtig kursiren. Wozu die alten lesen, wenn jeder Tag neue bringt? Schon genug, daß man sich entschlossen hat, für einen Moment mit mir auf die Liebschaften zurückzukommen, die nicht mehr sind. Vollenden wir also, um diese Sache ein für allemal abzuthun, unser galantes Unternehmen und durchstöbern unsere Boudoirs bis auf den letzten Winkel.

Zu der Zeit, als Crébillon schrieb, war es Mode in Frankreich, das heißt in Paris, denn Paris war Frankreich, — für das alte Griechenland zu schwärmen. Voltaire hatte uns mit den Athenienseru verglichen; es gab keinen jungen Hofmann, der sich nicht für einen Alcibiades hielt und seine Geliebte für eine Aspasia. Nie hat eine Zeit von so geringem gelehrten Wissen einen so groben Mißbrauch von dem Griechischen Alterthum gemacht, wie diese. Nichts Reizenderes, Hinreißenderes in der Welt, ihrer Meinung nach, als jene Alt-Attische Gesellschaft, in der die Hetären die Hauptrollen spielten, die Königinnen der Politik, der Poesie und der Freude waren und alles Geringere den anderen Frauen überließen. So war denn Aspasia einen Moment eben so sehr an der Mode, als Frau von Pompadour selber. Alcibiades trat mit dem Herzog von Richelieu in die Schranken. Eine große Ehre für den Alcibiades.

Diesem ernsten Studium des Griechischen Alterthums, unter diesem würdigen und edlen Gesichtspunkt aufgefaßt, verdanken wir die Lettres athéniennes Crébillon's. In einem Shakespeareschen Stücke kommt ein Herzog von Athen vor. Dieser Herzog von Athen ist in dem angeführten Romane Alcibiades. Auch dieser Roman ist einer in Briefen; Alcibiades, der zwanzig Jahre lang der Typus eines feinen Parisers war, Alcibiades, aus dem unsere vornehmen Damen allermindestens einen Musketier gemacht hätten, tritt hier in Rede und Kleidung nach der neuesten Mode auf. Wahrhaftig! es verlohnte sich der Mühe, mein junger Held, deinem Hunde den schönen Schwanz abzuschlagen.

Crébillon erzählt an einer Stelle eine Geschichte, die seinen Roman sehr gut würde beschlossen haben: Cleon geht über den Markt, das Volk ist versammelt, um über Frieden oder Krieg zu berathen. „Athenienser", sagt er, „wir sollten uns heut eigentlich über die Angelegenheiten des Staates mit einander besprechen, aber ich hatte nicht daran gedacht, daß ich heut einigen Freunden ein Diner gebe; das Essen ist fertig, der Wein schon aus dem Keller geholt und steht im Eis; mein Essen und und mein Wein können nicht warten; verschieben wir also die ernsten Geschäfte auf morgen."

Und die ganze Versammlung klatschte ihm Beifall!

Ludwig XV. hätte nicht besser gesprochen, und Frankreich hat sich gerade so benommen. Armes Frankreich!

Und hiermit genug. Crébillon der Jüngere hat noch andere Bücher geschrieben, über die ich nichts sagen mag, minder aus Scheu vor dem Leser, als weil es durchaus unnütz erscheint. Wir wollen nicht den letzten Schleier hinwegziehen, der diese geschminkte Literatur verhüllt; sie ist eine vorübergegangene Mode, die gegenwärtig zu Ende ist, eine Literatur, die glücklicher Weise im Grabe liegt und bittere Früchte getragen hat!

Wir wollen also nichts vom Sopha sagen, ein eben so schlechtes Buch wie ein anderes, welches betitelt ist: Ah! quel Conte! Der Sopha ist ein sehr bekanntes gerühmtes Buch. Von allen Romanen Crébillon's ist dieser derjenige, von dem man am meisten spricht, ohne ihn eigentlich gelesen zu haben, eben so wenig wie die übrigen. Ah! quel Conte! ist ein Roman in zwei Bänden, den ich dem Sopha in vieler Hinsicht vorziehe. Die Erzählung ist lebendig, bewegt, geistreich. Der Held des Buches ist ein schwacher Sultan, der mit seinen Frauen schwatzt, ein Held der Lust und der Behaglichkeit, der Geschichtchen und Ruhe über Alles liebt, und von dem sich Ludwig XV. keinesweges beleidigt fand, so viel Geist besaß er als König.

Was aber hier noch gesagt werden muß, um unseren Autor vor noch strengerem Tadel, als dem von uns über ihn ausgesprochenen, zu verwahren, ist dies, daß die Zügellosigkeit seiner Bücher die Schuld seiner Zeit und nicht die seine ist. Die Romane von Crébillon dem Jüngern sind die züchtigsten ihrer ganzen Epoche. Denn wenn man übersieht, was in jener Zeit an schmutzigen Büchern verfertigt und verschlungen worden, so stehen einem die Haare zu Berge! Die Sprache, der Geschmack, die Sitten, der öffentliche Geist, die Ehrfurcht und der Gehorsam der Jugend, Herz und Gemüth der Nation sind zu jener Zeit in Prosa und in Versen, in Romanen und in Kupferstichen auf alle nur erdenkliche Weise, durch alle Kunstgriffe und Hülfsmittel, die der Schamlosigkeit des Lasters zu Gebote stehen, auf's schmählichste beschimpft und mit Füßen getreten worden. Die trefflichsten Geister machten sich zu jener Zeit ein Spiel, ein förmliches Vergnügen aus der Immoralität. Es saßen zu jener Zeit Männer in der Bastille, Männer von großem Namen, großer Kraft und Geistesgewalt, dabei in der elendesten Lage — halb nackt, den brennendsten Leidenschaften hingegeben mit siedendem Blute, die in der Pein ihrer Begierden wüthend arbeiteten; diese schrieben solche schändliche Bücher. Diese Bücher wurden an die Buchhändler vom Polizei-Lieutenant selber verkauft, der den Erlös den Verfassern zukommen ließ. Napoleon selber hielt in Bicêtre einen berüchtigten Marquis jener Zeit (den Marquis von Sade) bis an seinen Tod eingesperrt. — Die Geschichte dieser Bücher würde sehr lang seyn und keines Interesses würdig; es wäre ein Takt dazu erforderlich, den ich nicht habe, und eine Kenntniß, die den Besitzer schamroth machen müßte. Meinem Gefühle nach haben wir schon mit den Büchern übergenug, die von Verfassern, wie Voltaire, Diderot, Montesquieu, J. J. Rousseau, herrühren. Diese sind das beste Mittel, sich vom Lesen anderer, die ähnliche Titel führen, abgehalten zu finden. Und wenn man sie gelesen hat, so wird man gern über sie schweigen, schweigen über diese Auswüchse der Literatur, die man, wohl oder übel, überall wiederfindet, bei allen Völkern und zu allen Zeiten, bei den Römern, bei den Griechen, in einer Ekloge des Virgil, in einer Ode des Horaz, im Theokrit. Seltsames Bedürfniß der Völker im Zustand der Kindheit oder der Verderbniß, ungebunden die Sprache der Sinne zu reden!

Glücklicherweise ist diese Art Literatur von kurzer Dauer. Ist das Volk im Zustand der Kindheit, so reift das Kind zum Manne heran und zum Familienvater, und denkt nicht mehr an die wilden Begierden seiner Jugend. Oder ist das Volk zerrüttet und morsch, so sinkt der Greis bald in Trümmer und Staub zusammen. Frankreich ist so unter seinen kleinen Büchelchen zusammengesunken, mehr noch, weit mehr noch und rascher und sicherer, als unter den Abhandlungen seiner Philosophen.

Doch kam ein Tag, wo die entartete Literatur in Frankreich eine seltsame, höchst eigenthümliche Lehre erhielt. Lange Zeit hatte man mit den alten Sitten ein Spiel getrieben, sie von allen Seiten angegriffen, die Keuschheit der Frauen, die Tugend der jungen Mädchen, die Sittlichkeit der Männer; da trat ein Schriftsteller auf, mit bitterem Zorn und furchtbarer Energie ausgerüstet, und legte dieser gesammten Schand-Literatur die Axt an die Wurzel; Schrecken und Abscheu vor dem allgemeinen Verderben zu erregen, war seine Absicht, der Lasterhaftigkeit seiner Zeit den Spiegel vorzuhalten; so schrieb er die Liaisons dangereuses. Welch ein Buch! Großer Gott! — Welche Abscheulichkeit in dieser Frau! Welche Unwissenheit in dem jungen Mädchen! Der gefährliche kalte Wüstling! Die schwache Mutter! Welch eine Welt! Welch ein Luxus! Welche Verachtung alles Maaßes und aller Sitte! — Der fürchterlichste Kommentar zu allen jenen schlüpfrigen Erzählungen, jenen kleinen halbverhüllten Romanen, allen jenen sentimentalen Schilderungen! Ein entsetzenvolles Schreckbild! Ich weiß nicht, was die Menschen jener Zeit gethan hätten, wenn sie es vermocht hätten, sich in diesem getreuen Spiegel zu betrachten und zu erkennen. Aber dieser Blick war ihnen versagt, sie standen schon am schwindelnden Rande des Abgrunds und stürzten hinab in Massen über einander; Thron und Altar und vornehme Herren, Regierung und Glauben, die Herzogin und die Tänzerin! Die gesammte alte Welt, die Welt in Spitzen und gestickten Kleidern, die große, die feine, die ohne Arbeit dahinlebte, reich und glücklich von der Wiege an, diese Welt, die nur für die Künste, die Liebe, für die Macht, für den Ruhm, für die Frauen geboren war, diese ganze Welt war in einem Tage dahin und todt, todt auf ewig!

Um zu vollenden, was ich noch über Crébillon den Jüngern zu sagen habe, so muß ich hinzufügen, daß dieser Mann, trotz der Leichtsinnigkeit seiner Schriften, in seinem wirklichen Leben von strengen Sitten und untadelhaftem Wandel war. Die Art, wie er sich gegen seinen Vater bis zu den letzten Lebens-Momenten desselben nahm, ist ungemein rührend und schön. Als des Greises hohe Gestalt von Alter und Kummer

gebeugt war, da ward der Arm seines Sohnes seine Stütze. Nicht eine Stunde verließ ihn der Sohn, der ihm in doppelter Beziehung in gleich hohem Maaße ergeben war, dem Vater, den er liebte, und dem Dichter, den er bewunderte. Crébillon führte seinen Vater zur Frau von Pompadour. Als der edle Greis eintrat, befand sich Frau von Pompadour im Bette; sie hatte Migraine, das liebe Leiden, das sie an die Tagesordnung gebracht hatte. Sie winkte Crébillon, näher zu kommen. Sie war gerührt, ihn so vor sich zu sehen, vor Schwäche zitternd, arm, den berühmten Mann, dessen Haupt und Schläfe doch so reichlich umwunden waren von jenen tragischen Palmen, die damals so hoch gehalten wurden, obwohl Frankreich später damit freigebig genug geworden. Da ließ sie ihn niedersitzen auf ihr Bett, die reizende Frau; sie sagte ihm schmeichelhafte Worte, die sie mit so süßer Stimme und einem so liebenswürdigen Lächeln zu sagen wußte! Der Greis war außer sich und weinte vor Freude. Plötzlich tritt der König ein. Crébillon, am ganzen Leibe zitternd, erhebt sich: „O, mein Gott! Madame!“ ruft er aus, „wir sind verloren! Der König hat mich auf Ihrem Bette sitzend gesehen!“ —

Crébillon der Vater genoß eine Pension von tausend Thalern, und seine Werke hatten die Ehre, in der Druckerei des Louvre gedruckt zu werden. Was den Sohn betrifft, so wurde ihm ein Glück zu Theil, das er sich wohl nicht hatte träumen lassen, selbst in seinen Romanen nicht. Er war gerade allen Sorgen um die Nothdurft des Lebens, die dem literarischen Leben jener Zeit so viel Reiz verliehen, hingegeben, als ihn eines Morgens eine junge Engländerin zu sich bitten läßt; es war eine junge, hübsche, reiche Person von guter Familie, die von den Egaremens du coeur et de l'esprit zu leidenschaftlicher Bewunderung für Crébillon hingerissen worden war. Sie gab ihm ihre Hand mit allen ihren Glücksgütern, und als das Jahr 93 herankam, war Crébillon so glücklich, seine Frau, sein Vermögen und sich selber zu retten.

Wundert euch über die ungleiche Laune des Schicksals und sagt uns den Grund davon, wenn ihr könnt, liebe Leser! Ein züchtiges Englisches Mädchen kommt nach Frankreich, lediglich in der Absicht, dem frivolen Verfasser einiger zügellosen Romane ihre Hand zu bieten, und zu derselben Zeit findet einer der gewaltigsten Geister Frankreichs, das wärmste Herz und die feurigste Seele, der Meister in der Sprache der Leidenschaft, J. J. Rousseau, nachdem er von fünf oder sechs Frauen, die sich Laffen zu Gegenständen ihrer Zärtlichkeit ausgesucht hatten, verschmäht worden war, zur Gefährtin seines edlen Lebens nur eine gemeine Magd, die ihn zu Tode ärgerte und, als er todt war, sich einen Stallknecht heirathete.

Jules Janin.

Bibliographie.

De la liberté commerciale et de la réforme de nos lois de douane. — Von A. J. Lherbette.

Bibliothèque militaire. — Von Liskenne und Sauvan.

Flore française. — Von A. Mutel. 3 Bde. 24 Fr.

Australien.

Neu-Süd-Wales.

Nach den neuesten Berichten beläuft sich die Zahl der Bewohner dieser Kolonie, die man gewöhnlich noch mit dem Namen Botany-Bay bezeichnet, auf 65,000. Davon kommen 20,000 auf die Deportirten. Die übrigen 45,000 Individuen lassen sich bequem in drei Klassen abtheilen. Zur ersten Klasse gehören die freien Einwanderer; sie sind eben so zahlreich, als jede der beiden übrigen Klassen, und bilden im Allgemeinen den friedlichsten und aufgeklärtesten Theil der Bevölkerung. Zur zweiten Klasse rechnen wir die Eingebornen, die von Europäischen Aeltern erzeugt sind; diese Klasse steht der ersteren an Intelligenz und Ordnungsliebe etwas nach. Endlich drittens kommen die Freigelassenen, daß heißt die Deportirten, deren Strafzeit schon vorüber ist, so wie diejenigen, welche mit Rücksicht auf ihr gutes Betragen vor der Zeit begnadigt worden sind. Wenn auch die Erfahrung schon öfters bewiesen, daß die Verbrecher selbst nach ihrer Freilassung immer noch etwas von ihrem früheren roheren Charakter beibehielten, so hat man sich doch überzeugt, daß diejenigen, die ein Gewerbe trieben, oder etwas Eigenthum erworben hatten, oder überhaupt auf irgend eine Weise bei dem Wohlstande der Kolonie betheiligt wurden, sich allmälig mit der übrigen freien Bevölkerung völlig zu identifiziren und sich die öffentliche Achtung wieder zu erwerben gewußt haben. Sydney, als die Hauptstadt der Kolonie, ist heutzutage schon eine bedeutende Stadt. Man findet daselbst mehrere Manufakturen und Fabriken, die nicht bloß die Gegenstände zur Befriedigung der nöthigsten Bedürfnisse, sondern auch noch manche Mode- und Luxus-Artikel liefern. Die Zahl der Einwohner beläuft sich gegenwärtig auf 17,000. Alle Donnerstag wird in der Stadt ein Markt gehalten, wo die verschiedenen Erzeugnisse des Bodens und der Industrie zum Verkauf gebracht werden. Im äußersten Süden der Stadt ist auch ein Vieh-Markt eröffnet worden; endlich giebt es noch einen dritten Marktplatz nicht weit vom Hafen, wo man allerlei Europäisches Geflügel, mehrere Sorten von den auserlesensten Fischen, alle Küchenkräuter und die Früchte der gemäßigten Klimate, wie zum Beispiel Kartoffeln, Melonen, Aepfel, Birnen, Pfirsichen, Aprikosen, Pomeranzen, Citronen, Weintrauben, Feigen, Kirschen und Johannisbeeren, endlich Eier und Milchwerk in Ueberfluß hat; auch sind die Preise aller dieser Eßwaaren äußerst mäßig. Durch die große Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die zum Verkauf gebracht werden, und die zahlreiche Menge der Käufer und Besucher des Marktes gewährt derselbe einen recht interessanten lebhaften Anblick. In kurzer Zeit haben sich in der Stadt bedeutende Handels-Etablissements gebildet; auch sind mehrere Hospitäler, öffentliche Schulen und verschiedene Kirchen für die anglikanische, die schottische und die katholische Konfession mit großer Schnelligkeit aufgeführt worden. Einen der bedeutendsten Handelszweige der Kolonie bildet in diesem Augenblick der Wallfisch- und Pottfischfang; gegen funfzig Schiffe von verschiedenem Tonnen-Gehalte laufen jährlich von Sydney aus, um längs der Ostküste von Neu-Holland, in der Nähe der Twofold-Bay und an der südlichen Küste von Neu-Seeland zu fischen. Die Kaufleute von Sydney haben in jenen Gegenden ihre eigenen Niederlassungen, wo sie das Fett des Wallfisches schmelzen lassen. Uebrigens besuchen die auf den Wallfischfang ausgehenden Schiffe von Sydney auch die ganze Meeresfläche des großen westlichen Oceans, von dem Port Jackson bis zum Japanischen Meere hin, und werden die bei dem Fischfange erforderlichen Instrumente in Sydney selbst angefertigt. Als ein sehr wichtiges Produkt von Neu-Süd-Wales ist die Schaafwolle anzuführen; dieselbe wird hinsichtlich ihrer Feinheit der Sächsischen Wolle gleich geachtet. Im Jahre 1834 belief sich die Quantität der von Sydney nach London ausgeführten Wolle auf 14,948 Ballen, von denen neulich etwas nach Frankreich gebracht worden. Schon seit langer Zeit werden zu Sydney Zeitungen ausgegeben, die täglich erscheinen, und vor kurzem sind daselbst auch ein wissenschaftliches Journal und ein Almanach, der zugleich einen Adreß-Kalender der ganzen Kolonie enthält, begründet worden. Die Australische Presse hat sich besonders das Ziel gesteckt, die Abneigung und den Widerwillen der Klasse der freien Eingewanderten gegen die Deportirten und Freigelassenen eifrigst zu bekämpfen, und man kann nicht leugnen, daß dieses löbliche Streben schon von manchem Erfolge gekrönt worden.

Mannigfaltiges.

— Die Ehen in Frankreich und in England. Vergleicht man die Ehen, wie sie in England geschlossen zu werden pflegen, mit denen in Frankreich, so bietet sich uns die auffallendste Verschiedenheit dar. Während die jungen Ladies an der einen Seite des Kanals sich einer fast übermäßigen Freiheit zu erfreuen haben, sind die Demoiselles auf der andern Seite desselben im höchsten Grade eingeschränkt in dieser Beziehung. Die Französischen Damen kommen sehr selten dazu, über die Wahl ihres zukünftigen Gemahls selbst zu bestimmen; und geschieht dies auch einmal, so sind sie doch immer an die Einwilligung ihrer Aeltern und Vormünder streng gebunden, da das Gesetz ausdrücklich die Eingehung der Ehe davon abhängig macht. Und selbst bei einem Alter von fünfundzwanzig Jahren bei dem männlichen, und einundzwanzig Jahren bei dem weiblichen Geschlechte, wo nach dem Code Napoléon auch wider den Willen der Aeltern eine Ehe einzugehen gestattet ist, hat man doch solche Förmlichkeiten und prozessualische Handlungen vorgeschrieben, daß die bescheidene junge Dame sich niemals denselben unterziehen dürfte; nur wenige werden, wie das Gesetz es verlangt, durch zwei Notarien oder einen Notar und zwei Zeugen gegen den Willen ihrer Aeltern feierlich protestiren und so sich drei Monate hindurch dem öffentlichen Gerede preis geben. Von Entführungen, wie man sie in England so häufig findet, und wie sie daselbst unter dem Namen „trips to Gretna-green“ so bekannt sind, weiß man in Frankreich gar nichts, indem die jungen Damen wegen der Strenge des Gesetzes gar wohl auf der Hut seyn müssen, um nicht den öffentlichen Anstand zu verletzen. Aus allem diesen geht hervor, daß in Frankreich nie eine Ehe zu Stande kommt, wofern nicht die Aeltern vorher ihre ausdrückliche Einwilligung dazu gegeben haben. Sollte aber diese unbeschränkte Macht, die das Französische Gesetz in die Hände der Aeltern gelegt, nicht zu manchem Mißbrauch und mancher Unbill führen?

(Le Mariage en France, par M. Lefebvre.)

— Die Derwische Mewlewi in Konstantinopel. Der Stifter dieses merkwürdigen Ordens war der große mystische Dichter Dschelaleddin Rumi, aus dessen Arabischem Titel Mewlana (unser Herr) der Name Mewlewi entstanden ist. Zu Balch, der Hauptstadt von Chorasan, geboren und selbst aus fürstlichem Geblüte stammend, lebte er am Hofe des größten der Seldschukischen Sultane, Alaeddin Keikobad, zu Konia (Iconium), welches noch heutzutage der Sitz des von Dschelaleddin abstammenden Oberhauptes der Mewlewi ist. Wer in diesen Mönchs-Orden aufgenommen seyn will, der muß allem irdischen und sinnlichen Tand entsagen und einem Noviziate von 1001 Tagen sich unterwerfen, während welcher Zeit er die niedrigsten Klosterdienste verrichtet. Erst nach Ablauf der 1001 Tage erhält er gleichen Rang mit den übrigen Mönchen und nimmt von der Zeit an allen ihren religiösen Gebräuchen Antheil. Die Mewlewi stellen zweimal wöchentlich — am Dienstag und Freitag — in ihrem Oratorium (Tekke) öffentliche Uebungen an. Ihr berühmter Wirbeltanz ist von dem Stifter selbst erfunden, der in seinen Werken verschiedene Erklärungen desselben giebt, von welchen folgende die vornehmsten sind: „Indem man einen Kreis beschreibt, kehrt man sich nach allen Seiten, um überall Gott zu suchen, den man überall findet, weil Gott allgegenwärtig ist. Außerdem bezeichnet die stete Veränderung der Stellung unsere Abstraction von den Gütern dieser Welt, bei deren keinem wir verweilen dürfen.“ — Die Mewlewi haben, wie uns schon mancher Artikel der Türkischen Zeitung belehrte, mehrere Klöster in Konstantinopel. Das vornehmste befindet sich in der Vorstadt Pera. Das Oratorium desselben steht, von dem Kloster separirt, auf dem Todtenacker des Ordens. Dieser Todtenacker beherbergt auch das Monument des berühmten Renegaten Bonneval, der auf der Türkischen Inschrift den Namen Ahmed Pascha führt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Mittwoch den 6. Mai 1835.

Süd-Amerika.

Der Diktator Francia.

Von diesem merkwürdigen Manne ist in Europa so wenig bekannt, daß wir, obgleich wir schon früher Manches über ihn und sein Land mitgetheilt, doch gern den nachfolgenden Bericht eines Mannes aufnehmen, den seine vielfachen Beziehungen zu dem Diktator zu interessanten und wichtigen Eröffnungen über denselben befähigen. Der Charakter, so wie das Verwaltungs-System Francia's erscheinen in demselben in minder günstigem Lichte, als in früher bekannt gewordenen Berichten. Zum Theil mag dies auf Rechnung der Verfolgungen und Unbillen zu setzen seyn, welche der Berichterstatter von Seiten des „Despoten von Paraguay" zu dulden gehabt; von der anderen Seite aber sind diese selbst als ergänzende Beiträge und Aktenstücke zur Charakteristik Francia's anzusehen.

„Als nach dem Siege über die Truppen von Buenos-Ayres der Spanische Gouverneur Velasco abgesetzt worden, errichtete man eine Junta, aus den beiden Militair-Anführern Yngros und Cavallero, die bei der Action zugegen gewesen waren, und einem Dr. Francia bestehend, — welche die Angelegenheiten der noch jungen Republik leiten sollte.

Dieser Dr. Francia hat sich durch seine Tyrannei berüchtigt gemacht. Er hat mit so frevlem, unerbittlichem Gemüthe jede Art von Grausamkeit, nicht gegen seine Untergebenen allein, sondern auch gegen Europäer ausgeübt, daß er, der in Europa noch wenig Gekannte, bekannt zu werden verdient als ein Monstrum von Härte in unseren Tagen vorgeschrittener Humanität und Bildung. Er würde in den schlechtesten Zeiten des Römischen Kaiserreichs sich den schlechtesten der Römischen Kaiser haben an die Seite stellen dürfen; so erfindungsreich und raffinirt ist seine Grausamkeit. Im Herausfinden von Motiven für seine Grausamkeit, in der unbeugsamen Härte seiner Maßregeln, in der Ausübung seiner Tyrannei, die, zu kleinlich, um groß genannt zu werden, doch viel zu barbarisch ist, um nicht als monströs bezeichnet zu seyn, hat er durch Mordthaten, Confiscationen und Verhaftungen sich eine höchst bedeutsame Stelle in den Annalen gesetzloser Verderbtheit errungen.

Dieser ungewöhnliche Mann erhielt seine Erziehung zu Cordova, dem Salamanca von Süd-Amerika. Er ist ein Mann von arglistiger finsterer Art, und von versteckter angelernter Haltung. Durch Fleiß, und trotz der Scheelsucht der Kirche, hat er sich, außer den auf der Universität herkömmlichen Fakultäts-Wissenschaften, eine mittelmäßige Kenntniß der Algebra und eine noch oberflächlichere der Geometrie und des Griechischen erworben. Es war jedoch ausgemacht, daß er in beiden Fächern wohl unterrichtet sey; auch war in seiner ganzen Kollegenschaft kein Einziger, der ihm das Gegentheil hätte beweisen können. Nachdem er seinen Kursus gemacht, kehrte er nach Paraguay zurück, wo er bald als Advokat eine ansehnliche Praxis erlangte. — Ein striktes Haften an der einmal von der vorliegenden Sache gefaßten Ansicht, — ein mehr als gewöhnlicher Scharfsinn, so wie die Kenntniß seines Faches, — große Erfahrung und ein daraus herfließendes Uebergewicht über die Schwäche seiner Landsleute, — dazu der ihn umgebende Nimbus wegen seiner mysteriösen Vertrautheit mit den geheimen Wissenschaften, — Alles dies erregte von ihm eine hohe Meinung. Mit Buchstaben subtrahiren und multipliziren zu können, — eine Sprache zu lesen, deren Charaktere sogar unbekannt waren, — Winkel zu messen und Höhen zu bestimmen mit der Meßscheibe, — und die Jupiter-Trabanten vermöge eines Teleskops zu zeigen, — das waren Künste, die so gewiß jedem Einwohner von Paraguay, außer dem Dr. Francia selbst, unbekannt waren, als der Universität, die ihn erzogen hatte, eine hebräisch geschriebene kritische Dissertation über das hochwichtige, tiefverhüllte und sublime Geheimniß des Digamma.

Diese Ueberlegenheit des Dr. Francia in seiner Profession steigerte sich noch, als er Mitglied des Verwaltungs-Ausschusses ward. Bald versuchte er es, den militairischen Einfluß seiner beiden Kollegen durch seine juristischen Kenntnisse und seine wachsende Popularität zu zerstören. Er stichelte, spöttelte und kommandirte, bis endlich die anderen Mitglieder der Junta seines Uebermuthes müde wurden. Er seinerseits hatte wiederum auch keine Lust, länger ihrer Unwissenheit und Anmaßung zuzusehen. In einem Anfalle von Verdruß und Mißbehagen auf seiner und zur größten Befriedigung der anderen Seite zog er sich in seine Privat-Verhältnisse zurück, nach seinem kleinen Landhause, etwa sechs Meilen von der Stadt.

Hier war es, wo er allmälig und erfolgreich, obschon ganz im Stillen, seinen Einfluß unter dem Volke auszudehnen begann, — durch schmiegsames Benehmen gegen die niederen Klassen, — durch scheinbare Resignation auf alle Gewalt, auf deren mißbräuchliche Ausübung er dagegen desto schärfer hindeutete, — und durch affektirte eifrige Hingebung für die Studien, denen er, wie er wohl wußte, so viel von der blinden und immer steigenden Anhänglichkeit, deren er genoß, zu verdanken hatte.

Ich hatte um jene Zeit Gelegenheit, ihm auf dem Lande sehr nahe zu leben, und da ich eines Abends in die Nähe seines Hauses gekommen, bat er mich mit der damals in allen Spanischen Besitzungen geläufigen Gastfreundlichkeit in das Haus. Die Hütte hatte ein niedriges Strohdach; rings um dieselbe lief ein bedeckter Gang, der vor der Thüre Schatten gewährte, und, da er Mauern und Fenster gegen die Strahlen der Sonne schützte, nicht bloß die niedrige Wohnung kühl erhielt, sondern auch über die ländlichen Zimmer ein liebliches Helldunkel verbreitete. Das Häuschen lag am Fuße eines kleinen Hügels, der bis zum Gipfel schön mit Bäumen bewachsen war. Wenige Palmen breiteten ihr anmuthiges Laubwerk über den Rasen des räumigen Grasplatzes vor demselben. Eine große Zuckerrohr- und Baumwoll-Pflanzung auf der einen Seite des Hauses, und ein dichter dunkler Orangen-Hain, der einer Menge Papageyen Futter und Schatten bot, auf der anderen, nahmen zur Hälfte das kleine Thal ein, in welchem die niedrige, doch romantische Wohnung dessen lag, der einst Diktator und Tyrann von Paraguay werden sollte.

Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten eben das friedliche kleine Thal, und tauchten die baumreichen Anhöhen, von denen es umschlossen lag, in die lieblichen Farben der Dämmerung. Die Papageyen setzten sich auf ihre Stangen, um zu schlafen, und die Fasanen nahmen an den schönen Gebüschen entlang ihren Abendschmaus zu sich.

Es lag in der ganzen Szenerie der Reiz tropischer Ueppigkeit und eine Stille, die, wie man denken sollte, der abgeschlossenen, zurückgezogenen Art des Dr. Francia zusagen, seinen Charakter — namentlich in Verbindung mit seinen Studien und der anmuthigen Einsamkeit und Abgeschiedenheit des Ortes — wenigstens einigermaßen hätte sanfter stimmen sollen; aber der wilde Ehrgeiz lag, gleich einem lauernden Ungeheuer, in seiner Brust, und wartete nur auf die Gelegenheit, aus seinem Hinterhalt hervorzukommen, um das Land mit Blut zu bedecken, und Verwüstung und Verderben überall zu verbreiten.

Er ging in dem Vorhause auf und ab, in einen weiten scharlachenen Mantel nach Spanischer Weise gehüllt, und schlürfte durch eine Röhre aus einer kleinen Calabasse einen Aufguß der Yerba oder des Paraguay-Thees. Seine Figur war lang und mager, seine Farbe gebräunt, seine Miene und Haltung sichtbarlich streng und ernst, obgleich sie sich bei dem Empfange eines Gastes, in dem er einen Ausländer sah, zu dem Ausdrucke würdevoller Galanterie milderte.

Nach der ersten Begrüßung hatte ich Muße, dieses scharfsichtige, strenge, durchdringende Gesicht zu beobachten. Sein dunkles schwarzes Haar war sorgsam von der großen Stirn gestrichen, und fiel reich auf die Schultern nieder. Der feine forschende Blick seines schwarzen Auges ward durch eine gewisse leichte, sogar schlichte Art des Betragens gemildert. Er sprach in sehr allgemeinen Phrasen über den Zustand des Landes, sagte, daß er nur sich selbst lebe, und bot sein Haus und seine Dienste in den gewöhnlichen Höflichkeits-Formeln, wie sie im Lande kursirten, an.

Kurz nach dieser Periode kam er zur höchsten Macht, nachdem er alle seine Pläne und alle seine vorläufigen Maßregeln in's Werk gesetzt, durch welche diese Macht dauernd, unbeschränkt, grausam und durchaus keiner Rechenschaft pflichtig werden sollte.

Um die Zeit, da Dr. Francia wieder an der Verwaltung Theil nahm, schickte Buenos-Ayres einen Deputirten nach Paraguay in der vernünftigen und natürlichen Erwartung, daß dieses, — ohne die geringste Anerkennung einer Abhängigkeit von jenem Staate, — Maßregeln treffen werde, die ein freundschaftliches politisches Verhältniß zwischen beiden Ländern, namentlich in kommerzieller Rücksicht, begründen sollten. Der von Buenos-Ayres gethane Antrag einer Allianz war durch die wechselseitige Stellung der beiden Staaten zu einander so natürlich bedingt, daß Jeder eine rasche Erledigung der Angelegenheit durch Stipulationen, die mit den Interessen beider Seiten im Einklange standen, entgegen sehen mußte. Die Sache schlug jedoch anders aus.

Dr. Francia hatte vorweg beschlossen, sich nicht mit Buenos-Ayres, so wie überhaupt mit keinem Staate, Großbritanien ausgenommen, in Verbindungen einzulassen. Die Verbindung mit England sollte ganz in derselben Weise und unter denselben Bedingungen stattfinden, wie zwischen China und England. Zu Neembucu, 240 Meilen von As-

sumption, der Hauptstadt von Paraguay, war ein Nebenhafen angelegt worden, wohin seine merkantilischen Verbündeten, die Engländer, ihre Manufakturen bringen durften, unter der Bedingung jedoch, daß sie ihn zu gleicher Zeit mit Waffen und Munition versorgten. Er beschloß ferner, sich seiner Collegen zu entledigen, und that so, als wenn er, bevor er dem Deputirten von Buenos-Ayres Bescheid geben könne, den großen Kongreß zusammenberufen müßte, der aus Repräsentanten bestand, die mit der kleinlichsten und ängstlichsten Rücksicht aus dem Volke gewählt wurden. Zu diesem Behufe ertheilte er Befehle, so daß drei Monate auf die bloße Zusammensetzung des Kongresses vergingen. Die Zwischenzeit benutzte er sehr geschickt dazu, die, zwischen seinen Landsleuten und Buenos-Ayres natürlich bestehende Feindschaft zu nähren und zu steigern, — die Offiziere der Truppen von Paraguay in sein Interesse zu ziehen, — sich persönlich und genau mit den Deputirten, die in die Stadt kamen, bekannt zu machen, — und eines Jeden Eitelkeit und Wünschen zu schmeicheln, durch weitaussehende, unbestimmte Versprechungen von Schutz und Beförderung in Bezug auf die respektive Volksklasse, der er angehörte. Durch eine Verzögerung nach der anderen, wußte er die Zusammenberufung des Kongresses zwei Monate über die für seine Sitzungen bestimmte Zeit hinzuhalten, — nachdem sich bereits alle Deputirten in Assumption eingefunden. Durch diesen Plan gewann er nicht nur Gelegenheit, seinen Anhang zu verstärken, die zu ihm Uebergetretenen vollends zu gewinnen und die noch Schwankenden für sich zu entscheiden, sondern brachte die armen Deputirten in solche Mißlichkeiten und Unkosten, daß sie sich durch seine Einflüsterungen bestimmen ließen, auf einen endlichen Abschluß ihrer Geschäfte gleich den ersten Tag des Kongresses zu bestehen.

So übergaben sie sich und das Land, — an Händen und Füßen gebunden, — dem Manne, der die Macht, mit welcher er von ihnen bekleidet worden, verwandte, ihren Handel zu vernichten, — ihren Ackerbau zu zerstören, — die niedrigen Volksklassen zu Sklaven zu machen — und einen jeden Mann im Lande, an dem nur eine Spur von Einfluß, Wohlhabenheit oder Kenntnissen sich zeigte, zu mißhandeln oder gefangen zu nehmen.

Man würde kein Ende finden, die niedrigen, gemeinen, aber gut berechneten und wohlgeordneten Maßregeln aufzuzählen, deren sich Francia jetzt bediente, um sein Schreckenssystem festzustellen. Seine erste Sorge war, jede Muskete und jede verrostete Büchse aufsammeln zu lassen und in seine unmittelbare Aufsicht zu nehmen. Die Zahl der Wachen (Quarteleros, wie sie heißen, weil sie sich in Quartieren oder einer Art Baracken befanden) wurde vergrößert, und jeder höhere, als der Capitains-Rang abgeschafft; der Diktator selbst war Colonel, General, Zahlungs- und Quartiermeister und erster Schneider im Regiment. Keine Muskete ward anders, als von ihm eigenhändig verabfolgt; Grenadierhüte und Uniform-Tressen wurden nicht bloß von ihm überwiesen, sondern auch angepaßt, eingekauft und vertheilt durch ihn selbst. Er verkehrte persönlich mit allen Leuten des Regiments, hätschelte, schmeichelte, liebkoste, bezahlte sie selbst. Dabei wußte er den Geist beständiger, eifersüchtiger Rivalität und der Bewerbung um seine Gunst unter ihnen zu erregen. Er begann sein Leutseligkeits-System bei dem Gemeinen, führte es durch alle Grade des Korporals, Sergeanten, Fähnrichs und Lieutenants hindurch, bis es bei dem Capitain seine Endschaft erreichte. Die höhere Stellung, die dieser einnahm, erschien durch die natürliche Verehrung und Ergebenheit, die jedermann in der Compagnie gegen den Diktator hegte und äußerte, je nach der von demselben erfahrenen Begünstigung, — in einer gewissen Unterordnung. Gegen dieses, dem Subalternoffiziere gestattete Selbstgefühl reagirte der Diktator wieder durch den unbedingten Gehorsam gegen die Befehle des Capitains, die er von Soldaten und Offizieren forderte. So sah sich der Capitain, ohne den vom Diktator angelegten Plan zu durchschauen, im Besitz des wirklichen Kommando's, ohne allen moralischen Einfluß; und wiederum fühlte der Soldat, ohne zu wissen, wie so? daß, ob er gleich dem Capitain und seinen übrigen Vorgesetzten zu gehorchen habe, — in sofern dies eine Bedingung war, bei dem Diktator in Gunst zu kommen, — wenn der Capitain oder ein anderer Offizier sich eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließen, der Diktator leicht auf ihn, — den Soldaten, — fallen könnte, und ihn an die Stelle jener setzen. So bildete die eifersüchtige Wachsamkeit eines jeden höheren Offiziers auf den ihm zunächst untergeordneten ein Beaufsichtigungs-System in Rücksicht auf das Betragen, und es konnte nicht fehlen, daß von jedem Mißverhalten dem Diktator Bericht erstattet wurde. Die Hoffnung einer Rangerhöhung, wie sie der Diktator den Subaltern-Offizieren und den Gemeinen immer vorspiegelte, erhielt diese einerseits in dem Kreise ihrer Pflichten; so wie sie andererseits jeden Verstoß gegen die Subordination von Seiten der höheren Offiziere gleich in's Hauptquartier meldeten. — Eben so wurde auch ein esprit de corps nicht bloß begünstigt, sondern sogar eingeschärft, selbst dem niedrigsten Soldaten, da er angehalten wurde, sich als bedeutsamer zu betrachten, denn jeden Bürgerlichen. Durch diese Auszeichnung in der Gunst beabsichtigte der Diktator nicht bloß jede unangenehme Stimmung, die sich bei seinem Zuchtsystem nur zu leicht in dem Einzelnen hervordrängen konnte, niederzuhalten und auszugleichen, sondern auch seine Schreckensregierung auf das festeste zu begründen, und jede Spur bürgerlicher Freiheit unter dem Volke zu erdrücken. Er hatte beschlossen, jeden Geist, der kühn genug wäre, seine Macht in Zweifel zu ziehen, welche nicht bloß an sich unumschränkt, sondern auch in der Verübung ihrer Grausamkeit unzurechnungsfähig seyn sollte, — in gänzliche, schweigende Unterwürfigkeit zu versenken. Er sann immerfort neue Mittel aus, ein ohnedies schon so niedriges Volk, wie die Paraguayten bereits in ihrer politischen Verworfenheit waren, noch nichtswürdiger, noch knechtischer, noch unwissender zu machen.

Niemand konnte über die Straße gehen, ohne von dem ersten besten Soldaten, dem er begegnete, absichtlich gestoßen zu werden; dieser zwang Jeden, den Hut vor ihm abzunehmen, lachte ihn aus, neckte ihn und forderte Geld. Kein Haus war gegen ihre Aufdringlichkeit geschützt, Niemand konnte sich der Ansteckung ihrer Lasterhaftigkeit entziehen. Gelegentlich schalt sie wohl Francia einmal aus, aber mehr, um sie die unumschränkte Macht des Diktators selbst über den militairischen Uebermuth, den er selbst genährt, fühlen zu lassen, als um diejenigen, welche von jener Zügellosigkeit gelitten, zu begütigen oder sich Popularität zu gewinnen.

Sein nächster Schritt war, jeden, sowohl merkantilischen als brieflichen Verkehr, mit jedem Orte außerhalb der Grenzen von Paraguay abzuschneiden; keine Seele durfte in die Provinz kommen oder sie verlassen; kein Ballen Waare durfte ausgeführt werden; eine grausige Kirchhofsstille lastete auf dem Lande. Rührige Fahrzeuge belebten den Fluß nicht mehr, noch auch gab es Handel; die ausführbaren Produkte des Landes wurden in den Magazinen aufgespeichert; Taback ward nicht mehr gebaut, denn Niemand suchte welchen; die Yerba konnte nicht mehr versandt werden, und ward daher nicht eingesammelt; der Zuckerbauer stellte sein Handwerk ein; Tausende von rüstigen arbeitsamen Menschen fielen ohne Arbeit und Beschäftigung der Gemeinde zur Last. Armuth brach über das Land nach seiner Länge und Breite herein. Einundzwanzig Jahre sind verflossen, seitdem Francia das Land von seinem natürlichen Verkehr mit andern Ländern abgeschnitten, und nicht nur hat während dieser Zeit das rührige und wohlthätige Handelsleben ersterben müssen, sondern Trägheit, Laster und Elend, eine sklavische Abgestorbenheit und Apathie hat sich aller Bewohner bemächtigt. Die Länder, welche sie früher versorgt, namentlich mit Yerba, Thee und Taback, haben sich inzwischen des Gebrauchs dieser Produkte entwöhnt, oder sich anderswoher ihren Bedarf verschafft, so daß das Elend nicht bloß für die Gegenwart eingerissen, sondern auch für die Zukunft dauern wird, da es große Mühe und Anstrengung kostet, Handels-Artikel zu ihrer früheren Bedeutsamkeit zu erheben; und bringen wir den Fortschritt in Anschlag, der unter einer ordentlichen vernünftigen Verwaltung sicher erfolgt wäre, so ist der Rückschritt, den Dr. Francia's Tyrannei herbeigeführt, so wie der Umfang der politischen Verbrechen, für die er verantwortlich ist, gleich furchtbar und unberechenbar. (Schluß folgt.)

F r a n k r e i c h.

Ueber den jetzigen Zustand der Oper in Paris.

Von Fétis.

Vor ungefähr sieben oder acht Jahren kam man auf den Gedanken, die Oper, welche damals auf Kosten der Civil-Liste unterhalten wurde, in Privat-Entreprise zu geben, weil in der Verwaltung derselben die größte Nachlässigkeit und Unordnung eingerissen war. Ich schrieb bei dieser Gelegenheit einen langen Artikel für die „Revue musicale“, in welchem ich die Folgen einer solchen Maßregel untersuchte, sowohl für den Fall, daß der Unternehmer sich zu Grunde richten, als für den bei weitem schwierigeren, daß er Vortheile einärndten sollte.

Den letzteren Fall angenommen, wies ich die Schwierigkeit nach, für die Oper einen Pächter zu finden, der in der Musik und in der Vervollkommnung ihrer Ausführung die Grundlagen zum Gelingen seines Unternehmens zu suchen geneigt seyn möchte. Ich sah es kommen, daß man mit der Bühne eine Umgestaltung vornehmen, materielle Mittel an die Stelle der Kunst setzen und dem Publikum prächtige Decorationen, glänzende Kostüme, und was man Alles unter der Scenerie begreift, als Hauptgegenstände seines Vergnügens darbieten würde. Denn es ist leichter, sagte ich, bei einem Spekulanten eine gewisse Fähigkeit dafür zu finden, den Eindruck dieser Nebensachen auf die Massen zu beurtheilen, als reelle Kenntnisse, um den Werth einer Partitur, das Verdienst eines Sängers zu würdigen, und vor Allem den festen Willen, unablässig für die Verbesserung des öffentlichen Geschmacks und für die Erhaltung und Ergänzung des ihm anvertrauten Künstler-Personals zu sorgen.

Der Unternehmer, fügte ich hinzu, wird die Hülfsquellen, welche er vorfindet, nicht nur benutzen, sondern auch mißbrauchen, denn seine ganze Zukunft wird für ihn innerhalb des Termins seiner Pachtzeit liegen. Vielleicht möchte es ihm sogar, falls sich in ihm noch Eigenliebe mit Geldsucht verbindet, nicht ganz unangenehm seyn, wenn nach ihm kein Entrepreneur mehr fortkommen könnte. Es wird ihm, sobald er sich sein Glück gesichert hat, ein süßer Gedanke seyn, daß sein Abtreten von denen, die Alles mehr nach den Wirkungen, als nach den Ursachen zu beurtheilen geneigt sind, bedauert werden möchte.

Ich folgerte daraus, daß es angemessener sey, die Oper, nachdem man sie durch die Wahl eines einsichtsvollen Intendanten verbessert, auf Rechnung des Staats verwalten zu lassen, weil es dem Staat darum zu thun seyn müsse, ein solches Institut zu erhalten und fortwährend zu verbessern.

Ich weiß nicht, was in meinem Artikel für die damalige Censur Anstößiges war; ich weiß nicht, ob vielleicht ein Censor auf die Königliche musikalische Akademie Absichten hatte, genug, der Artikel wurde unterdrückt. Uebrigens gab man den gehegten Gedanken auf, und die Oper blieb, wie früher, der Civil-Liste übertragen.

Einige Jahre später erhielt Herr Véron von der Juli-Revolution das Zugeständniß, mit dem man damals zurückgehalten hatte. Man weiß, welches Glück er gemacht hat, aber man hat vielleicht nicht über die Grundsätze nachgedacht, die ihn geleitet, über die Mittel, die er angewendet, über die Verhältnisse, die ihn begünstigt, und endlich über die Folgen des Systems, welches er befolgt hat. Diese Punkte will ich hier untersuchen, um meine Leser in den Stand zu setzen, den jetzigen Zustand der Oper und ihre Zukunft zu beurtheilen.

Herr Véron ist ein Mann von Geist, der schon vor der Uebernahme der Oper Proben von seinem Talent zu gewinnreicher Benutzung von Entreprisen gegeben hatte. Er ist ein Geschäftsmann im vollen Sinne

des Worts, von kaltem und ruhigem Charakter, den Verlockungen der Einbildungskraft nicht zugänglich, und ein außerordentlicher Kenner des positiven Werths der Dinge und des relativen Werths der Menschen, wenn er auch nicht immer sagt, wie er darüber denkt. Ehe er an die Spitze seiner neuen Verwaltung trat, hatte er wohl eingesehen, daß er einiger Vorstudien dazu bedürfe, denn bis dahin war die Musik seinen Beschäftigungen ganz fern geblieben; selbst das Innere eines Theaters war ihm wenig bekannt. Bei seinem Verstande und seinem kräftigen Willen konnte er jedoch über die Grundbedingungen seines Glücks nicht lange in Unwissenheit bleiben; er fing also an zu studiren, indem er es sich angelegen seyn ließ, dies zuerst in der Eigenschaft eines Regierungs-Agenten zu thun, und die Geschäftsführung nicht eher auf seine Rechnung übernahm, als bis er sie vollkommen kannte und seiner Sache sicher war.

Jeder Emporkömmling flößt Mißtrauen ein in Betreff seiner künftigen Handlungen; die Regierung traf also Vorsichtsmaßregeln gegen Herrn Véron; sie suchte sich auf eine Art und Weise zu verwahren, die man wohl zu streng und hart hätte finden können; er aber, bei seiner Geschäfts- und Weltkenntniß, erschrack darüber nicht. Viel Verpflichtungen wurden ihm auferlegt, viel Hindernisse umgaben ihn; eine Kommission war damit beauftragt, über Ausführung des Kontrakts zu wachen; sie hielt ihre Sitzungen in dem Verwaltungs-Lokal der Oper selbst und beobachtete die geringsten Bewegungen des neuen Direktors mit scharfem Auge. Jeder Andere, außer Herrn Véron, wäre über all diesen Zwang erschrocken; doch er wußte recht gut, daß Männer von Welt sehr bald eines Geschäfts müde werden würden, das zuweilen peinlich, unbequem, ihren Gewohnheiten und Beschäftigungen fremd war, während er, von einem unveränderlichen Interesse geleitet, auf seinem Posten nicht wich und wankte. Es kam so, wie er es vorhergesehen hatte; unvermerkt wurden die Mitglieder der Kommission der Sache überdrüssig; sie zerstreuten sich, und ich weiß nicht, ob es ihnen noch manchmal in langen Zwischenräumen einfällt, sich wieder zu versammeln; wenigstens spricht man in der Oper nicht mehr davon.

Die Geschicklichkeit des Herrn Véron bestand nicht allein darin, daß er sich aus einem Zustande demüthiger Abhängigkeit zu unumschränkter Gewalt emporschwang; sie zeigte sich noch weit mehr in seinen Verhältnissen zum Publikum. Der schlaue Direktor begriff sehr wohl den Einfluß, den die Presse in unserer Zeit ausübt, und bediente sich derselben mit seltener Gewandtheit, um dem Theater der Straße Lepelletier den Zudrang wieder zu verschaffen, den es verloren hatte. Seine Beziehungen zu vielen Literaten erlaubten diesen nicht, gleichgültig gegen seinen Erfolg zu bleiben. Sie machten es sich zur Pflicht, seine Anstrengungen, seine Ausdauer, seine Neuerungen darzuthun; sie erregten die öffentliche Neugier zu seinen Gunsten und führten ihm wie an der Hand die Zuschauer zu.

Die Umstände waren ihm überdies günstig. Die Juli-Revolution hatte eine bestehende Ordnung der Dinge mit Gewalt zertrümmert, alle Meinungen gespalten und auf diese Weise die Zusammenkünfte in den Salons erschwert. Man mußte sich irgendwohin flüchten, und man ging also ins Schauspiel, um sich den politischen Wirren zu entziehen. Die Zeitungen wiederholten täglich, man müsse die Oper besuchen, um sich von dem Lärm der Börse und von den parlamentarischen Leidenschaften zu zerstreuen; und man folgte dem Rath.

Als das Publikum erst den Weg in dies Theater gefunden hatte, war es die Sache des Direktors, ihm diesen Weg nie aus den Gedanken zu bringen; und hierin nun verdient Herr Véron unsere ganze Bewunderung. Mit welcher Kunst wußte er lange Zeit hindurch einen Anschlagzettel so einzurichten, daß derselbe die Neugier rege machen mußte und oft hinreißender war, als die Vorstellung selbst. Hatte in einem neuen Stück eine Scene mißfallen, so kündigte am folgenden Tage der Theaterzettel in zollhohen Buchstaben an, daß man, um sich nach dem Geschmack des Publikums zu richten, diese Scene unterdrückt habe. Jedoch, sagte sich Herr Véron mit vielem Takt, Jedermann hat nicht der ersten Vorstellung des Werks beiwohnen können, und wenn man es der Meinung der ersten Richter schuldig ist, sich ihrem Urtheil zu unterwerfen, so ist man auch der Neugier der Anderen schuldig, ihnen das zu zeigen, was sie noch nicht kennen; nach einer Anzahl von Vorstellungen benachrichtigte also der verführende Zettel die Liebhaber von Neuigkeiten, daß die weggelassene Scene wieder aufgenommen sey. Durch solche zarte und unaufhörlich abwechselnde Aufmerksamkeiten wußte der Entrepreneur der musikalischen Akademie sein Glück zu vermehren und sich den Zulauf, den er für sein Theater gewonnen hatte, zu erhalten. Dieser Zulauf war seit ungefähr 4 Jahren so groß, daß die Einnahme sich oft für Vorstellungen, die nur aus einigen sonst ohne Erfolg gegebenen Opern-Scenen und irgend einem kleinen Ballet bestanden, auf 9—10,000 Fr. belief. Es bedurfte in der That keines geringen Talents, um zu solchen Resultaten zu gelangen und den öffentlichen Geschmack so zu bezaubern.

Noch war nicht lange Zeit seit Herrn Véron's Eintritt in die Verwaltung der Oper vergangen, als er einsah, welche Vortheile es ihm bringen würde, wenn er die Bestimmung des Theaters, welches er zu leiten hatte, verändern könnte. Er hatte zwar, da er die gewaltige Einbildung kannte, welche die Künstler von sich haben, seit dem Tage seiner Ankunft eine Sprache zu ihnen geredet, die ihrer Eigenliebe überaus schmeicheln mußte; aber schon hatte er sich gesagt, daß verdienstvolle Komponisten selten seyen, und daß man, um gute Werke von ihnen zu erhalten, unaufhörlich erneuerte Opfer bringen müsse; daß ausgezeichnete Sänger in noch viel geringerer Anzahl vorhanden, und daß es also nöthig sey, sie sehr theuer zu bezahlen; endlich, daß manche Summe zu erübrigen seyn würde, wenn es möglich wäre, sich mit Hülfe des Decorateurs und Theaterschneiders den Forderungen und Launen aller jener Künstler zu entziehen. Von dem Augenblick an war der Plan des Herrn Véron auch entworfen; er bestand darin, den Pomp der Vorstellungen zu vergrößern und die Bedeutung der Musik herabzubringen. Da erhielt der Cirque-Olympique, der bis dahin keine Konkurrenz zu bestehen hatte, plötzlich einen furchtbaren Nebenbuhler in der Königlichen musikalischen Akademie.

Der erste einigermaßen wichtige Schritt, den Herr Véron in seiner neuen Laufbahn that, war die Art und Weise, wie er die Oper **Robert der Teufel** in Scene setzte. Dieses Werk war schon fertig, ehe er die Leitung der Oper übernahm, und die vorige Verwaltung hatte schon darüber mit dem Komponisten unterhandelt. Herr Véron betrachtete die Verpflichtung, diese Oper auf die Bühne zu bringen, als eine drückende Last und ließ in seinen Kontrakt die Klausel einfügen, daß ihm die Regierung eine Entschädigung von 50,000 Fr. für die Kosten zahlen solle, welche die Scenerie veranlassen würde. Ich weiß nicht, ob die Ausgaben viel mehr als jene Summe betragen haben. Wie dem auch sey, Robert der Teufel war keine so nachtheilige Acquisition für Herrn Véron, als er zu fürchten schien; ja wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so war es dieses Werk, mit dem das Glück der großen Oper begann.

Mit noch weit größerer Pracht wurde **die Versuchung**, eine Mischgattung von Ballet und Oper, die auf das Werk Meyerbeer's folgte, in Scene gesetzt. Das System des Herrn Véron mußte sich in diesem Stück um so mehr entwickeln, als es sich um einen Versuch handelte, ohne einen einzigen der ersten Gesangs- und Tanz-Künstler dennoch eine gute Einnahme davonzutragen. Der Erfolg war nicht von der Art, wie man gehofft hatte, und der Direktor sah sich genöthigt, seine Reformpläne zu vertagen, aber er entsagte ihnen nicht.

Alle Ausgaben, die nicht das Material zum Zweck hatten, so viel als möglich zu vermindern, um dieses desto glänzender anschaffen zu können, dies war eine unvermeidliche Folge des neuen Systems. So wurde denn zuerst das Gehalt der Mitglieder des Orchesters heruntergesetzt; so verschwand Perrot, der letzte ausgezeichnete Tänzer, vom Operntheater; so wird, wie verlautet, Madame Damoreau im Laufe des Sommers diese Bühne verlassen; und läßt sich irgend ein junger hoffnungsvoller Tenor blicken, so dürfte Nourrit ihr folgen. Dabei ist wohl zu bemerken, daß Herr Véron es sich stets angelegen seyn läßt, zu prüfen, ob auch ein Theil seines Publikums mit seinen Ideen sympathisirt, und daß er sich nicht eher entschließt, diese letzteren auszuführen, als bis er des Beifalls sicher zu seyn glaubt. Jetzt zum Beispiel zeigt ein großer Theil des Parterre's bei weitem weniger Geschmack, als früher, an dem Talent Nourrit's, Levasseur's und der Madame Damoreau, während es leidenschaftlich für die schönen Rüstungen und die herrlichen Pferde in der **Jüdin** enthusiasmirt ist.

Ich sah in den letzten Tagen des Januar eine Vorstellung der Oper „Robert der Teufel", in welcher Madame Damoreau nach langer Abwesenheit wieder auftrat. Die Sängerin war bewunderungswürdig, sowohl durch die neuen Züge, welche sie in ihrer Rolle entwickelte, als auch durch die Vollendung, womit sie dieselbe ausführte. Niemals hatte Levasseur kräftiger gesungen, Nourrit nie lebendiger gespielt. Aber der Theil des Publikums, von dem ich eben gesprochen, schien an allem diesen kein Vergnügen zu finden. Zwar schallte lebhafter und wiederholter Beifall aus dem Orchester, dem Amphitheater, den Logen und den Balkons, dessenungeachtet aber war es doch nicht zu verkennen, daß eine Anzahl der Zuschauer die Ideen und Ansichten des Direktors der Oper theilte.

Der Plan, dem Material das Uebergewicht zu geben, entwickelte sich in einigen Ballets, in **Gustav** und besonders in der **Jüdin** mit einem früher nie gekannten Glanz. In letzterem Werk namentlich wurden alle Gränzen überschritten. Der Zudrang zu diesem Prachtstück ist ungeheuer, und Herrn Véron's Erwartungen gehen bei jeder Vorstellung immer mehr in Erfüllung. Freilich thut all' dies blendende Gepränge der Musik großen Schaden, denn die Zuschauer, deren Augen zu sehr beschäftigt sind, können ihr nur wenig Aufmerksamkeit widmen, aber ich habe schon gesagt, daß die Musik von Herrn Véron nur als Nebensache bei den Vorstellungen betrachtet wird, und sie ist auch hier in der That nichts anderes, denn wenn man diese Kunst nicht zum Hauptzweck macht, so hat sie nur geringen Werth. Wir Kunstgenossen und der edlere Theil der Gesellschaft, der für die Schönheiten der Musik empfänglich ist, weil der beständige Umgang damit seine Organe vervollkommnet hat, wir bedauren, daß an die Stelle der Ergötzung für's Ohr eine leere Augenweide getreten ist, Herr Véron aber wußte sehr wohl, was er that, als er die eine mit der anderen vertauschte. Er wußte, daß der Oper bis dahin ein Publikum gefehlt habe, welches sich im Sommer nicht auf's Land begiebt, ein gutes bürgerliches Publikum, welches an einem schönen Schauspiel mehr Geschmack findet, als an der süßen Wonne einer meisterhaften Partitur; für dieses Publikum hat er gearbeitet, und dies ist der Schlüssel zu seinem Verfahren.

Während die Unternehmer des Théatre-Italien durch die vielen trefflichen Sänger, welche sie zusammengebracht, und durch die vollendetste Ausführung der Musik die ganze gesellschaftliche Aristokratie bei sich versammelten, wandte sich der Direktor der Oper an eine andere zahlreichere und der Größe seines Hauses angemessenere Klasse von Zuschauern. Daher die Veränderung, welche seit zwei Jahren in dem Publikum dieses Theaters vorgegangen ist. Wer einige Zeit den Vorstellungen der Oper nicht beigewohnt hat und sie jetzt einmal wieder besucht, wird betroffen seyn über den ganz verschiedenen Anblick, welchen das Haus in der Straße Lepelletier gegen ehemals darbietet. Genug, die Königliche musikalische Akademie in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist nichts als Franconi im höheren Stil. Darin glänzt das kaufmännische Genie des Herrn Véron, ein Genie, welches man ihm nicht absprechen kann, ohne ungerecht gegen ihn zu seyn.

Bibliographie.

Flore française, destinée aux herborisations. — Von F. Mutel. Th. 1. 8 Fr.

De l'Instruction intermédiaire et de son état dans le midi de l'Allemagne. Première partie: Berne, Hofwyl, Zurich, Bavière. — Von Saint-Marc-Girardin.

Mélanges d'économie sociale, de littérature et de morale. — Von Laponneraye. (Wird aus zwei Bänden bestehen.)

Origine de tous les cultes, ou Religion universelle. — Von Dupuis. Mit neuen Zusätzen herausgegeben von P. R. Auguis. 3 Bde.

Philosophie de révélations, adressée à M le professeur Lerminier. — Von A. Chabo de Navarre. 5 Fr.

Les Soirées d'un pensionnat, ou Contes à nos jeunes amies. — Von Madame C. Colbrant-Micheneau. 6 Fr.

Le Consulat et l'Empire, ou histoire de la France et de Napoléon Bonaparte. De 1799 à 1815. — Von A. C. Thibeaudeau. Th. I. und IV. 10 Fr. (Das Ganze wird aus 10 Bden bestehen.)

Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. — Von Lamarck. Herausgegeben von Deshayes und Milne Edwards. Erster Bd.

Rußland.

Das Erdbeben.

Ein Russisches Landschafts-Bild.*)

„Herr Chorunschi (Kosaken-Fähnrich)", sagte Nadeschda, „lassen Sie uns den Gletscher besteigen, und zwar so hoch wir können; ich glaube, daß die Aussicht dort ganz herrlich seyn muß."

„Gut", erwiederte der Chorunschi, „wir wollen es thun; ich bin selbst neugierig. Du, Frau, bleibst hier; ich mit unserer Tochter und mit Nadeschda Iwanowna besteige den Berg. Schulenga Wiliktui und zwei Buräten begleiten uns; — zum Thee kommen wir wieder. Was ist es jetzt an der Zeit? (Der Chorunschi sieht nach der Uhr.) Es ist 2 Uhr; um 4 sind wir zurück, halte dann nur den Thee bereit. Wiliktui, nimm den Kukur (eine lederne Flasche) mit; die Hitze ist jetzt groß, und wir steigen immer bergan. Auch muß die Flinte mitgenommen werden; man kann nicht wissen, wozu es gut ist."

Die Pilger gelangten zum Berge und begannen, ihn zu ersteigen, sich stellweise an Gras und Gesträuch haltend. Eine halbe Stunde lang ging es immer vorwärts; der Wald ward immer dünner und fast bei jedem Schritt stieß man auf nackte Steine. „Halt!" schrie der hinter Allen gehende Chorunschi. „Ich bin müde! Nadeschda Iwanowna! Tochter! Haltet an! Die klettern wahrhaftig wie die Ziegen." Die Mädchen standen still.

„Ach, Väterchen!" rief die Tochter des Chorunschi, „kommen Sie doch her, hier ist ein flacher Felsen, auf dem Sie gut ausruhen können. O, wie schön ist hier die Aussicht! Sehen Sie nur, hier ist das Dorf und die Festung." — „Nun, meinetwegen, Euch zu Gefallen will ich noch bis dahin steigen; aber weiter auch keinen Schritt. Bei mir hat die Glocke schon 30 geschlagen — Euch Wildfänge kann ich nicht einholen."

Der Chorunschi kletterte zu den Mädchen hinauf und legte sich auf den Stein nieder. — „Wiliktui, reiche mir den Kukur — mich plagt der Durst ganz gewaltig. Nein, wie es scheint, soll ich nicht ganz hinauf auf den Gletscher; ich habe zu spät daran gedacht!"

Den Blicken der Wanderer bot sich ein hinreißendes Gemälde dar. In der Ferne erhoben sich die Schneegipfel der Gletscher Urguda und Tugurik, schimmernd in den bunten Farben der untergehenden Sonne; unten zog sich ein liebliches, von Bächen und Quellen bewässertes Thal hin; rechts sah man die blauen Wogen des Irkut, der sich bald hinter Bäumen versteckte, bald an offenen Stellen des Waldes sich wieder blicken ließ. Buräten-Jurten und weidende Heerden erschienen wie kleine, theils belebte, theils unbewegliche Haufen. Gerade zu ihren Füßen sahen die Wanderer eine mit Seen bedeckte und, wie absichtlich, von einem Walde umgränzte Ebene. Die Decke des Gemäldes bildete das tiefblaue Gewölbe eines fleckenlosen Himmels. An einer Seite blickte man in einen tiefen Abgrund, aus dessen Boden dunkele Fichten ihre Wipfel erhoben. Ueber diesem Abgrund schwebte ein sehr großes, weit hinausspringendes Felsstück, auf welchem der Chorunschi lag und die Mädchen standen. Lange schwiegen die Wanderer, im Anblick der sie umringenden Naturschönheiten verloren. Mitten in dieser mystischen feierlichen Stille ließ sich von ferne im Westen ein dumpfes Getöse hören, als ob mehrere Donnerschläge die Erde gespaltet hätten. Unwillkürlich blickten Alle gen Himmel, aber auch nicht das mindeste Wölkchen war zu sehen, und vollkommene Ruhe herrschte in der ganzen Atmosphäre. Mit unglaublicher Geschwindigkeit näherte sich das immer furchtbarer werdende Getöse. Plötzlich erbebte der Berg; es zitterten die Fichten; es rauschten die Lerchenbäume, und von des Berges Spitze stürzte Steine und Erde herunter. Die Wanderer fielen zu Boden, wie von einem unsichtbaren Schlage getroffen. Einer hielt sich an hohem Grase fest, ein Anderer an einem Stein, ein Dritter an Strauchwerk; wie ein Sturmwind fuhr das schreckbare Getöse vorüber, und ließ sich schon weit weg im Osten und immer schwächer hören. Die Erderschütterung hörte auf und eine tiefe Stille trat ein, als wäre nichts vorgefallen.

„Uch! Uch!" riefen Buräten und Kosaken. — „Großer Gott!" seufzte Nadeschda, „was war das?" — „Kinder!" sagte der Chorunschi, „das war ein Erdbeben." — „Aber glauben Sie denn," fiel Nadeschda ihm ins Wort, „ich wüßte nicht, was ein Erdbeben sey! Das war etwas Anderes. Ein Schall, ein Getöse, ein Krachen. Mir ist, als hätte mich Jemand an die Brust gestoßen. — Nein, das war kein Erdbeben, das war etwas Anderes."

„Wie es scheint", erwiederte der Chorunschi, „seyd Ihr während eines Erdbebens nie auf Bergen gewesen, wo es ganz anders erscheint, als auf flachem Lande. Wißt Ihr denn etwa nicht, daß bei uns bei einem Erdbeben oft die Glocken auf dem Thurme läuten. Uebrigens werden wir gut daran thun, schneller hinabzusteigen, eine Erderschütterung begnügt sich nie mit Einem Stoße, und der zweite pflegt in der Regel stärker als der erste zu seyn." ... Der Chorunschi hatte seine Rede noch nicht beendigt, als sich plötzlich wieder ein Getöse hören ließ, aber viel heftiger als früher. Fürchterlich schwankte der Berg, und von oben stürzten Erde und Felsstücke hinunter.

„Nehmt Euch in Acht!" rief der Kosak. — „Kinder! Kinder! Tretet an die Seite, an die Seite", schrie der Chorunschi.

Ein großes, vom Schwanken des Berges aus seiner Ruhe gerissenes Felsstück hatte das Gleichgewicht verloren, und rollte einen steilen Abhang entlang, gerade auf die Wanderer zu. Anfangs bewegte es sich langsam, durch große Steinmassen aufgehalten, die am Berge festsaßen; jemehr aber das Gesetz der Schwere auf ihn einwirkte, um so rascher ward sein Sturz; schon rollte er nicht mehr, sondern sprang wie eine zurückgeprallte Kugel um sich selbst drehend, durch die Lüfte. Seine Sprünge wurden immer ausgedehnter, und seine Berührungen immer zerstörender. Dicke Lerchenbäume und Fichten brachen unter seiner Last; tiefe Löcher schlug es in die Erde, zertrümmerte Steine, und riß Granitstücke los, die eine Staubsäule gen Himmel streckend, ihm tosend nachfolgten.

„Ai! Ai!" schrieen die Mädchen, und sprangen rasch zur Linken. Mit betäubendem Sausen flog der bewußtlose Vernichter ihnen vorüber und mit seiner ganzen Schwere auf einen Buräten, der neben einem Bäumchen stand; darauf wurden die Sprünge immer wilder, bis das Felsstück endlich unter einer dicken Staubwolke auf weichem Boden weiter rollte. Nur dann und wann merkte man am Nachhall, der jedoch immer schwächer ward, daß es den Fuß des Berges noch nicht erreicht hatte.

„Ach, guter Gott!" rief der Chorunschi aus, „unser unglücklicher Sason scheint erschlagen zu seyn." — „Leider ja!" antwortete der Kosak. „Ich stand nicht weit von ihm."

Alle eilten zum erschlagenen Buräten hin. Der Unglückliche lag auf dem Rücken. Sein Kopf war so platt gedrückt, daß er einem Stücke Fleisch glich, der Unterleib war aufgerissen, die rechte Hand unversehrt, aber die linke steckte tief in der Erde, die über seine Schultern hängende Flinte war zu einem Klumpen zusammengequetscht, die zerrissenen Kleidungsstücke zeigten Blutflecke, das eine Bein war gar nicht da, und das andere glich einem aus der Haut des Erschlagenen geschnittenen Riemen.

„Der Unglückliche!" rief Nadeschda, „gleicht er wohl einem Menschen." — „Warum unglücklich?" fragte Schulengo Wiliktui, er starb herrlich; nicht einen einzigen Schmerzenslaut gab er von sich, in einem Nu hauchte er seine Seele aus."

„Ach, Du lieber Gott!" rief der Chorunschi plötzlich; „das furchtbare Felsstück stürzte hinunter, und dort befindet sich mein Weib. Wer weiß, was ihr widerfahren ist!"

„Laß uns laufen, Väterchen", sagte des Chorunschi's Tochter, „ergriff seine Hand und zog ihn mit sich fort. Doch bald merkten sie, daß man Berg ab nicht laufen könne; Beide fielen hin und rollten in Folge ihrer eigenen Körperschwere hinunter. Glücklicherweise war der Bergabhang hier nicht steil und mit Gras bedeckt; es gelang ihnen, wieder auf die Beine zu kommen, ohne auf der gefährlichen Reise beschädigt worden zu seyn."

„Lauft doch nicht so schnell!" schrie ihnen Schulenga Wiliktui zu: „was einmal geschehen ist, könnt Ihr doch nicht mehr ändern. Gott ist barmherzig! Meiner Meinung nach muß das Felsstück weit von dem Aufenthalte Eurer Frau hingefallen seyn; ich glaube, es stürzte in den Bach. Die Chatun (gnädige Frau) hörte wahrscheinlich nur das Krachen, und hat das Felsstück nicht mit Augen gesehen."

Und in der That, kaum hatte der Chorunschi den Fuß des Berges erreicht, als seine Frau ihm am Bach entgegen kam. „Gott sey Dank!" rief sie aus: „Ihr lebt und seyd gesund! Nun, das war einmal ein Erdbeben! Ich gestehe, ein solches ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Welches Getöse, welches Krachen, welcher Lärm! Ich saß im Zimmer, und glaubte, daß über 100 Felsstücke vom Berge auf unser Häuschen niederstürzten. Nun das war ein Zustand! Ich dachte wahrhaftig der ganze Gletscher stürzte über uns ein."

„He! Kubun!" (Junge) rief Schulenga Wiliktui einem Buräten zu, „bereite das Abendessen; ich bin müde und hungrig; es ist wahrlich kein Spaß, ein Paar Werste so Berg an zu steigen und dermaßen wieder herabzukommen."

*) Aus einem größeren Werke: „die Angarischen Wasserfälle" betitelt.

Bibliographie.

Atlas des Russischen Reiches, mit Bewilligung des Militair-topographischen Depots von Sawenkoff, enthaltend 64 Karten.

Arabesken, von Gogol.

Der geheimnißvolle Mönch, oder einige Züge aus dem Leben Peter's des Großen. Historischer Roman.

Ueber die Unzuverlässigkeit der alten Russischen Geschichte und über die falschen Ansichten in Betreff des Alterthums der Russischen Chroniken.

Boris Godunoff, Trauerspiel in 5 Akten, von M. Lobanoff.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Freitag den 8. Mai 1835.

Frankreich.

Lustiger glorreich beendigter Prozeß, oder das Journal im Jahre 1745.

Von J. Janin.

Unsere berühmten Erzähler geben sich gewaltige Mühe, neue Geschichten zu erfinden. Sie haben Boccaccio entthront, die Königin Margarethe von Navarra abgesetzt und La Fontaine als unmoralisch verurtheilt; sie haben eine Art Erzählungen erfunden, die, namentlich was den Ausdruck betrifft, sorgfältiger verhüllt erscheint, in denen sich das Laster hinter einem Spitzengewebe verbirgt und unter nebulosem romanhaften Schleier das Abscheulichste in die Welt eingeschwärzt wird. In den moralischen Erzählungen unseres Jahrhunderts spielen nur Frauen, die beständig in Ohnmacht fallen, schwindsüchtige Blondinen, die vor Liebe verschmachten und sterben, melancholische Schönheiten von sechsunddreißig bis vierzig Jahren, die unter der Bürde des wirklichen Lebens erliegen. Ganz zur Ehre der Frauen werden in diesen Erzählungen die Männer als wahre Ungeheuer dargestellt: gemüthlos, herzlos, mit Witz und Verstand nur in Bezug auf ihr eigenes Interesse ausgerüstet, ihre Leidenschaften in sich selbst verschließend, wie der Geizige sein Geld in seinen eisernen Kasten verschließt; die Männer sind die versteckten Ungeheuer, die Frauen die verkannten Engel. So daß sich im Grunde die Arbeit des Romanschreibers heutzutage darauf beschränkt: ein neues Verbrechen für die Männer und eine neue Vollkommenheit für die Frau aufzufinden; das ist die Sache, darum handelt sich's.

Was mich betrifft, so halte ich's lieber mit Boccaccio! Männer und Weiber, Alles verkehrte in seiner Welt frei und offen mit einander, und man sieht immer gleich, wie und was! Ueberall echte frische Leidenschaft, Liebe, wie sie La Fontaine, Frauen, wie sie Molière verstand. Da sprudeln die Quellen, die das keusche leicht erröthende siebzehnte Jahrhundert erfreut, die noch dem achtzehnten, trotz seiner Verderbniß, lange Zeit Freude und Lust und Reiz gespendet; welch' Fest, das Fest des siebzehnten Jahres der gesammten Menschheit, das Jugend-Fest, eine Welt der Poesie! Verlohnte sich's wohl, fragen wir uns Alle, diese schöne Welt voll holder freier Liebeserklärungen und süßer raschentflammter Zärtlichkeiten, diese Rendezvous, die auf sich nie umsonst warten ließen, diese rauschenden Atlas-Gewänder, diese Blumenkränze auf allen Häuptern, diese Schlafzimmer, die als Gesellschafts-Säle, diese Straßen, die als Sprechzimmer dienten — verlohnte sich's, beim Himmel! das Alles aufzugeben, um eine Welt der Convention zu erfinden, die über ihr Laster erröthet, ihre Leidenschaft scheu verbirgt, die, anstatt sich in ein reizendes leichtes Morgen-Negligee zu werfen, sich stolz in ihren nämt hüllt! in den traurigen ehrbaren Tugendmantel, dies trübselige Gewand der moralischen Welt, das nichts ist, kein Ballkleid und auch kein Leichentuch?

Auf diese Reflexionen kam ich, als ich den Mercure de France aus dem achtzehnten Jahrhundert durchlief. Der Mercure de France ist die Revue de Paris jener Zeit. Man findet die ganze Poesie und Literatur jener schönen Epoche darin; ich meine die Tages-Poesie und die Unterhaltungs-Literatur; besonders trifft man darin, wie in der Revue de Paris, viel Novellen an, viel moralische Erzählungen, viele Geschichten, die sämmtlich, wie unsere Novellen und Geschichten, den unschuldigen Anspruch machen, die Sitten jenes Jahrhunderts darzustellen. Die meisten dieser Geschichten aus dem Mercure de France sind noch gegenwärtig unterhaltend und interessant; ja, sie sind vielleicht noch um so viel interessanter geworden, nachdem die Zeit und mehrere Revolutionen darüber hingestürmt sind und ihren Haß und ihren Staub auf diese flüchtigen Werke des Tages geworfen haben. Man stelle sich einen Journal-Artikel vor, was er ist und bedeuten will, eine literarische Minute, einen Journal-Artikel, diesen Athemzug von einer Sekunde, diesen kleinen Schrei im weiten Raume des Universums, diesen Tropfen im Ocean, diesen Veilchenduft in einem Orangenwald, diese Flageolett-Note in einem Rossinischen Orchester, dieses Nichts in der Welt — und dann stelle man sich vor, in welchem Zustande er seyn muß, wenn man ihn zufällig wiederfindet, nachdem ein Jahrhundert mit zerknickendem Tritte, eine Revolution mit zermalmender Gewalt darüber hingegangen ist! O, was sind wir klein und unbedeutend und mittelmäßig! O, wie Nichts, wie gar Nichts sind wir anderen großen Journalisten! Tretet näher, bückt euch, nehmt eure schärfsten Gläser! seht ihr, was ich hier auf der Spitze meines Zeigefingers halte, das Bischen Staub, das euer Odem verblasen kann, seht ihr es wohl, das kaum bemerkbare Atom Historie? Nun denn! den Hut ab, meine Herren, und auf die Kniee nieder, ihr Stolzen! denn dieser Staub, dies Atom, dieses Nichts — ist ein ganzes Journal des achtzehnten Jahrhunderts, hat die Aufmerksamkeit Frankreichs acht Tage lang auf sich gezogen! Und welch' eines Frankreichs, großer Gott! Ludwig XV. auf dem einen Gipfel, Voltaire auf dem anderen, und zwischen ihnen Montesquieu, Diderot, Jean Jacques Rousseau und die Encyklopädie! Die eine Schale der Waage hatte bald genug über die andere den Sieg davongetragen. Mit leichter Mühe schnellte Voltaire Ludwig XV. in die Höhe, und mit Ludwig XV. eine Monarchie von vierzehn Jahrhunderten. Nun wohl! in derselben Schale, wo Voltaire's mächtiger Geist ganz allein wog, lag auch, neben Voltaire, dies kleine Nichts, dieser schwache Staub, dieser armselige Journal-Artikel, den ihr hier auf der Spitze meines Zeigefingers seht. O Eitelkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen. Aber, meine Herren! Wer von Ihnen könnte mir vielleicht dagegen sagen, was man seit 1830 mit dem Journal-Artikel gemacht hat, der in einem großen Sturme von einer Stunde das ganze Haus, die ganze Familie, die ganze Vergangenheit, die ganze Gegenwart und, ich fürchte sehr dafür, die ganze Zukunft jenes alten Hauses Bourbon, das Voltaire von seiner Höhe herabgeschleudert, entwurzelt und zertrümmert hat?

Die Schale, auf der das Haus Bourbon schwebte, bedurfte diesmal keines Voltaire und keiner Encyklopädie zum Gegengewicht; anstatt der Encyklopädie und Voltaire's wurden fünfundzwanzig unter den Augen des Königlichen Prokurators gedruckte Zeilen in die Waagschale geworfen, und die ganze alte Monarchie flog so in alle Lüfte, daß wir sie in der weiten Nebelferne des Unglücks kaum noch zu erkennen im Stande sind.

Möge dann das Geschichtchen, welches ich aus dem Journal des achtzehnten Jahrhunderts hervorgesucht, hier seinen bescheidenen Platz finden; es wird, wie wir hoffen, zugleich geeignet seyn, von der periodischen Literatur, wie jene große Epoche sie nahm und verstand, eine Vorstellung zu geben.

Zur Sache also! Bei einer Provinzialstadt, die der Sitz eines Präsidiums, einer Landvogtei und eines Oberforstamts war, lag auch ein Wald, ein schöner wohlgelichteter Wald, mit großen alten Bäumen und schönen Alleen — mit einem Wort, die Zierde und die Lust dieser Provinzialstadt; er war ihr Ballsaal, ihr Opernhaus, das Festlokal jedes Tages, der allgemeine Spazierort, wohin Alles kam, wo sich Alles erging, was in besagter Stadt mit einander rivalisirte und wetteiferte; dort sah man den Richelieu und die Pompadour des Ortes, dorthin kamen die Poeten, um ihre Verse zu rezitiren und die Räthsel aus dem Mercure zu rathen. Und so hatten sich denn auch eines Tages hier der Landrath, der Präsident, der Oberforstmeister und noch ein Stiftsherr, alle vier große Dichter, zusammen gefunden. Unter einer alten Eiche, die ihnen als Versammlungsort diente, hatten sie einander getroffen; es war im Frühling: milder und lieblicher als gewöhnlich wehete der Zephyr, dichter war das schattige Laub und der Rasen grüner, und der Himmel war tiefblau und rings mit Klarheit und Glanz übergossen. Es war einer jener Momente, die für die Poesie gemacht sind und für die Liebe — und schon wollten unsere Dichter dem Frühling, der Natur, der Liebe, dem Zephyr und dem Glück den Tribut ihrer Lieder bringen, als der stille Wald, der bis dahin geschwiegen hatte wie ein schlafender Zuhörer, plötzlich von freudigem Geschrei wiederhallte: es waren die Damen aus der Stadt, die, dem Beispiele ihrer Männer folgend, ebenfalls ihren Weg nach dem Walde genommen hatten; es war die Frau Präsidentin, die Frau Landräthin, die Frau Ober- und die Frau Unter-Steuer-Einnehmerin, es war die ganze kleine armselige Stadt mit ihrem Geschwätz und Geklätsch, mit ihrer Neugierde und Medisance, mit ihrem kleinen Luxus und ihren kleinen Intriguen; derselbe Wald, wie er der verschwiegene Vertraute der Verse jener Herren war, war denn auch der Vertraute der kleinen Intriguen dieser Damen; aber der wackere hatte dunkeln Schatten für alle Geheimnisse und Verschwiegenheit für alle Verse. Er ist seitdem niedergehauen worden, dieser Wald, und weder die Dichter noch die Frauen haben für Schnittlinge und Ableger von diesen geheimnißvollen Bäumen gesorgt.

Diese Damen, eitel wie Herzoginnen und arm wie ehrliche Bürgerfrauen, was sie auch waren, hatten die Gewohnheit, in diesem bois de Boulogne der Provinz spazieren zu fahren. Hier äffte jede von ihnen, so gut es gehen mochte, die reichen Equipagen der großen Straße von Versailles nach. Freilich waren die Wagen alt und klein, freilich waren auch die Pferde klein und häßlich, es waren Dorfwagen mit Ackerpferden bespannt, aber was half's? gefahren mußte es einmal seyn, und so waren sie schön, und gut, und modern. Es war ein Gegenstand des Wetteifers unter diesen Damen, welche sich die besten Geschirre verschaffen konnten, um diese armen kleinen Klepper damit heraus

zu putzen, die sich nach ihrem Pfluge zurücksehnten; zugleich, um die Beträchtlichkeit der Ausgabe zu vermindern und doch so sehr zu glänzen als möglich, nahmen in der Regel zwei Damen einen Wagen und trugen die Kosten zu gleichen Theilen.

So saßen denn in einem der minder kleinen Wagen, dessen Pferde auch minder häßlich waren als die übrigen, die beiden unbedingt schönsten Damen der Stadt. Die eine war die zweite Frau des Präsidenten, Madame Darcy, jung und hübsch, aus der Provinz, kokett wie eine Pariserin; die andere war die Frau Landräthin, Madame Saint-Aymar, eine liebenswürdige und lebhafte Pariserin, leichtsinnig und ausgelassen wie eine Frau aus der Provinz. Beide liebten das Vergnügen und den Putz und hielten in Munterkeit und Laune ziemlich gleichen Schritt.

Madame Saint-Aymar hatte in besagten Wald und besagte Stadt die vornehmen Manieren von Paris mitgebracht. Sie war mit der größten Sorgfalt von der Frau eines Prokurators, ihrer Tante, erzogen worden, die ihr denn redlich beigebracht hatte, was sie auf's vortrefflichste, ohne es je gelernt zu haben, verstand, nämlich das Bestreben, zu gefallen und hübsch zu seyn, und überhaupt viel von jener Geschicklichkeit, die für eine anständige Frau darin besteht, sich dem Abgrunde zu nähern, ohne doch hinabzustürzen, lang genug glücklich zu seyn, um keine Reue zu empfinden, sich gerade so viel lieben zu lassen, um selbst Niemand zu lieben; so war Madame Saint-Aymar; süße Worte hatte sie gern vor ihren Ohren und schöne Farben auf ihren Kleidern; auch hatte sie ein großes Vergnügen an schönen Pferden und einem schönen Wagen: da sie aber selbst weder Pferde noch Wagen besaß, so begnügte sie sich, sich die Mähren von ihrem Pachter zu leihen, und sie so gut es geben wollte, in schöne Geschirre zu verkappen: zu diesem Endzweck hatte sie sich aus Freundschaft und Eitelkeit mit Madame Darcy, ihrer Nebenbuhlerin, associirt.

Madame Darcy, die Frau des Präsidenten, von gleichem Bestreben zu gefallen beseelt, war schon etwas ernster als Madame Saint-Aymar, besaß in einem noch höhern Grade als ihre Freundin die ganze Selbstzufriedenheit einer Frau aus der Provinz, die sich in ihrer Schönheit und Jugend fühlt, den sanften Zauber ihres Blickes und die blendende Weiße ihrer Zähne kennt und bei dem allen und außer dem allen einen Präsidenten zur Stütze und zum Hinterhalt hat. Uebrigens hatten diese schönen Damen alle beide das seltene Glück gehabt, Männer zu heirathen, die zugleich Geschäftsmänner und Dichter waren, zwei Männer, die nichts weiter wußten, als arbeiten und reimen, die ihr Zimmer nur verließen, um sich in den undurchdringlichen Wald, in das Heiligthum der treuen Musen zu verlieren, Beide nicht reich, aber mit Anstand und in Ehren arm, keine Quäler, ihren Frauen ergeben und sich in der Oekonomie des Hauses ganz auf sie verlassend.

Die Damen hielten still, als sie ihre Männer erblickten; Darcy und Saint-Aymar, aus ihren poetischen Träumen einmal aufgeschreckt, kamen an den Wagen, jeder seine Nymphe Egeria, wie sie ihre Frauen nannten, zu begrüßen; unterdessen suchte der Ober-Forstmeister in einem Busche nach einem Reime, der ihm fehlte; er wußte, daß Despréaux mehr als einen an derselben Stelle gefunden hatte; der Stiftsherr aber ordnete in seinem Kopfe den Plan zu einer Epistel, die er seitdem ohne Zweifel zur Welt gebracht, und die alles Ernstes folgendermaßen betitelt war: „Epistel an Herrn von B***, eines Tages, als ich im Walde Frau von D*** in einem Wagen neben Frau von S*** B*** sitzend erblickte.“

Saint-Aymar betrachtete die Damen und das Fuhrwerk und konnte sich nicht enthalten, sie damit aufzuziehen; Darcy stimmte ihm bei, und war jemals ein Spott auf guten Boden gefallen, so war es dieser.

„Bei Gott! meine Liebe“, sagte die Präsidentin zur Landräthin, „finden Sie nicht auch, daß unsere Männer diesmal vollkommen Recht haben? Der ganze Aufputz unsrer Pferde ist aus der Mode, und unsre Equipage ist von einer sehr traurigen Art. Sollte es nicht Zeit seyn, eine Veränderung damit vorzunehmen, sagen Sie selbst?“ — Die Saint-Aymar, lebhaft ergriffen von dieser Idee, stimmte sogleich bei. — „O, meine Beste, das trifft sich charmant. Ich habe eine Tante in Paris, die einen höchst feinen Geschmack besitzt und billiger einkauft, wie jeder Andere. Wollen Sie, daß ich sie ersuche, uns ein Paar neue Geschirre auf gemeinschaftliche Kosten zu schicken?“ — Obwohl Madame Darcy ein wenig geizig war, willigte sie dennoch in den Vorschlag; man kam überein, gemeinschaftlich ein Paar neue Geschirre von der Tante der Madame Saint-Aymar kaufen zu lassen; unglücklicherweise aber vergaßen die Damen, über die Farbe dieser Geschirre das Nöthige unter sich auszumachen. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

École italienne. Guide des amateurs de peinture, ou Histoire et procès-verbaux des auteurs, des collections générales et particulières, des magasins et des ventes. — Von P. M. Gault de Saint-Germain. 7½ Fr.

Journal historique de la troisième division de l'armée d'Afrique. — Vom General Aug. Petiet. 3 Fr.

Théorie analytique du système du monde. — Von G. v. Pontecoulant. 3ter Bd. 12 Fr.

Traité de composition élémentaire des accords. — Von Dauvilliers. 20 Fr.

La Fille de Robert Macaire. — Komisches Melodrama in 2 Akten von Mallian und Barthélemy. 1½ Fr.

Le Fils de Triboulet. — Vaudeville von Cogniart und Burat. 1½ Fr.

Glenarvon, ou les Puritains de Londres. — Drama in 5 Akten von F. Mallefille. 3 Fr.

Le Libéré. Tableau dramatique en cinq parties et en vers. — Von Delaville de Mirmont. 5 Fr.

La Nonne sanglante. — Drama in 5 Akten von A. Bourgeois und J. Mallian. 3½ Fr.

Süd-Amerika.

Der Diktator Francia.

(Schluß.)

Nachdem er so jede Beziehung außerhalb des Landes vernichtet, wandte sich der Diktator dahin, Alles innerhalb desselben in Schweigen zu versetzen. Unter den nichtigsten Vorwänden, und bald ohne allen Vorwand, spürte und kundschaftete er Alles aus und richtete eine förmliche politische Inquisition ein, die sich auf die Thaten, die Worte, ja sogar die Blicke der nur im Geringsten angesehenen Leute des Landes wandte. Ein Mann ward eingezogen, weil er einen Brief nach Buenos-Ayres geschrieben, ein anderer, weil er einen von daher empfangen hatte. Einmal war es schon ein Verbrechen, mit den ersten Mitgliedern des Gouvernements gesprochen zu haben, ein anderes Mal, bedauert zu haben, daß der Handel des Landes zu Grunde gehe. So ward Einer nach dem Andern aufgehoben und bald darauf erschossen; oft genug theilten die Freunde und Verwandten dasselbe Schicksal, weil sie es gewagt hatten, den frühen Tod dessen, der vor ihnen gelitten, zu bedauern. Zuletzt ward es sogar Verbrechen, sich nach dem Schicksale eines Langeverhafteten zu erkundigen. Ein wackerer junger Mann, Andrez Gomez, der mehrere Jahre in meinen Diensten als Agent gestanden, ward aus dem einfachen Grunde, daß er besser unterrichtet und freisinniger als seine Landsleute war, und weil er Verbindungen und Korrespondenzen außerhalb des Landes hatte, aus den Armen seiner Mutter und Schwester gerissen, ins Gefängniß geworfen, in dem Vorraume desselben angekettet, — ohne alle Verbindung mit einem menschlichen Wesen, den Kerkermeister ausgenommen, gelassen, ja ohne die Mittel, sich zu rechtfertigen, — bis sich endlich die Verzweiflung seiner bemächtigte und er in stummen Wahnsinn verfiel, — ein Opfer von Francia's unbegründetem, aber unbeugsamem Mißfallen. Er trieb seine Verfolgung braver Männer — derjenigen, welche noch ein bischen Achtung einflößen konnten — so weit, daß es nicht eine einzige anständige Familie giebt, die nicht den Verlust des Vaters, Bruders, Ehemanns betrauerte, — kurz desjenigen, auf den sie als auf ihre größte Zierde blickte. Jede Spur von Unternehmungs- oder Forschungsgeist war verpönt, und der arme Padre Maiz, welchen der Spanische Bischof in eine Dorfpfarre zu verbannen sich begnügt hatte, weil er nämlich einen Himmels-Globus verfertigt hatte, wurde jetzt in einen Kerker geworfen, weil er gesagt, daß in einem Lande, wie Paraguay, die „Vox populi“ eine „Vox diaboli“ sey.

Wenn der Diktator ausreitet, schickt er gewöhnlich zwei Wachen etwa hundert Schritte weit voraus. Sobald die Einwohner diese vor dem Hause sehen, so wissen sie, daß sie entweder ihre Hausthüren fest zu verschließen oder ganz weit offen zu lassen haben; in letzterem Falle muß der Hauseigenthümer sich auf die Straße stellen. Dies muß nämlich geschehen, um dem Verdachte zu entgehen, als wolle Jemand hinter der halboffenen Thüre auf den Diktator zielen; in Wahrheit aber scheint es nur eins von den vielen Zeichen zu seyn, durch welche der Diktator einem jeden seiner Unterthanen unwiderleglich darthun will, daß Diktator Francia allein Herr und Meister sey. Niemand in ganz Paraguay weiß so gut, als der Diktator selbst, daß Verschwörung und Aufruhr unmöglich sey. Er hat jeden Arm entnervt und jeden Geist, der vermögend wäre, dem Arme den Impuls zu geben, auf sein kaltes Herz zu zielen, auf das Wirksamste erstickt.

Nichts ist beweisender für die durchdringende Despotie, mit welcher Francia die von ihm Unterjochten in sklavische Furcht zu versetzen gewußt, als der Umstand, daß, ob deren gleich 300,000 sind, seine reguläre Miliz doch nur aus 3000 Mann besteht.*)

Dieses System von Disciplin, basirt auf die zwei bewegenden Kräfte der menschlichen Natur, Furcht und Hoffnung, wie er es unter seinen Garden eingeführt, dehnte er über die ganze Gemeine aus. Er entledigte sich aller Mitwirkung in den Verwaltungsgeschäften, — diejenigen ausgenommen, die ganz mechanisch waren und auch von dem gemeinsten Manne verrichtet werden konnten. Er war sein eigner Finanzminister, Kriegs-Secretair und Zoll-Einnehmer. Kein Kommandant des kleinsten Städtchens durfte seinen Trommler und Pfeifer ohne die ausdrückliche Ordre des Diktators bezahlen. Er war die Achse, um die sich jedes Stück der Staatsmaschine drehte, — das Centrum, dahin alle Angelegenheiten gravitirten, und der Punkt, von dem das Kleinste, wie das Größeste ausströmte. Dabei that er immer, als suchte er Gehülfen und Geschäftsführer, und der gemeinste Mann, der um ihn zu thun hatte, durfte der Hoffnung Raum geben, sein Minister oder Geheimschreiber zu werden. Aber wie die Hoffnungen, steigerte sich auch in gleichem Maaße die Furcht seiner Umgebungen, daß sie plötzlich, statt einer Stelle in der Verwaltung, sich in einem Gefängnisse oder auf dem Blutgerüste sehen möchten.

---

*) In den letzten Nummern des New Monthly Magazine wird in einem Artikel über Dr. Francia die Bevölkerung von Paraguay auf 600,000 angegeben; da sind aber die herumziehenden und noch andere Indianerstämme auf dem westlichen Ufer des Paraguay-Stromes oder Great Chaco eingeschlossen und viele von denen, die, genau genommen, zwar in Francia's Gebiet, keineswegs aber unter seiner Herrschaft sich befinden. Der Fluß bildet die große Barriere zwischen ihnen und dem Theile der Provinz, der auf dessen Ostseite liegt. Die Moraste und das undurchdringliche Gestrüppe des Chaco bilden ein nicht zu überwindendes Hinderniß für jeden Versuch eines Angriffs.

Die eben genannten Indianer sind die Guarani-Indianer, ursprünglich auf der Ostseite des Flusses gefunden, von den Jesuiten in kleine Gemeinden vertheilt, die jetzt zum großen Theil sich mit den Abkömmlingen der Spanier vermischt haben.

Die Miliz von Paraguay wird in Mrs. Norton's Artikel auf 20,000 angegeben. Um das Jahr 1812 mochte sie sich auf die Hälfte dieser Zahl belaufen; aber seitdem Francia alle Schießgewehre eingezogen, die in dem Lande zerstreut waren oder sich in den Händen der herumschweifenden Soldaten befanden, ist ihr Dienst aufgehoben, ja sogar die Musterung eingestellt worden. Jetzt können sie durchaus als kein Corps betrachtet werden. Francia war früher eifersüchtig auf sie geworden und that entschiedene Schritte, alle ihre Macht zu paralysiren und sie an jedem Aufstande gegen ihn zu hindern.

Er ließ einmal einen Mann festnehmen, für den ein Anderer, in entschiedener Gunst beim Diktator stehend, Fürbitte zu thun wagte. „Herr", sagte der Diktator, „ich habe Sie zu meinem Freunde gemacht, nicht weil Sie's verdienen, sondern weil ich wollte. Jetzt wollen Sie mir Vorschriften machen und widersetzen sich meinem Ausspruche, da Sie sich zu Gunsten eines von mir Verurtheilten verwenden. Sie sind also negativ ein Anwalt seiner Sache und unterstützen seine Ansichten. Gehen Sie dahin, wo er ist!" — Und ohne ein weiteres Wort schickte er ihn in ein einsames Gefängniß, dem benachbart, worin der Andere, für den er sich so unbesonnen und erfolglos verwandt hatte, gefangen war.

Ein Lieutenant, der sich viel auf des Diktators Zuneigung zu Gute that, war seinem Capitain ungehorsam und begründete dies dadurch, daß er beim Diktator beliebter wäre, als der Capitain selbst. Dies hörte der Diktator und sagte dem Lieutenant kein Wort, ordnete aber eine Musterung der Quarteleros oder Wachen an. Diese fand statt; er trat an den Offizier und riß ihn aus Reihe und Glied mit folgender Anrede: „Ich fand Euch als einen Bettler und habe Euch zum Offizier gemacht; ich finde Euch jetzt als einen übelgesitteten Offizier und mache Euch wieder zu einem gutgesitteten Bettler." — Bei diesen Worten hatte er bereits den Offizier seiner Uniform entkleidet, ihm einen Bettler-Anzug anlegen und ihn von dem Regiment austrommeln lassen.

Im Jahre 1814 begegnete mir selbst Etwas, das wohl geeignet ist, den Charakter, so wie das polizeiliche Verfahren Dr. Francia's kennen zu lernen, weshalb ich es hier mittheilen will.

Bevor er sich als den grausamen Tyrannen gezeigt, als der er nachher erschien, war ich in vertrauter persönlicher Freundschaft mit ihm; und ich fand manche Annehmlichkeit, so wie ich manche Belehrung über Süd-Amerikanische Zustände erhielt, in seinem Umgange. Da ich der einzige Fremde im Lande war, so hatte Dr. Francia darauf gerechnet, sich durch mich mit allem Bedarf an Kriegs-Vorräthen, ohne einen Versuch von Buenos-Ayres, den Durchgang nach Paraguay zu hindern, versorgen zu können; und er setzte voraus, daß, falls ein solcher Versuch gemacht werden sollte, unsere (Englischen) Schiffs-Hauptleute auf der Rhede ihn nicht dulden würden. Damals war Paraguay mit den Provinzen an dem Plata-Flusse in gutem Vernehmen. Als ich Paraguay verließ, jedoch mit der Absicht, in kurzer Zeit wiederzukommen, beauftragte mich Dr. Francia, ihm, wo möglich, einige Säbel und Musketen mitzubringen.

Ich verlud diese mit Einwilligung der Regierung von Buenos-Ayres auf mein eigenes Schiff und schiffte den Plata hinauf, — jetzt zum dritten Male, daß ich nach Paraguay segelte. Dort hatte ich einen Bruder zurückgelassen, meine Geschäfte während meiner Abwesenheit zu besorgen. Eines Abends schiffte ich in einem Boote aus, um Fasane zu schießen, die sich auf den Ufern des Stromes in Masse vorfinden. Der Schooner lag an einem Baume vor Anker, da der Wind nicht stark genug war, uns stromaufwärts zu treiben, und das mühsame Geschäft, das Fahrzeug an Stricken fortzuziehen, für diesen Tag eingestellt werden mußte.

Wie war ich, als ich zurückkam, erstaunt und entsetzt, da ich sah, daß sich ein Trupp Soldaten des Schiffes bemächtigt hatte. Ein Sergeant, offenbar der Commandeur des Trupps, rief mir zu, Halt zu machen, und schickte sein Boot nach dem meinigen aus, mit einer grimmigen zerlumpten Mannschaft bewaffnet. Sie banden mir die Hände auf den Rücken und schleppten mich in diesem kläglichen Zustande an Bord meines Schiffes. Hier fand ich Alles in Verwirrung. Ich konnte weder eine Erklärung des begangenen Unrechts, noch auch eine Auskunft über die Autorität, die dies Verfahren veranlaßt, erhalten. Indeß fand ich meine Kajüte gänzlich gebrandschatzt, einige der Soldaten berauscht, einen mit meiner Uhr, einen anderen mit einem Kleide, einen dritten mit einem Paar Stiefeln. Meine ganze Garderobe war bereits unter diese Philister vertheilt, und das Stübchen, das ich wenige Stunden zuvor als ein Muster von Reinlichkeit und Wohnlichkeit verlassen, war buchstäblich in eine Diebes- und Räuberhöhle verwandelt. Sie zogen mir alle meine Kleidungsstücke aus und ließen mir statt meines Anzuges einen ihrer schlechtesten Soldatenröcke und eine alte Soldatenmütze. Nachdem sie mich mit ihren Schwertern geschlagen und mit gezückten Säbeln und geladenen Pistolen mir das Leben zu nehmen gedroht, schleppten sie mich, mit Riemen gebunden, wie ich war, in den Kielraum des Fahrzeugs. Da lag ich in Schauder und Finsterniß die ganze Nacht. Ich konnte weiter Nichts hören, als das Gejauchze und Geschrei dieses Spitzbubenpacks; dann und wann schrie mir Einer oder der Andere durch die Verdeck-Luken zu: „Preparese a morir!" (Mach' Dich gefaßt, zu sterben!)

Endlich brach der Morgen an. Alle Winkel des Schiffes wurden durchsucht, Pakete aufgerissen und aufgebrochen unter Flüchen und Verwünschungen und feindlichen Blicken. Die Musketen und Säbel wurden gefunden. Die Leute aber waren der festen Meinung, daß sich auch Geld finden müsse, welches ich also, da sie keines fanden, versteckt haben sollte. Sie landeten und schleppten mich ins Gehölz; ich konnte ihnen kein Geld geben, denn sie hatten Alles genommen. Sie banden mich an einen Baum; ihr Sergeant ließ sie aufmarschiren und kommandirte, ihre Flinten anzulegen und Feuer zu geben. In demselben Augenblick legte sich einer aus der Bande, ein knotiger schwarzer Indianer, ins Mittel. Er nahm ein Recht in Anspruch auf eine ihm gebührende Gunst, und diese bestand zu meiner nicht geringen Freude darin, daß mir das Leben geschenkt werden sollte. So geschah's. Ich ward wieder in den Kielraum meines Schiffes geworfen. Das Schiffsvolk lichtete die Anker, und in schneller Fahrt ging es stromabwärts in einer von unserer beabsichtigten Reise entgegengesetzten Richtung; Wind und Sturm begünstigten die Fahrt. — Jetzt erfuhr ich, daß die Leute, welche sich meines Schiffes sowohl als meines Eigenthums und meiner Person bemächtigt hatten, zu den Soldaten des berüchtigten Häuptlings Artigas gehörten, und daß sie von einem Orte, Namens Baxada de Santa Fé, abgeschickt waren, mit dem ausdrücklichen Befehl, das Schiff zu nehmen. Einer der Schiffer, der auf der Hinreise hier geblieben, hatte wahrscheinlich dem Kommandanten eröffnet, daß in dem Schiffe Waffen seyen, und dieser hatte ohne weiteres seine Bande ausschickt, die mich ohne die Dazwischenkunft meines Indianers todtgeschlagen hätte. Als wir den Strom hinunter segelten und meine rohen Kumpane mein still ergebenes Verhalten sahen, milderten sie etwas ihre Strenge und gaben mir zuweilen ein Glas von meinem eigenen Wein. Eines Tages fiel ihnen eine Doppelflöte in die Hand, und da sie über die Verbindung zweier Pfeifen zu einem Instrument verwundert waren, bestanden sie darauf, daß ich ihnen ein Stückchen spielte. Du wirst es mir glauben, geneigter Leser, daß ich nicht eben in der Gemüthsfassung war, an Musik Freude zu haben. Indeß war ich ihren wiederholten Aufforderungen, die sich bald in geschärfte Befehle verwandelten, nachzugeben genöthigt. „Toca la flauta," sagte der Sergeant; „Vamos, hombre, toca la flauta," sagte mein Indianischer Freund; „Toca, le digo," befahl ein finsterblickender Korporal, bis ich endlich, durch diese Drohung erschreckt, mich wirklich niedersetzte und — ein Gefangener, in dem elenden Aufzuge, in dem ich mich befand, über das Geschick, das meiner harrte, ungewiß, von einem weder sehr erfreulichen, noch sehr nachsichtigen Auditorium umgeben, auf dem Hintertheil des Schiffes meine Flöte spielte. Ich wünsche keinem Leser dieser Zeilen, unter ähnlichen Umständen, als die meinigen waren, die Flöte spielen zu müssen. Indeß wird der Verlauf dieser Erzählung zeigen, daß ich noch härtere Dinge zu thun gezwungen war.

Als wir la Baxada erreicht, ward ich ausgeschifft unter einem Freudenfeuer von Musketenschüssen, zur Verherrlichung des erfochtenen Sieges und der Tapferkeit der Soldaten, die so unerschrocken sich bei einem so glänzenden Fange benommen; ich wurde den Hügel hinauf geführt, über den der Weg vom Hafen zur Stadt geht. Die Arme gebunden, in dem oben beschriebenen jammervollen Aufzuge ward ich durch ein mir fremdes Land geschleppt, ohne die geringste Wahrscheinlichkeit, daß meine Freunde in Buenos-Ayres eine Kunde von meinem Zustande erhalten würden. Wir waren durch eine Entfernung von 320 Meilen getrennt, auf dieser weiten Strecke lagen nur zwei oder drei Städte und Lehmhütten, je fünf Meilen von einander, woselbst die Pferde gewechselt wurden.

In diesem kritischen Augenblicke, da sich Verzweiflung meiner ganz bemächtigte, begegne ich, indem ich aus der Stadt komme, einem rothhaarigen Engländer, Namens Manuel, der einmal in meinen Diensten gewesen. Ich hatte, da man mich an ihm vorüberführte, noch Zeit genug, ihn um Gotteswillen zu bitten, daß er, was er gesehen, meinen Freunden melde, und was er noch weiter von meiner Verhaftung würde erfahren können. Fünf Minuten darauf ward ich in das öffentliche Gefängniß gebracht. Es bestand in einem großen Raume, ohne alles Geräth und Möbel, wenn man nicht ein Dutzend Köpfe von Ochsen, welche eben so vielen Gefangenen als Sitze dienten, also nennen will. Ich wurde von den rohen Insassen dieses Beinhauses mit einem furchtbaren Geschrei, aus Bewillkommnungen und Gelächter gemischt, empfangen. Ihr teuflisches Durcheinanderkreischen, so mißfällig und durchdringend, mahnte mich an Dante's Hölle oder Milton's Pandämonium, in das ich mir versetzt schien. Es war schon gegen Abend; und die einzelnen Lichtblicke von der glimmenden Asche eines ausgebrannten Feuers in der Mitte des Kerkers, an welchem jene halbnackten, schwarzen Missethäter ihre Mahlzeit bereitet hatten, erhöhten das Grausenvolle ihres Anblicks und der Scene rings umher. In den Gefängnissen von Süd-Amerika finden sich Verbrecher aller Art; am häufigsten sind jedoch die Mörder. Hier trägt ein jeder gemeine Mann sein Messer im Gürtel, das bei den tollen Orgien in Wachholderschnaps-Läden oder polperias die kompetenteste Austrägal-Instanz in Streitigkeiten abgiebt.

Wenn man an einem Kirchhofe in einer größeren Stadt vorübergeht, so erschreckt Einen oft plötzlich der Anblick eines so Erstochenen, der auf Befehl der Kirche ausgestellt ist, um das Mitleid der Reisenden zu erregen, daß sie zu seinen Begräbniß-Unkosten beisteuern; so wird hier sogar der Mord eine Quelle des Gewinnes für die Kirche!

Mit dieser Klasse von Gefangenen sollte ich also jetzt zusammen leben. Sie drangen darauf, daß ich sie mit einer Flasche Branntwein bewirthete, weil es ein unverbrüchliches Gesetz wäre, daß eines jeden neuen Ankömmlings Gesundheit auf seine eigenen Kosten getrunken werde. Sie fügten noch hinzu, daß, falls ich nicht vor der Ankunft eines neuen Kollegen schon erschossen wäre, ich an dem Genusse dieses wohlbekannten und sanctionirten Gesetzes Theil haben sollte. Geld hatte ich nicht, da man mir auch nicht ein Quartillo gelassen; um daher den altehrwürdigen Brauch nicht zu verletzen, zogen sie meine alten Schuhe und meine Mütze ab, gaben diese für „aguardiente" (den Spiritus des Landes) hin, tranken mir zu und nöthigten mich, ihnen Bescheid zu thun, und so kreiste das abscheuliche Gesöff herum, in einem Ochsenhorn von Hand zu Hand gereicht.

Diese zweite verbesserte Auflage des „toca la flauta" behagte mir so wenig, wie die erste. Ich erspare dem Leser das Detail von Widerwärtigkeiten und Elend, das mich zu Boden drückte. Mein einziger Trost war der Schlaf; er ward mir in dem kalten modrigen Raume des Baxada-Gefängnisses, mitten unter dem Geschrei und Geheul der Gefangenen. Neun lange Tage und noch längere Nächte brachte ich so hin. Von meiner Hinrichtung sprachen die übrigen Gefangenen als von einer ausgemachten Sache. Täglich gingen sie in ihren Ketten auf ihre Arbeiten aus, und dann berichteten sie mir darüber als etwas, das ganz sicher sey.

Oftmals ward ich unter Bedeckung in das Haus des Gouverneurs gebracht, über alle Verbrechen, die man muthmaßlich bei mir voraussetzte, befragt, und einmal war es mir gewiß, daß ich zum Tode abgeführt würde.

Nun denke sich Einer das Gefühl, mit dem ich eines Abends —

dem neunten nach meiner Gefangensetzung — Seine Excellenz den Gouverneur eintreten sah, der mir mit gnädiger Herablassung die Kunde eröffnete, daß er vom General Artigas die Ordre bekommen, mich in Freiheit zu setzen. Nichts gleicht der Freude, mit der ich die Kerkerthüren sich öffnen sah, denen ich entgehen sollte. Der Boden brannte unter meinen Füßen. Ich lief in das Haus eines Landsmannes von mir — Mr. Nightingale — und fand dort Trost, freundliche Aufnahme und Ruhe. Ich ließ mir den Bart abscheeren, erhielt ordentliche Kleider statt meiner Lumpen, ein erquickliches Mahl wurde mir vorgesetzt, und ich sah Wein, „der des Menschen Herz erfreut", vor mir in einem Glase perlen — statt jenes ekelhaften Getränks in dem Ochsenhorn! Durch meinen Freund Nightingale erfuhr ich, daß mein Schutzengel, der rothhaarige Manuel, in der unglaublich kurzen Frist von zwei Tagen und zwei Nächten nach Buenos-Ayres geritten, — eine Entfernung von 320 Meilen!

Er hatte sich, kurz nachdem er mir begegnet, aufgemacht. Alle die näheren Umstände meiner Verhaftung waren ihm in der Stadt la Baxada mitgetheilt worden, und er hatte sich hierauf zu meinem Freunde, Mr. Thoroughgood, begeben. Dieser war damals wegen seiner ungewöhnlichen Größe und seiner Geschäfte mit Paraguay überall wohlgekannt; jenem Umstande verdankte er den Namen des „Paraguay Giganten", wofür er denn auch bei Anderen Don Tomas (dies war nämlich sein Vorname) y medio (der anderthalbige Thomas) hieß. Dieser legte meine Sache gleich dem ehrenwerthen Joscelyn Percy vor, damaligem Befehlshaber der Fregatte „Hotspur" und sämmtlicher Fahrzeuge Sr. Maj. des Königs auf dem Plata. — Dieser Mann, rasch entschlossen, aber auch ruhig überlegt, wie ein Schiffsmann und Diplomat, war gleich im Klaren über das, was zu thun war. Er hatte ein hübsches kleines Schiff, das er nach dem Modelle seiner Fregatte gebaut und die „kleine Hotspur" nannte. Dieses Yachtschiff schickte er an den General Artigas, unter dem Kommando eines sehr tapferen Englischen Seemanns, damals Lieutenant. — Dieser überbrachte dem Alles vermögenden General Artigas die Depeschen des Capitain Percy. Sie bestanden in der einfachen Resolution, daß ich in Freiheit gesetzt und all' mein Eigenthum mir wiedererstattet würde, — da ich nachweislich kein Landesgesetz übertreten hatte; — widrigenfalls sollte er ohne Weiteres durch Beschlagnahme alles Gutes unter Artigas' Flagge Repressalien nehmen. Dieses kühle und besonnene Verfahren that seine Wirkung. Sofort wurde an den Gouverneur von la Baxada der Befehl zu meiner Freilassung ertheilt, und in Folge desselben verließ ich meinen Kerker. — Dabei beruhigte sich Capitain Percy noch nicht. Gleichzeitig mit seiner Yacht an Artigas schickte er noch einen Courier, der damals unter dem Namen Bob Braveall wohlbekannt war, an den Gouverneur der Stadt mit dem Befehle zu meiner vorläufigen Entlassung bis auf weitere Ordre von dem „allerhöchsten Protektor der freien Provinzen des Plata", wie Artigas titulirt wurde.

Der Kommandant und Gouverneur von la Baxada hatten den Tag vorher von General Artigas selbst, in Folge der Eröffnung des Capitains Percy durch die little Hotspur, die Weisung zu meiner Freilassung erhalten. Der Courier kam erst, nachdem ich in Freiheit gesetzt war.

Nach wenigen Tagen erhielt ich mein Eigenthum wieder, so wie mein Schiff, das gänzlich ausgeplündert war. Ich trat meine Reise nach Paraguay an, besuchte meine Freunde in Buenos-Ayres, dankte dem Capitain Percy für seine wirksame Vermittelung und begab mich dann zu General Artigas, wo meine Verwendung zur Wiedererstattung des mir gestohlenen Eigenthums — das in 5000 Dollars bestand, die geraubten Schießgewehre ungerechnet — leider erfolglos blieb. Endlich ritt ich nach Paraguay, in der Hoffnung, von Dr. Francia mit offenen Armen empfangen zu werden. Wie meinen Erwartungen entsprochen wurde, soll ein zweiter Artikel zeigen. Ueberhaupt habe ich diese ganze Episode nur eingeschaltet, weil durch sie ein tieferer Einblick in Dr. Francia's Charakter möglich wird.

Ein Reisender.

(N. M. M.)

Portugal.

Werke des Gil Vicente.

In Nr. 31 des Magazins wird in einem Artikel über diesen berühmten Portugiesischen Dramatiker der Umstand als besonders merkwürdig hervorgehoben, daß, trotz seiner großen Popularität, seine Werke (Lissabon, 1562) so selten geworden, daß nur Ein Exemplar davon bekannt, und zwar auf der Königl. Bibliothek in Lissabon. Wenn wir nun auch die Angabe, daß ein solches Exemplar auf der dortigen Bibliothek, als gewiß richtig anerkennen, so müssen wir doch die immer etwas gewagte Behauptung, als sey dies ein unicum, und die zugleich darin liegende Annahme, als sey diese Ausgabe der Werke die einzig erschienene, in Abrede stellen. Der Verfasser jener Notiz, wahrscheinlich ein Ausländer*), übersah zunächst das in Deutschland so bekannte Werk von Bouterwek (Prof. in Göttingen): Geschichte der Poesie und Beredsamkeit 2c.; hier würde er, Bd. 4 (Portugies.) S. 91, in dem Artikel Vicente; wo von jener Ausgabe die Rede ist, die Anmerkung gefunden haben, die wir, zugleich zur Charakteristik derselben, so viel nöthig mit Bouterwek's eigenen Worten hersetzen: „Die Göttingische Universitäts-Bibliothek besitzt diese alte Ausgabe. Der Text der Schauspiele ist mit gothischen, die Einleitung vor jedem Stücke aber mit modernen lateinischen Lettern gedruckt. Und so, wie in den Schauspielen selbst die Portugiesische und Spanische Sprache bunt durch einander fallen, so sind auch jene Einleitungen zuweilen Spanisch, die meisten aber Portugiesisch geschrieben." Diese Ausgabe hat denn auch vor Allen Machado in seiner Bibliotheca Lusitana, jener Hauptquelle für die Portugiesische Literatur, desgleichen den Auszug daraus: Summario etc.; ferner Dieze (Prof. in Göttingen) zu Velasquez, auf den auch Bouterwek sich bezieht; Buchon in dem Artikel Vicente der Biographie universelle, endlich Ebert in seinem bibliographischen Lexikon; nicht nach Brunet, der vielmehr den Vicente nach Ebert erst in seine Nouvelles Recherches aufgenommen, sondern nach dem Katalog der Lissaboner Akademie. (Den vollständigen Titel dieses zur Bücherkunde der älteren Portugiesischen Literatur höchst wichtigen, aber sehr seltenen und mir nicht zur Hand seyenden Bücher-Verzeichnisses siehe bei Ebert unter Catalogo.) Sie erschien nach dem Tode des Vicente, besorgt von seinem zweiten Sohne Luis Vicente, unter dem Titel: Compilaçaõ de todas las obras do Gil Vicente. Lisboa, 1562. fol. In der detaillirten Angabe desselben finden sich solche Varietäten, daß wir anstehen, ihn ausführlicher anzugeben. Wenn aber Bouterwek am angeführten Orte fortfährt: „Von einer neueren Ausgabe habe ich nie gehört. Auch Machado erwähnt nur jener alten"; so kann er unmöglich diesen selbst nachgeschlagen haben. Dieser erwähnt nämlich in seinem Werke, Thl. II. S. 383, unter Gil Vicente ausdrücklich neben jener Ausgabe von 1562 einer späteren verbesserten durch Andre Lobato. Lissabon, 1586. „*Por* deligencia de seu filho Luiz Vicente sahiraõ — as suas obras com este titulo. Compilaçaõ etc. e mais correctas por Andre Lobato. 1586. 4. consta de 281 folhas"; so daß bei so genauer Angabe das Erscheinen einer solchen Ausgabe kaum bezweifelt werden darf. Nach Machado wiederum desgl. das Summario, Dieze, Buchon und Ebert; wobei es freilich auffällt, daß die Lissaboner Akademie, welche in ihrem Catalogo nur die im Lande am meisten geschätzten Ausgaben anführt, nach Ebert nur die Ausgabe von 1562 citirt und jene spätere, verbesserte unberücksichtigt ließ. Von der Seltenheit der Werke des Vicente spricht übrigens unter den angeführten Autoritäten nur Buchon. Man könne, sagte er, um keinen Preis die vollständigen Werke haben; man kenne nur einige Exemplare in einigen großen Bibliotheken; er nennt dann die Göttinger (dies also die Ausgabe von 1562), die der Universität Coimbra und zwei öffentliche Bibliotheken Lissabons (la bibliothèque des nobles et une bibliothèque publique de Lisbonne). Er selbst habe sich in der Absicht, den Vicente in Paris herauszugeben, um einen so ausgezeichneten Dichter von gänzlicher Vernichtung zu retten, eine Abschrift nach einem der Exemplare der Lissabener öffentlichen Bibliotheken machen lassen. Leider aber hat er in diesen übrigens auch unbestimmten Angaben, da er doch oben das Erscheinen zweier Ausgaben annimmt, deren nähere Bezeichnung unterlassen. — So hätten wir denn dem, der den Vicente etwa lesen möchte, wenigstens zwei Exemplare seiner vollständigen Werke (Ausgabe 1562) in Lissabon und Göttingen und eine Abschrift derselben in Paris bei Herrn Buchon nachgewiesen und übergeben deshalb die Ausgaben einzelner Stücke desselben, bei deren Verzeichnung man auf ähnliche Schwierigkeiten stößt, die ihre Lösung nur in Portugal selbst finden möchten. Jedenfalls gehören die Werke des Vicente, die vollständigen wie die einzelnen, überall zu den größten bibliographischen Seltenheiten.

Berlin. Sybel.

*) Die Notiz war der Revista Española entlehnt. D. R.

Mannigfaltiges.

— Zur Charakteristik von Richard Löwenherz. Während seiner Gefangenschaft pflegte König Richard I. von England oft gegen seine eigenen Königlichen Patente respektwidrig zu verfahren. In einem an den damaligen Justitiar gerichteten Schreiben befiehlt er, keinem mit seinem Namen unterzeichneten Instrument, möchte es auch von einem Boten vorgezeigt werden, der direkt von ihm käme, Folge zu leisten, wenn es ihm nicht zu Nutzen und Ehre gereichte. Richard wurde von Supplikanten und Querulanten belagert, und um sich von ihrer Zudringlichkeit zu befreien, scheint er die Ausflucht ergriffen zu haben, das, was man von ihm verlangte, mit einem geheimen Vorbehalt zu bewilligen und jedes Versprechen oder Zugeständniß wieder zu annulliren, wenn es sich mit seiner Würde oder mit seinem Vortheil nicht vertrug, dasselbe zu halten. Dadurch ist es in der Folge sehr schwer geworden, zu ermitteln, ob dieses oder jenes Instrument von Richard auch wirklich in der Absicht ausgefertigt worden, daß es beobachtet werden solle. Die Unsicherheit in Betreff der Urkunden aus seiner Regierungszeit wird noch dadurch vermehrt, daß, wie man weiß, sehr häufig falsche Königliche Befehle in seinem Namen von seinen Brüdern geschmiedet wurden. (Palgrave.)

— Englische Sonderbarkeiten. Nach dem Tode des Grafen von Scarborough wurde mehrere Tage vergebens nach seinem Testament gesucht; ein alter Diener zeigte endlich den geheimen Ort an, wo es verborgen war, mit dem Bemerken, daß Se. Herrlichkeit ihm vor einiger Zeit mitgetheilt, wo es zu finden sey, aber zugleich anbefohlen, er solle, wenn er ihn überlebe, nicht eher als drei Tage nach seinem Tode davon Nachricht geben und die Leute so lange auf der Hatz lassen. Dieser Auftrag wurde von dem Alten buchstäblich erfüllt. In dem Testament fand man 1000 Pfund Sterling eingeschlossen. Ein alter Mantelsack wurde von den Personen, welche das Inventarium der Papiere und Kostbarkeiten aufnahmen, als nicht mehr zu brauchen fortgeworfen; ein Bedienter aber meinte, man würde doch besser thun, ihn zu öffnen, und siehe da, es fand sich, daß er ein Packet Obligationen zum Werthe von 18,000 Pfund enthielt.

(Nottingham Review.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Montag den 11. Mai 1835.

Türkei.

Skizzen aus Konstantinopel im Jahre 1834.

II.

Alle Reisebeschreiber, die uns von Konstantinopel unterhalten — und ich spreche nicht bloß von denjenigen, welche wirklich die Reise von Paris, London, Wien und Berlin zu den Ufern des Bosporus gemacht haben, sondern auch von denen, welche sie gemacht zu haben vorgeben —, kurz alle Reisebeschreiber, die uns, so zu sagen, eine vollkommene Erzählung liefern wollten, haben sich für verbunden gehalten, das Serai und den Harem zu beschreiben. Diese Nothwendigkeit, die sie sich selbst auflegten; ist in der Folge eine conditio sine qua non einer Reise in der Türkei geworden und hat manchen honetten Reisenden in einen Abgrund von Fehlern, Unsinn und Mißgriffen gestürzt, aus welchem er nicht wieder mit unverletzter Ehre herauskommen konnte.

Ein uns bekannt gewordener neuerer Reisender, der wahrscheinlich ein solches Mißgeschick befürchtete, hat Sorge dafür getragen, seinen Lesern damit zuvorzukommen, daß er erklärte, er habe es gar nicht nothwendig gefunden, vom Harem und vom Serai zu sprechen. Unser Verfasser hat aber, wie es scheint, unrecht gehabt, so geringen Werth auf alle diese Details zu legen; denn sobald sie nur gewissenhaft berichtet und authentisch sind, und sobald sie nicht bloß um der Mode willen, zum Nachtheil der Wahrheit, ihre Stelle einnehmen, werden sie sicher auch dankbar aufgenommen und mit Interesse gelesen werden.

Zum Beweise will ich hier einige Bruchstücke der Art anführen.

Der Harem.

Der Harem enthält die besonderen Gebäude für die sieben Chaduns (rechtmäßige Frauen des Großsultans). Diese sieben Frauen sind durch erste, zweite, dritte u. s. w. ausgezeichnet. Sie haben ihr besonderes Haus und ihre Sklavinnen, so daß man, vorausgesetzt, daß eine jede von ihnen wenigstens deren 160 bis 200 besitzt, im ganzen Harem ungefähr 13—1400 Frauen findet, welche alle zur Disposition des Sultans stehen, der das Recht hat, bei seinen Besuchen, die er seinen Chaduns macht, diejenige zu sich zu bescheiden, die er eben dieser Ehre würdig hält.

Jene sieben Frauen leben getrennt von einander, sehen sich fast niemals und kennen sich kaum. Sie haben ihre Gärten, ihre Sommerhäuser und ihre Bäder, jede ganz abgesondert von der anderen. Der Großherr darf nie zwei von ihnen beisammen finden, was der Leser um so begreiflicher finden wird, wenn er erst weiß, daß der Sultan nie eine Frau in seinen Zimmern aufnehmen darf, sondern sich stets in die Gemächer der auserwählten Chadun begiebt.

Der Kaiserliche Harem steht unter der unmittelbaren Verwaltung der Kehajah Chadun (Intendantin der Frauen), welches immer eine alte, mit dem Vertrauen ihres Herrn beehrte Favoritin ist, und welcher dieser wichtige Posten erst nach langen Diensten anvertraut wird. Sie herrscht unumschränkt in diesen ungeheuren Räumen; ihre Befehle werden respektirt und pünktlich, ohne weitere Berücksichtigung, vollzogen; sie ist für die Ruhe im Harem verantwortlich und empfängt alle ihre Function betreffende Mittheilungen unmittelbar vom Großherrn selbst.

Viele Reisebeschreiber haben verbreitet, daß der Sultan derjenigen sein Schnupftuch zuwirft, die er sich eben erwählt; dies ist aber unwahr, und nur folgender Gebrauch ist es, welcher Veranlassung zu diesem Gerüchte gegeben haben kann. Alle Morgenländer haben allgemein die Gewohnheit, sowohl ihren Freunden, als denen, die ihnen Besuche machen, und denen sie eine Ehre erzeigen wollen, Musselintücher, mit Seide, Silber und Gold gestickt, als Geschenke anzubieten; und so ist es auch der Gebrauch beim Sultan, so wie bei anderen Besitzern eines Harems, derjenigen, die sie sich für diesen Tag erwählt, durch die Intendantin ein solches Geschenk einhändigen zu lassen, und dieses besteht gewöhnlich in einem Bokschah (das Stück Musselin, welches als Hülle dient), worin die Nachtkleidungen, seine Hemden, Beinkleider mit gesticktem Gurte und gestickte Tücher eingewickelt sind. Die Kehajah Chadun, welche ihr das Geschenk überbringt, führt die Odaliske, die der Sultan mit seiner Gunst beehrt, ins Bad und bekleidet sie mit den ihr überschickten Sachen. Dieses nun hat schlecht unterrichtete Reisende glauben gemacht, daß der Großherr den Frauen Tücher zuwerfe.

Der Odaliske, welche dem Herrscher zugeführt werden soll, wird ein Fest gegeben und von allen ihren Gefährtinnen geschmeichelt; sie bringt den Tag im Bade zu, wo sie von Kopf bis Fuß parfümirt wird; dann wird sie beim Großherrn eingeführt, welcher sie jedoch sehr oft, ohne mit ihr zu sprechen, zurückschickt, weil die Laune, welche ihn das Mädchen verlangen ließ, schon während des Tages wieder einer andern Laune Platz gemacht hat. Die Lage einer solchen Odaliske wird dann sehr betrübend; sie ist dem Spotte und den Sticheleien ihrer Gefährtinnen preis gegeben, die sie damit necken, daß sie nicht einmal fähig war, den Sultan auf 24 Stunden zu fesseln.

Die Kehajah Chadun korrespondirt außerhalb des Harems zur Besorgung ihres Hausbedarfs mit dem Kislar Aga (Chef der schwarzen Eunuchen). Dieser Aga, welcher eine wichtige Person im Reiche ist, spielt besonders im Serai (Palast) eine sehr bedeutende Rolle. Er begleitet allein den Sultan bis an die Thür des Harems, in welches er nie eintreten darf, außer in das Erdgeschoß, eine Art von Sprachzimmer, wo er mit der Kehajah Chadun Rücksprache nimmt wegen der Dienste im Innern des Harems und wegen der Berichte, welche zehn Mal des Tages von dem Harem in die Zimmer des Großherrn gesandt werden müssen.

Schwarze und weiße Eunuchen.

Die äußeren Thore des Harems, oder vielmehr die Wohnungen der sieben Frauen des Sultans, werden von 300 schwarzen Eunuchen bewacht, welche in der ersten Linie um die Mauern des Palastes aufgestellt sind.

Diese schwarzen Eunuchen sind eigentlich nicht viel mehr als bloße Thiere. Sie haben nicht die geringsten Kenntnisse und noch viel weniger Bildung. Sie leben unter sich wie die Schweine in ihrem Mistlager und sind so verwildert, daß sie, wenn sie einmal das Serai verlassen, um zu promeniren, mit den Sitten Konstantinopels eben so unbekannt sind, als es die Lappländer und Samojeden seyn würden.

Sie allein haben das Recht, in die an das Serai stoßenden Gärten einzudringen. Wenn der Monarch darin umherspazirt, läßt er seine Pagen und die weißen Eunuchen draußen, und nur vom Kislar Aga und seinen Schwarzen wird er begleitet. Wenn es noch einige Gärtner oder Arbeiter in den Lauben giebt, so erschallt der Ruf: „Helvet!“ und bei diesem schrecklichen und heiligen Worte muß Alles seine Arbeit verlassen und das Thor zu gewinnen suchen. Wehe demjenigen, der noch angetroffen wird, nachdem sich die Frauen in den Alleen zerstreut haben! ein gewisser Tod wäre der Preis dieser Fahrlässigkeit oder Vermessenheit. Niemand würde ihn retten können; die Schwarzen hätten ihn schon umgebracht, bevor noch Bericht darüber erstattet und Einspruch dagegen gemacht werden könnte, und dieses wird so genau vollbracht, daß die bluttriefenden Barbaren selbst in den Thoren von Stambul das Innere des Serais noch bewachen und jederzeit bereit sind, alle diejenigen niederzusäbeln, die sich nicht geschwind genug nach dem Rufe des Helvet entfernt haben.

Nach den schwarzen Eunuchen kommen die weißen. Sie sind beinahe eben so zahlreich und eben so wild als jene. Sie stehen unter dem Befehl des Kapu Aghassi (Pforten-Aufseher). Diese weißen Eunuchen versehen in der zweiten Linie den äußern Dienst des Harems. Wenn sie minder verwildert sind als die Schwarzen, so kann die Ursache nur dem Umstande beigemessen werden, daß sie öftere und nähere Gemeinschaft mit den Wachen im Innern des Palastes pflegen. Ihr Anführer genießt auch einer großen Achtung; aber seine Vorzüge, sein Kredit und seine Würde stehen denen des Kislar Aga bei weitem nach, welcher als ein hoher Offizier des Kaisers betrachtet wird, während man jenen nur als den höchsten Hausbedienten ansieht.

Kammer-Pagen.

Es ist eine politische Maxime der Türken, daß der Fürst von solchen Personen bedient werde, die er erheben kann, ohne den Neid zu erregen, und erniedrigen darf ohne Gefahr. So bestehen auch meistentheils alle Pagen aus jungen Leuten von niederen Familien und aus verschiedenen Gegenden des Reichs gewählt, hauptsächlich aus Asien. Sie werden erst in die Lehr-Anstalt der Itschoglans (Kammer-Knaben) von den Paschas und Agas oder anderen Privatleuten, welche dem Sultan ein Geschenk damit machen wollen, und die dabei auf den Nutzen spekuliren, der ihnen dereinst durch diese Kreaturen erwachsen kann, wenn sie zu hohen Würden gelangen, zum Unterricht geschickt. In der That bewahren diese jungen Leute, obgleich sie schon als Kinder den Händen ihrer ersten Herren entnommen werden, doch eine fromme dankbare Rückerinnerung an diejenigen, die sie erzogen und an die Quelle der Gnade, des Glücks und der Ehre gebracht haben.

Das Serai der Itschoglans ist in Pera, Konstantinopel gegenüber, gelegen; es ist die Pepinière, in welcher die Pagen des Großherrn gebildet werden. In diesem Kollegium erhalten sie ihre erste Erziehung,

das heißt mit den geeignetsten Worten, man lehrt sie, unterwürfig und ehrerbietig seyn, den Kopf gebückt und die Hände kreuzweise über die Brust gelegt tragen und beständig schweigsam seyn.

Sobald die Jtschoglans Pera verlassen, kommen sie in den Palast und werden in einer der vier Pagen-Kammern angestellt unter der Direction des Chefs der weißen Eunuchen, welcher zugleich Kunstrichter ihrer Studien, Aufseher ihrer Spiele und Leiter ihrer Uebungen ist.

Von diesen vier Kammern hat jede ihren eigenen Namen. Die erste, Chas Odassy (Kammer des Herrn), ist aus 40 Pagen zusammengesetzt; es sind diejenigen, welche dem Herrscher am nächsten kommen; welche ihn überall hin begleiten, in die Moschee, in den Divan, auf die Promenade und auf andere Lustpartieen, und welche genau darauf achten müssen, keine von den Frauen des Harems anzuschauen. Sie ziehen sich zurück, sobald der Sultan den Harem betritt, und warten an den Thüren der letzten Zimmer des Innern.

Die zweite Kammer, Kiler Odassi, ist viel zahlreicher; sie ist das Laboratorium der Gewürze, der Konfituren, der Zuckerwerke und der vorzüglichsten Getränke, welche ausschließlich nur für den Sultan und seine Odalisken bestimmt sind.

Die dritte Kammer heißt Seresly Odassy (Kriegersaal), weil die Pagen darin sich nur mit kriegerischen Uebungen beschäftigen. Einige lernen mit Bogen und (seit einigen Monaten erst) auch mit Pistolen nach dem Ziele schießen, den Wurfspieß (Dscherri) und große Steine nach einem Punkte schleudern und mit Säbel und Lanze fechten; und Andere sind mit der Besorgung und Erhaltung der Waffen und der Equipage des Kaisers beauftragt; man lehrt sie auch, in Gold und Silber auf Leder sticken, in welcher Kunst sie es so weit gebracht haben, daß die besten Europäischen Arbeiten dieser Art den ihrigen nicht gleichkommen. Der Großherr begünstigt diese dritte Kammer am meisten, weshalb sie auch die bedeutendste ist.

An gewissen Tagen des Jahres steigen die Pagen zu Pferde und führen im inneren Raume des Serai das Bild eines kleinen Krieges, unter den Augen des Sultans, mit vieler Fertigkeit aus. Der Beifall, welchen sie dabei von den gegenwärtigen Großwürdenträgern erhalten, regt ihren Eifer so sehr auf, daß nur selten eine solche Uebung ohne Blutverlust abläuft.

Diese Manöver, welche sie öfters wiederholen, machen sie muthig und geschickt zum Kriege. Diejenigen, welche von ihren Studien vielen Nutzen gezogen haben, werden von dem Sultan, welcher sie selbst examinirt, dadurch belohnt, daß er sie unter seine 40 Pagen aufnimmt. Alsdann vertauschen sie ihren Tuchrock gegen einen seidenen mit Silber und Gold gestickten Kaftan, und ihr Gehalt wird auf 10 Paras (ein Para ist ungefähr 1 Sou) täglich vermehrt. Aus der Kammer der 40 werden zugleich die größten Hof-Beamten gezogen, deren Titel und Würden sich folgendermaßen ordnen:

1) der Selihtar Aga, welcher den Säbel des Padischa trägt;
2) der Tschohadar Aga, welcher dessen Mantel trägt;
3) der Lybriktar Aga, welcher eine Art von goldener Kaffeekanne trägt, die das Trink- und Waschwasser des Sultans enthält;
4) der Rikiabtar Aga, welcher den Steigbügel hält;
5) der Dilbentar Aga, welcher den Kaiserlichen Turban faltet;
6) der Kemizar Aga, Aufseher über Wäsche und Garderobe;
7) der Tschesnegir Aga Baschi, der Ober-Intendant des Hotels;
8) der Zagbardschi Baschi, erster Intendant der Jagdhunde;
9) der Turnadschi Baschi, erster Forst-Intendant;
10) der Berber Baschi, erster Barbierer;
11) der Mubasebedschi Baschi, General-Controlleur der Ausgaben;
12) der Teskeredschi Baschi, erster Secretair des Großherrn.

Außer diesen 12 Würdenträgern des Serai zählt man noch den Doghandschi Baschi (Chef der Falkoniere) und den Hamamdschi Baschi (Intendant der Kaiserlichen Bäder).

Die Pagen der vierten und letzten Kammer sind ausschließlich damit beauftragt, die Rechnungen über alle Schätze zu führen, welche im Palaste aufgehäuft werden. Denn es herrscht der Gebrauch, daß ein jeder Sultan während seiner Regierung eine Schatzkammer (Chasne) anlegt. Am Schlusse des Jahres nimmt der Chef der schwarzen Eunuchen ein Inventarium aller der Beutel (ein Beutel enthält ungefähr 200 Thaler) auf, welche aufgeschüttet worden sind; dann legt er sie in einen Koffer, und der Großherr selbst erscheint in Galla und legt sein Siegel an die Koffer. Nach dem Tode eines jeden Padischahs bleibt die Kammer des Chasne verschlossen und wird mit dem Siegel des Großwesirs und denen der anderen Groß-Offiziere des Serai versiegelt, und man setzt in der Höhe über der Thür die Inschrift mit goldenen Buchstaben: „Hier ist der Schatz des und des Monarchen." Je mehr Schätze der Regent angehäuft hat, als um so glänzender und glücklicher wird seine Regierung betrachtet; und der Leser wird sich am Besten einen Begriff von der Bedeutung dieser Schätze machen können, wenn er erfährt, daß es als das größte Elend des Landes angesehen wird, wenn ein Sultan die Chasnes seiner Vorgänger angreifen muß. Bei den Türken ist es Sitte, den Schatz des Serai als eine heilige Sache zu betrachten; er kann und darf nur im äußersten Falle benutzt werden, das heißt, wenn das Reich mit dem Untergange bedroht oder von anderen außerordentlichen Uebeln heimgesucht wird.

Die Pagen der Schatzkammer sind zugleich mit Verwaltung der Bijouterieen und Diamanten des Großherrn beauftragt; sie sind es, welche die Rechnung über alle Gegenstände führen, die aus dem Tresor entnommen werden. Sie haben außer dem Kielar Aga auch noch den Chasnadar Baschi zum Chef, welcher die von dem Großherrn angewiesenen Fonds auszahlt. Diese Fonds sind nur dazu bestimmt, die Ausgaben des Hofes zu bestreiten, und dieser Schatz, so wie dessen Schatzmeister, haben mit dem Chasne des Staates unter der Direction des Defterdar-Efendi (Großschatzmeister des Reichs) nicht die geringste Gemeinschaft.

Der Kaiserliche Steigbügel.

Vier Haupt-Stallmeister bilden das Corps, welches man den Kaiserlichen Steigbügel nennt. Erst kommt der Buschuk-Embrochor (Ober-Stallmeister), dann der Kutschusch-Embrochor (Klein-Stallmeister), welche alle andere Stallmeister des Padischahs unter ihren Befehlen haben. Sie sind es, welche bei dem Feste: „der Gang ins Grüne", welches von allen Rennern des Sultans abgehalten wird, den Vorsitz haben. Dieses Fest wird sehr feierlich begangen; die öffentlichen Beamten, die Kaiserlichen Offiziere und die ganze Noblesse wohnen im größten Galla dem Aufzuge der Pferde bei, welche in Ceremonie durch die Straßen von Konstantinopel auf die rundum gelegenen Wiesen geführt werden. Hier werden sie Tag und Nacht von Bulgarischen Bauern bewacht, welche ausdrücklich aus Rumelien zu diesem Frohndienst herbeikommen müssen. Die Dörfer dieser Leibeigenen sind steuerfrei und genießen noch anderer Freiheiten, welche sie reichlich für diesen augenblicklichen Dienst entschädigen.

Der Großherr wohnt ebenfalls dieser Ceremonie bei; und wenn die Pferde im Gange und außer dem Palaste sind, nimmt er, um sie noch einmal zu sehen, hinter den Jalousieen des Hay Khioschk, eines an der Mauer des Palastes angebauten Pavillons, Platz, in dem Innern der Stadt, und an der Seite des Deolet humajun (das edle Thor) oder das Thor der Verwaltung, aus welchem die Europäer das Beiwort: „Die hohe Pforte" gemacht haben, um die Ottomanische Regierung zu bezeichnen.

Der dritte Stallmeister Capidschiler Baschi ist eine Art von Ceremonienmeister; er verläßt nie die Person des Sultans, eben so wie die anderen Offiziere des Kaiserlichen Steigbügels, sobald er aus dem Serai tritt.

Dieser Kaiserliche Steigbügel hat jetzt gar keine Bedeutung mehr; es ist ein sehr unvollkommenes Bild von der despotischen Form der alten Verwaltung der Begründer des Türkischen Reichs, bevor sie noch auf den Trümmern des Konstantinischen Thrones gesessen. Damals hatte der Kaiser keinen anderen Palast, als sein Zelt, keinen anderen Hof, als sein Militairgefolge, und keinen anderen Pomp, als die Trophäen und die Beute der Besiegten, die er sich vorantragen ließ.

Die Reclamationen und die Bittschriften der Unterthanen wurden zu den Füßen des auf seinem Pferde sitzenden Monarchen vorangetragen; es war also sein Steigbügel, welchen die Bittenden um Güte und Gerechtigkeit anflehten. Die Ordres für die Armee, die Verordnungen der Fürsten und ihre Richtersprüche wurden gleicherweise zu Pferde ertheilt; und diesem veralteten Gebrauch der Steigbügelherrschaft ist der Name des Kaiserlichen Steigbügels in dem Innern des Palastes noch gelassen worden. In den ministeriellen Akten, in den Diplomen der Ambassadeure und den Fermanen der Verwaltung findet sich diese Benennung auch noch immer, und selbst die Noten der Stellvertreter der Europäischen Höfe, welche sie der Pforte übergeben, sind an den Kaiserlichen Steigbügel adressirt.

Das Serai.

Das Serai ist ungeheuer groß, doch hat es nicht drei Stunden und noch weniger sieben im Umfange, wie gewisse Reisebeschreiber so tollkühn behauptet haben, die nur die Leser in Erstaunen setzen wollten, gleichviel, ob sie Wahrheit oder Lügen erzählten. Die Mauern, mit welchen es umgeben ist, sind von einer solchen Höhe, daß sie Niemand überblicken kann. Der innere Raum enthält Moscheen (Metzids), geräumige Gärten und Wohnungen, in denen 15,000 Menschen recht bequem logiren können. Im gegenwärtigen Augenblicke enthält dieses große Gebäude mit Inbegriff seiner Garde und seiner Hausbedienten nicht über 10,000 Seelen.

Der Anblick des Palastes von der Meeresseite ist erfreulich, aber man darf den Fuß nicht ans Land setzen und längs der Mauern hingehen. Denn die im Sonnenstrahle erglänzenden Dome, die vergoldeten Kuppeln, welche ihre Strahlengarben in die Ferne auszuströmen scheinen, die hochaufschießenden Minarets, die anmuthigen Cypressen und die schattigen Alleen, welche sich in dem dicken Gebüsche verlieren — Alles verschwindet dann gänzlich. Bei dem Anblicke dieser dicken Mauern wird man von trüben Gedanken bestürmt; unwillkürlich fühlt man sich vom Schreck erstarrt, besonders wenn man vor dem Hauptthore des Palastes vorübergeht und die frisch abgehauenen und noch rauchenden Köpfe wahrnimmt, deren noch warmes Blut unter den Tritten des Vorübergehenden forttrieselt. (A. Pichard.)

Frankreich.

Lustiger glorreich beendigter Prozeß, oder das Journal im Jahre 1745.

(Fortsetzung.)

Sobald Madame Saint-Aymar nach Hause gekommen war, ganz voll von dieser neuen freudigen Hoffnung, hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als an ihre Tante nach Paris zu schreiben; für sich selber bestellte sie ein Kleid von rosa Taffet nach der neuesten Mode, und für die Pferde Büschel und Quasten in Grün und Weiß, höchst passende Farben, ihre eigene Schönheit im rosa Kleide in's hellste Licht zu setzen.

Der Brief geht ab, und alle Wünsche und alle Sehnsucht der Saint-Aymar begleiten ihn; zum Himmel schaut sie empor und denkt an ihr rosa Kleid und ihre weiß und grünen Geschirre. Aber auch die Frau Präsidentin träumte und schwärmte mittlerweile von Geschirren. —

„Wann werden wir denn unsere Geschirre bekommen?" sagte sie eines Tages zu ihrer lieben Freundin Saint-Aymar.

„Nächsten Sonntag", erwiederte diese. — „Und von welcher Farbe werden sie seyn?" fragte lebhaft Madame Darcy. — „Weiß und grün", gab die Saint-Aymar stolz zur Antwort. — „Weiß und grün!" wi-

derholte die Präsidentin. „Und geschah das mit meiner Einwilligung, Madame? Wie? Wissen Sie, ob ich ein rosa Kleid habe, das zu diesen weiß und grünen Geschirren paßt? Und wenn nun zufällig das Kleid, welches ich mit derselben Gelegenheit erwarte, ein blaues ist, oder von einem dunkleren Grün als die Geschirre, was soll ich denn mit diesen weiß und grünen Geschirren machen? Nein, nein, Madame, wenn es so ist, so hoffen Sie nicht, daß ich mein Theil bezahlen werde zu diesen weiß und grünen Geschirren." — „Was höre ich?" rief die Saint-Aymar, „wie Madame? Sie wollen eine Bestellung, die Sie gemacht, nicht bezahlen?" — Und die Sache fing an, sehr ernsthaft zu werden. — „O, meine Damen!" rief eine gemeinsame Freundin, „was machen Sie? Wer weiß, ob nicht das Kleid der Madame Darcy vielleicht ein rothes ist, wie das der Madame Saint-Aymar? Warten Sie doch in Geduld ab, bis Kleid und Geschirre ankommen; es wird dann noch Zeit genug seyn, sich zu streiten." Und wirklich beschwichtigte dieser weise Rath für eine Zeitlang die erbitterten Gemüther der Damen.

Dessenungeachtet hatten die beiden Männer niemals mehr Verse gemacht, als seitdem sie sich von diesem Bürgerkrieg bedroht sahen. Schon war die ganze Stadt förmlich in zwei Feldlager getheilt, aber der Präsident schwebte hoch in seinen Wolken und hielt langen Zwiesprach mit seiner Muse: musa, mihi causas memora! und der Landrath schwärmte auf seinen Fluren umher und wandelte mit seinem Palämon und seiner Daphnis unter Blumen; ruhig setzten sie ihre Spaziergänge im Walde fort, ohne sich einfallen zu lassen, daß um ihrer Frauen und deren preiswürdigen Rosse willen eine ganze Stadt auf dem Punkte stand, Ruh' und Frieden und Schlaf einzubüßen.

Endlich kamen die Geschirre und die Kleider an; man läuft herbei, man öffnet die Kisten, man schaut hinein. Madame Darcy hatte ihre Ahnung nicht betrogen. Die drei Kisten wurden zu gleicher Zeit bei der Frau Präsidentin und in Gegenwart aller Damen der Stadt eröffnet. Was den Anfang macht und aus der ersten Kiste herausgenommen wird, ist ein Kleid und ein vollständiger Anzug, rosa und weiß, nach der letzten Mode der Tuilerieen und des Palais-royal. Es war das Kleid der Madame Saint-Aymar; ein glücklich Lächeln flog bei dem reizenden Anblick über ihre Wangen, und die Frau Präsidentin konnte nur mit Mühe einen Seufzer des Neides und Schmerzes unterdrücken.

Hierauf ward die Kiste mit den Geschirren geöffnet — die Geschirre auf den Fußboden ausgebreitet; sie waren grün und weiß und paßten zu dem roth und weißen Kleide ganz vortrefflich. Es war offenbar, daß beides für einander berechnet und gearbeitet war. So wußte sich denn die Saint-Aymar vor Freude kaum zu lassen und die Präsidentin wollte vor Aerger umkommen.

Endlich kommt die Reihe an Madame Darcy. Die letzte Kiste ist für sie, ihr Kleid liegt darinnen. Aber die Kiste will nicht aufgehen; es ist, als widerstrebte sie förmlich, ihren Inhalt zu offenbaren; nur mit der größten Mühe wird sie erbrochen. Rings herrschte die tiefste Stille, jede Dame hielt den Athem an — Heiliger Gott! was kommt zum Vorschein? ein blaues Kleid mit schwefelgelbem und weißem Besatz! Entsetzen! Kaum hatte es die Präsidentin hervorgezogen, so fiel es ihr auch vor Schrecken wieder aus der Hand. „Wir sind zu Rande, Madame", schrie sie auf und warf der Aymar einen wüthenden Blick zu; ich bin nicht gewillt, Ihnen zur Folie Ihrer kleinen Reize zu dienen; nehmen Sie Ihre grünen Geschirre hin, aber ich werde sie wahrhaftig nicht mit bezahlen."

„Madame! Madame!" entgegnete die Saint-Aymar blaß vor Zorn, „bedenken Sie, was Sie sagen, und mäßigen Sie Ihren anmaßenden Ton!"....

Und mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, ach mit tiefbetrübter Seele! denn in Wahrheit, wie sollte sie ihren Mann dahin bringen, die Geschirre für sie allein zu bezahlen, da es bei seinen beschränkten Geldmitteln ihm schon schwer genug werden mußte, auch nur die Hälfte des Preises herzuschießen.

Um ihre Verlegenheit auf's höchste zu steigern, schrieb ihr die Tante, daß sie für Kleid und Geschirre einen Wechsel nach zwei Tagen Sicht auf sie ziehen würde ... Was war zu machen? Bezahlt mußte werden! Was aber kann eine anständige Frau in der Provinz, die kein Geld hat, thun, um ein Paar weiß und grüne Geschirre und ein rosa Taffet-Kleid zu bezahlen?

Von solchen Schmerzen war die arme Saint-Aymar gepeinigt, als plötzlich die beiden Kammerjungfern der Präsidentin in ihr Zimmer traten, die schönen Geschirre auf den Fußboden hinwarfen und sich schnell entfernten. Diese neue Unverschämtheit brachte die Saint-Aymar so auf, daß sie von diesem Momente an auf nichts anderes mehr dachte, als auf Rache.

Aber wie sich rächen? Jene Frau zwingen, ihr Theil zu bezahlen! Und wie? Ihr den Huissier auf den Hals schicken und sie pfänden lassen! Wo aber einen Huissier auftreiben, der Dreistigkeit genug besäße, die Frau eines Präsidenten zu pfänden? und wär' auch einer gefunden, wie ihn selber bezahlen und womit? Die arme Frau wußte nicht, wie sie aus allen diesen Verlegenheiten herauskommen sollte; es war in der That, um den Verstand zu verlieren.

Nur Geld! Nur Geld! Dann war sie auch überzeugt, daß sich ein Huissier finden werde. Da fiel ihr plötzlich ein, daß sie ja noch in der Stadt eine alte Cousine wohnen hatte, eine geizige Betschwester, zänkisch und mürrisch, die aber die einzige Person in der Welt war, die ihr so viel Geld vorschießen konnte, als zur Bezahlung eines Huissiers erforderlich war; diese Verwandte hieß Mademoiselle du Berger. Zu ihr begab sich denn also unsere hübsche Saint-Aymar und kam allein und mit wankenden Schritten bei der alten Jungfer an.

Die Alte liebte ihren Gott und ihr Geld; dafür war aber auch ihre Liebe zu ihrem Nächsten im Allgemeinen und zu den hübschen Frauen insbesondere ziemlich schwach. Und so blieb sie bei den Schmerzen ihrer liebenswürdigen Cousine und der Erzählung des traurigen Vorfalls völlig unempfindlich. Nur als die Saint-Aymar mit Thränen in den Augen, ihre gefalteten Hände zu ihr emporhebend, sie flehentlich bat, ihr so viel Geld zu leihen, daß sie sich einen Huissier aus Paris könnte kommen lassen, da gewann die Sache einen andern Anschein in ihren Augen. Mademoiselle du Berger hatte niemals Geld, wenn von Verleihen die Rede war, für Niemand; aber um einen Huissier aus Paris kommen zu lassen, die Frau Präsidentin zitiren zu lassen, zu einem so göttlichen, so einzigen Skandal, da hatte sie Geld; sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihre Schatulle zu öffnen, nahm hundert Franken heraus und lieh sie der schon verzweifelnden Saint-Aymar. Diese gab ihr einen Schein dagegen, drückte das Geld an ihr Herz — denn dieses Geld, es war ihre Rache, es war der Himmel für sie!

Eben wollte die schöne Saint-Aymar sich beurlauben, als ein Postbedienter eintrat, und Mademoiselle du Berger einen Brief, den Mercure de France und eine Kiste überbrachte. Der Brief war für sie selbst, der Mercure de France für den Stiftsherrn, und die Kiste enthielt eine Ausstattung, die Mademoiselle du Berger mit einer anderen Gelegenheit nach einer benachbarten Stadt an eine junge Dame ihrer Bekanntschaft schicken sollte. Mademoiselle du Berger eröffnete den Brief, Madame Saint-Aymar die Kiste: Trost und Stärkung wehte ihr daraus entgegen. Die Sachen waren wunderschön, ganz besonders reizend aber war ein rosa Taffetkleid, dessen grün und weiße Garnirung den Farben der Geschirre vollkommen ähnlich sah und sie auf's lieblichste an ihre Schätze erinnerte. „Ganz und gar wie mein rothes Kleid," sagte sie zur du Berger. Aber Mademoiselle du Berger hörte nicht auf ihre Cousine, sah das rothe Kleid nicht an, las sogar nicht einmal mehr ihren Brief, denn sie war mit etwas Anderem, Würdigerem beschäftigt. Sie las den neuen Mercure, und als Frau von Witz und Geist, für die sie doch gelten wollte, hatte sie alsbald die Charade vorgenommen.

Wie wir alle wissen, war die Charade das literarische Hauptvergnügen jener Zeit; sie war der Ruhm, die Ehre und das Glück des Mercure. Es gab Viertel in Paris und Provinzialstädte, in denen sich die gescheidtesten Köpfe einen ganzen Monat lang abquälten, das Wort eines Räthsels, einer Charade oder eines Logogryphen zu finden. Sobald das Räthsel gerathen oder auch nur erst die Spur desselben gefunden war, beeilte man sich, den Mercure davon in Kenntniß zu setzen, der dann im folgenden Monat der erstaunten Welt den Namen des glücklichen Oedipus kund that. Mademoiselle du Berger war nun gerade nicht, was man einen schönen Geist nennt, auch nicht einmal in der Provinz — doch bis zur Charade hatte sich ihr Geist emporgeschwungen; sie war im Rathen ziemlich geübt, ja, verfaßte selber Charaden, und es hatte sogar eine im Mercure unter ihrem Namen — von Mademoiselle Adelaide-Aldegonde du Berger, Rentière — gedruckt gestanden; obwohl wir zur Steuer der Wahrheit sagen müssen, daß der Stiftsherr, Monsieur Vincent, der eigentliche Verfasser besagter Charade war, deren beste Verse ihm angehörten, und von der er nur den Ruhm seiner Freundin, Mademoiselle Adelaide-Aldegonde du Berger, überlassen hatte, als ein Mann, der sich über Bagatellen dieser Art erhaben fühlte.

Seit jenem Tage glorreichen Angedenkens, hatte Mademoiselle du Berger ihren drei Leidenschaften: für den lieben Gott, das geprägte Geld und das Mediſiren, noch eine vierte und letzte hinzugesellt, nämlich die für die Charade; Räthsel und Logogryph als Kinder derselben Familie mit inbegriffen. Charaden zu rathen, Logogryphen zu verfassen, eine ganze Stadt mit ihrem Witz in neidisches Erstaunen zu setzen, dies war für Mademoiselle du Berger der süßeste und reizendste Zeitvertreib; womit sie sich aber ganz besonders viel wußte, und was sie überglücklich machte, war, wenn sie allmonatlich dem Herrn Abbé seinen Mercure de France zustellen und ihm dabei mit bescheidenem und doch stolzem Tone sagen konnte: „Suchen Sie das Wort, Herr Abbé, ich hab' es schon, ich!"

Diesmal war es der Logogryph des Monats Mai, der so ungetheilt die Aufmerksamkeit der Mademoiselle du Berger auf sich zog, und wir müssen gestehen, daß er wohl danach angethan war, einen noch scharfsinnigeren Kopf in Verlegenheit zu setzen. Hier ist er:

Logogriphe.

Cultivée autrefois par des peuples fameux,
De leurs travaux j'ai consacré la gloire,
Et sans le secours de l'histoire,
Je les fais vivre encore chez leurs derniers neveux.
De douze membres composée,
Il est pour me trouver une méthode aisée.
12 et 6 vous diront qui je suis.
Quand je suis belle j'embellis;
Mais de dix de mes pieds quelquefois l'ignorance
Me fagotte si plaisamment
Que, bien loin d'être un ornement,
Je perds toute mon élégance.
Mon premier quart a versé bien du sang.
1, 2, 6, 7, 10, 2, souvent au plus haut rang,
Et souvent au plus bas étage:
Je ne perds ni ne gagne à de tels changemens.
Lecteur, reprends mon tout, et de trois élémens
Il saura t'offrir l'assemblage.
9, 5 et 3 je suis bon à quitter;
6, 5, 9, 11 et 7 donnent de quoi flatter
Des humains la pauvre cervelle.
3, 4, 1, 6, je fais une guerre cruelle
A 2, 1, 9, à qui 7 ajouté,
Du corps humain présente une partie.
5, 3, 1, 2 et 7 paya cher sa folie.
8, 5, 3, 7, je suis de grande utilité
Aux boudoirs de sa Majesté.
Je compte par milliers les auteurs de mon être;
A me chercher, lecteur, je t'aiderai peut-être.
2, 10, 3, 4 et 7 m'ont servi de berceau.
Je me change en 3, 1, 5, 4, 6 et 7,
7, 3, 1, 2 et 6, au regard d'un distrait.
3, 2 et 5, je porte l'épouvante,
Quoique partant souvent d'une ame fort contente.
Cherchez de lieux où sans danger

On ne peut guère voyager;
Cherchez un meuble de ménage,
Une admirable invention,
Qui vous fait voyager chez toute nation,
Une province et ville de Hollande,
Un plat cher à la gent gourmande,
Une machine dans les eaux
Qui fait trembler tous les bateaux,
Une charge spirituelle
Où l'on porte bas la dentelle,
Un coquillage, un bon poisson,
L'endroit d'où l'on nous fait leçon,
Une voiture sans portières,
Et le gagne-pain des notaires,
Une fille qui sans retour
Par la soeur est chassée, et la soeur à son tour
S'enfuit avec une vitesse extrême;
Ce qu'avec ses défauts on aime;
Un pays de l'Asie, un peuple mécréant,
Ce qu'il ne faut pas qu'on nous coupe,
L'ordinaire goûter d'une bourgeoise troupe,
Une voiture, ensuite un conducteur,
Un mot qui vous fait mal au coeur,
Un purgatif enfin, deux notes de musique:
Mais il me semble aussi que par trop je m'explique;
Et si je n'arrêtais mon indiscrétion,
Bientôt je vous dirais mon nom.

Man kann sich vorstellen, was Mademoiselle du Berger bei Lesung dieses schrecklichen Logogryphen empfand. Dunkel ward's vor ihren grauen Augen, ihre blassen Wangen wurden noch blässer, ihr gekniffener Mund schnitt eine fürchterliche Grimasse; die Unglückselige mußte sich's gestehen, daß dieser Logogryph über ihre Kräfte ging, und sie ward stumm und nachdenklich vor dem räthselhaften Blatte. „Aber auch", durchfuhr es sie plötzlich, „welch ein Ruhm für mich — wenn ich die Auflösung fände."

Die junge schöne Saint-Aymar war nicht so tief in Betrachtung des rosa Kleides versunken, daß sie nicht die heftige Aufregung hätte bemerken sollen, die ihre Cousine ergriff, und diese gab sich auch keine Mühe, die Ursache ihrer Verwirrung und Bestürzung zu verbergen.

„Ja, liebe Cousine", brach sie aus, „es ist so! ich bin um meinen Ruhm; nicht ein einziges Wort von diesem Logogryphen hab' ich herausgekriegt. O! was wird der Abbé sagen? Ach, was bin ich zu beklagen. Meine arme Saint-Aymar!"

Madame Saint-Aymar, bei ihrem guten Gemüthe und der Verbindlichkeit, die ihr die Cousine eben auferlegt hatte, tröstete sie, so gut sie konnte. „Wissen Sie was", liebe Cousine, sagte sie zu ihr, „leihen Sie mir diesen Logogryphen; binnen zwei Tagen hab' ich ihn vielleicht errathen und bringe Ihnen das Wort dann im Moment, so bald ich's gefunden." Die liebenswürdige Frau hatte dies einzig in der Absicht gesagt, um dem betrübten Herzen der Cousine einigen Trost zu geben, denn noch nie in ihrem Leben hatte sie ein Räthsel gerathen, ausgenommen auf die Liebe Folgendes:

Jeune, dès en naissant,
Je vais toujours rapetissant,
Et je finis par être imperceptible.

Diese neue Hoffnung, so schwach sie auch war, richtete den gesunkenen Muth der armen du Berger doch wieder einigermaßen auf. Sie kannte der Saint-Aymar leidenschaftliche Neigung, zu gefallen, aber wußte auch, daß sie sehr wenig Ansprüche auf den Ruhm eines schönen Geistes machte und ihr gern einen Logogryphen zum Opfer bringen würde, ohne sich gegen Andere damit zu rühmen, wie der Abbé bei ähnlicher Gelegenheit gethan hatte. — „Cousine! beste Cousine!" rief die du Berger außer sich, halten Sie die Sache geheim und zeigen Sie den Mercure an Niemand; wir wollen lieber sagen, er sey noch gar nicht angekommen. — O liebste Cousine! wenn Sie nach zwei Tagen kämen und mir die Auflösung dieses Logogryphen brächten, Sie wissen, wie lieb ich Sie habe — und hierbei drückte sie die Aymar an's Herz, daß der Armen fast der Athem ausging, — so können Sie Alles in der Welt von mir verlangen, meine gute, meine theure — ja ich glaube sogar, die alte Jungfer fügte auch hinzu, meine „hübsche — Saint-Aymar." (Schuß folgt.)

Polen.

Polnische Geographie vom Reiche der Poesie.

Das Reich der Poesie ist sehr groß und jetzt meistentheils mit Kindern bevölkert. Es gränzt gegen Abend an die Beredsamkeit, gegen Morgen an die Malerei und Plastik, gegen Mittag an die Musik, gegen Mitternacht an das Meer der Wissenschaften. Gleich vielen anderen Reichen zerfällt es in das obere und untere Land. Im ersten wohnen Leute, die durch ihr Ansehen imponiren, deren Sprache, gegen die Sprache der anderen Provinzen des Reichs gehalten, wie das Samogitische gegen das Polnische klingt. Es sind Helden von Profession; ein Kampf mit Riesen ist für sie eine Kleinigkeit. Die Schönheit ihrer Frauen, wenn sie auch noch so häßlich sind, verdunkelt den Glanz der Sonne. Ihre Rosse, denn Pferde haben sie nicht, übertreffen den Sturmwind an Schnelligkeit, und die Wipfel ihrer Bäume reichen an das Himmelsgewölbe.

Die Hauptstadt dieser Provinz heißt die Epopöe. Sie soll größer seyn, als weiland Ninive; nur so viel ist gewiß, daß viele Reisende sich vergebens bemüht haben, ihren Umfang zu messen. Sie liegt auf sandigem und zur Bearbeitung nicht sehr geeignetem Boden. Die Einwohner dieser Stadt sind in Ansehung der Wahrheit nicht besonders gewissenhaft und gleichen in diesem Zuge ihres Charakters den Bewohnern des ganzen Reichs. Sie bieten den Reisenden ihre fabelhaften Geschichten dar, denen sie übrigens eine gewichtige und anziehende Gestalt zu geben wissen. Was jedoch den unangenehmsten Eindruck in dieser Stadt macht, ist, daß man bei jedem Schritt auf Zweikämpfe und Todtschlägereien trifft, so daß man bald genöthigt ist, sich in die Vorstadt der Romanzen zu flüchten. Hier wohnen die allerschönsten und moralisch vollkommensten Wesen; fortwährende Festlichkeiten unterhalten uns, und selten verläßt sie ein Reisender, ohne vorher auf fünf Hochzeiten getanzt zu haben. Hinter der Stadt liegen Trümmer von Schlössern, in denen Raubritter und Banditen ihren Sitz haben.

In der Ferne erblickt man hohe, von Abgründen umgebene Berge; es ist dies das Gebirge der Tragödie, durch die Ansichten herrlicher Ruinen verschönert. Tiefe Trauer erfüllt einen Jeden, der sich ihnen nähert, denn ihre Bewohner sind grausam und blutgierig; selbst die Weiber klatschen bei dem Anblick von Vergiftungen und Mordthaten in die Hände.

Früher war in dieser Provinz ein prächtiger Palast berühmt, die Oper genannt, den ein Italiänischer Zauberer aufgeführt hatte; bald aber änderte sich der Geschmack, und die späteren Bewohner desselben nannten ihn die komische Oper.

Unweit dieses Schlosses erhebt sich eine alte Stadt, die Komödie. Hier herrscht im Allgemeinen ein Geschmack an Bildern der Natur; nur schade, daß zuweilen gefährliche Gegenstände dazu gewählt werden; denn Jeder lacht über die Thorheiten seines Nachbars und kümmert sich desto weniger um seine eigenen; bei alledem wird jedoch auch hier großentheils auf Sittlichkeit gehalten.

Zwischen dem oberen und unteren Lande des Reichs der Poesie zieht sich eine weite Provinz hin, der Verstand genannt, in welcher weder Städte noch Schlösser zu sehen sind, sondern nur einige hin und her zerstreute Hütten. Einst war dies ein fruchtbares Land, dessen Erzeugnisse für die ersten Bedürfnisse seiner Bewohner hinreichten; seine jetzige Armuth scheint zum Theil daher zu rühren, daß die Wege nach dieser Provinz außerordentlich eng und wenig betreten sind, und daß man selten einen Führer dahin findet. Auf den Gränzen dieses Gebiets, die man die witzigen Einfälle nennt, wohnt ein leichtsinniges Völkchen, das gern nach Kleinigkeiten hascht und im Schoß des Vergnügens sein Leben vergeudet, ohne auf die Ermahnungen der Nachbarn zu hören.

Die Hauptstadt des unteren Landes heißt die Elegie. Dies ist ein gefährliches Gebiet, rings von Felsen, Höhlen und Wäldern umgeben, denen die Einwohner die Seufzer ihrer Liebe anvertrauen, aber mit der Bitte, daß sie um Gottes willen das Geheimniß nicht verrathen sollen.

Zwei Ströme, der Reim und die Vernunft, fließen durch das große Reich der Poesie. Der letztere entspringt in der Provinz Verstand, und es besucht daher selten Jemand seine Quelle. Der erstere aber hat seinen Ursprung in dem Gebirge, welches die Phantasie heißt, und ein Jeder schöpft daraus, so viel er kann.

Auf der mitternächtlichen Seite dieses Reichs, unfern der Gestade des Oceans, liegt die Insel Satire, die ebenfalls zum Reiche der Poesie gehört. Das Wasser um dieselbe herum ist sehr salzig, und dieser Umstand macht die herbe Laune ihrer Bewohner erklärlich. In der Römerzeit war Juvenal der Beherrscher dieser Insel, und sein Andenken hat sich bei einigen der Einwohner noch bis auf unsere Tage erhalten. Die Reisenden besuchen die Monumente der berühmtesten Männer, welche diese Insel in neuerer Zeit unter ihrer Bevölkerung zählte: Boileau's, Krasizki's, Naruschewitsch's und vieler Anderen.

Einige Autoren, von dem Wunsche geleitet, das allgemeine Beste zu befördern, haben sogenannte Wegweiser in das Reich der Poesie geschrieben, obgleich keiner von ihnen allen jemals selbst dort gewesen ist. (Swiatowid.)

Bibliographie.

Kawaler Maltański. (Der Malteser-Ritter.) Zwei Theile. Krakau.

Opis chorób właściwych osobom wszelkiego stanu. (Beschreibung der den Personen aller Stände eigenthümlichen Krankheiten.) Aus dem Französischen des Dr. Patessier, mit Abkürzungen, von Silvester Pleszkowski, Dr. der Medizin. Warschau.

Naynowsze spostrzeżenia nad chorobami, mianowicie zaraźliwemi, koni etc. (Neueste Beobachtungen über die Krankheiten, namentlich die epidemischen, der Pferde, des Rindviehs, der Schafe und Schweine und über ihre Heilart, aus den neuesten Werken gesammelt.) Von J. N. Kurowski. Warschau.

Poezye M. Gosławskiego. (Gedichte von M. Goslawski.) Warschau.

Historya języka Łacińskiego w Polszcze. (Geschichte der Lateinischen Sprache in Polen.) Von Karl Mecherzynski, Dr. der Philosophie.

Mannigfaltiges.

— Literarische Notabilitäten unter den Tories und Whigs. William Howitt zählt im „Tait's Magazin" die Namen der berühmtesten und beliebtesten Englischen Schriftsteller der neueren Zeit auf, und indem er dieselben, nach ihren politischen Gesinnungen, in Tories und Whigs sondert, findet er, daß das literarische Uebergewicht bei weitem auf Seiten der letzteren Partei ist. Es befinden sich nämlich unter 29 Namen nur 7 Tories: Walter Scott, Southey, Wordsworth, Coleridge, Wilson, De Quincey und Lockhart; die übrigen 22 sind Whigs: Burns, Cowper, Byron, Shelley, Campbell, Moore, Rogers, Crabbe, Godwin, Bentham, Hazlitt, Jeffrey, Mackintosh, Savage, Lander, Montgomery Hall of Leicester, Leigh Hunt, Elliott, Bulwer, Barry Cornwall, Thomas Carlisle und Charles Lamb.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Mittwoch den 13. Mai 1835.

England.

London, Paris, Brüssel und Haag.

Von einem Engländer.

Der Mensch, indem er der Gegenwart überdrüssig ist, hofft gar zu gern und zu rasch von der Zukunft das, was sie ihm nicht gewährt. Ich hatte mir immer von unserer Reform eine so lebhafte Vorstellung gemacht, meine Hoffnungen auf die mit ihr zu gleicher Zeit in die Welt tretenden Fortschritte und Verbesserungen waren so enthusiastisch, daß ich jetzt die enttäuschte Einbildung, meine betrogene Phantasie kaum zu beruhigen vermag. Ich hatte geglaubt, daß England das Wort Reform nur aussprechen dürfe, und alle Dinge um uns her werden von selbst, wie von einem magischen Zauberstabe plötzlich berührt, und alle unsere Wünsche in einem Nu in Erfüllung gegangen seyn; nichts schien mir leichter, als dies.

O, welche Täuschung! Dieses London, das die Reform mit ihrem Lichte aufhellen und erheitern sollte, ist seit dem Tage ihres ersten Erscheinens nur noch düsterer und langweiliger geworden, als je. Es giebt hier nichts als politischen Zwist; an Lust und Vergnügen ist gar nicht mehr zu denken. Die alten Englischen Originale fangen an zu verschwinden. Unser Landedelmann hat das, was an ihm lächerlich war, schon ganz verloren, und der echte Whig von altem Schlage ist kaum noch beim ersten Blick oder am ersten Worte, wie sonst, zu erkennen. Auf allen Gesichtern und Physiognomieen hat sich ein trüber Ernst ausgeprägt, der selbst in unsere Ballsäle sich einzuschleichen gewußt. Pferderennen, Liebes-Intriguen, Eheprozesse und Börsen-Speculationen, alles dies spielt jetzt nur eine untergeordnete Rolle gegen die neueren Interessen der modernen Welt. An unserer Börse spekulirt man nicht mehr auf Stocks, Prämien oder Wechsel: vielmehr sind der Triumph der Whigs und die Niederlage der Tories oder die Wiedereinsetzung des vorigen Ministeriums die einzigen Gegenstände, die alles Uebrige in Beschlag genommen. Unsere Corporationen reiben sich unaufhörlich an einander; der Krämer hält patriotische Reden an die große Masse, und der alte Adel, der sich dem Siege schon so nahe wähnte, sieht sich mit einem Male von allen Seiten angegriffen und bedrängt, und verzichtet nunmehr auf alle fröhliche Feste, um sich den ernsten Klubs anzuschließen, während Hume, Cobbett und O'Connell auf der anderen Seite ihre Reihen in Schlachtordnung bringen. In Folge dieser unaufhörlichen Kämpfe und Reibungen kann es gar nicht fehlen, daß man den Vergnügungen und Lustbarkeiten am Ende ganz entsagt; auch liegen die Theater in England schon seit längerer Zeit danieder, und die Englische Literatur ist, wenn auch nicht in Verfall, so doch in Stockung gerathen.

Ich versuchte es, mich aus dem Kreise dieser fieberhaften Bewegungen und politischen Wirren Londons herauszureißen. In Paris schien mir anfangs die allgemeine Lebhaftigkeit und das bunte Treiben der verschiedenen Parteien und Interessen ein noch aufgeregteres Schauspiel darzubieten. Allein nur zu bald gewahrte ich meinen Irrthum. Denn was zeigte sich mir im Hintergrunde aller dieser Theorieen der Beweglichkeit, was waren die Hebel dieser so geräuschvollen und lärmenden Declamationen? Nichts als Eigennutz und niedriges Interesse. Bei den Politikern Frankreichs handelt es sich darum, hier einen Namen zu erhöhen und dort einen herabzusetzen, ein Portefeuille anzunehmen oder auszuschlagen. Alle Streitfragen und wichtige Debatten lassen sich hier immer auf einige wenige Eigennamen reduziren. In den Kammern inquirirt und diskutirt man ohne Ende, lediglich, um die Massen zu ermüden. Der wahre König von Paris ist in meinen Augen das Vergnügen. Die ernste schwermüthige Maske, die Du dort erblickst, verbirgt nichts Anderes, als die zügellosesten Genüsse; überall, wo Du nur hinsiehst, versenkt man sich in die rauschendste Sinnlichkeit, mag man sich immerhin frei zu ihr bekennen, oder sie so viel als möglich zu verhüllen suchen; mit jedem Tage steigt der Luxus in merkwürdiger Progression immer höher; nur hat man in Paris, sonderbar genug, das Leben in zwei mit einander ganz kontrastirende Hälften getheilt; den einen Theil, nämlich acht Monate im Jahre, bringt man auf dem Lande in einfacher philosophischer Zurückgezogenheit und Sparsamkeit zu; aber die übrigen vier Monate verlebt man in geräuschvollem Jubel, in Saus und Braus, indem man Assembleen auf Assembleen und Bälle auf Bälle folgen läßt. Das Englische Leben in den Jahren von 1815 bis 1820 war bloß ein Abglanz der bei der Pariser vornehmen Welt noch heutzutage bestehenden Tagesordnung. Nur die Geschäftsleute und die Krämer von Paris sind es, die beständig in der Stadt bleiben, wo ihre Interessen sie beschäftigen, und diese Klasse allein ist es auch, welche die Residenz in der schönen Jahreszeit noch belebt.

Die Hauptstadt Frankreichs macht nicht wenig Geräusch mit ihrer Politik, mit ihrer Deputirten-Kammer, mit den großen Weltbegebenheiten, die sie in Bewegung bringt, und den Parteien, die dort den Bürgerkrieg beginnen, gerade so wie England mit seinen artistischen und literarischen Unternehmungen, seinen großartigen feierlichen Moden und glänzenden Bällen. Beides ist indessen nichts als eine Lüge. Denn der Ernst ist es, der in England herrscht, so wie das Vergnügen allein Paris beseelt. Das Ernsteste und Wichtigste, das ich in Paris gesehen, war das Bedürfniß, sich zu amüsiren. Paris würde gern vierzig seiner politischen Redner für einen Lablache und zweihundert Minister für Mademoiselle Grisi hingeben. Die Bonmots des Herrn Dupin, die Epigramme des Herrn von Talleyrand und die Boutaden des Herrn Thiers amüsiren die Französische Hauptstadt weit mehr, als das politische Benehmen aller dieser ausgezeichneten Männer; denn hier ist es vor Allem darum zu thun, zu wissen, ob die neue Oper von Bellini besser oder schlechter ausgefallen ist, als sein Pirat. Man braucht nur zwei Tage dazu, um dem Geheimniß der Pariser Welt und seiner wichtigen Geschäfte auf die Spur zu kommen. Der einzige Feind, den man hier zu vertreiben sich beeifert, ist die Langeweile; man würde eine Bürgerkrone demjenigen verehren, der sich lächerlich genug zu machen wüßte, um Paris länger als vierzehn Tage zu belustigen. Alle Arbeiten der Gelehrten von Frankreich, das Geschrei seiner Advokaten, das Genie seiner Künstler und die unendlichen Wettkämpfe seiner Journalisten, Alles ist auf das eine Ziel des Amüsements hingerichtet. Als ich den Grund alles dieses Treibens erforscht, als ich das Leben der Pariser Welt genugsam durchschaut hatte, begab ich mich nach dem Ministerium des Auswärtigen, ließ meinen Paß visiren und reiste ab.

Leb wohl Paris! Du Stadt des Vergnügens, die du, trotz aller deiner Prätensionen, doch dem Ehrgeize, der Intrigue, der Wissenschaft, der Politik und dem Reichthum immer nur den zweiten Rang angewiesen hast! Was ist dein wahres Streben, dein ernstes Ziel und dein geheimer Gedanke? Nichts anderes als die Sinnenlust, das Vergnügen. Vergeblich drängt sich die Politik dir auf mit ihrer gerunzelten Stirn, mit ihren dürren oder schwallreichen Worten; vergeblich bemühst du dich, in ein ernstes Kostüm dich zu hüllen: du bist und bleibst ein glänzendes wollüstiges Weib, magst du dich auch in den Mantel des Philosophen hüllen oder hinter der Maske des Einsiedlers zu verbergen suchen. Ich hatte sechs Wochen in diesem ewig stürmenden Rausche zugebracht und wohl erkannt, daß Niemand hier das denkt, was er sagt, noch auch an das denkt, was er sagen will. Trotzdem hatte ich mich in dieser Hauptstadt der Lust gar wohl befunden; mit Hülfe des Rocher de Cancale, des Italiänischen Theaters, der Konzerte des Konservatoriums, der Promenaden im Boulogner Gehölz und einiger anderen nicht erst zu erwähnenden Zerstreuungsmittel hatte ich nicht ohne Vergnügen bemerkt, daß das Wesen, dem man hier Alles aufopfert, und das von den Philosophen das Ich genannt wird, in Paris ganz glücklich und in voller Blüthe besteht.

Indeß rief mich meine Neugier wieder fort von hier, und ich hatte ein Land zu bereisen, das zu denen gehört, die am öftersten beschrieben worden sind; es war ein bekannter Weg, die große Heerstraße aller Europäischen Reisenden. Ich reise gern da, wo schon viele vor mir gereist sind. Abyssinien würde mich weniger interessiren, als der Hyde-Park zu London. Es macht Vergnügen, die Eindrücke, die ein bekannter Gegenstand auf uns macht, mit denen eines Gecken, eines Schöngeistes oder denen eines Duckmäusers zu vergleichen. Da, wo einer von diesen Reisenden einen Riesen gesehen, erblicken wir vielleicht einen Zwerg. Dort der kleine Kanal, den das Auge kaum entdeckt, wird unter der Feder irgend einer jener Blaustrümpfe in England zum Nil oder zur Donau. Auf dieser großen Heerstraße hat der Belgier seinen Bierrausch ausgeschlafen, der Holländer seine Pfeife geraucht, der Pariser politisirt und der aus der Umgegend der St. Pauls-Kirche vertriebene Engländer ruhig geschlummert, während er zu reisen geträumt. Wer in fremde Gegenden reist, hat freilich nachher freies Spiel, er darf und muß oft lügen wie ein Poet, und seine Leser sind gezwungen, ihm überall blindlings zu folgen. Wir, mein theurer Leser, wollen lieber die der Welt bereits geläufige, allgemein bekannte Straße mit einander passiren. Wir begeben uns leichten Schrittes dahin in Gesellschaft einer kleinen korpulenten und hübschen brünetten Frau mit kleinen Füßchen und engen Schuhen; ferner mit einem vierzigjährigen Militair mit einem hölzernen Beine und einem hübschen kleinen Mädchen, das zu den Füßen seiner Mutter auf einem Sessel Platz genommen. In Frankreich

kommt das Alter später und die Kindheit vergeht schneller, als anderswo. Ein Mädchen von sechs Jahren ist oft schon eine kleine Kokette, und ein alter Dilettant ist noch ein junger Enthusiast. Sonderbares Land, dessen Civilisation jenen Bäumen gleicht, deren Wipfel noch grün ist, während Stamm und Zweige schon abgestorben sind. Unsere Alexandrine, so hieß das kleine Mädchen, war ein recht hübsches Püppchen. Sie sprach von Moden, vom Theater mit überraschender Gewandtheit, und ihre Mutter fand diese frühzeitige Reise ganz scharmant! Es ist merkwürdig, den Hof des Königlichen Post-Amtes zu sehen in dem Augenblicke, wo zur Abreise aufgebrochen wird. Die Peitsche des Postillons erschallt, die Schellen um den Nacken der Pferde erklingen. Abschiedsgrüße, Empfehlungen und Händedrücke durchkreuzen sich auf allen Seiten, und nun durchläuft die Diligence alle Nebengäßchen und Ecken von Paris. Sie schmiegt und krümmt sich überall hin und durchschlängelt tausend Kreuzwege, gleich der Schlange im Korallen-Labyrinthe, die auf freien Weg zu kommen bemüht ist.

Wir befinden uns bald zu La Villette, der Kanal ist überall mit Barken besetzt; ein ungeheurer Volkshaufe verbreitet sich über alle Baumgänge; es ist heute Sonntag, der feierliche Tag, der in England so düster, aber so fröhlich in Frankreich ist. Ich erkundigte mich, warum heute die Straßen von Paris so öde, dagegen die Vorstädte alle von der Menge so angefüllt seyen; der Wein, sagte man mir hierauf, von dem der Litre für sechs oder acht Sous verkauft wird, ladet an dem feierlichen Tage die Handwerker von Paris zur gemeinschaftlichen Belustigung in die Schenken ein. Ich bewunderte die Fruchtbarkeit der Landschaft und theilte meine Gefühle hierüber meinen Reisegefährten mit, die mich mit einem gewissen bescheidenen Wohlgefallen anhörten. Auch begannen sie bald von ihrer Seite vertrauliche und scherzhafte Gespräche anzuknüpfen, bei denen mir die Zeit schnell verstrich. Wenn der Engländer auf seine solideren Tugenden und nützlicheren Eigenschaften vielleicht stolz seyn darf, so muß man die Höflichkeit, die Gefälligkeit im Umgange, diese kleine Münze, deren das Leben so sehr bedarf, und die immer im Course bleibt, selbst wenn sie falsch ist, diese Münze, sage ich, muß man nirgends anders, als bei den Franzosen suchen.

Wir waren schon fern von Paris; mehr als Eine Stadt war unseren Blicken vorübergegangen, indeß werde ich hier weder von Saint-Quentin noch von dem großen unterirdischen Kanal, den Napoleon daselbst graben ließ, noch von Cambrai und der ziemlich mittelmäßigen Statue sprechen, die der Bildhauer David dem Andenken Fenelon's errichtet, dem erhabensten Geiste und der rechtschaffensten Seele, die Frankreich je hervorgebracht. Hier ist Douai, hier ist es, wo ich meine bisherigen Reisegefährten gegen einen jener Gascogner Schwätzer vertausche, die mit allen Unannehmlichkeiten der modernen Civilisation noch das Unglück der Ignoranz verbinden. Die Marseillaise und die Parisienne elend gesungen, durch Fragen unterbrochen, auf die keine Antwort erwartet wurde, absurde Exclamationen, abgedroschene Mährchen, längst aus der Mode gekommene Wortspiele, alles dies betäubte meine Ohren so sehr, daß ich mich genöthigt sah, meinem lästigen Erzähler den Rücken zuzuwenden und den Kopf zum Kutschenschlage hinauszustecken. Allein der Gascogner ließ sich dadurch nicht entmuthigen; es bedurfte für ihn eines Schlachtopfers, und so öffnete er auch seinerseits den Kutschenschlag und begann ein neues Gespräch mit dem Postillon anzuknüpfen, der aber glücklicherweise seine Pfeife fortrauchte, ohne Jenem ein Wort zu antworten.

Endlich kommen wir in Brüssel an; man spreche von dieser Stadt, auf welche Weise man wolle, immer kann man sicher seyn, Recht zu haben; es ist eine in der Mitte liegende Stadt, die Stadt aller Farben, ein Reflex von Frankreich und zugleich ein Schatten von Deutschland. Du findest hier Italien mit seinen Künsten, Holland mit seinem Privatleben und selbst England in seinen zahlreichen Auswanderern, den Bankerottirern der drei vereinigten Reiche. Es darf nicht Wunder nehmen, daß man in Brüssel die schönsten Equipagen von der Welt anfertigt, in jener Stadt, die weniger eine Hauptstadt, als ein Rendezvous aller Nationen ist. Der Charakter von Brüssel ist der, gar keinen Charakter zu haben. Man lobe oder tadle, man beschimpfe oder erhebe die Bevölkerung und die Sitten dieser Stadt bis in den Himmel, man bezeichne die Brüsseler als Oekonomen, Künstler, Verschwender, Leichtsinnige, bescheidene oder luxuriöse Leute; immer hat man Recht. Es ist leicht, das Charakteristische der vorzüglichsten Städte Europa's hervorzuheben. London ist die Stadt der Kaufleute; Amsterdam ist eine Seestadt; Venedig war ehemals der Ueppigkeit ergeben; Paris liebt das Vergnügen des Augenblicks; Wien ist die Bürgerstadt; Rom ist die Hauptstadt der Ceremonien; Brüssel endlich lebt nur von der Nachahmung; es ist die Stadt des Nachdrucks par excellence.

Wollte man den Haupt-Charakterzug von Brüssel angeben, so würden wir sagen, daß die Stadt von Französischer Seite und Französischem Einfluß speziell beherrscht wird; allein außerdem ist hier noch gar vieles Andere anzutreffen. Die Engländer befinden sich hier im Ueberflusse, der rohe Kaufmannsgeist hat hier seine Wohnung aufgeschlagen; das Alterthum und das Mittelalter haben hier Spuren zurückgelassen; die Spanische und die Französische Herrschaft sind noch sichtbar geblieben; die nationale Unabhängigkeit hat von Alters her einige Wurzeln geschlagen; die häuslichen Tugenden und die Eigenschaften eines guten Wirthschafters sind hier nicht selten zu finden; die Gauner von Europa geben sich hier Rendez-Vous. Was Brüssel noch fehlte, das waren rauchende Ruinen, moderne Trümmerhaufen und eine Revolution im kleinen Maaßstabe; alles dies ist in Brüssel heutzutage vorhanden. Kommst Du im Monat September nach der Stadt, so findest Du sie öde und verlassen. Aber im April wird es lebhaft, volkreich, geräusch- und gewühlvoll in Brüssel, wie in der Nähe des Pall-Mall und des Palais Royal.

Die Physiognomie Brüssels ist nicht ohne Reize; man glaubt sich auf dem Universal-Kreuzwege des reisenden Europa zu befinden; man überläßt sich hier einer gewissen Sitten- und Gedanken-Freiheit, man fühlt sich frei von den Fesseln des gesetzgeberischen Herkommens, in einem Lande, wo Alles Herkommen ist. Du begiebst Dich nach dem großen Platze und bleibst vor dem Stadthause stehen, dort erblickst Du Gebäude, deren Stil allen Epochen und allen Völkern angehört. Hier geht der Engländer mit ernster Miene vor Dir vorüber; der dickbäuchige Deutsche, der pausbäckige Flamänder und der schmächtige Franzose unterhalten sich hier mit den Kaufleuten unter den kleinen spitzzulaufenden Zelten; unterdessen betrachtest Du die angränzenden Paläste. Die Eleganz und der Reichthum des Mittelalters haben dort diesen Hauptthurm à jour brodirt, mit seinen kleinen Glöckchen, die in regelmäßiger Entfernung von einander wie die Tannäpfel sich emporheben und in üppiger Fülle gleichsam eines aus dem anderen hervorwachsen. Durch diese bewundernswürdigen regelmäßigen Zwischenräume dringt das Tageslicht hindurch, während das Auge auf drei Reihen von Arkaden und Fenstern ruht, die, zum Theil bogenförmig, zum Theil viereckig, die großen Säle des Stadthauses beleuchten, wo so viele blutige Banquets gegeben und so viele Conspirationen angezettelt werden. In der Nähe dieses Monuments, das an die Zeiten der Herzöge von Burgund erinnert, befindet sich ein kleines Haus, das uns Madrid in's Gedächtniß ruft: es hat seinen Balkon und seine Gitterfenster. Es ist wahrscheinlich, daß man dasselbe zur Zeit des Herzogs von Alba erbaut hat. Die äußerste Etage läuft in eine fantastische Krümmung aus, die unser Geschmack zwar nicht gutheißen kann, die aber an die kaprizidsen Schnörkel erinnert, mit denen die Arabische Baukunst so verschwenderisch war. Noch weiter hin versetzen Dich die cannelirten Säulen nach Italien, mitten unter die phantastischen Schöpfungen Berromino's, der seine Architekturen gerade so wie der Pasteten-Bäcker seine Pasteten zusammenknetete. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

History and present condition of the Barbary States. (Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Barbaresken-Staaten.) Von Russell. [Bildet auch einen Band der Edinburgh Cabinet Library] 5 Sh.

The captive. (Der Gefangene.) Roman. 3 Bde. 31½ Sh.

My life. (Erzählungen aus meinem Leben.) Vom Verf. der Stories of Waterloo. 3 Bde. 31½ Sh.

Rough leaves from a journal. (Blätter aus einem Tagebuche, geführt in Spanien und Portugal im Jahre 1832.) Vom Oberst-Lieutenant Badcock. 12 Sh.

The gipsy. (Der Zigeuner.) Roman vom Verf. des „Richelieu". 3 Bde. 31½ Sh.

The wife. (Die Frau.) Von Mistreß Norton. 3 Bde. 31½ Sh.

Frankreich.

Lustiger glorreich beendigter Prozeß, oder das Journal im Jahre 1745.

(Schluß.)

Madame Saint-Aymar, halb erdrückt von Zärtlichkeiten, empfahl sich der Cousine, die hundert Franken in der rechten, den Mercure de France in der linken Tasche. Kaum war sie aus dem Hause, so dachte sie fast nicht mehr an den Mercure, aber desto mehr an ihre Rache. So schnell es sich nur thun ließ, ward ein Huissier angenommen und der Frau Präsidentin über den Hals geschickt. Der Huissier, ein geschickter Mann in seinem Fache, wählte die Zeit, wo die Frau Präsidentin bei Tische war, die gerichtliche Vorladung abzugeben; dann zog er in der größten Schnelligkeit wieder nach Paris ab. Eine gerichtliche Vorladung an die Frau eines Präsidenten! und welch eine Vorladung! — in den abscheulichsten Ausdrücken abgefaßt. Die Frau Präsidentin wollte bei Lesung derselben fast aus der Haut fahren; sie schrie, sie lamentirte, sie rief den Himmel zu ihrem Rächer an. Der Präsident flehte einmal über das andere: „Beruhigen Sie sich, meine Liebe!" es half nichts, Alles war umsonst. Die Saint-Aymar triumphirte in ihrem Herzen.

Die ganze Stadt, die den Streit mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt hatte, sprach von nichts Anderem, ja, man vergaß sogar den Mercure de France darüber und den schönen Wald in seinem Frühlingsschmucke. Den zunächst betheiligten Personen mußte Alles daran liegen, dies widerwärtige Verhältniß so bald als möglich wieder ins Gleiche zu bringen. Der Präsident, der Saint-Aymar in seiner Eigenschaft als Dichter herzlich lieb hatte, ließ ihn zu einer Unterredung unter der alten Ulme bitten; eben dahin wurden auch die beiden andern Poeten geladen, um als Richter und Schiedsmänner in dieser großen Sache zu fungiren. Und so sah sich denn der alte Baum, der vertraute Hörer so vieler schönen Verse, in eine Art von Tribunal verwandelt. Unsere vier Poeten, die hier gewöhnlich so glücklich zusammentrafen, so verloren in ihren Träumen und Reimen, kamen nun langsamen Schrittes, feierlich, mit finsterer Richtermiene heran. Der Präsident, der sich zuerst eingefunden hatte, begrüßte seine Kollegen mit schweigender Verneigung und trug ihnen dann den traurigen Zwist zwischen seiner Frau und Madame Saint-Aymar vor; er theilte ihnen die gerichtliche Vorladung mit und sprach über den Prozeß, der sich daran knüpfe. Hierauf nahm der Landrath das Wort und versicherte, wie für ihn diese ganze Sache im höchsten Grade betrübend sey, daß er weder dem Präsidenten noch der Frau Präsidenten zu nahe treten wolle, bei alle dem aber die Bezahlung der weißen und grünen Geschirre doch nicht ganz allein übernehmen könne. Alles das, was der Landrath äußerte, erhielt die vollste Beistimmung der Richter.

Der Abbé, sonst eben kein juristischer Kopf, fand das Mittel, den gordischen Knoten dieser verdrießlichen Kollision zu lösen. „Mein Ver-

schlag", sprach er, „ist dieser: die Frau Präsidentin zu verurtheilen, ihren Theil zu den Geschirren zu bezahlen, weil sie dieselben bestellt hat, dagegen aber die Frau Landräthin, weil sie die Frau Präsidentin bei der Wahl besagter Geschirre nicht zu Rathe gezogen, zu verurtheilen, einen Tausch in Betreff des Kleides mit derselben einzugehen, ihr das rosa Kleid zu geben und das blaue dafür zurückzunehmen. So würde der Frau Präsidentin jeder Vorwand einer ferneren Weigerung, die Geschirre zu bezahlen, benommen werden und beide Damen hoffentlich sich zufriedengestellt finden.

Dieser Vorschlag wurde dem Präsidenten mit Vergnügen angenommen, denn auf diese Weise geschah seiner Frau volles Genüge, eben so vom Landrath, der so nur die Hälfte der Kosten zu tragen brauchte. Auch der Ober-Forstmeister gab seinen Beifall, und der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Bei alle dem war nun doch der Vortheil auf Seiten der Präsidentin — denn ihren Geiz brachte sie gern zum Opfer, wenn nur ihre Nebenbuhlerin gedemüthigt wurde. Und das war sie ja! War doch das rosa Kleid jetzt in ihren Händen! Wie aber wurde der armen Saint-Aymar zu Muthe, als sie aus dem Munde ihres eigenen Mannes vernehmen mußte, daß sie das schöne Kleid, welches so vortrefflich zu den Geschirren paßte, weggeben solle. So war sie denn besiegt von ihrer Nebenbuhlerin und mußte ihr weichen — sollte sich zu dem abscheulichen blauen Kleid mit dem schwefelgelben Besatz bequemen und in diesem Aufzuge in der Stadt und im Walde erscheinen. Die Aermste! es war ihr, als müßte ihr das Herz brechen; sie hatte die Augen voll Thränen. — „Um Gotteswillen! liebe Frau, was ist Dir, was hast Du?" rief Saint-Aymar aus.

Ihre Thränen trocknend und seine beiden Hände ergreifend, erwiederte sie: „Ach, mein Herr! Sie thun mir ein großes Herzeleid an; Sie nehmen mir meine Ehre! Wie kann es Ihr Ernst seyn, daß ich das blaue Kleid dieser Präsidentin nehmen und ihr mein schönes rosa Taffetkleid abtreten soll? Ich weiß Alles, was Sie mir sagen können, daß ich zu arm bin, daß Sie zu arm sind, um allein die Kosten für die Geschirre zu tragen oder ein anderes Kleid zu kaufen; und dies für Alles: Uebermorgen ist Sonntag, der Tag der Promenade, es ist keine Zeit mehr, mir ein anderes rosa Kleid kommen zu lassen, und wenn ich auch Geld hätte, eines zu bezahlen; wenn ich nicht auf der Promenade erscheine, so fährt die Präsidentin allein, in meinem Kleide und mit meinen Geschirren! Also sprechen Sie mir nicht von Trost, kein Wort — oder eines, ein einziges, das Ihnen nichts kosten soll und mich zur glücklichsten aller Frauen machen kann." Und zugleich zog sie den Mercure de France aus der Tasche. „O, aus Barmherzigkeit", fuhr sie fort, „aus Barmherzigkeit, rathen Sie mir das Wort dieses Logogryphs. Es handelt sich um mein Lebensglück; sagen Sie mir morgen früh das Wort, und ich bin gerettet; aber vor allen Dingen halten Sie es geheim, hören Sie, ja ganz geheim!" Und somit ging die Schöne nach ihrem Zimmer und ließ den Gemahl stehen, der nicht wußte, wie er bekehrt war.

Der Mercure, den er in der Hand hielt, überzeugte ihn, daß er nicht träume. Das Logogryph war aufgeschlagen, ein breiter Kniff bezeichnete das Blatt. Saint-Aymar hatte eine ziemliche Gewandtheit in Auflösung schwieriger Räthsel, das war allerdings der Fall; aber diesmal schien alles Bemühen vergebens; er mochte das Räthsel so oft durchlesen, als er nur wollte, er kam damit nicht von der Stelle, der Sinn blieb ihm verschlossen. — Die Stunden flogen vorüber; er hatte nur noch vierundzwanzig Stunden Zeit, seine Frau auf diese billige Art von einem so großen Schmerze zu befreien.

Seine zärtliche Liebe gab ihm einen verzweifelten Entschluß ein. Er beschloß, das ganze Dictionnaire der Akademie vom ersten Buchstaben des Alphabets an Wort für Wort durchzugehen. Es müßte doch sonderbar zugehen, dachte er, wenn ich unter allen Wörtern der Sprache nicht das Wort meines Logogryphs herausfinden sollte. Bei jedem neuen Worte, zu dem er kam, wiederholte er sich dann die Verse des Logogryphs:

Cultivée autrefois par de peuples fameux,
De leurs travaux j'ai consacré la gloire.

„Pah!" rief er aus, „ich weiß ja schon, daß es ein Femininum ist." Dies erleichterte ihm seine Arbeit um die Hälfte; sämmtliche Masculina überging er.

Er saß die ganze Nacht bei seiner Arbeit, und wandte all' seinen Geist und Witz, all' seine Denkkraft auf. Nie in seinem Leben hatte er mit mehr Feuer gesucht und nachgeschlagen, nicht einmal seine Reime in Richelet's Dictionnaire. Aber schon brach der Tag an und warf sein frühes Licht auf das halb geöffnete Dictionnaire, und je heller es draußen wurde, desto dunkler erschien dem trostlosen Forscher das Räthsel. Was wäre aus ihm geworden, wenn sich nicht ein glücklicher Zufall seiner erbarmt hätte? „So wahr ich lebe, das Wort fängt sich mit einem A an!"

Als er es endlich gefunden hatte, da wollte er kaum seinem Glücke trauen. Zuletzt endlich, als er das verhängnißvolle Wort nun zusammengesetzt, aus einander gelegt und wieder zusammengesetzt hatte, konnte er sich nicht halten, er stieß einen lauten Schrei aus. Seine arme Frau vernahm ihn, und vor Schrecken am ganzen Leibe zitternd, so wie sie aus dem Bett gesprungen, kam sie herbeigelaufen. Ich hab's gefunden, schrie er ihr entgegen, sein Dictionnaire zuklappend — und sie, ohne ihm antworten zu können, warf sich in seine Arme. Die bedrängten vollen Seelen, die gepreßten Herzen machten sich in Schluchzen und Thränen Luft — o lasset sie fließen, es sind die Thränen der Wonne und das Schluchzen des Glückes.

Welch ein Wechsel! der Tag, der so traurig zu werden gedroht, war mit einemmale ein Tag der Freude. Kaum war die Saint-Aymar aufgestanden, so schickte sie auch schon in aller Eil ihr rosa Kleid an ihre Nebenbuhlerin und erhielt dagegen das fatale blaue mit dem schwefelgelben Besatz. Aber von den Wolken des vergangenen Abends war keine Spur mehr auf ihrer Stirn. Mit heiterem Antlitz begab sich unsere Schöne zur du Berger, die eine sehr schlechte Nacht gehabt hatte; sie hatte vor den verzweifelten Worten:

Cultivée autrefois par de peuples fameux,

kein Auge zugethan und doch nichts herausgekriegt; die innere Pein ließ sie noch ein zehn Jahr älter und häßlicher erscheinen, als sie war, man denke! aber als sie ihre Cousine eintreten sah, schön, ruhig, lächelnd, da schrie sie halb außer sich: „Sie haben es gerathen, theure Cousine! Sie wissen das entsetzliche Wort" — vor Unruh' und Haß versagte ihr die Stimme. Die Saint-Aymar versetzte ganz einfach und ruhig: „Ich weiß es", liebe Cousine — in einem Tone, als käme ihr dergleichen alle Tage vor; sie sah, wie das arme Herz der du Berger zwischen Freude und Furcht getheilt war, und trat nun offen und ohne Scheu mit ihrem Wunsche hervor.

„Beste Cousine!" begann sie, „gestern auf dieser selben Stelle, indem Sie mich umarmten, versprachen Sie mir, Sie wollten mir nichts abschlagen, wenn ich Ihnen das Wort des Logogryphen brächte; wohlan, ich bringe es Ihnen; Sie sollen es ganz allein wissen, und Niemand in der Welt soll etwas davon erfahren. Morgen am Sonntag, bei der Präsidentin, wenn Alles versammelt ist und sich über das Räthsel den Kopf zerbricht, können Sie es lösen; ich habe sogar zwei Verse gemacht, die Sie an die Redaction des Mercure einsenden können als Anzeige, daß Sie sein Logogryph errathen haben. Nun denn! dies Alles gehört Ihnen, ist unbeschränkt das Ihrige, wenn Sie mir jenes rosa Kleid, welches Sie noch nicht abgesandt haben, wie ich sehe, gegen das hübsche blaue, das ich hier mitbringe, vertauschen wollen. Sehen Sie, liebste Cousine, das blaue Kleid ist ganz neu, wie es aus Paris gekommen, es wird die junge Dame zum Entzücken kleiden; wenn das rothe auch vielleicht mehr putzt, so bedarf ihre Schönheit dessen wohl nicht."

Die Cousine erwiederte nichts, aber ein gewisses Blinzeln ihres Auges sagte der schönen Saint-Aymar genug; augenblicklich nahm sie das ersehnte Kleid in Beschlag und legte das ihrige an die Stelle desselben. Sie war so glücklich, so froh, daß sie davonlaufen wollte, ohne sich bei der du Berger zu bedanken und ohne ihr das Wort des Logogryphs mitzutheilen; die du Berger hielt sie fest und rief mit funkelnden Augen: „Und das Wort des Logogryphs?" — es war eine Löwin, der man ihre Jungen geraubt hat.

„Hier ist es", erwiederte die Saint-Aymar: „Ar-chi-tec-tu-re!" Sie warf den Mercure auf den Tisch, nahm ihr Kleid unter den Arm und flog, außer sich vor Glück und Lust, davon; noch wußte sie nicht, wie sie es aushalten sollte, den nächsten Tag zu erwarten.

Auch Mademoiselle du Berger stand einige Momente stumm vor Freude und wußte sich nicht in ihr Glück zu finden; sie traute kaum ihren Ohren. „Ja", rief sie endlich aus, „das ist es: Architecture, das enthält Alles: art, architecte, arc, acteur, are, terre, eau, tic, titre, chat, rat, rate, Icare, cire, cachet, écart, cri, rue, cric, trictrac, archer, Cythère, hier, cruche, carte, ire, chère, Utrecht, hâre, arche, eue, chute, rechute, état, Autriche, huitre, truite, chaire, charrette, acte, archi, recteur, crèche, cuir, tact, et, chair, trait, écriture, heure, race, Thrace, Turc, artère, tarte, écher, tache, tart, hâte, carie, trace, char, charretier, achat, tartre, ut, ré."

Gab es in der ganzen Stadt noch eine so glückliche Frau, wie Madame Saint-Aymar, so war es sicherlich Mademoiselle du Berger.

Endlich war es Sonntag; die Messe fängt an; die Sonne steigt höher; man setzt sich zu Tisch, es schlägt Zwölf, es schlägt Eins; endlich kommt die Stunde der Vesper. Alles in der Stadt beginnt, sich nun in Bewegung zu setzen; alle Equipagen fahren vor; es scheint, als solle die Promenade glänzender werden als je. Und Jedermann fragt sich: „Was wird die arme Saint-Aymar anfangen? Wird sie das blaue Kleid der Präsidentin anziehen? Wird sie sagen lassen, sie sey unpaß?" Inzwischen kommt die Präsidentin an, im rothen Kleide, die Pferde mit den grünen und weißen Geschirren. Jedermann bewundert die Harmonie der Equipage und des Anzugs der Dame, und alle Frauen klagen laut: „Ach, die arme Saint-Aymar!" Aber, Erstaunen über alles Erstaunen! in dem Augenblick, wo man abfahren will, erscheint die hübsche Saint-Aymar und setzt sich in ihren Wagen ein, neben die Präsidentin; und nicht, wie sie die ganze Stadt erwartet hatte, in einem blauen und schwefelgelben Kleide, sondern in einem rosa und weißen, aber in welch einem Rosa, in welch einem Weiß! und nun so stolz, so triumphirend, so heiter, so lebhaft, so glücklich, daß ihre schöne Nebenbuhlerin völlig, aber auch völlig in den Schatten trat. Man giebt das Zeichen, die Promenade beginnt; die Geschirre machen einen Effekt, der sich nicht beschreiben läßt. Die Präsidentin wußte sich vor Zorn und Aerger kaum zu lassen. — Die Saint-Aymar grüßte rechts und links, sie war die Liebenswürdigkeit selber, sogar gegen ihre Rivalin — es war eine wahre Lust, zu sehen, wie sie das liebliche Köpfchen bald hier-, bald dorthin neigte; eine grün und weiße Feder prangte darin: ein höchst geschmackvoller Putz, der Madame Darcy ganz fehlte.

Der Abend kam; die Stunde des Triumphes für Mademoiselle du Berger rückte heran; die ganze Stadt erstaunte über ihre Geschicklichkeit, daß sie das schwierigste aller Logogryphe gerathen, und bewunderte sogar auch höchlich jene Verse, die sie ganz allein für den Mercure de France verfaßt hatte, und die er bisher immer noch auf's unverzeihlichste versäumt hat, der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Le mot de votre énigme est architecture;
J'eus à le deviner beaucoup de tablature.

Das Lösungswort des Räthsels ist Architektur;
Mit großer Müh' und Noth kam ich ihm auf die Spur.

Als sich Saint-Aymar wieder in seinem Zimmer befand, rieb er sich die Hände und sagte: „Hätt' ich doch nie gedacht, daß es ein so nützlich Ding wäre, Logogryphen zu rathen."

So war das Journal im achtzehnten Jahrhundert beschaffen, einer

Epoche, die die sechzig Bände Voltaire's, drei bis vier Theile der Encyklopädie und Buffon's Naturgeschichte hervorgebracht und Rousseau und Diderot, die beredsam, leidenschaftlich, philosophisch und revolutionnair gewesen, Alles verstanden hat — nur Eines nicht; man beklage sie, die arme — nur Eines nicht, nämlich ein Journal zu schreiben. J. Janin.

G r i e c h e n l a n d.

Die Kravarioten in Griechenland.

In einem Französischen Journal befand sich neulich folgende, an und für sich nicht uninteressante, besonders aber auch insofern lehrreiche Mittheilung, als sie ein Beweis ist, wie wenig man die heutigen Bewohner Griechenlands nach Einem Maßstabe messen und dabei gleichsam über Einen Leisten schlagen dürfe. In dieser Beziehung hat Fallmerayer mit seiner bekannten Hypothese Recht, als er sie auf die unzähligen Durchzüge und Einwanderungen fremder Stämme in Griechenland seit dem vierten Jahrhundert n. Chr. gründet; aber die Hypothese selbst begründet er dadurch nicht, daß nämlich alle Griechische Nationalität in Folge jener Durchzüge und Einwanderungen verwischt worden und untergegangen sey. Die Annahme, daß diesem also seyn könne und fast seyn müsse, liegt freilich nach den bloßen historischen Ueberlieferungen aus der Vergangenheit sehr nahe; aber gleichwohl schließen diese Ueberlieferungen die Annahme einer Erhaltung der Griechischen Nationalität in einzelnen Gebirgsstrichen und auf den Inseln Griechenlands keinesweges aus, und die Wahrnehmungen der Gegenwart rechtfertigen auch diese Annahme auf mancherlei Weise. Wenn der Beweis, vom Gegentheile her entnommen, für diese Annahme spricht, so redet auch das Folgende diesem Beweise das Wort.

„Warum bin ich nun gezwungen, — also lautet diese Mittheilung — neben edleren Charakteren unter den Bewohnern des heutigen Griechenlands auch von den Sitten der Kravarioten zu reden? und woher soll ich die Farben nehmen, um ihre Gemeinheit und Feigheit zu malen? Die Kravarioten, deren Name schon eine Beleidigung ist, wie der der Stinkenden für die nördlichen Lokrer (Ὀζόλαι, im alten Griechenland), denen Jene gefolgt sind, bewohnen dieselben Gegenden, wie die Aetolier; aber sie unterscheiden sich von diesen auf eine so auffallende Weise, daß man sie als eine andere Menschenart ansehen könnte. Arm in Folge des Bodens, den sie bewohnen, hätten sie sollen tapfer seyn, wie andere Bergbewohner in Griechenland; aber statt dessen werden die Kravarioten von Kindheit an zur Bettelei erzogen, die für sie eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums ist. Glücklich fühlen sich unter ihnen diejenigen Familien, welche verwachsene und verstümmelte Kinder haben; sie betrachten das als eine Gunst der Versehung, was unter uns den Aeltern so viele Thränen kostet, die der Himmel in ihren Kindern betrübt. Ein Blinder gilt Jenen als ein Geschenk Gottes; ein Einhändiger, ein Lahmer, ein mit der Englischen Krankheit Behafteter wird als ein wahrer Schatz angesehen. Aber da nicht alle Familien solche Vorzüge besitzen, obgleich man bemüht ist, die Kinder zu verstümmeln oder ihre Glieder zu verrenken, so weiß man sich, in Ermangelung solcher Fehler der Gestalt, andere Gebrechen vorübergehender Art anzueignen. Die Kravarioten verstehen es, sich mit Euphorbium den schwarzen Staar anzudichten; Andere üben sich, um verstümmelt zu scheinen; Alle aber wissen sich mit Wunden und Schwielen aller Art zu bedecken, und die Bettelei ist bei ihnen auf den höchsten Grad der Bosheit gestiegen. So verwachsen, entstellt und ekelerregend, verlassen die Kravarioten jedes Jahr in ganzen Haufen ihre Berge und zerstreuen sich dann nach allen Richtungen hin, um die Almosen zu rauben, die das Mitleid nur der wahren Bedürftigkeit spenden soll. Konstantinopel, Rumelien, die Inseln des Archipels, der Peloponnes und Epiros sehen diese Banden von lästigen Bettlern eben so regelmäßig kommen, als die Heuschrecken und andere Insekten, welche das Land verwüsten. Bedeckt mit Lumpen, findet man sie an den Thoren großer Städte, an den Häfen und in der Nähe der Karawanserais. Ich habe sie auf den Inseln von Korfu und Sta. Maura kreischen hören; und man kann nicht zweifeln, daß sie auch nach Europa selbst sich wagen würden, wenn nicht die Sanitätsgesetze sie von diesem zurückwiesen. Unter der Türkischen Herrschaft, welche von Allem Nutzen zu ziehen wußte, waren diese herumziehenden Kravarioten manchen Anfechtungen und Ansprüchen ausgesetzt. Die Türken lauerten ihnen, wenn sie auszogen oder wenn sie zurückkehrten, auf, um auf irgend eine Weise sie zu brandschatzen und um sie offen zu berauben; an Brücken und an Zöllen mußten sie eine Art von Durch- und Uebergangszoll erlegen, und die Primaten von Kravari zahlten dem Pascha von Janina eine jährliche Abgabe, wofür er, als Oberaufseher der Straßen und Wege, ihre Bettler beschützte. Trotz dieser Abgaben von ihrem schändlichen Erwerbe, ist es doch geschehen, daß die Kravarioten, und besonders die Anführer ihrer Bettlerhaufen, wenn sie nun einige Jahre umhergezogen waren, sich so viel erworben und erspart hatten, daß sie später ein ruhiges und selbst angenehmes Leben führen konnten! Es hat auch nicht an Beispielen gefehlt, daß Einzelne, in Folge der Beerbung ihrer verstorbenen Kameraden, wahrhaft reich geworden waren, so daß man an einzelnen Orten des Gebietes Kapitalisten von fast zweihunderttausend Piaster antraf. Auch fand man in manchen Häusern jener heraufgekommenen Bettler eine Art von Luxus; andere führten den Titel Archonten, nachdem sie lange Zeit für Taugenichtse und Schurken gegolten hatten, und nahmen einen herrschsüchtigen Ton gegen die an, welche das Unglück oder eigene Verworfenheit zu ihren Sklaven machte."

„Indem ich über die Ursachen der sittlichen Ausartung der Kravarioten nachdenke, finde ich besondere Gesichtszüge an ihnen, welche sie von den Aetoliern und den Griechen überhaupt unterscheiden. Wäre es nicht möglich, daß mitten unter den Revolutionen, welche diese Gegend heimgesucht haben, die Eingeborenen des Oeta dergestalt durch dieselben geschwächt worden, daß sie ihren Urtypus gänzlich verloren, indem sie sich mit fremden Horden verschmolzen? Wäre es nicht erlaubt, zu glauben, daß dieser Stamm von Bettlern die Nachkommenschaft irgend einer Kolonie von Zigeunern sey, welche zu einer nicht mehr zu bestimmenden Zeit das Christenthum annahmen? — Die braune Gesichtsfarbe, ihre groben krausen Haare, ihr mageres Aussehen, die Lebhaftigkeit ihrer Augen, ihre natürliche Neigung zu einem wandernden Leben, die Gleichgültigkeit gegen Verachtung, die sie trifft, ihre gemeinen Neigungen, ihre Liebe zum Luxus, wenn sie reich geworden sind, — diese charakteristischen Eigenheiten der Kravarioten lassen mich jene Vermuthung aussprechen. Wie unter den Zigeunern findet man auch bei ihnen manche schöne Frau und eine Putzsucht unter dem weiblichen Geschlechte der Kravarioten im Allgemeinen. Indeß muß zu Gunsten dieser bemerkt werden, daß sie nicht den schändlichen Aberglauben der Zigeuner theilen; ihre Gebräuche sind christlicher Art, und niemals hat man sie ihren Hunger mit den Resten krankgewesener und gefallener Thiere sättigen sehen. Wenn den Kravarioten von ihren Nachbarn Gemeinheit und Feigheit vorgeworfen wird, so ist dieses nur zu wahr, und ich muß gestehen, daß in dieser Hinsicht und in Betreff ihrer unedlen Sitten die Kravarioten eine ganz ungriechische Völkerschaft bilden."

M a n n i g f a l t i g e s.

— Gregor XVI. Bei großen Festlichkeiten zeigt sich der Papst auf einem von zwölf Männern gehaltenen Thron; über seinem Haupte wird ein Himmelsdach getragen, um ihn herum reihen sich die Kardinäle und die vornehmsten Civil- und Militair-Beamten, und das Ganze ist von einer überaus imposanten Wirkung. Im Uebrigen zeigt sich der Papst in der größten Einfachheit; Gregor XVI., der jetzt regiert, hat noch ganz die einfachen, ja strengen Gewohnheiten beibehalten, die er im Orden der Camaldulenser, dem er angehört, angenommen hatte. Seine Höflichkeit ist eben so groß wie seine Güte und Gerechtigkeit; nie schlägt er eine Audienz, um die ein Fremder bittet, ab; oft empfängt er stehend und weiß sehr gut die ihm Vorgestellten in eine behagliche Stimmung zu versetzen. (Haufsez, Voyage d'un Exilé.)

— San Marino. Die unbemerkteste und doch dauerndste aller Republiken, San Marino, zeigt noch ganz dieselbe Bauart, die ein Maurer im vierten Jahrhundert ihr gab. Von Aufständen, Verbannungen, Anleihen, ist in dieser Republik niemals die Rede; ihre Armee ist eine Nationalgarde, ihre Hauptstadt liegt auf einem hohen und spitzen Felsen; zwei oder drei Dörfer, welche denselben umgeben, bilden den ganzen Umfang ihres Bezirkes. Man streitet sich in San Marino, aber man verbannt sich nicht; ein Jeder glaubt hier zu herrschen, obgleich auch hier, wie überall, einige geschicktere und stärkere Personen zuweilen die Macht an sich reißen. Die Leute müssen dort übrigens eben so viel Steuern bezahlen, wie in anderen Staaten, und die Lage der Einzelnen ist von der in anderen Ländern nicht verschieden.

(Haufsez, Voyage d'un Exilé.)

— Kenn, Bischof von Bath. Als Karl II. und sein Hof nach Winchester zogen, bezeichnete man das Haus des Doktors Kenn als einen passenden Aufenthaltsort für die Mistreß Nell Gwynne, die Geliebte des Königs; allein der Doktor Kenn erklärte sogleich, daß er für die Maitresse keine Wohnung habe. Als man dem Könige die abschlägige Antwort des Doktors der Theologie überbrachte, sagte er: „Je nun! so mag sich die Nell anderswo in der Stadt nach einer Wohnung umsehen." Aber die Hof-Geistlichen waren über das seltsame Benehmen des Doktors Kenn sehr entrüstet, und sie beschlossen, denselben nie zu einem Bischofs-Sitze gelangen zu lassen. Als nun einige Monate darauf das Bisthum Bath neu zu besetzen war, schlug der Minister einige von den frommen Geistlichen vor, die jüngst ihren Unwillen gegen den unhöflichen geistlichen Bruder laut zu erkennen gegeben. Aber der König erkundigte sich nach dem Namen des kleinen Doktors von Winchester, welcher der Nell Gwynne sein Haus zu öffnen verweigert, und als man ihm den Doktor Kenn nannte, sagte er: „Gut, diesen ernenne ich hiermit zum Bischof von Bath; ich hatte mir gleich vorgenommen, ihm den ersten vakanten Bischofs-Stuhl einzuräumen, und wäre es auch der von Canterbury gewesen." Derselbe Bischof Kenn that jeden Morgen das Gelübde, sich an dem heutigen Tage nicht zu verheirathen. Sein Freund Cherry, der ihn immer des Morgens zur Frühstückszeit zu besuchen pflegte, fragte ihn oft danach, ob er diesen Morgen schon sein Gelübde ausgesprochen; darauf erwiederte Jener immer: „Mein Freund, Du fragst nach etwas, was schon längst geschehen!" (Omniana.)

— Volksbildung auf den Azoren. Capitain Boid erzählt, ein richterlicher Beamter habe es nach seiner Ankunft auf den Azorischen Inseln für nöthig erachtet, so zeitig als möglich mit dem Werk der Reform und Verbesserung daselbst zu beginnen; er habe daher eine Verordnung zu diesem Zwecke erlassen und dieselbe in verschiedenen Theilen der Hauptstadt anschlagen lassen; einer seiner Kollegen aber, der besser mit dem Charakter seiner Landsleute bekannt gewesen, habe, als er dies gesehen, zu ihm gesagt: „Mit dieser Art der Mittheilung werden Sie wenig ausrichten; Sie hätten die Proclamation eben so gut Hebräisch oder Arabisch abfassen können, denn wir haben nur zwei Frauen und einen Mann auf der Insel, die lesen können."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Freitag den 15. Mai 1835.

Spanien.

Bartolomé de Las Casas.

(Nach Quintana's Biographieen berühmter Spanier.)

Bartholomé de Las Casas wurde ums Jahr 1474 zu Sevilla geboren. Er entstammte einer Französischen Familie, die sich seit Sevilla's Eroberung dort niedergelassen hatte und zur Belohnung für ihre Kriegsdienste gegen die Mauren von Ferdinand dem Katholischen mit Ländereien beschenkt worden war. Auf der Universität Salamanca, wo der junge Las Casas studirte, hatte er einen Indianischen Knaben, den ihm sein Vater — einer von Columbus' Gefährten auf dessen zweiter Reise — aus Amerika mitgebracht — als Bedienten bei sich. Der künftige eifrige Verfechter der Indianischen Freiheit fing also damit an, daß er über einen Sklaven von Indianischer Race gebot. Diese knabenhafte Prahlerei dauerte aber nicht lange, denn die Königin Isabella ließ ein Edikt ergehen, kraft dessen alle nach Spanien transportirte Indianer bei Todesstrafe in Freiheit gesetzt und auf Kosten ihrer Herren in ihr Vaterland zurückgebracht werden sollten.*)

Als Las Casas seine Studien vollendet hatte und Licentiat geworden war, begleitete er den Comendador Ovando nach Hispaniola. Acht Jahre später empfing er die Priesterweihe, und bald darauf nahm ihn Diego Velasquez mit nach Cuba, wo er den Indianern das Christenthum predigte und daneben öfter Gelegenheit hatte, die Exzesse der blutdürstigen und räuberischen Eroberer (conquistadores), wie sie selbst sich nannten, zu bekämpfen. Die Indianer, welche sahen, wie sehr der junge Priester ihre Sache sich angelegen seyn ließ, und in welcher Ehrfurcht er bei seinen Landsleuten stand, gehorchten ihm bald mehr als allen Uebrigen.

Der folgende Zug kann uns einen Begriff davon geben, wie unmenschlich die Spanier in Cuba hausten. Sie waren auf ihren Streifpartieen durch die Insel in den Distrikt Camaguei gekommen. Eines Tages machte der Trupp, bevor er ein Dorf, Namens Caonao, erreichte, bei einem Bache Halt, an dessen Rande vortreffliche Schleifsteine lagen. Hier wetzten Alle ihre Schwerter, als wüßten sie schon vorher, welchen verhängnißvollen Gebrauch sie bald davon machen würden. Dann zogen sie in das Dorf ein; die Indianer begrüßten den Europäischen Räubertrupp mit ihrer gewohnten Gutmüthigkeit, reichten ihnen Früchte und kauerten sich dann am Boden nieder, um ihre so fremdartig aussehenden Gäste gemächlich zu beschauen und jede Bewegung der Pferde zu beobachten. An zweitausend Indianer sollen auf jenem Flecke versammelt gewesen seyn. Narvaez saß zu Pferde, und Las Casas führte nach seiner Gewohnheit die Oberaufsicht über die Vertheilung der Razionen. Plötzlich zieht ein Spanier seinen Säbel, die anderen thun ein Gleiches, und die ganze Schaar fällt über die Indianer her, sie verwundend und niedermetzelnd. Vor Schrecken gelähmt ließen die armen Geschöpfe sich in Stücke hauen, und nur wenige versuchten zu entfliehen. Narvaez spielte bei dieser Gräuelscene den ruhigen Zuschauer; allein Las Casas stürzte sich mit denen, die ihm zunächst standen, mitten in das Gemetzel, dem er nicht ohne große Anstrengung Einhalt that; aber leider war schon großes und unheilbares Uebel geschehen. Das Mitleid und Grauen, welches diese schreckliche Begebenheit in der Seele des edlen Las Casas erweckte, war noch lebendig genug, als er funfzig Jahre später eine herzzerreißende Schilderung davon niederschrieb.

Wie groß aber auch der Abscheu war, mit welchem Las Casas solche Unmenschlichkeiten ansah, so hatte doch der Eifer unseres guten Geistlichen für die Sache der Eingeborenen noch nicht den Grad erreicht, daß er sich überzeugt hätte, sie seyen zur Befreiung vom Sklavendienste berechtigt. Er selbst sagt in seiner Geschichte mit jener edeln Aufrichtigkeit, die ihn immer charakterisirt hat: „In diesem Punkte war der gute Vater so blind wie seine Beichtkinder." Während er aber auf seine Pfingst-Predigten sich vorbereitete, fesselte das 34ste Kapitel des Buches der Weisheit, besonders Vers 18—22, seine Aufmerksamkeit. Die strengen Vorschriften der Gerechtigkeit und Menschenliebe, die er hier vorfand, prägten sich so tief in sein Herz und brachten eine so große Sinnesänderung in ihm hervor, daß er von Stund an glaubte, es sey eines Christen und besonders eines Geistlichen unwürdig, sich von dem Schweiße und Blute unglücklicher Geschöpfe zu bereichern, die von Fremden, welche kein anderes Recht an sie haben, als das Recht des Stärkeren, zu Sklavendiensten gezwungen werden. Sogleich entschloß er sich, seine eigenen Ländereien und Indianer an den Statthalter zurückzustellen.

Das war ein noch nicht erhörter Fall. Velasquez staunte um so mehr, als man glaubte, Las Casas liebe das Geld. Er sprach wohlmeinend zu Las Casas: „Vater, bedenket, was Ihr thut, damit es Euch nicht später gereue. . . . . Ich gebe Euch vierzehn Tage Bedenkzeit, und dann mögt Ihr mir Euren Entschluß mittheilen." — „Ich danke für Euren guten Willen, Señor", versetzte Las Casas, „aber nehmt nur die vierzehn Tage als verflossen an. Sollte ich je einmal Reue fühlen und Euch mit blutigen Thränen bitten, mir meine Indianer zurückzugeben, so strafe Euch Gott, wenn Ihr's thut."

Von jetzt an predigte er so frei, als er gewünscht hatte; er führte den Kolonisten ihre geistige Blindheit zu Gemüthe, sprach gegen die Ungerechtigkeit der repartimientos (Antheile an Sklaven, die Jedem zufielen) und sprach denen, welche selbst Indianer als Sklaven unterhielten oder Anderen zutheilten, jede Hoffnung auf die ewige Seligkeit ab. Mit nicht geringem Staunen horchten die Kastilianer einer neuen Lehre, die ihren Meinungen und Interessen schnurstracks entgegenlief. Als seine eigene Verzichtleistung auf Indianische Sklaven bekannt ward, bewunderte man seine uninteressirte Ehrlichkeit, ohne sie jedoch nachzuahmen. Keine Indianer als Sklaven gebrauchen, hieß bei den Spanischen Ansiedlern so viel, als kein Vieh halten dürfen.

Las Casas war jedoch nicht der Einzige, der die Rechte der Indianer in Schutz nahm. Sämmtliche Dominikaner — in Europa die grausamsten Verfolger aller Ketzer und Ungläubigen — hatten in Amerika diese menschlichen Grundsätze angenommen, während die Franziskaner — vielleicht aus bloßer Rivalität — steif und fest behaupteten, die außerordentliche Unwissenheit und geistige Trägheit der Urbewohner machten die Sklaverei zur nothwendigen Bedingung ihrer künftigen Civilisation.

Im Jahre 1515 kam Las Casas zum ersten Male wieder nach Spanien, um die Sache jener unglücklichen Opfer Europäischer Raubsucht zu vertheidigen; und im folgenden Jahre, nach Ferdinand's Tode, fand er in Kardinal Ximenez, der damals Regent war, einen Staatsmann, der den Gegenstand aus höherem Standpunkt zu betrachten vermochte. Der Kardinal ernannte Las Casas förmlich zum Protektor der Indianer und übertrug ihm die Entwerfung eines Verwaltungs-Plans, welcher die Freiheit und gute Behandlung der Indianer mit den vernünftigen Interessen der Kolonisten versöhnen sollte.

Der Plan wurde vorgelegt und gebilligt. Wenn uns aber die Geschichte erzählt, daß man die Einführung des neuen Systems dreien Hieronymitischen Mönchen übertrug, die mit Amerika und den Geschäften der Welt gleich unbekannt waren, so glauben wir nur von einer großen Abgeschmacktheit zu lesen, die einem beschränkten Kloster-Bruder besser anstand als dem Staatsmanne Cisneros.

Der Orden der Hieronymiten wollte auch wirklich im Anfang dieses Amt von sich weisen; allein der Kardinal ließ ihre Entschuldigungen nicht gelten, und endlich wurden Bruder Luis de Figueroa, Bruder Bernardino Manzanedo und Bruder Alonso de San Domingo zu Statthaltern von Westindien ernannt.

Was uns aber sehr Wunder nehmen muß, ist der Umstand, daß diese drei Mönche des in sie gesetzten Vertrauens sich vollkommen würdig zeigten; sie entwickelten die Talente wahrhaft großer Staatsmänner. Ihre Korrespondenz mit der Regierung während der kurzen Zeit ihres Amtes ist noch vorhanden, und man staunt über die weise Mäßigung und Geschicklichkeit, mit der sie zu Werke gingen, über die vielen und trefflichen Reformen, die sie vorschlugen. Bis dahin war die neue Welt noch von Keinem so weise und unbescholten regiert worden. Die Grundsätze, denen die Nachfolger des Cisneros folgten, enthoben jedoch die drei ehrwürdigen Mönche ihres Amtes, und sie kehrten mit unbeflecktem Gewissen in ihre Zellen zurück.

Allein unserem glühenden Protektor der Indianer wollte es nie einleuchten, daß zu Abschaffung von Mißbräuchen Klugheit und Mäßigung erforderlich sind, wenn das Heilmittel nicht schlimmer werden soll, als die Krankheit selbst. Mit dem langsamen Wirken der Hieronymiten unzufrieden, kehrte er nach Spanien zurück, um entscheidendere Maßregeln zu erflehen. Karl V. und seine Flamändischen Minister hörten ihn günstig an, und noch jetzt bewahren die Spanischen Archive ein Bruchstück seines neuen Planes zum Besten der Indianer.

In diesem Plane machte er mehrere Vorschläge, wie man das Schicksal jenes Volkes erleichtern und sein gänzliches Aussterben verhindern könne. Man möge, sagte er, Kastilianische Bauern nach den Inseln schicken, damit sie dieselben bevölkerten und anbauten; auch könnte man wohl den Spanischen Ansiedlern die freie Einfuhr von Negern

*) „Wer", sprach Isabella, „hat dem Columbus die Erlaubniß gegeben, meine Vasallen als Sklaven zu behandeln?"

erlauben, welches kräftige Volk den harten Arbeiten in den Zucker-Plantagen und Bergwerken besser gewachsen sey, als die schwachen Amerikaner. Diesen letzteren Vorschlag verdammt aber Las Casas selbst in seiner späteren Geschichte, worin er bittere Reue darüber ausspricht, „weil“, so sagt er, „von den Negern dasselbe gilt, was von den Indianern.“ Er beklagt überhaupt an mehr als einer Stelle die Leiden und die schlechte Behandlung der Neger.

Den ersten Vorschlag erprobte man zuerst; allein Las Casas, zu schlicht und bieder, als daß er jemals schönen Worten mißtrauen konnte, ließ von seinem Agenten sich täuschen. Dieser stach, ohne des Vaters Wissen, mit den geworbenen Bauern in die See und führte sie nach Hispaniola, wo man jedem Projekte des Las Casas eifrig entgegen arbeitete. Als daher der Letztere auf jener Insel ankam, fand er die Bauern nach allen Richtungen zerstreut und nicht etwa als Ackerleute.

Las Casas verzweifelte jetzt ganz daran, in den Kolonieen etwas ausrichten zu können, und wollte demgemäß eine eigene Kolonie gründen. Nach langen Unterhandlungen mit der Regierung wurde zuletzt Folgendes beschlossen:

„Las Casas verpflichtete sich, binnen zwei Jahren einen Strich von ungefähr 1000 Leguas an der Küste Terrafirma's zu unterwerfen und anzubauen; die Königliche Schatzkammer sollte von den Contributionen der Indianer in den ersten drei Jahren 15,000 Dukaten bekommen, welche Summe im Verlaufe von 10 Jahren stufenweise bis auf 60,000 erhöht werden sollte. Er erbot sich, jenem Lande alle die Eingebornen zurückzustellen, welche die Spanier als Sklaven fortgeschleppt hatten, und ihnen einige Indianer aus Hispaniola als Begleiter mitzugeben. Auch wollte er Kastilianische Bauern und eine Anzahl Dominikaner und Franziskaner mit sich nehmen; die Indianer sollten als Dollmetscher dienen, die Bauern das Land bevölkern und anbauen, die Mönche die Eingebornen bekehren. Endlich gedachte Las Casas, eine Elite von funfzig Kolonisten zu bilden, die gleich ihm selber, nach Art der Ritter von Calatrava, weiße Kleidung mit rothem Kreuz tragen sollten. In dieser Kleidung, hoffte er, würden sie den Eingebornen als eine von den Spanischen Unterdrückern verschiedene Menschengattung erscheinen. Für diese Elite verlangte er viele Privilegien, worunter auch das Recht, Panzer und goldene Sporen zu tragen.“ (Schuß folgt.)

England.

London, Paris, Brüssel und Haag.

(Schluß.)

In topographischer Hinsicht bietet Brüssel dieselbe Mannigfaltigkeit oder vielmehr denselben Kontrast dar. Der obere Theil der Stadt ist gesund und warm, der niedere hingegen feucht und kalt. Im Mittelpunkte des höchsten Theils der Stadt liegt der Park mit den anstoßenden Gebäuden und Palästen, bewohnt von der Aristokratie der modernen Welt, von den Banquiers der Diplomatie und den ausgezeichneten Fremden oder vielmehr den reichen Reisenden. Steigt man nun den Abhang des Hügels ein wenig hinab, so befindet man sich im Centrum der handeltreibenden Welt; hier sieht man diejenigen Straßen, die Saint-Honoré und Picadilly so ähnlich sind. Ganz unten an diesem Berge, auf dessen Rücken Brüssel zu ruhen scheint, erblickst Du die alte Flamändische Stadt, die Stadt mit den alten Gebräuchen, wo man ein sonderbares kreischendes Patois spricht, wo das Französische sammt der neueren Civilisation verabscheut wird und wo die Kleidertracht selbst etwas von ihrer ursprünglichen Einfachheit und Rauhheit beibehalten hat. Endlich im Süd-Westen der Stadt begegnest Du einer Kolonie von Lüttichern und Namüriensern, thätigen, robusten und auf ihr Interesse bedachten Leuten, die Wallonisch sprechen. In den ungesundesten und entlegensten Quartieren triffst Du auch noch den armen Theil der Israelitischen Bevölkerung der Stadt an. Versuche es nun einmal, lieber Leser, Dir eine Gesammt-Vorstellung aus diesen so verschiedenartigen bunten Fäden herauszubilden; versuch's, wenn Du's kannst, alle ihre mannigfachen Physiognomieen zu entwirren, oder diese Babylonische Sprachverwirrung auf ein Idiom zurückzubringen. Du würdest hiermit gerade so viel leisten, als Einer, der es versuchen wollte, diese mannigfachen Glocken und Glockenstühle, die Dome, Thürme und Pyramiden, die Du in dem Panorama von Brüssel erblickst, auf eine Regel und ein System der Architektur zurückzuführen.

Nun betrachte man einmal Brüssel in Hinsicht seiner Moral. Welche seltsame Kontraste! Brüssel ist eben so wohl die moralischste als die unmoralischste aller Hauptstädte in Europa. Kaum kommst Du in die Stadt hinein, so eilen Männer in Blousen auf Dich zu als Miethlinge der Unkeuschheit, die Dir Anerbietungen machen, welche Dich empören; begiebst Du Dich hierauf aber in irgend ein Wirthshaus, so mußt Du erstaunen, welcher Anstand, welche Zurückhaltung und selbst Sprödigkeit hier herrschend sind. Ich habe in Brüssel einen Gastwirth gesehen, der sich weigerte, zwei Damen aus Paris in sein Haus aufzunehmen, weil er ihre Tugend für verdächtig hielt. Wenige Augenblicke nachher aber, als ich auf dem großen Platze spazieren ging, mußte ich zu meinem höchsten Erstaunen Zeuge der verworfensten Frechheiten und Rügellosigkeiten seyn. In den meisten Häusern der Brüsseler Bürger ist überall von nichts Anderem, als von Ordnung, Sparsamkeit, der patriarchalischen Einfachheit, Klugheit und den allgemeinen häuslichen Tugenden die Rede. Gehst Du dagegen wiederum im Park ein wenig spazieren, so erblickst Du eine ganze Masse von Damen, die in ihre Failles (schwarzseidene Mäntel) bis über den Kopf tief eingehüllt sind, und nun frage Dich einmal, was jene Frauen in halbem oder ganzem Inkognito wohl hier zu thun haben.

Seit den Juli-Tagen hat die zweideutige Physiognomie von Brüssel nichts weiter als einen gewissen oberflächlichen revolutionnairen Anstrich bekommen. Sonst ist überall dieselbe Mischung, dieselbe Verwirrung in Sprache und Ideen herrschend geblieben. Ein Lesekabinet nennt sich in Brüssel Repositoire des Arts, ein Französirtes Englisches Wort, das weder Englisch noch Französisch ist. Ueberall findet sich dasselbe Chaos in der Bevölkerung und in dem fremdartigen Patois wieder, überall dieselbe Verschmelzung aller Stiele und Systeme in der Architektur; zwei enge, krumm zugehende Gäßchen münden sich dort in eine rechtwinklige gerade Straße, hier ist ein Monument vom Mittelalter her, von zwei Häusern aus dem neunzehnten Jahrhundert eingeschlossen. Andererseits siehst Du hier die großen Kamaschen der Flamändischen Landpächter mitten unter den modernen Stiefeln der Englischen Dandys, zwischen den glänzenden Waarenlagern der Juweliere, der Bijouterie- und Modehändler befinden sich hier weite öde Zwischenräume, verlassene Hotels und unbewohnte Häuser; selbst in der Mitte des geräuschvollsten Theiles der Stadt stößt man auf einsame melancholisch düstere Quartiere; endlich findest Du Schutthaufen, niedergehauene Bäume und zertrümmerte Gitterfenster neben einem Palaste mit Stuckatur-Arbeit.

Die Tugenden der Brüsseler sind von derselben Art; es ist schwer, sie zu charakterisiren; die Bürger von Brüssel geben zwar Almosen, aber sie bringen niemals Opfer dar. Man kann ihnen weder Verschwendung noch Leichtsinn zum Vorwurfe machen; aber es hält auch schwer, ihnen großmüthige Eigenschaften anzudichten. Sie erlauben Dir gern, ihre Gemälde-Gallerie zu bewundern, aber das ist auch Alles. Man weiß gar wohl, daß die kaufmännische Erziehung nicht eben dazu geeignet ist, große Anlagen des Geistes zu entwickeln; auch bestehen die Kardinal-Tugenden in den Augen eines echten Brabanters, eines Kaufmannes von altem Schlage, in nichts Anderem als Sparsamkeit, Klugheit, Politik und Verschwiegenheit. Ich erinnere mich, als ich in Brüssel war, mehrere Kaufleute zwei Stunden lang über diese wunderbaren Eigenschaften sprechen gehört zu haben. Man hielt sich an die Flamandern so eigenthümlichen Phrasen: „Es ist doch eine herrliche Sache“, sagte der Eine, „um die Klugheit, wissen sie wohl? Es ist eine wunderbare Eigenschaft, nicht wahr?“ Im Allgemeinen ist es leicht zu bemerken, daß alle Phrasen des echten Flamänders gewöhnlich mit einem Fragesatze schließen, denn er bedarf stets der Begutachtung seines Mitbürgers, indem er zu seiner eigenen Persönlichkeit zu wenig Zutrauen hat.

Was endlich die Literatur betrifft, so läßt sich leicht errathen, daß sie in einem Lande, das auf der einen Seite von Deutschland und auf der anderen von Frankreich südlich und nördlich eingeschlossen ist, und das nicht einmal, wie Holland, den geringen Vortheil hat, eine Seemacht zu seyn, daß sie in einem solchen Lande, sage ich, wohl nicht gut gedeihen kann. Denn wenn Schottland, trotz seiner abhängigen Lage, noch seine eigene energische Literatur besitzt, so ist dies nur deshalb der Fall, weil das Land von anderen isolirt und nicht allen Nationen in der Welt zugänglich ist, um, wie Brüssel, zum allgemeinen Absteige-Quartier zu dienen. Uebrigens hat man in Belgien eine große Menge Französischer Journalisten, und im Allgemeinen lebt das Land nur von den Trümmern des Französischen Verkehrs. Ein Buch, das dem Französischen Buchhändler 30 Prozent bringt, wirft dem Belgischen Nachdrucker leicht 100 Prozent ab. Würde Belgien nicht durch die Französische Presse mit allerlei demokratischen Ideen und Gesinnungen, mit ihren Paralogismen und Sophismen versorgt werden, so würde es um die Intelligenz in diesem Lande gar schlimm aussehen. Es würde ihm dann nichts mehr übrig bleiben, als seine Industrie, aufrecht erhalten durch den großen Geist der Ordnung und, wie man hinzufügen muß, durch die Redlichkeit eines großen Theiles seiner Kaufleute.

Als wir im Haag ankamen, sagte mir ein Führer: „Sehen Sie wohl! Diese Hauptstadt hier ist keine.“ Ungefähr das, was Washington in den Vereinigten Staaten ist, der Mittelpunkt der Regierung, nicht aber des Verkehrs, das ist der Haag für Holland; weder so berühmt, wie das einen unermeßlichen Handel treibende Amsterdam, noch wie Rotterdam mit seinem gewerblichen Leben und Leyden wegen seiner wissenschaftlichen Kultur. Haag ist eine aristokratische Oase in einem Lande der Demokratie; es herrscht eine gewisse Behaglichkeit und vornehme Gleichgültigkeit in der Stadt, die seit der Belgischen Revolution nur etwas mehr Leben erhalten, ohne ihren Charakter ganz zu verändern. Der Handel begünstigt den guten Geschmack und die Eleganz nur in untergeordneter Weise, und so hat sich diese Stadt, die weder eine See-, noch eine Fabrikstadt ist, leichter einer Civilisation des Anstandes und der Höflichkeit überlassen.

Die Städte in der Umgebung des Haag, die herrlichen, obgleich auf flachem Boden gelegenen Landschaften, die nach der Stadt hinführen, gewähren, wenn nicht einen grandiosen, doch einen Anblick, würdig der Begeisterung der Wouverman's und der Potter's. Gegenwärtig ist Haag von Fremden überschwemmt; von allen Geschäften, die man heutzutage unternehmen kann, ist vielleicht (mit Ausnahme der Direction des Pariser Opernhauses) das gewinnreichste das eines Gastwirths in den Niederlanden. Trotz seiner sechzigtausend Einwohner und seiner berühmten Geschichte, hat Haag von den alten Batavern doch nur den secundairen Titel einer Residenz erhalten. Den Rang und die Ehre einer Hauptstadt wollte man nur einer gewerbfleißigen Stadt zuerkennen. Indeß starben hier doch Barnevelt und de Witt; hier befindet sich der Saal, wo die alten Generalstaaten ihre Sitzungen hielten; hier ist die Werkstätte, wo der Protestantismus seine Waffen schmiedete; hier, zwischen den Morästen und Poldern, fand die Freiheit eine Zuflucht, als ihr die Theorieen Descartes' und das Kabinet Pascal's kein Asyl mehr zu gewähren im Stande waren.

Das berühmte Gehölz beim Haag, der Boskant genannt, ist eine der reizendsten Einsiedeleien, die wir kennen. Es ist ein köstliches Vergnügen, wenn die Sonne ihre brennenden Strahlen über die Holländischen Moore ausbreitet, hier unter den unermeßlichen massiven Baumhallen spazieren zu gehen, die ein fast undurchdringliches Gewölbe und die schönsten Schwibbögen von Laub über Deinem Haupte bilden. Hier

pflegt man öffentliche Konzerte zu geben, und das Vergnügen und die Glückseligkeit, mit der die Niederländer sich hier in den zwar gekrümmten, aber bequemen Steigen, in den kleinen reizenden und einsamen Alleen ergehen, scheint zu beweisen, daß dieselben weit mehr Lebens-Poesie in ihrem Gemüthe besitzen, als sich in ihrer häuslichen Lebensweise und in ihrer Europäischen Stellung kundgiebt. Wenn Du den Boskant besuchst, mußt Du nicht unterlassen, in das „Haus im Busch“ zu gehen, in einen Palast, mit dem sich zwar kein Europäischer Fürst begnügen, der aber jedem Privatmann als ein prachtvolles Wohngebäude dienen dürfte. Hier pflegte sich Ludwig Bonaparte zurückzuziehen, wenn er sich von den Regierungs- und Verwaltungs-Geschäften erholen wollte. In dem Innern dieses Palastes befinden sich einige der merkwürdigsten Trophäen der Holländischen Herrschaft, große Säle, mit Geschenken von den Kaisern von Japan und China ausgeschmückt.

Ich bewunderte die vortrefflichen Gemälde mit den glänzenden Farben, die nur der Perspektive ermangeln; ferner jene Porzellan- und Seiden-Arbeiten aus dem Reiche der Mitte, mit denen es die Europäische Industrie fast überbietet. Wellington und der Kaiser Alexander haben in eben denselben Sälen gespeist, die Rubens und Jordaens mit allem Zauber ihres Pinsels ausgeschmückt haben. Indessen, wenn es nicht gerade an den Hundstagen ist, wo die große schwüle Hitze Dich hintreibt, die dichten kühlen Schatten im Boskant aufzusuchen, so würdest Du doch die ungesunde Feuchtigkeit, die sie um sich her verbreiten, bald beschwerlich finden und Dich sofort nach der Stadt zurückbegeben. Wenn es gerade Audienztag ist, so gehst Du geradezu nach dem Königlichen Palaste. Der König Wilhelm ist leicht zugänglich und einer der populairsten Monarchen von Europa. Der Anblick des Audienz-Saales wird Dir gar manches Interessante darbieten. Hier siehst Du Trachten aller Art; Trachten, die Dich an die alten Friesen, jene Urväter der modernen Freiheit, erinnern. Ein Genre-Maler, der einer solchen Audienz beiwohnte, würde hierbei gewiß die schönsten Materialien zu einem trefflichen Gemälde auffinden. Dort siehst Du zwei Fischersleute vom Lande, die ohne Zweifel von den Ufern des Zuydersee herkommen, und die Deine ganze Aufmerksamkeit verdienen. Die Strümpfe des Mannes sind feuerfarben; seine Schuhe sind unförmlich hoch; eine lange karrirte Weste mit silbernen Knöpfen wird von einem violetten Wamms und kurzen, aber sehr weiten und in großen Falten liegenden Beinkleidern begränzt. Der Hut unseres alten Friesen macht sich durch seine breiten Ränder bemerklich genug; ihm zur Seite steht seine vrauw (Frau), in allen Beziehungen seiner würdig. Auch sie trägt rothe Strümpfe mit gelben Pantoffeln. Ihre blaue Jacke (denn das Kleid, das sie trägt, kann dem Anstande noch nicht etwa als Unterrock gelten) liegt ihr dicht an, bis an die Hüften hinab; dann erweitert es sich auf einmal, es bekommt eine außerordentliche Ausdehnung und endigt in der Mitte an den Waden. Die Mütze der originellen vrauw ist ein gigantisches Gebäude; auf ihrer Stirn glänzt eine große goldene Platte, die passender Weise das Diadem der Semiramis schmücken könnte. Um sie her siehst Du Diplomaten in Französische Gewänder gehüllt; ferner plumpe Bewohner der Insel Texel; Bürger von Gröningen und Remster; dann gute Holländer von altem Schlage, echte Protestanten bis in das Innerste ihres Gemüths und gekleidet wie die Zeitgenossen Barneveldt's und Ruyter's: die Meisten sind reich und bereit, nicht etwa um eine Unterstützung oder um ein Amt anzuhalten, sondern ihre eigenen Kapitalien dem Könige vorzuschießen, im Fall er derselben bedürfte.

Und dieser König läßt sich auch seinerseits auf die gutmüthigste und freundlichste Weise zu allen denen herab, die sich mit ihren Bitten an ihn wenden. Ich habe eines Tages einen Müller aus der Provinz Limburg gesehen, der von seltsamer Figur, weder Franzose, noch Holländer, noch Belgier, noch Deutscher, sondern etwas ganz Absonderliches in seiner Art war; dieser Müller überreichte dem Könige eine Bittschrift wegen des Neubaues einer Mühle. Durchdrungen von dem Nutzen, den diese Mühle gewähren würde, ist er in seiner Beredsamkeit ganz unerschöpflich, und indem er sich gegen den Fußboden verneigte, versuchte er es auf die umständlichste und drolligste Weise, den Monarchen zu überzeugen: „Sie sehen wohl, Sire“, sagt er, „der Teich ist hier, dort unten der Stall und noch etwas weiter der Ziegelofen. Nun folgen mir Ew. Majestät noch ein wenig weiter. Wollten wir die Mühle dort gegen Osten hin richten, so wäre es ein großer Fehler u. s. w. u. s. w.“ Der König, der hierbei ein wenig lächelte, ließ ihn seinen topographischen Plan aufheben und gewährte ihm hierauf seine Bitte. Ich beneidete keinesweges den Monarchen, der sich solchen lästigen Audienzen hingeben mußte. Wie viele absurde, impertinente und lächerliche Bitten und Beschwerden kommen hier nicht vor, die geeignet wären, einen Heiligen zu ermüden und einen Stoiker aus der Fassung zu bringen!

Indeß wollen wir den Holländern Gerechtigkeit widerfahren lassen; ihre Ideen und ihre Sitten ermangeln keinesweges der Poesie. Ich liebe diese öffentlichen von allen Seiten mit Bäumen besetzten Plätze, diese Kanäle, die an denselben vorüber führen, und diese ganze Mischung von fließendem Gewässer, grünem Laube und anmuthigen Häusern. London und Paris haben ein düsteres Ansehen, weil es ihnen einerseits an Laubwerk mangelt und andererseits die Quader- und Bruchsteine zu sehr über einander gehäuft sind. Die Häuser im Haag dagegen sind im Allgemeinen zwar klein, aber so sauber, so anmuthig und lachend, daß der Reisende Lust bekömmt, eines von ihnen selber zu bewohnen. Ein sehr großes Haus ist immer etwas Mißliches. In einem solchen müssen meist mehrere Familien wie in einem Bienenkorbe mit einander zusammen leben, die sich gegenseitig beengen und leicht einander lästig werden. Wie angenehm ist dagegen ein kleines für eine Familie eingerichtetes Haus, wo uns keine Nachbaren stören dürfen; ein kleiner Garten, eine kleine Laube, wie wohlthuend für das Gefühl der Häuslichkeit, der Bequemlichkeit und Behaglichkeit, für das Gefühl, das den Holländern mit den Engländern so ganz gemein ist. Was das Grandiose anbelangt, so muß man das billigerweise nicht in einem Lande suchen wollen, wo Nichts eine ungewöhnliche Höhe erreicht. Man kann, nachdem man diese so hübsche, saubere und anmuthige Stadt durchlaufen, sich keinesweges darüber wundern, daß man hier in den Museen nichts als Genrebilder, Portraits, das Innere eines Hauses, Küchen nebst Geflügel- und Wildpret-Stücken findet. Die Holländische Kunst hat sich auch niemals bis zum Ideal emporgeschwungen. (New Political Weekly Journal.)

Frankreich.

Victor Hugo's neues Drama „Angelo, der Tyrann von Padua.“ *)

Im Jahre 1833 belehrte Victor Hugo in der Vorrede zu der „Lucretia Borgia“ seine Leser, daß die Literatur auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einwirke, und daß jedes literarische Werk eine Handlung sey, die auf die Gesellschaft diesen oder jenen sittlichen Einfluß ausübe. „Das Theater“, sagte er, „hat in unseren Tagen eine gewaltige Bedeutung, und mit dem Fortschreiten der Civilisation wird auch seine Wichtigkeit noch immer mehr steigen. Das Theater ist eine Tribune und eine Kanzel; es spricht laut und mächtig zu der Menge. Der Verfasser dieses Drama's weiß sehr wohl, welche ernste und große Sache das Theater ist. Er weiß, daß das Drama, ohne die unparteiischen Gränzen der Kunst zu überschreiten, Forderungen der Nation, der Gesellschaft, der Menschheit zu befriedigen hat. Wenn er jeden Abend jene einsichtsvolle und hochgebildete Menge, welche Paris zum Mittelpunkt aller Fortschritte macht, vor einem Vorhange versammelt sieht, der sich vor seinen Gedanken, den Gedanken eines unbedeutenden Dichters, im nächsten Augenblick in die Höhe heben soll, dann kömmt er sich so gering vor bei all dieser Erwartung und Neugier, er fühlt, daß sein Talent Nichts ist, und daß es doch hier Alles seyn soll; er befragt sich dann gewissenhaft und streng über die philosophische Tendenz seines Werkes, denn er ist sich seiner Verantwortlichkeit bewußt, und er will nicht, daß ihn jene Menge eines Tages über das, was er sie gelehrt, zur Rechenschaft ziehe. Auch dem Dichter ist eine Seelsorge anvertraut. Die Menge darf das Theater nicht verlassen, ohne eine ernste und tiefe sittliche Lehre mit hinwegzunehmen. Und so hofft auch der Verfasser mit Gottes Hülfe, auf der Bühne immer nur — wenigstens so lange unsere jetzigen ernsthaften Zeiten dauern — belehrende und frommende Wahrheiten zu entwickeln.“

Dies waren buchstäblich die Worte Victor Hugo's; sie sind am 12. Februar 1833 geschrieben, damit die Nachwelt nicht im Zweifel über seine Denkart bleibe. Es liegt gewiß manches Gute und Wahre in dieser Theorie; wenn man sie aber in ihrer ganzen Strenge anwenden, wenn man den Verfasser über den philosophischen Gehalt seines neuen Drama's befragen wollte, wenn er nun Rede stehen sollte und sagen, wo die belehrenden und frommenden Wahrheiten seyen, die er uns verheißen hat, was würde er antworten können?

In seinem Angelo ist nichts Philosophisches zu finden, nichts, was belehrte und frommte, ja, noch mehr, dies Drama scheint gar keinen Zweck zu haben, und wenn es wahr ist, was Victor Hugo im Jahre 1833 schrieb, daß ein Schauspiel sich stets auf einen sittlichen Gedanken müsse zurückführen lassen, so möchte man wohl fragen, wo in dem „Tyrann von Padua“ irgend eine solche Tendenz hindurchblickt?

Angelo ist ein neues Beispiel von dem unvermeidlichen Widerspruch, der sich unaufhörlich zwischen den Theorieen und den Werken der dramatischen Neuerer Frankreichs kundgiebt. Dies Drama beweist noch einmal, daß jenes System, das, wie man sich einbildet, zur Natur zurückführen soll, uns gerade immer mehr davon entfernt. Zu Padua hat man eben so wenig wie zu Venedig oder an irgend einem andern Orte jemals solche Menschen und solche Sitten gesehen. Hätte sich aber auch die kalte Grausamkeit, welche man uns malt, noch irgendwo anders, als in der Einbildungskraft des Dichters, einmal vorgefunden, so wäre es doch nur eine von den Ausnahmen, welche die Kunst nicht nachahmen soll. Das sind keine Leidenschaften des Herzens, sondern Krankheiten des Gehirns, deren Anblick die Phantasie verdirbt, das Gefühl empört und wie ein Alp auf den Nerven lastet, statt die süßen Schauer der tragischen Rührung zu erregen. Das sind nicht mehr Wesen unserer Gattung, deren Unglück oder Freude unser Mitgefühl weckt, sondern Geschöpfe einer anderen Welt, die anders denken und handeln als wir, und für die wir keine Theilnahme haben können, weil es uns unmöglich ist, den eben so einfachen als tiefen Gedanken jenes Römischen Autors auf sie anzuwenden: Homo sum ... einen Gedanken, der das ganze Geheimniß der dramatischen Kunst und aller schönen Künste in sich schließt.

Angelo ist ein Podesta, der von Venedig nach Padua geschickt worden, um diese letztere Stadt im Namen der Republik von St. Markus zu regieren. Padua seufzt unter dem Druck dieses wüthenden Beamten, der die Vollmacht hat, es auf's fürchterlichste zu tyrannisiren, und dem seine Republik nicht erlaubt, gut und mild zu seyn. „Ich bin über Padua“, sagt er selbst, „wie ein Tiger über dem Lamm.“ Aber so wie Padua unter ihm, so zittert er unter Venedig, dessen Spione einen Jeden umgeben, der im Dienste dieser Republik steht, deren unsichtbare Henker mit stets treffendem Todesstreich, geheimnißvoll und unerwartet, überall bei der Hand sind, wo die Republik Jemanden in Verdacht hat.

Dem prächtigen Gemälde, welches der Podesta von der Venetianischen Regierung entwirft, ist nicht Mangel an Wahrheit vorzuwerfen, wiewohl die schwarzen Farben darin etwas zu sehr gehäuft sind; es athmet wahre Poesie und zeigt die Kraft des Pinsels in herrlichen Zügen, aber es ist nicht am rechten Orte; es ist der Purpurlappen des Horaz, glänzende funkelnde Farben, aber wozu, wenn sie nicht an ihrer Stelle sind? Man sollte nach dieser Exposition glauben, daß man die Politik der Sbirren, Angeber und geheimen Hinrichtungen des Raths

*) Zum erstenmale aufgeführt auf dem Theatre Français am 28. April 1835.

Digitized by Google

der Zehne entwickelt sehen würde, und was kommt, ist nur das Privatverbrechen eines Elenden, der sich seines Titels als Spion der Republik bedient, um eine feige Rache auszuüben.

Angelo, der Podesta, verfolgt eine berühmte Schauspielerin, Tisbe, die ihn nicht liebt, und von der er nichts erlangen kann, ohne Unterlaß mit seinen Bewerbungen. Dabei ist er eifersüchtig auf seine Frau, als ob er wirklich in sie verliebt wäre. Er hat jedoch Katharina, aus der erlauchten Familie der Bragadini, nur deshalb geheirathet, um die ungeheure Bresche auszufüllen, die er durch die Verwaltung großer Aemter in seinem Vermögen angerichtet hat. Er verabscheut Katharina und hält sie seit sechs Wochen in strengem Verwahrsam auf ihrem Zimmer, denn außer daß er sie auf Italiänische Weise haßt, ist er auch über ihre Treue in dunklem Argwohn. Sein Verdacht ist nicht ganz ohne Grund; seit sieben Jahren wird Katharina von heißer Leidenschaft für einen Mann verzehrt, den man nur unter dem Namen Rodolfo kennt, der jedoch unter seiner Hülle einen der letzten Sprößlinge der Ezzelini verbirgt, die vor zweihundert Jahren über Padua geherrscht. Wenn man den Worten Katharina's glauben darf, so trübt diese zügellose Leidenschaft bei ihr die Reinheit ihrer ehelichen Treue nicht im mindesten; ehe ihr Gemahl sie gefangen hielt, gab sie ihrem Geliebten allnächtliche Rendezvous in einer abgelegenen Hütte; sie verschwendete alle Betheuerungen einer wahnsinnigen Liebe gegen ihn; sie sucht ihn, sobald sie ihn erblickt, mit wollüstigen Lockungen zu fesseln; aber sie liebt ihren Rodolfo in allen Ehren und in allem Guten; ihre Tugend leidet darunter nicht im mindesten. Angelo muß sehr zufrieden damit seyn, und Rodolfo erklärt sie für eine keusche Heilige. Ist dieser Angelo nicht ein seltsamer Narr, daß er sich Eifersucht in den Kopf setzt und seine Frau um so geringen Grundes willen einsperrt?

Rodolfo wird zu gleicher Zeit von Tisbe, die ihn für ihren Bruder ausgiebt, leidenschaftlich angebetet. Der Name und die Wohnung jener Katharina, für die er seit sieben Jahren glüht, und mit der er so viele Zusammenkünfte gehabt hat (eine Unwahrscheinlichkeit, die man rügen müßte, wenn nicht der Verlauf der ganzen Handlung eben so unwahrscheinlich wäre), sind ihm unbekannt, und er glaubt, sie verloren zu haben, seitdem der Podesta sie unter Schloß und Riegel hält. Um nun seinen Schmerz zu betrügen, knüpft er mit Tisbe einen Liebeshandel an, der für ihn ohne Bedeutung ist, aber über das Schicksal der Actrice entscheidet.

Man sieht, daß es schwer ist, sich für irgend eine dieser Verwickelungen zu interessiren. Wie soll man an die Tugend dieser Katharina glauben, die ihrem Gatten so treu ist und doch zugleich so zärtlich gegen ihren Liebhaber? Wie an die tragische Liebe dieses Rodolfo, der seine Zerstreuung hinter den Coulissen sucht?

Aber wenn der Dichter ein Vergnügen daran zu finden scheint, mit der Theilnahme zu spielen, die er doch wohl bei dem Zuschauer erregen will, so reizt er dagegen die Neugier mit nicht gewöhnlichem Talent.

Eine Person in dem Stück ist der Hebel der ganzen Intrigue. Omodei ist von dem Senior irgend eines Kapitels an Tisbe abgeschickt, um ihr zwei Fläschchen zu überbringen, wovon das eine ein feines Gift, das andere einen starken Schlaftrunk enthält; eine Galanterie von sonderbarer Art, ein geistliches Geschenk, dessen Beweggrund man nicht errathen kann. Tisbe giebt diesen Omodei vor dem besorgten Angelo für einen Gimpel aus, der an Allem zweifle und sich um Jedermann kümmere. Aber der Blödsinn war nur eine Maske, mit welcher dieser Mensch sich bedeckt hatte, und der Augenblick ist gekommen, wo er sie ablegt. Er wendet sich zuerst an Rodolfo, dessen ganze Geschichte er kennt; er verspricht, ihm den Namen Katharina's zu nennen, ja noch mehr, ihn in der nächsten Nacht in das Gemach zu führen, wo sie eingesperrt sitzt. Zu Tisbe sagt er, Rodolfo spotte ihrer Liebe, und verspricht ihr, sie in derselben Nacht an einen Ort zu geleiten, wo sie den Ungetreuen in den Armen ihrer Nebenbuhlerin überraschen könne.

Omodei ist ein Venetianischer Sbirre, der es gewagt hat, Katharinen seine Liebe zu gestehen, die sie mit Abscheu zurückgewiesen, und der nun, von ihr verschmäht, sie, sammt dem Liebhaber, den sie ihm vorgezogen, in's Verderben stürzen will. Dazu bedurfte es wahrlich nicht der ganzen Politik Venedigs und all' der Phantasmagorie des Raths der Zehne. Kaum ist Rodolfo in Katharina's Zimmer getreten, als auch Tisbe durch eine geheime Thür hereindringt; dem Liebhaber bleibt nur noch so viel Zeit, sich in ein Betzimmer ohne Ausgang zu flüchten. Tisbe weiß gewiß, daß ein Mann hier ist; sie möchte nur noch gern daran zweifeln, daß es ihr Geliebter sey. Diese Situation ist außerordentlich dramatisch; man vergißt, durch welche seltsame Mittel man dahin gelangt ist, so mächtig reißt sie hin; die Scene, in welcher die Schauspielerin und die große Dame sich einander gegenüber stehen, ist ganz dazu geeignet, das wunderbare Talent Victor Hugo's in das hellste Licht zu stellen. Tisbe fordert vergebens, daß die Thür des Betzimmers geöffnet werde; auf's Aeußerste gebracht, will sie eine gewaltsame Katastrophe herbeiführen und ihre Nebenbuhlerin verderben; sie ruft laut schreiend den Podesta herbei; aber da ändert sich plötzlich ihr Entschluß, und sie denkt nur noch an die Rettung der Frau, die sie einen Augenblick vorher hätte zermalmen mögen.

Ein kleines Kruzifix ist es, welches dieses Wunder thut, ein Kruzifix, von dem uns der Autor schon früher erzählt hat, und durch welches Tisbe erfährt, daß Katharina einst ihrer Mutter, einer armen Bänkelsängerin, die gehängt werden sollte, das Leben gerettet. Sie sagt nun zum Podesta, daß sie nur deshalb hierher gekommen sey, seine Ruhe zu stören, um ihn von einem gegen ihn angezettelten Mordplan, dem sie auf die Spur gekommen, zu benachrichtigen, und sie setzt auf diese Weise Katharina in den Stand, ihren Liebhaber, wer er auch seyn möge, zu retten.

Tisbe's Edelmuth ist jedoch nur von halbem Erfolg; der Liebhaber rettet sich, aber man hat Omodei in einer abgelegenen Straße erdolcht und einen von Rodolfo an Katharina gerichteten Brief in seiner Tasche gefunden. Angelo wartet nicht, bis er den Liebhaber auffindet, sondern entscheidet auf der Stelle über das Schicksal seiner Frau. In einer Stunde sollen seine Mordknechte sie tödten; vorher aber hat er dem Dechanten von St. Antonio anbefohlen, ein prächtiges Todten-Amt anzuordnen, die Trauer-Gehänge mit dem Wappen der Bragadini's zu schmücken und die Seelenmesse für eine Todte, deren Leichnam man ihm bald senden werde, lesen zu lassen. Hierauf führt er einen Geistlichen zu Katharina, um sie beichten zu lassen.

Unterdessen hat er die Schauspielerin zu sich beschieden; er glaubt, sie werde vielleicht die Schriftzüge des bei Omodei gefundenen Billets kennen. Die unglückliche Tisbe erkennt sie nur zu gut, aber sie hütet sich wohl, etwas zu entdecken. Sie will sterben, aber den retten, welchen sie liebt, und der sie so grausam verrathen hat. Sie überredet den Podesta, das Gepränge zu vermeiden, mit dem er seine Rache ausführen und die Todesstrafe umgeben will; er giebt zu, daß es besser sey, Katharina ganz im Stillen zu vergiften; aber wie dies möglich machen? Er hat kein Gift; das Gift ist selten in Padua, wie es scheint. Da bietet ihm Tisbe das von dem Senior erhaltene Fläschchen an. Der Podesta nimmt es mit Dank, und ungeachtet aller unnatürlichen und unwahren Züge kömmt nun noch eine Scene von tragischer Wirkung, nämlich die, wo die unglückliche Verurtheilte, sich gegen den Tod sträubend, bald flehend, bald verwünschend sich an ihren Gatten und an die Schauspielerin wendet, die sie für seine Mitverschworene hält, wo sie krampfhaft die todtbringende Phiole ergreift und davor zurückschaudert, sich zu den Füßen ihres Mannes und seiner Geliebten windet, ohne, dem Anschein nach, bei einem von Beiden Erbarmen zu finden, bis sie endlich das Gift auf Tisbe's Rath hinunterstürzt, die ihr, man weiß nicht, weshalb, verschweigt, daß es nur ein unschädlicher Schlaftrunk ist. Augenblicklich erstarrt, sinkt Katharina zu Boden, und Angelo, der sie todt glaubt, befiehlt zweien Männern, die in den Gewölben des Palastes ein Grab gegraben haben, den Leichnam dorthin zu bringen und den Grabstein zu versiegeln. Er beauftragt Tisbe, für die Vollziehung seiner Befehle zu sorgen. Ein sonderbarer Auftrag für die Primadonna von Padua!

Am folgenden Morgen liegt eine Leiche auf dem mit goldenen Drapperieen behängten Bette der Schauspielerin; diese empfängt von den beiden Todtengräbern die Gewißheit, daß der Stein auf dem Grabe versiegelt ist, und daß in der Meinung der ganzen Welt Katharina für immer in dem Gewölbe des Todes schläft. Da kommt Rodolfo; er hat von einer Dienerin Katharina's erfahren, daß Tisbe das Gift für seine Geliebte hergegeben. Nach den blutigsten Vorwürfen, wogegen Tisbe sich zu rechtfertigen verschmäht, vergönnt er ihr eine Viertelstunde Frist, um sich zum Tode vorzubereiten. Angelo hat seiner Gattin wenigstens eine ganze Stunde Zeit gelassen. So wie die Viertelstunde abgelaufen ist, stößt Rodolfo seinen Dolch in Tisbe's Herz, und in dem Augenblick, wo sie sterbend hinsinkt, öffnen sich die Vorhänge, die Leiche erhebt sich, in ihre langen weißen Schleier gehüllt und mit zerstreutem Haar; es ist Katharina, die sich in die Arme Rodolfo's wirft. „Und durch wen bist Du gerettet?“ ruft dieser im Uebermaaß der Wonne und des Erstaunens. „„Durch mich und für Dich““, sagt Tisbe, ihren Geist aushauchend.

Was soll nun aus unseren beiden Liebenden werden? Vermuthlich werden sie in die Päpstlichen Staaten fliehen, die nur drei Stunden Weges entfernt sind. Was ist aus Angelo geworden, von dem in diesem letzten Akte gar nicht mehr die Rede ist? Das weiß man nicht; man hörte erst wieder von ihm, als er nach dem Schluß des Stücks in der Person Beauvalet's ganz lustig hervortrat, um den Namen Victor Hugo's unter allgemeinem Applaus zu nennen. Beauvalet erschien noch einmal, Tisbe und Katharina führend, die mit großem Ungestüm hervorgerufen und mit Blumen und Applaus empfangen wurden.

Die Kritik ist kalt und darf sich nicht zum Echo eines entzückten Parterre's machen; sie muß, unparteiisch und streng, ungeachtet des fortwährenden Beifalls, das Verdienst dieses Dichterwerks aus einem unbefangenen Gesichtspunkte beurtheilen und sagen, daß sich darin schöne Scenen, herrliche Einzelheiten, Züge tiefer Empfindung und Leidenschaft und poetische Prachtstellen in einem schlecht erfundenen Stoff und unter unwahrscheinlichen Gräueln verlieren, die eher Widerwillen und Ekel, als Schrecken und Mitleid erregen. Nichtsdestoweniger wird das Publikum gerade durch den barocken Inhalt, so wie durch die schönen Decorationen, besonders aber durch das Spiel der Dlle. Mars und der Mad. Dorval, angezogen, und wenn dies Werk auch den Ruf des Dichters nicht erhöht, so wird es doch ein gutes Kassenstück seyn. (C. F.)

Bibliographie. Neue Romane:

Guiscriff. Scènes de la terreur dans une paroisse bretonne.
Jane Grey. Épisode de l'histoire d'Angleterre. — Von Alph. Brot. 2 Bde. 15 Fr.
Lucien Spalma. — Von J. A. David. 2 Bde. 15 Fr.
Mademoiselle de Valville. — Von Madame Laure Bernard. $7\frac{1}{2}$ Fr.
Passion et fanatisme. — Von Eugène Bresson. $7\frac{1}{2}$ Fr.
Le Père Goriot. Histoire parisienne, publiée par M. de Balsac. — 2 Bde. 15 Fr.
Rosario. Histoire espagnole, faisant suite à Lorenzo et aux Solitaires d'Isola-Doma. Par le même auteur G. T. D. — 3 Bde.
Souvenirs de servitude militaire. — Von Alfred de Vigny. 8 Fr.
Le Testament de Polichinelle. — Von Amédée de Bast. 4 Bdchen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Montag den 18. Mai 1835.

England.

Literarische und historische Denkmäler in England.

(Von Lady Morgan.)

England, welches die drei größten Dichter der neueren Zeit hervorgebracht hat, ist auffallend arm an poetischem Nationalgefühl, dieser edlen Eigenschaft, die man von Eigenliebe wohl unterscheiden muß, denn es ist nur das Gefühl der Ehrfurcht für Oerter, an die sich das Andenken an die großen Geister eines Volks knüpft, ein Gefühl, das jeden Fleck heilig achtet, der an Ereignisse erinnert, welche die Größe der Nation befördern halfen.

Nur wenige Denkmäler giebt es in England, die, als Zeugen der Vergangenheit, dem Volke das flüchtige Daseyn seiner großen Männer lebhaft ins Gedächtniß zurückrufen, und an denen noch die Spuren ihrer glänzenden und einflußreichen Wirksamkeit haften. Shakespeare, Milton und Byron, die leuchtenden Sterne in der Milchstraße ihrer Zeit, zeugen für diese Behauptung. Vernachlässigt, verfolgt oder verunglimpft, so lange sie lebten, verkündigt nach ihrem Tode kein Denkstein, daß sie einst auf Erden gewandelt; kein Mausoleum, das ihre Asche in sich schlösse, erhebt sich unter dem verwitterten Dache des Pantheons der Nation. Shakespeare ward zu Stratford begraben; Milton in der St. Aegidien-Kirche in Cripplegate — und selbst der Stein, der die geheiligte Stelle bezeichnete, ist fortgenommen und nicht wieder ersetzt worden*) —; Byron's Bahre wurde, an den Thürmen der Westminster-Abtei vorüber, nach der Pfarrkirche eines abgelegenen Dorfes getragen; ja, es gab eine Zeit, wo der Dechant und das Kapitel von Westminster den Namen des gottbegeisterten Verfassers des „verlorenen Paradieses" als eine Entheiligung für den Schrein Königlicher und geistlicher Größe betrachteten: Dr. Spratt erklärte es für „zu verabscheuungswürdig, daß man denselben, wenn auch nur nebenbei, auf den Mauern eines der Frömmigkeit geweihten Gebäudes lesen sollte."**) In einem anderen Jahrhundert verweigerten eben dieselben Autoritäten dem edlen Byron eine Inschrift in jenem „Winkel", wo Englands Dichter in einem engen Raum zusammengedrängt liegen, überschattet von den Monumenten charakterloser Frauen und gewöhnlicher Männer.***) Shakespeare verdankte die Auferweckung seines Ruhmes einem Schauspieler, wie er selbst es war; er verdankte eben diesem Schauspieler auch die hohen Ehrenbezeigungen, die seinem Andenken gezollt wurden. Was aber haben Englands Gelehrte, was haben seine „denkendsten" Männer gethan, um die Wohnstätte desjenigen zu erhalten, der Englands literarischen Ruf zu einer Höhe ohne gleichen erhoben hat? Was ist für das Haus zu Stratford geschehen, das, wie die Kapelle von St. Loretto, in Marmor gefaßt und mit den Votivtafeln der ganzen gebildeten Welt geschmückt werden sollte? Wenn dies Haus noch steht, wenn noch derselbe Kaminwinkel vorhanden ist, an dessen Heerd das frische duftende Walddunkel in „Wie es euch gefällt", Falstaff's lustiger Humor, Hamlet's Philosophie, Macbeth's Leidenschaft und Romeo's Liebe gedacht und gedichtet wurden, wem verdankt man die Erhaltung dieses Heiligthums? Einer armen Frau, deren schmutziger Pflege es überlassen worden, und die ihr kümmerliches Leben von den Almosen der Fremden fristet, die als Pilger zu dem Mekka des Englischen Genius wallfahrten, um dort die Huldigungen zu spenden, mit denen das Vaterland so karg ist.

Und wo findet man Milton's Wohnhaus? Ist die Stätte, wo er seine glorreiche „Vertheidigung des Englischen Volkes" schrieb, wo er seine Abhandlung über „die besten Mittel, die Kirche von Miethlingen zu reinigen" verfaßte, dem Englischen Volke, ist sie den Englischen Kirchen-Reformern unbekannt? Ziert keine die Ehrfurcht der Nation bezeugende Inschrift ihre Mauern? Erhebt sich keine Säule in ihren Gärten? Hat kein literarisches Institut sie angekauft und bewahrt, als ein Denkmal der großen bewegten Zeiten, an die sie erinnert? Liegt sie da, unbeachtet und unbesucht von den „gelockten Schoßkindern der Nation", die nach Weimar strömen, um an Goethe's Sarkophage zu opfern, die jeden Winkel Deutschlands durchsuchen, um literarische Orts-Erinnerungen aufzufinden und in den überfüllten Magazinen und Annalen den Dunstkreis zu schildern, in welchem sich kränkelnde Empfindler und träumerische Metaphysiker umherbewegt haben?

Es war nicht immer so. Selbst in der finstersten Stunde von Milton's unglücklichem Schicksal, als die unermüdliche Rache seiner Feinde nach seinem Blute dürstete und seine furchtsamen, undankbaren und knechtischen Landsleute ihn im Stich ließen, selbst da war sein Haus ein Wallfahrtsort für alle Fremde, denen er immer noch als der Hauptgegenstand der Achtung und Verehrung in England galt. Hatte unter Cromwell's Herrschaft der Lateinische Staats-Secretair mit dem Protektor die Huldigungen der vom Kontinent ankommenden Fremden getheilt, so strömten in der Stunde seiner Gefahr und Verlassenheit die Notabilitäten aller Länder in sein verödetes Haus in Bread-Street, welches sie mit fast religiöser Ehrfurcht betrachteten.

Im Jahre 1652, als Milton's Genius, Ruhm und Glück den höchsten Gipfel erreicht hatten, bezog er eine Wohnung in Petty-France (Klein-Frankreich), die er bis zur Restauration innehatte. „Es war ein schönes Haus", sagt der beste seiner Biographen, „das an das Hotel des Lord Scudamore und an den St. James-Park stieß." Es war auch ein Garten dabei, ganz nach dem Geschmack eines Dichters, und Alles, worauf der Blick fiel, war poetisch und pittoresk; denn das Gebäude stand in dem alten Gebiet der Aebte von Westminster und gewährte die Aussicht auf die Thürme der Gerichtshöfe der Tudors. In diesem Hause schrieb Milton jene Entgegnung auf die Schrift, in welcher Salmasius die absolute Gewalt vertheidigte. Hier entwarf und vollendete er auch bis auf Weniges, unter vielen anderen Erzeugnissen seines reichen und fruchtbaren Geistes, das berühmteste von allen seinen Gedichten, sein „verlorenes Paradies". Dieses Haus steht noch, aber es wird von Niemand in Ehren gehalten, außer von ein paar Leuten aus der arbeitenden Klasse, die in seiner Nähe leben und Gewerbe treiben, aus der Klasse, die sich selbst bilden muß, aus der Klasse, die sich um das Grab des Dichters drängte, als es im Jahre 1792 geöffnet wurde, und „als von allen Ecken und Enden viel Volks herbeiströmte, um seine Gebeine zu sehen, und ein Jeder sich glücklich schätzte, der ein Theilchen von den heiligen Ueberresten bekommen konnte."*)

Dieses Haus, in welchem Milton so viele seiner Briefe und Werke geschrieben,**) in dessen Gärten er so manchen erlauchten Fremden empfangen, ist jetzt kein Gartenhaus mehr wie damals, als er nach der Restauration aus demselben floh, um einem schimpflichen Tode zu entgehen. Es ist jetzt in den Kreis gewöhnlicher Gewerbe und alltäglicher Geschäfte eingeschlossen.***). Der Vorsaal ist in einen Laden und in einen Durchgang getheilt, und Miethszettel hängen an den morschen Fenstern. Seine einstmals geräumigen Stiegen sind in eine steile enge Treppe zusammengeschrumpft und nur wenig ist im Innern noch so,

*) Dies Unrecht wurde durch die Liberalität des verstorbenen Herrn Whitbread wieder gut gemacht, der auf seine Kosten eine von Bacon angefertigte Büste des großen Dichters in der Kirche aufstellen ließ.

**) Der Dechant und das Kapitel von Westminster waren freisinniger, als es sich um das Andenken Caxton's handelte. Da man sie um die Erlaubniß bat, in der Abtei ein Denkmal für „den Mann, dessen Werke unter der Regierung Eduard's IV. aus Westminsters Heiligthum hervorgegangen", errichten zu dürfen, antworteten sie, daß man gegen eine Gedächtnißtafel für den verstorbenen Herrn Caxton nichts einzuwenden habe, und daß man den Kosten-Aufwand in Erwägung ziehen wolle.

***) Mehr als eine Heroine des Schauspiels, die nicht eben von so musterhafter Tugend und makellosem Charakter gewesen war, wie die Farrens, die Siddons, die Bruntons und andere achtbare Actricen des jetzigen Jahrhunderts, haben eine stille Ruhestätte in der Abtei gefunden. Mistreß Oldfield, die Maitresse des Herrn Mainwaring und des General Churchill, wurde in vollem Staat im Jerusalem-Zimmer ausgestellt. Ihrem Leichenbegängnisse, das sehr glänzend eingerichtet war, wohnte der angesehenste Adel des Landes bei, wovon Einige sogar die Zipfel des Leichentuchs hielten.

(Anmerkungen der Verfasserin.)

*) Symmon in Milton's Leben.

**) Andrew Marvell macht die Adresse an Milton folgendergestalt: „An meinen geehrten Freund Jno. Milton, Secretair für die auswärtigen Angelegenheiten, in seinem Hause in Petty-France zu Westminster.

***) Es ist das Haus Nr. 9 in York-Street zu Westminster. Die Verfasserin dieses Artikels hat es vor kurzem besucht. Als wir uns in einem Gewürzkramer-Laden nach Milton's Haus erkundigten, wußte die Eigenthümerin sogleich, was wir meinten, und wies uns nach der nächsten Thür neben dem Hause des Leichen-Kommissarius. Dieser, ein gebildeter junger Mann, war auch gleich so bereitwillig und schilderte die Lokalitäten mit solcher Lebendigkeit, daß man wohl sah, wie sehr er das hohe Talent zu würdigen wußte, welches dem Gebäude seine Berühmtheit gegeben hatte. Da sich die Schlüssel in seiner Verwahrung befanden, so verließ er augenblicklich seine Arbeit und führte uns durch alle Zimmer. Nachdem er uns unermüdet alles Merkwürdige gezeigt hatte, was darin zu sehen war, kehrte er mit uns in sein Haus zurück, um uns von da aus einen Anblick auf die nach dem Garten hinausgehende Seite des Gebäudes zu verschaffen, denn Milton's Garten war mit dem Garten Jeremy Bentham's vereinigt worden. Im Giebelfelde des Hauses ist eine fast verwischte Inschrift, welche besagt, daß „hier John Milton, der Fürst der Dichter, gelebt." Der Nützlichkeits-Philosoph soll, obgleich er stolz auf diese Nachbarschaft war, doch sehr vorsichtig damit gewesen seyn, seine Gäste darauf aufmerksam zu machen, wenn er sich nicht erst versichert hatte, daß sie selbst keinen besonderen Geschmack an der Poesie hatten, und daß sie ihnen durch erkünstelte Entzückungen und den berechneten Enthusiasmus der Schüler der modernen Dichterschule, die sich mit Gewalt in einen begeisterten Zustand zu versetzen sucht, und sich die poetischen Gedanken abpreßt, schon tüchtig verleidet worden sey. So eben hat Herr Franklin, ein geistvoller Künstler, eine Zeichnung von Milton's Hause vollendet, die er nächstens in einer Lithographie herausgeben will. Der letzte Bewohner jenes Hauses war Herr Hazlitt. (Anmerkungen der Verfasserin.)

wie es im siebzehnten Jahrhundert war, außer einer Säulenhalle, neben deren gewölbtem Kamin Milton im Winter geschrieben haben soll, wenn ihm seine Dichterader am glücklichsten floß, und an dessen hohen Fenstern, die nach seinem Garten führten, er die Wiederkehr seines geliebten Frühlings belauscht haben muß.

Wenn aber das Haus des blinden Staats-Secretairs so vernachlässigt ist, wo soll man da den Wohnort des Dichters mehrerer Weltgegenden finden? Wer zeigt uns das Haus des Italiänischen Schwärmers, des Kämpen für Griechenland? Es gab freilich eine Zeit, wo Byron's Haus nicht unbekannt war, wo die Modewelt wie eine arme Supplikantin harrend an seiner Schwelle stand und um Einlaß bat, wo die Liebe, der mürrischen Thürsteher spottend, sich den Weg hinein bahnte, wo Thoren es umschwärmten und Engel sich nicht scheuten, die üppigen Säle des modernen Alcibiades zu betreten. Als aber der freimüthige Verächter alles eitlen Tandes mit der Scheinheiligkeit offen brach, da sprachen unsere Tartüffe's den Bannfluch der galanten Moralität über den armen jungen Dichter aus, und er wurde allein gelassen an seinem verödeten Heerde; sein Haus wurde vermieden und vergessen wie eines, auf dem die gelbe Fahne der Pest weht; und als sein unsterblicher Gebieter sich enttäuscht und empört aus dem Lande entfernte, über welches er solchen Glanz verbreitet hatte, da wäre die väterliche Abtei unseres Childe Harold von gieriger geldgeiziger Hand abgetragen und zerstört werden, hätte sich nicht Privatgesinnung und Schulfreundschaft ins Mittel gelegt. *)

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

A prospect of the West-Indian archipelago. (Der Westindische Archipelagus.) Von Cap. Dunbar. 7½ Sh.

Cyclopaedia of practical medicine. (Encyklopädie der praktischen Medizin.) Bd. IV. 40 Sh.

Reminiscences, whimsical and ridiculous, by a travelling artist. (Unterhaltende Erinnerungen eines reisenden Künstlers.) 1 Sh.

Trip to Epsom and Ascot races. (Die Pferderennen von Epsom und Ascot.) Von Cruikshank skizzirt. 1 Sh.

Geology in 1835. — Von John Laurance. 4 Sh.

The songs of England and Scotland. (Englische und Schottische Lieder.) Erster Bd. 5 Sh.

Treatise on the geography and classification of animals. (Die Thierwelt, geographisch dargestellt.) Von W. Swainson. 6 Sh.

Compendium of the literary history of Italy. (Kompendium der Literaturgeschichte von Italien.) Von Barbaconi. 4½ Sh.

Treatise on the criminal law. (Ueber das Kriminalrecht.) Erster Band. Von Gabbett. 42 Sh.

S p a n i e n.

Bartolomé de Las Casas.

(Schluß.)

Hinsichtlich der nöthigen Neger-Sklaven erklärte sich die Regierung in dem genannten Kontrakte, wie folgt:

„Sobald einige von den Dörfern, die Ihr auf Terra firma zu erbauen Euch verpflichtet, erbaut und im Stande seyn werden, soll es Euch, Bartolomé de Las Casas, und Jedem der besagten funfzig Männer verstattet seyn, aus diesen unseren Staaten drei Negersklaven zu seinem Dienste zu nehmen: die eine Hälfte sollen Männer, die andere Frauen seyn. Wenn dann auch die drei Städte erbaut sind und eine große Anzahl Christen auf besagter Terra firma sich befinden, so mag es Euch, Las Casas, und Jedem der besagten funfzig Männer freistehen, noch sieben Neger-Sklaven mehr einzuführen, und zu diesem Zweck sollen Euch alle nothwendige Lizenzen ertheilt werden, jedoch ohne Benachtheiligung des Patentes des Statthalters von Brasa zur Importation von 4000 Sklaven nach Westindien und Terra firma."

Diesen Plan bekämpften Las Casas' Feinde schon in der Geburt; einer seiner lebhaftesten Widersacher, der Bischof von Darien, war eben nach Spanien zurückgekehrt. Dieser setzte es durch, daß die Sache noch einmal dem Staatsrath vorgelegt wurde. Der König selbst präsidirte: Admiral Diego Colombo, der Sohn des Entdeckers, und ein Franziskaner-Mönch, ein Coadjutor des Las Casas, waren mit vorgeladen.

Nachdem der König seinen Platz auf dem Throne eingenommen hatte, ließen sich Herr von Chièvres, der Admiral, der Bischof von Darien und ein gewisser Licenciado Aguirre auf niedrigeren Sitzen zu seiner Rechten nieder. Zur Linken des Königs saßen der Groß-Kanzler, der Bischof von Badajoz und einige andere Räthe; Seiner Majestät gegenüber standen, an eine Mauer gelehnt, Las Casas und der Franziskaner. Nach einer kurzen Eingangs-Pause erhoben sich Chièvres und der Groß-Kanzler, stiegen den Thron hinan, knieten nieder und hielten in dieser Positur eine kurze flüsternde Unterhaltung mit dem Könige; dann gingen sie wieder an ihre Plätze, worauf der Kanzler den Bischof von Darien also anredete: „Ehrwürdiger Prälat, habt Ihr in Betreff der Indianer etwas zu melden, so befiehlt Euch Seine Majestät, zu sprechen." Der Bischof erhob sich, machte, wie die Sitte damaliger Zeit es erheischte, ein für den König schmeichelhaftes Präambulum, fügte aber hinzu, das, was er in Betreff Westindiens zu sagen habe, sey von solcher Wichtigkeit und seiner Natur nach so geheim, daß es nur vor Seine Majestät und den Staatsrath gehöre; er bitte daher, diejenigen Personen, die nicht Mitglieder des Staatsraths seyen, zu entlassen.

Dieses Gesuch wurde mehr als Ein Mal wiederholt, indem der Bischof augenscheinlich mit Las Casas und dem Franziskaner zu kollidiren sich scheute. Endlich aber nöthigte ihn der Kanzler, zu sprechen, worauf er Alles erzählte, was er auf Terra firma leiden und mit ansehen müssen. Dann fuhr er fort: „Was die Indianer betrifft, so sind sie, nach meiner Beobachtung wie nach dem, was ich vom Hörensagen weiß, geborene Sklaven und so sehr in ihr Geld vernarrt, daß man sie nur mit großer List und Mühe bewegen kann, sich davon zu trennen u. s. w." Als die lange Rede des Bischofs zu Ende war, konsultirten die beiden Minister wieder mit dem Könige, worauf der Groß-Kanzler den Las Casas aufrief. Dieser bückte sich ehrerbietig und begann:

„Erhabener und großmächtigster König! Ich bin einer der Aeltesten von denen, die sich jetzt in Westindien aufhalten; ich bin viele Jahre dort gewesen und habe Alles gesehen, was geschehen ist; und einer der Geschätztesten war mein seliger Vater."

Nach einer deklamatorischen Tirade über die schlechte Behandlung der Eingeborenen fuhr er also fort:

„Indem ich Eurer Majestät von diesen Dingen Nachricht gebe, erweise ich Höchstdenselben den größten Dienst, den ein Vasall seinem Fürsten oder Herrn jemals erwiesen hat. Auch thue ich solches nicht um einer Belohnung willen, denn fürwahr, mein vornehmster Zweck ist nicht, Eurer Majestät zu dienen. Aller Ehrfurcht vor so einem großen Monarchen unbeschadet, sage ich aufrichtig, daß ich nicht nach Westindien gegangen wäre, außer um Gott zu verherrlichen..... Zu Beglaubigung dessen entsage ich im Voraus aller und jeder zeitlichen Belohnung, die Eure Majestät mir zudenken könnten..... Die christliche Religion ist allen Völkern der Erde gleich angemessen; sie entreißt Keinem seine Freiheit oder seinen natürlichen Herrn und macht Keinen zum Sklaven, unter dem Vorwand, daß er ein geborener Sklave sey, wie der ehrwürdige Prälat anzunehmen scheint. Darum wird es Eurer Majestät wohl anstehen, mit Antritt Ihrer Herrschaft so ungeheure und gräßliche Tyrannei aus diesen Landen zu tilgen, damit Gott Allerhöchstihrer Regierung viele Jahre Gedeihen schenke."

Nach Las Casas wurde der Franziskaner zum Sprechen aufgefordert. Dieser sagte, während seines Aufenthalts in Hispaniola sey er zweimal beauftragt worden, die Eingebornen zu zählen, und es habe sich bei dieser Zählung ausgewiesen, daß in wenigen Jahren viele Tausende umgekommen seyen. Endlich erhielt auch der Admiral das Wort. Er bekräftigte, was beide Väter gesagt hatten, und setzte hinzu: „Obschon durch solches Verfahren Eure Majestät in unberechenbaren Schaden kommt, so ist mein Schade doch noch größer. Eure Majestät würde nach allen diesen Verlusten noch ein großer König seyn; mir aber bliebe ganz und gar nichts übrig. — Ich kam nach Spanien, um den höchstseligen König hiervon zu benachrichtigen, und hoffe jetzt zu Eurer Majestät, Höchstwelche ich wegen des großen Uebels, das ich erleiden muß, anflehe, mir Gehör zu schenken und Hülfe angedeihen zu lassen."

Als der Admiral schwieg, erhob sich der Bischof von Darien und bat um Erlaubniß, zu sprechen. Die beiden Minister konsultirten mit dem Könige, und der Kanzler sagte: „Ehrwürdiger Bischof, Seine Majestät wollen, daß Ihr, wenn Ihr noch Etwas zu erinnern habt, es schriftlich thun möget." Hiermit wurde die Sitzung geschlossen.

Der Erfolg war den Wünschen unseres Las Casas günstig: der Distrikt, den man ihm anwies, begriff einen Küstenstrich von 270 Leguas zwischen Paria und Santa Maria. Landeinwärts war keine Gränze gesteckt. Als aber Las Casas dort ankam, fand er auch die Gemüther dieser Indianer gegen die Spanier empört. Es war damals die schöne Gewohnheit aufgekommen, daß man die schnell hinsterbenden Insulaner durch gestohlene Küstenbewohner ersetzte, und besonders hatte der dem Las Casas angewiesene Küstenstrich über solchen Menschenraub zu klagen.

Las Casas ließ sich nicht abschrecken. Im Verein mit den Franziskanern, die schon früher auf Terra firma ein Kloster errichtet hatten, wählte er einen schicklichen Platz zur Niederlassung und baute für seine sämmtlichen Vorräthe ein Magazin, das an ihren Garten stieß. Dann schritt er zum Bau einer Festung an der Mündung des Flusses und schickte überallhin Emissaire, um die Eingeborenen durch Geschenke und Versprechungen zu gewinnen. Allein der Festungsbau wurde durch die Ansiedler der benachbarten Insel Cubagua, die seinen Ingenieur weglockten, unterbrochen. Noch mehr: diese rohen und übelgesinnten Menschen nahmen, so oft sie die Küste besuchten, jede Gelegenheit wahr, um die wenigen gutgesinnten Indianer zu verderben. Daneben setzten sie, zu Las Casas' großem Verdrusse, das abscheuliche Gewerbe des Menschenstehlens fort.

Las Casas segelte nach Hispaniola, um den Schutz des Admirals zu erflehen. Seine jugendliche Kolonie vertraute er der Obhut eines gewissen Francisco de Soto, den er streng zur Mäßigung und Behutsamkeit ermahnte. Allein, Las Casas hatte immer das Unglück, Substitute zu finden, die seines Vertrauens unwürdig waren. Soto schickte alsbald seine ganze Mannschaft nach Gold, Perlen und selbst nach Sklaven aus. Die Folge davon war, daß die Indianer die Kolonisten plötzlich überrumpelten, viele derselben erschlugen, die übrigen fortjagten und alle ihre Gebäude und Pflanzungen, das Franziskaner-Kloster mit eingeschlossen, zerstörten. Dann fielen sie auch über die Perlenfischer von Cubagua her, die voll Schrecken nach Hispaniola flohen.

Das Scheitern dieses Lieblingsplanes brachte den menschenfreundlichen Projektenmacher zur Verzweiflung. Eine Zeit lang gab er die Sache völlig auf, ging in ein Dominikaner-Kloster, that daselbst die Mönchs-Gelübde und blieb sieben Jahre in seiner einsamen Zelle. Hier wurde die Idee in ihm rege, eine allgemeine Geschichte von Westindien zu schreiben, bei welcher er die authentischsten Werke damaliger Zeit, vor Allem aber die Manuskripte des Columbus zum Grunde legte. Dieses bändereiche Werk wurde im Jahr 1527 begonnen und mit vieler Unterbrechung bis 1561 fortgesetzt.

Der gute Pater hat in diesem Werke, wie in seinen übrigen Schriften, auf das Material weit mehr Fleiß verwendet, als auf den Stil.

*) Oberst Wildman, der liebste Schulkamerad Lord Byron's, hat aus Newstead-Abtei ein Denkmal seines eigenen Geschmacks und liberalen Sinnes gemacht und dadurch zugleich seine Pietät gegen den früheren berühmten Eigenthümer derselben bewiesen. (Anmerkung der Verfasserin.)

Alles ist sehr unbehülflich geschrieben, und das Meiste, troß seines hohen Werthes, noch ungedruckt. Eine Auswahl aus den Schriften des Las Casas hat der verstorbene Don Juan Llorente — der Geschichtschreiber der Inquisition — während seines Aufenthalts in Paris drucken lassen.

Nach sieben Jahren wurde Las Casas aus seiner Zelle gerufen und empfing verschiedene Aufträge. So oft man erbitterte Indianische Stämme besänftigen, oder noch freie Indianer vor ihrer Unterjochung bekehren wollte, schickte man Las Casas zu ihnen. So kam er unter anderen Orten auch nach Tuzulutlan.

Tuzulutlan war der einzige noch unabhängige Distrikt in der Statthalterschaft Guatemala. Es war dies eine rauhe Gebirgs-Gegend, mit vielen Waldströmen, Seen und Sümpfen, deren rauhe und wilde Bewohner das Spanische Joch nicht dulden wollten. Drei Mal hatten die Spanier in diesen Distrikt Einfälle gemacht, und drei Mal waren sie so unsanft zurückgewiesen worden, daß Keiner mehr Lust fühlte, diesen schrecklichen Boden zu betreten.

Dieses wilde Volk nun wollte Las Casas ohne Gewalt der Waffen, bloß durch die göttliche Kraft der Lehre und Predigt, dem Könige von Spanien unterwürfig machen. Er bedingte sich dabei nur zweierlei aus: 1) Sollten diese Indianer keinem Spanier als Leibeigene zugewiesen werden und, gleich den anderen Vasallen des Königs, nur so viel an Tribut erlegen, als ihre Armuth erlaubte. 2) Sollten in einem Zeitraume von fünf Jahren keine andere Spanier, als Mönche, die Provinz betreten. Diese Bedingungen waren so billig, und es war so wenig dabei zu wagen, daß Alonzo Maldonado, damals Statthalter von Guatemala, ihnen gern seine Zustimmung gab.

Die Methode, deren sich Las Casas und die übrigen Dominikaner bedienten, war in der That sehr originell. Sie verfaßten in der Landessprache von Guatemala eine Art Gedicht, das die vornehmsten Lehren der christlichen Religion enthielt. Dieses Gedicht setzten sie in Musik und lehrten es sammt der Melodie vier getaufte Indianer, die den Distrikt Tuzulutlan als Handelsleute besuchten. Man gab ihnen sonst nur noch einigen Europäischen Tand zu Geschenken mit. Auf ihrem Wege kamen sie zunächst durch die ebenfalls noch unerobertern Landschaften Zacapula und Quiché.

Nachdem sie dem Kaziken von Zacapula ihre Geschenke überreicht und ihn auf diese Weise sich günstig gemacht hatten, breiteten sie vor den versammelten Bewohnern ihre Waaren zur Schau aus. Nach abgemachten Geschäften erbaten sich die Verkäufer ein musikalisches Instrument, dessen Töne sie mit Hülfe von Kastagnetten noch mehr belebten, und sangen dann zu dieser Begleitung ihr religiöses Lied. Die eigenthümliche Weise des Liedes und die wunderbaren Dinge, welche es verkündigte, spannten der Indianer Aufmerksamkeit auf's Höchste. Das größte Interesse zeigte der Kazike selbst, der von den Sängern verlangte, sie möchten ihm erklären, was er nicht verstanden hatte. Diese antworteten, sie wüßten nicht mehr davon, als was sie gesungen hätten, und nur die Väter, welche das Volk lehrten, seyen fähig, jedes Ding zu erklären. „Was sind das für Väter?" fragte der Kazike. Da beschrieben ihm denn die vier Kaufleute die Kleidung der Dominikaner-Mönche, die von dem Kostüm der übrigen Spanier sehr abwich, und ihre Gebräuche, die noch abweichender waren, da sie weder Gold, noch Federn, noch Kakao u. s. w. suchten.

Der Kazike sehnte sich, diese guten und friedlichen Spanier zu sehen. Als die Kaufleute abreisten, schickte er seinen eigenen Bruder mit, der den Vätern Geschenke bringen und sie einladen sollte. Die Dominikaner empfingen ihn freundlich, und auf seiner Rückkehr begleitete ihn einer von ihnen, der Pater Luis Carcer, welcher die ehrerbietigste Aufnahme fand und in kurzer Zeit unter den Bewohnern von Zacapula das Christenthum einführte.

Den bekehrten Kaziken dieser Landschaft beredeten die Dominikaner, seine zerstreut wohnenden Unterthanen in eine kleine Stadt zu konzentriren, wo sie eine Kirche bauten und eine Art von Polizei einrichteten. Las Casas selbst aber wurde von seinem Freunde, dem Bischof von Guatemala, abberufen und nach Spanien geschickt, wo er noch mehr Missionaire anwerben sollte.

Hier fand Las Casas Gelegenheit, die Minister Karl's V. bei der Abfassung eines Gesetz-Codex für Amerika, der 1542 erschien, mit seinem Rathe zu unterstützen. Zu seinem großen Verdrusse aber machte ihn der Kaiser zum Bischof von Cuzco, eine Ernennung, die er, so sehr es ihn schmerzte, in den Augen seiner Feinde als interessirt zu erscheinen, aus wichtigen Gründen nicht ablehnen durfte.

Als der neue Prälat und seine Dominikaner in Hispaniola landeten, war der Ruf von dem Amerikanischen Codex, dessen Abfassung man ihm allein zuschrieb, ihm bereits vorangegangen. Man empfing ihn und seine Begleiter mit allen Zeichen von Haß und Verachtung; aber Las Casas, der keine irdische Rücksichten gelten ließ, verkündigte der Audiencia unverholen die Gesetze zum Besten der Indianer und bestand auf Freilassung aller derjenigen Sklaven, die man innerhalb der Gränzen seiner Gerichtsbarkeit weggenommen hatte. Das hieß Oel in die Flamme gießen, zumal da die Richter, denen die Sklaverei der Indianer bedeutenden Gewinn abwarf, ganz besonders dabei interessirt waren, die neuen Gesetze zu umgehen.

Las Casas, dem es auf Hispaniola immer unheimlicher wurde, miethete sich ein Schiff und fuhr mit seinen Gefährten nach Yucatan, von wo er auf dem Flusse Tabasco weiter nach Chiapa reiste. Zu Campeche wurde er nicht besser aufgenommen als auf Hispaniola, weil er den Spaniern gleich von vorn herein ihren Lebenswandel vorwarf, sie ermahnte, ihre Sklaven frei zu lassen, und ihnen mit den neuen Gesetzen drohte. Man versagte ihm allen Gehorsam und bezahlte keinen Zehnten, so daß er in große Verlegenheit kam, wie er den Schiffs-Capitain, der ihn hierher gebracht, befriedigen sollte. Nach vielen Widerwärtigkeiten erreichte er Ciudad-Real de Chiapa, die Hauptstadt seines Bisthums, im Februar 1545.

Schon auf dem Wege dahin wurde er mit Beweisen von Ehrfurcht und Zuneigung überhäuft, und die Bewohner von Ciudad Real wußten kaum, was sie ihm Alles zu Gute thun sollten. Diese Harmonie konnte aber nur so lange Stich halten, bis die trügerischen Hoffnungen beider Theile verschwunden waren. Als der Bischof sich überzeugt hatte, daß weder seine Privat-Ermahnungen, noch seine öffentlichen Reden etwas wirkten, waffnete er sich mit seiner geistlichen Gewalt und versagte allen denen die Sakramente, welche dem abscheulichen Sklavenhandel nicht entsagen wollten.

Jetzt gab es offenen Krieg zwischen dem Bischof und seiner Heerde, und es folgten gar unanständige Scenen. Der Klerus machte mit den Laien gemeinschaftliche Sache, und der Prälat hatte keinen anderen Helfer als seine Ordensbrüder, die Dominikaner. Sein eigener Dechant hörte seinem Befehle zum Trotz, Beichte und ertheilte Absolution. Der Bischof lud den Dechanten zu Tische, um ihm unter vier Augen einen Verweis zu geben. Der Dechant nahm die Einladung an, erschien aber nicht. Als man nach Tische zu ihm schickte, stellte er sich unwohl und legte sich ins Bett. Las Casas sah sich endlich genöthigt, ihm Gefängnißstrafe zuzuerkennen. Der Dechant folgte zwar dem Gerichtsdiener und den Geistlichen, die ihn arretirt hatten, ohne Widerstreben, allein auf der Straße schrie er laut um Hülfe und versprach dafür allgemeine Absolution. Ein Alkalde entzündete die Gemüther des großen Haufens durch den unklugen Ausruf: „Im Namen des Königs und der Gerechtigkeit!" Die ganze Stadt kam in Aufstand; Einige befreiten den Dechanten, Andere besetzten die Pforte des Dominikaner-Klosters, damit die Mönche dem Prälaten nicht zu Hülfe kämen, und die Uebrigen stürmten unter dem Gebrüll: „In des Königs Namen!" den bischöflichen Palast. Die Bedienten in den äußeren Gemächern suchten sie zur Ruhe zu bringen; der Bischof aber, welcher den Lärm hörte, kam heraus und wollte sie anreden. Ein zufällig anwesender Dominikaner führte ihn voll Besorgniß auf sein Zimmer zurück. Die Rädelsführer folgten ihm nach und drohten ihm mit dem augenblicklichen Tode. Er hörte sie mit größter Seelenruhe an und entgegnete ihnen mit so schlagenden Gründen, daß sie sich voll Bestürzung und Verwirrung zurückzogen.

Die Dominikaner drangen jetzt in Las Casas, diesen Schauplatz des Aufruhrs und der Gefahr zu verlassen. Er antwortete: „Wohin soll ich gehen? Wo kann ich in meinem Kampfe für die Freiheit jener armen Geschöpfe sicher seyn? Wär' es meine eigene Sache, ich würde sie gern aufgeben; allein es ist die Sache meiner Heerde, — eines Theils meiner Heerde, der schändlich unterdrückten Indianer. Hier muß ich bleiben; dies ist meine Kirche; ich kann sie nicht verlassen. Nehmen sie mir das Leben, so möge mein Blut diesen Boden befruchten, damit eine Aerndte der Gerechtigkeit und Menschenliebe aufgehe."

Als er eines Tages in dieser Weise mit seinen Ordensbrüdern sich unterhielt, berichtete man ihm, ein Mann sey angefallen worden — es war derselbe Mann, der ihn mit dem Tode bedroht hatte. Der Bischof eilte ihm zu Hülfe und sorgte für den nothwendigen Verband, während die Mönche das Blut stillten. Er hatte bereits nach einem Wundarzt geschickt, dessen Sorge er seinen leidenden Feind mit so zärtlichem Eifer anvertraute, als wär' er sein Bruder gewesen. Der Sünder genas wieder und wurde forthin ein treuer Anhänger des Bischofs.

Das war aber nur die Bekehrung eines Einzelnen, und die Verfolgungen dauerten fort. Man verweigerte den Dominikanern auf die Länge jedes Almosen und verwies sie deshalb an die Indianer, mit dem Bemerken, daß Christen keiner Missionaire bedürften.

Las Casas war jetzt so gut als verloren; doch wollte er den Posten nicht verlassen, den man ihm wider seinen Willen anvertraut hatte. Er entschloß sich gleichwohl, nach Gracias a Dios zu reisen und um den Beistand eines Richters zu flehen, der ihm auch gewährt wurde, obschon seine ehemaligen Freunde, der Präsident und der Bischof, gegen ihn erkaltet waren. Seine Rückkehr wurde die Losung zu neuen tumultuarischen Auftritten, und endlich verließ er Ciudad Real auf immer. Er kehrte nach Spanien zurück, wo er die Rechte der Indianer mündlich und schriftlich zu vertheidigen fortfuhr und im Jahre 1550 der bischöflichen Würde entsagte. Von der Zeit an zog er sich in ein Dominikaner-Kloster nach Valladolid zurück.

Hier widmete Las Casas einen Theil seiner Zeit den strengen religiösen Uebungen des Ordens, in welchen er es dem glühendsten Novizen gleichthat. Das Uebrige absorbirten die Angelegenheiten seiner Amerikaner und seine bändereiche Geschichte.

Als der Gränz-Gerichtshof (Audiencia de los confines) von Gracias a Dios nach Panama verlegt wurde und die Beschwerden Guatimala's zu den Ohren des Ex-Bischofs gelangten, vergaß der neunzigjährige Las Casas sein Alter und seine Gebrechen und begab sich ohne Verzug nach Madrid. Hier erwirkten seine Vorstellungen und sein Einfluß unmittelbar den Befehl, daß obgenannter Gerichtshof wieder nach Gracias a Dios kommen sollte.

Bald nach diesem frohen Erlebniß erkrankte der edle Greis in seinem Kloster Atocha und endete in den letzten Tagen des Juli 1566. Er soll ein Alter von 92 Jahren erreicht haben.

Ostindien.

Gesundheits-Stationen auf dem Himalaja.

Die Besitznahme hoch belegener Landstrecken in verschiedenen Theilen Indiens und die Errichtung von Häusern, in welchen Europäer, deren Gesundheit durch die außerordentliche Hitze der Ebene gelitten hat, alle Vortheile eines klimatischen Wechsels genießen können, sind zwei ganz neue Momente in dem Leben der Indo-Briten. Drei Stationen auf dem Himalaja — Simla, Landohr und Messouri — werden von Europäern aller Klassen, die zur Bengalischen Präsidentschaft gehören, stark besucht. Den letzterwähnten Ort hat man zu einem soge-

Digitized by Google

nannten Sanitarium, d. h. zu einem Aufenthalt für genesende Britische Soldaten während der heißen Monate, eingerichtet. Die Gründung eines Depots für solche Invaliden, deren Constitution durch Ausschweifungen oder langen Dienst gelitten, hat den Erwartungen nicht ganz entsprechen wollen; ist die Gesundheit einmal untergraben, so kann nur eine Reise nach Europa und ein verlängerter Aufenthalt in einem kalten Lande von einigem Nutzen seyn; und da man in diesen gebirgigen Regionen gegen die strenge Winterkälte noch keine Vorkehrungen getroffen hat, so sind bis jetzt nur wenige Personen im Stande, aus einem Wechsel des Klimas wesentlichen Nutzen zu ziehen. Kaum betritt der Reconvaleszent die Ebenen wieder, so erneuert sich auch die alte Plage, und die Regierung hat eben deshalb ernstlich daran gedacht, das Projekt aufzugeben, insofern es nämlich invalide Soldaten betrifft, die man mit geringeren Kosten nach Europa schicken kann.

Es ist wahrscheinlich, daß die Britischen Truppen dem Ungemach, welches die verzehrende Gluth der tropischen Sonne erzeugt, bald nicht mehr, wie bisher, ausgesetzt seyn werden; man hat nämlich den Plan, sämmtliche Europäische Soldaten in das Gebirge zu bringen; dieser Plan läßt sich nicht unmittelbar ins Werk setzen, aber Zeit, Arbeit und Ausdauer werden die Schwierigkeiten überwinden. Bis jetzt liefert der angebaute Theil jenes Landes nur eben so viel, als zu den Bedürfnissen der Bewohner hinreicht; die Thäler, in welchen man ohne Mühe Wasser haben kann, sind außerordentlich enge, und die Seiten der Berge so abschüssig, daß sie keinen Anbau zulassen, ausgenommen vermittelst Terrassen, die sehr mühselig nivellirt und durch massive Mauern unterstützt werden müssen. Diese über einander emporsteigenden Terrassen gewähren einen ganz eigenen Anblick, besonders wenn die prächtigen Blumen, die einige Gipfel schmücken, in voller Blüthe stehen. Die gelbe und rothe Bhattu sind besonders schön und wachsen erstaunlich hoch; an günstigen Stellen erreichen die Stämme zehn Fuß. Die Aerndte ist im Allgemeinen sehr reich, und man freut sich über den wachsenden Wohlstand einer Landschaft, die vor dreißig Jahren noch eine terra incognita war.

Von den drei Europäischen Stationen, die im Gebirge angelegt werden, scheint Simla die beliebteste zu seyn. Viele Indo-Briten haben hier Häuser erbaut, die sie während des heißen Wetters entweder selbst bewohnen oder gegen mäßigen Zins an Fremde vermiethen. Architektonische Schönheit ist noch nicht viel berücksichtigt; aber den Bau der Häuser haben tüchtige Ingenieure geleitet, und sie sind dauerhaft genug, um den Winterstürmen Trotz zu bieten.

Die Eingebornen dieser Gegend kultiviren bis jetzt nur Pfirsiche und Aprikosen, die ihrem Vieh als Futter dienen, aber hauptsächlich wegen des Oels in ihren Kernen geschätzt sind. Dieses Oel wird vermöge eines ganz einfachen Prozesses gewonnen; es ist sehr klar und gefriert nicht leicht. Die Wallnüsse sind vortrefflich; man verschickt sie weit, und giebt ihnen ihre ursprüngliche Frische dadurch wieder, daß man sie sammt der Schale in kochendes Wasser legt. Die Weintraube findet sich nur in der Gebirgs-Region jenseit des Setledsch, Rhabarber und Ingwer wachsen hier wild und in großem Ueberfluß; auch giebt es ungeheure Quantitäten köstlichen Honigs, den die Bienen hauptsächlich aus dem Jasmin saugen. Die Schafe und Ziegen, für deren Veredlung noch nichts geschehen ist, werden nicht sehr geschätzt, und der Genuß des Rindfleisches ist aus religiösen Gründen verboten; man kann es nur gepökelt einschmuggeln.

Die Fasanen, die Adler und Habichte sind hier von besonderer Schönheit. Tiger findet man noch in der Nähe der Schnee-Region, allein es giebt ihrer nur wenige in Vergleich mit den Tschitah's und Leoparden. Das Wildpret ist sehr zahlreich; aber die Menge der Affen und Bären gränzt an das Unglaubliche. Man hat noch nicht daran gedacht, den Verwüstungen und Plünderungen dieser Thiere Einhalt zu thun, weil die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens noch nicht ausgegangen sind.

Die Eingebornen dieser Berge, ein harmloser, in seiner Unwissenheit glücklicher Menschenschlag, haben weder große Tugenden, noch große Laster; ihr gehässigster Fehler ist eine ekelerregende Unreinlichkeit. Sie waschen sich nur selten und wechseln nicht eher mit ihrer Kleidung, als bis sie im buchstäblichen Sinne des Wortes vom Leibe gefallen ist. Kein Indo-Brite kann sich entschließen, einen Eingebornen als Bedienten in's Haus zu nehmen, und jede Familie, die nach Simla reist, schleppt ihre Hindostanische Dienerschaft mit. Die Gebirgsbewohner sollen durch den Einfluß der Civilisation von ihrer ursprünglichen Schlichtheit und Nüchternheit viel verloren haben; allein man darf hoffen, daß ihre intellektuelle Veredlung diese Nachtheile wieder aufwiegen werde.

Die zerstreuten Bungalow's von Simla stehen auf schwindligen Höhen und schauen auf Thäler herab, die mit dunklem Nadelholz bekleidet sind. Die Hütten der Eingebornen haben oft mit den Sennenhütten der Schweiz große Aehnlichkeit. Die Straßen sind sehr abschüssig und eng, und eignen sich gar nicht für Fuhrwerke, von denen bis jetzt noch keines in diese Alpen-Landschaft sich verirrt hat.

Es ist unmöglich, die Schönheit dieser Landschaft würdig zu schildern und die wohlthätigen Wirkungen zu beschreiben, welche ihre reine kalte Luft auf den erschöpften Bewohner der Ebenen äußert. Die Europäische Vegetation erhöht noch den Zauber, welchen die Natur über diese Einöde ausgegossen hat: Gänseblümchen und Schlüsselblumen emailliren den Boden; das reiche Rhododendron mischt sich mit der Eiche und Tanne, und die wilde Rose, deren Gewinde über jeden Ast sich hinziehen, erweckt bei denen, die ihr Schicksal in ein fremdes Land verwies, lebhafte Erinnerungen an die Heimath. Die ungezügelte Lust, schöne Aussichten zu genießen, ist jedoch öfter von schlimmen Folgen gewesen; man erzählt sich viel von großen Gefahren, und die Abschüssigkeit der Wege hat manchen Unglücksfall veranlaßt. Auch die Hängebrücken von Seilen aus geflochtenem Grase, die über Abgründe führen, sind eine gefährliche Passage und nicht Jeder geht ungestraft darüber hinweg.

Bei aller Schönheit der Landschaft und bei aller Zerstreuung, die Häuser-, Straßen- und Brückenbau gewähren, fühlt doch mancher neue Bewohner dieser Gebirgs-Landschaft die peinlichste Langeweile, die er oft mit desperaten Mitteln zu vertreiben sucht. Ganze Gesellschaften junger Männer versammeln sich auf den höchsten Punkten, mit Hacken und Brecheisen versehen, brechen Felsstücke los und lassen sie den Abhang hinabrollen. Das donnernde, weit wiederhallende Getöse und die Verwüstungen, die eine solche Steinmasse auf ihrem Wege anrichtet, gewähren große Belustigung. Die Methode, welche die Eingebornen anwenden, um sich an steilen Abhängen herunterzulassen, hat einem anderen Zeitvertreib sein Daseyn gegeben. Man setzt sich in ein flaches rundes Becken aus Erz, und rutscht in demselben mit einer Schnelligkeit bergab, die das non plus ultra physischen Genusses seyn soll. Piknik's und Ausflüge in die Umgebungen sind ein geistigeres Vergnügen; auf den letzteren werden die Reisenden immer mit großer Freundlichkeit und Aufmerksamkeit behandelt: könnte man nur von den Besuchern immer ein Gleiches rühmen! Die Erkenntlichkeit, welche die Eingebornen für ihre Befreiung von den Ghorka's gegen die Briten fühlen, muß in der That sehr groß seyn, um sie alle Launen und Grobheiten ihrer edlen Befreier geduldig ertragen zu lassen.

Die Stationen Messouri und Landohr liegen nur drei Engl. Meilen aus einander; die Lage der letzteren ist 7400 Fuß über der Meeresfläche. Hier erreicht das Rhododendron die Höhe eines Waldbaums, und aus seinem Holze macht man Balken zum Häuserbau. Die Kirsche, Birne, Himbeere und Berberitze sind in Ueberfluß vorhanden, und selbst in der Englischen Heimath kann man auf dem Lande den Roth- und Weißdorn nicht häufiger antreffen. Die Vereinigung der tropischen und Europäischen Vegetation macht das Laubwerk des Himalaja zu dem schönsten und interessantesten, das man nur irgend sehen kann. Ueberall stößt der Reisende auf Erinnerungen an seine Heimath, die ihm sein Exil versüßen.

Landohr und Messouri nehmen, gleich Simla, jeden Tag an Größe zu, und vermuthlich werden alle bewohnbaren Theile dieser Strecke des Himalaja in wenigen Jahren mit Europäischen Häusern bedeckt seyn. Die wohlthätigen Wirkungen eines dortigen Aufenthalts auf die Gesundheit können nur selten recht gewürdigt werden, da die Wiederherstellung einer zerrütteten Constitution viel längere Zeit erfordert, als Personen, die aus einem Luftwechsel augenblicklichen Vortheil ziehen, anzunehmen geneigt sind. Auch kann das Klima nicht in allen Fällen von wohlthätigem Einflusse seyn; verschiedene körperliche Beschwerden werden sogar durch die Atmosphäre, wie trocken sie auch sey, noch vergrößert. Es fallen heftige Regengüsse; aber sie lassen keine Feuchtigkeit zurück, wie in den Ebenen. An den Abhängen der Berge bilden sich niemals Pfützen, und sobald der Regen aufgehört hat, wird die Luft wieder trocken. Dagegen herrscht während der Regenzeit oft eine schneidende Kälte, von der Menschen und Thiere viel leiden müssen. Schafe und Federvieh, die man aus den Ebenen mitbringt, sterben in großer Anzahl; man darf aber zuversichtlich hoffen, daß diesen und anderen Mißlichkeiten bald abgeholfen seyn werde. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— **Algier, wie es jetzt ist.** Algier gewinnt von Tage zu Tage immer mehr ein Europäisches Ansehen. Man sieht heutzutage in der Stadt eben so viel Hüte als Turbane; Cigarren haben die langen Türkischen Pfeifen verdrängt und die Maurischen Basars machten den mit Glasfenstern versehenen Französischen Kaufläden Platz. Gegen funfzig Kaufleute haben hier ihre Comtoirs etablirt und eine bedeutende Zahl von Handwerkern und Handelsleuten, darunter eine Menge Modenhändler, Näherinnen und Perrückenmacher, sind über die ganze Stadt verbreitet. Eilf große Kaffeehäuser mit Billards, vier große Wirthshäuser (die, beiläufig gesagt, noch sehr miserabel sind), drei Restaurationen, hundert Speisehäuser, zwei Lese-Kabinette, ein Zirkus, ein Kosmorama u. s. w., Alles dies findet sich bereits im Gange, und auch Kabriolets und Omnibus werden bald die Fahrten von Bab hazun nach Mustafa Pascha und von Bab el haout nach der Villa des Dey's regelmäßig machen. Die Kasbah in Algier bildet fast eine kleine Stadt für sich, in der der Palast des Dey's nebst vielen andern Gebäuden und Gärten sich befindet. Der Palast hat durch die Angriffe der Französischen Soldaten viel gelitten; diese rissen nämlich beim ersten Eindringen alles Pflaster auf, so wie die glasurten Ziegeln von den Wänden in den Zimmern herab und richteten allerlei Verheerungen an, indem sie in ihrem Ungestüm überall nach Schätzen suchten. Indeß entschädigen uns immer noch der marmorne Estrich, die gewölbten Gallerieen, mit den in phantastischen, aber leichten und anmuthigen Formen ausgeführten Marmorsäulen, welche die freien Plätze rings umgeben, so wie die eleganten Springbrunnen, die frische Kühlung um sich her verbreiten, und endlich die glänzenden Gitterfenster für die Mühe, die uns der Weg nach der Kasbah gemacht hat. Einen malerischen Anblick gewährt auch das Wachthaus am Thore, mit den Sykamoren, Bananen und Wein-Gewinden, die es überall umgeben, so wie die ganz eigenthümliche Mischung Französischer Uniformen und Maurischer Trachten, die wir dort erblicken; ferner die Weinschenke, in einer dichtbeschatteten Weinlaube, unter welcher die Soldaten in verschiedenen Gruppen sitzen und Karten spielen, mit einigen reizenden brünetten Französinnen scherzen und trinken, oder das Trompetenspiel, den chien du regiment und verschiedene andere Streiche ausführen. (Temple, Excursions in the Mediterranean.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Mittwoch den 20. Mai 1835.

Frankreich.

Der alte Pont du Gard.
Ein Französisches Landschaftsbild.

Die Landleute von Nimes haben einen wetterverkündenden Spruch, der unfehlbarer als die Kalendermacher ist: „Quand lou marino gonflo et que tremontano bouffo taillas de soupo que lou bouillen manquera pas." Marino ist der Geschlechtsname, mit welchem sie alle aus dem Mittag wehende Winde bezeichnen. Wenn er von Afrika bläst, so ist er heiß und heftig; entsteht er auf dem Meere, in geringer Entfernung von den Küsten, so führt er plötzliche kleine Regenschauer herbei, die man in diesem Lande maliciades nennt; und kommt er aus Westen über die Moräste von Aiguemortes, die übelriechenden Sümpfe, so ist die Luft mit seinen Dünsten geschwängert und die Atmosphäre ohne Elastizität: es ist ein Todeshauch, ein Samum der Wüsten, den man hier caoumasse nennt.

In dem Augenblick, wo wir in Remoulins ankamen, blies gerade der Marino sehr heftig. Es wäre Grund genug gewesen, weniger entschlossene Reisende, als wir, muthlos zu machen; aber, zehn Mal hatten wir in unserem Leben die Wendekreise überschritten; hatten so oft den Wetterstrahlen und den Stürmen auf dem öden Südmeere Trotz geboten, auf welchem der Vorbote eines Seesturmes schon der Sturm selbst ist, und waren die Leute nicht, vor so Unbedeutendem zu erschrecken. Wir ritten also, trotz des heftigen Marino und seiner plumpen und heißen Stöße, auf dem Wege nach Pont du Gard fort. Wir zogen an den Ufern des Gardon hin. Hinter uns lag das Dorf Remoulins, dessen Häuser in einer dichten Gruppe zusammenliegen; zwei Hauptstraßen durchschneiden es rechtwinkelig, und in der Mitte des Platzes erhebt sich eine hohe Kletterstange, welche die Patrioten des Landes einen Freiheitsbaum nennen. Aber welch' eine reizend schöne Landschaft bietet sich mir jetzt dar, am Rande der Hängebrücke, welche Remoulins mit dem jenseitigen Ufer des Gardon verbindet. Die Gewässer des Flusses, von Kieselsteinen eingeengt, scheinen ärgerlich über dieses Hinderniß, von dem sie sich nur mühsam befreien können; sie brausen und schäumen und bilden einen Wasserfall. In dem zwischen diesem Sturze und dem Flusse befindlichen Raume steht eine Mühle, eine Art von Oker-Fabrik, mit ihren langen Hohlziegeln und ihrem unverdeckten großen schwarzen Rade, welches gegen den hellen Grund des Gebäudes sehr absticht. Hier in dieser Landschaft müßt Ihr verweilen, wollt Ihr die Umgebung des alten klassischen Pont du Gard recht begreifen. Es sind wahre Kontraste, und sie scheinen nur darum Eines dem Anderen in so geringer Entfernung gegenübergestellt zu seyn, damit sie einen um so tieferen Eindruck machen. Die Natur bildet hier zwei Gegensätze. Die erste Landschaft ist eine Idylle; sie gleicht den lieblichsten Ansichten Italiens, die, wenn wir sie nur ein Mal gesehen haben, sich so oft von selbst in unserem Gedächtniß wiederholen, wie gewisse schöne Melodieen, die wir unwillkürlich wiederholen, wenn wir sie ein Mal gehört haben. Schauet her! Das hier ist ein klares Wasser, welches geräuschvoll herabstürzt; das hier ist eine Mühle, deren großes Rad sich nur langsam dreht; das sind die Aeste von Thränenweiden, auf denen die gebleichte Wäsche im Winde flattert; hier ist ein Binsenbusch, der gebückt aus dem Flusse trinkt; hier oben am Himmel schwebt ein Reiher, der mit schnellem Fluge die Moräste der Rhone wieder zu gewinnen sucht, und hier ein Fischreiher, wie er den Fluß mit seinen Flügeln streift und dann sich sein Nest im Heidekraut am hohen Ufer erbaut. Wahrlich, man müßte hier den Pinsel eines Stanfield zu führen verstehen, eines Stanfield, dessen Bäume so grün, und dessen Wasser so hell und schäumend sind, wenn sie sich an den Steinen und an den Mühlrädern brechen.

Jetzt betrachtet dieses Terrain, wie es fortschreitend seine Natur und seine Ansichten wechselt. Auf beiden Seiten der Straße ist nichts als Sand. Diesen Sand führen die Gewässer des kleinen Flüßchen herbei, das Ihr hier so ruhig vorüberfließen seht, das aber, wenn plötzlich ein Donnerwetter auf der Spitze der Cevennen losbricht, aus seinen Ufern tritt, sein Bett übersteigt und sich unerwartet schnell ausbreitet. Sein aufgethürmtes Wasser wälzt sich dann wie ein Meer tobend dahin; es beugt, entwurzelt und reißt alle Bäume mit sich fort, und wenn unglücklicherweise ein abgesonderter Stall oder eine einzelne Hütte seinen Lauf verhindert, so dringt der Schlamm und der Sand, die es mit sich führt, in das Innere und steigt so hoch hinauf, daß die Familie in der Hütte im Schlafe erstickt.

So wenig Kunstsinn man auch besitzen mag, findet man sich doch lebhaft bewegt, wenn man sich dem antiken Pont du Gard nähert, und diese Bewegung ist eine poetische. Die Windungen des Weges, den wir passirten, erlaubten uns keinen vorgreifenden und fortschreitenden Anblick, der so oft den Eindruck eines Monuments zu schwächen pflegt. Unsere Herzen schlugen immer mehr vor Ungeduld, je weiter wir vorrückten. Endlich, nach manchen Berechnungen, wendeten wir uns um eine Krümmung des Weges, und, siehe da! wir standen vor ihm — vor dem Koloß, den die Halbgötter Roms auf die Erde geworfen hatten, um ihre Unsterblichkeit zu weihen. Man darf sich mit dem Urtheile nicht übereilen; denn je mehr man sich ihm nähert, je größer und herrlicher stellt er sich dar. Der Boden, der ihn umgiebt, besteht aus einem seltenen Gemisch von Basalt, hohem Grase, Flintensteinen, jungen Pflanzen, Birken, Eichen und Granit; ein Gemisch von Allem, was die Landschaft in malerischer Ausstellung nur darzubieten vermag.

Gewiß war der Mann, dessen Genie ein solches Meisterstück hervorbrachte, nicht bloß ein Baumeister; er hatte auch die Hülfsmittel erkannt, welche die zufällige Beschaffenheit des Bodens und der Landschaft seiner Schöpfung darboten, und er würde sich bei seinen weisen Beobachtungen ohne Zweifel gehütet haben, einen anderen Ort als gerade diesen zu erwählen, und sein Monument um eine Strecke weiter vorwärts oder weiter rückwärts aufzustellen, wo diese wilde Harmonie sich nirgends ganz so gefunden hätte als eben hier. Ein auf dem höchsten Gesimse der 150 Fuß hohen Brücke stehender Reisender hätte nirgends als gerade hier so vollkommen die Entwickelung dieses ausgebreiteten Natur-Schauspieles überblicken können.

Ich kann den Eindruck, welchen der Pont du Gard auf mich hervorgebracht, mit nichts Anderem vergleichen, als mit dem des Colliseums von Rom. Denn die beiden Monumente mit ihrem erhabenen Tone und ihrer architektonischen Physiognomie gehören einer und derselben Gattung an.

Das Wetter trug besonders sehr viel zu dem tiefen Eindruck bei, den dieses Schauspiel auf mich machte. Die Farbe des Horizonts bildete einen für das Gemälde geeigneten Hintergrund. Der Himmel war umwölkt und trübe, nicht ein einziger Sonnenstrahl drang hindurch, graue schieferartige Wolken, die man mit der Hand hätte berühren können, zogen rasch wie die Wellen eines stürmischen Meeres vorüber, und es herrschte in dem Ganzen dieses engen Raumes etwas von der Verheerung und Betrübniß, die man in einigen Gemälden des Salvator Rosa wahrnimmt. Der Wind blies so gewaltsam, daß ich mich wunderte, daß die Brücke mit ihrem eisernen, wie eine Kante überall durchlöcherten Bauwerke, nicht in Fetzen zerriß. Und doch hatte dieses so zerbrechlich scheinende Machwerk die zerstörende Kraft vieler Jahrhunderte überdauert. Hingeworfen über dem Strome der Zeit, schien sich das eine Joch dieser Brücke auf die heidnische Aera zu stützen, während ihr letztes sich vielleicht in einer Zukunft verlieren wird, deren Entfernung nicht zu berechnen ist.

Als ich von meinem ersten Staunen mich erholt hatte und meinen Blick senkte, da wurde meine Aufmerksamkeit auf eine Karavane gefesselt, welche unterhalb der Brücke einherzog. Diese neue Erscheinung fügte dem malerischen Charakter dieser Landschaft noch einen schönen Bestandtheil hinzu, ja, es war ihr belebtester Theil. Ich bedurfte keiner langen Zeit, um zu erkennen, daß ich hier eine Truppe Zigeuner vor mir hatte. Sie zogen vorüber. Die Männer, zu Fuße gehend, führten Esel, einige Frauen saßen auf einem Karren von zwei Maulthieren gezogen und mit schlechten Stricken bespannt, und zerlumpte Kinder liefen nebenher. Nachdem sie die Brücke passirt waren, gab ein Greis mit grauem Barte das Zeichen zum Haltmachen. Am rechten Ufer des Gardons am Fuße eines steilen und senkrechten Berges, den man erklettern muß, wenn man die Römische Wasserleitung erlangen will, befindet sich ein grüner und geräumiger Grasplatz. Die Wände des Berges sind unten ausgehöhlt, so daß sie geräumige Grotten bilden. Eine derselben ist besonders merkwürdig; sie eignet sich förmlich zu einer Gaststube und zur Aufnahme zahlreicher Karavanen; es giebt zwanzig Meilen in der Runde keinen Vagabunden und keinen Banditen, dem diese Höhle nicht bekannt wäre. Der Wagen hielt an, die Maulthiere wurden losgespannt und weideten bald auf dem Grase. Die Frauen waren abgestiegen, und die jüngeren setzten sich auf die Erde und tränkten ihre Kinder. Ihr Kostüm bestand in einem schwarzen Mieder und einem rothen Rock, was einigermaßen an das ursprüngliche Kostüm erinnert, von welchem Cervantes spricht; nur sind die Kleidungsstücke der heutigen Zigeuner schmutzig und abgerissen, seltsam abstechend von den eigenthümlichen Figuren, Gesichtern, Zügen, wie sie sonst bei keiner anderen Menschenklasse angetroffen werden. Es ist in der That schwierig, irgend wo anders eine so feine Nase, so schwarze und schön gespaltene Augen, und eine so muntere und verständige Phy-

siognomie zu finden, als bei diesen Frauen. Einer meiner Begleiter, ein Maler von seltenem Talent, konnte sich nicht genug an diesen schönen Modellen ergötzen, die ihm der Zufall herbei geführt; „wie schön, wie herrlich!" wiederholte er entzückt und sprang vor Freuden außer sich umher. Hier fanden sich für ihn die prächtigsten Studien seiner Kunst vereinigt, und er beschloß, sich nicht eher zu entfernen, als bis er seinen Karton damit bereichert. Es war wirklich eine reiche Mannigfaltigkeit von Typen und Gruppen. An den Seiten dieser zarten und biegsamen jungen Frauen standen die behenden und muskulösen Männer; sie waren in Jacken von den lebhaftesten Farben und in weiten Pantalons, die mit einem rothen Gurte befestigt waren, gekleidet, und mit nackten Füßen. Ihre schwarzen Haare, beinahe so geflochten, wie die der Ungarischen Husaren, hingen bis zum Gurte herunter und ihr Gang war frei und ungezwungen. Dann zeigten sich einige alte Frauen, von Sibillinischer Magerkeit. Büschel von apfelgrauer Farbe bedeckten ihren verdorrten gelben Hals, ihre Backenknochen bildeten Vorsprünge und spitze Winkel, ihre Augen waren hohl, und ihre weißen unversehrten Zähne verliehen ihrem Anblick etwas Hexenartiges. Dieses war Alles, was ihnen von ihrer Jugend übrig geblieben war, in welcher sie ganz so schön gewesen waren, als die Frauen, deren Formen wir so eben bewundert haben.

Mittlerweile daß sich die Kinder damit beschäftigten, trockenes Holz und dürre Kräuter aufzusuchen, um ein Feuer zu entzünden, trafen die Frauen alle Vorkehrungen zu der Mahlzeit der Truppe, und bald loderte die Flamme auf. Wir hatten uns ihrem Lager genähert. Als wir sie mit der Zubereitung des Mahles beschäftigt sahen, nahmen wir unsere Maßregeln, um keine der dabei vorkommenden Scenen aus den Augen zu verlieren. Ein großer mit Gardonwasser angefüllter Kessel wurde auf einen Dreifuß von Kalksteinen gestellt. Die älteste Frau, öffnete einen langen und schmutzig blutigen Sack, steckte ihren dürren und knochigen Arm hinein, und zog nach einander die Ueberbleibsel der Mahlzeit vom vorigen Tage heraus. Unbekannte und bekannte ekelhafte Fleischarten; Knochen von einer ungewöhnlichen Gestalt, an welchen einige Fetzen rothes Fleisch hingen; einige Reste von Wirbelknochen und Fettheilchen; und dann Brodrindchen und einige aufgelesene Gemüse — Alles dieses wurde durcheinander in ein Gefäß gethan, um welches sich die Truppe versammelte. Als die Hexen-Köcherei beendigt war, setzten sie sich zum Mahle hin. Die Stellungen, die sie bei dem Essen einnahmen, waren sehr mannigfach; einige Männer saßen auf der Erde; andere waren halbliegend auf den Ellenbogen gestützt; und die Frauen hatten ihre Kinder auf dem Schooße und kaueten ihnen die Speisen vor, so wie die Vögel ihre Jungen füttern. Dieser Augenblick schien unserem jungen Begleiter sehr günstig, seine Kunst zu benutzen. Er näherte sein Gestelle der Versammlung, wo es so große Ausbeute für sein Magazin gab; und nachdem er Einigen von ihnen, die er zu Modellen nehmen wollte, ihre Bewegungslosigkeit, mit einigen Silberstücken, die sie mit Hast ergriffen, bezahlt hatte, fing er an, sie mit großen Zügen abzuzeichnen.

Jedermann weiß, mit welcher wunderbaren Leichtigkeit mein Freund C.. seine Kunst betreibt, und daß ihm seine übernatürliche Schnelligkeit niemals Eintrag thut. Seine behenden Finger brachten bald die Züge und die Gestalten der Zigeuner, den Himmel, die Erde und die ganze Gegend auf die Leinwand; Kunst, Poesie und Lokalwahrheit waren darauf vereinigt; und da er mit einem unmäßigen Eifer arbeitete, so wuchs sein Werk sichtbarlich heran. Da ergriff einige dieser Leute die Neugier, den Zweck des Dienstes kennen zu lernen, welchen sie dem Künstler leisteten, und den er ihnen so reichlich belohnte. Als sie die Zeichnung erblickten, blieben sie bewegungslos stehen, und von dem wunderbarsten Gefühl ergriffen, riefen die Ersten ihre Kameraden mit lauter Stimme herbei; Alle verließen ihre Plätze und eilten herzu, und schrieen laut auf vor Freuden und schlugen sich in die Hände, als sie da ihre Gestalten wieder erkannten. Einige sprangen in die Höhe, andere wälzten sich auf der Erde, und schienen den Erfinder dieses Wunderwerkes als ein übernatürliches Wesen zu betrachten. Da sie ihre Freude uns nicht mündlich auszudrücken wußten, so schlossen Alle, sogar die Greise und Kinder, einen Kreis, reichten einander die Hände, und tanzten um uns herum. Dies war, wie man glauben wird, eine seltene Scene; es war ein Hexentanz, von dessen schwindelnder Beweglichkeit auch der abgestumpfteste Geist erschüttert worden wäre; kurz wir sahen eine ganz andere Welt.

Wir sahen zugleich den Ort, so wie ich ihn beschrieben habe; die eiserne Brücke mit ihren rußschwarzen und safrangelben Farben, deren beide äußeren Enden sich auf zwei kolossale Hügel stützen, welche zwei Bergketten verbinden; diesen tiefverpackten Gardonfluß, der das dunkle Grün der Vegetation zurück wirft, die seinem Laufe folgt; diese Pappeln und Thränenweiden, deren Zweige der Wind bewegt und deren versilberte Blätter er abstreift; diese dunklen den Horizont bedeckenden Wolken; und dann im Winkel des Gemäldes diese verrufenen Zigeuner in den lebendigsten Farben gekleidet, in der Runde tanzend; das war wahrlich eine phantastische Umgebung. Unglücklicherweise nöthigten uns das fortschreitende Sinken des Tages, die eintretende Nacht, welche schon ihren schwarzen Vorhang über das Schloß Saint Rivat warf, und mehr noch unsere eigene Sicherheit, an unsere Abreise zu denken.

Als wir uns entfernten, drang der Mond, wie das Auge eines himmlischen Beschauers dieser schönen Scenen, zwischen den engen Räumen des Gewölkes hindurch und klärte zweideutig mit seinen blassen Strahlen die Landschaft auf. Das von den Zigeunern angezündete Feuer war noch nicht erloschen, und wir sahen es noch roth und lebendig. Eine tiefe Stille war dem Toben der Elemente gefolgt; die Klüfte der Berge und das Gezweige der Bäume waren verstummt, und man konnte jedes Zirpen der Grillen hören und das Rauschen einer jeden Gardons-Welle unterscheiden, welche sich an den hervorspringenden Klippen brach.

Dies war der Augenblick, wo mein individueller Eindruck auf's höchste gesteigert wurde. Mein Blick zog sich traurig von dem Gemälde zurück, und als mir die Krümmung des Weges die Wirklichkeit entzogen hatte, verschloß ich meine Augen, und vereinigte alles Gesehene in meinem Innern, um wenigstens das Bild davon zu behalten, und alle Elemente dieser einzelnen Schönheiten in meinem Gedächtniß zu sammeln.

Am dritten Tage hörten wir in Nimes, daß auf dem Wege von Pont Saint Esprit nach Remoulins ein Kind geraubt worden sey, und daß man eine Zigeunerbande, welche man nach den Morästen von Camargue ziehen sah, dieses Verbrechens beschuldige. Ich sah meinen Reisegefährten an und er mich. Und in der Uebereinstimmung unserer Gefühle und unserer Vermuthungen erinnerten wir uns unwillkürlich der uns so ganz unbekannten Mahlzeit, die wir am Pont du Gard hatten auftragen sehen. — „Mein Theurer," sagte mein Freund, der Maler, „ich möchte meine Hand im Feuer verbrennen." (J. d. P.)

Bibliographie.

Encyclopédie des enfans, ou Abrégé de toutes les Sciences à l'usage des écoles des deux sexes; cinquième édition, avec les continuations et améliorations, dont elle était susceptible, ornée d'une mappemonde et de 11 planches représentant 114 figures gravées par Tardieu. — 3 Bde. 10 Fr.

Annuaire chronologique universel pour 1834. — Herausgegeben von Charles Cauchois. 6½ Fr.

La Belgique et la Révolution de juillet. — Von Ch. L. de Bécourt. 7½ Fr.

Bibliothèque universelle des voyages effectués par mer ou par terre, dans les diverses parties du monde, depuis les premières découvertes jusqu'à nos jours, etc. — Von Albert Montémont. Th. XXXVII. 2½ Fr.

Histoires contemporaines. — Von der Herzogin von Abrantès. 2 Bde. 15 Fr.

England.

Literarische und historische Denkmäler in England.

(Schluß.)

Wenn auf diese Weise das „denkendste" Volk Europa's das Andenken seiner großen Dichter in ihren eigenen Werken am besten aufbewahrt glaubt und es dem glühendern Blute südlicher Regionen überläßt, den literarischen Genius durch Heilighaltung seiner Wohnstätten zu ehren, so zeigt es eine eben solche Gleichgültigkeit auch gegen seine materielleren Wohlthäter. Wo sieht man an den vom Volke besuchten Orten Standbilder der Philosophen und Staatsmänner sich erheben, denen England das Licht seiner wissenschaftlichen Aufklärung und der Verbesserung seines gesellschaftlichen Zustandes verdankt? Keine Statue von Bacon, Hampden, Sydney, die gleich dem heiligen Johannes in der finstern Wüste der Unwissenheit auftraten und die strahlenden Vorläufer in der Reform der menschlichen Einsicht waren; nirgend solche Statuen, die ihren geistigen Ausdruck dem staunenden Volke zeigten, um es zu beleben und seine Gefühle zu veredlen. Unter den vielen Standbildern von handfesten Rittern in Perücken und Rüstungen, Kommandostäbe in der Hand und den rechten Fuß voran, womit die Straßen und Paradeplätze der Hauptstadt angefüllt sind, schimmert nirgends eine geistige Schönheit in Stein hervor, die der Kunst als Studium dienen, dem Patriotismus ein glänzendes Beispiel vorhalten und den Gedanken des niedrigsten Beschauers einen hohen glorreichen Flug geben könnte. London besitzt zwar, wie Florenz, seinen Piazza del Gran Duca, die Statue, „welche die Welt entzückt", erhebt sich stolz auf ihrer hohen Säule, um die Ehrerbietung des Volkes in Anspruch zu nehmen; aber an das Standbild im Hyde-Park knüpfen sich keine große Gedanken. Wenn selbst unter diesen Partei-Lieblingen, wenn unter diesen Bildern der Macht und der Herrschaft, womit die öffentlichen Plätze der Hauptstadt bedeckt sind, hier und da auch ein dem Patriotismus und der Tugend geweihtes Monument die Blicke des Vorübergehenden auf sich zieht, so kann man doch gewiß seyn, daß dasselbe nicht mit allgemeiner Zustimmung und nicht vom Staate errichtet ist, sondern daß Familienliebe oder Privatfreundschaft es gesetzt haben. Fox verdankt seine Statue dem Herzoge von Bedford.

Derselbe Mangel an Sinn und Begeisterung für Nationalität, den man in England mit Rücksicht auf literarisch und wissenschaftlich merkwürdige Orte findet, zeigt sich auch in der Vergessenheit, welche über seine alten Gebäude und Plätze gekommen ist. Von Crosby-Hall und der Stern-Kammer *) bis zu dem alten finsteren Winkel in Leicester-Square ist Alles vergessen oder vernachlässigt, vom Zahn der Zeit zernagt oder von rücksichtsloser Speculationswuth zerstört. Der Anfall von literarischem Eifer und antiquarischer Thätigkeit, der plötzlich die neuere Zeit einmal erfaßte, ging nicht so weit, um das nöthige Geld zur Restauration des Gebäudes aufzubringen, in welchem Richard III. der jungen Wittwe seines ermordeten Vetters sein Rendezvous gab, obgleich dasselbe eben so sehr durch architektonische Schönheit als durch historische Erinnerungen ausgezeichnet ist und durch seine Verkettung mit einigen von Shakespeare's herrlichsten Stellen noch mehr an Werth gewinnt. Die Ufer der Themse glichen bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts einer Venetianischen Lagune. Da erhoben sich in Gothischer Herrlichkeit die Patrizischen Paläste der Howards, der Arundels, der Surreys, der Cecils und der Villiers, aus denen unter marmornen Säulenhallen Fürsten und Minister heraustraten und in ihre ungedeckten Barken stiegen und von Schaaren stattlich uniformirter Schiffer

*) Die Stern-Kammer, welche unter den Stuart's der Schauplatz von Ungerechtigkeiten war, die selbst die Inquisition nicht schlimmer aufzuweisen hat, befand sich in dem alten Gothischen Gebäude, welches noch jetzt rechts neben der Westminster-Halle steht. (Anmerk. der Verfasserin.)

nach den Hof-Versammlungen zu Westminster und Whitehall gerudert wurden. Nur ein einziges dieser glänzenden Herrenhäuser steht noch, ein historisches Monument längst veralteter Sitten und dahingeschwundener Lehnsherrlichkeit, die nie wieder in's Leben treten werden, wiewohl sie zu ihrer Zeit ein nothwendiges Element waren.

Als diese pittoresken und mittelalterlichen Gebäude von ihren Eigenthümern verlassen und niedergerissen wurden, um bescheideneren Wohnhäusern Platz zu machen, geschah es nicht aus Sehnsucht nach freier Himmelsluft und nach weiteren Räumen, noch auch um schönere Muster architektonischer Schönheit und Bequemlichkeit zur allgemeinen Nachahmung aufzuführen. Das war der Grund der Veränderung nicht. Vielmehr zeugten die engen und versperrten Straßen, die schlechten käfigartigen Häuser, die nun folgten, auf's deutlichste den Verfall aller Künste. Der Geist der Holländischen und Deutschen Mode hing wie ein Nebel über dem Geschmack der Nation. Der schwerfällige, aber glänzende Stil der früheren Jahrhunderte wurde aufgegeben, und die Hauptstadt breitete sich nach dem Vorbild von Holland und Hannover über ihre westlichen Umgebungen aus. Ein Strom von Phlegma überschwemmte und ertränkte das Blut der Abkömmlinge jener kühnen Normännischen Barone und verdunkelte den Glanz des zwar sittlich versunkenen, aber doch witzigen und geistreichen Hofes der Stuart's.

Eine Böotische Luft erstickte die Künste in England, die sich von diesem Einfluß selbst jetzt nur langsam zu erholen anfangen. Englands damalige Dichtkunst leuchtet aus Dodsley's Sammlung hervor, seine Malerei aus den aufgestülpten Hüten und untergestämmten Armen eines Jervis, und seine Architektur war eine beständige Wiederholung unförmlicher Fenster und Holländischer Giebel, streng dem Muster der Großen Heeren-Straß in Amsterdam und den kalten Schnörkeln und Zierrathen des Haag nachgebildet. Zu Schnaps und Pfeife passen freilich nicht die großartigen mit Goldtapeten bekleideten Säle im Geschmack Ludwig's XIV.; auch braucht man zu solchen Genüssen nicht die Gothischen Gallerieen älterer Zeiten; die Patrone der Künste, die, wie Einer von ihnen selbst erklärte, „Poesie und Plastik" haßten, und denen im Shakespeare nichts über den Lord-Mayor in Richard III. ging, trugen durch ihren Einfluß und ihr Beispiel wenig dazu bei, die ideale Seite des Englischen Geistes zu begünstigen; und die Englischen Kunstschulen unter den ersten Georg's vermochten weder den großartigen Stil der Feudal-Zeit wieder zu erwecken, noch fielen sie darauf, die bequeme Eleganz in ihre Arbeiten zu bringen, welche heutiges Tages der zunehmenden Bildung des Volks so angemessen ist. „Ich glaube", sagt Horace Walpole in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, „wir werden wieder zu den York- und Clarendon-Houses zurückkehren; aber die damalige Größe ist verschwunden, und der Adel hat sich in Käfige eingezwängt, die ein Speise-Zimmer, ein finsteres Hinter-Zimmer mit Einem Auge in einem Winkel und ein Schlafgemach haben." Dies ist eine treue und humoristische Beschreibung der kleinen Häuschen in der Gegend von Cavendish- und Hannover-Square, so wie von jenem konservativen Platz, wo das Gaslicht für eine Neuerung gilt und Oel nach constitutionnellen Grundsätzen riecht.

Ich stand in frommer Huldigung vor Bacon's Monument in der alten dunklen St. Michaels-Kirche in Hertshire, ich betrachtete sein verfallenes Verulam-House neben dem Palast von Gorhambury, das er so geliebt hatte, und wandelte unter den Trümmern der Abtei von St. Albans, als mir, von den an mir vorüberziehenden Eindrücken hervorgerufen, alle diese Gedanken sich aufdrangen und mich zu der Ueberzeugung führten, daß unter den Triebfedern der geistigen und politischen Reform auch die Erweckung eines poetischen Nationalsinns, nicht nur in dem Volke, sondern auch in den höheren Klassen, mit Glück angewandt werden könnte, um einen edlen und gesunden Geschmack wieder zu beleben, der, auf die Künste zurückwirkend, den sittlichen Charakter der Nation erheben und jene Neigung zum Frivolen, Albernen und Gleißnerischen, die man der jetzigen Literatur zum Vorwurf macht, verdrängen würde. (Athenaeum.)

Bibliographie.

Treatise on the law of bonds. (Ueber das Wechselrecht) Von E. T. Hurlston. 8 Sh.

Defence of the doctrine of immediate revelation. (Vertheidigung der Lehre von der unmittelbaren Offenbarung.) Von Hancock. 2 Sh.

Memoirs of a trait in the character of George the Third. (Ueber einen Charakterzug Georg's III.) Von Herrin. 7½ Sh.

Election laws in Ireland. (Die Wahlgesetze in Irland.) Von E. Molyneux. 7½ Sh.

Picturesque scenery on the river Meuse. (Malerische Darstellungen der Maas.) 4. 63 Sh.

Ullamera. — Ein Gedicht. 12 Sh.

Türkei.

Skizzen aus Konstantinopel im Jahre 1834. *)

III.

Die Marine.

Es besteht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Osmanlis und den alten Römern sowohl hinsichtlich der Schnelligkeit und Menge ihrer Eroberungen, als auch der Größe ihrer Unternehmungen und ihrer unerschütterlichen Geduld und unermüdlichen Thätigkeit. Eben so wie sich die Römer durch die drohende Macht der Karthaginenser genöthigt sahen, Schiffe zu erbauen, um ihnen die Oberherrschaft auf den Meeren streitig zu machen, so sahen auch die Türken sich durch die Siege der Christen genöthigt, eine Flotte auszurüsten, um ihr Uebergewicht im Mittelländischen Meere zu behaupten.

Die ersten Versuche der Ottomanen zur See fanden auf elenden Flößen statt, und die erste Ueberschiffung, die sie bewirkten, war die des Hellesponts.

Seit der Erbauung dieser zerbrechlichen Fahrzeuge bis zu dem Zeitpunkte, wo sich die Türkische Marine furchtbar zu machen begann, das heißt, seit Orkan (Jahr 758 der Hedschra — 1356 n. Chr.) bis zu Bajazet (904 der Hedschra — 1498 n. Chr.), vollbrachten die Nachkommen der Wilden, welche ihre Asiatische Steppen verließen, um sich wie ein Strom über das friedliche Europa herzustürzen, große und unermeßliche Thaten.

Im Jahre 1452 ließ Balta Oglu Soliman Bey, Admiral Mahomed's II., mehrere hundert Kriegs-Fahrzeuge hinter der Festung Rumili, unweit vom Bosporus gelegen, erbauen, und als sie fertig waren, auf hölzerne Walzen eine Deutsche Meile weit bis ins Meer schleifen, und zwar im Angesichte der Feinde, welche über diese Kühnheit erstaunten, mit der er sogar aus dem Schoße der Erde die Schiffe hervorrief, um sie zu bekämpfen.

Die Ottomanen hatten auch die Eroberung der Festungen Modon, Koron und Navarin im Jahre 1501 ihrer Marine zu verdanken. Es ist eben so wenig zu bezweifeln, daß ohne Beistand dieser Schiffe Selim I. Aegypten nicht erobert hätte. Sein Nachfolger, Soliman I., durch 700 Segel unterstützt, bemächtigte sich am 27. Dezember 1522 der Stadt und der Citadelle von Rhodus. Unter der Regierung dieses Kaisers war es auch, wo sich der berühmte Barbarossa, der Jean Bart der Türkischen Marine, mit Ruhm bedeckte, indem er mehrere Gefechte gegen die von dem Genueser Andreas Doria befehligten Venetianer bestand.

Pirireis und Sidi Ali Kapudan, welche zu eben derselben Zeit lebten, können mit Recht der Anderson und der Cook der Türken genannt werden. Der Erste ist der Verfertiger der Bahrije, eines aus mehreren See-Karten bestehenden Atlas. Der Zweite hat mehrere Werke über die Marine und eine Erzählung von seiner Ueberschiffung von Suez nach Indien, so wie einen Bericht über seine Reise von Konstantinopel nach Persien geschrieben.

Als 1648 Mohammed IV. den Thron bestieg, schaffte er an der Stelle der leichten Gallionen, deren sich seine Vorgänger bedient hatten, große Linienschiffe nach Art der Christlichen an.

Im Jahre 1654 wurde die Ottomanische Flotte vor dem Eingange der Dardanellen durch die Venetianische Flotte völlig vernichtet, so wie es zuvor bei dem Treffen von Lepanto geschehen war. Sie wurde zwar bald wieder restaurirt, aber während der Kriege mit den Russen und Griechen erlitt sie wieder harte Verluste, so daß sie keine Zeit hatte, sie gänzlich wiederherzustellen, bis die letzten Feindseligkeiten zwischen dem Großherrn und Rußland ausbrachen. Es war den Türken unmöglich, wegen Mangel an Schiffen, die Einnahme von Varna zu verhindern; gewiß ist, daß sie ohne diesen Mangel noch lange ihren Widersachern einen Sieg streitig gemacht haben würden, welcher für diese einen so entschiedenen Erfolg hatte.

Die Mannschaft der Türkischen Arsenäle und der Flotte ist in Bevorrechtete und in Nichtbevorrechtete getheilt; zu der ersten Klasse gehören die Capitains, die Lieutenants, die Kalfaterer und die Zimmerleute; zu der zweiten gehören die Beys, die Haupt-Chefs u. dgl. Die ganze Türkische Schiffs-Mannschaft hat man früher auf zehntausend Mann angeschlagen.

Seit einiger Zeit sind die am Bord der Flotte beobachteten Gebräuche theils geändert und theils ganz abgeschafft worden. Hassan Pascha hat überall Reformen eingeführt, welche, außer einigem Murren, das sie erregten, nur die besten Resultate hervorgebracht haben.

Vor dem Jahre 1608 bestand die Türkische Schiffsmacht nur in Galeeren (Tschendiri) oder in Gallionen (Kaliuni). Die Galeeren waren nach der Anzahl ihrer Ruderbänke, die sie enthielten, benannt: 1) Firkata, von 10 bis 17 Ruderbänken; 2) Perkende, von 17 bis 19; 3) Koliette, von 19 bis 24; 4) Kadriga, von 24 bis 26; 5) Baschtarda, von 26 bis 30; 6) Maona, eine Galeere von sehr großem Umfange, die aber, wenn sie wie ein Kriegsschiff ein Verdeck hatte, Karli hieß. Die Gallionen waren vormals von Renegaten bemannt; die letzten, deren man sich bediente, hatten Engländer erbaut.

Gegenwärtig hat die Türkische Marine aufgehört, von dieser Gattung von Schiffen Gebrauch zu machen; sie besitzt, gleich denen der Europäischen Mächte, Fregatten, Briggs, Korvetten und Linienschiffe von 2 und 3 Verdecken (Korvetta, Firkatum, Hilibarli, Utschambarli).

Die Sakeleren sind eine Art flacher Fahrzeuge; die Kirlangitsch sind Kutter oder Aviso-Schiffe, und die Tschaiken sind Schaluppen und Kanonierböte.

Im Jahre 1806 bestand die Flotte aus 20 Linienschiffen, 15 Fregatten und 12 leichten Fahrzeugen, die zusammen 2156 Kanonen und 4000 Seesoldaten führten.

Im Anfange eines jeden Herbstes kehren die Schiffe nach dem Hafen von Konstantinopel zurück und werden abgetakelt. Die Matrosen (Lewandis) werden dann bis zum nächsten Frühling entlassen. Diese Menschen manövriren ihre Böte auf dem Meere und dem Flusse mit erstaunenswürdiger Geschicklichkeit, so daß sie nur an den Gondoliers zu Venedig ihre Nebenbuhler finden.

Unter der Regierung Selim's III. gründete das Gouvernement eine Schule zum Unterricht für die Jugend, welche sich dem Seedienste, den mathematischen Wissenschaften und dem Schiffbau widmen wollte.

Die zu öffentlichen Arbeiten verurtheilten Verbrecher werden bis-

*) Herr A. Pichard, der diese Notizen nach einem Englischen Werke (Turkey in 1834) bearbeitet hat, begnügt sich nicht damit, viele orientalische Wörter ganz unrichtig zu schreiben, er geht am Ende so weit, und übersetzt Dewleti humajun (erhabene Dynastie oder erhabene Verwaltung) durch edles Thor!!! Das echt Türkische Wort für Thor oder Thüre ist kapu (kapi); im höheren Stile bedient man sich aber lieber des Persischen der und Arabischen bab, wie z. B. in den Zusammensetzungen deri seadet (Thor der Glückseligkeit), deri dowlet (Thor der Verwaltung) und babi humajun oder babi ali (erhabenes Thor). Man sieht leicht, daß die letzt erwähnten Ausdrücke dem Deutschen „Hohe Pforte" zum Grunde liegen.

weisen am Bord der Staatsschiffe als Matrosen verwendet. Der Grad eines Topischi (Kanonier) darf nur Türken anvertraut werden, und er ist auch bei der Marine sehr geachtet.

Der Kapudan Pascha (Groß-Admiral) muß ein Pascha von drei Roßschweifen oder mit der Wesirwürde bekleidet seyn. Ihm ist der Oberbefehl über die Flotte, die Arsenäle und alle Inseln des Schwarzen Meeres übertragen, so wie über den Archipel und die Küsten der Barbarei. Unter seinen Befehlen stehen der Capudan Bey (erster Admiral), der Patrona Bey (Vice-Admiral) und der Riala Bey (dritter Admiral). Die Schiffs-Capitaine werden Kapudanan oder nachdrücklicher Amekai Derja (Fürsten des Meeres) genannt. Dieser Titel schützt sie jedoch keinesweges vor der willkürlichen Bastonade des Admirals, dessen Befehlen sie völlig unterworfen sind.

Die Schiffe, auf welchen sich die Beys befinden, sind, außer der National-Flagge (der Halbmond und zwei Sterne auf rothem Felde), noch mit der einem Jeden verschieden ertheilten eigenen Flagge dekorirt. Die des Groß-Admirals führt einen silbernen Degen mit zwei Klingen; die des Vice-Admirals zwei silberne Kanonen, beides auf azurblauem Felde; und die des dritten Admirals drei silberne Kanonenkugeln auf rothem Felde. Der Kapudan Pascha allein hat das Recht, sich der Großherrlichen Tugra (einer Schönschrift, von der man nur in feierlichen Briefen oder bei der Ausführung der Fürsten-Titel Gebrauch macht) zu bedienen.

Die Armee.

Bei dem Ausbruche des Krieges mit Aegypten im Jahr 1832 beliefen sich des Sultans Streitkräfte auf 300,000 Krieger, wovon aber nicht mehr als 50,000 regulaire Truppen auf den Beinen waren, und zwar:

Infanterie.

4 Regimenter Garde	10,000	Mann	
20 Linien-Regimenter	24,000	„	
Garnison-Bataillone in den Provinzen	12,000	„	Summa 46,000

Kavallerie.

3 Garde-Regimenter	1,500	Mann	
2 Linien-Regimenter	1,000	„	„ 2,500

Artillerie.

Kaiserliche Artillerie	300	Mann	
Linien-Artillerie	1,200	„	„ 1,500
			Summa 50,000

Die irregulairen Truppen bestanden in 170,000 bewaffneten Soldaten, so bekleidet und disciplinirt, wie die ganze Armee vor der Einführung der Reform, die ihr eine neue Regsamkeit gegeben hat. Von diesen 170,000 Mann gehörten 120,000 der Infanterie und Artillerie, und 50,000 der Kavallerie an.

Die gegenwärtige Gesammtzahl aller Soldaten der hohen Pforte besteht demnach aus 220,000 Kriegern. Der wichtigere Theil der regulairen Corps kampirt in Konstantinopel und den Umgegenden, während die irregulairen kolonnenweise an den Gränzen vertheilt sind. Die Armee besitzt zwei Haupt-Exerciermeister, und diese sind Franzosen.

Konstantinopel.

Es würde der außerordentlichsten und fruchtbarsten Einbildungskraft unmöglich seyn, sich von allen den widersprechenden Gegenständen einen Begriff zu machen, die sich unseren Blicken darstellen, wenn wir Konstantinopel und seine Umgebungen einige Stunden durchlaufen. Das Aeußerste von Pracht und Elend, die Majestät der Natur noch durch die Kunst erhöhet, im Widerspruche mit der wildesten und phantastischen Laune: diese zu zeichnen, würde auch den geübtesten Pinsel erschöpfen.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchten die beschneiten Spitzen des Olymps, die zauberischen Ufer des Marmora Meeres, das alterthümliche Chalcedonien und die Stadt Scutari; vor Euch die hohen Marmor-Dome von Santa Sophia; die vergoldeten Dächer des Serai, welche aus den Massen eines ewigen Grüns hervorglänzen; die langen Bogengänge der ehemaligen Wasserleitungen, und die pyramidenförmigen Minarets der Moscheen. Dieses wunderbare Panorama stürzt Euch in ein Meer von Entzücken; aber, bald endet Eure Wonne. Die rohe Kehlstimme eines Kaimak verkaufenden Türken vor Eurer Thür zieht Eure Aufmerksamkeit jetzt auf die schmutzigen mit Koth überfüllten engen Gäßchen von Pera und auf die elenden hölzernen Wohnungen, in denen nur Unglück und Krankheiten zuhause sind.

Gehet Ihr an's Land spazieren, so findet Ihr es von Lavendel und anderen wohlriechenden Blumen durchräuchert; aber inmitten dieser Promenade schreckt Euch ein abscheulicher Anblick, der die ganze Breite des Weges einnimmt, plötzlich zurück. Es ist ein sterbendes Pferd, dem eine Heerde hungriger Hunde die noch zuckenden Eingeweide aus dem Leibe reißt.

Gehet ein wenig vorwärts, blicket unter diesen Akazienbaum und auf seinen empfindungslosen Herrn; es ist ein Türke mit schneeweißen Haaren, der an einem Brunnen seine Waschung hält, welcher dieser frommen Uebung geweihet ist.

Beim Nachhausegehen stoßet Ihr auf eine zahlreiche Gesellschaft; sie begiebt sich mit langsamem Schritt auf den linksgelegenen Begräbnißplatz, um dort die Leiche einer jungen Griechin beizusetzen, deren bleiche Farbe gegen das frische Roth des ihre Stirne umwindenden Rosenkranzes auffallend absticht.

Indem Ihr in die Stadt eintretet, sehet Ihr Euch von einer lärmenden Menge umgeben, welche sich zu einem Erfrischungshause hindrängt, aus dessen Innern das Toben der Gäste, untermischt mit einer kreischenden Musik, hervordringt.

Kaum seyd Ihr diesem Gedränge entkommen, so werdet Ihr mehrere Neugierige gewahr, welche von dem Schauspiele vor einem Bäckerladen angezogen werden; der Kaimakan hat seine Runde gemacht; das Brod hatte nicht das erforderliche Gewicht, und der Schuldige erlitt hier die Strafe seines Vergehens.

Einen Augenblick darauf künden die Muezins, von der Höhe der Minarets herab, die Stunde des Gebetes an, und alsbald stürzen die frommen Muselmänner in die Moscheen.

In dem benachbarten Kaffeehause lauern Türkische Soldaten. Tabackrauchend und faselnd haben sie die Augen fest auf die Schachbretter gerichtet, während sie zu den ausgelassenen Erzählungen eines Derwischs die Ohren spitzen. Die Menge, welche auf einander stoßend die engen Gassen umkreist, scheint aus den widersprechendsten Elementen zusammengesetzt: es sind Emire mit ihren grünen Turbanen, Juden, Armenier, und verschleierte Frauen, gemischt mit Griechen, Franzosen, Persern und Albanesern. Dieses verworrenen Anblicks müde, sehet Ihr endlich den Schatten der Nacht herannahen, Ihr suchet Eure Wohnung zu erreichen, und sagt uns gute Nacht.

Bibliographie.

Die neueste Nummer der Türkischen Zeitung berichtet, daß von Ishak Efendi's Handbuch der mathematischen Wissenschaften (Medschmuaï ulumi rijasijeh) der vierte Band erschienen und in der Kaiserlichen Druckerei zu haben ist.

Mannigfaltiges.

— **Surate.** Surate ist diejenige Stadt in Indien, wo man die Sitten und Gebräuche dieses weitläuftigen, von so mannigfachen Ragen bewohnten Landes am besten studiren kann. Hier trifft man alle Sekten, alle Kasten an; mit jedem Schritte stößt man an eine allen Schmuckes entbehrende muselmännische Moschee, erblickt man eine Hindu'sche Pagode, die mit etwas mehr Pomp ausgestattet ist, den geheimnißvollen Atech Behram, den Tempel des Feuergottes der Guebern, den glanzvollen Meched der Berahs, die hier auch eine Schul-Anstalt zur Bildung der Jugend besitzen. Unter den Bekennern des Christenthums bemerkt man Protestanten, Katholiken und Armenier, welche Letzteren seit undenklichen Zeiten aus der Nähe des Ararat hierher gekommen sind, um sich in den fruchtbarsten Gegenden von Hindostan anzusiedeln. Surate, welches, wie man sagt, vor vierzig Jahren 400,000 Seelen zählte, hat gegenwärtig nicht mehr als ungefähr hundert Tausend Einwohner. Die Mauern, die Aurengzeb aufgeführt, stehen noch jetzt, eben so wie die zwölf Thore, die den Namen der Städte und vornehmsten Orte führen, zu denen man durch dieselben gelangt. Mitten unter dem allgemeinen Verfall aber, den die Stadt seit längerer Zeit erlitten, kann man nicht umhin, den Geist der Toleranz zu bewundern, der hier, wie in mehreren anderen großen Städten Asiens, heutzutage herrschend ist; die verschiedensten Kulte und Religionen reichen sich hier friedlich die Hand, und es ist wie in einem großen Garten, der durch die mannigfachsten Pflanzen und Blumen in bunter Harmonie ausgeschmückt wird. Der Hindu beeifert sich hier gemeinschaftlich mit dem Muselmann, das Tabul zu feiern, welches das Neujahrsfest des Islams, zum Andenken an den Tod des Sohnes Ali's, ist, und andererseits beeifert sich der fromme Muselmann wiederum, um mit den Hindus rothe Erde in die Luft zu werfen, wenn die Letzteren das Fest ihres neuen Jahres feierlich begehen. (Bengal Annual.)

— **Reiterleben in Chili.** Die erstaunliche Anzahl von Pferden, womit dieses Land überschwemmt ist, hat die niederen Stände daselbst ganz zu Arabischen Beduinen gemacht. Selbst der Aermste besitzt sein Pferd, denn man kann ein solches Thier für die geringe Summe von 5 bis 6 Dollars kaufen, und Niemand geht nur eine Straße entlang zu Fuß. Da die Chilier stets zu Pferde sind, so ist ihnen eine Reise von 2 — 300 Meilen eine Kleinigkeit. Ihre Füße werden mit der Zeit völlig gebogen, weil sie sich fortwährend im Sattel befinden, der aus mehreren buntgefärbten Schaaffellen besteht, die mit Riemen auf den Rücken des Pferdes befestigt werden und einen weichen Sitz gewähren. Die Steigbügel sind meist aus Holz gearbeitet und mit einigem plumpen Schnitzwerk verziert. Die Oeffnung ist gerade so groß, daß die Zehen hineingehen. Sie lieben sehr große Sporen, deren Rädchen oft einem Dollar an Umfang gleichkommen. Jeder Reiter ist mit einem Lasso versehen, welches ein schmaler, aus einem einzigen Stück Fell geschnittener Lederstreifen ist, dessen eines Ende sie an den Sattelriemen knüpfen, während sie das andere, wenn sie in den Fall kommen, ihn zu brauchen, um die linke Hand wickeln und mit der Rechten die daran befindliche Schlinge halten. Wollen sie den Riem nach einem Thier oder einem Menschen werfen, so drehen sie ihn zwei bis drei Mal über ihrem Kopf herum und lassen ihn dann fahren. Selten, ja vielleicht niemals verfehlen junge Leute dabei ihr Ziel; sie sind so geschickt im Gebrauch dieser wahrhaft furchtbaren Waffe, daß sie ein Thier im Laufe am Beine fangen, und die Pferde scheinen die Geschicklichkeit ihrer Herren zu theilen, denn wenn ein starkes Thier mit dem Lasso gefangen ist, so stemmen sie sich gegen den Riemen, um dem Zerren und Ziehen des Thieres zu widerstehen. Wenn die Einwohner ihre Feinde angreifen oder sich gegenseitig berauben, warten sie die Gelegenheit ab, ihren Gegnern im Reiten die Schlinge um den Hals zu werfen und reiten dann schnell davon, indem sie ihr unglückliches Schlachtopfer so lange über Berg und Thal mit fortschleifen, bis es sein Leben ausgeathmet hat. (New-York Evening Post.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Freitag den 22. Mai 1835.

Frankreich.

Réponse de Lucien Bonaparte etc. (Erwiederung des Fürsten von Canino, Lucian Bonaparte, auf die Denkwürdigkeiten des General Lamarque.) London, 1835.

Unter obigem Titel ist eine Broschüre von 83 Seiten erschienen, die nicht geringes Interesse erregt, da sie aus der Feder eines der merkwürdigsten Männer herrührt. Der Bruder Napoleon's widerspricht darin auf das entschiedenste und unzweideutigste der Behauptung Lamarque's, daß er (Lucian Bonaparte) nach der Schlacht bei Waterloo zur Abdankung gerathen, indem er vielmehr versichert, er habe den Rath ertheilt, daß man die repräsentativen Körper auflöse. Dies ist jedoch die rein persönliche Seite der Schrift; bei weitem größeren Werth hat sie durch die allgemeineren Ansichten, welche der Fürst von Canino über mehrere historisch wichtige Ereignisse und Umstände jener denkwürdigen Zeit äußert. Einige Auszüge aus seinen Bemerkungen werden zeigen, daß dies Buch mit vielem Geist geschrieben ist.

„Ich hatte oft", sagt der Verfasser, „eine ganz andere Meinung, als Napoleon, und scheute mich nie, sie zu vertheidigen; aber die Zeit, die Alles ins Gleiche bringt, belehrt mich immer mehr, daß man einen Koloß aus der Ferne betrachten muß, um ihn richtig zu beurtheilen, und daß die wichtigsten Fragen der Politik ihre Gestalt sehr verändern, wenn man sie in der heißen Glut der Jugend und wenn man sie in der Ruhe des reifen Alters untersucht. Da ich nur um der Wahrheit willen schreibe, so werde ich mich nicht bemühen, alles das, was ich vor dreißig Jahren dachte, mit dem, was ich jetzt denke, in gewaltsame Uebereinstimmung zu bringen; sondern ich stelle meine Ansichten hin, wie sie damals waren, und wie sie jetzt sind. Wenn die herbe Lehre der Erfahrung einige derselben geändert hat, warum es verhehlen? Und welcher Staatsmann könnte darüber erstaunen?"

Ueber die Jakobiner und Revolutionnairs äußert sich der Verfasser folgendermaßen:

„Lamarque hat sehr Recht, daß es die Jakobiner waren, die der Kaiser am meisten fürchtete. Ganz gewiß, er fürchtete sie, aber nur des Vaterlandes halber. Er wußte, daß der Fanatismus dieser beherzten und thatkräftigen Männer um so furchtbarer war, da er aus einer festen Ueberzeugung entsprang. Aber was können Freiheit, Tugend, Philosophie, Religion den Menschen nützen, wenn sie mit Blut und Koth besudelt sind. Kann und soll Minerva von der Welt unter der Maske der Eumeniden erkannt werden? Was ist das traurige Resultat der Jakobinischen Demokratie anders, als einen politischen Körper verstümmeln, um ihn in Bewegung zu setzen, ihn verbrennen, um ihn zu erhellen, ihn umzustürzen, um ihn aufrecht zu erhalten? Verdankte nicht diesem furchtbaren System unsere große Republik ihren Fall, die gewissermaßen nur das geerbt hat, wodurch sie getödtet wurde, indem ihrem Gedächtniß aller Haß und aller Abscheu gegen die antirepublikanische Schreckens-Regierung eingeimpft ist? Ja leider, diese Regierung traurigen Andenkens hat die constitutionnelle Reform Europa's um ein halbes Jahrhundert aufgehalten. Die Bezwingung dieser Hyder war der nützlichste Sieg, den Napoleon davontrug; es hieße, seinen Namen verunehren, wenn man jemals einen Vertrag mit dieser Faction schließen und sie in ihren Irrthümern bestärken wollte. O, möchten doch alle aufgeklärte und edeldenkende Geister unter Frankreich's Jugend, möchten alle Verehrer der großen Göttin sich oft wiederholen, daß es dem Despotismus dienen heißt, wenn man die Livreen und Vorbilder des Schreckens wieder ausgräbt. Die Namen Robespierre's, Marat's, St. Just's anrufen, heißt die vorschreitende Menschheit mit Riesenschritten wieder zur Finsterniß der Vergangenheit zurücktreiben. Das Herz jedes Menschen und Bürgers muß sich vor solchen heillosen Aufforderungen verschließen. Sie müssen unaufhörlich mit einstimmiger Mißbilligung und allgemeiner Entrüstung zurückgewiesen werden, denn sie sind, wenn auch manchmal gut gemeint, doch immer die tödtlichsten Feinde der gesellschaftlichen Fortschritte. Alle diejenigen, denen noch die Unthaten gegenwärtig sind, welche die vorige Generation in Frankreich befleckten, müssen sie den künftigen Geschlechtern ins Gedächtniß zurückrufen, wenn diese in ihrer unsinnigen Schwärmerei sie vergessen und nur spekulativen Ideen nachhängen, was auch die Männer von 1793 thaten, während sie eine Welt von Schlachtopfern hinwürgten. Was half das Institut der Geschworenen, als man auf den blutigen Stufen der öffentlichen Gefängnisse zugleich Urtheile fällte und vollstreckte! Was halfen liberale Ideen, als ein und derselbe Karren die drei Generationen der Malesherbes auf das Schaffot brachte; als Greise, Kinder und Frauen im Lande der Franken keine einzige Stütze mehr fanden, an die sie sich lehnen konnten, keinen Mund, der so kühn war, sie zu beklagen; als Könige und Königinnen, Große, Gelehrte, Künstler, Krieger und Männer des Volkes, einer wie der andere unter der Sichel des großen Moloch fielen! Dies Alles haben wir gesehen und müssen unseren Kindern zurufen, daß nichts schlimmer ist, als die Raserei des demagogischen Fanatismus, nichts, selbst nicht der Despotismus des Orients."

Von Fouché sagt der Fürst:

„Vor Allem die Wahrheit und Gerechtigkeit gegen Jedermann. Fouché wird hier eines Unrechts angeklagt, welches er sich nicht zu Schulden kommen ließ. Aber unter dem Konsulat, unter dieser Regierung, die allein dem 18ten Brumaire angehört (denn die diktatorische Monarchie, welche ihm folgte, darf ihm eben so wenig angerechnet werden, als die Anarchie, die ihm vorangegangen war), unter dem Konsulat also, dessen Gedankenlosigkeit vielleicht der schlimmste Fehler der Französischen Revolution war, machten sich die Intriguen des Ministers Fouché freilich nur zu sehr geltend; durch seine versteckten und geschickten Manöver wurde der Konsul von übertriebenem und auf sehr verschmitzte Weise glaublich gemachtem Verdacht bestürmt und unaufhörlich aus der geraden Bahn herausgerissen, die ihm sein Adlerblick und sein Bürgerherz verzeichneten. Fouché war großentheils an den Zerwürfnissen in unserer Familie Schuld. Ihm allein schreibe ich für mein Theil den ganzen Schwall von Verleumdungen zu, mit denen man meinen Namen in allen jenen verächtlichen Schriften überschüttet hat, die ich zwar nicht beachtete, die aber nichtsdestoweniger dazu beitrugen, mich meinem Bruder zu entfremden. Fouché war der größte Unheilstifter in den letzten Tagen der Republik, und Niemand hat mehr als er dazu mitgewirkt, das Konsulat zu monarchisiren. Er hoffte dadurch sein persönliches Ansehen besser befestigen und seinen Nebenbuhlern den Rang ablaufen zu können — das einzige und unveränderliche Ziel seines gemeinen Ehrgeizes."

Siéyes, Cambacerès und Lucian selbst wünschten Napoleon's Konsulat lebenslänglich zu machen und auf diese Weise die Revolution fest zu begründen; und der Fürst meint, wenn Bonaparte bei seiner Rückkehr von Elba nur nichts weiter hätte seyn wollen, als Konsul, so würde seine Macht auf sicheren Füßen gestanden haben. Er weist den Gedanken mit Verachtung zurück, daß er (Lucian) danach gestrebt hätte, Regent von Frankreich zu werden, und daß er deshalb darum bemüht gewesen wäre, die Anerkennung Napoleon's II. durchzusetzen. In dieser Hinsicht bezieht er sich vielmehr auf seine häufigen Weigerungen, die ihm angebotenen Throne anzunehmen, und sagt:

„Es war von meiner Seite keinesweges ein so großes Verdienst dabei, daß ich meine häuslichen Neigungen der Macht vorzog, als meine Freunde vielleicht glauben mochten; ich erkläre es ganz aufrichtig, daß ich dabei gar kein Verdienst habe, denn indem ich die Macht ausschlug, lehnte ich nur ein Geschenk ab, das mir in der politischen Lage, in welcher uns das Konsulat gelassen hatte, höchst traurig und unheilvoll schien. Von meiner Kindheit an hatte ich mich daran gewöhnt, das Gleichgewicht der Englischen Regierung als die einzige monarchische Form anzusehen, die sich mit der öffentlichen Freiheit vertrage; Zeuge und Theilnehmer der Französischen Revolution, konnte es mir nicht unbekannt bleiben, daß die Antipathie der Französischen Nation sich gegen die aristokratische Gewalt richte. Nun konnte ich aber nie begreifen, wie es möglich sey, noch von einem constitutionnellen Königthum zu träumen, wenn man die vermittelnde Gewalt proskribirt hätte. Ohne Patriziat konnte ich mir nie und kann ich mir auch jetzt noch nicht eine gemäßigte Monarchie denken; ich glaubte immer und glaube noch, daß Frankreich, wenn es sich nicht mit einem erblichen, durch Vermögen und Stellung unabhängigen Patriziat versöhnen wolle, eine Freiheit nach Art der Englischen nicht hoffen dürfe und sich dann nur auf einer republikanischen Grundlage konstituiren könne."

Der Verfasser vertheidigt das Benehmen seines Bruders, als derselbe sich von Waterloo nach Paris begab, so wie alle spätere Handlungen desselben, bei welchen ihn, wie Lucian erklärt, der feste Entschluß geleitet habe, das Land nicht in einen Bürgerkrieg zu stürzen, denn trotz den Kammern hätte er Macht genug gehabt, dies zu thun und allen seinen Feinden kräftigen Widerstand zu leisten.

Indem der Fürst von Amerika spricht, sagt er, daß selbst dort eine reine Demokratie ein bloßes Hirngespinst sey, und fährt fort:

„Also hat die reine Demokratie sich nicht einmal in einem neuen Lande befestigen können; wie kann man daher in einer gealterten Gesellschaft davon träumen? Es ist wohl nichts als eine philosophische Chimäre unserer Zeit, ein Utopien, das vor dem geringsten ernstlichen Nachdenken verschwindet. Da nun die reine Demokratie unmöglich ist

und der Despotismus eines Einzigen oder Mehrerer Niemanden mehr verlockt, so ergiebt sich daraus, daß für aufgeklärte Menschen keine andere Regierung wünschenswerth ist, als eine Regierung des Gleichgewichts, in welcher der Einfluß der Grund-Eigenthümer, auf die feste Basis des Besitzes begründet, von dem Einfluß der allgemeinen Wahlen aufgewogen wird, so daß das Gesetz den geringsten Proletarier eben so schätzt wie den reichsten Gutsbesitzer. Diese Ausgleichung zwischen dem Einfluß der Grund-Eigenthümer und dem der niedrigeren Volksklassen ist gerecht, weil er von einer überall bestehenden Thatsache geboten wird, von der Vereinigung zum gemeinsamen Interesse der Personen und Güter aller Einzelnen."

Die Art und Weise, wie dem Fürsten von Napoleon die Krone von Toskana angeboten wurde, erzählt er folgendergestalt:

„Ich fragte ihn, ob ich, welchen Staat er mir auch anvertrauen wolle, die inneren Angelegenheiten desselben nach meinem Gutdünken leiten könne, indem ich bloß die auswärtigen in ihrem ganzen Umfange seiner Oberaufsicht überließe. „„Ich verstehe Sie,"" antwortete er mir, „„und will Ihnen eben so freimüthig entgegnen, als Sie mich fragen; im Innern wie nach Außen hin müssen alle die Meinigen meinen Befehlen folgen. Sie möchten zu Florenz gern den Medici spielen; das geht aber nicht, und Sie werden an meiner Stelle so handeln, wie ich handle. Frankreichs Wohlfahrt ist es, worauf Alles abzwecken muß; Conscriptionen, Gesetze, Steuern, Alles in Ihrem Staat muß auf das größere Ziel, auf das Interesse meiner Krone berechnet seyn; ist es nicht klar, daß ich sonst gegen meine Pflicht und gegen meinen Vortheil handeln würde? Würde nicht, wenn ich Sie Toskana ruhig und glücklich machen ließe, den Franzosen, die durch dieses Land reisten, die Lust ankommen, dort zu bleiben?"" Dies waren Napoleon's Worte, und ich gestand gern, daß er mich nicht nach meiner Weise regieren lassen könne, doch müsse er mich auch entschuldigen, wenn ich in diesem Falle das Privatleben vorzöge. „„Gut"", antwortete er, „„so werden Sie mir wenigstens nichts mehr vorzuwerfen haben.""

Was der Verfasser von Lafayette sagt, ist bemerkenswerth:

„Lafayette gab im Jahre 1830, wie Napoleon in den hundert Tagen, dem Scepter vor den Fasces den Vorzug, weil er glaubte, daß das Scepter für das allgemeine Beste nützlicher sey. Aber indem der Kaiser sein Werk der Stimme des Französischen Volks unterwarf, benahm er sich als Republikaner; Lafayette, der sein Werk nicht von dem Volke bestätigen ließ, handelte als Usurpator. Doch fern sey von mir der Wunsch, die Absichten von Washington's Freunde in den Schatten zu stellen! Ich werde sie stets ehren; und so unselig mir auch zuweilen sein Einfluß erschien, so wurde meine Bewunderung für seinen Charakter doch dadurch niemals geschmälert."

Der Verfasser schließt seine Schrift mit folgenden Worten:

„Napoleon krönte seine Brüder nur, um sie für Frankreichs Wohl dienen zu lassen, und er opferte die Ruhe und Größe der Seinigen dieser Wohlfahrt Frankreichs, dem einzigen Ziel seines Lebens. Ungeachtet meines Raths in den hundert Tagen, dankte Napoleon ab, und er that Recht daran, weil er sich nur als den obersten Beamten des Französischen Volks betrachtete."

Für die Kenntniß der hier behandelten Epoche der Französischen Geschichte ist diese Broschüre von der größten Wichtigkeit, und was die Thatsachen betrifft, so ist der Verfasser gewiß einer der besten Gewährsmänner.

E n g l a n d.

Shakespeare Ireland.

Der Mann, welcher in England unter dem zweideutigen Namen Shakespeare Ireland so lange bekannt war, hat vor kurzem in aller Stille das Zeitliche gesegnet. Dieser Mann hatte seinen kräftigen und in gewissem Betracht originellen Geist einer einzigen indiskreten Handlung zum Opfer gebracht, die seine Laufbahn, welche damit begann, auf Lebenszeit befleckte. Seine Anlagen, die der Gesellschaft sehr nützlich hätten werden können, erhielten durch den Druck der Umstände eine falsche Richtung, und die hartherzige Welt, die sich's als Tugend anrechnet, gegen die Verirrungen der Einzelnen recht intolerant zu seyn, hat ihm sein Vergehen nie verzeihen mögen.

In den Annalen literarischer Betrügerei hat wohl nichts größere Epoche gemacht, als die Versuche der Fälschung Shakespearescher Werke. Als der junge Ireland zuerst auf den Gedanken kam, die Handschrift Shakespeare's nachzukünsteln, hatte er keinen Begriff von den gewichtigen Folgen eines Betruges dieser Art. Wenn man seinem eigenen Geständniß glauben darf, so war es die Ehrfurcht seines Vaters vor Shakespeare's Namen, die jene unglückselige Idee in ihm erweckte. Der junge Mann, welcher damals die Rechte studirte, wollte seinem Vater mit einer vorgeblichen Reliquie des großen Dichters eine ganz besondere Freude machen; er setzte sich daher an's Werk und fabrizirte Etwas, das für ein hinterlassenes Manuskript Shakespeare's passiren sollte. In den Archiven des Temple *) fand sich ein altes zu seinem Zwecke dienliches Pergament; er mischte seine Dinte mit Staub und bemühte sich nun, dem, was er niederschrieb, in jeder Hinsicht ein alterthümliches Gepräge zu geben. Auf diese Weise entstand eine Pfand-Verschreibung im Stile König Jakob's I. mit Shakespeare's eigenhändiger Unterschrift. Dies merkwürdige Aktenstück veranlaßte eine Menge gelehrter Untersuchungen; das Haus des alten Ireland war täglich mit Neugierigen angefüllt, und die ersten Literaten des Tages bemühten sich mit wahrem Feuereifer, noch andere Reliquien des großen Mannes zu entdecken. Dieser unverhoffte glückliche Erfolg seines ersten Versuches verleitete den leichtsinnigen Jüngling zu einer ganzen Reihe von Fälschungen; zunächst ersann er eine mehr romantische als wahrscheinliche Erzählung von der Art und Weise, wie er in den Besitz des kostbaren Dokuments gekommen sey; er wollte es nämlich in der Polterkammer eines wohlhabenden Gentleman gefunden haben, der ihm die Erlaubniß ertheilt, unter seinen alten Papieren herumzustöbern, dem er aber feierlichst habe geloben müssen, seinen Namen nicht bekannt zu machen, da er ein Mann von zurückgezogener Lebensweise sey und wohl ahnen könne, welche Sensation der Name Shakespeare's machen werde. Auch diese Lüge wurde ihm geglaubt; der junge Ireland spielte von jetzt an seine Rolle immer öffentlicher, und bald mischte sich auch die Eitelkeit hinein. Er geizte nach größerer Befriedigung seiner Eigenliebe, als eine bloße Nachahmung der Handschrift Shakespeare's ihm gewähren konnte, und wollte es nun mit dem Genius eben so machen.

Shakespeare's religiöse Ansichten waren immer ein sehr streitiger Gegenstand; der junge Ireland faßte den kühnen Plan, die Frage zu entscheiden, und siehe da! plötzlich kam ein „Glaubensbekenntniß William Shakespeare's" zum Vorschein, ein gar merkwürdiges Aktenstück, dessen bloße Erfindung von Seiten eines siebzehnjährigen Jünglings schon merkwürdig genug war. *) Der Enthusiasmus, womit man diese neue Entdeckung aufnahm, spornte ihn immer mehr an. Das nächste Produkt seines erfinderischen Geistes war ein Liebesbrief Anna Hathaway's an Shakespeare, der eine Locke von ihrem Haar enthielt. Wäre der junge Ireland bei dieser dritten Betrügerei stehen geblieben, vielleicht würde sein Geheimniß mit ihm zu Grabe gegangen seyn; aber ein dreimaliges Gelingen machte ihn tollkühn. Er ruhte nicht eher, als bis er auch Tragödien unter Shakespeare's Namen fabrizirt hatte, welche die ersten Kritiker damaliger Zeit für echt erklärten.

Der weitere Verlauf der Geschichte ist ziemlich bekannt. Malone und John Philip Kemble gehörten zu den Ungläubigen und entschlossen sich, den Betrug zu entlarven. Das angeblich Shakespeare'sche Stück „Vortigern" wurde 1799, unter Sheridan's Direction, auf dem Theater Drury-Lane aufgeführt, und Kemble, der die vornehmste Rolle spielte, bewirkte auf folgende Art, daß es durchfiel. Als er zu dem Verse gekommen war:

„Und ist das hehre Blendwerk nun vorüber"

legte er in seine Mienen und Gebehrden einen Ausdruck, der jeden Zuschauer merken ließ, daß er nicht mit dem Poeten die eitle irdische Gerse, sondern die Pseudo-Shakespeare'sche Tragödie im Sinn hatte. Das Publikum war außerdem schon durch geschriebene Cirkulare Malone's vorbereitet, und die Tragödie ging geräuschlos zu Grabe. Jetzt erschienen Pamphlete über Pamphlete, und es entspann sich ein so ungeheurer Feder-Krieg, daß der Autor die Fassung verlor. Man beschuldigte den alten Ireland des ganzen Betruges, weil sein Sohn eben noch gar zu jung war. Dies bestimmte endlich den Letzteren, seine Sünden zu bekennen; er mußte aber in Folge dieses Bekenntnisses das väterliche Haus auf ewig meiden, und die schimpflich getäuschten Kunstrichter verfolgten ihn seitdem ohne Rast und Ruh'. Noch vor seinem zwanzigsten Lebensjahre sah sich der junge Ireland wie ein Geächteter in die Welt hinausgestoßen.

Sein Leben war voll wechselnder Schicksale: die berüchtigten Erstlinge seines Geistes hatten ihm den Beinamen des zweiten Chatterton erworben. **) Zum Ersatz für sein verwirktes väterliches Erbtheil eröffneten sich ihm dann und wann glänzende Aussichten. So wurde er einmal Kommandant eines Forts an der Küste, in welchem man die Französischen Gefangenen während des Krieges verwahrte. Hier schenkte ihm die junge Wittwe eines Marine-Offiziers aus reiner Bewunderung seines Genius Hand und Herz. In der Folge ging er nach Frankreich, wo er ein paar Zusammenkünfte mit Napoleon hatte, die seinen Charakter als Britischer Unterthan verdächtig machten. Sein übriges Leben war dem literarischen Frohndienste der Mittelmäßigkeit gewidmet, die bei Buchhändlern von niederem Range für ihr tägliches Brod arbeitet. Auf diese Art förderte er mehrere Werke an's Licht, von denen keines seinen unmittelbaren Zweck überlebte.

Betrachten wir den inneren Werth der von Ireland geschmiedeten Pseudo-Shakespeare'schen Stücke, so ist uns ihr glänzender Erfolg eines der schwierigsten Räthsel. Freilich geht unser jetziges Urtheil von der historischen Gewißheit über den Ursprung jener Tragödien aus, und jede Art von Illusion ist also unmöglich; aber auch zugegeben, daß mehrere kräftig in einander wirkende Täuschungen selbst den Scharfsichtigen eine Zeit lang verblüffen können: immer bleibt es schwer begreiflich, wie ein Parr, ein Sheridan und Warton in die Falle gehen und die Echtheit dieser Dramen auch nur für möglich halten konnten. Die Diction ist von der des Shakespeare ganz verschieden, ausgenommen hier und dort, wo eher vollkommene Identität als bloße Aehnlichkeit sich nachweisen läßt; die Versification ist fehlerhafter und bietet kein einziges Beispiel jener versteckten Grazie, die unter Shakespeare's anscheinend rauher Oberfläche hervorschimmert. Endlich wird wohl Niemand bezweifeln, daß Shakespeare's überschwengliche Phantasie und tiefe Philosophie in keinem Verse der Ireland'schen Tragödien sich wiederfinden.

Ireland war ein Mann von schönem gebietendem Aeußern: sein geistvolles blitzendes Auge verkündete einen schöpferischen Geist, aber seine Fähigkeiten verflüchtigten sich, wenn er die Feder zur Hand nahm. In der Unterhaltung war er oft enthusiastisch angeregt und entwickelte dann eine glänzende Beredsamkeit. Wären Ireland's Geisteskräfte sorgfältig ausgebildet worden, und hätten die Verirrungen seiner Jugend nicht lebenslang auf ihm gelastet, er würde vielleicht eine Zierde der

*) Des dem Rechts-Studium gewidmeten Gebäudes in London.

*) Von diesem Bekenntniß sagte Dr. Warton mit wahrer Begeisterung: „Wir haben viel schöne Dinge in unserem Kirchendienst, und unsere Liturgie ist reich an Schönheiten, aber der Mann hier hat uns Alle überflügelt." Dr. Parr theilte diese Meinung unbedingt. Darf es uns Wunder nehmen, daß diese Herren Ireland nachmals verfolgten, als sie auf das Resultat kamen, daß er sie nicht nur betrogen, sondern auch ihre geistigen Blößen aufgedeckt hatte?

**) Vgl. über diesen Nr. 93 des Magazins v. J. 1834.

Englischen Literatur geworden seyn. Das Leben dieses Mannes ist ein trauriges Beispiel von Verkümmerung ungewöhnlicher geistiger Anlagen. (Atlas.)

Bibliographie.

On naval signals. (Ueber Schiffs-Signale.) Von Phillips. 9 Sh.
Flora and Thalia. — Dramatische Blumenlese. 10½ Sh.
History of the British Colonies. (Martin's Geschichte der Britischen Kolonieen.) Th. IV. Afrika und Australien. 21 Sh.
Journal of a visit etc. (Tagebuch aus Konstantinopel und einigen Griechischen Inseln, vom J. 1833.) Von J. Auldjo. Mit Holzschnitten von G. Cruikshank. 10½ Sh.
The history and principles of banking. (Geschichte des Bankwesens.) Von J. W. Gilbart. Zweite Aufl. 9 Sh.
The life of Sir Will. Jones. (Sir W. Jones' Leben.) Von Lord Teignmouth. Mit Anmerkungen von Wilks. 2 Bde. 10½ Sh.
Dissertations on the Eumenides. (Ottfried Müller's Erklärungen zu den Eumeniden des Aeschylus.) Aus dem Deutschen übersetzt. Mit dem Griech. Text. 9½ Sh.

Rußland.

Epistel über das Russische Journalwesen.

Von Th. Bulgarin.

An die Redaktoren sämmtlicher Russischen Zeitschriften.

Verehrte Herren! Obgleich ich nicht aus dem Kabinet des Gouverneurs gekommen bin, so weiß ich doch, daß es bei vielen Geschäftsleuten in Residenzen Körbe giebt, die unter oder neben den Tischen stehen, und in welche, wie es sich gebührt, Briefe von kleinen Leuten unseres Schlages hinein gerathen. Vielleicht gelangt auch dieses mein Schreiben in jenen berühmten Korb und gesellt sich zu einer Klage über unregelmäßiges Zusenden der Zeitschriften, zu Erstlings-Versuchen in Versen und in Prosa (den Redactionen zugesendet auf den Wunsch mehrerer Freunde), zu Bitten an die Redaction, eine Schrift mit der Grammatik in Uebereinstimmung zu bringen, mit welcher der Verfasser aus Mangel an Zeit sich nicht hatte bekannt machen können; zu sentimentalen Beschreibungen von ländlichen und Provinzial-Festen; zu satirischen Ausfällen auf die Nachbarn, zu anonymen Lobeserhebungen der Werke befreundeter Verfasser und eben so anonymem Tadel rivalisirender Schriftsteller, u. s. w.; wenn aber eine glückliche Gemüthsstimmung Ihrerseits, oder ein großer Mangel an Stoff, um eine Spalte Ihrer Zeitschrift zu füllen, mein Schreiben vor dem verhängnißvollen Korbe bewahrt, so werden Sie, in sothanem Fall bestimmt wissen wollen, wer ich bin. Hierauf habe ich die Ehre, Ihnen vorläufig zu bemerken, daß ich eine Null (0) bin, aber eine für Sie höchstwichtige Null, weil ich nicht vor der Ziffer (01), sondern hinter der Ziffer (10) stehe und Zehner, Hunderte und Tausende bilden kann: ich, das heißt, die Null, bin das, was eine Speiche am Rade ist. Mit einer Speiche weniger kann ein Rad gebraucht werden, aber ohne Speichen ist es schon kein Rad mehr; ohne Räder kann die theuerste Equipage nicht über das Pflaster fahren, so wie ohne Abonnenten keine Zeitschrift bestehen kann, weil man wohl sich selbst etwas vorsingen kann, aber wenn man für sich allein eine Zeitschrift herausgeben wollte, so wäre das eben so lächerlich, als ließe man es sich einfallen, auf den Wunsch mehrerer Freunde und für diese Freunde seine Schriften für eigene Rechnung herauszugeben, oder einen Schnurrbart im Civilrocke zu tragen, wenn man nicht Militair war, u. s. w. Meine Wichtigkeit erkennen Sie durch Ihre Zeitschrift und dadurch an, daß Sie mich täglich damit bedienen; dafür danke ich Ihnen und verzeihe Ihnen Vieles, weil ich überzeugt bin, daß Sie mich (den Sie nicht kennen) allen Ihren Freunden vorziehen, denen Sie Ihre schriftstellerischen Arbeiten unentgeltlich zusenden müssen. Auf das Letztere mache ich übrigens keine Ansprüche, weil ich geschenkte Bücher niemals lese, so wie ich auch auf geschenkten Pferden niemals reite.

Da ich die Absicht habe, mich mit Ihnen zu verständigen, müßte ich eigentlich gleich zum Werke schreiten; da ich aber weiß, daß Viele von Ihnen, um Lücken auszufüllen, sich gern etwas breit machen, und daß die Dicke und Schwere einer Zeitschrift zu ihren Vorzügen gehört, so bin ich entschlossen, Ihnen vorher meine Geschichte zu erzählen. Die Geschichte eines Abonnenten auf Russische Zeitschriften ist fast das Nämliche, was eine Geschichte der Russischen Zeitschriften selbst ist.

Meine Erziehung war die Erziehung des größten Theils der bemittelten Edelleute des vorigen Jahrhunderts. Man lehrte mich tanzen, Verbeugungen machen, die 4 Spezies der Arithmetik, ziemlich richtig Lesen und Russisch und Französisch unrichtig schreiben; ich mußte aus der Geschichte und Geographie einige hundert Zahlen und Eigennamen auswendig lernen und ward zum Dienst eingeschrieben. Viel früher, als noch ein Rasirmesser über meinen Bart gekommen war, sausten feindliche Säbel über meinem Haupte, und da zu der Zeit meine Aeltern starben und ich als einziger Erbe eines nicht unbeträchtlichen Vermögens nachblieb, so nahm ich meinen Abschied und lebte im Sommer auf dem Lande, im Winter in Moskau. — Damals ward Russisch wenig geschrieben und noch weniger gelesen, bis plötzlich Karamsin auftrat. Ich machte in Gesellschaften seine Bekanntschaft, er gewann mich durch seine außerordentliche Liebenswürdigkeit, und so ward ich einer der ersten Unterzeichner auf seine Aonida, auf das Moskausche Journal und später auf den Europäischen Boten. Weil man sich in Gesellschaften viel über diese Zeitschriften unterhielt, namentlich die Damen sich sehr für sie interessirten, so entschloß ich mich, in müßigen Stunden Bruchstücke derselben zu lesen und wurde bald ein leidenschaftlicher Leser.

Aus den von Karamsin herausgegebenen Zeitschriften zog ich folgende Vortheile: 1) Ich fühlte das Angenehme und Wohltönende der vaterländischen Russischen Sprache. 2) Ich lernte Russisch. 3) Indem ich mit den Weltangelegenheiten bekannt ward, kam mir die Lust an, die Geschichte, Geographie und Statistik anderer Staaten kennen zu lernen. 4) Wurde mir die Aufklärung werth und theuer, und ich überzeugte mich, daß ohne sie ein Volk weder groß, noch glücklich, noch mächtig werden könne. 5) Enthielt ich mich des Kartenspiels, des Trinkens und Schwärmens, wozu ich einige Neigung verspürte, der ich mich auch gewiß überlassen hätte, wenn mein Geist unbeschäftigt geblieben wäre. 6) Lernte ich ein gutes Buch einer schlechten oder unwissenden Gesellschaft vorziehen und dadurch Zeit, Geld, Ehre und Gesundheit sparen. Für so große mir durch Karamsin's Zeitschriften erwiesene Dienste that ich das Gelübde, mein ganzes Leben hindurch auf alle in Rußland erscheinende Zeitschriften zu abonniren, ohne freilich deren große Vermehrung und Umgestaltung vorauszusehen. Aber einige von Ihnen, meine geehrten Herren, haben mich für meine Unüberlegtheit tüchtig bestraft.

Ich sage es Ihnen ehrlich, daß mir das Geld nicht leid thut, nicht weil ich viel Geld habe und seinen Werth nicht kenne, sondern weil ich es gelernt habe, für Bücher und Zeitschriften das Geld zu verwenden, das ich vor meinem Gelübde für Karten, Wein, unnütze Einkäufe u. s. w. ausgegeben hatte. Jedesmal, wenn ich Karten spielen, unnütze Dinge kaufen, oder irgend einen rothnasigen Justizrath mit Champagner berauschen möchte, nehme ich das Geld aus der rechten Tasche, zähle nach, wie viel ich hatte durchbringen wollen, und stecke es in die linke Tasche, als ob meine Wünsche erfüllt worden wären. Auf diese Weise spare ich nun im Jahre 300 bis 1000 Rubel, die ich dazu verwende, um zur Ausbildung meines Vaterlandes beizutragen, in der durch Erfahrung befestigten Ueberzeugung, daß sogar der Ankauf schlechter Bücher und Zeitschriften zum Vorschreiten der Aufklärung beiträgt, indem er eine Menge Drucker und Fabrikanten ernährt und Wetteifer unter den Schriftstellern erregt, von denen, wie es in allen Dingen der Fall ist, die guten den schlechten und mittelmäßigen folgen. Ich wundere mich in der That, wie es Leuten, die sich Russische Patrioten nennen, leid thun kann, 200 oder 300 Rubel für Zeitschriften und Bücher auszugeben, während sie für ein überflüssiges Pferd 1000, für einen Hund 500 Rubel zahlen, Whist zu 100 Rubel den Robber spielen und es sich zur Ehre schätzen, Säufer und Fresser abzufüttern. Ich wage es entschieden zu behaupten, daß, wenn man in Rußland für Bücher und Zeitschriften nur den zwanzigsten Theil von dem hergeben wollte, was Karten und Champagner kosten, wir in allen Dingen schon drei Jahrhunderte weiter seyn würden, ja, sogar in Fabrik-Erzeugnissen, und hätten wir so viele Leser, als es unter wohlhabenden Leuten Nichtleser giebt, so würden wir jetzt so viele gute Schriftsteller besitzen, als wir deren schlechte haben. Alles dieses sage ich nicht, um Sie, meine Herren Journalisten, zu gewinnen, sondern im Gegentheil, um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht Ihnen, sondern dem allgemeinen Besten ein Opfer bringe, indem ich Sie nur als Licht- und Wärme-Leiter betrachte. Es versteht sich von selbst, daß, wie es in der physikalischen Welt gute und schlechte Wärme- und Licht-Leiter giebt, auch unter Ihnen sich nicht alle gleich sind. Da ich mich aber an Sie alle zusammen wende, so kann hier von keinem Einzelnen die Rede seyn; ich spreche von Sachen und nicht von Personen.

Karamsin, der unseren Stil umgestaltete und der Russischen Journalistik die allgemeine Europäische Form gab, fand eine Masse von Nachahmern und nur sehr wenige Nachfolger. Ein Mensch von Talent kann und soll einem guten Beispiele folgen — nachahmen aber ist nur die Sache talentloser oder geistesschwacher Menschen. Das Nachahmen ist nur Kindern und Affen erlaubt, denen man aber auch auf die Finger oder auf die Pfoten klopft, wenn sie schlecht nachahmen oder zu viel Grimassen schneiden. Karamsin erkannte das Eigenthümliche und den Zweck der Journalistik. Er gewährte mir und meinen Gefährten, den übrigen Nullen, die vereint eine Zahl bildeten, eine angenehme Unterhaltung; er suchte mich nur ins Gebiet des Schönen zu führen, wohl wissend, daß daraus Belehrung von selbst hervorgeht, so wie die Wärme der Sonne Gewächse und Früchte hervorruft. Die Nachahmer Karamsin's wollten mir Lehren geben gleich einem Schüler, und anstatt meinem Geschmack zu huldigen, schrieben sie mir die Gesetze des guten Geschmacks vor, und zwar auf die abgeschmackteste Weise. Die Kasserolle, in welcher die Herren Nachahmer ihre Weisheit für mich zusammengekocht hatten, trug die Aufschrift: Sauce, und in der Kasserolle fanden sich nur wässerige Substanzen vor. Sie erklärten mich für unwissend und ungelehrt und gaben mir im diktatorischen Schulton Befehl, ihren Theorieen Glauben zu schenken. Von einer Seite fielen Pedanten über mich her, und von der anderen seichte Köpfe. Einige bewirtheten mich mit überbackenem, Andere mit halbgebackenem Brod. Die Einen und die Anderen erklärten dem gesunden Menschenverstande den Krieg, indem ihre Fahnen das Motto trugen: Wer nicht mit uns ist, der ist gegen uns. Es bildete sich ein Inquisitions-Tribunal, unter dem Namen Kritik, das Leser und Schriftsteller vor sein Forum zog. Für Kriminal-Verbrechen erklärten sie: 1) die Kunst, ein Journal gegen ihre Theorie zu schreiben und dennoch Leser zu finden, obgleich das Tribunal entschieden hatte, daß es nicht werth sey, gelesen zu werden. 2) Zweifel gegen die Unfehlbarkeit der nachahmenden Herren Journalisten. 3) Ein Lob zu Gunsten eines anderen Journalisten oder eines vom Tribunal verurtheilten Schriftstellers. 4) Theilnahme an einer anderen Zeitschrift. 5) Das Lob eines Schriftstellers in einer nicht zu Gnaden aufgenommenen Zeitschrift. 6) Das Bestreben, Bücher und Zeitschriften zu lesen, die das Tribunal verworfen hatte. — Dieses Tribunal, das über Schriftsteller richtet, besteht aus Leuten, die niemals etwas geschrieben haben und in ihrem Leben nichts schreiben werden; sie sprechen Urtheile, deren Last zuletzt auf sie selbst zurückfallen muß; die lesenden Richter sind solche, die nichts gelesen haben, als Schulhefte oder Kompendien, und keinen Begriff davon haben, wie man sich durch Lesen und durch Nachdenken über das Gelesene ausbilden könne.

Moskau, das gute friedliche Moskau, wo Karamsin die Russische Journalistik gründete und ausbildete, Moskau ward zum Sitz dieses Tribunals auserwählt. Die Literatur erlitt eine Erschütterung, und, wie es bei jedem Erdbeben oder bei jeder Umwälzung in der Natur der Fall ist — die Blumen tauchten ihre Häupter in trübes Wasser, es erschienen Strauchwerk und Schrift-Fabrikanten; den Abgründen entstiegen Kuteikin und Zifirkin*), erhoben ihre Stimmen über ganz Rußland und betäubten unsere Ohren mit großen Europäischen Namen. Zum Maßstabe nahmen sie Niebuhr, Schelling, Byron, Walter Scott und begannen, Alles nach diesem Maßstabe zu messen. Ueberall errichteten sie Telegraphen zur schnellsten Mittheilung von Mängeln, die sich Schriftsteller zu Schulden kommen ließen, führten aber keine Posten ein zur Mittheilung ihrer Schönheiten und des Nutzens, den sie brachten. Auf fremde Mängel sahen sie durch Teleskope, auf fremde Schönheiten durch Verkleinerungsgläser. Auch Petersburg setzten sie in Bewegung und überschütteten mein Kabinet mit Büchern und fliegenden Blättern, die sich in ihrer eigenen Galle verzehrten, und von allem diesen Geschrei und Lärmen blieb nichts übrig, als ein leerer Nachhall. Die nachahmenden Herren Journalisten, die gehofft hatten, Literatur, Journalistik und Leser unter ihr Joch zu beugen, hatten zwar einige schwache Geister, die keine eigene Meinung besaßen, schwankend gemacht, aber der von ihnen herbeigeführte Sturm fuhr über Wälder und Moräste, ohne bewohnte Orte zu berühren.

Wir Nullen stellten uns nicht hinter ihre Arabische Ziffer, sondern versteckten uns vor derselben. Da es nun aber in der Natur nicht zwei Dinge giebt, die sich einander vollkommen ähnlich sind, so findet auch unter uns Nullen ein Unterschied statt. Es giebt unter uns unbewegliche Nullen, die man fangen kann, wie Murmelthiere; auch giebt es Nullen, die nach der Lockspeise schnappen, wie Birkhähner. Solcher Nullen findet man zwar nur wenige, aber dennoch hin und wieder! Diese bilden gewissermaßen die Landwehr des kritischen Inquisitions-Tribunals der nachahmenden Herren Journalisten und fordern mit lauter Stimme von den Verurtheilten Folgendes: 1) Daß neu erscheinende Albernheiten in der Zeitschrift als verständig erscheinen. 2) Daß langweilige Theaterstücke interessant seyn sollen. 3) Da unter den politischen Neuigkeiten das Schreckliche am meisten gefällt und man der Kriege in Spanien und in Süd-Amerika schon überdrüssig ist, auch die Insurrectionen im Orient kein Interesse darbieten, so soll der Journalist durchaus gehalten seyn, täglich neue und frische Schrecken aufzusuchen, damit der Abonnent jeden Posttag einen Vorrath von schrecklichen Erzählungen besitze und den nächsten Posttag mit neuen Schrecken sehnsuchtsvoll erwarte. 4) Daß man in jeder lächerlich gemachten Person, oder in jedem Bösewicht, den die Phantasie in einer Erzählung oder in einem satirischen Artikel angebracht, seinen Nachbar erkenne, und in jeder edlen Seele sich selbst, wenn auch nur an den Umrissen des Gesichts oder an der Farbe der Haare. 5) Daß jeder bekannte Schriftsteller, dessen Werke gern gekauft werden, gehörig durchgehechelt werde, weil er es wagt, von seiner Arbeit zu leben, und nicht von Winkelzügen, Ränken, Schikanen und Erpressungen. 6) Daß in der literarischen Abtheilung nur das gedruckt werde, was Jedem insbesondere gefällt, ohne Rücksicht auf den verschiedenen Geschmack und auf den Grad der Bildung vieler Personen, welche die Masse der Leser bilden. 7) Daß man niemals eine Anstalt lobe, die einem Leser allein gehört, indem das Loben, z. B. einer Tuch-Fabrik, die dem Abonnenten N. N. gehört, der Fabrik eines zweiten Abonnenten, Herrn M. M., schaden könnte. 8) Daß ein jeder Abonnent das Recht habe, das albernste Zeug von sich in die Zeitschrift einrücken zu lassen. 9) Daß man Alles lobe, was der Abonnent zum Einrücken sendet. 10) Daß man niemals von einer gesegneten Aerndte spreche, weil es nachtheilig auf die Kornpreise wirken könnte. 11) Daß man nur von dem Reichthum und von den Tugenden solcher Abonnenten spreche, die Kredit brauchen, dagegen aber der wahren Reichen nicht erwähne, damit man sie nicht mit Aufforderungen zum Pränumeriren, zum Subskribiren, zu Beiträgen für wohlthätige Zwecke u. s. w. belästige. Wer alle diese Bedingungen erfüllt, dem verspreche ich einen ausgedehnten Lesezirkel. Die nachahmenden Zeitschriften haben zwar versprochen, nach Vernichtung der übrigen, namentlich der Petersburgischen, allen möglichen Wünschen Genüge zu leisten; da ihnen aber die beabsichtigte Vernichtung nicht gelungen ist und sie im Kampf ermatteten, so konnten sie bis jetzt ihrem Versprechen nicht nachkommen.

Ich hätte wohl noch Manches schreiben mögen, es fehlt mir aber an Zeit. — In meinen alten Tagen habe ich angefangen, Englisch zu lernen, weil eine Petersburgische Zeitschrift versichert, daß in ganz Europa nur albernes Zeug geschrieben würde, daß auf dem festen Lande einige Literaten den Verstand verloren hätten, andere närrisch und wieder andere total verrückt geworden wären, und daß ohne die Englische Literatur die Menschen in Europa kindisch und stumm werden müßten. Wiewohl ich in Ihrer Zeitschrift noch keine Uebersetzung aus dem Engschen gelesen habe, um mich von den so großen Vorzügen der Englischen Literatur vor der Literatur anderer schon seit langer Zeit aufgeklärten Nationen zu überzeugen, so schritt ich doch, aus Furcht, kindisch zu werden, zur Erlernung der Englischen Sprache. In der Aussprache machte ich bedeutende Fortschritte. Schon gurgele ich gehörig, und neulich noch, als ich in meinem Kabinet Verse laut ablas, glaubte meine Frau, ein Puter wäre hineingeflogen. Ich fürchte nur, daß man nach einiger Zeit behaupten dürfte, es tauge keine Literatur etwas, außer der Chinesischen!

Die Null nach der Zahl (10).

*) Komische Personen in einem sehr beliebten Russischen Original-Lustspiel: Nedorosław, und Lehrer eines einfältigen Muttersöhnchens, Namens Mitrofanuschka.

Bibliographie.

Russisch-Französisches Wörterbuch von Philipp Reiff. Erster Theil. A—O.

Deutsch-Russisches Wörterbuch; herausgegeben von einer Gesellschaft von Freunden beider Sprachen. 2 Theile.

Französisch-Russisches Wörterbuch für die technische Terminologie, namentlich zum Bergfache gehöriger Wissenschaften. Nach den neuesten Nomenklaturen zusammengestellt von Jeremeeff.

Scenen auf dem Meere. Von N. Dawidoff.

Geschichte von Japan, von Gorloff. 2 Theile mit einer Karte.

Forst-Kultur von Pereligin.

Mannigfaltiges.

— Capitain Roß. Der so eben in London erschienene erste Band der Reisebeschreibung des Capitain Roß hat die Zweifel über den Umfang und die Wichtigkeit seiner Entdeckungen zur Gewißheit erhoben. Schon früher haben Englische Kritiker auf den seltsamen Umstand aufmerksam gemacht, daß Capitain Roß zu einer Zeit, wo ihm unmöglich die Nachricht von dem Tode Georg's IV. und der Thronbesteigung Wilhelm's IV. schon bekannt seyn konnte, im Namen des Letzteren ein Land in Besitz genommen und dasselbe „King William's Land" genannt habe. Jetzt geht die Litterary Gazette gar so weit, zu behaupten, daß der magnetische Pol, den Capitain Roß aufgefunden, insofern eine besonders wichtige Entdeckung sey, als es derjenige Magnet für ihn geworden, durch den er so viel edle Metalle als möglich an sich zu ziehen wisse. Es werden nun die verschiedenen Charlatanerieen namhaft gemacht, durch welche der weltkluge Capitain nicht bloß in England, sondern auch auf dem Kontinent alle Mäcene und Freunde der Wissenschaft zu Beschützern seiner Speculation auf die Beutel der Menge gemacht; es wird versichert, daß in dem 740 Quart-Seiten starken ersten Bande des Reisewerkes nichts stehe, was nicht schon bekannt sey, daß die neuen Beobachtungen des Capitains sich auf wenige Blätter zusammmenfassen ließen, und daß der Reisebeschreiber besonders viel Talent in der Herabsetzung seiner Vorgänger und in der Hervorhebung seiner eigenen Leistungen bewiesen habe. „Wir haben nur noch hinzuzufügen", heißt es am Schlusse, „daß die Entscheidung, ob es Einen magnetischen Pol oder deren mehrere giebt, ob derselbe fest oder wandelbar ist, außerhalb der Sphäre des Capitains Roß liegt, und daß außer einigen treffenden Darstellungen der Scenerie und chokoladenfarbener Wolken — wie dieselben zu Stande gebracht wurden, braucht wohl kaum gesagt zu werden, da der Capitain, der bekanntlich kein Zeichner ist, den Maler Harding dazu gebrauchte, seinen vermittelst eines Instruments verfertigten Skizzen eine künstlerische Form zu geben — der übrige hier nicht näher von uns berührte Theil seines Buches leeres Stroh und Leder ist."

— Martos. Der im vorigen Monat verstorbene Russische Bildhauer Martos, dessen Geburtsjahr nicht mit völliger Bestimmtheit anzugeben ist, ward im Jahre 1764 unter die Zöglinge der Akademie der Künste aufgenommen. Im Jahre 1773 reiste er ins Ausland, um sich als Bildhauer, namentlich in Rom, zu vervollkommnen, wo er unter der Leitung Battoni's und Raphael Mengs' sich eifrig seiner Kunst hingab. Bei seiner Rückkehr, 1779, ward er in Petersburg bei der Akademie der Künste angestellt; 1799 wurde er Rektor-Adjunkt, und 1814 Rektor derselben. Später ward er Ehren-Mitglied der Universität Wilna, wirkliches Mitglied der Antwerpener Akademie der Künste, Ehren-Mitglied der Kaiserlich Russischen Akademie, und endlich wurde er, 1831, den emeritirten Rektoren der Akademie der Künste zugezählt.

— Ursprung der Zehnten in England. Das historische Dokument, vermöge dessen der Kirche in England die Erhebung der Zehnten gestattet worden, lautet in der buchstäblichen Uebersetzung ungefähr folgendermaßen: „Ich Ethelwolf, von Gottes Gnaden König der Angelsachsen u. s. w., habe, auf das Gutachten sämmtlicher Bischöfe, der Grafen und aller ausgezeichneten Personen in meinen Staaten, zum Heil meiner Seele, zum Besten meines Volkes und zur Beglückung meines Reichs beschlossen und beschließe, daß der zehnte Theil der Ländereien in unserem ganzen Reiche der Kirche und den Dienern der Religion zu Gute komme; sie mögen sich im Genusse desselben aller Privilegien als freie Grundbesitzer erfreuen, ohne den Abgaben unterworfen zu seyn, die sonst auf den Lehngütern aller Laienbrüder lasten. Diese vorbenannte Verordnung haben wir zu Ehren Jesus Christus Unseres Herrn, zu Ehren der gebenedeiten Jungfrau und aller Heiligen getroffen, so wie aus Ehrerbietigkeit gegen die Osterfeier und in der Absicht, daß Gott, der Allmächtige, Uns und Unseren Nachkommen seinen Segen ertheile. — Gegeben zu Wilton, im Jahre des Herrn 854, am Osterfeste." (Litterary Gazette.)

— Verschiedene Arten der Trauer. In Europa trauert man allgemein schwarz, weil diese Farbe die Finsterniß repräsentirt, welcher der Tod, als eine Beraubung des Lebens, ähnlich ist. In China bedient man sich der weißen Farbe, weil man hofft, daß der Todte im Himmel, dem Orte der Reinheit, ist. In Aegypten ist es die gelbe Farbe, weil die Blumen und Blätter bei ihrem Absterben diese Farbe annehmen. In Aethiopien ist die braune Farbe üblich, weil sie die Farbe der Erde bezeichnet, aus der wir entstanden sind, und zu der wir zurückkehren. In einigen Theilen der Türkei ist blau die Farbe der Trauer, weil es die Farbe des Himmels ist, wohin die Todten kommen; in anderen dagegen purpur und violet, weil beide eine Mischung von schwarz und blau sind, und ersteres Schmerz, letzteres Hoffnung bedeutet. Man sieht also, daß alle Farben, der Reihe nach, für traurig gelten können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Montag den 25. Mai 1835.

England.

The Student. (Der Student.) Eine Sammlung vermischter Schriften. Von Edward Lytton Bulwer. 2 Bände in Duodez. London, 1835.

Der schöpferische Genius hat das Große, daß er nicht nur für sich denkt, sondern auch Anderen Stoff in Fülle zum Denken liefert. Seine Werke sind nicht nur eine Frucht, die er einärndtet, sondern auch eine neue Saat, die er ausstreut. Dies gilt unter den dichterischen Erzeugnissen Englands in jetziger Zeit besonders von den Schriften des geistreichen Verfassers von Eugene Aram. Aber wie hinreißend schön auch die meisten früheren Werke Edward Lytton Bulwer's sind, so trägt doch keines so sehr das Gepräge des originellen Denkers, als die so eben unter dem Titel „der Student" von ihm herausgegebene Sammlung vermischter Schriften. Ihr Inhalt verbreitet neues Licht über die mannigfaltigen darin beleuchteten Gegenstände. Es ist eine Art von Tagebuch eines Geistes, der seine Stunden damit zubringt, aus den lebhaftesten Eindrücken die nützlichsten Betrachtungen herzuleiten. Diese Schriften sind zwar meist schon bekannt, indem sie früher in verschiedenen Blättern und Journalen zerstreut erschienen; doch gewiß wird Jeder bei neuer Durchlesung derselben finden, daß er erst jetzt, in dieser geordneten Zusammenstellung derselben, ihre ganze Schönheit und Mannigfaltigkeit zu würdigen im Stande ist. Wie herrlich und doch wie verschieden sind die Erzählungen „Monos und Daimonos" und „das Verhaftsrecht"; die eine wild, romantisch und bewegt; die andere aus der Wirklichkeit gegriffen, fein gewebt und Klugheit mit Wahrheit verbindend. Wie trefflich sind einige der Abhandlungen, besonders die „über treulose Liebe", „über die Weltkenntniß in Menschen und Büchern" und „über die Vergänglichkeit der Jugend." Die „Unterhaltungen" fließen wie eine Melodie der bezauberndsten und erhabensten Musik dahin, und wenn man auch die darin ausgesprochenen Ansichten nicht immer theilen kann, so sind sie doch stets in reizender Form dargelegt.

Folgendes ist ein Auszug aus der Skizze: **Der Genfer See mit seinen Erinnerungen**, die namentlich Deutschen Lesern noch neu seyn dürfte. Es wird uns hier der ländliche Schweizer-Aufenthalt Byron's und Voltaire's geschildert, was uns zu interessanten Vergleichen Anlaß geben kann, da wir in einigen Tagen eine Probe aus **Washington Irving's** Schilderung der Englischen Landsitze Walter Scott's und Byron's zu geben gedenken.

„Den Morgen nach meiner Ankunft im Gasthofe, der in einer kleinen Entfernung von Genf am Ufer des Sees liegt, fuhr ich nach dem Hause hinüber, welches einst **Byron** bewohnte, und das ziemlich gerade gegenüber liegt. Der Tag war ruhig, aber düster; der See fast ohne allen Wellenschlag. Am entgegengesetzten Ufer angekommen, steigt man eine etwas rauhe und steile Anhöhe zu einem kleinen Dörfchen hinan, und sobald man um die Ecke herumbiegt, steht man vor den Pforten eines Hauses, an dessen linker Seite sich ein Weinberg erhebt, in dem damals die vollen Trauben in ihrer schönsten Reife hingen. Innerhalb des Thores stehen drei oder vier Bäume von jeder Seite aufgereiht, die einen freundlichen Eingang in den kleinen Hofraum bilden, zu dem man über ein paar Stufen hinabsteigt. Vor der inneren Thür befindet sich ein roh gearbeiteter Brunnen; dieser war jetzt versiegt — das Wasser hatte aufgehört, zu rinnen. An beiden Seiten ist ein kleiner Garten vom Hofe abgezweigt, und neben der Thür sind Sitze von rohem Stein. Durch eine kleine Vorhalle gelangt man in einen Raum, der in drei Gemächer abgetheilt ist. Das Hauptzimmer ist entzückend, von länglich runder Form, mit geschnitztem Holzwerk getäfelt; die Fenster gewähren auf drei Seiten die herrlichsten Blicke über Genf, den See und seine gegenüberliegenden Ufer. Sie öffnen sich auf eine steinerne Terrasse. Wie oft mag er auf dieser Terrasse „mit unverwandtem Auge der untergehenden Sonne nachgeblickt" haben! Hier gerade war er in der schönsten Reife seines Genius, in der interessantesten Epoche seines Lebens. Er hatte die Brücke hinter sich, die ihn von seinem Vaterlande trennte, aber die Brücke war noch nicht abgebrochen. Der weichliche Süden hatte ihn noch nicht entnervt. Seine Schwelgerei war noch geistig, seine Sinnlichkeit noch gesund; sein Gemüth hatte seine jugendliche Kraft und Frische noch nicht verloren; es war für ihn noch mehr eine Zeit der Hoffnung als des Wirkens, und die Welt träumte noch mehr von dem, was er werden würde, als von dem, was er gewesen. Seine Werke (die Pariser Ausgabe) lagen auf dem Tisch. Er selbst war überall! Neben diesem Zimmer ist ein kleineres Kabinet, sehr einfach und gewöhnlich möblirt. An der einen Seite, in einem Winkel, steht ein Bett, — an der anderen führt eine Thür in das Putzzimmer. Hier, so sagte man mir, pflegte er gewöhnlich zu schreiben. Und was für Werke? „Manfred" und die köstlichsten Stanzen aus dem dritten Gesange „Childe Harold's" fallen uns sogleich ein. Wir steigen nun die Treppe hinauf und kommen durch einen Gang, an dessen Ende sich ein Fenster befindet, aus dem man eine prächtige Aussicht über den See hat. In dem Gange hängen einige merkwürdige, aber schlechte Portraits, darunter Franz I., Diana von Poitiers und Julius Scaliger. Jetzt tritt man ins Schlafgemach. Es kann nichts Heimlicheres geben, als die Möbel, die man hier sieht. Das Bett steht in einem Winkel, und in einer anderen Ecke ein altes Bureau aus Nußbaumholz, wo man über einigen Fächern noch die Aufschrift erblickt: „Briefe von Lady B—". Sein Phantasie-Leben verschwindet vor diesen einfachen Worten, und alle Widerwärtigkeiten, alle Täuschungen seines wirklichen häuslichen Lebens treten uns traurig vor die Seele. Wir gedenken der neun gerichtlichen Verfolgungen in Einem Jahre — der Kränkungen, des Gezänks, der Entfremdung, des Geklatsches und der Lästerungen der Welt und der „zertrümmerten Hausgötter". Mögen die Menschen moralisiren, so viel sie wollen, aber Mißgeschick erzeugt Fehler und söhnt damit aus."

„Am folgenden Tage drängte es mich, die Empfindungen in mir zu verscheuchen, in die mich der Anblick von Byron's Villa, die ich aus dem Garten meiner Wohnung sehen konnte, unwillkürlich versetzte, und ich trat eine zwar minder interessante Pilgerung an, aber nach einem weit besuchteren und vielleicht viel unvergänglicheren Heiligthum. Was Byron für eine kurze Zeit war, das war **Voltaire** für ein halbes Jahrhundert: eine Macht für sich allein, der Polarstern der Civilisation, der Diktator der geistigen Republik. Er war Einer von den Wenigen, die durch Gedanken eben so viel ausrichteten, wie Andere durch Handlungen. Wer hat nächst den großen Religions-Reformatoren einen solchen Einfluß auf die Gemüther der Menschen und die Geschicke der Nationen ausgeübt? Zwar nicht nach der gewöhnlichen Ansicht, wonach er und seine Kollegen an der Revolution Ursach gewesen seyn sollen; die Ursachen waren da, wenn auch kein Philosoph in der Zeit gelebt hätte; aber er konzentrirte sie und brachte die Frucht zur Reife. Ob zu Wohl oder Wehe, muß die Zeit noch lehren; nur so viel können wir sagen, daß das Uebel nicht aus Philosophie, sondern aus Leidenschaft entsprang. Ein Arzt, der das Vorhandenseyn einer Krankheit erkennt und beweist, ist darum nicht zu tadeln, wenn nach seinem Tode ein Anderer verkehrte Mittel dagegen anwendet. Ein Unglück jedoch ist es für die menschlichen Dinge, daß Weise zwar die Fäulniß eines alten Systems ans Licht bringen, Quacksalber aber das neue aufbauen."

„Der Empfangs-Saal ist ein kleines Gemach, die Möbel sind noch dieselben — eben die gestickten eichenen Stühle — eben die rothgeblümten Sammet-Tapeten. Die gänzliche Gleichgültigkeit des großen Schriftstellers gegen das Schöne zeigt sich in den elenden Sudeleien an den Wänden, die einem Englischen Dichter Nervenschauer verursacht hätten, wenn sein Blick bei jeder Wendung auf sie gefallen wäre — und ein ungeheurer Ofen, der im Zimmer steht, ein barbarisches Machwerk, reich vergoldet und mit prächtigem Plunder verziert, ist von seiner eigenen Erfindung. Dieses Möbel trägt Voltaire's Büste. In demselben Gemach befindet sich auch das berühmte Gemälde, zu welchem er, wie die Sage geht, den Entwurf gemacht haben soll. Voltaire ist hier dargestellt, wie er dem Apoll seine Henriade überreicht, während seine Feinde in den Höllen-Abgrund versinken und der Neid zu seinen Füßen erstickt. Ein merkwürdiger Beweis von der Bescheidenheit des Verdienstes und von seiner Duldung! So giebt es also eine Hölle für die, welche nicht an Voltaire glauben! Man muß aber eine solche Zeichnung nicht im buchstäblichen Sinne nehmen. Voltaire war ein eingebildeter Mensch, aber auch ein vollendeter Weltmann. Gewiß hat er selbst über das ganze Ding eben so gelacht, wie irgend ein Anderer. Gewiß sagte der alte Herr, wenn er es seinen Gästen zeigte, mit dem Finger auf die Dose schnellend und mit einer unbeschreiblich spöttischen Miene einen so artigen Witz über den Gegenstand, als ihn der größte Witzling nur erfinden konnte. Wie muß sein ganzes Gesicht gelacht haben, wenn er dem Beschauer einen Feind nach dem anderen zeigte. Wie ausgelassen mag er über ihren Verdammungs-Zustand gescherzt haben! In der That, es war eine jener knabenhaft muthwilligen Karrikaturen, die zu übertrieben sind, um boshaft zu erscheinen, von der Art, die bis zum letzten Augenblick Voltaire's großer animalischer Lebendigkeit eigen war. Es war ein herzlicher Spaß, den er sich mit sich selbst machte, um seine Feinde hinterher schleppen zu können. Voltaire kannte die Macht des Lächerlichen zu gut, als daß er,

wie einfältige Beschauer glauben, sich selbst im Ernste hätte in ein lächerliches Licht setzen sollen. Das Schlafgemach, welches an den Saal stößt, enthält Friedrichs des Großen, Madame Duchatelets und sein eigenes Portrait. Die beiden letzten erschienen im Stich vor seiner Ausgabe der Beaumarchais'schen Werke. Hier ist auch die Vase, in welcher sein Herz sich befindet, mit der Inschrift: „Mein Geist ist überall, mein Herz hier." „Mir scheint", sagte mein Begleiter, mehr witzig als gerecht, „daß sein Geist besser war als sein Herz, und ich weiß daher nicht, ob Ferney auf den Vorzug, den er ihm gab, einen besonderen Werth zu legen hat. Le Kain's Portrait hängt über seinem Bette; Voltaire war der Mann, der einen Schauspieler zu würdigen verstand; er selbst war ja der Shakespeare des künstlichen Verstandes. Ein Umstand beweist recht seine Gleichgültigkeit gegen die Natur. Das Erste, woran ein Freund von Natur-Scenen an einem solchen Ort gedacht haben würde, wäre doch wohl gewesen, die Fenster seiner Lieblings-Zimmer nach den schönsten Gegenden dieser reizenden Landschaft hin richten zu lassen. Aber Voltaire's Fenster sind absichtlich alle nach der entgegengesetzten Seite hin gewendet! Man sieht aus ihnen weder den herrlichen See noch die gewaltigen Alpen, obgleich dies sehr leicht zu bewerkstelligen war, denn man erblickt sie, so wie man in den Garten tritt. Aber der See und die Alpen waren Dinge, welche Voltaire niemals zu schildern oder zu betrachten für nöthig hielt. Auf dem Lande lebend, war er doch recht eigentlich der Dichter der Städte, und selbst seine tiefe Erforschung der Menschen war nur auf künstlich gebildete Charaktere gerichtet — auf der Menschen Geschmack, ihre Irrthümer und ihre Schwächen, nicht auf ihr Herz und ihre Leidenschaften. Wenn es niemals tiefe Gemüths-Bewegungen, niemals rege und glühende Phantasieen gegeben hätte, dann freilich wäre Voltaire der größte Maler der Menschheit gewesen. Wenn man nun das Haus verläßt und ein paar Stufen hinabsteigt, hat man einen engen Weg vor sich, zu dem einige Pappeln führen. Man tritt in einen grünen Laubengang und würde von den dichten Hecken zu beiden Seiten ganz eingeschlossen seyn, wenn nicht hin und wieder kleine Oeffnungen wie Fenster in die Zweige geschnitten wären, durch die man hier und da einen Blick auf die majestätische Landschaft rings herum gewinnt. Auf diese Art also liebte Voltaire, die Natur zu beschauen, durch kleine Fenster in einer künstlichen Hecke! Und ohne die Hecke wäre die Landschaft so herrlich gewesen! Dies war des Morgens Voltaire's Lieblings-Spaziergang. Am äußersten Ende steht eine Bank, auf welcher der große Mann (und wann wird trotz aller seiner Mängel Frankreich seines Gleichen aufzuweisen haben?) auszuruhen und zu denken pflegte. Ich sehe ihn, wie er da sitzt in seinem karmoisinenen Rock mit goldenen Tressen, die Strümpfe hoch über die Kniee gezogen, das Kinn auf sein langes Rohr gestützt, das helle durchdringende Auge (mit Unrecht schreibt man ihm manchmal finstere Augen zu) nicht auf den Boden oder in die Höhe, sondern gerade vor sich hin gerichtet. So schildert ihn der alte Gärtner, der sich seiner noch erinnern will. Ich sehe ihn, wie er seine letzte Reise nach Paris im Geiste beschloß, die ein literarisches Siegerleben mit dem herrlichsten Triumph krönte, der jemals einem Schriftsteller zu Theil wurde, und die ihm zugleich durch das Gift seines eigenen Lorbeers den Tod brachte. Niemals wurde ein Weg zum Grabe von so glänzendem Ruhme umleuchtet; aber dieselben Fackeln, welche den Triumphzug erhellten, zündeten auch den Scheiterhaufen an. Es war wie die letzte Scene eines melodramatischen Prachtstückes; der Haupt-Effekt, der die Zuschauer am meisten verblendete, war auch das Zeichen zum Fallen des Vorhanges! Der alte Gärtner, der über die hundert hinaus ist, versichert, daß er sich Voltaire's Person noch ganz deutlich erinnere; ich fragte ihn genau nach Allem und war überrascht, zu hören, daß Voltaire selbst im Alter, trotz seiner gebückten Haltung, noch bedeutend über Mittelgröße gewesen sey. Der Gärtner sprach aber noch lieber von seiner Kleidung als von seiner Person; Voltaire war sehr stolz auf seine volle Perrücke und gestickte Weste, noch stolzer auf die vergoldete Kutsche und auf seine vier Pferde. Er liebte den Prunk; nichts in seiner Umgebung war einfach. Es war auch freilich nicht das Zeitalter der schlichten und anspruchslosen Lebensweise!!"

F r a n k r e i c h.

Napoleon's Selbstgeständnisse, namentlich über seine Jugend. *)

Ich bin als Franzose geboren. Korsika war schon vor meiner Geburt mit Frankreich vereinigt. Auch glaube ich für den Ruhm und das Glück desselben genug gethan zu haben, um auf das Recht Französischer Nationalität Anspruch machen zu können. Ich habe im Interesse Frankreichs gehandelt, auch, indem ich vorzog, vom Throne zu steigen, statt in einen schimpflichen Frieden zu willigen. Ein Anderer würde dies Letztere gethan und zugleich mit seinem persönlichen Vortheil die gemeinsame Schmach auf sich genommen haben. Da ich indeß den Sieg mir untreu erkannte, zog ich mich zurück, weil eine andere Stimme, als der elende Vortheil, in mir sprach; und wenigstens wird mich Niemand anklagen, Frankreich erniedrigt zu haben, indem ich es in meinem eigenen Interesse entehrt hätte. Eine Abdankung ist eine große Handlung, wenn es nicht die Folge des Ueberdrusses oder der Schwäche, sondern das Opfer für die Majestät des Landes und Volkes ist.

Was ich gethan habe, würde ich auch jetzt thun; unter allen Umständen wird mich Frankreich mir gleich finden. Ich befinde mich gegenwärtig im Angesichte der Vergangenheit und der Zukunft, ausgesetzt den Verleumdungen des Hasses und der Feigheit. Treulose Menschen verdammen mich, Schmeichler lassen mich nur ihre eigene Unwürdigkeit empfinden. Mein politisches Leben beschreiben, heißt ihnen antworten, heißt sie siegreich widerlegen, wie entfernt ich auch bin, alle meine politischen Handlungen und meine Kriegsthaten ins Gedächtniß zurückzurufen. Die Geschichte meiner Kriege ist für sich allein ein besonderes Werk, zu dessen Bearbeitung ich die Mitwirkung der auswärtigen Generale anrufe, welche unter meinen Befehlen gekämpft haben. Gegenwärtig will ich in mir nur den Menschen, den ersten Beamten, den Monarchen einer großen Nation schildern; ich will mich darstellen, wie ich zu verschiedenen Zeiten gewesen; ich will mit Unparteilichkeit und strenger Freimüthigkeit erzählen, was ich unternommen habe, die unbekannten Ursachen meiner Handlungen offen darlegen und diejenigen vor das Gericht der Geschichte ziehen, die daran Theil genommen oder sie mir gerathen haben. Der Tag der Gerechtigkeit naht; es ist der Tag, da die Bosheit, der Neid, die Gemeinheit aufhören werden, von meinem Unglück Vortheil zu ziehen. Meine Erklärungen werden lang seyn, denn ich habe Vieles zu sagen; wenig Menschen haben in so kurzer Zeit so lange gelebt als ich.

Ich werde Alles sagen; weder der Undank der Großen, noch der der Privatpersonen soll mich daran hindern; aber nie werde ich mich zu Beleidigungen erniedrigen. Bin ich bisweilen gezwungen, mich zu vertheidigen, so soll doch meine Vertheidigung niemals bitter seyn; wäre sie es, so würde man mich nicht verstehen. Die Verderbniß der bürgerlichen Gesellschaft ist so groß, daß Viele meine Klagen sonderbar finden und mich ohne Scham fragen werden, ob sie mich etwa hätten sich selbst vorziehen sollen; ich habe so Viele gesehen, die ich als Menschen nicht achten kann, daß, wenn auch die Ausnahmen die Regel nicht aufheben, sie doch noch viel weniger für die Regel sprechen.

Ich habe Fehler begangen, aber ich werfe sie mir nicht vor; diejenigen sind die wahrhaft Strafbaren, die mich nicht davor gewarnt und zur rechten Zeit unterrichtet haben; denn ich vernahm seit meiner Erhebung zur Macht fast nichts als Schmeicheleien, und stets suchte man meinen Wünschen zuvorzukommen. Nie konnte ich unter meinen Umgebungen ein Gesicht prüfen, denn Jeder neigte es in schamloser Erniedrigung vor mir zur Erde. Man schien sich gegen mich vereinigt zu haben, um mich mit der Macht und in ihr zu berauschen; ich hatte wenig Freunde, aber ich habe deren gehabt, und es sind mir auch Freunde geblieben; manche waren mir ganz ergeben, und ich habe Enthusiasten gehabt, die für mich kämpfen werden. Ich verdiente die Einen wie die Anderen, denn ich wußte zu lieben.

Ich liebe meine Verwandten, und ich habe es ihnen bewiesen, selbst denen, die sich undankbar gegen mich gezeigt haben; ich liebe meine Waffengefährten, die Gefährten meines Ruhms, und sie haben an meiner Größe ihr gutes Theil gehabt. Ich liebe Frankreich; ich glaube, es reich beschenkt zu haben, indem ich ihm Frieden, Gesetze und Lorbeern gab, wie deren alle frühere Jahrhunderte ihm nicht in gleichem Maße gegeben hatten. Ich strebte stets danach, das Gewonnene zu behaupten; ich baute auf Ruinen, und ohne von den zerstreuten Trümmern etwas zu entlehnen; aus dem Chaos erhoben sich neue Institutionen nach dem Bedürfnisse der Gegenwart; ich ermuthigte die Künste, ehrte die Wissenschaften, erneuerte die Altäre, unterwarf der Macht meines Willens die stolze, eitle und thörichte Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, welche die bürgerliche Gesellschaft verdorben, die Herzen abgewendet und die Keime von Republik, jener ohnmächtigen und tollen Chimäre, erzeugt hatte, die Alle verderben wird, welche thöricht genug sind, in ihr ein wahrhaftes Gut zu erblicken. Diese Ideen hatten den Glauben an Gott vernichtet; aber die Strenge meines häuslichen Lebens, mein Beispiel, meine Thätigkeit bewirkten Frankreichs Wiedergeburt. Durch mich ward Frankreich monarchisch; denn ich erdrückte das Ungeheuer der Anarchie, das es verschlungen hätte, und es war die Wohlfahrt Aller, die ich damit beförderte.

Die Einkünfte des Staats habe ich nicht vergeudet; ich war gleich weit entfernt von strafbarer Verschwendungssucht, wie von schimpflicher Sparsamkeit; meinen Privatschatz erschöpfte ich, ohne mich durch den Gedanken an meine Zukunft zu beunruhigen: was bedarf ich auch des Geldes? und was meine Erbschaft betrifft, so genügt mein Name, um sie reicher zu machen, als die des mächtigsten Potentaten.

Meine politische Laufbahn scheint vollendet zu seyn; ich selbst erlebe den Anfang meiner Zukunft, wie wenigen Menschen zu Theil geworden ist. Ich stehe bereits auf dem Gebiete der Nachwelt, wenngleich ich selbst noch lebe: ich höre die Urtheile der Menschen; die wüthenden Leidenschaften sind entfesselt, aber mich bedünkt, daß der Enthusiasmus und die Dankbarkeit noch lauter sprechen. Jeder Anklage gegen mich setze ich einen Sieg oder eine große politische Handlung entgegen. Die Wahrheit dringt durch, und sie ist ehrenvoll für mich.

Aus seiner Kinderzeit erzählt nun der Held unserer Memoiren Folgendes: „Ich erinnere mich noch, unter den mancherlei Mährchen, womit mich meine Wärterin einzuschläfern suchte, daß sie in einer Nacht, da ich durchaus nicht einschlafen konnte und sie nicht in Ruhe ließ, zu mir sagte: „„Napoleon, sey ruhig und still, und ich will Dir das Königreich Korsika geben, wenn Du groß bist."" — „Und Frankreich?" sagte ich. — „„Auch Frankreich dazu."" — „Und die ganze Welt?" — „„Auch diese sollst Du haben; aber nun sey still und verlange nicht mehr, denn sonst müßtest Du Gott den Vater selbst entthronen wollen."" — Ich war von diesem Gespräche so ergriffen, daß, als sich meine Augen schlossen, ich noch immer für mich wiederholte: „Ich werde König von Korsika, von Frankreich und der Welt seyn, so hat mir Saverja (das war der Name der Wärterin) versprochen; aber ich will

*) Aus den Mémoires de Napoléon Bonaparte, Paris, 1834, die angeblich nur nach eigenhändigen Mittheilungen Napoleon's verfaßt sind, wie er sie vor dem 13. Vendemiaire, während der Ueberfahrt von Aegypten und später in einzelnen freien Stunden niedergeschrieben und dann in Elba vervollständigt haben soll. Das Manuskript selbst — so wird versichert — gerieth 1815 in die Hände der Bourbonen, aber die Ereignisse von 1830 brachten es wieder an's Licht der Oeffentlichkeit. Der Herausgeber der Memoiren will die darin enthaltenen Mittheilungen nur der Form nach zu einem Ganzen verarbeitet haben; das Wesentliche derselben soll Napoleon selbst angehören. — Wir unsererseits theilen jedoch diese Probe mehr als eine literarische Curiosität, denn als einen werthvollen Beitrag zu Napoleon's Charakteristik mit

Nichts mehr verlangen, denn sonst müßte ich Gott den Vater selbst entthronen wollen.“ — Damit steht Folgendes in Verbindung, was dort ebenfalls erzählt wird. „Ich war außerordentlich wißbegierig; ich wollte die Ursachen der Naturwunder, die mich umgaben, und den Zustand des Landes kennen lernen. Meine Fragen setzten meinen Groß-Onkel Lucian oft in Erstaunen, der sich übrigens darin gefiel, in mir ein künftiges Licht der Kirche zu sehen. „„Er wird““, sagte er, „„Archidiakonus werden, dieser kleine Napoleon; vielleicht auch Bischof und Kardinal.““ Und dann, sich unterbrechend, fragte er mich: „„Willst Du Papst werden?““ Ich aber erwiederte: „Nein, aber König von Korsika und Frankreich.“ — „„Nun!““ antwortete dann Lucian mit Lächeln, „„das ist immer etwas.““

Von seinem Aufenthalte in der Militair-Schule zu Brienne erzählt der Verf. der Memoiren: „Eines Tages gab man mir den Plutarch von Amyot; ich verschlang ihn, und seitdem war er meine tägliche Lektüre. Ich schöpfte daraus das mächtige Verlangen, daß auch mein Leben einst beschrieben werden möchte. Hieraus entwickelten sich meine ersten ehrgeizigen Gedanken; ich begriff zu gleicher Zeit, daß es, um sie zu verwirklichen, vor Allem der angestrengtesten Thätigkeit bedürfe; daß das Glück nur selten die Menschen aufsucht, daß es vielmehr nur diesen obliegt, nach ihm zu laufen; endlich, daß es, um für das Glück, wenn man es erreicht hat, die Verzeihung der Menschen zu erlangen, großer Tugenden bedürfe.“

„Was sich mir damals weniger bestimmt zeigte, kann ich freilich heutzutage besser schildern; aber ich weiß deutlich, daß die Geschichte der großen Feldherren des Alterthums mich mit dem Gefühle der Nacheiferung erfüllte. Alexander, Hannibal und Cäsar waren meine Lieblinge. Namentlich der Zweite schien mir um so mehr Bewunderung zu verdienen, als er sein eigener Schöpfer war, als er sich selbst seine Hülfsmittel gebildet und seinem Vaterlande, sogar wider dessen Willen und ohne es jemals zu verrathen, gedient hatte. Mit gleichem Interesse folgte ich ihm in sein Unglück, als ich ihn auf seinen Siegen begleitete; weit entfernt, zu denken, daß auch ich, nachdem ich einst Europa würde in Erstaunen gesetzt und beherrscht haben, von einem Blitzstrahle getroffen dahinsinken würde, den ich hätte vorhersehen sollen. Aber ich habe es nicht gethan, weil ich auf Frankreich zählte und es von der Nothwendigkeit überzeugt glaubte, sich um mich zu vereinen. Es hat mein Vertrauen getäuscht; möge es diese Täuschung nie zu bereuen Ursache haben!“

„Hannibal war denn also mein besonders bevorzugter Günstling; Alexander unterhielt mich durch seine abenteuerlichen Züge, und in Cäsar studirte ich die vereinten großen Eigenschaften eines geschickten Feldherrn und eines klugen Staatsmannes.“

Im Jahre 1785 wurde Napoleon Seconde-Lieutenant im Artillerie-Regiment La Fère und ging mit demselben nach Valence in Garnison. Hier lernte er unter Anderem eine Familie du Colombier kennen; erfüllte ihn die Frau du Colombier mit Achtung für ihren Geist und Charakter, so zog ihn die Tochter auf andere Art nicht wenig an. „Wie glücklich“, sagt er, „hätte ich mich damals gepriesen, wenn ich sie zur Frau erhalten hätte! Ich liebte sie, wie ich später Frankreich und den Ruhm liebte; aber was war ich damals, um die Hand eines reichen Fräuleins erhalten zu können? Nichts, als ein armer Subaltern-Offizier! Sie selbst war in jeder Hinsicht reizend; sie besaß Anmuth, Bildung, Geist, Sittenreinheit, Kraft des Urtheils, also Alles, was einem jungen Unter-Lieutenant den Kopf verdrehen konnte. Dabei war in dem Gefühle, welches sie mir einflößte, etwas Schüchternheit und Religiosität, wie ich es nachher bei keiner Frau wieder empfunden habe.“

„Das Herz schlug mir höher, als ich im J. 1793, da ich von der Italiänischen Armee zurückkehrte, zum ersten Male wieder nach Valence kam. Wie oft hatte ich während meiner ersten Feldzüge an Fräulein du Colombier gedacht! wie stolz war ich, mit den Generals-Epauletten vor ihr nach so wenigen Jahren erscheinen zu können! Aber ich fand sie verheirathet. Da sie mir Nichts versprochen hatte, so durfte ich mich auch nicht beklagen. Ich habe nie aufgehört, mich für sie zu interessiren; nach der Gründung des Kaiserreichs ernannte ich sie, eine der Ersten, zur Palast-Dame der Kaiserin. Mit großem Vergnügen sah ich sie wieder; aber es war einer der peinlichsten Momente meines Lebens, als ich, auf dem Throne sitzend, den sie mit mir hätte theilen können, zu meinen Füßen ihren Eid der Treue entgegennahm. Sie war eine gute, wackere Frau und noch recht hübsch; allein nie machte ich den geringsten Versuch, ihr zu gefallen; denn ich hatte einen Theil der Achtung für sie beibehalten, die sie mir früher eingeflößt hatte, und für Nichts in der Welt wollte ich aufhören, eine Frau zu achten, deren Herz ich noch jetzt glaube einmal gerührt zu haben.“

Nachdem bereits die Auswanderungen begonnen hatten und der Graf Artois mit dem Prinzen Condé in Turin einen Einfall in das südöstliche Frankreich vorbereiteten, wurden die Offiziere des Regiments, bei dem Napoleon stand, und welches in Auxeux in Garnison lag, um ihre Meinung befragt: ob sie, auf den Fall, daß die Prinzen in Frankreich eindrängen, sich für sie erklären würden. Jeder Offizier gab seine Erklärung hierauf nach seiner Art. „Die meinige“, sagt Napoleon in diesen Memoiren, „war ganz offen die: die Prinzen mögen sich hüten, daß sie nicht in meine Hände fallen; wenn sie in Gefolge der Fremden den Bürgerkrieg nach Frankreich bringen, und jener Fall tritt ein, so lasse ich sie auf dem ersten besten Felde erschießen. Und das würde ich auch gethan haben“, fügt er hinzu, „wie ich glaube, daß Niemand, der mich kennt, daran zweifeln wird. Stets habe ich das Unglück geachtet; aber niemals habe ich die Untreue gegen das Vaterland gutheißen wollen. Jeder Franzose, der wider Frankreich kämpft, ist ein Verräther und verdient den Tod.“

Mirabeau, den Napoleon in der National-Versammlung hörte, nennt er einen großen Mann von schlechter Lebensart, einen politischen Alcibiades, der zuerst den Höflingen die Macht der Rede zeigte, jenen furchtbaren Hebel, vor den sich die Großen zu hüten haben, weil, selbst wenn sie die Vernunft auf ihrer Seite haben, die Menge dennoch immer diejenigen, die ihren Leidenschaften schmeicheln, denen vorziehen wird, welche sie niederdrücken. „Es schmerzt mich, in Bezug auf ihn, daß ich gezwungen bin, einen Mann zu bewundern, den ich nicht achten kann.“

Seltsam ist folgende Bemerkung: „Die Menschen von besonderer Körpergröße ermangeln oft der moralischen Eigenschaften; man gängelt sie im Allgemeinen wie Kinder; die Ausnahmen hiervon sind selten, aber ich selbst habe keine auffallendere gekannt, als die, welche Kleber machte.“

„Am Tage des 20. Juni 1792“, heißt es an einer anderen Stelle, „war ich auf der Wasserterrasse in der Nähe des Königlichen Schlosses, um der vorbereiteten Katastrophe auf dasselbe und auf den König nahe zu seyn. — Ein Volkshaufen riß mich mit fort; ich stieg in das Schloß, um mich nicht verdächtig zu machen. Ich war in dem Saale mit dem Könige, als ihm ein Mensch eine rothe Mütze anbot; der König nahm sie und — verunreinigte damit sein Haupt, indem er sie sich aufsetzte. Ich würde mich dagegen in dem gleichen Falle mit der Krone geschmückt haben, und gewiß! sie wäre nicht entwürdigt worden.“

„Die Königin hätte die Katastrophe des 10. Aug. 1792 voraussehen sollen“, sagt Napoleon von diesem Tage, an dem er ebenfalls auf Urlaub in Paris war; „aber sie hatte Nichts dagegen gethan. Als nun der Augenblick der Entscheidung gekommen war, zeigte sich die große Seele der Maria Theresia in ihr; sie ergriff eine Pistole, gab sie dem Könige, mit der Aufforderung, sich derselben zu bedienen, den Degen zu ziehen, sich zu vertheidigen. Man hat mir versichert, daß der König ihr geantwortet habe: „Sie werden uns verderben, Madame, nicht hier ist der Ort, wo ich zu handeln habe; es wird ein Tag kommen ....“ Aber dieser Tag kam niemals. — Ich war an diesem Tage bis in den Saal der Reitbahn gedrungen; ich war Zeuge der unwürdigen Art, wie man den König behandelte; ich war begierig, dem Ende einer Monarchie beizuwohnen, und zweifelte nicht an dem, was das Schicksal mir vorbehielt; ich begriff, als nun der König die National-Versammlung verließ, daß es mit der Monarchie in Frankreich zu Ende sey, und daß der Thron nur dem seyn würde, der sich seiner bemächtigte. Es kam mir nicht in den Sinn, daß ich ihn eines Tages einnehmen könnte; aber ich freute mich, da Ludwig XVI. ihn nun einmal verlieren sollte, daß er nur für denjenigen offen seyn sollte, der sich seiner am würdigsten machen würde. Nur kurze Zeit verging, und ich bereitete mich vor, mich eines Tages darauf zu setzen. Von dem Augenblicke an, da ich zum Kommando der Italiänischen Armee berufen wurde, sah ich ein, daß nur die Zeit noch zwischen mir und dem Throne sey.“

Bibliographie.

Du Mont Saint-Michel au péril de la mer, dans son état actuel, physique et social. — Von Victor de Maudhuy. 8 Fr.

Nouveau Tableau de Paris au XIXe siècle. T. V et VI (et dernier). — 15 Fr.

Les Six d'Orléans. Essai historique sur la branche cadette de la maison de Bourbon. — 4 Fr.

Recueil d'expériences sur les mortiers de construction, suivi d'observations sur la manière d'opérer dans les recherches de ce genre. Par H. A. Soleirol, capitaine du génie. — 7½ Fr.

Répertoire universel du commerce et de la navigation. — Von Maiseau. Th. III. 14 Fr.

Cours de chimie élémentaire. — Von A. Bouchardat. Zweite Abthg. Organische Chemie. 9 Fr.

Süd-Amerika.

Der Diktator Francia.

Zweiter Artikel.*)

Das Schiff, auf welchem ich in Gefangenschaft gerathen war, hieß die „Inglesita.“ Gleich nach meiner Befreiung ließ ich dasselbe von la Barada absegeln und nach der Hauptstadt von Paraguay, dem ursprünglichen Bestimmungsorte unserer Reise, zusteuern. In dem Briefpacket, das wir zu Buenos-Ayres an Bord genommen, hatte sich unter vielen anderen kaufmännischen und Privatschreiben eins von Don Nicolas Herrera, dem damaligen Staats-Secretair von Buenos-Ayres, an den Dr. Francia befunden. Dieser Herrera war ein Jahr vorher als Gesandter von Buenos-Ayres in Paraguay gewesen, um zwischen beiden Republiken einen Handels-Traktat abzuschließen, der aber nicht zu Stande gekommen ist.

Während des Aufenthalts dieses Diplomaten zu Assuncion hatte ich oft Gelegenheit, ihn in meiner Behausung zu sehen. Denn alle Eingebornen, so wie diejenigen, die mit dem Dr. Francia nur in irgend einer Berührung standen, hatte jede Art von Zusammenkunft mit dem Fremden auf's Aengstlichste vermieden, so daß dieser fast von aller Gesellschaft ausgeschlossen war. Nur mir, als einem Ausländer, hatte der Dr. Francia die Erlaubniß, so oft es mir beliebte, mit Herrera zusammen zu kommen, mit den Worten ertheilt: „Ich bin überzeugt, daß Sie sich in die Politik unseres Landes nicht einmischen, und da es zu beklagen wäre, daß ein Mann von solcher Beredsamkeit, wie Herrera,

*) Als Fortsetzung des ersten Artikels in Nr. 54 des „Magazins.“

genöthigt seyn sollte, den ganzen Tag über zu schweigen, indem er Niemanden hätte, mit dem er reden könnte, so mag es Ihnen vergönnt seyn, sich in der Gesellschaft jenes „elenden Charlatans“ nach Ihrem Belieben zu amüsiren.“

Der Diktator hatte mir nur vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem er mir zutraute, daß ich mich in seine Politik nicht einmischen würde. Ich war zu sehr für mein eigenes Leben und mein im Lande befindliches Vermögen besorgt, um mich irgendwie in politische Händel einzulassen. Und so viel ich auch immer über seine tyrannischen Maßregeln und die deutlichen Zeichen des hereinbrechenden Sturmes selber nachgedacht, so enthielt ich mich doch auf's gewissenhafteste jedes Einschreitens in die politische Atmosphäre des Landes, über die hier überall der Horizont sich zusammenzog und ein nahes Ungewitter zu verkünden schien. Was aber Herrera betraf, so geschah ihm von Seiten des Diktators keinesweges Recht. Der Gesandte von Buenos-Ayres verband mit vieler Gewandheit und feinen Manieren einiges literarische Talent und eine so glückliche Auffassung alles Lächerlichen, das in jenem Lande so reichlich sich darbot, daß er einen ganz angenehmen Gesellschafter abgab.

Eben dieser Herrera war es, der mich, als ich bereit war, Buenos-Ayres zu verlassen, aufforderte, ihn in das Amtsgebäude, wo er damals als Staats-Secretair fungirte, zu begleiten. Er theilte mir mit, daß seine Regierung an Dr. Francia zu schreiben beabsichtigte; da sie wüßte, daß es demselben an Gewehren fehle, so wollte sie sich erbieten, ihn mit dergleichen zu versehen, wenn er ihr dafür zum Austausch einige Paraguayische Rekruten stellte. Der General Albear, der damals Direktor von Buenos-Ayres war, bestätigte die Aussage Herrera's und fügte noch hinzu, daß man, mit Rücksicht darauf, daß ich in beiden Ländern, in Paraguay wie in den Provinzen am Plata-Strome, so bekannt wäre, die Absicht habe, in dem mir einzuhändigenden Briefe den Diktator hinsichtlich aller näheren Auskunft über den Zustand des letzteren Staates auf mich zu verweisen.

Dieser Brief nun, der verabredetermaßen ausgefertigt worden, war unter den anderen Papieren auf der „Inglesita“ mit aufgegriffen und an den General Artigas abgeschickt worden. Dieser General stand damals (1814 — 15) in offenem Kriege mit Buenos-Ayres, von welchem Staate er die meisten inneren Provinzen und Städte westlich vom Plata, so wie das ganze Gebiet auf der Ostseite dieses Stromes (die Banda Oriental) losgerissen hatte. Mit Paraguay hingegen war er zwar nicht im offenen Kriege begriffen, doch hatte er durch mehrfache mit List und Gewalt ausgeführte Maßregeln, so wie selbst durch einige Streifzüge in das letztere Land, bewiesen, daß er kein Mittel scheue, wodurch er den Einfluß des Diktators irgendwie schwächen könnte. Bis jetzt hatten sich beide Machthaber immer das Gleichgewicht gehalten. Während Francia in seinem von Flüssen begränzten und isolirten Gebiete sicher war, hatte sich Artigas durch seinen Einfluß auf die benachbarten Provinzen und durch seine schnellfüßige Kavallerie zu behaupten gewußt — so daß jeder von beiden es vermied, dem anderen förmlich den Krieg zu erklären. Jedoch waren sie Beide in gleichem Maße stets dazu bereit, sobald nur einer von ihnen irgend ein Uebergewicht erlangt hätte.

Mittlerweile aber lauerten sie von ihren respektiven Burgen aus, gleich zwei erbitterten Raubthieren, fortwährend einander auf und suchten kühnen und gierigen Blickes den Moment zu erforschen, der Einem von ihnen am günstigsten wäre.

So standen die Sachen, als ich die „Inglesita“ von la Barada nach Assuncion abgehen ließ. Ich selbst ritt nach Buenos-Ayres zurück, besuchte dann das Lager des Generals Artigas und begab mich endlich auf dem Wege zu Lande nach Paraguay.

Kaum aber hatte ich dies Gebiet betreten, als ich einem Courier begegnete, den mein Bruder an mich abgeschickt und der mir einen Brief folgenden Inhalts überbrachte:

„Assuncion. Mein lieber John! Dein Schiff, die „Inglesita,“ ist angekommen. Allein der Diktator hat nicht nur die Ausladung desselben verboten, sondern mich noch dazu aufgefordert, dasselbe innerhalb acht Tagen wieder zurück zu schicken. An mich selbst ist die Ordre ergangen, die Provinz zu verlassen, und es sind mir nur noch drei Wochen vergönnt, um Deine Geschäfte hier in Ordnung zu bringen; auf diese Weise wäre denn der größte Theil Deiner hier zerstreut liegenden Güter so wie Deiner ausstehenden Schulden als gänzlich verloren anzusehen. Das ist aber noch nicht Alles. Ich soll Dir im Auftrage des Diktators anzeigen, daß Du es bei Deinem Leben nicht mehr wagen sollst, das Gebiet von Paraguay zu überschreiten; und ich bin zu sehr von den grausamen Absichten desselben überzeugt, um nicht auf der Stelle unseren Courier Belasquez an Dich abzuschicken. Ich bitte Dich demnach ganz ernstlich, daß Du ja nicht hierher kommst. Du hast mir nur anzuzeigen, wohin Du Dich wendest, und was für einen Plan Du unternimmst, und ich werde hier schon Alles in der kurzen mir gestatteten Frist bestmöglichst für Dich abzumachen suchen. Die Gründe, die Francia für sein hartes Verfahren angiebt, sind hauptsächlich zwei: — Erstlich, sagt er, hätte Capitain Percy bei Artigas eben so wohl auf die Herausgabe der Gewehre wie auf das Dir gestohlene Eigenthum bestehen sollen; wie, fuhr er in einem Tone der Bitterkeit und des Unwillens fort, den ich selten bei ihm bemerkt, wie könnte ich es wohl für billig halten, daß er noch länger einen Verkehr mit Englischen Lumpen (Waaren) in Paraguay gestatte, nachdem der Befehlshaber der Britischen Macht nicht einmal einen Handel mit Waffen zu beschützen vermocht? So will er denn auch von nun an uns gar nichts mehr einräumen, und er ist entschlossen, den Herren in Großbritanien zu zeigen, daß es zum wenigsten noch einen Mann in der Welt — und das einen Diktator — gebe, der ihre Freundschaft so wenig achtet, als ihre Protection ihm keinen Vortheil gewährt. Der zweite Grund des Unwillens von Francia ist gänzlich gegen Dich selbst gerichtet, und daher auch seine Erbitterung gegen Deine eigene Person. In dem Briefe von Buenos-Ayres an den Dr. Francia hat Dich der Direktor Albear als den Mann bezeichnet, der dem Diktator über alle jenen Staat betreffende Angelegenheiten genügende Auskunft geben würde. Aus diesem Umstande folgert derselbe nun, daß Du gegen ihn bei der Regierung von Buenos-Ayres intriguirt haben mußt: und Du weißt, wie vergeblich — ja wie noch weit schlimmer als vergeblich — wie gefährlich es ist, seiner Behauptung auch nur das Geringste entgegen zu setzen. Ich hoffe, daß Dich der Courier zu Corrientes antreffen werde, ehe Du noch das gefährliche und verbotene Land betrittst. Solltest Du aber bereits auf Paraguayschem Gebiete seyn, so bitte ich Dich um's Himmelswillen, Dich ja sogleich auf der Stelle zu flüchten und nicht in Angst zu versetzen Deinen treuen Bruder, William. —“

Als ich diesen Brief erhielt, befand ich mich bereits innerhalb der Provinz Paraguay. Ich eilte eben in vollem Gallop in Begleitung eines Bedienten und eines Postillons nach Assuncion. Die Straße führte durch einen finsteren und fast unzugänglichen Wald; als ich nun die Zügel meines Pferdes anhielt, um den Unglück verkündenden Brief zu lesen, indem ich auf die tiefe Einöde und Wildniß um mich her, auf die keichenden Rosse, auf die beinahe schon erschöpften Reiter — und auf die ängstliche unruhige Haltung meines Couriers den Blick richtete — da überfiel mich plötzlich eine Ohnmacht, und Alles schwindelte kreisend um mich her. Indeß erholte ich mich bald wieder und entschloß mich augenblicklich, trotz der dringenden Ermahnungen meines Bruders, trotz der warnenden Vorstellungen unseres alten treuen Couriers, nach Assuncion zu reiten und daselbst den Diktator in seinem eigenen Palaste zu sehen. Ich war mir meiner Unschuld so völlig bewußt und über das unwürdige Benehmen Francia's so aufgebracht, nach Allem, was ich für ihn gelitten, nachdem ich in Folge des für ihn selbst übernommenen Geschäfts auf meinem eigenen Schiffe zum Gefangenen gemacht, mein Vermögen eingebüßt und zu la Barada selbst eingesperrt worden war, daß ich so kühn wie ein Löwe wurde; ich hielt mich zu sehr von der Unmöglichkeit überzeugt, daß er es wagen könne, mich erschießen zu lassen, als daß ich mich auch nur im Geringsten vor seinen Drohungen hätte fürchten sollen.

Ich kam in Assuncion zur Nachtzeit an und ritt in der größten Stille durch die Stadt, bis ich mein Haus erreichte. Ich mag hier nicht den Schrecken und die Angst beschreiben, die meinen Bruder überfiel, als er mich erblickte. Er bat, er beschwor mich, daß ich augenblicklich die Stadt wieder verlassen möchte, allein vergeblich. Ich war zu fest entschlossen, mich den anderen Morgen zum Diktator selbst zu verfügen, als daß ich irgendwelchen Vorstellungen hätte Raum geben können. So brachten wir denn einen großen Theil der Nacht im Gespräche zu. Mein Bruder erzählte mir von den tausend grausamen und eigenmächtigen Handlungen, die sich der Diktator hatte zu Schulden kommen lassen, seitdem ich Paraguay verlassen. Indeß ließ ich mich durch alle diese Mittheilungen, so sehr es auch mein Bruder hoffen mochte, nicht davon abschrecken, mich nun einmal der Gefahr auszusetzen, selbst ein Opfer Francia's zu werden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Eßbare Toleranz.** Im Herbste 1832 stieg ich den Hradschin in Prag hinauf, um die Blinden-Anstalt zu besuchen. Die Zeit der „Jause“ (d. h. Vesperzeit) kam heran, und die Zöglinge der Anstalt erhielten Brodschnitten, auf denen etwas Weißes und Grünes sich gemengt befand. Auf meine Frage, was dies sey, wurde mir geantwortet: „Toleranz!“ — „O glückliche Zeit“, sagte ich, „wo die Toleranz so genießbar geworden ist! Aber welches sind die Bestandtheile derselben?“ — „Weißer Käse und Schnittlauch“, antwortete man. „Aber warum bilden zwei so fremdartige Stoffe die Toleranz?“ — „Eben weil die Toleranz das Fremdartigste mit gleicher Liebe genießt.“ Der Name soll in Böhmen seit Kaiser Maximilian entstanden seyn. — Im Englischen fehlt das Wort tolerance noch in Bailey's Wörterbuche. Wäre es nicht zweckmäßig, mittelst jenes Gerichts auch das Wort und den Begriff in Großbritanien und Irland einzuführen? Z—t.

— **Bulgarin contra die Erde und ihre Bewohner.** In den Nummern 90 und 91 der in St. Petersburg erscheinenden Nordischen Biene widerlegt Bulgarin mehrere in dem bekannten Deutschen Werke von Karl Friedrich Hoffmann: „Die Erde und ihre Bewohner“ vorkommenden Angaben über Rußland und zeiht den Verfasser einiger Unrichtigkeiten und Uebertreibungen, namentlich in Betreff der Schneebrillen, die die Bauern im Winter tragen sollen, der bei den Groß-Russen allgemeinen Treulosigkeit gegen Fremde und des leidenschaftlichen Hanges zum Stehlen, so wie auch ganz falscher Erklärungen Russischer Wörter. Zuletzt führt Bulgarin noch an, daß er sich zu dieser Widerlegung gar nicht entschlossen haben würde, wenn nicht der berühmte Name des Verfassers jener Schrift und der gerechte Wunsch, dergleichen unrichtige Data über Rußland nicht allgemein verbreitet zu sehen, ihn dazu genöthigt hätten.

— **Griechischer Ahnenstolz.** Als der verstorbene Herr Anson, Bruder des Lord Anson, im Orient reiste, miethete er sich eines Tages ein Schiff, um die Insel Tenedos zu besuchen. Sein Steuermann, ein alter Grieche, sagte zu ihm, als sie unterweges waren, mit einer Miene, in der sich die stolzeste Genugthuung spiegelte: „Da war es, wo unsere Flotte lag.“ — „Was für eine Flotte?“ fragte Herr Anson. „Was für eine Flotte?“ versetzte der erstaunte Veteran, „ei, unsere Griechische Flotte, bei der Belagerung von Troja!“ (Mirror.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Mittwoch den 27. Mai 1835.

Nord-Amerika.

Abbotsford and Newstead-Abbey. (Abbotsford und Newstead-Abtei.) Als zweiter Band des unter dem gemeinsamen Titel Miscellanies erschienenen Wanderbuches.*) Von Washington Irving. New-York und London, 1835.

Ein anziehender Stoff erhält neuen Reiz für das Publikum, wenn die Feder eines beliebten Schriftstellers ihn bearbeitet; und so darf man gewiß nur Scott und Byron als den Gegenstand und Washington Irving als den Verfasser des vorliegenden Buchs nennen, um dasselbe jedem Leser zu empfehlen.

Es enthält die Erinnerungen an einen Besuch, den der Verfasser vor fast zwanzig Jahren, nämlich 1816, dem großen Unbekannten in Abbotsford abstattete, als dieser noch in bescheidener Zurückgezogenheit lebte und sich noch nicht das Herrenhaus erbaut hatte, welches er später bewohnte; so wie die Erinnerungen an einen neueren Aufenthalt zu Newstead, als diese Abtei nicht mehr ihrem edlen Erben gehörte, sondern bereits in den Besitz des Oberst Wildman übergegangen war.

Die Schilderung Walter Scott's in seinem häuslichen Kreise ist voller Anmuth und Schönheit. Washington Irving wurde auf's herzlichste von ihm empfangen und blieb mehrere Tage dort. Hören wir ihn selbst:

„Scott sprach viel von den Plänen, die er mit Abbotsford vorhatte. Es wäre ein Glück für ihn gewesen, hätte er sich mit seiner köstlichen, von Wein umrankten Hütte begnügen können, und mit der einfachen, aber frohen und gastfreundlichen Lebensweise, in der ich ihn zur Zeit meines Besuches fand. Das ungeheure Gebäude zu Abbotsford und der gewaltige Aufwand an Dienerschaft, Gefolge, Gästen und adlichem Prunk, zu dem es ihn nöthigte, zehrte seinen Geldbeutel auf, machte ihm Sorge und Mühe und wälzte eine Last auf seinen Geist, die ihn zuletzt zermalmte. Damals jedoch lag noch Alles in weiter Ferne, in matten Umrissen angedeutet, und Scott fand Vergnügen daran, sich seinen künftigen Wohnort gleich einem der Phantasie-Gebilde seiner Romane auszumalen. Es sey eines von seinen Luftschlössern, pflegte er zu sagen, das er in festen Stein und Mörtel verwandle. Um den Platz zerstreut lagen mancherlei Bruchstücke von den Trümmern der Melrose-Abtei, und diese wollte er seiner Wohnung einverleiben. Er hatte bereits aus solchen Materialien eine Art von Gothischer Blende über eine Quelle gebaut und einen kleinen steinernen Becher darauf gestellt."

„Ich muß hier eines sonderbaren Umstandes erwähnen, der mir damals noch nicht bekannt war; Scott war nämlich mit seinen eigenen Schriften äußerst zurückhaltend gegen seine Kinder, und es war ihm sogar unangenehm, wenn sie seine romantischen Dichtungen lasen. Ich erfuhr dies einige Zeit nachher aus einer Stelle in einem seiner Briefe an mich, wo er eines Geschenkes gedachte, das ich bei meiner Rückkehr nach England einer der jungen Damen mit der Amerikanischen Miniatur-Ausgabe seiner Gedichte gemacht hatte. „„In meiner Eile““, schreibt er, „„habe ich vergessen, Ihnen in Sophiens Namen für die freundliche Aufmerksamkeit zu danken, die Sie ihr mit dem Amerikanischen Bändchen erwiesen haben. Ich weiß nicht recht, ob ich auch meinen Dank hinzufügen darf; denn Sie haben sie mit mehr Thorheiten ihres Papa's bekannt gemacht, als sie sonst erfahren hätte, weil ich stets eifrig besorgt war, ihnen in ihren frühen Jugendjahren nie etwas von diesen Dingen zu Gesicht kommen zu lassen.““

„An einem schaurigen Tage war Scott von einem seiner Diener begleitet, der seinen Mantel trug. Dieser Mensch, der George hieß, wie ich glaube, verdient besondere Erwähnung. Sophie Scott pflegte ihn ihres Vaters Großwesir zu nennen, und eines Abends, als sie am Arm ihres Vaters hing, schilderte sie höchst launig die Berathungen, die er und George gewöhnlich über Landwirthschafts-Angelegenheiten zusammen hielten. George war sehr zähe in seinen Ansichten, und er und Scott hatten manchmal vor der Thür des Hauses über irgend etwas, das auf dem Gute zu verrichten war, lange Debatten mit einander, bis der Letztere am Ende ganz ermüdet seine Behauptungen fahren ließ und mit dem Ausruf „„Gut, gut, George, so mach, was Du willst““, das Feld räumte. Nach einer Weile aber pflegte dann George sich an der Thür des Sprechzimmers blicken zu lassen und zu sagen: „„Ich habe mir die Sache überlegt und denke, ich werde im Ganzen doch Ew. Edlen Rath befolgen.““ Scott lachte herzlich über diese Erzählung. Es sey mit ihm und George, meinte er, wie mit einem alten Laird und einem Lieblingsdiener, dem er so lange nachgegeben hatte, bis es gar nicht mehr zum Ertragen war. „„Das geht nicht““, schrie der alte Herr in einem Anfall von Zorn, „„wir können nicht länger zusammen leben, wir müssen uns trennen.““ — „„Na, wo Teufel, wollen Ew. Edlen denn hin?““ antwortete der Andere."

„Scott's Unterhaltung war offen, herzlich, pittoresk und dramatisch. Ein kräftiger, kluger und gesunder Sinn strahlte stets hindurch, wie in allen seinen Schriften, wurde aber fortwährend von gefühlvollen, phantasiereichen und humoristischen Zügen belebt und verschönert. Ich habe dem ergiebigen Fluß ernster Gedanken, die sich so oft in sein Gespräch mischten, bei weitem nicht die gebührende Gerechtigkeit angethan, denn von so ferner Zeit ist mir wenig im Gedächtniß geblieben, außer treffenden Einfällen und kleinen wunderlichen, aber charakteristischen Anekdoten. Er schien auch in der That während der ganzen Zeit meines Besuches in einer äußerst munteren Laune, und seine Bemerkungen und Geschichten neigten sich mehr zum Komischen als zum Ernsten hin. Man sagte mir jedoch, so pflege er im gesellschaftlichen Umgange gewöhnlich gestimmt zu seyn. Er liebte einen Spaß oder lustigen Scherz und konnte recht von Herzen lachen. Niemals sprach Scott, um sich zu zeigen und zu glänzen, sondern immer aus innerem Drange seines Geistes, aus reichem Gedächtniß und aus lebhafter Phantasie. Er hatte eine angeborene Gabe zum Erzählen, und seine Erzählungen und Schilderungen waren ohne Prunk, aber außerordentlich malerisch. Er wußte Einem die ganze Scene wie ein Gemälde vor Augen zu führen, er gab den Dialog in der ihm angemessenen Mundart und mit allen Eigenthümlichkeiten und schilderte das Aeußere und den Charakter seiner Personen mit dem Geist und Glück, wie in seinen Schriften. Auch erinnerten mich seine Unterhaltungen beständig an seine Romane, und es war mir, als hätte er in der Zeit meines Aufenthalts bei ihm so viel gesprochen, um ganze Bände damit zu füllen, die gewiß nicht köstlicher hätten gefüllt werden können. Er war aber ein eben so guter Zuhörer als Erzähler, würdigte Alles, was Andere sagten, so niedrig auch ihr Rang und ihre Ansprüche seyn mochten, und folgte mit lebhafter Aufmerksamkeit jedem Punkt ihres Gespräches. Er zeigte nie die geringste Anmaßung, sondern war vollkommen bescheiden und anspruchslos, indem er mit ganzer Seele auf jede Sache, auf jedes Vergnügen, oder, ich hätte fast gesagt, auf jede Thorheit einging, wie sie die Stunde und die Gesellschaft gab. Niemandes Beschäftigungen, Niemandes Gedanken und Meinungen, Niemandes Geschmack und Ergötzungen schienen ihm zu gering. Er machte sich so ganz zum Gesellen derer, mit denen er gerade zusammen war, daß sie eine Zeit lang seine gewaltige Ueberlegenheit vergaßen und erst, wenn Alles vorüber war, sich erinnerten und wunderten, daß es Scott gewesen, mit dem sie auf so vertraulichem Fuß gestanden, und in dessen Gesellschaft sie sich so völlig hatten gehen lassen. Es war eine Freude, den wohlwollenden Ton zu hören, in welchem er von allen seinen literarischen Zeitgenossen sprach, wie er die Schönheiten in ihren Werken hervorhob und ihre Verdienste nachwies, und wie er dabei auch denjenigen Achtung bezeigte, mit denen man ihn wohl in Literatur und Politik in Streit glauben konnte. Jeffrey hatte, so hieß es, in einer seiner Rezensionen an seinem Gefieder gerupft, und doch sprach Scott von ihm, sowohl als Autor wie als Mensch, mit großem und warmem Lobe. Sein Humor war in seiner Unterhaltung, wie in allen seinen Werken, immer genial und frei von allem Stechenden. Er hatte ein feines Gefühl für Fehler und Schwächen, aber er betrachtete die arme menschliche Natur mit nachsichtigem Auge, des Guten und Schönen sich erfreuend, das Mangelhafte duldend und das Schlechte bedauernd. Diese wohlwollende Gesinnung ist es, welche Scott's Humor in allen seinen Werken einen solchen Anstrich von Gutmüthigkeit giebt. Er spielte mit den Schwächen und Irrthümern seiner Menschen und stellte sie von tausend wunderlichen und charakteristischen Seiten dar; aber seine natürliche Güte und Menschenfreundlichkeit milderte die Schärfe seines Witzes und ließ ihn nie zum Satiriker werden. Ich erinnere mich, nie einen spöttischen Zug im Gespräch mit ihm bemerkt zu haben, eben so wenig wie in seinen Werken. Ich habe hier einen flüchtigen Entwurf von Scott's Charakter gegeben, wie ich ihn im Privatleben, nicht nur während meines hier erzählten Besuchs, sondern auch bei wiederholtem Zusammentreffen mit ihm in spätern Jahren gesehen. Ueber seinen Charakter und seine Verdienste in der Welt kann Jedermann urtheilen. Seine Werke hatten sich ein Vierteljahrhundert hindurch mit den Gedanken und Beschäftigungen der civilisirten Welt verschmolzen und haben einen herrschenden Einfluß über das Zeitalter ausgeübt, in welchem er lebte. Wann

*) S. Nr. 36 des Magazins von d. J. Eine vollständige Uebersetzung auch dieses zweiten Bandes erscheint in der Buchhandlung der Herren Veit u. Comp. in Berlin.

aber hat je ein Mensch einen heilsameren und wohlthätigeren Einfluß ausgeübt? Wer findet nicht, wenn er auf einen großen Theil seines Lebens zurückblickt, Scott's Genius als den Schöpfer seiner Freuden, der ihm manche Sorge verscheuchte, manchen einsamen Kummer linderte. Wer bewahrt nicht noch immer seine Werke als einen Schatz des reinsten Vergnügens auf, als eine Rüst-Kammer, zu welcher er in der Zeit der Noth seine Zuflucht nehmen und dort Waffen finden kann, um die Leiden und Beschwerden des Lebens niederzukämpfen. Ich wenigstens habe in Zeiten der Entmuthigung, wenn Alles rings um mich freudenlos war, die Ankündigung eines neuen Werkes aus seiner Feder stets als einen reichen Schatz wahren und sicheren Vergnügens für mich begrüßt und danach geschmachtet, wie ein Wanderer in der Wüste nach einer fernen Oase, in welcher er Trost und Erquickung zu finden überzeugt ist. Wenn ich bedenke, wie viele der besseren Stunden meines vergangenen Lebens ich ihm zu verdanken habe, und wie mir noch jetzt oftmals seine Werke alle Lust der Welt entbehrlich machen, so segne ich das Gestirn, welches mein Loos in seine Tage geworfen, auf daß ich von den Ergüssen seines Genius erfreut und erheitert würde. Ich halte es für eine der wenigen ungetrübten Freuden, die mir meine literarische Laufbahn verschafft hat, daß sie mich zu geistigem Verkehr mit einem solchen Manne erhob; und als Tribut meiner Dankbarkeit für seine Freundschaft und meiner Verehrung für sein Andenken setze ich diesen einfachen Stein auf seinen Grabhügel, auf dem gewiß bald ein von fähigeren Händen errichtetes Denkmal in die Wolken emporsteigen wird."

Irving's eigene Empfindungen, als er zum erstenmal die idyllischen Landschaften der Schottischen Gränze erblickte, sind in einem Stil geschildert, der seines Geistes und Gemüthes würdig ist.

„Wir streiften in all den Gegenden umher", sagt er, „die schon lange vorher, ehe Scott den reichen Mantel seiner Poesie über sie ausbreitete, in Schottischen Gesängen gefeiert wurden und durch die bukolische Muse klassische Berühmtheit erlangten. Welch ein wonniges Entzücken empfand ich, als mein Auge zum erstenmal die mit dickem Gesträuch bedeckten Spitzen der Cowdenknowes sah, die über die grauen Hügel am Tweed hervorragen, und welche sanfte Rührung erfüllte meine Brust, welche Erinnerungen wurden in meinem Innern erweckt, beim Anblick des Ettrick-Thals, des Gala-Flüßchens und der Yarrow-Bäche! Jede neue Wendung rief irgend ein altes Lied, irgend einen fast vergessenen Ammen-Gesang, der mich in meiner Kindheit in Schlaf gewiegt hatte, wieder in mein Gedächtniß zurück, und mit ihnen zugleich die Züge und Stimmen derer, von welchen ich sie gehört hatte, und die nun nicht mehr waren. Schottland ist recht eigentlich ein Land des Gesanges, und gerade diese Melodieen, die uns in den Tagen unserer Kindheit ins Ohr klangen, und an die sich das Andenken geliebter abgeschiedener Personen knüpft, verleihen den Schottischen Landschaften einen so süßen Zauber."

Miß Scott sang einige Jakobitische Lieder, und der Verfasser sagt von ihnen:

„Diese Gesänge liebte Scott ungemein, trotz seiner Loyalität, denn der unglückliche Chevalier war stets der Held seiner Dichtungen, so wie er von manchen anderen ehrenfesten Anhängern des Hauses Hannover jetzt, wo die Stuartsche Linie alle ihre Schrecken verloren hat, bewundert und geliebt worden ist. Scott erwähnte, als er von diesem Gegenstande sprach, eines merkwürdigen Umstandes, nämlich, daß er unter den ihm von der Regierung zur Ansicht mitgetheilten Schriften des Chevaliers eine aus dem Jahre 1778 datirte, an Karl gerichtete Denkschrift gefunden, worin einige seiner Anhänger in Amerika ihm den Vorschlag machen, seine Fahne in den inneren Niederlassungen aufzupflanzen. Ich bedaure, daß ich mich damals bei Scott nicht näher danach erkundigte; das besagte Dokument befindet sich aber wahrscheinlich noch unter den Papieren des Prätendenten, die im Besitze der Englischen Regierung sind."

Scott's Urtheil über den Dichter Campbell ist so bemerkenswerth, daß es hier mitgetheilt zu werden verdient:

„Das Gespräch wandte sich hier auf Campbell's Gedicht „Gertrud von Wyoming", als ein Beispiel von dem poetischen Stoffe, den die Amerikanische Natur darbiete. Scott sprach darüber auf die freisinnige Art, in der ich ihn stets über die Schriften seiner Zeitgenossen sich äußern hörte. Er zitirte mehrere Stellen daraus mit großem Vergnügen. „„Wie schade ist es"", sagte er, „„daß Campbell nicht mehr und öfter schreibt und seinem Genius nicht vollen Lauf läßt. Seine Schwingen würden ihn bis an den Himmel tragen; hin und wieder entfaltet er sie einmal ganz, zieht sie aber bald wieder ein und kauert sich wieder auf seiner Stange zusammen, als ob er den Flug scheute. Er kennt seine eigene Stärke nicht, oder will ihr nicht trauen. Selbst wenn er etwas gut gemacht, hat er noch Bedenklichkeiten. So ließ er mehrere schöne Stellen aus seinem „Lochial" weg, bis ich ihn dazu brachte, sie wieder einzuschalten."" Hier rezitirte Scott verschiedene dieser Stellen mit wunderbarem Ausdruck. „„Wie groß ist der Gedanke"", sagte er, „„über die prophetischen Ahnungen oder den Seherblick, wie man es gewöhnlich nennt, in folgendem Verse:

„Kommenden Geschicken schreiten ihre Schatten schon voran."

Es ist ein edler Gedanke und edel ausgedrückt. Dann auch jenes herrliche kleine Gedicht „Hohenlinden", von dem er nicht mehr viel zu halten schien, als er es geschrieben hatte, indem er einiges darin als „verteufelte Trommel- und Trompeten-Verse" bezeichnete. Ich bewog ihn, es mir vorzutragen, und ich glaube, der Beifall, den ich ihm darüber bezeigte, trug dazu bei, daß er es drucken ließ. Kurzum, Campbell ist, möchte man sagen, sein eigener Popanz. Der glänzende Erfolg seiner ersten Leistungen hat allen seinen späteren Arbeiten Schaden gethan. Er fürchtet sich vor dem Schatten, der seinem eigenen Ruhme voran schreitet."""

Eine merkwürdige Sonderbarkeit ist noch anzuführen, da sie zwischen beiden, in jeder Hinsicht so unähnlichen Dichtern, Scott und Byron, einen seltsamen Berührungspunkt bildet. Die Schilderung derselben kann als der letzte Auszug aus der ersten Abtheilung des vorliegenden Buches zur Anknüpfung an die zweite dienen.

„Ehe ich mich von den Trümmern der Abtei entferne", sagt der Verfasser, „will ich noch eines Gegenstandes erwähnen, der einen Beweis von Scott's Humor liefert. Dieser Gegenstand ist ein Menschen-Schädel, der wahrscheinlich vor Zeiten einem jener lustigen Mönche angehörte, deren die Gränzbewohner in der alten Ballade so ehrenvoll gedachten:

Die Mönche von Melrose bereiteten wohl
Allfreitäglich ihren Fasten-Kohl;
Sie brauchten weder Fleisch, noch Bier,
Ihre Nachbarn sorgten schon dafür.

Scott hatte diesen Schädel reinigen und poliren lassen und ihn, seinem Bett gegenüber, auf einen Schrank gesetzt, von wo er mir gar grausig entgegen grinsete. Den abergläubischen Hausmägden jagte er nicht wenig Schrecken und Entsetzen ein, und Scott machte sich oft einen Spaß mit ihrer Furcht. Zuweilen, wenn er seine Kleider wechselte, ließ er sein Halstuch wie einen Turban um den Schädel gewickelt hängen, und keines der Mädchen wagte, es fortzunehmen. Sie konnten sich nicht genug darüber wundern und den Kopf zerbrechen, wie der Herr ein so gräuliches Vergnügen an einem alten grinsenden Schädel finden könne."

Hieran reiht sich nun sehr passend folgende Geschichte, die dem Verfasser zu Newstead von einer alter Dienerin, Nanny Smith, erzählt wurde:

„Einstmals, sagte sie, kam Lord Byron auf den Gedanken, es müsse in der Abtei in alten Zeiten von den Mönchen eine Masse Geldes vergraben worden seyn, und er hatte nicht eher Ruhe, als bis das Pflaster in den Kreuzgängen aufgerissen war. Nun gruben sie und gruben, fanden aber nichts als steinerne Särge voller Gebeine. Einige von den Schädeln wurden gereinigt und in seinem Zimmer aufgestellt. Wenn ich nun des Abends in das Zimmer ging, um die Fenster zuzumachen und einen Blick auf die Schädel warf, schienen sie mich alle anzugrinsen, was zwar Schädel wohl immer thun, doch muß ich sagen, daß ich jedesmal froh war, wenn ich das Zimmer hinter mir hatte."

Obgleich der Mann nicht mehr da war, dessen Geist einst in Newstead geherrscht hatte, so genoß Irving doch einige frohe Stunden bei dem gastfreundlichen, neuen Eigenthümer der Abtei, der so viel als möglich von Allem, was an Byron erinnert, treulich erhalten hat. Die Anekdoten der obengenannten Nanny Smith gehören zu den interessantesten. Sie erzählte von ihrem vorigen Herrn unter Anderem:

„Er pflegte sich auf verschiedene Weise in Schweiß zu bringen; manchmal lag er lange Zeit in einem warmen Bade, manchmal stieg er in Ueberröcke gehüllt und gepackt im Park die Hügel hinan, eine schwere Sache für den armen jungen Herrn, fügte Nanny hinzu, da er doch so lahm war. Er aß wenig und unregelmäßig, und meist Gerichte, vor denen Nanny großen Abscheu zu haben schien, besonders Pilaw, Macaroni und leichte Puddings. Sie widersprach dem Gerücht von dem ausschweifenden Leben, welches er in der Abtei geführt, und von den Liebschaften, die er von London dorthin mitgebracht haben sollte. Einen großen Theil seiner Zeit, sagte sie, pflegte er auf dem Sopha liegend und lesend zuzubringen. Manchmal hatte er junge Herren von seiner Bekanntschaft bei sich, und sie führten dann wohl manchen tollen Streich aus, doch nichts, was junge Leute nicht ohne Harm thun dürften. Einmal freilich, fügte sie hinzu, war ein schöner Knabe als Page bei ihm, in welchem die Hausmädchen durchaus ein Weib sehen wollten; ich für mein Theil weiß nichts davon. Der Arme! Er war so lahm, er konnte nicht viel mit Männern ausgehen, und das einzige Vergnügen, das ihm blieb, war, ein wenig mit Mädchen zu scherzen. Seine Dienerinnen aber waren sehr eifersüchtig, eine von ihnen besonders nahm die Sache sehr übel. Sie hieß Lucy, war ein großer Liebling von Lord Byron, hatte sich vieler Aufmerksamkeiten von ihm zu erfreuen und fing nun an, sich hohe Dinge in den Kopf zu setzen. Sie ließ sich von einem Schielenden weissagen, dem sie dafür einige Pfennige gab. Er sagte ihr, sie solle ihren Kopf hoch tragen und nach oben sehen, denn es stände ihr Großes bevor. Nun, setzte Nanny hinzu, bildete sich das arme Ding ein, daß sie wenigstens eine Lady und Herrin der Abtei werden würde, und versprach mir, daß sie meine gute Freundin bleiben wolle, wenn ihr dies Glück widerführe. Ach! Lucy gelangte nie zu dem schönen Loose, von dem sie träumte, doch ist es ihr immer noch besser gegangen, als ich erwartete, sie ist jetzt verheirathet und hat ein Wirthshaus zu Warwick."

Auch die Nachrichten, die dem Verfasser eine andere alte Dienerin des Hauses Annesley Hall über die Liebe und Treulosigkeit mittheilte, die dem Dichter bekanntlich so viel Leid und Trauer verursachte, sind von großem Interesse:

„Er pflegte (sagte sie, von Byron sprechend) zu Pferde herüberzukommen und oft drei Tage hinter einander hier zu bleiben. Er schlief dann in dem blauen Zimmer. Ach, der arme Mensch! Er war gar sehr in meine junge Gebieterin verliebt; er ging gewöhnlich im Garten und auf den Terrassen mit ihr spazieren und schien selbst dem Boden gut zu seyn, den ihre Füße betraten. Er nannte sie immer „seinen glänzenden Morgenstern von Annesley." „Ich fühlte wohl den schönen Klang dieses poetischen Ausdrucks." „„Du scheinst Dich Lord Byron's gern zu erinnern"", sagte ich. „Ach, Sir, warum sollte ich nicht? Er war immer gar besonders gütig gegen mich, wenn er zu uns kam. Ja, ja! die Leute sagen, es sey Schade, daß aus ihm und meiner jungen Herrin nicht ein Paar geworden. Ihre Mutter hätte es gern gesehen. Er war stets ein willkommener Gast, und Manche meinen wohl, es wäre gut für ihn gewesen, wenn er sie bekommen hätte; aber es sollte nicht seyn! Er bezog die Universität, und da sah Herr Musters das junge Fräulein, und so gingen die Dinge ihren Gang." Die gute Seele führte uns nun in das Zimmer, in welchem Miß Chaworth am liebsten zu sitzen pflegte; unter den Fenstern desselben ist ein kleiner

Blumengarten, an dem sie großes Vergnügen fand. In diesem Zimmer saß gewöhnlich auch Byron und hörte ihr zu, wenn sie spielte und sang. Seine Blicke hingen dann mit der ganzen Leidenschaft eines liebekranken Jünglings, ja fast mit schmerzlicher Hingebung an ihrem Antlitz. Er selbst giebt uns eine schwermüthige Schilderung von seiner stummen Anbetung:

Für ihn war außer ihr kein Seyn, kein Athmen,
Entzückt und schweigend lauscht' er ihren Worten,
Sie war ihm seine Stimme, war sein Auge,
Denn ihrem folgte seines; Alles sah er
In ihres Auges Farben; er gehörte
Sich selbst nicht mehr; sie war allein sein Leben,
Der Ocean für seines Denkens Strom,
Das ganz sich drin verlor; ein Ton, ein Hauch
Von ihr — gleich ebbte, fluthete sein Blut,
Jetzt roth, nun blaß die Wangen, — und sein Herz,
Es wußte nicht, woher sein Leiden kam.

Ein kleines Wälisches Lied, unter dem Titel „Mary Ann" bekannt, bat er sich immer und immer wieder von ihr aus; es schien ihm ganz mit ihr verwachsen, weil es ihren Namen führte, und er konnte es nicht oft genug hören. Das Zimmer hatte, wie alle andere Theile des Hauses, ein trauriges und vernachlässigtes Aussehen; die Blumenbeete unter dem Fenster, die einst unter Mary Chaworth's pflegender Hand so herrlich prangten, waren von Unkraut überwuchert."

Die Empfindungen, welche bei einem Besuch der romantischen Partieen des Sherwood-Forstes in dem Verfasser erwachen, sind sehr schön ausgedrückt, und das Buch schließt mit einer merkwürdigen Erzählung von einer „kleinen weißen Dame", die das Gebiet von Newstead-Abtei mehrere Jahre lang heimsuchte und endlich durch einen Zufall in Nottingham getödtet wurde. Sie war eine unglückliche Taubstumme, aber von enthusiastischer Verehrung für Byron's Poesie erfüllt, dessen Lieblingsplätze sie besuchte und besang; auch ihn selbst feierte sie in Versen, von denen Irving einige mittheilt. Es ist eine phantastische und seltsame Geschichte, und ihr trauriger Ausgang giebt ihr eine fast tragische Weihe.

Süd-Amerika.

Der Diktator Francia.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen begab ich mich in Begleitung meines Bruders nach dem Palast des Diktators. Nachdem wir uns angemeldet, wurden wir unter einer Bedeckung von zwei Mann von seiner Leibwache und einem Sergeanten vorgelassen.

Der Diktator hatte eine Miene und Stellung angenommen, die mehr als gewöhnlichen Ernst und Strenge verkündete. Ich stand vor ihm unbeweglich da, ohne auch nur ein Wort zu äußern. Hierauf aber entwickelte sich folgendes Gespräch, das ich hier wörtlich mittheile, zwischen Francia und mir.

„Wie wagen Sie es, mein Herr", sagte er zu mir, „vor mir zu erscheinen, nachdem ich Ihrem Bruder Befehl gegeben, Ihre Ankunft in der Provinz bei Gefahr Ihres Lebens zu verhindern?"

„„Señor"", erwiederte ich, „„ich wagte es, vor Ihnen zu erscheinen, weil ich so weit davon entfernt bin, Ew. Excellenz auch nur im Geringsten beleidigt zu haben, daß ich vielmehr mein eigenes Leben auf's Spiel gesetzt, um Ihnen einen Dienst zu leisten; ich wagte es, vor Ihnen zu erscheinen, weil ich, anstatt eine solche despotische und unwürdige Anklage zu erwarten, vielmehr auf Trost und Belohnung für das, was ich gelitten, gefaßt seyn mußte.""

„Aber der Brief, mein Herr — der Brief! Warum forderten Sie die Regierung von Buenos-Ayres auf, einen solchen Brief zu schreiben? Warum autorisirten Sie dieselbe dazu, solche Dinge schriftlich an mich zu bringen?"

„„Señor"", entgegnete ich, „„ich habe die dortige Regierung weder dazu aufgefordert, noch autorisirt. Wenn Ew. Excellenz nur bedenken wollten, daß ich nichts mehr, als ein simpler Privatmann bin, so würden Sie die Ungereimtheit einer solchen Beschuldigung wohl begreifen. Wie, wenn Ew. Excellenz, nachdem Sie über irgend Etwas beschlossen, Ihrerseits an die Regierung von Buenos-Ayres geschrieben und derselben angezeigt hätten, daß der Ueberbringer nähere Auskunft über den Zustand Ihres Landes zu ertheilen im Stande sey; wie, wenn die dortige Regierung, etwa weil sie Ihre Depesche für abgeschmackt hielte, den Ueberbringer nun auffaßte und ihn zu erschießen drohte, weil er den Dr. Francia zu einem solchen Briefe aufgefordert und autorisirt? Nein, Señor, Sie werden mich unter einem solchen Vorwande nicht erschießen lassen, und es war eine meiner Hauptabsichten, weshalb ich heute selbst vor Ihnen erscheine, zu zeigen, daß ich eine solche Drohung für nichts als diktatorischen Wind halte. Wollten Sie sich auch das Ansehen geben, als legten Sie auf die Englische Allianz weiter kein Gewicht, so werden Sie doch — wäre es auch nur durch die Verwendung des Capitains Percy für meine Person und mein Eigenthum zu la Barada — recht wohl bemerkt haben, daß man keinen Britischen Unterthan durch den Dr. Francia erschießen lassen werde, ohne strenge Ahndung dafür zu nehmen?""

„Welche Impertinenz! So wagt man es, vor mir, dem lebenslänglichen und allerhöchsten Diktator der Republik zu sprechen?"

„„Ja, Señor"", versetzte ich, „„ich wage es nicht nur, so vor Ihnen zu sprechen, sondern ich füge noch hinzu, daß Sie einer der despotischsten Tyrannen und nach dem, wie Sie gegen mich sich benommen, ein verrätherischer und undankbarer Freund sind.""

„Entfernen Sie sich, mein Herr; und lassen Sie sich nach vierundzwanzig Stunden noch in Assuncion sehen, so werden Sie auf der Stelle aufgehängt, ohne daß selbst Ihr Bruder hinzukommen dürfte, um Ihr voreiliges Geschick zu beweinen."

Das war ein argumentum ad hominem, unterstützt durch die kräftigen Arme der Leibwachen, die mich auf der Stelle packten und vom Diktator hinwegschleppten. Mein armer Bruder, der während meiner kurzen Audienz bei Francia hinter mir gestanden und mich fortwährend, aber vergeblich, zur Mäßigung ermahnt hatte, war nunmehr froh, daß ich noch so mit dem Leben davongekommen. Unstreitig hatte ich es auch nur meiner kühnen Sprache zu verdanken, daß der Diktator sein erstes Urtheil, von dem er sonst nie abzugehen pflegte, für diesmal abänderte und das Todes-Urtheil in Verbannung umwandelte. Ich überließ alle Vorbereitungen zu meiner Abreise, zu der ich vierundzwanzig Stunden Zeit hatte, meinem Bruder und machte mich auf, um meine Freunde und Bekannten in der Stadt noch einmal zu besuchen.

Allein wie verändert fand ich Alles hier. Die Ungnade des Diktators hatte mich überall gebrandmarkt. Jede Thür ward mir verschlossen, und jedes Auge wandte sich ab, um nur meinem Blicke auszuweichen. Da, wo mich früher die Gastfreundschaft mit offenen Armen empfangen hatte, floh man auf einmal todtenbleich vor meiner Erscheinung zurück; die Freundschaft, die vordem zur herzlichen Begrüßung mir die Hand gedrückt, wich scheu vor mir aus, um nicht einmal meinem Blicke zu begegnen. So hatte die Furcht des Diktators alle Gemüther erstarrt und alle Herzen in Eis verwandelt, die früher warm mir entgegengeschlagen und sich inniglich vor mir ausgeschüttet hatten.

Doch es ist nicht meine Absicht, hier die Geschichte meiner Persönlichkeit weiter zu verfolgen, insofern sie nicht in Beziehung auf den Dr. Francia, über seine Verwaltung und über seinen Charakter Licht verbreitet, und so will ich denn nur noch Einiges von dem mittheilen, was sich theils vor, theils nach meiner Verbannung in Paraguay ereignet, und wovon ich entweder durch eigene Beobachtung oder durch den Verkehr mit den kompetentesten Berichterstattern und aus den sichersten Quellen Kenntniß genommen.

Der General Velasco, dessen wir schon in einem früheren Artikel kurze Erwähnung gethan, war ein Mann von äußerst liebenswürdigem und einnehmendem Charakter. Von einer alten angesehenen Familie in Spanien abstammend, hatte er sich lange Zeit als Spanischer Gouverneur von Paraguay unter den Vice-Königen von Buenos-Ayres behauptet. Bei seiner hohen Gestalt, bei seinem militairisch scharfen Blicke hatte er in seiner ganzen Haltung etwas, das den Charakter der Humanität, der Leutseligkeit und Freundlichkeit deutlich bezeichnete. Sein ehrwürdiges Aeußeres, seine grauen Locken und die Erinnerung an seine bescheidene, humane und unparteiische Verwaltung hatten ihm die Liebe und die Achtung aller derer erworben, die ihn kannten. Als er in Folge der Revolution von Paraguay seines Amtes entlassen und durch die aus den beiden Generalen Yegros und Cavallero und dem Dr. Francia bestehende Junta ersetzt wurde, da hatten ihn selbst seine Feinde zu sehr geachtet, um ihm irgend ein Leid zuzufügen, und so ließ man ihm die Freiheit, zu leben, wo er wollte und wie es ihm beliebte.

Ich ward gleich nach meiner ersten Ankunft in Paraguay bei ihm eingeführt. Er war damals achtundsechzig Jahr alt. Seine Lebensweise war einfach, frugal und bescheiden. Trotzdem aber gab sich in seiner Haus-Verwaltung noch immer etwas von dem alten Glanze und dem Stande des vormaligen Gouverneurs kund. Jeder Theil seines Anzuges war auf's Gewissenhafteste sauber gehalten; jedes Ding in seiner kleinen Wohnung zeichnete sich durch Niedlichkeit und Zierlichkeit aus, so daß man bei ihm im Ganzen mehr eine Verminderung der Mittel, als ein Verzichtleisten auf Eleganz und Geschmack bemerken konnte. Der Teller, von dem er speiste, war schön und glanzvoll; der kleine Tisch, an dem er saß und wo nie mehr als ein Gast zugelassen wurde, war mit einer schneeweißen Serviette bedeckt, worauf eine funkelnde Karaffine mit frischem kaltem Wasser stand, das sich als sein Hauptgetränk ankündigte; denn der Wein hatte auf einem kleinen Seitentisch in einem Winkelchen Platz genommen, von wo er nur zu Zeiten hervorgerufen wurde. Ein alter treuer Diener, der einzige Bediente im Hause, stand in einiger Entfernung von ihm, mit mehr Ehrerbietung und Aufmerksamkeit gegen seinen Herrn, als er wohl je während des Generals Velasco's Regierungs-Gewalt bewähren konnte. Alles dieses sah ich selbst, wenn ich gelegentlich bei ihm speiste, indem wir des Abends auf die Rebhühner-Jagd ausgingen. Er war ein wackerer Jäger und ein vortrefflicher Schütze. Mit seiner Spanischen, mit Silber ausgelegten Flinte zielte er sicher und mit Anstand, und er verfehlte nur selten seinen Vogel.

Der Diener des Generals hatte schon in Spanien bei dessen Familie gedient, welche er nur verließ, um dem von ihm am meisten geliebten und verehrten Mitgliede derselben nach Süd-Amerika zu folgen. So verließ denn auch der treue Benito seinen Herrn auch nicht im Unglück. Seiner Sorgfalt und Pflege hatte der alte Mann alle die Sauberkeit und den kleinen Wohlstand zu verdanken, der in seiner Behausung anzutreffen war. Benito hatte zuerst sein eigenes kleines Vermögen als Opfer dargebracht, indem er bei seinem Gebieter vorgab, daß dessen Freunde, die alten Spanier, ihm das Geld, ohne ihren Namen dabei zu nennen, zugeschickt hätten. Auch später, als jenes Geld verbraucht war, erhielt er in der That auf anonymem Wege, „von den Spaniern", immer so viel, als für die Bedürfnisse seines Herrn hinreichte.

Auf diese Weise lebte der alte Gouverneur mit seinem Diener in zufriedener und glücklicher Eintracht, als auf einmal die unmenschliche grausame Eifersucht des Dr. Francia gegen den armen General rege wurde. Velasco ward auf Befehl des tyrannischen Diktators in einem Alter von sechsundsiebzig Jahren in's Gefängniß geworfen, wo der ehrwürdige Greis in Schmutz und Elend auf die jämmerlichste Weise umkam. — Und Benito fand man hingestreckt zu den Füßen seines Herrn, den er nur um einen Tag überlebte.

Fast in gleicher Achtung mit dem General Velasco stund in Assuncion der Bischof von Paraguay, der aber in Folge der Tyrannei des Diktators ein gleiches unglückliches Ende nahm. Ich besuchte einmal den Bischof in seinem Palaste und hatte die Ehre, ihm die Hand zu küssen, an der ein reicher diamantener Ring glänzte. Der Dr. Francia hatte ihm nämlich eröffnet, daß es bei den Protestanten nicht Sitte sey,

vor ihren Prälaten niederzuknieen, und daß mir, da jetzt alle Religionen in Paraguay geduldet werden, jene Landes-Ceremonie erlassen werden müsse. Der Bischof beruhigte sich hierbei und unterhielt sich mit mir einige Zeit, und ich, als ein Ketzer in seinen Augen, hatte Ursache, mit seinem Betragen zufrieden zu seyn.

Er war ein ehrwürdiger Mann, von freundlichem, mildem Ansehen und gehörte dem Franziskaner Orden an. Francia setzte ihm unaufhörlich mit seinen Drohungen und Einschüchterungen zu, und nicht zufrieden damit, daß er seine Kirchengewalt gänzlich untergrub, beschimpfte und quälte er ihn noch in solchem Maße und überhäufte ihn so mit Verdrießlichkeiten, daß der arme Bischof darüber endlich ganz von Sinnen kam. Er schmachtete einige Jahre im Zustande der Melancholie und starb endlich im äußersten Elende, in Noth und Jammer. Es fand sich kein Mensch, der ihm die Augen geschlossen hätte; noch wollte man ihm ein besonderes Grab einräumen. Auf einer Schleife wurde er nach dem öffentlichen Begräbnißplatze hingeschleppt, wo man ihn in eine tiefe Grube hineinwarf, in Gemeinschaft mit den nackten Unglücklichen, die im Gefängnisse gestorben, oder auf Befehl des Diktators hingerichtet worden waren.

Wir wollen hier nur noch eine bereits in Europa bekannt gewordene Grausamkeit des Diktators beleuchten, die derselbe an dem berühmten Botaniker Bonpland verübt — an jenem Bonpland, der bekanntlich Alexander von Humboldt auf seiner wissenschaftlichen Reise nach Mexiko begleitete. Der berühmte Naturforscher, welcher eine Untersuchungs-Reise den Parana hinauf unternommen, entdeckte in einem Theile der Missions-Bezirke einige schöne Waldungen von Yerba oder Paraguay-Thee. Da die Ausfuhr dieses Produkts von Paraguay in Folge des merkantilischen Sperrungs-Systems des Diktators untersagt worden war, so gründete Bonpland mit den Indianern, die in jenen Gegenden sich aufhielten, eine besondere Kolonie, um die Yerba hier einzusammeln und zuzubereiten.

Hierüber war aber die Eifersucht Francia's rege geworden. Derselbe rüstete sogleich eine kleine Militairmacht aus und sandte sie gegen die junge Kolonie des Botanikers ab, die dann alsbald vernichtet wurde, nachdem Bonpland selbst als Gefangener nach Paraguay abgeführt worden. Die Frau und die Tochter dieses Naturforschers waren zu der Zeit in Buenos-Ayres gewesen. Nachdem Erstere vergeblich alle Mittel versucht und alle Maßregeln erschöpft, um die Freilassung ihres Gatten von Francia zu erlangen, ging sie endlich nach Europa, um die Vermittelung des Französischen Hofes für den unglücklichen Gefangenen in Anspruch zu nehmen. Folgender Brief, den ich von Lima aus von meinem Bruder erhielt, welcher daselbst Madame Bonpland nach ihrer Rückkehr von Europa sah, giebt einen kurzen Bericht über den unermüdlichen und energischen Eifer dieser liebenswürdigen und tugendhaften Frau.

„Lima, den 27. Juni 1827. Mein lieber John! Madame Bonpland ist vor einigen Tagen hier angekommen, und ich habe eine lange Unterredung mit ihr gehabt. Sie beabsichtigt das gefahrvolle Unternehmen, sich zu ihrem Gatten nach Paraguay zu verfügen, und es ist unmöglich, nicht mit dem höchsten Interesse am ihrem Schicksal Theil zu nehmen. Ungefähr vor einem Jahre verließ Madame Bonpland Rio Janeiro, um mit ihrer Tochter nach Frankreich zurück zu kehren, wo sie bei der Regierung um die Reklamirung Bonpland's, als eines Französischen Unterthans, anhielt. Der Französische Minister wollte den Diktator anfangs nur einfach „Dr. Francia" tituliren, und Madame Bonpland hatte drei Monate lang daran zu arbeiten, daß sie ihm den Titel: „Seine Excellenz, Diktator von Paraguay" auswirkte. Endlich war es ihr gelungen, und zwar unter dem feierlichen Versprechen, daß sie die Depesche entweder eigenhändig abliefern oder dieselbe an den König von Frankreich wieder zurück bringen würde; denn Seine Majestät besorgte, daß der Stil der Adresse als eine Anerkennung der Regierung des Diktators angesehen werden könnte. Madame Bonpland erhielt hierauf noch ein Empfehlungs-Schreiben von dem Minister Canning, der ebenfalls den Diktator um die Person Bonpland's ersuchte, und sodann kehrte sie nach Rio Janeiro zurück. Hier aber erfuhr sie zu ihrem Leidwesen, daß sie sich in der Hoffnung getäuscht, auf der Straße von Matagroso nach Paraguay zu gelangen. Sie hatte vorläufig schon eine Korrespondenz mit General Sucre eingeleitet, der ihr seine Hülfe anbot, im Falle es nöthig seyn sollte, daß sie das Innere von Peru passire. So reiste sie denn von Rio Janeiro nach Valparaiso ab, und kam endlich vor kurzem hier in Lima an. Sie hatte unterdessen auch von der Regierung von Chili Empfehlungs-Schreiben an Francia zu Gunsten ihres Gatten erhalten. Gegenwärtig wartet sie hier noch auf den General La Mar (den Präsidenten von Peru), um auch von ihm zu demselben Zwecke Briefe mitzubekommen. Von hier will sie zurück nach Arica und von da nach La Paz. An letzterem Orte hofft sie entweder unmittelbar Nachrichten von Francia einzuziehen, oder daselbst eine Militair-Eskorte vom General Sucre zu erhalten, mit welcher sie das Land gerade durchkreuzen würde, um nach Paraguay zu gelangen. Das Unternehmen ist so kühn, als man sich nur denken kann, besonders für eine Frau allein, ohne alle männliche Begleitung. Leider ist aber nur zu sehr zu befürchten, daß der wilde, phlegmatische und kaltblütige Francia, der jedes zarteren Gefühls unfähig ist, selbst beim Anblick des edelsten weiblichen Heroismus, wie der der Madame Bonpland, ungerührt bleiben wird. Dein u. s. w.

William."

Man darf nur einen Blick auf die Karte werfen, um über das Unternehmen zu staunen, das von jener Frau ausgeführt worden. Von der Zeit an, wo sie zum erstenmal Buenos-Ayres verlassen, bis zu ihrem letzten Bestimmungsorte hatte sie nicht weniger als 21,500 Meilen zurückgelegt.

Endlich hatte sie denn die Hauptstadt von Paraguay erreicht, — sie hatte Audienz beim Diktator — sie fiel hin zu seinen Füßen und legte ihm alle ihre Empfehlungs-Schreiben vor; — sie bat, drang, weinte und flehte; — allein hier war Alles vergebens. Umsonst floß ein Thränenstrom von der Wange der zarten, gefühlvollen Frau; verloren waren alle ihre inständigsten Bitten. Hätte sie ihre Worte an den harten Fels oder an den heulenden Wind gerichtet, sie wären nicht vergeblicher gewesen. Francia's Herz war härter als Stein und kälter als der grimmigste Windschauer. Er verweigerte es nicht nur, Bonpland frei zu lassen, sondern erlaubte auch nicht einmal der Frau desselben, ihn nur zu sehen. Und so mußte sie unverrichteter Sache nach einem so ungeheuren, riesenhaften Unternehmen wieder trostlos abziehen. Sie begab sich nach Chili, wo sie eine Schule eröffnete, um ihr Leben kümmerlich und nothdürftig zu fristen.

Unterdessen ist Bonpland, einige Jahre nach dem oben angegebenen Datum des Briefes von Lima, in Folge einer von dem Französischen Konsul von Buenos-Ayres an Francia gerichteten Requisition, die, wie ich glaube, die Wirkung hatte, den Diktator einzuschüchtern *), wieder in Freiheit gesetzt worden, mit der Erlaubniß, Paraguay nach Belieben zu verlassen. Ueber das fernere Schicksal Bonpland's und seiner Frau ist mir bis jetzt nichts bekannt geworden. (N. M. M.)

Frankreich.

Franzosen und Gallier.

Zu den vielen überspannten Ideen, welche die Revolution von 1789 in Frankreich erzeugte, gehört auch die, daß man den Namen „Franzosen" ablegen und zu der älteren Benennung „Gallier" zurückkehren müsse. Nachstehender, bei dem Direktorium von Paris in dieser Beziehung eingereichter Antrag, dessen Französisches Original die Revue Retrospective mittheilt, giebt zugleich ein Pröbchen von der Denkweise und von dem Stil jenes nach allen Richtungen hin extravagirenden Zeitraums der Französischen Geschichte.

„An die Bürger Verwalter des Direktoriums des Departements von Paris."

„Bürger Verwalter!

„Wie lange werdet Ihr noch dulden, daß wir den niederträchtigen Namen Franzosen **) tragen? Alles, was der Aberwitz an Schwäche, die Abgeschmacktheit Vernunftwidriges und die Gemeinheit Schamloses besitzt, scheint mir noch hinter unserer Sucht, uns mit diesem Namen zu zieren, zurückzubleiben. Was! Eine Räuberbande beraubt uns unserer Güter, unterwirft uns ihren Gesetzen, zwingt uns zur Sklaverei und hat vierzehn Jahrhunderte lang nichts Anderes zu thun, als uns alle dem Leben nöthigen Hülfsquellen zu verstopfen und uns mit Beschimpfungen zu überhäufen, und nun, da wir endlich unsere Ketten brechen und sie das Bruder-Verhältniß von sich weisen, besitzen wir noch die unermeßliche Gemeinheit, uns so wie sie nennen zu wollen! Sind wir denn etwa ihrem unreinen Blute entsprossen? Daß Gott verhüte, Bürger! Wir sind vom reinen Blute der Gallier. — Wunderbar, ja mehr als wunderbar ist es! Paris, eine Pflanzschule von Gelehrten, Paris hat die Revolution gemacht, und nicht ein einziger dieser Gelehrten hat es doch bis jetzt der Mühe werth gehalten, uns über unseren Ursprung zu unterrichten, so sehr wir auch begierig seyn möchten, ihn zu kennen!"

„Sind wir denn wirklich so vernarrt darin, uns mit Räubern gleichgestellt zu sehen? Oder hätten die Verbrechen der Franzosen darum so viel Anziehendes für uns, weil sie die schauderhaftesten gegen uns selbst begingen? Kühner als jene Gelehrten, obgleich ich nicht so viele Hülfsmittel besitze, läßt mich das Interesse für das Vaterland den Mangel daran vergessen, und ich bin es, der jetzt den ersten Streich führt, um unseren Brüdern die Augen zu öffnen. Ich habe dem National-Konvent die beiliegende Adresse überreicht und füge noch ein Schreiben an meine Mitbürger hinzu. Ich habe in beiden Aktenstücken die Wahrheit ohne Schonung ausgesprochen, denn die letztere zu üben, dazu ist jetzt keine Zeit mehr. Habe ich mich auch schlecht ausgedrückt, so mache ich mir nichts daraus, denn die Wahrheit, unter welcher Gestalt sie auch auftreten mag, hat das Recht, gehört zu werden und bei denjenigen Unterstützung zu finden, denen daran liegen muß, daß sie erkannt werde."

„Ihr seyd es, Bürger Verwalter, bei denen ich diese Unterstützung suche. Wollt Ihr zugeben, daß die Pariser die Revolution nur vollbracht haben sollen, um mit ihrem Muthe unseren größten, unseren einzigen Feinden, während vierzehn Jahrhunderte, den Henkern unserer Vorfahren und unseren Unterdrückern eine Ehre zu erweisen? Nein, gewiß nicht! Ihr werdet ihnen sagen, daß sie nicht jener abscheulichen Raçe angehören, welche sich zu allen Zeiten nur durch ihre Verbrechen, besonders gegen uns, ausgezeichnet hat, und Ihr werdet mit mir dahin streben, es bei dem National-Konvent durchzusetzen, daß er uns den Namen Gallier wiedergiebt. Euch kommt es zu, damit den Anfang zu machen. Die anderen Departements, denen ich ein Exemplar meiner kleinen Schrift übersende, werden unbezweifelt sehr bald Eurem Beispiele folgen."

„In dieser Hoffnung verharre ich, Bürger Verwalter, Euer Euch zugethaner Mitbürger

Ducalle."

*) Man hatte ihm nämlich Angst gemacht, daß Französische Schiffe in den Platastrom eingelaufen seyen, um jede ungerechte Verletzung der Freiheit und der Güter Französischer Unterthanen zu rächen.

**) Français. Der antifranzösische Gallier hat eigentlich den Namen „Franken" gemeint, scheint aber in seinem Eifer ganz übersehen zu haben, daß zwischen Français und Francs noch ein Unterschied zu machen sey.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Freitag den 29. Mai 1835.

England.

(Charakteristiken, von Charles Lamb.*)

I. Mein erster Abend im Schauspiel.

Am nördlichen Ende von Croß-Court erhebt sich noch jetzt ein Portal, das einen höheren Anspruch auf Architektur macht, als die anderen Pforten und Thüren in seiner Nähe, obgleich es gegenwärtig selbst nur zur simplen Thür einer Druckerei dient. Von der Bedeutsamkeit dieses alten Eingangs weiß der Leser, wenn er jung ist, nichts, ahnt nicht, daß es die Thür des Parterre des alten Drury, des Drury Garrick's, und zugleich Alles ist, was von aller jener Herrlichkeit übrig geblieben. Nie gehe ich hindurch, ohne ein vierzig Jahre von meinen Schultern zu schütteln und mich in jenen Abend zurück zu versetzen, wo ich hindurch ging, um zum ersten Mal ein Schauspiel zu sehen.

Es hatte Nachmittag angefangen zu regnen, und es ward beschlossen, in's Theater zu gehen (meine Aeltern und ich), wenn der Regen aufhören würde. Mein Herz schlug, während ich am Fenster stand und ängstlich auf den Lauf der Gossen und die Pfühle in den Straßen Acht gab; denn wurden die erst ruhig und minder bewegt, so mußte es auch bald schön Wetter werden, das hatte man mir beigebracht. Ach, wie sehnsüchtig sah ich danach aus. Ich erinnere mich noch meiner Freude, als die letzten Tropfen fielen, und wie ich lief, es anzumelden.

Wir hatten Freibillets, die mein Pathe F. uns geschickt hatte. Er trieb einen Oelhandel (jetzt Davies) an der Ecke von Feather-Stone-Building, Holborn. F. war ein Mann von großer Figur, ernst und pomphaft in seinen Reden und voll von Ansprüchen, die über seinen Stand hinausgingen. Er war damals häufig mit dem Schauspieler John Palmer zusammen, dessen Haltung und Gang nachzuahmen er sich viel Mühe gab; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß John vielmehr die Manieren meines Pathen beobachtete und studirte. Er war auch mit Sheridan bekannt, der ihn öfters besuchte. Es war sein Haus, in Holborn, wohin der junge Brinsley seine erste Frau, die schöne Maria Linley, die er aus einer Pension zu Bath entführt hatte, brachte. Meine Aeltern waren gerade da (sie saßen an einem viereckigen Tische), als er Abends mit seinem lieblichen Raube ankam. Bei solchen Bekanntschaften wird man es wohl glaublich finden, daß mein Pathe, so oft er nur Lust hatte, sich damals ein Freibillet zum Drury-Lane Theater ausbitten konnte. Und in Wahrheit, ich habe ihn sagen hören, daß diese Freibillets, kleine Zettel von Brinsley's Hand, die einzige Remuneration gewesen, die er für Erleuchtung des Orchesters und der verschiedenen Korridors des Theaters, die er mehrere Jahre lang besorgt, erhalten habe; indessen, er war mit dieser Art Bezahlung vollkommen zufrieden: die Ehre der näheren Bekanntschaft mit Sheridan, er bildete sich's wenigstens ein, galt meinem Pathen mehr, als Geld.

F. war der nobelste aller Oelhändler; ein gewisser feiner Anstand verließ ihn nie; die einfachsten Dinge oder Vorfälle wußte er in eine ciceronische Ausdrucksweise zu fassen; fast beständig hatte er zwei Lateinische Worte im Munde (und wie klingt das Latein, das von den Lippen eines Oelhändlers fließt!). Meine Studien haben mich später in den Stand gesetzt, diese beiden Worte zu korrigiren — richtig ausgesprochen würden sie: vice versa lauten; aber wenn ich sie heut im Seneca oder Varro läse, oder mir daraus vorspräche, sie würden doch nicht solchen imponirenden Eindruck auf mich machen, wie in meiner Kinderzeit, als sie die absonderliche Aussprache meines Oheims zu einsylbigen Wörtern zusammenzog und eine Art Englisch daraus machte, wie: verae verse. Durch seine stolzen Manieren und mit Hülfe dieser verstümmelten Sylben gelangte er, ach! (es war wenig genug) zu den eminentesten Ehren, die das Kirchspiel St. Andrew ertheilen konnte.

Er ist todt! und ich war wenigstens dieses Zeichen von Erkenntlichkeit seinem Andenken schuldig, einerseits für die ersten Theater-Billets (kleine wunderbare Talismane!), werthlose und auf den ersten Anblick unscheinbare Dingerchen, die mir aber mehr als die Paradiese des Orients aufschlossen! Für's andere setzte mich sein Testament in Besitz des einzigen Grundeigenthums, das ich mein genannt in diesem Leben, — bei dem hübschen Dorfe Puckeridges gelegen, durch welches die große Heerstraße geht, in der Grafschaft Herford. Als ich damals hinreiste, um es in Besitz zu nehmen, und nun den Fuß auf meinen eigenen Grund und Boden setzte, schienen die gewichtigen Manieren des Testators auf mich übergehen zu wollen; gesteh' ich nur meine Eitelkeit, ich vergrößerte meine Schritte, um mein Territorium von dreiviertel Morgen, mit seinem bequemen Häuschen in der Mitte, zu durchmessen, voll des Gefühls, das ein Englischer Grundbesitzer empfindet, der zu sich sagen kann, daß zwischen Himmel und Erde, wo er seine Füße hinsetzt, Alles ihm gehört. Das Gut ist in klügere Hände übergegangen, und es würde nichts Geringeres als ein Acker-Gesetz dazu erforderlich seyn, es mir gegenwärtig wiederzuschaffen.

Zu jener Zeit gab es Freibillets zum Parterre. Verwünscht sey der Direktor, der Feind des comfort, der sie abschaffte. Wir gingen also auf ein solches Billet hinein. Ich erinnere mich noch, wie wir in Reihe und Glied vor der Thür stehen mußten, nicht vor der, die noch jetzt übrig ist, sondern in einem Raume zwischen dieser und einer anderen inneren. O, wann werde ich wieder so warten! um mich her das Ausschreien der Nonpareils, die unausbleibliche Zugabe bei einem Theaterbesuch in damaliger Zeit. Eben so erinnere ich mich des fashionablen Geschreis der damaligen Fruchthändlerinnen des Theaters: „Suchen Sie sich was aus, Apfelsinen, Nonpareils, Billets!“

Als wir nun aber in's Innere gelangten, als ich den grünen Vorhang sah, der für meine Phantasie einen ganzen Himmel verdeckte, der mir aufgehen sollte, ach, wie schlug da mein Herz, wie war ich athemlos vor Erwartung! Ich hatte schon etwas Aehnliches gesehen, auf dem Kupferstich von Rowe, der Shakespeare's Troilus und Cressida darstellt, die Scene im Zelt mit dem Diomed — und so oft ich das Blatt sehe, werden die Empfindungen jenes Abends in meiner Seele wieder wach. Die Logen, voll von vornehmen Damen in eleganter Toilette, sprangen damals über dem Parterre hervor, und die Pilaster, die bis auf den Boden gingen, waren mit einer glänzenden Masse, ich weiß nicht genau, was für eine, überzogen — mir kam es wie Zuckerkandi vor — aber nicht wie gewöhnlicher gemeiner, sondern wie ein Zuckerkandi von ganz besonderer Art, aus einer ganz anderen Welt, herrlich und göttlich.

Endlich wurden die Lampen im Orchester angezündet, „diese lieblichen Auroren!“ Die Klingel auf dem Theater ertönte zum ersten Mal. Noch zum zweiten Mal mußte sie erschallen; aber meine Erwartung war zu mächtig gespannt. Ich schloß die Augen zu in einer Art von Resignation und verbarg meinen Kopf in meiner Mutter Schooß. Da ertönte die Glocke zum zweiten Male, der Vorhang ging auf. Ich war erst sechs Jahr alt, und man spielte den Artaxerxes.

Ich hatte schon ein Bischen in die Universalgeschichte hineingeguckt, in den alten Theil, und es war der Persische Hof, der hier vor meinen Augen stand; es war also ein Gemälde der Vergangenheit, das sich vor mir abrollen sollte; ich nahm kein sonderliches Interesse am Gang der Handlung, von deren Sinn ich natürlich wenig verstand; aber ich hörte das Wort Darius und war mitten im Propheten Daniel; alle meine Sinne waren in den des Gesichts untergegangen. Prächtige Kostüme, Gärten, Paläste, Prinzessinnen gingen an mir vorüber, ich sah keine Schauspieler; ich war für den Moment in Persepolis, und das Idol des Feuers, der Gegenstand der religiösen Anbetung der Perser, hatte mich fast zu seinem Dienst bekehrt; in meiner Extase sah ich in diesen symbolischen Vorstellungen etwas mehr als das materielle Feuer. Für mich war Alles Zauberei und Traum; — nur in meinen Träumen habe ich später ähnliche Lust empfunden. Nach dem Artaxerxes gab man Arlequin's Einfall, und ich erinnere mich noch ganz deutlich, die Verwandlung der Magistrats-Personen in ehrwürdige alte Mütterchen erschien mir als ein ernsthaftes Beispiel historischer Justiz. Ich glaubte an den Schneider, der seinen eigenen Kopf in der Hand trug, eben so fest und unbefangen, wie an die Legende des heiligen Dionys. Das zweite Mal, da ich in's Theater kam, sah ich die Lady of the Manor. Mit Ausnahme einzelner Aeußerlichkeiten, haben sich nur noch ein Paar schwache Spuren davon in meinem Gedächtnisse erhalten. Hierauf wurde eine Pantomime: das Gespenst des Lun gegeben, ein satirischer Spaß, wie ich mir einbilde, gegen Rich, der kurz darauf starb. Aber in meinen damaligen Ideen (wie hätte ich in meiner kindischen Gutmüthigkeit etwas für Satire halten sollen) schien mir Lun einem eben so fernen Alterthum anzugehören, wie Lud, der Stammvater der Arlequin's; ich sah den alten Arlequin aus seinem stummen Grabe erstehen, in seinem phantastischen Leichentuch, alle seine bunten Läppchen verblaßt, wie die Erscheinung eines verblichenen Regenbogens. So, dachte ich, sind die Arlequin's nach ihrem Tode.

Mein dritter Besuch im Schauspiel fand kurz darauf statt. Man spielte „den Lauf der Welt“, und ich nahm auf meiner Bank mit aller Gravität eines Richters Platz; ich erinnere mich noch sehr gut, daß die Vapeurs und die Affectation der guten Lady Wishford den Effekt einer tragischen und feierlichen Leidenschaft auf mich machten.

*) Aus den Essays des kürzlich verstorbenen, wegen seiner geistvollen Aussprüche viel geschätzten Schriftstellers.

Hierauf folgte Robinson Krusoe; Krusoe, Freitag und der Papagei waren für mich eben so authentisch wie die Geschichte. Die Possen der Clowns und Pantalons sind ganz aus meinem Kopfe verschwunden. Ich fühlte eben so wenig Trieb in mir, darüber zu lachen, zu jener Zeit, als über die gothischen und grotesken Köpfe (die ich damals nur in religiösem Sinne betrachtete) mit ihren steinernen Grimassen an den Mauern unserer alten runden Templer-Kirche.

Ich sah diese Vorstellungen in dem Theater-Jahre 1781 — 1782; ich ging in's siebente Jahr. Nach einem Verlauf von sechs bis sieben Jahren (auf der Schule war nämlich jeder Besuch des Schauspiels streng untersagt) betrat ich von neuem die Schwelle eines Theaters; aber jener alte Abend, wo ich Artaxerxes gesehen, war immer in meinem Kopfe. Ich erwartete, dieselben Empfindungen durch dasselbe Schauspiel hervorgebracht zu sehen; ach! es ist ein geringerer Unterschied zwischen unseren sechziger und sechzehner Jahren, als zwischen unserm sechzehnten und unserm sechsten ist.

Was hatte ich während dieser Zeit nicht verloren? In jener ersten Epoche wußte ich Nichts, verstand ich Nichts, unterschied ich Nichts: ich fühlte Alles, liebte Alles, bewunderte Alles:

„Ich war entzückt und wußte nicht warum."

Ich hatte den Tempel als ein frommer Gläubiger verlassen und betrat ihn wieder als ein raisonnirender Kritiker. Die nämlichen Gegenstände in ihrem äußern Daseyn waren noch vorhanden, aber ihre Bedeutsamkeit und die Zaubermacht der ersten Gefühle war dahin. Der grüne Vorhang war kein Schleier mehr, der zwei Welten trennte, und wenn er aufrollte, die Aussicht in vergangene Jahrhunderte eröffnete und die Schatten der Könige heraufbeschwor, er war nichts weiter, als ein groß Stück grünes Zeug, das für einen Augenblick die Zuschauer von anderen Personen trennte, die Menschen waren, wie sie, und eine flüchtige Rolle spielen sollten. Die Lampen über dem Orchester stiegen durch einen gemeinen plumpen Mechanismus empor; das erste und zweite Signal war ein bloßes Ziehen der Klingel von der Hand des Souffleurs, dieser Klingel, die mir ehemals wie eine überirdische Stimme erschienen war. Die Schauspieler waren nichts als geschminkte Männer und Frauen. Auf sie warf ich die Schuld, während der Fehler an mir lag und der Veränderung, die so viele Jahrhunderte, sechs schnelle Jahre, in mir hervorgebracht hatten. Vielleicht war es zu meinem Glücke, daß das Stück dieses kahlen trocknen Abends nur eine unbedeutende Komödie war. Ich gewann Zeit, mich von meinen unverständigen Hoffnungen loszumachen und Ansprüche und Erwartungen zu läutern. Sie hätten mir vielleicht sonst das reine Entzücken trüben können, das ich empfand, als ich kurz darauf Miß Siddons zum erstenmale in der Rolle der Isabella sah. Vergleichung und Erinnerung versanken vor der Gewalt des gegenwärtigen Reizes, und das Theater wurde wieder in anderer Beziehung der köstlichste aller Genüsse für mich.

F r a n k r e i c h.

Ueber den Ursprung der Zigeuner.*)

Die erste Schwierigkeit, mit der der Forscher, der die Wiege der Zigeuner aufzufinden bemüht ist, zu kämpfen hat, ist die Verwirrung, die in den eigenen Erzählungen der Letzteren herrscht. Diejenigen Zigeuner, welche in Frankreich um das Jahr 1427 erschienen, gaben sich für Aegypter aus; man wußte nicht, ob sie aus Deutschland oder Afrika kamen; man glaubte, sie seyen aus Böhmen gekommen, wegen mehrerer Slavischer Wörter in ihrer Sprache und der Aehnlichkeit ihrer Tracht mit der der Böhmen — daher denn auch ihr Französischer Name Bohémiens. Zehn Jahre früher hatten sie sich über die Küsten der Nordsee ausgebreitet, hatten Bayern überschwemmt und waren in den Kanton Graubünden eingedrungen; damals nannten sie sich Tartaren. In Italien gaben sie sich für Moldauischen Ursprungs aus, nur nicht in Rom, wo sie immer für Kopten gelten wollten. In Spanien benutzten sie den großen Ruf, in dem die Orientalen als Magier standen, und nannten sich Zeugitanos, womit die Deutsche Benennung „Zigeuner" zusammenhängt. Höchst wahrscheinlich haben die Spanier aus diesem Namen, der später mit dem Worte Egipciano konfundirt ward, ihr Gitano gemacht, eine Benennung, die der Verfasser des vorliegenden Romans angenommen.

Die Völker Europas haben ihrerseits nicht wenig dazu beigetragen, die Räthselhaftigkeit, die über diesen seltsamen Männern und eigenthümlichen Frauen schwebt, noch dunkler zu machen, diesen Menschen, die in ihrer Barbarei so viele Kunde der Dinge besaßen, daß sie die Zukunft vorhersagten, so mächtig waren in ihrer Armuth, daß sie der Natur geboten. Während die alten Matronen dieser umherschweifenden Stämme in der Hand oder auf der Stirn der großen Herren und reichen Bürger die Geheimnisse des Schicksals, die ihrer warteten, lasen, und ihre Töchter die Jugend vor Lust und Liebe trunken machten in ihren üppigen Tänzen und zügellosen Gesängen, übernahmen die Männer jede Art von Dienstleistung, die ihre Unabhängigkeit unangefochten ließ. Die Könige beauftragten sie mehr als ein Mal mit wichtigen Missionen, zu denen „das Auge des Adlers, die List des Fuchses und die Schnelligkeit der Schwalbe" erforderlich waren. Die Diplomatie beschränkte sich damals noch auf ein abenteuerliches Spioniren und geheime Korrespondenzen, und somit taugte keiner besser dazu, als die Kaufleute. Von gleichem Durst nach Golde getrieben, wie diese, zeichneten sich die Gitanos durch zwei treffliche Eigenschaften, die jenen abgingen, noch ganz besonders aus: durch Zuverlässigkeit und Geschwindigkeit. Wenn sie aus dem Kabinet eines Fürsten heraustraten und den Lohn für ihre Dienste in der Hand hatten, kehrten sie in den Wald zu ihrer frohen Bande zurück, für die die Rückkehr eines der Ihrigen immer ein Fest war. Betteln, betrügen, stehlen, das war ihr Leben, ihr Glück. Alle Versuche, die man gemacht hat, sie in die Städte zu ziehen und dahin zu bringen, ihr wildes, wüstes, elendes Leben aufzugeben, sind gescheitert. Wurden sie aus einem Walde verjagt, so flohen sie in einen anderen; hatten sie keine Bäume mehr, die Lumpen aufzuhängen, die ihnen zu Zelten dienten, so zogen sie in's Gebirge. Nie haben sie ihre Wohlthäter geliebt, nie ihre Verfolger gehaßt; ihre einzige Leidenschaft ist die Liebe zur persönlichen Freiheit. Ueberall, wo sie frei waren, waren sie glücklich. Zu feig, um ihre Freiheit und Unabhängigkeit mit Gewalt zu behaupten, wurde ihr Sinn nicht durch Ketten und Bande gebrochen, und sie verachteten den Tod mit Heldenmuth, sobald er unvermeidlich war. Die Alten unter den Zigeunern forderten keine Rücksicht von der Jugend ihres Stammes, und die Jungen nahmen eben so wenig, auch nicht im mindesten, Wohlthaten oder Gunst der Alten in Anspruch. Eine absolute Gleichheit bildete die Basis ihrer Moral. Jedes Mal war der Familienvater (und der ganze Stamm machte nur eine Familie aus) das Oberhaupt, das alle Glieder mit einer religiösen Unterwürfigkeit respektirten. Die Entehrung ihrer Weiber sahen sie mit Gleichgültigkeit an, wenn nur auch sie die Beweise ihrer Zärtlichkeit und Gunst empfingen; hatten sie sich aber über Kälte und Sprödigkeit zu beklagen und hatten eine neue Leidenschaft als Grund dieser Zurückhaltung in Verdacht, dann wehe dem glücklichen Nebenbuhler, wenn er kein Zigeuner war! Die Rache des eifersüchtigen Zigeuners verfehlte nie ihr Ziel; ohne Muth zu offenem Kampf, kannten die Gitanos alle Mittel, sich eines Feindes zu entledigen, ohne ihre eigene Person in Gefahr zu setzen. Ohne feste Wohnung, ohne Liebe zu irgend einer Heimath, zogen sie überall durch, wie Stürme, ohne etwas hinter sich zu lassen, als abgehauene Baumzweige in den Wäldern und wüste Feuerstellen in den Dörfern.

Solcher Kontrast zu allem Gewöhnlichen und Bekannten, das geheimnißvolle Leben und das schauerliche Aeußere dieser Vagabunden mußten einen unwiderstehlichen Einfluß auf die Einbildungskraft der Bewohner unserer Landschaften ausüben, zu einer Zeit, wo Alles mit religiösem Ernste an die Macht des Teufels und die Kunst der Zauberei glaubte. Jedes Land hatte seine Erzählungen und Kommentare zu den Traditionen über die Zigeuner, die denn ihrerseits nicht verfehlten, hiervon gehörigen Vortheil zu ziehen. Hier glaubte man an die Kraft ihrer Magie; an einem anderen Orte betrachtete man sie als Giftmischer; die Einen sahen sie als Götzendiener an, Andere behaupteten wieder, sie hätten gar keinen religiösen Glauben. Diejenigen, hieß es, die ihnen gastliche Aufnahme verweigern, fallen in böse Krankheiten; das Haus aber, wo man sie aufnimmt, wird fest gegen den Blitz. Gab man ihnen etwas, so zog das Geldstück, das ihre Hand berührte, alle übrige, die noch in derselben Börse waren, nach sich; gab man ihnen nichts, so verwandelte sich das Geld dessen, der die Gabe verweigert, alsbald in Sand oder in sonst etwas Schlechtes, sein Vieh starb, er verlor seine Familie, und der Feuerkönig schickte ihm böse Geister, die ihn rastlos peinigten und plagten. Von solcher Art war der herrschende Aberglaube, und hieraus erklärt sich, wie die Menge, so sehr sie auch die Zigeuner haßte, dennoch zu ihnen hingezogen ward und ihren Aussprüchen horchte, und der Adel, der die leichten Sitten und die verführerische Anmuth der Zigeunerinnen gern mochte, immer geneigt war, ihnen Freistatt und Schutz gegen die Strenge der Behörden zuzugestehen.

Vor der Kritik der neueren Zeiten erscheint nun freilich das als alberne Fabel, was den Gelehrten jener dunkleren Jahrhunderte für authentische Tradition gegolten. Für uns besteht die Zauberei der Zigeuner in nichts Anderem, als in der Unwissenheit Europas im funfzehnten Jahrhundert, seinem Aberglauben im sechzehnten und seinen Vorurtheilen in der folgenden Zeit. Gegenwärtig würde man nur noch darüber lachen, wenn ein Historiker die Juden als Ursache der Pest, welche Deutschland im Jahre 1348 verwüstete, darstellen wollte und drucken ließe: „Die Israeliten, nachdem sie der Rache des platten Landes entflohen wären, hatten sich in die Wälder oder in die Höhlen und Schluchten der Gebirge geflüchtet und seyen aus diesen Schlupfwinkeln mit Weibern und Kindern in Banden und ungläubigen Horden unter dem Namen Zigeuner später wieder hervorgebrochen, die benachbarten Gegenden durchstreifend und sich in die Dörfer einschwärzend." Und doch giebt einer der besten Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts den Ursprung der Zigeuner auf diese Weise an. Er vergißt gänzlich, daß die Juden, weil man sie überall ihrer Reichthümer wegen geplündert, verspottet, verhöhnt, ermordet hat, gerade deshalb immer den edlen Muth gezeigt haben, Juden zu bleiben. Erst jetzt, erst unter uns fangen sie an, von ihren alten Satzungen abzulassen und sich dem höheren Lichte zuzuwenden. Sollte es sich erfüllen, daß sie mit Haß und Verachtung überschüttet werden mußten, um den Gott Israels nicht zu vergessen!

Was man übrigens an den Juden Tadelnswerthes und Fehlerhaftes hat finden mögen, nie hat man ihnen den Vorwurf der Faulheit machen können, jener schmählichen Trägheit, welche die Zigeuner charakterisirt. Selbst die Sadducäer, die in Lüsten lebten und nur an das zeitliche Glück dachten, vernachlässigten weder die Industrie, noch den Handel, um hierdurch zu den Mitteln zu gelangen, sich jenes zu verschaffen. Außerdem waren die Juden die geschicktesten und kundigsten Leute, die eifrigsten Forscher in ganz Europa; es ist wahr, sie beschäftigten sich mit der Magie, kabbalistischen und astrologischen Studien und anderem wilden und phantastischen Zeuge; aber diese Wissenschaften machten damals das Hauptfeld geistiger Thätigkeit aus; die Juden hielten sie hoch, wie Albertus magnus, wie Cardanus, wie Agrippa sie hoch gehalten. Die Erfindung der Wechsel, die man ihnen nicht abdisputiren kann, spricht ebenfalls für unsere Meinung. Die Juden, es ist wahr, stellten das Horoskop, aber es war der Einfluß der Sterne auf alle sublunarische Wesen, was die Basis

*) Eine von Juan Floran verfaßte Vorrede zu dem Roman: Die Gitanos (Zigeuner), von Camille Lernadier.

ihrer Wahrsagungen ausmachte, und es ist bis zu dieser wissenschaftlichen Astrologie weit hin von dem gedankenlosen Prophezeien auf gut Glück aus den Linien der Hand, den Runzeln der Stirn und der Farbe des Haars. Gleicherweise bietet die jüdische Gesichtsbildung keine sonderliche Aehnlichkeit mit der der Zigeuner dar; Farbe und Figur dieser beiden Stämme können Annäherndes enthalten, die spezifische Verschiedenheit wird aber dadurch keineswegs aufgehoben.

Diejenigen, die aus den Zigeunern eine Kolonie von Sudra machen, kommen noch weiter von ihrem wirklichen Ursprung ab. Der Aehnlichkeiten, die bei Vergleichung der Zigeuner mit den Sudras in Anwendung gebracht werden, sind durchaus nicht so viele, als der Unähnlichkeiten, die beide von einander scheiden. Beginnen wir mit Betrachtung ihrer Körperlichkeit. Die Sudras sind alle von kleiner Gestalt, und ihr Teint ist kupferfarbig, sie haben hervorstehende Kinnbacken und spitzes Kinn, ihr Mund ist breit, die Lippen aufgeworfen, ihr Haar von der Schwärze des Ebenholzes, glanzlos und kraus, nicht glatt anliegend auf dem Schädel. Der Zigeuner dagegen hat eine viel mannigfaltigere Gestalt; seine Farbe ist olivengelblich, seine Wangen leicht gewölbt, sein Haar glatt und von glänzendem Schwarz. Der Sudra hat wenig oder gar keinen, der Zigeuner dagegen einen dicken und starken Bart; die Augen des ersteren spielen in's Rothe, die des letzteren in's Gelbe, jener hat eine schwache zwitschernde Stimme, dieser ein volles scharfes Organ.

Gehen wir zum Geistigen über. Die Trägheit des Indiers ist etwas ganz anderes als die Faulheit der Zigeuner. Die Sudras lieben die Wiege ihrer Heimath, kleben an der Scholle. Die Zigeuner bleiben nie lange an einem Orte, geduldet oder verfolgt, gleichviel, umherzuschweifen ist ihnen Bedürfniß. Beider, der Sudras wie der Zigeuner Weiber geben sich preis, denn sie sind arm und werden von ihren Männern schlecht behandelt; doch sind die Indierinnen wahrer Liebe fähig, wenn man zart und liebreich mit ihnen umgeht, wogegen man bei den Zigeunerinnen dies Gefühl nur selten antrifft.

Sittenlosigkeit, Verworfenheit, Mangel aller Religion gehören nicht einer bestimmten Menschenrace an. Wenn Elend und Unwissenheit das menschliche Herz zu ihrem Tummelplatz machen, treten immer die nämlichen Laster und die nämliche Entmenschung hervor. Wo die Unterdrückung und der Fanatismus triumphiren, folgt der Atheismus auf den Aberglauben, und die Verworfenheit auf die Verzweiflung. So sind die Zigeuner zu dem Zustand von Degradation herabgesunken, in dem sie gegenwärtig untergeben; um sie darein zu stürzen, war die Weise hinreichend, in der man sie in Europa und in den Asiatischen Provinzen, wohin sie sich flüchteten, behandelte, mögen die Ursachen übrigens gewesen seyn, von welcher Art sie wollen, die sie dazu zwangen, ihr Vaterland zu verlassen.

Auch die Behauptung, daß die Zigeuner aus Afrika stammen, ist unhaltbar. Es ist allerdings wahr, daß, als sie sich in Europa zeigten, sie sich für Aegypter ausgaben; dieser Name ist ihnen in England und Italien geblieben und, wenn Gitano von Egipciano herkommt, auch in Spanien. Im Jahre 1427 kamen sie nach Paris. „Zwölf Penanciers oder Büßer, Christen aus Unter-Aegypten, von den Sarazenen verjagt, begaben sich nach Rom. Sie beichteten dem Papst, der ihnen als Buße auferlegte, sieben Jahre lang umherzuziehen.“ Diese kleine Schaar wurde von einem Oberhaupt befehligt, dem man den pomphaften Titel Herzog gab, und unter dem ein zweiter Befehlshaber, ein Graf, stand; die zehn Anderen waren bloße Ritter; alle aber gingen in prächtigem Waffenschmuck und hatten ein Gefolge von zwanzig Personen bei sich. Pasquier fügt hinzu, daß sie schwarze krause Haare gehabt und silberne Ringe in den Ohren getragen hätten. Obgleich ihre Frauen häßlich und unsauber waren, so wurde doch niemals ihr Haus von jungen vornehmen Herren und vom Pöbel leer. Sie tanzten, sangen, prophezeiten, und wenn sich eine Gelegenheit zum Stehlen darbot, so verschmähten die lustigen Pilgrime sie nicht; ihr Talent zu dieser Art des Erwerbes war ungemein groß und, allem Anschein nach, höchst glücklich ausgebildet. Der Zulauf wuchs mit jedem Tage, und der Skandal wurde endlich so ernsthaft, daß der Erzbischof beim Könige den Befehl auswirkte, die Aegyptischen Christen aus Paris zu verbannen, und diejenigen, die sich bei ihnen Raths erholt hatten, exkommunizirte.

Solche Züge erinnern uns freilich an die Aegyptischen Frauen, die die Männer anlocken, ihnen ihre Reize preisgeben und sie dann oft völlig ausplündern. Man kann noch hinzufügen, daß die Aegypter von jeher feig, Nichtsthuer, Säufer und Freunde des Schlafs gewesen sind, daß sie die übrige Welt verachten und eine außerordentliche Vorliebe für die Esel und den Taback haben; aber weiter geht denn auch die Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Zigeunern nicht, die Gleichgültigkeit in religiösen Dingen ausgenommen.

Die Araber ähneln ihnen noch weniger. Bei einer ziemlich kleinen Gestalt und einem mageren Körper haben jene ein eisernes Temperament; in ihrem sonneverbrannten Gesicht, ihren schwarzen lebhaften Augen, ihrer geistreichen Physiognomie sieht man nichts von dem Verschmitzten und Nichtswürdigen, das in den Gesichtern der Zigeuner ausgeprägt liegt. Der Araber spricht wenig, der Zigeuner viel; der Eine macht keine Geberden, bei dem Anderen wird man schwindlig vor allen Verrenkungen und Grimassen, mit denen er seine Worte begleitet. Bei dem Einen ist die Beredsamkeit, die Poesie, die Erzählung zuhause, bei dem Anderen die Betrügerei in jeder Gestalt, der Kalkül, die Possen. Der Sohn der Wüste ist hochherzig und tapfer, er vertheidigt seine Freiheit; der Gast, mit dem er Salz und Brod getheilt, ist ihm heilig, und seinen Vortheil opfert er seinem Ruhme auf. Unfähig jeder edlen Regung, fehlt es dem Paria des Occidents an Muth, sein Leben zu vertheidigen; er kennt weder Treue, noch Glauben, noch Dankbarkeit, ist stets zum Mord bereit und wagt nie einen offenen Kampf.

Bei so vielen Widersprüchen erscheint es fast unmöglich, sich eine klare Idee von dem Ursprung der Zigeuner bilden zu können. Wir glauben, daß man leichter dazu gelangen würde, diese Quelle aufzufinden, wenn man den Charakter, die Sitten und Gewohnheiten dieses Stammes mit Charakter, Sitten und Gewohnheiten der Horden, die man in der Asiatischen Türkei, zwischen Rußland und Persien, antrifft, vergleichen wollte. Es möchte freilich vergeblich seyn, die Züge, welche die Physiognomie der Zigeuner bilden, bei einer dieser umherstreifenden wilden Nationen vereinigt zu suchen; aber wenn man sie fleißig und genau beobachtet und mit Sorgsamkeit erwägt und zusammenstellt, was von Traditionen vorhanden ist, so dürfte man wohl mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß, wenn die ersten Zigeuner nicht eine Horde gewesen sind, wie die Kurden, die Tscherkessen, die Baschkiren oder die Kurillen, sie doch zum wenigsten mit den Stämmen lebten, die sich nicht dem Joche des Timur-Lank unterwerfen wollten.

Was sogleich in die Augen springt, so wenig man auch von den Sitten der Zigeuner und der nomadischen Gebirgsstämme der Tartaren kennt, das sind die geistigen Beziehungen, die beide mit einander verbinden. Ihre Religion beschränkt sich auf einzelne abergläubische Bestimmungen, die ohne Halt und Zusammenhang neben einander stehen. Von einem Gedanken, einer Vorstellung, die über das Daseyn hinausreicht, ist bei ihnen keine Spur; sie leben, ohne ein Bewußtseyn darüber zu haben. Einen großen Theil des Tages über in ihren Höhlen begraben, die sie noch scheußlicher machen durch den Rauch, sehen sie einen schönen Himmel, die Wiederkehr des Frühlings und selbst den Farbenduft und die Klarheit ihrer schönen Morgen mit Gleichgültigkeit an. Sinnenlust macht ihr ganzes Glück aus. Die Liebe ist ihnen nichts als eine fleischliche Begierde. In den Gegenständen ihrer Nahrung gehen sie ohne die mindeste Wahl zu Werke; Alles ist gut, Alles ihrem verzehrenden Hunger recht. Luxus und Eitelkeit üben einen großen Einfluß auf sie aus; es genügt ihnen nicht, ihre Kleider auszuputzen und mit Zierrathen zu versehen, sie durchstechen sich auch die Ohren und tragen große Gehänge darin. Die Moral dieser viehischen Menschen ist in einer eben so schlechten Verfassung, wie ihre Religion. Der Diebstahl ist in ihren Augen etwas ganz Ehrenwerthes, vorausgesetzt, daß er mit Geschicklichkeit und Schlauheit verübt wird. Ein Mädchen darf sich nicht eher verheirathen, als bis sie eine Probe von ihrem Talente dazu und ihrer Fertigkeit abgelegt hat. Der Mord wird nicht als ein Verbrechen betrachtet, es sey denn, daß er an einem Stammes-Genossen begangen worden; dann steht es den Verwandten des Erschlagenen frei, zu verzeihen oder ihn zu rächen; aber der Mörder kann sich eine lange Frist erkaufen und lebt während derselben in völliger Sicherheit neben dem Bruder oder Sohne des von ihm Ermordeten. Die Frauen sind Gemeingut unter ihnen; es steht ihnen frei, sich einer besonderen Neigung hinzugeben, doch darf diese niemals die übrigen Männer vom Genuß ihrer Rechte ausschließen oder ihnen nur hinderlich darin seyn wollen. Wenn sie sich der Freude hingeben, so hat es den Anschein, als überließen sie sich den wildesten Ausschweifungen des Schmerzes; wogegen ihre Art und Weise, ihre Todten zu beweinen, viel mehr der Fröhlichkeit eines Festes, als einem Ausbruche der Betrübniß und Trauer ähnlich sieht. Sie glauben nicht an die Unsterblichkeit, sagen aber, daß Abends, wenn Alles schläft und die Mondesscheibe voll ist, die Schatten der Verstorbenen sie zu besuchen kommen und ihnen die Gefahren, die ihnen drohen, voraussagen.

So sind die umherschweifenden Horden beschaffen, die jetzt noch häufig in der Nähe von Kasan erscheinen, die Berghöhlen am Kaspischen Meer bewohnen, die Wüste durchziehen und den kriegerischen Stämmen der Baschkiren, Kirgisen und anderer Barbaren folgen, von denen sie eben so verachtet werden, wie von den Europäern, aber auch gefürchtet wegen ihrer Zaubereien und ihrem Verkehr mit den Geistern.

Dies Gemälde ist zugleich das Bild der Zigeuner. Mit Leichtigkeit lassen sich aus unserer Hypothese ihre Sitten entwickeln, ihr Aberglaube verstehen, ihre Züge verfolgen. Man wird sich dann nicht mehr über die Härte und Strenge wundern, mit der man sie immer und überall verfolgt hat.

Die Fürsten Italiens verbannten sie aus ihren Staaten, eben so die Deutschen Fürsten aus den ihrigen.

Im Jahre 1516 wurden sie aus Frankreich vertrieben, oder zu den Galeeren verurtheilt. Im Jahre 1682 erging unter Ludwig XIV. an die Marechaussee und Polizei der Befehl, nicht nur die Zigeuner oder Aegyptier selbst, sondern auch die Weiber und Kinder dieser Vagabonden, deren sie habhaft werden könnten, aufzuheben.

Die Araber verfolgen die Scheramis wie wilde Thiere.

Die Reichsstände von Ungarn erließen mehrere Dekrete auf Ausrottung des Pharaoh-Nepeck oder des Volkes des Pharao.

Die Cortes von Castilien drangen auf Vollstreckung der Gesetze, die sie aus der Gesellschaft ausschlossen und ihnen alles Gewerbe bei Todesstrafe verboten.

Und bei allen diesen Verfolgungen, die die unglücklichen Zigeuner trafen, hat sich nie eine Stimme zu ihren Gunsten erhoben; wie wilde Thiere wurden sie gejagt, ohne Erbarmen zu Tode gehetzt, nur Verwünschungen und Flüche folgten ihnen nach, und noch jetzt sind sie allen Nationen ein Greuel.

Nur zwei Fürsten hat es gegeben, die ihnen die Pforten der menschlichen Gesellschaft aufgethan: Maria Theresia von Oesterreich und Karl III. von Spanien; die Zigeuner aber, ihrem Charakter getreu, haben die Sicherheit, deren sie genießen konnten, der gefahrvollen Unabhängigkeit aufgeopfert, die nun einmal das Glück ihres Lebens ausmacht.

Ueberführt von der Vergeblichkeit seiner schützenden Maßregeln, ergriff der strenge Karl III. das entgegengesetzte System; er stellte ihnen die Alternative, entweder ein festes Gewerbe zu ergreifen, sich zu einem Handwerk zu bestimmen, oder aus Spanien auszuwandern und im Betretungsfall der strengsten Strafen zu gewärtigen.

Diese Epoche ist es, die Herr Leynadier für seinen Roman gewählt hat.

Digitized by Google

Bibliographie. Neue Romane:

Anselme. — Von Ph. Busoni. 2 Bde. 15 Fr.

Un Homme sans coeur. — Von Hippolyte Bonnelier. 2 Bde. 15 Fr.

Lucian Spalma. — Von J. A. David. 2 Bde. 15 Fr.

Maladies du siècle. — Von Edouard Alletz. 7½ Fr.

Mémoires d'un jeune cavalier. Par James, auteur de Richelieu. Traduit de l'anglais, par A. J. B. Defauconpret. — 2 Bde. 15 Fr.

Le nouveau Candide. — Von Louis Lavater. Erste Abtheilung: Rom. 6½ Fr.

Sanche Orrillo, prince de Viana, ou les Moeurs en Espagne. — Von Baigneur. 2 Bde. 5 Fr.

Isabel de Bavière. — Von Alexander Dumas. 2 Bde. 15 Fr.

Les Trois As. Par Spindler et W. Blumenhagen. Traduit de l'allemand par Ch. Le Dhuy. — 2 Bde. 15 Fr.

Ostindien.

Les Aventures de Kamrup, par Tahein-Uddin. (Die Abenteuer des Kamrup.) Aus dem Hindostanischen in's Französische übersetzt von Garcin de Tassy. Paris, 1835.

Selbst diejenigen, welche es nicht zugeben wollen, daß alle menschliche Wissenschaft göttlicher Offenbarung entstammt sey, müssen dennoch eingestehen, daß ein großer Theil dieser Wissenschaft wenigstens auf Ueberlieferung beruhe. In dem Grade, als sich der Kreis historischer Forschungen erweiterte, hat man die Zahl autochthonischer Civilisationen sich vermindern sehen. Für die Stämme, welche man bisher für ursprüngliche gehalten, entdeckt man mit jedem Tage Wurzeln, bald in dem Lande selbst, bald in anderen Gegenden. So haben Rom und Griechenland, dieses Calpe und Abyla der modernen Welt, erst ihre Anfänge auf eine pelasgische Welt zurückgeführt; dann gingen sie höher hinauf nach Aegypten. In unseren Tagen schwankt der Blick ungewiß zwischen der Assyrischen und Indischen Welt, und wir haben keine Bürgschaft dafür, daß dort die letzte Gränze sey, das non plus ultra der Ueberlieferung.

Zur Ehre der Orientalisten sey es gesagt — sie sind es, denen wir diese Entwirrung des alten Chaos zu verdanken haben; sie allein haben es vermocht, den Faden der Geschichte, der unter den Händen der früher nur mit der Kenntniß der beiden klassischen Sprachen ausgerüsteten Gelehrten gerissen war, wieder aufzunehmen. Staatsumwälzungen, Völkerzüge, Entdeckungen zur Untersuchung der materiellen Welt, moralische, politische, religiöse Gesetzbücher, Mythen und Sagen — alles dieses, in die alte Nacht der Zeiten hinaufreichend, führt nach Asien. Dort haben die neueren Sprachen, wie in Europa, und noch mehr als in Europa, ihre Heimath gefunden; sie haben sich als Töchter uralter Sprachen erkannt, und es ist der Wissenschaft bereits vergönnt gewesen, ihre Wurzeln und einen großen Theil ihrer grammatischen Formationen auf ihren Ursprung zurückzuführen.

Unter diesen Sprachen des südlichen Asiens ist eine der interessantesten, vermöge der politischen Rolle, die sie bereits gespielt hat, und welche sie noch lange zu spielen berufen scheint, die, welcher das oben angezeigte Buch angehört. Das Hindostanische, welches in dem größten Theile der Indo-Britischen Besitzungen gesprochen wird, bietet in seinen Schicksalen eine merkwürdige Analogie mit dem Englischen selbst dar. Das Englische hatte sich von dem alten Sächsischen Stamme abgelöst, als die Eroberung Wilhelm's es mit dem Französischen überschwemmte. Das Indische, eine demotische Unterart des Sanskrit, erlitt eine Persische Färbung während der wiederholten Einfälle der muselmännischen Eroberer seit dem Gaznewiden Mahmud bis Nadir-Schach. Das Persische behauptete sich als Hofsprache; es ward an festlichen Tagen bei Hofe gesprochen, aber in der Stadt und auf dem Lande vermischte es sich innig mit dem Hinduischen, so daß sich eine neue Sprache bildete, die endlich ihre Schriftsteller in Prosa und Versen aufzuweisen hatte. Ganz eben so ist die Geschichte des Englischen. Heutzutage sprechen die entarteten Sprößlinge des Timur, die dem Namen nach zu Delhi herrschen, Hindostanisch, wie die alten Kampfgenossen der Kaiser, ihrer Ahnen, und wie die Abkömmlinge der Hindus, welche sie unterjochten. Sieger und Besiegte haben sich vermischt, und ihre ursprünglichen Unterschiede sind vor der Uebermacht eines neuen Eroberers verblichen. Dieser, menschlicher gesinnt oder geschickter, hat ihnen weder seine Sprache noch seine Gesetze aufgedrungen. Er vertraut ganz ruhig der Zuneigung, die spät oder früh eine umsichtige feine Bildung erwirbt, die durch ihre Künste für die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Daseyns, durch ihre Gerechtigkeit und militairische Zucht für die Sicherheit sorgt. Mit gleichem Vertrauen wird es nicht nöthig seyn, sie zu zwingen, in unsere Tempel einzugehen; es genügt, die Thür offen gelassen zu haben. Indeß wird die uralte Asiatische Organisation mit ihren Kasten und ihren antediluvianischen Ueberlieferungen längere Zeit, als sonst irgend etwas, den Formen Europäischer Civilisation Widerstand leisten. Sie wird sich kräftig behaupten gegen unsere armen schlichten Sprachen und gegen unsere Literaturen mit ihren Plagiaten! — Ja wohl, Plagiaten! — Denn wo giebt es einen Sittenspruch, eine dramatische Verwickelung, einen bildlichen Ausdruck, eine Fabel, eine Geschichte, die nicht ihre Analogie, ihr Urbild im Orient fände, dort, wo vor dreitausend Jahren ein König bereits klagte, daß es nichts Neues gebe unter der Sonne! Aesop, Phädrus, La Fontaine haben Bidpay bestohlen. Die Puranas haben die Möglichkeit zur Erfindung neuer epischer Sujets vernichtet. Eine neuerdings erschienene Grammatik des Vulgär-Arabischen hat eine anmuthige Anekdote im Urtext und in Uebersetzung mitgetheilt, die sich angeblich unter der Regierung des Chalifen Mothadad mit einem Witzling, Ebn-Elmagbazi, zugetragen hat. Das ist aber Wort für Wort die Geschichte des Celalto, womit uns vor einigen Jahren unsere Theater unterhielten. Der Hirt auch, welcher, nachdem er Minister geworden, die Kleidung seines früheren Standes in einem Kästchen bewahrt, findet sich in der Erzählung von einem gewissen Ayaz, einem Sklaven des Gaznewiden Mahmud. Nachdem er Wesir geworden, verrichtete Ayaz alle Tage sein Gebet in den Bettelkleidern, die er früher getragen hatte. In einer Anmerkung hat uns Herr Garcin de Tassy diese Geschichte, anmuthig erzählt, mitgetheilt.

Wenn der hier von uns angezeigte Roman vom Kamrup keine occidentalische Composition um das Verdienst der Originalität bringt, so wird man dagegen in demselben das Vorbild eines Werkes erblicken, das im Arabischen Orient von nicht geringerer Bedeutung ist; ich meine die Geschichte Sindbads des Seglers. Der Held desselben, Kamrup, in Liebe entbrannt zu einer Prinzessin, die ihm im Traum erschienen, verläßt Aouda, sein Vaterland und schifft sich nach Ceylon ein mit einem Maler, einem Pundit, einem Arzte und mehreren anderen Jugendfreunden. Ein Schiffbruch zertrümmert sein Fahrzeug, zerstreut die Freunde, die sich sehr spät erst wieder zusammenfinden und Abenteuer zu bestehen haben, in denen das Wunderbare keinesweges gespart ist. Außer seinen natürlichen Fähigkeiten besitzt Jeder von ihnen noch einen Talisman, durch dessen Mitwirkung es endlich dem Kamrup gelingt, in die Nähe der Prinzessin Kala zu kommen, ihre Liebe zu gewinnen und sie endlich nach vielen Widerwärtigkeiten zu heirathen. Um dieses Ziel zu erreichen, bedient sich Kamrup des Steins der Weisen, den ihm ein Derwisch geschenkt; er macht Gold und errichtet ein Heer, womit er seinen zukünftigen Schwiegervater in seiner Hauptstadt belagert. Die Moral der Geschichte leuchtet ein und ist tröstlich genug:

„Gott giebt allen denjenigen gedeihlichen Erfolg, welche geduldig, wie Kamrup, die Mühsale ertragen, die die Liebe in ihrem Gefolge hat."

Die Motive des Romans schmecken sehr stark nach der Kindheit der Kunst. Die Intrigue ist frostig, und die Dazwischenkunft der Diwen oder Genien der Indischen Mythologie macht sie oft noch frostiger. Der Stil, ohne gerade von Bildern überladen zu seyn, wird doch oft durch seinen eintönigen Schmuck lästig. Allein solche Fehler, wie die gerügten, sind fast lobenswerth zu einer Zeit und in einem Lande wie Frankreich, wo die Literatur, auf den Spuren der Natürlichkeit einher wandelnd, sonst nichts erreicht hat, als Unsittliches, Bizarres, Geschraubtes. Es ist oben die Originalität der Europäischen Leistungen in Abrede gestellt worden; allein dies bedarf theilweise einer Berichtigung; hier ist nämlich ein Punkt, wo wir wahrhaft originell sind. Wir haben Werke, in denen die Leidenschaft viel toller rast, in denen die Intrigue viel mehr quälende Ungeduld erregt, in denen der Stil viel mehr sprüht und Funken giebt und die Bilder viel phantastischer und überspannter sind, als in den Büchern, welche die Kinderjahre der orientalischen Literatur zu Tage gefördert

Ganz versenkt in die Beschäftigung mit den alten oder fernen Sprachen, waren unsere Gelehrten so glücklich, dieser Mode keinen Tribut darzubringen. Eingeschlossen in die Exegese, wie in eine Heils-Arche, haben sie ihren besseren Sinn und ihren richtigen Geschmack über diese Sündfluth hinaus bewahrt. Einige gelehrte Gesellschaften bilden gegenwärtig eine Art von Einsamkeit, in welcher sich die Sprache von Port-Royal rein bewahrt; sie sind die Heiligthümer, aus welchen sie einst wieder hervorgehen und Frankreich erobern wird. Hier hat auch Herr Garcin de Tassy das Geheimniß gefunden, seinen Text treu wiederzuspiegeln in einer klaren, schönen Französischen Uebersetzung. Seine Anmerkungen, voll von Gelehrsamkeit, geben den durch sie erläuterten Partieen einen unendlich hohen Werth. Das Hindostanische, ein kostbares Denkmal für die mittelaltrige Geschichte, so wie für die neuere Geschichte von Asien, ist jetzt die nützlichste Sprache für den Reisenden, den der Handel oder die Wissenschaft nach Indien ruft.

Der Original-Text des Tahein-Uddin wird ebenfalls in kurzem erscheinen und uns die Mittel an die Hand geben, die Treue der Uebersetzung zu beurtheilen Die Englische Societät zur Verbreitung orientalischer Schriften, von der Tüchtigkeit des Uebersetzers durch frühere Leistungen überzeugt, hat die Herausgabe des Kamrup mit ihrer Unterstützung beehrt. (M. U.)

Mannigfaltiges.

— Der Schädel-Thurm. Man zeigte uns in Tunis ein überaus merkwürdiges Gebäude, genannt Burjer Rubs, das ist, wie der Name es schon bezeichnet, ein Thurm, der aus lauter Menschen-Schädeln aufgeführt ist, die in regelmäßigen Reihen auf den untergelegten Bein-Schichten der dazu gehörenden Körper ruhen. Dieser merkwürdige Thurm steht dicht am Meere, in einer kleinen Entfernung von dem Fort Burjes Subl, und hat gegenwärtig zwanzig Fuß Höhe und an der Basis zehn Fuß im Durchmesser, läuft aber nach oben in einen Kegel zu. Es ist hiernach leicht zu berechnen, wie viel Menschenköpfe dazu gehörten, um den Thurm zu vollenden; ja, es scheint sogar keinem Zweifel zu unterliegen, daß derselbe, wie auch die Eingebornen behaupten, vormals noch weit umfangreicher und höher gewesen, als jetzt. Uebrigens hat sich über den Ursprung desselben gar nichts mehr erhalten, außer der Sage, daß die Schädel von Christen herrühren. — Der Thurm wird von Zeit zu Zeit, um ihn gegen Wind und Wetter zu schützen, mit Mörtel überstrichen; doch, als ich ihn sah, war ein großer Theil der Bekleidung abgefallen und so boten die nackten Schädel einen schauerlich-gespenstischen Anblick dar.

(Temple, Excursions in the Mediterranean.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Montag den 1. Juni 1835.

Italien.

Méry's Italiänische Reise.

II. Ein Sonntag in Florenz. — Die Villa Catalani. — Das Stammbuch einer Königin.*)

Der Sonntag ist in der That ein schöner Tag in Florenz; die träge Stadt genießt ihn in stiller ruhiger Lust, in ausgesuchter, gründlich durchempfundener Glückseligkeit. So oft ich mich nach Toskana zurückversetze, untertauche in diese holden Erinnerungen, so scheint es mir immer, als behielte sich Florenz für seine Sonntage eine ganz besondere eigenthümliche Sonne auf, ein lieblicheres Licht, einen Strom von tieferem Azur, lockendere süßere Schatten in den Alleen der Cascini. Ueberall ist der Sonntag der Tag für's Volk, wo es umherwandert, seiner Lust und Narrheit freien Lauf läßt, sich in Familie voll und toll lärmt und schwärmt, und die Plagen der ganzen Woche zu vergessen sucht; aber in Florenz geht das Volk wirklich spazieren und zeigt in seiner ganzen Weise einen Charakter bürgerlichen Wohlstandes, würdigen Behagens und guten Tons. Es ist ohne Zweifel die einzige Stadt in der Welt, wo man keine Spur von der Zerlumptheit an der Kleidung des Volkes gewahr wird. Man kann auf den glücklichen Zustand schließen, in dem sich die Volksmasse in der Stadt befindet, wenn man hört, daß die Bäuerinnen Federhüte und die Bauern lederne Handschuhe tragen! Ich glaube, es giebt keinen zweiten Ort in der Welt, wo das Landvolk Handschuhe trägt. Die Cascini sind mir lieber als unsere Tuilerieen. Die Tuilerieen sehen aus, als wollten sie einen in den stolzen Schutz ihrer Schatten nehmen, wie die Eiche in der Fabel; man fühlt sich versucht, seine Füße am Gitter zu reinigen, bevor man eintritt, wie vor der Thür eines gebohnten Salons; ob auch Cincinnatus und Spartakus dastehen, es weht doch immer eine Patrizier-Luft, die den niederen Bürger genirt und drückt. Der Cascino, das ist die wahre Promenade für alle Welt. Erstens sind schon keine Gitter da, wo sie sind, hat es schon immer das Ansehen eines Gefängnisses, und man braucht nur noch ein Paar Schildwachen davor zu stellen, so ist das Gefängniß fertig. In den Cascini giebt es weder Soldaten noch eiserne Barrièren, es ist ein köstliches Gehölz, welches dicht vor der Stadt anfängt, ein wirklicher Wald, in den man zwar einzelne Alleen hineingebauen hat, der aber noch fast ganz und gar in wilder Unabhängigkeit von der Kultur dasteht; der Arno fließt an den Cascini vorbei, wie die Seine an den Tuilerieen, mit dem Unterschiede, daß sich zwischen den Cascini und dem Fluß kein langer Wall, der für ein förmliches Festungswerk gelten kann, befindet. Frische Grasplätze führen hier den Spaziergänger an das Ufer des Arno.

Die Sonntags-Promenade in den Cascini ist ein reizendes Italiänisches Fest. Es ist ein allwöchentliches Longchamps; zwei lange Reihen von Wagen fahren die große Allee entlang, eine Masse von Reitern dazwischen und nebenher; die Fußgänger spazieren in den Seiten-Alleen des Gehölzes herum. Es ist ein Gemälde voll Ruhe, Eleganz und Anmuth, wie Alles, was Florentinisch ist; kein lärmendes Geschrei ertönt, bescheiden und anständig bewegt sich die Menge; der liebliche Silberklang der weichen Toskanischen Mundart fließt harmonisch von Mund zu Munde, wahre Musik für's Ohr. Kein Streit, kein Gezänk, keine Grobheiten — und dies keinesweges aus dem Grunde, daß die Leidenschaft diesem Volke abginge, wo sie hingehört, hat es sie in hohem Grade — es ist ein durch und durch künstlerisches Volk vom richtigsten Takte und gesunden Sinne, das sich zu gut und zu edel fühlt, seine Energie in wüstem Lärmen auf der Straße zu verschwenden; wenn es in den Cascini so still, so anständig spazieren geht, so geschieht dies, weil die leere Exaltation seinem gediegenen Charakter völlig fremd und der wilde unnütze Spektakel ihm ein Gräuel ist. Aber man gehe nur einmal ins Theater und sehe es da; da weint es, da lacht es, da stampft es mit den Füßen; zwanzigmal unterbricht es in seiner südlichen Lebhaftigkeit eine Cavatine mit seinem Beifall; oder man sehe es im Dome, wenn einer jener beredten Mönche, wie ich einen gehört habe, die Weihnachts- oder Fasten-Predigt hält; alle Phrasen des Redners vibriren auf den ausdrucksvollen Gesichtern des ungeheuren Auditoriums; Alle schließen die Hände fest zusammen, um nur nicht zum Applaudiren fortgerissen zu werden; sobald die Predigt zu Ende ist, wird der Prediger kluger Weise in eine bedeckte Sänfte gesetzt, das Volk würde ihn sonst im Triumphe davontragen zum Dank für seine Rede, man muß ihn förmlich vor dieser Ehre beschützen.

An einem jener schönen Frühlings-Sonntage ging ich aus Florenz zum Thore San-Gallo hinaus, einer köstlichen Einladung folgend, die ich den Abend vorher erhalten hatte, nämlich die Litanei der heiligen Jungfrau mit anzuhören in einer nahen Dorf-Kapelle; es war Madame Catalani, die da singen sollte, mit ihrer Tochter, Madame Duvivier; das Landhaus, das nach dem Willen des Großherzogs den Namen der berühmten Sängerin führt, liegt dicht bei dem Dorfe. Die Messe wurde von einem ehrwürdigen achtzigjährigen Priester gelesen; die Kapelle war voll von Bauern und Bäuerinnen, alle in stummer Andacht auf den Knieen, aber feurig ihre Gebete mit denen des Priesters vereinigend. Um den Hochaltar herum befand sich nur eine sehr kleine Anzahl von Eingeladenen, unter diesen Herr und Madame Gaëtan Murat und ein Polnischer Edelmann, der Graf Potocki.

Madame Catalani stimmte die Litanei an mit ihrer prachtvollen herrlichen Stimme, derselben Stimme, die Europa gehört und so viel gepriesen hat. Diesmal hatte sie kein Parterre von la Scala, keine Logen von San-Carlo, kein Auditorium von Parisern oder Russen oder Engländern, keinen Kongreß von Königen zu Bewunderern. Arme Bauern waren ihre Zuhörer mit staunend offenem Munde; ihre Gesichter drückten ihr Hingerissenseyn, ihr Entzücken aus. Ich habe wenig Bilder gesehen, die mich so gerührt hätten. Die berühmte Künstlerin, die am Fuße des Altars auf ihren Knieen lag und sang, schön und majestätisch wie immer, wie wir sie in der Italiänischen Oper gesehen haben, in ihren Augen der Ausdruck des edlen erhabenen Stolzes, auf ihrem Antlitz die Flamme der Begeisterung, die nie daraus entweicht, es war die hehre Semiramis, die ihren Babylonischen Purpur von sich gethan hatte, ein armes Dorf zu erfreuen und zur himmlischen Jungfrau zu flehen. Ich war so glücklich, diesen heiligen Drang des Gebetes zu vernehmen, der in sonorem Latein über Italiänische Lippen strömte. Bei den erhabenen Anrufungen: Himmels-Königin, mystische Rose, Trösterin der Betrübten, fiel der Chor der Landleute ein: Bitte für uns! und dies harmonische Ora pro nobis wurde mit einem erstaunenswürdigen Ensemble gesungen, mit jener angebornen Richtigkeit und Sicherheit, die in jedem Italiänischen Ohr liegt. Die Composition war ernst und einfach; die Sängerin nahm ihr nichts von ihrer ursprünglichen Naivetät, aber wußte in jede Anrufung eine Glut, eine Begeisterung, wie aus der Seele eines Seraphs, zu legen, und stattete so die jungfräuliche Poesie dieses Gebetes mit unerwarteten Reizen aus. Die göttliche Stimme schien sich in den Himmel aufzuschwingen und hernieder zu schweben, um in dem Zuruf des Auditoriums zu verklingen; so ward dieser Wechselgesang durch keine Pause unterbrochen, und erfüllte somit buchstäblich die Gesetze, daß das Gebet der Kirche nie zur Erde fallen, der schweigende Mund den letzten Ton des Mundes, der sich eben schließen will, aufnehmen soll.

Ich habe vielen Konzerten in Italien beigewohnt, aber nichts gehört, was ich dieser Dorffeierlichkeit vergleichen könnte. In der Sixtinischen Kapelle zu Rom, als das göttliche Miserere vor den Fresken Michel Angelo's ertönte, ward ich in begeistertem Entzücken an die Litanei jenes Dorfes erinnert. Der Papst, die Kardinäle und Michel Angelo, imponirender als der ganze Römische Hof, vermochten nicht, das heitere Auditorium von Landleuten in einer dürftigen Kapelle, das Madame Catalani antwortete, aus meiner Seele zu verdrängen; im Gegentheil, der Gedanke an jene Litanei war es, was mich beim Anhören des Miserere zumeist entzückte; und wenn Gott sich den Gebeten der Menschen zuneigt, so hat er gewiß jenen Landleuten ein günstig Ohr geliehen, das er den Sopranstimmen in der Vatikans-Kapelle in ihrer ärgerlichen Bewunderungswürdigkeit vielleicht verschlossen haben dürfte.

Als die Feierlichkeit vorbei war, führte uns Madame Catalani in ihre Villa. Das kunstliebende Europa hat mit seinem Golde diesen prächtigen Wohnsitz aufgeführt; Florenz hat kein schöneres Landhaus aufzuweisen. Die Villa Catalani ist von Citronen und Orangen umgeben; sie liegt in einer Ebene; ihre Winter-Zimmer liegen auf der Sonnenseite, ihre Sommer-Façade auf der Schattenseite; sie hat einen säulenumgebenen Hof, wo sich vier Basreliefs von Lucca della Robbia befinden, diesem gewaltigen Bildhauer, der am Parthenon auf Praxiteles Gerüst hätte mitarbeiten können. Man fühlt sich von einem Freudenschauer ergriffen, wenn man in die Villa eintritt; eine Atmosphäre der reinsten erfrischendsten Kühle weht einem entgegen; unter der versengenden Sonne des Süden glaubt man sich in einem Marmorbade zu befinden; wohin das Auge sieht, Marmor, der Boden überall Mosaik, überall Italiänische Eleganz und zugleich Alles auf's Zweckmäßigste gegen die heiße Jahreszeit eingerichtet. Hunderte von Jalousieen bewegen sich bei jedem Hauche, den der Wind vom Arno herweht, und lassen die Frische ein, daß sie alle Stiegen und alle Gänge durchziehen kann.

*) Vgl. Nr. 49 des „Magazins" von d. J.

Arabesken schlingen sich über alle Wände, wie ein Traum des Glücks; die Citronenbäume durchduften die Korridors, die Wohlgerüche des Gartens steigen in alle Gemächer empor. Man glaubt sich in eines jener Schlösser versetzt, welche die Maler auf ihrer Leinwand erbauen, gleichwie um sich zu trösten, daß sie dergleichen nicht in der Wirklichkeit finden; und als Rahmen zu dieser Villa nun die Landschaft von Florenz! Von allen Balkons überschaut man diese lichte in Azur schwimmende Ebene, mit blauen Bergen gekränzt, von den Schmeichelwellen des Arno gebadet. Auch Florenz die schöne Stadt sieht man, unter den Hügeln der Villa Strozzi und von San Miniato; sie erscheint hingestreckt am Ufer des Arno mit ihrem Dome und den beiden kolossalen Thürmen, wie eine Frau, die in süßer Trägheit ihre Arme in die Höhe reckt, bevor sie der Schlaf übermannt.

Ein reiches Frühstück wartete unserer in einem reizenden Saale, der an die Orangerie stößt. Der Priester, welcher die Messe gelesen hatte, war ebenfalls eingeladen; er kam sich zu entschuldigen, daß er sich nicht mit uns zu Tisch setzen könne; Madame Catalani wandte die anmuthigsten Bitten auf, in dieser Toskanischen Sprache, der man nichts abschlagen kann, aber der Priester blieb lächelnd bei seiner Weigerung. Nichts als eine Tasse Chokolade wollte er annehmen, die man ihm in einem Neben-Zimmer servirte. Dieser Skrupel erschien mir an einem Greise gar schön und verdienstlich. Bei Tische sprach man viel über Musik, und besonders von den Französischen in Italien noch unbekannten Opern. Man sprach von Robert dem Teufel, der noch nicht über die Alpen gedrungen ist, zum wahren Schmerz für die Italiäner; es giebt Einige, die von Florenz nach Paris gereist sind, um einer Vorstellung desselben beizuwohnen; sie haben ihr Balkon-Billet so mit tausend Thalern bezahlt. Die Florentiner erkennen in der Musik weder ein System noch irgend ein ausschließlich Geltendes an; was ihnen schön erscheint, dafür entflammen sie sich mit Leidenschaft und fragen nicht, woher es kommt. Ich war dabei, als die Beethovenschen Symphonieen in Florenz das Bürgerrecht erhielten; die Eroica und die Pastorale erregten einen Sturm des Entzückens, der über alle Beschreibung ist; man war vollkommen außer sich; bei der ersten Aufführung wurden diese Meisterwerke sogleich verstanden, erfaßt, verschlungen. Dasselbe Publikum ging Abends in das Theater la Pergola, sich von Donizetti, dem Maestro der Zeit, entzücken zu lassen. Ich fragte, ob die Oper Robert der Teufel hier nie zur Aufführung kommen werde. Die Truppe würde sie ohne Zweifel sehr gut geben; es war ein Französischer Tenorist dabei, Duprè, mit einer köstlichen Stimme, ein sehr guter Bassist, dessen Namen ich vergessen habe, und zwei talentvolle Sängerinnen, Madame Persiani und Madame Delsere. Man gab mir zur Antwort, daß Robert für immer vom dortigen Theater ausgeschlossen bleiben würde, wegen des Akts mit den Nonnen, wegen der Mönche und Priester, und der Kirche von Palermo. — Es ist erstaunlich, sagte ich ihnen, daß diese kleinen Schwierigkeiten nicht schon beseitigt worden sind, da man doch schon so lange nach Robert verlangt: es ist gar nicht durchaus nothwendig, sich an das Französische Textbuch zu halten; vermittelst einiger Variationen, die am eigentlichen Wesen der Musik nichts verändern würden, könnte man einen gereinigten und aufführbaren Robert mit leichter Mühe herstellen; anstatt der Nonnen setze man die ersten besten andern Spukgestalten; wo liegt die Nothwendigkeit, daß diese Phantome ein Kreuz auf der Brust tragen und vor dem Grabe der heiligen Rosalie tanzen? Was den fünften Akt betrifft, so ist leicht zu sehen, daß die Kirche von Palermo nur eine Nebenrolle spielt, mehr des Effekts wegen und als Decoration da ist, wie der Vesuv in der Stummen. Die Oper verliert wenig oder gar nichts, wenn die ganze Kirche wegbleibt. Für echte Liebhaber der Musik verschwindet der äußere Spektakel ohnehin doch vor der Kunst. Sobald ich nach Paris zurückkomme, will ich Herrn Meyerbeer fragen, ob er meine Idee billigt, und wenn er es thut, so will ich selbst einen orthodoxen Text besorgen, und man mag die ausgemerzten Gespenster durch irgend andere, die gerade bei der Hand sind, etwa aus dem Schlosse Udolfo's, zwischen Siena und Poggi-Bronzi, ersetzen.

Das Frühstück endigte nach den Vorschriften der alten Philosophie. In diesem Saale, der so lachend, so voller Duft, so ganz voll Toskanischer Anmuth und Lieblichkeit war, inmitten dieser Orangen-Gärten, wo das Leben so mächtig ist, wo alle Wonnen des Florentinischen Frühlings unsern Körper mit Unsterblichkeit zu durchströmen scheinen, ertönte plötzlich, kontrastirend genug, ein Trauerlied, ein Grabgesang, und versetzte uns Alle in eine köstlich melancholische Stimmung. Madame Catalani hatte das Dies irae der Englischen Kirche angestimmt, diese düstere Hymne, die mit einem Cypressenzweig auf den Marmor eines Grabes geschrieben zu seyn scheint. Die langgehaltenen Töne des Englischen Hornes begleiten diesen Gesang. Nie kam eine Ueberraschung unerwarteter; wie erfinderisch und schöpferisch in Freude und Entzücken ist sie, die Gastlichkeit der Villa Catalani! ein auserlesenes Frühstück, vorher die Litanei der heiligen Jungfrau und hinterher das Dies irae! Und zum Dessert floß der Wein der Liebe, der Champagner! Hier an den Ufern des Arno, die Becher voll von den Weinen Frankreichs, zwischen den Frauen aus Florenz und denen aus Paris sitzend, hörten wir trunken hingerissen die Verse unseres Requiems. Der laue Wind säuselte durch die Orangen der Terrasse; der Mittag senkte sich hernieder mit seinen Geheimnissen, seinem süßen Italiänischen Dahinschmachten; ein sanftes Licht spielte auf den Scheiben; es war wie im Triclinium zu Tibur, als Horaz zu Sextius sagte: „Laß uns Myrthen und Rosen pflücken! die Kürze des Lebens verbeut uns lange Hoffnung: Laß uns glücklich seyn!“

Dieser ganze Tag war nur ein langes Konzert; die Tage zu Florenz, bestehen nur aus Musik und währen bis zum frühen Morgen. Das Piano wurde geöffnet; die Gesellschaft nahm auf den Divans des Salon Platz. Madame Duvivier, die Tochter der Madame Catalani, besitzt eine der schönsten Contra-Altstimmen, die Italien gehört hat; sie sang die Duette mit ihrer Mutter; man sang Norma, die Donna del Lago, die Semiramide durch. Der glänzende kunstgebildete Salon von Paris wurde am Piano der Villa von Madame Gaëtan Murat, der Tochter des Herrn von Méneval, der ein Freund des Kaisers war, würdig repräsentirt. Jeden Augenblick kamen neue Besuche aus Florenz; das Gerassel der Wagen, das Stampfen der Pferde auf dem Pflaster des Hofes, die pomphaften Anmeldungen großer Namen aus der Toskanischen Aristokratie, nichts war im Stande, eine Unterbrechung im Gesange zu verursachen oder den begeisterten Eifer nur für einen Augenblick zu schwächen. Die Dame des Hauses war Norma oder Semiramis, wir waren zu Babylon oder im Walde der Irmensäule, Niemand kümmerte sich um irgend etwas, was draußen vorging. Es war die schöne Leidenschaft der Kunst in ihrer ganzen göttlichen Thorheit, wie ich sie so oft geträumt habe; es war keine Gefälligkeit eines Künstlers oder Sängers, kein Bestreben, dem Schlafe oder der Langenweile durch eine Zuflucht zum Gesange zu entgehen, kein erzwungenes und erkünsteltes Vergnügen; durch kein Programm waren die bevorstehenden Genüsse numerirt; kein widerwärtiges Präludiren, kein Kokettiren und Gequäle; Alles war Feuer und Leben und wahre Leidenschaft — Cavatine, Cantilene, Polonaise, Duo, Trio, Romanze; eine Partie verschlang die andere, das Piano ließ der Stimme keine Rast, und die Stimme keine dem Piano. — So wird in der Villa Catalani Musik gemacht.

Nicht auf Thabor wollt' ich mein Zelt aufschlagen, sondern hier, hier in dieser frischen Oase, in der Ebene des Arno. Die harmonieenreiche Villa klingt noch in meinen Ohren, und noch jetzt, da ich diese Erinnerungen niederschreibe, ist es mir, als wehte mir meine Nachbarin, das Mittelländische Meer, melodische Töne jenes Florentinischen Sonntags herüber. Der Mittagsschlaf im Frühling hat mir nie einen holderen Traum bescheert, als jener anmuthvolle Tag des wirklichen Lebens; die thörichte Phantasie, die nach der innersten Poesie des Glückes sucht und sie nie in dem Getümmel der Städte findet, schafft sie sich selber in einer Idealwelt, wo blühende Gefilde duften, reizende Wohnsitze sich aufbauen in Licht und Luft, und wiederhallen von Musik und Gesängen und dem Geplätscher der Springbrunnen und den Stimmen der Frauen; der Traum wird zur Wirklichkeit, aber nur einen Tag lang; das Glück dauert nicht — die holde Erscheinung verschwindet wie das Dunstgebild der Wüste; rings umgiebt uns wieder der nackte dürre Sand, und das bittere Gefühl der Armseligkeit, in der wir zu athmen verdammt sind, überschwemmt wieder unser ganzes Herz.

Dieser Tag zum wenigsten sollte vollkommen schön seyn; ich hatte ihn in einer Villa begonnen, wo die Majestät des Talentes ihre Krone niedergelegt hat, und ich beschloß ihn in einem Palaste, wo eine andere Majestät erloschen, in einem Hause des Exils — das verhängnißvolle glorreiche Schicksal des größten neueren Namens. Die Schwester Napoleons, die Wittwe des Königs von Neapel, hatte mich der Ehre gewürdigt, ihren Soireen beiwohnen zu dürfen. Welch ein gastlicher Palast, diese Stätte der Verbannung! Die Etikette fragt dort nicht erst nach der politischen Meinung des Reisenden; wenn er die Schwelle betritt, braucht er nur zu sagen: Ich bin ein Franzose; und die Thür thut sich ihm auf und man giebt ihm ein Fest. Die Welt ist repräsentirt im Salon der Gräfin von Lipona; Königreich, Kaiserreich oder Republik, jeder Stand schickt ihr seine Gesandten, und es umgiebt sie ein Hof, den ein reineres, höheres Interesse als das gewöhnliche beseelt und zusammenführt; weder Titel noch Stellen hat sie mehr zu vergeben, die Schwester des Kaisers; nicht um dergleichen kommt man jetzt zu ihr, sondern um sie zu sehen, zu bewundern, sie zu hören, sich von ihr entzücken zu lassen, denn nie besaß eine Frau mehr Anmuth und bezaubernde Lieblichkeit der Rede. Gott hatte sie geschaffen, sie auf den Thron der Villa Reale niederzusetzen, vor diesem Neapolitanischen Meere, das harmonisch ist wie ihre Stimme. Auch auf sie sind die Jahre und das Unglück mit ihrem lastenden Gewicht gesunken, ohne daß der blendende Glanz ihrer Jugend unter den Thränen erloschen wäre. Welch eine Familie! Es soll ein Fremder zum ersten Mal in seinem Leben in diesen Salon, wo die schönsten Frauen von Florenz versammelt sind, eintreten, und man soll ihn fragen, welche er für die ehemalige Königin halte — er wird sich gewiß nicht erst bedenken und sogleich die rechte nennen. Es ist immer, als wenn die beiden großen Namen, die sie führt, in Strahlenschrift ihre Stirn umleuchteten.

Alle Abend wird gesungen im Salon der Gräfin von Lipona; die Musik ist ihr Bedürfniß und sie liebt sie mit Leidenschaft; alle Bonaparte's sind Freunde der Kunst; es hat vielleicht noch nie eine gekrönte Familie so instinktmäßig den wahren Geschmack für die schönen Künste besessen. Madame Catalani kommt oft mit ihrer Tochter, sich an das Piano dieses Salons zu setzen. Die ausgezeichneten Dilettanten aus Florenz machen sich die Freude, sich dort hören zu lassen. Alle neuen Compositionen kommen dort ganz frisch an, und es fehlt nie an Künstlern, die sie sogleich vom Blatte auf's vortrefflichste auszuführen wissen. An jenem Abend überreichte mir die Gräfin von Lipona, während gesungen wurde, ihr Stammbuch und ersuchte mich um einige Verse. Nach einem Tage, der nichts als Poesie gewesen war und in Gegenwart dieser erhabenen Frau, hätte ich erröthen müssen, wenn ich den anderen Tag hätte abwarten wollen, um mich begeistert zu fühlen. Ich schlug das Stammbuch auf, und unter den Tönen einer Cavatine schrieb ich auf einem Gueridon des Konzert-Saales ein Gedicht: „Die Verbannten in Florenz“, nieder.

Nachdem ich meine Verse der edlen Verbannten vorgelesen hatte, bat ich sie, selber nun mir Sujet, Titel und Maaß eines anderen Gedichtes zu bestimmen, welches ich dann auf der Stelle abfassen wolle. „Sehr gern“, erwiederte sie mir mit ihrer Königlichen Grazie; „hier Ihr Sujet: ich führe zwei Namen, auf die ich stolz bin, ich bin die Schwester Napoleon's und Murat's Frau; der Titel Ihres Gedichtes soll seyn: Bonaparte und Murat.“

Ich schrieb eine Ode nieder *), las sie der Schwester Napoleon's,

*) Beides, sowohl das Stammbuchs-Gedicht als diese Ode, wird in einem der neueren Hefte der Revue de Paris mitgetheilt.

der Wittwe Murat's vor, und hatte das Glück, Thränen über ihr edles Antlitz fließen zu sehen; es war das einzige Mal, daß ich mich glücklich schätzte, ein Paar Verse improvisiren zu können. Ein zweiter Tag, wie dieser, wird mir nie erscheinen.

Bibliographie.

Analisi della sensibilita, delle sue leggi e delle sue diverse modificazioni. (Ueber das Wesen der Sensibilität, in moralischer und politischer Hinsicht.) Von Francesco Lomonaco. Lugano. 2 Lir. 60 C.

Articoli varii di statistica ed economia. (Statistische und staatswirthschaftliche Betrachtungen.) Von Melchiorre Gioja. 3 Bde. Lugano. 15 Lir.

Ballate. (Balladen.) Von Luigi Carrer. Venedig. 5 Lir. 22 C.

Beatrice di Tenda. — Lyrische Tragödie in 2 Akten. Mailand. 86 C.

Bergamo. — Notizen über diese Stadt, gesammelt von E. Facchinetti. 1 Lir. 30 C.

Gli anni del noviziato di Alfredo Meister. (Wilhelm Meister's Lehrjahre.) Mailand. Erster Bd. 2 Lir. 61 C.

Farmacopea universale. — 22stes Heft Colocynthis — Cuprum. Pr. jedes Heftes 87 C. Venedig.

England.

Charakteristiken, von Charles Lamb.

II. Während der Genesung.

Ein Leiden, hart genug, das in der Gestalt eines nervösen Fiebers mich seit einigen Wochen an mein Zimmer gefesselt und mich nur langsam verläßt, macht mich unfähig, über irgend einen anderen Gegenstand zu reflektiren, als über meine Krankheit. Erwartet also nichts Gesundes, liebe Leser, in diesem Monat von mir, nur die Träumereien eines Kranken habe ich Euch zu bieten.

Ja, die ganze Existenz des Kranken ist ein Traum! Und ist es nicht ein prächtiger Traum für einen Menschen, das Bett hüten zu müssen, die Vorhänge um sich herum zu ziehen, die Fensterladen vor der Sonne zuzuschließen, und sich dem völligen Vergessen aller Werke und Arbeiten, die das Gestirn beleuchtet, hinzugeben, unempfindlich zu seyn gegen alle Geschäfte des Lebens, die Pulsschläge einer Arterie ausgenommen?

Wenn es eine königliche Einsamkeit giebt, so ist es das Bett des Kranken. Wie er herrscht darin! wie ungebindert er seinen Launen nachleben kann! Mit welcher Herrscher-Willkür er mit seinem Kopfkissen umspringt, wie er es sich zurecht zupft, wie er es schüttelt, wie er es um und um dreht, kleiner macht, es klopft, glatt streicht und zusammenballt, nach dem tausendfachen Bedürfniß, nach der immer wechselnden Laune seines bewegten Hirns.

Mit seiner Lage und Position wechselt er öfter, als ein Politiker; jetzt liegt er der Länge nach ausgestreckt, dann wieder zusammengewickelt wie ein Knäuel, schief, in der Quere, mit Kopf und Füßen in der Diagonale des Bettes, und Niemand schreit über ihn, daß er wankelmüthig sey, daß er den Mantel nach dem Winde trage. Er ist unumschränkt im Umkreise seiner vier Bettpfosten.

Wie die Krankheit das Interesse des Menschen an sich selber erhöhet! Er ist sich der ausschließliche Gegenstand. Unbedingter absoluter Egoismus ist ihm als einzige Pflicht vorgezeichnet. Er hat nur Einen Gedanken: Wie er wieder gesund werden wird. Um alles andere, was innerhalb oder außerhalb des Hauses vorgeht, kümmert er sich nicht — Alles ist ihm gleichgültig, wenn er nur nicht die Thüren in ihren Angeln knarren hört.

Noch vor wenigen Tagen interessirte er sich lebhaft für den Gang eines Prozesses, von dem das Wohl und Weh seines besten Freundes abhing. Man konnte ihn sehen, wie er im Interesse dieses Mannes alle funfzig Viertel der Stadt durchflog, die Zeugen aus ihrer Trägheit aufzurütteln, den Eifer der Advokaten anzuspornen. Gestern sollte die Sache endlich entschieden werden. Und nun ist er so gleichgültig dagegen, als wenn die ganze Geschichte in Peking vorgefallen wäre. Vielleicht merkt er aus dem Geflüster, welches durch das ganze Haus geht, ohne für sein Ohr bestimmt zu seyn, wie die Dinge stehen, welch eine schlechte Wendung sie genommen haben und daß sein Freund ruinirt ist. Aber das Wort Freund, das Wort ruinirt wirken nicht anders auf ihn ein, als die Worte irgend eines gleichgültigen Gewäsches; er soll nur einen Gedanken haben: Wie er wieder gesund werden kann?

Welch eine Welt von Sorgen liegt in diesem Alles verschlingenden Gedanken!

Er hat den Harnisch der Krankheit angelegt, hat sich in die schwielenvolle Haut des Leidens gehüllt, all' sein Mitgefühl hält er wie einen köstlichen Wein unter Schloß und Riegel, nur für seinen eigenen Bedarf.

Er liegt da, klagend und seufzend über sich selbst; Rührung empfindet er nur um sich selber; der Gedanke seines Leidens wühlt in seinen Eingeweiden; er schämt sich nicht, über sein Weh, über die Schmerzen, zu denen er verurtheilt ist, Thränen zu vergießen.

Vergebens geht er im Stillen mit sich zu Rathe, wie er sich was zu Gute thun soll; er sinnt und studirt auf alle mögliche kleine Kunstgriffe und Hülfen, wie er sich eine Erleichterung verschaffen könne.

Er nimmt so viel Theil an sich selber, als er nur irgend im Stande ist, und theilt sich, vermöge einer sehr verzeihlichen Fiction, in eben so viel Individuen ein, als er leidende und vom Schmerz gefolterte Glieder an seinem Leibe hat. Bisweilen sinnt er über seine eigene Person, wie über einen fremden Gegenstand, nach, über seinen armen kranken Kopf und den dumpfen stumpfen Schmerz, den er die ganze Nacht über ausgestanden, als wäre ihm ein Nagel in den Schädel eingebohrt worden; oder er betrachtet mit Jammer seine langen abgemagerten Finger; für alle Theile seines Körpers empfindet er Mitleiden, und sein Bett ist eine wahre Schule der Humanität und des guten Herzens.

Er verlangt keine Zuschauer bei seiner Tragödie; aber die Gestalt der alten Wärterin hat er gern, die ihm seine Bouillon und sonstige Herzstärkung darreicht. Was ihm an ihr gefällt, ist ihre Gefühllosigkeit, die Freiheit, alle Qualen seines Fiebers vor ihr auszustöhnen, wie vor dem Pfosten seines Bettes.

Für die Angelegenheiten der Welt ist er todt; er begreift gar nicht, was die Sterblichen beschäftigen kann; nur ein flüchtiger Schimmer von alle dem durchfährt seinen Kopf, wenn der Doktor seinen täglichen Besuch macht, und selbst aus den Falten dieses geschäftigen Gesichts erräth er nicht die große Zahl der Klienten, welche schmachten, wie er; in seiner Einbildung ist er allein der Kranke. Was kümmert's ihn, zu welchem anderen Krankenbett der gute Doktor hineilt, so wie er zur Thür hinaus ist, und sein Goldstück sorgsam eingewickelt hat, aus Furcht, etwas davon abzureiben.*) Nein, er denkt nur an die regelmäßige Wiederkehr derselben Erscheinung am anderen Tage um dieselbe Stunde.

Nichts von dem, was im Hause gesprochen wird, berührt ihn. Ein schwaches Gemurmel giebt ihm Kunde von dem Leben, das sich außerhalb seiner Bettvorhänge bewegt, ohne daß er Lust hat, davon Notiz zu nehmen. Er will nichts wissen, will an nichts denken. Die Domestiken, welche die ferne Treppe mit kleinen Schritten auf und nieder steigen und auf Socken zu gehen scheinen, halten sein Ohr angenehm wach, nur gerade so viel, daß er in einem Traume von dunkeln Muthmaßungen schweben bleibt. Alles Genauere, Bestimmtere würde eine Last für ihn seyn; nur leise Eindrücke unbestimmter Muthmaßungen sind Alles, was er vertragen kann.

Schwach schlägt er seine Augen auf beim dumpfen Klange des Klöpfel an der Thür, der mit einem Tuch umwickelt ist, und er schließt sie wieder zu, ohne nur zu fragen: Wer ist das? Er fühlt sich wohl im Allgemeinen von dem Gedanken geschmeichelt, daß er es ist, nach dem man sich erkundigt, aber nach dem Namen des Besuchers fragt er nicht, der ist ihm gleichgültig. In der allgemeinen Stille und dem feierlichen Schweigen des ganzen Hauses liegt er auf einem Paradebett und genießt seiner Souverainetät.

Krank seyn heißt, Königliche Vorrechte ausüben. Man vergleiche nur die stillen Tritte der Domestiken, den schweigenden Eifer, mit dem sie ihre Dienste verrichten, wie ein Wink der Augen schon hinreichend ist, sie in Thätigkeit zu setzen; man vergleiche das mit ihrem sorglosen Benehmen, mit ihrem Kommen und Gehen ohne alle Umstände, mit ihrem Thürenwerfen ꝛc., sobald es mit dem Kranken nur ein wenig besser geht — und man wird uns Recht geben, daß vom Bett, oder vielmehr vom Thron des Kranken bis zum Lehnstuhl des Rekonvalescenten ein Verlust der Würde ist, ein Fall, der an Schmach einer Absetzung gleichkommt.

Die Genesung reduzirt Alles wieder auf den gewöhnlichen ursprünglichen Zustand! Wie weggeblasen ist die Bedeutung, die der Leidende noch vor wenigen Stunden in seinen und seiner Familie Augen einnahm.

Der Schauplatz seines Königthums, sein Krankenzimmer, oder besser gesagt sein Audienzzimmer, wo er weich dahingestreckt lag und Alles seinen despotischen Launen unterworfen war, ist plötzlich in ein ganz ordinaires Schlafzimmer verwandelt. Sogar bis auf die Symmetrie des Bettes erstreckt sich die Nivellirung zu allgemeiner Bedeutungslosigkeit — alle Tage wird es gemacht. Welch ein Unterschied gegen die gefurchte Gestalt, den wogenartigen oceanischen Anblick, den es noch kurz zuvor darbot; wo man, wenn es gemacht werden sollte, den Kranken mit allen seinen Qualen und Schmerzen in die Höhe heben und ihn zwingen mußte, sich den Forderungen einer übertriebenen Reinlichkeit zu unterziehen; wo er dann wieder hineingelegt wurde, drei bis vier Tage darin Ruhe hatte, bis sein Lager wieder zu einem Chaos geworden war und jede Falte von neuem ein historisches Zeugniß abgab. Hier hatte er durch eine veränderte Lage den Schmerz ein wenig getäuscht, dort sich umgedreht in seiner Pein oder auf irgend eine Art sonst sich eine Erleichterung zu verschaffen gesucht.

Es ist vorbei; die mysteriösen Seufzer lassen sich nicht mehr hören, das Gestöhn und Aechzen, das um so viel schrecklicher erscheint, als wir nicht wissen, aus welchem Abgrund verborgener Leiden es hervorbrechen mag; die Qualen vom Gift der Hydra sind gestillt, das Räthsel der Krankheit ist gelöst und Philoktet wieder ein gewöhnlicher Mensch geworden.

Höchstens, daß noch einige Spuren des Krankheits-Traumes zum Vorschein kommen, so oft der Arzt seinen Besuch erneuert. Aber, wie ist der Doktor selbst verändert! Ist er es denn noch? dieser Zuträger von Neuigkeiten, dieser Plauderer, der gar nicht aufhören will, dieser Anekdoten-Erzähler, der von Allem spricht, nur nicht von Medizinischem? Ist es denn noch der nämliche Mann, der noch ganz kürzlich zwischen den Kranken und seine grausame Feindin wie ein heiliger Abgeordneter der Natur, mit der Macht der Heilkraft ausgerüstet, trat? Pfui! und nun wie ein altes Waschweib!

Mit dem Doktor muß man Allem Lebewohl sagen, was der Krankheit einen pompösen Anstrich giebt. Adieu der Reiz, der in dem Stillschweigen des ganzen Hauses lag; Adieu die Ruhe, die in den inneren Zimmern wie in einer Wüste herrschte. Alles ist verschwunden! Die stummen Dienstleistungen, jene unaufhörlich ängstlich fragenden Blicke, die noch ängstlichere Sorge des Kranken um sich selbst, die Beseitigung aller Gedanken der äußeren Welt, der Mensch, der nur sich zu seinem Gegenstande, und sein Selbst zum Universum für sich gemacht hat.

Auf diesem schlammigen Ufer der Rekonvalescenz hatte mich die zurücktretende Woge der Krankheit gelassen, aber noch war ich weit von dem festen Lande der Gesundheit, als Ihre Aufforderung, mein

*) In England wird jeder Besuch des Arztes noch an demselben Tage, wo er gemacht ist, bezahlt

Digitized by Google

werther Redacteur, an mich gelangte, in der Sie mich um einen Artikel ersuchen. In articulo mortis, dachte ich bei mir selber; aber dieser Witz, so schlecht er war, ist mir doch von Nutzen gewesen. Ihre Aufforderung, so wenig sie anfangs zur rechten Zeit zu kommen schien, wandte mich wenigstens wieder den kleinen Geschäften und Angelegenheiten des Lebens zu, die ich aus dem Gesicht verloren hatte; Sie haben mich endlich einer Sphäre der Thätigkeit wiedergegeben, haben mich gerade zur rechten Zeit aus diesem hohlen Traume des Egoismus gerissen, aus diesem dumpfen Krankheitszustande, in dem ich tief versunken lag, aller Magazine und Monarchieen der Welt, aller ihrer Gesetze und Literaturen vergessend. Die Hypochondrie weicht, und aus dem monströsen Zustand von Eigenliebe und Selbsucht, zu dem die Krankheit unser Wesen aufschwellt, sehen Sie mich schon auf meine natürlichen Ansprüche zurückgeführt, die mich wenig für mich fordern und in jeder Hinsicht eine weise Beschränkung für die Hauptbedingung meines Glückes ansehen lassen.

Bibliographie.

Belford Regis. (Kleinstädtische Sittenschilderungen.) Von Miß Mitford. 3 Bde. 31½ Sh.

Journal of a residence in China. (Tagebuch eines Aufenthalts in China und in den benachbarten Ländern in den Jahren 1830—33.) Von David Abeel. 6 Sh.

Memoirs of Lord Bolingbroke. (Denkwürdigkeiten des Lord Bolingbroke und seiner Zeit.) Von G. W. Cooke. 2 Bde. 28 Sh.

Hydraulia. — Beschreibung der Wasser-Werke in London. Von W. Matthews. 18 Sh.

Faust Papers. (Bemerkungen über Goethe's Faust und die Englischen Uebersetzungen desselben.) Von Dr. Koller. 3½ Sh.

A therapeutic arrangement and Syllabus of Materia Medica. (Handbuch der Materia medica.) Von Dr. J. Johnstone. 3½ Sh.

Frankreich.

Zur Biographie Charles Nodier's.

Charles Nodier ward im Jahre 1783 zu Besançon geboren. Sein Vater war ein ausgezeichneter Justiz-Beamter jener Stadt. Der junge Nodier kam sehr früh nach Paris, wo er sich durch einige Romane bekannt machte, die einen Anflug von Schwermuth hatten, voll Interesse waren und ihren Verfasser empfahlen. Als der erste Konsul Bonaparte eben den Kaisertitel annehmen wollte, wagte es Nodier, den gewaltigen Emporkömmling in einer Ode, betitelt „la Napoléone", direkt anzugreifen. Dieses lyrische Gedicht ist eins der merkwürdigsten, das die Französische Literatur aufzuweisen hat. Der Verfasser hatte sich aus Klugheit nicht genannt; als er aber erfuhr, das man den Buchdrucker auf die Präfektur geschleppt, erklärte er sich als Verfasser des konfiszirten Werkes, und zeigte dem Ministerium an, daß er die ganze Verantwortlichkeit auf sich nehmen werde. Des anderen Tages wurde er festgenommen und in Sainte-Pelagie eingesperrt. Nach langer Haft sollte er als Exulant nach Besançon; aber schon in Troyes wurde er auf neue Verdachtsgründe arretirt. Er entrann dieser Haft glücklich und floh über Besançon weiter. Mehrere Monate später glaubte man ihn im Einverständniß mit einigen exaltirten Menschen, die eines Komplottes gegen Napoleon angeklagt waren, den sie auffangen wollten, als er über den Jura reiste, um sich in Mailand die eiserne Krone von Italien aufzusetzen. Nodier suchte ein Asyl im Departement des Jura, wo er mehrere Jahre zubrachte, und anscheinend nur mit dem Studium der Naturgeschichte beschäftigt war. In seinem Asyl beunruhigt, flüchtete er nach der Schweiz, wo er die Beschäftigung eines Kupferstich-Illuminirers und Korrektors für Buchdrucker trieb. Um diese Zeit bestimmte ihn der Tod einer Dame, die er zärtlich liebte, in das Kloster der Trappisten zu gehen. Nachdem der Französische Commissair seine Auslieferung erlangt hatte, flüchtete er, obgleich gefährlich krank, und irrte eine Zeit lang, sein Brod erbettelnd, in den Gebirgen herum. Dieser tägliche Kampf mit Elend, Strapazen und Krankheiten zwang ihn endlich, einem Trupp Italiänischer Wandmaler sich anzuschließen, mit denen er nach Frankreich zurückkehrte, und an deren Arbeiten er bis zur Aufhebung seines Arrest-Befehls Theil nahm.

Seine Freundschaft mit Herrn Roujour, Unter-Präfekten des Dôle-Departements, erwarb ihm die Erlaubniß, einen Kursus der schönen Wissenschaften zu eröffnen. Dieser Kursus erhielt in kurzem die Sanction der Universität, und Nodier wurde zwei Mal nach einander zu Lehrstühlen der Rhetorik berufen; allein die Regierung wollte diese Ernennungen nicht ratifiziren.

Von neuem unstät und flüchtig, fand der junge Professor zu Amiens, bei einer Englischen Dame, Lady Marie Hamilton, gastfreie Aufnahme; aber sein unruhiges Temperament trieb ihn aus diesem Asyle fort; er wanderte durch einen Theil Europens und begab sich zu einem Freunde, der ihn nach Laibach einlud. Nodier wurde Bibliothekar dieser Stadt und zugleich Redacteur des „Illyrischen Telegraphen". Die Wiedereroberung der Illyrischen Provinzen durch die Oesterreicher nöthigte ihn, nach Paris zurückzukehren, wo ihm seine literarischen Arbeiten eine ehrenvolle und unabhängige Existenz sicherten. Um jene Zeit wurde Nodier unter die Mitarbeiter am Journal des Débats aufgenommen. Im Jahre 1814 gehörte er zu denjenigen Schriftstellern, die sich am kräftigsten zu Gunsten der Restauration vernehmen ließen. Als der Polizei-Minister während der Hundert Tage ihm Anträge machte, antwortete Nodier mit einem sehr energischen Artikel, betitelt: „Bonaparte am 4. Mai", welcher in den Nain jaune eingerückt und in verschiedenen Departements nachgedruckt wurde. Ueber den Erfolg dieser Schrift unruhig und Fouché's Absichten scheuend, zog sich Nodier zu einem Freunde zurück, und betrat Paris nicht eher wieder, als bis der König wieder eingezogen war. Seine Treue wurde mit einem Adelsbriefe belohnt; nachmals ernannte man ihn zum Mitgliede der Ehrenlegion, und 1824 zum Konservator der Bibliothek des Arsenals. 1833 wurde er Mitglied der Akademie.

Obgleich Herr Nodier in seiner Jugend ein herumirrendes Leben führte, hat er doch immer den regsten Sinn für Literatur und Wissenschaft gezeigt, und über sehr verschiedene Materien viele Schriften zu Tage gefördert, die seine ausgebreiteten und mannigfachen Kenntnisse beurkunden. Jetzt lebt er von der großen Welt abgeschieden im Schoße seiner liebenswürdigen Familie und im Kreise einiger Freunde, die sein herrliches Talent, seinen edlen Charakter zu schätzen wissen. Nodier's vollkommene Harmlosigkeit, die ihm den Beinamen des Guten par excellence erworben hat, macht es keinem Menschen möglich, sein Feind zu seyn, und die Feder dieses geistreichen Mannes, die so oft Werthvolles leistete, hat in der That noch keinem Menschen ein Leid angethan. (F. P.)

Bibliographie.

Extrait d'une série de recherches sur quelques unes des révolutions de la surface du globe. — Von L. Elie de Beaumont. 3½ Fr.

Genera des insectes, ou Exposition détaillée de tous les caractères propres à chacun des genres de cette classe d'animaux. — Von E. Guerin und A. Percheron. Erste Lfg. 6 Fr.

Élémens généraux de l'art de guérir, ou Abrégé de médecine théorique et pratique, d'après l'observation. — Von J. Ign. Belu-Grillet.

Histoire médicale de l'armée d'orient. — Von R. des Genettes. 6 Fr.

Observations de médecine pratique sur le choléra-morbus de Paris en 1832 et 1833. — Von J. Berthelet. 5 Fr.

Mannigfaltiges.

— Meteorologische Feste. Die Süd-Afrikanische literarische und philosophische Gesellschaft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung hat, auf Anrathen des Sir John Herschel, ein stehendes meteorologisches Comité zur Sammlung und Berechnung von Beobachtungen ernannt und folgenden Beschluß gefaßt: „An vier bestimmten Tagen im Jahre — am 21. März, 21. Juni, 21. September und 21. Dezember (wenn nicht einer dieser Tage auf einen Sonntag trifft, in welchem Falle dann der 22. gewählt wird) wollen wir stündliche Beobachtungen des Barometers, Thermometers, trocknen und feuchten Thermometers (Hygrometers oder Psychrometers), der Wolken, des Windes, der Meteore u. s. w. am Anfange jeder Stunde mittlerer Zeit des Ortes anstellen und 36 Stunden lang, nämlich von 6 Uhr Morgens am 21. bis 6 Uhr Abends am 22., fortsetzen. Auf diese Weise ist mit Sicherheit eine vierundzwanzigstündige Reihe korrespondirender oder wenigstens zu interpolirender Beobachtungen für alle Längen zu erhalten." Sir John Herschel hat eine Broschüre über diesen Gegenstand geschrieben und bemerkt darin „wo möglich in England und an anderen Orten, zu Lande und zur See, die Meteorologen zu bewegen, diese vier Tage als meteorologische Festtage zu betrachten, wo Jedermann auf seinem Posten seyn muß."

— Merkwürdige astronomische Theorie. Wir geben Nachstehendes auf die Autorität des berühmten Französischen Astronomen Arago: Wenn man eine Reihe von Zahlenwerthen, die mit 0 beginnt, und worin, vom zweiten an, jeder folgende das Doppelte des vorhergehenden ist, horizontal neben einander schreibt, nämlich:

0. 3. 6. 12. 24. 48. 96. 192.

und dann zu jedem dieser Werthe 4 addirt, so erhält man eine Reihe, welche die relative Entfernung der Planeten von der Sonne angiebt:

4. 7. 10. 16. 28. 52. 100. 196.
Merkur. Venus. Erde. Mars. .... Jupiter. Saturn. Uranus.

Bezeichnet 10 die Entfernung der Erde, so ist 4 der Abstand des Merkur, 7 der der Venus, 16 der des Mars, 52 der des Jupiter, 100 der des Saturn, und 196 der des Uranus. Dies Gesetz kannte man bis auf 100 schon vor der Entdeckung des Uranus, und da bei Auffindung dieses Planeten seine Entfernung von der Sonne diesem Gesetze entsprach, so war dies ein großer Beweis für die Richtigkeit desselben. Es ist indeß zu bemerken, daß zwischen dem Mars und Jupiter, und zwar nahe dem Abstande von der Sonne, der dem Zahlenwerthe von 28 entspricht, eine Lücke ist, die zuerst durch die Auffindung des Planeten Ceres, und später der drei anderen Planeten, Pallas, Juno, Vesta, ausgefüllt werden. Die Bahnen dieser vier kleinen Planeten liegen einander so nahe, daß die Astronomen glauben, sie möchten nur Fragmente eines größeren Planeten seyn, der durch eine innere Explosion oder durch den Stoß eines Kometen in mehrere Stücke zersprengt wurde.

— Gold-Literatur. In New-York erscheint jetzt in einer Reihe von Heften eine genaue Beschreibung der Gold-Region der Vereinigten Staaten. Jedes Heft wird von einer Charte des Distrikts, worin die Goldmine liegt, begleitet seyn. Das erste Heft wird die Gold-Regien von Nord-Karolina nebst einem aus den Verhandlungen der geologischen Gesellschaft von Pennsylvanien entlehnten Aufsatz über die Gold-Regien der Vereinigten Staaten von James Dickson enthalten. Das zweite Heft wird die Staaten Virginien und Maryland, und das dritte Pennsylvanien, New-Jersey und New-York umfassen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Mittwoch den 3. Juni 1835.

England.

Second Voyage of Discovery to the Arctic Regions etc. (Capitain Roß zweite Entdeckungsreise nach dem Nordpol.) London, 1835. *)

Der in dem vorliegenden Werke beschriebene letzte Versuch, eine nordwestliche Durchfahrt aufzufinden, ist, wie wohl zu bemerken, das Unternehmen eines Privatmannes gewesen. Denn die Britische Regierung war der vielen Expeditionen, die alle nach einander ohne Erfolg abliefen, endlich müde geworden. Hielt man sich aber auch längst davon überzeugt, daß jedes weitere Nachforschen in den Arktischen Regionen, selbst wenn man einmal eine Durchfahrt durch das Polar-Meer entdeckte, doch von keinen erheblichen Folgen für den Handel seyn würde, so nahm man nichtsdestoweniger nur mit Bedauern wahr, daß die durch das öffentliche Interesse angeregte Frage nun für immer ungelöst bleiben sollte. Mehr als drei Jahrhunderte hatte der Gegenstand die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch genommen; zahllose Versuche waren von verschiedenen Seiten und besonders von England aus gemacht worden, dessen unternehmende, gewandte und kühne Reisende seit mehreren Jahren hier viel auf dem Wege der Entdeckung gethan, wenn auch alle diese Entdeckungen meist nur auf negative Resultate führten. Bei alle dem gaben Viele die Hoffnung nicht auf, daß man durch die Prinz-Regent-Einfahrt endlich auch eine Durchfahrt auffinden könnte. Es hieß nämlich, daß an dem äußersten Punkte, den das Schiff „Fury" vor einigen Jahren erreicht, das Meer von Eise frei sey, so wie an dem gegenüberliegenden Punkte, dem Kap Turnagain, welches von der Beringsstraße aus besucht worden; diese beiden Punkte aber lagen nur einige hundert Meilen von einander ab. Hierauf nun bauend, beschloß der Capitain Roß, sein Glück noch einmal zu versuchen, um entweder die Straße, wenn es eine solche gäbe, zu passiren, oder ein für alle Mal zu beweisen, daß eine solche nicht vorhanden sey.

Ein reicher Bürger in London, Herr Felix Booth, hatte es übernommen, alle Kosten zu der Expedition beizusteuern. Demnächst wurde, da Capitain Roß der Meinung war, daß die Fahrt vermittelst eines Dampfschiffes am besten gelingen müßte, ein solches angeschafft; man versah dasselbe mit neuen Patent-Maschinen, und nachdem man alle nöthigen Vorbereitungen getroffen, verließ die „Victory" (so hieß das Dampfschiff), in Begleitung eines Transportschiffes, das Proviant für die Reise bis zur Prinz-Regent-Einfahrt mitnehmen sollte, am 23. Mai 1829 die Themse. Es hatten sich ungünstige Vorbedeutungen gleich bei der Abreise gezeigt; schon in den ersten Tagen überzeugte man sich von der Untauglichkeit der Dampfmaschinen, die man zuletzt ganz aus dem Schiffe über Bord warf; zu gleicher Zeit brach eine Meuterei unter der Mannschaft auf dem Transportschiffe aus, indem sie sich weigerte, die Reise fortzusetzen.

Trotz dieser und noch mancher anderen entmuthigenden Umstände aber ließ sich Capitain Roß auch nicht einen Augenblick aus der Fassung bringen, und nachdem er lange mit ungestümem Wetter zu kämpfen gehabt, erreichte er die Davis-Straße in den ersten Tagen des Juli und kam am 23sten desselben Monats in der Dänischen Kolonie Holsteinburg an, wo er sich einer herzlichen Aufnahme zu erfreuen hatte. Nachdem er daselbst einige Reparaturen vorgenommen und sich aus den Trümmern eines Wallfischfahrers mit mehreren nothwendigen Dingen versehen hatte, brach er am 26sten wieder auf. Am 30sten wurde zuerst Eis gesehen, und am 6. August liefen sie in den Lancaster-Sund ein.

Sie fuhren nun den Sund entlang und steuerten nach der Prinz-Regent-Einfahrt zu. Am 12. August erreichten sie die Stelle, in deren Nähe die „Fury" vor wenigen Jahren gescheitert war.

„Die Victory", erzählt Capitain Roß, „war in einen guten Eishafen eingelaufen, innerhalb einer Viertelmeile von der Stelle, wo die „Fury" ihren Transport ans Land gesetzt; wir waren begierig, den Ort zu untersuchen, und um neun Uhr begab ich mich in Begleitung des Commandeurs Roß (Neffe des Cap. Roß), des Herrn Thom und unseres Wundarztes dahin. Wir fanden die Küste mit Kohlen überdeckt, und es war kein geringes Interesse, mit dem wir nach dem einzigen Zelte zueilten, das sich allein noch ganz erhalten hatte, nämlich nach dem Speisezelte der Offiziere des Schiffes „Fury". Wir bemerkten indeß deutliche Spuren, daß Bären hier häufige Besuche abgestattet. In der Nähe der Thür fanden wir eine Reisetasche, in der der Commandeur Roß damals sein Notizenbuch nebst einigen Spezies von Vögeln zurückgelassen, indeß war nichts mehr von dem Allen zu erblicken, da die Tasche zerrissen und kein Fragment von dem Inhalte in derselben zurückgeblieben war. Auch die Seiten des Gezeltes waren an manchen Stellen aufgerissen; übrigens war es im Ganzen gut erhalten."

„Da, wo die Speisen und Getränke aufbewahrt wurden, fanden wir Alles unversehrt. Obgleich vier Jahre hindurch allem Ungestüm der Witterung ausgesetzt, hatten sie doch nicht im mindesten gelitten, und was die Bären anbetraf, so wurden sie durch die feste Verpackung der Materialien davon abgehalten, den Inhalt zu beriechen. Hätten sie nur gemerkt, was hier war, so würden sie uns sicherlich nicht viel Vorrath übrig gelassen haben. Als wir die aufgefundenen Artikel näher untersuchten, ergab sich, daß nichts gefroren sey, auch schien uns der Geschmack der verschiedenen Speisen durchaus nichts verloren zu haben. Dies gereichte uns in der That zu keiner geringen Freude, denn es war nicht eine Befriedigung übermüthiger Begierden, sondern unserer nöthigsten Bedürfnisse und die Aussicht auf unsere weiteren Erfolge, die uns der Fund gewährte. Der Wein, die Spirituosen, der Zucker, das Brod, das feine Mehl und die Cocusnüsse, Alles war in gleich gutem Zustande, mit Ausnahme eines Theils der letzteren, die in den Proviantfässern aufbewahrt worden. Die Limonaden und gesalzenen Früchte hatten nicht gelitten, und selbst die Segel, die in guter Ordnung zusammengelegt waren, befanden sich nicht nur trocken, sondern schienen kaum jemals naß geworden zu seyn."

„Wir begaben uns nun an's Gestade, wo die „Fury" zurückgelassen ward, indeß war keine Spur von ihrem Rumpfe mehr zu sehen. Es wurden verschiedene Meinungen darüber geäußert, und jede derselben hatte gleiche Berechtigung, Glauben zu verdienen. Nur im Allgemeinen konnten wir, da wir oft wahrgenommen, was die losbrechenden Eismassen an jener Küste vermochten, mit Wahrscheinlichkeit annehmen, was wir einzeln nicht zu erklären wußten. Das Schiff war entweder im Ganzen fortgerissen oder in unendlich kleine einzelne Stücke zertrümmert worden, die mit dem übrigen Treibholze in jenen Gewässern umherschwammen. Wenigstens war keine Spur davon mehr übrig, wir erblickten die zehn Meilen, die wir an der Küste entlang südlich von jener Stelle vorbeipassirten, nicht die geringsten Anzeichen von dergleichen Ueberresten und eben dies war der Fall, als wir uns zwei Meilen nordwärts wandten, um die Gegend näher zu untersuchen."

„Wir begaben uns demnächst wieder an Bord zurück und trafen hier Anstalten, um eine hinreichende Masse von den aufgefundenen Lebensmitteln einzuschiffen, so daß wir auf zwei Jahre und drei Monate vollkommen versorgt wären. Herr Thom, der nun mit einem Gehülfen und einigen Handlangern am Bord zurückblieb, hatte eine Liste entworfen von Allem, was wir besonders nöthig bedurften. Die übrige Mannschaft lag in Böten an der Küste bereit, um Alles aufzunehmen und zu transportiren, was aufgefunden würde; und der Proviantmeister mit dem Schiffs-Arzte sollten Alles aussuchen und unterscheiden helfen, was am besten erhalten wäre."

„Wir setzten unsere Verladungen an diesem Tage (14. August) fort, indem wir noch zehn Tonnen Kohlen einnahmen, und nachdem die Mannschaft etwas ausgeruht hatte, bemühten wir uns, alle unsere Vorräthe und den Proviant noch vor Tischzeit an Bord zu bringen. Wir fanden die Reserve-Kreuzstange der „Fury," und unser Schiffs-Zimmermann benutzte sie zu einer neuen Querstange, als Ersatz für die, welche wir verloren hatten. Auch entdeckten wir einige Anker und Anker-Taue, so wie mehreres Geräth zum Gebrauch für unseren Hochbootsmann und Zimmermann. Die Licht-Schachteln der „Fury", die wir ebenfalls auffanden, mußten entweder von Hermelinen oder von Mäusen besucht worden seyn, denn eine derselben war gänzlich und die übrigen zum Theil ausgeleert. Die Ketten-Kabel und die kleinen Kanonen waren mehr oder weniger mit kleinen Steinchen, wie sie an der Küste herum lagen, überdeckt, und abgesehen davon, daß sie ein wenig verrostet waren, fanden wir sie in demselben Zustande wieder, wie sie hier zurückgelassen wurden. Der Pulver-Vorrath, der von dem übrigen Theil der aufgefundenen Artikel getrennt lag, fand sich ohne alle Bedeckung unter freiem Himmel, denn die wasserdichte Bekleidung, die man darüber ausgebreitet, war in Lumpen zerfallen, nur die Patent-Schachteln hatten das Schießpulver selbst noch vollkommen trocken erhalten."

— Ueber die Schwierigkeiten, die sich unseren Reisenden jetzt entgegenstellten, über ihre Anstrengungen und Hoffnungen, über ihre Un-

*) Wir haben zwar in Nr. 61 nach der Litterary Gazette einige ironische Bemerkungen in Bezug auf diese Reise mitgetheilt, dürfen jedoch das Werk selbst, das gleichwohl eine ausgezeichnete Stelle unter den neueren Erscheinungen der Englischen Literatur einnimmt, nicht ohne ausführlichen Bericht vorübergehen lassen.

glücksfälle und ihre kritische Lage bei mehr als einer Gelegenheit, berichtet der Capitain Folgendes:

„Die auf einmal hereinbrechende reißende Fluth trieb uns aus unserem Zufluchtsorte hinweg; wir geriethen an eine Stelle, wo wir kaum drei Fuß weit von Felsen entfernt waren, die unter dem Wasser verborgen lagen. Wir hielten es für gut, den Platz zu umfahren und so in ruhigeres Wasser hineinzusteuern; demnächst bugsirten wir nach allen Kräften, um in eine kleine Bucht einzulaufen, die hinter jener Stelle uns Sicherheit zu versprechen schien. Allein unglücklicherweise ergab es sich, daß wir an einen Strudel hingeriethen; wir waren zu wiederholten Malen, mehr als eine Stunde um und um getrieben worden, und sahen uns dann genöthigt, den Platz zu verlassen, und das Weite zu suchen. Es blieb uns endlich nichts weiter übrig, als uns an einer Eismasse fest zu halten, die in der Mitte der Strömung entlang schwamm, indem wir so der Gefahr zu entgehen hofften, wieder in den Strudel hinein getrieben zu werden. Unser Eisberg schwamm immer weiter westwärts, so daß wir einem heftigen Sturm entgegen getrieben wurden. Indeß nahm die Fluth in dem Maaße ab, je weiter wir vorwärts drangen, und da die kleineren Eismassen, die uns jetzt umgaben, uns nicht mehr so gewaltig fortrissen, so waren wir bald im Stande, noch vor Mittag die Segel aufzuspannen und es gelang uns, in's freie Wasser hinein zu kommen."

„Die Gefahr jedoch war noch nicht vorüber; da wir noch immer befürchten mußten, von der nächsten Fluth wieder zurückgetrieben zu werden, wenn es uns nicht gelänge, vorher in Sicherheit einzulaufen. Der Wind war uns gerade entgegen und auf unsere Segel, auf unser elendes Fahrzeug durften wir uns eben nicht viel verlassen; andererseits war gar nicht daran zu denken, hier irgendwo Anker zu werfen. Wir bemerkten bald, daß wir gar keinen Grund fanden; indeß um vier Uhr begann es auf einmal wieder ruhig zu werden. Wir entdeckten in einiger Entfernung an dem nächsten Ufer einen Hafen; sogleich steuerten wir nach allen Kräften auf denselben zu und fanden uns bald hinter einem Felsenriffe geborgen, das von Eisbergen umgeben war, innerhalb einer Kabel-Länge von der Küste ab."

„Aehnliche Scenen dieser Art hatten nicht bloß ich, sondern auch mehrere meiner Gefährten schon erlebt, aber wenn wir auch schon öfter der Gefahr entronnen waren, so hatten wir doch noch niemals mit solchem Erstaunen und mit so innigem Dankgefühle wie diesmal wahrnehmen können, daß wir ganz ohne materiellen Schaden davon gekommen waren. Es ist unmöglich, sich einen vollständigen Begriff von einer so furchtbaren Natur-Scene zu machen, wenn man sie nicht selbst erlebt hat. Die Eismassen sind wie Steingebirge, schwimmende Felsthürme in der Mitte der Fluthen, gleich einem Vorgebirge oder einem Eilande, wenn sie irgendwo Boden fassen, nicht weniger fest und hart, als ein Land von Granit-Gebirgen. Man denke sich nun, wie diese Krystall-Gipfel an einander stoßen, wie sie unter donnerndem Getöse ungeheure Stücke von einander losreißen, und wie sie sich gegenseitig an einander reiben, bis sie ihr früheres Gleichgewicht verlieren und endlich kopfüber fallen, indem sie das Meer um sich her in Brandungen und Strudel umwandeln, während die flacheren Eisfelder, mit Gewalt an die Massen und Felsengebirge angetrieben, in sich selber zerfallen und ein fürchterliches unbeschreibliches Getöse und Gekrache hervorbringen."

— Am 30. September ergab sich's, daß alle Aussicht auf weiteres Vordringen um diese Jahreszeit vorüber sey, und daß man sich in die Winter-Quartiere zurückziehen müsse. Am 8. Oktober bemerkt Capitain Roß:

„Unsere Ueberzeugung war bald zur Gewißheit geworden; wir konnten nirgends mehr einen Streif flüssigen Wassers erblicken; und wenn nicht hier und dort eine Felsklippe aus dem Meere hervorragte, so unterbrach nichts die Einförmigkeit und das traurige, melancholische Ansehen der Eis- und Schneemassen, die nach allen Richtungen hin den Horizont abschlossen. Es war in der That ein trauriger Anblick. Bei aller Erhabenheit der Natur ist diese Himmelsgegend, die Region des Eises und des ewigen Schnees, immer ein düsteres, trauriges und herzermattendes, wüstes und monotones Land, unter dessen Einflüssen der menschliche Geist erkaltet und erlahmt, indem er aufhört zu denken sowohl als zu fühlen; und es ist auch keine poetische Begeisterung je im Stande gewesen, in jene Gegend der ununterbrochenen Stille und des Todes, da wo nichts sich regt und bewegt, wo immer ein und derselbe Anblick, wo Alles kalt, gefühllos und abgestorben ist, irgendwie Leben und Bewegung zu bringen."

— Es wurden nunmehr bald lebhafte Vorkehrungen für den Winter getroffen.

„Es war", erzählt der Capitain, „nachdem wir die als gänzlich untauglich befundene Dampfmaschine über Bord geworfen, nöthig geworden, das Eis um das Schiff herum zu behauen, damit das Letztere, da es um so viel leichter geworden war, seine natürliche Wasser-Höhe erreichen könne. Hierauf erhob es sich neun Zoll hoch und wir mußten eine Eis- und Schneebank um dasselbe aufrichten, um uns gegen die Kälte zu sichern. Wir trafen nun die erforderlichen Vorkehrungen, damit die Hitze sich gleichmäßig über den Schifferaum und die Schlafstellen der Mannschaft vertheilte. Auf das Verdeck, über die kupfernen Röhren brachten wir Becken aus plattirtem Eisen an, um den Dampf in denselben zu erhalten und gehörig zu verdichten. Demnächst wurde das obere Verdeck mit Schnee überzogen, und noch mehr Anstalten und Anordnungen waren im Innern des Schiffes nöthig geworden."

— Der Schnee ward zu diesem Behufe in kleinere Theile in Form von Quadersteinen zerschnitten. Man muß aber nicht etwa das, was dort Schnee genannt wird, mit dem unsrigen verwechseln. Es wird hierüber von Roß Folgendes bemerkt:

„Wer in den Polar-Regionen unbekannt ist, den dürfte es leicht befremden, wenn er hört, daß die dortige Bevölkerung auf ihren Wanderungen mehr an Durst, als an allen andern Ungemächlichkeiten leidet. Bei uns in Europa, wo der Schnee nie sehr kalt wird, wo die gewöhnliche körperliche Hitze hinreicht, ihn zu schmelzen, da wird diese Masse leicht als ein Surrogat des Wassers benutzt. Ganz anders ist es hier, wo die höchste Temperatur des Schnees in den Winter-Monaten 0 ist, und wo dieselbe oft funfzig Grad unter den Gefrierpunkt oder achtzig Grad unter den Punkt fällt, wo wir uns des aufgethauten Schnees als Wasser bedienen können. In jenen Gegenden vermehrt diese Substanz noch den Durst, anstatt ihn zu löschen, so das die Eingebornen, wenn sie auch im höchsten Grade an jenem leiden, doch nie zum Schnee als einem Surrogate des Wassers greifen dürfen."

— Die traurige Einförmigkeit der Lebensweise unserer Reisenden ward indessen auch durch manchen frohen Tag angenehm unterbrochen.

„Die Elemente selbst", erzählt der Capitain von dem Weihnachtstage, „schienen den Tag mit uns zu feiern. Eine herrliche glänzende Morgenröthe begann das Firmament zu erleuchten und es bildete sich am Horizont gleich einer terrassenförmig gewölbten Bogenreihe, die sich von Osten nach Westen zu erstreckte. Der Tag wurde mit Gebeten und Kirchenliedern gefeiert; aber zu Mittag ward auch ein außerordentliches Mahl gehalten, wovon unser Roastbeef den wesentlichen orthodoxen Theil bildete. Auch Grog wurde gegen die Regel an dem Tage verabreicht, da derselbe ohne dieses Labsal in den Augen des Seemanns nicht genug ausgezeichnet worden wäre. Die Vorräthe der „Fury" kamen uns hierbei recht zu Statten, da sich unter denselben auch kleine Pasteten und gefrorner Franz-Brantwein (eine Art von künstlichem Eis) befunden hatten — Dinge freilich, die an einem anderen Orte unter anderen Umständen besser behagt hätten. Die ganze Mannschaft verlebte den Tag recht glücklich, an dem wir auch alle unsere Flaggen aufsteckten, und die glänzende „Venus" gewährte uns endlich einen Anblick, dessen erhabene Pracht mit der ganzen Feier herrlich zu harmoniren schien." (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Französische Aufschlüsse über Freimaurerei.

(Aus dem Musée des Familles.)

1. Proben des Maurers.

Drei Hauptgrade giebt es in der Freimaurerei — die Grade des Lehrlings, des Gesellen und des Meisters. Die übrigen, ins Unendliche vervielfacht, die den Schottischen Ritus bilden, den ein Theil der Maurer angenommen, scheinen uns mehr oder minder bedeutungslose Unterscheidungen zu seyn, die nach und nach durch das Bedürfniß nach einem äußerlichen Tand, einem Spielwerk, das den Männern so unentbehrlich ist wie den Kindern, hervorgerufen worden.

Vergleichen wir die Bestimmungen des ersten Grades mit der ersten Stufe der Mysterien der Isis, die man als die Kindheit der Maurerei betrachten kann.

Nachdem man sich von der Zulässigkeit und Brauchbarkeit des Kandidaten in Kenntniß gesetzt hat, wird dieser von seinem Pathen oder Einführer, der auch die Beamten der Loge von der Ankunft des Aufzunehmenden unterrichtet, an die Pforten des Tempels geführt. Hierauf erscheinen zwei Mitglieder, nehmen ihm seine Waffen, seinen Schmuck, alle metallene Gegenstände, die er sonst bei sich tragen mag, ab, um hierdurch die Harmonie anzudeuten, die in der Gesellschaft herrscht und die Gleichgültigkeit, die jeder Freimaurer gegen die Reichthümer und Eitelkeiten der Welt besitzen soll. Man entkleidet ihn zur Hälfte, eine Anspielung auf die milde Temperatur des herbstlichen Aequinoctiums, das den Anfang des Jahres bei den Aegyptern bildete, und die Binde, mit der man ihm die Augen bedeckt, deutet auf die längere Dunkelheit und das Kürzerwerden der Tage, das dann eintritt.

Hierauf führt man den Kandidaten in das Zimmer der Betrachtung. Es ist dies ein Zimmer, welches nur von einer Lampe beleuchtet wird, und dessen schwarze Wände mit Sinnbildern des Todes und ernsten Sprüchen bedeckt sind. Ein Todtenkopf und ein Skelett rufen dem Kandidaten die Nichtigkeit alles Menschlichen vor die Seele. Nach den üblichen Ceremonien führt ihn ein Bruder in den Tempel ein mit den Worten: „Es ist ein Blinder, der nach dem Lichte, ein Leichnam, der nach der Auferstehung verlangt." Dort zeigt sich seinen Blicken eine Wölbung, azurblau, auf der die Sonne, der Mond und die Sterne abgebildet sind. Von dieser Wölbung hangen sieben Leuchter herab, jeder mit sieben Wachskerzen, die sieben Planeten vorstellend. Der Großmeister sitzt, gegen Morgen hingewandt, auf einem goldenen Throne, umgeben von den Gesellen. Vor ihm erhebt sich ein dreieckiger Altar, auf den der Kandidat seinen Eid niederzulegen hat. Dieser Altar ist das Bild der schöpferischen Kraft, die im Osten liegt. Das Dreieck ist das Symbol der Gottheit oder in der Maurersprache: des großen Baumeisters des Universums.

Der Kandidat wird zuerst durch Fragen geprüft, die dahin abzwecken, seine Seele zu erforschen. Der Großmeister unterrichtet ihn, wie der Hierophant ehemals den Neophyten, von den Gefahren, denen er sich aussetzt, und wenn er auf seinem Entschlusse beharrt, so läßt man ihn Reisen machen, die sich ebenfalls der Aegyptischen Prüfungsweise nähern. Wenn die letzte vollendet ist, steigt er die drei Stufen des Tempels hinan, kniet vor dem Altar nieder, und hat, mit der rechten Hand das Evangelium berührend, folgenden Eid zu leisten:

„Ich schwöre auf die Statuten des Ordens und auf das Schwerdt, das Sinnbild der Ehre, alle Geheimnisse, die mir anvertraut werden, unverletzlich zu bewahren. Ich verspreche, meine Brüder zu lieben und ihnen beizustehen nach meinen Kräften. Wenn ich eidbrüchig werde, so soll mir der Hals abgeschnitten, Herz und Eingeweide mir aus dem Leibe gerissen, mein Körper zu Asche verbrannt, meine Asche in alle Lüfte zerstreut werden und mein Andenken verflucht seyn unter allen

Freimaurern. So wahr mir der große Baumeister des Universums helfe."

Man führt ihn nach Abend zurück im Tempel, und die Binde fällt von seinen Augen.

Alle diese Spuren der Aegyptischen Weihe, die man in der Aufnahme des Lehrlings antrifft, fallen weg bei der Beförderungs-Ceremonie zum Gesellen und Meister.

Die Symbole, die der Kandidat im zweiten Grade der Freimaurerei anlegt, werden uns von dem Sinn und Zweck dieses Grades hinlänglich in Kenntniß setzen.

Auf seiner ersten Reise ist der Kandidat mit einem Hammer und einem Meißel versehen; der Hammer, das Sinnbild der Arbeit und der Kraft, mit der Alles ins Werk gerichtet wird, der Meißel, das Emblem der Skulptur und der schönen Künste.

Auf der zweiten Reise trägt er einen Kompaß und ein Richtscheit — Bilder der Vollkommenheit in Allem.

Auf der dritten trägt er er ein Richtscheit und ein Brecheisen, die materielle, moralische und intellektuelle Kraft anzudeuten.

Auf der vierten trägt er wieder ein Richtscheit und dazu ein Winkelmaaß — das Werkzeug, ohne welches das Gebäude weder Regelmäßigkeit noch Festigkeit gewinnt.

Auf der fünften endlich trägt der Neophyt gar kein Symbol; man nimmt an, daß er dann alle Kenntnisse besitzt, durch die der Mensch frei und unabhängig wird.

Das Symbol des ersten Grades ist, wie wir gesehen haben, das Dreieck oder Delta, welches die Einheit, das Unendliche, Gott vorstellt. Die fünf symbolischen Instrumente des zweiten resumiren sich in ein einziges, den fünfeckigen Stern, der die Mannigfaltigkeit vorstellt.

In der Meisterloge sind am Tage einer Aufnahme alle Gesichter mit Trauer und Betrübniß bedeckt. Der Tempel ist schwarz ausgeschlagen. Eine einzige Lampe steht auf dem Altar und beleuchtet mit ungewissem Schimmer die Versammlung. Alle Meister sind schwarz angezogen, die Hüte auf den Köpfen, alle das Schwerdt in der Hand. Alles dies bezieht sich auf die Ermordung Hirams, des Erbauers des Salomonischen Tempels.

In der Mitte des Tempels erblickt man einen Sarg; symbolische Reisen haben stattgefunden; der Kandidat ist dreimal vor den Kopf geschlagen worden. Hierauf wird folgende Begebenheit vorgetragen: Salomo, der Sohn Davids, da er beschlossen hatte, Gott einen würdigen Tempel aufzurichten, machte einen Vertrag mit Hiram II., König von Tyrus, welcher sich verpflichtete, ihm eine große Anzahl guter Arbeiter unter Führung ausgezeichneter Baumeister zu senden, und ihn mit Cedern vom Libanon als Bauholz für den Tempel zu versehen. Der geschickteste unter den Baumeistern hieß Hiram; er war von Mutterseite aus dem Stamme Naphtali. Hiram hatte eine bewundernswürdige Ordnung in den Arbeiten des Tempels eingeführt; er wollte Alle nach ihren Verdiensten belohnen, und hatte sie deshalb in drei Klassen getheilt, die der Lehrlinge, der Gesellen und der Meister. Jede dieser Klassen hatte ein besonderes Erkennungswort. Mittlerweile entwarfen drei ehrgeizige und neidische Gesellen den Plan, das Wort des Meisters zu erlangen. Eines Tages, nachdem die Arbeiter hinausgegangen waren, gingen sie, der eine an die Thür gegen Abend, der andere an die gegen Mitternacht, der dritte an die gegen Morgen. Als Hiram nun an die Thür gegen Abend, kam um hinauszugehen, verlangte der erste Gesell das Wort des Meisters; Hiram schlug es ihm ab, weil er es nicht verdiente. Da der Gesell ihn durch keine Drohung zur Erfüllung seines Wunsches bewegen konnte, versetzte ihm dieser einen Schlag mit einer Walze vor den Kopf. Hiram lief zur Thür nach Norden, aber dort fand er den zweiten, der ebenfalls und eben so vergeblich das Wort des Meisters von ihm verlangte, und ihm mit einem Hammer einen Schlag auf die Schulter gab, daß er zurücktaumelte. Er raffte alle seine Kräfte zusammen, um zu entkommen; doch ward ihm sein Untergang klar, als der dritte Gesell an der Thür gegen Morgen erschien und ihm mit einem Hebebaum die Brust zerschmetterte. Die Mörder trugen den Leichnam auf einen nahen Berg, wo sie ihn verscharrten und den Platz mit einem Akazienzweig bezeichneten. Salomon sandte neun Meister aus, Hiram aufzusuchen; drei gingen durch die Thür gegen Abend, drei durch die gegen Norden und drei durch die nach Morgen. Sechs Tage waren verflossen, ohne daß sie irgend eine Spur ihres Meisters gefunden hatten; am siebenten wollte sich einer von ihnen, den die Müdigkeit übermannte, niedersetzen, und um es sich bequemer zu machen, stützte er sich mit der Hand auf den Akazienzweig, den die Mörder in den Boden gesteckt hatten; widerstandslos ging er heraus und blieb ihm in der Hand. Die frisch zugescharrte Erde erregte seinen Verdacht; alle drei fingen an, die Erde aufzuwühlen.... Und so wurde der Leichnam des würdigen Meisters Hiram gefunden.

Die Meinungen über die Bedeutung dieser Legende sind getheilt. Einige sehen darin die Sonne und ihren Lauf durch die Zeichen des Zodiakus; andere behaupten, Salomo habe in dieser Allegorie die Verschwörung Absalon's gegen seinen Vater David darstellen wollen.

Was uns glaublich scheint, ist, daß der weise König Salomo, der die geheimen Weihen fortpflanzte und organisirte, ihnen unter diesem Bilde, in welchem er sie an die Erbauung seines Tempels knüpfte, eine materielle und populairere Form zu geben versucht hat und folglich auf diese Weise als Gründer der Freimaurerei zu betrachten ist.

II. Fortbildung der Freimaurerei.

Die Geschichte des Ordens zu geben, ist fast eine Unmöglichkeit; nur hie und da tauchen einzelne Thatsachen auf, die uns über seine Entwickelung sparsames Licht verleihen.

Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts erscheint eine Brüderschaft von Maurern in Großbritanien. Ihre Fortschritte breiten sich gleichmäßig mit denen des Christenthums aus. Die Denkmäler in England rühren von ihr her, um das Jahr 926 erbaut. Der Prinz Edwin, der Bruder des Königs Athelstan, ist Großmeister der Brüderschaft. Nach und nach verliert die Verbrüderung ihre ursprüngliche Gestalt. Die Großen und der Adel bewerben sich um die Ehre, aufgenommen zu werden. Von seinen alten Geschäften bleibt nichts übrig als die Sinnbilder.

Mittlerweile stiftete im Anfang des 12ten Jahrhunderts Hugo von Payen in Frankreich einen Ritter-Orden, mit Einweihungen und Mysterien, in Bezug auf die Kreuzzüge im Orient. Dieser Orden, der der Templer, aus gebildeten und kühnen Männern bestehend, gewinnt schnellen Wachsthum und verbindet sich mit den Freimaurern in England. Bald wird er so furchtbar, daß ein König auf seinem Throne vor ihm zittert, und seine Reichthümer sind überdies so groß, daß sie die Gier des Fürsten reizen. Nach hundertjährigem Bestehen wird der Tempelherrn-Orden, nachdem er zur höchsten Stufe des Glücks und zugleich seines inneren Verfalls gelangt, im Jahre 1311 von Philipp dem Schönen aufgehoben und der Großmeister Jakob Molay verbrannt, auf dem Platze, der gegenwärtig die Statue Heinrichs IV. auf dem Pont-Neuf einnimmt.

Die Freimaurerei wächst in England und breitet sich dort immer weiter aus bis zu dem Zeitpunkte, wo sie zu uns herübergebracht wird, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Seit dem Jahre 1725 kamen einige Große vom Französischen Hofe in's Geheim zu bestimmten Zeiten, bei einem Restaurateur in der rue des Boucheries zusammen; den Vorsitz in ihren Zusammenkünften führte der, welcher sie gestiftet hatte, Lord Derwent-Waters; einer der Englischen Edelleute, die ihre Anhänglichkeit an das Haus Stuart gezwungen hatte, eine Zuflucht in unserem Lande zu suchen.

Bald genug kamen seltsame Gerüchte über diese Versammlungen in's Publikum, daß nur wenigen Auserwählten der Zutritt dazu offen stände, daß man sich einer besonderen Sprache und eigenthümlicher Zeichen bediene, und daß dort geheimnißvolle und grausenhafte Ceremonieen vorgenommen würden. Und im Jahre 1737 ergingen die ersten Ordonnanzen vom Chatelet gegen die Freimaurer.

Auf diese Weise wurde die Freimaurerei in Frankreich eingeführt. Keins von allen Mitteln, die einen Erfolg bewirken können, fehlt ihr, auch nicht die Verfolgung. Die Ordonnanzen des Chatelet machten die Freimaurerei zur Mode.

König Ludwig XV. mochte immerhin ganz laut den Herren, die für Freimaurer galten, sein Mißfallen bezeigen; er mochte sie auf ihre Güter verbannen, es half ihm Nichts, er richtete nichts damit gegen die Freimaurerei aus; er verbot dem Herzog von Antin, das Großmeisterthum des Ordens anzunehmen, und der Herzog, dieser große und so kluge Schmeichler, gehorchte dem Könige nicht.

Im Jahre 1743 wählte der Graf von Clermont, Prinz vom Geblüt, der zum Großmeister ernannt war, zu seinem Stellvertreter den Banquier Baure, der eine Unzahl von Graden einführte und einen schändlichen Handel damit trieb. Im folgenden Jahre bewilligte Karl Eduard Stuart den Maurern von Arras aus Erkenntlichkeit für die Dienste, die sie ihm erwiesen hatten, eine Institutions-Bulle als Landes-Loge, unter dem Namen des „Jacobitischen Schottlands“ und vertraute die Leitung desselben mehreren Notabeln der Stadt, unter anderen den Herren de Lagneau und de Robespierre,*) Beide Advokaten.

Unterdessen nahm die Sucht nach Titeln und Graden im Orden immer mehr und mehr zu. An die Stelle des Banquier Baure kam der Tanzlehrer Lacorne, und diese Ernennung führte fünfundzwanzig Jahre innerer Verwirrungen und Stürme herbei, in Folge derer die große Loge sich zu einer obersten Körperschaft umbildete, „Großer Orient“ genannt, in welche die Meister durch Wahl gelangen.

Im Jahre 1776 wurde der Herzog von Chartres, späterer Herzog von Orleans, dann Philippe-Egalité, zum Großmeister ernannt; in dieser Zeit wurde die Neugier so groß, daß Männer und Frauen alles Mögliche anwandten, um hinter die Geheimnisse des Ordens zu kommen. Die Frauen suchten die Aufnahme eifrig nach. Sogenannte Adoptions-Logen bildeten sich und die Herzogin von Bourbon wurde Großmeisterin derselben.

Zu Ende des Jahres 1789 wandten sich die Blicke, von dem Schauspiel der neuen Welt, die an's Licht trat, zu mächtig gefesselt, von der Freimaurerei ab; das Interesse dafür und der Glanz derselben erlosch immer mehr und mehr bis zum Jahre 1793, wo der Großmeister öffentlich aus der Verbindung heraustrat. Seiner tüchtigsten Mitglieder durch die Guillotine beraubt, beugte der Orden sein Haupt unter die Herrschaft des Schreckens und erstand nur erst auf Napoleon's Stimme wieder aus seiner Lethargie, als der Kaiser das erstarrte Frankreich mit seinem Zauberstabe in's Leben rief.

Napoleon bevölkerte die Logen mit seinen Generalen und gab ihnen seinen Bruder Joseph zum Großmeister. Unter der Restauration verstanden sich die ausgezeichnetsten Advokaten gar wohl auf den Nutzen, den sie aus dem Bande der Verbrüderung für ihr Talent gewinnen konnten.

Gegenwärtig scheint der Freimaurer-Orden in Frankreich ein wenig in den Hintergrund gedrängt durch die Soldaten und durch die Redner.

III. Drei Abenteurer.

Es war ganz unvermeidlich, daß die Freimaurerei und ihre geheimnißvolle Hülle von klugen Weltleuten für Privatzwecke auf Kosten der Leichtgläubigkeit ihrer Brüder gebraucht werden mußte. Drei bekannte Männer des vorigen Jahrhunderts machten einen solchen Gebrauch davon und mit dem entschiedensten Glücke.

Der Erste ist der Graf von Saint-Germain, ein unsterblicher Mann, ein Intrigant ersten Ranges, der sich Könige zu seinen Betrügereien aussuchte, Haufen Geldes von ihnen erhielt, um ihnen ein wenig

*) Maximilian von Robespierre, der Sohn des hier genannten, war ebenfalls Freimaurer.

Geld zu fabriziren, auf den Geiz des Menschen und nicht auf seine Freigebigkeit und Großmuth hin spekulirte und so sein Glück gründete.

Der folgende ist der schöne Venetianer Johann Jakob Casanova, abwechselnd Geistlicher, Soldat, Gauner, Spieler, Diplomat. Die Nacht vorher läuft er in Lumpen gehüllt durch die Straßen und plündert die Leute aus, und den Abend darauf sitzt er im Casino, in Sammt gekleidet, mit Spitzen und Diamanten geschmückt, gewinnt das Geld und liebäugelt mit den schönen Damen; morgen sieht er Voltaire und Frau von Pompadour, und macht die höllische Erfindung der Lotterie, um Ludwig XV. Geld zu verschaffen; — ein Mann des Rathes und der That, zu Allem bereit, zum Guten wie zum Schlechten, dem wenig zu einem Manne von Genie fehlte, und der nur durch die Fehler und die Schuld seines Jahrhunderts ein bloßer Glücksritter blieb, und seinen Verstand zu Kniffen und Ränken gebrauchte, um der alten Marquise d'Ursé Dosen und Ringe abzunehmen.

Die dritte Stelle nimmt ein Mann ein, der sich in Paris Graf Cagliostro, in Venedig Marquis Pellegrini, und in Palermo, wo er im Jahre 1743 geboren war, Giuseppe Balsamo nannte. Cagliostro durchzog Europa mit einem großen Gefolge und einer zahlreichen Umgebung von Läufern, Lakaien und Kammerdienern in prächtigen Livreen. Der Fuß, auf dem er lebte, war ganz der eines Fürsten; er wohnte in Palästen, hatte die bestbesetzte Tafel und ging in den kostbarsten Kleidern einher. Er rühmte sich, im Besitz aller großen Geheimnisse der Natur zu seyn, besonders aber der drei lockendsten: Gold zu machen, das Leben zu verlängern und zum Gewinn in der Lotterie zu verhelfen.

Um seine Betrügereien ungestraft verüben zu können, hielt er sich nur immer kurze Zeit in jeder Stadt auf, heilte die Krankeit mit großer Uneigennützigkeit und vertheilte reichliche Almosen. Das mysteriöse Leben, so wie die hohen Titel und der Roman, den er sich zu seinem Zwecke ersonnen, leisteten ihm vortreffliche Dienste. Als er anfing, sich seiner selbst bewußt zu werden, so erzählte er, war er zu Medina, hieß Acharat und wurde von drei Eunuchen bedient. Eine geheimnißvolle Person, Altotas genannt, lehrte ihm die Botanik, die Medizin und die orientalischen Hauptsprachen, und entdeckte ihm in seinem zwölften Jahre das Geheimniß seiner Geburt; er war der Sohn der Prinzessin von Trapezunt. —

Aber trotz alles seines Witzes und seiner Unverschämtheit blieb Cagliostro nur ein untergeordneter Intrigant, bis er unter die Freimaurer in England aufgenommen wurde. Da begriff er sogleich den ganzen Vortheil, den er von der Verbindung ziehen konnte; er kam auf den Gedanken, einen besonderen Ritus zu gründen, zu dem er die Elemente in den Pyramiden Aegyptens erhalten zu haben behauptete. Er entlehnte dem Manuskript eines gewissen Georg Coston den Plan zu seiner Aegyptischen Maurerei, die aus einzelnen Brocken der Chemie und Kabbala erbaut war.

Der angebliche Zweck dieser Maurerei war, ihre Anhänger zur Vollkommenheit zu führen durch zwei Mittel: durch die physische und durch die moralische Wiedergeburt. Durch die erstere sollte man die jugendliche Gestalt vollkommen wiedergewinnen, durch die zweite die ursprüngliche Unschuld, die durch die Sünde verloren gegangen. Alles dies, wenn man den Verheißungen des Groß-Cophta (hierzu hatte sich Cagliostro ernannt) glaubte, erlangte man durch Visionen und Extasen; man rief die Geister herauf und pflog Unterhaltungen mit den Engeln.

Der Groß-Cophta oder sein Repräsentant hatte nur Gewalt durch die Mittelsperson eines Knaben oder eines jungen Mädchens, des Unmündigen oder der Taube, welche Kinder der reinsten Unschuld seyn sollten. Diese waren es, die, nachdem sie die Weihe erhalten hatten, die Engel herabriefen, deren man bedurfte, und in einer Wasserflasche die Antwort lasen auf alle Fragen, die man an sie richtete. Die Gränzen dieses Artikels gestatten uns nicht, die für die physische Wiedergeburt des Mannes oder der Frau nothwendigen Formalitäten zu erzählen.

Wie dem auch sey, die Aegyptische Maurerei erhob ihren Stifter plötzlich auf den höchsten Gipfel der Auszeichnung in Frankreich; die Bewunderung für Cagliostro steigerte sich bis zum Fanatismus. Sein und seiner Frau Bild trug man auf allen Ringen, Tabacksdosen; es wurden Medaillen auf ihn geschlagen; seine Büste wurde in Marmor, in Bronze gefertigt, und ein Mal las man in goldenen Buchstaben die Inschrift darunter: „Der göttliche Cagliostro".

Die vornehmsten und bedeutendsten Personen ließen sich in die Mutterloge zu Paris aufnehmen, wo Phantasmagorie und Optik eine große Rolle spielten. Der neue Ritus war eine köstliche Zerstreuung, die Allen, welche in jener Epoche vor Ueberdruß und Langeweile verschmachteten, trefflich zu statten kam.

Unterdessen stand der Groß-Cophta, ungeachtet aller seiner Rapports mit dem Himmel, in jeder Art in gar vielfachen Verbindungen und Beziehungen zu Weltlichem und Irdischem. Ernsthaft kompromittirt in der Halsband-Geschichte der Königin Marie Antoinette, wurde er mit dem Kardinal von Rohan, seinem Protektor, in die Bastille gesetzt. Es war, als ob ganz Paris mit ihm eingesperrt wäre. Als er wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, war die Freude allgemein, aber kurz. Ein Königlicher Befehl gebot ihm, Paris in vierundzwanzig Stunden und das Königreich in drei Wochen zu verlassen.

Als er sich in Boulogne nach England einschiffte, wurde er von mehr als 5000 Personen begleitet, die Alle um seinen Segen baten.

Nach seiner Verbannung aus Frankreich durchzog Cagliostro mehrere Gegenden Europas und gründete Logen nach seinem Ritus. Als nun aber die Französische Revolution losbrach, wurden die Geister von diesen Possen durch die Macht der Wirklichkeit abgezogen. Cagliostro sank in eine fast eben so tiefe Vergessenheit, als sein Ruf noch kurz vorher groß und allverbreitet gewesen war. Aus Trident vom Fürst-Bischof weggewiesen, war er so ungeschickt, sich nach Rom zu flüchten, und verwegen genug, dort Personen in seine Aegyptische Loge aufzunehmen. Er wurde sehr bald auf Befehl der Inquisition mit seiner Frau arretirt, wegen Zauberei, Ketzerei, Apostasie für toll erklärt und später zum Tode verurtheilt.

Pius VI. milderte seine Strafe zu ewiger Haft. Er wurde in die Engelsburg gesperrt, wußte aber hier einen Priester zu gewinnen, unter dessen Kutte es ihm gelang, sich zu retten. Im Jahre 1797, als die Franzosen nach Rom kamen, war er todt. Das Gerücht ging, die Inquisition habe ihn in der Stille aus dem Wege räumen lassen.

* * *

So ungenügend und oberflächlich diese Arbeit auch seyn mag, so scheint sie uns doch geignet, dem wohlwollenden Leser einigermaßen eine Vorstellung von dem, was Freimaurerei heißt, beibringen zu können. Die Freimaurerei ist vor Allem eine Verbrüderung, die auf die Prinzipien der Religion, der Wissenschaft und der Politik gegründet ist. Deswegen hat sie sich so lang erhalten gegen alle Stürme und Wechsel des Schicksals.

Gegenwärtig scheint sie von ihrer Wichtigkeit und Bedeutsamkeit verloren zu haben. Ihre Aufgabe ist fast erfüllt, jetzt, wo die ausgleichende Macht der allgemeinen Bildung die herrschende in der Welt geworden ist. Die religiöse Toleranz ist zum Gesetz erhoben; frei und offen wandeln die Wissenschaften einher und verbergen sich nicht mehr in den Tempeln; die gesellschaftlichen Unterscheidungen und Sonderungen werden immer schwächer, und fallen immer mehr und mehr in ein einfaches mittleres Niveau zusammen.

Doch glauben wir, daß die Freimaurerei sich noch lange aufrecht erhalten wird, wie ein Monument, und daß ihr nach einem thatenvollen reichen Leben für ihr Alter das schöne Geschäft übrig bleiben wird, die Menschen durch ein Band des Wohlthuns, der Milde und der Barmherzigkeit zu vereinigen.

Edmond Leclerc.

Italien.

Storia della Letteratura Italiana. (Geschichte der Italiänischen Literatur. Zweite Ausgabe, vermehrt mit einer Literatur-Geschichte der ersten 32 Jahre des 19ten Jahrhunderts.) Von Giuseppe Maffei. 4 Bde. Mailand, 1834.

Das vorliegende Werk erhebt sich keinesweges zu einem philosophisch-historischen Ueberblick der Italiänischen Literatur, wie er den intellektuellen Fortschritten unseres Jahrhunderts angemessen wäre, aber seine zweckmäßige Einrichtung und die Ansichten des Verfassers im Allgemeinen machen es zu einem sehr nützlichen Compendium für die lernbegierige Jugend Italiens. Das Werk zerfällt in fünf Bücher: im ersten Buche handelt der Verfasser vom Ursprung der Italiänischen Sprache und von dem Grade der Vollendung, welchen sie im 14ten Jahrhundert durch Dante und Petrarca erreichte; das Zweite umfaßt die Literatur-Geschichte des 15ten Jahrhunderts, in welchem die Liebe zur Muttersprache sich abkühlte, und die denkenden Köpfe mit ihren Forschungen in vergangene Zeiten sich versenkten, bis Lorenzo von Medici die schönen Geister seiner Epoche zur Pflege der nationalen Literatur aufmunterte. Damals dichtete Poliziano seine allerliebsten Stanzen, und Pulci und Bojardo streuten den Saamen des romantischen Epos, das im folgenden Jahrhundert so üppig wucherte. Im dritten Buche werden die literarischen Schätze des 16ten Jahrhunderts zur Schau gestellt. Das vierte Buch verbreitet sich über die Italiänische Literatur im 17ten, welches, nächst dem 14ten, für Italien das lebenskräftigste Jahrhundert war, weil damals neben so vielen Pflegern eines falschen und schwülstigen Geschmacks, der nur in Toskana nicht treiben wollte, auch mancher tiefe und gewaltige Denker sein Haupt erhob. Das fünfte Buch endlich ist dem 18ten Jahrhundert geweiht, in welchem Künste, Literatur und Philosophie, zu brüderlicher Eintracht verbündet, so reiche und allgemein bekannte Früchte trugen.

Die jetzige zweite Ausgabe hat der Verf., wie schon der Titel verkündet, mit sehr wichtigen Zugaben bereichert, deren Gegenstand alle die berühmten Italiäner sind, welche im gegenwärtigen Jahrhundert Literatur und Wissenschaft mit Erfolg angebaut haben.

In der Einrichtung des Werkes folgt der Verf. dem Franzosen Ginguené. Nachdem er eine kurze Biographie der Verfasser mitgetheilt, spricht er mit größerer Ausführlichkeit von ihren Werken und giebt von den bedeutendsten derselben eine Analyse. Jeder Artikel zerfällt demnach in zwei Theile, einen biographischen und einen kritischen, in welchem letzteren der Verfasser von dem Urtheil der berühmtesten Kritiker sich leiten läßt.

Bibliographie.

- Flora Comense. — Nach dem Linnäischen System, von Professor Gius. Comolli. Erster Bd. Como. 4 Lir. 24 C.
- Sulle force medicatrici della natura. (Ueber die Heilkräfte der Natur.) Von Prof. Giac. Tommasini. Bologna. 1 Lir. 8 C.
- Manuale di grammatica tedesca. (Handbuch der Deutschen Sprache.) Von Luigi de Bartolomeis. Turin. 2 Lir 50 C.
- Manuale di storia antica. (Handbuch der alten Geschichte bis zur Geburt Christi.) Von M. A. Marchi. Mailand. 1 Lir. 74 C.
- Novelle varie piemontese. (Piemontesische Novellen.) Von Marco Nicolosoni. 2 Bde. Turin. 4 Lir.
- Pantologia del cavallo. (Das Pferd im gesunden und im kranken Zustande.) Von Prof. Lessona. Turin. 5 Lir. 50 C.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Freitag den 5. Juni 1835.

China.

Ueber die Bevölkerung von China.

(Aus dem Canton-Register.)

Das Römische Reich soll unter den Antoninen, mit Einschluß der Provinzen und der unterjochten Nationen, etwa 120 Millionen Einwohner gehabt haben. Die Ausdehnung seines Gebiets war völlig der des eigentlichen China gleich, und obgleich einige Provinzen erst kurze Zeit den Barbaren entrissen und daher keinesweges gut kultivirt waren, so sind doch die alten Besitzungen der Römer in Europa, Asien und Afrika, wenn nicht stärker, doch wenigstens eben so stark bevölkert gewesen, wie China. Woher entsteht nun der Unterschied von 120 und 361 Millionen? Schwelgerei und häufige Kriege mögen allerdings wohl die Bevölkerung verringert, können sie aber doch nicht so bedeutend reducirt haben. Wir können in unserer bescheidenen Sphäre keine Zweifel hegen über die Genauigkeit der Kaiserlichen Bevölkerungs-Listen, und müssen annehmen, daß die Angaben nach einem authentischen, der Wahrheit so nahe als möglich kommenden Census gemacht worden sind, aber wir wollen offen einige Schwierigkeiten anführen, die vielleicht weisere Leute, als wir, zu heben im Stande seyn werden.

In Sching king oder Liau tung giebt die Kaiserliche Statistik 942,003 Bewohner an; nun haben wir einige Distrikte dieses Gebietes selbst besucht, und zugegeben, daß auch wir uns noch irren können, glauben wir doch die Zahl der Einwohner wenigstens auf das Vierfache schätzen zu dürfen. In Ki rin sollen nur 307,761 Bewohner seyn. Wir wissen, daß dieses Land äußerst dünn bevölkert ist, aber diese Angabe würde nur 11 Einwohner auf 1 Englische Quadrat-Meile geben, was, wegen des fortdauernden Einwanderns der Chinesen, unglaublich ist. In Thitsthan sind nur 2398 Familien angegeben, was bei den zahlreichen Stämmen, die über dies ausgedehnte Land verbreitet sind, weit unter der Wahrheit seyn muß. Vielleicht sind nur diejenigen, welche Tribut zahlen und in der Miliz dienen, unter dieser Zahl verstanden. Wir wollen jetzt nicht den Census von Koko nor und von Ele, worauf dieselben Bemerkungen anzuwenden sind, untersuchen, sondern nur bemerken, daß der zahlreiche Mongolische Stamm nicht in den 361 Millionen mit einbegriffen ist.

So weit wir gesehen haben, ist der Census geringer, als die wirkliche Zahl, aber in einigen Provinzen ist es umgekehrt. Wir sind indeß zu vorsichtig, um Meinungen in die Welt hineinzusenden, die vielleicht gegen Thatsachen streiten, so daß wir lieber die amtliche Uebersicht der Größe und Bevölkerung jeder Provinz mittheilen.

Pi tschih li, Größe 58,949 (Engl.) Q. M., 27,990,874 Einw.; also auf jede Q. M. 473 Ew.

Schan tung, Größe 65,104 Q. M., 28,958,764 Einw.; also auf jede Q. M. 515 Ew.

Kiang nan (die beiden Provinzen Kiang su und Ganghwei), Größe 92,961 Q. M., 72,011,560 Ew.; also auf jede Q. M. 774 Ew.

Schan si, Größe 55,268 Q. M., 14,004,210 Ew.; also auf jede Q. M. 253 Ew.

Ho nan, Größe 65,104 Q. M., 23,037,171 Ew.; also auf jede Q. M. 354 Ew.

Kiang si, Größe 721,176 Q. M., 30,426,999 Ew.; also auf jede Q. M. 421 Ew.

Fo kien, Größe 53,480 Q. M., 14,777,410 Ew.; also 276 Ew. auf jede Q. M.

Tschi kiang, Größe 39,150 Q. M., 36,256,784 Ew.; also 671 Ew. auf jede Q. M.

Hu pi und Hu nan, Größe 144,770 Q. M., 46,022,605 Ew.; also auf jede Q. M. 317 Ew.

Schen si und Kan su, Größe 154,008 Q. M., 25,420,381 Ew.; also auf jede Q. M. 164 Ew.

Szi tschuen, Größe 166,800 Q. M., 21,435,678 Ew.; also auf jede Q. M. 128 Ew.

Quang tung, Größe 79,456 Q. M., 19,174,030 Ew.; also 241 Ew. auf jede Q. M.

Kuang si, Größe 78,250 Q. M., 7,317,895 Ew.; also 93 Ew. auf jede Q. M.

Yün nan, Größe 107,869 Q. M., 5,561,320 Ew.; also 51 Ew. auf jede Q. M.

Quei tschu, Größe 64,554 Q. M., 5,288,219 Ew.; also 82 Ew. auf jede Q. M.

Wir fragen die Statistiker, ob 774 Menschen auf einer Engl. Q. M. leben können, welches die dreifache Bevölkerung Englands ist, wo nur 225 Menschen auf demselben Raume sich befinden. Ist jedoch der Census von Ganghwei und Kiang su genau, so sind wir überzeugt, daß auf der ganzen Erde kein Land so dicht bevölkert ist, oder eine größere Anzahl Menschen auf demselben Raume zu fassen vermag. Kiang su ist überdies reich an Seen und hat beträchtliche Sümpfe, die natürlich nicht des Anbaues fähig sind. Der höchste Fleiß kann den Landbauer ernähren, aber er kann von seinem sauern Erwerb nichts ersparen, und dessenungeachtet müssen sowohl Ganghwei als Kiang su bedeutend zur Erhaltung des Kaiserlichen Hofes beitragen. Schan su und Tschi kiang sind gebirgige Provinzen, mit vielen dürren Landstrichen und unfruchtbaren Ebenen; dennoch leben, nach dem Kaiserlichen Census, in ersterer Provinz 515 und in letzterer 671 Einwohner auf einer Engl. Q. M.

Wir geben zu, daß die Chinesen ein höchst frugales Volk sind, und nicht halb so viel Land zu ihrem Unterhalt gebrauchen, wie die Europäer zu einem behaglichen Leben bedürfen; können aber 617 menschliche Wesen auf einem so kleinen Raume Subsistenzmittel finden? Wenn die Kaiserliche Statistik von Kiang su und Ganghwei richtig ist, so wirft sie offenbar die Theorie von Malthus über den Haufen. Pi tschih li ist ein dürres Land, hat aber dennoch 473 Einwohner auf jeder Engl. Q. M.

Wir können auch nicht einsehen, weshalb Yün nan weniger Bewohner haben sollte, als Quei tschu, die unfruchtbarste aller Provinzen, oder weshalb Quang tung und Ho nan, die beide eine dichte Bevölkerung haben, nicht eben so stark auf die Q. M. bevölkert seyn sollten, wie Tschi kiang, während erstere Provinz nur ein Drittel, letztere nur halb so viel Bewohner zählt.

Wir schreiben dies nicht, um die obigen Angaben, die wir dem Chinese Repository entlehnten, verdächtig zu machen, sondern wir wünschen unsere Zweifel zu unserer eigenen Befriedigung gelöst zu sehen. Wir glauben nur, daß im Allgemeinen die Summe von 361 Millionen Einwohnern nicht zuviel ist für das Chinesische Reich. Die Chinesen sind offenbar das fruchtbarste Volk der Erde. Statt, wie die Römer, andere Nationen zu unterjochen, nahmen sie durch die numerische Stärke ihrer Bevölkerung Besitz von den Ländern, kolonisirten sie und breiteten sich aus, bis Gebirge und Wüsten ihren weiteren Fortschritten ein Ziel setzten. Eine Nation, wie die Chinesische, die bei ihrer großen Zahl von denselben Gesetzen regiert wird, und dem System ihrer Vorfahren stets ergeben bleibt, eignet sich mehr dazu, einem Fürsten unterworfen zu bleiben, als die heterogenen Völkerschaften, welche die Herrschaft der Römer anerkannten. Der besondere Charakter der Chinesen, welcher sie ohne Zweifel zu einem von allen anderen Nationen verschiedenen Volke macht, hat viel zu der Gleichheit der Gesinnung beigetragen, die sie veranlaßte, die Fremden zu hassen und sich unter den Schutz ihrer eingebornen Führer zu begeben.

Ist China immer so bevölkert gewesen, wie jetzt? Kann eine Nation sich immerfort vermehren, ohne endlich alle ihre Hülfsquellen zu erschöpfen? Diese Fragen müssen wir aufwerfen, um zu einem genügenden Resultate zu kommen. Die aufwachsende Generation ist jetzt so bedeutend, daß sie den Mandarinen Furcht einflößt. Völlig überzeugt indeß, daß die Bevölkerung immer gleichen Schritt hält mit den Subsistenz-Mitteln, und daß sie, bei übermäßiger Vermehrung, in der Auswanderung einen Ausweg findet, hoffen wir, daß das drohende Uebel von diesem Reiche abgewendet bleiben werde. Die Mandschurei bietet noch ein weites Feld für Chinesische Kolonisten dar; auch finden sie unangebautes Land an der westlichen Gränze, und sie könnten selbst Kolonieen nach der Westküste Amerika's senden. Es ist jedoch unzweifelhaft, daß diese große Menschenmasse einer bedeutenden Krisis sehr nahe ist. Die Welt hat sich verändert, ohne daß sie Theil an diesen Veränderungen genommen hätten, aber sie werden endlich genöthigt seyn, dem von Westen her gegebenen Impuls nachzugeben. Wenn eine Hand voll Barbaren der Wüste das Ansehen des Landes ändern konnte, sollte der aufgeklärte Unternehmungs-Geist, welcher jetzt Europa durchdringt, bei seiner Annäherung an die Chinesische Gränze unwirksam bleiben? Es sollte uns leid thun, wenn so viele Millionen Menschen in den Zustand revolutionairer Gährung gerathen sollten, denn die Folgen würden furchtbar seyn. Wenn sie indeß nicht mit der Welt fortschreiten, so müssen sie früher oder später ein Opfer ihres Starrsinnes werden.

Unterrichtete Chinesen werden wahrscheinlich, wenn sie dies lesen, sich auf einen Ausspruch ihrer Weisen berufen, aber die Dinge ihren natürlichen Gang gehen lassen, während sie mit allen ihren Landsleuten auf dem betretenen Wege beharren. Dies ist auch die Maxime der Regierung. Nichts bewegt sie, als die Nothwendigkeit. Die Zeit eilt

vorüber mit ihren Umwälzungen, aber sie beachten diesen flüchtigen Gefährten nicht, bis es zu spät ist, mit ihm Schritt zu halten.

England.

Cap. Roß Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

(Fortsetzung.)

— Am 9. Januar zeigten sich Leute in der Nachbarschaft, die man von dem Observatorium aus beobachten konnte.

„Sogleich“, erzählt der Capitain, „wandte ich mich nach der bezeichneten Stelle hin und erblickte bald vier Eskimos in der Nähe eines Eisberges, nicht weit vom Lande und ungefähr eine Meile vom Schiffe entfernt. Als sie mich zuerst gewahrten, zogen sie sich ein wenig zurück; hierauf, da ich näher auf sie zuging, kam die ganze Partie aus ihrem Schlupfwinkel hervor und bildete eine Reihe von zehn Mann in der Fronte und drei Mann hoch; außerdem wurde ein Mann, wie es schien, von den Anderen in einem Schlitten gezogen. Ich ließ sogleich den Commandeur Roß mit einigen von unserer Mannschaft herbeikommen, die sich in einiger Entfernung hinter ihm halten sollten. Hierauf ging ich allein weiter vor und bemerkte, daß jeder der Fremdlinge mit einem Messer und einem Speere bewaffnet war, aber ohne Pfeil und Bogen.“

„Ich begrüßte sie mit der, bei jenen Polar-Stämmen gewöhnlichen Begrüßungsformel, **Tima, tima**, worauf sie sogleich dieselben Worte erwiederten, indem der Mann im Schlitten an die Spitze der Mannschaft trat. Meine Begleiter kamen nun auch alle herbei, wir warfen unsere Feuergewehre weg unter dem Ausrufe: **Aja, Tima**; denn das war die herkömmliche Weise unter jenen Völkern, ihre freundschaftlichen Gesinnungen gegen einander zu bekunden. Sie warfen nun ihrerseits auch ihre Messer und Speere nach allen Richtungen in die Luft, erwiederten jauchzend das friedeverheißende **Aja**, und breiteten ihre Arme aus, um zu zeigen, daß sie gar keine Waffen mehr bei sich hätten. Da sie indeß ihre Stellungen nicht verließen, so begannen wir näher hinzuzutreten und umarmten diejenigen, die in der Vorderreihe standen, indem wir ihre Kleidung berühr.ten und dieselbe Freundschafts-Ceremonie an uns erwiedern ließen. Dies schien großes Vergnügen bei ihnen hervorzubringen, wie sie es durch lautes Lachen, Händedrücken und allerlei seltsame Gesten zu erkennen gaben, und wir hatten uns nunmehr ihres vollkommenen Zutrauens zu erfreuen.“

„Die Erfahrung und die Sprachkenntnisse des Commandeurs Roß leisteten uns hier große Dienste; als jene erfuhren, daß wir „Kablunae“ (Europäer) wären, erzählten sie uns, daß sie zum Stamme der „Innuiten“ gehörten. Ihre Zahl belief sich auf einunddreißig; der älteste von ihnen, Namens Illikta, war fünfundsechzig Jahre alt, sechs andere waren zwischen vierzig und funfzig, und zwanzig von ihnen zwischen vierzig und zwanzig Jahre alt, der Rest bestand aus vier Knaben. Zwei von der Zahl waren lahm und wurden nebst dem alten Mann von den übrigen in Schlitten gezogen; der eine von ihnen war nämlich durch einen Bären seines Fußes beraubt worden, und der andere hatte einen Schenkel gebrochen oder verwundet. Sie waren alle wohlgekleidet, vorzüglich in schöne Thierhäute; die Obergewänder, die den Körper ganz umgaben, reichten vorn von dem Kinn bis in die Mitte der Schenkel herab und waren mit einer Kappe versehen, die über den Kopf zu schlagen ging, während die Borten bis zur Wade herabhingen. Die Aermel gingen bis über die Finger, und von den beiden Fellen, woraus die Kleidung bestand, war das innere mit den Haaren nach Innen, und das äußere mit den Haaren nach Außen gekehrt. Sie hatten zwei Paar Stiefel an, die beide mit der haarenen Seite nach Innen gekehrt waren, und über denselben trugen sie weite Ueberhosen von Thierhäuten bis zu den Knöcheln herab; einige von ihnen aber trugen noch Schuhe über den Stiefeln, und hatten Seehundshäute statt der Rennthierfelle zu ihren Hosen.“

„Mit dieser unmäßigen Masse von Kleidungsstücken erhielten sie ein weit stärkeres Ansehen, als sie in der That hatten. Alle trugen Speere, welche Spazierstöcken nicht unähnlich waren, mit einer Kugel von Holz oder Elfenbein an dem einen und einer Spitze von Horn an dem anderen Ende. Als wir ihre Wurfspieße untersuchten, fanden wir, daß sie aus kleinen Stückchen Holz oder aus Thierknochen sehr nett zusammengefügt waren. Ihre Messer bestanden aus Bein oder Horn vom Rennthier, ohne Spitze und Schneide, und bildeten so eine ganz ungefährliche Waffe; indeß bemerkten wir bald, daß Jeder außerdem ein mit Eisen zugespitztes und eben so mit einer eisernen Schneide versehenes Messer von dem Nacken herabhängen hatte. Eines von ihnen war aus der Klinge eines Englischen Einschlagemessers gemacht worden, wie wir es noch an dem Zeichen des Englischen Messerschmiedes, das darauf ausgeprägt war, erkannten. — Dieser Umstand lieferte uns einen Beweis, daß diese Stämme mit solchen verkehrten, bei denen schon Europäer gewesen, oder daß sie selber schon einmal mit Europäern verkehrt hatten.“

„Drei von den Leuten gingen mit uns nach der Kajüte, wo sie bald überall Zeichen der Bewunderung von sich gaben. Die Kupferstiche, die wir von früheren Reisen mitgenommen hatten und die ihre Landsleute darstellten, machten ihnen besonders große Freude, indem sie gleich erkannten, daß ihr eigener Stamm darauf abgebildet sey. Das meiste Erstaunen aber äußerten sie über unsere Spiegel, in denen sie ihre ganze Gestalt erblickten. Nicht weniger waren sie erstaunt über unsere Lampen und Leuchter; indeß gaben sie niemals ein Verlangen zu erkennen, eines von den bewunderten Dingen selbst zu besitzen, sondern sie nahmen nur an, was man ihnen gab, und zwar mit deutlichen Zeichen des Dankgefühls. An unseren Gerichten konnten sie keinen Geschmack finden; nur Einer, der etwas bei uns genoß, schien dies gewissermaßen aus Höflichkeit zu thun, und sagte, es schmeckte ihm gut; jedoch zeigte es sich, als der Commandeur Roß ihn näher ausforschte, daß er nicht die Wahrheit gesagt, und die Uebrigen warfen, nachdem sie die Erlaubniß dazu bekommen, das, was sie von den Speisen genommen hatten, wieder weg. Als wir ihnen aber Oel hinreichten, tranken sie dasselbe mit vielem Vergnügen und äußerten ihr Wohlgefallen darüber. So seltsam sticht der Geschmack dieser Polar-Stämme, die von der Natur an ihre eigenen Nahrungsmittel gewiesen sind, von dem unsrigen ab! Das ganze Zusammentreffen war für uns vom höchsten Interesse und gereichte uns zur besonderen Freude, da wir schon alle Hoffnungen auf Begegnisse mit den Eingebornen aufgegeben hatten; und doch mußten wir gerade von ihren Berichten über die Beschaffenheit des Landes die besten Erfolge für unsere weiteren Expeditionen und Unternehmungen erwarten.“

— Am nächsten Tage besuchte der Capitain das in der Nähe befindliche Dorf der Eskimos.

„Das Dorf bestand aus zwölf Schneehütten, die auf dem Boden einer kleinen Bucht an der Küste aufgeführt waren, ungefähr zwei und eine halbe Meile von unserem Schiffe entfernt. Sie sahen aus wie umgekehrte Näpfe und waren ohne Ordnung neben einander zusammengestellt. Zu jeder Hütte gehörte ein langer gekrümmter Anhang mit einem Eingange, an dessen Thür die Frauen mit den weiblichen Kindern und Knaben saßen. Wir wurden bald eingeladen, sie zu besuchen; nachdem wir einige Geschenke von Glasperlen und Nadeln unter sie vertheilt, verschwand die Schüchternheit, die sie bei unserem ersten Erscheinen gezeigt hatten, sehr bald.“

„Die Eingänge, immer lang und im Allgemeinen krumm, führten zum Hauptzimmer, das, wenn es für eine Familie eingerichtet war, in Gestalt einer Rotunde, zehn Fuß im Durchmesser hatte, und wenn es von zwei Familien bewohnt wurde, eine Ovalform von funfzehn Fuß Länge und zehn Fuß Breite hatte. Gegenüber dem Thorweg befand sich eine Schneebank, die ungefähr ein Drittel von der Breite der Bodenfläche einnahm, ungefähr zwei und einen halben Fuß hoch, nach oben zu flach und mit mehreren Fellen überdeckt war; dies bildete das allgemeine Bett oder die Schlafstelle für die ganze Familie. An dem Ende derselben saß die Hausfrau gegenüber der Lampe, die, von Moos und Oel, wie das hier gewöhnlich ist, unterhalten, eine hinreichende Flamme gab, um sowohl Licht als Hitze reichlich um sich her zu verbreiten, so daß es im Zimmer ziemlich behaglich war. Ueber der Lampe befand sich die steinerne Kochschüssel mit dem Fleische von Rennthier und Seekälbern und Oel; überhaupt schien hier kein Mangel an dergleichen Lebensmitteln zu herrschen. Uebrigens lag Alles, Kleidungsstücke, Werkzeug und Nahrungsmittel, bunt durch einander auf einem Haufen aufgethürmt, und man konnte leicht sehen, daß die Ordnungsliebe eben nicht zu den Tugenden dieser Leute gehöre.“

„Die Hütten, die, wie wir schon erwähnt, alle aus Schnee erbaut sind, werden durch ein breites, in Ovalform geschnittenes Stück klares Eis, das ungefähr in der Mitte an der östlichen Seite des Daches angebracht ist, erleuchtet. Wir bemerkten später, was uns zuerst wegen des geringen unzureichenden Lichtes entgangen war, daß sich in der Mitte eines jeden Einganges ein Vorzimmer befand, das als eine Hütte für die Hunde eingerichtet war. Eben so entdeckten wir, daß die äußere Oeffnung an den Hütten zu jeder Zeit von einer Stelle zur anderen gerückt werden konnte, so daß man dieselbe immer auf der dem Winde nicht ausgesetzten Seite zu erhalten wußte. Die Hütten, die wir besuchten, waren kurz vorher erst aufgeführt worden und kaum noch einen Tag alt; die architektonischen Vorkehrungen in jenen Gegenden schienen demnach nicht eben viel Zeit zu erfordern. Die Vorräthe von Seekälbern und von Rennthierfleisch für den Winter verwahren sie während des Sommers in den Schneegruben, um es dann in der kalten Jahreszeit wieder auszugraben.“

„Die Frauen waren nicht eben schön, aber sie standen wenigstens ihren Männern nicht nach; auch waren sie nicht minder artig in ihrem Benehmen, als diese. Sie schienen alle in einem Alter von dreizehn Jahren verheirathet zu seyn; auch waren in jedem Hause drei oder vier Frauen zu sehen, von denen wir nicht recht wußten, ob sie alle zu einer Wirthschaft gehörten oder nicht; aber wie es schien, fungirten immer einige junge Frauen in einem Hause neben einer alten. Klein von Statur, waren sie weniger sauber und nett gekleidet, als ihre Männer; besonders befand sich ihr Haar in einem unordentlichen verworrenen Zustande. Ihre Gesichtszüge waren freundlich und ihre Wangen, wie die der Männer, von blaßrother Farbe; wir sahen ein Mädchen von dreizehn Jahren, das ziemlich schön war. Sie waren alle mehr oder weniger tättowirt, vorzüglich an der Stirn und an beiden Seiten am Munde und am Kinn; es waren aber nur Linien und keine besondere Figuren wahrzunehmen, so wie man es auch bei den nordwestlichen Eskimo's von Amerika, nach den Beschreibungen verschiedener Reisenden, findet.“

— Von dem einen der Eingebornen, der, wie wir erwähnt, ein Bein verloren hatte, erzählt Capitain Roß noch Folgendes:

„Ich ließ den Lahmen, dem ich ein hölzernes Bein versprochen hatte, nach der Kajüte bringen, und unser Zimmermann hatte ihm dasselbe angepaßt. Es war nun eine Wonne, zu sehen, wie der auf diese Weise hergestellte Eskimo, vor Freude außer sich, in der Kajüte herumsprang. — Wir fanden hier auch den Eingebornen, der vor einigen Monaten an Brustschmerzen gelitten; das Fläschchen Medizin, das er von unserem Wundarzte empfangen hatte, hing unter anderem Schmuckwerk von seinem Nacken herab. Es schien gar nicht geöffnet worden zu seyn, und wurde von ihm wahrscheinlich für ein Zaubermittel gehalten. Aus Dankbarkeit schritt derselbe, als er unseren Doktor an Zahnschmerzen und einer aufgeschwollenen Backe leiden sah, sogleich zu seiner ihm bekannten Heilmethode dieses Uebels, indem er die Wange drei Mal berührte und eben so oft dem Patienten in's Gesicht blies. Und dies hat, sonderbar genug, auch gleich seine Wirkung gethan.“

— Am 20. Januar zeigte sich die Sonne wieder zuerst nach einer

Abwesenheit von funfzig Tagen. Um diese Zeit wurde es unseren Reisenden klar, daß ihre neue Bekanntschaft nicht eben so uneigennützig war, als sie sich anfangs einbildeten.

„Ein Vergrößerungsglas", erzählt der Capitain, „war seit einigen Tagen aus unserer Kajüte verschwunden, und ich hatte Grund, den Otukin in Verdacht zu halten; denn so oft ich seit einiger Zeit zu ihm in seine Wohnung kam, war immer bei ihm die Lampe plötzlich ausgegangen. Noch mehr aber ward ich in meiner Muthmaßung bestärkt, als er mich bei meinem letzten Besuche in dem Dorfe gar nicht in sein Haus einlassen wollte. Ich sagte ihm hierauf, daß seine geschwollene Backe (die er von uns heilen lassen wollte) unmittelbar durch das Zauber-Glas hervorgebracht worden sey, und daß dasselbe zurückgegeben werden müsse. Demnächst gestand er sogleich sein Vergehen ein, und versprach, das Gestohlene am folgenden Tage mitzubringen, nachdem ich ihm noch versicherte, daß, im Falle er es nicht thäte, ihm die zweite Backe eben so aufschwellen würde. Er hielt auch Wort, und am anderen Tage brachte er das Glas und noch dazu einen Hammer mit, der ebenfalls verschwunden war; auch bekannte er uns, daß unsere Lichtscheere sich in den Händen einer eingebornen Frau befände, zugleich mit einem von meinen Brillengläsern, das eines ihrer Kinder aufgefunden hatte. Der Schrecken jenes Mannes war so groß, daß er mir noch einen Haken und eine Harpunenspitze zurückbrachte, die ich ihm im Wege des Tausches für einen Bogen überlassen hatte, und ich ließ mich auch, um ihn in seinem Schreckenswahne zu erhalten, sogleich zu einem Rücktausche bewegen."

„Wir kauften den Eingebornen, die uns besuchten, Mehreres ab, ließen sie aber nicht mehr zu uns an Bord kommen. Man brachte uns nunmehr von allen Seiten die Dinge wieder, die man uns entwendet hatte, unter denen wir nur ein Tafelmesser seit längerer Zeit vermißten. Die Veranlassung zur allgemeinen Reue und Besserung war, wie wir bemerkten, dem schweren Geschütz zuzuschreiben, mit dem wir eines Tages zur Probe an der Küste feuerten. Als einer von ihnen den Commandeur Roß fragte, was denn die Kanonen zu bedeuten hätten, antwortete er ihm, daß dieselben alle Diebe angeben, die unser Eigenthum, was es auch nur immer wäre, aus dem Schiffe entwendet. Sogleich wurde eine allgemeine Versammlung im Dorfe gehalten, und man beschloß, uns Alles bis auf das Geringste wiederzuerstatten."

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Sierra Leone — oder die befreiten Afrikaner. Briefe einer jungen Dame in den Jahren 1833—34. 8 Pce.

Memoirs of J. Selden. (Selden und der politische Kampf seiner Zeit.) Von G. W. Johnson. 12 Sh.

Popular botany. (Populaire Botanik.) Von J. Main. 4½ Sh.

Harry Calverley. — Roman vom Verf. des Cecil Hyde. 3 Bde. 31½ Sh.

Italy. (Italien und seine Literatur.) Von C. Herbert. 10 Sh.

Frankreich.

Etretat und der Häringsfang.

Etretat ist ein kleiner Flecken, sechs Stunden von Havre entfernt, dessen Austern sehr berühmt sind. Neun Austernbänke sind daselbst sehr tief in einen Felsen gehauen, der härter ist als Marmor, und welche ehedem den Unternehmern mehr als eine Million gekostet aber sie ganz zu Grunde gerichtet haben. Es sind jetzt schon zehn Jahre, daß keine einzige Auster aus Etretat kommt, und doch verkauft man noch heute in Paris Austern von Etretat.

Dieser Flecken besteht aus niedrigen Häuschen und Hütten, welche einer Bevölkerung von 1700 Seelen einen unsicheren Zufluchtsort gewähren. In einem engen Thale zwischen zwei Bergen haben sich diese Menschen ihre Wohnungen erbaut, und die Felsen, an denen das Meer sich bricht, setzen demselben einen 250 Fuß hohen Damm entgegen. Die Schlucht, in der die Wohnungen erbaut sind, liegt viel tiefer, als das Meer zur Zeit der Fluth. Man muß die sorglose Ruhe der Einwohner bewundern, welche selber vorhersagen, daß Etretat eines Tages in den Meereswogen verschwinden werde. Der Kies, welchen das Meer anhäuft, wenn der Wind aus Norden bläst, den es aber eben so schnell wieder fortreißt, sobald der Wind von der Landseite kommt, bildet einen beweglichen Wall, den die Einwohner scherzweise ihre Schaukel nennen.

Seit einiger Zeit hat das Meer dort mehrere Reste von sehr starken Mauern aufgedeckt, wodurch die allgemein verbreitete Meinung bestätigt wird, daß ein viel weiter seewärts gelegen gewesener Flecken vormals von den Wellen verschlungen worden sey. Erst vor 20 Jahren erhob sich das Meer um 6 Fuß in Etretat, und vor einigen Jahren blieb es darin 5 Stunden lang stehen und nahm bei seinem Rückzuge einige Häuser mit hinweg. Und trotz dieser die Zukunft so sehr bedrohenden Erfahrungen, läßt sich doch kein Mensch bewegen, sein Haus auf dem Abhange der beiden Hügel zu erbauen, sondern sie stehen alle ohne Ausnahme in dem Schlunde, wo es nur eines starken Windstoßes bedarf, um dem Meere einen Durchgang zu öffnen.

Zu beiden Seiten bilden die Uferfelsen, welche ungeheuer großen Kathedralen ähnlich sehen, ausgedehnte Bogenwölbungen, unter welchen man zur Ebbezeit auf dem Bette promenirt, welches das Meer vor einer Stunde noch inne gehabt hat. Bei solchen Promenaden muß man nothwendiger Weise von der Stunde der Fluth genau unterrichtet seyn, und darf nicht auf dem Wege zaudern. Dieser Vorsicht haben wir es auch zu verdanken, daß wir uns von der Wahrheit der von Walter Scott beschriebenen Ebbe und Fluth zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche überzeugen konnten.

Es knüpfen sich auch noch einige spaßhafte historische Erinnerungen an Etretat. Zur Zeit der Französischen Revolution kam zum ersten Mal ein großer Stein zum Vorschein, den man noch heute während der Ebbezeit sieht; die Küstenbewohner hielten ihn für ein Englisches Fahrzeug, welches zu landen versuchte, und brachten einen Theil der Nacht damit hin, ein Gewehrfeuer darauf zu richten. Es war eben einer der hartnäckigsten Schützen, welcher uns den Stein zeigte.

Um dieselbe Zeit kam ein Priester, der den Revolutions-Eid geleistet, dessen Namen wir jedoch verschweigen, weil er noch jetzt Pfarrer einer benachbarten Gemeinde ist, in seinem Priester-Anzuge, und gebot dem Meere, im Namen Gottes und des National-Konvents, nicht höher zu steigen. Eine Welle, welche furchtlos das Obergewand des Priesters benetzte, nöthigte ihn indessen zu einem schnellen Rückzuge.

Vor kurzem haben wir in einem Pariser Blatte die Geschichte eines Matrosen aus der Kaiserzeit gelesen, welcher, weil er sich weigerte, Soldat zu werden, eine dreiwöchentliche Belagerung gegen drei Compagnieen Soldaten aushielt, die abgeschickt waren, ihn todt oder lebendig zu ergreifen. Man hat uns in Etretat das Loch gezeigt, in welchem Romain seine schöne Vertheidigung geleistet.

Die Kirche zu Etretat ist von Gothischer Bauart, und würde sehr schön seyn, wenn man ihr nicht einige Schuppen angebaut, und einige blaue und rosenfarbene Bilder von sehr schlechtem Geschmacke, welche Heilige vorstellen sollen, gegeben hätte. Sie muß sehr zahlreich besucht werden, da man noch einen Anhang dazu erbaut hat.

Das Land zieht seine Subsistenzmittel aus zwei Quellen: der Fischerei und der Kattun-Fabrication. Das Sonderbarste hierbei ist, daß dieselben Seeleute, welche von einer Fischfangsreise, und hauptsächlich vom Häringsfange, welcher gewöhnlich mit dem Anfange des Winters stattfindet, heimkehren, und siegreich Stürme und Wogen bekämpft haben, dann ihre Fischerkleider ausziehen und sich hinter den Webestuhl setzen.

Auf dem Meere müssen sie Muth, Kühnheit, Kraft, Gegenwart des Geistes und Todesverachtung besitzen, und was noch mehr ist, Leiden aller Art ertragen; mit einem Worte, alle edlen Eigenschaften haben, die nur ein Mensch besitzen kann. Ist jedoch die Fischerei beendigt, werden eben diese thatkräftigen Menschen nichts weiter, als ein Weber-Instrument; denn das, was sie machen, würde ein Räderwerk wenigstens eben so gut zu Stande bringen. Nun, das Weben wird ihnen auch herzlich schwer.

So wie die Jahreszeit des Fischfangs erscheint, verlassen sie fröhlich die friedliche und gefahrlose Arbeit der Heimath, um wieder zu Meer und Wind und Hagel, und vielleicht zum Tode zurückzukehren. Denn beinahe in jedem Jahre verliert Etretat mehrere Menschen zu Wasser, und des Sonntags, bei der Messe, sieht man immer eine Anzahl Frauen und Kinder in Schwarz gekleidet.

Das ist eine Trauer, welche die Einbildungskraft erschüttert. Sie erweckt nicht, wie bei uns, den Gedanken an einen Tod, welcher das Ende eines vollbrachten Lebens gewesen ist; das ist ein gewaltsamer Tod, der hier sein Bild zeichnet, der härteste aller Todesfälle, inmitten der schäumenden und brüllenden Wellen, der pfeifenden Winde, der krachenden Segel, der berstenden Maste und der zersplitterten Fahrzeuge, deren Ueberreste sich zerstreut umhertreiben; es ist ein Tod nach einem langen, muthigen und verzweifelten Kampfe. Es ist nicht mehr der Mensch, welcher am Abend seines Lebens entschläft, und ruhig die Augen so schließt, wie er sie alle Abende zum Schlafen geschlossen hat; es ist ein betender, ein lästernder und ein wüthender Mensch, der im Meere umkommt, indem er seine Frau, seine Kinder anruft, im Angesichte des Ufers, an das eine Welle ihn hinantreibt und dessen Felsen er mit den Nägeln erklammert, während ihn eine zweite Welle gewaltsam wieder mit sich fortreißt. Der Ertrinkende stirbt steif und entstellt vor Wuth und Leiden. Seine Augen treten aus ihren Höhlen, seine Nägel sind losgerissen und sein Kopf ist blutig.

Man muß das Fahrzeug abreisen gesehen haben und dann nach langer Zeit sagen hören: das Fahrzeug ist verloren. Verloren! Da erhält das Wort erst seine ganze Kraft. Verloren! Das Meer hat sich aufgethan und wieder geschlossen über sie alle; über alle die Menschen, denen Ihr die Hände gedrückt, mit denen Ihr die Gläser angestoßen habt, und deren frohe Stimmen zum letztenmale an Eure Ohren schlugen, als sie das Zeichen zur Abfahrt gaben. Da erinnert Ihr Euch wieder des Klagens dieser Stimmen, wie sie herzzerreißend in dem Augenblick ertönen mochten, als sich die brüllenden Wogen über ihren Häuptern schlossen. Eine solche Trauer beengt die Seele! Während der Zeit, da die Seeleute auf dem Fischfange sind, giebt es nur Frauen und Kinder an diesem Orte. Am Sonntage ist die Kirche angefüllt, die Gebete sind inbrünstig und Alles singt; und obgleich sie Lateinisch singen, was sie gar nicht verstehen, so ist doch der Ton ihrer Stimmen sehr rührend, weil die Gebete wahre und aufrichtige sind. Auf dem Meere verliert der Mensch das Vertrauen zu sich selbst; bei einem ruhigen Wetter erdrückt ihn der Anblick der endlosen Ferne, und bei stürmischer See ist das größte Schiff den Wogen nicht schwerer als ein Strohhalm. Hier muß er eine Stütze, eine Hoffnung, einen Glauben, hier muß er einen Gott haben!

Wenn der Wind in der Stadt etwas heftig bläst, so nehmt Ihr einen Mantel um, habt vielleicht eine rothe Nase und blaue Lippen; das größte Unglück, das hieraus entstehen kann, ist, daß Ihr vielleicht im Juni noch keine reifen Birnen habt. Hier aber scheint es, als schreie der Wind und seufze; hier stört der Wind bei Nacht den Schlaf, und Frauen und Kinder knieen hin, um zu beten. Da ist man glücklich, einen Gott zu haben; denkt ihn Euch taub, denkt ihn Euch ohnmächtig und denkt ihn Euch feindlich; es bleibt doch immer ein Gott, zu dem man beten kann, und das Gebet ist, gleich den Thränen, eine Linderung für den Menschen bei einem erdrückenden Schmerze.

Die Schiffer sind nun abgereist, und befinden sich in der Gegend von Dieppe, 15 Meilen von Etretat. Von ihrem Fischfange hängt die gute und böse Zeit der nächsten Zukunft ab. Die Neuigkeiten aus Dieppe machen in Etretat eben so vielen Eindruck, wie die an der Pariser Börse, denn in wenigen Stunden erheben sie das Glück, oder schlagen

es nieder; heißt es: der Fischfang geht schlecht, dann weigert sich der Bäcker, sein Brod auf Borg zu verkaufen; heißt es aber: der Fischfang geht gut, dann steht Alles den Frauen der Abwesenden zu Dienste. Die Post trifft dann alle Tage ein; man versammelt sich, man erzählt sich Neuigkeiten, theilt sich die Vermuthungen mit, und spricht von keinen andern Dingen, als: der Wind ist gut, diese Nacht werden unsere Leute wohl fischen; oder: Die See ist unruhig, heute können sie nichts unternehmen.

Die Vertheilung des Gewinnes unter die Fischer geschieht folgendermaßen. Der Ertrag des Fischfangs eines jeden Fahrzeuges wird in 16 bis 17 Theile geschieden; der Eigenthümer des Fahrzeuges erhält zwei Theile; jeder Mann von der Equipage, die auf jedem Schiffe aus zehn Leuten besteht, erhält einen Theil, der Schiffsjunge einen halben, und jeder Mann, der acht Netze auf dem Schiffe besitzt, hat außerdem noch Anspruch auf einen Antheil.

Noch mehr; die Wittwen der Seeleute, welche die Netze ihrer verstorbenen Männer besitzen, legen dieselben auf die Fahrzeuge und das giebt ihnen das Recht auf einen Antheil. Haben sie auf den Schiffen von Etretat keinen Platz mehr, selbst mitzureisen, so übergeben sie die Netze den Kommissarien dieser Flotille, welche ihnen nachher eine genaue Berechnung über ihren Antheil ablegen. Das ist doch eine hübsche Einrichtung!

Der schöne Tag geht jetzt zur Neige. Wir stehen am Strande; zur Linken des Horizonts die schon hinterm Gewölke versteckte Sonne, deren Purpurstrahlen einen langen röthlichen Glanz über das Meer hin bis zu uns verbreiten. Auf der entgegengesetzten Seite, hinter uns zur Rechten, steigt der noch blasse Mond zwischen den beiden Anhöhen empor, und wirft gleicherweise seine bläulichen Strahlen über Land und Meer. Der ganze südliche und westliche Theil ist von der Sonne erhellt, und der östliche und nördliche vom Monde. Das Meer steigt; man hört nichts, als das Geräusch der Wellen, welche weißlich werden und sich brechen, und das gleich dem Kettengeklirr knirschende Geprassel der Strandsteine, welche jede Woge im Herabstürzen mit sich fortreißt.

Jetzt läßt sich ein ferner Hörnerschall vernehmen, und Alles in Etretat ist in voller Bewegung und verläßt Handwerk und Haushalt. Die Schiffe kommen! Das öde Gestade ist alsbald von Frauen und Kindern, mit Haken und Stricken belastet, ganz bedeckt. Das Restchen Tag verstattet ihnen noch, einen weißen Stern auf blauer Flage wahrzunehmen; ein Ruf ertönt von den Küsten und hallt in den Klüften wieder: „Pierre Maillard!“ Nun fangen die Frauen und Kinder an, vorzuarbeiten; man macht die Spillen zurecht und die Ankerseile, um das Fahrzeug zu drehen, und man umarmt sich, lacht und weint und lärmt.

Aber der Wind ist contrair, das Fahrzeug zieht seine Segel ein, denn es wird vom Meere hin und her geworfen. Auf Augenblicke versenkt es sich zwischen zwei Wellen, und man sieht nichts mehr davon als die Spitzen der Maste. Zwischen dem Momente, wo sie nur noch eine Schußweite vom Lande entfernt sind, bis zu dem, wo der erste Matrose seinen Fuß an das Ufer setzt, vergeht dann eine halbe Stunde. Endlich erreicht das Fahrzeug den Strand, man wirft ihm ein Tau zu, und ein Mann springt über Bord, das Wasser geht ihm über die Hüften und die Wellen treiben ihn alle Augenblick zurück; endlich hat er das Tau befestigt, und Alles springt an's Land. Aber dieses ist noch nicht der Augenblick zur Umarmung; es vergehen noch drei Viertelstunden, bevor der Fischer seine Frau und Kinder sieht. Die Frauen ziehen an den Schiffsseilen, und die Männer unterstützen das Fahrzeug, damit es schnurgerade sich hinein schiebe; die Kinder legen starke Bretter an den Riff. Die Arbeit dieser Weiber ist nicht gering; vor einem Jahre brach die Querstange an einem solchen Seile, und eine Frau wurde getödtet.

Jetzt ist der letzte Sonnenstrahl verschwunden und der Mond seinerseits heraufgestiegen, aber immer noch in Gewölk gehüllt. Im Dunkel drüben erscheint ein Feuer im Vordertheil eines Fahrzeuges. Bei diesem Anblicke erhebt sich ein neues Geschrei: „Jean Coquin!“ denn jedes Fahrzeug hat ein anderes Signal. Das Feuer kommt näher und man macht die Seile und Taue zurecht.

Jetzt lassen sich neuerdings vier Hornstöße in vier gleichen Zwischenräumen hören, und ein lauter Schrei erschallt. Denn in dem vordersten Fahrzeuge, welches sich jetzt in schwarzen Umrissen aus dem vom Monde erhellten Horizont kräftig entwickelt, erkennt man wieder das Signal eines Gliedes dieses Riesengeschlechtes: „Louis Coquin!“ In dem dahinter folgenden Schiffe mit eingezogenen Segeln erkennt man an seinem kreuzförmigen Feuer-Signale den „Toussaint Palfred.“ Auf einem anderen wieder gaben prasselnde Funken das Signal, und von einer entgegengesetzten Seite des Strandes erschallt es: „Pierre Valin!“ — Alle 16 Schiffe sind angelangt und nur noch 2 sollen erst um Mitternacht eintreffen; der Lärm und das Getöse am Ufer übertäubt das Rauschen der Wellen und das Toben des Windes.

Alle Fahrzeuge sind nun gewendet und geordnet; und jetzt erst treten die Fischer, nach einer zweimonatlichen Abwesenheit, mit Frauen und Kindern in ihre Behausungen ein.

Der Fang war dieses Jahr nicht gut gerathen. Schon seit 1814 gedieh derselbe an den Französischen Küsten nicht mehr so gut wie vormals. Die Seeleute weinten vor Freude, wenn sie erzählten, wie man dazumal die See fast ganz mit weißen glänzenden Schuppen bedeckt gesehen, und wie man die Möwen, welche die Schiffe umschwärmten, mit Stockschlägen forttreiben mußte. Im vorigen Jahre war der Fang jedoch noch ziemlich gut. Dieses Jahr aber waren die Bänke, welche die Küsten umgeben, mit gelben Blumen bedeckt; dieses ist aber nur ein Zeichen zum guten Makarellenfange, welcher auch wirklich wohl gerathen war; es hatte sich zwar auch das gewöhnliche Vorzeichen zum guten Häringsfang eingestellt, denn man hatte im Herbste sehr viele Fliegen bemerkt, allein dieses Vorzeichen hatte zum ersten Mal gelogen.

Uebermorgen werden sie sich wieder an's Weberhandwerk machen; denn morgen ist Sonntag, und alle Welt geht zur Kirche. Man sagt, es sey ein Prediger aus Rouen ausdrücklich hierzu angelangt; wenn ich aber Pfarrer in Etretat wäre, so würde ich es sehr ungern sehen, daß ein anderer Priester gerade in demjenigen Augenblicke zu meinen Kirchkindern spreche, in welchem sie so sehr des Trostes und der Ermuthigung bedürfen.

Der Sonntag erschien, und wir erwarteten mit Ungeduld die Rede des Priesters aus Rouen.

Er hat weißes Haar und eine strenge klangreiche Stimme. Alles mußte ihn begeistern und Alles ihm Gelegenheit geben, seine Zuhörer zu rühren. Es blies ja so lange ein Sturm, der so oft die Weiber in der Nacht zum Gebete für ihre Männer geweckt hatte; diese sind nun nach einer zweimonatlichen Abwesenheit wieder mit den Ihrigen vereinigt, und auch nicht ein Einziger von ihnen ist während dieser Reise umgekommen; jetzt kommen sie zur Kirche, um Gott dafür zu danken und ihn zugleich zu bitten, daß er ihre Arbeit segnen und ihren Kindern das tägliche Brod geben möchte, weil der Fischfang so sehr schlecht gewesen war und sie den ganzen Winter mit der Armuth zu kämpfen haben werden. Hier hätte der Prediger nun viele schöne und rührende Worte anbringen können; der bloße Anblick der Kirche, der Klang dieser vereinten Stimmen und die betrübten Gesichter der Betenden erhöhten unser Gefühl, und ein einziges trostreiches Wort hätte viele Thränen des Schmerzes und der Hoffnung allen Augen entlockt; aber der Prediger bestieg die Kanzel, und schimpfte gewaltig auf die Fischer, daß sie Christus gekreuzigt und ihn noch täglich durch ihre Sünden kreuzigten!!!

(F. d. P.)

Mannigfaltiges.

— **Der Miniatur-Modellirer Sangiovanni.** Dieser Italiänische Künstler, der sich eine Zeit lang in Amerika aufgehalten hat, lebt jetzt in London, wo er bereits in Thon eine Menge der schönsten und in jeder Hinsicht vollendetsten Figuren modellirt hat. Der Thon, den er zu diesen Arbeiten benutzt, kömmt von Primrose-Hill her, wo er bei der Anlegung einer Eisenbahn ausgegraben wird. Die von dem Künstler ausgeführten Figuren sind meist Italiänische Banditen, bald im Augenblick des Angriffs, bald von ihren Thaten ausruhend, bald an den Wunden, die sie in ihrem gesetzlosen Gewerbe empfangen haben, ihr Leben ausathmend. Nach dem Urtheil Englischer Blätter ließe sich nichts Geistvolleres und Naturgetreueres denken, als die Stellungen, worin diese Räuber dargestellt sind. Sie sollen an die romantischen Gestalten auf Salvator Rosa's Gemälden und an die Figuren in Mortimer's schönen Kupferstichen erinnern, auch an Korrektheit der anatomischen Verhältnisse, so wie des Charakters und Kostüms, nichts zu wünschen übrig lassen. Herr Sangiovanni hat auch mehrere Neu-Griechen modellirt, und es ist ihm ganz besonders gelungen, den Charakter dieses Volks ohne Uebertreibung wiederzugeben und ihren Unterschied von den Italiänern sehr treffend auszudrücken. Außerdem modellirt er alle mögliche Thiere, Alpenhunde, Italiänische Bullenbeißer, Wölfe, Löwen und dergleichen, die sich alle durch eben so edlen Geschmack, korrekte Zeichnung und sorgfältige Ausführung auszeichnen. Durch die Hitze werden diese Figuren so hart wie Stein und gleichen an Schwere und Dauerhaftigkeit den Vasen aus terra cotta; an Geschmack und Eleganz werden sie mit den Arbeiten verglichen, durch die sich vor einigen Jahren Herr Wedgwood in England einen Namen machte.

— **Hölzerne Artillerie.** Die Holländischen Bauern an der Gränze der Kolonie am Vorgebirge der guten Hoffnung empörten sich gegen die Engländer, bald nachdem diese von der Kolonie Besitz genommen. Da sie wußten, daß die gegen sie ausgesandten Soldaten Kanonen bei sich hatten, so beschlossen sie, sich auch mit Geschütz zu versehen, und zwar von schwererem Kaliber, als die Vierpfünder der Briten. Sie fällten deshalb einen Baum, höhlten ihn aus, umgaben ihn mit eisernen Reifen, und da es ein Neunpfünder seyn sollte, so luden sie ihn mit neun Pfund Pulver. Aber nun entstand die Schwierigkeit, wer die Ehre haben sollte, ihn abzufeuern. Sie gruben endlich ein Loch in die Erde, das tief genug war, um einen Mann aufzunehmen, und streuten das Zündpulver bis dorthin — es wurde angezündet, und das Geschütz sprang in tausend Stücke, und ehe sie noch ein anderes anzufertigen im Stande waren, kamen bereits die Britischen Truppen und machten sie zu Gefangenen.

— **Maurische Trinker.** Zu Marsa und Chamart im Tunesischen giebt es mehrere schöne Landhäuser und Gärten, in deren Nähe sich einige umfangreiche Weinberge befinden, deren Trauben einen sehr angenehmen Geschmack haben und einen Wein liefern, der besonders gut ist, wenn er zwei oder drei Jahre lang aufbewahrt wird; allein bei den Tunesen, die ihn gar zu gern trinken, hält er kaum drei Wochen oder höchstens einen Monat aus, nachdem man ihn einmal gekeltert hat. Um zu zeigen, wie starke Trinker die Mohren sind, darf ich nur zwei Beispiele anführen, die sich während meiner dortigen Anwesenheit zugetragen haben. Der Kadi von Jerbey trank eines Abends zur Abendmahlzeit ganz allein vier Flaschen Rum aus, und dies hinderte ihn nicht, gleich darauf wieder auszugehen. Ein anderes Mal hatte einer von den Bedienten des Rasch-Mamluk in einer Stunde eine halbe Jeanne, das heißt ungefähr zweiundzwanzig Flaschen Wein ausgetrunken; kurz nachher bat er noch, daß man ihm etwas Rum geben möchte.

(Temple, Excursions in the Mediterranean.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Montag den 8. Juni 1835.

Nord-Amerika.

Die Poesie der Nord-Amerikaner.

(Nach der Edinburgh-Review.)

Eine nationale Literatur, und besonders eine poetische, erfordert zu ihrem Gedeihen ganze Jahrhunderte: sie ist das jüngste Kind der müßigen Stunden einer Nation — das Ergebniß einer langen und bunten Reihe alter Erinnerungen. Für Amerika ist diese Periode noch nicht gekommen; auch dürfte sie wohl dort mit ihrem Erscheinen viel länger zögern, als in manchem anderen Lande. In allem echt Praktischen und unmittelbar Gemeinnützigen — in wissenschaftlichen Entdeckungen, in Verbesserung der Gesetzgebung, in statistischen Studien — wird Bruder Jonathan mit Kraft und Glück vorwärts schreiten; ob aber auch in weniger materiellen Dingen — in Philosophie, klassischer Literatur, Poesie — dies unterliegt noch manchem Zweifel. Freilich muß das Nothwendige dem Angenehmen vorgehen; aber der durchgreifend merkantilische Sinn des Amerikaners und seine stete Beschäftigung mit Politik sind mit der beschaulichen Muße nicht vereinbar, die ein höheres literarisches Streben erheischt. Gewiß wird auch Amerika mit der Zeit große literarische Geister zu Tage fördern; allein dies kann nicht plötzlich geschehen; denn nur stufenweise Entwickelung trägt die Bürgschaft ihrer Dauer in sich, erst nach Jahrhunderten werden die Nischen im Tempel der Amerikanischen Fama ausgefüllt seyn, obgleich mehrere derselben schon jetzt würdige Insassen haben.

Es ist wirklich beklagenswerth, daß die parteilosesten Britischen Beurtheiler der literarischen Leistungen Amerika's bei ihren Brüdern jenseits des Meeres in den Verdacht niedriger Eifersucht gekommen sind. Hat Amerika noch jemals ein originelles Geisteswerk an's Licht gebracht, das in dem Mutterlande keine enthusiastischen Bewunderer gefunden hätte? Wo ist Washington Irving's lieblicher Humor tiefer empfunden oder wärmer anerkannt worden als in England? Man wird uns entgegnen, der Verfasser des „Skizzenbuches" habe seine Popularität der Vorliebe zu verdanken, die er für England zeigt; und allerdings haben wir Briten seine schmeichelnden Bilder unseres geselligen Lebens mit angenehmer Ueberraschung betrachtet; aber gesetzt auch, Irving's Muse hätte nie einen freundlichen Blick auf Alt-England geworfen, sein Ruhm würde dadurch in unseren Augen um nichts geschmälert; immer wüßten wir die unübertreffliche Anmuth seines Rip van Winkle, und seiner Sage vom eingeschlafenen Alten zu schätzen.

Wir zweifeln sehr daran, ob die gewaltigen Schöpfungen Brown's in Amerika so recht nach Verdienst geschätzt wurden, ehe das Britische Publikum ihren ganzen geheimnißvollen Zauber empfunden und in dem Verfasser des „Edgar Huntley," „Arthur Mervyn," und „Wieland" einen Genius erkannt hatte, verwandt mit dem, welcher die Leiden St. Leon's und die Seelenkämpfe Falkland's geschildert. Wo hat man das wahrhaft Originelle und Treffliche in Cooper's Novellen freudiger bewundert, als in England? Ihm ist die Herrschaft über die Meere einmüthig zugestanden worden; auch in der schauerlichen Wüste, unter den wilden Indianern und halbwilden Pflanzern, erkennen wir ihn als Herrn und Gebieter. Aber Alles dies konnte uns an der unleugbaren Thatsache keinen Zweifel lassen, daß derselbe Mann, der in seinem Kreise ein mächtiger Zauberer war, zu einem ganz gewöhnlichen Menschen herabsank, sobald er darüber hinausschritt, und seinen Fuß in das civilisirte Leben setzte. Oder sollen wir das Kindische mancher Begebenheiten an der Küste, das Langweilige in dieser Scene und den melodramatischen Bombast in jener darum genießbar finden, weil der Verfasser unsere Phantasie mächtig ergriff, als er sein Fahrzeug unter dem Heulen des Sturmes und dem Brüllen der Wogen durch Felsenriffe und über Sandbänke steuerte; Man lese nur seine späteren Romane, in denen er das Interesse auf Erinnerungen aus der Vergangenheit basiren und stärkere Leidenschaften malen will — „wie z. B. den Bravo," die „Heidenmauer," den „Henker" — und man wird bei aller sonstigen Vorliebe für Cooper zugeben müssen, daß dieser Schriftsteller nur in Einem Elemente herrscht, während Scott in allen Elementen mit gleicher Anmuth und Sicherheit sich bewegt. Gewiß darf Amerika auf seinen Cooper stolz seyn, beharrt es aber dabei; ihn seinem großen Vorbild im Osten an die Seite zu stellen, so wird Europa noch lange dagegen protestiren.

Irving, Brown, Cooper, bilden ein würdiges Triumvirat auf dem Parnasse Amerika's; aber diese Drei sind auch die einzigen Männer von Genie, die jener Parnaß aufzuweisen hat; in den Arne's, Adam's, Buckminster's, Madison's, Jay's, erkennen wir, so weit uns zu schauen vergönnt ist, nur treffliche Talente; und irren wir in diesem Punkte, so tröstet uns die Ueberzeugung, daß ganz Europa nicht anders von ihnen denkt.

In der Einleitung zu einer so eben in Dublin erschienenen Blumenlese aus Amerikanischen Dichtern *) bemerkt der Herausgeber Folgendes: „Wir haben im Allgemeinen solche Gedichte gewählt, die vermöge ihrer beschreibenden Kraft am Besten geeignet waren, uns die Neue Welt von Außen und Innen kennen zu lehren. Man wird hier den Charakter der Amerikaner treuer gezeichnet finden, als in irgend einer Reisebeschreibung." Eine offenbare Selbsttäuschung! Wir unseren Theils möchten vielmehr behaupten, daß diese Gedichte einen auffallend Britischen Charakter haben; die moralischen Einflüsse einer von der Englischen abweichenden Verfassung, einer von der Englischen abweichenden Natur und Lebensweise auf Gedanken und Empfindungen der Amerikaner sind bis jetzt so unbedeutend gewesen, daß man in der That darüber erstaunen muß. Einige pittoreske Natur-Schilderungen abgerechnet, ist Alles eben so gut Britisch als Amerikanisch. Viele unserer Landsleute — und mit ihnen auch der Herausgeber — scheinen erwartet zu haben, die Poesie eines Landes, wo Städte und Wüsten, Heerstraßen und einsame Wiesengründe, — „mit ihren Heerden, die nie einer Hürde bedürfen" —, wo Civilisation und Wildheit einander so dicht begränzen — müsse etwas ganz Besonderes und von der des alten feudalen Europa sehr verschieden seyn. Wie kommt man aber schon jetzt zu solchen Anforderungen, da dem Amerikaner noch jeder historische Hintergrund fehlt? Seine Großthaten sind ja von sehr jungem Datum, und das Großartige der ihn umgebenden Natur ist an und für sich unwirksam; die schönste beschreibende Poesie verliert bald ihren Zauber und wird langweilig, wenn sie bei den Eindrücken der äußeren Natur stehen bleibt. Will der Dichter begeistern und hinreißen, so muß er Helden und Dulder auf sein Gemälde bringen, Erinnerungen an große Sterbliche, die schon im Zwielichte entflohener Jahrhunderte erschienen. In unserem England ruht schon mehr als hundertjähriger Staub auf den Tressen und Reisröcken aus dem Zeitalter der Königin Anna, und dennoch wär es viel gewagt, wenn einer die Feldzüge Marlborough's schon jetzt in einer Epopöe feiern wollte. Noch weniger ist es bis jetzt möglich, die Brigadiers von Bunkers-Hill oder Saratoga mit epischer oder tragischer Würde zu bekleiden, oder irgend eine glückliche Kreuzfahrt des Commodore Roger poetisch zu verklären. Will also der Amerikanische Dichter ein Epos oder Drama schreiben, so muß er in der „stolzen alten Welt jenseits des Oceans" das Material suchen, das Amerika ihm verweigert.

Mit der lyrischen Poesie, dem Ausdruck individueller Gefühle, ist es nicht ganz so. Dennoch bemerkt man auch hier mit Verwunderung, wie sehr das Studium Englischer Muster gewirkt hat. Der Unterschied zwischen Geist und Charakter unserer Literatur und der unserer nächsten Nachbarn auf dem Kontinente ist tausendfach größer, als der, welcher zwischen den Literaturen Alt- und Neu-Englands obwaltet.

Obgleich nun diejenigen Leser sich wohl täuschen dürften, die in der obenerwähnten Blumenlese etwas recht auffallend Nationales zu finden hoffen, so wird doch ein für wahre Dichtkunst empfängliches Publikum dieses Buch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Zwar möchten wir keinen von den vierzig Poeten, aus deren Werken die Blumenlese zusammengetragen ist, unbedenklich einen großen Dichter nennen, aber Vielen unter ihnen gebührt das Lob eines zarten tiefen Gefühls und einer fruchtbaren Phantasie, bei Mehreren findet, man selbst erhabene Stellen. So viel ergiebt sich jedoch aus Allem, daß noch kein großer Dichter in Amerika erstanden ist; denn ein solcher thut sich in seinen kürzesten Produkten eben so wohl kund, als in seinen längsten. Unseren Milton erkennen wir auch im „Komus" und „Allegro" wieder, und Shakespeare's leichtestes Lied, wie z. B. „Blase, du Wintersturm", rührt uns gleich einem Zauber.

Bevor also an Amerika's Dichterhimmel eine Sonne aufgeht, wollen wir das sanfte Licht kleinerer Sterne willkommen heißen. Allerdings befriedigt ihre große Anzahl mehr als ihr Schein; doch verbreiten sie zusammenwirkend einen merklichen Glanz über den poetischen Horizont Amerika's.

Wenn der Unterschied zwischen Dichter und Dichter mehr in der Ausführung liegt, als in der Art, wie er seinen Gegenstand erfaßt, so ist es rein unmöglich, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Dichter zu charakterisiren, ohne ihre Gedichte selbst vorzulegen. Die gedankenreiche Schwermuth eines Bryant, und die wilde Glut und Energie eines Dana vertrügen allerdings zwar eine unterscheidende Charakteristik, wie sollen wir aber z. B. den Ersteren von Percival und Brainard un-

*) Selections from the American poets.

terscheiden? Dies wäre eine hoffnungslose Unternehmung. Möge jeder Leser, von dem in jener Auswahl dargebotenen Material unterstützt, seine Gallerie Amerikanischer Dichter nach Gefallen sich ausmalen.

England.

Cap. Roß Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

(Fortsetzung.)

— Wir wollen nunmehr die wichtigsten Resultate hier zusammenfassen, die sich aus der letzten, im vorliegenden Werke beschriebenen Nordwest-Expedition ergeben haben.

„Das Kap Isabella erhebt sich in steilen, oft abschüssigen Abhängen ungefähr fünfhundert Fuß hoch über die Meeresfläche und besteht aus grauem Granit, auf welchem an mehreren Stellen eine im Verhältniß zu jenem Klima üppige Vegetation bemerkbar ist. Spuren von Haselhühnern, Hasen und Füchsen waren die einzigen Anzeichen des animalischen Lebens, das hier gefunden wird.“

„Nach den Berichten der Eskimo's hatte ich erwartet, hinter dem Kap einen schmalen Weg in die Einfahrt zu sehen, die sie Il-ke-rusch-yuk nannten. Anstatt dessen aber behielt das Land, auf welchem ich mich befand, noch immer seine westliche Richtung bei, während die gegenüberliegende Küste nach beiden Seiten zu sich neigte; hieraus schloß ich, daß die von den Eingebornen erwähnte Einfahrt auf der gegenüberliegenden Seite sich befinden müßte, wo mehrere kleine Inseln den nördlichen Theil bis gegen Südwesten hin einschlossen. Unter diesen Umständen hielt ich es für das Beste, diese Küste entlang zu fahren, bis zum Eingange in jene Einfahrt, deren Gränze durch das hügelige Eis des Oceans bezeichnet seyn würde. Die nöthigen Beobachtungen für das Kap waren bereits gemacht; als ich aber zu meinen Gefährten zurückkehrte, hatte ich das Unglück, meinen Kompaß fallen zu lassen, so daß er zerbrach, und ich war demnach verhindert, weitere Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel hier anzustellen.“

„Nachdem wir einige neue Anordnungen in Betreff unserer Fahrten getroffen, brachen wir um sechs Uhr des Abends auf. Wir fuhren die Küste entlang, die ungefähr zehn Meilen weit in west-nordwestlicher Richtung fortläuft und dann mehr nördlich sich hinzieht; es war nöthig, alle Buchten und Einfahrten näher zu untersuchen, denn wie die Eingebornen es bezeichneten, sollte der Eingang zu der aufgesuchten Bucht nur klein seyn.“

„Nach einer ermüdenden Reise von zwanzig Meilen hielten wir um vier Uhr des Morgens an; wir waren vor mehreren mit Steinen bedeckten Kanoes vorbeigefahren, so wie vor mehreren von den Eskimo's aufgehäuften verborgenen Vorräthen, die wir auch nicht im Geringsten berührten. Die gelegentliche Entdeckung von Seesalz, Krabben und Schalthieren diente dazu, uns noch mehr in dem Glauben zu befestigen, daß wir uns an den Küsten des Oceans und nicht an den Ufern eines Landsees befänden. Denn es waren in der That Einige unter uns, die aus dem Umstande, daß an der Küste keine Spuren von Meeresfluth zu bemerken waren, schlossen, daß die große vor uns liegende Eisfläche ein See sey.“

„Wir setzten unsere Reise fort, und nachdem wir fünf bis sechs Meilen nord-nordöstlich gefahren, erreichten wir das Ende der Einfahrt, wo wir die Mündung eines Flusses entdeckten. Aus der Zahl der Kanoes, die wir hier am westlichen Ufer fanden, konnten wir schließen, daß hier eine Haupt-Fischerstation für die Eskimo's sey. Da das Wetter sehr schön war, so bestieg ich einen ungefähr sechs Fuß hohen Hügel, wo ich eine ausgedehnte Kette von Seen übersah, die nordöstlich durch eine an Kalksteinen reiche Gegend führte, während die Granithügel eine nordwestliche Richtung nahmen.“

„Ein frischer Wind machte es kälter, als uns angenehm war, obgleich das Thermometer noch über 0° stand. Regengüsse und Reif verhinderten uns, aufzubrechen, bis acht Uhr des Abends, wo wir unsere Fahrt längs der Küste fortsetzten, die sich bald nordwestlich wandte; und kurz darauf wurde ich durch den Anblick der See, die mit Eishügeln bedeckt war, überzeugt, daß wir endlich die von den Eskimo's bezeichnete Straße Il-ke-rusch-yuk erreicht hatten.“

„Ich beschloß demnächst, an die gegenüberliegende Küste hinanzufahren, und da wir einen schönen Strich glatten Eises fanden, so brachen wir vor Mitternacht auf. Auf unserem Wege stießen wir auf einen Eishügel, der dreißig Fuß hoch war und den wir nur mit großer Mühe übersteigen konnten, indem es nöthig war, unser Gepäck hinüberzutragen und vermittelst der Aexte einen Weg für den Schlitten über denselben zu bahnen. Mit dieser Arbeit hatten wir mehr als eine Stunde zugebracht; hierauf bemerkten wir nach Süd-Westen zu einige Inseln, die uns der Eisberg vorher verborgen hatte. Nachdem wir mehrere davon passirt hatten, waren wir durch eintretendes Nebelwetter genöthigt, an der östlichen Küste eines größeren Eilandes um fünf Uhr des Morgens am 23. Mai Halt zu machen, nachdem wir gegen sechzehn Meilen zurückgelegt. Dieser Tag, als der Jahrestag unserer Abreise von England, ward durch eine besondere Mahlzeit von gefrorenem Rostbeef und, was bei uns jetzt etwas Rares war, mit einem Glase Grog gefeiert.“

„Zur bestimmten Zeit brachen wir wieder auf; das holperige Eis machte unsern Weg äußerst beschwerlich; hierzu kam noch ein dicker Nebel und Reif, der an unseren Kleidern anfror, so daß wir fast unfähig wurden, unter ihrem Gewichte und ihrer Steifheit uns von der Stelle zu bewegen. Die Mannschaft war im Ganzen so erschöpft, daß wir selbst nur mit großer Noth um sechs Uhr des Morgens, als wir Halt machten, ein Lager aufzurichten im Stande waren.“

Am nächsten Tage machten unsere Reisenden einen Marsch von zwanzig Meilen. Das Land neigte sich west-nordwestlich und nachdem es eine ausgedehnte Einfahrt durchschnitt, breitete es sich mehr nordwestlich aus.

„Ich begann hier,“ sagt der Commandeur Roß, „indem ich alle die Einschnitte der Küste betrachtete, die wir passirten, bald zu zweifeln, was wir denn eigentlich vor uns hätten. Die Frage, war ob wir wirklich um ein Kontinent herum zogen, oder ob Alles dies unregelmäßige Land nur eine Kette von Inseln sey. Wer in den arktischen Regionen noch unbekannt ist, der mag nur bedenken, daß hier Alles Eis, Alles ein blendendes Weiß sey, wo die Oberfläche des Meeres selbst hügelig und felsig ausläuft, während das Land im Gegentheil oft sehr flach wird: kurz wo weder Wasser noch Land zu sehen und beides an Gestalt und Farbe von einander sich nicht unterscheidet; hier ist es nicht immer so leicht, als es beim ersten Blicke scheinen mag, eine sonst so einfache Frage mit Gewißheit zu entscheiden.“

„Wären wir sicher gewesen, daß wir uns auf dem Kontinent befänden, so hätten wir einen großen Theil unserer Vorräthe irgendwo in Verwahrung zurückgelassen und um so leichter und schneller weiter vorrücken können. Im Falle es aber bloß eine Kette von Inseln war, würde diese Maßregel zu unserem größten Nachtheil oder vielmehr zu unserer völligen Verzweiflung gereicht haben, wenn wir nachher, wie es sich voraussehen ließ, den Landweg an der Küste einschlugen. Es blieb uns endlich nichts übrig, als das Sicherste zu ergreifen und unsere beschwerliche Ladung, obgleich sie uns so ungemein aufhielt und uns so lästig wurde, wieder mit zu nehmen.“

„Unsere Hunde waren fast gänzlich untauglich geworden durch die unausgesetzte ungeheure Arbeit, die ihnen aufgelegt war, und wir konnten ihnen auch nicht einmal gelegentlich eine Rast von einem oder zwei Tagen gönnen, da wir das schöne Wetter nicht verloren gehen lassen durften, dessen Ende wir schon heranrücken sahen. Denn der Sommer macht in jenen Klimaten das Reisen eben so beschwerlich als der rauhe Winter. Nicht etwa, als wenn die Hitze weniger erträglich wäre, als die Kälte, wiewohl sie auch drückend genug ist, aber die Oberfläche des gefrornen Bodens wird dann so lose und feucht, daß man fast nicht mehr darauf fortkommen kann, und es ist dann unmöglich, zu Lande oder zu Wasser, oder vielmehr durch das, was Beides oder keins von Beiden ist, einen Weg fortzusetzen.“

„Da das Wetter schön war, so konnten wir nunmehr die Küste unterscheiden, die sich noch immer nordwestlich hinzog. Ich war begierig, von hier aus unsere Reise noch auf ein oder zwei Tage fortzusetzen, indem ich hoffte, bald nach der Turnagain-Spitze zu zugelangen, und hätten wir diese erreicht, so wäre das ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit für uns gewesen, da wir dann den ganzen Küstenstrich zurückgelegt und hier wenigstens nichts für künftige Forscher zu thun übrig gelassen hätten. Für dies Unternehmen war es aber nöthig, daß wir unsere täglichen Rationen sogleich reduzirten. Ich theilte daher meine Absichten dem Vice-Capitain Abernethy mit, der mir sagte, daß die Mannschaft bereits selbst mir denselben Vorschlag machen wollte, und daß sie nur auf eine Gelegenheit gewartet, um mir ihren gemeinschaftlichen Wunsch durch ihn auszudrücken. Meine Freude über dies großartige Benehmen meiner Mannschaft war unbeschreiblich, und sogleich wurden die nöthigen Reductionen angeordnet.“

„So brachen wir denn um acht Uhr des Abends auf, und nachdem wir einige kleine Seen passirt hatten, erreichten wir das Meer um 11 Uhr. Wir zogen sodann längs der Küste in nordwestlicher Richtung bis Mitternacht fort, nachdem wir einige Zeit durch dicke Nebel empfindlich gequält wurden, aber endlich erreichten wir um zwei Uhr am achtundzwanzigsten Mai eine Spitze, die eine Seite einer ausgedehnten Bucht bildete. Diese ward von uns nach dem Dr. Richardson benannt, und da sie eine passende Stelle für ein Depot bildete, indem wir jedenfalls über dieselbe zurückkehren mußten, so beschlossen wir, hier uns eines Theils unserer Lasten zu entledigen.“

„Wir ließen alles zurück, was wir nur einigermaßen entbehren konnten und nahmen Proviant auf vier Tage in unseren Schlitten mit; um drei Uhr des Morgens brachen wir auf, durchkreuzten die Richardson's-Bay und hielten um sechs Uhr an. Um sechs Uhr des Abends reisten wir wieder ab und bis Mitternacht fanden wir das Land nach Nordwesten zu geneigt, alsdann erreichten wir eine Spitze, die wir nach dem Begründer unserer gegenwärtigen Expedition Kap Felix nannten, und hinter deren Rücken eine Menge hügeligen Eises aufgethürmt ist. Die Spitze ist das südwestliche Kap des Golfs von Boothia, eine Benennung, die wir ebenfalls jenem edelmüthigen Manne zu Ehren wählten, dessen Name einst bei der Nachwelt unter der Reihe derjenigen glänzen wird, die durch ihren Charakter und ihr großartiges Benehmen den Stand der Brittischen Kaufmannschaft zu verherrlichen wußten.“

„Das Land neigte sich hier südwestlich, während die weite Ausdehnung des Oceans vor unseren Augen uns überzeugte, daß wir endlich die nördlichste Spitze dieses Theils des Kontinents erreicht, von welchem ich bereits die Hoffnung genährt, daß es sich nach dem Kap Turnagain hin erstrecke.“

„Indem wir nun von hier südwestwärts bis zwei Uhr des Morgens weiter zogen, kamen wir an den nördlichen Punkt einer Bucht an, die wir durchkreuzten, bis wir nach zwei Stunden großer Anstrengungen, bei dem vielen hügeligen Eise, endlich die südliche Spitze derselben erreichten. Von hier aus neigte sich die Küste immer mehr süd-südwestlich, bis wir um sechs Uhr nach einer ermüdenden Tagereise von zwanzig (Engl.) Meilen endlich Halt machten. Die geographische Breite war hier 69° 46′ 19″ und die Länge 98° 32′ 49″.“

„Der Gedanke, daß wir bereits den nördlichsten Punkt dieses Theils des Kontinents umkreist hätten, und daß die Küste von hier aus in der erwünschten Richtung sich fortzöge, — dieser Gedanke konnte nicht verfehlen, uns die größte Genugthuung zu gewähren. Die große Ausdehnung der See, die wir vom Kap Felix aus frei von allem Land erblickten, bestärkte uns noch mehr in der Erwartung, das nächste Mal, da wir nun bereits die Gegend rings umher kannten, endlich die nördliche Küste von Amerika ganz zu überblicken, besonders da wir kaum

unsere Anordnungen hinsichtlich dessen, was noch zu thun und zu leisten war, genau berechnen konnten.

„In der Absicht nun, mich der Thatsachen, wie sie sich uns hier ergaben, um so mehr zu vergewissern, und mich durch die verschiedenen Einschnitte der Küste nicht täuschen zu lassen, widmete ich den Tag einer genaueren Untersuchung der Verhältnisse. Man kann sich leicht denken, mit welchem Schmerz und Leidwesen wir nun die Nothwendigkeit einsahen, uns von dem Punkte, dessen weitere Verfolgung uns bereits den glänzendsten Erfolg unserer Expedition zu sichern schien, nunmehr auf einmal wieder zurück zu ziehen. Unsere Entfernung vom Kap Turnagain war jetzt nicht größer, als der Raum, den wir bereits zurückgelegt hatten, und hätten uns nur noch einige Tage zu Gebote gestanden, so wären wir im Stande gewesen, alles auf einmal zu vollenden, was noch zu leisten blieb, und so hätten wir in Triumph nach der „Victory“ und sogleich nach England mit den gewünschten Erfolgen unserer langen beschwerlichen Anstrengungen zurückkehren können.“

„Allein diese Tage standen nicht in unserer Gewalt, denn es mangelte uns an Mitteln für unsere Existenz. Wir hatten von unserem Schiffe aus Lebensmittel auf einundzwanzig Tage mitgenommen, und schon war weit mehr als die Hälfte davon, trotz der Reductionen, die wir bereits vorgenommen, verzehrt. Es blieb uns demnach nichts übrig, als uns unserem Schicksale zu ergeben, und so beschlossen wir, nachdem wir noch einen Tag vorwärts gezogen, wieder zu unserem Schiffe umzukehren. Unser kürzeste Rückweg war auf zweihundert (Engl.) Meilen angeschlagen, und selbst bei den eingeschränktesten Rationen konnten wir auf nicht mehr, als auf noch zehn Tage Lebensmittel rechnen.“

„Da mehrere von uns in Folge ihrer Anstrengungen an den Füßen litten, so benutzte ich die Gelegenheit, ihnen hier einen Rasttag zu geben, und verließ mit Abernethy um acht Uhr des Abends unsere Station, um auf weitere Forschungen auszugehen. Ohne Gepäcke zogen wir leicht hin in südwestlicher Richtung bis Mitternacht, wo wir von einem Eisberge von vierzig Fuß Höhe aus eine Landspitze erblickten, die ungefähr funfzehn Meilen südwestlich fortlief, und die nur mit der Gegend, in der wir uns befanden, zusammenzuhangen schien. Der ganze Strich bildete eine ausgedehnte Bucht, die von einer großen Masse kompakten Eises besetzt war. Eine kleine Untersuchung veranlaßte uns, anzunehmen, ob der entferntere Punkt doch vielleicht eine Insel seyn möchte, indem wir einen Zwischenraum von acht Meilen zu bemerken glaubten. Indeß war es uns nicht möglich, die Sache näher zu erforschen, da uns die Zeit zu sehr abgemessen war und die steilen Eismassen zwischen diesen Punkten eine sehr beschwerliche und mühsame Reise nothwendig gemacht hätten.“

„Wir pflanzten nunmehr, der Sitte gemäß, unsere Flaggen auf, und nahmen Besitz von dem Lande, so weit wir es übersehen konnten, während wir den Ort, wo wir uns befanden, Victory-Point nannten, und dies sollte, wie es sich in der Folge erwies, das „non plus ultra“ unserer gegenwärtigen Expedition seyn.“

„Bei Victory-Point richteten wir einen Steinhaufen von sechs Fuß Höhe auf und verschlossen in demselben ein Kästchen, das einen kurzen Bericht der Ereignisse unserer Expedition von der Zeit an, wo wir von England abreisten, enthielt. Dies thaten wir, um dem allgemeinen Gebrauche zu genügen und der Sitte gemäß zu handeln, obgleich wir, wie ich frei gestehen muß, damals nicht im Entferntesten die Hoffnung nährten, daß unser kleines Denkmal je einem Europäer zu Gesichte kommen dürfte, im Fall es auch nicht in die Hände der Eskimos fallen sollte. Damals wußten wir jedoch noch nicht, daß unser alter und treuer Freund, Cap. Back, bald dieselbe Reise unternehmen würde, um uns, die Todtgeglaubten, aufzusuchen. Es ist also wohl möglich, daß er bei seinen gegenwärtigen Forschungen östlich vom Kap Turnagain das Denkzeichen und den Beweis unseres eigenen „Turnagain“ (Kehrwieder) auffinde, und wir können uns aus eigener Erfahrung die Freude leicht denken, welche ihm die Auffindung einer Freundes- und Vaterlands-Spur dieser Art gewähren würde. Sie sey dem Wackern gegönnt, diese sowohl als auch jene andere Genugthuung, das vielleicht zu vollenden, was uns nur zum Theil gelungen ist. Wahrlich, es sollte uns dies eben so freuen, als hätten wir selbst die lange fortgesetzte gefahrvolle Arbeit zu Ende gebracht.“

„Es war am 30. Mai um ein Uhr nach Mitternacht, als wir diesem äußersten und letzten Punkte unserer Reise den Rücken kehrten.“

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Was sichert in Paris den Erfolg der Theaterstücke?

Man stürzt sich jetzt in das literarische Leben, wie man sich vor der Revolution in den geistlichen Stand, wie man sich unter dem Kaiserreich in die kriegerische Laufbahn stürzte. Aber ach! man denkt eben so wenig an die Leiden eines solchen Noviziats und an seine fortwährenden Unruhen, wie man an die Langeweile in den Seminaren und an die Kanonenkugeln auf dem Schlachtfelde dachte. Man träumt von Victor Hugo's Palmen, von Janin's Wünschelruthe und von Kasimir Delavigne's Popularität, so wie man vom Marschallsstab und von der Bischofsmütze träumte, ohne zu bedenken, daß der Weg, den man betritt, mit Unglücklichen besät ist, die vergebens gegen Obskurität und Elend ankämpfen. So traurig auch dieser Anblick ist, so entmuthigt er doch Niemanden; denn auch die armen Abbé's, die ihr ganzes Leben lang für 600 Livre Honorar Unterricht ertheilten, und die verstümmelten Korporale, denen es nicht wenig Mühe kostete, zu der großen und seltenen Gunst des Invalidenhauses zu gelangen, schreckten Niemanden ab, die Tonsur zu nehmen oder sich anwerben zu lassen. Die Einen wiederholten sich ganz leise jenes oft gehörte Vaudeville:

Gar Mancher, zum Marschall von Frankreich erkürt,
Zog aus, auf den Rücken das Bündel geschnürt.

Den Anderen spiegelte ihre Phantasie beständig Sixtus den Fünften, den Sauhirten, vor, der seine Stirn mit der Römischen Tiara schmückte.

O, wenn man den Lauf beginnt, da sieht es aus, als würde man mit wenig Schritten am Ziele seyn; der Thurm scheint so nahe! Aber der Weg wird immer länger, immer weiter; er schwillt an, er will gar nicht enden, und oftmals muß der Reisende, der seinen Kräften zu viel zugemuthet hat, anhalten und die Nacht ohne Obdach, ohne Nahrung zubringen, in zerfetzten Kleidern, mit wunden Füßen und zu schwach, um noch einen Schritt weiter zu kommen. Dann sieht er mit Schrecken hinter sich; er verwünscht seine Einbildung und seine Thorheit, denn er hat nur Abgründe und kahle Felsen gefunden, wo er nichts als grüne Rasenplätze, erquickenden Schatten und spiegelklare Bäche erwartete. Aber nun ist es zu spät; er muß unter Thränen und endlosen Qualen in dieser Einöde bleiben. Das ist das Glück des literarischen Lebens.

Welcher junge Schriftsteller hätte nicht bei seinen Arbeiten in süßem Entzücken — nicht von dem mühseligen und manchmal gewinnreichen Leben eines Journalisten, nicht von dem langsamen und stummen Erfolg des Roman-Dichters — sondern vom Glanz des Theaters, von einer zahlreichen Versammlung, von andächtigen Zuhörern geträumt, von der Recitation seiner Verse durch die Dorval oder die Mars, von einem enthusiastischen Publikum, das sich, als wäre es ein einziges Ganze, einmüthig erheben, Beifall klatschen und den Namen des Dichters fordern würde, von den Freunden, die ihn umgeben, von den Frauen, die Thränen vergießen und Blumensträuße auf die Bühne werfen, und wie dann Alle auf den Autor zeigen und sagen würden: Seht, das ist er!

Ach! der arme Träumer denkt nicht an die Schwierigkeit, seinem Stück eine Aufnahme zu verschaffen, nicht an die Plackereien, nicht an das Ermüdende der Proben, nicht an Herrn Porcher und nicht an die Möglichkeit, daß sein Werk durchfiele.

So will ich denn dies Alles den jungen Leuten erzählen, die ein Drama beendigt haben, und sie mit dem geheimnißvollen Leben bekannt machen, das sie sich so schön denken, und das ihnen noch ganz fremd ist.

Wir wollen mit einander gehen, aber das Stück ja nicht etwa dem Theatre français anbieten, denn das Theatre français nimmt nur Werke von bekannten Verfassern an, von denen schon einmal irgend ein Drama Glück gemacht hat, so daß einige Bürgschaft für den Erfolg vorhanden ist. Niemals läßt es sich mit einem jungen unbekannten Talent ein; aber wenn sich ein Autor erst bewährt hat, so wird er auch alle Forderungen bei ihm durchsetzen können.

An Herrn Harel muß man sich wenden. Mehr ein Mann von Geschmack, als ein geschickter Direktor, und oft, wo nicht immer, mit jener Nothwendigkeit im Kampf begriffen, die uns Virgil so treffend schildert: duris urgens in rebus egestas, verschmäht Herr Harel Niemanden, und läßt es sich ruhig gefallen, wenn man ihm das Stück vorlesen will. Merkt er aber schon beim ersten Akt, daß es für sein Theater nicht paßt, so steht er auf und entfernt sich auf einige Augenblicke, wie er sagt, um einmal nach der heutigen Probe seiner Schauspieler zu sehen.

Herr Harel kömmt dann aber nicht wieder zurück, und ein sehr höfliches Billet benachrichtigt den Verfasser, daß Herr Harel sich leider genöthigt sehe, plötzlich einen wichtigen Geschäftsgang abzumachen. Er verspricht übrigens, nächstens einen Tag zu bestimmen, wo man mit der Vorlesung fortfahren wolle; doch braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß dieser Tag niemals erscheint.

Sind Sie nun einem solchen Unglück entgangen, ist Ihr Drama im Theater der Porte St. Martin angenommen, hat man die Rollen ausgeschrieben und der mit diesem Geschäft beauftragte Theaterschreiber Ihnen schon für seine Arbeit eine kleine Denkschrift, Verteuil unterzeichnet und 95 Francs betragend, eingereicht, ist dann das Stück vor den zu diesem Zweck versammelten Schauspielern vorgelesen und sind die Rollen vertheilt worden, so kömmt es zur ersten Probe, die mit Vergleichung der Abschriften zugebracht wird, und wobei jeder Schauspieler seine Rolle nachlässig und mit schleppender Stimme abliest.

Am folgenden Tage wird, das Heft in der Hand, von neuem probirt, und nach Verlauf von zwölf bis vierzehn Tagen sind die Rollen auswendig gelernt oder sollen es wenigstens seyn.

Um bis dahin zu gelangen, hat man das ganze, mit solcher Liebe gedichtete Drama zerkauen und wiederkauen müssen; man hat die Bemerkungen und Kritteleien der Schauspieler und des Direktors ertragen, man hat an einem für so vollendet und harmonisch gehaltenen Ganzen fortwährend feilen, abkürzen oder verlängern müssen. Diese gewissenhaft einstudirte Scene verzögert den Gang des Stücks, also heraus damit; jene andere macht keine Wirkung, also etwas stärker aufgetragen; hier ist eine schöne Schilderung, aber sie erkältet die Handlung, sie fortgestrichen! So muß der arme Autor, wenn er auch anfangs sich sträubte, am Ende ganz verwirrt, aufgeregt und verdutzt, die Waffen strecken, sich ergeben und beschneiden, zusetzen, abkürzen, wie man es will, blindlings, ohne zu wissen, was er thut, bis er zuletzt in den ungeheuren Tiraden, die er seit vier Tagen immer wieder vor seinen Augen ertönen hört, sein eigenes Werk nicht mehr erkennt. Endlich wird mit größerer Sorgfalt zur Probe geschritten; der Autor hört nun sein Stück nicht mehr vom Theater aus, wo er bisher neben dem kleinen Souffleur-Tisch stand, der von einem blakigen Licht mit knapper Noth erleuchtet war. Jetzt werden nur noch die Personen des Dramas auf das Theater zugelassen; der Autor und der Direktor befinden sich im Orchester. Nun fängt der arme junge Mann allmälig an, sich wieder ein wenig in sein Werk zu finden und sich des tiefen Widerwillens, den es ihm erregte, zu entschlagen; nun vermag er, die Intentionen der Schauspieler zu beurtheilen, die jetzt nicht mehr stammeln, sondern laut und deutlich sprechen, und er wagt es, einige Bemerkungen an sie zu richten, die, man muß es gestehen, stets gut aufgenommen werden.

Schauen Sie jetzt auf jenen dicken, etwas hinkenden und ziem-

sich behaglich blickenden Mann, dem die Schauspieler und Schauspielerinnen freundlich zulächeln, mit dem sich der Direktor vertraulich unterhält, und der, nachlässig auf den Bänken des Parterre ausgestreckt, dem Drama aufmerksam zuhört. Er legt große Wichtigkeit darauf und ertheilt zweien oder dreien Personen, die ihn umgeben, und die man bei der gänzlichen Dunkelheit des Saales nicht unterscheiden kann, seine Instructionen. Schon seit dem Beginn der Proben des Stückes hat der Verfasser ihn um sich herum schleichen und sich gegen ihn zwar wie eine untergeordnete Person benehmen sehen, aber doch wie eine solche, die sehr wohl weiß, daß man, wenn man sie nur erst kennt, auf sie, als eine nützliche und selbst unentbehrliche Person, Rücksicht nehmen wird. Betrachten Sie ihn noch einmal, junger Mann, und übersehen Sie ihn nicht, denn er ist ein Richelieu, ohne den Ihr Königthum, armer Ludwig XIII., sehr in Gefahr kommen könnte! Behandeln Sie ihn also nicht verächtlich, begrüßen Sie den Mann und reichen Sie ihm sogar die Hand. Dumas nennt ihn „mein Freund", Victor Hugo begegnet ihm mit Auszeichnung, und Herr von Epagny nimmt den Hut vor ihm ab.

Dieser Mann ist Herr Porcher, der ein Geschäft daraus macht, für den Erfolg der Theaterstücke zu sorgen.

Einige Stunden nun vor dem Beginn der Vorstellung, wenn Sie durch die dunklen Windungen der Schauspieler-Treppe, mit pochendem Herzen und den Blick von innerer Bewegung getrübt, in das Theater gelangen, werden sie zwischen der schmerzlichsten Demüthigung und dem lockendsten Ruhm zu wählen haben. Sie werden sehen, wie Herr Porcher ohne alles Geräusch und mit bescheidener Miene von der Straße auf das Theater, vom Theater in den Saal einen langen geheimnißvollen Zug von zweideutig blickenden, hochstämmigen, breitschultrigen und mit tüchtigen Fäusten begabten Individuen hereinläßt, die ganz vortrefflich dazu geeignet scheinen, als eine Macht für sich allein gegen einen ganzen Haufen anzukämpfen.

Fragen Sie Herrn Porcher nicht, wozu diese Leute, denn er würde Ihnen nur mit einem süßen verschmitzten Lächeln antworten. Wollen Sie es wissen, so schauen Sie durch den Vorhang in den leeren, öden und matt erleuchteten Saal. Herr Porcher stellt seine Leute im Parterre auf; diese hier im Centrum, jene dort in den Ecken, die anderen nach dem Amphitheater hin. Er geht zu jedem und wiederholt ihnen seine Befehle; dann, wie ein General im Augenblick, wo die Schlacht geliefert werden soll, wie David's Leonidas auf dem Gemälde des Thermopylen-Kampfes, kehrt er auf seinen Platz im Centrum zurück, reibt sich das Bein und setzt sich in Bereitschaft, das Signal zum Angriff zu geben.

Der Saal erhellt sich, die Thüren gehen auf, das Publikum stürzt wie eine tobende Ueberschwemmung durch alle Eingänge des Saales herein, die Logenthüren werden schmetternd auf- und zugeworfen, die dreifachen Reihen werden mit Zuschauern besetzt und bilden zuletzt mit dem Parterre zusammen ein Meer von Köpfen, unter denen, wie eine Arche des Heils, Herrn Porcher's ruhige und gewaltige Stirn hervorragt.

Die Musik des Orchesters ertönt; Herr Porcher hat sich mit scharfem Blick nach allen Seiten umgeschaut; Jeder ist auf seinem Posten, Auge und Ohr gespannt und die Hände frei. Nun sind gute Aussichten da, und wenn der Autor dem Herrn Porcher noch ein wenig zu Hülfe kommt, so muß Alles trefflich ablaufen.

Der Vorhang geht in die Höhe, und auf die allgemeine Aufregung folgt bald tiefe Ruhe und feierliches Schweigen.

Haben Sie jemals ein Duell zwischen zwei Gegnern gesehen, welche beide in die Geheimnisse der Fechtkunst eingeweiht sind? Sie drängen sich nicht, sie stürzen sich nicht auf einander, sondern mit unverwandtem Auge schauen sie zugleich auf den Gegner und auf die Spitze seines Degens und lauern, bis eine unbedachte Bewegung desselben irgend einen Theil an seinem Körper bloßgiebt und einen siegreichen Stoß anbringen läßt. So auch Herr Porcher; er applaudirt nicht ungestüm und gleich beim ersten Anfange; und wenn das Publikum nicht die Initiative ergreift, pflegen sogar seine Leute sich selten vor dem Schluß des ersten Akts laut zu machen, aber auch dann nur mit Mäßigung, denn unzeitiger Beifall verstimmt die freie Masse des Parterre's und erregt Unwillen; nun scheut zwar Herr Porcher den Streit nicht, vermeidet ihn aber so viel als möglich, weil er nur demjenigen schaden kann, dessen Geschick der Mächtige in seinen Händen hat.

Wenn sich im zweiten Akt einige Aussicht auf Erfolg zeigt, so wagt Herr Porcher ein paar Streiche; lassen sich aber Unzufriedene unter den Zuschauern vernehmen, so beschränkt er sich anfangs, wenn sie nicht etwa pfeifen, darauf, die Uebelwollenden durch ein St! zum Schweigen zu bringen; zischen und pfeifen sie aber, so werden stärkere Unterdrückungsmittel angewandt, als: „Still! still doch! schweigen Sie und zischen Sie, wenn der Vorhang gefallen seyn wird!" Wenn auch dies nichts hilft, so wird: „Hinaus, hinaus!" geschrieen. Doch kommt es nicht oft zu diesen äußersten Maßregeln, die immer ein Anzeichen sind, daß das Stück durchfallen wird, und die alle goldene Träume des Autors auf's grausamste zerstören müssen.

Läuft die Vorstellung ohne dergleichen traurige Ereignisse ab, so wacht Herr Porcher über den zweiten Akt, nimmt den dritten in seinen Schutz, stürmt im vierten und trägt im fünften den Sieg davon.

Will es aber mit dem Stück nicht vorwärts, so kämpft sich Herr Porcher doch ruhig und geduldig durch Zischen und Lachen hindurch, erstickt das gellende Toben des einbrechenden Sturms durch donnernden Applaus; richtet sich auf seiner Bank halb in die Höhe und verlangt den Namen des Verfassers, ohne sich irre machen zu lassen, ohne einen Zoll breit von seinem Terrain aufzugeben und ohne sich im geringsten an die Protestationen des Publikums und an sein energisch wiederholtes: „Nein, nein!" zu kehren.

Nach dem Stück, wenn der Erfolg desselben nur zweifelhaft war, tröstet Herr Porcher den Autor und nimmt ihn zum Zeugen, daß seine Leute ihre Schuldigkeit ganz gehörig gethan haben. Im Fall eines vollständigen Sieges nähert er sich ihm bescheiden, lächelnd und mit leuchtendem Gesicht und sagt, nicht etwa: „Sind Sie zufrieden?" denn ein Zweifel ist gar nicht möglich, sondern: „Sie müssen zufrieden seyn; wir haben einen glänzenden Sieg für Sie erfochten, nicht wahr?" Dann klopft ihm Herr Harel auf die Achsel und nennt ihn seinen tapferen Porcher, und der Autor muß ihm oft verbindlichst die Hand drücken.

Die Rolle, welche Herr Porcher spielt, beschränkt sich nicht hierauf allein. Herr Porcher kauft den Autoren ihre Billets ab, und seine Leute sind es, von denen man sie an der Theaterthür wohlfeiler als im Büreau erhalten kann, wenn das Stück nicht besonderes Glück macht, die sie aber noch theurer, als im Büreau, verkaufen, wenn der Zudrang so groß ist, daß man nur mit Mühe ein Billet bekommen kann. Das sind die sogenannten Autor-Billets.

Anfangs waren dies die Billets, welche der Direktor dem Verfasser für dessen Freunde gab. Scribe kam zuerst auf den Einfall, sich täglich für eine bestimmte Summe solche Billets aussetzen zu lassen, die er dann ganz offen verkaufte, was die anderen Theater-Dichter nur im Geheimen gewagt hatten. Bald folgte man allgemein seinem Beispiel, und jetzt machen die Billets eine Klausel in den Kontrakten zwischen den Direktoren und Theater-Dichtern aus. Folgendes ist der Tarif des Theaters der Porte St. Martin.

In den drei ersten Vorstellungen:
200 Fr. für ein Stück von 5 oder 4 Akten.
150 Fr. für ein Stück von 3 Akten.
100 Fr. für ein Stück von 2 Akten.
50 Fr. für ein Stück von einem Akt.

In den übrigen Vorstellungen:
48 Fr. für ein Stück von 5 oder 4 Akten.
36 Fr. für ein Stück von 3 Akten.
24 Fr. für ein Stück von 2 Akten.
18 Fr. für ein Stück von einem Akt.

Diese Billets nimmt Herr Porcher jeden Morgen gegen Vorzeigung eines Stempels von Seiten des Autors im Büreau in Empfang und bezahlt Letzterem den halben Preis dafür, 24 Fr. für 48 und so weiter. In Betracht der größeren Kosten, die er bei den ersten drei Vorstellungen hat, erhält er die Billets zu diesen unentgeltlich; dann ist er es, der vermöge des geringeren Preises der Billets das Stück aufrecht hält.

Herr Porcher ist ein ganz verständiger und gebildeter Mann, der in seinem Wesen gar nichts von einem Claqueur hat, wenn es erlaubt ist, dieses Wort zu gebrauchen. Er ist sehr gefällig und hat den jungen Autoren, die sonst die erste Vorstellung ihrer Werke in ängstlicher Sorge hätten abwarten müssen, oft Vorschüsse geleistet. Es könnte hier einer der berühmtesten dramatischen Schriftsteller Frankreichs genannt werden, der von Herrn Porcher wie von einem Freunde spricht, und zwar wie von einem vertrauten Freunde, nicht nur im Theatersinn, sondern in den Beziehungen des Privatlebens.

Um die Geschichte einer ersten Aufführung zu vollenden, ist noch hinzuzufügen, daß der Autor am nächsten Morgen eine Anzahl von Blumensträußen erhält, die ihm von den Maschinisten, den Theater-Jungen und von Herrn Porcher's Leuten überbracht werden. Es ist üblich, diese Bouquets derjenigen Schauspielerin zuzuschicken, welche die Hauptrolle gespielt hat. Auch den anderen Schauspielerinnen werden Blumen übersendet, und jeder Schauspieler empfängt ein Danksagungs-Schreiben. Die darin gebräuchlichen Formeln lassen sich auf die einzige Phrase zurückführen: „Ihnen allein ist der ganze Erfolg des Stücks zu verdanken."

Nun werden es wenigstens die jungen Leute wissen, die, dem wirklichen Leben entrückt, von Theaterruhm träumen: „Auf dem Theater der Porte St. Martin kann kein Stück Glück machen, wenn Herr Porcher es nicht hebt; Herrn Porcher's Hand ist es, die den Sieger krönt."

Das Théatre français hat ebenfalls seinen Porcher, so gut wie das Theater der Porte St. Martin und wie alle andere Pariser Theater, von der großen Oper bis zu den Seiltänzern hinab. Bei dem Théatre français heißt der Mann Bacher.

Niemand kann einen solchen Hebel missen, Niemand, selbst Dumas, selbst Victor Hugo, selbst Molière und Corneille nicht; denn es giebt auch an den Tagen, wo Stücke von Molière und Corneille gespielt werden, Claqueurs im Théatre français.

Das ist es also, zu Paris in der Nähe besehen, was man aus der Ferne in der Provinz beneidet und den Ruhm der dramatischen Schriftsteller nennt. Henry Berthoud. (Mercure de France)

Bibliographie.

Mémoires de Fleury, de la Comédie française: 1757—1820. — 3 Bde. 22½ Fr.

Rome au siècle d'Auguste, ou Voyage d'un gaulois à Rome, à l'époque du règne d'Auguste et pendant une partie du règne de Tibère. — Von L. Ch. Dezobry. 4 Bde. 26 Fr.

Biographie universelle de musiciens et bibliographie générale de la musique. — Von J. Fétis. Erster Theil. 7½ Fr.

Campagnes de Portugal, en 1833 et 1834. Relation des principaux événemens et des opérations militaires de cette guerre. Par un officier français attaché au service de Don Miguel. — 5 Fr.

Suite au Mémoire sur la cataracte, et guérison de cette maladie, sans opération chirurgicale, par la méthode de Lattier de Laroche. Th. II. 6 Fr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Mittwoch den 10. Juni 1835.

Spanien.

Ein Ausflug nach Spanien im Mai 1835.

Espeleta. — Ainhoa. — Navarra. — Ein Christinos-Posten. — Das Quartier Landibar. — Urdach. — Das St. Augustiner-Kloster.

Seitdem die Karlisten-Schaaren ihre Ritter-Zelte in den Wald-Gebirgen Navarra's aufgeschlagen, scheint dies vom Himmel und vom Frühlinge so begünstigte Land ein neues und lebhafteres Interesse in unseren Augen gewonnen zu haben. Für die Einen ist es Furcht, für die Anderen Neugier, für Alle ein gewisses geheimnißvolles Dunkel, welches sie reizt, und dazu kommen noch die kahlen Bergspitzen, das Schweigen der Thäler und die reiche und üppige Vegetation dieses alten Landes. Ein flüchtiger Blick von jener unförmlichen und holprigen Brücke aus, welche Frankreich und Spanien auf der Seite von Ainhoa trennt, reicht hin, um uns alle Schrecken, Gräuel und Geheimnisse des Bürgerkrieges begreiflich zu machen. Diese rauschenden Wasserstürze, diese waldigen Schluchten werden von einem beweglichen, behenden Menschenschlage mit sicher treffender Hand und beharrlichen Leidenschaften in festem Besitz gehalten. Man kann sich leicht denken, wie in einem solchen Lande besondere Provinzial-Rechte starke Wurzeln fassen konnten.

Von dem Wunsch getrieben, im Fluge einen Winkel der Spanisch-Baskischen Provinzen zu durchstreifen und einige Quadratfuß von jenem fruchtbaren und jetzt so aufgeregten Navarra kennen zu lernen, machten wir uns an einem Mai-Morgen auf den Weg. Da alle Hirten-Gedichte der Welt voll sind vom Monat Mai, so mögen es die Schäfer von Lignon, denen eine ganz besondere Sonne zu leuchten und ein frischeres Grün entgegen zu duften scheint, nicht übel nehmen, wenn ich mir bis Espeleta jede Schilderung meiner Reise erspare. Von Larressorea nach Espeleta fuhren oder lavirten wir vielmehr achtzehn Zoll tief im Schmutz, auf einem Wege voll Pfützen und Kieselhaufen, den die Millionen der Ardoin'schen Anleihe vor kurzem noch vollends zu Grunde gerichtet haben. So oft uns die Stöße unseres Wagens einen Augenblick Ruhe ließen, fielen unsere Blicke auf eine wunderbar gruppirte Landschaft, so grün und so frisch, daß sie auch den kältesten Kopf in idyllische Träumereien wiegen müßte.

Die Stadt Espeleta zeigt sich von weitem wie eingenistet in den Hintergrund eines kleinen Thales, und in einen Gürtel von Bergen eingeschlossen, die man in der Ferne für öde und unbebaut halten könnte. So sehr wir auch seit undenklichen Zeiten durch Reisen, Geschichten, Fragmente und Abhandlungen über den Ursprung, die Sprache und die Sitten der Basken belehrt worden sind, so ist es mir doch noch anziehend, diese männlichen Völkerschaften, in deren festem Blick und stolzem Einherschreiten sich das tiefe Gefühl ihrer alten Ueberlegenheit auszusprechen scheint, in der Nähe zu sehen. Ich weiß wirklich nicht, ob die Baskische Gastfreundschaft einen Unterschied in den Personen macht, aber ihre Hand ist dem Reisenden stets geöffnet, und der herzliche Empfang, den man bei ihnen findet, zeugt von langer Pflege jener in unseren civilisirten Häusern verschmähten oder verloren gegangenen Tugend.

Espeleta ist eine kleine Baskische, das heißt eine starke gewöhnliche Meile von Ainhoa entfernt; schon hier hatten wir einen schroffen Abhang zu erklimmen, auf dessen Gipfel das Auge vier bis fünf Meilen Landes rings herum übersah; da ist Biarritz, dort Bayonna, eine Menge Baskischer Dörfer, das Meer, kurz Alles, was sich die reichste Phantasie nur Majestätisches denken kann. Dann senkt sich die Straße und windet sich, stets abwechselnd und pittoresk, bald in einem Thal, bald am Rande eines Berges hin. Wir befinden uns nun zu Ainhoa, einer nicht so bedeutenden Stadt wie Espeleta. Sie wird von einer langen Straße durchschnitten, in deren Mitte man das Haus des Pfarrers bewundern muß; denn es ist in der That ein kleines Hotel von zierlicher Bauart, das alle benachbarte Häuser verdunkelt. Die Kirche mit ihren beiden hölzernen Chören im Innern enthält nichts Merkwürdiges. In Ustaritz ist es der Rosenstrauch, in Ainhoa die Iris, wodurch jeder Grabhügel des bescheidenen Friedhofs ein mildes und freundliches Ansehen gewinnt. Eine halbe Meile von Ainhoa ist die Gränze; ein Bach (ein Arm der Nivelle), eine alte ungleich gepflasterte Brücke, ein Zoll-Amt, ein Schilderhaus und ein Französischer Wachtposten, und auf der anderen Seite Navarra, der Bürgerkrieg, die bewaffneten Schaaren, die Feuersbrünste, die Verbannungen, der Belagerungs-Zustand, welcher Häuser und Dörfer verödet, die Hirten in die Gebirgs-Schluchten treibt und Schrecken und Elend über dies schöne Land verbreitet. Diesseits von jener Brücke ein friedliches Landleben, jenseits alle Unruhen eines erbarmungslosen Krieges, und doch diesseits und jenseits der Brücke ein Volk von gleicher Tracht, gleicher Sprache und gleicher Religion.

Als wir an der Nivelle hinauf fuhren, trafen wir, einen Flintenschuß von der Gränze entfernt, auf den ersten Christinos-Posten, der aus ungefähr funfzig Chapelgorris unter dem Befehl eines Carrabinero-Offiziers bestand. Der Posten lag in einem kleinen einstöckigen Hause, das von einer hölzernen Pallisade umgeben war, aus welcher hin und wieder Zinnen hervorsprangen, und in der sich drei Eingänge befanden, deren einer nach der Nivelle und nach Frankreich hinführte. Es war ein Sonntag, und die Mütter, Schwestern, Frauen oder Geliebten der Chapelgorris hatten sich in dem Wachthause eingefunden; man aß, man trank, und es schien auch an Lustigkeit nicht zu fehlen. Die Chapelgorris haben keine Uniform, oder wenigstens nichts weiter als eine rothe Mütze, eine lederne, aber unpolirte Patrontasche und eine Muskete. Die Einen tragen Jacken, die Anderen Französische Capotröcke, Einige Kamaschen, und Farbe und Stoff der Beinkleider wechseln ins Unendliche. Um die Disziplin scheinen sie sich gar nicht zu kümmern, und man erzählte uns, daß ein Unteroffizier oder Korporal einen Freiwilligen, der in der Sonne ausgestreckt lag und durchaus nicht die Wache beziehen wollte, auf der Stelle todtzuschießen drohte.

Uebrigens sind dies die einzigen Truppen, die es mit den kleinen Karlisten-Trupps aufnehmen können, welche von Zeit zu Zeit plötzlich einen Handstreich ausführen und dann eben so schnell wieder in die Schluchten, von denen Navarra durchfurcht ist, spurlos verschwinden. Die Chapelgorris sind sämmtlich Eingeborne des Landes, und man erkennt unter ihnen noch einige von jenen gebräunten und narbigen Gesichtern, die unter den Befehlen des Ex-Guerrilleros Mina den Unabhängigkeits-Krieg mitmachten.

In einiger Entfernung erblickten wir auf einer Anhöhe das Quartier Landibar, ein großes befestigtes Haus, von etwa hundert Mann Königlichen Gardisten und Chapelgorris besetzt. Morgen schon dient vielleicht Landibar einem Karlistischen Bataillon zum Schutz, und so kehrt es am Ende, nach öfterem Wechsel seiner Herren, wieder an seinen alten Eigenthümer Lanz zurück, der jetzt unter der Gendarmerie des Don Carlos in Dienst steht.

Landibar wird durch einen doppelten Kreis von Pallisaden vertheidigt, deren zwei Zoll breiter Zwischenraum mit Erde gefüllt ist, und von einem vier Fuß breiten Graben, dessen hölzerne Zugbrücken leicht von einem einzigen Mann aufgezogen werden können. In einem Umkreis von funfzig Toisen um dies befestigte Haus sind alle Bäume und Gesträuche niedergehauen, eine Vorsicht, die in einem so waldigen Lande sehr nöthig ist, weil sonst entschlossene Bursche ungesehen bis an den Rand des Grabens vordringen können. In dem Augenblick, wo wir ankamen, drängten sich Gardisten, Chapelgorris, Offiziere und Weiber in buntem Gemisch vor das Hauptthor des Quartiers und machten Front vor etwa zwanzig Maulthiertreibern, welche Wein und andere Mundvorräthe heranbrachten. Die seltsamen Formen, das sorglose Benehmen und die Unordnung, die unter den Soldaten herrschte, waren ein merkwürdiges Schauspiel für uns. Es hätte nur noch eines Rufs zu den Waffen und eines Karlistischen Bataillons bedurft, um uns ein vollständiges Bild von dem blutigen Drama zu geben, dessen Schauplatz Navarra jetzt ist.

Ein junger Capitain von der Königlichen Garde machte uns in dem befestigten Hause mit vollendeter Grazie die Honneurs; wir besuchten die Kasematten, das im zweiten Stockwerk befindliche Lazareth, ein Behältniß im Erdgeschoß, in welchem sich Wassertonnen und, auf den Nothfall, die zur Aushaltung einer Belagerung unentbehrlichsten Munitionen befanden, die inneren Befestigungen, die geheimen Ausgänge und dergleichen mehr, was Alles in der Eil, aber tüchtig genug eingerichtet ist, um einem Angriff ohne schweres Geschütz eine Zeit lang Widerstand zu leisten. Am auffallendsten ist der leichte und unbefangene Ton, der unter den Soldaten und ihren Anführern herrscht. Sie genießen die Gegenwart, ohne sich um die Zukunft Sorgen zu machen, und doch sind die Aussichten in den Bürgerkriegen so düster und traurig.

Von Landibar bis Urdach, dem Ziel unseres Ausfluges, fährt man ungefähr zwanzig Minuten lang durch eine herrliche Gegend voll stämmiger Eichen und von so üppiger Vegetation, daß selbst zwischen den Mauerrissen der Häuser und unter dem Gestein Gewächse hervorkeimen. Urdach ist ein hübsches Dorf, jetzt aber still und verlassen. Es liegt am Rücken eines hohen kegelförmigen Berges, dessen ganzer Abhang terrassenförmig bis an den Gipfel hinan mit Eichen bedeckt ist; nur die Spitze ist ein kahler grauer Fels. Das erste Haus, auf welches man in Urdach trifft, steht leer und verödet; über der Hauptthür

ist das Wappen Navarra's abgebildet. Der Eigenthümer dieses Hauses lebt jetzt in Frankreich; er diente dem Don Carlos bei dessen Ankunft in Spanien zum Führer.

Weiterhin ist die Kirche und das Augustiner-Kloster, dessen Schätze ehedem zum Sprüchwort geworden waren. Der äußere Hof des Klosters war von einer ausgezackten Mauer umgeben, welche die Karlisten niedergerissen haben. Ohne weiter merkwürdig zu seyn, hat die Kirche doch ein schönes Innere, und ihre Sauberkeit zeugt von fleißigem Besuch; der Hochaltar macht einen herrlichen Eindruck; die Frauen knieen auf Matten von Binsengeflecht oder schwarzem Zeug. Stühle sieht man nirgend, und die Bänke sind ausschließlich für die Männer bestimmt.

Durch die Gefälligkeit des Superior, Herrn Elissalde, den wir darum hatten ersuchen lassen, wurde es uns erlaubt, das Innere dieses Klosters zu besuchen. Es ist ein schwerfälliges und einfaches Gebäude aus den Zeiten Karl's des Großen. Ein innerer Hof, von zwei über einander gebauten gewölbten Bogengängen umgeben, lange Hallen, die Trümmer eines im Jahre 1792 abgebrannten Flügels, von Epheu und Schlingkraut bedeckt, ein zurückgezogenes, mäßiges und friedliches Leben, viel Toleranz und Höflichkeit, das ist die Physiognomie des Augustiner-Klosters zu Urdach. Der Superior, der geläufig und geschmackvoll Französisch spricht, ist ein aufgeklärter und gegen Fremde sehr zuvorkommender Mann, der auf ihre neugierigen und oft unbescheidenen Fragen immer freundliche und genügende Antworten giebt.

Die Ausstattung des Klosters ist schlicht und alterthümlich; einige religiöse Gemälde, ein paar Stühle und Tische, das ist Alles, was man darin findet. Die Tracht der Mönche besteht in einer viereckigen Mütze und in einem langen Rock mit geknöpften Aermeln aus weißem gewöhnlichem Zeuge. Herr Elissalde und einer der Aeltesten des Klosters begleiteten uns bis an das äußere Thor, und wir schieden von den guten Vätern voll Dankbarkeit für ihre herzliche Aufnahme.

In den Klostergängen hatten wir drei Karlistenkugeln gefunden, die uns aus dem jetzigen Kriege herzurühren schienen, denn bekanntlich vertheidigte sich hier eine Compagnie Christinos gegen eine Karlistische Kolonne, und es wurden nicht wenig Kugeln zwischen beiden Theilen gewechselt. (F. P.)

Bibliographie.

Juana y Enrique, Reyes de Castilla. (Juana und Enrique, Könige von Castilien.) Historischer Roman von Estanislao de Cosca Vaco.

Diccionario de hacienda. (Oekonomisch-technologisches Wörterbuch, mit besonderer Hinsicht auf Spanien.) Von J. C. Arguelles. Zweiter Band.

El ultimo dia de un reo de muerte. (Der letzte Tag eines zum Tode Verurtheilten.) Nach Victor Hugo, von J. G. de Vilalta.

England.

Cap. Roß Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

(Fortsetzung.)

— Der Sommer des Jahres 1830 rückte heran, aber er erschien nur langsam und schwach. Der Schnee begann indeß zu schmelzen, Hirsche und Hasen ließen sich gelegentlich sehen, und der Wasservogel eröffnete in beträchtlicher Zahl seinen Zug nach dem Norden; aber noch am 25. Juli bemerkt Capitain Roß: „Wir konnten selbst von dem Gipfel des höchsten Hügels aus noch kein klares Wasser sehen; die ganze Meeresfläche bildete nur eine kompakte Masse von Eis." Erst am letzten August, wo kaum noch vier Wochen von jenem matten Sommer übrig waren, hielt man es für gut, das Schiff etwas weiter hinauf zu ziehen, damit es für den Fall des aufbrechenden Eises bereit liege, und vor dem 17. September war man nicht im Stande, wieder einmal unter Segel zu gehen.

„Unter Segel!" (ruft der Capitain freudig aus), „wir begriffen kaum, wie es uns auf ein Mal zu Muthe war, noch wagten wir es anfangs, unseren eigenen Sinnen zu trauen. Nur ein Seemann hat das Gefühl für sein Fahrzeug, das unter ihm tanzend schwebt, das fast nach jeder geringsten Bewegung seiner Hand ergeben und folgsam sich richtet, das gleichsam seinen Willen ablauscht, um ihm möglichst zuvorzukommen; dieses Fahrzeug ist in den Augen des Schiffers ein belebtes Wesen, ein Wesen, das mit seinen eigenen Gefühlen sympathisirt, nicht ein todter Körper oder ein bloßes Spiel der Winde und der Wellen. Nun war aber dies Geschöpf ein ganzes Jahr hindurch unbeweglich gewesen, gleich dem Eise und den Felsen um dasselbe herum; es war hülflos, unfolgsam und abgestorben. Aber auf einmal schien es wieder neu ins Leben gerufen; es hörte wieder und befolgte das, was wir von ihm verlangten, und wir, wir selbst sahen uns in Freiheit wieder."

Nachdem sich unsere Reisenden durch die Berichte der Eingebornen davon überzeugt, daß die Gegend, die sie gesehen und Boothia genannt, in der That zum Kontinent von Amerika gehöre, und nachdem auch der Commandeur Roß auf verschiedenen Exkursionen die Genauigkeit jener Berichte selbst geprüft, wurde nunmehr beschlossen, weiter nördlich eine Durchfahrt zu suchen. Ungünstige Winde verhinderten jedoch bald das weitere Vordringen, und man sah sich wiederum genöthigt, in einen Hafen einzulaufen; am 30. September, an demselben Tage, wo sie ein Jahr vorher ihre Winterherberge eingenommen, waren sie, nach einem ganzen Sommer voll Anstrengung, ungefähr drei Meilen zur See vorwärts gekommen!

„Das ganze Meer", sagt der Capitain, „war mit Eis bedeckt. Es war nicht länger mehr Gelegenheit, weder zu hoffen, noch zu fürchten, und alle ängstlichen Erwartungen hatten ein Ende erreicht. Der Kampf, dem wir so lange ausgesetzt gewesen, war nunmehr beschwichtigt, indem wir bereits die absoluteste Gewißheit vor uns hatten. Unsere Fesseln waren geschmiedet, und wir hatten nichts mehr zu thun, als unser Gefängniß für den Winter aufzusuchen, wo wir, mit dem einen Fuße an der Küste und mit dem anderen im Meere, ruhig und geduldig ausharren mußten."

Indeß hatte das Erreichen des Winter-Gefängnisses noch seine Schwierigkeiten; es waren alle Anstrengungen erforderlich, um sich einen Weg durch das Eis zu bahnen, und nachdem sie während des ganzen Oktobers angestrengt gearbeitet, waren sie nicht weiter als 850 Fuß vorwärts gekommen! Das Eis war nunmehr so dick, daß sie sich mit der einmal erlangten Stellung begnügen mußten. Und im Ganzen war auch Capitain Roß damit zufrieden, daß sie ihren Eishafen „um so viel nördlicher", als das vorige Jahr gefunden hatten.

„Es könnte", sagt derselbe, „in der That geringfügig erscheinen, wenn wir von zwei, drei Meilen als von einem großen gewonnenen Raume sprechen; allein man bedenke nur, daß wir einen Monat darüber zubringen mußten, um kaum dreihundert Yards zurückzulegen, und daß es für den glücklichen Fall, zur rechten Zeit da zu seyn, wo und wann das Eis sich öffnete, auch auf nur eine oder zwei Stunden ankommen konnte, um entweder sogleich in Freiheit zu gelangen, oder noch für einen Winter unter den harten Eisfelsen und Eisbergen eingesperrt zu bleiben; hier waren denn auch zwei Meilen ein Gegenstand, über den wir uns wahrhaft Glück zu wünschen hatten."

Nunmehr war es nöthig, daß man wieder alle Vorbereitungen für den Winter traf; man umgab das Schiff mit einer Eis- und Schneedecke, um es gegen die Kälte zu schützen, und ordnete dann Alles in der Wirthschaft an, wie es die vorhandenen Umstände erforderlich machten. Um zu sehen, von welcher Beschaffenheit das Leben in jenen Regionen sey, dürfen wir nur in das Tagebuch des Capitains Roß vom 14. Dezember einen Blick werfen.

„An diesem, so wie an vielen anderen Tagen", heißt es, „suchten wir die Spuren von Thieren auf, allein sie selbst kamen uns nicht zu Gesichte; wir nahmen unsere Flinten mit, aber wir hatten keine Gelegenheit, sie loszufeuern; wir lauerten begierig auf die unsichtbare Sonne, daß wir zum wenigsten einmal sähen, wo und unter welchen Verhältnissen wir uns befänden, und waren froh, wenn, ich kann nicht sagen, ein Tag verstrich, denn wir hatten beständig Nacht, — aber wenn wir wenigstens einen unserer Lebenstage damit beendet hatten, daß wir zu Bette gingen."

— Bei einer andern Gelegenheit spricht der Capitain von den Eskimos:

„So", sagt er, „ist das Klima beschaffen, in dem jedoch auch Menschen leben, und zwar, wie wir nicht umhin können, zu behaupten, zugleich glücklich leben. Man findet hier, selbst mitten im Sommer, kein Wasser zu trinken, wenn man nicht den Schnee vorerst zerkocht; und es ist noch ein Glück, daß der Eskimo den Verstand dazu hat, sich das Feuer selbst zu bereiten, sonst würde er neun Monate im Jahre nichts zu trinken haben. Hier bietet uns keine Blume ihren lieblichen Geruch dar, denn es ist gar keine solche zu sehen; aber dem Eskimo erscheint der Geruch seines Thranes nicht minder lieblich und behaglich. Hat er auch kein grünes Kraut und kein Gemüse für seine Suppen, so dient ihm doch sein Oel für Suppe und Gemüse zugleich, und statt des Salates bereitet er sich, wenn das Glück ihm günstig ist, die Eingeweide eines Rennthieres zu, die ihm dann eben so gut und vortrefflich schmecken. Und ist ihm auch nie das ihm ganz unbegreifliche Ding, das wir einen Baumstamm nennen, zu Gesichte gekommen, was kümmert's ihn, da er doch seine Kutschen und Wagen aus den Gräten seiner Fische und seine Stangen aus Knochen zu verfertigen weiß! da er seine Wohnung nicht nur auf dem kalten Boden, sondern selbst aus eisigem Schnee aufzubauen versteht? Und wohnt er darin nicht eben so gut, wie jene Herren und Fürsten der Erde, deren marmorne Paläste, hinsichtlich der Reinheit, kaum noch dem Material seiner Architektur gleichzusetzen sind? Hierzu kommt, daß unser Eskimo seinen Palast, gleich dem des Aladdin in der Fabel, in einer Stunde aufzurichten und wieder niederzureißen und von neuem aufzubauen oder nach einem anderen Orte, wohin er immer will, zu versetzen im Stande ist. Der Mensch ist doch überall und zu jeder Zeit ein edleres Thier, mag er auch wie hier die Gestalt und die Natur eines Eskimo aus Boothia an sich tragen: welches andere Geschöpf auf Erden wäre wohl je im Stande, wie er, Alles zu thun, Alles zu erleiden, Alles zu betreiben und zu Allem sich zu bequemen, und dabei immer noch glücklich zu seyn: so glücklich in dem öden Boothia Felix, wie in dem glanz- und geräuschvollen Neapel."

— Am 21. April (1831) erhielten unsere Reisenden wiederum Besuch von einigen Männern ihrer früheren Bekanntschaft, die an einer anderen Stelle in jener Gegend überwintert hatten. Sie erzählten, daß ihr Freund Tiagashu unter der Zeit gestorben sey; „aber seine Wittwe," fügte der Berichterstatter hinzu, „erhielt sogleich wieder einen neuen Ehegatten, weil sie fünf Kinder hatte."

„Hier zu Lande nämlich", fährt der Capitain fort, „sind für Kinder ein gefundener Schatz, ein großes Glück, eine Quelle des Lebensunterhalts und der Gemächlichkeit, anstatt der Besorgniß und des Kummers, wie in manchen andern Orten. Zu acht Jahren beginnt hier der junge Mann zu arbeiten, und in wenigen Jahren ist er sodann im Stande, für eine ganze Haushaltung selbst zu sorgen; und dann liegt es den Kindern, sie mögen leibliche oder Adoptiv-Kinder seyn, welches letztere Verhältniß man hier ebenfalls häufig antrifft, als eine Pflicht ob, ihre alt und schwach gewordenen Aeltern zu ernähren und zu unterstützen; denn", fügt der Capitain hinzu, „hier im Lande kennt man keine Armen-Taxen, wie in England."

Bei Gelegenheit der Exkursion, die der Commandeur Roß zur Aufsuchung des magnetischen Pols unternommen, kam er mit einem Eingebornen zusammen, der einen merkwürdigen Schlitten hatte.

„Er war", erzählt der Capitain Roß, „von gewöhnlicher Gestalt, aber ganz aus Eis verfertigt, sowohl seine Räder, als die übrigen Theile, und die saubere Arbeit verlieh ihm ein recht hübsches Ansehen. Transparent, wie er war, schien es ein Schlitten aus Kristall zu seyn, während er stark genug war, um die schwere Ladung der Lebensmittel zu tragen, die der Eigenthümer auf demselben aufgethürmt."

Der Weg, der bei dieser Exkursion genommen worden, führte quer durch die Halbinsel nach dem schon früher von uns erwähnten Kap Isabella. Der Commandeur Roß hatte seine früheren Forschungen der südlichen Küste zugewandt, und er beschloß nunmehr, geleitet durch eine Reihe während des Winters angestellter magnetischer Beobachtungen, seine Aufmerksamkeit der nördlichen Küste zu widmen, in der Hoffnung, daselbst den geheimnißvollen Ort des magnetischen Pols aufzufinden. Wir nehmen die Erzählung von dem Punkte auf, wo der Commandeur sein Nachtlager aufschlug, in der Breite von 69° 34′ 45″ und der westlichen Länge von 94° 53′ 23″, woselbst es sich ergab, daß die Neigung der Magnetnadel nach Norden auf 89° 41′ gestiegen war, und daß die westliche Abweigung derselben 37° betrug.

„Vermittelst dieser Beobachtungen," sagt Roß, „war ich im Stande, beides, die Richtung sowohl, die wir einzuschlagen hatten, als die Entfernung, die zwischen uns und dem aufzusuchenden Gegenstande lag, zu bestimmen, insofern sich dies überhaupt vermittelst unserer Instrumente und der darauf begründeten Berechnungen bestimmen ließ. Ich habe nicht nöthig, zu bemerken, wie sehr wir uns darüber freuten, daß das Wetter gerade so hell und so günstig war, indem es uns die rechte Spur gezeigt und dazu diente, die Muthlosen und Müden unter uns wieder aufzumuntern, da sie nunmehr das Ziel ihrer Anstrengungen bald vor sich hatten."

„Nachdem wir eine Strecke von ungefähr zwölf Meilen zurückgelegt, hielten wir um acht Uhr des Morgens am 13. Mai in einer Breite von 69° 46′ 27″ und 95° 22′ 35″ westlicher Länge an. Um halb zehn Uhr des Abends brachen wir wieder auf, allein ich war in Folge eines dicken Nebels und Schneeschauers genöthigt, längs aller Windungen und Einschnitte an der Küste hinzuziehen, indem es nur auf diese Weise möglich war, bei dem ungünstigen Wetter meine Beobachtungen in der Gegend fortzusetzen. Um acht Uhr des Morgens am 31. Mai, nachdem wir endlich dreizehn Meilen zurückgelegt, schlugen wir ein Lager auf."

„Wir befanden uns nunmehr innerhalb vierzehn Meilen von der erwarteten Stelle des magnetischen Pols, und ich war demnach schon so begierig und ängstlich, daß ich nichts mehr thun oder leiden mochte, was unsere Ankunft an der erwünschten Stelle nur einigermaßen verzögerte. Ich beschloß daher, den größeren Theil unseres Gepäckes und Proviants zurückzulassen und nichts mehr für die Weiterreise mitzunehmen, als was uns durchaus unentbehrlich war, damit wir nicht etwa durch schlechtes Wetter oder andere zufällige Umstände von der schleunigsten Erreichung unseres Zieles abgehalten würden."

„Wir schritten hierauf vorwärts, und zwar so schnell, als uns unsere verringerte Last erlaubte; endlich um acht Uhr des Morgens am 1. Juni waren wir an der von uns durch Berechnung bestimmten Stelle angekommen. Ich vermag es kaum, die überschwängliche Freude zu beschreiben, die wir empfanden, indem wir uns auf einmal am Ziele unseres so lang gehegten Wunsches sahen; es schien uns nunmehr Alles vollendet zu seyn, was wir aus so weiter Ferne zu sehen und zu unternehmen gekommen waren; es däuchte uns, als wenn unserer mühevollen, beschwerlichen Reise endlich der gebührende Lohn zu Theil geworden, und daß wir nichts mehr zu thun hätten, als zurückzukehren und triumphirend in unsere Heimath einzuziehen."

„Die Gegend, in der jene Stelle sich befindet, ist dicht an der Küste äußerst niedrig, aber ungefähr eine Meile landeinwärts erhebt sie sich bügelförmig auf funfzig bis sechzig Fuß hoch. Wir hätten wünschen mögen, daß eine so wichtige und interessante Stelle durch irgend ein hervorstechendes Merkmal ausgezeichnet gewesen wäre. Wir bedauerten nicht mit Unrecht, daß sich hier kein Gebirge erhob, um der von uns entdeckten merkwürdigen Erscheinung als ein würdiger Träger zu dienen. Allein die Natur hatte nun einmal kein Monument errichtet, das den Ort bezeichnen konnte, der den Mittelpunkt einer ihrer größten und wunderbarsten Kräfte bildet; und da wir selbst eben auch nicht viel dazu beizutragen im Stande waren, so mußten wir uns schon damit begnügen, die für die Wissenschaft so äußerst wichtige Stelle durch mathematische Zeichen und Zahlen so kenntlich als möglich zu machen."

„Wir waren indeß so glücklich, hier in der Nähe einige Hütten der Eskimos aufzufinden, die noch nicht lange vorher verlassen worden waren. Es wäre für uns gewiß schwer gefallen oder würde gar ein vergeblicher Versuch gewesen seyn, wenn wir Jenen einen Begriff von unserer Freude über die geglückte Entdeckung hätten machen wollen. Auch war es besser für uns, daß wir sie nicht anwesend fanden, da es uns nun vergönnt war, Besitz von ihren Wohnungen zu nehmen und uns in den Stand zu setzen, unsere weiteren Beobachtungen bequemer zu beenden; um sechs Uhr Abends schlugen wir auf einer Landspitze ungefähr eine halbe Meile westwärts von jenen verlassenen Schneehütten unser Lager auf."

„Hierauf wurden die nöthigen Beobachtungen unmittelbar begonnen, die wir während dieses und noch während des größten Theils des folgenden Tages fortsetzten. Was die Details dieser wissenschaftlichen Untersuchungen anbelangt, so sind dieselben bereits der „Königlichen Gesellschaft" zu London mitgetheilt und von derselben in ihren „Transactions„ mit herausgegeben worden. Ich habe demnach nicht nöthig, sie hier zu wiederholen, zumal da ich, dem Plane der gegenwärtigen Schrift gemäß, jede die Wissenschaft besonders angehende Materie in einen eigenen „Anhang" verwiesen habe."

„Indeß kann ich nicht umhin, unsere Leser schon jetzt im Allgemeinen mit den wichtigsten Ergebnissen unserer Entdeckung bekannt zu machen. Die Stelle, auf der sich unser Observatorium befand, lag dem magnetischen Pol so nahe, als nur unsere beschränkten Mittel es zu bestimmen im Stande waren. Die Neigung der Magnetnadel, wie ich sie selbst beobachtete, betrug 89° 59′, so daß nur eine Minute noch fehlte, um eine völlig senkrechte Stellung anzunehmen; daß wir uns aber wirklich in der größten Nähe des Pols, wo nicht an demselben unmittelbar befanden, bewies auch die Bewegung oder vielmehr die totale Bewegungslosigkeit der verschiedenen horizontalen Nadeln, die ich bei mir hatte. Diese wurden von mir auf die delikatste Weise, so daß nicht die geringste Reibung stattfinden konnte, aufgehängt, aber nicht eine dieser Nadeln zeigte die geringste Regung, um die Lage, in die ich sie einmal gebracht, zu verändern."

„Sobald ich für mein Theil den Gegenstand erschöpft hatte, rief ich auch meine Begleiter herbei, um sie mit den Resultaten unserer gemeinschaftlichen Anstrengungen bekannt zu machen; und hierauf pflanzten wir unter gegenseitigen Glückwünschungen die Brittische Flagge auf dem Platze auf und nahmen in der herkömmlichen Weise Besitz von dem „Magnetischen Nordpol" und dem angränzenden Gebiete, im Namen Großbritaniens und des Königs Wilhelm's IV. Die Kalkstein-Brüche, welche das Gestade bedeckten, lieferten uns Materialien genug zu einem Denkmale, und so richteten wir vermittelst derselben einen Steinhaufen von ziemlicher Größe auf, unter dem wir eine Flasche vergruben, die einen kurzen Bericht über unsere wichtige Entdeckung enthielt; zu unserem Bedauern aber gingen uns die Mittel ab, eine dem Werthe der Sache angemessenere Pyramide von größerer Bedeutsamkeit aufzuführen, die den Stürmen der Zeit und den Anfällen der Eskimos Widerstand zu leisten vermocht hätte. Die geographische Breite dieser Stelle ist 70° 5′ 17″ und die westliche Länge 96° 46′ 45″."

— Um die Mitte Juni kehrte der Commandeur Roß mit seinen Begleitern nach dem Schiffe zurück. Es wäre überflüssig, die langweiligen Einförmigkeiten jedes Tages und jedes Monats hier aufzählen zu wollen. Capitain Roß bemerkt hierüber Folgendes:

„Wir hatten hier die Leiden der Kälte, die Leiden des Hungers und allerlei andere Leiden und Mühseligkeiten zu überstehen, und obgleich wir weder umkamen, noch unsere Glieder einbüßten, wie es schon manchen Anderen in diesen Gegenden ergangen ist, so theilten wir doch mit den Uebrigen diejenigen Leiden, die kleine Unpäßlichkeiten und Ungemächlichkeiten stets hervorbringen, und die für den Augenblick immer drückend genug sind, wenn sie auch im Verlaufe des Lebens und besonders bei einer Expedition wie bei der unsrigen nicht eben sehr in Anschlag gebracht werden dürfen. Was sollen wir von der vielen Angst und Sorge sagen; von den Schmerzen vereitelter Hoffnungen; und von mehr als von allem diesen, von der unaufhörlichen Bangigkeit und Sehnsucht nach unseren entfernten Freunden und unserem Geburtslande? Wer hat dieses Leiden nicht schon empfunden, und wer könnte es wohl mehr empfinden, als wir, die wir jeden Augenblick befürchten mußten, unsere Freunde und unsere Heimath nie wieder zu sehen? Allein wir hatten noch ein ganz anderes Leiden, das über dies Alles ging, und das selten ganz aufhörte. Wir ennuyirten uns über Mangel an regelmäßiger Beschäftigung, an Abwechselung, an Geistesübungen und (warum sollte ich's nicht auch frei heraus sagen?) aus Mangel an Gesellschaft. Heute war's stets so wie gestern, und der gestrige Tag niemals anders als morgen und übermorgen."

Erst am 29. August sahen sich unsere Reisenden wieder aus dem Eisgefängnisse befreit.

„Das Schiff ward nun eine Viertelmeile südwestlich bugsirt an eine Stelle, die für den ersten Ausbruch des Eises Vortheil versprach. Sobald das letztere erfolgt war, gingen wir unter Segel; allein da wir unglücklicher Weise den Besammast verloren, so waren wir nicht im Stande, über ein Stück Eis hinauszulaufen, das uns im Wege lag. Nachdem wir dasselbe umfahren, geriethen wir sogleich wieder auf einen großen Eisberg, der Grund gefaßt hatte, so daß sich unser Schiff selbst festsetzte. Indeß hoben wir dasselbe bald vermittelst Kabeltauen an die Küste herauf; obwohl nun der Kiel des Schiffes nicht beschädigt gefunden ward, so war doch das untere eiserne Steuerruder zerbrochen, so daß wir für diesen Tag unserem weiteren Vorschreiten ein Ende machen mußten."

Am anderen Morgen wurde das Steuerruder wieder ausgebessert, und es wehte ein beharrlicher Westwind mit vielem Schnee. Es war gerade der Wind, wie wir ihn brauchten, und nach vieler Ungewißheit und Aengstlichkeit fühlten wir uns endlich befreit, wiewohl noch nicht ganz frei. Bald nach vier Uhr brachen wir denn auf und steuerten mit gerolltem Marssegel nach den Inseln, zu denen das Eis einen Zugang zu lassen schien. Unglücklicher Weise aber, als wir zwei Drittel des Weges zurückgelegt hatten, erhob sich ein Nordwest-Wind, der uns verhinderte, noch weiter ostwärts zu fahren; hierauf wandte sich der Wind mehr nördlich und trieb das Eis längs der nördlichen Küste herunter. Wir waren demnach genöthigt, gegen den Wind zu segeln, wobei uns unsere neuen Schwerdter gut zu Statten kamen. Um neun Uhr trat wieder Nordwest ein, und wir befanden uns beinahe dicht an der Küste, nachdem wir vier Meilen zurückgelegt hatten.

„Wir hatten eben zwei Buchten und zwei bemerkenswerthe Felsen passirt, als wir auf einmal von einem fürchterlichen Schneewetter überfallen wurden, das uns nöthigte, nach einer kleinen Bucht in der Nähe loszusteuern, wo ein heftiger Windstoß uns beinahe an die Felsen angetrieben und uns mit einem schrecklichen Ungewitter bedrohte."

Und dies war denn auch der ganze Fortschritt, den unsere Reisenden während des dritten Sommers ihrer Expedition gemacht. In wenigen Tagen war gegen Norden nichts als eine ungeheure Eisebene zu sehen, die, bügelig auslaufend, rund um die westliche Bucht sich hinzog und den zuletzt verlassenen Hafen gänzlich absperrte. „Es war", sagt der Capitain, „als wenn wir gerade den rechten Augenblick noch abgepaßt hätten, um unserem Eisgefängnisse zu entwischen, mochte es uns übrigens bestimmt seyn, noch weiter vorzudringen oder nicht. Es war unmöglich, bei einer solchen Masse Eises, bei einem solchen drückenden Winter, der uns gefesselt hielt, irgendwie noch weiter vorschreiten zu

wollen; und wäre auch der Winter selbst etwas gelinder gewesen, so hätte sich dies dennoch keineswegs erwarten lassen. Das Schlimmste aber, was uns noch bevorstand, war das, was wir für die nächste Zukunft voraussahen; es ergab sich sogleich als höchst wahrscheinlich, daß wir unser Schiff nie ganz los bekommen und daß wir genöthigt seyn würden, dasselbe sammt Allem, was darin am Bord war, zu verlassen. Was nun diese verbedeutungsvolle Vermuthung für eine Wirkung auf unsere Mannschaft hervorgebracht, laßt sich leicht errathen. Als wir zuerst von unserem letzten Hafen aufgebrochen waren, da hatte jedes Mitglied derselben in froher Erwartung schon im Voraus seinen Sold für die drei im Dienste verbrachten Jahre berechnet, so wie auf seine Rückkehr nach England und sein Zusammentreffen mit den alten Freunden und Bekannten daselbst sich auf alle mögliche Weise vorbereitet: und nun, wie niedergedrückt und betäubt mußte nicht Alles seyn."

— Nunmehr begann wieder die alte Arbeit der Vorbereitung für den kommenden Winter und endlich der Winter selbst, Alles zu einförmig, als daß es noch der Erwähnung verdiente. Jedoch wollen wir einen Umstand nicht übergehen, der in der That in gastronomischer Hinsicht merkwürdig genug erscheint, daß nämlich unsere Reisenden am ersten Weihnachtstage eine Rindskeule speisten, die von der „Fury" vor acht Jahren zurückgelassen worden, und die, mit etwas Kalbfleisch und Gemüse zusammen gekocht, noch einen so guten Geschmack hatte, als an dem ersten Tage, wo sie zubereitet wurde.

(Schluß folgt.)

Italien.

Lettere inedite d'illustri Italiani etc. (Briefe berühmter Italiäner, die von Anbeginn des 18ten Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten lebten.) Zum ersten Mal herausgegeben und mit Anmerkungen. Mailand, 1835.

Man kennt den Ausspruch des Dichters Tasso, daß von allen Brief-Sammlungen, die zu seiner Zeit in Italien Glück machten, keine einzige mustergültig sey; selbst die Briefe des launigen Aretino nannte er affektirt, abgeschmackt, albern und voll Anmaßung. Dieses Urtheil war schon damals zu hart und lieblos; in unseren Tagen aber wird es durch die schätzbaren Muster in dieser Gattung, welche geistvolle Staatsmänner, Gelehrte und Künstler hinterlassen haben, gründlich widerlegt. Noch können sich die Italiäner zwar keiner anmuthigen Schwätzerin, wie Frau von Sevigné, keiner Epistolographin voll Geist und Grazie, wie Lady Montague, und keiner so männlich tiefen und zugleich doch weiblich anmuthigen Korrespondentin wie Rahel rühmen; wohl aber besitzen sie manchen pikanten und witzigen Pope, manchen heiter satirischen Swift, und auch Voltaire's geistreicher Muthwille hat bei ihnen Anklänge gefunden. Die von Girolamo Ruscelli gesammelten Fürsten-Briefe (Lettere de' principi), theils von Fürsten, theils an Fürsten geschrieben, theils über Fürsten raisonnirend, sind ein kostbares Denkmal, viel wahrer und klarer als diejenigen, so man in Giovio, Guicciardino, Roscoe, Sismondi und anderen Geschichtschreibern findet. Briefe, welche von Malerei, Skulptur oder Architektur handeln, haben Bottari und Ticozzi in reicher Auswahl geliefert; diese Briefe sind Muster von Eleganz, gründlicher gelehrter Bildung und des feinsten Sinnes für das Schöne. Wollen wir lebendige Schilderungen von Reisen, von Sitten und Verfassungen lesen, so gewähren uns die Briefe eines Algarotti, Bianconi, Baretti, Bertola, Spallanzani, Fagnani, Vidua volle Befriedigung. Städtische Gewohnheiten und individuelle Charaktere finden wir in den Briefen Roberti's, Borghetto's, Lastesio's, Caro's, Zeno's, Gozzi's, Luini's meisterhaft dargestellt. Galilei, Genovesi, Metastasio, Cesarotti, Cerretti, Parini belehren uns in ihren Briefen darüber, mit welcher edlen Offenheit die gewaltigsten Geister von sich selbst reden. Von Redi, Magalotti, Fortis, Zanotti lernen wir, wie gefällig auch die strenge Wissenschaft dem echten reinen Briefstil sich anschmiegt. Bembo, Casa und Tolomei haben uns musterhafte Briefe und mit ihnen sehr schätzbare Beiträge zur Kenntniß ihrer respektiven Zeitalter hinterlassen. Petrarca, der unglückliche Torquato, Bonfadio, Gradenigo, Ganganelli, Lorenzi, Perticari, Giordani, können Jedem, der in Länder- und Natur-Schilderungen, in Reflexionen über die Zeiten-Wechsel und in Darstellung seiner Lebens-Schicksale Talent erwerben will, zur Nachahmung empfohlen werden.

Die sehr verdiente typographische Societät in Mailand hat bereits zu der „Sammlung der Italiänischen Klassiker des 18ten Jahrhunderts" eine Auswahl vertrauter Briefe in zwei Bänden geliefert. Seit jener ersten Publication ist die Societät in den Besitz vieler anderen trefflichen Briefe gekommen, die fast alle von den bedeutendsten Italiänern des 18ten Jahrhunderts geschrieben sind. Diese bilden den Inhalt der vorliegenden Sammlung.

Die Herausgeber haben es an nichts fehlen lassen, was ihrer Sammlung den Beifall einer gesunden Kritik erwerben konnte. Dies beweisen die Korrektheit des Druckes und die schönen, sehr verständigen Anmerkungen, welche man in dem Buche zerstreut antrifft.

Wir finden in dieser Sammlung Diskussionen über manche gelehrte Streitfrage, von Allegranza, Della Berretta, Bianchi, Mingarelli. Pater Alessandro giebt uns interessante Beobachtungen, auf seinen Reisen angestellt; Bettinelli konsultirt Beccaria und Pietro Verri über den „Saggio intorno all' entusiasmo nelle arti" *); Cerretti schreibt an Containi, der ihn um Verse gebeten hatte: „Du hättest Verse von mir begehren sollen, als Ihr Beide, Du und Paradisi, noch Direktoren waret, als noch etwas Feuer in meinem Busen loderte, als die öffentlichen Angelegenheiten noch in sicherem und loyalem Geleise gingen — mit einem Worte, als wir noch ein Vaterland hatten........ Welche bittere Früchte, mein Theurer, pflücken wir von einem Baume, der unserer Hoffnung so viel Köstliches vorgaukelte! Kann man auch nur in weiter Ferne ein Ende unserer Leiden absehen? Aber die Zukunft flößt mir noch größere Besorgnisse ein, als die Gegenwart: das Schicksal Griechenlands im Zeitalter des Pro-Konsuls Flaminius, das der Italiänischen Städte nach dem Kostnitzer Frieden — die einen Augenblick frei waren, um dann so viele Jahrhunderte in Sklaverei zu schmachten — es schwebt mir immer vor der Seele und versenkt mich in Trauer." Und wer hat diese prophetischen Worte gesprochen? Einer der unbesonnensten und unglücklichsten Parteigänger der revolutionnairen Systeme, die man damals nach Italien verpflanzte, um dies arme Land ungestraft ausfangen zu können.

(R. I.)

*) „Versuch über den Enthusiasmus in den Künsten."

Bibliographie.

Raccolta e parallelo delle fabbriche classiche di tutti i tempi, d'ogni popolo e di ciascuno stile. (Die klassischen Bauwerke aller Zeiten und Völker.) Nach Durand und Legrand herausgegeben von den Professoren der K. K. Akademie der schönen Künste. Mailand. Pr. jedes Heftes 2 Lir. 61 C.

Quaranta quadri fra i piu celebri della scuola veneziana. (Vierzig der berühmtesten Gemälde der Venetianischen Schule.) Steindrücke mit historischen Erläuterungen. Venedig. Pr. jedes Heftes mit 2 großen Lithographieen 24 Lir. 36 C.

Regole di calligrafia tedesca. (Regeln der Deutschen Schönschreibekunst.) Turin. 1 Lir. 75 C.

Saggio sopra la scienza nuova. (Versuch über Vico's Philosophie der Geschichte.) Von L. T. — Lugano. 1 Lir. 75 C.

Del Sansimonismo. (Das Verhältniß des St. Simonismus zur Philosophie und zur katholischen Lehre.) Von Michele Parma. Mailand. 1 Lir.

Teatro del Signor Augusto Kotzebue. (Kotzebue's Schauspiele.) Zweite vollständige Ausgabe. 24 Bde. Venedig.

Poemi di Lord Byron. (Lord Byron's Gedichte.) Uebersetzt von Pietro Isola. 2 Bde. Novi. 4 Lir.

Mannigfaltiges.

— Pocken-Impfung in London. Aus dem Bericht des Pocken-Impf-Instituts ergiebt sich, daß im letzten Jahre in London nur 334 Menschen an den Pocken starben. Dies sind wenigstens 4000 weniger, als vor der Einimpfung jährlich von dieser Krankheit hingerafft wurden, obgleich die Bevölkerung der Hauptstadt damals um mehr als ein Viertel geringer war, als jetzt. Bei dem National-Impfungs-Institut in London gingen 42 Gesuche um Lymphe von der Marine, 34 von der Armee, 53 von auswärtigen Stationen und 107 von Provinzial-Apotheken ein. Es wurden im vorigen Jahre bei dem Institute 11,571 Arme vaccinirt und 83,191 Aufträge um Lymphe besorgt.

— Fruchtbarkeit des Getraides. Wenn man im Februar und März vom Felde 30 Weizen-Pflanzen in frisch gegrabenes Gartenland so verpflanzt, daß jede Pflanze von der anderen neun Zoll, und die einzelnen Reihen zwölf Zoll von einander entfernt sind, und im März und April mit funfzig Hafer-Pflanzen eben so verfährt, die Zwischenräume mit einer Hacke bearbeiten und das Unkraut ausjäten läßt, so lange es möglich ist, so wird jede Weizen-Pflanze von der Wurzel aus 6 bis 16 Stengel treiben, deren jeder eine Aehre trägt. Der Hafer treibt nicht so viel Stengel, giebt aber mehr Körner.

— Die Baumeister von Tunis. Als ich mich eines Tages mit den Baumeistern und Ingenieurs von Tunis unterhielt und sie ersuchte, mir einen ihrer Pläne zu zeigen, schienen sie anfangs gar nicht zu verstehen, was denn ein Plan sey. Nachdem ich es ihnen aber deutlich genug gemacht, versicherten sie mir, daß sie gar nichts der Art besäßen, und in der That entwerfen die Mauren auch niemals einen vorbereitenden Plan zu ihren Gebäuden, sondern sie beginnen den Bau, indem sie von vorn herein eine Mauer von einer gewissen Größe nach dem Augenmaaße aufführen; erst nachdem diese ganz vollendet ist, unternimmt man es, eine andere in gleicher Weise rechtwinkelig anzubauen, und so geht es weiter, bis man mit dem Gebäude ganz zu Ende ist. Noch merkwürdiger ist, wie sie ihre phantastischen Bogen ebenfalls nach dem bloßen Augenmaaße und zwar in der kürzesten Zeit anfertigen: Sie rammen auf dem Strebepfeiler, als das Fundament des Bogens, einen Ziegelstein fest ein; dann wird schnell ein zweiter Ziegelstein vermittelst eines sehr festen Kittes, der aus einer eigenthümlichen Art Gips aus der Nähe von Tunis bereitet wird, auf den ersten angebracht; in demselben Augenblicke wird schon ein dritter in derselben Weise hinzugefügt und so geht es rasch fort, bis der Bogen vollendet ist. Ich sah selbst einmal zu, wie ein solcher in weniger als anderthalb Stunden angefertigt ward. Die auf diese Weise zu Stande gekommenen Bogen und Gewölbe sind alle korrekt und schön ausgeführt, und nichts kommt ihrer Festigkeit und Solidität gleich. Zur Aufführung von Mauern bedienen sich die Tunesen eines länglich viereckigen Rahmens, der ungefähr sieben Fuß lang und so breit ist, als die Mauer werden soll; dieser wird auf das Fundament aufgelegt und mit Mörtel und Steinstücken gefüllt; in wenigen Minuten wird der Rahmen aufgehoben und in gerader Linie zur weiteren Fortsetzung der Arbeit fortgerückt. Der Arbeitslohn, den die Baumeister und ihre Handlanger in Tunis erhalten, ist nicht eben sehr bedeutend: die Ersteren bekommen gewöhnlich achtzehn bis achtundvierzig Karubs (ungefähr 10 bis 27 Sgr.) für den Tag, und die Letzteren vier bis sechs Karubs ($2\frac{1}{2}$ bis 4 Sgr.), von denen noch zwei für die täglichen Rationen abgezogen werden.

(Temple, Excursions in the Mediterranean.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Freitag den 12. Juni 1835.

Frankreich.

Die Generalprobe der Gluckschen Iphigenia in Tauris.

Einen wunderlichen Anblick gewährte Paris am ersten Januar 1779. Es war in der Nacht viel Schnee gefallen, der aber unter den fortwährenden Tritten der Gehenden und Kommenden sehr bald seine ursprüngliche Weiße verloren hatte, und die Straße St. Honoré sah nun aus wie ein langer kothiger Graben, in welchem sich, in dichtem Gedränge und doch mit der größten Sorgfalt einander ausweichend, die geputzten Fußgänger hin und her bewegten, die sich aufgemacht hatten, um ihre Schuldigkeit zu thun und, dem Gebrauche der Zeit gemäß, ihren Gönnern die Neujahrs-Gratulation abzustatten. Die Sitte, bloß Karten zu schicken, war damals noch nicht üblich, und ein Jeder mußte alljährlich Leuten, um die er sich wenig kümmerte, mit denen er es aber um seines Vortheils willen nicht verderben durfte, in Person solche erheuchelte Glückwünsche darbringen. Die Hausthüren aller großen Herren waren mit Lieferanten und Amts-Kandidaten belagert, die ihre Namen bei dem Schweizer einschrieben. Den Einen lächelte der Mann in seiner glänzenden Livree freundlich zu; es waren diejenigen, die wohlweislich, um sich in vorkommenden Fällen, wenn es ihnen von Nutzen seyn konnte, Zutritt in das Hotel zu verschaffen, den Cerberus etwa mit einem Sechslivresstück besänftigt hatten. Denen aber, die sich, entweder aus Armuth oder aus Mangel an Erfahrung, damit begnügten, ihren Namen in das Register einzutragen, schien seine finstere Miene zu verkündigen, daß für sie der gnädige Herr im Laufe des Jahres selten zu sprechen seyn würde. Draußen war indessen Alles in Bewegung; die Portechaisen kreuzten sich nach jeder Richtung hin, und wer so glücklich war, daß er der Gefahr entging, von den Kutschpferden zermalmt zu werden, der mußte sich noch in Acht nehmen, daß er nicht von den Trägern der Sänften zu Boden geworfen wurde, die selbst den Pferden, den Läufern und den ungeheuren Windhunden, die damals dem Wagen jedes anständigen Mannes voran rennen mußten, auszuweichen bemüht waren und daher dicht an den Häusern hinstrichen. Das Spaßhafteste waren die betrübten Gesichter der Unglücksvögel, die trotz ihres vorsichtigen Ganges von oben bis unten mit Koth, so schwarz und stinkend, wie man ihn nur in Paris findet, bespritzt worden, und die nun, in ihrem steifen Kostüm, worin sie schon so verlegen ausgesehen hatten, einen noch viel komischeren Aufzug machten.

Besonders groß war das Gewühl in der Umgegend des Palais Royal, wo auch das Opernhaus lag. Mit Staunen sah man vor einem kleinen bescheidenen Hause in der Straße des Bons-Enfans eine Reihe von Kutschen halten. Weder Schweizer noch Hauswart befand sich an der Thür, um die herbeieilenden Gratulanten zu empfangen; nur ein schlichter Thürhüter stand da, der, über diesen außerordentlichen Zudrang ganz erstaunt, den sich vorstellenden Personen mit dummer plumper Miene zur Antwort gab: „Der Herr Ritter ist nicht zu Hause; wollen Sie sich aber um 3 Uhr wieder herbemühen, so wird er gewiß da seyn, denn um diese Stunde pflegt er immer zu essen." Die vornehmen Laquaien lachten ihm ins Gesicht, und die anderen Personen zuckten die Achseln, als ihnen der Thürsteher auf das Verlangen, ihnen die Liste zur Einzeichnung ihrer Namen zu reichen, erwiederte, daß er niemals Papier bei sich gehabt habe, weil er weder lesen noch schreiben könne. Verdrießlich über alle diese Fragen und am meisten über den Eindruck, den seine Antworten machten, hatte sich unser Portier endlich im Hintergrunde seiner Loge zusammengekauert und schnauzte nun jeder Figur, die sich seinem Fenster näherte, mit ärgerlichem Tone ein „er ist nicht da" entgegen, welches selbst die Kühnsten zurückschreckte. Nur ein stattlicher junger Mann von höchstens 16 oder 17 Jahren, hohem Wuchs und schlanker, feiner Gestalt begnügte sich mit dieser lakonischen Antwort nicht, sondern wollte wissen, um welche Zeit der Ritter zu Hause seyn würde. Des Kicherns noch eingedenk, das über die Anzeige der Stunde, um welche der Herr Ritter gewöhnlich seine Suppe zu essen pflege, entstanden war, hielt der Thürhüter es für klüger, zu antworten, daß er das nicht wisse, und der arme junge Mann zog sich ganz bestürzt zurück. Seit einem Jahr hatte ihm der Wunsch, den Ritter Gluck von Angesicht zu Angesicht zu sehen, keine Ruhe gelassen; diese Sehnsucht war ihm endlich das unveränderliche Ziel aller seiner Gedanken geworden, und er hatte den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, den berühmten Komponisten, obgleich dieser ihn nicht kannte, geradesweges aufzusuchen und ihn um seine Gunst und um Belehrung in der Kunst der Composition zu ersuchen. Aber mit dem bloßen Plan war es nicht abgethan: er mußte ihn auch ausführen, und schon sehr lange hatte er den Besuch, den er dem Ritter abzustatten gedachte, immer von einem Tag auf den anderen verschoben. Seine natürliche Schüchternheit und die an Enthusiasmus gränzende Bewunderung, welche er für den Verfasser des „Orpheus" und der „Alceste" hegte, hinderten ihn stets daran, jenen Schritt zu thun. Das Herannahen des Neujahrstages aber hatte ihm endlich Muth gemacht; er nahm sich zusammen, wie man zu sagen pflegt, und begab sich nach der Wohnung des Mannes, vor dem er solche Scheu hatte, und nach dessen Gegenwart ihn doch so sehr verlangte. Schon am Abend vorher hatte er sich auf diese wichtige Unterredung physisch und moralisch vorbereitet, indem er zuerst seine Garderobe musterte, — eine Arbeit, die nicht viel Zeit erforderte — und sich dann eine prächtige Anrede vormurmelte, von der er, als Einleitung zu dem Gespräch, die schönste Wirkung hoffte. „Mein Herr", wollte er zu ihm sagen, „ich bin ein armer junger Mann, ein enthusiastischer Verehrer Ihres bewundernswürdigen Talents; ich verdanke meine Bildung den Meisterwerken, mit denen Sie die Französische Bühne bereichert haben, und ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, den unsterblichen Schöpfer dieser Werke kennen zu lernen. Vielleicht werden Sie meinen lebhaften Wunsch, mich in einer Kunst zu versuchen, deren Gränzen Sie erweitert haben, als Entschuldigung für meine Verwegenheit dienen lassen, wenn ich mich erdreiste, Sie um einigen Rath, um einige Anleitung bei meinen ersten Schritten auf der von mir eingeschlagenen schwierigen Laufbahn zu ersuchen." Meiner Treu, sagte unser junger Mann zu sich selbst, diese Worte scheinen mir ganz wohl gesetzt, und der Ritter Gluck wird nicht verfehlen, mir darauf zu antworten: „Junger Mann, ich liebe solche edle Begeisterung; sie ist ein Vorzeichen von dem glücklichen Erfolg, der Ihrer in der Kunst harrt, die Sie begriffen zu haben scheinen; kommen Sie nur, ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie in die Geheimnisse der Composition einzuweihen." Und ich werde zu ihm gehen, er wird mir Billets zu seinen Opern geben und mich selbst welche komponiren lassen, sie werden mir gelingen, und ich werde dereinst ein großer Tonkünstler seyn. Von solchen wonnigen Phantasieen wurde unser Kunstjünger am 31. Dezember 1778 in Schlaf gewiegt.

Am folgenden Morgen eilte er, frisirt, pomadirt, gepudert und geputzt, schwebenden Schrittes nach der Straße des Bons-Enfans. Wir haben gesehen, wie der Thürhüter ihn mit seinem „er ist nicht da" und „ich weiß es nicht" abfertigte, und wie diese Worte unseren armen jungen Mann zu Boden schlugen. Alle seine Hoffnungen sah er vernichtet, und mit schwerem Herzen und gesenktem Haupt trat er den Rückweg nach seiner stillen Wohnung an. Er dachte nicht mehr daran, wie beim Hingehen, sich vor den Kutschen, Sänftenträgern und Fußgängern in Acht zu nehmen, die er alle Augenblicke in ihrer Eil aufhielt. Die Blicke auf den Boden geheftet, sah er nichts von dem, was um ihn herum vorging, schlenderte maschinenmäßig weiter, wurde herüber und hinüber gedrängt und gestoßen, und befand sich oft mitten im Rinnstein, wenn er dicht an den Häusern entlang zu gehen glaubte. Bald aber ward er durch den mehrmals wiederholten Zuruf: „He da! in Acht genommen!" aus seinen Träumereien gerissen; er wendet den Kopf um und sieht sich fast schon unter den Hufen zweier schnaubenden Rosse, die ein dicker Kutscher nicht länger zurückzuhalten vermochte, und die eben im Begriff waren, ihm über den Leib zu gehen. Er will nach vorn hin fliehen, aber es ist unmöglich, eine andere Kutsche kommt ihm beinahe in derselben Richtung entgegen; zum Glück erblickt er zu seiner Rechten eine Portechaise, deren Fenster offen ist, und da es ihm an Behendigkeit nicht fehlt und der Schreck ihm eine Geschicklichkeit verleiht, deren er sich sonst nie fähig geglaubt hätte, so stürzt sich unser junger Mann, mit dem Kopf voran, durch die Oeffnung in die Sänfte, klammert sich mit beiden Händen an den Kragen des Inhabers derselben an, zieht seinen übrigen Körper schnell in die enge Maschine nach und setzt seine beschmutzten Füße dem rechtmäßigen Eigenthümer dieses so mir nichts dir nichts erstürmten Aufenthalts auf die in hellrothen Beinkleidern steckenden Kniee. Der Angegriffene schreit laut: „Zu Hülfe, zu Hülfe! ich werde verstümmelt! ich bin verloren!" Die Träger, dieser Verstärkung ihrer Last nicht gewärtig, lassen die Portechaise auf ihre vier Füße hinplumpen, und die beiden Insassen, die sich stracks zurückbeugen, um nicht mit ihren Köpfen gegen einander zu stoßen, kommen jetzt in eine Stellung, in der sie sich einen Augenblick beschauen können. „Ach du mein Gott, Monsieur Mehul!" „„Monsieur Vestris!"" Das gab eine der komischsten Entdeckungs-Scenen. Mehul erzählte dem alten Vestris, wie er der Gefahr entgangen, zermalmt zu werden, und um seine Aufmerksamkeit von der Unordnung abzulenken, die er in der glänzenden Toilette des Tänzers angerichtet, wirft er sich ihm an den Hals, nennt ihn seinen Befreier, versichert ihm, daß er ohne ihn ein Kind des Todes gewesen wäre, und was der-

gleichen mehr ist. Der alte Tänzer läßt ihn gewähren, ja, er fängt an, sich zu brüsten, und nimmt alle Danksagungen, die der junge Musiker an ihn verschwendet, wohlgefällig entgegen.

„Mein geliebter Freund, ich bin ganz enchantirt, Ihnen das Leben gerettet zu haben und Ihr Befreier zu seyn; das ist mir noch niemalen begegnet, einem Menschen das Leben zu retten, und ich will Sie vor meinen Freunden präsentiren, welche heute bei mir ein Diner einnehmen werden. Sie gehen nach Hause, machen andere Toilette, und ich erwarte Sie Schlag drei Uhr, weil ich heute Abend tanze." Mehul geräth hierüber in die größte Verlegenheit, weil er nur einen einzigen Galla-Rock besitzt, und den hat er an; er schlägt also die Einladung aus. „Nimmermehr, nimmermehr", erwiedert Vestris, „ich muß diesen Herren und Damen einen so braven jungen Mann zeigen, dessen Leben ich so glücklich war zu retten, und sie werden enchantirt seyn, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie finden Monsieur Noverre, Monsieur Dauberval, Mademoiselle Guimard, Mademoiselle Hanel, Monsieur Legros, Monsieur Larrivee, Mademoiselle Levasseur und überhaupt alle Personen, welche in der neuen Oper tanzen und singen sollen, die man probiren wird, und die von dem Chevalier Gluck ist." Als Mehul diesen zauberischen Namen hört, zaudert er nicht einen Augenblick, die Einladung anzunehmen. Vestris wird ihm schon ein anderes Kleid leihen. Man verspricht den Trägern ein gutes Trinkgeld, und sie machen sich auf den Weg. Mit Mühe schleppen sie die Sänfte fort, in welcher der Gerettete noch immer auf den Knieen seines Befreiers hängt; zum Glück ist der Weg nicht lang. Vestris wohnt auch in der Nähe des Opernhauses, und man langt ohne Fährlichkeit in seinem Hause an.

Nachdem der alte Tänzer den jungen Musiker mit einigen Kleidungsstücken versorgt hatte, so gut als er sie besaß, aber immer noch sauberer als die, welche Mehul trug, stellte er ihn allen seinen Kameraden als einen jungen sehr hoffnungsvollen Mann vor, den er in einem Hause, wo er Stunden gab, kennen gelernt, und den er so eben mit eigener Lebensgefahr dem Tode entrissen habe. Mehul läßt ihn reden und vergrößert noch das Lob, welches Vestris seinem eigenen Muthe zu spenden nicht umhin kann. Die Männer beachten den Tonkünstler nicht sehr, einige von den Damen aber werfen ihm freundliche Seitenblicke zu, denn er hat ein gewandtes Aeußere und weiß sich in seinen geliehenen Kleidern ganz gut zu benehmen.

Da indeß der größere Theil der Gäste in der heutigen Vorstellung zu spielen hatte, so dauerte das Diner nicht zu lange. Man trennt sich bei guter Zeit; ehe aber Mehul seinen Wirth verläßt, nimmt er ihn bei Seite und sagt zu ihm: „Mein lieber Herr Vestris, Sie können mir einen großen Dienst leisten, ich muß durchaus mit dem Ritter Gluck sprechen; erzeigen Sie mir die Güte, mich ihm vorzustellen." „„Hm, mein lieber Freund, das ist nicht so leicht; Herr Gluck arbeitet noch an seiner Oper und empfängt Niemanden. In einiger Zeit aber, nach einem Monat, wenn er in seiner Arbeit weiter vorgerückt seyn wird, wenn ich zu ihm gehen werde, um mir die Musik zu den Tänzen zu holen, verspreche ich Ihnen, Sie einmal mitzunehmen."" Mehul ist vor Freuden außer sich, er ergießt sich in Danksagungen und fällt dem alten Tänzer einmal über das andere um den Hals. Dieser schreibt seine Entzückung nur der Erkenntlichkeit dafür zu, daß er ihm das Leben gerettet, und der junge Musiker eilt, von neuen Hoffnungen und neuen Träumen seines Glückes erfüllt, nach seiner bescheidenen Wohnung zurück.

Von dem Augenblick an ging er bei dem Tänzer, seinem Gönner, aus und ein, war ganz Gefälligkeit für ihn, begleitete seine Proben auf dem Klavier, klatschte ihm Beifall, schmeichelte ihm und erinnerte ihn von Zeit zu Zeit an sein Versprechen. So vergingen zwei Monate. Mehul fing an zu fürchten, daß er niemals zum Ziel seiner Wünsche gelangen würde. Da fand er eines Tages, als er wie gewöhnlich Vestris besuchte, den Tänzer krank in seinem Bett, ganz bleich, entstellt und fiebernd. „Ach, Sie sind es, mein junger Freund, wie bin ich erfreut, Sie zu sehen; ach, ich bin ein Mann des Todes. O, wenn Sie wüßten, wie es mir geht." „„Ei, mein Gott was ist denn geschehen"", versetzte Mehul. „Ach, mein theurer Freund, der schändliche Gluck, das Ungeheuer, hat meinen Untergang geschworen, ich bin entehrt, er will nicht, daß ich in seiner Oper tanzen soll." „„Und warum nicht?"" „Perchè? Er hat mir ein abscheuliches, schauderhaftes Ballet komponirt, zum Ohrenzerreißen, und da ich nun um ein hübscheres bitte, sagt er zu mir, ich sey ein Esel! Ich, Vestris! Ich verstände nichts davon, ich müßte nach seiner höllischen Musik tanzen, oder er würde ohne mich fertig werden." „„Wie ist denn aber dies Ballet?"" „O, es ist ein Gräuel. Zimbeln werden im Orchester ganz allein geschlagen, und Violinen kreischen zum Entsetzen. So etwas ist doch nimmermehr hübsch. Und das ist noch nichts, ich wollte heute früh in der Probe danach zu tanzen versuchen, ich hatte mir ein prächtiges Pas ausgedacht, da will der brutale Deutsche mich nicht einmal fortfahren lassen. Was ist das, sagt er, tanzen so die Wilden? Der Mann will, ich soll wie ein Wilder tanzen, ich, der erste Tänzer der Welt; er will, ich soll dem Monsieur Larrivee und dem Monsieur Legros Furcht einjagen, die in Ketten in einem Winkel sitzen und nach dem Divertissement getödtet werden sollen. Das thue ich nimmermehr. Ganz krank vor Zorn lief ich aus dem Theater fort; aber morgen gehe ich zu ihm, und da will ich ihn schon zwingen, mir ein anderes Ballet zu machen. Ich will ihm gehörig die Wahrheit sagen und ihm beweisen, daß man einen Tänzer von meinem Verdienst, der in der ganzen Welt nicht seines Gleichen hat, nicht ungestraft respektwidrig behandelt. Ich wünschte, die ganze Welt wäre in seinem Kabinet und hörte mit an, wie ich ihm den Vorzug meiner Kunst vor der seinigen demonstriren werde. Leider aber wird Niemand da seyn, doch ich will es ausposaunen lassen." „„Nun"", unterbrach ihn Mehul, „„wenn Sie einen Zeugen wollen, so begleite ich Sie."" „O per Dio! das ist wahr, mein lieber Freund; kommen Sie morgen vor zwölf Uhr, mich abzuholen, und Sie sollen sehen, wie ich den groben Deutschen abtrumpfen will; ich werde mich nicht vor ihm fürchten. Adieu, auf morgen. Ich will sehen, daß ich schlafen kann, um wieder zu Kräften zu kommen, denn der Schimpf von heute früh hat mich ganz todt gemacht, ich kann nicht mehr."

Mehul empfahl sich schnell und war am folgenden Mittage wieder da. Vestris hatte jedoch schon vor einer Stunde sein Haus verlassen; der Musiker glaubt, er sey voran gegangen zu Gluck, und eilt nach der Wohnung des Letzteren. Er steigt die Treppe hinauf, klingelt, und eine Magd öffnet ihm. Gluck arbeitet und nimmt Niemand an; Mehul besteht darauf; die Magd weist ihn wiederholentlich zurück; da erscheint eine Dame von ziemlich wohlbeleibtem Körperbau und von offenem freimüthigen Antlitz. Sie fragt nach der Ursache des Wortwechsels. „Madame", versetzt Mehul schüchtern und mit heftig pochendem Herzen, „Herr Vestris hatte mich zu sich bestellt, um ihn zu Herrn Gluck zu begleiten; ich dachte, er sey mir hierher vorausgeeilt, und ich . . . . ." „„Und Sie wollen auf ihn warten"", fiel ihm die starke Dame mit einer unverkennbar Deutschen Aussprache ins Wort; „„wenn es weiter nichts ist, mein Herr, so kommen Sie nur mit."" Sie führte ihn in ein großes schön möblirtes Zimmer, in welchem ein herrliches Portrait der Königin hing. Nachdem er einen Augenblick geschwiegen, wagte Mehul zu fragen: „Und Herr Gluck?" „„Mein Mann"", sagte die Dame. „O, Sie sind Madame Gluck! Ach, Madame, wie dankbar bin ich Ihnen für Ihren gütigen Empfang." Die gute Frau weiß nicht, wodurch sie sich diesen Dank verdient hat; aber ihr ganzes Wesen athmet so viel Wohlwollen, flößt solches Vertrauen ein, daß Mehul ihr bald Alles mittheilt; er erzählt ihr von seinem Enthusiasmus, von der Mühe, die er sich gegeben, um zu Gluck zu gelangen, und wie er sich heute für den glücklichsten Menschen schätze, den Schöpfer so vieler Meisterwerke zu sehen. Die gute Deutsche hört ihm mit Theilnahme zu. Indessen verstreicht die Zeit, Vestris läßt sich nicht blicken, und Mehul merkt, daß die Unterhaltung zu stocken anfängt, denn er hat schon seine ganze Geschichte erzählt, und Madame Gluck, die überdies nicht viel Französisch versteht, hat ihm nicht besonders viel zu sagen. „Mein Gott", ruft er plötzlich mit betrübter Miene, „so wird es doch am Ende heut nicht seyn sollen!" „„Hören Sie"", erwiedert Madame Gluck, „„er arbeitet zwar, und in solchen Augenblicken darf ihn Niemand stören. Sie können ihn also nicht sprechen, aber wohl sehen; wenn Ihnen das genug ist."" „Ach, Madame, das ist zu viel Glück", antwortet der junge Künstler. Madame Gluck öffnet nun leise eine Thür, schiebt den jungen Mann hinein, macht hinter ihm zu und läßt ihn vor einer großen Spanischen Wand zwischen der Thür und zwischen Gluck's Fortepiano stehen. Wer vermöchte, wenn er es nicht schon einmal selbst gefühlt hat, die Bewegung zu schildern, die in einem jugendlichen, ganz von Kunstliebe erfüllten Herzen vorgeht, wenn es in die Nähe eines genialen Geistes kommt! —

(Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Cap. Roß Entdeckungsreise nach dem Nordpol.

(Schluß.)

— Aus verschiedenen, im vorliegenden Werke zerstreuten Notizen läßt sich, obgleich dies nicht ausdrücklich bemerkt ist, entnehmen, daß man gar bald sich dazu entschloß, das Schiff zu verlassen. Schon am 12. Oktober heißt es: „Das Lostakeln und Stauen an der Küste begann, und es wurde eine Kette zweimal um die Mitte des Fahrzeuges herumgespannt. Es war nämlich unsere Absicht, das Schiff zu senken, oder vielmehr, da es von selbst, in Folge einiger Lecke, sinken mußte, dafür zu sorgen, daß es wieder gehoben werden könnte, im Falle irgend ein anderes Fahrzeug später einmal hierher käme, während es doch sowohl gegen die Winde, Wogen und das Eis, als gegen die Eskimo's geborgen läge." An einer anderen Stelle gegen das Ende Februars lesen wir: „Die Dicke des Eises um das Schiff herum war von der Beschaffenheit, daß wir alle Hoffnung vereitelt sahen, dasselbe wieder frei zu machen, selbst wenn wir noch einige Zeit auf demselben ausharren wollten, was jedoch nach unseren Vorräthen an Lebensmitteln und dem Gesundheits-Zustande unserer Mannschaft von selbst unmöglich war."

Früh im April wurden bereits die Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Man beschloß, mit einem Theile des Proviants und den Böten eine Strecke weit vorwärts zu ziehen und sie daselbst einstweilen zu verwahren, um hernach die Abreise desto leichter und schneller vollziehen zu können. Uebrigens war das Fortschaffen des Gepäckes über das holperige Eis mit vielen Schwierigkeiten verbunden, so daß die Mannschaft einmal dem Capitain vorschlug, die Böte sämmtlich im Stiche zu lassen, was indeß weiter nicht berücksichtigt wurde. Um unseren Lesern einen Begriff von diesen Beschwerlichkeiten und Mühseligkeiten zu geben, dürfen wir nur Folgendes herausheben:

„Wir begannen, trotz des unangenehmen Windes und des Schneegestöbers, unseren Marsch mit der Frühe des Tages, indem wir unser zweites Boot und den Proviant-Schlitten mitnahmen; nachdem wir hierauf das vorausgeschickte Boot von gestern erreichten, zogen wir noch mit dem Ganzen etwas weiter vorwärts, bis acht Uhr, wo wir uns genöthigt sahen, ein Zelt aufzuschlagen. Unser Fleisch war unterdessen so hart gefroren, daß wir dasselbe oft mit einer Säge zerschneiden mußten und es nicht anders zum Aufthauen bringen konnten, als indem wir es in unsere warmgemachten Kokosnüsse hineinlegten: dazu bedurfte es immer einer ziemlichen Masse von Heizungsmitteln. In kurzer Zeit hatte ein stürmendes Schneegestöber unsere Hütte überzogen und wir sahen uns zu unserem Leidwesen von einer spitzigen in's Meer auslaufenden Felsengruppe eingeschlossen, an der das Eis bis zu einer Höhe von funfzig Fuß aufgethürmt war."

„An dem folgenden Tage konnten wir wiederum wegen eines heftigen Windes nicht weiter vorrücken, und wir beschlossen, unsere Böte in Sicherheit zu bringen und wieder zu unserem Schiffe zurückzukehren.

Das ganze Resultat unseres Marsches war demnach, daß wir hundertundzehn Meilen hin und her gelaufen waren, während wir nicht mehr als achtzehn Meilen in gerader Richtung zurückgelegt hatten."

Am 29. Mai wurde endlich das Schiff verlassen; man schlug zuerst die Richtung nach dem Strande der „Fury" ein, in der Hoffnung, daselbst noch Lebensmittel aufzufinden u. s. w.

„Wir hatten nunmehr Alles an der Küste in Sicherheit gebracht, was uns im Falle unserer etwanigen Rückkehr von Nutzen seyn, oder doch wenigstens den Eingebornen einmal zu Statten kommen könnte. Demnach wurden die Flaggen gehißt und an den Mast angenagelt; wir tranken zuletzt noch auf das Wohl unseres armen Schiffes zum Abschiede, und nachdem ich am Abend die ganze Mannschaft außerhalb des Schiffsraumes gesehen, sagte ich selbst der „Victory", die immer ein besseres Schicksal verdient hätte, mein Lebewohl. Es war, als trennten wir uns von einem alten Freunde, und ich konnte nicht die Stelle verlassen, wo das Fahrzeug unsichtbar zu werden anfing, ohne vorher noch eine Skizze von dieser traurigen Einöde zu entwerfen, die uns desto trübseliger und melancholischer erschien, als wir hier die Heimath unserer letzten Jahre einsam und hülflos in unbeweglichem Eise erstarrt, verlassen mußten."

— Am 1. Juli kamen unsere Reisenden am Strande der „Fury" an, wo sie eine Art von schlechtem Wohngebäude errichteten und hierauf die Böte der „Fury" ausbesserten. Am 1. August brach das Eis auf, die Böte wurden mit Proviant auf zwei Monate ausgerüstet und mit Bettzeug und anderen nothwendigen Dingen versehen, worauf denn die Weiterreise angetreten ward. Sie verfolgten ihren Weg mit verschiedenem Glücke, bis sie, erst in der Mitte Septembers, die Verbindung der Barrow's-Straße und der Prinz-Regent-Einfahrt erreichten; aber hier fanden sie eine zusammenhängende feste Masse Eises, die für diese Jahreszeit keine Hoffnung zum Ausbrechen mehr übrig ließ; endlich nach vielen Anstrengungen waren sie genöthigt, ihre Böte in der Batty's Bay in Sicherheit zu bringen und noch einmal für einen Winter oder vielmehr für noch ein Jahr zu dem Strande der „Fury" zurückzukehren.

Dieser Winter verging ohne besondere Merkwürdigkeiten, gleich wie der zuletzt verflossene. Am 10. Februar (1833) starb der Schiffszimmermann. Der Capitain bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Die Unmöglichkeit, unsere Körperkräfte regelmäßig zu üben, der Mangel an hinreichender Beschäftigung, die kargen und immer mehr verkürzten Rationen, und endlich die unvermeidliche Niedergeschlagenheit, die dieses traurige, melancholische, einförmige und wüste Schnee- und Eisland hervorbrachte, alles dies vereinigte sich, um unsere Gesundheit im höchsten Grade zu erschüttern. Herr Thom war bereits krank, meine alten Wunden fingen an, wieder aufzubrechen und Schmerzen zu verursachen, und zwei von der Mannschaft hatten mit dem Skorbut so heftig zu kämpfen, daß ihre Wiederherstellung höchst bedenklich erschien."

— Im April begannen wieder die Vorbereitungen für die nächste Abreise. Gegen das Ende Juni's war man mit den Zelten und Vorräthen schon einige dreißig Meilen vorwärts gekommen. Am 8. Juli endlich war Alles bereit. „Es schien nun", sagt der Capitain Roß, „der Augenblick zu seyn, wo wir die traurige Gegend für immer verlassen sollten. Trotzdem waren unsere Hoffnungen noch mit banger Furcht vermischt; noch mußten wir mit Angst erwarten, daß wir genöthigt werden könnten, noch einmal und zwar zu unserer größten Verlegenheit und Verzweiflung wieder hierher zurückzukehren."

Unterdessen waren drei Leute von der Mannschaft krank geworden, die gar nicht mehr von der Stelle gehen konnten; Andere erhielten sich zwar noch im Gange, waren aber nicht im Stande, mit Hand an die zu ziehenden Schlitten zu legen. Am 12ten kamen sie zu ihren Böten in der Batty's Bay. Hier wurde jeder Wechsel der Luft, jeder Regenschauer und jede Bewegung des Eises eine Quelle ängstlicher Bekümmerniß. —

„Am 14. August wurde zum ersten Mal ein Wasserpfad bemerkt, der nordwärts hinführte. Sogleich, um vier Uhr des Morgens, wurden Alle dazu gebraucht, um das Eis zu behauen, das die Küste versperrte, und als die Fluthzeit eingetreten war, ließen wir die Böte vom Stapel, schifften die Lebensmittel und die Kranken ein, und um acht Uhr waren wir unterwegs."

„Es war nun unser Bemühen, zu vergessen, daß wir uns vor einem Jahre in den nämlichen Umständen, an dem nämlichen Orte befanden; wir fühlten, daß die Zeit gekommen war, wo wir alle unsere Anstrengungen verdoppeln mußten, um endlich mit Erfolg gekrönt zu werden; wir hofften mit Sicherheit, bald die ganze Straße offen vor uns zu sehen, und mit unserem kleinen leichten Fahrzeuge bei günstigem Winde schnell durch die Bucht hinaus zu segeln und auf unsere Heimath zuzusteuern."

„Wir umfuhren bald die nördliche Spitze der Batty's Bay, und indem wir eine Wasserstraße fanden, durchkreuzten wir die Elwin's Bay um Mitternacht; am 16ten erreichten wir die Stelle, wo wir am 28. August im vergangenen Jahre unsere Zelte aufgeschlagen hatten. Der ganze Unterschied belief sich demnach bloß auf zwölf Tage; hätten wir nun diese wenigen Tage ungenutzt verstreichen lassen, so würden wir unbedingt genöthigt worden seyn, zu unserem größten Unglücke wieder in unser voriges Winterquartier zurückzukehren."

„Wir fanden hier keinen Durchgang nach Osten, aber die Wasserstraße zog sich noch immer weiter nördlich hin. Je mehr wir vorwärts schritten, desto mehr wuchs das freie Wasser der Breite nach, und um acht Uhr des Abends erreichten wir unsere frühere Stellung am nordöstlichen Vorgebirge von Amerika. Von dem Hügel aus erblickten wir, daß das Eis gegen Norden und Nordosten von der Beschaffenheit war, daß man dasselbe leicht passiren konnte; indeß wagten wir uns des Nachts wegen des heftigen Windes nicht hindurch und ruhten uns hier ein wenig aus."

„Um drei Uhr des Morgens schifften wir uns wieder ein, indem wir einen kurzen Bericht von unseren Reise-Begebenheiten an derselben Stelle zurückließen, wo wir schon früher einen verborgen hatten. Es war Windstille und wir ruderten fort nach Osten, bis wir zu Mittag durch die einzelnen Zwischenräume einer Eismasse hindurchdrangen, die sich eine Meile nordwärts erstreckte. Ein Südwind, der sich erhob, setzte uns in Stand, dieselbe zu umfahren; hierauf fanden wir das Wasser offen, so daß wir um drei Uhr des Nachmittags die östliche Küste der Straße erreichten. Auf diese Weise hatten wir in wenigen Stunden das ausgeführt, was wir früher durch mehrere Tage vergeblich versucht und was in einem der vergangenen Winter wohl auch keineswegs auszuführen möglich gewesen wäre."

„Gewöhnt an den Anblick des Eises, an seine Rauhigkeit und undurchdringliche Festigkeit, fühlten wir uns jetzt gleichsam von einem Zauberstabe berührt, als wir auf einmal die solide starre Masse des Oceans, die uns so viele Jahre gefesselt hielt, vor uns verschwunden und plötzlich in leichtes flüssiges, schiffbares Wasser umgewandelt sahen. Fast hatten wir vergessen, was das hieße, im freien Meere sich bewegen, und es machte uns Mühe, uns zu überzeugen, daß wir endlich hier als Seeleute in unserem Elemente waren, daß unser Fahrzeug frei auf den Wellen unter uns schwebe und daß es, sobald nur günstige Winde wehen, immer nach unseren Befehlen und Winken sich richtet."

Es wurde einige Tage hinter einander fort gearbeitet; hierauf ruhte man an der Küste aus, als auf einmal der Mastwächter am Osten ein Segel auf dem offenen Meere erblickte.

„Es ward keine Zeit verloren: die Böte wurden losgebunden und man gab zu wiederholten Malen Signale, indem man angefeuchtetes Pulver anzündete; um sechs Uhr vollendeten wir unsere Einschiffung und verließen unseren kleinen Hafen. Unser Vorschreiten war langweilig, in Folge der abwechselnd eintretenden Windstillen und der leichten nach allen Richtungen hin wehenden Lüfte; indeß steuerten wir immer auf das Fahrzeug zu, und wäre dasselbe ruhig liegen geblieben, so hätten wir es auch bald erreicht. Unglücklicherweise aber erhob sich gerade ein starker Wind, worauf das Schiff alle Segel ausspannte, um südostwärts zu fahren; so blieb denn unser Boot, das am meisten vorgeschritten war, hinter jenem zurück, während die zwei anderen Böte immer mehr gegen Osten hin steuerten, in der Hoffnung, dasselbe zu durchkreuzen."

„Um zehn Uhr erblickten wir noch ein anderes Fahrzeug gegen Norden, das anfangs auf unsere Böte zu warten schien, und wir dachten schon, daß wir von demselben gesehen wurden. Indeß zeigte es sich bald, daß dies nicht der Fall war, da es schnell alle Segel beisetzte, um weiter zu steuern. Wir befanden uns jetzt in der ängstlichsten Lage, die wir je gekannt; wir wußten uns in der Nähe zweier Schiffe, die beide gleich fähig gewesen wären, unseren Leiden und Mühen mit einem Mal ein Ende zu machen, und doch sollten wir, wie es schien, zu keinem derselben hingelangen."

„Unterdessen war es nöthig, der Mannschaft Muth zuzusprechen, indem ich ihr von Zeit zu Zeit versicherte, daß wir das Schiff erreichen würden; glücklicher Weise trat bald eine Windstille ein, und wir waren so weit vorwärts gekommen, das wir um eilf Uhr dasselbe erblickten, indem es mit allen Segeln rückwärts steuerte, und hierauf unmittelbar ein Boot uns entgegen aussandte."

„Als es an uns herangekommen war, redete der zweite Steuermann, der dasselbe befehligte, uns an, indem er schon vermuthete, daß wir irgendwie verunglückt und unser Schiff verloren hätten. Nachdem wir dies bejahten, verlangte ich zu wissen, wie jenes Schiff heiße und drückte zugleich unseren Wunsch aus, von demselben an Bord genommen zu werden. Man antwortete mir, daß es die „Isabella" von Hull sey, die einmal vom Capitain Roß befehligt worden; hierauf versicherte ich, daß ich eben derselbe Mann wäre, von dem hier die Rede sey, und daß meine Leute die Mannschaft der „Victory" wären. Der erstaunte Mann betheuerte mir hierauf in seiner ersten Ueberraschung, daß ich bereits seit zwei Jahren todt sey. Indeß überzeugte ich ihn doch bald, daß das, was er für gewiß angenommen, nur eine vorzeitige Vermuthung war; da er schon an unserer verwilderten Gestalt, an unseren eingefallenen und ungeschorenen Wangen hätte sehen können, daß wir keine „Spaßmacher oder Betrüger" wären. Hierauf erfolgte denn eine herzliche Begrüßung im wahren Seemanns-Stile, und nach einigen natürlichen Fragen fügte er hinzu, daß die „Isabella" vom Capitain Humphreys befehligt werde; sodann ging er mit seinem Boote ab, um die Nachricht an Bord zu bringen, nachdem er mir vorher nochmals versichert hatte, daß wir sämmtlich schon längst aufgegeben worden wären, nicht bloß von ihm, sondern von ganz England."

„Wir zogen langsam hinter dem Boote her und näherten uns dem Schiffe, worauf der Steuermann aus dem Boote über Bord sprang, und in einer Minute befand sich die ganze Mannschaft am Takelwerke; wir wurden mit freudigem Jubelrufen begrüßt, als wir innerhalb einer Kabel-Länge angekommen waren, und mein altes, nunmehr vom Capitain Humphreys befehligtes Schiff nahm mich wieder an Bord, worauf uns Jener im herzlichsten Seemannstone bewillkommnete."

„Wir hätten kaum auf die milde Behandlungsweise Anspruch gemacht, die man uns hier zu Theil werden ließ; nicht leicht konnte man irgendwo eine Mannschaft von einem elenderen Aussehen finden, und ein Jeder von uns erkannte es selbst, daß unser Anblick ziemlich abstoßend seyn müsse. Wenn irgend Armuth und Elend die Hülfe und Stütze des Mitleidigen verdienten, so war gewiß Niemand derselben würdiger, als wir; wenn aber das scheußliche und abschreckende Aussehen des Dürftigen zu oft den Mildthätigen von sich entfernt hält, so befanden wir uns in dem Zustande, der gewiß abschreckender war, als der manches herumschweifenden Bettlers in Irland. Schmutzig, mit seit undenklichen Zeiten nicht geschorenen Bärten, in Lumpen von wilden Thieren eingehüllt und abgezehrt bis auf die Knochen, stach unsere Figur und Gestalt gewaltig gegen diejenigen ab, die uns hier von der wohlgekleideten und gutgenährten Mannschaft umgaben."

„Indeß war unter dieser bunten und lustig gelaunten Menge jeder ernste Gedanke unmöglich, und bald fühlten wir uns geneigt, über uns

selbst und über die von uns aufgeführte komische Scene zu lachen. Da war auch jeder Mann hungrig, ein Jeder wollte bald gesättigt seyn, Alle waren zerlumpt und mußten neu bekleidet werden; nicht Einer war, der nicht das Bedürfniß gehabt hätte, sich unmittelbar zu waschen, nicht Einer war da, dem sein langer Bart nicht entstellt und dem er nicht alles menschliche Ansehen genommen. Hier wollten Alle Alles auf einmal thun; es wurde gewaschen, angekleidet, der Bart geschoren und gegessen, Alles bunt durch einander, während man zu allem diesem noch unzählige Fragen gegenseitig zu richten hatte: über die Ereignisse der „Victory“, unsere Gefahren und Mühen, die Englische Politik und die neueren Europäischen Ereignisse seit vier Jahren. Indeß lief bei uns endlich Alles im Frieden ab. Die Kranken wurden bewirthet, die Matrosen aufgemuntert, und Alles war für uns geschehen und geleistet, was Menschlichkeit und Mildthätigkeit nur leisten konnten. Endlich brach die Nacht herein und verbreitete Ernst und Ruhe um sich her, und es war wohl nicht Einer unter uns, der nicht tief bewegt und mit der innersten Rührung Gott für die wunderbare Rettung gedankt, die er uns gesandt, und die uns vom Rande des Grabes auf einmal in die Mitte der Gesellschaft versetzte und von neuem ins Leben rief.“

„Nicht leicht aber konnten wir, die wir an ein kaltes Bett, an den harten Schnee und an die nackten Felsen einmal gewöhnt waren, hier in der Mitte aller Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten zum Einschlafen kommen. Ich war selbst genöthigt, das Bett zu verlassen, das man mir freundlich angewiesen, und hielt mich während der Nacht auf einem Sessel, und den übrigen meiner Begleiter erging es ebenfalls nicht viel besser. Es war eine Zeit erforderlich, um uns den plötzlichen Wechsel erträglicher zu machen und uns mit den alten Gewohnheiten und der Lebensweise der civilisirten Welt wieder auszusöhnen.“

A s i e n.

Die Frauenbäder im Orient.

(Aus der Voyage en Orient von Alph. von Lamartine.)

Im Orient gehen die Frauen ins Bad, wie bei uns auf den Ball; die Einladungen zu diesen Vergnügungen werden dort vierzehn Tage vorher gemacht. Die Gattin und die Tochter Lamartine's erhielten von der Frau und Tochter eines Arabischen Häuptlings in Syrien eine solche Einladung, und der Verfasser giebt nun auf den Grund der Beschreibung seiner Gattin folgende Schilderung davon:

„Die Bade-Säle sind öffentlich; aber stets wird den Männern der Zutritt bis zu einer bestimmten Stunde untersagt, und selbst ganze Tage lang ist ihnen dieser Zutritt nicht gestattet, wenn es sich von dem Bade für eine Braut handelt, gleich demjenigen, dem meine Frau und Tochter beiwohnten. Die Säle werden von Oben durch kleine Fenster mit gemaltem Glase schwach erleuchtet. Sie sind mit bunten Marmortafeln, die sehr künstlich gearbeitet sind, ausgelegt. Die Wände sind ebenfalls mit Marmor mosaikartig oder mit Maurischer Arbeit ausgelegt. Sie unterscheiden sich nach den verschiedenen Graden der Hitze; die ersten haben die Temperatur der äußeren Luft, dann werden sie wärmer und immer heißer, bis im letzten der Dampf des fast kochenden Wassers aus Bassins hervorströmt, und die Luft mit erstickender Hitze erfüllt. Im Allgemeinen befindet sich in der Mitte der Säle kein ausgehöhltes Bassin; nur aus Röhren fällt immerwährend das Wasser in kleiner Quantität auf den marmornen Fußboden. Da dasselbe stets durch Rinnen wieder abläuft, so ist es fortwährend neu und frisch. Denn was man im Orient Bad nennt, ist nicht eine völlige Untertauchung des Körpers, sondern nur eine allmälige, mehr oder weniger warme Besprengung und der Eindruck des Dampfes auf die Haut.“

„An jenem Tage waren zweihundert Frauen aus der Stadt (Bayrut) und Umgegend zum Bade eingeladen, und es befanden sich darunter auch mehrere junge Europäerinnen. Eine jede war in ein großes Stück weißer Leinwand gehüllt, welches das schöne Kostüm der Frauen ganz bedeckt, so oft sie ausgehen. Sie waren alle von ihren schwarzen Sklaven oder ihren freien Dienerinnen begleitet; je nachdem sie ankamen, vereinigten sie sich in Gruppen und ließen sich auf Strohmatten oder Kissen in der Vorhalle nieder. Ihre Dienerinnen nahmen ihnen darauf das Tuch ab, welches sie einhüllte, und nun erschienen sie in aller der reichen und malerischen Pracht ihrer Gewänder und Edelsteine. Das Kostüm ist nach der Farbe des Stoffs und nach der Menge und dem Glanze des Geschmeides verschieden; aber es ist sich gleich nach dem Schnitte der Kleider. Dieses Kostüm besteht in weitfaltigen Beinkleidern von Atlas, die am Gürtel durch ein Gewebe von rother Seide gehalten, und an den Fußknöcheln mit einem goldenen oder silbernen Armbande gebunden werden; in einem goldgestickten, vorn offenen Rock, der unter dem Busen zusammengeknüpft wird und diesen selbst nicht verhüllt, die Aermel sind an der Achsel eng und erweitern sich vom Ellenbogen bis zur Handwurzel; ein Hemde von seidener Gaze bedeckt den Nacken. Ueber diesem Kleide tragen sie ein Westchen von glänzendem Sammet, das mit Hermelin oder Marder gefüttert und mit Gold gestickt ist; die Aermel desselben sind ebenfalls offen. Die Haare sind in der Mitte des Kopfes gescheitelt; ein Theil fällt auf den Hals zurück, und die übrigen sind in Zöpfe geflochten, die, durch schwarzseidene, die Haare nachahmende Flechten verlängert, bis auf die Füße herabfallen. Kleine Gold- oder Silberschnüre hängen am Ende dieser Flechten und machen, daß sie am Körper herabfallen; außerdem ist der Kopf mit kleinen Perlenschnüren, mit Reihen von Goldmünzen und natürlichen Blumen, in großer Mischung und verschwenderisch geschmückt. Diese Art von barbarischem Luxus ist bei den jugendlichen Gestalten von funfzehn bis zwanzig Jahren von malerischer Wirkung; auch tragen manche Frauen auf der Mitte des Kopfes ein Mützchen von getriebenem Golde, in Gestalt einer umgestürzten Trinkschale, an welchem sich eine große Eichel mit Perlen befindet. Die Füße sind unbedeckt mit Ausnahme gelbledерner Pantoffeln, welche die Frauen im Gehen nachzuschleppen pflegen. Die Arme sind mit Armbändern von Gold, Silber oder Perlen bedeckt; den Hals schmücken Schnüre von Gold oder Perlen, die auf die offene Brust herabfallen.

Nachdem alle Frauen vereinigt waren, ließ sich eine rauhe Musik vernehmen; Frauen, in ein einfachrothes Gewand gekleidet, stießen schneidende Kehltöne aus, und bliesen auf Pfeifen oder spielten das Tamburin, und diese Musik dauerte den ganzen Tag hindurch und gab der Scene festlicher Heiterkeit den Charakter wilden Tumults und einer Art von Wahnsinn.

Als die Braut erschien, von ihrer Mutter und ihren jungen Freundinnen gefolgt, und mit einem so prächtigen Kostüme geschmückt, daß ihre Haare, ihr Hals, Nacken und Arme unter einem wogenden Schleier von Guirlanden, Goldmünzen und Perlen ganz verschwanden, bemächtigten sich ihrer die Bade-Dienerinnen und beraubten sie Stück für Stück ihrer Kleider, während auch die anderen Frauen durch ihre Sklaven entkleidet wurden. Nun begannen die verschiedenen Ceremonien des Bades. Unter den Tönen der nämlichen Musik und mit denselben Feierlichkeiten und noch auffallenderen Worten begab man sich aus einem Saale in den andern; man nahm die Dampfbäder und die Abwaschungen, — dann ließ man wohlriechende Wasser auf die Frauen strömen; endlich begannen die Spiele, und nun machten Alle mit verschiedenen Bewegungen und Tönen das Nämliche, was etwa ein Haufen Schüler thut, die man in einen Fluß führt, um zu schwimmen, sie bespritzten sich nämlich oder tauchten den Kopf in's Wasser, und jedesmal ertönte die Musik lauter und stärker, so oft diese kindischen Bewegungen von Neuem begannen und das Gelächter der Arabischen Mädchen erregten. Endlich wurden die Bade-Zimmer verlassen; die Sklavinnen flochten von Neuem die feuchten Haare ihrer Gebieterinnen, schmückten sie wieder mit den Hals- und Armbändern, bekleideten sie mit den seidenen Gewändern und den Westchen von Sammet, breiteten Kissen auf dem inzwischen abgetrockneten Fußboden, und brachten nunmehr in Körben und seidenen Beuteln die Eßwaaren — Backwerk und Konfitüren aller Art, worin die Türken und Araber Meister sind, — Sorbet und Eis, deren sich die Orientalen zu allen Tageszeiten zur Erquickung bedienen. Auch Pfeifen zum Rauchen wurden für die älteren Frauen herbeigebracht, und ein wohlriechender Rauch erfüllte den Saal; der Kaffee, der in kleinen Tassen aufgetragen wurde, welche in kleinen, durchsichtigen, mit Gold und Silber gezierten Gefäßen standen, hörte nicht auf die Runde zu machen, und die Unterhaltung belebte sich immer mehr; dann kamen Tänzerinnen, die nach den Tönen der schon erwähnten Musik Aegyptische Tänze aufführten und die langweiligen Bewegungen Arabischer Tanzkunst machten. Auf diese Weise wurde der ganze Tag hingebracht, und erst mit dem Beginn der Nacht begleiteten die Frauen die junge Braut zu ihrer Mutter zurück. Eine solche Bade-Feierlichkeit zu Ehren einer Braut pflegt gewöhnlich einige Tage vor der Hochzeit stattzufinden.“

M a n n i g f a l t i g e s.

— **Wieder ein neuer Kopernikus.** New-Yorker Blätter enthalten nachstehende Kundmachung: „Freunde und Mitbürger! Der Zweck der gegenwärtigen Mittheilung ist, Euch kurz diejenigen Veränderungen und Verbesserungen vorzulegen, welche ich mit der Theorie der Erde, von Capitain Symms, vorgenommen habe, nämlich: Die Erde ist hohl von Pol zu Pol und umschließt alle Planeten, welche das bilden, was gewöhnlich das Sonnen-System genannt wird. **Wir** bewohnen die **konkave** Oberfläche der Erde, von wo aus wir die erwähnten Planeten in ihren bestimmten Bahnen sich bewegen sehen. Die **konvexe** Oberfläche ist auch von einer **Raçe vernünftiger Wesen** bewohnt, und es ist eine kreisförmige Oeffnung an jedem Pol, deren Rand sich etwa unter dem 70sten Grade nördlicher und südlicher Breite befindet.*) Durch diese Oeffnung kann (**wie dies auch ohne Zweifel vor der Sündfluth der Fall war**) ein Verkehr zwischen den Bewohnern der inneren und äußeren Oberfläche hergestellt werden. Diese Theorie hat mit der des Capitain Symms nur die Annahme gemein, daß die Erde hohl und an den Polen offen ist. Es bleibt mir nur noch hinzuzufügen, daß ich bereit bin, auf alle Anfragen gelehrter Männer über diesen Gegenstand zu antworten, und dies geschieht nur in der Absicht, um den Gelehrten Gelegenheit zu geben, zu bestimmen, wie weit diese meine neue Entdeckung, hinsichtlich der Stellung des Sonnen-Systems und der Erde, haltbar ist. Ich werde jedoch nur die mit dem Namen des Einsenders versehenen Zuschriften berücksichtigen.

A. P. Brittingham.“

— **Bevölkerung der Französischen Kolonieen.** Auf Martinique: 34,498 freie Leute und 79,767 Sklaven, zusammen 114,260 Seelen. Auf Guadeloupe: 25,810 Freie und 99,039 Sklaven, zusammen 124,849 Seelen. Auf Bourbon: 30,651 Freie und 70,458 Sklaven, zusammen 101,109 Seelen. In Französisch Guiana: 4330 Freie und 18,201 Sklaven, zusammen 22,531. Am Senegal: 2970 Freie und 11,351 Sklaven. In Indien: 152,901 Freie, von welchen 151,702 Eingeborne und nur 1199 Europäer; keine Sklaven. Auf St. Pierre und Miquelon: 905 freie Personen.

Total-Summe: Freie Leute . . 252,060
Sklaven 278,786

Zusammen 530,846.

*) Schade, schade, daß Capitain Roß von dieser Entdeckung noch nichts gewußt hat, als er sich an dem bezeichneten Punkte befand. Er hätte die Durchfahrt zu den Bewohnern der Erd-Rinde vielleicht eher aufgefunden, als die von ihm vergebens gesuchte Nordwest-Passage.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Montag den 15. Juni 1835.

England.

Coleridge's Tischgespräche. *)

Trotz seines ausgezeichneten Talentes, hat Coleridge doch nur Fragmente als Proben der Stärke und Bedeutsamkeit desselben hinterlassen. Freilich ist es eine wunderbare Kette, eine Kette von Gold und Diamanten, die alle diese zerstreuten Fragmente verbindet. Dieselbe Philosophie zirkulirt in allen, der gleiche Gedanken-Fond läßt sich in Allem entdecken. Immer ist es der Kampf eines tiefsinnigen Gemüths gegen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, das Uebergewicht der inneren über die äußere Welt. Immer ist Coleridge's Blick auf die Wahrheit, auf das Gute und Schöne gerichtet, und Keiner hat dem modernen Materialismus und dem Skepticismus unserer Zeit einen stärkeren Damm entgegenzusetzen gewußt. Aber die Natur dieses seltsamen Geistes war, wenn wir so sagen dürfen, diskursiv; er hat kein einziges ganzes und vollständiges Werk hinterlassen — kein philosophisches System. Poet, Moralist, Metaphysiker, hat er viel mehr über alle Punkte seines und unseres Gesichtskreises, über alle Materien und Sujets lichtvolle Strahlen verbreitet, als das Ideal seiner Intelligenz in eigentlichem Sinne verwirklicht. Er war ein Geist, der eine Bahn, die der Asymptote nicht unähnlich genannt werden mag, verfolgte und sich dem Ziele, das er sich vorgesetzt, stets näherte, ohne es doch je erreichen zu können.

Sein Gespräch, das so sehr gerühmt wird, war, genau genommen, kein Gespräch. Man hätte es richtiger einen Monolog nennen sollen, der durch einzelne Antworten des Mitunterredners minder unterbrochen, als vielmehr im Gange erhalten wurde. Von einem Hin- und Herstreiten war gar keine Rede, sondern er ertheilte Orakel. Wenn er in einen Salon eintrat, auch in seinen eigenen, so war es, als wenn ein Eremit aus seiner Klause träte. Geblendet von dem Glanze des Lichts, von der Menge der Menschen, dem Lärmen und der allgemeinen Bewegung betäubt, so erschien er, seine Augenlider senkten sich, seine Augen schlossen sich zu: freilich nicht aus alberner Schüchternheit, aber die Wirklichkeit des Lebens schien unvermuthet und bewältigend auf ihn niederzufallen; er bedurfte einiger Augenblicke Ruhe, um sich zu fassen. Dann aber, sobald eine zufällige Bemerkung seine Gedanken anregte, ein Buch, ein Ereigniß, eine Anekdote den Genius der Rede in ihm weckte, sah man sein graues Auge aufflammen, den Wiederschein der Begeisterung sein Antlitz umleuchten und eine Art von geistiger Angst und Wehen sich auf seinen zusammengezogenen Zügen malen. Der Zauberstab hatte an den Felsen geschlagen, und die heilige Quelle sprudelte hervor. Ein Strom von Beredsamkeit, nicht gewaltsam oder stürmisch, sondern gleichmäßig und durch die Lieblichkeit des Ausdrucks und die Fülle der Einfälle so bedeutend, setzte die Zuhörer in Erstaunen. Die Dandys (es war Mode, Coleridge in dem kleinen Salon auf seiner bescheidenen Villa bei London zu hören) drängten sich mit der Miene der Verwunderung, ziemlich einfältig, um den neuen Propheten. Man mußte es sehen, wie die Leute aus der Provinz die großen dummen Augen aufrissen und sich fragten, wie so der kleine schwarze Mann mit den unordentlichen Haaren das Gespräch ganz allein führe. Literaten oder Gelehrte versuchten bisweilen, dem Redner einen Einwurf zu machen; sie wagten sich mit einzelnen Argumenten hervor, deren Trockenheit dann auffallend genug mit Coleridge's Feuer kontrastirte, und deren jedes sogleich vom Strome seiner herrlichen Worte mit fortgerissen wurde. Wenn man auch noch so sehr an ihn gewöhnt war und die Art und Weise seiner Rede genugsam zu kennen glaubte, immer wieder verlor man sich, man mochte wollen oder nicht, in den Verschlingungen des Labyrinthes, das er improvisirte, und worin er sich eben so gern selbst verlor; jede Bemerkung, welche die Freunde, die ihm zuhörten, laut werden ließen, war für ihn nur eine neue Gelegenheit, noch glänzender zu improvisiren, als vorher. Ideen und Bilder drängten sich in und an einander wie die Sterne der Milchstraße. Man fühlte sich durch einen Zauber gefesselt, der sich nicht beschreiben läßt; kaum versah man sich's, so hatte er schon wieder einen neuen Gegenstand vor, und im nächsten Augenblicke war die ganze Sphäre schon wieder eine andere. Er übte einen solchen Einfluß auf den Zuhörer aus, daß man ihn zu verstehen glaubte, oder vielmehr ihm folgen zu können hoffte, wenn er schon, von seiner Phantasie wie vom Hippogryph des Ariost emporgetragen, in den Wolken verschwunden war und sich in den Regionen des unverständlichsten Mystizismus erging. Man nahm für höchste, Alles überfliegende Weisheit, was in der That oft keinen Sinn hatte. Es muß gesagt werden, daß es ihm bisweilen begegnete, sich selber nicht zu verstehen, und dann gerade waren seine Zuhörer vom höchsten Enthusiasmus ergriffen. Man rieth hin und her, suchte einen vagen, aber großen Gedanken zu entdecken, der sich etwa im Halbdunkel der feierlichen Worte und der glücklichsten Metaphern blicken ließ. Diese Art von Conversation und das Vergnügen, das ein solcher Redner gewährt, gleichen den musikalischen Wirkungen der Harmonika. Es ist schwer, eine bestimmte Melodie herauszufinden und festzuhalten. Man denkt sogar nicht mehr an das Talent des Spielers. Eine unwiderstehliche magnetische Gewalt bemächtigt sich unserer. Eine Lust, für die es kein Wort giebt, durchdringt uns; Künstler und Kunst verschwinden, und die überwundenen Sinne sinken in Schlaf, eingewiegt von einer übermenschlichen Macht.

Allerdings kam in diesen fast dithyrambischen Conversationen eine Fülle von Geist und Witz und treffenden Bemerkungen zum Vorschein. Nie ist Einer mit seinen Gedanken so verschwenderisch umgegangen, nie hat sie Einer mit einer so eigenthümlichen Nachlässigkeit, mit so wegwerfender Freigebigkeit umhergestreut und verschleudert. Sein Sohn, ein Mann von Talent und mit der komischen Ader und dem Humor, den der Vater nicht besaß, reichlich ausgestattet, hat uns einige dieser Conversationen gesammelt, deren Authentizität außer Zweifel ist, und aus denen wir hier einzelne besonders interessante Auszüge mittheilen.

Man sprach von dem excentrischen Wesen Maturin's, des berühmten Verfassers mehrerer wilden Romane, von seinen wüsten Sitten, seiner Leidenschaft fürs Spiel, den Wein und die Weiber, und man hatte die Frage — ein Problem, das eben nicht oft zum Gegenstande philosophischer Betrachtung gemacht wird — aufgeworfen: Welches die eigenthümliche Natur oder, wenn man will, das wahre Temperament des Genies sey?

„Ich glaube, das erste Symptom des wahren Genies ist die Ruhe mitten in der lebendigen Thätigkeit des Daseyns und dem Wechsel der Erscheinung. Aus Allem, was uns die Zeitgenossen Shakespeare's, Milton's, Tasso's, Vako's über diese Männer mitgetheilt haben, sehen wir, daß sie wenig Werth auf den Beifall derer, die sie umgaben, legten, ihrer ruhmvollen Zukunft durchaus sicher waren und in diesem Bewußtseyn lebten. Es waren süße und zarte Charaktere. Die ersten Geister unserer Literatur sind immer bescheiden, still in sich gewesen. Lord Byron macht keine Ausnahme davon, trotz seiner Maske, die er vornahm; das war ein Scherz, eine Laune von ihm. Bei der Gräfin Guiccioli mußte man ihn sehen und in seiner Einsamkeit zu Ravenna. Unser alter Chaucer ist heiter, wie es sich für einen Erzähler guter und angenehmer Geschichten gehört. Die Süße und Lieblichkeit in Shakespeare's Wesen war allgemein bekannt; eben so Spencer's melancholische Anmuth. Milton besaß eine Herrschaft über sich, eine Fassung, die ...

*) Unter der Rubrik „Mannigfaltiges“ theilten wir bereits aus diesem vor kurzem in England erschienenen geistvollen Buche (Coleridge's Table talk) wenige Auszüge mit, die bei einigen Lesern den Wunsch erregten, noch Mehreres daraus zu kennen. Indem wir diesem Wunsche nachkommen, wollen wir hier zuvörderst noch einige Bemerkungen über C's. Leben voranschicken. Samuel Taylor Coleridge, einer der bedeutendsten Männer des neuern Englands, Zeitgenosse und Freund Southey's, Campbell's, Walter Scott's und Crabbe's, wurde zu Bristol im Jahre 1770 geboren. Sein Lehrer war der berühmte Doctor Bowyer, und die Freundschaft mit Southey wurde auf der Schule in Oxford geschlossen. Den Haupt-Impuls in geistiger Hinsicht erhielten Beide durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. In seiner Begeisterung für die bürgerliche und religiöse Freiheit, die er damals als unzertrennlich von der demokratischen Regierungsform betrachtete, entwarf er mit Southey und zwei oder drei anderen jungen exaltirten Leuten den Plan, nach Amerika zu gehen und dort an den Ufern des Susquehanna eine neue Gesellschaft zu gründen, die nach den Gesetzen einer Pantisokratie, d. h. Gleichheit Aller, regiert werden sollte. Wegen Mangel an Geld wurde indessen aus der Einschiffung nichts. Im Jahre 1794 ging Coleridge nach Alfoxton in Somersetshire. Hier lernte er Wordsworth kennen und schloß Freundschaft mit ihm. Der Selbstmord des jungen Chatterton regte ihn zu seinem ersten poetischen Versuch an. Im Jahre 1796 gab er einige Pamphlets gegen das Ministerium heraus und gründete ein Journal, der Nachtwächter betitelt. Es machte aber kein Glück. Als Sir Alexander Ball zum Gouverneur von Malta ernannt wurde, nahm dieser Coleridge als Secretair mit; nach seiner Rückkunft — er hatte mittlerweile eine Pension von der Regierung erhalten — hielt er öffentliche Vorlesungen über Shakespeare und über Poesie im Allgemeinen und versammelte ein sehr zahlreiches Auditorium um sich. Sein Ruf als ausgezeichneter Redner datirt von dieser Epoche. Dann erschienen „die Gewissensbisse“, eine Tragödie; die Sibyllinischen Blätter, gesammelte Gedichte; die literarische Biographie, Ansichten und Urtheile, fragmentarisch; der Freund, eine Sammlung von Beiträgen zur Moral; das Gedicht „Christabel“; ein Traktat über Kirche und Staat u. a. Auch war er es, der zuerst die Engländer auf die Schätze der Deutschen Literatur aufmerksam machte, und zu diesem Behufe Schiller's „Wallenstein“ übersetzte. Coleridge's demokratische Gesinnung und Ansichten haben sich nach und nach modifizirt und umgebildet, und ohne daß er je an den politischen Kämpfen Theil genommen hatte, hat er die für die Englische Kirche günstigen Systeme mit seiner Beredsamkeit unterstützt. Sein kleines Haus war seit 1800 der Versammlungsort der ausgezeichnetsten Menschen aus den drei Königreichen. Er starb, allgemein betrauert, in den letzten Tagen des Februar 1835.

staunlich war. Oh! man soll mir sagen, ob es etwas Erhabeneres in der Welt giebt, als Milton's Antlitz. Alt und arm ist er, krank, blind, verleumdet, verspottet und verfolgt — körperlich in ewiger Nacht, von politischen Gefahren bedrängt, und er behält seine Würde und seinen Adel ungetrübt und ungestört. Und Chaucer! der alte Chaucer! Welch ein Muster von Freude und Anmuth aus dem seligen Genusse schöpferischer Kraft, zu einer Zeit, wo der Dichter noch nichts weiter war als ein Bedienter in der Narrenjacke."

„Aber", fiel Einer ein, „Chaucer's Sprache ist doch sehr veraltet!"

„Veraltet? Mit nichten! Die Aussprache und folglich der Rhythmus haben sich seit jener Zeit verändert. Anstatt Ocean zweisylbig auszusprechen (O-schän) sprach man damals O-ce-an, dreisylbig, eben so Na-ti-on. Aber der Unterschied war nicht groß. Uebrigens enthält dieser alte Schriftsteller den ganzen Schatz der Germanischen Wurzeln; er ist die wahre eigentliche Quelle unserer Englischen Sprache. Die Latinismen und Gallicismen, mit denen wir überschwemmt werden, sind nicht in seinen Werken zu finden. Man muß es sehen, welchen Gebrauch er von seinen rohen, mächtigen Materialien macht. Er hatte gar grobe Elemente zu ordnen und zu gestalten, und nun sehe man, was unter seiner Hand daraus geworden ist. Unsere Schriftsteller schreiben ihren Stil, wie ein Schornsteinfeger die Orgel spielt. Das ist etwas Mechanisches. Eine gewisse Anzahl von Pfeifen so und so beschaffen, und was sonst dazu gehört, ist einmal zu einem Ganzen verbunden, und die bestimmten Töne lassen sich nun mit mechanischer Nothwendigkeit darauf hervorbringen. Das Publikum ist damit zufrieden. Wenn verlangt wird, daß ich ein anderes Bild suchen soll, so brauche ich nur in den großen Schubkasten der Literatur hineinzugreifen. Unsere epigrammatischen Perioden, unsere fertigen Phrasen, unsere analogischen Seitensprünge lassen sich vermittelst jenes Mechanismus mit leichter Mühe zusammenbringen; mit einiger Geschicklichkeit wird diese Mosaik auf eigenthümliche Weise variirt; das Kaleidoskop oder das Componium sind darum nicht reicher an Farben oder Tönen. Wenn man dergleichen Werke liest, so ist man zugleich der Mühe des Nachdenkens überhoben; in einer angenehmen Schwebe wird man zwischen Trägheit und Thätigkeit hin und her gewiegt. Das Gedächtniß hat keine große Arbeit; das Raisonnement bleibt stationair. Von allen Handwerken ist diese Art von Literatur dasjenige, welches die kürzeste Lehrzeit und die schwächste Dosis Talent erheischt: es ist eine Manufaktur, die nur einen ersten Stoff erfordert, eine gewisse Anzahl von Wörtern, die aus dem allgemeinen Fond herausgeschöpft werden. Zwischen so einem neuen Roman und der alten fast Sächsischen Poesie des guten Chaucer ist in Wahrheit nicht mehr Analogie als zwischen einem Ei und einer Eierschale. Beide erscheinen einander vollkommen ähnlich; nur ein kleiner Unterschied ist vorhanden. Das eine ist voll und die andere leer."

„Sie verdammen also alle Lateinische oder Französische Wörter, die der Gebrauch in die gegenwärtige Englische Sprache eingeführt hat?"

„O keinesweges! Unsere Sprache ist wesentlich eine zusammengesetzte. Wir sind ein Inselvolk. Die Ideen und Wörter kommen zu uns heran von allen Punkten des Horizontes her. Eine in sich gleichartige ist die Deutsche Sprache. Was sie an Erhabenheit und Einheit gewinnt, verliert sie aber an Mannigfaltigkeit und Reichthum. Die Ueberschwemmungen der Römer, Sachsen und Normannen haben uns eine Menge von Halbsynonymen gegeben, mit feinen und poetischen Nüancen, von denen die großen Schriftsteller einen bewundernswürdigen Gebrauch machen. Ich will nur ein Beispiel von diesem Reichthum anführen. Unser Germanisches Wort spendthrift bedeutet sein Erspartes verschwenden, von spend verschwenden, hinauswerfen, und thrift, Ersparniß, das auch Gewinn, Glück bedeutet. So liegt in der Bildung dieses Wortes schon die Bedeutung von etwas Häßlichem, es enthält einen Tadel; das Lateinische Wort prodigus hat nicht denselben Sinn; es drückt nur die Handlung aus, mit vollen Händen Schätze wegzuwerfen; eine Handlung, die vielmehr löblich als tadelnswerth war bei den Verfassungen des Alterthums, wo drei Viertel der Bevölkerung von der verschwenderischen Freigebigkeit der Patrone lebten. Wenn nun Shakespeare den Ueberfluß und die verschwenderische Fülle malt, womit die Hand des Höchsten das Himmelsgewölbe übersät hat, so hütet er sich wohl, das Germanische Wort zu gebrauchen, sondern er nimmt das Lateinische und sagt: the pomp and prodigality of heaven. So haben unsere Genies von den Sächsischen und Lateinischen Synonymen Gebrauch gemacht. Oft kann man sich wundern, sie neben einander gestellt zu finden, wo es den Schriftstellern gerade auf Mannigfaltigkeit und poetische Fülle ankam. Die einfache, rauhe, feurige Energie der Sächsischen Monosyllaben kommt bei Shakespeare an verschiedenen Stellen dicht neben der pomphaften Feierlichkeit der langen Lateinischen Wörter vor:

The multitudinous sea incarnadine
Making the green all red....

Eine Seeschlacht hat stattgefunden. Shakespeare fängt mit einer malerischen Beschreibung an, die die Aufmerksamkeit auf sich zieht — die Menge der Wogen, das schreckliche Roth, das sie färbt; dann folgen populaire Wörter, Ausdrücke aus dem Sächsischen Stamme: das Blut hat die ganze Fläche geröthet. Die grünen Wellen sind roth geworden. Immer, wenn es darauf ankommt, die Phantasie oder das Herz zu erschüttern, sind es die Sächsischen Wörter, aus denen Shakespeare seine Ausdrücke wählt." (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Generalprobe der Gluckschen Iphigenia in Tauris.

(Schluß.)

Gluck vollendete den vierten Akt seiner Iphigenia in Tauris und war so eben bei der großen Entwickelungs-Scene kurz vor der Dazwischenkunft der Göttin, als Thoas, durch Iphigenia's Weigerung gereizt, die Priesterin und das Opfer selber zum Altare führen will. Gluck suchte sich in diesem Augenblick von der Wirkung der Scene und von der Stellung der Personen und der Gruppen Rechenschaft zu geben; denn er konnte seine Musik, die so scharf gezeichnet und so tief empfunden ist, nicht komponiren, wenn er sich nicht die Sänger, welche sie ausführen sollten, lebhaft vor Augen dachte. Mehul verwünschte die unbewegliche Richtung, in welcher der Komponist verharrte, und die ihm nur dessen Rücken sehen ließ. Plötzlich wendet der Tonkünstler sich um, so daß ihn Mehul nun nach Wunsch betrachten konnte. Gluck zählte damals fünfundsechzig Jahre; er war ziemlich groß und gewann durch seine Wohlbeleibtheit ein noch gewichtigeres Ansehen. Sein Kopf war schön, obgleich die Pocken tiefe Spuren in seinem Gesicht zurückgelassen hatten; er hatte daher nicht die Schönheit, welche den Frauen den Ausruf entlockt: „Das muß ein herrlicher Mann gewesen seyn!" aber jenes geniale Aeußere, welches auf den ersten Anblick Ehrfurcht einflößt, und das, selbst bei den häßlichsten Gesichtszügen, denkenden Leuten die Aeußerung abnöthigt: „Das ist eine schöne Gestalt!" während diejenigen ein ganz entgegengesetztes Urtheil fällen, die nur auf die Regelmäßigkeit der Züge und des Wuchses sehen, ohne zu beachten, wie sehr durch Geist und große Gedanken das Aeußere eines Menschen beseelt und verschönt wird. Mehul war entzückt von Gluck's Erscheinung. In einen weiten Schlafrock von grünem Changé-Taffet gehüllt, auf dem Kopfe eine kleine schwarzsammetne Mütze mit einer schmalen Goldtresse, machte der Deutsche Komponist, in sein Dichten versunken, zwei Gänge durch das Zimmer. Plötzlich bleibt er stehen, faßt einen Tisch und stellt ihn mit den Worten: „Hier der Altar", in die Mitte des Gemachs; dann setzt er einen Stuhl daneben, der die Priesterin vorstellen sollte; ein Sessel muß als Thoas figuriren; die Griechen, die Scythen und das Volk werden durch Lehnstühle repräsentirt. Nun drapirt er sich mit seinem Schlafrock und ruft singend:

So führ' ich selber denn ihn und die Priesterin
Zum blutigen Altare hin.

Dann, an Orestes Platz sich stellend:

Meine Schwester! Wie, zum Altar!

Thoas erwiedert:

Ja, zur Strafe bring' ich sie
Als Opfer dar, und ....

Jetzt, plötzlich den stürmischen Eintritt des Pylades nachahmend, schließt er mit dem Ausruf:

Nein, Tyrann, nein, stirb Du!

und stürzt sich auf den Sessel-Thoas, um ihm den Todesstreich zu versetzen. Der Thoas-Sessel kann dem gewaltigen Stoß nicht Widerstand leisten und weicht dem heranstürmenden Komponisten, der, durch nichts zurückgehalten, auf die Spanische Wand fällt, hinter welcher der junge Künstler verborgen ist. Dieser stemmt sich zwar mit allen Kräften gegen die auf ihn stürzende Masse, wird aber mit Gewalt an die Wand des Zimmers gequetscht; er kann sich nicht mehr halten, denn er erstickt fast, und als er eben nahe daran ist, sich durch Geschrei um Hülfe zu verrathen, öffnet sich plötzlich eine Thür am anderen Ende des Zimmers, und ein Mann dringt herein, verfolgt von Madame Gluck, die ihm vergebens den Zugang zu versperren sucht. Es ist Vestris, der in der größten Leidenschaft, erbittert darüber, daß man ihn nicht hereinlassen will, den Komponisten mit gellender Stimme folgendermaßen anfährt: „Wie, ich soll nicht zu Ihnen gelangen dürfen, Sie alter Tedesco, wenn ich Sie ersuchen will, mir ein anderes Ballet zu komponiren, da ich nach der barbarischen Musik nicht tanzen kann, die Sie mir gemacht haben?" „„Oho, Du kannst nach dem Ballo da nicht tanzen?"" ruft Gluck, der sich schnell wieder aufgerafft hat; „„warte, das wollen wir gleich sehen"", und damit packt er den Tänzer am Kragen, zieht ihn mit Gewalt im ganzen Zimmer herum, hebt ihn von Zeit zu Zeit in die Höhe und läßt ihn so den wunderlichsten Tanz ausführen, indem er ihm den berühmten Scythen-Marsch aus dem ersten Akte der Oper vorsingt. Der arme Vestris kann dem Zwange nicht widerstehen, den ihm die beiden starken ehernen Hände anthun, die ihn gefesselt halten. Gluck's erzürntes Antlitz bleibt unverwandt dem seinigen, das vor Schreck leichenblaß ist, gegenüber; die funkelnden Blicke des Komponisten sind fest auf seine erloschenen Augen geheftet, wie eine Boa ihr Opfer mit Zauber umstrickt. „Ja, ja, bester Ritter", lallte er mit zitternder Stimme, „ich will ja gern tanzen; sehen Sie, o sehen Sie doch ...." Und so oft sein gewaltiger Gegner ihn einige Fuß vom Boden aufhebt, bewegen sich seine Füße unwillkürlich zum Tanz und führen zappelnd die kühnsten Pas und die verwickeltsten Luftsprünge aus. Endlich faßt einer seiner Füße eine Kante der Spanischen Wand, und klammert sich daran fest; die schwerfällige Maschine schwankt einen Augenblick und stürzt dann auf den Komponisten und den Tänzer, die Beide von ihr umgeworfen werden. Der Letztere ersieht sich einen günstigen Augenblick, schlüpft hervor, kriecht nach der Thür hin, gewinnt die Treppe und springt, ohne sich viel zu bedenken, von vier zu vier Stufen hinab. Als nun Gluck, ganz aufgeregt von dem ungewohnten Tanz, sein Opfer von neuem ergreifen will, findet er zu seiner Verwunderung an dessen Stelle einen kleinen jungen Mann, ganz bleich und halb todt vor Schrecken. Mit gefalteten Händen fällt der Arme vor ihm auf die Kniee und fleht: „Vergebung, Herr Gluck, Vergebung! Ich bin kein Tänzer." „„Und was denn?"" „Ein armer Musiker, Ihr Verehrer, hierher gekommen, um das Glück zu haben, Ihre Bekanntschaft zu machen." Gluck weiß gar nicht, was er denken soll, als glücklicherweise seine Frau hereinkommt, die sich in der Nähe gehalten hatte, weil sie den Ausgang dieser Scene fast vorher sah. Sie erzählt ihrem Gatten, wie Alles gekommen. Ein wohlwollendes Lächeln verklärt nun das Antlitz des großen Mannes. Er hatte sein Talent von einem alten einfältigen Tänzer verkannt gesehen, und die naive Huldigung des jungen Künstlers entschädigte ihn für jene Dummheit. Diese Freimüthigkeit, dieser Enthusiasmus gefallen ihm; er nimmt sich freund-

[illegible] des Kunstjüngers an, verspricht ihm seine Gunst, seinen Rath, seine Lehren und erlaubt ihm, zu jeder Stunde in sein Haus zu kommen. Mehul sieht sich auf dem Gipfel seiner Wünsche; so viel Herzensgüte von einem Manne, der so eben die Heftigkeit seines Charakters gezeigt hat, rührt ihn bis zu Thränen, und er sagt ihm mit tiefbewegter Stimme den innigsten Dank.

Man kann sich denken, wie fleißig er seinen neuen Lehrer besuchte. Es waren zwar der Unterrichtsstunden nicht so viele, aber er lernte hier in einem Augenblick mehr als bei Andern in vierzehn Tagen, denn Mehul hatte in dem technischen Theil seiner Kunst schon tüchtige Studien gemacht und brauchte nur noch in den philosophischen Theil eingeweiht zu werden. Meistens bestand der Unterricht nur in einem gewöhnlichen Gespräch zwischen Lehrer und Schüler, worin jener diesem erklärte, wie er zu dem ihm allein eigenthümlichen Stil gelangt war; wie seine ersten Versuche nur unvollkommen ausfallen konnten, weil es ihm gänzlich an Vorbildern fehlte; und wie verdrießlich es ihm war, als er in Italien seine Werke gerade durch Mängel Glück machen sah, um deretwegen sie seiner Meinung nach eigentlich hätten durchfallen müssen, während die Schönheiten derselben gar nicht verstanden wurden.

Unterdeß schritten die Proben der Iphigenia in Tauris rasch vorwärts; die erste Aufführung war auf den 18. Mai und die General-Probe auf den 17ten angesetzt.

Gluck hatte seinem Schüler einige Bruchstücke aus diesem Meisterwerk zu hören gegeben, und dieser brannte vor Begierde, es ganz kennen zu lernen, aber er hatte es nie gewagt, seinem Lehrer zu gestehen, wie kümmerlich es ihm ging, obgleich seine Armuth in der That so groß war, daß er nicht einmal so viel erschwingen konnte, um sich ein Theater-Billet zu kaufen. Doch er wurde von Gluck selbst eingeladen, der General-Probe beizuwohnen. „Komm und hole mich ab, Kleiner", sagte dieser zu ihm, „ich will Dich in's Theater mitnehmen." Mehul kam noch vor der bestimmten Stunde, und er war nicht wenig stolz darauf, mit seinem berühmten Gönner zusammengehen zu können. Als er auf der Straße neben dem Komponisten einherschritt, spazierten seine Blicke stolz auf den Vorübergehenden umher, wiewohl er von ihnen gar nicht beachtet wurde. „Seht", schien er ihnen sagen zu wollen, „der erste Tonkünstler der Welt führt mich zur Probe seiner Oper und plaudert mit mir wie mit seines Gleichen!" Wie anders war es, als sie im Theater anlangten! Vor dem Eingange für die Sänger standen mehrere Personen, die alle durch ihre ehrfurchtsvollen Begrüßungen die Bewunderung kundgaben, welche sie für Gluck hegten; Mehul glaubte alle diese Komplimente erwiedern zu müssen, die nicht an ihn gerichtet waren. Als sie die Theater-Treppe hinaufstiegen, fiel dem Thürsteher, der sich auch vor dem Schöpfer der Iphigenia verneigt hatte, die unbekannte Person auf, die an ihm vorbeiging, und da er, wie alle Theater-Portiers, ein Cerberus von der beißigsten Art und ein unbedingter Sklave seiner Befehle war, so wollte er Mehul im ersten Augenblick zurückhalten. „Monsieur", schrie er ihn an, „hier darf nicht hinaufgegangen werden", und ergriff ihn am Rockschoß. Mehul zitterte und bebte schon vor Furcht, daß ihm dieser herrliche Weg würde abgeschnitten werden, aber Gluck wandte sich um und machte der Sache bald ein Ende, indem er dem Thürsteher mit donnernder Stimme zurief: „Das ist mein Freund." Der Portier zog sich ganz verblüfft zurück, und Mehul kam sich um einen Fuß größer vor, denn Gluck hatte ihn seinen Freund genannt. Warum mußte bloß der leidige Thürhüter des Opernhauses zugegen seyn, als ihm dieser glorreiche Titel beigelegt wurde, warum Niemand anders es hören! Auf dem Theater war Gluck sehr bald von Sängern, Autoren und selbst von großen Herren umringt, die damals bei einer großen dramatischen Feier nie fehlten.

Sämmtliche Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, selbst die, welche in dem Stück nicht beschäftigt waren, hatten sich zu dieser Festlichkeit eingefunden. Eine der Damen war von einem zahlreichen Kreise umgeben; es war die berühmte Sophie Arnoud, die, obgleich noch jung, im vorigen Jahre das Theater verlassen hatte. Jeder drängte sich an sie heran, um einen ihrer Witze aufzufangen, mit denen sie nicht karg war. Man scherzte damals viel über den Spaß, der einem der wüthendsten Piccinisten begegnet war. Er hatte an den Fürsten von Andora in Italien geschrieben und ihn ersucht, ihm die Partitur derjenigen Oper zu schicken, die in jenem Lande den größten Ruf erlangt hätte, und einige Zeit darauf war ihm Gluck's „Orpheus" zugesandt worden. Man kann sich seine Bestürzung denken, und es fehlte nun nicht an Spott über den armen Narren. Sophie hatte noch nichts gesagt; als sie ihn aber rasch an ihr vorbeistreichen sah, konnte sie sich nicht enthalten, ihn aufzuziehen. „Wie steht's, mein armer Freund", sagte sie, „wollen wir uns mit der Deutschen Musik aussöhnen? Ist unser Herz noch immer zerrissen?" „„O, ganz und gar nicht, Mademoiselle"", versetzte der Mann mit Ingrimm, da er sich durch diese öffentliche Erinnerung an seine Mystification sehr verletzt fühlte, „„der Herr Ritter Gluck wird sich nie rühmen können, mir das Herz zerrissen zu haben, es ist mit den Ohren schon genug."" „Ei, das ist ein großes Glück für Sie", erwiederte Sophie, „besonders wenn er es über sich nimmt, Ihnen andere zu verschaffen." Schallendes Gelächter begrüßte diesen Stich, und Sophie, einmal im Zuge, ließ noch eine Rakete schießen, als ein kleiner Mann, mit geschäftiger Miene und einer großen Rolle Musikalien unter dem Arm, sie ersuchte, dem Theater-Personal Platz zu machen. „Ich bitte, Mademoiselle, lassen Sie uns die Bühne frei, wir können sonst nicht beginnen; sehen Sie doch, Alles ist auf dem Theater und Niemand im Saal." „„Ach freilich, Monsieur Gossec"", antwortete Sophie, „„ich hatte gar nicht daran gedacht; es ist gerade so, als wenn „Sabinus" oder „das ländliche Fest" aufgeführt wird."" Gossec kehrte ihr auf der Stelle den Rücken zu, er hatte sein Theil weg, und die Erwähnung zweier seiner Werke, die beide kein Glück gemacht, konnte ihm keine Lust erwecken, das Gespräch fortzusetzen. Er wandte sich also zu den Musikern und sagte: „Nun, Herr Kapellmeister, wir warten auf Sie." „„Wir sind bereit, wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Chor-Direktor"", entgegnete Francoeur, der schon lange auf seinem Posten war, „„lassen Sie den Vorhang herunter."" Auf dieses Zeichen stürzte Alles in den Saal, und die Probe begann.

Iphigenia in Tauris ist ein zu bekanntes Meisterwerk, als daß ich hier seine Schönheiten auseinanderzusetzen brauchte. Wer wäre nicht von den ersten Tönen der Introduction an tief bewegt worden durch das herrliche Gemälde des ruhigen Meeres, worauf plötzlich der Sturm folgt, dessen Schrecken durch den Angstruf Iphigenia's und der Priesterinnen Dianens noch vermehrt werden?

Die Instrumentirung dieser Oper, die uns, ungeachtet einiger durchsichtigen Stellen, noch jetzt voll und kräftig erscheint, war für die damalige Zeit das non plus ultra der Ueberfüllung. Ein einfacher Posaunen-Akkord reichte damals hin, um Schauder und Beben zu erregen. Dies Instrument war erst seit kurzem von Gluck aus Deutschland eingeführt worden und wurde fast nur gebraucht, um das Erscheinen der Eumeniden und unterirdischen Gottheiten anzukündigen. Heutzutage bedienen wir uns desselben, um zum Tanz aufzuspielen, und Jedermann weiß, wie verschwenderisch in Musard's Orchester damit umgegangen wird.

Die Probe that eine merkwürdige Wirkung; die großen Herren warteten darauf, daß ihnen die Künstler und Kunstrichter, in deren Mitte sie sich befanden, das Zeichen zum Applaudiren geben würden; aber die Erschütterung war zu tief, als daß es zum Ausbrauch lauter Beifallsbezeigungen hätte kommen können, und die Bewunderung, das Entzücken gaben sich nur hin und wieder durch einen Ausruf des Staunens und der Rührung kund, der den Zuschauern unwillkürlich entlockt wurde. Diese Art des Beifalls ist übrigens mehr werth, als das so alltäglich gewordene Händeklatschen.

Gluck war entzückt, aber er hörte nur zerstreut auf die faden Komplimente, womit man ihn von allen Seiten überschüttete; da fühlte er sich bei der Hand ergriffen; es war Mehul, der ihm ebenfalls seine Glückwünsche darbringen wollte. Aber die Freude und die Verehrung erstickten seine Stimme, er war ganz beklommen und konnte nur die drei Worte hervorbringen: „Mein theurer Lehrer!" und zwei große Thränen fielen aus seinen Augen auf die Hand des großen Mannes. Auch Gluck war gerührt, er drückte seinen Zögling herzlich an sich und sagte: „Dank, lieber Sohn, ich bin eben so zufrieden mit Dir, wie Du mit mir." Dann wandte er sich, fast verschämt und um seine Bewegung zu verbergen, schnell zu einem dicken, ganz mit Gold bedeckten Herrn um, der ihn einen Augenblick belästigt hatte, und sagte zu ihm: „Herr Herzog, ich kann nicht dafür, wenn kein Platz mehr zu haben ist; ich habe nur noch einen einzigen für meine Frau übrig, und ich glaube nicht, daß sie ihn an Sie wird abtreten wollen." Der dicke Herzog fand die Offenherzigkeit des Deutschen eben nicht höflich, doch als Hofmann konnte er gegen den Ritter, den Günstling der Königin und den Abgott des Tages, seinen Aerger nicht auslassen; er mußte sich also damit begnügen, dem Tondichter eine Verbeugung zu machen und sich ziemlich verwirrt zu entfernen. Aber der arme Mehul hatte nicht ein einziges Wort von der Antwort seines Lehrers verloren. Er weist einen Herzog ab, und es sind keine Billets mehr zu haben! „Ich werde also die erste Aufführung dieses Meisterwerks nicht sehen können!" Plötzlich fällt ihm ein Gedanke ein, er sieht sich um, ob er nicht beobachtet wird; Niemand gab auf ihn Acht; er kehrt also in den Saal zurück, steuert auf die erste beste Treppe los, die sich ihm darbietet, steigt hinauf und steigt so schnell, daß er sich nach einigen Minuten, ganz außer Athem, auf dem Amphitheater im vierten Range befindet, an einem Ort, so dunkel als irgend einer, und mit tausend versteckten Winkeln, in denen er sich verbergen kann; er duckt sich in eine Ecke zusammen und fängt wie unsinnig an zu lachen. „Meiner Treu", sagt er, „es war mein Glück, daß ich die abschlägige Antwort mit anhörte, die der dicke Herzog bekam, sonst hätte ich geradesweges morgen Gluck um ein Billet gebeten; er hätte mir keins geben können, und ich hätte sein Werk nicht gesehen. So aber will ich ruhig die Nacht und morgen den Tag über hier zubringen; dann bin ich, wenn die Thüren geöffnet werden, schon auf meinem Posten und erhalte den besten Platz, das ist wahrhaftig trefflich ausgedacht." Bezaubert von seiner Kriegslist, begann unser junger Mann, sich im Geist alle Schönheiten des eben gehörten Werks zu wiederholen, und versprach sich für den folgenden Tag, wenn er diese Musik zum zweitenmal hören und besser würde verstehen können, ein noch weit größeres Vergnügen. Indeß schien ihm freilich die Zeit doch etwas zu lang. In dichte Finsterniß gehüllt, konnte er nur an seinem Magen die Stunden merken, die für seine Sehnsucht so langsam verstrichen; er hatte seit seinem bescheidenen Morgen-Imbiß nichts zu sich genommen, und nach seiner Rechnung glaubte er schon die Nacht, in halbwachem Zustande verbracht, hinter sich zu haben; aber sein Appetit lief schneller als die Zeit; die Nacht hatte kaum angefangen. Glücklicher Weise kam ihm der Schlaf zu Hülfe; er legte sich zwischen zwei Bänken auf die Erde, weil er wahrscheinlich, hätte er es versucht, sich oben hinaufzulegen, von einem so schmalen Lager herunterzurollen fürchtete. Ungeachtet der Härte des Fußbodens schlief er sehr bald ein. Sein Schlaf war aber sehr unruhig, denn sein Geist war von dem, was er gehört hatte, tief aufgeregt; dazu kam noch die gänzliche Leere seines Magens, und so entstanden in ihm die seltsamsten Träume. Mehr als einmal fuhr er plötzlich aus dem Schlaf auf, fühlte sich aber an den Boden wie angenagelt, eine unüberwindliche Macht hinderte ihn, sich zu erheben, und er schloß schnell wieder die Augen, um den gespenstigen Bildern zu entfliehen, die ihn verfolgten. So schlief er mehrere Male wieder ein, bis sich endlich ein bleierner Schlaf auf seine Augenlieder senkte. Da drangen neue Traumgebilde auf ihn ein. Er glaubte sich todt; Furien kamen, ihn zu peinigen; er hörte, wie Orest, die Schlangen um sich zischen; ihre flammenden Fackeln versengten ihm die Augen; ihre kralligen Nägel zerfleischten ihm den Körper; eine fürchterliche

Musik tönte ihm fortwährend vor den Ohren. Um diesem schauderhaften Alp zu entfliehen, machte er eine Bewegung und erwachte. Aber er fühlte nicht die Erleichterung, die man gewöhnlich fühlt, wenn man sich nach einem bösen Traum ruhig in seinem Bette liegend findet und sich glücklich preist, daß Alles nur ein Traum war. Sein Körper war zwar wach, sein Geist aber noch in Schlaf gebannt; er strengte sich an, um sich aufzurichten, aber sein Arm traf auf ein Hinderniß über seinem Kopf; die schrecklichste Angst quälte ihn; es war eine Fortsetzung seines Traumes, er glaubte sich begraben. Was er aber für den Deckel seines Sarges hielt, war nichts als die Bank, unter die er sich im Schlaf gewälzt hatte.

Durch neue Bemühungen, sich loszumachen, gelang es ihm endlich, aus seiner Lage herauszukommen; aber sein Schrecken sollte sich noch steigern; er schreitet über andere Bänke hinweg, die ihm als eben so viele Gräber vorkommen, über welche er hinüber muß; mit einem Male thut sich ein unermeßlicher Abgrund vor ihm auf. Er glaubt jedoch ein fernes Licht zu sehen; und wirklich erscheint tief unter ihm, wie im Hintergrunde des Schlundes, ein heller Punkt; jetzt hört er auf einer schlechten Geige einige Takte aus einem alten Liede spielen, welches ihn oft eingewiegt hatte, und große weiße Gestalten kommen langsam vorgeschritten: nach und nach nähern sie sich einander, gruppiren sich, fassen sich an der Hand und führen einen Tanz auf, der ihm um so mehr wie ein höllischer Reigen vorkömmt, als seine Augen jetzt ganz deutlich eine Art von schwarzem Teufel unterscheiden, der alle ihre Bewegungen zu leiten scheint. Die Gespenster gehorchen ihm auf das geringste Zeichen und wiederholen jede Geberde, die sie ihn machen sehen. Ein kalter Schweiß überläuft den armen Mehul; das bischen Bewußtseyn, das ihm geblieben war, verliert sich vollends, sein Kopf schwindelt, er wendet sich weg, um diesem furchtbaren Anblick zu entfliehen; er findet die Gräber wieder, in deren einem er noch vor wenigen Augenblicken eingesargt lag; die Furcht giebt ihm Riesenkräfte, er überwindet alle Hindernisse, seine Augen haben sich an die Finsterniß gewöhnt, er langt an einer endlosen Treppe an und glaubt, obgleich er immer vier Stufen zugleich nimmt, nie hinunterkommen zu können; doch schreitet er immer weiter vorwärts; bei jedem neuen Tritt scheint sich die Beschaffenheit des Bodens unter ihm zu verändern; endlich sieht er einen Dämmerschein und ein röthliches Licht schimmern, er glaubt sich im Abgrund der Hölle und wird nur noch fester in seiner Ueberzeugung, als er sich von den weißen Dämonen umringt findet, die er von fern erblickt hatte. Als die Gespenster seiner ansichtig werden, stoßen sie ein lautes Geschrei aus und weichen erschreckt zurück; der schwarze Teufel aber kömmt auf ihn zu. Mehul will der Sache ein Ende machen und rückt auch seinerseits gegen den Dämon vor; der aber flieht voll Furcht, denn der Anblick des jungen Mannes ist in der That nicht Vertrauen einflößend. Der Staub, der sein Haar bedeckte, war ihm auch auf's Gesicht gefallen und hatte es, durch den ihm von der Stirn fließenden Schweiß eingeweicht, mit einer häßlichen Maske überzogen; man denke sich dazu seine erschlafften Züge, sein verstörtes Auge, seinen unordentlichen Anzug, und man wird sich den Schrecken vorstellen können, den er dem schwarzen Teufel einjagen mußte, der aus vollem Halse schrie: „O, mein Himmel, wer ist dieser da? Das ist Belzebub oder Mephistofel, ich bin verloren!" Als Mehul diese Stimme hörte, verschwand der Somnambulismus, in dem er sich befunden hatte, fast gänzlich, sein Gedächtniß kehrte zurück, er fand sich wieder auf dem Operntheater, an die Stelle der Gespenster seiner Phantasie traten Figuranten, die ein Ballet probirten, und in dem schwarzen Teufel erkannte er seinen Retter Vestris, der seinen Eleven die Tänze einstudirte. Der Schrecken, den er den Andern einflößt, giebt ihm selbst Muth, und es gelingt ihm endlich, den Tänzer zu fassen, der ihn kaum erkennt. Er erzählt ihm nun seinen Plan, daß er bis auf den Abend hier habe warten wollen, um bei der Vorstellung zugegen zu seyn, aber er gesteht auch, daß er sich zu viel zugemuthet, daß er seit 24 Stunden nichts genossen, und daß er sich fast krank befinde; Vestris lacht herzlich über dies Abenteuer. Bald sieht sich Mehul von dem ganzen Corps de Ballet umgeben, er muß seine Erzählung wiederholen, die durch den verworrenen Zustand seiner Toilette und seiner ganzen Person noch an Komik gewinnt und oft von schallendem Gelächter unterbrochen wird. Plötzlich erscheint Gluck, und als er Mehul mitten in dieser Gruppe erblickt, fragt er ihn: „Aber, lieber Sohn, willst Du denn heute Abend meine Oper nicht sehen? Warum hast Du Dir Dein Billet nicht geholt?" „„Bester Herr Gluck, ich hörte Sie ja gestern zu einem Herzoge sagen, Sie hätten keines mehr."" „Ja wohl, für Herzöge habe ich keines, aber für einen Musikus, für meinen Freund ist schon noch eines da; hier hast Du es." Mehul ist vor Freude ganz außer sich; er macht sich hurtig davon, läuft nach Hause, um vor allen Dingen zu frühstücken, denn das that ihm am meisten Noth und dann den Schaden auszubessern, den der Staub des Amphitheaters und der Schmutz, mit dem es bedeckt war, an seinem schönen schwarzen Rock, seinem einzigen Staatskleide, angerichtet hatte. Hierauf eilt er in die Oper und gelangt durch das dichte Gedränge noch zu einem der besten Plätze, nicht auf dem Amphitheater des vierten Ranges, sondern mitten im Parterre.

Hier kann meine Geschichte füglich schließen, denn Jedermann weiß, wie außerordentlich der Erfolg der Iphigenia in Tauris war; die Königin, der Graf von Artois, die Prinzen, kurz alle hohe und vornehme Personen des Hofes, wohnten dieser Vorstellung bei. Sie war ein Triumph für Gluck, und er wollte mit diesem Meisterwerk von Frankreich Abschied nehmen, ließ sich jedoch durch dringende Bitten bewegen, noch eine kleine Oper: „Echo und Narziß", zu schreiben, in welcher sich der reizende Chor befindet: „Gott von Paphos und von Gnidos". Dann kehrte er nach Wien zurück. Ehe er aber abreiste, hatte er seinen Schüler noch tüchtig vorgenommen und ihn drei Opern zu seiner Belehrung komponiren lassen. Nach der Abreise seines Lehrers komponirte Mehul ein Werk, welches er in der großen Oper nicht zur Aufführung zu bringen vermochte. Durch unendliche Verzögerungen ermüdet, schrieb er „Euphrosyne und Conradin", und dies Stück wurde in der komischen Oper aufgeführt. Es war sein erstes Debüt, und von da an schritt er von Erfolg zu Erfolge.

Im Jahre 1808, als Mehul auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, wollte er seine Heimath einmal wiedersehen. Die Anwesenheit eines so berühmten Mannes war ein großes Fest für seine Vaterstadt; der Bürgermeister wußte ihm keine schönere Huldigung darzubringen, als die Aufführung eines seiner Meisterwerke. Er ließ daher dem Schauspiel-Direktor anzeigen, daß an einem bestimmten Tage eines von Mehul's Werken gegeben werden sollte, dem der Autor in Person beiwohnen würde. Die Verlegenheit des Direktors war nicht gering, da nur eine Schauspieler-Truppe zu seiner Verfügung stand. Er bebte jedoch vor den Hindernissen nicht zurück, und man sehe, wie er sich aus der Noth half. Als der große Tag erschienen war, sah man an allen Ecken der Stadt lange Zettel folgenden Inhalts angeschlagen: „Theater von Givet. Heute, zur Feier der Anwesenheit unseres berühmten Landsmannes, Herrn Mehul, der seit einigen Tagen in unseren Mauern weilt, zum ersten Male: Je toller je besser, komische Oper in zwei Akten von Bouilly und Mehul. Notabene. Im Interesse des Stückes hat man die Musikstücke, die den Gang der Handlung nur aufhalten, lieber weggelassen." Das Publikum verfehlte nicht, dem Aufruf zu folgen. Mehul wurde mit großem Pomp in die Loge des Herrn Burgemeisters geführt und mit begeistertem Applaus empfangen. Man spielte darauf das Stück „Je toller je besser" ohne Musik, und so oft Bouilly's Prosa der Versammlung Beifall entlockte, mußte Mehul aufstehen und sich verbeugen, um seinen Mitbürgern für die Art und Weise zu danken, wie sie einen Künstler aus ihrer Vaterstadt zu ehren wußten.

Ich für mein Theil kenne mehr als einen Komponisten, der, wenn eine Composition von ihm aufgeführt wurde, wohl hätte wünschen mögen, daß es ihm wie Mehul ginge, und daß seine Musik, als den Gang der Handlung aufhaltend, fortgelassen würde. (Gazette musicale.)

Bibliographie.

De l'établissement des Français dans la régence d'Alger, et des moyens d'en assurer la prospérité, suivi d'un grand nombre de pièces justificatives. — Von Genty de Bussy. 2 Bde. 20 Fr.

Essai d'une instruction sur le passage des rivières et la construction des ponts militaires, à l'usage des troupes de toutes armes. — Herausgegeben von C. A. Haillot. 3½ Fr.

Essai sur l'organisation défensive de la France. — Vom General Guillaume de Vaudoncourt. 4 Fr.

Géodésie ou traité de la figure de la terre et de ses parties. Von L. B. Francoeur. 7½ Fr.

Distribution méthodique de la famille des graminées. — Von C. S. Kunth. Erste Lfg. 12 Fr.

Formulaire anglais, contenant les formules de la pharmacopée de Londres etc. — Von Prudhomme. 5 Fr.

Traité de pharmacologie. — Von P. L. Cottereau.

Recherches et Observations sur la créosote. — Von J. F. Fremanger.

Mannigfaltiges.

— Canning als Dichter. Das poetische Talent dieses Staatsmannes war zwar seinen übrigen Talenten tief untergeordnet; für einen minder begabten Sterblichen wär' es jedoch eine Auszeichnung gewesen. Seine Verse haben immer noch große Vorzüge vor denen Cicero's, Burke's und Bacon's, und obgleich ein früher Umgang mit Sheridan nicht ohne Einfluß auf den Charakter seiner Poesie war, so schützte ihn doch ein vertrauter Verkehr mit klassischen Mustern vor dem falschen Schimmer, der jenem außerordentlichen Manne anklebte.

(Gentleman's Magazine.)

— Logir-Häuser in London. Die allgemeinen Logir-Häuser (lodging houses) sind für Personen aller Stände bestimmt, vorausgesetzt, daß sie die erforderliche Summe Geldes auftreiben können. Jedes ansehnliche Dorf im Königreiche hat ein solches Haus, unter dem Titel beggar's house (Bettler-Haus), und in jeder Stadt findet man mehr oder weniger dergleichen. In London giebt es tausende von Häusern dieser Art, von dem armen Besitzer eines Zimmers oder Kellers, mit zwei oder drei zerbrechlichen Betten auf dem Flur, bis zu dem wohlhabenderen Eigenthümer mit seinen zehn oder zwanzig Häusern und zwei- oder dreihundert Betten. Dort kann der Wanderer für einen Penny, zwei Pence, drei Pence, vier Pence und sechs Pence die Nacht in Betten aus Eisen, Holz, oder Stroh, auch in Hangematten Obdach finden. Zu diesem sehr einträglichen Gewerbe gehört nur ein geringes Kapital: ein altes, baufälliges Haus, in welchem der Wind durch die Ritzen pfeift, wurmstichige Bettstellen und die gröbsten Bett-Tücher nebst einigen Bänken sind Alles, was der Reisende verlangen kann. Das Vorzimmer ist gewöhnlich eine Art Viktualien-Laden, mit Speck, Butter, Käse, Brot, Kaffee, Thee, Zucker, Taback, Kartoffeln, frischen und gesalzenen Häringen, eingeschmuggelten Liqueurs und Schmalbier versehen. Alle diese Artikel sind von sehr mittelmäßiger Qualität; sie werden zu sehr profitablen Preisen und in den winzigsten Quantitäten an die Gäste abgelassen. An Kredit ist nicht zu denken, es müßte denn der Gast ein genauer Bekannter seyn; und oft muß Letzterer seines Rockes, ja sogar seines Hemdes sich entledigen, bevor man ihm ein Nachtquartier oder einen Bissen Speise zugesteht. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Mittwoch den 17. Juni 1835.

Türkei.

Sultan Mahmud.

Dargestellt von einem Offizier der Nord-Amerikanischen Flotte.

Da der Sultan sich an jedem Donnerstag mit Bogenschießen zu belustigen pflegt, so hielten wir dies für eine günstige Gelegenheit, Se. Hoheit wenigstens aus der Ferne zu sehen, wenn eine größere Annäherung uns nicht gestattet werden sollte, wozu wir indeß auch noch nicht alle Hoffnung aufgaben. Wir verfügten uns demnach bei guter Zeit nach dem Orte, wo man ihn erwartete, und harrten geduldig seiner Ankunft. Seine Pferde, zwei sanfte Thiere, standen völlig gesattelt; im Schatten schöner Ulmen und Feigenbäume in der Nähe eines kleinen, dem Sultan gehörenden Kiosks, das er in der heißen Jahreszeit zuweilen zu besuchen pflegt, und das in Rosen und blühendes Gesträuch ganz eingehüllt ist.

Wir warteten ziemlich lange und betrachteten die Pferde genau. Die Sättel und das Zaumzeug waren prachtvoll und ganz in Europäischem Stil; die Steigbügel von massivem Golde, sind, wie man uns sagte, das Geschenk Europäischer Fürsten. Endlich entstand eine Bewegung unter den Dienern, welche die Landung des Sultans an einer von uns entfernten Stelle ankündigte; jene eilten schnell an den Ort, wo er im Begriff war, auszusteigen.

Die Pferde des Sultans hätten wilde und zierliche Araber seyn müssen, und der romantische Reisende würde sie auch gern so beschrieben und seine Leser durch ein stattliches Bild angenehm unterhalten haben. Aber dem war nicht also. Das eine Pferd war klein und dunkelfarbig mit einem unverhältnißmäßig dicken Leibe und so fett, daß es kaum gehen konnte. Es hatte einen leichten kurzen Trab und war, wenigstens für heute, das Lieblings-Pferd des Sultans. Das andere Pferd war ein schönes milchfarbenes Thier und schien Arabischen Ursprungs zu seyn. Allein obgleich es noch reicher geschmückt war, so hatte es doch nicht die Ehre, seinen Herrn zu tragen, sondern wurde ihm nachgeführt.

Als der Sultan bei einem Palast auf dem großen Felde, wo die Schießübungen stattfinden sollten, angekommen war, machte er Halt, um Erfrischungen zu nehmen. Es war sehr heiß, doch milderte ein frischer Wind vom Bosporus her die Hitze. Wir hielten uns in achtungsvoller Entfernung von dem Palast, um die Bewegungen Sr. Hoheit zu beobachten, als in dem Augenblick, wo er den Palast, in welchem er die Erfrischungen genommen, verließ, um sich auf das Feld zu begeben, zu unserem großen Erstaunen Diener mit Kaffee und in Eis gekühlter Limonade erschienen, welche sie auf einen über das Gras ausgebreiteten Teppich vor uns hin stellten und uns präsentirten. Das Feld war hügelig und mit Hunderten von kleinen Marmorsäulen bedeckt, welche die verschiedenen Stellen bezeichnen, wo die Sultane in früheren Zeiten sich durch wunderbare Bogenschüsse ausgezeichnet. Der Sultan verweilte nicht über eine halbe Stunde in dem Palast und nahm seine Stellung auf einer Anhöhe ein, wo der Wind günstig und alle Vorbereitungen zu der Belustigung getroffen waren. Er hatte etwa dreißig Begleiter.

Wir genossen die uns dargebotenen Erfrischungen mit großem Vergnügen, da die Türkische Höflichkeit in Erzeigung der Gastfreundschaft unverstellt und durchaus frei ist von dem, was man im Französischen empressé nennt.

Wenn der Türke einen Fremden bewirthet, so betrachtet er dies als eine heilige Pflicht, die ihm durch seine Religion geboten wird, und es fällt ihm nicht ein, daß er damit eine Gunst erzeigt oder eine Belohnung dafür erhalten werde, ausgenommen die von dem Propheten verheißene. Ein Sprüchwort im Orient sagt: wenn Dir ein Türke eine Olive schenkt, so bringt er Dir auch sogleich einen Krug, um das Oel hinein zu thun; ein anderes Sprüchwort sagt: ein Türke bedankt sich niemals, und ein Grieche wird nie sagen, er habe genug.

Wir wurden bald noch mehr erfreut durch eine Botschaft des Sultans, welcher uns anzeigen ließ, daß er nach dem Bogenschießen uns mit seinem Besuche beehren wolle. Er hatte auf einem Sessel Platz genommen, und es gingen öfter reitende Boten nach dem Palast und zurück in gestrecktem Galopp. Zehn oder zwölf Diener wurden nach der Richtung abgesandt, in der die Pfeile abgeschossen wurden. Sie trugen weiße Turbane in den Händen, die sie, sobald sie den Pfeil erblickten, unter lautem Geschrei hin und her schwenkten. Jeder Pfeil wurde gefunden, aber man hat häufig Beispiele, daß Menschen auf diese Weise verwundet und sogar getödtet worden sind.

Der Bogen ist dem Scythischen ähnlich, mit einer starken Feder; der Pfeil hat etwa eine Länge von funfzehn Zoll, ist mit Federn besetzt und mit einer Spitze von Knochen oder Elfenbein versehen.

Einige Offiziere schossen zuerst. Die Pfeile gingen etwa 1000 Fuß weit, einige 1500 Fuß und etwas darüber hinaus. Endlich schoß auch der Sultan, und wir waren erstaunt, zu sehen, wie weit er alle Uebrigen übertraf! Da der Wind und alle andere Umstände günstig waren, so schoß er den Pfeil weiter, als irgend einer seiner Vorgänger. Man wird vielleicht glauben, ich übertreibe, wenn ich sage, daß die Entfernung, bis zu welcher er schoß, eine halbe Englische Meile (etwa 2500 Fuß) betrug, allein ich versichere, daß die Strecke von mehreren Anwesenden gemessen und aufgezeichnet worden ist.

Nachdem die Belustigung beendigt war, ritt der Sultan im Schritt und zuweilen in einem leichten Trabe nach dem Orte, wo der entfernteste Pfeil in der Erde steckte, und ließ uns auch dorthin einladen. Wir beeilten uns, begierig, einen so mächtigen Fürsten in der Nähe zu sehen, dessen Religion, Sitten und Gewohnheiten wir nur so unvollkommen aus Beschreibungen kannten. Er saß ernst, aber ohne Affektirung von Würde, auf seinem Pferde und verneigte sich freundlich bei unseren Begrüßungen. Er schien stolz auf seinen Erfolg zu seyn und sagte, er habe weiter geschossen, als irgend einer vor ihm, und daß, wenn der Wind stärker gewesen wäre, der Pfeil noch weiter würde gegangen seyn. Dies ließ sich nicht leugnen, und der Kommodore Porter erwiederte mit ernst-komischem Humor, daß hieran nicht im Geringsten zu zweifeln sey.

Es war eine Amerikanische Dame zugegen, die sowohl durch ihre Bildung und ihren Geschmack, als durch ihren edlen Charakter und ihre Liebenswürdigkeit ausgezeichnet ist. Mahmud schien sie zu bewundern und war eben so zufrieden mit diesem Zusammentreffen, als wir selbst. Er verweilte zehn bis funfzehn Minuten, machte hin und wieder Bemerkungen und schenkte uns, als er nach Konstantinopel zurückkehrte, einen schönen Bogen.

Mahmud ist jetzt 51 Jahre alt, etwa fünf Fuß zehn Zoll hoch, stark gebaut, aber nicht beleibt. Er hat das Gesicht eines Franzosen, namentlich das Kinn, welches ziemlich lang ist, aber einwärts gekehrt. Seine Mutter war eine Französin, die sein Vater von dem Dey von Algier zum Geschenk erhalten hatte. Seine Augen sind groß und dunkel, seine Züge regelmäßig, und er würde in jedem Lande für einen schönen Mann gelten.

Er trug eine rothe Tuchmütze mit einer hinten herabhangenden blauseidenen Troddel (jetzt fast die allgemeine Kopfbedeckung der Türken statt des Turbans), eine himmelblaue runde Tuchjacke, dunkelblaue Pantalons von Europäischem Schnitt, mit einem rothen Streifen an der Seite, Stiefel, Sporen, einen Ring von anscheinend nicht großem Werthe und ein Schwerdt an der Seite. Den Hals trug er, wie alle Türken, unbedeckt. Sein Bart war etwa zwei Zoll lang, sehr schwarz und glatt gekämmt.

Die Beamten, welche er bei sich hatte, waren sehr wohlbeleibt und konnten keine Beschwerden ertragen. Wenn sie eine Engl. Viertelmeile schnell gegangen waren, so vermochten sie kaum zu athmen. Wurde einer derselben vom Sultan verlangt, so lief er, als ob es sein Leben gelte. Ein großer dicker Mann zog seine Schuhe aus und lief aus allen Kräften bergauf, bergab, bis er zu dem Sultan kam, wo er sich niederwarf, sich Staub auf den Kopf streute und dann mit der Hand, worin jedoch kein Staub war, auch nach dem Munde fuhr. Diesen großen Eifer, den Befehlen des Sultans nachzukommen, habe ich auch bei dem Militair bemerkt. Ich sah, daß ein Offizier, der wenigstens den Rang eines Obersten hatte und einen Reitersäbel an seiner Seite trug, als er zu dem Sultan gerufen wurde, mit solcher Schnelligkeit davon lief, als ob das Serai im Feuer stände, und nicht eher anhielt, als bis er in die Nähe des Sultans gekommen war. Auch Namik Pascha, ein kenntnißreicher junger Offizier, der in Paris erzogen wurde, und den man, sowohl seinem äußeren Ansehen nach, als wegen seiner Aussprache des Französischen, für einen Franzosen halten könnte, kreuzte, bei einer Anrede des Sultans, die Arme über die Brust und sagte mit zitternder Stimme: „Namik ist Dein Sklave."

Wir kehrten über den schönen Bosporus nach Kadi-Kiu, dem alten Chalcedon, zurück, nicht wenig erfreut, das Oberhaupt eines früher kriegerischen Volkes und den unerschrockenen Vernichter der Janitscharen so nahe gesehen zu haben.

Da der folgende Tag ein Freitag, also ein Festtag der Türken war, so fand auf der Asiatischen Seite in einer alten Moschee, weil der Sultan bei dem Gottesdienst zugegen war, ein Kest statt. Die beste Definition von Kest ist, wie ich glaube, „festliche Versammlung". Die Türkischen Frauen haben dann die Erlaubniß, auszugehen, in dem schö-

nen schattigen Gehölz, welches die Moschee umgiebt, zu verweilen, Früchte und Eingemachtes zu genießen, aber sie dürfen das heilige Gebäude nicht betreten. Was würde aus der christlichen Welt werden, wenn die Frauen von den Kirchen ausgeschlossen wären? Der Gedanke ist zu entsetzlich, um ihn nur einen Augenblick zu verfolgen. Es scheint jedoch jener Uebelstand durch einige andere Gebräuche kompensirt zu werden. So thut z. B. bei Verheirathungen die Mutter des Mädchens den ersten Schritt! Wie viel besser ist dies, als bei uns, wo die diplomatischen Mütter durch zu große Bedenklichkeit, Klugheit, Hartnäckigkeit und durch die Begierde, ihren Töchtern gute Partieen zu verschaffen, dieselben gar nicht an den Mann bringen und manchem gutherzigen Jüngling zu einem Korbe verhelfen!

Kehren wir indeß zu der Moschee zurück. Hier war die Schwester Mahmud's, eine alte Sultana, deren Gesicht noch Spuren von Schönheit zeigte, nebst drei jungen sehr schönen Damen, die nicht verschleiert waren und nur ein schmales weißes Tuch um die Stirn trugen. Sie kümmerten sich nicht darum, daß wir sie bewunderten, und wir betrachteten ihre Schönheit ungestört, ohne den geringsten Anstoß dadurch zu geben. Sie saßen in einer eleganten Araba, einer Türkischen Kutsche, die wir in unserer gemeinen Sprache einen Ochsen-Karren nennen. Es ist dies ein leichter Wagen mit einem Plan, der von zwei kleinen, munteren, mäusefarbenen Ochsen gezogen wurde, die mit Netzen und Bändern phantastisch aufgeputzt waren. Ich habe niemals ein Pferd vor einem Türkischen Fuhrwerke gesehen.

Mit Einschluß der Sklavinnen, waren wohl über zweihundert Frauen in dem Schatten hier versammelt. Eine alte Frau hatte ein schönes Cirkassisches Mädchen bei sich, das sehr glänzend geschmückt war und von ihr mit großer Liebe behandelt wurde. Sie wollte 1000 Dollars für das Mädchen gegeben haben, welches gerade in dem Alter war, um einem reichen Türken zum Weibe verkauft zu werden.

Es waren Konfituren aller Art und Scherbet im Ueberfluß vorhanden, aber keine erregende und berauschende Getränke; das stärkste Getränk war Kaffee.

Der Sultan erschien in seinem Kaik in großem Pomp, begleitet von einer Leibwache und einem Musik-Corps. Bei seinem Eintritt in die Moschee spielte dasselbe einen Marsch. Bald hörte man die laute Stimme des Priesters. Nach einer halben Stunde war der Gottesdienst zu Ende, und der Sultan kehrte, während das Musik-Corps spielte, in sein Kaik zurück und begab sich nach seinem Palast an der Serai-Spitze zu Konstantinopel.

Dieser alte Palast des Sultans liegt höchst malerisch. Die Größe der Gebäude selbst, die große Mannigfaltigkeit schöner Bäume und Gebüsche, die zahlreichen, immer grünen Partieen, die weiße Farbe der Mauern und Häuser im Gegensatz zu dem Grün, dies Alles gewährt dem Auge des Fremden einen höchst angenehmen und imponirenden Anblick.

Der neue Palast liegt auf der Asiatischen Seite, etwa 3—4 Engl. Meilen von Konstantinopel. Vielleicht erblicken die Diplomaten hierin ein gewisses Vorgefühl Mahmud's, daß er sich eines Tages auf die Asiatische Seite des Bosporus und sogar nach Brussa, der alten Hauptstadt der Sultane, wird zurückziehen müssen.

E n g l a n d.

Coleridge's Tischgespräche.

(Schluß.)

Mitten unter dem Erstaunen und der Verwunderung, welche diese tiefen und geistreichen Bemerkungen erregten, erhob sich eine Stimme, nämlich Hazlitt's, mit der Frage:

„Meinen Sie, Doktor, daß die große Zahl unserer literarischen Künstler der Literatur im Allgemeinen schadet?"

„Allerdings. Je mehr Maurer, desto weniger Baumeister. Mit jedem Tage verliert die Presse mehr an literarischer Bedeutung. Es ist ein Unglück, ohne Zweifel; aber es ist auch eine Revolution. Die großen Revolutionen sind in England ganz im Geheimen, ganz in der Stille vorgegangen. In den ersten Zeiten waren die Geistlichen von der Masse der übrigen Bürger nicht getrennt. Als sich das Weltliche von der Kirche loslöste, trat die erste Umwandlung ein — die Geistlichkeit bildete von nun an einen eigenen Stand; dann kam die Epoche, wo die Literatur sich ebenfalls isolirte und ein besonderes Geschäft zu werden anfing — die zweite Bewegung. Endlich sind wir Zeugen von der dritten, die aus der Presse, die ehemals der Literatur gewidmet war, ein Werkzeug der Politik und der Industrie macht. Das Genie wird immer seltener werden, je mehr wir in dieser Richtung vorwärts gehen. Man wird sich am Ende begnügen, eine Art mechanischer Fertigkeit, eine gewisse Geschicklichkeit im Redigiren, eine Art von handwerksmäßiger Erfahrung zu erlangen."

„Aber ist diese Erfahrung nicht für das Genie selber nothwendig?"

„Ohne Zweifel; wie gut zeichnen, die Conturen richtig entwerfen zu können und dergleichen für einen Poussin, oder Raphael, oder Tizian unerläßlich ist. Aber darin besteht noch nicht das Genie. Das ist ganz etwas Anderes. Das besteht in einer Fähigkeit des Ausdrucks, die durchaus naiver Natur ist, und in der Leichtigkeit, Gefühle und Gedanken aller Welt mitzutheilen. Der Mensch von Genie muß sich zum Kinde machen! Milton, wenn er die Sonne anbetet, die seine alten Augen nicht sehen konnten, weiß sich kindlichen Regungen rein und vollkommen hinzugeben. Er steht noch in der Sympathie der Unschuld mit dieser Natur, die ihn funfzig Jahre lang umgiebt. Das Talent ist es dann, welches in diese naiven Regungen Ordnung bringt, sie angenehm und faßlich macht. Das Talent kann ohne das Genie existiren: wir haben das Beispiel an Pope. Das Genie schreibt nicht drei Seiten, ohne daß die Gedanken, die es erweckt, nicht unsern ganzen Gesichtskreis veränderten. Wenn das Talent eine Idee gefunden oder geordnet hat, so schmückt es sie aus, sucht sie in's vollste Licht zu setzen, die Anmuth, die Eleganz, die Kraft derselben zu erhöhen, und am Ende, wenn alle Arbeit aufgewandt ist, ist man nicht um einen Schritt weiter gekommen. Dagegen sehe man Shakespeare! Jede Phrase, das heißt bei ihm jeder Gedanke, ist der Vater eines neuen. So geht es von Bild zu Bild, von Anschauung zu Anschauung, unentrinnbar fortgeführt an einer logischen Kette. Es ist ein Pulverstrom, der sich entzündet. Hat Pope dagegen in seine beiden ersten Verse das Hauptsächliche eines Charakters gelegt, so kann man sicher seyn, daß durch die nächsten funfzig oder sechzig nichts Neues hinzukommt. Der Prozeß des Genies ist beständige Entwickelung, fortwährende Geburtswehen; in dem Prozeß des Talents findet man nur die mehr oder minder geschickte Anwendung der gleichen, immer die nämlichen bleibenden Elemente; nur die Weisheit der Vertheilung und die Mannigfaltigkeit der Verbindung ist hier das Interessante. Was Dryden's Genie beweist, ist, daß alle seine Portraits, vom ersten Verse bis zum letzten, bis ins feinste Detail scharf gezeichnet sind, und jedes auf eigenthümliche Weise entwickelt und modifizirt ist; mit bloßen Allgemeinheiten begnügt er sich nicht — es ist dies das Brett, das die von der Natur mit Unfruchtbarkeit geschlagenen Geister in ihrer Noth zu ergreifen pflegen."

„Aber Richardson hat sein ganzes Leben damit hingebracht, eine kleine Anzahl von Charakteren an fingirten Umständen und Situationen zu entwickeln; rechnen Sie ihn unter die Genies?"

„Ja wohl; aber er steht unter Fielding und Cervantes. Richardson's Genie ist trübselig. Er kommt aus dem Bußkämmerchen nicht heraus; seine Moral ist kränklich und seine Frömmigkeit und Andacht düster und unerquicklich. Fielding dagegen athmet frisches freies Leben und vollkommene Gesundheit. Wenn man Richardson's Romane aus der Hand legt und zur Lektüre Fielding's übergeht, so ist einem, als träte man aus einem Krankenzimmer, wo geheizt, die Luft dick und dunstig ist, die Vorhänge zugezogen sind, aller Augen voll Thränen stehen und der Gedanke der Religion sich mit dem des Todes verknüpft, plötzlich hinaus auf einen schattigen Pfad von blühendem Hagedorn, unter einen lachenden hellen Himmel und liebliche Mailüfte wehten einem in's Antlitz. Cervantes ist vielleicht noch echter und reiner und heiterer."

„Und doch ist seine Hauptperson eine traurige; ein Narr ist immer eine traurige Gestalt."

„Nennen Sie ja nicht Don Quixote einen Narren. Sie thun ihm damit einen Schimpf an, den er wahrhaftig nicht verdient. Der Narr ist ein Mensch, der seine Ideen für Wirklichkeit und seine Träume für reelle Gestalten nimmt. So betrügt sich Don Quixote nicht. Seine Augen sehen, seine Ohren hören, sein Verstand ist frei und seine Worte von wunderbarer Beredsamkeit. Das Unglück ist nur, daß seine Phantasie und seine Vernunft noch stärker sind als die Evidenz der Sinne. Er trägt in seinem Geiste eine bessere Welt, als die, in der wir leben, und seine Vernunft lehrt ihn, daß unter allen Pflichten der Menschheit die dringendste die ist, das goldene Zeitalter, dessen Begriff er in sich trägt, zurückzuführen. So bietet er dem wirklichen Daseyn von allen Seiten Angriffspunkte und Blößen dar, beharrt aber im Kampf gegen dasselbe. Er will es besiegen; und dieser vergebliche Kampf, der ewige Kampf des Weisen und des Freundes der Menschheit gegen die Laster und das Elend dieser Welt, verführt ihn zu den abenteuerlichsten Irrthümern und Bizarrerieen."

„Sie sehen also Don Quixote nicht für eine Satire auf das Ritterthum an?"

„Es würde vielmehr eine Elegie darauf seyn. Die Satire ist für einen Mann von Genie nur ein vorübergehendes Spiel. Auch Lord Byron in seinem Don Juan ist ein Beweis für diesen Satz, er mag wollen oder nicht; er kommt immer wieder auf das Edle, Zarte, Enthusiastische, Ernste zurück. Walter Scott war nicht satirisch; auch Charles Lamb war es nicht. Ich kann förmlich in Wuth gerathen über solche, die, wie Basil Hall und Mistreß Trollope, ihr Leben damit hinbringen, einen Theil der Menschheit lächerlich zu machen. Man sollte die Amerikaner lieber ermuthigen, ja ihnen Schmeichelhaftes sagen, als über sie herzufallen und sie zu verspotten. Dies Amerika ist ein gar schönes Ding! Und namentlich seine Zukunft tritt mit Riesengröße vor den betrachtenden Gedanken. Mir ist, als sähe ich ein Großbritanien durch ein Sonnen-Mikroskop! Es sind noch die Gesetze Alfred's, es ist noch die Sprache Shakespeare's und die Grundsätze Milton's, die diese andere Welt regieren! Hundert Millionen Menschen, aus unserem Blute entsprossen, den ungeheuren Raum einnehmend, der das Atlantische Meer vom stillen Ocean trennt! Wenn sie uns hassen, so ist das ganz in der Ordnung; wenn sich Brüder einmal hassen, so hassen sie sich gründlich. Aber es ist weder liebreich, noch weise, diesen Widerwillen und Haß noch immer mehr zu steigern und zu schüren. Sehen wir ihnen doch einzelne nationale Schwachheiten nach, und denken wir doch daran, daß unsere Meinung in der Waagschale der Amerikaner mehr wiegt, als die aller Völker der Welt. Ich lese gar keinen satirischen Schriftsteller mehr. Wenn ich krank bin, so nehme ich einen Roman von Walter Scott vor; seine reiche Erfindung, sein vollkommenes Naturell sind wahre Delicen für meinen Geist."

„Und doch", versetzte Hazlitt, „sind Sie und Scott einander so durchaus unähnlich, wie es nur zwei Menschen seyn können."

„Ja wohl! ja wohl! wir sind an die beiden entgegengesetzten äußersten Enden der geistigen Sphäre gestellt. Walter Scott's, meines Herzensfreundes, Geist ist überwiegender historischer Natur. Ich für mein Theil lebe am liebsten außer Zeit und Raum. Die Lokalitäten und Realitäten, die so viel Reiz für ihn haben, locken mich nie. Ich würde die Ebene von Marathon durchwandeln und die Felder, wo Troja gestanden, ohne die leiseste innere Regung von Entzücken oder dergleichen zu empfinden. Eine schöne Beschreibung von einer Schlacht im Herodot gewährt mir ein hohes Vergnügen; aber über die Schlachtfelder von Cannä oder Orbela würde mein Blick mit völliger Gleichgültigkeit dahin

irren. Walter Scott dagegen sieht keine Ruine, keinen alten Thurm, keinen Berg, kein Inseichen, ohne daß nicht der neugierige und geschäftige Schwarm seiner reichen Erinnerungen in volle Bewegung geriethe."

„Dieser große Mann," fuhr Coleridge nach einer kleinen Pause fort, „ist der einzige, der sein Genie zu erhalten gewußt, trotz dem daß er aus der Literatur ein Handwerk und eine Waare gemacht hat. Für die Meisten unter uns ist diese Nothwendigkeit das Grab des Talents. Glauben Sie mir, meine Freunde, suchen Sie eine bürgerliche Beschäftigung, was es für eine sey, in der Sie Ihre Zeit und Ihre Kräfte auf eine regelmäßige und gleichförmige Weise zu verwenden haben. Diese Beschäftigung muß festen vorgeschriebenen Regeln unterworfen seyn und nicht von Ihrer Laune abhangen — ein Tagewerk in bestimmten Stunden. Ist es gethan, so werden Sie Ihr Glück darin finden, die übrige Zeit nach Ihrem Gefallen benutzen zu können; und diese Zeit, so unbeträchtlich sie auf den ersten Anblick erscheinen mag, wird Ihnen bessere Resultate und gediegenere Früchte geben, als Monate angestrengter Arbeit vermocht hätten. Diese literarischen Stunden werden dann Momente der Freude für Sie seyn. Der Mensch, der nur Literat ist, seine Subsistenz nur auf einen stets unsichern Gewinn und einen Ruf begründet, der immer auf der unstäten Woge der Meinung hin und herschwankt, ist der unglücklichste der Menschen; die stete Unsicherheit, in der er lebt, die Anfangs auf seinen Geist als Reizmittel wirkt, wirkt zuletzt als ein förmliches Gift. Mit einem Worte, nicht der literarische Ruhm sey das einzige Zeichen in Ihrem Wappenschilde; nur ein Schmuck und eine Zierde desselben möge er seyn. Ich betrachte es als ein Symptom der gesellschaftlichen Degradation, wenn eine Masse Literaten sich als ein isolirter Stand der Gesammtheit gegenüberstellt und etwas als ein Gewerbe treibt, was eigentlich gar keins ist. Alles, was das gemeinsame Band zerreißt und sich als besondere Klasse konstituiren will, ist höchst gefährlich. Das Coelibat der Geistlichkeit hat den Sitten des südlichen Europas den Todesstoß versetzt. Auch sogar noch heutzutage kommt es vor, daß die aufgeklärtesten Menschen aus gewissen Gegenden einen Anstoß daran nehmen, wenn sich ein Geistlicher verheirathet. Warum die Ehe so verächtlich machen? Ich wollte sie zu Ehren bringen, ich, wenn ich Gesetzgeber wäre!"

— „Aber rechnen Sie das Risiko für Nichts," fragte ein Staats-Oekonom, „daß unkluge unüberlegte Verbindungen und das übermäßige Wachsen der Bevölkerung hierdurch begünstigt werden möchten?"

„Mit Vergunst," versetzte Coleridge. „Verschonen Sie mich mit Malthus' abscheulichen Theorieen. Sie beruhen auf einem monströsen Sophisma. Allem, was der Mensch Theures und Werthes und Köstlicherprobtes besitzt, sprechen sie Hohn, und schmeicheln dem Geiz der Selbstsucht, der Grausamkeit, allen niedrigen und schlechten Leidenschaften unserer Natur. Christen, Philosophen, Bürger, Politiker sollten sich vereint bewaffnen, und gegen diese wüthende Lehre vereint darauf losgehen. O! wäre ich Rabelais oder Swift, welche Fluth von Ironie wollte ich ausströmen, diese verrückte Absurdität auf alle Weise lächerlich zu machen! Swift würde diesen Gegenstand auf's bewunderungswürdigste behandelt haben; er war ein Rabelais auf trockener Erde: anima Rabelaisii habitans in sicco. Die Frauen verstehen weder Rabelais noch Swift. Das ist nicht ihre Sache. Alles, was Satire, Ironie, Bitterkeit ist, ist ihnen ein Gräuel; ihre Schwachheit wendet sich mit Schrecken ab von diesem cynischen Walten des Genius. Aber das Zarte und Anmuthige, die Feinheiten des Herzens, die Subtilitäten des Geistes und des Witzes, das entgeht ihnen nie. Ich habe viele Frauen kennen gelernt, die das Gute an sich selber und um seiner selbst willen lieben, ohne Hoffnung auf Lohn, ohne die geringste selbstsüchtige Absicht. Das Gute scheint ihnen mit dem Schönen nahe verwandt; in dieser Hinsicht sind sie unserem Geschlechte, das sich immer nur an das Nützliche hält, überlegen, und stehen höher als wir. Aber sehr wenig Frauen sind mir vorgekommen, die die Wahrheit an und für sich selber geliebt hätten. Sie wissen sie an Anderen zu schätzen, und halten sie diesen gegenüber sehr hoch, aus Furcht, sonst betrogen zu werden; aber sie haben für die Wahrheit nicht diesen Kultus, diesen ewigen Dienst, diese innere Anbetung, die uns hinzieht zu den Gegenständen unserer Wahl. Sie lügen oft, weil sie schwach sind; sie belügen sich selbst in ihren Leidenschaften. Oft, wenn sie zu lieben glauben, ist es nur ein neuer Irrthum, in dem sie sich befinden; sie wünschen, geliebt zu seyn, weiter ist es nichts. Ich habe dies von einer Frau, die eine kompetente Stimme hat bei einem Urtheil über die weibliche Natur; ihr Rang als Herzogin, und ihr Geschäft, die Intrigue, stellten sie auf einen Platz, der für die Beobachtung günstiger war, als irgend einer. „„Die Wünsche der Frauen"", sagte sie mir, „„sind nicht so, wie die Männer sich's denken; sie wünschen immer und vor allem, daß die Männer sie wünschen.""

Das Gespräch war in Folge dieser minder ernsten Materien allgemeiner geworden. Mehrere Personen nahmen daran Theil, unter anderen Hazlitt, der unguibus et rostro daran festhielt, daß die Frauen, vermöge ihres leidenschaftlichen Charakters, zu aller anderen Art von Beobachtung unfähig wären, als zu der der Leidenschaften. Dann kamen einzelne Anekdoten aus Fox' und Wilke's Liebes-Intriguen an die Reihe. Das Gespräch wurde politisch, und ich wunderte mich nicht wenig, Coleridge mehrere sonderbare Meinungen äußern zu hören. Einer der Mitsprechenden hatte den in der letzten Zeit so häufig zu Markt gebrachten Gemeinplatz wiederholt: Daß ganz Europa sich der Demokratie zuneigte.

„Nein, nichts, gar nichts glaub ich davon", rief Coleridge, „und sollte der Ausspruch meiner innersten Ueberzeugung auch für ein absurdes Paradoxon gehalten werden, mir scheint das Schicksal Europa's in einer grade entgegengesetzten Bahn begriffen zu seyn. Die reine Monarchie ist das Ziel, dem Europa unaufhaltsam zueilt. Man lächle nicht hierüber. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, unsere Kinder würden ein Orientalisches Joch tragen. Nein; aber der Volkswille wird, statt der Bevorrechtung sich selbst frei und offen aussprechen zu dürfen, zum Organ und sichtbaren Symbol das Individuum erhalten, das die Einheit der Gesellschaft darstellt, einen König. Bald genug wird man jener Bastard-Repräsentativ-Regierung überdrüssig werden, von der uns Belgien, Frankreich und England die traurigen Gestalten darbieten. Alle tüchtigen und vernünftigen Menschen werden eine Regierungsform von sich schütteln, die so roh und zugleich so filzig ist. Wenn die Demokratie die ganze Repräsentation wird an sich gerissen haben, so wird man erkennen, wie recht die Alten hatten, wenn sie die Vermischung der drei socialen Elemente, der Aristokratie, der Demokratie, und der vollziehenden Gewalt, für etwas Unmögliches oder doch höchst Undauerhaftes hielten. Man sehe nur einmal, wie unser Unterhaus herunter gekommen ist; wie es sich in Alles mengt, nach Allem seine Hände ausstreckt und Nichts zu Wege bringt, den Leidenschaften des Pöbels schmeichelt und Alles, was edel, groß, wahrhaft national ist, unter die Füße tritt. Das sind die Anfänge des Despotismus, dahin führt dergleichen. Wissen Sie, welches Mittels Pitt sich bedient hat, um England zu zwingen, ihm in seinem Kampfe gegen Frankreich beizustehen? Die Umtriebe der Londoner Klubbs, einzelne demokratische Elemente, Gährungsstoffe des Aufruhrs, welche losbrechen sollten, benützte er zu seinem Vortheil. Diese gebrauchte er zum Popanz. Er stellte das Eigenthum als in Gefahr schwebend dar. Das Eigenthum erhob sich mit einer Einmüthigkeit, als wäre es eine Person. Es sah nicht, daß seine Feinde sehr gering an Zahl waren; es hatte Furcht bekommen und griff zu den Waffen. Nichts ist so wild und furchtbar, wie der Egoismus und das Interesse, wenn sie in Schrecken gesetzt werden. Fox, Pitt's Gegner, anstatt seiner List auf die Spur zu kommen und sie zu vereiteln, ging in die Falle. Er vergrößerte das erdichtete Unheil noch, stellte die Lage Englands im entsetzenvollsten Lichte dar und wurde selbst das gefügigste Werkzeug für die Pläne seines Gegners. Und nun erwägen Sie den Kontrast! Im Jahre 1794 hatte das Englische Eigenthum in Wahrheit nichts zu fürchten, und auf's erste Signal erhob es sich zum Vertheidigungskampf. Gegenwärtig droht ihm unleugbare Gefahr; Alles, was uns umgiebt, wird modifizirt oder völlig verändert, und Niemand zeigt die leiseste Unruhe. Man schläft und tanzt auf dem Krater des Vulkans."

Von dieser Art waren Coleridge's politische Ansichten fast alle. Nie hatte er es mit irgend einer unserer politischen Parteien, nie mit irgend einer Nüance derselben gehalten. Mit einer hohen Ehrfurcht für die Demokratie des Christenthums war in seiner Gesinnung eine ganz eigenthümliche Verachtung gegen alle neueren Grundsätze verbunden.

„Es ist nicht erwiesen", sagte er, „daß die Maschinen, „indem sie die Produkte vervielfältigen, den Preis der Gegenstände ermäßigen. Ohne Zweifel können die fabrizirten Gegenstände wohlfeiler verkauft werden, aber die ersten Bedürfnisse des Lebens behalten nach wie vor denselben Werth und dieselbe Taxe. Man müßte einen Unterschied machen zwischen Natur-Produkten und Kunst-Produkten (arte facta). Wenn unsere Schuhe und unsere Strümpfe uns auch weniger kosten möchten, als sonst (was nicht erwiesen ist), so werden doch Ochs und Hammel ganz eben so theuer verkauft werden. Nun sind es unleugbar die reicheren Klassen der Gesellschaft, die den größten Theil der fabrizirten Gegenstände konsumiren; diese Klassen sind es also, die, wenn eine Verminderung des Preises eintritt, den Hauptnutzen davon ziehen, und nicht die ärmeren. Alle zum Lebensunterhalt durchaus nothwendigen Dinge sind verhältnißmäßig eben so theuer, als sonst; was haben wir also gewonnen?"

„Wenn die gegenwärtige Philosophie zu aprioristisch, zu ablehnend und widerspenstig gegen die Erfahrung ist, so scheinen mir unsere Staatsmänner dagegen zu beharrlich, dem Tage und seinem vergänglichen Bedürfniß zu leben. Sie haben keine Prinzipien. Kein fest angenommenes System regelt ihre Schritte. Sie leben von zufälligem Vortheil, wie die Glücksritter, die am Abend nicht wissen, wie sie es anfangen werden, die Subsistenzmittel für den folgenden Tag herbeizuschaffen. Um sich zu erhalten, müssen ihre Reden in stetem Widerspruche mit der Verfahrungsweise ihrer Vorgänger seyn. Der einzige Mann, der eine feste, eine fixe Idee hat, ein gefährlicher Mann ohne Zweifel, den aber nur das Festhalten an dieser Idee so mächtig macht, ist O'Connell. Man sehe, welchen Vortheil er daraus zieht, und wie sich seine Stellung nach Maaßgabe seines Beharrens auf seinen ursprünglichen politischen Grundsätzen immer mehr verstärkt und befestigt. Seine parlamentarische Carriere ist ein wahrer Triumph. Er stützt sich auf eine feste und solide Basis; er verläßt sie keinen Augenblick; er hat Glauben an sich selber. Wäre er auch hundertmal minder geschickt, als er es in Wahrheit ist, er würde dennoch Sieger bleiben."

— Es war eine der interressantesten psychologischen Studien, Coleridge, wie die Sibylle, ringen zu sehen mit begeisterten Eingebungen, über die er nicht Herr werden konnte, und die er vergebens in klare Form und bestimmte Gestalt zu bannen versuchte. Sein Lieblingsthema waren mysteriöse Gegenstände, die in das Gebiet der Physiologie und zugleich der Metaphysik gehören; die Theorie der Träume und Gesichte, die des thierischen Magnetismus, überhaupt alle Fragen, die gleichsam auf der Gränze beider Welten schweben. Am liebsten unterhielt er sich mit solchen, die gleich ihm absonderliche und eigenthümliche Ansichten hegten. Er liebte die Swedenborgianer und diskutirte gern mit Juden; ein Talmudist war ein Fund für ihn. Das Positive des Lebens beschäftigte ihn wenig. Er lebte in der poetischen Sphäre und fand das Mittel, den exaltirten Jakobinismus seiner Jugend mit dem metaphysischen Torysmus, dessen Gepräge seine letzten Werke tragen, auf eine eigenthümliche Weise zu vereinigen. Er steht vor uns als ein ausgezeichneter, höchst bedeutender Mann, dessen schwächste Werke immer noch von Gedanken sprühen und aus der frischen Quelle der Originalität sprudeln; dessen beste Schriften Fragmente sind; der nichts Alltäglich-Gewöhnliches gethan und wieder nichts Vollständiges, nichts Ganzes hinterlassen hat; der eines großen Rufes genossen, ohne

denselben durch Meisterwerke zu rechtfertigen und ohne desselben unwürdig zu seyn; ein Philosoph, der auf sein Zeitalter Einfluß geübt und keinen Schüler gehabt hat; ein Theolog, ohne die Formeln einer bestimmten Lehre; ein Dichter, ohne einen besondern, ihn von allen Anderen unterscheidenden Stil; ein Gelehrter, der seinen Pfad durch kein Monument bezeichnet hat; ein bewunderswürdiger Seher, der in Träumen gelebt und doch nie die Achtung, die der öffentlichen und der häuslichen Sittlichkeit gebührt, vergessen hat. Seinen eigenen Aeußerungen zufolge, wollte er einen Roman schreiben, dessen Held nicht in der Zeit und im Raume, sondern außer und gleichsam neben Zeit und Raum leben sollte. Er hat an sich selber die Existenz dieses übernatürlichen Wesens halb und halb verwirklicht.

Ueber Ursprung, Gestaltung und Fortschritt der Englischen Sprache.

Durch welche Variationen und successives Entfernen vom Ursprunge sich das Gälische, das Celtische, die Dänische und Sächsische Sprache modifizirt und mit einander vermischt haben, und wie aus diesen ihren Umwandlungen, Modificationen und ihrer verschiedentlichen Vermischung mit der entarteten Römischen Sprache die gegenwärtige Großbritanische entstanden ist — diese Frage gehörig zu beantworten, ist so schwer, daß schon mehrere Sprachforscher daran gescheitert sind, und auch wir wahrscheinlich nicht im Stande seyn werden, etwas Genügendes vorzubringen. Aber den richtigen Weg anzugeben, der zu ihrer Lösung führt, wollen wir doch wenigstens versuchen.

Man betrachtet gewöhnlich das Angelsächsische als das alte ursprüngliche Englisch. Nach der Meinung einiger gelehrten Glossographen ist das moderne Englisch die verderbte, die Angelsächsische die reine Sprache; Andere dagegen suchen den Ursprung unseres gegenwärtigen Idioms bei den Teutonen und Dänen. Es ist sehr schwierig, heutzutage die Art und Weise richtig abzuschätzen, wie das Dänische und Sächsische in England Einfluß geübt; da sie Dialekte einer und derselben Sprache waren, so erscheint es unmöglich, einen bestimmten Charakter, eine eigenthümliche Nuance für den Einfluß einer jeden insbesondere aufzufinden. Der große Stamm, zu dem diese sämmtlichen Sprachen des Nordens gehören, der Teutonisch-Hindugermanische, hängt, wie die Untersuchungen der neueren Gelehrten zeigen, mit einer alten Wanderung der Indischen Kasten zusammen, die sich über die nördliche Hemisphäre verbreiteten; wegen dieses gemeinsamen Ursprungs werden die besonderen Gestalten dieser Sprache immer mit einander vermischt bleiben.

Der Aufenthalt der Römer in Großbritanien war von geringerem Einfluß auf die Besiegten, als man meinen sollte, weil die Ungleichheit der Civilisation zwischen beiden zu groß war. So blieben die Völker streng gesondert. Höchstens waren es einzelne Ausdrücke, die sich erhielten; der größte Theil der Lateinischen Wörter, die gegenwärtig in der Englischen Sprache existiren, gehört einer neueren Epoche an. Im Jahre 449, vierzig Jahre, nachdem die Römer Großbritanien verlassen hatten, lud Vortigern, König des südlichen Theiles der Insel, die Sachsen aus dem Nordwesten Deutschlands ein, sich mit ihm zu verbinden, um so den Pikten und Kaledoniern die Spitze bieten zu können, die seit dem Abgange der Römer seine Staaten unaufhörlich beunruhigten. Diese Sachsen drängten auch die Pikten aus dem Norden von Britanien hinaus; neue Sachsen, von Jüten, Dänen und Anglen begleitet, kamen nach und vereinigten sich mit den ersten. Mit der Zeit vermehrten sich diese Ankömmlinge, setzten sich fest und wuchsen zu Völkern heran, deren Sprache sich mit den alten Idiomen des Landes vermischte, und diese entweder veränderte oder völlig außer Gebrauch brachte.

Die Dänen setzten sich nördlich von der Themse fest, und es wurde dort das sogenannte reine Dänisch gesprochen; die Sachsen nahmen ihre Wohnsitze im Süden dieses Stromes, und dort wurde das reine Sächsisch gesprochen. Nach der Vereinigung der sieben Königreiche, die im Jahre 828 stattfand, ward das Sächsische die herrschende Sprache in ganz England, weil die regierenden Könige sämmtlich Sachsen waren; so wurde das reine Dänisch, welches das eigentliche echte Englisch für die Völker im Norden der Themse war, nach und nach aus der gewöhnlichen Sprache verdrängt. Andere Dänen, die in der Folge nach England kamen und dort Fuß faßten, brachten ihre Sprache wieder mit; diese war aber nicht mehr das alte Dänisch oder Englisch, sondern ein neues Dänisch, ein Gemisch aus den Sprachen mehrerer Dänemark benachbarter Nationen. Dies neuere Dänisch breitete sich vorzüglich in Northumberland, Mercien und Estangeln aus, Provinzen, deren sich die Dänen im Jahre 1016 unter Anführung Kanut's des Großen bemächtigt hatten. Obgleich dieser Fürst (der im Jahre 1036 starb) seine Gesetze, um sich den Engländern gefällig zu zeigen, in Sächsischer Mundart publiziren ließ, so erhielt sich doch das Englische bei den Völkern des Nordens. Und da es auch während der Regierung Kanut's und seiner beiden Söhne die Sprache des Hofes war, so wurde es auch den Westsachsen nothwendig, die sogar mehrere Wörter und Ausdrücke daraus in ihre eigene Sprache aufnahmen. Als aber Eduard der Bekenner auf den Thron stieg (im Jahre 1042), wurde das Sächsische wieder die Hofsprache. So sahen sich die Bewohner des Nordens gezwungen, es zu lernen, ungefähr wie die Gascogner vor noch nicht zweihundert Jahren genöthigt wurden, das Französische zu lernen. Unter Eduard's Regierung (von 1042 bis 1064) fand auch die Normannische Sprache in England Eingang. Da Eduard von einer Normännischen Mutter, Emma, stammte, und sich lange in der Normandie aufgehalten hatte, so sprach er besonders gern Normännisch; auch trug die große Zahl Normannen, die er nach England zog und dort in Aemter und Würden einsetzte, viel dazu bei, den Gebrauch dieser Sprache, die sich bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts erhielt, einzuführen und zu verbreiten.

Als Herzog Wilhelm von der Normandie, den Eduard zu seinem Nachfolger auf dem Thron ernannt, England erobert hatte (im Jahre 1066) und sich in Besitz des Thrones sah, beschloß er, seine eigene Sprache in seinen neuen Staaten zur Landessprache zu machen; nicht nur die Gesetze ließ er in Normännisch-Französisch abfassen, sondern errichtete in allen Flecken Schulen, in denen die neue Sprache gelehrt wurde, und machte es allen Vätern, unter Androhung schwerer Strafen, zur Pflicht, ihre Kinder hineinzuschicken. Doch behaupten einige Geschichtschreiber, daß er, allen angewandten Zwangsmitteln zum Trotz, seine Absicht, so wie er gewünscht, dennoch nicht erreicht habe. „Die Normannen, die er mit sich gebracht", so melden sie, „waren eine zu geringe Anzahl im Vergleich mit dem übrigen Volke. Mehrere dieser Normannen lernten sogar Englisch, anstatt die Engländer zu zwingen, das Normännische zu erlernen." Wie dem auch sey, das Normännisch-Französische wurde die Hofsprache, verdrängte aber eben so wenig den Angelsächsisch-Dänisch-Teutonischen Dialekt, die Sprache des Volks, wie das Lateinische, das ihn sechs Jahrhunderte früher auch nicht ganz hatte verdrängen können. Nur da ein geringerer Unterschied zwischen Normannen und Engländern war, als zwischen Römern und Engländern gewesen, so ging die Vermischung beider Civilisationen auf eine durchgreifendere Weise von Statten, und folglich auch die der beiden Sprachen.

Nach Eduard III. wurde die Normannische Sprache nicht ferner begünstigt, und der alte Strom der Englischen Sprache nahm aufs neue von seinem Bette Besitz; von der Zeit an, wo die Monarchie zu einem, wenn auch nicht völlig friedlichen, doch wenigstens zum Frieden hinneigenden Zustand gelangte, entwickelte sich die Sprache ungestört, bis zur Regierung Elisabeth's, wo die Civilisation in kommerzieller und industrieller Hinsicht die ersten Blüthen trieb, und das Licht der Bildung nach allen Punkten hin seine Strahlen versandte. Die Morgenröthe der Englischen Sprache, so wie sie jetzt existirt, beginnt erst im vierzehnten Jahrhundert in den Schriften John Gower's, der für den Vater der Englischen Poesie gilt, das heißt, für den ältesten Autor, der Verse geschrieben. Geoffrey Chaucer, bekannter als Gower und sein Zeitgenosse, schrieb etwas später als er; auch unterscheidet sich seine Sprache in etwas von der Gower's. Der berühmte Reisende John Mandeville oder Maundeville, der in demselben Jahrhundert schrieb, ist eines der ersten Muster der Englischen Prosa. Die Einführung einzelner Lateinischer Wörter und Wendungen, die er in seinem Buche vornahm, machte, daß man ihn als einen der Schöpfer der Englischen Sprache betrachtete. Wenn wir zurücksehen in Heinrich's des Sechsten Zeiten (von 1422 bis 1461), so finden wir, daß das damalige Englische nur wenig verschieden ist von dem unter Heinrich VIII. (von 1509 bis 1557.) Die Manuscripte, die aus Heinrich's VI. Zeit datiren, sind mit vieler Kraft und Präcision geschrieben. Die Werke Fortescue's, der unter den Regierungen Heinrich's VI. und Eduard's IV., seines Nachfolgers (von 1461 bis 1483), blühte, können noch gegenwärtig der gesammten Lesewelt empfohlen werden. Zu Thomas Morus Zeit war die Bildung der Sprache fast vollendet; Skelton, der gefeierte Dichter Heinrich's VIII., schrieb um dieselbe Zeit. Der Graf von Surry ist der korrekteste und berühmteste Autor unter dieser Regierung; und in Barclay's, der um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts blühte, so wie in des Doktor Wilson's Schriften, sind nur noch wenige leichte Spuren der alten Sprache zu finden.

Unter der glänzenden Regierung der Elisabeth (von 1559 bis 1603), gewinnt die Englische Sprache so viel Fülle, Kraft und Melodie, daß, wenn wir gerecht seyn wollen, wir sagen müssen, keiner der gegenwärtigen Schriftsteller habe die Autoren jener Zeit erreicht, was die heutigen an Eleganz gewonnen haben, haben sie an Kraft verloren. Die Vertheidigung der Poesie, von Sidney, gilt für das vortrefflichste Muster Englischer Prosa. „Hookers „Ecclesiastic government" und andere große Werke aus jener Zeit, werden stets mit neuem Vergnügen gelesen und bewundert werden. Eine schöne Probe von der herrlichen Prosa unter der folgenden Regierungszeit ist die Uebersetzung der Bibel u. a. m.

Heutzutage neigen sich sämmtliche Sprachen Europas zu einer allgemeinen Vermischung hin; man würde vergebens nach einer lebenden Sprache suchen, die allen Variationen, allen Revolutionen der Zeit widerstanden, und sich in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten hätte. Die politischen und parlamentarischen Ausdrücke, die der Britischen Verfassung angehören, sind schon in den alltäglichen Gebrauch und die Wörterbücher der Franzosen übergegangen, und die Engländer haben dagegen von ihnen den größten Theil der Ausdrücke des feineren gesellschaftlichen Lebens entlehnt. Die Italiänische Sprache macht gegenwärtig Versuche, sich nach dem Tipus der Germanischen Sprachen zu modeln, und strebt der Tiefe und dem energischen Feuer jener nach. Die beiden Hauptstämme aller unserer Europäischen Sprachen, der Teutonische und der Griechische oder Lateinische, fangen an, sich mit einander zu verzweigen und in einander überzugehen.

Bibliographie.

The poor laws as they were and as they are. (Die Armen-Gesetze sonst und jetzt.) Von Mahon. 4 Sh.

Rambles in Northumberland. (Ausflüge in Northumberland.) Von S. Oliver. $9\frac{1}{2}$ Sh.

Songs of the prophets. (Gesänge der Propheten.) $3\frac{1}{2}$ Sh.

Men and manners in Britain. (Ein Nord-Amerikaner über England und Englische Sitten.) Von Grant Thorburn. 2 Sh.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Freitag den 19. Juni 1835.

Asien.

Einige neue Details über Lokalitäten und Sitten der Beduinen.*)

...Den Morgen des folgenden Tages wandten wir dazu an, das Dorf (Saddad) zu durchstreifen, das ungefähr zweihundert Häuser und fünf Gotteshäuser zählt.

In der Mitte des Dorfes erhebt sich ein alter Thurm von erstaunlicher Höhe; er schreibt sich von der Gründung einer Kolonie her, deren Geschichte uns der Scheik erzählte. Seine Erbauer stammten aus Tripoli in Syrien, wo ihre Kirche noch steht. In der blühendsten Zeit des Griechischen Kaiserreichs tyrannisirten die Griechen voll Uebermuth und Raubgier die unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Völker. So brachte unter Anderem der Statthalter von Tripoli die Einwohner durch Beschimpfungen und Grausamkeiten aller Art auf's Aeußerste; aber zu gering an Zahl und doch nicht mehr im Stande, das drückende Joch zu ertragen, verbanden sich diese insgeheim, dreihundert Familien stark, packten Alles zusammen, was sie an Kostbarkeiten mitnehmen konnten, und zogen ganz in der Stille plötzlich in der Nacht davon. Sie gingen nach Homs und schlugen sodann den Weg in die Wüste von Bagdad ein, als sie von den Griechischen Truppen, die der Statthalter zu ihrer Verfolgung nachgesandt hatte, erreicht wurden. Sie bestanden ein hartnäckiges und blutiges Gefecht, waren aber zu schwach an Zahl, um den Sieg zu erringen. Da sie nun um keinen Preis auf's neue unter die Tyrannei der Griechen zurückwollten, so unterhandelten sie und erlangten die Erlaubniß, auf dem Platze, wo das Gefecht vorgefallen, ein Dorf erbauen zu dürfen, verpflichteten sich aber zu einem steten Tribut an den Statthalter von Tripoli. So gründeten sie denn hier ihre neue Heimath am Eingange der Wüste, und nannten ihr Dorf Saddad (Hinderniß). — Das ist Alles, was die Syrische Kronik Bemerkenswerthes enthält.

Eines Tages hatten wir erfahren, daß vier Stunden vom Dorfe eine bedeutende und sehr alte Ruine läge, in der sich ein natürliches Dampfbad befände; dies Wunder hatte unsere Neugier rege gemacht, und Herr Lascaris, der besonders gern hin wollte, bat den Scheik, uns eine Eskorte zu geben. Nachdem wir vier Stunden nach Südost zurückgelegt hatten, gelangten wir zu einer großen Ruine, in der nur noch ein einziges bewohnbares Zimmer vorhanden ist. Die Architektur ist einfach, aber die Steine sind von erstaunlicher Größe. Als wir in dies Zimmer eintraten, bemerkten wir eine Oeffnung von zwei Fuß im Quadrat, aus der ein dicker Dampf hervorquoll; wir warfen ein Schnupftuch hinein, und nach anderthalb Minuten, genau nach der Uhr, flog es wieder heraus und fiel zu unseren Füßen nieder. Wir setzten diesen Versuch mit einem Hemd fort, welches nach Verlauf von zehn Minuten eben so wieder zum Vorschein kam, wie das Schnupftuch. Unsere Führer versicherten uns, daß ein Machlas von zehn Pfund Gewicht auf gleiche Weise herausgeworfen würde.

Wir entkleideten uns und stellten uns um die Oeffnung herum; in kurzer Zeit waren wir von einem starken Schweiß bedeckt, der über unsere Körper herabrieselte; aber der Geruch dieses Dampfes war so unerträglich, daß wir nicht lange darin aushalten konnten. Nach einer halben Stunde zogen wir unsere Kleider wieder an und empfanden ein Wohlbefinden, für das ich kein Wort habe. Man sagte uns, daß dieser Dampf in der That überaus gesund sey, und daß eine große Anzahl von Kranken hier ihre Heilung fänden; als wir ins Dorf zurückgekommen, speisten wir mit großem Appetit, und nie habe ich köstlicher geschlafen, als in jener Nacht.

Unserer Rolle gemäß — wir hatten uns für Kaufleute ausgegeben — öffneten wir einige Tage nach unserer Ankunft unsere Ballen auf dem Platze in der Mitte des Dorfs vor dem Hause des Scheiks; ich verkaufte an die Frauen einzelne Gegenstände, die mit Silbergeld bezahlt wurden. Die Müßigen versammelten sich um uns und plauderten und schwatzten mit uns; einer, noch ein ganz junger Mensch, Namens Hessaisoun el Kratis, half mir das Geld einnehmen und meine Rechnungen mit den Frauen und Kindern machen; er zeigte den größten Eifer für meinen Vortheil. Eines Tages, als er mich allein fand, fragte er mich, ob ich wohl im Stande wäre, ein Geheimniß zu bewahren. — „Nimm Dich in Acht", setzte er hinzu, „es ist ein großes Geheimniß, das kein Mensch von Dir erfahren darf, auch nicht einmal Dein Gefährte." Nachdem ich ihm mein Ehrenwort gegeben, es bei mir zu behalten, vertraute er mir, daß eine Stunde vom Dorfe eine Höhle wäre, in der sich ein großer Krug voll Zechinen befände; er gab mir ein solches Goldstück mit der Aeußerung, er könne keinen Gebrauch davon machen, da diese Münze nur in Palmyra gälte. — „Aber Du", fuhr er fort, „der von einer Stadt zur andern reist, kannst sie leicht umsetzen; Du hast tausend Mittel, die ich nicht habe, von diesem Schatze Vortheil zu ziehen; Alles will ich Dir nun zwar nicht geben, überlasse es aber Deiner Großmuth, die Theilung zu machen; Du kommst mit mir, ich zeige Dir den Ort, wir bringen das Gold nach und nach in Sicherheit, und Du giebst mir mein Theil in couranter Münze." Da ich den Zechino als Beweis in der Hand hielt, so glaubte ich an die Wahrheit dieses Berichts und verabredete mit ihm, daß wir uns am folgenden Tage am frühen Morgen außerhalb des Dorfes treffen wollten.

Kaum fing es an zu tagen, so war ich auch schon auf den Füßen und aus dem Hause hinaus. Kurz vor dem Dorfe fand ich Hessaisoun, der mich schon erwartete; er war mit einer Flinte, einem Säbel und Pistolen bewaffnet. Ich meines Theils hatte nur eine lange Pfeife als einzige Waffe; wir gehen ungefähr eine Stunde; mit welcher Ungeduld suchten meine Augen nach der Höhle; endlich erblick ich sie; wir treten hinein; ich sehe mich nach allen Seiten nach dem Kruge um, finde aber nicht. „Wo ist denn der Krug?" frage ich. Hessaisoun erblaßt. „Da ich Dich denn hier habe", schreit er mir zu, „so wisse, daß Deine letzte Stunde geschlagen hat. Du wärest schon nicht mehr am Leben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, Deine Kleider mit Blut zu beschmutzen. Ehe Du stirbst, entkleide Dich und gieb Deinen Geldbeutel heraus; ich weiß, Du trägst ihn bei Dir; es sind mehr als zwölfhundert Piaster darin, ich habe sie selbst gezählt; Du hast sie für die Waaren eingenommen, die Du verkauft hast. Mach nicht lange Umstände, Du siehst das Tageslicht nicht wieder."

„Laß mir das Leben", fleht ich ihn an, „ich will Dir mehr geben, als in diesem Beutel ist, und nie entdecken, was hier vorgegangen ist, das schwör ich Dir." — „Nichts da!" versetzte er, „diese Höhle ist Dein Grab; ich kann Dir nicht das Leben lassen, ohne das meine auf's Spiel zu setzen."

Ich schwor ihm tausendmal zu, daß ich schweigen wolle; schlug vor, ihm einen Wechsel zu schreiben über die Summe, die er selber bestimmen solle; er war durch nichts von seinem schändlichen Vorhaben abzubringen. Endlich, ärgerlich über meinen Widerstand, lehnt er seine Waffen gegen die Mauer, und stürzt gleich einem wüthenden Löwen auf mich los, mich erst auszuplündern und dann zu ermorden. Ich flehe ihn von neuem an: „Was hab ich Dir zu Leide gethan? Denkst Du denn nicht an einen Tag der Vergeltung und der Strafe? Daß Gott Rechenschaft fordert für unschuldig vergossenes Blut?" Sein Ohr blieb taub, sein Herz verschlossen!... Da denk' ich an meinen Bruder, meine Verwandte, meine Freunde, Alles, was mir theuer ist, steht vor meinen Augen, nur den Schöpfer allein fleht ich in meiner Verzweiflung um Schutz an. O Gott! Beschützer der Unschuld steh mir bei! Gieb mir Kraft, zu widerstehen! Mein Mörder, ungeduldig, reißt mir meine Kleider vom Leibe. Obgleich er viel größer war als ich, so giebt doch Gott mir Kraft, und wohl eine halbe Stunde lang ringen wir mit einander; das Blut strömte nur so von meinem Gesicht; meine Kleider hingen in Fetzen an meinem Leibe. Als der Nichtswürdige mich in diesem Zustande sah, faßte er den Entschluß, mich zu erwürgen; er hebt die Arme, mir die Kehle zuzudrücken; ich benutze den freien Moment, der mir diese Bewegung verschafft, und versetze ihm mit beiden Fäusten einen heftigen Stoß vor den Magen; er taumelt zurück, ich ergreife seine Waffen, bin mit einem Satze aus der Höhle und laufe nun aus Leibeskräften, was ich kann. Kaum glaubte ich selber an meine Rettung, bald hört' ich was hinter mir herlaufen. Es war mein Feind. Er rief mich bei Namen, und bat mich im freundlichsten Tone, ihn zu erwarten. Da ich alle Waffen hatte, so fürchtete ich mich nicht, einen Augenblick still zu stehen, drehte mich nach ihm um und schrie ihm zu: „Nichtswürdiger, was willst Du? Du hast mich heimlich ermorden wollen, und sollst dem Stricke nicht entgehen." Er verschwor sich hoch und theuer, daß die ganze Geschichte nur ein Spaß gewesen sey von seiner Seite; daß er nur meinen Muth habe auf die Probe stellen und sehen wollen, wie ich mich vertheidigen würde. — „Aber", setzte er hinzu, „ich sehe, Du bist noch ein Kind, daß Du die Sache für Ernst nimmst." — Ich erwiederte, indem ich auf ihn anschlug, daß ich Feuer geben würde, so wie er nur noch einen Schritt vorginge. Da er mich so entschlossen sah, floh er der Wüste zu und ich nahm den Weg nach dem Dorfe zurück. — Mittlerweile waren Scheik Ibrahim und der fromme Nawfal schon in Sorge um mich gewesen, besonders der Erstere, da ich mich in der Regel nicht zu entfernen pflegte, ohne ihn vorher

*) Aus dem so eben erschienenen vierten Bande der Orientalischen Reise von Lamartine. Der Erzähler dieser Episode ist nicht L. selbst.

davon in Kenntniß zu setzen; er hatte zwei Stunden lang gewartet und war dann zum Scheik gegangen, der, seine Besorgniß theilend, das ganze Dorf aufgeboten und nach mir ausgesandt hatte. Endlich erblickt mich Nawfal und ruft aus: „Da ist er!“ Selim sagt ihm, er irre sich. Ich komme näher — jene zweifeln noch, ob sie ihren Augen trauen sollen, ob ich es wirklich bin. Herr Lascaris läuft mir entgegen und umarmt mich mit Thränen; sprachlos bleib ich in seinen Armen liegen; man führt mich in die Wohnung Nawfal's, wäscht mir meine Wunden aus und legt mich aufs Bett. Endlich gewann ich die Kraft, mein Abenteuer zu erzählen. Selim sandte Reiter zur Verfolgung des Mörders aus und schickte gleich seinen schwarzen Henker mit, ihn zu erdrosseln, so wie sie ihn träfen; aber sie kamen unverrichteter Sache zurück, und wir erfuhren bald darauf, daß er in die Dienste des Pascha von Damaskus getreten sey. Er ließ sich nie wieder in Coriétan sehen. (Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Vom Glück der übeln Laune.

Verstehen wir uns recht, lieber Leser! ich sage nicht, daß die, welche um einen Menschen von übler Laune seyn müssen, ihre Lage anmuthig und preiswürdig finden sollen. O nein! Dem tückischen unstäten Elemente ärgerlicher Capricen und finsterer Grillen preisgegeben zu seyn, ungerechtem Tadel, unbegründetem Verdacht zur Zielscheibe zu dienen, mit albernen Hypothesen, häßlichen Spitznamen, verkehrtem und verdrehtem Zeuge aller Art überhäuft zu werden; diese Fluth ruhig auszuhalten; zu sehen, wie der Unzufriedene immer düsterer und unerträglicher wird, eine je stärkere Dosis von Geduld man ihm entgegensetzt; vergebens Sanftmuth, Heftigkeit, die Gründe der Vernunft, Schmähung und Drohung zu versuchen, und Alles ohne Erfolg — das ist ein unbequemes Geschäft, allerdings, eine Lage, die ich nur meinen Feinden wünsche. Alle Vortheile hierbei gehören nur dem, der übeler Laune ist. Wenn die Welt schreit: Das ist eine unglückliche Gemüthsart! — so ist die Welt nicht klug. Unglücklich für die Anderen, das laß ich mir gefallen! Aber diese Gemüthsart, unglücklich für die Freunde und Bekannten des scheinbar Geplagten, ist die beglückendste in der Welt für den, der sie besitzt.

Beklage mir keiner den Mann der übeln Laune; er ist der König der Gesellschaft; was man ihm entreißen will, das ist seine Macht, seine Waffe.

Ich rede nicht von dem Cholerischen, von dem Heftigen, Aufbrausenden, der sich stoßweise den Regungen und Ausbrüchen seines Unwillens hingiebt: er ist nicht würdig, die wahrhaft Königliche Stelle einzunehmen, von der ich spreche. Ich verlange eine beständige empfindlich gereizte Verdrießlichkeit, der es Bedürfniß wird, zu schreien und zu schmälen, laut aufzubrüllen vor Zorn, ein ununterbrochenes Mißtrauen, eine düstere argwöhnische Aengstlichkeit, einen inneren Grimm, eine Erbitterung, die nie weicht, kurz und gut, einen üblen Humor im vollsten Sinne und der ganzen Ausdehnung des Wortes. Die meisten Menschen können keinen Anspruch machen auf diese hohe Würde. Höchstens bringen sie es bis zu düsteren grauen Wochen und Monden. Dann klagen sie, fühlen Beängstigungen, fahren bei jeder Kleinigkeit erschrocken zusammen, werden argwöhnisch — haben den Spleen. Die blauen Teufel tanzen um ihren Kopf und krönen sie mit Migräne und betäubendem Mohn.

Ich kann aus Erfahrung davon sprechen; es ist eine höchst angenehme Situation, eine ganz vortreffliche Weise zu existiren. Es sind noch nicht drei Tage her, daß ich mich in der Gewalt eines sehr übeln Humors befand. Nun bin ich geheilt — und bedaure fast, daß ich's bin! Adieu, ihr Tage, düsteren Phantasieen geweiht, Tage, deren Traurigkeit voller Reize war, wo ich das Glück genoß, mich als Opfer betrachten und vor den Altar meiner selbstgeschaffenen Leiden niederwerfen zu können! So lange der Anfall währte, fand ich mich so behaglich, so begnügt, so zufrieden mit mir selber. Verzeihe man mir's! Ich sollte mich schämen, dies Geständniß zu machen, aber ich kann nicht unwahr seyn; — es ist mir nicht lieb, daß ich geheilt bin.

Man hat die Freuden der Einbildungskraft, die Freuden der Hoffnung, die Freuden der Erinnerung geschrieben; ich wollte, man schriebe die Freuden des übeln Humors; Freude ist hier nicht genug: Wonne, Wollust wäre das rechte Wort. Ich erfahre heut, wie schmerzlich es ist, eines Gegenstandes der Unzufriedenheit und des Unwillens, den man für rechtmäßig hielt, beraubt zu seyn. Claudius Wagstaff, mein alter Freund, hatte mich vergessen, vernachlässigt, mir seine Achtung, die mir doch gebührte, entzogen, mich ungerechter Weise in seiner Meinung herabgesetzt; ich war dessen gewiß. Mein düsterer Roman baute sich auf dieser Basis auf. Ich hatte alle meine Fäden schon gesponnen, alle meine Ideen waren fertig, und mein misanthropisches System hatte sich schon zu gehöriger Stärke und Größe entwickelt. Dies Gebäude ist nun unter meinen Füßen zusammengesunken. Woran soll ich mich nun halten? wo soll ich nun einen Vorwand hernehmen, die Welt zu schmähen und zu verwünschen? — eine so bequeme, eine so angenehme Beschäftigung, und die dem Geist ein solches Feld reger Beschäftigung eröffnet! Wenn Wagstaff unschuldig ist, so muß irgend ein anderer meiner Freunde der Schuldige seyn. Einen muß ich haben, und bis ich den finde, so lange mag er wenigstens dafür gelten — es ist doch immer ein kleiner Trost.

Will man wissen, was für ein Gedanke es ist, der einen Menschen in seinen eigenen Augen am meisten hebt und aufbläht? Die Ueberzeugung ist es, daß er nicht nach seinen Verdiensten behandelt wird. Dieser Gedanke verschafft einen wahrhaft schwelgerischen Genuß von Stolz, einen Kitzel der Eitelkeit, dem Nichts gleichkommt. Die Seele badet sich in einem förmlich begeisterten, bis zum Unsinn gesteigerten Gefühl von Eigenliebe. Von allen Prätensionen ist die, sich als Opfer zu betrachten, die einzige eigentlich wollüstige. Man ist unglücklich mit Delice. Man schmeckt das Glück, mitten in einer verkehrten Welt isolirt dazustehen, und schaarenweis kommen alle stolzen Schwächen unserer Natur, uns zu caressiren.

Der grobe Geschmack begnügt sich mit der Schmeichelei. Pfui darüber! Das ist die schlechteste Nahrung der Eigenliebe. Nur die gemeine Eitelkeit ist damit zufrieden. Mit ein wenig Geist hat man gleich den Schmeichler in Verdacht der Lüge oder des Interesses, und der delikate Bissen ist verbittert. Glücklich der, der seinen Freund im Verdacht der Ungerechtigkeit oder Untreue hält! Dies ist der erste, aber auch nur der erste Grad der geheimen Freuden, von denen ich rede. Glücklich, tausend Mal glücklich der, dem der süße Glaube beschert wird, die ganze Welt sey gegen ihn verschworen! Vergessen wir hierbei alle die niedrigen gemeinen Seelen, und wenden uns jenen feinorganisirten zu, die befähigt sind, diese seltsame Wunderperle in den Tiefen aufzusuchen, wo sie verborgen ruht, und dem Abgrunde von Bitterkeit die unaussprechliche hohe Wonne, die auserlesene Genugthuung, von der ich rede, abzuringen. Jean Jacques Rousseau kannte sie. Sein Leben ist im Suchen nach ihr dahingeschwunden, und sein ganzes Genie fast hat er für sie aufgewandt. Wenn ich dem Leser Alles, was ich über diese Stimmung weiß, offenbaren wollte, wenn ich ihm die volle Wahrheit sagen, alle die kleinen Glückseligkeiten ihm herzählen wollte, die mir mein letzter Anfall beschert hat, alle Welt würde wünschen, übeln Humors zu seyn. Ein Schmähwort würde bald für eine Gunst, eine Ohrfeige allgemein für ein Geschenk gelten. Die treulosen Freunde würden einem die liebsten seyn, und Nichts würde man vom Himmel heißer für sich erflehen, als Mißgunst, Undank und Beleidigung.

Ich gestehe, man muß ein eigenthümliches Studium aus dem übeln Humor machen, um den ganzen Reiz desselben zu begreifen. Seine Anfänge sind bitter genug; aber es ist eine Wunde, die sich bald in eine Quelle von Genüssen verkehrt. Honig und Zucker quillt unter dieser bitteren Schale. Zum Beispiel — ihr begegnet eurem Freunde auf der Straße; er giebt einem Dritten, den ihr für euren Feind haltet, den Arm. Ist aber auch der Verdacht gegen diesen Dritten gerecht? Ei was, nur nicht lange sich aufhalten mit solchen Gedanken. Ihr habt keinen Gruß erhalten: das ist's allein, worüber nachzudenken ist. Vielleicht hat euer Freund ein kurzes Gesicht. Ohne Zweifel wär' es an euch gewesen, ihn zu grüßen. Weg mit diesen unnützen Reflexionen! Geht nach Hause und denkt daran, daß es für einen Adepten in der Wissenschaft des übeln Humors und des Mißvergnügens nichts Unbedeutendes, Nichts, was leicht zu nehmen wäre, giebt. Hegt diesen Schatz und brütet darüber, daß er Früchte trägt — diesen köstlichen Keim, der reichlich wuchern soll. Werft nichts davon weg, und verliert ihn nicht unterweges; verschließt ihn sorgsam in euer Kabinet. Gebt nicht nach, wenn euch etwa eine trügerische Regung eures Innern beschwatzen wollte, all' diese Gedanken seyen Chimären, hohle Träume; hegt und pflegt eure Phantome mit aller Sorgfalt, wie ihr's nur könnt, euer Glück hängt davon ab. Euer Freund hat euch vernachlässigt; es ist eine Beleidigung erster Art, und um so mehr, da er euren Feind unter den Arm gefaßt. Alle Beide haben sich gegen euch verschworen. Eine Masse anderer kleiner Umstände, die vorhergegangen sind und auf die ihr früher nicht genug geachtet, setzen es außer allem Zweifel. Nun erinnert ihr euch jedes einzelnen; sie wachsen an Bedeutung unter euren Händen; ihr gebt ihnen Sinn und Erklärung: Einzeln war keiner von großem Belange, aber zusammen machen sie ein schweres Gewicht in eurer Waagschale aus. Der letzte Schimpf setzt allen früheren die Krone auf. Ihr seyd verrathen, ihr seyd beschimpft, seyd unglücklich — im höchsten Grade.

– Aber wo ist nun das Vergnügen, von dem ich rede? werdet ihr fragen. Nur einen Augenblick Geduld! diese ganze bittere Vorbereitung löst sich in Freude und Genuß auf.

Die Scene verändert sich: gebt Acht.

Ihr ruft euch all die guten Dienste ins Gedächtniß, die ihr eurem Freunde erwiesen habt; alle, die ihr ihm erweisen gewollt, alle, die ihr ihm in Zukunft noch einmal erwiesen hättet. Das macht zusammen ein Ganzes, was ungeheuer ist. Ihr stellt euch vor, was ihr ihm gewesen und was ihr ihm noch geworden wäret. Ihr sagt zu euch selber: „Damals hab ich ihn vertheidigt; großgesinnt, edelmüthig hab ich mich gegen ihn benommen, sein literarischer Ruhm ist mir theurer gewesen als mein eigener. Ich glaube, ich hätte mich für ihn geschlagen; ich kann es dreist so annehmen, als hätte ich's wirklich gethan. Noch jetzt ist mein Herz voll Zärtlichkeit für den Undankbaren: es ist gefühlvoll und weich, dies Herz, es ist hochgesinnt, es ist edel; ich fühl' es, wie bereit es wäre, ihm zu verzeihen. Nach so großen Beleidigungen ist diese Verzeihung etwas Erhabenes, und stellt mich wahrhaft hoch in meiner eigenen Schätzung. Er komme wieder! ich will ihm die Arme öffnen wie dem verlornen Sohn! Ach, ich vergieße bittere Thränen über seine Verirrung und seine Treulosigkeit.“

Nun, was sagt ihr dazu? ich bitt' euch! Liegt darin nicht ein Trostes-Balsam der auserlesensten Art? Wenn euch das nicht entzückt, nicht Seele und Gemüth mit Lust und Wonne erfüllt, so seyd ihr kein Mensch! Ihr habt nun eine vortreffliche Position gewonnen; haltet den errungenen Vortheil fest. Der üble Humor hat sich für's Erste in stolzes Genügen verwandelt. Nun gehen wir weiter, treiben ihn bis zur Misanthropie: ihr werdet sehen, wohin dieser Weg euch noch führen wird; nur laßt euch durch keinen albernen Skrupel aufhalten, daß euch die reifende Frucht nicht verloren gehe. Es wäre in der That unverzeihlich nach einem so guten Anfang. Die Spanier haben ein vortreffliches Sprichwort: „Mach einen Knoten, wenn du genäht hast.“

Ihr sinnet ein wenig nach, brütet über eurem Unwillen, wie eine Henne über ihrem Ei, und erhebet euch so aus der niederen Sphäre eines bloß unzufriedenen Menschen zur Würde Lord Byron's. Nun kommen die Verwünschung, der Fluch, Hymne und Dithyrambe. Der

erste schwache Funke des üblen Humors entflammt sich zur wilden Feuersbrunst. Immer vorwärts — immer weiter vorwärts! Nur nicht angehalten! Alle eure Freunde sind treulos. Giebt es Freunde? Giebt es ein Herz, auf das man sich verlassen kann? So sprecht und geht Schritt vor Schritt weiter, wiederholt euch Alles, was die Philosophen über die Unbeständigkeit der menschlichen Freundschaft geschrieben haben, die schwankender ist als die Welle, und flüchtiger ist als die Luft. Zuletzt ergiebt sich's, daß Ehre, Treue, Aufrichtigkeit und Hingebung sich in eine Seele geflüchtet, in ein Daseyn konzentrirt haben. Dies Daseyn, diese Seele — die eure ist's! Welch ein Resultat! Seyd ihr nicht glücklich, so unglücklich gewesen zu seyn? Welch eine tröstliche Beschäftigung, euch so zu sagen in euch selber zu spiegeln, und euer Lob aus allen Mängeln der ganzen Welt zusammenzudichten! Byron's Poesie und Rousseau's Prosa haben von nichts Anderem gelebt.

Ihr seyd aber nicht am Ziele. Finstere Nacht liegt um euch her, eine Einöde umgiebt euch. Aber welcher freundliche helle Stern schimmert dort am Horizont und leuchtet und blinkt fort und fort mit zauberischem Glanz? Die Eigenliebe ist's, die holde! Ihr Strahl würde euch leiten und wärmen, und würdet ihr in die tiefsten Schlünde hinabgestürzt und fiele euch die Verzweiflung mit Tigerkrallen an. Muth, kühner Schiffer, der die Luft durchsegelt, noch ist erst die Hälfte der Bahn zurückgelegt, die zum Gipfel des üblen Humors führt. Ihr habt euch beklagt, daß es keine Freundschaft gäbe; seht zu, ob es Gerechtigkeit giebt. Nein! nur ein Asyl hat sie, sich zu schirmen, das Heiligthum eures Herzens. Bewundert das rastlose unendliche Fortentstehen dieser konzentrischen Kreise, die sich immer mehr erweitern, gleich jenen, die der Wurf eines Steins in einem tiefen Wasser hervorbringt. Ihr verlangt keine Theilnahme mehr, keine Zuneigung; Gerechtigkeit ist Alles, was ihr wollt — und man verweigert sie euch. Die Welt ist ein steiniges Arabien, eine Wüste, und mitten drinnen ihr, grünend und blühend, eine schöne Palme. Kein Vergleich ist poetisch genug, den Grad der Größe und Schönheit auszudrücken, den ihr in eurer eigenen Schätzung erreicht.

Sich von Moment zu Moment größer, und die Welt verhältnißmäßig immer kleiner und erbärmlicher werden zu sehen, zu thronen auf den Trümmern der Moralität des menschlichen Geschlechts, sich auf Kosten der Gesellschaft, die man verachtet, vergöttern, als höchsten Richter über Alles, an die Seite Gottes sich zu setzen — ist das ein Vergnügen? ich frage euch Alle, ist das nicht der höchste Genuß des Stolzes, die vollkommenste Befriedigung der Eitelkeit, das große Mysterium des wahrhaften Glückes?

Fast alle Sprossen dieser Leiter war ich schon emporgestiegen und nahe daran, die letzte zu erreichen — da kommt ein unerwartetes Ereigniß, und entreißt mir die Frucht und den Preis meiner Arbeit. Vom üblen Humor war ich schon zum finstern Unwillen, vom Unwillen zur Melancholie, von der Melancholie zur Misanthropie gelangt; schon hatte ich meine Vorhänge zugezogen, den Kopf in meine Hände gepreßt und wollte eben zur wilden Raserei übergehen — da klopft's, und wer tritt herein? mein Freund Wagstaff, begleitet von dem Andern, den ich als das Haupt der Verschwörung, die mich, wie ich gewähnt, zum Opfer ausersehen, betrachtet hatte. Und diese Grausamen zerstörten nun mit einem Hauch das Gebäude meines üblen Humors, dieses herrliche Gebäude! Auch der leiseste Zweifel wird mir Aermsten genommen. Alle Beide hatten sich thätig zu meinen Gunsten verwandt. Adieu, du Pflegerin der Gesundheit, Freundin der Einsamkeit, Mutter der Phantasie, geliebte üble Laune, Adieu! Ich mußte lächeln, muß die Welt nehmen, wie sie ist. Meine Freunde bemerkten meine Verlegenheit, wenigstens kam es mir so vor; aber mein Stolz ließ es nicht zu, ihnen meine geheime Schwachheit zu gestehen. Als sie weg waren, ergriff ich die Feder und widmete diesem Panegyrikus der üblen Laune die Momente, die ich der angenehmen Stimmung selber und ihren Erquickungen nicht mehr schenken durfte. (Frazers Magazine.)

Frankreich.

Mein erstes Wiedersehen der Vaterstadt.

Von Charles Nodier.

Ich zählte erst 15 Jahre, als ich meine Vaterstadt verließ, und war doch erfreut und sehr stolz darauf, bald die große Hauptstadt von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Mein Inneres war bewegt, und das Herz pochte mir vor Verlangen nach dieser Geliebten, gleich einem Knaben, welcher zum ersten Male das Aufziehen des Theatervorhangs erwartet. Noch nicht von Ehrgeiz angetrieben, dachte ich wenig an die Zukunft, die sich mir nun enthüllen sollte, aber kaum 20 Schritt von meiner Vaterstadt entfernt, hatte ich schon alles darin vergessen: Verwandte, Freunde, Kameraden, Lehrer und Promenaden; ja sogar das Grab meines Vaters, welches sich vier Jahre vorher vor meinen Augen geschlossen hatte. Ich glaubte mich schon in die weite Welt hinausgeschleudert, als ich nur erst eine Meile auf der Landstraße vorgerückt war. Obgleich ich noch nicht im Geringsten wußte, was ich, nach Paris versetzt, dort werden sollte, maaßte ich mir doch schon eine Ueberlegenheit über alle meine bisherigen Mitbürger an, welche zur Eingeschlossenheit in jener kleinen Stadt verdammt waren. Und dieses Gefühl nahm mit jedem Wegweiser, welchem mich der Postillon vorüberfuhr, immer mehr zu.

Seitdem waren nunmehr wiederum zehn Jahre verflossen, während welcher ich mehrere Küchen gekostet und mehrere Länder besucht hatte. Fünf Jahre davon war ich nur wenig glücklich, drei Jahre ungewiß über meine Bestimmung und die letzten zwei Jahre so zufrieden gewesen, wie es einem Menschen möglich ist, der Alles angewendet hat, um zu einem Ziele zu gelangen, wo er seine Arbeit mit Ehren und einigem Nutzen betreiben kann. So weit hatte ich es gebracht, als es mir einfiel, meine Vaterstadt wieder zu sehen.

Hinter den ersten Bergen, welche die Gränzen zwischen dem Departement der Aube und dem Departement der Cote d'or bilden, liegt eine kleine Stadt, welche vormals den Herzogen von Burgund zum Aufenthalt diente und wo die riesenhafte Ruine eines festen Schlosses über einem Gottesacker hängt und der vielen Generationen zu spotten scheint, die sich fortwährend wieder mit der Erde vereinigen, während seine Spitze noch immer nicht aufgehört hat, dem Himmel zu drohen. Noch immer lebt das Lehnsrecht in diesem alten Monumente, und der Name Karl's des Kühnen summt Einem noch immer in den Ohren, wenn man es weiß, daß dieser Fürst vielleicht hier das ehrgeizige Projekt entworfen, mit welchem er den alten Ludwig XI. so sehr erschreckt hat.

Hier sind auch noch die Alterthümer von Chatillon an der Seine und einige Ueberbleibsel der geborstenen Wälle, an denen der Epheu mit seinen tausendarmigen Wurzeln die alten Steine umklammert, sich kühn über die Ruinen ausbreitet und sie der gänzlichen Zerstörung zu entreißen sucht. Alles um sie her ist entartet und verändert; nur sie allein sind unwandelbar; sie versprechen noch einige Jahrhunderte zu dauern, wenn nur keine menschliche Hand die reformirende Richtwaage darauf legt und kein unbesoldeter Administrator einem Baulustigen den Rath ertheilt, sich den Ertrag des Niederreißens zuzueignen.

Die Stadt ist in zwei Theile getheilt, wovon der eine auf dem Berge, und der andere in der Ebene liegt. Von gewissen Punkten aus glaubt man, eine ungeheure gigantische Statue auf einem Marmorblocke vor sich zu haben, und wenn die ersten Sonnenstrahlen ihre Spitze berühren und die feurigen Ziegeldächer der Häuser beleuchten, so wird man unwillkürlich an das röthliche Gesicht der Memnonssäule erinnert, wie sie mit ihren harmonischen Seufzern die aufgehende Sonne begrüßt.

Chaumont und le Bourg sind die Namen der beiden Stadttheile. Sie waren vormals das Kriegsgeschrei der Kämpfer, so wie in Paris der Ruf: Montjoie und Saint Denis. Auf einer Seite standen die Bischöfe und auf der andern die Herzoge von Burgund; hier die reichen und die freien Landstädter, dort die Armuth und die Leibeigenschaft; und auf beiden Seiten Haß und Eifersucht, Empörung und Kampf, Sieg und Gegenwehr. So stand es mit Chatillon während vier Jahrhunderten. Ich mag nicht erst von den beiden Invasionen der Engländer im 16. Jahrhundert sprechen; auch nicht von den Verheerungen, Einäscherungen und der zweijährigen Pest, welche an und für sich allein schon Stoff genug zu einer interessanten Geschichte dieser schönen Stadt darbieten können. Ich bescheide mich in die Gränzen eines Journals und lasse die Geschichte meiner Vaterstadt lieber bei Seite, um meine werthe Persönlichkeit ein wenig hervortreten zu lassen.

Beinahe eine halbe Meile von der Stadt erblickte ich durch das an der Vorderseite des Post-Wagens angebrachte Loch, welches man Coupé nennt, den Thurm, oder vielmehr die Reste des Thurmes der Herzoge von Burgund. Mein Herz fing an, heftig zu pochen, und Thränen entrollten meinen Augen. Meine frohe Kindheit trat wieder lebendig vor mich hin, und in meiner Begeisterung sprang ich von dem Coupé auf meinen einst gepolstert gewesenen Wagensitz, die Ungeduld meines Nachbars nicht beachtend, welcher darüber wie eine Weberspule brummte. Ich streckte meine Hände zum Wagen hinaus, als ob ich die Peitsche des Postillons hätte erfassen wollen. Ein jeder Fremde, der mich mit überhängendem und bis ans Pferdekreuz vorgebücktem Leibe gesehen hätte, würde mich entweder für einen Lehrling der Thierarznei-Schule zu Alfort gehalten haben, der eben die mechanische Muskelbewegung unserer Bucephalen beobachtete, oder für einen lebenssatten Menschen, dem es jetzt eingefallen war, sich vom Wagen zu stürzen. „Werden wir bald da seyn?" fragte ich mit gepreßter Stimme den Postillon. — „Wir sind schon da!" erwiederte er, und wir fuhren in Chatillon ein. Es war 4 Uhr Abends und doch die Straße schon menschenleer. Sie lag zwischen zwei Häuserreihen, die wie zwei parallel laufende Linien sich ohne Ende auszudehnen schienen, wie eingepackt. Der Wagen hielt, und wir stiegen aus. Einige Figuren, welche mich den erhabensten Theil ihres Gesichtswinkels, oder, um mich minder poetisch auszudrücken, die Nasenspitze sehen ließen, brachten die Wirkung in mir hervor, die phantastische Erscheinungen gewöhnlich in unserer müßigen Einbildungskraft hervorzubringen pflegen, welche indessen, weil jene weder stark, noch charakteristisch genug sind, aus ihrer Eintönigkeit doch nicht gestört wird. Es war nicht die Aufnahme, die ich erwartet hatte, und die ich von dem guten Namen, welchen meine Aeltern an diesem Orte zurückgelassen, zu erwarten ein gültiges Recht besaß. Dem sey aber wie ihm wolle, ich nahm meinen Mantelsack und logirte mich im Wirthshause ein.

Welche unaussprechliche Gefühle von Freude und Trauer, von Bedauern und Verlangen, von Neigung und Zurückhaltung empfindet man nicht bei dem Wiedersehen seiner Vaterstadt nach einer zehnjährigen Trennung! Außer dem Vergnügen, das wir empfinden, wenn wir in den Gesichtern der Menschen die Unruhe erblicken, uns wieder zu erkennen, behalten wir auch kaum kaltes Blut genug, uns ihnen mitzutheilen, und die ersten Worte, die wir hervorbringen, scheinen einem betäubten Zustande entfahren zu seyn, der an Einfalt gränzt. Man verschließt sich zuerst in sein Zimmer, und während man Vorkehrungen zur Toilette trifft, läßt man unterm Rasirmesser die tausend Projekte vorüberziehen, die man auf der Reise entworfen hat. Man denkt an einen Freund, der bei unserer Wiedererkennung Veranlassung finden wird, die hier zugebrachten zehn Jahre zu verwünschen, und an das junge Mädchen, welches man einst auf seinen Knieen gewiegt hat, wie es jetzt so stolz seyn wird, dasjenige zu besitzen, was jenem armen jungen Freunde fehlt. Man macht sich ein Fest daraus, sich eine ganz neue Generation, und besonders die des schönen Geschlechts, zu denken, die man zwei Lustra vorher noch den Händen der dienstfertigen Gouvernante übergeben sah, welche so streng über die Grundsätze der Pflegebefohlenen gewacht, und besonders in dem unerbittlich war, was

auf die unschuldigste Berührung der kleinen Knaben mit den kleinen Mädchen Bezug hatte. Wenn es nun gar sich trifft, daß jene charmanten Geschöpfe die Vorstellung noch übertreffen, die wir uns von ihnen gemacht; wenn Ihr die Eine schön, majestätisch, voller Adel und Natürlichkeit findet; keinesweges erstaunt, in Euer neues Angesicht zu blicken, läßt sie sich vielmehr zu einer gewissen Vertraulichkeit zu Euch herab, ohne sich doch dabei dem mütterlichen Auge entziehen zu wollen; und dort eine Andere, die, mehr anmuthig als schön, dabei freundlich, lebhaft und etwas kokett, sich gar nicht weigert, Blicke mit Euch zu wechseln, in der Ueberzeugung, ihr Herz dennoch zu bewahren; wenn sich dieses Alles, sage ich, so trifft, dann sage ich auch, nehmt Euer Herz in Acht, ziehet Euch in die engsten Gränzen der Vorsicht zurück, verbarrikadirt Euch darin und berücksichtigt stets, daß die Rückkehr eines alten Jugendgefährten die beste Gelegenheit für ein Mädchen ist, sich einen Liebhaber zu erwerben. So, lieber Leser, habe ich zu Werke gehen müssen; und doch stehe ich nicht dafür, daß dieses große Bollwerk nicht mehr als einmal über den Haufen gestürzt worden wäre, so oft ich in zwei schöne schwarze Augen blickte, wenn ich nicht sogleich unterlassen hätte, auch das schöne Gesichtchen, dem diese schönen Augen angehörten, zu betrachten.

Jedoch! ich ging für heute zu Bette, mit dem Schmerz belastet, die Stadt durchstrichen und wieder ins Wirthshaus zurückgekehrt zu seyn, ohne mein Inkognito unterbrochen gesehen zu haben. Am Morgen des zweiten Tages befand ich mich in der Lage eines aus der menschlichen Gesellschaft gestoßenen Menschen, der sich so weit zurückgesetzt fühlt, daß er nicht mehr den Muth hat, seine Wiederaufnahme zu hoffen. Ich hatte aber Unrecht. Ich fand gute Mitbürger und wahre Freunde wieder, die mich mit voller Herzlichkeit und innigem Freundschaftserguß empfingen, auf welche ich noch jetzt stolz bin, so daß ich mir im ersten Augenblick Vorwürfe darüber machte, mich für so unbedeutend gehalten zu haben, um eine gleichgültige Aufnahme zu erwarten; ja, ich hütete mich gar sehr, Jemanden meine so sehr von aller Eitelkeit entfernt gewesene Vermuthung mitzutheilen.

Nach den ersten Tagen der Wiedererkennung, das heißt, nachdem es ausgemacht war, daß mein Skrupel ein Unding gewesen, überließ ich mich dem Vergnügen der Beobachtung. Ich betrachtete mein väterliches Haus, aber ich blieb auf der Schwelle stehen; der Tod hatte die Gebieter daraus vertrieben und ihre Familie zerstreut. Ein Fremder bewohnte das Zimmer, wo ich den ersten menschlichen Laut, und mein Vater den letzten vernehmen ließ. Der schmerzliche Alkoven war noch da; der Kamin, an dem wir uns unterhielten, der Hof, wo wir unsere Kinderspiele trieben, und das Studirzimmer, wo mein Vater sein Leben hinbrachte, um uns eine mäßige Erbschaft zu hinterlassen. Wehe über diejenigen, die, das Vertrauen eines sterbenden Vaters mißbrauchend, seine Waisen auch noch um dieses sauer erworbene kleine Erbtheil brachten! Nicht der strafende Arm der Gerechtigkeit braucht sie zu treffen, denn sie haben Gewissensbisse genug, und die Gewissensbisse verjähren niemals.

Ich sah das Grab wieder, in welchem die Asche meiner Aeltern ruht. Es ängstete mich, als ich anfangs die Stelle dieses Grabes nicht finden konnte. Ich war ja doch den beiden Leichenbegängnissen gefolgt, ich hatte die beiden Gräber aushöhlen sehen, den dumpfen Wiederhall der beiden Särge gehört, und meine schwachen Hände sprengten das Weihwasser darauf; ja, ich werde nie den kurzen und hohlen Schlag der ersten Schaufel Erde vergessen, die mein Herz so sehr beengte, als wenn sie mir auf die Brust gefallen wäre. Ich mußte diese Vergangenheit durchlaufen, alle diese Leiden mir zurückrufen und mir alle diese Aengstigungen erneuern, um den Grabstein wiederzufinden, den mein schwaches Gedächtniß mir entzog. Endlich entdeckte ich ihn; ich vergoß einen Strom von Thränen auf dem kalten Stein, und verschaffte dadurch einem Mißbehagen Linderung, welches mir der Schmerz über mein leichtsinniges Vergessen verursacht hatte. Tausend Gedanken wiederholten sich in mir, Gedanken, die unser innerstes Wesen erschüttern, die uns die Gegenwart so trocken und so bitter machen, und die uns auch das Glück der Zukunft bezweifeln lassen. Denn nichts erreicht ja die Liebkosungen einer Mutter, und selbst die vollkommensten und verdienten Genüsse der Eigenliebe sind nicht so viel werth, als das Lob eines Vaters, welches uns ohne Umschweife ertheilt wird, und von einem solchen Richter ausgeht, dem es am Herzen liegt, daß uns sein Beifall stolz mache, und daß wir ihn nur erwarten sollen, wenn wir ihn verdienen.

Doch der Anblick dieses Grabes forderte mich zu einem Examen meines Gewissens auf. Eine geheime Macht rief mir alle Handlungen meines Lebens zurück, als wenn es sich hier darum handelte, eine Rechnung abzulegen, vor welcher bis jetzt meine Eitelkeit und meine Schwachheit zurückgebebt waren. Dieser Aufenthalt auf dem Gottesacker, diese stille Zusammenkunft mit den Todten, und die Stimmung meines Gemüthes trugen alle dazu bei, eine Feierlichkeit um mich her zu verbreiten, wie sie gewöhnlich dem Verhör eines Schuldigen vorangeht. Und ich stand hier, das Auge auf den Stein gerichtet und die Inschrift überlesend, die schon verwischt und verdorben war, aber deren Einfachheit und rührende Bescheidenheit gegen die frühzeitigen Angriffe der Zerstörung zu protestiren schienen. Es giebt ein allgemeines Gesetz in der Welt, sagte ich zu mir, und dieses allgemeine Gesetz ist der Tod mit seinen verheerenden Folgen. So wie er die Menschen einander gleich macht, so macht er auch die Gräber gleich, und die stolze Lüge des Mausoleums erlischt so gut, wie die Wahrheit eines gemeinen Grabes.

Nein, niemals ist das Leben so real und so vollkommen, als in der Gegenwart eines Grabes, und welches Grabes! In einem Augenblick wälzte ich funfzehn Jahre meiner Existenz hinter mich; ich berechnete meine guten Thaten und ihre Freuden, meine Fehler und ihre Gewissensbisse; ich erinnerte mich meiner Kämpfe zwischen kindlicher Liebe und dem schwachen Trotz auf meine Unabhängigkeit; meines sorglosen und abenteuerlichen Hanges mit der sorgenvollen Unruhe meiner zärtlichen Mutter; meiner Steifheit, mich dem Rathe meiner Aeltern zu fügen, und meiner Gleichgültigkeit gegen den Schmerz, den diese über meinen Eigensinn empfinden mußten; ich dachte an meine so bald verschwundene Kindheit, an meine Jugend, welche an den Kopfkissen des kranken Vaters und der sterbenden Mutter begann, und an die Trostlosigkeit, die mich an der Spitze meiner verwaisten Geschwister ergriff; ich dachte an meine Familie, welche aus der Vaterstadt vertrieben und der Willkür eines dienstfertigen, aber treulosen Vormundes preisgegeben wurde; ich gedachte des unfruchtbaren Mitleidens meiner Freunde und ihrer traurigen Ahnung, daß die Verwaltung unseres Erbtheils einem verdächtigen Mandatar anvertraut worden sey, so wie ihrer Betrübniß bei der Verwirklichung dieser Ahnung. Alle diese Erinnerungen erhoben sich eine nach der anderen in mir, drängten sich dann zusammen vor mir hin und verschwanden noch schneller wieder; ich stand allein und entmuthigt vor dem Grabe, vor dieser unvermeidlichen Auflösung. O! wodurch haben jene privilegirten Familien es denn besser verdient als wir, ihre lebenskräftigen Nachkommen bis ins dritte Glied zu zählen und im alleinigen Besitz so vieler Glückseligkeit zu seyn, deren geringster Theil schon hinreichend wäre, das Schicksal vieler Waisen zu mildern? — Und diese Waisen zwinget Ihr, die despotische Macht eines Vormundes als eine Ausgleichung hinzunehmen! O, wie weit zuträglicher wäre eine gänzliche Verlassenheit der Waise oft, als ein so unentgeltlicher Schutz, der fast immer theuer bezahlt werden muß! Ein freier Aufschwung würde die Entwickelung der Geisteskräfte viel mehr begünstigen; manche Waisen würden selbst in der Fülle ihres Unglücks Hülfsquellen entdecken, wenn sie nicht von außen durch eine tyrannische Kontrolle beschränkt würden, und man nicht immer den Versuch machte, sie gerade zu dem Gegentheile ihrer inneren Neigungen zu zwingen. Aber die Gesetze wollen es einmal so, daß man für die wichtigste Zeit ihres Lebens die heilige Pflicht, zur Leitung und zur Bildung der Waisen, unwürdigen Händen anvertraue. Indem die Gesetze einem Vormunde die Gewalt eines Vaters einräumen, sind sie mehr darauf bedacht, einen Aufseher über die materiellen Interessen der Mündel anzustellen, als ihnen einen nachsichtigen Freund zu geben, der ihnen die traurige Nothwendigkeit seiner Machtverleihung so wenig als möglich fühlbar macht. — Und welch ein Mittel giebt es dagegen? Ich weiß es nicht; aber das Uebel ist angezeigt, und das Heilmittel wird wohl ausfindig zu machen möglich seyn. Und niemals hat wohl ein wichtigerer Gegenstand den hellen Verstand der Social-Reformer in Anspruch genommen, als dieser!

Ich verließ den Kirchhof und seine ewige Einsamkeit, grüßte das Grab, dessen Nähe diese Betrachtungen in mir angeregt hatte, und stieg den Weg der Todten, den traurigen Hügel herunter, den meine Aeltern zum letzten Male hinaufgestiegen waren. Oft am Abend, nach einem in Festen und berauschenden Freuden vollbrachten Tage, schlich ich mich schweigend an den Fuß des mir so theuren Grabes, reinigte da meine Seele von den groben Schlacken, mit denen die körperlichen Genüsse sie befleckt hatten, und die Feierlichkeit dieses Besuches, vereinigt mit der religiösen und traurigen Einrichtung des Gottesackers, erhoben mein Herz und ließen eine ergiebige Quelle von Tröstungen daraus hervorsprudeln, die mich über das Nichts dieses traurigen Lebens emportrugen. Jedes Jahr werde ich Euch wiedersehen, Dich, meine geliebte Vaterstadt, und Dich, Du ehrwürdiges Grab, Du einfaches und gottseliges Denkmal, welches die Zerstörung verschonen möge, bis die Reihe an mich kommt, meine Asche mit der Deinen zu vereinigen, um damit das Vorspiel einer innigeren und reineren Wiedervereinigung zu beginnen, von welcher wir weder die Natur noch die Dauer begreifen können. — —

Bibliographie.

Mademoiselle de Rohan. — Vom Baron Lamothe-Langen. 2 Bde.

Le Marquis de Fontange. — Von Frau von Girardin (Delphine Gay). 2 Bde. 18 Fr.

Le Prêche et la Messe, roman-chronique des guerres de religion pendant le 16e siècle. Nach A. Tromlitz von L. F. L'Héritier. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Kalte Winter während der letzten zehn Jahrhunderte. (Nach Arago.) Im Jahre 806 fror die Rhone zu; die Kälte war — 14° bis — 16° R. Im Jahre 833 war der Po von Cremona bis zum Meere zugefroren. Im Jahre 1234 fuhren beladene Wagen bei Venedig über das Adriatische Meer. Im Jahre 1305 waren alle Flüsse in Frankreich zugefroren. 1324 konnte man auf dem Eise von Dänemark nach Lübeck und Danzig reisen. 1334 waren alle Flüsse der Provence und Italien's zugefroren; in Paris währte die Kälte 2 Monate und 20 Tage. 1468 mußte man in Flandern den Wein mit Beilen zerhauen, um ihn an die Soldaten vertheilen zu können; ebenso in Frankreich im Jahre 1544. Im Jahre 1594 war das Meer von Marseille bis Venedig gefroren. 1657 war die Seine ganz zugefroren und 1677 fünf und dreißig Tage lang mit Eis bedeckt. 1709 waren das Mittelländische Meer von Marseille bis Genua und das Adriatische Meer gefroren. 1716 waren Buden auf der Themse errichtet und in den Jahren 1742, 1744, 1766, 1767, 1776, 1788 und 1829 war die Seine ganz zugefroren. Im Winter von 1813 — 14 war die Themse, vierzehn Tage hindurch, so fest zugefroren, daß auf dem Eise ein Markt gehalten und ein ganzer Ochse gebraten wurde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Montag den 22. Juni 1835.

Spanien.

Don Carlos (Karl's V.) heimliche Abreise von London.

Von August St. Sylvain*).

Als Karl V. in Folge der Quadrupel-Allianz Evora verließ, um sich nach England zu begeben, sah er in dem Schutz, den die Britische Regierung ihm gewährte, nur ein Mittel, in seine Staaten zurückzugelangen, wo ihn in Navarra's Gebirgen ein kleines Heer treuer Unterthanen erwartete. Dieser Gedanke allein, der nicht einen Augenblick von ihm wich, konnte ihn bewegen, sich aus Portugal zu entfernen und die Gränzen seines Königreichs einige Tage aus dem Gesicht zu verlieren. Kaum war er daher in Portsmouth angekommen, als er sich auch unaufhörlich mit seiner Rückkehr nach Spanien beschäftigte.

Dieser Fürst hatte mich in die sehr kleine Zahl ergebener Personen einzuschließen geruht, denen er seine Pläne vertraute, und mich dazu ausersehen, ihn zu begleiten. Während seines Aufenthalts zu Portsmouth übertrug er mir die Sorge für die Vorbereitungen zu seiner Abreise. Ich begab mich auf seinen Befehl mehrere Male nach London, um dort die nöthigen Anstalten zu treffen. Das Wichtigste und Schwierigste von Allem war, uns Pässe zu verschaffen. Ich besprach mich über diesen Gegenstand mit Herrn B***, Banquier zu London, dessen Hingebung für die royalistische Sache und dessen Geschäftskenntniß mir von großem Nutzen waren.

Nachdem wir lange darüber berathschlagt hatten, welche Art von Pässen wir am schicklichsten wählen sollten, beschlossen wir endlich, den König und die Person, die ihn begleiten würde, für Pflanzer der Insel St. Trinidad gelten zu lassen und die Pässe für Beide unter diesem Titel auszuwirken. Wir wählten deshalb gerade jene Insel, weil die meisten Bewohner derselben, da sie einst den Spaniern gehörte, diese Sprache noch reden und also die Spanischen Worte, die dem Könige etwa auf der Reise, die wir vorhatten, entschlüpfen möchten, keinen Verdacht erwecken konnten.

Unsere Pässe wurden uns auf die Namen Alphons Saez und Thomas Saubot ausgestellt, der Erstere Kaufmann, der Andere Gutsbesitzer von St. Trinidad, Beide Korrespondenten des Herrn B***. Herr Thomas Saubot, der sich damals in London befand, gab mir seinen Paß, dessen Signalement glücklicher Weise ganz trefflich auf mich anwendbar war; den andern Paß ließ einer meiner Freunde sich ausfertigen; aber keiner von Beiden argwöhnte den Gebrauch, den ich davon machen wollte.

Die Pässe waren also verschafft, und ich sammelte nun alle mögliche Blätter und Broschüren, die in irgend einem Bezug zu der Insel Trinidad standen, so viel ich deren auftreiben konnte; ich erkundigte mich angelegentlichst nach den Namen der bedeutendsten Einwohner dieser Kolonie und nach dem, was zuletzt in den Englischen Häfen von dort angelangt war, um jede etwanige Frage in dieser Beziehung beantworten zu können. Dann schickte ich, um dem mißtrauischen Auge des Fürsten Talleyrand zu entgehen, einen Paß, der mir vor sechs Monaten unter meinem wahren Namen in Frankreich ausgestellt worden war, zum Visiren auf die Gesandtschaft und ließ ihn zwei Tage dort, damit man gehörige Zeit behielte, ihn zu beachten. Meinem Wunsche gemäß wurde der Paß nach Hamburg visirt; ich hatte zu allen im Hause Karl's V. angestellten Personen laut geäußert, daß ich nach jener Stadt abreisen wolle, und auch bei allen meinen Freunden dieselbe Vorsichtsmaßregel getroffen.

Ueberall sprengte ich aus, ich sey mit einer nicht unwichtigen Mission nach dem nördlichen Deutschland beauftragt. Eine solche Reise schien ganz natürlich, denn man wußte, daß zwei Fahrzeuge mit 200 Spanischen Offizieren an Bord, die sich nicht mit uns zugleich hatten einschiffen können, zu Hamburg erwartet wurden. Es war sehr einfach, daß ich dorthin ginge, um sie zu empfangen; auch vertrauten mir mehrere Personen mit vollem Glauben Briefe und Aufträge an. Herr von Talleyrand wurde aufs schönste von mir angeführt; er zeigte seinem Agenten in Hamburg meine Ankunft im Voraus an und erzeigte mir sogar die Ehre, daß er einen besondern Emissar dorthin sandte, um meine Schritte zu bewachen. Diesmal aber ward die alte diplomatische Schlauheit des Botschafters getäuscht; ich hatte den Ruhm, Herrn von Talleyrand zu mystifiziren.

Zu größerer Vorsicht verschaffte ich mir noch zwei andere Pässe und meldete dem Könige dann, daß Alles zu unserer Abreise vorbereitet sey. Diese Abreise sollte schon in den ersten Tagen nach unserer Landung in England stattfinden; aber das Schwierigste war noch nicht überwunden, und ich hatte noch viele Hindernisse zu besiegen, namentlich in den Umgebungen des Königs.

Der Bischof von Leon war von allen Personen, die den Fürsten umgaben, der Einzige, der seinen Entschluß billigte, doch wollte auch er die Verantwortlichkeit dafür nicht übernehmen. Alle Anderen, obgleich sie die Rückkehr Karl's V. in seine Staaten nothwendig fanden, widersetzten sich doch der Reise durch Frankreich aus allen Kräften; der Seeweg schien ihnen minder gewagt; und ich hatte über die Aussichten und Möglichkeiten, welche die von mir vorgeschlagenen Mittel darboten, lebhafte Erörterungen zu bestehen.

Die Zeitungen hatten der Regierung Christinens schon einen Wink gegeben, indem sie meldeten, daß Don Carlos unverzüglich in einem der Häfen von Biscaya erwartet würde; man hatte mehrere Englische Offiziere die Meerestiefe an verschiedenen Stellen der Küsten von Guipuzcoa und Biscaya untersuchen sehen; die Englischen, Französischen und Spanischen Kreuzer bewachten die Gestade mit der größten Sorgfalt. Meiner Ansicht nach war also eine Landung fast unmöglich oder mußte wenigstens, angenommen, daß sie zu bewerkstelligen gewesen wäre, alle feindliche Streitkräfte und Hülfsquellen nach jener Richtung hin lenken, so daß der König die Aussicht hatte, so wie er den Spanischen Boden beträte, entweder getödtet zu werden oder in die Gewalt der Christinos zu gerathen. Ueberdies wurde das Fahrzeug, welches den König aufnehmen sollte, da es angekauft worden war, um Waffen und Munitionen für Dom Miguel zu befördern, von Späherblicken bewacht; auch hätte man 1,500,000 Franken zu seiner Ausrüstung bedurft. Woher dies Geld nehmen? Die Zeit drängte, und der König entschloß sich, meinem Rath zu folgen; er that sehr wohl daran, diesen Entschluß zu fassen, denn die Person, welche das Fahrzeug, das dazu bestimmt war, ihn nach Spanien zu bringen, ausrüsten sollte, hat noch nicht damit zu Stande kommen können.

Mit Hofleuten hat man einen schweren Kampf; in Augenblicken der Gefahr glaubt Jeder seine Ergebenheit dadurch zu beweisen, daß er alle mögliche Besorgnisse zu Tage bringt, und man wird durch sie nur behindert, statt Hülfe bei ihnen zu finden.

Es kostete mir nicht wenig Mühe, den Leuten begreiflich zu machen, daß uns die Landreise höchstens der Gefahr aussetze, von der Französischen Polizei verhaftet zu werden, und daß dem Könige in diesem Falle nichts Schlimmeres begegnen könne, als über die Gränze zurückgebracht zu werden. Uebrigens war ich überzeugt, über alle Tücke bereits gesiegt zu haben.

Alle unsere Rastpunkte waren genau bestimmt; ich hatte alle Häuser aufgezeichnet, in denen wir auf dem Wege von London nach Bayonne ausruhen könnten, und obgleich ich aus Furcht vor Indiscretion Niemanden von unserem Vorhaben benachrichtigt hatte, so war ich doch der Aufnahme und Ergebenheit gewiß, die wir finden würden.

Den Weg kannte ich vortrefflich, und ich konnte dafür stehen, daß nichts uns aufhalten würde; von alledem mußte ich die Leute erst zu überzeugen suchen, die es für ihre Pflicht hielten, tausend Bedenklichkeiten gegen meinen Reiseplan zu erheben. Ich kann jetzt sagen, daß Alles so gekommen ist, wie ich es vorher gedacht, und daß ich in dem Wege, den ich schon vor der Abreise von Portugal für Se. Majestät entworfen hatte, nichts zu ändern brauchte.

Ich drang darauf, daß unsere Reise nicht aufgeschoben werden sollte; es wäre thöricht gewesen, wenn man der Polizei erst hätte Zeit lassen wollen, den erlauchten Reisenden mit ihren Netzen zu umstricken. Es glückte mir, auch noch diesen Sieg zu erringen. Der König gab meinen Gründen nach und setzte seine Abreise auf den ersten Juli fest.

Es wurde ausgemacht, daß die Königliche Familie ihre Wohnung in London nehmen sollte. Sie verließ Portsmouth am 22. Juni und bezog Glocester-Lodge, das einst von Canning bewohnt wurde; dieser freundliche Ort liegt ungefähr zwei Englische Meilen vom Hyde-Park, auf der Seite von Piccadilly. Wer den Einfluß kennt, den Canning's Prinzipien auf das Geschick Spaniens ausübten, dem wird es ein seltsames Zusammentreffen scheinen, daß König Karl V., als er auszog, um sein Königreich zu erobern, von demselben Ort aufbrach, wo derjenige von Englands Ministern starb, der am meisten zu den Revolutionen in jenem Königreich beigetragen hat.

Der König benutzte die wenigen Tage, die ihm in London übrig blieben, um Alles in Augenschein zu nehmen, was diese Stadt Sehens-

---

*) Aus dem in Paris erscheinenden legitimistischen Blatte „la Mode“, das als Quelle dieser Mittheilungen die Memoiren des Herrn St. Sylvain nennt.

würdiges enthält. Ich übergab ihm sodann die Verhaltungsregeln, welche die Personen seines Hauses im Augenblick unseres Ausbruches, so wie während unserer Reise, beobachten sollten. Folgendes ist der Inhalt derselben:

Der König sollte sich am ersten Juli mit Herrn Aguares, ehemaligem Attaché der Sardinischen Gesandschaft, um sechs Uhr, zu welcher Stunde er gewöhnlich spazieren zu gehen pflegte, nach dem ersten, eine Englische Meile von seinem Wohnort gelegenen Platz begeben und dort einen Wagen nehmen, um nach Welbeck-Street in Cavendish-Square zu fahren. In einem Hause dieser Straße erwartete ich ihn, dort sollte er sich den Schnurrbart abnehmen und das Haar färben lassen. Es war verabredet, daß man mit einbrechender Nacht zu Glocester-Lodge sagen sollte, der König sey von seinem Spaziergange mit heftigen Kopfschmerzen zurückgekehrt und habe sich zu Bett legen müssen. Der Arzt des Don Carlos, der nie von seiner Seite hatte weichen wollen, und der Kammerdiener des Königs, ein treuer Alter, auf dessen Verschwiegenheit man rechnen konnte, sollten in das Geheimniß gezogen werden. Der Medikus sollte, nachdem er dem Kranken einen Besuch gemacht, ein Rezept verschreiben, welches in einer benachbarten Apotheke bereitet und worin Senfbäder und Zugpflaster verordnet werden sollten.

Die Königin, die Prinzessin von Beira und der Bischof von Leon sollten täglich mehrere Stunden am Bett des erlauchten Kranken zubringen. Der Bischof von Leon sollte ausdrücklich zu diesem Zwecke von London, wo er wohnte, nach Glocester-Lodge geholt werden, um immer in der Nähe des Königs zu seyn, wenn derselbe seines Beistandes bedürfte. Jedem Andern sollte der Zutritt in das Zimmer des Königs verwehrt seyn, selbst seinen Kindern; ihnen sollte gesagt werden, ihr erlauchter Vater könne sie wegen zu heftiger Schmerzen nicht empfangen. Zwei Tage jedoch nach unserer Entfernung wurde das Geheimniß dieser Reise dem Prinzen von Asturien mitgetheilt, und er bezeigte den lebhaftesten Schmerz darüber, daß er seinen Vater nicht habe begleiten können. Selbst der Kammerherr, der vermöge seiner Amtspflichten das Recht hatte, zu jeder Stunde in das Zimmer des Königs zu kommen, wußte mehrere Tage lang nichts von der Abwesenheit seines Gebieters.

Wenn die Abreise des Königs von London bekannt geworden wäre, sollten zwei seiner Kammerherren in einer vierspännigen Postkutsche nach Lullworth fahren, und man sollte durch die Zeitungen bekannt machen lassen, Don Carlos habe sich zu einem Besuch nach jenem ehemaligen Wohnort Karl's X. begeben, weil er sich später mit seiner Familie dort anzusiedeln gedenke. Ich ließ der Königin alle diese Verhaltungsregeln schriftlich zurück, und sie versprach mir, sich danach zu richten.

Diese vielen Einzelnheiten werden vielleicht kleinlich erscheinen, aber ich wollte nun einmal alle Mittel anzeigen, welche angewandt, alle Maßregeln, welche ergriffen wurden, um die Reise des Fürsten zu sichern; man wird bei einem so wichtigen Gegenstande die große Menge der Details verzeihen.

Endlich, am 1. Juli um 10 Uhr Morgens, kam der König mit mir über die letzten Schritte zu unserer Abreise überein. Ehe ich ihn verließ, küßte ich ihm die Hand und sagte: „Sire, dies ist die letzte Huldigung, die ich Ew. Majestät darbringe; jetzt ist es nöthig, daß Sie mir bis zu Ihrer Rückkehr in Ihre Staaten gehorchen; dort angelangt, nehmen wir ein Jeder wieder unseren Rang ein.“ Der König antwortete mir mit seiner gewöhnlichen Huld, daß er sehr gern in diesen Tausch willige. Ich nahm sodann von allen Personen des Hofes Abschied und ließ sie bei dem Glauben, daß ich nach Hamburg ginge.

Um 6 Uhr befand ich mich an dem verabredeten Ort in Welbeck-Street, wo eine halbe Stunde später der König erscheinen sollte; um halb 7 Uhr war er noch nicht da, und ich fing an, unruhig zu werden. Diese Verspätung war jedoch ganz natürlich. Mußte der König nicht, ehe er abreiste, eine Krone niederlegen, eine Krone, von der man sich nur mit vielen Thränen und Schmerzen trennt, seine Vater-Krone! Er sollte sich aus den Armen einer Familie reißen, die er niemals verlassen hatte, aus den Armen einer verehrten Gattin und seiner Kinder, ohne zu wissen, ob er sie jemals wiedersehen würde! Sein Vater- und Gattenherz mußte bluten, als er seine Königspflichten erfüllte. Er sagte seinen Kindern das letzte Lebewohl; der Abschied von der Königin sollte es auf ewig seyn!

Der König erschien um halb 8 Uhr in Begleitung des Herrn Az.... Ich ging ihm entgegen, wurde aber bei seinem Anblick so bewegt, daß er es bemerkte und zu mir sagte: „Sie scheinen Furcht zu haben.“ „„Nein, Sire.““ „Sie haben Furcht, sage ich Ihnen“, versetzte er lebhaft, „Sie sind bewegt.“ „„Ja, Sire, ich bin es, aber aus Enthusiasmus. Ich bewundere die Energie, womit Sie sich zu einem Schritt entschlossen haben, der so große Folgen haben muß.““ Ich stellte ihm sodann Herrn B. und dessen Gattin vor, die Beide das Vertrauen, welches der König auf sie gesetzt hatte, im höchsten Grade verdienten.

Man schritt nun dazu, den König unkenntlich zu machen, und er gab sogleich mit merkwürdiger Heiterkeit seinen Schnurrbart der Scheere preis, ein schmerzliches Opfer für einen Castilianer. Die liebenswürdige B. hatte es übernommen, sein Haar zu färben; ihre Hingebung wollte ein so wichtiges Geheimniß nicht fremden Händen anvertrauen. Sie vollzog ihr Geschäft mit ängstlicher Grazie; als sie das Haar des Königs zum ersten Male berührte, sagte sie mit sichtbarer Rührung zu ihm: „Wir müssen uns in einer Revolutionszeit befinden, Sire, daß ich es wage, die Hand an ein Königliches Haupt zu legen.“ „„Muth, Madame““, antwortete der König mit freundlicher Herablassung; und um sie dreister zu machen, fragte er launig, ob nicht auch Puder da wäre, um sein Haar zu bleichen. „„Die Zeiten““, fügte er hinzu, „„in denen wir leben, könnten uns freilich dies Mittel oft ersparen.““

Unter allen diesen Zurüstungen war ich weggegangen, um die letzten Anstalten zu treffen; zu dem Eigenthümer des Hauses, welches ich bewohnte, sagte ich, da ich morgen sehr zeitig mit dem Hamburger Packetboot abreisen wolle, so hätte ich mich entschlossen, am Bord zu schlafen, um des Morgens gleich zur Stelle zu seyn. Dies geschieht oft und konnte keinen Verdacht erregen; ich ergriff diese Vorsichtsmaßregel aber, weil am Abend vorher ein Franzose zu mir gekommen war und sich erboten hatte, mich auf meinen Reisen zu begleiten. Die Sache schien mir verdächtig, und obgleich ich nicht unter meinem eigentlichen Namen in diesem Hause lebte, so fürchtete ich doch, jener Mensch möchte ein Spion des Fürsten Talleyrand seyn.

Als ich zum Könige zurückkehrte, fand ich den Bischof von Leon, Herrn Az... und den Secretair des Bischofs bei ihm. Der Letztere war so eben von Glocester-Lodge angekommen, wohin wir ihn geschickt hatten, um das Siegel des Königs zu holen, welches vergessen worden war. Der Secretair des Bischofs benachrichtigte uns, daß man in voller Arbeit sey, die für den Kranken vorgeschriebenen Mittel zu bereiten. Diese Nachricht belustigte den König sehr, da er in der besten Gesundheit und Munterkeit sich anschickte, zur See zu gehen.

Ich erfuhr, daß während meiner Abwesenheit der Bischof von Leon, von den Besorgnissen der Gegner unseres Planes bestürmt, die ihm die Gefahren, welche dem Könige auf dieser abenteuerlichen Reise bevorständen, höchst übertrieben darstellten, einen Augenblick an dem Erfolg des Unternehmens gezweifelt und es für seine Pflicht gehalten hatte, einen letzten Versuch zu machen, um sich zu versichern, ob der Entschluß des Königs unerschütterlich sey. Er warf sich daher zu seinen Füßen und beschwor ihn, seine Abreise zu verschieben. „Nein“, erwiederte der König, „ich fühle hier (indem er auf sein Herz zeigte) ein Etwas, welches mir sagt, daß dies Unternehmen glücken wird; und damit Gott es beschütze, so geben Sie mir Ihren Segen.“ Der König kniete nieder, und der würdige Bischof flehte die Segnungen des Himmels auf sein Königliches Haupt herab.

Die Trennungsstunde schlug; der Abschied des Königs von dem Bischof von Leon und den ihn umgebenden Personen bot einen rührenden Anblick dar. Es war Mitternacht, als wir das Schiff bestiegen; um halb acht Uhr Morgens waren wir zu Brighton, und eine Stunde darauf steuerten wir nach Dieppe hinüber.

A s i e n.

Einige neue Details über Lokalitäten und Sitten der Beduinen.

(Schluß.)

Kurze Zeit darauf kam die Nachricht, daß die Beduinen auf Palmyra heranzögen. Es ließen sich sogar schon welche um Corietan herum sehen. Eines Tages kam Einer an, ein gewisser Selame el Hassan. Wir waren gerade bei Selim, als er hereintrat; es wurde Kaffee gebracht, und eben wollten wir trinken, als Einwohner aus dem Dorfe zum Scheik kamen und den Fremden verklagten, er habe vor acht Jahren an dem und dem Orte ihren Verwandten getödtet, und sie verlangten nun Genugthuung für jenen Frevel. Hassan leugnete die ganze Sache und fragte sie, ob sie Zeugen hätten. „Nein,“ erwiederten die Kläger, „aber man hat Dich ganz allein jenes Weges kommen sehen, und kurz darauf haben wir unsern Verwandten dort todt gefunden. Wir wissen, daß ihr euch Beide haßtet, und darum ist es außer Zweifel, daß Du sein Mörder bist.“ — Hassan blieb bei seinem Leugnen. Der Scheik, der die Beduinen fürchtete und deshalb immer schonend mit ihnen verfuhr, nahm, da keine positive Beweise gegen den Angeklagten vorhanden waren, ein Stück Holz und sprach: „Schwöre bei dem, der auch dies Holz erschaffen hat, daß Du ihren Verwandten nicht getödtet hast.“ — Hassan nahm das Holz, sah es einige Minuten lang an und schlug die Augen nieder; dann, sein Haupt wieder erhebend gegen seine Ankläger, sagte er: „Ich will nicht zwei Verbrechen auf der Seele haben, Mord und falschen Eid vor Gott. Ich habe euren Verwandten getödtet; was wollt ihr als Buße für sein Blut?“

Da der Scheik, seiner Politik gegen die Beduinen gemäß, nicht nach der vollen Strenge der Gesetze verfahren mochte und alle gegenwärtige Personen sich für Beilegung der Sache interessirten, so kam man überein, daß Hassan den Verwandten des Getödteten drei hundert Piaster bezahlen sollte. *) Er hatte die Summe nicht bei sich, versprach aber, sie in wenigen Tagen zu bringen, und da man Schwierigkeiten machte, ihn ohne Pfand ziehen zu lassen, so entgegnete er: „Ein Unterpfand kann ich euch nicht geben, aber der mag für mich bürgen, dessen Namen ich nicht durch falschen Eid habe entweihen wollen.“ So zog er denn davon, und nach vier Tagen kam er zurück und brachte funfzehn Hammel mit, deren jeder mehr als zwanzig Piaster werth war. Dieser Zug von Treue und Großmuth erfüllte uns mit Vergnügen und Erstaunen zugleich.

Wir äußerten einmal gegen Hassan, daß wir gern nach Palmyra möchten, um unsere übrigen Waaren zu verkaufen, uns aber vor den Gefahren des Weges dahin fürchteten. Er erbot sich, uns zu geleiten, und legte bei dem Scheik eine schriftliche Bürgschaft nieder, in der er sich für Alles, was uns Feindseliges zustoßen würde, verantwortlich machte. Ueberzeugt, daß er ein Mann von Ehre sey, nahmen wir seinen Vorschlag an.

Der Frühling war gekommen. Die Wüste, kurz vorher noch so dürr, hatte sich plötzlich mit einem Teppich von Grün und Blumen überzogen. Dies zauberische Schauspiel bestimmte uns, unsere Abreise zu beschleunigen. Wir deponirten einen Theil unserer Waaren beim alten Moussi, um nicht zu sehr die Aufmerksamkeit und Habgier der uns etwa begegnenden Araber zu erregen. Nawsal wünschte nach Hems zurückzukehren; Herr Lascaris entließ ihn reich belohnt. Nachdem wir

---

*) Nach den Arabischen Gesetzen wird der Mord mit Geld gebüßt; die Summe wird durch die Umstände bestimmt.

die nöthigen Moukrs mit ihren Kameelen gemiethet, Abschied von den Bewohnern von Corietan genommen und uns mit Wasser und Mundvorrath auf zwei Tage versehen hatten, reisten wir am folgenden Morgen ganz in der Frühe ab, von einem Empfehlungsschreiben des Scheiks Selim an den Scheik von Palmyra, Namens Ragial el Oruk, begleitet.

Nach einem zehnstündigen Marsche, immer in der Richtung nach Osten, hielten wir bei einem viereckigen Thurme an, der sehr hoch und massiv gebaut war und Casser el Ourdaan hieß, auf dem Gebiet el Dawh. Dieser Thurm, in der Zeit des Griechischen Kaiserreichs erbaut, diente zur Vormauer gegen die Perser, die oft einbrachen und die Bewohner des Landes wegführten. Diese alte Burg in der Wüste hat ihren Namen bis auf unsere Tage behalten. Nachdem wir die Architektur bewundert, die einer guten Zeit angehört, begaben wir uns zurück und verbrachten die Nacht in unserm kleinen Khan, wo wir viel von der Kälte zu leiden hatten. Am Morgen, als wir uns zur Weiterreise anschickten, wurde Herr Lascaris, der, an die Bewegungen der Kameele noch nicht recht gewohnt, ohne die gehörige Vorsicht auf seines aufgestiegen war, von diesem, als es sich rasch in die Höhe hob, zur Erde geworfen. Wir sprangen herzu, und er schien sich den Fuß verrenkt zu haben; da er aber keinen Aufenthalt machen wollte, so leisteten wir ihm Hülfe, so gut es ging, hoben ihn auf sein Thier und setzten unsere Reise fort. Wir hatten zwei Stunden gemacht, als wir aus der Ferne eine Staubwolke auf uns heran sich erheben sahen und bald auch sechs bewaffnete Reiter unterscheiden konnten. Kaum hatte Hassan sie erblickt, so that er sein Wams von sich, ergriff seine Lanze und flog ihnen entgegen, uns zuschreiend, wir sollten zurückbleiben. Bei ihnen angelangt, sagte er ihnen, daß wir Kaufleute wären und nach Palmyra wollten, und daß er sich vor dem Scheik Selim und seinem ganzen Dorfe verpflichtet habe, uns sicher hin zu geleiten. Aber die Beduinen, vom Stamm el Hassune, jagten, ohne auf seine Worte zu achten, auf uns zu; Hassan wirft sich ihnen in den Weg, und der Kampf beginnt. Unser Vertheidiger war wegen seiner Tapferkeit bekannt; aber auch seine Feinde waren nicht minder tapfer. Wohl eine halbe Stunde lang hielt er ihren Angriffen Stand; endlich, durch einen Lanzenstich im Schenkel verwundet, zieht er sich zu uns zurück und sinkt bald darauf vom Pferde. Die Beduinen schicken sich an, uns auszuplündern, da ruft sie Hassan, an der Erde liegend, während das Blut aus seiner Wunde rieselt, folgendergestalt an: „Was thut ihr, o meine Freunde? wollt ihr denn das Recht der Araber, Sitte und Brauch der Beduinen mit Füßen treten? Die, welche ihr beraubt, sind meine Brüder, sie haben mein Wort, ich habe mich für Alles, was ihnen feindseliges begegnen würde, verantwortlich gemacht, und ihr wollt sie plündern! Heißt das wie Ehrenmänner handeln?“ — „Warum hast du dich anheischig gemacht, Christen nach Palmyra zu geleiten?“ entgegneten sie ihm; „weißt du nicht, daß Mehanna el Fadel (der Scheik ihres Stammes) das Oberhaupt dieses Landes ist? Warum hast du dir nicht seine Erlaubniß eingeholt?“ — „Ich weiß es wohl,“ versetzte Hassan, „aber diese Kaufleute waren eilig und von der Zeit gedrängt; Mehanna befindet sich fern von hier. Ich habe ihnen mein Wort gegeben, sie haben mir vertraut; sie kennen unsere Gebräuche und Gesetze, die unwandelbaren. Ist es eurer würdig, sie zu verletzen: diese Kaufleute zu berauben und mich hier so verwundet schmählich liegen zu lassen?“

Auf diese Worte standen die Beduinen von ihrer Gewaltthätigkei ab und erwiederten: „Alles, was du sagst, ist wahr und gerecht; und da sich's so verhält, so verlangen wir von deinen Schützlingen nichts weiter, als was sie uns aus freiem Willen geben wollen.“ Wir boten ihnen sogleich zwei Machlas, einen Pelz und hundert Piaster an. Sie waren damit zufrieden und ließen uns unsere Reise ungehindert fortsetzen.

Am Eingange eines Bergpasses endlich erblickten wir das gerühmte Palmyra. Dieser Paß von einer Viertelstunde Länge bildet einen Zugang zur Stadt; die Südseite beherrscht ein drei Stunden langer sehr alter Wall. Zur Linken erblickt man ein altes Schloß, Co Lat Ebn Maäen geheißen und von den Türken vor Erfindung des Pulvers erbaut. Dieser Ebn Maäen, Statthalter von Damask zur Zeit der Kaliphen, hatte dies Schloß als Schutzwehr gegen die Einfälle der Perser in Syrien aufgeführt. Wir kamen dann zu einem weiten Platz, der Waddi el Cabur (Thal der Gräber) heißt. Die Grabmäler, die ihn bedecken, erschienen von fern wie Thürme. Als wir herankamen, sahen wir, daß Nischen hineingehauen und die Todten darin beigesetzt waren. Jede Nische war mit einem Stein verschlossen und darauf das Bildniß dessen, der sie inne hat, gearbeitet. Die Thürme haben drei bis vier Stockwerke, die durch eine steinerne Treppe mit einander verbunden sind, welche in der Regel sehr wohl erhalten ist. Von da traten wir in einen weiten Bezirk ein, der von den Arabern bewohnt wird, und den sie das Schloß nennen. In der That befinden sich hier die Ruinen des Sonnen-Tempels. Zweihundert Familien wohnen in diesen Ruinen.

Eines Tages sahen wir auf einem Platze viel Volks damit beschäftigt, um eine sehr schöne Granitsäule Holz aufzuschichten. Man sagte uns, es geschähe dies, um sie zu verbrennen, oder vielmehr, um sie umzustürzen und so das Blei der Haken und Klammern zu gewinnen. Voll Unwillens wandte sich Scheik Ibrahim zu mir und rief aus: „Was würden die Gründer von Palmyra wohl sagen, wenn sie es sähen, wie diese Barbaren ihr Werk zertrümmern? Da mich der Zufall hierher führt, so will ich diesem Akt des Vandalismus steuern.“ Er erkundigte sich, wie hoch man das Blei, das man auszuschmelzen hoffe, anschlage? Funfzig Piaster wurden gefordert; er zahlte sie aus, und die Säule war unser. Sie ist vom schönsten Granit, roth, und blau und weiß gesprengt; sie hat zweiundsechzig Fuß Höhe und zehn im Umfang. Da die Leute unser Interesse für Monumente sahen, so gaben sie uns einen merkwürdigen Ort an, anderthalb Stunden Weges entfernt, wo in den alten Zeiten die Säulen behauen wurden, und wo sich noch sehr schöne Fragmente finden. Drei Araber führten uns für zehn Piaster hin. Der Weg ist mit den schönsten Ruinen besät, die, wie ich voraussetzen darf, wohl schon von anderen Reisenden beschrieben sind. Was vor uns vielleicht noch nicht von Europäern in Augenschein genommen worden, ist eine Höhle, in der eine sehr schöne Säule von weißem Marmor völlig ausgearbeitet und eine andere, die nur erst zur Hälfte fertig war, lagen. Man konnte sagen, die Zeit, die so große Herrlichkeiten vernichtet, sey hier um ihre zerstörende Macht betrogen; es habe an ihr gefehlt, die eine aufzustellen und die andere zu vollenden.

Die Einwohner von Palmyra treiben gar keinen Ackerbau; ihre Hauptbeschäftigung ist die Ausbeutung einer Saline, deren Produkte sie nach Damaskus und Homs versenden. Sie machen auch viel Soda; die Pflanze, aus der sie gewonnen wird, ist in wucherndem Ueberflusse vorhanden; man verbrennt sie und verführt die Asche ebenfalls in jene beiden Städte, wo dann Seife daraus gemacht wird. Bisweilen wird sie sogar nach Tripoli in Syrien verschickt, woselbst zahlreiche Seif-Fabriken sind, und von wo aus sie nach dem Archipel geht.

Man erzählte uns eines Tages von einer äußerst merkwürdigen Höhle, deren enger und finsterer Eingang aber beinahe unzugänglich wäre; sie lag drei Stunden von Palmyra entfernt; wir hatten Lust, sie zu besuchen, aber mein Abenteuer mit Hessaisoun stand noch zu frisch vor meinem Gedächtniß, als daß wir die Wanderung ohne eine gehörige sichere Begleitung hätten antreten mögen; wir ersuchten deshalb den Scheik Ragial, uns durch sichere Leute begleiten zu lassen. Erstaunt über unser Vorhaben, sagte er zu uns: „Ihr seyd sehr neugierig; was habt ihr an dieser Höhle? Anstatt euch mit eurem Handel zu beschäftigen, verbringt ihr Eure Zeit mit solchen Thorheiten; solche Kaufleute, wie ihr seyd, sind mir noch nicht vorgekommen.“ — „Der Mensch gewinnt immer“, erwiederte ich ihm, „wenn er sieht, was die Natur Schönes geschaffen hat.“ Der Scheik gab uns sechs wohlbewaffnete Leute mit; ich versah mich mit einem Knäuel Bindfaden, einem großen Nagel und Fackeln, und wir machten uns bei guter Zeit auf den Weg. Nach einem zweistündigen Marsche kamen wir am Fuß eines Berges an; ein großes Loch, das man uns zeigte, bildete den Eingang der Höhle; ich schlug meinen Nagel an einer verborgenen Stelle ein, band das Ende des Bindfadens daran fest, nahm den Knäuel in die Hand und folgte nun Scheik Ibrahim und den Führern, welche die Fackeln trugen. Wir gingen bald rechts, bald links, stiegen hinauf und hinab; zugleich erweiterte sich die Höhle dergestalt, daß ein ganzes Heer Quartier darin finden könnte. Wir fanden viel Alaun; das Gewölbe und die Wände des Felsen waren mit Schwefel bedeckt, und der Boden voller Salpeter. Wir bemerkten eine Art rother Erde, die sehr fein und von einem sauren Geschmack war; Scheik Ibrahim nahm eine Hand voll in seinem Schnupftuch mit. Es finden sich in der Grotte eine Menge kleinerer Höhlungen, die mit dem Meißel hineingehauen sind, und aus denen in früheren Zeiten Metalle herausgefördert worden. Unsere Führer erzählten uns, daß sich schon mehrere Personen in der Höhle verirrt hätten und darin umgekommen wären. Einmal hatte ein Mann zwei Tage lang vergeblich nach dem Ausgange gesucht, als er einen Wolf gewahrte; er warf mit Steinen nach ihm, jagte ihn in die Flucht, verfolgte ihn und gelangte so in's Freie. Da mein Pack Bindfaden zu Ende ging, so mochten wir nicht weiter vordringen und kehrten wieder, wie wir gekommen waren, zurück. Der Reiz der Neugier mußte uns den Weg sehr erleichtert haben, denn wir hatten eine unsägliche Mühe, den Eingang wieder zu gewinnen. So wie wir hinaus waren, fielen wir über unser Frühstück her und machten uns dann sogleich auf den Rückweg nach Palmyra. Der Scheik erwartete uns schon und fragte uns, was wir auf unserer Reise gewonnen hätten? „Wir haben erkannt“, gab ich ihm zur Antwort, „daß die Alten viel geschickter gewesen sind als wir; denn man sieht aus ihren Arbeiten, daß sie mit Leichtigkeit ein- und ausgegangen, und wir haben nur mit großer Mühe wieder hinausfinden können.“

Die Araber im Allgemeinen und die Beduinen besonders sehen es als ein Band unverletzlicher Treue an, wenn man mit einem gegessen, ja nur Brod mit einem getheilt hat. Wir luden also den Scheik mit seinem ganzen Gefolge zu Gast; wir ließen einen Hammel schlachten, und unser Mahl, ganz nach Weise der Beduinen bereitet, schmeckte ihnen vortrefflich! Zum Nachtisch setzten wir ihnen Feigen, getrocknete Rosinen, Mandeln und Nüsse vor, für sie große Leckerbissen. Nachdem Kaffee, als von diesem und jenem gesprochen wurde, erzählten wir dem Scheik unser Abenteuer mit den sechs Reitern von seinem Stamme. Er wollte sie bestrafen und uns unsere Effekten und unser Geld zurückerstatten lassen. Wir beschweren ihn aber inständig, sie zu verschonen, und versicherten, daß uns an dem, was wir gegeben, gar wenig gelegen sey. Wir wollten den anderen Morgen abreisen, aber er bat uns, noch die Ankunft seines Vaters abzuwarten, der mit seinem Stamme acht Tagereisen entfernt wohnte. Er versprach uns eine Eskorte und Kameele für unsere Waaren, und zu mehrerer Sicherheit auch noch Geleits-Briefe von seinem Vater.

Zwei Tage darauf kam in Palmyra ein Beduine vom Stamme El Hassuné an, Namens Bani, und ein paar Stunden später trafen sieben andere vom Stamme El Dassir ein, der mit dem ersteren im Krieg ist. So wie die Sieben erfuhren, daß einer ihrer Feinde in der Stadt sey, beschlossen sie, ihm außerhalb Palmyra aufzupassen und ihn zu tödten. Bani, hiervon benachrichtigt, kam zu uns, band seine Stute an unsere Thür an und bat uns, ihm ein Stück Filz zu leihen; wir hatten dergleichen, unsere Waaren darin einzuschlagen. Ich brachte ihm ein Stück. Er steckte es eine halbe Stunde lang in Wasser und legte es dann ganz naß auf den Rücken seiner Stute und den Sattel darauf. Nach zwei Stunden hatte sie eine sehr starke Diarrhoe, die den ganzen Abend anhielt, und am folgenden Tage schien sie nichts mehr im Leibe zu haben. Nun nahm Bani den Filz herunter, stellte ihn uns wieder zurück, gab seinem Thier einen tüchtigen Hieb und ritt davon.

Gegen vier Uhr Nachmittags sahen wir die Beduinen vom Stamm

El Dosfir ohne Beute zurückkommen. Es fragte sie Einer, was sie mit Wani's Pferd gemacht hätten, und sie erzählten, wie folgt:

„Denkt euch, wie es uns gegangen ist. Wir wollten Nagial, da er dem Mehanna zinspflichtig ist, nicht beleidigen und standen deshalb davon ab, unseren Feind innerhalb der Stadt anzugreifen; wir hätten ihm in einem engen Wege auflauern können, aber wir waren Sieben gegen Einen; somit beschlossen wir, ihn auf offenem Felde zu erwarten. Wir sehen ihn kommen und sprengen auf ihn zu; so wie er sich in unserer Mitte befindet, stößt er einen lauten Schrei aus und ruft seiner Stute zu: Jah Hamra! heut ist die Reihe an dir! — und jagt davon wie der Wind. Bis zu seinem Stamm hin haben wir ihn verfolgt, ohne ihn erreichen zu können, und wissen noch jetzt nicht, was wir vor Staunen sagen sollen über die Schnelligkeit seines Pferdes, das einem Vogel glich, der die Luft mit seinen Schwingen durchschneidet." — Ich erzählte ihnen hierauf die Geschichte von dem Filz, die sie sehr in Verwunderung setzte, da sie, wie sie sagten, gar keinen Begriff hätten von solcher Zauberei.

Die Beduinen hören nach der Abendmahlzeit gern Geschichten. Wir theilen eine mit, die uns der Emir erzählte; sie schildert die ungemeine Liebe, die sie zu ihren Pferden haben, und wie viel sie sich auf die vorzüglichem Eigenschaften derselben zu Gute thun, auf eine höchst charakteristische Weise.

Ein Mann, in seinem Stamme Giabal geheißen, hatte eine sehr berühmte Stute. Hassad-Pascha, der damalige Wesir von Damaskus, ließ ihm zu wiederholten Malen alle nur erdenkliche Anerbietungen machen für dies Pferd, aber immer umsonst; denn ein Beduine liebt sein Pferd wie seine Frau. Der Pascha nahm seine Zuflucht zu Drohungen; aber auch diese blieben ohne Erfolg. Da trat eines Tages ein anderer Beduine, Namens Giafar, vor ihn hin und fragte ihn, was er ihm geben wolle, wenn er dem Giabal die Stute entführte? — „Ich will dir deinen Hafersack mit Gold füllen", erwiederte Hassad, der das Mißlingen seiner Absichten auf das Pferd als einen Schimpf betrachtete. Das Ding wurde ruchbar; Giabal band seine Stute des Nachts am Fuße mit einem eisernen Ringe fest, dessen Kette in sein Zelt ging und dort um einen Keil geschlungen war, der unter dem Filz, worauf er selber und seine Frau schliefen, in der Erde steckte. Um Mitternacht kriecht Giafar in das Zelt hinein, schleicht sich zwischen Giabal und seine Frau ein und stößt gelind bald den Einen, bald die Andere ein wenig zur Seite; der Mann glaubte sich von der Frau und die Frau vom Manne gestoßen, und Beide machten Platz. — Nun schneidet Giafar mit einem scharfen Messer ein Loch in den Filz, zieht den Keil heraus, macht die Stute los, steigt auf, und Giabal's Lanze ergreifend, giebt er ihm einen leichten Stoß damit und ruft: „Ich bin es, Giafar, der mit deiner schönen Stute davongeht; ich sage es dir bei Zeiten." Und er jagt davon. Giabal springt aus seinem Zelte, schreit die Reiter zusammen, nimmt seines Bruders Pferd, und so verfolgen sie Giafar vier Stunden lang. Die Stute, die Giabal's Bruder gehörte, war von demselben Blute wie die seine, obgleich minder gut. Die anderen Reiter alle überholend, war er schon daran, Giafar zu erreichen, als er ihm zuschreit: „Kneip' ihr das rechte Ohr und gieb ihr einen Stoß mit dem Bügel!" — Giafar thut's und fliegt davon wie das Wetter. Alles Verfolgen wird vergeblich; der Raum, der sie trennt, ist schon zu groß. Die Anderen machen Giabal Vorwürfe, daß er selber den Verlust seines Pferdes verschuldet habe*); er aber erwiedert: „Ich will es lieber verlieren, als ihm seinen Ruhm schmälern. Soll man im Stamme Would-Abi sagen, daß eine andere Stute die meinige besiegt habe? Es bleibt mir wenigstens die Genugthuung, zu sagen, daß keine andere sie hat einholen können."

Mit diesem Troste kehrte er nach Hause zurück, und Giafar erhielt den Lohn seiner Geschicklichkeit.

Ein Anderer erzählte uns, daß im Stamme Negesde eine eben so berühmte Stute gewesen sey, wie die Giabal's, und daß ein Beduine von einem anderen Stamme, Namens Daher, vor Verlangen, sie zu besitzen, ganz närrisch geworden wäre. Nachdem er seine Kameele und sein ganzes Vermögen vergeblich für sie geboten, kommt er auf den Einfall, sich das Gesicht mit Kräutersaft zu bestreichen, sich in Lumpen zu hüllen, Hals und Beine sich wie ein kranker Bettler zu verbinden, und in diesem Aufzuge erwartet er Nabec, den Herrn des Pferdes, in einem Wege, wo er weiß, daß Jener vorbei muß. Als er kommt, wimmert er: „Ich bin ein armer Fremdling; seit drei Tagen kann ich hier nicht von der Stelle, um meine Nahrung zu suchen. Ich bin dem Tode nah; hilf mir! Gott wird dir's lohnen!"

Der Beduine schlägt ihm vor, er wolle ihn auf sein Pferd nehmen und nach Hause bringen; aber der Schurke versetzt: „Ich kann nicht auf, meine Kraft ist hin." Der Andere, voller Mitleid, steigt ab, führt sein Pferd heran und lädt Jenen mit vieler Mühe darauf. Sobald Daher im Sattel sitzt, giebt er dem Pferde einen Stoß mit dem Bügel und sprengt davon, mit den Worten: „Ich bin's, Daher, der sie dir nimmt und entführt."

Der Herr der Stute schreit ihm nach, er solle nur ein Wort hören. Sicher vor Verfolgung, wendet er sich um und hält in einiger Entfernung still, denn Nabec war mit seiner Lanze bewaffnet. Nabec sagt zu ihm: „Du hast mir meine Stute geraubt. Da es Gottes Wille ist, so wünsche ich dir Glück; aber ich beschwöre dich, Niemanden zu sagen, wie du dazu gekommen bist." — „Und warum das?" versetzt Daher. — „Weil ein Anderer wirklich krank seyn und dann leicht ohne Hülfe bleiben könnte. Du würdest Ursach seyn, daß Niemand mehr eine Handlung der Barmherzigkeit thun würde, aus Furcht, betrogen zu werden, wie ich."

Erschüttert von diesen Worten, bedachte sich Daher einen Moment, stieg dann vom Pferde und gab es seinem Eigenthümer wieder, ihn umarmend. Dieser nahm ihn mit in sein Zelt. Drei Tage blieben sie bei einander und wurden Brüder.

*) Jeder Beduine gewöhnt sein Pferd an ein Zeichen, auf das es seine ganze Schnelligkeit entwickelt. Er bedient sich desselben nur im dringenden Nothfall und würde das Geheimniß nicht einmal seinem Sohne anvertrauen.

F r a n k r e i c h.

Eintheilung des Menschen.

Von Ph. Dufour.*)

Eine unleugbare Wahrheit, die aus dem Studium des Menschen und der Kenntniß seiner Functionen entspringt, ist die, daß der Mensch sich auf zweifache Weise seines Daseyns erfreut, einmal nämlich, wie es ihm mit allen lebenden Wesen gemein ist, in der Weise seines thierischen Daseyns; dann aber in der, welche ihm eigenthümlich ist und ihn wesentlich zum Menschen macht — ich meine das geistige Leben, welches er allein unter allen besitzt, oder, bestimmter ausgesprochen, die Intelligenz an und für sich. Diese Unterscheidung ist wahrhaft und genau; denn es ist offenbar, daß die wichtigsten Functionen des thierischen Lebens, die Verdauung, der Umlauf des Bluts, die Respiration, die Ernährung und die Absonderungen, in ihrer Regelmäßigkeit und Vollständigkeit von Statten gehen, unabhängig von der Gewalt des geistigen Prinzips; daß, wenngleich die Respiration, einige Aussonderungen und hauptsächlich die willkürliche Bewegung, der Herrschaft seines Willens unterworfen seyn können, dies nur eine Dauer von einigen Minuten für die Functionen der Lunge oder von einigen Augenblicken für gewisse absondernde Organe erreicht; und was die Bewegung betrifft, so ist es, obgleich sie das unumgänglich nothwendige Mittel ist, dessen sich der Geist zur Vollführung seiner Zwecke bedient, nicht minder wahr, daß die Functionen der Muskeln für die Gesammtheit derer, welche das animalische Leben konstituiren, nothwendig sind, und daß die Muskeln ihre Beweglichkeit demselben Prinzip verdanken, welches alle Erscheinungen des Organismus regiert.

Jedermann weiß, daß die Intelligenz in ihrer Thätigkeit die größte Energie entwickelt, ungeachtet der Schwäche, ja selbst des krankhaften Zustandes des Gefäßsystems, der Verdauungswerkzeuge, oder eines der wichtigsten Eingeweide unseres Organismus. Der leidende Zustand des Körpers schadet bei gewissen Personen weder der Schönheit noch der Schärfe des Gedankens, und ihr Geist hat ein stetes Uebergewicht über ihren Organismus.

Hieraus folgt deutlich, bestimmt, unwiderleglich, daß der Mensch zwei verschiedene Weisen des Daseyns in sich schließt; die eine als ein Wesen der Sinnlichkeit und der Bewegung, mit seinem Antheil am Thierreich; die andere, als einzig und allein unter allen Wesen mit dem Vorrecht des Geistes ausgestattet, was ihm ausschließlich und durchaus eigenthümlich gehört — widerlegt vollkommen und beseitigt als irrig Bichat's Eintheilung des Lebens, in organisches und animalisches, das erste in Assimilation und Aussonderung bestehend, und im Umbilden der organischen Molecules der nahen Körper zu sich selbst, zum lebenden Wesen; das zweite den Menschen zum Bewohner der Erde machend, nicht als Pflanze, die für immer in dem Boden, wo sie aufgekeimt, wurzelt, sondern als Thier, welches fühlt und wahrnimmt; eine rein physiologische Eintheilung, die an den ausgebildetsten Materialismus streift; sie beseitigt ferner auf gleiche Weise Buisson's Erklärung, der die Thiere von den Pflanzen nur durch das Empfindungs- und Bewegungsvermögen unterscheidet, das Leben nur in thätiges und ernährendes eintheilt und das Vermögen des Geistes nur als Anhang des Organismus zuläßt; sie schließt sich endlich der schönen, den Sensualismus so siegreich widerlegenden Definition des Herrn von Bonald ab: „Der Mensch ist eine Intelligenz, welcher die Organe dienen."

Bibliographie.

Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères; publiés par la société royale des Antiquaires de France. — Neue Reihefolge. Bd. I.

M a n n i g f a l t i g e s.

— **Das Aprikosen-Oel der Chinesen.** Die Aprikose ist in der Chinesischen Provinz Pe dschi li eine sehr gewöhnliche Frucht. In den Bergen bei Peking wächst eine wilde Aprikosen-Art, die keinen angenehmen Geschmack hat, deren Kerne aber ein vortreffliches Brenn-Oel geben, das auch an Speisen wohlschmeckend ist. Man macht dieses Oel dadurch genießbar, daß man es zuvor abkocht und klein gebackten Teig hineinwirft. Die Chinesen fügen auch wohl ein wenig guten Essig hinzu, nehmen den Topf dann gleich vom Feuer weg und legen einen Deckel darauf. Das Oel wird dadurch nur um so besser.

— **Der Zunder in China.** Die Chinesen bereiten vielen Zunder aus den Blättern der Artemisia. Man läßt die Blätter trocknen und klopft sie dann auf einem Stein vermittelst eines Schlägels aus grünem Holze so lange, bis aller Saft heraus ist; dann begießt man sie mit Wasser, in welchem eine kleine Quantität Salpeter über Feuer aufgelöst werden, und läßt sie zum zweiten Male trocknen. Dieser Zunder ist eben so gut, wie unser Zündschwamm. Der Zunder von den Blättern der Artemisia wird auch Kranken applizirt und vertritt alsdann die Stelle von Schröpfköpfen.

*) Aus dessen im vorigen Jahre erschienenen Essai sur l'étude de l'homme. Wir geben dieses Kapitel als Einleitung und denken, später noch auf das Buch zurückzukommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Mittwoch den 24. Juni 1835.

Frankreich.

Das Hauptquartier Napoleon's.

(Von Alexis Plater Wolowski, Stabs-Offizier im Hauptquartier des Kaisers während der Jahre 1812 und 1813.*)

Napoleon's Leben war ganz der Politik und dem Kriegswesen gewidmet; wer sein Privatleben außerhalb des Kabinets und des Lagers beschreiben wollte, würde in großer Verlegenheit seyn, denn die Staats- und Militair-Geschäfte nehmen neun Zehntel davon hinweg. In's Hauptquartier mußte man kommen, wenn man den Mann kennen lernen wollte; dort hätte man keine Geberde, keinen Blick, kein Wort von dem verloren, der Europa funfzehn Jahre lang erzittern machte; dort hätte man ihn ganz beurtheilen und würdigen können. Ich will es versuchen, eine Skizze von diesem berühmten Hauptquartier des Kaisers zu entwerfen, von dem man so viel gesprochen hat und noch so lange sprechen wird, und worauf ich besonders im weiteren Verlauf dieser echten Anekdoten-Sammlung noch öfter werde zurückkommen müssen.

Mit Vergnügen werde ich stets diesen an Erinnerungen und Begebenheiten jeder Art so reichen Gegenstand wieder aufnehmen; denn das Hauptquartier war das eigentliche Element, in dem sich Napoleon bewegte, und auch, man darf es sagen, sein liebster Aufenthalt.

Den ermüdendsten Dienst im Hauptquartier hatten wohl die Ordonnanz-Offiziere; doch war dieser Dienst auch sehr ehrenvoll und sehr gesucht, und junge Offiziere aus den ersten Familien Frankreichs, die durch glänzende Bildung, schöne Haltung und militairischen Eifer vor Anderen hervorragten, wurden dazu auserseben.

Es waren immer wenigstens acht solcher dienstthabenden Offiziere um den Kaiser; an Schlachttagen beschäftigte er sie alle ohne Unterschied. Sobald er sagte: „Ein Ordonnanz-Offizier!“ kam der ihm zunächst befindliche mit entblößtem Haupt an ihn heran, empfing mündlich seine Befehle und mußte sie durch alle Hindernisse hindurch den Marschällen überbringen, an die sie gerichtet waren. Zuweilen wurden sie auch als Couriere mit Befehlen an Festungs-Kommandanten oder Corps-Commandeurs abgeschickt; in diesem Fall mußten sie so lange dort bleiben, bis die Sache, wenn es eine Entscheidung galt, beendigt war; dann kehrten sie zum Kaiser zurück, um ihn von dem Erfolg zu benachrichtigen.

Die Ordonnanz-Offiziere wurden auch ausgesandt, um mit einem flüchtigen Ueberblick Pläne von benachbarten Gegenden aufzunehmen, die man kennen mußte, sey es, um die seichten Stellen der zu passirenden Flüsse aufzufinden, sey es, um zu wissen, an welchen Stellen und wie viel Verschanzungen dort aufzuwerfen seyen.

Wenn Napoleon sich in einer Stadt aufhielt, wohnte Berthier, der Chef des Generalstabes, stets in einem Hause mit ihm. Der Ober-Stallmeister durfte auch nie von seiner Person entfernt seyn. Der Hofmarschall oder ein Fourier eilten voran, um alle nöthige Anstalten vor der Ankunft des Kaisers zu treffen; sie hefteten dann in dem Dienstsaale eine Liste an, auf welcher die Wohnungen für alle Personen seines Gefolges angezeigt waren.

Ein anderer Fourier wurde vorausgeschickt, um sich den erforderlichen Mundvorrath für die Tische, die er zu bestellen hatte, zu verschaffen. Diese Lieferungen wurden in Pacht gegeben, und überall, wo man Halt machte, wurden alle Lebensmittel baar bezahlt, noch ehe sie verzehrt waren. Einige Marschälle machten es nicht so, sondern ließen sich Alles auf dem Wege der Requisition liefern.

Vierzehn Wagen transportirten alle diese Vorräthe, so wie das Gepäck des Kaiserlichen Gefolges; und wenn der schlechte Zustand der Wege es diesen Wagen unmöglich machte, zusammen an dem Ort anzulangen, wo man Mittag machen wollte, so sahen die ersten Haus-Beamten sich oft genöthigt, mit Wasser vorlieb zu nehmen, wenn sie nicht etwa den schlechten Landwein vorzogen. Was die Speisen betrifft, so sorgte man so viel als möglich dafür, daß immer eine für die Bedürfnisse hinreichende Quantität vorhanden war; fehlte es aber einmal daran, wie es wohl zuweilen kam, so mußten eben diese Beamten Hunger leiden, denn Brod war fast immer am seltensten zu haben, nur Kartoffeln trieb man wohl zur Noth noch auf.

An den Orten, wo man sich mit einigen Vorräthen versorgen konnte, füllte man schnell die Körbe, mit denen die dem Hauptquartier folgenden Maulthiere beladen waren, um im Bivouak verproviantirt zu seyn.

Dann wurden sogleich an dem von dem Kaiser ausgewählten und bezeichneten Ort fünf Zelte aufgespannt. Diese Zelte bestanden aus blau und weißgestreiftem Zwillich, der mit Stricken und Ringen an eiserne, in der Erde steckende Haken befestigt war.

Zwei von den Zelten hingen mit einander zusammen; das eine diente dem Kaiser zum Schlafgemach, das andere war zugleich sein Kabinet und sein Empfangs-Zimmer; in dem dritten Zelte speisten und schliefen die hohen Offiziere und Beamten; das vierte war für die Subalternen bestimmt, und das fünfte diente dem Generalstabe zur Wohnung und zum Arbeits-Kabinet; dort war eigentlich der Stab des Hauptquartieres versammelt. Diejenigen, welche in dem dritten oder vierten Zelt keinen Platz finden konnten oder durch die Beschaffenheit ihrer Functionen davon ausgeschlossen wurden, blieben die Nacht über bei den Wachtfeuern, um die stets ein Theil der alten Garde gelagert war.

Napoleon erschien nie größer und bewunderswürdiger, als wenn er sich unter seinen Truppen befand; da ging ihm das Herz auf; und wenn man ihm von seiner alten Garde sprach, vergaß er alle Mühseligkeiten. Man hat ihm oft vorgeworfen, er habe dieselbe zu wenig geschont, besonders in der unglücklichen Schlacht bei Waterloo; aber weder die Linie, noch die junge Garde, noch die alte gingen jemals einer Gefahr entgegen, ohne daß er selbst sich an ihrer Spitze befand. Alle seine Soldaten beteten ihn an; er liebte sie alle; keiner kann inniger an ihm gehangen haben, als er an ihnen. Will man Beispiele? Im Lager von Lobau, im Jahre 1809, am Tage vor der Schlacht bei Wagram, hatte Napoleon sehr zeitig sein Zelt verlassen, und indem er in der Gegend umher spazierte, verweilte er einen Augenblick vor einer Gruppe von Garde-Jägern zu Fuß, die eben beim Frühstücken waren. „Nun, ihr alten Herren“, sagte er zu ihnen, „wie schmeckt euch der Wein?“ — „„O, fürchten Sie nichts““, antwortete ein Unteroffizier, „„er wird uns nicht berauschen; hier ist der Keller.““ Damit zeigte der Unteroffizier auf die Donau hin, die einige Schritte weiter vorbeifloß. — Napoleon, der am Abend vorher befohlen hatte, daß am folgenden Morgen jedem Soldaten eine Flasche Wein verabreicht werden sollte, ist sehr erstaunt, zu sehen, daß man die Leute kurz hält, in dem Augenblick, wo sie eine entscheidende Schlacht liefern sollen. Er erkundigt sich bei Berthier nach der Ursache dieser Vergeßlichkeit und erfährt, daß ein Magazineur (Herr Rigeur) und zwei Subaltern-Beamte (die Herren Lefebvre und Lambert) 20,000 zur Vertheilung bestimmte Flaschen Wein für ihre Rechnung verkauft hätten, indem sie gedacht, 20,000 Rationen Branntwein an deren Statt würden wohl dieselben Dienste thun. Die drei Schuldigen werden auf der Stelle verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Der Prozeß wird sogleich instruirt, sie werden überführt und zum Tode verurtheilt. Ich glaube, der Kaiser hätte sie erschießen lassen, wenn nicht alle Obersten der Garde für sie gebeten hätten. Napoleon wollte das Urtheil durchaus vollzogen wissen, „denn“, sagte er, „es sind Diebe, ihre Handlung war prämeditirt, und es bedarf eines Exempels.“

Zu Eilau waren die Lebensmittel erschöpft. Seit acht Tagen schon fehlte es an Brod und trocknen Hülsenfrüchten, und der Soldat nährte sich, so gut er konnte. Am Abend vor dem ersten Angriff machte der Kaiser wie gewöhnlich seine Runde, um Alles selbst in Augenschein zu nehmen. Bei dem ersten Bivouak angelangt, findet er die ganze Mannschaft desselben eingeschlafen auf dem Boden liegen. Da er Kartoffeln am Feuer erblickt, kömmt ihm die Lust an, eine davon zu essen, und er will sie eben mit der Spitze seines Degens aus den Kohlen aufspießen, da erwacht einer der Soldaten, und ohne den Kopf aufzurichten oder seine Lage zu verändern, wendet er sich an den, der seinen Kameraden einen Theil ihres Abendbrotes rauben will, mit den Worten: „Heda, du Knirps, du schämst dich nicht, uns unsere Kartoffeln aufzuspeisen!“ „„Kamerad““, erwiedert der Kaiser, „„mich hungert, so daß du es mir wohl verzeihen kannst.““ „I nun, mag es seyn, nimm meinethalben eine oder auch ein Paar, wenn du so großen Appetit danach hast, aber nicht mehr, und dann auf der Stelle fort!“ Da der Kaiser sich aber eben nicht schnell fortmachte, so springt der Soldat auf, und es entspinnt sich ein Wortwechsel, der vielleicht in Thätlichkeiten übergegangen wäre, wenn der Kaiser es nicht für räthlich gehalten hätte, sich zu erkennen zu geben.

Wer vermöchte die Bestürzung und den Schmerz des Soldaten zu schildern! Er hatte die Hand gegen seinen Kaiser erhoben! Er wirft sich ihm zu Füßen, rauft sich vor Verzweiflung das Haar aus, und obgleich Napoleon alles Mögliche aufbietet, um ihn zu trösten, indem er ihm aufzustehen befiehlt, schreit dieser doch immer fort: „Man erschieße mich, man erschieße mich, ich bin ein verruchter Mensch!“

„„So stehe doch auf, ich begnadige dich““, sagte der Kaiser zu ihm, „„ich war es ja, der Unrecht that; ich vergaß mich, und du bist

*) Aus dem „Napoleon, oder Sammlung von Anekdoten der großen Armee.“

ganz ohne Schuld.“‟ — Der Kaiser zog später Erkundigungen über diesen Soldaten ein, und da er hörte, daß es ein guter Mensch sey, dem es auch an Bildung nicht fehle, so machte er ihn bei der nächsten Beförderung zum Lieutenant.

Es würde schwer seyn, die Wirkung zu schildern, welche dergleichen Handlungen in der Armee hervorbrachten. Sie bildeten die beständige Unterhaltung der Soldaten unter einander und waren eine unglaubliche Anspornung für sie. Der erfreute sich gewiß einer aufrichtigen Hochachtung unter seines Gleichen, von dem es hieß: „Der Kaiser hat mit ihm gesprochen.“ (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Monumens de l'Égypte et de la Nubie, d'après les dessins de Champollion le jeune. — Th. I. (Das Ganze, aus 4 Theilen bestehend, wird 500 Fr. kosten.)

La Syrie, l'Égypte, la Palestine et la Judée; considérées sous leur aspect historique, archéologique, descriptif et pittoresque. Par M. le baron Taylor et L. Reybaud. Erste Lfg. 1½ Fr.

Voyage de l'embouchure de l'Indus à Lahor etc. Par Burnes; traduit par Eyriès. — 3 Bde. 30 Fr.

Choix des plus belles fleurs et des plus beaux fruits. — Von P. J. Redouté. Erste Lfg. 2½ Fr.

Romans historiques bretons. Deuxième livraison, Budic-Mur, marine quatorzième siècle. Von E. Menard. 2 Bde. 15 Fr.

Branches de Bruyère. Chroniques bretonnes. Von Mad. Harel. 4. Bde. 12 Fr.

La lampe de fer. Von Michel Masson (Raymond). 2 Bde. 14 Fr.

Spanien.

Die Besetzung von Madrid durch die Engländer.

(Aus dem „Tagebuche eines Brittischen Subaltern-Offiziers.“)

.... Die Ordnung in unserem Heere ward hergestellt, die Franzosen waren in ihre früheren Stellungen zurückgeschlagen, und in weniger als zwei Stunden hatten wir die Anhöhen erreicht, die Madrid beherrschen. Begierig stürmten unsere Soldaten die Hügel hinan, um die unzählige Menge der Kirchthürme und Dome zu überschauen, insoweit es der dicke Nebel für jetzt gestattete, und die Freude und das Entzücken des Brittischen Kriegers beim Anblicke der Stadt waren um so bedeutender und erhabener, je mehr Mühen und Strapazen es uns gekostet, um uns diesen Anblick zu verschaffen. Von zehntausend Stimmen erschallte es auf einmal in demselben Augenblicke: „Madrid! Madrid!“ Der Enthusiasmus unserer Armee ward noch mehr gesteigert durch die Tausende von Spaniern, die aus der Stadt uns entgegen gekommen waren, um unserem Einzuge selbst beizuwohnen. Meilenweit waren die Straßen, die zur Hauptstadt führten, mit Volksmassen aus allen Ständen überdeckt, die alle vom Geiste des Patriotismus beseelt zu seyn schienen, und es hielt schwer, in diesem Gedränge unseren Marsch in der Ordnung noch weiter fortzusetzen, wie wir bisher gewohnt waren. Je näher wir an die Stadt herankamen, desto größer ward die Schwierigkeit, weiter vorzurücken, indem der Volkshaufe sich mitten unter unsere Reihen mischte und Hand in Hand mit unseren Soldaten fortzog. Von allen Seiten wurde Wein angeboten und unsererseits auch angenommen, obwohl nicht in dem Maaße, als die Spanier es wünschten; denn unsere Soldaten waren zu gut disziplinirt und kannten die Wichtigkeit ihrer gegenwärtigen Stellung, von der ihre Achtung bei dem Volke und selbst in ihren eigenen Augen abhing, zu sehr, um sich nur irgend eine Ausschweifung oder Unmäßigkeit zu erlauben. Nirgends zeigte sich hier Trunkenheit oder auch nur die geringste Unordnung, und die strenge Subordination und der Respekt unserer Soldaten gegen die Offiziere, die fast alle beritten waren, stachen so sehr gegen die undisziplinirten Französischen Truppen ab, die zum Theil aus halbnacktem Gesindel bestanden, daß die Brittische Armee mit Recht auf alle die Achtung und herzliche Aufnahme von Seiten der Einwohner Ansprüche machen konnte, wie sie nur selten in dem Maaße einem feindlichen einrückenden Heere zu Theil wurde.

Endlich zogen wir in den Theil der Stadt ein, in dessen Nähe der Königliche Palast sich befindet; allein die Hindernisse, die sich hier unserem Zuge entgegen stellten, wurden immer größer. Nichts vermochte den Volkshaufen abzuhalten, der aus ganz Madrid zusammengelaufen war, um sich unter unsere Schaaren einzudrängen. Die Offiziere wurden beinahe von den Pferden herabgerissen, um die Frauen zu umarmen, die ihnen mit Enthusiasmus entgegen gekommen waren, und mehrere von jenen verloren auch bald — wo nicht ihre Herzen, doch ihre Sitze und Sättel. Alt und jung, häßlich oder schön, Alles theilte hier dasselbe Schicksal. Ein alter Freund von mir, von ziemlich plattem Ansehen, ward aus meiner Nähe von einem halben Dutzend schöner Kastilianerinnen fortgeschleppt, die ihn fast zu Tode küßten. Als er sich wieder erholt hatte, wandte er sich zu mir und sagte: „Diese Madrider Frauen hier müssen doch höllisch vernarrt in das Küssen seyn, da sie einen so häßlichen Gesellen, wie ich bin, damit beinahe zu Tode gemartert!“ Indessen erreichten wir bald das Kloster St. Domingo in der Nähe der Plaza Major, das für unsere Quartiere bestimmt war, und so trennten wir uns auf einige Zeit von den Volksschaaren, die uns mit so vielem Jubel empfangen hatten. Die Soldaten richteten hier ihre Kaserne ein, während die Offiziere in den Häusern in der Nähe einquartiert wurden, um sich der Gastfreundschaft der Bewohner zu erfreuen.

Kaum war der Abend herangekommen, als jedes Haus in der Stadt beleuchtet ward. Die ungeheuren Wachskerzen und Fackeln, die auf den Balkons aufgepflanzt waren, verbreiteten einen solchen Glanz um sich her und erleuchteten die Stadt dermaßen, daß hier Nacht in Tag verwandelt zu seyn schien, und die ganze Bevölkerung von Madrid war auch überall auf den Straßen umher anzutreffen. Nichts übertraf die begeisterte Theilnahme des Spanischen Volkes für die Briten, und obgleich noch 2500 Französische Soldaten das ehemalige Residenz-Schloß Buen Retiro besetzt hielten, wo ihnen Bomben und Kanonen genug zu Gebote standen, um die Stadt über den Haufen zu schießen, war doch die Freude überall so lebhaft, als wenn innerhalb dreier Meilen kein Feind zu sehen gewesen wäre. Die Illuminationen dauerten drei Nächte hindurch, während welcher nicht die geringste Störung oder Unruhe vorfiel.

Am Morgen des 13. August wurde, da der kommandirende General das Fort La Chine nicht aufgeben wollte, Befehl ertheilt, dasselbe mit Sturm einzunehmen. Die dritte oder die „kampflustige Division“, wie die unsrige genannt wurde, ward von Lord Wellington zu diesem Behufe auserwählt. Um acht Uhr des Morgens standen alle Sturmleitern schon in Bereitschaft, und die von Sir Edward Pakenham befehligte Division defilirte unter der Mauer der botanischen Gärten. Es war unserer Artillerie gelungen, einige Breschen in die Mauer zu schießen, und das Feuer im Innern der Gärten verkündete bald den Angriff unserer Vorposten. Hunderttausende von jedem Range, Alter und Geschlecht bedeckten die Straßen, die Häuser und die Hausgiebel, um zu sehen, was vorgefallen. Und kaum war die erste Kanone zum Signal unseres Angriffes abgefeuert, als die ungeheure Menge der Zuschauer auf allen Seiten auf einmal in einen Freudenruf ausbrach, dessen Lebhaftigkeit kaum zu beschreiben ist. Unsere Soldaten erwiederten den allgemeinen Jubelruf, und es vergingen einige Minuten, ehe man bei uns irgend ein Kommando der Befehlshaber vernehmen konnte. Auch wurde nur wenig oder gar nicht laut kommandirt — es war nicht nöthig. Das Fort sollte mit dem Bajonnet in der Hand erstürmt werden, und das war Alles, was den Soldaten zu sagen war. Als die Truppen sich in Bewegung setzten, ertönte noch einmal ein allgemeiner Ruf der Begeisterung von Seiten der Spanier, von denen einige sich bald an unsere Reihen anschlossen. Die Vivas erschallten fortwährend so fürchterlich, daß man nicht im Stande war, ein lautes Wort zu hören, und unsere Vorposten waren mit ihrem Pelotonfeuer schon weit in das Gebüsch vorgedrungen, ehe sie das „Halt!“ des Commandeurs vernahmen; auch wurden in Folge dieses Tumults mehrere von unseren alten erprobten Soldaten getödtet und verwundet, obgleich der Französische General alsbald die weiße Fahne zum Zeichen der Unterwerfung aufsteckte, und zwar in dem Augenblick, als er unsere dritte Division gegen Buen Retiro vorrücken sah.

Die Einnahme dieses Forts war für uns von der höchsten Wichtigkeit. Es fanden sich in demselben eine große Menge von Vorräthen, 189 Kanonen sammt allem nöthigen Artilleriezeuge. Eben so waren hier eine große Menge von Pulver und Kugeln, Montirungsstücken und 20,000 Gewehren aufgefunden worden. Die Französische Besatzung, bestehend aus drei Tausend ausgedienten Soldaten, ward zu Gefangenen gemacht und nach Lissabon abgeschickt, und das Fort ward in ein Staatsgefängniß für übelgesinnte und verdächtige Spanier verwandelt.

Alle Anhänger des Königs Joseph schrieen über den Französischen Gouverneur, weil derselbe nicht das Fort bis auf den letzten Augenblick vertheidigt, und, um ihrem Argumente desto mehr Gewicht zu geben, fügten sie hinzu, daß ihm eine hinreichende Zahl von Kanonen in Buen Retiro zu Gebote gestanden, vermittelst deren er Madrid hätte in Trümmer verwandeln können.

In der That hatte der Gouverneur damit gedroht, im Falle man ihn in die Nothwendigkeit dazu versetzte. Allein was hätte auch eine Handvoll Soldaten, so tapfer sie immer seyn mochten, in einem Platze von solcher Ausdehnung, zu dessen Besatzung kaum zwölftausend Mann hingereicht — gegen eine Kriegsmacht von funfzehn Tausend Mann ausrichten können, die sich auf ihrem ganzen Zuge von den Festungswerken von Lissabon aus bis zu den Höhen von Salamanca als die Sieger behauptete? Und wäre auch die Stadt über den Haufen geschossen worden — zu welchem Zwecke hätte dies geführt? Hätte nicht der General, der sich einer so übermüthigen Handlung schuldig gemacht, selbst wenn er mit dem Leben davon gekommen wäre, verdient, von seinem eigenen Souverain, dessen Hauptstadt er eingeäschert, zum Tode verurtheilt zu werden, und wäre er gar in die Hände der Spanier gefallen, so würde er der grausamsten Rache zum Opfer gedient haben. Auf keine Weise hat demnach der Mann unrecht gehandelt, und der einzige Fehler, den er begangen, war, daß er sich nicht schon eher ergeben, da das Volk von Madrid höchst entrüstet war über die Verheerungen, die beim Anstürmen unserer Truppen in den botanischen Gärten angerichtet wurden, so daß es noch einer starken Brittischen Eskorte bedurfte, um den Gouverneur und seine Soldaten gegen die Wuth der empörten Menge zu schützen, die ihn beinahe in dem Prado selbst umgebracht hätte. Der General hat auch in keinem Falle mehr thun können, als daß er wenigstens den Schein annahm, sich zu vertheidigen. Denn der Fehler, daß er mit seiner Garnison zu Madrid zurückgeblieben, lastete nicht auf ihm, sondern vielmehr auf dem König Joseph, der drei Tausend gut eingeübte Soldaten nicht hätte so hingeben sollen, und offenbar hat General Sarrazin, den ich sonst als kompetenten Richter in dergleichen Dingen anerkenne, Unrecht, wenn er den Gouverneur der Feigheit beschuldigt, weil er seinen Posten nicht bis aufs Aeußerste vertheidigte.

Damit nun endeten für jetzt unsere Kriegs-Operationen, und wir hatten gehörige Muße, um die Stadt Madrid in Augenschein zu nehmen und die Gastfreundschaft ihrer Bewohner, soweit sie uns ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, zu benutzen.

Madrid liegt in einer sandigen, uninteressanten Ebene; die Ackerfelder, welche die Stadt umgeben, erstrecken sich bis dicht an die Lehm-Mauer hin, von der sie eingeschlossen wird, und der kleine Fluß, der sich um dieselbe herumschlängelt, ist im Sommer so seicht, daß er kaum die wenigen Bäder an seinen Ufern hinreichend mit Wasser versorgt; indeß gewährt die an den großen Park anstoßende Stadtseite, so wie

das Königliche Lustschloß Casa del Campo eine ziemlich hübsche Aussicht, und da der Park, welcher Ueberfluß an Wild aller Art hat, den Britischen Offizieren geöffnet ward, so hatten wir Gelegenheit genug, uns zu zerstreuen, wenn wir dieselbe nur benutzen wollten. Die Straßen, von denen die vorzüglichsten im Ganzen sauber gehalten werden, sind ziemlich geräumig und breit; unter allen aber zeichnet sich die große Straße Puerta del Sol (Sonnenthor) aus. Der Name erinnert an die Beschaffenheit der Stadt vor einigen Jahrhunderten, wo an jener Stelle ein Thor sich befunden; nach und nach wurde das Gebiet erweitert, so daß der Platz gegenwärtig den Mittelpunkt der Residenz bildet, anstatt den Ausgang der Stadt zu bezeichnen. Ungefähr ein halbes Dutzend Straßen münden in die Puerta del Sol und übersiedeln hierher gleichsam ihre Bevölkerung, als an den allgemeinen Sammelplatz, wo die Börse gehalten und alle öffentlichen Geschäfte betrieben werden, und wo man nur hingehen darf, um über alle Tagesereignisse, über die Course der Staats-Papiere und Waaren und über alle anderen Neuigkeiten von Interesse genügende Auskunft zu erhalten; denn hier erscheint während des Tages Alles, was in Madrid sich nur regt und bewegt. Die Kaufleute, die Händler, die Höker, die Kohlenhändler, die Jungen mit Limonade und die Mädchen mit Wasserkrügen, die unaufhörlich ihr „Quien quiere agua?" ausschreien, kurz, Alle versammeln sich hier, als an dem Focus, wo Alles zu sehen und Alles zu vernehmen ist.

Nächst der Puerta del Sol verdient der Prado, oder der öffentliche Spaziergang von Madrid, erwähnt zu werden. Während in jenem das Volksgewühl des Vormittags zusammenströmt, findet man sich hier nie vor fünf Uhr des Abends ein; alsdann aber hat die große Hitze sich gelegt und nachdem die Siesta vorüber ist, beginnt es hier bald rege zu werden. Um sieben Uhr ist fast Alles zum Ersticken voll und Gruppen von Sängern mit Guitarren über den Schultern tragen dazu bei, die Scene zu beleben. Auf jeder Seite des Spazierganges sind Tische angebracht, an denen die Menge gruppenweise versammelt ist, aber selten sieht man hier Männer und Frauen an einem und demselben Tische sitzen; man könnte leicht auf den Gedanken kommen, daß die Spanischen Männer die Gesellschaft des schöneren Geschlechts absichtlich vermeiden, um sich den Tagesgesprächen und Ereignissen mehr hinzugeben, als dem fröhlichen Jubel des Prado. Es wird viel von der Eifersucht der Spanier gesprochen, und im Allgemeinen ist man auch von dem Vorurtheil befangen, daß das Spanische ein besonders eifersüchtiges Volk sey, allein ich habe dies nie so gefunden. Im Gegentheil, in Madrid kann eine verheirathete Frau in jedes Haus, wo es ihr beliebt, eintreten, oder mit wem und wohin sie nur immer will, frei ausgehen. Wären aber einst die Sitten der Nation wirklich so gewesen, wie wir sie in manchen alten Spanischen Romanen und Dramen beschrieben finden, so müßten wir gestehen, daß kein Volk je eine so gänzliche und radikale Umgestaltung seiner ehemaligen Gewohnheiten erfahren hat, als das Spanische.

Bei einigen Gelegenheiten erhielten meine Landsleute Beweise der Gastfreundschaft von Seiten des Volkes, indeß traten diese Fälle doch nur selten ein; denn die Spanier sind von Natur stolz und zurückhaltend, und was unsere Offiziere betrifft, so versuchten sie es keineswegs auf irgend eine Weise, dieser Zurückhaltung etwa entgegen zu kommen, und so lernten sie denn auch, nach einem Aufenthalte von fast über drei Monaten in der Hauptstadt von Spanien, die Einwohner des Landes sehr wenig kennen. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die Französischen Offiziere während ihres Aufenthaltes in Madrid, im Verhältniß von Fünf zu Eins, mehr Eroberungen machten, als meine Landsleute! Und doch schien im Grunde der Britische Offizier noch mehrere Vortheile vor dem Französischen voraus zu haben; denn Ersterer zeichnet sich ohne Widerrede schon durch seine Figur und Gestalt vor dem Letzteren aus, und dann sind auch seine Glücksumstände immer verhältnißmäßig von zehn Mal besserer Beschaffenheit, als die des Franzosen; allein trotz allem diesen gewinnt und erobert der Franzose durch seine Manieren, indem er sich überall, selbst in die Launen der fremden Nation zu finden weiß, während dagegen der Engländer alles Fremdartige verachtet, und, an seine eigenen nationalen Gewohnheiten festhaltend, nicht bloß vornehm die des Ausländers belächelt, sondern es auch in einem sehr hohen Grade zeigt, wie er alle diejenigen verachtet, denen er begegnet, sobald es nicht Leute von seiner eigenen Nation sind. Welch ein fatales Vorurtheil und wie nachtheilig für das Englische Volk!

Die Britische Armee unter Lord Wellington hat sich in Portugal und Spanien gewissermaßen unsterblich gemacht. Beide Nationen wissen und wußten es stets recht gut, wie überlegen unsere Waffengewalt sey — allein trotzdem, daß die Britische Armee beide Länder emanzipirt hat, verstand sie es doch keineswegs, sich die Freundschaft der Bewohner zu gewinnen und zu erhalten.

Während wir noch in Madrid verweilten, waren mehrere Divisionen unserer Armee gegen Burgos vorgerückt, das von einer auserwählten Garnison unter dem Kommando eines sehr erfahrenen und verständigen Generals, Namens Dubreton, besetzt gehalten wurde. Die Mittel, die Lord Wellington gegen ihn zu Gebote standen, waren keineswegs von der Art, daß seine Uebergabe bald zu erwarten war, obwohl uns schon früher die beiden Belagerungen von Rodrigo und Badajoz gelungen waren; indeß ward, da es nun einmal auf den Ausgang der Sache so sehr ankam, beschlossen, den Versuch zu wagen. Mittlerweile belustigten wir Uebrigen uns noch zu Madrid, indem wir die Theater besuchten, an den üppigen Genüssen des Hotels El Fonte d'Oro Theil nahmen, indem wir die Gastfreundschaft des gutmüthigen Bürgers in Anspruch nahmen und den fröhlichen, aber lärmenden und geräuschvollen Scenen in der Calle de Baimos beiwohnten; auf diese Weise brachten wir die Zeit so angenehm zu, als es uns bei dem geringen Solde, der uns damals zufloß, irgendwie verstattet war; denn es hielt schwer, die Vorräthe an baarem Gelde, das wir in Lissabon im Ueberflusse hatten, wegen Mangels an Zugvieh herbeizuschaffen. Demnächst waren wir mit dem Solde schon fünf Monate im Rückstande, und hätten uns die Kriegs-Commissaire und Zahlmeister nicht ausgeholfen, die unsere Anweisungen (den Piaster zu sieben Schillingen!) zu Gelde machten, so wäre mancher von uns in schwere Verlegenheit gerathen. Diejenigen nun, die, vermittelst jenes ungeheuren Diskontos, Geld zu erheben im Stande waren, standen sich noch immer ziemlich gut, während Andere, denen ihre Hülfsquellen knapp zugeschnitten waren, zu ihrem Leidwesen an gar nichts Theil nehmen konnten, was den Uebrigen zur Ergötzlichkeit diente.

Das Regiment, bei dem ich stand (das 88ste), hielt gemeinschaftlichen Mittagstisch in dem Gasthause einer Spanierin, die mit einem Franzosen verheirathet war, der aber mit dem König Joseph sich geflüchtet hatte. Wir zahlten hier Jeder täglich einen Piaster für die Mittagsmahlzeit und eine Bouteille Wein. Unser Zahlmeister Rogers zahlte wöchentlich unsere Rechnungen aus, und obgleich wir's Alle hier etwas theuer fanden, so beschwerte sich doch für jetzt Niemand darüber, indem wir es bei den Gefahren, die wir hier jeden Augenblick zu gewärtigen hatten, immer noch vorziehen durften, eine gute Mahlzeit zu halten, so lange uns dieselbe zu genießen vergönnt war.

Um diese Zeit nahm ein Ereigniß, das bald stattfinden sollte, die Aufmerksamkeit von ganz Madrid in Anspruch und erregte auch bei unserer Armee keine geringe Theilnahme. Es war die Hinrichtung eines Spanischen Priesters, Namens Diego Lopez. Dieser unglückliche Mann hatte einige Zeit vor seiner Verhaftung im Solde des Königs Joseph gestanden; er machte den Spion, und gab Jenem umständliche Nachricht von Allem, was bei unserer Armee vorging. Die Polizei-Agenten, nachdem sie ihm auf die Spur gekommen waren, bewachten ihn überall, wohin er sich nur wandte. Auf einige Tage war er in seiner Wohnung in der Calle de Barrio Nuevo ganz verschwunden; indeß stellten die Polizei-Diener in dieser Zeit keine weiteren Nachsuchungen an, indem sie viel zu behutsam verfuhren, um durch einen vorzeitigen Schritt den Verdacht des Abwesenden selbst rege zu machen; aber für den Fall seiner Rückkehr waren die sorgfältigsten Maßregeln mit der äußersten Wachsamkeit vorbereitet. Endlich trat der Augenblick ein. Es war Mitternacht, als Lopez am Schlagbaume des Toledoer Thores angekommen war, wo ein Polizei-Agent die Wache hielt. Nachdem man nur wenige Fragen an ihn gerichtet, erhielt er die Erlaubniß, weiter zu gehen, und sogleich folgte ihm der Agent, dem es nicht schwer wurde, sich dicht hinter dem von der langen Tagereise ermüdeten und auf einem elenden Klepper reitenden Priester zu halten, auf dem Fuße nach. Eine alte Frau, die ihn in seiner Wohnung erwartet hatte, setzte, als sie den Hufttritt seines Pferdes vernahm, ein Licht an's Fenster, um ihm anzudeuten, daß Alles sicher im Hause sey, und schon war er im Begriff, vom Pferde abzusteigen, als er plötzlich von drei Polizei-Agenten fortgeschleppt wurde, um nach dem Büreau des Polizei-Präsidiums abgeführt zu werden, während ein Vierter in sein Zimmer stürzte, um sich aller seiner Papiere zu bemächtigen. Er wurde sogleich zum Verhör vorgelassen; allein es war nichts aus ihm herauszubringen, was seine Anklage rechtfertigte, und auch seine Papiere enthielten, außer einigen Gemeinplätzen, nichts Erhebliches. Hierauf zog man ihm die Kleider aus und gab ihm einen anderen Anzug. Man untersuchte Alles, was er am Leibe hatte; die Kleider wurden sorgfältig aufgetrennt, das Futter aufgerissen, und sodann ward Alles buchstäblich in Fetzen zerschnitten, bis man endlich, nach einer mühsamen Durchsuchung von nicht weniger als einer Stunde, in einem mit Tuch überzogenen Knopfe ein eigenhändiges Billet des Königs Joseph an eine gewisse Person in Madrid auffand, worin derselbe der Nachricht gedachte, die er durch Lopez erhalten, und hierauf jene Person um ihren Rath hinsichtlich der zu befolgenden Pläne ersuchte. Es brauchte nun nichts mehr, um die Schuld des Ergriffenen zu bestätigen, und am nächsten Tage wurde er auf Befehl des Don Carlos de Espanaga, Gouverneurs von Madrid, vor ein Kriegsgericht gestellt. Den einzigen Beweis, den man gegen ihn aufbringen konnte — und der in der That für sich schon hinreichend war —, lieferte das in den Kleidern verborgen gewesene Billet; nichts aber vermochte den Angeklagten, den Namen seines Mitschuldigen anzugeben. Das Verhör ward schnell beendet, und als der Angeschuldigte von dem Präsidenten zur Vertheidigung aufgefordert wurde, trat er gelassen vor seine Richter hin, um ihnen frei ins Angesicht zu schauen und sie sodann anzureden.

Es war kein Auge, das sich nicht auf den Redner hingewandt, und es hätte schwer gehalten, irgendwo in der Versammlung eine imposantere Figur aufzusuchen. Er war ungefähr fünf Fuß eilf Zoll hoch und seine ganze Figur stand mit seiner Größe in gehöriger Proportion; sein langes schwarzes Haar lag ihm vorn flach über der Stirn und hing hinten in lockeren, aber ungekämmten Zöpfen über die Kappe seines Gewandes herab; sein Gesicht trug die Spuren von Sorge, und sein zartes schwarzes Auge war matt und getrübt — kurz, sein Aeußeres verkündete einen früher blühenden und hübschen, aber nunmehr gebrochenen und niedergebeugten Mann. Nachdem er sich die Schweißtropfen von der Stirn gewischt, die ihm das heiße Wetter, der enge Raum des Gerichtshofes und endlich auch ohne Zweifel die eigene Gemüthsbewegung verursacht hatten, sprach er ungefähr folgendermaßen:

„Es sind jetzt bereits etwas mehr als zwei Jahre, seitdem ich mich dem Dienste Sr. Majestät des Königs Joseph gewidmet. Während dieser Zeit habe ich ihm treu und mit der möglichsten Sorgfalt gedient. Ich habe demselben manches Opfer gebracht, und es wird ihn, wie ich gar nicht zweifle, gewiß schmerzen, wenn er mein nunmehriges Geschick erfährt. Ich sage, ich habe Sr. Majestät treu gedient; allein der Ausdruck ist zu schwach — ich habe ganz für ihn gelebt; und der einzige Schmerz, den ich gegenwärtig empfinde, da ich mein Leben aufgeben soll, ist, daß ich, trotz meines Bestrebens, das Interesse desselben möglichst zu befördern, doch nicht im Stande gewesen bin, mein Ziel zu erreichen und meine letzte Mission zu erfüllen, die einzige, in der ich je

verunglückt bin. Meine Herren, ich habe nun das Meinige gethan." Hierauf verneigte er sich gegen die Gerichts-Versammlung und nahm wieder seinen früheren Platz ein.

Während dieser kurzen, aber eindrucksvollen Rede herrschte eine tiefe Stille in der Gerichts-Versammlung, so wie unter allen Anwesenden im Saale. Als dieselbe aber zu Ende war, gab sich eine allgemeine Theilnahme der Bewunderung und des Mitleids kund, ja, es befanden sich hier Mehrere, die, wenn sie es nur hätten wagen dürfen, ihre Gefühle auf eine kräftigere Weise zu äußern versucht hätten; allein die starke Militair-Wache war vollkommen hinreichend, die nöthige Ordnung zu erhalten, und es fanden auch hier noch mehrere Verhaftungen statt. Als die Ruhe ganz hergestellt war, führte der Chef der Polizei unter einer starken Bedeckung den Delinquenten in sein Gefängniß zurück, und der Präsident des Gerichtshofes wandte sich nun an die Mitglieder des Gerichts, um deren Meinung über die Strafe, die Lopez verdient, zu vernehmen. Sie waren alle einstimmig — es konnte auch in der That bei der Klarheit und Unwidersprechlichkeit der Sache nur Eine Meinung sich ergeben, und so war es um das Leben des armen Mannes geschehen. Das Urtheil ward ausgesprochen; an dem folgenden Tage um zwei Uhr sollte er auf der Plaza Major, auf dem großen Marktplatze, als an dem dazu geeignetsten Orte, den Tod mit dem Strange erleiden.

Diese Sentenz war bald in ganz Madrid bekannt geworden, und trotzdem, daß das Individuum ein Priester war und einer Nation angehörte, die vor allen anderen wegen ihrer Bigotterie bekannt ist, trotz diesem Allem erregte die Katastrophe nicht etwa das Mitleiden, sondern es verbreitete sich vielmehr ein allgemeiner Jubel unter dem niederen Volke, das mit der äußersten Ungeduld jede Stunde zählte, bis der Augenblick gekommen war, wo seine Neugier befriedigt werden sollte.

Man hielt es für nothwendig, daß die Englischen Wachen in der Nähe der Plaza verstärkt würden, und da die vom 88sten Regiment bezogene Kaserne dicht an demselben lag, so erhielt ich, als der nächste zum Dienst bestimmte Subaltern-Offizier, Befehl, dreißig Mann zur Wache bereit zu halten, um darüber zu wachen, daß keine Unruhen während der Nacht ausbrächen. Es war fünf Uhr Nachmittags, als ich auf der Plaza ankam. Es hatten sich hier bereits Leute aus allen Volksklassen eingefunden; Einige aus Neugierde, um zu sehen, ob und was für Vorbereitungen zur Execution des morgenden Tages getroffen würden; Andere handelten und feilschten um Sitze an den Fenstern der Kaufläden oder auf den Giebeln der Marktbuden; noch Andere verlasen hier eine Art von Programm über die Verbrechen u. s. w., deren sich Lopez schuldig gemacht, und endlich erblickte man hier eine nicht geringe Anzahl von Bettlern, die „im Namen der bald dahinscheidenden Seele" das Mitleid der Anwesenden in Anspruch nahmen; und Manche, die nicht den vierten Theil eines Reals hingegeben hätten, wenn es darauf angekommen wäre, den unglücklichen Lopez vom Tode zu retten, traten eifrig hinzu und thaten ihre milde Hand auf, um sich für künftige Zeiten in der kommenden Welt einen Gotteslohn zu erkaufen.

Die Nacht lief ruhig ab, und die Stille ward durch nichts unterbrochen, als durch die Ankunft der Landleute mit ihren Vorräthen an Fischen, Früchten und Gemüsen auf dem Marktplatze, auf demselben, wo an dem folgenden Tage die Execution stattbaben sollte. Erst um zwei Uhr Morgens verließ ich das Wachthaus, um mich ein wenig zur Ruhe zu begeben; vorher aber kehrte ich noch einmal zu der Plaza zurück. Hier waren die Arbeiter bei Fackellicht an der Vollendung des Schaffots beschäftigt, umgeben von einer Menge von Bauern, die eben erst vom Lande angekommen waren. Die Angst und der Schrecken, die sich auf den Gesichtern und in den Mienen der Letzteren ausgeprägt hatten, als man ihnen gesagt, daß ein Padre hier strangulirt werden sollte, stachen seltsam ab mit dem wilden Uebermuthe, den das Volk von Madrid über dasselbe Ereigniß an den Tag gelegt, und so sehr ich selbst von der Gerechtigkeit des Urtheils, das über den Delinquenten verhängt ward, überzeugt war, konnte ich doch nicht umhin, die natürliche Einfalt zu bewundern, mit der das Landvolk seinen schmerzlichen Gefühlen über das zu erwartende schreckliche Schauspiel Luft machte.

Um zehn Uhr eilte das Spanische Militair nach dem Platze, und das Gerüst ward von einer stark besetzten Wache eingeschlossen. Eine ungeheure Menge strömte alsbald nach der Stelle hin, um Besitz von den Plätzen zu nehmen, die sie den Tag vorher gemiethet, und wo sie die Hinrichtung am Besten überschauen konnte. Alle Geschäfte waren eingestellt, und man schien überall an nichts Anderes mehr zu denken, als an die bevorstehende Execution. Gegen Mittag waren der Markt, die Läden und Buden und alle Häuser auf dem Platze zum Ersticken angefüllt, und auf allen Straßen, die von dem Gefängnisse nach der Plaza führten, wogte die Menge aus allen Volksklassen. Endlich verkündete der laute Jubel in den Gassen die Ankunft des Delinquenten, und je mehr man sich dem Hinrichtungplatze näherte, desto größer und stürmischer ward der Tumult, der gleich einem Strome in seinem Laufe immer mehr anwuchs, bis er sich zuletzt in die Plaza Major mündete. Hier ward das Geschrei so betäubend, daß man für einige Augenblicke weder ein Wort zu sprechen noch zu hören vermochte. Auf einmal erblickte man das Haupt des Zuges, und eine Todtenstille trat plötzlich an die Stelle des geräuschvollsten Tumultes. Die Soldaten schlossen einen Kreis; es ertönte das Kommando: „Los armas a l'ombro," und die ganze Menge innerhalb der Plaza horchte mit Aufmerksamkeit auf.

Der Delinquent Lopez war zu Pferde in schwarzem Anzuge, in einen weiten Mantel gehüllt, der seine Schultern bedeckte, und begleitet von zwei Priestern, die, ebenfalls zu Pferde, auf beiden Seiten neben ihm herzogen. Er hatte einen Hut auf von ungeheurer Größe, der vorn aufgestülpt war. In seinem Aeußeren zeigte er dieselbe Festigkeit, dieselbe Fassung und Ruhe, wie früher bei den Verhören. Am Fuße des Schaffots angekommen, stieg er gelassen ab, und warf noch einen flüchtigen Blick zuerst auf die versammelte Menge und dann auf den Strang; hierauf stieg er die steigende Treppe hinan, die zu demselben führte. Die beiden Priester folgten ihm, sprachen aber, seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, nicht zu ihm. Sodann nahm er ohne die geringste Verwirrung seinen Hut und Mantel ab und reichte sie dem Nachrichter hin, zu dem er auch einige Worte sagte. Er wünschte hierauf, das Volk anzureden, allein der Offizier an der Spitze des Spanischen Militairs wollte es nicht zugeben. Er verneigte sich in gehorsamer Ergebung, und ließ sich sogleich auf dem Stuhle unter dem Strange nieder. Die ruhige, aber feste Haltung des Mannes, seine außerordentliche, von aller Prahlsucht entfernte Entschlossenheit, alles dies war hinreichend, um jede unanständige und unwürdige Regung des unächten Patriotismus zu unterdrücken; aber das Anlegen des schrecklichen Halsbandes schien Gefühle zu erwecken und eine Sympathie zu erzeugen, die wenige Augenblicke vorher hier nirgends vorhanden waren. Die Frauen, die zu ihrer eigenen Schande noch vor einigen Minuten, bei der Ankunft des Priesters, ihre Schnupftücher zum Zeichen ihres Jubels in die Höhe geworfen, dieselben Frauen sah man jetzt, von der Natur überwältigt, ihre Augen von der schrecklichen Scene abwenden, und die Thränen abwischen, die ihnen von den Wangen flossen.

Alles war in Bereitschaft. Die Ceremonie dauerte nur einige Minuten; als der neben Lopez stehende Priester mit seinem Gebete zu Ende war, beugte er sich und küßte den Unglücklichen auf die Wange. Hierauf machte er das Buch zu; der Mann hinter ihm bedeckte das Gesicht des Schlachtopfers mit dem Tuche; sodann drehte der Scharfrichter die Schraube — und Lopez war todt.

Die Soldaten räumten den Marktplatz, die Menge zerstreute sich, und um sechs Uhr des Abends waren nicht mehr als zwanzig Personen in der Nähe des Schaffots zu sehen, auf welchem der hingerichtete Priester noch gebunden hing. Endlich ward der Leichnam in einen Karren geworfen, das Gerüst abgeführt, und die Stelle, die noch kurz vorher der Schauplatz des Schreckens war, trug keine Spur mehr von dem, was hier vorgefallen.

Einen Tag nach dieser Hinrichtung ward öffentlich bekannt gemacht, daß die Plaza de los Toros, die seit mehreren Jahren geschlossen gewesen, zu Ehren der Britischen Armee geöffnet werden solle, und es wurden alsbald Stiergefechte aufgeführt, die an Größe und Pracht alle früheren übertrafen. (U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Kriminal-Berichte aus London. Aus den vor kurzem im Druck erschienenen Berichten über die Zahl der Verhaftungen und Anklagen in London während des Jahres 1834 ergiebt sich, daß 64,269 Personen verhaftet wurden. Davon sind 34,499 von den Magistrats-Personen entlassen, 26,302 summarisch verurtheilt oder gegen Bürgschaft freigelassen, 3468 zum Verhör gebracht, 2365 überführt und verurtheilt, 351 freigesprochen, 329 nicht gerichtlich verfolgt werden und 23 Fälle wären bis jetzt nicht zu ermitteln. Die größte Zahl der Verhafteten ist die der Falschmünzer, nämlich 929, wovon 819 entlassen und 98 überführt und verurtheilt wurden. 26 wurden des Mordes angeklagt, jedoch nur 11 gerichtlich verfolgt, davon 9 überführt, und 8 für unvorsätzliche Todtschläger erklärt, so daß nur eine Hinrichtung erfolgte. Wegen Trunkenheit sind nicht weniger als 19,779 verhaftet, wovon 10,944 ohne Strafe entlassen und 8835 summarisch verurtheilt wurden. Aus einer Vergleichung dieses Berichtes mit denen der drei früheren Jahre ergiebt sich, daß vom Jahre 1831 bis Ende 1834 die Zahl der Verhaftungen sich um 8555 vermindert, die Zahl der Verhöre sich um 513 und der Ueberführungen um 4459 vermehrt hat. Die Vergleichung der einzelnen auf einander folgenden Jahre bietet keine erheblichen Unterschiede dar; die Zunahme in einem Jahre wird durch die Abnahme in dem folgenden wieder kompensirt.

— Das Rindvieh in China. In der Provinz Canton haben die Ochsen zwischen den Schultern einen Höcker; um Peking aber sieht man keine Buckelochsen. In Peking und einem großen Theile des übrigen China's werden die Ochsen oft wie Pferde gesattelt und geritten. Wegen seiner Nützlichkeit zum Ackerbau ist es verboten, den Ochsen zu schlachten; doch drückt man zu Gunsten der vielen Muhammedaner, die es in China giebt, ein Auge zu. Die Muhammedaner dürfen nämlich kein Schweinefleisch essen, und das Schwein ist eben die vornehmste animalische Speise der Chinesen. Kaiser Khanghi fragte einst Europäische Missionaire, warum es denn in Europa mehr Ochsen gäbe, als in China? Man antwortete ihm, dies käme daher, weil man dort sehr viele schlachtete. „Wie so das?" entgegnete der Kaiser etwas befremdet. „„Weil"", bemerkten die Patres, „„in Europa viele Ochsen geschlachtet werden, so zieht man auch eine große Menge derselben, während in China eben nur so viele aufgezogen werden, als zum Ackerbau hinreichen."" Und Seine Majestät war vollkommen befriedigt.

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit in der Versendung des Blattes keine Unterbrechung eintrete.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Freitag den 26. Juni 1835.

Norwegen.

Die erste Verkündigung des Christenthums in Norwegen.

Von Snorre Sturlason erzählt in der Heimskringla.[1])

Aus dem Isländischen.

Wie König Hakon[2]) das Christenthum hält und verkündet.

König Hakon war ein guter Christ, da er nach Norwegen kam; aber weil alles Land heidnisch und viel Opferns darin war und viele angesehene Männer, deren Hülfe und Freundschaft er nicht entbehren zu dürfen glaubte, so faßte er den Rath, mit dem Christenthum heimlich zu fahren; die Sonntags- und Freitags-Fasten und die Haupt-Festtage hielt er. Er gab auch das Gesetz, daß man das Julfest zur Zeit des Weihnachtsfestes der Christen halten sollte[3]), und ein Jeglicher sollte eine Drittheil Tonne starkes Bier haben, oder sonst mit Geld gestraft werden, und feiern, so lange die Julzeit währte. Früher aber hatte die Julzeit mit der Habichtsnacht[4]), das war die Mittwinternacht, begonnen, und drei Nächte[5]) hindurch war Jul gehalten worden. Er gedachte so, wenn er sich erst im Lande festgesetzt und das ganze Land sich seiner Herrschaft unterworfen hätte, mit der Verkündigung des Christenthums vorwärts zu gehen.

Zuerst that er nichts weiter, als daß er diejenigen, die ihm die Liebsten waren, beredete, Christen zu werden, und durch sein freundliches Wesen kam er so weit, daß recht Viele sich taufen ließen und Einige abließen vom Opfern. Meistentheils saß er in Thrandheim, weil da die größte Stärke des Landes war. Aber als König Hakon glaubte, durch einige mächtige Männer so viel Stärke zu haben, das Christenthum aufrecht zu halten, da sandte er nach England nach einem Bischofe und anderen gelehrten Männern. Und als diese nach Norwegen kamen, da that König Hakon kund, daß er das Christenthum im ganzen Lande verkündigen lassen wolle. Aber die Märer und Raumdaler verschoben ihre Erklärung auf die der Thränder. König Hakon ließ einige Kirchen weihen, und setzte Priester dahin. Als er aber nach Thrandheim kam, da beraumte er ein Thing für die Bonden (Freisassen) und verkündigte ihnen das Christenthum. Sie antworten so, daß sie diese Sache bis zum Frostething[6]) verschieben wollten; da würden Männer aus allen Bezirken kommen, die zu Thrändelage gehörten; da wollten sie über diese wichtige Sache Rede und Antwort geben.

Von den Opfern.

Sigurd, Jarl von Hladen, war der größte Opferer, so auch Hakon, sein Sohn. Jarl Sigurd hielt sämmtliche Opfer-Mahlzeiten ab im Namen des Königs da in Thrändelage.[7]) Es war alter Brauch, wenn Opfer gehalten werden sollte, daß alle Bonden da, wo das Opferhaus war, zusammenkommen und so viel Lebensmittel mitbringen mußten, als sie gebrauchten, so lange die Opfer-Mahlzeit dauerte. Bei diesem Mahl mußten Alle insgesammt starkes Bier haben; es wurde auch Vieh aller Art geschlachtet, so auch Pferde. Alles Blut aber, das davon kam, das hieß Hlaut, und die Gefäße, worin das Blut stand, Hlautboller. Die Hlautstöcke[8]) aber waren so gemacht als Quäste; mit diesen mußten alle Stühle insgesammt und auch die Wände des Opferhauses außen und innen bestrichen, und auch die Menschen mußten mit Opferblut besprengt werden. Das geschlachtete Fleisch aber wurde zu den Mahlzeiten gekocht. Das Feuer mußte mitten auf dem Estrich im Opferhause seyn, und die Kessel hingen darüber, und die vollen Becher mußte man über das Feuer tragen.[9]) Aber der, so die Mahlzeit anrichtete und Häuptling war, der mußte den vollen Becher und die gesammte Opferspeise weihen. Zuerst wurde der Odinsbecher getrunken auf Sieg und Reich des Königs; darauf der Njordsbecher und Freysbecher auf gutes Jahr und Frieden. Manche waren auch gewohnt, demnächst den Bragebecher zu trinken. Man trank auch Becher seiner Verwandten, solcher, die preiswerthe Männer gewesen waren, und das wurde Gedächtniß (Minne) genannt. Jarl Sigurd war der allerfreigebigste Mann; er that Etwas, was ihm viel Ruhm brachte, er gab eine Opfer-Mahlzeit zu Hladen und ganz und gar auf eigene Kosten. Dessen gedenkt Kormak Ogmundsson im Sigurdsdrapa[10]):

Niemand braucht zu bringen
Becher oder die Schale,
Hin zum Sproß Thiasses,
Des Getäuschten von den Göttern.[11])
Keiner wolle kranken
Den Wächter des Opferhauses;
Reichlich giebt er des Goldes
Gabe, der siegende Krieger.

König Hakon kam zum Frostething, und eine große Zahl von Bonden war gekommen. Und als das Thing gesetzt war, sprach König Hakon. Er hebt damit an: es sey sein Gebet und Begehr an alle Freisassen und Pachter, Hohe und Niedere, und an alle insgesammt, Junge und Alte, Wohlhabende und Dürftige, Weiber und Männer, daß Jedermann sich taufen lassen und an den einigen Gott Christum, Maria Sohn, glauben, und alle Opfer und Heidengötter abschaffen, jedweden siebenten Tag heilig halten, alle Arbeiten nachlassen, und jedweden siebenten Tag fasten solle. Als nun der König dieses öffentlich vor das Volk gebracht hatte, da entstand sofort großes Gemurmel, und die Bonden murrten darüber, daß der König ihnen die Arbeit und so auch den Glauben nehmen wolle, und sagten: dabei könne das Land nicht bestellt werden. Die Arbeitsleute und Sklaven aber meinten: sie könnten nicht arbeiten, wenn sie nichts zu essen bekämen; sagten auch: es sey ein angeborner Fehler König Hakons und seines Vaters und ihrer Verwandten, daß sie zu karge Kost gäben, obgleich sie freigebig mit Gold wären. Asbjörn von Medalhus in Gaulardal stand auf, und antwortete auf den Antrag des Königs und sagte: „Wir Bonden glaubten, König Hakon", spricht er, „daß, wie Du hier in Thrandheim das erste Thing hieltest, und wir Dich zum König annahmen, und von Dir unsere Freigüter empfingen, daß wir den Himmel in die Hand bekommen hätten. Nun aber wissen wir nicht, welches von beiden wahr ist, ob wir Freiheit empfangen haben, oder ob Du uns auf's neue zu Sklaven machen willst mit wunderlichen Gesinnungen, daß wir unseren Glauben verlassen sollen, den unsere Väter vor uns gehabt haben und alle Vorfahren, zuerst im Brennalter und jetzt im Hügelalter,[12]) und sie sind doch viel herrlicher gewesen als wir, und dieser Glaube hat uns doch genützet. Wir haben auch auf Dich so viele Liebe gesetzt, daß wir Dich mit uns über alle Gesetze im Lande und das Landrecht haben zu Rathe gehen lassen. Jetzt ist das unser Wille und die einstimmige Meinung der Bonden, die Gesetze zu halten, welche Du uns hier auf dem Frostething giebst, und wozu wir Ja gesagt haben. Wir Alle wollen Dir folgen und Dich für unseren König halten, so lange einer von uns Bonden lebt, die wir jetzt hier auf dem Thing sind, so lange Du, König, Maaß darin halten und nur das allein begehren willst, was wir Dir zugestehen mögen, und was für uns nicht unthunlich ist. Willst Du aber diese Sache mit so vielem Eifer treiben, daß Du mit Macht und Gewalt es mit uns aufnehmen willst, so haben wir Bonden unseren Schluß gefaßt, uns sämmtlich von Dir zu trennen und uns einen andern Häuptling zu nehmen, der uns das zugesteht, daß wir frei den Glauben behalten können, der nach unserem Sinn ist. Unter diesen beiden Dingen mußt Du nun wählen, König, bevor das Thing schließt." Zu dieser Erklärung machten die Bonden großen Lärm und sagten: sie wollen es bei dem lassen, wie eben gesagt worden. Als man aber zu Worte kommen konnte, da spricht Jarl Sigurd: „Es ist der Wille König Hakons, Ihr Bonden, Euch zuzugestehen, was Ihr fordert, und durch nichts die Freundschaft mit Euch jemals zu trennen." Die Bonden sagten, ihr Wille sey, daß der König ihnen auf ein gutes Jahr und Frieden opfere, so wie sein Vater gethan habe. Da stillte sich das Gemurmel, und sie schlossen das Thing. Hierauf sprach Jarl Sigurd zum Könige und bat ihn, den Bonden all ihr Begehren nicht ganz abzuschlagen; er sagt: es könne nicht anders gehen; er müsse den

---

1) Herr Konsistorialrath Mohnike, der Uebersetzer der Frithiofs-Saga, dem wir dieses interessante Bruchstück verdanken, ist mit der vollständigen Uebertragung der für die Kenntniß der Skandinavischen Geschichte so wichtigen Heimskringla beschäftigt, und der erste Band derselben wird bald nach Johannis im Verlage der Löffler'schen Buchhandlung in Stralsund erscheinen. D. R.

2) Hakon der Gute, König in Norwegen, von 937 bis 963. Er war in England am Hofe König Adelstein's erzogen und dort ein Christ geworden.

3) Beides heißt Jul, Jol.

4) Nach Anderen, die Schlachtnacht, von der Menge der geschlachteten Opferthiere. Einige erklären es durch die letzte Nacht. Sie fiel auf den 23. Dezember.

5) Der Isländer zählt die Tageszeiten nach Nächten, so wie die Jahreszeiten nach Wintern.

6) So genannt von dem Orte in Thrandheim, wo es gehalten wurde.

7) Provinz Thrandheim, Drontheim. Thrandheim — sprich Thraundheim.

8) Hlautreiner.

9) So daß der Tragende sie über das Feuer hinhielt.

10) Drapa, Gedicht zu Ehren eines Verstorbenen.

11) M. s. die prosaische Edda. Braga-Radur. Kap. 2. Dem Riesen Thiasse wurde die geraubte Idune von Loke heimlich wieder entrissen, und wie Thiasse in Adlergestalt dem Loke nachsetzte, fand er vor den Mauern Asgards den Tod.

12) Brennalter, wie die Todten verbrannt wurden, Hügelalter, nachdem sie begraben und ihnen Gedächtniß errichtet wurden. Snorre spricht hierüber in dem Vorworte zu seinem Buche.

Bonden in Etwas nachgeben. „Dieses ist", spricht er, „wie Du, König, ja selbst gehört haben mußt, Wille und Begehren der Häuptlinge und zugleich des ganzen Volks. Wir werden, König, hierin schon einmal guten Rath finden." Und hierüber wurden der König und der Jarl einig.

Die Bonden zwingen Hakon, zu opfern

Im Herbst darauf gegen den Winter war Opfermahl zu Hladen, und der König kam dahin. Er soll früher stets die Weise gehabt haben, daß er, wenn er irgendwo war, wo man opferte, mit wenigen Mannen in einem kleinen Hause aß. Aber die Bonden sprachen darüber, daß er nicht auf seinem Hochsitze säße, wenn das Volk sich am meisten ergötze. Der Jarl rieth ihm, es jetzt nicht so zu machen.

So geschah denn, daß der König auf seinem Hochsitze saß. Und als der erste Becher voll geschenkt war, da nahm Jarl Sigurd das Wort und weihete den Trunk dem Odin und trank und reichte das Horn dem Könige. Der König nahm es an und machte ein großes Kreuz darüber. Da sagte Kaar von Griting: „Warum thut der König dieses? Will er nicht opfern?" Jarl Sigurd antwortet: „Der König macht es so, wie Alle es machen, die ihrer Kraft und Stärke vertrauen, und weiht seinen Becher dem Thor; er machte das Zeichen des Hammers darüber, bevor er trank." Da war es stille diesen Abend. Tages darauf, wie man zu Tische ging, drangen die Bonden in den König, sagten, er solle Pferdefleisch essen. Der König wollte das für keinen Preis. Da baten sie ihn, die Suppe zu trinken; auch das wollte er nicht. Da baten sie ihn, Schmalz zu essen — auch das wollte er nicht. Und es war nahe dabei, daß sie ihn antasteten. Jarl Sigurd suchte sie zu besänftigen, bat sie, stille zu seyn. Den König aber bat er, sich mit offenem Munde über den Haken des Kessels zu legen, aus welchem der Qualm von dem Pferdefleisch aufstieg, und der Haken war mit Fett beschmiert. Da ging der König hin, schlug ein Linnentuch um den Kesselhaken und legte sich mit offenem Munde darüber und ging sodann zum Hochsitz; und beide Theile waren nicht sonderlich zufrieden.

Opfermahl zu Märe.

Den folgenden Winter wurde die Julmahlzeit für den König zu Märe angerichtet. Und wie es gegen die Julzeit kam, so traten acht Häuptlinge unter sich zusammen, welche in ganz Thrändelage am meisten auf die Opfer hielten. Vier derselben waren aus dem äußern Thrand hier: Kaar von Griting, Asbjörn von Medalhus, Thorberg von Warnes, Orm von Liore. Und von Inntbrändern: Blotolf von Oelwishaug, Narfe von Staf aus Weradal, Thrand Hake von Eggia, Thorer Stegg von Husabä auf Inderö. Diese acht Häuptlinge verbanden sich in der Art, daß die vier Außenthränder das Christenthum in Norwegen vertilgen, die vier Inntbränder aber den König zum Opfern zwingen sollten. Die Außenthränder fuhren mit vier Schiffen südlich nach Märe, und schlugen da drei Priester todt und verbrannten drei Kirchen — sodann zogen sie weiter heim. Als aber König Hakon und Jarl Sigurd mit ihren Hofleuten in Märe ankamen, so waren die Bonden daselbst in großer Menge angekommen. Gleich in den ersten Tagen des Mahles bestürmten die Bonden den König und begehrten, er solle opfern, und legten ihm schlimme Bedingungen vor. Jarl Sigurd war der Vermittler zwischen ihnen, und es kam dahin, daß König Hakon einige Bissen Pferde-Leber aß, auch trank er alle Gedächtniß-Becher, welche die Bonden ihm einschenkten, ohne Kreuz. Als aber diese Mahlzeit geschlossen war, da fuhren der König und der Jarl sogleich fort nach Hladen.

Der König war sehr verdrießlich und rüstete sich, sogleich mit all seiner Mannschaft aus Thrandheim zu ziehen, und sagte: er würde ein andermal zahlreicher nach Thrandheim kommen und den Bonden die Feindschaft vergelten, die sie gegen ihn verübt hätten. Jarl Sigurd bat den König, den Thrändern dieses nicht anzurechnen; er sagt: es werde dem Könige keinen Nutzen schaffen, sein eigenes Volk im Lande zu bedrohen und zu bekriegen, da wo die größte Stärke des Landes sey, wie in Thrandheim. Der König war dazumal so zornig, daß er auf diese Worte nicht hörte. Er zog fort aus Thrandheim und südwärts nach Märe, und blieb den Winter über da bis in den Frühling. Aber da es Sommer wurde, zog er sein Heer zusammen. Und die Rede ging, er werde mit diesem Heere gegen die Thränder rücken.

Stralsund, im Junius 1835. Dr. Mohnike.

Frankreich.

Das Hauptquartier Napoleon's.

(Schluß.)

Erwartete Napoleon Nachrichten von seinen Generalen, glaubte er, daß irgendwo ein Gefecht stattgefunden haben könnte, so schien er sehr aufgeregt und ungeduldig. Mitten in der Nacht stand er dann oft zwei bis drei Mal auf und ließ mehrere von denjenigen wecken, die gewöhnlich in seinem Kabinet arbeiteten. Ueberhaupt pflegte er fast täglich gegen drei oder vier Uhr Morgens aufzustehen; dafür ging er aber auch beinahe immer um zehn Uhr Abends schlafen, wenn nichts Außerordentliches vorfiel. Sein Feldbett wurde ihm überall hin auf einem Maulthier nachgetragen. Wenn er eine Nacht im Bivouak zugebracht oder eine große Strecke Weges an einem Tage zurückgelegt hatte, ließ er sich Abends dies Bett am ersten besten Orte unter einem Baume aufstellen und schlief dann in freier Luft so tief, wie er es nur in seinem behaglichen Schlafgemach zu St. Cloud oder in den Tuilerieen gekonnt hätte.

Wenn die Feindseligkeiten eine Weile ruhten und er einige Rast hatte, ließ er sich in der zunächst liegenden Stadt nieder und richtete seine Lebensweise dort etwas regelmäßiger ein; doch entsagte er darum nicht seiner Gewohnheit, wenigstens eine oder zwei Stunden während der Nacht zu arbeiten; dann legte er sich wieder zu Bett und stand auf, um sich von neuem an seine Arbeit zu setzen, bis gegen sechs Uhr früh seine Marschälle und Generale kamen, um seine Befehle einzuholen. Sie fanden ihn dann gewöhnlich in dem Zimmer, welches ihm zum Kabinet diente, auf und ab gehen, in einem Schlafrock von weißem Molton, in grünen Saffian-Pantoffeln und ein buntes Ostindisches Tuch in Gestalt eines Turbans um das Haupt gewunden. Hierauf brachten ihm Constant oder Rustan bei Tagesanbruch eine halbe Tasse sehr starken Kaffee oder, in Ermangelung dessen, eine Tasse Lindenblüthen-Thee mit viel Zucker und etwas Rhum; oft nahm er vorher noch ein Bad.

Im Hauptquartier sorgte der Ober-Stallmeister mit unbeschreiblichem Eifer für alle Bedürfnisse des Kaisers. Dies Geschäft war zwar in jeder Beziehung ehrenvoll, aber auch eben so peinlich und schwierig, doch der Herzog von Vicenza entledigte sich desselben mit unvergleichlicher Sorgfalt und Pünktlichkeit. Eine unermüdliche Thätigkeit war die Haupteigenschaft dieses Mannes, und ungeachtet der zahlreichen Aufträge und der Masse von Geschäften, mit denen er belastet war, wußte er stets so viel Zeit zu gewinnen, um sich auch um die geringfügigsten Dinge zu bekümmern, durch die irgend eine Ersparniß in der Verwaltung des Kaiserlichen Haushalts bewerkstelligt werden konnte, wobei er jedoch stets danach strebte, einen gewissen Luxus und Ueberfluß in diesem Hauswesen zu erhalten, den der Kaiser bei sich selbst nicht haßte, obgleich er ihn bei Anderen immer tadelte.

Herr von Caulaincourt besaß, so wie sein Herr, das Talent, mit wenig Worten viel zu sagen. Er beschäftigte nur einen einzigen Secretair, und wenn er auch den größten Theil der Nacht hindurch mit dem Kaiser gearbeitet hatte, so war er doch am anderen Morgen im Stande, wieder der Erste auf seinem Posten zu seyn. Sein Secretair mußte natürlich diesem Beispiel folgen und frühzeitig auf den Beinen seyn; er sagte daher einmal in vollem Ernst, Herr von Caulaincourt müsse wohl am Abend schon aufstehen, daß er so früh bereits angekleidet wäre.

Am liebsten hatte jedoch Napoleon immer den Ober-Hofmarschall Duroc. In Herrn von Caulaincourt's Benehmen lag etwas Kaltes und Abgemessenes, was den Kaiser peinigte; wiewohl der Ober-Stallmeister — einige alte Soldaten der Garde ausgenommen, welche die Feldzüge in Italien und Aegypten mitgemacht hatten — der Einzige war, der nicht ohne eine gewisse Dreistigkeit mit dem Kaiser sprach und ihm selbst Sachen nicht verheimlichte, die jeder Andere, aus Furcht, in Ungnade zu fallen, ihm nimmermehr zu sagen gewagt hätte. Aber mit dieser Gewohnheit, etwas derb die Wahrheit zu sagen, vereinigte er, wenn er wollte, die ausgesuchteste Höflichkeit und die feinsten Sitten; Herr von Caulaincourt würde unter Ludwig XIV. der vollendetste Hofmann gewesen seyn, dem nur Herr von Narbonne den Ruhm der schönen Sprache und des ausgezeichneten Benehmens hätte streitig machen können. Er wurde von den Offizieren sehr geliebt, weil er sich gern zum Mittelsmann anbot, wenn einer derselben eine Gunst vom Kaiser erlangen wollte. Das zahlreiche Personal, welches er unter seinen Befehlen hatte, schätzte ihn nicht weniger, denn er war vor Allem gerecht, wenn er auch zuweilen aufbrauste und in der Hitze in Worte ausbrach, die mit seinem gewöhnlichen Ton und mit der glänzenden Erziehung, die er erhalten hatte, nicht übereinstimmten. Hier eine Probe davon.

Eines Tages, als der Kaiser von Paris nach Fontainebleau fuhr, fand er, daß es zu langsam ging, und winkte den dienstthuenden Pagen heran, der an der linken Kutschenthür galoppirte. Der Page nähert sich, entblößt das Haupt und beugt sich gegen den Wagen. „Höre! reite vor und sage zu Jardin (erstem Bereiter der Kaiserlichen Stallungen), man soll schneller fahren, viel schneller, verstehst Du?" — Herr von Caulaincourt, der in seiner Eigenschaft als Ober-Stallmeister dem Kaiser vorausfuhr, hört diesen Befehl, und ohne zu warten, bis der Page ihm bestellt, was geschehen sollte, lehnt er sich mit dem halben Körper aus dem Wagenschlage heraus, wendet sich an die Postillone, die den Befehl ebenfalls vernommen hatten, denn der Kaiser hatte sehr laut gesprochen, und sagt: „Der erste Dummkopf, der anders zu fahren anfängt, der soll sich versehen, wenn wir ankommen." Man fuhr also im bisherigen Trabe weiter. Der Kaiser rief auf dem Wege, den man übrigens in weniger als vier Stunden zurücklegte, einmal über das andere: „Das ist ja doch ganz toll! Ich werde in Ewigkeit nicht anlangen! Sie fahren mich, als ob ich von Zucker wäre!" Es ging in der That aber im raschen Trabe vorwärts; die Grenadiere, die den Wagen begleiteten, waren nicht einen Augenblick aus dem Galopp herausgekommen, und abgemattet langten Menschen und Pferde an.

Als der Kaiser abgestiegen war, beklagte er sich augenblicklich aufs bitterste über die Langsamkeit des Fahrens. „Sire", erwiederte Herr von Caulincourt ganz kalt, „wenn Ew. Majestät mir das Doppelte der Summe geben wollen, die Sie mir für die Gestüte ausgesetzt haben, so können Sie so viel Pferde zu Tode jagen, als Ihnen beliebt." Der Kaiser kehrte ihm, ohne zu antworten, den Rücken.

Unter Napoleon's Regierung ging Alles so schnell, daß er eher einen Irrthum, als das geringste Zögern verziehen hätte. Es kam oft vor, daß er hastig auf einen Oberst losging und ihn fragte: „Wie viel Mann in ihrem Regiment?" „„Sire, dreitausend zweihundert zweiundsiebzig."" „Und wie viel im Lazareth?" „„Hundert und zwei."" „Das ist viel!"

Zuweilen aber antwortete der Oberst dem Kaiser auch so rasch, daß dieser nicht einmal Zeit hatte, die ihm gegebenen Antworten zu vergleichen. So richtete er einst dieselben Fragen an einen anderen Obersten. „Wie viel Mann in Ihrem Regiment?" „„Sire, dreizehnhundert fünfundzwanzig."" „Und im Hospital?" „„Vierzehnhundert und zehn"", erwiederte der Commandeur ganz im Ernst.

Im Hauptquartier hatte Napoleon ausdrücklich verboten, seine Stafette jemals zu einer Privat-Mittheilung zu gebrauchen; und um sich zu vergewissern, ob auch dies Verbot nicht übertreten würde, verließ er eines Tages das Hauptquartier und eilte dem Courier nach, den

er an demselben Morgen mit Depeschen nach Paris abgefertigt hatte. Er traf ihn, gab sogleich den Befehl, ihn anzuhalten, und ließ das Brief-Felleisen desselben in seinen Wagen bringen. Da kein Schlüssel da war, um es zu öffnen, bediente sich der Kaiser fast desselben Mittels, wie der Monarch von Macedonien, um den Gordischen Knoten zu lösen. Er öffnete das Felleisen mit der Degenspitze, schonte keine Hülle und durchlief alle Depeschen, die ihm unter die Hand kamen. Unter der Zahl der Pakete befand sich auch eines, welches an den General-Post-Direktor Grafen von Lavallette gerichtet war. Es enthielt mehrere Briefe an hohe Personen des Reiches. Napoleon steckte sie alle wieder in das Paket und schrieb mit Bleistift darauf: „Ich wundere mich nicht, wenn die Posten im vorigen Jahre nicht mehr eingebracht haben, da der General-Postmeister selbst Contrebande macht.“ Als er unterzeichnet hatte, packte er alle Depeschen wieder in das Felleisen ein, ließ es so gut als möglich zunähen und gab es dem Courier zurück, mit dem Befehl, daß er seinen Weg fortsetzen solle, was der Kaiser seinerseits ebenfalls that.

Gewöhnlich speiste der Herzog von Wagram allein mit dem Kaiser, wenn nicht Murat oder der Vice-König von Italien gegenwärtig waren. War Berthier unpäßlich, so wurde er durch den Ober-Stallmeister vertreten. Die Mahlzeit bestand nie aus mehr als einem Gange; es wurden nämlich alle Gerichte, von der Suppe bis zum Nachtisch, zu gleicher Zeit aufgetragen. Bekanntlich aß der Kaiser wenig und war besonders im Trinken sehr mäßig. Berthier schenkte ihm ein; der Mameluck Rustan und Constant, der erste Kammerdiener, servirten ihm die Speisen; der dienstthuende Page reichte die Teller herum und nahm sie fort; ein Hofmarschall beaufsichtigte den ganzen Dienst und verrichtete also die Geschäfte eines Haushofmeisters und Vorschneiders.

Unter den Personen, von denen Napoleon im Hauptquartier umgeben war, genoß nach dem Kaiser selbst der Herzog von Wagram, Chef des Generalstabes der Armee, die größten Vorrechte. Ungeachtet seines schon vorgerückten Alters und seines podagristischen Leidens, besaß er noch eine außerordentliche Thätigkeit. Er war stets sehr einfach gekleidet und trug einen kleinen Hut, von derselben Form wie sein Gebieter, mit dem er daher, besonders wenn er im Wagen saß, zuweilen verwechselt wurde. Er ritt immer im starken Trabe und hatte stets herrliche Pferde. Seinen Titel als Ober-Jägermeister führte er mit Recht, da er die Jagd leidenschaftlich liebte; diese Liebhaberei ging bei ihm so weit, daß er, wenn ein Vogel über seinen Kopf hinflog, die Zügel seines Pferdes fallen ließ und mit seinen Armen die Bewegungen machte, wie ein Jäger, wenn er seine Büchse abschießt. Diese Leidenschaft soll den Ober-Jägermeister einst verleitet haben, sich mit dem Kaiser, der damals zu Fontainebleau war, einen Scherz zu erlauben, der ihm übel bekommen konnte, wenn Napoleon ihn nicht so geliebt hätte.

Es war am Abend eine Jagd angeordnet worden. Berthier kommt am folgenden Morgen früh zum Kaiser, und dieser fragt ihn, was für Wetter ist. „Schlechtes Wetter, Sire.“ „„Und die Jagd, wie wird es damit gehen?““ versetzte Napoleon. „Sehr schlecht, Sire, denn die Hunde werden keine Witterung haben.“ „„So muß man die Jagd aufschieben.““ „Das rathe ich auch, Sire.“ „„Auf morgen also.““ Und die Befehle wurden sogleich zurückgenommen. Um eilf Uhr begiebt sich der Kaiser zu seiner Gemahlin, um mit ihr zu frühstücken. Es war herrlicher Sonnenschein. Beide kommen überein, in offenem Wagen mit Berthier eine Spazierfahrt durch den Forst zu machen. Der Kaiser schickt nach Letzterem und hört, er sey nach Gros-Bois auf die Jagd gegangen. Dies herrliche Landgut, welches sechs Meilen von Paris liegt, gehörte dem Fürsten und ist noch jetzt das Eigenthum der verwittweten Fürstin von Wagram. Napoleon lächte über den Streich, den ihm Berthier gespielt hatte, nahm sich aber vor, seinen Ober-Jägermeister nicht mehr danach zu fragen, ob das Wetter zum Jagen günstig sey.

So großen Eifer und so gränzenlose Hingebung Berthier auch im Dienst seines Souverains zeigte, und in so ernstem Ton er zu seinen Untergebenen sprach, so war er doch immer äußerst höflich in Sprache und Benehmen. Sein Ton gegen den Kaiser wechselte nach Zeit und Umständen; er war vertraulich in der Unterhaltung und ehrerbietig bei ernsten Verhandlungen, beim Empfang von Befehlen und bei Berichterstattung über Vollziehung des Befohlenen. Im letzteren Fall hielt er beständig den Hut in der Hand, und wenn er sich dem Kaiser nahte oder von ihm ging, verfehlte er nie, eine tiefe Verbeugung zu machen.

Man kann sich denken, welche Ehrerbietung, ja, ich möchte fast sagen, Furcht, Napoleon durch sein Benehmen, selbst gegen die von ihm am meisten geliebten Glieder seiner Familie, allen seinen Umgebungen einflößte. Er hatte sie alle reich und mächtig gemacht, nichtsdestoweniger aber behandelte er sie stets mit einem gewissen Stolz und machte jenen eisernen Willen, den er in so hohem Grade besaß, gegen sie geltend. Der König von Neapel gehörte ohne Frage zu denen, welchen er um ihrer Tapferkeit willen mit größerer Achtung begegnete.

Murat war, ungeachtet seines theatralischen Kostüms, das mit der schlichten Tracht seines Schwagers wenig harmonirte, der bedeutendste General der Kavallerie in der großen Armee. Sein durchdringender Blick, sein Talent, die Stellungen und Streitkräfte der Feinde zu beurtheilen, seine kalte Unerschrockenheit in der Gefahr, seine kriegerische Haltung, sein hoher Wuchs, sein ritterliches Benehmen, Alles, bis auf die schönen und kräftigen Renner, die er zu reiten pflegte, trug dazu bei, ihm das Ansehen eines echten Helden zu geben. An der Spitze seiner Reiterschaaren trotzte er jeglicher Gefahr und stürzte sich lustig, ohne um sich zu sehen, mitten in die feindlichen Bataillone.

Die Freimüthigkeit Murat's, sein entschlossener Ton und seine stets ruhige Miene arteten manchmal fast in Sorglosigkeit aus. Die Genauigkeit, womit er alle seine Aufträge ausführte, gefiel dem Kaiser, der zugleich an seiner Unterhaltung großes Vergnügen zu finden schien. Der gute Humor des Königs von Neapel verleugnete sich niemals, selbst nicht in den hitzigsten und mörderischsten Kämpfen; er hatte immer einen Scherz in Bereitschaft und ließ selten eine Gelegenheit vorübergehen, wo er einen Witz anbringen konnte, wenn er auch noch so schlecht war. Sein Schwager zollte ihm auch bloß in militairischer Hinsicht unbedingte Achtung. Sobald politische Angelegenheiten zu verhandeln waren, wendete Napoleon sich an den Herzog von Bassano, an Berthier, an Caulaincourt oder sonst Jemanden, und Murat zog sich sogleich zurück; man sah deutlich, daß er selbst sich in solche Gespräche nicht mischen wollte oder vielmehr nicht konnte.

In der Schlacht und auf dem Marsche bildete der Kaiser zu Murat, den er stets zu seiner Linken hatte, wie gesagt, einen schneidenden Kontrast. Wie mußte auch Napoleon mit seinem auffallenden dreieckigen Hütchen, seinem grauen oder blauen Ueberrock, seiner kleinen Figur, seinem starken Leibe, seinem dünnen und schlichten Haar, und seiner schlechten Haltung zu Pferde neben seinem Schwager sich ausnehmen, der durch sein edles Ansehen, durch sein glänzendes Kostüm, durch das reiche Geschirr seines Rosses, durch seine Gestalt, sein schönes Auge und seinen starken Bart alle Blicke auf sich zog! Sein schwarzes natürlich gelocktes Haar fiel in langen Ringeln auf den Kragen seiner reichen Polnischen Kurtka herab, die um die enge Taille und an den anliegenden Aermeln über der Schulter nach Art des alten Spanischen Kostüms geschlitzt war. An einem breiten goldgestickten und mit Edelsteinen besetzten Gürtel hing ein leichter Säbel mit schmaler und in Orientalischer Form gekrümmter Klinge. Der Griff dieses Damasceners war von der schönsten Arbeit und mit Türkisen verziert. Murat trug gewöhnlich dicht anschließende purpurne Beinkleider, deren Näthe durch breite Silberstickerei verdeckt waren, und Stiefelchen von gelbem Leder oder gar von Nanking, an deren Absätzen kleine goldene Sporen befestigt waren. Der Glanz dieses Kostüms wurde durch eine grünsammetne Polnische Mütze mit einer diamantenen Aigrette noch erhöht, über der eine lange Straußfeder wallte. Sein Pferd hatte entweder Ungarisches oder Türkisches Geschirr; eine prächtige himmelblaue oder purpurne und goldgestickte Schabracke oder ein kostbares Tigerfell bedeckte den ganzen Rücken desselben. Wenn es kalt war, trug Murat über diesem glänzenden Kostüm einen weiten dunkelgrünen sammetnen Zobelpelz mit goldenen Litzen. Die Livree seiner Stallknechte, Pagen und Bedienten war scharlachroth und himmelblau, mit silbernen Tressen und Stickereien.

So sehr auch der Kaiser selbst für seine Person das Einfache liebte, so gern sah er sich doch von einem glänzenden Gefolge umgeben. Sein Generalstab war hoch besoldet; seine Adjutanten, seine Ordonnanz-Offiziere und Pagen empfingen nach Beendigung jedes Feldzuges reiche Gratificationen; auch waren die meisten der Letzteren so kokett, wie Mode-Damen. Der Kaiser selbst rügte dies nicht selten, denn er verabscheute nichts mehr, als Weichlichkeit und Gefallsucht.

Sobald das Hauptquartier eingerichtet war, ließ Napoleon immer einen Geistlichen aus der Umgegend herbeirufen, der Messe lesen mußte, welcher dann der größte Theil seines Stabes und Hauses beiwohnte.

Bibliographie.

Commentaire sur le Yaçna, l'un des livres religieux des Parses. — Von E. Burnouf. Th. I. Zweite Abthg. 4.

Essai sur la langue française. Théorie du genre des noms. — Von Bracennier.

Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou essai de physique sociale. — Von A. Quetelet. 2 Bde. 15 Fr.

L'art de l'essayeur. — Von Chaudet. 8 Fr.

Des routes et des chemins en France et des moyens de les améliorer. — Von Saulnier.

Études sur la legislation militaire. — Von P. Legrand.

England.

Die Wissenschaft, eine Quelle des reinsten Genusses.

Von Lord Brougham.*)

Daß wissenschaftliche Forschungen einen positiven Genuß gewähren, der von jeder Rücksicht auf die etwanigen praktischen Vortheile, zu denen sie verhelfen können, unabhängig ist, unterliegt keinem Zweifel. So würde uns der Beweis des geometrischen Lehrsatzes, daß das Quadrat der Hypotenuse **) der Summe der Quadrate der beiden Katheten vollkommen gleich ist, schon große Befriedigung verschaffen, wenn wir auch kaum ahneten, daß die Kunst, ein Schiff durch die unstäten Meereswogen zu lenken, vornehmlich auf diesen Lehrsatz sich gründet. Eben so erfreut es uns, wenn wir zur Betrachtung der viel allgemeinern Wahrheit uns erheben, von welcher die Entdeckung des Pythagoras (der 47ste Satz im ersten Buche des Euklid) nur eine besondere Anwendung ist, und die überhaupt auf alle gleichartige Dreiecke, ja selbst auf Zirkel und Ellipsen, welche an den Seiten des rechtwinkligen Dreiecks beschrieben werden, Anwendung findet; obgleich dieser allgemeine Satz weder in der Schifffahrt noch in irgend einer andern praktischen Kunst von unmittelbarem Nutzen ist.

Unsere Freude über die Entdeckung, daß der Druck der Luft und die Entstehung eines luftleeren Raumes eben sowohl das Quecksilber im Barometer steigen machen, als sie der Stubenfliege die Fähigkeit geben, an der Decke eines Zimmers herum zu kriechen — diese Freude ist ebenfalls von jedem praktischen Nutzen ganz unabhängig. Eine andere erhabene Wahrheit in der Wissenschaft, deren Betrachtung schon an und für sich hohen Genuß gewährt, ist die, daß eine gleiche physische Kraft den Stein an die Erde fallen läßt und die Planeten in ihren Bahnen hält; eine Handvoll Sand, die den Wasserspiegel einen

*) Aus dessen so eben erschienenen „Betrachtungen über die Natur-Theologie.“ (A discourse on natural theology).

**) Nicht Hypothenuse, welcher orthographische Fehler sich durch Schlendrian erhartet hat.

Augenblick kräuselt, wirkt nach demselben Gesetze, das seit undenklichen Zeitaltern die Himmelskörper in ihren Bahnen lenkt. Ich wiederhole es, wir empfinden einen positiven Genuß, wenn wir Thatsachen und Beweise verallgemeinern — wenn wir die wunderbaren Resultate erwägen, die einer kleinen Zahl sehr einfacher Prinzipien entstammen — wenn dieselben Kräfte oder Triebfedern in den verschiedensten Situationen und mit ungeahneten Wirkungen uns wieder erscheinen — wenn wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß anscheinend ungleichartige Wahrheiten und Thatsachen im Grunde gleichartig sind, oder die Linie entdecken, welche das scheinbar Aehnliche sondert. Ein anderer uninteressirter Genuß erwächst uns daraus, wenn wir erfahren, daß jene Wahrheiten zugleich einer wohlthätigen Anwendung fähig sind, gesetzt auch, wir wünschten von einer solchen Wohlthat niemals Gebrauch zu machen. Das Vergnügen, welches wir bei Betrachtung einer physiologischen Wahrheit empfinden, erhält noch einen Zuwachs, sobald wir entdecken, daß die Erfindung irgend eines bei einer schmerzlichen chirurgischen Operation angewendeten Instrumentes auf diese Wahrheit sich gründet. In der That, das Generalisiren — die Entdeckung entfernter Analogieen oder verborgener Aehnlichkeiten — bildet in jedem Zweige der geistigen Thätigkeit, von der tiefsinnigsten mathematischen Untersuchung bis zu dem leichtfüßigsten Witze, eine der genußreichsten Beschäftigungen. Eine vollkommene Gleichheit oder ein anderes nahes Verhältniß scheinbar ungleicher Figuren zu entdecken, ist der größte Triumph des Geometers; Ideen von der verschiedensten Art einander näher zu rücken und in überraschender, doch, wenn sie plötzlich hervortreten, unwiderleglicher Connexion zu zeigen, ist die wahre Definition des Witzes.

Wenn die bloße Anschauung einer wissenschaftlichen Wahrheit eine Quelle reinen Genusses ist, so giebt es noch ein anderes Vergnügen, eben so fern von aller Beziehung auf praktische Vortheile, das wir empfinden, so oft wir dem Stufengang irgend einer großartigen Entdeckung nachgehen. Wir freuen uns, wenn wir der genialen Induction, die Newton zu der Entdeckung führte, daß Weiß die Vereinigung aller Farben ist, Schritt für Schritt gefolgt sind; wenn wir ihn begleitet haben auf der Bahn seiner tiefen Forschungen, von der Erfindung eines neuen Kalküls, als Werkzeuges der Untersuchung, durch unzählige originelle geometrische Lemmas, bis zu der endlichen Demonstration, daß die Kraft der Gravitation den Kometen von der Tangente seiner elliptischen Bahn ablenke, und wir freuen uns darum, weil dieses Verfahren uns überzeugt, daß die wunderbaren Ergebnisse vollkommen begründet sind — weil wir das Bewußtseyn haben, daß der Mensch fähig ist, in die Geheimnisse der Natur so tief einzudringen — endlich, weil wir selbst im Stande gewesen, ein so mühsames Geschäft glücklich durchzuführen.

Alles bisher Gesagte findet bei dem Studium der Natur-Theologie seine volle Anwendung. Es ist erfreulich, zu erkennen, daß zwei so außerordentlich unähnliche Kurven, wie Ellipse und Hyperbel, in ihren Eigenthümlichkeiten einander außerordentlich nahe stehen, oder daß so unähnliche Erscheinungen, wie die Bewegung des Mondes und das Fallen eines Apfels vom Baume, nur verschiedene Formen derselben Thatsache sind. Es ist genußreich, zu entdecken, daß der Glühwurm seinen Lichtschimmer aus gleichem Grunde empfangen hat, wie die Nachtigall ihren Gesang — damit die Geschlechter sich gegenseitig anziehen und die Gattung fortgepflanzt werde. Es ist eine sehr angenehme Betrachtung, allenthalben in der Natur Plan und Ordnung zu gewahren — in den scheinbar zufälligsten Dingen nützliche Eigenschaften zu entdecken — die volle Ueberzeugung zu erlangen, daß alle scheinbare Unordnung Harmonie, aller Zufall weiser Plan, daß nichts umsonst geschaffen ist. Selbst Dinge, die wir in unserer Unwissenheit als unwichtig übersehen oder als Uebel beklagen, füllen uns nachmals mit Freude und Zufriedenheit, wenn wir in Erfahrung gebracht, daß sie den wichtigsten und wohlthätigsten Zwecken dienen. So finden wir, daß die Entzündung einer Wunde eine Anstrengung der Natur ist, um neues Fleisch zu erzeugen und die Heilung zu bewirken; die Angeln der Valven in den Venen und Arterien sind die Werkzeuge, wodurch das Blut in Kreislauf kommt; und so ist es mit unzähligen anderen Einrichtungen der thierischen Oekonomie. Eine Menge Entdeckungen in der Physiologie der Thiere und Pflanzen verdanken ihren Ursprung der bloßen Ermittelung einer Struktur, die zur Kenntniß einer wichtigen Wahrheit führte. Wir können hier kein besseres Beispiel anführen, als die wohlbekannte Anekdote von Harvey, welche Boyle erzählt. In seiner Abhandlung über die ersten Ursachen der Dinge schreibt er Folgendes: „Ich fragte unseren berühmten Harvey in der einzigen Unterredung, die ich mit ihm hatte, was für Beobachtungen ihn wohl zu dem Schlusse geführt hätten, daß unser Blut einen Kreislauf durch den Körper mache. Er antwortete mir: „„Als ich bemerkte, daß die Valven in unseren Venen so gerichtet sind, daß sie dem Blute freien Zugang zum Herzen verstatten und zugleich einen anderen Ausweg abschneiden: da kam ich auf den Gedanken, eine solche Menge Valven könne nicht ohne Zweck vorhanden seyn. Die Valven verhindern augenscheinlich das Blut daran, durch die Venen zu den Gliedern überzugehen: es muß also den Arterien zuströmen, und durch die Venen, deren Valven ihm auf diesem Wege den Eingang erlauben, zurückkehren.““"

Selbst die mechanischen Künste haben von der Oekonomie der organischen Natur gelernt. Jene Valven der Venen — die hohlen Knochen der Vögel — die Höhlungen der Gelenke: Alles dies hat Ideen angeregt, die zur Erfindung einiger unserer nützlichsten Maschinen führten. Auch kann aus dieser Anwendung des Argumentes kein Mißbrauch erwachsen, so lange wir ihm nur einen untergeordneten Rang als Anreger zugestehen und nicht dulden, daß es unser alleiniger Führer werde oder ein Substitut für jene Induction, auf die wir uns allein verlassen können, sobald wir Schlüsse ziehen wollen. In diesem Punkte haben die Alten große Fehlgriffe gethan.

Bibliographie.

Efforts by an invalid. (Eines Veteranen letzte Worte.) Von John Gall. 3 Sh.

Architectural notes on german churches. (Architektonische Bemerkungen über Deutsche Kirchen.) Von Whewell. 10½ Sh.

Sketches from life. (Skizzen nach dem Leben.) Von einem Arzte. 7 Sh.

The belgic revolution. (Die Belgische Revolution von 1830.) Von Charles White. 2 Bde. 24 Sh.

The life of Mungo Park. (Mungo Park's Leben.) 3½ Sh.

The rambler in North-America. (Streifzüge in Nord-Amerika.) Von C. J. Latrobe. 2 Bde. 16 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Frankreichs und Englands Lederhandel.** Dieser Industrie-Zweig wird gewöhnlich nicht für so wichtig gehalten, als er in der That ist, da der Werth desselben doch in England 12 Millionen Pfund Sterling beträgt. Nachdem im Jahre 1830 die Leder-Zölle aufgehoben worden, kam dieser Handel außerordentlich in Flor, und im Jahre 1834 konnte man den Werth der Einfuhr der für dies Gewerbe erforderlichen rohen Stoffe auf 16 Millionen Pfund Sterling anschlagen. Die Lohgerberei oder Zubereitung der rohen Häute hat in Folge neuer chemischer Erfindungen in England große Fortschritte gemacht. Frankreich ist hinter dieser fortschreitenden Bewegung nicht zurückgeblieben, und das zu Pont-Audemer, Chateau-Renaud und Blois gegerbte Leder steht in keiner Hinsicht dem besten Englischen Leder zurück. Zu Paris ist die Lohgerberei nicht so vollkommen, woran mehrere Umstände schuld sind: vorzüglich die starke Nachfrage nach diesem Handels-Artikel, welche die Fabrikanten nöthigt, bei ihrer Arbeit zu rasch zu Werke zu gehen; und dann die Beschaffenheit der beizenden Substanzen, deren man sich hier gewöhnlich bedient; man braucht nämlich Stoffe dazu, welche die Gerberei beschleunigen, aber dadurch auch ein baldiges Einschrumpfen des Leders bewirken. In der Anfertigung der eleganten Fußbekleidungen behauptet jedoch Paris immer den Vorrang; die feinere Welt von Amerika und der Englische Adel beziehen diesen Artikel aus der Hauptstadt Frankreichs. Vor einigen Jahren schätzte Herr Say die Zahl der in Frankreich fabrizirten Schuhe auf 100 Millionen Paar und den Lohn der in diesem Gewerbe beschäftigten Arbeiter auf 300 Millionen Franken, eine ungeheure Summe, die auf das Doppelte steigt, wenn man den Werth des rohen Materials hinzurechnet. In England beläuft sich der Ertrag dieser Art von Handarbeit auf nicht mehr als 8 Millionen Pfund oder 200 Millionen Franken, worin sich 264,300 Arbeiter theilen. Die Französischen Sattler stehen auch im Auslande in großem Ruf; in ganz Süd-Amerika wird fast kein Sattel verkauft, der nicht in Paris verfertigt wäre. Dieser einzige Gewerbzweig nimmt in der jährlichen Ausfuhr eine Summe von mehr als 2 Millionen Fr. ein. Seitdem sich einige Englische Fabrikanten in Pont-Audemer angesiedelt, hat auch das Lackiren des Leders große Fortschritte in Frankreich gemacht. Das in Frankreich lackirte Leder ist sogar geschmeidiger, als das Englische, und wird in den südlichen Ländern Amerika's zur Fußbekleidung weit mehr gesucht. Frankreich hat auch dem Orient seine Saffian-Fabrication genommen; man kann jetzt nichts Vollendeteres sehen, als den in der Choisyschen Fabrik verfertigten Saffian. Unter allen Zweigen dieser Industrie ist jedoch die Weißgerberei derjenige, welcher in Frankreich am meisten vorgeschritten und die Englische bei weitem übertroffen hat. Man kann den Werth der in Frankreich fabrizirten Handschuhe auf 30 Millionen Fr. schätzen. Grenoble war vor zwölf oder funfzehn Jahren noch die einzige Stadt, wo die Handschuh-Fabrication im Großen betrieben wurde; jetzt muß es mit Paris, Chaumont, Lunéville und mehreren Städten des Nordens wetteifern. Die Fabriken von Lunéville beschäftigen allein 10,000 Arbeiter. Vendome verfertigt ausschließlich die gewöhnlichen Handschuhe, Rennes die hirschledernen und Niort die Kastor-Handschuhe. Frankreich führt jährlich 1,500,000 Paar Handschuhe nach England aus, obgleich Woodstock, London, Yeovil, Ludlow und Leominster bedeutende Quantitäten fabriziren. Worcester liefert jährlich 500,000 Paar Kastor-Handschuhe und 5,600,000 Paar aus Schaaf- und Ziegenleder, deren Werth sich auf 375,000 Pfd. Sterling beläuft. Außerdem werden in Nottingham und Leicester eine große Menge baumwollener Handschuhe verfertigt. (Journ. d. connais. util.)

— **Ein toller Elephant.** Die Madras Gazette erzählt Folgendes: „Ein zu dem Tschepahk-Palast gehörender Elephant bekam plötzlich einen Anfall von Tollwuth, brach los, ergriff den ersten Menschen, der ihm in den Weg kam, mit seinem Rüssel, schwang ihn mit furchtbarer Gewalt über seinen Kopf und schleuderte ihn dann auf die Erde, und stieß den leblosen Körper fortwährend gegen den Boden, bis er endlich, nachdem seine Wuth gegen dies eine Opfer erschöpft war, die Leiche verließ. Er machte dann auf Andere Jagd, die es wagten, sich ihm zu nähern, doch waren sie so glücklich, zu entkommen. Er warf darauf zwei andere Elephanten zu Boden, die abgeschickt waren, ihn zu bändigen. Die Thore des Palastes wurden sogleich geschlossen, und die Wärter versuchten, ihn durch Liebkosungen zu besänftigen. Er ging langsam von ihnen hinweg, bis sie den Muth hatten, ihm zu folgen, dann wandte er sich plötzlich um und stürzte mit der größten Schnelligkeit auf sie los. Dies wiederholte er mehrere Male, und ein Soldat ging daher zu dem Nabob, um zu fragen, was hierbei zu thun sey. Die Wachen erhielten hierauf Befehl, auf den Elephanten zu schießen, und erst, nachdem er zwanzig Wunden hatte, gelang es, ihn zu fangen. Er befindet sich jetzt in sicherem Gewahrsam."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Montag den 29. Juni 1835.

Frankreich.

Die Tuilerieen.

Von Paul Vermond.

Das eigentliche Paris in Paris ist der Garten der Tuilerieen. Das Palais-Royal hat aus der Mode kommen können und sehen, wie das Leben, das es erfüllte, den Boulevards zuströmte; hier- und dorthin mag die Mode, „diese unbeständige Göttin", wie ein Akademiker sagen würde, sich in ihren Launen ergeben, heut aufgeben, was sie gestern ergriffen, sie mag zum Bereich ihrer Tyrannei alle unsere Vergnügungen, all' unsere Leidenschaften, alle unsere Schauspiele, Monumente und Promenaden rechnen; Eines giebt es, was ihrem Gesetz nicht unterworfen ist, was über ihrer beweglichen, stets wechselnden Phantasie sicher und unantastbar steht, und das ist der Garten der Tuilerieen.

Paris kann vergrößert und verschönert werden; der Luxus, die feine Welt, die Aristokratie können mit beiden Beinen über die Seine setzen und vom Faubourg Saint-Germain nach Neu-Athen ziehen, und von der Chaussee d'Antin nach dem Faubourg Saint-Honoré: die Tuilerieen werden nie etwas verlieren bei allen diesen Revolutionen.

Ich rede nicht vom Schlosse; was kümmert mich das Schloß; vom Garten aus gesehen, finde ich, macht es sogar einen störenden Eindruck. Es ist ein Gebäude ohne Anmuth und schöne Verhältnisse, übermäßig lang, von einem düsteren Grau, ungleichmäßig und geschmacklos. Und doch giebt es junge Künstler und Kunstgelehrte, die es so, wie es ist, in ihrem Herzen tragen und sich in Schreien und Ausrufungszeichen gar nicht ersättigen können, wenn die Leiter des Maurers an seine Façade gelegt wird und die Kelle über seine alten Steine fährt. Jeder Hammerschlag, den die ehrwürdigen Mauern erleiden, hallt schmerzlich in ihrem antiquarischen Eingeweide wieder. Indessen, mag man die superstitiöse Verehrung, die sich beschützend an unsere alten Denkmäler knüpft, aus welchen allgemeinen Gründen man will, für löblich und zweckmäßig erklären, nimmer wird sie in Bezug auf die Tuilerieen durch den Gegenstand gerechtfertigt werden. In seiner ersten Anlage hätte das Gebäude für ein recht hübsches kleines Schloß gelten können; aber wie lang ist es schon her, daß man es über sein Maaß hinausgetrieben und unförmlich gemacht und entstellt hat. Doch kein Wort mehr hierüber; Jeder mag die Augen aufmachen und selber sehen. Wir haben vom Garten zu sprechen.

Dieser Garten ist in der That ein National-Eigenthum, und nicht durch das Recht des Krieges und der Revolutionen, zum Lohn, daß wir einige Male die Waffen ergriffen; er gehört uns vermöge friedlichen und gesetzmäßigen Anspruchs, kraft des Code civil und nach dem Recht der Verjährung; es ist unser Garten, unser Aller, die wir keinen Garten haben, ist ein Park, der zu unseren demüthigsten Mansarden mit zugehört. Der Garten der Tuilerieen gehört jedem Bürger, der einen Hut auf dem Kopfe trägt und kein Packet unterm Arme.

Ehemals und noch unter der Regierung Ludwig's XVIII., bei seinen Lebzeiten le Désiré genannt, stellte das Palais-Royal Paris im Kleinen vor. Gegenwärtig, wenn man eine vollständige Idee von Paris haben, ganz Paris innerhalb einiger Stunden vor sich vorbeidefiliren sehen will, muß man einen Tag im Garten der Tuilerieen zubringen.

Mit jeder Stunde des Tages gewinnt dieser Garten ein neues Ansehen; jede Stunde erneuert sich das Publikum, und immer wieder sind die Kommenden in Tracht, Manieren und Physiognomie von den Gehenden verschieden.

Ein schöner Morgen in den Tuilerieen, wenn die Bäume in ihrem Laube prangen, ist etwas ganz köstliches. Diese dunkeln und dann wieder diese lichten Alleen, dieser Blumenflor, dieser Duft überall, diese Fülle und diese Ruhe haben etwas Verführerisches und Erweckendes für die Phantasie, machen sie lebendig und kühn. Und so haben denn auch die Tuilerieen des Morgens einen ästhetischen Anstrich; eine künstlerische und literarische Luft durchweht sie. Der junge Mann dort, der, die Hände auf dem Rücken, den Blick vor sich hin gerichtet, abgemessenen Schrittes unter den Wölbungen der Kastanien wandelt, ist ein Dichter; störe ihn nicht in seinem Sinnen. — Jene Dame, in einen großen Shawl eingehüllt, mit einem Hute, der aus der Mode ist und noch obenein verschossen, ist eine Schriftstellerin; ungleichen schwankenden Schrittes geht sie einher, blaß, ihre Augen geröthet; sie trägt kein Schnürleib, das Schnürleib ist der Begeisterung hinderlich; sie hat keine Handschuhe an und kaut sich an den Nägeln: es ist eine Schriftstellerin. Wenn wir ihr einen Moment folgen wollen, so können wir den Dintenfleck an ihren Fingern entdecken, der uns verräth, wer sie ist, und sehen, wie sie in ihrem Körbchen wühlen und die noch feuchten Korrektur-Bogen, die ihr der Buchhändler zugeschickt, herauslangen wird. Um zu lesen, wird sie ihre Augen mit der Brille bewaffnen, um ihre Ideen in Fluß zu bringen, aus einer großen Tabacksdose eine Prise nach der anderen nehmen. Wir sehen zur Genüge, daß es eine Schriftstellerin ist. Dies Geschlecht ist heutzutage sehr zahlreich geworden. Dichter und Schriftstellerin also, wie gesagt, spazieren unterm Schatten der Bäume. Auf der Seite der Petite-Provence giebt sich die dramatische Literatur ihr Rendezvous; dort finden sich die Büreaukraten des Vaudeville zusammen; auf und nieder wandelnd, machen sie hier ihre gemeinschaftlichen Arbeiten. Die erhöhten Partieen des Gartens, die Terrassen, die den Anblick auf die Champs-Elysées und die Seine gewähren, sind von den Künstlern unserer Theater in Anspruch genommen. Talma kam dorthin, seine Rollen zu studiren; unsere dramatischen Veteranen spazieren noch heut dort umher, und zwei Sterne des Théatre des Variétés, Brunet und Tiercelin, treffen gar oft dort zusammen.

Die Orangerie-Allee wird des Morgens nicht besucht; die Terrasse längs dem kleineren Königlichen Garten bildet eine förmliche Straße; hier ist keine Spur von literarischem Treiben; keinen Schriftstellerinnen begegnet man hier, aber dafür desto öfter sehr hübschen und blühenden Frauen, in einem eleganten Morgen-Negligee. Unter der Restauration kam keine Frau mit Haarwickeln in die Tuilerieen hinein; es herrschte eine strenge Etikette, und der Schweizer, der am Gitter Wache stand, war unerbittlich in diesem Punkte. Heutzutage ist der Schweizer auf die minder schreckliche Gestalt eines Soldaten aus der Linie reduzirt, und dieser wird wieder temperirt durch einen National-Gardisten, das civile Element des militairischen Wachtpostens. Der National-Gardist, der eine Frau, eine Schwester, eine Tochter hat, und den Bande aller Art an das schöne Geschlecht fesseln, läßt die Haarwickeln ungehindert vorbei. Ueberall ist das Verbot auch förmlich aufgehoben worden, eine natürliche Folge der veränderten Ordnung der Dinge. Die Damen, die so unfrisirt ihren Weg durch die Tuilerieen nehmen, gehen gewöhnlich in's Bad. Herr Vigier, der seit 1830 Ansehen und Rang am Hofe gewonnen, hat von der Juli-Revolution nur Eins verlangt, nämlich: alle Unfrisirten durch die Tuilerieen passiren zu lassen, die bei der Wache eine Bade-Marke vorzeigen. Herr von Montalivet hat dieser liberalen Maaßregel die größtmögliche Ausdehnung gegeben — allen Unfrisirten ohne weitere Legitimation den Durchgang gestattet, und das um so geneigter und bereitwilliger, als der Graben der Tuilerieen zwischen dem Respekt, den man der Majestät schuldig ist, und der Unehrerbietigkeit der Haarwickeln sondernd zwischen inne liegt.

Je höher die Sonne rückt, desto mehr verziehen sich die Künste und die Literatur aus dem Garten der Tuilerieen und überlassen ihn den lustwandelnden Politikern, die in seinem Schatten und in seiner Kühle den Europäischen Horizont zu studiren kommen. Gegen Mittag kann man hier eine beträchtliche Anzahl unserer Repräsentanten sehen; viele sorglos, nachlässig, satt, gehen vorüber, die Zähne stochernd, auf den Gesetzgeberbänken die eingenommene Mahlzeit zu verdauen. Andere, die das Wort zu führen an der Reihe sind, gehen langsamen Schrittes, versammeln die Elemente ihrer Beredsamkeit, erwägen noch einmal bedächtig die Logik ihrer Gründe, lesen den freien Vortrag noch einmal durch, den sie halten wollen. Um dieselbe Stunde kommen nun auch die Bonnen und die Kinder. Die Petite-Provence ist es nicht ausschließlich, wo sich diese frohe spielende Schaar versammelt. Die Petite-Provence hat ihren Ruhm, was den Sonnenschein, die Bonnen und die alten Soldaten anbelangt, verloren; die ehemaligen Voltigeurs kommen nicht mehr, zeichnen nicht mehr die strategischen Linien in jenen Sand, in den so oft, wie die Kronik erzählt, der Stock eines Invaliden den Plan der Schlacht von Fontenoy eingegraben. Das Gelärm und Gelache der Kinder verbreitet sich nun durch den ganzen Garten, der sich von nun an mit Reifen und Bällen und dem ganzen Spiel-Arsenal der Jugend erfüllt und ganz davon in Beschlag genommen wird. Die Tuilerieen werden der Tummelplatz der Fröhlichkeit und jugendlichen Ausgelassenheit; man wird förmlich betäubt von all dem Jubel, aber es ist ein köstliches hinreißendes Vergnügen, um diese Zeit durch den Garten zu wandeln.

Von drei bis vier Uhr gewinnen die Tuilerieen ein neues Ansehen; dies ist die Stunde, wo sich die schöne Welt einfindet. An dem Gitter nach der Straße Rivoli hinaus halten zahlreiche Equipagen; auf der Terrasse des Feuillans im Winter, und in den unteren Alleen im Sommer, wogt ein Schwarm von eleganten Spaziergängern hin und her. Unsere galanten Schönen tragen dort die neuen Moden zur Schau, die Herbautschen Hüte, die Pradelschen und Gagelinschen Stoffe; um sie herum schwärmen die Elegants, denen ihre Kasse nicht erlaubt,

sich bis zum Bois de Boulogne zu extendiren, alle Stutzer, die weder Wagen noch Pferde haben, die Infanterie der Dandy-Welt. Diejenigen unter ihnen, die jährlich zweimal, bei der Fahrt nach Longchamps und am Mardi-gras, einen Philister reiten, sind an ihren langen Sporen erkenntlich und der Reitpeitsche von Verdier, die sie mit unendlicher Grazie zu tragen wissen.

Gegen fünf Uhr ist die Sitzung der Kammer aus, und dann bewegen sich durch die müßiggängerische Welt einzelne ernsthafte Repräsentanten-Gestalten. Die Deputirten spazieren in einzelnen Gruppen umher, die hier die Sitzung fortsetzen und die unterbrochene Diskussion wieder aufnehmen und weiter führen. Die Berühmtesten unter ihnen werden dem Neugierigen von dienstfertigen Ciceronis mit sehr lautem selbstzufriedenem Tone gewiesen: „Das ist Herr Odilon-Barrot! Herr Berryer! Herr von Lamartine!" Die Celebritäten des Centrums sind leicht erkenntlich aus den Portraits der Caricature und des Charivari. Einzelnen hat die Lithographie eine gewaltige Popularität gegeben, unter Anderen dem züchtigen Censor des „Antoni," der jedesmal, wenn er aus der Kammer, von der er Vice-Präsident ist, kommt, die Alleen der Tuilerieen en vrai Joconde durchstreift, bis der Augenblick heranrückt, wo er sich nach dem Domino-Klubb begiebt.

Die Speisestunde, die vom pavillon de l'Horloge ertönt, kehrt den Garten der Tuilerieen fast ganz leer; aber gegen Sieben in der schönen Jahreszeit finden sich die Spaziergänger wieder ein; und zwar ist es ein durchaus neues Publikum, welches sich nun einstellt; es sind die Leute, die den Tag über beschäftigt sind und am Abend frische Luft schöpfen wollen.

Abends, nachdem abwechselnd die Poesie, die Journale, die Kinder-Spiele, die Mode in dem Garten der Tuilerieen geherrscht, kehrt die Musik darin ein. In den Annalen der Harmonie steht er glorreich eingeschrieben durch das erste jener ungeheuren Konzerte, wie Paris noch keines gehört hatte, das zur Feier der Juli-Tage darin gegeben wurde. Auf dieses Konzert sind andere gefolgt in kleineren und passenderen Verhältnissen, — die Militair-Musik, die tagtäglich vor dem Schlosse ausgeführt wird und die Schaar der dilettanti versammelt. Man fängt an, diese Serenade „Concert de Spartacus" zu nennen, von der bekannten Statue her, in deren Nähe sie exekutirt wird.

Sobald es finster geworden, wird man von der Schloßwache, die in himmelblauer Montur, größtentheils mit dem croix d'honneur geschmückt, den Garten durchstreift, höflichst ersucht — die Höflichkeit erhält durch einen Korporal und vier Mann ihren Nachdruck, — sich zu entfernen. Dann muß man also aus dem Garten hinaus, kann aber am anderen Tage wiederkommen.

So hat man, wenn man einen Tag in den Tuilerieen zugebracht, die Literaten, die Politiker, die Deputirten, die Kinder, die Dandys, die Schönen, die Dilettanti, die Armee und die Pariser National-Garde gesehen. Und heißt das nicht ganz Paris?

Außer den Genannten wird der Garten der Tuilerieen noch außerdem zu jeder Stunde des Tages von Neugierigen und anderen Spaziergängern, die sich nicht unter die angegebenen Kategorieen bringen lassen, besucht. Da kommen die Liebhaber des Gartenbaus, die Rentiers, die die kleinen Vögel und die Goldfische mit Brod füttern, und eine Unzahl anderer Originale. Die zahlreichen Statuen, die den Garten zieren, sind ein beständiger Gegenstand des Interesses; vor einzelnen alten Meisterwerken stehen die Künstler betrachtend still; die feine Welt schenkt ihre Aufmerksamkeit nur den neuen Werken, die jungen Mädchen betrachten mit flüchtigen Blicken den Apoll und Meleager, die Frauen, schon dreister, beschauen den Farnesischen Herkules, und die Bewohner der Petite-Provence stehen am großen Bassin und bewundern die Statuen der vier Flüsse, den Nil mit seinen Krokodillen, die Tiber, den Rhein, und die Rhone, auf deren Knieen die Saone sitzt, die hier in Gestalt einer jungen sanften anmuthig lächelnden Frau dargestellt ist.

Wer den Garten der Tuilerieen im vollen Glanze seiner Poesie sehen will, muß sich hüten, ihn an einem Sonntage zu besuchen. Denn dann geht Alles drunter und drüber, und ein vollkommen revolutionnairer Zustand tritt ein. Die Literatur und die Politik wagen sich nicht hinein, die Deputirtenkammer hat dann nichts drin zu suchen, die Kinder fürchten, sich im Getümmel zu verlieren, und die Mode hat Angst, zerquetscht zu werden. Alles, was sich sonst hier ergeht, macht an diesem Tage der arbeitenden Klasse Platz. Die ganze Straße Saint-Denis findet sich dann mit majestätischen Schritten ein, alle Comptoir-Gehülfen und Ladendiener führen dann ihre Sonntagskleider hier spazieren. Das Beste, was man dann sehen kann, ist der Pariser Bürger mit zufriedener geduldiger Miene, im kastanienbraunen Rock und perlgrauen Pantalons, ihm zur Seite seine Frau, mächtig aufgeputzt, ein Ansehen von fünfundvierzig Jahren, etwas kupferig, auch ein Bärtchen dazu, und eine Guirlande von frischen Rosen ins Haar gewunden — ihr Knäblein in einem Artilleristen-Habit, die Töchter eine wie die andere gekleidet, den Kopf heraus, die Augen niedergeschlagen, linkisch zum Entzücken. Die Tuilerieen sind an diesem Tage für Granville und Pigalle gemacht.

Und nicht nur der Garten der Tuilerieen ist es, der am Sonntag diese Metamorphose zu erleiden hat; überall herrschen dann die Saturnalien, auf den Boulevards, im Bois de Boulogne, auf den Kaffeehäusern, in den Theatern — der Sonntag ist in Paris ein Tag, wo Jeder, der einen delikaten Geschmack und schwache Nerven hat, in seinen vier Pfählen bleiben muß.

Bibliographie.

De la Pensée. — Von Toussaint. 7 Fr.
Le Duc-Roi, ou les Insurgés brionnais. Histoire normande de 1124. — Von A. Guilmeth.
Flavien, ou de Rome au désert. — Von M. A. Guiraud. 3 Bde.
Jean Grey. Episode de l'histoire d'Angleterre. — Von A. Bret. 4 Bdchen. 12 Fr.
Jeune et Vieille. — Von Madame Laya. 2 Bde. 15 Fr.
Luiz de Souza. — Von F. Denis. 2 Bde. 15 Fr.
Mlle. de Valville. — Von Madame Laure Bernard. 7½ Fr.
Magasin des Fées, ou Contes des Fées, de Perrault, etc. —
La Renaudie, ou la Conjuration d'Amboise. Chronique de 1560. — Von A. Moreau. 2 Bde. 13 Fr.

Nord-Amerika.

Cincinnati und die heutigen Nord-Amerikaner.

Cincinnati ist durch Mistreß Trollope berühmt geworden, deren aristokratisches Gefühl sich gegen den Handel mit Pökelfleisch empörte, der dort in großer Ausdehnung getrieben wird. Auf ihr Wort haben viele Leute geglaubt, die Einwohner von Cincinnati seyen sämmtlich Schweinehändler und ihre Stadt ein Schlachthaus. Cincinnati ist aber in Wahrheit eine große und schöne Stadt, die in einer jener Biegungen, welche der „ungern entfliehende" Ohio beschreibt, eine ganz herrliche Lage hat. Es scheint, als hätten die Gebirge, welche diesen majestätischen Strom auf seinem ganzen Lauf begränzen, hier etwas zurückweichen wollen, um ein hohes und ebenes Plateau am Ufer frei zu lassen, dem sie von allen Seiten als Mauern dienen, wo ihm der Ohio nicht statt Gräben dient, damit die Menschen eine vor den furchtbaren Ueberschwemmungen des Flusses geschützte Stadt daselbst erbauen könnten. Das Anwachsen des Ohio ist ungeheuer. Im Februar 1832 stieg er 68 Fuß über das Niveau des niedrigen Wasserstandes. Mehrere Tage lang fuhr man damals in einigen Straßen von Cincinnati auf Dampfböten. Die Geologen, die an die Freundlichkeit der mythologischen Oreaden nicht glauben, werden ganz einfach sagen, daß dieses Plateau eine Folge der Aushöhlung sey, die in den Zeiten der Sündfluth in dem Gebirgsstock durch den Andrang der Gewässer eines jetzt sehr friedlichen Flusses, des Licking, bewirkt worden, der von den Höhen Kentucky's herabkömmt und Cincinnati gegenüber in den Ohio fällt. Wie dem auch seyn mag, es gab an dem ganzen Strome entlang keinen einzigen für die Gründer einer Stadt so anziehend gelegenen Ort.

In architektonischer Hinsicht hat Cincinnati fast dieselbe Physiognomie, wie die neuen Viertel der Englischen Städte; meistens Häuser von Mauerziegeln, gewöhnlich zwei Stock hoch, mit spiegelklaren Fensterscheiben, ein jedes für eine einzige Familie eingerichtet und nach der Schnur die schön gepflasterten und 66 Englische Fuß oder 20 Mètres breiten Straßen entlang gebaut. Hier und da wird die Einförmigkeit dieser Bauart durch Gebäude von dauernderem Ansehen unterbrochen. Dies sind entweder Häuser aus Quaderstein, äußerst geschmackvoll, wahre kleine Paläste mit einem verkürzten Portikus, welche die Aristokratie von Mistreß Trollope's Schweinehändlern bewohnt, oder kleine mit Gärten und Terrassen umgebene Behausungen, oder auch die Gemeinde-Schulen, in denen Mädchen und Knaben gemeinschaftlich unter der gleichzeitigen Leitung eines Lehrers und einer Lehrerin im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Geographie unterrichtet werden.

Diese Schulen werden vermittelst einer den Französischen Zusatz-Centimen entsprechenden Steuer erhalten. Der gemeinsame Unterricht wird hier der Methode des gegenseitigen Unterrichts vorgezogen. Sie befinden sich in großen im Quadrat gebauten Häusern, auf welchen mit goldenen Buchstaben der Name des Stadtviertels angebracht ist. Nach dem amtlichen Bericht der Administratoren und Aufseher vom 30. Juli 1833 zählte Cincinnati damals 6000 Kinder von 6 bis 16 Jahren, wobei 230 farbige Kinder nicht mit eingerechnet sind, für die eine besondere Schule eingerichtet ist. Ungefähr 2300 Kinder besuchten die Gemeinde-Schulen und 1700 die Privat-Schulen. Die Zahl der Gemeinde-Schulen beläuft sich auf 18, die Zahl der Lehrer auf 12, der Unterlehrer auf 5, der Lehrerinnen auf 6 und der Unter-Lehrerinnen auf 7. Die Lehrer erhalten 400 Dollars, die Unterlehrer 250, die Lehrerinnen 216 und die Unter-Lehrerinnen 168. Diese Gehalte werden allgemein für zu gering betrachtet.

Auf anderen Punkten der Stadt erblickt man kleine, enge, einfache Kirchen, ohne Skulpturwerk und Malerei, ohne farbige Fensterscheiben und Gothische Bogen, aber wohl verwahrt, mit dicken Teppichen behängt und mit vortrefflichen Erwärmungs-Anstalten versehen, damit die Gläubigen bei dem langen und eintönigen Sonntags-Gottesdienst nicht frieren. Cincinnati hat, wie alle Städte in den Vereinigten Staaten, eine Menge von Kirchen; man findet deren dort für alle Sekten, von den Bischöflichen, die den Reichthum des Landes unter ihrem Panier haben, bis zu den Baptisten und Methodisten, zu denen die Arbeiter und Neger gehören. Es giebt auch eine ziemliche Anzahl Katholiken in Cincinnati. Dies sind Irländische oder Deutsche Ausgewanderte; meistens arme Leute. Ich hörte von dem Bischof von Cincinnati, daß sich unter der Bevölkerung des Staates Ohio, die 1,200,000 Seelen beträgt, ungefähr 20,000 Katholiken befänden.

Wieder an anderen Punkten stößt man auf einen gewaltig großen Gasthof, den man von außen für eine Königliche Residenz halten könnte, worin man aber, wie ich versichern kann, keine fürstliche Beherbergung findet; oder auf ein Museum, welches, wie alle Amerikanische Museen, ein Privat-Unternehmen ist und gewisse hergebrachte Gegenstände in sich schließt, nämlich einige Krystallisationen, ein paar Mammuthsknochen, woran die Vereinigten Staaten sehr reich sind, eine Aegyptische Mumie, Kleidungsstücke und Rüstungen von Indianern, ein halbes Dutzend Wachsfiguren, worunter gewöhnlich Washington, der General Jackson und die Indianer-Häuptlinge Tekumseh und der Schwarze Falke zu finden sind; dann eine Statue Napoleon's, entweder zu Fuß oder zu Pferde, ein Französischer Küraß aus der Schlacht bei Waterloo, eine Sammlung von Portraits allgemein berühmter Amerikaner, wozu auch Lafayette gerechnet wird, und einiger Stadt-Notabilitäten, eine Sammlung ausgestopfter Vögel, in Weingeist aufbewahrte Schlangen und namentlich eine große lebendige Boa Constrictor oder Anaconda. Eines der Museen Cincinnati's zeichnet sich jedoch durch merk-

würdige Indianische Alterthümer aus, die theils aus den ungeheuren Höhlen in Kentucky, theils aus den sehr zahlreichen Grabhügeln an den Ufern des Ohio herrühren. Mehrere solcher Hügel fand man an dem Ort selbst, wo Cincinnati sich erhebt.

Eben dies Museum besitzt auch eine Merkwürdigkeit, die ich sonst nirgends angetroffen habe, nämlich eine Darstellung der Hölle, mit deren Beschauung die jungen Mädchen von Cincinnati ihre Gemüther aufregen, weil sie in ihrem behaglichen und ruhigen, aber kalten und monotonen Leben dazu gar keine Gelegenheit finden. Man versinnlicht ihnen hier die Qualen und das Angstgeschrei der Verdammten durch Figuren mit Uhrwerken; man zeigt ihnen einen ausgestopften Bären, der vor Wuth brüllt und mit den Kinnladen klappert, und eine papierne Riesenschlange, die sich bald mit langsamer Majestät, bald mit drohender Heftigkeit zusammen- und auseinanderwickelt. Dieses wunderliche Schauspiel, bei welchem Licht und Finsterniß abwechselt, und das von einigen kleinen phantasmagorischen Künsten, einigen Tamtamschlägen und einigen Erschütterungen begleitet ist, die den Anwesenden durch ein Paar hinter den Coulissen verborgene Elektrisir-Maschinen beigebracht werden, scheint die Nerven der jungen Cincinnatier, besonders aber der Cincinnatierinnen, in einen wonnigen Schauer zu versetzen, und es ist für das Museum die Hauptquelle seiner Einnahmen.

Die Banken sind in Cincinnati sehr bescheiden placirt, in diesem Augenblick aber geht man mit dem Plan um, ein prächtiges Gebäude, ihres großen Reichthums würdig, zu errichten, in welchem ihre Bureaus vereinigt werden sollen. Die Gießereien, worin die Dampfmaschinen verfertigt, die Werfte, auf welchen die Dampfböte gezimmert werden, die geräuschvollen, ungesunden und lästigen Gewerbe haben ihre Werkstätten an den äußersten Enden der Stadt oder in der angränzenden Ortschaft Fulton, oder in den Dörfern Covington und Newport, die am anderen Ufer im Staate Kentucky liegen, oder gar im freien Felde. Was das viele Schlachten von Schweinen, ungefähr 150,000 Stück jährlich, und die damit zusammenhängende Zubereitung des Schmeers und Speckes anbetrifft, so wird die Stadt dadurch weder beschmutzt noch verpestet, denn dies Alles geschieht außerhalb derselben an den Ufern eines kleinen Baches (deer creek), der den Beinamen „der Blutige" (bloody run) erhalten hat, weil sein Wasser im Sommer von jenem fortwährenden Blutbade ganz geröthet ist, oder an den Ufern der Bassins eines von Cincinnati nach Dayton im Innern des Staates gehenden Kanals, den man noch hundert Meilen weiter, bis zum Erie-See, fortleiten will. Cincinnati hat übrigens weder nach Englischer Art bepflanzte Quarées, noch Plätze, noch Alleen, noch Springbrunnen, wiewohl dergleichen sehr leicht anzulegen wären. Ehe es hier zu Verschönerungen im eigentlichen Sinne des Wortes kommen kann, muß man erst noch warten, bis den Einwohnern Geschmack beikommt; bis jetzt denken sie nur noch an das Nützliche. Freilich erfordert jede Verbesserung eine Erhöhung der Steuern, und in den Vereinigten Staaten läßt sich die Bevölkerung dazu nicht sehr bereit finden. Eben dieser Widerwille gegen Auflagen ist auch der Grund, daß Cincinnati noch keine öffentliche Beleuchtungs-Anstalten hat.

Seit ungefähr zwanzig Jahren besitzt Cincinnati ein Wasserleitungs-System (waterworks). Gegen eine jährliche Abgabe von 8 bis 12 Dollars (11 bis 16½ Thlr.) für eine Familie erhält ein Jeder einen Antheil Wasser, der für seinen Verbrauch mehr als hinreichend ist. Eine am Ufer des Flusses angebrachte Dampfmaschine treibt das Wasser 300 Fuß in einen Behälter, der sich auf einem der Hügel, welche die Stadt umgeben, befindet. Von da fällt es durch gegossene eiserne Röhren in alle Stadtviertel herab. Die Lage des Behälters ist so hoch, daß das Wasser in jedem Hause von selbst bis zum Giebel hinaufsteigt. An den Trottoirs entlang sind von Strecke zu Strecke Brunnen angelegt, die dazu dienen, bei Feuersbrünsten die Spritzen und Eimer mit Wasser zu füllen, und die nur bei solchen traurigen Gelegenheiten fließen. Die neuen Städte in den Vereinigten Staaten sind meistentheils mit hydraulischen Anstalten versehen. Unter den alten besitzt Philadelphia eine ganz vortreffliche, die der Stadt in Folge vieler unglücklichen Versuche sehr theuer zu stehen kam. Sie kostet mindestens 15 Millionen. Der Wasserverbrauch zu Philadelphia wird von dem Schuylkill geliefert, der die Stadt in Südwesten begränzt. Ein in dem Fluß angebrachter Wasserfall setzt die Pumpen in Bewegung, welche die Behälter füllen. Diese Anstalt zu Fairmount, welche die Räder, Pumpen und Behälter umfaßt, ist mit vielem Geschmack und sehr wenigen Kosten eingerichtet und verziert, macht aber einen sehr anmuthigen Eindruck, obgleich die Verzierungen eigentlich aus weiter nichts als einigen Rasenplätzen, hölzernen Balustraden und einem Paar schlechter Statuen bestehen. In diesem Augenblick ist auch die Rede davon, zu Boston eine Wasserleitung einzurichten, die wohl an 2 Millionen kosten kann, weil man das Wasser dazu sehr weit wird herleiten müssen. New-York, welches diesen Mangel ebenfalls sehr schwer fühlt, will ein Gleiches thun, und das Unternehmen wird dort aus gleichem Grunde auf 25 Millionen geschätzt. Die Wasserleitung von Cincinnati kostet kaum 800,000 Franken, obgleich sie dreimal umgeändert wurde. Im Allgemeinen werden in den Vereinigten Staaten diese Anstalten als städtische Sache betrachtet, in Cincinnati jedoch gehört die Wasserleitung einer Privat-Gesellschaft, und das Wasser wird daher hier theurer bezahlt, als in Pittsburg und in Philadelphia. An letzteren Orten beträgt die Wassersteuer für eine gewöhnliche Familie 5 bis 6 Dollars jährlich, also nur 9 Centimen auf den Tag. Die Stadt Cincinnati hat dreimal mit jener Gesellschaft unterhandelt und dreimal einen vortheilhaften Kaufpreis zurückgewiesen. Das erstemal bot man ihr die Uebernahme der Anstalt für 175,000 Franken an, das zweitemal für 400,000, das drittemal forderte man schon 670,000, und sie wird am Ende 1 bis 2 Millionen dafür zahlen müssen. In diesem Geschäft, so wie hinsichtlich der Beleuchtung, hat die Weigerung der Stadt ihren Hauptgrund in der Schwierigkeit, neue Abgaben einzuführen.

Wenn man von der Wasserseite anlangt, gewährt Cincinnati einen imposanten Anblick. Noch bedeutender nimmt es sich aus, wenn man es von dem Gipfel eines der umliegenden Hügel betrachtet. Man übersieht dann den sich langsam dahin schlängelnden Ohio und den Licking, der sich in einem rechten Winkel hineinstürzt, die Dampfschiffe, mit denen der Hafen gefüllt ist, das Bassin des Kanals, mit dem daran stoßenden Magazin, die zehn Schleusen, die es mit dem Fluß in Verbindung setzen, die weißen Seidenmühlen von Newport und Covington mit ihren hohen Schornsteinen, das Depot der Bundes-Armee, auf welchem am äußersten Ende eines Mastes die gestirnte Flagge weht, und die Spitzen der schlanken hölzernen Glockenthürme. Von allen Seiten ist der Blick durch einen Gürtel von Bergen und Hügeln begränzt, deren Abhänge noch von der gewaltigen Vegetation der Urwälder bedeckt sind. Dieses reiche Grün wird hin und wieder von einigen Landhäusern unterbrochen, die mit Kolonaden umgeben sind, zu denen jene Wälder das wohlfeile Material geliefert haben. Man kann wohl sagen, daß die Bevölkerung, die sich in diesem Panorama umherbewegt, im Schooße des Ueberflusses lebt, daß sie fleißig, sparsam, mäßig und lernbegierig ist, und daß, wenn ihr, mit sehr wenigen Ausnahmen, die feineren Vergnügungen und die eleganten Sitten der künstlichen Civilisation unserer Europäischen Hauptstädte fremd sind, sie dafür auch deren Laster, Zerstreuungen und Thorheiten nicht kennt. Auf den ersten Blick glaubt man nicht, daß zwischen dem rechten und linken Ufer des Stromes ein großer Unterschied ist. Es scheint, aus der Ferne gesehen, als ob der glückliche Zustand Cincinnati's sich auch auf das andere Ufer erstrecke. Das ist aber eine Täuschung. Auf dem rechten Ufer, nämlich im Staate Ohio, giebt es nur freie Wesen; gegenüber ist die Sklaverei zu Hause. Man kann hundert und abermal hundert Meilen auf dem Fluß hinabfahren, so wird man stets zur Rechten die Freiheit, zur Linken die Sklaverei haben, obgleich es immer derselbe Boden ist, den die Arbeit des weißen Mannes überall auf gleiche Weise urbar machen und bebauen könnte. Kommt man in den Mississippi hinein, so findet man Gleichheit zwischen beiden Ufern, auf beiden Seiten Sklaverei; ein blinder Schlendrian oder vielmehr eine verzweifelnde Ohnmacht von Seiten der Regierenden und ein beklagenswerther Egoismus von Seiten der Regierten haben diese Pest auf einem Boden einreißen lassen, wo keine Nothwendigkeit dazu vorhanden war. Wer kann sagen, wann und wie und mit welchen Schmerzen sie zu heben seyn wird?

Ehe ich meine Bemerkungen über Cincinnati schließe, will ich noch meines Zusammentreffens mit einem merkwürdigen Individuum erwähnen. Ich hatte an der Wirths-Tafel einen Mann von mittlerem Wuchs, von trockenem und derbem Temperament und ungefähr 60 Jahren bemerkt, der noch das lebhafte Aeußere und muntere Benehmen eines Jünglings hatte. Seine heiteren und elastischen Gesichtszüge, die Anmuth seines Betragens und eine gewisse Herrschermiene, die aus seinem schlichten Anzuge hervorleuchtete, hatten meine Aufmerksamkeit erregt. Man sagte mir, es sey der General Harrison, Registrator des Stadtgerichts von Cincinnati. „Ist dies der General Harrison von Tippecanoe und von der Themse?" „„Derselbe, der ehemalige Ober-Befehlshaber der Armee, der Besieger des Indianer-Häuptlings Tekumseh und des Englischen Generals Proctor, der Rächer unserer Niederlagen bei Detroit und am Rosinenflusse, der ehemalige Gouverneur des Gebietes Indiana, der ehemalige Senator des Kongresses der Vereinigten Staaten, und der ehemalige Gesandte unserer Nation bei einer der südlichen Republiken. Er ist im Dienste seines Vaterlandes ergraut, er hat zwanzig Jahre seines Lebens in jenen wilden Kriegen gegen die Indianer zugebracht, wo bei größeren Gefahren weniger Ruhm einzuärndten war, als bei Rivoli und Austerlitz. Jetzt sehen Sie ihn arm, mit den Sorgen für eine zahlreiche Familie beladen und, obgleich er noch in voller Kraft ist, von der Regierung der Union hintangesetzt, weil er es wagt, unabhängig zu denken. Da hier die Opposition die Majorität bildet, so kamen seine Freunde, um ihm aufzuhelfen, überein, den Registrator des hiesigen Stadtgerichts, der ein Jacksonist war, abzusetzen und dem General, gleichsam als Pension, diese ziemlich einträgliche Stelle zu geben. Seine Freunde in den östlichen Staaten wollen ihn zum Präsidenten der Vereinigten Staaten machen, wir hier haben ihn einstweilen zum Aktuarius an einem kleinen Gericht befördert."" Nach einer Pause fügte mein Tischgenosse hinzu: „„Sie können an eben dieser schlechten Wirths-Tafel noch einen anderen Kandidaten für die Präsidentschaft sehen, der bessere Aussichten als der General Harrison zu haben scheint. Dort drüben Herr Maclean, Richter am Ober-Tribunal der Vereinigten Staaten.""

Die Beispiele solcher Zurücksetzung von Männern, deren Laufbahn die ehrenvollste war, sind in den Vereinigten Staaten nicht selten. So sah ich zu New-York den berühmten Gallatin, den man am Ende mit sehr kurzem Dank abfertigte, nachdem er vierzig Jahre als Gesetzgeber, als Minister im Inlande, als Unterhändler im Auslande gedient und an Allem, was die Bundes-Regierung Gutes und Weises gethan, thätigen Antheil genommen, und der seine mühselige Laufbahn in Mangel und Noth beschlossen hätte, wenn seine Freunde nicht darauf bedacht gewesen wären, ihm eine Stelle als Präsident der New-Yorker Banken anzubieten. Es ist bekannt, wie kümmerlich der Präsident Jefferson seine letzten Tage hinbrachte, und wie er sich genöthigt sah, die Legislatur von Virginien um Erlaubniß zu bitten, seine Güter durch eine Lotterie ausspielen zu dürfen, während der Präsident Monroe, noch ärmer als jener, nachdem er sein väterliches Erbe im Dienste des Staates aufgezehrt hatte, das Mitleid des Kongresses anflehen mußte; und diesen Männern verdankte ihr Vaterland den unschätzbaren Besitz von Louisiana und Florida! (Mich. Chevalier. — J. d. D.)

England.

Ueber den Farbenwechsel des Chamäleons.

Das kleine unter dem Namen Chamäleon bekannte Thierchen ist seit langer Zeit, der schnellen Farbenveränderungen wegen, welche bei u.

Haut erleidet, allgemein berühmt und dieserhalb zum populairen Bilde der Veränderlichkeit und des Wankelmuthes geworden. Wenn wir den alten Autoren glauben dürfen, so besitzt es die wunderbare Kraft, die Farben aller mit ihm in Berührung kommender Gegenstände nach einander anzunehmen; aber die Naturforscher haben seit lange schon die Geschichte dieses kleinen Thierchens von allen damit verbunden gewesenen Fabeln gereinigt. Indessen, wenn man ihm auch die Fähigkeit abspricht, die Farben bis ins Unendliche wechseln zu können, so muß man ihm doch zugestehen, daß seine Haut merkwürdige Veränderungen erleidet, und daß sie bald vollkommen weiß, bald gelblich und bald beinahe schwarz ist, je nachdem das Thierchen schläft oder wacht, ruhig oder durch irgend eine Widerwärtigkeit aufgeregt ist.

Dieses sonderbare Phänomen war wohl geeignet, die Neugier zu erregen, und viele Zoologen haben sich darum auch angestrengt, die Ursache dieser Erscheinung zu entdecken. Wir verdanken ihnen eine große Zahl Hypothesen, bald mehr, bald minder wahrscheinlich; aber sie haben ihre Meinungen weder auf physiologische Erfahrungen noch auf anatomische Untersuchungen basirt, und folglich tragen ihre Resultate keinesweges den Charakter einer erschöpfenden Genauigkeit.

Nach Hasselquist rühren jene Veränderungen von einer Art von Krankheit, oder, bestimmter, von einer gewissen Gelbsucht her, welcher dieses Thierchen unterworfen ist, besonders wenn man es zur Wuth reizt.

In neuerer Zeit hat ein Autor das Phänomen dadurch erklärt, daß er das Blut des Chamäleons als violetblau bestimmt, während die Geflechte der Blutadern und die Haut selbst gelb sind, so daß die Hautfarbe in dem Grade wechselt, in welchem das Blut zu- und abfließt.

Cuvier betrachtet den Farbenwechsel als eine Wirkung der enormen Ausdehnung der Lungen dieser Thiere und meint, daß in dem Maaße, wie diese Organe von Luft erfüllt oder geleert sind, sie das Ganze des Körpers mehr oder minder durchsichtig machen, indem sie eine größere oder kleinere Quantität Bluts in die Hautdecke treiben und diese Flüssigkeit selbst mehr oder minder glänzend färben.

Es giebt auch noch andere Naturforscher, welche alle diese Veränderungen der Respiration beimessen und auf unterschiedene Weise die Einwirkung der Lungenausdehnung auf die Haut erklären. Die Hautdecke des Chamäleons ist, wie man weiß, mit einer großen Anzahl kleiner schuppigen Körnchen übersäet, welche ihr den Anschein einer Zebra-Haut geben; man sagt auch, daß diese Körnchen eine gelbliche Farbe haben, während das Untere der Haut dunkelroth ist, so daß, wenn das Häutchen zusammengezogen ist, man nur die Körnchen allein sehen kann; wird es aber durch das Aufblasen der Lungen ausgedehnt, dann trennen sich die Körnchen von einander und lassen die natürliche Farbe der Haut hervortreten, wodurch denn die wechselnden Farben dieses Thieres entstehen.

Herr Spittal, dem wir einige interessante Beobachtungen über diesen Farbenwechsel verdanken, betrachtet sie als mit dem Zustande der Lungen verbunden; und Herr Houston, welcher die Wissenschaft durch die Untersuchungen der Struktur und der Zungenbewegungen dieses sonderbaren Thieres bereichert hat, betrachtet jenes Phänomen als eine Folge der Blutwallung in den Hautgefäßen. Endlich könnte man auch fragen, ob diese Mannigfaltigkeit der Farben nicht von der besonderen Natur des Oberhäutchens herrühre, welches, indem es selber einige Modificationen erleidet, auf das Licht in verschiedener Weise wirken und hinter einander alle Strahlen zurückwerfen kann; so wie sehr dünne Metallplatten eine Reihe von Farben hervorbringen, je nachdem ihre Stärke vermehrt oder vermindert wird.

Wenn man nun alle diese Erklärungen prüft, so wird man bald einsehen, daß sie nur als reine Hypothesen zu beachten sind. Mir aber schien diese merkwürdige Erscheinung eine vollkommenere Erklärung zu verdienen, und ich habe mir darum mit Eifer die Gelegenheit zu Nutze gemacht, welche Herr Savart mir dargeboten hat, um neuerdings diesen Farbenwechsel zu untersuchen und die Ursachen jenes sonderbaren Phänomens zu ergründen.

Im Juni 1833 erhielt Herr Savart zwei Chamäleons aus Algier, welche er bis Ende Oktobers am Leben erhielt. Eines dieser Thiere, welches wir mit Nr. 1 bezeichnen wollen, war gewöhnlich von einer grauen ins Purpur spielenden Farbe; aber während der Nacht, wenn es eingeschlafen war, schien es weißgrau zu seyn. Bisweilen zeigten sich an den Seiten schmutzig gelbe Flecke, und ein andermal erschienen auf verschiedenen Theilen seines Leibes andere Flecke, welche roth oder dunkelviolet waren. Endlich, einige Tage vor seinem Tode, nahm es eine gelbe Farbe an und bedeckte sich mit einer Menge kleiner schwarzer Punkte, die sich stufenweise ausdehnten, fortlaufende Flecke bildeten und beinahe die ganze Körperfläche bedeckten.

Das Chamäleon Nr. 2 war gewöhnlich von dunkelbouteillengrüner Farbe, welche der schwarzen nahe kam. Wenn es tief eingeschlafen war, dann nahm es, wie das erstere, die bleiche Farbe des Blaßgelben an; während des Tages beobachtete man an den Seiten salatgrüne Flecke, während der übrige Körper bouteillengrün war. Wenn man es nahe bei einem Fenster placirte, wo es die Hoffnung, zu entwischen, ergriff, verbreitete sich eine gelbgrüne Farbe über den ganzen Körper. Als es endlich krank wurde, da erschienen einige gelbliche Flecke, es behielt aber bis zu seinem Tode die Hauptfarbe, nämlich bläulichgrün, die ihm gewöhnlich eigen war.

Nr. 2 wechselte leichter die Farbe als Nr. 1, aber bei dem einen wie bei dem anderen gingen die Veränderungen nur stufenweise von Statten. Wir hatten immer mehr eingesehen, daß sie ganz unabhängig von der stärkeren oder schwächeren Ausdehnung des Körpers waren. Die Chamäleons bliesen sich zuweilen ungeheuer auf, ohne dabei einen Farbenwechsel zu bekunden; und in anderen Augenblicken traten wieder die Variationen schnell ein, ohne daß ihnen eine Veränderung in der Ausdehnung vorangegangen war.

So zerstörte denn die unmittelbare Beobachtung alle die Hypothesen, mit deren Hülfe die Naturforscher den Farbenwechsel des Chamäleons aus der Ausdehnung der Lungen herzuleiten sich bemüht haben. Bis dahin aber hatte diese Beobachtung immer noch keine reelle Ursache dieses Phänomens an's Licht gebracht. Ich nahm daher, um einen klaren Einblick zu erlangen, meine Zuflucht zur Anatomie.

Unmittelbar nach dem Tode des Chamäleons Nr. 1 machte ich einen Theil der Haut los, auf welcher sich die beschriebenen rothen und dunkelen Farben, so wie auch ein breiter gelblichgrauer Fleck befanden, und brachte dieses Bruchstück vermittelst eines stark vergrößernden Glases zur Untersuchung.

Die Oberfläche dieser Haut ist, wie man weiß, mit einer unendlichen Zahl von kleinen runden Wärzchen bedeckt, zwischen denen man noch um vieles feinere Körnchen erblickt. Wir haben auch schon bemerkt, daß einige Naturforscher den Farbenwechsel des Chamäleons dem Umstande beigemessen haben, daß die kleinen Wärzchen gelb, die übrige Haut aber anderer Farbe ist, und darum auch, wenn die Haut sich zusammenzieht, die gelbe Farbe der Wärzchen allein sichtbar bleibt, hingegen bei der Ausdehnung derselben die Körnchen sich zerstreuen und die untere Hautfläche erscheinen lassen.

Aber die Wirklichkeit war dieser Hypothese geradezu entgegen; denn sowohl an den dunkelsten Stellen des Leibes, als an den hellsten, war es genau unter den Wärzchen, wo die Lokalfarbe, es mochte eine seyn, welche es wollte, sich verschiedentlich veränderte.

An den Haupttheilen, welche von dunkelrother Farbe waren, konnte man sich, mit Hülfe des Mikroskops, leicht überzeugen, daß die den benachbarten Theilen eigene gelbgraue Farbe nicht ganz verschwunden war; aber die Haut war wie übersprengt mit einer unendlichen Zahl kleiner purpurrother Punkte, bald mehr, bald minder dunkel, und jede Warze schien mit einem Netze bedeckt; dem unbewaffneten Auge aber schienen diese Punkte die ganze Oberfläche zu bedecken. Zwischen einigen dieser Warzen nahm man auch Punkte von derselben Farbe wahr, aber sie waren um Vieles leichter und blässer. Endlich erschien diese Farbe auf der inneren Oberfläche der Haut weniger hoch und kräftig.

Die nicht purpurrothen Haupttheile zeigten auf der äußeren Oberfläche nur eine gelbgraue Farbe, mehr ausgedrückt auf den Wärzchen der Haut, als in den Zwischenräumen, welche sie trennten. An einigen Orten, die Flanken entlang und auf dem unteren Theil des Leibes, war diese Farbe weißlicher, als überall anderswo; während sie in den höheren Theilen des Rückens sich dem reinen Gelb näherte.

War die Haut ausgedehnt, so daß sich die Wärzchen, mit denen sie überfüllt war, zerstreuten, so fand gar kein Farbenwechsel statt; wenn man aber die innere Oberfläche untersuchte, fand man überall dieselbe violettrothe, in's Schwarze spielende Farbe, welche von Innen und Außen sichtbar war. So schien es denn, daß überall in der Oberhaut des Thieres zwei gänzlich verschiedene Schichten existirten; eine von grauer Farbe, welche nach den verschiedenen Theilen, an denen man sie beobachtete, bald gelber, bald weißer war, und eine andere von violettrother oder schwärzlicher Farbe. Die Mannigfaltigkeit der Farben, welche man an diesem Thierchen bemerkt, entsteht also daher, daß bisweilen die letztere dieser Schichten auf der Oberfläche, durch das Oberhäutchen hindurch, bald mehr, bald minder mit der ersteren vermengt, sichtbar ist, und bisweilen unter dieser gänzlich versteckt bleibt.

Durch die Feststellung dieser Thatsache wurde es nun wahrscheinlich, daß die Erscheinung der Purpurflecke von verschiedener Größe, welche bei dem lebenden Thierchen hin und wieder wahrgenommen werden, nur von der veränderten Stellung der Schichten oder inneren Häutchen abhing.

Die Zergliederung des zweiten Chamäleons bestätigte das, was ich so eben gesagt habe. Wir fanden zwei komplett unterschiedene Schichten darin; die eine äußere war gelb oder weiß, nach Maßgabe der Theile, welche wir gerade untersuchten; die zweite innere war von bouteillengrüner, in's Schwarze spielender Farbe. Es ist unzweifelhaft, daß die Vermischung dieser beiden Farben und die Vorherrschung der einen über die andere die Mannigfaltigkeit erzeugten, welche wir bei dem Leben dieses Thierchens wahrgenommen.

(Milne Edwards. — Edinb. Phil. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Shakespeareana. Der Shakespeare-Klub zu Stratford am Avon hat eine Subscription eröffnet, um das Monument des großen Dichters in der Stratforder Kirche wiederherzustellen und das Innere des Raumes, der das Grab Shakespeare's und die Gräber mehrerer Glieder seiner Familie enthält, auszubessern. Wenn die Subscription noch mehr eintragen sollte, als zu diesen Zwecken erforderlich seyn würde, so will man den Ueberschuß zu anderen mit dem Andenken Shakespeare's in Verbindung stehenden Gegenständen verwenden. — Unter den Manuscripten des Lord-Kanzlers Ellesmere, die im Besitze Lord Francis Egerton's sind, hat man kürzlich einige wichtige Entdeckungen gemacht, die über Shakespeare's Leben und Verhältnisse nähere Aufschlüsse geben. (Morning Chronicle.)

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit in der Versendung des Blattes keine Unterbrechung eintrete.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Achter Band,

Juli bis Dezember

1835.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Inhalts-Verzeichniß.

Spanien.

Juli: Der Spanische Komponist Gomis (86).

August: Die Jagden in Estremadura (94). Spanisches Urtheil zu Gunsten der Stiergefechte (97). Bilder aus dem Madrider Volksleben (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Eine Reise in Spanien, in Begleitung der Armee der Königin, im September 1834 (105). Der verfehlte Stoß. Historische Original-Novelle von Don José Garcia de Villalta (110). Die Revolution von Aranjuez. Nach der Schilderung des Grafen Toreno (111). Estremadura und seine Bewohner (113). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Die Basken (118). Dichter und Maler im siebzehnten Jahrhundert. Von José Bermudez de Castro (124). Der Kriegsschauplatz in Spanien. Die Baskischen Provinzen und Navarra (126). Bibliographische Mittheilungen.

November: Gesetze, Sitten, Charakter und Lebensweise der Basken und Navarresen (135). Die Kathedrale von Cordova (143). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Das numismatische Kabinet in Madrid (150).

Frankreich.

Juli: Zur Statistik von Frankreich (83). Gluck, Sacchini und die heutige Opernmusik in Paris (86). Zur Geschichte des Anagramms. Vom Bibliophilen P. L. Jacob (87). Die Zwangsheirath, von Molière (89). Bibliographische Mittheilungen.

August: Ueber die Devisen in der Heraldik (92). Die Wohnungen einiger Pariser Schriftsteller (93). George Sand (100). Jupiter: eine Abhandlung über diesen Gott, seinen Kultus und die ihn darstellenden Monumente. Von Emeric David (103). Meine Reise nach Brundusium. Ein Schreiben Jules Janin's an den Herausgeber der Revue de Paris (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Meine Reise nach Brundusium. Von Jules Janin. [Fortsetzung und Schluß] (105). Saint-Martin (110). Almaria. Ein Roman vom Grafen J. v. Rességuier (112). Necker und die Frau von Staël, bei Gelegenheit eines Besuches des Herrn Petiet. Von der Herzogin von Abrantes (113). Das Haus der Bonaparte's in Ajaccio (116). Ein Jahr aus dem Leben Paul Louis Courier's. Aufenthalt zu Toulouse 1796—97 (117). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Ungedruckte Briefe von Paul Louis Courier (118). Paris von der Wasserseite (120). Geheime Korrespondenz der Königin Marie Antoinette (129). Don Juan d'Austria, oder der Beruf, von Casimir Delavigne (130). Einige Notizen zur neueren Geschichte von Frankreich (130). Bibliographische Mittheilungen.

November: Don Juan d'Austria, von Casimir Delavigne. [Schluß] (131). Die Aufsuchung der „Lilloise" (133). Das Theater in Marseille (134). Saint Paul, der Pseudo-Graf (135) Das Alter, in welchem die Pariserinnen sich verheirathen (137). Denkwürdigkeiten des Schauspielers Fleury (138). War Voltaire musikalisch? (139). Zur Geschichte des Zweikampfes (140). Die physische Erziehung der Mädchen. Von Dr. Bureaud-Riofrey (141). Dupin's Ansichten von der Gesetzgebung über den Zweikampf (143). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Der Verfasser des Liedes „Charmante Gabrielle" (144). Ueber den gegenwärtigen Zustand des Protestantismus in Frankreich (145). Zur Literatur des Schachspiels (149). Fréron, Vater und Sohn. Journalist und Volkstribun (153). Bibliographische Mittheilungen.

Schweiz.

Juli: Spießbürgers und Schulmeisters Ansichten vom Fortschritt (80). Tableau der Lebensdauer bei Betreibung der verschiedenen Gewerbe in Genf, von 1776 bis 1830 (91). Bibliographische Mittheilungen.

Italien.

Juli: Gian-Domenico Romagnosi. Eine biographische Skizze (82). Méry's Italiänische Reise. III. Pisa (84). Ein Ball bei Madame Smith (84). Ein Konzert beim Fürsten von Montfort (84). Bibliographische Mittheilungen.

August: Vico's Leben und Werke (103). Bibliographische Mittheilungen.

September: Farjasse's Besteigung des Aetna (105). Méry's Italiänische Reise. IV. Siena (112). Radicofani. — Rom (113). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Aphorismen über Geist und Gemüth (122). Bellini. Skizzirt von Castil Blaze (123). Die Denkmäler von Ravenna (124). Historische Scenen aus dem Italiänischen Mittelalter (126). Bibliographische Mittheilungen.

November: Giovanni Rosini als Dramatiker und Lyriker (132). Das Floriansche Kaffeehaus in Venedig (135). Johanna die Erste, Königin von Neapel. Eine Geschichte aus dem 14ten Jahrhundert. Von Giacinto Battaglia (139). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Italiänisches Capriccio über die Kleidermacherkunst (149). Acht Tage in den Gebirgen zwischen Rom und Neapel (151). Manfred von Sicilien. Nach neueren Italiänischen Darstellungen (154). Bibliographische Mittheilungen.

England.

Juli: Edward Lytton Bulwer (78). Der diesjährige Komet (79). Die Bewegung unserer Sonne durch den Weltraum (81). Neue Data zu Shakespeare's Leben (82). Der Lord-Mayor von London (83). Affen-Schwänke (83). Tiefe. Eine literarisch-kritische Phantasie (84). Der diesjährige Komet. Zweiter Artikel (85). Geschichte von Irland. Von Thomas Moore. Erster Band. London, 1835 (87). Anfänge des Englischen Romans (88). Mephistopheles über das Englische Zeitungswesen (90). Charles Lamb über Shakespeare's Charaktere (91). Bibliographische Mittheilungen.

August: Zur Naturgeschichte des Hundes (92). Die Londoner Klubs (93). Die finanzielle Lage der Literaten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, und Shakespeare's insbesondere (94). Die Schottischen Seen (95). Der Gartenbau in Großbritanien (96). Mein ehrenwerther Freund Bob (98). Das Todtenschiff (99). Das Englische Unterhaus im Jahre 1835. [Von einem Irländer] (101). Mistreß Hemans (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Sonntags-Vergnügungen der Londoner Philister in den heißen Sommertagen (106). Die philharmonische Gesellschaft in London (108). Von dem Mißgeschick, gehängt zu werden. Aus Charles Lamb's vermischten Schriften (109). Shakespeare und Scott (111). Aehrenlese aus der Naturgeschichte Von E. Jesse (114). Morgenländische Erzählungen. Von J. A. St. John (115). Geschichte und gegenwärtiger Standpunkt der Kochkunst (116). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Spieler-Schicksale (119). Theorie und Praxis der Gastronomie. Nach Ude und Brillat-Savarin (121). Das Englische Theater im Jahre 1835. Von einem Franzosen beurtheilt (123). Lord Baco von Verulam (124). Bibliographische Mittheilungen.

November: Die Eroberung von Florida, unter Hernando de Soto. Von Theodor Irving (131). Das Zeitungswesen in England (133). Die Mißgriffe der Genialen (134). Mein erstes Bühnenstück (137). Flamsteed, Halley und Sir Isaak Newton. Eine wissenschaftliche Ehrenrettung (138). Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner. Von dem Letzteren aus der Erinnerung niedergeschrieben (139). Bibliograpische Mittheilungen.

Dezember: Scenen der Englischen Küste. Die Küstenwächter. — Ein Schiffbruch. — Ein Gefecht mit Schmugglern (146). Portsmouth und die Englische Marine. Von Victor Hennequin (149). Biographische und kritische Geschichte der Musik von den frühesten Zei-

ten bis auf die Gegenwart (151). Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner. Zweiter Artikel (152). Die Taxe auf die Wissenschaft in England (155). Zur vergleichenden Sprachkunde (156). Bibliographische Mittheilungen.

Holland.

Juli: Physiognomie der bedeutendsten Städte Hollands. Von Roger de Beauvoir (86).

August: Das Dorf der Missionaire (92). Holländische Poesie (92). Bibliographische Mittheilungen.

Belgien.

Dezember: Das Frauen-Irrenhaus in Gent (150).

Dänemark.

September: Altnordische Literatur. Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen. 1834—1835 (109).

Schweden.

August: Wieselgren's Literatur-Geschichte (102). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Die Frage über verantwortliche Minister in Schweden (121). Altnordische Erinnerungen. Auch unter dem Titel: „Die Nordbewohner in Auslwege." Historische Untersuchungen von Cronholm (130). Bibliographische Mittheilungen.

Norwegen.

Juli: Breton's Skizzen von Norwegen (89).

November: Delaboulaye's Reise nach Norwegen (142).

Dezember: Delaboulaye's Reise nach Norwegen. [Schluß] (144).

Island.

Juli: Islands Entdeckung und erste Anbauung. Von N. M. Petersen (81).

Oktober: Barrow's Reise nach Island (128).

Polen.

Juli: Periodische Literatur in Warschau (91).

Rußland.

Juli: Die Feldmarschälle Kamensky und Bagrathion (83). Die Russische Literatur zu Anfang des Jahres 1834. Von N. J. Gretsch. An einen in Paris lebenden Russen (90).

August: Der Mucker. (Eine wahre Geschichte aus unserer Zeit) (95). Moskau und St. Petersburg. Eine Parallele (96). Eine neue Art von Bären-Pelz (100). Biographische Mittheilungen.

September: Scenen aus dem Leben der Tscheischenzen. Von einem Augenzeugen (108). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Das Kaiserliche Institut für adelige Damen zu St. Petersburg (122). Prinz Johann von Dänemark in Rußland (125). Bibliographische Mittheilungen.

November: Reise einer Russischen Fliege durch die Speisesäle und Kabinette verschiedener Länder und Völker. In Briefen an ihren Freund Büchermurm, herausgegeben von Th. Bulgarin. I. Aufenthalt in St. Petersburg (131). II. Ankunft im Auslande (132). Der Hof des Kaisers Peter II. und der Kaiserin Anna. Bruchstücke aus den Memoiren des Herzogs von Liria (136). Die Große oder Goldene Orda (140). Ein Sommer in Reval. Skizzirt von Th. Bulgarin (143).

Dezember: Russische Conversation. Vom Baron Brambeus (148). Petersburger Sitten. Die Kleinkram-Läden (150). Bibliographische Mittheilungen.

Griechenland.

August: Zur Charakteristik von Joannis Capodistrias (101).

Oktober: Ein Besuch in der Grotte von Antiparos (118).

Türkei.

Dezember: Ein Hagelwetter auf dem Bosporus. Aus dem Tagebuche eines Amerikaners (152).

Syrien.

September: Beirut. Von Jules Amic (105).

Armenien.

Juli: Trümmer einer Armenischen Königsstadt. Nach Armenischen Berichten (78).

Ostindien.

September: Die Indischen Spahi's (112).

November: Die Jagd in Indien (143).

Dezember: Kalender der Hindus (146). Schah Schudschah der Ex-König von Kabul (148). Die Königin Begum Somru und ihre Residenz (151). Europäische Greise in Indien (156).

China.

Juli: Ueber die Kultur des Thees (88).

August: Die Intriguen eines Kammermädchens. Chinesisches Schauspiel, übersetzt von Bazin d. A. (98).

September: Die katholischen Missionen in China und Tunkin. Von Ch. de Constant (110).

Dezember: Der Missionair Karl Gützlaff als Chinesischer Schriftsteller (149).

Asien.

Juli: Ein Tag in Syrien. Aus den Papieren eines Russischen Reisenden (80).

September: Vermischte Uebersetzungen aus Orientalischen Sprachen (107).

Dezember: Neueste Reise durch Syrien. Von Vere Monro (153). Zur Etymologie des Schachspiels (154).

Aegypten.

August: Alexandrien und die Griechische Flotte. 1827 (95).

September: Tagebuch Abdulrahman Gabarti's, während der Besetzung Aegyptens von Seiten der Franzosen. Aus dem Arabischen übersetzt von A. Cardin (109).

Afrika.

August: Mittheilungen eines Deutschen aus Süd-Afrika (98).

Oktober: Die Inseln des Grünen Vorgebirges. I. Benavista (119). Thomas Campbell's Briefe aus Algier. Erster Brief (127). Zweiter Brief (128).

November: Die Inseln des Grünen Vorgebirges. Zweiter Artikel. Abenteuer auf der Rückkehr nach Benavista (137). Ein Diner bei dem Gouverneur (137).

Dezember: Thomas Campbell's Briefe aus Algier. Dritter Brief (144). Vierter Brief (147). Fünfter Brief (155).

Nord-Amerika.

Juli: Rigorismus der Nord-Amerikaner (79). Die Monikins. Eine Erzählung von Cooper (88). Bibliographische Mittheilungen.

August: Die Literatur der Vereinigten Staaten. Von dem Amerikanischen Geistlichen Timothy Flint (93). Bibliographische Mittheilungen.

September: Die Literatur der Vereinigten Staaten. Von dem Amerikanischen Geistlichen Timothy Flint. Zweiter Artikel (107). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Die Literatur der Vereinigten Staaten. Dritter Artikel (125). Murel, der Amerikanische Räuber-Hauptmann (128). Indianische Skizzen. Von John T. Irving (129).

Dezember: Amerika's geistige Beziehungen zu England (145). Ein dramatischer Entwurf Lord Byron's. Von Washington Irving (147).

Mexiko.

August: In Mexiko vor dem Jahre 1571 gedruckte Bücher (97).

September: Ein Reisebericht über Veracruz (114).

Süd-Amerika.

Juli: Paraguay, das Land und sein Charakter (78).

September: Die Erdbeben in den Anden (115).

Westindien.

Oktober: Eine Neujahrsfeier auf Jamaika (120).

Brasilien.

August: Herr Deville, der Erforscher unbekannter Regionen (99).

Deutsche Literatur im Auslande.

November: Revue du Nord (133). Die junge Literatur (133). Études sur Goethe (133). Au-delà du Rhin (133). Bettina und Mstrs. Austin (133). Deutsche Architektur in England (133). Drei große Schriftstellerinnen (136). Emancipation der Frauen (136) Mistreß Jameson (136). Wolfgang Menzel und sein Englischer Kritiker (136).

Mannigfaltiges.

Juli: Lamartine in Malta und die Engländer. — Alte Astronomie. — Verschiedenheit des Geruchs-Sinnes. — Die Wespen-Schildwache. — Die Entstehung Cincinnati's. — Spindler in England. — Flora von China. — Neue Kartoffel-Art. — Mais-Papier. — Dichtigkeit der Körper in verschiedenen Tiefen. — Zoologisches. — Jüdische Schauspieler in Jamaika. — Reinlichkeit der Eskimos. — Ein noch ungedruckter Brief von Anna Boleyn. — Spar-Banken in Frankreich. — Chemisches. — Gediegenes Gold. — Kautschuck. — Brief-Tauben. — Fossile Menschenknochen. — Mephistopheles in England. — Das leere Schauspielhaus zu Gloucester. — Charakterzug eines Russen. — Zweideutige Prophetieen. — Der witzliebende Kardinal. — Ein noch ungedruckter Brief der Frau von Staël an Herrn de Lacretelle den Jüngeren.

August: Türkische Miszellen. — Zustand des Elementar-Unterrichts in England. — Ein von einem Wallfische zertrümmertes Schiff. — Die Englischen Zeitungs-Anzeigen. — Russisches Pfennig-Magazin. — Zustand der Musik in England. — Ottomanische Literatur. — Das Chinesische Seminar zu Neapel. — Das Alexandrinische Bibel-Manuskript. — Napoleon und Pigault-Lebrun. — Dienerschaft in Ostindien. — Eine Antike. — Das Gas in der Hauswirthschaft angewandt. — Gummi Elasticum. — Französische Uebersetzung von Raumer's Hohenstaufen. — Griechische Monumente. — Die Post in Indien. — God save the King. — Schottische Ansichten über die Franzosen. — Der Gesetzgeber auf Botany Bay. — Die Stimme des Spechtes.

September: Die Seiden-Fabrication in Frankreich. — Die Taucher von Navarin. — Der Weinhändler Woodhouse in Sicilien. — Ein von Menschen bewohnter Baum in Süd-Afrika. — Weinbau in Ostindien. — Beabsichtigte Verschönerungen von Paris. — Alt-Englische Freigebigkeit. — Der Apollo-Garten in Madrid. — Coleridge über Malerei. — Musikalisches Genie der Hottentotten. — Die Tulpenwurzeln. — Ein Zug aus dem Leben des Marschalls Mortier. — Claude und Teniers. — Ein Springquell von Seewasser. — Coleridge über Musik. — Kalkbrenner's neuer Schüler. — Ursprung der Claqueurs. — Die Französische Aussprache. — Eine zahme Hyäne. — Der Hafen von London. — Karten von Teneriffa. — Coleridge über Rubens. — Wie die Kaffern Ochsen schlachten. — Chinesen und Orang-Utangs auf der Insel Borneo. — Napoleon und das Spanische Volk. — Türkische Miszellen. — Die Stadt Callabaugh am Indus. — Das Federvieh in Ostindien. — Vorschläge zu Verbesserungen in der Englischen Sprache. — Wie ein Engländer Französisch sprechen lernt. — Ein neues Nahrungsmittel. — Der Millauter R. — Cordova.

Oktober: Die Sonne in den arktischen Regionen. — Die moderne Susanna. — Der Englische Haus-Dämon. — Chinesische Stadt-Uhren. — Ein See-Ungeheuer in der Bai von Bengalen. — Radikalkur. — Die Templer und Freimaurer. — Mac Donnel, der große Schachspieler. — Consumtion des Branntweins in London. — Die Universität Upsala. — Zur Geschichte des groben Geschützes. — Der Eschenbaum. — Niebuhr, dargestellt von Franz Lieber. — Seeleute in den Vereinigten Staaten. — Joice Heth, die Amme Washington's. — Ein ökonomischer Seelenhirt. — Ein neues Werk von Maciejowski. — Die Stadt Agra in Ostindien. — Warum kann der Affe nicht sprechen? — Eine zahme Otter. — Seidenprobe in Frankreich. — Heirathen in Indien. — Bolivar.

November: Abenteuer eines Pferde-Liebhabers. — Die Diät des Londoner Bürgers. — Ein geheimnißvoller Kriminalfall. — Neue Expedition in das Innere Neu-Hollands. — North American Review. — Entdeckung einer alten Kirche in Cornwallis. — Coxen's Reise ins Innere von Neu-Holland. — Elektrisches Licht. — Alterthümer auf den Inseln der Südsee. — Gold in Kanada. — Aktenstücke zur Englischen Geschichte. — Die sich wiegenden Amerikaner. — Disciplin der Soldaten Ibrahim's. — Der Bei von Konstantine. — Der blinde Reisende Holman. — Der Hochländer als Soldat. — St. Jean d'Acre. — Antwort eines Indiers auf eine Herausforderung. — Anthropophagen in Indien. — Eine Heiraths-Lotterie. — Indisches Seesalz. — Die seidene Schnur.

Dezember: Geldwerth der Literatur. — Schiffbauholz. — Victor Jacquemont und die Indier. — Einflüsse des Englischen Maschinenwesens auf Ostindien. — Der Matrose auf dem Lande. — Englisches Schulwesen. — Die Indischen Tänzerinnen. — Die Orgel der Kathedrale zu York. — Ehrfurcht der Hindus vor dem Sanskrit. — Der Drache bei den Ost-Asiaten. — Die heiligen Stiere in Indien. — Brahmanen-Enten. — Eine neue Handelsstraße in den Vereinigten Staaten. — Eis und Feuer. — Gegenseitige Begrüßungen der Beduinen. — Die Farben des Herbstes. — Neuentdeckte Spuren von La Peyrouse. — Mittlere Dauer des thierischen Lebens. — Polnische Literatur. — Das Manna in der Wüste. — Der Schäfer von Ettrick. — Der Hagestolz. — Baron von Hügel. — Das Lager der Beduinen.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Mittwoch den 1. Juli 1835.

England.

(Edward Lytton Bulwer. *)

Sollte man gegenwärtig in England einen Schriftsteller aufweisen, der die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts repräsentirt, so ist es Edward Lytton Bulwer. Aufgegangen in den Geist der allgemeinen Reform, als Mitglied des Parlaments, ein eleganter und frivoler Schriftsteller, ein geistreicher Romanen-Dichter, gewandt in der Benutzung des Augenblicks, um seinen Namen über die Oberfläche der Modewelt zu erheben und ihn glänzend zu machen, wußte er von den beiden Generationen sich loszureißen, die ihm vorausgegangen. Bulwer hält sich eben so wenig an die Addison's und Johnson's, als an die Southey's und Byron's. Er ist es, der gegenwärtig in England die Herrschaft der Literaten mit Gewalt heraufbeschwört. An die Stelle der verjährten Praxis will er die neue Theorie auf den Thron erheben. In den meisten seiner zuletzt erschienenen Werke eifert er nach allen Kräften gegen jenen matten, geistlosen Erfahrungssinn, der bis zur Zeit die öffentlichen Angelegenheiten in seinem Vaterlande geleitet, sowie gegen dessen Moral und häusliche Sitten. Er bespöttelt jenes Genie des Positiven und Mechanischen, das doch einer handeltreibenden und gewerbfleißigen Nation so natürlich ist; endlich aber nimmt er für seine literarische Welt eine Stellung in Anspruch, die weit einflußreicher, weit energischer und erhabener seyn soll, als je.

Es ist immer vorbedeutungsvoll und weist auf eine innere Krankheit hin, wenn sich bei irgend einem Volke ein Verzichten auf die Gegenwart, eine Unzufriedenheit mit dem, was besteht, und ein wildes Sichhinstürzen in entfernte, luftige Speculationen kund giebt, wenn es anfängt, das Ideale aufzusuchen und sein Heil in die sogenannte Philosophie zu setzen, kurz, wenn die Sophisten und Literaten in demselben hervortreten, um ihre untrüglichen Universalien gegen die Leiden und Ungemächlichkeiten der großen Menge anzupreisen. Der Staatsmann, die Magistratsperson und der Politiker schaudern zurück vor dem Drange solcher Ereignisse, sie erzittern und erbleichen im Angesichte der Begebenheiten, die sich vorzubereiten scheinen; bekannt mit dem Wesen und dem gewöhnlichen Gange der Geschäfte, lassen sie sich weniger täuschen, geben sich nicht leicht dem Glauben an ein fernes Utopien preis, und selbst das schönste System ist immer in ihren Augen ein Gegenstand des Schreckens. Der Literat hingegen fürchtet nichts, er schwebt stets im Reiche seiner glänzenden und leichtfertigen Hoffnungen und er hat zu lange in der Sphäre idealer Regionen gelebt, um zu begreifen, wie leicht und schnell die Dinge in der Wirklichkeit erschüttert werden und die glänzendsten Spekulationen sich verflüchtigen. Darum erscheint zu Anfange einer jeden großen Revolution, so lange die Krisis droht und es noch nicht zum Ausbruche gekommen ist, auf allen Seiten und in allen Ecken die Masse der Literatoren, jene empirischen Aerzte mit ihren stets fertigen Heilmitteln, im vollen Vertrauen auf die Gewißheit ihrer Axiome und Lehrsätze.

Wer wüßte nicht, wie es in Frankreich zur Zeit des Ausbruchs der Revolution hergegangen. Da sah man eine Menge von Schriftstellern und Philosophen, die, ganz ähnlich dem Herrn Bulwer, der geblendeten Menge ein Eldorado vorspiegelten. Und das war gerade ihre gute Zeit, die Epoche ihres Ruhmes und ihrer Macht, wo sie in die öffentlichen Versammlungen zur Berathung zugelassen worden. Da sah man Mercier, Thomas Payne, Raynal auf den Bänken der Legislatoren, wo sie leider nur eine ziemlich untergeordnete und traurige Rolle spielten, und wo ihre stets schwankende Unentschlossenheit, die Ungewißheit und Schwachheit ihrer Meinungen und Reden gar bald bewiesen, daß ein Talent zum Schreiben noch keinesweges eine Garantie für politisches Talent gewähre.

Die Rhetorik behauptete damals einen großen Einfluß. Die Robespierre's und die Marat's erhielten sich nur durch ihre Theorieen, durch ihre dogmatischen Axiome und hochtrabenden Speculationen; man ahmte die Reden Sallust's nach; man bildete sich nach Thucydides und Demosthenes; die Kunst, zu sprechen, oder vielmehr mit einer gewissen äußeren Eleganz und blendenden Leichtigkeit Nichts zu sagen, diese Kunst bemächtigte sich alles Ruhmes und brachte den Gang der politischen Maschine in Verwirrung. Der Sophismus herrschte sowohl bei den Jakobinern als im Konvent, und es bedurfte mehrerer Jahre, um zu erkennen, daß diese ganze schöne Sprache nicht vermöge, das Geschick der Republik zu beschirmen, daß man das Wohl der Französischen Nation schrecklich kompromittirt, und endlich, daß man nicht im Stande sey, mit den großen Worten allein ein Land zu erretten oder irgendwie neu zu beleben.

Herr Bulwer spielt im Englischen Parlament ungefähr dieselbe Rolle, die Mercier und Marmontel zu Anfange der Französischen Revolution spielten. Und gerade so, wie Jene, hält auch er in seiner gutmüthigen Weise seine Träumereien für Projekte und seine sentimentalen Chimären für Politik. O, arme trügerische Poesie, die du in der Geschichte der Völker fast dieselbe Stelle einnimmst, die der abenteuerliche Roman und die platonische Liebe in der Geschichte eines jungen Mädchens behaupten! Gleich Marmontel und Mercier, gleich Louvet und mehreren Anderen, hat auch Bulwer seinen ersten Ruf frivolen Romanen zu verdanken. Und eben so, wie diese, sieht er die Folgen der stürmischen Bewegung nicht voraus, die er zu vertheidigen wagt.

Bulwer's Talent wird durch den Charakter der Neuheit, der Eleganz und eines den Franzosen so ähnlichen Witzes bezeichnet, zu denen man das Musterbild bei seinen Vorgängern vergeblich suchen würde. Mit ihm beginnt eine neue Epoche und eine neue Literatur in England. Sein glänzender Stil, das leichte Gewebe seines Planes, das wenig Gezwungene in den Situationen, das Fließende und Witzreiche in seinen Dialogen, erinnern weder an Tom Jones, noch an Richardson. Unser Autor scheint vielmehr für Lesage und Crébillon den Jüngeren begeistert zu seyn. Seine Charaktere sind wie in Wasserfarben aufgetragen, ohne Solidität, ohne Kraft und Tiefe, wiewohl man gestehen muß, daß ihnen Bulwer ein geistreiches, leichtes, oft graziöses und lebendiges Gewand umzuhüllen weiß. Geboren zu einer Zeit, wo die vorgeschrittene Literatur in Journalistik und Zeitungsstil ausgeartet, faßt der Romandichter alle seine einzelnen Kapitel wie eine Reihefolge von mehreren Artikeln oder Abhandlungen ab, die jede für sich ein glänzendes Ganzes bilden; diese Gallerie soll nun amüsiren, diese Laterna magica erglänzt vor Deinen Augen, und Du läßt Dich hier von dem Rothwälsch herumstreifender Banditen, dort von dem Echo des Mode-Tons und noch weiter durch die Details der Toilette oder das Drama des Assisen-Gerichts bethören; dies genügt. Die Englische Literatur besteht heutzutage, wenn man so sagen darf, aus einem rein mechanischen Fabrikwesen; es wird hier ein Buch fabrizirt, es mag gut oder schlecht seyn, wenn es nur die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zieht, wenn es nur gelesen und gekauft wird, so ist der Verfasser immer damit zufrieden. Offenbar ist dies ein Zeichen des Verfalls, die äußerste Form einer von ihrer Höhe herabsinkenden Literatur. Denn das echte Genie wird sich nie dazu hingeben, eine Menge glänzender Bruchstücke an einen Faden anzureihen, damit das Ganze als ein Halsband oder sonst ein besonderer Schmuck diene. Alle große Romandichter sind stets von einem vorherrschenden Hauptgedanken, von einem Ideale und einer geheimen inneren Bewegung ausgegangen, die das Ganze wie aus einem Gusse hervorgetrieben. Cervantes setzt den Heroismus dem Interesse, das poetische Leben dem materiellen und das Ideal der Wirklichkeit entgegen. Er hat ein Vorgefühl von dem Hinsterben des Spiritualismus, und lebend in der unglücklichen Epoche, die die katholische Welt von dem um sich greifenden Skeptizismus scheidet, bemächtigt er sich beider Erscheinungen, um sie dem Publikum vorzuführen. Rabelais, zwar nicht so groß und weniger moralisch, bietet denselben Gesichtspunkt und dieselbe Idee dar. Richardson ist das Organ des Protestantismus. Fielding, dessen Feind, bekämpft die Scheinheiligkeit der Puritaner. Dagegen bietet Bulwer's Intelligenz nichts dar, was jener Kraft oder Tiefe irgendwie sich näherte; sie greift gerade so wie ein Kind nach dem Spielzeuge, nach allen Gemälden, Bildern und Ideen, ohne zu wählen oder zu ordnen; Alles, was glänzt, das genügt ihr.

Uebrigens ist dieser fragmentarische und zusammenhangslose Charakter fast allen modernen Romanschreibern eigenthümlich. Das Band, welches ihre Gedanken zusammenhält und verbindet, ermangelt der Kraft, und vergeblich sieht man sich bei ihnen nach einem Alles anziehenden und in sich konzentrirenden Mittelpunkte um. Freilich läßt sich dieser

*) Nachdem wir schon öfters in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, die einzelnen Werke des Englischen Roman-Dichters einer Beurtheilung zu unterwerfen, lassen wir hier eine über die sämmtlichen Leistungen des Schriftstellers sich erstreckende und besonders die politische Seite desselben in's Auge fassende Kritik folgen. Bulwer stammt aus einer sehr alten Familie in der Grafschaft Norfolk, wo er im Jahre 1803 geboren wurde. Da er 1806 seinen Vater verlor, so erhielt er die erste Erziehung unter den Augen seiner Mutter, bis er nach der Universität Cambridge abging, wo sein Gedicht über die Bildhauerkunst den ersten Preis in der Poesie davontrug. Seine literarische Carriere begann Bulwer mit einem Gedichte über die Blumen, dem bald mehrere andere folgten, unter denen O'Neill oder der Rebell besonders hervorzuheben ist. Falkland war das erste prosaische Werk, dem Bulwer seinen schriftstellerischen Ruf verdankt; indeß ward jener Versuch bald durch den Roman Pelham, der 1828 erschien, verdunkelt. Das letzte Werk hat dem Autor seine große Popularität verschafft und ihm eine der ersten Stellen unter den Roman-Dichtern der neueren Zeit errungen.

Mangel durch das Uebergewicht, das die periodischen Blätter heutzutage erlangt, hinreichend erklären. Die Gewohnheit, Alles sogleich niederzuschreiben, wie es der Augenblick eingiebt, raubt der Menge der modernen Talente jene Energie, die erforderlich wäre, um einen Plan, ein Ganzes, ein Ensemble je zu Stande zu bringen. In keinem der von Bulwer bis jetzt herausgegebenen Romane läßt sich eine bestimmte rein philosophische Idee auffinden, in keinem erblicken wir das Bestreben, der Welt, oder wenigstens dem Leser, irgend eine kräftige Lehre zu geben, noch giebt sich das Bedürfniß irgendwie zu erkennen, die Resultate eines an sich unbezweifelten festen Gedankens mitzutheilen.

Fast alle Englische Romanschreiber des heutigen Tages haben denselben Fehler gemein. Sie hüpfen und springen einher, indem sie Possen und Witze reißen, gleichsam als wenn sie nur schrieben, um davon zu leben, als wenn die Zeit ihnen mangelte, als wenn sie dem so ermüdeten und vielfach ennuyirten Publikum nicht das Opfer einiger Stunden des ernsten Nachdenkens bringen könnten. Walter Scott ist der letzte Romanschreiber, der noch gedacht, ehe er geschrieben. Gegenwärtig besitzt England James Hogg, Thomas Hood, Theodore Hook, Galt, Normanby, Ainslie, Mrs. Gore, Mrs. Norton, Miß Landon und noch mehrere Andere. Aber bei allen diesen Schriftstellern findet sich ein und dasselbe System, ein und dasselbe Machwerk, nur ragt Bulwer noch über alle seine Kollegen durch seine Leichtigkeit, durch seine Charakter-Zeichnungen und Gemälde hervor. Sonst ergötzen sich die Einen an der falschen Autobiographie, indem sie bei ihren oft ennuyanten Zergliederungen der Charaktere und der Menschen doch zuweilen die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln wissen; Andere, wie d'Israeli, vermischen alle Gattungen bunt durch einander, das Lyrische mit dem Populären und den epischen Schwung mit dem Burlesken. Eine ziemlich zahlreiche Truppe von aristokratischen Erzählern gefällt sich darin, die leichten Modeblumen aufzulesen, die zierlichen Boudoirs und Putztische detaillirt zu schildern, indem sie sich auch nicht im Geringsten darum kümmert, daß ihr Dutzend Romane, die im letzten Vierteljahr im Schwange gewesen, nach einer Existenz von drei Monaten schon gänzlich in Vergessenheit gerathen. Alle diese verschiedenen Arten von Schriften, so wie die des Herrn Bulwer, des Meisters der Schule und ihres allgemeinen Musterbildes, könnten insgesammt den hier folgenden Titel führen: „Fragmente und Scenen ohne Zusammenhang, vereinigt unter dem Ganzen eines Titels."

Gerade so, wie gegenwärtig Herr Bulwer, traten um das Jahr 1789 Louvet und Choderlos de Laclos in Frankreich mit ihren Schriften auf, die eben so wenig gehaltreich und so unwürdig der bedeutungsvollen Bewegung ihrer Zeit waren. Eben so wie Herr Bulwer, waren die Girondisten elegante Radikalen; Männer mit weitschweifenden Theorieen und unausführbaren Speculationen, angenehme und beredte Phrasenschmiede, in ihrer Begeisterung für das Vaterland fähig zu allen heroischen und leidenschaftlichen Unternehmungen, aber bestimmt, unter den Rädern des gigantischen Wagens umzukommen, den sie selber in Bewegung gesetzt. Als Advokaten, Schriftsteller, Männer des Salons und geistreiche Schwätzer haben sie stets auf die Ueberlegenheit ihrer Intelligenz, auf die glänzende Geschmeidigkeit ihrer Feder und auf den harmonischen Klang ihrer Worte gerechnet. Sie waren zum großen Theil in den monarchischen Sitten und Gewohnheiten auferzogen worden, deren Feinheit und Reiz sie an sich trugen. Sie verfaßten liebliche Verse und kleine Romane. Aber zu allen diesen oberflächlichen und gehaltlosen Beschäftigungen gesellt sich ein glühender Enthusiasmus von derselben Gattung oder fast von derselben Art, als zu welchem die Freunde des Herrn Bulwer sich heutiges Tages bekennen.

Es ist in die Augen fallend und kann Niemanden entgehen, welche ungemeine Aehnlichkeit zwischen den Romandichtern, die gegenwärtig in England in der Mode und zugleich Mitglieder des Britischen Parlamentes sind, und jenen Mode-Romantikern stattfindet, die Mitglieder der Constituante waren. Die Einen wie die Anderen sind populair in ihren Theorieen, aber unpopulair in ihren Gewohnheiten und Sitten. Es sind Sybariten, die von einer Republik träumen; Literatoren, die nicht einsehen, daß eine Demokratie allen ihren literarischen Rang auf einmal absorbiren würde; als Söhne der höheren Klassen, die sie vernichten wollen, erscheinen sie gewissermaßen mit sich selbst im Widerspruch, und dies bizarre logische Vergehen dürfte ihnen am Ende selbst noch theuer zu stehen kommen. Wer erkennt nicht das Elegante, Oberflächliche und fast ganz Aristokratische in „Pelham", „Devereux", „Eugene Aram" und in dem „verleugneten Sohn"? In diesen Schriften sucht man vergeblich nach dem schulmeisterischen Ton und der dogmatischen Sprache, welche sonst die wahrhaft radikalen Schriftsteller bezeichnet; vergeblich sucht man hier die Sprache eines Godwin's, dessen Wort die Englische Gesellschaft wie ein eiserner Hammer eine alte Mauer erschüttert; nein, hier findest Du nichts als Feinheit und Bildung, leise oberflächliche Blicke, muntere Scherze, populaire Scenen in einen glänzenden Rahmen gefaßt, poetische und literarische Spielereien, Epigramme, die mehr scharf als tief und eindringlich sind, und endlich alle Charaktere und Formen des Salon-Talents und des gewandten Schöngeistes.

Das letzte Werk des Herrn Bulwer, der Student, besteht aus einer Sammlung von Bruchstücken, die schon früher in mehreren Reviews, die der Autor der Reihe nach dirigirt, einzeln erschienen sind. Es ist dies eine Form, die seinem so episodischen Geiste völlig zusagt, indem er kaum im Stande wäre, irgendwie einmal zu konzentriren, zusammenzufassen und ein Ganzes hervorzubringen. Die letzten Tage von Pompeji, ein ganz anspruchsvolles Werk, beweist ebenfalls die angedeutete Unfähigkeit des Verfassers; es enthält viele glänzende Stücke und hier und da zerstreute glückliche Beschreibungen; allein der Plan ist mangelhaft, und es ist dem Autor nicht gelungen, die alte, unter der Asche und der Lava des Vesuvs untergegangene Welt neu zu beleben. Der Herausgeber des in Nord-Amerika erscheinenden Monthly Magazine, Herr Fairfield, hat bei Gelegenheit dieses Werkes folgende ganz merkwürdige Reclamation erhoben: „Ich habe", sagt er, „dem Herrn Bulwer eine Kopie meines Gedichtes unter dem Titel: Die letzte Nacht von Pompeji, zustellen lassen. Derselbe hat, ohne seiner Quelle auch nur im Geringsten Erwähnung zu thun, den ganzen Plan, alle Ereignisse und die ganze Reihe der dramatischen Begebenheiten seines Romans ab ovo usque ad mala jenem Gedichte entlehnt, es sey denn, daß er an der Zeit und an den Personen einiges abgeändert. Was den letzteren Punkt betrifft, so verdient er nur Tadel, denn die Personen handelten nicht anders, als unter dem Einfluß der Begebenheiten, die dazu erfunden worden, um sie mit harmonischer Einheit auf die Scene zu bringen. Der Englische Schriftsteller hätte seine Schuldigkeit thun und seinem Amerikanischen Musterbilde die gebührende Anerkennung zu Theil werden lassen sollen, die der Britischen Loyalität wohl besser zugesagt hätte."

Die Aktenstücke liegen uns nicht vor Augen, und wir können uns demnach in keinem Fall zu Schiedsrichtern in der Sache aufwerfen. Aber so viel ist gewiß, daß die Kraft unseres Bulwer nicht eben in der Erfindungsgabe besteht. Auch „Eugene Aram" ist nichts als die gewandte Entwickelung eines Kriminal-Prozesses, von dem die Tribunale vielseitig wiederhallten. Die schönsten Seiten und die kräftigsten Situationen des Romans finden sich in den Journalen jener Zeit alle vor. Und eben so gehen die übrigen Werke Bulwer's zum größten Theil von bekannten Thatsachen aus, gleich als wenn seine Einbildungskraft immer noch eines besonderen Anhaltpunktes von Außen bedürfte.

In seiner parlamentarischen Carriere hat sich Bulwer, wie wir bereits angedeutet, hauptsächlich darin gefallen, die Rechte und Privilegien der Literatoren zu reklamiren und geltend zu machen; allein er hat dabei vergessen, daß der Literat, wenn er nützlich seyn will, keine besondere Klasse, keine Kaste und keine Corporation bilden darf; daß Alles, was denkt und seine Gedanken der Welt mitzutheilen versteht, eben dadurch schon an und für sich ein Literat ist, und daß endlich die Gesellschaft dem Schriftsteller gar keinen anderen Schutz gewähren kann, als daß sie ihm die Schranken öffnet und seinen Gedanken freien Lauf läßt. Wer das Schreiben zu seinem Handwerke macht, verdient darum nicht etwa mehr Achtung, als jeder andere Bürger. Denn wenn auch seine Bahn einer größeren Gefahr unterliegt, so ist sie doch auch schöner, und wird ihr stets an und für sich selbst eine höhere Belohnung zu Theil.

Da, wo man dem Denker von Profession und dem Schriftsteller einen besonderen Rang angewiesen, haben sich immer die deutlichsten Spuren des Verfalls kund gegeben. Als Cervantes, Rabelais, Montaigne und Shakespeare ihre Meisterwerke verfaßten, da mangelte es der Menschheit keinesweges an Genie; aber man beeiferte sich nicht, ein besonderes Heer oder eine besondere Klasse aus den Literaten zu formiren. Hingegen zur Zeit des Sinkens des Römischen Reichs, wer war da geehrter, als ein Sophist? Wer genoß mehr Auszeichnung, als er? Alle die großen Aemter des Palastes waren damals mit Rhetoren besetzt: man erinnerte sich daran, daß viele Leute von Genie der Welt von jeher große Dienste geleistet, ohne dafür gebührend belohnt zu seyn, und so wollte man endlich eine Schuld abtragen, die man gegen das Genie eingegangen zu seyn schien. Die Schriftsteller bildeten zu der Zeit den allerersten Rang. Allein was war die Folge davon? Anna Comnena machte sich eine Ehre daraus, die Annalen ihrer Epoche zu schreiben; aber diese ganz literarische Civilisation, zu was führte sie? Was war das letzte und höchste Resultat davon?

Die parlamentarischen Bemühungen Bulwer's sind eng verschwistert mit den Klagen, die derselbe Schriftsteller in seinem Buche: England und die Engländer laut werden ließ; Klagen, die sich zu den bittersten Vorwürfen erheben, und die den Englischen Handelsgeist, die philosophische Schwäche, die Liebe zu Gemeinplätzen und die zu geringe Beachtung der spekulativen Theorieen zum Gegenstande haben. Allein wie! sollte etwa Großbritanien sein Glück und seinen Ruhm, den es lediglich seiner ganz positiven Tendenz zu verdanken hat, aufgeben, sollte es auf einmal diese Bahn verlassen, die ihm bisher so günstig gewesen? Oder sind etwa diejenigen Länder, die Ueberfluß an Metaphysikern haben, zu gleicher Zeit die gewerbsamsten, reichsten und blühendsten? Ist es nicht nöthig, daß man jedem Volke seine Eigenheiten lasse? Und wäre England nicht durch seine Lage sowohl als durch seine ursprünglichen Sitten, durch die natürliche Nothwendigkeit und seinen ursprünglichen Geschmack auf den Handel und die weite See hingewiesen? Ein echter Politiker dürfte solche Fragen erst gar nicht aufstellen. In unseren Augen hat Herr Bulwer nur auf einen reellen Titel Anspruch zu machen, und das ist der des glänzendsten Roman-Dichters und des geschmeidigsten Schriftstellers unserer Zeit, deren fortschreitende Bewegungen er begünstigt, deren Verkehrtheiten und Grillen er aber nicht minder theilt. (Monthly Literary Magazine.)

Bibliographie.

Panorama of North-Wales. — 5 Sh.

A Lady's gift, or woman as she ought to be. (Das Weib, wie es seyn sollte.) Von Jane Stamford. 5 Sh.

Travels in Ethiopia. (Reisen in Aethiopien.) Von Hoskins. 4. 3 Pfd. 13½ Sh.

Treatise on the diseases of the skin. (Ueber Hautkrankheiten.) Von Rayer. 28 Sh.

An elementary treatise on optics. (Grundzüge der Optik.) Von Rob. Phelps. 8 Sh.

On the colonisation of southern Australia. (Ueber die Colonisation des südlichen Australien.) Von Torrens. 12 Sh.

New facts regarding the life of Shakespeare. (Neue Thatsachen zur Kenntniß von Shakespeare's Leben.) In einem Schreiben an T. Amyot, von J. P. Collier. 3½ Sh.

Bosworth Field. — Historische Erzählung. 3 Bde. 31½ Sh.

Süd-Amerika.

Paraguay, das Land und sein Charakter.

Nachdem wir in einigen früheren Artikeln mehrere Aufschlüsse über den Charakter des Dr. Francia und seine Regierung zu geben versucht, dürfte es nicht uninteressant erscheinen, nunmehr einen kurzen Bericht über die Beschaffenheit des von ihm beherrschten, in Europa noch so wenig bekannten Landes, und die Sitten seiner Bewohner mitzutheilen.

Es ist kaum möglich, wofern man das Land nicht selbst gesehen, sich einen entsprechenden Begriff von dem Großartigen, Erhabenen und Ungeheuren zu machen, das einige Natur-Merkwürdigkeiten Süd-Amerikas charakterisirt.

Wer die Gebirgskette der Anden bereist, wird plötzlich von einem tiefen feierlichen Staunen ergriffen, indem er sich auf einmal von jenen, dem Auge ganz unbegränzt erscheinenden Gebirgsmassen eingeschlossen sieht, die mit ihren fürchterlichen Gipfeln weit in die Wolken hineinreichen, oder indem er beginnt, die steilen und abschüssigen Abhänge ohne Ende hinanzuklimmen, zu deren Ersteigung es der mühsamsten und beschwerlichsten Tagereisen bedarf. Könnte irgend Jemand, der in jene tiefen und dunklen Hohlpässe eintritt, die den Zugang zu dem Gebirge eröffnen, könnte Jemand hier gefühllos vorübergehen, ohne von dem Gedanken der Hoheit und Majestät eines über Alle erhabenen Wesens tief durchdrungen zu seyn — wahrlich, er verdiente nicht, unter die Zahl der denkenden Menschen gerechnet zu werden. Denn hier erscheint die Natur in ihren bedeutendsten Formen, in ihrer größten Ausdehnung und wunderbarsten Schöpferkraft, Alles übersteigend, was die menschliche Phantasie je zu erfinden vermag.

Was den Plata-Strom betrifft, so ist demselben zwar nicht jener Charakter des Ungeheuren und Schauerlichen aufgedrückt, den die Anden an sich tragen, aber immer würde er edel und majestätisch erscheinen, selbst wenn er jedes anderweitigen Schmuckes und besonderer Zierde entbehrte. Nun gehe man aber den Fluß aufwärts und betrachte ihn an der Quelle, die mehr als zweitausend (Engl.) Meilen von der Mündung entfernt ist. Dann sehe man den Strom in seiner ganzen Pracht, wo er fast nirgends weniger als eine oder anderthalb, ja oft selbst drei Meilen in der Breite sich erstreckt, und an vielen Stellen mit den schönsten ausgedehntesten Eilanden bedeckt ist. Das Ufer zu beiden Seiten des Flusses verliert sich zuweilen ganz aus dem Auge, das hier oft den üppigsten wogenden Wäldern mit den herrlichsten Baumstämmen, abwechsend mit immergrünen Sträuchern, begegnet, die in grotesken wilden Gruppen aus dem Silberspiegel der Gewässer emporsteigen, von denen sie rings umgeben sind.

Wenn man etwa einen halben Tag auf dem Strome umhergefahren und diese großartigen Naturerscheinungen betrachtet hat, gelangt man wiederum an das Gestade des Flusses, der oft an beiden Ufern reich mit Waldungen überdeckt ist. Zuweilen sieht man sich in der Mitte des Stromes auf der einen Seite von hohen abschüssigen Felsen eingeschlossen, während auf der andern eines jener weiten Marschländer sich ausbreitet, die man die große Chaco-Landschaft nennt. Der ganze Lauf dieses majestätischen Stromes, von dem See Xarayes an, aus dem er entspringt, bis zur Mündung desselben, ist durchaus schiffbar, selbst für Fahrzeuge, die eine fortwährende Tiefe von acht bis neun Fuß erfordern. Es ward einmal zu Assuncion aus Paraguayholz ein Schiff von dreihundert Tonnen erbaut, das ohne das geringste Hinderniß funfzehnhundert Meilen den Strom hinab, bis in den Ocean hinein, fuhr.

Der Plata-Strom wird anfänglich Paraguay genannt, so lange, bis er sich bei Corrientes, etwa neunhundert Meilen von der Quelle ab, mit einem Nebenflusse verbindet, der beim Hineinergießen breiter als der Hauptstrom selbst erscheint. Beide Ströme vereinigt, bilden ein glanzvolles und majestätisches Wasserbett, das den Namen Parana führt. Nachdem hierauf der Strom ohne Unterbrechung auf tausend Meilen fortläuft, ergießt er sein klares und gesundes Gewässer in den Plata, wie der Fluß etwas oberhalb Buenos-Ayres genannt wird. Von hier an wird er immer tiefer und weiter, bis er, nur hier und da von Sandbänken und Untiefen unterbrochen, nach einem Laufe von ungefähr noch zweihundert Meilen, endlich in einer Breite von fast dreihundert Meilen in das Atlantische Meer ausfließt. Zu Buenos-Ayres läßt sich schon die Ebbe und Fluth des Meeres an dem Flusse sichtbar unterscheiden, und das Gewässer des Plata erhält, nachdem es mit dem des Oceans geschwängert ist, in einer Entfernung von hundert Meilen von demselben auch einen salzigen Geschmack.

Die Art und Weise, wie die Eingebornen, wenn die Strömung heftig und die Ufer mit Wald bedeckt sind, stromaufwärts fahren, ist besonders merkwürdig. Die Paraguayschen Matrosen ziehen sich ganz nackt aus, und stürzen sich ins Wasser, indem sie ein Tau in den Mund nehmen. Dasselbe wird von einem derselben in einiger Entfernung oberhalb des Schiffes an einen Baum angebunden, während die übrigen am Bord das Fahrzeug erheben und gegen den Strom fortziehen. Unterdessen, während das Schiff nach der Stelle zusteuert, wo der erste Matrose das Tau befestigt, hat schon ein anderer auf dieselbe Weise ein anderes Seil weiter hinauf fest gebunden, so daß das Fahrzeug, ohne allen Verzug, hinter einander fortgeschleppt und gezogen wird. Auf eben die beschriebene Art verfahren sie bei einer Windstille, wo kein zugängliches Land in der Nähe zu finden ist; dann schwimmen und arbeiten sie oft Stunden lang hinter einander, ohne zu rasten, bis sie nach einem langen und ermüdenden Wege und nach unermeßlichen Anstrengungen in dem Hafen angekommen sind, den sie zum Ziel ihrer Reise gemacht haben.

Wir müssen es bewundern und bemitleiden zugleich, wenn wir sehen, mit welcher Geduld und Beharrlichkeit diese Leute alle die Mühen und Strapazen ohne Murren ertragen. Die ungeheure Anstrengung ihrer Arbeit und die geringe Belohnung und die einfache rohe Kost, mit der sie sich begnügen, Alles dies würde selbst in den Augen eines Londoner Kohlenträger nicht nur Erstaunen erregen, sondern vielleicht sogar eine gewisse Art von Verachtung erzeugen, indem der Letztere, ohne halb so viel zu arbeiten, gleichwohl viermal mehr Tagelohn erhält, als der Matrose von Paraguay.

Obgleich ein Fahrzeug oft drei Monate lang unterweges zubringt, ehe es von Buenos-Ayres stromaufwärts bis zur Hauptstadt von Paraguay gelangt, so erhalten doch nur sehr wenige von den Matrosen etwas mehr, als zwei oder drei Pfund für die ganze Reise, und manche unter ihnen dienen bloß für die einfache Kost. Diese besteht nämlich aus Rindfleisch, das in Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet wird. Sie bekommen nie Brod und oft nicht einmal Salz dazu. Auch wird ihnen nie etwas Branntwein oder Wein verabreicht.

Und doch, sieht man diese Leute, wie sie um ihr Feuer herum sitzen, das sie an der Küste angezündet, um ihr trockenes, hartes und unschmackhaftes Mahl zu rösten, so schlimm es auch immer mit ihren Kleidungsstücken bestellt und so groß auch die Anstrengung gewesen seyn mag, die sie während des Tages zu erdulden gehabt, so ist doch immer auf ihren Gesichtern nichts als Heiterkeit und Zufriedenheit zu lesen. Ich habe oft an dem Ufer des Platastromes das muntere Feuer gesehen, das ein Dutzend jener gebräunten Physiognomieen beleuchtete und das uns zeigte, wie sie über den Scherz eines ihrer Gefährten in ein fröhliches Gelächter ausbrachen, oder wie sie im engen Kreise dicht an einander gedrängt mit heiterer Zufriedenheit ihre Aufmerksamkeit einer vaterländischen Geschichte zuwandten, die ein begabter Sprecher aus ihrer Mitte ihnen vortrug. Endlich nachdem sie ihr frugales und selbst schales Mahl, das aber durch den munteren Scherz und die frohe Unterhaltung gewürzt ward, beendet, nachdem sie die ermüdete Natur zur Ruhe einlud, bereiteten sie sich zum Schlafe vor. Man streckte sich hin um die Glut des Feuers herum, und hüllte sich in die Ponchos, und so unter dem Schutze der Aeste und Bäume und unter der Decke des freien Himmels, fanden sie bald die süße Ruhe, die so oft diejenigen flieht, die Alles aufbieten, um sie herbeizulocken und vergeblich die künstlichsten Vorbereitungen treffen, um sie heraufzubeschwören.

Es giebt sich bei den Eingebornen von Paraguay eine große Hinneigung für ihren Stamm und ihre Familie, sowie eine gewaltige Liebe zu ihrem Vaterlande kund. Wenn sie im Auslande (wie sie auch Buenos-Ayres als solches betrachten) einander begegnen, so sind sie nicht nur unzertrennlich, sondern selbst unermüdlich in ihrem zuvorkommenden Benehmen und in ihren Gefälligkeiten gegen einander. Hier kannst Du auch Arbeiter aus ihrer Mitte für einen weit geringeren Lohn, als gewöhnlich gegeben wird, erhalten, wenn Du ihnen nur versprichst, daß sie in Gesellschaft „mit ihren Landsleuten" zusammen arbeiten werden. Auch wirst Du selten Jemand unter ihnen, oder vielmehr Du wirst Niemanden finden, der, wenn es ihm irgendwie möglich ist, in seine Heimath zurückzukehren, sich je außerhalb Paraguay niederlassen würde.

Das eigentliche Paraguay ist ganz verschieden von der Provinz Buenos-Ayres, mit welchem Namen man zuweilen das Ganze bezeichnete. Paraguay bildete ehemals einen Theil des Vice-Königreichs Buenos-Ayres, und zwar den reichsten, werthvollsten und volkreichsten Theil desselben. Es war als ein Bisthum eingerichtet und wurde als Gebiet, dem des Vice-Königs selbst gleich geschätzt.

Betritt man das Land zum ersten Mal, so fühlt man sich am angenehmsten überrascht beim Anblick der herrlichen Baum-Alleen, die uns hier überall entgegen zu kommen scheinen; überall befindet man sich hier in freundlichen und fruchtbaren Landesstrichen, die entweder angebaut oder von Natur mit der reichsten Weide bedeckt sind. Du hast hier die schönste Abwechselung von Hügel und Thal. Die Seen breiten ihre herrlichen Silberspiegel in den Thälern vor Dir aus, und die Wälder erbleichen hier nicht, wie anderswo, je in herbstliche Farben, sondern sind das ganze Jahr hindurch mit dem reichsten, mannigfachen und grünen Laube bedeckt.

Die Quellen senden ihre krystallenen Wasser in allen Richtungen die sanften Abhänge der Hügel herab und bewässern das untenliegende Thal. Landhäuser, zwar dürftig im Inneren, aber sauber und in großer Zahl, blicken aus den romantischen Gegenden hervor, umgeben von reichen wogenden Feldern, die mit Zuckerrohr, Baumwollenstauden, Mandima und Taback besetzt sind; während Gruppen von Palmbäumen die Hügel umschatten oder die glänzendsten Alleen in der Ebene bilden.

Will man aber Paraguay in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit erblicken, so ist es nöthig, daß man sich auf einen jener Hügel begebe, in der Nähe des großen Stromes, der sich durch die ganze Provinz hinschlängelt und dann überschaue man die friedliche, breite und hellglänzende Wassermasse, die das Land befruchtet, welches sie bespült und die zu gleicher Zeit die handelsbeflissenen, emsigen Barken mit ausgebreiteten Segeln auf ihrem Rücken trägt, um sie von dem einen Punkte ihrer blühenden, herrlichen Ufern nach einem andern zu versetzen.

(Schluß folgt.)

Armenien.

Trümmer einer Armenischen Königsstadt.

(Nach Armenischen Berichten.)

Mitten unter den zahllosen Trümmern der riesenhaften Königsstadt Ani*) haben sich noch viele Paläste und Kirchen unversehrt erhalten. Unter den letzteren verdient besonders die große, aus rothem Marmor vom König Gagik I. an dem Flusse Achurean erbaute, erwähnt zu werden.**) Neuere Reisende, welche die Ruinen von Ani selbst untersuch-

*) Vergl. No. 129—30 des Magazins v. J. 1834.

**) Der Name dieses Königs ist in den Felsen gehauen, und hier und da findet sich noch ein Kreuz mit der Aufschrift: Pahavan Thagavorat, d. i. „Wächter der Könige."

ten, zählten unter den noch erhaltenen Gebäuden, außer vielen großen Palästen und kleineren Kirchen, an 40 gewölbte, aus Marmor aufgeführte Kirchen. Viele Thore zeigen sich noch hier und da mit marmornen Pfosten und Thürmen. Unter dem einen derselben befindet sich ein unterirdischer Gang, eine Art Tunnel, welcher bis an das jenseitige Ufer des Achurean führt.

Außerhalb der Mauer ist eine schöne Kirche, von einem reichen Hirten erbaut, welcher auch zugleich die Einkünfte der Priester bestimmt haben soll. Alles dies wird durch Säulen-Inschriften bestätigt, welche zwei gelehrte Priester von Edschmiadsin eigenhändig abgeschrieben haben.

Wiewohl nun in der Nähe von Ani weder Haus noch Dorf ist, so giebt es doch etwas weiter entfernt einzelne Flecken, und an vielen Orten schöne Kirchen und große Klöster.

In demselben Distrikte liegt das Kloster Choschawankh, stark befestigt und groß. Die Kirche trägt den Namen Grigor's des Erleuchters und ist nach Einigen von dem Beherrscher Armeniens, Johannes Schahanschah, erbaut; auf einer Säule steht die Jahreszahl 1030. Es zeigt sich daselbst ein bewundernswürdiges Rathhaus, groß, steinern, mit Skulpturen. Dieses hat drei Kuppeln und ist nach innen zu in drei Theile getheilt. Der letzte Theil war der Ort des Schwurs; denn dort versammelten sich zu den Zeiten der Bagratiden die Großen, um sich gemeinschaftlich zu berathen. Nur wenig davon entfernt ist ein Glockenthurm, von wo aus mit der Glocke das Zeichen gegeben wurde, wenn sich die Räthe versammeln sollten. — Man findet dort auch die wiegenähnlichen Gräber der Könige, gebaut aus röthlichen Steinen mit Wölbungen.

Das Johannawankh (d. h. Kloster des Johannes) ist in dem Dorfe Karbi und soll von Grigor Photistes und dem Könige Trdat d. Gr. gemeinschaftlich erbaut worden seyn. Es liegen darin die Reliquien von Johannes dem Täufer; daher auch der Name des Klosters, welches zum Sommer-Aufenthalt gedient haben soll. Die Kirche hat vier Portale, an deren westlichem ein Kreuz errichtet ist, „das Kreuz des Erleuchters" genannt, von dem man behauptet, daß es die Größe der Statur Grigor's habe. — Dies Kloster ward zu den Zeiten der Bagratiden sehr verschönert. Schahanschah und nach ihm Andere der bedeutendsten Fürsten und Patriarchen ließen viele Bauten ausführen und vermehrten die Einkünfte desselben, wie dies aus den vielen Inschriften deutlich hervorgeht.

Nicht weit davon, an der Ostseite, ist Besch Kilissa, d. h. Fünfkirchen, ganz von Steinen erbaut und groß, an dem Passe eines abschüssigen Berges, von allen Seiten uneinnehmbar. Die Kuppel davon reicht bis an die Spitze desselben. Dort ist ein verborgener Weg, welcher auf einen von allen Seiten unersteiglichen Berg führt. Hier nun war das große Kloster aus den Trümmern von Ani erbaut. — Gleich diesem zeigen sich in jenen Gegenden noch bis auf den heutigen Tag unzählige Ruinen großer Gebäude mit Säulen-Inschriften, welche jene beiden Priester kopirt haben. Diese, Namens Chatschatur und Johann, erzählen, daß sie im Jahr 1814 den 17. Mai die Stadt Ani betraten und daselbst zuerst eine Kirche gewahrten, welche von außen, gleich einer großen Kathedrale, auf drei Erhöhungen gestellt und von innen mit zwölf Fenstern und eben so vielen Altären geschmückt ist. Sie wurde, einer Inschrift zufolge, von dem Marzpan (d. h. Statthalter, eigentlich Gränzwächter) Abulgherib, dem Sohne des Fürsten Grigor, im J. 1036 zu Ehren des Erlösers gebaut.

Nicht weit von dem Königlichen Palaste steht eine große Kathedrale, auf deren Rückseite die Denkschrift der Erbauung sehr hoch angebracht ist; an verschiedenen Stellen waren auch Griechische Inschriften, welche aber die beiden Priester wegen des heftigen Windes nicht lesen konnten.

Die Marmorkirche, welche noch in der Provinz Schirak am Ufer des Flusses von Kars (Kars-su) steht, hat an allen vier Seiten außerhalb Inschriften, welche sich auf ihre Erbauung, Verschönerung und Wiederherstellung beziehen. Nach einer Inschrift über dem Portale der Südseite hat ihr Bau im Jahre 988 auf Kosten des Fürsten Bahrum begonnen.

Eine kurze Inschrift vom Jahre 991 an der Kirche des heiligen Kreuzes zu Halbat, welche an der nördlichen Mauer nahe dem Dache angebracht ist, zeigt an, daß Sembat und Gurgen, Könige von Armenien, dieselbe haben erbauen lassen. Außerdem hat dieselbe aber noch an den verschiedenen Seiten, so wie auch an dem Glockenthurme auf der Ostseite der Kirche, verschiedene Inschriften. Nördlich von dieser steht eine große prächtige Kirche, Hamazasp genannt, weil sie, einer Inschrift zufolge, im Jahre 1257 von einem gewissen Hamazasp erbaut worden ist. Vor dem Glockenthurme der Kirche des heil. Kreuzes sieht man Gräber mit und ohne Inschriften. Unter denselben ist auch ein marmornes aber unbeschriebenes Grabmal, von dem man sagt, daß es die Gebeine des Vardapet Johannes Pluz oder Erzinkensis (berühmter Schriftsteller aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts, starb 1326) enthalte. In der westlichen großen Säulenhalle sind alte Gräber von Kaiserlichen Vardapets, Königen, Königinnen und Fürsten, auf welche bloß die Namen ohne Jahreszahl eingegraben sind, wie: Königin Thomas, Rusudan, König Kyrike, König Abas, Emir Grigor rc. rc. Auch andere Gräber finden sich hier theils ohne alle Inschriften, theils mit verwitterten Inschriften; viele aber auch sind unter den Gebäuden versteckt.

So sind auch in andern Ortschaften der Provinz Schirak noch prächtige Kirchen erhalten, welche von dem ehemaligen Reichthume der Armenier wie von dem Adel ihrer Gesinnung zeugen und jetzt, nachdem sie durch die Uneinigkeit der Bewohner verändert sind, gleich den andern großartigen Gebäuden, Räubern und wilden Thieren zu Schlupfwinkeln dienen.

Mannigfaltiges.

— Lamartine in Malta und die Engländer. Die Briten sind in moralischer und politischer Hinsicht eine große Nation; aber sie sind im Allgemeinen nicht gesellig. Treten sie aus dem Schooße stiller und süßer Vertraulichkeit der Familie heraus, so ist es nicht der Genuß, nicht das Bedürfniß nach Mittheilung, was sie dabei leitet; es ist nur die Gewohnheit, nur die Eitelkeit. Die Eitelkeit ist die Seele aller Englischen Gesellschaften; sie bewirkt jene steife Kälte im äußern Umgange; sie ist es gewesen, die alle jene Unterschiede nach Rang, Titel, Würden und Reichthümern herbeigeführt hat, wodurch die Menschen sich auszeichnen, und in deren Folge man gänzlich von dem Reinmenschlichen absieht, weil Alles nur auf den Namen, das Kleid, die gesellschaftliche Form ankommt. — Ist dies Alles in den Kolonieen anders? Ich möchte es glauben, nach dem, was ich selbst in Malta erfahren habe. Kaum waren wir (Lamartine machte seine Reise nach dem Oriente mit seiner Gattin und Tochter) auf der Insel angelangt, so empfingen wir die uneigennützigsten und herzlichsten Beweise von Aufmerksamkeit und Wohlwollen, und unser ganzer Aufenthalt daselbst war für uns eine beständige Gastfreundschaft. Der Gouverneur Frederik Ponsonby und seine Gattin, Emilie, sind würdig, überall, Er die tugendhafte edle Einfachheit Englischer Großen, — Sie die sanfte und anmuthige Bescheidenheit der hochgestellten Frauen ihres Landes zu repräsentiren. Auch andere ausgezeichnete Englische Familien in Malta empfingen uns nicht als Reisende, sondern als Freunde. Wir sahen sie acht Tage hindurch, und vielleicht sehen wir sie nie wieder; aber ihre herzliche Freundlichkeit hat auf uns einen Eindruck gemacht, der unser Inneres durchdringt. Malta wurde für uns die Kolonie der Gastfreundschaft; man stößt in diesen Palästen, die jetzt einer Nation angehören, welche würdig ist, einen hohen Rang in der Civilisation einzunehmen, auf einen gewissen Anstrich von Ritterlichkeit und Gastfreundschaft, der an die früheren Besitzer erinnert. Mag man auch die Engländer nicht lieben, so ist es doch unmöglich, sie nicht zu achten.

(Lamartine, Voyage en Orient.)

— Alte Astronomie. Herr Paravey sucht darzuthun, daß die Trabanten des Jupiter den Chinesen schon vor längerer Zeit bekannt waren und auf ihren Himmels-Karten abgebildet wurden, und daß die Bewohner Chinas sich seit den ältesten Zeiten der Fernröhre bedient hätten.

— Verschiedenheit des Geruchs-Sinnes. Turner legte die Blume der Iris persica 54 Personen vor, von denen 41 sie für angenehm riechend, 4 für wenig riechend, 8 für geruchlos und 1 für stinkend erklärten. Unter 30 Personen fanden 23 die Anemone nemorosa angenehm riechend und 7 ohne allen Geruch. Die Geruchs-Organe dieser Letzteren waren gewiß nicht zu beneiden.

— Die Wespen-Schildwache. Man hat es hin und wieder bezweifeln wollen, daß die Wespen, wenn sie sich am Abend in ihrem Neste zur Ruhe begeben, an den Eingang desselben eine Wache ausstellen. Ich kann indeß auf das Bestimmteste versichern, daß ich in den Sommer-Monaten nach 9 Uhr Abends niemals das Nest irgend einer Species ohne eine solche Wache gesehen habe, und es ist merkwürdig zu beobachten, mit welcher Schnelligkeit der Alarm den im Innern befindlichen Wespen mitgetheilt wird, sobald man sie anzugreifen sucht. Ich habe zuweilen noch eine zweite Wache in einiger Entfernung hinter der äußeren zu sehen geglaubt, und nach der gewöhnlichen Entfernung des Einganges von dem Innern des Nestes (oft 2 — 3 Fuß) und der Schnelligkeit der Verbindung mit demselben zu urtheilen, mögen wohl noch mehrere aufgestellt seyn. Nähert man der wachehaltenden Wespe eine Laterne, so scheint sie dadurch nicht beunruhigt zu werden, stößt man indeß neben ihr auf den Boden, so verschwindet sie augenblicklich auf einige Minuten, und die Bewohner machen sogleich einen Ausfall. Ich bemächtigte mich immer erst der, stets geschlechtslosen Wache, ehe ich das Nest zu nehmen versuche. Eine beträchtliche Anzahl Wespen bleibt bei warmem Wetter in der Nacht auf der Außenseite des Baum-Nestes, allein die Wache steht dennoch immer am Eingange desselben. Die in der Erde befindlichen Nester haben zwei Oeffnungen, einen Eingang und einen Ausgang. Das Baum-Nest hat gewöhnlich nur eine Oeffnung und zwar nahe am Boden, bei großen Kolonieen wird indeß oft noch eine zweite hinzugefügt, in welchem Falle dann an jede eine Wache gestellt wird. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß, wenn am Tage der Eingang verstopft wird, die Hunderte von Wespen, welche beständig heimkehren, nicht den Angreifenden zu stechen suchen, sobald indeß eine aus dem Neste hervorkommt, fällt sie sogleich über ihn her, jedoch nicht mit der Wuth der gemeinen Biene. Ich habe oft am Tage die Wespen in einem Neste mit einer Mischung von Schwefel und Pulver erstickt und sie sogleich ausgegraben, während Hunderte um mich her schwärmten, ohne daß ich von ihnen gestochen worden. Wenn man eine gewöhnliche Quart-Flasche, die halb mit Wasser angefüllt ist, an die Stelle des Nestes in die Erde stellt, und den Boden wieder gerade macht, so daß die Mündung der Flasche so genau als möglich die Stelle des früheren Eingangs einnimmt, so werden alle Wespen, welche zu der Zeit, als das Nest herausgenommen wurde, abwesend waren, während des Tages in die Flasche hinein kriechen, und so habe ich am folgenden Morgen 500 — 1500 Wespen auf diese Weise gefangen. Es ist interessant, zu sehen, wie die jungen Wespen, wenn ihre Verwandlung vollbracht ist, sich ihren Weg durch die Bedeckung der Zellen bahnen. Sie setzen dies mehrere Tage fort, nachdem das Nest herausgenommen ist, namentlich, wenn man es an einen warmen Ort stellt.

(L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Freitag den 3. Juli 1835.

England.

Der diesjährige Komet.

(Aus der Edinburgh Review.)

Der merkwürdigste von allen den zahlreichen Kometen, die unser Sonnensystem kreuzen, wird, nachdem er binnen drei Viertheilen eines Jahrhunderts unermeßliche Räume durchmessen, in wenigen Monaten einmal wieder am Firmamente flammen. Alle Erforschungen der Astronomen über diesen seltenen Gast sind bereits in wissenschaftlichen Werken niedergelegt, und wir beeilen uns, den wesentlichen Inhalt derselben in eine auch dem größeren Publikum verständliche Sprache zu übersetzen.

Das Sonnensystem, welchem unser Planet angehört, besteht, wie Jedermann weiß, aus einer Anzahl kleinerer Weltkörper, die in fast kreisrunden Bahnen um einen gemeinsamen Mittelpunkt, den kolossalen Sonnen-Globus, sich bewegen. Diese Bahnen oder Gleise liegen so ziemlich auf derselben Fläche: d. h. wenn man sich die Erde auf einer vollkommenen Fläche kreisend denkt, die noch jenseit ihrer Bahn sich fortsetzt, so kommen die anderen Planeten an keinem Punkte ihrer Bahn um ein Bedeutendes über oder unter dieser Fläche zu stehen. Ein Beobachter auf unserer Erde behält jeden anderen Planeten beinahe auf seinem ganzen Kreislauf im Auge. Außerdem hat auch jeder Planet seine unterscheidenden Merkmale: man weiß, daß sie sphärische Körper von verschiedener Größe sind; und die Oberfläche einiger derselben hat ihre eigenthümliche Licht- und Schattengebung, die sie in jedem Falle unterscheiden läßt. Die Sonne ist das gemeinschaftliche Centrum der Attraction, das physische Band, welches diese Planeten-Familie verknüpft, und sie vor einem planlosen Herumirren in dem unermeßlichen Raume schützt. Jeder Planet hat auf seiner runden Bahn dieselbe Tendenz, das Centrum zu fliehen, die ein Stein hat, den man aus einer Schleuder wirft. Warum geben aber die Planeten dieser natürlichen Tendenz nicht nach? Was giebt ihnen die Fähigkeit, derselben zu widerstehen? Auf diese Frage kann Niemand eine befriedigende Antwort geben; da jedoch die Thatsache unleugbar ist, so muß auch irgend ein physisches Prinzip existiren, in welchem die Mittel eines solchen Widerstandes liegen. Obgleich wir aber die Natur oder den ersten Grund dieser Kraft nicht kennen, so sind wir doch mit den Gesetzen vertraut, nach welchen sie wirkt: auf dem Gleichgewicht beider entgegengesetzten physischen Prinzipe beruht die Stabilität unseres Sonnensystems.

Außer den genannten Himmelskörpern giebt es aber eine noch zahlreichere Klasse anderer, die dem wackersten Forscher so lange räthselhaft blieben, bis der große Newton mit seinen unsterblichen „Prinzipien" auftrat. Ungleich den Planeten, zeigen uns die Kometen keine der oben erwähnten charakteristischen Eigenthümlichkeiten, die ihre Identität feststellen könnte: keiner von ihnen giebt sich ganz befriedigend als ein sphärischer Körper, oder überhaupt als Körper von irgend einer bestimmten Form zu erkennen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß viele derselben bloße Dunst-Massen sind; andere umgiebt ihr Dunstkreis so dicht, daß man unmöglich darüber entscheiden kann, ob sie einen festen Kern haben. Selbst die Dunst-Masse ist großen Veränderungen unterworfen; man hat sie binnen wenigen Tagen um das Hundertfache sich vergrößern oder verkleinern sehen.

Wenn die Kometen, gleich den Planeten, in beinahe kreisrunder Bahn um die Sonne rollten, so könnte man sie auf jedem Punkte ihrer Bahn beobachten, und ihre Identität wäre somit leicht festgestellt. Aber die Bahnen der Kometen sind ganz andere. Man sieht diese Himmelskörper plötzlich und unerwartet aus irgend einer Weltgegend am Firmamente erscheinen, Anfangs eilen sie beinahe schnurgerade vorwärts, und richten ihren Lauf gewöhnlich nach einem Punkte, der nicht weit von der Sonne absteht. Sobald sie der Sonne nahe kommen, krümmt sich ihre Bahn mehr und mehr, und die entstehende Curve ist diesem Himmelskörper zugekehrt. Sind sie bis zur größten Sonnen-Nähe gelangt, so beginnen sie den Rückweg, und nun geht die Curve allmählig wieder in eine gerade Linie über. Endlich verlassen sie unser Planeten-System, indem sie einer ganz anderen Himmels-Regien zueilen, als woher sie gekommen.

Wir haben bemerkt, daß kein Planet um ein Bedeutendes höher oder tiefer als die Fläche der Erdbahn wandle. Mit den Kometen ist es ganz anders: diese folgen in dem genannten Punkte keinem bestimmten Gesetze. Einige rollen beinahe auf gleicher Fläche, wie die Planeten; andere durchschneiden die Planeten-Bahn in mehr oder weniger schräger Richtung, und noch andere sogar senkrecht. Alle Planeten laufen in gleicher Richtung um die Sonne; auch dieses Gesetz ist den Kometen fremd.

Von dem Standpunkte der bloßen Beobachtung hätten wir nun zwischen zwei Hypothesen die Wahl: entweder ist der Komet zum erstenmal in unser System eingetreten und, nachdem er die Sonne schnell umkreist, in einer anderen Richtung abgezogen, um nie wiederzukehren — oder er bewegt sich in einer ungeheuern aber bestimmten Bahn, und wird uns erst in der unmittelbaren Nähe der Sonne sichtbar. Aus der letzteren Voraussetzung würde folgen, daß ein und derselbe Komet zu bestimmten Zeiten wiederkehrte, und ungefähr denselben Weg um die Sonne machte. Finden wir nun, daß irgend ein Komet nach Ablauf einer gewissen Periode denselben Weg nimmt, den ein früher beobachteter eingeschlagen, so läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß es ein und derselbe Komet sey.

Gesetzt nun, es würde der Lauf eines Kometen, so lange er sichtbar ist, auf das Genaueste beobachtet und verzeichnet, so wäre uns zwar nur ein sehr kleines Fragment seiner Bahn bekannt, aber mit Hülfe der geometrischen Prinzipien könnten wir das Uebrige ergänzen. Zeichnet man z. B. von einem großen Kreise nur einen kleinen Bogen auf das Papier, so wird Jeder, der sich auf Geometrie versteht, den Kreis vervollständigen können, wenn man ihm gleich das Centrum oder die Länge des Halbmessers nicht angiebt. Eben so ist es mit anderen Curven. Newton hat bewiesen, daß jeder Körper, der unter dem attraktiven Einfluß der Sonne in unserem Systeme sich bewegt, irgend eine von denjenigen Curven beschreiben muß, die man Kegelschnitte nennt; und daß die Curve so gestellt seyn muß, daß der Mittelpunkt der Sonne in demjenigen Punkte stehe, der ihr Fokus heißt. Nun giebt es aber drei Arten von Kegelschnitte. Der eine ist die Ellipse, eine Curve von ovaler Form, so daß ein auf derselben sich bewegender Punkt bei jedem Umschwung denselben Lauf wiederholt; die anderen heißen Parabel und Hyperbel. Sie bestehen aus zwei Aesten, die von ihrem Berührungspunkt in zwei verschiedenen Richtungen divergiren, und diese Richtungen weiter verfolgen, ohne sich jemals wieder zu vereinigen. Wenn ein Himmelskörper (wie dies nach dem Gesetze der Gravitation geschehen kann) auf dem einen Ast einer solchen Curve in unser System gelangte, so würde er, nachdem er die Sonne umkreist, auf dem andern Aste heraustreten, um nie wiederzukehren. Hieraus erhellt also, daß jede von beiden Hypothesen mit dem Gesetze der Gravitation sich vertrügen, und es ist wohl denkbar, daß einige Kometen elliptische, und andere parabolische oder hyperbolische Bahnen haben. Man wird vielleicht fragen, warum denn die Planetenbahnen als Zirkel betrachtet werden, da sie doch eigentlich Kegelschnitte, mit der Sonne im Fokus, seyn sollen. Freilich sind auch die Planetenbahnen nicht ganz kreisrund, aber das Elliptische an ihnen ist so gering, daß man sich erst nach genauer Ausmessung davon überzeugen kann. Auch befindet sich der Mittelpunkt der Sonne in ihrem Fokus, und nicht in ihrem Mittelpunkt; aber die Entfernung des Fokus vom Mittelpunkt ist, mit der Größe der ganzen Bahn verglichen, nur sehr unbedeutend.

Beim Erscheinen eines Kometen bietet sich nun dem Astronomen zunächst die Frage dar, ob derselbe Komet schon früher einmal erschienen sey? Um diese Frage zu beantworten, muß er die Bahn des Kometen genau ermitteln. Ist sie eine Ellipse, so wird der Komet jedenfalls wiederkehren, und die Zeit seiner Rückkehr ergiebt sich aus der Größe der Ellipse; ist sie aber eine Parabel oder Hyperbel, so kann man mit eben der Sicherheit behaupten, daß der Komet noch nie in unserem Systeme gewesen sey und niemals dahin zurückkehren werde.

Der Lösung dieses Problems tritt aber eine Schwierigkeit von ganz eigener Art entgegen. Dasjenige Stück von der Bahn eines Kometen, welches uns allein sichtbar ist, kann nämlich eben so gut auf eine Ellipse, als auf eine Parabel oder Hyperbel schließen lassen. Dessenungeachtet ist in dem beobachteten Laufe der Kometen ein gewisser Grad von Bestimmtheit, so daß wir jeden anderen Kometen, der sich, während er sichtbar ist, beinahe auf derselben Bahn bewegt, wieder zu erkennen im Stande sind. Ergiebt es sich also, daß ein Komet, nach Ablauf einer bestimmten Zeit, die nämliche Bahn wandelt, so ist dies höchst wahrscheinlich derselbe Komet, welcher in unser System zurückkehrt, nachdem er den unsichtbaren Theil seiner Bahn durchlaufen.

Ist es uns gelungen, die Bahn zweier Kometen zu indentifiziren, so können wir mit einiger Wahrscheinlichkeit die Zeit einer nächsten Erscheinung vorherbestimmen. Ein und derselbe Komet muß nothwendig in gleichen Zeiträumen sein Perihelium (Sonnennähe) wieder erreichen.

Solche Betrachtungen mochten sich wohl darbieten, als man zuerst daran dachte, die Identität früherer Kometen festzuhalten und die Zeit ihrer künftigen Wiederkehr zu berechnen. Die Principia Newton's, welche zu einer wahren astronomischen Wissenschaft den Grund legten

waren bald nach der Hälfte des 17ten Jahrhunderts erschienen, und Halley, Newton's Freund und Zeitgenosse, richtete seine Aufmerksamkeit auf die physikalischen Untersuchungen, die jenes unsterbliche Werk anregte. Es gelang ihm, einen Kometen, den er selbst im Jahre 1682 beobachtet hatte, mit Kometen, die früher erschienen waren, zu identifiziren, und er fand, daß dieser Himmelkörper in Zeiträumen von 75 — 76 Jahren wiederkehrte. Diese Beobachtung hat sich seitdem vollkommen bestätigt, und der Komet hat den Beinamen des Halleyschen bekommen. Wir werden dem Leser nun die Geschichte dieses berühmten Kometen vorlegen.

Der Schrecken, welchen die Erscheinung von Kometen im Alterthum verbreitete, war so groß, daß man sie nicht ohne Uebertreibung schildern konnte, und eben dieser Umstand erschwert die Identifizirung der Meisten. Vor dem 15ten Jahrhundert unserer Aera kann uns fast nur die Epoche der respektiven Erscheinungen als Führerin dienen, und, von dieser geleitet, dürfen wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die erste geschichtlich aufgezeichnete Erscheinung des Halleyschen Kometen 130 Jahre vor Christi Geburt erfolgte. Man hielt diesen Kometen nachmals für den Vorboten der Geburt des Mithridates. Sein Licht soll noch stärker gewesen seyn, als das Sonnenlicht, und seine Größe so gewaltig, daß sein Schweif über ein Viertheil des Firmaments sich erstreckte. Er war 24 Tage lang sichtbar.

Im Jahre 323 erschien ein Komet in dem Sternbilde der Jungfrau. Ein anderer zeigte sich 75 Jahre später (399), und so viel beträgt eben die Umlaufs-Periode des Halleyschen Kometen.

Der Zwischenraum, welcher zwischen das Geburtsjahr des Mithridat und das Jahr 323 fällt, beträgt 453 Jahre, die sechs Perioden von $75\frac{1}{2}$ Jahren gleichkommen. Die Erscheinung des Kometen im Jahre 399 war von außerordentlichen Umständen begleitet. In dem Theatrum Cometarum von Lubieniezki wird er ein „cometa prodigiosae magnitudinis, horribilis aspectu, comam ad terram usque dimittere visus" genannt. Die nächste beurkundete Erscheinung eines Kometen, welche mit der berechneten Periode übereinstimmt, fällt in das Jahr der Einnahme Roms durch Totila (550), nach Ablauf von 151 Jahren oder zwei Perioden von $75\frac{1}{2}$ Jahren. Eine Wiederkehr muß also in der Zwischenzeit nicht aufgezeichnet werden seyn. Die nächste mit der berechneten Periode übereinkommende Erscheinung des Kometen fand im Jahre 930 statt, also 380 später, in welchen Zeitraum fünf unbemerkte Erscheinungen fallen müssen. Die Geschichte gedenkt einer neuen Erscheinung im Jahre 1005 (also 75 Jahre später), worauf wieder drei Erscheinungen unbemerkt bleiben, bis der Komet 1230 wiederkehrte.

Für die Identität dieser Kometen mit dem Halleyschen spricht freilich nur die Coincidenz der Zeiten, so weit sie nämlich historisch ermittelt werden kann. Dies Zeugniß kann aber nicht genügend seyn, sobald man bedenkt, wie viele Kometen noch außerdem erschienen, und wie weit man davon entfernt war, über ihre respektiven Bahnen Beobachtungen anzustellen.

Im Jahre 1305, in welchem Halley's Komet wieder zu erwarten stand, wird auch wirklich eines ungeheuren Kometen gedacht, dem eine verheerende Seuche auf dem Fuße gefolgt sey. Eben so 1380.

Jetzt kommen wir zu der ersten Erscheinung, bei der man astronomische Beobachtungen anstellte, die genau genug waren, um künftige Forscher in den Stand zu setzen, die Bahn des Kometen zu ermitteln; der Komet von 1456 war der erste, dessen Identität mit dem Halleyschen sich vollkommen begründen ließ. Er soll von unerhörter Größe und mit einem Schweife von 60 Grad Länge versehen gewesen seyn. Der Einfluß, den man seiner Erscheinung zuschrieb, macht es wahrscheinlich, daß auch dieser Bericht übertrieben ist. Man betrachtete ihn als den himmlischen Vorboten der schnellen Erfolge Sultan Muhammed's II., der Konstantinopel eingenommen und die ganze Christenheit in Schrecken gesetzt hatte.

Die nächste Wiederkehr fällt in das Jahr 1531. Pierre Appian, der zuerst beobachtete, daß die Schweife der Kometen gewöhnlich von der Sonne abgekehrt sind, prüfte diesen Kometen, und schrieb viele Beobachtungen nieder, die, obgleich sehr unvollkommen, doch Halley in den Stand setzten, diesen Kometen mit demjenigen zu identifiziren, den er selbst 1682 beobachtet hatte.

Bei seiner nächsten Wiederkehr (1607) wurde der Komet von dem berühmten Kepler beobachtet. Dieser Astronom sah ihn zuerst am Abend des 26. Septembers, als er eben aus einer Gesellschaft nach Hause kehrte. Er glich einem Stern erster Größe und schien ihm ohne Schweif zu seyn; aber die Freunde, die Kepler begleiteten, hatten ein schärferes Gesicht und bemerkten den Schweif. Am folgenden Morgen, gegen drei Uhr, war der Schweif deutlich sichtbar geworden und hatte eine bedeutende Länge erreicht. Zwei Tage später beobachtete Longomontanus den Kometen; er erschien dem unbewaffneten Auge wie der Planet Jupiter, nur von bleicherem und trüberem Lichte; der Schweif war noch bleicher als der Kopf, und dichter als die Schweife gewöhnlicher Kometen.

Die nächste Erscheinung, welche Halley selbst beobachtete, erfolgte, wie schon bemerkt, im Jahre 1682, kurz vor der Publication der Newton'schen Prinzipien. Ein Komet von ungemeiner Größe war 1680 erschienen, und hatte ganz Europa dermaßen erschreckt, daß der Gegenstand unserer Betrachtung, obgleich von unermeßlichem astronomischem Werthe, bei dem größeren Publikum verhältnißmäßig nur geringes Interesse erregte. In dem Zeitraume von 1607 — 82 hatte aber die praktische Astronomie große Fortschritte gemacht, die Instrumente waren sehr vervollkommnet, und zahlreiche Observatorien errichtet worden, die unter der Leitung der ausgezeichnetsten Astronomen Europa's standen. Der Komet von 1682 wurde in Paris von Lahire, Picard und Cassini; in Danzig von Hevelius; in Padua von Montonari, und in England von Halley und Flamstead beobachtet.

Im Jahre 1686 publizirte Newton das schon mehrmals erwähnte Werk, in welchem er seine allgemeinen Prinzipe für physikalische Untersuchungen auf den Kometen von 1680 anwandte. Er lehrte, wie man vermittelst geometrischer Construction den sichtbaren Theil der Bahn eines solchen Himmelskörpers bestimmen könne, und forderte die Astronomen auf, diese Prinzipien an den verschiedenen Kometen anzuwenden, um so zu entdecken, ob einige dieser Kometen vielleicht in verschiedenen Epochen erschienen seyen, und ob man also ihre Wiederkehr vorausbestimmen könne.

So gewagt diese Hypothese damals noch erscheinen mochte, so wurde sie doch sehr bald zur Wahrheit. Halley unternahm das Geschäft, zu ergründen, ob einige von den bis auf seine Zeit erschienenen Kometen in demselben Gleise rollten. Bis zum Jahre 1700 hatte die Geschichte 425 Kometen-Erscheinungen aufgezeichnet; allein astronomische Beobachtungen über diese Himmelskörper datirten sich aus einer noch späteren Zeit als 1300, und Halley konnte daher nur die Bahnen von 24 Kometen berechnen. Er that dies mit ungemeiner Sorgfalt; er entdeckte die Punkte, in welchen jeder dieser Kometen die Pläne der Erdbahn durchdrang; eben so den Winkel, welchen ihre respektive Bahn zur Erdbahn bildete. Auch berechnete er ihren nächsten Abstand von der Sonne und die Stelle, welche der Komet im nächsten Abstande einnahm.

Bei Vergleichung der respektiven Bahnen fand nun Halley, daß ein Komet, der 1661 erschienen war, mit einem anderen, der sich 1532 gezeigt hatte, beinahe auf gleicher Bahn wandelte. Nehmen wir nun an, es seyen dies nur zwei Erscheinungen desselben Kometen gewesen, so würde daraus folgen, daß die Periode seines Umlaufs 129 Jahr betrüge. Wäre diese Konjektur begründet, so müßte der Komet um's Jahr 1790 wieder erschienen seyn. Es wollte aber um diese Zeit kein Komet sich zeigen, der eine ähnliche Bahn wandelte.

In seiner zweiten Conjectur war Halley glücklicher; auch ruhte diese auf einer festeren Grundlage. Er fand, daß die Bahnen der Kometen von 1531, 1607, und 1682 fast genau identisch waren, und schloß demnächst, daß es ein und derselbe Komet gewesen seyn müsse, der in diesem Zeitraume dreimal wiedergekehrt sey, und dessen Periode also $75\frac{1}{2}$ Jahr betrüge.

Das gelehrte Publikum damaliger Zeit war auf solche Ankündigungen so wenig vorbereitet, daß Halley selbst seine Ansicht zuerst nur als Muthmaßung hinwarf; aber bald entdeckte er, daß noch drei andere Kometen wenigstens in der *Zeit* mit der Periode, die er dem Kometen von 1682 angewiesen hatte, überein kamen, nämlich die von 1305, 1380 und 1456. Jetzt erst kündigte er seine Entdeckung als das Resultat combinirter Beobachtungen und Berechnungen an, das nicht weniger Glauben verdiene, als jedes andere begründete physische Gesetz.

Bei allem dem konnte ein peinlicher Skeptiker noch an zwei Umständen Anstoß nehmen. Erstlich waren die Intervalle zwischen jeder angenommenen Wiederkehr des Kometen zum Perihelium nicht vollkommen gleich; zweitens war auch die Neigung der Bahn des Kometen zur Erdbahn in jedem Falle nicht genau dieselbe. Aber Halley bemerkte höchst scharfsinnig, man könne naturgemäß annehmen, daß dieselben Ursachen, welche den Lauf der Planeten störten, auch auf die Kometen einwirken müßten; und daß der Einfluß dieser Ursachen bei den Kometen wegen ihrer großen Entfernung von der Sonne noch weit fühlbarer seyn müsse. Man wußte schon damals durch Beobachtung, daß die Attractions-Kraft des Jupiter den Saturn, nach Maßgabe ihrer gegenseitigen Stellung, bald langsamer und bald schneller kreisen läßt; eine ähnliche Attractions-Kraft konnte mit ähnlichem Erfolg auf den Kometen wirken und die Zeit seines Umlaufs etwas verkürzen oder verlängern. Auch die Variationen in der Neigung der Bahn des Kometen gegen die Ekliptik ließen sich dieser Ursache zuschreiben. Halley ging noch weiter, er bemerkte, der Komet sey zwischen 1607 und 1682 so dicht bei dem Jupiter vorbei gekommen, daß seine Schnelligkeit durch den Einfluß dieses Planeten vermehrt, und folglich seine damalige Umlaufs-Periode verkürzt worden sey. Da nun diese Periode 75 Jahr betragen habe, so könne die folgende wohl 76 Jahr oder etwas darüber betragen; also dürfe man der nächsten Erscheinung erst zu Ende des Jahres 1758, oder zu Anfang 1759 entgegen sehen. Der unvollkommene Zustand der Mathematik in jener Zeit machte es Halley unmöglich, auch diese Vorherverkündigung der Welt zu demonstriren.

Die Theorie der Gravitation, welche in Halley's Zeitalter noch in ihrer Kindheit war, hatte noch vor der Periode, in welcher seine Weissagung sich erfüllte, Riesenschritte gethan. Diese Theorie gab zuerst der Differenzial- und Integral-Rechnung ihr Daseyn. Eines ihrer einfachsten Ergebnisse war, daß, wenn ein einzelner Planet die Sonne begleitet, dieser Planet — weil seine Masse, mit der des Sonnenkörpers verglichen, zu gering — in einer Ellipse sich bewegen muß, deren Fokus von dem Mittelpunkt der Sonne eingenommen wird. Erhält aber noch ein zweiter Planet in dem Systeme Zutritt, so kann die elliptische Form ihrer Bahnen nur dann bestehen, wenn beide Planeten keine Attractions-Kraft gegen einander üben, und wenn kein physikalischer Einfluß wirksam ist, die Attraction der Sonne ausgenommen. Allein die Gesetze der universalen Gravitation gründen sich auf das Prinzip, daß jeder Körper in der Natur jeden anderen Körper anziehen und von ihm angezogen werden muß. Der elliptische Charakter der Bahn eines Planeten wird demnach zerstört, sobald ein neuer Planet hinzutritt. Man bedenke jedoch, daß in diesem Falle jeder der beiden Planeten, mit der Sonne verglichen, nur ein unscheinbares Kügelchen ist. Da nun die Stärke der Attraction von der Größe des anziehenden Körpers abhängt, so muß die Intensität der solarischen Attraction eines jeden Planeten dem verhältnißmäßig schwachen Einfluß, den ihre winzigen Massen gegenseitig üben, ungeheuer überlegen seyn. Die Tendenz der solarischen Attraction, den Bahnen der Planeten die elliptische Form aufzudrücken, muß also in der *Hauptsache* vorwiegen; da jedoch auch die gegenseitige Attraction dieser Körper nicht ganz unwirksam seyn kann, so wird ihre im Ganzen elliptisch bleibende Bahn gewissen kleinen Störungen unterworfen seyn, die eben von der gegenseitigen Attraction herrühren. Das Problem, die Natur und den Belauf dieser Störungen zu ent-

decken, heißt „das Problem der drei Körper", und ist von höchster Wichtigkeit in der Sternkunde; es umfaßt die Wirkungen der gegenseitigen Gravitation aller Planeten unseres Sonnen-Systems.

Clairaut unternahm es, dieses Problem auf den Kometen von 1682 anzuwenden, indem er die Wirkungen berechnen wollte, welche die Anziehungskraft der verschiedenen Planeten unseres Systems auf diesen Himmelskörper ausüben konnte. Auf diese Weise sollte Halley's Konjektur zu einer ganz bestimmten astronomischen Vorhersagung, und das Prinzip der allgemeinen Gravitation über allen Zweifel gesetzt werden.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

A residence and tour in the United States. (Reise in den Vereinigten Staaten.) Von Abdy. 3 Bde. 30 Sh.
Biographical dictionnary. (Biographisches Wörterbuch.) Von Bellchamber. 4 Bde. 16 Sh.
Ernest Campbell. — Historischer Roman. 3 Bde. 31½ Sh.
Observations on the heart. (Beobachtungen über das Herz.) Von Jeffray. 7½ Sh.
Sketches of Bermuda. (Skizzen von Bermuda.) Von Susette Lloyd. 10½ Sh.
Algiers and the Barbary States. (Algier und die Barbaresken.) Von B. P. Lord. 2 Bde. 21 Sh.
Peel's speeches during his administration. (Sir Rob. Peel's Reden während seiner Verwaltung.) 7 Sh.
Peter Bayssiere. — Eine katholische Geschichte. 26 Sh.
Villiers. — Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. 3 Bde. 30 Sh.
The principles of hydrostatics. (Grundzüge der Hydrostatik.) 9 Sh.

Süd-Amerika.

Paraguay, das Land und sein Charakter.

(Schluß.)

Die männlichen Bewohner von Paraguay bilden eine sehr schöne und kräftige Volks-Race. Ehe noch Francia's Terrorismus das Land paralysirte, wurden Jene bei der Schifffahrt auf dem Flusse, zur Bebauung des Bodens, zur Zubereitung der bekannten Yerba und endlich auch zum Fällen der Forstbäume viel benutzt, an denen die Provinz Ueberfluß hat, und die man auf Flößen nach Buenos-Ayres auszuführen pflegte.

Die niedrigeren Klassen unter den Frauen sind sehr betriebsam und fast unwandelbar hübsch. Manche unter ihnen beweisen sich sehr erfinderisch in der Weberei. Sie liefern Baumwollenzeuge, die mit dem Indischen Krepp zu vergleichen sind, und Spitzen, die selbst die bekannten Brüsseler übertreffen. Diese Frauen, bei denen die ausländischen Moden noch keinen Eingang gefunden, kleiden sich zum Theil wegen der Hitze des Klimas und zum Theil auch aus Liebe zur Einfachheit, in ganz einfache baumwollene Gewänder aus den weißen Stoffen, die sie sich selbst anfertigen. Die Röcke gehen ihnen bis zu den Knöcheln herab und sind mit einem Gurte von Band an dem Leibchen versehen.

Wenn sie ausgehen, so haben sie um das Hinterhaupt zu beiden Seiten der Schultern eine Schärpe herabhängen, die zuweilen noch um das Kinn gekreuzt und mit einem einfachen, aber niedlichen Saume versehen ist. Sie tragen weder Schuhe noch Strümpfe, aber ihre kleinen schönen Füßchen sind sauber gewaschen, und da der Boden nirgends von schmutzigem Sande unterbrochen, überall mit einer herrlichen Decke von Grün überzogen und nach allen Richtungen hin von Quellen, Bächen und Flüßchen durchfurcht wird, so erscheint das Paraguaysche Frauenzimmer auf dem Lande immer in der größten Sauberkeit und Frische, die gleichsam das Charakteristische ihrer Person ausmachen, und es giebt fast keine unter ihnen, die, wenn sie ihren Wasserkrug aus der klaren frischen Quelle vollschöpft, oder auf den Schultern nach ihrer kleinen niedlichen Behausung zurückträgt, nicht mit einer Rebecka am Brunnen zu vergleichen wäre.

Die Bevölkerung des Landes wird auf 300,000 Individuen geschätzt. Darunter aber sind auch mehrere herumziehende Indianer-Stämme mit begriffen, welche meist in der Großen Chaco, an dem westlichen Ufer des Stromes, leben und Assuncion nur gelegentlich besuchen. Man kann von ihnen eigentlich nicht sagen, daß sie unter irgend einer Regierung stehen, es sey denn unter der Botmäßigkeit ihrer eigenen kleinen Häuptlinge.

Diejenigen Indianer, die, in keiner geringen Zahl, von den ersten Spanischen Eroberern östlich von dem Paraguay vorgefunden werden, nannten sich die Guaranis. Nachdem sie unterworfen wurden, siedelten sie sich, hauptsächlich auf Veranlassung und durch die Bemühungen der Jesuiten, in vielen kleinen Ortschaften in der ganzen Provinz an. Jedes Dorf hatte seinen Priester oder Padre, der die Bewohner in den Prinzipien der Römisch-katholischen Religion unterrichtete. Aber zur Verwaltung und Ausgleichung ihrer Munizipal-Angelegenheiten, die freilich nur von sehr beschränkter und passiver Art waren, wurde ihnen gestattet, einen Mann aus ihrer Mitte zu wählen, der den Titel eines Alkalden oder Friedensrichters führte. Auf diese Auszeichnung waren sie nicht wenig stolz. Wenn man sie dagegen in irgend einem Fall mit den Spaniern, die in ihr Land eingefallen, auf gleichen Fuß setzte, so erschien dies immer in den Augen der eingebornen Indianer als eine Art von Erniedrigung, als ein Herabsteigen von einer höheren Stufe zu einer geringeren, und diese Gesinnung haben sie stets in Worten und Handlungen zu erkennen gegeben, die sonst alle Achtung verdienen.

Im Ganzen tragen die Indianer in Paraguay wenig zum Besten und zur Unterstützung der Gesammtheit bei. Wenn sie von ihren Arbeiten und Feldprodukten etwas erübrigt haben, so gehen sie eilends hin, um eine Falbel für die Jungfrau Maria oder ein Stück Brokat für irgend einen Schutzheiligen einzukaufen. Und das Uebrige wird bei Zeiten von dem Padre weggeschnappt oder auf irgend eine indirektere Weise zum Gebrauch der Kirche verwendet. Die Indianer sind leidenschaftlich vernarrt in jede Mummerei der Prozessionen und Anbetung der Heiligen, und ihr abergläubischer Götzendienst, wozu die katholische Religion in jenen Gegenden herabgewürdigt wird, vertheilt sich auf ziemlich gleiche Weise unter ihre Priester und alle diejenigen Personen, die irgend eine offizielle Rolle bei der Regierung spielen.

Wir haben bisher von der einen Klasse der Bewohner von Paraguay, nämlich von den Guaranis gesprochen. Nächst diesen aber ist das Landvolk zu betrachten, das von den alten Spaniern abstammt und das, wenn es sich auch nicht von der Vermischung mit Indianischem Blute ganz frei erhalten, doch im Laufe der Zeit die Spuren desselben ganz verwischt hat. Der eine Theil dieser Landleute dient abwechselnd als Tagelöhner, Ausleser und Zubereiter der Yerba, so wie als Holzhauer und Fährmann auf dem Flusse. Es ist im Ganzen ein kräftiger, hübscher und ehrlicher Menschenschlag. Der andere Theil dieser Volksklasse ist nicht minder schön. Es sind im Allgemeinen die Besitzer der kleinen Grundstücke, welche sie sammt den dabei befindlichen Hütten, die von ihnen nur oft ausgebessert und zuweilen ganz von neuem aufgebaut werden, von ihren Vorfahren im dritten oder vierten Grade als Erbtheil erhalten haben.

An diese letztere Klasse reiht sich der größere Landbesitzer an. Auf seinem Landgute gewinnt er Zuckerrohr, Taback, Mandioca, Baumwolle, die süße Batate, und fast jede Art von Gemüse und allerlei tropische Früchte. Außer diesem Ackerlande in der Nähe der Stadt besitzt er oft noch in einer gewissen Entfernung von derselben eine Gras- oder Viehweide. Dazu hat er verhältnißmäßig sein bequemes Haus in der Mitte einer schönen Landschaft, die herrlich bewässert, durchaus fruchtbar und von der Natur gesegnet ist. Er lebt schlicht und einfach, aber in großem Ueberflusse, in wahrhaft origineller Unwissenheit, wobei er aber nicht ermangelt, viele Gastfreundschaft auszuüben. Selten mischt er sich in Dinge, die den Staat angehen, und ist damit zufrieden, daß er einen Rang unter der vornehmeren Klasse der Kaufleute einnimmt. Zu diesen bisher erwähnten Abtheilungen der Bewohner von Paraguay kommen noch, nächst den Kaufleuten, die Kleinhändler, die Verwalter, die Rechtsgelehrten, die Priester, Mechaniker und eine große gemischte Menge von Negern und Mulatten. Man weiß hier, wie überhaupt in Süd-Amerika, wenig von öffentlichem Unterricht, doch herrscht überall eine große natürliche Einfachheit und selbst eine feinere Sitte unter den höheren Klassen, besonders unter den Frauen, vor.

Der Handel von Paraguay war, bis auf Francia's Regierungszeit, verhältnißmäßig für einen Süd-Amerikanischen Staat, sehr groß. Von der Yerba wurden jährlich acht Millionen Pfund und vom Taback eine Million ausgeführt; außerdem wurden unzählige Massen von Holz auf dem Flusse in's Ausland verflößt und bedeutende Quantitäten von Baumwolle, Zucker, Mandioca, irdenes Geschirr, Spirituosen, verschiedenes Zuckerwerk und Cigarren in die Ferne verschifft. Die Einfuhr bestand hauptsächlich in feinem Mehl (denn das Klima ist zu heiß, als daß der Weizen in dem Lande selbst gedeihen könnte); ferner in Ponchos, das ist eine Art grober wollener Mäntel, die von den Eingebornen getragen werden, und in allerlei Britischen Manufaktur-Waaren.

Die Art, wie die Yerba oder der Paraguay-Thee eingesammelt und zubereitet wird, verdient bekannt zu werden. Man verschafft sich zuerst eine hinlängliche Zahl von Arbeitern, zehn bis zwanzig oder noch mehr. Hierauf versieht man dieselben mit Ponchos zum Ankleiden, ferner mit Messern, Aexten, Branntwein, Taback und anderen Bedürfnissen, und sodann begiebt man sich selbst an ihre Spitze, um in die unermeßlichen, fast undurchdringlichen Wälder, in denen der Yerba-Strauch (ein ziemlich großer Waldstrauch) wächst, einzudringen. Bevor man noch tief in den Wald hineinzieht, ist es nöthig, daß man sich mit einer hinlänglichen Zahl von lebendigen Stieren versieht, die für die ganze Zeit des Einsammelns der Yerba als Nahrung dienen müssen. Es sind dies die einzigen Thiere, die Kraft genug besitzen, um in die Wälder mit einzudringen und hier einige Zeit auszuhalten, wo ihnen die Dornen des Gestripps unaufhörlich in das Fleisch eindringen, und allerlei Insekten, Mücken und Muskitos sie Tag und Nacht peinigen und quälen.

Ist man endlich an der Stelle des Waldes angekommen, wo das Fällen beginnen soll, so richtet der Yerba-Einsammler sammt seiner Schaar eine Hütte aus Baumzweigen auf, die mit Lehm an einander gefügt und nur ein wenig mit Stroh überdeckt werden. Und von dieser Hütte aus, als von dem Mittelpunkte ihrer gemeinschaftlichen Operationen, zerstreuen sich die Yerba-Sammler mit ihren Aexten, Messern und Ponchos nach allen Richtungen hin in den Wald, indem sie meistentheils zu Zweien mit einander arbeiten.

Man beginnt damit, daß man solche kleine Zweige von dem Strauche abhaut, auf welchen die meisten Blätter und jungen Schößlinge sitzen. Diese werden sodann gehörig beschnitten und in die Ponchos gelegt oder mit Riemen zusammengebunden, und so zwei Mal des Tages in das Hauptquartier befördert, wohin sich die Yerba-Sammler zu bestimmten Zeiten verfügen, um Mittag- und Abendbrod zusammen zu speisen. Die Zeit zu den beiden Mahlzeiten bestimmt sich nach den senkrechten Strahlen der Mittags-Sonne und nach dem sich ausbreitenden Schatten am Abend. Auf diese Weise wird die Arbeit mehrere Wochen, und selbst Monate lang, Tag für Tag, hinter einander betrieben. Wenn eine hinreichende Masse von Yerba-Zweigen und Blättern eingesammelt und auch Stiere genug geschlachtet sind, deren Häute man als Säcke zur Emballirung des Thees benutzt, so wird ein hohes Gestell aufgerichtet und mit Zweigen von dem Theestrauche auf eine solche Weise bedeckt, daß die Flamme des Feuers, das man unten anzündet, zu ihnen hinaufreicht und sie etwas sengt. Der Boden unter dem Gerüste wird wohl behauen, so daß er völlig hart und fest ist. Sodann wird die Asche von dem Feuer weggeschafft, die gedörrten Aeste und

Blätter werden heruntergenommen und auf den Platz hingelegt, wo das Feuer angezündet war, und nachdem sie von der Hitze genug gedörrt und spröde gemacht worden sind, werden sie nunmehr fast in Pulver verwandelt, indem man sie mit Stöcken gehörig durchklopft. Hierauf werden die Felle der Stiere in zwei Theile zerschnitten, eingeweicht und sorgfältig zusammengenäht, so daß der Sack oder der Ballen beinahe eine Quadratform erhält. Die Mündung des Sackes wird offen gelassen, der Thee durch dieselbe hineingeworfen und so fest zusammengepackt und mit hölzernen Schlägeln hinuntergetrieben, daß, wenn die Mündung zugenäht und die Stierfelle vollkommen trocken geworden sind, der ganze Ballen die Härte und die Konsistenz eines Steines hat. So klein auch immer der Umfang desselben ist, so ist er doch so beschaffen, daß er im Allgemeinen zweihundert bis zweihundertundfunfzig Pfund Yerba enthalten kann. Von solchen Thee-Ballen pflegten jährlich vierzig Tausend Stück aus Paraguay ausgeführt zu werden. Der Preis belief sich ungefähr auf drei Pence für's Pfund.

Der Paraguay-Thee ist ein äußerst erfrischendes Getränk und ward früher in allen Theilen des Spanischen Süd-Amerikas von allen Klassen von Personen zu den verschiedenen Zeiten des Tages und in der Nacht getrunken.

Wenn diese Yerba-Sammler aus den Wäldern zurückkehren, so ist immer ihre erste Sorge, sich einen reichlich mit Silber besetzten Pferdezaum und Sporen und Steigbügel von demselben Metall zu verschaffen. Hierauf miethen sie sich ein nettes schlankes Pferd, und nachdem sie dasselbe mit einem reichen Sattel und allerlei Flitterstaat versehen, besteht ihr Vergnügen darin, mit demselben umher zu paradiren, sich bei ihren Freunden in aller Pracht sehen zu lassen, und sodann das wenige Geld zu verspielen, das sie erübrigt haben; und nach allem dem begeben sie sich endlich wieder in den Yerba-Wald zurück, um von neuem sechs oder acht Monate hindurch wie die Sklaven zu arbeiten.

Es ist etwas sehr Gewöhnliches, einen Mann in Paraguay zu sehen, der auf die eben beschriebene Weise mit Pferdegeschirr von der glänzendsten Art versehen ist, ohne weder Schuh noch Strümpfe zu besitzen; gehüllt in eine Jacke, die so zerlumpt ist, daß man auf den ersten Blick schließen muß, der Reiter habe alle Kosten an Schuhen, Strümpfen und anderweitiger Bekleidung lediglich zu dem Zwecke aufgespart, um sich dafür eine reiche und kostbare Schabracke für sein Pferd anzuschaffen.

Das ist das Bild eines Stutzers von Süd-Amerika. Und wo sonst in der Welt wäre wohl dieser falsche und prahlerische Prunk nicht in gleichem Maaße anzutreffen! Wie er auch in seinem Aeußeren immer beschaffen ist, er mag zu Assuncion ein Pferd besteigen oder zu London in phantastisches Flitterwerk sich hüllen — immer bleibt der wesentliche Charakter ein und derselbe. Ohne Rücksicht auf Beständigkeit und unbekannt mit der wahren Behaglichkeit des Lebens, ist der Stutzer überall bereit, jede Bequemlichkeit und selbst alle nothwendigen Bedürfnisse aufzuopfern, um nur dem äußeren S c h e i n e zu fröhnen. Wenn ich irgendwo einen Menschen sehe, der in seiner stutzerhaften Einfalt zuerst alles aufgebrachte Vermögen auf die grillenhafteste Weise verschwendet und dann auf einmal sich zurückzieht, um sich wieder einzuschränken, so denke ich immer an meinen paradirenden Yerba-Mann von Paraguay, der sich von neuem in den Wald begiebt, um Thee einzusammeln.

(N. M. M.)

Nord-Amerika.

Rigorismus der Nord-Amerikaner.

Ueberall in den Vereinigten Staaten, da, wo die Sklaverei nicht zu Hause ist, und einige große Küsten-Städte ausgenommen, wird über unbeschäftigte Personen eine sehr strenge Aufsicht geführt, und auch Leute, die sich wirklich dem Müßiggange ergeben könnten, sehen sich genöthigt, der allgemeinen Regel zu folgen und wenigstens bis zu dem Alter zu arbeiten, wo die Ruhe dem Menschen unerläßlich ist. Die öffentliche Meinung ist emsig darauf bedacht, Alles zu entfernen, was zu Vergnügungssucht führen, Geschmack am Nichtsthun erwecken und Zerstreuungen, wenn sie auch noch so unschuldig wären, den Eingang bahnen könnte.

Philanthropische und religiöse Vereine, unter verschiedenen Namen gestiftet, lassen es sich angelegen seyn, die Edikte der öffentlichen Meinung in Kraft zu setzen. Sie halten, wie Schildwachen, auf strenge Beobachtung der Langenweile des Sonntags, auf Unterdrückung der Trunkenheit und auf Ausrottung der Spielsucht, die bei einem so geldgierigen Volke, wenn sie erst um sich griffe, schreckliche Verheerungen anrichten könnte. Diese Vereine und Gesellschaften verfolgen ihre Aufgabe mit mehr als Britischer Beharrlichkeit und oftmals mit einem puritanischen Fanatismus.

Als John Quincy Adams Präsident war, ließ er in seiner Wohnung ein Billard aufstellen. Dieses Billard diente den politischen Gegnern des Herrn Adams zu einer Waffe gegen ihn; in solchem Verruf steht in diesem Lande Alles, was Spiel heißt, wenn auch diese Härte oft mehr Ziererei, als wahrer Ernst seyn mag. Man schrie, es sey der abscheulichste Skandal, und führte unter den gegen die Wiedererwählung des Herrn Adams zum Präsidenten geltend gemachten Punkten wirklich auch jenes Billard mit auf. Herr Adams, dessen Privat-Tugenden seiner tiefen Einsicht gleichkommen, war den damaligen Oppositions-Zeitungen ein Lehrer der Unsittlichkeit, weil er ein Billard in seinen Zimmern hatte, und ohne Zweifel mußte der General Jackson, als er in White-House (so heißt die Amts-Wohnung des Präsidenten) an die Stelle des Herrn Adams trat, dieses anstößige Möbel beiseit schaffen lassen. Anderwärts würde ein solcher Rigorismus für Frömmelei, Intoleranz und Geisteszwang angesehen werden. Hier unterwirft man sich ihm ohne Murren und findet sich wenig dadurch belästigt, oder läßt es doch nicht merken.

Der Amerikaner vermag die anhaltendste Arbeit zu ertragen, er fühlt gar nicht das Bedürfniß, sich zu zerstreuen und zu belustigen. Sich des Sonntags in aller Stille sammeln zu können, scheint ihm eine bessere Erholung, als die Freuden und Festlichkeiten, durch die sich unser Sonntag auszeichnet; ja, man kann sagen, daß ihm der Sinn für Vergnügungen ganz abgeht. Alle seine Fähigkeiten sind ausschließlich und mit merkwürdiger Spannung auf den Erwerb gerichtet; diejenigen Eigenschaften, ohne welche aller Genuß freudenlos ist, und deren Mangel das Vergnügen selbst zur mühseligen Plage macht, fehlen ihm gänzlich. So, Arbeit gegen Arbeit gehalten, zieht er die, welche bereichert, der vor, die zu Grunde richtet. Eine solche Organisation ist für ein auf den Erwerb angewiesenes Volk unschätzbar. Ohne dies Arbeitsfieber, ohne diese beständige Richtung des Geistes auf nützliche Unternehmungen und Speculationen, ohne diese Gleichgültigkeit gegen Vergnügungen, ohne diese politischen und religiösen Gedanken, die keine Leidenschaft aufkommen lassen, welche nicht auf Arbeiten, Schaffen und Gewinnen abzweckt, würden die Amerikaner schwerlich die Wunder zu Tage gefördert haben, welche die Welt staunen machen. Wären sie nicht so betriebsam, so würden sie vielleicht noch nicht über die Alleghany-Gebirge vorgedrungen seyn; statt die unermeßliche und üppige Region des Westen eröffnet, ausgetrocknet, mit Straßen durchschnitten, mit Meiereien, Dörfern und Städten übersät zu haben, wären sie wahrscheinlich noch auf den sandigen Landstrich längs der Küsten des Atlantischen Meeres beschränkt. Diese heiße und ausschließliche Vorliebe für das Geschäftsleben läßt einem Europäer freilich die Physiognomie der Bevölkerung der Vereinigten Staaten wie in einem grauen Gewölk erscheinen, und daher kommt es, daß die Amerikaner unseren Reisenden selten große Theilnahme abgewinnen; dagegen sind sie aber sicher, sich die Erkenntlichkeit der zahllosen Nachkommenschaft zu verdienen, der sie mit solcher Energie ein gelobtes Land vorbereiten.

(M. Chevalier.)

Bibliographie.

The romantic historian, a series of lights and shadows elucidating American Annals. (Licht- und Schattenseiten der Amerikanischen Geschichte.) Philadelphia.

Sketches. (Skizzen.) Von Mrs. Sigourney. Boston.

The Kentuckians in New-York. (Abenteuer dreier Südländer.) Von einem Virginier. New-York.

The united worlds. (Die vereinigten Welten.) Ein Epos in 37 Büchern, von Mark Drinkwater. New-York.

History of the Israelites. (Geschichte der Israeliten.) Von Dr. Archibald Alexander. Philadelphia.

England and America. (Der gesellige und der politische Zustand Englands und Nord-Amerikas.) New-York.

Mental culture, or the means of developing the human faculties. (Die Mittel zur Entwickelung der geistigen Fähigkeiten des Menschen.) Von J. L. Levison. Boston.

Mannigfaltiges.

— Die Entstehung Cincinnati's. Diese Stadt wurde vor ungefähr vierzig Jahren gegründet und hat seit etwa dreißig Jahren einen so raschen Aufschwung genommen, daß sie jetzt mit den dazu gehörigen Ortschaften und Dörfern beinahe 40,000 Einwohner zählt. Man findet hier alle Nationen, namentlich sehr viele Deutsche und Irländer und auch eine Anzahl Elsasser. Oft genug hört man auf den Straßen das harte Französisch, welches an den Ufern des Rheins gesprochen wird. Der eigentliche Kern der Bevölkerung aber, der dem Ganzen den Ton giebt, stammt aus dem Nordosten der Amerikanischen Union her. Die Fortschritte Cincinnati's werden noch überraschender, wenn man bedenkt, daß diese Stadt sich ganz aus eigenen Mitteln empor gehoben hat. Andere aus dem Stegreif entsprungene Städte der Vereinigten Staaten wurden von Bostoner Actien-Gesellschaften gegründet, die, wenn sie ihre Kapitalien beisammen hatten, Arbeiter kommen ließen und zu ihnen sagten: „Baut uns eine Stadt." Cincinnati aber ist fast ohne fremde Dazwischenkunft nur von seinen eigenen Einwohnern erbaut, und nach und nach verschönert worden, und diese Einwohner waren noch dazu ganz arm dort angekommen. Sie hatten indessen, statt jedes anderen Vermögens, in ihren neuen Wohnsitz jenen munteren und unermüdlichen Fleiß, jenen Sinn für Ordnung und Sparsamkeit mitgebracht, der den Meisten unter ihnen auf dem Boden Neu-Englands schon mit der Muttermilch eingeflößt wurde, und dem die Anderen, ihrem Beispiel folgend, mit religiöser Treue nacheiferten. Man möchte sagen, daß sie Franklin zum Patron ihrer Stadt und die Weisheit des guten alten Richard zu ihrem Gesetzbuche und Evangelium gemacht haben. (M. Chevalier.)

— Spindler in England. Lord Albert Conyngham, in Berlin, wo er längere Zeit bei der Englischen Gesandtschaft attachirt gewesen, noch in gutem Andenken, hat so eben eine Uebersetzung von Spindler's Roman „der natürliche Sohn" in 3 Bänden erscheinen lassen. Nach den in Englischen Blättern daraus mitgetheilten Proben, liefert die Uebersetzung ein treffliches Zeugniß von des Lords Versatilität in unserer Muttersprache sowohl als in der seinigen, und es ist nur zu bedauern, daß er gerade an einem der schlechtesten Romane des nur zu fruchtbaren Deutschen Novellisten sein Talent verschwendet hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 80. Berlin, Montag den 6. Juli 1835.

Schweiz.

Spießbürgers und Schulmeisters Ansichten vom Fortschritt.

(Aus der Genfer Bibliothèque Universelle.)

Der Fortschritt, der Glaube an Fortschritt, der Fanatismus dafür, das ist der charakteristische Zug unserer Zeit, der sie so herrlich und so arm, so groß und so elend, so bewunderswürdig und so unerträglich macht. Fortschritt und Cholera, Cholera und Fortschritt, beides Plagen, die unsere Voraltern nicht kannten.

Der Fortschritt ist der Wind, der von allen Seiten zugleich über die Ebene daherweht, daß sich die Wipfel der Bäume bewegen, der Staub sich aufwirbelt, das Schilf rauschend hin und her schwankt und das Gras müde werden möchte; der durch die Fenster pfeift und den Wanderer bis in sein Bett, wo er Ruhe zu finden hoffte, verfolgt.

Der Fortschritt, mehr als irgend Etwas, ist dies unruhige Fieber, dieser brennende Durst, diese stete eifernde Erregung, die alle Klassen der Gesellschaft durcharbeitet und ihr weder Ruh, noch Rast, noch Glück gönnt. Wie man das Uebel zu behandeln habe, das weiß man nicht. Die Aerzte sind durchaus uneinig unter einander; die einen sagen, es sey der normale Zustand, die anderen, es sey der krankhafte; die einen entscheiden sich für das Kontagion, die anderen dagegen. Und inzwischen geht die Cholera, der Fortschritt will ich sagen, unaufgehalten seinen Weg.

Was mich betrifft, so bin ich der Meinung, daß, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, aus der eigentlichen Sache ein Mißbrauch gemacht worden, daß sie über das Maaß ihrer Bestimmtheit und Wahrheit in's Maaßlose und Widersinnige hinübergetrieben worden. Denn wer wollte das Faktische der Sache leugnen? Der gesellschaftliche Fortschritt hat sich mit eben solcher Schnelligkeit in's Werk gesetzt, als in einem Umfange, der ungeheuer genannt werden muß und in der Geschichte nicht seines gleichen hat; mit jedem Augenblick gewinnt er eine neue weitere Entwickelung, unter tausend Formen, in tausend Dingen. Nichts wird gemacht wie vor dreißig Jahren, wie vor zwanzig, wie vor zehn Jahren; Alles wird besser gemacht, schneller, zum Vortheil und Gewinn einer größeren Anzahl von Menschen. Das ist faktisch. Aber diesen Wundern gegenüber verliert nun Joseph Homo sein bischen Kopf, wird förmlich närrisch und geht über alle Bahnen. Der Zügel entfällt ihm, und der Geist geht mit ihm durch. Er sieht nichts als Fortschritte, überall, in der Sonne und im Monde, auf den Sandwichs-Inseln und in den Haartouren, in Amerika und im Sauerkohl. Nur dies Eine existirt für ihn, nur Fortschritt, und er verlangt ihn überall und sogleich, in der Religion und im Backobst, in der Moral und den falschen Waden, in der Politik und in den Theater-Gläsern. Das ist der Mißbrauch.

Hierin, sagt er, ist ein Fortschritt geschehen; folglich in Allem. Jeder Fortschritt, fährt er fort, ist eine Neuerung, also ist jede Neuerung ein Fortschritt. In dieser Weise raisonnirt er; vom Bedingten geht er zum Absoluten, vom Wahren zum Vorurtheil und vom Vorurtheil zu tausend Albernheiten über.

Aber die Grundalbernheit, die Muster- und Mutter-Sottise aller übrigen, ist der Sinn, in welchem Joseph den Fortschritt betrachtet, nämlich nicht nur als ein Mittel, sondern als den Zweck selbst, als das einzige Ziel des Glücks. So verfolgt er es denn unaufhörlich, ohne es zu erreichen, denn hinter jedem Fortschritt erscheint immer wieder ein neuer; so genießt er nie: jeder Genuß wird als ein mangelhafter aufgewiesen und widerlegt; so verachtet er die Vergangenheit, die Etwas, verschmäht die Gegenwart, die Viel ist, erwartet die Zukunft, die ihm immer voran eilt — und befindet sich auf diese Weise schlechter als je, obgleich Alles besser ist als je. Das ist es, was uns alle Tage vorkommt. Ueberall Mißbehagen mitten in der Vervollkommnung. Ueberall wird das Heut vom Morgen im Voraus verdorben; das Bessere, das nicht erreicht wird, verkümmert das Gute, das man in Händen hat. Kein Bestand, keine Sicherheit, keine Ruhe — zu verweilen, anzuhalten auf irgend einem Punkte, ist rein unmöglich. Der Fortschritt ist hinter Einem, schwingt seine lange Peitsche und haut auf die Heerde los; Marsch! Marsch! — Was? Immer vorwärts? Nie Halt machen? — Marsch! — Dieser schattige Platz gefällt mir, er ist so einladend... — Weiter hin kommt ein besserer; Marsch! — Endlich sind wir da, wir haben ihn erreicht. — Marsch!

Ich muß gestehen, für mich und mehrere meiner Bekannten ist der Fortschritt ein wahrer Schrecken und Greuel; er ist unser ärgster Feind, bürdet unseren Jahren Lasten über Lasten auf, hat uns unsere Erinnerungen verbittert, unsere Wohnungen verderben; von vorn und von hinten und von der Seite kommt er Einem an, und schwatzt und redet in's Zeug hinein, und ist von einer Unerträglichkeit und Ueberlästigkeit, daß es kaum auszuhalten ist. Nur Sonntags können wir uns vor ihm retten; da machen wir unsere Läden zu und gehen nach Savoyen, um unter den Kastanienbäumen von Sallenche und den Nußbäumen von Evian der langentbehrten Ruhe zu genießen. Da läßt uns der Fortschritt in Frieden; da ist keine Spur von ihm; und doch, wer weiß, was kommen kann!

In der Politik hört der fieberhafte Zustand gar nicht auf. „Alles muß umgeschaffen werden, noch ist Nichts gethan!" ruft er aus. „Die Revolution von dreiundneunzig, dummes Zeug! gar Nichts! Die Revolution, die uns bevorsteht, das ist die wahre, das ist die Sache; und ist sie gemacht, rasch eine neue! Diese letzten funfzig Jahre im Schritt zurückgelegt — Bagatelle! Der Galopp, zu dem wir gegenwärtig den Anlauf nehmen, das ist die Sache. Der Sporn, den wir unseren Rossen im Juli gegeben haben, Bagatelle!".... Welch' eine Raserei! Alles das, um uns frei zu machen. O, Freiheit, welch' ein harter Meister bist du! Hat es je einen Sultan gegeben, der ein größerer Despot war? Der Türkische Sklave kann ruhig seine Pfeife rauchen in seinem Kiosk; wir freien Menschen werden athemlos auf einem staubigen endlosen Wege dahingetrieben — wohin? — Ach, Sonntags, wenn wir unsere Läden geschlossen haben, ich und meine Bekannten, dann gehen wir auch und rauchen unsere Cigarre in Savoyen unterm Schatten des grünen Laubes. Man hält sich dann für einen Türken; es ist ganz köstlich!

In der Literatur ist wieder der Fortschritt los, auch da schwingt er seine Geißel, treibt und drängt vorwärts, stachelt an, ist dem Volk stets auf den Hacken, und Alles stürzt wie Hammel auf und über einander. In acht Tagen ist ein neues Drama von einem noch neueren übertrumpft, in vierundzwanzig Stunden bohrt ein Roman den anderen in den Grund. Der hat Häßliches gemacht, ich will Scheußliches bringen; der hat Scheußliches gebracht, ich will Monströses produziren; der hat Monströses gemacht, ich will ... es ist nichts mehr da; bis auf den Grund ist der Sack ausgeleert. Also umgekrempt! Wie angenehm für das Publikum, das man auf diese Weise unterhält!

In der Industrie ist der Fortschritt eben so fieberhaft, eben so wild und hastig, und noch viel widerwärtiger und schädlicher. Nichts läßt er an seinem Orte, kehrt und fegt Alles vor sich her, daß die Stücke fliegen; er gräbt, pflastert, macht Kanäle, kehrt Alles um und um; er macht die freie Landstraße zur Schmiede, aus den Chausseen Dampfwagen-Maschinen, aus Menschen Kohlenbrenner oder Actienairs, einen Haufen närrischer Fuhrleute, die fahren wollen, nichts als fahren, und die euch fahren werden, zweifelt nicht daran. Ich aber will nicht gefahren seyn, ich! ich will nicht!.. Und doch steige ich in den Dampfwagen, und doch setze ich mich auf den Kessel; denn ich will lieber in der Maschine seyn, als mich von ihr zermalmen lassen. Sonntags, wenn wir unsere Läden geschlossen haben, fahren wir auch spazieren, aber das ist denn auch ein Vergnügen. Der Kutscher hält auf's Kommando an; das Pferd trinkt am Brunnen und wir im Wirthshaus. Unser Kessel ist der Topf am Feuer, unser Dampf der Hafer; der Fuchs nimmt zwei Metzen zu sich, und wir ein Gläschen über den Durst, und nun zu, Kutscher! Wirft man in den Graben, es ist auch kein Unglück, der Wagen bleibt liegen, das Pferd steht still, und bald ist Alles wieder auf dem Platz und im Gleise. Da ist kein ewiges Gepumpe, kein Kessel, der, wenn er springt, uns gesotten in die Luft schleudert, kein Dampfwagen, der uns in seiner Dummheit, eh wir's uns versehen, über den Leib fährt.

Und diese Wuth, zu produziren, zu fabriziren, Alles zu vervollkommnen, wenn selbst ... und diese Kapitalien, die nur Proletarien erzeugen, und diese Produkte, die den Verbrauch gar nicht steigern ... denn der Fortschritt, merkt das wohl, will, daß produzirt, daß gewechselt und verändert, daß vervollkommnet werde; aber damit ist er gar nicht zufrieden. Was produzirt ist, produzirt er wieder, was verändert ist, verändert er sogleich auf's neue, und so wie etwas zur Vollkommenheit gebracht ist, geht er zu etwas Anderem über. Viele, Viele richten sich dabei zu Grunde; das geht ihn nichts an. Er ist ohne Mitleid, ihm schlägt kein Herz im Busen. Tausende von Thoren bringt er an den Bettelstab, und andere Tausende stehen schon wieder da, die die Arme nach ihm ausstrecken! Mein Onkel hat's erfahren. Mein Onkel erfand die chemischen Feuerzeuge. Ein großer Fortschritt der Zeit! früher kannte man nichts als Stahl und Stein. Himmel! welchen Beifall fanden seine Feuerzeuge; man sprach davon in der Akademie der Wissenschaften, an allen Straßenecken standen die Bekanntmachungen, alle Journale waren voll davon; die Anerkennung war so allgemein,

daß die Dienstmädchen nicht anders mehr Feuer machen wollten, als mit chemischen Feuerzeugen. Bald waren sie in ganz Frankreich, bald in ganz Europa im Gebrauch, und mein Onkel spekulirte schon auf die Länder jenseits des Oceans, als ein Zweiter auftritt, der die Flasche wegwirft, seinen Phosphor mit seinem Sand mengt, seinen Sand auf Papier streicht: man brauchte das Streichzündholz nur heranzuhalten... und mein Onkel war aus dem Sattel gehoben; er blieb mit seinen chemischen Feuerzeugen sitzen, wir haben die übrigen noch geerbt. Der Andere war nun ebenfalls auf dem Wege zum Millionair, als plötzlich auch schon ein Dritter da ist. Der verkaufte Gas in einer Vase, es bedurfte nur eines Drucks: und eine niedliche kleine blaue Flamme sprang hervor!.. Da war denn wieder der Zweite mit seinem Sand aus dem Sattel gehoben. Auch der Dritte dachte nun schon, die Millionen in der Tasche zu haben, als man die Feuerstahl-Messer erfand, die wieder auf den Feuerstein und den gewöhnlichen Stahl zurückführten. Ich habe eins, Sonntag nehme ich's mit nach Savoyen, und sollt ich's vergessen, so finden wir überall welche.

Dies ist der Fortschritt, der uns erstickt, der uns langweilt, ruinirt, betrügt und neckt, daß man aus der Haut fahren möchte. Ich wollte mir noch Alles gefallen lassen, wenn man nur ruhig und unangefochten für sich bleiben und sich vor seinen Anfällen verwahren könnte, aber nein, er dringt in alle Häuser und durchstöbert sie vom ersten bis in's fünfte Stockwerk hinauf.

Ich bin Schulmeister, lebe in einer Schulstube, ganz von Allem zurückgezogen, verstecke mich hinter ein paar alten staubigen Schwarten, alte Freunde, aus denen ich selbst als Kind gelernt habe... Umsonst! Der Fortschritt hat mich doch herausgefunden, hat doch an meine Thür geklopft, sich Eingang zu verschaffen gewußt, und stört mich nun fünfmal des Tages aus meiner Ruhe auf.

Der Eine will, daß ich ihm von seinem Dintenpulver abnehme; anders als mit Dintenpulver wird gar nicht mehr geschrieben, die flüssige Dinte ist ja miserabel — und dabei sieht er mit einem wahrhaft beleidigenden Blicke auf mein altes liebes Schreibzeug.

Ein Anderer kommt mir mit seinen Stahlfedern. — „Ich danke, ich schreibe lieber mit Gänsefedern." — Aber die vervollkommneten Stahlfedern? — „Ich danke, ich schreibe lieber mit Gänsefedern." Aber mit einer besonders komponirten Dinte? — „Ich schreibe lieber mit Gänsefedern!" Von Herrn Parry? — „Was geht mich Herr Parry an; ich bleibe bei meinen alten Gänsekielen." Und im Stillen denk' ich: Schurke! Niederträchtiges Produkt der Civilisation! abscheuliches Werkzeug des Fortschritts, dieser Landplage; Landplage selber!

Ein Dritter hat die ganze Weltgeschichte auf ein Blatt gebracht, die Griechische, die Römische, die Babylonische, in farbigen Feldern und Streifen, verfluchte Räthsel mit Daten und nominibus propriis gespickt, daß man sich für immer alle Geschichte verleiden könnte... Ein Anderer kommt mit der Stenographie — ein Anderer mit der Lithochromie; wieder ein Anderer mit der Mnemonik, ich und die Meinigen sollen dran und meine Schüler und meine Magd und mein Ochs und mein Esel... Sonntag! Sonntag! Ach Gott, welche Wonne wird es seyn, nach Savoyen aufzupacken.

Werd' ich denn noch einen finden, der so denkt wie ich, dem der Fortschritt nicht den Kopf verdreht hat, der darauf zu schimpfen wagt wie ich, und ihn albern und dumm zu finden, wie ich? Ach, kommt mein Freund! Nichts als dies Eine, zieht mich zu euch hin; kommt, wir wollen zusammen leben; ihr seyd mein wahrer Nächster, euch lieb' ich, wie mich selbst; kommt, wir gehen zusammen nach Savoyen, dort noch etwas Ruhe zu finden, eh' wir sterben! — Friedlich aus der Quelle der Natur zu trinken, und nicht aus dem wilden berauschenden Becher des Fortschritts, den die Charlatans anpreisen, aus dem alle Welt trinkt, ein so bitterer Kelch es auch ist, weil man ihr einmal eingeredet hat, das sey das Elixir des Lebens.

(Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Der diesjährige Komet.

(Schluß.)

Es ist schwer, dem minder kundigen Leser auch nur einen schwachen Begriff von dieser Riesen-Arbeit zu geben, bei welcher Clairaut, ein ausgezeichneter Mathematiker, von dem praktischen Astronomen Lalande und der gelehrten Madame Lepaute unterstützt wurde. Schon die Berechnung des Einflusses eines Kometen auf den anderen ist ein ziemlich komplizirtes und schwieriges Problem; gleichwohl reicht eine allgemeine Computation zu seiner Lösung schon hin. Diese relative Einfachheit der Berechnung gründet sich ganz darauf, daß die Planeten-Bahnen, obgleich elliptisch, von der Zirkel-Form nur wenig und auch von der Richtung der Ellipse nie um ein Bedeutendes abweichen. Ganz anders verhält sich's aber mit den Kometen-Bahnen, die in hohem Grade excentrisch sind, und in allen erdenklichen Winkeln die Ekliptik schneiden. Es kann also die Berechnung der Störungen, welche die Wirkung der Planeten in der Kometen-Bahn hervorbringt, nicht mit einer allgemeinen Formel auf die ganze Bahn ausgedehnt werden; diese erfordert vielmehr eine ungeheure Menge von Separat-Berechnungen, und jedes kleine Stückchen macht hier eben so viel zu schaffen, wie die ganze Kreisbahn eines Planeten! Wirklich darf man den Kometen nur auf einem sehr kleinen Theil seines Laufs wie einen Planeten behandeln; schon das nächste Stück erfordert eine neue Berechnung, die von einer verschiedenen Zahlen-Reihe ausgeht. Erwägen wir nun, daß die Periode des Halleyschen Kometen ungefähr 75 Jahre ausmacht, und daß jedes Stück seiner Bahn, in zwei auf einander folgenden Perioden, eine besondere Berechnung erforderte, so können wir uns von der Thätigkeit Lalande's und Madame Lepaute's eine Vorstellung machen. „Sechs Monate lang (so berichtet Lalande) waren wir vom Morgen bis zum Abend, manchmal sogar während der Mahlzeit, über unseren Berechnungen. In Folge dieser Anstrengungen wurde ich auf Lebenszeit kränklich. — Ohne den wackeren Beistand der Madame Lepaute hätten wir diese ungeheure Arbeit nimmermehr unternehmen können.

Als diese fleißigen Berechnungen endlich zu Stande gebracht waren, überreichte Clairaut (den 14. November 1758) der Akademie sein erstes Memoire. In diesem Memoire hatte er die Bahn des Kometen bei seiner früheren Erscheinung so zum Grunde gelegt, wie sie durch Appian's Beobachtungen bestimmt war. Diese wurden aber zu einer Zeit angestellt, als man den Kometen noch wenig wissenschaftliche Aufmerksamkeit schenkte; auch mochte der Beobachter schon deshalb weniger genau verfahren, weil er den künftigen Werth seines Kalküls nicht hoch anschlug. Bei seiner Berechnung der Wirkungen, welche die Attraction Jupiter's und Saturn's in seinen zwei letzten Umläufen auf den Kometen übte, ging er davon aus, daß die respektive Masse beider Planeten so viel ausmache, als man damals annahm. Es hat sich aber seitdem ergeben, daß die Schätzung beider Massen, besonders der des Saturnus, nicht korrekt war. Außerdem kannte man damals den Planeten Herschel (Uranus) noch nicht, und so blieb sein Einfluß auf den Kometen natürlich unberücksichtigt. Auch brachte Clairaut die Wirkung unserer Erde nicht in Anschlag. In seinem ersten Memoire setzt er die Ankunft des Kometen im Perihelium auf den 18. April 1759 fest; allein er bemerkte zu gleicher Zeit, die Unvollkommenheit einiger Berechnungs-Methoden, zu denen er genöthigt gewesen, sey so groß, daß er sich wohl um einen ganzen Monat geirrt haben könne. Nachdem er seine Berechnungen noch einmal vorgenommen hatte, verkündigte er der Akademie, daß der Komet schon am 4. April sein Perihelium erreichen werde.

Wir müssen hier noch eines sehr interessanten Umstandes gedenken, der diese schöne astronomische Prophezeiung begleitete. Clairaut behauptete nämlich, es könne, ganz unabhängig von Irrungen im Kalkül, noch manche unbekannte Ursache den von ihm angesetzten Termin verrücken; dahin gehöre die wahrscheinliche Existenz *eines noch unentdeckten Planeten unseres Systems, der jenseit der Bahn des Saturnus um die Sonne kreise.* Schon zwanzig Jahre später wurde diese Vermuthung durch die Entdeckung des Uranus zur Gewißheit erhoben!

Als das Jahr 1759 herannahte, legten sich die Astronomen, wie Voltaire sagt, gar nicht mehr zu Bette. Die Ehre der ersten Begrüßung des Fremdlings war jedoch keinem Gelehrten von Rang, keinem Mitglied einer Akademie vorbehalten.

Am Weihnachts-Abend 1758 sah ihn zuerst ein Bauer aus der Gegend von Dresden, seines Namens Georg Palitzsch, „ein Bauer," wie Herschel sagt, „von Stand, aber ein Astronom von Beruf." Er besaß ein Teleskop von acht Fuß, mit dem er seine Entdeckung machte. Des folgenden Tages theilte er sie einem Dr. Hoffmann mit, der unverzüglich mit ihm nach seiner Bauerhütte ging und an den Abenden des 27. und 28. Dezembers den Kometen sah. Ein Leipziger Astronom bemerkte ihn unmittelbar nachher; allein dieser Mann war, wie Pontecoulant sagt, auf seine Entdeckung so eifersüchtig, wie ein Liebhaber auf seine Geliebte, oder ein Geizhalz auf seinen Geldkasten. Er wollte sie mit Niemanden theilen und machte sich den egoistischen Spaß, dem Kometen Tag für Tag in seinem Gleise zu folgen, während seine Kollegen durch ganz Europa sich stravazitten und in allen Himmelsgegenden vergebens herumguckten. Delisle, ein Französischer Astronom, und sein Assistent Messier, der wegen des unermüdeten Eifers, womit er den Kometen nachjagte, von Ludwig XV. den Beinamen furet des comètes (Kometen-Iltis) erhielt, hatten dem Halleyschen Kometen achtzehn Monate lang mit fast unverwandtem Auge aufgelauert. Delisle berechnete eine Ephemeris und entwarf eine Karte seines muthmaßlichen Laufs am Himmel, die er Messier übergab, um seinen Spähblick richtig zu leiten. Diese Karte war aber unrichtig und lenkte Messier's Aufmerksamkeit nach einer Gegend am Firmamente, die der Komet nicht passirte. Dessenungeachtet gelang es ihm, den ersehnten Gast am 21. Januar 1759 zu bewillkommnen. Seine Freude war um so größer, da er nicht wußte, daß man ihm schon zuvorgekommen war.*) Von jetzt an wurde der Komet noch an verschiedenen anderen Orten, in Boulogne, Brüssel, Lissabon, Cadix u. s. w. gesehen.

Aus der Beobachtung seines Laufes ergab sich, daß er seine größte Sonnennähe am 13. März, also nur 23 Tage vor der verbesserten Bestimmung Clairaut's, erreichte. Der Komet erschien bei dieser Gelegenheit sehr rund, mit einem schimmernden Kern, der von seiner Dunsthülle wohl zu unterscheiden war. Von einem Schweife konnte man jedoch nichts bemerken. Um die Mitte des März verschwand er allmälig in den Strahlen der Sonne; am Morgen des 1. April wurde er wieder gesehen. An diesem Tage beobachtete ihn Messier, der mit Hülfe seines Teleskops den Schweif zu unterscheiden glaubte. Von demselben Astronomen wurde er den 3., 15. und 17. Mai beobachtet. Lalande war nicht so glücklich, eine Spur von dem Schweife zu entdecken.

Der Halleysche Komet war im Jahre 1759 viel weniger groß und glänzend erschienen, als früher; man kann aber aus diesem Umstande

---

*) La Harpe erzählt in seiner Correspondence Littéraire (Paris, 1801) folgende interessante Anekdote von Messier. Dieser Mann brachte sein ganzes Leben auf der Kometenjagd zu. Er war ein vortrefflicher Mensch, aber von kindischen Capricen. Einst harrte er schon längere Zeit einem Kometen entgegen, als seine Frau plötzlich erkrankte und bald nachher starb. Die Pflege der Kranken hatte ihn von seinem Observatorium entfernt, und Montagne von Limoges war unterdeß so glücklich, den Kometen vor ihm zu entdecken. Messier geberdete sich darüber wie ein Verzweifelter. Ein Freund besuchte ihn, um seine Trostgründe wegen des Hinscheidens der Madame Messier anzubringen; der Astronom aber, welcher nur an den Kometen dachte, rief seufzend dazwischen: „Ich hatte ihrer zwölf entdeckt! O weh, daß mir jetzt Montagne den dreizehnten wegschnappen mußte!" Dabei füllten sich seine Augen mit Thränen.

noch nicht auf wirkliche Verminderung seiner Masse schließen. Im Jahre 1759 wurde er unter den ungünstigsten Umständen gesehen — er war fast immer durch die Wirkung des Zwielichts verdunkelt und hatte außerdem die ungünstigste Stellung für den Europäischen Beobachter. In der südlichen Hemisphäre war er zu Pondichery von Pater Coeur-Dour und auf der Insel Bourbon von La Caille unter günstigeren Umständen beobachtet worden; diese beiden Sternkundigen stimmen darin überein, daß der Schweif selbst dem unbewaffneten Auge sichtbar gewesen und eine Länge von 10 bis 47 Graden erreicht habe.

Auf seinem Rückweg von der Sonne wurde der Komet noch bis in die Mitte des Aprils beobachtet, um welche Zeit seine südliche Stellung bewirkte, daß er erst nach der Sonne aufging. Man konnte ihn demnach am Morgen nicht mehr sehen. Vermöge einer ferneren Veränderung seiner Stellung kam er den 29sten wieder nach Sonnen-Untergang zum Vorschein. An diesem Tage erschien er Messier wie ein Stern erster Größe. Aber jetzt entstand eine neue Schwierigkeit — das Licht des Mondes war so stark, daß es die Wirkung des Kometen in bedeutendem Grade schwächte. Der Körper verschwand im Anfang des Juni ganz und gar.

Der Komet hatte jetzt unter weit günstigeren Umständen, als jemals, einen neuen Lauf begonnen. Eine Periode von 76 Jahren dürfte ihn wohl im gegenwärtigen Jahre 1835 uns wiederbringen. Aber im Verlauf dieser 76 Jahre hat die Wissenschaft der Analysis, besonders in ihrer Anwendung auf physikalische Astronomie, wunderbare Fortschritte gethan. Die Methoden der Untersuchung haben sich vereinfacht, sind allgemeiner und umfassender geworden, und die mechanische Wissenschaft, in der weitesten Bedeutung des Wortes, umfaßt jetzt mit ihren Formeln die komplizirtesten Bewegungen und die winzigsten Wirkungen der gegenseitigen Einflüsse der verschiedenen Glieder unseres Planeten-Systems. Diese Formeln zeigen dem Auge des Mathematikers alle Evolutionen jener Körper in vergangener Zeit und alle Veränderungen, denen sie in Zukunft ausgesetzt seyn werden. Im Jahre 1778 setzte die Französische Akademie der Wissenschaften einen hohen Preis auf genaue Bestimmung der Wiederkehr von Kometen und der Störungen, die sie durch die Planeten in ihrer Bahn erfahren. Diese Preis-Aufgabe veranlaßte das berühmte Memoire Lagrange's, ein Muster für alle künftige Forschungen solcher Art. Lagrange's Untersuchungen hatten jedoch nur einen ganz allgemeinen Charakter, und es war eine besondere Anwendung derselben auf den Halley'schen Kometen wünschenswerth, den einzigen, dessen periodische Wiederkehr man ermittelt hatte. Im Jahre 1826 löste Herr von Pontecoulant dieses Problem und bestimmte die Wiederkehr des Halley'schen Kometen zum Perihelium auf den Morgen des 14. Novembers 1835. Zwei andere Astronomen, die Herren Damoiseau und Lubbock, rechneten anders und bezeichneten, der Erstere den 4. November, der Letztere den 31. Oktober als Termin des Peribeliums.

Der Erfolg wird lehren, welcher Kalkül der richtige war, und ob nicht jeder dieser Herren sich verrechnet hat. Bei so kolossalen Berechnungen müssen viele kleine Quantitäten nothwendig übersehen werden; außerdem ist die Masse des Uranus noch nicht genau bekannt, also auch die Wirkung desselben auf den Kometen nicht mit vollkommener Sicherheit zu ermessen; endlich sind diese Berechnungen unter der wahrscheinlich falschen Voraussetzung angestellt, daß die Planeten in einem völlig stofflosen Raume sich bewegen und somit auf ihrer Bahn keinen Widerstand finden. Davon im zweiten Artikel.

Wie dem auch sey, jedenfalls scheint es eine ziemlich ausgemachte Sache, daß der Komet schon gegen Ende des kommenden August oder zu Anfang Septembers in ganz Europa sichtbar seyn werde. Höchst wahrscheinlich wird man ihn mit unbewaffnetem Auge sehen können; er wird sich wie ein Stern erster Größe ausnehmen, aber von matterem Glanze als ein Planet, und in einen bleichen Nebel gehüllt seyn. In der Nacht des dritten Oktobers erscheint er um Mitternacht im Osten, etwa 30 Grad über dem Horizont. Zwischen dieser Stunde und Sonnen-Aufgang steigt er am Firmamente hinan und durchschneidet die Mittags-Linie beinahe im Zenith von London. In der Nacht des 7ten nähert er sich dem Großen Bären, und vom 7ten — 11ten geht er durch die 7 Sterne dieser Constellation.

Gegen Ende Novembers wird der Komet in den Strahlen der Sonne verschwinden und erst gegen Ende Dezembers wieder zum Vorschein kommen. Auf jeden Fall bleibt er aber dann nicht lange mehr sichtbar.

Die ganze Länge der Bahn des Halleyschen Kometen beträgt ungefähr das 36fache des Abstandes der Erde von der Sonne, und ihre größte Breite das Zehnfache. In seiner größten Sonnen-Nähe wirken Licht und Wärme auf den Kometen viermal stärker, als auf die Erde; in seiner größten Entfernung aber 1200 Mal schwächer.*)

Bibliographie.

A treatise on headachs, their various causes, prevention and cure. (Ueber Kopfweh und dessen verschiedene Behandlung.) Von Dr. G. Hume.

A manual of the sects and heresies. (Die Sekten der christlichen Kirche in frühester Zeit.) 3 Sh.

A s i e n.

Ein Tag in Syrien.

Aus den Papieren eines Russischen Reisenden.

Welch herrlicher Morgen! Welch furchtbarer Morgen!

Ich sah, zu einer und derselben Zeit, die Natur in ihrer größten Majestät, und den Menschen in seiner größten Abscheulichkeit.

Meine Reise ging von Dschesir nach Deir-el-Kamar. Während der ganzen Nacht zogen wir auf schmalen Pfaden längs steilen dunkeln Abgründen einher, aus deren Tiefen das dumpfe Echo strömender Wasser emportönte. Ueberall erhoben sich über unseren Häuptern schwarze Granitmassen, deren Umfang die Nacht verdunkelte. Ein düsterer Nebelschleier hing über ihre Spitzen und ließ nicht einen einzigen Stern durchblicken. Furcht und Kühnheit sind in solchen Augenblicken gleich unnütz; die Einbildungskraft stellt sich leicht die Gefahren vor, die jeden unserer Schritte umringen, wenn der Reisende sich mit einer Fliege vergleicht, die auf einer senkrechten Mauer umherwandelt; das Auge aber nimmt nicht Theil an der Gefahr, weshalb man ihr Vorhandenseyn mit den Schreckbildern eines schweren Traumes vergleichen könnte. Man kann sich nur auf die Erfahrung seines Maulthieres verlassen; hier hört der Mensch auf, er selbst zu seyn, und wird vollkommen eins mit dem Thier, das er bestiegen; er überträgt demselben seine Gedanken und seinen Willen, und existirt fast nur durch dasselbe. Nicht wagend, irgend eine Bewegung zu machen oder das Thier zu leiten, ist er kraftlos und durchaus in der Gewalt seines Trägers. O, ihr Maulesel und Esel! Wenn ihr wüßtet, wie sich in solchen Augenblicken der Mensch vor euch erniedrigt! Der weise und edle Plato würde zum niedrigsten Schmeichler seines Esels werden, damit es diesem nur gefällig sey, vorsichtig eine steile, an einem tiefen Abgrunde sich hinziehende Höhe hinabzusteigen. Hast du aber den großen Mann auf die Ebene gebracht, so hüte dich, o Esel Plato's, den edlen Philosophen zu ärgern! So wie die Gefahr vorüber ist, so wirst du die Uebermacht unseres Verstandes über den deinigen fühlen und einen Begriff von unserer Dankbarkeit erhalten.

Auf den Höhen begann es, Tag zu werden. Wir schlugen den besten Weg ein; er zog sich an den Abhängen des El-Muchadschdschar hin, eines der höchsten Berge von Kesrevan. Ich ritt voraus, hinter mir kam ein Maulthier mit Gepäck; mein Führer, ein Druse, auf einem Esel reitend, beschloß den Zug. Wir stiegen immer höher und höher; der Berg schien mir kein Ende nehmen zu wollen, und ich ward um so ungeduldiger, da jedesmal, wenn wir am Ziel zu seyn glaubten, ein neuer Felsen oder eine neue Kluft uns nöthigte, einen großen gefahrvollen Umweg zu machen. Endlich hatten wir Alles besiegt. Vor mir eröffnete sich das großartigste Schauspiel mit den bezauberndsten theatralischen Veränderungen. So lange ich längs der Nordostseite des Berges einherschwankte, dachte ich gar nicht daran, daß an der entgegengesetzten Seite der Morgen schon in seinem vollen Glanze leuchten könne. Auf der südlichen Bergecke angelangt, sah ich plötzlich — von einer Seite die Sonne, hinter den entfernteren Höhen mit breiten, scharf bezeichneten Strahlen, majestätisch emporsteigend — von der anderen das Mittelländische Meer, einer Decke von rosenrothem Seidenzeuge gleich, ausgebreitet über einen unermeßlichen Flächenraum, und leicht überspült von zitternden wie Seide glänzenden Wogen. Ueber den Bergen, über mir und über dem Meer war die Luft durchsichtig, wie Quellwasser. Die kristallene Helle des Himmels, seine blaue Farbe immer wechselnd mit dem weißen Glanze des Tages, bezauberte das Auge. Und in dieser unermeßlichen Halbkugel eines reinen Aethers schwebte in der Ferne, über einem kleinen Meeresstrich, eine schwarze längliche Wolke, einem Rauchstreifen gleich, den ein Dampfboot bei Schließung der Röhren hinterläßt. Sie warf einen dunklen Schatten auf das unter ihr liegende Wasser und zeichnete auf dessen rosenfarbener Oberfläche eine unregelmäßige, einem großen Dintenflecken gleichende Figur. Wer durch ein Fernglas auf der goldenen Sonnenscheibe einen schwarzen Fleck sah, der dem Auge bisweilen wie eine ungeheure Spinne erscheint, der kann sich leicht ein Bild dieser Wolke machen, die vom Meer durch den leichten röthlichen Schimmer des jungen Tages geschieden war. Ich konnte mich nicht satt sehen an diesem bezaubernden Schauspiel, als es sich plötzlich veränderte. Das Meer verfinsterte sich, das Innere der Wolke gerieth in Bewegung, ohne daß sich jedoch ihr Umfang vergrößerte. Man sah, daß auf dem Meere sich ein Wind erhob, obgleich rund um uns her, auf den Bergen, die vollkommenste Windstille herrschte. Wir befanden uns gerade in gleicher Höhe mit der Wolke, so daß mein Auge ihre Spitze übersah, — und zugleich durch den Luftraum blicken konnte, der sie vom Meer abschnitt. Nach diesem schmalen Zwischenraum zu schließen, und nach den scharfen Umrissen der Wolke, ließ sich annehmen, daß ihr Standpunkt in der Atmosphäre von unserem Auge wenigstens drei geogr. Meilen entfernt war. Bald sah man sie von Blitzen durchzuckt, deren Strahlen von oben und unten aus der Wolke schossen, ohne daß unser Ohr auch nur die mindeste elektrische Erschütterung verspürte. Plötzlich fuhr ein von lautem Donnerschlage begleiteter Blitz zwischen der Wolke und dem Meere hin, das schnell in tiefes Dunkel versank. Lange wartete ich auf den Wiederhall, aber hörte nichts. Inzwischen folgten andere Donnerschläge nach verschiedenen Richtungen hin, und oft schien Alles ein Feuer-Meer zu seyn. Dieses ganze Gemälde von Finsterniß und Feuer schien nicht mehr als einen Raum von etwa 300 Quadratfuß einzunehmen: das hellste Sonnenlicht und der reinste Himmel umgränzten von allen Seiten den Kampf der Elemente, gleichsam um uns ein belustigendes physikalisches Experiment zu zeigen. Wir standen und bewunderten die majestätische Phantasmagorie der Natur: sie wirkte sogar auf meinen sonst sehr gefühllosen Drusen, der, als sie beendigt war, unwillkürlich ausrief: Melich! — Herrlich!

Noch stand ich in Bewunderung verloren vor dem so eben beendigten Schauspiel, als schon wieder ein anderer, noch ungewöhnlicherer Gegenstand meiner Leidenschaft zum Bewundern neue Nahrung gab.

Meine Blicke vom Meere wendend, nachdem die Wolke demselben die ihm entlehnten Wasserdünste mit einer Zugabe von Feuer zurückgegeben und, heller geworden, sich vertheilt hatte, gewahrte ich einen nicht hohen, einige Werst entfernt vor mir liegenden Berg; er stand mitten in einer sich bewegenden Masse, die sich, mit Hülfe des Fernrohrs, als eine Volks-Versammlung auswies. So viele Menschen zu so früher Tageszeit! Dieser Umstand setzte mich in Erstaunen. Vom

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens.

El-Muchakschbichar, auf dem wir standen, war jener Berg durch ein tiefes Thal mit einem kleinen, hinter Felsen versteckten Dorf getrennt. Jenseits des Thales, am Abhange des Berges, lag ein Maroniten-Kloster, eines der 340 Klöster, mit denen dieses Gebirge bedeckt ist. Etwas höher als das Kloster bildete der Bergrücken eine nackte abschüssige Ebene, die sich weit nach Westen hinzog und zuletzt in den übrigen Höhen verlor. Auf dieser Ebene drängte sich, 2 oder 3 Werst vom Kloster entfernt, das Volk auf einen Punkt zusammen. Im Thal bemerkte man Bewegung, und auf allen Pfaden, die zum Berge führten, ritten und gingen Leute von allen Seiten her. Mein Druse versicherte mir, daß es gewiß eine kriegerische Zusammenkunft sey; ich konnte aber nicht mit ihm übereinstimmen, weil ich durchaus keine Waffen bemerkte, wohl aber eine Menge Weiber und Maroniten-Mönche. Die Entfernung erlaubte keine deutliche Ansicht von dem, was dort vorging, und wir verließen unseren Platz. Aber meine Neugier erreichte die höchste Stufe, als sich das Zuströmen des Volkes immer vermehrte, und mein Fernrohr war fast beständig auf den interessanten Punkt gerichtet. Wir stiegen bergab, und glücklicher Weise führte der Weg in das Thal. Je mehr wir in eine Linie mit dem kleinen Berge kamen, desto deutlicher ward die Bewegung der Menschenmasse; viele von derselben getrennte Gruppen standen ruhig auf hervorspringenden Anhöhen und auf Steinen; einige rannten wie toll hin und her. Unter Anderen bemerkte ich einen Mönch in katholischem Priester-Gewande, mit einem großen Kreuz in den Händen; hinter ihm bildete eine Menge von Männern und Frauen einen großen Halbkreis, in welchem er die Hauptperson zu seyn schien. Eine Zeit lang glaubte ich, es sey eine Beerdigung; indessen bot der Platz gar keine Zeichen von einem Gottesacker dar, und ich setzte mithin voraus, daß man sich zu irgend einer anderen christlichen Feier versammelt habe. Plötzlich gerieth Alles in Bewegung. Viele liefen nach verschiedenen Richtungen hin, bückten sich in einiger Entfernung zur Erde, hoben etwas auf und liefen dann eben so schnell wieder zurück.

Ich fragte meinen Drusen, was dies bedeute, und erhielt von ihm ganz unerwarteter Weise zur Antwort, daß die Maroniten — Hunde, Zauberer seyen; daß sie sich mit der schwarzen Kunst abgäben, vermittelst welcher sie sogar die Fürsten und das ganze Berggebiet beherrschten, und daß das, was wir vor uns sähen, wahrscheinlich irgend eine ihrer Teufeleien wäre. Sein Ausfall gegen die Maroniten machte meine Heiterkeit rege. Da die Drusen sehr selten ihre Meinung über einen Stamm sagen, der einen politischen Körper mit ihnen bildet, wiewohl sie ihn der Religion wegen und aus staatsbürgerlicher Eifersucht anfeinden, so belustigte mich der Abscheu meines Führers in Bezug auf die Maroniten. Der Druse konnte nicht Worte genug finden, um seinen Zorn gegen „diese Unreinen" auszudrücken, und ließ ihn durch kräftige Hiebe auf sein mit meinen Effekten beladenes Maulthier aus, wobei er versicherte, daß dieses, obgleich ein Vieh, doch gescheidter und besser wäre, als ein Maronit. Ich lachte laut auf; der Druse schwur hoch und theuer, er rede die Wahrheit. Wir hatten beinahe die Menschenmasse vergessen, die noch so eben unsere Aufmerksamkeit erregt hatte, als uns ein junger Bauer entgegenkam, der vier mit Mehl beladene Esel vor sich her trieb. Der Weg war gerade wieder sehr schmal geworden, und wir befanden uns in großer Verlegenheit, wie wir einander glücklich vorbeikommen sollten.

„Was geschieht dort auf dem Berge?" — „Wo? Dort?.... Man steiniget dort." — „Was sprichst Du, Mensch, von Steinigen? Wen steinigt man? Wofür?" — „Ein Paar Liebende! Ein Mädchen und ihren Geliebten!"

Ein Schauder ergriff mich. Ich wollte noch genauer ausfragen, aber mein Druse, der sich von seinem Ausfall gegen die Maroniten noch nicht erholt und an gewissen Zeichen in dem jungen Bauern einen ihrer Stammverwandten erkannt hatte, fing an, aus allen Kräften auf dessen Esel loszuhauen. Er trieb sie aus dem Wege und, auf ihren Herrn schimpfend, nöthigte er einen derselben auf einen gefährlichen Abhang hin. Der Bauer verließ mich und stürzte auf den Drusen zu. Es begann ein Kampf, in welchem jedoch mein Führer, ein Bergbewohner von kräftigem Wuchs, behende und breitschultrig, ein entschiedenes Uebergewicht über den jungen Maroniten gewann. Nur auf meine Bitte ließ er seinen auf den Felsen niedergedrückten Gegner los, den er an die Kehle gefaßt hatte und zu erwürgen drohte. Die Esel mit ihrem Mehl und unsere Maulthiere bildeten auf dem Wege eine vereinte Gruppe. Meine Stellung zwischen denselben war nichts weniger als angenehm. Endlich kamen wir indessen noch ziemlich gut aus einander und setzten unsere Reise fort: die Thiere schritten ruhig auf entgegengesetzten Straßen dahin; ihre Herren aber blickten noch oft zurück und überschütteten sich mit Schimpf-Reden.

Wie sehr mich auch dieses unvorhergesehene Ereigniß, bei welchem ein feindlicher Esel meinen Fuß verletzte, beschäftigt hatte, dachte ich doch nur an das Schicksal der Unglücklichen, deren ein so furchtbarer Tod wartete. Ich richtete mein Fernrohr dahin, — und nur der Gedanke an ihre Leiden, an die Unmenschlichkeit ihrer Verfolger, an den barbarischen Gebrauch, die Sittenreinheit durch Blut aufrecht erhalten zu wollen, lenkte meinen Blick von diesem schreckhaften Schauspiel ab. Meine Brust ward beklemmt; ich konnte nicht mehr dahin sehen....

So befolgen die Menschen die erhabene Lehre ihres Erlösers auf derselben Stelle, die vielleicht Sein göttlicher Fuß betrat! Aus wessen Händen flog der erste Stein auf die Häupter der Verbrecher? Gewiß nicht aus den Händen eines Menschen, der selbst frei von Sünden war! Wer wollte, bei solchen Thatsachen, noch von dem Nutzen der Geschichte, von ihren Belehrungen sprechen!

Nach einer Stunde erreichten wir eine von herrlichen Bäumen beschattete Hütte (Dukkan), in welcher ein alter Araber den Wanderern Kaffee, Gurken und Scherbet mit Schnee verkaufte. Einige Maulesel hatten sich im Schatten zwischen Gepäck hingelagert; mehrere auf der Erde im Kreise sitzende und Taback rauchende Drusen und Maroniten unterhielten sich kaltblütig von der Neuigkeit des Tages, — von der Hinrichtung der verbrecherischen Liebenden. Der Herr des Dukkans, auch mit einer Pfeife im Munde, präsidirte in dieser Versammlung und leitete die Beurtheilungen. Die ernste Wichtigkeit seines Antlitzes entsprach vollkommen seinem Titel eines amtlichen Zeitungsschreibers, den er sich selbst beigelegt hatte. Er allein kannte genau alle nähere Umstände der Sache, und sobald einer der Gäste eines Umstandes erwähnte, der mit seinem Text nicht übereinstimmte, unterbrach er ihn sogleich mit den Worten: „Ha, Mensch! Was schwatzest Du? Habe ich es Dir so erzählt?" — „Wie hast Du es ihm erzählt, o Dukkandschi?" fragte ich ihn, mich dem Kreise nähernd.

„Ah!... Friede sey mit Dir, o, Franke!.... Setze Dich hierher auf diese Matte. Befiehlst Du etwas? Kleiner, bringe dem Herrn eine Tasse Kaffee!.... Von woher beliebst Du zu kommen? Dich erwartend starben wir beinahe vor Ungeduld. Stopf Dir eine Pfeife, mache es Dir bequem; dann werde ich Dir die ganze Geschichte erzählen. Gut! In Schu-eir, — kennst Du Schu-eir? — lebte ein junges Mädchen, Namens Galluna (Helena). Ihr Vater besaß ein Tabacks-Feld, das ihm von Scheich-Mansur weggenommen ward. Er starb aus Kummer, vielleicht aus Hunger. Seine Tochter, 12 Jahr alt und sehr hübsch, — mit großen Augen, siehst Du, wie meine Faust, — blieb als Waise nach. Gut! Bald darauf lernte sie einen jungen Menschen kennen aus dem Dorfe, das Du hier im Thale liegen siehst. Er hieß Chabib. Seine Mutter war eine Zauberin und theilte ihm wahrscheinlich ihre Künste mit, denn am Tage war er immer hier, und Nachts in Schu-eir. Bedenke nur die Entfernung! Die vielen Berge und Thäler!... Er ritt aber auf dem Teufel selbst. Gut!.... Ich selbst sah ein paarmal etwas Großes, Schwarzes, so groß wie ein Ochse mit einem sehr langen Schweif, Nachts hier über den Berg, gerade nach Schu-eir hinziehen. Er war verliebt in Galluna, — und sie in ihn: was konnte man anders von einem Weibe, das doch nur eine Schlange ist, erwarten! Gut!... Und da ihr die schwarze Kunst auch bekannt war, so schafften sie sich ein Kindlein an." ....

„Der Segen Gottes über Dich, o, Dukkandschi!" rief ich lächelnd aus. „Waren denn dazu Zauberkünste nöthig?"

„Was? Du glaubst mir nicht?" rief der Alte mit Heftigkeit aus, und suchte mit aller Gewalt die Richtigkeit seiner Erzählung darzuthun, und zwar mit einer Weitläuftigkeit, daß ich zuletzt nicht mehr auf seine Worte hörte. Ungefähr gegen Sonnen-Untergang traf ich bei einem anderen Dukkan mehrere vernünftige Maroniten, die der Hinrichtung beigewohnt hatten und nach Hause zurückkehrten. Diese gaben mir eine viel einfachere Schilderung von der Sache. Galluna war in der That eine ohne Aufsicht lebende Waise gewesen; leider konnte sie dem zärtlichen Liebhaber nicht widerstehen, der, außer seiner Mutter, einer Base von Galluna's Mutter, keine Verwandten hatte. Die Ortsobrigkeit wandte allerlei Mittel an, das Verhältniß der jungen Leute aufzulösen, und sperrte sie zuletzt in ein Gefängniß, in welchem sie 1½ Jahr lang schmachteten. Wieder freigelassen, vereinigten sie sich auch wieder. Der junge Mensch erklärte, daß ihn nichts in der Welt dazu bringen solle, Derjenigen zu entsagen, der er Liebe bis zum Grabe geschworen habe, und daß er, wenn man ihn abermals verfolgen sollte, nach Saida gehen, und dort unter dem Schutze des Paschas leben würde. Diese Drohungen führten das Verderben beider Liebenden herbei. Fanatiker bestanden darauf, daß sie die Strafe des Ehebruchs erleiden müßten. Man grub sie bis zur Brust in die Erde ein, und der versammelte, im tiefsten Aberglauben versunkene Pöbel, zerschmetterte ihre Häupter und steinigte sie zu Tode. Ossip Morosoff. (h. A. U.)

Mannigfaltiges.

— Flora von China. Nach einer Mittheilung de Candolle's an die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris ist das vollständigste botanische Werk über China das von dem Doktor Burge, der sich bei der Russischen Gesandtschaft in Peking befand. Er hat in Nord-China 420 Pflanzen entdeckt, wovon 59 in Peking und dessen Umgegend angebaut werden. Von diesen stammen einige, wie die Varietäten der Orange, Camellia, Chrysanthemum, Rosen u. s. w. aus Japan und Süd-China; mehrere kommen aus Europäischen Gärten. Nach Abzug aller dieser bleiben 361 einheimische Species, wovon 90 zugleich in Europa und China vorkommen, 136 aber völlig neu sind. Eine dieser letzteren, die leicht auch bei uns angebaut werden könnte, ist eine wilde Kastanie mit vierblättrigen Blüthen, die lange Büschel bilden; eben so Citrus microcarpa, deren Frucht kaum größer ist als eine Kastanie.

— Neue Kartoffel-Art. Doktor Mitchell in New-York soll eine neue Kartoffel-Spezies entdeckt haben, deren Blüthe der von Solanum montanum ähnlich ist und die in unserem Klima leicht gedeihen würde. (L. P.)

— Mais-Papier. Ein Arzt zu St. Omer, Namens Pallas, hat der Akademie der Wissenschaften in Paris eine neue Art Papier übersandt, welches aus dem Marke des Mais, nachdem der Zuckerstoff aus demselben extrahirt worden, bereitet wird. Es braucht nicht geleimt zu werden, da die schleimige Beschaffenheit der Pflanze ihm hinreichende Festigkeit giebt. Bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Lumpen (nämlich linnenen) dürfte unserer schreibseligen Zeit dieses Surrogat sehr erwünscht kommen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Mittwoch den 8. Juli 1835.

Island.

Islands Entdeckung und erste Anbauung.

Von N. M. Petersen,
Registrator im Geheimen Archiv zu Kopenhagen.*)

Island zeichnet sich, wie bekannt ist, weder durch reiche Natur, noch blühende Schönheit, aber desto mehr durch wundervolle Natur-Erscheinungen und historische Wichtigkeit aus. Liegend hoch gegen Norden, in seinen höchsten Punkten bedeckt von ewigen Schneegebirgen und Jökeln, ruht es auf unterirdischen Höhlen, die von einem ewigen Feuer durchströmt werden. Es war vor Alters das Vaterland der nordischen Helden und Skalden; es bewahrte die Quellen der nordischen Geschichte und der nordischen Sprache; und es gab diese nach einer langen Reihe von Jahren dem übrigen Skandinavien wieder zurück. Aber längst ist seine frühere Herrlichkeit verschwunden; rauh, kalt, schwach bevölkert und wenig bebaut, muß es seine Ehre aus verschwundenen Zeiten holen; das Gefühl und die Phantasie, welche bei diesen weilen, stellen es in einem Zauberlichte dar, dem die Wirklichkeit auf keine Weise entspricht; nur in dieser Hinsicht wird es für die Gegenwart und für undenkliche Zeiten einer der merkwürdigsten Theile Skandinaviens seyn und bleiben, würdig eines historischen Bautasteines, auf welchem sein Ruhm verzeichnet steht.

I. Aelteste Nachrichten über Island.

Sofern man den alten Isländischen Geschichtschreibern selbst Glauben beimessen darf, kommt die erste historische Nachricht über Island bei Beda dem Ehrwürdigen vor, der im Jahr 735 starb. Beda spricht nämlich von einer Insel, Thule (Thyle, Thile), sechs Tagefahrten zur See nördlich von Bretland liegend, so hoch gegen Norden, daß es im Winter nicht Tag wird, und im Sommer, wenn der Tag am längsten ist, nicht Nacht. Diese Beschreibung haben die alten Isländischen Geschichtschreiber selbst auf ihre Insel angewandt; „viele kundige Männer", sagen sie, „haben dafür gehalten, daß dieses Thule Island sey, denn an vielen Stellen des Landes scheint die Sonne zu der Jahreszeit, wenn der Tag am längsten ist, des Nachts, und zu der Zeit, wenn die Nacht am längsten ist, sieht man an vielen Stellen des Tages die Sonne nicht." **)

Bei genauerer Betrachtung von Beda's Schrift, welche die Isländischen Geschichtschreiber ausdrücklich nennen (aldafarsbók) wird man sich jedoch bald überzeugen, daß er Thule nur nach Berichten von Pytheas von Marseille, Solinus und Plinius nennt, ohne dabei ausdrücklich Island, als ein damals entdecktes und wohlbekanntes Land, vor Augen zu haben. Ob und wie weit durch das bei Beda vorkommende Thule,***) wie die Isländischen Geschichtschreiber wollen, Island verstanden werden kann und muß, gründet sich auf eine Untersuchung, welche von vielen Gelehrten zu verschiedenen Zeiten darüber angestellt worden ist, welches Land im Norden das bei den alten Schriftstellern des Südens und späterhin bei Saxo und anderen Schriftstellern des Mittelalters vorkommende Thule eigentlich bezeichne.

Im Allgemeinen ist man bei dem Resultate stehen geblieben, daß das Thule der Alten, das nach der Herleitung des Wortes****) jedes äußerste Land gegen Norden bezeichnen kann, von den Shetlands-Inseln oder höchstens von dem südlichen Küstenstrich Norwegens,*) wo der Name in Thelemarken noch zu erkennen ist, verstanden werden muß, aber daß durchaus mit keiner Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, man habe bei der damaligen Beschaffenheit der Schifffahrt in der angegebenen Zeit von sechs Tagen von der nördlichsten Spitze Britaniens nach Island fahren können.**) Auch bei Saxo bezeichnet Thule nicht Island, das er in der Vorrede zu seinem Werke ausdrücklich terra glacialis (Eisland) nennt, sondern den südlichen Küstenstrich von Norwegen. Hiervon wird man sich vollständig überzeugen können, wenn man die Aufzeichnung der Helden in der Bravallaschlacht betrachtet, die Saxo, ohne selbst eine klare Lokal-Kenntniß zu besitzen, so verführt, wie er sie in dem von ihm benutzten alten Liede vorfand. Saxo verfolgt nämlich in dieser Aufzählung, nachdem er die Streiter aus dem Innern und der Mitte Norwegens, und unter diesen die von den innern Thelemarken, angeführt hat, Norwegens Küstenlande von Drontheim ab (Thronder Thröndski) über Möre (Thoki Moricus), Sogn (Björn e vico Soghni), die Buchten [Fjorde] oder Buchtenbezirke [Fjordenesfylke] (Findar maritimo genitus sinu), Fjalir (Bersi apud Fala oppidum creatus), Jäder (Yathrica provincia); darauf folgen die Kämpfer von Thyle (a Thyle), und dann endlich die von Schweden.***) Thule kann also nach der einfachen natürlichen Ordnung, worin es hier aufgeführt wird, nichts anderes seyn, als die südliche Küste von Norwegen, ein Theil von Thelemarken und Wik, das in dem Gedicht von dem inneren gebirgigen Theile von Thelemarken (Thelamörk) gesondert ist; an diesem Theile der Küste liegt auch wenigstens eine der Buchten, die Saxo anführt, nämlich Midfjord,****) das man sonst auf Island gesucht hat. Diese Bemerkungen und mehrere ähnliche, z. B. daß Krola-Ref, das in der davon handelnden Isländischen Saga auf Thelemarken seyn soll, von Saxo ausdrücklich Thylensis genannt wird, beweist, daß Thyle und Thylenses bei Saxo die Küste von Thelemarken und deren Einwohner (Thilir) †) bezeichnen, und daß kein Grund vorhanden ist, diese Benennung auf Island anzuwenden, welches eine Bekanntschaft der Nordländer mit dieser Insel voraussetzen müßte, bevor sie von Norwegen aus entdeckt wurde. Daß der Name Thule späterhin von Schriftstellern des Mittelalters, namentlich von Adam von Bremen, ††) Island beigelegt wird, gründet sich nur auf die Meinung, welche sie, wie wir gesehen haben, mit den Isländischen Schriftstellern gemein hatten, das Thule der Alten müsse diese Insel bezeichnen; und ihre Kenntniß von derselben ist so unvollständig, daß dieses Thyle oder Island, Grönland, Helgeland (Halagland) und Winland als Inseln angeführt werden, die im Meere bei Norwegen liegen. †††)

Eine etwas spätere Nachricht, als die von Beda, spricht dagegen von Thule mit Angabe von Umständen, welche höchst wahrscheinlich auf Island hinweisen und also die Entdeckung dieser Insel voraussetzen, bevor die Norweger sie auffanden. Diese Nachricht findet sich in einer

---

*) Der als Skandinavischer Sprach- und Alterthums-Forscher nicht bloß in seinem Vaterlande Dänemark bekannte Verfasser las diese Abhandlung am 12. Februar 1829 in der Königlich Dänischen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde vor. Sie eröffnet das zweite Heft des ersten Bandes der von dieser Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift: Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed (Kopenhagen, 1833), und ist eigentlich der Anfang einer Geschichte von Island, mit deren Ausarbeitung der Verfasser sich beschäftigt. Hierauf bezieht sich auch der größte Theil der Einleitung, von welcher hier nur der erste Abschnitt geliefert wird, indem der folgende im Allgemeinen den Plan und die Darstellung betrifft, welche der Verfasser bei der von ihm angekündigten Geschichte des berühmten Eilandes beobachten wird.

**) Landnama, Vorrede. Olaf Triggvas Saga, Kap. 110. Fornmanna Sögur 1, 233. Die Angabe von Beda's Todesjahr stimmt mit anderen Berichten überein; Jöcher hat 735 oder 738. —

***) Die ohne Zweifel gemeinte Stelle bei Beda steht in seiner Schrift de natura rerum et ratione temporum (Colon. 1537 Fol.) Nachdem er von den sechs Monate langen Tagen und eben so langen Nächten in den Ländern am Pol gesprochen hat, fährt er fort: Quod fieri in insula Thyle Pytheas Massiliensis scribit, sex dierum navigatione in septentrionem a Britannia distante. Sed notandum, quod de Thyle aliter scripsit Solinus: Thyle, inquit, ultima, in qua aestivo solstitio, sole de cancri sidere faciente transitum, nox nulla: — brumali solstitio perinde nullus dies. Quod Plinius quoque in libro septimo non praetermisit: Ultima, inquiens, omnium quae memorantur Thyle, in qua solstitio nullas esse noctes indicavimus, cancri signum sole transeunte, nullosque contra per brumam dies: hoc quidem senis mensibus fieri arbitrantur.

****) Isländisch tili, Deutsch Ziel, Maal, äußerste Gränze. Andere leiten das Wort von thual, was in der Sprache der Irländer den Nord bezeichnen soll. Werlauff: Ueber die Bekanntschaft der Skandinavier mit der pyrenäischen Halbinsel in den Schriften der Skandinavischen liter. Gesellschaft für 1814, S. 43. Anm. (Dänisch).

*) Gibson's Ausgabe von Camden's Britannia, Th. 2, S. 1482 u. s. w. Bredsdorff: Beitrag zur Erklärung von Ptolomäus Nachrichten über die nordischen Länder in den Schriften der Skandin. liter. Gesellsch. B. 21, S. 205. (Dänisch). Wedel Simonsen: Uebersicht über die Perioden der National-Historie, Th. 1, H. 2, S. 123. (Dänisch).

**) Forster's Entdeckungen in Norden, S. 33.

***) Die Richtigkeit der hier angenommenen Plätze leuchtet Jedem, der nicht voraus eingenommen ist, durch das Einfache und Natürliche der Erklärung ein. Saxo nennt ganze Provinzen Städte; es ist hier auch nicht das erstemal, daß er die alten Isländischen, oder vielmehr Alt-Dänischen Ausdrücke falsch ins Lateinische übersetzt hat. Torfäus, der sonst dafür hält (Series, S. 317—319), Saxo's Thule könne nichts anderes als Island seyn, hat richtig bemerkt (Hist. Norv. P. 1, S. 368), daß Saxo's Falu (Falir?) Fjalir in Norwegen sey; Geijer hingegen nimmt diesen Ort bald für Falun (Svea Rikes Häfder Th. 1, S. 542: Deutsche Uebers. S. 450) bald für Falköping (Svea für 1831, H. 13, S. 247), beides in Schweden, und erklärt maritimus sinus von Wik; aber dadurch wird die gedachte Ordnung bei Saxo gestört. Eine ausführlichere Entwickelung, die hier nicht an ihrer Stelle gewesen seyn würde, darf ich hoffentlich anderswo geben. Der dem Schwedischen Geschichtsschreiber gemachte Vorwurf, daß er das Wort Falu bei Saxo auch auf Falun deute, trifft ihn nicht, denn Geijer sagt ausdrücklich, daß die Deutung dieses Wortes auf die viel spätere Stadt Fahlun ungereimt sey: „hvilket uttydt på den så mycket senare staden Fahlun innebär en orimlighet." Er setzt noch hinzu: Torfäus Hist. Norv. 1. 368 lese auch Fjalir (in Norwegen). Mohnike

****) Im Amte Sande bei Tönsberg.

†) Man vergl. P. E. Müller: Ueber Saxo's Quellen in den phil. und histor. Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften Th. 2 S. 116 u. s. w. (Dänisch) und Fin Magnusen's Lexicon mythologicum in der Edda Saemund. T. III. S. 574.

††) Insula Thyle — — nunc Island appellatur. Adam. Brem. de situ Daniae (ed. Mader) S. 156—157.

†††) Ebendaselbst S. 157—159.

Schrift des Irländischen Mönches Dicuil, der im Jahre 825 schrieb. Er spricht von diesem Thule als von einer unbewohnten Insel, die jedoch zu seinen Lebzeiten, etwa im Jahr 795, von einigen Mönchen besucht worden war, mit denen er selbst gesprochen habe, und die sich einmal vom ersten Februar bis zum ersten August daselbst aufgehalten hätten. Diese Mönche widerlegten die alte Vorstellung, die man mit Thule verband, daß man rund um dasselbe ein stets zugefrorenes Meer fände, berichteten aber, daß eine Tagereise weiter nach Norden das Meer wirklich mit Eis belegt wäre. Die Länge des Tages und der Nacht betreffend, fanden sie, daß die Sonne zur Zeit des Sommersolstitiums, und einige Tage vor und nachher, so wenig den Himmel verlasse, daß man, so wie am Tage, des Nachts sehen und alle Verrichtungen vornehmen könne, daß aber daselbst keineswegs, wie Einige gesagt hätten, von der Frühlings- bis zur Herbst-Nachtgleiche beständig Tag, und umgekehrt von dieser bis zu jener beständig Nacht sey. Schon hundert Jahre vor dieser Zeit zogen Mönche von Irland, wahrscheinlich aus Liebe zum Einsiedlerleben, nach vielen in dem nördlichen Theile des Britischen Meeres gelegenen Inseln. Dicuil nennt unter andern einige solcher Inseln, zu denen man von den Nord-Britanischen mit günstigem Winde in zweien Tagen kommen könne, und welche gleichfalls zu seiner Zeit unbewohnt waren; die Einsiedler, die sie bewohnten, mußten sie wegen der Normannischen Seeräuber verlassen.*) Da von diesen Inseln unter anderen gesagt wird, daß sie viele Schafe (Faar) hätten, so ist es höchst wahrscheinlich, daß diese von Dicuil erwähnten Inseln die Färöen (Færeyjar, Faareøerne) gewesen sind. Waren Einsiedler oder andere Christen zuerst hierher gekommen, so kann es nicht so seltsam erscheinen, wenn auch einzelne durch diesen oder jenen Zufall, wie Dicuil's eben erwähnter Bericht anzudeuten scheint, nach Island kamen. Dicuil konnte, nachdem er der Färöen gedacht hatte, unter Thule Mainland oder eine andere bedeutende Insel nördlich von Britanien nicht verstehen, und noch weniger eine von den Färöen selbst, da er gleich darauf von dieser Inselgruppe spricht; sein Thule paßt also auf kein anderes Land, als auf Island; auch hierauf paßten nach dem Breitengrade von 64 bis 65 Grad nur die Umstände, die er von der Tageslänge anführt.**)

Diese Vermuthung wird auf eine höchst treffende Weise durch die alten Isländischen Nachrichten von einem Volke bestärkt, das auf der Insel gewohnt haben soll, bevor die Nordmänner sie besuchten. Es hielten sich, so erzählten sie, Männer daselbst auf, welche die Nordmänner Papas nannten, die Christen waren, und die von Westen über das Meer gekommen seyn sollten; es wurden nach ihnen Irische Bücher, Glocken (bjöllur), Krummstäbe (baglar) und andere Dinge solcher Art gefunden, woraus man schließen konnte, daß sie Westmänner (von Irland oder Britannien) waren***). Diese Dinge fand man östlich in Papö und in Papyli (Papey, Papyle) im südlichen Mulesyssel, und um den Hornesjord in Skaptesjeldssyssel, ja Papas hatten auch noch südlicher gewohnt, da wo nachher Kirkebö (Kirkjubœr) angelegt wurde. Es wird auch, fügen die Isländischen Berichte hinzu, in Englischen Büchern erzählt, daß einmal Verkehr zwischen den Ländern gewesen sey****). Daß die gedachten christlichen Sachen, wie Falsen meint†), von einer oder der andern Normannischen Wikingsgesellschaft dort zurückgelassen seyen, die sie vorher auf Irland geraubt hätten, und die nachher auf Island ans Land gestiegen, entbehrt nicht allein alles historischen Beweises, sondern ist auch an sich selbst wenig wahrscheinlich. Was sollte die Heiden bewegen, Dinge der Art einen so weiten Weg mit sich zu führen, um sie zuletzt auf einer öden Insel zurückzulassen? Dagegen wird die Isländische Erzählung, daß diese Sachen einmal dort gefunden, durch Dicuil's Nachrichten vortrefflich bestätigt, denn diese weisen nach, woher jene Sachen dorthin gekommen. Der Name Papas, den die Nordländer den ersten Bewohnern dieses Landes beilegten, und der sich gleichfalls in den Ortsnamen Papö und Papyle erhalten hat, findet man auch wieder auf den Shetlands-Inseln, Papa Westra und Papa Stronsa, womit die von den Isländern ihnen beigelegten Namen Papey, Papyli und Papuley übereinstimmen.*) Ohne Zweifel haben diese Inseln, die durch die Verehrung der Heiligen bekannt sind, ihren Namen von den Mönchen (Papae) erhalten, die sich daselbst aufgehalten hatten; und man kann also die Verbreitung derselben von den Orkneys aus über die Shetlandsinseln und Färöen bis nach Island verfolgen**). Wenn Dicuil die Mönche von den Färöen weggeben läßt wegen der Wikingszüge der Normannen, so stimmt dieses auch ganz wohl mit andern Nachrichten überein, denn die Züge der Normannen nach Irland begannen um das Jahr 795 und wurden späterhin wiederholt in den Jahren 798, 807, 815 und 835***); auf dem Weg nach dieser Insel haben sie höchst wahrscheinlich die Färöen besucht. Endlich läßt, wie Letronne bemerkt, die Menge der Schafe, die auf der zuletzt genannten Inselgruppe gefunden werden, sich sehr natürlich daher erklären, daß sie ursprünglich von jenen Mönchen nach diesen Inseln mit hinübergebracht wurden und nachher, ein Jahrhundert hindurch sich selbst überlassen, sich außerordentlich vermehren mußten.****)

Durch das Ebengesagte ist es demnach erwiesen, daß Island von Irländischen Mönchen, etwa 65 Jahre bevor es zum ersten Mal von Nordländern aufgefunden wurde, entdeckt worden ist, welches nicht höher als bis in's Jahr 860 hinaufgesetzt werden kann.

(Schluß folgt.)

*) Da Dicuil's Schrift (Dicuili liber de mensura orbis terrae ed. Walckenaer, Paris, 1807. 8., und später herausgegeben in den Recherches géographiques et critiques sur le livre de mensura orbis terrae, composé en Irlande au commencement du neuvième siècle, suivies du texte restitué par A. Letronne. Paris, 1814. 8.) schwerlich in Vieler Besitz ist, so mögen folgende Auszüge daraus mitgetheilt werden, die sich in Letronne's Ausgabe S. 38—40 finden: De eadem (Thule) manifestius et plenius quam Priscianus Julius Solinus de Britannia loquens in Collectaneis ita scripsit: Thule ultima, in qua, aestivo solstitio sole de cancri sidere faciente transitum nox nulla; brumali solstitio, perinde nullus dies. — Trigesimus nunc annus est, a quo nunciaverunt mihi clerici, qui a kalendis Februarii usque kalendas Augusti in illa insula manserunt, quod non solum in aestivo solstitio, sed in diebus circa illud, in vespertina hora occidens sol abscondit se quasi trans parvulum tumulum, ita ut nihil tenebrarum in minimo spatio ipso fiat; sed quidquid homo operari voluerit, vel pediculos de camisia abstrahere, tanquam in praesentia solis potest: et si in altitudine montium fuissent, forsitan nunquam sol absconderetur ab illis. In medio illius minimi temporis medium noctis fit in medio orbis terrae; et sic puto, e contrario in hiemali solstitio, et in paucis diebus circa illud, auroram in minimo spatio in Thule apparere, quando in medio meridies fit orbis terrae. Idcirco mentientes falluntur, qui circum eam concretum fore mare scripserunt, et qui a vernali aequinoctio usque ad autumnale continuum diem sine nocte, atque ab autumnali versa vice usque ad vernale aequinoctium assiduam quidem noctem, dum illi navigantes in naturali tempore magni frigoris eam intrabant, ac manentes in ipsa dies noctesque semper, praeter solstitii tempus, alternatim habebant: sed navigatione unius diei ex illa ad boream congelatum mare invenerunt. — Sunt aliae insulae multae in septentrionali Britanniae oceano, quae a septentrionalibus Britanniae insulis duorum dierum ac noctium recta navigatione plenis velis, assiduo feliciter vento, adiri queunt. Aliquis probus religiosus mihi retulit, quod in duobus aestivis diebus et una intercedente nocte navigans in duorum navicula transtrorum in unam illarum introivit. Illae insulae sunt aliae parvulae, fere cunctae simul angustis distantes fretis, in quibus in centum ferme annis eremitae ex nostra Scottia navigantes habitaverunt. Sed, sicut a principio mundi desertae semper fuerunt, ita nunc, causa latronum Nortmannorum, vacuae anachoretis, plenae innumerabilibus ovibus ac diversis generibus multis nimis marinarum avium. Nunquam eas insulas in libris auctorum memoratas invenimus. — Obenstehendes ist aus einem Briefe Professor Dahlmann's an die Alterthums-Gesellschaft (m. s. deren Hauptbericht für 1825—1827 S. 35—36) (Dänisch) genommen, in welchem er die erste Nachricht von dem Inhalte der Schrift Dicuil's gab; vorzüglich aber aus einem Briefe des Etatsraths Bröndsted an den verstorbenen Bischof Münter (geschrieben aus Paris 1829), der nach seiner gewohnten Humanität einen sehr umständlichen und genauen Auszug aus demselben der Gesellschaft mittheilte. In diesem Briefe werden außerdem noch mehrere Schriften und Bemerkungen über Dicuil's Schrift angeführt, welche ich für die, welche sie nachzulesen wünschen möchten, beifügen will. Einige gute Bemerkungen von Boissonade finden sich in Schoell's Répertoire de la littérature ancienne T. I. p. 241 u. s. w., Giuseppe Pitarelli schrieb Lettera relativemente al libro di Dicuil, Torino. 8. von geringer Wichtigkeit; einige gute Berichtigungen von Roquefort stehen im Moniteur für 1812, Nr. 328, und im Mercure vom 26. Dez. 1812. Walckenaer's Ausgabe ist angezeigt in der Halleschen Lit. Zeitung für 1808, Nr. 307, und in der Jenaer Lit. Zeit. desselben Jahres Nr. 251.

**) Letronne in seinen eben angeführten Recherches, S. 136—139.

***) Landnama, B. 4, Kap. 11. (Quart-Ausgabe) S. 310.

****) Islendingabok Kap. 2. Landnama Vorrede, und Olaf Tryggwesons Saga Kap. 110. Fornmanna Sögur 1, S. 233. Man vergl. auch Jensen Mallin. Chrymogaea S. 21.

†) Norges Historie Th. 1, S. 31 Anmerk.

*) Orkneyingasaga. S. 74. 78. 116. 324.

**) Tempore Haraldi Comati haec terra (Orchades) fuit inhabitata et culta duabus nationibus scilicet Peti et Papae, quae duae nationes fuerunt destructae radicitus ac penitus per Norregenses. Orkneyingasaga. Append. S. 549—550. E. M. Arndt erklärt sich gegen diese Ansicht über die Papae. Nebenstunden. S. 94 ff.

***) Suhm, Geschichte von Dänemark, Th. 1, S. 582. Letronne in den oben angeführten Recherches S. 13[illegible].

****) Letronne S. 136.

Schweiz.

Spießbürgers und Schulmeisters Ansichten vom Fortschritt.

(Schluß.)

Kommt mit mir! Auch wir werden unseren Fortschritt für uns haben, wenn es dessen bedarf, unseren langsamen ruhigen Fortschritt — wenn das Geisblatt nur zu treiben anfängt, das Weinlaub sich aufrankt um unsere Fenster, wenn der Garten sich in Blüthenschmuck kleidet... Jedes Jahr werden diese einfachen Schönheiten, wenn sie sich unter dem lauen Hauche des Frühlings verjüngen, unser Auge erfreuen und laben; diese ländlichen Sorgen werden unsere stille Muße würzen und uns Stoff genug darbieten zur Unterhaltung... Ruhe und Sicherheit und gleiche Gewohnheit, dies süße Ding, und behagliche Trägheit, dies noch viel süßere, werden über unseren Tagen schweben; nicht auf seine Räderbahne wird uns der Fortschritt anschmieden, nicht diese sisyphische Last werden wir zu wälzen haben, und das Bessere wird uns nicht unaufhörlich das Gute verkümmern; die Unruhe, das Mißbehagen, das Fieber, das aufreibende Fieber der Vervollkommnung wird nicht unseren Frieden stören, und wenn wir endlich aus dem Leben scheiden müssen, so werden wir doch wenigstens sagen können: wir haben gelebt...

Ein schöner Traum, Nachbar, aber ach, ein Traum! Verwirklichen läßt sich das nicht. Wir können ja auch gar nicht. Ihr habt euren Laden, ich meine Schule — und dann wirklich, man sagt doch allgemein, man solle sich in diesem Thale, unter diesen Rosen von Jericho, wenn man so allein sitzt in seinem Baumgarten, nach Verlauf von acht Tagen doch ennuyiren; am Ende des Sommers verkauft man ihn wieder; am Ende des Jahres kommt man wieder zurück, vom Landleben geheilt, geheilt sogar von seinem Traume! Oh, das wäre entsetzlich! Entweihen wir darum nicht diese Träume! ziehen wir sie nicht herab in die nichtige Wirklichkeit, die holde Welt, die unserem Geiste immer offen steht! Verlangen wir sie nicht mit unseren Augen zu sehen, mit unseren Händen zu berühren, diese reizende Sterbliche, die unser Traum uns so schön, so rein, so ganz Gefühl, so zärtlich unserem Herzen vereint vorführte. Warten wir's zum wenigsten noch ab und fassen uns zunächst in Geduld. Der Abend des Lebens ist, wie man sagt, für solche Pläne geeigneter. Begnügen wir uns unterdessen, Nachbar, alle Sonntag nach Savoyen zu gehen!

Doch schlagt den guten Weg ein, ich bitte euch. Nach Sallenche wollt ihr? Sallenche liegt hinter Thonon nach den Bergen zu: wenn ihr ein Paar Zwillingshügel sehet, auf jedem die Ruinen eines alten Schlosses, das ist's. In uralter Zeit lebten dort zwei Brüder, die gottlos mit einander Krieg führten; jetzt, wo sie längst vermodert sind, läßt sich um Mitternacht noch eine weiße Frau sehen; sie irrt klagend auf den Trümmern der Mauern umher und kommt oft am Fuß des Thurmes zum Vorschein, wo sie dann auf einem Felszacken sitzt und nach der Ebene hingewandt mit den Armen gestikulirt, während ihr Haar im Winde flattert.

Zu diesen Hügeln nun führen zwei Wege, der eine für die Fortschrittmänner, der andere für uns, Nachbar. Der erstere ist ein Stück der Simplonstraße, überall gleich breit, ohne Schatten, denn den kann

der Fortschritt nicht leiden, dabei grad' wie eine grade Linie, mit behauenen Kieselsteinen eingefaßt, und statt mit Dörfern zur reizenden Abwechselung mit Douanen und Postställen ausgestattet. Wenn nur noch Eisenbahnen könnten angebracht und Dampfwagen eingeführt werden, so würde diese Straße das Mögliche an Pittoreskem, das Pittoreske der Industrie, unserer Zeit und des Fortschritts überhaupt aufzuweisen haben. Die Uhr in der Hand, könnte man mit dem Schlage acht von Genf abreisen und mit dem Schlage neun in Thonon seyn: das wären sechs Meilen in einer Stunde! Die Uhr in der Hand würde man in drei Minuten frühstücken — die Eier wären im Nu im Dampf weich gesotten; die Uhr in der Hand würde man in sieben Minuten die Ruinen besehen, die man eigentlich schon aus dem Reisetaschenbuch kennt; dann würde man wieder auf den Dampfwagen steigen, und noch vor Eilf, die Uhr in der Hand, in Genf zurück seyn, entzückt über die Wunderfahrt, die man gemacht. Es ist wahr, der Fortschritt ist ein bewundernswerthes Ding! er beschleunigt und vervielfältigt die Freuden des Lebens, und verdoppelt und verdreifacht den Werth des Daseyns, daß es nur so eine Art hat! O du lieber Himmel!

Wenden wir uns dem anderen Wege zu, Nachbar, dem unseren. Bonaparte zu seiner Zeit sah ihn nicht und ließ ihn unangefochten; und da durch den Wiener Kongreß Savoyen wieder an sein altes Herrscherhaus zurückkam; so ist er auch unangefochten geblieben. Die alten Landstraßen bleiben, wie sie waren, werden nicht verbessert, aber behalten ihren Schatten, bleiben naß und holpericht, aber wild, friedlich, reizend für Jeden, der kein Dampfmensch ist. Mit jeder Wendung wechselt die Ansicht; der Weg, bald ansteigend, dann sich wieder sanft absenkend, bisweilen auch sich abstürzend, ist mehr übend als ermüdend; die Quellen, nicht unter Gewölben verschlossen und eingerammt, sprudeln lebendig und frisch, murmeln neben dem Wege her, kommen bis ins Wagengeleise, netzen dem Wanderer die Sohlen, und rieseln dann durch das erste beste Loch wieder davon, den Wiesen zu. Von diesem reinen Wasser, Nachbar, trinkt Ihr, trinkt Euer Vieh; der Bäuerin sagt Ihr über den frischen Geschmack des Wassers eine Artigkeit, und während sie ihre Sichel ruhen läßt, um Euch mit Muße zu betrachten, setzt Ihr langsam behaglich Eure friedliche Reise fort.

So ist unser Weg, Nachbar. Er geht an Beiron vorbei, am Thurm von Langin, Gegenden, die voll von jener süßen Stille, jenen träumerischen Reizen sind, in denen sich alle Sinne erfrischen und das Herz sich labt und verjüngt. Dann kommen die Ruinen von la Rochette, ein herrlicher Ruhepunkt und zugleich der letzte. Von da habt Ihr nur noch eine Stunde Weges; wenn Ihr aus dem Schatten des Gehölzes hinaustretet, seht Ihr die lachenden Ebenen von Chablais vor Euch liegen, seine ruhigen Buchten, seine Vorgebirge und das weite Becken des Genfer Sees und die fernen Ufer der Schweiz.

Das ist der Weg, Nachbar, den Ihr nehmen müßt. Eure Uhr laßt in Gottes Namen zu Hause; im Dorfe oben ist eine Sonnen-Uhr, die das Wunder des ganzen Landes ist; und dann, sind die Stunden nicht um so süßer und reizender, wenn uns nichts an ihren Verlauf mahnt? Für den Dampfmenschen, ja freilich, da gilt der umgekehrte Fall, denn sein Vergnügen ist nicht, zu schauen und zu genießen, sondern nur, schneller dahinzurollen als sein Großvater, schneller, als er selber gestern, schneller, als man jemals dahingerollt ist; das ist's, was ihn ergötzt, was ihn bezaubert, nicht die schönen Gegenden sind es. Während Ihr die Stunden unter der lieblichen Bewegung und Uebung Eurer Glieder, Eurer Gedanken, Eurer Empfindungen vergeßt, mißt, kalkulirt, zählt er, die Augen auf den Zeiger geheftet, die Minuten, die Sekunden ... Ach!

Doch um auf den Fortschritt zurückzukommen. Sagt mir, mischt er sich denn eben so in Eure Angelegenheiten, pocht an Euren Laden und steckt die Nase in Euren Kram, wie in unsere Lehren und Methoden? Uns hat er auf eine merkwürdige Weise beunruhigt und geneckt; der Hundsfott hat eine förmliche Allianz mit den Familienvätern geschlossen und oft genug über uns Leute vom Fach triumphirt; denn wer kann gegen ihn aufkommen? Alles überschreit er mit seiner groben Stimme. Uns will er meistern, ich bitt' Euch um Alles in der Welt, uns! Er! der ein geschickter Schmied ist, ganz geschickt im Anlegen von Kanälen, im Anfertigen von Dampfwagen und Omnibus, mit einem Wort, durchaus ein Praktikus, aber was den Geist betrifft, bornirt, dumm von Gedanken, will sich in Dinge mischen, die zur Intelligenz gehören, die sich nicht unter die Kategorie von Eisenbahnen, Actien, Coupons, Feuerzeugen, Revolutionen oder Kanälen bringen lassen, ja nicht einmal unter die Kategorie der Pfennigs-Literatur, des Voltaire in einem Bande; auch nicht unter die der falschen Toupets, des Paraguay-Roux, des Haarwuchs-Kräuteröls, des Kreosot, des Dramas à la Shakespeare, des monströsen Romans, der weißen Chokolade!.. Der weißen Chokolade! Nachbar, o, das ist der höchste Gipfel des Fortschritts; denkt auch nur, ist es möglich, weiter zu gehen? Was schwarz war seit Jahrhunderten, das Euch weiß zu machen ...! Ja ich begreif' es wohl, wie die Augen des Fortschrittmenschen bei diesem Anblick vor Freude funkeln müssen, wie er die Nasenlöcher weit aufblasen und auf seinen armen Großvater mit mitleidiger Verachtung herabsehen muß, der sie schwarz trank, dumm schwarz!.. Und nun seht, wie ein Fortschritt sogleich einen anderen herbeiführt: in der Poesie wartet uns schon Herr Auguste Barbier mit blauem Wein auf. *)

Doch, Nachbar, keine Witze auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit! Ich will Herrn Auguste Barbier seinen blauen Wein hingehen lassen; ich will ihn trinken, diesen blauen Wein, ja ich will ihn sogar gut finden, wenn er mir von einem Dichter seines Schlages angeboten wird und an einer Tafel, die so reich besetzt ist wie die seinige. Aber nun blickt um Euch her! Seht ihr nicht diese Masse von Fortschritts-Dichtern, die schon lauern und passen auf diesen blauen Wein, wie die Habichte? Schließt aus dem, womit sie uns schon bedient haben, auf das, was wir nächstens werden trinken und hinterschlucken müssen! Seyd ihr nicht schon gefaßt auf die grünen Wangen der erbleichenden Jungfrau, apfelgrün, graugrün, aschgrün?.. auf den rothen See, den braunen Himmel?.. Ich für meine Person bin auf Alles gefaßt.

Wie gesagt, er hat seine Nase in unseren gelehrten Kram gesteckt; hat wissen wollen, was in unseren Collegiis getrieben würde, hat sich unsere Instrumente zeigen lassen. Was war daran zu sehen? sie waren ein wenig alt und ein wenig gebraucht; da sagten der Herr: „Das taugt nichts mehr, weg damit." — Wo aber andere herbekommen; wollten Sie etwa...? — „Nur erst weg damit." Und man warf sie weg; man wirft noch immerzu weg, und des Wegwerfens wird sobald kein Ende seyn, denn die Familien-Väter haben sich's einmal zum Geschäft gemacht. Der Fortschritt hat sie überzeugt, daß die Zeit des Expeditiven, des Schnellfertigen, des Praktischen, des Intuitiven, des Oekonomischen, des Universellen, des Pittoresken, der Pfennigs-Methoden, der Naturgeschichte in Bildern, der Physik in Kunststückchen, der Geschichte in bunten Streifen, der Grammatik in Tableaux, der Zeichnenkunst im Durchzeichnen, der Musik auf der schwarzen Tafel gekommen sey. Und nun, um so schnell als möglich an's erwünschte Ziel zu gelangen, weg mit dem Griechischen, weg mit dem Lateinischen, weg mit Allem, was nicht positiv ist, was nur den Geist, die Phantasie, den Geschmack, Herz und Gemüth bildet; an die Stelle von all' diesem das Deutsche, das Deutsche vor Allem und für Alles; Englisch, wenn man will, Italiänisch, wenn man kann, meinethalben Irokesisch, nur kein Latein; das Latein macht den Fortschritt wüthend, wie die rothe Farbe den Stier. Stellt Euch vor, Nachbar, man sagte zu Euch: Werft euren Zimmet auf die Straße, Eure Gewürznelken, Euren Muskat, Euren Pfeffer; die Zeiten der Kinderpappe sind gekommen. Was würdet Ihr darauf antworten? wie würdet ihr das finden? Doch wohl närrisch und abgeschmackt, nicht wahr? Und nun denkt Euch, wie uns zu Muth gewesen seyn muß, als der Fortschritt bei uns seine Pappe einzurühren begann.

Die Hauptsache liegt eigentlich darin, daß der Fortschritt nicht weiter sieht, als seine Nase reicht; daraus zieht er all' seine Kraft und all' seinen Vortheil; denn wie alle Leute, die nicht über ihre Nase hinaussehen, ist er eigensinnig und halsstarrig; man kann Vernunft reden, so viel man will, von seiner klotzigen Stirn prallt Alles ab; und das giebt ihm gerade ein gewisses Ansehen von Kraft, was die Leute gern haben. Während wir Gelehrten oft zweifeln und schwanken, ist er nie unentschieden, geht immer vorwärts; das ist sein einziges Geschäft, sein einziger Gedanke; und der Unkundige, der ihn so sieht in dieser scheinbaren Gewaltigkeit, wird übertölpelt und mit fortgerissen.

Wie alle Leute, Nachbar, die nicht über ihre Nase hinaussehen, reizt und lockt ihn vor Allem die Neuheit; er wird die weiße Chokolade besser finden, darauf verlaßt Euch, und wenn sie auch noch so abscheulich schmeckte; was neu ist, das heißt ihm gut — was alt und bekannt ist, schlecht; er ist immer für das Neue. Das aber ist der allgemeine Hang von jeher gewesen, und so kommt seine Pappe in die Mode.

Ferner, Nachbar, wie alle Leute, die nicht über ihre Nase hinaussehen, begreift er nur das Nächste, Unmittelbare; nach dem Neuen kommt bei ihm das Positive, was ohne alle Umschweife mit einem Sprunge in und bei der Sache ist. Alles Indirekte, Vermittelnde, alle verbindende Zwischenglieder, die oft das Wesentliche und wahrhaft Nützliche ausmachen, wirft er beiseit.

Wenn er nicht so geartet wäre, der Fortschritt, glaubt Ihr wohl, Nachbar, daß er sagen würde, wie er es thut: Das Latein den Gelehrten? Gewiß nicht. Aber hier, wie überall und aus denselben Gründen, verkennt er das eigentliche Prinzip, auf dem die erste Bildung ruhen soll und einzig ruhen kann: die Uebung und Entwickelung der geistigen Fähigkeiten. Für das Kind ist das, nach der Moral, die Hauptsache, und alles Uebrige nur Nebenwerk. Zu den erprobten Hülfsmitteln, diese Ausbildung zu verschaffen, gehörte nun unter Anderem auch das Latein, eine in sich geschlossene fertige Wissenschaft, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Elemente mit der Vollkommenheit der Methode verbindend; bei Allen insgesammt, und nicht nur bei den Gelehrten, galt einige Kenntniß hiervon als etwas Schätzenswerthes und Würdiges. Ein Uhrmacher ist freilich Uhrmacher, so gut wie der andere, Kaufmann ist Kaufmann und Handwerker Handwerker; aber worin liegt denn der Unterschied des einen vom anderen, der sich doch nicht wegleugnen läßt? worin anders, als in einer Ueberlegenheit, wenn auch vielleicht nicht an Kenntnissen, doch an geistiger Ausbildung; an Einsicht, an Fähigkeit, ein Ding recht anzufassen und mit Geschick und Methode zu behandeln? Und woraus entspringt dieses Uebergewicht mehr, als eben aus jenen ernsthaften mühseligen Studien, die so geeignet sind, Alles, was wir von Fähigkeiten in uns tragen, zu bilden und zu entwickeln, wenn auch der große Haufen nichts darin sieht, als eine todte Sprache? Aber auf dergleichen hört der Fortschritt nicht. Er sagt zu den Familienvätern: Das Latein für die Gelehrten! und diese Idee leuchtet den Familienvätern ein. „Für den Handelsstand die Kalligraphie; für das Banquier-Geschäft die Zahlen; für die Künste das Zeichnen mit dem Lineal; für Alles das Deutsche, weil das Deutsche"... Weil das Deutsche, wiederholen die Familienväter, und diese Idee leuchtet ihnen wieder ein. Weniger Zeit und weniger Geld, und diese Idee leuchtet ihnen noch viel mehr ein.

Und was ist das Resultat von alle diesem, Nachbar? Daß der Fortschritt auf diese Weise die gesellschaftliche Gleichheit in ihren innersten Keimen zerstört, Alles, was der geistigen Emancipation der Massen förderlich seyn könnte, untergräbt, für den besten, eifrigsten, thätigsten und einzigen Freund der Emancipation und Gleichheit gilt, und wir, die wir in Wahrheit darauf hinarbeiten, Aristokraten heißen und Perrücken.

Denn nochmals, Nachbar, wie alle Leute, die nicht über ihre Nase

*) . . . C'est enfin la fille de taverne
La fille lavant du vin bleu, etc. . .
A. Barbier, Iambe VII.

hinaussehen; liebt der Fortschritt vor Allem das Schnelle, das Abgekürzte, das Leichte; Alles, was diesen Prädikaten genügt, ist ihm willkommen, wie Frühlingswetter. Damit verderbt und zerstört er alle Methoden, das heißt alle guten, deren Zweck nicht die Leichtigkeit, sondern die Anwendbarkeit und der sichere Nutzen ist. Von solchen will er aber nichts wissen. Ihm ist der Mensch kein Gewächs, das nur in einem bestimmten Boden, unter gewissen Bedingungen, mit Hülfe der Jahreszeiten, durch Luft, Regen und Sonne gedeiht; sondern ein Baum, der im Moment reife Früchte tragen soll.

So sieht's aus, Nachbar. So abscheulich spielt der Fortschritt uns und unserer Schulbildung mit. Und wir müssen noch den Hut vor ihm abziehen. Er ist ein Feldherr, mit hunderttausend Mann vor sich und hunderttausend hinter sich. Alle, die nicht gern nachdenken, hat er für sich; alle Sparsamen, alle Hastigen, Alle, die sich über die Anderen mokiren, Alle, die gern weiße Chokolade trinken, Alle, die kein Latein wissen, Alle, die das Latein ennuyirt, oder ennuyirt hat, oder noch ennuyiren könnte, alle Radikalen, die die Emancipation der Völker durch Verbreitung der Aufklärung wollen, alle Ultras, die die Verknechtung des Volks durch Unwissenheit wollen; Alle, die von Schnell- und Kurz-Methoden leben, von universellen und bildlich anschaulichen, von Dintenpulver, von Stahlfedern, von Mnemonik, von Stenographie und, weiß der Teufel, von was noch! Ja, und auch Viele, Nachbar, ohne Euch zu nahe zu treten, die Zimmet verkaufen. Es ist ein Unterschied zwischen Zimmet und Zimmet.

Wenn ich Euch aber erst erzählen sollte, was er mit der Erziehung in religiöser, moralischer und gesellschaftlicher Beziehung aufstellt!.... doch Das auf ein ander Mal; Sonntag.

E n g l a n d.

Die Bewegung unserer Sonne durch den Weltraum.

Ein interessanter Artikel über diesen Gegenstand wurde neulich von Herrn Bird in einer wissenschaftlichen Gesellschaft zu London vorgelesen. Nachdem er bemerkt, daß Herschel der Erste gewesen sey, der die Bewegung unserer Sonne durch den Weltraum und die Richtung ihres Laufes nach dem Sternbilde des Herkules entdeckt habe, fügte er hinzu, es habe seines Wissens noch kein Astronom darüber entschieden, ob diese Bewegung in gerader oder krummer Linie vor sich gehe; doch sey ihm das Letztere viel wahrscheinlicher. Um nun die mit einer solchen Bewegung zusammenhangenden Phänomene anschaulich zu machen, legte er eine geometrische Figur vor, wonach jeder Fixstern eine kleine Curve am Himmel beschreiben würde, deren Form und Ausdehnung nach der Entfernung des Sterns und nach der Form der Sonnenbahn sich richten müßten. Denken wir uns, sagt der Verfasser, einen Stern in dem Zeichen des Steinbocks, in dessen Nähe die Constellation Herkules sich befindet, so wird die Distanz eines solchen Sternes vom Nordpol, während die Sonne in jener Richtung voranschreitet, immer geringer werden. Sobald jedoch die Sonne den äußersten Punkt in jener Direction erreicht hat und nun dem Zeichen des Widders sich zuwendet, wird auch die Distanz des Sternes vom Nordpol in eben dem Maaße größer werden. Der Stern hat aber zugleich eine retrograde Bewegung in gerader Ascension; das Maximum seiner Distanz vom Nordpol findet statt, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses ankommt, um welche Zeit der Stern wieder im Steinbock erscheint, und das Maximum seiner geraden Ascension gegen den Widder beobachtet man, wenn die Sonne ins Zeichen der Waage tritt. Aus diesem Phänomen schließt nun Herr B., daß die Sonne in einer krummen Linie durch den Raum sich bewege, und bezieht sich auf die Tabellen der eignen Bewegung der Fixsterne (von Dr. Markelyne), aus welchen hervorgeht, daß die meisten in der Nachbarschaft des Steinbocks glänzenden Sterne ihre Distanz vom Nordpol vermindern, während die Sterne in der Nähe des Krebses dieselbe Distanz vergrößern. Diese Erscheinungen vertragen sich vollkommen mit der Annahme eines Kreislaufes und verdienen die Beachtung der Astronomen um so mehr, als ein bestimmteres Ergebniß in Zukunft auf die Parallaxe der Fixsterne sehr viel Licht werfen kann.

Ein solches auf Beobachtungen gegründetes Ergebniß scheint freilich noch sehr fern zu liegen; indessen darf man doch schon jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß die Sonne mit ihren sämmtlichen Vasallen im Weltraume fortrückt. So hat demnach jeder Planet eine dreifache, und jeder Trabant eines Planeten eine vierfache Bewegung; unsere Erde z. B. kreist zu gleicher Zeit um sich selbst und um die Sonne; unser Mond kreist um sich selbst, um die Erde, und mit der Erde um die Sonne, beide aber im Gefolge des Sonnen-Globus um irgend eine Central-Sonne im unermeßlichen Weltall. (L. G.)

Bibliographie.

- The life and times of William III. (Das Leben und die Zeit Wilhelm's III.) Von A. Trevor. Erster Bd. 12 Sh.
- Philosophy of manufactures. (Theorie des Fabrikwesens.) Von Ure. 10 Sh.
- The Empress. (Die Kaiserin.) Roman. 2 Bde. 21 Sh.
- A twelvemonth's residence in the West-Indies. (Ein Jahr in Westindien.) Von Dr. R. R. Madden. 2 Bde. 21 Sh.
- On Elisabethan architecture. (Die Baukunst zur Zeit der Elisabeth.) 7 Sh.
- An excursion to the monasteries of Alcobaça and Batalha. (Die Klöster Alcobaça und Batalha in Portugal.) Von W. Beckford.
- On unbelief. (Ueber Unglauben.) Von Wills. 7 Sh.
- The noble deeds of woman. (Edle Handlungen von Frauen.) 7½ Sh.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Dichtigkeit der Körper in verschiedenen Tiefen. Professor Leslie bemerkt, daß die bis auf den fünften Theil ihres Volumens komprimirte Luft ihre Elastizität um das Fünffache vermehrt. Wenn die Contraction nach diesem Verhältnisse fortginge, so würde die Luft in der Tiefe von 34 Engl. Meilen, durch ihr eigenes Gewicht, die Dichtigkeit des Wassers erlangen. Das Wasser hätte in der Tiefe von 93 Engl. Meilen das Doppelte seiner gewöhnlichen Dichtigkeit und in der Tiefe von 362 Engl. Meilen die Dichtigkeit des Quecksilbers. Stiege man daher bis zum Mittelpunkt der Erde hinab (über 850 geograph. Meilen), so würde die Condensirung gewöhnlicher Substanzen alle Vorstellung übersteigen. Nach Doktor Young würden am Centrum der Erde Stahl bis zu einem Viertel und Steine bis zu einem Achtel ihres Volumens komprimirt werden. Die Gesetze der Kompression fester Körper über eine gewisse Gränze hinaus sind uns jedoch noch unbekannt, obgleich die Körper, nach den Versuchen von Perkins, einer größeren Zusammendrückbarkeit fähig sind, als man gewöhnlich glaubt.

(Mrs. Somerville.)

— Zoologisches. Herr de But hat ein neues Genus von Strand-Vögeln aufgestellt, das in Neu-Holland vorkommt und von ihm Leptorhynchus genannt wird. (Athenaeum.)

— Jüdische Schauspieler in Jamaika. In Jamaika, und namentlich in der Hauptstadt Kingston, leben mehr Juden, als in irgend einer anderen Britischen Kolonie. Viele sind angesehene Plantagen-Besitzer, und da ihnen seit einigen Jahren gleiche bürgerliche Rechte mit den christlichen Unterthanen verliehen worden sind, so befinden sich auch bereits Mehrere im Besitze von Gemeinde-Aemtern und Einer oder Zwei sogar in der gesetzgebenden Versammlung. Einen seltsamen Eindruck machen jedoch die Darstellungen der Schauspieler-Gesellschaft in Kingston, die fast aus lauter Juden zusammengesetzt ist. Es läßt sich vielleicht nichts Komischeres denken, als ein Shakespeare'sches Trauerspiel, von diesen Histrionen dargestellt. Ich habe „Romeo und Julie" gesehen, und zwar den Empfindsamsten aller Liebenden von einem jüdischen Leinwandhändler und Capulet's Tochter von des Leinwandhändlers dünnstimmigem Ladendiener. — Damen befinden sich nämlich in der Gesellschaft gar nicht, — und nun male man sich einmal die romantische Liebes-Scene auf dem Garten-Söller aus: „Die Lerche ist's und nicht die Nachtigall!" Am Sonnabend Abend ist das Theater gewöhnlich am besuchtesten, denn dann befinden sich die schwarzäugigen, blühenden und glühenden Töchter Zion's in den Logen-Reihen, und mancher gute Christ geht dann in's Parterre, um die ungläubige Aussicht in den Logen zu genießen. Ganz besonderes Aufsehen hat kürzlich ein Selbstmord-Versuch des jüdischen Talma gemacht. Der gute Mann, ein verdorbener Stilton-Käsehändler, hatte eine unglückliche Leidenschaft für die dramatische Kunst gefaßt und trieb am Ende den Ernst der Melodramen, in denen er zu spielen pflegte, so weit, daß er selber Gift, wirkliches Gift nahm. Unglücklicher oder vielmehr glücklicher Weise war das Gift jedoch nicht wirksam genug; der Melodramen-Held ward wieder hergestellt und ist noch jetzt die Zierde des corps dramatique der Bühne von Kingston.

(Madden's Twelvemonth's residence in the West-Indies.)

— Reinlichkeit der Eskimos. Capitain Roß erzählt Folgendes: „Unter den Eskimos war ein Mann, der, obgleich er von Natur ein menschliches Angesicht empfangen haben mochte, dasselbe so entstellt und mit Blut und Thran beschmiert hatte, daß kein Zug zu erkennen war. Sein Gesicht glich dem eines Boxers, der zwei Stunden damit zugebracht hat, sein Aussehen zu verändern. Als ihm zu verstehen gegeben wurde, daß man ihm gewisse Mittel verabreichen wolle, womit er sein Gesicht von dem Schmutze, der es bedeckte, reinigen könne, rief er: „nakka! nakka!" (nein! nein!) und streckte seine Hände nach dem Proviantmeister aus, indem er rief: „allupa! allupa!" (leck ab! leck ab!) Dieser schüttelte jedoch mit dem Kopfe und sagte ebenfalls: „nakka! nakka!" welches den Wilden in Erstaunen zu setzen schien, und da er sah, daß der Proviantmeister seine gütige Einladung nicht annehmen wollte, so fing er an, sich die Hände zu lecken, wie Katzen und Hunde sich die Pfoten zu lecken pflegen. Nun entstand aber die große Frage, auf welche Weise das Gesicht rein geleckt werden sollte? Er selbst konnte die Operation nicht vollziehen, daher wandte er sich an seine Frau, rief: „Allupa! allupa!" und diese machte, ohne Zögerung oder Widerwillen, höchst zärtlich und gütig mit der Stirn den Anfang, und weder eine Katze noch ein Bär können ihre Jungen mit größerer Emsigkeit und Aufmerksamkeit lecken. Allmälig erhielt das Gesicht sein natürliches Ansehen, und in einer Viertelstunde war nicht eine Spur von Blut und Thran mehr vorhanden. Die Operation war so meisterhaft vollendet, daß das gute Weib offenbar eine Kunstverständige in dieser Art von Leckerei seyn mußte. Aus späteren Beobachtungen ergab sich, daß bei diesem uncivilisirten Volke auf diese Weise jeder seine eigenen Hände reinigt, das Gesicht aber von Anderen reinigen läßt. Während dieser eigenthümlichen Scene zwischen Meviak und seiner gehorsamen und dienstwilligen Ehefrau ereignete sich etwas nicht weniger Auffallendes mit ihren Kindern und den Körpern der Seehunde, denen so eben das Fell abgezogen und an denen das Blut noch rein und frisch war. Die todten Körper lagen auf dem Verdeck, um für die Hunde zerschnitten zu werden, als die Kinder, angelockt durch den einladenden Geruch des Blutes, sich neben die Thiere niederkauerten und mit ihrer natürlichen Gierigkeit das Blut derselben ableckten, und kein Hund kann seinen Teller reiner lecken, als diese menschlichen Thiere die Körper der Seehunde."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Freitag den 10. Juli 1835.

England.

Neue Data zu Shakespeare's Leben *)

Das Leben des größten Briten, der jemals auf Erden gewandelt, ist bis auf den heutigen Tag in solch ein dichtes Dunkel gehüllt, daß auch der geringste Lichtstrahl, welcher in dieses Dunkel fällt, der Menschheit willkommen seyn muß. Der in archäologischen Forschungen unermüdliche Herausgeber des in der Anmerkung genannten Werkchens, Hr. Payne-Collier, versichert uns, daß die interessantesten unter den Thatsachen, welche es enthält, aus den Manuskripten Lord Ellesmere's, weiland Groß-Siegelbewahrers der Königin Elisabeth, und Lord-Kanzlers Jakob's I., gezogen sind. Von diesen Manuskripten, die in Bridgewater-House aufbewahrt werden, ist ein großer Theil bis jetzt uneröffnet geblieben. In einem äußerlich sehr wenig versprechenden Pack Urkunden aus der genannten Sammlung fand nun Herr Payne die meisten der noch unbekannten Data, welche das vorliegende Sendschreiben enthält.

Wir wollen die wesentlichsten Ergebnisse der dankenswerthen Bemühungen des Herrn Payne mit seinen eigenen Worten darlegen.

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß Shakespeare eher als sieben oder acht Jahre nach dem J. 1579 der Schauspieler-Truppe des James Burbage sich anschloß: er kam zu diesem Zwecke höchst wahrscheinlich im Jahre 1586 oder 1587 nach London, und schrieb selbst als Umarbeiter alter Schauspiele erst um das Jahr 1590 oder 1591 für die Bühne. Die älteste Urkunde, in welcher Shakespeare bis jetzt unter den Schauspielern am Blackfriars-Theater mit aufgeführt worden, ist vom Jahre 1596. Sie enthält eine Petition an den Staatsrath, die ich zuerst in meiner „Geschichte der dramatischen Poesie" mit abdrucken ließ; allein die Manuskripte von Bridgewater-House setzen mich nun in den Stand, nicht bloß den Namen Shakespeare's, sondern auch die Namen aller übrigen Mitglieder, aus denen die Gesellschaft sieben Jahre früher und nur zwei oder drei Jahre nach Shakespeare's erstem Erscheinen in der Hauptstadt zusammengesetzt war, dem Leser mitzutheilen. Unser großer Dramatiker hatte im November des Jahres 1589 funfzehn Kollegen, von denen eilf in der Liste ihm vorangehen. Die Ordnung der Namen ist folgende: „„James Burbage, Richard Burbage, John Laneham, Thomas Greene, Robert Wilson, John Taylor, Anthony Wadeson, Thomas Pope, George Peele, Augustine Phillips, Nicolas Towley, William Shakespeare, William Kempe, William Johnson, Baptist Goodall, Robert Armyn."" Diese Notiz scheint mir die unbegründete Sage, daß Shakespeare vor dem Antritt seiner dramatischen Laufbahn an der Pforte des Theaters den Vornehmen ihre Pferde gehalten habe, genugsam zu widerlegen. Wäre dies der Fall gewesen, so würde er schwerlich schon im Jahre 1589 wirklicher Schauspieler gewesen seyn, wie aus dem hier beifolgenden Dokumente unleugbar hervorgeht. (Dieses in veraltetem Englisch abgefaßte Aktenstück lautet in Deutscher Uebersetzung:)

„„Euren Herrlichkeiten sey hiermit kund gethan, daß Ihrer Majestät arme Schauspieler: James Burbage u. s. w. (s. kurz vorher), sämmtlich an dem Blackfriar's-Theater angestellt, niemals dieserhalb Ursach zu Mißvergnügen gegeben haben, daß sie von Staat und Religion etwas Ungebührliches oder lüderlichen Zuschauern Genehmes in ihre Stücke aufgenommen hätten, wie denn auch eine Beschwerde von solcher Art nie gegen einen unter ihnen lautbar geworden. Weswegen sie in aller Demuth dessen sich getrösten, daß Eure Herrlichkeiten ihre frühere gute Aufführung berücksichtigen werden, wie denn besagte Schauspieler allerwege fertig und bereit sind, jeglichem Befehl, den Ew. Herrlichkeiten Weisheit in solchem Falle für erklecklich hält, gehorsamst zu willfahren u. s. w.""

„Ein kurzer Rückblick auf die Zeitumstände wird uns lehren, wodurch diese Eingabe nothwendig gemacht wurde. Mehrere Schauspieler-Gesellschaften der Hauptstadt hatten sich die Freiheit genommen, in Dramen, welche mit Beziehung auf die Controverse Martin-Marprelate geschrieben waren, religiöse und politische Dinge auf die Bühne zu bringen. Demzufolge gab Lord Burghley zu Anfang des Novembers 1589 dem Lord-Mayor die Weisung, daß er untersuchen solle, was für Schauspieler-Truppen in diesem Punkt gesündigt hätten; und den 12. November wurde dies Inquisitoriat dreien Personen anvertraut. Bei dieser Gelegenheit hielten es denn die Schauspieler der Königin in Blackfriars für räthlich, vorstehende Eingabe an den Staatsrath zu machen."

Im Jahre 1596 steht Shakespeare schon als fünfter Mann auf einer Liste, die nur acht Schauspieler als das Personal des genannten Theaters aufführt; und im Jahre 1603 ist er der zweite auf dem neuen Patente, das König Jakob bei seiner Thronbesteigung bewilligte."

Die Corporation der Stadt London machte, wie es scheint, auf eine Gerichtsbarkeit in dem Reviere Blackfriars Ansprüche. Sie strebte unter Anderem dahin, die Schauspieler von dort zu vertreiben, und dies veranlaßte eine merkwürdige Controverse.

Als es der ehrenwerthen Corporation nicht gelingen wollte, die Schauspieler von Rechtswegen auszutreiben, nahm sie, wie es scheint, zu Geldmitteln ihre Zuflucht. Man findet unter den Papieren des Lord Ellesmere eine detaillirte Angabe des Einkommens aller vornehmsten Mitglieder unserer Truppe, worunter auch Shakespeare. Sie datirt sich von 1608, und wurde ohne Zweifel darum aufgezeichnet, damit man genau bestimmen konnte, wie viel die Corporation den Schauspielern für ihren Abzug von Blackfriars zu bezahlen hatte. Wir lernen aus dieser Notiz, daß Shakespeare's Eigenthum an dem Blackfriars-Theater, mit Einschluß der Garderobe und anderen Zubehörs, auf mehr als 1400 Pfund, also zwischen 6000 und 7000 Pfund in heutigem Gelde, geschätzt wurde. Burbage war noch wohlhabender, indem er das sogenannte Lehen (Fee) des Theaters besaß. Vielleicht hatte er oder sein Vater die Baustelle sowohl als das Gebäude angekauft. Zunächst möge nun eine buchstäbliche Kopie der Berechnung folgen.

Das Papier hat die Ueberschrift: „Zu Aufhebung des Theaters in Blackfriars."

	Pfd.	Sh.	D.
„„Imprimis. Richard Burbidge besitzt das fee, und ist zugleich Theilhaber. Sein Vermögen schätzt er auf 1000 Pfd., und seine vier Antheile berechnet er auf 933 Pfd. 6 Sh. 8 D. . .	1933 Pfd.	6 Sh.	8 D.
Item. Laz. Fletcher besitzt drei Antheile, die er auf 700 Pfd. berechnet, d. h. auf 7jährige Zinsen für jeden Antheil, oder 33 Pfd. 6 Sh. 8 D. Jahr um Jahr	700 „	— „	— „
Item. W. Shakespeare fordert für Garderobe und Zubehör desselben Theaters 500 Pfd., und für seine vier Antheile ein Gleiches wie seine Kollegen Burbidge und Fletcher, nämlich 933 Pfd. 6 Sh. 8 D.	1433 „	6 „	8 „
Item. Heminges und Condell, Jeder zwei Antheile	933 „	6 „	8 „
Item. Joseph Taylor, 1½ Antheil	350 „	— „	— „
Item. Lowing, desgleichen 1½ Antheil . . .	350 „	— „	— „
Item. Vier andere Schauspieler, mit einem halben Antheil Jeder	466 „	13 „	4 „
Summa totalis	6166 Pfd.	13 Sh.	4 D.

Dazu verlangen die gemietheten Leute der Gesellschaft eine Vergütigung für ihren großen Verlust, und desgleichen die Wittwen und Waisen von Schauspielern, welchen die Theilhaber in verschiedenen Raten und Proportionen Unterhalt geben, also daß der Lord-Mayor und die Bürgerschaft im Ganzen wenigstens 7000 Pfd. werden vergüten müssen.""

Dies Dokument kann uns nicht anders als sehr schätzbar seyn, wenn wir erwägen, wie äußerst wenig man bis jetzt von den pecuniairen Umständen des Dichter-Fürsten gewußt hat. Selbst über die Einkünfte der damaligen Theater im Allgemeinen war noch nichts Zuverlässiges bekannt. Hier haben wir nun den augenscheinlichen Beweis, daß wenigstens am Blackfriars-Theater das Einkommen in zwanzig, und nicht (wie Malone behauptet) in vierzig Antheile zerfiel. Wenn nun jeder Antheil im Durchschnitt 33 Pfd. 6 Sh. 6 D. als jährliche Zinsen trug, so mußten Shakespeare's vier Antheile 133 Pfd. 6 Sh. 8 D. tragen. Zu dieser Summe müssen wir noch jährliche Interessen für die Benutzung der ihm allein angehörenden Garderobe sammt Zubehör, und endlich auch die Honorare rechnen, die Shakespeare für jedes neue oder umgearbeitete Stück empfing. Das Honorar für eine neue dramatische Production war aber damals von 12 bis 25 Pfd.; und obgleich Shakespeare die meisten seiner größten Werke im Jahre 1608 schon geliefert hatte, so glaube ich doch nicht zu viel anzunehmen, wenn ich sein damaliges Einkommen auf ungefähr 300 Pfd. (d. h. beinahe 1500 Pfd. heutigen Geldes) taxire."

Wir schließen mit Anführung eines anderen sehr interessanten Dokumentes, das H. S. (vermuthlich die Signatur des Lord Southampton) zur Unterschrift hat. Es ist die Kopie eines Briefes an Lord Ellesmere,

*) New facts regarding the life of Shakespeare. — Ein Sendschreiben an Thomas Amyot, Schatzmeister der archäologischen Gesellschaft, von J. Payne-Collier. London, 1835.

in welchem die Ueberbringer, Burbage und Shakespeare, gleichsam als Sachwalter ihrer bedrängten Kollegen, bestens empfohlen werden. Die Charakteristik Beider lautet wie folgt:

„Diese Ueberbringer sind zwei von den Chefs der Gesellschaft; der Eine, mit Namen Richard Burbage, hat den Ruf unseres Englischen Roscius; er weiß die Handlung dem Worte und das Wort der Handlung anzupassen, daß es Staunen erregt. Durch seine Industrie und gute Aufführung ist er in den Besitz des Blackfriars-Theater gekommen, wo man seit beinahe 50 Jahren, um welche Zeit das Schauspielhaus durch seinen Vater erbaut worden, dramatische Stücke aufführt. Der Andere ist ein Mann, der um keinen Tüttel weniger Gunst verdient, und mein spezieller Freund; noch vor kurzem Acteur von guter Reputation in der Gesellschaft, jetzt ein Theilhaber in derselben und Verfasser einiger unserer besten Englischen Stücke, die, gleichwie Eurer Lordschaft bekannt, der Königin Elisabeth ganz absonderlich behagten, damals, als die Gesellschaft bei Hofe zu Weihnachten und Fastenzeit vor Ihrer Majestät spielen mußte. Deßgleichen hat Seine Allergnädigste Majestät, König Jakob, seitdem Hochdieselbe zur Krone gelangt, Ihre Königliche Gunst auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten auf die Gesellschaft ausgedehnt. Dieser Andere nun heißt William Shakespeare, und sind sie Beide aus Einer Grafschaft, ja schier aus derselben Stadt. Beide sind von gar preiswürdigen Eigenschaften, obwohl es Eurer Lordschaft Würde und Weisheit nicht zukommt, an die Orte sich zu verfügen, wo sie das Ohr des Publici zu ergötzen gewohnt. Ihr vertrauensvolles Anliegen besteht nun darin, daß man sie in ihrem Amt und Gewerbe, welches ihnen selbst, ihren Weibern sammt Kindern (Beide sind verheirathet und von guter Reputation), und ebenmäßig den Wittwen und Waisen Einiger ihrer verstorbenen Kollegen den Lebensunterhalt giebt, mit Nichts molestiren möge."

Ein Dokument, wie dieses, reicht schon hin, um das Interesse der ganzen dramatischen und literarischen Welt zu erregen!

Island.

Islands Entdeckung und erste Anbauung.

(Schluß.)

2. Die ersten Schifffahrten der Nordländer nach Island.

Nach Sämund's des Weisen oder Gelehrten (Frode) Erzählung war der erste Nordländer, der Island besuchte, der Wiking Nadodd von den Färöen, der auf einer Fahrt von Norwegen nach Färö, oder umgekehrt, weit weg in's Meer nach Westen getrieben wurde, wo er ein großes Land fand. Er stieg an's Land und ging mit seinen Schiffs-Genossen auf einen hohen Berg, und sie sahen weit umher, ob sie Rauch oder irgend ein anderes Zeichen, daß die Insel bewohnt sey, wahrnehmen könnten, aber sie sahen nichts. Im Herbst gingen sie nach den Färöen zurück; aber wie sie vom Lande abstießen, fiel ein mächtiger Schnee auf die Berge; sie nannten daher das Land Schneeland (Snæland). Der Ort, wo sie gelandet hatten, erhielt späterhin den Namen Reidersjald (Reidarfjall) und liegt auf der Ostseite bei Reidarsfjord in Mittel-Mulesyssel.*)

Die Zeit, da diese Entdeckung geschah, wird nach einem bestimmten Jahre von den Alten nicht angegeben, sondern man muß sie durch Vergleichung der Angaben über die folgenden Reisen ausfindig machen. Deshalb wird sie in der chronologischen Tabelle vor dem ersten Theil von Snorre's Heimskringla in das Jahr 861 gesetzt.

Etwa drei Jahre nachher (864) wollte Gardar Svafarson, von Geburt ein Schwede, der aber Landgüter in Seeland besaß, nach den Süderöen westlich von Schottland segeln. Wie er durch den Petlandesfjord, zwischen Schottland und den Orkneys, segelte, trieb der Sturm aus Südost ihn westwärts hinaus in's Meer. Er landete endlich auf Island bei dem östlichen Vorgebirge (Austrhorn, auf der Gränze von Mule- und Skaptefieldssyssel), wo ein guter Hafen war. Gardar entdeckte zuerst, daß das Land eine Insel war, denn er segelte um dasselbe herum. Auf dieser Schifffahrt kam er zu einer Bucht auf der Nordseite, Skalsande (Skálfándi, im Thingöre-Syssel); hier führte er einige Häuser auf, um den Winter über da zu bleiben, und nannte hiernach den Platz Häuserwik, Húsavík. Da er im Frühjahr weiter zog, wurde ein Mann, mit Namen Natfare, in einem Boote, nebst einem Sklaven und einer jungen Sklavin von ihm verschlagen; dieser baute sich in Náttfarawik an; Gardar aber segelte nach Norwegen und rühmte das Land sehr. Von nun an nannte man es Gardarsholm (Gardarshólmr).**)

Der Erste, der nach ihm auszog, um Gardarsholm zu suchen, war der Wiking Floke Wilgerdeson. Er fuhr im Jahr 868 ab aus einem Hafen, Sinjörsund, in Rogeland in Norwegen, nachdem er ein großes Opfer angestellt hatte, und den Göttern drei Raben geopfert oder geweihet hatte, welche ihm den Weg zeigen sollten; denn dazumal, so sagen die alten Nachrichten selbst, hatten die Seefahrer im Norden noch keinen Leitstein oder Kompaß.***) An dem Orte, wo das Opfer gehalten war, auf der Gränze von Hordeland und Rogeland, errichtete Floke eine Warte, welche auch hernach den Namen Flokeswarte (Flókavarda) behalten hat, jetzt bekannt unter dem Namen Rovaren. Floke segelte zuerst nach Hjaltland, darauf nach den Färöen, und hierauf begab er sich weiter auf seiner Entdeckungsfahrt mit seinen drei Raben. Als er den ersten derselben fliegen ließ, flog er zurück nach dem Lande, das sie verlassen hatten; der andere flog hoch in die Luft, nahm aber seine Zuflucht wieder zu dem Schiffe; der dritte flog endlich fort vom Schiffe, nach der Gegend hin, wo sie hernach Land fanden. Da sie nun um Rejkjenäs (Reykjanes) auf der Südwestseite des Landes segelten und in die Bucht hinauskamen, so daß sie Snefjeldsnäs (Snæfellnes) sehen konnten, sagte Faxa, ein Süderöischer Mann, der bei ihnen an Bord war: es müßte ein großes Land seyn, das sie gefunden hätten, da große Gewässer in's Meer ausströmten. Ein großer Strom mit einem breiten Auslaufe wurde nach ihm Faxa's Mündung (Faxaós) genannt, so wie auch die ganze Bucht den Namen Faxa's Bucht (Faxafjördr) behalten hat. Floke setzte seine Fahrt weiter westlich über die breite Bucht (Breidifjördr) fort und landete bei Wasserfjord (Vatnsfjördr) am Bardestrand (Bardaströnd). Die ganze Bucht war sehr fischreich, so daß sie der Fischerei wegen kein Heu bargen und all ihr Vieh im Winter starb. Der Frühling war sehr kalt; da dieser kam, ging Floke landeinwärts gegen Norden, und sahe über die Berge (Fjellen) eine Bucht, die voll Treibeis war; die später sogenannte Eisbucht, Isefjord; er nannte das Land nun Eisland (Island). Noch lange nachher will man an dem Ort, wo diese Entdecker sich aufgehalten haben, Ueberbleibsel von ihren Wohnungen und ihrem Schiffsplatze gesehen haben. Da sie im Sommer heimkehren wollten, konnten sie vor Unwetter nicht bei Reikjenäs vorbeikommen; ein Boot, in welchem einer von ihnen mit Namen Herjolf war, wurde von ihnen verschlagen. Floke legte an in Havnefjord (Hafnarfjördr), kam aber hernach wieder mit Herjolf zusammen. Sie segelten nun zurück nach Norwegen, und wie man sie dort nach der Beschaffenheit des Landes fragte, so schalt Floke viel darauf. Herjolf sagte Böses und Gutes davon, aber noch ein Dritter ihrer Stalbrüder, mit Namen Thorolf, erzählte, daß Butter von jedem Halm träufle; man nannte ihn deshalb Thorolf Butter, Thorolf Smör.*)

3. Island wird bebaut.

Die nächste Veranlassung zu Islands Bebauung gaben Harald Haarfager's Eroberungen in Norwegen. Er unterwarf sich eine Provinz nach der anderen und unterjochte alle kleine Könige; alle angesehene Männer mußten sich ihm unterwerfen oder das Land räumen; einige Recke ließ er auch lähmen oder tödten. Er eignete sich alle Freigüter (odel) zu und jeden Landstrich, er mochte angebaut seyn oder nicht; selbst Seen und Gewässer betrachtete er als sein Eigenthum, und alle Bonden (Freisassen) mußten ihm zinspflichtig werden, so wie diejenigen, welche Wälder ausreuteten, oder Salzsieder und Jäger waren.**) In jeder Provinz setzte er einen Jarl, der den dritten Theil des Schosses und der Schuld bekam; aber diese hob er so sehr, daß jeder seiner Jarle mächtiger ward, als die vorigen Könige.***) Diese Veränderung war für viele reiche und mächtige Normänner unerträglich, die, gewohnt an Freiheit, diese allem Anderen vorzogen. Sie verließen ihr Eigenthum, und zogen theils nach Jämteland und Helsingeland, die schon angefangen hatten, bebaut zu werden, theils nach den Färöen, Hjeltland und anderen Eilanden im Westmeer, die ihnen gute Aufenthaltsorte im Winter darboten, von wo sie im Sommer nach Norwegen segelten und an den Küsten raubten.****) Von der größten Wichtigkeit für alle folgende Geschlechter im Norden wurden aber die Auswanderungen nach Island.

Björnulf und Hroald, Söhne von Hromund Gripson, zogen eines Todtschlages wegen von Thelemarken, und ließen sich in Dalesfjord in Fjalefylka nieder. Björnulf's Sohn, Orm, ließ zwei Kinder nach, Ingolf und Helga; Hroald's Enkel hieß Leif. Die Vettern Ingolf und Leif waren Pflegebrüder. Drei Brüder, Söhne von Atle Jarl dem Schlanken (hin mjove) auf Gaular, zogen mit den eben genannten beiden Vettern des Sommers auf Wikingszüge, machten Freundschaft mit ihnen, und sie verabredeten, daß sie jeden nächsten Sommer wieder gemeinschaftliche Sache machen wollten. Aber im Winter bei einem Gelage, wo sie nach Gewohnheit Gelübde thaten, gelobte einer von Atle's Söhnen, daß er Ingolf's Schwester Helga oder kein anderes Mädchen zur Frau haben wolle. Leif fuhr auf, und Ingolf sagte, er wolle außer Leif keinen Theilnehmer an seinem väterlichen Erbe haben, und Leif, und kein Anderer, solle Helga zur Frau haben. Man trennte sich in Unfrieden, der im nächsten Frühjahr zum Kampf wurde; der eine von Atle's Söhnen fiel, der andere floh; um den Tod des Bruders zu rächen, erneuerte er im nächsten Jahr den Kampf, blieb aber in der Schlacht. Nun war nur der dritte Bruder übrig, der bisher keinen Theil an dem Streite genommen hatte; die Pflicht, seine Brüder zu rächen, ruhte auf ihm, aber nach einem bei den Nordländern gewöhnlichen Edelmuth überließen beide Vettern, Ingolf und Leif, ihm selbst die Entscheidung in der Sache. Er konnte sie wegen des ersten seiner Brüder von dem Todtschlage lossprechen; aber wegen des Todtschlages des anderen, der seines Bruders Tod nur hatte rächen wollen, erklärte er sie für landflüchtig aus Fjordafylka. Ingolf und Leif beschlossen nun, ihr Vaterland zu verlassen, nach Einigen doch weniger aus Furcht vor Atle's Sohn, als vor Harald Haarfager. Sie rüsteten ein großes Schiff aus, und segelten fort, um das Land zu finden, das Ravnefloke besucht hatte. Sie landeten hier auf der Ostküste in Alftefjord, dem südlichen, im Jahr 870†), blieben aber diesmal nur einen Winter über daselbst, und kehrten hierauf nach Norwegen zurück.††)

---

*) Landnama Th. 1, Kap. 1. Olaf Tryggwesons Saga Kap. 113. Fornmanna Sögur 1, 234—236: Sögubrot hinter der Knytlinga Saga Kap. 6: desselben Werkes 11, 411. cf. Torfaei Hist. Norv. P. 11, S. 93. Chrymogaea S. 9. Spec. Isl. hist. S. 1.

**) Landnama Th. 1, Kap. 1. Olaf Tryggwesons Saga Kap. 114. Fornmanna Sögur 1, 235; Rymbegla Th. 3. Kap. 2. 1 Sögubrot hinter der Knytlinga Kap. 7. cf. Torfaei Hist. Norv. P. 2. S. 96. Chrimogaea, S. 10. Spec. Isl. hist. S. 1.

***) Leidarstein, ein Stein, der dient, den Weg zu zeigen, von dem Isländischen leid, ein Weg.

*) Landnama Th. 1., Kap. 2. Olaf Tryggwesons Saga Kap. 115. Fornmanna Sögur 1, 235. 1 Sögubrot hinter der Knytlinga Kap. 8. Fornmanna Sögur 11, 412. cf. Torfaei Hist. Norv. und die eben angeführten Schriften.

**) Eigla Kap. 1. Olaf Tryggw. Saga Kap. 2.

***) Heimskringla. Harald Haarfager's Saga Kap. 6

****) Ebendas. Kap. 20. Chrymogaea S. 17.

†) „In dem Jahre, in welchem Regnar, Ladbrok's Sohn, Ivar Edmund den Heiligen, König von England, tödten ließ, und das war 870 nach Christi Geburt." Islandingasaga, Kap. 1.

††) Landnama, Th. 1 Kap. 3—4. Flogmannasaga Kap. 2—3. Olaf Tryggwasonssaga Kap. 116. cf. Torfaie Hist. Norv.

Leif zog nun auf Wikingsfahrten im Westen; in Irland kam er eines Tages zu einem großen Erdhause, worin es ganz finster war; er wurde jedoch den Schein eines Schwertes gewahr, und einen dabei sitzenden Mann, der sich dahin geflüchtet hatte. Leif erschlug den Mann und nahm das Schwert; und hiervon bekam er den Namen Hjörleif (Schwertleif.) Er heerte weit herum auf Irland, und führte außer vielem andern Heerfang 10 (oder 12) Sklaven fort, von denen einer Dufdak hieß. Endlich kehrte er zurück zu seinem Festerbruder (Kampfbruder, Stallbruder) Ingolf nach Norwegen, der unterdeß Alles zu einer neuen Reise nach Island in Stand gesetzt hatte. Im Winter stellte Ingolf in eben dieser Absicht ein großes Opfer an, und das Orakel (Frétt) wies ihn nach Island; Hjörleif hingegen wollte nicht opfern. Beide Verwandte segelten, ein jeder mit seinem Schiffe, im Jahr 874 zusammen nach Island; aber wie sie so nahe gekommen waren, daß sie das Land sehen konnten, wurden sie von einander getrennt. Als Ingolf das Land sah, warf er seine Hochsitz-Pfeiler*) über Bord, und that das Gelübde, sich dort anzusiedeln, wo diese an's Land trieben. Der Platz, wo er zuerst landete, erhielt hernach den Namen Ingolfshöfde (Ingólfshöfdi) oder Ingolfs Vorgebirge, und liegt auf der südöstlichen Seite des Landes in Skaptefieldssyssel. Hjörleif wurde weiter nach Westen getrieben; da sie Wassermangel auf ihrem Schiffe bekamen, verfiel der Irländische Sklave, den er bei sich hatte, darauf, Mehl und Butter zusammen zu kneten, welches, wie sie sagten, den Durst bezwang; da aber bald nachher Regen kam, fingen sie ihn mit ihren Segeln und Zelten auf, und warfen die bereitete Mischung (munnbak), die zu schimmeln anfing, über Bord; der Ort wohin sie trieb, erhielt in der Folge den Namen Munnbakseyri. Hjörleif stieg an's Land bei Hjörleifshöfde (Hjörleifshöfde, Hjörleifs Vorgebirge) und ließ zwei Wohnungen aufrichten. Im nächsten Frühjahr wollte er säen, und ließ die Sklaven, obgleich er einen Ochsen hatte, den Pflug ziehen. Da beredete sich Dufdak mit den anderen Sklaven, daß sie den Ochsen todt schlagen und sagen wollten, ein Bär habe ihn getödtet; wenn aber Hjörleif mit seinen Stallbrüdern den Bären aufsuchte, so wollten sie sie überfallen und erschlagen. Nachdem sie diesen bösen Anschlag ausgeführt hatten, flüchteten sie auf dem Schiffsboote mit den Frauen der Erschlagenen und einem Theil der Güter nach einigen Inseln hinüber, die im Süden des Landes lagen. Mittlerweile hatte Ingolf zwei seiner Sklaven ausgeschickt, um seine Hochsitz-Pfeiler zu suchen; sie kamen nach Hjörleifshöfde, fanden Hjörleifs Leichnam und kehrten mit dieser Nachricht zu Ingolf zurück. Dieser begab sich nun selbst dahin, und da er den Leichnam seines Verwandten sahe, brach er aus: „Schlimm ist es diesem braven Mann ergangen, daß elende Sklaven ihn haben erschlagen sollen; aber so geht es einem Jeden, der nicht opfern will." Als die Erschlagenen begraben und ihr Gut in Verwahrung genommen war, ging Ingolf auf das Vorgebirge, und wie er die südwestlichen Inseln sah, fiel ihm ein, daß die Sklaven dahin geflüchtet seyn möchten, weil das Boot weg war. Er überfiel sie dort und schlug sie alle todt. Die Inseln erhielten den Namen Westmänner-Inseln (Westmannaeyjar) von den Sklaven, die Westmänner (Irländer) waren. Die Weiber der Ermordeten nahm Ingolf mit zurück nach Hjörleifshöfde, wo er den Winter über blieb; aber im nächsten Sommer zog er längs der Küste nach Westen und brachte den dritten Winter unterhalb Ingolfsfjeld (Ingólfsfell) in Arnäs-Syssel auf der Gränze von Oelvesvreit zu. In diesem Jahr fanden die Sklaven seine Hochsitz-Pfeiler bei Arnarhvoll unterhalb auf der Haide (oder in Guldbringesyssel.) Im nächsten Frühjahr zog Ingolf über die Haide und schlug seine Wohnung dort auf, wo die Hochsitz-Pfeiler an's Land getrieben waren; er wohnte auf dem Hofe Reikavig (i Reykjavik), wo seine Hochsitz-Pfeiler noch lange gezeigt wurden. Er nahm hierauf den ganzen Landstrich zwischen Oelvusaa (Oelfussá) und Hvalfjord (Hvalfjördr), von Brynjedalsaa und Oxeraa ab, und alle Landspitzen, oder mit anderen Worten Kjosar-Guldbringe und den westlichen Theil von Arnäs-Syssel in Besitz. Dem einen seiner Sklaven gab er die Freiheit, und dieser siedelte sich in seinem Landstrich an; der andere klagte darüber, daß sie durch so viele gute Bezirke gezogen seyen, um auf einer Landspitze sich anzubauen, und flüchtete mit einer Sklavin nach Olvusvand (Ölfussvatn)**). Ingolf wurde, als der erste, der sich in diesem öden Lande niedergelassen hatte, der namhafteste aller neuen Ansiedler.***) Seine erste eigentliche Niederlassung geschah, wie wir gesehen haben, in Faxefjord, fast an demselben Orte, wo noch jetzt der wichtigste Handelsplatz des Landes ist.

* * *

In einer Nachschrift berichtigt unser Verfasser aus den damals noch nicht zur Kunde des Publikums gekommenen historischen Denkmälern Grönlands (Grönlands historiske Mindesmärker) Th. 1, S. 89 u. s. w., von Finn Magnusen, die oben gegebene Nachricht, daß Nadodd der älteste Nordländer gewesen sey, der nach Island gekommen, dahin, daß Garder der erste gewesen sey, mit folgenden Worten: „Die älteste Handschrift der Landnama führt Islands erste Entdecker in folgender Ordnung auf: Garder, Nadodd Floke, und spricht oft von Garder, als von demjenigen, der zuerst Island fand. Garder war ein Sohn Svafar's des Schweden; er war in Schweden geboren, besaß aber Landeigenthum in Seeland; Garder's Sohn, Une der Däne, war, wie schon bekannt, einer von Islands Landnamsmännern, oder ersten Ansiedlern." Ich habe die gedachte Schrift von Finn Magnusen noch nicht erhalten.

Dr. G. Mohnike.

---

*) Ondvegissúlur oder setstockar, so hießen die Pfeiler, welche bei dem Hochsitz oder dem Sitz des Hausherrn standen; auf dem oberen Theil derselben war gewöhnlich das Haupt des Gottes ausgeschnitten, zu dem man besonderes Vertrauen hatte, meistentheils Thor oder Odin.

**) Landnama Th. 1, Kap. 5—8. Olaf Tryggwasons Saga Kap. 116—117. cf. Torfaei Hist. Norv. P. 11, S. 100—102. Chrymogaea S. 21. Spec. Isl. hist. S. 5.

***) Landnama Th. 1, Kap. 9.

Italien.

Gian-Domenico Romagnosi.

Eine biographische Skizze.

Dieser gelehrte und geistvolle Italiäner, dessen vor kurzem zu Mailand erfolgtes Ableben alle seine Landsleute mit Trauer erfüllte, wurde den 13. Dezember 1761 in Salso-Maggiore, einem Dorfe bei Piacenza, geboren. Seine Aeltern, Bernardino Romagnosi und Marianna Trompelli, waren Beide aus patrizischem Geschlechte. Der Vater, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, der ansehnliche Staats-Aemter bekleidete, gab ihm in seinen ersten Jahren eine strenge Erziehung, die den Knaben oft verdrießlich stimmte. Im Jahre 1775 kam Gian-Domenico auf das Kollegium Alberoni zu Padua, wo er besonders den Natur-Wissenschaften oblag. Sein eigentlicher Beruf blieb ihm jedoch so lange verborgen, bis ein Zufall ihm Bonnet's „Analytischen Versuch über die Kräfte der Seele" in die Hand spielte. Er studirte diese Schrift mit solchem Enthusiasmus, daß er Speise und Nachtruhe darüber vergaß; sie gab seinem Geiste jene eminent logische Richtung, vermöge welcher er alle Wissenschaften, die den Menschen als Individuum und soziales Wesen zum Gegenstande haben, einander coordiniren lernte. Seine Kameraden, über die Kraft seines Raisonnements erstaunt, nannten ihn unter sich den kleinen Beccaria. Als er 1781 das Kollegium verließ, begann er das Studium der Rechte und erhielt 1786 in Parma die juristische Doktorwürde.

Von jetzt an verwendete er seine seltenen Geisteskräfte nur auf selbstständige Forschungen. Damals waren die Streitigkeiten Beccaria's und Filangeri's über die Kriminal-Gesetzgebung und namentlich über die Zweckmäßigkeit der Todesstrafe noch neu; eben so die Toskanischen Reformen. Man vermißte aber durchgängig eine streng rationale Behandlung des Rechts. Romagnosi fühlte diesen Mangel und die Nothwendigkeit vorwaltender Prinzipien; er ging bis auf die ältesten sozialen Verhältnisse zurück, und bewies, daß der gefeierte état de la nature ein Delirium sey, während er den sozialen Zustand als das echte, normale Verhältniß darstellte, zu welchem der Mensch durch natürliche Impulse geleitet werde. In der höchsten Nothwendigkeit einer bürgerlichen Gesellschaft entdeckte er den wahren Keim des Strafrechtes, und er schrieb demnächst sein großes Werk: „Ueber die Entstehung des Rechtes, zu strafen," in welchem er die Wissenschaft wieder aufrichtete, und jedem künftigen Kriminal-Kodex seine Basis gab.

Beccaria und Filangeri fanden in den Gesetzen über Verbrechen und Strafen klägliche Verwirrung; sie wurden tief davon bewegt, und hatten, allen Vorurtheilen ihres Zeitalters zum Trotze, den Muth, im Angesicht der Menschheit ihre Stimme zu erheben. Diese energische Klage drang zum Herzen der Fürsten, und die Handhabung der Gerechtigkeit wurde menschlicher. Ohne solche Vorgänger hätte nun freilich Romagnosi das große Werk nicht ausführen können, aber ohne Romagnosi fehlte der Gesetzgebung zu ihrem Fortgang die wahre Garantie einer logischen Strenge. Unser Philosoph war kaum 25 Jahre alt, als er dieses Werk schrieb; aber sein Genius war seiner Reife schon nah: er hatte das ganze soziale System geschaffen, und die Keime alles dessen, was er später entwickelte, mit hineingelegt. Dieses Werk wurde von der Universität Göttingen als klassisch proklamirt, und war schon zweimal in's Deutsche übersetzt, ehe das größere Publikum in Italien seinen ganzen Werth erfaßte. Erst seit dreißig Jahren schenken ihm unsere Rechtsbeflissenen gebührende Aufmerksamkeit.

Um das Jahr 1791 wurde Romagnosi als Prätor (welches Amt die bürgerliche und gerichtliche Verwaltung in sich schließt) nach Trient berufen. Es herrschte hier ein Mißbrauch im Tragen von Waffen, den man unterdrücken wollte, zu welchem Zwecke man eine vieljährige Gefängniß-Strafe vorschlug. Romagnosi erklärte eine solche Strafe für unangemessen; er fand in den Statuten des Landes eine kleine Geldstrafe für dieses Vergehen, und behauptete, diese reiche schon hin. Man lachte anfänglich, aber die stündliche Wiederholung der kleinen Buße wurde den Einwohnern bald unbehaglich, und nach und nach legte Jedermann die Waffen nieder. Mit wenigen Mitteln erlangt man viel, vorausgesetzt, daß man seine Leute kennt. Romagnosi wurde drei Jahre lang in diesem Amte bestätigt, und als er es, kraft des Statuts, im Jahre 1793 niederlegen mußte, ernannte ihn Pietro Virgilio, Fürst-Bischof von Trient, zum Hofrath. In dem Diplome, das er bei dieser Gelegenheit erhielt, wird er als ein durch Genie, Gelehrsamkeit und vielseitige Bildung ausgezeichneter Mann gepriesen, der zugleich bei seinen Entscheidungen mit Weisheit und Redlichkeit verfahren sey.

Als Romagnosi Privatmann war, blieb er, fern von den Revolutionen, die im übrigen Italien schon gährten, in seinem gastfreien Trient. Hier schlichtete er zehn Jahre hindurch die Händel seiner Mitbürger, deren Zuneigung er sich in solchem Grade erwarb, daß in der Folge kein Trienter seinen Sohn nach der Lombardei schickte, ohne ihm herzliche Grüße an ihren alten Magistratsherrn aufzutragen. Als die Truppen der Cisalpinischen Republik gegen Trient anmarschirten, rieth Romagnosi, die Brücke über die Etsch abzubrechen und zwei Stücke schweren Geschützes zur Vertheidigung des Ufers aufzupflanzen. Man befolgte seinen Rath, und die Feinde, welche glaubten, die Stadt könne sich vertheidigen, ließen sich auf Unterhandlungen ein. So wurde Trient gerettet.

In jenen Jahren beschäftigte sich Romagnosi neben dem Studium der bürgerlichen Gesetzgebungen auch mit Natur-Wissenschaften. Seit 1802 stellte er Experimente an, die ihn zur Entdeckung der elektromagnetischen Phänomene führten, eine Entdeckung, welche die Trienter Zeitung vom 3. August jenes Jahres ankündigte und der wackere Physiker Libro bestätigte. Volta und die meisten übrigen Italiänischen Physiker nahmen von Romagnosi's Beobachtungen keine Notiz, und die Ehre der ersten Entdeckung wurde uns in den letzten Jahren durch den Dänen Oerstedt entrissen. Romagnosi hatte in dieser Hinsicht das Schicksal Sarpi's, der die Circulation des Blutes zuerst entdeckte.

Digitized by Google

Vielleicht würde die Experimental-Physik unsern großen Denker fortan ganz in Anspruch genommen haben; allein noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf als Lehrer des Staats-Rechts an der Universität Parma, und dieses neue Amt schenkte ihn der sozialen Wissenschaft wieder, deren bedeutendstes Fach er wirklich in seiner (1805 gedruckten) „Einleitung in das öffentliche Recht" von neuem anbaute. Er riß in diesem Werke Alles nieder, was Andere ungeschickt erbaut hatten, und führte sämmtliche Gesetze, welche die komplizirten Verhältnisse der menschlichen Gesellschaften regeln, auf eine unabwendbare Nothwendigkeit zurück.

Der Französische Strafen-Koder hatte viele Mängel, und man wünschte einen neuen. Romagnosi wurde 1806 nach Mailand berufen, um das Projekt realisiren zu helfen; dieses blieb jedoch immer ein Desideratum. Dann übertrug man ihm das wichtigere Geschäft, den Koder des Kriminal-Verfahrens zu organisiren. Bei dieser Gelegenheit kämpfte er mit vielem Glück dem Ministerium entgegen, welches auf das Recht, Geheimbriefe (lettres de cachet) zu erlassen, Anspruch machte. Der neue Koder erschien 1807, und wurde sogar von den hochmüthigen Franzosen als ein Meisterwerk gerühmt; alle Richter und Advokaten nahmen ihn an, obschon nur Wenige wußten, daß er von Romagnosi war.

Nach Vollendung dieser Arbeit las er ein Jahr lang zu Pavia über Civilrecht, und später in den Spezial-Schulen von Mailand über Gesetzgebung. In dem letzteren Kollegium demonstrirte er das Gleichgewicht aller Kräfte des Staates, wie er dies auch in seiner Einleitung zum Staats-Rechte gethan. Zur selben Zeit schrieb er sein juristisches Journal, das den Beamten und Rechtskundigen als Leitstern diente. Diese Beschäftigungen und sein praktisches Amt als Rath am Justiz-Ministerium ließen ihm zu seinem Hauptwerke nur wenig Muße übrig. Als daher im Jahre 1817 die Spezial-Schulen eingegangen waren, wendete er in Mailand, wo er sich seit 1816 naturalisirt hatte, alle seine Geisteskräfte auf die Staats-Wissenschaft in allen ihren Zweigen. Um dieses Gebiet auch dem größeren Publikum zugänglich zu machen, wurde er Mitarbeiter an der Biblioteca Italiana und an der Antologia di Firenze; besonders aber hielt er in den „Statistischen Annalen" die Zügel der öffentlichen Meinung über Staats-Oekonomie. Hier beleuchtete und berichtigte er die Lehrsätze der Smith'schen Schule; hier bewies er, daß die Staats-Oekonomie an die Jurisprudenz geknüpft werden müsse. Er erhob die Statistik (bis dahin ein bloßes Aggregat von Thatsachen) zum Range einer Wissenschaft, und entwickelte dabei so neue Ansichten, daß selbst Gioja in seinen letzten Tagen darüber staunte. Von Sicilien bis zu den Alpen huldigt jetzt Alles den Prinzipien Romagnosi's, die schon ergiebige Früchte getragen haben.

Romagnosi war in seinen Leistungen auf staatsrechtlichem Gebiete von Vico's Prinzipien ausgegangen; um diese Wissenschaft wieder aufzubauen, mußte er die Geschichte der Staaten in ihrem ganzen Umfang studiren. Er that dies und schrieb sein Werk: „Ueber den Charakter und die Faktoren der Staaten-Kultur." Der Gedanke, dieses Werk nicht mehr vollenden zu können, war das Einzige, was seine letzten Lebenstage trübte.

Romagnosi war ein gründlicher Kenner der Physik und Geologie. In einer Unterhaltung mit Libri nannte er die Berge die Denkmünzen der Natur: ein Gedanke, in welchem Cuvier's ganzes System über die Revolutionen des Globus verschlossen liegt. Mit Leidenschaft kultivirte er die Mathematik, deren tiefste Tiefen ihm zugänglich waren. Er wollte auch in diesem Gebiete große Neuerungen vornehmen; er disputirte mit Mathematikern und es kam zu keiner Verständigung; er ließ zwei Bände drucken, und eben so viele blieben Manuskript. Noch jetzt glaubt Jedermann, er sey damals aberwitzig gewesen. So viel ist sicher, daß Romagnosi, so oft er über einen mathematischen Gegenstand schrieb, allem Irdischen entrückt war, und an nichts Anderes mehr denken konnte. Man mußte ihm während seiner kurzen Nachtruhe alle Papiere wegnehmen, und andere Bücher auf den Tisch legen; dann erwachte er, und bekümmerte sich nicht mehr darum. Er behauptete, den Pythagoräischen Algorhythmus aufgefunden zu haben: wir wollen nichts entscheiden; die „Entstehung des peinlichen Rechtes" galt noch vor 20 Jahren für ein ganz unverständliches Buch; jetzt wird es allgemein studirt und verstanden.

Neben seinem tiefen staatsrechtlichen Wissen war Romagnosi auch im bürgerlichen Recht ein wahres Orakel; das bewies er in seinem Werke „Ueber die Leitung der Gewässer" und in vielen Berathungen mit den größten Juristen seiner Zeit. Während die Advokaten oft um eine Frage herumschlichen, drang Er in den Geist derselben, zeigte sie unter einem ganz neuen Gesichtspunkt und täuschte sich selten. Die Advokaten konsultirten ihn am liebsten heimlich, entweder aus Stolz, oder damit er nicht erführe, was ihre Klienten ihnen einbrachten.

Allein Romagnosi war nichts weniger als geldgierig; nachdem er sein väterliches Vermögen eingebüßt hatte, dachte er nicht mehr daran, sich ein neues zu erwerben. Bei geringen Bedürfnissen war er mit Wenigem zufrieden, und wollte von liberaler Unterstützung nichts wissen. Er würde jedoch nicht selten in peinliche Geldnoth gekommen seyn, hätte nicht eine unsichtbare Hand ihm Vieles zufließen lassen, wovon er glaubte, es sey der Ertrag seiner literarischen Arbeiten. Dieser Freund, dessen Name wohl verdient, daß er auf die Nachwelt übergehe, war mit einigen vertrauten Schülern Zeuge des sanften Endes unseres Weisen. Romagnosi vermachte dem Französischen National-Institut die große Medaille, die ihm seine Bewunderer 1833 überreicht hatten. Der einzige Schatz, den er der Welt hinterlassen, sind seine Manuskripte.

Die Nachricht von seinem Tode, welcher den 8. Juni erfolgte, wurde mit tiefster Betrübniß aufgenommen. Eine Menge Personen strömte zu seinem Leichenbegängniß, und bei dieser Gelegenheit sah man etwas noch nie Gesehenes. Während alles auf die Priester wartete, welche den Todten einsegnen sollten, erbot sich Jemand mit lauter Stimme, zu einem Monumente Beiträge zu sammeln. Sogleich wurde Papier und Dinte gebracht und auf die Bahre niedergestellt. In wenigen Minuten waren über dem Haupte des unvergeßlichen Mannes beinahe 300 Unterschriften gesammelt! Man zeihe uns nicht mehr der Undankbarkeit gegen unsere großen Geister — uns, die wir Beccaria, Volta und Romagnosi zu gleicher Zeit Monumente errichten!

Romagnosi war von hohem Wuchs und einnehmender Gestalt; er hatte eine breite Brust, eine mächtige gedankenreiche Stirn, kleine lebhafte Augen und sanfte freundliche Züge. In der Unterhaltung war er beredt, gelassen, immer originell; von Sitten mäßig und nüchtern. Seine Güte war eben so unbegränzt als sein Wissen. In seinen Schriften finden wir die Lösung der schwierigsten statistischen Probleme, die Gründe aller sozialen Einrichtungen, den Saamen der edelsten Civilisation. Unsere Literatur hat nur drei Denker von gleicher Tiefe: Macchiavelli, Vico und Romagnosi; die Zeit wird darüber entscheiden, welcher der Nützlichste gewesen sey.

Es sind nun zwei Jahre her, daß Romagnosi Folgendes an einen seiner Freunde schrieb: „Ich lebe jetzt ohne Hoffnungen und ohne Besorgnisse, und wünsche nur, daß man die Worte des heiligen Paulus auf mein Grab schreiben möge: cursum consummavi, fidem servavi." Wenn die Nachwelt erfahren wird, daß er so lebte und starb, so wird sie vielleicht auch darüber entscheiden, welcher von jenen großen Männern der beste Mensch gewesen sey. (Defendente Sacchi.)

Bibliographie.

Argentina e Silfredo. — Novelle von A. N. — Turin.

Arnaldo della Rosa. — Historische Erzählung vom Lieutenant P. Galateri. Turin.

Del bello nella pittura e nella scultura. (Vom Schönen in der Malerei und Skulptur.) Vom Prof. Luigi Zandomeneghi. Padua. 1 Lir. 75 C.

Bice del Balzo. — Drama in fünf Akten. Mailand. 1½ Lir.

Biografia degli Italiani illustri. (Lebensbeschreibungen berühmter Italiäner des achtzehnten Jahrhunderts.) Herausgegeben vom Prof. Emilio de Tipaldo.

Cenni sul origine e sull uso della conservazione dei cadaveri umani. (Ueber den Ursprung und den Gebrauch der Einbalsamirung menschlicher Leichname.) Von Rocco Solina. Palermo.

Cenno fisiologico chimico sulla decolorazione delle foglie in autunno, e della loro caduta. (Physiologisch-chemischer Versuch über die Entfärbung der Blätter im Herbste und über deren Abfall.) Von Antonio Giordano. Turin.

Compendio della storia Romana. (Goldsmith's Römische Geschichte.) Aus dem Englischen. Mailand. 1½ Lire.

Costumi de' secoli XIII, XIV e XV. (Trachten des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts.) Nach dem Französischen, von C. Zardetti. Erster Bd. Mailand.

Mannigfaltiges.

— Ein noch ungedruckter Brief von Anna Boleyn. Ein Englischer Geschichtsfreund ist im Besitze eines eigenhändig geschriebenen Briefes der Anna Boleyn, welchen sie vor ihrer Verheirathung mit Heinrich VIII. an eine ihrer Freundinnen geschrieben hat. Dieser Brief ist schon merkwürdig durch das Gemälde, welches er von den Englischen Sitten aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts entwirft. Er lautet folgendermaßen: „Meine theure Marie! Es ist bereits ein Monat, daß ich hier in London bin. Ich könnte nicht sagen, daß ich es hier sehr angenehm gefunden. Wir sind sehr wenig morgenlich und stehen selten vor zehn Uhr auf; wir legen uns auch sehr spät schlafen, so daß ich nicht vor zehn Uhr Abends zu Bette komme. Ich habe dieses schon satt, und würde mich mit Ungeduld auf's Land zurücksehnen, wenn ich nicht der vielen schönen Sachen wegen, die man mir täglich giebt, noch hier bliebe. Meine herrliche Mutter hat mir gestern bei einem Kaufmann auf der Cheapside drei neue Schemisen gekauft, zu denen die Elle 6 Pence kostet; und ich soll noch auf dem Ball des Mylord Norfolk ein Paar Zeugschuhe erhalten, welche drei Shilling kosten. Das unordentliche Leben, welches ich hier führe, hat mir meinen ganzen Appetit verdorben. Sie wissen, daß ich auf dem Lande sehr leicht ein Pfund Speck und eine Kanne gutes Bier frühstücken konnte; aber hier in London habe ich Mühe, die Hälfte hinunter zu bringen. Ich gestehe jedoch, daß ich nach diesem mit Ungeduld die Stunde der Mahlzeit erwarte, die sich in den vornehmen Häusern bis zum Mittage hinzieht. Gestern Abend habe ich bei Mylord Leicester main chaude gespielt. Lord Surrey war auch dort, und sang uns ein Lied seiner eigenen Composition auf die Tochter des Lord Kildare vor. Man findet sie sehr schön, und mein Bruder sagte mir ins Ohr, daß die schöne Geraldine, denn so heißt die Geliebte des Lord Surrey, die schönste Frau ihrer Zeit sey. Ich wäre sehr erfreut, sie zu sehen, denn man versichert, daß sie auch so gut als schön ist. Ich bitte Sie, für meinen Hühnerhof während meiner Abwesenheit Sorge zu tragen. Die armen Kleinen! Ich habe sie immer mit eigener Hand genährt. Wenn Margaritta mit dem Stricken meiner rothwollenen Faust-Handschuhe fertig ist, soll sie mir sie mit der ersten Gelegenheit herschicken. Adieu, meine liebe Marie! Ich bin im Begriff, zur Messe zu gehen, wo Sie eben solchen Antheil an meinen Gebeten haben sollen, als Sie bereits besitzen an dem Herzen Ihrer Anna Boleyn."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Montag den 13. Juli 1835.

Rußland.

Die Feldmarschälle Kamensky und Bagrathion.

Bilder aus dem Russischen Militair-Leben.

Am 4. Juli 1806 ward ich vom Rittmeister im Weiß-Russischen Husaren-Regimente (jetzt Prinz von Oranien) als Lieutenant zum Leib-Garde-Husaren-Regiment versetzt. Ende Septembers kam ich nach Petersburg, und begab mich sogleich nach Pawlowsk, wo die Eskadron stand, welcher ich zugetheilt war. Der Commandeur der Eskadron war längst mein Freund und einer der Urheber meiner Versetzung zur Garde. In unserem Regimente waren überhaupt mehr Freundschaft als Dienst, mehr Worte als Thätigkeit, mehr Champagner als Kummer an der Tages-Ordnung ... Immer lustig und bald im Sturm!

In meinem jetzigen Alter dürfte ich vielleicht mein Geschick preisen und nichts weiter wünschen; doch damals war ich 22 Jahre alt, voller Ehrgeiz und Lebensfülle und Feind aller Unthätigkeit.

Meine Stellung zu meinen Kameraden war überdies wahrhaft unerträglich. Ich hatte die Garde verlassen, ohne einen Schuß gehört zu haben, war zwei Jahre bei einem Regimente gewesen, welches in dieser Zeit nicht aktiv war, und stand nun wieder bei derselben Garde, welche so eben von Austerlitz zurückkam. Ich war ein Milchbart — sie roch nach Pulver. Wenn ich von meinem Eifer und guten Willen sprach — so zeigte man mir Wunden, die ich stets beneidete, oder Orden, welche mir damals so lockend erschienen, und mehr als ein Mal vergällte mir ein mürrischer Seufzer über mein Geschick den Becher der Freude.

Plötzlich erscholl die Nachricht von der Schlacht bei Jena, und schnell verbreitete sich das Gerücht, daß unsere Armee den Preußischen Bundesgenossen zu Hülfe eilen würde. Der Feldmarschall Graf Kamensky wurde vom Lande zur Führung der Armee einberufen. Ich lebte wieder auf. Wie ein Rasender durchlief ich die Hauptstadt, und forschte nach Mitteln und Wegen, um dem Feldherrn als Adjutant oder irgend einem Regimente, welches über die Gränze marschirte, zugetheilt zu werden. Alle meine Bemühungen waren vergebens. Ich fand nicht allein keine Gönner, sondern nicht einmal einen Menschen, dem ich mein Herz ausschütten konnte. Ueberall erhielt ich als Antwort der poetischen Gefühle, welche meine Seele, meine Augen und meine Worte belebten, die prosaische Antwort: „Das macht Ihnen Ehre!" — Erbarmen! Kein Lob erbitte ich; ich flehe um Hülfe! Laßt mich nicht im Nichtsthun untergehen! — Doch mit dem kalten Bescheide: „Sie wissen, daß man gegenwärtig keine Volontaire zur Armee schickt", endigten alle meine Versuche bei den vielvermögenden Leuten.

Unterdessen stürmten Kolonnen von Vätern, Müttern, Onkeln und Tanten, gleichsam wie Napoleon's Heer, auf Nr. 9 im Nordischen Hotel ein, wo der Feldmarschall wohnte. Ein Jeder bat für sein eigen Blut, allen Bitten wurde gewillfahrt — und zu meinem größten Aerger mußte ich sehen, wie ein großer Theil meiner Bekannten und Freunde zur Armee abreiste. Die Verzweiflung brachte mich endlich zu einem Entschlusse: Am 16. November gegen 4 Uhr Morgens zog ich meine Uniform an, bestieg die Droschke und fuhr direkt zum Feldmarschall selbst. Ich wählte diese Stunde, um nicht einer neuen Kolonne von Verwandten zu begegnen, welche sich doch mit Tages-Anbruch zum erneuten Sturme jedenfalls anschickte. Ueberdies liebt der Sonderling das Wunderbare, und der Ueberfall, welchen der junge, ohne Konnexionen noch Protectionen dienende Lieutenant mitten in der Nacht auf den betagten, aber lebhaften, hitzigen und störrischen Feldmarschall wagte, mochte allerdings nicht nach den gewöhnlichen Regeln der Sitte und Lebens-Klugheit seyn.

Im Hofe und im Hotel war Alles noch in tiefem Schlafe, und Nr. 9, zu welchem eine steile, enge und schlecht beleuchtete Treppe führte, lag in der dritten Etage. Vor dem Eingange derselben befand sich ein kleiner Korridor, von einer Laterne schwach erleuchtet. Die Luft war kalt. An der Thür von Nr. 9 angelangt, wickelte ich mich in den Mantel und lehnte mich an die Wand, in Erwartung, daß irgend Jemand aus dem Zimmer treten würde, mit dem ich gemeinschaftlich in das Vorzimmer dringen könne, welches von dem dumpfen Schnarchen eines rüstigen Dieners des Feldmarschalls erdröhnte.

Die erste Gluth meiner Keckheit ließ jedoch nach, als ich, meine Lage näher betrachtend, einen Blick auf den von der bereits erlöschenden Laterne matt beleuchteten Korridor warf, und unter so unverkennbaren Anzeichen der Gefahr die Stunde, welche ich zur feierlichen Vorstellung bei einer so hohen Person gewählt hatte, so wie den fast allen Greisen nach dem Schlummer eigenthümlichen Eigensinn bedachte, zu welchem hier noch die dem Feldmarschall Grafen Kamensky eigene zügellose Heftigkeit hinzukam. Ohne jedoch diesen Gedanken weiter Raum zu geben, warf ich den Mantel leicht um die Schultern, indem ich mir das Ansehen eines Abbälino oder Fra Diavolo gab, und beschloß, die Auflösung dieser Komödie in der Uniform zu erwarten.

Plötzlich höre ich die Thür öffnen, und ein kleiner, munterer, lebhafter Greis im Schlafrock, den Kopf mit einem weißen Tuche umwunden, einen unangebrannten Lichtstumpf in der Hand, steht vor mir. Es war der Feldmarschall selbst. — Mich gewahr werdend, blieb er stehen. — „Wer seyd Ihr?" fragte er mich. — Ich nannte meinen Namen. — „Zu wem wollt Ihr?" — „Zu Eurer Erlaucht!" — Er faßte mich scharf in's Auge, ging den Korridor entlang bis zur Laterne, zündete sein Lichtchen an und sagte hierauf, zurückkehrend bei mir angelangt: „Treten Sie näher." — Ich folgte ihm; er ging schweigend mit dem Lichte vor mir her. An der Thür des Schlafzimmers wollte ich aus Ehrfurcht stehen bleiben, des weiteren speziellen Winkes gewärtig. Dies bemerkend, sagte jedoch der Feldmarschall in ziemlich freundlichem Tone: „Nein, nein! Treten Sie nur ein!" Ich trat in das Schlafzimmer. — Nachdem er das Licht auf einen Leuchter gesteckt hatte, welcher auf einem Tischchen neben dem Bette stand, fragte er mich: „Was ist Ihr Begehren?" — Ich sprach ihm meinen Wunsch aus, den Krieg mitzumachen. Er dehnte sich, ging mit schnellen Schritten auf und nieder und begann nach einer langen Pause mit fast wüthender Stimme: „Was ist das für eine Quaal! Jeder Gelbschnabel bestürmt mich, ihn zur Armee zu schicken, obgleich ich selbst noch nicht dazu bestimmt bin! — Man hat mich schon mit diesen Bitten zu Tode gemartert! — Wer sind Sie denn eigentlich?" — Ich wiederholte meinen Namen. —

„Was für ein Davidoff?" — Ich nannte den Namen meines Vaters. — Plötzlich wurde er milder, erinnerte sich der Freundschaft meines Vaters und auch meines Oheims, fing an, mehrere meiner Verwandten zu nennen, und ging hierbei fast bis auf den Stamm-Vater der Davidoff's zurück. Hierauf trat er näher auf mich zu und sagte mit einem gutmüthigen Lächeln: „Es will mich bedünken, daß Du einmal unfreiwillig aus der Garde herausgekommen. Weshalb? Sage mir die reine Wahrheit, wie Du sie Deinem verstorbenen Vater gesagt haben würdest." — Ich erzählte ihm jenes Ereigniß mit aller Offenheit meines Alters und Charakters. Er hörte aufmerksam, bisweilen lächelnd, bisweilen die Stirn runzelnd, meiner Erzählung zu, während ich wie ein Falke über die Stellen hinwegschoß, bei denen ich seine Augenbrauen in Bewegung gerathen sah, um mich desto länger da aufzuhalten, wo ich ein Lächeln voraussah. Als ich geendet hatte, sagte er, mir die Hand schüttelnd: „Gut, lieber Davidoff! Heute noch werde ich Dich mir ausbitten, ich werde Alles erzählen, wie Du mitten in der Nacht — hat man je so etwas gehört! — in der Nacht in mein Zimmer gedrungen bist, wie ich Dich — verzeih mir! — für einen übelgesinnten Menschen gehalten. — In der That, ich glaubte, Du wolltest mich erschießen! Die Wahrheit zu gestehen, ich habe nie den Tod gefürchtet, und fürchte ihn jetzt in meinen Jahren noch weniger; aber ich gestehe, Du sahest einem verdächtigen Menschen sehr ähnlich." — Ich entschuldigte mich, daß ich gewagt hätte, ihn zu so ungewöhnlicher Stunde zu belästigen. — „Nein, nein", erwiederte er lebhaft, „im Gegentheil, das ist mir angenehm, ich liebe so etwas, dies beweist unbegränzten Eifer, das ist Geist und Herz! ... ich kenne das und fühle es!"

So kehrte ich denn, vom Feldmarschall entlassen, voller Hoffnung auf günstigen Erfolg, nach Hause zurück. Mein Herz strömte über vor Freude, mein Kopf schwindelte, ich sah mich schon im Geiste eine Eskadron, ein Regiment kommandiren, ein wichtiges Geschäft entscheiden, und warf mich mit dem Gedanken, der Ueberwinder Napoleon's zu werden, auf das Bett, wo ich jedoch, durch die geistige Aufregung verhindert, kein Auge schließen konnte.

Am anderen Morgen sprach man schon in der Garde und in der ganzen Stadt von einem Parteigänger-Streiche gegen den Feldmarschall; von Letzterem aber hörte ich nichts. Den nächsten Morgen darauf fuhr ich früh um 9 Uhr zu ihm, um endlich mein Schicksal zu erfahren. Ich trat in das mit Beamten angefüllte Zimmer und blieb am Eingange stehen. Die Stunde der Entscheidung schlug. Der Feldmarschall trat heraus, um seinen Wagen zu besteigen, ward mich gewahr, stürzte auf mich los, umarmte mich und sagte mir, mich beiseite ziehend: „Ich habe Deinetwegen gesprochen, lieber Davidoff! Ich habe Dich sogar mir zum Adjutanten erbeten, allein man hat es mir unter dem Vorwande abgeschlagen, daß es Dir nöthig sey, noch einige Zeit in Reih' und Glied zu dienen. Ich gestehe Dir, daß ich jetzt keine

Möglichkeit sehe, Dich dahin zu bringen, wohin Deine Wünsche Dich treiben. Suche nun selbst die Wege dazu auf, und sey überzeugt, daß ich, auf welchem Wege Du auch zu Deinem Ziele gelangen mögest, Dich immer mit Freuden aufnehmen und Dir Gelegenheit zur Auszeichnung verschaffen werde."

Mit diesen Worten verschwand er und ließ mich wie angewurzelt stehen; als aber die Schaar der Auserwählten hinter ihm her und an mir vorüber zog, blickte ich ihr nach, zuckte die Achseln, und lachte, wie wohl der Satan zuweilen lacht.

Ich würde mich in der Erzählung eines für Andere so wenig anziehenden Ereignisses nicht so weitläufig auslassen, obgleich dasselbe mir in der Erinnerung an den ersten Echec in meiner Carriere ergötzlich bleibt, wenn dieses Ereigniß nicht einen Mann an das Licht stellte, welcher leider von unserer Generation fast vergessen, von der neuen gar nicht gekannt ist, wiewohl derselbe im Laufe einer funfzigjährigen, dem Vaterlande gewidmeten Dienstzeit allgemein geachtet war, und sogar die Auszeichnung hatte, daß selbst Suwaroff ihn zu den besten Soldaten seiner Zeit zählte und er als der einzige Nebenbuhler jenes Helden galt. (Schluß folgt.)

England.

Der Lord-Mayor von London.

Man hat oft gesagt und wird noch oft wiederholen, daß England das Land der Kontraste und der Widersprüche sey. Bei welchem Volke zeigt sich eine stärkere Sucht nach Neuerungen und dem Gemeinwohl förderlichen Verbesserungen? In seiner materiellen Existenz giebt es täglich neue Erfindungen und neue Methoden, wie in seiner moralischen neue philosophische Systeme und neue religiöse Meinungen. Allein welches Volk hängt zu gleicher Zeit mit größerer Treue am Hergebrachten, an alten Sitten und Gewohnheiten! Die Revolution von 1688 machte in England keine tabula rasa wie die Revolution von 1789 in Frankreich; man reklamirte vielmehr alte Freiheiten und selbst alte Privilegien. So war es eine der ersten Handlungen des ersten Parlamentes Wilhelm's III., daß man der Stadt London die Gerechtsame und Stipulationen garantirte, welche die Stuart's nicht immer respektirt hatten. Jakob II. selbst mußte im Augenblick der Gefahr zu spät einsehen, daß er seinen Thron erschütterte, als er die Rechte der ersten Munizipal-Magistratur angriff.

Seit 1688 sind die Gerechtsamen der Stadt London unangetastet geblieben, und der Lord-Mayor waltet noch eben so unumschränkt, wie in Alfred's Zeitalter; jedes Jahr erneuern die Corporationen mit alterthümlichem Pomp die wichtige Ceremonie seiner Wahl und Installirung; jedes Jahr sieht man alle jene alten Gebräuche und alle Symbole städtischer Vorrechte wieder erscheinen, ohne daß jemals ein Neuerer gegen diese alljährige Wiedererweckung des mittelalterlichen Geistes in die Schranken tritt. Die Menge strömt voll Entzücken herbei; man begrüßt mit Ehrfurcht den hochbeglückten Gewerbsmann, der in Gothischem Kostüm und vergoldetem Wagen, von einem bizarren Gefolge begleitet, die bürgerliche Freiheit repräsentirt. Dies Schauspiel wäre für den Pariser Bürger eine Harlekinade. Der Pariser liebt nichts als militairische Aufzüge, und begnügt sich seit der Kaiser-Herrschaft mit den zwölf Fractionen der alten Pariser Mairie in ihren gestickten Röcken.

Der Lord-Mayor vor 1688.

Die Charge des Lord-Mayor's von London datirt sich aus dem 13ten Jahrhundert. Im Jahre 1202 geschieht seiner zuerst Erwähnung in einem Edikte des Königs Johann, das auf Begehren der Bürgerschaft die Zunft der Weber aus London verbannte. Seine wahre Bestätigung erhielt aber der Lord-Mayor erst durch die berühmte, von demselben Monarchen unterzeichnete Charte von 1214, kraft welcher die Bürger das Recht erhielten, alle Jahr einen Bürgermeister zu wählen, und ihn so lange in Amt und Würden zu lassen, als ihnen gut dünkte.

Der erste Lord-Mayor, Henry Fitz-Almyn, blieb dreiundzwanzig Jahr in seinem Amte. Diese lange Ausübung der Munizipal-Gewalt machte es ihm leichter, sie mit den Bedürfnissen der Stadt in Einklang zu bringen. Thomas Pillington, der dieses bürgerliche Scepter in der Revolution von 1688 und noch ein Jahr später führte, erwarb sich großes Verdienst, indem er die Factionen und die ungeregelten Leidenschaften des Volkes zügelte.

Jeder Kandidat zu diesem Amte muß freies Mitglied einer der zwölf vornehmsten Körperschaften der Stadt seyn und die Functionen eines Sheriff verwaltet haben; daher das populaire Sprüchwort: „er will Bürgermeister seyn, bevor er Sheriff gewesen", womit man einen Mann bezeichnet, der weit hinter seinen Ansprüchen zurückbleibt. Außerdem muß der Kandidat zur Zeit der Wahlen in einem der Londoner Stadtviertel das Amt eines Alderman verwalten. Diese Gradation der Würden giebt ihm das Zeugniß, daß er Vermögen und Fähigkeiten genug besitzt.

Die Wahl des Lord-Mayors findet in Guildhall statt. Dort versammeln sich am Michaelis-Tage die Innungen unter dem Präsidium der Sheriffs. Alle diejenigen Aldermen, die Sheriffs gewesen sind, werden der Reihe nach zur Kandidatur vorgeschlagen, und zwar nach der Anciennetät. Die Innungen geben ihr Votum durch Aufheben der Hand.

Die Wahl des Lord-Mayors bedarf jedoch einer Bestätigung von Seiten des Königs oder des Lord-Kanzlers. Gleichwohl hat man kein Beispiel eines Königlichen Veto seit der Revolution; heutzutage ist diese Bestätigung nur noch eine leere Förmlichkeit. Der also approbirte Lord-Mayor leistet den Eid der Treue am 8. November im Beiseyn der in Guildhall vereinigten Bürger; am folgenden Tage wird er durch die Barone des Kanzleigerichts zu Westminster definitiv installirt, und empfängt den Titel „sehr ehrenwerther Lord", welcher Titel noch aus der Zeit Eduard's III. datirt.

Der Lord-Mayor ist Londons erster Bürger. Im Jahre 1403 wurde von den Königlichen Advokaten zu Ely-House ein großes Gastmahl gegeben. Als bei dieser Gelegenheit der erste Lord des Schatzes, Holborn, Baron Ruthven, dem Lord-Mayor den Ehrenplatz bei Tische nicht abtreten wollte, zog dieser sich auf der Stelle zurück, und ihm folgten die Aldermen und Sheriffs, denen der stolze Lord-Mayor sofort auf seine Kosten ein glänzendes Gastmahl gab. Der Vorrang des Lord-Mayors gründet sich auf seine absolute Unabhängigkeit; keine Veränderung in der Verfassung kann seine Gewalt entkräften, seine Rechte schmälern. Sobald der König das Zeitliche gesegnet hat, nimmt er im Geheimen-Rathe die erste Stelle ein, und seine Autorität kommt nicht eher wieder in ihre gewöhnlichen Gränzen, als bis ein neuer König am Ruder sitzt.

Als Bürgermeister der Stadt London ist der Lord-Mayor der höchste Schiedsmann, ohne dessen Zustimmung kein Beschluß der Corporationen Gültigkeit hat. Er ist beständiger Coroner, erster Richter in allen Tribunalen und Kommissionen, Präsident bei der Wahl der Aldermen, Conservator der Themse: kurz, er besitzt eine Menge von Rechten und Privilegien; endlich ist er noch, in Beziehung auf die militairische Gewalt, mit derselben Macht bekleidet, welche die Lord-Lieutenants in den Grafschaften ausüben. Die Pracht seines Kostüms ist seiner hohen Würde angemessen. Als gewöhnliche Insignien trägt er beständig eine doppelte goldene Halskette oder ein kostbares mit Edelsteinen besetztes Halsband. Bei feierlichen Gelegenheiten ist er in eine Robe aus karmoisinrothem Sammet gekleidet, die der Robe des Lord-Kanzlers gleicht. Sein gewöhnliches Kostüm zur Winterszeit ist eine Robe von feinem Scharlach, mit einer Kapuze von Sammet, und im Sommer eine dergleichen von blauem Seidenzeug, beide kostbar gefüttert. Bei allen festlichen Zügen trägt man einen Degen und ein Scepter aus Gold oder Silber vor ihm her. Dieser Auszeichnung kann sich sonst nur noch die Erzbischöfliche Stadt York rühmen. Geht der Lord-Mayor zu Fuße, so tragt ein Page die Schleppe seiner langen Robe, fährt er aus, so geschieht dies in einem mit goldenen Buckeln, Reliefs und symbolischer Malerei gezierten Wagen, der von vier prächtig aufgezäumten Pferden gezogen wird.

Die Person des Lord-Mayors war ursprünglich heilig und unverletzlich; ihn beleidigen, war ein Majestäts-Verbrechen, auf das die Todesstrafe stand. So wurden im Jahre 1399 Thomas Hannsart und „Johann der Brauer", weil sie in einer Emeute dem Lord-Mayor und den Sheriffs offene Widersetzlichkeit bewiesen hatten, zum Tode verurtheilt, und in Cheapside geköpft. Dieser strenge Akt erbitterte jedoch die Gemüther, und die Aufregung dauerte noch lange. Endlich erklärte Eduard III. nach seiner Rückkehr aus Frankreich in einem Bestallungsschreiben, daß der Lord-Mayor, als erste Magistratsperson von London, hinführo wegen keiner Handlung belangt werden solle. Das hieß, den Lord-Mayors eine unumschränkte Gewalt zugestehen, die jedoch keiner von ihnen mißbrauchte. Man trieb indessen die Verehrung dieses hohen Beamten so weit, daß im Jahre 1479 ein gewisser Richard Bifield eine Geldbuße von 50 Pfund Sterling zahlen mußte, weil er zu dicht neben Seiner Herrlichkeit niedergekniet hatte. Dies geschah nämlich bei Gelegenheit eines öffentlichen Gebetes um Abwendung der damals in London wüthenden Pest.

Ein Kapellan, ein Nomenclator, ein Degenträger, ein Jäger, mehrere Vorschneider der Speisen, Thürsteher und noch viele andere Offizianten verschiedener Grade, bilden das Gefolge des Lord-Mayors. In den ältesten Zeiten hatte er auch seinen Hofpoeten und Narren, die ihn bei großen Feierlichkeiten immer begleiteten. Auf der Liste dieser alten Laureaten findet man auch den Namen des berühmten Bure-Ben, der, trotz seiner Verdienste, herbes Mißgeschick erdulden mußte. In einem Briefe, der bis auf uns gekommen, beklagt er sich bitter bei der Corporation, die ihm seine Pension von 34 Pfd. Sterling entzogen hatte, mit der er, wie er sich ausdrückt, die Kosten seines Senfes und Holzapfel-Essigs bestritt. Diese armen besoldeten Poeten wurden nicht allzu großmüthig behandelt: viel Ehre und wenig Geld mußte ihre Devise seyn. Von Ben Johnson's Zeit bis 1630 bekam der Laureat des Königs alljährlich 100 Mark Silber und keinen Deut mehr.

Vor dem 15ten Jahrhundert pflegte der Lord-Mayor durch die Stadt nach Westminster sich zu begeben, um seinen Amts-Eid im Beiseyn des Königs abzulegen, im Jahre 1453 aber führte John Norman die feierliche Wasserfahrt der Lord-Mayors ein. Diese Wasserfahrt war das Emblem ihrer Souverainetät auf der Themse, gleich der Ceremonie der Venetianischen Dogen, wenn sie mit dem Meere sich vermählten. Die Fährleute auf der Themse fühlten sich von dieser Auszeichnung so geschmeichelt, daß sie für Sir John einen Festgesang komponirten, dessen sämmtliche Strophen mit folgendem Refrain schlossen:

Besteige deinen Kahn, o Norman!
Gleite hin zu deiner Lemman

Lemman bezeichnet (vermuthlich im Alt-Britischen) eine Schöne oder Verlobte.

Im Jahre 1501 brachte Sir John Shan die frühere Sitte wieder auf, und die Lord-Mayors fuhren von der Zeit ungefähr zwei Jahrhunderte lang in Staats-Kutschen und mit berittenem Gefolge nach Westminster. Seit der Regierung der Königin Anna sind aber die Wasserfahrten wieder in Gunst gekommen.

Die Volks-Belustigungen an einem solchen Tage gewährten ein bizarres Schauspiel. Bei Gelegenheit der zweiten Ernennung des Sir Thomas Pillington (1681) war eine ganze Menagerie in ungeheuern Käfichen rings um die Square's und längs der Straßen von London aufgestellt. Jeder Käfich war eine neue Arche Noah's, die eine Menge der verschiedensten Thiere beherbergte: Bären, Panther, Leoparden, Wölfe, Raubvögel — Alles brüllte, heulte, kreischte und krächzte hier

auf entsetzliche Weise durch einander. Dann warf man aus den Fenstern der Häuser Hunde, Katzen, Kaninchen und Füchse in den Volkshaufen. Einer schleuderte diese Thiere dem Anderen in's Gesicht, oder zerschmetterte sie mit barbarischer Freude an den Mauern. Die Jongleur's, die Schiffer, die Pfeifer und Tamburinspieler blieben mit ihrem Lärm nicht zurück. Ganze Banden von Musikern schweiften hin und her, und spielten ihre Symphonieen vor den Käfichen der wilden Thiere, die zuerst einen Augenblick verstummten, aber bald mit ihrem höllischen Accompagnement einfielen. Unterdeß drängten sich wohl tausend berittene Kavaliere und eine lange Suite eleganter Kaleschen durch das Getümmel; in den Wirthshäusern begannen die Bachanale, und als der Tag zur Neige ging, hatte die Trunkenheit ihr höchstes Stadium erreicht. Diese rasenden Exzesse kosteten jedoch kein Menschenleben, und man sah nur von Thier-Klauen zerkratzte Gesichter. Daß aber Thiere und besonders Thiere mit Pelzen bei diesem Fest eine so große Rolle spielten, kam daher, weil Sir Thomas Pilkington Mitglied der Kürschner-Zunft war, und man mit dieser Ceremonie der genannten Zunft eine Ehre bezeugen wollte.

Der Lord-Mayor seit 1688.

Man würde sich jedoch von den alten Londoner Volks-Festen eine unrichtige Vorstellung machen, wenn man glaubte, daß es bei allen so barbarisch hergegangen wäre. Die verschiedenen auf dergleichen Feste bezüglichen Programme, welche noch in den Archiven aufbewahrt werden, schildern uns auch Feste, bei denen Luxus und Sinn für das Schöne Hand in Hand gingen.

Ein solches Fest begleitete die Inauguration des Sir John Shorter, welche noch in das Jahr 1687 fällt. Die Ceremonien dieses Festes waren von verschiedener Art. Die Eine, deren Kosten von der Zunft des Lord-Mayors bestritten wurden, war der kaufmännischen Marine geweiht. Man baute nämlich ein Schiff von 145 Fuß Länge und 45 Fuß Höhe, aus dessen Stückpforten 22 Kanonen guckten. Dieses Schiff wurde so ausgerüstet und geschmückt, als käme es mit einer reichen Ladung Bauholz (dem vornehmsten Handels-Artikel Seiner Herrlichkeit) von den Küsten Norwegens. Ein Gerüst auf einem der großen Plätze in London, diente dem stattlichen Schiffe als Unterlage.

An Bord sah man einen Capitain und seinen Lieutenant, zwei Kanoniere, einen Equipagen-Meister und eine Unzahl Matrosen. Jeder war auf seinem Posten geschäftig, und die Illusion wäre vollständig gewesen, wenn das Meer nicht gefehlt hätte. Nach einigen Manövers stellten sich die Matrosen in ihrer saubern Kleidung aus buntgestreiftem Zeuge auf dem Verdeck in Reihe und Glied. Der Capitain stand kostbar gekleidet auf dem Schnabel des Schiffes, und harrte mit seinen Offizieren der Ankunft des Lord-Mayors. Als der Letztere erschien, bliesen die Trompeter eine Fanfare; die ganze Equipage salutirte, und der Capitain las eine Anrede ab, welche der Lord-Mayor unter allgemeinem Jubel mit einigen Phrasen des Dankes beantwortete.

Ein anderes nicht weniger interessantes Schaugepränge veranstalteten die Gold-Arbeiter. Diese hatten eine ungeheurre offne Werkstatt erbauen lassen, in welcher Alles, was zu ihrem Handwerk gehörte, vereinigt war. Verschiedene Gemächer zur Rechten und Linken enthielten die Ambosse, Hämmer, Schmelz-Tiegel, Schmieden — kurz, alle Werkzeuge der Zunft. In der Mitte erhob sich eine Estrade, mit einem von Gold und Purpur schimmernden Sessel, auf welchem der heilige Dunstan, der Patron der Goldschmiede, figurirte. Er war in eine Robe aus feinem Battist gekleidet, über der er noch einen aus Gold und Seide gewebten Chorrock trug. Sein Haupt bedeckte eine goldne mit Juwelen besetzte Mitra; in der Linken hielt er einen goldnen Krummstab, und in der Rechten eine Kneipzange, wie die Goldschmiede sie gebrauchen. Hinter dem Heiligen waren, vermöge eines sonderbaren Anachronismus, Orpheus und Amphion (zwei Stadt-Musiker) aufgepflanzt, die auf einer Griechischen Lyra einige Weisen spielten. Am Vordertheil der Estrade präsentirten sich der Groß-Sultan sammt dem Chane der Tatarei, welche Beide, von der süßen Harmonie überwältigt, dem heiligen Dunstan zu huldigen schienen. Zu den Füßen des Letzteren war eine Goldschmiede angebracht, deren Blasebalg ein Arbeiter bewegte. Alle übrigen Arbeiter in der kolossalen Werkstatt schmelzten die Metalle, hämmerten, façonnirten, emaillirten, polirten; ein Meister-Probirer kontrollirte das Gold und Silber. Sogar Bergknappen fehlten nicht, die durch ihre Bewegungen die Arbeiten in den Schachten darstellten.

Als der Lord-Mayor der Estrade zuschritt, erhob sich St. Dunstan von seinem Sitze, und redete ihn im Namen der Innung mit feierlichem Pathos an.

Ein ganzes Jahrhundert lang waren diese Feierlichkeiten abgekommen, als der Gemeinde-Rath sie im Jahre 1760, zur Belustigung des Volkes und des Hofes, wieder in Aufnahme bringen wollte; aber man hatte keinen Sinn mehr dafür, und so blieb es bei diesem letzten Versuche.

Die Inauguration des Lord-Mayors giebt noch jetzt zu schönen Feierlichkeiten Veranlassung, denen es zwar an der mythologischen und burlesken Zugabe fehlt, die aber darum nicht minder für die ganze Bevölkerung vom höchsten Interresse sind. Um die Mittagszeit des festlichen Tages begeben sich der neuerwählte Lord-Mayor, sein Vorgänger, die Aldermen, die Sheriffs und anderen Civil-Behörden zuerst in die Parochial-Kirche St. Lorenz, wo sie dem Gottesdienst beiwohnen, und dann zu Wagen von Guildhall an die Ufer der Themse. Eine elegante Zugbrücke fördert die ehrwürdige Gesellschaft in eine geräumige, kostbar geschmückte Barke. Der Fußboden dieser Barke ist mit kernhaften Teppichen bekleidet, und ein transparentes, mit Gold befranztes Sonnenzelt über vergoldeten Pfählen ausgespannt; der Lord-Mayor und seine Eskorte lassen sich auf einen Divan und zahlreiche Lehnsessel nieder; die Nationalfarben und das Wappen der Stadt schimmern auf Flaggen und Banderollen an der Spitze des Mastes, der in der Mitte emporstrebt, und an den vier Ecken des Zeltes neigen sich Fahnen und Oriflammen dem Wasser zu. Alle Gewerke Londons nehmen besondere Barken ein, und eröffnen den Zug in langen Reihen, begleitet von den besten Musik-Corps der Londoner Garnison. Die Menge und die Ordnung dieser Barken, die taktmäßige Bewegung der Ruder, die Mannigfaltigkeit der Farben und Zierrathen, die festlichen Anzüge aller Fährleute der Themse, die in kleinen Kähnen hinterherfahren und mit ihrem fröhlichen Gesang den Fanfaren und Symphonieen der Orchester antworten; das Gewimmel des Volkes: Alles elektrisirt an einem solchen Tage, und man wird unwillkürlich von dem allgemeinen Jubel mit fortgerissen. Im Angesicht von Westminster erfolgt die Ausschiffung, worauf man sich in das Innere der alten Abtei begiebt. Ist die Ceremonie des Schwures vorüber, so schreitet der Zug wieder feierlichst dem Landungsplatze zu; man steigt wieder in die Barke, und die kleine bürgerliche Flotille fährt bis zur Blackfriars-Brücke. Dort wird der Lord-Mayor mit seiner Eskorte von den Waffenschmieden in Empfang genommen, und mehrere Chefs zu Pferde in glänzender Rüstung eröffnen den Zug nach Guildhall. Die anderen Gewerke folgen den Vorreitern prozessionsmäßig zu Fuße, und der Lord-Mayor, die Aldermen und Sheriffs, nebst einem Gefolge von Civil-Beamten in Gala, schließen den Zug in prachtvollen Kutschen, mit reich aufgezäumten Pferden bespannt.

In Guildhall wird auf Kosten des Lord-Mayors und der Sheriffs ein herrliches Gastmahl gegeben; einer der Prinzen vom Geblüte (bisweilen der König selbst), die Staatsminister, die fremden Gesandten, die angesehensten Personen vom Adel und vom Bürgerstande beehren dieses Gastmahl mit ihrer Gegenwart. Den Beschluß macht ein großer Ball unter dem Vorsitze der Frau des Lord-Mayors.

Außer den Vergnügungen des Tanzes und der Musik bestand ehemals noch die Sitte, daß der Narr des Lord-Mayors die Gesellschaft mit seinen drolligen Streichen belustigte. Seine Rolle machte ihn unter Anderem ein wunderliches Experiment zur Pflicht. Gegen Mitternacht schleppte man eine große und tiefe Terrine in den Saal, die bis an den Rand mit Milchrahm und Schneeballen aus Eiern gefüllt war. Dann erschien der Narr in tausendfarbiger und mit unzähligen Bändern besetzter Jacke aus Taffet, nahm einen Anlauf, als wollte er über die Terrine wegsetzen, ließ sich aber mitten hineinplumpen, so daß die ganze Gesellschaft mit Rahm und Eiern bespritzt wurde. Auf diese läppische Farce macht Shakespeare in „End' gut, Alles gut", eine Anspielung, nämlich da, wo er Lafeu zu Parelles sagen läßt: „Ihr wolltet Euch blindlings hineinstürzen, gestiefelt und gespornt, wie der Narr, der in die Sahne springt."

Während nun der Hof, die Minister, die Behörden, die Noblesse und der höhere Bürgerstand bei dem großen Bankette sitzen, vereinigen sich alle Gewerke in ihren respektiven Hallen, und das Echo der langen Säle wiederholt ihr Jubelgeschrei. Die Kosten der Installation des Lord-Mayors unter Georg III. beliefen sich für seinen Theil auf 6898, und für die Antheile der Corporationen auf 10,000 Pfund.

Guildhall.

Die natürliche Residenz des Lord-Mayors sollte Guildhall seyn; aber man hat ihm an einem Ende der London-Brücke ein großes modernes Hotel (Mansion-House) errichtet. Hier thront er, und hört die Klagen der Bürger an. Schöne Gemächer, eine Reihe kostbar dekorirter Salons und zwei Gallerieen sind den Diners und Bällen gewidmet, die er von Zeit zu Zeit giebt; die großen Feste der Stadt werden aber gewöhnlich in Guildhall gefeiert.

Das alte Guildhall wurde in der Feuersbrunst von 1666 mit eingeäschert; nur die dicken Mauern und das vornehmste Zimmerwerk, dessen Holz so hart war, daß es nur an der Oberfläche brannte, blieben stehen. An den Bau des neuen Guildhall hat man erst 1814 die letzte Hand gelegt.

Beim Eintritt in den großen Saal, der 53 Fuß lang und 62 Fuß breit ist, fühlt man sich von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen. Prächtige Fenster mit bemalten Scheiben verbreiten hier eine Art Zwielicht. Der Saal kann bis an 7000 Personen fassen. Die mit schönen Malereien geschmückte Decke ruht an jeder Seite auf einer Reihe von Säulen, zwischen denen abwechselnd Statuen und Gemälde der Magistrate und anderer hochverdienter Personen prangen. Lord Chatam, Pitt und Nelson haben hier schöne Monumente.

Fast Jeden, der Guildhall besucht, überrascht der Anblick zweier Statuen von 15 Fuß Höhe, die Gog und Magog heißen. Diese beiden Kolosse haben so große Aehnlichkeit mit einander, daß man sie leicht für Zwillingsbrüder halten könnte; beide tragen lange Bärte, lange herabhangende Gürtel, Sandalen als Fußbekleidung, eine Lanze in der Hand und ein Schwert an der Seite. Beide sind mit einer Art Panzerhemd angethan und mit gelber, grüner und blauer Farbe überpinselt. Der einzige in die Augen fallende Unterschied zwischen Gog und Magog besteht darin, daß der Eine Bogen und Köcher auf den Schultern trägt, während der Andere seine Linke auf einen Schild stützt, den ein Adler mit ausgespannten Flügeln auf goldenem Felde ziert.

Wer waren nun diese großen oder langen Helden? Warum sind ihre Statuen in Guildhall aufgestellt? Ueber beide Punkte herrscht große Verschiedenheit der Meinungen. Der Verfasser eines sehr pikanten Büchleins, betitelt: „Wunderbare Historie der zwo berühmten Riesen von Guildhall, aus authentischen Dokumenten gezogen", belehrt uns darüber, daß die eine Statue den Corinäus, einen Riesen von Trojanischem Stamme, den Urenkel des Aeneas, darstellt, der mit Brutus in Britanien landete und die ungeschlachten Eingebornen überwältigte; die andere aber den letzten der Britischen Riesen, die so große Erinnerungen zurückgelassen haben.

„An der Seeküste von Cornwallis", so erzählt dieser Historiker, „pflegte Brutus den Jahrestag seiner Landung in Britanien zu feiern. Eine Schaar von alten riesigen Urbewohnern überrumpelte ihn eines

Tages bei einem solchen Feste; die Trojanischen Krieger aber leisteten verzweifelten Widerstand, und alle Riesen wurden erschlagen, mit Ausnahme des Gog-Magog, welcher der erschrecklichste unter Allen war und dessen Länge zwölf Ellen betrug. Diesen Gog-Magog ergriff man lebendig, und brachte ihn vor Corinäus, der seine Kräfte an ihm erproben wollte. Der alte Britische Riese hob den Corinäus zuerst in die Luft und ließ ihn wieder fallen, so daß er drei Rippen zerbrach; Corinäus aber raffte sich zusammen, packte seinen Gegner mit verdoppelter Kraft, lud ihn auf seine Schultern und schleppte ihn bis auf den Gipfel des benachbarten Berges, von wo er ihn häuptlings über die scharfen Felsenkämme in's Meer stürzte. Der Ort wurde seitdem Lan-Gog-Magog, d. h. der Riesensprung, genannt. Dieses Ereigniß fällt in die Zeit, als Elias Hoherpriester von Judäa war."

Ein anderer Schriftsteller giebt Folgendes als Ursache an, warum die beiden kolossalen Statuen in Guildhall aufgestellt worden sind: „Corinäus und Gog-Magog waren zwei tapfere, mit ungeheuren Kräften begabte Riesen, welche die Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes wacker vertheidigten, und die Stadt London wollte durch Aufstellung ihrer Bildsäulen in Guildhall symbolisch andeuten, daß sie ihre Rechte, Freiheiten und Privilegien mit Riesenkraft und riesiger Unerschrockenheit zu vertheidigen gedenke."

Die Riesen in Guildhall waren anfänglich aus Holz gezimmert, und mußten deshalb in der Feuersbrunst von 1666 mit verbrennen. Man errichtete ihnen aber bald neue und zwar steinerne Bildsäulen. Diese ehrwürdigen Kolosse, weiland eine Art Palladium von London, sind jetzt nur noch Popanze, mit welchen man die Kinder einschüchtert oder in Schlaf wiegt. (Reminiscences of the british Metropolis.)

Affen-Schwänke.

(Aus Mistreß Lee's Stories of Strange Lands.)

Auf ihrer Rückkehr nach England hatte Mrs. Lee Gelegenheit, über einen der Affen, welche an Bord des Schiffes waren, folgende Beobachtungen anzustellen.

„Der König unserer Affen war der häßlichste von der ganzen Gesellschaft, hatte aber doch so viel Menschenähnliches, wie ich es noch nie bemerkt habe: ich meine nicht in Ansehung seiner Gestalt, sondern, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in intellektueller Hinsicht. Er schien mir nämlich so zu denken und zu handeln, als könnte er die Resultate vorhersehen, und war in muthwilligen Streichen erfinderischer als nur irgend ein wilder Schulknabe. Wir machten ganz plötzliche Bekanntschaft, die für mich sehr unangenehm war, weil ich eine närrische Abneigung gegen diese Thiere noch nicht überwunden hatte. Es herrschte gerade die vollkommenste Windstille, das Rad war angebunden, und Alle, mich allein ausgenommen, hatten sich unter das Verdeck begeben. Ich saß mit einem Buche in einem Winkel, der mir gegen die tropische Sonne Obdach gewährte, als mit einem Mal Etwas auf meine Schulter sprang. Ein zierlicher Schwanz, der sich um meinen Nacken krümmte, kündigte mir an, daß Monsieur Jack mein Angreifer war. Im ersten Schrecken wollte ich ihn wegprügeln, was mir wohl übel bekommen wäre; ich besann mich aber gleich eines Besseren, und blieb ganz ruhig sitzen. Monsieur Jack drehte sich bald so, daß sein Gesicht dem meinigen gegenüber kam, und stierte mir in die Augen. Ich versuchte, ihn freundlich anzureden, worauf er sich grinzend und mit den Zähnen klappernd auf meine Kniee niederließ und meine Hände genau betrachtete. Dann wollte er mir die Ringe von den Fingern ziehen, und schickte sich eben an, mit den Zähnen nachzubeißen. Indessen gab ich ihm ein Stück Zwieback, das zufällig neben mir lag, und bereitete ihm mit einem Tuche ein Bettchen, auf dem er sanft einschlief. Von diesem Augenblick waren wir recht gute Freunde.

Die Belustigung, welche Jack (eine Simia Diana) mir und Anderen verschaffte, machte viele seiner Unarten wieder gut. Er wurde oft in einen leeren Hühnerkorb eingesperrt; weil aber diese Strafe nichts über ihn vermochte, so suchte ich sie immer abzuwenden. Er merkte sich dies so gut, daß er, so oft er Böses gethan hatte, in meinen Schutz sich begab. Viel größeren Eindruck machte es auf Jack, wenn man ihn in die Nähe des Panthers brachte, dem es alle Mal nach seinem Fleische zu gelüsten schien. Bei solchen Gelegenheiten trug ich ihn, am Schweife gefaßt, vor den Käfig; allein er wußte dies alle Mal vorher, und stellte sich dann mausetodt; die Augen waren fest geschlossen, und jedes Glied so steif, als wäre kein Leben darin. Trug ich ihn zurück, so öffnete er ein Auge zur Hälfte, um zu sehen, wohin der Weg ging; sobald er aber den Käfig erblickte, schloß er es gleich wieder. Er kletterte oft in die Hangematten und stahl den Matrosen ihre Messer, Schnupftücher, Nachtmützen und andere Dinge. Alle diese Gegenstände flogen über Bord. Auch wenn Zwieback geröstet wurde, war er gleich bei der Hand, ihn fortzuschleppen, und oft regalirte er die Papageyen damit. Er zerbiß alsdann den Zwieback in kleine Stückchen, die er den Papageyen einzeln und mit großer Gravität überreichte. Zu anderen Zeiten aber warf er die Käfige um, fraß die Stücke Zucker weg und zupfte den Vögeln ihre Schwänze aus. Auf solche Art tödtete er einmal eine sehr schöne grüne Taube, die dem Proviantmeister angehörte. Für diese Unthat wurde er gepeitscht und drei Tage eingesperrt. Eine halbe Stunde nach seiner Befreiung aus der Haft sah ich ihn, die zwei blaubäckigen Affen auf seinem Rücken tragend, über das Verdeck kriechen. Hatte er einmal Lust, auszureiten, so paßte er den Schweinen auf, wenn sie ihren Stall verließen, sprang ihnen auf den Rücken, und hackte sich mit den Nägeln ein, damit er nicht herunterfiele; je schneller die Schweine dann liefen und jemehr sie Zeter schrieen, desto größer war seine Lust. Am meisten aber peinigte er die anderen Affen. Die kleineren bewiesen ihm viel Unterthänigkeit, und kamen, so oft er sie lockte, mit demüthig hängendem Haupte herbei. Ich sah ihn eines dieser harmlosen Aeffchen über Bord werfen; das arme kleine Ding schwamm uns eine Zeit lang nach, aber das Schiff segelte so schnell, daß es nicht möglich war, es mit Hülfe eines Strickes zu retten. Einst hatten die Matrosen während einer Windstille die Außenseite des Schiffes angestrichen und waren dann zu Tische gegangen. Ihre Farbentöpfe und Pinsel hatten sie auf dem Verdecke gelassen, wo außer dem Steuermann, dem Affen Jack und meiner Person Niemand zurückblieb. Jack winkte einen schwarzen Affen zu sich, faßte ihn dann im Nacken, nahm einen tüchtigen Pinsel voll weißer Farbe und beschmierte ihn über und über. Der Steuermann und ich brachen in ein lautes Gelächter aus, worüber Jack erschrack, den Affen losließ, und schnell den Hauptmast hinankletterte. Von diesem Asyl aus rekognoszirte er nun sorgfältig, was unten vorginge. Das arme überpinselte Aeffchen begann, sich abzulecken, aber der Proviantmeister kam bald herbei, und reinigte es mit Terpentin. Es war schlechterdings unmöglich, den Spitzbuben Jack zu erwischen, wenn er sich erst in die Höhe geflüchtet hatte, und zwang ihn ja der Hunger, wieder herab zu kommen, so paßte er auf eine Gelegenheit, und sprang von einem der Taue in meinen Schooß, wo er seines Schutzes gewiß war. So entkam er mit einem bloßen Verweise, den er possierlich beschämt anhörte."

Frankreich.

Zur Statistik von Frankreich.

Nach der neuesten Zählung der Französischen Bevölkerung vom Jahre 1831, deren Resultate in den Memoiren der Académie des sciences morales et politiques (Jahrgang 1834) durch Herrn Villermé bekannt gemacht worden, ergeben sich folgende Verhältnisse: Gesammtzahl 32,560,934 Köpfe. Hierin enthalten:

	Männlichen Geschlechts:	Weiblichen Geschlechts:
Unverheirathete Männer	8,864,173	
Unverheirathete Frauen		9,068,112
Verheirathete Männer	6,046,967	
Verheirathete Frauen		6,054,385
Wittwer	722,354	
Wittwen		1,501,948
Aktive Militairs	302,995	
	15,936,489.	16,624,445.

Es ist zu bedauern, daß die Zählung nicht so gemacht worden ist, daß die Individuen nach Alter und Beschäftigungsart klassifizirt werden könnten. Hoffentlich wird die Zählung von 1836 den Wünschen der Statistiker hierin nachkommen und beweisen, daß die Verwaltung nicht hinter den Fortschritten der Wissenschaft zurückbleiben mag.

Herr Villermé bemerkt, daß also nach den oben angegebenen Verhältnissen im Jahre 1831 in Frankreich 23 Individuen männlichen Geschlechts überhaupt auf 24 weiblichen Geschlechts kamen; 43 unverheirathete Männer jedes Alters auf 44 unverheirathete Frauenzimmer, oder, die Armee mit begriffen und angenommen, daß sie aus Ehelosen besteht, 93 unverheirathete Männer auf 92 unverheirathete Frauenzimmer, endlich ein Wittwer auf zwei Wittwen.

Die kleine Differenz zwischen den verheiratheten Männern und den verheiratheten Frauen hat ihren Grund in der kleinen Anzahl der verheiratheten Militairs, die, wie es scheint, nicht in die Klasse der verheiratheten Männer mit aufgenommen sind; dann in den Reisen, die bei Männern häufiger vorkommen, und vielleicht auch in den Irrungen, die bei jeder Zählung unvermeidlich sind.

Die unverheiratheten Manns- und Frauenspersonen zusammengenommen machen 551 Tausendstel der ganzen Bevölkerung aus, und, die Armee mit inbegriffen, 560 Tausendstel. Alle Verheiratheten geben 372 und die Wittwer und Wittwen 68 Tausendstel. Die Armee belief sich auf den 51sten Theil der männlichen Bevölkerung.

Bibliographie.

- Études sur la législation militaire etc. — Von P. Legrand. 5 Fr.
- Les Animaux célèbres. Anecdotes historiques etc. — Von A. Antoine de St. Gervais. 2 Bde. 5 Fr.
- Bulletin clinique, suivi d'une revue analytique des sciences médicales; publié par MM. Piorry, Lhéritier etc. — Jährlich 5 Fr.
- Essai sur les prophéties d'Isaïe. — Gedicht vom Vicomte Le Prevost d'Iray.
- Album pittoresque et historique des Pyrénées. — Von A. Fourcade. 7½ Fr.
- Les antiquités d'Athènes et autres monumens de la Grèce. — 8 Fr.
- Tom Jones. Histoire d'un enfant trouvé. Traduction nouvelle, par Defauconpret. — Theil I. 3 Fr.
- Traité encyclopédique de l'art du tailleur. — Von Barde.

Mannigfaltiges.

— Spar-Banken in Frankreich. Diese Spar-Banken haben im Monat Mai 1,905,000 Franken in den Schatz deponirt; nämlich die Bank von Paris 950,000 Fr. und die Banken der verschiedenen Departements 955,000 Fr. Die in demselben Monat zurückgenommenen Summen betragen nur 22,900 Fr. Am 31. Mai hatten die Spar-Banken ein Kapital von 48,058,000 Fr. im Schatze.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Mittwoch den 15. Juli 1835.

Italien.

Méry's Italiänische Reise.

III. Pisa. — Ein Ball bei Madame Smith. — Ein Konzert beim Fürsten von Montfort.

Pisa kommt mir vor, als wäre es ehemals eine Vorstadt von Livorno gewesen, eine Vorstadt, in der Glanz und Feinheit, die Musen und die Künste ihren Sitz aufgeschlagen hatten, die des Lärms der Werfte und des Molo, des ganzen prosaischen Getreibes von Tausch und Handel und Gewerbe überdrüssig und satt, sich in die Einsamkeit geflüchtet, und ihren Dom, ihren Glockenthurm, ihren Taufstein, ihren geweihten Kirchhof dahin mitgenommen hätte. Pisa erscheint als eine Stadt, die, des Geräusches der Welt überdrüssig, sich auf's Land zurückgezogen. Pisa ist der Einsiedler unter den Städten; sie hat viel Lärm in der Geschichte gemacht, hat Handel und Wandel getrieben mit allen Nationen, hat die Kette eines Hafens angeschmiedet an die Grundpfeiler ihrer Paläste, Wettrennen gegeben wie Olympia und, das Kreuz auf der Stirn, gekämpft für Christus und sein Grab. Die Städte, die so gelebt haben, zeigen überall, wo man sich hinwendet in ihnen, breite Narben. Pisa grünt noch, ist noch jung und stark; es hat seine gefallenen Kinder und seine Trümmer begraben in seinen Schooß; Alles, was im Sonnenschein an ihr glänzt und strahlt, hat etwas Melancholisches, allerdings, aber ist stark, mächtig, und für die Dauer gegründet. Man möchte sagen, seine Monumente seyen von Erz und Bronze, wie die Thüren seiner Tempel; nichts, was den Einsturz droht, erblicken wir, nichts Verfallendes; nur die Daten sind alt geworden; man übersehe die Daten und man glaubt sich in einer Stadt, die den Abend vorher erst fertig geworden und ihre Bevölkerung erwartet.

Die Bewohner verderben die Städte der Poesie und der Kunst; gerade die Einsamkeit, die Oede ist's, die Pisa so wohl kleidet, man lasse das Volk von Livorno in seine Thore hereinströmen, und seine Schönheit wird dahin seyn. Am interessantesten ist diese Stadt Mittags, wann sich kein lebendes Wesen in den Straßen, auf den Quais, auf den Brücken des Arno blicken läßt; es ist ein Schauspiel der eigenthümlichsten Art, als der einzige Bewohner in einer so großen Stadt zu erscheinen. Alle diese Paläste vor sich, die an beiden Ufern des Flusses emporsteigen, zur Rechten und zur Linken, wenn man über die Marmor-Brücke geht, und diese ganze prachtvolle Monumenten-Reihe durchaus lautlos, leblos unter dem stillen Himmel. Nachdem man über die Brücke hinübergegangen ist, kommt man in eine Straße, wo man einige Regung und Lebendigkeit antrifft; einige offene Läden warten auf Käufer, man gewahrt hie und da Schilder, die mit kleinen dünnen Buchstaben den Verkauf einzelner Verbrauchs-Artikel und Viktualien anzeigen. Wenn man weiter in die Stadt hinein geht, so umfängt Einen auf's neue die Stille und Oede; mehrere Viertel erinnern an das düstere Aussehen von Aix in der Provence, besonders die Piazza dei Cavalieri, mit ihrer Statue, ihrem concav gebauten Palast und ihrem hohen Gras über dem Pflaster. Andere Straßen, still und einsam, bereiten uns gleichsam vor auf die Enthüllung eines Geheimnisses, auf ein mächtiges Erstaunen, das uns bevorsteht; denn in seinem fernsten entlegensten Winkel hat Pisa seine Schätze aufgethürmt: den berühmten Glockenthurm, den Dom, das Battisterio, den Campo-Santo. An diese herrlichen Monumente schlägt nicht das widerwärtige Gelärme des Werktags; auf einem schönen grünen Platze, über einem reichen Flor von Wiesenblumen erheben sie sich. Es giebt nichts Rührenderes, als diesen Verein katholischer Gebäude; das ganze Leben des Christen ist darin ausgesprochen: der Glockenthurm scheint sich über die Stadt hinzuneigen und den Neophyten zu rufen, das Battisterio empfängt ihn und macht ihn zum Christen, die Kirche thut sich auf, ihn zu weihen und zu heiligen, der Campo-Santo ihn in's Grab zu senken. Was für Gedanken in diesen Steinen!

Ich bekenne, daß mir's auch nicht einmal eingefallen, die Höhe der Torre Torta zu messen, oder Gründe und Beweise herauszudrechseln, daß der Thurm absichtlich in dieser schiefen Richtung erbaut worden, oder daß er sie erst später, in Folge einer unterirdischen Revolution, erhalten habe. Ich bekümmere mich im Allgemeinen sehr wenig um die Höhe und das Aeußerlich-Geschichtliche der Monumente; sind sie mir bekannt, so erwächst meinen Empfindungen, meiner inneren Anschauung und Erhebung auch weiter kein Vortheil daraus, und kenne ich sie nicht, so werde ich mir wahrhaftig nicht die Mühe geben, mich an Ort und Stelle durch einen Cicerone davon unterrichten zu lassen. Ueberzeugt, wie ich es einmal bin, daß nichts Historisches durchaus wahr ist, und ohne alle Beimischung von Entstellendem und Verfälschtem, befinde ich mich am wohlsten in dem Unbestimmten, Geheimnißvollen, das über so vielen Trümmern schwebt. Die köstlichsten Monumente in der Welt sind für mich die auf der Oster-Insel; mit diesen wenigstens hat die Phantasie freies Spiel; der Reisende bekennt uns offenherzig, daß man nicht weiß, woher sie rühren, noch welche Hand sie gebaut.

Der Thurm von Pisa ist, wie ich glaube, das bekannteste unter allen Europäischen Denkmälern; es existiren so viele Abbildungen davon, und sie sind meistens so wohl gerathen, daß man, wenn man zum ersten Male in Pisa ist, den Thurm nur wiederzusehen glaubt. Der Dom ist eine von den wundervollen Kirchen, wie nur Italien sie uns zeigen kann; eine Fülle hohen Reichthums ist darin aufgehäuft, in eine prachtvolle Gemälde-Gallerie treten wir ein, die in Marmor, Gold, Bronze, Mosaik und Porphyr eingerahmt ist. Was man auch gegen diesen Luxus, diese verschwenderische Pracht äußeren Schmuckes sagen mag, die oft innerlich armseliger ist, als die prunklose Einfachheit, so kann man doch nicht umhin, ihr seine gerechte Bewunderung im vollsten Maaße zu zollen. Das Battisterio kontrastirt mit der Kirche — es ist ein Sinn, ein Gedanke, den die Nacktheit seiner majestätischen Mauern ausdrücken soll: es ist das Haus des Neophyten, und soll als solches keinen Schmuck, keinen Glanz haben. Die Kanzel ist prachtvoll; sie ruht auf sieben mit Sinnbildern verzierten Säulen, deren Vasen Thier-Ungeheuer, wie sie in der Apokalypse dargestellt sind, bilden. Auf einem Pfeiler liest man den Namen des Baumeisters, Deoti Salvi; er ist es, der diesem bewundernswürdigen Gebäude Seele, Farbe und Charakter einzuhauchen gewußt hat. Wenn man es von außen betrachtet, so könnte man es für den Dom einer ungeheuren Kathedrale halten. — Die Kirche selbst ist versunken, und nur der Dom stehen geblieben auf dem grünen Rasen.

Dann tritt man in den Campo-Santo ein; auf der ganzen Erde giebt es keinen rührenderen Fleck als diesen. Alle Poesie des Todes, der Vergänglichkeit, der Unsterblichkeit haucht der Campo-Santo aus. Er ist der echte, der wahrhaft christliche Kirchhof. Das Herz fühlt sich hier nicht gedrückt und gepreßt von jener niederwerfenden Trostlosigkeit, die auf den Gräbern des Menschen zu lasten pflegt; eine süße und religiöse Melancholie begleitet uns durch diese Gänge und läßt uns ohne Schauder an den Tod denken. Hier wirft die Erde keine Gebeine aus, hier treiben nicht die Würmer ihr Wesen; diese wunderbare Erde bewahrt die Körper vor dem Zahn der Würmer, in ein prächtiges Leichentuch von Rasen und Blumen hüllt sie sich ein, umschränkt sich mit reinen anmuthigen Kreuzgewölben von weißem Marmor; es ist die Erde, die auf den Galeeren des Kreuzzugs von Jerusalem herübergebracht worden, sie hat die Leiber der alten Pisanischen Ritter in ihren geweihten Schoß aufgenommen, ist das Bett der Ruhe für die Tapferen, die in Gott starben, das Schwert in ihrer Rechten und die Hüften gegürtet. Wie süß es ist, das Rauschen des Grases, dies Geflüster, das hereinweht in die offenen Gallerieen. Man könnte es einen Psalm nennen, den die Schatten sängen, eine Grabeshymne in einer Sprache, die wir erst nach dem Tode verstehen. Weil wir nichts wissen von den Geheimnissen des Grabes und uns in Tröstungen einwiegen, die wir von materiellen sinnlichen Dingen hernehmen, so dünkt uns, es müsse sich in der Nachbarschaft des Campo-Santo leichter sterben lassen, als sonst wo in der Welt. Auf dem Campo-Santo ist der Tod lebendig, mors viva! wie ein Alter gesagt hat. Dort ist die Erde denen, die sie deckt, wirklich leicht. Wenn noch ein Gedanke von Leben, irgend ein Funken von Beseelung um unsere kalten Reste schwebt (was Gott allein bekannt ist), nun, so hat der Campo-Santo unsäglich viel Liebliches und Erleichterndes für einen solchen Schatten, der seinen Körper überdauert. Nicht, daß es den Lebenden gefallen soll, hat der Genius der Religion und der Kunst dies Gräber-Kloster geschmückt; die Künstler sind einer Inspiration gefolgt, die ihnen aus der Höhe kam — die großen Künstler haben immer irgend eine himmlische Mission, die sie blindlings ausführen. Hier waren sie vielleicht angewiesen, ein Fegefeuer der Buße zu verschönen durch Alles, was die Künste Rührendstes haben, um den Balsam der Geduld in die Seelen zu flößen, die noch im Grabe auf die späte Stunde der Erlösung harren; denn für sie offenbar ist dieser wunderbare Bau geschaffen worden. Für sie hat der Griechische Marmor die Gestalt des christlichen Kreuzgewölbes angenommen; für sie hat Cimabue die Malerei erfunden, die göttliche Kunst, die das Leben und den Tod tröstet. Er kam von Konstantinopel, der Florentinische Künstler, und entwarf das erste Freskobild des Campo-Santo und schrieb das Titelblatt dieses gewaltigen Buches, in dem jedes Blatt ein Reflex der Bibel ist. Nach ihm kam ein Schäfer, in Lammvließen gekleidet, ein Kind des Arno, der Messias der Italiänischen Kunst, Giotto, „dessen Hand so kunstge-

schickt und dessen Antlitz so schön war"*); er goß die Flammen seiner ersten Begeisterung hin über die gigantischen Wände des heiligen Klosters. Cimabue's, seines Lehrers, Pinsel wurde kräftig und mächtig in seiner Hand, und wie das Scepter einer glorreichen Dynastie, hinterließ er ihn den Brüdern Gaddi, dem Orgagna, dem Simone Memmi, dem Spinello von Arezzo, dem Benozzo Gozzoli, dem Buffamolco als Vermächtniß, die Alle, das Evangelium in der Hand, kamen, und auf den Mauern all die göttlichen Parabeln, alle Mysterien des Glaubens und alle Offenbarungen verkörperten, die Gott dem Menschen durch den Mund derer, die in seinem Namen sprachen, gemacht hat. Der milde Himmel von Pisa übernahm es, Licht und Schatten richtig zu vertheilen, er war der würdige Gehülfe aller dieser großen Künstler. Liebliche Tinten, goldig und klar, ergossen sich nun über die Kreuzgewölbe und die stillen Gänge. So sollte der Campo-Santo seyn; eine solche Begräbnißstätte sollte den Wittwen und Söhnen der Krieger, die für das heilige Grab gestritten hatten, zu Theil werden. Die Religion ist die Schwester der Kunst; sie ist ihr stets zu Hülfe gekommen und hat sie am mächtigsten gefördert. Als die Kirche zu Byzanz unterging, sandte die Religion Cimabue nach dem Campo-Santo; als der Thron Lusignan's zerbrach, berief sie ihren mächtigen Kongreß von Künstlern zusammen um die Gräber der Italiänischen Kreuzritter, und die dankbare Kunst hat die Religion für die Siege Mahomed's II. und Saladin's gerächt.

Pisa ist eine Stadt, die man nicht zum zweiten Male besuchen sollte; ich wenigstens werde nie wieder dahingehen: ich würde fürchten, Erinnerungen, die ich mit nichts Anderem, was ich gesehen, vergleichen kann, zu entwürdigen, die Blume des ersten göttlichen Eindrucks zu entweihen, und durch die gemeine Alltäglichkeit der Gewohnheit entzaubert zu werden. Der Künstler muß eilenden Schrittes den Campo-Santo durchwandern, und dann weit weg ziehen, fern von diesem seeligen Gefilde zu leben, wenn es ihm einmal nicht beschieden ist, dort zu sterben. Die flüchtige Erscheinung bleibt dann in der Erinnerung und herrscht darin als der mächtigste Traum. Auf dieser Lichtstelle, wo vier Gottes-Gebäude als ein großer verkörperter Gedanke stehen, fällt Alles weg, was sonst bei Monumenten eine Rolle spielt — da sind keine Studien mehr zu machen, keine historischen Lücken auszufüllen, und alle Interessen profaner Wissenschaft schweigen: sehen muß man, empfinden und wieder geben. Ruinen halten den Wanderer lange auf und rufen ihn zurück, wenn er sie schon hinter sich zu haben glaubt: es giebt immer was Neues zu lesen in den Trümmern; jeder Stein eines Denkmals ist voll von Gedanken, die noch nicht publizirt sind, die der Künstler sammelt, einen nach dem anderen, mit glühendem Eifer; aber hier, vor dem Dome von Pisa, ist von Ruinen, von Verfall keine Rede: Alles ist Marmorkern und fest wie Diamant; der Kitt liegt noch in den Spalten der mächtigen Lagen, als wär' er eben erst aufgeworfen; der Meereswind hat sich müde gesaust an den Marmor-Pfosten, an den Thoren von Bronze, die voll frommer Geschichten, sinnbildlicher Thiere, Blätterwerk und Vögel sind; mit einem Blick faßt man es auf, dies ganze großartige Ensemble. In einem und demselben Momente stehen sie entschleiert vor einem dieser Denkmäler, alle vier in ihrer majestätischen unwandelbaren Dauerhaftigkeit. Mit gefalteten Händen, und die Augen voll Thränen, sagte ich ihnen Lebewohl, mit dem festen Gedanken, sie nie wieder zu sehen — dann seh' ich sie stets mit der jungfräulichen Empfindung meines ersten Besuches. Wenn der Himmel trübe ist, eisig und regnicht, in der großen Stadt, dem feuchten Grabe der Lebendigen, dann kehr' ich im Geiste nach diesem Campo-Santo zurück, wo die Todten so wohl gebettet sind, wo das Gras so goldig, der Wind so frisch, das Kreuz-Gewölb so glänzend rein und die Kunst so schön ist. Ich sehe dann die ungeheure Kuppel des Battisterio's, die die Sonne widerstrahlt wie einen herabgefallenen Planeten, sehe die leuchtende Kathedrale und den Glockenthurm, um den sich die Säulen-Reihe spiralförmig in die Höhe windet bis zur Spitze. Um mich herum kein Lärm, kein verworrenes Gemurmel der Menschen. Stille und Einsamkeit, wie in der Wüste. Denn das Volk ist zurückgewichen aus Ehrfurcht; das Italiänische Volk ist zu leicht, um unter diesen ernsten Monumenten dauern zu können. Die schwarzen Zinnen der alten Mauern von Pisa versinken davor. Die Kolosse des Katholizismus steigen in die Wolken empor, und machen die Menschen und ihre Wohnungen klein und niedrig. Immer werde ich sie so wieder sehen, wie ich sie sah, als sie plötzlich erhaben vor meinen Augen standen. Eine durchsichtige Atmosphäre hüllte sie ein wie ein Schleier von Azur und Gold; die wogende Grasflur spielte und säuselte um ihren Fuß, wie die lieblichen Wellen eines Italiänischen Golfs. Auf der Schwelle des Campo-Santo saß ein kleines blondes Mädchen, das zwei Ziegen mit Gras fütterte; sie sang ein Toskanisches Lied mit einer melancholischen Stimme, und ein Greis, auf seinen Stab gelehnt, hörte ihr zu.

In Italien ist das Leben voll und reich, kein Hinschmachten der Zeit, keine Langeweile; jede Stunde des Tages kann man dort austauschen gegen irgend etwas, das eine Stunde Leben werth ist. Das ist es, was diesem schönen Lande einen Reiz verleiht, den der Künstler vergeblich anderswo suchen würde. Dort haben die Entzückungen der Reise jede einen so verschiedenartigen Charakter, daß nie eine Eintönigkeit in der Freude zu befürchten ist: Morgens auf dem Campo-Santo; Abends auf dem Ball.

In einem Calessino fuhr ich nach Florenz zurück, das ich am Morgen verlassen hatte; noch immer sah ich im Geiste das Museum des Campo-Santo, dachte an jenes Leben des heiligen Reynier, des Schutzpatrons von Pisa, das in Simone Memmi's Fresken so köstlich dargestellt ist, an Spinello's Heiligen, an **Hiobs Leiden**, die Meisterwerke des großen Giotto, an die **Erschaffung der Welt** von Buffamolco, an die Portraits der Medici, die Benozzo Gozzoli launenhafter Weise an die Stockwerke des Babylonischen Thurmes aufgehängt; an den **Triumph des Todes**, Andrea Orgagna's wunderbare Schöpfung, an das **Opfer Abrahams**, das Werk des Malers vor dessen Genie man den Schimpf des entehrenden Beinamens, den er führt, vergißt. Ich war noch ganz geblendet von der Fülle dieser erhabenen frommen Bilder aus der Bibel des Campo-Santo, als ich bei Madame Smith, einer reichen Engländerin, die der gesammten Florentinischen schönen Welt einen Ball gab, eintrat.

Das Piano spielte die Contre-Tänze von Paris; Europa hatte das Personal zu den Quadrillen hergegeben; Rußland, Deutschland, England, Polen tanzten nach den Melodieen des Pré aux clercs, in einem und demselben Salon. Die Mehrzahl der Damen auf diesem Ball bestand aus Engländerinnen. So ist es durchgängig in Italien. Unsere Insularischen Nachbarn stehen in dem Rufe, ihre Häuslichkeit ganz besonders zu lieben und sich am allerwohlsten in ihren vier Pfählen zu befinden, sie haben sogar ein apartes Wort für diese leidenschaftliche Neigung erfunden, aber man begegnet ihnen aller Orten in der Welt, nur nicht in ihrer Heimath. Ich begnügte mich, durch den glänzenden Salon hindurch zu schreiten, in welchem Europa tanzte, von seinen Frauen und Sprachen repräsentirt, aber gleichmäßig gekleidet nach den Moden von Paris. Nur eine Erscheinung war dieser Ball für mich, vorüberrauschend wie ein flüchtiger Traum. In Florenz geht man an einem Abend in zwanzig Soireen: es ist so Brauch. An diesem Tage war auch Konzert beim Fürsten von Montfort, einem anderen denkwürdigen Verbannten. Ich eilte in den Palast des vielgeliebten Bruders des Kaisers.

Die Nacht war harmonisch und heiter; ihre liebliche Kühle einathmend, stand ich einige Momente auf dem Platze vor dem festlich hellerleuchteten Palaste still. Die breiten Quadern des Vorhofs hallten wider unter den rollenden Rädern und dem Hufschlag der Pferde. Gegenüber sah ich einen stillen melancholischen Garten, reich an Schatten und beschaulicher Sammlung. Der Gedanke Exil stand in diesem Garten in schwermüthig säuselnden Lettern geschrieben. Der Kaiserliche Palast hatte auf einige Stunden seine bitteren Erinnerungen, seine brennenden Schmerzen zurückgedrängt, scheinbar von sich gethan, sich ein wenig Lärmen und Freude zu bereiten, und die göttliche Musik zu Hülfe gerufen, zu erheiterndem Trost seiner edlen Verbannten.

Immer, wo es auch sey, ist das Exil bitter. Wenn der Verbannte reist, so nimmt er seinen Kerker mit sich, wenn er Halt macht, so fehlt es ihm an Luft, frei Athem holen zu können; der weiteste Horizont preßt ihm die Brust wie ein eisern Band; das ferne Vaterland ist ein Phantom, das den Verbannten unaufhörlich verfolgt und ihn in Melancholie versenkt. Was trägt es ihm ein, daß es undankbar ist, dies Vaterland? Der Gedanke ersetzt es ihm nicht. Es hat Süßigkeiten, die er auf keinem Thron der Welt wiederfindet. Rom hatte den Coriolan verbannt; die Geschichte erzählt, daß der Durst nach Rache den unversöhnlichen Feldherrn unter die Mauern Roms zurückführte; die Geschichte ist im Irrthum, wie fast immer; die unwiderstehliche Sehnsucht des Verbannten war es, die Coriolan zum Verbrecher, scheinbar zum Feind seines Vaterlandes machte. Ein einziger Weg nur stand ihm offen: die Waffen zu ergreifen. Seine Mutter Veturia hätte es sparen können, zu ihm hinauszugehen und Gnade zu erflehen für Rom; Coriolan kam nicht, seine Vaterstadt zu zerstören, sie an sein Herz zu drücken kam er. Was gäb' es, das nicht dem Verbannten erlaubt zu seyn schiene, der in den Schooß seines Vaterlandes zurück verlangt?

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Libro di novelle. (Buch der Novellen.) Von Luigi Cibrario. **Turin.**

Monografia delle morte repentina (Ueber plötzliche Todesarten.) Preisschrift des K. K. Instituts im Lombardisch-Venetianischen Königreiche, von Dr. Napoleone Sormani. **Mailand.** 2 L. 61 C.

Notizie statistiche della città di Palermo. (Statistische Notizen über die Stadt Palermo.) Gesammelt in den Jahren 1832 und 1833, von F. Cacioppo. **Palermo.**

Cento canzoncine. (Hundert Lieder im Anakreontischen Maße.) Vom Prof. Ant. Scazzola. 3 Lire.

Elogio di Francesco Bacone di Verulamio. (Baco von Verulam.) Vom Abate Dr. Zandanella. **Padua.**

R u ß l a n d.

Die Feldmarschälle Kamensky und Bagrathion.

(Schluß.)

— Mein Urtheil schien gefällt, und das Schicksal entschieden abgeneigt, mich durch sein Lächeln neu zu beleben.

Doch was geschieht? Ein Courier bringt plötzlich die Nachricht von des Feldmarschalls Krankheit, so wie von dessen Abreise von der Armee. Zwei Tage später erscheint ein zweiter Courier — Graf Wassiljeff — mit Benningsen's Bericht von dem Siege bei Pultusk, und der Kaiser ernennt den Fürsten Peter Iwanowitsch Bagrathion zum Commandeur der Avant-Garde bei der aktiven Armee, deren Kommando er dem General Benningsen anvertraut.

Wer konnte jetzt wohl an die Kriegeslust eines armen Husaren-Lieutenants denken, der mit der Peitsche nach der Manège ging, oder im Kreise der Kameraden bei der Bowle saß? — Der Feldmarschall, oder Pultusk, Benningsen oder Bagrathion? — Den Ersteren beschied man meinetwegen abschläglich, zu einer Zeit, als man ihm nichts abschlug; Benningsen ahnte nicht einmal meine Existenz; Pultusk kannte ich nur durch die Karte, und Bagrathion war ich nur en passant bekannt geworden: „Guten Tag! Guten Weg!" — Das war Alles! — Und doch flog ich schon am 3. Januar 1807 auf der Courier.

---

*) Cui quam recta manus, tam fuit et facies —
Giotto's Grabschrift

Troëka *) zur Armee, Bagrathion folgend, zu dessen Adjutanten ich ernannt war. Nie werde ich die Freude vergessen, mit welcher ich das erste Mal in meinem Leben die Gränze unseres Reichs überschritt! Wie war mir Alles so neu, so ungewöhnlich. Man freut sich natürlich über reinliche hübsche Städchen und Dörfer, gute Wege und über das bunte Laub des Herbstes.

Mich erfreuten nicht nur die sparsamen Deutschen mit ihren Späßen über Napoleon, obgleich dessen Invasion sie eben nicht zum Spaß in Schrecken setzte, sondern auch ihre Biersuppe, ihr Butterbrod und die groben Postillone, die so höflich mit den Pferden umgehen! — Alles ergötzte mich. Ich fuhr über Augustowo, Lyk, Rhein, Guttstadt und traf am 15. Januar Morgens 9 Uhr in Liebstadt in dem Augenblick ein, als das Haupt-Quartier und die Haupt-Armee nach Mohrungen aufbrachen, wo Eugen Iwanowitsch Markoff, welcher einen Theil der Avant-Garde der Armee kommandirte, am 13ten von Bernadotte angegriffen worden war.

Da ich in Petersburg und unterweges mehrere Pakete unter Adresse des kommandirenden Generals erhalten hatte, so wurde mir jetzt die Ehre, demselben vorgestellt zu werden und ihm die Sachen persönlich einhändigen zu dürfen, wobei es mir angenehm war, in des Feldherrn Zimmer eine Menge meiner Petersburger Freunde und Bekannten zu treffen, welche sämmtlich mich umringten und nach ihren in der Hauptstadt zurückgelassenen Freunden und Lieben fragten. Vielen unserer jungen Herren war der Krieg schon sehr lästig, welcher in so rauher Jahreszeit, ohne entschiedenen Erfolg und unter Mängeln jeder Art, fortgeführt wurde; viele seufzten daher nach dem üppigen Leben der Hauptstadt und schilderten mir verschiedene mich erwartende Mühseligkeiten mit grellen Farben. Ich erwiederte ihnen jedoch, daß ich schon früher gewußt habe, wohin ich ginge, dahin nämlich, wo gefochten, und nicht dahin, wo getützt würde, und daß ich überzeugt sey und es auch bleiben würde, daß der Krieg eine heiße Suppe — und keine Sterläd-Bouillon **) sey. In der That dachte ich auch damals gar nicht an Beschwerden und Gefahren, so unbegränzt waren meine Hoffnungen, so gänzlich neu war mir meine Stellung, so sehr wirkten die ganz neuen verschiedenartigen, lebendigen Bilder, die ich sah, auf meine Seele. Mit einem Worte, ich hatte von meiner Kindheit an nur von Krieg geträumt, war ehrgeizig bis zum Exceß und zählte erst zweiundzwanzig Jahre.

Da ich mit Extra-Post angekommen war, so fehlte es mir an Reitpferden, um mit den Truppen marschiren zu können. Einer meiner Freunde überließ mir daher für den Marsch nach Mohrungen eines seiner Hand-Pferde, und so rückten wir aus. Ich ritt mit dem Pawlograd'schen Husaren-Regimente, neben dessen Chef, dem General Tschaplitz, und machte unterweges die Bekanntschaft von mehreren Offizieren, unter denen unter Anderen der Fürst Baratajeff, Assen und Stephan Chrapowitzky sich befanden. Damals ahnte ich jedoch noch nicht, daß ich mit dem Letzteren im denkwürdigen Jahre 1812 als Partisan dienen und bei den blutigen Festspielen des vaterländischen Krieges den Bruder-Bund schließen würde.

Ich vermag nicht zu beschreiben, mit welchem Entzücken, mit welcher Wonne ich auf Alles blickte, was sich meinen Augen darbot. Abtheilungen von Infanterie, Kavallerie und Artillerie, zum Marsche bereit, verweilten noch auf den Anhöhen, als schon lange Streifen schwarzer Kolonnen über die schneebedeckten Hügel und Thäler dahin zogen. Das Rasseln der Kanonen-Räder, die Hufschläge der Kavallerie, das Summen und Lachen der Infanterie, welche bis an die Kniee im Schnee watete, die nach verschiedenen Richtungen sprengenden Adjutanten, die Generale mit ihren Gefolgen, die große Nachlässigkeit und Unsauberkeit im Anzuge der Soldaten, welche seit zwei Monaten nicht unter Dach und Fach gewesen, von den Bivouaks und Gefechten ganz schwarz geräuchert waren, und mit langen Eis-Bärten, durchschossenen Mützen und zerrissenen Mänteln daher zogen — all' diese wohlerworbene Verunstaltung, Zeichen der ertragenen Beschwerden und Gefahren, all' dies Unerklärliche elektrisirte und erhob meine Seele — ich befand mich ja endlich in meinem Elemente.

Aber wie verschiedenen Eindrücken sind die Gefühle und Gedanken des Menschen doch unterworfen! In diesem Augenblicke zeigte sich mir das Kriegs-Handwerk von der anziehendsten Seite, und kurz darauf, einige Werste weiter, erschien es mir in seiner ganzen nackten Widerlichkeit.

Wir kamen bei dem Dorfe Georgenthal auf das Feld, wo zwei Tage vorher Markoff gefochten hatte. Das Dorf war zum Theile von unseren Truppen, welche bestimmt waren, die Nacht in dem Orte zu bleiben, zu Bivouakfeuer benutzt. Wenige Einwohner standen vor dem Dorfe in schweigender Niedergeschlagenheit, ohne Thränen, ohne Murren, eine Stimmung, die für mich immer betrübender ist, als Wehklagen und Aechzen. Als unerfahrener Soldat, hatte ich bisher geglaubt, daß die Verpflegung der Truppen stets nur durch besondere Beamte besorgt würde, welche von den Einwohnern die unumgänglich nothwendigen Mundvorräthe in großen Massen einkauften, und der Armee diese unerläßlichen Bedürfnisse durch bezahlte, von den Land-Einwohnern gemiethete Fuhren zuführten, daß die Bivouak-Hütten und Kochfeuer nicht aus den Stuben der friedlichen Landleute, sondern aus Sträuchern und Bäumen geschaffen würden, welche die Axt erst vom Stamme hauen mußte; ich war überzeugt, daß die Bewohner einer Gegend, die der Schauplatz kriegerischer Actionen würde, überhaupt keinem Unheile, keiner Zerstörung ausgesetzt, sondern nur ruhige Zuschauer der Begebenheiten wären, wie es die Einwohner von Krasno-Selo bei den Manövern der Garde sind. Wie groß war daher meine Verwunderung beim Anblick des Gegentheils! — Bald überzeugte ich mich von dem Unglücke und dem Elende, welches der Krieg derjenigen Klasse von Leuten verursacht, die in demselben nicht etwa, wie wir Soldaten, Ruhm oder Ehre, sondern vielmehr gar nichts erwerben, und dagegen ihrer letzten Habe, ihres letzten Stück Brodtes, ja nicht nur des Lebens, sondern auch der Ehre ihrer Frauen und Töchter beraubt werden, und elend, verlassen von Allem, was ihnen werth und heilig ist, auf den rauchenden Trümmern ihrer Heimath sterben.

Auf jenem Felde von Georgenthal erschütterte aber noch ein anderes Schauspiel meine Seele.

Wir betraten, wie ich schon erwähnte, das Schlachtfeld von Mohrungen, und — wie einer unserer geschätztesten Prosaiker sagt: „Schon ächzt das Feld, schon starrt das Blut", denn schrecklich war der Anblick. —

Tausende lagen auf dem Schnee, zerschmetterte Leichname mit geöffneten, trüben Augen, welche noch gen Himmel zu blicken schienen, obgleich sie weder Himmel, noch Erde mehr sahen. Sie lagen umher, wie von gewaltsamer Hand zertrümmerte Gefäße, und der finstere Wintertag warf einen bläulichen Schein auf diese frischen Trümmer der Menschheit, welche noch unlängst Leidenschaften bewegten, die mit Hoffnungen spielten und lebhafte Wünsche mit feuriger Jugendkraft nährten.

Aus Neugierde besah ich das Schlachtfeld näher und ritt zuerst nach der von uns, hierauf nach der vom Feinde innegehabten Stellung. An den stellenweis zahlreichen Leichenmassen konnte man noch deutlich erkennen, wo das Feuer und der Kampf heftiger gewesen. Die Artillerie unserer Avant-Garde, welche damals der Oberst Alexei Petrowitsch Jermoloff befehligte, hatte besonders vernichtend, im vollen Sinne des Wortes, auf die Kolonnen der Infanterie, so wie auf die Linien der Kavallerie des Feindes gewirkt: denn ganze Haufen der ersteren und ganze Reihen der letzteren lagen so, wie sie in der Schlacht-Linie gestanden hatten, durch Kugeln und Kartätschen niedergeschmettert, am Boden.

Anfangs machte dieses Feld des Todes, diese durch blanke und Feuer-Waffen verunstalteten und zerstörten Gesichter und Leichname keinen besonderen Eindruck auf mich; aber nach Maaßgabe, als ich meiner Phantasie den Zügel schießen ließ, gerieth ich — nicht ohne Schaam gestehe ich es — in einen solchen Grad von Unruhe, oder besser gesagt, es ergriff mich ein so heftiges Grauen, daß ich, in Mohrungen angekommen, lange nicht die Augen schließen konnte, indem ich in den Gedanken an jene Zerstörung und Verunstaltung fortwährend aufschauderte.

Hätte die Vernunft nur den geringsten Einfluß auf meine Einbildungskraft geäußert, so würde ich bald eingesehen haben, daß ein solcher Tod nicht nur nicht fürchterlich, sondern sogar beneidenswerth, daß, je tödlicher eine Wunde, desto kürzer das Leiden sey — und daß es endlich für den Todten ganz gleichgültig sey, ob er den Lebendigen durch seine Verstümmelung, die er längst nicht mehr fühlt, noch Entsetzen und Schauder errege oder nicht. Gott Lob! mit Anbruch des folgenden Tages erfolgte auch meine vernunftgemäße Genesung. Nachdem mein Verstand wieder die Oberhand gewonnen hatte, lachte ich selbst über mich, und so viel ich mich erinnere, ist späterhin im Laufe meiner langjährigen Dienstzeit meine Phantasie nie wieder in einen ähnlichen Paroxismus verfallen.

Den 16. Januar ritt ich am frühen Morgen, nachdem ich mir ein Reit-Pferd gekauft hatte, in Begleitung eines Kosaken zum Fürsten Bagrathion, welcher bereits den Ober-Befehl über die Avant-Garden unter Markoff, Barclay de Tolly und Baggowut übernommen hatte. Die Abtheilungen des Ersteren und des Letzteren befanden sich damals noch bei dem Dorfe Biederswalde, an der Straße von Liebemühl nach Deutsch Eylau; die Abtheilung Barclay's war detaschirt. Auf meinem Wege ritt ich an der Kavallerie von Korff und Graf Peter Petrowitsch Pahlen bei Groß-Gottswalde, und weiterhin im Osteroder Walde an der Division des Grafen Ostermann vorüber, welche in der Nähe des Bärling-Sees längs der Straße lagerte. In der Nacht kam ich zu Tutschkoff, dessen Division in Liebemühl stand, und am folgenden Morgen früh war ich auf meinem Posten.

Der Fürst wohnte in der schönen großen Stube eines Preußischen Bauern. In seinem Gefolge befanden sich zu jener Zeit: der damalige Oberst des Chevalier-Garde-Regiments, Fürst Trubezkoi, Graf de Balmaine, Graf Grabowsky, Afrossimoff, Eichen u. m. A. In kurzer Zeit sah ich auch Markoff, Barclay de Tolly und Baggowut, alle Drei waren damals noch General-Majors, und ich erinnere mich, daß Barclay zu jener Zeit nur mit drei Orden dekorirt war; er hatte den St. Georg's- und St. Wladimir-Orden 4ter Klasse und das Sturm-Kreuz für Otschakoff — nichts weiter, doch genoß er damals schon den Ruf eines seiner Sache gewachsenen Generals.

Die Vor-Posten der Avant-Garde kommandirte der Oberst Jurkowsky und die Artillerie der Oberst Alexei Petrowitsch Jermoloff.

Während der 5 Jahre, welche ich als Adjutant des Fürsten Bagrathion verlebte, habe ich denselben in Kriegszeiten, bei Tag und Nacht, nie anders, als völlig angekleidet gesehen. Sein Schlaf war von sehr kurzer Dauer — höchstens 3 bis 4 Stunden mit Einschluß des öfteren Weckens: denn jede Meldung von dem Vor-Posten mußte ihm, sobald die Nachricht von einigem Belange war, jederzeit sogleich abgegeben werden. Er liebte ein üppiges Leben, bei ihm war Alles vollauf, aber nur für Andere, nie für ihn. Er begnügte sich stets mit Wenigem und war überhaupt außerordentlich mäßig. Ich habe nie gesehen, daß er irgendwo Branntwein oder Wein, mit Ausnahme von zwei Spitz-Gläschen Madeira nach der Mahlzeit, getrunken hätte. Seine Kriegstracht bestand in einem Uniforms-Ueberrocke mit dem Sterne des St. Georgen-Ordens 2ter Klasse, die Burka *) um die Schultern gehangen. An der Seite trug er denselben Degen, welchen er unter Suwaroff in Italien schon getragen hatte, auf dem Kopfe eine Feldmütze von grauem Zeuge und in der Hand einen Kosaken-Kantschuh. Bei der Rauhheit der

*) Ein mit drei neben einander gehenden Pferden bespannter Wagen.

**) Sterlad ist eine Art von Stör, und wird zu den in Rußland üblichen Fischsuppen verwendet.

*) Ein bei dem Russischen Militair sehr gebräuchlicher Mantel von Filz mit langen Ziegenhaaren.

Jahreszeit wurde während jener Campagne übrigens nicht viel auf die Form gehalten, und so trugen wir sämmtlich, was uns beliebte und am wärmsten hielt. Dionys Davidoff. (b. L. u.)

England.

Tiefe.

Eine literarisch-kritische Phantasie.

Die Versuchung, tief seyn zu wollen, ist sehr gefährlich, und es bedarf schon eines starken Geistes oder redlichen Herzens, um ihr zu widerstehen. Niemand will für flach gelten, und gerade die, welche keine Tiefe zeigen können, bieten alles Mögliche auf, um ihre Oberflächlichkeit zu verbergen. Nun ist aber nichts so geeignet, die Flachheit zu verstecken, als Schlamm; nur muß der Schlamm hierzu aufgerührt und in beständiger Gährung erhalten werden. Wenn das Auge nicht das Gegentheil zu erkennen vermag, kann eine Pfütze an der Heer-Straße, von einer Stunde Regen gebildet, für eben so tief gehalten werden wie das Atlantische Meer.

Die Versuchung, mit Tiefe zu prunken, ist freilich sehr natürlich und leicht zu erklären, da man auf diesem Wege bequem und in kurzer Zeit zu Ruhm gelangt und ein so erworbener Ruhm vollkommen sicher ist, indem Niemand den Betrug zu entdecken und bloßzustellen vermag. Ueberdies, wenn ein Schriftsteller auftritt und das Publikum belehren will, so muß er ein Zeichen von seiner Fähigkeit dazu geben; er macht die Welt glaubend, er sey Herr Orakel, und es darf ihm also an ungeheurer Tiefe nicht fehlen. Der wahrhaft Tiefe dagegen wird nie dafür gehalten, und das aus einem sehr einfachen Grunde, nämlich weil derjenige, der eine Sache vollkommen inne hat, sie bis auf den Grund durchschaut und, wenn er sie selbst versteht, sie auch Andern verständlich machen kann, sie müßten denn etwa sehr stumpfsinnig seyn, und das bist doch Du nicht, lieber Leser, Du weißt es. Nun sieh; wenn Du eine Abhandlung liesest, die weder Schwierigkeiten noch Dunkelheiten enthält, so denkst Du gar nicht an Tiefe und Unergründlichkeit. Eine Sache scheint Dir nur unergründlich, wenn Du ihr nicht bis auf den Grund schauen kannst.

Wer sind denn die tiefsten Schriftsteller? Die Metaphysiker pflegten es zu seyn, aber sie sind fast ganz aus der Mode, sie sind ihrer Sache noch nicht auf den Grund gekommen, und sie werden es auch niemals, denn die Sache hat keinen Grund. Und doch wie tief waren sie, wie ungeheuer, wie unergründlich tief, und ich möchte hinzu fügen, wie verschmitzt tief. Die Schelme wußten wohl, daß sie nichts von der Sache wußten, sie verbargen also ihre Unwissenheit unter einer Hülle von schönen Worten, die für den Mantel der Weisheit galt.

Es war noch vor wenigen Jahren eine Leidenschaft und eine Mode in Deutschland, die sogenannte Transcendental-Philosophie zu preisen und zu verehren; je unverständlicher sie war, desto mehr bewunderte man sie.*) Die Eingeweihten pflegten zu den Uneingeweihten zu sagen: „O ihr könnt unseren Lehrer nicht verstehen." Wahrlich eine traurige Empfehlung für einen Lehrer der Philosophie. Die Metaphysiker sind jetzt etwas aus der Mode, weil ihnen fast Jedermann die Kunst, tief zu seyn, abgelernt hat; mit anderen Worten die Taschenspielerei ist enthüllt, und die Menschen sind es müde, Bücher zu lesen, die nichts als Worte enthalten. Ein tiefes Werk sich zu denken, welches Niemand verstehen kann, ist im höchsten Grade lächerlich, und nicht weniger lächerlich ist es, sich ein Werk zu denken, welches nur ein Paar Auserwählte verstehen können; ja, dies Letzte ist noch lächerlicher, denn diese wenigen Auserwählten sind aller Wahrscheinlichkeit nach nichts als Prahlhänse und Marktschreier, die etwas zu verstehen vorgeben, was sie nicht verstehen, und was der Verfasser selbst nicht versteht.

Ich will nicht sagen, daß diese Scheintiefe, von der ich spreche, immer ganz unverständlich ist; hin und wieder zeigt sich ein Schimmer von Sinn, dem das ihn umgebende Dunkel einen geheimnißvollen Anstrich verleiht; es ist wie das Innere einer Kathedrale um Mitternacht, von einem Hellerlichtchen erleuchtet. Wozu schreibt man ein Buch? Um Anderen seine Gedanken mitzutheilen. Was nützt es aber, ein Buch zu schreiben, wenn die Gedanken so tief sind, daß die Mittheilung derselben unmöglich ist? Kommt das nicht fast so heraus, wie wenn die Irländer mit finsteren Laternen erleuchten wollen?

Ich kenne wenig Schriftsteller, die, im wahren Sinne des Worts, tiefer sind als Archidiakonus Paley; aber seine Klarheit täuscht uns über seine Tiefe, wie ja auch ein krystallheller Strom ohne Wellen und Schlamm dem Auge nicht so tief erscheint, als er wirklich ist. Freilich, mancher von Euren dummen Metaphysikern, der, so versessen wie eine einfältige Henne über einem Kalk-Ei, unverdrossen über einem Gefäß voll Dunst brütet, wird Euch sagen, Paley sey ein sehr oberflächlicher Schriftsteller und ein schaler Denker, weil er nur Sachen geschrieben hat, die Jedermann verstehen kann.

Ich habe gesagt, die Metaphysiker seyen aus der Mode, ist das aber auch ganz wahr? Vielleicht nicht; denn da Metaphysik die Wissenschaft von übernatürlichen Dingen ist, so kann man Jeden, der in einen Mühlstein weiter als seine Nachbarn hineinzuschauen behauptet, einen Metaphysiker nennen. Unter jeder Klasse wird man Schriftsteller und Redner von dieser Gattung finden. Es mag einer nun Gedichte, Romane oder Reisen schreiben, überall hat er Gelegenheit genug, Tiefe zu zeigen; er darf nur die gewöhnlichsten Gedanken mit den ungewöhnlichsten Phrasen ausdrücken, ein Zehntel Tiraden unter neun Zehntel baaren Unsinn mischen, alte Bücher lesen, abgedroschene Einfälle zusammenstoppeln und Mondschein aus der zweiten Hand verkaufen.

Aber es giebt ebensowohl tiefe Redner, als es tiefe Schriftsteller giebt, und solche tiefe Redner kommen am besten weg, denn man kann sie unmöglich überführen. Was geschrieben und gedruckt ist, läßt sich wieder überlesen, abwägen, prüfen und untersuchen; das Gesprochene aber verschwindet und verdunstet, so wie es vorüber ist, und läßt keine klare Vorstellung im Gemüthe des Hörers zurück. Ein tiefer Redner wird sagen, er könne wohl denken, und er könne sprechen, aber er könne nicht schreiben. Natürlich, weil er keinen Stoff zum Schreiben in sich hat; und das Nichts ist im Sprechen und Denken nicht so leicht zu entdecken, wie im Schreiben. Das Geschriebene ist ein Ding, das man bei der Nase nehmen und zum Geständniß bringen kann; das Gesprochene aber ist ein bloßer Geist, ein flüchtiger Schatten, der hier und dort, überall und nirgends ist. Man will es erhaschen, bekömmt aber nur eine Hand voll Luft.

Tief sprechen hat auch noch den Vortheil über tief schreiben, daß Einer beim Sprechen sich sein Auditorium wählen und dafür sorgen kann, daß kein antimysteriöser Laie seine Orakel in Zweifel ziehe. Wenn Einer tiefe Schriften in die Welt schickt, so weiß er nicht, wer sie in die Hand bekommen und sein Meer von Schaum in einen Fingerhut voll Schlamm zusammenpressen kann. Je flacher Jemand ist, um desto mehr staunt er jede Tiefe an; wer nichts versteht, der versteht Alles gleich gut; und wenn Einer fürchtet, daß bei Gegenständen, die Jedermann versteht, seine Unwissenheit an's Licht kommen möchte, so ist sein bestes Rettungs-Mittel, sich in Tiefen zu versenken, und wenn er so ganz außer Aller Gesicht ist, dann kann er vollkommen sicher seyn.

So habe ich ehrgeizige Dummköpfe gekannt, die zu Griechisch und Lateinisch oder anderen allgemein zugängigen Studien keine Fähigkeit hatten und sich daher zu dem Orientalischen Dunkel ihre Zukunft nahmen, wo sie es bald dahin brachten, für außerordentliche Kenner des Arabischen, des Sanskrit, des Bengalischen und dergleichen mehr zu gelten. Leute, deren Verstand nicht stark genug war, um sie sicher über die Eselsbrücke in Euklid's Elementen hinüber zu tragen, kamen auf den Einfall, über Transcendentalismus zu schwatzen und zu kauderwelschen, und spielten so eine ganz leidliche Figur. Ich kenne einen ganz geistreichen Herrn, der nie eine Zeile in Newton's Prinzipien gelesen hat und von Mathematik so viel versteht, wie Sir John Falstaff vom Holländischen, und der doch fortwährend neue Theorieen über das Weltall, neue Grundsätze über die Bewegung, Beschaffenheit und den Zweck der Planeten und neue Lehren über die Kometen aufstellt. Bei der Behauptung solcher Theoreme und bei dem Auskramen dieser tiefen Weisheit hält er sich meistentheils von den Mathematikern fern, weil er wohl einsieht, daß ihn auf seinem mystischen Zwielichtsfluge ihre Demonstrationen gar manchmal vor den Kopf gestoßen haben, wie Knaben Fledermäuse mit ihren Mützen zu Boden schlagen. Der Flug solcher tiefen Geister läßt sich in der That sehr passend mit dem wirren Geflatter dieser zweideutigen Thiere vergleichen, sie sind wie Etwas und wie Nichts, man sieht sie und sieht sie nicht; sie sind schnell, ohne weiter zu kommen, sie flackern auf wie Wetterleuchten; sind Schatten ohne Substanz; man weiß nicht woher, nicht wohin, nicht wozu. Man könnte sie Kometen im System der lebendigen Wesen nennen, die nicht zum System gehören.

Die sicherste Tiefe aber von allen ist das tiefe Denken; schreibst Du tief, so kann Dich Jeder, sprichst Du tief, so kann Dich Mancher, aber denkst Du tief, so kann Dich Niemand ergründen. Man könnte fragen, wodurch Einer kund geben soll, daß er tief denke, wenn er seine Gedanken nicht durch Sprechen oder Schreiben bekannt macht? O, das ist sehr leicht; schüttle nur Dein Haupt, wie Lord Burleigh im „Kritiker" es thut, und nach einem Paar solcher dunklen Offenbarungen wirst Du staunen, mit welcher Bequemlichkeit Du zu dem Ruf eines tiefen Denkers gelangen kannst. (Ath.)

*) Der Englische Phantasie-Kritiker scheint gewisse neuere Deutsche Werke gelesen zu haben, die, vorgeblich in festem Boden wurzelnd, dem Fluge des himmelanstrebenden Geistes nicht folgen können. Wir wollen indessen durch diese Bemerkung nur darauf hinweisen, daß des Verf. Phantasie auch ein wenig über die Wirklichkeit hinausschweift.

Mannigfaltiges.

— Chemisches. Die Herren Koninck und Stas haben in der Rinde der Weide, des Apfel-, Birn-, Pflaumen- und Kirsch-Baumes eine neue organische Substanz aufgefunden, die sie Chlorizin nennen. Sie ist löslicher in heißem, als in kaltem Wasser, sehr löslich in Alkohol und Aether, und löslich, ohne Zersetzung, in Hydrochlor-Säure und konzentrirter Schwefel-Säure. Konzentrirte Salpeter-Säure löst es auf und läßt einen gelben Rückstand.

— Gediegenes Gold. Ein sehr seltenes und merkwürdiges Stück gediegenen Goldes, das in den Bergwerken von Choquingillo bei La Paz, der Hauptstadt von Bolivien, gefunden worden ist, hat großes Aufsehen unter den Mineralogen in London erregt. Es enthält drei verschiedene Arten von Gold, nämlich 22, 23 und 23½ karätiges, ohne Beimischung irgend eines Erzes, und wiegt nahe an zwei Pfund. Das im Königlichen Museum zu Madrid befindliche Stück Gold von 40 Pfund ist kein gediegenes Gold sondern Golderz. Das aus La Paz gebrachte Stück ist wohl das größte.

— Kautschuck. Wohl kein Erzeugniß in der Welt wird zu so mannigfachen nützlichen Zwecken verwendet, als das Kautschuck oder das elastische Gummi. Doch wurde es noch nicht dazu benutzt, um werthvolle Waaren, wie Seide und dergleichen, auf Schiffen vollkommen gegen Nässe zu schützen, was bisher durch getheerte Leinwand nur unvollständig zu erreichen war. Das Gummi könnte dann, wenn die Waaren herausgenommen sind, immer noch zu anderen Zwecken verbraucht werden. Ein Amerikaner, Namens Charles F. Welsh, will sogar eine Methode entdeckt haben, aus dem Gummi ein schmackhaftes Brod zu bereiten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Freitag den 17. Juli 1835.

England.

Der diesjährige Komet.

Zweiter Artikel.

Bekanntlich ist der Halleysche Komet nicht mehr der einzige, dessen periodische Wiederkehr mit Bestimmtheit berechnet worden. Auch Enke und Biela haben die Wiederkehr der nach ihnen benannten Kometen richtig vorhergesagt; aber die kleinen Bahnen der letzteren und ihre geringe Obliquität und Exzentrizität machen sie dem Physiker weniger interessant, als dem Mathematiker und Astronomen.

Bei weitem die meisten Kometen scheinen bloße lockere Dunstmassen zu seyn. Dieser Charakter ist so vorherrschend, daß einige Beobachter gar keine Ausnahme statuiren wollen. Schon Seneca gedenkt der Thatsache, daß man durch die Kometen Sterne gesehen habe. Wilhelm Herschel sah im Jahre 1795 durch das Centrum des Kopfes des Kometen einen Stern von sechster Größe hervorschimmern, und als Sir John Herschel im September 1832 den Bielaschen Kometen beobachtete, bemerkte er, wie dieser Körper zwischen seinem Auge und einer kleinen Gruppe teleskopischer Sternlein von 16ter oder 17ter Größe hindurchging. Diese kleine Constellation nahm einen Raum ein, dessen Breite nicht ein Zwanzigstel der Breite des Mondes ausmachte; demnach konnte man die ganze Gruppe deutlich sehen. Ein noch stärkerer Beweis von der außerordentlichen Durchsichtigkeit des Kometen-Stoffes kann nicht aufgefunden werden. Der unbedeutendste irdische Dunst würde diese Sternengruppe ganz verlöscht haben, und doch blieben sie durch einen kometischen Stoff, dessen Dichtheit, gegen sein Centrum hin, wohl 50,000 Engl. Meilen betragen mochte, deutlich sichtbar. Es ist also klar, daß diese Substanz, welches auch ihre eigentliche Natur sey, das hindurchdringende Licht weder absorbiren noch zurückstrahlen kann; sonach wäre ihre Dichtheit, um in populärer Sprache zu reden, unendlich geringer, als die der atmosphärischen Luft.

Dessenungeachtet behauptet Herr Arago, daß einige Kometen einen festen, nur in Nebel gehüllten Kern haben. Diese Meinung stützt er auf den außerordentlich hellen Schein mehrerer Kometen, wie z. B. dessen, der im J. 43 vor Ch. erschien und von den Römern für eine Metamorphose der Seele Cäsar's gehalten wurde. Man soll jenen Kometen bei hellem Tage gesehen haben. Ein anderer Komet, der 1402 erschien, hatte gleichfalls — wie die Geschichte sagt — ein so starkes Licht, daß die Sonne weder den Kopf, noch selbst den Schweif überstrahlen konnte. Wir würden auf dieses Zeugniß größeres Gewicht legen, wäre nicht der letzte Theil desselben gar zu unglaublich; denn mag man auch über die Festigkeit des Kerns getheilter Meinung seyn, so kann wenigstens in Betreff des Schweifes kein Zweifel obwalten. Diejenigen Kometen, die mit unserem Planeten-System in engster Verbindung stehen — der Enkesche und Bielasche — erscheinen als bloße Dunstmassen und sind von solcher Kleinheit und Schwäche, daß man sie oft, selbst von einem Teleskop unterstützt, nur mit Mühe entdecken kann.

Die außerordentliche Dünne und Schwäche der kometischen Substanz in Vergleich mit den kleinsten Körpern des Sonnen-Systems ergiebt sich zur Genüge aus der begründeten Thatsache, daß sie auch in der größten Nähe eines Planeten den Lauf des letzteren nicht im geringsten modifiziren, während umgekehrt der Planet gar sehr auf den Kometen einwirkt. Im Jahre 1767 kam ein bis dahin unbekannter Komet bei seinem Eintritt in unser System so dicht an dem Planeten Jupiter vorüber, daß die Attraction des letzteren den Kometen ganz aus seiner Bahn herausschleuderte. Die neue Bahn, die er jetzt durchmaß, war, wie sich aus Lexell's Berechnungen ergab, elliptisch, und wäre der Komet in diesem Gleise geblieben, so würde seine Umlaufszeit 5½ Jahr betragen haben. Auf seiner Rückkehr von der Sonne passirte er aber (1779) die Trabanten des Jupiter, die ihn wieder in eine andere Bahn schleuderten, so daß er für immer verschwand. Dieser Umstand, den man sich damals nicht erklären konnte, machte den Astronomen viel zu schaffen; allein das Problem ist seit jener Zeit durch die Methode des Laplace gelöst worden, und man hat ausgemittelt, daß die Periode des Kometen vor dem Jahre 1767 wenigstens 50 Jahr und seine größte Sonnen-Nähe ungefähr das Sechsfache der Entfernung der Erde von der Sonne betragen mußte. In solch' einer Bahn würde der Komet nie sichtbar geworden seyn. Die nächste Störung durch Jupiter warf ihn, wie gesagt, in eine neue Bahn, die seine Umlaufszeit auf 20 Jahre und seine geringste Entfernung von der Sonne auf das Vierfache des Abstandes der Erde eingeschränkt hätte. Bei jener Gelegenheit bemerkte man nicht die leiseste Wirkung der Attraction des Kometen auf die Trabanten Jupiter's; und wir können hieraus den Schluß ziehen, daß die Masse des Kometen zu der Masse des kleinsten der Trabanten in unendlich kleinem Verhältniß gestanden haben müsse.

Es ist eine eben so beglaubigte, als interessante Thatsache, daß die periodisch wiederkehrenden Kometen allmälig an Größe abnehmen. Aus dieser Thatsache müssen wir nun schließen, daß die konstituirenden Theile der Kometen gleichsam stufenweise im Raume zerstreut sind: vielleicht verlieren sie durch die Bildung der Schweife, die dem Einfluß der Sonne zuzuschreiben, an Stoff, ohne diesen Verlust durch die Gravitation ihrer Masse ersetzen zu können. Wollen wir aber nicht annehmen, daß alle Kometen dereinst aus unserem Systeme schwinden werden, so können wir diese Abnahme an Größe und Glanz den Kometen überhaupt kaum zuschreiben: wo ein Abnehmen bemerklich ist, da giebt es auch nothwendig ein Zunehmen und ein Maximum.

Wär' es nicht denkbar, daß diese Körper auf ihren ungeheuren Wanderungen durch den Weltraum von kometischem Stoffe sich nährten, also, daß die Verluste einzelner Kometen wieder ersetzt würden? Sollten nicht zwei Kometen, deren Bahnen einander dicht begränzen, nach Umständen zu einem werden können, so daß der größere den kleineren anzöge und mit sich fortrisse? Was den Halleyschen Kometen betrifft, so hat man diesen freilich in seinen fünf letzten Erscheinungen abnehmen und matter werden sehen. Gehen wir aber zu den Erscheinungen vor dem Jahre 1456 zurück, so dürfen wir wohl fragen, warum denn derselbe Komet im Jahre 1380 so geringes Aufsehen erregt habe? Eben so wird in dem Zeitraum zwischen 399 und 1305, der beinahe ein Jahrtausend begreift, zwar mehrmals der Erscheinung eines Kometen gedacht, welcher mit dem Halleyschen identisch seyn muß, aber es steht nicht geschrieben, daß der Komet von auffallender Größe oder besonderem Glanze gewesen sey, obgleich man in dieser ganzen Periode so abergläubische Furcht vor den Kometen hatte und so sehr zu Uebertreibungen geneigt war. Sollte man, darauf gestützt, nicht muthmaßen dürfen, daß die Masse eines Kometen bald größer und bald kleiner werden könne?

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die Bahn des Bielaschen Kometen unsere Erdbahn sehr dicht berührt, und zwar so dicht, daß der Stoff des Kometen, sobald sein Centrum der Erdbahn am nächsten ist, noch über diese Bahn hinausreicht und einen Theil derselben einschließt. Träfe sich's also, daß unsere Erde genau um dieselbe Zeit auf denselben Punkte ihrer Bahn ankäme, so würde sie in die nebliche Atmosphäre des Kometen eingehüllt werden. Da dieser Komet keinen Stern und überhaupt keine festere Substanz hat, so könnte in einem solchen Falle von keinem Zusammenstoßen die Rede seyn, und es würde nur eine Vermischung der Atmosphäre des Kometen mit unserer irdischen Atmosphäre erfolgen. Die außerordentlich leichte Masse des Kometen würde, trotz ihrer Nähe, unmöglich eine fühlbare Wirkung auf die jährliche oder tägliche Bewegung der Erde äußern; unsere Jahreszeiten und Tage blieben also ganz unverändert. Was aber seine Wirkung auf unsere Atmosphäre betrifft, so erlaubt diese kaum eine Konjektur. Wir haben bereits gezeigt, daß der nebliche Stoff des Kometen unendlich dünner seyn müsse, als unsere Atmosphäre; so daß, wenn beide Fluida sich vermischten, unsere Erd-Atmosphäre der des Kometen vielleicht in einem Verhältniß wie mehrere Millionen zu Eins überlegen seyn würde. Mit einem einzelnen Theilchen kometischen Stoffes dürften wir also wohl Millionen von Theilchen unserer atmosphärischen Luft einathmen. Unter solchen Umständen ist es kaum wahrscheinlich, daß wir von der Anwesenheit des Kometen-Stoffes überhaupt etwas merken würden.

Aber selbst diese Begegnung der Erde und des Kometen kann unter vielen tausend Fällen kaum in einem Falle stattfinden. Es ist gewiß, daß die Erde in jedem Jahre den bewußten Punkt ihrer Bahn passiren muß; aber der Komet kann den entsprechenden Punkt der seinigen nur alle sieben Jahre passiren. Die Erde legt jeden Tag eine Strecke von 2 Millionen Engl. Meilen zurück, sie könnte folglich nur sehr kurze Zeit im Bereich des Kometen bleiben; aber die Wirkung, auf die wir angedeutet, könnte unmöglich erfolgen, es sey denn, daß diese kurze Periode genau mit demjenigen Momente auf der siebenjährigen Bahn des Kometen zusammenträfe, in welchem der Komet den entsprechenden Punkt passiren müßte.*)

Die Frage wegen der Annäherung der Kometen an die Erdbahn und ihrer möglichen Wirkungen in einem solchen Falle ist von Du Se-

---

*) Im Jahre 1832 gelangte der Komet am 31. Oktober zu dem genannten Punkte; allein die Erde erreichte den korrespondirenden Punkt ihrer Bahn erst am 31. November; folglich muß sie am 31. Oktober noch 60 Millionen Engl. Meilen von dem Kometen entfernt gewesen seyn.

jour *) sehr gründlich und befriedigend erörtert worden. Er zeigt, daß von allen Kometen, deren Bahnen bis dahin berechnet waren, keiner näher als in einer Entfernung von ungefähr zwei Mond-Abständen an der Erde vorbeiziehen könnte, und daß keiner dieser Kometen jemals der Erde näher gekommen ist, als bis auf neun Mond-Abstände.

Die Besorgnisse, welche uns die unmittelbare Nähe eines Kometen einflößen könnte, würden höchstens mit der Möglichkeit eines bedeutenden Steigens der Gewässer des Oceans, wodurch ansehnliche Landstrecken überfluthet werden könnten, zu rechtfertigen seyn. Aber auch zugegeben, der Komet wäre einer so starken Attraction fähig, so findet hier das Gesetz der Fluth Anwendung, vermöge dessen die angulaire Bewegung des anziehenden Körpers in Beziehung auf die Erde ein gewisses Maaß nicht überschreiten darf. Der Mond bewirkt nur darum die Fluth, weil seine angulaire Schnelligkeit um ein Bedeutendes hinter jenem Maximum zurückbleibt. Du Sejour hat bewiesen, daß ein Komet unmöglich länger, als höchstens dritthalb Stunden in einer Entfernung von der Erde bleiben könnte, die ein Viertheil der Mondes-Distanz betrüge. Unter solchen Umständen wäre ihm aber das Hervorbringen einer Fluth rein unmöglich. Ein Komet bedürfte wenigstens eine Zeit von eilf Stunden, um auf die Gewässer der Erde zu wirken.

Die ungefähre Anzahl derjenigen Kometen, welche mit unserem System in Berührung kommen, kann mit solcher Wahrscheinlichkeit ermittelt werden, daß wir auch diesem Punkte einige Aufmerksamkeit schenken müssen.

Die Gesammtzahl der wirklich verschiedenen Kometen, deren Bahnen bis zum Jahre 1832 bestimmt sind, beträgt 137. Um nun zu entdecken, ob Körper dieser Art in gewissen Regionen des Raums mehr vorherrschen, als in anderen, ob sie, gleich den Planeten, auf einem gemeinschaftlichen Gebiete wandeln oder in verschiedenen Richtungen zu einander durch den Weltraum vertheilt sind — war es nothwendig, die Bahnen dieser 137 Körper zu prüfen und zu vergleichen. Nach einer genauen Untersuchung der respektiven Neigung ihrer Bahnen zur Erdbahn ergab sich's, daß z. B. zwischen 80 und 90 Grad funfzehn, zwischen 10 und 20 dreizehn, und zwischen 30 und 40 Grad siebzehn Kometen laufen. Ferner fand man, daß die Punkte, in welchen sie die Gränzen der Erdbahn durchschneiden, in jeder Richtung um die Sonne herum gleichmäßig vertheilt sind. Die Punkte, in welchen sie ihr Perihelium erreichen, sind ebenfalls gleichmäßig um die Sonne vertheilt. Ihre geringsten Entfernungen von der Sonne variiren auch in solcher Art, daß man auf ihre gleichmäßige Vertheilung im Raume schließen kann. Nehmen wir z. B. an, daß ein Globus, dessen Centrum die Sonne ist, durch die Bahn des Merkurs geht, und zwar so, daß er den Raum um die Sonne in einer Distanz einschließt, die an jeder Seite der Distanz des Merkurs gleichkommt, so stehen 30 von den beobachteten Kometen, wenn sie ihr Perihelium erreicht haben, innerhalb der Bahn jenes Globus. Zwischen diesem Globus und einem ähnlichen durch die Bahn der Venus rollen 44 Kometen unter gleichen Umständen; zwischen dem letzteren und einem ähnlichen durch die Erdbahn, 34, u. s. w. Jenseit der Bahn des Jupiter ist noch nie ein Komet gesehen worden, und jenseit der Bahn des Mars ist es außerordentlich schwer, Kometen zu unterscheiden; daher die verhältnißmäßig geringe Zahl berechneter Kometen, welche der Sonne nur bis dahin sich nähern. Eine Vergleichung der genannten Zahlen mit den Räumen, welche die eingebildeten Globe einschließen, und mit der relativen Leichtigkeit oder Schwierigkeit, Kometen in ihren verschiedenen Situationen zu unterscheiden, führt nun zu der Demonstration, daß, sofern die 137 beobachteten Kometen als Andeutung der allgemeinen Vertheilung der Kometen durch den Raum zu betrachten sind, diese Vertheilung als uniform betrachtet werden müsse; das heißt, die kürzesten Abstände einer gleichen Zahl von Kometen sind in gleichen Theilen des Raums eingeschlossen.

Herr Arago legt diese Konklusion zum Grunde und argumentirt nun in folgender Art weiter: Die Zahl der beobachteten Kometen, die in ihren kürzesten Abständen innerhalb der Bahn des Merkur zu stehen kommen, beträgt dreißig. Nun ist unser entferntester Planet, der Uranus, 49 Mal entfernter von der Sonne als Merkur; folglich würde ein Globus, dessen Centrum die Sonne ist und dessen Oberfläche durch die Bahn des Uranus ginge, einen Raum einschließen, der im Verhältniß des Cubus von 49 zu 1, oder von 117,649 zu 1 größer wäre, als der Raum eines ähnlichen Globus durch die Bahn des Merkur. Nehmen wir nun die gleichförmige Vertheilung der Kometen an, so folgt, daß für jeden Kometen, der in seinem geringsten Abstand innerhalb eines durch die Bahn des Merkur gehenden Globus zu stehen kommt, 117,649 Kometen innerhalb eines ähnlichen durch die Bahn des Uranus gehenden Globus zu stehen kommen. Wenn also der Merkur 30 Kometen einschließt (und wie leicht kann man das Doppelte dieser Zahl annehmen!), so muß der Uranus 3,529,470 Kometen einschließen!

Von dem Lichte der Kometen können die Astronomen keine befriedigende Rechenschaft geben. Hätte man an irgend einem dieser Körper Phasen beobachtet, wie z. B. an dem Monde, so würden sie unbezweifelt für dunkele, von der Sonne erleuchtete Körper zu halten seyn. Eine bloße Dunstmasse kann aber solche Erscheinungen nicht darbieten, und es fragt sich daher nur, ob die Kometen ihr eigenes Licht haben, oder ob das Sonnenlicht von ihnen reflektirt wird, wie von einer Wolke.

Körper von eigenem Lichte haben in allen Entfernungen denselben scheinbaren Glanz. So muß die Sonne den Bewohnern des Uranus eben so hell als uns erscheinen, obgleich sie, von dort aus gesehen, viel kleiner ist. Man betrachte nur die Sonne durch ein Loch, das man mit einer Nadel in ein Kartenblatt gemacht hat, und halte das Blatt etwas vom Auge ab: nur ein kleines Theilchen der Sonnenscheibe wird uns dann sichtbar seyn, aber dieses Theilchen wird eben so hell und blendend scheinen, wie die ganze Scheibe.

Hätten also die Kometen ihr eigenes Licht, so müßten sie auch, wie alle andere selbstleuchtende Körper, in allen Abständen denselben Glanz haben. Sie würden also nicht aus Mangel an Glanz, sondern darum, weil ihnen die erforderliche visuale Größe mangelte, aufhören, sichtbar zu seyn. Nun aber ließe sich zeigen, daß die Gränze der visualen Größe, welche das Verschwinden eines selbstleuchtenden Körpers bewirken könnte, zu unermeßlich fern liegt, als daß bei dem Kometen von einem Verschwinden aus solchem Grunde die Rede seyn könnte. Es muß also nothwendig einer Verminderung der Licht-Quantität zugeschrieben werden, die mit dem Charakter eines Körpers von eigenem Lichte unverträglich ist, wofern wir nicht ein allmäliges Abnehmen der lichtgebenden Materie aus physischen Gründen voraussetzen wollen.

Man kann hiergegen einwenden, daß die Dimensionen der Kometen größer werden, je weiter sie von der Sonne sich entfernen, daß also die Licht-Materie immer weniger kondensirt und folglich immer schwächer erscheinen müsse, bis sie endlich gar keine Wirkung mehr auf die Netzhaut äußern könne.

Zur Beantwortung dieses Einwandes hat Arago sowohl die allmälige Vergrößerung der Dimensionen der Kometen auf ihrem Rückwege von der Sonne, als die korrespondirende Abnahme ihres Lichtes genauen Berechnungen unterworfen, deren Resultaten wir mit Verlangen entgegensehen.

Es wird ohne Zweifel Verwunderung erregen, daß die Dimensionen des Kometen um so größer werden sollen, je weiter er sich von der Sonne entfernt. Dieses Gesetz scheint sogar ohne Ausnahme zu gelten. Man hat verschiedene Hypothesen darüber aufgestellt. Valz schrieb das Phänomen dem Druck der Sonnen-Atmosphäre auf den Kometen zu; nach ihm sollte jene Atmosphäre, da sie in der Nachbarschaft der Sonne von größerer Dichtheit seyn müsse, den Kometen zusammendrücken und seine Dimensionen verringern, wogegen er in größerer Entfernung wieder zu seinem natürlichen Umfang anschwölle. Allein diese Theorie gründet sich auf zwei falsche Voraussetzungen: einmal soll der Stoff des Kometen ein elastisches Gas seyn, und dann soll die Atmosphäre der Sonne, in der er sich fortbewegt, nicht hindurchdringen können. Um diese Theorie zu begründen, müßte man dem elastischen Fluidum, welches den Kometen bilden soll, eine eben so elastische Enveloppe geben, als das Fluidum selbst wäre.

Sir John Herschel hat verschiedene Lösungen dieses Problems vorgeschlagen. Der Komet kann nach ihm aus einer Wolke von Theilchen bestehen, die entweder ohne alle Cohäsion, oder doch von so lockerer Cohäsion sind, daß sie der Sonnen-Gravitation nicht zu widerstehen vermögen. Darum bewegen sich diese Theilchen als unabhängige Planeten um die Sonne. Unter einer solchen Voraussetzung läßt es sich mit geometrischen Gründen beweisen, daß dergleichen Partikeln konvergiren müssen, sobald sie der Sonne nahe kommen, und folglich einen beschränkteren Raum einnehmen.

Eine andere von Herschel vorgeschlagene Theorie ist folgende. Der neblige Theil der Kometen, d. h. derjenige Theil, welcher die Sonnenstrahlen reflektirt, hat die Natur eines Dampfes, wie man ihn z. B. in gewisser Entfernung über einem kochenden Kessel erblickt. Da nun diese Mollekulen, während der Komet der Sonne sich nähert, ihre Strahlen absorbiren und erhitzt werden, so muß ein Theil derselben beständig aus dem flüssigen in den gasartigen oder unsichtbaren Zustand übergehen. Da ferner diese Veränderung von Außen anfangen und nach Innen sich verbreiten muß, so ist das Ergebniß eine Verminderung der sichtbaren Masse der Kometen. (Edinb. Review.)

Bibliographie.

Specimens of English dramatic poets, who lived about the time of Shakespeare. (Auswahl dramatischer Dichtungen von Shakespeare's Zeitgenossen.) Von Charles Lamb. Zweite Ausgabe.

Popular statistics. (Statistische Tabellen.)

Directions for ensuring personal safety during thunder-storms. (Sicherheits-Maßregeln bei heftigem Gewitter.) Von J. Leigh jun.

Fortitude. (Seelenstärke.) Erzählung von Mrs. Hofland.

Mary and Florence or grave and gay. (Ernst und heiter.) Erzählung von A. F. T.

The late Caffre trade. (Der Handel mit den Kaffern.) Eine zuerst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gedruckte Schrift. Von E. Centlivre Chase.

I t a l i e n.

Méry's Italiänische Reise.

(Schluß.)

Was für mächtige Namen, was für hohe Häupter und Gebieter stolzer Geschicke haben die Qualen der Verbannung empfinden müssen! Es scheint, als ob dies die gemeinsame Bestimmung ist alles dessen, was einmal groß gewesen, populair und angebetet. Alle Füße, unter denen die Welt gebebt, sind durch den Staub des Exils geschleift worden; alle Stimmen, so die Völker erweckt und denen sie zugejauchzt, sind verhallt auf fremder Erde, ein Vaterland anflehend, das keine Antwort mehr für sie hatte. Rom hat alle große Männer, die es vertheidigt, aus seinen Mauern verjagt, und auch Rom ist exilirt heutzutage, Rom selber. Alle Verbindung mit der Welt hat es abgebrochen, in sich selber versunken, liegt es da in seiner Ebene, in der weiten wüsten Einöde, ohne Gärten, ohne Kultur, ohne Saat und Aerndte. Ehemals war die ganze Welt Roms Vaterland, jetzt ist die Weltstadt in ihren Mauern eingekerkert.

Aber sie ist es, zu der sich immer die größten Mißgeschicke hinflüch-

*) S. dessen Traité analytique des mouvemens apparens des corps célestes. Paris, 1786—89.

ten; der entthronte König eilt hin, um bei den großen Verbannten, die von allen Völkern exilirt, Trost zu suchen; Rom, das alle seine ruhmvollen Söhne verbannt hat, nimmt alle berühmte Verbannte mit Liebe auf; es bewahrt geheime Mittel, den Kummer, den sie mitbringen, zu lindern; es öffnet ihnen seinen großen Reliquienschatz erhabener Trümmer, gleich einem Bazar von Heilmitteln; es versteht die Sprache des Trostes zu reden, und sein hehres Schweigen träufelt mehr Balsam in das Herz, als die betäubende geschwätzige Stimme irgend einer anderen Hauptstadt, wo der Tag lärmend vorüberrauscht und ein Fest das andere jagt, vermöchte.

Der Verbannte, der noch gestern König war, denkt heute, da er auf die Krone sieht, die ihm vom Haupte gerissen, an die Königin des Erdkreises, und eine neue Seele, die das Unglück leichter trägt, geht in ihm auf. Er tritt in Rom gleichsam wie in das Hospiz hoher Kranken ein, er hat die Wahl zwischen der Zelle und dem Palast, eines melancholisch und einsam wie das andere; er findet Patrone des Mißgeschicks auf allen Säulengipfeln und im Schatten aller Portiken; alle Märtyrer sind dort versammelt vom Palatinischen Berge bis zum Vatikan; die heidnische Tugend nennt uns an der Spitze ihrer Heiligen Lukrezia oder Virginia, die stoische Tugend ihre Heroen-Legion, die christliche den ganzen Himmel. Man weiß nicht, was mehr Größe und erhabene Lehren in sich schließt, seine Todtenstadt oder seine Katakomben.

Keine jener ehemaligen Schlachten, wie die bei Zama, bei Pharsalus oder Actium, erschell durch die Erde, ohne erlauchte Trümmer in Aegypten oder in Bithynien oder im Euxinus an's Land zu werfen. In den Häfen des Bosporus oder in den Sümpfen des Maeotis kam ein Schiff an mit dem berühmten Namen irgend eines Verbannten. Dann sprach man davon auf dem Molo, die Barbaren sprachen davon, daß zwei Nebenbuhler um die Herrschaft Würfel gespielt hätten, und daß man den Besiegten gastlich aufnehmen müsse. Heut zu Tage, wenn der Schiffer von Ostia traurige und ernste Familien in seinem Hafen ausschiffen sieht, in diesem Hafen der alten Stadt, wo alle Pilger voller Freude ankommen, so spricht er, daß jenseit des Meeres der Donner stürzender Throne müsse gehört worden seyn, und daß Rom neue Verbannte aufzunehmen habe, damit sie getröstet würden.

So warf der Schlag von Waterloo eine ganze Familie von Königen und Königinnen als Pilger auf die Via Cassia. An dem Abend, wo sich Rom diesem hehren Wanderzuge aufthat, gab es nicht Fenster genug im Corso, die geheimnißvollen Wagen vorüberfahren zu sehen; ganz leise wurden die Namen der Reisenden ausgesprochen; mehrere Paläste öffneten ihre Thore, die erlauchten Gäste mit schuldiger ehrfurchtsvoller Bereitwilligkeit aufzunehmen; Rom, die tolerante Stadt, die edle Mutter Konstantin's, gedachte Napoleon's, der die Altäre wieder aufgerichtet hatte; liebevoll nahm sie seine umirrende Familie auf, wob die süße Luft und den milden Himmel, der das Leben erhält und kräftigt, um ihre gestürzten Häupter, während er selbst, der große Verbannte Europa's, in den Tod geführt wurde nach jener Insel hin, die den Namen der Mutter Konstantin's trägt, aber tödtlich und vernichtend ist, wie Tauris und Barca.

Hier verflossen die ersten, längsten Jahre der Verbannung; später zerstreuten sich die Kaiserlichen Verbannten. Rom behielt nur die alte Mutter Napoleon's und Fesch, einen Fürsten der Kirche, einen Mann voller Geist und Gelehrsamkeit, den Rom als die Amme der Religion und der schönen Künste liebt, und Lucian, der, nach seinem Wesen ein Philosoph aus dem Alterthum, sich von jeher nicht viel aus einem Throne gemacht und sich naturgemäß durch seinen Sinn und seine Welt-Ansicht an eine Stadt gebunden fühlt, wo auf jedem Stein der Name eines Weisen oder eines Helden eingegraben steht.

In Florenz, dieser Stadt der Bälle und der Konzerte, rühmt man vor allen die Feste, die der Fürst von Montfort in seinem schönen Palast Orlandini giebt; es sind immer köstliche Abende, wo für die ergötzendste Unterhaltung auf das vollkommenste gesorgt ist und der Gedrang nie das Vergnügen erstickt; man kommt und geht wieder, ohne auch nur einen Augenblick die Freiheit seiner Bewegungen eingebüßt zu haben; jeder Gast kann sich einbilden, daß er einen Ehrenplatz einnimmt; der Wirth hat es auf kein Einpökeln abgesehen, auf den guten Ton des Englischen rout; und am anderen Tage heißt es doch überall, daß ganz Florenz gestern Abend beim Fürsten von Montfort war. Allerdings findet man dort die zweckmäßige Einrichtung und Eintheilung des Raumes in Salons und Gallerieen, ohne die es nicht möglich ist, ein wirkliches Fest zu geben. Sämmtliche Florentinische Paläste sind nur für Konzerte und Bälle gebaut; man athmet frei und leicht darin, angenehm vertheilt, wandelt die Menge in den schönen Räumen hin und her, die Musik erscheint harmonischer darin, als an irgend einem anderen Orte in der Welt; der Ton gleitet nur so über den Marmor und den Stuck dahin unter den elliptischen Wölbungen der hohen Decken.

Der Fürst von Montfort ladet die Fremden, vor Allem aber die Franzosen, die nach Florenz kommen, zu seinen Soireen ein; das beste Theil ihrer Artigkeit und Zuvorkommenheit lassen die Besitzer des Palastes Orlandini immer den Franzosen angedeihen. Uebrigens befremdet dies Niemanden, Niemand fühlt sich dadurch zurückgesetzt; die gesammte auf Reisen ihres Reichthums genießende Aristokratie Europas strömt beim Fürsten von Montfort zusammen, und es ist höchst interessant, dies Gemisch von ehemals einander feindlich gegenüberstehenden Nationen gegenwärtig in dem Salon des Bruders Napoleon's in heiteren Quadrillen repräsentirt und nach dem Piano die Contre-Tänze aus Zampa, die Weberschen Walzer und die Masurka von Warschau tanzen zu sehen. Der Friede oder die Civilisation führen wunderbare Annäherungen herbei: so habe ich bei der Gräfin von Lipona den Russischen Admiral Tschitschagoff, den Alexander abschickte, Napoleon den Rückzug über die Beresina abzuschneiden, und den berühmten heldenmüthigen Polnischen General Wonsowicz, der beim Rückzug von Moskau in Napoleon's Gefolge war, vertraulich mit einander plaudern gesehen.

Nachdem so große Namen über meine Lippen gekommen, weiß ich in der That kaum, wie ich wieder einen schicklichen Uebergang finden soll zu mir und zur Erzählung meiner kleinen Erlebnisse. Meine Florentinischen Erinnerungen liegen überdies noch so verwirrt und ungeordnet in meinem Kopfe, daß sie mehr einem unzusammenhängenden Traume als einem Reise-Bericht ähnlich sehen. Doch ich lieb' es ja, unordentlich von einem Namen zum anderen überzugehen, und es ist nicht meine Sache, meine umherschweifenden Ideen der Methode einer weisen und regelrechten Entwickelung zu unterwerfen. Und so find' ich mich denn, ein unbekannter Franzose, der nach Rom gepilgert, an einem Märzabend, im Palast Orlandini. Um mich herum hör' ich Namen nennen von harmonischem und poetischem Klange, Namen der Guelfen und Ghibellinen, gegenwärtig von jungen Herren geführt, die im besten Vernehmen von der Welt mit einander stehen. Von so vielen blutigen Kämpfen, so viel wildem Haß und tobender Erbitterung der Parteien, ist nichts mehr übrig geblieben in Florenz, als die zwei Worte: Via Ghibellina, die an der Ecke eines bescheidenen Gäßchens stehen; das giebt mir einige Hoffnung für Frankreich. Meine Augen sind nach der Thür gerichtet, auf die eintretenden Damen; die Amtsstimme des Portiers verkündet ihren Namen und ihr Vaterland. So sah ich junge blonde Polinnen erscheinen, edle Verbannte, die für einen Augenblick die Luft eines Französischen Salons zu athmen kamen; mit welchem Interesse wandten sich Aller Augen ihnen zu! In ihrer Mitte glänzte wie ein Diamant die junge Fürstin Mathilde, die Nichte des Kaisers; dann richtete sich wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Gräfin Camerata, die Tochter des Prinzen Bacciochi; sie hat den Blick, das Gesicht, das Feuer Napoleon's; man erzählte ihr ritterliches Abenteuer zu Wien, als sie den Herzog von Reichstadt aus Schönbrunn zu entführen versuchte. Ferner nannte man mir noch die Marquise Gippina-Corsi, die Marquise del Bagno, das personifizirte Florenz; die Marquise Ginoni, die Fürstin Gallitzin, berühmt durch ihren Geist, die Gräfin Zamoyska, die Gräfin Strzyzenska, die Fürstin Lubomirska, die Gräfin Mozzi, die Marquise Farinola Gentile, die Gräfin Nencini, die Gräfin Aldobrandini, die Fürstin Poniatowska, die Wittwe des Helden, der in der Elster das Leben ließ, Madame Monte-Catini, ihre schöne Tochter, die mit ihrem bewundernswürdigen Talent im Konzert des Fürsten von Montfort mitzuwirken kam.

Auch Französische Damen erschienen; sie wurden von der Fürstin von Montfort empfangen, die, was Geist und Herz anbetrifft, eine Französin ist durch und durch. Vor Allen strahlte Madame Gaëtan-Murat hervor, die einen Helden-Namen trägt und das Angedenken einer Krone; sie schien die anmuthvollen Frauen der Pariser Welt am Hofe des schönen Geschlechts zu Florenz zu repräsentiren. Durch die wechselnden Gruppen hindurch verfolgte ich mit dem Auge den Napoleonischen Kopf des Fürsten von Montfort, der sich mit galanter Ehrfurcht vor den Damen neigte. Mitten unter diesem blendenden Glanzgewühl von Lichtern und Blumen und Diamanten riß mich unwillkürlich die Erinnerung grausam in jenen Tag zurück, wo der König von Westphalen bei Waterloo den Angriff machte und, den Säbel in der Hand, in die Englische Linie einbrach. Gerad' in dem Momente, als ich so zurückdachte, hatte er die Güte, auf mich zuzugehen und einige verbindliche Worte an mich zu richten; und ich, der ich ihn noch bei Waterloo vor Augen sah, wagte, ihm unter dem rauschenden Schimmer des Festes von Waterloo zu sprechen; in wenigen Zügen, aber voller Anschaulichkeit und charakteristischer Bestimmtheit entwarf er mir das Bild der großen Schlacht; eine Thräne stand in seinen Augen; meine Zunge war starr geworden vor innerer Bewegung, die Sprache versagte mir, und ich vermochte ihm nicht zu danken.

Mächtig begann nun die allgemeine Lust die Schwingen zu regen; unter den leichten beflügelten Fingern des Ritters Sampieri präludirte das Piano; Madame Persiani kam, dies melodische Gestirn, das über dem Arno aufgegangen ist: sie kam, strahlend von den Triumphen der Pergola, begleitet von ihrem Vater, Tachinardi, dem berühmten Sänger, den der Salon dem Theater entführt hat Neben dem Piano saß Madame Degli-Antoni, die seitdem auf dem Favart debütirt hat; eine Gruppe von Liebhabern und jungen Damen der Florentinischen feinen Welt mischte sich unter die Künstler, denn aller Rang und äußere Verschiedenheit der Stellung verschwindet in dem brüderlichen Verein der Talente und der schönen Künste. Alles nahm nun Platz in dem großen Konzert-Saal, und es war Platz für Jeden; eine tiefe Stille trat ein, nachdem wir sämmtlich den Gemälden von Gros, David, Gérard, Girodet und Vernet und den Büsten von Bosio, Canova und Bartolini, so die Familie des Kaisers darstellen, einen Blick ehrfurchtsvoller Begrüßung gezollt hatten.

Es war keines von jenen bürgerlichen Konzerten, wie man sie häufig genug in den Salons mit anhören muß, Konzerten, in denen die Ungeschicktheit der Ausführung mit dem gefälligen Enthusiasmus der Zuhörer wetteifert. Hier waren die besten Sänger des harmonischen gesangeskundigen Florenz versammelt. Es war eine Elite von Dilettanten und Künstlern; die Ersteren mit den Letzteren auf einer Stufe, ein seltener Fall! — Eröffnet wurde dies Italiänische Konzert mit einer Französischen Arie aus Graf Ory. Hierauf folgte in raschem Zuge eine Reihe der beliebtesten Arien — die Cavatine aus Rosmonda, deren Vortrag die Persiani an jedem Abend mit zwanzig Beifalls-Salven überschüttete, die Arie aus der Casta Diva, und andere Gesänge aus Norma, dieser Norma, die man in Italien auf allen Pianos findet und in Aller Munde — dieser Oper, die uns ergreift von der ersten Note an, uns eine lange Zeit einwiegt mit ihrer duftigen Musik, dann aber aufweckt mit ihrem Krieges-Hymnus, in dem bewundernswürdigen Trio sich zu ihrem Glanzpunkt erhebt und uns Thränen entlockt in den letzten Scenen, den rührendsten, die je eine weibliche Stimme gesungen und ein Orchester gespielt hat, alle seine Instrumente in Thränen. (!) Nie werde ich einen jungen Abbé vergessen, der, mit einer männlichen kräftigen Stimme begabt, den Papataci aus der Italiänerin in Algier

mit einer Virtuosität und Vollendung sang, die auf dem ersten Theater der Welt zu glänzen würdig gewesen wäre. Die edle Toleranz des Toskanischen Klerus sieht darin, daß ein Abbé solche Gesänge in einer Soirée vorträgt, nichts Anstößiges — die Künste sind heilig in Florenz, und seine Geistlichkeit ist eine vortreffliche. Den Abend zuvor war ich nach der Kirche Santa-Maria-Novella gegangen, und da ich mich in die von Orgagna gemalte Kapelle aus Scheu nicht hineingetraute, weil die Messe gelesen wurde, trat ein freundlicher Geistlicher, der die Ursach meines Bedenkens, das mich in schüchterner Ferne hielt, errieth, an mich heran und sagte lächelnd zu mir: „Treten Sie näher, mein Herr, und betrachten Sie ohne Scheu unsere schönen Bilder; Sie sind hier so frei, wie zu Hause."

So lebt man in Florenz; von den Scenen aus Dante's Hölle, die Orgagna's Pinsel in Gestalten übersetzt, aus dem Campo-Santo zu Pisa hinweg sah ich mich plötzlich in einen Konzert-Saal entrückt und hörte das komische Duett aus der Italiänerin; Abends vorher den Gesang der Priester von Santa-Maria-Novella; Tags darauf Rossini's, Bellini's und Donizetti's Arien. Madame Degli-Antoni, eine schöne Sängerin mit schwarzen Haaren, debütirte, so zu sagen, in einem Französischen Salon zu Florenz, um sich den Aufschwung und den Muth zu geben, der den Künstler nach Favart hindrängt, nach seinem Paradiese. Tachinardi, lange Zeit stumm für das Theater, begrüßte mit seiner hinreißenden Stimme den gastlichen Salon des Fürsten von Montfort: wie wurde ihm Beifall geklatscht, und von wie vielen Händen, die in den Tagen des Kaiserlichen Ruhmes den Degen geschwungen hatten! Und so wurde in die Nacht hineingelebt, und ich erhaschte im Fluge ein paar jener Stunden göttlicher Trunkenheit, die für den Wanderer, der durch das schöne Italien zieht, aufgehoben sind — seltene Stunden, wo alle Wohlgerüche der Erde, Lichtpracht und Farbenfülle, der Ruhm, die Frauen, die Künste, die Harmonie, Alles, was dem Herzen des Menschen Wonne schafft, alles das sich vereinigt in einen Strahlenkranz, um uns zu lehren, daß es noch Glück giebt auf dieser Erde!

Ich erinnere mich, daß ich nach dieser Soirée, den Kopf voll von Norma, der Somnambule, dem Piraten, und die Augen von all' den Lichtern, Bildern, Frauen und historischen Gestalten, die wie Schatten eines versunkenen Jahrhunderts an mir vorübergegangen waren, geblendet, hinausgeeilt war in die freie Luft, und auf dem Platz vor dem alten Schlosse, tief Athem schöpfend, stille stand. Die Nacht war dunkel. Nur das Getöse der Wagen vernahm ich, die über die stahlglatten Quadern dahinrollten. Zwei Uhr Morgens stand in rother Ziffer auf der Uhr des alten Schlosses, das sich in den Nachthimmel erhob wie ein alter Riese, das Wappen des Hauses Anjou sein Halsgeschmeide, und ein Thurm sein Helmbusch. Nichts hätte mir vor's Auge treten können, was weniger mit dem Fest, von dem ich so eben herkam, harmonirt hätte. Das Gebäude warf seine ungeheuren Schatten über den Platz. Die kolossalen Statuen von Johann von Bologna, Benvenuto Cellini, Donatello, Michel Angelo, alle diese Riesen in Marmor oder Erz, düster erleuchtet von dem Schimmer der Sterne — es waren die mächtigen Krieger-Gestalten des Mittelalters, die hier brütend standen, an das Forum und an die Kämpfe des kommenden Tages dachten. Einem Traum war ich entflohen und verfiel in einen anderen; ich bedurfte Schlaf, und war wie ein Blinder; umhertappend und tastend sucht' ich meine Wohnung. Tausend Bilder gingen noch an meinen Augen vorüber. Alles floß in und durch einander in meinem Kopf in wüster Verworrenheit, Dante, die Medicis, Giotto, Napoleon, Michel Angelo, Warschau, die Polnischen Generale und der junge Sohn Jerome's, das edle Kind, das den Kopf des Kaisers auf seinen Schultern trägt; dieser Reihen zog an mir vorüber unter den Klagetönen Norma's, inmitten einer Doppelreihe von Frauen, die alle mit Italiänischer Grazie geschmückt waren und Namen führten voller Harmonie, wie Glockentöne der Persiani. Dem schwelgerischen Reiz dieser Zauberbilder hingegeben, irrt' ich umher in Florenz, dem Zufall mich überlassend, achtlos auf Stunde und Straße. Als die Dämmerung das Kreuz des Domes lichtete, war ich noch weit von meinem prosaischen Bett und der Realität eines bürgerlichen Schlafes; ich saß am Stein des Dante, sasso di Dante, und war noch immer ganz Ohr für das Spiel des Ritters Sampieri, für die Stimme der Persiani, für die Worte des Fürsten von Montfort, der mir von Waterloo sprach.

Die Sonne ging im Rubinen-Geschmeide hinter dem heiligen Marmorgebirge der Domkirche auf. Die kolossalen Statuen Arnolph's und Brunoleschi's in ihren Nischen kamen mir vor, wie die Geister der beiden Baumeister; es geht die Sage, sie stiegen aus ihren Gräbern, um sich an ihrem unsterblichen Gebäude bewundernd zu erlaben. Alles Gestein, das Menschenhände bauend aufgeführt, wird wieder niederfallen in den Staub, aber der Dom Arnolph's wird stehen bleiben hoch in der Himmelsluft; dies ist die Kirche, wo der letzte Mensch die letzte Hymne singen wird, eh' er hineingeht gen Josaphat. Michel Angelo hatte wohl Recht, als er zu Arnolph sagte: „Ich gehe, Dir eine Schwester zu bauen in Rom, die größer seyn wird und nicht schöner." Die Basilika von Sankt Peter hat schon gekracht auf ihren Fundamenten; seine Kuppel hat Risse und wankt schon wie ein Greis; man kann lange suchen, ehe man eine Spalte am Dome von Florenz finden wird; er hat noch keine; die Jahrhunderte werden von den Schuppen seines Marmorpanzers eine nach der andern ablösen, aber der Leib dieses Riesen ist fest gegen die Schläge der Zeit. Die Verwüster und Zertrümmerer mögen kommen — sie finden in seinen majestätischen Räumen Nichts, was ein Gebäude wohl der Plünderung und dem Brande aussetzt — kein Gold, das einzuschmelzen wäre, keinen edlen Marmor, den die Habgier oder der plumpe Stolz des Eroberers ablösen könnte; nichts als nacktes kahles Gestein finden sie und Gräber. Von beiden Seiten des Hochaltars steigen bis zur Wölbung der Decke gigantische Bogen empor, gleichsam als hätte man sie so aufgeführt, um Gott hindurchziehen zu lassen.

Doch ein Glockenthurm, wie er ihr gebührte, fehlte dieser Kirche; Giotto erhielt den Auftrag, einen zu erbauen. Giotto entwarf keine Zeichnung vorher; er trug eine erhabene Idee in seinem Kopfe, und in Marmor sogleich verwirklichte er diese Idee, hoch empor, himmelan, scheinbar über menschliches Vermögen hinaus. Dieser Thurm Giotto's ist das Wunder Italiens — ein Kleinod von dreihundert Fuß Höhe, mit dem Meißel ausgearbeitet, polirt, strahlend ausgelegt mit Rubinen, Topasen und Smaragden. (!) Nichts kann dem Ruf der christlichen Glocke widerstehen, die aus diesem Thurm ertönt, der von unten bis oben von durchbrochener Arbeit ist, wo der Klang des Erzes an den Marmor schallt und Florenz den unsterblichen Namen des Künstlers kundzuthun scheint, der dieses Kunstwerk aus dem Nichts erschaffen.

Wie in Pisa ist das Battisterio vor der Kirche gebaut. Die Pforten dieses Battisterio sind schön, sagt man, wie die Pforten des Paradieses. Ghiberti hat sie gemacht, wenn es wahr ist, daß sie ein Mensch gemacht und in Bronze zu malen verstanden hat. Das vierte Gebäude fehlt, ein Campo-Santo. Florenz, die Stadt der Freude, hat von ihrer Schwester Pisa dies düstere Stück symbolischer Architektur nicht entlehnen wollen. Sie ist zu jung und zu schön, um an den Tod zu denken. Die Glocke des Marmorthurmes, die heiligen Hymnen des Doms, die Gebete des Neophyten im Battisterio, alles dies harmonirt wunderbar mit den Festlichkeiten und Bällen und Konzerten von Florenz; aber die düsteren Noten des Requiem sind aus ihrem Orchester verbannt; alle Bilder, die das Herz in Trauer versenken, die Atlasgewänder des Gynäceums in schwarze Flöre hüllen und dem glücklichen Zecher das Glas von den Lippen ziehen, alle solche hält sie fern von sich. Florenz ist die Stadt ohne Trümmer; Alles, was sie erschaffen hat, strahlt noch im Lichte der Gegenwart; nichts in ihr spricht von Zerstörung; von ihren alten Monumenten ist kein Körnchen Staub auf das Pflaster ihrer Plätze gefallen; ihre hundertjährigen Statuen haben die stürmischen Zeiten der Bürgerkriege unversehrt überdauert, ohne auch nur ein einziges ihrer ehernen oder marmornen Haare zu verlieren. Auf die Blöcke, welche die Basis ihrer Paläste bilden, können noch vierzig Säkula ihre Bürde laden, ohne daß es zu spüren seyn wird. So ist Florenz die Stadt des glücklichen Gleichmuths, die vom Leben nur die Freuden und den Genuß abschöpft, Cypressen pflanzt neben ihre Rosen, und ihre Stunden eine nach der anderen lieblich wie Blumen bricht. Zwischen dem Battisterio und dem Campo-Santo liegt ein reiches Daseyn von Glück, stillem und heiterem Glück, hold und schön wie die Florentinische Ebene. Dies Daseyn, ein Gemisch von Religion und weltlicher Lust, liegt zwischen diesen beiden Monumenten beschlossen; aber weder das Battisterio noch das Campo-Santo flößt Verachtung gegen die Freuden der Welt und Schrecken vor dem Tode ein. Das neugeborene Kind hört nichts von den strengen Gelübden der Taufe, und der Sterbende glaubt einzuschlummern. Zu Pisa und in Florenz ist alles nur ein Bild des Lebens; nichts erinnert an den Tod, nicht einmal das Grab.

Bibliographie.

Poesie in dialetto milanese. (Gedichte in Mailändischer Mundart.) Von C. A. Pelizzoni. Mailand. 2 L. 61 C.

Saggio di poesie veneziane. (Gedichte in Venetianischer Mundart.) Von Marco Pescante. Venedig. 87 C.

Trattato filosofico sperimentale dei soccorsi terapeutici. (Die Therapie aus philosophischem Standpunkte.) Von Dr. G. Giacomini. Parma. 2 L. 25 C.

Storia di Genua. (Serra's Geschichte von Genua, in 3 Kanzonen gebracht vom Patrizier de Negro.) Genua.

Sullo stato attuale della chirurgia. (Der gegenwärtige Zustand der Chirurgie.) Von Dr. G. de Filippi. Mailand. 87 C.

Lo specchio, che non inganna. (Der wahrhafte Spiegel, oder Theorie und Praxis der Selbsterkenntniß.) Von P. G. Pietro Pinamonti. Turin.

Semplice verita opposta alle menzogne di Enrico Misley. (Gegen Misley's Schrift: „L'Italie sous la domination Autrichienne.") Paris. 3 L. 50 C.

Mannigfaltiges.

— Brief-Tauben. Die sogenannten Brief- oder Post-Tauben vollführen ihre außerordentlichen Luftreisen, die von den frühesten Zeiten an Erstaunen erregt haben, ohne Zweifel allein mit Hülfe des Gesichtes-Sinnes. Man hat andere Tauben eine weite Strecke von ihrem Schlage in einem Kasten hinweggeführt, damit sie nichts von den Gegenständen am Wege sehen konnten, und fand, daß sie stets auf dieselbe Weise den Rückweg suchten. Sobald sie nämlich aus dem Kasten herausgelassen waren, flogen sie hin und her, als ob sie sich erst von ihrer Freiheit überzeugen wollten. Dann fingen sie an, in Kreisen um den Ort, wo sie freigelassen worden waren, herumzufliegen, und indem sie bei jedem Umflug den Kreis vergrößerten, stiegen sie auch zugleich allmälig höher, bis sie endlich dem Auge verschwanden. Dies setzen sie wahrscheinlich so lange fort, bis sich ihnen ein bekannter Gegenstand darbietet, der sie in den Stand setzt, einen direkten Flug anzutreten. Läßt man dagegen aus einem Luftball, der sich über die Wolken erhoben hat, eine Taube los, so fliegt sie senkrecht hinab, bis sie die Gegenstände auf der Erde unterscheiden kann, worauf sie dann in einer Spiral-Linie herabsteigt, deren Krümmungen immer zunehmen, offenbar in der Absicht, bekannte Gegenstände zu entdecken und ihren Flug danach einzurichten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Montag den 20. Juli 1835.

Holland.

Physiognomie der bedeutendsten Städte Hollands.

Von Roger de Beauvoir.

Dem ersten Eindrucke nach, darin kommen die meisten Reisenden überein, bietet Holland eine unabweisliche Parallele mit China dar. Wenn wir nicht fürchten dürften, der Unehrerbietigkeit gegen Hugo Grotius und den großen Raths-Pensionair Witt beschuldigt zu werden, so möchten wir uns ebenfalls zu jener Ansicht bekennen. Die häufigen Beziehungen und Verbindungen der Holländer mit China, das Bedürfniß wechselseitigen Austausches ihrer Produkte, ihre Sympathie selber in Handel und Gewohnheiten des Lebens, Alles, bis auf ihr mit dem Wasser in gleichem Niveau liegendes Territorium, dessen Physiognomie sich jenen schwimmenden Gärten Nanking's nähert, mußte nothwendig seinen Einfluß auf die äußere Gestaltung dieser Landschaften ausüben. Nur, daß man darüber nicht den ungeheuren Unterschied, der zwischen beiden Völkern in Bezug auf Intelligenz und Bestrebungen obwaltet, in den Hintergrund treten lasse! China ist geblieben, was es vor Jahrtausenden war, und hat, so zu sagen, nur die äußere Schale seines Daseyns erfaßt. Holland, nachdem es sich Alles, selbst seinen Grund und Boden, muthig erringen müssen, ist zwar auch auf den Einfall gekommen, wie China, Alles um sich her zu bemalen: bunt und farbig glänzen seine Fabriken, seine Dämme, seine Schiffe und Ruder; die Liebe zu Geld und Seide, die Tyrus zu Grunde gerichtet, ist mächtig in ihm wie in China — aber mehr auf das Innere gerichtet, oder geiziger als dieses, hat es sich eingeschlossen mit seinen Reichthümern, wie Rembrandt's Alchymist. Zu beständigem Kampfe gegen den Ocean verbunden, hat es eingesehen, daß es aufspeichern und sammeln müsse, um zu siegen, und sparen, um auszuhalten. Durch Geschicklichkeit und Geduld ist es dahin gelangt, sich zu einem reichen, mächtigen, gefürchteten Herrn zu machen, der, gewaltig durch große auswärtige Besitzungen, ehrenfest in strenger unbestrittener Würde lebt. Sein Berührungspunkt mit China liegt in dem Streben, in der Lüsternheit, wenn wir so sagen dürfen, nach dem **Koketten** und **Niedlichen**, die sich oft an ihm hervorgethan hat und noch hervorthut, wie sich öfters an den kräftigsten und derbsten Naturen, aus einem Trieb des Kontrastes, ein Bedürfniß nach Kleinlichem bemerklich macht. So verwundert man sich mit Recht, auf den strengen herben Zügen seines ehrbaren Antlitzes Schminke zu entdecken, und wenn man seine nervigen Männer sieht, so weiß man kaum, wie man sich die närrische Liebe erklären soll zu den kleinen, niedrigen, gemalten Häuschen und Joujoux. Dieser Berührungspunkt mit Canton tritt noch schärfer hervor, wenn man über Flandern hinauskommt. Flandern, diese schöne Königin im Gothischen Festgewande, wirft uns einen tiefen Trauerblick nach, voll bitteren Verweises, daß wir schieden. Die Provinz Antwerpen, die sich majestätisch zu unserer Rechten erhebt, scheint uns zuzurufen: Bleibt! Und doch stürmt der undankbare Pilger weiter, und läßt die herrlichen Monumente des alten Glaubens, die Kirchen und Säulenhallen und Kapellen, die alten Wunder des prächtigen Gent, Ypern und Löwen mit ihren steinernen Blumen und das graue düstere Brüssel mit seinen beiden St. Gudula-Thürmen hinter sich!

Beim ersten Blick, den man auf Holland wirft, muß man selber gestehen, daß die Mißgünstigen, die uns warnen, Recht haben könnten. Man hat zehn fürchterliche Meilen durch wüstes Heideland zu machen, ohne etwas Anderes zu Gesicht zu bekommen, als elende Weiler, russige Schenken und miserable große Kasten, die noch dazu Kaleschen heißen. Bis Breda erinnert die Natur des Landes noch an das Brabantische. Statt einer schwerfälligen Niederländischen Marechaussee, findet man zu seinem Erstaunen blonde jugendliche Gestalten, militairische Douaniers, eine gewandte und thätige Polizei, die den Reisenden nach dem Passier-Zettel des Prinzen von Oranien fragen und ihm dabei Zigarren anbieten. Freilich ein Visa von Herrn Lehon*) könnte uns eine üble Aufnahme bei ihnen verschaffen, da Belgien keine Befugniß hat, diese Gränze zu überschreiten. Was den Holländischen Soldaten betrifft, so kam es mir vor, als sey er im eigentlichsten Sinne des Wortes mit einer besonderen Vorliebe der Natur für alle Quälereien des Kamaschendienstes geschaffen; ich habe auf dem Exerzierplatz im Haag Leute gesehen, die fünf Sekunden lang mit erhobenem Beine standen, unbeweglich und mit einer merkwürdigen Resignation; dabei tröpfte ihnen der Schweiß nur so von der Stirn, diesen geduldigen Rekruten.

*) Dem Belgischen Gesandten in Paris.

Wir haben im Voraus den großen Monumenten Lebewohl gesagt; sagen wir also eiligst, daß sich das schönste Denkmal Gothischer Baukunst und zugleich das einzige, welches Holland schmückt, in Breda befindet. In der Kapelle der heiligen Jungfrau, sonst das Herrenchor von Breda genannt, steht dies ehrwürdige heilige Monument des Nassauischen Geschlechts: Engelbrecht II. und seiner Gemahlin, Limburge von Baden, Mausoleum von weißem Marmor. Heinrich, Graf von Nassau, der Neffe des Erstgenannten, ließ dies Grabmal erbauen, welches die Tradition, ohne daß man absähe, aus welchem Grunde, dem Michel Angelo zuschreibt. Die Eleganz und Feinheit, die in dem Werke herrscht, widerlegt jene Annahme sogleich. Eher dürfte dieses Meisterwerk aus der Schule des Johann von Bologna seyn. Es ist, wir wiederholen es, das einzige Gothische Denkmal in diesem großen Königreich der Wiesen und Kanäle. In ganz Italien existirt, unseres Bedünkens nach, kein Monument, das edler gedacht und schöner ausgeführt wäre. Was übrigens die Kirche selber betrifft (man nennt sie die alte Kirche), so giebt es gar kein Wort, den düstern Eindruck, den sie macht, gebührend zu schildern. Nackt und kahl, geweißt stehen die Wände da, die Gräber, mit ihren Wappen im Relief, bilden ein schreckliches Pflaster, an vielen Stellen sind die Steine auch umgedreht worden. Die reizenden Skulpturarbeiten der Kapellen haben äußerst gelitten. Die Statuen der Nassau's, in betender Stellung auf ihren Gypskissen, ihre breiten Degen an der Seite, haben größtentheils weder Arm noch Kopf; die Frauen, im langen weißen Spitzenschleier, sind von den Bilderstürmern mehr respektirt worden. Die Arabesken des Chors zeugen ebenfalls von der gewöhnlichen Sorglosigkeit der Protestanten, den profanen Schließern dieses Heiligthums; (!) nie sind sie gewaschen oder gereinigt werden, und das will doch wahrhaftig viel sagen in Holland.

Wenn man über die Schwelle dieses Tempels hinaus ist und Breda hinter sich hat, so trifft man keine Statuen mehr an und keine Kapellen — daher die tiefe Verachtung aller Alterthumsforscher gegen die Gebäude und Monumente Hollands. Was man am öftersten sieht, beim Eintritt in die Städte, ist ein viereckiger Thurm, mit einer Uhr mit vier Zifferblättern und einer Zaubermütze wie Sancho; das geht von Ort zu Ort und nimmt zu bis nach West-Friesland. Die Façade dieser Thürme ist in der Regel mit alten Stadt-Wappen verziert; darauf die Holländischen Löwen gemalt oder ausgemeißelt, grob und ungeschickt, und immer mit der Devise: „Je maintiendrai.“

Fast alle diese Gebäude tragen die Jahrszahl 1660. Die Glockenspiele, womit sie versehen sind, geben eine melancholische Musik und sind keinesweges so lieblich, wie die zu Amsterdam, die tagtäglich die schönsten Sonaten von Leo und Durante spielen. Auch die Kirchen sind in keinem besseren Stile als die Stadtthore; nur die Thürme haben ein etwas interessanteres Ansehen, wenn man sie aus der Ferne mit ihren eisernen Zinnen erblickt und ihren durchbrochenen Wulsten auf einem schweren grauen Himmel. Es scheint in der That, als ob die Architektur dieses Landes in Mühlen bestände, so unerschöpflich ist die Mannigfaltigkeit, in der wir diese Gebäude hier antreffen. Es giebt Königliche Mühlen, Mühlen für Kinder, Mühlen des Statthalters, Müller-Mühlen und Bürgermeister-Mühlen. Nur das scharfe Gesause ihrer großen Flügel unterbricht die weite Stille ringsumher, in der man höchstens noch das Geräusch der Treckschuyte*), die zwischen den Wiesen dahingleitet, oder das Gebrüll des Rindviehs vernimmt. Holland hat sein neues Kleid angethan; das Gras, das seit dem Herbst unter der Eisrinde lag, beginnt, die spitzen Halme über das Wasser zu erheben; die Ebene, die eine Zeit lang ein See war, überzieht sich mit weichem sammetartigen Grün. Die Treckschuyte gleitet sanft über das Wasser dahin, lieblich und leicht. Nach den Fischern von Dordrecht, mit ihren weißwollenen Hosen, kommen nun schon die Friesinnen mit feinen Spitzen und langen Ohrringen; ihre Gesichter blühend in Holländischem Inkarnat, den wir durch Mieri's Pinsel kennen. Diese ganze Landschaft, mit ihren Wiesen und Weiden, ihrem leisen Geplätscher des Wassers, wiegt den Reisenden, er mag wollen oder nicht, unwiderstehlich in einen träumerischen Zustand. Für ein Paar Stüber, die er mehr bezahlt, liegt er allein langausgestreckt im Innern des Schiffes und kann behaglich dies große Genrebild bewundern. Besonders am Abend, beim Silberglanz des Mondes, wirkt diese Natur mit ihrer vollen Gewalt. Es ist ein melancholisches Bild voller Harmonie, das dann vor unseren Blicken auftaucht; die Nebel, die ihre weißen Netze spinnen, der Mond, der aus den Wolken hervortritt und die großen Wasserflächen langsam mit seinem Lichte überzieht, diese Pavillons von Schiefer, die vielen Segel, die schönen Schwäne, die paarweise auf der Yssel

*) Ein Fahrzeug, das stündlich ungefähr eine Deutsche Meile zurücklegt.

umherschiffen. Aus der Ferne vernimmt man das Gerolle kleiner Wagen, oder vielleicht unterbricht ein Kind, das mit seinen drei Hunden im Galopp daherfährt, mit dem Knall der Peitsche die Monotonie unseres Träumens. Ich mag nicht entscheiden, ob eine Stille dieser Art sonderlich angenehm sey, aber so viel ist gewiß, daß Einem darin alle Gedanken vergehen.

Was die Städte betrifft, so ist ohne Zweifel gegenwärtig Amsterdam der eigentliche Mittelpunkt des Holländischen Handels und Reichthums. Weyning's berühmte Allegorie auf Johann de Witt's Tod paßt ganz vortrefflich auf Amsterdam. Der Kampf eines Schwanes ist darin dargestellt, der gegen einen Hund sieben Eier vertheidigt, auf denen die Namen der Vereinigten Provinzen stehen. Mit Weyning's Zeit hat der Belgische Hund ungestraft diesen Korb mit Eiern umgestürzt, aber über Amsterdam breitet der Schwan noch immer seine wunden blutenden Flügel. Brütend und hegend, sitzt er über dem, was er noch hat von Industrie, Patriotismus und heiligen großen Erinnerungen. Welch eine seltsame Stadt dies Amsterdam! von so viel Stößen und Erschütterungen bewegt, gastlich so vielen Religionen und Kulten, wenig berühmt, trotz seiner genialen Männer, seiner großen Maler und Poeten, eine Stadt von ungeheurem Umfang und unbekannt wie eine Indische (!), in der Alles, was Füße hat, nur auf Erwerb gerichtet ist, seinen Geldzweck hat und weislich seine Projekte allen Uebrigen verbirgt — eine Stadt, in der die alten Gewohnheiten und das Bürgerthum Hollands, der wankende Glaube des Evangeliums und das Judenthum neben der Reformation ihre Zufluchtsstätte gefunden haben — eine friedliche, glückliche Stadt, die ruhig schlummernd heut an ihrem Anker liegt, wie ihr Schiff, und morgen im Sturme des Aufruhrs tobt, so tumultuarisch, wie Venedig düster und traurig ist, wild und rauh wie Rom und reich wie London — eine Stadt, deren Kanonen an allen Ecken der Erde gedonnert haben bis über die Meere der neuen Welt hinaus, und welcher der Name der ersten Weltbürgerin bleiben wird, so lange die Formen dieser Erde dauern.

Aus so viel verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, protestantisch, christlich im weiteren Sinne und jüdisch, wie sollte Amsterdam nicht eine durchaus eigenthümliche und einzige Stadt seyn, ein großer charakteristischer Ausdruck der Holländischen Geschichte und gesellschaftlichen Entwickelung! Selbst vor 1806 und seinem Könige Ludwig Napoleon, welche Wechselfälle des Schicksals hat es nicht zu bestehen gehabt, wie gewaltig sich immer gezeigt in den Gefühlen seiner Erbitterung und seines Zorns! Mit toller Verwegenheit publizirt es gegen Ludwig XIV., gegen ihn, der unter allen Königen am leichtesten zu erzürnen war, satirische Pamphlete — und mitten unter seinen Niederlagen findet es Mittel, sich mit einem neuen Meere zu umgeben, wie Leyden und seine Umgebungen; Dämme über Dämme häuft es auf, Schiffe über Schiffe laufen vom Stapel, und Ruyter, der Turenne der Holländischen Flotte, verbrennt die Französische Flotte. In diese Zeit fällt Amsterdam's schönste Periode. Ludwig XIV. muß umkehren und abziehen vor seinen Thoren. Während Boileau die Einnahme der Flandrischen Städte in harten Versen feiernd besingt, rächt der Prinz von Oranien, zweiundzwanzig Jahre alt, jung, rach- und siegentflammt, wie einer jener Heroen aus Jordaëns Apotheosen, Utrecht und Geldern. Amsterdam steht entsetzt, und freier und mächtiger als je vorher. Seine Maler und Dichter, seine Handwerker, Alles, was ihm angehört, nimmt es wieder auf. Ruysdaël und Berghem zaubern wieder seine Deiche, seine dichten Wälder und seine Flüsse auf die Leinwand. Alles ist in dieser Stadt zu dieser Epoche pomphaft und prächtig. Alles, bis auf die Karossen nach Spanischer Bauart, unter deren Last das Pflaster dröhnt und einsinken möchte, und aus denen die umfangreichen langen Perrücken der Rathsherren heraushängen.

Diese großen Bassins, nach Art der Englischen Docks, weite Speicher, in denen alle Reichthümer des Erdkreises aufgehäuft liegen, von allen Schätzen Japans strömen sie über. Das glänzende Schiff dort ist die Jacht der Stadt, seine Ruder sind vergoldet, rings reicher Zierrath, Purpur und Gold und die Wappen Oraniens — und Abends nun es vollgepfropft zu sehen von Kapitalisten, Malern, Kriegsmännern und Gelehrten — es war der Bucentaur im Kleinen, diese strahlende goldglänzende Schaar, die sich anmuthig spiegelte in den frischen Fluthen der Amstel! Louvois und das Edikt von Nantes warfen wieder einige Schatten in diese heiteren ruhigen Tage; Holland sah sich bedeckt mit Emigranten, von denen es, wie Deutschland und England, seinen Theil aufnehmen mußte. Seit diese flüchtigen Protestanten sich in Holland niedergelassen, hat die Stirn Amsterdams Runzeln bekommen, und die Stadt ist finster und trübselig geworden. Und sie wird noch lange diesen quäkerhaften Anstrich behalten, die ehemals so fröhliche Stadt, die Stadt Rembrandt's, Van Ryn — man bequeme sich nur, es zu glauben. Sie wimmelt von Kirchen und Gotteshäusern. Die Griechischen, jansenistischen, lutherischen Tempel, die anabaptistischen, jüdischen und katholischen bilden die verschiedenen Farben ihres Wappens; die Franziskaner, die Augustiner und die Karmeliter führen hier ihre Kutten spazieren in diesem Amsterdam, das beim bloßen Namen der Bulle Unigetus Herzschlagen kriegt.

Offenbar hat der Einfluß dieser großen Revolutionen auf dem religiösen Felde gegenwärtig Amsterdam das Gepräge von Trübseligkeit und Dürre gegeben; man rechnet darin nur nach Straßen und Kirchen. Für mich giebt es nun durchaus nichts Unerquicklicheres, als die Monumente des reformirten Kultus.*) Die Kirchen sind feucht und kalt, und wenn die Holländische Sprache im Theater fast lächerlich erscheint durch ihre Weitschweifigkeit und Schwülstigkeit und die Art, wie die Schauspieler den Mund vollnehmen, so ist sie das noch vielmehr im Munde der Prediger. Diese Herren sprechen nicht, sondern lesen ihren Sermon in einem singenden Tone, der sich von Anfang bis zu Ende gleichbleibt, ab; die Gemeinde entschädigt sich gemeiniglich dadurch, daß Alles einmüthig schläft. Die Damen und Fräuleins, gedeckt oder versteckt hinter schweren kupfernen Gittern, sehen aus wie barmherzige Schwestern. Der Prediger ist in der Regel ein Mann von dreißig bis vierzig Jahren, schwarz gekleidet wie ein Huissier, gepudert, mit einem Bischofsringe und Manschetten. Als wir in Amsterdam ankamen (es war am dritten Tage der Charwoche), bildeten die Karossen und Wagen ohne Räder, die Slee heißen, fast alle mit langen magern Kleppern, die mit rothen Federbüschen geschmückt waren, bespannt, eine majestätische Reihe vor der unweit des Damm gelegenen ehemaligen Parochial-Kirche unserer lieben Frauen und Sankt Katharinen, die die Wuth der Bilderstürmer im Jahre 1578 so schrecklich verwüstet und jetzt die Neue Kirche heißt. Die prächtige Kanzel in diesem Tempel, das Meisterwerk des berühmten Vinkenbrink, im hellen Schimmer der Kerzen strahlend, zog mich mehr an als das Grab des Admiral Ruyter, der am Ende der Kirche in seinen Seemannskleidern liegt. Zur Feier der Charwoche spielte die große und kleine Orgel. Der Holländische Prediger predigte an diesem Abend in Französischer Sprache. Er hatte wahrscheinlich von einer Gouvernante aus der Picardie oder aus Genf Unterricht erhalten, so viel Sprachwidriges brachte er zu Markte; er sagte n'oser pas statt ne pas pouvoir, und attendre statt sortir; dabei zog er seine Entkonsonanten, daß es nur so eine Art hatte, und das Alles mit einer gewissen freundlichen Salbung und Süßigkeit, aus der ein Anspruch auf Kanzelberedsamkeit ziemlich unbefangen hervorguckte; die Frauen hörten ihm mit einer Miene der Langenweile zu, viele verstanden gar nicht, was er sagte, besonders die Engländerinnen in ihren Strohhüten mit ungeheuren Bändern. Das blau und rothe Kostüm der Waisenmädchen von Amsterdam und die schönen bunten Röcke einiger Friesischen Bäuerinnen leuchteten allein auf eine wohlthuende Weise aus dem schwarzen Gedränge hervor, doch hielten sich die Waisen und die Bäuerinnen, wie wir, bescheidentlich in der Nähe des Gitters. Die übrige düstere Menge weiter drinnen konnten wir uns nicht enthalten, mit einer anderen Menge, mit der von Neapel zu vergleichen, die um dieselbe Stunde in Weihrauch und Wonne schwelgte. Dort, wußt' ich zum wenigsten, sahen die Frauen nicht so reizlos und nüchtern aus, gingen nicht zwei zu zweien hinter einander her wie Pensionairinnen — braune Winzerinnen aus Ischia sah ich, ihre Traubenkörbe auf den Köpfen, in schönen Sammet-Jäckchen, die Freude des Lebens in den großen schwarzen Augen, das Tambourin in der Rechten. Hier dagegen, welch ein trostloser Abstich! All' diese Büßerinnen, Zoländerinnen oder Holländerinnen, geschniegelt nach einem und demselben Gepräge von Steifheit und Unnatur wie Lady Western. Und doch waren welche unter den jüngeren von wahrhaft göttlicher Schönheit, ein Bündel Lilien und Rosen, wie Carmontelle sagte.

Wir fuhren durch mehrere Quartiere der Stadt. Die Keysersgragt, die Princesgragt, und die Heerengragt, drei Quais mit schönen Ulmen bepflanzt an stillen Häuser-Reihen entlangführend, würden einen Bewohner unserer Boulevards sicher höchlichst in Verwunderung setzen. Diese Quais sind ganz öde und einsam, man sieht keinen Menschen an den Fenstern, ein Paar Slee's oder eine Leiche ist das Einzige, das uns begegnet. Die Häuser dieser drei Quais können als Muster gelten für den Grad innerer und äußerer Vervollkommnung, den der Holländische Häuserbau erreicht hat; die Bäume und der dahinfließende Kanal spiegeln sich in den großen Fensterscheiben, die glänzenden kupfernen oder vergoldeten Klinken wollen mit dem weißen Handschuh des Gentleman berührt seyn. Diese Quais bewahren noch heutzutage einzelne jener traditionellen Gestalten, die wir seit Molière im Kopfe haben, in lebendigen wohlerhaltenen Exemplaren. So erschienen hier um die vierte Stunde Geschäftsmänner aus dem Jahre 1660, mit der Zopf-Perrücke, dem Stock mit elfenbeinernem Knopf und im Rock mit Stahlknöpfen, ehrwürdige Gerontes, denen die Holländischen Neffen in Stiefeln nach dem Mode-Journal von 1830 den Hof machen. Eine äußerst seltsame Gestalt ist der Leichenbitter (aanspreker), ein schwarz gekleideter Mann, mit einem Kreppflor am Hute, der länger herunter fällt als eine Reiterfeder unter Ludwig XIII. Diese düstere Gestalt läuft zu allen Stunden durch die Stadt: er trägt ein langes weißes Papier, die Todten-Listen, in die er Alle, Reiche wie Arme, unerbittlich einschreibt. Man geh' ihm aus dem Wege! seht ihn nicht gleichgültig oder verächtlich an, morgen vielleicht schon fahrt ihr vor Schrecken zusammen vor ihm, wenn er kommt und euch die Karte des Hrn. N. N. bringt, die letzte Visitenkarte des seligen in Gott ruhenden Herrn N. N. Dieser Aanspreker ist bei Allem dabei. Im Sommer schwebt sein schwarzer Schatten über die Auen von Harlem, durch die Blumen und Gärten schlüpft er dahin, und die jungen Mädchen zittern, wenn er, plötzlich um das Schilf des Sees herumbiegend, ihnen entgegenkommt. Zur Winterzeit geht er sogar über den Zuyder-See mit seinen rothen Pantinen, die in der Hölle geschmiedet sind. (Fortsetzung folgt.)

*) Der Verfasser ist eine in unserer Zeit seltene Erscheinung, nämlich ein Franzose, der ein guter Katholik geblieben und daher etwas einseitig über den reformirten Kultus urtheilt.

Bibliographie.

Willem Berkveld, of de kleine bedelaar. (Der Bettlerknabe.) Gemälde aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, von dem Verf. der „Vier Tage auf Reisen". 2 Bde. Amsterdam.

Nieuwe Nederlandsche Chrestomatie. (Muster in Poesie und Prosa Holländischer Schriftsteller.) Von J. de Keyser. Amsterdam.

Een woord tot opwecking aan mijne land en geloofsgenooten. (Worte bei meinem Uebertritt zur reformirten Kirche.) Von D. van Dulst. Haag.

Nieuwe keur van nuttige en angename mengelingen. (Neue Auswahl nützlicher und angenehmer Miscellen.) Jahrgang 1835. Amsterdam.

Indibilis, of de Gelofte. (Das Gelübde.) Historischer Roman zur Kenntniß der Sitten der alten Römer. 2 Bde. 7 Fl. 30 C.

Frankreich.

Gluck, Sacchini und die heutige Opernmusik in Paris.

Wie musikalisch ist doch Paris! Welch' ein Konzert, welche Harmonie von der Barrière du Trone bis zum Triumphbogen der Etoile! Paris hat seine Afrikanischen Orgeln, seine Volks-Gesänge im Unisono, seine klarinettspielenden Jongleurs; Paris hat sein Kaffeehaus der Blinden, wo man Musik für Taube macht; Paris hat seinen Musard, den Vater des Contretanzes; Paris hat täglich seine musikalischen Soireen und besitzt mindestens hunderttausend Dilettanten! Das ist fast eben so viel, als ganz Frankreich Wähler hat. Auch ist hier die Kunst der Musik gleichzeitig in ihrer Kindheit, in ihrer Reife und in ihrem Verfall zu finden. Dies scheint paradox; aber nur einen Augenblick Geduld, und man wird sich davon überzeugen.

Zieht man eine Linie, die der Straße Montmartre folgt und, an der St. Ludwigskirche vorbei, über den Bastilleplatz, die Boulevards entlang bis zum Kaffeehause am Thor Montmartre läuft, so wird man in diesem Umkreise eine zahlreiche Klasse von Dilettanten finden, die in der Ton-Welt noch nicht gar lange zu Hause sind. Herrn Auber verdankt man ihre Einbürgerung darin. Als sie eines Tages die Contretänze aus der Stummen hörten, wurden sie gewahr, daß sie Musiker seyen. Seitdem trugen das Fortepiano und Herr Musard*), die sich gegenseitig in Schwung brachten und mit reißender Schnelligkeit um sich griffen, dazu bei, daß die Zahl der Tonkünstler im 3ten, 4ten, 5ten, 6ten, 7ten und 8ten Bezirk wenigstens um dreißigtausend zunahm. Ich möchte nicht, daß man, was ich von Herrn Musard sage, für Spott hielte. Er besitzt die Gabe, eine Menge von Wesen, die vor seiner Zeit von einem sechsten Sinn, dem musikalischen, nichts ahnten, zur Einweihung in die Kunst vorzubereiten. Er schafft Musiker, wie die Pfennig-Magazine Leser schaffen. Musard ist also ein Mann des Fortschritts. Er scheint mir zuweilen von so gewaltiger Bedeutung, daß ich ihn fast einen Staatsmann nennen möchte, und wer weiß, ob Musard nicht in den alten Republiken einen ganz anderen Kommandostab als den des Orchesters gehandhabt und eine ganz andere Musik als die seiner Violinen hätte aufführen lassen. Dem sey wie ihm wolle; Musard versteht es wunderbar, seine Zuhörer aus ihrem Nichts emporzuheben und bis zur Kindheit der Kunst zu geleiten. Dies wäre also der erste Theil unserer musikalischen Trilogie, und man wird sich nun erklären können, wie es gekommen, daß Herr Adam Opern geschrieben, daß diese Opern gespielt, verkauft und herausgegeben werden, daß der Verfasser der Stummen, des Schnees und Fra Diavolo's den Eid, den Liebestrank, den Gott und die Bajadere, Lestocq und das eherne Pferd komponirt hat, daß man die Romanzen dutzendweise kauft, daß Rossini zu arbeiten aufgehört hat, und daß Herold vor Gram gestorben ist. Vor diesem Theil des Publikums muß ein Komponist, er mag nun Opern oder Symphonieen, Septuors oder Quintetts, Trios oder Konzerte schreiben, nur an den Rhythmus und den Umfang der Contretänze denken. Jeder musikalische Gedanke, der das Maximum von acht Takten übersteigt, wird ohne Erbarmen als gelehrte, das heißt als langweilige Musik behandelt. So gelten Hummel's Konzerte, Mozart's Don Juan und Beethoven's Symphonieen für gelehrte Musik. In dieser Klasse von Dilettanten herrscht mit all' ihrer Majestät die Familien-Musik. Hier ist es, wo man nach dem Kaffee, ein Mal wie das andere, die Aufforderung an die Tochter des Hauses richten hört: „Nun, meine Liebe, spiele uns ein paar neue Contretänze oder die letzten Variationen von Herz." Dann, meine Freunde, rathe ich Ihnen, stets irgend einen ehrlichen Vorwand, eine vergessene Bestellung, ein wichtiges Geschäft bei der Hand zu haben; oder sagen Sie am Ende, was Sie wollen, und werden Sie krank, wenn Sie kein anderes Mittel haben, sich aus dem Staube zu machen.

Aus dem 7ten Bezirk wollen wir uns in das Konservatorium versetzen. Da finden wir das schöne Ideal der Musik, die Meisterwerke der Kunst mit aller Macht der Begeisterung auf das energischste und vollendetste ausgeführt. Das Ideal, die Reife und Vollendung der Kunst finden wir auch in der großen Oper an ihren guten Tagen, wenn ein Publikum dort versammelt ist, welches Wilhelm Tell und Robert den Teufel zu würdigen versteht; wir finden sie in der komischen Oper bei Zampa und der weißen Dame. Wer den Verfall der Kunst sehen will, der begebe sich in die Opera Buffa; da wird er eine Musik hören, die in jämmerlicher Abgeschmacktheit unter qualvollen Anstrengungen dahinwelkt. Hier findet man jenen verabredeten Enthusiasmus, jene Raserei, die bei dem leisesten Hauch einer Cavatine aufflammt, jene Verherrlichung aller ini's der Welt, wovon ich jedoch Rossini auszunehmen bitte; denn ich kenne keinen fester begründeten Ruf, als den seinigen. Wenn er auch in seinen ersten Werken der Italiänischen disinvoltura und Fadheit etwas nachgegeben hat, so verdanken wir dagegen seinen ernsten Studien in Wien und seinem in Paris vervollkommneten Geschmack den Othello und den Wilhelm Tell, die ihres Gleichen suchen.

Aber Rossini hatte eine Menge von schlechten Nachahmern. Der Rhythmus und das Crescendo, die mehr zur Popularität seiner Werke beigetragen haben, als die unvergänglichen Schönheiten derselben, diese beiden etwas künstlichen Mittel geriethen in die Hände gemeiner Fabrikanten, und die Italiänische Musik entartete in die erbärmlichste Nachahmerei, Albernheit und Sudelei. Bedarf es noch einer Erörterung der Theorie, die der großen Arie in der Opera Buffa zu Grunde liegt? Eine Phrase von acht Takten, eine weichliche und triviale Melodie, schon völlig zum Contretanz eingerichtet, auf dem Moll-Akkord der oberen Terze ausruhend, auf dem Septimen-Akkord wieder beginnend und mit der gewöhnlichen Schlußkadenz endigend, das ist es, was Rubini und Tamburini täglich wiederholen. Man nehme den ersten besten Musiker, man lasse ihn bloße Akkorde für Saiten-Instrumente zusammenstellen; Tamburini mag dann auf diesem Gestell in auffallenden Rhythmen die erste beste Melodie absingen, bei jedem Ruhepunkt des Sängers mögen die Blase-Instrumente ein Zwischenspiel von Läufen und Doppelgängen ausführen, am Schluß folge dann ein kleines Crescendo, und man wird eine große dramatische Arie haben, worüber Balkon, Logen, Gallerieen und Parterre des Theaters Favart in Verzückung gerathen werden.

Nun denke man sich die Lage eines echten Künstlers. Man wird begreifen, welche Qual der Verzweiflung ihn erfassen muß, wenn er sich sagt: „Ich kann ja doch nicht anders, wenn ich nicht vor Hunger sterben will." Die Ausschweifungen des Herrn Berlioz, sein irriges System und den lächerlichen Krieg, den er gegen die Melodie führt, will ich keinesweges entschuldigen. Sehr natürlich aber finde ich den heiligen Zorn, von dem er gegen das Strette, die Cavatine, die flache und gewöhnliche Modulation, das ewige Zusammenstellen voller Akkorde entbrannt ist, und seiner lobenswerthen Absicht, die Kunst durch Erinnerung an alte Muster neu zu beleben, kann man nur Beifall zollen. Gluck, dessen Namen ich endlich nenne, und zu dem ich längst zu gelangen mich sehnte, ist der Komponist, in welchem sich die schnellste Conception mit der langsamsten und sichersten Ausführung vereinigte. Er hat nicht, wie alle Biographieen behaupten, die Musik erst mit vierzig Jahren gelernt, wenn er auch mehrere und gerade seine ersten Werke schrieb, als er schon in ziemlich hohem Alter war. Im Gegentheil, man weiß, daß er sein ganzes Leben lang die Musik studirte. Wir sind so sehr an eine Art von instinktmäßiger Composition gewöhnt, die weiter nichts beabsichtigt, als uns die Stimmung jedes Augenblicks wiederzugeben, daß wir uns gar nicht vorstellen können, wie ein Komponist im Stande ist, erst lange Jahre mit Denken zuzubringen, ehe er seine Laufbahn antritt, indem er ein vollendetes Werk schaffen und uns nicht alle Morgen mit den Brocken des vorigen Abends abspeisen will. Wir haben auch so viel Wunderkinder, die mit funfzehn Jahren schon Männer zu seyn scheinen und mit dreißig Jahren doch nur Knaben sind, daß wir von einem sechzigjährigen Künstler glauben würden, er hätte erst gestern die Schule verlassen. Gluck war übrigens für die Instrumental-Virtuosen nichts weniger als ein Wunder. Er spielte das Klavier nicht besser, als Cherubini und Spontini das Fortepiano spielen, und ich möchte fast glauben, daß wir gerade diesem Umstande die männliche und ernste Schönheit seiner Werke verdanken. Hätte Gluck das Talent besessen, mit solcher Leichtigkeit wie Piccini auf den erbärmlichen Klavieren der damaligen Zeit zu improvisiren, so hätte er sich am Ende von dieser Fingergeläufigkeit hinreißen lassen, in einem solchen Geklimper etwas zu suchen, obgleich darin nie ein Gedanke zu finden ist.

Gluck sah sich dagegen genöthigt, seine Schöpfungen aus sich selbst zu nehmen. Er brachte sie langsam und mit Mühe an's Licht der Welt. Gewöhnlich war er krank, wenn er eine Oper geendigt hatte, und der große geniale Mann pflegte dann auszurufen: „Da hat mir dies Werk ein Fieber zugezogen, und nun werden die Leute es ein Liederspiel nennen." Er irrte sich; nie ist ein Mann besser verstanden worden, und nie hat einer eine so gewaltige Umwälzung in den Künsten hervorgebracht. Man muß nur bedenken, wie es vor ihm mit der Musik stand. Rameau hatte schöne Chöre komponirt, und hier und da schimmerten auch einige Gedanken hervor, aber sie gingen in einem Wust von Tönen unter, und Rameau ahnte noch nichts von Melodie. Er hatte sein Leben damit zugebracht, durch Schriften und durch eigenes Beispiel ein algebraisches Musik-System zu entwickeln, welches vor Orpheus und Iphigenie in Aulis sehr bald verschwand. Gehen wir noch weiter zurück, nehmen wir Mondonville und Campra, und steigen wir bis zu Lully hinauf, so werden wir mit La Bruyère sagen müssen, die Oper sey das langweiligste aller Schauspiele. Der satirische Verfasser der Charaktere hätte eine bessere Musik zu hören verdient, weil er die Musik seiner Zeit so herzlich verabscheute.

Sagen wir es nur ohne Bedenken, daß Gluck zuerst und vorzüglich die Melodie geschaffen hat. Man sehe Rousseau's naiven Enthusiasmus und seine bewunderungswerthen Broschüren über den Orpheus; Gluck hatte eine neue Sprache erfunden. Freilich sind seine melodischen, reinen und wohlaccentuirten Formen, die so stark das Gepräge des dramatischen Genius tragen, weit entfernt von dem Rhythmus des Contre-Tanzes und des Galopps; aber gewiß werden alle Freunde der Kunst gestehen, daß die Musik, so wie man sie jetzt treibt, immer mehr entartet und wieder in die Kindheit zurückfällt, indem sie fast keinen anderen Zweck hat, als wie wenn man Einen zum Trinken einladet, um ihm die Verdauung zu erleichtern. Unsere Komponisten werden sich sicher nicht das Fieber zuziehen, wenn sie ihre Operetten zu Tage fördern, um mit Mozart zu sprechen, denn sie arbeiten mit unglaublicher Leichtigkeit, und man wird eines Tages noch hören, daß der Dampf-Mechanismus zum Komponiren gebraucht worden sey. In einer Zeit, wo die Orchester so reich an Instrumenten und an Virtuosen sind, ist nichts so arm an Erfindung, als die Mittel, deren sich unsere Tonkünstler bedienen. Man nehme ihrer Musik die melodischen Phrasen, die sich fast alle gleichen, weil sie meistens eine schlechte Nachahmung Rossini's sind, und man wird unter all' diesen armseligen Flittern ein und dasselbe harmonische Skelett finden: überall dieselbe Folge von Akkorden, derselbe Rhythmus, dieselbe Modulation; stets derselbe kleine Kreis, in welchem man sich unter tausend verschiedenen Grimassen immer in den alten Luftsprüngen umherbewegt.

Wie viel mehr Mannigfaltigkeit und Nüancirung findet man in den harmonischen Tongebilden, welche Gluck mit den geringen Hülfsmitteln schuf, die ihm damals zu Gebote standen! Jede seiner Arien hat einen anderen Zuschnitt; nicht zwei gleiche Formen sind in seinen Accompagnements anzutreffen. Der Saft seiner Gesänge ist durch lange Arbeit und anstrengendes Nachdenken gereift. Gretry sagte von Gluck:

*) Herr Musard, den Pariser Zeitungen mit dem auf Französisch beinahe ganz gleich ausgesprochenen Mozart nicht zu verwechseln bitten, ist der Strauß oder der Lanner der Contre-Tänze von Paris.

„Wenn er komponirt, hat er zwei Flaschen Bordeaux-Wein und einen Bayonner Schinken vor sich stehen; ich nehme beim Komponiren Limonade und Thee zu mir.“ Da haben wir den Unterschied der ernsten und komischen Oper.

Alceste und Iphigenie in Tauris halte ich für Gluck's größte Meisterwerke, und ich möchte der letzteren noch den Vorzug geben; Orpheus und die erste Iphigenie gehören in eine andere Klasse. Im Orpheus ist keine solche Kraft entwickelt, wie in der Alceste, und mehrere Partieen der Iphigenie in Aulis sind jetzt etwas veraltet. Armide scheint mir von geringerem Werth, ungeachtet der Schönheiten des dritten und des fünften Akts. Doch es ist hier nicht die Absicht, eine genaue Analyse von Gluck's Opern zu geben, sondern es galt nur, die Hauptzüge seines Genius hervorzuheben und unsere modernen Komponisten darauf hinzuweisen, damit sie aus der Betrachtung der ernsten und gewissenhaften Art und Weise, wie dieser große Tondichter arbeitete, einigen Nutzen ziehen möchten.

Sachini konnte sich Glück wünschen, daß auch ihn einmal das Verlangen ergriff, das zu seyn, was Gluck sein ganzes Leben hindurch war. Dieser Sehnsucht verdankt er seine Unsterblichkeit. Sachini hatte funfzig Opern in Italien geschrieben. In Frankreich komponirte er Olympias, Rinald, Chimene und mehrere andere, um die sich Niemand mehr kümmert. Aber er schrieb seinen Oedip, und er wird ewig leben. Ungeachtet seiner süßen und anmuthigen Melodieen, oder vielmehr eben dadurch, kommt Oedip den Gluckschen Opern sehr nahe. Es herrscht in diesem Werk eine Energie, eine natürliche Wärme und Wahrheit, wie nur eine feurige Begeisterung, von angestrengter Arbeit gezügelt, sie erzeugen kann. Alle einzelne Musikstücke des Oedip sind ein jedes für sich von wunderbarer Schönheit. Wenn auch die Aufführung des Ganzen auf dem Theater dem Vorwurf einer gewissen Monotonie nicht entgehen kann, so wird dies Werk doch darum nicht minder in dem Gedächtniß der Musikfreunde fortleben und in allen musikalischen Sammlungen einen bedeutenden Platz einnehmen.

Was war nun eigentlich unser Zweck, indem wir von Gluck und Sachini sprachen? Etwa, unsere jungen Komponisten aufzufordern, daß sie Gluck'sche und Sachinische Musik produziren sollten, wie man in den Schulen Virgilische Verse macht? Keinesweges. Aber eine Mahnung sollte es für sie seyn, ihre Kunst zu achten, und diese Achtung können sie nur durch lange und mühsame Studien bewähren. Dann, nur dann können sie ein anderes Ziel als eine Unsterblichkeit von einigen Tagen erreichen. (F. P.)

Bibliographie.

Brillantes époques, traits héroïques et paroles remarquables de l'histoire de France. — 3 Fr.

Études littéraires et philosophiques. De la Poésie primitive et de la Poésie tragique des Grecs. — Von Fabre d'Olivet.

Manuel du Franc-Maçon. — Von Bazot. 2 Bde. 7 Fr.

Mémoires sur l'origine japonaise, arabe et basque de la civilisation des peuples, du plateau de Bogota, dans l'Amérique du sud. — Von de Paravey. 3 Fr.

Spanien.

Der Spanische Komponist Gomis.

In Spanien hat jede Stadt ihren Kapellmeister, ihre Ordenskapelle und ihre zahlreichen und eingeübten Chöre. Der Kapellmeister komponirt für seine Kathedrale, allein er giebt niemals das heraus, was er komponirt. Seine Musik wird in dem Archiv der Kirche niedergelegt neben derjenigen, die man von seinen Vorgängern seit zwei oder drei Jahrhunderten hier aufbewahrt, um sie, je nach Verdienst, bei Gelegenheit eines feierlichen Festes oder irgend einer einfachen Ceremonie aus dem Staube hervorzuziehen. Diese Musik ist harmonisch, ernst und leidenschaftlich, weit mehr noch als fromm und mystisch. Es steht dem Kapellmeister hier nicht ein Orchester zu Gebote, sondern nur ein Chor mit einigen Baßgeigen und Fagottisten. Trotzdem führt man hier, vermittelst der Massen von Stimmen, sehr oft selbst ohne alle weitere musikalische Begleitung, Stücke auf, die von einer reichen, mannigfachen und gewaltigen Harmonie beseelt werden, gerade so, als wenn die verschiedensten Gruppen der Instrumente eines unermeßlichen Orchesters vereinigt wären, um Erfolge hervorzubringen, von denen man anderswo sich kaum einen Begriff machen kann.

In einer solchen Schule erhielt Gomis seinen ersten Unterricht. Zu sieben Jahren wurde er Chorknabe zu Valencia, in seiner Vaterstadt, und bis zu seinem vierzehnten Jahre genoß er den musikalischen Unterricht in der Ordenskapelle daselbst. Alsdann ward er selbst Professor der Musik, und als sein ehemaliger Lehrer starb, hatte er sich bereits den Beifall seiner Mitbürger in einem so hohen Grade erworben, daß man ihm ohne Weiteres, selbst ohne daß er in den Orden eintreten durfte, die vakant gewordene Stelle anvertrauen wollte; allein er hatte andere Neigungen und andere Bestimmungen. Zu sechsundzwanzig Jahren hatte der arme junge Musiker, obgleich schon seit zwölf Jahren Professor, noch keinen Maravedi (Heller) verdient; von der Kirche erhielt er Kost und Wohnung, und für das Uebrige mußte, obwohl mit Widerwillen, seine Familie sorgen. Er kam auf den Einfall, einige Lieder mit Begleitung für die Guitarre herauszugeben, und Valencia nahm sie mit Entzücken auf und sang sie alle Abende auf allen Balkons und vor allen Fenstern.

Um diese Zeit stattete ein Capitain bei der Artillerie, der früher in Frankreich als Gefangener gewesen, und der nunmehr mit seinem Regimente in der Stadt garnisonirte, unserem Komponisten einen Besuch ab, um ihm die Kapellmeisterstelle beim Regimente anzubieten. Das war ein Glück für Gomis. Er begann nunmehr, mit allem Eifer militairische Märsche zu komponiren. Seine heilige Unerfahrenheit zog ihm aber anfangs einigen Tadel zu. Oft, wenn er einen Dämon zeichnen wollte, entwarf sein Griffel die harmonischen Umrisse einer Madonna, und mitten unter dem Donner der Kanonen erklang zuweilen sein sanftes Halleluja. Indeß, da die Garnison noch an keine andere gute Musik gewöhnt war, verehrte sie ihren gegenwärtigen jungen Kapellmeister, und die ganze Stadt lief herbei, um die geistlichen Lieder und Märsche der Artillerie zu hören.

Um das Jahr 1820 erhielt Gomis den Ruf nach Madrid als Musik-Direktor der revolutionnairen Nationalgarde. Hier hatten sich die Künstler aller verabschiedeten militairischen Corps vereinigt, um an der Musik der Nationalgarde mitzuwirken und eine Armee von Instrumenten zu bilden.

Damals hatte sich die beliebteste und schönste Tänzerin von Madrid am Fuße verletzt, und Gomis kam auf den Einfall, sie während der Pause des Boleros und des Fandangos auf der Scene singen zu lassen; sie hatte eine sehr schöne Stimme, und der Musiker komponirte für sie die Gesänge eines jener kleinen monologen Dramen, die in Spanien so beliebt sind. Das war vor dem Teufel zu Sevilla seine erste dramatische Arbeit.

Unterdeß war im Gefolge des Herzogs von Angouleme der Trocadero sammt der Restauration herbeigekommen. Die Restauration vertrieb zwar Gomis nicht, allein sie zerstörte alle seine Hoffnungen. Der arme Spanier, der von Räubern ausgeplündert worden war, begab sich auf den Weg nach Frankreich; er kam in Paris an, fast ohne alle Hülfsmittel, und so verlassen, daß seine Stütze nur noch in einem Empfehlungsschreiben bestand, das, sonderbar genug, den Komponisten der geistlichen und militairischen Musik wegen seiner Unterstützung bei der Französischen Regierung und den Künstlern an einen Studenten der Medizin verwies. Indeß war dieser Student der Medizin seine erste wahre Versehung.

Man wird nunmehr leicht begreifen, woher die Opern des Herrn Gomis so glänzende Chöre und eine so reiche Instrumentation haben. Dieses Labyrinth der geschmeidigsten Modulationen, die so glücklich ausgeführten Capricen, die Erinnerungen der Fuge, des Kanonendonners und der Chöre der Kathedrale, diese gleichsam für ein ganzes Orchester ausgearbeiteten Ensembles, die religiöse Färbung, die selbst in seinen berauschendsten Melodieen durchblickt, diese Begeisterung, die eben sowohl für den Gesang der Mönche, als der Teufel geeignet scheint, diese Gewandheit, mit der er die Blase-Instumente, seine alten Freunde vom Regimente her, ertönen läßt, kurz Alles, was man als sein Verfahren und seine Manier zu bezeichnen pflegt, alles dies ist das Resultat seines vielversuchten und mit Mühseligkeiten aller Art verwebten Lebens.

Bekanntlich haben wir von Gomis bis jetzt nicht mehr als drei Opern aufzuweisen: den Teufel zu Sevilla, das Gespenst und den Lastträger. *) (Revue du Theatre.)

Mannigfaltiges.

— Fossile Menschen-Knochen. Die Entdeckung der fossilen Menschen-Gerippe auf Guadeloupe schien lange Zeit hindurch mehr als alles Andere die Ansicht von dem antediluvianischen Daseyn des Menschen-Geschlechts zu unterstützen. Bei der ersten Nachricht hiervon hatte die Französische Regierung sogleich den Befehl gegeben, ein möglichst vollständiges Gerippe nach Frankreich zu senden. Es wurde jedoch, da die Insel in die Gewalt der Engländer fiel, nach London gebracht. Der Ort, wo die Gerippe liegen, war offenbar ein Begräbnißplatz der Ur-Einwohner der Insel, und die Steinmasse, welche dieselben einschließt, besteht aus Muschel- und Korallen-Bruchstücken, die durch ein Kalk-Cement zusammengekittet sind. Die Knochen haben keine Veränderung erlitten, als die, welche durch die Länge der Zeit hervorgebracht wird. Sie haben durchaus nicht das Ansehen fossiler Knochen. Die Natur scheint nicht mehr die Kraft zu haben, dergleichen zu erzeugen. Dies beweist ganz vorzüglich der gänzliche Mangel fossiler Menschen-Knochen. Der Mensch ist, mehr als irgend ein anderes Thier, den verschiedensten Todes-Arten ausgesetzt. Die Körper der Bergleute liegen in tiefen Schachten begraben, die der Seeleute ruhen auf dem Boden des Meeres, die Fischer kommen in den Flüssen um, die Ueberreste des Menschen werden unter allen Breiten, von den Polen bis zum Aequator, der Erde übergeben, aber nirgends werden sie fossil. Dies hängt daher nicht vom Klima, von der Temperatur und der Beschaffenheit des Bodens ab. Man hat den Grund hiervon in der leichteren Zerstörbarkeit der Menschen-Knochen finden wollen; allein diese Annahme ist nicht zulässlich, denn auf Schlachtfeldern, wo Menschen- und Pferde-Knochen gleichmäßig denselben Einflüssen ausgesetzt sind, werden erstere, abgesehen von den geringeren Dimensionen derselben, nicht früher zerstört, als letztere. Unter den fossilen-Thier-Knochen giebt es einige, die jünger sind als die fossilen Elephanten, und die nur einem Thiere angehört haben können, das nicht größer war, als eine Maus. Es ist daher klar, daß fossile Menschen-Knochen sich finden würden, wenn sie den Bedingungen, welche zur Erlangung dieses Zustandes erforderlich sind, unterworfen gewesen wären. (L. P.)

*) Die letztgenannte Oper, deren Text von Scribe, ist so eben auf dem Theater der komischen Oper in Paris mit großem Beifall gegeben worden.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des siebenten Bandes.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Mittwoch den 22. Juli 1835.

England.

The history of Ireland. (Geschichte von Irland.) Von Thomas Moore. Erster Band. London, 1835.

Man kann sich kaum einen Begriff von den Schwierigkeiten machen, die dem Verfasser einer authentischen Geschichte von Irland in den Weg treten, wenn man nicht mit den zahlreichen Werken vertraut ist, die über den Gegenstand bereits vorhanden sind und die sonderbarer Weise fast alle darin übereinstimmen, daß sie, anstatt zu beleuchten und aufzuhellen, nur verwirren und verdunkeln. Um von der großen Masse von Versuchen und Betrachtungen über einzelne Punkte der Geschichte Irlands, die seit undenklichen Zeiten, gleichsam nur zur Verwirrung der Chronologie und zur Entstellung historischer Thatsachen, abgefaßt wurden, einen Begriff zu bekommen, darf man nur die Arbeiten eines Ledwich und Keating's, eines O'Flaherty's und gewissermaßen selbst eines Ballancey's lesen, und man wird sich bald überzeugen, daß man, je weiter man mit ihnen vorschreitet, wofern man anders die Geduld dazu hat, nur in desto größere und auffallendere Widersprüche verfällt. Die Vermischung der Wahrheit und der Fabel in der alten Geschichte Irlands ist merkwürdig, nicht nur wegen der Kühnheit, sondern auch wegen der Allgemeinheit, in der sie Platz gegriffen und sich ausgebreitet hat. Die wunderlichsten Begebenheiten sind hier mit den scheinbarsten Thatsachen so eng verwebt und so künstlich zusammengestellt, daß es selbst dem bedenklichsten Forscher schwer seyn würde, das anatomische Messer der Kritik anzusetzen und das Wahre vom Falschen zu scheiden. Steigen wir in die entfernteren Zeiten hinauf, so begegnen wir Traditionen, in der Gestalt von reinen Erdichtungen, die aber dabei eine so ernste und gewichtige Miene angenommen, daß wir, wenn wir ihnen auch allen Glauben versagen, dennoch genöthigt sind, immer auf dieselben, wo nicht als auf eine Autorität, so doch als einen Beweis von Nicht-Autorität zurückzukommen. Die Fabeln der alten Barden und die Dunkelheiten und Uebertreibungen der nüchternsten Chronikenschreiber erscheinen uns fast gleich unglaublich, und wäre es nicht möglich gewesen, von Außen her Licht zu verbreiten, so hätte die Geschichte von Irland für immer eine unzusammenhängende, unentwirrbare Masse von Legenden bleiben müssen.

Zur Lösung einer so schwierigen und mühsamen Aufgabe war kein Schriftsteller unserer Tage mehr geeignet, als Thomas Moore. Durch seine früheren Studien hatte er sich eine genaue Bekanntschaft mit den Legenden, mit den fabelhaften Heldenthaten der Urbewohner, mit den Wundern und poetischen Traditionen verschafft, mit denen die Annalen des Irländischen Volkes so reichlich ausgeschmückt sind. Und diese Fragmente aus dem Bereiche der mythologischen Dichtungen und der poetischen Begeisterung muß man nicht so gering anschlagen wollen für den Geschichtschreiber, der in ihnen den Geist des National-Charakters und die Tendenz seines Genius entdeckt. Die Studien, die Moore bei Aufsuchung der Materialien für sein Leben des Capitain Rock*) machen mußte, haben denselben auf einen Standpunkt gestellt, wodurch ihm eine ganz neue Aussicht, ein neues Feld eröffnet wurde. In jenem Werke erforschte er die Quellen des Unglücks und der Zwietracht von Irland, und es ist ihm gelungen, mit Witz und Scharfsinn den ganzen Gegenstand wunderbar zu beleuchten. Nicht minder kommt unserem Historiker seine leidenschaftliche Vorliebe für die Orientalische Literatur zu statten, wie er sie bereits in Lalla Rookh auf eine so hervorstechende Weise bekundet. Hier unter den Zeugnissen der Religion des Budha und der Erinnerungen des alten Hindostans findet der Geschichtsforscher eine Menge von Thatsachen auf, die ihm nicht nur zur Vergewisserung mancher auf anderem Wege nur halb gesicherten Schlüsse dienen, sondern auch selbst neue Kanäle eröffnen und ihn zur Kenntniß dessen führen, was zur Beleuchtung der Irländischen Geschichte von der höchsten Wichtigkeit ist. Zu allem diesen aber gesellt sich noch die ausgebreitete klassische Gelehrsamkeit Thomas Moore's, und seine eigenthümlichen Verhältnisse und Beziehungen zu Irland; seine außerordentliche Anhänglichkeit für das Land seiner Geburt, seine politische Laufbahn und seine mannigfachen, glänzenden und seltenen literarischen Fähigkeiten, die ihn vor allen Anderen dazu geschickt machten, eine Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben.

Der vorliegende erste Band dieses Werkes, das im ganzen auf drei Bände berechnet ist, beginnt mit dem Ursprunge des Irischen Volkes, den Herr Moore von den Celten herleitet, von deren Sprache das Irische der reinste Dialekt ist, der noch jetzt gesprochen wird, und führt uns bis zum Anfange des achten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung herab. Bei der Abhandlung der früheren Perioden dieser so verwickelten Geschichte bietet sich dem Verfasser viele Gelegenheit dar, die verschiedenen Theorieen einer Prüfung zu unterwerfen, die von mehreren historischen Schriftstellern über mancherlei Punkte in Betreff der Alterthümer Irlands, über ihre runden Thürme, über die bekannte Milesische Sage, über ihre Druidischen Monumente, über ihre Baal-Feuer, über die Authentizität ihrer Chroniken, die Aehnlichkeit zwischen dem Irischen und dem Phönizischen, die heiligen Gebirge und Tempel &c. aufgestellt worden: — über alle diese Gegenstände verbreitet sich der Verf. mit ungemeinem Scharfsinn und einer außerordentlichen Gelehrsamkeit. Er hat es nicht an Mühe fehlen lassen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, und woher und von welcher Seite er nur immer Licht schaffen konnte, suchte er es auf, um Vieles aufzuhellen, was bisher durch Pedanterie oder Vorurtheil entstellt war. Durch ihn ist dem verjährten Trugschlusse die nüchterne Wahrheit entgegengestellt, die schmeichlerische Tradition ihrer Hülle beraubt und ihrer ursprünglichen Gestalt wiedergegeben, so wie die Gesänge der Barden und der Aberglaube, den Jahrhunderte geheiligt, endlich einmal aufgeklärt worden, um nicht mehr zur Bekämpfung der Wahrheit oder zur Beschönigung eitler und thörichter Einbildungen zu dienen. Bei Gelegenheit der Aufklärung der sonst so allgemein verbreiteten Milesischen Sage von dem Ursprung der Irländer zeigt es sich, wie die Natur des Dichters gegen den Historiker ankämpft. Es wird dem Ersteren schwer, das einzuräumen, was der Letztere kalt von ihm verlangt.

„Es ist", sagt Moore, „ein betrübendes und unangenehmes Geschäft, besonders für Einen, der von früher Jugend auf daran gewöhnt ist, die alten Schicksale seines Vaterlandes nur durch das Medium der Poesie und der Begeisterung zu sehen, nun auf einmal, in Folge der ernsten Mahnung der historischen Wahrheit, nicht nur seine eigenen Täuschungen über den Gegenstand aufzugeben, sondern auch noch selbst dazu beizutragen, Anderen, die sonst keinen Beruf dazu fühlten, ihre Lieblings-Träume und Irrthümer schwinden zu machen. Wer sollte sich darüber wundern, daß der Volksglaube in Irland so lange eine Sage gehegt und gepflegt, die dem Nationalstolze so schmeichelhaft war! Ein Volk, das stets gegen die Ungunst des Geschicks zu kämpfen hatte, konnte nur mit Begeisterung die eingebildete Epoche der Milesischen Tage aufnehmen, wo der Ruhm der Waffen und der Künste und alle Segnungen der Civilisation im Gefolge ihrer heroischen Ahnen von den Küsten von Spanien her ankamen, so daß bisher Niemand, außer den gemeinen Herabwürdigern Irlands von der herrschenden Partei, je daran gedacht, die Authentizität einer Legende in Frage zu ziehen, an der eine ganze Nation eifrig hing und die die traurige Bestimmung hatte, durch das Phantom historischen Ruhmes für den Verlust der wirklichen Unabhängigkeit und der wahren Größe zu trösten. Selbst in unseren Tagen unterließen die gelehrtesten Geschichtsforscher, die das alte Irland beschrieben, es nie, die Fabel von der Milesischen Bevölkerung mit einzuflechten, und manche unter ihnen haben es sogar versucht, dieselbe zur historischen Wahrheit zu erheben. Allein gerade unter ihren Händen mußte das Trugbild verschwinden, und alle Anstrengungen des Scharfsinns mußten scheitern, indem dasselbe sich in keiner Weise von den für ihre respektiven Mutterlande gemachten Erfindungen eines Hunibald, Suffridus, Geoffrey, Monmouth und anderer Aehnlichen unterschied, es sey denn, daß es mit etwas mehr Kunst verwebt und von dem begeisterten Volke adoptirt wurde, dessen Ehrgeiz es schmeichelte und dessen verletztem Stolze es zum Troste gereichte."

Der alte Aberglaube der Irländer — ihre Sprache — die Oghamsche Schrift — die ursprüngliche Bevölkerung des Landes — die Ossianischen Dichtungen — die Heroen und Barden — die Jurisprudenz und die Religion — ihre inneren und auswärtigen Kriege — die Einführung des Christenthums — die Mission St. Patrick's — die Irische Poesie und Musik — der Fortschritt der Irländischen Missions-Gesellschaften im Auslande — die Northumberische Invasion von Irland — das Leben und der Charakter des John Scotus — der Ackerbau, die Künste und die natürlichen Hülfsquellen Irlands — die Gesetze von Brehon — alles dies ist von dem Verfasser sorgfältig behandelt und mit dem größten Fleiße ausgearbeitet, von den Entstellungen und Verkehrtheiten der Ignoranz befreit und zu dem gebührenden Range der historischen Glaubwürdigkeit erhoben worden.*)

Bibliographie.

Historical sketch of the art of sculpture in wood. (Geschichte der Holzschneidekunst.) Von R. F. Williams. 3 Sh.

*) Cap. Rock ist bekanntlich die allgemeine Bezeichnung für „Irländische Parteigänger."

*) Eine Deutsche Uebersetzung dieses Werkes ist, so viel uns bekannt, ebenfalls schon angekündigt worden.

Very little tales. (Ganz kleine Erzählungen.) In lauter einsylbigen Worten von drei oder vier Buchstaben. 2 Sh.

Character of Lord Bacon. (Das Leben und die Werke, so wie der Charakter des Lord Baco von Verulam.) Von T. Martin. 6 Sh.

Practical treatise on spherical trigonometry. (Die sphärische Trigonometrie.) Von D. Byrne. 4½ Sh.

Holland.

Physiognomie der bedeutendsten Städte Hollands.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein anderes Kostüm, das wenigstens auf mich einen noch trüberen Eindruck gemacht hat, als das des Leichenbitters, ist die Uniform der Findelkinder, die Amsterdam auf seine Kosten auferzieht. Es besteht in einem kurzen schwarzen Jäckchen mit einem Stück weißer Leinwand und einer gedruckten Nummer darauf. Die Waisenkinder sind halb schwarz halb roth gekleidet. Ich überlasse es den Philanthropen, gegen diese schmähliche empörende Nummer zu protestiren, mit der die Stadt diese armen Kinder stempelt, die fast alle eine ernsthafte strenge Miene haben, wie kleine Englische Grooms, denen sie vermöge des Schnitts ihrer Jacken ähneln. Man muß sie sehen an einem schönen Sonntag, wenn sie langsam auf der Princesgragt spazieren geführt werden, die Hände in den Taschen, sauberer und sorgfältiger abgebürstet als Wochentags, mit ihrem rothen, schwarzen und weißen Achselband, das ihnen ein gewisses Ansehn giebt, daß man sie für kleine Holländische Prinzen aus der Zeit Ludwig's XIV. halten könnte, wäre nicht die verwünschte Nummer. Ihr Hospital hat übrigens seine eigene Bäckerei und Apotheke. Die Mädchen mit kleinen weißen Mützchen, langen gelben Handschuhen und leinenen Schürzen sehen so einfach und dabei so glücklich aus, daß einem ganz wohl wird, wenn man sie betrachtet; eine unter ihnen, die schön und groß war, machte Lateinische Verse wie Johannes Secundus. Sie werden bei ihrer Entlassung von der Anstalt ausgestattet, doch ist diese Ausstattung sehr dürftig. Die Meisten gehen in Dienst, was in Holland ein schlimmer Ding ist, als irgendwo sonst in der Welt, weil hier alle grobe und schwere Arbeit, die anderswo den Männern zufällt, von den Frauen verrichtet wird. Auch begegnet man ihnen wohl, zweien zu zweien, längs der Amstel, wenn sie zum Utrechter Thor hinauswallen, die Lustjachten zu sehen bei der schönen Brücke der Verliebten. Diese Brücke ist für Amsterdam in der That eine sehr zweckmäßige Promenade, wenn man sich von dem verworreneren Lärmen und dem brausenden Getreibe seiner belebten Straßen ruhig und angenehm erholen will. Sobald es dunkel wird, erhellen sich zu beiden Seiten der Amstel alle Fenster und werfen ihren strahlenden Schimmer in das Wasser des Kanals; es ist der einzige Ort in der geräuschvollen Stadt, wo sich gegen Abend der dürftige Kranke, ein trübsinniger oder armer Greis in seinem abgeschabten Rocke, auf ein Kind oder eine Nichte gestützt, von einem alten Buche begleitet, ruhig ergehen kann. So ging Vondel umher, der Sänger Lucifer's und der Jungfrauen, wenn es dunkel war und alle Glocken Amsterdams wehmüthig weinten, und lauschte dem letzten Getümmel und Gemurmel des Tages; er, der kein Schiff aus Indien kommen sah, ohne an seinen undankbaren Sohn zu denken, für den er Alles verkaufte, bis auf seinen Ruhm, und der ihn langsam dahinsterben ließ in bitterer Armuth, auf daß nicht gesagt werden sollte, die Dichter sterben in Holland anderswo als im Hospital.

Vir Phoebo et Musis gratus Vondelius hic est! *)

Die Anzahl der Hospitäler ist eben so beträchtlich wie die der Kirchen; man kann unmöglich mehr fromme und schöne Stiftungen auf einem Flecke beisammen sehen, als hier. Amsterdam hat ein Hospital für alte Frauen und eins für alte Männer, ein Englisches Hospital, ein Lutherisches, die Rozengracht, ein Hospital für arme Wittwen, ein Hospital des heiligen Lazarus, ein Hospital Sankt Petri und eins für Verrückte. Dies dürftige und nothleidende Amsterdam, das mitten in dem lauten, gewühlvollen und reichen als eine eigene Stadt für sich besteht, hat so auch seine besonderen Gesetze und eigenthümlichen Sitten; Privat-Stiftungen sind nicht in minder großer Zahl vorhanden. Man mag sagen, was man will, die zerstreuteste Phantasie fühlt sich gefesselt durch den bloßen Anblick von Amsterdam; es ist die Stadt der politischen Umwälzungen und der Kirchen. Was Holland Denkwürdiges und Interessantes besitzt, seine Mannigfaltigkeit der Kulten und die Reste alter Sitten, die es bewahrt, Alles das ist innerhalb der Mauern Amsterdams zu finden.

Die große Synagoge zu Amsterdam ist eine der schönsten. Nur die von Livorno kommt ihr in dieser Hinsicht gleich, ja, diese ist die interessanteste, die ein Künstler sehen kann. Die Niederlassung der Juden in dieser Handelsstadt datirt nach dem Jüdischen Kalender vom Jahre 1595. Es ist ein seltsames Ding um jene Kaufleute, die sich fast zu Königen in einer Kaufmannsstadt wie Amsterdam emporgehandelt haben; in Italien erscheinen sie als Fremde, die eigentlich nicht hingehören; und werden so behandelt; Florenz und Rom schließt sie in die Gitter ihres Ghetto ein; aber die nämlichen Menschen, die in Italien so heimathlos, so verachtet, in einem so elenden Zustande leben, habe ich wieder gesehen in Amsterdam, reich und mächtig, als große Kaufherren, im Besitze politischer Rechte, ihre Häuser respektirt wie Festungen. In Amsterdam gilt ein Jude eben so viel wie ein Katholik, für alle Fehden des Glaubens ist der Sinn völlig erstorben in dieser Stadt. Der Holländische Jude ist reich und unternehmend; der Italiänische hat nichts als seine von Motten zerfressenen Stoffe, seine Hebräischen Bücher und seine Noth. Ich habe in Amsterdam eine Versammlung von Jüdischen Notabeln gesehen, die man für einen Senat von Bürgermeistern hätte halten können.

*) Vondel's Epitaphium.

Es giebt noch gute Seelen und Hofräthe im Haag, die da glauben, daß die Juden ihre Todten in Weinessig waschen. Warum nicht noch hinzusetzen, wie ein altes Buch: „Reisen in Italien", daß sie diesen Essig nachher dazu verbrauchen, Gurken einzumachen für die Christen?

Wir sind Amsterdam durchwandert, die Stadt der Kulten, die düstere theologische Stadt; klopfen wir nun an die gemalten Thore vom Haag an, der Stadt der Etikette.

Der Haag, die Königliche Residenz, hat ganz das Ansehen einer Englischen Hauptstadt. Wenn man Delft passirt hat — eine hübsche, saubere, mit Kies gepflasterte Stadt, eine Stadt der Kanäle, durch die von Rotterdam her zahllose Diligencen gehen — so erblickt man eine Menge schöner Häuser und prachtvoller hoher Linden. Hier ist es, wo die Equipagen rasseln und die besternten und bekreuzten Kammerherren hin und her laufen. Der Haag ist eine ehrwürdige Dame von Stande, die uns in allem Herkömmlichen und Ueblichen unterrichten, gründlicher als der Herzog von Saint-Simon uns die Regeln des dais im Theater und des estrapontin in den Kutschen auseinandersetzen wird. Sein Boden ist der Schauplatz aller Streitigkeiten um den Vorrang gewesen, die ehemals die Gesandten von Frankreich und Spanien mit einander geführt. Der Graf d'Estrades, der Gesandte Ludwigs XIV., genoß dort vor dem Statthalter selber den Vorrang! Treten wir in den großen Saal hinein, wo die Bilder der Nassau's hängen in riesenhaften Herkules- oder Amors-Gestalten. Noch heutzutage sind alle Hofräthe, denen man dort begegnet, wahre Hoffmann'sche Hofräthe; sie wissen die Namen aller ehemaligen Rathsherren und Amtsvögte auswendig! Wer Empfehlungsschreiben nach dem Haag mitbringt, dem geben wir den guten Rath, sie so schnell als möglich in den Kanal zu werfen; denn das ist die einzige Weise, wahren Nutzen davon zu ziehen. Jeder Empfehlungsbrief wird erst einem großen Familien-Rathe vorgelegt und in pleno geprüft, jedes Mitglied der Familie hat darüber erst sein Votum abzugeben. Nach Verlauf von vier Tagen wird dem Empfohlenen eine Karte zugeschickt, nach sieben Visiten wird er eingeladen! das fällt denn gerade auf die Stunde, wo der Gast abreisen will; so viel Zeit brauchen die Holländer, um einen Entschluß zu fassen.

Das Gebüsch beim Haag ist eine herrliche Promenade. Wenn die Prachtgebäude dieser Stadt mit ihren gemalten Backsteinen, ihren Persischen Tapeten und Teppichen, ihren breiten und langen Kaminspiegeln als ein Abbild der Londoner Häuser erscheinen, so kann die Promenade im Gebüsch füglich mit Hyde-Park verglichen werden. Pfauen und Hirsche lagern im zarten Grün der Rasenplätze, die so wonnig und frisch sind, daß sie Fielding's Namen zu rufen scheinen. Trügen die Frauen von Scheveningen nicht den Strohhut mit den langen Krempen, man würde dem Kutscher zurufen: „Piccadilly!" Der berühmte Salon des Maison du Bois, der Japanische, ist ein prächtiges Geschenk, das der Kaiser von China dem verstorbenen Statthalter gemacht hat; es herrscht eine wahrhaft Königliche Pracht in diesem Saale. Der Oranische Saal, in dem sich die herrlichen Apotheosen von Jordaëns befinden, sieht aus wie ein Saal des Vatikan.

Unserem Bedünken nach, ist die interessante Zeit des Haag die der kleinen skandalösen Druckschriften in Duodez gewesen, die der Censur entwischen wollten. Wenn die kleinen Marquis unter Ludwig XV. ein Pamphlet oder einen Roman zu Stande gebracht hatten, so zogen sie ab, frische Luft zu genießen, nach dem Haag und kamen dann mit Extrapost zurück, ihre Triumphe zu ärndten. Die meisten Bücher übrigens waren gar nicht im Haag gedruckt, wenn es auch zehnmal darauf stand. Es hieße, diese friedliche Stadt zum ärgsten Sündenbock machen, wenn man ihr all' die schlechten Romane, die auf den Sophas des achtzehnten Jahrhunderts entstanden und unter ihrer Firma in die Welt geschickt wurden, aufbürden wollte. Ganz andere und bessere Gaben sind wir ihr schuldig geworden, verdanken ihr Ruysch und Huygens.

Gegenwärtig sind die Klubs und die Café's die Seele dieser Stadt. Ein Café im Haag (tapery) würde einen Fremden, der Holländischen Reinlichkeit gegenüber, noch mehr in Verlegenheit bringen, als die seltsamen Nachthäuser in Amsterdam. Alles geht hier nach der methodischsten und tristlasten Ordnung zu. Schwere Armleuchter aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., ein starker Tabacksgeruch, ungeheure Pfeifen, die jedem Eintretenden präsentirt werden, das Portrait des Prinzen von Oranien zu Pferde und ein trauriger Papagay in einem großen Käfig, das sind ungefähr die Punkte des Interesses, die von diesen Kaffeehäusern anzugeben wären.

Ungeachtet seines äußeren behaglichen Ansehens von Reichthum und Eleganz, gleicht der Haag doch sehr der kleinen Stadt des seligen Picard.*) Auch im Haag weiß Jeder ganz genau, was beim Nachbar gekocht wird und was er für Herzens-Angelegenheiten hat. In seinen vier Pfählen verschanzt, sein Thun und Treiben unter Schloß und Riegel haltend, hat das Holländische Leben nur eine Freude: die Schritte der Fremden, die als Gäste zu ihm kommen, zu belauern und auszukundschaften. Alle diese kleinen Spiegel an den Fensterpfosten der Häuser rapportiren dem lauschenden Blick ihrer Besitzer getreulich Alles, was ringsumher draußen oder gegenüber vorgeht, jeden Kuß, der genommen oder gegeben werden, jeden kleinen Streit und jede Versöhnungs-Scene. Da ist denn tagtäglich Vorrath und frische Zufuhr von Geklatsch und Geschichtchen.

Mit den Engländern werden in dieser Residenz weniger Umstände gemacht, als anderswo. Ein Geschäftsträger, mit einem Secretair zur Seite, repräsentirt die Englische Nation. Dies nimmt den Fremden um so mehr Wunder, als der Haag, ich wiederhole es, eine durchaus im Englischen Geschmack gebaute Stadt ist; die Hotels sind sämmtlich im Stile der von Clarenden.

Höchst zuwider sind mir die Kohlfelder und Promenaden Scheveningens. Von den Leuten im Haag wird Scheveningen allerdings als

*) Nach welchem Kotzebue bekanntlich seine Deutschen Kleinstädter bearbeitet hat.

sehr schön angepriesen. Nach Gefallen kann man von diesem nackten Plateau sich des Anblicks des Meeres erfreuen, der aber hier keineswegs so schön ist, wie in Dieppe und Boulogne. Die Bade-Anstalten, auf die sich Scheveningen sehr viel einbildet, sind viel zu groß für den Ort.

Man hat sich vielfach über die leichten Sitten der Holländerinnen aufgehalten. Für's erste wäre dagegen allerdings zu bemerken, daß man ihre Gesichter nicht viel anders zu sehen kriegt, als durch die Jalousieen und Gitter in den Küchen. Die Holländischen Frauen werden bisweilen bewacht wie die der Türken, und aus Verdruß brechen sie dann wohl die Ketten ihres Harems; aber im Allgemeinen wird dergleichen hier ohne Lärm und Aufsehen, ganz piano und in der Stille abgemacht.

Mit dem Innern der Familien ist es ein eigen Ding in Holland; um eingeführt zu werden, muß man die Holländischen Antipathieen erst mit Sturm eingenommen haben. Kaum betritt man die Schwelle des Hauses, kaum hat der Doppelspiegel, der draußen am Fenster hängt, dem Wirth Euer Gesicht und Eure Gestalt rapportirt, so werden auch schon die Töchter von der Großtante in Versteck und Sicherheit gebracht. Die jungen Mädchen Hollands sind, wie die Haarlemer Blumen, beständig unter Glas, bis zu dem großen Tage, wo sie herausgesetzt werden, dem Hochzeitstage. Die übertriebene Strenge und Prüderie, die in England in diesem Punkte herrscht, kommt der Holländischen doch noch nicht gleich. Kommt nun der Abend heran und man ist zu einem sogenannten Thee eingeladen, so stellt sich folgendes Bild unseren Blicken dar. In einem Salon von mäßiger Höhe, der mit allerhand Chinesischen Sachen ausgeschmückt ist, steht ein hellerleuchteter Tisch, auf dem sich ein Obelisk von aufgethürmten Tassen erhebt, eine Trajans-Säule von Porzellan. Die Dame des Hauses nimmt von diesen Tassen eine nach der anderen mit großer Geschicklichkeit herab, wischt sie aus, spült sie aus und schenkt dann eigenhändig den Thee ein. Kein Domestik ist zu sehen. Während der Thee getrunken wird, unterhält man sich über die großen und kleinen Orgeln von Haarlem. Der Sohn des Hauses, ein unschuldiger junger Mensch, der den Heinsius übersetzt, spielt schüchtern mit einem Paar Englischer Geier, die in einem großen Käfig von Weidengeflecht schläfrig sitzen. Bisweilen kommt auch noch ein Professor und erzählt als etwas Neues und Pikantes die Geschichte von Hugo de Groot. Die Tulipomanie ist der große Gegenstand, um den sich alle Conversation in Holland dreht. Wir mögen von den schönen Künsten, von Malerei, Poesie oder auch Politik sprechen; Hyacinthen und Amaryllis und Amaryllis und Hyacinthen und sonst nichts wird uns erwiedert. Die Stadt Haarlem ist der Mittelpunkt dieser Blumenwuth. Der Tag, wo die Blumen ins Freie gesetzt werden, ist ein Festtag ohne Gleichen. Die Holländischen Villen, die an der Straße dorthin liegen, werden schon am Abend vorher sauber mit Sand gestreut; sogar die Statue von Laurenz Coster, des vermeintlichen Erfinders der Buchdruckerkunst, strahlt von frisch duftenden Anemonen und Rosen. Unschuldiges Volk! Unschuldige Stadt! Es giebt Bürgersleute, die funfzehn Meilen machen, um ihre feine Nase am Dufte des Erbprinzen von Oranien, der Markgräfin von Anspach, der Stadt Amsterdam oder des Minister Pitt zu erquicken. Es ist bekannt, daß der Ludwig XVI. mit 600 Franken bezahlt wurde, und kürzlich soll eine Tulpen-Gattung, die Citadelle von Antwerpen, mit einer ganz ungeheuren Summe von einem Amsterdamer Gärtner erkauft worden seyn.

Diese Eigenheiten eines Volkes, das für Miniatur geschaffen ist, lassen sich nicht besser zusammenfassen und konzentriren, als in dem Bilde des berüchtigten oder berühmten Dorfes Broëk. Nord-Holland ist in der That das eigentliche Museum aller dieser alten Gewohnheiten von übertriebener Reinlichkeit und ernsthaftem Chinesenthum. Unweit Buikesloot findet man eine Menge Landleute um Lehmöfen auf freiem Felde beschäftigt; es sind Einwohner von Broëk, die hier kochen, um ihre Häuser rein zu erhalten. Dieser feine sauber gestreute Sand, auf dem künstlich Landschaften und Figuren gefegt sind — weh' dem Armen, der ungeschickt darauf hinpatscht, auf diese Werke der Broëker Zeichnenkunst! Macht zu! Wir müssen Friessocken anziehen, wenn wir das Alles in Augenschein nehmen wollen. Der große Friedrich von Preußen, der es im vorigen Jahrhundert, als er inkognito durch West-Friesland reiste, sah, wurde alles Ernstes böse über diese närrischen Eigenheiten. — „Aber wißt Ihr", sagte Herr von Lamettrie zu den Broëkern, „daß es Friedrich von Preußen ist?" — „Und wenn es der Bürgermeister von Amsterdam wäre!" antworteten Jene. Zum Glück waren Friedrich und Lamettrie Philosophen.

Eine andere Anekdote ist folgende: Dies Dorf schickte einmal an einen Preußischen Oberst, dessen Regiment eine Straße des Dorfs und zwar die größte passiren sollte, eine bedeutende Summe, um ihn zu bewegen, um Broëk herum zu marschiren; nur, damit den Frauen die Mühe erspart würde, ihre Sand-Landschaften von neuem fegen zu müssen. Ist dies Alles nicht China's vollkommen würdig?

Wenn erzählt wird, daß dem Kaiser Joseph II. nicht mindere Schwierigkeiten gemacht wurden, als er ein Broëker Haus besehen wollte, so müssen wir uns noch sehr glücklich schätzen, daß wir doch wenigstens seine Remisen gesehen haben. Hier hangen die Geschirre, mit kleinen Muschelchen von der Küste von Guinea besetzt, in einem großen Mahagonischranke mit Glasscheiben; oben darauf steht eine Vase, mit zwei vergoldeten Blumen-Guirlanden verziert; in der Mitte der Remise schwebt ein Kronenleuchter; sie ist gedielt und gebohnt; die Fensterladen sind reich mit Gold verziert, wie die Säulen des Prosceniums in unserm Opernsaale.

Was nun noch von Saardam sagen? In Saardam, oder vielmehr Zaandam, ist das Grün der Häuser eben so zart und frisch wie das Gras der Wiesen; die Gärtner dort stehen schon von sieben Uhr Morgens in Galla; Gaslaternen hangen an den Linden; die Frauen sind gebiegelt und geschniegelt, reizend und blitzend in ihren schwarzseidenen Mantillen. Die Hütte des Czaars Peter, was will sie bedeuten, und wie verschwindet sie mit all' ihrer Merkwürdigkeit vor seinem Besuch in Saint-Cyr? „Er wurde hier aufgenommen wie der König. Auch Frau von Maintenon wollte er sehen, die sich voller Neugier in ihr Bett gelegt hatte, die Vorhänge dicht zugezogen, nur den einen ein wenig geöffnet. Der Czaar trat in's Zimmer, und das Erste, was er that, war, daß er die Fenster-Vorhänge zurückzog, dann die des Bettes; er betrachtete Madame Maintenon, bis er genug hatte, sprach auch nicht ein einziges Wort mit ihr und ging wieder hinaus, ohne ihr irgend eine Verbindlichkeit zu bezeigen." — Saint-Simon erzählt ferner, daß er in der Regel zwei Mal des Tages gespeist und ungeheuer viel gegessen und getrunken habe; zum Dessert ein Nößel und manchmal sogar eine Pinte Liqueur. Die Kosten seines Unterhalts beliefen sich auf 600 Thaler täglich.

Man thut besser daran, diese Memoiren, die ihn in treuen Zügen schildern, zu lesen, als die Hütte zu besuchen, in der er zu Saardam gewohnt; denn Alles, was man sieht, sind vier Bretter, auf die alle Narren der Welt ihre Namen und auch Verse geschmiert haben. Viel interessanter ist ein anderer Besuch, von dem wir unsere Leser unterhalten wollen, nämlich ein Besuch beim Bürgermeister von Saardam. Wer das Stück kennt und die Rolle des Bürgermeisters von Potier gesehen hat, kann nicht durch Saardam reisen, ohne zu lachen, und wir machten deshalb sogleich Anstalt, uns zu der gestrengen Obrigkeit hinführen zu lassen. Bedenklich war die Sache allerdings, und es war keine Kleinigkeit, ernst zu bleiben; dennoch, ich muß es selber zu unserem Lobe sagen, gelang es uns vortrefflich. Wir machten uns auf den Weg, durch's Dorf, das, beiläufig gesagt, nicht weniger als zehntausend Seelen zählt, und standen nach einer Weile vor der Wohnung des Herrn Van der Staat. Dieser Name stand mit schönen kupfernen Buchstaben an einer Thür, die von zwei Oleandern beschattet ward. Das Herz schlug uns, einen Mann der Tradition, der unsterblich war, ohne daß er es vielleicht selber wußte, zu sehen! Ein Bürgermeister von Saardam, wie er leibt und lebt! Bei dem offiziellen Ton der kleinen Garten-Klingel mußte er anfangs denken, wir kämen in Geschäften.

Er hatte noch seine Serviette vor dem Munde und hielt seinen grünen Lichtschirm in der rechten Hand. Unserem Führer folgend, sahen wir gerade aus, wie ein Paar Kläger oder ein Paar Maraudeurs, die eskortirt wurden. Der Bürgermeister ließ uns in ein Zimmer neben dem Speisesaal treten und zog sich hinter ein Gitter von Messingdraht zurück, von wo er unseren Fragen sein Ohr lieh. Er sprach Französisch und gut Französisch. Er gestand uns, daß er Potier nicht kenne, wenn es nicht etwa, wie er hinzusetzte, der Jurist sey. Während der Eine von uns ihn in ein Gespräch verwickelte, war der Andere, unehrerbietig genug, so frei, mit wenigen Strichen eine Skizze von seiner Gestalt zu entwerfen. Sein Aeußeres war gar nicht ohne eine gewisse Feinheit; seine Haltung war sehr gut, seine Farbe frisch; auf dem Kopf trug er eine braune ganz runde Perrücke. Was uns an ihm auffiel, war ein Fünfguldenstück, welches er mitten auf der Stirn trug. Der Führer sagte uns, er trage dies Geldstück gegen einen steten Kopfschmerz, den er vom Getöse der Mühlen gekriegt habe. Die Mühlen in und um Saardam machen in der That einen so anhaltenden gar nicht aufhörenden Lärmen, wie nirgend sonst in der Welt. Da wir dem Bürgermeister das Essen nicht wollten länger kalt werden lassen, so empfahlen wir uns ihm mit Komplimenten. Er konnte es nicht begreifen, daß man einen Bürgermeister auf die Bühne gebracht habe, um zu lachen.

Durch die großen Scheiben des Speise-Saals gewahrten wir seine Familie, die ziemlich unruhig zu seyn schien, daß er vom Tisch abgerufen worden. Seine beiden Töchter waren, so viel wir sehen konnten, sehr schön; sie trugen den Kopfschmuck der Frauen von Alkmaar und Hoorn, dessen massiver Goldreif sich reizend um ihre blonden Haare wand.

Zwei Tage darauf sahen wir Rotterdam und Leyden. Nur zweierlei hätte ich darüber zu bemerken; daß die erstere dieser Städte, ohne die schwarze Statue des Erasmus und ihre Börse, ganz das Ansehen eines volkreichen Quartiers von Amsterdam haben würde, und daß die zweite sich aus Erkenntlichkeit und zum Andenken des großen Meisters lieber Lucas von Leyden nennen sollte.

Wir könnten noch von Utrecht erzählen, der Patrizierstadt im eigentlichsten Sinne, dem Centrum der adeligen Familien, die man gar wohl die Vorstadt Saint Germain von Holland nennen kann. Doch genug für diesmal, und nur noch die Bitte, daß Keiner von uns glauben möge, wir wären etwa der Meinung, in diesen flüchtigen Bemerkungen ein vollständiges Bild von Holland gegeben zu haben.*) Von solcher Anmaßung sind wir fern. Aber es ließe sich ein vortreffliches Buch schreiben über dies Volk, das uns wenigstens nicht unsere Industrie stiehlt wie Belgien, und das sich selber zu dem gemacht hat, was es ist, und sich kraftvoll aufrecht erhält, ohne den insolenten Trotz verdienstloser Parvenu's an sich zu haben; das arbeitsam und fleißig ist, als wenn es noch arm wäre wie ehemals, kleinlich in vielen Dingen, aber vielleicht noch reicher als wir an wahrhaft unterrichteten Männern; so despotisch in seinem Handel, daß sein König es wohl eingesehen hat, daß er nur der erste Geschäftsführer des Landes seyn könne, ein eigenthümlich sonderbares Volk, dessen Durst nach Gold so groß ist, daß die kleinste Zahl auf seinen Päcken und Ballen mehr Interesse für dasselbe hat, als seine Geschichte, und uns, die es wandernd durchziehen, es überläßt, mühsam aus der alten Asche das Leben seiner großen Männer, die nur zu oft und zu bald überall vergessen werden, in schwachen Umrissen wiederherzustellen.**)

Roger de Beauvoir.

---

*) Das glaubt sicher kein Mensch.

**) Es wäre doch um die großen Männer Hollands gar schlecht bestellt, wenn die Holländer es den Französischen Reisenden, und namentlich solchen,

Bibliographie.

Leonard en Ferdinand, oder die Wahl eines Ehegatten. Original-Roman, vom Verf. des „George Falkland". 2 Bde. 5 Fl. 60 C.

Tafereel van het heelal. (Gemälde des Weltalls.) Von Professor J. G. Sommers. 6 Bde. 28 Fl.

Grondbeginseln der plantenkunde. (Elemente der Botanik.) Nach dem Englischen, von R. B. Millard. Mit Holzschnitten. 1 Fl. 20 C.

Frankreich.

Zur Geschichte des Anagramms.

Vom Bibliophilen P. L. Jacob*).

Es war im sechzehnten Jahrhundert und zu Anfange des siebzehnten, wo das Anagramm sein goldenes Zeitalter hatte; ein berühmter Französischer Dichter war der Erfinder, oder vielmehr der Erneuerer desselben. Jean Daurat, der seinen eigenen Namen, ohne ihn zu anagrammatisiren, in Auratus latinisirt, war auf den Einfall gekommen, die Namen seiner Zeitgenossen, und besonders seiner Freunde und anderer großen Herren, so zu kombiniren, daß es irgend etwas Schmeichelhaftes für sie enthielte; Daurat hatte sich einen Ruf erworben, und in Folge dessen war er zu dem Titel und dem Range eines Königlichen Dichters gelangt. Sein Beispiel fand bald Nachahmer, und während der Regierungszeit Karl's IX. und Heinrich's III. war das Anagramm eben so allgemein in der Mode, wie das Tragen der Schnurrbärte. Indeß leitete man den Ursprung dieser bizarren Geistesspiele bis auf Lykophron hinauf, der drei Jahrhunderte vor Christus in dem Namen des Aegyptischen Königs Ptolemäus (*Πτολεμαῖος*) zwei Griechische Wörter auffand, die voller Honig bedeuteten. Seit jener Zeit haben sich die Orakel zuweilen in Anagrammen ausgedrückt und im funfzehnten Jahrhundert hat das Haus Lothringen (Loraine) seinen Namen in Alerion (Adler) anagrammatisirt, um diesen Vogel in sein Wappen mit aufnehmen zu dürfen. Rabelais ergötzte sich in seinem Pantagruel an dieser Versetzung der Buchstaben und Wörter, die er contrepeteries nannte. Calvin verschmähte es nicht, dem satyrischen Dichter, den er sonst haßte, hierin nachzuahmen, und gab seine Institutionen unter dem Namen Alcuin heraus, eben so wie Rabelais sich, vermöge eines Anagramms, Alcofribas Nasier nannte. Indeß waren die Lateinischen Epigramme immer mehr geschätzt, als die Französischen, und mehrere von jenen boten in der That sehr treffende und possierliche Bezeichnungen dar. So zum Beispiel, rathen Sie, meine Damen, was man in dem Worte mulier, bekanntlich das Lateinische Wort für „Frau", wohl fand? Ein Deutscher Anagrammatist, Celspirius in Regensburg, der zwei Bücher de Anagrammalismo geschrieben hat, entdeckte darin I lemur, das heißt: packe Dich, Gespenst!

Ein Geschrei des Unwillens von Madame G... verhinderte mich, hier weiter fortzufahren; die ganze Gesellschaft fing an zu lachen, nicht sowohl über das Anagramm, als über die Aufgeregtheit und den Zorn der Madame G..., die sich bei der Injurie, die gegen ihr Geschlecht im Allgemeinen gerichtet war, persönlich angegriffen glaubte. Herr B... rieb sich die Hände, indem er bedauerte, das Lateinische nicht zu verstehen, in welcher Sprache man so scharmante Dinge auffinde, und ermunterte mich, ihm noch einige solche Anagramme zu zitiren, die ich im Gedächtnisse hätte.

„Verzeihen Sie, meine Damen", fuhr ich hierauf fort, „dem Deutschen Latinisten; was das Französische betrifft, so erleidet das Wort „femme" kein solches Anagramm; ein zweiter Deutscher, etwas weniger impertinent als der erste, machte die Entdeckung, daß das Lateinische Wort uxor (Gattin), wenn man das x, der Aussprache gemäß, in c und s auflöste, zum orcus, d. h. zur Hölle werden könnte. Indeß kommen wir wieder zu den Franzosen zurück: Pierre de Ronsard, jener große Lyriker, dessen Ruf Malherbes auf unrühmliche Weise zu Schanden machte, bietet uns ein Anagramm, das sein Genie verherrlicht, nämlich Rose de Pindare; in Voltaire, dessen Name von Gilbert unwürdigerweise in Vol-à-terre parodirt wurde, fand einer der Bewunderer des ausgezeichneten Schriftstellers: o alte vir! (o, großer Mann!).

— Sie sehen, meine Damen, fuhr ich fort, daß man, trotz Colletet, der es wagte, die Anagramme durch Epigramme zu bekämpfen, dem Strome doch nicht Einhalt thun konnte, und Menage, selbst der ernste Menage, nahm keinen Anstand, sich mit allen den „Namens-Verdrehern von Verdrehten im Hirn", wie Colletet sich ausdrückte, auf Eine Linie zu stellen. Ich rede nicht von Louis Mairat, der einen ganzen Band von Anagrammen zum Lobe des Kardinals Richelieu verfaßt; ich rede nicht vom Pater Louis, jenem Karmelitermönch, der seine Geliebte, die heilige Magdalena, in Anagrammen feierte, noch ehe er sie in barocken Versen besang; dieser gute Karmeliter hatte die Geduld, alle Heiligen des Kalenders, so wie alle Päpste, Könige und Kaiser, Königinnen und andere berühmte Menschen aus der Weltgeschichte in Anagramme aufzulösen. Ein Anderer hatte den närrischen Einfall, aus Ergebenheit für die heilige Jungfrau, aus den Worten des Englischen Grußes: „Ave, Maria, gratia plena, Dominus tecum", eine Litanei von hundert Anagrammen zu entwerfen; dieser sonderbare Devot war blind. Die Kunst des Anagramms hatte ihre Apostel, ihre Märtyrer und ihre Prädestinirten. Ein gewisser André Pujom hatte durch Versetzung der Buchstaben seines eigenen Namens ein Urtheil gegen sich herausgebracht, das mit dem des Balthasar's zu vergleichen war, nämlich pendu à Riom (gehängt zu Riom)! Der arme Mann verlor darüber seine Besinnung; er fühlte schon den Strick um den Hals, und niedergeschlagen und gebeugt begiebt er sich nach Riom, fängt da einen Zwist an, prügelt sich, tödtet seinen Gegner und endigt mit dem Galgen. Jean Baptiste Rousseau, der sich bekanntlich seiner niederen Geburt geschämt, wollte wenigstens einen etwas sonoreren Namen tragen und nannte sich daher Verniettes; allein einer seiner Feinde, Saurin, unterwarf den neuen Namen der Analyse des Anagramms und brachte heraus: tu te renies (Du verleugnest Dich)!

wie Hrn. R. d. B., überlassen wollten, ihren Ruhm wiederherzustellen. Wahrlich, Reisende dieser Art erinnern an die Fabel vom Kuckuck, der in den schönen grünen Wald hinausrief: „Was wäre dieser Wald doch todt, wenn ich ihn nicht durch meinen Gesang belebte!" D. R.

*) Aus dessen nächstens in Paris erscheinendem Romane „Medianoches".

Das Anagramm enthielt zuweilen ein Lob, öfter aber eine schlechte Satire. So machte man aus Jean Calvin: le vrai Cain (der wahre Kain); in Marie Touchet, der Maitresse Karl's IX., fand man die Worte: je charme tout (ich ergötze Alles); aus Marguerite de Valois machte man: Salve, virgo, mater Dei (Sey gegrüßt, Jungfrau, Mutter Gottes). Die Liebhaber des Tabacks, der bekanntlich im sechzehnten Jahrhundert durch Nicot in Frankreich eingeführt worden, entdeckten in der ursprünglichen Benennung dieser Pflanze, herba nicotiana, die Phrase, die noch heutzutage beim Niesen gebräuchlich ist: in bona caritate (Wohl bekomm's!) Indeß ist diese Mode des Anagramms bei den Franzosen jetzt mehr in Verfall gerathen, als in Deutschland. (?)"

„Desto schlimmer für uns", rief Herr B..., „ich würde mir eine Ehre daraus machen, das heilige Feuer dieser so schätzbaren Geistes-Uebung noch aufzubewahren, und ich bin auch bereit, ein Anagramm auf Sie, lieber Bibliophile, abzufassen."

„Vielen Dank", erwiederte ich; „vielleicht würden Sie in Jacob einen Lacroix entdecken können.*) Ich gehe jetzt zu Pilatre du Rosier über, zu jenem berühmten Luftschiffer, dessen unglückliches Ende das Anagramm seines Namens: tu es pr. roi de l'air (Du bist der erste König der Luft), auf eine fürchterliche Weise Lügen strafte; ein anderer Physiker, Abbé Mielan, dessen Luftball platzte, enthielt in seinem Namen das prophetische Anagramm: Ballon abimé. Man hatte sich mit der Zeit das Aufsuchen der Anagramme leicht gemacht, indem man einen förmlichen Mechanismus erfand, vermittelst dessen man die Umstellung und Versetzung der Buchstaben bewirkte. Den größten Triumph erlebte das Anagramm aber bei einem Feste, das ein Schulvorsteher einst dem jungen Stanislaus, nachmaligem Könige von Polen, und seiner Familie Leszczynski gab. Hier erschienen dreizehn Tänzer, als Kavaliere gekleidet, mit Schilden, auf denen je ein Buchstabe von den zwei Wörtern Domus Lescinia (das Leszczynskische Haus) ausgeprägt war, und während eines Ballets traten die Schilde so an einander, daß sie immer der Reihe nach verschiedene Lateinische Phrasen bildeten, die sich auf den Fürsten bezogen und ihm die schönsten Hoffnungen machten; das letzte Anagramm: scande solium (besteige den Thron)! war eine wahre Verkündigung der Zukunft."**)

Bibliographie. Neue Romane:

André. — Von George Sand (Mad. Dudevant). 7½ Fr.

Leone Leoni. — Von George Sand.

Le croyant detrompé. — Von P. Dubois. 2 Bde. 15 Fr.

Deux martyrs. — Von Fulgence Girard. 2 Bde. 15 Fr.

Erard de Chatelet. Esquisse du tems de Louis XIV. — Vom Verf. des „Duc de Guise à Naples". 2 Bde. 16 Fr.

Grangeneuve. — Von H. de Latouche. 2 Bde.

Henry Percy, comte de Northumberland. — Von der Fürstin von Craon. 2 Bde. 15 Fr.

Un mariage de cour. — Von Peurtel de Baron. 7½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Mephistopheles in England, oder Bekenntnisse eines Premier-Ministers. So heißt ein eben in London erschienenes Buch in 3 Bänden, das gewiß ein sehr großes Publikum finden wird, denn es hat sich die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten zum Thema gewählt, und zwar nicht etwa, um sie zu erheben, sondern, wie es eben das große Publikum liebt, um sie mit allen ihren Schwächen und Fehlern bloßzustellen und dem Gespötte preiszugeben. Ein junger Engländer, der in Göttingen studirt, schließt auf dem nahen Brocken ein Freundschafts-Bündniß mit dem Erzschalk Mephistopheles, der den modernen Faust in seine Mysterien einweiht und endlich, nachdem in Deutschland die Quellen der Ergötzung bereits erschöpft sind, sich auch entschließt, seinem Zögling nach England zu folgen. — Hier tritt Mephisto unter der Maske eines bekannten „Deutschen Fürsten" auf, der schon einmal in England gewesen und sich durch seine in Deutschland publizirten Briefe als ein Kenner derselben feinen Welt bewiesen hat, die in diesem Buche uns wieder vorgeführt wird. Der „Deutsche Fürst," der in diesem Augenblicke noch in Algier sich befindet und im Begriffe ist, von da seine große Reise nach Syrien, Arabien, Persien, Indien etc. fortzusetzen, um uns nach und nach die Hof- und Stadt-Neuigkeiten von Jerusalem, Mekka, Ispahan und Lahore eben so lehrreich als ergötzlich mitzutheilen, wird nicht wenig darüber erstaunt seyn, daß Mephistopheles ihn wieder nach England versetzt hat, da er, sowohl um Kollisionen als um die Engländer überhaupt zu vermeiden, selbst als revenant, nicht leicht zum zweiten Male nach der Britischen Insel gegangen wäre.

*) Paul Lacroix ist bekanntlich der wahre Name des Bibliophilen Jacob.

**) Hier zu erwähnen dürfte auch noch das bekannte Anagramm seyn, das aus den Worten révolution française gemacht wurde; nachdem man nämlich das veto, das in dieser Revolution eine so bedeutende Rolle gespielt, daraus beseitigt, erhält man die Worte: un corse la finira.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 88. Berlin, Freitag den 24. Juli 1835.

Nord-Amerika.

The Monikins. (Die Monikine.) Eine Erzählung von Cooper. In 3 Bänden. New-York und London, 1835.

„Der Letzte der Mohikaner", einer der vollendetsten Romane, welche die Englische Literatur aufzuweisen hat, wird gewiß jedem Leser sogleich einfallen, wenn er den Titel dieses neuen Werkes von demselben Verfasser zu Gesicht bekommt, und er wird in dem Buche irgend eine ähnliche Schilderung von dem Leben in den unerforschten Wildnissen erwarten. Aber er wird sich bitter getäuscht sehen, wenn er sich eine dramatische und romantische Geschichte versprechen; denn die drei Bände sind einem ganz anderen Gegenstand gewidmet. — Die schöne Romanen-Leserin, die sich mit der Hoffnung auf Sonnenschein schmeichelt, wird mit einigen romantischen Wolken fürlieb nehmen müssen.

Die Monikine sind in Hinsicht auf Plan und Zweck den Reisen Gulliver's von Swift nicht unähnlich, stehen aber an Witz und Scharfsinn weit hinter diesen zurück und sind keinesweges so unterhaltend. Der Verfasser scheint dabei den Hauptzweck vor Augen gehabt zu haben, eine vergleichende Darstellung der politischen Systeme von Nord-Amerika und England zu liefern, jedoch in eine phantastische Hülle gekleidet, durch welche die unmittelbare Absicht verdeckt und der Autor in den Stand gesetzt wird, sein Thema in regelloser und hin und her schweifender Laune zu behandeln, von dem einen Punkt zum anderen zu fliegen, nach Belieben eine Frage aufzunehmen, wie es ihm gerade einfällt, und sie eben so zu untersuchen oder wieder fahren zu lassen, ohne sich viel um die Entscheidung zu kümmern. Die Maske der Phantasie schließt aber so dicht an, daß es oft ziemlich schwer ist, die darunter verborgene Satire zu entdecken, und nur weil einige Züge uns klar in die Augen fallen, sind wir im Stande, die übrigen zu errathen. Das Wirkliche ist so bunt unter das Allegorische gemengt, und es ist außer dem, worauf es eigentlich ankommt, so viel unnöthiges Beiwerk da, daß das Lesen des Buches oft einen sehr gemischten und zweifelhaften Genuß gewährt; man weiß nämlich zuweilen nicht recht, ob man die Erfindungskraft des Verfassers oder seinen politischen Scharfblick bewundert. So viel ist jedoch gewiß, daß die Satire sehr füglich in einen halb so großen Umfang zusammengedrängt und das, was von Fleisch und Blut an der Geschichte ist, die Einleitung nämlich und der Beschluß des Mährchens, zu einem weit besseren Zweck hätte benutzt werden können, als zum Prolog und Epilog einer solchen Allegorie. Die Trefflichkeit der einleitenden Erzählung führt den Leser nur irre, indem er sich plötzlich aus der Gesellschaft von Männern und Frauen in ein von Affen bevölkertes Fabelland versetzt sieht. Doch wir müssen näher auseinandersetzen, was der eigentliche Inhalt ist.

Den Gegenstand der Erzählung bildet die Selbstbiographie John Güldenkalb's, des Sohnes eines Fonds-Agioteurs, der, nachdem er ein ungeheures Vermögen zusammengescharrt, mit Tode abgeht, und Alles seinem Erben hinterläßt. Der Besitz dieses gewaltigen Reichthums erzeugt in den Begriffen des jungen Mannes eine Veränderung, die sehr natürlich ist, wenn sich Jemand von zweideutiger Achtung mit einem Male zu großer Macht erhoben sieht. Mit allen Vortheilen einer höheren Schulbildung ausgestattet, sieht er verächtlich auf die engherzigen Ansichten und schmutzigen Vorurtheile herab, die seinem Vater und dessen Geschäft anklebten. Er kauft sich einen Burgflecken, erhält die Baronetswürde und wird zum Parlaments-Mitgliede gewählt. Auch fehlt es seiner Jugendgeschichte in ihrem Verlaufe nicht an Liebe, um sein Wesen zu läutern und zu veredlen. Die Tochter des Geistlichen, dessen Obhut seine Erziehung anvertraut gewesen war, ein schönes Mädchen mit „himmelsklarem schwimmenden Blick" (eine Eigenschaft, an die uns Cooper mit sichtbarer Vorliebe sehr häufig wieder erinnert), hat den gewöhnlichen Eindruck auf sein Herz gemacht. Es würde ganz gut mit Sir John Güldenkalb gestanden haben, wenn er in den ersten Stunden dieses süßen Gefühls seine ererbten Herrlichkeiten der Geliebten zu Füßen gelegt hätte; unglücklicherweise aber geht ihm mit seinem Reichthum und seiner veränderten Lage ein neues Licht auf, welches ihm die gesellschaftlichen Verhältnisse in einer ganz anderen Gestalt erscheinen läßt und ihm eine Denkart beibringt, die den ruhigen Fortgang seines Glückes unterbricht. Sein erster Schritt im Staatsleben weiht ihn in das System der gesellschaftlichen Theorieen ein, worunter wohl Bentham's in den Händen der Staats-Oekonomen in unzählige Atome zerstückelte Philosophie gemeint ist. Er träumt nicht mehr von dem Paradies der himmelsklaren Augen und der zarten Hände, die an Weiße die Lilie beschämen, sondern hält es für seine Pflicht, sein Glück in einer weiteren Sphäre, als in der des bloß häuslichen Lebens zu suchen, und seine Gefühle eher zu zertheilen, als auf einen Punkt zu vereinigen. Er kauft daher Actien von allen möglichen Compagnieen, läßt sich auf die mannigfaltigsten Speculationen ein, schwatzt wie unsinnig von allgemeiner Menschenliebe, meistentheils unverständliches Zeug, und geht auf Reisen. Bald aber fühlt er eine Leere in seinen Empfindungen, die ihn herzenskrank macht; er geht in sich, schreibt nach Hause an die Schöne mit den himmelsklaren Augen, um als reuiger Liebhaber von ihr wieder in Gnaden aufgenommen zu werden; das hilft ihm aber nicht viel, denn sie versagt ihm mit geziemendem Ernst jetzt ihre Einwilligung und empfiehlt ihm, seine Zertheilungs-Theorie weiter zu verfolgen, indem sie erklärt, daß sie ihm keinesweges durch Nachgiebigkeit gegen seine Wünsche darin hinderlich seyn wolle. Jetzt kommt der Wendepunkt seines Lebens und des Buches. Er trifft in Paris einen Capitain Noah Pope, einen Amerikanischen Robbenfänger. Dieser originelle und seltsame Kauz, dessen Haupt-Eigenschaft in der sonderbaren Gewohnheit besteht, jedes Mal, wenn er über etwas entzückt ist oder sonst wie plötzlich erregt wird, mit den Knöcheln auf den Tisch zu schlagen und „König!" zu brüllen, wird sein vertrauter Gefährte. Eines Tages begegnen sie Savoyarden auf der Straße, welche vier Affen ihre grotesken Kunststücke machen lassen. Sir John glaubt in dem Gesicht eines dieser Affen einen Strahl von merkwürdigem Verstande zu entdecken; sein Alldurchdringungs-System oder Supernatural-universalexpansiv-Affections-Prinzip kommt ihm bei seinem Nachdenken darüber zu Hülfe, und er kauft die ganze Sippschaft. Er nimmt sie mit in sein Hotel, und man höre, was sich weiter zuträgt, von ihm selbst:

„Es war schon heller Tag, als ich am folgenden Morgen erwachte. Durch den Schlaf waren meine Lebensgeister besänftigt, und die balsamische Frische der Atmosphäre hatte meinen Nerven wohlgethan. Mein Kammerdiener war, wie ich merkte, im Zimmer gewesen, hatte die Morgenluft hereingelassen und sich dann, wie gewöhnlich, zurückgezogen, um zu warten, bis ich ihm mit der Klingel das Zeichen geben würde, denn eher wagte er es nicht, wieder zu erscheinen. Ich lag eine Weile in wonniger Ruhe hingegossen, indem ich mich daran ergötzte, abwechselnd in ein süßes Delirium zu versinken und wieder in's Leben und zum wachen Denken zurückzukehren, ein Zustand, der tausend angenehme Phantasieen und Gedankenverkettungen in uns anregt. Die anmuthigen Träumereien, denen ich mich nach und nach hingab, wurden jedoch bald durch leise, murmelnde und, wie mir schien, klagende Stimmen unterbrochen, die sich unweit meines Bettes vernehmen ließen. Ich richtete mich auf, horchte scharf und war nicht wenig erstaunt; denn wo konnten wohl so ungewöhnliche Klänge an diesem Ort und zu dieser Stunde herkommen? Das Gespräch war ernst, ja leidenschaftlich; aber es wurde in so leisem Ton geführt, daß ich es gar nicht gehört haben würde, wenn nicht eine so tiefe Stille in dem Hotel geherrscht hätte. Hin und wieder gelangte ein Wort zu meinem Ohr, doch war ich, trotz aller Anstrengung, nicht im Stande, die Sprache zu erkennen. Daß es keines der fünf großen Europäischen Idiome war, das wußte ich, denn diese konnte ich alle sprechen und lesen; einige Laute und Biegungen ließen mich fast glauben, daß etwas Aehnliches mit der ältesten der beiden klassischen Sprachen darin sey."

„Die Stimmen kamen aus dem Vorsaal, dessen Thür ein wenig offen stand. Ich warf mich in meinen Schlafrock, fuhr mit den Füßen in die Pantoffeln, schlich dann auf den Zehen nach der Oeffnung hin und richtete mein Auge so, daß ich die Personen, die ihre eifrige Unterredung im anstoßenden Saal noch immer fortsetzten, vollkommen sehen und beobachten konnte. All mein Staunen schwand augenblicklich, als ich die vier Affen in einem Winkel des Zimmers zusammen sitzen und in einem sehr lebhaften Gespräch begriffen sah, wobei die zwei ältesten von der Gesellschaft, ein Männchen und ein Weibchen, die Wortführer waren. Selbst von einem Oxforder Magister, wiewohl diese Sekte so sprüchwörtlich ihrer klassischen Gelehrsamkeit wegen berühmt ist, daß viele Mitglieder derselben weiter gar nichts wissen, selbst von einem solchen hätte man nicht erwarten können, daß er beim ersten Hören entscheiden werde, wohin er den Charakter dieser Sprache zu bringen habe, die auch an jenem alten Sitz der Gelahrtheit so wenig kultivirt wird. Obgleich ich nun freilich den richtigen Schlüssel zu der Wurzel des Dialekts der Sprechenden besaß, so war es mir doch durchaus unmöglich, mich auch nur in den allgemeinen Sinn ihres Gesprächs hineinzufinden. Da sie aber meine Gäste waren und vielleicht irgend einen Mangel an sonst gewohnten und für ihre Lebensweise unentbehrlichen Bequemlichkeiten empfinden mochten, oder wohl gar noch ernstlichere Beschwerden haben konnten, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, den gewöhnlichen gesellschaftlichen Brauch beiseit zu setzen und ihnen ohne Weiteres auf der Stelle anzubieten, was nur irgend in meinen Kräften

stände, ihnen zu verschaffen, selbst auf die Gefahr, sie in Geschäften zu unterbrechen, die sie möglicher Weise für sich allein abzumachen wünschten. Nachdem ich also die Vorsicht gebraucht hatte, erst einiges Geräusch zu machen, als das beste Mittel, meine Annäherung anzukündigen, öffnete ich leise die Thür und zeigte mich ihren Blicken."

„Messieurs et mes dames", sagte ich, mit einer begrüßenden Verbeugung, „mille pardons pour cette intrusion peu convenable", — doch, da ich Englisch schreibe, so kann ich wohl meine Anrede und die ferneren Unterhaltungen eben so gut in diese Sprache übersetzen, obwohl ich nur ungern auf den Vortheil verzichte, sie buchstäblich und in derselben Mundart wiederzugeben, in der sie eigentlich gesprochen und geführt wurden."

„Meine Herren und Damen", sagte ich, mit einer grüßenden Verbeugung, „ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich mich so unberufen in Ihren vertrauten Kreis eindränge; da ich aber Einiges von Klagen verlauten hörte, die, wie ich sehr fürchte, nur zu wohl begründet seyn möchten, so wagte ich es, als Inhaber dieses Zimmers, und in diesem Sinne Ihr Wirth, und in Betracht der falschen Stellung, in der Sie sich befinden, mich Ihnen zu nähern, in keiner anderen Absicht, als mit dem Wunsch, daß Sie mir alle Ihre Beschwerden anvertrauen möchten, damit dieselben wo möglich abgestellt werden können, sobald die Umstände es nur irgend erlauben."

„Die Fremden waren natürlich über mein unerwartetes Erscheinen und über den Inhalt meiner eben gesprochenen Worte ein wenig betroffen. Ich bemerkte, daß die beiden Damen sogar sichtbar in einige Verlegenheit geriethen, indem die Jüngere mit mädchenhafter Schüchternheit ihren Kopf auf die eine Seite neigte, während die Aeltere, die wie eine Art von Duenna aussah, ihre Augen niederschlug, wiewohl es ihr besser gelang, ihre Fassung und Würde zu behaupten. Der Aeltere der beiden Gentlemen zauderte einen Augenblick, nahm sich aber sogleich zusammen, näherte sich mir mit stattlichem Anstande, erwiederte meinen Gruß durch ein überaus graziöses und zierliches Kräuseln seines Schwanzes, und antwortete, wie folgt. Ich könnte hier wohl anführen, daß er das Französische ungefähr so sprach, wie ein Engländer, der lange genug auf dem Kontinent gelebt hat, um sich einzubilden, er könne durch die Provinzen reisen, ohne daß man den Ausländer in ihm erkennen werde. Uebrigens war sein Accent etwas Russisch und seine Aussprache flüsternd und wohltönend. Bei den weiblichen Individuen kamen, besonders in den tieferen Tonlagen ihrer Stimmen, mitunter Laute vor, die den seufzenden Klängen der Aeolsharfe nicht unähnlich waren. Es war wirklich ein Vergnügen, ihnen zuzuhören; doch ich habe oft Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß in jedem Lande, ein einziges ausgenommen, welches ich ohne Bedenken nennen könnte, die herrschende Sprache im Munde des zarten Geschlechts neue Reize erhält und dem Ohr oft weit süßer klingt."

„Sir", sagte der Fremde, als er genug mit seinem Schwanze gedreht hatte, „ich würde meinen Gesinnungen und dem Charakter der Monikine überhaupt großes Unrecht thun, wenn ich es verabsäumen wollte, ein wenig von der Dankbarkeit auszudrücken, die ich bei diesem Anlaß fühle. Verlassene, obdachlose, schnöde behandelte Wanderer und Gefangene, wie wir sind, hat das Schicksal endlich einen Strahl des Glückes auf unsere bejammernswerthe Lage fallen lassen, und gleich einem flüchtigen Sonnenblick scheint einmal die Hoffnung durch das Gewölk unseres Elends hindurch. Mit ganzem Schwanze, Sir, danke ich Ihnen in meinem Namen sowohl als im Namen dieser trefflichen und höchst weisen Matrone und dieses edlen und jugendlichen Liebespaars. Ja, ehrenwerthes und humanes Wesen vom genus homo, species Anglicus, wir Alle bezeigen Ihnen unsere schwanzgefühlteste Erkenntlichkeit für Ihre Güte!"

„Hier beugte die ganze Gesellschaft höchst anmuthsvoll die besagte Zier über ihre Häupter, indem ein Jeder seine zurücktretende Stirn mit der Spitze seines Schwanzes berührte und mich dergestalt bekomplimentirte. Ich würde in diesem Augenblick gern zehntausend Pfund hingegeben haben, hätte ich ein tüchtiges Kapital in Schwänzen angelegt gehabt, um die Form ihrer Höflichkeitsbezeigungen nachzuahmen; aber in meinem kahlen, entblößten und traurigen Zustande sah ich mich genöthigt, mit demüthigem Gefühl mein Haupt ein wenig auf die eine Schulter zu neigen und ihre zierlicheren Komplimente mit der gewöhnlichen Englischen Stutzschwanz-Verbeugung zu erwiedern."

— Wir brauchen dies nicht weiter zu verfolgen. Die Unterredung endigt mit der Festsetzung einer zweiten Zusammenkunft, in welcher gewisse Differenz-Punkte zwischen dem Affen- und Menschengeschlecht förmlich erörtert werden. Protokolle werden entworfen, und es erheben sich ernste Schwierigkeiten, über die, so wie über die von beiden Seiten aufgestellten Argumente, der Leser sich selbst nach Gefallen belehren mag. Das Ende von der Sache ist, daß die ganze Gesellschaft sich in einem vom Capitain Noah Pope befehligten Fahrzeuge, das „Wallroß" genannt, nach Hochsprung, dem Affenlande, einschifft. Die Durchfahrt durch das Eis unter einem unbezeichenbaren Breitengrade ist sehr gut geschildert, aber damit hört auch alles allgemein menschliche Interesse auf. So wie die Reisenden nach Hochsprung kommen, werden sie allmälig in die Lokal-Politik hineingezogen, und der übrige Theil des Werkes, bis zur Abreise Sir John's nach England, ist eine Art von allegorischer Darstellung, worin die Institutionen Englands und Amerika's gelegentlich in grellem Kontrast einander gegenübergestellt werden. Es ist noch hinzuzufügen, daß Sir John zuletzt von seinen Theorieen geheilt wird und sich mit den „himmelsklaren Augen" vermählt.

Einige Auszüge aus dem allegorischen Theil der Erzählung werden zeigen, in welchem Geist diese Satire geschrieben ist. Die Monikine sind übrigens nichts Anderes als die Affen; der Ausdruck ist eine Verdrehung des Wortes monkey. Folgendes ist eine Schilderung des Primas von ganz Hochsprung (England), ein Seitenhieb auf die Anglikanische Kirche:

„Der Leser wird sich denken können, mit welcher Neugier ich mich verdrängte, um einen Heiligen zu sehen zu bekommen, der in einem so verfeinerten Gemeinwesen, wie das der großen Monikin-Familie, lebte. Da die Civilisation solche Fortschritte gemacht hatte, daß sie alle Welt, selbst bis zum Könige und der Königin, fast von Allem, was Kleidung zu nennen ist, ganz entblößte, so wußte ich mir gar nicht vorzustellen, was für einen Mantel der Einfalt die Häupter der Kirche nun noch würden ausgefunden haben! Vielleicht hatten sie alles Haar von ihrem Körper geschoren, zum Zeichen der allertiefsten Selbsterniedrigung, und sich bis auf die Haut nackt gelassen, um durch den klaren Augenschein zu beweisen, was für ein armes, elendes, unbehülfliches Geschlecht sie, fleischlich betrachtet, eigentlich seyen; oder vielleicht krochen sie auf allen Vieren zum Himmel, zum Zeichen ihrer Unwürdigkeit, in der Gegenwart des allreinen Geistes in einer aufgerichteteren und zuversichtlicheren Stellung zu erscheinen. Aber ach, diese Vorstellungen, die ich mir machte, zeigten mir nur, wie irrthümlich und falsch die Schlußfolgerungen eines solchen sind, dessen Fassungskraft nicht durch die Finessen einer geläuterten Civilisation erweitert und gemodelt ist! Seine Gnaden, der höchstgnadenreiche Vater in Gott, trug einen Mantel von außerordentlicher Schönheit und Kostbarkeit, dessen Stoff aus jedem zehnten Haar sämmtlicher Bürger von Hochsprung bestand, die sich herzlich gern auf diese Weise berupfen ließen, damit für die Bedürfnisse Seiner allerdemüthigsten Eminenz gehörig und anständig gesorgt wäre. Ein aus solcher Kette und Einschlag gewebter Mantel mußte natürlich sehr groß und weit seyn, und es schien mir auch wirklich, daß der Prälat nicht recht wußte, wo er damit hin sollte, besonders da ihm die Contributionen jährlich eine neue Robe lieferten. Ich war nun begierig, zu sehen, wie er es mit seinem Schwanz gehalten haben würde, denn da ich wußte, daß die Hochsprunger sich auf die Länge und Schönheit dieser Zubehör viel zu Gute thun, so dachte ich natürlich, daß ein Heiliger, der bei seiner Demuth ein so feines herrliches Gewand trug, zu irgend einem neuen Mittel seine Zuflucht genommen haben müßte, um sich wenigstens in diesem so sehr in die Augen fallenden Punkte zu kasteien. Die weiten Falten des Mantels verbargen, wie ich sah, nicht nur die Person, sondern auch die meisten Bewegungen des Erzbischofs; und ich schickte daher, freilich kaum mit Hoffnung auf Erfolg, den Brigadier ab, um hinter dem bischöflichen Gefolge eine Rekognoszirung vorzunehmen. Das Resultat täuschte wiederum meine Erwartungen. Statt eines Schwanzes zu entbehren, oder dies Geschenk der Natur unter seinen Mantel zu verbergen, trug der höchstgnadenreiche Prälat nicht weniger als sechs caudas, nämlich seinen eigenen und noch fünf andere dazu, die auf eine feine, von dem geistlichen Scharfsinn erfundene Art und Weise, die ich zu erläutern nicht versuchen will, einer an den anderen befestigt waren, wie der Capitain mir in einer unserer nächsten Unterhaltungen erzählte. Dieses lange Geschwänz ließ der Heilige hinter sich her den Boden fegen, das einzige Zeichen von Demuth, welches ich, nach meiner schwachen Einsicht, an der Person und dem Wesen dieses erlauchten Musters geistlicher Kasteiung und Erniedrigung entdecken konnte."

Hier noch eine Stelle, in welcher England und Amerika, unter den Namen Hochsprung und Tiefsprung, charakterisirt sind. Sie bedarf keiner weiteren Einleitung; Sir John spricht mit einem Monikin aus Tiefsprung:

„Es stimmen doch wohl nur die bei den Wahlen mit, welche das Geld und die Häuser und die liegenden Gründe des Landes besitzen?"

„„Sir, da sind Sie gewaltig im Irrthum; es stimmen Alle, die Ohren und Augen und Nasen und Stutzschwänze und Leben und Hoffnungen und Wünsche und Gefühle und Bedürfnisse haben. Bedürfnisse halten wir für eine viel echtere Gewähr politischer Treue, als Besitzthümer.""

„Das ist in der That eine neue Lehre! aber sie steht in direktem Widerspruch mit dem System der gesellschaftlichen Theilung."

„„Nach Ihrer Theorie freilich, Sir John, haben Sie vollkommen Recht, aber der Wahrheit nach ganz und gar Unrecht. In Tiefsprung behaupten wir — und behaupten es mit Grund — daß es keine größere und unverschämtere Täuschung giebt, als vorzugeben, daß eine Repräsentation bloßer Dinge, seyen es nun Häuser, Ländereien, Waaren oder Geld, eine Bürgschaft für eine gute Regierung gewähre. Das Eigenthum wird durch neue Maßregeln immer in irgend einer Weise berührt, und je mehr ein Monikin hat, um so mehr muß er sich versucht fühlen, nur seine eigenen Interessen zu berücksichtigen, wenn es auch auf Kosten aller Uebrigen geschehen sollte.""

„Aber, Sir, das Interesse des Gemeinwesens besteht ja doch aus allen diesen einzelnen Interessen."

„„Mit Verlaub, Sir John; nicht jenes Interesse, sondern nur das Interesse einer gewissen Klasse besteht daraus. Wenn Ihre Regierung nur zu ihrem eigenen Nutzen eingesetzt ist, dann mag Ihr System der gesellschaftlichen Theilung immerhin taugen; wenn aber das allgemeine Wohl der Zweck ist, so haben Sie keine andere Wahl, als die Erhaltung desselben der allgemeinen Aufsicht anzuvertrauen. Nehmen Sie an, daß zwei Menschen, da Sie doch ein Mensch und nicht ein Monikin sind, sich an Sittlichkeit, Einsicht, Bürgertugend und Patriotismus vollkommen gleichen, daß aber der Eine derselben reich ist und der Andere Nichts hat. Nun lassen Sie eine Krisis in den Angelegenheiten ihres gemeinsamen Vaterlandes eintreten und Beide dazu berufen werden, bei einer Frage, die, wie fast alle große Fragen, unvermeidlich irgend einen Einfluß auf das Eigenthum im Allgemeinen haben muß, ihr Stimmrecht auszuüben; welcher von Beiden wird wohl am unparteiischsten stimmen, der, welcher den Forderungen seines persönlichen Interesses nicht wird entgehen können, oder der, den keine solche Versuchung irre leiten kann?""

Was den sonstigen Inhalt des Buchs anbetrifft, so möge der Leser selbst, wenn es ihm beliebt, sich davon unterrichten. Jedenfalls ist die Satire darin zu sehr ins Breite gezogen, es ist des Guten zu viel gethan, und man wird der langen Abhandlungen und des überflüssigen

Monikin-Schnickschnacks müde, ehe man an's Ende gelangt. Uebrigens zeigt sich hier Cooper's Talent in einem neuen Licht, und wenn man auch an dieser Seite desselben keinen Geschmack findet, so wird man doch vielleicht dadurch einen höheren Begriff von seiner Fähigkeit zu politischen Betrachtungen erhalten, als man davon gehabt haben möchte.

England.

Anfänge des Englischen Romans.

In England wie in Frankreich folgten auf die religiösen die Ritter-Romane; diese waren es, die unter den Regierungen der Heinriche und Eduarde die Englische Nation ergötzten. Die Französischen Romane von Arthur und seinen Rittern waren auch noch unter den Plantagenet's die am meisten begehrten. Zur Zeit Eduard's IV. wurden diese Dichtungen im Englischen in dem Buche Morte Arthure vereinigt (eine Compilation der berühmten Französischen Romane der Tafelrunde), und zur selben Zeit übersetzte der unermüdliche Caxton in einer romanhaften Form die Geschichte von Troja und der klassischen Helden und übergab sie dem Drucke.

Arthur von Bretagne und Huon von Bordeaux erschienen in einer Englischen Bearbeitung, von Lord Berners, einem Herrn am Hofe Heinrich's VIII.; diese Werke, nebst the Morte Arthure, waren die beliebteste Lektüre während der ganzen Regierungszeit der Familie Tudor.

Zur Zeit der Elisabeth wurden die Spanischen Romane vom Amadis und Palmerin übersetzt; außer diesen Uebersetzungen erschienen auch einige Englische Nachahmungen. Als Typus für dies Genre kann „die berühmte, ergötzliche und höchst kurzweilige Geschichte des glorreich bekannten (renomé) Pariemus, Prinzen von Böhmen" angeführt werden. Dies Werk, von Emanuel Ford verfaßt und im Jahre 1598 gedruckt, machte zu seiner Zeit erstaunlich viel Glück; es ist die dreizehnte Ausgabe, in Gothischen Lettern, die mir gegenwärtig vorliegt. Es ist eine Nachahmung der Spanischen Romane, besonders des Palmerin von Oliva.

Der Ornatus und die Artesia, von Emanuel Ford, und der Phander oder die kriegerische Jungfrau, von Henry Roberts, die im Jahre 1595 gedruckt wurden, gehören demselben Genre an. Doch war zu dieser Zeit das Interesse für die Ritter-Geschichten bereits im Verlöschen, und in allen diesen Productionen ist nur noch ein schwacher Widerschein von den kühnen Heldenthaten und wunderbaren Abenteuern der Lancelot's und Tristan's zu finden. Neue Sitten, neue gesellschaftliche Richtungen hatten sich entwickelt, die geschildert seyn wollten und die Darstellungen des irrenden abenteuerlichen Ritterlebens verdrängen mußten. Aber England, das später an Original-Genies so reich werden sollte, empfing auch damals noch den Impuls von anderen Europäischen Nationen; zahllose Uebersetzungen und Nachbildungen der Italiänischen Novellen wurden mit Begier verschlungen; die vorzüglichsten, wie das Lustschloß von Paynter, das Heptameron von Whetstone und die wunderwürdigen Geschichten von Grimstone waren die Lieblings-Lektüre der gebildetsten Klasse der Englischen Leser, wie früher die Sammlung der Geschichten von Troja und die Legenden von Arthur ihre Vorfahren entzückt hatten. Heut zu Tage mag das Alles kein Mensch mehr lesen; und wie sollt' es auch möglich seyn, den Werken von Fielding und Richardson gegenüber; nur die Geduld des Historikers und des Moralisten, die die Menschheit in allen ihren Phasen und Entwickelungen verfolgen, hält noch aus dabei. Doch müssen wir nicht vergessen, daß Spenser's glänzende Phantasie noch aus den Ritter-Geschichten, wie aus einer Fundgrube, Bilder und Farben und Charaktere schöpfte, und Shakespeare selber aus den Italiänischen Dichtungen neue Nahrung saugte für seine Einbildungskraft, die mächtigste und herrlichste unter allen. Von da rührt vielleicht auch jene eigenthümliche Richtung, die Mischung des Komischen und Tragischen her, die die Englischen dramatischen Dichter durchgehends angenommen haben.

Zur selben Zeit, als die letzten Ritter-Romane und die ersten Nachahmungen der Italiänischen Novellen die Engländer ergötzten, während der Regierung der Elisabeth, kam ein neues Genre des Romans auf, von schlechtem Geschmack und affektirtem Stile; Aehnliches war noch gar nicht da gewesen und wird hoffentlich auch nicht wiederkommen. Das erste Werk dieser Art ist Euphues, von John Lylie aus Kent; sein Geburtsjahr 1553. Früh kam J. Lylie an den Hof und in Gnaden bei der Königin Elisabeth; er bewarb sich um die Stelle des Intendanten der menus plaisirs, wurde aber zuletzt nach langjährigem Harren vom Hofe weggeschickt. Während dieser Zwischenzeit schrieb er den Roman Euphues, von dem mehrfach fälschlich angenommen worden, daß er in satirischem Sinne gegen die Phraseologie der Hofdamen unter Elisabeth's Regierung verfaßt worden sey. Euphues war vollkommen ernst und direkt gemeint; sey es nun, daß der Autor einen so schlechten Geschmack hatte, den absurden Stil der damalig modischen Conversation in seinem Werke anzunehmen, oder, was wahrscheinlicher ist, daß vielmehr die Popularität seines Buchs den Précieuses ridicules seiner Zeit den Ton angegeben habe, in derselben Weise, wie die Romane des Fräuleins von Scudéry die Umschreibung und das Bombastisch-Uebertriebene, womit ihre Helden so freigebig waren, in die Mode brachten.

Lylie's Werk kam um das Jahr 1580 heraus und hat zwei Theile; der erste heißt Euphues, der zweite Euphues in England. Euphues, ein junger vornehmer Athener, durch Schönheit und Geist gleicherweise ausgezeichnet, von feurigem Charakter und heiterer Reiselust, kommt an den Hof von Neapel. Dort schließt er Freundschaft mit einem Neapolitanischen Edelmann, der ihn bei seiner Geliebten, Lucilla, einführt. Die Dame nimmt ihn so kalt auf, daß er sich zu der Frage veranlaßt sieht, „ob es Sitte in Italien sey, die Fremden so fremd aufzunehmen?" Trotz der übeln Aufnahme aber verliebt sich Euphues in Lucilla, und erbittet sich nach dem Abendessen die Erlaubniß von ihr, in ihrer Gegenwart die Frage abhandeln zu dürfen: „Ob die Liebe mehr durch die Schönheit des Geistes, oder durch die des Körpers erweckt werde?" Lucilla wird von Euphues Beredsamkeit so bezaubert, daß sie in Liebe für ihn entbrennt und dem Philantus ungetreu wird. Alle Reden aber, die ihr Euphues in der Folge über die Beständigkeit hält, vermögen nicht, sie abzuhalten, daß sie ihm nicht eben so gut den Abschied giebt, wie ihrem ersten Geliebten. Dies gleiche Schicksal vereinigt beide verschmähte Unglückliche wieder, und Euphues schreibt seine Briefe der Mäßigung an Philautus und alle Liebende. Er kehrt hierauf nach Athen zurück und verfaßt hier eine Abhandlung über die Erziehung, betitelt: Euphues und sein Ephebe.

Im zweiten Theil kommt er wieder mit Philantus zusammen und schifft sich mit ihm nach England ein. Dort bringt er merkwürdige Details über Sitten und Regierung des Landes unter Elisabeth zu Papier. Er entwirft zur Belehrung für die Neapolitaner, unter dem Titel: „Siegel Europa's", eine höchst schmeichelhafte Schilderung von England, das er den anderen Nationen als Muster darstellt. Man findet hier, wie zu erwarten, ein eben so übertriebenes als parteiisches Gemälde des Hofes; ohne Maaß erhebt er die Schönheit, die Talente und besonders die Keuschheit der Königin Elisabeth, so wie die Tugenden der Engländerinnen, „die zum Frühstück keinen Wein trinken, wie die Italiänerinnen thun, um mehr Farbe zu bekommen."

Philantus verliebt sich in Frau Camilla; da aber hier seine Neigung nicht erwiedert wird, so macht er sich zum Dritten an Lady Flavia, die ihn dann heirathet und in England festhält. Euphues erwählt ein abgeschiedenes beschauliches Leben in einer fernen Wildniß, wohin sich kein Fuß verirrt. Er verläßt seine Freunde und ersucht sie, alle Briefe, die an ihn kommen möchten, unter seiner Adresse nach dem Gebirge Selexsedra abzusenden, wo wir ihn denn lassen wollen.

Dieser Roman hat drei Hauptfehler, die in allen aus derselben Schule vorherrschen: 1) eine beständige Antithese nicht nur der Ideen, sondern auch der Worte; 2) ein lächerlicher Ausputz von Gelehrsamkeit in fortwährenden Anspielungen und Beziehungen aus der Geschichte und Mythologie; 3) ein unerträgliches Uebermaaß von abgeschmackten Vergleichungen.

Trotz des schlechten Geschmackes und der Affectation, die darin walten, oder vielleicht gerade deshalb, erfreute sich Euphues zu seiner Zeit des größten Beifalls, besonders bei den Damen des Hofes, die fast alle Phrasen daraus auswendig wußten. Blount, der Herausgeber von sechs Komödien Lylie's, erzählt uns, daß fast alle Frauen damals seine Schülerinnen waren; die nicht wie Euphues sprach, wurde am Hofe eben so über die Achsel angesehen, als wenn sie kein Französisch gesprochen hätte. Ben-Johnson läßt Euphues oft von seinen Heldinnen zitiren.

Wie sich nach einer solchen allgemeinen Beliebtheit abnehmen läßt, so war es denn auch wirklich; Lylie hatte nicht nur Bewunderer, sondern auch zahlreiche Nachahmer. Der erste war Lodge, der Verfasser der Rosalynde oder Euphues Vermächtniß; dies Buch kam im Jahre 1590 heraus und ist interessant, als die Quelle eines Shakespeare'schen Stückes. Ein Stück von Lodge's Roman ist wahrscheinlich aus dem Gamelyn, einer Erzählung von Coke, Chaucer's Zeitgenossen, entlehnt, die irrthümlich dem Vater der Englischen Poesie, Chaucer selber, bisweilen ist zugeschrieben worden. Gamelyn, der jüngere Sohn Sir John's von Boundis, wird von seinem älteren Bruder seines Erbes beraubt, schmählich behandelt und unter Anderem verrätherischer Weise halb und halb dazu genöthigt, sich mit einem berühmten Kämpfer in einen Zweikampf einzulassen. Der Bruder hofft, ihn so mit guter Manier aus der Welt zu schaffen. Die einzige Stütze Gamelyn's in all seinem Mißgeschick ist Adam, der alte Vogt seines Vaters; durch die Hülfe dieses Getreuen gelingt es ihm endlich, der Grausamkeit seines Bruders zu entfliehen. Von seinem Wohlthäter begleitet, irrt er umher, und Beide kommen endlich in einen Wald, wo sie unter eine Räuberbande, die eben ihr Mahl verzehrt, gerathen; sie werden vor den Hauptmann geführt — Alles ganz in derselben Weise, wie es Lodge in der Rosalynde von seinem Helden erzählt.

Dagegen hat nun Rosalynde wieder Shakespeare fast die ganze Intrigue zu seinem: „Wie es euch gefällt" geliefert, und nicht nur die Fabel, sondern auch mehrere der Haupt-Charaktere hat der große Dichter von Lodge entlehnt, und sogar mehrere Ausdrücke, ja, ganze Sätze aus dem Roman wörtlich abgeschrieben. Der Ausdruck „mit weinenden Thränen" (Akt II., Scene IV.) und die ganze Beschreibung, die Olivier von seiner Lage im Walde macht, als ihn Roland von der Schlange und der Löwin befreit (Akt IV., Sc. III.), sind aus Lodge's Rosalynde abgeschrieben. In der zweiten Scene des vierten Akts ist das Lied:

> Was kriegt er, der den Hirsch erlegt?
> — Sein ledern Kleid und Horn er trägt. u. s. w.

folgender Stelle aus Lodge entnommen:

„Was giebts, Jäger? Hast Du einen Hirsch angeschossen und ist er Dir davongelaufen? Laß Dir's nicht leid seyn, guter Mann; Du hast nicht viel verloren — Du hättest ja doch nur die Haut und die Hörner gekriegt."

Lodge's Werk enthält auch Verse, die von Geschmack und poetischem Gefühl zeugen; Shakespeare hat sie für den poetischen Theil seines Stücks und für die Gesänge, mit denen es durchwebt ist, benutzt. Die Figuren des Narren, des Amiens und Jacques sind von seiner Erfindung. Auch die Auflösung des Stückes ist sehr verschieden von der des Romans. Shakespeare macht die Sache sehr schnell ab; im Lodge rettet der ältere Bruder Aliena aus der Hand von Räubern, die sie entführen wollten, um sie dem Könige zu überliefern, verhoffend, durch ein solches Geschenk Gnade zu erlangen und in die bürgerliche Gesellschaft wieder aufgenommen zu werden. Shakespeare läßt Celia's (nur ein anderer Name für Aliena) Leidenschaft viel unvorbereiteter entste-

hen. Bei ihm ist es nicht ihr Befreier, in den sie sich verliebt, sondern ein Fremder, den sie ehemals am Hofe ihres Vaters gesehen. Endlich wird im Roman der Usurpator nicht durch den Rath eines frommen Eremiten bekehrt, sondern durch die zwölf Pairs von Frankreich getödtet, mit denen sich der dritte Bruder Rosader's verbunden hat.

Auch die Intrigue zu seinem „**Wintermährchen**" verdankt Shakespeare einem Roman dieser Schule, betitelt: **Die kurzweilige Geschichte von Dorastus und Fawnia**, von R. Greene, einem durch sein Genie und seine Fruchtbarkeit ausgezeichneten Autor. Man hat eine Zeitlang geglaubt, der Roman sey nach dem Stück gemacht worden; aber Doktor Farmer hat ein Exemplar des Dorastus und der Fawnia aufgefunden, welches im Jahre 1588 gedruckt worden, also vor der Abfassung des Wintermährchens. Der große Dichter hat hier alle Namen verändert; sein Leontes, König von Sicilien, heißt im Roman Aegysthus, sein Mernidius im Roman Garinter, Hermione heißt Bellaria; Florizel ist Greene's Dorastus und Perdita seine Fawnia. Shakespeare hat nur die Figuren des Antigonus, der Pauline und des Autolycus hinzugefügt. In der eigentlichen Handlung hat er sich buchstäblich an den Roman gehalten. Das Orakel in der zweiten Scene des dritten Akts ist Wort für Wort aus dem Roman abgeschrieben, und eine Menge Stellen sind nur aus der Prosa in Verse übersetzt.

Hiervon, daß er dem Roman so nachgefolgt, ist es auch gekommen, daß der Dichter in die seltsamsten geographischen Irrthümer gerathen ist; er hat aus Böhmen ein am Meere liegendes Land gemacht, schickt Gesandte nach der Insel Delphi u. dgl. Er hat sich zu Unwahrscheinlichkeiten und Verletzungen aller dramatischen Regeln verleiten lassen. Doch macht die reiche Mannigfaltigkeit seiner Charaktere und die energische Wahrheit und Einfachheit, die jede seiner Empfindungen und jedes Wort seiner Sprache beseelt, Alles wieder gut.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- On pulmonary consumption. (Ueber Schwindsucht.) Von Dr. James Clarke.
- The philosophy of morals. (Moral-Philosophie.) Von Alex. Smith. 2 Bde. 21 Sh.
- Woman as she is, and as she should be. (Die Frau wie sie ist und wie sie seyn sollte.) 2 Bde. 21 Sh.
- The young Queen. (Die junge Königin.) Eine Erzählung. 3 Bde. $31\frac{1}{2}$ Sh.

China.

Ueber die Kultur des Thees.

(Nach der Westminster Review.)

Die Thee-Pflanze ist ein buschiger, immer grüner Strauch, der, wenn er seine natürliche Größe erreicht, 8 — 12 Fuß hoch wird. In der Botanik bildet er ein besonderes Genus mit einer einzigen Species. Die Pflanzen, welche einestheils schwarzen und anderntheils grünen Thee liefern, sind nur bleibende Varietäten, die durch lange Kultur entstanden sind. Die Thee-Pflanze wird in China seit undenklichen Zeiten kultivirt. Am besten gedeiht sie von 23° — 30° nördlicher Breite. Gleich dem Wein werden zu ihrem Anbau die Abhänge der Hügel den Ebenen vorgezogen. Sie wird aus Saamen gezogen und giebt in 2 — 3 Jahren die erste Aerndte. Die Pflanze wird sorgfältig beschnitten und darauf gesehen, daß sie nicht höher wird als 2 — 3 Fuß. Die Erzeugung eines guten Thees hängt, wie bei dem Wein, von dem Boden, der Lokalität und der Jahreszeit ab, auch variirt die Güte desselben eben so nach der größeren oder geringeren Sorgfalt, womit er gesammelt und zubereitet wird. Jede Pflanze giebt gewöhnlich vier Aerndten in jedem Jahre, die an Güte nicht gleich sind. Je jünger die Blätter sind, um so vorzüglicher ist der Geschmack. Die früheste Aerndte findet mit dem Anfange des Frühlings, die letzte im August statt.

Der Anbau desjenigen Thees, welcher seinen schönen Geruch eine beträchtliche Zeit beibehält und daher sich zur Ausfuhr eignet, war lange Zeit auf zwei Provinzen, Fo kien, welche schwarzen, und Kiang nan, welche grünen Thee liefert, beschränkt. Seit einigen Jahren ist indeß, wegen des großen Verbrauchs von Thee in Europa und Amerika, die Kultur desselben noch auf drei andere Provinzen ausgedehnt worden. Die beiden erstgenannten Provinzen erzeugen jedoch den besten; der schlechteste kommt aus dem Distrikt Woping in der Provinz Canton.

In China ist der Boden Privat-Eigenthum und in sehr kleine Theile getheilt. Die Theeblätter werden von der Familie des Anbauers eingesammelt und im frischen Zustande auf den Markt gebracht, wo sie von einer besonderen Klasse von Handelsleuten gekauft werden. Diese trocknen die Blätter unter einem Dache an der Luft und verkaufen sie an eine vornehmere Klasse von Kaufleuten, welche den Thee nach seiner Qualität sortiren, ihn völlig zubereiten und dann in Kisten verpacken. Der Thee kommt etwa um die Mitte des Oktobers in Canton an, und von dieser Zeit bis Ende Dezembers ist der Handel am lebhaftesten. Die Zahl der Kaufleute, welche mit grünem Thee handeln, beträgt etwa 400; die mit schwarzem Thee handelnden sind weniger zahlreich, aber wohlhabender. Sie begleiten ihre Kisten, die meistens von Menschen getragen werden, mehrere hundert Meilen weit bis Canton. Zur Ausfuhr sind nicht über funfzehn verschiedene Sorten bestimmt, wovon etwa acht bis neun schwarz und sechs grün sind. Der Preis variirt von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{3}{4}$ Thaler für das Pfund.

Alle Nationen Asiens, östlich von Siam und Cambodscha, sind seit undenklichen Zeiten eifrige Thee-Trinker. Bei den Chinesen ist ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters und des Standes der Thee-Kessel vom frühen Morgen bis in die Nacht in beständiger Bewegung. Sie trinken den Thee immer ohne Milch und häufig auch ohne Zucker. Nimmt man an, was keinesweges zu viel ist, daß jeder Chinese zweimal so viel trinkt, als jeder Bewohner Großbritaniens, so würde der jährliche Verbrauch in China $\frac{1}{2}$ Million Tonnen Last betragen.

In Europa begann der Gebrauch des Thees etwa um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, und seit dieser Zeit ist der Verbrauch bis auf nahe 30,000 Tonnen Last gestiegen. In Großbritanien wird mehr Thee verbraucht, als im ganzen übrigen Europa und in Amerika zusammengenommen.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob China dem immer steigenden Bedürfnisse in der Folge werde genügen können? Dies leidet jedoch keinen Zweifel. Der Anbau des Thees geschieht jetzt, um dem größeren Verbrauch zu genügen, in fünf Provinzen, und kann auf mehrere noch ausgedehnt werden. Der Thee wird in bergigem und hügeligem Lande kultivirt, das nicht besonders fruchtbar und zum Getraidebau nicht geeignet ist. Hiervon ist in China, ungeachtet der großen Kultur in den Ebenen und Thälern, noch sehr viel unbenutzt.

Der Thee verdankt unstreitig seiner gelinde erregenden Wirkung auf den menschlichen Körper seine so allgemein gewordene Anwendung. Im Geschmack der verschiedenen Sorten herrscht eine eben so große Mannigfaltigkeit, als beim Wein. Die Chinesen, und überhaupt die orientalischen Nationen, bedienen sich fast ausschließlich des schwarzen Thees. Die Engländer verbrauchen auf vier Theile schwarzen einen Theil grünen Thee, und die Amerikaner einen Theil schwarzen auf zwei Theile grünen Thee.

Mannigfaltiges.

— **Das leere Schauspielhaus zu Gloucester.** Als im Jahre 1808 Kean und Jack Hughes, um ihre leere Kasse ein wenig aufzufrischen, eine Benefiz-Vorstellung zu geben sich entschlossen, hatte man bereits Alles bis zur Aufführung angeordnet und vorbereitet. Man wollte das zum Wenigsten viel Hoffnung erregende Stück: Cure for the Heartache (Ein Mittel gegen Herzweh) aufführen, und Kean sollte den Young Rapid machen. Die Zettel waren alle groß gedruckt und mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt ausgestattet und vertheilt worden. Die Thüren waren bereits geöffnet, die Lampen angezündet und der Vorhang aufgezogen, als man leider bemerkte — daß in den Logen, im Parterre und auf der Gallerie zusammengenommen nicht mehr als zwei Zuschauer sich eingefunden. Man hielt sogleich ein Privat-Concilium, und es ward beschlossen, in aller Eile die Lichter auszulöschen und nicht mehr Oel zu verbrennen, als das Geld in der Kasse betrug. Kean und Hughes erschienen auf der Bühne, Arm in Arm, und empfahlen sich mit einer stummen Verbeugung. Und in dieser Pantomime bestand die ganze Vorstellung für den Abend; nur sah man sich zuletzt noch mit vielem Widerwillen genöthigt, die achtzehn Pence, die in der Kasse lagen, den Zuschauern wieder zuzustellen. An diesem Abend kam, wie ein Parlaments-Mitglied sich ausdrücken würde, „kein Haus" zusammen. (Barry Cornwall's Life of Kean.)

— **Charakterzug eines Russen.** Es lebt gegenwärtig in St. Petersburg ein verabschiedeter Unteroffizier Namens Terentius Glotoff, der, im Gouvernement Saratoff im Dorfe Buturlinka geboren, frühzeitig Soldat wurde. Er kam zur Garde-Artillerie und beschäftigte sich damit, Husaren-Mützen zu verfertigen, eine Beschäftigung, die er selbst dann nicht aufgab, als ihn die Unteroffiziers-Tressen zierten. Er setzte auch, als er nach einem zweiundzwanzigjährigen Dienste den Abschied genommen hatte, dieses Handwerk mit vielem Glücke fort und ward durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit in den Stand gesetzt, sich ein hübsches Haus zu kaufen, wo er mit seiner Familie lebt. Vor nicht langer Zeit begiebt sich Glotoff zum Staatsrath N. M—ff, dem jetzigen Besitzer seines Geburtsortes, erzählt ihm von seiner Herkunft und bittet den Staatsrath, ihm zu sagen, wie viele von seinen Verwandten in jenem Dorfe noch lebten? Er erfährt, daß die Zahl seiner männlichen und weiblichen Verwandten sich auf 28 belaufe; und nun bittet der ausgediente Soldat mit Thränen in den Augen, der Besitzer möge ihm diese auf dem Wege des Kaufes überlassen. Dieser bemerkt zwar, daß Glotoff kein Recht habe, Leibeigene anzukaufen, doch sey er (der Staatsrath) geneigt, wenn er seine Verwandte durchaus unabhängig wissen wollte, dieselben gegen die Kaufsumme frei zu geben. Entzücken blitzte aus den Augen des Veteranen, der nun ein Paket Bank-Assignationen hervorholte und die nöthige Summe zur Loskaufung entrichtete. Damit war jedoch noch nicht Alles abgemacht. Denn am anderen Tage läßt Herr M—ff den Glotoff wieder zu sich kommen und erklärt ihm, daß erstens eine von den durch ihn losgekauften Familien einen Pflegesohn von 14 Jahren habe, den dieselbe wohl auch nicht gern allein in dem Dorfe zurücklassen würde, — worauf Glotoff ohne Bedenken noch 5 Assignationen, jede zu 100 Rubel, hinzählt — und daß ferner ein Greis, mit dem einer von seinen Verwandten seit langer Zeit zusammen lebe, da er dessen Enkelin zur Frau habe, nicht mit unter der Zahl begriffen sey. „Wenn man Gutes thut, so muß man es ohne Einschränkung thun", gab Glotoff zur Antwort und zahlte auch für den Greis 500 Rubel aus. Somit hatte derselbe 15,000 Rubel zur Loskaufung seiner Verwandten geopfert, aber je mehr der gutmüthige Unteroffizier durch die Summen, die er, ohne sich lange zu bedenken, zum Besten seiner Verwandten hergab, in unseren Augen an Achtung gewinnt, um so mehr verliert wohl der Herr Staatsrath, der mit kluger Berechnung den edlen Veteranen auch noch einen fremden Pflegesohn und einen abgelebten Greis bezahlen ließ.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 89. Berlin, Montag den 27. Juli 1835.

Norwegen.

Breton's Skizzen von Norwegen.*)

Das so eben erschienene (in der Anmerkung genannte) Werk des Englischen Lieutenants Breton erinnert auf mehrfache Weise an desselben Verfassers „Streifzüge durch Neu-Süd-Wales;"**) es vereinigt nämlich in einem gewissen Maße das Angenehme mit dem Nützlichen und Praktischen, indem es eben sowohl als Führer und Wegweiser durch das Land wie durch manche treffende Bemerkung zur Ergötzung des Lesers dient. Indeß ist der Gegenstand doch ein ganz verschiedener, und die Vergleichung dürfte schwerlich zu Gunsten Norwegens ausfallen, obwohl sich dem Freund des Pittoresken hier in den rauhen und unebenen Flächen, in den öden Landschaften, auf den Seen und Hügeln gar viel zu bewundern darbietet. Die oft ausgesprochene Bemerkung, daß Norwegen die Skandinavische Schweiz sey, ist falsch, wenn auch das Land eben so gebirgig und wild ist; die Beschaffenheit der Norwegischen Gebirgs-Landschaft weicht von der in der Schweiz gänzlich ab; man vermißt an derselben jene majestätische und poetische Größe, die den Schweizerischen Gebirgen so eigenthümlich ist, die Thäler sind weit enger, und der Anblick des ganzen Landes ist wegen seiner geringen Bevölkerung, trotz seiner Unebenheit, so monoton, daß es schon einen außerordentlichen Grad von Phantasie erfordert, um die Vergleichungspunkte herauszufinden. Es giebt wenig Städte in Norwegen; die Bevölkerung ist zerstreut und von rauhen unverfeinerten Sitten; die Mittel zum Reisen sind schlecht, und nirgends ist für die Bequemlichkeit des Wanderers gesorgt. Hierzu kommt die strenge Kälte, der anhaltende Schnee, die plötzliche Abwechselung der Witterung und der Jahreszeiten und das allgemeine Mißbehagen, das man in allen nördlichen Breiten gleich empfindet, so daß ein Ausflug nach Norwegen mehr als ein mühseliges Geschäft denn als eine Erholung und Lustreise betrachtet werden muß. Indeß gehört unser Lieutenant Breton zu denjenigen Personen, die stets in Beweglichkeit und Thätigkeit seyn wollen, und denen das Reisen, selbst in Norwegen, immer Vergnügen macht.

Lieutenant Breton machte zwei Ausflüge von Christiania aus. Seine erste Reise-Linie ging bis nach Drontheim, und von da wieder zurück nach Christiania; hierauf aber schlug er den Weg nach den westlichen Distrikten ein, wobei er jedoch keinesweges ermangelte, verschiedene Exkursionen nach den merkwürdigsten Punkten, die seitwärts und außerhalb seiner Marschroute lagen, zu unternehmen. Wir wollen hier nur einige charakteristische Stellen aus dem Werke hervorheben, die für den Leser am meisten interessant seyn dürften.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Mittel zum Reisen in Norwegen alle schlecht sind — ein Uebelstand, dem in keiner Weise durch die Anordnungen abgeholfen wird, die an den verschiedenen Post-Stationen getroffen werden, wo, wie in Preußen, besondere Bücher dazu bestimmt sind, daß die Reisenden ihre Klagen und Beschwerden eintragen können. Gewöhnlich bedient man sich hier einer Karriole, einer zweirädrigen Halbkutsche, die jedoch nicht für solche Leute eingerichtet ist, die mit Gepäck reisen. Der Verfasser giebt uns eine Beschreibung derselben, so wie einen kurzen Kommentar über manche andere Arten von Norwegischen Reisewagen.

„Die Karriole", sagt er, „ist eine Art Chaise, deren Rumpf vorn so aufliegt, daß die Last sich zwischen den Rädern und dem Pferde vertheilt und die ersteren nicht so tief in den lockeren Boden hinabsinken, als es der Fall wäre, wenn die Last auf denselben allein ruhte. Der Reisende sitzt hier, indem er die Beine nicht eben auf die zierlichste Weise ausgestreckt hält, während seine Füße auf einem dünnen Querholze oder dem Boden des Wagens ruhen. Auf schlechtem Wege fand ich dies Fuhrwerk immer zweckmäßiger als eine Kutsche ohne Federn. Bei einigen Karriolen ist noch ein Kasten oder Sitz hinten angebracht, der zur größeren Bequemlichkeit dient, dabei aber oft das Nachtheilige mit sich führt, daß ein großer langgestreckter Mann oder Junge, anstatt niederzusitzen, auf denselben heraufsteigt und mit seinem schmutzigen Leibe bald in eine zu große Nähe mit Dir geräth, so daß er Dir nicht selten mehrere von den kleinen Thierchen zukommen läßt, die mit jenem Manne zwar wohl vertraut, aber doch darum nicht minder unangenehm für Dich sind. Wenn Du Dir keinen eigenen Wagen halten willst, so kannst Du Dir immer in den Posthäusern einen solchen verschaffen; allein wenn auch manche von den Landwagen bequem genug sind, so haben doch andere ganz das Ansehen von Bierkarren, wie bei uns die Brauer deren sich bedienen. Ein Fuhrwerk, das ich empfehlen möchte, wäre eine Kutsche mit starken Federn, die für zwei Pferde eingerichtet ist, mit einem Sitze, gleich dem einer Chaise, und hinter welchem man das Gepäck anbringen kann, und worüber eine lederne Decke ausgespannt ist, um gegen den Regen zu schützen. Im Winter bedient man sich eines Schlittens, der außerordentlich leicht ist; auf demselben kann der Reisende, wofern nur der Weg gut ist, vermittelst eines mittelmäßigen Pferdes mit großer Schnelligkeit vorwärts kommen; ist man aber an dieses rasche Treiben nicht gewöhnt, so kann man sich immer auf einige Purzelbäume dabei gefaßt machen, die jedoch nur selten, wenn je einmal gefährlich sind. Die Bauern pflegen sich einer gemeinen Art von Schlittschuh zu bedienen, der fünf oder sechs bis acht Fuß lang und drei oder vier Zoll breit und von denen der eine immer etwas länger als der andere ist, um das Fortschreiten sicherer zu machen. Mit diesen laufen sie, gestützt auf einen Stab, der an dem einen Ende platt geschlagen ist, lange Strecken mit ungewöhnlicher Schnelligkeit."

„Hat nun der Leser sich eines von den beschriebenen Fuhrwerken gewählt, so wollen wir uns auf eine der Partieen hin begeben, die dem merkwürdigen Lande eigenthümlich sind, und wobei wir es gelegentlich für zweckmäßig halten werden, einmal abzusteigen, um eine der einsamen Hütten der Finnen zu besuchen."

„Nachdem wir den See verlassen, setzten wir, nämlich ich und mein Diener, unseren Weg durch Wälder von Zwerg-Birken fort, über öde und felsige Gebirge, zuweilen über Schnee, durch reißende Ströme und tiefe Moräste, aus denen unsere Pferde oft nur mit großer Schwierigkeit sich herausarbeiteten, so wie längs der Küsten der Seen, bis wir an eine Stelle kamen, die so verlassen und öde schien, daß ich darüber erstaunte, wie sich's irgend ein Finne in den Sinn kommen lassen konnte, hier an einer der traurigsten und schauderhaftesten Stätten, wenn auch nur auf einige Zeit, sich niederzulassen. Von einer Anhöhe aus, die wir erstiegen, hatten wir Gelegenheit, die genaue Beschaffenheit jener öden Gegend zu beobachten: vor uns lag die Landschaft ausgebreitet, mit mehreren Seen, von endlosen, labyrinthartigen Gebirgsmassen eingeschlossen, deren Gipfel mit Schnee bedeckt oder mit Moos bewachsen und deren Seiten mit Birken oder Kiefern besetzt waren. Diese Gebirge erhoben sich in langen Reihen hinter einander, bis sie sich endlich in der weiten Entfernung verloren, wo das Auge noch die fürchterlichsten Schlünde und Abgründe entdeckte. Die kleine Ebene, wo die Finnen ihre Hütten aufgerichtet hatten, war mit einigen zerstreuten Birken besetzt, außerordentlich morastig, und lag am Fuße eines Hügels, wo fast gar keine Vegetation, mit Ausnahme des Rennthier-Mooses, fortkommt. Die Stelle schien von allen lebenden Wesen außer uns verlassen, und erst als wir an die Hütte näher herankamen, überzeugten wir uns, daß der Mensch auch diesen unwirthbaren Boden zu seinem Aufenthalte zu erwählen im Stande war. Um die Finnen zu erreichen, mußten wir einen Strom durchwaten, der so tief war, daß wir bis an den Gurt im Wasser standen, und so reißend, daß wir Ursache hatten, uns Glück zu wünschen, als wir denselben passirten, ohne fortgerissen zu werden, noch mehr aber, als wir durch einen Sumpf auf der entgegengesetzten Seite ebenfalls glücklich hindurch gekommen waren. Der Strom ergießt sich hier in einen See, und die Stelle ist zwölf bis funfzehn Meilen von dem Orte entfernt, von wo wir aufgebrochen waren. Ohne nun eine Einladung abzuwarten, kroch ich sogleich in eine der Hütten, ohne Zweifel zum größten Erstaunen der Bewohner, die bei dem plötzlichen Eintreten eines unerwarteten Gastes höchst überrascht waren. Die Hütte hatte nicht mehr als acht oder neun Fuß im Durchmesser und fünf Fuß Höhe; sie war aus kleinen Baumstämmen aufgebaut, die mit ihren Gipfeln so nahe an einander gefügt waren, daß sie nur eine kleine Oeffnung für den Ausgang des Rauches hatten, die man sich ungefähr in der Form des Eingangs zu einer runden aus Draht bestehenden Mausefalle zu denken hat, und die Zwischenräume waren mit Rasen ausgefüllt. In der Mitte des Gebäudes war ein Feuer angezündet, und auf dem Boden lagen Rennthierfelle ausgebreitet, auf denen die Finnen sich ausruhten, zusammen neben ihren verschiedenen Hunde-Raçen; die Thür bestand aus einem zerrissenen Stücke von leinenem Tuche. Zu der Familie gehörte ein Vater mit drei Töchtern, von denen Eine eine Reihe von Zähnen von solcher Schönheit und Regelmäßigkeit hatte, daß sie bei Manchen von dem „schönen Geschlechte" in England Neid erweckt haben würde; auch zeigte sie in ihrem Benehmen so viel Verstand als Thätigkeit; die übrigen hingegen waren schwerfällig und dumm."

Wir haben hier noch ein günstiges Gemälde des Lieutenants Breton vor uns; sonst kommen die Bauern von Norwegen im Allgemeinen

*) Scandinavian Sketches, or a tour in Norway. London, 1835.

**) S. Nr. 143 des „Magazins" vom J. 1833.

schlecht bei ihm fort, und zwar, wie es scheint, gründen sich seine Bemerkungen keineswegs auf Unfreundlichkeit gegen das Land überhaupt. Indeß ist es Zeit, uns in's Gebirge zu begeben. Der Schneebättan, eine der höchsten der Norwegischen Bergspitzen, erhebt sich 7480 Fuß über das Meer und ist mit ewigem Schnee bedeckt. Er gewährt eine der merkwürdigsten Ansichten des Landes.

„Wer“, sagt Lieutenant Breton, „mit dem, was er bisher in den düsteren und öden Landschaften gesehen, nicht zufrieden ist, der wird nicht verfehlen, mit mir den eisigen Hügel des Schneebättans zu besteigen; die Entfernung kann kaum mehr als vierzehn Meilen betragen, und die Exkursion läßt sich in zwölf Stunden abmachen, wobei man noch sechs Stunden zu Pferde zubringt. Giebt man dann, wenn man den Gipfel des Berges erreicht, nicht zu, daß die „grausige Einöde“ hier in ihrer größten Ausdehnung und Vollkommenheit zu sehen sey, so weiß ich nicht, wo sie sonst gefunden werden könnte. Ich stieg zu Pferde, in Begleitung des Gastwirthes und meines Dieners, die ebenfalls beritten waren; mein Pferd war mit Muschelschalen ausgeschmückt und hatte das Fell eines langhaarigen Schweines zur Satteldecke auf. Unser Führer watete durch die Wasserströme, die in Folge des geschmolzenen Schnees und Regens mehr als gewöhnlich tief und reißend genug waren, um manchen Mann davon abzuschrecken, durch dieselben zu reiten, wenn nicht ein erfahrener Führer vorangeht, der über Felsen von ungeheurer Größe klettert, welche das Bette von Strömen bilden, die zu fließen aufgehört, und die nur dazu da zu seyn scheinen, um die Sicherheit des Fußwerks unserer kleinen vierfüßigen Thiere zu prüfen. Endlich waren wir am Fuße des Schneebättans angekommen. Hier machten wir mit den Thieren Halt und überließen sie ihrer eigenen „süßen oder sauren Phantasie“, da es sonst hier weiter nichts für sie gab. Während diese nun hier ausruhten, begannen wir selbst unsere unmittelbaren Anstrengungen.“

„Wir stiegen drei Stunden von der einzig zugangbaren Seite zu den Berg hinan, und zwar zum Theil zur Erholung unserer Füße über Schnee, von dem mehr auf der Oberfläche lag, als man seit langer Zeit sich erinnern konnte; ich hatte meinen Diener auf der Mitte des Weges zurückgelassen, indem er bereits erschöpft war und nicht mehr weiter gehen konnte, und endlich befand ich mich auf dem Gipfel und fing an, mich nach den Wundern der weit und breit berühmten Stelle umzusehen. Vor Allem fiel mir hier die Gestalt meines Führers in die Augen, der seinen besten blauen Rock angelegt, mit ungewöhnlich langem Saume und einer rothen Kappe à la Figaro; da ich indeß nicht deshalb so hoch gestiegen war, um dessen Anzug zu bewundern, so schweifte ich mit meinen Blicken nach allen Richtungen umher, um wo möglich irgend einen Gegenstand von größerem Interesse und Gewicht zu erspähen. Ich bemerkte jedoch weiter nichts, als eine ungeheure Wildniß von Gebirgen, die den schauerlichsten Anblick gewährten, den man sich nur denken kann. Unregelmäßige Gruppen von unbegränzten Gebirgsreihen erhoben sich bis zu einer Ausdehnung von ungefähr siebzig (Engl.) Meilen und gaben der schauerlichen Einöde das düsterste melancholische Ansehen; allein mit nur sehr wenigen Ausnahmen war eine Anhöhe der anderen so auffallend ähnlich, daß man immer und überall dasselbe zu sehen glaubte, und je unerwarteter man diese so äußerst monotone Einförmigkeit wahrnahm, um so unangenehmer mußte sie erscheinen. Das unmittelbar angränzende flache Land ist mit Felsen oder Steinen besäet und wechselt mit Seen oder Strömen und verrätherischen Morästen, so wie hier und da mit Zwergbäumen ab, die ihre Wipfel nur wenig über den dürren unfruchtbaren Boden emporheben. Und das ist der so gefeierte Anblick, der im Ganzen die Mühe des Aufsteigens nur schlecht belohnt! Die Stille war so gänzlich ununterbrochen, und die Natur schien gleichsam in den behaglichen tiefen Schlummer so tief versunken zu seyn, daß man dabei fast an nichts Anderes mehr dachte, als was für eine wunderbare Stelle dieselbe einmal in späten Zeiten für die Betrachtungen des „letzten Menschen!“ abgeben dürfte. Ein weiser Mann aus der alten Zeit machte die treffende Bemerkung, daß der größte Theil unserer Erde von einem unbewohnbaren Ocean überzogen wird, dann von dem Uebrigen Einiges mit nackten Gebirgen überdeckt oder unter Sand verschüttet ist, so wie endlich ein Theil von ununterbrochener Hitze versengt wird und ein anderer unter ewigem Schnee begraben liegt!“

Wir vermissen in dem uns vorliegenden Werke, wie man leicht mit uns bemerken wird, das, was demselben allein ein bleibendes Interesse zu ertheilen im Stande gewesen wäre — nämlich den Geist einer lebendigen und regen Phantasie. Skandinavien, das Land des Odin — die Wiege der wunderbarsten mythologischen Schöpfungen und Gestalten — mit seinem gespensterhaften Malestrōm, seinen unermeßlichen Fiords, seinen ungeheuren Seen, über welche die alten Geister und Schatten unter der Gestalt von tausend Legenden zu wandeln scheinen, mit seinen öden Steppen, die überall an die Krieger aus jener uralten, längst verflossenen Zeit erinnern, welche noch jetzt von ihren Todten-Bankets zu den feierlichen mitternächtlichen Erscheinungen daselbst eingeladen werden, jenes Land mit seinen mystischen Hügeln, die bis in ihre tiefsten Tiefen von den schrecklichen Gestalten der Traditionen aus Zeitaltern durchdrungen sind, über welche die Vergangenheit ihre Hülle ausgebreitet — ein solches Land bietet dem dichterischen Gemüth eine unerschöpfliche Fundgrube von Begeisterung und Entzücken dar, die selbst die traurigsten Erscheinungen nicht zu entzaubern vermögen. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der poetischen Schilderungen desselben düsteren Landes, wie sie Steffens in seinem „Malcolm“ und in seinen „vier Norwegern“ gegeben hat! Ein Land, das, wie der Verf. sagt, der Wohnsitz des „letzten Menschen“ seyn könnte, muß auch mit dem gesteigerten Gefühl angesehen werden, das wir bei dem letzten Menschen voraussetzen. Aber das ist es gerade, was wir in dem Werke des Lieutenants Breton vermissen, in welchem wir im Ganzen mehr ein Handbuch für Reisende, als ein literarisches Produkt zur Unterhaltung für den gebildeten und poetisch denkenden Leser erblicken können. Indeß werden die zahlreichen Partieen des zwar schlecht gezeichneten, aber in lebhaften Farben entworfenen Kostüms, die sorgfältig abgefaßte Reise-Karte und die getreuen Skizzen merkwürdiger Scenen immer noch dazu beitragen, das Buch bei der Menge zu empfehlen, welche in demselben in der That viel Nützliches und Praktisches finden wird.

England.

Anfänge des Englischen Romans.

(Fortsetzung.)

Die schönste aber und bekannteste der Productionen Greene's ist seine Philomela, auch: die Nachtigall der Lady Fitzwater betitelt, einer Lady Fitzwater zu Ehren, der das Werk auch dedicirt ist. Der Verfasser sagt in seiner Dedication: er habe es geschrieben, um für die Frauen ein Zeugniß abzulegen.

Diese reizende Erzählung ist neuerdings wieder abgedruckt worden und ist durchaus hinreichend, wie der Herausgeber richtig bemerkt, das Andenken des Verfassers von dem Vorwurfe, daß er sein Talent beständig zum Dienst der Unsittlichkeit herabgewürdigt habe, zu reinigen. Der Charakter der Philomela ist mit einer solchen Zartheit gezeichnet, sie ist mit einer so makellosen Reinheit, mit einer so heiligen Schönheit ausgestattet, daß die Phantasie, die sie gebildet, mehr als einmal von den allerzartesten Regungen und den edelsten Gefühlen begeistert gewesen seyn muß. Der Stil ist, wenn wir der Wahrheit getreu bleiben wollen, allerdings durch Affectationen à la Euphues verdorben; aber in der Führung und Entwickelung der Begebenheiten herrscht eine Wahl, ein Takt, ein Maaß, daß man glauben sollte, es gehöre einer anderen Epoche der Kunst an — Vorzüge, die um so erheblicher erscheinen, wenn man sie mit der Weitschweifigkeit der Arkadia Sidney's vergleicht, die gerade damals des höchsten Rufes genoß.

Philomela, die Heldin dieser Novelle, ist die Frau eines Edlen von Venedig, des Grafen Philippo von Medicis; sie ist die Bewunderung dieser poetischen Stadt, „nicht ihrer Schönheit wegen, obgleich Italien keine schönere Frau aufzuweisen hatte, auch nicht ihres Reichthums wegen, obschon sie die einzige Tochter des Herzogs von Mailand ist, sondern wegen der Trefflichkeit und Vollkommenheit ihrer Seele, deren Tugend ein Paradies um ihn zu schaffen schien. „Aber aller Reinheit ihrer Sitten und der Untadelhaftigkeit ihres Wandels ungeachtet, quält sie der Graf mit Eifersucht, dieser unseligen Leidenschaft ganz hingegeben, die dem, der sie hegt, das Herz zernagt, wie der Neid.“ So geht er denn unaufhörlich mit sich zu Rathe, ob er nicht einen unter der Bekanntschaft seiner Frau finden könne, „den sie Andern im Umgange vorzöge.“ Aber er kann sich auch nicht des geringsten zweideutigen Schrittes, ja, nicht einmal eines Wortes erinnern, aus dem Verdacht zu schöpfen wäre; doch dann denkt er wieder: „der Schein trügt, der Salamander brennt desto mehr, je weiter er entfernt vom Feuer ist“, und nach diesen Analogieen schließt er: „je reiner und heiliger der Mund der Frauen ist, desto falscher ist ihr Herz.“

Endlich wendet er sich an einen vertrauten Freund und bittet ihn, „die Tugend seiner Frau auf die Probe zu stellen.“ Dieser vertraute Freund ist Giovanni Lutesio, der schönste und galanteste Edelmann Venedigs, der ihm denn wirklich verspricht, die Gräfin zu bestürmen und, sobald er sie seinen Wünschen geneigt fände, ihm Alles ohne Weiteres mitzutheilen.

So fängt nun Lutesio an, seine Netze auszustellen. Eines Tages findet er Philomelen allein in ihrem Garten sitzend und unschuldige Lieder zur Laute singend; er ergreift diese Gelegenheit, ihr zu gestehen, daß er liebe, nennt aber noch nicht den Gegenstand seiner Leidenschaft. Aber Philomela tischt ihm eine solche Menge moralischer Maximen auf, Beispiele aus der Mythologie und der römischen Geschichte, sagt so viel schöne Dinge über die schwarzen Geier und weißen Engel, daß er nicht weiter vorzuschreiten wagt; er sucht seinen Freund auf und giebt ihm die beredtesten Versicherungen von der Treue und Reinheit seiner Frau.

Aber der Eifersüchtige ist damit nicht zufrieden; all' die schönen moralischen Reden sieht er gerade darin begründet, daß Lutesio nicht Philomelen selber als den Gegenstand seiner Leidenschaft genannt habe, und verlangt deshalb, sein Freund solle ihr eine vollständige Erklärung machen. Hierauf schickt ihr Lutesio einen sehr ausführlichen Liebesbrief und ein schlechtes Sonnet dabei. Philomela giebt eine indignirte Antwort, erwiedert aber auch das Sonnet, „als Beweis, daß ihr Geist nicht schwächer sey, als ihre Tugend.“

Alles dies wird dem Manne getreulich hinterbracht, der aber nun anfängt, Verdacht gegen Lutesio zu fassen. Die Untreue seiner Frau steht ihm fest, da er aber keine Beweise hat, mit denen er öffentlich gegen sie auftreten kann, so dingt er zwei seiner Knechte, den Ehebruch zu bezeugen. Auf Grund dieser Aussage werden Philomela und Lutesio, als des Verbrechens überwiesen, durch einen Spruch des Gerichts aus dem Gebiet von Venedig verbannt.

Philomela schifft sich nach Palermo ein. Während der Fahrt verliebt sich der Capitain in sie, „doch wird seine Leidenschaft durch die Ehrfurcht, die sie ihm einer Madonna gleich einzuflößen weiß, in Zaum gehalten.“ Nach ihrer Ankunft in Palermo führt er sie zu seiner Frau, von der sie auf's gastfreundlichste und liebreichste aufgenommen wird und in diesem stillen Hause ein sicheres Glück und die süßeste Freistatt findet. Der Friede, der sie umgiebt, bereitet ihr ein besseres Daseyn, als sie in ihrem Palast zu Venedig genossen. Nur der Gedanke an ihren grausamen ungerechten Gatten und an die Kränkung und unverdiente Strafe, die Lutesio ihretwegen erfahren, betrübt sie. Doch läßt sie sich angelegen seyn, so viel sie nur immer kann, „auf ihre Wunden den Balsam sanfter Geduld zu legen, und mit ihrem traurigen Schicksal sich in den Schatten ihrer Unschuld zu flüchten.“

Lutesio hat sich unterdessen zu Philomelens Vater, dem Herzog

von Mailand, begeben und ihn von den gegen seine Tochter begangenen Freveln in Kenntniß gesetzt. Sogleich begiebt sich der Herzog nach Venedig und fordert vom Senat Genugthuung. Die Knechte des Grafen gestehen ein, daß sie falsch geschworen. Der Graf, von Gewissensbissen gefoltert, erhebt sich und erklärt: „daß Nichts so geheim sey, was mit der Zeit nicht an den Tag komme; wie das Oel, obwohl flüssig, das Feuer nicht löscht, so ist auch die Zeit, so lang sie auch sey, kein sicheres Bollwerk für die Sünde." Er schließt mit den Worten: „Heut nützt es wenig mehr, daß ich laut und öffentlich mich für den Schuldigen erkläre, da diese Knechte, die ich gedungen, schon die Wahrheit entdeckt haben. Mir bleibt nichts weiter übrig, als zu bereuen, obwohl zu spät, und zu büßen. Doch habe ich gesündigt über alle Buße hinaus und flehe Eure Gerechtigkeit deshalb an, mir keine geringere Strafe zuzuerkennen, als den Tod."

Der Herzog, von Philippo's wahrer Reue gerührt, schenkt ihm das Leben, und Alle machen sich nun in verschiedenen Richtungen auf, die beschimpfte Gattin aufzusuchen. Philippo kommt nach Palermo, und in seiner Verzweiflung, da er seine Frau nicht finden kann, klagt er sich eines Mordes an, der gerade in der Stadt begangen worden. Philomela erfährt, daß ein Venetianer ins Gefängniß geschleppt worden, verlangt ihn zu sehen, und erkennt durch das Gitter des Kerkers ihren Gemahl. Anfangs bemächtigen sich Erbitterung und Unwillen und auch der leise Wunsch nach Rache ihrer Empfindungen, bald aber fühlt sie, „daß der Name Gatte kein leerer Schall ist, daß das Band der Ehe um den innersten Kern des Daseyns geschlungen ist und das andere Ende desselben unterm Siegel des Grabes liegt."

Sie entschuldigt ihren Mann bei sich mit folgendem Raisonnement: „Das Böse, das er dir gethan, that er nicht, weil er eine Andere, sondern weil er Dich zu sehr liebte; die Eifersucht hat ihn zu dem wahnsinnigen Beginnen getrieben, und ihre Frevel sind die Frevel der zärtlichsten Liebe."

Von diesen Empfindungen bewegt, erscheint sie vor dem Gericht an dem Tage, wo ihres Gatten Urtheil gesprochen werden soll, und vertheidigt ihn mit so viel Kraft, Liebe und überzeugender Wahrheit, ihr Leben für das seine bietend, daß dem Richter Philippo's Unschuld einleuchtet und alle anwesende Sicilianer in lauten Beifall und Jubel ausbrechen. „Philippo erliegt der gewaltigen Bewegung seines Innern; der Drang der Freude und des Schmerzes zugleich bricht ihm das Herz; halb todt wird er hinausgetragen, und nach zwei Stunden verscheidet er unter dem Uebermaß seiner Gefühle. Philomela, die ihn so zu gleicher Zeit gerettet und verloren sieht, ist vor Jammer außer sich. Sie kehrt nach Venedig zurück und lebt dort bis an ihren Tod als Philippo's von Medicis Wittwe, durch Nichts getröstet über seinen Verlust. Ihre Milde und Wohlthätigkeit macht sie so berühmt, daß sie bei ihren Lebzeiten für ein Muster von Barmherzigkeit gilt und nach ihrem Tode mit den größten Ehren feierlichst in der Sankt Markus-Kirche beigesetzt wird."

Die Entwickelung dieser Geschichte ist offenbar Boccaccio's berühmter Erzählung: Titus und Gesippus, nachgebildet. Der erste Theil, die Prüfung der Frau durch einen Freund des Mannes, entspricht der Episode im Don Quixote, wo Anselmo seine Frau Camilla gleicher Weise auf die Probe stellt. Doch ist nicht anzunehmen, daß Greene und Cervantes Einer den Anderen sollten abgeschrieben haben. Greene war todt, als Don Quixote erschien, und es ist nicht wahrscheinlich, daß Philomela zu Cervantes gelangt sey. Sie hatten Beide wohl eine gemeinsame Quelle, aus der sie schöpften: die Natur und die menschliche Thorheit.

Was der Philomela seine Entstehung verdankt, ist das Lustspiel von Davenport: Die Stadt in der Nachtmütze, wo Lorenzo auch die Tugend seiner Frau Abstemia, der Schwester des Dogen von Venedig, durch seinen Freund Philippo versuchen läßt. Dies Stück wurde im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben und erschien in der Sammlung von Dodsley. Der Kommentator meint fälschlich, es sey dem Don Quixote entlehnt. Die Beziehung, die es zur Philomela hat, ist viel augenscheinlicher und näher. Auch ist der Stil voll von Euphuismus, und man findet an einzelnen Stellen Greene bis auf seine eigenen Worte wieder.

Lodge und Greene sind die einzigen unter Lylie's Nachahmern, die uns für die Fehler des Stils durch einzelne Blitze des Genies und der Erfindung Ersatz zu bieten im Stande sind. Nur dem Namen nach führe ich den Philotimus von Brian Malbrank, 1583 gedruckt, und Malvillia's Leiden von Breton an, Werke, die mit Gothischen Lettern gedruckt und von Bücher-Liebhabern ihrer Seltenheit wegen geschätzt sind.

Der von Lylie eingeführte Stil blieb nicht sehr lange der herrschende, aber die Manier, die darauf folgte, war eben so wenig empfehlenswerth. Unter der stürmischen Regierung Karl's I. und während der Republik hatte die Englische Nation andere Dinge zu thun, als Romane zu schreiben oder zu lesen. Erst zur Zeit der Restauration erweckte der Beifall, den die unter Jakob I. gedruckte Arkadia fand, den Geschmack für bedeutendere oder doch wenigstens umfangreichere Dichtungen, als die, welche bis dahin erschienen waren. Diese Arkadia, von Sir Philip Sidney, dies so viel gelesene und bewunderte Buch, möchte seinen Ruf vielleicht nicht minder dem großen Charakter und glorreichen Tod des Verfassers als seinem eigenen Verdienste verdanken. Bisweilen wird dieser Roman: die Arkadia der Gräfin von Pembroke genannt, weil ihn der Autor dieser Dame, die er für einen würdigen Gegenstand aller Poesie ansah, gewidmet hatte. Das Werk, dem der Schluß und die letzte Zeile fehlt, kam erst nach Sidney's Tode heraus; wir würden es in vollendeterer Gestalt besitzen, wenn, wie Sir W. Temple sagt, dem Verfasser nicht ein für sein Genie und seine Tugenden zu kurzes Leben zugemessen gewesen wäre.

Zu Sidney's Zeit war der alte Ritter-Roman noch nicht ganz aus der Mode; das angeführte Werk trägt die Spuren davon: es ist zur Hälfte im heroischen Genre, doch ist auch viel Komisches mit eingewebt. Die Form ist die der Epopee; die Scene beginnt mitten in der Handlung, und wir werden mittelst Erzählung zum Ursprung der Begebenheiten zurückgeführt.

Basilius, König von Arkadien, schon im vorgerückten Alter, hatte eine junge Prinzessin, Gynecia, Tochter des Königs von Cypern, geheirathet. „Aus dieser Ehe", erzählt der Verfasser, „entsprangen zwei Töchter, so wunderbar ausgestattet mit allen nur erdenkbaren Gaben, als sollten sie bestimmt seyn, zu zeigen, wie weit die Natur davon entfernt ist, dem weiblichen Geschlecht stiefmütterlich gesinnt zu seyn. Die Aeltere hieß Pamela, die Jüngere Philoclea; was aber ihre Vorzüge und Vollkommenheiten anbelangte, so hätte man nicht sagen können, welche die Aeltere und welche die Jüngere sey. Was mich betrifft, so schien mir, als ich Beide sah, mehr Sanftmuth in Philoclea und mehr Majestät in Pamela zu seyn; in Philoclea's Augen schien nur die Liebe zu scherzen und zu spielen, in Pamela's zu drohen; es kam mir so vor, als wenn Philoclea's Schönheit nur eine sanft einschmeichelnde wäre, aber von der Art, daß ihr kein Herz widerstehen könne — eine Wirkung, die Pamela's Schönheit durch die Gewalt ihres blendenden Eindruckes hervorbrachte. Philoclea schien ihren Werth selber nicht zu kennen, war bescheiden und schüchtern, so daß aller Stolz vor ihr zu Schanden werden mußte, und wenn sie Neigung und hoffende Wünsche erweckte, so wußte sie dieselben zu gleicher Zeit in die Schranken der Achtung und Ehrfurcht zu bannen; Pamela, von großen Gedanken voll, entging dem Stolze nicht, weil sie sich über ihre eigenen Vorzüge in Unwissenheit befand, aber einer ihrer Vorzüge bestand eben darin, daß sie nicht stolz war. Sie besaß die Weisheit, die Seelengröße und den Adel ihrer Mutter, aber, wenn ich nicht irre, zu einem festeren Charakter vereinigt." (Pag. 10. London, 1674.)

Nun fand Basilius, wie viele seiner Mitmenschen, Lust daran, sich selbst zu quälen, ging nach Delphi und befragte das Orakel, und erhielt folgendes Räthsel zur Antwort:

„Deine Tochter, die erste, der Gegenstand Deiner zärtlichen Sorge, wird Dir von einem Prinzen entführt werden und doch nicht verloren seyn. Deine zweite Tochter wird von einem Liebhaber in einer Bildung, die der Natur völlig zuwider ist, verfolgt werden, und doch wird sie seine Neigung naturgemäß erwiedern. Sie werden Beide diejenigen heirathen, die vor Deinem Sarge, wie vor den Schranken eines Gerichts, über die Ursachen Deines Todes verhandeln werden, während Du doch nicht todt seyn wirst. Ein Fremdling wird auf Deinem Throne sitzen. Aber eh' noch alle diese Schläge Dich treffen, wirst Du mit Deiner Frau einen Ehebruch begehen."

Basilius, von diesem fürchterlichen Orakel in Schrecken gesetzt, und um alles Mögliche zu thun, daß es nicht in Erfüllung gehe, verläßt den Hof und zieht sich in einen Wald zurück, wo er zwei Hütten hat erbauen lassen, eine für sich, die Königin und ihre jüngste Tochter Philoclea, die andere für Pamela, unter der Aufsicht des Dometas, eines groben mürrischen Bauern, dessen Frau Misa und dessen Tochter Mopsa als wahre Hexen an Leib und Seele vorgestellt sind. Diese Familie bildet den komischen Theil des Werkes.

Während sie nun in dieser Abgeschiedenheit leben, leiden zwei Prinzen, wie sie nur in Gedichten vorkommen, Pyrocles, des Königs von Macedonien Sohn, und sein Vetter Musidorus, Prinz von Thessalien, an der Küste von Arkadien Schiffbruch. Der Erstere verliebt sich in Philoclea, der Zweite in ihre Schwester. Nach dem gewöhnlichen Geschmack, den die Roman-Prinzen an Verkleidungen zu finden pflegen, und zwar auch dann, wenn ihnen ihre eigene Gestalt in ihren Unternehmungen weit förderlicher gewesen wäre, erscheint Musidor als Schäfer, Namens Dorus, bei Dometas, dem Wächter seiner Geliebten, Dienst suchend. Pyrocles wirft sich in Amazonentracht, unter dem Namen Zelmone, und wird so von Basilius in sein Asyl aufgenommen. Bald aber wird seine Lage bedenklicher, als anfangs zu vermuthen gewesen; denn einerseits verfolgt ihn Basilius mit Liebes-Anträgen, andererseits die Königin Gynecia mit ihrer Neigung; diese hat nämlich einen etwas schärferen Blick als ihr Gemahl und sucht auf alle Weise zu verhindern, daß Pyrocles nicht einen Augenblick mit Philoclea allein ist.

Ein solcher Held, der seine Geliebte in Frauenkleidern, ohne daß sie einen Mann in dieser Maske vermuthet, umgiebt, kommt fast in allen Romanen dieser Epoche vor. Die Situation aber, in die Pyrocles durch die Leidenschaft des Königs und der Königin geräth, ist aus dem eilften Buche des Amadis von Gallien.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Zwangsheirath, von Molière.

Es war in den rauhsten Tagen des schweren Winters von 1664: der Kardinal war todt, die Königin Mutter wurde von den ersten Anfällen einer tödtlichen Krankheit heimgesucht; die Königin war schwanger mit Elisabeth von Frankreich, leidend und betrübt über die gleichgültige Behandlung, die sie vom Könige erfuhr, der sich damals gerade in zwei ihrer Ehrenfräulein, die La Mothe und die La Vallière, verliebt hatte; eine Seuche verwüstete Paris — und trotz alle dem schwärmte man am Hofe in Lustbarkeiten und Vergnügungen, denn der Hof war jung, der König auch, und man versammelte sich häufig im kleinen Theatersaal des Louvre, Molière's Scherze und Possen einzunehmen.

Molière war zu der Zeit noch Poquelin, der Schützling des Prinzen von Conti, hatte erst seine kleineren minder bedeutenden Stücke geschrieben; Tartüffe, der Geizige, der Bürger als Edelmann und der Menschenfeind gährten erst in seinem Kopf, und er war noch nicht das große Genie, das allein einer erbitterten Feindeswelt gegenüberzustehen hatte. Er war der Liebling des Hofes. Doch dürfen

üppig wie die Poesie selbst, hat in diesem Jahre (1834) erst ein Präludium, ein Capriccio gespielt. Wir erwarten jetzt die Ouvertüre, etwas Großes, Gehaltvolles, doch noch haben wir nichts gehört, und wiederholen bloß, wie der schon beim Stimmen der Instrumente seiner Kapelle entzückte Sultan Mustapha: „Wie schön! wie herrlich!" Auf Puschkin kann man mehr als auf jeden anderen das anwenden, was wir von dem Schicksale unserer Poeten gesagt haben. Von ihm wird man sagen: „Er war in der Welt und die Welt hat ihn nicht erkannt!"

Im vorigen Jahre sind zwei Russische Original-Trauerspiele erschienen: Torquato Tasso von Nestor Wassiljewitsch Kukolnik, von dem Verfasser selbst eine dramatische Phantasie genannt — und Rußland und Bathory, ein historisches Drama vom Baron Georg Federowitsch Rosen. Beide Produkte, besonders das erstere, müssen die Aufmerksamkeit aller Freunde der Literatur auf sich ziehen.

Tasso, der Mann zweier Welten, groß, erhaben, unsterblich für die geistige Welt, schwach, unbedeutend, wahnwitzig in den Augen der materiellen irdischen Menschen, ist ein wahrhaft poetischer, für das Drama geschaffener Charakter. Unser junger Dichter hat den Charakter und das Schicksal des Sängers des befreiten Jerusalem glücklich aufgefaßt und benutzt, und uns namentlich nicht nur den geschichtlichen Tasso, sondern überhaupt den Poeten, den fremden Gast in unserer Welt dargestellt, indem er denselben mit Personen und Umständen in Verbindung bringt, wie es das Schicksal dem Anscheine nach absichtlich mit seinem Lieblinge und Märtyrer gethan. Die ganze Tragödie ist von vollendeter Schönheit; die gelungensten Scenen derselben aber sind: Die Unterredung Tasso's mit seinem Genius im Gefängnisse und später sein Tod. Noch ist dies Trauerspiel nicht in Scene gesetzt worden, doch hat der Autor, meiner Ansicht nach, nichts dabei verloren. Das Ideale, die poetische Erhabenheit des Gegenstandes dieses Drama's, tritt nicht mit der fühlbaren Wirklichkeit, welche das Theater-Publikum verlangt, als Nebenbuhler in die Schranken. Ich bin überzeugt, daß unsere Zuschauer bei der ersten Scene, wo Tasso in dem Hause seiner Schwester für verrückt gehalten wird, sich vor Lachen ausschütten würden, wie wenn in dem „Aerger aus Verstand"*) der verrückte Tschapeli auf dem Balle mit Lobeserhebungen überschüttet wird; und so bin ich auch überzeugt, daß sie die Scene mit dem Wahnsinnigen nicht verstehen würden, in welcher doch ein so tiefer Sinn liegt.

Das historische Drama des Baron Rosen zeichnet sich durch Verdienste anderer Art aus, indem es ein poetisches Gemälde das Russischen Lebens im 16ten Jahrhundert darstellt. Er hat bewunderungswürdige Charaktere jener Zeit gewählt, als: Johann, Bielsky Godunoff, Bathory Samoïsky, Kurbsky u. A., schildert dieselben vortrefflich und erdichtete sehr glücklich noch einige Personen (wie z. B. den Zaarewitsch Johann, den die prosaische Geschichte gar nicht kennt), und läßt dieselben, ihrer Stellung gemäß handelnd, an die Sonne treten. Die meiste Beachtung in diesem Drama verdient die Sprache der handelnden Personen. Der Verfasser bindet sich nicht an die beengenden bedingenden Gesetze des Anstandes und der Zartheit im Ausdrucke, sondern wählt Worte, welche, seiner Ansicht nach, deutlicher, kürzer und kräftiger Gedanken und Gefühle aussprechen, regelt dieselben nach der Russischen Volks-Syntax, und bewirkt dadurch einen bewunderuswürdigen Effekt. Man kann sagen, er wälzt die Sprache um — bisweilen zwar nicht ganz glücklich, aber wie wäre dies zu vermeiden, wenn er sie von den Fesseln befreien will, welche der früheren dramatischen Sprache durch die Regeln Boileau's, durch das Beispiel Sumarokoff's und die Gebräuche der Seminare und Kanzeleien angelegt worden sind. Ehre und Ruhm dem jungen Helden, der sich auf die Phalanx der falschen Klassiker wie Arnold Winkelried auf die eherne Mauer der Feinde stürzte! Fliegt ihm nach, junge Poeten und vollendet den Sieg der Wahrheit und der Natur über die Lehren der Lüge und den Unsinn. Uebrigens muß man anderer Seits auch zugeben, daß das Drama des B. Rosen als Drama eine strenge Kritik nicht aushalten würde, wenn nicht in demselben mehrere für uns durch ihre geschichtliche Bedeutung wichtige Personen in die Scene gestellt, und die Handlung so wie das Anziehende im Stücke für Moskau und Pskow besonders von doppeltem Interesse wären.

Das dritte poetische Erzeugniß dieses Jahres ist das rührende Vermächtniß eines zu früh vom Glanze der Welt geschiedenen Talentes. Die Kaiserlich Russische Akademie hat nämlich den poetischen Nachlaß des leider am 19. November 1825 im 18ten Jahre schon gestorbenen Fräuleins Elisabeth Kullmann drucken lassen. Das Leben und Leiden dieser jungen Dichterin giebt uns ein bewundernswürdiges Bild von dem Kampfe ihrer göttlichen Seelenkräfte mit den sie vernichtenden irdischen Qualen. Fräulein Kullmann war fast aller neueren Europäischen, so wie der Lateinischen und Griechischen Sprachen mächtig, und ihre liebste Beschäftigung waren Uebersetzungen der alten Klassiker oder Nachahmungen dieser großen Vorbilder. Ihr Leben in einem Alter beschließend, wo Andere kaum zu studiren anfangen, zeigte sie der erstaunten Welt, was sie hätte leisten können, wenn es dem Schicksal gefallen hätte, ihr Daseyn auf dieser Erde noch um einige Jahre zur völligen Ausbildung dieses seltenen poetischen Talentes zu verlängern. Das heilige Andenken einer solchen Seele gebietet der Feder jedes Kritikers Ruhe und Schweigen.

Im vorigen Jahre sind ferner noch die Poesieen des jungen Dichters Jasükoff erschienen, in denen eine heftige Gluth der Seele, viel poetisches Element und eine schöne Sprache, aber, meiner Ansicht nach, eine zu große Einförmigkeit der Erfindung nicht zu verkennen sind.

Iwan Iwanowitsch Kosloff, dessen Leben als ein großes Beispiel erscheint, welchen Trost die Beschäftigung mit der Poesie dem Menschen selbst bei den schwersten Verlusten und Leiden gewährt, hat ebenfalls seine bis dahin in verschiedenen Journalen und Almanachen zerstreuten Gedichte in einem besonderen Bande drucken lassen. Die

*) Schauspiel von Griboiedoff, 1833.

Töne der Lieder dieses Dichters sind nicht künstlichen Rouladen oder brillanten Variationen eines Virtuosen auf einem kostbaren Instrumente, wohl aber den Klagetönen zu vergleichen, welche der Harmonika oder der Aeolsharfe entlockt werden!

Wir kommen jetzt zu den neueren Werken in Prosa, unter denen, dem inneren Werthe nach, den Russischen Geschichten und Erzählungen von Marlinsky die erste Stelle gebührt; auch gehört der Verfasser derselben entschieden zu unseren vorzüglichsten Prosaikern. Erfindung, Anlage, Erzählung, eben so schlagende als neue Gedanken, vortreffliche Charaktere, großartige Schilderungen der Natur, rührende und komische Scenen des geselligen Lebens, praktischer Verstand, glühendes Gefühl, scharfe Satire und sanfte Verzagtheit des Gemüths — überdies die strengste Genauigkeit bei Beschreibung von Lokalitäten und Details verschiedener Gegenden, Gesellschaften und Beschäftigungen — dies Alles hier vereint, giebt den Geschichten und Erzählungen Marlinsky's einen hohen Werth. Man wirft zwar dem Verfasser überflüssigen Witz, Unnatur und Gezwungenheit in einigen seiner Vergleiche und Beschreibungen vor, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht da, wo er das Leben in den gewöhnlichen Visiten-Zimmern der großen Welt beschreibt; doch kann man ihm wohl diesen Vorwurf in Bezug auf Amalat Bek, — auf den rothen Schleier, — auf die Bilder des See- und Kriegs-Lebens, — auf den Brief an Doktor Erman machen? — Unlängst las ich im Journal des Débats die Rezension einer in Paris gedruckten Uebersetzung der Russischen Erzähler (les Conteurs Russes), wo man unseren Schriftstellern Mangel an Originalität verwirft. Was würden aber Eure Aristarchen wohl gesagt haben, wenn sie Marlinsky's Geschichten und Erzählungen hätten lesen können? Es versteht sich übrigens doch auch, daß die Uebersetzung dem Originale wenigstens einigermaßen an Werth gleichkommen muß. In jenen Conteurs Russes sind z. B. die Worte: Мишка, разбойникъ, подай свечей,*) übersetzt: Michinka, fils de chien! apporteras-tu des lumières! mit der gelehrten Randglosse versehen, daß „fils de chien" auf Russisch soukine sine heiße, und die Bemerkung hinzugefügt: C'est une appellation fort commune, usitée dans les rapports du maître et des domestiques en Russie. Auf solche Weise übersetzt man uns! und nach solchen Uebersetzungen wird die Russische Literatur, die Russische Bildung beurtheilt! —

Ein anderer Schriftsteller, welcher in diesem Jahre das lesende Russische Publikum auf eine angenehme Weise allarmirt, ist der Baron Brambeus. Sie fragen natürlich: „Von wo haben Sie diesen Baron entnommen?" — Aus dem Russischen Mährchen vom Venetianer Franzel, welches mit folgenden Worten beginnt: „Es war einmal ein Königreich, in welchem ein Spanischer König lebte, der Baron Brambeus hieß etc." — Ist das genügend? Die ersten Versuche des Baron Brambeus wurden in der Nowosselje abgedruckt, und vor kurzem erschienen seine „Phantastischen Reisen", das geniale Produkt eines nicht gewöhnlichen Verstandes und einer originellen Phantasie. Gedanken, Bilder, Anlage — kurz Alles in diesen Erzählungen überrascht den Leser als etwas Neues und Ungewöhnliches. Schade, daß einzelne Stellen Ausdrücke sprudeln, welche von unserem keuschen, zimperlichen Geschmacke nicht gut geheißen werden. On est très chaste ici aux oreilles — sagte St. Maure, als man ihn auf die Unanständigkeit einiger in seinen Soirées gelesenen Verse aufmerksam machte. — Was soll man thun? Ausdrücke, welche in Frankreich jedes wohlerzogene Mädchen, ohne zu erröthen, anhören wird, würden bei uns die erfahrenste Wickelfrau in Verlegenheit setzen.

In der Roman-Literatur ist von G. Lashetschnikoff's letztem Lehrling der 4te Theil erschienen und die zweite verbesserte Ausgabe gedruckt worden — ein sowohl durch den Inhalt, als durch die darin handelnden Personen anziehendes Buch, nur zu sehr Walter Scott nachgeahmt — den Stil ausgenommen.

Das unsterbliche Gerippe, von G. Weltmann, ist ein glücklicher Versuch, alte Russische Mährchen, Sagen, Traditionen, Gerüchte, Volksglauben und andere Ueberbleibsel aus der guten alten Zeit zu benutzen. Der Roman enthält eine vortreffliche Episode, aber im Ganzen hat derselbe weder inneren, noch äußeren Zusammenhang, auch kann der Held des Romans, — früher ein Narr, — dies Interesse nicht eben sehr anregen.

In diesen Tagen hat auch Mazeppa, ein Roman von Th. W. Bulgarin, die Presse verlassen, in welchem sehr ausführlich und lebendig die Klein-Russischen Abenteuer und ihre Händel mit den Lechen und Moskallen geschildert werden.

Kamtschadalka, ein Roman von G. Kalaschnikoff, ist wohl der Beachtung werth, wegen der genauen Schilderung der Sitten und Gebräuche, so wie einiger Begebenheiten in Kamtschatka.

Ferner wird in diesem Jahre noch der Roman „die Familie Cholmsky" neu aufgelegt. Wollen Sie aber den Inhalt desselben kennen lernen, so kaufen Sie in Paris den aus dem Englischen übersetzten Roman „Le pour et le contre", fügen Sie demselben noch einige National-Scenen hinzu, in denen Karten, Tricks, Rum etc. eine Hauptrolle spielen, und Sie haben das, was wir als Russisches Produkt lesen. Uebrigens muß man zugeben, daß der Stil dieser Nachahmung leicht, rein, angenehm ist und die ausländischen Begebenheiten und Personen sehr geschickt nach Russischem Schnitt umgearbeitet worden sind.

Unter der Zahl der Geschichten, welche dutzendweise herauskommen, muß man die Geschichten des Kosaken Lugansky: der Ueberfall und die Zigeunerin, als vorzüglich nennen. Beide sind vortrefflich geschrieben, doch zeichnet sich in letzterer der besondere Charakter der detaillirten Beschreibung der Moldau aus. Cassandra ist des Dichters vortrefflichstes Produkt.

Die Uebersicht der merkwürdigsten Erscheinungen unserer National-

*) Mischka, rasboïnik, podal swetschel! zu Deutsch: Mischka, Schlingel (oder Schelm), bringe Licht! —

Literatur werde ich aber mit dem Werke des General-Lieutenant **Iwan Nikititsch Skobeleff: Geschenk an meine Kameraden oder Briefwechsel Russischer Soldaten**, beschließen. Sie haben gewiß und mit Vergnügen Balzac's Erzählungen des Französischen Soldaten von Napoleon's Leben gelesen? Wir haben jetzt ein ähnliches oder vielmehr noch besseres Produkt dieser Art in dem vorerwähnten Briefwechsel. Dieses Buch ist keine Kopie oder Nachahmung des sogenannten-Soldaten Stiles, sondern geradezu ein wahres Soldaten Gespräch mit allen Traditionen, Sagen, Sprüchwörtern, bon mots, und Original-Redensarten des Russischen Kriegers. Außerdem enthält dieser Briefwechsel, unter der Form der Unterhaltung, Belehrung über alle Pflichten des Menschen und insbesondere des Soldaten, so daß das Werk in der That bei uns die erste Volksschrift ist.

(Schluß folgt.)

England.

Anfänge des Englischen Romans.

(Schluß.)

Nach vielen fruchtlosen Versuchen gelingt es Musidor endlich, sich Pamela zu entdecken und sie dahin zu bringen, daß sie mit ihm entflieht. Aber, o Naivetät dieser heroischen Zeiten, kaum haben sie ein Stück Weges gemacht und dürfen sich vor Verfolgung sicher glauben, als sie auch schon Sonnette in die Rinden der Bäume schneiden.

Unterdessen bemühen sich König und Königin um Zelmone. Ihrer Bestürmungen müde, sagt diese endlich dem Einen wie der Anderen ein Rendezvous in einer und derselben Grotte um ein und dieselbe Mitternachtsstunde zu. Wie sie vorausgesehen, erkennt der König die Königin in der Dunkelheit der Grotte und der Nacht nicht, und erfüllt so die letzte räthselhafteste Prophezeiung des Delphischen Orakels. Gynecia hat einen Liebestrank mitgebracht, um sich der Liebe Zelmone's in möglichst gesteigertem Maaße zu erfreuen; Der König ist durstig, begehrt zu trinken, und leert den Kelch, unwissend, was er enthält, mit einem Zuge; aber alsbald sinkt er bewußtlos und wie vergiftet nieder. Mittlerweile giebt sich Zelmone seiner Geliebten als Pyrocles, Prinz von Macedonien, zu erkennen; er beredet sie ebenfalls, mit ihm zu entfliehen; indeß nach vielem Hin- und Herreden über diesen Gegenstand überwältigt beide der Schlaf, so daß der Prinz am Morgen in Philoclea's Zimmer in seiner wahren Prinzlichen Gestalt betroffen wird. Auch Pamela und ihrem Geliebten geht es mit ihrer Flucht nicht besser; sie verlieren die Zeit mit Einschneiden schlechter Sonnette, und werden von Soldaten ergriffen und zurückgebracht.

Da der König aus seinem todesähnlichen Zustand nicht erwacht, so klagt sich Gynecia verzweiflungsvoll selber an. Die größte Verwirrung tritt nun in Arkadien ein. Gleichzeitig kommt der König von Macedonien zufällig an die Küste. Philanax, der Protektor von Arkadien, ersucht ihn, das Richteramt in dem Prozesse, der eben vorliegt, zu übernehmen, und räumt ihm zu diesem Endzweck den Königlichen Thron ein, wodurch wieder ein Theil des Orakels in Erfüllung geht. Gynecia wird verurtheilt, lebendig mit dem Körper ihres, wie sie selber gesteht, von ihr vergifteten Gatten verbrannt zu werden; Pyrocles soll sich von der Höhe eines Thurmes herabstürzen und sein Vetter enthauptet werden; beide Urtheils-Sprüche werden vom König von Macedonien bestätigt, obgleich er in den Verurtheilten seinen Sohn und seinen Neffen erkennt. Da erhebt sich plötzlich Basilius vor der ganzen Gerichts-Versammlung aus seinem Sarge, nachdem die betäubende Wirkung des Trankes vorübergegangen. Das Orakel ist vollständig erfüllt, und die Liebes-Paare werden vereinigt.

Dies ist ungefähr der Inhalt des Romans. Das Haupt-Interesse des Werks besteht in dem Gewählten und Schwungreichen der Sprache und der anmuthigen Schönheit, die sie an vielen Stellen erreicht. „In den Revolutionen des Geschmacks und der Sprache", sagt der Bischof Hurd (Moralische und politische Dialoge, Pag. 157), „giebt es einen gewissen Punkt, der mehr als jeder andere dem Zweck der Poesie, und der poetischen Prosa, wie man noch hinzusetzen kann, günstig ist. Es ist schwierig, diesen Punkt genau zu begränzen und mit Sicherheit anzugeben. Er liegt in der Mitte zwischen den wilden Versuchen einer ungezügelten Einbildungskraft und der übertriebenen Verfeinerung in Wissen und Kunst. Für einen solchen Punkt mittleren Maaßes für die Englische Sprache sehe ich ihre Beschaffenheit im Zeitalter der Elisabeth an. Sie war rein, kräftig, die Gegenstände durchdringend und von Affectation frei. In gleicher Zeit waren die grandiosen Bilder, welche die Sprache so eigenthümlich dem dichterischen Gebrauche zubilden, noch nicht durch den prosaischen Geist der Kritiker und modernen Philologen geregelt."

In dieser Epoche, von welcher der Bischof spricht, waren die Italiäner Gegenstand der Nachahmung für England, wie später die Franzosen. Sidney's und seiner Zeitgenossen Stil ist voller Emphase und Concetti's, aber auch farbenreich, prachtvoll, großartig in Bau und Gliederung. Man könnte eine große Menge glänzender Beschreibungen aus der Arkadia anführen, wie zum Beispiel die berühmte Stelle im zweiten Buche, wo Musidor einen Renner bändigt. Ein Neidischer wird einmal folgendergestalt beschrieben: „Es war der neidischste Mensch, glaube ich, der je mit seinem Athem die Luft verdorben hat; seine Augen konnten einen glücklichen Menschen nicht gerade ansehen, seine Ohren nicht das Lob eines Anderen ertragen. Glück machte ihn unglücklich und gute Nachrichten traurig. Mit einem Wort, nur dann war ihm wohl, wenn er Alles um sich her in kläglichem und erbärmlichem Zustande sah." Eine Nachahmung und Erweiterung dieses Charakters ist in der 19ten Nummer des **Zuschauers** zu finden.

Die Beschreibung der Pamela am Stickrahmen theilen wir als eine Probe der Concettis, von denen das Werk wimmelt, mit.

„Die Blumen, die sie gearbeitet hatte, waren so natürlich und voller Leben, daß der geschickteste Maler von ihrer Nadel hätte lernen können; hierhin und dorthin lief die gewandte Nadel durch den Canevas, und gleichsam, als thäte es ihr leid, sich von einer solchen Herrin zu entfernen, floh sie so schnell als möglich zu ihr zurück. Es war, als wenn der Canevas voller Augen wäre, sie anzublicken, und die Wunden, die er von ihr empfing, mit Lust an seinen Busen drückte. Die Knäule schienen es kaum erwarten zu können, immer neue Seide zu liefern, und wenn sie den Faden zuweilen abbiß, so kam einem unwillkürlich der Gedanke, sie bilde für einen Moment mit ihren Lippen die Rose, die ihre Finger kurz vorher hatten aufblühen lassen. Die Lilien schienen ihre Weiße vielmehr der Hand, die sie schuf, als dem Stoff, aus dem sie geschaffen wurden, zu verdanken; die Augen der Meisterin waren die Sonne, in der sie wuchsen, und in dem balsamischen Zephyr ihres Odems oder auch dann und wann eines unwillkürlichen Seufzers blieben sie kühl und frisch."

Die komische Partie der Arkadia, der Spott über Dametas, über seine Passion zum Ackerbau und die Dummheit seiner Frau und Tochter, ist durchaus mißlungen zu nennen. Am Schluß jedes Buches tritt eine Schaar von Schäfern auf, die dem Basilius zu Ehren, einzeln und im Chor Gesänge über Liebe und ländliche Gegenstände anstimmen.

So sind die besten Productionen eines Autors beschaffen, den Sir William Temple sich nicht entblödete, vor einer Nation, die schon Shakespeare, Spencer und Milton besaß „als den größten Dichter und das erste Genie der älteren und neueren Zeit" zu begrüßen. Auch von Waller und Cowley ist von der Arkadia ungemein viel Rühmens gemacht, und sie ist von den ersten dramatischen Dichtern Englands vielfach nachgeahmt und benutzt worden. Milton theilt uns die Notiz mit, daß sie Karl I. in seinem Gefängniß Gesellschaft geleistet habe. Die **Eliana**, die im Jahre 1661 herauskam, mag, der Affectation wegen, die darin, wie in den Romanen aus der Schule des Euphues, obwohl in einer anderen Weise herrscht, namentlich hier angeführt werden.

Die berühmte Herzogin von Newcastle, auf die Charles Lamb so viel hielt, beschäftigte sich auch mit ähnlichen Compositionen. Aber der einzige Roman in diesem Genre, der einige Berühmtheit erlangte, ist die **Parthenissa**, von Roger Boyle, Grafen von Orreri, die im Jahre 1664 herauskam und ganz im Stil der Französischen Romane aus der Schule von La Calprenède und des Fräuleins von Scudéry. Er blieb unvollendet: die allgemeine Stimme fing schon an, sich gegen diese Art Compositionen zu erklären; sie paßten zur steifen Galanterie des Tones am Hofe Ludwig's XIV., aber in England, zur Zeit Karl's II. und seines freien leichtfertigen glänzenden Hofes war das Bedürfniß ein anderes. Man wollte etwas Leichteres, minder Heroisches und Grandioses, mit einem Wort etwas Menschlicheres. In diese Zeit fallen die Anfänge des mehr natürlichen Genre, das sich mit der Zeit vervollkommnet und zum eigentlichen Englischen Roman entwickelt hat.

Damals erschien die **Atalante** von Mistreß Manley, der Pope, unvorsichtig genug, einen unsterblichen Ruhm versprach.

Die Romane von Mistreß Behn, die im Jahre 1689 starb, wurden größtentheils gegen das Ende der Regierung Karl's II. geschrieben. Sir R. Steele sagte von ihr, daß sie die Praxis der Liebe besser verstände, als die Theorie. Ihre Schriften sind dem Einfluß der immoralischen Tendenz, die wie ein Miasma durch die ganze Literatur jener Zeit verbreitet ist, nicht entgangen. **Oroonoko** ist der interessanteste ihrer Romane, und diesen muß man von den Beschuldigungen, welche die anderen größtentheils treffen, freisprechen. Er liefert ein getreues Bild der Natur; die Verfasserin schrieb ihn, als sie ihren Vater nach Surinam begleitete, und Southern hat den Plan eines seiner rührendsten Trauerspiele daraus entnommen.

Mistreß Behn wurde von Mistreß Heywood nachgeahmt, die 1696 geboren wurde und 1758 starb. Ihre ersten Romane: **die Verirrungen der Liebe, die Klausnerin, der beschimpfte Gatte**, in denen sie die schlüpfrigsten Details behandelt und die bedenklichsten Intriguen ohne Schleier zeigt, verstoßen gegen die Moral in demselben Grade und noch mehr wie die vorhergehenden Productionen; ihre männlichen Charaktere sind ausschweifend bis zum äußersten Grade, und ihre Frauen so wild, wie die Sarazenischen Prinzessinnen in den Ritter-Romanen. Als ein neueres und bedeutenderes Werk von derselben Verfasserin, das, wenn auch nicht ganz von den gerügten Fehlern frei, doch einer lobenderen Erwähnung würdig ist, nennen wir „die Geschichte der Miß Betsy Thoughtleß", die, wie es scheint, Miß Burney das Sujet zu ihrer Evelina geliefert hat.

In dem Romane der Mistreß Heywood wird ein junges Mädchen und ihr Eintritt in die große Welt, in London, geschildert. Sie wohnt im Hause und unter der Aufsicht der Lady Mellasin, einer Frau von niederer Herkunft, ordinairen Manieren und schlechten Sitten, deren Mann der Vormund der Miß Thoughtleß ist. Die Heldin hat von der Lady und ihrer Tochter, Miß Flora, einem aufgeblasenen böswilligen Wesen, viel zu leiden. Geistreich und verständig, von reinem Gemüth und edlem guten Herzen, wird sie durch ihre geringe Sorgfalt für den äußeren Schein, durch ihre Unbekanntschaft mit der Welt und ihren tausend Fallstricken in die gefährlichsten und erniedrigendsten Lagen verwickelt. Das Ende aller dieser Unklugheiten ist, daß das Zartgefühl eines Mannes, der sie wahrhaft liebt, dadurch beleidigt und er ihr für immer entfremdet wird.

Evelina befindet sich in einer ähnlichen Lage. Was Master Trueworth, den Liebhaber der Miß Thoughtleß, zumeist verdrießt und abstößt, ist, daß er ihr in Gesellschaft der Miß Forward, mit der sie früher in der Pension zusammen gewesen, und von deren gegenwärtiger Verworfenheit sie nichts ahnt, begegnet. Auf dieselbe Weise wird Lord Orville gegen seine Evelina eingenommen, als er sie in Vauxhall in ähnlicher Gesellschaft findet.

Und nicht nur dem Plan nach ist die Evelina der Betsy Thoughtleß nachgebildet, sondern auch dieselben Beziehungen und Verhältnisse der

Charaktere zu einander finden wir darin wieder. Master Trueworth ist Lord Orville, Lady Mellasin ganz und gar Madame Duval u. s. f.

Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wuchs die Anzahl der Englischen Romane in kurzer Zeit bedeutend, und, was das Interessantere ist, auch das Verdienst und der Werth derselben nahm zu. Die großen Schriftsteller traten nun auf, die den Roman zu Ehren gebracht und ein wahres Studium für die Menschheit daraus gemacht haben. Diese zu analysiren, sind wir überhoben; man hat diese unsterblichen Werke genugsam gelesen und wird sie immer wieder lesen, von Richardson bis auf Walter Scott, diese Werke, die wahrlich nicht der kleinste Ruhm Großbritaniens sind.

Mephistopheles über das Englische Zeitungswesen.

Am Morgen nach unserer Ankunft in London (so erzählt der neue Englische Faust)*) war unsere Unterhaltung noch beschränkt und unbedeutend, und wir nahmen daher Beide, nachdem wir unseren Appetit gestillt, zu den Morgen-Zeitungen unsere Zuflucht. Ich durchflog die Mode- und Standes-Nachrichten in der Morning-Post, dem Orakel der eleganten Welt, und hatte das Glück, unsere Ankunft mit allen Details darin angezeigt zu finden. Mephistopheles ergötzte sich am Herald.

„Es ist doch merkwürdig", sagte ich, als das Frühstücks-Geschirr hinweggenommen war, „welchen Einfluß die öffentlichen Blätter in diesem Lande haben."

„„Ganz und gar nicht auffallend"", erwiederte mein Gefährte, „„einige Länder werden von Priestern beherrscht, andere von Soldaten, und England läßt sich von den Zeitungen beherrschen. Wer lesen kann, der liest hier eine Zeitung; die Ungebildeten lassen sie sich vorlesen; und da sich wenige Menschen die Mühe geben, selbst zu denken, so übt die öffentliche Presse eine politische Macht aus, die Ihr für außerordentlich haltet, die mir aber ganz natürlich scheint. In London giebt es 55 Zeitungen, wovon 13 täglich und 42 ein oder mehrere Mal in der Woche erscheinen; in den Provinzen erscheinen 193. Schottland hat 46 aufzuweisen, und Irland 75; dies macht zusammen 369, wovon eine jede im Durchschnitt 1000 Exemplare absetzt. Angenommen, daß der Inhalt jedes Exemplars nur 10 Personen bekannt würde, welches eine sehr niedrige Veranschlagung ist, denn in den vielen Kaffeehäusern und Tavernen sind die Leser fast gar nicht zu zählen; dann werden auch Exemplare von den Zeitungs-Herumträgern zu so und so viel auf die Stunde an Diesen und Jenen geliehen, und fast jedes Blatt geht unter Privat-Abonnenten und Käufern so lange von Hand zu Hand, bis es ganz zerrissen ist: so bekommen wir eine Summe von ungefähr 3,690,000 Zeitungs-Lesern. Aber das ist noch nicht Alles; die Magazine und Reviews sind ebenfalls politische Journale; sie haben einen eben so zahlreichen Zirkel von Lesern, wie ihre täglichen oder wöchentlichen Kollegen. Dann sind auch noch die Broschüren und die zur politischen Belehrung der Armen erscheinenden wohlfeilen Blätter mit in Rechnung zu bringen. Kurz, es sind wenigstens 5 Millionen Menschen, die unter dem Einflusse der öffentlichen Presse stehen. Sie ist ein mächtiges Werkzeug, wird aber oft mit wenig Einsicht gehandhabt. Würde sie geschickt geleitet, so könnte ihr Nichts Widerstand leisten. Doch zum Glück für die Regierung steht immer ein großer Theil der Presse unter ihrer Kontrolle; die übrigen politischen Blätter hält man, da sie sich meist unter sich selbst zanken, für nicht so gefährlich, als sie es werden könnten. Oft freilich sind die Minister in großer Verlegenheit, was sie thun sollen; die höchste Zügellosigkeit ist erlaubt, und im Besitz dieses Privilegiums fallen die Oppositions-Zeitungen in Ausdrücken, die in jedem anderen Lande eine Rebellion hervorrufen würden, über die Regierung und ihre Maaßregeln her. Jeder ausgezeichnete Staatsmann wird von denjenigen Zeitungen, von deren politischen Ansichten er abweicht, ohne Barmherzigkeit verunglimpft. Das ganze öffentliche Leben eines Ministers ist fortwährenden Kritteleien und Angriffen ausgesetzt; selten entgeht sein Privatleben einer ähnlichen Behandlung; seine Person wird lächerlich gemacht, er selbst verschwärzt, und seine Familie und Freunde dem öffentlichen Spott und Gelächter preisgegeben. Wenn das Individuum oder die Regierung einen Prozeß gegen die Pasquillanten einleitet, so wird ein furchtbares Zetergeschrei erhoben. Jedes Blatt im ganzen Königreich stimmt in diesen übertriebenen Lärm mit ein und erklärt, das heilige Bollwerk der Englischen Freiheit, die Unabhängigkeit der Presse, sey in Gefahr. Die Geschwornen wissen sehr wohl, daß sie, wenn durch ihre Veranlassung die Beleidiger eine schwere Züchtigung träfe, der Gegenstand allgemeiner Schmähungen seyn würden; sie sind daher so nachsichtig als möglich, und in neun Fällen unter zehn lauten ihre Verdikte zu Gunsten der Beklagten. Die Folge davon ist, daß fast bei jedem gerichtlichen Einschreiten der Pasquillant frei ausgeht, die Presse an Einfluß gewinnt und die Geschwornen als rechtliche, furchtlose und unparteiische Engländer bis zum Himmel erhoben werden, was denn natürlich andere Juries ermuntert, in künftigen Fällen ihrem Beispiel zu folgen.""

„Ich kann Deine Darstellung nicht als wahr gelten lassen", sagte ich, indem ich die Zeitung weglegte und nach meinem Meerschaumkopf sah, denn eine Pfeife war mir durch Gewohnheit fast unentbehrlich worden. „Du hast die Sache mit Vorurtheil betrachtet. Die öffentliche Presse in England hat eben so sehr einen hohen moralischen als einen mächtigen politischen Einfluß."

„„Ungeheuer moralisch!"" sagte mein Freund, mit dem ihm eigenen Lächeln. „„Lest nur ihre Schilderungen von Verbrechen und Gräueln, ihre Berichte über Prozesse, wo es sich um Schändung, Ehebruch oder Verführung handelt, welche Genauigkeit, welche Glut, welche Aufregung! Empfinden nicht Jugend und Alter einen sinnlichen Genuß, wenn sie solche Geschichten lesen? Aber freilich, dieser Kitzel hat seine Quelle in der Tugendliebe! und dann seht Euch nur den Inhalt an, mit dem einige der Blätter gefüllt sind, die zur ausschließlichen Erbauung der Sonntagsleser erscheinen und vor oder nach der Kirche gelesen werden sollen. Wie labend für den gebeugten Frommen sind ihre grellen Gemälde von dem Laster in den hohen, von dem Verbrechen in den niedrigen Ständen! Wie muß die Sittlichkeit eines jungen Mädchens befestigt werden, wenn ihrer Phantasie die Geschichte von dem Verhältniß der Lady der und der zu ihrem Bedienten in den saftigsten Farben ausgemalt wird! Welche Stärkung für eine junge Tugend, wenn sie fortwährend reizende Schilderungen von den erfolgreichen Galanterieen geckenhafter Schurken zu lesen bekommt! Wie muß die Achtung und Verehrung der niederen Stände für ihre Oberen wachsen, wenn sie sehen, welch einen sittlichen und für die Welt ersprießlichen Lebenswandel diese Letzteren führen! Und die höheren Klassen müssen natürlich immer mehr an Tugend zunehmen, wenn sie das gute Beispiel betrachten, das ihnen immerfort gegeben wird!""

„Aber von dieser Art erscheinen ja nur höchstens ein paar Blätter, und ich kann nicht umhin, sie für nützlich und heilsam zu halten", sagte ich, indem ich mir die Pfeife stopfte.

„„Sie nützen ihren Eigenthümern"", erwiederte Mephistopheles, „„denn diese moralischen Blätter erfreuen sich eines weit größeren Absatzes, als andere von minder prunkendem Charakter. Doch glaube nicht, daß ich den Nutzen dieser Schriften gering schätze; mir müssen sie stets nützlich, schätzenswerth und erfreulich scheinen; und an meiner Aufmunterung soll es ihnen nicht fehlen.""

*) In dem so eben erschienenen Mephistophiles in England, or the confessions of a Prime Minister, 3 vol. (Man vergl. den Art. Mannigfaltiges in Nr. 67 des Magazins.)

Bibliographie.

Second report on the commercial relations between France and Great Britain. (Zweiter Bericht über die Handels-Verhältnisse zwischen Frankreich und Großbritanien.) Von Dr. Bowring [Seidenwaaren und Weine.] 12 Sh.

Treatise on draining, embanking etc. (Ueber Trockenlegung, Eindämmung rc. von Ländereien.) Von Johnstone. 4. 25 Platten. 21 Sh.

History of Brighton. (Geschichte von Brighton bis auf die neuesten Verschönerungen.) Von John Bruce. 4 Sh.

The tourists companion etc. (Reise von Leeds nach Hull, auf der Eisenbahn und auf Dampfböten.) Von E. Parsons. 4 Sh.

Stanly. — Erzählung aus dem 15ten Jahrhundert. 3 Bde. 27 Sh.

Lexicon Aegyptiaco-Latinum, ab Henrico Tattam. — Oxford.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Ein noch ungedruckter Brief der Frau von Staël an Herrn de Lacretelle den Jüngeren. Genf, 7. Dezember 1810. Daß Sie, mein Herr, von allen Klassen der Gesellschaft mit unwiderstehlichem Interesse gelesen werden, ist eine ganz natürliche Folge Ihrer Art und Weise, Geschichte zu schreiben, und ich wenigstens wüßte kein Buch über die Revolution, so viel auch deren bisher an's Licht getreten sind, das sich an Wahrheit mit dem Ihrigen vergleichen ließe. — Obgleich ich nicht in Allem Ihre Ansicht theile, so wird mir doch die Art, wie Sie die Menschen charakterisiren, stets als des höchsten Lobes würdig erscheinen. Diese Meinung, die ich von Ihrem Talente und dem anerkannten Erfolge desselben hege, bestimmt mich, Sie zu ersuchen, nach Ihrer besten Erkenntniß und vollsten Gerechtigkeit zu Werke zu gehen, wenn Sie auf meinen Vater zu sprechen kommen; kein Mensch ist tugendhafter gewesen, er ist der Fénélon der Republik, und seine wahren Richter sind die, denen es vergönnt gewesen, ihn in dem inneren Kreise seines Privatlebens zu belauschen. Sprechen Sie darüber mit Herrn Suard; lesen Sie, was ich in den Manuskripten, die ich herausgegeben, darüber gesagt habe; fragen Sie sich selber, ob ein Mann, der von Allem, was ihn umgab, angebetet wurde, nicht eine reine Seele gewesen seyn muß. Seine Schriften sind Ihnen ein Zeugniß seines Geistes. Was seine Ansichten und Meinungen betrifft innerhalb des großen Labyrinthes, das Politik heißt, und wo das Glück allein der leitende Faden ist, so müssen wir die Entscheidung, was da hätte geschehen sollen, der beliebigen Einsicht eines Jeden anheimstellen; aber denken Sie daran, daß mein Vater funfzehn Jahre lang der Abgott Frankreichs war. Die Sachen an und für sich selber sind es, an die wir uns zu halten haben, wenn wir urtheilen wollen, und einen Geschichtschreiber vor Allem darf dieser oder jener zufällige Umstand nicht bestimmen. Ich für meinen Theil werde das Leben meines Vaters schreiben und, da es außer meiner Absicht liegt, es drucken zu lassen, Alles, was ich denke und empfinde, darin niederlegen; es würde mir unendlich wohlthun, wenn ich in einem Werke, das, wie ich hoffe, der Nachwelt etwas gelten soll, an Sie eine Schuld der Dankbarkeit dürfte abzutragen haben. Sie mögen es wissen, daß ich schon einmal in meinem Buche, welches ein Raub der Flammen geworden, damit umging, von Ihnen zu sprechen; welch' ein süßes Gefühl würde es mir seyn, den lebhaftesten feurigsten Dank meiner Seele einem Manne auszusprechen, der gegen meinen Vater gerecht wäre und die Sprache der Zukunft redete. — Leben Sie wohl; nicht alte Erinnerungen mag ich Ihnen auffrischen, noch Sie mit leeren Hoffnungen täuschen; — ich weiß nicht, ob ich Sie diesseits des Grabes wiedersehen werde; aber denken Sie daran, daß Ihre Stimme jenseits desselben gehört wird, und gehen Sie behutsam um mit Freunden, die dort sind. (Revue Rétrospective.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 91. Berlin, Freitag den 31. Juli 1835.

England.

Charles Lamb über Shakespeare's Charaktere.*)

Man hört im gemeinen Leben oft genug sagen, Shakespeare's Stücke seyen so natürlich, daß Jedermann sie verstehen könne. Natürlich sind sie allerdings — sie sind tief in der Natur begründet, aber auch so tief, daß sie außer dem Bereiche der meisten Beurtheiler liegen. Man hört die nämlichen Leute George Barnwell sehr natürlich, und Othello sehr natürlich, und auch Beide sehr tief nennen: der Eine gilt ihnen so viel wie der Andere. Ueber den Ersteren vergießt man Thränen, weil ein gutgearteter junger Mensch durch ein liederliches Weib zu einer kleinen Sünde verleitet wird — etwa seinen Onkel tödtet oder was Aehnliches — und in Folge dessen — ei, wie rührend! — ein vorzeitiges Ende nimmt; über den Anderen aber, weil ein schwarzer Ehegemahl, von wüthender Eifersucht fortgerissen, seine unschuldige weiße Gattin mordet. Ich möchte wetten, daß neunundneunzig Leser von Hunderten dem Mohren eben so gern — ja noch lieber — einen Strick zum Lohne wünschten, als Barnwell. Von dem Seelen-Triebwerk Othello's, das uns so wunderbar erschlossen ist mit allen seinen Kräften und Schwächen, mit seinem heldenmüthigen Vertrauen und echt menschlichen Argwohn, mit dem Todeskampfe seines Hasses, der aus den Tiefen seiner Liebe hervorbricht — von allem diesen gewahren sie nicht mehr, als andere Schaulustige, die für ihren Penny in das Teleskop zu Leicester-Fields gucken dürfen, von der Topographie des Mondes gewahren. Sie sehen einen Schauspieler, der irgend eine Leidenschaft personifizirt, und erkennen in seinem Spiel die treue Kopie der gewöhnlichen äußeren Wirkungen dieser Leidenschaft; oder sie bemerken wenigstens, daß er dem Symbole derselben treu bleibt, welches auf gewissen Bühnen statt echter Leidenschaft im Course ist; was aber die inneren Gründe der Leidenschaft und ihre Beziehung zu einer großartigen, heroischen Natur, — den einzig würdigen Gegenstand der Tragödie — betrifft, so halte ich es für rein unmöglich, daß der gewöhnliche Zuschauer durch die bloße Lungenkraft des Schauspielers davon eine Idee erhalten, daß ein Sturm von der Bühne ihm Ahnungen einflößen könne, die er nie gekannt hat.

Wir reden so gern von Shakespeare's wunderbarer Beobachtung des Lebens, während wir fühlen sollten, daß er nicht einem kleinlichen Studium der Alltags-Menschen, die ihn eben so wohl umgaben, als sie uns umgeben, sondern seinem eigenen Innern, dieser „Sphäre der Menschheit", wie Ben-Jonson sagt, jene titanischen Gestalten verdankte, die ein Jeder ganz erfassen zu können vermeint, weil er ein Stück davon schauen und fassen kann.....

Ich will keinem Schauspieler zu nahe treten; allein derjenige Genuß, den Shakespeare's Stücke auf der Bühne gewähren, scheint mir gar nicht verschieden von dem, welchen das Publikum empfindet, wenn es die Dramen anderer Dichter aufführen sieht. Da nun Shakespeare's dramatische Schöpfungen von denen aller anderen Dichter wesentlich verschieden sind, so muß ich den Schluß ziehen, daß in der scenischen Darstellung Etwas liege, das jeden Unterschied aufhebt. In der That, wer lobt nicht den „Spieler" und Macbeth gleichmäßig als schöne Rollen? Wurde unsere Siddons weniger gepriesen, wenn sie Mrs. Beverley, als wenn sie Lady Macbeth gab? Belvidera, Calista, Isabella, Euphrasia, stehen sie in geringerer Gunst, als Imogen, Julie oder Desdemona? Ist nicht die Künstlerin (wie man zu sagen pflegt) in der einen Rolle so groß wie in der anderen? Glänzte nicht Garrick in jeder erbärmlichen Tragödie, die sein Zeitalter hervorbrachte — in den Produkten der Hill's, Murphy's und Brown's — und soll dieser Mann die Ehre haben, der unzertrennliche Begleiter Shakespeare's, oder gar ein ihm verwandter Genius zu heißen?!

Die Charaktere Shakespeare's sind weit mehr Gegenstände der Betrachtung, als der Neugier oder desjenigen Interesses, das sich an dramatische Handlungen knüpft. Beim Lesen seiner großen verbrecherischen Charaktere — Macbeth, Richard, und selbst Jago — denken wir weniger an die Verbrechen, die sie begehen, als an die Ehrsucht und den wild emporstrebenden Geist, der sie alle moralische Bande zu sprengen treibt. Barnwell ist ein elender Mörder; sein Nacken paßt zum Strick und der Strick zum Nacken — er ist legitimer Erbe des Galgens; kein Mensch, der Gedanken hat, kann in Barnwell's Fall irgend einen mildernden Umstand erdenken, der ihn des Mitleids würdig machte. Oder, um aus der höheren Tragödie ein Beispiel zu wählen, was ist Glenalvon anders, als ein gemeiner Mörder? Können wir bei seinem Auftreten an etwas Anderes denken, als an sein Verbrechen und an die Strafe, die er verdient? Ganz anders ist es mit den entsprechenden Charakteren in Shakespeare, wo die Handlung selbst uns vergleichungsweise so wenig affizirt, daß das Verbrechen vor unseren Augen beinahe zu Nichts einschrumpft, wogegen die Seele in ihrer verkehrten Großartigkeit als das einzig Reale erscheint. Sehen wir aber diese Charaktere auf der Bühne, so sind ihre Handlungen vergleichungsweise Alles, die Impulse aber Nichts. Wenn wir nicht mehr im Buche selbst jene Bilder des Grausens lesen, die Shakespeare seinem Macbeth in den Mund legt, oder jenes schreckbar feierliche Präludium, womit er die Zeit ausfüllt, ehe die Glocke ihn zur Ermordung Duncan's ruft — wenn wir das vortheilhafte Feld der Abstraction, die nur beim Lesen möglich ist, verlassen haben und nun einen Mann, der sich zum Morde anschickt, leibhaftig vor uns sehen: so versetzt uns (wenn der Schauspieler so wahr und eindringlich spielt, wie z. B. Kemble) das allzu treue Bild der Wirklichkeit und ein natürliches Sehnen, die Ausführung der That zu verhindern, in eine peinliche unruhvolle Stimmung, die jeden Genuß, den die Worte des Dichters gewähren könnten, zerstört. Lesen wir aber die Scene auf unserem Zimmer, so beklemmt uns nicht das Gefühl der unmittelbaren Gegenwart, und die Katastrophe steht mehr als vergangen und unvermeidlich vor uns. Dann erst können wir den Vollgenuß der Dichtung haben.

Eben so ist es mit Lear. — Ein alter Mann, der, von seinen Töchtern aus dem Hause gestoßen, in einer stürmischen Nacht mit seinem Wanderstabe über die Bühne schlottert, ist ein schmerzlicher unerquicklicher Anblick. Wir möchten ihn unter Obdach bringen, ihm Stärkung reichen — kein anderes Gefühl hat der theatralische Lear jemals in mir erweckt. Aber Shakespeare's Lear kann nicht aufgeführt werden, weil leichter trüge das Bretterwerk der Bühne den Satan Milton's oder eine von Michel Angelo's furchtbar hehren Gestalten. Lear's Größe zeigt sich nicht in körperlichen Dimensionen, sie ist ganz intellektueller Art; die Ausbrüche seiner Leidenschaft sind schreckbar wie ein flammenspeiender Vulkan — es sind Stürme, die den Ocean seiner Seele aufwühlen und alle die reichen Schätze, die er birgt, tief unten erblicken lassen. Wir sehen fast nur sein Inneres; diese Hülle aus Fleisch und Blut erscheint uns — wie auch ihm selber — zu bedeutungslos, als daß sie Beachtung verdiente. Auf der Bühne sehen wir nur Schwächen und Gebrechen, nur ohnmächtige Wuth; lesen wir ihn aber, so sehen wir Lear nicht mehr, wir sind Lear — wir leben in ihm — es nährt und stärkt uns eine Größe, durch welche die Bosheit der Töchter und der Elemente zu Schanden gemacht wird. In den Verirrungen seines Verstandes entdecken wir eine gewaltige, nur ungeregelte Kraft des Raisonnements. Wie können Blicke oder Worte jenen erhabenen Vergleich seines Alters mit dem Alter des Himmels selbst treffend darstellen, wenn er dem Himmel Vorwürfe macht, daß er mit dem Frevel seiner Kinder Nachsicht habe, und ihn daran erinnert, daß „er selbst alt sey?" Das Stück ist wirklich über alle Kunst erhaben; dies bezeugen schon die Verstümmelungen, die man sich erlaubt hat. Es ist zu hart und steinern — es mußte noch Liebe hinein und ein glückliches Ende — Ende gut, Alles gut! Es ist nicht genug, daß Cordelia eine vortreffliche Tochter sey, sie muß auch verliebt seyn können. Zum Besten Garrick's und seiner Konsorten hat Tate diesem Leviathan seinen Angelhaken in die Nase gesteckt, damit das Ungethüm beweglicher würde und sich bequem herumzerren ließe. Ein glückliches Ende! Als ob das Märtyrerthum, welches Lear bei seinen Lebzeiten bestanden — das lebendige Schinden seiner Gefühle — einen guten Abschied von der Schaubühne des Lebens nicht wünschenswerth und seiner Schicksale einzig würdig machte! Wenn er hienieden noch fortleben und glücklich werden soll — wozu dann alle diese geräuschvolle Vorbereitungen? Warum quält man uns mit all' dieser unnöthigen Sympathie? Als ob das kindische Vergnügen, seinen Szepter und Königsmantel wieder zu erlangen, ihn verlocken könnte, den geschändeten Sitz wieder einzunehmen? Als ob ihm in seinen Jahren und nach solchen Erlebnissen etwas Anderes übrig bliebe, als der Tod!

*) Aus den Last Essays of Elia.

Bibliographie.

Journal of a residence in the United States. (Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.) Von E. S. Abdy. 3 Bde. 30 Sh.
Childe Capone's nonage. (Erziehungslehre eines Mönchs.) 3 Sh.
The coquette. — Roman von Mrs. Norton. 2 Bde. 21 Sh.
Cortes — oder Mexiko's Fall. Von Dr. Bird. 3 Bde. 27 Sh.
Letters from France and Switzerland. (Briefe aus Frankreich und der Schweiz.) Von J. Davies. 8½ Sh.
Harold de Burun. — Semidramatisches Gedicht von Driver. 6 Sh.

Observations etc. (Beobachtungen über Klima, Diät ꝛc. in Frankreich und England) Von Higgin. 3½ Sh.
The life of Edmund Kean. (Das Leben des Schauspielers Kean.) Von Barry Cornwall. 2 Bde. 21 Sh.
History, habits and instincts of animals. (Naturgeschichte der Thiere.) Von W. Kirby. 2 Bde. 30 Sh.
Essay on artificial teeth. (Ueber künstliche Zähne.) Von Köcker. 10½ Sh.

R u ß l a n d.

Die Russische Literatur zu Anfang des Jahres 1834.

(Schluß.)

In Hinsicht auf die Geschichte müssen drei Werke erwähnt werden:

1) Die Werke des Fürsten Kurbsky, herausgegeben von G. Ustrjäloff.
2) Beurtheilung des Gesetzbuches des Zaar Alexei Michailowitsch von Wl. M. Strojeff.
3) G. Polewoi hat den 4ten Theil seiner Geschichte des Russischen Volkes herausgegeben.

Eine kurze Schilderung dieser Werke ist jedoch nicht genügend: entweder muß man dieselben bloß schlechtweg nennen oder sich mehrere Seiten lang über sie auslassen, ich wählte daher das erstere und bemerke nur noch, daß fast sämmtliche von mir hier angeführten Werke (mit Ausnahme der Romane: der letzte Lehrling, das unsterbliche Gerippe und die Familie Cholmsky) in St. Petersburg herausgegeben sind.

Das bisher Mitgetheilte bezieht sich auf die äußere literarische Statistik; in Bezug auf das innere Wesen unserer Literatur muß vor allen die in der Sprache vorgegangene Umwälzung erwähnt werden. Die Ausbreitung unserer Literatur über verschiedene Zweige, die Versuche unserer Dichter und Prosaiker auf verschiedenen bis heutzutage noch ungeprüften Wegen — dies Alles trägt zur Bereicherung des materiellen und formellen Theiles der Sprache ungemein viel bei. Viele Worte nehmen eine andere als die bisher übliche Bedeutung an, andere werden in einem schärferen oder ausgedehnteren Sinne gebraucht, verschiedene neue Wendungen erhalten das Bürgerrecht, besonders setzen sich in der letzten Zeit durch die nähere Bekanntschaft unserer Schriftsteller mit der Literatur Deutschlands manche Deutsche Phrasen bei uns fest, an die wir schon gewöhnt sind. Es giebt Worte und Ausdrücke, welche förmlich Mode werden, und ohne welche man in der literarischen Welt gar nicht auftreten darf: wie z. B. Durchscheinung,*) durch das Leben leben**) ꝛc. So ist unser gelehrter und didaktischer Stil in der Rede höchst belustigend, dieser aufgeblasenen, gedehnten, gezwungenen, gereckten und schleppenden Rede, welche weder die Zuhörer noch der Redner selbst ohne Hülfe eines Lexikons und Kommentars verstehen können. Abgerundete zierliche Perioden folgen eine der anderen in symmetrischer Ordnung, wie die buntfarbigen Laternen im Ballette Kialing, nur mit dem Unterschiede, daß im Innern jener Laternen Licht, in den Blasen ähnlichen Perioden aber nichts Solides enthalten ist. Ich nenne Niemand, rathe aber einem Jeden, den Inhalt einiger unserer modernen vor einer zahlreichen Versammlung gehaltenen Reden näher zu beleuchten. Was sagt jedoch die Versammlung dazu? Sie langweilt sich, gähnt, runzelt die Stirn, versteht nichts, schämt sich aber, dies einzugestehen und — ist entzückt und applaudirt, indem sie die Unverständlichkeit nicht dem Dummkopfe von Redner, sondern dem eigenen schwachen Verstande zuschreibt.

Unserer Literatur, unserer Poesie und Prosa stehen jedoch, wenn ich mich nicht täusche, in kurzer Zeit Veränderungen und sogar sehr günstige bevor. Aus unseren Musensöhnen werden selbstständige Schriftsteller aufkeimen und unsere Literatur und Geschichte auf eine hohe Stufe bringen. Dieser Gedanke hat mich bewegt und erfreut, als ich im Jahre 1833 in Moskau die Hörsäle der dortigen Universität besuchte und in den Vorlesungen J. J. Dawidoff's über zweihundert anständige, wohlerzogene, nach Aufklärung strebende junge Leute, als ich bei M. P. Podogin die Anstrengungen seiner Schüler der historischen Klasse sah. Und so bin ich überzeugt, daß eine große Bereicherung, Umbildung und Umwälzung unserer Sprache von Moskau, als der Wiege der Russischen Aufklärung, ausgehen wird.

Ich spreche hier nur von der Russischen Literatur im engsten Sinne des Wortes; denn hätte ich Ihnen von dem regen Treiben der Wissenschaften und von der Aufklärung in Rußland überhaupt Rechenschaft ablegen wollen, so würde mich dies zu weit über die Gränzen meines Briefes hinausgeführt haben. In dieser Richtung geht man bei uns mit schnellen Schritten vor. In Kieff ist eine neue Universität gestiftet worden, während die St. Petersburger einen Zuwachs an neuen tüchtigen Professoren erhält und das große pädagogische Institut in kurzem eine bedeutende Anzahl junger, gründlich unterrichteter, ausgezeichnet gebildeter Kandidaten des Lehr-Amtes entlassen wird. Auf der Universität zu Dorpat haben zweiundzwanzig Zöglinge des sogenannten Professoren-Institutes ihren Kursus beendigt und fast sämmtlich den Doktor-Grad errungen, worauf sie zur Vollendung ihrer wissenschaftlichen Ausbildung in fremde Länder geschickt worden,***) um bei ihrer Rückkehr Professoren-Stellen zu erhalten. Das Ministerium des Kultus läßt mit Anfang des neuen Jahres ein Journal zur Verbreitung der Kenntniß von den in dieser wichtigen Branche der Kaiserlichen Regierung getroffenen Anstalten und dadurch erlangten Resultaten herausgeben. Die Universitäten zu Moskau und Dorpat veranlassen die Herausgabe gelehrter Schriften. In St. Petersburg beginnt man den Bau eines Observatoriums, welches mit den vortrefflichsten Instrumenten ausgestattet wird. — Die Erziehung in den militairischen Lehr-Anstalten nähert sich immer mehr und mehr der Vollkommenheit. Die Militair-Akademie und die Offizier-Klassen der Marine-, Ingenieur- und Artillerie-Schulen vermehren jährlich die Zahl der wahrhaft gebildeten, gelehrten Offiziere. Die unter dem Finanz-Ministerium stehenden Erziehungs-Anstalten, die gemeinnützigen Journale und Zeitungen befördern gleichfalls die Verbreitung der reellen so wie der mathematischen Kenntnisse u. dgl. m. Ohne Zweifel aber werden diese Fortschritte in den praktischen Kenntnissen auch bald eine günstige Wirkung auf die für die Nation so höchst schätzbare Kultur der Literatur äußern. Wissenschaften kann man aus aufgeklärten Ländern entlehnen, verpflanzen, die vaterländische Sprache aber, die Literatur, die Geschichte, lassen sich nur durch das Volk selbst auf dem mit den Gebeinen großer Vorfahren besäeten Boden bearbeiten, der mit dem Blute und den Thränen vergangener Geschlechter benetzt ist, die durch ihre Anstrengungen, Siege und Sorgen unsere heutige Größe, unseren Ruhm und unser Wohlergehen vorbereitet haben.

Schließlich werde ich Ihnen noch einige Notizen nicht über die Produkte unserer Literatur, sondern über deren Produzenten mittheilen, indem Sie vielleicht gern wissen möchten, wie sich die Zukunft bei uns anläßt.

Die Nestoren unserer St. Petersburger Literatur, A. S. Tischkoff und Graf D. J. Chwostoff, setzen ihre früheren Lieblings-Beschäftigungen mit Eifer fort. Alexander Semenowitsch (Tischkoff) führt mit vieler Anstrengung Untersuchungen über die Stämme der Slaven, und Graf Dimitri Iwanowitsch (Chwostoff) läßt bei jedem merkwürdigen Ereignisse die Saiten seiner Leyer erklingen.

In Moskau war ich bei Dmitrieff, der, wie ein Weiser die Welt und ihre Thorheiten kennend, weder in völliger Einsamkeit noch im Geräusche der Welt, sondern in einem stillen Theile der Stadt, in einem schönen, von einem großen Garten umgebenen Hause lebt. Die Wände seiner Zimmer sind mit den vortrefflichsten Kupferstichen, große oder merkwürdige Männer, wichtige Begebenheiten aus der Geschichte darstellend, oder mit anderen Kunst-Produkten geschmückt. An seinem Tische verlebte ich einige angenehme Athenienſische Stunden in der Gesellschaft von Literaten, von denen er umgeben ist, indem er bis auf den heutigen Tag die leidenschaftliche Liebe zur Literatur frisch erhält, sich mit allen ihren Produkten beschäftigt und sich für alle Erscheinungen im Gebiete derselben auf das lebhafteste interessirt.

J. A. Krüloff genügt vor Allem des Vormittags seiner Amtspflicht als Ober-Bibliothekar der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek, speist im Englischen Klub zu Mittag und verlebt auch seinen Abend daselbst, stets ohne sein Zuthun von einem Kreise aller verständigen, gebildeten und klugen Leute dieser verschiedenartigen Gesellschaft umgeben.

W. A. Shukowsky,*) durch die ununterbrochenen Anstrengungen in seinem Berufe ganz erschöpft, war im vorigen Jahre sehr krank, reiste auf den Rath der Aerzte nach dem Süden, brachte den Winter in der südlichen Schweiz an einem gegen die rauhen Nordwinde geschützten Orte zu und ist gegenwärtig völlig erholt und mit frischen Kräften zurückgekehrt. Ich habe mich herzlich gefreut, als ich ihn vor kurzem traf und ihn um mehrere Jahre verjüngt fand. Während der Ruhe im Auslande hat er sich mit der Poesie beschäftigt und wird die Produkte seiner Muße jetzt abdrucken lassen. Hier hat er wirklich keine Zeit, sich ernstlich mit der Literatur zu beschäftigen. Denn die volle Wichtigkeit und Heiligkeit seines Berufes fühlend, widmet er demselben seine ganze Zeit, und so muß es auch seyn.

A. S. Puschkin ist in der zweiten Hälfte des Jahres 1833 nach Orenburg gereist, um daselbst für seine geschichtliche Arbeiten nothwendige Notizen an Ort und Stelle zu sammeln. In dieser Zeit hat er, wie ich höre, drei größere und einige kleine Gedichte geschrieben.

Fürst P. A. Wjäsemsky, unermüdet in seinem Dienste als Vice-Direktor im Departement des auswärtigen Handels, vernachlässigt dennoch die Literatur nicht und hat gegenwärtig, wie ich höre, eine ausführliche Biographie Wisin's beendigt, auch findet man in verschiedenen Almanachen mehrere seiner kleinen Gedichte.

Fürst A. A. Schachoffskoi bemüht sich vor Allem mit Eifer und Feuer um das Russische Theater, doch können sich seine neuesten Produkte nicht mit seinen früheren messen. Wenn Sie wollen, so haben dieselben zwar mehr historischen und philosophischen Fonds, doch ist dies für das Drama gerade nicht erforderlich. Die Wahl und Behandlung des Sujets, die scharfe Zeichnung der Charaktere, die Schnelligkeit der Handlung — können durch nichts ersetzt werden. Er hat einige Geschichten geschrieben, deren Sujets aus dem Russischen Volksleben zu Anfang und in der Mitte des 18ten Jahrhunderts entlehnt sind, und beabsichtigt, dieselben unter dem Titel: Russischer Decameron herauszugeben. Ein Unternehmen, dessen baldige Ausführung wir wünschen. Unsere alte Zeit verschwindet nach Maßgabe, als die in derselben handelnden Personen die Scene verlassen, und den Enkeln bleiben nur einige dunkele, durch Klätscher und Schwätzer verdrehte und verdorbene Sagen zurück. Hätten wir doch Beschreibungen der Zeiten Anna Iwanowna's und Elisabeth Petrowna's! Wir erinnern uns der Erzählungen alter Leute nur wie eines mit der Morgenröthe verschwundenen Traumes. Von den Zeiten Katharina's II. bringt uns Alexander Simenowitsch Schischkoff vieles in Erinnerung und erzählt mit bezaubernder Wahrheit und Genauigkeit. Wer bedauert aber nicht, daß er alle seine Erinnerungen nicht zu Papier gebracht hat, denn seine Schriften würden kostbare Materialien für die Geschichte gewesen seyn.

M. N. Sagoskin, welcher gegenwärtig das Theater von Moskau

---

*) Проявленіе.

**) Жизнь Жизнію.

***) Ein großer Theil dieser Zöglinge hat sich bis vor kurzem in Berlin befunden und ist seitdem wieder nach Rußland zurückgekehrt.

*) Жуковскій. Der Russische Buchstabe Ж läßt sich für die Deutsche Aussprache schwer schreiben und ist am richtigsten wiedergegeben, wenn man ihn wie das Französische J z. B. in jamais ausspricht.

dirigirt, beschäftigt sich fortwährend mit der Dichtung Russischer Romane. In diesen Tagen ist sein neuestes Produkt: „Askoldoff's Grab", erschienen. Seine Romane machen, meiner Ansicht nach, dem Drama den Rang streitig, indem sie ein besonderes dramatisches Element besitzen. Unvergleichlich ist die Kühnheit, die Schärfe und die Natur in seiner Schilderung des Ueberganges über die mit Eis bedeckte Wolga (in Jurii Miloslawsky), so wie des Gespräches der Sawidowsky'schen Postillione (in Roßlawleff).

Th. W. Bulgarin, welcher fast das ganze Jahr hindurch auf seinem herrlichen Landsitze, Karlowa, in der Nähe von Dorpat, lebt, hat jetzt zwei neue Romane geschrieben: Mazeppa und Tschuchin. Des ersteren habe ich oben schon gedacht, letzteren habe ich noch nicht gelesen. Man spricht noch von anderen neuen Romanen von J. J. Lashetschnikoff, W. J. Panajeff u. A.

In dem Journale „der Sohn des Vaterlandes", Jahrgang 1832, waren Bruchstücke eines neuen von einer Dame geschriebenen Romanes abgedruckt, die durch ihre große Natürlichkeit und ihren eleganten Stil die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Man erwartete die Fortsetzung, doch ist dieselbe nicht erfolgt, indem die Verfasserin, wie man sagt, durch Krankheit genöthigt wurde, der Vollendung ihrer Arbeit zu entsagen, was nur sehr zu bedauern ist!

Endlich fragen Sie vielleicht noch: womit ich selbst mich beschäftige? Ungern sage ich es, doch kann ich unmöglich schweigen. Das Leben des Redacteurs einer täglichen Zeitung wird zur Alltäglichkeit.*) Ich kann mit Anteikin sagen: „Mein Tag ersteht und vergeht." Ich denke stets: Nun, morgen früh werde ich das und das schreiben, mich bemühen, jenes zu beendigen. Morgen kommt, aber auch die Post ist angekommen, und es heißt: „Beseitige Dom Pedro und Dom Miguel, langweile Dich mit langen Kolumnen unsinnigen Sinnes, wiederhole mit einfältiger Gutmüthigkeit Erdichtungen und Lügen." Abgemacht! nun werde ich an mein Werk gehen. — Da tritt der Factor ein: „Das Manuskript reicht nicht aus, haben Sie die Güte, noch ein Stück von anderthalb Werschock**) zuzugeben." — „Da hast Du einen langen Artikel über die Aufklärung der Türken." — „Dazu wird kein Raum mehr seyn, Nicolaus Iwanowitsch! Befehlen Sie nicht, Frankreich etwas zu beschränken?" — „Wie Du willst, nur laß mich in Ruhe." — Ich nehme die Feder wieder zur Hand: Sechstes Kapitel .... da kommt die Biene zur Korrektur, lauter Unsinn! und erst nach Verlauf von zwei Stunden sind die Sünden der halbnüchternen Setzer wieder ausgeglichen! Dies sind keine Erdichtungen, so geht es mit kleinen Variationen jeden Tag. In den momentanen Zwischen-Akten meiner journalistischen Tragi-Komödie beendige ich einen vor drei Jahren angefangenen Roman und beschäftige mich mit der Verbesserung meiner Grammatik, Behufs der neuen Ausgabe derselben.

Da ich von dem, was ist, und was seyn wird, was wir hoffen und was wir erwarten, gesprochen, so muß ich auch noch dessen gedenken, was war und mit Zurücklassung eines guten Andenkens dahingegangen ist, muß der Russischen Literaten gedenken, die im verflossenen Jahre ihre irdische Laufbahn beendigt haben. Es starben nämlich im Laufe des Jahres die Mitglieder der Russischen Akademie: Nicolaus Iwanowitsch Gneditsch am 3. Februar, Iwan Iwanowitsch Martünoff am 20. Oktober, und Orest Michailowitsch Somoff am 27. Mai.

Ich weiß nicht, ob Sie mit Gneditsch bekannt waren; aber wenn Sie ihn auch nur einigermaßen kannten, so werden Sie unseren Verlust zu schätzen wissen. Dieser rechtliche, vortreffliche Mann war grundgelehrt, voll poetischen Talentes, mühsamer Schriftsteller, ein treu ergebener Sohn des Vaterlandes, und hat in unseren Herzen ein durch keine Zeit vertilgbares Andenken zurückgelassen. Von der Natur mit einer glühenden Seele, einer lebendigen Phantasie begabt, widmete er schon von seiner Jugend an seine Kräfte und Fähigkeiten den Wissenschaften und weihte, angezogen von den unvergänglichen Schönheiten Homer's, sein ganzes Leben der Uebersetzung dieses Vaters der Griechischen Poesie in das Russische auf eine seiner würdige Weise. Er brachte den majestätischen, von Tretjakowsky so verunglimpften Hexameter wieder in das Leben und acclimatisirte ihn für den Russischen Versbau. Nachdem er dieses große Werk unter dem Applaus seiner Landsleute beendigt hatte, sammelte und redigirte er einzelne Gedichte, die er in den Pausen seiner wichtigen Arbeit niedergeschrieben hatte, legte so seinem Vaterlande Rechenschaft über sein Leben und Wirken ab und stieg mit der Festigkeit des Weisen und dem Glauben des Christen in die Nacht des Grabes. Unseren Kummer bei dem Verluste dieses ungewöhnlichen Mannes vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Sein Geschmack war fein und sinnig, er hatte Zartgefühl für alles Große und Schöne, welches durch die Lektüre und das Studium der großen Vorbilder des Alterthums besonders genährt wurde, und war nicht nur ein unübertrefflicher Schriftsteller, sondern gleichzeitig der strengste und angenehmste Kritiker. Viele unserer Schriftsteller haben seine Urtheile benutzt oder geliehen. Sein Haus war der Tempel der gebildeten vortrefflichen Einfalt und Ruhe, der angenehmsten Gesellschaft und der freundschaftlichen Ergießungen des Geistes und Herzens. Da er mehrere Jahre lang an einer beschwerlichen Krankheit litt, wurde er ungeduldig, mürrisch und wunderlich, aber im freundschaftlichen Gespräch, in der Beurtheilung der Wissenschaften, der Literatur oder der Freundschaft, verschwanden die finsteren Wolken aus seinem Gesichte, sein Blick erheiterte sich, ein freundliches Lächeln spielte um seinen Mund, und die schöne Seele zeigte sich in ihrem vollen Liebreize. Ich sah ihn das letzte Mal vor einem Jahre an unserem gemeinschaftlichen Namenstage. Das Gespräch begann von meiner Seite mit einem herzlichen Glückwunsche und der Frage nach seinem Befinden. Er beschrieb mir seine Leiden und beklagte sich über die Langsamkeit, mit welcher seine (vermeintliche) Genesung vorschreite. Ich suchte, jedoch nur mit der größten Anstrengung, dem Gespräche eine andere Richtung zu geben, brachte die Rede auf die Literatur, und bald unterhielten wir uns von den neuesten Erscheinungen, den neuen Erwartungen und Hoffnungen. Seinem Wunsche gemäß, erzählte ich ihm die Anlage meines neuen Romanes. Theilnahme, Zufriedenheit, Beifall zeigten sich auf seinem Gesichte, und vergessen waren Husten, Krämpfe, schlaflose Nächte und Schmerzenstage. Unser Gespräch wurde vom Arzte unterbrochen, der ihn nach dem neumodischen Systeme behandelte; ich ging daher fort, mit dem Versprechen, ihn so bald als möglich wieder zu besuchen. Am folgenden Tage aber hörte ich, daß er einen ungewöhnlich heftigen Anfall seines Uebels gehabt habe, und beredete meinen Arzt, einen in der vernunftgemäßen und durch Jahrhunderte geprüften Heilmethode gründlich gebildeten Mann, den unglücklichen Märtyrer zu besuchen und seine Leiden zu lindern — aber es war schon zu spät. Seine Lebensfackel verlöschte wenige Wochen darauf. Ich traf ihn kaum noch lebend und eilte, nur noch als Zeuge sein letztes Testament zu unterschreiben, in welchem sich sein ganzes Wohlwollen, die ganze Erhabenheit seiner Seele aussprach. Er sicherte darin das Schicksal seines Neffen, des Sohnes einer geliebten Schwester, schenkte seine ausgesuchte Bibliothek dem Gymnasium zu Pultawa, auf welchem er seine Erziehung erhalten hatte, und bestimmte eine namhafte Summe zur Wiederherstellung der Kirche, in welcher er die heilige Taufe empfangen hatte.

Iwan Iwanowitsch Martünoff hat der Literatur und überhaupt der Bildung in Rußland wichtige Dienste geleistet. Er wurde von dem Grafen P. W. Sawodowsky bei der ersten Formation des Ministeriums des Volks-Kultus besonders gebraucht und hat den wesentlichsten Antheil an diesem wichtigen Werke. Von seiner frühesten Jugend an bis zum Ende seines Lebens beschäftigte er sich mit der Literatur und den Wissenschaften, gab verschiedene Journale heraus (die Muse 1796, den nordischen Boten 1804—1806), übersetzte die Werke Longin's und mehrere Griechische Klassiker, gab einige Arbeiten über Botanik heraus und beschäftigte sich in den letzten Jahren seines Lebens mit der Russischen Grammatik.

Orest Michailowitsch Somoff kennen Sie. Er zeichnete sich in unserer Literatur zwar weder durch ein glänzendes schaffendes Talent noch durch geniale Erzeugnisse, aber durch gründliche Kenntnisse und hohe Thätigkeit aus. Er war unbestreitbar einer unserer besten (wenn nicht der beste Uebersetzer) aus den Französischen und Italiänischen Sprachen. Somoff war von unseren Schriftstellern dem Namen und der Sache nach fast der einzige Literat im wahren Sinne des Wortes, das, was Sie in Frankreich einen homme de lettres nennen. Er hat nie gedient und beschäftigte sich nur mit literarischen Arbeiten. Ununterbrochene Korrespondenzen, nicht aus Geschmack noch freier Wahl, sondern aus Nothwendigkeit und auf Verlangen Anderer, zogen ihn von eigenen Schöpfungen ab, verfinsterten seine Phantasie, erschütterten seinen Körper, zerstörten seine Gesundheit und führten ihn in der Blüthe der Jahre in das Grab. Sein Verlust ist unserer Literatur sehr fühlbar geworden, da dieselbe an gelehrten und tüchtigen Arbeitern sehr arm ist. Durch die vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens, seine Sanftmuth, seine Gefälligkeit und seine Anhänglichkeit an seine Freunde hat Somoff aber auch in dieser Hinsicht ein sehr günstiges Andenken hinterlassen. N. J. Gretsch. (b. A. 4.)

P o l e n.

Periodische Literatur in Warschau.

In diesem Jahre erscheinen in Warschau folgende Zeitungen und Journale:

A. Zeitungen. 1) Die Gesetz-Sammlung; erscheint in Oktav in unbestimmten Zeiträumen und enthält alle Verordnungen der Regierung des Königreichs Polen. 2) Wojewodschafts-Blatt für Masovien; erscheint in Quart einmal in der Woche und enthält alle die Wojewodschaft Masovien insbesondere betreffende Verordnungen, Vorschriften und Verfügungen der Regierung. Eine jede der übrigen Wojewodschaften hat ein ähnliches Blatt. 3) Die Allgemeine Zeitung (Dziennik Powszechny); erscheint täglich in Bogen-Format und entspricht in Betreff des Inhalts der Petersburger akademischen Zeitung. In ihrem literarischen Theil enthält sie oft interessante Nachrichten von Gegenständen, die sich auf die Literaturen sämmtlicher Slavischen Völkerschaften, besonders aber der Russischen und Polnischen, beziehen. 4) Der Warschauer Kurier; erscheint täglich in klein Quart. 5) Die Warschauer Zeitung (Gazeta Warszawska); erscheint täglich in Quart. Mit ihr zugleich wird täglich ein literarisches Beiblatt in Oktav ausgegeben, unter dem Titel: 6) die Weltschau (Swiatowid). 7) Der Korrespondent; erscheint täglich in Quart. Mit dieser Zeitung werden zweimal in der Woche ebenfalls literarische Beiblätter in Quart ausgegeben, unter dem besonderen Titel: 8) Mannigfaltiges, ein Beiblatt zum Korrespondenten. 9) Das Tages-Blatt (Gazeta Codzienna); erscheint täglich in klein Quart. Hierbei wird auch ein literarisches Beiblatt in Quart einmal wöchentlich ausgegeben, unter dem besonderen Titel: 10) Mannigfaltiges. 11) Der Warschauer Korrespondent; erscheint zweimal wöchentlich in Quart in Deutscher Sprache. B. Journale. 12) Das allgemeine Magazin; davon erscheint alle Sonnabende eine Nummer in Groß-Quart mit Holzschnitten. 13) Das Magazin der Moden; erscheint viermal monatlich in groß Quart; jede Nummer mit zwei oder drei kolorirten Modekupfern. 14) Das Magazin für Kinder; erscheint wöchentlich in klein Quart mit Holzschnitten. 15) Das Familien-Museum; erscheint wöchentlich in groß Quart, ebenfalls mit Abbildungen. 16) Das Lese-Kabinet; erscheint wöchentlich in Oktav und enthält Erzählungen und Gedichte. 17) Das Wochen-Blatt für Landwirthschaft und Gewerbe; davon erscheint jede Woche ein Bogen in groß Quart.

*) Herr Staatsrath Gretsch, den wir kürzlich auf einige Tage in Berlin zu sehen das Vergnügen hatten, ist bekanntlich Redacteur des zu St. Petersburg in Russischer Sprache erscheinenden politisch-literarischen Blattes: „die Nordische Biene."

**) Werschok, ein Russisches Maaß von $1\frac{1}{4}$ Zoll Preuß.

Schweiz.

Tableau der Lebensdauer bei Betreibung der verschiedenen Gewerbe in Genf, von 1776 bis 1830.

Gewerbe.	Hauptsumme der Todesfälle.	Mittlere Lebensdauer: Berechnet nach der Hauptsumme der Todesfälle.	Mittlere Lebensdauer: Berechnet nach Abzug der gewaltsamen Todesfälle. Anzahl der gewaltsamen Todesfälle: freiwillig.	Anzahl der gewaltsamen Todesfälle: zufällig.	Mittlere Lebensdauer.
Ackerbauer	267	54,7	2	16	55,4
Advokaten	12	64,3	—	—	—
Apotheker	19	64,2	1	1	69,2
Wechsel-Agenten	12	61,5	—	1	63,8
Geschäfts-Agenten	7	57,5	—	—	—
Architekten	7	62,1	—	1	68,5
Gasthalter	8	53,4	—	—	—
Waffenschmiede	7	57,2	—	—	—
Fleischer	77	53,0	—	3	53,1
Bäcker	82	49,8	—	4	50,3
Täschner	46	49,2	—	6	51,3
Bürstenbinder	11	50,1	—	—	—
Barbiere	16	47,4	—	1	49,3
Straßenreiniger	6	56,0	—	—	—
Wäscher	11	63,5	—	—	—
Pferdegeschirrmacher	10	60,4	—	1	60,4
Schäfer	9	40,8	—	—	—
Hüter	38	50,9	—	2	51,6
Chirurgen und Gesundheits-Beamte	41	54,0	—	1	54,0
Güterbestäter	17	64,8	—	—	—
Messerschmiede	10	57,4	—	—	—
Kupferschmiede	20	51,8	1	1	48,6
Zimmerleute	176	55,1	—	12	55,7
Bier- und Weinschenker	120	56,2	2	5	56,3
Schuhmacher	376	54,2	—	5	54,4
Weißgärber	13	61,2	—	—	—
Mäkler	15	58,4	—	—	—
Fuhrleute	15	55,3	—	—	—
Stellmacher	21	54,7	—	—	—
Holzhauer	99	58,8	—	4	59,4
Zuckerbäcker	28	55,2	—	2	57,1
Köhler	12	55,1	—	—	—
Chokoladen-Bereiter	9	73,6	—	—	—
Köche	12	54,1	—	—	—
Dachdecker	26	47,7	—	7	48,8
Beinkleider-Verfertiger	12	63,2	—	—	—
Handelsdiener	58	38,9	1	5	39,4
Kutscher	12	45,0	1	4	60,2
Kartenmacher	7	57,2	—	—	—
Decken-Verfertiger	10	53,0	—	—	—
Bediente (Kammerdiener rc.)	177	45,4	—	7	46,0
Vergolder	15	51,7	1	1	53,8
Der Zeichenkunst Beflissene	24	57,5	—	—	—
Arbeiter in Emaille	75	48,7	2	5	49,7
Schröter	28	53,4	—	2	54,3
Schreiblehrer u. Kanzellisten	46	51,0	—	1	50,5
Tischler	7	42,9	—	—	—
Bureau-Diener	67	61,9	—	2	62,2
Studenten	39	20,2	1	3	20,7
Packer	7	58,2	—	—	—
Nadler	7	65,4	—	—	—
Trödler	17	56,0	—	—	—
Klempner	39	45,6	—	4	47,0
Strumpffertiger	38	69,0	1	—	69,1
Huf- und andere Schmiede	63	54,5	—	2	55,1
Rothgießer	47	59,4	1	13	60,4
Uhrfedermacher	117	54,8	1	1	55,3
Feilenhauer	37	53,6	1	3	54,0
Schwertfeger	10	53,4	—	1	58,8
Uhrzifferblattmacher	15	53,9	—	—	—
Lichtzieher	11	63,9	—	1	62,8
Röhr- und Brunnenmeister	10	50,5	—	1	53,2
Uhrzeigerfertiger	8	56,1	—	—	—
Kupferstecher	179	54,7	—	5	63,8
Tagelöhner	48	52,3	1	2	52,9
Guillocheurs	14	58,2	—	—	—
Gendarmen	17	34,8	2	4	35,2
Krankenwärter und Aufseher	13	53,6	—	—	—
Der Schreiberei Beflissene	15	52,7	1	—	52,8
Uhrmacher	1073	55,2	5	53	55,9
Thürsteher	40	59,1	—	1	59,8
Leinweber	125	52,1	1	1	52,1
Buchdrucker	41	54,3	—	—	—
Vorsteher von Instituten	7	58,4	—	—	—
Fässer-Visirer	7	65,9	—	—	—
Gärtner	202	60,1	2	10	61,8
Juwelier u. Bijouteriehändler	138	49,6	2	8	50,3
Edelsteinhändler	29	57,8	—	—	—
Konditoren	16	48,7	—	—	—
Buchhändler	11	55,5	—	1	56,1
Müller	27	42,0	—	5	45,1
Handlanger	171	52,4	—	8	52,4
Kunst-Tischler	143	49,7	1	11	49,6
Uhrgehäusemacher	370	52,2	—	—	—
Maurer	124	55,3	2	12	55,6
Magistratspersonen	71	69,1	—	—	—
Aerzte	18	66,4	—	—	—
Kohlen-Arbeiter	15	59,1	—	1	59,3
Botenleute	35	57,9	—	1	59,2
Matratzenmacher	20	60,2	—	—	—
Musici	27	61,1	—	—	—
Protestantische Geistliche	52	63,8	—	—	—
Mechaniker	37	50,4	3	1	50,6
Gewürzkrämer	33	57,7	1	1	57,7
Tuchhändler	21	56,7	—	—	—
Eisenwaarenhändler	16	55,9	—	1	57,5
Tabackshändler	11	58,2	1	1	62,4
Holzhändler	10	60,0	—	—	—
Käsehändler	8	68,2	—	—	—
Viktualienhändler	53	55,7	—	1	55,4
Negocianten	476	62,0	5	15	63,0
Zahnärzte	52	60,0	—	7	59,1
Notarien	15	62,1	—	—	—
Goldschmiede	152	61,6	1	1	61,8
Stallknechte	27	57,2	—	—	—
Lackirer	65	44,3	—	4	45,0
Spiegelschleifer	35	53,7	—	—	—
Perrückenmacher	94	57,5	—	5	57,9
Posamentirer	24	68,1	—	—	—
Steinsetzer	10	58,3	—	1	58,2
Töpfer	14	51,8	—	1	58,2
Professoren	10	66,6	—	—	—
Leichenträger	9	75,0	—	—	—
Sänftenträger	11	53,7	—	—	56,3
Pelzhändler	8	70,0	—	—	—
Pastetenbäcker	13	46,0	—	—	—
Buchbinder	18	50,9	—	1	50,7
Schullehrer	18	64,4	—	—	—
Schornsteinfeger	8	45,0	—	1	45,3
Rentiers	275	65,8	2	2	66,2
Soldaten	338	48,4	—	33	46,6
Schlosser	62	47,2	2	4	49,1
Seiler	29	52,6	—	1	53,5
Bildhauer	6	36,3	—	—	—
Schneider	247	54,2	3	9	54,9
Faßbinder	97	54,2	3	7	54,2
Färber	25	63,4	—	1	63,7
Sägeschmiede	22	52,4	—	2	53,7
Holzdrechsler	26	57,4	—	—	—
Zeugweber	41	60,5	—	—	—
Lohgärber	43	55,2	—	1	54,6
Bücherverleiher	35	58,9	—	3	61,6
Steinschneider	10	34,4	1	2	36,2
Erdarbeiter	6	58,0	—	—	—
Krämer	78	51,4	1	3	52,4
Glaser	18	57,3	—	—	—
Korbmacher	9	54,3	—	—	—
Nudelmacher	6	66,7	—	—	—
Winzer	8	54,8	—	1	32,7

(Mémoires de la Société de Physique et d'histoire naturelle de Genève. Tom VII. 1re Partie. 1833.)

Bibliographie.

Bonnivard à Chillon; scènes de l'histoire de Genève, dans les années 1535 et 1536. — Von G. Mallet. Genf. 4 Fr. (Es ist dies dasselbe Schloß Chillon, welches Lord Byron so poetisch behandelt hat; Bonnivard war ein Zeitgenosse der Genfer Reformatoren, die in dieser Erzählung eingeführt werden, und deren Wirksamkeit mit der Geschichte Bonnivard's verwebt ist.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 92. Berlin, Montag den 3. August 1835.

England.

Zur Naturgeschichte des Hundes.

Die Modificationen der Hundegattung sind so zahlreich und werden schon so lange gekannt, daß es unmöglich ist, heute noch zu entscheiden, welches die ursprüngliche Gattung ist. Buffon hat zwar eine Theorie in dieser Hinsicht aufgestellt, aber die Thatsachen bestätigen sein System keinesweges. Es giebt wenig Länder in der Welt, die nicht im Besitze einer ihnen eigenthümlichen Hundegattung sind. Der Hund der Eskimos wird vor einen Schlitten gespannt, der Schäferhund bewacht die Heerde, der Kettenhund beschützt das Haus, der Bullenbeißer bekämpft den Stier, der Spanische Jagdhund verfolgt die Indianer, und der Hund des St. Bernhards-Weges rettet die dem Erfrieren nahen Reisenden mit Gefahr seines eigenen Lebens.

Die Hunde der Eskimos bieten uns ein merkwürdiges Beispiel von Diensten dar, welche sie dem noch in halber Civilisation lebenden Menschengeschlechte leisten. Die Bewohner an den Ufern der Baffins-Bey und der noch strengeren arktischen Klimate, scheinen die Bestimmung zu haben, für immer in der gesellschaftlichen Lage bleiben zu müssen, in der sie sich jetzt befinden. Ihre Wünsche beschränken sich darauf, die gewöhnlichsten Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen. In ihrer sehr kurzen Sommerzeit verfolgen sie die Rennthiere, deren Fleisch ihnen Nahrung und deren Haut ihnen Bekleidung verschafft; und in ihren langen Wintern, wenn sie der Hunger zwingt, aus ihrer Schneehütte zu gehen, um Lebensmittel aufzusuchen, könnten sie niemals ohne die unfehlbare Witterung und den unerschrockenen Muth ihrer Hunde dahin gelangen, sich der Rennthiere oder der Bären, und sogar der benöthigten Hunde selbst zu bemächtigen, und ohne sie könnten sie nie mit der erforderlichen Schnelligkeit von einem Orte zum anderen kommen. Die Hunde wittern, während sie den Schlitten ziehen, ein Rennthier schon in der Entfernung einer Meile; sie laufen alsbald nach dieser Seite hin, und in wenigen Minuten ist das Thier schon in der Schußweite des Jägers, dessen Auge und Hand niemals das Ziel verfehlen. Diese Hunde zeigen auch bei der Verfolgung der Bären so viele Kühnheit, daß es hinreichend ist, den Namen dieses Thieres (nennuk) auszusprechen, um ihre Schnelligkeit zu verdoppeln. Zwei oder drei, von einem Manne geführt, attackiren ohne Zaudern den größten Bären. Bloß vor dem Wolf scheint sich ein instinktmäßiger Schrecken ihrer zu bemeistern, welchen sie durch ein großes und langes Geheul kundgeben.

Ganz unbezweifelt sind die verschiedenen Hundegattungen dem Menschen eine große Hülfe bei der Urbarmachung des Bodens gewesen. So waren ehemals in Großbritanien die Wölfe, die Bären und die wilden Schweine sehr gemein, und heute sind sie ausgerottet. Dieses Resultat wäre ohne den Beistand der Hunde nie zu erlangen gewesen. Cuvier und Buffon stellen dies auf positive Weise fest, und nach dem Letzteren war die Kunst, Hunde zu erziehen, das erste Kunststück, das der Mensch erfunden; aber dieses Kunststück wäre erfolglos und ohne Ausbreitung geblieben, wenn nicht dem Hunde selbst das natürliche Verlangen, dem Menschen nützlich zu seyn, eine gewisse Anhänglichkeit an seine Gesellschaft, und das Bedürfniß, seine Freundschaft zu besitzen, angeboren wären. In der That zeigt es sich leicht, daß die Natur eine gegenseitige Anhänglichkeit zwischen dem Menschen und dem Hunde begünstigt habe; und es war also nicht ohne Grund, daß Linné dieser Gattung den Namen Canis familiaris beigelegt hat.

Das Leben der Hunde der Eskimos ist nicht nur mühsam, es ist auch peinvoll: Im Sommer haben sie freilich Ueberfluß an Nahrungsmitteln, welche ihnen die Haut und das Oel der Seefische gewähren; im Winter aber, wo ihre Herren selbst schmale Bissen machen müssen, magern die armen Hunde so sehr ab, daß ihnen kaum die Haut über den Knochen bleibt. Sie rennen von einer Hütte in die andere, um zu rauben, was sie finden können, aber sie werden von den Bewohnern ohne Mitleid fortgejagt. Diese Behandlung bietet einen auffallenden Kontrast dar mit derjenigen, welche, nach Homer, die Hunde der ersten Griechen erhalten haben. Unter ihren Tafeln liegend, sammelten sie hier die Ueberreste der ganzen Mahlzeit. Wir lesen im 23sten Buch der Ilias, daß Patrokles neun solcher Thiere in seinem Gefolge hatte, und das zehnte Buch der Odyssee berichtet uns, daß sogar die Fürsten, wenn sie Einer bei dem Anderen zu Mittag speisten, die Reste des Mahles mit nach Hause trugen, um sie ihren Hunden zu geben. Unter diesen Resten befanden sich oft die feinsten und zartesten Stücke von dem Brote, welches sie Apomagdalia nannten, und dessen sich die Alten bedienten, um ihre Finger daran zu reinigen. Ohne Zweifel hat auch die Bissen, welche vom Tische ihres Herrn herabfallen. Uebrigens können Hunde sehr lange Hunger vertragen, ohne große Unbequemlichkeiten dabei zu empfinden. In den Memoiren der Pariser Akademie der Wissenschaften liest man, daß eine Hündin, welche in einem verschlossenen Landhause vergessen worden ist, sich während 40 Tage bloß von der ausgenagten Wolle einer Decke erhalten hat. Man hat Hunde leben sehen, welche in dreißig Tagen keine Nahrung zu sich genommen hatten.

Die Hunde der Eskimos bellen nicht. Diese Eigenschaft haben auch noch einige andere Gattungen von Hunden, aber sehr selten die der gemäßigten Zonen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Schweigsamkeit von einer sehr hohen oder sehr niedern Temperatur herrührt. Sonnini erzählt, daß es in Ober-Aegypten eine Art Hunde giebt, deren Stimme so schwach ist, daß man sie kaum hört. Columbus hat die Bemerkung gemacht, daß die Hunde, welche er nach den Antillen mitnahm, beinahe gänzlich ihre Stimme verloren.

In den Niederlanden bedient man sich seit langer Zeit der Hunde, um die kleinen Wagen mit Gemüse zu Markte zu fahren; und die Fischer von Scheveningen transportiren ihre Fische nach dem Haag in kleinen mit Hunden bespannten Wagen. Auch in London macht man seit einigen Jahren den Versuch, sich der Hunde als Zugvieh zu bedienen; besonders die Bäcker und die Kaldaunenhändler machen am meisten Gebrauch davon.*) Die Neufundländischen Hunde, eine der thätigsten und, wegen ihrer Fähigkeiten merkwürdigsten Gattungen, beschäftigen sich in ihrem Geburtslande mit dem Ziehen der mit Holz beladenen Wagen und Schlitten, so wie sie eine Menge anderer Dienste leisten, die man sonst nur von Pferden fordert. Noch im vorigen Jahrhundert spannte man in Canada nur Hunde vor die Reisewagen. Man kennt auch die Vorzüglichkeit der Neufundländischen Hunde im Schwimmen. Sie ziehen diesen Vortheil von der besonderen Construction ihrer Pfoten, deren Zwischenfinger zur Hälfte mit einer Haut versehen sind. Außerdem macht die angeerbte Gewohnheit diese Hunde zum Schwimmen oder vielmehr zum Wassertreten geeignet. Die Beispiele von Menschen, die durch den Muth und die Geschicklichkeit dieser Thiere aus dem Wasser gerettet worden, sind zahllos. Indessen alle Hunde können schwimmen, obgleich viele das Wasser nicht lieben, und sich nur mit Widerwillen auf Befehl ihrer Herren hineinstürzen. Die Bullenbeißer scheinen am wenigsten zum Schwimmen geeignet zu seyn, wie es die Neufundländischen sogar bei aufgeregtem Meere vermögen. Hier ist jedoch eine Thatsache, deren Authenticität verbürgt ist. Es stieß ein Schiff während eines Sturmes auf eine Klippe, und zwar in geringer Entfernung vom Ufer. Am Bord dieses Schiffes befanden sich zwei Neufundländische Hunde und eine Dogge von etwas kleiner Gestalt, aber doch sehr kräftig. Es war nun Alles daran gelegen, einen Strick ans Land zu schaffen; aber die Brandung gestattete der Schaluppe keine Landung. Man fiel also darauf, daß es einem dieser Hunde aus Neufundland damit gelingen könne; man versuchte es, aber er vermochte nicht, gegen die Wellen zu kämpfen und kam um. Der zweite, welcher ins Meer gestürzt wurde, hatte dasselbe Schicksal; aber die Dogge, obgleich sie nicht an das Schwimmen gewöhnt war, gelangte glücklich ans Land, und trug Alles zur Erhaltung der Besatzung bei.

In dem Verhältnisse, wie die Menschen zu einer höheren Stufe der Civilisation gelangt sind, haben auch die Hausthiere mehr Kultur erhalten, und vorzüglich die Hunde haben ihren Theil an derselben. Ein Englischer Haushund tritt in eine gefüllte Speisekammer ein, ohne daß er, und hätte er auch den größten Hunger, das Geringste von dem vor ihm ausgebreitet liegenden Mundvorrath berührt; während der Hund der Eskimos im Gegentheil nie aufhört, der Familie seines Herrn ihre elenden Nahrungsmittel streitig zu machen. Ein gut abgerichteter Jagdhund wird einer menschlichen Wohnung beim Aufspüren des Wildes ruhig vorübergehen, ohne sich von der etwa dort liegenden Lockspeise aufhalten zu lassen, während der Hund des Eskimos zum Aerger seines Herrn oft mit dem Schlitten davon läuft, um ein Rennthier oder einen anderen Hund zu ereilen. Nichts bekundet deutlicher die Macht der Erziehung über den Gehorsam, als die Beobachtung eines Hundestalles, während den Einsassen das Essen gebracht wird. Man kann weder den Muth noch die Wildheit dieser Hunde in Zweifel ziehen, denn sie haben nichts Niedriges, nichts Knechtisches in ihren Manieren; sie haben Hunger, wissen, daß man ihnen zu essen bringt, und doch bezeugen sie nicht die mindeste Ungeduld, den geringsten Ungehorsam. Der Diener setzt sich an der Thür nieder, welche den äußeren Stall von dem Eß-Raume trennt. Bei seiner Ankunft stößt die ganze Meute ein Freudengeschrei aus; aber er macht ein Zeichen, und Stillschweigen tritt

*) In Berlin sind bekanntlich die sehr zahlreichen Milchwagen fast mit [illegible]

auf der Stelle ein. Er ruft jeden Hund bei seinem Namen, und nach seiner Willkür erscheint Jeder einzeln, und wenn ihrer auch dreißig Koppel da wären. Wenn dann ein noch neuer Hund ungerufen vortritt, wird er zurückgeschickt, bewahrt sich diese Lection und denkt bei einer zweiten Veranlassung genau daran. So ist diese Meute durch leichte Züchtigungen zu einem Stand der strengsten Disziplin gelangt, wenn man nämlich dieses seltene Beispiel von Gehorsam so nennen darf.

Man liest in Reisebeschreibungen, daß in Kamtschatka während des Sommers, wo die Einwohner ihrer Hunde zum Zuge der Schlitten nicht bedürfen, diese frei umherlaufen, um sich ihre Nahrung zu suchen. Die Hunde halten sich alsdann am Ufer des Meeres oder eines anderen Gewässers auf, und vertiefen sich oft bis über den Bauch im Wasser, und so wie sie einen Fisch wahrnehmen, erschnappen sie ihn, ohne auch nur einmal zu fehlen. Im Herbste kehren sie von selbst in die Dörfer zurück, wo jeder seinen Herrn wiederfindet. Der Hunger trägt wahrscheinlich hauptsächlich das Seinige zu dieser Rückkehr bei; aber man kann auch annehmen, daß die Gewohnheit sehr viel dazu thut. So wird auch eine Heerde von Kühen zur Melkzeit heimkehren, so weit auch immer ihr Weideplatz entfernt seyn mag, weil sie durch Gewohnheit und durch das Beispiel der anderen Kühe den Zeitpunkt sich gemerkt haben, an dem man sie von der sie drückenden Last befreit. Die Thiere scheinen überhaupt einen ausgezeichneten Instinkt in Bezug auf die Zeit zu haben. Es ist wahrscheinlich die Sonne, nach welcher sich ihre Ordnung regelt, des Morgens die Wohnungen zu verlassen, und Mittags und Abends zu bestimmten Stunden dahin zurückzukehren; und so mag auch die Temperatur der Witterung die Hunde in Kamtschatka in ihr Dorf zurückführen. Aber die Uebung dieser Fähigkeit ist besonders bei den Hunden der civilisirten Länder äußerst merkwürdig. Southey führt in seiner Omniana ein Beispiel von zweien Hunden an, welche eine so genaue Kenntniß der Zeit besaßen, daß sie die Tage in der Woche zu bestimmen wußten. „Mein Großvater", schreibt er, „hatte einen Hund, welcher alle Sonnabend zwei Meilen Weges lief, um sich seine Knochen aus dem Fleischladen zu holen; ich kenne aber ein noch außerordentlicheres wahres Beispiel. Ein Hund, der einem Irländer gehört hatte, und von diesem nach England verkauft wurde, beharrte bei seiner strengen Gewohnheit, alle Freitage zu fasten. Dieses Vermögen, sich auch der unterbrochenen Zeitverhältnisse zu erinnern, besitzt das Pferd ebenfalls. Ich habe ein solches Pferd gekannt und bin Zeuge des Thatbestandes gewesen. Es war nämlich daran gewöhnt, alle Woche einmal mit dem Halter eines Journals eine Tour in der Umgegend zu machen, und es verfehlte niemals, bei der Thür jedes einzelnen Abonnenten still zu stehen, obgleich die Zahl derselben bis auf siebzig angewachsen war. Was aber noch mehr Bewunderung verdient, ist dieses: es gab zwei Abonnenten darunter, welche das Journal gemeinschaftlich hielten und zwar so, daß sie abwechselnd das Blatt zuerst empfingen; obgleich nun diese Beiden auch eine Engl. Meile von einander entfernt wohnten, wußte das Pferd doch durch Gewohnheit sehr genau, an welchem von Beiden die Reihe des Empfanges war und es hielt pünktlich den einen Sonntag vor der Thüre des Abonnenten zu Thorpe, und den anderen Sonntag vor der zu Ebertrey still, ohne auch nur einen einzigen Irrthum, während des Verlaufs von mehreren Jahren, zu begehen."

Hier ist auch ein merkwürdiges Beispiel von einem Hunde, welcher einen Begriff von den artikulirten Wörtern der Sprache besaß. Ein von einem Schäferhund und einer Dachshündin erzeugter Hund, wohnte in dem Pachterhause täglich der Toilette bei, welche seine Herrin mit ihren Kindern vornahm. Als nun diese eines Tages zu dem Knaben, den sie eben ankleiden wollte, sagte, daß er den Ueberwurf seiner Schwester holen solle, und das Kind aus übler Laune damit zögerte, da sprach die Mutter: weil Du nicht gehen willst, so soll ihn Mengo holen. Da Mengo nie zum Apportiren abgerichtet war, so beabsichtigte die Pachterin mit dieser Aeußerung nichts weiter, als dem Kinde einen Verweis zu geben; allein der Hund war eben so verständig als gehorsam, er lief eilig in das benachbarte Zimmer und brachte der erstaunten Herrin den Ueberwurf für das Kind. Von Seiten des Mengo war dies ein starker Beweis seiner Einbildungskraft, und es ist gewiß, daß die Hunde ein gutes Theil davon besitzen. Er hatte ohne Zweifel öfters bemerkt, was bei der Toilette der Kinder vorging, und als er nun seinen Namen aussprechen hörte, errieth er gleich, was seine Herrin verlangen könnte. Alle Welt weiß auch, wie sehr die Hunde, wenn sie daran gewöhnt sind, das Ausgehen mit ihren Herren lieben; oftmals erräth der Hund den Weg, welchen sein Herr nehmen wird, und er läuft, aus Furcht, jener werde ihn zu Hause lassen, eine große Strecke voraus. Es läßt sich hieraus leicht auf eine starke Einbildungskraft, wo nicht gar auf ein vernünftiges Nachdenken, schließen.

Man hat oft Gelegenheit, das Scheuen der Pferde vor einer Erscheinung wahrzunehmen, welcher falsche Schrecken aber nur von ihrem fehlerhaften Gesicht herzurühren pflegt. Das gemeine Volk glaubte vormals, daß Hunde und Pferde die Gabe hätten, Geister wahrzunehmen, weil sie sich oft entsetzen, ohne daß wir den Grund davon wahrnehmen können.

Linné hat es als einen charakteristischen Zug der Hunde bezeichnet, daß sie die Gewohnheit haben, die Bettler anzubellen. Wenn man aber den Grund davon sucht, wird man finden, daß ein in Lumpen gehüllter und mit dem größten Elende behafteter Bettler oft ein so gräßliches Ansehen hat, daß ihn der Hund natürlich als einen Räuber ansieht, welcher das Haus seines Herrn zu plündern und auch ihn selbst zu mißhandeln komme, und er drückt diese Furcht durch sein Bellen aus. Je leichter also ein Hund sich zum Bellen aufreizen läßt, um so schätzbarer ist er als Hauswächter zu beachten. Ein dem Haushunde die meiste Furcht erregender Gegenstand ist ein nackter Mensch, weil er daran nicht gewöhnt ist. Man versichert, daß ein solcher Anblick so mächtig auf den Hund wirkt, daß er auch nicht einmal zu bellen wagt.

schaft

Air, eine Lohgerberei komplett ausgeplündert wurde, nachdem der Räuber das Mittel der Nacktheit angewandt hatte, um den Muth des seit Jahren das Haus bewachenden prächtigen Neufundländischen Hundes niederzuschlagen. Aus solchen Umständen läßt sich abnehmen, daß der Hund keine Vernunftschlüsse macht; denn thäte er dieses, so würde er doch begreifen, daß ein nackter Mensch minder fähig ist, sich gegen seine Angriffe zu vertheidigen, als ein angekleideter; aber es fehlt ihm in solchem Falle die Erfahrung, die seinem Gedächtnisse zu Hülfe kommt, und ihm die größere oder geringere Gefahr einsehen läßt.

Die Fähigkeiten der Thiere zeigen sich, so wie die Vernunft der Menschen, auf verschiedene Weise. Der Hund, welcher das Grab seines Herrn bewacht, und den alle Karessen der Lebenden nicht davon zu entfernen vermögen, giebt zugleich von seinem Gedächtniß und seiner Einbildungskraft Proben. Im Jahr 1827 sah man auf dem Kirchhofe von Fleetstreet in London einen Hund, welcher sich zwei Jahre lang weigerte, den Ort zu verlassen, wo sein Herr begraben lag. Er rief sich offenbar die Freundschaft, die zwischen ihm und seinem Herrn bestanden hatte, in's Gedächtniß zurück, und harrte hier darauf, sie wieder fortsetzen zu können. Die Bewohner der Nachbarschaft brachten ihm täglich das Essen, und der Küster erbaute ihm sogar eine kleine Nische; aber er wollte die Stelle nicht verlassen und starb darauf.

Ein Hund, welcher hinter seinem Herrn zurückgeblieben ist, sucht ihn oft auf einer Querlinie einzuholen. Die Hunde wissen die Entfernungen genau zu berechnen, und wenn sie über einen Graben oder über eine Barriere springen, werden sie sich sehr selten in der Berechnung täuschen. Dieses geht so weit, daß der Brittische Naturforscher Ray behauptet, daß die Hunde die Entfernungen mit einer ihnen angebornen Kenntniß der Trigonometrie berechnen. Doktor Brown meint, daß bei mehreren Thieren der unteren Klassen die Existenz gewisser Vernunftschlüsse eben so unbestreitbar sey, wie die Existenz des Instinkts, welcher damit vermischt ist; und Montaigne, der feine Beobachter, sagt, daß er sich nie erwehren könnte, für die Hunde, welche die Blinden leiten, von der größten Bewunderung ergriffen zu werden, wenn er wahrnehme, wie sie immer pünktlich vor den Thüren still halten, wo ihre Herren ein Almosen zu erhalten pflegen; wie sie den ihnen begegnenden Wagen geschickt auszuweichen wissen, und wie sie, wenn sie der Weg an einem Graben vorüber führt, oft den unbequemsten Fußsteig erwählen, bloß um ihre Herren so fern als möglich vom Wasser zu halten.

Von der Anhänglichkeit, die zwischen Löwen und Hunden stattgefunden, ist schon öfters authentisch erzählt worden; noch merkwürdiger ist aber, was man in der Menagerie des Herrn van Aken vor einigen Jahren in London gesehen hat; nämlich ein Windspiel, das die zärtlichste Anhänglichkeit für einen kranken Tiger durch die möglichste Sorgfalt bekundete.

Wir wollen das Kapitel von den Hunden durch folgende Details beschließen welche durch den Capitain Brown aus den sichersten Quellen zusammengetragen worden sind.

Herr Mac Intyre, Maschinen-Fabrikant, wohnhaft an der Regenten-Brücke zu Edinburg, besaß einen Hund von der Neufundländischen Gattung. Der Name dieses Hundes war Dandy, und seine Geschicklichkeit und Verstandesfähigkeiten erregten Aller Erstaunen. Er war in der ganzen Nachbarschaft bekannt, und der Autor erklärt, daß er selber Zeuge mehrerer Züge gewesen, die er anführe. Wenn sein Herr sich mit der zahlreichsten Gesellschaft in dem Saale befand, so brauchte er ihm nur zu sagen: „Dandy, bringe mir meinen Hut!" und der Hund holte auf der Stelle aus der Masse aller anderen Hüte den seines Herrn heraus und legte ihn in dessen Hand. Man streute ein Spiel Karten auf die Erde, und Dandy fand diejenige, welche sein Herr im Voraus gewählt hatte. Er erkannte auch das Federmesser seines Herrn unter vielen anderen. Man gebot ihm, den Kamm seines Herrn vom Kamine zu holen, und er brachte ihn, obgleich er zwischen vielen anderen Dingen lag, die gleichfalls seinem Herrn gehörten. Hierdurch bewies er doch unumstößlich, daß er den Sinn der Worte begriffen hatte, und nicht bloß dem Geruche gefolgt war. Eines Tages ließ einer der anwesenden Herren einen Shilling zur Erde fallen, den er nicht wiederfinden konnte. Mac Intyre, welcher in einer Ecke seinen Hund sitzen sah, der kaum zu merken schien, wovon hier die Rede war, sagte zu ihm: „Dandy, suche den Shilling herbei, so werde ich Dir Biscuit geben;" sogleich sprang der Hund auf den Tisch, und legte den Shilling hin, den er schon vorher aufgehoben hatte, ohne daß es bemerkt wurde. Als er eines Abends in einem Zimmer der Mistreß Thomas in High-Street allein zurückgeblieben war, lag er eine Zeitlang ganz ruhig; als er aber endlich sah, daß Niemand erschien, ihm die Thür zu öffnen, wurde er ungeduldig, und zog aus allen Kräften an der Klingelschnur. Die Magd erschien, öffnete die Thür, und erstaunte nicht wenig, den Dandy an der Schnur hängen zu sehen. Seit dieser Zeit klingelte er jedes Mal, wenn man es ihm befahl. Noch merkwürdiger aber ist, daß er, wenn er sich zufällig in einem Zimmer befand, in dem keine Klingelschnur war, auf den Tisch sprang, umhersuchte, und wenn er eine Glocke darauf fand, sie in die Schnauze nahm und damit läutete. Als Herr Mac Intyre eines Abends bei einem Freunde gespeist hatte und ein wenig spät nach Hause kam, fand er alle Welt schlafend. Da er nun seinen Stiefelknecht nicht auf der gewöhnlichen Stelle fand, so gebot er dem Dandy, denselben zu suchen. Das treue Thier, welches den Befehl gar wohl begriffen hatte, fing an, an der Kammerthür zu kratzen, die ihm der Herr sogleich öffnete; und Dandy lief sofort auf einen entfernten Platz des Hauses zu, und kam bald, mit dem Stiefelknecht in der Schnauze, zu seinem Herrn zurück; worauf sich dieser denn erst erinnerte, den Stiefelknecht am Morgen dort unter dem Sopha zurückgelassen zu haben, als er sich desselben in Gegenwart des Hundes bedient hatte.

Mehrere Personen, welche den Dandy kannten, hatten die Gewohnheit, ihm alle Tage einen Penny zu geben, für welchen er sich immer beim Bäcker ein Brötchen holte. Als nun einer dieser Herren eines

Tages

Erwartung, seine gewöhnliche Gabe zu empfangen; aber dieser Herr sagte ihm: „Dandy, ich habe heute meine Pennystücke zu Hause gelassen.“ Dandy ging ruhig fort, und als der Herr nach einer Weile zu Hause angekommen war, hörte er ein Geräusch vor der Stubenthür, die sogleich von dem Bedienten geöffnet wurde, und kein Anderer war's, als Dandy, der sich seinen Penny einforderte. Herr F... gab ihm zum Spaß ein falsches Geldstück, welches, wie natürlich, der Bäcker nicht annahm, der dieses dem Dandy wiedergab, worauf er sogleich zu Herrn F... zurückeilte und an der Thür pochte; als der Bediente öffnete, legte er diesem das falsche Geldstück vor die Füße und entfernte sich mit einem verächtlichen Blicke. Obgleich Dandy gewöhnlich sein Geld, so wie er es empfangen, sogleich beim Bäcker anlegte, hat er dennoch bewiesen, daß er weit größere Vorsicht besitze, als manche vernünftige Wesen. Man sah ihn einmal an einem Sonntage, wo er niemals Geld bekam, ein Brötchen nach Hause bringen. Herr Mac Intyre verwunderte sich hierüber, befahl seiner Aufwärterin, das Zimmer zu durchsuchen, um zu entdecken, ob Dandy irgendwo Geld liegen habe. Der Hund ließ ungestört Alles durchsuchen, bis sie sich dem Bette näherte; dann lief er auf sie zu und suchte sie zu entfernen. Doch Herr Mac Intyre bemächtigte sich seiner, und während die Magd unter dem Bette kehrte, fuhr der Hund fort, zu springen und zu kämpfen. Endlich kehrte sie sieben Penny, in einen Tuchlappen eingehüllt, unter dem Bette hervor. Von diesem Augenblick an konnte Dandy die Magd nicht mehr leiden, und man bemerkte auch, daß er eine andere Stelle zur Aufbewahrung seines Geldes gewählt hatte. Wenn Herr Mac Intyre Gäste bei sich hatte, und er dem Dandy befahl, einen Herrn nach Hause zu begleiten, so eskortirte er den Fremden treu bis an sein Haus, die Entfernung mochte noch so weit seyn; und kam dann eiligst wieder heim. Ein Bruder des Herrn Mac Intyre ging eines Tages mit einem seiner Freunde nach Newhaven und nahm den Dandy mit. Nachdem sie sich gebadet und einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, welche letztere sie in der Laube eines öffentlichen Gartens verzehrten, spazierten sie in dem Garten umher, und einer dieser Herren ließ seinen Hut und seine Handschuhe in der Laube zurück. Während dieser Zwischenzeit trat eine andere Gesellschaft in die Laube, und nahm die verlassenen Plätze in Besitz; Dandy eilte sogleich, ohne Ordre erhalten zu haben, hinzu, nahm Hut und Handschuh, und brachte sie dem Eigenthümer. Als dieser aber die Bemerkung machte, daß ein Handschuh fehle, lief Dandy mit Blitzesschnelle zurück, stürzte sich mitten in die erschreckene Gesellschaft und holte den Handschuh triumphirend heraus.

Sandersen erzählt: „Es ist ergötzlich, die Hunde des Groß-Sultans zu sehen, und die Weise, auf welche sie behandelt werden. Denn sie haben, so wie die Pferde von hohem Preise, mehrere Bedienten, und ihre Decken bestehen aus Goldstoff und Sammet in Scharlach und anderen lebhaften Farben, und ihre Ställe und Lagerstätten werden außerordentlich rein gehalten. So oft der Großherr die Hauptstadt verließ, um sich zur Armee zu begeben, geschah es mit großer Feierlichkeit und mit einem glänzenden Gefolge, welches hier zu beschreiben, viel zu lang wäre; aber ich erinnere mich besonders einer großen Anzahl von Hunden, die man in Goldstoff und Sammet von Purpur- und Scharlach-Farbe und wohl eskortirt vor ihm her führte.“

Sir Thomas Roe nahm aus England einige wegen ihres Muthes ausgezeichnete Jagdhunde nach Indien mit, um dem Groß-Mogul ein Geschenk damit zu machen. Einer dieser Hunde sprang über Bord, um einen Trupp Meerschweinchen zu verfolgen, und ging dabei unter, so daß bei der Ankunft in Indien nur noch zwei übrig waren. Sie fuhren ein Jeder in einem besonderen Wagen nach Agra; einer davon machte sich auf der Reise los, stürzte sich auf einen ungeheuren Elephanten und hing sich fest an seinen Rüssel; es gelang dem Elephanten nur mit vieler Mühe, sich von ihm loszumachen und ihn weit hinweg zu schleudern. Diese Geschichte gefiel dem Mogul gar sehr, und die Hunde gelangten dadurch zu einem nicht minder außerordentlichen Glücke, als das der Katze von Whittington. Jeder von ihnen hatte seinen eigenen Palankin, um die frische Luft zu genießen, zwei Sklaven, die sie trugen, und zwei dergleichen, die ihnen zur Seite gingen und ihnen die Fliegen mit einem Fächer abwehren mußten. Der Mogul ließ sich sogar ein Paar silberne Schalen machen, um, wenn es ihm beliebte, die Hunde selbst füttern zu können.

Während des Krieges befand sich am Bord der „Bellona“ ein Neufundländischer Hund, welcher während des ganzen Gefechtes bei Kopenhagen auf dem Verdeck blieb und immer voll Muth und Grimm von einem Ende des Schiffes bis an's andere lief, gleichsam als wollte er die Kämpfenden ermuthigen, so daß ihm die ganze Schiffsmannschaft sehr geneigt wurde. Als später das Schiff nach dem Frieden von Amiens abgetakelt wurde, hielten die Matrosen noch einen Abschiedsschmaus am Ufer; Victor ward in einen Lehnstuhl gesetzt und mit Rostbeaf und Plumpudding gefüttert, und sogar die Kostenrechnung auf seinen Namen ausgestellt und quittirt. (Sport-Magazine.)

H o l l a n d.

Das Dorf der Millionäre. — Holländische Poesie.

In der Nähe von Amsterdam befindet sich ein Dorf, bekannt unter dem Namen des Dorfes der Millionäre. Es ist das Elysium aller alten Kaufleute, das gelobte Land aller Spekulanten, die das Glück an der Börse von Amsterdam oder in den beiden Indien verfolgen. Ich weiß nicht, für wie viel Tausend Gulden man hier das Bürgerrecht erkauft, oder wie schwer der Geldkasten seyn muß, um sich Zugang zu der gewaltigen Aristokratie, zu dieser Welt der Glücklichen und Auserwählten zu verschaffen. Sobald Du aber hier eine schwer beladene schöne Berline ankommen siehst, aus der ein Mann mit grauen Haaren steigt, mit einem großen und breiten Portefeuille an der Seite, so kannst Du sicher bereits Kunde davon erhalten, wer er sey. Du kannst darauf rechnen, daß er von seinen Nachbarn gut aufgenommen wird, indem er seine Ansprüche auf eine gehörige gute Anzahl von Banknoten begründet. Alle diese von den verschiedensten Seiten hier eingetroffenen Nabobs bilden zusammen eine Corporation, die für den Beobachter manches Merkwürdige und Interessante darbietet. Sie haben alle diesen kleinen Erdwinkel als eine Art von Mittelstation zwischen den Sorgen dieser Welt und dem Paradies erwählt, das sie einst in jener zu finden hoffen. Sie kommen hierher, mit mancherlei Erinnerungen an kaufmännische Kriege und Scharmützel ausgestattet. Am Abend, wenn sie alle beisammen sind, unterhalten sie sich, wie die Soldaten im Bivouak, von ihren Gefechten, wie sie zum ersten Mal in's Feuer geriethen, indem sie ein Fahrzeug befrachtet, oder ihr Geld in Aktien auf einen Kanal angelegt, wie sie bei dem und jenem Bankerott einen Hieb erhalten und wie sie endlich durch einen gewagten Coup wieder vollkommen hergestellt wurden. Sie erzählen Dir von den Tagen des Sieges und von den Tagen der Trauer, von ihren Trophäen und von ihren Wunden. Sie berechnen Dir zur Noth jedes Jahr ihres vergangenen Lebens, mit Beifügung des Gewinnes oder des Verlustes, den sie im Ganzen erlitten; alle die einzelnen Ziffern und Zahlen schweben ihnen frisch im Gedächtnisse, und wenn sie endlich diese lange kaufmännische Iliade vollständig entwickelt, wenn sie Dir von den Zeiten des Glückes sowohl, als von ihren verhängnißvollen Katastrophen, von den Windstößen, die sie erschüttert und von den Klippen, die ihr Kassenbuch beinahe ganz zertrümmert, wenn sie Dir dies Alles erzählt haben, so wird die Geschichte mit einem Triumphzuge beschlossen, mit einer jener großen und prachtvollen Seiten ihres Hauptbuches, wo die Summen berechnet sind, die sie in Banknoten baar liegen haben, während sich auf der anderen Seite gar nichts als Debet angemerkt findet. Hierbei klatscht dann alle Welt Beifall, und der Erzähler geht davon und bestätigt seinen Triumph, indem er sich auf seinen Goldkasten ruhig schlafen legt.

Alle diese Bewohner des Dorfes der Millionäre repräsentiren im Großen die Idee, die man sich im Allgemeinen von den Holländern zu machen hat. Sie haben schöne große Häuser, mit Umfriedungen und Gärten, mit einem trefflich gezeichneten Hintergrunde, die Bäume in Form von Vasen oder Pyramiden geschnitten und die Statue des Kupido am Ende der Allee, ganz im Geschmacke des raffinirten Zeitalters Ludwig's XV. Allein sie besuchen ihren Garten nur selten, und von ihrem geräumigen großen Palais bewohnen sie nur ein enges und bescheidenes Zimmer, eine Art von Studir-Zimmer. Nur an einem feierlichen, schönen Tage steigen sie ein oder zwei Stockwerke hinauf, öffnen die Thür zu den großen Sälen, laden ihre Gäste ein, und nun betrittst Du die reichen Tapeten mit Deinen Füßen und die kostbarsten Trumeaux und die seidenen Teppiche mit den vergoldeten Möbeln erglänzen auf allen Seiten um Dich her. Während fünf oder sechs Stunden ist Alles Luxus und Verschwendung. Man zeigt Dir nichts, als rothbemalte Vasen, und wartet Dir mit den auserlesensten besten Weinen auf. Sodann aber, wie der Abend zu Ende ist, entfernen sich die Gäste, einer nach dem anderen. Der König des Festes löscht die Lichter aus, schließt den prächtigen Salon zu und begiebt sich wiederum nach seiner einfachen und engen Wohnstube.

Sieht man die Holländer, wie sie in ihre materiellen Sorgen, in die oft kindischsten Details sich vertiefen, wie sie einerseits dem üppigsten Wohlleben sich hingeben, und andererseits in alle die strengen positiven Kaufmannsweisen sich fügen, so ist man geneigt, zu glauben, daß sie poetischen Gefühlen wenig zugänglich seyn müssen; trotzdem aber findet sich eine Fülle von Poesie in dem energischen Charakter, in mancher Phase ihrer Geschichte und in zahlreichen Werken. Freilich ist es keine glanzvolle, keine hinreißende Poesie, wie die anderer Völker. Es ist ein großer Fehler, daß ihre Literatur keinen bestimmten Charakter, keine besondere Nationalität an sich trägt. Sie schweben in der Mitte zwischen dem Norden und dem Süden. Sie studiren und ahmen nach. Sie wenden sich nach Griechenland und nach Deutschland, nach England und nach Frankreich. Sie schreiben mehr, was die Erinnerung ihnen eingiebt, als aus wahrer Begeisterung. So haben sie denn weder die lachenden Phantasieen eines Ariost, noch die erhabenen Conceptionen eines Shakespeare, Schiller oder Molière aufzuweisen. Ihre Poesie besteht eben so wie ihre Kunst, aus lauter Nachahmung. Hooft, ihr großer Dichter, hat sich die Italiäner zum Muster genommen; Vondel sucht sich den Griechen zu nähern, und alle ihre Schriftsteller aus dem achtzehnten Jahrhundert haben sich dem Französischen Geschmack sklavisch unterworfen. Eben dasselbe ist in der Malerei der Fall. Ihre besten Gemälde sind zum großen Theil mehr ein Werk der geduldigen Beharrlichkeit, als eine Frucht und das Resultat der Begeisterung. Lucas von Leyden, ihr alter Meister, kopirt ängstlich die Natur; Therburg malt sehr treu, gleich Téniers, die grotesken Figuren der Volks-Individuen und die häuslichen Scenen des Familienlebens; Mieris' ganze Kunst besteht darin, die strahlenden Reflexe einer seidenen Robe wiederzugeben; in den Bildern von Berghem und Paul Potter kannst Du nicht aufhören, die geduldige Sorgfalt zu bewundern, die auf die einzelnen Pinselstriche verwandt worden, so wie die genaue Wahrheit der Details. Ich habe nicht nöthig, noch von der Menge der Frucht- und Blumen-Malereien zu sprechen, in denen Holland sich besonders auszeichnet, die aber nichts als Proben der Anstrengung und Geduld liefern.

Vermittelst der Studien und Reflexionen sucht Holland das zu ersetzen, was ihm an Talent und Genie abgeht. Seine literarischen Werke verrathen weder viel Originalität noch eine außerordentliche Phantasie; aber sie sind korrekt, sauber und von gutem Geschmack. Indeß hätte eine Nation, die Gelehrte, wie Erasmus, Grotius und Boerhave, Staatsmänner wie de Witt und Barneveldt, Seemänner wie Tromp und de Ruyter hervorbrachte, wohl auch im Stande seyn müssen, eine kräftigere und originellere Literatur zu Tage zu fördern; aber die geringere Entwickelung derselben ist eine Folge von besonderen Ursachen, die

Eine der ersten und wichtigsten dieser Ursachen ist die geringe Ausdehnung des Holländischen Gebietes. Die Poesie bedarf der Ermunterung, sie bedarf, um sich selbst im Schwunge zu erhalten, der Huldigungen eines zahlreichen Publikums, einer großen Nation. „Als ich nur Dänisch schrieb", sagt Oehlenschläger mit bitterer Wehmuth, „schrieb ich für nicht mehr als zweihundert Personen!" und um seinen Werken die Popularität zu verschaffen, die sie sich verschaffen mußten, übersetzte er sie in's Deutsche. Der Holländische Dichter kann das Nämliche sagen. Die Niederlande haben keine größere Bevölkerung, als Dänemark, und durch den Gebrauch der verschiedenen Sprachen, die in den einzelnen Provinzen sich ausgebreitet, hatte sich die Anzahl derjenigen, auf die der Holländische Schriftsteller als Leser rechnen durfte, noch lange Zeit verringert. In Friesland und Gröningen herrschte der Friesische Dialekt; in Geldern und Ober-Yssel sprach man das Niederdeutsche, in der Weise, wie es in der Umgegend von Köln gesprochen ward, und das Flamändische herrschte in den beiden Flandern, in Brabant und Seeland. So blieb denn nur die Provinz Utrecht und das eigentliche Holland allein für das alte Niederländische übrig, das sich zur National-Sprache ausgebildet. Und diese Sprache bot auch in ihrer Entwickelung gar manche Schwierigkeiten dar; die Dichter waren nicht im Stande, ihr den rechten Glanz zu verleihen, und die Gelehrten verachteten sie; Erasmus, der im sechzehnten Jahrhundert für seine Muttersprache das hätte thun können, was Luther für die seinige that, Erasmus schrieb Lateinisch, und im siebzehnten Jahrhundert versuchte es sogar ein geachteter Literat, die Holländische Sprache in einer Satire lächerlich zu machen. So hätten wir denn schon zwei bedeutende Motive, die den Holländischen Dichter entmuthigten, nämlich einerseits ein zu kleines Publikum und andererseits eine geringgeschätzte, herabgewürdigte Sprache. Hierzu kommen noch die beständigen Kriege der Herzöge und Grafen, denen die einzelnen Provinzen der Niederlande ehemals unterworfen waren, und die verschiedenen Revolutionen, die Holland erlitten, indem es bald seine eigenen Beherrscher hatte, bald dem Burgundischen Hause angehörte, hierauf an Oesterreich kam und wiederum auf Spanien überging; alle diese auf einander folgenden unaufhörlichen Veränderungen mußten natürlich auf das National-Gefühl der Bewohner eine nachtheilige Wirkung äußern; endlich aber absorbirten die kaufmännischen Speculationen und Unternehmungen, denen sich die Nation frühzeitig mehr als irgend eine andere hingab, so wie ihre Ausflüge und Abenteuer zur See, alle ihre Geistesthätigkeit und Aufmerksamkeit, und ließen ihr wenig Muße, das Feld der schönen Künste und der Literatur anzubauen. (X. Marmier. — Rev. Germanique.)

Bibliographie.

Archives, ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. Recueil publié avec autorisation de S. M. le Roi, par G. Groen van Prinsterer. — Erster Bd. Leyden. 10½ Fr.

État de la civilisation morale et religieuse des Grecs dans les temps heroïques. — Von P. van Limburg-Brouwer. 2 Bde. Gröningen.

De Noormannen in Nederland. (Geschichte der Normännischen Invasionen in den Niederlanden, im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert.) Nach den Quellen dargestellt von van Bobine.

Handboek van de geschiedenis etc. (Handbuch der Geschichte der neueren Literatur.) Von van Kempen.

Frankreich.

Ueber die Devisen in der Heraldik.

Die Devise drückt einen bestimmten Charakter einer einzelnen Person oder einer Gesammtheit von Individuen entweder durch ein Symbol oder in einigen Worten, oder in Worten, die von einem Symbol begleitet werden, aus. — In der eigentlichen Devise unterscheidet man den Leib und die Seele: der Leib ist das Symbol, das Zeichen; die Seele die erklärende Umschrift.

Die besten Devisen sind diejenigen, in denen das Bild einfach, bestimmt, leicht zu fassen und die Inschrift mit der Person und dem Bilde in einem genauen und lebendigen Zusammenhange steht. Einer der Vorzüge der Devise ist, daß sie der Einbildungskraft etwas zu rathen aufgiebt, ohne sie dadurch zu ermüden. — Die Devise ist permanent oder vorübergehenden Umständen, diesem oder jenem flüchtigen Ereigniß gewidmet. So einfach an und für sich Sinn und Wesen der Devise ist, so hat doch der Pater Ménestrier ein dickes Buch darüber herausgegeben, unter dem pomphaften Titel einer Philosophie der Bilder. Das Beste, was über diesen Gegenstand geschrieben ist, sind die wenigen Zeilen in Marmontel's Elementen der Literatur. — Den Alten war die Devise durchaus nicht unbekannt: der Löwe mit dem Schwert auf dem Siegel des Pompejus bedurfte keines Kommentars. Auch Beispiele aus einer viel älteren Zeit sind vorhanden. Aeschylus' Tragödie: Die Sieben vor Theben, und Euripides' Phönizierinnen geben uns dieselben an die Hand. Die Anführer tragen dort als Abzeichen Embleme auf ihren Schilden. So trägt im Euripides Polynices auf dem seinigen das Bild der Gerechtigkeit, mit der Inschrift: Ich werde dich herstellen. — Das Ritterthum vervollkommnete die Devisen. Sie wurden gewissermaßen eine Erklärung der Grundsätze, eine Regel des Benehmens und Handelns für die, welche sie trugen, und wenn auch der Stolz ihrer Bilder und Sprüche bisweilen großsprecherischer Prahlerei ziemlich nahe kam, so wurden sie doch durch Tapferkeit und Heroismus so gerechtfertigt und bewährt, daß das Naive und Freimüthige ihrer Anmaßungen bei weitem liebenswürdiger und trefflicher erscheint, als die heuchlerische Bescheidenheit des gegenwärtigen Geschlechts, das, charakterlos, wie es ist, gern seine magere und sieche Gestalt in das Gewand der Demuth verhüllen möchte. Da sie auf den Waffen der Krieger ihre eigentliche Stelle fanden, so wurden sie vom Grafen Emanuel Tesoro die Sprache der Helden genannt. In Frankreich, wo sie durch den Kardinal Mazarin in Schwung kamen, in den Niederlanden, in Spanien, in Italien, brillirten sie in den Turnieren, den Carrousels, bei allen öffentlichen Festen und Begräbniß-Feierlichkeiten. Bisweilen wurden sie den Kämpfern von den Damen ihres Herzens ertheilt — wenn sie in solchen Fällen in's Prahlerische hinüberstreiften, so war es gerade hier am verzeihlichsten; man konnte es einem verliebten Herzen eher nachsehen, als Anderen, wenn es das Verdienst des geliebten Gegenstandes über die Gebühr vergrößerte. Manchmal ersann auch die Begeisterung, und öfter die Schmeichelei, anmaßliche Devisen für Fürsten und Könige. Eine solche ist für Ludwig XIV. die Sonne mit den etwas räthselhaften Worten: Nec pluribus impar. Die Hofleute nahmen nun der Uebereinstimmung halber analoge Devisen an — so war zum Beispiel die des Herzogs von Sully ein Brennspiegel, auf den die Sonne fiel, mit den Worten: Ardeo ubi adspicior (ich brenne, wenn man mich ansieht); die des Herzogs von Beaufort, des Admirals von Frankreich, der Mond mit der Inschrift: Soli paret et imperat undis (er gehorcht der Sonne und gebietet den Wellen). Wenn es nicht die Sonne war, so war es Jupiter, auf den die Devisen anspielten, wie zum Beispiel die Maximilian's von Béthune, Großmeisters der Artillerie: der Adler mit dem Blitz: Quo jussa Jovis (ich gehe, wohin mich Jupiter sendet), und die Monsieurs, eine Bombe: Alter post fulmina terror (nach dem Blitze der Donner).

Ein Herzog von Alba wählte bei einem Stiergefecht, wo er mit den Fonseca's, die im Wappen Sterne tragen, um den Preis stritt, folgende ein Wortspiel enthaltende Devise: Al parecer de l'Alba, s'ascondan las estrellas (beim Erscheinen der Sonne [de l'aube] verbergen sich die Sterne).

Die Säulen des Herkules mit den Worten plus ultra waren bekanntlich die Devise Karl's V. Ludwig Marliano ersann sie und Karl machte ihn dafür zum Kardinal. Als er die Belagerung von Metz im Jahre 1553 aufheben mußte, ward diese Devise das Ziel des Gespöttes seiner Feinde, die sie in plus citra (nicht weiter rückwärts) verkehrten.

Es kommt häufig vor, daß die Devise gewissermaßen zu einem integrirenden Theile der Wappen wird. Von der Art sind die des Englischen Königshauses: Dieu et mon droit (Gott und mein Recht), und die des Hauses Nassau: Je maintiendrai (Ich werde mich halten).

In Folgendem theilen wir einige interessante Devisen historischer Personen mit. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, bei Gelegenheit seiner Verheirathung mit Isabella von Portugal: Aultre n'auray (Keine Andere), Anton von Bergh: Sans varier (Ohne Wandel), David von Birmen: Quand sera-ce? (Wan wird es seyn?), Jean de la Trémouille: Ne m'oubliez (Vergeßt mein nicht). Die alte Devise dieses Hauses war ein Wagenrad mit der Umschrift: Sans sortir de l'ornière (Stets im Geleise). Johann von Villiers, Herr von Isle-Adam: Va oultre! (Vorwärts!), Peter von Beaufremond: Plus deuil que joie (Mehr Leid als Freud), die Créquy's, ein Stachelschwein: Que nul s'y frotte (Komm' ihm Keiner zu nah), Johann von Luxemburg, Herr von Beauvoir, ein Kameel, das unter der Last zu Boden sinkt: Nemo ad impossibile tenetur (Niemand braucht das Unmögliche zu leisten), Philipp von Savoyen, geboren im Jahre 1438, eine Schlange, die häutet: Paratior (Wiedergeboren), Heinrich IV. einen Herkules, der die Ungeheuer bezwingt: Invia virtuti nulla est via (Kein Pfad dem Muth verschlossen), Erasmus, den Gott Terminus: Cedo nulli (Ich weiche Niemandem), der Kardinal Richelieu, einen Adler, der in der Luft schwebt, und darunter Schlangen, die sich am Boden winden: Non deserit alta (Er weilt nur in den oberen Regionen.)

Eine Klasse von Individuen, die von den Devisen immer viel Gebrauch gemacht und noch macht, sind die Buchhändler. Baillet, in seinen Jugemens de savans, führt eine Anzahl derselben an, und man könnte füglich über diesen Gegenstand ein dickes Buch schreiben, das für Bibliophilen wohl von Interesse seyn dürfte. Auch müßte ein Kapitel den Akademieen gewidmet werden, die mehrentheils auch ihre Symbole haben. Frau von Genlis, in ihren Memoiren, rühmt sich, die Devisen in die Mode gebracht zu haben. Sie führt unter anderen die der Frau von Saller an, eine Nadel mit den Worten: Ich steche, aber halte fest. Auch erwähnt sie der prophetischen Devise Chamfort's, eine Schildkröte, die den Kopf aus der Schale hervorstreckt und von einem Pfeil getroffen wird, mit der Inschrift: Glücklich, wenn sie sich ganz verkrochen hätte.

Frau von Genlis schließt mit folgender Reflexion, die wir mit ihr theilen: „Es wäre zu wünschen, daß der Brauch, sich eine Devise zu wählen, allgemein würde. Denn wer sich zu einer Devise bekennt, läßt uns gewissermaßen in sein Inneres blicken und übernimmt eine Art von Verpflichtung." (De Reiffenberg — Dict. de la Conv.)

Mannigfaltiges.

— Türkische Miscellen. Die neueste Nummer der Türkischen Zeitung Tekwimi Wekaji (vom 1. Juli) erzählt in einem Anhang unter dem Titel „Merkwürdigkeiten" Folgendes: „In dem laufenden gesegneten Jahre ist das Weide-Vieh, Dank dem Reichthum an gutem Futter, ganz besonders fruchtbar geworden. Laut offiziellem Berichte haben zwei Ziegen, die einem Hirten in der Bulgarei gehören, acht Zicklein auf einmal, d. h. jede vier Zicklein, geworfen. Ferner meldet uns ein Zeitungsblatt aus Lemnos, daß einem Bewohner dieser Insel — Mehmed mit Namen — ein mit einem Schweif am Rückgrade versehener Sohn geboren worden sey, der zugleich an jeder Hand mit sechs Fingern ausgestattet seyn soll."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 93. Berlin, Mittwoch den 5. August 1835.

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

Von dem Amerikanischen Geistlichen Timothy Flint.

Erwägt man, daß das Volk der Vereinigten Staaten nicht nur von demselben Blute entsprossen ist und dieselbe Sprache redet, wie das von England, sondern daß auch die Institutionen und Gesetze beider Länder die größte Aehnlichkeit mit einander haben, so sollte man auf den ersten Blick glauben, daß beide Länder sich in ihrer Literatur kaum von einander unterscheiden können. Untersucht man indeß die Sache genauer, so findet man bald, daß die große Verschiedenheit des Klimas, der individuellen Bestrebungen, der geographischen Lage und der physischen Beschaffenheiten die Amerikanisch-Englische Schreibart bereits mit manchen neuen Worten und Redensarten bereichert, und derselben eine so große Mannigfaltigkeit an bildlichen Ausdrücken und besonderen Wendungen verliehen, daß sie ein entschieden eigenthümliches, Amerikanisches Gepräge erhalten hat.

Keine geringe Verwunderung hat es bei uns erregt, als wir wahrnahmen, daß die neueren Englischen Schriftsteller fast einstimmig die Sprache der Vereinigten Staaten als ein Patois darstellen, das sich eben so sehr von dem Rein-Englischen entferne, als das Französische der Kreolen auf den Kanadas und in Westindien von dem Französischen zu Paris. Was uns betrifft, so glauben wir, gar nicht daran zweifeln zu dürfen, daß sich die Sprache der höheren und die der niederen Klassen in Neu-England weniger von einander unterscheiden, als dies bei irgend einer Nation in der Welt der Fall ist. Die Phrasen-Sammlung, die unter dem Namen des Downing-Dialekts so viel Aufsehen gemacht, hat vielleicht in der That einmal existirt; allein wenn der Englische Reisende jetzt das Land in allen Richtungen durchzöge, in der Erwartung, jene Barbarismen hier als die allgemeine Volkssprache wiederzufinden, so würde er gar sehr erstaunen, denn er würde keine Spur davon mehr antreffen. Die Zeit für solche Sammlungen ist bereits verschwunden. Dasselbe gilt von dem Anglo-Germanischen und dem Anglo-Hibernischen in den mittleren, und von der Vermischung aller dieser mit dem Anglo-Kreolischen Dialekt in den westlichen und südlichen Staaten von Nord-Amerika. Dieser Dialekt findet sich gegenwärtig nur noch in entlegenen und unbesuchten Winkeln oder in dem entferntesten Bezirke an der äußersten Gränze. Wo hingegen Theater und Dampfböte einmal Zugang haben, wo diese ihre Lacher und selbstständige Kritiker hin versetzen können, da ist jene Sprache längst abgestorben und durch die so äußerst wirksame Geißel des Lächerlichen bereits gänzlich vertrieben worden.

Wenn der Reisende die verschiedenen Schattirungen im Accent, in der Betonung und in der Aussprache auffindet, die die östlichen, westlichen und südlichen Staaten von einander unterscheiden, so wird er andererseits zu gleicher Zeit mit Erstaunen bemerken, mit welcher Geläufigkeit und Genauigkeit und grammatischer Korrektheit alle Volks-Klassen sich auszudrücken verstehen, und wie schwierig es demnach sey, aus der so ganz einförmigen Mundart einen Schluß auf die Erziehung und besondere Beschaffenheit der Individuen ziehen zu wollen. Wir heben besonders hervor, wie sehr Alles von dem ganzen Verhältniß an den östlichen Küsten des Atlantischen Meeres abweicht — eine Thatsache, die so handgreiflich und unzweifelhaft wahr ist, daß man nicht umhin kann, die verkehrten Darstellungen der Englischen Reisenden in Amerika, die in beiden Ländern so viel Geschrei und Aufsehen erregt haben, nothwendig entweder eines übertriebenen Vorurtheils oder des höchsten Grades von Unfähigkeit zur Anstellung von dergleichen Beobachtungen anzuklagen. Wir zweifeln gar nicht daran, daß die erste Bemerkung, die sich dem aufrichtigen, unbefangenen und verständigen Britischen Forscher, der von Passamaquoddy nach dem Sabine-Flusse reist, aufdringen würde, die allgemeine Korrektheit und besonders die Einförmigkeit der Ausdrucksweise über ähnliche Gegenstände bei allen Volksklassen seyn dürfte. Freilich würde er in den Reden der herumziehenden Prediger, so wie in den Plaidoyers der Advokaten von mittlerem oder vorgerücktem Alter immer einige Spuren von jenen rohen Barbarismen auffinden, die man mit so großer Begierde in den öffentlichen Blättern auffängt, um sie lächerlich zu machen. Nicht selten wird sein Ohr beleidigt werden durch Verstöße gegen die Grammatik und die ersten Regeln der Orthoepik, Rhetorik und Syntax, die man häufig und sogar bei Männern wahrnimmt, die sonst wohl besser zu sprechen verstehen, die aber, in Folge eines höchst verkehrten Geschmacks, damit der Mode einen Tribut zu zollen oder theure Erinnerungen an die alten, patriarchalischen Tage zu erwecken glauben, denen man in Amerika eben so gut, wie anderswo, gern den Namen des goldenen Zeitalters beilegt. Es giebt noch jetzt nicht wenige, die diese Art von Phraseologie nur deshalb beibehalten, um herablassend, demokratisch und als sympathisirend mit einer Menschenklasse zu erscheinen, die bereits längst verschwunden ist. Was hingegen die jüngeren Kandidaten der Barre und der Kanzel betrifft, so streben sie alle eben sowohl in den südlichen als in den westlichen Staaten dahin, rein, gewählt und grammatikalisch richtig zu sprechen, und wenn sie ja einmal hierin fehlen, so hat man dies nur der persönlichen Unwissenheit und dem Mangel an ordentlicher Bildung zuzuschreiben.

Fragt man aber, woher diese bewundernswürdige Einförmigkeit, diese unverkennbare allgemeine Korrektheit in dem Gebrauch der Englischen Sprache bei einem Volke von gestern, das über eine so unermeßliche Fläche ausgebreitet und in seinen individuellen Bestrebungen, in seinen Verhältnissen und Anlagen so verschieden ist, wie die Krämer von Maine, die Weizen-Bauer in den mittleren Staaten, die Tabacks-Pflanzer in Virginien und Kentucky und die Anbauer der Baumwolle und des Zuckerrohrs im Süden, wozu noch die mannigfachen Schattirungen der Holländischen, Deutschen und Französischen Auswanderer sich gesellen — woher kommt hier die Einförmigkeit der Sprache? Auf diese Frage ist ganz einfach zu antworten, daß die Anglo-Amerikaner ein fleißiges, geschäftiges, unternehmendes und stets reisendes Volk, und mit einem Temperamente begabt sind, das sie zu einer besonderen Art von Universal-Menschen stempelt. Ihre beständig wiederkehrenden Wahlen, die Nothwendigkeit, mit der jeder junge Mann, in dessen Brust nur ein Funke von Ehrgeiz glimmt, sich stets darauf vorbereiten muß, eine Rede zu halten, wodurch er sich vor Anderen emporthun kann; die Feuerprobe der Kritik, die ihm in Folge der vielen Aspiranten und Mitbewerber noch erschwert wird, die allgemeine Verbreitung öffentlicher Schulen und die häufigen Seminarien von höherer Bedeutung — kurz, das ganze Wesen, das Thun und Treiben des Volkes versetzen den jungen Mann in eine strenge Schule, wo Worte das große Material ausmachen und von ihrem Gebrauche das Glück des Lebens abhängt. Die Wahlen sind in Amerika so häufig und die verschiedenen Stufen im Staats-, sowohl im Civil- als Militairdienste, sind so zahlreich, daß ein Mann, der nur ein wenig Reputation hat, höchst unglücklich seyn müßte, wenn er nicht mehr als ein Mal dazu berufen würde, irgend ein Amt zu bekleiden, das mit einem hochtrabenden und großklingenden Namen versehen ist. Und ein Jeder, der einmal zu einem Amte gewählt wird, sucht sich auch sogleich, wenn nicht schon lange Zeit vorher, alle Gewandheit und Geschicklichkeit zu erwerben, die dasselbe erforderlich macht. Er hält Probe-Reden und schreibt Briefe pro forma, mit Fleiß und mit Zierlichkeit. Ein Anglo-Amerikaner beginnt sein Knabenalter damit, daß er Unterricht im Sprechen und Schreiben empfängt; sodann übt er sich selbst, im Freien, in den städtischen Versammlungen, in den verschiedenen Gesellschaften, bei den Wahlen, in den Lyceën und wo es sonst noch Gelegenheit dazu giebt, Reden zu halten und zu deklamiren. Er schwatzt überall, im Weinhause, auf dem Dampfboote und selbst in der Zurückgezogenheit im häuslichen Zirkel. Er redet, deklamirt und haranguirt durch's ganze Leben, und bis zum Tode; ja, selbst nach demselben werden seine Reden noch herausgegeben.

Als ein Theil dieser allgemeinen Bildungs-Anstalten sind die neuerdings in Mode gekommenen, in den Städten, bedeutenden Flecken und den bevölkerteren Distrikten zur moralischen Ausbildung der Frauen entstandenen wohlthätigen und wissenschaftlichen Gesellschaften zu betrachten, die ihre gedruckten Statuten, ihre eigenen Präsidenten, ihre Secretaire und Comités haben, so daß im Ganzen selten weniger als zwanzig weibliche Beamte fungiren. Hier nun müssen Reden gehalten, Jahresberichte abgefaßt, Statuten redigirt, Wahl-Reglements entworfen werden — kurz, es findet hier eine Verwaltungsweise und Verfassung statt, wobei das von Natur hinreißende und Alles überwindende Geschlecht, ohne alle Aufsicht ihrer Männer, Gelegenheit hat, mit diesen in der Anwendung und Ausbildung der Kunst der Beredsamkeit zu wetteifern. Endlich tragen die funfzehnhundert Zeitschriften, einige hundert Schulen, unter der Benennung colleges, eine große Anzahl von Akademieen, Lyceën und anderen literarischen Anstalten, nebst unzähligen lateinischen Primär- und Subscriptions-Schulen dazu bei, daß zum wenigsten die allgemeinen Prinzipien und Elemente der Grammatik, Rhetorik und des Stiles sich unter alle Volksklassen auf gleiche Weise verbreiten.

Noch ein anderer Umstand darf hier nicht übergangen werden, der ebenfalls dazu beiträgt, die Reinheit der Englischen Sprache, wie sie in Amerika gesprochen und geschrieben wird, im Großen zu befördern. Sehr viele Lehrer der höheren Schulen sind von dem ziemlich verkehrten Ehrgeize beseelt, sich unsterblich zu machen, was durch Abfassung

einer Grammatik bewirkt werden soll, die sie angeblich zum Gebrauch ihrer eigenen Schule herausgeben, wohinter sich aber die schmeichelnde Hoffnung versteckt, selbst die Lindley Murrey's ihres Zeitalters zu werden. Es ist nun natürlich, daß derjenige Lehrer, der seinen unsterblichen Ruhm auf die Herausgabe einer neuen Grammatik begründen will, vor Allem darnach streben muß, sich selbst und seine Schüler dahin zu bringen, daß sie als Muster und Gewähr für seine Prinzipien gelten können. Die Zahl der neuen Grammatiken aber, die jährlich aus der Amerikanischen Presse hervorgehen, ist fast unglaublich. Sie bestehen dem größten Theile nach aus Plagiaten, die mehr oder weniger künstlich in ein neues Gewand gehüllt oder mit neuen Prätensionen ausgestattet sind; wo sie aber ja einmal von ihren Englischen Vorbildern abweichen, da verfallen sie auch gleich in unglückliche, meist verfehlte Erfindungen. Bei alle dem haben sie jedoch immer den Nutzen, daß sie einen rüstigen Eifer und ein Bestreben unter den Verfassern der verschiedenen Sprachlehren hervorrufen, ihre Ueberlegenheit und Vorzüge vor den anderen darzuthun. Zu diesem Zwecke lassen sie nicht nur ihre Bücher in den Journalen mit großer Ausführlichkeit bekannt machen und ausposaunen, sondern sie halten auch eigene Vorlesungen über ihre Grammatik, indem sie von Stadt zu Stadt und von dem einen Staate in den andern herumziehen. In Amerika macht überhaupt jede neue Erfindung nur dann Glück, wenn sie sich eine bedeutende Partei zu verschaffen gewußt. Und so kommt es denn, daß die Parteigänger einer neuen Grammatik meist mit einer musterhaften Geduld die langweiligen Untersuchungen mit anhören, die über den Bau der Englischen Sprache angestellt werden, bis man endlich auf diese Weise die Zöglinge abgerichtet und den Bürgern und Bauern einen vollständigen Unterricht in den Elementen der Grammatik ertheilt hat. Außerdem werden aber noch die häufigen Schulprüfungen von den Lehrern als eine Gelegenheit benutzt, die Gönner der Schule und die Aeltern ihrer Zöglinge von der mechanischen Fertigkeit derselben in den grammatikalischen Uebungen zu überzeugen. Die Folge dieser allgemeinen Verbreitung der Sprachkenntnisse ist zunächst dann immer, daß auf einmal zehntausend kaum flügge gewordener Poeten, Rhetoriker und Redner, die den Gebrauch der Worte eben kennen gelernt haben, in aller Eile den elektrischen Funken ihres Genius in einer von den funfzehnhundert Zeitschriften zu entladen suchen.

Welchen Einfluß diese so ganz universelle Bildungsweise und der immer mehr sich verbreitende Unterricht in den Regeln der Grammatik und den ersten Prinzipien der Rhetorik endlich einmal auf die eigentlich sogenannte Literatur haben wird, das muß uns die Zukunft lehren. Wir unsererseits haben selten mechanische Fertigkeit in den kleinlichsten Dingen mit wahrem Genie und Gewandtheit im Großen verschwistert gesehen. In einem dichten Walde, wo alle Bäume von einer mäßigen und gleichen Größe sind, gewährt die Ausbreitung und Verschlingung der Zweige eine anfangs zwar angenehme, aber bald platt und flach erscheinende und immer mehr ermüdende Einförmigkeit, in der auch nicht Ein Stamm über die Wolken emporragt und sein Haupt in die Sonne erhebt! So demokratisch auch die Amerikanischen Institutionen immer sind, und so excentrisch, unabhängig und abweichend man sich die Gewohnheiten und Denkungsweisen der Bewohner meist vorstellen mag, so glauben wir doch, daß gerade die Amerikaner mehr als jedes andere Volk von der Sitte des Tages und dem Beispiel und der Autorität der an der Spitze stehenden Partei, als dem goldenen Kalbe der allgemeinen Verehrung und ephemeren Anbetung, beherrscht und geleitet werden. Die ganze Gesellschaft stellt gleichsam eine in ihrem Aufkeimen erstorbene Geistes-Mittelmäßigkeit dar, die, von den wenigen Partei-Häuptern der Mode ein für alle Mal sanctionirt, zur angenommenen Richtschnur und zum Ultimatum des Gedankens geworden ist. Wer heutzutage Talent und Neigung in sich fühlt, der muß sich bequemen, das aufgestellte Muster nachzuahmen und sich demselben allmälig zu assimiliren. Taucht aber auch einmal hier und da ein Geist auf, der von der geraden Linie abweicht, der die Schranke verschmäht und die Gränze überschreitet, so fallen bald die zehntausend Anderen über ihn her, als über Einen, der sich in die Regionen des Excentrischen und des Wahnsinns verfliegen, und die diktatorische Kritik, nachdem sie zuerst den gewöhnlichen Maßstab an ihn gelegt, zieht mit allen ihren Mächten und Gewalten, die der Neid, der hohnlächelnde Spott und, was schlimmer ist als dies Alles, das falsche Lob ihr an die Hand geben, so lange gegen ihn zu Felde, bis es ihr gelungen, ihm die Flügel zu beschneiden und ihn in die allgemeine Trivialität mit hinunterzuziehen, wo er für immer gefangen bleiben muß.

Wir werden im Verlaufe dieser Abhandlung einige der glänzendsten Beispiele hervorheben, welche die Literatur der Vereinigten Staaten aufzuweisen hat, als die gefeierten Ausnahmen von den allgemeinen Regeln, als Ausnahmen von der gegenwärtigen Mittelmäßigkeit der Amerikanischen (und, wie wir hinzufügen dürfen, zugleich der Englischen) Literatur — Beispiele von Schriftstellern, die durch die gewöhnlichen Schreckmittel gegen die Abweichungen von der allgemeinen Mode nicht danieder gebeugt werden konnten — als die glänzenden Sterne der Zukunft, die dem Lande zeigen, was es seyn könnte und was es seyn würde, wenn man sich mehr damit befaßte, die Literatur wahrhaft zu befördern und man durch angemessene Mittel die Anstrengungen des Geistes hervorzulocken, zu begünstigen und zu belohnen suchte. Wie die Sache jetzt steht, tragen immer neun Zehntheile eines literarischen Werkes, es mag Prosa oder Poesie, didaktisch, episch oder politisch seyn, ein so bestimmtes Gepräge und den Charakter des allgemeinen Modells und Maßstabes an sich, daß ein geübter Leser kaum die erste Zeile lesen darf, um, sobald er nur weiß, von welchem Gegenstand die Rede ist, auf der Stelle alles Uebrige, die ganze Masse der Gemeinplätze, mit ihren Mittelgliedern und Schlußsätzen, so wie die Sophistereien und politischen Tiraden, von Anfang bis zu Ende von selbst zu errathen und hinzuzudenken. Ja, man ist im Stande, die genauesten Details einer Katastrophe, so pathetisch oder melancholisch die Erzählung (vergleichen die Amerikanische Presse jährlich wenigstens an fünfhundert liefert) auch seyn mag, noch ehe man sie gelesen, eben so leicht herzusagen, als nachher. Wir sind weit entfernt, das Land zu verspotten, im Gegentheil wir lieben es und achten seine Interessen, und wir sind ernstlich darauf bedacht, seinen Ruhm und seine Ehre, das heißt seine literarischen Fortschritte und Anlagen, mit allem Eifer zu fördern. Allein das Amerikanische Publikum ist bereits der ewigen Wiederholungen und Uebertreibungen ekelhafter Lobpreisungen überdrüssig geworden, und es verwirft jene groben Schmeicheleien, womit man die literarischen Talente Amerika's deshalb hervorgestrichen, weil es mehr periodische Blätter besitzt, und mehr gedruckte Reden und Erzählungen liefert, als irgend ein anderes Land. Der wahrhaft verständige und große Geist hat überall den Muth, die reine Wahrheit anzuhören, indem er nie wünscht, etwas anderes zu vernehmen. Und solche Leute allein sind es auch, für die wir hier schreiben. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Constantinople and its environs. (Konstantinopel und seine Umgebungen.) Von einem Amerikaner. 2 Bde. New-York.

The Italian sketch-book. (Italiänisches Skizzenbuch.) Von einem Amerikaner. Philadelphia.

Frankreich.

Die Wohnungen einiger Pariser Schriftsteller.

Die kleinen Details aus dem Privatleben bekannter Schriftsteller haben stets einen großen Reiz, und es wird ihnen in der Regel mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als vielen wichtigeren Dingen. Denn es macht uns Vergnügen, Vergleichungs-Punkte zwischen der Denk- und der Handlungsweise der begabteren talentvollen Männer, zwischen ihrer Doktrin und ihrem häuslichen Benehmen aufzufinden. Es giebt wenig Literaten zu Paris, von deren Geschmack, von deren Privat-Verbindungen, Sonderbarkeiten, Schulden und noch so manchen anderen Dingen nicht die ganze Welt unterrichtet wäre, und sobald nur immer ein Journal mit einer neuen Notiz über das Leben irgend einer Celebrität hervortritt, kannst Du sicher darauf rechnen, daß man dieser einzigen Notiz eine ganz besondere ungetheilte Aufmerksamkeit widmen wird. Die Anekdoten über die Schriftsteller aus der Zeit Ludwig's XIV. werden noch heutzutage mit lebhafter Theilnahme gelesen; um wie viel mehr interessirt also nicht erst das, was die Männer um uns her angeht und was gleichsam unter unseren Augen geschieht.

Der Reiz steigert sich um so höher, je mehr die Frucht gewissermaßen als eine verbotene, nicht frei zu berührende erscheint; denn dem Privatleben gebührt ein besonderer Respekt, und es darf dem Publikum nicht ganz bloßgestellt werden. Allein wenn sich auch der Schleier, der nach den Gesetzen der Konvenienz das Gemälde umgiebt und verhüllt, nicht gänzlich lüften läßt, so ist es doch zum wenigsten gestattet, hier und da ein Winkelchen zu öffnen und unsere Blicke verstohlenerweise auf irgend eine minder verpönte Stelle und in ihre Nachbarschaft zu werfen.

Wohlan denn! Wenn irgend Etwas über den Charakter eines Künstlers Licht zu verbreiten vermag, so ist es unstreitig seine Wohnung. Jedermann richtet seine Wohnung nach seinen Bedürfnissen und seinem Geschmacke ein; ja, es würde sich nicht gut schreiben und nachdenken lassen in einem Zimmer, dessen Möbel und dessen ganze äußere Beschaffenheit nicht mit dem besonderen Genre und dem Geiste des Bewohners harmonirten.

Uebrigens wird Jeder, der uns auf unserem Ausfluge begleitet, sich bald überzeugen, daß, wenn Buffon mit Recht sagen konnte: „Der Stil, das ist der Mann", wir mit eben so gutem Grunde befugt sind, zu behaupten: „Wie die Wohnung, so der Mann."

Herr Casimir Delavigne bewohnt in dem weitläufigen Gebäude, wo das Conservatoire und die Menus Plaisirs sich befinden, ein Quartier im ersten Stocke; man gelangt dahin, indem man eine große und ernste Treppe aus den Zeiten Ludwig's XIV. besteigt, und man wird am Eingange von alten Domestiken empfangen, ein Umstand, der immer für die Herzensgüte ihrer Herren spricht. Wenn Du vor einem langen Speisesaal und einem Billard vorbeigekommen bist, so wird es sich selten treffen, daß Dir nicht die Mutter Delavigne's, eine bejahrte Dame von sanfter und edler Figur, begegnet, oder ein hübscher kleiner Knabe, mit prächtigem blondem Haar, der schnell fortläuft und sich hinter die Beine seines Vaters versteckt, sobald er einen Fremden im Hause bemerkt. Auch läßt Herr Casimir Delavigne aus Zärtlichkeit für seinen Sohn alles Uebrige im Stich, und ich habe ihn oft eine ernste Unterhaltung gelassen abbrechen sehen, um das Spielzeug seines Kindes in Ordnung zu bringen. Alles ist einfach, Alles ist patriarchalisch bei dem Dichter der „Messéniennes". Ein großes Portrait von Ludwig Philipp ist der einzige Schmuck an den Wänden des Zimmers, denn Casimir Delavigne ist dem Könige eben so treu geblieben, als er es dem Herzog von Orleans war. Du findest meist den Herrn Germain Delavigne, seinen Bruder, bei ihm, der, wie ich glaube, in der Regel auch hier speist. So oft die beiden Brüder zusammenkommen, tauschen sie einen zärtlichen Händedruck und ein freundliches Lächeln gegenseitig aus; hierauf entfernt sich der immer heitere, stets artige und scherzhafte Germain, der sich damit begnügt, seinen Bruder gesehen zu haben, welcher ihn auch immer mit seinem Blicke begleitet. Man verläßt hier das Zimmer unter der lebhaftesten Bewegung, bezaubert von der heiligsten und reinsten der Poesieen, von der Poesie der Häuslichkeit und der Familie.

Wollen wir uns nun zu Herrn Jules Janin begeben, so müssen wir durch den Hof eines Hotels in der Straße Tournon, wo Lakeyen, die vordem eine Livree mit golddurchwirkten Bandschleifen trugen, eine glänzende Kalesche reinigen und sie in Ordnung bringen. Endlich kommt

man von einem reichmöblirten Zimmer in das andere bis zum Kabinet, wo der Schriftsteller in seinem Bette arbeitet, umringt von jungen Leuten, die um ihn her lachen und scherzen. Janin läßt sich durch das Geräusch wenig stören, und er setzt dabei seine Arbeit immer fort, wenn er sich auch mitunter durch manchen treffenden Scherz in die Unterhaltung einmischt. Eine Dame (dieselbe, deren kleinen gelben Handschuh unser Janin dem Herrn Nisard zugeworfen, in Folge jenes berühmten Zwistes über die leichte und schwere Literatur) nimmt zuweilen an dem munteren Geschwätze Theil, oder sucht vielmehr, wenn Herr Janin zu lange zögert, um das Frühstück einzunehmen, ihn, ohne viele Umstände zu machen, von der Masse der lästigen Besucher zu befreien, die den berühmten Kritiker zu keiner Zeit verschont lassen. Wir müssen hierbei bemerken, daß unser Janin, der von seinen Freunden und den Neugierigen nur zu oft heimgesucht wird, häufig sich dazu entschließt, in einen kleinen Entresol zu flüchten, der mit seinem größeren Quartier in keinem Zusammenhange steht, und zu dem eine geheime Thür am Fuße der Treppe, unter den gelben Gemälden der Mauer versteckt, hinführt. Hier in diesem Schlupfwinkel findet der Dichter wenigstens die freie Muße, deren er sich in seiner eigentlichen Wohnung nicht leicht erfreuen kann. Das Arbeits-Kostüm Janin's besteht in einer grauen Blouse und in einer baumwollenen Mütze.

Von der Straße Tournon begeben wir uns nach der Straße Cassini Nr. 1. Hier, in einem Hause mit einer etwas zweideutigen Thür, deren Ansehen ein wenig an die bürgerliche Pension des Paters Goriot *) erinnert, steigt man eine kleine unbequeme Treppe zu Herrn Balzac hinauf, und man befindet sich auf einmal in der Mitte mehrerer enger Piecen, die mit mehr Pracht als Geschmack ausgeschmückt sind; man glaubt, sich etwa bei einem Börsenspieler zu befinden, der plötzlich durch einen unerwarteten Coup reich geworden, und der sich in seinen eben erlangten Wohlstand noch nicht ganz zu finden und einzurichten weiß. Uebrigens wird man leicht das Ganze beurtheilen können, da Herr Balzac selbst eine Schilderung seines Zimmers in seinem „Mädchen mit den goldenen Augen“ entworfen:

„Die Hälfte des Boudoirs beschrieb eine zarte graziöse Zirkellinie, die gegen den anderen vollkommen quadratförmigen Theil abstach, in dessen Mitte ein Kamin von weißem Marmor und Gold erglänzte. Den Eingang bildete eine dem Fenster gegenüber befindliche Seitenthür, die ein reich tapezirter Vorhang umhüllte. Zum Schmucke des Zimmers trug besonders ein echter Türkischer Divan bei, das heißt eine auf dem Fußboden ausgebreitete Matratze, so breit wie ein Bett, ein Divan von funfzig Fuß im Umfange, von weißem Kaschmir mit rautenförmig geordneten Troddeln in schwarz und hochrother Seide. Die Lehne dieses ungeheuren Divans erhob sich einige Zoll über die zahlreichen Kissen, die durch ihre reichen Zierrathen den Schmuck noch erhöhten. Das Boudoir war mit rothem Zeuge ausgeschlagen, über welchem gestreifter Indischer Musselin ausgespannt war in Form einer Korinthischen Säule, die durch abwechselnd hohle und runde Röhren gebildet ward, oben und unten durch hochrothe Bänder zusammengehalten, auf welchen schwarze Arabesken abgebildet waren. Unter dem Musselin erschien das Hochrothe rosafarben, eine beliebte Farbe, welche die Fenster-Gardinen ebenfalls trugen, die aus Indischem mit rosa Taffet gefüttertem Musselin bestanden und mit schwarz geblümten hochrothen Frangen besetzt waren. Sechs hellrothe Armleuchter, jeder mit zwei Wachslichtern besteckt, waren in gleichen Zwischenräumen über dem Teppich angebracht, um den Divan zu erleuchten. Der Plafond, von dessen Mitte ein mattrother Kronleuchter herabhing, war funkelnd weiß, und das Karnieß war vergoldet. Der Teppich glich einem Morgenländischen Shawl, er trug die Zeichnungen des Orients an sich und erinnerte an die Dichtungen von Persien, wo er von Sklavenhänden gearbeitet wurde. Die Möbel waren mit weißem Kaschemir bedeckt, erhöht durch schwarze und hochrothe Zierrathen. Die Pendel-Uhr, die Kandelaber, Alles bestand aus weißem Marmor und Gold. Ueber den einzigen Tisch, der hier zu sehen war, lag ein Kaschemir-Teppich ausgebreitet. Elegante Stickereien enthielten allerlei Arten Rosen, weiße und rothe Blumen und endlich verschiedene Details, die alle der Gegenstand einer besonderen mit Liebe gepflegten Sorgfalt zu seyn schienen. Niemals hatte sich der Reichthum auf eine kokettere Weise dargestellt, um die Eleganz hervorzuheben und Wohlgefallen einzuflößen. Die Strahlen des Teppichs, dessen Farbe, je nachdem man sie von hier oder von dort aus betrachtete, stets wandelte und bald ganz weiß, bald ganz rosa erschien, entsprachen den Wirkungen des Lichts, das sich in die durchsichtigen Röhren des Musselins ergoß und einen magischen Glanz um sich her verbreitete.“

Balzac trägt in seiner Behausung einen Schlafrock von weißem Flanell, der durch einen golddurchwirkten Gurt zusammengehalten und am Kopfe mit einer Kappe versehen ist, die sich nach Belieben auf und niederschlagen läßt; dies Kostüm giebt dem Verfasser der Eugenie Grandet ganz das Ansehen eines korpulenten wohl genährten Mönchs.

Willst Du einen Kontrast zu dem eben entworfenen Bilde, so gehe in die Wohnung des Herrn von Chateaubriand. Hier findest Du keine goldbesetzten Lakaien wie bei Herrn von Balzac, aber wohl einen Luxus des Ernstes, einen Luxus stiller und melancholischer Majestät. Hier siehst Du in einem mit Eichenholz fournirten Zimmer den Mann, der vormals Minister war, den Mann, der in jeder Hinsicht der Glanz seiner Epoche ist, denjenigen, welcher der gegenwärtigen Französischen Literatur ihren Impuls gegeben. Vom Alter gebeugt, ermattet und fast gänzlich zerschlagen, verläßt er die nachlässige Stellung, die er einmal angenommen, nur um von Zeit zu Zeit einen gewaltigen, feuersprühenden Blick auf seinen Besucher zu werfen, gleich dem eingeschlummerten Vesuv, der von Zeit zu Zeit durch einen Flammenauswurf die Asche belebt, welche die Oeffnung seines Kraters verschließt. Oft mischt sich in die halblaut gesprochenen Worte des Dichters das Rauschen der schönen hohen Bäume ein, die vor dem Hotel de René stehen, so wie das Gerassel der Wagen, die sich nach der Barriere d'Enfer begeben, und der Gesang der kleinen Vögel, die ihre Nester unter dem Dache desjenigen angelegt, den das Exil, das Unglück und der Ruhm so bitter versucht haben.

Wenden wir uns nun zu dem Verfasser der Marion de Lorme; er sollte, als solcher, eigentlich an Orten wohnen, die der Aufenthalt jener berüchtigten Courtisane waren, so wie wir von dem Autor der Notre Dame erwarten durften, daß er sich mit allerlei Gegenständen aus dem Mittelalter ausrüsten, und von dem, den man zuweilen mit dem von ihm keinesweges abgelehnten Titel eines Königs der jungen Literatur begrüßte, daß er von den Huldigungen seiner Vasallen und den von seinen Unterthanen ihm dargereichten Zehnten umgeben seyn würde. Kommst Du aber nach der Place Royale und fragst nach der Adresse Victor Hugo's, so wird Dich Jedermann nach einer dunklen, einen Winkel bildenden Arkade hinführen. Hier führt Dich eine große Thür vom Fuße der Treppe zu dem Palier, vom Palier kommst Du in die erste Etage, von der ersten Etage in die zweite, und von hier gelangst Du endlich in ein ungeheures Quartier, dessen Plafond sehr hoch ist und dessen Möbel eine etwas inkorrekte Mischung aus dem Mittelalter und unserer modernen Zeit darstellen. Ein mit Bildhauer-Arbeit versehener Lehnstuhl, über den ein damastener Vorhang ausgebreitet ist; bemalte durchtriebene Arbeiten, ein Kanapee aus den Zeiten Ludwig's XV. und in der Mitte der Poet in einem grünen mit großem Blumenwerk verzierten Schlafrocke, oder bedeckt mit einem jener wollenen Kamisole, die einem Panzerhemde des vierzehnten Jahrhunderts nicht unähnlich sehen. Auf den Wänden des Arbeits-Zimmers des Herrn Hugo, eines Zimmers, das sich in dem entlegensten Theile seiner Wohnung befindet, sind die Zeichnungen von Louis Boulanger, von Celestin Nanteuil und mehreren anderen Künstlern zu sehen, die für den Verfasser des Letzten Tages eines Verurtheilten eine Bewunderung und Freundschaft an den Tag legten, die sehr gerecht und natürlich zugleich sind. Victor Hugo hat viele Freunde und fanatische Verehrer, die man oft bei ihm antrifft, und unter denen wir Granier de Cassagnac, Louis de Maynard, Theophile Gaulthier u. s. w. besonders hervorheben. Die beiden Ersten fangen begierig die Worte des jungen Dichters auf und bilden aus seinen hingestreuten Meinungen und Urtheilen die Basis zu ihren politischen Artikeln in den Débats und in der Révue de Paris. — Oft nimmt Madame Victor Hugo mit ihren schönen Kindern neben dem berühmten Dichter Platz und bildet so eine der reizendsten Gruppen um ihn her.

Wir haben bisher die Wohnungen solcher Schriftsteller gesehen, die gegenseitig in einem gewissen Verhältnisse mit einander standen; wollten wir nunmehr die Anomalieen aufsuchen? Werden wir auch einen Schriftsteller finden in einem Zimmer, das voller weibischer Koketterie ist, und das selbst mit dem Boudoir der verzärteltsten Schönen wetteifern dürfte? Man betrachte hier diesen Mann in dem langen grünen Ueberrocke mit kurzem Kragen, an dem kein Fleckchen aufzufinden wäre, das die bewundernswürdige Sauberkeit störte. Seine Physiognomie ist trocken, es liegt in ihr eine gewisse Schwermuth und Misanthropie; man möchte schwören, daß er in einem leidenden Zustande sich befinde... In dem Talente dieses Mannes funkelt nichtsdestoweniger etwas von der Form und dem Beobachtungsgeiste eines Molière's. Es ist Theodore Leclercq.

Aus der ruhigen und friedlichen Straße, in der er wohnt, eilen wir in die Mitte der geräuschvollen Provencer-Straße. Hier wohnt Herr Loëve Weimars in einem köstlichen netten Zimmer, wo nichts weder an die Kritik, noch an den Literaten, weder an Hoffmann, noch an die Oper erinnert; ja, wo sich, dem Anschein nach, nicht einmal ein Bogen Schreibpapier, eine Feder und ein Dintenfaß befindet.

Nun gehe einmal nach der Straße Caumartin; ein Bedienter führt Dich zwei Treppen hinauf in ein Zimmer, wo eine so totale Dunkelheit herrscht, daß Du zwei oder drei Minuten warten mußt, ehe Deine Augen sich hier zurecht finden, um die Gegenstände von einander zu unterscheiden; so wenig Licht läßt die Jalousie vor den Gothischen Fenstern eindringen. Eichene Büchergestelle schmücken die Wohnung, eine Sammlung von Gypsköpfen, bestimmt für das Studium der Phrenologie, ist mit ihren unzähligen kleinen Büsten unter die wenigen Bücher vertheilt, die auf den Gestellen umherliegen. Welchem Schriftsteller weist Du wohl diese Wohnung an? Welches Genre von Gedanken und Arbeiten könnte sich wohl mit einer solchen Nacht verschwistern? Ein kleines Modell eines Seeschiffes wird es Dir bald ohne Zweifel offenbaren. Es ist das Kabinet, in dem Plik und Plok, Atar Gull und die lustige Orgie des Salamander zur Welt gekommen und niedergeschrieben worden sind; Du befindest Dich bei Eugene Sue.

Du bist oft durch die Straße Vivienne gegangen, mitten durch jenen engen und schmalen Kanal, der durch sechs- bis siebenstöckige Häuser gebildet wird, und Du hast Dir es noch nie in den Sinn kommen lassen, daß hier ganz in der Höhe, auf dem höchsten dieser hohen Häuser, ein Balkon sich befinden könnte, der eine unbegränzte Aussicht darbietet, von dem man den Montmartre mit seinen Schießscheiben, seinen Bäumen, seinen Mühlen, seinen Häusern und seinen Spaziergängern überschauen kann. Hinter diesem Balkon eröffnet sich ein Zimmer, das von oben herab, gleich dem Atelier eines Malers, erleuchtet wird und das mit vieler Eleganz eine außerordentliche Originalität verbindet. Ein ungeheurer Neufundländischer Hund, der an den phantastischen Gefährten des Zauberers Cornelius erinnert, verfolgt, indem er auf der Schwelle ruht, mit seinem Blicke unaufhörlich seinen Herrn, der, in einem schwarzseidenen Schlafrocke, mit der Pflege der Blumen sehr beschäftigt ist, die den Balkon ganz bedecken. Siehst Du Dich in dem Zimmer ein wenig um, so erblickst Du hier eine mit Stroh ausgestopfte Möwe, die über einer Flinte an der Wand aufgehängt ist; dort Todtenköpfe, das Bildniß einer Frau, dessen Glas zerbrochen ist, Briefe in

*) „Vater Goriot“ heißt die letzte im Druck erschienene Erzählung des Schriftstellers, mit dessen Wohnung wir jetzt bekannt werden.

Einen Rahmen gefaßt und von einem Flor umhüllt; Schmetterlinge, Muschelwerk, Chinesische Vasen, farbige Gläser, Alles mit Geschmack und besonderer Sorgfalt geordnet. Endlich ist hier noch eine silberne Medaille zur Schau gestellt, die einen edlen und gerechten Stolz bekundet, und mit der wir den Umriß dieser poetischen und bizarren Wohnung beschließen dürfen. Du gehst an die Medaille heran und liest: „Ministère du commerce et des travaux publics. Karr (Alphonse) pour avoir sauvé, au péril de sa vie, un cuirassier du deuxième regiment qui se noyait. Châlons-sur-Marne, 25. juillet 1829. — Decernée en 1833.“ *)

In der Wohnung des Herrn Henry Berthoud herrscht die Reinlichkeit und die ängstliche wirthschaftliche Ordnung Flanderns. Die Fenster, die Jalousieen und die Gardinen, Alles ist hier so sorgfältig versperrt, daß weder die Hitze noch das Geräusch von außen in das Zimmer eindringen kann. Der Verfasser der Schwester Rembrandt's umgiebt sich mit Erinnerungen aus seinem Vaterlande und seiner Familie; die ersten Gegenstände, denen der Blick des Besuchers begegnet, sind die Bildnisse seiner Mutter und seiner Schwester; sodann siehst Du hier eine Büste Fénélon's und Zeichnungen von dem Hause, in dem Berthoud geboren ward, so wie von den Hauptgebäuden Cambrais, seiner Vaterstadt. Prächtige gefärbte Gläser von Gavarni schmücken den Eingang des Zimmers, nebst Gemälden von dem Engländer Martin, von Greuze, David und Téniers; alles dies zusammengestellt mit den Original-Gemälden, Entwürfen und Aquarellen der drei Vernet, Henri Monnier's, Robert Fleury's, Granville's, Lepaulle's, Garneray's, Swebach's, Verbeolhoven's und noch vieler anderer berühmten Maler.

Verlassen wir nun die Straße Saint-Georges und begeben uns nach der Straße La Rochefoucault Nr. 21 in den zweiten Stock. Wir kommen durch einen kleinen halbdunklen Korridor, der zu einer Pièce führt, die mit der Hauptwohnung in keiner Verbindung steht. Hier sehen wir ein unermeßliches Bureau aus Eichenholz, das mit außerordentlicher Sorgfalt polirt und gesäubert ist; eine kleine Bibliothek, die durch Glasthüren verschlossen ist und die jedes einzelne Werk im elegantesten Einbande präsentirt; ein großes Frauen-Studium in Oel, eine Hirnschale, deren Weiße mit der des reinsten Elfenbeins wetteifern dürfte, zwei oder drei ganz komfortable Lehnstühle, endlich das Portrait eines berühmten Englischen Komödianten. In allen diesen Dingen bestehen die Möbel des Zimmers, in dessen Mitte ein Mann mit einer lebhaften sarkastischen Physiognomie sitzt und arbeitet. Er studirt eine Rolle ein, er zeichnet oder er schreibt; denn er vereinigt in sich das dreifache Talent eines Schauspielers, eines Zeichners und eines Schriftstellers. Wir begrüßen den Autor des Prudhomme, wir begrüßen Herrn Henri Monnier!

Herr Paul de Kock arbeitet an seinen Romanen in einem höchst einfachen Kabinet, dessen Fenster nach der Straße St. Martin gehen. Von hier aus kann er nach Belieben die zahllosen Originale studiren, die ihm, ohne es selbst zu wissen, die schönsten Muster-Bilder liefern. Während der Saison wandert Herr Paul de Kock nach Romainville, in der Nähe jenes Lieblings-Gehölzes der Grisetten, deren pikante und muntere Schönheit er so gut zu zeichnen versteht. Man muß darüber erstaunen, daß die in die Augen fallendsten Bücher bei dem Verfasser der Familie Lupot, die er am meisten zu lesen scheint, Voltaire und Jouy sind.

Alexander Dumas bewohnte noch vor kurzem ein kostbares Quartier in der Rue Bleue, ein Tigerfell diente ihm als Fußteppich, und bunte Glas-Fenster, die von einem berühmten Maler herrührten, ließen auf die Lagerstätte des Verfassers des Antony nur ein die Sinne anregendes Zwielicht fallen. Gegenwärtig hat Herr Dumas, ohne Zweifel aus bloßer Künstler-Caprice, ein enges Logis in der Passage Saulnier bezogen, das kaum für seine reichen Mobilien Raum hat, welche unbequem zusammengestellt in drei kleinen Piecen vertheilt sind.

Herr von Lamartine wohnt in der Vorstadt St. Germain, wo er einen Luxus zur Schau stellt, der in einer anspruchsvollen Einfachheit besteht und ganz aristokratischer Natur ist. Stolzer auf seinen zweifelhaften Adel, als auf sein erhabenes Talent, gestattet sich Lamartine in seinen Privat-Verhältnissen oft eine Handlungsweise, die für unsere Zeit nicht mehr paßt. So zum Beispiel, findet sich seine hohe Person selten zu Rendezvous ein, die er selbst verabredet; auch nimmt er sich in einem reichlichen, ja, zu reichlichen Maaße Freiheiten heraus, die man etwa nur bei hunderttausend Livres Renten zu entschuldigen geneigt wäre (!).

Die Wohnung des Herrn Fréderic Soulié auf dem Boulevard Montmartre, in dem Winkel der neuen Straße Vivienne, zeichnet sich durch eine würdige und strenge Einfachheit aus.

Scribe umgiebt sich auf eine niedliche Weise mit niedlichen Möbeln in den niedlichen Zimmern eines kleinen niedlichen Hotels. Gaillardet wohnt gegenüber der Morgue, vier Stock hoch. Bei Emil Deschamps bemerkt man eine gesuchte Eleganz. Jouy bewohnt ein Kabinet, das ein merkwürdiges Monument von dem Luxus des Kaiserreichs darstellt, und Georges Sand vereinigt in seiner (ihrer) Wohnung so viele einander widersprechende Dinge, daß man sich auf eine ernste Weise zu der Frage veranlaßt findet, welchem von beiden Geschlechtern diejenige Person angehöre, die in einem so bizarr eingerichteten Quartiere sich aufhält. Wir behalten uns vor, ein anderes Mal neue Details zu den eben gelieferten hinzuzufügen und von den häuslichen Einrichtungen noch mehrerer anderer Schriftsteller zu sprechen.

Für jetzt wollen wir nur noch die Bemerkung nicht übergehen, daß das Büreau des Herrn Jouy mit Säulen von Mahagoniholz ausgeschmückt ist, die mit Kapitälen von Kupfer versehen sind; daß eine Statue von Voltaire über demselben angebracht und daß auf der vorderen Seite eine Büste des Generals Foy auf eine pomphafte Weise mit einem alten Degengehenk umgürtet ist, das zum Theil aus Leder, zum Theil aus gestrickter Baumwolle besteht.

Endlich das Zimmer des Herrn Alfred de Musset gleicht dem Atelier eines Bildhauer-Lehrlings, so wie nicht minder dem Laden eines Gyps-Händlers; in so reichem Maaße sind hier die Statuen und Gyps-Masken aufgestellt. Hierzu denke man sich noch eine fast unbeschreibliche Unordnung, offene Schränke, Kleider und Wäsche überall umher auf den Stühlen zerstreut, und mitten in dieser Wohnung findest Du den Poeten, wie man ihn etwa vor funfzig Jahren auf der Bühne dargestellt. Uebrigens charakterisirt diese Unordnung und Nachlässigkeit in den gewöhnlichen häuslichen Angelegenheiten auf eine merkwürdige Weise den geistreichen und zügellosen Verfasser einer Venetianischen Nacht und den Gefährten Georges Sand's. (Mercure de France.)

*) Rettungs-Medaille, dem Herrn Alph. Karr (Verf. des Romans Sous les tilleuls) zuerkannt, der im Jahre 1829, mit eigener Lebensgefahr, einen Soldaten aus dem Wasser zog.

England.

Die Londoner Klubs.

Schwelgerei entnervt; sie nährt krankhafte Gelüste, und in jeder Klasse der Gesellschaft, von der höchsten bis zur niedrigsten, sieht man sie eindringen und ihre Verheerungen anrichten. Der Einzelne, der in London mit geringen Kosten in einem palastähnlichen Klub-Hause alle Freuden des Lebens genießt, weiß, daß er durch Heirathen seine Lage nicht verbessern kann; sondern im Gegentheil, wenn er einen guten Ehemann abgeben will, was die Welt so nennt, muß er auf seine jetzige Ueppigkeit verzichten; so bleibt er also, wenn er klug ist, lieber Junggeselle, und fährt fort, sich allein seiner Glückseligkeit zu erfreuen. Der Verheirathete flieht vor den Sorgen und Aengsten des ehelichen Glücks in seinen Klub, und in dem Glanz, von dem er da umgeben ist, vergißt er die Armuth und Noth seines häuslichen Lebens. Sein Weib schmollt, seine Kinder quäken, seine Dienstboten sind impertinent; er aber ist glücklich, denn er findet freundliche Gesellschaft und willfährige Bedienung. Die Folge davon ist, daß der Ehemann den größten Theil seiner Zeit im Genuß dieser selbstischen Befriedigung zubringt. Einige schützen zwar edlere Absichten vor, aber der Zweck ist bei Allen derselbe. Wie sehr beim Bestehen dieser Klubs die Geselligkeit blühen muß, fällt in die Augen. Der neu Aufgenommene kommt mit noch fünfhundert anderen in Berührung, das heißt, er kann, wenn er nicht besondere Ansprüche auf ihre Aufmerksamkeit hat, ein Jahr lang mit ihnen in einem und demselben Zimmer speisen, ohne daß sie die geringste Notiz von seiner Gegenwart nehmen. Gehört er zu Crockford's Klub, und ist er etwa sehr reich, so werden ihn die ausgezeichneten Personen, bei denen er eingeführt zu werden wünscht, über Nacht auf die herablassendste Weise von seinem Gelde befreien; trifft er dann am nächsten Tage wieder mit ihnen zusammen, so werden sie ihm mit der vornehmsten Unverschämtheit begegnen. Sollte er unglücklicher Weise ein Genie seyn und Zutritt in das Athenäum erhalten, in der Hoffnung, sein literarisches Interesse dadurch zu fördern, so wird er sich von einer Menge kleiner Schöngeister aus jedem Stande umgeben sehen, die viel zu sehr damit beschäftigt sind, ihre eigene Wichtigkeit zu vergrößern, als daß sie den Verdiensten eines Nebenbuhlers die geringste Rücksicht bezeigen sollten. Ist er in seinem Leben ein paar hundert Meilen in der Welt herumgekommen, so kann er als Kandidat für den Reise-Klub auftreten, in dem er eine Menge von Reisenden finden wird, die zwar nicht einmal die romantischen Schönheiten ihres eigenen Vaterlandes besucht, aber doch die unzugänglichsten Theile des Erdballs durchforscht haben und so viel Wunderdinge zu erzählen wissen, daß seine schlichte Mittheilung von Thatsachen schwerlich Gehör finden dürfte, wenn er nicht mit eben der Freimüthigkeit, wie seine neuen Kollegen, von dem Privilegium der Reisenden Gebrauch machen will. Hält er ein Gestüt von Rennpferden, und gelüstet es ihn, mit ganz besonderer Schnelligkeit zu Grunde gerichtet zu werden, so braucht er sich nur als Mitglied in den Verein für Pferderennen (Jockei-Klub) aufnehmen zu lassen, wo man ihn nach wissenschaftlichen Grundsätzen und auf die feinste Manier in der Kunst unterrichten wird, in wenigen Stunden ein Sachverständiger zu werden. Ist er ein tapferer Offizier, den sein dankbares Vaterland am Adel und am Halbsolde sterben läßt, so ist er für den Klub des Land- und Seedienstes wählbar, wo er täglich im Winkel sein Stück Schöpsenfleisch mit Zubehör genießen kann, während sich rund um ihn her Generale und Stabs-Offiziere, die nie eine Schlacht gesehen, an allen Delikatessen der Jahreszeit laben. Ist er ein Verfasser schlechter Theaterstücke, die Glück gemacht haben, ein tüchtiger Schmierer geschwätziger Zeitungs-Kritiken, ein jämmerlicher Sänger mit einem ungeheuren Gehalt, ein schlechter, aber noch höher besoldeter Schauspieler, oder ein freisinniger Beschützer dramatischer Mittelmäßigkeit, so wird er ohne Zweifel im Garrick-Klub einen Platz finden, wo er in unglaublich kurzer Zeit in alle Geheimnisse der Gemeinheit eingeweiht und mit Joe Miller's Originalität überschüttet werden kann. Ist er endlich ein Advokat ohne Klienten, ein Bürger ohne Beschäftigung, ein Maler ohne Kunden, ein Apotheker ohne Patienten, ein Buchhändler ohne Talent, ein Bühnen-Dichter ohne Originalität, ein gemeiner Fonds-Mäkler, ein Schatzamts-Secretair mit kleinem Einkommen und großem Dünkel, oder irgend ein Individuum, das etwas Geld zu verthun und ein wenig Achtung zu verlieren hat, so wird er im Clarence-Klub sehr willkommen seyn und binnen einer Woche beim Whist ruinirt und mit schlechten Witzen zu Tode gestichelt werden. (Mephistophiles in England.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Freitag den 7. August 1835.

Spanien.

Die Jagden in Estremadura.

(Aus der Revista Española.)

Die Zeiten, in welchen die Jagd eine Beschäftigung und zugleich eine Erholung unserer Könige und Edlen war, liegen uns schon sehr fern; jene Unzahl von Personen, die um der Jagden willen im Palaste angestellt waren, ist verschwunden und hat nur einige Titel zurückgelassen, die heutzutage nicht mehr an ihrer Stelle sind. Die Erfindung des Schießpulvers war ohne Zweifel für die alte Manier, zu jagen, ein gefährlicher Stoß. Wozu noch ferner mit großem Kosten-Aufwand eine Anzahl Falken abrichten und füttern, wenn eine kleine bleierne Kugel in kürzerer Zeit und ohne vorgängige Unterweisung denselben Weg machen kann? Den letzten oder Gnadenstoß aber gaben diesem Zeitvertreibe die Ereignisse, die unseren Königen kaum Zeit ließen, Könige zu seyn. Die Königlichen Jagdreviere sind vernachlässigt worden, und ganz neue Sitten haben den alten Platz gemacht; als Substitute für jene gefährliche Lustbarkeit haben Theater, Bälle, Kaffeehäuser, Spiele, Klubs und Zeitschriften Eingang gefunden. In anderen Ländern freilich war alles dies nicht hinreichend, um die Jagdlust zu ertödten. Noch jetzt bieten in England prachtvolle und sehr gut unterhaltene Parke den Gentlemen zu ihren tollen Treibjagden Waidwerk in Ueberfluß, und auch in anderen Gegenden Europa's, wie z. B. Tyrol, giebt es Wildschützen von erstaunenswerther Geschicklichkeit.

In unserem Spanien war Karl IV. der letzte jagdlustige Fürst; die Noblesse, in ihren Sitten immer ein Abglanz des Monarchen, hat einen Zeitvertreib fahren lassen, in welchem sie Niemanden mehr nachäffen konnte. — Kurz, Spanien hat zwar noch Jäger, d. h. jagende Individuen, aber keine wahren Jagden mehr. Nur in einem oder dem anderen Winkel gewisser Provinzen glimmt noch ein Fünkchen der alten Leidenschaft.

Unter diesen Provinzen verdient besonders Estremadura Erwähnung. Estremadura, größtentheils zu Weideplätzen bestimmt, sehr menschenleer, und mit Eichen, Gesträuch und Gestrüpp überwachsen, kann beinahe in seiner ganzen Ausdehnung ein ungeheures Jagdrevier heißen. Dazu kommt noch, daß der größte Theil seines Erdreichs keiner Kultur bedarf, weshalb ein ansehnlicher Theil der Bewohner kein anderes Gewerbe treibt, als die Weideplätze der Vornehmen zu hüten oder dem Wilde nachzuspüren, wobei denn alles Eigenthumsrecht mit Füßen getreten wird. In keiner Provinz Spaniens steht der Mensch dem rohen Naturzustande näher, als hier, wo Ackerbau, Industrie, Handel, Wissenschaften und Künste zu den unbekannten Dingen gehören. Das Wild versorgt die Bauern mit Speise und Kleidung, und ganze Dörfer sind fast ausschließlich von Jägern bewohnt. Die Lebensweise und selbst die Physiognomie dieser Wesen haben viel Eigenthümliches.

Als ich einst in Merida verweilte, lud mich der edle und talentvolle junge Graf *** mit vieler Freundlichkeit ein, in der wildreichsten seiner Besitzungen ein paar Tage mit ihm zuzubringen. Wir kamen auf einen unermeßlichen Weide-Bezirk, der von anderen unermeßlichen Weide-Bezirken rings umschlossen war; den Boden schmückten alle erdenkliche Blumen und Kräuter von den verschiedensten und lebhaftesten Farben; hin und wieder strebten mächtige Eichen empor, und in den sehr hohen Gebüschen wimmelte es von Wild aller Gattungen: wilde Schweine, Hirsche, Damhirsche, Rehe, Wölfe, Füchse, Hasen, Kaninchen, Adler, Geier, Habichte, Kraniche, Rebhühner, Holztauben, Uhus, Elstern, Kuckucks, Lerchen und eine Menge anderer Vögel — Alles lief, rannte, hüpfte, heulte, schrie, piepte und sang durcheinander. Dazu denke man sich im Vorgrunde des Gemäldes eine Heerde Schafe oder Ziegen, die an einem Hügel grasen, ein oder das andere Stück Rindvieh, das herrenlos herumzuirren scheint, irgend eine Stute, mit ihrem Füllen hinterher, irgend ein Maulthier oder Esel, verschiedene Sorten von Schweinen, Schäferhunde, Haus- und Jagdhunde, einen Hühnerstall in der Barracke der Weidehüter, und einen Bach daneben, von lärmenden Fröschen bevölkert — ist das nicht eine ganze Schöpfung in Miniatur?

Ungefähr zwei Leguas von hier liegt das Dorf Ornachos, weit berühmt wegen seiner Orangen, die mit den besten Früchten dieser Art in Valencia, Andalusien und Portugal wetteifern können. Die Bewohner dieses Dorfes sowohl, als der übrigen Ortschaften rings herum, sind allesammt Jäger auf eigene Faust; daher es uns nicht verwundern darf, wenn das Wild tagtäglich abnimmt und mit der Zeit ganz verschwindet.

Das Aeußere eines solchen Menschen ist nicht weniger originell, als seine Sprache. Er trägt ein schlechtes gelbliches Hütchen mit niedergeschlagenen Krämpen, das von Staub und Sonne geschwärzt ist, einen Rock aus Fellen, Beinkleider von grobem Zeuge, Kamaschen oder Halbstiefel aus Leder, statt der Strümpfe ein paar Stücke Fell, die mit Schnüren an den Beinen befestigt sind, einen Ranzen aus Fell, eine Pulver- und Schrotbüchse, beide aus Horn, und endlich eine simple alte und altmodische Flinte, mit langem Laufe und von oben bis unten reparirt, die aber gleichwohl niemals ihr Ziel verfehlt, und die ihr Besitzer um keine Doppelflinte von Delpire's eigener Arbeit vertauschen würde. Der Bart eines Corsario (so heißen diese wilden Jäger im gemeinen Leben) ist lang gewachsen; Wimpern und Brauen sind durch die Einflüsse der Witterung zerstört; die Hände gleichen den Tatzen eines Raubthiers; das Gesicht ist ohne Leidenschaft, ohne Gefühl oder Ausdruck. Man könnte die Gesichtszüge dieser Wald-Geschöpfe mit den bedeutungslosen Streifen der Baumrinden vergleichen. Frage einen solchen Menschen nicht, ob in Madrid ein König oder eine Königin residire, ob er selbst Karlist oder Liberaler sey? Er wird Dir nur über Wildpret und Hunde Auskunft geben können.

Nach seinem frugalen Frühstück eilt der Corsario, zuweilen mit einer Lockpfeife versehen, gewöhnlich aber von einem Hunde begleitet, aus seiner Hütte. Wie ein neuer Robinson des Berges schweift er auf demselben umher, plündert und fegt ihn aus, und kommt dann wohlgemuth wieder, um die Frucht seines Schweißes von einem ganzen Tage für sieben oder acht Cuartos*) im Dorfe abzusetzen. Er selbst verzehrt keinen Bissen davon, sey es nun aus Ekel, oder aus Gewissenspein — aus Gewissenspein? Sehr wahrscheinlich! Es ist, meines Erachtens, nur die ungemessene Eigenliebe des Menschen, die ihm das Würgen der Thiere und das Würgen seiner Mitmenschen in verschiedenem Lichte zeigt. Dessenungeachtet giebt es Thiere, die mehr werth sind, als Menschen, und Menschen, die sich glücklich preisen könnten, wenn sie nicht etwas Besseres wären, als Thiere.

Ein sehr willkommener Tag für die Beamten der benachbarten Stadt ist der Sonntag; noch viel willkommener aber ein Fest, das drei volle Tage währt, wie z. B. Weihnachten und Ostern, weil alsdann die Treibjagd eben so lange dauern kann. Am Abend des Sonnabends werden die Pferde angeschirrt, und die nöthigen Vorräthe herbeigeschafft. Die Nacht verbringt man beim Feuer, unter einer Eiche gruppirt, und leiht dem Vortrage des erfahrensten alten Corsario ein aufmerksames Ohr. Dieser giebt der Gesellschaft seine ganze Jagd-Theorie zum Besten: er beschreibt die Jagd auf Rebhühner als die anmuthigste und ehrenvollste; die Kaninchen-Jagd ist nach ihm auf dem Anstand mühselig, und kann nur am frühen Morgen und in der Abenddämmerung vor sich gehen: in der Brutzeit dieser Thiere ist die Lockpfeife am besten angebracht: die mancha de la tristeza**), die nach Osten liegt, ist das Hauptquartier der Hasen; eine andere große Mancha beherbergt die meisten Keiler (cochinos für javalées, wilde Schweine); hier kann man ohne eine zahlreiche Meute nicht jagen u. s. w. Der alte Corsario entwirft einen Jagd-Plan für den folgenden Tag, und würzt seine Erzählung zum Schlusse mit einer Unzahl von Jagd-Abenteuern, die er im Verlaufe seines wildbewegten Lebens bestanden.

Sobald der Tag graut, ist die ganze Truppe munter. Die Corsarios fahren, nachdem sie sich bekreuzt, mit ihrem Löffel aus Horn und ohne Griff in einen ungeheuren Kessel voll migas***), und fegen ihn rein bis auf den Grund. Ist dieses widerhaltige Frühstück eingenommen, so eilt man dem Wahlplatze zu — ein Augenblick allgemeiner Confusion! Keiner fragt um Rath; Jeder giebt den seinigen: Einer verlangt Pulver, der Andere Schrot, und ein Dritter Rehposten, für den Fall, daß ein Stück Wild zum Vorschein kommt. Endlich wird geladen: die Treibjäger (ojeadores) machen, von einem Corsario angeführt, ihre Runde um die Mancha oder das Dickicht, während die Jäger par excellence unter dem Kommando eines anderen verständigen Corsario, in größter Stille ihre Posten an der entgegengesetzten Seite einnehmen. Hier pflanzen sie sich hin, wie Bäume unter Bäumen, und harren verrätherisch ihrer Opfer, die, durch Prügel und Geschrei der Treibjäger aufgescheucht, dem Verderben gerades Weges in den Rachen laufen; denn es bleibt ihnen kein anderer Ausweg, als eben durch die Posten. Hat man die eine Mancha gesäubert, so geht man zur anderen, und dasselbe Manöver wird immer wiederholt. Um die Mitte des Morgens labt sich die Jagd-Gesellschaft an Orangen und thut einen Schluck;

---

*) Ein Cuarto gilt vier Maravedi's oder Spanische Heller. Acht Cuartos sind nicht völlig zwei Silbergroschen.

**) Wörtlich: Mancha der Traurigkeit. Mancha ist ein isolirtes, mit Waldung und Gestrüpp bewachsenes Stück Land. Die einzelnen Mancha's eines großen Jagd-Reviers haben ihre besonderen Namen.

***) Ein Gericht aus Brodkrumen, Oel, Schmalz, Knoblauch und Spanischem Pfeffer.

um drei oder vier Uhr geht man unter Obdach und verzehrt mit großem Appetit einen Theil der Beute. Mit dem Bissen im Munde und in der stärksten Sonnenglut brechen die Jäger wieder nach den Dickichten auf: man speist zu Nacht, man träumt von Jagden, Menschen und Hunden, und am nächsten Tage wiederholt sich das Gestrige.

Die geübten Schützen treffen allemal tödtlich; die jagdlustigen Neulinge aber werden beim ersten Erscheinen des Wildes verdutzt, und verlieren den günstigen Augenblick; oder sie bewegen sich, und machen, daß argwöhnische Thiere eine andere Richtung einschlagen, oder endlich, sie schießen zu früh, ohne die Zeit und die Distanz, den geraden Flug des Rebhuhns, oder den krummen Flug der Holztaube zu berechnen.

Ist die Treibjagd beendigt, so zählt man die gemachte Beute; die einzelnen Gesellschaften vereinigen sich; man stellt Wetten an über die Zahl der Schwalben, welche jeder Einzelne am folgenden Tage im Orte selbst schießen wird. Die erfahrenen Jäger machen sich über die Neulinge lustig, von denen ein Theil mit Sonnenstichen, ein anderer mit Fleckfiebern, und Jeder ohne Ausnahme mit gerösteter Haut nach Hause kehrt. Diesen Herren ist aber die härteste Prüfung noch vorbehalten: die Neckereien und Sarkasmen der Damen, welche mit Ungeduld ihrer harren, um für die Langeweile Rache zu nehmen, von der sie während der Abwesenheit ihrer Anbeter geplagt worden sind.

Der Spanische Waidmann ist in der Regel unermüdlich, obschon ihm auf die Länge immer ein Unheil zustößt: er verliert entweder ein Auge oder einen Finger, oder er bricht einen Arm, der kleineren Verletzungen zu geschweigen, die er fast täglich davon trägt, wenn er sich in den Gebüschen durchringt: Sturm und Regen, Sonnenglut und eisiger Frost kämpfen gegen ihn an, und tausend Gefahren umlauern ihn; aber alles dies ist nichts in seinen Augen: er gleicht hierin dem Soldaten und dem Arzte. Der Waidmann genießt eine Art von Seligkeit, die selbst denen, welche sie nicht ganz fassen können, beneidenswerth erscheint. Frei von Ehrsucht und jeder anderen irdischen Leidenschaft, lebt er ganz dem Einen, das seine Welt ist. Alle seine Gedanken sind Jagd-Gedanken: eine heftig zugeschlagene Thür ist ihm ein Büchsenschuß; einen Kameraden, der sich im Dickicht herumarbeitet, hält er für einen Hirsch, und der Esel des Hirten, der, von dem Schießen erschreckt, unter den Eichen Zuflucht sucht, hat nicht selten die Ehre, für einen wilden Eber zu gelten, und empfängt eine Ladung Rehposten.

Es versteht sich aber von selbst, daß alles dies nur von dem echten Waidmann gesagt ist, keineswegs von dem Madrider Jagd-Liebhaber, der, am ganzen Körper mit Jagd-Instrumenten gespickt, von zwei Hühnerhunden und zwei Windspielen begleitet, am Sonntag Morgen zum Thore von Atocha hinausgeht, den Sperlingen auf der Wiese am Kanal Schrecken einflößt und gegen Abend voll Schweiß und Müdigkeit heimkehrt, nachdem es ihm gelungen ist, eines Kaninchens oder eines Stranges Lerchen für Geld und gute Worte habhaft zu werden.

Die Gesellschaft des liebenswürdigen Grafen machte mir während unseres Aufenthalts in diesen unwirthbaren Mancha's vieles Ungemach erträglicher. Nachdem wir eine Reihe von Tagen fast nichts gethan hatten, als harmlose Thiere getödtet — obgleich nur sehr wenig von diesem Frevel m e i n e m Gewissen zur Last fällt — nahm ich von meinem verehrtesten Freunde Abschied, und zwar mit dem festen Vorsatz, meine Kräfte nie wieder an einem Metier zu erproben, das, wie alle übrigen Talente, natürlichen Beruf und große Ausdauer verlangt.

N o r d - A m e r i k a.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Es ist uns, indem wir den gegenwärtigen Zustand der Amerikanischen Literatur skizziren wollen, fast unmöglich, uns dabei mancherlei vergleichender Gesichtspunkte zu entschlagen, so sehr dieselben auch immer gegen unser eigenes Interesse gerichtet zu seyn scheinen. Es fällt besonders einem Amerikaner, der die, bis auf sehr wenige Ausnahmen, in den beleidigendsten Ausdrücken abgefaßten Darstellungen der Engländer über die Literatur seines Vaterlandes vor Augen hat, äußerst schwer, seinen eigenen Unwillen darüber ganz zu unterdrücken, und bei einer Besprechung desselben Gegenstandes sich über jene zur Aufregung reizenden Aeußerungen nicht selbst einigermaßen Luft zu machen. Hätten wir in der That, wie man in England behauptet, keine Literatur, die im Verhältniß zu unserer Volkszahl, zu unserem physischen und politischen Standpunkte, eine Vergleichung mit dem Mutterlande aushalten könne: welchen Ursachen wäre wohl der geringe Grad unserer Fähigkeiten zuzuschreiben?

Es ist hier der Ort nicht, den fast bis zum Ekel wiederholten Schmähungen einiger ausländischen Schriftsteller zu begegnen, welche behaupten, daß Amerika einen nachtheiligen Einfluß auf die geistige sowohl als die körperliche Beschaffenheit seiner Bewohner ausübe. Alle diese Beschuldigungen, hauptsächlich von den Schriftstellern des Europäischen Kontinentes vorgebracht, entsprangen aus einer zu handgreiflichen Ignoranz, um noch irgend eine weitere Widerlegung zu verdienen. Wir sind überzeugt, daß die Engländer gegenwärtig im Allgemeinen von diesem Vorurtheile befreit sind. Denn sie sind zu oft mit den Amerikanern in ihren gegenseitigen Bestrebungen nach Gewinn zusammengerathen — sie haben zu oft mit einander gekämpft auf der sturmbewegten Welle, zu oft sich gemessen auf dem flachen Lande — ihre talentvollsten Politiker haben zu oft um den Vorrang in der Diplomatie mit den unsrigen gerungen, um noch irgendwie in solchem Vorurtheile befangen zu bleiben. Auch sucht der wahrhaft Tapfere nie die Vorzüge seines Nebenbuhlers herabzusetzen, und es ist gar nichts Ungewöhnliches, einen Engländer die vollkommene Ebenbürtigkeit der Amerikanischen Organisation, sowohl in physischer als geistiger Hinsicht, im vollen Maaße anerkennen zu hören. Die Anlagen der Engländer sind ohne Zweifel von so glücklicher Beschaffenheit, als die irgend einer Nation in Europa, indem sie in einem hohen Grade die Lebhaftigkeit und feurige Einbildung der Völker des Südens mit der Kraft und Tiefe derer des Nordens in sich verbinden. Wenn aber die Englisch-Amerikanische Organisation je eine besondere Einwirkung durch unser Klima und unsere physischen Eigenthümlichkeiten erlitten, so hätte dies unfehlbar zu einer Annäherung an die Geistes-Eigenthümlichkeiten der südlichen Nationen von Europa führen müssen. Denn man merkt es leicht, daß der Amerikaner weit hitziger, beweglicher, bilderreicher und leidenschaftlicher in der Rede ist, als der Britte. Freilich mag er wohl auf der anderen Seite soviel an Bündigkeit und Schärfe verloren haben, als er hinsichtlich der Lebhaftigkeit und feurigen Einbildung gewonnen. Allein der Zeitraum, in welchem Land und Klima auf die Umbildung seiner Organisation eingewirkt, ist zu kurz und von zu geringer Bedeutung im Vergleich mit dem Einflusse der gleichförmigen Sprache, der entsprechenden Lebensweise, der ähnlichen Institutionen und Gesetze, um irgend einen markirten Unterschied zwischen dem Amerikanischen und Englischen Charakter und den beiderseitigen Sprachen hervorbringen zu können. Amerika ist gewiß unter den nämlichen begünstigenden Umständen eben so fähig, seine Milton's, Locke's, Newton's, Addison's, Flamsteed's Davy's und Byron's zu Tage zu fördern, als England. Wer auch nur unsere Zeitschriften mit Aufmerksamkeit gelesen, wird gewiß hier und da manchen geistreichen Aufsatz, manche schöne Stellen und herrliche Gedanken, tiefe Reflexionen und selbst in unserem Poeten-Winkel Verse gefunden haben, die nur aus einer edlen und erhabenen Begeisterung entspringen konnten.

Man muß gestehen, unsere Institutionen sind von der Art, daß sie mehr als die irgend eines anderen Volkes, England selbst nicht ausgenommen, den Geist antreiben und anspornen. Unsere Gewohnheiten, unsere Neigungen sind alle rein demokratisch. Ohne eine geborne Aristokratie, ohne eine privilegirte Geistlichkeit, ohne Kasten und alle sonstigen Beschränkungen der Gesellschaft — erhebt sich ein Jeder, der hier auf eine höhere Stufe gelangt, aus der Mitte des Volkes, und kehrt, nachdem er hohe Ehrenstellen bekleidet, wieder in das Niveau des Volkes zurück. Jedermann muß hier der Schmied seines eigenen Glückes seyn, wenn dasselbe nicht unangebaut liegen bleiben soll. Der Vater, der Bruder, die Familien-Bekanntschaft, Alles ist hier und für sich selbst angestrengt und muß auf seine eigenen Geschäfte so viel Mühe und Arbeit wenden, daß man kaum noch Zeit und Muße übrig behält, für seine Angehörigen und Vettern irgendwie zu sorgen oder sie in Schutz zu nehmen. Jeder ist genöthigt, das Steuer seines eigenen Schiffes zu lenken. Alles Glück und jede Ehre ist hier auf dem Wege der Bewerbung und der Betriebsamkeit zu erlangen, und immer der genaueste Berechner und der geschickteste und gewandteste Späher trägt den Preis davon. Bei einer solchen Ordnung der Dinge wird natürlich der Geist gehörig angeregt und seine geheimsten Kräfte werden hervorgelockt und in Bewegung gesetzt. Unglücklicherweise aber für die Literatur wird hier die physische Kraft zuerst und am meisten in Anspruch genommen. Das Streben nach Reichthum, das Wettrennen um politische Ehren und Auszeichnungen, absorbirt zumeist die feurigsten und glühendsten Gemüther. Wenige von edlerer Natur erwählen den geistlichen Stand und auch sie finden in den, denselben im Allgemeinen begleitenden dürftigen Umständen und bei den vielerlei Parochial-Geschäften wenig Muße zum Anbau der Literatur, obwohl noch die meisten unserer Schriftsteller zu diesem Stande gehören.

Die Vorsehung, welche den Menschen für den gesellschaftlichen Zustand geschaffen, erweckt überall in jedem Lande eine verhältnißmäßige Anzahl von Leuten, die dazu geeignet sind, für die Bedürfnisse und Erfordernisse des Geistes Sorge zu tragen. Es ist immer in einer wohlgeordneten Gesellschaft eine gewisse Zahl von Literatoren dazu berufen, den Gedanken zu beleben, den verständigen Sinn zu erwecken und die allgemeine Aufmerksamkeit von den rein physischen Bestrebungen abzuleiten, um sie mit größerer Beharrlichkeit einem höheren, moralischen Zwecke zuzuwenden. Diese Männer von erhabener Natur, bestimmt, das in Gedanken aufzulösen und literarisch zu bearbeiten, was Andere mechanisch zu verrichten haben — diese Männer, geschaffen für das Leben in einer höheren und glänzenderen Welt der Abstraction und herabgesetzt und verachtet von allen denen, die nichts zu schätzen wissen, als was in die sichtbaren, leiblichen Sinne fällt — diese Männer, sage ich, die ihr irdisches Leben in ruhmwürdigen Träumen zubringen, verstehen es, in allen Ländern, wo man ihnen einige Aufmerksamkeit zuwendet, bald irgend einen Weg oder Pfad für die Erleuchtung des Geistes aufzufinden und sie werden dann zur Wolke am Tage und zur Feuer-Säule in der Nacht für alle diejenigen, die durch die öde Wüste der rein physischen Existenz zu wandern haben. Ihre Anzahl ist in allen Ländern nur gering und sie kann nie zu hoch steigen, da nur wenige in der Gesellschaft dazu berufen werden. Sie sollten überall besonders geliebt, beschützt und belohnt werden; man sollte sie als Propheten ansehen und verehren. Auch die Vereinigten Staaten bringen ohne Zweifel ihre verhältmäßige Anzahl aus dieser Klasse von Männern hervor. Allein wenn diese hier die Reife ihrer intellektuellen Entwickelung erlangt, wenn sie von ihrem inneren Berufe angetrieben werden, um sich her zu schauen, und das Feld auszumessen, das sie bearbeiten wollen: was erblicken sie hier, welche Scenen geben sich ihrem Auge kund? — Eine Million von Menschen, die um ihre Subsistenz ringt und mit einem solchen Eifer und mit einer solchen Energie nach Reichthümern und Ehrenstellen strebt, daß ihnen kaum noch Raum für die Beachtung solcher Leute übrig bleibt, die in ihren Augen nur müßige Träumer und unsinnige Schwärmer sind. Wo ließen sich auch in Amerika die Väter oder Mütter finden, die damit zufrieden wären, daß ihre Söhne oder Töchter kein anderes Lebensziel, als das eines Schriftstellers von Beruf erwählten? Und so freigebig man auch immer mit leeren Worten und eitlem Lobe für den Literaten seyn mag, so hegt doch Niemand den Wunsch, daß sein eigenes Kind je von dieser Begeisterung ergriffen werde. Wer aber

einmal von der gewöhnlichen Ansicht abwiche und irgend eine andere Gesinnung für die begabteren, talentvollen Personen bezeugte, der müßte sich wohl darauf gefaßt machen, von seinen Mitbrüdern im Allgemeinen immer mit einer gewissen Art von demüthigendem und herabsetzendem Mitleid betrachtet zu werden.

Trotz dem Allen, trotz dieser allgemein verbreiteten Geringschätzung der Literaten, bringt indeß die mit der menschlichen Natur so eng verwebte Eigenliebe eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Wer nur in Amerika, sey es nun ein Stadt- oder ein Bergbewohner, eine Zeitschrift in die Hände nimmt, der läßt sich auch zuweilen, wo er von keiner höheren Begeisterung angetrieben wird, durch seine Eitelkeit oder durch Neid verführen; er hält sich dann leicht zum Philosophen und Poeten, oder wohl gar zum Gesetzgeber und Staatsmann berufen, und er schickt auf der Stelle seinen ersten Versuch oder seine Verse an den Herausgeber einer Zeitung ab, der meist nicht eben viel verständiger und gebildeter ist, als er selbst. Im Allgemeinen werden auch wohl seine Lucubrationen gleich angenommen, und zwar zur Erbauung des sie am meisten lesenden Holzfällers und Hüttenbewohners. Allein wehe dem Herausgeber von einem feineren und besseren Geschmacke, der jene Arbeiten zurückzuweisen wagte! Die Menschen sind fast immer mehr für das eingenommen, was ihre intellektuellen, als was ihre moralischen Anlagen betrifft. In keinem Lande aber giebt sich eine solche Eifersucht auf das Talent zu schreiben kund, als in dem unsrigen. Nirgends bringt die Autorschaft mehr Aufgeregtheit, Haß und Spannung unter der zahllosen Menge der kleineren Kritiker hervor, als hier. Nirgends ist die artige Aurelia oder die schöne Mathilde mit mehr Freude und Wonne erfüllt, wenn ihr die Muse ein paar Verse eingehaucht und sie dann ihre Erstlingsfrucht in die Spalten irgend einer Zeitung eingerückt sieht, als hier. Was Wunder nun, daß wir mit unseren hunderttausend Schriftstellern die reichste aller gegenwärtigen Literaturen bilden!

Doch von allen diesen durch die Eigenliebe angespornten Leuten zieht sich der größere Theil schnell wieder zurück, theils, weil er erfährt, daß die Lorbeern, die er zu erwarten, niemals Geld als Früchte tragen, und daß man, anstatt ihm stets lauten Beifall zuzurufen, ihm oft mit einer ganz anderen Musik in den Literatur-Blättern begegnet, und theils endlich, weil er aus den übermäßigen Anstrengungen, die ihm seine Versuche kosten, den Schluß zieht, daß er keinesweges zum Priester Apollo's geschaffen sey. Die Wenigen aber auch, die einen deutlichen Beruf in sich fühlen, jene Klasse von Männern, die von einer starken, dauerhaften und unwiderstehlichen Liebe zu den Musen durchdrungen sind, auch sie können, obgleich sie das Bewußtseyn ihrer höheren geistigen Natur über alle Angriffe einer armseligen und boshaften Kritik erhebt, doch keinesweges dem Alles ertödtenden und abschreckenden Gedanken widerstehen, daß der ganze Volksgeist, das ganze Thun und Treiben der Gesellschaft gegen ihre eigene Beharrlichkeit feindlich gerichtet ist, und daß dieselbe nicht nur aller Beachtung ermangelt, sondern auch fast ganz unbelohnt bleibt. Verfolgung und Armuth werden stets zu neuen Spornen, und erhöhen und beleben die angeborene natürliche Kraft; allein nichts vermag, der gänzlichen Vernachlässigung und der kalten Gleichgültigkeit Widerstand zu leisten. Und daher kommt es auch, daß selbst jene berufeneren Schriftsteller sich von ihrer literarischen Bahn zurückschrecken lassen, und sie werden dann fast immer schlechte Geschäftsmänner, nachdem sie ihre wahren Talente vernachlässigt oder ganz aufgegeben haben. Die Literatur-Geschichte jedes Landes weist jedoch nach, daß die meisten des Nachruhms würdigen Werke nicht von Geschäftsmännern, sondern von Schriftstellern von Profession geschrieben wurden. Das Thun und Treiben der großen Menge, das Steigen und Fallen der verschiedenen Partei-Häupter, alle die demagogischen und Wahl-Umtriebe, können unmöglich die passende Nahrung für jene Männer abgeben, die sie vielmehr nur in einer mäßigen Ruhe und in den von befreundeten und tiefschauenden Gemüthern gewundenen Kränzen finden dürften. Die Vereinigten Staaten können zufolge der gegenwärtigen Lage der Dinge keinen Schriftsteller von Profession besitzen. Der ganze öffentliche Geist ist der Erhaltung und dem Bestehen eines solchen Zweiges der Gesellschaft zuwider. Denn in Amerika hat man sowohl für die Diener des Evangeliums als für die Schriftsteller nur eine Formel, die man ihnen beständig zuruft: „daß sie nämlich sich selbst bearbeiten und sich in sich selber finden mögen."

Man hat oft bei uns den Mangel einer Literatur damit entschuldigen wollen, daß wir ein noch zu junges, zu armes Volk und zu sehr darauf angewiesen seyen, alle unsere geistigen und körperlichen Kräfte auf die Erlangung unserer Subsistenz und die Beförderung des Wohlstandes zu verwenden, als daß eine solche bei uns gedeihen könnte. Dies würde in der That eine Entschuldigung abgeben, wenn es nur wahr wäre. Allein, wer auch nur einmal die nördlichen und mittleren Atlantischen Staaten bereist, wer die Zahl und den Glanz der Dampfschiffe und der Packetböte auf den zu drei- bis vierhundert Meilen weit sich erstreckenden Kanälen erblickt — wer die zahlreichen Kunststraßen sieht, die immer weiter nach den entferntesten Punkten zu fortlaufen — wer die große Menge unserer stattlich gekleideten und allen möglichen Aufwand machenden Reisenden erblickt, die ihren Sommer auf Lust-Partieen von dreihundert Meilen in der Ferne verleben — wer, um es kurz zu sagen, den Reichthum und Ueberfluß unserer zahllosen Landsitze kennt — wer die Bauten von Boston und New-York und ihre Umgegend gesehen — wer das Girard-College und den Girard-Square in Philadelphia betrachtet — wer alle die öffentlichen Werke, die entweder schon vollendet oder noch im Vorschreiten sind — wer den Aufwand und den Luxus in unseren Städten und die Summen kennt, die von Europäischen Theater- und Opern-Helden, welche uns besuchen, mit hinweg genommen werden — wer, sage ich, könnte, nachdem er sich überzeugt, daß unser Land, der Sorge für die ersten und nöthigsten Bedürfnisse längst überhoben, in jeder Art von Luxus und Aufwand schwelgt, bei uns noch den Mangel an einer Literatur mit Dürftigkeit und Armuth entschuldigen wollen? Nein, wenn nur unser Geschmack eine höhere und edlere Richtung genommen; wenn in dem ewigen Kreislaufe der demagogischen Terminologie irgend ein anderer Ausdruck als das Wort „Oekonomie" zu Washington, so oft dort über die Lage und den Stand der Literatur berathen wird, populair werden wollte, dann würde es sich auch gar bald zeigen, daß es uns keinesweges an den Mitteln mangelt, die Bestrebungen derselben ordentlicherweise hervorzurufen und sie gebührend zu belohnen. Man muß das, was uns in literarischer Hinsicht abgeht, weder in einem Mangel an Genie, noch in einem Mangel an Schriftstellern, noch auch endlich in Mangel an Wohlstand suchen wollen: es beruht vielmehr lediglich auf dem Grunde unserer eigenen Institutionen und auf unserem Mangel an wahrem Geschmacke.

Wir legen wenig Gewicht auf einen andern Umstand, durch den die Engländer den Mangel an einer schönen und klassischen Literatur bei uns erklären wollen. Amerika, sagen sie, entbehrt alles historischen Interesses — es hat keine Denkmale, keine Ruinen verwitterter Burgen, keine Trümmer von Gothischen Abteien, keine massiven Ueberreste von Raubschlössern und Vesten der Ritter — und so fehlen ihm denn jene mächtigen Töne in der Stimme der Zeit, jene zauberhaften Erinnerungen an den feudalen Glanz, an die Ritter-Tourniere so wie an jene Mittelglieder zwischen der Vergangenheit und Zukunft. Nun, das geben wir freilich zu, daß ein Land, das kaum ein Jahrhundert im bürgerlichen Zustande, als ein Volk, verlebt hat, noch keine historischen Erinnerungen und Alterthümer aufzuweisen haben kann. Es ist wahr, daß unsere Dichter und Reisenden keine Gothischen Ruinen oder verfallenen Burgen und Zinnen besingen oder beschreiben können. Wir können unseren Ursprung nicht von dem edlen Blute der kämpfenden Barone, noch von der Nepotenschaft der Päpste und Kardinäle herleiten. Wir geben es zu, daß unsere Schriftsteller den Stoff ihrer Begeisterung mehr aus der Größe und Frische der Natur, als aus den Ruinen und Erinnerungen der Vorzeit schöpfen müssen. Allein statt derselben haben wir auch einen Niagara, der vom ersten Augenblicke der Betrachtung an, einen Shylock zu begeistern im Stande wäre; — wir haben unsere großen und fast unendlichen Ströme; — wir haben unsere Seen mit süßem Gewässer, die mit ihrer erhabenen Pracht und Herrlichkeit Küsten bespülen, welche noch keinen besonderen Namen erhalten und bisher noch unbesucht geblieben sind; — wir haben unsere tausend Landschaften im Norden, im Westen und im Süden — alle so grün, so frisch und lieblich, daß, wenn es irgendwo noch Najaden gäbe, sie gewiß hier zu den Quellen zurückkehren würden, die sie bewässern; — wir haben endlich Wiesen von solcher Ausdehnung, daß, wenn an dem einen Ende die Sonne aus dem mit Gras und Blumen bekränzten Ocean hervortaucht, sie an dem anderen Ende in die Bläue der Wolken sich verliert, die über die unermeßliche grüne Fläche ausgespannt sind. An den schönsten Stellen dieser unermeßlichen Ebenen befinden sich die unzähligen Dämme, die einsamen Grabhügel jener großartigen prachtvollen Einöden, die Ueberreste von Generationen und Raçen, über deren Existenz Niemand zu berichten im Stande ist, und über die sich weder durch Tradition noch durch Selbstforschung irgendwie Licht verbreiten läßt.

Selbst wenn man nach unseren Bau- und Kunstwerken fragt, können wir, obwohl ihr Ursprung erst von den letzten dreißig Jahren her datirt, doch nicht ohne Befriedigung auf die Kanäle in New-York, in Ohio und Pennsylvanien hinweisen, von denen der in dem letzteren Staate, wie wir glauben, länger ist, als irgend einer in der Welt, mit der einzigen Ausnahme des Chinesischen. Wir berufen uns ferner auf die Börse zu Philadelphia und verweisen auf das Girard-College, als auf ein Gebäude, das, wenn es erst ganz vollendet seyn wird, eben so schön wie das berühmte Parthenon zu Athen und zweimal so groß seyn dürfte; — wir zeigen Euch den Girard-Square in der Mitte der Stadt; — wir weisen hin auf die gebahnten Straßen, auf die Schneckenthürme und Säulen, auf die Städte und prachtvollen Häuser, die sich nach allen Richtungen hin erheben. Wir führen den Beobachter nach dem großen Westen, auf dessen gewaltigen Strömen er vierhundert Dampfböte erblicken wird; der Weg, den wir nehmen, führt ihn mehr als vierhundert Meilen längs der großen ununterbrochenen Kette des Kanals von Pennsylvanien, der parallel mit den seitwärts sich hinziehenden Landstraßen läuft. Wir winden uns mit ihm mehr als hundert Meilen weit durch die herrlichen Juniata-Gebirge, zwischen Scenerieen, die zum Herzen reden und es in Bewegung setzen, wenn anders die Natur es je zu bewegen vermag, und hier mitten unter den aus den Urzeiten herrührenden Natur-Scenen, wo es den Anschein hat, als wenn wir die Ersten wären, die in das Land eindringen, hier haben wir Gelegenheit, den regelmäßigen Parallelismus des künstlich erbauten Kanals zu bewundern. Was aber mehr als dies Alles ist, wir können Euch hier dreizehn Millionen Menschen aufweisen, die besser genährt, gekleidet und mit Wohnungen versehen sind, als dieselbe Anzahl von Bewohnern irgend eines anderen Landes, alle von einem Eifer beseelt, ihre Nachbarn an Wohlstand, Ehre und an Allem, wonach die große Menge immer nur begierig ist, zu übertreffen, indem sie sich, in ihrer Freiheit und Ungebundenheit des Gedankens, fessellos wie der Wind, über ein Land ausbreiten, das fast so groß ist wie ein Welttheil. Der Bürger eines solchen Landes, der die Englische Sprache redet und von einem und demselben Blute mit den großen Geistern der Britischen Insel entsprossen ist, muß wahrhaftig in Begeisterung und Entzücken gerathen, wenn er hier irgendwo zwischen dem Atlantischen Meere und einem See, oder zwischen den Fichtenwäldern von Neu-Schottland und den rohrbekränzten Küsten des Mississippi sich bewegt, vorausgesetzt, daß er nur selbst Gedanken und ein Herz hat, das für äußere Eindrücke empfänglich und einer höheren Begeisterung fähig ist.

Indeß ist es Zeit, daß wir die allgemeinen und abstrakten Betrachtungen verlassen, um zu den mehr detaillirten und speziellen Punkten überzugehen, die man als wahre Hindernisse für den Fortschritt der Amerikanischen Literatur anzusehen hat.*)

---

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens.

England.

Die finanzielle Lage der Literaten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert und Shakespeare's insbesondere.

Man spricht so viel von unseren gesellschaftlichen Fortschritten, und wenn man diesen Ausdruck auf seine eigentliche Bedeutung zurückführen wollte, so würden unsere Philosophen oft mit Staunen gewahren, daß der Fortschritt nur in der Einbildung liegt, und daß die gesellschaftlichen Kräfte zwar eine andere Stellung eingenommen, aber sich nicht verändert haben. Gewöhnlich meint man, die Lage der Schriftsteller und Gelehrten sey jetzt vortheilhafter, als sie es jemals gewesen. Man führt das herrschaftliche Besitzthum Voltaire's an, Lord Byron's Schloß, den Einfluß, den die Literaten auf die Französische Revolution ausgeübt; aber man vergißt, daß im Mittelalter ein durch seine Talente ausgezeichneter Mann wohl Kardinal und Minister wurde. Welcher jetzige Professor hat eine Stellung wie Abälard? Petrarka lebte wie ein Fürst; Bembo besaß Paläste, mit Statuen geschmückt; Joinville und Froissard, die ersten Geschichteschreiber Frankreichs, genossen vollkommen den Wohlstand und Glanz, womit heutzutage nur der höchste Rang im Militair- oder Civilstande einen Bürger umgiebt; die Zeit war freilich der Intelligenz feindlich, aber diese setzte sich selbst in ihre Rechte ein und sicherte ihrem Besitzer eine ganz anständige Menge irdischer Genüsse. Chaucer, der Satiriker des vierzehnten Jahrhunderts, war gerade so glücklich als Béranger. Der universelle Erasmus, an den die Fürsten mit solcher Ehrerbietung schrieben, nahm einen Platz ein, wie Göthe. Von Hindernissen umringt, arm bei ihrer Geburt, aller Hülfe beraubt, wurden diese Männer sämmtlich Herren ihres Geschicks. Man weise nicht auf Tasso's, nicht auf Dante's, Cervantes' und Milton's Unglück hin. Dies Unglück hing nicht mit ihrem Genie, sondern mit ihrem Charakter und mit den Verhältnissen zusammen, unter denen sie lebten. Milton und Dante setzten sich allen politischen Stürmen aus, mischten sich in Verschwörungen, brannten von Fanatismus und Parteihaß; wie konnte es also anders kommen, als daß sie ihre Leidenschaft und Raserei büßen mußten? Wenn Tasso viel gelitten hat, so war er auch ein stolzer, menschenfeindlicher und verliebter Träumer, wie Jean Jacques Rousseau. Man nehme allen diesen Männern ihr Genie und lasse ihnen den unglücklichen Charakter, der ihnen von Natur anhaftete, so werden sie denselben Leiden unterliegen und als Opfer der von ihnen verletzten Gesellschaft fallen.

Es war schon früher erwiesen, daß William Shakespeare, nachdem er an funfzehn Jahre in London zugebracht und sich eine Summe Geldes, die Frucht seiner Meisterwerke und seiner Arbeit, gesammelt, plötzlich die große Stadt verließ, um nicht mehr dahin zurückzukehren, und daß das Kapital, in dessen Besitz er sich befand, von ihm zum Ankauf eines kleinen Gütchens in seiner Vaterstadt verwendet wurde. Aus amtlichen Aktenstücken wußte man, daß Shakespeare im Jahre 1602 sich 107 Morgen Landes kaufte, die er mit seinem Hause am Neuen Markte vereinigte; daß er im Jahre 1603 noch für die Summe von 60 Pfund Sterling eine Scheune mit Schuppen, Kornböden und Obstgärten nahe bei Stratford an sich brachte, und daß er im Jahre 1605 für die Pachtung der großen und kleinen Zehnten von Stratford 440 Pfund Sterling zahlte; woraus man sehen konnte, daß Shakespeare ein trefflicher Landwirth war, und daß er die Wichtigkeit produktiver Kapitalien vollkommen zu würdigen wußte. Es war auch bekannt, daß er von der Zeit an, wo er vom öffentlichen Schauplatz abtrat, bis zu seinem Tode in tiefer Einsamkeit lebte, ohne seinen alten Kameraden das Manuskript eines Drama's zu übersenden und ohne sich in irgend eine gewinnsüchtige Speculation einzulassen. Dies ließ uns natürlich auf einen unabhängigen Vermögens-Zustand schließen. Aber den Forschungen des unermüdlichsten Gelehrten von ganz England, Payne Collier's, Verfassers einer vortrefflichen Geschichte des Englischen Theaters, war es vorbehalten, uns mit der eigentlichen finanziellen Lage dieses großen Mannes bekannt zu machen, der sich in der That eben so wenig über seine Zeit zu beklagen hatte, wie sich die jetzigen guten Schriftsteller über ihre Zeitgenossen zu beschweren haben. Zwei Pack alter Aktenstücke, die dem Großsiegelbewahrer der Königin Elisabeth und Großkanzler unter Jakob I., Lord Ellesmere, gehört hatten, waren seit der Zeit, wo der Kanzler selbst sie mit seinem Amts-Petschaft versiegelt hatte, nicht wieder geöffnet worden. Lord Francis Egerton gestattete Herrn Collier die Durchsicht dieser alten Dokumente, und sie lieferten ihm die interessanteste Ausbeute.*) Hier fanden sich Bittschriften, welche die Schauspieler-Gesellschaft, zu der Shakespeare gehörte, an den Hof gerichtet hatte; aus ihnen kann man die allmälige Zunahme des Vermögens des großen Dichters genau ersehen. Nach Collier's Berechnung beliefen sich Shakespeare's Einkünfte im Jahre 1608, das heißt zu einer Zeit, wo er fast alle seine Hauptwerke schon geschrieben hatte, auf mindestens 300 Pfund Sterling, welche Summe bei dem damaligen Geldwerth so viel war, wie jetzt 1500 Pfund. Wenige dramatische Schriftsteller, Scribe ausgenommen, haben in unseren Tagen ein so schönes Einkommen aufzuweisen.

Shakespeare's Wohlstand, die offenbare Folge seines Talents und seiner Sparsamkeit, scheint sogar die Eifersucht anderer Dichter seiner Zeit erregt zu haben, denn Daniel, der damals durch seine Sonnette so berühmt war, schreibt in einem Briefe, aus welchem Collier mehrere höchst interessante Stellen aushebt, an Lord Ellesmere: „Man will auf die Verwendung einiger Hofleute einem Mann vom Theater die Stelle eines maester of tho revels (Direktors der Lustbarkeiten) geben, welche Ew. Excellenz mir versprochen haben. Hätte man meinen lieben Freund Drayton dazu gewählt, so würde ich nicht gemurrt haben, denn er hätte diesen Platz gewiß trefflich ausgefüllt; aber nach meiner unterthänigen Ansicht ist es nicht passend, daß ein Mensch ihn einnimmt, dessen Stücke alle Tage in London gespielt werden, der selbst zu der Truppe Ihrer Majestät gehört, der bedeutende Gewinne macht und Eigenthümer eines Theaters ist; es hieße ja, ihn nöthigen, oftmals Schiedsrichter in seiner eigenen Sache zu seyn." Shakespeare erhielt auch wirklich die Stelle nicht: Samuel Daniel wurde dazu ernannt.

Was ergiebt sich also aus diesen neuen und unwiderleglichen Beweisen über die Geldmittel des größten Schriftstellers, den England hervorgebracht hat? Was anders, als daß wohl ziemlich zu jeder Zeit der wahre Genius sich seinen Platz erobert und auch der gleichgültigsten Mitwelt nicht bloß eine unfruchtbare Hochachtung, sondern auch Wohlstand und zeitliche Güter abgewonnen hat, wenn nur Ordnung und Sparsamkeit in seinem häuslichen Leben herrschten. Ein Schauspieler wurde im sechzehnten Jahrhundert als der verächtlichste Possenreißer angesehen und nicht viel mehr geachtet, wie heutzutage ein Seiltänzer, der seine Künste auf den öffentlichen Plätzen zeigt. Und doch sehen wir Shakespeare den Freund des Lord Southampton werden, die Gunst der Königin Elisabeth gewinnen und als reichen Eigenthümer in seiner kleinen Vaterstadt Stratford am Avon sterben. (E. P.)

*) Vergl. den Artikel: „Neue Data zu Shakespeare's Leben", in Nr. 82 des Magazins.

Bibliographie.

Archbishop Usher's answer to a jesuit. (Erzbischof Usher's Antwort an einen Jesuiten.) Nebst anderen Abhandlungen über Katholizismus. 13½ Sh.

Tho Empress. (Die Kaiserin.) Novelle von G. Bennett.

On affections of the brain. (Ueber Hirnkrankheiten.) Von Philip. 4 Sh.

Jamaica as it was, as it is and as it may be. (Jamaika sonst, jetzt und wie es seyn könnte.) 5 Sh.

History of the courts of law. (Geschichte der Gerichtshöfe.) Von Aldridge. 5 Sh.

Picture of slavery in the United States. (Das Sklaven-Wesen in den Vereinigten Staaten.) 2 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Zustand des Elementar-Unterrichts in England.** Ungeachtet des großen Impulses, den Lord Brougham dem Volks-Unterricht in Großbritanien gegeben hat, fehlt doch noch sehr viel daran, daß er so verbreitet wäre, wie die wahren Freunde des Landes es wünschen. Man kann die Zahl der Schüler, welche täglich die öffentlichen Schulen Englands, mit Ausnahme der beiden Universitäten und der Sonntags-Schulen, besuchen, auf 1,200,000 schätzen. Nun rechnet man aber auf die Englische Bevölkerung 4 Millionen Kinder unter 15 Jahren. Zieht man von dieser Zahl eine halbe Million noch nicht zweijähriger Kinder ab und eine gleiche Zahl solcher, die in ihren Familien unterrichtet werden, so müßten die öffentlichen Schulen immer noch 3 Millionen Zöglinge zählen. Es ist also klar, daß mehr als die Hälfte der Englischen Jugend nicht den Unterricht, den sie empfangen müßte, in den öffentlichen Schulen findet. Nach dem Bericht des Herrn Rickman zählt man in den 18 reichsten Grafschaften Großbritaniens nur 508,000 Kinder beiderlei Geschlechts, welche die öffentlichen Schulen besuchen, die Sonntags-Schulen aber werden noch von 631,000 Erwachsenen besucht. (Revue Britannique.)

— **Ein von einem Wallfische zertrümmertes Schiff.** Es war, wie wir aus authentischen Berichten erfahren, ein Amerikanisches, auf den Wallfischfang ausgehendes Schiff, der „Essex", das in dem Stillen Meere von einem ungeheuren Pottwallfische zertrümmert wurde. Während der größere Theil der Mannschaft auf den Böten damit beschäftigt war, Wallfische zu erlegen, sahen Einige, die am Bord zurückgeblieben waren, einen ungeheuren Wallfisch dicht auf das Schiff loskommen, und als er sehr nahe daran war, schien er unterzutauchen, um dem Schiffe auszuweichen; allein indem er dies that, schlug er mit seinem Rumpfe gegen einen Theil des Kiels an, der sogleich in Stücke zerbrach und auf der Meeresfläche umherschwamm; hierauf sah man den Wallfisch in einer kleinen Entfernung vom Schiffe wieder auftauchen und mit anscheinend großer Wuth auf dasselbe losfahren, indem er an eines der Bugspriete mit seinem Kopfe anschlug und dasselbe mit erstaunender Gewalt zerschmetterte. Das Schiff füllte sich unmittelbar darauf mit Wasser und sank nach einer Seite zu. So war der einzige Zufluchtsort für die armen Leute auf den Böten zerstört, indem sie sich auf mehrere hundert Meilen von dem nächsten Lande entfernt befanden. Als sie zum Wrack zurückkehrten, fanden sie die Wenigen, die sie am Bord zurückgelassen, wie sie in aller Eile sich in ein Boot geflüchtet, da sie kaum noch die Zeit dazu hatten, aus dem umstürzenden Schiffe zu entkommen. Es war nur wenig Vorrath an Lebensmitteln für die Mannschaft mit großer Schwierigkeit aus dem Wrack herbeizuschaffen, und damit sahen sie sich genöthigt, die lange traurige Reise nach der Küste von Peru anzutreten. Nur einem Boote war es geglückt, von einem Fahrzeuge nicht weit von der Küste aufgenommen zu werden; auf demselben befanden sich die einzigen Ueberreste von der verunglückten Mannschaft, drei an der Zahl; alle Uebrigen waren unter den schrecklichsten Qualen des Hungers umgekommen.

(History of the Whale Fishery.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 95. Berlin, Montag den 10. August 1835.

Aegypten.

Alexandrien und die Griechische Flotte.
1827.

Die westliche Küste Aegyptens ist so niedrig, daß, wenn es in einer Entfernung von sechs Meilen von dem Verdeck einer Korvette betrachtet wird, es nur ein grauer Streifen am Horizont zu seyn scheint, dessen Bedeutung wohl der erfahrene Seemann, keinesweges aber das in den Enthüllungen der Geheimnisse des dunkeln Meeres noch ungeübte Auge eines Neulings errathen kann. So wie man aber dem Lande näher kommt, erhebt es sich allmälig, dehnt sich in die Breite und füllt einen Theil des Horizonts aus. Ganz nahe daran bemerkt man zwei Wahlstätten, auf welchen sich Land und Meer zu bekämpfen scheinen. Hier hat das Meer seinen Gegner besiegt und sich in seinem Schoße eine Bai ausgehöhlt, und dort blieb das Land Sieger und schob eine lange Spitze in seines Gegners Gebiet hinaus. Diese beiden Kampfplätze stellen sich dem Auge in den beiden Häfen von Alexandrien dar.

Der neue Hafen ist an der östlichen Seite der Küste, und wird von seinem Damm nur schlecht gegen die Meereswogen geschützt, die ihm der Nordwind oft zuwälzt. Hier kämpft die Wüste nicht mehr gegen das Meer; sie erniedrigt vielmehr ihren Strand und senkt ihre Küste wie aus Demuth vor ihm, so daß es ohne Kampf und Gegenwehr sich hineindrängen kann. Selten ist hier mehr als Ein Handelsschiff zu erblicken, und einige kleine Fahrzeuge, welche bisweilen am Quai anlegen. Die Häuser dahinter, welche die Aussicht hemmen, sind armselig und schlecht; und die ersten Menschen, die man zu Gesichte bekommt, sind einige halbnackte Araber, welche bei einer Schiffsladung Gurken oder Wasser-Melonen hingekauert liegen. Kein anderes Geräusch ist zu hören, als das Rauschen des Meeres, und keine andere Bewegung zu sehen, als eben diese. Und dabei eine glühende Sonne mit blendenden Strahlen, die alle Farben in einander verwischen und dem Auge seine Sehkraft rauben, so daß man beim ersten Anblick glauben muß, es sey dies ein elendes Dorf mit einer Bucht, wohin nur die vom Sturm verfolgten Schiffe ihre Zuflucht nähmen. Doch hinter diesen elenden Hütten dehnt sich eine unermeßlich große Stadt aus. Hier gelangt man zuerst in das Quartier der Franken, welches groß, belebt und von gefüllten Basars umgeben ist; dann kommt man in das Türkische Quartier, welches uneben, still und traurig ist; aus diesem tritt man auf einen großen Platz, wo Kaufleute ihre Waaren feil bieten und Bettler in langer Reihe auf kleinen Erdhügeln sitzen, die wie Gräber aussehen. Von diesem Platze führt ein von Soldaten bewachtes Thor weiter; und hier stellt sich dem Auge ein ganz anderes Schauspiel dar. Kanonen, Taue, Waarenballen, Schiffe, die neu erbaut, und Schiffe, die ausgebessert werden, steigende und fallende Segel, und ein ganzer Wald von Mastbäumen, zwischen welchen eine Unzahl von Kähnen hin und her gleiten, Alles voller Leben und Thätigkeit; hier erst ist der Ort, wo eigentlich die Hauptstadt Aegyptens anfängt, und ich möchte sagen, hier endet sie auch.

Im Hintergrunde des Hafens, in dem westlichen Theile, liegen das Zeughaus und das Zoll-Amt. So vollkommen auch das erstere die Mittel darbietet, beschädigte Schiffe auszubessern und unbrauchbare wieder in Stand zu setzen, so ist es doch unzureichend, die kleinste Flottille daraus zu armiren, und nur einige kleine Fahrzeuge von geringem Umfange können hier erbaut werden. Weiter abwärts sind die Waaren-Niederlagen, und noch weiter unten ist das Schiffswerft. Hier sind die Meereswogen niemals aufgeregt; hier ankern die Fregatten und zeigen ihre beschädigten Flanken; hier werden sie mit bewundernswürdiger Schnelligkeit durch das Feuer und die Eisen der Kalfaterer von ihren Reisewunden geheilt und stehen, mit neuer Kraft ausgerüstet, zu ferneren Unternehmungen da.

Am ganzen Quai entlang liegen die bemannten Schaluppen aller Nationen, um Waarenballen und Kisten ein- und auszuladen. Kommende und gehende Lastträger stoßen an einander, und zwanzig verschiedene Kleidertrachten erscheinen zugleich dem Auge und eben so viele Sprachen ertönen zugleich dem Ohr. Hat man sich nun noch zwischen den auf dem Sande hingelagerten Geschützen, Ankern, Tauwerken und Planken hindurchgewunden, wo man überall den befehlenden Türken und den arbeitsamen Araber erblickt, so kann man von der wahren Physiognomie dieses Quartiers einen Begriff haben. In der Mitte dieses ungeheuren Raumes erhebt sich ein nach allen vier Seiten offener Kiosk, in welchem die Zoll-Beamten ihren Sitz haben. Sie scheinen in ihren Arbeiten ganz vertieft zu seyn; aber es entgeht doch ihrem Scharfblicke nichts, und die Rauchwolken, die ihrem Munde und ihren brennenden Pfeifen entsteigen, verhüllen ihnen auch nicht die geringste Kleinigkeit. Auf dem Quai, in dem Hafen und längs dem ganzen Gestade ist Alles ihrer Kontrolle unterworfen, die eben so streng wie ihr äußeres Ansehen ist. Dieser Kiosk ist, wie der Leser bereits bemerkt haben wird, das Zoll-Amt des Pascha.

An der Nordseite des Hafens tritt eine Erdzunge hervor; sie dehnt sich dann gegen Westen etwas aus, verengt sich bald wieder, und endet in eine Spitze, die von Klippen umgeben ist, welche ihr zum Schutze dienen. Diese wird die Spitze der Feigenbäume genannt und trägt auf ihrem Haupte ein mit furchbarem Geschütz bekröntes Fort. Im Mittelpunkt liegt der Palast des Mehmed Ali, der von hier aus bald den Blick auf dem Hafen ruhen lassen und sich seiner Macht und seines Besitzes erfreuen und bald ihn über das Meer hinaus schweifen lassen kann, welches eben so gränzenlos und unerschöpflich ist, wie die stolzen Pläne seines herrschsüchtigen Herzens. Zu seinen Füßen ist ein Lager für seine Eliten-Garde formirt, welches die ganze Spitze der Halbinsel einnimmt und den Palast von der Stadt trennt. Es ist dies die Citadelle von Alexandrien. An der Westseite dieser Spitze fließt das Meer, und vier Meilen davon erhebt sich ein Vorgebirge, welches den Seeleuten, deren Schaluppen öfters dort anlegen müssen, um frisches Wasser einzunehmen, sehr bekannt ist. Es wird durch eine befestigte kleine Insel vertheidigt, die man die Spitze oder die Insel des Marabout nennt. Zwischen dieser Spitze und der der Feigenbäume versperrt kein sichtbarer Gegenstand den Hafen, und man wird leicht zu glauben geneigt, daß das Meer, welches man so ungehindert eintreten und das Becken füllen sieht, auch hier seinen Sieg über das Land davongetragen und keinen Widerstand mehr zu erleiden habe; allein, indem sich die Wüste hier abspülen und gegen Süden zurückdrängen läßt, weicht sie doch nur allmälig; das Meer hat sich nur ihrer Oberfläche bemeistert; aber aus seinem Grunde erheben sich Steinklippen bis unter den Wasserspiegel, welche die Wogen brechen und ihre Macht hemmen, und die zugleich des Hafens Schanzen und seine Schildwachen sind. Zwischen diesen bunt durch einander hingestreuten Klippen sind nur drei Wege zur Durchfahrt geebnet. Die Lootsen leiten die Schiffe mit aller Behutsamkeit hindurch, können es aber dennoch nicht verhindern, daß sich manches Fahrzeug seine Flanken an den Klippen verwundet. Der kleine Durchgang ist nur eine Kanonenschußweite von dem Fort der Feigenbäume, nach der südlichen Richtung, entfernt und sehr eng und gefährlich. Die große Durchfahrt, eine halbe Meile westlich, ist 200 Toisen breit und nimmt ihre Richtung nach Südwest. Die dritte Fahrt ist die breiteste und führt der Spitze von Marabout, der sie sehr nahe kommt, vorüber, bis sie sich mit den beiden anderen wieder vereinigt und in den Hafen ausläuft.

Am Eingange dieses Hafens, zur Nordseite, gehen die fremden Kriegsschiffe vor Anker, und tiefer hinein liegt die Flotte des Pascha und dehnt sich bis zur Küste aus; die ganze südliche Länge der Küste aber, bis nahe an die alten Katakomben, ist mit Kauffahrtei-Schiffen besetzt, welche die Rhede oft so dicht bedecken, daß das Meer unter ihnen beinahe verschwindet.

Ehemals war dieser Hafen ausschließlich nur den muselmännischen Schiffen reservirt, und der neue Hafen war der einzige Sicherheitsplatz für die christlichen Schiffe; jetzt aber ist dieser Gebrauch, so wie viele andere politische und religiöse Unterscheidungen im Orient, gänzlich erloschen. Die Europäischen Kriegsschiffe ziehen ungehindert in den alten Hafen ein, so wie die Türken ohne Furcht und Scheu in die Schank- und Wirthshäuser des Franken-Viertels eintreten. Jedoch ist noch ein Ueberrest des alten Gebrauchs vorherrschend, der nämlich, daß kein Handelsschiff in dem alten Hafen ankern darf, bevor es sich einige Zeit in dem neuen Hafen aufgehalten hat. Wahrscheinlich hat Mehmed Ali dieses Gesetz seines Zoll-Amtes wegen beibehalten. Indessen wird der Aufenthalt in dem neuen Hafen so viel als möglich abgekürzt.

Es war am Ende des Monats Mai 1827, als die Französische Korvette „la Victorieuse" hier anlangte und den Befehl über die Französische Station in Alexandrien übernahm. Der Sommer goß seine Hitze in Strömen aus; die Straßen der Stadt waren brennend und erstickend; die von den weißen Dächern der Häuser abprallenden Sonnenstrahlen blendeten die Augen, und die endlose Sandebene mit ihrer kreideweißen Oberfläche erregte Schwindel, sobald man den Blick einige Zeit darauf haften ließ. Die Hitze war in einiger Entfernung vom Ufer so groß, daß sie den kühlenden Windeshauch des Meeres despotisch niederschlug und allein herrschend ihren glühenden Scepter über die ganze Gegend schwang. In der That mußte sie sehr groß seyn, da selbst kein Franzose wagte, ihr zu trotzen, obgleich es in einem etwas unehrerbietigen Sprüchworte der mittäglichen Länder heißt: Um Mittag sieht

man weiter Niemand auf der Straße, als einen Hund, einen Dieb und einen Franzosen. Ja, obgleich sich ein Maler, ein Naturforscher, ein Archäolog und ein Muschelliebhaber an unserem Bord befanden, so hatte doch die fürchterliche Hitze ihren Forschergeist so sehr ausgetrocknet, daß sie das Ufer, wie eine Feuersäule vermieden. Aber auf der Rhede, am Bord unserer Korvette, da war es ganz anders. Kaum waren die frisch gewaschenen Planken des Verdecks von den erwärmenden Sonnenstrahlen abgetrocknet, als sich ein Zelt von grüner Leinwand über das ganze Schiff ausbreitete, durch welches nur ein abendlicher Schein einzudringen vermochte. Wir vertauschten also den traurigen Horizont der Wüste mit dem viel kleineren heiteren Horizot der lustig flatternden Zelt-Leinwand, und bald stellte sich auch die Ruhe ein. Der frische und sanfte Nordwind, geschwängert mit den reizbaren Dünsten des Meeres und den lebhaften Gerüchen der Landgewächse, schlüpfte leise über's Wasser einher, übersprang die Spitze der Feigenbäume und setzte sich an den leinenen Wänden unseres Zeltes so fest, daß dieses zu schwanken begann. Nun bestieg der Marine-Offizier, jener sorgenlose und sinnliche Weltmann, das Verdeck und überließ sich auf mehrere Stunden einer Ruhe, die nur dem Morgenländer bekannt ist, und die er mit dem unübersetzbaren Ausdrucke „einen Kef machen“ belegt. Denn unter dem Worte „Kef“ versteht er das dunkle Licht, das durch den Kontrast mit dem blendenden durch die gebrochenen glühenden Sonnenstrahlen draußen dem Auge noch milder erscheint, die frische Kühlung, welche die von der Hitze erweiterten Poren so wohlthuend durchdringt, die besänftigende Unbeweglichkeit, die dem Sinnlichen so sehr zum Instinkte geworden ist, daß jede Bewegung ihm einen Schmerz verursacht, und endlich das unthätige Leben, versenkt in eine unempfindliche Träumerei, die ihn alles Aeußere vergessen und nur seine innere Behaglichkeit fühlen läßt. Auch um die Korvette herum war Alles in der tiefsten Ruhe, und das schweigsame Leben machte sich nur durch die schnarchenden Athemzüge der Schlafenden oder durch einige unverständliche Worte der lebhaft Träumenden bemerkbar. Durch die Stückpforten nur und durch die Luken der Zeltwand konnte man die auf der Rhede zerstreut liegenden Aegyptischen Schiffe gewahren, die eben so sanft geschaukelt wurden als das unsrige, während der gelinde Wind ihre rothen Flaggen ein wenig bewegte; und wenn ein Schiffchen am Ufer hingleitete, so geschah dieses mit der größten Leichtigkeit, und von dem frischen Breitenwind angetrieben, durchschnitt es das Meer wie ein Vogel die Luft. Diese düstere Tagesstille wurde nur bisweilen von den hohlen Schlägen des hölzernen Hammers unterbrochen, die aus dem Innern des Hafens beim Kalfatern der Fregatten herüber tönten. Von Zeit zu Zeit, wenn der Wind die enge Linie der vor uns stationirten Türkischen Flotte ein wenig lückenhaft machte, konnte man auch einen Winkel der glühenden und leblosen weißen Stadt wahrnehmen, die uns, trotz unserer luftigen Wohnung, daran erinnerte, daß wir in Aegypten seyen. Alle Tage dieser Jahreszeit waren einander gleich; dieselbe Sonne, dieselbe Hitze, derselbe Meereshauch, dieselbe Ruhe am Bord und dieselbe Beschwerde am Lande.

Am 2. Juli, als die Sonne am Horizont sich neigte und ihre Strahlen mehr von der Seite eindrangen, nahm man eben das nun nutzlose Zelt hinweg; und dieser Augenblick erweckte das schlafende Leben wieder. Die transparenten leinenen Mauern, welche die freie Aussicht hemmten, waren gewichen, und das Verdeck unseres Schiffes war nicht mehr ein Kiosk zur Ruhe, sondern ein Observatorium, auf welchem wir neugierig die Veränderungen untersuchten, die sich auf der Rhede zugetragen haben mochten; Veränderungen, die nur dem geübten Auge des Seemannes bemerkbar seyn können, und die dann als Bordneuigkeiten zur Unterhaltung dienen. Der Breitenwind hatte sich nach Westen gewendet, der Sonne folgend, die uns gegenüber niedersank. Hier schwamm der Horizont in einem Lichtglanze, daß wir ihn nicht anblicken konnten, und die von dem Meere gleichsam durchschnittenen Sonnenstrahlen breiteten einen purpurnen Vorhang vor uns aus, den kein Auge zu durchdringen vermochte. So wie aber die Sonne mehr sank, verminderte sich auch die Dichtheit dieses Vorhanges, wir konnten unseren Blick darauf richten und seine Durchsichtigkeit untersuchen. Lange hatten wir unsere Augen vergebens angestrengt, doch heute sollte unsere Erwartung nicht getäuscht werden. Wir entdeckten hinter diesem Vorhange einen undurchsichtigen Körper in undeutlicher Gestalt; er vergrößerte sich von Minute zu Minute, und noch andere dunkle Punkte nahmen an seiner Seite Platz. Sie kamen vorwärts, überschritten das feurige Tafeltuch und enthüllten immer deutlicher ihre Umrisse, welche nun immer heller, so wie ihre Massen immer dunkler wurden; ja, die optischen Phänomene näherten sich uns so schnell, daß sie auf dem Wasser zu fliegen schienen. Als endlich die Sonne hinter ihnen war und sie uns als eingerahmte Schattenrisse darstellte, da wurde es uns leicht, ihre Formen und ihre Anzahl zu erkennen. Es waren dreiundzwanzig Fahrzeuge, unter welchen sich eins sowohl durch seine Höhe als durch sein Segelwerk vor allen andern auszeichnete. „Es ist eine Französische Flotte!“ rief einer unserer Leute in seiner Begeisterung aus. Es that unserem Herzen so wohl, in der Entfernung von 600 Meilen eine Flotte aus der Heimath zu erblicken, die uns Kunde von den Unsrigen bringen kann, daß wir fast alle den Ruf wiederholten: Eine Französische Flotte! Ein augenblickliches Nachdenken reichte zwar hin, diese in uns aufgelebte Hoffnung wieder zu tödten; doch selbst dann noch, als wir sie schon ganz aufgegeben hatten, fesselte die Neugier, verbunden mit der dem Seemanne so eigenthümlichen Wachsamkeit, unsere Blicke auf das sich mit vollem Winde uns nähernde Geschwader; die Fernröhre wurden sämmtlich nach diesem Punkte gerichtet und die Wahrnehmungen laut mitgetheilt, allein unsere Muthmaßungen durchkreuzten sich.

Indessen blieben die Aegyptischen Seeleute nicht so lange in Ungewißheit wie wir. Drei Korvetten und zwei Kutter, welche außerhalb des Hafens kreuzten, gaben durch ein allgemeines Kanonenfeuer bald Kunde von der Entdeckung, welche sie in dem glänzenden Wirrwarre des Ostens gemacht hatten. In demselben Augenblicke wurden die Signale auf der ganzen Türkischen Flotte wiederholt, die verschiedenen Flaggen flogen schnell hinauf, und an die Stelle der bis jetzt auf der ganzen Rhede vorherrschend gewesenen tiefen Ruhe trat plötzlich die kräftigste Thätigkeit. Denn die Flotte, welche mit vollem Winde auf Alexandrien lossteuerte, war eine Griechische Flotte.

Jetzt konnte man schon deutlicher sehen, daß das Geschwader aus einer Fregatte ersten Ranges und drei Kriegs-Korvetten bestand, an welche sich noch neunzehn elende Nußschalen ähnliche Schiffchen angeschlossen hatten, die gar nicht geeignet schienen, die Forts von Alexandrien mit Gefahr zu bedrohen; als sie aber näher gekommen waren und man an der schwefelgelben Farbe ihrer Segel merkte, daß diese Nußschalen nichts anderes als Brander waren, da wurde der Schreck der Aegyptier allgemein, denn sie fürchteten sich vor Feinden dieser Art, vor denen sie sich nicht zu schützen verstanden, wie vor der Hölle der Ungläubigen. Es war zugleich entschieden, daß die große Fregatte die „Hellas“, das schönste Schiff, welches jemals die See durchschnitten hatte, und der Anführer dieser Expedition kein Anderer als Lord Cochrane sey, dessen Ruhm in fast fabelhaftem Ansehen bei dem Pascha stand.

Ich glaube ganz gewiß, daß Mehmed Ali die mährchenhaften Erzählungen kannte, die man in allen Ländern von gewissen Zauberschiffen verbreitet, welche nie erobert werden können, indem sie, wenn sich der Gegner schon freut, sie unter seinen Kanonen zu haben, bald unter dem Wasser und bald in der Luft verschwinden; und daß er diese Eigenschaft den Schiffen des Lord Cochrane beizulegen geneigt war. Denn als wir hier aus Griechenland ankamen, wo wir diesen Weltbürger-Admiral gesehen hatten, als er in die Dienste der Hellenen trat, da verstummte der Pascha plötzlich mit seinen neugierigen Fragen nach Neuigkeiten, die er gewöhnlich den Ankommenden vorzulegen pflegte, nachdem der Kommandant der „Victorieuse“ zufällig den Namen Cochrane ausgesprochen hatte. Dieser Name schien einen gewaltigen Schrecken in ihm erregt zu haben, und er stand wie versteinert, als er hörte, daß dieser Admiral auf seiner ihm selbst gehörenden Goelette, die „Urania“, den Archipel durchschiffe; ja, die hohe Meinung, die der Pascha bereits von dem Helden hatte, erreichte den höchsten Punkt, als unser Kommandant aus Scherz noch Allerlei von den wunderbaren Fahrten dieser Goelette hinzusetzte... „Wie aber“, fragte der Dollmetscher des Pascha im Namen seines Herrn, „wie aber, wenn Seine Hoheit vier Korvetten gegen die Goelette ausschickten, um sie zu nehmen?“ „Vier Korvetten!“ erwiederte der Kommandant, mit einem zweifelhaften Achselzucken. Da entbrannten die Augen des Pascha, und ein sarkastisches Lächeln, unter welchem er gewöhnlich seine innere Wuth zu verstecken sucht, wurde sichtbar.... „Aber wie“, fuhr der Dollmetscher fort, „wenn man die ganze Flotte ausrücken ließe?“ „O dann“, sprach der Kommandant, „wird man sie wohl nehmen können.“

Die Griechen waren zu dieser Zeit die einzigen bekannten Feinde des Mehmed Ali, welcher durch den Ruhm, den er sich im Kampfe gegen sie erwarb, das Vorspiel größerer Eroberungen gab, über die er schon in seinem Innern brütete. Lord Cochrane war der einzige unter den Griechen, den er noch nicht auf die Probe gestellt hatte; weshalb er auch seinen Ruhm, von welchem so mancher Europäische Mund unmäßig überfloß, als gränzenlos und wohlverdient betrachtete. Die Arglist der Französischen Marine-Offiziere hatte diese hohe Meinung noch um vieles gesteigert, und man kann daher leicht erachten, welche Empfindungen die Nachricht in ihm hervorbringen mußte, daß sich dieser hochberühmte Hexenmeister Cochrane jetzt nähere und nur noch wenige Meilen von Alexandrien entfernt sey.

Indessen waren während seiner Abwesenheit schon alle Vorkehrungen getroffen, um den etwanigen Angriff Cochrane's zurücktreiben zu können. Und der Chef des Generalstabes, Osman Bey, welcher diese Anstalten betrieb, entwickelte dabei eine bewundernswürdige seltene Kraft, so daß bald der Kampfbefehl am Bord aller Aegyptischen Schiffe ertheilt und Alles dazu in Stand gesetzt war. Die Rhede bedeckte sich schnell mit Schaluppen, von denen einige dazu bestimmt waren, Soldaten auf die zugänglichen Punkte zu transportiren; eine weit größere Anzahl aber mußten bei den Fregatten anlegen, aus deren Innern man einen Strom von Menschen sich schnell in die Schaluppen stürzen sah, die alsdann mit flüchtigen Ruderern versehen und mit allen Kriegsbedürfnissen beladen, abstießen, die Rhede rasch durchflogen, und an den Klippen der kleinen Einfahrt Posto faßten. Alle diese Vorkehrungen waren noch vor Nacht beendigt, und ich muß gestehen, sie wurden mit vieler Geschicklichkeit, Ordnung und Pünktlichkeit ausgeführt. Bloß ein einziges Individuum fehlte auf seinem Posten, und das war der Kommandant des Forts der Feigenbäume, dem auch des anderen Tages der Kopf abgeschlagen wurde. Jedoch wurde dieses Fort durch die Fürsorge eines Französischen Wundarztes in des Paschas Diensten, den das Ungefähr gerade hingeführt hatte, hinreichend bewaffnet, und er hatte sogar die Dreistigkeit, in diesem kritischen Augenblicke das Kommando darin zu übernehmen. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Schottischen Seen.

Es giebt kein Land, dessen geognostische Beschaffenheit so viel Interesse darbietet, als die von Großbritanien. Im Norden wie im Süden finden sich Kalklager, Schiefergeschiebe, Steinkohlen, Eisen- und Blei-Gruben in großer Masse vor; die Zinn- und Kupfer-Minen erstrecken sich nach Süd-Westen; der Norden enthält Kupfer- und Quecksilber-Lager, so wie Glimmer-Felsen, welche Edelsteine einschließen, und überall trifft man Mineralquellen. Doch ungeachtet der seltsamen Rauhheit des Bodens sind die Seen nicht sehr zahlreich. In England sieht man deren nur in Cumberland, Lancaster und Westmoreland. Die Irländischen Bogs mit ihrem schlammigen Wasser und morastigen Anblick sind gar nicht werth, mit dieser Benennung bezeichnet zu werden.

Schottland allein besitzt eine große Anzahl Seen von großem Umfange mit klaren durchsichtigen Wasser, deren malerische Ufer und gebirgige Einfassung Jahr für Jahr eine Menge von Reisenden herbeilocken. Wir wollen hier die merkwürdigsten dieser Seen vor unseren Blicken vorübergehen lassen.

Der erste derselben ist der nächste an Edinburg, der Loch-Leven. Westlich und nordwestlich vom Loch-Leven ist das anmuthige Thal von Kinroß, mit frischen Pflanzungen, freundlichen Villen und Weideplätzen reich bedeckt. Hier weiden die herrlichen Kühe, deren Milch mit ihrem Azurgewölk den Thee der Bürger der Schottischen Hauptstadt färbt. In Osten erinnert eine alte Burgruine, das ehemalige Schloß Burleigh, an die längst vergangene Ritterzeit. Aber all diesen fruchtbaren Obstgärten, diesen grünen Rasenplätzen, diesem idyllischen Thal, diesen Trümmern, ja selbst den Gipfeln des Lomond und des Benarty, die den Horizont im Norden und Süden begränzen, ziehen die Leser des „Abtes" die Inseln des Sees selbst vor, und besonders die, welche der Stadt Kinroß am nächsten liegt, und die man als den Ort bezeichnet, wo Maria Stuart, ein Name, der dem Schotten stets theuer seyn wird, in Gefangenschaft schmachtete. Der Leven-See hat 11 Meilen im Umkreise, und die Zahl eilf kehrt bei seiner Beschreibung so oft wieder, daß man behauptet, er verdanke ihr seinen Namen, eine Zusammenziehung aus Eleven; seine Wässer bespülten einst die Besitzungen von eilf auf einander eifersüchtigen Lairds; eilf Bäche oder kleine Flüßchen ergießen sich in denselben; er enthält eilf Arten von Fischen, und eilf verschiedene Gattungen von Bäumen beschatten seine Inseln.

Der Loch-Lomond heißt der König der Schottischen Seen, entweder wegen seiner Breite, die an mehreren Stellen 8 Englische Meilen, und wegen seiner Länge, die 30 Meilen beträgt, oder wegen der Pracht der ihn umgebenden Landschaften. Dreißig Inseln heben sich aus diesem See empor, und die größten sind herrlich bepflanzt und bebaut. Welchen Standpunkt man auch wählt, um den Loch-Lomond zu betrachten, überall bieten die Ansichten ein entzückendes Gemisch von Lieblichkeit und Erhabenheit dar. Vom Mistery-Berge aus kann man ihn in seiner weitesten Ausdehnung übersehen, und der Anblick von da ist vielleicht der reichste und bunteste; überdies knüpft sich an jenen Punkt ein literarischer und wissenschaftlicher Reiz, denn wenige Meilen davon wurden drei große Männer Schottlands geboren, Buchanan, der Dichter und Geschichtschreiber, Napier, der Erfinder der Logarithmen, und Smollet, der historische Dichter und Romanenschreiber, der diese Orte selbst in Versen und in Prosa gefeiert hat. Man hätte jedoch nur wenig von dem Lomond-See gesehen, wenn man nicht den Ben ersteigen wollte, der nach ihm benannt ist; denn vom Ben-Lomond reicht der Blick über ganz Schottland, ja noch weiter. Auf der einen Seite ist Edinburg, auf der anderen Glasgow, die Stadt des alten Ruhmes der Kaledonier, die Stadt ihres Handels und Gewerbfleißes. Hat sich das Auge mit diesem ungeheuren Panorama vertraut gemacht, so wird es auch die Inseln Bute und Aran entdecken, dann die Küste von Irland und den Atlantischen Ocean mit seinem unbegränzten Horizont. Näher hat man alle Berge Schottlands, wie die Wogen eines plötzlich versteinerten Meeres, vor seinen Blicken. Zu dieser Aussicht bedarf es natürlich eines reinen Himmels; wenn sich aber Wolken aus dem Norden und Süden zusammenziehen, so sieht man sie unter sich dahin fliegen, und wenn ein Sturm heran nahet, anschwillt und ausbricht, so beherrscht man das Schauspiel und scheint selbst die Elemente aufzuregen, die unter unseren Füßen kämpfen. Man kann jetzt den Lomond-See von der Höhle Robin des Rothen bis Greenoch in einem eleganten Dampfboot durchschiffen, auf dem man alle Bequemlichkeiten des Lebens, wie in dem besten Gasthof der drei Königreiche, findet.

Der Katune-See ist minder groß als der Lomond-See, aber eben so pittoresk. An beiden Enden desselben wartet ein Schiffer auf die Reisenden, und wenn man den alten Stewart zum Führer hat, so wird man bald die Namen sämmtlicher Orte und Punkte eben so gut wissen, wie Walter Scott, der in einer Note zu seinem „Fräulein vom See" den Ruf jenes Alten begründete. Dort ist der Ben-Venue, dort Craigs-Innes, da der Hirschkopf, weiterhin die Insel Ellen. Wenn man auch finden wollte, daß der Dichter den einsamen Aufenthaltsort des alten Douglas und seiner Tochter etwas übertrieben geschildert habe, so wird man doch zugeben, daß er von den Trosachs, jenem engen Schlunde, den man die Thermopylen des alten Schottlands nennen könnte, nicht zu viel gesagt hat. Dort stürzte Fitz-James mit seinem Roß, das vor Mattigkeit unter seinem edlen Reiter erlag.

Einige Meilen vom Katune-See liegt der Achray-See, der nur eine Meile lang ist. Gegen die beiden vorigen Seen ist dieser nur ein Kind; aber etwas Anmuthigeres läßt sich nicht denken; die dürrsten Felsen haben dort die reizendste Gestalt. Walter Scott hat ihm den Beinamen „der Liebliche" gegeben, der ihn trefflich charakterisirt. Man möchte sagen, selbst die Vögel sängen an seinen Ufern melodischer als anderswo. Tauchte eine Nymphe aus seinen Wellen empor, so würde man an das Wunder wie als etwas ganz Natürliches glauben. Dagegen hat der kleine Loch-Ard ein finsteres Ansehen, und er erinnert uns überdies an den tragischen Vorfall, wie die Mac-Gregor's ohne Barmherzigkeit jenen Englischen Spion opferten, den Walter Scott in seinem Robin dem Rothen als einen solchen Feigling schildert.

Dann wären noch der Hong und der Finn und viele andere Seen zu erwähnen; doch wir wollen nur noch von dem Neß-See sprechen, welcher Natur-Schönheit mit historischen Erinnerungen vereinigt. Wenige Meilen von dem Neß-See entfernt liegt Culloden, wo die erste Hoffnung der Jakobitischen Partei scheiterte. In einer Strohhütte am Loch-Neß verbarg sich Karl Eduard zwei Tage lang nach der großen Schlacht von 1746. Der arme Gebirgs-Bewohner, der den Königlichen Verbannten beherbergte, hieß Kennedy. Er wurde einige Jahre darauf wegen eines Kuh-Diebstahls zu Inverneß gehängt. Ein solcher Diebstahl galt nämlich einst in Schottland nicht für einen Raub, sondern eher für eine Heldenthat, und der arme Kennedy, den überdies der Hunger dazu getrieben hatte, konnte wohl zu seinen Richtern sagen: „Ihr laßt einen Menschen als Dieb hängen, der einen Geächteten, auf dessen Kopf 30,000 Pfund Sterling gesetzt waren, nicht ausliefern mochte."

Nördlich vom Loch-Neß erblickt man die schöne Militair-Straße, durch welche endlich die Ruhe in Schottland erst völlig wieder hergestellt wurde. Von dem Tage an, wo die Linien-Truppen in die Gebirge eindringen konnten, leisteten die patriarchalischen Sitten der Clan-Häuptlinge und die räuberischen Gewohnheiten der alten Abkömmlinge Gael's der Britischen Civilisation nur noch schwachen Widerstand.

Bibliographie.

Autobiography of an Irish traveller. (Lebensbeschreibung eines Irländischen Reisenden.) 3 Bde. 31½ Sh.

Wanderings and adventures in the Interior of Southern Africa. (Wanderungen im südlichen Afrika.) Von Andrew Steedman. 2 Bde. 21 Sh.

Papers on naval architecture. (Ueber Schiffbau.) Vom Commandeur J. Pearse. 5 Sh.

Fructus experientiae — oder Unterhaltungen über die Erziehung der Jugend. 2½ Sh.

The prime minister. (Der Premier-Minister.) Politisch-historisches Gedicht, von einem Pair. 4 Sh.

Frithiofs Saga. — Aus dem Schwedischen übersetzt von W. Strong. 12 Sh.

R u ß l a n d.

Der Nucker.

(Eine wahre Geschichte aus unserer Zeit.)

Mirza-Muhamed-Chan, des Chanats von Baku durch Hussein-Kuli-Chan beraubt, hatte sich mit seiner Gemahlin und einem zehnjährigen Sohne, Abbas-Kuli, auf seine Kubanschen Güter zurückgezogen.

In dem Chanate Kuban herrschte zu jener Zeit Mirza's Zwillingsbruder, Scheick-Ali-Chan, welcher seit langer Zeit schon mit den Russen in Feindschaft lebte, mit Hussein-Kuli-Chan aber ein Freundschafts-Bündniß geschlossen hatte, der gleich ihm einen argen Groll gegen den damals in Grusien kommandirenden Fürsten Zizijanoff nährte und gemeinschaftlich mit ihm das Verderben des Fürsten unter den Mauern von Baku vorbereitete.

Obgleich Scheick-Ali-Chan die Ergebenheit seines Bruders Mirza-Muhamed-Chan für die Russische Regierung kannte, so erlaubte er ihm doch, da er dessen friedliches Leben sah, ruhig in seinem Chanate zu verbleiben, indem er bei dieser Gelegenheit desto leichter seine schlauen Pläne auf Vernichtung der Nachkommenschaft seines Bruders zu erreichen hoffte.

Seinen zehnjährigen Sohn Abbas-Kuli brachte Mirza-Muhamed-Chan nach Kuba zu dessen Tante Begüm-Bike, der Frau Scheick-Ali-Chan's, welche, selbst kinderlos, den Knaben wie ihr eigenes Kind liebte und eifrigst für dessen Erziehung sorgte.

Eines Tages aber, als sich die glühende Sonne von Daghestan hinter die Gipfel des Kaukasus hinabgesenkt hatte, gleichsam erstarrend bei der Berührung mit des Gebirges ewigem Schnee, da strömte eine Masse Volkes dem kleinen Marktplatze von Kuba zu. Einige gingen dahin, um, ihrer Gewohnheit nach, der frischen Abendluft zu genießen, Andere, um von Stadt-Neuigkeiten zu schwatzen; der größte Theil aber eilte dahin, um — ein für Neugierige stets anziehendes Schauspiel — die Bestrafung eines Verbrechers zu schauen. Der Platz war mit Menschen angefüllt, und bald erschien auch in der Hauptstraße eine bescheidene Prozession — zwei oder drei Männer schleppten einen anderen herbei, um ihm auf Befehl des Chan's die Augen auszustechen. Die Vollzieher der Strafe, so wie auch der Verurtheilte, waren Nuckeren (Diener) Scheick-Ali-Chan's. Sie führten ihren Kameraden in die Mitte des Platzes, banden ihn, warfen ihn zur Erde und wälzten einen schweren Balken heran — ein Instrument, welches damals zu jener grausamen Operation gebraucht wurde, um den Unglücklichen zu veranlassen, die Augen zu öffnen, welche er fest zudrückte, gleichsam, als hoffe er, dadurch sein Gesicht zu retten. Mit Zittern blickte das Volk auf diese Vorbereitungen und auf das Leiden des Nucker. Schon erstickte der Unglückliche fast unter der Schwere des Balkens, der ihm die Kehle zudrückte, und zwei eiserne Haken wurden bereit gehalten, ihn seiner Augen zu berauben, als plötzlich das laute Geschrei erschallte: „Kabarda! Kabarda! — Nicht Euch! Nicht Euch!" Der Volkshaufe theilte sich, und die Vollzieher der Strafe sahen den Neffen des Chan's, Abbas-Kuli, vor sich stehen.

„Was beginnt Ihr mit diesem Menschen?" fragte er, schnell auf den an der Erde liegenden Nucker zustürzend. „Auf Befehl des Chan's", erwiederte einer der drei Knechte, „sollen wir ihn blenden." — „Des Gesichts berauben? ihm die Augen ausstechen? Das hat der Chan befohlen? Dummes Zeug! Das kann nicht seyn. Nehmt ihm den Balken ab. Nehmt ihn ab, ich befehle es Euch!" rief voller Zorn der Knabe, mit entblößtem Dolche auf die erstaunten Knechte losstürzend, welche sich zweifelhaft unter einander ansahen, aber der Weisung des Sohnes des Chan von Baku, des Neffen ihres Gebieters, zu widersprechen nicht wagten. Durch sein eigenes Beginnen angefeuert, verjagte hierauf der Knabe die erschreckenen Nuckeren, indem er sie mit dem Dolche zu durchbohren drohte, und befahl mit gebieterischer Stimme dem Volke, den Balken wegzunehmen und den darunter Liegenden loszubinden. Sein Befehl wurde vollzogen. Hierauf nahm er den Befreiten bei der Hand und eilte mit ihm, gefolgt von seinen Führern, unter lautem Beifallsjauchzen des Volkes nach dem Palaste des Chan's zu seiner Tante Begüm-Bike. Voll Triumphes erzählte er derselben seinen Sieg, nichts

Anderes als ihren Beifall erwartend, doch nicht gering war sein Erstaunen, als ihm mit unverkennbarer Kälte begegnet wurde und er sogar Verweise erhielt.

„Was hast Du gethan, unsinniger Knabe!" erwiederte ihm Begüm-Bike. „Weißt Du auch, daß die Befehle des Chan's heilig sind? daß Niemand es wagt, seinen Geboten zuwider zu handeln? Der Nucker muß sich der von seinem Gebieter ihm zuerkannten Strafe unterwerfen, und Du verdienst daher den vollen Zorn Deines Oheims."

Der Knabe begriff die Worte der Tante nicht, bestand daher auf Befreiung des geretteten Nucker, brach darauf in Thränen aus und drehte endlich, seinen Dolch ziehend, sich die Brust zu durchbohren, wenn seine Bitten nicht erhört würden. Begüm Bike, gerührt von der gutmüthigen Heftigkeit ihres Neffen, verbarg demselben ihr Mitgefühl, befahl aber, den Nucker zu verbergen, und versicherte Abbas-Kuli, sich für den Knecht beim Chan zu verwenden. Dies geschah auch. Das Vergehen des Nucker erwies sich als unbedeutend, und der milder gestimmte Chan begnadigte am folgenden Tage seinen Diener; der junge Befreier aber eilte selbst, vor Freude springend, denselben von dem Erfolge seiner Fürbitte in Kenntniß zu setzen.

„Gott segne Dich!" jauchzte der Nucker, indem er zu den Füßen des Knaben niederstürzte und den Saum von Abbas-Kuli's Kleidung mit Thränen benetzte.

Der unglückliche Tod des Fürsten Zizijänoff unter den Mauern von Baku ist bekannt — er wurde durch Hussein-Kuli-Chan's Verrath beim Einzuge in die Festung ermordet — doch nicht lange währte der Triumph des Mörders und seines Mitschuldigen, Scheik-Ali-Chan, da bald darauf General Bulgakoff mit einem Truppen-Corps in Baku einrückte, das Chanat unter den Schutz der Russischen Regierung stellte, der verbrecherische Hussein Kuli-Chan aber nach Persien floh.

Mirza-Muhamed-Chan dagegen verließ nun seine entlegenen Kubanschen Dörfer, begab sich zu dem General Bulgakoff und trat aus Ergebenheit für Rußland, vielleicht auch im Rachegefühl gegen den Räuber seines Thrones oder in der Hoffnung, dadurch wieder in den Besitz seiner Rechte zu gelangen, in die Reihen der Russischen Krieger. In dem Chanate Baku wurde jedoch die Russische Verwaltung installirt und bald darauf nach unbedeutendem Widerstande auf gleiche Weise auch das Chanat Kuban in Besitz genommen, aus welchem Mirza's Bruder, Scheik-Ali-Chan, nach dem nördlichen Daghestan flüchtete. Dem Rußland ergebenen Mirza-Muhamed-Chan wurde damals die Verwaltung des Chanats von Kuban übertragen, von wo er später, nachdem sich auch dort die Russische Regierung mehr befestigt hatte, zu dem ruhigeren Landleben nach seinem unweit der Stadt gelegenen Dorfe Amsar zurückkehrte.

Dort lebte er in der Abgeschiedenheit mit seiner Gemahlin und seinem nun bereits zum Jünglinge herangewachsenen Sohne, ohne der früheren Ehren und seines Thrones zu gedenken, indem er nur die Stütze und den Trost seines Alters in seinem Sohne zu finden hoffte, welchem er Ergebenheit für das Russische Gouvernement einflößte, und den er nicht selten der Gnade des großen Kaisers gewürdigt zu sehen träumte.

Die Rachsucht seines frevelhaften Bruders brütete jedoch bereits über seinen Untergang, denn Scheik-Ali-Chan konnte ihm seine Verbindung mit den Russen, so wie seinen Antheil an den Feldzügen gegen Baku und Kuban, nicht verzeihen.

Acht Jahre waren seit dem Tode des Fürsten Zizijänoff verflossen, als Scheik-Ali-Chan, nachdem er Banden von Lesghiern versammelt und unaufhörlich mit den Russen Krieg geführt, auch mehrere Einfälle in verschiedene Orte Daghestans gemacht hatte, endlich auch eine schickliche Gelegenheit auffand, um seinen Bruder mit seiner ganzen Familie in dem friedlichen Dorfe Amsar zu vernichten.

Einer seiner Mitschuldigen, Namens Tscherkeß-Bey, kannte genau die Lage des Landhauses des Chans. Unter dem Schutze einer finstern Nacht schlich sich dieser Verräther mit mehreren Nuckeren in das Dorf, wo es ihm gelang, einige Fäßchen Pulver unter der Mauer der Wohnung Mirza-Muhamed-Chan's unbemerkt zu vergraben.

Mit Entzücken erfuhr Scheick-Ali-Chan die gelungene Ausführung des von ihm dem Tscherkeß-Bey ertheilten Auftrages und bestimmte die folgende Nacht zur Vollführung seines scheußlichen Planes, indem er selbst sich an dem Schauspiele des Unterganges seines Bruders zu weiden wünschte.

Schon brach der Abend des Unglücks-Tages herein. Im Hause Mirza-Muhamed-Chan's war Alles still. Niemand ahnete, daß in einigen Stunden hier nur ein Steinhaufen zum Andenken hinterlistiger Rache, als Zeugniß für die Geschichte eines entsetzlichen Brudermordes, übrig bleiben sollte.

Die Kühle des Abends aber veranlaßte Abbas-Kuli, sein Tages-Geschäft aufzugeben, und führte ihn von den seine Wohnung umgebenden Gärten weit fort. Versunken in Träumen über seine Zukunft, durchstrich er den Wald an den steilen Ufern des Karatschai und blieb nur zuweilen stehen, um sich an dem herrlichen Anblicke der Gebirge zu weiden. Der Wald wurde immer dichter, die Dämmerung nahm sichtbar zu, als plötzlich eine Stimme aus dichtem Gesträuch „Abbas-Kuli!" flüsterte. Er blickte um sich und gewahrte nur wenige Schritte von sich entfernt einen vom Kopf bis zu Fuß gerüsteten Mann. Ohne zu wissen, wofür er denselben halten solle, blieb der Jüngling zweifelhaft stehen; der Unbekannte aber trat mit schnellen Schritten an ihn heran, betrachtete aufmerksam seine Züge und fiel dann plötzlich vor ihm auf die Kniee, indem er mit freudiger Stimme rief: „Allah! Allah! Du bist es Chan! Allah's Vorsehung ist unerforschlich! Ich niedriger Sklave bin noch einmal der Gnade gewürdigt worden, meinen Wohlthäter zu sehen, seine Kleider zu berühren und das theure Leben dessen zu schützen, der mir das Licht meiner Augen erhalten hat! Abbas-Kuli! ich bin Naki, derselbe Nucker Scheick-Ali-Chan's, den Du, als Knabe, einst von der Strafe errettetest! Du erhieltest mir meine Augen, die mich jetzt hierher geleitet haben, um Dich zu retten. Eile nach Hause! unter der Mauer Eures Schlosses sind sechs Fäßchen Pulver vergraben. Die Bande Scheick-Ali-Chan's erwartet nur seine Befehle, und noch zwei Stunden, so ist ein entsetzliches Verbrechen vollbracht! Ich bin entwischt, um mich nach Eurem Hause zu schleichen, das Schicksal aber hat mich zu Dir geführt!" —

Abbas-Kuli umarmte den dankbaren Nucker und schied eiligst von ihm, indem der erstaunte Jüngling voller Angst seine Wohnung erreichte. Bald entdeckte man hier auch das vergrabene Pulver, und sämmtliche Diener Mirza-Muhamed-Chan's so wie die Bewohner seines Dorfes Amsar stellten sich wohlbewaffnet zur Bewachung des Hauses um dasselbe auf. Der Versuch Scheick-Ali-Chan's wurde nach Kuba gemeldet, und anstatt eines Erfolges erlitt die unvermuthet begrüßte Bande der Bösewichter einen großen Verlust an Todten und Blessirten. Die Verräther nebst ihrem Anführer entflohen, jedoch ohne sich umzusehen, weit von dem Gebiete von Kuba. Scheick-Ali-Chan starb im Jahre 182[illegible]. Der Nucker Naki blieb im Hause des durch ihn geretteten Mirza-Muhamed-Chan und lebt jetzt auf einem benachbarten Dorfe, überhäuft mit Gnadenbezeugungen der dankbaren Familie.

An der Erzählung dieser Begebenheit aber ist nichts ersonnen. Abbas-Kuli befindet sich schon längst in Russischen Diensten, und wer ihn kennt, gesteht, daß er die Hoffnungen des Vaters in vollem Maaße gerechtfertigt hat. Gegenwärtig durchreist er Rußland aus Wißbegierde und in der Absicht, mit der Europäischen Kultur bekannter zu werden. Mirza-Muhamed-Chan und Sophia-Chanum, seine Gemahlin, sind schon hoch bejahrt. Sie leben ruhig auf ihrem Landgute in ihrem Dorfe Amsar und harren der Rückkehr ihres Sohnes. Mit ihnen aber harret dieser Freude auch die junge Seliné, die einzige Frau Abbas-Kuli's, welche er gegen den ganzen Harem des Persischen Padischah nicht vertauscht und sogar im Kreise Russischer Schönheiten nicht vergißt.

J. Oserezkoffsky. (b. Л. Ч.)

Bibliographie.

Geschichtliche Uebersicht der Oirater oder Kalmücken, vom 15ten Jahrhundert bis auf die jetzige Zeit. Vom Pater Hyakinth.

Ausführliche Nachrichten von den Wolgaischen Kalmücken, gesammelt von N. Nefedjeff.

Das einäugige Teufelchen. Russische Erzählung von A. Ja...ff.

Die Herberge. Memoiren des verstorbenen Gorjanoff, herausgegeben von seinem Freunde N. P. Maloff.

Bibliothek der Romane und historischen Denkwürdigkeiten, herausgegeben von dem Buchhändler F. Rothhan. Theil IV., V., VI. und VII.

Mannigfaltiges.

— **Die Englischen Zeitungs-Anzeigen.** Die ungeheuren Spalten auf den ersten Seiten der Times, des Morning Herald, der Morning Post und anderer Englischen Blätter sind mit einem wunderbaren Gemisch von Täuschung, Betrügerei und Albernheit angefüllt. Man sehe nur diese Reihe von Ankündigungen. Der Eine wünscht funfzigtausend Pfund gegen gehörige Sicherheit geliehen zu bekommen, obgleich er kaum 50 Pence besitzt. Ein Anderer will ein Pferd verkaufen, für dessen Makellosigkeit er sich verbürgt, und das nur deshalb veräußert werden soll, weil der Eigenthümer es nicht mehr braucht. Der letzte Theil des Satzes enthält allein etwas Wahres, denn das Thier kann freilich weder dem Eigenthümer, noch sonst Jemanden mehr nützen. Ein Dritter preist die Vorzüge einer vegetabilischen Pille an, die alle Krankheiten beseitigt; nur hätte er noch hinzufügen sollen, daß sie mit dem Uebel auch den Patienten fortschafft. Ein Vierter rühmt sich der uneigennützigsten Absicht und thut das zarte Geständniß, daß er eine Frau mit einem mäßigen Vermögen brauche, indem er sich selbst für einen Mann von mittlerem Alter und von einem geringen Einkommen erklärt; aber sein Einkommen ist in der That so gering, daß man keine Ziffern braucht, um es zu bezeichnen, und sein mittleres Alter ist dem Ende des Lebens so nahe als möglich. Hier preist ein würdiger Bürger einige Fässer fremder Weine von der vorzüglichsten Lese an; und er muß die Echtheit derselben freilich am besten kennen, da er sie in seinem eigenen Keller fabrizirt hat. Dort zeigt ein rechtlicher Kaufmann an, daß er sein Waarenlager unter dem Einkaufspreise zum Besten seiner Gläubiger ausverkaufe; dies Beste aber wird sich als ein großes Uebel erweisen, denn er hat Jedermann, der ihm Kredit schenkte, glücklich hinters Licht geführt. Wohin das Auge blickt, findet es den Beweis, daß die eine Klasse von Menschen immer die andere ausplündert, so wie die eine Species von Insekten von einer mächtigeren Gattung verschlungen wird.

(Mephistophiles in England.)

— **Russisches Pfennig-Magazin.** Nachdem England, Frankreich und Deutschland bereits seit einigen Jahren ihre Penny Magazine, Magazine Pittoresque, Pfennig- und Heller-Magazine rc. besitzen, wird jetzt auch Rußland ein ähnliches Beförderungs-Mittel oberflächlicher Bildung und leichter Unterhaltung bekommen. Der bekannte Buchhändler Semen in Moskau wird nämlich eine: „Malerische Uebersicht der merkwürdigsten Gegenstände aus den Gebieten der Wissenschaften, Künste, Gewerbe, des gewöhnlichen Lebens, mit Beifügung malerischer Reisen und Lebensbeschreibungen berühmter Männer" herausgeben, und zwar soll vom 1. Juli bis 30. Dezember 1835 ein starker Band in Quart, schön gedruckt und mit 300 verschiedenen Zeichnungen geschmückt, für den mäßigen Preis von 25 Rubel Assig. (ung. 6 Thlr. 20 Sgr.) geliefert werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 96. Berlin, Mittwoch den 12. August 1835.

Rußland.

Moskau und St. Petersburg.

Eine Parallele.

Moskau hat seine Schönheiten und seine Annehmlichkeiten; sein Klima ist milder, seine Lage schöner, seine Aussichten sind malerischer, seine Promenaden ausgedehnter und seine Bevölkerung ist zahlreicher als die von Petersburg; dagegen kann die letztere Stadt sich besonderer Vorzüge rühmen, die sie vor jener voraus hat. Wenn Moskau origineller ist, so ist Petersburg doch mehr comme il faut. Beide Residenzen sind mit zweien Personen zu vergleichen, von denen die Eine, auf ihren eigenthümlichen pikanten Witz trotzend, sich Alles, auch jede Art von Ausschweifung, erlaubt, die Andere aber sich stets in den Gränzen des Anstandes und des feinen guten Tones hält. Welcher von Beiden würde man wohl den Vorzug geben?

In St. Petersburg ist der Sommer kurz und das Wetter äußerst abwechselnd; allein, was möchte wohl die Reize aufwiegen, die eine Sommernacht in dieser Stadt im Monat Juni gewährt, besonders, wenn Du Dich etwa auf der kleinen Newa, zwischen Kamenoi Ostrow und dem Landgute des Grafen Stroganoff, befindest, wo die Natur, in jungfräulicher Schönheit, in sanften und leichten Schlaf gewiegt, ihren Geliebten zu erwarten scheint; wo die Abenddämmerung der jugendlichen Morgensonne zur Vermählung die Hand reicht, und wo die Dünste, die in andächtiger Stille dem klaren transparenten Spiegel des schönsten Flusses entsteigen, Dir in Gestalt leichter Phantome und höherer Ossianischer Geister erscheinen? — Der terrassenförmige Garten Neskutschny's ist gewiß prachtvoll; aber sind nicht die von dem Flusse gebildeten Inseln in St. Petersburg noch weit schöner? Verweile nur ein wenig, sagt Bethencourt, auf der Brücke, die von der Apotheker-Insel nach Kamenoi Ostrow führt, und dann wende Dich um und erkläre Dich darüber, ob's möglich ist, irgendwo ein reizenderes Gemälde zu finden, ein Gemälde, das so viele Naturschönheiten mit so reicher Kunst und verführerischem Luxus verbinde?

Betrachtet man die innere Beschaffenheit beider Städte, so ist's unmöglich, Petersburg den Vorrang streitig zu machen. Seine breiten geradlinigen Straßen bieten dem Reisenden vielleicht nicht so viel Mannigfaltigkeit, so viele pittoreske Aussichten dar als Moskau, aber dafür gewähren sie auch eine weit größere und werthvolle Bequemlichkeit. In den Straßen von Moskau hat der Fußgänger mit allerlei Ungemächlichkeiten zu kämpfen, die aus Ziegelsteinen bestehenden Trottoirs sind unegal, werden nicht ordentlich unterhalten und brechen bei jedem einzelnen Thorwege ab. Dagegen in Petersburg kann man auf dem breiten, stets fortlaufenden und immer vollkommen sauber gehaltenen granitnen Trottoir die Stadt nach allen Richtungen, und ohne zu ermüden, in jeder erdenklichen Weise bequem durchwandern. Bei der Regelmäßigkeit und Geradlinigkeit der Straßen ist man auch im Stande, die verschiedenen Stellungen der Sonne ganz genau zu berechnen. In Petersburg weiß ich immer schon im Voraus, daß ich zu der und der Stunde diese und jene Straße im Schatten werde passiren können; zu Moskau ist dies unmöglich, weil die Straßen fast überall in Krümmungen sich hinwinden und in einander verschlängeln.

Petersburg hat aber noch seine besonderen Vorzüge als Seehafen. Was giebt's wohl für einen schöneren malerischeren Anblick, als den Börsenplatz in der Stadt, beschattet von einem Walde von Mastbäumen und den Flaggen aller Nationen? Genügt das noch nicht und will man das große Meer selbst sehen, nun, so begiebt man sich nach Katharinenhof; das ist nicht einmal so weit, als Dewitschy von Moskau entfernt. Und hier, hier hat man jene unermeßliche Wassermasse vor Augen, die den ganzen Erdball umfließt und die so weit entfernt ist, die einzelnen Kontinente von einander zu trennen, daß sie dieselben vielmehr auf die mannigfaltigsten, von Tage zu Tage sich verbessernden und immer bequemer werdenden Weisen mit einander verbindet. Siehst Du dort den Dreimaster mit vollen ausgespannten Segeln? Man möchte meinen, es sey ein kolossaler Adler, der mit seinen weißen Fittichen die weite Fluth fliegend durchfurcht. Ganz mit derselben Schnelligkeit, obgleich gegen den Wind, eilt ihm ein Fahrzeug entgegen, mit plattem Kiel, versehen mit einem Schornstein in Form eines Mastes, aus dem eine dicke Rauchwolke in die Höhe emporsteigt: es ist ein Dampfschiff, die schönste Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts.

Im Innern der Stadt siehst Du den Winter-Palast, mit der granitnen Säule, die man erst vor kurzem zum Andenken Alexander's errichtet, beinahe gerade gegenüber der zirkelförmigen Façade des Hotels der Ministerien des Krieges, der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten. Das Gebäude ist majestätisch, grandios und voller Harmonie in allen seinen Theilen. Einer meiner Freunde sagte mir einmal, daß bei ihm ein schönes architektonisches Monument die Wirkung einer schönen Symphonie hervorbringe, deren Akkorde gleichsam in Folge eines gewaltsamen Frostes plötzlich sich versteinerten.*) Der Anblick dieses Palastes zu Petersburg erinnerte mich oft an die ganz nordische Vergleichung; ich sah denselben gerade zu einer Zeit, als wir eine Kälte von 28 Grad hatten.

Rechts von dem Palaste erblicken wir die von dem herrlichen Boulevard umgebene Admiralität, deren vergoldetes Pfeilwerk als Ausgangspunkt für die drei Hauptstraßen St. Petersburgs dient, die in Form eines Fächers sich von demselben entfernen. Endlich kommst Du zu den aus Granit gebildeten gigantischen Säulen der Isaaks-Kirche, zu der Reitbahn der Garde-Kavallerie, die im Stil des Parthenons von Athen aufgeführt ist, und zu dem neuen Gebäude, das für die allgemeine Synode und den Senat bestimmt ist, mit seinem durch die Mitte gehenden Portal, durch welches man die dahinter liegende Straße und die Flagge sieht, die gegen das Ende auf der neuen Admiralität wehet. Endlich befindest Du Dich an den Ufern der Newa, an jenem Flusse, der, seiner Breite nach und mit Rücksicht auf seine ruhigen und klaren Gewässer, eher als ein See anzusehen wäre. Auf dem linken Ufer zieht sich eine lange Reihe von prachtvollen Palästen hin; auf dem rechten siehst Du den Kai der Insel Wassily, wo die Häuser in regelmäßigen Zwischenräumen von einander, gleich Theater-Coulissen, aufgeführt sind.

Nehmen wir endlich wieder unsere Parallele auf, so finden wir Moskau reich an historischen Erinnerungen; seine heldenmüthige Vertheidigung gegen die Tartaren, die siegreichen Unternehmungen zur Befreiung vom Joche der Polen, die Thaten der Tapferkeit des Fürsten Posharsky und des Kaufmanns Minin, zu deren Andenken die Bewohner von Moskau ein schönes Monument in Bronze errichtet, Alles dies erhebt das Gemüth und erregt unser lebhaftes Interesse für die alte Hauptstadt der Czaren; allein der eigentliche Nationalstolz findet, wie mir scheint, weit mehr Nahrung zu St. Petersburg. Wenn Moskau an die ritterlichen Tugenden der alten Russen erinnert, so repräsentirt doch Petersburg auf eine würdige Weise das jüngere Rußland, das aufgeklärte, macht- und kraftvolle Rußland unserer Tage; Petersburg erscheint als ein prächtiges Monument auf einem fremden Boden, der durch die Gewalt der Russischen Waffen erobert und durch das Genie seiner erhabenen Kaiser für die Nation erhalten wurde.

Die Bevölkerung von Moskau gefällt mir wegen ihrer Originalität, wegen ihres eigenthümlichen Witzes und wegen ihrer Höflichkeit. Wenn Du hier dem gemeinen Manne auf der Straße begegnest und ihn um etwas fragst, so kannst Du sicher seyn, daß er Dir bescheiden und mit Freundlichkeit in Russischer Sprache antwortet, und Du läufst keine Gefahr, das ungeschliffene, rohe Finnländische ey moiska (ich weiß nicht) zu hören, mit dem man Dich in den Straßen von Petersburg nicht selten abfertigt. Wie es scheint, halten sich in Moskau besonders in den Vorstädten mehr Leute aus den niederen Klassen auf, als in Petersburg; vielleicht auch lassen sie sich nur in ersterer Stadt etwas mehr auf den Straßen und im Freien sehen. Es herrscht daselbst weit weniger Luxus im Kostüm; in Petersburg siehst Du an den Sonn- und Festtagen kein Kammerkätzchen ausgehen, das nicht einen Hut auf dem Kopfe trägt; zu Moskau hingegen begnügt sich dasselbe schon mit einem bescheidenen Häubchen. Andererseits machen die Kaufmannsfrauen in letzterer Residenz großen Staat, und zwar zeugt es von gutem Geschmacke, daß sie ihre Nationaltrachten beibehalten, die ihnen gar wohl stehen, während man sich in Petersburg kaum des Lachens erwehren kann, wenn man dort die Frauen und Töchter Russischer Kaufleute nach den neuesten Pariser Moden haschen sieht, für die sie weder Geschmack noch Grazie genug besitzen. Zu Moskau siehst Du noch die Sarafane**) von Gros de Naples mit goldenen Tressen besetzt, den Kaloschnik***) in Sammet, garnirt mit Edelsteinen, oder in Spitzen mit echten Perlen, und die Duschagreyka,****) mit Zobel besetzt.

Ich lernte in Moskau eine eigenthümliche Sitte kennen, von der man in Petersburg gar nichts weiß. Ich begegnete zufällig einem Leichenbegängnisse; eine Menge von Frauen und jungen Mädchen, in weiße und bunte Gewänder gehüllt, wie zu einem Festtage, folgten einem Sarge, der mit rosenfarbenem Zeuge ausgeschlagen war. Niemand war

---

*) Schlegel's bekanntes Gleichniß, Architektur sey gefrorne Musik, hat dem Russischen Freunde wahrscheinlich vorgeschwebt.

**) Eine Robe ohne Aermel.

***) Ein Kopfputz in Form eines Diadems.

****) Eine Art Mantel. Der Name bedeutet „Seelenwärmerin."

in Trauer gekleidet. Als ich fragte, was dies zu bedeuten hätte, antwortete man mir, es sey die Leiche eines jungen Mädchens, und daß man hier niemals Trauerkleider anlege bei der Beerdigung einer christlichen Jungfrau.

In Petersburg ist nichts auffallender, als der Ehrgeiz nach Rang und Würden, der hier Alles beherrscht. Du darfst nur im Vorbeigehen auf die Gespräche und Unterhaltungen hinhorchen, wie sie hier auf den Straßen und Promenaden an der Tagesordnung sind. „Endlich hat man mir doch den Titel eines Kollegien-Raths verliehen!" — „Dieser Herr da ist zum Obersten ernannt worden." — „Kennst Du den Herrn N.? Er ist Divisions-Chef, hat das St. Wladimir-Kreuz" u. s. w. u. s. w. Zu Moskau hingegen herrscht die patriarchalische Aristokratie vor, die Aristokratie der Familie. Hier wirst Du hören: „Er hat unlängst die Nichte des Fürsten Spiridon Matwegewitsch geheirathet." — „Er hat seine Tante Akulina Gregoriewna zu Grabe getragen." — „Dieser Wassily Iwanowitsch ist ein zäher Greis, er will nicht sterben; seine Adoptiv-Tochter könnte sein Vermögen wohl gebrauchen, um einen Mann zu bekommen" u. s. w. u. s. w. Ich fragte eines Tages im Schauspiel meinen Nachbar, wer der alte Herr mit grauen Haaren dort in der Loge sey, der mit mehreren Ehrenzeichen geschmückt wäre. — „Wie", erhielt ich zur Antwort, „Sie kennen ihn nicht? Er ist ja der Neffe der Fürstin Prascowia Antonowna." Der Familien-Name wird bei bekannten Personen niemals mitgenannt, da er sich von selbst versteht.

In Petersburg unterhält man sich viel über Politik, von den Wissenschaften und schönen Künsten; in Moskau hingegen spricht man mehr von häuslichen Dingen, von Pferden und Hunden. Uebrigens versteht man in der letzteren Stadt besser das Leben zu genießen und sich wirklich Vergnügen zu machen. In Petersburg sieht man die meisten Zuschauer im Theater gähnen, sie beklagen sich über Langeweile und würden sich schämen, wenn sie das Ansehen hätten, als amüsirten sie sich einmal. Zu Moskau dagegen amüsirt man sich auf eine ganz ungezwungene Weise, man läßt die Schaubühne nicht aus den Augen, man würde fürchten, auch nur ein Wort von dem Stücke zu verlieren, und ennuyirt man sich ja einmal, so verläßt man auf der Stelle den Saal und sucht das Vergnügen anderswo auf. Auch beschäftigt man sich hier mehr mit der einheimischen Russischen Literatur. Die Bewohner von Moskau haben mehr Nationalsinn als die Petersburger. Wenn einer der letzteren sich's einfallen läßt, auf St. Petersburg zu schmähen, so stimmt bald alle Welt mit ein; in Moskau hingegen, wenn Jemand es wagte, der Vaterstadt irgendwie etwas Schlimmes nachzusagen, so würde er Gefahr laufen, von seinen Mitbürgern gesteinigt zu werden.

Ich spreche nicht von den Moskauer Salons; ich befinde mich gerade zu einer Zeit in der Stadt, wo Alles auf dem Lande ist, aber jemehr ich die Straßen durchwandere, desto mehr habe ich Ursache, hier die so ausgezeichnete Sauberkeit von St. Petersburg zu vermissen. Wollen sie sich von dieser letzteren einen Begriff machen, so hören Sie, was dort an der Tagesordnung ist. Ein Polizei-Bedienter schilt einen Dwornik (Portier) aus, vor dessen Hause die Spuren von vorübergezogenen Pferden zu bemerken waren. „Aber, Väterchen", erwiedert Jener, „ist es denn nöthig, daß ich jedem Pferde nachfege, das hier vorbeikommt?" — „Ja, Du Esel, und nicht nur den Pferden, sondern auch den Sperlingen mußt Du nachfegen."

Der parquetirte Weg, den der Kaiser Alexander während der letzten Jahre seiner Regierung in den Hauptstraßen von Petersburg legen ließ und der bis nach Kamenoi Ostrow hinführt, trägt zur Verschönerung der Stadt besonders bei, und dürfte eine solche Verzierung nicht leicht anderswo aufzuweisen seyn. Die sechseckigen, genau an einandergefügten und vermittelst eines Mastixes zusammengekitteten Holzblöcke, auf denen die Karossen der Hauptstadt so rasch und geräuschlos daherfahren, sind eine wahrhaft Kaiserliche Erfindung, und zeugen von dem Wohlstande, der in St. Petersburg herrscht.

(Sophie Conrad. — R. d. N.)

Bibliographie.

Sholkjewsky's Manuskript. Anfang und Resultat des Moskauischen Krieges während der Regierung des Königs Sigismund III. unter dem Kommando Sr. Gnaden des Herrn Stanislaus Sholkjewsky, Woywoden von Kieff, Kron-Feld-Hettmann. Herausgegeben von Paul Muchanoff. Moskau.

Der Sturm von Praga am 24. Oktober 1794. Moskau.

Geschichte von Japan. Moskau.

Darstellung des zu Rußland gehörigen Kaukasischen Gebietes und der mit demselben gränzenden Länder, in geschichtlicher, statistischer, ethnographischer, finanzieller und kommerzieller Hinsicht. Von Platon Suboff. 3ter Theil.

Die Vergrößerung des Russischen Reiches, von der Regierung Peter's I. bis zum Tode Alexander's I. Von J. Hagemeister.

Gedichte und Erzählungen, von A. S. Puschkin.

Reisen des Freiherrn Alexander von Humbold in Amerika, mit geologischen und klimatischen Untersuchungen über Asien. Uebersetzt von J. Neronoff.

Aegypten.

Alexandrien und die Griechische Flotte.

(Fortsetzung.)

Inzwischen rückte die Griechische Division (denn jenen Brandershaufen darf ich weder Flotte noch Eskadre nennen) geradezu auf Alexandrien los. Vor ihr her voltigirten eine Zeitlang die Aegyptischen Kreuzer, die aber endlich anlegten und der großen Einfahrt schrägüber Anker warfen. Der letzte von ihnen war ein Kutter; er schien diese Partie nur mit Widerwillen zu ergreifen und manövrirte noch lange mit großer Unverschämtheit nur einen Kanonenschuß weit von der feindlichen Fregatte. Dann aber bedeckte er sich mit allen seinen Segeln, unter deren Zahl und Größe sein kleiner Rumpf, wie der Schmetterling unter seinen Flügeln, gänzlich verschwand, gleitete leicht über das Wasser hin, welches er kaum bewegte, und postirte sich an die Spitze der Aegyptischen kleinen Division, die sich vor dem Eingange des großes Kanals zusammengezogen hatte. Ich habe den Capitain dieses Kutters, welcher immer auf dem Meere war, nur ein einziges Mal gesehen; aber ich werde mich seiner stets als des schönsten Kopfes und des kühnsten Seemanns erinnern, dem ich jemals begegnet bin.

Als die Sonne gänzlich untergegangen war, befanden sich die Griechen nur noch ungefähr vier Meilen von uns entfernt. Der Seewind legte sich zwar nach und nach, hielt aber doch noch eine Stunde an, und diese benutzte der Feind, um seine schlechtgebildete Linie besser zu konzentriren.

Da erblickte man drei Fahrzeuge in der offenen See; zwei kamen von Westen und eins von Osten. Von den ersten beiden fuhr eins bald mit offenen Segeln in den Hafen ein; es war die Aegyptische Korvette, „die Stadt Navarin", ein in Lyon erbauter guter Segler, welcher von Kandien kam und eine Million Piaster am Bord hatte. Das zweite dieser Schiffe war ein Griechischer Brander, auf welchen die „Stadt Navarin" schon Jagd machen wollte, als er schnell sich zur Division zurückzog. Das von Osten kommende Fahrzeug war eine Brigg von 18 Kanonen, welche die Aegyptische Flagge führte. Er mußte sehr dicht an der Spitze der Feigenbäume vorüber segeln, weil sie, aus Furcht, in die Griechische Division zu gerathen, die offene See nicht mehr zu halten wagte, und sie vertraute darum, wie die Seeleute zu sagen pflegen, ihre Ehre den Klippen an. Indem sie nun alle ihre Segel hißte, gelang es ihr, die Spitze von Marabout zu gewinnen, bevor ihr noch die Griechen den Weg abschneiden konnten. Allein, da sie sich hierdurch dem Winde allzusehr preis gegeben hatte, so trieb er sie mit solcher Kraft in den Kanal hinein, daß sie plötzlich stehen blieb und nicht von der Stelle konnte. Denn der Capitain, welcher keinen Lootsen aus Alexandrien an Bord nehmen konnte, hatte irriger Weise das niedrige Wasser für die Durchfahrt angesehen und war nun auf dem Sande gestrandet, in welchen die Brigg ohne Zweifel sehr tief eingedrungen war.

Indessen blieb dieser traurige Zufall anfangs sowohl von den Freunden als vom Feinde unbemerkt, weil die Brigg ihr Manöver nicht veränderte und alle ihre Segel aufgespannt und nach dem Winde gerichtet stehen ließ. Wahrscheinlich hatte ihr Capitain das Geschrei: „Alla Okbar! Alla Kerim!" als das wirksamste Mittel zum Wiederflottwerden erachtet, während der in den Segeln arbeitende Wind das Fahrzeug immer tiefer in den Sand hineintrieb. Als aber nach Verlauf mehrerer Minuten die so inbrünstig erbetene Hülfe vergebens auf sich warten ließ, da fing er an, Nothschüsse zu thun, durch welches Signal die Griechische Division, deren Bewegung bis jetzt ungewiß war, aufmerksam auf diese Beute gemacht, darauf zuzusteuern anfing, wobei sie von dem noch immer fühlbaren Nordwestwind sehr begünstigt wurde. Jetzt erfolgten die Nothschüsse schneller auf einander; erst fielen sie minutenweise, dann häuften sie sich mit der wachsenden Gefahr, und endlich gingen sie in ein unaufhörliches Donnern über.

Obgleich nun diese Schüsse kräftig am Bord des Admiralschiffes wiederhallten, so konnte doch die Unterstützung, die man der Brigg zukommen lassen wollte, nur langsam von statten gehen. Denn der Wind war den großen Schiffen durchaus entgegen, und die kleinen Fahrzeuge, denen allein es möglich war, die Brigg noch vor der Ankunft eines feindlichen Branders zu erreichen, wären nicht mächtig genug gewesen, sie zu vertheidigen. Ueberdies gab die eintretende Nacht den Griechen einen zu großen Vortheil, als daß man um einen so geringen Preis es wagen durfte, ein Gefecht mit ihnen zu beginnen. Indessen erhielten doch drei Fregatten, zwei Korvetten und eine Brigg den Befehl, schleunig auszusegeln.

Dieses Manöver wurde schnell ausgeführt, und die Aussegelung geschah prompt und ohne einen Unfall; allein der Endzweck blieb unerreicht. Denn da der Wind sich mit dem völligen Eintritt der Nacht gänzlich gelegt hatte, so mußte diese Expedition bei dem Eingange der Durchfahrten wider ihren Willen anlegen.

Das Drama verwickelte sich jetzt so sehr, daß sein Ende nicht vorauszusehen war. Ist, so fragte man sich, die Absicht des Griechischen Admirals auf die Einäscherung der gesammten Türkischen Flotte gerichtet, die sich im Hafen befand, oder wird er sich mit dem einen Opfer begnügen, welches ihm bereits verfallen zu seyn scheint? Der erste Fall war Gefahr drohend, und uns, denen es oblag, die Handels-Schiffe unserer Nation zu beschützen und zugleich auf unsere eigene Sicherheit bedacht zu seyn, war jetzt eine schwierige Rolle aufgegeben. Die Englischen Schiffe hatten, an der Spitze der Rhede vereinigt, Posto gefaßt, um jedem Versuche, der auf ihre Handels-Schiffe gemacht werden könnte, zu widerstehen. Wir trafen unsererseits dieselben Vorkehrungen, um nöthigenfalls ähnliche Gegenwehr leisten zu können. Es war zum ersten Male in meinem Leben, daß ich ein so ernstes Manöver mit ansah, und ich gestehe, daß mein junges Herz heftig schlug, sowohl vor Hoffnung, als vor Unruhe. Unsere Korvette war ein Schiff zum Unterricht, und die Kanonen darauf wurden großentheils von den 40 Lehrlingen bedient, die sich am Bord befanden, und zu denen ich selbst gehörte; unsere Eigenliebe war darum bei diesem in Friedenszeiten so seltenen Ereignisse sehr lebhaft aufgeregt. Doch ging Alles auf's Beste, und in einigen Minuten hatte unsere Korvette ihre Zähne geschärft, und wehe dem, der sich an das Gebiß gewagt hätte; wir würden ihm unbarmherzig die Flanken zerfleischt haben.

Als unsere kriegerischen Vorbereitungen in der Batterie beendigt waren, stiegen wir wieder auf's Verdeck zurück, um die Ereignisse zu beobachten. Die Nacht war ganz schwarz geworden; doch die Rhede war rings erleuchtet; denn alle Schiffe hatten ihre Hangematten abgenommen, und die über den Kanonen aufgehängten Laternen schimmer-

ten durch die Schießpforten hindurch. Uns gegenüber ließen zwei Aegyptische Schiffe sogar eine doppelte Reihe solcher Schießscharten blicken, gleich der doppelten Reihe von Zähnen eines gigantischen Haifisches. Alles dieses war neu und schön, und man konnte die Nacht eine Festnacht nennen.

Am Backbord war es dunkler; die an der großen Durchfahrt vor Anker liegenden Schiffe waren nur von geringer Zahl, und ihre Beleuchtung konnte aus der Entfernung die Finsterniß nicht durchdringen. Die Griechischen Schiffe konnte man nur sehr mühsam noch wahrnehmen und ihre Bewegungen nur muthmaßen. Die gestrandete Brigg schoß nicht mehr, und es schien, als habe sie sich in ihren Untergang ergeben. So verstrich eine Viertelstunde der gierigsten Erwartung, während welcher wir mehr nach einer bekannten Richtung hinsahen, als nach einem sichtbaren Punkte. Die besten Augen konnten jedoch auch die Masse von Brandern noch erkennen, die sich allmälig dem Passe von Marabout näherten, so wie die Kriegsschiffe, die ihnen als Reserve folgten. Endlich erglänzte im Abend ein heller Schein, gleich einem starken Blitze. Es geschah dies am Bord eines Branders; das Feuer theilte sich augenblicklich seiner geschwefelten Takelage mit, und dieses funkelnde Gebäude flog mit feurigen Flügeln, einem Donnerkeile gleich, auf die Aegyptische Brigg zu, die alsbald, von ihres Feindes Feuer hellbeleuchtet wurde. Doch der Brander strandete auch, bevor er noch die unbewegliche Brigg erreichen und mit seinen feurigen Armen umklammern konnte. Wie diese, stand auch er fest auf dem Sande und flackerte einer großen Fackel gleich, als sollte er den Weg der nachfolgenden Brander erhellen, damit sie um so sicherer ihm folgen könnten. Und wirklich stürzten diese wie ein Bienenschwarm herbei, und der zweite, welcher dem Ziele näher als der Erste gekommen war, war auch so glücklich, es zu berühren, und eine Sekunde darauf loderte die neue Fackel auf, und das Feuer erreichte die Aegyptische Brigg, deren Segel alle ausgespannt geblieben waren. Bald theilten diese die Flamme den Masten mit, die sich damit umhüllten und sie wie einen Strom über den Schiffskörper auszugießen schienen, der ihnen jedoch einen kräftigeren Widerstand, als die anderen lockeren Gegenstände, zu leisten vermochte. Schon waren die schwachen Borde der beiden Brander vom Feuer verzehrt, als die Brigg noch standhaft gegen die dreifachen Angriffe, welche rechts, links und von oben herab auf sie gemacht wurden, kämpfte; sie nahm sich in der Ferne wie ein schwarzer Körper zwischen zwei glänzenden Punkten aus. Der Abglanz dieser Feuersbrunst bleichte Anfangs das Meer in einem großen Kreise rings umher; er röthete es aber, als die Flammen höher stiegen. Endlich drangen die Feuerzungen des Brandes doch in die bereits offenen Wunden der Brigg ein, und sie beleckten sie so lange, bis sie sich entzündete und die lodernden Wimpel und kleinen Flaggen sich von ihrem glühenden Leibe trennten, über einander fielen und Freund und Feind um die Wette loderten.

Doch plötzlich wurde dieses Schauspiel durch eine erschütternde Kanonade unterbrochen, während flammende Bruchstücke in die Luft geschleudert wurden und bald darauf wieder eine tiefe Stille eintrat. Es war die letzte That dieses erbitterten Kampfes, welcher sich auf die echte Weise eines Seegefechtes am Himmel und unterm Wasser endete.

Die Rhede war nun wieder dunkel und still; Alles war daselbst in scheinbare Ruhe versunken. Im Hintergrunde des Hafens waren die Terrassen der Häuser erleuchtet, und man sah die Köpfe der Neugierigen, welche dieses Schauspiel von weitem betrachteten. Es war hier ein Wiederschein der schrecklichen Erleuchtung im Westen, eine Scene der Zerstörung und der Ruhe, des Todes und der stillen Beobachtung — ein greller Widerspruch zwischen gleichmäßig ergreifenden Eindrücken.

Außer dem dramatischen und malerischen Interesse, bewog uns Seemänner noch etwas sehr Anziehendes, die Scene, die wir eben geschildert, mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten, und entschied über unsere geheime Neigung auf eine Weise, die ganz unabhängig von der Meinung war, die wohl Jeder von uns über die zu entscheidende große Frage des Orients haben mochte. Um die Weise zu begreifen, auf welche wir diese Begebenheiten betrachteten, die uns wegen der Nähe des Orts um so wichtiger erschienen, muß man wissen, welche Vorliebe die Seeleute für ihren Stand haben, und wie sehr die Theilnahme, welche große ausgezeichnete Männer ihm bezeigen, auf das Urtheil wirkt, welches dieser Stand von ihnen fällt. Und Mehmed Ali war ein großer Mann. Mehmed Ali verstand sich auf die Marine, er gab seinen See-Offizieren einen bedeutenden Vorzug vor den Offizieren seiner Land-Macht; er beschäftigte sich mit den Details der Schifffahrt, und ich selbst habe ihn im Arsenal Schiffstaue zusammenrollen und die Qualität derselben sorgfältig untersuchen sehen; er versorgte und schmückte seine Flotte, als wäre sie seine Geliebte; er sparte keine Ausgabe für sie und bezahlte mit klingendem Golde solche Schiffe, wie die „Stadt Navarin", deren Bauart etwas Außerordentliches war, deren Ausstattung wir bewunderten, und die das Ansehen hatte, als wäre sie aus Fischbein gemacht, so wunderbar zierlich war sie gearbeitet. Oft sahen wir ihn die Rhede in einem kleinen mit Sammetkissen belegten Schiffchen durchfahren, begleitet von mehreren Barken, die mit seinen Garde-Offizieren oder mit seinem Generalstabe angefüllt waren. Er fuhr langsam zwischen seinen Schiffen hin, von denen er mehrere besuchte; und dadurch gab er sich uns als den wirklichen Admiral seiner Flotte kund, was unbestreitbar in unseren Augen mehr galt, als Vice-König von Aegypten seyn. Wenn er sich unserem Borde näherte, machte es uns wahrhaftes Vergnügen, ihm die Ehre des Trommelschlages zu erweisen, und wenn wir in einem solchen Augenblicke mit irgend einem Exerzitium beschäftigt waren, so führten wir dasselbe mit um so größerer Genauigkeit aus, bloß um ihm damit unseren Respekt zu bezeigen und seinen Beifall zu verdienen. Er war also unter den großen Männern des Zeitalters der große Mann unserer Vorliebe, und seine Schiffe interessirten uns, nicht etwa in Masse, als wären wir Statistiker, sondern im Einzelnen, gleich Leuten, welche gewohnt sind, sich als eben so viele Theile des großen Ganzen oder als Seele des Schiffes zu betrachten, welches sie bewohnen. Die so eben in die Luft geflogene Brigg war darum eben so wenig für uns als für den Pascha selbst ein erfreulicher Anblick, und wir trösteten uns nur damit, daß dieser Verlust dem Feinde theuer genug zu stehen kam. Auch Mehmed Ali sagte später selbst, daß die Aufopferung zweier Brander für eine Brigg, in Betracht der Armuth der Griechen neben seinem Reichthum, eher eine Niederlage als ein Sieg zu nennen wäre.

Es schien indessen, als hätte für diese Nacht Lord Cochrane seinen Versuch zu einer glänzenden, aber kostspieligen That aufgegeben. Bei der durch die Feuersbrunst entstandenen westlichen Beleuchtung hatten wir die Bewegungen seiner Division genau beobachten können; sie stand in Schlachtlinie, während sie den nächsten Wind nach Norden zu gewinnen suchte und auf solche Weise manövrirte, daß sie sich immer in der Nähe der Küste halten konnte.

Die Nacht, die den nun folgenden Zwischenakt verdeckte, breitete einen dunklen Vorhang darüber, der jedoch eben so interessant war, wie das Gemälde, an welches er erinnerte. Denn in der dicken Finsterniß, welche uns umgab, bewegten und näherten sich mit einem Male die noch brennenden Trümmer der drei vom Feuer verzehrten Fahrzeuge; das Feuer, welches die Brander von ihrem brennbaren Inhalte und die Brigg von ihren Geschützen befreite, hatte auch alle drei erleichtert, und sie erhoben sich, von dem leisen Hauche des Westwindes getrieben, über die Sandbänke, auf denen sie vorher fest saßen. Ihre Bewegung übrigens war so sehr langsam, daß sie das Auge ermüdete, und man hätte schwerlich vorhersehen können, wo sie anhalten würden, wenn sie die Aegyptier in einem Anfalle der ihrer Nation so eigenthümlichen Sorglosigkeit in die Mitte ihrer Schiffe kommen ließen, ohne sie weg zu bugsiren und sie nochmals an der Küste stranden zu lassen. Außer dieser gewissen Gefahr, konnte sich noch eine andere einstellen, welche uns zu einer wohlbedächtigen Wachsamkeit nöthigte; es konnte ein Griechisches Fahrzeug vielleicht versuchen, durch einen der Zugänge zu dringen, und ein für die Türkischen Schiffe bestimmtes Schwefelhemd aus Irrthum den unsrigen zuwerfen. Unsere Stellung an der Spitze der Rhede zur Seite des kleinen Einganges ließ uns diese Uebertretung der Neutralitäts-Regeln mit Grund befürchten, da sie, wenn wir einmal ein Opfer gewesen wären, mit der ungenügenden Entschuldigung eines Irrthums vertheidigt werden konnte. Darum wurden die ängstlichsten Vorkehrungen gegen diese fatale Möglichkeit getroffen; die Wachtposten wurden überall verdoppelt und auf mehreren Punkten der Schiffe vermehrt; drei Schaluppen wurden bewaffnet, von den besten Lehrlingen befehligt und an Backbord der Korvette geschickt, eins an den vordern Theil des Bugspriets, ein anderes an die Querseite, und das dritte an den Hintertheil des Schiffes, mit der Ordre, alle kleine Schiffchen, welche versuchen wollten, zwischen ihnen und dem Borde einzudringen, anzugreifen und in Grund zu bohren. Als dieses geschehen war, schickte man die Hälfte der Equipage zur Ruhe. Es war acht Uhr, als alle Maaßregeln genommen waren, und diese waren so sicher, daß wir uns ohne Furcht dem Schlaf überlassen konnten, dem wir uns eben in die Arme werfen wollten. Jedoch schien mir eine Sache bedenklich. „Wenn die Griechen eine Landung in der Stadt auf dem niedrigen Gestade, welches sich zwischen dem Kap der Feigenbäume und dem Leuchtthurme des Hafens befindet, versuchten?" fragte ich einen der gelehrten Lieutenants, der mit unserem Unterricht beauftragt war. „Man würde sie dann mit den Schlafmützen verjagen", antwortete er lachend. Dieses schien mir genug, um die Wahrscheinlichkeit meiner unruhigen Voraussetzungen zu vernichten, und da ich noch zwei Stunden vor mir hatte, ehe ich die Wache in einer der an der Korvette postirten Schaluppen übernehmen sollte, so stieg ich in die Batterie hinunter, um mich so hinzulegen, wie es mein Posten an der dritten Kanone, deren Feuerwerker ich war, mir erlaubte. Es war da ein schöner und reizender Anblick; zwanzig Laternen erleuchteten die Batterie, eine jede zur Seite des Stücks aufgehängt, dem sie den Dienst beleuchten sollte. Jede Kanone war geladen, und hinter ihr sandte die angezündete Lunte einen dünnen Rauchfaden in die Luft. Die Menge der Werkzeuge, die ein Seegefecht erfordert, lagen ausgebreitet und in solcher Ordnung da, daß nichts die Harmonie und die Einfachheit störte, welche immer auf Kriegsschiffen zu bemerken sind, und welche das vereinte Eingreifen erleichtern und das Unternehmen einer so verwickelten Maschine begünstigen.

(Schluß folgt.)

England.

Der Gartenbau in Großbritanien.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß die Briten in diesem Zweige der Oekonomie jeder anderen Nation vorangeeilt sind. Wir übergehen die unzähligen Privat-Gärten, in welchen die edelsten Südfrüchte, wie Ananas, Weintrauben, Pfirsiche, Melonen u. s. w. ihre zweite Heimath finden, und begnügen uns mit Hinweisung auf den großen Markt in Covent-Garden und auf die Londoner Obst-Läden. Die Menge der Ananas, die man hier in jeder Jahreszeit zum Verkauf ausbietet, ist Staunen erregend, und wir wissen aus guter Quelle, daß die Ananas zu jeder Zeit in London noch sicherer vorgefunden wird, als selbst in Jamaika oder Kalkutta. Im Januar und Februar kann man frühreife Spargel, junge Kartoffeln, Kohl, Rhabarber-Stängel, Champignons und Früh-Gurken haben. Schon im März kommen die Kirschen und Himbeeren zum Vorschein, so wie auch die Schminkbohnen und andere Gemüse. Der April bringt uns die Trauben, die Pfirsiche, die Melonen und die ersten Schoten-Erbsen. Alle frühreife Produkte sind im Mai schon reichlich vorhanden. Vom Juni bis zum November hat man alle Arten Sommerfrüchte im größten Ueberfluß. Im Oktober wuchern die Weintrauben, die Feigen, Melonen und verschiedene Pfirsich-Arten; im November und Dezember die Weintrauben, die Winter-

Melonen, die Nüsse, Birnen und Pflaumen. Ananas giebt es, wie schon bemerkt, zu jeder Zeit des Jahres mehr als hinreichend.

Was die Küchen-Gewächse betrifft, so ist es unmöglich, in irgend einem Lande noch bessere zu finden. Sämmtliche Kohl-Gattungen und eine zahllose Mannigfaltigkeit eßbarer Wurzeln füllen unsere Gemüse-Läden im Januar, Februar und März. Die Menge der Rettige, Lattiche, Zwiebeln, Spargel u. s. w., die man im April und Mai auf den Londoner Markt bringt, gränzt an das Unglaubliche; eben so die Menge des Blumenkohls, der Erbsen und Kartoffeln im Juni. Die übrigen Monate liefern uns außer den Vegetabilien von allgemeinem Verbrauche auch solche, die nur von Ausländern konsumirt werden, als Meerfenchel, Pimpernell, Löwenzahn u. s. w.

Die Londoner Blumengärten wetteifern an Ueppigkeit und Frühreife ihrer Produkte mit den Obst- und Gemüse-Gärten. In dem Laden eines einzigen Kräuter-Händlers kann man sich mehr denn 300 Arten Kräuter anschaffen, die in der häuslichen Medizin oder in Destillationen gebraucht werden.

Der Ueberfluß aller dieser Erzeugnisse würde an sich wenig bedeuten, wenn er nicht auch Wohlfeilheit der Preise herbeiführte; allein die Preise sind wirklich jedem Beutel angemessen. Der nur etwas bemittelte Handarbeiter kann sich, wenn er es wünscht, mit geringen Kosten einen Nachtisch verschaffen und seinen Salon mit eben so schönen Blumen schmücken, als der erste Lord im Reiche sie besitzt. Siehe da die Ergebnisse des zusammenwirkenden Einflusses unseres Klima's, unserer Industrie und unseres Reichthums!

Dessenungeachtet liegt noch ein weites Feld der Verbesserung und Veredlung vor uns; man könnte mit einfacheren Mitteln zu demselben Resultate gelangen und für 6 Pence liefern, was gegenwärtig 1 Shilling kostete. Neue und vervollkommnete Varietäten der Kräuter, der Bäume und früchtetragenden Sträucher können die Schätze unseres Gartenbaus vermehren, und eben so denkbar ist es, daß die Früchte selbst in jeder Beziehung noch mehr Veredlung zulassen. Wir besitzen nicht ein Zehntheil der herrlichen Früchte, die man in der heißen Zone kennt, und von denen eine große Zahl in Rumphii Hortus Amboynensis, und in Roxburgh's Coromandel beschrieben sind. Dahin gehören z. B. Durior, Mangostan und Manga. Die beiden Ersteren sind, nach dem Zeugnisse vieler Reisenden, noch weit köstlicher als selbst die Ananas.

Nur wenige unserer Pächter verstehen sich so recht auf die Benützung ihrer Gärten: die nicht produktiven Bäume der Hecken könnte man mit großem Vortheil durch Aepfel- oder Birnenbäume und die Hecken selbst, wie z. B. in mehreren Theilen von Clydesdale, durch Damascener Pflaumenbäume ersetzen, eine sehr nützliche einheimische Frucht, die in Puddings gefüllt und zu Wein destillirt wird.

Auch die bloßen Lust-Gärten sind noch vieler Verbesserungen fähig; man kann die Arten der Kultur vereinfachen, verschiedene zarte Spezies unserem Klima angewöhnen und die gemeinen Varietäten veredeln. Dieser Zweig der Gärtnerkunst hat übrigens seit einem halben Jahrhundert Riesenschritte gethan; man zählt 11,970 Arten von Vegetabilien, die während dieser Zeit in England naturalisirt worden sind; unter Georg III. allein 6756!

Die Physiologie der Pflanzen war in England eine terra incognita, bevor Herr Knight mit seinen gelehrten Abhandlungen und praktischen Anwendungen auftrat. Bis jetzt ist sie indessen der Gärtnerkunst noch immer etwas fremd geblieben. Wir Engländer haben uns in der Praxis immer mehr hervorgethan als in der Theorie; gewöhnt, uns Alles für Geld zu verschaffen, fühlen wir das Bedürfniß nach Wissenschaft nur wenig. Wenn man die Englische Gärtnerkunst von diesem Standpunkte betrachtet, so findet man den Typus des National-Charakters darin wieder.

Werfen wir nun einen Blick auf unsere ökonomischen Gesellschaften. Die „Londoner Societät" wurde 1805 gestiftet und ist seit 1809 offiziell. Zufolge der Königlichen Bestätigung, die sie im letztgenannten Jahre erhielt, darf die Gesellschaft jährlich für 1000 Pfund Sterling Grundstücke kaufen, ihre Statuten machen und abändern u. s. w. Diese Gesellschaft hat fast in allen Theilen der Welt Korrespondenten; sie hat Gärtner nach Indien und China geschickt, um Asiatische Pflanzen zu sammeln und lebendig mitzubringen. Sie vertheilt sowohl an Dilettanten als an Gärtner von Fach goldne und silberne Preis-Medaillen. Ungefähr drei Viertheile der Mitglieder bestehen aus Dilettanten und das letzte Viertel bilden die Gärtner.

Die „Caledonische Gesellschaft" war anfangs (1803) nur ein Verein von Blumisten in Edinburg; ihre Pläne wurden nachmals großartiger und 1809 legte sie sich den obigen Titel bei. Zu den Gegenständen ihrer Bestrebung gehören auch Bienenzucht und Fabrication der Englischen Weine. Die Institutionen dieser Gesellschaft und die Prämien, welche sie vertheilt, sind von denen der „London Society" nicht verschieden. Drei Viertheile der Mitglieder bestehen aus praktischen Gärtnern.
(The Gardener's Magazine.)

Bibliographie.

Fudges in England, or a sequel to the fudge family in Paris. (Englische Spiegelfechtereien, ein Seitenstück zu denen in Paris.) Von Th. Brown dem Jüngeren. 8 Sh.

A tour in Greece and the Levant. (Reise in Griechenland und in der Levante.) Von Rich. Burgeß. 2 Bde. 14 Sh.

Practical treatise on the diseases of the teeth. (Ueber Zahn-Krankheiten.) Von W. Robertson. 7 Sh.

The Roman baths. (Römische Bäder.) Von Mrs. Sherwood. 1 Sh.

The constitution of society as designed by God. (Die menschliche Gesellschaft, wie Gott sie eingesetzt.) 15 Sh.

Steam voyage etc. (Reise mit dem Dampfboot auf der Donau, nebst Skizzen von Ungarn und der Türkei.) Von J. Quin. 2 Bde. 21 Sh.

What is a Comet, Papa? (Kometen-Darstellung für Kinder.) Von Maria Zornlin. 1 Sh.

Mannigfaltiges.

— Zustand der Musik in England. Es ist belustigend, den Geschmack der Engländer für Musik, wie er sich in diesem Augenblick zeigt, näher zu betrachten. Hier singt eine Sopranistin ganz jämmerlich falsch, und doch wird sie zum Himmel erhoben; dort ist die Bewunderung der Zuhörer um so lauter, je mehr jener junge Tenor sich in verwickelten und unsinnigen Läufen ergeht. Die Art und Weise, wie diese Musik zu Stande gebracht wird, würde dem kleinsten Theater in Deutschland zur Schande gereichen. Mit einer übermäßig theuer bezahlten Gesellschaft versuchen sie doch selten etwas Anderes, als ein halbes Dutzend der abgedroschensten Opern von Rossini und einem oder zweien seiner talentlosesten Nachahmer; und so oft sie diese auch aufführen, so wird es doch selten zu etwas Vollkommenem. Das Orchester, das sich so vieler großer Namen aus der Heimath und dem Auslande rühmt, scheint die Wichtigkeit des Ausdrucks nicht zu begreifen. Woran die Leute gewöhnt sind, das spielen sie mit mechanischer Genauigkeit; sollen sie aber eine von Mozart's Ouvertüren ausführen, so kann man darauf rechnen, daß es in einem unrechten Zeitmaaß geschieht, und daß man Präcision, Gefühl, Energie und die gehörige Beachtung von Licht und Schatten, die einen der größten Reize in der Instrumental-Musik ausmacht, ganz und gar vermissen wird. Was den Chor betrifft, so taugt dieser nun vollends nicht das Geringste. Wie kann es aber anders seyn, wenn der Direktor aus Sparsamkeit für ein erbärmliches Gehalt, das noch dazu oft nicht einmal ordentlich ausgezahlt wird, Leute engagirt, die wenig, wo überhaupt etwas, von der Musik verstehen? Ueberdies sind alle Kanäle, aus denen dem Publikum diese Genüsse zuströmen, in den Händen von Personen, die sich Komponisten nennen und die seit langer Zeit ein Monopol auf ihre Kunst besitzen, ohne daß sie das mindeste Talent zu einem solchen Beruf haben. Diese haben keine Lust, geschickteren Individuen Platz zu machen, und da die Besseren größtentheils unbekannt sind und kein Interesse dabei haben, ihre Fähigkeiten öffentlich zu rechtfertigen, so ist das Publikum verurtheilt, das allerschlechteste Zeug zu hören. (Mephistophiles in England.)

— Ottomanische Literatur. Folgende Werke haben so eben die Kaiserliche Presse verlassen: Asaz el Bina (Grundlage des Gebäudes), oder ausführliche Erläuterung der Arabischen Grammatik, von Achmed Reschid Efendi, Mufti von Kara Hissar. (15 Piaster.) — Mesatih el Derié (Schlüssel der Wissenschaft), aus dem Arabischen in das gemeine Türkische und Persische übersetzt von Scheik Muhammed Murad Efendi in Konstantinopel, Chef des Tekké von Murad Mollah. Dies Werk enthält die Elemente der Persischen Sprache zum Gebrauche derjenigen, welche dieselbe, die sehr viel zur Bildung des Türkischen beigetragen hat, erlernen wollen. (5½ Piaster.) — Fenn i Tedjewid (die Kunst der Aussprache), ein Werk, worin die Regeln der Aussprache des Arabischen entwickelt sind, um den Koran richtig lesen zu können, von Hasam Efendi, Erklärer des Korans bei der Moschee Suleimanige. (5 Piaster.) (Moniteur Ottoman.)

— Das Chinesische Seminar zu Neapel. In dieses Chinesen-Kollegium werden die Zöglinge, wie sie aus ihrem fernen Vaterlande nach Europa gebracht werden, noch ganz als Kinder aufgenommen. Sie erhalten daselbst sorgfältigen Unterricht in mehreren Sprachen und verschiedenen Wissenschaften. Vor Allem aber werden ihnen die Grundsätze des katholischen Glaubens in's Herz geprägt, da man lediglich den Zweck hat, sie einst als Missionaire in ihre Heimath zurückzuschicken, wo sie unter ihren Landsleuten das Christenthum predigen und ausbreiten sollen. Es trifft sich nur selten, daß Einer oder der Andere von ihnen jemals wieder nach Italien zurückkehrt, um Bericht von seinen Erfolgen und von der Anzahl seiner Bekehrten abzustatten; die meisten fallen, wie man vermuthet, als Opfer des Fanatismus und der Vorurtheile ihres eigenen Volkes, das sie als Apostaten betrachtet. In dem Saale, den man uns zeigte, waren die Wände fast ganz mit Portraits von Zöglingen bedeckt, die man als Missionaire ausgeschickt und die für die Sache, welche sie vertheidigten, ihr Leben eingebüßt hatten. Während ihrer ganzen Studienzeit im Seminar ist es den Chinesen nicht erlaubt, auszugehen, noch mit irgend Jemand als mit ihren Lehrern oder unter einander Zusammenkünfte zu halten. Bei dieser Beschränkung hat man die Absicht, zu verhüten, daß sie ihre Muttersprache verlernen oder die Geläufigkeit in derselben verlieren, indem sie darauf angewiesen sind, sich hauptsächlich unter einander selbst zu unterhalten. Ihre Kleidung bietet nichts besonders Bemerkenswerthes dar; sie besteht aus einem schwarzen langen Rocke und einer Kappe von derselben Farbe; aber in ihrer Physiognomie und in ihrem ganzen Aeußern giebt sich bald die fremde ausländische Geburt kund. Sie sind außerordentlich bleich oder vielmehr völlig gelb, haben hoch hervorstehende Backenknochen, kleine tiefe Augen, gewölbte Augenbrauen, platte Nasen und dicke Lippen. Sie zeigten uns mehrere Kunstwerke, die sie selbst verfertigt hatten, unter anderen eine Laterne, die an die Decke des Zimmers aufgehängt war und auf welcher mehrere Figuren abgebildet waren, die durch einen gewissen Mechanismus in Bewegung gesetzt wurden. Die jungen Chinesen verstanden es, sich in mehreren Sprachen geläufig auszudrücken. Als ich ihnen erzählte, daß ich Jerusalem und mehrere andere Plätze im heiligen Lande gesehen, erkundigten sie sich mit vieler Neugier nach den einzelnen Gegenständen, indem sie eine große Menge Fragen in Betreff der Stadt und der Umgegend an mich richteten. (Rae Wilson.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Freitag den 14. August 1835.

Mexiko.

In Mexiko vor dem Jahre 1571 gedruckte Bücher.

Mexiko, die auf den Trümmern von Tenochtitlan *) durch Cortez gegründete Stadt und deshalb in den ersten Jahren darauf häufiger noch Tenochtitlan genannt, gilt mit Recht für den Ort, wohin zuerst von allen Ländern Amerikas die Buchdruckerkunst von Europa aus verpflanzt wurde. Das in Mexiko gedruckte erste Buch würde demnach allerdings auch das erste gedruckte Buch Amerikas seyn.

Man hat bekanntlich eine eigene Geschichte dieser Kunst in Amerika von dem thätigen Nord-Amerikanischen Buchdrucker Isaiah Thomas, die im J. 1810 unter dem Tiel: History of printing in America, zu Worcester im Staate Massachusetts bei ihm selbst in 2 starken Oktav-Bänden erschien. Vergebens aber sucht man darin etwas Ausführliches über die Einführung der Buchdruckerkunst in Mexiko und deren erste Produkte; Thomas, so berichtet Cotton (siehe unten), giebt nur an, daß vor dem J. 1569 eine Buchdrucker-Presse in Mexiko bestanden, und der erste ihm bekannte Mexikanische Druck ist das Vocabulario des Molina vom J. 1571. — Da wissen wir, in Europa, ja mehr als der Amerikaner; uns vorliegende, lange vor Thomas erschienene literarische Werke geben nicht nur bestimmte Nachricht von der Einführung der Buchdruckerkunst in Mexiko, sondern führen auch zahlreiche Mexikanische Drucke aus einer früheren Zeit auf.

Dennoch ließen sich durch Thomas nambafte Europäische Bibliographen verleiten, — und daran war nächst ihrer Unkunde des Besseren auch die ihnen imponirende Autorität des Amerikanischen Schriftstellers Schuld, den von Europa aus belehren zu können, sie für unmöglich halten mochten, und eine gewisse, als solche zu tadelnde und der Bibliographie als Wissenschaft nachtheilige Vorliebe unserer Bibliographen für dergleichen typographische Bestimmungen — jenes Werk des Molina bald für das erste bekannte, bald ohne Einschränkung für das erste gedruckte Buch Amerikas überhaupt zu erklären. Von Engländern Horne in seiner: Introduction to the study of bibliography; von Franzosen Brunet, Manuel du libraire; von Deutschen endlich Ebert, im allgemeinen bibliographischen Lexicon, wo es Th. 2. Nr. 14,210. Molina, Vocabulario ꝛc. heißt: „Höchstselten und erstes in Amerika gedrucktes Buch." Ebert erklärt es also definitiv für das erste daselbst gedruckte Buch.

Die Werke nun, die hier in Betracht kommen, sind, anderer weniger zuverlässiger nicht zu gedenken, die gedruckten Kataloge der Bodleyschen Bibliothek (z. B. der von Hyde herausgegebene, Oxonii, 1674. fol.), des Spaniers Antonio Bibliotheca Hispana Nova (Edit. auct. 1. 2. Matriti, 1733. 38. fol.) und als das wichtigste des Mexikaners Eguiara in Mexiko selbst erschienene Bibliotheca Mexicana, in Europa nicht unbekannt, aber nicht häufig, die für unser Thema eine reiche Ausbeute liefert und eine noch reichere liefern würde, wenn sie vollendet worden wäre. Den genauen Titel geben wir später.

Ein Engländer, H. Cotton, Verfasser eines typographical Gazetteer. 2. Edit. Oxford, 1831. 8., hat das Verdienst, in demselben zuerst hierauf aufmerksam gemacht zu haben; wenn wir auch übrigens jenes Werk, als Ganzes betrachtet, für durchaus verfehlt in der Anlage und mangelhaft in der Ausführung erklären müssen. Längere Zeit an der Bodleyschen Bibliothek angestellt, kennt er die auf ihr sich findenden Mexikanischen Drucke, er kennt den Antonio und konnte endlich Eguiara benutzen. Im Artik. Mexiko, vielleicht dem besten des Buches, giebt er als Ergänzung des Thomas eine kahle Reihe von Mexikanischen Drucken vor und mit dem J. 1571, geschöpft aus den genannten Quellen, zu denen er nicht noch Marsden's Catalogue of dictionaries, vocabularies, grammars and alphabets (London, 1796. 4.) hätte fügen sollen. — Marsden's Angaben sind ohne Ausnahme ungenau und unzuverläßig, und verdienen keine Berücksichtigung. Auch Antonio und Eguiara sind von Cotton nicht mit der nöthigen Aufmerksamkeit benutzt. Außerdem können wir Herrn Cotton ein neueres, in Mexiko erschienenes literarisches Werk nachweisen, nämlich: José Mariano Beristain de Souza, Biblioteca Hispano-Americana Septentrional. Tom. 1. (wahrscheinlich einziger, nach den Zunamen der Schriftsteller geordnet.) Mégico, 1816. fol. Wir kennen es nicht aus eigener Ansicht, dürfen es aber hier nicht unerwähnt lassen, da es, so viel später als Eguiara erschienen und abweichend in der Behandlung, wohl neue Data zur ältesten Mexikanischen Bücherkunde, um die es hier zu thun, enthalten könnte. Scheint in Europa überhaupt ziemlich unbekannt geblieben zu seyn.

Bis jetzt möchte das Werk des Eguiara noch immer das Vollständigste seyn, was man über Mexiko in bibliographischer Hinsicht hat. Es liegt uns in einem Exemplare der reichen hiesigen Königl. Bibliothek *) vor und hat folgenden Titel: Johann. Joseph. de Eguiara et Eguren, Bibliotheca Mexicana s. eruditorum historia virorum, qui in America Boreali nati, vel alibi geniti, in ipsam domicilio aut studiis asciti, quavis lingua scripto aliquid tradiderunt. Tom. 1 (exhibens Litt. A B C.) Mexici, 1755. Klein Fol. Weitläuftiger spricht sich der Verfasser über den Plan des Buches in 20 Anteloquien aus. Dieser erste und einzige Theil enthält, mit Ausnahme einiger anonymen Artikel, diejenigen Mexikanischen Schriftsteller, deren Vornamen sich mit A B C anfangen, mit oft sehr ausführlichen biographischen Nachrichten, und, so genau es dem Verfasser möglich, bibliographischer Verzeichnung ihrer gedruckten und handschriftlichen Werke. Eguiara benutzte außer seiner eigenen bedeutenden Büchersammlung manche andere Privat- und öffentliche Bibliothek. Es ist übrigens in einem sehr schlechten Latein geschrieben und entspricht natürlich nicht den Anforderungen unserer Zeit an ein solches Werk. Wir geben im Nachfolgenden das Resultat einer genauen, selbstständigen Durchsicht desselben in der angegebenen Beschränkung.

Hier findet sich auch die schon erwähnte bestimmte Nachricht über Einführung der Buchdruckerkunst in Mexiko. Antonio de Mendoza, bekanntlich der erste Vice-König von Neu-Spanien und ein um das Land vielfach verdienter Mann (auch das erste Geld ließ er in Mexiko schlagen), heißt es in dem ihn betreffenden Artikel. brachte bei dem Kaiser Karl V. die Errichtung einer Universität in Mexiko in Antrag. Früher aber schon sorgte er dafür, daß die Buchdruckerkunst aus der Alten nach der Neuen Welt verpflanzt wurde, und berief nach Mexiko den ersten Buchdrucker. „Prius vero disertissimus homo curaverat typographiam in novum hunc orbem ex antiquo deferri, primumque typographum Mexici instituit, cujus formis multi statim libri excudi coeperunt." Pag. 221. **) — Sein Name war, wie wir aus den von ihm gedruckten Büchern erfahren, Lateinisch: Joannes Paulus Lombardus oder Brissensis, also ohne Zweifel aus Brescia (Lateinisch Brixia) in Italien gebürtig.

Demnach wäre denn die ungefähre Zeit der Einführung der Buchdruckerkunst in Mexiko und der Name des ersten Buchdruckers gefunden; — aber welches war das erste von ihm gedruckte Buch und somit auch Amerikas? Cotton erklärt dafür die Ordinationes legumque collectio pro conventu juridico Mexicano. Mexici, 1549. fol. Ein solches Werk wird freilich von Eguiara im Artikel Mendoza aufgeführt, aber nicht nach eigener Ansicht, sondern nach Pinelo (Anton. de Leon Pinelo, Epitome de la bibliotheca orient. y occidental nautica y geografica, en que se contienen los escritores de las Indias orient. y occident. Madr. 1737. Fol. 4 Th. in 2 Bden. Wir bedauern, es nicht einsehen zu können) und hauptsächlich ohne alle und jede Bemerkung, wodurch es Eguiara für das erste gedruckte Buch Mexikos erklärte. Vielmehr wird an einer Stelle des Eguiara, die Herr Cotton gänzlich übersehen hat, beiläufig eines Mexikanischen Druckes aus dem J. 1540 erwähnt. Auf Seite 328 nämlich ist von dem antiquum Manuale Romanum (ad ministranda sacramenta) die Rede, und wird dann hinzugefügt: „quod postea anno 1540 recussum est Joann. de Zumarraga Episcopi et Archiepiscopi Mexicano (wohl Druckfehler statt Mexicani) jussione." Das heißt doch wohl: von diesem antiquum Manuale Romanum veranstaltete der Erzbischof Zumarraga im Jahre 1540 eine Mexikanische Ausgabe. Wir möchten deshalb dieses Manuale, zum Unterschiede von einem vorkommenden zweiten, Manuale Romano-Mexicanum nennen. Dieses Manuale ist der früheste von Eguiara erwähnte Mexikanische Druck. Wir sind aber weit entfernt, es deshalb für das erste gedruckte Buch Amerikas zu erklären, meinen überhaupt, bei dem dermaligen Zustande der Amerikanischen Bibliographie lasse sich ein solches — abgesehen davon, ob das erste Produkt der Presse daselbst überhaupt

---

*) Andere von obiger abweichende Schreibarten dieses Namens, deren Zahl nicht unbedeutend, sind fehlerhaft. Alex. de Humboldt, Essai politique sur le royaume de la Nouv.-Espagne. 2e Edit. (Paris, 1827.) Tom. 2. p. 33 Not.

*) Auch einen der bald zu nennenden Mexikanischen Drucke vor 1571, und zwar einen der werthvolleren, besitzt seit kurzem die hiesige Königl. Bibliothek unter den ihr von dem verstorbenen Minister Wilh. von Humboldt vermachten Büchern. Wir haben unsere Gründe, ihn hier nicht näher zu bezeichnen, denken aber besonders darauf zurück zu kommen.

**) Eguiara berichtigt an dieser Stelle außerdem den Gonzalez Davila, der im Theatro eclesiastico de las iglesias de las Indias berichte, die Buchdruckerkunst sey von Mendoza schon im J. 1532 nach Mexiko gebracht, das heißt zu einer Zeit, wo jener noch gar nicht in Mexiko angekommen. Mendoza kam erst im J. 1535 dort an und wurde im J. 1551 nach Peru versetzt, wo er zwei Jahre darauf starb.

ein Buch gewesen — mit einiger Bestimmtheit durchaus nicht nambaft machen; nur so viel kann man schon jetzt sagen, daß es nicht vor dem J. 1535 gedruckt seyn könne, und dies frühestens das Jahr sey, mit dem die Annalen Amerikanischer oder spezieller Mexikanischer Bibliographie beginnen, d. h. früher als die mehrerer Länder Europas.

Möge nun das Verzeichniß der von Eguiara erwähnten, mit Einschluß der wenigen, sich nur in der Bodleyschen Bibliothek (aus Hyde oder Cotton) und in der Bibliotheca des Antonio findenden Mexikanischen Drucke vor und bis zum J. 1571 folgen, dem Jahre, in dem das namentlich von Ebert für das erste gedruckte Buch Amerikas erklärte Vocabulario des Molina erschien. Unsichere und ungenaue Angaben blieben dabei unberücksichtigt. Es sind in chronologischer Ordnung:

Nr. 1. Manuale (Romano-Mexicanum) ad ministranda sacramenta. Mexici, 1540.
- 2. Ordinationes legumque collectio pro conventu juridico Mexicano. Mex., 1540. fol.
- 3. Bendt. Fernandez, Doctrina Christiana en lengua Mixteca. Mexico, 1550. 4.
- 4. Alphons. a Veracruce, Recognitio summularum cum texto Petri Hispani et Aristotelis. Mexici, Joann. Paul. Brissensis. 1554. fol.
- 5. Ejusd. dialectica Resolutio cum textu Aristotelis. Mex., Joann. Paul. Briss. 1554. fol.
- 6. Francisc. Cervantes Salazar, Dialogi. Mex., Joann. Paul. Briss. 1554.
- 7. Andr. de Olmos, Vocabularium Mexicanum. Mex., 1555. 4.
- 8. Alons. de Molina, Vocabulario en lengua Castellana y Mexicana. Mexico, 1555. 4.
- 9. Constituciones de el arzobispado y provincia de la muy insigne y muy leal ciudad de Tenuxtitlan, México de la nueva España. Am Ende: Imprimidas por Juan Pablos Lombardo, primer impresor en esta grande, insigne y muy leal ciudad de México 1556. fol.
- 10. Francisc. Marroquin, Doctrina Christiana en lengua Utlateca Mex., Juan Pabl. 1556. 4.
- 11. Juan Diaz Freile, Sumario compendioso de las quentas de plata y oro, que en los reynos del Piru son necesarias a los mercaderes. Mex., 1556. 4.
- 12. Alphons. a Veracruce, physica Speculatio, cui accedit speculatio super libros de generatione, de metheoris, de anima et de coelo. Mexici, Joann. Paul. Briss. 1557. fol.
- 13. Ejusd. Speculum conjugiorum. Mex., Joann. Paul. Briss. 1557. 4.
- 14. Bendt. Fernandez, Doctrina Christiana en lengua Mixteca. Mexico, 1564. 4.
- 15. Alons. de Molina, Catecismo en lengua Mexicana. Mex., 1564. 4.
- 16. Ejusd. Confessionario mayor } en lengua Mexicana. Mex., Anton.
- 17. Ejusd. Confessionario menor } de Espinosa. 1565. 4.
- 18. Bartholom de Ledesma, de septem novae legis sacramentis Summarium. Mexici, Anton. de Espin. 1566. 4.
- 19. Pedro de Feria, Doctrina Christiana en lengua Castellana y Çapoteca. Mexico, Pedro Ocharte. 1567. 4.
- 20. Horae Beatae Mariae Virginis secundum ordinem Fratrum Praedicatorum. Mexici, Petrus Ocharte. 1567. 4. (Mit Holzschnitten.)
- 21. Bendt. Fernandez, Doctrina Christiana en lengua Mixteca. Mexico, Pedro de Ocharte. 1568. 4.
- 22. Manuale (Mexicanum) ad ministranda sacramenta. Mexici, Petr. de Ocharte. 1568.
- 23. Alons. de Molina, Arte de la lengua Mexicana. Mexico, 1571. 8.
- 24. Ejusd. Vocabulario en lengua Castellana y Mexicana. Mex., Anton. de Espinosa. 1571. fol. Der 1ste Theil (Spanisch und Mexikanisch) hat 244, und der 2te Theil (Mexikanisch und Spanisch) 324 Seiten.

Unsere, von der bei Cotton sich wesentlich unterscheidende Liste enthält also 22 Werke, die vor dem Vocabulario des Molina und eines, welches in demselben Jahre mit ihm gedruckt worden. Neben Joann. Paulus Briss. oder Lombardus begegnen uns noch zwei andere Buchdrucker. Die Verfasser der Werke gehören den Orden der Franziskaner, Dominikaner und Augustiner an, die von Spanien aus am frühesten einwanderten. Die auch als Schriftsteller so thätigen Jesuiten kamen erst im J. 1572. Einige dieser Werke möchten freilich eben nur als Inkunabeln der Amerikanisch-Mexikanischen Typographie ein nur äußeres Interesse haben; der größere Theil derselben hat daneben auch wissenschaftlichen Werth; alle sind, wie man leicht denken kann, von der höchsten Seltenheit, nicht allein in Europa, sondern auch in Amerika und in Mexiko selbst. Ohne Zweifel die interessantesten sind die darunter befindlichen über die oder in den Sprachen Amerikas, deren Verständniß den Spaniern aus politischen und religiösen Rücksichten, namentlich in den ersten Jahren ihrer Eroberung, so nothwendig. Es sind Grammatiken, Wörterbücher, Katechismen und andere zur Belehrung und Bekehrung der Eingebornen (Indianer) verfaßte religiöse Schriften.*) Die Römisch-katholische Kirche fand hier in übervölkerten Ländern reichen Ersatz für den geringen Verlust, den sie um dieselbe Zeit in Europa durch die Reformation erlitt. Unsere Liste enthält Schriften für das Mexikanische, das Mixteka, Utlateka und Zapoteka, die man zum größeren Theile in Adelung's Mithridates, fortgesetzt von Vater, wo man dergleichen sucht, nicht findet. Das Mixteka ist daselbst, Th. 3. Abth. 3, nur nach der einzigen Grammatik des de los Reyes bearbeitet; das Utlateka und Zapoteka, Seite 5 und 32, nur beiläufig erwähnt.

Nr. 1. ist bereits oben besprochen; Nr. 22. erschien in Folge des Beschlusses Kap. 67 des Concilii von 1565, ein Manuale bearbeiten zu lassen, dessen sich alle Priester gleichmäßig bedienen sollten, und ist von J. Bustamante und J. de Salcedo redigirt, die der Erzbischof Montusar damit beauftragt. Wir haben es, zum Unterschiede von Nr. 1, Man. Mexicanum genannt. Eguiara nennt es: „Liber admodum rarus", und zitirt eine Stelle aus der Vorrede in extenso. — Nr. 3. 14. 21. Verschiedene Ausgaben desselben Werkes. Eguiara kennt nur die Ausgabe von 1568. — Nr. 6. Der Verfasser war der erste Professor der Rhetorik an der Universität Mexiko. Wird von Eguiara nur beiläufig, aber häufig, namentlich der Dialogus „Academia Mexicana", unter Mittheilung langer Stellen daraus, zitirt und ebenfalls „Codex rarissimus" genannt. Die erste Idee der Gründung einer Universität in Mexiko hatte, wie bereits gesagt, Ant. de Mendoza. Eröffnet ward sie im J. 1553 unter dem Vicekönig Luis de Velasco, in der Einrichtung der von Salamanca nachgebildet, außer den ihr eigenthümlichen Lehrstühlen für das Mexikanische und das Othomi. — Nr. 7. Olmos schrieb in mehreren Amerikanischen Sprachen. Leider sind die Angaben seiner Werke, mit etwaniger Ausnahme der obigen, durchaus ungenügend. Der im Mithridates Th. 3, Abth. 3, S. 92 stehende Titel ist jedenfalls unrichtig. — Nr. 8. 15. 16. 17. 23. 24. Werke des Molina, vorzüglich geschätzt unter den zahlreichen Bearbeitern des Mexikanischen. Antonio macht aus Alons. de Molina und Al. de Escalona Einen Schriftsteller und wirft ihre Werke zusammen, gegen die Autorität der besten Amerikanischen Geschichtsschreiber, wie eines Torquemada u. A. Aus Antonio ist dieser Fehler auch in den alten Jöcher übergegangen. Von dem Catecismo und der Arte sah Eguiara nur Mexikanische Ausgaben von 1578 und 1576 in 4. — Nr. 8 ist die erste Ausgabe des Vocabulario und möchte nur Spanisch-Mexikanisch seyn. Von Nr. 24, der 2ten vermehrten Ausgabe, deren Theile auch mit selbstständigen Titeln ausgegeben zu seyn scheinen, sind Exemplare in dem Britischen Museum und in der Bodleyschen Bibliothek. Grammatik und Wörterbuch will Ternaux jun. in Paris neu abdrucken lassen. — Nr. 9. Nach Cotton ein Bericht von einer Kirchen-Versammlung; ist aber die offizielle Ausgabe des ersten Mexikanischen Concilii, gehalten in Mexiko selbst 1555 unter dem Erzbischof Alons. de Montusar. Kap. 93 ist ausdrücklich bestimmt, es dem Druck zu übergeben, und die davon gemachte Auflage war bedeutend. Dennoch zur Zeit des Eguiara „Liber inventu perrarus". Kardinal Aguirre giebt in seiner Collectio maxim. conciliorum omnium Hispaniae et Novi Orbis allein das dritte Mexikanische Concilium, mit folgender Praemonitio, die auch in der sonst sehr vermehrten Ausgabe des Catalani (Tom. VI. p. 78) stehen geblieben ist: „Concilium Mexican. provinciale I similiter et II citantur in hoc III nunc exhibendo. Verum neutrius eorum exemplaria (beim zweiten sehr natürlich, da es nicht im Druck erschien), diu multumque quaesita, nancisci potuimus; ideoque nec licet indicare, quonam anno, sub quo praeside aut circa quid celebrata fuerint. Idcirco nos hoc Concilium, quamvis revera tertium dici debuisset, tum quod priorum Acta desiderentur, tum etiam quod ultimum sit, absque numero edere duximus." Das zweite Concilium fand im J. 1565 statt, unter demselben Montusar, und wurde nicht gedruckt; das dritte endlich im J. 1585 unter Pedro Moya de Contreras, erschien im J. 1622 im Druck in einer Lateinischen Uebersetzung: Concilium Mexici celebratum anno 1585. Mexic., 1622. fol., und hat einen guten Ruf in der katholischen Kirche. Im J. 1769 gab sie Lorenzana, Erzbischof von Mexiko, bekannter durch die Herausgabe der Berichte des Cortez, in zwei Werken, mit Benutzung der Original-Handschriften im Archive der Metropolitan-Kirche, daselbst unter folgenden Titeln heraus: Concilios provinciliales I y II, celebrados en la ciudad de México, presidiendo — Alonso de Montúfar, en los años de 1555 y 1565. Dalos a luz Franc. Anton. Lorenzana. México, Anton. de Hogal. 1769. (Conc. I. p. 35—184. Conc. II. p. 185—208.) 4. und Concilium Mexic. provinc. III. celebratum Mexici a. 1585 —. Demum typis mandatum cura et expensis Fr. Ant. a Lorenzana. Mexici, Jos. Anton. de Hogal (1769). 4. Beide im Besitze der hiesigen Königl. Bibliothek. — Nr. 10. Aus Antonio. Wir kennen sonst nichts in der Utlateka-Sprache Gedrucktes. — Nr. 13. Der Verfasser hieß in Spanien Gutierrez. Ein in der katholisch-theologischen Literatur geschätztes Werk, dessen vollständigste Ausgabe Mediolan. 1599. 4. — Nr. 18. Ein Exemplar „dieser seltenen Ausgabe" hatte Eguiara in seiner Bibliothek. Neuerdings bietet der Spanische Buchhändler Salvá ein solches in seinem Katalog Th. 1. (London, 1826) Pag. 121 für 3 Pfd. 3 Sh. an, mit der Bemerkung, es müsse wohl einer der frühesten Mexikanischen Drucke seyn. — Nr. 19. 20. Sind in der Bodleyschen Bibliothek zu Oxford und bereits vor Cotton in den gedruckten Katalogen derselben aufgeführt.

Mexiko hat seit der Einführung der Buchdruckerkunst daselbst manches nicht unwichtige Werk zu Tage gefördert. Es ist nicht ohne bibliographische Wichtigkeit, und gehört seiner ganzen Lage nach zu den Städten, mit denen unsere großen Europäischen Bibliotheken in bestimmter Verbindung stehen dürften, um das in Verhältniß und für sie nur wenige Wichtige sammeln zu können, was auf jedem Punkte unserer Erde im Druck erschienen ist oder erscheint.

Berlin. Jul. Sybel.

*) Auf Seite 290 seiner Bibliotheca erwähnt Eguiara einer Uebersetzung des Cato in's Mexikanische von Ant. Valerianus, einem Indianer (nicht dem einzigen, der als Schriftsteller genannt wird), Lehrer und Schüler des Torquemada, der sie dem Druck übergeben wollte; und auf Seite 429 einer Bearbeitung des Dioscorides in der Sprache von Yucatan (Maya) durch Benardin. de Valladolid von ungewisser Herkunft.

Aegypten.

Alexandrien und die Griechische Flotte.

(Schluß.)

Um 10 Uhr kehrten die Wachtschiffchen, eins nach dem andern, an Bord zurück; die Besatzungen wechselten, und man weckte die Lehrlinge; meine Tour war gekommen, und ich übernahm das Kommando der großen Schaluppe. Vier Ruderschläge brachten mich auf meinen Posten am Vordertheile der Korvette. Die Nacht war dunkel, nirgends ein Stern, neben welchem der blaue Himmel durchdringen konnte; und des Himmels Spiegel, das Meer, war also auch schwarz. Ungefähr eine Meile von dem Eingange der Rhede waren die drei verbrannten Schiffe an der Küste gestrandet; sie waren beinahe erloschen, dampften noch und glänzten nur wie drei Punkte.

Kaum waren einige Minuten verflossen, nachdem ich Posto gefaßt, als sich in einiger Entfernung ein taktmäßiges Geräusch hören ließ. Es war nicht möglich, zu unterscheiden, ob das Fahrzeug, dessen Ruder so taktmäßig das Meer schlugen, von der hohen See, oder von einem Punkte des Innern herkam. Auf unser erstes Anrufen gab es keine Antwort; als wir aber den Ruf: Oh! Schaluppe! Ah! Oh! zum zwei-

ten Male wiederholten und uns ihm mit zwei Ruderschlägen genähert hatten, da rief es seinerseits auch Ah! Oh! — „Alarga!" schrie hierauf mit durchdringender Stimme der Steuermann meiner Schaluppe. Das ungekannte Schiffchen wiederholte „Alarga!" aber ohne auf unseren Befehl zu achten, den es doch gehört und verstanden zu haben bekundete; denn wir bemerkten nicht, daß es seine Richtung änderte, und seine Ruderschläge kamen gerade auf uns zu; Alarga! schrieen wir von Neuem, mit Heftigkeit; und unser Ruf, wurde uns wie früher zurückgegeben; zu gleicher Zeit sahen wir ein kleines Kanot von vier Ruderern getrieben in der Richtung zwischen uns und unserer Korvette, mit Leichtigkeit über das Wasser fliegen. Es schien Maaßregeln genommen zu haben, unserer Wachsamkeit zu trotzen; ich nahm nun auch die meinigen. „Vorwärts", kommandirte ich, „den Kap auf die Jolle! die Ruder überall!" und ließ zugleich zwei Matrosen, mit geladenen Büchsen vortreten, um sie auf die halsstarrige Jolle abzufeuern, sobald wir in ihrem Bereiche seyn würden; diese aber ließ sich nicht irre machen und wich nicht eine Linie breit von ihrer Route. Wir steuerten jetzt darauf los, sie in Grund zu bohren; und als wir ihr auf Pistolenschußweite nahe gekommen waren, erneuerten wir unsere Befehle, welche sie uns gleicher Weise wiederholte, während sie immer muthig fortsegelte, um, wie es schien, zwischen uns und unserem Bord durchzuschlüpfen. „Soll gefeuert werden?" fragten die beiden mit den Büchsen versehenen Matrosen. . . . . In diesem Augenblicke beleuchtete ein Lichtschein, welcher aus einer in der Kajüte der Jolle hängenden Laterne kam, eine erhabene Gestalt mit weißem Barte, welche im Hintertheile auf einem Kissen ruhte, und ich erkannte alsbald in ihr den Pascha von Aegypten. Unser letzter Ruderschlag hatte uns an die rechte Seite der Jolle gebracht, so daß die Kugel unseres Vordermannes, unfehlbar ihn getroffen haben würde, wenn ich nicht schnell auf die Barre des Steuerruders gestürzt und unsere Schaluppe auf die Steuerseite gewendet hätte, worauf ich donnernd „Mast und Ruder überall!" kommandirte. Ich glaube, die Matrosen hatten es auch gemerkt, denn sie manövrirten so geschickt, daß unser Fahrzeug im Umdrehen die Jolle des Paschas unberührt ließ, von welcher ich mich nur zitternd entfernte, vor der plötzlichen Wichtigkeit erschrecken, welche meine Rolle hier hätte erlangen können. Der Pascha aber schien gar nicht von der Gefahr beunruhigt zu seyn, in welche die seine Würde verdeckende Nacht ihn gestürzt hatte. Er betrachtete uns genau, und wahrscheinlich hatte er seinen Schiffspatron gefragt, von welcher Nation wir wären, denn ich hörte diesen antworten: „Francis!" — „Tayib, Tayib, Francis!" (Gut, gut, Franzosen!) sprach der Pascha, indem er sich entfernte. Es schien mir, daß er die Großmuth hatte, uns, unserer außerordentlichen Wachsamkeit wegen, zu loben. Aus Furcht vor neuen Gefahren rief ich die hinterwärts kreuzenden Schaluppen an und erklärte ihnen die Ursache meiner Nachsicht gegen die Uebertretung des bestehenden Reglements. Der Pascha verschwand bald, und seine Spur verlor sich zwischen den hinter uns liegenden Schiffen. Mehmed Ali begab sich hierauf an Bord des „Krokodils", das mit Tages-Anbruch unter Segel ging. Diese treffliche Brigg, eine Augenlust und ein wahrhafter Wasser-Palast, schien von dem Geiste des Pascha belebt zu seyn; mit jedem Windstoß krümmte sie sich unter der enormen Masse ihrer Segel und sprang zwischen den Fregatten umher, welche, weniger im Meere geübt, von dem Pascha selbst zu der etwas langsamen Aussegluung gedrängt wurden. Er glich einer ungestümen und leichten Fliege, welche ohne Ruhe im Zirkel umher saust und ihn eigensinnig nach allen Richtungen durchläuft. Seine Anspornungen thaten endlich gute Wirkung; die gesammte Aegyptische Flotte überschritt die beiden großen Durchfahrten unter Begünstigung eines schwachen Südwindes, welcher mit jedem Augenblicke ganz abzuziehen drohte. Es waren zwölf Fregatten, zwölf Korvetten und mehrere Aviso-Schiffe; die beiden Linien-Schiffe allein blieben nebst einigen kleinen Fahrzeugen zur Ausbesserung auf der Rhede zurück.

Die Griechen, auf 22 Fahrzeuge reduzirt, hatten sich während der Nacht genähert und segelten beinahe bis mitten unter die Klippen; kaum aber hatte die erste muselmännische Korvette ein Signal gegeben, als jene auch schon den Wind hinter sich zu gewinnen suchten und davon jagten.

Die beiden Flotten dehnten sich nun in zwei gleichen Linien aus, von denen die eine vor der anderen herging, ohne daß diese sie erreichen konnte, denn sowohl die Flucht als die Verfolgung ging gleich langsam von statten, und wenn gleich die bessere Betakelung den Türkischen Schiffen einigen Vortheil an Schnelligkeit über die elenden Brander der Griechen verstattete, so war doch der Wind so schwach, daß sie von diesem Vortheil keinen Gebrauch machen konnten. Der Zwischenraum der beiden Flotten war nur noch etwas über eine Kanonenschußweite, als eine gänzliche Windstille alle ihre Bewegungen hemmte. Die Türken waren damals in guter Ordnung; aber die Griechische Linie war durchbrochen, und zwei Schiffe, deren Ausrüstung sehr erbärmlich war, blieben hinter den anderen zurück, Nachzügler, denen es nicht an Kühnheit, wohl aber an Kraft fehlte. Sie mußten bei dieser Ohnmacht dieselbe Herzensangst empfunden haben, wie sie uns die Furcht in einem Traume einjagt, in welchem eine drohende Gestalt uns verfolgt, und wir, wenn wir ihr entlaufen wollen, unsere Füße am Boden festgenagelt fühlen. Es war dieser Tag der heißeste der Jahreszeit; die größte Windstille herrschte. Die feindlichen Flotten brannten vor Ungeduld, einander zu verschlingen, erhoben aber vergebens die Flügel, welche, ganz abgestorben, sie nicht aus der Unbeweglichkeit dieser Stelle und dieser Stunde herauszureißen vermochten. Es war heute wirklich ein Tag, wo ein „Kef" sehr nöthig gewesen wäre. Aber es ist unnöthig, zu sagen, daß es an diesem Tage für Niemand weder ein Kef, noch ein Zelt, noch eine frische Luft außerhalb gab, und daß uns eine gespannte endlose Aufmerksamkeit auf die Schiffs-Verschanzung festnagelte; denn wir waren voller Erwartung neuer Begebenheiten.

Es sollten jedoch weder starke Kanonenschüsse fallen, noch die großen Schiffe einander zu Leibe gehen, wiewohl das Gefecht darum nicht weniger lebhaft und malerisch erschien, wenn man sich nämlich des letzteren Ausdrucks hinsichtlich einer Scene bedienen darf, bei der die Einbildungskraft viele Details hinzuthat. Es entwickelte nämlich die Türkische Flotte auf einmal eine kleine Armee von Schaluppen, so wie bei der Landmacht oft aus der Mitte eines Bataillons en carré eine Anzahl Tirailleurs hervortreten. Als die Griechen dieses Manöver wahrnahmen, ließen sie ihrerseits eine andere Armee von Barken hervortreten, welche zwar minder zahlreich und weniger mit Geschütz versehen war, die aber durch die größere Geschicklichkeit ihrer Matrosen der ersteren das Gleichgewicht halten konnte, und diese schickte sich an, den Aegyptiern entgegenzuwirken, denen es nur darum zu thun war, sich an jenen beiden schwerfälligen Brandern zu rächen. Der Kampf dauerte mehrere Stunden, ohne Erfolg. Er glich dem Kampfe zweier Reihen Haifische. Die lebhafte Kanonade dieser Miniatur-Schiffchen bedeckte den Meeresspiegel mit einem grauen Gewölk, zwischen welchem hindurch man bisweilen die Schaluppen an einander stoßen sah, und dann mußten wir uns das Säbelgefecht hinzudenken. Die Vortheile waren getheilt, und oft hatten die Aegyptischen Schaluppen beinahe einen der verspäteten Brander schon erreicht, da schritten die Griechischen Barken vor, und während ein Theil derselben durch ein verdoppeltes Feuer die Aegyptier aufzuhalten suchte, bugsirte ein anderer Theil die schwierige Masse wieder vorwärts. Doch endlich trat der Vortheil auf die Griechische Seite. Denn die Barken der Fregatte „Hellas" und die der Korvette wagten sich außerhalb der Linie und nahmen den Gegenstand des Streites, die beiden unglücklichen Fahrzeuge, am Schlepptau; die anderen im Kampf begriffenen Barken verließen hierauf den Siegesplatz, der ihnen durch die Nähe der weit überlegenen muselmännischen Flotte leicht gefährdet werden konnte, und das Scharmützel war zu Ende.

Es war um 1 Uhr Nachmittags, als die Stille des Meeres, welche auf einige Stunden durch eine lebhafte Episode unterbrochen worden war, sich mit der Stille der Natur wieder in's Gleichgewicht setzte. Die beiden Flotten stellten ein lebendiges Bild von der Ungeduld des Geistes und der Trägheit der Materie dar. Erst gegen Abend wurde der Seewind ein wenig fühlbarer, und die Griechen, welche weiter auf der hohen See waren, hatten ihn zuerst und gewannen dadurch einen Vorsprung von ungefähr einer Meile vor der Türkischen Flotte; aber diese Meile wäre bald verloren gewesen, wenn die Jagd darauf mit mehr Muth unternommen worden wäre. Wir unsererseits glaubten, daß der Augenblick zum Schlagen jetzt gekommen sey, und daß uns die Nacht das herrliche Schauspiel eines von Blitzen durchkreuzten und von Feuersbrünsten erleuchteten Horizonts darbieten werde; aber wir hatten mit unserer Französischen Ungeduld nicht berechnet, daß die Nacht und die Brander den Aegyptiern das Bild eines schwarzen feuerspeienden Kraters seyen. Der Wind war günstig zum Wiedereinrücken in den Hafen, und eine halbe Stunde darauf lag die ganze Flotte auf der Rhede vor Anker.

Ich stelle mir vor, wie der Pascha, der an Unruhe und Verwegenheit ein wahrer Franzose war, mit den Zähnen knirschte und mit der Faust aufschlug, als er seine Hoffnung auf die völlige Vernichtung jenes unverschämten kleinen Geschwaders auf einmal so getäuscht fand. Wir glaubten beinahe, daß er die rückkehrenden Fregatten von dem am Eingange einer der Durchfahrten liegenden „Krokodil" mit scharfen Kanonenschüssen empfangen lassen würde; allein der Pascha hütete sich wohl, sich von solcher übermäßigen Wuth hinreißen zu lassen, die übrigens in seinem Charakter lag, und die viele seiner Seeleute schon empfunden hatten. Wahrscheinlich hatte er berechnet, daß eigentlich noch nichts verloren war, und diese Entdeckung beruhigte ihn. Denn in der That näherten sich die Griechen neuerdings wieder. Sie streiften die ganze Nacht um den Hafen herum, wie der Wolf um die Schafheerde; aber die Heerde wurde gut bewacht, und kein Versuch, dem der vorigen Nacht ähnlich, konnte gelingen. Alle Zugänge wurden durch eine Linie bewaffneter Schaluppen gleichmäßig vertheidigt, und die Handelsschiffe konnten im Innern der Rhede sich in Ruhe wiegen und ihre Anker schlafen lassen. Der Tages-Anbruch erschien weniger still, als der vorige Morgen. Der Nordwind blies schon frisch, und die Griechen, die dieses noch leichter wahrnehmen konnten, suchten klugerweise das Weite. Es schien, daß sie eben nichts weiter als noch eine Brandstiftung hatten versuchen wollen, die ihnen jedoch nicht gelang, und allerdings konnte der jetzt herrschende Wind, der den ganzen Tag anhalten zu wollen schien, den Türken Gelegenheit geben, sie zu einem offenen Kampfe zu nöthigen, dem sie nicht gewachsen waren. So waren denn die beiden Flotten bald wieder auf der Jagd begriffen, eine vor der anderen, in einer Entfernung von fünf Meilen. „Ich will die „Hellas" lebendig oder todt, und müßtet Ihr dabei verbrennen!" hatte der Pascha zu den sich bei ihm beurlaubenden Capitainen seiner Schiffe gesagt, und er verfolgte den ganzen Tag die beiden Wasserstriche mit seinen Augen; er sah aber nicht, daß sie einander ganz erreichten.

Wenige Stunden vor Sonnen-Untergang stiegen wir an's Land, und mehrere Offiziere der „Victorieuse" schifften sich am Damme des Pascha aus und promenirten auf der Spitze der Feigenbäume. Am Abhange zum Meere und am Fuße des Lagers der Garde-Soldaten hatte sich ein großer Haufen neugieriger Leute aller Mundarten, Araber, Türken und Griechen, versammelt, und ich erinnere mich sogar eines Renegaten, welcher Provençalisch sprach. Die Erzählungen des Vorgefallenen mischten sich mit den Vermuthungen des noch zu Erwartenden, und, was man schwerlich glauben wird, die politischen Neigungen und Gefühle wurden hier sehr frei ausgedrückt. Bei der Ansicht der Türkischen Flotte, von welcher man nur noch die Bramsegel am Horizont wahrnehmen konnte, während die Griechische Division untergegangen zu seyn schien, triumphirten Einige; die Anderen aber sagten, daß noch nichts beendigt sey. Es gab Einige, welche über Cochrane spotteten, dessen Expedition mit solchen glänzenden Vorhersagungen begonnen und nun in einen Rattenschwanz, wie sich die Seeleute in ihrer gemeinen

technischen Sprache ausdrücken, geendet hätte. Andere jedoch erklärten diesen Rückzug als eine Großmuth des Admirals, welcher die Türkische Flotte nur aus Rücksicht auf die Europäischen Handelsschiffe, die unfehlbar mit in der Einäscherung zu Grunde gegangen wären, verschont hätte. Diese Erklärung kann, wenn man die Gegenvorstellungen der Befehlshaber der Stationen an die Stelle der Großmuth des Admirals setzt, vielleicht auf eine natürlichere Weise den Schlüssel zu den Bewegungen des Lord Cochrane liefern. Viele andere Ansichten zirkulirten noch unter den Gruppen; aber die Details der Ereignisse, welche neben uns und vor unseren Augen vorgegangen waren, wurden mit sonderbarer Verschiedenheit erzählt. So wurde es mir auch unmöglich, eine sichere Auskunft über das Schicksal der Mannschaft der in die Luft geflogenen Brigg zu erlangen. Die Romantischen sagten, der Capitain selber habe Feuer in die Pulverkammer geworfen; Andere, noch größere Freunde des Romantischen, behaupteten, er habe, bevor er diese verzweifelte That ausgeführt, die ganze Equipage an's Land setzen lassen. Die Prosaischen behaupteten dagegen, daß sich die ganze Besatzung an's Land gerettet habe, bevor die Brigg noch von den Brandern erreicht worden war. Endlich wurde auch versichert, daß nur 21 Mann von der Besatzung nach Alexandrien gekommen seyen.

Wenige Worte noch werden hinreichen, die Erzählung von dieser Expedition zu beschließen. Die Türkische Flotte machte während dreier Tage vergebens auf die Griechen Jagd. In der dritten Nacht befand sie sich auf der Höhe von Rhodus und nur noch eine Meile vom Feinde. Ich habe es schon gesagt, daß die Nacht ein Schreckbild der Türken ist, und wahrscheinlich drückten sie, wie alle furchtsame Menschen, die Augen zu, und dieses benutzte Cochrane und nahm einen versteckten Lauf.

An einem Morgen kam die ganze Flotte nach Alexandrien zurück; aber erst acht Tage nach ihrer Abfahrt, weil sie eine Windstille aufgehalten hatte. Ich weiß nicht, welches Loos die Befehlshaber der Schiffe getroffen hat; aber das weiß ich, daß ich für sie gezittert habe.

Lord Cochrane nahm zunächst seine Richtung nach Macri, einem vortrefflichen Hafen auf der Nordwestseite von Rhodus, an der Küste von Karamanien. Er versuchte daselbst, damit seine Expedition nicht ganz ohne Nutzen sey, eine Landung; er wurde aber zurückgeschlagen und verlor sieben Mann. Kurze Zeit darauf verließ er den Griechischen Dienst. (Albert de Circourt.)

Spanien.

Spanisches Urtheil zu Gunsten der Stiergefechte.*)

„Welche grausame Belustigung!" ruft der Weise, die Augenbrauen zusammenziehend und sein Gesicht in tiefsinnige philanthropische Falten legend. — „Verwünscht seyen diese Stiere!" ächzt ein zimperliches, an moderner Empfindelei kränkelndes Fräulein. — „Welches barbarische Schauspiel!" schreit der kunstgemäß zugestutzte Ausländer, der Alles verachtet, was nicht von drüben her kommt. Nichtsdestoweniger besucht der Weise die Stiere, besucht das honigsüße Fräulein die Stiere, besucht der ausländische Kritikaster die Stiere.**) Was haben denn die so sehr bekrittelten und verabscheuten Stiere für einen Zauber an sich, daß Keiner sie leiden mag und Jeder sie besucht?"

Was giebt es denn eigentlich zu schauen? Ein imposantes und großartiges Schauspiel, eine ganze Reihe bedeutender Intriguen, die unser Interesse immer gespannt erhalten; wiederholte Triumphe der menschlichen Kunst und des menschlichen Muthes, die uns offenbaren, welcher physischen Kraft wir fähig sind; einen Circus, der an die Römer-Zeiten erinnert; ein Getümmel, einen Jubel, eine allgemeine frohe Aufregung, die noch lange heilsam nachwirken; ein unnennbares Etwas, das die Kaleschen und Gigs herumtreibt, die Menschen lärmend durch einander wogen macht und einer ganzen Stadt neues Leben einhaucht. Die kämpfenden Stiere gewähren außerdem ein positives Interesse: da ist nichts erdichtet; und wenn die Furcht vor einem unglücklichen Erfolge uns mächtig ergreifen kann, so fühlen wir auch wahre Befriedigung, wenn unsere Besorgniß unbegründet war. Man hat keinen Grund, anzunehmen, daß irgend Jemand mit der Ueberzeugung, daß er ein Unglück sehen werde, zum Stiergefechte geht; hielte man einen unglücklichen Erfolg für unvermeidlich, so würden die Schaugerüste leer bleiben. Dies bestätigt der allgemeine Angstruf, sobald ein Kämpfer in dringende Gefahr kommt, und der allgemeine Jubel, wenn er dem Verderben glücklich entronnen ist. Wenn man die Herren Kritiker so reden hört, sollte man glauben, wir Spanier besuchten dergleichen Schauspiele vorsätzlich, um uns an einer traurigen Katastrophe zu weiden. Welche Abgeschmacktheit! Die Spanischen Männer und Frauen fühlen sich bei einer solchen Katastrophe schmerzlich ergriffen; aber sie freuen sich über Thaten, die kühnen Muth und Geschicklichkeit verkünden, und vor Allem entzückt sie der eigenthümliche Charakter ihres Vaterlandes, wie er in diesen Spielen sich manifestirt, an denen gewiß unsere spätesten Enkel noch Geschmack finden werden, so lange kein Cichorien-Wasser statt Hispanischen Blutes in unseren Adern fließt.

Leicht könnten wir in diesem Artikel auf nationale Belustigungen anderer Völker hinweisen, die wohl noch etwas barbarischer seyn dürften, als die verrufenen Stiergefechte. Ich selbst habe in dem gefeierten England ungeheure Wetten darüber anstellen sehen, welcher von zwei Boxern den Anderen am geschicktesten zu Boden schlagen oder ihm das Gesicht mit Faustbieben zerschmettern werde. Mit welcher Lust und welchem Interesse schaut der Engländer diesen mörderischen Kämpfen zu! Ein Unglücklicher, der von seinem Gegner zu Tode geboxt und röchelnd am Boden liegt, verscheidet unter dem lautesten Beifalljauchzen der Zuschauer! Aber freilich sind dies nur Kämpfe von Menschen gegen Menschen, und da sich's nicht von Stieren handelt, so muß die Sache eo ipso viel unschuldiger seyn.*)

Bei den Stiergefechten ereignen sich Unglücksfälle — o ja! eben so leicht, als ein Maurer vom Dache stürzt und den Hals bricht, eben so leicht, als Pferde mit einer Kutsche durchgehen, so daß die Kutsche eine schiefe Richtung erhält und an einer Straßen-Ecke zertrümmert wird. Soll es nun darum keine Maurer, keine Gerüste, keine Fuhrwerke geben? Am gerathensten wäre es freilich, wenn wir unseren Körper stets in Baumwolle wickelten, obschon diese uns wenigstens vor dem Ersticken nicht retten könnte. Jeder Schritt, sagt das Sprüchwort, hat seine Gefahren.

„Allein hier ist ja nur von öffentlichen Belustigungen die Rede." Sehr wohl! aber giebt es denn außer den Stiergefechten keine gefährliche Belustigung mehr? Man denke nur an die Künste auf dem Schlappseil, an das Stehen auf einem galoppirenden Pferde, an den salto mortale über scharfgespitzte Bajonette, an die sogenannten Russischen Berge (Rutschberge) und tausend andere Schauspiele, die sich täglich unseren Blicken darbieten — freilich sind dergleichen Dinge auch in Paris und London Mode; und Stiergefechte giebt es nur in Spanien: daher die üble Reputation, in welcher sie stehen.

Doch, was sage ich? War ich doch selbst Zeuge von einem Stiergefecht auf Französischem Boden, das in der That viel Belustigung gewährte! Jeder Stier war vermittelst eines langen und dicken Seiles an seinen Zwinger befestigt, konnte daher nur so weit rennen, als das Seil ihm erlaubte; außerdem hatte man seine Hörner tüchtig mit Werg umwickelt, und die Picadores führten Lanzen von Riesenlänge. „Der Vorsichtige", sagt das Sprüchwort, „ist so viel werth, als Zwei;" demnach muß ein Französischer Picador zwei Spanische aufwiegen.

Die Stiergefechte — ich wiederhole es — sind für uns Spanier eine echt nationale Erheiterung und jüngferlich rein von jeder ausländischen Schlacke. Ueberschwemmt Ihr unser Vaterland mit so vielen Novitäten, in Sitten und Literatur, so laßt uns wenigstens diese Reliquie aus der guten alten Zeit, diese ganz originelle Ergötzung, mit der keine andere zu vergleichen ist! Der Kampfplatz, die Gerüste, die ihn umziehen, die Stufen und Balkone; die Klarinetten-Konzerte; die Kostüme der Kämpfer; die Maulthiere mit ihren bunten Fähnlein; die Scherze und Possen: Alles hat ein eigenthümliches Gepräge; die allgemeine Aufregung, das durchweg verbreitete Interesse, die Apfelsinen-Händlerinnen, die Bollero's, die Kabriolets, das Volks-Getümmel: Alles leihet uns Farben zu einem treuen Gemälde der Spanischen Nationalität. Wir müssen doch wenigstens in Einem Punkte wir selbst bleiben. Sogar die Berichte über Stierkämpfe empfehlen sich durch eine nervige und unverfälschte Sprache, die mir viel besser klingt, als die Prosa unserer hirnverrückten Melodramatiker à la parisienne. Die Phrasen solcher Artikel sind mehr unser Eigenthum, als diejenigen, welche in den Mode-Artikeln gäng und gäbe geworden.

Nieder also mit dem Antitorismus**) und seinen Bekennern, mögen sie nun Ausländer oder unpatriotische Inländer seyn! Die Stiergefechte sind ein vorzugsweise Spanisches Institut, und dieses Verdienst ist ihr bester Empfehlungs-Brief an die Nachwelt.

(Revista Española.)

Bibliographie.

Consideraciones sobre las causas de la grandeza y decadencia de los romanos. (Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer.) Nach Montesquieu, von F. X. S.

Lucrecia Borgia. — Von Victor Hugo. Ist in dieser Spanischen Uebersetzung auch bereits mehrere Mal mit großem Beifall in Madrid aufgeführt worden.

Tratado sobre la cria y propagacion de las abejas. (Ueber Zucht und Verbreitung der Bienen.) Von Geronimo Ferrer.

El Rey Moro de Toledo. (Der Mauren-König von Toledo.) Novelle. Cordova.

Coleccion de trages nacionales, eclesiasticos, civiles y militares, desde el siglo IV hasta principios del XIX. (Sammlung Spanischer National-Trachten und Kostüme, vom 4ten bis zu Anfang des 19ten Jahrhunderts.) Mit Erläuterungen vom Grafen von Clonard.

Mannigfaltiges.

— Das Alexandrinische Bibel-Manuskript. Aus dem Jahresbericht des Britischen Museums über die Einnahmen und Ausgaben von 1828 ergiebt sich, daß die Gesammtkosten für den Druck des Facsimile jenes alten Bibel-Kodexes, den man das Alexandrinische Manuskript nannte, mit Einschluß der verschiedenen Summen, die an den Drucker, Kupferstecher, Herausgeber, Abschreiber und Buchbinder ausgezahlt wurden, sich auf 9386 Pfund Sterling beliefen. Nach den Berichten an das Parlament von 1833 sind nur drei vollständige Exemplare dieses großen Werkes verkauft worden; 43 Stück wurden vertheilt, theils um den Vorschriften des Verlags-Gesetzes zu genügen, theils als Geschenke und zum Gebrauche für die Bibliothek; und 134 liegen noch zum Verkaufe vorräthig.

---

*) Die Verdammung dieses grausamen Spieles versteht sich so sehr von selbst und wird so allgemein ausgesprochen, daß es darum schon nicht uninteressant ist, zu hören, was zu Gunsten desselben vorgebracht werden kann.

**) Man sagt im Spanischen voy a los toros (ich gehe zu den Stieren).

*) Der Spanier vergißt, daß auch das Boxen von der vorgeschrittenen Humanität, in England nicht weniger als im Auslande, längst verpönt ist; mindestens dürfte sich dort nicht leicht ein so gebildeter Apologet dafür finden, wie ihn hier die Stiergefechte gefunden haben.

**) Anspielung auf toro, Stier, und nicht etwa auf Tory.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Montag den 17. August 1835.

Afrika.

Mittheilungen eines Deutschen aus Süd-Afrika.

Die nachfolgenden brieflichen Mittheilungen von der Kap-Kolonie rühren zwar nicht von einem gelehrten Reisenden her und bieten daher auch keine neue wissenschaftliche Resultate dar; sie kommen jedoch von einem zuverlässigen Landsmanne, der mit vielem Beobachtungs-Talent den guten Willen verbindet, der Wissenschaft mindestens secundaire Dienste zu leisten, die wohl auch nicht von der Hand zu weisen sind. Herr Georg Krebs, der Verf. des vorliegenden Briefes, ist nämlich im vorigen Jahre von hier nach dem Kap gereist, theils um seinen bereits seit 21 Jahren dort ansässigen Bruder zu besuchen, theils aber auch um in Gemeinschaft mit demselben für die Sammlungen des hiesigen zoologischen Museums thätig zu seyn. Ein hierdurch schon an den Reisenden sich knüpfendes Interesse dürfte für uns noch durch den Umstand besonders erhöht werden, daß der Ort, an welchem dieser Brief geschrieben worden, seinen Namen zu Ehren eines unserer gelehrten Mitbürger, des Herrn Geheimen Raths Lichtenstein, erhalten hat, dessen früherer Aufenthalt in jenem Welttheile, wie er damals schon zu dessen besserer Würdigung beigetragen, auch jetzt noch immer segensreich fortwirkt. Lichtenstein am Baviaansflusse liegt in dem von den Engländern neugegründeten Distrikte (Landdrostei) Somerset, unfern von der Algoa-Bai und dem großen Fish-River, so wie nahe an den im J. 1819 gezogenen Gränzen des Kaffernlandes. Aber nicht bloß die ansehnliche Länderei des Herrn Krebs, sondern auch eine der höchsten Bergspitzen in der Nähe derselben, der mount Lichtenstein, führt den Namen unseres Mitbürgers, und der Deutschen Wissenschaft ist auf diese Weise ein unvergängliches Denkmal in Afrika gesetzt worden. Leider sind wir für jetzt außer Stande, einige nähere Auskunft über den Mann ertheilen zu können, der durch die Wahl jenes Namens sein Vaterland und dadurch sich selbst geehrt hat. In dem vorliegenden Briefe seines jüngeren Bruders sind uns zwar in der Folge noch ausführlichere Mittheilungen über das Kapland versprochen, doch müssen wir uns einstweilen mit einigen flüchtigen Skizzen von seiner Reise dahin, von der Beschaffenheit des Landes bei seiner Ankunft und von dem eben beendigten Kaffernkriege begnügen, welcher letztere allerdings eigenthümlich und grausam genug geführt wird, um zu mancherlei freilich traurigen Betrachtungen Stoff zu liefern.

Nachdem Herr Krebs der Mühseligkeiten gedacht, mit welchen er auf seiner Fahrt von Hamburg nach der Engl. Insel Wight zu kämpfen gehabt, wo sein Schiff mehrere Wochen lang, des widrigen Windes halber, liegen blieb, fährt er in seinem Reiseberichte folgendermaßen fort:

„Als endlich am 12. Februar 1834 günstiger östlicher Wind eintrat, ging unser Fahrzeug, das Dänische Schiff „Syden", auf welchem sich 20 Passagiere befanden, mit einigen hundert anderen Fahrzeugen von der Rhede bei der Insel Wight unter Segel und bei den imposanten Kreidefelsen am diesseitigen Ende jenes Eilandes, die Nadeln genannt, in den Englischen Kanal. In der nächsten Nacht trat nochmals ungünstiger Wind ein, in Folge dessen bei dem Arbeiten mit den Segeln ein Tau zerriß, wobei leider der vierte Steuermann und ein Matrose über Bord in's Meer fielen und spurlos verschwanden.

Der folgende Morgen brachte aber wieder günstigen Wind, und mit ihm entschwand allmälig alles Land den Augen, gleichsam hinter uns versinkend. Hin und wieder kamen dann Schiffe zu Gesicht, mit denen fern und nah' durch Seh- und Sprachrohr, durch verschieden geformte und gefärbte Flaggen, so wie durch schwarze Tafeln, auf denen mit Kreide die gegenseitig berechneten Längen- und Breitengrade verzeichnet waren, kommunizirt wurde. Der Anblick des gleichsam aus dem Meere sich emporhebenden Landes der Kanarischen Inseln Porto Santo, Madera, Teneriffa mit seinem 12,000 Fuß hohen zuckerhutförmigen Vulkan, so wie der Inseln des grünen Vorgebirges; ferner der die Luft trübende und unsere Segel bedeckende gelbe Sand aus der Wüste Sahara; das Auftauchen verschiedener großen Fische, z. B. des Hay, des Kachelot und anderer aus dem dunkelindigoblauscheinenden und während der Nächte von leuchtenden Insekten sehr erhellten Meerwasser (in der Gegend Madera's und nicht weit vom Kap); der ungefähr 10 Grade außerhalb beider Wendekreise beginnende und bis auf einige Grade zu beiden Seiten nach dem Aequator konstant wehende Passatwind, und dagegen die periodische Windstille einige Grade auf beiden Seiten und unter der Linie, so daß das Meer hier, wo es unermeßlich tief und höchst salzreich ist, zuweilen ohne alle Wellen einer Spiegelfläche glich, — und nur bei solcher fast unbewegten Luft war die Wärme lästig; — ferner der ausnehmend helle Sternenglanz in den Tropen-Gegenden; das Verschwinden des Schattens, als die Sonne im Zenith stand; die der aus der Heimath gewohnten ganz entgegengesetzte Stellung von Sonne und Mond in der südlichen Hemisphäre; die in der Nähe des Wendekreises des Steinbocks am Firmament Nachts sichtbaren zwei hellen und ein dunkler Nebelflecken, Kapische Wolken genannt; — und endlich die große Zahl der sich um unser Schiff in einer Distanz von 300 geographischen Meilen jenseits des Kap's einfindenden und dasselbe täglich umschwärmenden Seevögel; alle diese und noch einige andere von Zeit zu Zeit eintretende Abwechselungen vermochten doch nicht, nach mehreren Wochen ununterbrochenen Wasserfestungslebens, die Sehnsucht nach der Terrafirma zurückzuhalten, der zufolge sich denn auch aller Gemüther ein ungemeiner Frohsinn bemächtigte, als am 17. April Nachmittags ein Matrose vom Gipfel des Hauptmastes „Land!" herabrief, von welchem wir um jene Zeit noch ungefähr 17 geographische Meilen fern seyn sollten, welche Distanz das Schiff, bei gelindem Winde und Laviren nach dem Ankerplatz in die Tafel-Bai, bis am nächsten Morgen zurücklegte, so daß um 9 Uhr des 18. Aprils mit dem Fallenlassen eines Ankers daselbst die Reise in 65 Tagen beendigt war.

Der Anblick der äußersten Südspitze Afrika's mit der Form ihrer hohen Meeres-Ufer, des Teufels-, Tafel-, Löwenkopfs- und Löwenrumpfs-Berges, machte auf uns alle, die diese Felsenformen zum erstenmal sahen, denjenigen Eindruck, von dem gesagt wird, daß er nicht wohl beschrieben werden kann, sondern empfunden werden muß; auch versicherten mehrere Personen, die Süd-Amerika, Ostindien und Neu-Süd-Wales besucht hatten, daß sie beim Annähern an jene Länder keine solche Heiterkeit empfunden hätten, wenn gleich die Reise nach Indien und Neu-Holland noch länger dauere, und müsse wohl jenes freudige Gefühl, das sich unserer beim Anblicke des Kap bemächtige, von den imponirend hohen Ufern herrühren, dergleichen die genannten Gegenden nicht hätten. In Folge dieser hohen Ufer ist auch die Gesichtstäuschung, wenn man vom Meere in einiger Distanz auf die halbkreisförmige Kette obgenannter 4 Berge und in das Tafel-Thal sieht, sehr groß, denn die bedeutende Fläche zwischen der Tafel-Bai und den Bergen erscheint nur als ein schmaler Landsaum und die dachlosen Häuser der ziemlich großen Kapstadt darauf als einzelne wüste Steine; nach dieser Ansicht würde Niemand glauben, auf dem so überaus klein erscheinenden Landstrich eine größere Stadt als Potsdam vorzufinden.

Durch die Signale vom Löwenrumpf-Berge war den Freunden meines Bruders die Ankunft des Schiffes, auf welchem man mich erwartete, alsbald bekannt geworden; sie holten mich denn auch eine halbe Stunde, nachdem wir Anker geworfen, vom Schiffe ab. In der Kapstadt hielt ich mich zwei Monate auf, und dort erholte ich mich von dem sechsmonatlichen Aufenthalt im Schiffe durch das angenehme Leben, welches mehrere Familien in ihren Stadt- und Landhäusern mir bereiteten.

Wie schon bemerkt, ist die Kapstadt etwas größer als Potsdam, hat breite und gerade, zum Theil auch lange Straßen; diese haben jedoch kein Steinpflaster, weil man das durch Fuhrwerk auf Steinen entstehende Rasseln hier nicht gern hören mag, auch das Fahren und Gehen auf dem flachen und eisenhaltigen Thonboden, dessen von selten fallendem Regen erweichte Stellen gleich wieder fest werden, noch bequemer ist, als selbst auf gutem Steinpflaster. Die größtentheils gut und bequem, dem Klima angemessen, gebauten Häuser sind nicht leicht höher als zwei Stock und meistens weiß angestrichen, ersteres, weil der oft heftig vom Tafel-Berge wehende Südost-Wind höhere Häuser mehr beschädigen würde, letzteres, auf daß die Mauern der Häuser weniger Wärme anziehen; indessen fängt man schon an, den blendend weißen Putz der Häuser aus Konchilien-Kalk von der Muschel-Bei, als ein Augen-Gift, durch andere lichte Farben zu verdrängen. Dächer, nach Art unserer Häuser, würden, wenn zur Zeit des vom hohen Tafel-Berge heftig wehenden Südost-Windes eine Feuersbrunst entstände, den Häusern verderblich werden, wogegen die freie Fläche auf den Gebäuden den Genuß darbietet, die Tafel-Bai bequem überblicken und das Ein- und Aussegeln der Schiffe beobachten zu können. In den Gärten in der und um die Kapstadt prangen unter andern manche Tropen-Gewächse, weil gegen die halbkreisförmige Gebirgskette fast den ganzen Tag die Sonne scheint und die, besonders am obern Theil des Tafel-Berges, senkrecht stehenden Felsen, gleich einem ungeheuren Treibofen, eine solche Tropen-Wärme im Tafel-Thale erzeugen, daß sie den Bewohnern nur des nahen Meeres wegen erträglich ist.

Ende Juni's verließ ich das Kap und begab mich abermals zu Schiffe nach der Algoa-Bai; diesen Seeweg von etwas mehr denn hundert geographischen Meilen, wobei die östliche Küste, auf der Berge und

Thäler abwechselten, uns stets im Angesicht blieb, legte das Schiff in fünf Tagen zurück. Ich landete bei der vor etwa funfzehn Jahren von den Engländern gegründeten noch kleinen Stadt Port Elizabeth und fand auch dort bei Freunden meines Bruders eine herzliche Aufnahme. Nach achtzehn Tagen wurde ich von dort durch einen mit zehn Ochsen bespannten Wagen des Bruders nach seinem Wohnorte hierher in der Nähe des Bavian-Flusses abgeholt, und den Weg von vierzig und einigen Deutschen Meilen, über viele Berge und durch Thäler, machten die großen und schönen Thiere unter starker Anstrengung in sieben Tagen mit mir und meinen Begleitern, wobei während der Nächte nach hiesiger Landes-Nothwendigkeit unter freiem Himmel geruht wurde. Nach Verlauf dieser sieben Tage hatte ich denn die Freude, meinen Bruder nach vierundzwanzigjähriger Trennung begrüßen zu können.

(Schluß folgt.)

England.

Mein ehrenwerther Freund Bob.

Eine öffentliche Schule war es, wo ich die Bekanntschaft meines Freundes Bob Burnaby, als eines hübschen Kindes von zehn bis zwölf Jahren, machte. Ich war zwei Jahre älter, als er; und da zwischen unseren Aeltern ein freundschaftliches Verhältniß bestand, so wurde er unter meinen besonderen Schutz gestellt. Als einziger Sohn war er sehr verzogen worden, und bis zu jener Zeit war ihm die Welt nur als ein Paradies, voll von Kuchen und Konfekt, erschienen. Sein Wille war die Vorschrift des ganzen Hauses und seine Mutter täglich nur darauf bedacht, ihm neue Vergnügungen zu verschaffen.

Eine solche Erziehung konnte nur Unwissenheit, Hang zum Müßiggang und alle die Laster, welche daraus entspringen, zur Folge haben. Eine zu kecke Auflehnung gegen den Willen seines Vaters erregte eines Tages dessen Zorn, der junge Taugenichts ward aus dem väterlichen Hause verwiesen und, trotz den Drohungen, Bitten und Nerven-Anfällen seiner Mutter, auf der Stelle den Händen von Ehren Doktor Rearpepper übergeben.

Ich schloß mich bald ihm an, und er bezeigte mir seinerseits viel Freundschaft; weil Alles in der Schule neu für ihn war, konnte das arme Kind meiner nicht entrathen; auch wich er weder bei Tage noch bei Nacht von mir; als unzertrennlich Verbundene, sah man uns auf derselben Bank sitzen und an einem Pulte arbeiten.

Es verging kein Tag, ohne daß er einen neuen Possen verübte; das Geld schien ihm die Hände zu verbrennen, und sobald er keins mehr hatte, borgte er ohne Bedenken, um seine Launen zu befriedigen; seine häufigste Gläubigerin war unsere Nachbarin, die dicke Mistreß Pussy, eine Bonbon-Händlerin; er befand sich also oft in Noth und nahm die arge Gewohnheit an, durch allerlei Lug und Trug seine kleinen Vergehungen zu verbergen, anstatt daß er sich in den meisten Fällen durch ein freies und aufrichtiges Bekenntniß weit besser herausgezogen hätte.

Hätte ich ihn nicht aufrichtig geliebt, so wäre meine Geduld bei ihm bald erschöpft worden; mehr als hundert Mal hatte er, mit dem Versprechen baldiger Wiedererstattung, zu meiner Börse seine Zuflucht genommen, aber auch, sobald er mich aus dem Gesichte verloren hatte, die Sache vergessen. Es ist wahr, er sah sehr verlegen aus, wenn er mich nicht bezahlen konnte; seine Schaamröthe und seine Verwirrung bezeugten seine Demüthigung; und schon damals war er aus Herzensgrunde mein ehrenwerther Freund. Zu sechzehn Jahren ging ich von der Schule ab, und der arme Bob vergoß beim Abschiede bittere Thränen. Er sprach kein Wort von den neun Shillingen, die er mir noch schuldig war; aber als ich zu ihm, indem ich ihm die Hand schüttelte, sagte: „Vergessen Sie nicht, mir zu schreiben", vermuthe ich, er erwartete, ich würde hinzusetzen: „Vergessen Sie nicht, Ihrem ersten Briefe das Geld beizulegen." Wie dem auch sey, ich sah ihn während meines Aufenthalts in Oxford nicht wieder. Unser Briefwechsel, der im Anfange ziemlich lebhaft geführt ward, hörte nach und nach auf; und ein ganzes Jahr hindurch hörte ich kein Wort von ihm.

Eines Tages endlich kam ein Päckchen unter meiner Adresse an, dessen Inhalt eine schöne prächtig eingebundene Ausgabe eines meiner Lieblings-Autoren war; auf der ersten Seite stand mein Name und darunter die Worte geschrieben: Von seinem treuen und dankbaren Freunde Bob.

„Ja", dachte ich beim Empfange dieses liebenswürdigen Andenkens, „Bob ist noch immer mein ehrenwerther Freund. Es wäre unschicklich gewesen, nach einem so langen Zeitraume mir einige elende Shillinge wieder zu schicken; er hat gleichwohl seine Schuld nicht vergessen und mehrere Guineen ausgegeben, um sich ihrer auf eine ehrenvolle Art zu entledigen." In einem Briefe, welcher das Buch begleitete, meldete er mir seinen Eintritt in den Dienst und seine Absicht, sich zu seinem Regimente, das sich nach dem Auslande einschiffen sollte, zu verfügen.

Nach meinem Abgange von Oxford machte ich eine Reise auf den Kontinent. Bei meiner Rückkehr nach London fand ich meinen Freund Bob unvermuthet in einem Hotel garni. Unser Wiedersehen war sehr zärtlich; allein es glich eher der Begegnung zweier Schulknaben, die sich in den Ferien wieder finden, als derjenigen von Männern, die in der Welt gelebt und sich in ihr gebildet haben. Wir sprachen von nichts als von unserem Leben auf der Schule, von unseren Spielen, unseren Kindereien; und so lange als wir, Arm in Arm, durch die Straßen von London schlenderten, lachten wir eben so herzlich, und eben so ausgelassen und sorglos, als wir es nur in den Gärten des Dr. Rearpepper hatten thun können.

Es brauchte keine lange Zeit, um mich zu überzeugen, daß Bob in der That immer noch der alte sey; er führte mich täglich zu einem Pastetenbäcker, und, gerade wie bei Mistreß Pussy, rief er beim Hinausgehen: „Sie werden dieses auf meine Rechnung schreiben." Ich sah ihn tausend Tändeleien von Werth kaufen, ohne daß er jemals daran dachte, die Börse aus der Tasche zu ziehen. Da ich wußte, daß er außer Stande war, auch nur den vierten Theil aller der Dinge, die ich ihn kaufen sah, zu bezahlen, so wagte ich es, ihm ein Wort darüber zu sagen; und sein Erröthen so wie seine zitternde Stimme bewiesen mir, daß er fühlte, wie gerecht meine Erinnerungen wären; zugleich jedoch, daß er nicht Kraft genug besaß, sich zu bessern; mithin hatten meine Rathschläge keine andere Wirkung, als daß unser inniges Verhältniß erkaltete und eine nur noch größere Zurückhaltung unter uns sich einschlich.

Aber ich vergaß meine Unzufriedenheit bald, als ich an einem Vormittag, ehe ich noch aufgestanden war, Bob in Eile zu mir kommen sah und er mich unterrichtete, daß sein Regiment nach Indien eingeschifft und er in diesen Tagen London verlassen würde. Er zeigte mir seine Papiere, aus welchen hervorging, daß er sich zur Abreise anschicken müßte.

Wir nahmen mit einander das Frühstück ein, und indem ich die Aufwärter beständig neue Rechnungen bringen sah, faßte ich meinen alten Verdacht wieder, hütete mich aber, ihn laut werden zu lassen. Bald nach dem Frühstück nahm er mich beim Arme und zog mich mit sich fort; wir durchwanderten mit einem ungewöhnlichen Stillschweigen mehrere Straßen, als er sich plötzlich und in einer sichtbaren Aufregung heftig gegen mich wandte.

„Hier findet keine Wahl statt", sagte er, „ich muß abreisen." — „Ganz gewiß Bob, wenn Sie nur nicht ins Gefängniß gebracht werden." — „Ins Gefängniß!" versetzte er bis über die Ohren roth, was wollen Sie damit sagen?" — „Verzeihen Sie, lieber Freund", sagte ich, „aber nach der Depense, die Sie in meinem Beiseyn gemacht haben, scheint es mir unmöglich, daß Sie so plötzlich zur Abreise fertig seyn können. Sie kennen den Zustand meiner Finanzen so gut als ich selbst, Sie wissen, daß ich im buchstäblichen Sinne nichts übrig habe. Für die Zeit jedoch, wo ich so gestellt bin, wie ich mich eben gegen Sie geäußert habe, mögen Sie, wenn ich Ihnen irgend nützlich seyn kann, immer ohne Umstände über mich verfügen."

Bob drückte krampfhaft meinen Arm, und ich sah eine Thräne an seinen Augenliedern glänzen; allein, da ihm der Muth fehlte, in eine genaue Darlegung seiner verwickelten Lage einzugehen, so brach er, nach seiner alten Gewohnheit, ab und sagte lebhaft: „Ich war keines Geringeren von Ihnen gewärtig, lieber Freund, und in der That, sie können mir einen wahren Dienst erweisen, wenn Sie Ihren Namen auf eine Rechnung setzen, die mich sehr drückt." — „Ich hoffe", sagte ich, „daß es sich um keine große Summe handelt." — „Ja . . . nein . . . größer in Wahrheit, als Ihnen vielleicht recht seyn wird." — „Wenn es sich um eine bedeutende Summe handelt, so muß ich Sie daran erinnern, Bob, daß, wenn Sie Ihren Wechsel nicht einlösen, ich an Ihrer Statt ins Gefängniß wandern muß." — „Niemals, niemals!" sagte Bob mit einer Wärme und mit einer Freundschaft, welche nicht zu verkennen war.

„So sagen Sie mir denn, wie hoch die fragliche Summe sich beläuft." — „Lassen Sie mich zuvörderst Ihnen einige Umstände enthüllen, die schrecklich auf meinem Herzen lasten; aber nicht hier", fügte er hinzu, „folgen Sie mir an einen stilleren Ort." Und mit einer feierlichen Stille führte er mich nach Park-Lane.

„Was bedeutet dies Alles?" sagte ich endlich. — „Sehen Sie dieses Haus?" versetzte Bob und zeigte mit der Hand auf ein Haus von sehr schönem Ansehen, vor welchem zwei Lakaien in reicher Livree einer sehr feinen Dame in einem Wagen, der mit den vornehmsten Wappen geschmückt war, die Visitenkarten abnahmen.

„Ob ich dieses Haus sehe? Gewiß", sagte ich; „aber in welcher Beziehung kann es mit Ihrer Geschichte stehen?" — „Es gehört einem der reichsten Particuliers in England." — „Das sieht man sehr bald", antwortete ich. — „Er ist Vater einer Tochter, einer einzigen Tochter", sagte Bob mit Emphase. — „So!" erwiederte ich. — „Seine einzige Erbin", setzte Bob hinzu. — „Ei nun, mein Bester, was haben Sie davon?" — „Es beschämt mich, meinem besten Freunde so lange ein Geheimniß daraus gemacht zu haben", murmelte er zwischen den Zähnen. — „Was für ein Geheimniß? Was wollen Sie sagen?" — „Aber dieses Geheimniß gehörte nicht mir." — Welches Geheimniß?" — „Ein reizendes Mädchen!" — „Auf mein Wort", versetzte ich, „Sie würden die Geduld eines Engels ermüden!" — „Ich habe ihr Herz gewonnen, mein Freund!" sagte er erröthend. — „Das Herz der Erbin?" — „Sie liebt mich!" fügte er leise hinzu.

„Das ist eine wichtige Neuigkeit", rief ich aus. „Und in diesem Falle haben Sie der Hülfe eines armen Teufels, wie ich, gar nicht nöthig." — „O", erwiederte Bob, „Sie wissen nicht Alles. Sie liebt mich, es ist wahr; sie liebt mich bis zum Wahnsinn, und ich erwiedere ihre Liebe ganz. Allein, wie reich auch ihr Vater ist, wenn er hörte, daß ich insolvent bin, so würde er von der Heirath nichts mehr hören wollen." — „Es ist ein Mann von Vernunft", sagte ich. — „Mein Grund ist noch ein anderes Hinderniß. Clara wünscht, daß ihr Gemahl wenigstens Hauptmann sey."

Hier mußte ich lächeln.

„Es ist vielleicht eine Schwäche", sagte Bob in einem etwas markirten Ton, „aber es ist die einzige, die ich bei ihr entdecken konnte, und ich muß dieselbe schonen. Ich sehe keine Aussicht zum Avancement, als wenn ich nach Indien gehe, und . . ." — „Gut, gut", sagte ich, „ich verstehe — und ich bitte Sie, mir offen und ohne Umschweife zu sagen, was ich für Sie thun kann." — „Ich bitte Sie beschämt", antwortete er zögernd, „Ihren Namen unter einen Wechsel von 190 Pfund Sterl. zu setzen."

„Himmel! welch eine Summe!" rief ich aus, indem ich einen Schritt zurücksprang. „Allein, nach dem, was Sie mir so eben vertraut haben, darf ich nicht länger zögern. Ist der Wechsel fällig — mag kommen, was da will." — „Ich werde dafür sorgen", versetzte er lebhaft, „verlassen Sie sich auf mein Wort." — „Wenn dem nicht so

wäre, mein lieber Bob, beherzigen Sie, daß ich dem Gefängnisse nicht entfliehen könnte. Doch genug über diesen traurigen Gegenstand, kehren wir in Ihre Wohnung zurück, um die Sache abzumachen." — „Noch eine Minute!" sagte er, „ich kann mich von diesem theuren Hause nicht losreißen." — „Es ist das Verhältniß, welches Ihr Kleinod verbirgt." — „Ja! und glauben Sie mir, Sie müssen an meinem Glücke Theil nehmen", erwiederte er mit Wärme. „Sie sehen diese drei Fenster mit den blauseidenen Vorhängen. Sie gehören zu einem köstlichen Zimmer, welches ausschließlich für Sie bestimmt seyn wird, sobald ich mich endlich als den Besitzer des Hauses sehen werde. Ich kenne nichts, was so comfortable wäre, als dies Appartement. Die Möbel von dem ausgesuchtesten Geschmack, eine reizende Aussicht auf den Park. Doch kommen Sie, lieber Freund, wir wollen von dem Allen bei Tische reden."

Vor dem Aufstehen von Tische schien mir Bob von der Rührung, die sich seiner bemächtigt hatte, vollkommen erholt zu seyn; und vergnügt und ruhig, wie ich ihn im Augenblicke einer so langen Trennung sah, konnte ich den Verdacht nicht abwehren, daß er mehr für die Erbschaft, als für die Erbin entbrannt wäre.

„Ich kann es nicht begreifen, Bob", sagte ich, „wann Sie dieses Verhältniß anknüpfen und das Herz der reichen Erbin gewinnen konnten; denn seit Ihrer Ankunft haben wir ja Einer den Anderen fast nicht verlassen." — „Keine Fragen", antwortete Bob; „erinnern Sie sich, daß das Geheimniß nicht mir gehört." — „Es ist wahr", versetzte ich, und mit einem veränderten Tone fügte ich hinzu: „Wird ihr dieses Haus nach ihrer Verheirathung gehören?" — „Zuverlässig, mein Freund. Und was für ein Haus! ich habe ein so schönes Haus noch nicht gesehen; und vor Allem das Zimmer, welches Ihnen bestimmt ist..... Weil wir gerade davon sprechen", sagte er, sich unterbrechend, „Sie lieben besonders die warmen Bäder? Nicht wahr?" — „Sehr." — „Es befindet sich in diesem Zimmer ein Divan, von blauseidenem Zeug, der, wenn man an eine Feder drückt, sogleich verschwindet, um der köstlichsten Badewanne von weißem Marmor Platz zu machen." — „Das ist herrlich", sagte ich. — „Ja, und man hat nichts vergessen, die drei Hähne....." — „Drei?" sagte ich, ihn unterbrechend; „Sie irren sich, zwei sind ihrer schon genug." — „Nein, nein, drei", erwiederte Bob. „Einer für das warme Wasser....." — „Recht!" — „Einer für das kalte...." — „Gut, dies macht zwei." — „Und einer", sagte Bob, „für das Eau de Cologne!"

Am Abend unterschrieb ich den Wechsel, und den anderen Morgen schieden wir unter den lebhaftesten Ausdrücken unseres Schmerzes. Ich fand mich nach der Abreise meines Freundes sehr einsam, und verschiedene Umstände, welche meine Hülfsquellen noch mehr verringerten, trugen dazu bei, mich in eine Muthlosigkeit zu versetzen, bei der ich, statt aller anderen Erholung, auf den einsamsten Spaziergängen umherirrte.

Ich vernahm allmälig über die gränzenlosen Ausgaben meines Freundes Bob Dinge, welche mich aller Hoffnung beraubten, und nach vier Monaten, d. h. zwei Monate, ehe der Wechsel fällig wurde, hatte ich die gegründete Besorgniß, daß ich dem Gefängnisse nicht entgehen könnte. Ich verlebte also einige Wochen in einem Zustande der Aufregung und des Leidens, den ich nicht zu schildern vermag.

Eines Tages, als ich trauriger und niedergeschlagener als gewöhnlich war, richtete ich mechanisch meine Schritte nach Park-Lane und fand mich, ohne es zu wissen, vor dem Hause, welches von Bob's zukünftiger Gemahlin bewohnt wurde.

„Ach", dachte ich, „wenn mein Freund Herr dieses schönen Hauses wäre, so ginge Alles gut für mich; denn er ist ein rechtschaffener und braver Junge. Aber ehe er mich in den Besitz dieses Zimmers mit den blauseidenen Vorhängen und der Badewanne mit den drei Hähnen setzen wird, werde ich Zeit haben, im Gefängniß alt zu werden, und den Schmerz dazu, vielleicht meinen Namen entehrt zu sehen!"

Während ich in dem Augenblick meinen Blick auf den Balkon des Saales fallen ließ, bemerkte ich eine Dame, welche einige Töpfe mit Geranium zu begießen beschäftigt war; sie wandte sich um, und indem sie mich zu erkennen schien, gab sie mir ein Zeichen, mich zu nähern. Ich erkannte in ihr bald eine alte Freundin und sogar eine Verwandte, Namens Mistreß Simmons. „Ich bin erfreut, Sie zu sehen!" rief sie aus; „wir sind seit gestern in der Stadt, bei unserem trefflichen Freunde Herrn Molesworth. Kommen Sie herein, ich bitte Sie; ich werde mich freuen, Sie vorzustellen."

Ich klopfte, von einer außerordentlichen Aufregung ergriffen, an die Thür. Ich sollte endlich dieses Haus sehen, in welches meine Phantasie mich so oft versetzt hatte. Vielleicht wird man mich in dem blauen Zimmer empfangen. Vielleicht.... Jedoch die Erscheinung der Mistreß Simmons machte allen meinen Vermuthungen ein Ende. Sie empfing mich an der Thüre des Saales und stellte mich Herrn Molesworth, einem mit dem Podagra leidlich behafteten alten Mann, und seiner einzigen Tochter, einer reizenden Person von achtzehn Jahren, vor.

Ich verlebte viele glückliche Tage im Schoße dieser Familie. Die junge Dame besonders zog mich um so inniger an, als ich, überzeugt, das Geheimniß ihres Herzens zu kennen, ohne zu fürchten, daß man mir ernsthafte Absichten unterlegen würde, ein freundschaftliches Verhältniß mit ihr anknüpfte; und unsere Vertraulichkeit wurde zum Gegenstande des Scherzes aller unserer Bekannten, bevor ich nur daran dachte, daß die geringste Sympathie zwischen uns möglich sey.

Wie groß war also meine Ueberraschung, als eines Tages, und gerade den Vorabend desselben Tages, an dem der unglückliche Wechsel fällig wurde, Mistreß Simmons, mit einem bedeutsamen Blick an mich herantretend, mich fragte, warum ich so traurig erschiene, da Alles so gut für mich ginge?

Ich antwortete ihr auf eine ausweichende Art, weil ich Niemanden die unangenehme Lage, in der ich mich befand, entdecken wollte. „Das Alles hat nichts zu bedeuten", sagte Mistreß Simmons zu mir. „Gehen Sie nur geradezu zum Ziele, mein lieber Vetter, und treten mit einem offenen Anerbieten Ihrer Person hervor. Ihre Familie gehört zu den achtungswerthesten; Sie sind zwar nicht reich; aber werden Sie nicht einmal ein hübsches Vermögen erhalten! Und endlich, um es gerade herauszusagen, sie hat Geld genug für Sie beide." — „Ich bitte Sie, Madame, sagte ich ganz erstaunt, wen verstehen Sie unter der „sie"?" — „Miß Molesworth", sagte Mistreß Simmons, „ich zweifle gar nicht, daß sie eine Neigung für Sie gefaßt hat." „Sie irren sich ganz und gar, und ich kann Ihnen sagen....." Hier stammelte ich einige Worte ohne Zusammenhang, indem ich mich erinnerte, daß ich das Recht nun hatte, das Geheimniß meines Freundes Bob zu verrathen. — „Ich weiß, was ich sage"; erwiederte Mistreß Simmons; „aber ich höre sie selbst..... Ich will Sie allein lassen, und Alles wird sich auf das einfachste und leichteste entwickeln." Mit diesen Worten ging sie zu einer Thür hinaus, während Miß Molesworth zu einer anderen hereintrat.

„Großer Gott! haben Sie irgend eine schlimme Nachricht erhalten?" sagte sie lebhaft, „Sie sehen so bewegt, so verwirrt aus!" — „Sind wir allein?" sagte ich nach einem Augenblick des Stillschweigens. „Ich muß mich endlich offen erklären." — Miß Molesworth schwankte, erröthete, schlug die Augen nieder, und ein unwillkürliches Zittern nöthigte sie, sich, während sie mich hörte, anzulehnen.

„Beruhigen Sie sich", nahm ich sogleich das Wort wieder, „ich bin Bob's bester Freund, und ich kenne das Geheimniß ihres Herzens." — „Mein Geheimniß?" rief Miß Molesworth aus. — „Ja, Mademoiselle, ja, ich wiederhole es Ihnen, ich bin der vertrauteste Freund Bob's!" — „Bob's?" sagte sie in einem Tone der Ueberraschung. — „Ja, wir sind Schulkameraden gewesen!" — „Und ich bitte Sie", sagte sie, ihre Hand zurückziehend, die ich in der meinigen gehalten hatte, „wer ist Bob, und welche Beziehung kann zwischen uns stattfinden?"

„Seyn Sie offen", sagte ich leise. „Suchen Sie mir nicht zu verbergen, was zwischen Ihnen vorgegangen ist. Denn Bob hat vor seinem Abgange von England seinem Freunde Alles gestanden." — „Gestanden — was?" rief sie aus. — „Ihre gegenseitige Neigung, die Versprechungen, die sie einander gegeben", antwortete ich. Miß Molesworth zitterte, ihre Wangen brannten röther als Feuer, sie konnte zuerst kein Wort hervorbringen, hierauf, ihre Augen zu mir erhebend, sagte sie:

„Ich weiß nicht, mein Herr, welchen Ursachen ich Ihr Benehmen beimessen soll; niemals habe ich gegen Jemand eine Neigung gehegt, ich stehe mit Niemanden in einem Verhältnisse... und ich kenne ein für allemal denjenigen nicht, von dem Sie zu reden vorgeben... Bis diesen Augenblick hatte ich Sie als einen Freund betrachtet, aber... jetzt..." Sie konnte nicht vollenden, und auf einen Sitz hinfallend, weinte sie bitterlich. Ein Schleier fiel mit einem Male von meinen Augen, mir wurde die unverzeihliche Falschheit Bob's klar, und in demselben Augenblicke faßte ich die vollkommene Ueberzeugung, daß der fatale Wechsel von ihm nicht bezahlt werden würde.

Mistreß Simmons, welche in diesem Augenblicke zurückkehrte, fand uns Beide der tiefsten Verzweiflung hingegeben. Miß Molesworth flog auf sie zu und verbarg ihr Gesicht an ihrer Brust.

Eine Viertelstunde war indeß kaum verstrichen, als ich, ohne genau zu wissen, wie es eigentlich zugegangen war, zu ihren Füßen lag, ihr ewige Liebe schwörend und dem Himmel dankend, daß ihr Verhältniß mit meinem Freunde Bob nichts als ein Mährchen war.

Miß Molesworth verwies mich an ihren Vater; aber aus ihren Augen konnte ich lesen, daß sie meinen Antrag günstig aufnahm. Ich begab mich also diesen Abend als der glücklichste Sterbliche zu Bette und träumte mich mit meiner Gemahlin in einem von sechs Drachen gezogenen Wagen, welche den verstümmelten Leichnam von Bob Burnaby mit Füßen traten.

Den anderen Morgen war mein erster Gedanke: die Zusammenkunft mit Herrn Molesworth; aber ach! diese glänzende Aussicht ward bald durch die Erinnerung an den Schuldschein und durch die nur zu große Wahrscheinlichkeit verdunkelt, daß ich vor Sonnen-Untergang meine zu leichtgläubige Gutmüthigkeit im Gefängnisse büßen würde. In dieser kritischen Lage durfte ich, als ein Mann von Ehre, dem achtungswürdigen Vater der Miß Molesworth mich nicht vorstellen und es darauf ankommen lassen, daß er den Tag darauf genöthigt würde, hundertneunzig Pfund für mich zu zahlen, um mich aus dem Gefängnisse zu befreien. Nachdem ich das Mißgeschick, das mich verfolgte, lange genug beklagt hatte, faßte ich endlich Muth und begab mich auf den Weg zu dem Banquier Bob's, um mein Schicksal zu erfahren. Zitternd trat ich ein; und fast versteinert vor Ueberraschung stand ich da, als mir ein Commis höflich sagte, daß Herr Burnaby die Summen für die Bezahlung seines Wechsels eingeschickt hätte.

Zwei Gedanken drangen zugleich auf mich ein. Ich hatte meinen Freund verleumdet... und ich konnte jetzt mit aller Zuversicht mich im Park-Lane zeigen. Ich werde mich in die näheren Umstände meiner Heirath nicht einlassen: ich erwähne nur dies, daß, nachdem man sich gegenseitig verständigt hatte, die Familie Molesworth die Stadt verließ, um einige Zeit auf einem Gute zu verleben, das sie in Wiltshire besaß. Ich blieb jedoch zurück, um einige Geschäfte, die mich auf einen oder zwei Monate in Anspruch nahmen, zu beendigen.

Ich war allein auf meinem Zimmer, wegen der Abreise der Miß Molesworth ziemlich niedergeschlagen, als die Thüre stark aufgerissen wurde und ich Bob vor mir stehen sah. Er schien so glücklich, mich wiederzusehen, daß ich nicht umhin konnte, ihm freundschaftlich entgegen zu kommen; er ergoß sich in Danksagungen über den Dienst, den ich ihm geleistet hätte; und nachdem ich ihm meine Besorgnisse, dann aber meine Freude über seine Pünktlichkeit gestanden hatte, konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen: „Wohlan, Bob, jetzt, da Sie den Grad eines Hauptmanns erlangt haben, darf ich voraussetzen, daß Ihre Verheirathung über alle Schwierigkeiten gesiegt haben wird." — „Meine Verheirathung!" sagte er erröthend. — „Ja", versetzte ich, heimlich lachend, „Ihre Heirath mit der reichen Erbin von Park-Lane."

„Die“, rief er aus, indem er meine Hand fast krampfhaft drückte, „sprechen Sie mir niemals davon, ich flehe Sie darum.“ — „Und warum, mein Freund?“ — „Es ist Alles aus“, sagte er aufseufzend. — „Ist es möglich?“ rief ich wiederum aus. — „Ja, ... die Verrätherin, ... aber ich kann von ihr nicht sprechen, mir wird unwohl. Es sey unter uns darum länger nicht die Rede mehr.“

Ich versprach, Stillschweigen zu beobachten, und eine Zeit lang genossen wir das Vergnügen, einander zu treffen, und erneuerten unsere alte Lebensweise. An einem Morgen kam er in einer wahren Betrübniß zu mir; sein Schneider hatte gedroht, ihn arretiren zu lassen, wenn er seine Rechnung nicht bezahlte. Ich erbot mich, mit ihm zu reden und einen Aufschub von ihm auszuwirken. „Wenn er mir nur einen Monat Aufschub bewilligte!“ — „Ich gehe zu ihm, mein Freund, und werde Alles thun, was in meinen Kräften steht.“

Der Schneider war unerbittlich; doch, sagte er, wenn ich für Herrn Burnaby gut sagen wollte, so würde er gern warten. Ich zögerte einen Augenblick; aber der glückliche Ausgang der Geschichte mit den hundertundneunzig Pfund brachte mich zu dem Entschlusse, mich für ihn zu verbürgen, und ich begab mich sogleich zu ihm, ihn von dem glücklichen Ausgange meiner Sendung zu benachrichtigen.

Kaum hatte er mich angehört, als er auf einen Stuhl sprang und ausrief: „Sie sind doch nicht so einfältig gewesen, will ich hoffen, sich gegen diesen Lump zu verpflichten?“ — „Ja, ich habe es gethan“, antwortete ich.

„Alsdann“, sagte Bob, „mögen Sie sich herausziehen, so gut Sie können; ich werde ihn in einem Monate eben so wenig, als heute, zu befriedigen im Stande seyn. Ich hatte Sie um diesen Dienst gar nicht ersucht, und, wie gesagt, Sie werden sich, so gut Sie können, aus einer Verlegenheit ziehen, in welche Sie sich durch Ihre eigene Schuld gestürzt haben.“ — „Mein lieber Bob“, sagte ich, „ich werde es um so weniger können, als ich zur selbigen Zeit andere Verbindlichkeiten zu erfüllen habe.“ — Bob bestand auf seiner Rede und verließ mich endlich in einer ziemlich üblen Laune.

Die folgenden Tage, an denen ich viel zu thun hatte, sah ich ihn sehr wenig; und als wir uns wieder trafen, war mein Empfang kalt und gezwungen. Erst den Tag vor dem Ablauf der Verschreibung fing ich an, meiner Bürgschaft wegen, unruhig zu werden. Ich sprach mit Bob, als ich mit ihm zusammen kam, sehr ernsthaft über die peinliche Lage, in der ich mich, aus Liebe zu ihm, befand; er seufzte tief auf, wiederholte mir, daß es seine Schuld nicht wäre, und versicherte mir zuletzt, daß er nicht einen Pfennig hätte. Ich beschloß hierauf, den Schneider um eine Verlängerung der Frist von einem Monate anzugehen, und als ich, nicht ohne Verlegenheit, zu ihm in's Zimmer trat, brachte ich meine Bitte mit Mühe vor; aber er antwortete, daß mein ehrenwerther Freund seine Rechnung denselben Morgen berichtigt hätte. Ich begab mich sogleich zu Bob, und er empfing mich mit einer so natürlichen Lustigkeit, er war so entzückt von dem schönen Streiche, den er mir gespielt hatte, und sein Gelächter war so fortreißend, daß ich mit einfallen mußte und es um so lieber vielleicht that, als die Stunde der Rache sehr bald schlagen sollte.

Die Familie Molesworth kehrte nach einigen Tagen nach London zur Feier der Vermählung zurück, welche den nächsten Tag stattfinden sollte. Bob, überrascht, mich von Geschäften so eingenommen zu finden, fragte mich um die Ursache, und warum ich ihn seit einigen Tagen vernachlässigt hätte.

„Mein lieber Bob“, antwortete ich, „es geschieht um einer Angelegenheit willen, welche bisher ein tiefes Geheimniß geblieben ist; aber ich will länger vor einem Freunde, wie Sie sind, keines haben. Vernehmen Sie es denn ... daß ich mich morgen verheirathe.“ — „Sie verheirathen sich morgen?“ rief Bob außer sich. „Mit wem! Ist sie schön? Ist sie reich?“ — „Ich habe nicht Zeit, auf alle Ihre Fragen zu antworten. Aber ich muß um sechs Uhr mit meiner neuen Familie zu Mittag essen, und ich beabsichtige, Sie meiner Braut vorzustellen. Eilen Sie und machen Sie Ihre Toilette; in einer halben Stunde halte ich mit meinem Wagen vor Ihrer Thüre.“

Als wir zusammen in der Kutsche saßen, sagte Bob: „Wo werden Sie in Zukunft leben?“ — „Die Zeit wird es lehren“, antwortete ich. — „Aber wohin führen Sie mich?“ sagte er in dem Augenblicke, wo der Wagen rasch in Park-Lane einlenkte. — „Sie sehen es, wir sind in Park-Lane.“ — „Und Ihre Braut wohnt“ ... stammelte Bob. — „In Park-Lane.“

Bob sagte nichts mehr; er war in augenscheinlicher Verwirrung; und als der Wagen vor der Thüre des Herrn Molesworth hielt, sagte er mit erstickter Stimme: „Ich verdiente diese Lection; ich schäme mich meiner Aufführung; es ist genug, treiben Sie die Sache nicht weiter, kehren wir nach dem Hotel zurück.“ — „Damit würde mir schlecht gedient seyn“, versetzte ich, während der Bediente die Thüre öffnete und den Tritt herabließ. — „Was haben Sie vor?“ rief Bob, indem er mich, als ich im Begriff war, die Treppe hinaufzusteigen, am Frack festhielt. — „Kommen Sie“, sagte ich, „Sie werden alte Freunde finden, und Sie werden mir das Zimmer mit den blauen Vorhängen, so wie das Bad von Eau de Cologne zeigen.“ — „Sie gehen zu weit“, murmelte Bob. „Ich erkenne mein Unrecht, ich habe Sie getäuscht, verzeihen Sie mir; aber kehren wir um, ich bitte Sie, oder man wird uns für verrückt halten.“ — „Vertrauen Sie sich meiner Ehre, mein lieber Bob; folgen Sie mir, und seyn Sie in Zukunft eben so wahr, als ich es mit Ihnen immer, selbst bei diesem letzten Umstande, war.“

Ich drückte ihm die Hand, und indem ich die Treppe weiter hinaufstieg, folgte er mir mehr todt als lebendig.

Bei der Thür angelangt, stammelte er: „Wenn sie die Geschichte wissen, was müssen sie von mir denken?“ — „Sie wissen nichts“, antwortete ich sogleich, „und sie werden niemals etwas erfahren, was dem guten Ruf meines ehrenwerthen Freundes Bob schaden könnte.“

„Nie, nie soll ferner eine Lüge aus meinem Munde kommen“, sagte er. Und ich habe allen Grund, zu glauben, daß er bei diesem guten Vorsatze geblieben ist. (New-Monthly-Magazine.)

China.

Tchao Mei Hiang, ou les intrigues d'une soubrette. (T. M. H., oder die Intriguen eines Kammermädchens.) Chinesisches Schauspiel, übersetzt von Bazin d. A.

Das erste Intriguen-Stück, welches bis jetzt aus dem Chinesischen übersetzt worden. Es ist aus derselben großen Sammlung entlehnt, wie die übrigen Chinesischen Dramen, die man uns in Uebersetzungen zugänglich gemacht.

Die Intrigue dieser Intriguen ist sehr einfach. Ein junger Mann, seines Namens Pe min tschong, hat schon in früher Kindheit seinen Vater verloren, der als Feldherr auf dem Bette der Ehre hinübergiug. Der dankbare Fürst hat dem Sohne des Helden seine Tochter Siao man zur Ehe versprochen; er selbst muß das Zeitliche bald segnen, macht aber zuvor seine Gemahlin Han mit seinem letzten Willen bekannt. Diese Dame hat eine sehr listige junge Sklavin, welche mit ihrer Tochter aufgewachsen und erzogen ist.

Pe min tschong kommt aus einer fernen Provinz, um seine verlobte Braut in Empfang zu nehmen. Die Fürstin gebietet ihrer Tochter, ihn als Bruder zu begrüßen, eine Ehre, auf die er gern verzichten möchte. Man entschuldigt sich, daß man ihm, statt Weines, eine Tasse Thee vorsetzt, und der Jüngling muß sich große Gewalt anthun, um seine Empörung über solche Unschicklichkeit nicht merken zu lassen. So endet das Vorspiel.

Im ersten Akte finden wir den jungen Mann in einem der Fürstin gehörigen Pavillon logirt. Er und Siao man fühlen schon eine gegenseitige Liebe, die ihnen Beiden unerklärbar. Fan su (die Zofe) hat das Geheimniß entdeckt und giebt sich nun alle erdenkliche Mühe, die Liebenden zusammenzubringen. Sie schlägt ihrer jungen Gebieterin singend und mit hochpoetischen Worten einen Abend-Spaziergang im Garten vor.

Auf diesem Spaziergang hört Siao man, wie Pe min ihre Reize besingt. Sein Lied macht ihr solche Freude, daß sie vor seiner Thür eine Börse zurückläßt, auf welche Verse gestickt sind, die dem Jüngling bedeuten, daß man ihn wieder liebt.

Im zweiten Akte ist Pe min vor Sehnsucht nach Siao man krank geworden. Fan su bietet ihre ganze Schlauheit auf, um den verwünschten Ritual-Koder zu umgehen, der die Liebenden aus einander hält. Die Kunstgriffe, deren sie sich bedient, würden aber ohne Kommentar ganz unverständlich seyn.

Der dritte Akt enthält das Rendezvous, welches durch Dazwischenkunft der Dame Han gestört wird. Die ärgerlichen Reden, die nun gewechselt werden, betreffen fast alle die Verletzung oder Beobachtung des Anstandes. Fan su (die Zofe) disputirt Madame Han nieder, kann aber nicht verhindern, daß Pe min fortgeschickt wird, um seine Studien in Peking zu beendigen.

Von hier bis zum Anfang des vierten Aktes verstreichen drei Jahre. Pe min hat unterdeß alle literarische Grade durchgemacht und die erste Rangstufe erstiegen. Der Kaiser will ihm als Ehrenpreis Fräulein Siao man geben, ohne zu wissen, daß Beider Heirath schon längst beschlossen ist. Pe min und Siao man werden respektive davon unterrichtet, daß der Kaiser sie mit Gatten zu versorgen gedenkt, kommen aber, da keine Namen genannt sind, in große Beängstigung. Endlich löst Fan su alle Schwierigkeiten, und das Stück schließt mit einer Ankündigung aller der Gnaden, die Seine Majestät dem Hause der holden Braut zuzuwenden gedenkt.

Mannigfaltiges.

— Napoleon und Pigault-Lebrun. Der ebengenannte Französische Schriftsteller ist am 21. Juli d. J. zu Paris mit Tode abgegangen. Bei dieser Gelegenheit erzählen seine Biographen folgende noch nicht bekannte Anekdote: Man weiß, mit welcher Strenge Napoleon seine Brüder behandelte, wenn sie einmal auf den Thronen, die er ihnen verliehen hatte, sein Losungswort vergaßen oder nicht blindlings den Andeutungen seines eisernen Willens folgten. Hieronymus besonders war in dieser Beziehung übel daran, und nicht Ein Courier kam aus Paris nach Kassel, der nicht entweder eine gebieterische Depesche oder wohl gar dasjenige brachte, was man eine „Nase“ zu nennen pflegt. Einmal, als der Kaiser darin noch ein wenig weiter als gewöhnlich gegangen war, meinte Pigault-Lebrun, damals Bibliothekar des Königs von Westphalen, welchem Hieronymus die Depesche wies, daß sich Se. Majestät doch nicht so wie ein Kind behandeln lassen, sondern vielmehr mit der einem Souverain zukommenden Würde antworten sollten. „Das ist Alles sehr schön“, erwiederte Hieronymus, bereits ein wenig zitternd, „aber wer soll den Brief schreiben? Ich gewiß nicht. Fassen Sie doch die Antwort ab.“ Pigault gehorchte. Des Kaisers Erwiederung darauf wurde durch General Rapp überbracht. Hieronymus öffnete die Depesche und las darin: „Der König, mein Bruder, hat auf einen Tag in seinem Schlosse Stuben-Arrest, und der Verfasser des Schreibens soll auf drei Monate in's Gefängniß wandern.“ Der Eine wie der Andere erlitt seine Strafe genau nach Vorschrift.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 99. Berlin, Mittwoch den 19. August 1835.

England.

Das Todtenschiff.

Eines Morgens im Monat August 182 — gerieth die Königlich Englische Brigg R — in der engen Straße, welche die schöne Insel Scio vom festen Lande Asiens trennt, in eine Windstille. Da es sehr nahe an der Küste war, so stieg ich auf die große Stenge, von wo aus die Insel sich als ein ununterbrochener Strich grünen Landes zeigte, von dem mit Schieferstücken bedeckten Strande bis zum Gipfel der weinbekränzten Hügel, die sich von einem Ende zum anderen erstrecken. Verwüstung und Verheerung hatten jedoch im vorigen Jahre hier gewüthet. Von meinem Standpunkte auf dem Mast hatte ich die Stadt in der Vogelperspektive vor mir liegen. Ein solches Bild der Verödung hatte ich noch nie gesehen. Die Batterieen, die einst ziemlich stark gewesen waren, lagen fast ganz in Trümmern. Die Neigung der Türken zum Zögern hatte sie verhindert, gegen die damals noch schlecht ausgerüsteten und schlecht bemannten Geschwader Griechenlands irgend eine Vertheidigungs-Maaßregel zu ergreifen. Die rothe Flagge, mit dem glänzenden Halbmonde in der Mitte, wehte über den Ruinen und auf der Spitze von zwei oder drei kleinen bewaffneten Türkischen Fahrzeugen, die in der Bucht vor Anker lagen. Kein menschliches Wesen war sichtbar, und die Stadt schien größtentheils unbewohnt, wenn man nach den zerfallenen Häusern und grasbewachsenen Straßen schließen durfte, denen das Auge in jeder Richtung begegnete. Die Hügel stiegen hinter den Schutthaufen der Stadt allmälig empor, und diese bildete einen traurigen Kontrast zu dem üppigen Grün jener Anhöhen.

Es war ein herrlicher Morgen; die Sonne war eben aufgegangen und strahlte mit aller Pracht des östlichen Klimas hernieder; der azurne Himmel spiegelte sich in dem klaren und ruhigen Wasser, das auch nicht von dem leisesten Wellenschlag bewegt war. Während ich so das liebliche Schauspiel vor meinen Augen bewunderte, versank ich nach und nach in ein Meer von Betrachtungen und achtete nicht auf das Murren meines hungrigen Magens, der von Zeit zu Zeit an das Frühstück mahnte. Wir kreuzten auf klassischem Grunde. Jeder Hafen, den wir auf dieser reizenden Station berührten, bot eine Fülle von Erinnerungen dar; wir hatten Malta besucht und die Inseln der Kalypso, „die schwesterlichen Bewohnerinnen des Mittelmeeres“, hatten uns in der Bucht des heiligen Paulus gebadet, an der Stelle, wo dieser große Apostel Schiffbruch litt, wie die Legende erzählt; wir hatten Patmos unter dem Winde gehabt, welcher einsame Fels noch immer vor allen anderen den meisten Reiz behält; denn hier schrieb der Liebling unseres Heilandes das prophetische Buch der Offenbarungen. Die Stadt, welche jetzt in Trümmern vor mir lag, war eine von denen, die sich um die Ehre streiten, der Geburtsort des Fürsten der Dichter zu seyn. Indem ich meinen Gedanken über alle diese Ereignisse nachhing, wurde plötzlich, durch das Erscheinen eines Segels von eigenthümlicher und seltsamer Art am Eingang der Meerenge, meine Aufmerksamkeit gefesselt. Es hatte so eben eine kleine Landspitze umschifft und schien ein Schooner von geringer Größe zu seyn, aber ohne Kommando; sein Mast schwankte bei jedem Ruck, den es von dem sanften Luftzuge erhielt; sein Takelwerk war in der größten Unordnung, und das Fahrzeug segelte offenbar auf's Gerathewohl dahin. „Webb“, rief ich unserm Matrosen im Mastkorbe zu, „seht Ihr da draußen den Schooner? Er scheint ohne Herrn dahin zu treiben!“

„„Wo? Ach ja, ich sehe ihn nun, das Ding sieht wunderlich aus;““ und im nächsten Augenblick wurde das Fahrzeug schon von unserm Verdeck aus signalisirt.

Die Aufmerksamkeit des ganzen Verdecks war jetzt auf das seltsame Schiff gerichtet; die Offiziere betrachteten es durch ihre Ferngläser; die Matrosen mußten sich zwar mit ihren bloßen Augen begnügen, doch das hinderte sie nicht, ihre verschiedenen Meinungen darüber abzugeben, was es wohl für ein Ding seyn möchte. Ich stieg hinab, mischte mich unter die Mannschaft und hörte diese rohen Söhne des Meeres folgendes Gespräch unter einander führen.

„Ich will Euch sagen, Kinder, was es ist“, sagte ein alter Bursche vom Vorder-Kastell, Namens Benton, „ich glaube, das Fahrzeug da ist von den Piraten ausgeplündert, und ich will verdammt seyn, wenn wir sie nicht so rein ausrotten wie Lauch. Ich wette meinen Grog für die nächste Woche gegen einen Satz, daß seine ganze Mannschaft über die Planke spazirt ist.“

„„Ich für mein Theil““, sagte ein Bursche von der Fockstenge, „„ich mag nichts mit ihnen zu thun haben, das ist 'ne Arbeit, die 'nen armen Kerl müde machen kann, das weiß der Teufel. Wir hatten auch mal so 'ne Polake auf 'm Strich, wie ich in Seringapatan war; und als wir 'nen ganzen Tag auf sie Jagd gemacht und endlich mit den schuftigen Kehlabschneidern zusammenstießen, da verloren wir acht Kerle so brav, wie je welche ein Schiffsdeck betreten haben; hängt mich, wenn ich nicht lieber 'ne ganze Nachtwache mit 'ner Fregatte Raae gegen Raae kämpfen will, als so 'ne wilde Gänsehatz, 'nen Tag oder zwei auf 'nem offnen Boot, um, wenn's gut abgeht, 'ne Rudel Diebe zu packen. Und dann, welche Ehre hat Einer davon, wenn er sie nun auch kriegt, das verfluchte Diebsgesindel? Das vermöchte wohl einen Burschen, der unter Nelson und Collingwood gedient hat, den Dienst ganz zu verlassen, was meint ihr, alter Joe!““

„Ganz dasselbe Junge“, sagte Joe Benton; „wer die alte „Victory“ am 21. Oktober längs der Santismae Trinidada gesehen, der mochte wohl von Ehre und dergleichen reden; aber“, fügte Joe mit bedeutendem Kopfschütteln hinzu, „unsere Marine ist nicht mehr das, wie damals, als wir, Ihr und ich, noch junge Burschen waren; jetzt haben wir patentirte Nägel, patentirte Winden, patentirte Gewehrschlösser, und knüpft mich auf, wenn wir nicht bald auch patentirte Capitaine bekommen werden!“

Das fremde Schiff war ungefähr zwei Meilen entfernt und schwamm noch immer wie ohne Kommando dahin; es wurde daher ein Boot abgeschickt, welches ich begleitete, um es einzuholen. Der schöne Morgen und die ruhige See, vom Ruderschlag belebt, machten einen erheiternden Eindruck, aber aller Augen waren argwöhnisch auf den Schooner gerichtet. Joe Benton schien sich nichts weniger als behaglich zu fühlen; das Steuer mit seiner Hand regierend, saß er da und brummte etwas von Gespenster-Jagden vor sich hin, und nachdem er eine Zeit lang unruhig auf seinem Sitz hin und her gerückt war, sagte er zu dem Schiffs-Fähnrich: „Ich will Ihnen sagen, was es ist, Mister Murphy; mag es kommen, woher es will, genug, ich habe ganz und gar keine Lust, an Bord des Dinges da zu gehen, nein, gar keine.“

„„Warum nicht, Benton, welchen Grund habt Ihr dazu?““

„Ach, hören Sie, Sir, ich habe manche wunderliche Dinge von solchen Seglern gehört, die ohne Mann und Maus umherkreuzen; sie spuken nur herum, Sir, um arme Hänse anzulocken. Haben Sie nie vom fliegenden Holländer gehört, oder von Daniel Dow's Doppelsegler? Denn diese Geschichten sind so wahr, Sir, wie die Sonne auf's Wasser scheint.“

„„Ja, von dem fliegenden Holländer habe ich gehört““, sagte der Schiffs-Fähnrich, „„und ich habe auch auf der Station am Kap einige rauhe Lüfte verspürt, aber nie das Vergnügen gehabt, ihn selbst zu sehen; und was den Daniel Dow anbetrifft, von dem habe ich noch niemals in meinem Leben gehört.““

„Ach, bei meiner Seele, das müssen Sie hören, Mister Murphy; es war das wunderbarste Ding, von dem Sie je vernommen haben. Sie sahen doch gewiß den alten Rumpf des „Diadem“ im Hamoaze-Hafen bei Plymouth liegen, gerade in der Schußweite vom Nordwinkel? Nun, Daniel Dow war lange Bootsmann darauf gewesen, und er mußte nun mit Samuel Pfleck, dem Kanonier, und mit dem alten Rosenholz, dem Zimmermann, immer noch am Bord bleiben, wo sie auf allen Verdecken des Rumpfs sich herumtreiben konnten, wenn sie nämlich konnten, denn zwei waren lahm. Samuel aber, der Kanonier, war ein flinkerer und kräftigerer alter Kerl, als die anderen Beiden, und verrichtete alle Dienste, wie z. B. daß er mit dem Jungen im Boote an's Land fuhr, um Lebensmittel zu holen, und es, wenn sie an Bord zurück waren, wieder hinten befestigte. Aber sehen Sie, Sir, Daniel Dow war auf einem Auge blind und hatte an seinem Steuerbordbein ein Riff bekommen, weil ihm nämlich auf der Rhede von Kopenhagen ein Splitter herausgeschossen wurde, und im Nacken hatte er was Aehnliches, und im Gesicht eine Handhabe wie ein Salamander;*) da humpelte er nun auf den weiten Verdecken des alten „Diadem“ und in jeder verödeten Kajüte und Vorrathskammer herum, und wenn er sich in Grog übernommen hatte, pflanzte er hin auf's Verdeck und rührte keinen Fuß mehr, bis er wieder nüchtern war. Eines Abends lag Daniel wie gewöhnlich am Boden, und es war keine Seele am Bord, außer Rosenholz der Zimmermann, weil Samuel Pleck und der Junge am Lande waren; und der war nun etwas durstig; er geht also und will trinken, da sieht er, wen glauben Sie wohl, mit 'ner Laterne über sich stehen, den — o Jesus Maria, heiliger Paul, wer ist der da drü-

---

*) Joe meint hier nicht jenes Thier, nach welchem der Yankey-Capitain in Afrika mit glühenden Kohlen in einem See von geschmolzenem Blei fischte, sondern einen starken eisernen Bolzen mit dickem rundem Knopf, den man glühend macht und zum Abfeuern von Saluts oder Signalschüssen gebraucht.

ben, der über's Bollwerk lukt? Schauen Sie nur, Sir, ich will verdammt seyn, wenn das nicht der Teufel ist!"

Wir wendeten uns um und wollten den Teufel sehen, der des alten Joe's Geschichte unterbrochen hatte. Ich schaute hin, sah aber Nichts, bis ich nach ein paar Minuten bemerkte, daß ein großer schwarzer Neufundländer seinen Kopf und seine Vorderpfoten über die Gallerie des Schiffsganges herüberstreckte. Der Aberglaube der Matrosen ist zum Sprüchwort geworden, und ein schwarzer Hund spielt bekanntlich als Famulus des Beelzebub eine bedeutende Rolle in ihren Mährchen; jener Anblick machte daher, in Verbindung mit dem öden Aussehen des Schiffes, einen solchen Eindruck auf die Gemüther des größten Theils unserer Boots-Mannschaft, daß sie sich geradezu weigerten, noch einen Ruderschlag zu thun; erst als Herr Murphy ihnen ernstlich drohte, daß er dem Capitain Anzeige davon machen werde, fingen sie mit Widerstreben und mit manchem argwöhnischen Seitenblick wieder an, auf den Schooner loszurudern. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Observations etc. (Bemerkungen über Lord Brougham's Abhandlung von der Natur-Theologie.) Von T. Wallace. 4 Sh.

The school of the hearth. (Die Schule des Herzens.) Gedichte rc. von H. Alford. 2 Bdchen. 8 Sh.

Experiments on the strength of malleable iron. (Versuche über die Festigkeit des gehämmerten Eisens.) Von Barlow. 5 Sh.

Treatise on the hebrew language. (Ueber die Hebräische Sprache.) Von Bennet. 4. 10 Sh.

On duelling and the laws of honour. (Ueber Zweikämpfe und die Gesetze der Ehre.) Von J. C. Bluett. 4½ Sh.

Chronology of Israel and the jews. (Zeitrechnung der Israeliten.) Von Cunninghame. 6 Sh.

Sir Arthur Wilmot. — Erzählung aus dem 17ten Jahrhundert. 2 Bde. 21 Sh.

Songs of England and Scotland. (Englische und Schottische Lieder.) Band II. 5 Sh.

Nala and Damayanti. — Aus dem Indischen, von H. H. Milman. 12 Sh.

Ritual of Freemasonry. (Rituale der Freimaurerei.) 7 Sh.

A f r i k a.

Mittheilungen eines Deutschen aus Süd-Afrika.

(Schluß.)

Die Algoa-Bai bietet bei weitem die Annehmlichkeit der Tafel-Bai nicht dar; denn der schmale sandige Meeresstrand erhebt sich nur zu mit spärlichem Gras bewachsenen, aber sonst baumlosen Hügeln. In einer Kluft dieser Hügel entspringt ein kleiner Fluß, Bakenerivier genannt, neben dem die Stadt Port Elizabeth am Strande gegründet ist und jetzt auf den Hügeln erweitert wird. Man hat sich hier niedergelassen, weil die Bai, in der Nähe von den östlichen Gränzen, für die Schifffahrt am sichersten ist; auch liefert dieselbe viele wohlschmeckende Fische und ist ein Depot für den Wallfischfang. Von den Hügeln der Algoa-Bai sieht man eine Kette hoher Berge, unter denen der Winterhoeks-Berg am höchsten ist.

Auf dem Wege von der Bai nach dem Dorfe Uitenhage kommen einige Salzteiche, so reichhaltig an gutem weißem Kochsalze, vor, daß eine viel größere Volksmenge, als die Kolonie gegenwärtig besitzt, damit versorgt werden könnte. Auf der Hälfte des Weges nach Uitenhage (zwei Deutsche Meilen) liegt das von Hottentotten und Bastarden von Hottentottinnen und Europäern bewohnte Missions-Institut Bethelsdorf; die Menschen, ihre Hütten und die Gegend sind gleich wenig einladend. Uitenhage mit der umliegenden Landschaft aber ist angenehm und verdient, wegen der vielen Gärten mit Eichen, Orangen-Bäumen und anderen südlichen Prachtgewächsen, mit Recht den ihm beigelegten Kollektiv-Namen „Garten Süd-Afrikas." Durch dies Dorf schlängelt sich ein stets wasserführender Fluß, „Zwartkops-rivier" genannt. Hinter Uitenhage passirten wir nur selten bei Kolonisten-Wohnungen vorüber, und ging's zuerst theilweise durch einen Buschwald, der sich mehrere Meilen weit und bis über den Buschmannsrivier erstreckt. Des Nachts, im Wagen ruhend, konnte ich oft das Heulen von wilden Hunden und Hyänen vernehmen, welche unsere in der Nähe des Wagens weidende Ochsen witterten; diese Thiere fürchten sich aber vor jenen Bestien nicht, so lange ihrer mehrere bei einander sind, und deshalb bleiben sie auch aus Instinkt zusammen. — In mehreren Flüssen, die wir passirten, und zwar selbst im Sonntagsrivier und im großen Fischrivier, floß kein Wasser, nur an den tieferen Stellen befand sich einiges, denn es hatte in mehreren Wochen nicht geregnet; dagegen lagen sehr viele Steine in den Flußbetten. Mit Steinen und Thonerde ist dieser Theil von Afrika überhaupt reichlich versehen, dagegen leidet er Mangel an Kalkerde und Sand, und ist der letztere nur gut am Meeresstrande zu haben. Die sich leicht fortspülende Thonerde erzeugt auch die tiefen Ufer der sonst nur schmalen Flüsse. Auf dem größeren Theil des Weges, wo es an Wasser mangelte, und wo gar kein Schutz gegen die Sonnenstrahlen sich darbot, waren die Gegenden öde, besonders in der jetzigen Winterzeit (ich reiste dort nämlich im Juli); wo aber Wasser und etwas gemildertes Sonnenlicht Einfluß hatte, da zeigten sich auch grüne Bäume, Sträucher und Gräser, und keine Spur von Winterschlaf in der Pflanzenwelt. Dieses Leben der Vegetabilien war vorzugsweise in der Umgegend des Kacha-Berges angenehm, wo die Nil-Sinnpflanze oder Akazie, aus deren Stämmen das sogenannte Gummi Arabicum fließt, in Menge mit anderen schönen Bäumen vorkommt. Bei dem Kacha-Berge bedurfte es zum Schluß unserer Reise noch des Ueberschreitens eines Rückens desselben, um auf das Territorium meines Bruders zu gelangen, und nach einer Stunde erreichten wir seinen Wohnsitz im Thale, welchen Platz derselbe, nach zehnjährigen naturhistorischen Reisen bei nomadischem Leben, acquirirte, und dem er den Namen des Herrn Geheimen Raths Lichtenstein in Berlin beilegte. Das Thal dieses Farms (früher im Besitz eines Englischen Offiziers) ist etwas länger, als eine Deutsche Meile und mehr denn eine halbe breit; die dasselbe umgebenden hohen Berge gehören bis zum Gipfel dazu, und insonderheit macht der Punkt an den Gipfeln die Scheidung, wo das Wasser anfängt, herabzulaufen; einer von den umgränzenden höheren Bergen hat einen runden Gipfel und heißt jetzt in der ganzen Gegend Mount Lichtenstein. Der Flächen-Inhalt des Gutes Lichtenstein beträgt gegen 6000 Morgen oder 12,000 Englische Acres. In der Nähe ist ein großer Wald, „Holzbusch" genannt, aus welchem ein schmaler Bach, der „Buschfountain", ein Hauptarm des Baviaan-Flusses, kommt. Jenes Bächlein durchläuft zuerst das Territorium eines Feld-Kornets, dann der Länge nach das des Bruders und ergießt sich darauf in den Baviaans-Fluß. Zur Haupt-Wohlfahrt dieser beiden Plätze gehört, daß der kleine Fluß stets Wasser führt und dasselbe mittelst Leitungsgräben über Aecker, Gärten und zu den verschiedenen Obst-Pflanzungen, als: Aepfel-, Birnen-, Pflaumen-, Aprikosen-, Feigen-, Mandeln-, Zitronen-, Apfelsinen-, Pfirsichen-, Quitten- und Granaten-Bäumen und Weinstöcken rc., periodisch geführt werden kann, da bei selten hier vorkommendem Regen unter den sehr warmen, im Dezember ziemlich senkrechten Sonnenstrahlen der ausdörrende Thonboden, ohne durch Wasser feucht und locker gehalten zu werden, nichts von Belang gedeihen ließe.

Der größere Theil des Thales, so wie sämmtliche Berge, werden zu Viehweiden benutzt, und wird das darauf wachsende sogenannte süße Gras von Pferden, Hornvieh, Schafen und Ziegen durch's ganze Jahr gern gefressen; die letztere Thiergattung ist hier von gefälligerer Körperform, als in Deutschland, mit langen und breiten, nach vorn flach überhangenden Ohren; ihre Lieblings-Nahrung bilden die kleinen zarten Blätter der bereits genannten Nil-Sinnpflanze oder Akazie. Von diesen Bäumen giebt es hier Millionen, mit theilweise dicken Stämmen, deren Zweige und Blättchen den Ackersleuten zur Mittagszeit erquickenden Schatten darbieten, während das Holz der Abgestorbenen Brenn-Material in großem Ueberfluß liefert. Der fortwährende Aufenthalt in freier Luft hat den wohlthätigen Einfluß auf die oben genannten Hausthiere, daß sie munterer, größer und kraftvoller werden, als die Europäischen, die während des Winters im Stall vegetiren; es kommt dazu eine ganz ihrem Instinkt gemäße Weide mit hinreichendem Wasser, und darum sind die Rindvieh-, Schaf- und Ziegen-Heerden hier auf des Bruders Platz so besonders schön; ich ergötze mich sehr oft des Abends daran, wenn sämmtliche Thiere zu den Kraalen (Hürden) von der Weide zurückkehren; nicht minder ergötzlich ist auch der Anblick, wenn zwölf, oder, nach Erforderniß, mehr solcher großen und wohlbeleibten Ochsen (schwarze und weiße, braune und weiße, ganz schwarze, ganz weiße, auch ganz braune) einen Wagen ziehen; nur die Pferde hier haben weder die Größe, noch das Ansehen der Europäischen, was wohl der Race, von der sie stammen, zuzuschreiben ist; dennoch dürften die Europäischen Pferde die Strapazen wohl nicht aushalten, bei denen die hiesigen sehr alt werden.

Das Dienst-Personale meines Bruders besteht aus einigen Europäern, übrigens aber aus Hottentotten, Kaffern und Buschmännern. Die Hottentotten tragen schon Kleidung; hingegen die großen und wohlproportionirten Kaffern gehen bei warmer Luft ganz nackt, nur ihre Weiber tragen Schürzen; bei kühler feuchter Luft nehmen sie eine Thierhaut um den Leib, die gewöhnlich bloß bis zur Mitte der Oberschenkel reicht. Die Männer dieser farbigen Nationen sind Hirten, Ochsentreiber und Ochsenleiter bei Wagen und Pflug. Die häßlichen gelben Weiber der Hottentotten und die zum Theil ansehnlichen, wenngleich mitunter sehr dunkelschwarzen Kafferinnen leisten zur Zeit wenig und sind eine Last für den Besitzer eines Landgutes. Man lernt unter den hiesigen farbigen und unkultivirten Nationen grelle Kontraste kennen; auf der einen Seite den großen und oft mit dem besten Ebenmaß der Glieder, auch gefälliger Gesichtsform, ausgestatteten recht dunkelfarbigen Kaffer, aus wahrscheinlich Arabischem Stamm, an der fruchtbaren Südostküste Afrikas, mit dem bei den Weibern vorherrschenden Geschmack, das kohlschwarze krause Haar und den Hals mit in Franzenform auf Fäden gezogenen bunten Glas-Korallen und ihre Thierhaut, Kroß genannt, mit blanken Messing-Knöpfen ziemlich wohlgefällig zu schmücken; auf der anderen Seite den schmutzig-gelben kleinen Hottentotten und Buschmann, mit flacher Nase, breiten Backenknochen und davon herrührenden hohlen Wangen und aufgewulsteten Lippen: Menschen, die fast für nichts weiter Sinn haben, als Essen und Trinken, Betäubungen durch Tabacks- oder Hanfkrautsrauchen, oder noch lieber Branntwein, und neben einem Feuer so dicht in der Asche liegend zu schlafen, daß ihre fetzigen Kleider durch theilweises Verbrennen schneller als durch anderweitige Benutzung unbrauchbar werden. Die eigentliche Heimath dieser Thier-Menschen ist die unfruchtbare Westgegend auf der dies- und jenseitigen Landschaft des letzten Dritttheiles vom Oranjefluß bis zu seiner vom Meere versandeten Mündung.

Hier sey es mir gestattet, auch noch mit wenigen Worten der politischen Ereignisse zu gedenken, welche durch die unerwartete Invasion der Kaffern am Schlusse des vorigen Jahres eintraten, indem ich mich hier ganz nahe an der Gränze befinde, von welcher der hinterlistige Ueberfall zuerst stattfand. Da noch kein Raubzug der Barbaren in früheren Zeiten mit so großer Mannszahl (nach Angabe der verschiedenen aus dem Kaffernlande geflüchteten Missionaire, waren es 30,000 Kaffern) und so vielen Feuergewehren, als diesesmal, auf die Kolonie unternommen worden ist, so wird die Nachricht darüber in England um so größere Sensation gemacht haben, als man dort die Kaffern, durch den vieljährigen Aufenthalt der Missionaire unter denselben, schon so weit civilisirt sich dachte, daß man annahm, die Kolonie habe von ihnen in Masse hinfort keine Beraubungen an Vieh mehr zu gewärtigen.

Die kürzlich stattgefundenen Thatsachen haben indessen dargethan, daß ein an Jagd- und Raubzüge gewöhntes wildes Volk anders behandelt werden muß, als wie es seit 14 und mehreren Jahren von den Missionairen geschehen ist; ja, es bleibt unbegreiflich, warum sie mit dem Unterricht in der christlichen Moral nicht überall bei den Kaffern-Häuptlingen, von denen doch die großen Raubzüge den Untergebenen befohlen werden, begonnen haben und nach Civilisirung der Chef's erst zu den gemeinen Kaffern sich wandten. Wenn auch schon seit Jahren in Folge der Einfälle kleiner Trupps Kaffern und des von denselben verübten Raubes an Vieh bei den Kolonisten Zweifel an der Richtigkeit der Aeußerungen des Direktors der Missionsgesellschaft, Dr. Philipp, in der Kapstadt, so wie seines Schwiegersohnes, John Fairbairn, Herausgebers einer Kap-Zeitung, und des kürzlich in England verstorbenen Secretairs der Antislavery-Society, Thomas Pringle, erregt wurden, so scheinen doch dessenungeachtet dieser drei Herren Berichte über die Fortschritte der Civilisation unter den Kaffern in London mehr Vertrauen bei den Behörden gefunden zu haben, als die der Gegenpartei; daher unterließ man denn auch, von Zeit zu Zeit nachzuforschen, ob die Kaffern sich zu kriegerischen Unternehmungen rüsteten, und war in neuerer Zeit auch wohl nicht sehr streng bei der Untersuchung der in's Kaffernland gehenden Waaren, auf daß das Verbot nicht übertreten werde, Schießgewehre, Pulver und Blei dahin zu führen.

So geschah denn in der zweiten Hälfte des Dezembers der unvorhergesehene Ueberfall der Barbaren mit ungefähr 1000 Feuergewehren, die selbigen von der Kolonie aus im Tauschhandel überkommen waren, und womit die Kaffern seitdem schon mehr Kolonisten und Englische Soldaten getödtet und mehr oder weniger verwundet haben, als bei sämmtlichen früheren Invasionen.

Hier beim Nachbar, dem Feld-Kornet van der Neß, der die Aufsicht über die Kornetschaft der Gegenden des Baviaans-Rivier's führt, kam am 22. Dezember die Nachricht aus der angränzenden Feld-Kornetschaft Ostriet-Rivier, daß Kaffern über die Gränze gekommen, Häuser der Kolonisten in Brand gesteckt, die Bewohner durch Hassagei-Stiche ermordet und ihr Vieh fortgeführt hätten. Diese Nachricht hielten mein Bruder und der obgenannte Feld-Kornet für übertrieben, indessen bestätigte dieselbe sich leider bald durch mehrere Eilboten zu Pferde. Nun flogen von dem Feld-Kornet Ordres zu Pferde nach allen Richtungen, und mit sehr lobenswerther Schnelle kamen nach drei Tagen, am 2. Weihnachtstage, aus den Feld-Kornetschaften Bruintjes Hoogte, Zwagershoek, Tarka und Achter-Sneeuwberg, sämmtlich im Distrikte Somerset, eine große Anzahl bewaffneter Kolonisten zu Pferde herbei, um ihren bedrängten Brüdern an der Gränze beizustehen. Ihnen folgten wenige Tage später noch mehrere bewaffnete Männer aus den Kornetschaften Befors-Sneeuwberg, Op-Sneeuwberg und Zeekoe-Rivier (Hippopotamusfluß) beim Oranjefluß, aus dem Distrikte „Graff Reinett." Unterdessen verlebte man hier bis zur Ankunft des Beistandes einen sorgenvollen Weihnachten; denn hätten die Kaffern sich in einer ähnlichen Zahl gleich hieher geworfen, wie nach den Gegenden von Grahamestadt, so konnten sie auf dem benachbarten Platz des Feld-Kornets van der Neß alle Bewohner nebst den übrigen Familien, die dahin aus der Nähe geflüchtet waren, so wie uns hier auf des Bruders Wohnort, ganz leicht den Garaus machen, zumal diese beiden Plätze ganz nahe einem schönen Walde und von hohen mit Büschen versehenen Bergen umgeben liegen, dergleichen die Schlupfwinkel der Kaffern sind, von wo aus sie zur Nachtzeit Brand, Mord und Viehraub ausführen; hierzu wählen die Kaffern gewöhnlich die Zeit des abnehmenden Mondes so, daß der Anfall und das Fortführen, besonders des Rindviehes, zwischen 9 und 11 Uhr Abends, möglichst bei durch trübe Luft vermehrter Dunkelheit, unternommen wird, um dann den Schein des Mitternachts aufgehenden Mondes zum bequemeren und schnelleren Forttreiben des Viehes, das dabei durch Hassagei-Stiche zum Laufen genöthigt wird, zu benutzen.

Am zweiten Tage der Gefahr lud der Feld-Kornet van der Neß auch meinen Bruder ein, zur Nacht mit seiner sämmtlichen Dienerschaft nach des Ersteren Wohnort zu kommen; da hätten Sie einmal das Getümmel der Menge von Familien mit zahlreichen Kindern zusammengedrängt in einem Hause sehen sollen, das gar nicht groß und von dem das Dachstroh abgetragen war, auf daß beim Angriffe die Kaffern es nicht sollten in Brand stecken können; ingleichen die Menge Wagen und das in einem weiten Kreise zusammengetriebene Rindvieh, die Schafe nebst den Pferden von verschiedenen Besitzern, welche alle, sich nicht heimisch fühlend, unaufhörlich blöckten und wieherten. Indessen hatten die ausgestellten Wachen zu Fuß und zu Pferde während der Nacht keinen der gewöhnlich auf Händen und Füßen herankriechenden Kaffern bemerkt, und so hatte denn manche Frau um das Leben ihres während der Nacht auf der Wache gewesenen Mannes vergeblich ängstliche Sorge getragen.

Am folgenden Tage hielt es der Feld-Kornet für gut, weil meines Bruders Gut ein wenig entfernter vom schon genannten Walde liegt, auch das Thal hier weiter ist, daß sämmtliche Familien sich mit allen Habseligkeiten bei meinem Bruder bis auf Weiteres niederließen, und darauf zogen Alle hierher, ja es kamen noch viele Andere dazu. Nachdem alle Wagen zu einer Burg aufgefahren und die Familien alle Räume in meines Bruders Hause überfüllt hatten, so daß mehrere sich auf ihre Wagen und die freie Luft beschränken mußten, wurden in verschiedenen Außengebäuden Löcher für Schießscharten angebracht und kleine Häuschen, um daraus zu schießen, aufgeführt; ferner ward meines Bruders noch vorräthiges Blei zu Kugeln gegossen, und von seinem Pulver wurden Patronen angefertigt. So verflossen die Tage bis zum 26. Dezember gegen Abend, ohne daß ein Anfall von Seiten der Kaffern geschah, als jene vorgenannten bewaffneten Kolonisten aus den verschiedenen Feld-Kornetschaften eintrafen und sehr freudig von den Frauen bewillkommnet wurden.

Nunmehr konnte eine bessere Ordnung bei dem Ausstellen von Wachen während der Nächte eintreten, und Patrouillen konnten am Tage nach dem Walde und nach anderen Gegenden unternommen werden, wobei auch zum öftern durch die in den Wald und das Gebüsch führenden Fußtapfen mehrere Kaffern in Klüften und Schluchten entdeckt wurden; doch konnten Anfangs nur wenige hier in der Nähe schußrecht erreicht und getödtet werden.

Eines Morgens hatte das Kommando noch vor Sonnen-Aufgang eine Rekognoszirung unternommen, bei welcher Gelegenheit es auf einen Trupp Kaffern stieß, welche, so früh dergleichen wohl nicht vermuthend, in der Nähe des Einganges zum Walde beschäftigt waren, einen in mehrere Stücke zerlegten Ochsen am Feuer zu braten; bei Ansicht der bewaffneten Kolonisten entflohen sie jedoch sogleich in den Wald. Die in mehrere Stücke zerschnittene Haut des geschlachteten Ochsen trug zu unserem nicht geringen Erstaunen meines Bruders Zeichen. Die Kaffern hatten, wie sich später ergab, von einem Haufen Rindviehs, das der benachbarte Feld-Kornet und mein Bruder zur Sicherheit weiter landeinwärts hatten treiben lassen, ungefähr dreihundert Stück beim Busch des ersten Rastplatzes den Treibern unbemerkt hinweggeführt, und hiervon gehörten meinem Bruder etwas über 100 Stück Ochsen und Kühe, die sämmtlich verloren worden sind.

Das tägliche Patrouilliren zu Pferde, sowohl in unserer Feld-Kornetschaft als in der nächsten des Ostriet-Rivier, welche unter dem Kornet Erasmus stand, hatte die Kaffern indessen ziemlich in Furcht gesetzt, so daß sie sich am Tage im Dickicht der Büsche und Wälder verborgen hielten, und wenn man nur einmal die Waldungen mit den sehr dichten dornigen Büschen hier gesehen hat, so erhält man auch die Ueberzeugung, daß Hunderte sich darin sicher verbergen können, ohne von einer gleichen Zahl Exploratoren aufgefunden zu werden; dazu wären die großen sogenannten Bluthunde sehr nützlich, deren Gebrauch man aber hier nicht kennt; denn wenn gleich die hiesigen Hunde auch ziemlich groß und auf den Werften der Kolonistenplätze zur Nachtzeit sehr wachsam sind, auch einem Fremden, der sich ihnen des Nachts nähert, eben so gefährlich sind, als die Hyänen und andere Bestien, die sie von den Hürden der Schaafe und Ziegen abzuhalten haben, so sind sie doch am Tage, wohl zum Theil aus Müdigkeit (denn sie müssen manchmal die ganze Nacht im weiten Kreise rings um die Viehhürden die umherschleichenden Hyänen durch unausgesetztes Bellen abhalten), auf den Werften liegend, ganz ruhig und werden nicht leicht einen um diese Zeit kommenden Fremden, zumal einen weißen Menschen, ohne gehetzt zu werden, anbellen; ja, man hat sich überzeugt, daß diese Hunde, nach anderen Gegenden mitgenommen, auch nicht leicht auf Anhetzen ein Thier, das größer ist, als sie selbst, angreifen.

Die nächtlichen Einfälle und der Viehraub der Kaffern auf mehreren Kolonisten-Besitzungen und die am nächsten Morgen darauf verfolgten Fußtapfen, führten die Kolonisten doch hier und dort in weniger großen Büschen auf die Spuren der Räuber, und so wurden in unserer Nachbarschaft am Konapflusse 14 derselben getödtet und noch mehrere verwundet; ferner wurden am Winterberge, unter der Anführung des tapferen Feld-Kommandanten van Wyk, 73 erschossen und daneben eine große Zahl verwundet, die zwar entflohen, von denen aber noch die meisten später todt gefunden worden sind. Endlich entdeckte man auch in den ersten Tagen des Januars die Spuren einer Anzahl Kaffern in einer waldigen Bergschlucht, in deren Nähe zwei Kolonisten-Plätze liegen, die mit schönem Rindvieh versehen waren, dessen Beraubung man in einer künftigen Nacht gewärtigen konnte. Dieserhalb machten sich 30 Kolonisten dorthin auf und bestiegen von zwei entgegengesetzten Seiten den in der Mitte mit hohen Büschen bewachsenen Berg; der zuerst die Kaffern entdeckende Theil gab dem anderen durch einen Schuß das Zeichen zum Angriff, und während die sich umringt sehenden Kaffern eine Art von Sturm durch das Werfen unzähliger Hassageien auf die Kolonisten unternahmen, schossen diese 22 Wilde nieder und verwundeten mehrere andere, die indeß noch entfliehen konnten. Da dies ganz nahe bei meines Bruders Territorium vorfiel, so ritt ich am anderen Tage mit Begleitung nach jenem Ort, um von den Kaffer-Leichen ein Paar zu erhalten, deren Gerippe ich zu wissenschaftlichen Zwecken präpariren wollte; wir gelangten auch bald zu Pferde bis zum Berge und bestiegen denselben zu Fuß, was bei der Januar-Hitze und dem steilen Wege durch dichte, mit unzähligen Widerhaken versehene Büsche sehr vielen Schweiß kostete. Dafür war aber auch in zwei Beziehungen der Lohn nicht gering. Auf der einen Seite bot uns nämlich der felsige Gipfel des Berges mehrere Höhlen dar, in welchen sich Formationen fanden, an denen man die Urwelt sich vergegenwärtigen konnte, und auf der anderen Seite fanden sich, theils in den geräumigen Felsenhöhlen und theils an Baumstämmen liegend, wo sie von dem weiteren Hinabrollen vom jähen Berge aufgehalten worden waren, viele große muskulöse und theilweise mit gefälliger Gesichtsform begabte, zu Athleten geschaffene Kaffern. Die Hinabschaffung der von der Hitze sehr aufgetriebenen und also noch voluminöser gewordenen Leichen war aber zur Zeit, nach dem einstimmigen Urtheil der ganzen Gesellschaft, auf dem weiten Wege durch die sehr in einander gewachsenen Büsche bis unten zu dem von uns mitgebrachten Wagen, nicht ausführbar und soll dann versucht werden, wenn erst wilde Vierfüßer, Geier, Ameisen, die Wärme und der Regen alle Weichtheile von dem Knochengerüste werden abgelöst haben.

Es mochte das fleißige Aussenden von Patrouillen aus dieser Kornetschaft, so wie der Anblick vieler Wagen, die nächtlichen Wachtfeuer rc. die Kaffern auf den Gipfeln der Berge wohl glauben gemacht haben, daß eine sehr starke Streitmacht auf diesem Platze versammelt wäre, und deshalb hatten sie wohl auch bis dahin keinen Anfall auf uns gewagt; indessen in einer regnichten sehr dunkeln Januar-Nacht waren dennoch ein Paar beherzte Kaffern an die Rindvieh-Hürde meines Bruders auf einer Stelle herangekrochen, wo man keine Wache ausgestellt, hatten diese Hürde, die aus großen Mimosen-Aesten bestand, geöffnet, das sämmtliche Rindvieh hinausgelassen und darunter des Bruders feisteste Zugochsen weggetrieben. Das Umherlaufen des nicht mit-

genommenen Viehes machte die nächste Wache aufmerksam, und so wurde, nachdem nach Mitternacht der Mond aufgegangen war, die Spur gleich verfolgt; die Kaffern wurden im Walde sammt dem Vieh eingeholt und ein Theil desselben wieder zurückgebracht.

Ich breche hier den Faden meiner Erzählung ab, um Sie mit dieser im Fluge etwas unlogisch verfaßten Darstellung nicht zu sehr zu ermüden, und bemerke nur noch, daß meines Bruders Verlust an Vieh und durch Vernichtungen auf dem Platze sehr bedeutend ist, doch haben diejenigen, welche ihre Besitzungen eiligst verlassen mußten, noch mehr verloren; Andere, deren Zahl sich auf 8000 Seelen beläuft, sind so arm geworden, daß das Gouvernement sie mit Nahrungsmitteln hat versehen müssen. Der Verlust des Ganzen an abgebrannten Häusern, zerstörten Mobilien, an Korn, das auf dem Felde zum Aerndten stand, nebst 100,000 Stück Hornvieh, das die Kaffern wegführten, ist, wie Sie hieraus erachten werden, sehr groß, und dieser Schaden wurde in wenigen Wochen auf einem ungefähren Flächenraum von 6—7000 Quadrat-Meilen verübt. Jetzt sind die Kaffern, bis auf wahrscheinlich nur wenige, aus der Kolonie vertrieben, nachdem circa 1000 derselben erschossen worden. Es sind ungefähr 4000 bewaffnete Kolonisten, nebst einer gleichen Zahl Englischer Soldaten, bereits auf der Gränze bei einander und vielleicht jetzt schon in's Land der Räuber eingerückt, um dieselben zu züchtigen, das heißt, alle sich vorfindende wehrhafte Männer niederzuschießen und das noch lebende Vieh zurückzuholen. Wie viel demnächst von dem zum Theil fruchtbaren Kafferlande unserer Kolonie, vielleicht bis Port Natal, einverleibt werden wird, darüber mögen Sie den Beschluß der Englischen Regierung wohl früher erfahren, als wir hier.

Lichtenstein am Baviaansflusse, 6. April 1835."

Brasilien.

Herr Douville, der Erforscher unbekannter Regionen.

Dem Publikum wird es nicht unlieb seyn, wenn wir ihm den weiland gefeierten Reisenden, der die geographischen Gesellschaften von Paris und London so geschickt zu mystifiziren verstand, einmal wieder vorführen. Herr Douville figurirt jetzt in Brasilien und hat ganz kürzlich eine (von ihm so genannte) Exposition seiner dortigen Entdeckungen und Erlebnisse drucken lassen, die in treuer Uebersetzung hier folgen mag.

„Nach einer Abwesenheit von beinahe zwei Jahren bin ich wieder in Bahia! Bei meinen Wanderungen unter den Wilden bezweckte ich den Nutzen der Wissenschaft und meiner Mitbürger. Das Publikum sey Richter darüber, inwiefern mir dies gelungen. Ich schreibe in einem Lande, wo Jedermann von den wilden Stämmen gehört hat, die ich besucht, obgleich Keiner so glücklich gewesen ist, sie zu beobachten, weil Keiner vor mir unter ihnen gelebt hat. Und doch kann man Sitten und Lebensweise der Wilden nur beobachten, wenn man unter ihnen lebt, vorausgesetzt, daß sie nicht in ihren Wäldern sich verstecken."

„Zum Wanderer gleichsam geboren, bin ich einem unwiderstehlichen Impulse gefolgt, der mich in die unbekanntesten Regionen lockte, ohne Hoffnung auf Lohn oder Gewinn. Mitten in Einöden und Wildnissen, rings von Barbaren und Kannibalen umringt, fühle ich das seligste Entzücken; ich meide solche Scenen, die auch Andere geschaut; ich fliehe davor und stelle mich so an die Spitze der Entdecker unbekannter Regionen! Mit einem Muthe, den nichts schrecken, mit einer Ausdauer, die nichts ermüden kann, führe ich alle meine Pläne zum Ziel.*) — Ich scheue weder Hunger, noch Durst, noch Beschwerden jeglicher Art. Der urplötzliche Uebergang vom Ueberfluß zum Mangel, vom Glücke zum Elend, hat für mich etwas Zauberisches. Von keiner Regierung unterstützt, habe ich meine ganze Habe geopfert, um unbekannte Länder zu erforschen, und ist es mir, trotz meiner dürftigen Mittel, gelungen, bedeutende Reisen auszuführen — was hätte ich vollends geleistet, wenn mir liberale Unterstützung zu Theil geworden wäre!"

„Mit dem aufrichtigen Wunsche, Brasilien nützlich zu werden, habe ich zunächst die Provinz Bahia erforscht. Ich bin durch die Wälder gedrungen, habe die Schifffahrt auf dem Rio Pardo eröffnet, in einem Kanoe stromaufwärts fahrend; habe eine Karte der Gegenden, die ich besuchte, entworfen — die geographische Lage der vornehmsten Punkte durch astronomische Beobachtungen bestimmt — viele Exemplare von Steinen, Bäumen (?) und Pflanzen, und eine Sammlung von Vögeln, Säugethieren und Insekten mitgebracht — mit einem Worte, ich habe Alles, was ich besaß, hingeopfert, einzig und allein in der Absicht, meinen Mitmenschen von Nutzen zu seyn!"

„Den 16. August 1833 verließ ich Bahia, und am Morgen des 17ten erreichte ich die Stadt San José, an der Mündung des Rio de Contas. Ich fuhr einige Tage diesen Strom hinan und wanderte hierauf durch die Wälder nach Ilheos, wo ich den 1. September ankam. Einen Monat und vierundzwanzig Tage lang erforschte ich die Umgegend dieser Stadt, und sondirte und vermaß den See Almada. Ich entdeckte einen bedeutenden Strom, den ich Douville-Strom nannte, spedirte dann meine naturhistorischen Sammlungen an den Französischen Konsul in Bahia und verließ den 25. Oktober das Land der Civilisation, um die wilden Stämme in den Urwäldern aufzusuchen."

„Den 31. Januar 1834 gelangte ich zur Wohnung des Senhor Bernardo Lopez, die 34 Leguas von der Küste und 4 Leguas vom linken Ufer des Rio Pardo liegt; ich hatte in der Zwischenzeit die Stämme der Cutachos, Patachos, Mongoyos und Gadios besucht. Ich war sehr unwohl, mit einem enormen Geschwür am Fuße behaftet, und schickte deshalb einen Boten nach Ilheos, um die erforderlichen Medikamente zu erhalten. Den 18. Februar drang ich wieder in die Wälder ein, aber den 27sten kehrte ich, die eigenhändig ausgescharrten Gebeine einer Mongoyo-Frau mit mir schleppend, zu Herrn Lopez zurück. Den 10. März vertraute ich alle meine Sammlungen der Obhut des Herrn Lopez und fuhr bis zu der Schleuse von Barreda den Rio Pardo hinan; von da wendete ich mich nordwärts und erreichte die Conquista. Den 9. April setzte ich bei Santa Roza über den Pardo und erreichte nach einer bald südöstlichen, bald nordwestlichen oder südwestlichen Wanderung die Ufer des Jiltinonha. Auf diesem Wege besuchte und beobachtete ich die Stämme Kerequimu und Makachum, die zwischen den beiden Flüssen wohnen. Ich fuhr den Jiltinonha hinab und erreichte den 21sten desselben Monats Belmonte. Den 23sten brach ich wieder auf, um die Mündungen des Rio Pardo zu erforschen, und den 31sten gelangte ich nach Ilheos. Ich fuhr den Itahipe hinan und verweilte zu Almada, wo ich auf die Medikamente aus Bahia wartete. Den 5. Juli reiste ich nach Canavieras ab; ich traf die nöthigen Vorkehrungen, um den Rio Pardo stromaufwärts zu fahren, und schiffte mich, von dem Friedensrichter, Senhor Cardozo Marques, durch freundlichen Beistand unterstützt, auf diesem Flusse ein. Den 25. August erreichte ich die Wohnungen der ersten Ansiedler am Pardo. Nach dort beendigten Forschungen drang ich im Binnenlande vor und untersuchte einige der vornehmsten Punkte in der Provinz. Endlich den 21. Dezember schlug ich den Weg nach Bahia ein, woselbst ich den 21. Februar 1835 ankam."

„Der naturforschende Reisende Douville."

Wir sehen dem ausführlichen Berichte über die Cutachos, Patachos u. s. w. mit Verlangen entgegen.

*) Soll vermuthlich heißen: „Keine Gewissenspein, keine Furcht vor weltlicher Schande hindert mich, alle meine Lügen im Druck herauszugeben."

Mannigfaltiges.

— Dienerschaft in Ostindien. Ein Englischer Offizier in Bengalen führt, wenn er sich nicht im aktiven Dienst befindet, ein müßiges und luxuriöses Leben; er hat beinahe über seine ganze Zeit zu gebieten und lebt von einer unglaublichen Menge von Bedienten umgeben. Der Europäer hört mit Erstaunen und Ungläubigkeit, was man ihm über diesen Gegenstand erzählt; wenn er aber das Kasten-System gründlich kennen gelernt hätte, so würde seine Ueberraschung bei der Beschreibung eines Bengalischen Hausstandes sehr geschwächt werden. In Madras, wo die religiösen Abstände minder schroff beobachtet werden, ist die Dienerschaft auch minder zahlreich und zugleich thätiger. In Madras begnügt sich ein Offizier mit einem Hausstande, der in Bengalen Verwunderung, ja, selbst Verachtung erregen würde. Wenn ein Engländer, der in Kalkutta anlangt, keinen Freund findet, der ihm mit Rath zur Seite stehen kann, so fällt er unvermeidlich einem Sircar mit schmeichelnder Zunge in die Hände, der es übernimmt, ihn mit seiner Dienerschaft zu versorgen, ihm Hausrath einzukaufen und die Aufsicht über sein Haus zu führen. Von dem Gesichtspunkte der Kaste betrachtet, verdienen die Sircars die größte Achtung; aber ihre Unredlichkeit ist sprichwörtlich. Da sie im Allgemeinen das Englische sehr geläufig sprechen und schreiben, und überdies Takt und Bildung besitzen, so verstehen sie es, sich als Dollmetscher, Secretair und Mäkler sehr nützlich zu machen. In der That, so lange nicht ein Fremder wenigstens eine oberflächliche Kenntniß der Landessprache sich angeeignet hat, werden ihre, freilich theuer erkauften Dienste ein nothwendiges Uebel. Von früh bis auf den Abend wird der Sircar Euch die Mittel verschaffen, Euer Haus ziemlich anständig mit Domestiken und Möbeln zu versehen. Er verlangt nichts für seine Dienste; allein er erhält eine beträchtliche Gratification von jedem Bedienten, den er stellt, und eine bedeutende Provision von allen Gegenständen, die er verkaufen hilft. Abgesehen davon, sorgt er dafür, daß sein Kommittent das Doppelte des ursprünglichen Preises bezahlt, so daß seine Bemühung ihm unendliche Vortheile bringt. Damit der Leser einigermaßen von der in einem Indischen Hause nothwendigen Dienerschaft eine Vorstellung erhalte, lassen wir ein Verzeichniß derjenigen Bedienten folgen, welche ein gewöhnlicher Offizier unumgänglich sich anschaffen muß. Es wird dies einen Maßstab abgeben, wie man sich erst das Haus eines Generals zu denken habe. 1) Ein khusama oder Haushofmeister; 2) ein kimmutgar oder Tafel-Aufwärter; 3) ein masaulchi, welcher das Tischgeräth aufwäscht und in der Nacht vor dem Wagen oder dem Palanquin mit einer Laterne herläuft; 4) ein balarchi oder Koch; 5) ein abdar, welcher das Wasser frisch zu halten hat; 6) ein berie walla oder Schäfer, ein jeder Aufseher im Innern des Landes, der eine Heerde Schaafe oder Ziegen hat; 7) ein murgi walla oder Aufseher des Hofes; 8) ein durzi oder Schneider, gewöhnlich mit einem oder einigen Gehülfen; 9) und 10) zwei dohin's oder Bleicher; 11) ein Sirdar-Träger oder Kammerdiener; 12) ein Matte-Träger oder Kammerbursche; (13—17 fehlt in dem uns vorliegenden Originale); 18—23 sechs Palanquin-Träger; 24) ein syce oder Reitknecht; 25) ein gosco oder Grasmäher; 26) ein bhistie oder Wasser-Träger; 27) ein malie oder Gärtner; 28) ein claschie oder Diener im Zelte; 29) ein hukah burdar oder ein Hukah-Aufseher; 30) ein tschuprass oder Briefträger; 31) ein tschokedar oder Nachtwächter, ein unentbehrlicher Diener, weil man bei der übermäßigen Hitze alle Thüren während der Nacht offen läßt; 32) endlich ein mater oder Besenbinder, ein Individuum aus der untersten Klasse, dessen Dienst darin besteht, alle Dinge, welche die übrigen Diener aus Kasten-Pflicht nicht anrühren dürfen, fortzuschaffen. Dies wären also 32 Bediente für einen unverheiratheten Mann von Stande. Ein Stutzer oder ein verheiratheter Mann brauchte zum wenigsten das Doppelte, und der General braucht dreimal so viel. Der größte Theil dieser Bedienten sind Hindu's, und die übrigen sind Muselmänner. (Weekly Review.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Freitag den 21. August 1835.

Frankreich.

Georges Sand.*)

Fragst Du heutzutage nach den philosophischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, so wird man Dir antworten, daß sie, nachdem sie lange genug niedergerissen haben, endlich selbst ihrerseits gefallen sind; daß der aus ihrem Schooß hervorgegangene Materialismus nichts mehr als ein Wort ohne Kraft und Stärke ist; daß die Seele ihre Rechte wieder erobert und der Körper endlich seinen gebührlichen untergeordneten Rang eingenommen; daß das religiöse Gefühl wieder erwacht und aus dem Leichentuche, in das man es eingehüllt, hervorgetreten ist; daß der Zweifel selbst nicht mehr eine Negation des Glaubens, sondern nur ein geringes Schwanken im Glauben ist; daß man die Moral wieder in ihre Rechte eingesetzt; daß endlich in dieser großen Reaction, in dem herrlichen Fortschreiten zum Guten, eine ganz neue sociale Zukunft sich offenbart!

Allein im Angesichte dieser schönen und vortrefflichen Bewegung werden beinahe direkte und selbst ziemlich energische Protestationen dagegen erhoben, um bei der Menge gewisse besondere Sympathieen hervorzurufen. Diese Protestationen gehen von einer literarischen Schule aus, die den Skepticismus aus der Philosophie in die Kunst verpflanzt und ihn der Leidenschaft beigemischt hat, ohne daran zu denken, daß sie dadurch ein Familien-Bündniß mit dem vorigen Jahrhundert eingegangen; sie glaubt, aus dieser jüngsten Vergangenheit heraus zu seyn, weil sie auch mit den Farben der Gegenwart ausgeschmückt ist; ihre Fahne trägt die Inschrift der Auferstehung der Gewalt des Geistes; sie giebt sich für spiritualistisch aus, ja sie brüstet sich sogar mit einer Moral, die bis zu einem gewissen Punkte grandios erscheint, gegenüber den kleinlichen Zänkereien und dem materiellen Egoismus des politischen Tages-Geschwätzes.

Diese Schule, oder besser, diese Koterie gruppirt sich mit Enthusiasmus um ein Genie, das sie beherrscht, und das sie mit seinem brennenden und leidenschaftlichen Hauche erwärmt: und dieses Genie ist Georges Sand.

Ohne Zweifel können wir nicht zu viel Bewunderung für diesen kühnen Romanenschreiber bezeugen; nicht zu oft wiederholen, wie sehr sein Gedanke warm und kräftig und sein Stil bezaubernd und anziehend ist, wie sehr er durch zahlreiche Aufregungen der Leidenschaft und des Gefühls die Seele zu erschüttern und sie endlich wieder durch den lieblichen Reiz, mit dem er seine Gemälde kolorirt, zu beruhigen weiß. Es wird uns immer an dem richtigen Ausdrucke fehlen, um darzuthun, welches gewaltige Interesse alle seine Schöpfungen belebt, und welchen großen Künstler wir in ihm besitzen. Lassen wir jedoch alle die pomphaften Exclamationen, die man zum Lobe Georges Sand's verschwendet, ganz bei Seite! Wir wollen ihn nicht loben, sondern ihn studiren; wir wollen in seinen Geist eindringen und uns von seiner Mission genaue Rechenschaft ablegen; endlich wollen wir ihn, anstatt ihn mit Enthusiasmus zu bewundern, einer vernünftigen und gesunden Kritik unterwerfen.

Zum Unglück werden wir wohl die Lorbeer-Krone dieses Schriftstellers ein wenig entblättern müssen, eine Krone, die er sich aus lauter Irrthümern zusammengeflochten; wir müssen protestiren gegen seinen erkünstelten und grundlosen Spiritualismus, gegen das unnütze Palliativ einer für die Sinne geschaffenen Moral; wir müssen darthun, daß Georges Sand sich vergeblich zum Vertheidiger der Rechte des Herzens gegen die Gesellschaft aufwirft, daß er umsonst den Namen Gottes anruft, denn im Hintergrunde seiner Ideen ist es die Materie, die den Geist beherrscht; im Hintergrunde seines Witzes der Kopf, der das Herz, im Hintergrunde seines Gewissens die Leidenschaft, die die Vernunft, im Hintergrunde seines Lebens die Ueberzeugung, die die Reflexion, und endlich im Hintergrunde seiner Theorieen ist es der Zweifel, der Gott beherrscht.

Vor Allem erklären wir hier, Niemanden persönlich anzugreifen, außer dem Namen desjenigen, der die Bücher signirt, für die er sich verantwortlich gemacht. Was über diesen Namen, er sey wahr oder falsch, hinausgeht, das ist nicht unsere Pflicht, zu wissen; er allein soll gelobt oder getadelt werden, und wenn es wahr ist, daß man die Leute ins Gesicht eher zu loben geneigt ist, so kann der Tadel dagegen einer Maske nie so kränkend seyn; darum ein für allemal, wenn wir hier gegen irgend Jemand zu Felde ziehen, so betrifft dies nur den Herrn Georges Sand allein und keinen Anderen.

Georges Sand ist doppelt zu beklagen, wegen seines Zweifels und seines Hasses; wegen seines Zweifels gegen den Himmel und wegen seines Hasses gegen das bestehende gesellschaftliche System, ein Haß, der ganz intellektuell, ganz abstrakt und schwanger an lebhaften und bitteren Kränkungen für die Seele ist, die sie selbst in sich nährt. Dieser Zweifel und dieser Haß, mehr oder weniger durch die Eingebungen des Augenblicks und den Wechsel der Gestalten modifizirt, springen hervor oder verrathen sich in allen den verschiedenartigen Schriften Georges Sand's. Die Zukunft wird uns darüber belehren, ob dieses doppelschneidige Schwert, das schon jetzt weniger scharf ist, mit der Länge der Zeit vielleicht gänzlich abgestumpft werden kann. Nachdem wir die Wunde bezeichnet, wollen wir die Veranlassungen derselben näher aufsuchen.

Was hat unserem Georges Sand diesen Zweifel eingeimpft? Um dies zu wissen, wäre es nöthig, daß wir bis zu seiner ersten Erziehung hinaufstiegen, daß wir entdeckten, welchen Einflüssen sie unterworfen oder vielleicht welcher moralischen Vernachlässigung sie preisgegeben war; wir müßten zuerst erfahren, wie diese Seele noch in ihrer Frischheit, in dem Alter, wo man den Glauben ohne weitere Untersuchung an und für sich selbst liebt, die verzehrenden Eindrücke des spottenden Skepticismus Voltaire's, des sentimentalen Cynismus Diderot's eingesogen, und alsdann würde es uns leicht seyn, seine Fortschritte auf dem Wege, der ihn bis zu seinen gegenwärtigen Ideen geleitet, zu verfolgen; — allein wir sind nur im Stande, Konjekturen über diese Erziehung aufzustellen, der es ohne Zweifel an aller christlichen Belehrung gebrach, es sey denn, daß, wie sollen wir es nennen, dieses feurige Wesen des Kindes gelernt hätte, an Gott zu zweifeln oder wenigstens nicht an ihn zu denken, zu einer Zeit, wo die Seele sich so sehr darin gefällt, ihren Glauben in fromme Gebete einzukleiden. Wie hätte sonst wohl ein Herz vor der Zeit erstarren können, das unter dem Einflusse der Liebe und Hoffnung groß geworden wäre!

Die Lösung des Geheimnisses ist folgende: Wenn man in die Welt kommt, so glaubt man, sie völlig ausgebaut zu finden; erst im Laufe der Zeit bemerkt man die Ruinen, mit denen sie überschüttet ist. Unser Georges Sand hat aber die Ruinen gleich von vorn herein gesehen, und sein junger, lebhafter und schlecht bewachter Verstand hat das Leben in der Blüthe ohne Glauben und innere Ruhe begonnen. Auf diese Weise haben sich seine inneren Leiden zu einer Zeit erzeugt, wo sein Genie mit stolzer Kraft sich entwickelte. Der Zweifel war das Piedestal, auf welchem die Statue seines Geistes sich erhob; er erschien in seinen Augen als eine Gewalt, und da ihn nichts darüber belehrte, daß vielmehr die Schwäche den Zweifel und die Stärke den Glauben erzeuge, so verstieg er sich in seiner Ueberspannung bald so weit, daß er Gott aus seinem Leben ganz ausstrich, ihn ableugnete und nöthigenfalls selbst zu Felde gegen ihn zog.

Dies ist also seine Rolle: stolze Sorglosigkeit und gänzlicher Unglaube. Seine feurige Einbildungskraft bedurfte eines thätigen Lebens und besonderer Nahrungsmittel, um sich nicht in sich selbst zu verzehren: unser Jahrhundert reicht ihm seinen Spiritualismus dar, den er zu materialisiren und mit Poesie und Ironie zu erfüllen hat.

Die Materie verdrängt den Geist, die fleischliche Sinnenlust den Asceticismus! Erinnern wir uns aller jener auserwählten Gemüther, jener jungen Knospen auf dem ersten Baume des Christenthums; auf welche Weise haben sie sich über die Schwächen des menschlichen Lebens emporgeschwungen? Indem sie ihre Leidenschaften der Pflicht opferten, indem sie Leib und Seele durch das himmlische Feuer geläutert! Aber wie viele Proben waren dabei zu bestehen, wie viel phy-

*) Von den vielen Charakteristiken und Gesammtdarstellungen lebender oder verstorbener Schriftsteller, die wir bereits Gelegenheit hatten in diesen Blättern mitzutheilen, konnte vielleicht keine zugleich so als allgemeine Bezeichnung einer ganzen Epoche gelten, wie die nachfolgende. Georges Sand ist der Träger und Vertreter des heutigen Französischen Romanes, wie es Victor Hugo der des Dramas ist. In Georges Sand finden sich, neben allen Schönheiten des wiedererwachten poetischen Bewußtseyns, alle Auswüchse einer Zeit vereinigt, deren ethische Bestrebungen, ein ungewisses fernes Ziel vor Augen habend, chaotisch durch einander wogen. Die socialen Unbequemlichkeiten und Regenerations-Versuche, die auch bereits in Deutschland ihre Darsteller gefunden haben, bilden das unerschöpfliche Thema Georges Sand's, der in den Augen seiner Landsleute um so mehr als ein begeisterter Apostel erscheint und bewundert wird, als seine gesellschaftliche Stellung in einem scheinbar so grellen Widerspruche mit der philosophischen Aufgabe sich befindet, die dieser Autor sich gestellt hat. Es ist nämlich eine Frau, eine feingebildete Pariserin, nicht minder ihren Salon belebend und erheiternd, wie die reizendste ihrer Landsmänninnen, die unter der Maske Georges Sand's eine so mächtige Bewegung der Geister erregt hat. Die nachfolgende Darstellung wird unstreitig sehr viel zur richtigeren Erkenntniß dieses Charakters beitragen, der, so originell er auch ist, Deutschen Lesern doch auch interessante Punkte der Vergleichung mit zweien Frauen unserer Zeit darbieten wird, die in Deutschland, die Eine durch ihren hochfliegenden philosophischen Geist und die Andere durch ihr tiefpoetisches Gefühl und Darstellungs-Talent, den monopolistischen Lehr- und Bildungs-Beruf der Männer in bescheidenere Schranken zurückgewiesen haben. J. L.

sche Qualen zu erdulden? Es giebt Augenblicke, wo, gleich dem unerbittlichen Geier des mythischen Prometheus, alle niedrige Eigenschaften auf einmal das Herz bestürmen und dasselbe zernagen; dann ereignet es sich oft, daß die schönsten Gestaltungen ihr Unvermögen bekennen, ja Christus selbst vergießt blutige Thränen und weist den Kelch der Bitterkeit zurück.

Sand unterlag fast, ohne zu kämpfen; geschaffen zum Verneinen, scheint er, gleich einem heidnischen Gotte, aus einem wilden Sturme plötzlich hervorgebrochen zu seyn. Wäre er hundert Jahr früher geboren, so hätte er sich vielleicht darauf beschränkt, Gott lachend zu verleugnen; in unseren Zeiten fühlt er in sich eine Seele, er wird begeistert durch sie, er richtet sich kühn auf vermittelst seines Talents, er stellt sich als Sonderling hin und schleudert seine Schmähungen gegen den Himmel, allein er lacht nicht; er leidet selbst an seiner Kühnheit, er leidet daran, wie an einer im Ernste aufgestellten Lüge, die die Seele im Hintergrunde Lügen straft. — Der Zweifel, in der That, ist das Leere, aber der Geist ist nicht für das Leere geschaffen; es mangelt ihm da an der erforderlichen Luft, und er reibt sich inzwischen selbst auf, denn anstatt sich unter die Sinne zu erniedrigen, erhebt er sich über sie; anstatt sich zu verringern und zu verflüchtigen, setzt der Ehrgeiz alle seine Kräfte in Bewegung; er ist zu stolz und lästert im Stolze, aber er erstickt endlich selbst, während er lästert. Das ist der Unterschied zwischen dem Zweifler der Gegenwart und dem des vorigen Jahrhunderts; anstatt, wie damals, mit voller Lust zu zerstören, treibt's ihn jetzt an, zu erbauen; anstatt in ausgelassener Sorglosigkeit ohne Rast zu schwelgen, quält und beengt ihn nunmehr ein beständiger edler Schauder; anstatt zu lachen, weint er; endlich, vordem war es Voltaire, jetzt ist es Georges Sand.

Nunmehr wollen wir sehen, wie der Zweifel, entsprungen aus dieser Quelle des ersten Leidens, bald ein zweites, nicht minder lebhaftes, nicht minder bitteres Uebel erschuf, den Haß gegen die gesellschaftlichen Institutionen. Dieser Haß, dieser Ekel hatte seine verschiedenartigen Quellen, sowohl in dem ursprünglichen Charakter, als in der Erziehung des Wesens, dessen Leben wir hier zu entwerfen haben. Wir kennen bereits seine kühne Seele, denn der Zweifel ist eine große Kühnheit gegen Gott sowohl, als gegen sich selbst. — Was mußte diese Kühnheit wohl für Gesinnungen einflößen in Beziehung auf die Gesellschaft, auf unsere moderne Welt, auf das Herz von Stein, auf die Hand von Gold? ...

Von dem Tage an, wo Georges Sand den moralischen Glauben als ein leeres Vorurtheil verwarf, mußte er den socialen Formen den Krieg erklären. Er konnte in dem, was man die hergebrachte Sitte nennt, nur leere Worte, eine Reihefolge von lauter eitlen Dingen sehen; er entdeckte in den wesentlichsten Prinzipien und in den an und für sich mehr Achtung verdienenden Institutionen der menschlichen Gesellschaft nichts, als die Lügen der Schwäche und die Entstellungen der verderbten Menschheit. Und er ward unwillig bei diesem Anblicke, er erschauderte, gerieth in Wuth und erhob ein großes Geschrei, ohne zu bedenken, daß selbst im Mißbrauche noch das heilige Prinzip sich aufweisen läßt: daß, wenn auch der Richter stirbt, das Gesetz doch ewig lebt! Ein Empörer gegen Gott, ein erklärter Feind der Menschen, ermüdet Sand die Gesellschaft mit seinen Klagen und die Vorsehung mit seinem unaufhörlichen Murren.

Gleichsam um die bürgerliche Gesellschaft in ihrer ersten Grundlage zu erschüttern, beginnt er damit, gegen die Ehe aufzutreten; er versucht es ohne Unterlaß, die Verletzungen der ehelichen Pflichten in unglücklichen Ehe-Verhältnissen zu rechtfertigen. Er hat übersehen, daß dergleichen Unglück nur eine Folge der menschlichen Fehler, nicht aber der Institution selbst, daß im Gegentheil diese an und für sich heilig, die einzige Möglichkeit der Vereinigung zwischen Mann und Weib, die Basis der Familie und demnach auch die mächtigste Basis der bürgerlichen Gesellschaft sey; daß es besser ist, ihre Grundfeste auf Kosten Einzelner aufrecht zu erhalten, als sie durch die Nachsicht gegen begangene Verbrechen zu erschüttern; daß endlich ihr Sturz den Ruin der ganzen socialen Verbindung unter den Menschen herbeiführen würde.

Georges Sand hat die Qualen des Schuldigen nicht begriffen; er hat nicht erkannt, daß die Gesellschaft wegen ihrer Mißbräuche und Laster eher Mitleiden, als Haß verdiente; mehr wohlwollendes Bedauern, als Bitterkeit und Verachtung; — er hat es vorgezogen, zu trotzen, unaufhörlich zu ringen und dabei immer noch mehr zu leiden; nicht an die Welt zu glauben, eben so wie er nicht mehr an den Himmel glaubt; die eine wie den anderen zu verleumden und sich, dem ehrgeizigen Genie, eine neue Welt und einen neuen erdichteten Himmel zu erschaffen, wozu seine träumerische Phantasie die Materialien und alle Kosten selbst hergäbe.

Das ist Georges Sand, so wie wir ihn aus seinen Schriften kennen gelernt haben; seine Existenz war nichts, als ein beständiger Kampf seines stolzen Geistes gegen alle Gewalten, ein Kampf, der für ihn nur tiefe Wunden zum Erfolge hatte.

Nachdem er lange Zeit in der Oede herumgeirrt, sucht er nunmehr sich auf eine positivere Wahrheit zu stützen; er fühlt, daß die Leidenschaft allein unfähig ist, die bürgerliche Gesellschaft zu regeneriren, daß die verwirrten Träume über die Seele und den Himmel nicht vermögen, Gott und den Glauben zu ersetzen; daher droht er auch nicht mehr so viel, sondern er seufzt vielmehr.

Wir wollen indeß gestehen, sein Genius hat sehr geschickt den Kampf in allen Details ausgehalten; seine kühne Beobachtungsgabe, die eben so fein als speziell ist, hat die Gesellschaft bis auf den tiefsten Grund durchdrungen. Ja, Georges Sand hat ein doppeltes und seltenes Talent der Erfindung und des Kalküls realisirt; neben der fruchtbaren Inspiration, mit der er die Indiana, Lelia, Trenmor und Leoni empfing, faßte sein gewandter und sicherer Blick im Verbeigehen die Züge eines Obersten Delmare, eines Ramière, eines Lansac, einer Marquisin und einer Gräfin von Raimbault auf. — Oft auch hat die Feder unseres Autors Erfindungs- und Beobachtungsgabe mit einander verbunden, um das Ideal wahrer zu machen und das Wahre besser zu färben, um zum Beispiel einen Benedict, einen Jaques und einen André hervorzubringen. — Wenn man aus der Gewalt seiner Conceptionen das Genie des Mannes erkennt, so giebt sich andererseits wiederum aus den Nuancen der Weltkenntniß und den so fein aus den innersten Falten des Herzens aufgegriffenen Details der Geist einer Frau kund. — Wir haben hiermit in Georges Sand eine Doppel-Natur zu bewundern, die Vereinigung zweier so verschiedener Charaktere, die sich einander auszuschließen scheinen. Gewiß ein seltenes Privilegium, das ihm zuweilen gestattet, den Geist des Mannes in das Gewand einer Frau zu hüllen; eine seltene Eigenschaft, beide Geschlechter zu gleicher Zeit zu repräsentiren und damit auch zum Spaße über sein eigenes Zweifel zu erregen; eine bizarre Natur, die sich stets und überall doppelt zeigt, und die man darum nie auf die rechte Weise zu loben weiß, indem das auf den Mann passende Lob leicht eine Kritik gegen das Weib seyn kann, und wir selbst wären auch in einiger Verlegenheit, wenn wir hier in Georges Sand nur die Frau zu kritisiren hätten.

Wie dem aber auch immer seyn mag, wir haben Georges Sand ganz in der Ordnung beurtheilt, wie wir ihn aufgefaßt. Die Beweise dafür lassen wir nunmehr folgen. Sie sind in seinen Schriften enthalten; wir werden ihn hier Schritt vor Schritt unter allen Gestalten aufweisen, die er wechselsweise angenommen, ohne jemals sein Selbst zu verleugnen. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Nouveau Manuel complet d'auscultation et de percussion, ou Application de l'acoustique au diagnostic des maladies. — Von A. Raciborski. 5½ Fr.

Nouvelles Recherches sur la structure de la peau. Par G. Breschet, chef des travaux anatomiques de la Faculté de Médecine de Paris, et Roussel de Vauzème, docteur en médecine.

Philosophie de l'Histoire naturelle, ou Phénomènes de l'organisation animale et végétale. — Von J. J. Virey. 7 Fr.

Le Cuisinier de tout le monde, ou la Cuisine sans cuisinier. — Herausgegeben unter Mitwirkung der Redaction der Encyclopédie des connaissances utiles. 1½ Fr.

De l'Économie politique en matière commerciale, et de l'Enquête de 1834. — Von Gérard. 2 Fr.

England.

Das Todtenschiff.

(Schluß.)

Wir waren jetzt dem fremden Schiff schon ziemlich nahe, als Joe, der sich unruhig auf dem Rahm des Bootes hin und her bewegte, noch einmal ausrief: „Ich will verdammt seyn, Mister Murphy, wenn ich mit dem Ding von Fahrzeug da was zu thun haben mag; es ist nicht geheuer damit, der Segler ist vom Teufel gebaut."

„„Ich will Ihnen sagen, wie es sich damit verhält, Sir, Mister Murphy"", sagte Bill Dennis, ein Irländer; „„sind Sie ein Mann aus der Grafschaft Kork und wissen nicht, welches die natürliche Folge davon ist, wenn ein Mann an den Bord eines Schiffes geht, welches von dem Teufel kommandirt wird? O, Muschah Grah! ich habe immer geglaubt, ein Irländer sey bedacht auf seine Ehre, und bei meiner Seele, Sir, welche Ehre ist dabei, sich mit solch' einer alten Kienrußbutte einzulassen, da es sich doch treffen kann, daß man kein gutes Abenteuer hat, und braun und blau geschlagen wird, und alle sieben Regenbogenfarben auf den Rücken bekommt, und die Faust nimmer sieht, die es thut.""

„Haltet Euer Maul, Dennis, oder ich versetze Euch eins mit dem Ruder", sagte der Fähnrich in einem Ton, der alle weitere Erörterungen abbrach. So ging es denn vorwärts, freilich etwas unlustig; da fing der Matrose am Bugruder eine Krabbe *), denn indem er sich mit scheuem Blick umsah, ward er schräg zurückgeworfen und brüllte wie ein Stier; er war jedoch bald wieder frei, und das Boot lag nach einer Wendung auf einmal dem fremden Fahrzeuge dicht zur Seite.

„Folgt mir", sagte Herr Murphy zu Benton und einigen Andern, „und laßt uns sehen, was darin ist."

Wäre dem Joe ein Pistol unter der Nase abgebrannt worden, so hätte er nicht so zusammenfahren können, wie über jene Aufforderung; denn wenn er auch in jeder anderen Hinsicht ein beherzter alter Bursche war, so war er doch furchtsam wie ein Küchlein, wenn er es, seiner Meinung nach, mit übernatürlichen Wesen aufnehmen sollte.

„Nun, könnt Ihr nicht von der Stelle, Benton?" sagte Herr Murphy lachend; „wovor fürchtet Ihr Euch, Mann?" Dies brachte unsern Joe auf die Beine; er zog ein Pistol aus seinem Gürtel und folgte, indem er sich wieder nach seinem alten „Macedonier" zurück und weit fort von dieser höllischen Gespensterjagd wünschte.

Ein feierliches Schweigen wurde die wenigen Minuten hindurch beobachtet, die wir zum Hinaufsteigen brauchten, und als wir uns nun auf der Gallerie befanden, sahen wir staunend einander an, denn ein Schauder durchrieselte uns bei der Todtenstille, die auf dem ganzen Schiff herrschte; selbst der schwarze Hund war verschwunden; dem armen Benton wurde noch zehnmal schlimmer zu Muthe, als vorher; das Verdeck war über und über mit Stroh und Segeltuch bedeckt, als ob eine Anzahl von Ballen ausgepackt worden wäre, und hier und da waren schwärzliche Spuren von bloßen Füßen zu sehen.

---

*) Eine Krabbe fangen ist der technische Ausdruck, wenn einem Matrosen das Ruder so tief unter's Wasser fährt, daß er es nicht zurück bekommt und folglich von dem Stiel desselben, der wie ein Hebel gegen seine Brust drückt, rücklings geworfen wird.

„Das ist ja Blut“, schrie Joe, als er die Fußtapfen untersucht hatte, vor Schreck zurückfahrend und nach unserem eigenen Schiff blikkend, das jetzt in langen Furchen rasch herankam; „auf dem Schiff sind Seeräuber gewesen, haben es geplündert und die ganze Mannschaft ermordet!“

Als wir hinuntersliegen, um die Kajüte zu durchforschen, wurden wir am Fuß der Leiter von einem durchwühlten Ballen Seide aufgehalten. Wir schleppten ihn von der Thür weg, Herr Murphy klopfte an, und wir horchten in gespannter Erwartung, ob Jemand sich regen würde, aber kein Ton ließ sich hören; nur die Wände knarrten, und die Taue seufzten über unsern Häuptern; wir beschlossen endlich, die Thür gewaltsam zu öffnen. Welch' ein Anblick aber, als wir eindrangen! Ich werde die schaudervolle Scene nie vergessen, und sie steht noch so lebhaft vor meinen Augen, wie damals. Rings um den Tisch in der Kajüte saßen, ein Jeder an einen Stuhl gebunden, die Leichname von neun Männern und zwei Frauen, in einem so verstümmelten Zustande, daß ich schwindelnd umkehrte und auf das Verdeck hinaufrannte, um Luft zu schöpfen. Mein Kopf drehte sich mit mir herum, eine schreckliche Uebelkeit befiel mich, meine schwachen Glieder versagten mir ihren Dienst, und ich sank fast ohnmächtig auf der obersten Stufe der Leiter zusammen. Herr Murphy war weiter vorgedrungen, aber sein Fuß glitt aus in dem Blut, welches den Boden ganz bedeckte; er fiel, und seine Hände klebten an der dicken geronnenen Masse fest. Als er auf der Leiter an mir vorüberstürzte, hatte er mit seinen von der purpurnen Flüssigkeit gefärbten Händen, weißen Beinkleidern und bleichem Gesicht ein gespensterhaftes Ansehen. „Guter Gott“, sagte er schaudernd, als er wieder zu sprechen vermochte, „was ist das für ein Anblick! Ich bin im Gefecht gewesen, wo die Leichen zu Dutzenden um mich herum lagen, aber nie sah ich ein so ergreifendes Bild, wie hier in diesem Todtenhause!“ Ein anderer Theil von der Mannschaft unseres Bootes war mit Benton durch das Loch des Verdecks hinabgestiegen; ein lauter Schrei ertönte jetzt von dort her, ihm folgte ein Pistolenschuß, und Webb und Dennis sprangen, nach Luft schnappend, aus dem Loche hervor.

„O, Herr! Ist Ihnen auch die Kehle abgeschnitten?“ rief Webb, als er Herrn Murphy in dem oben geschilderten Zustande fand; „da unten sind zwei oder drei arme Kerle, denen sind ihre Kehlen durch und durch geschnitten!“

„Ja, und bei Hosier's Geist, da ist ein Mann, wie Sie wohl nie mit einem Thee getrunken haben“, sagte Dennis; der alte Joe hat sich niedergelegt, um ihm Gesellschaft zu leisten; er liegt da und zappelt wie eine Kilkennysche Katze in Krämpfen.“

„„Sagt, ist er todt, Dennis?““

„Nein, nein, Sir, das nicht, wenn er nicht sich selbst statt des Geistes erschossen hat; aber er ist verteufelt in Aengsten, Sir, denn sehen Sie, Sir, es war so finster, daß wir nun schon gar nichts sehen konnten, außer nur Finsterniß, da wir ja gerade erst aus dem hellen Sonnenlicht kamen; da sagt Joe: Heilige Mutter Gottes, wenn hier nicht ein Bein liegt! und in demselben Augenblick kam ein lautes Geheul aus 'nem Winkel, ach, so lang und so melancholisch, und Joe stieß noch ein zehnmal lauteres aus, feuerte sein Pistol ab und planzte hin wie ein Hahn; ich machte mich schnell wieder an das Loch, aber meine Augen sahen jetzt drei arme Kerle da liegen, „in scharlachrothem Blut sich wälzend“, wie es in dem alten Liede heißt.“

Als wir uns wieder etwas gesammelt hatten, kehrten Herr Murphy und ich zurück, um die Kajüte dieses verwünschten Schiffes genauer zu untersuchen. Mit pochendem Herzen stieg ich die Leiter hinab und betrat das schwimmende Golgatha. Die Männer waren, wie gesagt, an einen Stuhl gebunden; drei oder vier derselben lagen rücklings mit ihren Köpfen, aus deren klaffenden Wunden der Strom ihres Lebens hervorgesprudelt war und ihre Kleider karmoisinroth gefärbt hatte. Die beiden Frauen, die Mutter und Tochter zu seyn schienen; die letztere außerordentlich schön, wie wir noch aus dem entstellten Leichnam ersehen konnten, waren, mit den Rücken gegen einander gekehrt, an zwei zusammengeknüpfte Stühle gebunden und mit einem Strick erwürgt, der ihren Hals noch umschloß. Dies war der jammervollste Anblick von allen; das Gesicht der älteren Dame hatte mehrere Wunden, und die hervortretenden Augäpfel und geschwollenen Zungen von beiden sahen fast noch fürchterlicher aus, als die bleichen Leichname rund um den Tisch. Das Schiff schien ein Französischer Kauffahrer gewesen zu seyn, wie wir aus mehreren Büchern in dieser Sprache folgerten, die zerstreut umherlagen; es mußte bei Nacht von dem Piraten-Gesindel überfallen worden seyn, denn die Leichname waren alle nur halb gekleidet, die der beiden Frauen ausgenommen; die Mörder mußten sie nach beendigtem Blutbade mit kalter Gefühllosigkeit an die Stühle gebunden und wie zum Hohn um den Tisch gesetzt haben. Ohne Zweifel war diese Gräuelthat von Griechischen Seeräubern begangen worden, denn in einem Winkel lag eine reichgestickte Mütze von der Form, wie diese Nation sie zu tragen pflegt, und auf dem blutbefleckten Verdeck fanden wir einen Jatagan von künstlicher Arbeit. Unterdessen war unsere Brigg herangekommen, hatte das Zeichen der Zurückrufung aufgehißt, und in wenigen Minuten langten wir am Bord derselben an.

Wir berichteten über den Zustand des unglücklichen Schiffes; der Capitain begleitete uns zurück, um für die Bestattung der Leichname zu sorgen; sie wurden in Stücke der Packleinwand, die wir auf dem Verdecke fanden, eingewickelt und über Bord geworfen. Nach dem Zustande der Leichname zu urtheilen, konnten nicht mehr als zwei Tage seit jener mörderischen Tragödie verflossen seyn. Ich löste das Tau von dem Nacken der Frauen und band sie von den Stühlen los, sie blieben aber immer noch sitzen. Ich sah nun, daß die Jüngere die Hand der Aelteren fest umklammert hatte, und zwar so fest, daß es einiger Kraft bedurfte, um sie zu trennen. Das Seil hatte tiefe Spuren in dem schneeigen Nacken der jungen Dame zurückgelassen, und ihr langes schwarzes Haar hing aufgelöst über ihr geschwollenes geisterbleiches Antlitz herab; sie schien nicht mehr als achtzehn Jahr alt zu seyn, und die andere, die ich für ihre Mutter hielt, hatte auch noch kaum die Jahre erreicht, wo die weibliche Schönheit im Verschwinden ist. Wir breiteten ihr langes Haar über ihre Gesichter, banden sie in der Lage, in welcher sie gestorben waren, mit dem Strick, der ihnen den Tod gegeben hatte, an einander und thaten dasselbe dann mit den Uebrigen.

Einer der Männer hatte eine edle gebieterische Gestalt, er schien etwa dreißig Jahre zu zählen, hatte schönes Haar und eine Römische Nase. Sein Hemdkragen war offen und nur mit einem schwarzen Band umschlungen, aber eben so blutig gefärbt, wie die Kleidung der Anderen. Nichts war mehr vorhanden, woran wir hätten sehen können, wer die Leute waren. Die Räuber hatten ihre Taschen umgekehrt, jeden Schrank und Schubkasten so wie den Güterraum erbrochen und alles Werthvolle mit hinfort genommen. Ich sah in die Bücher, konnte aber weder einen Namen noch etwas Geschriebenes entdecken, woraus man etwas Näheres über das Schiff oder über den Hafen, aus welchem es gekommen, hätte entnehmen können.

Endlich war die widrige Arbeit beendigt. Nachdem wir sie alle paarweise zusammengebunden und in die Leinwand eingehüllt hatten, brachten wir sie auf's Verdeck und versenkten sie über die Gallerie in's Meer. Als Alles vorüber war, begab sich der Capitain mit seinem Proviantmeister in das Boot, befahl Herrn Murphy, das Fahrzeug nach Malta zu bringen und die Mannschaft unseres Bootes am Bord zu behalten, und versprach, ihm Lebensmittel zuzusenden. Dann stach er in Begleitung von zwei Mann mit dem Boot in die See.

Wir kehrten nun zurück, um die Verdecke zu reinigen und die Ordnung auf dem Schiff herzustellen. In zwei Stunden war dies geschehen, und nachdem wir eine Tonne Rind- und eine Tonne Schweinefleisch, ein kleines Fäßchen Rum, zwei Sack Brod und ein Fäßchen Weinessig an Bord bekommen hatten, wuschen wir die Kajüte mit letzterem aus, um den üblen Geruch zu vertilgen. Der Schooner war schon unter Segel und hatte die Brigg bereits weit hinter sich gelassen, da erinnerten wir uns erst, daß der alte Joe noch in Gesellschaft einiger todten Körper auf dem Vorderkastell liegen müsse, und richtig fanden wir ihn auch dort mit dem Gesicht gegen den Boden gekehrt in krampfhaften Zuckungen. Nachdem wir ihn einige Male tüchtig geschüttelt, erholte er sich endlich und kroch auf's Verdeck herauf; als er aber die Brigg in der Ferne sah und merkte, daß das Schiff mit gutem Winde davonsegelte, rannte er wie wahnsinnig umher, bei dem Gedanken, daß er am Bord dieses Fahrzeuges nach Malta sollte.

„Ach, du mein Herr und Gott!“ schrie er, „was soll das werden, was sollen wir thun?“

„„Grog trinken, was sonst!““ sagte Dennis, indem er seinem Freunde eine Kanne Branntwein reichte, denn wir hatten im Vorderkastell ein Fäßchen solchen Getränkes gefunden. Joe that einen langen tiefen Zug und fing schon an, sich etwas in sein Schicksal zu finden, wiewohl er schwor, der Teufel stecke doch in dem Segler und warte nur die Gelegenheit ab, um hervorzukommen, und uns Allen die Kehlen abzuschneiden, wie er es den Anderen gethan, und er wollte verdammt seyn, wenn er ein Auge schlösse, ehe er sicher aus dem Schiff davon wäre. Aber auch dies gab sich, als er den schwarzen Hund erblickte, den der Hunger aus seinem Schlupfwinkel hervortrieb, und der nun hinkend und mit dem Schwanze wedelnd auf uns zukam. Jetzt war Joe überzeugt, daß es nicht der Teufel sey; denn er hatte ihn mit seinem Pistol verwundet, und die Kugel steckte dem armen Thier noch im Fleisch. Herr Murphy zog sie heraus, wofür der Hund dankbar unsere Hände leckte und uns auf alle mögliche Weise seine Erkenntlichkeit zu beweisen suchte.

Der einzige Aufschluß, den wir über den Schooner fanden, war eine Inschrift an dem ledernen Halsbande des Hundes. Auf einer daran befestigten Metallplatte stand: „Herr d'Alembert aus Cherbourg.“ In vier Tagen waren wir in Malta, und nach kurzer Zeit trafen wir auch wieder mit unserem eigenen Schiff zusammen; ich habe aber nichts Näheres weiter über den Schooner gehört. Der schwarze Hund blieb bei uns und wurde ein großer Liebling der Schiffs-Mannschaft auf der Brigg R—; wir nannten ihn Cherbourg, nach seinem muthmaßlichen Geburtsort, und die Brigg segelte durch die Straße von Gibraltar auf eine neue Kreuzfahrt. (United Service Journal.)

Bibliographie.

Sentiment not principle, or an old man's legacy. (Aus dem Nachlasse eines Greises.) 2 Bde. 21 Sh.

The modern Dunciad (Die moderne Dunciade und Virgil in London.) Zwei Gedichte. 7½ Sh.

Christian union. (Ueber Einigkeit des Christenthums und über deren Nothwendigkeit.) Von dem Geistlichen J. Bowes. 5 Sh.

Rußland.

Eine neue Art von Bären-Pelz.

Russische Blätter enthalten folgende Erzählung des Capitains Thornhill:

„Mit Schrecken denke ich daran, daß ich einst von Füchsen fast lebendig gefressen worden wäre. Ich war damals Unter-Steuermann auf einem Grönländischen Schiffe, d. h. auf einem Schiffe, welches gewöhnlich nach Grönland auf den Wallfischfang fuhr. Wir hatten dort schon drei Monate unser Geschäft getrieben und bereits zwölf Wallfische gefangen. Da wir sahen, daß die Sache guten Fortgang hatte, so hingen wir unser Schiff mit Eis-Ankern an einen großen Eisberg und schwammen mit demselben nach allen Seiten im Meere umher, wie in einem beweglichen Hafen, indem wir mit den Schaluppen um unser Fahrzeug herumfuhren und Fische fingen, wo es irgend anging. Eines Morgens waren wir an der Küste von Grönland mit einem ungeheuren

Wallfisch an das Land gestiegen und auf ein kleines, ganz mit Eisschollen bedecktes Vorgebirge geklettert, um das Gerippe des Wallfisches in das Meer zu werfen, als ein auf Wache stehender Matrose uns zurief, daß eine große weiße Bärin mit einem jungen Bären auf unseren Berg zuschwämmen, um welchen, etwa eine halbe Meile von uns, die Ueberreste des erschlagenen Fisches noch zuckten.

Da wir nichts zu thun hatten, so gingen wir unserer sieben darauf los, nachdem wir vorher für die Füchse etwas zurecht gemacht hatten, welche sich zu Hunderten um die Wallfisch-Reste sammelten. Das Wetter war ruhig, und bald trafen wir auf die Bärin, welche davonlaufen wollte, doch sich genöthigt sah, umzukehren, da ihr der junge Bär auf dem Eise nicht nachkommen konnte. Um sie uns nicht entwischen zu lassen, schossen wir zuerst den jungen Bären nieder, indem wir überzeugt seyn konnten, daß sie uns nun nicht entlaufen würde, bevor sie nicht entweder selbst bald todt sey oder uns vernichtet habe. Ich werde es nie vergessen, wie sie über dem jungen Bären heulte und brüllte, während wir Kugel auf Kugel nach ihr abschossen. Endlich drehte sie sich um, erhob ein so durchdringendes Geschrei, als ich nie gehört habe, und stürzte mit geschlossenen Augen gerade auf uns los. In geschlossenem Gliede gingen wir ihr entgegen und stießen ihr unsere Spieße in die Brust; sie war jedoch so groß und so stark, daß sie uns Alle fortriß und zwei von uns niederrannte. Zum Glück waren die Anderen stehen geblieben und hatten ihr drei Kugeln in den Leib gejagt, von denen sie niederstürzte. In meinem ganzen Leben habe ich nie ein so ungeheures Thier gesehen; denn ohne Uebertreibung war es wohl noch ein halb Mal so groß, als ein Ochse. Wir wußten nicht, was wir damit machen sollten.

Da der Wind sich nach Norden umsetzte und es stark zu schneien anfing, so beschlossen meine Kameraden, nach dem Schiffe zurückzukehren; ich dachte jedoch, daß das Schneegestöber bald vorübergehen würde, und da ich mir das schöne Fell der Bärin nicht entgehen lassen wollte, so fing ich an, dasselbe abzuziehen, indem ich wohl wußte, daß, wenn dies nur einige Stunden verschoben würde, die Füchse, welche vergeblich darauf warteten, daß der Wallfisch ausgeschlachtet würde, sich sehr bald über die Bärin hermachen und den ganzen Pelz zerreißen dürften. Meine Gefährten kehrten nach dem Schiffe zurück und würden dasselbe, bei dem immer mehr zunehmenden Schneegestöber, schwerlich gefunden haben, wenn man auf dem Schiffe nicht die Glocke geläutet hätte. Sehr bald ward mir klar, daß ich doch eine große Thorheit begangen hatte; denn das Unwetter ging nicht sogleich vorüber, sondern ward vielmehr immer stärker, und ehe ich den vierten Theil des Balges abgestreift hatte, war ich bereits so erstarrt vor Kälte, daß ich gern gegangen wäre, aber nun konnte ich nicht mehr. Ich glaubte, erfrieren zu müssen, bis mir endlich noch ein Mittel dagegen einfiel. Ich hatte der Bärin bereits den Bauch aufgeschnitten, ohne jedoch das Fleisch herauszuschneiden; jetzt trennte ich ihn noch weiter auf, weidete ihn aus und beschloß, in den Bauch hineinzusteigen. Ich zog die Oeffnung auseinander, sprang hinein und fühlte bald, daß mir dort ganz warm und behaglich war: denn noch war das Leben nicht ganz entflohen. Der Zufall rettete mich; ich hatte nämlich gehört, daß die Franzosen in der Russischen Campagne dies öfters gethan hätten — indem sie Pferde erstochen und sich im Innern derselben gegen die unerträgliche Kälte geschützt hätten. Zugleich aber kann ich versichern, daß man sich keinen besseren Pelz wünschen konnte. Ich kaufte einst in Archangel einen nach Russischem Schnitt gearbeiteten Bären-Pelz, welchen ich jetzt noch besitze; doch ist derselbe nicht halb so weich, so warm und wohlthuend, als mein Grönländischer Pelz es war.

In letzterem lag ich wohl schon eine halbe Stunde, als plötzlich Stöße und Tritte mir den Glauben erzeugten, daß Füchse an meiner Herberge zausten. In der That waren es auch Füchse, und zwar, wie ich vermuthe, wohl an dreihundert, die nach allen Richtungen kratzten und zerrten. Einige steckten sogar ihre spitzen Schnautzen in die Oeffnung, durch welche ich eingestiegen war. Ich versuchte jedoch, sie in die Füße zu schneiden und den Unverschämten in die frechen Mäuler zu werfen, sonst würden sie mich auch wohl bald aufgefressen haben. Die Spitzbuben durchnagten jedoch allmälig den dicken Pelz und fingen schon an, das Fleisch zu zerreißen. Im Ganzen fürchtete ich ihre Zähne nicht sehr, indem ich glaube, daß ich nur herausspringen dürfte, um sie alle davonzujagen, doch mehr als Alles beunruhigte mich der Gedanke, daß sie mein Haus auffressen könnten und ich dann vor Kälte umkommen dürfte, oder daß sie anfangen möchten, mir Stücke aus dem Leibe zu reißen und mich so zwingen könnten, unfreiwillig hinauszuspringen. Endlich entstand gar im oberen Theile des Kadavers ein Fenster, so daß mich nur noch die Rippen der Bärin schützten, zwischen denen von Zeit zu Zeit scharfe weiße Zähne durchschauten, die mich schon an meiner Seehundsfell-Jacke zerrten. Ich wollte schon aufschreien, um die Ungethüme zu verscheuchen, als ich plötzlich eine Salve aus fünf oder sechs Gewehren hörte und einige Kugeln in meine Bärin schlugen: — glücklicherweise jedoch ohne mich zu treffen. Nun brüllte ich aber sogleich aus voller Kehle, worauf das Schießen aufhörte. Meine Kameraden hatten auf die Füchse gezielt, da sie nicht ahnen konnten, daß ich im Bären steckte, doch kletterte ich jetzt, Gottlob! unversehrt heraus. Als das Schneegestöber vorüber gewesen war, hatte man nämlich vom Schiffe aus mich zu suchen beschlossen, und mein Bruder, der gleichzeitig mit mir auf dem Schiffe diente, hatte sich mit den zu Aufsuchung meiner Person ausgeschickten Leuten vereinigt, doch hatten Alle schon die Hoffnung aufgegeben, mich noch unter den Lebenden zu finden, und hätten mich nun fast selbst unter die Todten versetzt.

Ich denke oft an diese Begebenheit, besonders zur Winterszeit, und wenn mir dann zuweilen recht kalt ist, so wünschte ich nur, eine Viertelstunde in meinem Grönländischen Bären-Pelze sitzen zu können."

Mannigfaltiges.

— **Eine Antike.** Vor kurzem wurde eine höchst kunstvolle Antike aus der Zeit, wo Ebor die Römische Herrschaft anerkannte, zwischen York und Dringhouses, in einer an Römischen Alterthümern überhaupt sehr reichen Gegend, aufgefunden. Es ist ein eisernes Handsiegel in einem Futteral von Silber oder einer eigenen Metallmischung, von der das Silber den Hauptbestandtheil bildet. Die Form ist beinahe dieselbe, wie die unserer modernen Perspektive, ist zierlich gravirt, und die Nieten daran sind von Erz. An der Spitze befindet sich ein Ring, vermittelst dessen es wahrscheinlich an eine Kette befestigt wurde, indem man es auf diese Weise als einen Schmuck am Leibe trug. Auf der Vorderseite befindet sich ein wohlgetroffenes Profil von Flavius Domitian, mit der Inschrift „Flavius Domi", und auf der Kehrseite ist ein Mann zu Pferde abgebildet, das Thier im Trott und der Mann mit einer Peitsche in der Hand, eben im Begriff, wie es scheint, dasselbe vorwärts zu treiben, mit dem Motto „Homo et equus." Flavius Domitian war der zweite Sohn von Flavius Vespasian, welcher von 81 bis 96 nach Chr. regierte, und im letzten Jahre ermordet wurde; das Siegel ist demnach wahrscheinlich zwischen 1700—1800 Jahr alt, und doch sind die Buchstaben und jedes Theilchen des Gravirten deutlich und vollkommen erhalten. Diese merkwürdige Conservations-Fähigkeit muß ohne Zweifel der vortrefflichen Arbeit, so wie der Genauigkeit zugeschrieben werden, mit welcher das Siegel in dem Futteral eingeschlossen und von dem weniger anfressenden und kostbareren Metall, aus dem das letztere bestand, geschützt wurde. (York Paper.)

— **Das Gas in der Hauswirthschaft angewandt.** Die Entdeckungen gehen langsam vorwärts, und so werden erst nach und nach die aus Verbesserungen in der Wissenschaft und aus ihrer Anwendung auf's praktische Leben entspringenden Vortheile in ihrem ganzen Umfange bekannt. Auch das Gas ist in der letzten Zeit zu manchen Zwecken, wozu man es früher gar nicht geeignet glaubte, mit Erfolg benutzt worden, namentlich zur Heizung von Gebäuden und zu allen möglichen Kochereien, nach dem scharfsinnigen Plan, den Herr Ricketts so erfolgreich ausgeführt hat. Es ist bekannt, welche große Hitze durch die Verbrennung des gewöhnlichen Straßen-Gases erzeugt wird, und Frederic Winsor, der erste Erfinder dieser Erleuchtungsart, wußte sehr wohl, wie anwendbar dasselbe zu allen Heizungszwecken sey, da er ja in seiner ersten Ankündigung die Bildung einer Gas-Erleuchtung- und Heizung-Gesellschaft vorschlug; doch mit Ausnahme des patentirten Koch-Apparats von Herrn Hicks und einiger früheren Versuche von Herrn Mallet in Dublin ist wohl von Herrn Ricketts zum ersten Mal die Anwendung des Gases zu anderen Zwecken, als zur Erleuchtung, in einem ausgedehnten Umfange gezeigt worden. Sein Plan, die Gebäude zu heizen, ist ganz neu und höchst verdienstlich. In einem Ofen von der Bauart und Form, wie sie in Deutschland gebräuchlich sind, und mit einer die Hitze gut ausstrahlenden Oberfläche, brennt eine Reihe von Gasflammen, deren Größe und Nahrung dem Durchmesser des Ofens angemessen seyn muß. Eine Oeffnung am Boden läßt die zur Verbrennung des Gases nöthige Luft ein, und eine andere an der Decke des Ofens, in Form eines Schornsteins, führt den verbrannten Gasstoff ab. Durch diese einfache und höchst zweckmäßige Einrichtung wird eine große Masse Hitze erzeugt und ausgestrahlt, indem ein Luftbehälter über der Oberfläche der Flamme seinerseits die erhitzte Luft in bedeutender Quantität ausströmt. In der St. Michaelis-Kirche in London, die auf diese Weise geheizt wird, reicht ein Ofen von 22 Zoll im Durchmesser hin, um in allen Theilen des Gebäudes eine Temperatur von 11 Grad Reaumur zu erzeugen. Gefahr ist dabei nicht zu befürchten, denn wenn auch ja einmal zu viel Gas einströmen sollte, so findet es einen leichten Ausweg durch den Schornstein. In obigem Fall wird täglich nicht mehr Gas, als 15 bis 20 Kubikfuß konsumirt, was etwa 5 bis 6 Shilling kostet; dabei ist weiter nichts zu thun, als das Gas Abends anzuzünden und über Nacht verbrennen zu lassen, worauf man dann Morgens durch die ganze Kirche die behaglichste Temperatur verbreitet findet. Die Einrichtung für die Küche ist eben so einfach und scharfsinnig; die Küche wird nämlich in verschiedene Abtheilungen zum Kochen, Backen, Schmoren, Rösten und dergleichen geschieden, und jeder werden mehrere Gasflammen aus einer gemeinschaftlichen Achse, um welche herum die verschiedenen Räume angebracht sind, zugetheilt. Da die Hitze bei dieser Art von Feuerung viel gleichmäßiger bleibt, als bei jeder anderen, so kochen und rösten sich auch natürlich die Speisen dabei viel besser. Unter den mannigfachen Erfindungen und Entdeckungen des Tages ist diese nicht als die unwichtigste anzusehen, besonders da es in manchen Fällen wünschenswerth ist, Hitze zu erzeugen, ohne Rauch hervorzubringen und den schädlichen Wirkungen desselben ausgesetzt zu seyn. So hat zum Beispiel der geistreiche Erfinder die Anwendung seiner Oefen in den Bogengewölben unter dem Viadukt der Greenwicher Eisenbahn vorgeschlagen und, indem diese Gewölbe auf diese Weise als Wohnungen benutzt werden können, der Compagnie, die jene Eisenbahn angelegt, einen beträchtlichen Theil ihres Eigenthums, der sonst ganz werthlos geblieben wäre, in ein zinstragendes Kapital umgeschaffen. (N. M. Mag.)

— **Gummi-Elasticum.** Dieser Stoff, der noch vor nicht gar langer Zeit bloß in Buchbinder-Läden verkauft wurde, um Bleistiftstriche damit auszuwischen, wird jetzt täglich zu neuem und wichtigem Gebrauch verwandt. Seiner Leichtigkeit und Undurchdringlichkeit wegen ist es seit einigen Jahren zu den verschiedenartigsten Kleidungsstücken benutzt worden, und in Amerika hat man gar kürzlich ein Boot daraus angefertigt, welches nur 20 Pfund wiegt, eine Tonne Last trägt und in ein tragbares Bündel zusammengefaltet werden kann. (N. M. Mag.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Montag den 24. August 1835.

England.

Das Englische Unterhaus im Jahre 1835.

(Von einem Irländer.)

Die Räume, in welchen sich das Englische Parlament versammelt, gewähren nicht den theatralischen Anblick wie die Säle, die man in Frankreich, gleichsam zu politischen Schauspielen, für die Verhandlungen der dortigen Repräsentativ-Regierung erbaut hat.

Treten wir ein in das Haus der Gemeinen. Da ist kein Amphitheater für die Damen, da sind keine Logen für die Pairs oder für das diplomatische Corps. Nur den Zeitungsschreibern ist eine schmale Gallerie vorbehalten, und eine andere geräumigere dem Publikum geöffnet. Uebrigens nicht der geringste Luxus; kein Marmor, keine Statuen, keine Vergoldung. Man kann es wirklich eine Kammer nennen, eine ungeheure Kammer, länger als breit, ohne Verzierungen und ganz kahl.

Stellen wir uns so, daß unser Blick von der öffentlichen Tribune aus auf den Saal fällt. Uns gegenüber im Hintergrunde ist eine Art von Altan, darüber das Königliche Wappen. Da sitzt auf einem mit grünem Leder beschlagenen Armsessel der Sprecher in schwarzer Robe, grauen Handschuhen und einer gewaltigen Perrücke, deren Flügel ihm bis zum Gürtel herabfallen. Zu seinen Füßen befindet sich ein kleiner Schreib-Tisch, an welchem der erste Kanzlei-Beamte des Hauses sitzt, sein breites Antlitz, das unter der Hufeisen-Form seiner kleinen Stutz-Perrücke unveränderlich hervorlächelt, auf beide Arme stützend.

Die Bänke, auf welchen die Mitglieder sitzen, sind im Viereck amphitheatralisch aufgestellt, zur Rechten, zur Linken und dem Sprecher gegenüber. Nur für den Präsidenten ist ein Stuhl da, für die Redner nicht. Man kann sitzen oder stehen, wo man will, und den Hut auf dem Kopfe behalten. Jeder hält seine Rede von dem Platze aus, wo er sich befindet, doch muß er sein Haupt entblößen, sobald er sprechen will. Es wird so angesehen, als ob man nicht die Versammlung, sondern den Sprecher anredet; auch wendet man sich an ihn und sagt: Sir, nicht Gentlemen.

Ich liebe bei den Vertretern des Volkes ein so ganz bürgerliches und ungenirtes Wesen. Es zeigt dies, daß die Gemeinen sich versammeln, um die Geschäfte des Landes zu besorgen, nicht um Komödie zu spielen.

Um drei Uhr tritt der Sprecher in den Saal, vor ihm her der oberste Thürhüter, mit dem Stab auf der Schulter und hinter ihm der Justiz-Beamte des Hauses, in schwarzer Kleidung nach Französischem Schnitt und einen Degen an der Seite. Sobald der Sprecher den Armsessel eingenommen hat, zählt er die anwesenden Mitglieder. Wenn vierzig da sind, so ist die Sitzung eröffnet. Der Kaplan spricht dann das Gebet, welches die Mitglieder stehend, mit entblößtem Haupt und das Antlitz gegen die Lehne der Bank gekehrt, anhören.

Gewöhnlich werden in den ersten Stunden minder wichtige Arbeiten vorgenommen, man debattirt über Bills von bloßem Lokal- oder Privat-Interesse. Zwischen acht und neun Uhr Abends fangen die Bänke an voll zu werden. Vor Mitternacht ist selten eine bedeutende Anzahl im Hause anwesend. Die wichtigsten Fragen, über die es zu einer entscheidenden Abstimmung kommt, werden gewöhnlich von Mitternacht bis zwei Uhr Morgens verhandelt. Die Engländer sind nun einmal so, sie mißtrauen der Flüchtigkeit ihres Geistes zu sehr; sie würden es für gefährlich halten, sich in ernste Geschäfte einzulassen, wenn ihr Diner sie nicht erst hinreichend mit Ballast beladen hätte; sie müssen bei Wein und Grog die gehörige Muße gehabt haben, ihre Ansichten und Reden zu überdenken und auszubrüten.

Lord Brougham ging in seiner guten Zeit, als er noch schlechtweg Herr Brougham war, nie eher in's Unterhaus, bevor er nicht zwei oder drei Flaschen Portwein geleert hatte. Aus dem Boden seines Glases schöpfte er damals seine Ruhe, Weisheit und Besonnenheit. Seitdem er aber dem Oberhause angehört, welches alle Geschäfte von fünf bis sechs Uhr abmacht, ist Lord Brougham genöthigt, nüchtern zu sprechen; die Nüchternheit seines Magens macht nun seine Zunge unbändig und seinen Kopf kraus.

Diese beständige Dauer der Sitzungen bis in die späte Nacht hinein verhindert das Unterhaus, sich des Sonnabends zu versammeln, denn die Legislatur würde sonst unfehlbar die Gottlosigkeit begehen, einen Theil des Sonntags zu entweihen, und es würde natürlich dem Parlament schlecht anstehen, wenn es allein die puritanischen Gesetze übertreten wollte, die es so streng aufrecht erhält, und die in den vierundzwanzig Stunden des heiligen Tages allgemein den unbedingtesten Müßiggang vorschreiben.

Nun ein paar Worte über die Personal-Statistik des Hauses. Das Unterhaus zählt im Ganzen 471 Mitglieder für England, 29 für Wales, 53 für Schottland und 105 für Irland, zusammen also 658. Bei wichtigen Gelegenheiten fehlen nur sehr wenige der Mitglieder auf ihren Posten. Zu Anfange der jetzigen Session, als es sich um die neue Sprecher-Wahl handelte, waren 622 bei der Abstimmung zugegen. Herr Abercromby, der Auserwählte der Opposition, siegte mit einer Majorität von nur acht Stimmen über Sir Charles Manners-Sutton, den Kandidaten des damaligen Ministeriums.

Das Haus ist also, wie man sieht, in zwei beinahe gleiche Hälften getheilt, auf der einen Seite das Ministerium und die Reformer, auf der anderen die Konservativen, die jetzige Opposition. Jede dieser großen Sectionen könnte wieder noch in Unter-Abtheilungen geschieden werden. So könnte man die Reformer in Whigs, Radikal-Reformer, reine Radikale und Repealer theilen; diese letzteren sind diejenigen Irländischen Mitglieder, die den Widerruf (repeal) der Union zwischen Irland und England verlangen; die Konservativen in alte Tories und Halb-Konservative. Wozu aber? Es würde keine leichte Sache seyn, diese verschiedenen unsicheren Schattirungen zu sondern; überdies verwischen sie sich täglich, indem sie in einander übergehen und bloß zwei deutlich unterschiedene Farben bilden.

Giebt es nun zunächst wirklich eigentliche Whigs? Bilden die Whigs eine Partei? Keinesweges. Die Vorfahren einiger großen Gutsherren, einiger Minister-Lords waren zwar Whigs, sie aber sind es nicht mehr. Um noch ferner die Häupter einer wirklichen politischen Partei zu bleiben, mußten sie sich zum Radikalismus bekehren und sich zu Dolmetschern und Vertheidigern der Wünsche und Bedürfnisse des Volkes machen. Was war die Folge davon? Whigs und Radikale gingen gegenseitig in einander unter. Die Irländischen Katholiken, als sie England so viel freisinnige Zugeständnisse erlangen sahen, machten es wie die reinen Radikalen, sie vertagten ihre äußersten Forderungen; sie hörten auf, den Widerruf der Union zu verlangen. Unter O'Connell's Befehlen marschiren sie hinter den ministeriellen Truppen her und unterstützen dieselben auf solche Weise, daß diese nicht zurückkönnen, was auch kommen möge.

Im Lager der Opposition findet eine ähnliche Verschmelzung statt. Sir Robert Peel hat alle Tories in die gleiche Uniform der Konservativen gesteckt. Selbst das kleine unentschlossene Bataillon Lord Stanley's hat mit seinem Chef in der letzten Zeit die neue Livrée der Vertheidiger der Kirche und des Thrones angelegt. Es ist dem Tiers-parti diesseits des Kanals nicht besser gegangen als jenseits.

So haben wir denn das jetzige Schlachtfeld vor uns, die Armee der Reformer auf der einen, und die der Konservativen auf der anderen Seite, eine jede einem einzigen Losungswort gehorchend und nur ein einziges Panier anerkennend; die erstere stärker, kühner, doch vielleicht mit einem zu zahlreichen Generalstabe versehen und mit einer Arrière-Garde, die noch schneller vorwärts marschiren möchte, als das Hauptcorps, die letztere geschlossener, disziplinirter und gehorsamer gegen ihren einzigen Feldherrn. So groß jedoch die Erbitterung von beiden Seiten auch seyn mag, so wird man doch die kriegführenden Parteien in ihren Feindseligkeiten nie von der Sitte ritterlicher Loyalität abweichen sehen. Es ist eine Art von parlamentarischem Völkerrecht in dem Hause in Gebrauch. Die Opposition wird nie die Abwesenheit eines Ministers benutzen, um an seine Kollegen etwa Fragen zu richten, die nicht in ihr Fach gehören. Ein Minister wird eben so wenig jemals eine Bill unversehens einbringen; in dieser Beziehung ist die Höflichkeit von beiden Seiten gleich groß. Die Herausforderungen werden ordnungsmäßig ausgewechselt; der Tag, die Stunde werden festgesetzt; erklärt Einer, daß er in dem bezeichneten Augenblick zu erscheinen verhindert sey, so wird die Motion nach seiner Bequemlichkeit entweder beschleunigt oder aufgeschoben. Handelt es sich um eine wichtige Abstimmung, bei der man ein Schwanken der Majorität vorhersieht, so wird Niemand, welch' wichtiges Geschäft ihn auch in Anspruch nehmen möchte, seinen Posten verlassen, er müßte denn unter seinen Gegnern ein Mitglied gefunden haben, das sich ebenfalls zu entfernen wünschte. Man kommt dann überein, sich beiderseits des Mitstimmens zu enthalten, und diese doppelte Verpflichtung wird als heilig angesehen. Kommt es zum Streit, so giebt es oft ein tüchtiges Handgemenge, doch schlägt man sich stets mit Edelmuth und immer Auge in Auge.

Der Lärm der beifälligen oder unzufriedenen Unterbrechungen muß freilich ein fremdes Ohr, besonders wenn es an die Abweichungen in der Englischen Aussprache nicht gewöhnt ist, in Staunen und Schrecken versetzen. Es ist wirklich ein unerhörtes, fürchterliches und um so seltsameres Getöse, als man anfangs gar nicht weiß, woher es kömmt.

Sechshundert Männer lassen da ihren Beifalls-Ruf erschallen oder stoßen ein Geschrei wilden Zornes aus, und bleiben dabei mit unbeweglichem Körper sitzen; ihre Züge behalten ihr gewöhnliches ruhiges Phlegma bei. So hat dieser Tumult in der That etwas Phantastisches.

Hört! Hört! ist das Zeichen der Zufriedenheit und Aufmunterung. Hört den Redner! Seine Worte treffen den Nagel auf den Kopf; wir hören ihn, hört ihn.

Hat gesprochen! Hat gesprochen! bezeichnet Ungeduld, Langeweile und Ermüdung. „Sie mißbrauchen unsere Geduld, es ist schon genug der Sache; Sie haben hinlänglich gesprochen!" Dieser Vorwurf ist hart und gebieterisch; er kömmt nur selten vor.

Zur Ordnung! Zur Ordnung! ist eine Aufforderung an den Sprecher, den Redner zu benachrichtigen, daß er die Gränzen der Ordnung des Hauses überschritten, und ihm einen Verweis zu ertheilen, denn dem Sprecher allein steht das Recht der Strafe zu.

Der Sprecher vereinigt in sich die ganze Gewalt des Hauses, dessen Bevollmächtigter er ist; er hat innerhalb und außerhalb des Hauses souveraine Macht. Sein Amt macht aus ihm einen hohen Herrn. Er hat seinen offiziellen Palast und hält Königliche Levers, bei welchen man nur im Hof-Kostüm erscheinen darf. Seltsam genug! Die Herren der Gemeinen, die in ihrem Unterhause gestiefelt und gespornt, die Reitpeitsche in der Hand und den Hut auf dem Kopf erscheinen dürfen, finden verschlossene Thüren bei ihrem Präsidenten, wenn sie nicht mit Manschetten und in Galla-Kleidern kommen. Und es ging Herrn Hume schlecht, als er sich kürzlich gegen diese strenge Sitte auflehnte; seine Einwendungen wurden als radikaler Unsinn betrachtet. Dies rührt daher, weil bei den Engländern die alten Gewohnheiten der Etikette noch eingewurzelter sind, als die politischen Mißbräuche. Sie werden eher, dessen kann man versichert seyn, die Kirche und die Aristokratie reformiren, als die grotesken Perrücken ihrer Magistratur abschaffen.

Bei uns ruht die eigentliche Souverainetät im Unterhause, doch die Pairie behält immer noch den ganzen Schein ihrer Oberherrlichkeit bei; sie fährt fort, die Gemeinen vor ihre Schranken zu laden; die Mitglieder des Unterhauses erscheinen vor ihr stehend und von ihrem Sprecher geführt, und wenn die sitzenden Pairs ihnen die Zustimmung des Königs zu ihren Beschlüssen angezeigt, ziehen jene sich mit höflichen Verbeugungen zurück.

Wie sehr ziehe ich diesen ceremoniösen Levers unseres Sprechers die anspruchslosen Bälle des Präsidenten der Französischen Deputirten-Kammer vor, der keinem Thürhüter die Instruction ertheilt, den Leuten in schlichten Fracks den Eintritt zu verwehren. Ich liebe besonders seine numerirten Einladungskarten, die 459 ersten für die Repräsentanten des Volks, dann die 460ste für den Herzog von Orleans, als ersten Pair, und so weiter fort.

Herr Abercromby, der jetzige Sprecher, hatte sich um die Ehre, die ihm bei der Eröffnung dieser Session durch den ersten Beschluß der Reformer zu Theil wurde, nicht im geringsten beworben. Im Namen des Hauses genöthigt, die Privilegien desselben aufrecht zu erhalten, repräsentirt er jedoch mit solcher Würde, als der ihm vorgeschriebene groteske Kopfputz es nur immer gestattet. Es ist ein wahres Glück, daß er gerade buschige, graue Augenbrauen hat, welche nicht übel mit der weißlichen Farbe einer Präsidenten-Perrücke harmoniren. Ungeachtet dieser ungeheuren Mähne, die ihn ganz beschattet, hat sein Aussehen nichts Abstoßendes; er zeigt beständig einen sanften und leutseligen Ernst und benimmt sich mit edler Freiheit; er ist gemäßigt in seinen Ausdrücken und hat ein volles und wohlklingendes Organ, wie man es bedarf, wenn man oft genöthigt ist, sich vor einer großen Versammlung hören zu lassen. Uebrigens ist freilich Herr Abercromby, ein entschiedener Anhänger der Reform, darum, weil er den Präsidentenstuhl angenommen, nicht gerade ein unerbittlicher Censor seiner radikalen Freunde geworden, und die Konservativen sehnen sich noch immer wieder nach der gravitätischen Haltung des Sir Manners Sutton zurück, der auf dem Sprecherstuhl gealtert war und seine Vorliebe für den Torysmus nicht verleugnen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Georges Sand.

(Fortsetzung.)

Bevor wir uns in die Untersuchung der einzelnen Schriften Georges Sand's einlassen, haben wir uns darüber zu verständigen, daß er sie, wie er uns versichert, nicht in der bestimmten Absicht geschrieben, um daraus einen logisch-moralischen Schluß zu ziehen; daß er kein Raisonnement, keine Argumentation, kein Plaidoyer abfassen wollte, daß er keine Theorie aufgestellt hat. Großer Gott! Er hat sich gar nicht so viel Mühe gegeben; er hatte Lust zu schreiben, ohne je dabei nach einem Zwecke zu fragen; er hat auch ganz einfach geschrieben, ohne irgend Prätensionen zu machen, wie es ihm immer durch den Kopf ging; aber es gingen ihm nur Erinnerungen, Träumereien, Portraits, Leidenschaften, Landschaften, Phantome, düsterer Trübsinn, brennende Liebe, stolze Verachtung, lebhafte Gebete, ein unersättlicher Trieb nach Genüssen und unaufhörlichen Schmerzenskrisen durch den Kopf; alles dies belebte er mit den heißen Farben einer fieberhaften und zügellosen Phantasie; und das ist es, was er auf's Papier geworfen, nur um sich desselben zu entäußern, ohne sich weiter darum zu bekümmern, was endlich daraus hervorgehen würde. Wenn nun aber ja besondere Schlüsse daraus entnommen und wenn aus diesen Schlüssen wiederum Systeme und Theorieen abgeleitet würden, so muß man ihm das keinesweges zum Vorwurfe machen; er für seine Person hat wenigstens nie daran gedacht; er wollte nichts weiter, als Geschichten schreiben!

Nun aber, da diese Geschichten einmal geschrieben, da sie gelesen wurden, da sie mitten unter ihren Erfolgen als Kunstwerke vielen Stimmen begegnet sind, die sie als Werke der Moral tadelten, so verschanzt sich Herr Georges Sand hinter dieser gänzlichen Absichtslosigkeit; er verweigert dem Leser das Recht, Konsequenzen zu ziehen aus den aufgestellten Prämissen. Und wir sollten eine solche Entschuldigung annehmen? Hat wohl der Künstler das Recht, sein Werk zu verleugnen? Wenn wir hier nur ein Drama als Form und Combination einzelner Entwickelungen zu würdigen hätten, so ließe sich das wohl einräumen; da aber aus den Erzählungen dieses Schriftstellers eine förmliche Moral-Philosophie sich herausstellt, so muß wohl Sand die Verantwortlichkeit übernehmen; denn gerade diese Philosophie ist es, in der uns der Schriftsteller sein eigenes Gemälde überliefert, in der er sich selbst abbildet; und nach derselben haben wir ihn hier in seiner Seele und in seinem Herzen beurtheilt, ehe wir seine einzelnen Schriften an und für sich selbst untersuchten. Vor Allem aber haben wir, als wir so viele schöne Dinge durch seine Feder fließen sahen, nur bedauern müssen, daß gar nichts vom Christenthum dabei wahrzunehmen war.

Gehen wir nunmehr zu den einzelnen Werken selbst über.

Zuerst von der Indiana. — Indiana ist nach dem eigenen Urtheil des Verfassers, eine leidenschaftliche Frau, der es nicht bloß an aller Erziehung, sondern auch an jeder socialen Idee gebricht. Hiermit haben wir diesen Charakter festgestellt. Man muß es bewundern, mit welchem Scharfsinne Georges Sand seine Rollen vertheilt, und wie es ihm gelingt, ihnen eine so wahrscheinliche, als mögliche Stellung anzuweisen. Wollte man Indiana in unserer Welt aufsuchen, so wäre dies ein Irrthum, ein reiner Unsinn. Heutzutage dringt die Erziehung überall durch; Niemand entzieht sich derselben. Indiana konnte daher nur eine Kreolin seyn, das heißt, geboren und erzogen im Schooße einer Civilisation, die in ihrer moralischen Entwickelung fast null ist. — Indiana ist sehr passend ein Kind, herangewachsen unter der Sonne der Insel Bourbon. In der That, in welchem anderen Lande wollte man wohl eine Frau auffinden, die, ohne sociale Vorurtheile, nur von der Leidenschaft und von der Sinnlichkeit beherrscht wird? Denn dies letztere ist bei Indiana, so keusch sie auch unser Autor gezeichnet, doch immer der Fall; sie ist endlich eine Frau, die durch keinen anderen Zügel gegen ihr Herz und ihre Einbildungskraft geschützt ist, als durch ihr Gewissen, geleitet von den Eingebungen der Natur; dies ist das Bild Indiana's; wir werden später sehen, bis zu welchem Punkte dieser Typus wahr sey. — Wir verfolgen nunmehr unsere Geschichte.

Indiana, diese Ausnahms-Frau, soll gegen unsere Gesellschaft zu Felde ziehen; der ganze Roman dreht sich um diesen Kampf. Die Gesellschaft wird hauptsächlich durch einen alten Mann, einen ehemaligen Offizier des Kaiserreichs, der in den Civilstand übergetreten, und durch einen jungen Liebhaber, einen geistreichen Dandy der Restauration, repräsentirt. Man kann das Glück nicht verkennen, mit welchem diese beiden ziemlich allgemein bekannten Charaktere, der Oberst Delmare und Raymon de Ramière, gezeichnet sind. Es wäre unmöglich, in die erste Person, in diese sonderbare Mischung der Rohheit des Landes mit der Trockenheit des industriellen Lebens, in diesen Geist des Positiven, den die Gewohnheit des Kalküls erzeugt, mehr Feinheit und Gewandheit zu bringen.

Indiana, in Beziehung zu einem ähnlichen Manne, konnte für ihn nur Achtung hegen, aber es erzeugte sich unter ihnen keine Gemeinschaft der Ideen, der Charaktere und der Gefühle. Es fand nur eine Gemeinschaft zwischen ihnen statt, nämlich die ihrer socialen Stellung; und auch hierin zeigt sich der wunderbare Takt des Verfassers, der, als er Indiana schuf, ihr zugleich einen solchen Gemahl beigegeben. Sie, isolirt, fremd der Gesellschaft, die sie nicht verstehen kann; er, ein Krieger, avancirt, trotz den vornehmen Klassen und dem verschiedenen Range in der Welt; er hat nur eine unvollkommene Kenntniß von allen den conventionellen Demarcations-Linien, die er übersprungen, und die er nur mit der Spitze seines Degens im Sturme eingenommen; sein zweites Wort, so lange er lebte, war Sieg; er hat das Vorurtheil zerstört und über die Erziehung, wie über einen gutmüthigen Freund, triumphirt. — Dieser Mann kümmert sich gar nicht um die Details der socialen Stellung seiner Frau; er heirathet die Kreolin, ohne sich weiter danach zu erkundigen, wer sie sey, oder wie sie denke, ohne sich danach umzusehen, wie die Welt beschaffen war, als sie in dieselbe eintrat; er heirathet sie, weil sie schön und jung ist; er liebt sie vielleicht noch mehr, gerade weil sie eine Ausländerin ist; es ist für ihn eine neue Eroberung; er übernimmt es, sie in die Gesellschaft und Civilisation einzuführen.

Indiana konnte nicht die Frau eines Ramière werden: denn die öffentliche Meinung, immer von Gewicht für den Letzteren, verbietet es ihm, eine Frau, wie Indiana, zu heirathen, die so wenig mit den Gesetzen und den Konvenienzen der Welt bekannt ist. Höchstens hält er es für erlaubt, sie zu lieben. Und dies ist es auch, was Raymon thut: dieser Mann von Geist hat gerade so viel Herz, um seinem Egoismus einiges Interesse zu verleihen. Der Verfasser hat schlau genug Sorge dafür getragen, ihn als von Natur gut zu zeichnen, damit das ganze Unrecht, das er begeht, der Gesellschaft allein zur Last falle. Der Mann spielt zum Zeitvertreib mit dem Laster und der Falschheit, ohne selbst lasterhaft zu seyn, aus reinem Leichtsinn; ehe er zu Indiana kommt, hatte er schon im Vorbeigehen eine andere Frau zum Opfer seiner Caprice werden lassen; und wollte man seine Gedanken über diese Katastrophe in seiner eigenen Seele lesen, so würde man vielleicht entdecken, daß sein größtes Leidwesen nur darin bestehe, seinen Rang und seine Lage zu sehr vergessen zu haben, um sich zu einer Intrigue mit einer Kammerfrau herabzulassen. — Nun findet er Indiana hier, und er ist entschlossen, sie zu lieben, gleichsam um dadurch die Inkonvenienz seiner ersten Leidenschaft wieder gut zu machen. — Allein, es findet noch ein fortwährendes Mißverständniß zwischen ihm und dieser fremden Frau statt. Durch den ersten Widerstand, den sie leistet, wird er in eine gewisse Spannung und Aufregung versetzt, die aber wiederum schwindet, sobald die Hindernisse überwunden sind; als Indiana sich

ihm gänzlich hingiebt, wird sie von ihm getäuscht, und er verstößt sie, nachdem seine Begierde erloschen ist. Das ist Herr von Ramière, der Mann, der in die socialen Gewohnheiten und äußerlichen Gebräuche ganz aufgegangen ist; eingeschlossen in einen Ideenkreis, dessen unüberschreitbare Gränze die öffentliche Meinung ist; von kaltem Herzen und hitzigem Geiste, der heftige Leidenschaften vermeidet und Liebe nur zum Scherz treibt. Indiana hat sich dazu hergegeben, ihn im Ernste zu lieben; sie hat auf einen Brief von ihm ihren Mann, ihre Pflichten, ihre Lage, ihre Würde, kurz, Alles verlassen, um vom Inneren Afrika's zu seiner Ergötzung nach Frankreich zu kommen. — Die arme Närrin! der Mann, der zur Zeit, als er sie liebte, sich höchstens einer Erkältung aussetzen mochte, um ihr ein Stelldichein zu geben, sieht jetzt, wo er sie nicht mehr liebt, in ihrer Hingebung nur eine unverzeihliche That; denn Ramière hat sich verheirathet, er hat sich mit einem jungen reizenden Mädchen, der Mademoiselle de Nangy, vermählt, mit einer Frau, die in der großen Welt zu leben versteht, und die gegen den Anstand nie einen Verstoß begeht, eine Eigenschaft, die er immer zu den wesentlichsten rechnete.

Wir haben nunmehr noch ein Wort zu sagen von dem stillen Ralph, von dieser Art von Schutzgott des Romans, der den Selbstmord in der Liebe träumt, der in der Mitte dieser bösen Welt als ein guter Genius auftritt, um Indiana in Schutz zu nehmen. Seine Rolle mildert die feine Ironie, die absichtlich über die übrigen Personen ausgebreitet ist, er ist nichts als ein moralisches Paradoxon. Ralph ist der Gott Georges Sand's, sein religiöser Traum. Aber warum hat er nicht an die Stelle des bloß leidenschaftlichen und ergebenen Ralph einen *christlichen* Ralph erfunden? Anstatt sich darauf zu beschränken, sie vor äußeren Angriffen zu schützen, hätte er das brennende Herz der Kreolin besänftigt, beruhigt, er hätte ihr gezeigt, wie sie mit der Gesellschaft leben solle, anstatt sie von ihr gewaltsam zu trennen; er hätte ihr begreiflich gemacht, was sie für *Pflichten* habe, nicht bloß im Verhältniß zu den Menschen, sondern auch zu Gott. Ramière konnte immer seine Rolle beibehalten, eben so wie der Oberst Delmare die seinige; aber Indiana, die Ralph zur Christin gemacht hätte, wäre wahrer und interessanter gewesen, und der Roman hätte dabei an Moralität sicherlich nur gewonnen.

Allein es ist nicht der Fehler Georges Sand's, wenn er sein Buch nicht auf diese Weise abgefaßt; er hat nicht erfunden, er hat sich *selbst* instinktmäßig ausgeschrieben, er hat sich Ralph genannt, der an Gott zweifelt, und Indiana, die erbittert ist gegen die Gesellschaft; ferner sind Ralph und Indiana, wie Georges Sand, der Eine ein Mann von erhabener und ausgedehnter Intelligenz, der in sich gekehrt ist und sich durch den Skepticismus gestürzt hat; die Andere hingegen eine Frau, nicht rein und naiv, wie man sie sich wohl dachte, sondern angenagt durch eine außerordentliche Ueberspannung; denn, man glaube es nur, Indiana ist keine einfache Kreolin, wie man es Dir sagt; eine primitive Seele würde mehr Aufrichtigkeit und Tugend bewähren; aber Indiana besitzt weder Aufrichtigkeit noch Tugend, sie ist nur leidenschaftlich; sie hat keinen Kampf zu bestehen gegen ihr Gewissen; sie kämpft nur gegen die Gesellschaft an, und das ist auch nur ein äußerliches Ringen. Somit muß Indiana zwar bemitleidet, aber auch getadelt werden; man kann sich nicht enthalten, den Mangel des Christenthums in ihr zu bedauern, das ihren Geist nachsichtiger, ihr Herz bescheidener und ihre socialen Verhältnisse geschmeidiger gemacht hätte.

Wir sind in diesen Roman bis zu dem innersten Grunde eingedrungen, weil er die erste Formel der Ideen Georges Sand's ist, eine Formel, die ziemlich vollständig alle seine Klagen gegen die Gesellschaft enthielt, so wie später Lelia seine Zweifel gegen den Himmel ausspricht.

Nach Indiana folgt *Valentine*; nach dem Texte die Paraphrase. — Mehr Kunst in der Form, mehr Grazie in den Details, mehr Harmonie in den Farben, mehr Reichthum vielleicht im Stil, mehr Weiblichkeit in den Nüancen, weniger Trostlosigkeit in dem Hauptgedanken, der jedoch im Grunde immer derselbe ist. Valentine ist ein Meisterwerk durch seine Gemälde und Portraits. Nichts ist so lieblich, wie die Geschichte dieses jungen Mädchens von gutem Hause und seiner Erziehung, die, indem sie im socialen Gesetze die Prinzipien der Pflicht findet und durch ihr Gewissen sich aufgefordert fühlt, derselben Folge zu leisten, lange Zeit der Leidenschaft widersteht und auch wahrer und interessanter als Indiana ist; obgleich der Autor vielleicht die Absicht hat, zu zeigen, daß sie alle Beide gleich unglücklich, und daß die Welt selbst gegen ihre Getreuen grausam ist. — Was den Herrn von Lansac betrifft, so ist er, wie Ramière, ein Mann von Welt und Ton, aber in einem weit höheren Grade, und deshalb vielleicht weniger wahr, überhaupt mehr gemein, weil er ganz ohne Herz ist; und Benedikt, das ist die Leidenschaft der Indianer, vereinigt mit dem Glauben, wir wollen nicht sagen, mit dem Glaubensbekenntniß Ralph's, aber er ist schöner, wahrer als Indianer, und weniger allein stehend als Ralph; — seine sociale Lage und Erziehung begreift man heutzutage gar wohl, wo die verschiedenen Klassen sich in allen Punkten mit einander vermengen und vermischen. Sein flatterhafter Glaube erklärt sich auf gleiche Weise sowohl durch seine Erziehung als durch den Geist unserer Epoche; seine Leidenschaft endlich mit seinen Aufopferungen und seinem energischen Feuer läßt sich weit besser verstehen, als die der Indiana; man muß nur bedenken, daß er ein Mann ist und demnach freier und weniger beengt durch die *socialen* Pflichten. — In diesem Roman sehen wir noch eine andere sehr interessante Figur, die der Louise, der Schwester Valentinens, aber es ist die Schwester, die sich einer Schwäche schuldig gemacht, und die sich wegen dieser Schwäche außerhalb der Familie und der Welt verstoßen sieht. Louise ist ein bewunderswürdiger Vorwurf gegen diese Welt ohne Mitleiden und ohne Verzeihung für denjenigen, den die Leidenschaft gestürzt hat.

O Sand! unermüdlicher Kämpe für die Rechte des Herzens gegen die Moral, bewunderungswürdiger und erhabener Vertheidiger des Verbrechens gegen die Strafe! Wie, frage ich, könnte man den Thränen der Louise widerstehen, kein Mitleid haben mit ihrem Unglück, sie nicht lieben, wie man Valentine und Benedikt liebt? — Wie endlich nicht ein wenig sich in seinem Gemüthe einnehmen lassen von diesem ganzen Roman? ... O! Wir wollten immerhin von Valentine sprechen ... um nur nicht von Lelia sprechen zu dürfen.

Lelia, dieses so schöne, große und erhabene, aber so schreckliche und schaudererregende Werk, dem man kaum ins Angesicht zu schauen wagt; Lelia, der unbekleidete und nackte Gedanke Georges Sand's. Welche Gewalt und lyrische Begeisterung herrscht in diesem Roman, aber zugleich auch welcher Haß, welche Klagen und welche Verzweiflung! Lelia, das ist, im Grunde genommen, Georges Sand. — Lelia, das ist der Stolz, der durch den Zweifel groß wird, trotz aller der Leiden, die dieser Zweifel der Seele auflegt, anstatt sich im Glauben zu demüthigen, würde ihr derselbe auch den besten Dienst auf der Erde geleistet und ihr Hoffnung und Trost verliehen haben; Lelia, das ist die menschliche Vernunft, übertrieben in ihrer Gewalt und vernichtet durch diese Uebertreibung; es ist der ohnmächtige Kampf gegen das Gewissen. Lelia ist die übertriebene Darstellung der Fähigkeiten und des Gedankens in dem Studium der Geheimnisse der Seele und Gottes, mit der Leidenschaft allein als Führerin; Lelia ist jene Verzweiflung, jene Aufregung der ehrgeizigen Schwäche, die, selbst mit der absoluten Wissenschaft bewaffnet, noch immer darüber unwillig seyn würde, nicht die absolute Macht zu erreichen. Lelia ist die Seele, die den Körper abgenutzt und darüber gedemüthigt und trostlos ist, daß sie nur eines zerbrochenen Instrumentes sich zu bedienen hat. Lelia, das ist ein Dämon, der die Schöpfung verwirft, und den in der That sein Stolz und seine Verachtung groß machen würde, wenn nicht die zügellose, aber ohnmächtige Begierde ihn tief herabstellen und herabwürdigen möchte. — Das Streben nach dem Unmöglichen, ohne die Mittel, es zu erlangen, ist in der That die sichere und feste Kette, die so viele von Ehrgeiz aufgeblähte Geister gefesselt hält auf dieser Erde, wenn sie schon bereit sind, jenseits der Welt davon zu fliegen, um das Unendliche zu erreichen! ... Arme Geister! arm in ihren Bestrebungen, indem sie eine Unendlichkeit träumen und Gott leugnen, indem sie ihn überall aufsuchen und in ihrem trostlosen Pantheismus ihn selbst von der Materie verlangen; traurige und leidende Seelen, die sich gegen die Realitäten des Lebens auflehnen und es versuchen, sich selbst emporzuheben, um ihnen auszuweichen; vergessend, daß die Ergebung im Glauben mit der Einfachheit des Herzens das große Verdienst ist, welches den größten Frieden verleiht, während die äußerste Ueberspannung nur Schmerzen erregt, ohne zu höheren Hoffnungen hinzuführen. Das ist unsere Lelia. Diese schöne Lelia mit blasser Stirne, mit starren glänzenden Augen, eilet, sie zu fliehen; sie hat alle gefährliche alte Zaubertränke aufgegossen; eine goldene Schale hält sie in ihrer rechten Hand, und aus derselben läßt sie tropfenweis den Unglauben, den Haß, den Zweifel des Herzens, das Ausscheiden aus der Gesellschaft und endlich den düstern und traurigen Selbstmord ausströmen.

Ihr Leben ist ein Leben der Verruchtheit. Sie ergötzt sich an ihren stolzen Leiden, indem sie zum Vergnügen eine junge Seele quält, die sich ihr unvernünftigerweise hingiebt; Lelia ist für Stenio ein unbekannter, geheimer Stern, der ihm auf einmal wie durch ein düsteres Gewölk erschienen ist und ihn mit seinem Glanze verblendet hat. Der von Liebe erfüllte Dichter wird anfangs durch falsche Liebkosungen getäuscht; — es ist wie ein flimmernder Irrwisch, der das arme Kind heranlockt und auf einen gefährlichen Weg verleitet, dessen Ziel es nie erreicht. Bald aber wird Lelia den Poeten gleich einer Kinder-Klapper zerschlagen, deren sie müde ist; sie wird ihn schleudern in die Arme einer Courtisane, ihrer Schwester: in die Gewalt der Sinne, des Körpers ohne Seele, wie Lelia die Seele ohne Sinne ist. Allein die einzig Schuldige ist hier Lelia: denn die Courtisane Pulcheria ist nur das leidende Instrument dieser dämonischen Natur.

Stenio nun, überlassen der Schwelgerei und getödtet durch sie an Geist und Körper, endigt mit dem Selbstmord; das ist in der Ordnung. — Und vergeblich wird zur Seite dieses schwachen Zweiges, getrocknet unter dem verzehrenden Hauche der Frau, die ihn zu Grunde gerichtet hat, vergeblich wird hier Trenmor auftreten, als der weise und große Mann, der sich im Bagnio gereinigt, wie das Metall im Feuer; der Mann, welcher in der Leidenschaft sein ganzes Leben besudelt hatte, und dessen solide Härte, anstatt den Angriffen dieses fressenden Rostes zu unterliegen, ihm vielmehr Widerstand geleistet und sich durch sich selbst erhärtet; der tugendhafte Mann im Sinne der Lelia; in unseren Augen aber ein trockener und herzloser, ein verderbener und gefühlloser Mann, mit einer Seele, versteinert durch das Laster, für den der Mensch nicht mehr ein vernünftiges Wesen, bestimmt zur Erkennung und Anbetung Gottes, sondern höchstens eine organische Maschine ist, die nach dem Zufalle so lange im Gange bleibt, bis sie sich abnutzt und endlich ganz zerbricht.

Wenn nun Lelia mit ihrem schauderhaften Zweifeln und Trenmor mit seinem hartherzigen Atheismus sich in eitler Verbrüderung über die Menschen erheben werden, um Alles, was unter ihnen ist, zu verwünschen und herabzusetzen und Stenio, den armen und schwachen Poeten, mit dem eisigen Mantel ihres Schutzes zu umhüllen, o, dann wollen wir ihnen sagen: Lelia und Trenmor, ihr übet eine schreckliche Verführung über diese junge Seele aus. Trenmor, du bist sein verführerischer Dämon, indem du als das zu befolgende Muster dein Leben, und deine Erfahrung als das zu erstrebende Ziel ihm vorhältst. Und du, Lelia, empfindest du nicht Gewissensbisse darüber, daß du ihn mit deinen Leiden verfolgst, mit deinen Zärtlichkeiten umstrickst und ihn fern, fern von der Gesellschaft hinweg schleuderst? Du sprichst von deiner Seele; allein ist sie nicht zu ausgetrocknet, um dies unglückliche Kind also zu stürzen? Lelia, wer hat dich bis zu diesem Punkte gebeugt und verführt? Wer hat dich so gehässig gemacht unter dem Anschein von Liebe? — Es ist die Leidenschaft, dein einziges Gesetz; du versuchst es, die eine Existenz und eine Moral auf eigene Hand zu erschaffen, allein dies

wird dir nie gelingen. Du führst ein Leben der Träumerei, des Asceticismus und des Gebetes; allein deine Träumereien sind unverschämte, fieberhafte Einbildungen, dein Asceticismus ist Ohnmacht, und deine Gebete sind Verwünschungen. — Und du wunderst dich noch, nicht glücklich zu seyn, das Leiden nicht fliehen zu können, ohne selbst eine Thräne zum Troste zu haben: dies kommt daher, weil dies Leiden in dir selber steckt, während du glaubst, daß es außer dir sey. Es ist nicht die Welt, die es dir zuwendet, nicht der Himmel, der es dir von oben herabschickt, — sondern es ist deine Seele, die es selbst erzeugt; — und je mehr du dich von der Gesellschaft ausscheidest, um so mehr werden alle deine geheimen Wunden hervorbrechen. Dein Leiden, das ist deine Leidenschaft und dein Zweifel: es sind deine unersättlichen Begierden, ein schlecht gekanntes und übel erstrebtes Ziel zu erreichen: es ist dein über die Maßen stolzes Leben; ein jämmerliches Leben, das dein überspanntes Gehirn vergeblich grandioser zu machen sich beeifert. O, du könntest auf eine ganz andere Weise erhaben erscheinen, indem du dein Herz demüthigtest, indem du ganz einfach an Gott glaubtest, ohne deinen Leidenschaften Gewalt über dein Gewissen zu gestatten. — Alsdann aber würdest du dir ohne Zweifel mit Gott im Herzen, mit der Familie und ihren keuschen Empfindungen, mit der einfachen und naiven Liebe, mit der Freundschaft und ihren bescheidenen Hingebungen ein sanftes und heiliges Leben zubereitet haben, an die Stelle deiner unruhigen, vertrockneten und trostlosen Existenz. O, Lelia, warum hast du keine Ahnung von der Vorsehung! Sie wendet sich freiwilliger den Schwachen als den Starken zu; mehr zu denjenigen, die sie anflehen, als zu denen, die ihr Trotz bieten. Warum hast Du ihren Unwillen erregt, anstatt dich ihrer Wohlthaten würdig zu machen?

Was sollen wir vom Priester Magnus sagen, von diesem personifizirten Leiden, das als Kontrast zur Seite Trenmor's und Lelia's aufgestellt ist; von einem Priester, den der Glaube nicht zu heilen vermag? Er ist eine große Erfindung, wie das ganze Buch. Die Seele des Magnus ist ein Kampfplatz, auf welchem der religiöse Glaube und die Leidenschaft mit einander ringen. Von dem Gesichtspunkte Lelia's aus gesehen, ist Magnus, der Priester, ein Narr, ein Fanatiker zur Seite Trenmor's, ein Galeeren-Sklave, den man dir als einen unempfindlichen Mann von erhabener Vernunft darstellt. — Sonderbarer Spott! Als wenn der Glaube nicht so viel vermöchte, als das Bagnio, als jene Schule der Weisheit! War die Intelligenz, die Lelia so warm aufgefaßt, war sie wohl im Stande, den wahrhaften christlichen Priester zu malen?

Wenn man Lelia genug verwünscht wegen ihres düsteren Gedankens, so empfindet man bald wiederum das Bedürfniß, den so reichen und harmonischen, so gewandten und taktmäßigen, so kräftigen und grandiosen Stil dieses Romanes zu loben, in welchem das häusliche Leben, der Natur ihre reichen Symbole entlehnend, sich in dieselben mit der wunderbarsten Harmonie einhüllt. Man fühlt es, daß die Feder geflossen ist, schnell und rasch, aus der Quelle einer warmen Begeisterung. — Und doch muß man zu gleicher Zeit auch erkennen, daß aus diesem reißenden Feuer zu lange weitschweifige Gebilde hervorgegangen, daß der Gedanke sich zu gemächlich in den Stil vermummt hat. Es ist oft eine schwache Basis in eine zu geschminkte Form eingehüllt; der Stil endlich, indem er ausartet, hat den Ideen selbst Eintrag gethan. Diese Unebenheiten, die hauptsächlich in Lelia markirt hervortreten, lassen vielleicht das Werk in dieser Hinsicht als am unvollkommensten erscheinen, wenn es auch in jedem anderen Betracht die merkwürdigste unter den Schriften Georges Sand's bleibt. Die Schwächen in dem Werke sind übrigens so geschickt in eine wunderbare harmonische Prosa eingewebt, daß man Mühe hat, sich durch den lieblichen Gesang nicht bezaubern zu lassen, um jene mitten aus ihren reichen Trillern heraus zu entdecken.

Lelia erregte großes Aufsehen und rief bittere Kritiken hervor. Das Werk, welches Bewunderung einflößte für das Genie, das es geschaffen, mußte nothwendig auch eine Art von Erbitterung und Haß gegen seine düsteren Inspirationen, gegen seine unaufhörlichen Empörungen erzeugen. Der Autor hatte harte Angriffe zu bestehen. Ohne Zweifel war er darauf vorbereitet; man fordert sonst nicht auf eine ähnliche Weise die Gesellschaft heraus, ohne sich auf Anklagen und Beschuldigungen gefaßt zu machen. Indeß er selbst, er endigt damit, daß er die Geduld aufgiebt; denn man kann bei dem Wortkriege nicht ganz unbewegt bleiben und durch das Stillschweigen würde man gar in alle Vorwürfe des Gegners zu willigen scheinen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Traité de médecine pratique, déduit des faits recueillis dans les hôpitaux. — Herausgegeben von Piorry, L'Héritier, Fossone rc. Erste Lfg.

Traité expérimental de l'électricité et du magnétisme, et de leurs rapports avec les phénomènes naturels. — Von Becquerel. Dritter Bd. 7½ Fr.

Calendrier des courses de chevaux, ou Racing calendar français. Relation détaillée de toutes les courses (à peu d'exceptions) qui ont eu lieu en France depuis 1776 jusqu'à la fin de 1833. — Von T. Bryon. Erster Bd. 25 Fr.

Guide pratique d'architecture navale. — Von Majaudier. 15 Fr.

Griechenland.

Zur Charakteristik von Joannis Kapodistrias.

In Nauplia erschien im Jahre 1834 ein zur Kenntniß der politischen Verhältnisse Griechenlands, von Zeit der Eroberung Konstantinopels an bis 1821, und besonders in Betreff der politischen Hetairie, ihrer Entstehung im Jahr 1815, ihrer inneren Einrichtung und ihrer Wirksamkeit bis 1821 höchst wichtiges und an interessanten Aufschlüssen reiches Buch, unter dem Titel: *Δοκίμιον ἱστορικὸν περὶ τῆς φιλικῆς ἑταιρίας, ὑπὸ Ἰωάννου Φιλήμονος*. Um zugleich auf dasselbe aufmerksam zu machen, besonders als auf ein erfreuliches Zeichen, daß nun auch von Griechenland selbst aus die Griechischen Zustände der Vergangenheit sich aufzuklären anfangen, entlehnen wir hier Folgendes daraus über Kapodistrias, den nachmaligen Präsidenten von Griechenland, wenngleich aus einer früheren Zeit seines Lebens und Wirkens:

„Es war im Jahre 1813, als mehrere Griechen in Wien, Gelehrte und Kaufleute, eine Darstellung des politischen Zustandes Griechenlands veranlaßten. Man erblickte damals in der Person des Kapodistrias die Bürgschaft großer Hoffnungen. Allein entschieden abgeneigt gegen die Anwendung gewaltsamer Mittel, versicherte er den Griechen immer wieder von Neuem, daß sie unmittelbar von Europa Nichts hoffen sollten, und er drang vor Allem vielmehr darauf, erst Griechen zu bilden und dann an ein Griechenland zu denken. Er verstand aber darunter nur die Nothwendigkeit, die Aufklärung wenigstens unter dem größeren Theile des Volks zu verbreiten, weil nur die Aufklärung die Wiedergeburt Griechenlands, als eine reife und wahrhaft zeitige Frucht, bedingen könne.

Von Jugend an richtete Kapodistrias seine Gedanken auf den großen und heiligen Zweck der Freiheit Griechenlands. Dies lehrt ein Rückblick auf sein Leben und ganzes Verhalten. Als Mitglied der Regierung des Jonischen Staates, von der Zeit an, da der Vertrag wegen der Sieben-Inseln in Konstantinopel am 20. März 1800 zu Stande gekommen war, beförderte er das Studium der Griechischen Sprache, die damals sogar aus dem Privatleben der Bewohner der Sieben-Inseln fast gänzlich verdrängt war, und betrieb mit Eifer die Errichtung einer Militair-Schule. Er begründete ferner eine politische Zeitung, ein Lyceum und den unter dem Namen der Jonischen Akademie bekannten wissenschaftlichen Verein. Nicht minder war er es, durch dessen mittelbare Verwendung Griechische Regimenter auf den Jonischen Inseln errichtet wurden, welche in dem Solde der Regierung derselben standen. Eine Zeit lang leitete er sogar die Verwaltung derselben und trat dadurch mit den höheren Offizieren der Griechen in nähere Verhältnisse, die für die Zukunft Griechenlands nützlich wurden. Sein Haus war der Zufluchtsort für alle Krieger Rumeliens und des Peloponneses, die freiwillig oder gezwungen dahin kamen.

Auf diese Weise wurden die Jonischen Inseln der alleinige Herd, von wo sich der Krieg des gesammten Griechenlands nach und nach um so sicherer entwickeln sollte. Als nun aber Kapodistrias, da die Republik durch den Frieden von Tilsit ihre Selbstständigkeit einbüßte, seine Hoffnungen für diesen Zweck vereitelt sah, konnte er sich nicht entschließen, weder den neuen Herren seines Vaterlandes, noch dem Tyrannen des gesammten Griechenlands zu dienen. Seine Blicke richteten sich unter diesen Umständen nach dem zwar entfernten Rußland, als nach einer Macht, die ihren Beistand zu Gunsten Griechenlands zu allen Zeiten hoffen ließ. In dieser Rücksicht diente Kapodistrias dieser Macht vom Jahre 1808 an, indem er sich, bei der gewissenhaftesten Erfüllung seiner Pflichten, dem Griechischen Vaterlande und dessen Befreiung mit dem größten Eifer widmete."

Mannigfaltiges.

— Französische Uebersetzung von Raumer's Hohenstaufen. „Wir sind so glücklich, anzeigen zu können", sagt die Revue Germanique, „daß das schöne Werk über die Hohenstaufen von Herrn von Raumer, dem die achtendste Anerkennung von allen Gelehrten zu Theil geworden ist, endlich in Französischer Sprache erscheinen wird. Zwei junge Professoren zu Rouen, die Herren Bach und Cheruel, haben es unternommen, dasselbe zu übersetzen. Herr von Raumer theilt ihnen selbst die Noten und Veränderungen mit, die er für die zweite Ausgabe seiner Arbeit vorbereitet hat, und nach einigen Bruchstücken dieser Uebersetzung zu urtheilen, die uns zu Gesicht gekommen sind, wird dieselbe, was Treue so wie korrekten und eleganten Stil anbetrifft, ein ausgezeichnetes Werk werden."

— Griechische Monumente. Ein Zimmer im Königlichen Institut zu Paris ist unlängst zu einem Museum für Modelle von berühmten Griechischen Monumenten eingerichtet worden, von denen 77, zum größten Theile von Stephan Poulani angefertigt, auf einem kleinen Leitergange angebracht sind. Man hat sie mit Inschriften in Griechischer, Lateinischer und Französischer Sprache versehen, die ihre Originale und das Datum ihrer ersten Anfertigung, von zwanzig bis auf fünfundzwanzig Jahrhunderte vor unserer Zeit, angeben, verbunden mit einer gedrängten Uebersicht ihrer Geschichte. Das Museum ist für das Publikum geöffnet und wird das Pelasgische Museum (Musée Pélasgique) genannt. (Paris Advertiser.)

— Die Post in Indien. In Indien ist die Post-Anstalt kein Monopol, wie in den meisten anderen Ländern. Die Briefe werden gewöhnlich durch bestimmte Boten befördert, welche vier Englische Meilen in einer Stunde zurücklegen. In einigen Gegenden in Deccan hat man den Versuch mit einem Postpferde und einem leichten Wagen gemacht. Für jetzt ist die Beschaffenheit des Landes aber noch ungünstig für dergleichen Verbesserungen; doch je mehr dasselbe emporblüht, desto mehr wird man die Wichtigkeit rascher und sicherer Post-Verbindungen erkennen und für die Mittel sorgen, dieselben in's Werk zu setzen. Bisher machten die Eingebornen wenig Gebrauch von der Post, und die daraus gezogenen Vortheile sind ziemlich gering. (P. O.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 102. Berlin, Mittwoch den 26. August 1835.

Schweden.

Wieselgren's Literatur-Geschichte.

Der zweite Theil eines der bedeutendsten Werke der neueren Schwedischen Literatur, dessen auch schon in diesen Blättern früher Erwähnung geschehen ist, nämlich von Wieselgren's „Schwedens schöner Literatur" (P. Wieselgren. Sveriges sköna literatur; Andra delen. Statens sköna literatur), ist vor kurzem erschienen. Es enthält derselbe die schöne Literatur des Schwedischen Staates und umfaßt die Vorzeit und das Mittelalter. Der Verf. giebt hier in folgenden sechs Perioden eine kurze originell aufgefaßte Uebersicht der Schwedischen Literatur.

1) Die heidnische Zeit (500 v. Chr. — 1000 n. Chr.), zwei große Zeit-Abschnitte enthaltend: a) die Völkerwanderungen (500 v. Chr. — 300 n. Chr.), ein Orientalisch-romantisches Zeitalter mit seinem urgothischen Natur-Kultus, wo das Schöne ein Wiederglanz des Göttlichen in der physischen Schöpfung, und mit seinem Odinischen Kultus, wo das Schöne ein Abglanz des Göttlichen in der physischen Schöpfung ist. — b) Das Wikingerwesen (300 n. Chr. — 1000 n. Ch.), eine Skandinavisch-romantische Zeit in zwei Tonarten: dem Morgen- und Abendroth der Kräfte.

2) Die beiden christlich-romantischen Zeitalter des Katholicismus: a) das katholische, unter dem Einflusse und der Leitung Deutscher, Englischer und Französischer Missionaire. — b) Das Päpstliche, unter dem Einflusse Italiänischer und Spanischer Missionaire, so wie verschiedener weniger zahlreicher Orden und mit einer unter den Brigittinern gereiften einheimischen Bildung. — Während dieses ganzen Zeitraums zeigt sich ein Streben, das Urschöne in dem Antlitze des Gottmenschen zu sehen, und mehr oder minder deutlich prägt sich der Romanticismus des Zeitalters aus, so wie er außerhalb des Volks lebte und wirkte. In der Literatur, die sich um die Idee des Rechten wölbt, erscheint die Hierarchie als die Macht des Idealen, um das Reale im Staate zusammenzuhalten. Ueber der Literatur, welche um die Idee des Wahren aufblüht, schwebt Plato's Geist. — Die Anschauung ist der Forscher, und ihr Blick ist gegen die Welt der Ideen gerichtet. Das Zeitalter ist das der Vernunft, und sein Losungswort kann so ausgesprochen werden: Das Schöne ist der Wiederglanz des Göttlichen im Mittelpunkte der Offenbarung, in Christus.

3) Das Zeitalter der Reformation (1500 — 1600) war klassisch, nicht bloß deshalb, weil die neuerweckte Griechisch-Römische Literatur ihren Geist in Wissenschaft und Kunst, in Handlung und Dichtung einhauchte, sondern weil auch das neuerweckte literarische Leben, durch die Nothwendigkeit des Kampfes gegen das vorhergehende, sich unter das Banner der Aristokratie stellen mußte, um die Hierarchie im Staate zu vernichten, und unter den Schatten des verzweigten Aristotelismus, damals in seiner Römischen Depotenzirung gekannt, um den Neoplatonismus zu verjagen, worin die höhere katholische Bildung ihre Stütze hatte. — Losungswort ist: das Schöne ist das Wahre, in der Form hervortretend.

4) Der protestantischen Ritterlichkeit (1600 — 1718) oder des religiösen Jahrhunderts romantisches Zeitalter ward eine Folge einer nothwendigen Reaction gegen die Ultra-Reformation. Die weltliche Literatur dieses Zeitalters ging gleichen Schrittes neben der im Leben so wirksamen, in Psalmen-Gesang und ritterlichen Thaten, ungeachtet alles symbolischen Widerstandes, immer mehr hervortretenden Pietät. Das Wahre fuhr fort, die höchste Aufgabe zu seyn, aber es war der Schönheitssinn, womit man es auffaßte. Die drei Entwickelungsgrade der Bildung werden repräsentirt durch Messenius,*) Stjernhjelm**) und Rudbeck.***)

5) Das philosophische Jahrhundert (1718 — 1809) oder das Zeitalter der praktischen Wissenschaften, welches auch das klassische genannt wurde. Der Verstand kam über das Zeitalter und auch dieses hatte seinen Morgen, Mittag und Abend: Dalin, Kellgren und Leopold. Sein Losungswort: Das Schöne ist das Rechte, auf das Nützliche angewandt.

6) Das politische Jahrhundert (1809 —) oder das Zeitalter der periodischen Presse verfolgt mit einer höheren Geistesrichtung und dem Einwirken einer reagirenden Kraft das Streben des vorhergegangenen Zeitalters. Die Völker streben in jeder Richtung nach Emancipation von fremder Oberherrschaft. Der Göttlichkeit des Schönen opfern auch Koryphäen der Wissenschaften, wenn sie die Früchte ihrer Forschungen darbringen. Die Philosophie platonisirt wieder. Es ist das Zeitalter der Vernunft u. s. w.

Es würde uns zu weit führen, hier noch mehr ins Einzelne zu gehen, und es genügt uns, Deutsche Leser auf ein Werk aufmerksam gemacht zu haben, das von allen Schwedischen Literatoren als eine bedeutende Erscheinung in ihrer Literatur gepriesen wird. Es ist nicht allein von hoher Wichtigkeit für Jeden, der sich für eine genaue Kenntniß der neueren Schwedischen Literatur interessirt, da es an Ausführlichkeit und Reichhaltigkeit alle frühere Werke dieser Art, wie die von Blom und Hammarsköld, bei weitem übertrifft, sondern auch für jeden Liebhaber alt-nordischer Forschung, da auch die alten Skandinavischen Mythen und Volks-Gesänge darin ausführlich und mit kritischem Scharfsinne behandelt sind.

*) Joh. Messenius, in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts, übte einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Schwedische Literatur seiner Zeit und versuchte unter Anderem, die Schwedische Geschichte dramatisch zu bearbeiten. Noch im hohen Alter Theilnehmer einer Verschwörung gegen die Regierung der Königin Christine, mußte er sein Leben auf dem Blutgerüste enden.

**) Georg Stiernhjelm, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, bekannt wegen seiner mathematischen und juristischen Leistungen, war zugleich der Vater der Schwedischen Poesie. Sein Hauptwerk war der „Herkules", ein didaktisch-satirisches Gedicht, worin er auch den ersten Versuch zu Schwedischen Hexametern machte.

***) Olaus Rudbeck, ein berühmter Polyhistor, der Gelehrtenwelt besonders durch seine Entdeckungen in der Anatomie, wie durch sein an Gelehrsamkeit sowohl als an paradoxen und phantastischen Meinungen überreiches Werk „Atlantica" bekannt.

Bibliographie.

Om Laghistoriens studium och dess förhållande till rättvetenskapen. (Ueber das Studium der Gesetzgeschichte und dessen Verhältniß zur Rechtswissenschaft.) Vorlesungen, gehalten in Upsala 1834 von C. J. Schlyter.

Om Sveriges äldsta indelning ꝛc. (Ueber Schwedens älteste Eintheilung in Landschaften und über den Ursprung der Landschaften.) Von C. J. Schlyter. Upsala.

Samlade skriften af C. F. Dahlgren. (Gesammelte Schriften von Dahlgren, dem launigsten und zugleich fruchtbarsten der jetzigen Schwedischen Dichter.) Erster Theil.

England.

Das Englische Unterhaus im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich eine allgemeine Schilderung im Ganzen und Großen von dem Anblick, den das Unterhaus gewährt, und von seinen Hauptgebräuchen gegeben habe, bleibt mir noch übrig, den Leser in eine Sitzung desselben einzuführen. Wir wollen diejenige wählen, in welcher die Munizipal-Reform-Bill für England und Wales eingebracht wurde, die nach vierwöchentlichen Debatten endlich genehmigt worden ist. Es ging dabei nicht etwa sehr hitzig zu. Bei anderen Gelegenheiten waren die Scharmützel viel lebhafter, aber jene Angelegenheit hat den Vortheil, daß sie uns ein einfaches und vollständiges Drama darbietet, und daß in dem bedeutendsten Akte desselben die drei Haupt-Acteure der größten politischen Versammlung hinreichend beschäftigt waren.

Am fünften Juni also, wußte man, wollte Lord John Russell seine Bill dem Unterhause vorlegen. Wie wird wohl, fragte man sich, diese so lange verheißene, von der einen Seite so ungeduldig erwartete und von der anderen so gefürchtete Maßregel beschaffen seyn? Die Neugier war groß in London; es war zwar der dritte Tag der Epsomschen Pferderennen, aber das schadete nichts! Alles war nach der Stadt zurückgekommen und hatte die Wetten um Pferde für die politischen Wetten fahren lassen. Von Mittag an belagerte die Menge die Umgegend von Westminster, man drängte sich nach den Thüren des Unterhauses.

Nach mehr als einem heftigen Kampf, wobei mir einige Geschicklichkeit im Boxen sehr zu statten gekommen wäre, war ich für eine halbe Krone glücklich auf die öffentliche Gallerie gelangt.

Um drei Uhr, nachdem das Gebet gesprochen worden und der Sprecher mit der Spitze seines kleinen flachen dreieckigen Hutes die anwesenden Mitglieder gezählt hatte, wurde, da ihrer 40 und mehr gegenwärtig waren, die Sitzung eröffnet.

Anfangs handelte es sich lange Zeit um eine Bill in Betreff der Wasservertheilung im Kirchspiel Marylebone; es war eine nicht sehr unterhaltende Debatte, aber Herr Henry Lytton Bulwer, Herr Hume und Sir Francis Burdett nahmen wechselsweise zu wiederholten Malen das Wort, und ich richtete meine Aufmerksamkeit auf ihre Person, wenn auch nicht auf ihre Reden.

Herr Henry Lytton Bulwer ist ein junger Republikaner, der ein ganz aristokratisches Leben führt. Er ist wegen der Eleganz seiner Jokeys und seines Fuhrwerks berühmt. Niemand trägt einen so kurz gestutzten schwarzen Reitrock als er. Er spricht gut und freisinnig, mit etwas scharfer Stimme und mit in die Höhe gerecktem Kopf, wie alle kleine Leute; er ist der ältere Bruder des Romanen-Dichters und selbst der Verfasser eines dicken Buches über Frankreich, in welchem er dessen Sitten, Gesellschaften, Politik und Literatur mit einer Unwissenheit und Abgeschmacktheit beurtheilt, die an lächerlicher Naivetät nur dem albernen Werk von Lady Morgan nachstehen. Es ist eine große Verkehrtheit von den Engländern, daß sie eine Wuth darauf haben, so ohne alle Kenntnisse, Studien und Beobachtungsgabe über jedes Land zu schreiben, durch welches sie reisen. Es ist zu bedauern, daß ein Mann von dem Verstand und Geist, wie Henry Lytton Bulwer, in der Literatur gleich zuerst mit einer unter seiner Nation so gewöhnlichen Plumpheit aufgetreten ist.

Herr Hume hat in seiner äußeren Erscheinung nichts besonders Auffallendes; er benimmt sich wie ein guter, schlichter, etwas schwerfälliger, aber unabhängiger und ungenirter Bürger. Schon seine bloße Miene, wenn man ihn auch nicht reden hört, drückt einen unbesiegbaren Abscheu vor allem ceremoniellen Wesen aus. Sein Aeußeres entspricht ganz seinem Charakter; man würde ihn sich nicht anders gedacht haben. Sein Vortrag ist eben so freimüthig, fest und roh, wie seine Ansichten. Er ist einer der Matadore des Radikalismus, ein unerschütterlicher und unbestechlicher Reformer, der geschworen hat, nie anderswo, als auf den Bänken der Opposition zu sitzen; nur aus Treue gegen seinen Eid, keinesweges aus Sympathie, wie man sich wohl denken kann, hat er jetzt seinen Platz in den Reihen der Konservativen.

Sir Francis Burdett ist in seinem Benehmen, in seinem Wuchs und äußeren Wesen, so wie in seiner Haltung, von Herrn Hume ganz verschieden. Man denke sich eine große Gestalt, ungefähr 5 Fuß 10 Zoll hoch, in gerippten weißen Sammetbeinkleidern, Stülpstiefelchen und blauem Frack. Eine weiße Weste, eine weiße Halsbinde und ein kleiner kahler eingedrückter und gepuderter Kopf vollenden sein Bild. Seltsames Geschick der Staatsmänner, wenn sie zu lange leben! Sir Francis Burdett war vor zehn Jahren noch eben so in der Mode, wie seine Toilette; er war der Günstling Westminsters, der Lieblings-Redner des Unterhauses; er ließ sich in den Tower setzen, weil er zu kühne Worte gegen das Königthum gewagt hatte; und jetzt ist er dem Lande verdächtig; man argwöhnt, daß er mit den Tories stimme; man verschmäht ihn; man wirft ihm Wankelmuth vor. „Aber“, wird er vielleicht sagen, „Ihr seyd es, mit denen eine Veränderung vorgegangen. Ihr Reformer von ehemals seyd Radikale geworden; Ihr, die Ihr zu meiner Zeit Tories waret, seyd jetzt Reformer! Ich bin meinen Ansichten und meiner Tracht treu geblieben!“ Ja, das ist eben Ihr Unrecht, Sir Francis Burdett, Sie hätten sich auch verwandeln, oder vielmehr, Sie hätten nicht altern müssen. Wären Sie zur rechten Zeit gestorben, so würde vielleicht in diesem Augenblick Ihr bronzenes Standbild auf dem Westminster-Platze neben Canning's stehen. Wer weiß aber nun, ob nicht morgen eben das Volk, welches Sie einst im Triumph einhertrug, Ihre weißen Beinkleider mit dem Koth der Parlaments-Straße bewirft?

Endlich erschöpfte sich die Debatte über den Wasser-Bedarf von Marylebone. Da das Haus über diese langweilige Bill abzustimmen hatte, so mußten die Tribunen der Zeitungsschreiber und des Publikums geräumt werden; das ist so Parlamentsbrauch. Die Abstimmungen finden nie anders, als bei verschlossenen Thüren statt.

Als ich auf die Gallerie zurückkehrte, bot der Saal einen ganz anderen Anblick dar. Das kleine Stück war beendigt, und das große sollte beginnen. Rechts und links füllten sich die Reihen immer mehr und mehr; Jeder eilte auf seinen Posten.

Lord John Russell, der offizielle Anführer der Reformer, war auf der Minister-Bank zur Rechten des Sprechers erschienen. Neben ihm bemerkte man seine bedeutendsten Adjutanten, den Kanzler der Schatzkammer, Herrn Spring Rice, mit der großen kahlen Stirn und dem Satyr-Gesicht, — der gewandteste Redner, wenn auch nicht der stärkste Kopf des Kabinets; den Secretair für Irland, Lord Morpeth, — ein großer junger Mann, dessen vor der Zeit ergrautes Haar, das von weitem blond scheint, ihm das Ansehen eines schüchternen und erröthenden schönen Jünglings giebt; und den alten pausbackigen Dandy, Lord Palmerston, dessen breites Gesicht behaglicher und zufriedener zwischen seinem dicken Backenbart aufzublühen scheint, seitdem er nicht mehr von Herrn von Talleyrand am Gängelbande geführt wird; Lord Palmerston, der nach seinem letzten Wiedereintritt in's Ministerium nicht zum Pair erhoben werden wollte, weil er sich einbildete, seine Beredtsamkeit habe im Unterhause ein freieres Feld, als im Hause der Lords.

Der ministeriellen Gruppe gegenüber und bloß durch einen Kanzleitisch von ihr getrennt, befand sich Sir Robert Peel, ebenfalls von seinen konservativen Obersten umgeben, unter denen sich durch seine grotesken Formen besonders Lord Granville Somerset, der Quasimodo von Westminster, auszeichnete, den sein doppelter Buckel nicht hindert, einer der schnellsten auf dem Platze zu seyn, wenn es gilt, die protestantische Sturmglocke gegen den Papismus zu läuten.

Hier und da sah man andere Notabilitäten der Versammlung, Daniel O'Connell, unseren großen O'Connell, der ruhig dasaß, versunken in ein neues Buch, dessen Blätter er erst aufschnitt; um ihn herum seine Söhne, seine Neffen, seine Irländischen Katholiken, die man seinen Schweif (his tail) nennt, — ein Schweif, wenn man will, der aber in diesem Augenblick den Kopf des Staates lenkt, und neben ihnen Lord Stanley, den jungen Erben des Hauses Derby, diesen eleganten getäuschten Ehrgeizigen, der damals nur erst im Herzen die Bänke der Reformer verlassen hatte.

Weiter hin standen zwei junge Männer, eben so unterschieden an Wuchs und Benehmen wie in ihren Ansichten, aber Beide in der Modewelt berühmt, so daß sie wohl eine nähere Schilderung verdienen.

Der Erste, der Viscount Castlereagh, Sohn des Marquis von Londonderry, ist ein eben so eifriger Konservativer wie sein Vater, aber minder offenherzig und besonnener, doch kleinlich und ohne Talent. Seine eigentliche Atmosphäre ist nicht im Unterhause, sondern in den Salons des Westendes von London; nur dort findet er die Luft, die er zum Athmen bedarf. Lord Castlereagh ist eines der Häupter der neuen Schule, die den Englischen Modeton ganz umgestaltet hat. Diese Schule hat sich von der Brummelschen, die ihre Stärke auf die Toilette begründete, ganz getrennt. Die neuen Fashionables von der Seite des edlen Lords streben dagegen nach völliger Nachlässigkeit und Indolenz in ihrem Benehmen. Sie vermeiden alles Auffallende in ihren Equipagen und in dem Aeußeren ihrer Leute. Ihre Wagen sind von dunkler Farbe, ihre Livreen unscheinbar, sie selbst tragen sich äußerst schlicht und einfach; man sieht sie niemals in geblümten oder verbrämten Westen, immer ohne Juwelenschmuck, höchstens mit einem Stückchen goldener Kette in dem Knopfloch eines schwarzen Rocks und mit einem Siegelring, auf dem sich irgend ein geheimnißvoller, aber der ganzen Stadt bekannter Spruch eingegraben befindet. Außerdem erkünsteln sie ein anmaßendes, fast übermenschliches Selbstgenügen, eine erhabene Verachtung alles dessen, was nicht zu den ausschließlichen Zirkeln gehört, zu denen sie Zutritt haben, und eine preciöse Sprache, indem sie sich meistens des Französischen bedienen, um die gewöhnlichsten Phrasen auszudrücken, wie zum Beispiel: Etiez vous hier chez Lady Hertford? Toutes les personnes existantes étaient là. Man kann Lord Castlereagh als den vollkommenen Typus dieser zahlreichen und vornehmsten Kategorie der Londoner Modeherren ansehen.

Der Zweite, Herr Edward Lytton Bulwer, der wohlbekannte Verfasser von „Pelham“ und so vielen anderen Romanen, ist, wie sein Bruder, ein entschiedener Radikaler. Er hat einen ansehnlichen Wuchs und würde noch größer aussehen, wenn er sich nicht so schlecht und krumm hielte. Sein blondes Haar hängt ihm in langen Locken um den Kopf. Sein ausdrucksloses längliches Gesicht, sein großes, feuchtes und starres Auge lassen in ihm nicht im mindesten den genialen Schriftsteller vermuthen. Ich glaube wohl, daß ihm nur wegen des außerordentlichen Erfolges seiner Schriften die Thüren jener abgeschlossenen Zirkel geöffnet worden sind, in denen er jetzt sehr am Brett ist. In Ansehung seiner Tracht gehört er noch den alten Mode-Traditionen an. Man wird ihn nie anders als mit offenem Rock treffen, dessen mit Atlas oder Sammet gefütterte glänzende Schöße er im Winde flattern läßt; in Westen und Pantalons von hellen und auffallenden Farben; in lakirten Stiefeln und ein Rohr mit reich ausgelegtem Knopf in der Hand schwingend; kurz, er erinnert ganz an die Emporkömmlinge von schlechtem Geschmack, mit denen in Paris das Proscenium der Oper besetzt ist.

Ich leugne nicht, daß einige von den Romanen des Herrn Edward Bulwer, die übrigens so armselig geschrieben sind, das Verdienst haben, wirkliches Interesse zu erregen; aber er hätte sich nicht einbilden sollen, daß sie von so ungeheurem Werthe seyen, um ihn zu dem gewaltigen Stolz zu berechtigen, der sich auf jeder Seite der traurigen Rhapsodieen verräth, die er kürzlich unter dem Titel „der Student“ herausgegeben hat. Ich würde ihm jedoch dieses letztere Werk noch eher verzeihen, als einen Zug, den man mir von ihm erzählt hat. Ein junger Amerikaner hatte ihm eines Tages, mit Empfehlungsschreiben versehen, seine Aufwartung gemacht. „Es freut mich außerordentlich, Sie kennen zu lernen, mein Herr“, sagte Herr Bulwer; „aber ich muß Ihnen gleich ankündigen, daß ich schwerlich oft werde die Ehre haben können, Sie zu sehen; ich habe schon weit mehr Bekanntschaften, als meine Zeit mir eigentlich zu unterhalten erlaubt, und ich bin wohl in der That diesen die Augenblicke schuldig, die mir zu Gebote stehen.“ Ist das nicht eine Höflichkeit, welche die gewöhnliche Britische Liebenswürdigkeit noch überbietet? Wenn Herr Bulwer auch den Sitten seines Landes gefolgt wäre, so würde er sich doch dabei nicht zu sehr herabgelassen haben. Die Engländer richten sich durch Gastfreundschaft nicht zu Grunde. Wird ihnen ein Fremder zugeschickt — es müßte denn Jemand seyn, von dem sie einen Vortheil ziehen könnten — so geben sie ihm ein derbes und langes Diner, auf welches, statt des Desserts, gleich das Abendessen folgt; dann, nachdem sie ihn einmal tüchtig mit Roastbeef vollgestopft, mit Portwein und Grog überschwemmt und nichts gespart haben, was ihn hätte ersticken können, geben sie ihm den Abschied, und wenn der Unglückliche diese Mahlzeit überlebt, öffnet sich ihm die Thür seiner Amphitryonen nur noch zu seinem Indigestions-Besuch. Walter Scott, der doch wohl ein eben so großer Romanen-Dichter als Herr Bulwer war, glaubte sich nicht dieser allgemeinen Pflicht der Zuvorkommenheit gegen Fremde, die man ihm empfohlen hatte, überhoben. Im Gegentheil er nahm sie freundlicher auf, als es sonst in England gewöhnlich ist; freilich gehörte Walter Scott auch nicht zu den Fashionables.

Der Herr dort, der überall herum spaziert, von einer Bank zur anderen rennt und alle Hände drückt, die sich von ihm drücken lassen, das ist der Dokter Bowring, der gute Bekannte aller Französischen Zeitungsschreiber. Da dieser treffliche Dokter nicht seine ganze Zeit in Paris damit verloren, das Steinpflaster zu treten, so machte er die Entdeckung, daß dort die Charlatanerie ein Mittel zu allmächtigem Erfolge sey; er nahm daher den kürzesten Weg und wandte sich geradezu an die Zeitungen. Die Französischen Tagesblätter sind bekanntlich, wenn man mit ihnen umzugehen versteht, die Gefälligkeit selbst. Bald war nur vom Dokter Bowring die Rede. Der Dokter Bowring that keinen Schritt, über den nicht in den Journalen berichtet wurde. Da hieß es, der Doctor Bowring hier, der Doctor Bowring dort, überall und nirgends, bei jeder Gelegenheit Herr Bowring der Dokter, und das ehrliche Französische Publikum, ganz verblüfft durch diese Trompetenstöße, fing am Ende an, diese bewegliche und geräuschvolle Person, die immerfort auf der Straße und unterweges war, deren geheime und na-

menlose Aufträge aber Niemand begreifen konnte, für eine Art von kommerziellen und literarischen Stratford-Canning anzusehen. Auf dieser Seite des Kanals weiß man die Schnurrpfeifereien der Presse besser zu würdigen, und man lachte herzlich darüber, als man diesen Doktor Bowring, mit seiner in den Zeitungs-Fabriken erkauften Wichtigkeit so glänzend ausstaffirt, in Frankreich einherstolziren sah. Er ist hierher zurückgekehrt, hat aber seinen glorreichen Mantel nicht mitgebracht; er wurde ihm als verbotene Französische Waare im Zoll-Amt weggenommen; kurz, Herr Bowring ist geblieben, was er war, das heißt, ein Reformer, der bei der Reform gern sein Profitchen machen will, ein schwacher Jünger aus Lord Brougham's Nützlichkeits-Schule, eine Art von Reise-Kommis des auswärtigen Amtes, der drei bis vier lebende Sprachen ziemlich richtig spricht, ein Dichter, der etwas weitschweifige Verse in die Magazine einrücken läßt, übrigens aber der beste Doktor von der Welt.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The Lords and the People. (Die Lords und das Volk.) Von W. H. C. Grey. 15 Sh.

Sir Robert Peel's speeches. (Reden Sir Robert Peel's, nebst dessen Portrait.) 10 Sh.

Frankreich.

Georges Sand.

(Schluß.)

Demnächst erschien an einem schönen Tage ein reizender Band unter dem Titel: Der geheime Secretair. Es war eine ganz liebliche Geschichte; wir erblicken eine Italiänische Prinzessin, Quintilia Cavalcanti, eine kräftige muntere Frau, gelehrter als ein Mann und kapriciös wie ein Weib, über Alles ohne Vorurtheile, nicht eingenommen von der Konvenienz, etwas zu leicht in Vertraulichkeit übergehend, sodann erstaunt darüber, daß man ihre Vertraulichkeiten für Versprechungen oder Herausforderungen nimmt. Uebrigens eine sehr honnette Frau, die nur einen einzigen Geliebten hat (wir erinnern uns nicht mehr, ob dieser Geliebte zugleich ihr Gatte war), und wohl verstehend, alle jene Zudringlichen zur Raison zu bringen, die sich's einfallen ließen, ihr den Hof zu machen. Alles dieses war mit pikanten Details, mit possierlichen Einfällen, mit gelehrtem Scherz und mit einem Schmetterlings-Balle bunt versetzt. Man stellte an die Spitze einige treffliche ausgebildete Phrasen in Form einer Vorrede, und es galt dafür, daß sie eine Rechtfertigung Georges Sand's seyn sollte. Sie ist sehr amüsant, das geben wir zu, allein sie ist auch nur ein schöner Roman mehr. Sie hat nichts für uns zu bedeuten; sie kann Lelia nicht Lügen strafen. Lelia spricht zu kräftig, zu erhaben und zu klar, um nicht von selbst verstanden zu werden, um noch eines Kommentars zu bedürfen. Lelia wollte übrigens gar nicht losgesprochen seyn, und wir müssen nur fragen, was denn die Phantasieen und die Dekrete der Prinzessin Quintilia Cavalcanti, in ihrem Palais von Monaco, für oder gegen ihre antisocialen Träumereien beweisen sollen?

Allein alles dies war nur sehr natürlich; nach Lelia mußte in der Existenz Georges Sand's eine Art von Umgestaltung und Umbildung vorgehen. Sein bis dahin herrschender Gedanke war in dem Werke erschöpft. Das innere Gespenst, das seinen Busen bedrängte, kam endlich zum Vorscheine; der letzte Schrei ward ausgestoßen, ein so durchdringlicher Schrei, mit dem die Seele selbst fast gänzlich ausgeht. — Es scheint in solchen Fällen nur der Tod zu erwarten zu seyn, wofern nicht andere Gedanken hinzukommen, um das Herz zu erfassen, um es auf neue Objekte zu leiten und durch neue Begeisterungen wieder zu beleben. Alsdann betritt man von neuem den Schauplatz der Welt. Der erste Weg war bereits zurückgelegt, man fühlte sich dabei abgeschwächt und abgemattet; allein man befindet sich wieder jung und kräftig beim Anfang einer zweiten Reise. Es ist eine Phase, die der anderen folgt, der heilsame Zwischenraum einer Nacht zwischen zwei langen Tagereisen; für die Seelen von einer erhabeneren Natur gehen diese Revolutionen mit Raschheit vorüber, und sie erneuern sich immer auf eine leichte Weise; denn es liegt in diesen Seelen ein unerschöpflicher Fonds von geheimen Reichthümern.

Der Verfasser der Lelia befand sich nach Beendigung seines Werkes in einer moralischen Krisis, es war nöthig, daß er für die Zukunft einen ganz anderen Gedanken vorbereitete, als den, dessen Paroxismus sich eben entwickelt hatte. — Eine solche innerliche Umgestaltung ward bei ihm von selbst herbeigeführt, ohne weitere Erschütterung; es geschah in folgender Weise: Die Seele Georges Sand's mußte sich vielleicht auf einen Augenblick für erschöpft halten; ihre Leiden und ihr Zorn, ihr Zweifel und ihre Verachtung waren gewissermaßen besänftigt; sie hatte sich selbst derselben entäußert, sie athmete freier; sie hatte Alles ausgehaucht, was sie an bitteren Vorwürfen und entsetzlichen Verwünschungen barg; sie befand sich ruhiger und konnte zu einer neuen Begeisterung, zu der Begeisterung der Kunst übergehen. — Georges Sand, der sich bisher seiner Feder nur dazu bedient, um das Paradoxon auszubreiten, begann nunmehr für sie selbst Liebe zu gewinnen. Die Kunst, die für ihn nur ein Mittel gewesen, ward ihm nun ein Ziel. Von diesem Augenblicke an, schrieb Sand weniger, um sich zu beklagen und persönliche Erinnerungen vorzubringen; und wir haben dieser Umgestaltung seines Geistes bereits einige Novellen zu verdanken, die hier und da in den Revues zerstreut erschienen, liebliche Genrebilder, in denen sich immer noch eine leidenschaftliche Seele offenbart, wobei man aber schon erkennt, daß sie weniger Bruchstücke aus seinem Leben enthalten.

Unter allen diesen neueren Romanen ist der wichtigste Leone Leoni, ein glänzendes Werk der Begeisterung, ein schönes Studium der Leidenschaft. Die Geschichte der Juliette, dieser Frau, dem Schooße des Luxus und des socialen Glückes entnommen und in eine rein abenteuerliche Existenz hinübergezogen, durch eine Liebe und ein unbeschränktes Hingeben für Leoni; Leoni! dieser von Grund aus lasterhafte und doch selbst in der Mitte der Verderbniß zuweilen noch edel erscheinende Mann, der durch seine hinreißende Phantasie seinem boshaften Lebenswandel eine gewisse Größe zu verleihen weiß; so haben wir denn hier ein Herzens-Drama, in welchem sich eine Welt von erschrecklichen Geheimnissen abrollt, an die man in der gewöhnlichen Stille des Lebens nie denken möchte; wir erblicken sie hier und begreifen sie, wie sie sich von selbst darstellen und offenbaren. Gewiß ein herrliches Drama, bei welchem Du, mitten durch die edle und erhabene Existenz des Nordens und die fieberhafte Existenz des Südens, einige Momente des idealen Lebens einstreuest, wie es von jeder Seele von zwanzig Jahren geträumt wird; Du begreifst es wohl, dieses von der Welt abgeschiedene und einsame Leben, das Leben zweier Wesen, die sich lieben, die sich selbst einander genügen und in einer köstlichen Seelen-Verschwisterung alles das vergessen, was nicht ihre eigene Person und ihre Liebe ist.

Allein nachdem man sich den Eindrücken überlassen, welche ähnliche Scenen hervorbringen, kommt wiederum die Reflexion zum Vorschein; man fragt sich, ob das wahr, ja möglich sey; alsdann wird die kalte Wirklichkeit die so schönen Träume anhauchen! — Noch schlimmer aber muß es seyn, wenn man in diesen so schön ausgearbeiteten Geschichten eine Moralität suchen will; denn es ist noch immer die Leidenschaft, eine ganz reine, auf Kosten der Pflicht vergötterte Leidenschaft; noch das Reich der freien Seele, ohne alle Gränzen und Regeln, vorgezogen dem Reiche Gottes. Noch das Opfer zum Besten überreizter und gespannter Neigungen des Herzens, und nie das wahrhaft heilige Opfer des Herzens selbst, im Anblicke einer religiösen Hoffnung! Man erkennt in Leone Leoni die warmen Begeisterungen der Lelia und Indiana wieder; sie gehören alle einer und derselben Familie an. Ein Kind desselben Stammes, der sich leicht verräth, trägt es den Stempel seines ersten Ursprunges an sich; denn wie wir auch in Georges Sand eine Umgestaltung wahrzunehmen glaubten, so wollten wir damit nicht sagen, daß sein Geist und Gedanke gänzlich, mit völliger Ausschließung aller Vergangenheit, neu geworden wäre. Wir wollten nur andeuten, daß seine Ideen, anfangs zu individuell, sich endlich generalisirt und unabhängiger von dem Egoismus gemacht hätten; daß sie eine weniger abstrakte Hülle angenommen, daß sie sich endlich mit weniger Ausschließung anderer Ideen und weniger gleichgültig gegen die Form selbst darstellen.

Aber im Hintergrunde leben jene Ideen noch immer fort, und Jaques ist hier, um es uns zu bezeugen. Jaques, noch das Opfer einer Leidenschaft, aber gerade das absurdeste Opfer der unvernünftigsten Leidenschaft. Jaques ist ein Mann, der seine Frau liebt und anfangs auch von ihr geliebt wird; aber ein Mann von sonderbarer Art, ausgebrütet im Gehirn Georges Sand's, ein Mann von der Familie Lelia's und Trenmor's, wenn auch weniger moralische und sociale Ausgeburt; ein Mann, der seine Erfahrung mit dem Hauche der Leidenschaften aufgefangen, der durch sie groß und durch ihre Leiden geläutert worden ist. Aber seine Seele hat noch Gefühl für neue Schmerzen und neue Freuden; wenigstens hat er sich die Hoffnung dazu gemacht und ist ein Ehebündniß aus Liebe eingegangen. Welche seltsame Liebe! Hältst Du sie vielleicht für eine vertrauliche Hinneigung und Herzensergießung, für ein Band von gewöhnlicher Hingebung? Da verkennst Du einen Jaques! Du weißt nicht, daß er eine jener auserwählten Seelen ist, die unter den Religionen der Intelligenz und des Gefühls so hoch gestellt sind, daß kein Wesen sie begreifen kann. Auch Fernande, die junge Frau, anfangs ganz dazu bereit, ihren Mann zu lieben, kann als schüchterne Sterbliche ihm nicht bis in die Wolken jenes Himmels der Leidenschaft folgen, in denen er schwebt. Jaques also, der durch mehr Hingebung in ein engeres Bündniß mit seiner Frau treten würde, hütet sich vielmehr, sich ihr zu offenbaren; sie würde ihn gar nicht begreifen. Er liebt sie, er betet sie an, aber sie ist zu schwach und er zu stark; er ist zurückhaltend, und wenn die junge Frau, von einfachem und offenem Herzen, anfangs ein absolutes Vertrauen von seiner Seite zu verlangen scheint, so wird er doch diesen Verlangungen des Herzens stets ausweichen; wenn sie aber später, abgeschreckt durch stille Zurückhaltung, in seiner Gegenwart genirt, verlegen und weniger glücklich erscheint, so wird er seufzen, der arme Jaques, er wird schreckliche Qualen erdulden, aber er wird sich wohl hüten, denselben ein Ende zu machen, indem er sich ein wenig zu dieser Seele herabließe; sein einziger Trost besteht darin, daß er an Sylvia, an seine Schwester schreibt, eine Frau von besonderer Kraft und Auszeichnung, die ohne Zweifel die einzige in der Welt ist, die seiner Erhabenheit sich nähern darf. Ja, Sylvia, groß wie er, hat sich, wie er, durch die Leidenschaft erniedrigt; sie hat für einen Augenblick Octave geliebt, ein armes Wesen, fast eben so schwach, als Fernande, und nun begegnen sich Fernande, die von Jaques, und Octave, der von Sylvia gleichsam gedrängt wird, auf der gemeinschaftlichen Straße des Unglücks und entbrennen in Liebe zu einander. Jaques bemerkt gar bald diese verbrecherische Neigung. Er könnte vielleicht auf ein Mittel denken, dieselbe in ihrem Ursprunge zu ersticken, so lange es noch Zeit ist. Aber nein! — bedenkst Du nicht, daß eine Leidenschaft etwas Heiliges in seinen Augen ist! Jaques wird, wenn er auch seufzt, doch die Liebe zwischen Octave und seiner Frau immer mehr wachsen lassen, er wird die Fortschritte derselben genau beobachten und zählen, und jeder derselben wird für ihn ein Dolchstich seyn; ja, lange Zeit würde es lediglich von seinem Willen abhangen, die anfangs so schwache und schüchterne Liebe, gleich einem leichten Sturme, der an der Oberfläche des Gewässers vorüber streicht, in ihrem ersten Keime zu ersticken; allein Jaques ist zu wenig Egoist, um so zu handeln. Der par excellence liebende Mann hat eine andere Bestimmung zu erfüllen. Octave und Fernande werden von einander getrennt, aber er selbst bringt sie wieder zusammen, er zieht sich endlich zurück, um ihr Glück nicht zu stören, und dann (zum würdigen Beschluß) wird er sich das Leben nehmen, um nicht mehr, selbst aus der Ferne, ein Hinderniß

ihrer völligen Vereinigung zu seyn. — Das ist die Liebe, die Aufopferung Jaques'; das ist die in beredter Sprache geschriebene Geschichte des Romans. Wenn der Verfasser der Lelia neben der Dirte seine Feder in Galle eingetaucht, so hat er bei Jaques nur eine Zuthat von milderen Thränen dazu benuzt. — Man muß bei diesen verführerischen Werken gar wohl auf der Hut seyn; denn bei reiflicher Ueberlegung wird man sie immer ganz und gar verwerfen.

Es herrscht in Leone Leoni weniger Aufreizung gegen die Gesellschaft, als in Jaques. Die Freundin Fernande's, Clemence von Luxeuil, ist weniger überspannt; was Fernande selbst betrifft, so wie Octave, so sind sie Beide nur schwache Wesen, aber gut und interessant; ihr größtes Verbrechen besteht darin, daß sie Jaques und Sylvia nicht begreifen, daß sie diesen hinsichtlich der Angelegenheiten des Herzens weit nachstehen. Allein ist das wohl ihr Fehler? Wäre es nicht richtiger, zu behaupten, daß das Unrecht dem Jaques und der Sylvia zur Last gelegt werden müsse, indem sie nicht begriffen werden können? Liegt nicht in dieser Art von Aristokratie, in Sachen des Gefühls und der Intelligenz, wie sie von beiden Personen affektirt wird, eine ziemlich lächerliche Prätension? Sind ihre Köpfe nicht überspannter, als ihr Herz wahrhaft warm ist? Wir wollen keinesweges bestreiten, daß es hier in der Welt gewisse Seelen gebe, die vortrefflicher sind, als die übrigen; allein wir bezweifeln es, daß diese auserwählten Seelen so viel Eitelkeit umfassen dürften; wir denken sie uns vielmehr demüthiger, eben so wie sie zugleich zärtlicher sind.

Der stolze Jaques! Die stolze Sylvia! Ihre Liebe verringert sich in dem Maße, als sie ihr eine ehrgeizige Größe verleihen wollen; man erkennt gar bald, daß es keine christliche Hingebung und Aufopferung ist. Die christlichen Aufopferungen machen keinesweges so viel Geräusch, aber sie sind nur desto erhabener. Jaques und Sylvia bleiben im Grunde nur Egoisten; sie bekränzen sich Beide mit einem Ruhme vermittelst ihrer gegenseitigen Schmeicheleien, allein er wird von der Welt nicht anerkannt. Ja, es ist nicht zu leugnen, daß auch wir sie nicht **begreifen** können! Allein dafür können wir auch aus dem, was wir von ihnen allerdings zu begreifen im Stande sind, entnehmen, daß ihr Betragen ein erbärmliches ist. Jaques, der Beschützer, der Gatte einer jungen Frau, die er liebt, reicht derselben, als sie auf Abwege geräth, um sich von ihm loszureißen, nicht einmal die Hand, um sie zurückzuhalten! Und als er sie am Rande des Abgrundes ihrem Sturze nahe sieht, winkt er ihr nicht einmal zu, um sie aus der Gefahr zu retten, ohne selbst sein eigenes Interesse dabei in Erwägung zu ziehen; er ruft sie nicht zum Gefühle der Pflicht zurück, sondern er läßt sie fallen; und endlich, ist die That begangen, so stürzt er sich in die eisigen Gletscher Tyrols und giebt sodann dies Betragen für Aufopferung und Liebe aus! — Allein, wie erklärt er, daß Ehebruch kein Verbrechen, und daß der Selbstmord ein Recht des Menschen sey! O! wir wiederholen es, opfert nicht so leicht die Vernunft der Leidenschaft hin; verkehret nicht das wahrhafte Wesen der Aufopferung, diese erhabene Tugend, deren Ansehen ihr mißbrauchet. Während ihr der Gesellschaft so viele Fehler, so viele Mißbräuche zum Vorwurfe macht, auf welche Weise wollt ihr wohl eine neue erbauen mit euren Träumereien, die der Selbstmord stets von selbst auflösen wird? Wozu erschaffet ihr die Wesen anders, als um sie mit euren eigenen Händen zu tödten?

Wir sind indeß glücklich genug, gegen das letzte Werk Georges Sand's weniger Tadel aussprechen zu dürfen. In André giebt sich, noch besser, als bei Jaques, die in dem Verfasser der Lelia vorgegangene innere Umwandlung deutlich zu erkennen. Byron hat das Fahrzeug Childe Harold's verbrannt; er ist fast ganz moralisch nach Newstead-Abtei heimgekehrt; er richtet wieder seine Mauern auf und rechnet mit seinen Pächtern ab ...

Sand, der Neubekehrte, ruht sich von dem Kampfe aus, den er der Gesellschaft immerdar angekündigt, und hält sich hier mehr an individuelle Schwächen, als an eigentliche sociale Laster. Seine Helden werden jetzt mehr Mitleid als Abscheu erregen. — André, das ist der junge, schwache und schüchterne Mann, den zu viel Schlaffheit und die Gewohnheit, sich stets unter einer fremden Macht zu beugen, der Energie, des persönlichen Willens beraubt hat. Er liebt; seine Leidenschaft, sein Enthusiasmus entbrennt; allein wenn er seine Liebe, seine Leidenschaft und seinen Enthusiasmus vertheidigen sollte, so würde er es nicht können; er würde sich von einem stärkeren Arme, als dem seinigen bald niederschmettern lassen, sich sowohl, als diejenige, die er liebt. Auf jeden Schlag wird er nur mit einem Seufzer antworten. Und dann wie unglücklich, wie unglücklich die schwächliche Natur, die sich ihm hingegeben; Geneviève, dieses reizende junge Mädchen, in der Mitte ihrer Blüthezeit, so reizend wie die schönste ihres Geschlechts; sie bedurfte einer Stütze gegen die Angriffe des hereinbrechenden Sturmes. Allein André kann ihr den Schutz nicht gewähren; sie wird sich demnach beugen und endlich fallen müssen, weil sie sich auf ihn gestützt.

André ist, ohne Widerrede, eins der vollkommensten Werke Georges Sand's. Wir finden hier die Köpfe nach dem neueren Plane unseres Autors vortrefflich gezeichnet. Es ist der Vater des André, ein vortrefflicher Landedelmann, der außerhalb seiner Landgüter und seiner Dorfeitelkeiten nichts kennt; Joseph Marteau, der Freund André's, der Vornehmste in seiner kleinen Stadt, eine Mischung von Gutmüthigkeit und plumpen Formen. Sodann Henriette, die originelle Kleine, sonderbar zusammengesetzt aus Prätensionen und Einfachheit, im Guten sowohl als im Bösen. Wenn wir diese verschiedenen Charaktere oberflächlich zu kritisiren hätten, so würden wir einige etwas gezwungene Züge in ihrer Skizzirung auffinden können und gewissermaßen eine ohne Zweifel von der Ironie eingegebene Tendenz, sie mit einigen in's Groteske fallenden Farben zu überladen; allein vergeblich würde die Kritik gegen die übrigen Details in dieser Geschichte herziehen; es war unmöglich, eine lebendigere Frische, eine auserlesenere Grazie hineinzulegen! André gehört zu der zweiten Familie der Romane von Georges Sand, zu Valentine und Jacques. Die erste Familie haben wir bereits genannt, es ist Indiana, Lelia und Leoni. — In den lezteren ist mehr Kopf, in jenen mehr Herz. Die Einen haben eine Rückerinnerung an den Himmel, die Anderen aber, schrecklich bis auf ihr Stillschweigen, haben den Blick eines gefallenen Engels ...

Möchte doch Sand auf dieser sanfteren Bahn beharren und sich allmälig von den traurigen Wegen jener früheren Zeit ganz entfernen! Die Laufbahn ist für ihn noch sehr lang; wer weiß, wohin sie ihn noch führen wird! Ohne Zweifel werden in diesem brennenden Kopfe noch manche Schlachten geliefert und noch viele neue Bedenklichkeiten angeregt werden. Indeß müssen wir das Beste hoffen von der Liebe zur Kunst, von dieser edlen und erhabenen Leidenschaft, die von nun an die übrigen beherrschen zu wollen scheint; so sehen wir schon jezt die Ideen Georges Sand's mit weniger Persönlichkeit und mehr social in den Schriften auftreten, die er an seine Freunde richtet. Er erklärt sich heutzutage für einen ergebenen Republikaner; es ist *bei ihm eine* Leidenschaft, ein Enthusiasmus, wie jeder andere. Es ist *die Ueberspannung* des Augenblicks, denn er muß stets eine solche haben; die Republik lähmt indeß seine Liebe zur Kunst und führt ihn am Ende zur Verbannung. — Sodann wird er wohl zwischen dem Einen oder dem Anderen wählen müssen, und steht's nicht wohl zu erwarten, daß die Republik am Ende denn doch Unrecht haben wird? Stets unruhig, leidenschaftlich und unersättlich, wird er sich hierauf nach anderen Verhältnissen des Lebens umsehen, er wird sich quälen und ermüden, indem er dieselben bald lieben, bald hassen wird, und vielleicht endlich, wenn sein einziger Glaube, nämlich der an die Kunst, ihm für immer bleibt, wird in dem Augenblicke, wo er darüber ermüdet, nichts als die Erde zu betrachten und hier nur Unglück zu schauen, wird dieser Glaube ihn begeistern können, sein Haupt zum Himmel emporzuheben und daselbst Hoffnungen aufzusuchen, die würdiger für die Seele, und Begeisterungen, die würdiger für das Genie sind.

Wir haben den Stil unseres Schriftstellers auf jedem seiner Schritte verfolgt und bewundert; gegenwärtig haben wir uns noch Rechenschaft abzulegen von dem eigenthümlichen Charakter desselben, wodurch er sich von Anderen unterscheidet. — Es ist, die Wahrheit zu sagen, nicht *leicht*, sein Gepräge aufzufassen; es entwischt einer jeden Definition; *wir wissen* ihn nicht besser zu bezeichnen, als indem wir ihn den Chamäleons-Stil nennen, so sehr ist er wandelbar und beweglich, kapriciös und vielgestaltig, so sehr weiß er sich jeder neuen Nothwendigkeit, dem Bedürfnisse einer jeden Idee anzuschmiegen; — er ist eine stets bewegliche Maschine, die, anstatt die Begeisterung in feste Formen zu bannen, sich im Gegentheil von ihr mit bewunderns-würdiger Leichtigkeit überall hin drehen und wenden läßt; anstatt sie im Zaume zu halten, folgt er ihr vielmehr stets auf ihrem Fluge nach; und dieser ungeheure Schwung der Mannigfaltigkeit wird für ihn wiederum eine neue Quelle von Reichthümern. — In der That, nichts ist diesem Stile fremd. Natur und Herzlichkeit reichen sich bei ihm einander die Hand und verschönern sich die eine durch die andere; sie geben demselben ihre harmonischen, mit bewunderns-würdiger Feinheit gemischten Farben; die kühne Idee findet ihn nicht minder kühn, als sie selbst ist, und niemals bleibt der Ausdruck im Rückstande, wenn er einen jener gewagten, düsteren und erhabenen Gedanken wiederzugeben hat, die in dem Gehirn Georges Sand's aufbrausen. — Das sind die vorzüglichsten Verdienste dieses Stils, der sich zum höchsten lyrischen Schwunge zu erheben vermag, ohne jemals an Reichthum und Kolorit zu verlieren, der seinen durchsichtigen Faden bis in die kleinsten Details hinabzieht, der sie idealisirt, indem er sie entwickelt und sie mit einem Aufwande von Bildern ausschmückt, der leicht in einen Fehler ausarten könnte, wenn Georges Sand nicht eine andere besondere Eigenschaft damit verbände, die allen Eindruck der Ueberladung verlöscht, welchen jener übermäßige Reichthum hervorbringen könnte. Diese Eigenschaft ist eine bewundernswürdige Fähigkeit, den Ausdruck flüssig zu machen, ohne ihn jemals zu verdrehen. Es ist eine beständige Klarheit, selbst mitten unter den gewaltigsten und leidenschaftlichsten Aufregungen, eine immer harmonische Phrase von eben so einfachem und leichtem als lebhaftem und beweglichem Gewebe, kurz ohne Ungestüm, oder selbst breit ohne Monotonie, stets gefügig in ihren Theilen, stets geschmeidig in ihren Bewegungen und immer hell und flüssig, so daß der Gedanke nicht dem mindesten Zweifel unterliegt. Sein Stil ist eine Quelle klaren Wassers, die über einen steilen Abhang unter einer brennenden Sonne fließt; die Strahlen vermischen sich mit der Fluth und lassen sie von tausend Farben auffunkeln, ohne ihren Krystall zu vermindern, durch welchen man beständig den Felsen und den Sand durchsieht. Dieser Stil verleiht unserem Georges Sand einen Rang unter den größten Schriftstellern unserer Zeit.

Welche Aussicht für die Zukunft eines so großen Genies? Warum sollte es nicht den betrübenden Zweifel, in welchem es Gefahr läuft, zu Grunde zu gehen, warum sollte es ihn nicht aufgeben, um auf die Wege des Glaubens und der Wahrheit zurückzukehren? O! Wenn nur diese feurige Seele sich beruhigte; wenn dieser übermäßige Stolz sich demüthigte; wenn dieser Haß gegen die Gesellschaft sich beschwichtigte. Wenn die Vernunft ein wenig Gewalt über eine so große Leidenschaft erlangte; wenn die christliche Liebe die blutigen Ironieen zum Schweigen brächte; wenn das Gebet die bitteren Verzweiflungen ersetzte; wenn der Glaube den Zweifel erlöschte ... dann erst dürfte für Georges Sand eine Aera des reineren, erhabeneren Ruhmes einbrechen. Dann wäre man nicht genöthigt, ihm seine Schmähungen und Lästerungen vorzurücken; er würde eben so viel Sympathie erzeugen, als er jezt Mißtrauen erregt; er würde eben so viel Liebe erwecken, als er Bewunderung einflößt!

(Felix Guillibert. France littéraire.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Freitag den 28. August 1835.

Italien.

Vico's Leben und Werke.*)

Eine große Lücke in den ernsteren Studien der heutigen Italiäner ist die Ermangelung eines wahren und allgemeinen Prinzips, welches, die Grund-Prinzipien der Intelligenz umfassend, das ganze Gebiet des Gedankens aufklärt und den anderen Wissenschaften, selbst wider ihren Willen, die Religion als Centrum ihrer Gravitation anweist. Die Wissenschaft soll nicht die ewige Feindin der religiösen Wahrheit seyn, soll nicht die Wirkung der letzteren unaufhörlich zu schwächen suchen, um ihr Joch eines Tages ganz abschütteln zu können; jeder ihrer Fortschritte muß den Sterblichen vielmehr zu Ideen begeistern, die über das Irdische hinausragen. Haben nicht gerade die Schöpfer im Gebiete des Wissens also gedacht, dieselben Geister, in deren Fußtapfen zu treten der Stolz und Ruhm unserer heutigen Gelehrten ist? Wir sehen den Genius eines Newton bis zur Idee der Gravitation sich erheben und in Demuth vor dem Gotte sich neigen, dessen ewigen Willen er entdeckt hat; wir hören einen Kepler in brünstigem Gebete den Gott lobpreisen, der ihm die Einfalt und Größe des Systems offenbarte, auf welches er den Mechanismus des Weltalls gegründet; und Leibnitz, der größte Mann im Reiche der Wissenschaft — wie De-Maitre sich ausdrückt — bekennt uns offen, daß wissenschaftliche Forschungen ihm nur darum so theuer sind, weil sie ihm das Recht geben, von Gott zu reden. Je höher die Wissenschaft sich emporschwingt, desto inniger wird ihre Verkettung mit der Urquelle alles Wahren und Guten.

Gott ist, nach Vico's Ausspruch, die ewige Wahrheit, die wahre Intelligenz, der Urgrund aller Dinge, weil kein höherer Urgrund gefaßt werden kann. In Gottes Wesen sind die Elemente aller Dinge enthalten, und wie er die Prinzipien in sich schließt, so auch die Arten und Formen der Unendlichkeit. Diesem ewigen und einzigen Prinzip der Wahrheit entquillt alle Kunst und alle Wissenschaft. Die Modificationen der einzigen und ungetheilten Wahrheit sind bloße metaphysische Formen.

Der Zweck der Metaphysik ist, wie Vico sagt, zu erforschen, welches das erste und einzige wahre Wesen sey, welches die Substanz der ewigen, unveränderlichen Dinge, und der materiellen Dinge, welches die Substanz, die Alles unterhält und bewegt. Von diesen ersten Korollarien sollen die mathematischen Wissenschaften, die Physik, die Logik, und die Moral ausgehen. Gott ist die einzige Wahrheit, und in ihm sind die Gründe aller vorhandenen Wesen, weil er allein ihr Schöpfer ist. Er allein ist eben darum das wahrhaft Wesentliche, und die besonderen Dinge sind nicht wahre Wesen, sondern Anordnungen des wahrhaft Wesentlichen. Der Mensch hat die Erkenntniß des Ganzen; er begreift zwar nicht das Unendliche, wohl aber kann er dahin streben, indem er Mittel-Ideen sammelt. Die mathematischen Wissenschaften sind die einzigen, die das menschlich Wahre induziren, weil der Mensch vermittelst ihrer in der Welt der Abstractionen wirkt, indem er Linien und Zahlen erdenkt, unendlich und ewig, und durch das Schaffen solcher Wahrheitsbilder in gewissem Betrachte das Wirken der Gottheit nachahmt, die im Universum das Wirkliche schafft. Arten, Modificationen oder metaphysische Formen sind die Bedingungen, unter welchen jedes Ding von seinen ersten Prinzipien zum wirklichen Seyn als solches übergeht; Bilder oder Erscheinungen sind die physischen Formen, die an sich selbst nichts Wahres haben. Weil aber alle Gründe in Gott ruhen, so findet man, wenn man tiefer in die Metaphysik eindringt, daß Er den Urgrund unseres Gedankens enthält, daß Er also in uns denkt. Die wahre und einzige Ursache ist die, welche, um eine Wirkung hervorzubringen, keiner anderen Ursache bedarf, die, welche die Urstoffe aller Dinge in sich schließt. Es giebt keine geschaffene Ursache, sondern alle Modificationen sind in ihrer Aufeinanderfolge nur Entwickelungen jener ersten Form oder Modification, die von dem ewigen Geiste Gottes begriffen wird. Die Mathematik allein beweist aus Gründen, weil sie allein von allen menschlichen Wissenschaften der göttlichen Wissenschaft ähnlich zu Werke geht; in ihrem ersten Grunde sind schon alle Folgerungen enthalten. Vico definirt das Wesen der Körper als eine unbestimmte Kraft, die sie ausgedehnt erhält, und eine unbestimmte Kraft, die sie bewegt, welche Kraft der Gottheit auf eminente Weise einwohnt. Diese undefinirte Kraft ist das nicht ausgedehnte Prinzip der Ausdehnung, das unbewegliche der Bewegung. Zeno weist durch seine Punkte darauf hin; die Lateiner durch ihre Momente. Aus demselben erzeugt sich die Bestrebung (conatus) und aus dieser die Bewegung.

Vico widerspricht der Behauptung, daß man auf einer Stufenreihe von Wirkungen und Rückwirkungen zu keiner ersten Ursache gelangen könne, die da bewegt, ohne selbst bewegt zu werden. Diese erste Ursache, das Streben, die Tendenz (conatus, momentum, nisus), ist unbewegtes Prinzip der Bewegung, wie die Einheit Prinzip der Quantität ist, ohne selbst Zahl zu seyn, und der Punkt Prinzip der Linie, ohne selbst Linie zu seyn. Gleichwie nun keine Kraft, kein Vermögen in der Materie existirt, das nicht seinen Urgrund hätte, so ist der Urgrund des Strebens (conatus) in Gott enthalten; denn wäre die bewegte Materie Erzeugerin des Strebens, und das letztere wieder Erzeuger der Materie, so läge hierin eine petitio principii; hätte aber das Streben den Grund seines Vermögens in sich selbst, oder mit anderen Worten, wär' es aktiv und passiv zugleich, so läge hierin ein Widerspruch. Hieraus erhellt, daß Gott der Urgrund des Strebens ist, das Streben aber die Ursache der Bewegung und Ausdehnung. Ohne Streben und Bewegung würde es keine anziehende und abstoßende Kraft geben, welche beiden Kräfte die Ausdehnung der Körper bewirken, also, daß die Elementar-Punkte zusammenhangen, ohne einander zu durchdringen, und aus einander streben, ohne sich zu trennen. Wäre nun kein höchstes Wesen, so würden Streben, Bewegung und Ausdehnung, die wesentlichen Eigenschaften der Materie, und mithin auch die Materie oder das Universum selbst, nicht vorhanden seyn. Hieraus erhellt, daß Vico zwar eine Ruhe in der Natur leugnet, aber die wesentliche Thätigkeit der Materie von dem ersten Beweger (motor) abhangen läßt.

Das denkende Prinzip hat seinen eigentlichen Sitz im Herzen, die Seele oder das Leben im Blute, der Sinn in den Nerven. Seele und Sinn (anima und animus) nannten die Lateiner spiritus und die Griechen ψυχή; welche Worte eigentlich Luft und Hauch bedeuten, einen Doppelsinn enthielten und die falsche Idee einer materiellen Seele veranlaßten. Aber das denkende Prinzip hat damit nichts gemein; es ist die Kraft des Gedankens, und diese ist nicht, wie Malebranche will, von Gott in uns erschaffen, sondern ihr Urgrund ist in Gott enthalten. Die Vermögen des Sinnes heißen darum so, weil sie in sich selbst die Eindrücke der Dinge erzeugen; daher haben Geruch, Wärme, Schall nicht in den Dingen selbst, sondern in unseren Sinnen ihren Sitz. Es giebt nur drei geistige Operationen: das Erfinden (Topik), das Urtheilen (Kritik) und das Ordnen (Methode). Das Synthetische ist dem Analytischen vorzuziehen, weil die Synthesis die Wahrheit finden lehrt, die Analysis aber zweifelnd ihrer Spur folgt.

Die Demonstration der Existenz einer Gottheit ist in den innersten Tiefen des Systems begründet, und Vico bemerkt, Gott sey Numen oder Nutus genannt worden, weil er durch seinen Willen oder Wink handelt, Fatum, weil er durch sein Handeln spricht, und weil seine Verhängnisse seine Worte sind; auch Schicksal, insofern er wider unser Erwarten oder Meinen seine Allgewalt offenbarte. Aus der Metaphysik hat die Geometrie die Idee des Punktes, die Arithmetik die Idee der Zahl, und die Mechanik das Moment und das Streben hergenommen. Auf Metaphysik basirt, ermißt der Physiker die Kräfte der beweglichen Körper, konstruirt der Moralist die Idee des wahren Weisen. Ohne die Metaphysik würde demnach unser Geist die Gründe jeder anderen Wissenschaft und seine eigene Natur nicht erkennen, er würde zu Gott, dem Urquell der Wahrheit, nicht emperdringen. Die moralische Freiheit ist so zu verstehen, daß der göttliche Wille das wahre und eigentliche Moment des unsrigen ist, wie die Bewegung der Luft das wahre und eigentliche Moment der Flamme.

Nachdem wir diese erläuternden Prinzipien aus den vorliegenden Werken des großen Denkers gezogen und zusammengestellt, wollen wir den scharfsinnigen Ordner des Ganzen, Herrn Doktor Ferrari,**) von seinen dankenswerthen Bemühungen Rechenschaft ablegen lassen. In seiner eleganten lateinischen Vorrede zum zweiten Bande spricht er sich hierüber aus, wie folgt:

„Die chronologische Anordnung der Werke Vico's gewährt uns den doppelten Vortheil, daß wir durch sie der logischen Entstehung seiner Lehren näher kommen und zugleich das komplexive Aggregat von Ideen erhalten, das Einzelne seiner Werke voraussetzen. Die Scientia nova wird, für sich allein betrachtet, immer als ein Räthsel erscheinen. Wer dieses Hauptwerk studiren will, der muß mit der ersten Reihe von Vico's literarischen Arbeiten, welche die Rede „De studiorum ratione",

*) Opere di Giambattista Vico, per la prima voltá compiutamente riunite; con traduzioni e commenti da Francesco Predari. Milano, 1835.

**) Opere di Giambattista Vico etc. (Vico's Werke, geordnet und erklärt, nebst historischer Analyse.) Von Giuseppe Ferrari. Mailand. Band II. und III. 1835.

das Werkchen „De antiquissima Italorum sapientia" und Vico's Antworten auf die Bemerkungen des literarischen Journals in Betreff des letzteren in sich schließt, den Anfang machen. In dieser ersten Klasse finden wir die Metaphysik, die Methode und die ersten Ansichten Vico's über das Alterthum auseinandergesetzt. Die Metaphysik ist das logische Fundament seines Systems über die Welt der Nationen; die Methode ist das Werkzeug, dessen er sich bediente, um diesem Systeme Relief zu geben, und seine erste Ansicht vom Alterthum zeigt uns gleichsam im Embryo die vornehmsten Ideen, die er nachmals entwickelte. Seine Opposition gegen die Reform des Cartesius ist der vorwaltende Charakter von Vico's Lehren, sowohl in metaphysischer, als in methodischer und philologischer Hinsicht; diese Reform hat den Ausgangspunkt und die erste Richtung seiner Forschungen bestimmt. Vico würde nicht Verfasser der Scienza nova geworden seyn, wenn er nicht Cartesius bekämpft hätte.

Zum leichteren Verstehen dieser ersten Klasse seiner Schriften ist es nothwendig, daß man folgende Punkte beachte:

1) In Vico's Metaphysik ist ein steter Wechsel von Identität und Causalität bemerkbar. Er hatte das große wissenschaftliche Problem vom Ursprunge des Universums zu lösen unternommen. Indem er darüber nachforschte, fühlte er wohl, daß die Kluft, welche Seyn und Nichtseyn scheidet, unsere menschliche Vernunft verwirrt; er fühlte die Nothwendigkeit, das Geheimniß der Causalität zu durchdringen, und definirte die wahre Ursache als eine solche, „die, um Wirkungen hervorzubringen, keines anderen Dinges bedarf." Allein, wo sollte der Menschengeist die Analogieen hernehmen, um diese Unbekannte zu entdecken? Woher mit dem ganzen Gepräge einer unumstößlichen Wahrheit das Gesetz deduziren, nach welchem alle Wesen in's Daseyn kommen? Vico nahm seine Zuflucht zu Begriffen, die den evidentesten Charakter der logischen Nothwendigkeit an sich tragen; er beobachtete das Verfahren des menschlichen Geistes in der Mathematik; er betrachtete diese Wissenschaft als eine Welt von Zahlen, die der Geist aus eigener Kraft hervorbringt; Pythagoras mit seinem Zahlen-System erweckte in ihm den Gedanken der Möglichkeit, durch Analogieen, aus der Mathematik entlehnt, das Mysterium der Natur zu enthüllen. Er stellte demzufolge den Satz auf, daß Gott die natürliche Welt so erschaffe, wie der Menschengeist die Welt der Größen; er lehrte, daß die mathematischen Wahrheiten darum evident seyen, weil man sie aus Gründen erkenne; daß wir diese Gründe darum erkennen, weil wir sie schaffen; daß endlich die Physik für uns eine Kenntniß (notitia), aber keine Wissenschaft sey, weil wir sie nicht zu schaffen, d. h. nicht auf causalem Wege zu erkennen im Stande seyen. Dies ist der Standpunkt, von welchem die Kritik das metaphysische System Vico's beherrschen kann, um seine Vorzüge und Mängel zu entdecken. Die ersteren bestehen in der Aufstellung des Problems der Causalität, dessen Anforderungen gemäß wir die Dinge erschaffen haben müssen, um sie aus Gründen zu erkennen: woraus erhellt, daß wir die Physik nur dann aus Gründen erkennen würden, wenn wir selbst Urheber der Natur wären. In diesen Wahrheiten sehen wir eine Vorahnung der Theorieen David Hume's und ihrer End-Resultate, nach welchen das Universum in eine Reihe von Perceptionen sich auflöst, die ohne allen logischen Zusammenhang an uns vorüberziehen. Die Irrthümer aber stecken in der Lösung des Problems, welche Causalität und Identität durcheinanderwirft. Die Mathematik, welche Vico als eine von dem menschlichen Geiste geschaffene Welt betrachtet, ruht nicht auf Gründen, sondern auf Identität. Alle mathematische Wahrheiten finden sich, wie Condillac sagt, in dem einfachen Axiome wieder, daß $2 \times 2 = 4$ ist; und für eine höhere Intelligenz, als die menschliche, würde die Mathematik nicht mehr Wissenschaft seyn, sondern Gegenstand der Anschauung. In dem Menschengeiste ist die Einheit nicht eigentlich Erzeugerin der Vielheit, sondern die Vielheit ist nichts Anderes, als wiederholte Einheit. Das ganze Gebäude der Mathematik gründet sich auf das von Zeichen unterstützte Gedächtniß und auf die im Prinzipe der Identität verwirklichte Urtheilskraft. Demnach mußte Vico, weil er aus der Mathematik die Analogieen entlehnt hatte, um das Gesetz der Causalität zu entdecken, den Prozeß der Identität auf die Natur übertragen und die Identität und Causalität unaufhörlich mit einander vermengen.

2) Gleich wie wir an David Hume uns wenden müssen, um die Metaphysik des Vico zu würdigen, eben so ist uns Condillac nöthig, wenn wir die Ideen desselben Philosophen über Methode beleuchten wollen. In Diskussionen, welche dieses Argument betreffen, muß man vor Allem auf Vico's Sprache Acht haben, die uns leicht irre leitet, indem Vico mit der Benennung Analysis eine Methode bezeichnet, die von Condillac Synthesis genannt wird, und umgekehrt.

3) Vico's erste Ideen über Alterthum und Philologie enthalten zwar den Keim dessen, was er in dieser Materie ferner leistete; aber an und für sich betrachtet, hat sie Vico selbst explicite als irrig bei Seite geschoben. In dem metaphysischen Werke scheint es, als ob auf das Machtwort dieses schöpferischen Geistes die verworrenen Sagen von der Schule des Pythagoras, die Bedeutung einiger Lateinischen Wörter und einige Aussprüche der alten Philosophen wie durch Beschwörung eines Zauberers zusammenstimmten, um ein einziges, vollständig abgerundetes System zu bilden. Gleichwohl ist diese Correlation der alten Italiänischen Weisheit und des Systemes Vico's in seiner Totalität nichts weiter, als eine Anstrengung des Genies, um Descartes' vornehme Geringschätzung der klassischen Gelehrsamkeit mit Thatsachen zu demüthigen. Die Schule des Französischen Denkers, in welcher nur Evidenz, geometrische Methode und strenge Wissenschaften etwas galten, sah auf gelehrte Untersuchungen anderer Art mit edlem Hohne herab und wollte die Autorität ganz vernichtet wissen. Vico, nicht zufrieden mit bloßer theoretischer Bekämpfung der Reform, wollte de facto beweisen, daß der Mensch nicht von aller Autorität sich emancipiren könne, daß vielmehr ein Rückblicken auf die Vergangenheit Bedingung seines Fortschreitens sey; daß Sprachen und Gelehrsamkeit eine Art von Topik der Wissenschaften seyen, durch welche der Mensch zu neuen Wahrheiten geleitet werde. Daher jene unaufhörliche Konfrontirung der antiken und modernen Kultur, um die ratio studiorum festzustellen; daher jene unablässige Anstrengung, um zu beweisen, daß sein System in der Lateinischen Sprache und in den Traditionen der Alt-Italiänischen Schule begründet sey; daher schon der Titel seines Werkes: „De antiquissima Italorum sapientia ex originibus linguae latinae eruenda"; daher endlich seine offene Erklärung in der Vorrede, daß er seine Philosophie von den Anfängen der Lateinischen Sprache ableiten, nicht aber die Anfänge (origines) einem schon vorher entworfenen Systeme akkommodiren wolle, wie z. B. Varro, Sanctius und Scaliger gethan.

Dieser Kunstgriff wurde in der Folge überflüssig, nachdem Vico bewiesen hatte, daß die historischen Begebenheiten, die Gesetze und menschlichen Einrichtungen vom blinden Zufall unabhängig sind; nachdem er die Schicksale der Nationen unveränderlichen Gesetzen unterworfen, die Akte der menschlichen Willkür auf eine Wissenschaft zurückgeführt und endlich in einer neuen Wissenschaft dargethan hatte, daß Autorität und Tradition die Triebfedern sind, welche das Menschengeschlecht fortschreiten lassen. Außerdem waren ihm seine Etymologieen durch die Einwürfe des literarischen Journals verleidet worden. Sobald er seine Begierde, das Römische Alterthum genau zu kennen, ersättigt fühlte, war auch seine Begeisterung für die Weisheit der Alten verflüchtigt. Die Wissenschaft von den Anfängen hatte ihn genöthigt, den Ursprung der Sprachen nicht mehr aus philosophischen Systemen, sondern aus der bürgerlichen Nothwendigkeit abzuleiten. Darum unterwarf er sein erstes etymologisches System später einer großen Reform, ohne jedoch eine seiner philosophischen Ueberzeugungen fahren zu lassen.

4) Das Buch „De antiquissima Italorum sapientia" ist nur ein Fragment, oder, deutlicher gesagt, der erste Theil eines Werkes, das noch zwei Bücher mehr enthalten sollte; eines über die Physik, das andere über die Moral. Diese blieben ungedruckt, und vielleicht ist das letzterwähnte nie geschrieben worden. Wir glauben jedoch, daß Vico's Ideen über Moral aus seinen Briefen und besonders aus dem „Allgemeinen Rechte" (Buch I, Kap. X—XLII; Buch II, Th. I, Kap. IX—XVI) sich bequem zusammenstellen ließen. In Ansehung des Buches über Physik müssen wir den Leser auf dasjenige verweisen, was der Verf. in seiner Selbstbiographie davon meldet. Einige Rezensionen des metaphysischen Werkes im Giornale dei letterati nöthigten Vico, zwei Repliken und eine kurze Erklärung zu schreiben. Wir haben jene Artikel des genannten Journals mit aufgenommen, weil Vico's Gegenbemerkungen die Lektüre derselben voraussetzen.

5) Die erste Reihe der wissenschaftlichen Werke Vico's besteht aus scheinbar ungleichartigen Elementen; dennoch kann man sagen, daß die Rede De studiorum ratione, das „metaphysische Buch" und die Polemik mit dem Giornale dei letterati im Grunde nur Ein Werk bilden. Das „metaphysische Buch" ist gleichsam der Brennpunkt dieser Schriften; die beiden Briefe und die letzte Erklärung an die Journalisten bieten einander augenscheinlich die Hand, indem sie die Vertheidigung des liber metaphysicus enthalten und einige Punkte desselben mehr in's Licht setzen. Außerdem ist eines der vornehmsten Prinzipien Vico's in der Rede „De studiorum ratione" mit folgenden Worten änigmatisch ausgedrückt: Geometrica demonstramus, quia facimus; si physica demonstrare possemus, faceremus. Diese Idee, von welcher ein großer Theil des Systems unseres Philosophen abhängt, kann durchaus nicht verstanden werden, wenn wir nicht ihre Erklärung im dritten Kapitel des liber metaphysicus und an anderen Stellen des nämlichen Buches nachsuchen, wo er das Grund-Kriterium der Causalität definirt und selbiges auf die Wissenschaften anwendet, um seinen protologischen Werth zu bestimmen. Wollten wir aber die Rede „De nostri temporis studiorum ratione" und das Buch „De antiquissima Italorum sapientia" als Ein Werk betrachten, so bedurften wir eines Ueberganges, der die vornehmsten Ideen beider resumirte und gleichsam das Argument der weiteren Forschungen Vico's bildete. Das Giornale dei letterati eignete sich zu diesem Zwecke, und indem wir dessen Urtheile anführten, glaubten wir, einen kurzen Epilog der vornehmsten Ideen der Rede de nostri temporis zu geben, den inneren Zusammenhang des liber metaphysicus und der oratio anzudeuten und endlich vermittelst jenes Organs der öffentlichen Meinung zu zeigen, welchen Eindruck die ersten Schriften Vico's auf die damaligen Italiäner gemacht."

Doktor Ferrari erklärt sich ferner darüber, warum er für gut gefunden habe, das Leben Antonio Caraffa's folgen zu lassen, welches Vico auf Ansuchen Adriano Caraffa's, Herzogs von Traetto, verfaßte. Diese Arbeit ist hier nicht als historisches Dokument mitgetheilt, weil sie zu einem solchen Zwecke nicht dienen konnte. Jedermann weiß, daß der Verfasser sich durch anhaltende Lektüre des Hugo Grotius zu diesem Werke vorbereitet hatte. Es ist erfreulich, zu sehen, wie unser Vico hier die Abstractionen aufgiebt und, mit Tacitus und Machiavelli wetteifernd, zur Anwendung seiner Punkte des Staatsrechtes übergeht. Der Traktat de antiquissima ist hin und wieder mit geist- und gehaltreichen Noten des Doktors Ferrari ausgestattet. Der Herausgeber verspricht auch eine Präliminar-Abhandlung, in welcher er, wie schon der Titel ankündigt, eine historische Analyse der staatsrechtlichen Prinzipien Vico's geben wird.

Werfen wir jetzt einige Blicke auf die gleichzeitig von Herrn Francesco Predari*) besorgte Ausgabe der Schriften Vico's. Diese Ausgabe ist, wie Herr Predari bescheiden erklärt, nicht sowohl für Gelehrte, als für die Jugend berechnet, damit sie an Vico's Werken eine nützliche Gymnastik des Geistes habe. Wir unseren Theils glauben, daß eine geistige Gymnastik von solcher Art dem Knaben eben

*) Opere etc. (Vico's Werke, zum ersten Male vollständig vereinigt, mit Uebersetzungen und Kommentaren.) Von Francesco Predari. 1ster Bd., 1ste und 2te Abth.

Digitized by Google

so wenig angemessen sey, als Ringerkämpfe einem in Windeln steckenden Kinde. Darin aber sind wir mit Herrn Predari einverstanden, daß ein gründliches Studium der Vico'schen Ansichten von Jurisprudenz, Moral, Philologie, Geschichte, Metaphysik und Staatsrecht der studirenden Jugend mittelbar unermeßliche Vortheile gewähren könne.

Diejenigen Schriften Vico's, welche die erste Abtheilung des ersten Bandes der Predarischen Ausgabe enthält, sind: 1) Vico's Leben, von ihm selbst geschrieben; 2) die Rede, welche den Titel führt: „Hostem hosti infensiorem infestioremque quam stultum sibi esse neminem" (gehalten an der Universität zu Neapel, im J. 1700); 3) die Rede: „De nostri temporis studiorum ratione" (publizirt im J. 1708); 4) die Rede: „De mente heroica" (gehalten an der Universität Neapel, im J. 1732); 5) das Buch: „De antiquissima Italorum sapientia. Liber primus sive metaphysicus" (publizirt im J. 1710).

Die Selbstbiographie Vico's enthält zwar die Geschichte seiner Entdeckungen, die Analysis der verschiedenen Werke, die Resultate seiner Betrachtungen über die Systeme Gassendi's, Descartes', Plato's u. s. w.; allein sie ist schwer zu verstehen, wenn man nicht zuvor den ganzen Geist des Vicoschen Systems erfaßt hat. Es hätte demnach Herr Predari eine genaue historische Zergliederung dieses Systems voranschicken sollen, die er jedoch nachzuliefern verspricht. Auch in der Anordnung des Ganzen hat der Herausgeber Mehreres versehen. Das Publikum erhält mit dieser Ausgabe zugleich Uebersetzungen aller wissenschaftlichen Werke Vico's, die in einer Zeit, wie der unsrigen, nur dankbare Aufnahme finden können; denn das Latein kommt immer mehr aus der Mode. (Ricoglitore Italiano.)

Bibliographie.

Abigail. — Idylle von Luigi Carrer. Venedig.

Annali della repubblica di Genova. (Agostino Giustiniani's Annalen der Republik Genua.) Neue Ausgabe. Erster Bd. Genua.

Cenno sulla falsa testimonianza. (Ueber falsche Zeugen-Aussagen vor Gericht.) Von Gius. Mantuso. Palermo.

Della cognizione del temperamento. (Die Temperamente als Ursache von Krankheiten.) Von Dr. Delacroix. Neapel.

England.

Das Englische Unterhaus im Jahre 1835.

(Schluß.)

Unterdeß war es fast 6 Uhr geworden; man hatte keinen Kämpen mehr zu erwarten; der Augenblick nahte, wo die Schranken eröffnet werden mußten. Der Tagesordnung gemäß rief der Sprecher den Minister des Innern auf und räumte ihm das Wort ein. Die aufgeregten Wogen der Versammlung beruhigten sich plötzlich; es entstand eine tiefe Stille, und Lord John Russell erhob sich von seinem Sitz.

Lord John Russell, der dritte Sohn des Herzogs von Bedford, ist ein ganz kleiner Mann, der kaum fünf Fuß mißt; seine winzige Gestalt macht ihn fast jünger; man würde ihn nicht für einen Fünfundvierziger halten; sein Kopf ist oben an der Stirn sehr breit und unten am Kinn ganz schmal, so daß er beinahe ein Dreieck bildet. Kastanienbraunes, kurzes und dünnes Haar, große Augen mit schön gewölbten Augenbrauen, ein blasses, ruhiges, sanftes und phlegmatisches Gesicht, aus dem einige Verschmitztheit hervorblickt, dies Alles giebt seinem Aeußern etwas Auffallendes. Seine Art zu sprechen stimmt vollkommen mit seiner bescheidenen und friedfertigen Erscheinung überein; seine Stimme ist schwach und monoton, aber klar und deutlich; während er spricht, belebt sich sein Körper nicht mehr als sein Vortrag; seine ganze Bewegung besteht darin, daß er sich mit seiner linken Hand über den Rücken fährt, um den Ellbogen seines rechten Armes zu fassen, in welcher Stellung er sich immerfort hin und her schaukelt.

Lord John Russell drückt sich leicht und einfach aus, seine Sätze sind kalt und trocken, aber hell und treffend. Als Schriftsteller ist er mehr gedrängt als elegant, und er überträgt den Charakter seines schriftlichen Stiles auch auf seine freien Vorträge. Er hat nichts von der ermüdenden Zungengeläufigkeit des Französischen Ministers des Innern; er sagt nur, was nöthig ist, und was er sagen will. Sein Spott ist zwar frostig, aber darum nicht minder beißend. Die Klinge des Dolches braucht nicht erst im Feuer geglüht zu werden, um tief zu verwunden. Er sprüht nicht jene plötzlichen Funken aus, die eine Versammlung elektrisch erschüttern und entzünden; er strahlt das ruhige und gleichmäßige Licht von sich, welches leitet und erhellt; er ist ein ernster Geist voll brauchbarer, faßlicher und entschlossener Gedanken.

In weniger als einer Stunde hatte der Minister den ganzen Plan seiner Bill entwickelt, ihre Gründe und Einzelheiten bündig aus einander gesetzt und dabei gegen den verderblichen Einfluß der Tories auf die Municipal-Verfassung, deren Reform er verlangte, manchen tüchtigen Seitenhieb gerichtet. Sobald Lord John Russell sich niedergelassen, und inmitten der verschiedenartigen Bewegung und Aufregung, die sein Vortrag veranlaßt hatte, stand Sir Robert Peel auf, wandte sich gegen die Tafel des Hauses und ergriff das Wort.

Der ehemalige Premier-Minister ist von mittlerem Wuchs, seine äußere Erscheinung würde elegant seyn, wenn sie nicht durch seine zunehmende Beleibtheit etwas Schwerfälliges erhielte. Sein Benehmen ist sorgfältig, ohne jedoch stutzerhaft zu werden; man würde ihm auch an seinem Aeußeren die Funfzig noch nicht ansehen; seine regelmäßigen Züge haben einen Anstrich von satirischer Verachtung; er scheint etwas zu sehr nach hohem Ton zu streben, denn natürlicher Adel hat mehr Freiheit und Nachlässigkeit in seinem Wesen.

Ueberdies ist auch eine studirte Affectation der vorherrschende Charakter seines Rednertalentes. Geberden und Sprache, Alles an ihm verräth eine gesuchte Kostbarkeit. Er hat mehr vom Schauspieler, als einem Redner nöthig ist. Es kann einen ermüden, wenn man ihn so sich haben, sich hin und herbewegen und fortwährend seine Aufmerksamkeit auf sich selbst richten sieht. Ich habe es nicht gern, wenn ein Staatsmann so viel gefällige Stellungen anzunehmen weiß. Am Kamin, im vertrauten Familienkreise mag es ganz gut aussehen, wenn man ein Bein über das andere schlägt und in den Taschen seiner Pantalons mit den Goldstücken klimpert; in einer Gesellschaft mag man immerhin das Futter seines Rockes streichen, oder die Schöße desselben zurückwerfen, man wird sogar oft dadurch gewinnen; aber in einer öffentlichen Versammlung, zumal da, wo die Gesetze einer Nation verhandelt werden, will eine solche, wenn auch harmlose Koketterie nicht kleiden. Sir Robert Peel mißbraucht also eigentlich seine Hände und Arme; er handtiert zuviel damit herum. Ueber seinen theatralischen Geberden und Bewegungen verliert man fast seine Worte.

Sonst aber, das muß man anerkennen, ist seine Beredsamkeit lebendig, fließend und geistvoll; es ist ein Vergnügen, ihn zu hören. Wenn er von eigentlichen Staatsgeschäften spricht, gefällt mir seine Rhetorik außerordentlich. Er besitzt Alles, was zur Redekunst nöthig ist, nur ist die Wärme, die ihn beseelt, eine erkünstelte, nicht die echte, die sich mittheilt; diese fehlt ihm und somit die überzeugende Kraft.

Obgleich Sir Robert Peel unter vielem Vorbehalt das Prinzip der Bill genehmigt hatte, erwiederte er doch die bitteren Anspielungen Lord John Russell's mit einigen gutgewürzten Scherzen, welche die Versammlung sehr belustigten.

Der Minister antwortete mit einigen höflichen, aber festen Worten. Die Heiterkeit des edlen Lords ist unverwüstlich. Er ist bei der Vertheidigung eben so ruhig wie beim Angriff. Für einen streitenden Staatsmann ist dieses politische Temperament wohl das wünschenswertheste; ein solches Phlegma bringt die Wuth der Angreifenden außer Fassung. Wer immer so ruhig im Kampf ist, dem ist gar nicht beizukommen.

Nachdem sodann noch verschiedene Mitglieder einzelne Bemerkungen gemacht, keiner aber der Einbringung der Bill sich widersetzt hatte, sollte die Sitzung suspendirt werden. Es war bald Nacht und Essenszeit; man hatte die Kronleuchter noch nicht angesteckt; das Haus erhob sich in Masse.

Ein Mann in braunlockiger Perrücke, blauem Ueberrock, mit breiten Schultern und athletischen Formen, verließ die Ministerbänke und blieb mitten im Saale stehen. Auf seine Stimme kehrte Jeder auf seinen Posten zurück, und es trat von neuem Stillschweigen ein. Dieser Mann war unser großer Irländer, der riesige Agitator, wie sie ihn nennen, und was den Riesen anbetrifft, so haben sie Recht. Es war O'Connell, unser O'Connell, dieser kräftige Greis, der allein mehr Leben und Jugendfeuer hat, als alle junge Männer der Gemeinen zusammen, ja, als ihr ganzes Haus.

Es war noch nicht so dunkel, daß er meinem Auge entgangen wäre. Ich sehe ihn noch, wie er dastand auf seinen starken Füßen, den rechten Arm ausgestreckt, mit dem Körper etwas geneigt; ich höre ihn sprechen. Seine Rede war nicht lang, er sprach nur einige Worte, aber der ganze Schwung seiner Beredsamkeit lag darin; es war wie das knurrende Schmeicheln eines Löwen; sein Beifall war gebieterisch und drohend. „Also nur an England", sagte er, „und an das Fürstenthum Wales hat die Bill gedacht! So soll denn Irland stets vergessen werden und immer nur hintennachziehen! Hat es nicht genug käufliche und verderbte Municipalitäten! Doch ich werde den Plan des Ministeriums von Herzen und aus allen Kräften unterstützen; es ist eine edle und glorreiche Maaßregel; ich wünsche für Irland nichts weiter, als dasselbe."

Er wünschte nichts mehr, das heißt mit anderen Worten: er befahl nichts weiter. Mit O'Connell's Wünschen ist nicht zu spaßen. Auch beeilte sich Herr Spring Rice, ihn vollkommen zu beruhigen. „Sie brauchen keine Sorge zu tragen", äußerte der Kanzler der Schatzkammer, „die Regierung wird Irland gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen, es wird ebenfalls eine Reform seiner Corporationen erhalten, und vielleicht noch in dieser Session."

„„Sehr schön"", murmelte O'Connell, indem er sich unter die Menge mischte, die bereits schaarenweise den Saal verließ, „„ich baue auf dies Versprechen zu Gunsten Irlands.""

Irland! Ireland! man muß es haben aussprechen hören unser Irland, mit jenem bewegten, zitternden, bebenden, innigen und zärtlichen Tone, der jede Sylbe des geliebten Namens hätschelt und liebkost; man muß es gehört haben, um die Macht dieser gewaltigen Beredsamkeit zu begreifen. Ja, die echte Vaterlandsliebe verleiht eine übermenschliche Kraft. Eine heilige, mit Inbrunst und Leidenschaft umfaßte Sache ist eine unwiderstehliche Waffe in Händen, die sie recht zu gebrauchen verstehen.

Ich wundere mich nicht, daß die Konservativen unseren O'Connell als einen Agitator und wüthenden Zerstörer betrachten. Aber wie kommt es, daß er selbst unter den Reformern so viele schwankende Bewunderer hat, die ihm die leidenschaftliche Heftigkeit und die unerbittliche Schärfe seiner Reden nicht verzeihen wollen? Glauben sie denn, daß er mit Honigworten und demüthigem Flehen die geringste Linderung unserer Irländischen Beschwerden erlangt hätte? Gewiß nicht.

O'Connell ist jetzt unbestreitbar der erste Redner des Parlaments und auch der eigentliche Premier-Minister. Die Mitglieder des gegenwärtigen Kabinets sind nur Werkzeuge seiner Hand. Freunde und Feinde, jeder erkennt, wenigstens innerlich, seine Ueberlegenheit an. Und nicht nur in unserem Irland ist er jetzt das Idol des Volkes, sondern auch in Schottland und England.

Ich habe über die Sitzung vom 5. Juni weiter nichts mehr zu sagen, als daß bei meiner Entfernung noch eine hinreichende Anzahl pflichtergebener Mitglieder zurückblieb, um noch mehrere Stunden lang verschiedene Arbeiten von untergeordneter Bedeutung fortsetzen zu können. Diese Gerechtigkeit muß man dem Unterhause widerfahren lassen,

der große politische Kampf hindert den Fortgang der Lokal- und Privatgeschäfte nicht im Geringsten. In einer einzigen Nacht wird hier oft mehr erledigt, als die Französische Deputirten-Kammer in einem ganzen Monat von dreißig Tagen vollbringt.

Die Opposition der Konservativen ist also der Municipal-Reform-Bill gewichen, freilich nicht ohne großes Leidwesen; aber eine kluge Taktik erheischte es so. Sie rechnet jedoch darauf, daß sie bei der Frage über den Irländischen Zehnten, und über die Verwendung des Kirchen-Eigenthums zu anderen als kirchlichen Zwecken, ihr verlornes Terrain wieder gewinnen wird. „Wir haben hinreichend bewiesen", sagen sie, „daß wir vernünftige Reformer sind; aber unsere Liebe zum Fortschritt wird nicht so weit gehen, die Kirche aufzuopfern. Wer es mit der Kirche hält, der muß auf unserer Seite seyn! Die Kirche ist in Gefahr!" Man predigt, wie unter der Königin Elisabeth, einen neuen Kreuzzug gegen den Katholizismus; von all den zahlreichen Religions-Sekten, welche in den drei Königreichen leben, von den Anabaptisten bis zu den Unitariern, wird keine einzige für so gefährlich und verdammenswerth erklärt, wie die sogenannte papistische Sekte, von der es heißt, daß sie den Staat, den Thron und das Eigenthum in Gefahr bringe, weil die Majorität des Unterhauses einen Theil des protestantischen Zehnten in Irland zum Unterricht für die Armen aller Glaubens-Bekenntnisse verwenden will. Bei dieser Gelegenheit möchte ich schließlich an das Bild erinnern, welches Shiel, der bedeutendste Irländische Redner nach O'Connell, in einem seiner letzten Vorträge gebrauchte; er sagte nämlich, die Anglikanische Kirche in Irland werde die Grabstätte des Torvismus und der protestantischen Intoleranz seyn. Andrew O'Donnor.

Bibliographie.

Lectures on confirmation. (Vorlesungen über die Einsegnung und das heilige Abendmahl.) Von dem Geistlichen T. Griffiths. 6 Sh.

Granville Wykeham. — Ein historischer Roman. 3 Bde. 31½ Sh.

Lecture on homilies and preaching. (Homiletische Vorlesungen.) Von dem Geistlichen J. Jones. 9 Sh.

Memoirs of Ireland and the Union. (Denkwürdigkeiten über Irland und die Union.) Von Barrington. 2 Pfd. 8 Sh.

Frankreich.

Jupiter; recherches sur ce dieu etc. (Jupiter; eine Abhandlung über diesen Gott, seinen Kultus und die ihn darstellenden Monumente.) Von Emeric David. Paris, 1835.

Der gelehrte Verfasser der „Untersuchungen über die Bildhauerkunst" ist durch diese seine Arbeit von selbst darauf hingeführt worden, den religiösen Sinn der Attribute zu studiren, mit denen die Statuen des alten Griechenlands geschmückt sind. Dieses die Kunsterzeugnisse begleitende Beiwerk, von dem man glauben könnte, daß es aus der bloßen Laune der Künstler hervorgegangen sey, diese Sphinxe, Schlangen, Leyern und dergleichen schienen ihm nicht so den willkürlichen Einfällen des Einzelnen überlassen gewesen zu seyn. Der Geschmack hatte sich vielmehr in einem dem Künstler von der Religion vorgezeichneten Kreise zu üben.

Die Archäologie, sagt Herr Emeric David, könnte als die Wissenschaft der Religion in ihren Beziehungen zu den Künsten definirt werden. Indem also Herr Emeric David auf den tieferen Sinn der Griechischen Mythologie näher einging, gelangte er zuerst zu der Erkenntniß, daß sie wirklich einen solchen tieferen Sinn habe, daß eine Religion, die so lange Zeit einen so großen Theil der alten Welt erfüllt, nicht eine bloße Zusammenstellung einiger Allegorieen und einiger Apotheosen von Heroen und großen Männern gewesen; diese Ansicht hat der Verfasser in einer interessanten Einleitung entwickelt und begründet, welche Einleitung schon an 300 Seiten des ersten Bandes einnimmt und für sich allein, auch abgesehen von den genaueren Forschungen über Jupiter, ein lesenswerthes Werk bilden würde. Er bekämpft darin besonders lebhaft den sogenannten Euhemerismus oder die Ansicht Euhemer's, welcher behauptete, daß alle Götter Griechenlands nur vergötterte Menschen gewesen seyen. Dieser seitdem so oft erneuerte und wieder aufgenommene Gedanke scheint ihm die ungerechteste Verkleinerung einer großen antiken Religion. Indem er sodann die verschiedenartigen und unzusammenhängenden Meinungen der Schriftsteller aus der christlichen und neuplatonischen Zeit über die Griechische Religion durchgeht, gelangt er zu dem merkwürdigen Schluß, daß weder die Einen noch die Anderen eine richtige Idee davon gehabt, und daß, wenn auch die heidnischen Neuplatoniker, den Kaiser Julian an ihrer Spitze, gesiegt hätten, der alte Griechische Kultus nichtsdestoweniger untergegangen und durch eine andere neugeschaffene Religionsform ersetzt worden wäre.

Was war denn nun jener alte Griechische Kultus, dessen Geheimniß in den Mysterien so treu gehütet wurde? Welchen tiefen Sinn kann man durch eine aufmerksame Prüfung seiner Fabeln in ihm ergründen? Herr Emeric David entscheidet sich für die Ansicht, welche schon mehr oder weniger von Bacon, Pignoria, Selden, Vico, Blackwell, Jablonski und Heyne aufgestellt und behauptet wurde, nämlich, daß die wahren eigentlichen Götter Griechenlands Natur-Elemente seyen; mit einem Worte, seine Doktrin ist die mystisch-physiologische. Er führt die Griechische Religion in gerader Linie, nicht, wie es besonders in der letzten Zeit geschehen ist, auf die Mythologie des Orientalischen Hochlandes, Persiens und Indiens, sondern auf die Dogmen Aegyptens, Phöniziens und Chaldäas zurück.

Wir können jedoch dem gelehrten Verfasser hier nicht in die Beweise folgen, die er dem ganzen Alterthum entlehnt, um den Naturkultus in Griechenland aufzuzeigen, den Kultus des von dem schöpferischen Feuer befruchteten feuchten Urstoffs; wir können es nicht unternehmen, die historischen Zeugnisse und die daraus gezogenen Folgerungen aufzuzählen, welche ihn besonders in Jupiter (Dis und Zeus) zugleich den Sonnen- und den Aether-Gott erblicken lassen. Geistreiche Erklärungen der symbolischen Attribute, die gewöhnlich der Laune und dem Zufall zugeschrieben werden, beleben und würzen diese gelehrte archäologische Abhandlung und zeugen von neuem von dem wahrhaft antiken Geschmack des Verfassers der Untersuchungen über die plastische Kunst. (Revue des deux Mondes.)

Bibliographie.

De la législation française, musulmane et juive à Alger. — Von Johanny Pharaon. 3 Fr.

Considérations sur la nature de l'homme en soi-même et dans ses rapports avec l'ordre social. — Vom Grafen von Redern. 2 Bde. 15 Fr.

Histoire de la philosophie, par le Dr. Henri Ritter, *professeur* à l'Université de Kiel. — Aus dem Deutschen übersetzt von C. J. Tissot. Erster Theil. 8 Fr.

Histoire physique, civile et morale de Paris, depuis 1821 jusqu'à nos jours. — Von J. A. Dulaure. Erster Theil. (Als Fortsetzung zu der Geschichte von Paris von demselben Verfasser.) 4½ Fr.

Mannigfaltiges.

— God save the king. Wenig Gesänge haben so viel Abhandlungen über ihren Ursprung veranlaßt, wie die Englische National-Hymne. Noch kürzlich wollte ein Französischer Schriftsteller die Entstehung derselben in das Zeitalter Ludwig's XIV. verlegen und berief sich dabei auf angebliche Denkwürdigkeiten einer Herzogin von Perth, die niemals Memoiren geschrieben hat. Vor einigen Jahren aber hat Herr Richard Clark ein ganz besonderes Werk über diesen Gegenstand geschrieben, in welchem er durch fast an Gewißheit gränzende Wahrscheinlichkeiten beweist, daß der Text dieses Liedes von dem berühmten Komödien-Dichter Ben Jonson und die Musik von dem Doktor John Bull, Professor an der Universität Cambridge, herrührt. Zum erstenmal wurde die Hymne bei einem Fest ausgeführt, welches die Corporation der großen Kleider-Händler am 16. Juli 1607 dem Könige Jakob I. gab, um Se. Majestät nach der Pulver-Verschwörung wegen der glücklichen Rettung aus der Gefahr zu beglückwünschen. Dann gerieth sie länger als ein Jahrhundert in völlige Vergessenheit, bis sie im Jahre 1745 nach der verunglückten Unternehmung des Prätendenten in Schottland von Mistreß Cibber mit großem Orchester, für welches deren Bruder, Doktor Arne, die Composition arrangirt hatte, im Drurylane-Theater gesungen wurde. (Nav. and Milit. Mag.)

— Schottische Ansichten über die Franzosen. Als Scott von seiner Reise nach Frankreich unmittelbar nach dem Kriege nach Abbotsford zurückgekehrt war, begab sich seine Nachbarschaft zu ihm, um sich nach den ausländischen Angelegenheiten zu erkundigen. Unter der Gesellschaft befand sich Luckie Longlee, ein Pächter aus seiner Nachbarschaft, und dessen alter Bruder, der eben so stupid war, wie Jener. Sie hatten gar viele Fragen über die Franzosen zu stellen, die sie für eine ganz rohe Barbarenhorde zu halten schienen. „Und was treiben diese Barbaren wohl in ihrem Vaterlande?", sagte Luckie; „können sie schreiben, können sie rechnen?" Er war ganz erstaunt, zu hören, daß sie in der Civilisation ungefähr eben so weit vorgeschritten wären, als die guten Leute von Abbotsford. (Wash. Irving's Miscellanies.)

— Der Gesetzgeber auf Botany-Bay. Man wird vielleicht darüber lächeln, aber ich muß es im Ernste behaupten, daß ich mich ohne alle weitere Berücksichtigung pecuniairer Vortheile höchst glücklich schätzen würde, Botany-Bay als einen Wirkungskreis für meine gesetzgeberische Thätigkeit eröffnet zu sehen. Wenn ich nur auf dem Wege der Erziehung dafür sorgen könnte, daß die Kinder der Verbrecher von der Brutalität und der Rohheit ihrer Aeltern befreit würden, so würde ich, ohne die geringste Uebertreibung, dies als einen Gegenstand ansehen, dem ich den größten Theil der Wirksamkeit meines Lebens aufopfern dürfte. Wenn ich Gouverneur und erster Richter der Kolonie wäre, bei hinreichender Unterstützung aus der Heimath, bei einer hinlänglichen militairischen Bedeckung, bei einer erforderlichen Masse von Schullehrern nach der Lancasterschen Methode, mit einigen trefflichen Irländischen Priestern für ihre Landsleute und guten Methodisten zur Ausbildung der übrigen Gesellschaft, so würde ich mit Freuden an dem Werke arbeiten, das Gesetz und die Moralität in jenes verwahrloste Land einzuführen und hiermit (wie man noch bei keiner anderen Anpflanzung verfahren) demselben eine geeignete Verfassung zu geben, wodurch die Verbrecher-Kolonie allmälig zu einem großen und glücklichen Gemeinwesen heranwachsen könnte. Geschieht nichts zur Civilisirung der Massen, so wage ich es, vorherzusagen, daß Botany-Bay, welches immer mehr und mehr sich bevölkert und in sich erstarkt, in einer Zeit von funfzig Jahren zu einer Macht anschwellen wird, die zum größten Verderben der übrigen Welt sich ausbreiten dürfte, eine rohe ungebändigte Masse von Uebelthätern und Ruchlosen, die bald das Joch von England abschütteln und, durch ihre Lage und Entfernung gegen jede Eroberung geschützt, als eine Piraten-Republik hervortreten wird, so schrecklich, als noch nie eine in den verschiedenen Seen und Meeren gehaust hat. England, indem es eine solche Gemeinschaft ohne die erforderlichen Grundlagen der Moral und des Gesetzes aufrichten hilft, erzieht nicht nur selbst die dereinstigen Eroberer Indiens, sondern auch die Feinde seines eigenen Bodens und der übrigen Menschheit. (Sir J. Mackintosh.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Montag den 31. August 1835.

Frankreich.

Meine Reise nach Brundusium.

Ein Schreiben Jules Janin's an den Herausgeber der Revue de Paris.

Sie wünschen es, theurer Freund, so will ich Ihnen denn meine letzte Reise erzählen, eine Reise von 40 Meilen, eine der größten, die ich in meinem Leben gemacht. Vierzig Meilen! Ich bin vielleicht der einzige Mensch in der Pariser Welt, der sein ganzes Leben lang, fortwährend und unablässig, zehn Jahre hinter einander an den literarischen Pflug angespannt geblieben ist, ohne jemals die Gränzen des engen Feldes überschritten zu haben, das er nach allen Richtungen hin durcharbeitet. Die guten Leute, die mir die Ehre erweisen, mich zu beneiden, und die mir mein tägliches oder wöchentliches Theil, wie man zu sagen pflegt, von ihren Schmähungen zukommen lassen, würden vielleicht weniger wüthend gegen mich seyn, wenn sie wüßten, wie viel Stunden Arbeit mir jeder Tag bringt, wie ich an die Scholle gebunden bin, und wie der niedrigste literarische Handlanger, dem sein Herr den Laufpaß gegeben hat, der Miethling, der für das liebe Tagelohn verleumdet, der arme Teufel, der für einen festen Preis den Staat ordnet, der bleiche Neithard ohne Geist und ohne Schriftsteller-Talent, wie die Alle weit freier und glücklicher sind, als ich, mein inneres Bewußtseyn beiseitgesetzt, das versteht sich.

Vor drei Wochen also, wie die Sonne so brannte und mir Kopf und Hand ermüdet waren, sagte ich zu mir: Wie, wenn du reistest! Das war ein großes Wort. Reisen! nicht mehr hier seyn, weit in der Ferne seyn! In neue Städte kommen, wo man sicher ist, keinen Feind zu finden; sich so sorglos von der Postkutsche fortrollen lassen, die der Engländer das Paradies auf Erden nennt; und dann nichts thun, nichts hören, nichts denken über das, was man täglich thut, hört und sieht! Und seine Träume, seine Betrachtungen, seine Gedanken, seine traurigen und lustigen Phantasiegebilde, seine blauen oder rosenfarbenen Teufel ganz allein für sich zu haben und nicht Alles brühwarm dem Drucker übergeben zu brauchen, der es Dir matt und frostig zurückbringt; — vielleicht für einen Engländer zu gelten und sich von der Aufwärterin im Gasthofe oder von dem Bettler an der Landstraße Mylord nennen zu hören; — oder gar Yorick's unsterblichen Klepper unterweges zu finden und ihn sanft zu besteigen und seinen Weg auf diesem lieben, gutwilligen, vortrefflichen Thier sanft zurückzulegen! — Das heißt leben! Also vorwärts! Lebt wohl Theater, lebt wohl Bücher, leb' wohl Witz, leb' wohl Einbildung, leb' wohl Prosa, leb' wohl gemeines Alltagsleben! Es geht auf die Reise.

Sie können es mir glauben, lieber Freund, daß sich Niemand, was das Reisen anbetrifft, in einer schöneren Lage befinden kann, als ich. Ich, der ich wirklich von fernen Ländern weiter nichts gesehen habe, als einmal eine Stunde lang Belgien, und das war schon um dreiviertel Stunden zu viel! und dann in meinen zwölf schönen Jahren ein reizendes, grünes, murmelndes Fleckchen Erde, versteckt hinter einer am Ufer der Rhone stehenden Weide, da ganz unten; das ehrliche und stille Dörfchen, wohin mich meine Gedanken, meine Erinnerungen, mein Sehnen und mein Hoffen beständig zurückversetzen. Das ist Alles, was ich von fernen Landen kenne. Auch bin ich ein Reisender von einer seltenen Art, ein Reisender, der nichts sieht von dem, was an seinen Augen vorüberzieht, und der folglich — ja, ja, glauben Sie es nur — nichts zu beschreiben und nichts zu erzählen hat.

Gesagt, gethan; ich reise ab. Macht mir Platz und laßt mich durch, und dann vorwärts. Ich bin es, der vorüber fährt! Schon verschwinden zu meiner Rechten und Linken die Bäume des Boulogner Gehölzes; schon entflieht meinen Blicken, von Englischen Rossen schnell dahingetragen, das junge Paris, das so schön ist, wenn man es in der Ferne vorüberfliegen sieht. Wenn man so durch die Barrière du Trone aus Paris hinaus fährt, verläßt man es ungern. Man sagt sich bei sich selbst, daß man doch draußen nicht wiederfinden wird, was man hier verliert. Man wirft einen letzten sehnsüchtigen Blick auf diese Eleganz, auf diesen Geist, auf diese leichte zwanglose Grazie, auf diesen herrlichen Luxus, auf diese Welt der Ironie und der Festlichkeiten, des Skeptizismus und des Witzes, des Muthes und der Sorglosigkeit, des Vergnügens und der Liebe; auf diese ganze Pariser Welt, die man nie inniger liebt, als wenn man ihr Lebewohl sagt; leichtfertig, aber gut; nicht sehr ergeben, aber auch nicht viel fordernd; geschmeidig, nicht aus niedriger Gesinnung, sondern aus Gleichgültigkeit; Leben, Glück und Zukunft von einem Tage zum anderen genießend; die ernsten Geschäfte auf den anderen Morgen verschiebend; sich lenken lassend von Jedem, der sie lenken will; immer zum Spott aufgelegt, doch ohne es böse zu meinen. So lebe denn wohl, du schöne Menge mit den schönen Rossen, den langen Festen, den schönen Damen und dem leichten Sinne, obgleich du schon weit von mir entfernt bist, und ich von dir; du gehst jetzt in die Oper, und ich, ich bin auf dem Wege nach einer Stadt, die man, glaube ich, die Stadt Rouen nennt.

Der Weg ist herrlich. Man fährt hinab und hinauf und durch freundliche, vom sanften Licht des Mondes beleuchtete Dörfer. Eine Nachtreise hat etwas sehr Schönes; alle Arbeit hat dann aufgehört auf der Erde, Alles ist Schlaf und Stillschweigen; selbst das Wasser, das den ganzen Tag über gearbeitet hat, ruht aus wie der Mensch vom Schweiße seines Tagewerkes und murmelt zu seiner eigenen Lust vor sich hin; man glaubt sich in ein Feenland versetzt. Dort singen Vögel in dem Wäldchen, hier trillern sich Frauen, an ihre Hausthür gelehnt, ein Liedchen; ein leichter Rauchstreif zieht in die Lüfte und verkündet die Ruhe des Abends; eine friedliche Kirche, durch die das Mondlicht schimmert, wirft ihren heiligen, ländlichen Schatten auf uns hernieder; die Glocke läutet den Abendsegen. Mein Gott, das Alles ist etwas sehr Gewöhnliches, ich weiß es; man findet das Alles zur Genüge in der idyllischen Poesie; auch die Verse des Herrn von Lamartine sind ein wenig damit überfüllt; aber was will man machen, wenn man nun dieser Poesie leibhaftig begegnet, wenn man sie mit Herz und Hand fühlt; wenn man wirklich gewahrt, daß der Himmel sanfte ätherreine Strahlen hat, die er auf uns herabsendet; wenn man im Laub den Vogel singen und auf dem Thurm die Glocke tönen hört? Man kann nichts Anderes thun, als was Herr von Lamartine und alle große Dichter gethan; man muß seinen Gefühlen freien Lauf lassen, ohne sie zurückzudrängen; man muß sie kurz und gut eingestehen, und dann den Himmel und die Menschen um Vergebung bitten, wenn man nicht Herrn von Lamartine's Dichter-Ader in Kopf und Herz hat.

So bin ich denn in einer schönen Sommernacht nach der alten Normannenstadt gelangt. Die ganze Stadt ruhte im Schatten ihrer Kathedrale; so bei Nacht gesehen ist Rouen ein pittoresker Ort; jedes Haus dieser alten Stadt hat seine besondere Physiognomie. Lieben Sie die schmalen Fenster, hinter denen die Geheimnisse der Familien sicheren Schutz finden sollen? Lieben Sie die alten heimlichen Dächer, die sich in die Straße hinauserstrecken, als sollten sie den vorübergehenden Fremden schützend decken? Lieben Sie die von der Zeit geborstenen Mauern, die in ihrem Umkreise so vielen dahingeschwundenen Geschlechtern Schirm und Zuflucht gewährten, die so viele längstvergessene Revolutionen an sich vorübergehen sahen? Lieben Sie, sich durch die krummen Straßen zu winden, in denen unsere Vorfahren sich herumtummelten? Und ist dies Alles nicht am Ende mehr werth, als die Balkone Ihrer modernen Häuser, die keine Vergangenheit, keine Erinnerungen, keine Geheimnisse haben! So erschien mir die Stadt Rouen in jener Nacht; und ich konnte nicht müde werden, sie in ihrem schönen nächtlichen Schleier zu betrachten; ich kümmerte mich nicht darum, wo ich ein Obdach finden würde, und dachte nicht eher daran, an die Thür eines Wirthshauses zu klopfen, bis ich die beiden großen Kolosse, den Ruhm der Stadt, die Kathedrale und den großen Corneille, angestaunt hatte; welche Wunderwerke! Vor allen Dingen aber verdient es der große Corneille, daß man sich vor ihm beuge! Welches Denkmal von Stein, Marmor oder Erz läßt sich seinem Cinna, seinem Polyeukt, seinen Horaziern vergleichen.

Die Statue Pierre Corneille's, welche auf der Brücke von Rouen steht, ist, wie Sie wissen, ein Werk unseres David, Mitgliedes des Instituts. Im Ganzen genommen ist sie schön gearbeitet. David ist ein denkender Kopf und sehr bewandert in den Dichtern, die er auswendig weiß, die er liebt und bewundert, wie sie nur irgend Einer bewundern kann. David ist auch ein großer Künstler, wiewohl seine Natur sich nicht sehr zum Mythologischen hinneigt. Er weiß, daß die Kunst nicht zu nichtsnützigen Dingen verschwendet werden muß. Man braucht nicht zu fürchten, daß es ihm Vergnügen machen könnte, Faunen und Satyrn, Venus- oder Bacchanten-Gestalten, verlassene Ariadnen oder donnernde Jupiter aus dem Marmor zu hauen oder in Erz zu gießen; er ist ein Mann, der das große Verdienst hat, die Kunst in die Wirklichkeit eingeführt zu haben. Geben Sie ihm einen schönen Kopf, eine hohe Stirn, einen der edleren Geister nachzubilden, auf die unsere Zeit stolz ist, so wird unser Künstler in seinem Element seyn. Wir haben ihn so den Kopf des Generals Foy kopiren sehen; wir haben ihn, als Talma gestorben war, über dieses schöne, von seinen Leiden entstellte Haupt sich neigen und, so weit die Kunst es vermag, diese große Physiognomie neu ins Leben rufen sehen. Der arme Talma, wie ihn der Tod verändert hatte! Gebrochen hatte er mit seiner eisernen Hand jenen bezaubernden Blick, der in Aller Herzen drang; häßlich verzerrt jenen bald

lächelnden, bald furchtbaren Mund, aus dem eine so gewaltige Stimme hervortönte, daß sie nach beinahe funfzehn Jahren noch in unseren Ohren wiederhallt; zerknickt jenen schönen weißen Hals, auf welchen Talma so stolz war, und den er immer ganz bloß trug, selbst im gewöhnlichen Leben, eine kleine Koketterie, die einem bedeutenden Manne wohl kleidet. Aus diesen durch den Tod entstellten Zügen also, aus diesem Todten-Antlitz, das selbst die Freunde des Verblichenen kaum noch erkannten, fand David, der Bildhauer, den Blick, den Mund, die Gesichtszüge unseres großen Tragöden wieder auf; er gab diese edle Gestalt, die wir auf immer verloren wähnten, in ihrem ganzen Glanz und in ihrer ganzen Majestät dem Leben zurück. Es ist dies ein großes Wunder der Kunst, aber es ist auch das Meisterwerk eines Künstlers, der mit großen Männern umzugehen und selbst die leisesten Nüancen ihrer Züge zu studiren Gelegenheit hatte. Wenn David den früheren Talma mit dem Talma, der nicht mehr war, so schnell wieder zu vereinigen wußte, so vermochte er dies deshalb so gut, weil er viel mit Talma umgegangen war.

Dies ist es, was man zum Lobe des Künstlers sagen muß, der das bronzene Standbild des großen Corneille gearbeitet hat. Neben dies Lob kann man aber auch einen Tadel stellen; weil nämlich David von dem Geist und Genius der großen Männer, denen er seine Verehrung und sein Leben widmete, ganz erfüllt war, so gerieth er zuletzt bei ihrer Nachbildung in Uebertreibung; weil er sie in ihrer ganzen Größe gesehen hatte, stellte er sie am Ende zu groß dar! Es fehlt den Büsten Davids, wenn auch nicht an Wahrheit, so doch wenigstens an Natürlichkeit und Treue. Sie werden sich des Kopfes erinnern, den er uns von Göthe geliefert hat, von diesem Könige Weimars, Wiens, Berlins, ja, eines Theiles von Frankreich und England. Von dem Deutschen Genius angezogen, der so viel Einfluß auf unser Jahrhundert ausgeübt, begiebt sich David nach Weimar. Er fragt ein Kind nach Goethe's Wohnung; das Kind zeigte ihm ein schönes königliches Haus; in diesem Hause fand er den Dichter. Es war ein herrlicher gedankenschwerer Kopf, von edlen Furchen durchzogen und mit langem weißem Haar bedeckt; es war das Haupt, aus welchem in voller Rüstung und in vollem Zauber Faust und Mephistopheles, Gretchen und Werther hervortraten. Der Bildhauer war wie geblendet. Bebend, bewegt, außer sich, bildete er den Kopf des edlen Greises in Thon; dann eilt er nach Paris zurück und glaubt nur ein Portrait gebildet zu haben, es war aber ein Koloß. Als die Gränz-Behörden den ungeheuren Ballen sahen, konnten sie unmöglich glauben, daß dieses Stück Thon die Abbildung eines bloßen Menschen-Antlitzes sey; ein Zoll-Beamter nahm daher seinen Degen und stach damit das Modell durch und durch; es war dem Manne freilich zu verzeihen, denn er beurtheilte Goethe's Schädel nach seinem eigenen! Doch Goethe's Büste von David bleibt immer eine merkwürdige Erscheinung. David hat hier Goethe's Kopf gleichsam von Innen angeschaut; nun müssen aber Bildhauer und Maler nur auf das Aeußere eines Kopfes sehen.

Eben so hat es David mit dem Kopf des Herrn von Chateaubriand gemacht, dem er dadurch, daß er ihn so kolossal darstellte, sehr viel von seiner Anmuth und Melancholie benahm; und so hat er es auch mit der Statue Pierre Corneille's gemacht. Pierre Corneille's, des Bruders, Freundes, Gefährten und Mitarbeiters Thomas Corneille's, der ihm seine Reime lieh; Pierre Corneille's, dieses großen genialen und dabei doch so bescheidenen, so sanften, so bürgerlichen, so traurigen, so dürftig lebenden und so schlecht sich kleidenden Mannes, über welchen Labruyère, der doch wahrhaftig kein jämmerlicher Philosoph ist, sich folgendermaßen äußert: „Dieser Mann ist simpel, schüchtern und ein langweiliger Gesellschafter; er verwechselt die Worte mit einander und kann nicht einmal lesen, was er selbst geschrieben hat!" Und diesen Mann stellt uns der Bildhauer aufrecht, begeistert, mit einer Stahlfeder schreibend und in einen Mantel gehüllt dar, dessen überflüssiger Stoff hingereicht hätte, die ganze Familie Corneille drei Winter lang zu kleiden! Und wenn der Himmel jemals dem großen Corneille einen solchen Mantel geschenkt hätte, wie schnell würde er daran gegangen seyn, ihn in vier Theile zu schneiden! Wie würde er gleich seinem Bruder ein tüchtiges Stück davon gegeben und zu ihm gesagt haben: „Da, Thomas, hast Du einen vortrefflichen Mantel." Wie soll ich in diesem gewaltigen Prunk den armen großen Dichter erkennen, der von Richelieu unterdrückt wurde und vor dem sich Ludwig XIV. fürchtete? Nein, nein, das ist der Mann nicht, von dem Labruyère an einem anderen Orte sagt: „Der Schauspieler liegt in seiner Kutsche und bespritzt das Gesicht Corneille's, der zu Fuß geht, mit Koth."

Wenn wir einen großen Mann darstellen sollen, so müssen wir vor allen Dingen an die Aehnlichkeit denken und dann erst an die Größe und Majestät. Je schlichter und einfacher ein Mann in seinem Leben gewesen ist, um desto mehr müssen wir fürchten, daß wir ihm seine natürliche Größe nehmen, wenn wir ihm eine künstliche geben. Der große Corneille hat sich so nie gezeigt, selbst nicht in seinen glorreichsten Vorreden; er war sein ganzes Leben lang ein guter ehrlicher Mensch, eben, weil er ein großer Dichter war. Glaubet nur, wenn ihr ihn in einer minder Corneilischen, das heißt, in einer natürlicheren Tracht und Haltung dargestellt hättet, so würde der Lastträger, wenn er über die Brücke seiner Vaterstadt geht, der Landmann, wenn er hereinkömmt, das Volk, welches vorüberzieht und vor eurer bronzenen Statue oft nicht einmal stehen bleibt, sie Alle, die ihn jetzt in einer so übermenschlichen Gestalt sehen, würden bei dem Anblick eines bescheidenen Dichters, in schlichtem Rock und mit einem Stock in der Hand, nicht gefragt haben: „Wer ist denn das, den man da an der schönsten Stelle unseres Pont Neuf in Bronze abgebildet hat?" Und wenn Einer danach gefragt hätte, so würde Jeder geantwortet haben: „Der gute bronzene Mann da ist in Rouen geboren; er war weiter nichts als der größte Dichter zur Zeit Racine's und des Kardinals Richelieu."

O Corneille, Du poetisches Gestirn unseres Zeitalters! Corneille, Du politischer Dichter, der Du ganz laut von den größten historischen Interessen sprichst; Du, der Du zuerst auf einem Theater die großen Fragen über das Königthum und die Republik abgehandelt hast, die seit 1789 die Welt bewegen! Corneille, in dem Bonaparte den Stoff zu einem großen Minister des Kaisers fand! Corneille, unvergänglicher und unvergleichlicher Ruhm dieser Stadt, die zu Deinen Füßen schläft; der Du so lange auf Dein Standbild hast warten müssen, Du bist der Erste, den ich heute Nacht begrüße! Dir gelten meine Huldigungen und meine schweigenden Ehrenbezeigungen! Du großer Mann mit der Römischen Seele! Dir weihe ich mein prunkloses Andenken und meine schweigende Bewunderung, denn hier an eben dieser Stelle wurden an dem Tage, wo Deine Statue in ihrem Glanz sich enthüllte, von unseren berühmten Zeitgenossen so viel mittelmäßige Reden gehalten. Sie kamen alle von Paris, um ihren akademischen Ruhm pomphaft auszukramen, und zu versuchen, ob sie mit Hülfe ihrer Prosa und ihrer Verse sich zu der Höhe des Verfassers der Rodogune emporschwingen könnten! O welch ein erbärmliches Schauspiel muß das gewesen seyn! Die große bronzene Statue mit so miserabeln Worten eingerieben! Verzeihe, Corneille, dem Verfasser Antony's die Vorwürfe, die er Dir machte, verzeihe es dem Herren Lebrun, daß er Dich unter seinem Himmel zu preisen wagte, Herr Lebrun, das Mitglied der Französischen Akademie, ebenderselbe, der Deinen Cid umgearbeitet und sein Werk den Cid von Andalusien genannt hat, als ob Dein Cid der Cid von Pontoise wäre! Und an jenem großen feierlichen Tage nicht ein einziges vernünftiges Lob, nicht ein richtiges Wort über den, der doch der Vater der Französischen Tragödie war, wie Shakespeare der Vater der Tragödie in England. Corneille, der seine Helden erfunden, der sein Drama sich erst gemacht, der seine großen Römer sich erst geschaffen hat, dieser eigenthümliche Genius, halb Spanisch und halb Lateinisch, der Zeitgenosse des Augustus zugleich und der des Cid, der einzige Mann in Europa, der sein kühnes stolzes Auge vor dem Ruhm des Kardinals Richelieu nicht niederschlug! O, wie mußte es Dich wundern, Pierre Corneille, als Du das schwache Stimmchen hörtest, das Dich anredete, und als Du, zu Deinen Füßen blickend, bemerktest, daß es der Verfasser des Cid von Andalusien war, der vor Dir sprach!

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Histoire des prisons de France, depuis 1789 jusqu'à nos jours. — Von Eduard von Elicagaray.

Mémorial de l'Hôtel-de-Ville de Paris, 1830. — Von H. Senneliet. 7 Fr.

Du gouvernement représentatif et de la monarchie tempérée. — Von Tharin, ehemaligem Bischof von Straßburg. 5 Fr.

Traité des fièvres intermittantes. — Von A. Bonnet. 7 Fr.

Le Conseiller d'état. — Roman von Frederic Soulié. 15 Fr.

La belle veuve. — Roman von A. Dumas.

Médianoches. — Roman von dem Bibliophilen Jacob. 15 Fr.

England.

Mistreß Hemans.

Den 16. Mai 1835 starb zu Dublin eine der gefeiertesten Frauen, deren der Englische Parnaß sich rühmt. Felicie Dorothea Brown wurde zu Liverpool im Jahre 1786 geboren; ihr Vater war ein Irländer, die Mutter eine geborne Deutsche, deren Familie jedoch in dem Venetianischen Staate Verzweigungen gehabt hatte, ein Umstand, mit welchem Mistreß Hemans öfters gern den romantischen und poetischen Zug, der ihren Charakter seit ihrer zartesten Jugend auszeichnete, in Beziehung brachte. Sie war noch sehr jung, als ihre Aeltern Liverpool verließen, um sich in der Umgegend von Sanct-Asaph, in Wales, anzusiedeln. In ihrem siebzehnten Lebensjahre verheirathete sie sich; und nachdem sie ihrem Gatten fünf Söhne geschenkt, hatte sie den Schmerz, eine Störung ihres häuslichen Glückes zu erleben, in Folge dessen sie ihr eheliches Verhältniß auflöste und zu ihrer Mutter zurückkehrte. Nach dem Tode derselben verließ sie Wales, um sich in Wavertree, unweit Liverpools, niederzulassen; jedoch schon nach drei Monaten begab sie sich von hier nach Dublin, wo sie den übrigen Theil ihres Lebens zubrachte.

Von ihrer frühesten Kindheit an beseelte sie ein unersättlicher Durst nach Kenntnissen, den sie durch eine eben so mannigfaltige als reichhaltige Lektüre befriedigte. Manche Kunstrichter, welche ihrer Poesie, die das Vorbild einer Schule in England und Amerika geworden ist, Originalität nicht absprechen konnten, legten gleichwohl ihrer Darstellung und den Gegenständen ihrer Wahl eine gewisse Monotonie zur Last. Allein jene hatten nicht die mindeste Ahnung davon, welchen historischen Untersuchungen sie sich hingegeben, und aus welchen zahlreichen Quellen sie geschöpft hatte, um ihrem ewig regen Eifer nach Belehrung Nahrung zu verschaffen. Freilich machte sie nur von einem kleinen Theile der Schätze Gebrauch, die sie gesammelt hatte; denn nicht der Kalkül führte ihre Feder. Ihre Werke waren stets eine Frucht des Impulses, den der Augenblick erzeugte; und nach dem Gesetze ihres eigensten Wesens war es nur die edle, ernste, erhabene Gattung, welche sie erfaßte und zu ihrem Eigenthume machte. Es ist unmöglich, ihre gründliche Kenntniß der Klassiker zu verkennen, wenn man ihren Skeptiker, ihr modernes Griechenland und noch mehreres ihrer lyrischen Erzeugnisse liest. Ihr Studium und ihre Bewunderung der antiken Kunstwerke hatte sich in eine sich ewig treu bleibende Liebe zum Schönen aufgelöst, als die Seele ihrer Dichtungen, die nicht bloß in den Ideen, sondern auch in dem Bau jedes einzelnen Verses sich kund gab. Späterhin, als sie aus den Schätzen der Literatur Deutschlands und Spaniens schöpfte, wußte sie sich so innig den Geist derselben anzueignen, daß sie ihr eigenes Wesen in dem fremden ganz aufgeben ließ; als Beleg dafür dienen: die Belagerung von Valencia, die edlen und ritterlichen Romanzen vom Cid, und zuletzt die Volkslieder verschiedener

Länder, ein Werk, zu dem Herders: Stimmen der Völker ihr die erste Idee gegeben hatte.

Allein, wie sehr auch ihr Geist sich mit allen Schätzen, welche Poesie und Literatur des Auslandes ihr boten, bereichert hatte, hat sich dieser doch nichtsdestoweniger einen entschieden originellen Charakter bewahrt, welcher Alles, was sie schrieb, mit einem unvertilgbaren Gepräge stempelte. Es war dies ein wesentlich weiblicher, obschon von allem Schwächlichen und Sentimentalen weit entfernter Charakter. Sie besaß eine fruchtbare, reine und glänzende Einbildungskraft. Diejenigen, die sie nur aus ihren öffentlich gewordenen Erzeugnissen kennen, vermögen sich von dem Umfange und dem Reichthume derselben keine Vorstellung zu machen.

Schon die Titel ihrer Hauptwerke nur aufzuzählen, hält schwer. Die Herausgabe ihres ersten Versuches fällt in ihr dreizehntes Jahr. Später erschienen von ihr die Gedichte: Wallace, Dartmour, die Wiederherstellung der Kunst in Italien, und zuletzt ihre dramatischen Spiele. Die Entstehung dieser Werke fällt ohne Zweifel in die glücklichste Periode ihres Lebens; als ihre Seele ihrer Entwickelung zueilte und ihr Streben durch befreundete Männer von Geschmack und Einsicht unterstützt wurde, unter welche letzteren der Bischof Heber gehörte. Das Lob eines ihrer Gedichte findet sich in den Briefen des Lord Byron, und der Ruf des sich entfaltenden Talents der Dichterin drang zu den Ohren Shelley's, der eine sehr sonderbare Korrespondenz mit ihr anknüpfte. Ihr Name fing an, in einem großen und allgemeinen Kreise bekannt zu werden, durch ihre Wales'schen Lieder und ihre Belagerung von Valencia, so wie durch die zerstreuten Aufsätze, welche in dem New Monthly Magazine erschienen. Vorher hatte sie für Constable's Edinburgh Magazine mehrere Aufsätze über die ausländische Literatur geliefert, das einzige fast übrigens, was sie in Prosa geschrieben hat. Auf die Belagerung von Valencia ließ sie rasch das Heiligthum des Haines und die Jahrbücher der Frauen folgen, welche letzteren den größten Beifall einärndteten; ferner die Lieder der Liebe, unter welchen man vielleicht ihre schönste Dichtung findet (die Rückkehr des Geistes), die Volks-Gesänge und Lieder, welche größtentheils von ihrer Schwester in Musik gesetzt worden sind und in Aller Munde leben, und die Scenen und Hymnen des Lebens.

Sie hat auch ein Trauerspiel: Die Sicilianische Vesper, gedichtet. Es enthält schöne Gedanken und erhabenen poetischen Schwung, eignet sich jedoch nicht zur Aufführung.

Einer ihrer Freunde hatte sie zu einem Werke in Prosa, so wie zu einer Fortsetzung der Kunst-Romane, etwa in der Gattung von Tieck's und Göthe's Romanen von ähnlicher Tendenz, aufzumuntern gesucht, in der Ueberzeugung, daß ein solches Unternehmen der Natur ihres Geistes und dem Geschmack des Publikums angemessen seyn würde. Sie lehnte es ab und schrieb darüber folgende Worte an ihren Freund: „Ich habe den fieberhaften und ein wenig visionairen Gemüthszustand, welcher oft das Studium der Kunst in der Jugend begleitet, nachgerade überwunden; tiefer greifende Neigungen und nicht minder tiefere Schmerzen haben, wie es scheint, meinem ganzen Wesen etwas Feierliches mitgetheilt, und ich fühle mich mächtig hingezogen auf eine heiligere erhabenere Bahn, eine Bahn, die ich wohl vorübergehend verlassen könnte, von der ich mich jedoch nicht auf längere Zeit zu trennen vermöchte, ohne zu fürchten, meinem Berufe untreu geworden zu seyn. Ich hoffe, daß ich mich nicht selbst durch eine Täuschung blende; allein ich muß aufrichtig glauben, daß mein wahrhafter, von der Natur mir verliehener Beruf der ist, die Sphäre der heiligen Poesie zu erweitern und ihren Einfluß zu vermehren. Wenn Sie meine Scenen und Hymnen erhalten werden, so werden Sie sehen, was ich unter Erweiterung dieser Sphäre verstehe, obschon mein Plan dort nur unvollkommen entwickelt ist."

In ihrem Privatleben zeichnete sich Mistreß Hemans durch eine weibliche Bescheidenheit aus, welche sie mit einem großen Widerwillen gegen den glänzenden Schimmer des Ruhmes erfüllte. Ueberhäuft von Ehrenbezeigungen, so wie von Anerbietungen von Freundschaft und jeder Art von Diensten, die aus allen Theilen Großbritaniens und Amerikas herbeiströmten, fühlte sie sich niemals glücklicher, als wenn sie in einem beschränkten Zirkel sich allen Annehmlichkeiten vertraulicher Unterhaltung hingeben konnte, für welche sie mit einem Talente begabt war, das fast ungeahnet geblieben wäre. Es wäre ihr nichts leichter gewesen, als den Ruf eines schönen Geistes zu erlangen, denn mit einer reichen und raschen Einbildungskraft verband sie einen glücklichen und glänzenden Ausdruck; allein zu ihrer eigenen Ruhe suchte sie lieber dieses Talent zu verbergen, als es zu entwickeln. Ihr Zartgefühl in diesem Punkte ging so weit, daß sie, als erst ihr Name berühmt geworden war, niemals die Hauptstadt besuchte; und ihre Freunde machten ihr mehr als einmal ihre übermäßige Demuth zum Vorwurf, welche ihr nicht gestattete, den Rang in der Gesellschaft, der ihr gebührte, einzunehmen. — Ihre Gesundheit war seit mehreren Jahren schwach und reizbar, und die Krankheit, welche sie dem Grabe zuführte, langwierig. Von Anbeginn derselben ward ihr verhängnißvoller Ausgang vorhergesehen, und sie erwartete die Katastrophe mit ruhigem Geiste und unerschütterlichem Muthe. (N. M. M.)

Bibliographie.

Greece and the Levant. (Griechenland und die Levante, Tagebuch einer Sommerreise im Jahre 1834.) Von dem Geistlichen R. Burgeß. 2 Bde. 14 Sh.

Original letters. (Original-Briefe der Mistreß Lefevre aus den Jahren 1744 und 1745.) 3½ Sh.

Two journeys through Italy and Switzerland. (Zwei Reisen durch Italien und die Schweiz.) Von W. Thomson. 10½ Sh.

Outlines of botany. (Umrisse der Botanik, nebst Andeutungen für die Bewirthschaftung eines kleinen Gartens.) Von R. W. Stewart. 2½ Sh.

The life of W. Cobbett. (William Cobbett's Leben.) 7 Sh.

The career of Don Carlos. (Lebensgeschichte des Don Carlos seit dem Tode Ferdinand's VII.) 14 Sh.

Sermons. (Predigten des Herrn W. Allen.) 2 Bde. 21 Sh.

Diary of a Solitaire. (Tagebuch eines Einsamen, oder Skizze einer Fußreise durch einen Theil der Schweiz.) 5 Sh.

The manual of family and private devotion. (Privat- und Familien-Andachtsbuch.) Von James Cochran. 6½ Sh.

Spanien.

Bilder aus dem Madrider Volksleben.

In einer volkreichen Stadt kann man leicht die Beobachtung machen, daß die große Mehrzahl der Bewohner keine ordentliche Gewerbe oder Professionen treibt. Nehmen wir die Advokaten und Aerzte aus, deren Gewerbe darin besteht, daß sie von den Thorheiten und Ausschweifungen ihres Nächsten leben — die Pfarrherren, die ihre zeitliche Existenz auf die geistige Existenz der Glaubigen gründen — die Militairs, die ihr eigenes Leben verkaufen, unter der ausdrücklichen Bedingung, Andere todt zu schlagen — den Handelsstand, der selbst Gefühle und Leidenschaften auf Gelderwerb reduzirt — die Kapitalisten, die von ihren Renten leben — die Künstler und Handwerker, die einzigen Leute, welche für Geld auch Arbeit liefern — nehmen wir alle diese Bürger-Klassen aus: immer wird noch eine große Menge Menschen übrig bleiben, die da lebt, ohne von einem der explicite oder implicite genannten Gewerbe zu leben — diese Brut kann aber nur in großen Städten fortkommen, wo Getümmel und reges Leben ist: sie verzehrt, wie der Arme im Evangelium, die Brodkrumen, die von dem Tische des Reichen fallen. Für solche Leute giebt es eine Unzahl kleiner Gewerbe oder Aemtchen, die, weil ihr geringer Ertrag zum Unterhalt einer Familie nicht ausreicht, sehr wohl Erwerbsquellen ohne Erwerb heißen können. Diejenigen Personen, welche diesen Aemtchen vorstehen, gleichen aber den letzten Rädern einer Maschine, die zwar beim ersten Anblick unwesentlich erscheinen, jedoch, sobald man sie vom Ganzen absondert, das Triebwerk ins Stocken bringen.

Diese Wesen sind immer den kleinen Bedürfnissen einer großen Bevölkerung auf der Spur und besorgen zu verschiedenen Jahreszeiten oder selbst Tageszeiten auch verschiedene Geschäfte. Die, welche im November mit ruedos (runden Matten) handeln, verkaufen im Juli orchata (Orgeade); im Sommer sind sie Badewirthe am Manzanares, im Winter hausirende Cafétier's; die, welche im August Wasser verkaufen, bieten zur Karnevals-Zeit Spielkarten und um Weihnachten Sinnsprüche für Herren und Damen zum Verkaufe aus.

Eines jener kleinen Gewerbe hat kürzlich durch die weise und philanthropische Anstalt von San Bernardino einen tödtlichen Stoß erhalten, was um so mehr zu beklagen ist, weil gerade dieses die Vorschule der übrigen war: ich meine das Gewerbe der Leuchtjungen. Ein ganzes Heer von Knaben, deren Vater kein Mensch kannte, war über die Straßen und Promenaden verstreut. Der ganze Fonds, dessen sie beim Antritt ihres Geschäftes bedurften, reduzirte sich auf eine Quantität zerzupfter Lumpen, aus denen sie Dochte drehten. Beim Lichte der Philosophie betrachtet, hatten diese Knaben ihren Werth: in einer Zeit, wo Jedermann sein Geld für Rauch*) hingab, waren sie die Einzigen, die Rauch für Geld abließen. Unglücklicher Weise hat ihnen ein neuer Prometheus das Feuer geraubt, um seine eigenen Kreaturen damit zu beglücken, und dieses kleine, außerordentliche Gewerbe ist in die Reihe der ordentlichen Professionen eingetreten.

Was aber die Uebrigen betrifft, so sage man nur frei heraus, ob sie von ihrem Gewinne leben können; jener schwarzbraune Kerl zum Beispiel, der mit seiner schmutzigen Wage und seinem uralten Quersack beinahe das Wappen der Justiz vorstellen könnte, und dessen Geschäft darin besteht, daß er Feigen und Rosinen für altes Eisen hingiebt; oder jener Andere, der immer hinter seinem Packesel steht und geht, mit dem er wie Seele und Körper nur Ein Wesen auszumachen scheint; der nichts verkauft, sondern nur einkauft, und was einkauft! — Taubenmist! Ein Dritter bietet Futter für Kanarienvögel zum Verkaufe, eine Vierte Schwefelhölzchen u. s. w.

Eines der interessantesten und relativ bedeutendsten dieser kleinen Gewerbe ist aber unstreitig das der trapera**), die mit einem Korbe am Arm und einem Instrumente in der Hand am frühen Morgen oder noch gewöhnlicher zur Nachtzeit die Straßen von Madrid durchwandert. Die trapera geht allein und giebt keinen Laut von sich; ihr Gang ist unsicher, wie der Flug des Schmetterlings; einer Biene vergleichbar, fliegt sie von Blume zu Blume (man verzeihe mir's, wenn ich den Portalen von Madrid diesen Namen gebe) und holt sich überall den Saft, dessen sie bedarf. Man beobachte sie nur ein Mal bei nächtlicher Weile; ihre Augen haben dann eine Schärfe, gleich denen der Nachtvögel: sie durchstöbert die verborgensten Winkel, und wohin nur ihr Blick fällt, dahin streckt sie ihren Haken aus. Dieser Haken ist ein integrirender Theil ihrer Person, er dient ihr, wie der Rüssel dem Elephanten; mit ausgezeichneter Sensibilität begabt, tastet sie herum, wühlt auf und findet. Die trapera würde unter anderen Verhältnissen eine treffliche Journalistin und eine gute Uebersetzerin der Scribe'schen Stücke geworden seyn: ihr Talent ist ein ganz analoges; sie sucht, sie wittert aus und macht sich das Gefundene zu eigen: den Unterschied begründet nur die gute oder schlechte Anwendung.

In einer hellen Mondnacht hat die trapera ein imposantes Aussehen. Wenn man sie dann mit ihrem Haken nach der Beute langen

*) Humo Rauch und Dunst.
**) Eine Person, die Lumpen und altes Papier einsammelt.

sieht, wenn man sieht, wie sie in ein Thor nach dem anderen geht und wieder herauskommt: da scheint sie, als Vorläuferin der Parze, an alle Thüren zu pochen. Sie weckt Betrachtungen über den Tod, dessen lebendiges Bild sie ist.

Auch in anderer Hinsicht kann man die trapera mit dem Tode vergleichen: in ihrem Korbe steckt Alles durch einander, ohne Unterschied des irdischen oder geistigen Ranges, wie in einer Todtengruft: die Dekrete der Könige, die Klagen der Unglücklichen, die Täuschungen der Liebe, die Capricen der Mode; in ihrem Korbe vertragen sich die vielgelesenen Dichtungen Quintana's und die unlesbaren des Herrn A*** zum ersten und einzigen Male; Calderon und S***, Moratin und B*** liegen traulich beisammen und halten einander warm. Dieser merkwürdige Korb ist auch das einzige Ding, das die Mißtöne der verschiedenen Meinungen in Harmonie auflöst: das Boletin de Comercio und die Estrella, die Revista und die Abeja, die Metarbern Martinez de la Rosa's und die Interpellationen des Grafen de las Navas' — Alles konvergirt in diesem Allvereiner.

Obgleich die trapera im Durchschnitt so alt und verbraucht ist, wie die Lumpen, die sie zusammenhäkelt, so kann mir der Leser doch auf's Wort glauben, daß sie einstens jung, vielleicht sogar eine recht schmucke Dirne war. Als junges Mädchen backte sie Pfannkuchen, und ihre Schönheit brachte sie zu Falle. In Folge dieser Katastrophe verließ sie die väterliche Behausung und wurde Apfelsinenhändlerin. Ein junger Kavalier, dessen Blicke sie in diesem neuen Geschäfte auf sich zog, war der Meinung, sie verdiene ein anständigeres Unterkommen; er kaufte ihren ganzen Apfelsinen-Vorrath, beschenkte sie mit einem Anzuge à la parisienne und empfahl sie einer Modehändlerin als Ladenjungfer. In diesem neuen Wirkungskreise verlebte sie manches glückliche Jahr, bis ihr die Arbeit nicht mehr schmecken wollte. Ein Gerichts-Prokurator erklärte sie für seine Cousine und miethete ihr ein schön möblirtes Zimmer; bald aber wurde der Herr Prokurator die kostspielige Verwandtschaft müde und verschaffte der Ex-Cousine einen Platz als Choristin beim Theater. Jetzt stand sie im Meridian ihres Glanzes; die Marquis und süßen Herren unterhielten sich den lieben langen Tag von nichts, als von der schönen Choristin. Allein die Sängstimme schwindet mit der Zeit, und die Schönheit desgleichen, und mit der Schönheit schwinden auch die reichen Courmacher. Nun geht unsere Dame wieder treppab und kommt allgemach bis auf die niedrigste Stufe; sie wandert aus einem Stadtviertel in's andere, selbst das Hospital nicht ausgenommen, und am Abend ihres Lebens ist sie dem Elend preisgegeben.

Voll von quälenden Erinnerungen an ihre frühere Herrlichkeit, muß die arme trapera aus einem wohlthätigen Lethe trinken, und dieser Lethe quillt ihr täglich — aus der Branntweinflasche. Leider kann man aber die irdischen Lethe's nicht umsonst kosten, und folglich braucht die arme Alte viel mehr Cuarto's, als Mancher denken sollte. Wenn doch die Welt, die manchen bösartigeren Lumpen so viele Ehre erweist, den harmlosen Inhalt des Korbes der trapera besser honorirte! Und welche Schätze birgt öfter dieser Korb! Ich muß durchaus noch einmal darauf zurückkommen.

Seht jenen Liebhaber, der wohl zehn Mal des Tages und eben so viele Mal des Nachts die Pflastersteine der Straße zählt, in welcher seine Geliebte wohnt. Amalie bleibt unerbittlich — keine Gunst, keine Auszeichnung — höchstens dann und wann ein flüchtiger Blick. Seine Briefe bestürmen sie zu Dutzenden — kein Buchstabe Antwort — kein Härchen aus ihren Locken, das er küssen — kein battistenes Strumpfband, das er mit seinen Thränen befeuchten könnte. Der Aermste würde um einen Fetzen aus der Garderobe seiner Herzensdame sein Daseyn hingeben.

O, du Welt der Schmerzen und der Verkehrtheiten! Die trapera ist glücklicher. Seht, wie sie in das Portal wackelt; seht, wie sie den Kehricht umrührt!! Der Liebhaber wünscht sie zu allen T—; während ihrer Anwesenheit muß er draußen bleiben; endlich kömmt sie zurück, und der einfältige Tropf geht mit tiefster Verachtung an ihr vorüber. Unsinniger! ahnest du nichts? In diesem Korbe steckt wohl manches Haar, das Amalie heute Morgen beim Ordnen ihrer schönen Locken einbüßte — steckt ein alter Waschzettel, von ihren zarten Händchen beschrieben — vielleicht gar eine zerfetzte Fraise aus Linen — eine Fraise — bedenke doch! — für deine Liebe die schönste Frucht (fraise, Erdbeere). — Lauf' ihr nach — wühle darin herum — dein Herz wird dir sagen, welches Stück von deiner Geliebten ist! Aber nein! Er geht stumpf und fühllos vorüber. — Es giebt keine Ahnungen!

Nehmen wir jetzt einmal von der trapera Abschied, und wenden wir uns zu einem anderen Gewerbe, das an Wichtigkeit mit dem ihrigen wetteifert: es ist das Gewerbe des Schuhflickers (zapatero de viejo).

Der Schuhflicker baut sein Nest in den Ecken der Thorwege: es ist eine Art von Grotte, ein kleiner unterirdischer Raum, ohne Pflaster und ohne Tageslicht. Sobald der Morgen graut, setzt sich dieser wackere Meister in einem Nu seine Werkstatt zusammen: zwei mit einander verbundene Bretter bilden die Schranken; ein schlechtes Bänkchen, ein Töpfchen aus Thon für das Licht, und ein anderes dergleichen für das Wasser, in dem er die Sohlen erweicht, sind sein ganzes Meublement; ein Kasten mit Pfriemen an seiner Seite, eine lederne Schürze, eine Manchester-Hose und blaue Strümpfe seine Abzeichen. Bevor er zum Werke schreitet, nimmt er einen Schluck Branntwein und hängt nach Außen hin ein Brett mit einem abgenutzten Stiefel daran, nicht anders, als wollte er sagen: „Hier werden Stiefel zu Grunde gerichtet."

Der Schuhflicker kann sich ohne vorgängige Erlaubniß der Eigenthümer in keinem Thorwege etabliren; da er aber gewöhnlich ein blutarmer Mensch ist, dessen ganze Existenz von den Leuten im Stadtviertel abhängt, die seine Kunden geworden, so versagt ihm selbst der Ha herzige diese Gunst nur selten. Man hat wenigstens den Vortheil v ihm, daß er den Thorweg hübsch rein hält.

Wo der Schuhflicker einmal sein Wohnplätzchen gefunden hat, saugt er sich fest, wie eine Remora, und bewährt sich oft wie ei Schlange, die man im Busen gepflegt. Er weiß, zu welcher Stun der Herr ausgeht, und was für Leute in seiner Abwesenheit kommen; paßt auf, ob die Gebieterin zu bestimmten Zeiten das Haus verläßt, o sie allein geht oder in Begleitung, ob das Töchterchen den Balko fleißig besucht, ob irgend ein kleines Fenster zufällig oder eine Thü behutsam geöffnet wird; er wittert aus, wann dieser oder jener Kavalie treppan steigt; er erspäht Jeden, der sich auf der Straße herumtreib und erkennt auf den ersten Blick an der Haltung des Kopfes und a der Distanz, in welcher der quidam sich hält, wie weit die Intrig gediehen ist. Obgleich ein alter Kerl, sagt er doch jedem Dienstmä chen, das ein- und ausgeht, eine Galanterie und erwirbt sich se Wohlwollen. Das Dienstmädchen ist dem Schuhflicker, was dem Kur sichtigen die Brille: er sieht durch jene, was er durch sich selbst ni sehen kann, und auf diese Art bleibt ihm nichts verborgen. Wollt i wissen, warum der Bediente oder das Mädchen lange ausbleibt? Fr nur, ob in dem Hause, wo ihr sie hingeschickt, ein Schuhflicker resi und ihr wißt schon genug.

Der Schuhflicker weiß, was in jeder Wohnung des Hauses g speist, und sogar, zu welcher Stunde es gespeist wird. Er sieht, w jener Beamte, in einen alten Mantel vermummt, am frühen Mor persönlich nach dem Markte geht, weil seine Besoldung zwar ausre um eine Köchin zu halten, aber nicht, um sich betrügen zu lassen. I einem Worte, es fällt keine Fliege in den Milchnapf, ohne der gute Mann sie gewahrte; er breitet sein Netz über die ganze Na schaft, und Niemand kann sich herauswinden. Um diesem Ne mehr Ausdehnung zu geben, ist er gewöhnlich verheirathet, un Frau übernimmt ebenfalls kleine Geschäfte; da sie Ehefrau ist, kan nicht als Magd sich vermiethen; desto öfter spielt sie die Rolle ei Aushelferin oder asistenta. Sie ist im ganzen Viertel dafür be kannt; so oft ein Stubenmädchen vor der Zeit verabschiedet wird, man das Weib des Schuhflickers, um die Lücke auszufüllen; soll e Gastmahl gegeben werden, das ein paar Hände mehr erfordert; soll i gend Etwas in aller Eile gewaschen, genäht oder geplättet werden: gle muß die Schuhflicker-Frau herbei.

Am Abend kommen die würdigen Ehegatten zusammen und tausche sich mit beredter Zunge gegen einander aus; die Frau giebt Rechen schaft von dem, was ihre Schlauheit ihr heute eingebracht, und de Mann versetzt ihr für jede Läpperei einen Hieb mit dem Knieriemen. Andere Handwerker — ich bemerke dies beiläufig — berauschen sich im Durchschnitt nur an Sonn- und Montagen, oder *an hohen Festen*; nur der Schuhflicker berauscht sich alle Tage, läßt dann den Branntwein-Dämon in die Schultern seines Weibes fahren und *prügelt ihn* wieder heraus.

Es giebt noch andere sogenannte Schuhflicker, die von Thüre zu Thüre gehen, angeblich, um alte Effekten zu kaufen; solche Kerle sind aber in der Regel verkappte Diebe und wollen eigentlich die Topographie des Hauses studiren. Man muß diesen Schlag ja nicht mit den seßhaften Schuhflickern in gleiche Kategorie stellen.

Noch manches andere kleinere Metier verdiente wohl eine nähere Beleuchtung; allein der Leser hat es nicht um uns verdient, daß wir ihn langweilen. Die Fächer-Frau (abaniquera), welche im Sommer mit dem Geschrei „Brautfächer, Brautfächer (abanicos de novia), 's Stück für 'nen Cuarto", durch unsere Straßen zieht; die Frau mit den torrados de la Ronda (einem gerösteten Leckerbissen); der Mann mit den Streichriemen und Scheermessern; der Zettelträger, der unsere Namen gedruckt an die Straßenecken klebt; die Statisten, welche für zwei Realen (etwa vier Silbergroschen) per Tag auf der Bühne figuriren; der Barbier auf dem Platze de la Cebada, der unter dem blauen Himmelszelt seinen Scheer-Apparat auskramt; jene Abend-Musiker (músicos del anochecer), welche, mit dem Kalender in der einen und dem Königlichen Patente in der anderen Hand, Leuten, die sie nicht kennen, ihre Aufwartung machen und Glück und Segen wünschen; die vielen Sprachlehrer zu 30, und die Portraitmaler zu 70 Realen; die Trödelfrauen, die Kupplerinnen u. s. w. u. s. w. — treiben alle diese Personen nicht Gewerbe, die man unter gleicher Rubrik einzutragen hat? Wir könnten unser Register noch vervollständigen; aber nicht Alles gehört ins Bereich des Journalisten; er sieht sich sogar genöthigt, einige der merkwürdigsten Gewerke mit Stillschweigen zu übergehen, weil sie zu gehässig, zu verächtlich oder zu ekelhaft sind. So viel aber steht unerschütterlich fest, daß *kein Erwerbzweig in unserem Spanien erwerbloser ist, als der des Schriftstellers.*

(*Revista Española.*)

Mannigfaltiges.

— Die Stimme des Spechtes. Es ist merkwürdig, daß die Stimme des Spechtes gar nicht wie die anderer Vögel beschaffen ist, sondern nur durch ein Klopfen auf den Stamm eines Baumes hervorgebracht wird. Die Hals-Muskeln des Vogels sind so gebaut, daß er die Schläge mit seinem Schnabel mit einer Schnelligkeit wiederholt, von der man sich schwerlich einen Begriff machen kann. Wegen des anhaltenden großen Geschwirres ist es unmöglich, sie zu zählen. Man hat es oft mit einer Sekundenuhr versucht, allein man konnte nie genau bestimmen, wie viel Schläge in einer Minute geschehen, doch mögen es gewiß einige hundert seyn. (P. O.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Mittwoch den 2. September 1835.

Spanien.

Eine Reise in Spanien, in Begleitung der Armee der Königin, im September 1834.

Wir haben hier eine Reise mitzutheilen, wie sie nur ein Engländer unternehmen mochte. Es ist ein Journalist, dem sein Arzt freie Bewegung und Veränderung der Luft anempfohlen hat.

Der Reisende nimmt einen Paß nach der Halbinsel; hierauf, während seine weniger dreisten oder friedlicheren Landsleute sich ganz in der Stille nach Bagnères begeben, miethet er eine Trincadure, die ihn rasch von Bayonne nach St. Sebastian versetzt, mitten unter die sämmtlichen Truppen der Königin. Unser Engländer läßt sich sogleich in der Spanischen Armee anwerben, nicht etwa als Soldat, aber doch als Historiograph; und sobald der andere Morgen anbricht, muß er mit einem Detaschement El Pastor's aufbrechen, um den berühmten General zu Tolosa einzuholen.

„Um fünf Uhr", erzählt der Verfasser, „kamen die Soldaten, die zur Eskorte gehörten, Mann für Mann, einzeln herbei. Da sie, besser als ich, mit den Gewohnheiten ihres Chefs vertraut waren, so banden sie, sobald sie sahen, daß man noch nicht zur Abreise bereit war, ihre Tornister los, legten sie auf die Erde hin und bedienten sich derselben als Kopfkissen, um einige Augenblicke unter den Bogengängen auszuruhen, welche die Piazza begränzten.

Endlich erschien der Commandeur. Es war ein kleiner Mann von gewichtiger Miene, ungefähr fünfundvierzig Jahr alt. Er bestieg ein Pferd, dessen Größe kaum die eines Shetländischen Kleppers überragte, und das außer seinem Herrn noch zwei volle Felleisen auf dem Rücken trug. Hinter ihm her zog ein kleiner Wagen, mit Ochsen und mehreren Mauleseln bespannt. Ihr Gepäck bestand in Geldsäcken und in Schuhen für die Armee. Die Garde zog das Gewehr, das Thor wurde geöffnet, und wir marschirten ab.

Nach einem langen und ermüdenden Marsche machten wir zu Villabuena Halt, um daselbst einige Erfrischungen einzunehmen. Es machte uns große Schwierigkeiten, uns das zu verschaffen, was wir wünschten. Schon auf dem langen Wege nahm ich die Abneigung wahr, die man gegen die Truppen der Königin überall hegte. Auf den Dörfern kam uns Niemand mit dem Gruße „Gott erhalte Euch" entgegen. Vielmehr im Gegentheil, mit düsterem Blicke und gerunzelter Stirn beobachteten alle die Bauern, die sich zufällig auf der Straße befanden, ein ganz tiefes feindliches Stillschweigen. Allein je weniger die Soldaten auf die Freundschaft der Bevölkerung rechnen durften, durch deren Gebiet sie zogen, mit desto mehr Keckheit und Kühnheit stimmten sie ihre bekannte constitutionnelle Hymne an. Sie schienen die Refrains nur deshalb so oft zu wiederholen, um die Ohren der Karlisten damit desto beleidigender herauszufordern. Nun wundere man sich noch über den gegenseitigen bitteren Haß, der einen Kampf vergiftet, welcher so oft schon, von der einen Seite sowohl als von der anderen, durch Akte der Grausamkeit entehrt wurde."

Eine Stunde später kamen die Truppen zu Tolosa an, wo El Pastor damals seine Quartiere hielt. Die Stadt war eingeschlossen, und unser Reisender wäre beinahe Gefahr gelaufen, unter freiem Himmel übernachten zu müssen, wenn er nicht einem alten Französischen Dragoner begegnet wäre, der ihn auf's beste bewirthete.

„Unter anderen Annehmlichkeiten", erzählt er weiter, „hatte das Haus des Dragoners den Vortheil, daß es gerade demjenigen gegenüber lag, wo El Pastor wohnte. An demselben Abend erschien der berühmte Parteikämpfer auf seinem Balkon, um frische Luft zu schöpfen.

Jauregny ist ungefähr fünfundvierzig Jahr alt. Es ist ein Mann von mittlerem Wuchs, von dicker und runder Gestalt. An den Zügen um den Mund und um das Kinn zeigt sich ziemlich klar die Entschlossenheit seines Charakters; aber seine offene Stirn und sein wohlwollender Blick verkünden Freimüthigkeit und gute Laune. Diese letztere Eigenschaft verräth sich noch durch die etwas mehr als gewöhnliche Weite eines ziemlich hervorragenden Wanstes, der einem Alderman in der ehrwürdigen City von London nicht übel stehen würde, der aber das Symmetrische und nach dem Zirkel Gemessene der militairischen Uniform ein wenig entstellt. Da das breite Degengehenk, an dem der Säbel des Generals herabhing, nicht diejenige Stelle einnehmen konnte, an der es sich gewöhnlich zu befinden pflegt, so ging es bis in die untere Gegend der Bauchhöhle hinab, deren fleischige und fette Masse es zugleich tragen half. So ausstaffirt, hatte El Pastor beinahe das Ansehen eines neuen Sir John Falstaff. Sein Gewand, aus grobem blauem Tuche bestehend, war an dem Kragen und den Aufschlägen mit reichen goldenen Stickereien verziert, aber ohne ein besonderes militairisches Zeichen. Denn was einmal über den Grad des Capitains hinaus ist, trägt bei den Spanischen Offizieren keine Epaulettes mehr. Beinkleider von einem helleren Blau und weite Stiefeln bis über die Kniee vollendeten den Anzug Jauregny's, der im Ganzen mehr einem Landedelmanne des alten und lustigen Englands ähnlich sah, als einem Offizier von leichten Truppen, der über Berg und Thal hurtig hinüberjagt.

Es haben wenig Männer mehr Wechsel in ihrem Geschicke erfahren, als der Held, dessen Portrait ich so eben skizzirt habe. Er war nur ein einfacher Schäfer, als die Napoleonische Invasion ihn sein friedliches Leben mit dem Karabiner und dem Dolche vertauschen ließ. An der Spitze einiger Bergbewohner, die eben so wenig als er zum Kriegshandwerke berufen schienen, machte er sich gleich im Anfange des Krieges berühmt, indem er mehrere kostbare Zufuhren auffing, die für die Französische Armee bestimmt waren. Der Glanz, welchen diese Heldenthaten über seinen Namen ausbreiteten, schmeichelte seinem Ehrgeiz, und die Beute, die sie ihm verschafften, stachelte seine Habgier. Seit der Zeit gab er, um sich der glänzenden Carrière völlig zuzuwenden, seine erste Lebensweise gänzlich auf, von der er auch nur den Spottnamen El Pastor beibehielt, unter dem er allgemein bekannt ist.

Während des Befreiungs-Krieges entwickelten sich seine Talente stufenweise, und als derselbe mit einem glorreichen Erfolge endigte, überbot der Name El Pastor's an Berühmtheit selbst den Mina's. Als die Constitution proklamirt wurde, faßte Jauregny die Prinzipien derselben mit warmem Eifer auf. Durch Ferdinand, als dieser König vermittelst Französischer Truppen und Französischen Geldes wieder auf den Thron gesetzt wurde, in's Exil geschickt, suchte er ein Asyl im Auslande, bis zu dem Augenblicke, wo die Regierung der jungen Königin ihn zu sich berief und ihm, mit dem Grade eines Divisions-Generals, das Kommando über Guipuzcoa übertrug.

Es hätte sich schwerlich ein Mann auffinden lassen, der den Posten besser zu verwalten im Stande gewesen wäre, als Jauregny. Dieser Feldherr verbindet mit seinem Muthe und seiner Thätigkeit außerordentlich populaire Manieren, und, was noch mehr ist, er spricht das Idiom aller der verschiedenen Völkerschaften, über die er seine Autorität auszuüben berufen ist. Aber was ihn vor Allem dazu geeignet macht, in dem Lande den Parteikrieg zu führen, das ist die genaue Kenntniß der Lokalitäten, wo er so viele Jahre in seiner Jugend, sowohl als herumziehender Hirt wie als umherschweifender Guerilla, zugebracht. Man sagt, daß es keine Passage, keinen Engpaß, keine Schlucht, kein Thal in den Pyrenäen gebe, die dem unermüdlichen El Pastor unbekannt wären.

Ein Umstand macht ihm besonders Ehre. Mitten in dem rohen Kriege, wo das Blut in reicherem Maaße als das Wasser geströmt ist, kamen alle die verschiedenen Parteien darin überein, seine Mäßigung und Menschlichkeit mit Lob hervorzuheben. Ich erfuhr zu Tolosa, daß er während seines Kommandos nicht mehr als zwei Personen erschießen ließ. (Man denke hierbei nur an die unzähligen Hinrichtungen, die den Ruhm der anderen Generale, seiner Kollegen sowohl als seiner Gegner, mit Blut befleckt hat.) Der Eine von diesen befand sich unter der Zahl seiner besten Freunde. Als Corregidor einer kleinen Stadt in der Umgegend hatte er für die Karlisten Partei genommen, und einige von seinen Intriguen, zu Gunsten dieser Partei, waren Jauregny denunzirt worden. Der General begiebt sich sogleich an Ort und Stelle, läßt ihn vor sich kommen, verschließt sich mit ihm in einem abgelegenen Zimmer, benachrichtigt ihn von seiner Anklage und zeigt ihm die Aktenstücke vor, die als Beweis für seine Handlung dienen. — „Diese erste Beleidigung", sagte er am Schlusse zu der erstaunten Magistratsperson, „verzeihe ich aus Rücksicht auf unsere alte Bekanntschaft; allein das Vaterland hat auch seine Rechte, eben so gut als die Freundschaft, und es ist Deine Pflicht, für die Zukunft über Dein Betragen zu wachen." — Die Warnung blieb fruchtlos. Gleich zwei Tage darauf schickte der unglückliche Parteigänger des Don Carlos an Zumalacarregny Berichte ab über die Bewegungen der Armee der Königin. Der Bote aber wird aufgefangen oder verräth ihn von selbst, und ein von ihm eigenhändig geschriebener Brief fällt dem Jauregny in die Hände. Der Letztere hielt Wort; sein alter Freund wurde sogleich arretirt, vor ein Kriegsgericht gestellt und auf unwiderlegbare Beweise zum Tode verurtheilt.

Obgleich in der Armee wie in der Gesellschaft zu einem hohen Range gelangt, behielt El Pastor doch die ganze Einfachheit der Manieren seiner Jugend bei, mit der aufrichtigsten Anhänglichkeit für seine Aeltern und Freunde, die in einem weit niedrigeren Stande verblieben, nachdem er sich durch sein Verdienst emporgeschwungen. In dem Augenblicke, wo ich ihn beobachtete, unterhielt er sich ganz vertraulich auf

seinem Balkon mit zwei einfachen Soldaten in rothen Mützen. Man sagte mir, daß es seine Vettern wären. Ihr Kostüm unterschied sich auf keine Weise von dem der übrigen gemeinen Truppen. Sie trugen, wie alle ihre Kameraden, Pantalons, bis zu den Knieen aufgeschürzt, und ließen ihre von der Sonne gebräunten und unbestrumpften Beine durchblicken; allein ihr Vetter, der sich gegen dieselben ungefähr wie ein Pascha mit drei Roßschweifen hätte benehmen dürfen, schien sich sehr wenig um diese Unregelmäßigkeiten der Toilette zu kümmern und lachte nichts desto weniger gutmüthig über die Quodlibets, die sie in ihrem Gebirgs-Dialekte gegenseitig unter einander austauschten.

Diese Gutmüthigkeit bildet die sicherste Basis seiner Autorität; denn es ist bekannt, daß unter allen Generalen der Königin El Pastor am besten über die Beschaffenheit der Kräfte und über die Bewegungen des Feindes unterrichtet ist. Dies rührt daher, daß in diesem Kriege, wo der Bruder gegen den Bruder und der Vater gegen den Sohn bewaffnet ist, seine leutseligen Manieren ihm warme Anhänger, selbst unter den Reihen der Karlisten, verschafft haben.

Es wurden ihm Mittheilungen von solchen Seiten gemacht, die den Drohungen sowohl als dem Golde Rodil's verschlossen blieben; kurz, ich habe ihn überall lobpreisen hören, außer bei der Armee des Letzteren. Hier können ihm Offiziere, die zu den edelsten und reichsten Familien der Halbinsel gehören, seine niedrige Geburt und seine durch seinen Degen erlangten Beförderungen nicht verzeihen. Indem sie seine Ueberlegenheit in der Führung des Guerilla-Krieges nicht leugnen können, erkünsteln sie die größte Verachtung für diese Art von Krieg im Allgemeinen. Andererseits ist ihnen auch bekannt, daß der arme Schäfer keine wissenschaftliche Bildung genossen; nun übertreiben sie den Werth der gelehrten Wissenschaften, setzen die Praxis gegen die Theorie herunter, indem sie behaupten, daß man Erfahrungen nur durch die Bücher erwerben könne, und stellen einen Bibliotheks-Pedanten als den vollkommensten Typus eines Generals der Armee auf."

Am anderen Tage gegen Abend verließ El Pastor sammt seiner Division die Stadt. Das leichte Truppen-Corps, aus dem die Avant-Garde besteht, ist das furchtbarste in der ganzen Armee der Königin. Es ist ganz eigens zum Agiren gegen die Karlisten aus den Engpässen des Gebirges ausgehoben worden, wo ihre Beweglichkeit, ihre Kampfweise und ihre Lokal-Kenntniß ihnen eine zu gewaltige Ueberlegenheit über die regulairen Truppen verleihen, die gewiß dazu geeigneter sind, auf dem freien Felde zu manövriren. Das ganze Corps zählt nur achthundert Mann, die aus den verschiedensten Theilen zusammengelesen sind: die Einen sind Franzosen, welche aus den Kantonnirungen an der Gränze entflohen, und die Uebrigen sind Basken, die der hohe Ruf des Christino-Chefs herbeigezogen. Ihre Besoldung beträgt sechs Realen und dreißig Sous täglich, eine übermäßige Summe, wie der Verfasser bemerkt, in einer Gegend, wo die Lebensmittel so billig sind; ein evidentes Zeugniß von der Nothwendigkeit, in der sich die Königin befindet, durch Geld-Belohnungen die wankende Treue der Navarresen zu beleben, welche ihre Sache noch nicht gänzlich aufgegeben.

„Die Uniform dieses Corps", heißt es weiter, „ist beinahe der der Karabiniers (rifles) der Englischen Armee ähnlich; sie besteht nämlich aus einem grünen Rocke und einem Degengehenk mit Patronen, das in der Mitte um den Leib geschnallt ist; ihre Flinte ist leichter, als die der Linientruppen. Man nennt sie die rothen Mützen, auf Baskisch chapelgorris, wegen der Farbe ihrer Kopfbedeckung, wodurch sie sich allein von den Karlisten unterscheiden. Die Letzteren haben nämlich blaue Mützen auf, im Schnitte und am Stoffe im Ganzen den Mützen ähnlich, welche die Gränz-Schotten so berühmt gemacht haben. Was die Soldaten bei den regulairen Regimentern betrifft, so zeichneten sie sich meistentheils durch die Schönheit ihrer Taille aus; allein, was sollen wir von ihrer Equipirung hinzusetzen? Es giebt Keinen unter ihnen, dessen Montur nicht mit Lappen von allerlei Gestalt, von allerlei Größe und von allerlei Nüancen zusammengeflickt ist.

Eine merkwürdige Thatsache beweist, in welchem Grade die in der Gewalt der Königin befindlichen Städte von den Karlisten blokirt sind. Zwölf Stunden nach dem Abmarsche unserer 3200 Mann starken Division wußte zu Tolosa noch Niemand, nach welcher Seite sie sich hingewandt habe. Der Weg, den sie eingeschlagen hatte, lief nämlich in weniger als zwei Meilen von den Mauern ab in einen Kreuzweg aus, der zwei entgegengesetzte Straßen von einander schied. Die allgemeine Meinung war nun, daß El Pastor sich rechts gewandt, das heißt, nach der Seite von Azcoytia zu, während er in der That links nach Villafranca abmarschirt war. Es hatte aber nicht ein einziger Bewohner die Kühnheit gehabt, unserem Zuge bis zu dem Scheidewege zu folgen und sich auf diese Weise Gewißheit zu verschaffen. Ich habe Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß dasselbe mit allen den Städten der Fall war, die die Christinos besetzt hielten. Zu St. Sebastian selbst, wo man eine Garnison von 1000 Mann hat, darf man, um vorsichtig zu seyn, sich nicht weiter hinauswagen, als die Kanonen der Citadelle reichen." (Schluß folgt.)

Italien.

Farjasse's Besteigung des Aetna.

(Aus dessen in Paris erschienener „Italiänischer Reise".)

Seit meiner Ankunft zu Catania hatte der Scirocco, ein Wind aus Süd-Ost, eine Menge Wolken über dem Aetna aufgethürmt, welche seinen Gipfel verhüllten. Endlich erhob sich ein Sturm, ein starker Regenguß folgte ihm; ich konnte jetzt diesen kolossalen Berg in seiner ganzen Majestät erblicken und durfte hoffen, ein Schauspiel zu genießen, das ich mir schon lange versprochen hatte. Eines Morgens (der Himmel war sehr günstig) machte ich mich um zehn Uhr (weil ich früher den Führer mit den Maulthieren nicht bekommen konnte) von Catania auf den Weg. Als ich die Stadt hinter mir ließ, drängten sich meinem Blicke die schrecklichen Wirkungen der Lava vom Jahre 1669 auf; vielen Orten erstreckt sie sich auf eine Breite von drei Stunden u bedeckt eine Fläche, größer, als ganz Paris zusammengenommen. E hatte die Vorstädte verschüttet, war an den niedrig liegenden Stell über die Mauern geströmt, und wo sie höher waren, hatte sie dieselbe wie ein geschickter General, umgangen. Man schreibt diese Erscheinun der Luftsäule zu, welche, innerhalb der hohen Mauern von Catania ei geschlossen, gegen diesen Feuerstrom einen Wall bildet. Diese Ersche nung kommt täglich vor; die Kirche de la Torre del Greco, am Fu des Vesuvs, und andere Gebäude zeigen Beispiele hiervon, welche d Mysticismus oft zur Verunstaltung des Volksglaubens gemißbraucht ha

In einiger Entfernung von der Straße, welche nach Messina führ trifft man ein unermeßliches Lavabette, welches den alten Hafen de Ulysses ausfüllt, wo daher auch nicht das kleinste Fahrzeug heute Schu finden könnte. Bis nach Nicolosi ist die wohl angebaute Landschaf mit Dörfern und zahlreichen Wohnungen übersäet, welche, amphitheatra lisch, sehr schön sich gruppiren. Nirgends, nicht einmal in Campania, hatte sich mir die Fruchtbarkeit in so großem Reichthum gewiesen. Wi bemerkten, in der Richtung nach Tolosi, einen Krater, dessen doppelte Gipfel mich an den Vesuv erinnerte. Es ist der monte Rosso, ein Wirkung des Ausbruches vom Jahre 1667, welche vier Monate anhie Aus diesem Schlunde ergoß sich jener brennende Ocean, welcher Cata vernichtete. Die rothen Lavaschlacken, womit seine Seiten bedeckt s haben ihm diesen Namen gegeben. Dieser neue Vulkan setzt heute n durch seine Ausbrüche die 3000 Einwohner von Nicolosi, welches a seinem Fuße liegt, in Schrecken. Man zählt vier Lieues von Cata nach diesem Flecken; in viertehalb Stunden hatten wir sie durchmess und sofort, nach einem mäßigen Mittagessen und mit neuem Lebensm versehen, machten wir uns auf den Weg.

Nicolosi ist der letzte Punkt in der niederen Region des Aet Die Eingebornen unterscheiden ihrer drei von Catania bis zum Gi des Vulkans; diese hier nennen sie reggio coltivata. Von hi langten wir in die Wald-Region, nemorosa, von der früheren eine kleine Sandfläche, oder vielmehr durch Asche, die der monte ausgespieen, getrennt, welche man links liegen läßt. Der reichlic gen des gestrigen Tages hatte diesen Weg sehr angenehm gemacht, ungern verließen wir diesen Sand, um ein Feld mit höckerichter Lava zu überschreiten, worauf indessen die Maulthiere einen festen sicheren Fuß setzen. Am Ausgange dieses Lavafeldes ist das Gehölz Anfange licht und hoch, und man genießt bald den Anblick eines Par kes von hochaufstrebenden Bäumen, das Schönste, was man nur sehe kann. Wir erfreuten uns unter ihrem Schutz der vollkommensten Frühlingsfrische. Die Rosen, das Veilchen, selbst der Weißdorn, standen in der zweiten oder vielleicht in der dritten Blüthe.

Ein fürchterlicher Lavastrom zwang uns, diesen Ort zu verlassen, wo man noch die Gesänge und die Flöten-Wettkämpfe von Theokrit's Schäfern zu vernehmen glaubt, wo vielleicht Empedocles unter dem Schatten, nach seinen fleißigen Beobachtungen, Erholung suchen kam. Diese zweite Lava bietet mehr Schwierigkeiten, als die erste dar; aber, Dank der Geschicklichkeit unseres Führers, oder vielmehr seiner Maulthiere, wir fanden die Schwierigkeiten nicht allzu abschreckend. Der Rücken des Aetna trägt vier Arten von Eichen: die weiße, die grüne, die Zwerg- und die Kork-Eiche; auch einige Buchen trifft man dort. Tritt man in die auf das Gehölz folgende bedeckte Region (scoperta), so empfindet man einen sehr merklichen Wechsel in der Temperatur. Der Reisende glaubt beim Ueberwinden dieser drei Zonen eben so viel Jahreszeiten durchgemacht zu haben, nämlich den Sommer, Herbst und Winter, so sehr variirt die Temperatur.

Bei unserer Ankunft in dem Schneehause (casa delle neve), sieben Miglien von Nicolosi, war das Thermometer seit unserem Abgange von Catania um 10 Grad gefallen. Dort mußten wir einen Theil der Nacht verbringen. Wir richteten uns lustig auf den Bivouac ein, machten Feuer, Thee, den wir durch einige Glas Rum hoben, und in unsere Mäntel und Reitkleider, womit wir uns reichlich versehen hatten, wohl eingehüllt, versuchten wir, obschon vergebens, zu schlafen. Der grollende Vulkan, die Ausmalung des Schauspiels, das uns bevorstand, versetzte unsere Seele in eine zu große Aufregung, um die Augen schließen zu können. Um Mitternacht forderte uns der Führer auf, uns auf den Weg zu machen. Mit einem kurzen Mahle schickten wir uns dazu an und thaten wohl daran; denn wer weiß, ob wir ohne diese Vorsicht fähig gewesen wären, die auf uns wartenden Beschwerden und die Kälte zu ertragen.

Der Himmel zeigte sich in der ganzen Erhabenheit jener schönen Nächte des Orients, sein blausammeines unermeßliches Gewölbe über uns ausgespannt, mit Tausenden von Sternen besät, alle wie eben so viele Karfunkel strahlend. Die Abwesenheit des Mondes trug dazu bei, die feierliche Majestät dieses Gemäldes zu erhöhen. Bald läßt man die äußersten Gränzen der Wald-Region hinter sich. Wir gingen ohne Aufenthalt bei der Eichengrotte vorüber. Allmälig wurde der Weg jäher, und der immer empfindlichere Wind zwang uns, unsere Mäntel, die wir zurückgelassen hatten, zu holen. Erst von der freien Region aus kann man diesen gigantischen Krater in seiner ganzen Ausdehnung mit dem Blicke umfassen. Früher hinderten die kleinen Berge, die secundairen, auf den Seiten des Berges befindlichen Vulkane, so wie das Gehölz, die offene Aussicht.

Nachdem wir eine ziemlich große, mit frisch gefallenem Schnee bedeckte Fläche zurückgelegt hatten, erreichten wir endlich das „Haus der Engländer", welches bald erstarrte Reisende zerstört haben, um Feuer zu machen. In drittehalb Stunden ist man die 7 Miglien, welche diesen Zufluchtsort von dem Schneehause trennen, durchwandert. Wir machten Feuer, tranken Grog und erwarteten drei Uhr des Morgens, um unsere Wanderung fortzusetzen. Der beschwerlichste Weg ist ohne Zweifel der von dem „Hause der Engländer" bis zu dem Fuße des Hauptkegels; man muß ihn zu Fuß über einen Haufen schroffer Lava

machen, deren Kanten die empfindlichsten Schmerzen verursachen; doch ist man erst am Fuße des Kraters angekommen, so wird das Steigen, wie jähe auch der Weg ist, weit minder beschwerlich; und wenn der bewegliche Boden nicht gestattet, den Fuß aufzusetzen, so hilft man sich dadurch, daß man zwei- oder dreimal ansetzt. Ich konnte nicht umhin, meine mir vorangehenden Reisegefährten mit Eichhörnchen zu vergleichen, die, in cylindrischen Gitter-Rädern eingeschlossen, beständig klettern, ohne von der Stelle zu kommen.

Die Furcht peinigte mich, wir würden den Gipfel vor Tages-Anbruch nicht mehr erreichen; zum Glück war es nicht also; wir gewannen den Gipfel eine gute Viertelstunde vor Sonnen-Aufgang, und ich konnte dieses einzige Schauspiel in seiner ganzen Großartigkeit genießen. Man erwarte von mir keine Schilderung desselben. Ich glaube nicht, daß die beredteste Feder mit Erfolg ein Gemälde hiervon unternehmen oder daß die reichste Einbildungskraft ihm nahe kommen könnte. Die Sterne im Osten verschwanden in dem die Morgenröthe ankündigenden weißen Lichtglanze. Die Gebirge Kalabriens zeichneten sich in kräftigen Tinten am Himmel. Lucifer, der Lichtbote, glänzte in seinem strahlenden Feuer. Gegen Abend herrschte noch die Nacht.

Die Größe des Phänomens, welches unter meinen Füßen tobte, konnte meine Blicke, die alle vor meinen Augen sich entwickelnden Phasen der neuen Schöpfung zu erreichen trachteten, von dem Himmel nicht ablenken. Einige leichte Wolken kränzten den Horizont und wiegten sich gleich einem über dieses prächtige Geheimniß ausgebreiteten Schleier; doch bald, mitten aus einem Ocean von Opal, Purpur und Gold, erhebt sich majestätisch das Gestirn, welches Licht und Leben über die Welt verbreitet. In Entzücken versunken, blieben wir unbeweglich, als der Führer uns erinnerte, unsere Blicke nach dem Niedergange zu richten. Da lag, wie ein gigantisches Gebirge, dessen Kuppe der Aetna bildete, ganz Sicilien zu unseren Füßen. Von diesem Punkte aus sahen der Friz, der Dinnamar, der Rosso, die höchsten Berge — wie Hügel aus. Das Licht beleuchtete zu Anfang ihre Gipfel, verbreitete sich dann stufenweise über ihre Abhänge und ergoß sich endlich wie ein Strom bis in die Gründe ihrer Thäler.

Gegen Mitternacht umkränzte der Aeolische Archipel mit seinen Türkis-Felsen Sicilien; zu unseren Füßen die grünen Ebenen der Insel, von Flüssen durchschnitten, welche sie in langen Silberfaden befruchtend durchziehen, mit zahlreichen Heerden bedeckt, und das Meer, dessen azurne Wellen freundlich mit den glücklichen Gestaden, die es berührt, kosen. In der Entfernung, Malta, als ein dunkler Punkt am Rande eines 300 Lieues entfernten Horizonts. Welche Majestät! welche Größe! welcher erhebende Auftritt! Unwillkürlich senkten sich meine Kniee, ich betete zu dem Ewigen. Hierher komme der Atheist, und sein Stolz wird schwinden gegenüber diesen Wundern, und sein Herz, wenn auch nicht seine Lippen, wird den Schöpfer bekennen!

Man genießt auf dem Aetna eine überraschende optische Wirkung, welche die isolirte Lage dieses Kolosses unter den Vulkanen allein hervorbringen kann: ich rede von dem unermeßlichen pyramidalischen Schatten des Berges. So lange, bis ganz Sicilien im Lichte steht, hält dieser Schatten, welcher über hundert Meilen lang nach der Richtung gegen Agrigent sich erstreckt, ein Viertheil des Gemäldes im Helldunkel und bildet einen scharfen Kontrast gegen die erleuchteten Partieen; je höher aber das Gestirn steigt, in dem Maaße verkürzt sich auch der Schatten, so lange bis er verschwindet.

Unsere Aufmerksamkeit wandte sich hierauf auf den Krater. Auf diesem Punkte bildete er einen Schlund von 3000 Toisen im Umfang, das Doppelte des Marsfeldes von Paris. Der Rand, welcher diesen Schlund bekränzt, zeichnet sich in bizarren Linien, eine Wirkung der Ausbrüche dieses Vulkans; seine unregelmäßige Fläche senkt sich gegen Osten. Auf der gegenüberliegenden Seite steigt ein Kegel empor, der erst von dem Gipfel sichtbar wird; von dort aus erhebt sich die Rauchsäule, welche sich in den Wolken verliert.

Ein Lavastrom floß von den Seiten dieses neuen Kraters und stürzte sich in den großen, woher von Moment zu Moment schwefelige Dampfwolken aufquellen, welche uns hinderten, auf den Grund des Schlundes hinunterzusehen. Seine Wände sind mit schlackiger Materie, mit Schwefel und reinem Alaun bedeckt. In verschiedener Entfernung bemerkt man während der Dunkelheit blaue Flammen zwischen den Spalten hervorbrechen, welche der schwarzen Lava eine infernalische Farbe mittheilen. Alle unsere Bemühungen, in den Krater hinabzusteigen, waren umsonst. Als wir unserem Führer von unserem Verlangen sprachen, brach er in laute Ausrufungen aus. Ein Engländer, der es nicht lange vorher versucht hatte, mußte das Schicksal des Empedocles theilen. Es war sechs Uhr, als wir uns zur Rückkehr anschickten.

Bibliographie.

Del commercio dei Veneziani. (Ueber den Handel der Venezianer.) Von Fabio Mutinelli. Venedig.

Del diritto di reciprocita. (Ueber das Reciprocitäts-Recht nach dem Oesterreichischen Civil-Gesetzbuche.) Von C. M. Natale. Mailand.

Del ecleticismo in Francia. (Ueber den Eklektizismus Royer-Collard's und Victor Cousin's.) Rede, von Gius. Devincenzi. Neapel.

Frankreich.

Meine Reise nach Brundusium.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Kaum war ich also in Pierre Corneille's Vaterstadt angelangt, als ich durch meine tiefste Ehrerbietung und durch ein tiefes Schweigen die verleumderischen Lobeserhebungen, mit denen man ihn überhäuft hatte, zu sühnen suchte. Es schien mir, als ob sein mächtiger Blick, der so viel heroische Tugenden ins Leben rief, der so viele verschwundene Größe wieder erweckte, der so viele erloschene Revolutionen aus dem Staube der Gräber ans Licht zog, mit Wohlwollen auf mir ruhte, und als ob der große Corneille das Gebet hörte, welches ich im Herzen an ihn richtete. — Du, der Du einen so hohen Platz dort oben in dem Dichterhimmel einnimmst, großer Mann, der Du Shakespeare zur Linken und Racine zur Rechten hast, der Du Molière von Angesicht zu Angesicht schaust, Du, dessen heiligen und geweihten Mantel Voltaire lächelnd und doch mit aller ihm möglichen Verehrung trägt; o Corneille, wirf einen günstigen Blick auf uns nieder, denn Du allein kannst uns retten; ja, Du allein bist jetzt das Muster und der Heiland der tragischen Dichtkunst. Voltaire ist durch seine eigene Philosophie erschöpft, und mit ihm ist es vorüber; denn die Empörung, die er gepredigt, hat längst alle Hindernisse weggeräumt und alle Schranken umgestürzt. Racine, der Bewunderungswürdige, war nur unter dem großen Könige möglich, mitten unter jenen eleganten Liebeshändeln, deren Dolmetscher und unbewußter Mitschuldiger er wurde. Die Tragödie eines Einzigen, gedichtet für einen Einzigen, die individuelle Tragödie Crebillons zum Beispiel, ist nicht mehr möglich, denn die Massen der jetzigen Zeit bedürfen eines Theaters, das für ihre Massen gemacht ist; Du allein, Du Mann der Politik, Du bist das einzig mögliche Vorbild für unsere Tage. Du allein verstehst es, den Völkern von den Interessen und besonders von den Leidenschaften der Völker zu sprechen; Du allein hast das Geheimniß aller Revolutionen und somit das Ziel aller Größe ergründet; Du allein entkleidest den Helden, der Dir unter die Hand kommt, und nachdem Du ihm seinen Purpurmantel abgenommen, nachdem Du seine Liktoren entfernt hast, zeigst Du ihn uns noch groß und furchtbar, wenn er wirklich an und für sich selbst groß und furchtbar ist. Auf Alles von Dir, selbst auf die Sprache, die Du Dir geschaffen, Corneille, sollten wir aus allen Kräften wieder zurückzukommen suchen, weil auch Deine Sprache die einzig mögliche für uns ist. Wir sind so weit von der bewunderungswürdigen Reinheit Racine's entfernt, und wir leben so kurze Zeit, wir und unsere Werke, daß wir weder die Zeit, noch den Willen, noch die Kraft haben, jene zur Verzweiflung bringende Vollendung, jene keusche und glühende Leidenschaft, jene stets klare, geschmackvolle und gefeilte Diction wieder zu erreichen, das Höchste, was man in Stil, Leidenschaft und Ideal erreichen kann. Du gelangst viel schneller zum Ziel, Du drückst Dich kurz, einfach und bündig aus, wie es zu Deinem Zweck dient, wie ein großer Dichter, der auch zugleich ein großer Praktiker ist; Du stehst an der Spitze unserer alten Sprache, die gerades Weges, ohne Umschweife, ohne Schnörkel, ohne Umschreibungen auf ihr Ziel losgeht. Du würdest nicht die bewundernswerthe und unnachahmliche, aber unnütze Erzählung Theramens geschrieben haben; auch bist Du es, den unsere literarische Epoche, ohne es zu wissen, sich erkoren hat. Du hast Herrn Lemercier, dem alten Akademiker, die Hand geführt, und Herrn Victor Hugo, der, ach, nächstens auch ein Akademiker seyn wird, und einen Jeden von ihnen hast Du hervorbringen lassen, was sie hervorzubringen vermochten. Du zogest Lemercier aus der Literatur der Kaiserzeit hervor; ausgezeichnete Ehre, unschätzbares Glück! Was den Anderen betrifft, so fandest Du ihn ganz Spanisch gebildet, wie Du selbst es warst, und Du hauchtest ihm sein schönstes Drama ein, seine Castilianische Ehre, eine Erinnerung an Cid, jene erste dramatische Geschichte der Castilianischen Ehre. Ja, Victor Hugo ist Dein Sohn; wohl ihm, wenn er stets Dir folgen wollte; wohl ihm, wenn er mit Deinem Stil, mit Deinen plötzlichen und kühnen Wendungen, mit Deinen hingeworfenen, eingeschnittenen, kräftigen Versen auch die Einfachheit Deines Stoffes, die Klarheit Deiner Handlung, die erschütternde Entwickelung Deiner Tragödie von Dir annähme; wohl ihm, wenn er ganz in die Fußtapfen träte, die Du ihm vorgezeichnet, und die er mit solchem Glück aufgefunden und mit solcher Sicherheit und Beharrlichkeit verfolgt hat.

O, Corneille, komm uns zu Hülfe, rette uns von dem prosaischen Trauerspiel, rette uns von den geheimen Thüren, von den des Nachts herumspürenden Spionen, von den Giften und Gegengiften, von den gefüllten, eben so wie von den leeren Särgen; rette uns von den Strickleitern, von den doppelten Schlupfwinkeln und von dem gar zu oft wiederkehrenden Mondschein! Lehre uns, wie man groß seyn und doch immer einfach bleiben kann, wie man sich zum Erhabenen nicht hinaufwindet, sondern wie man mit Einem Wort dazu gelangt, wenn eine echte Leidenschaft dies Wort eingiebt; belehre uns auch, wie die Tragödie nichts Anderes ist, als die Geschichte der großen Männer und der großen Völker, zum Nutzen der Gegenwart und Zukunft geschrieben. Mit einem Wort, da Dich Dein Bildhauer, freigebiger als der Kardinal Richelieu und König Ludwig XIV., mit einem so weiten Mantel beschenkt hat, großer Mann, so breite Deinen Mantel über uns aus. So sey es! Amen.

Nach Beendigung meines Gebetes verneigte ich mich noch einmal vor diesem großen Gott der modernen Poesie und war mit dem nächsten Schritt schon an der Thür eines Gasthofes. Es war, als ich anklopfte, um die Zeit, wo es noch nicht Tag und doch nicht mehr Nacht ist.

Schon erwachte die Stadt aus ihrer Ruhe. Ich weiß nicht, ob Sie schon einmal beobachtet haben, wie sonderbar sich dies macht, wenn mit einem Male Leben, Bewegung und Geräusch in die schweigenden Straßen, leeren Plätze und stummen Quais eintritt. Kaum zeigt sich die Sonne, so regt sich auch schon jedes Haus und öffnet seine Thüren und Fenster, wie ein arbeitsamer Mensch seine noch schlaftrunkenen Augen aufschlägt. Nun verschwindet allmälig die nächtige, schweigende Stadt, um der geräuschvollen, taghellen Platz zu machen. Man möchte sagen, die Häuser wichen anderen Häusern, wie die Sterne anderen Gestirnen Platz machen. Jenes Gebäude da, welches bei Nacht wie ein großer prächtiger Palast erschien, ist am hellen Tage nichts als ein altes schlechtes Wohnhaus; die Kathedrale, die im Mondlicht noch eben so groß war, schrumpft mit dem nahenden Tage immer mehr und mehr zusammen. Die Statue Corneille's, die mir so riesenhaft vorgekommen war, schien jetzt unter den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne ein-

zuschnetzen. Alles verändert sich an diesem Koloß und um ihn herum; es ist nicht mehr meine Stadt, von der ich vor wenigen Augenblicken noch der einzige Eigenthümer war, die mir allein ihre Straßen, ihre Quais, ihren Hafen öffnete; sondern eine Stadt, die sich für ihr tägliches Brod abarbeitet, eine Stadt, die aufwacht, um zu schaffen, zu handeln, zu leiden und zu sterben; so eben war ich noch der Herr, der König dieser schlafenden Welt, jetzt bin ich nur noch ein Fremder, dem der erste beste Gendarm seinen Paß abzufordern berechtigt ist. Also fein still in den Winkel.

Ich sah die Stadt Rouen im Mondlicht, und ich sah sie ruhig, schön, alt und ehrwürdig. Bei Tage ist es eine Stadt, die allen Städten gleicht, wo das Leben erkauft wird, wo Jeder an sein Geschäft gefesselt ist, allen Städten, die im Schweiß ihres Antlitzes von ihrer Hände Arbeit leben. Die Städte haben oft gleiches Loos mit den Menschen. Es giebt Städte, die kaufen, verkaufen, fabriziren, ihr Geld auf hohen Zins legen, für die Zukunft sorgen und sich um den Cours der Rente beunruhigen; und es giebt andere Städte, die denken, träumen, des Nachts unter ihren erwärmten Dächern und des Tages im Schatten ihrer Bäume schlafen; es giebt noch andere, die sich weder mit der philosophischen, noch mit der Handels-Speculation beschäftigen; das sind die ganz spießbürgerlichen Städte, die sich in schlaffer Gleichgültigkeit schon längst von Geschäften und Gedanken zurückgezogen haben, und denen es nur um ruhiges Behagen zu thun ist; die sich im Winter mit Klatschereien und im Sommer mit Betrachten der vorüberziehenden Wolken ergötzen; die wissen, wie viel Kieselsteine an ihren Ufern liegen, weil sie Zeit gehabt, sie zu zählen, und die Ihnen sagen werden, wie viel Reiser die alte Ulme auf ihrem Marktplatz im letzten Jahre getrieben hat. Welchen von diesen Städten würde Ihr Geschmack den Vorzug geben? der Stadt, die immer arbeitet, der Stadt, die immer träumt, oder der Stadt, die immer ausruht? Wollen Sie eine Stadt, die arbeitet, so haben Sie Paris; eine Stadt, die denkt — wieder Paris; endlich eine Stadt, die ausruht — abermals Paris. Paris ist die Arbeit, die Philosophie, der Schlaf; es ist Alles, was man denkt, es ist Alles, was man wünscht, es ist das Eldorado mit Candide, mit Panglos, mit Kunigunde, und vor Allem mit den sieben entthronten Königen, die sich zum Karneval nach Venedig begeben.

Das ist Alles, was ich in Rouen gesehen: die Kathedrale und die Statue Pierre Corneilles; ein ungeheures Gebäude, verwittert und ohne Glauben, und ein bronzenes Standbild von gestern, von der Menge verehrt und angebetet; hier ein Tempel ohne Gott, und dort ein Gott ohne Tempel; Trümmer, die einst heilig waren, jetzt aber verfallen sind und von einigen ungläubigen Tagelöhnern, die etwas Besseres zu thun glauben würden, wenn sie eine Kaserne oder ein Rathhaus zu bauen hätten, langsam, schlecht und erbärmlich wieder ausgebessert werden; und auf der Brücke ein Mann, der einst verkannt, geringgeschätzt, vertrieben, in's Elend gestürzt, ja, von dem vorüberfahrenden Schauspieler mit Koth bespritzt wurde, und für den man nun ein ganz neues Piedestal aus Marmor und Erz erbaut; hier eine verlassene, verödete, traurige, in Staub versinkende Kirche; dort ein Kultus aller Herzen und Geister; hier Einsamkeit und Vergessenheit. Wer wollte es bei einem solchen Anblick und bei einem so traurigen Gegensatz auszusprechen wagen, auf welcher Seite der Glaube, auf welcher der Gott ist? Welch ein Ding ist die Zeit! Sie entzieht dem, der achtzehn Jahrhunderte lang angebetet worden, den Ruhm und die Huldigungen und umgiebt einen armen Mann aus dieser Stadt, der beinahe schon ein Jahrhundert todt ist, mit einer unsterblichen Glorie!

Man kann also die Stadt Rouen in die beiden Worte zusammenfassen: eine Kathedrale, die einfällt, und eine bronzene Statue, die sich immer mehr erhebt; so wie man die Stadt Dieppe kurzweg als eine am Strande sich brechende Meereswoge bezeichnen kann. Dieppe ist im Ganzen genommen ein ziemlich trauriger Ort ohne sehr bestimmte Physiognomie. Man mag es bei Nacht oder bei Tage sehen, es bleibt immer dieselbe Stadt. Es ist eine von den ewig schlafenden Städten, von denen ich oben redete, und die nur zu gewissen Stunden des Jahres ihren tiefen Schlaf verlassen, um ihren Bedarf an Oel und Wein einzukaufen, worauf sie sich dann wieder niederlegen und, wie der Bär im Winter, an ihren Pfoten lecken. So wie man in die Stadt tritt, sucht man das Meer, und man ist sehr erstaunt, es ganz in der Ferne zu finden, weit ab von den Häusern und Straßen, die es durch sein gewaltiges Tosen und durch seinen großartigen Anblick beleben würde. Wenn übrigens vom Meer die Rede seyn soll, so spreche man mir nicht von diesen Gestaden, die nur ein paar Kranken zum Baden dienen, und deren Wogen sich unwillig nicht von dem Sandkorn der heiligen Schrift, sondern von dem nur halb noch lebenden Körper eines Menschen aufgehalten sehen. Das ist eine Demüthigung, die der Allmächtige dem Meere, diesem Kinde seines Zornes, gewiß nicht vorherzusagen gewagt hätte! Kaum zu Dieppe angelangt, stürzt der Fremde sich in's Meer; er mag krank oder wohl auf, dünn oder dick seyn, augenblicklich, ohne daß ihm Einer Halt zuruft, wirft er sich in die salzige Fluth. Eine große Unvorsichtigkeit! Dieses von Salz ganz geschwängerte Wasser ist nichts weniger als ein gefahrloses Bad; im Gegentheil, es können Einem die schlimmsten Zufälle begegnen, wenn man aus dem trügerischen Elemente zurückkömmt; Schwindel, stechende Schmerzen, bösartige innere Leiden, Hautbrennen, Nervenzittern am ganzen Körper, lange Schlaflosigkeit, oder, was noch trauriger ist, schwerer Schlaf, das sind die Uebel, die den Unbesonnenen erwarten, der sich ohne Rath dem Vergnügen hingiebt, den Wellen obzusiegen und Trotz zu bieten. Ich selbst habe nach fünf oder sechs einstündigen Seebädern einen Theil jener Unannehmlichkeiten empfunden. Anfangs ist es sehr behaglich und ein wahres Fest, die Welle so schäumend an seinen Füßen sich brechen zu fühlen, Schritt vor Schritt vorzudringen und sich plötzlich in eine drohende Woge zu stürzen, die unseren Körper mit Gewalt fortreißt, aber, bald bezäh uns sanft wie ein Kind schaukelt. Man wird fortwährend hin und geworfen und befindet sich bald hoch am Himmel, bald tief im grunde; das Wasser ist lau, die Luft ist frisch; man vergißt die und wenn man aus dem Bade kömmt, fühlt man, so schön und war es, in seinen Gliedern eine ungewöhnliche Geschmeidigkeit; man nehme sich wohl in Acht vor den Folgen dieses gewaltsamen mittels. Man ist ganz von Salz durchdrungen, wenn man hera kömmt; das mächtige Wasser hat Einem tüchtig die Seiten gepeits und den Körper gezwungen, diese ungewohnte Last zu ertragen; Folgen davon werden bitter seyn.

Der Badende scheint hier zu sehr sich selbst überlassen, er müß ehe er sich einem für ihn so neuen Element übergäbe, genöthigt sey erst auf den Rath und nöthigenfalls auf die Befehle des Bade-Arzt zu hören, um so mehr als dieser Arzt ein sehr verdienstvoller, bescheid ner, aufgeklärter und freundlicher Mann ist, der die heftigen Wirkung des heftigen Mittels, welches er vorschreibt, sehr wohl kennt. Leid hat er einen sehr indirekten Einfluß auf die Badenden; nur den, wel chen ihm seine Einsicht und Erfahrung giebt, aber keine Macht, un folglich kein Ansehen. Ich sage es noch einmal, ein Bade-Arzt müß über die Bäder, die er verwaltet, zu gebieten haben; dies wäre um nöthiger, als die meisten großen Aerzte zu Paris in diesem Punkte ziem lich unwissend sind. So schickte ein großer Doktor in diesem Ja eine seiner Kranken ins Seebad und ertheilte ihr den Rath, sie anfangs ein einstündiges Bad nehmen, nach einigen Tagen aber sie es bis auf zwei Stunden verlängern. Nun war diese Dame arme gebrechliche und kränkliche junge Frau, die nicht die geringste Er schütterung vertragen konnte; ein Bad von einer Viertelstunde, und wäre unfehlbar daraufgegangen; der Doktor Gaudet, dem sie glücklich weise jene seltsame Vorschrift mittheilte, verordnete ihr, für den Anfa nur zwei Minuten und gegen Ende der Badezeit höchstens vier bis fü Minuten im Wasser zu bleiben. Das war, wie Sie sehen, noch zie lich weit ab von den zwei Stunden, die ihr der unerfahrene Par Arzt in der Salzfluth zuzubringen vorgeschrieben hatte.

Das Alles mag einem Mediziner sehr ungelehrt erscheinen. warum? Der gute Rath von Jemand, der unvorsichtig gewesen i thut oft mehr Wirkung, als die Auseinandersetzungen eines Theoretike Ach, leider hat unser großer Wundarzt, der nicht mehr ist, dieser Man der die Ruhe und der Trost so vieler Familien war, der wie eine sicht bare Vorsehung die ganze Nacht über wachte, während wir schliefen, Dupuy tren, der so früh und so schnell Verblichene, auch er hat das Ende se nes Lebens durch unvorsichtigen Gebrauch der Seebäder zu Tréport sehr beschleunigt. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Campagne pittoresque du Luxor, exécutée pendant les années 1831, 1832 et 1833, pour aller chercher à Thèbes l'obélisque de Luxor. — Von Léon von Joannis. Mit einem Atlas und 18 Kupfern. 18 Fr.

La chronique de Nestor, traduit en français d'après l'édition impériale de St. Pétersbourg. — Von L. Paris. 2 Bde. 16 Fr.

Géographie comparée, ou étude de la terre; par C. Ritter. — Aus dem Deutschen übersetzt. Theil I.

Histoire d'Allemagne; par J. C. Pfister. — Aus dem Deutschen übersetzt von Paquis. Jede Lieferung ½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Die Seiden-Fabrication in Frankreich. Wenn die Quantität der in Frankreich produzirten rohen Seide auf 3,000,000 Pfund geschätzt wird, so muß man die Cocons auf ungefähr 36,000,000 Pfund anschlagen. Man hat berechnet, daß zu einem Pfunde Cocons eine Consumtion von 16 Pfund Maulbeerblättern erforderlich ist, so daß in Frankreich jährlich 576,000,000 Pfund solcher Blätter konsumirt werden; nimmt man nun für jeden Baum im Durchschnitt eine jährliche Production von 10 Pfund Blättern an, so muß sich die Zahl der Maulbeerbäume in Frankreich ungefähr auf 5,700,000 belaufen. Eine Unze von Seidenwürmer-Eiern bringt im Durchschnitt 100 Pfund Cocons hervor. Eben so nimmt man an, daß eine Unze Eier zum wenigsten 30,000 Würmer produzirt. Die Quantität der Seidenwürmer, die jährlich in Frankreich aufgezogen werden, kann demnach nicht weniger als 10,800,000,000 betragen. (Dr. Bowring's Report.)

— Die Taucher von Navarin. Man hat verschiedene Behauptungen darüber aufgestellt, wie lange die Perlenfischer und andere Taucher sich unter dem Wasser in beträchtlichen Tiefen, ohne zu athmen, erhalten können; Einige versicherten, daß man eine halbe Stunde, Andere, daß man noch längere Zeit im Stande wäre, das Experiment auszuhalten. Allein der Dr. Lefevre aus Rochefort, der vor einiger Zeit zu Navarin stationirt war, hatte hinreichende Gelegenheit, um die Kräfte der besten Taucher mit eigenen Augen zu prüfen. Er beobachtete diejenigen, die dazu benutzt wurden, die Ueberreste der in dem Hafen von Navarin untergegangenen Türkischen Flotte aufzufischen. Die Tiefe, in die sie sich hinablassen mußten, betrug 100 Fuß; allein so berühmt auch die Griechischen Taucher wegen ihrer besonderen Vorzüge sind, so konnte es doch keiner von ihnen zwei Minuten hinter einander unter dem Wasser aushalten. Im Durchschnitt blieben sie nicht länger als sechsundsiebzig Sekunden in der Tiefe, und wenn sie dann herauskamen, schoß ihnen oft noch das Blut zu dem Munde, zu den Augen und zu den Ohren heraus. Im Allgemeinen aber sind diese Taucher im Stande, ihre Versuche in einer Stunde vier Mal hinter einander zu wiederholen. (Medical Gazette.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Freitag den 4. September 1835.

England.

Sonntags-Vergnügungen der Londoner Philister in den heißen Sommertagen.

„Ein krankes Auge sieht Alles in der Natur verkehrt." Dies findet seine Anwendung auf die faden Philister der Residenz. Selbst in ihren Vergnügungen scheinen sie Dingen nachzulaufen, welche jedes andere menschliche Geschöpf, dessen Sinn nicht verderbt worden ist, mit Abscheu erfüllen. So leben wir jetzt in den Pfingst-Feiertagen, und das Wetter ist plötzlich so heiß geworden, wie unter der heißen Zone. Was werden unsere würdigen Londoner Bürger machen? Alle haben nur Einen Gedanken: sich zu amüsiren, und ihr werdet gestehen, die Art und Weise, wie sie dies erreichen, ist sehr zweckmäßig. Steiget hinunter zu den Landungsplätzen der Themse und betrachtet euch die nach Greenwich, Woolwich und Gravesend abgehenden Dampfschiffe. Sehet diese Hunderte, diese Tausende von Personen und Dingen, die hier wie die Häringe zusammengepackt sind: Männer, Frauen, Kinder, Speisen, Getränke, Pfeifen, Taback, Alles bildet eine einzige Masse; die Einen seufzen, die Anderen lachen, Alle schwitzen, Alle endlich sind mehr oder weniger überzeugt, daß sie sich amüsiren. Das Schiff schwankt, und ihr glaubt sie allesammt in den Strom fallen zu sehen. Unterdessen löst sich der dicke Rauch in dunkeln Wolken von dem eisernen Heerde, und die Schweißtropfen, welche wie Schneeflocken von ihren durch Schweiß erweichten Gesichtern hinabrollen, verwandeln sich in schwarze Schminke auf ihren Backen. Der Dampf strömt aus, und sein Geruch, gemischt mit dem des erhitzten Theers und Gußeisens, wird die Geruchs-Nerven der Masse angenehm kitzeln. Aber was verschlägt dies? Sie amüsiren sich, und schwören, niemals etwas Ergötzlicheres gesehen zu haben.

Das Schiff ist jetzt an dem Ort seiner Bestimmung angelangt, und hier..... Lieber Gott! welcher schreckliche Verbrauch von Bier, Wachholder-Branntwein und Taback! Die Kinder, von dem übermäßigen Genusse ungesunder Speisen bleich und aufgedunsen, weinen vor Leibschmerzen, und um ihre Thränen zu stillen, stopft man ihnen mit einem Uebermaß fetter Kuchen den Mund. Ihre Aeltern gehen auf die erste Kneipe zu; dort treten sie in einen bereits von Menschen erfüllten Saal, in dessen Besitz der Bier- und Tabacks-Dampf seit der Sündfluth sich gesetzt haben muß. Der Mann läßt sich eine Pfeife und einen Krug Bier geben; die Frau nimmt einen mit Wasser versetzten Wachholder; die Kinder theilen abwechselnd mit Papa oder Mama, bis sie sich übergeben. Die Glocke der Rückfahrt ertönt; plötzlicher Aufruhr! Man läuft, das Ufer zu gewinnen; es stößt, tritt, erdrückt Einer den Anderen; man beräuchert, bedampft sich und schwitzt von neuem, und kömmt nach Hause, um ein Abendbrod von Brod, Käse und wieder von Bier einzunehmen; hernach streckt man sich hin, ganz voll von den Vergnügungen des Tages. Auf diese Art verbringt der Handwerksmann seinen Festtag.

Der Geschäftsmann, der seinen Laden zuschließt, und der sich für etwas Besseres hält, wird so gemeine Erholungen verachten. Er steigt auf den Himmel einer stage und läßt sich auf's Land kutschiren. Ihr glaubt vielleicht, daß er unterweges an dem Anblicke der schönen Bäume oder der prächtigen Wiesen sich erfreut, oder entzückt den Duft der in der Blüthe stehenden Bohnen und alle die süßen Düfte des Feldes einathmet? — Ach nein! das ist nicht Mode. Obschon er auf dem Kutschenhimmel sitzt, muß man wissen, daß er nichtsdestoweniger mit den Manieren der großen Welt bekannt ist. So zieht er denn seine Zigarren-Büchse aus der Tasche, heißt den Wagen halten, um Feuer zu fordern, und aus Dankbarkeit gegen die Gefälligkeit des Kutschers wartet er auch ihm mit einer Cigarre auf. Bald sitzt Alles um ihn her in einer Dampfwolke eingehüllt, und von dem Gestanke und dem Rothwelsch der Stadt beleidigt. Unserem Ritter von der Elle ist die widerlichste und die anmuthigste Gegend vollkommen gleichgültig; wenn er den Mund aufthut, so geschieht's nur, um von den kleinen Theatern zu reden, seinen Cigarren eine Lobrede zu halten und zu erzählen, was das Hundert gekostet hat. Er kehrt in seinem Kaffeehause ein, verzehrt, spielt den Unartigen, macht sich vor aller Welt Komplimente und fordert die carte à payer mit einem Tone, der sagen will: Wer bezahlt, könne machen, was er wolle. Da er zu tief in das Glas geguckt hat, bittet ihn der Kutscher beim Nachhausefahren, sich in den Wagen zu setzen. Hier begeht er Grobheiten; man macht ihm Vorstellungen; er theilt aus und empfängt Fußtritte. Er droht, zwischen den Zähnen murmelnd, mit Injurien-Klagen; aber er thut nichts — und so sind seine Vergnügungen des Tages beendigt.

Die Personen, welche wir hier schilderten, sind die modernen Bürger. Es bleiben jedoch noch viele von der guten alten Schule zu nennen, welche ihre Freunde auf dem Lande in ihrem Kabriolet in aller Ruhe besuchen, oder welche in einem anständigen Gasthofe einkehren, wo sie eine mäßige Ausgabe machen. Nichts Wohlthuenderes für das Auge, als zu sehen, wie diese guten Leute am Abend eines heißen Tages nach Hause zurückkehren und ihr Pferd ruhig traben lassen, das fünf (Engl.) Meilen in der Stunde macht. Ein Blick auf sie überzeugt uns, daß sie mit derselben Gewissenhaftigkeit ihr Gebetbuch in die Hand nehmen, wie die Rechnung für das Genossene. Friede sey mit ihnen und ihres Gleichen! (Dublin University Magazine.)

Bibliographie.

- The songs of La Colona. (La Colona's Gesänge.) Von M. A. T. $10\frac{1}{2}$ Sh.
- The parables of our Lord. (Die Gleichnisse Jesu Christi.) Von dem Geistlichen W. H. Draper. 2 Sh.
- The natural history of man. (Die Naturgeschichte des Menschen.) Nebst einer Karte und Kupfern. $3\frac{1}{2}$ Sh.
- Abbot's fireside piety. (Abbot's Andacht am Kamin.) Zweiter Theil. $1\frac{1}{2}$ Sh.
- Tear's one step further in stenography. (Ein Schritt weiter in der Stenographie.) Von Tear. $2\frac{1}{2}$ Sh.
- Chronological charts. (Chronologische Tafeln, zur Erläuterung der alten Geschichte und Geographie.) Von John Drew. 2 Pfd. 8 Sh.
- British and foreign dogs. (Englische und ausländische Hunde nach Original-Zeichnungen.) Von W. R. Smith. Erster Theil. $10\frac{1}{2}$ Sh.
- Popular treatise on diet. (Populaire Abhandlung über die Diät und über die Lebensweise.) Von W. H. Robertson. 6 Sh.

Frankreich.

Meine Reise nach Brundusium.

Von Jules Janin.

(Fortsetzung.)

Dieppe war, wie Sie wissen, ein Lieblingsort der Herzogin von Berry in den schönen Tagen ihrer Macht und ihrer Laune; sie hat die Bäder und das Gymnasium zu Dieppe gegründet, und ihre wohlwollende Gunst brachte zur selben Zeit diesen kleinen Meereswinkel in Flor, wo sie Herrn Scribe aufmunterte. Sie war eine von den Frauen, die immer gutes Muthes sind, Schoßkinder des Glückes, die sich über nichts Kummer machen, bis Alles dahin fährt, Glück und Macht; und wehe dem Elend, welches weiter nichts verliert!

Doch Dieppe hat dasselbe Schicksal gehabt, wie alle Königliche Gründungen; es ist ihm im Kleinen gegangen, wie dem Schloß Versailles im Großen. Als die Hand, welche diese Wunder erschaffen hatte, im Tode erstarrte, da war es um all diese Wunder geschehen. Die Geschichte des Versailles Ludwig's XIV. ist auch die Geschichte der Bäder von Dieppe. Diese fast nur für die Herzogin bebaute Küste ist beinahe ganz verlassen; dieser ungeheure Ballsaal, der für sie eingerichtet wurde, wo sie wie eine gewöhnliche Sterbliche tanzte, und der nicht groß genug war, um die Menge all der lustigen und gesunden Hofleute zu fassen, ist jetzt mit einigen stillen frostigen Kranken kaum halb gefüllt. Keine Festlichkeiten mehr, keine Freuden, keine Spazierfahrten auf dem Meere, keine glänzende Ritterspiele, kein Echo, das die leichtfertigen Worte wiederholt, nichts mehr von der blitzenden und funkelnden jungen Welt, die noch gestern hier am Gestade umherwandelte. Ehedem war diese Gallerie Allen umsonst geöffnet und stand sich wohl dabei; jetzt bezahlt man Entrée, und die Gallerie ist zu Grunde gerichtet. Aber ich brauche Ihnen diese Verödung wohl nicht länger zu schildern; sind Sie nicht mehr als einmal in den schweigenden Alleen des kleinen Trianon spazieren gegangen?

Und dann, was alle diese vom Meer bespülten Orte so traurig macht, was in allen Gebirgen, wo heiße und mineralische Quellen sprudeln, solche Langeweile verursacht, das ist eine besondere Race Englischer Reisenden, die traurigsten, langweiligsten und gelangweiltesten Menschen der Welt; ein Nomaden-Geschlecht, das kein Vaterland hat und sein glänzendes Elend von Florenz nach Paris, von Paris nach Petersburg, von den Salzquellen zu den Schwefelquellen mit sich herumschleppt; diese bleichen Engländer, die überall herumreisen, sich überall ausruhen, überall essen und schlafen, nur nicht in England. Sie können gar nicht glauben, lieber Freund, wie widrig einem diese neue civilisirte

Zigeuner-Raçe an allen Orten ist, wo man sie antrifft. Wenn Sie mir von einem Engländer in England sprechen, ja, dann sage ich, ein Engländer in London ist ein einsichtsvolles, thätiges, beschäftigtes, arbeitsames Wesen, ganz den Angelegenheiten der Gegenwart lebend, empfänglich für alle edle Leidenschaften, hochherzig, wohlhabend, geschmackvoll, ja geistreich; aber ein Engländer in Frankreich, ein Engländer im Seebade, das ist die traurigste und jämmerlichste Figur. Zu uns kommen sie in ihren abgetragensten Kleidern und mit der verächtlichsten Miene; wenn man sie so an einander gespannt, und meist von armseligen Dienerinnen begleitet sieht, die sie auf dem Hintersitz ihrer Wagen, wenn sie Wagen haben, in der Sonne braten lassen, so möchte man sie für eine Heerde schlecht gewaschener und schlecht gekämmter Hammel halten.

Kaum in einer Stadt angelangt, bemächtigen sie sich völlig derselben; sie sind dann die Herren davon, die Stadt gehört ihnen, es ist für Niemand mehr Platz; sie machen sich breit mit ihrer barbarischen Mundart, schwatzen überlaut und weichen keinem Menschen auf der Straße aus, gerade als ob sie in London auf der Waterloo-Brücke gingen; man möchte glauben, es habe sie eine dritte Invasion in unsere Mauern ausgespieen, so stolz und hochfahrend benehmen sie sich. Doch freilich, diese Herren verfahren dabei ganz logisch. Sie haben die Habgier unserer Gastwirthe, Postillone und Kaufleute jeder Art sich dermaßen vor ihnen demüthigen sehen, daß sie sich einbildeten und sich noch einbilden, Frankreich lebe nur durch sie und für sie. So ist es auch in Dieppe; denn was für Hotels oder vielmehr was für Wirthshäuser treffen Sie hier? Wirthshäuser mit Englischen Schildern; ein Hotel d'Angleterre, einen Gasthof zum König von England, einen Gasthof zur Stadt London, ein Hotel d'Albion, einen Gasthof zum Prinz-Regenten, ein Hotel de Windsor; kurz, die Stadt gehört ganz den Engländern. Und doch, wer weiß, ob die Stadt ihren Wohlstand nicht wenigstens eben so sehr den armen Franzosen zu verdanken hat, die nichts als schlichte Franzosen sind, als allen jenen zweideutigen Mylords, denen sie mit solcher Zuvorkommenheit begegnet? Wie dem auch sey, man macht den Engländern Platz, wenn sie schaarenweise umherziehen mit ihren großen, trockenen und vergelbten Frauen und mit ihren kleinen Kindern von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, die, mit fliegendem Haar und mit Reifen in der Hand, wie unsere hübschen kleinen Knaben und hübschen kleinen Mädchen im Garten der Tuilerieen, herumrennen.

Das wären also die liebenswürdigen Einwohner der Stadt; denn was die eigentlichen Einwohner anbetrifft, so weiß man nicht recht, wo sie stecken, und innerhalb der Mauern der Stadt Dieppe ist ein Diepper Bürger eine seltene Merkwürdigkeit. In der That, sobald die Badezeit kömmt, hängt jeder Eigenthümer eines schönen und wohnlichen Hauses einen Zettel heraus, worin allen Vorübergehenden in Englischer Sprache angekündigt wird, daß das Haus zu vermiethen ist. Die Regel gilt durchgängig, daß Jeder, der nur einen Tisch, einen Sessel, ein erträgliches Bett, ein anständiges Zimmer besitzt, dies Alles dem ersten besten Ankömmling überläßt, nur muß es ein Engländer seyn. Um diesen Preis geht Alles dahin, Bett, Tisch und Stuhl; jeder Winkel eines bewohnbaren Hauses wird auf diese Weise von dem Eigenthümer an den Meistbietenden abgetreten, und wenn das Haus voll ist, verschwindet der Besitzer, man weiß nicht wohin; er ist eine zwar gegenwärtige, aber unsichtbare Gottheit, die Alles sieht, sich selbst jedoch nicht sehen läßt, die mindestens eben so gut Englisch als Französisch versteht, aber weder die eine noch die andere Sprache spricht. Erst wenn die Kälte den letzten Engländer aus dieser Stadt vertrieben hat, wagen sich die Eigenthümer der vermietheten Häuser wieder hervor und erdreisten sich, in ihr Bett, in ihr Zimmer und in ihren Lehnstuhl zurückzukehren. Der Fremde also, ich meine der Franzose, der nach Dieppe kömmt, kann auf diese Winter-Bevölkerung gar nicht rechnen.

Aber welches Glück auch, wenn man mitten in dieser bewohnten Einöde einen Menschen aus seiner Bekanntschaft findet, oder eine schöne, liebenswürdige Französin aus Paris, ein Zipfelchen weißen Schleier und ein Stückchen rosenrothe Wange, und wie viel Dank weiß man ihr für ihr liebliches vaterländisches Aussehen, das ihr in diesem feindlichen Lande so wohl kleidet! Dann wird man inne, daß es noch Leute auf der Welt giebt, die keine Englische Landstreicher sind; dann möchte man mit Tankred singen: O patria! Daher kömmt es, daß zu Dieppe zwischen Frankreich und Frankreich, zwischen weißer Hand und weißer Hand so schnell ein Freundschafts-Bündniß sich anknüpft. Auf dem Meere, im Meere, überall suchen sich die Franzosen, rufen sich einander zu, gesellen sich zu einander, erkennen und schätzen sich gegenseitig. Nirgends liebt man seines Gleichen so sehr! Nirgends fühlt man sich so glücklich, einander zu sehen und wiederzusehen. So baut man Altar gegen Altar, so verstärkt man sich gegen die Engländer und begegnet ihrem Geschrei mit Lächeln, ihrer trübseligen Freude mit lustiger Heiterkeit, ihrem gierigen Appetit an der Wirthstafel mit einem zierlichen und ausgesuchten Mahl im Austern-Park, ihrer Vorliebe für Bier und Most mit einigen schäumenden Gläsern Champagner, diesem echt Französischen Wein, der beim ersten Sprunge seinen Landsmann erkennt und ihm, vor Lust brausend, dankt, daß er ihm den Schmerz erspart, den Kanal zu passiren. Auf diese Weise haben wir Franzosen zu Dieppe Altar gegen Altar errichtet, Frankreich gegen England, Vergnügen und Heiterkeit gegen Langeweile und Trübsinn, Champagner gegen Apfelwein, und so lebe die Freude, so lebe die Lust! Der Vortheil ist ganz auf unserer Seite.

Nun hören Sie, was sich eines Abends auf dem Hafendamm zutrug, als die herrliche sinkende Sonne das Meer in einen Schleier von Gold und Azur hüllte.

Ein Mann ging still, mit entblößtem Haupt und in sich gekehrt, dort auf und nieder. Jeder wich ihm achtungsvoll aus und sah sich theilnehmend nach ihm um. Alles hatte die Augen auf ihn gerichtet, und doch schien es, als sähe Niemand auf ihn. Es war der schönste Kopf, den es auf der Welt geben kann, seitdem Lord Byron nicht mehr ist. Sein großes, schwarzes, feuriges Auge schwärmte über die weite Meeresfläche hin; sein gelocktes erbleichendes Haar flatterte ihm ums Haupt; es war der genialste Mann Frankreichs, mit einem Wort, es war Herr von Chateaubriand, den die Seeleute im Hafen eben so bewegt anstaunten, wie er die See. Ja, sogar die Engländer verriethen Bewegung und Rührung beim Anblick des großen Französischen Dichters.

Das nenne ich Ruhm! Selbst dem Meere Stillschweigen zu gebieten! Selbst die Aufmerksamkeit des rohen Matrosen auf sich zu ziehen, der nicht einmal lesen kann und doch Deinen Namen kennt! Durch seine bloße Gegenwart Aller Augen mit Thränen zu füllen und Aller Herzen zu erschüttern, das ist doch wohl echter Ruhm?

Doch nein, das ist noch nicht der eigentliche Ruhm. Der Ruhm ist, wie Herr von Chateaubriand, zu sich sagen zu können: „In diesem Augenblick ertheile ich der Welt durch meine Bücher die tiefsten und heilsamsten philosophischen und moralischen Lehren; in diesem Augenblick mache ich die Freude und das Glück des häuslichen Heerdes aus. Jung und Alt neigt sich vor mir wie vor seinem Herrn und Meister; das kleine Kind selbst lernt zuerst den Namen Gottes aus meinen Schriften stammeln. In diesem Augenblick läßt die ganze Welt mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich mein Lebelang nur Worte der Liebe, der Menschenfreundlichkeit und der Hoffnung hatte. In diesem Augenblick kann ich sterben, denn ich bin treu gewesen; ich werde gesegnet, beweint und geehrt sterben und nicht ohne Nutzen gelebt haben." Das ist Ruhm!

Und als Herr von Chateaubriand fort war, denn er reiste den Tag nach meiner Ankunft ab, wollte jeder Bademeister Herrn von Chateaubriand bedient haben; nun hatte aber Herr von Chateaubriand gar nicht gebadet.

Es giebt nur Einen Bademeister in Dieppe, der sich Bademeister der Herzogin von Berry zu seyn rühmt.

Sie werden sich denken können, daß Herr von Chateaubriand in Dieppe nicht allein war. Wenn Sie ihn irgendwo finden, können Sie versichert seyn, daß seine Freunde nicht fern sind. Frau von Recamier war ihm gefolgt, also auch Herr Ballanche. Merkwürdige Dreieinigkeit: Poesie, Freundschaft und Philosophie, Licht und Dunkel auf demselben Grunde. Das Leben der Frau von Recamier ist wahrlich ein schönes. Unter all unseren Stürmen hat sie die Unterhaltung und die Freundschaft aus dem Schiffbruch gerettet; sie hat den Geist des vertraulichen Umganges gerettet, die schwierigste und seltenste aller Arten von Geist, den Geist, der sich weder in Büchern, noch in Zeitschriften, weder in prosaischen Werken, noch in Gedichten zeigt. Um Frau von Recamier hat sich, wie in ein stilles und unzugängliches Heiligthum, die poetische Muße einiger Auserlesenen geflüchtet, die des Weihrauchs der Menge überdrüssig waren. Welches Glück für Frau von Recamier, ihre kleine Hand Herrn von Chateaubriand dargereicht zu haben, so oft der Sturm ihn überraschte! Aber welch unschätzbares Glück auch für Herrn von Chateaubriand, eine so ergebene, aufmerksame, geduldige, verzichtleistende, allezeit bereite, niemals niedergeschlagene Freundin gefunden zu haben, die sich nie entmuthigen läßt, selbst nicht durch das Unglück ihrer Freunde, welches zugleich das ihrige ist, die nie stolz ist auf deren Triumphe, die ebenfalls die ihrigen sind! Und wie solche schöne Seelen ihren Lohn in dieser und in jener Welt finden, so ist der Name der Frau von Recamier mit dem Namen Chateaubriand's für ewige Zeiten verbunden.

Wenn eine Frau, der die Eleganz angeboren ist, irgendwo hinkömmt, und wäre es auch das schlechteste Wirthshaus in Dieppe, so ist ihr erster Gedanke, die Hütte, die sie bewohnen soll, und wäre es auch nur auf 24 Stunden, so gut als möglich auszuschmücken. Augenblicklich wird das ganze eben noch so traurige und armselige Gemach mit wenig Kosten und wie durch einen Zauberschlag aufgeputzt. Der Eigenthümer selbst würde Mühe haben, es wieder zu erkennen, so nett, blank, duftend und heimlich ist sein Zimmer geworden. Was eine Frau von Welt für ihr Zimmer im Gasthofe thut, das thut Frau von Recamier sicherlich für ihren Wirthshaus-Salon. Kaum angelangt, richtet sie sich zu ihren geistreichen Unterhaltungen, freundlichen Gesprächen und literarischen Zirkeln ein; man möchte sagen, es hätte sich für sie nichts verändert, und sie habe ihren Salon aus der Abbaye-aux-Bois so weit her mitgebracht. Ballanche wird wie ein altes theures Möbel, das man nicht entbehren kann, in seinem gewöhnlichen Winkel placirt; auch Chateaubriand findet seinen gewohnten Platz wieder, den schönsten und ehrenvollsten. Frau von Recamier macht es sich bequem, so gut es geht, auf jenem harten mit Utrechter Sammet überzogenen Sopha, und da ist ihr so wohl zu Muthe, als ob sie auf ihrem Ruhebett unter dem Schutz von Gerard's Corinna, nachlässig hingestreckt läge, und Alles, was Geist, Alles, was Phantasie, Alles, was Anmuth besitzt, strömt in diesen plötzlich erstandenen Tempel herbei. Man ist eingerichtet, sie haben ihre drei Hütten aufgeschlagen, Moses, Elias und der Andere, und nun beginnt täglich in Dieppe wieder ihr altes Fest! Während die Engländer um das Heiligthum toben, erhellt sich dasselbe im Innern; das Buch wird behutsam aus seiner Lade hervorgeholt, die nicht minder reich und kostbar ist, als die, welche die Werke Homer's enthielt, und Herr von Chateaubriand beginnt wieder mit der Vorlesung seiner Denkwürdigkeiten, eine große heilige Vorlesung, die ganz gerüstet aus der Erinnerung des Dichters hervorging! Je nachdem ein neues Blatt zu der Geschichte hinzukömmt, die dereinst die größte Geschichte unseres Jahrhunderts seyn wird, bekommen es die auserwählten Seelen mitgetheilt, die vermöge des heiligen Vorrechtes der Freundschaft und der Hingebung, den ersten Anspruch darauf haben. So wurden selbst in Dieppe die Vorlesungen der Memoiren des Herrn von Chateaubriand nicht unterbrochen. Das ist eine rührende Art, vornehm und groß zu bleiben, nicht wahr? Dies unschätzbare Privilegium hat sich diese Gesellschaft unter dem allgemeinen Sturz aller Privilegien zu erhalten und zu bewahren gewußt! Nun wissen Sie, daß Herr von Chateaubriand, seitdem er die Vorlesungen seiner Denkwürdigkeiten begonnen, schon bis zur Geschichte der hundert Tage gekommen. Jetzt mißt er sich also mit

Bonaparte Stirn gegen Stirn; und noch immer bleibt er der verblendete Richter jenes furchtbaren Richters, der ihn so schlecht begriffen hat. Eine feierliche Epoche der Niederlagen und der Siege, der blutigen Streiche und unvermutheten Wechselfälle, wie Bossuet sagt; ganz Europa ist in Bewegung, um endlich hinter das undurchdringliche Geheimniß zu kommen, welches Frankreich unbesiegbar machte. Da kommen alle so lange Zeit niedergekämpfte Grundsätze, die der Kaiser, als ein Hinderniß in seinem Wege, beiseit geworfen hatte, wieder ans Licht hervor, und die erste Stimme, die sich erhebt, um sie zu verkündigen, ist die Stimme Chateaubriand's. Wie mächtig war diese Stimme damals, und wie bewegt und aufmerksam hörte Frankreich zu, als der Verfasser der Märtyrer ihm zum ersten Mal von den Bourbonen und der Charte, von der alten Familie des heiligen Ludwig und zugleich von der Freiheit, von dieser jungen Eroberung, sprach! Damals konnte man von beiden Seiten sehen, was ein einziger Mann über das Geschick der Staaten vermag: auf der einen Seite Bonaparte, ganz allein, der aus seiner Verbannung zurückkehrt, schnell wie der Adler, der von Thurm zu Thurm bis zur Spitze von Notre-Dame fliegt; auf der anderen Seite Chateaubriand, ebenfalls allein, der den Völkern die Zukunft des Hauses Bourbon verkündigt und erklärt. Wie soll man sich aber eine Vorstellung machen von einer solchen Geschichte, von einem solchen Geschichtsschreiber verfaßt, selbst wenn man die schönen Blätter der Märtyrer gelesen hat, die mit den feierlichen Worten schließen: „Die Götter verlassen uns!"

Es befanden sich am Gestade des Meeres oder in der See noch mehrere unserer Zeitgenossen, die sich in Wissenschaft oder Kunst einen Namen erworben haben. Da war Herr J. J. Ampère, der Sohn jenes gelehrten Herrn Ampère, der gelehrter ist, als Cuvier es war, das heißt, zu gelehrt; Herr J. J. Ampère, einer der glühendsten Verehrer Chateaubriand's und seines Genius; dann jener junge Mann, den ganz Paris als einen Redner anerkannt hat, der Abbé Lacordaire; man braucht ihn bloß so verwegen in das Meer sich stürzen zu sehen, um sogleich den kühnen und leidenschaftlichen Schüler des Herrn Lamennais in ihm zu erkennen, wenn sich der Abbé Lacordaire auch seitdem eingeredet hat, daß er seinen Lehrer verlassen habe. Man gebe Acht, binnen kurzem, und namentlich, wenn das Gesetz gegen die Presse durchgeht, wird die ganze Rede und Denkfreiheit mit vollem Recht dreien oder vieren von den jungen christlichen Rednern angehören, die von der Kanzel herab so freimüthig und kräftig zu dem Volke sprechen. Wenigstens möchte die Censur, die constitutionnellen Nationen so wenig ziemt, einen Mann, der so mitten in einer Kathedrale steht und mit lauter Stimme zu einer Versammlung von Tausenden spricht, schwer erreichen können. Besonders seitdem die junge Kirche in Frankreich, fast wider ihren Willen und vielleicht ohne es zu wissen, in die Fußtapfen des Herrn von Lamennais getreten ist und die republikanischen Lehren mit dem Evangelium vermischt hat, übt dies christliche Wort einen großen Einfluß auf den Geist des Französischen Volkes aus. Der Abbé Lacordaire ist ohne Zweifel der bedeutendste unter diesen jungen Rednern, deren Wort, nach Saurin's Ausdruck, in den Gemüthern die Wirkung hervorbringen muß, wie Feuerbrände auf Korngarben geschleudert! Nehmen Sie dazu, daß alle Arten von Muth, von Hingebung für ihre Sache und die tiefste Ueberzeugung in dieser jugendlichen Beredsamkeit zu finden sind, und daß, wenn es irgend Jemand in Frankreich giebt, der bereit ist, für seine Sache zu sterben, bereit, in der Vertheidigung dessen, was er für Wahrheit hält, Alles zu ertragen; kurz, wenn es heutzutage noch einen echten Märtyrer giebt, es dieser kleine unscheinbare Abbé ist, den Sie da so schmächtig, so matt, so angegriffen von der Arbeit, so gutmüthig, schüchtern, natürlich und sanft einhergehen sehen.

Ich darf einen Mann nicht vergessen, der so viel Witz und Verstand zeigte, der so trefflich von Plato und von Jagdhunden zu sprechen wußte, ein Spötter durch und durch, und doch von Herzen gut, dessen Stand und Beruf schwer anzugeben gewesen wäre, denn er war in tausend entgegengesetzten Dingen bewandert, ich meine Laromiguière's geliebten Schüler, Herrn Valette, Professor der Philosophie an der Sorbonne, dessen Namen ich erst später erfahren habe.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Richelieu, Mazarin, la Fronde et le règne de Louis XIV. — Von Capefique.

Souvenirs des Highlands. Voyage à la suite de Henri V. en 1832. — Von d'Hardivillier. 36 Fr.

Voyage de MM. de Humboldt et Bonpland. Atlas géographique et physique. — 10te Lieferung. 36 Fr.

Voyages et aventures d'un jeune marin. — Von P. Hennquin. 3 Fr.

Le prévôt de Paris. — Roman von Paul de Wint. 7½ Fr.

S p a n i e n.

Eine Reise in Spanien, in Begleitung der Armee der Königin, im September 1834.

(Schluß.)

„Den Morgen darauf, nachdem Jauregny Tolosa verlassen hatte, kam das Gros der constitutionnellen Armee hier an, unter der unmittelbaren Leitung Rodil's, der damals als Chef kommandirte.

Rodil ist ein schöner Mann, ungefähr zweiundvierzig Jahr alt. Seine blasse Gesichtsfarbe läßt die fast Römische Regelmäßigkeit seiner Züge noch mehr hervorspringen, und sein kalter stolzer Blick drückt den gewaltigen Ernst aus. Im Ganzen liegt in dieser Figur ein charakteristisches Gepräge von Entschlossenheit; aber an der Plumpheit ihrer Umrisse nach dem unteren Ende zu giebt sich bei dieser ganz stoischen Entschlossenheit der Mangel einer regen Energie zu erkennen: es ist ein Mensch, der gern auf seinem Posten sterben möchte, der aber auch nicht einen Schritt weit von der Stelle gehen würde, um dadurch seinen Feind besser zu treffen.

Die Uniform der Spanischen Generale ist, wie wir schon gesehen haben, blau und reich gestickt, sowohl an dem Kragen, als an den Aufschlägen. Rodil trug, als ich ihn sah, nur einen einzigen Orden auf der Brust, aber er soll mehr Ehrenzeichen und Kreuze besitzen, als irgend ein Anderer in Spanien. Sein Ruf datirt aus den Amerikanischen Kriegen. Es wird besonders seine Vertheidigung von Callao hervorgehoben. Er übergab diese Festung, pflegt man zu sagen, nicht eher, als bis sie auf Mann und Maus zusammengeschmolzen war. Uebrigens bildet sich Rodil nicht wenig auf seine militairischen Talente ein. Er ist außerordentlich eitel und hält sich selbst für einen zweiten Bonaparte. Wir wollen gestehen, daß er in einem Punkte Aehnlichkeit mit ihm hat: er trägt nämlich einen eckigen Hut, der nach der Form desjenigen gearbeitet ist, den der Sieger von Austerlitz berühmt gemacht, und zwar trägt er ihn in die Quere über den Kopf, gerade so, wie der große Held gern den seinigen auf seine Kaiserliche Stirn zu setzen pflegte.

Ich sah Rodil auf einer Mauleselin reiten, über die ein leichtes seidenes Netz ausgebreitet war. Hundert Mann leichte Kavallerie, in guter Ordnung und vortrefflich equipirt, folgten ihm; aber es war ein Jammer, die hierauf vorbei defilirende Infanterie mit anzusehen. Ich habe nie ein Heer in einer elenderen Lage gesehen. Die fast allgemeine Kleidung bestand in einer Art von grauer Kappe, die aber in zerfetzten Lumpen auf den Rücken des Kriegers herabhing, oder beim Offizier mit breiten schlecht zu einander passenden Stücken zusammengeflickt war. Was die Pantalons betrifft, so waren sie alle bis an die Kniee aufgeschürzt, um, wie nicht zu bezweifeln, die nervigen Waden hervorgucken zu lassen, die von der Sonne gebräunt waren. Einige trugen Stiefeletten, aber nirgends bekam ich hier etwas zu sehen, was einem Strumpfe ähnlich gewesen wäre. Wer zu den Glücklicheren gehörte, der konnte sich noch wohl mit einer gleichartigen Fußbekleidung, es mochten Schuhe oder Sandalen seyn, brüsten; aber sehr Viele hatten, wahrscheinlich um ihre Unparteilichkeit kund zu geben, den einen Fuß dem Sandalen- und den anderen dem Schuh-Regiment unterzogen. Nachdem ich mich von dem Zustande der Dinge überzeugt hatte, wunderte ich mich nicht mehr darüber, eine gute Anzahl unter den Kriegerschaaren hinkend zu sehen. Es waren auch Mehrere verwundet, die ihre Waffen, so gut es anging, mit sich fortzogen.

Mit dem Nachtrabe kam das Gepäck herbei, von 300 Mauleseln getragen. Dieser Luxus mit den Mauleseln fiel mir hier auf, weil er mit der Einfachheit Jauregny's kontrastirte, der deren nur 20 für seine ganze Division hatte. Die Armee Rodil's bestand damals aus der 3ten und 5ten Division, unter den Befehlen der Generale Cordova und Bedova, und zählte, außer der gewöhnlichen Suite einer Armee, 7300 Mann Infanterie und 300 Pferde. Die ganze Artillerie bestand in zwei kleinen ehernen Kanonenstücken, die höchstens funfzig Zoll Länge hatten und von einem einzigen Maulesel gezogen wurden. Was die Laffetten und die Kanonen-Kasten betrifft, so machten diese die Ladung zweier anderer Thiere aus, die von den Kanonieren eskortirt wurden."

Von Tolosa aus wandte sich diese Armee, die selbst dem Beherrscher von Marokko oder Tombuktu Schande gemacht haben würde, nach Ascoytia, wohin unser Reisender derselben folgte. In dieser Stadt stieß man auf dieselben Schwierigkeiten, als zu Tolosa, um sich Quartier zu verschaffen. Die Herbergen waren alle voll. Endlich erhielt Jener, zu Gunsten seiner Nationalität als Engländer, Quartier bei einem Kaufmanne, der sich übrigens bei seiner Aufnahme die Bedingung stellte, daß seine Gastfreundschaft eine unentgeltliche seyn sollte.

„Mein Wirth", erzählt unser Reisender, „bewohnte das Haus ganz allein. Im Parterre befand sich, wie natürlich, der Laden. Die erste Etage war für seine Familie eingerichtet, und um zu verhindern, daß Niemand dieselbe plötzlich überrasche, hatte unser Hausherr den Schlüssel zur Stube in seiner Tasche aufbewahrt. Und so fand ich denn auch die Thüre immer verschlossen. Ich stieg die Treppen bis in die oberste Etage hinauf, indem ich mich nach Ruhe sehnte. Die fast in die Himmel reichenden Regionen, in die ich gelangte, bildeten damals den Aufenthalt zweier Generale, die bei dem reichen Kaufmann einquartiert worden waren; des Generals Bedova, Commandeurs der 3ten Division, und seines Freundes, des Generals Iriarte. Die Anhänglichkeit, die diese beiden Männer an einander knüpfte, war bei der Armee der Königin sprüchwörtlich geworden. Indeß wäre es schwer, noch solche Damons und Pythias aufzufinden, die verschiedenere Charaktere, verschiedenere Manieren und verschiedenere Aeußerlichkeiten an sich gehabt hätten.

Don Ramono Gomez Bedova gilt für den schönsten Mann in der Spanischen Armee. Er ist höchstens dreißig Jahre alt. Sein Wuchs ist hoch, seine Züge edel ausgeprägt, seine Gesichtsfarbe blaß und sein Blick durchbohrend. In seiner ganzen Person scheint die Natur den Charakter eines Gentlemans ausprägen gewollt zu haben. Frei, lustig, lebendig, liebenswürdig, ist er im Allgemeinen sehr populair. Mit einem Worte, seine Eigenschaften machen ihn eben so geeignet, auf einem Schlachtfelde zu glänzen, als in einem weniger gefährlichen und milderen Kriege; allein wenn, wie das öffentliche Gerücht es ziemlich laut verkündet, der verführerische Bedova es verstanden hat, den Damen ein freundliches Lächeln abzugewinnen, so hat er dasselbe doch nicht ohne besondere vorhergegangene Thaten der Tapferkeit errungen.

Mitten unter den Tausenden von abgetragenen, zerrissenen, zusammengeflickten und zerfetzten Kleidern, welche die gemeinen Soldaten in seiner Umgebung bedeckten, glänzte die Uniform des schönen Generals hervor, wie ich ihn sah, in der ganzen Pracht der Neuheit. Am Kragen und Aufschlägen, am Ende der Schöße und längs der Brust herab war der Anzug gestickt und paßte mit bewundernswürdiger Genauigkeit den eleganten Umrissen seiner Taille an. Man sah, daß der Besitzer desselben keine Sorgfalt geschont hatte, um nicht einen seiner natürlichen Vortheile einzubüßen. Sodann sein Hut mit Federn, mit einer Schleife

nach Art der Marschälle Napoleon's, war vermittelst eines Bändchens an sein Haupt befestigt, das mit einer gewissen Koketterie über das Kinn gebunden war, in der Weise, wie es einige Stutzer des vorigen Jahrhunderts erfanden. Im Ganzen hat Bedoya das Ansehen eines Gecken, etwas abstechend gegen sein Alter; allein um diese Lächerlichkeit wieder gut zu machen, sind seine Manieren so frei, so beredt und so einnehmend, daß nicht Einer, selbst dann nicht, wenn er es versuchte, über den Dandy zu scherzen, von ihm ohne besondere Beweise der Liebe und warme Lobeserhebungen spricht.

Ganz anders verhält es sich mit seinem Gefährten, Don Firmin Iriarte. Es ist ein Mann von funfzig Jahren, mehr klein als groß, aber viereckig gebaut. Seine Figur ist rund, gemein, und seine dicken Augenwimpern geben seinem trotzenden Blicke noch mehr Ansehen von Härte. Ein Gewand, ohne weiteren Schmuck, als mit kleinen kegelförmigen kupfernen Knöpfen, und ein Tschacko, erhaben gefirnißt, verleihen dem Aeußeren, das nicht eben sehr geeignet ist, die Bewunderung zu fesseln, keine neue Reize. Es ist wenig Individuen in der Armee weniger geglückt, sich Anhänger zu verschaffen, als ihm. Tölpelhaftigkeit und Rohheit, das sind die Eigenschaften, die man zu seinem Namen gewöhnlich hinzufügt. Uebrigens wird er für einen guten Offizier gehalten, und er ließ sich nie eine überwiesene Härte oder Grausamkeit zu Schulden kommen. Woher kam es aber denn, daß er in so grellem Kontraste gegen seinen Freund für unpopulair galt? Ich hatte bald Gelegenheit, mir dasselbe zu erklären.

Das Plätzchen, wohin ich mich begab, um für einen Augenblick auszuruhen, war ein Winkel des Korridors, der die beiden Flügel des Gebäudes mit einander verband. Bedoya's Zimmer gingen nach der Straße hinaus, während Firmin Iriarte die gegenüberliegenden bewohnte. Um sich gegenseitig Besuch abzustatten, mußten die beiden Generale meinen Korridor passiren. So oft nun Bedoya vor mir vorüberging, begrüßte er mich unter freundlichem Zulächeln. Aber Iriarte senkte nach Art eines wilden Stieres den Kopf und warf mir einen düstern Blick zu, der gleichsam durch das Runzeln seiner Brauen noch besonders accentuirt wurde, ohne mich übrigens irgend eines Zeichens der Höflichkeit oder der Aufmerksamkeit zu würdigen. In England hätte die Sache an und für sich nichts zu sagen gehabt, denn sie wäre kein Verstoß gegen die Sitten gewesen; allein in Spanien, wo, wie zu den Zeiten Gil Blas', die Mode, zu grüßen, noch heutzutage in voller Kraft ist, da muß ein solches Benehmen als höchst plump erscheinen. Und diese rohe Plumpheit ist auch allein hinreichend, um alle Welt von einem Manne fern zu halten, der übrigens durch keine notorische Immoralität oder Bosheit befleckt ist."

Es folgt die Beschreibung eines Spanischen Diners, oder vielmehr eines Soupers, um uns selbst in den Worten an den Gebrauch der Halbinsel zu halten, wo man selten später dinirt als zu Mittage. Uebrigens konnte die Tafel, zu der unser Reisender zugezogen wurde, an Einfachheit und Frugalität es selbst mit der Tafel eines Lykurgus aufnehmen. Will man etwa den Speisezettel kennen lernen? Es genügt dazu nur ein Wort. Der erste Gang besteht in Käse; der zweite ebenfalls in Käse, und der dritte abermals wiederum in Käse. Um den gastronomischen Identismus einigermaßen geschmeidiger zu machen, sah man hier und da einzelne Brodschnitte vertheilt, etwas harte Eier und einige Ueberreste von einem Huhn; aber die Haupt-Ingredienz der Biscayischen Küche behielt immer die Oberhand, indem sie alle Phasen der Mahlzeit in eine charakteristische Einheit verschmolz. Dies sey indeß gesagt, ohne der Gastfreundschaft unseres edlen Kaufmannes unrecht zu thun. Um auf ihn wieder zurückzukommen, muß man nicht vergessen, zu bemerken, daß er zu Philadelphia erzogen worden war.

„Mein Wirth", erzählt der Verfasser, „hatte sich zu lange in den Vereinigten Staaten aufgehalten, um nicht von den Prinzipien des Radikalismus tief durchdrungen zu seyn. Auch zählte man ihn zu den heftigsten Feinden des Don Carlos. Nicht daß er deshalb eine besondere Anhänglichkeit gegen die Königin bewährt hätte. Nein! er erklärte sich für einen Republikaner. Lange Zeit aus Vorsicht genöthigt, seine Gefühle und seine Meinungen zu verbergen, schien er eine Lust darin zu empfinden, sie ohne Scheu vor einem Fremden ausschütten zu dürfen. Seine Unterhaltung berührte nur die Politik.

Nach seiner Meinung wäre für die Zukunft der Sache des Don Carlos nicht viel zu hoffen. Die Priester sind ihm nützlich gewesen, das muß man zugeben, indem sie für seine Zwecke unwissende Bauern in Aufruhr versetzten, allein diese hitzige Dazwischenkunft des Klerus hat auch mehr als alles Uebrige dazu beigetragen, ihm die Gemüther der mittleren und höheren Klassen zu entfremden. Diese nämlich befürchten vor Allem die Wiederherstellung der kirchlichen Gewalt sammt ihrem Gefolge, der Rückkehr jener Scenen der Grausamkeit und der Unzucht, welche der weite Mantel der Inquisition unter seinen bergenden Schutz genommen. Was die Sache der Constitution betrifft, so haben ihr die Verschwendungen der Königin Mutter viele Leute abwendig gemacht, die ihr ohnedies günstig gewesen wären. Dies behauptete wenigstens unser Kaufmann zu Azcoytia, und daraus zog er dann seinen Schluß zu Gunsten der Republik. Sie ist, nach seiner Ansicht, das einzige Mittel, Spanien sowohl von dem Bigotismus der einen Partei, als von dem Favoriten-System der anderen zu befreien."

Am Tage darauf gegen Abend setzten sich die Truppen in Bewegung. Unser Englischer Reisender brach zu gleicher Zeit mit Don Gomez Bedoya auf.

Zwei Tagereisen von Azcoytia erreichte die Armee sammt ihrem freiwilligen Historiographen Eybar, vielleicht die einzige Stadt, in den Baskischen Provinzen, die der Sache der Königin ergeben war. Einer ihrer enthusiastischen Anhänger war damals ein gewisser Don *, bei dem unser Engländer das Glück hatte, sein Quartier zu nehmen.

„Ich befand mich", sagt der Autor, „in dem Saale des Obersten F., der vor mir angekommen war. Sobald ich hereintrat, kam eine reizende Hebe, höchstens sechszehn Jahr alt, um mir Eiswasser, Zitronen und Zucker aufzuwarten, Dinge, die in Spanien zu den gewöhnlichen Bewillkommnungszeichen gehören. Kurz darauf wurden wir von dem Oberst St. — Y., einem Französischen Offizier, überrascht, der von seiner Regierung zur Armee der Königin abgeschickt worden war. Wir wechselten einige Worte mit einander. Hierauf schickte sich der Franzose an, meinem Beispiele zu folgen, indem er der Limonade Bescheid that; da es aber an Zitronen fehlte, so wollte er durch einen kleinen Mann, der sich um uns her bewegte, und den er für den Haushofmeister hielt, welche holen lassen; zum Glücke aber bemerkte der Oberst F. noch frühzeitig dessen Irrthum und stellte ihn sogleich Jenem, als dem Herrn des Hauses, dem Hidalgo von mehreren pomphaften und zahlreichen Titeln, dem Don Eugenio Arostegui von .... u. s. w. vor.

Ich würde nicht wagen, zu behaupten, daß von allen den Ereignissen, die meinen Aufenthalt in Spanien bezeichneten, mich irgend eines mehr ergriffen hätte, als dieser bizarre Umstand. Meine Ideen über Spanien und seine Bewohner waren bis auf diese Zeit einzig aus der Lektüre des Don Quixote und des Gil Blas entsprungen; der Typus des Spanischen Dons hatte sich in meiner Einbildung nach den kombinirten Zügen des Capitains Tinzilla und des Ritters de la Mancha ausgebildet. Es versteht sich, daß ich dabei wohl voraussetzte, er habe seine hohen Stiefelabsätze, seinen Mantel, sein Rappier und seinen Helm, Alles, was meine Lieblings-Autoren so malerisch beschrieben, für das siebzehnte Jahrhundert zurückgelassen; allein zum wenigsten hätten ihm doch noch sein imposanter Wuchs, seine edlen und stolzen Züge und die ernste und würdige Haltung seiner Ahnen bleiben sollen.

Wie war ich daher nunmehr darüber erstaunt, als der Oberst die fatalen Worte aussprach, die mir ankündigten, daß der kleine unbedeutende Mann, der seit einer ganzen Viertelstunde sich um uns her in Knicksen und ungeschickten Sprüngen erschöpfte, der jetzige Repräsentant der alten Hidalgos sey. Man denke sich eine Art Zwerg mit jovialer Gesichtsfarbe, glänzenden Augen, mit einer Nase, deren Schnitt und Farbe beim ersten Blick an die historisch gewordene Kupfernase des Capitains von Knochdunder erinnerte. Um endlich das Maaß voll zu machen, trug diese prosaische und groteske Person eine couleurte Kravatte, ein Jabot von gigantischen Dimensionen und als Rock eine Art kurzen Wamses, ähnlich denjenigen, welche die Bedienten in vornehmen Häusern in London und Paris des Morgens zu tragen pflegen. Indeß wollen wir dies bizarre Aeußere unserem Don Eugenio gern verzeihen, denn im Grunde war er für uns ein ganz vortrefflicher und durch seine Aufmerksamkeit ausgezeichneter Wirth. (F. P.)

Mannigfaltiges.

— Der Weinhändler Woodhouse in Sicilien. Es sind schon mehrere Jahre her, seitdem Woodhouse bei Marsala in Sicilien sich niedergelassen, indem er hier in verschiedener Weise durch die mannigfachsten Mittel die gröberen Sicilianischen Weine für nordische, besonders Englische Gaumen zubereitet. Die geräumigen Anlagen, durch welche uns der Hausherr führte, trugen alle das Gepräge des großartigen Britischen Handelsgeistes an sich und sind sehr dazu geeignet, den trägen Sicilianern als Musterbild zu dienen, wenn sie je einmal die Schätze ihres Landes recht benutzen wollten. Das herrliche Wohnhaus, südlich von der Stadt belegen, ist von verschiedenen anderen Gebäuden umgeben, die zur Zubereitung und Aufbewahrung des Weines eingerichtet sind. Kelterhäuser, Wagenremisen, Ställe, Hütten für die Arbeiter u. s. w. nehmen mehrere Hofräume ein, und das Ganze dieser für sich bestehenden kleinen Stadt ist von einer hübschen hohen Mauer umgeben, die nicht in dem gewöhnlichen durch seine Nachlässigkeit bekannten Sicilianischen Stile aus bloßen von den Feldern abgelösten und über einander zusammengeworfenen Steinen besteht, sondern gehörig mit Mörtel und Thon überstrichen und weiß übertüncht ist. Ein Thor ist nach dem Felde, das andere nach der See zu geöffnet, wohin ein sehr schöner einige tausend Schritt langer Pfad führt, und da sich in der Nähe kein bequemer Hafen befindet, in den die Schiffe einlaufen könnten, so hat Woodhouse selbst eine Art kleiner Bucht ausführen lassen, die für ein paar Fahrzeuge Sicherheit gewährt. Durch alle diese in der That bedeutungsvolle Anstalten hat sich der Ruf von seinem Wohlstande in Sicilien fast ins Fabelhafte erhoben. Die Menge Leute, die in seinen Wein-Fabriken beschäftigt werden, und die reichen Almosen, die seine Freigebigkeit unter die Armen vertheilt, haben ihm in der ganzen Gegend eine so allgemeine Achtung und Verehrung verschafft, wie sie sonst nur einem Monarchen zu Theil wird.

(Travels in Sicily and the Levant.)

— Ein von Menschen bewohnter Baum in Süd-Afrika. Am Fuße des Gebirges erblickten wir einen großen Baum, der siebzehn kegelförmige Hütten enthielt. Sie wurden als Schlafstellen benutzt, wo man gegen die Löwen sicher war, die seit dem Ueberfalle der Mantatees, wo so viele Tausende von Menschen niedergemetzelt wurden, oft in großen Massen in der Gegend herumzogen. Die Zweige des Baumes werden durch gabelförmige Stäbe oder Pfähle unterstützt, und die einzelnen Hütten sind in drei Reihen terrassenförmig aufgebaut. Die niedrigste ist neun Fuß über dem Boden angebracht und enthält zehn Schlafstellen; die zweite ist gegen achtzehn Fuß hoch, und endlich das höchste Stockwerk, wenn man es so nennen durfte, enthielt vier solcher Hütten. Man steigt zu denselben hinauf vermittelst Kerben, die in den Pfählen eingeschnitten sind; die einzelnen Hütten waren aus Zweigen erbaut, mit Stroh überdacht und sind je für zwei Personen bequem eingerichtet. (Steed-man's Wanderings in South Africa.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Montag den 7. September 1835.

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

Von dem Amerikanischen Geistlichen Timothy Flint.

Zweiter Artikel.*)

Wenn man die vorzüglichsten Hindernisse für den Fortschritt der Amerikanischen Literatur zusammenstellen will, so muß man wohl vor Allem den Umstand in Erwägung ziehen, daß unser Vaterland, ein Ableger von England, schnell die Größe des Mutterstammes erreicht hat, ohne je in die Lage gekommen zu seyn, wie andere Nationen, seine eigene Sprache, seine Literatur und seine Muster-Schriftsteller selbst auszubilden. Wir hatten gleich von Anfang an vielleicht die reichste Literatur von der Welt vor uns, die uns ihre unerschöpflichen Schätze bereitwillig an die Hand reichte. Bei den großen uns dargebotenen Musterbildern, von Shakespeare bis Scott, Campbell und Byron: wessen Muth mußte da nicht zurückschaudern, um noch irgend etwas Anderes zu unternehmen, als zu kopiren und nachzuahmen? Freilich mochten wir wohl versuchen, uns selbst zu Anstrengungen anzustacheln, indem wir sagten, daß die Combinationen der Originalität unendlich sind — daß das Genie stets und immerdar seine eigenen Quellen findet — daß die Natur nie erschöpft oder alt werden kann — daß wir endlich eine neue, frische und große Welt bewohnen, in der wir neue Institutionen aufbauen, unter neuen, bisher noch nicht erfahrenen Verhältnissen leben, und wir mochten hoffen, daß uns dieses Alles geschickt machen werde, unsere Literatur neu zu gestalten, frischere und schönere Musterschriften in Englischer Sprache zu liefern, in einer Form, die ihnen ein entschiedenes Amerikanisches Gepräge verliehe. Allein es bleibt uns nach allem dem doch nur die Alternative, entweder die Werke des Barden von Avon ganz zu vergessen und alle die amaranthenen Schätze des Mutterlandes für uns völlig zu verschließen, oder zu gewärtigen, daß unsere besten Anstrengungen nur schwache Nachahmungen, nur Schatten eines Schattens seyn werden.

Ein anderes Hinderniß ist mehr gemeiner und niedriger Art, jedoch von nicht minder großem und direktem Einflusse. Die Amerikanischen Schriftsteller haben gar bald die Entdeckung gemacht, daß die erhabensten und feinsten Speculationen sie doch keinesweges von der Nothwendigkeit, zu essen und zu trinken, befreien. In den Annalen unserer Legislatur ist frühzeitig eine Art von Verlags-Gesetz aufgenommen worden, obgleich sehr wenig Amerikanische Schriftsteller geschickt genug waren, um ihr literarisches Monopol zu irgend einem substantiellen Vortheile zu verwenden. Allein die Buchhändler haben sich immer in allen Zeiten und in allen Ländern auf die Lehre der Kinder Abraham's verstanden. In dem Augenblicke, wo man entdeckte, daß ein Amerikanischer Schriftsteller durch ein Monopol für sein Buch geschützt war, da begriff man auch, daß der Verleger dagegen mit einem Englischen Buche in die Schranken treten durfte, das keinen solchen Schutz genoß. Die Verleger, überall gewaltig und von einem vorherrschenden Einflusse auf die Literatur, waren weder so kurzsichtig, noch so träge, um nicht den mächtigen Reiz der Mode mit in die Schale zu werfen und den Umlauf der Englischen Werke zu begünstigen, die sie herausgaben, ohne sich um des Verfassers Zustimmung zu bekümmern. Zu diesem an und für sich schon furchtbaren und so entmuthigenden Hindernisse kam aber noch das noch abschreckendere Vorurtheil und die bei uns herrschende allgemeine Meinung. Bis auf die Zeit unserer Revolution hatten wir alle die Nachtheile der Abhängigkeit einer Kolonie von dem Mutterlande auszustehen, sowohl in Beziehung auf allgemeine Moden, als auf Meinungen und Bücher, die eine absolutere und ausgedehntere Herrschaft ausübten, als sonst Gesetze und Vorschriften. Wie sollte ein Amerikaner in den beginnenden Städten oder in den halb gefällten Wäldern je auf den Gedanken kommen, ein Buch zu schreiben, da er wußte, daß Jedermann das „verlorene Paradies" oder den „Zuschauer" zu lesen hatte! Mit einer kindlichen Verehrung, mit einer unbedingten Einräumung der Superiorität wandte das Volk seine Blicke stets jenseits der Seen und sah in dem Mutterlande Musterbilder jeder Art, die es zu kopiren sich bestrebte. Ein Engländer, wenn er auch gar keinen größeren Rang einnahm, war doch immer schon als bloßer Engländer eine Art von Edelmann in den Augen der Gesellschaft. Der Anzug, die Sitten, ja selbst die Leidenschaften und Thorheiten der transatlantischen Besucher wurden nachgeahmt. Eine Englische Mode, ein Englisches Buch, wenn es auch dem Inhalte nach um nichts besser war, als ein Amerikanisches, hatte doch immer den Vortheil des Vorurtheils voraus, in Folge dessen man ihm den Vorrang ohne Widerrede zuerkannte. Dies Vorurtheil aber ward von den oft unverschämten und unwürdigen Ausländern als ein Palladium ihrer Unwissenheit und Verdienstlosigkeit benutzt. Nur der Verständige und Gefühlvolle trauerte über dies Anzeichen kolonialer Abhängigkeit, als über den erniedrigendsten Zustand ihrer Lehns-Unterthänigkeit.

So sehr sich aber auch seit der Zeit die Ansichten in Amerika geändert, so hat doch eine gewisse Anhänglichkeit an die Englische Literatur alle die verschiedenen Phasen unserer Revolution, so wie den Wechsel unserer positiven Lage als ein unabhängiges und großes Volk überlebt. Es herrscht hier eine tief eingewurzelte angeborene Vorliebe für ein Englisches Buch, als ein solches, gegenübergehalten einem Amerikanischen, sey es auch immer über denselben Gegenstand geschrieben und ganz mit denselben Eigenschaften ausgestattet. Leugnete man aber auch dies, wie es Manche versuchen wollen, so liegt es doch klar am Tage, daß der bloße Umstand, in dem Mutterlande erzeugt und über die See zu uns her gekommen zu seyn, einen Werth verleiht, zu dem ein einheimisches Produkt nie gelangen kann. Daher die außerordentliche Empfindlichkeit einiger unserer Schriftsteller, indem sie vorgeben, die Amerikanische Kritik für nichts zu achten gegen die Transatlantische und besonders gegen Englischen Ruhm. Daher alle die schlauen Künste, sich dieselben zu verschaffen, die Geduld, mit welcher sie das Echo einiger falschen Beifallsbezeigungen von jenseits der See auffangen, und das Vergnügen, mit welchem sie immerdar darauf lauschen. Der Ton unserer Myriaden Zeitschriften und Tageblätter klingt freilich dahin, die Englischen Schriften herabzusetzen und unsere eigenen so viel als möglich emporzuheben, und wir können kaum in eine unserer periodischen Schriften hineingucken, ohne auf irgend eine dieser seltsamen Uebertreibungen zu stoßen; allein eben diejenigen, die das lauteste Geschrei erheben und die unsere Schriften in Vergleich mit den Englischen am meisten hervorstreichen, stehen doch selbst fast ganz und gar unter der Ruthe jenes unpatriotischen und vielfach ungerechten Vorurtheils, auf das wir eben angespielt haben. Auf diese Weise nun müssen die Amerikanischen Bücher gegen einen doppelten Strom von widrigen Einflüssen ankämpfen, gegen den eingestandenen und noch immer nicht verringerten Einfluß der Englischen Schriftsteller und die unumschränkte Freiheit der Verleger, ihre Wahl unter der immer mehr sich anhäufenden Masse einer Literatur zu treffen, die sich dieses Vorrechts der Mode und der öffentlichen Meinung zu erfreuen hat, anstatt sich mit den monopolisirenden Amerikanischen Autoren irgendwie einzulassen.

Es ist leicht abzusehen, daß die unglücklichen Personen, die ihre Autorwuth zur Herausgabe eines Buches antreibt, ihr Privilegium für den Zutritt zu dem Tempel des Ruhms meist theuer bezahlen müssen.

Wir können die Thatsachen gar nicht bezweifeln, daß, wenn ein Amerikanischer Schriftsteller einmal für sein Buch die gebührende Zahlung erhält, dagegen zwanzig andere solche Kontrakte mit ihren Verlegern abschließen, daß sie dabei selbst in Schulden verwickelt werden und zu Grunde gehen müssen. Es ist leicht zu begreifen, mit welcher Art von Erwartungen von Geldgewinn ein Schriftsteller unter solchen Umständen an die Abfassung eines Buches gehen kann; bekannt mit den Vorurtheilen, gegen die er anzukämpfen hat, bemerkend, daß Jedermann um ihn her im Streben nach Reichthümern und Aemtern unermüdlich ist und auf ihn, wegen seines ohnmächtigen und träumerischen Treibens, mit einer Art von Mitleid herabsieht, als auf einen Mann, der einst den Qualen der Armuth sicher in die Hände fallen muß. Es ist nicht schwer, zu erkennen, daß, wenn sein hoher Sinn auch über dies Hinderniß triumphiren sollte, wie dann das gefühlvolle Schlachtopfer des Ehrgeizes zu dem kühnen und gewinnsüchtigen Verleger hintritt, wie da seine Nerven sich verzucken, wie sein Herz zurückbebt, indem jener zu ihm sagt, daß alle seine Bücher nur einen Spottpreis auf dem Markte gelten, daß nur Englische Bücher allein Abgang finden, daß er die letzteren ohne die Einwilligung des Schriftstellers herausgeben kann, und sodann, indem er ihm die Geschichte von zwanzig Amerikanischen Büchern auskramt, deren Herausgabe ihm nichts als reinen Verlust gebracht habe.

Die Gebrüder Harpers in New-York sind gegenwärtig die bedeutendsten Verleger in den Vereinigten Staaten, und man nimmt an, daß sie eher sechs Englische Bücher herausgeben, als ein Amerikanisches. Nicht etwa, daß diese Männer nicht liberal genug wären — nicht, daß sie etwa zu geringe Preise für die privilegirten Amerikanischen Bücher bezahlten, nicht, daß sie diese anscheinend sechsfache Vorliebe für Englische Werke selbst erzeugt hätten. Allein sie sind immer auf ihren Handel bedacht. Ein Verleger will Profit machen und nicht protektiren. Sie riefen das Vorurtheil nicht selbst herbei, sondern sie fanden das-

*) S. Nr. 93 des Magazins.

selbe bereits vor, und es ist nichts mehr als natürlich, daß sie es nunmehr aufrecht zu erhalten bemüht sind. Es genügt ihnen, daß der Plunder von Bond Street guten Abgang findet; ihre Kritiker begnügen sich damit, in eine beliebige Novelle hineinzugucken und zu sehen, daß der Held ein Räuberhauptmann und die Lady eine Buhldirne und eine Kokette ist, und daß der Dialog, Seite für Seite ausgesponnen, aus ungleich kurzen Fragmenten von Linien, oft nur aus einem „Ja" oder „Nein" von solcher unaussprechlichen Fadheit besteht, daß, wäre eine Seite in einen kurzen Paragraph von vier Linien zusammengedrängt, derselbe als ein reines caput mortuum erscheinen würde; und doch wird dieses Alles hinuntergeschluckt, als ein geistreiches, pikantes und witziges Gespräch in der glücklichen Form von kurzen Linien-Fragmenten. Manche Amerikanische Autoren machen es noch besser, als ihre Musterbilder; einige der stupidesten Bücher haben vor kurzem noch einen guten Erfolg gehabt, wegen keines anderen Verdienstes, als ihres populairen Titels und des genialen Mechanismus des Witzes, mit dem sie einige funfzig Worte auf eine Seite hinzuschmieren verstanden. Unsere Literatur leidet aber noch unter einem anderen Mißstande. Unsere Schriftsteller sind über eine Fläche von achthundert Meilen verbreitet. Es kann einer ein ganzes Lebelang hinbringen, ohne jemals durch Zufall, selbst wenn er den Wunsch dazu in seinem Inneren hegte, mit irgend einem seiner Musenbrüder zusammenzukommen. Die Eifersucht und der gegenseitige Mißverstand, genährt durch Abschließung und Mangel an Bekanntschaft mit einander, steigert sich oft, anstatt daß ein Geist der Höflichkeit und der Courtoisie zu Freundschaft führen würde, bis zum Neid und bitteren Haß. Wir haben keine literarische Stapelplätze, keine wissenschaftliche Vereinigungspunkte, wo, wie in England, die noch so entfernt von einander wohnenden Männer von Geist und Gelehrsamkeit wenigstens auf einige Stunden sich zusammenfinden, um mit einander zu verkehren, um gegenseitig ihre geheimen Kräfte hervorzulocken, allerlei Pläne zusammen zu entwerfen und ihre besten Gedanken unter sich zum Gemeingut zu machen, endlich um mit einander ihre individuellen Lichter an der Sonne der Allgemeinheit anzuzünden. Dergleichen wissenschaftliche Versammlungen sind in Amerika nur selten, oder sie sind nur das Resultat des Zufalles. Die allgemeine gegenseitige Unbekanntschaft bringt in unsere Gesellschaft immer den Schein des Fremdhaften mit, und sobald sie wiederum auseinander geht, so geschieht dies mit dem schwermüthigen Bewußtseyn, daß sie, nachdem sie zufällig einander begegnet und einige Bekanntschaft unter sich angeknüpft, kaum noch die Hoffnung nähren dürfen, sich je wiederum diesseits des Grabes noch einmal einander zu sehen. Unsere literarischen Hauptstädte, Boston, New-York und Philadelphia können als nichts denn als Provinzialstädte angesehen werden. Anstatt der Konkurrenz und des allgemeinen Ausspruches eines vollen, kompetenten und großartigen Gerichtshofes der Kritik, erscheint hier die ganze Tendenz, nur kleinliche Genossenschaften, Nebenbuhlerschaften unter den Verlegern und bittere Eifersucht unter den Gelehrten und den tonangebenden und kompetenten Mustern des Geschmackes hervorzurufen. Allein die Schriftsteller leben im Grunde nur von ihren gegenseitigen Mittheilungen, von einem scharfsinnigen Lobe, und was mehr als Alles ist, von dem Lobe ihrer Geistesvettern und Verwandten. Ihre höchste Belohnung ist laudari a viro laudato. Das ist das Manna der Wüste, sich durch die Achtung und den Beifall von solchen Gemüthern geehrt zu sehen, die man selbst für fähig erkennt, das Verdienst würdig zu beleuchten und zu schätzen. Endlich ist es die beste Belohnung für einen Mann von Geist, zu fühlen, daß er nicht bloß die allgemeine Achtung erregt, sondern daß er auch diejenige Sprache redet, wodurch er allen ihm verwandten Männern von Genie verständlich wird.

Aber unsere zahlreichen literarischen Hauptstädte mit ihren einander sich durchkreuzenden Interessen sind nur bestrebt, ihre eigenen Sterne zu überschätzen und anzupreisen und dagegen die ihrer Nebenbuhlerinnen so viel als möglich herabzusetzen. Es fällt in die Augen, daß das Interesse Bostons kein anderes ist, als seine Bücher außerhalb der Sphäre ihres anerkannten Einflusses nach dem Süden zu auszubreiten, so wie andererseits Philadelphia diesen Bemühungen das Gegengewicht zu halten sich beeifert, indem es seine Productionen an den Markt von Boston zu bringen beabsichtigt. Das gehässige System der leeren Windmacherei, das wir von England aus überkommen haben und in dem wir nunmehr unser Muster selbst beinahe überbieten, begünstigt diese nebenbuhlerischen Interessen nur zu sehr. Die Korrespondenz eines Etablissements; wie das der Gebrüder Harpers, ist stets auf gleiche Weise bereit, ihr ungetheiltes Lob mit mehr oder weniger Begeisterung in irgend einer der kleinen periodischen Schriften New-Yorks auszuspenden, das literarische Produkt mag desselben würdig seyn, oder nicht. Und jede der übrigen produzirenden Städte hat in derselben Weise ihr eigenes ähnliches Interesse und ihre besonderen Werkzeuge der Windmacherei.

Ein anderes Uebel entspringt aus der bei uns herrschenden Tagesordnung und aus dem ungünstigen Einflusse der Kritik auf unsere Literatur. In keinem Lande hat der Ehrgeiz solche Stachel, als bei uns, und nirgends läuft er mehr Gefahr, in verderblichen Neid überzugehen. Wie sollte ein junger Mann, der eben graduirt von einer unserer hundert Hochschulen (colleges) zurückkehrt, so leicht den mächtigen Wunsch unterdrücken können, als frühzeitig weise, witzig und mit kritischem Geiste ausgestattet zu erscheinen, um nicht selbst den Richterstuhl der Kritik zu besteigen und seine Bitterkeit an irgend einem der Erstlings-Produkte seines graduirten Bruders auszulassen? Um hier nicht der Quarterly Reviews Erwähnung zu thun, haben wir doch eine ungeheure Zahl von kleineren literarischen Zeitschriften in unseren Hauptstädten, die ihm zu diesem Behufe immer bereit stehen, und im Allgemeinen findet sich wenigstens eine darunter mit solchen Prätensionen in jedem einzelnen unserer verschiedenen Staaten. Denn die Kritik macht immer einen verfassungsmäßigen Theil des Inhaltes unserer periodischen Blätter aus. Es ist gewiß, das wir in unserem Gebiete zum wenigsten dreihundert Zeitungen und Journale besitzen, die regelmäßig besondere Spalten für das Lob oder den Tadel der Werke enthalten, die von der Englischen und Amerikanischen Presse ausgehen.

Es ist nicht anzunehmen, daß nicht unter einer so bedeutenden Zahl von Kritikern wenigstens einige mit einem gesunden Sinn, mit Gelehrsamkeit, Talent und echtem kritischem Geiste, so wie vor Allem mit einem erprobten und richtigen Geschmacke ausgerüstet seyn sollten, der für eine billige Kritik unerläßlich ist. Allein in allen unseren Staaten giebt's unter Zehn, die sich dem Geschäfte unterziehen, immer Neun, die als unberufene Leute dasselbe invita Minerva verrichten, indem sie keine andere Fähigkeiten haben, als entweder übermäßig zu loben, oder bitter zu tadeln, Beides ohne weitere Untersuchung, ohne Gefühl für das Schöne und Große, und ohne Vermögen, das wirklich Tadelnswerthe aufzudecken. Die periodische Kritik ist, wofern nicht vielleicht England eine Ausnahme macht, nirgends werthloser, unverschämter, inkompetenter und ungerechter, als in den Vereinigten Staaten. Die Urtheile werden oft gefällt, ohne daß man das Buch selbst je gelesen hat. Man kann sich nun wohl leicht vorstellen, was eine Kritik zu bedeuten habe, die auf eine solche Weise gehandhabt wird — im Allgemeinen entweder mattes Lob oder boshafter Tadel — Theriak, Spülwasser oder schaler Essig, je nach der Sippschaft, der Besoldung oder der Eitelkeit der Partei, die zu Gerichte sitzt. Der arme Autor in seiner Zurückgezogenheit fühlt sich zerfleischt und herabgerissen durch das Urtheil der Verdammniß, und da er die geheimen Quellen nicht kennt, aus denen die Kritik herfließt, noch weiß, daß ein Dollar oder ein Dictum ihm das unverdienteste und übertriebenste Lob verschafft haben würde, so schaudert er zurück vor dem Kampfplatze und dem Schlachtgewühle der Autorschaft und sucht weislich eine andere Richtung für seine Thätigkeit einzuschlagen. Unsere Quarterly Reviews sind von dem allgemeinen Unwerthe der Amerikanischen Kritik so sehr überzeugt, daß sie, wenn sie mit irgend einem Artikel über ein neues Werk hervortreten, sich selten über den Stil, über die Manier und den Geschmack desselben aussprechen, sondern meist nur eine abstrakte Diskussion über die Doktrinen und Prinzipien im Allgemeinen liefern, die mit demselben in einer gewissen Verbindung stehen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

The primitive church etc. (Die ursprüngliche Kirche, verglichen mit der jetzigen protestantisch-bischöflichen Kirche.) Von J. H. Hopkins, Bischof von Vermont.

Danger of being overwise. (Die Gefahr allzu großer Weisheit.) Von W. B. Sprague, Pfarrer zu Albany.

A s i e n.

Miscellaneous translations etc. (Vermischte Uebersetzungen aus Orientalischen Sprachen.) Zweiter Band. London, 1834.

Dieser neue Band eines hinreichend bekannten, von der Britischen Uebersetzer-Societät unternommenen Werkes enthält folgende sechs Artikel:

1) Ein genealogisches Verzeichniß der Könige von Armenien, aus dem Armenischen in's Russische und aus dieser Sprache in's Englische übersetzt. Dieser Katalog umfaßt einen Zeitraum von 4329 Jahren: er beginnt im Jahre der Schöpfung 2263 und endet mit dem Jahre Christi 1393. Er enthält eine rohe Masse von Thatsachen, ist aber gleichwohl für den Historiker von Werth.

2) Einen Bericht über die Erstürmung der Stadt Chaitur, durch Kaiser Akbar, aus dem sogenannten Akbar-Nameh. Diese Erzählung ist sehr klar, elegant und voll orientalischen Schmuckes; sie liest sich fast wie ein Roman. Bewunderung verdient der kindliche Ernst, mit welchem der Historiker die Unverzagtheit des Kaisers rühmt, der, im oberen Theile des Laufgrabens stehend, unaufhörlich feuerte, bis seine beiden Hüften vor Müdigkeit erlahmt waren. Der Historiker fährt fort: „So ging es bis zum Morgen des Donnerstags, dem 25sten des Monats Schaban, als diese erschreckliche Festung, die vom Himmel selbst vertheidigt schien, mit Sturm eingenommen wurde!" Ein 48-Pfünder hätte unmaßgeblich das ganze Rattennest in die Luft gesprengt.

3) Eine Exposition der geheimen Triebfedern, welche den berühmten Bairaktar Mustafa Pascha (1807) bewogen, aus Adrianopel nach Konstantinopel zu marschiren, um dem abgesetzten Sultan Selim III. wieder auf den Thron zu verhelfen. Diese Exposition ist ein treuer Bericht über eine sehr merkwürdige Türkische Verschwörung, die fast ein dramatisches Interesse hat. Der Urtext ist Türkisch; der Verfasser unbekannt.

4) Eine Beschreibung des Rituals der Buddhistischen Priesterschaft, aus der Pali-Sprache übersetzt; eines der wichtigsten Dokumente der Cingalesischen Religion, die bis jetzt zu uns gelangt sind. Man weiß recht gut, daß die Priester selbst ihren Heerden den Zutritt zu ihren heiligen Büchern nur bedingungsweise gestatten; in der neuesten Zeit haben jedoch viele Priester dem Buddhistischen Glauben entsagt, und Exemplare ihrer Bücher sind in die Hände der Missionaire gefallen. Der Urtext vorliegender Uebersetzung soll aus dem Birmanischen Reiche gekommen seyn; er ist nämlich in einer Art von Quadratschrift abgefaßt, welche die Orientalisten „alte Pali-Schrift" nennen, und die Buchstaben stehen in Relief auf lackirtem Grunde. Die Schreibart des Originals wird als technisch, idiomatisch und abrupt beschrieben, und die Sprüche sind öfter dunkel; aber die einzelnen Theile der Sentenzen stehen in symmetrischem Verhältniß zu einander, und die Sprache ist so lieblich und harmonisch, daß es unmöglich war, die Würde und Weise des Originals in der Uebersetzung beizubehalten.

5) Auszug aus einem Persischen Werke über Gartenbau. Dieser Artikel enthält die Kunst, den Blumen und Früchten Geruch und Geschmack zu geben, die Pflanzen zu färben u. s. w. Bekanntlich hat die Persische Gartenkunst den lebendigsten Farben und herrlichsten Wohlgerüchen ihr Daseyn gegeben.

b) Beschreibung des Festes, welches Timur, nach seiner Rückkehr aus Klein-Asien, auf den Ebenen von Kendsch Gul veranstaltete. Ein Auszug aus Timur's Selbstbiographie.

Frankreich.

Meine Reise nach Brundusium.

(Schluß.)

Sie sehen, lieber Freund, daß, ungeachtet all seiner Engländer, Dieppe von ganz achtbaren Leuten besucht war, ohne zu gedenken, daß sich auch mehrere jener geistreichen und gefühlvollen Frauen daselbst befanden, die wir im Stillen als die Mäcene der neueren Literatur anerkennen; denn man muß es gestehen, wenn unsere literarische Welt sich noch erhält, so erhält sie sich nur durch die Frauen. Dank dem Himmel, sie sind so sorgfältig ausgebildet worden, daß sie jetzt in allen literarischen Gegenständen ein vollgültiges Urtheil haben. Jetzt, wo die Männer nur zur Welt kommen, um irgend eine politische Rolle zu spielen, sind es die Frauen, die sich an ihrer Stelle mit den schönen Wissenschaften und Künsten beschäftigen. Die Frauen lesen und beurtheilen die Bücher, die Frauen geben und nehmen den literarischen Ruf, die Frauen vertheidigen die schönwissenschaftlichen Werke gegen die Angriffe der Männer. Der König der literarischen Welt ist heutzutage eine Frau. Wenn Sie mit Frederic Soulié eher zusammenkommen, als ich, denn ich glaube, er treibt sich auch irgendwo auf dem Meere herum, so sagen Sie ihm, daß ich zu Dieppe am Gestade in einer reichen Sänfte aus der Zeit Ludwig's XIV. eine große Dame, die einen schönen historischen Namen aus eben jener Zeit führt, weinend in dem letzten Werke des Verfassers des „Vicomte von Beziers“, in dem „Staatsrath“, habe lesen sehen. Ich versichere Ihnen, daß der schönen Leserin das Auge in Thränen schwamm über diese rührende Geschichte, die so reich ist an Leidenschaft, Interesse und bezaubernden Einzelheiten; und gewiß ist es ein Ruhm, sie, die ich meine, zum Weinen zu bringen, denn sie ist sehr leidend und sehr traurig und an schmerzhafte Erschütterungen aller Arten sehr gewöhnt. Aber Sie, haben Sie denn selbst den „Staatsrath“ gelesen?

So viel von dem Personal der Seebäder. Nur den Doktor Gaudet muß ich noch hinzufügen, von dem ich Ihnen schon gesagt, und der unter den jungen Aerzten der beste ist, und dann mehrere junge Leute, welche die Phantasie, diese Königin der Großen und der Künstler, dorthin geführt hat. Herr Flers, der treffliche Landschafts-Maler, der junge, fleißige und große Kolorist Cabat, der bald nicht mehr seines Gleichen haben wird, und der Norwegische Musiker, den Sie in der Oper gehört haben, und der sich Ole B. Bull nennt. Er ist ein merkwürdiger Künstler; nach so viel großen Meistern hat er noch eine neue Art, die Violine zu spielen, gefunden; seine Violine ist ein ganzes Orchester; sie singt, weint, phantasirt, ist ausgelassen bis zur Tollheit und betrübt bis in den Tod. Dieser Norweger, der fünfundzwanzig Jahre zählt, hat ein Konzert gegeben, in welchem kein einziger Engländer erschien, so daß wir ihn ganz unter uns hörten; aufrichtiger und verdienter Beifall tröstete ihn für die Gleichgültigkeit der Badegäste und für die mehr als barbarische Begleitung, womit ihn die philharmonische Gesellschaft des Ortes unterstützte.

Was soll ich Ihnen von den Umgebungen der Stadt sagen, die Sie besser kennen als ich? Welch' schöne Landschaften! welch' tiefe Thäler! welch' blauer reiner Himmel! Ich ging nach Warengeville und bewunderte die merkwürdigen, kleinen, schmalen und versteckten Fußsteige. Wir suchten Ango's Herrenhaus und standen plötzlich vor einem reizenden, kleinen Gebäude aus Werkstücken, das offenbar ein Haus der Wiedergeburt ist. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, welche Ruhe und Stille in dieser Einfriedigung herrschte. Das Haus liegt zierlich und anmuthig mitten unter stämmigen Bäumen; der kleine Garten, der es umgiebt, war mit Blumen gefüllt, aufblühenden und ausfallenden, denn die, welche sie gepflanzt, hatte vergessen, sie zu pflücken. Die ganze Wohnung gewährte ein höchst ergötzliches Bild von Einfachheit und Geschmack, und jeder neu Ankommende gerieth in Entzücken über Ango's Herrenhaus! Sie können sich denken, was man zu einander darüber sprach. Da war kein einziges von den kleinen Fenstern, an dem man nicht König Franz I. in Person erscheinen zu sehen erwartete. Da wurde um die Wette von denen, die sie wußten, und selbst von denen, die sie nicht wußten, die Geschichte von dem Kaufmanne erzählt, der im 16ten Jahrhundert fast dieselbe politische Rolle spielte, wie Herr Laffitte, und der, nachdem er, so wie dieser, am Ruder der Macht gestanden, zuletzt, wie dieser, sein Haus und seine Möbel versteigern lassen mußte. Ich weiß nicht, wie lange diese Erzählungen noch gedauert hätten, wäre nicht zum Unglück eine alte Dienerin aus dem Hause herausgetreten, der ein eben so alter Hund folgte. Beide waren sehr erstaunt, uns mit solcher Neugier dies Haus betrachten zu sehen, in welchem sie beide das Licht der Welt erblickt hatten. Doch bellte der Hund nicht, und die gute Frau belehrte uns, ohne sich über uns lustig zu machen, daß das nicht Ango's Herrenhaus sey, sondern die Wohnung einer alten armen Witwe, deren einzige siebzehnjährige Tochter vor kaum zwölf Monaten gestorben wäre; daß das Haus nichts Merkwürdiges enthielte, denn was gäbe es auch Gewöhnlicheres, als eine Mutter, die ihr Kind beweint! und endlich, daß Ango's Herrenhaus da unten hinter jenen großen Bäumen liege. „Sie brauchen nur“, setzte sie hinzu, „den Fußsteig da zu verfolgen, meine Herren, und immer geradeaus zu gehen.“

Sie werden sich erinnern, daß unser Freund Roger von Beauvoir, der eben so zeichnet, wie er schreibt, und dabei immer seinen harmlosen, gutmüthigen Spott treibt, der ihm so gut kleidet, daß mir dieser eine sehr geflammte Zeichnung von Ango's Herrenhaus brachte, auf der er aus diesem Hause die prächtigste und wohlerhaltenste Ruine gemacht hatte. Da fehlte nichts, weder die Festons, noch die Astragalen, noch die Wappenschilde auf dem Stein; nun traue man noch den Zeichnungen seiner Freunde! Es sind nur noch sechs Fenster in diesem alten zertrümmerten Schloß, die wie in den Stein gebauen aussehen, und die anderswo von ziemlicher Wirkung seyn würden. Die Wendeltreppe könnte, wenn sie sich nach Paris bringen ließe, eine der herrlichsten Geheimtreppen abgeben. Was den Saal anbetrifft, in welchem wahrscheinlich die Festlichkeiten stattzufinden pflegten, so war er mit dem köstlichsten goldenen Roggen und mit dem besten Hafer angefüllt, den man irgendwo finden kann. Ich weiß nicht, ob zu Ihrer Zeit die beiden Kamine dieses Saales schon, wie jetzt, in Schutt lagen, denn gegenwärtig ist nichts mehr davon zu sehen. Mit einem Wort, von all den Herrlichkeiten im Herrenhause von Warengeville ist nichts mehr übrig, als die reichen Scheffel Roggen und Hafer; nichtsdestoweniger will ich die so saubere Zeichnung Roger's von Beauvoir mit der größten Sorgfalt einrahmen lassen.

Ihr Klagelied betreffend, das Sie über die alten Eigenthümer dieses Schlosses angestimmt und mit Bleistift auf die Mauer geschrieben hatten, so bereiten Sie Ihre Seele zur Fassung vor, denn ich muß Ihnen eröffnen, daß ich es von der unedlen Kohle irgend eines kleinen, die Kühe hütenden Abkömmlings von Ango ganz verwischt fand. Ein solches Meisterstück, wie dieses Lied, kaum auf das Gemäuer geschrieben, war schon verlöscht! O Eitelkeit aller Meisterwerke des Menschen! Was Sie ein wenig trösten muß, mein lieber Dichter, das ist der Anblick dieses Schlosses selbst, in welchem einst der prunkhafteste König Europas aufgenommen wurde, und worin jetzt der geringste Gendarm nicht würde schlafen wollen. Ihr Lied ist freilich verwischt, aber Ango's Herrenhaus ist auch eine Ruine; mögen diese beiden großen Trümmer sich mit einander trösten, um so mehr, da auch von Ihrem Liede noch drei Verse auf den Mauern vorhanden sind, so wie das alte Herrenhaus noch sechs Fenster hat. Wirklich liest man noch ganz deutlich darauf den Refrain:

Erkoren ward er, o!
Zum Grafen von Ango!

Und da ich von diesen Ruinen spreche, die nicht einmal mehr Ruinen sind, und die so sehr jenem Etwas gleichen, wofür, wie Tertullian sagt, keine Sprache mehr einen Namen hat; da ich von diesem Herrenhause spreche, welches jetzt eine reiche Meierei der Normandie ist, weiter nichts, aber auch nichts Geringeres, wäre es da, was meinen Sie, nicht Zeit, ein für alle Mal genau zu bestimmen, was man denn unter dem feierlichen, jetzt so alltäglich gewordenen Ausdruck „Ruinen“ eigentlich versteht? Ein der Zerstörung entgangener Steinhaufen, ein Bogenfenster, ein Giebel aus der guten alten Zeit, machen die wirklich den Begriff einer Ruine aus? Wie will man dann den größten Theil der Kathedralen und alten Schlösser Frankreichs nennen? Wie das Schloß von Méniàres, dessen alte Steinplatten noch die Spuren von dem ehernen Fuße Heinrich's IV. und von dem kleinen Füßchen seiner Gabriele tragen? Es ist endlich Zeit, da die Ruinen doch in der Mode sind, festzustellen, was eigentlich eine Ruine ist. Dieser Gedanke kam mir ein, als ich zu Warengeville auf dem schlauen Gesicht eines Normännischen Bauern ein spöttisches Lächeln gewahrte, das ziemlich demüthigend für uns war. „Kommen Sie“, sagte dieser Mensch zu uns, „wenn Sie das Merkwürdigste schauen wollen, was hier zu sehen ist“; und stehenden Fußes zeigte er uns eine Dresch-Maschine, welche die Arbeit von zwanzig Menschen verrichtet und das Korn vom Stroh trennt, ohne letzteres zu zerbrechen. Der Normännische Bauer hatte Recht; diese Dresch-Maschine ist in der That das Merkwürdigste, was es in Ango's Herrenhause zu sehen giebt, da dasselbe ja eine Meierei und nicht mehr Ango's Herrenhaus ist. Wollen Sie das Schloß Arques auch eine Ruine nennen? Kann man einem ungeheuren unförmigen Steinhaufen, von dem man glauben möchte, daß ihn ein Sturmwind hierher zusammengetrieben, den Namen einer Ruine geben? Gewiß kann man das keine Ruine nennen; ein Steinhaufen ist eben so wenig eine Ruine, als ein von Würmern zernagter Körper ein Leichnam ist. Aber das schöne Thal von Arques! Und welch' eine Wonne, auf diesem kleinen lieblichen Bach zu schiffen und sich von dem Wind, der unser Segel schwellt (ich müßte sagen, unsere Segel, um eine rhetorische Figur anzubringen), sanft auf dem süßen Gewässer forttreiben zu lassen! Wie dehnt sich nach und nach der Horizont vor uns aus, und am Ende, wenn es auch keine Ruinen in diesen Ebenen giebt, so besitzen sie doch Etwas, das mehr werth ist, als Ruinen, und das dem Zahn der Zeit nicht unterliegt: sie sind voll von Erinnerungen, von Erinnerungen an Heinrich IV., dessen weißer Helmbusch noch über jenen verfallenen Mauern weht, dessen Brief an Crillon hier überall fester eingegraben ist, als das schönste Lied von der Welt auf den Mauern der Herrenhäuser; dies Thal von Arques ist einer der schönsten Orte der Welt; das Schloß, oder vielmehr was einst das Schloß war, beherrscht das ganze Thal, und die Aussicht von da ist wunderherrlich. Freilich wird einem dies köstliche Schauspiel durch den groben Hüter dieser Ruinen ein wenig verdorben. Kaum ist man eingetreten, so verschließt dieser Hüter hinter einem die Thür mit dreifachem Riegel, man ist sein Gefangener, bis man ihm den Eintrittspreis bezahlt hat, einen Frank für die Person, wie im Diorama. Das Thal von Arques aber ist ein Diorama, das aller Welt gehört, und der Herr, der diesen Steinhaufen gekauft hat und Herr Larchevêque heißt, hätte nicht jeden Reisenden hier fangen, sondern auf einem am Eingange zu seinem Schauspiele befestigten Zettel den Eintrittspreis ankündigen sollen; man wäre dann nicht hineingegangen und hätte das Thal von Arques doch eben so schön gesehen.

Wer hätte Heinrich dem Vierten gesagt, daß dasselbe Schloß Arques, dessen Einnahme ihn so glücklich und so stolz machte, dies Schloß, in welchem er am Abend nach seinem Siege schlief, umgeben von dem kleinen Heere tapferer Gefährten, die es am Tage des Gefechts zum Ersticken bedrängt hatten; wer hätte ihm gesagt, daß dereinst das Schloß Arques für hundert Thaler an Herrn Larchevêque verkauft und von Herrn Larchevêque den Fremden für Geld gezeigt werden würde?

Warum nicht? Hat man doch vor drei Jahren das Quiquengrogne, die Wiege des Hauses Bourbon, für 600 Livres feil geboten?

Gerade das Widerspiel dieser unförmlichen Citadelle ist die Kirche von Arques, ein gut erhaltenes und wohlansehnliches Monument. Diese Steine sind verschont und gegen die Unbilden der Zeit und der Revolutionen geschützt geblieben. Man sieht, daß dies eine Kirche ist, in der noch gebetet wird. Das Gebet ist das Leben der Kirche. Auf einer der alten geschnitzten Bänke des Chors fand ich ein dickes Hora-Buch, und was glauben Sie wohl, daß in diesem dicken Hora-Buche sich befand? Mehrere einzelne Blätter aus Virgil's Aeneide! O der harmlosen poetischen Unterhaltung irgend eines ehrlichen rechtgläubigen Katholiken, der sich so ein Mittel zur Verkürzung seiner Andachtsstunden zu verschaffen wußte! Merkwürdige Gewissens-Capitulation irgend eines guten Alten, der wohl gern in die Kirche beten geht, aber unter der Bedingung, daß er selbst in der Kirche einen poetischen Genuß haben könne! Vielleicht möchten strenge Seelen finden, daß zwischen dem Dies irae und dem Stabat mater ein schlechter Platz für das vierte Buch der Aeneide sey; doch sie werden zugeben, daß man einen Mann, der in einem stillen abgelegenen Thal der Normandie so trefflich Gebet und profane Poesie, Virgil und König David, zu vereinen, einen Mann, der mitten unter dem kirchlichen Festgesang die Bewegung und den Rhythmus des Alexandriners aufzufinden weiß, wohl zu seinem Freunde und Nachbar haben möchte. Sollte man es glauben? Diese Virgilschen Verse, die man in einer Dorfkirche so unvermuthet in einem Gebetbuch liegen findet, geben dieser Kirche ein noch höheres Interesse.

Wenn man nun in Dieppe alles Sehenswerthe angeschaut hat, das Meer, die Kirchen, die Thäler, die reizenden, kleinen Fußsteige, die durch die Landgütchen führen, den Leuchtthurm zu Warengeville, das Schloß Ango und die alte Eroberung des großen Heinrich, die jetzt das Eigenthum des Herrn Larcheveque ist; wenn man Seebäder genug genommen hat, um sich recht krank zu machen, entfernt man sich, ohne gerade einen zu schmerzensvollen Abschied davon zu nehmen. Man schlägt dann ganz von selbst den Weg nach dem Schlosse Eu ein, wohin durch reiche Felder ein schöner Fußsteig führt. Nachdem man einige Stunden gegangen, langt man endlich in jener noch ordentlich mittelalterlichen Stadt an, so sehr hängt sie mit Leib und Seele an den Herren des Schlosses Eu. Was soll ich Ihnen von diesem Schlosse sagen? Neun große Jahrhunderte spiegeln sich in diesen Mauern, außerhalb dieser Mauern, in diesem großen Park, dessen dunkle Laubgänge mit einer der herrlichsten Aussichten schließen, die man in dieser Welt haben kann. Man wandelt lange durch einen Wald riesenhoher Bäume, die dem Forst von Fontainebleau Ehre machen würden, und über einen frischen mooswеichen Frühlingsrasen hin. Plötzlich erblickt man das Meer, das mit den durchsichtigen Dünsten des Himmels in Eins verschwimmt; zur Linken erheben sich hohe Gebirge; am Fuß dieser waldigen Berge ist eine Stadt erbaut, und neben der Stadt öffnet sich ein Hafen. Von allen Seiten blitzt Licht herein und füllt die ganze Landschaft mit seinem plötzlichen Glanz. Wenn man dann links hinabsteigt, kömmt man in einen Englischen Garten, der dort, man weiß nicht wie, erstanden ist. Auf das gewaltige Getöse und die blendende Helle des Meeres folgen jetzt die Schatten der Gebüsche und das Gemurmel der kühlen Bäche. Soll ich Ihnen nun dies Gebäude aus Ziegelsteinen beschreiben? das wäre eben so, als wenn man das Museum des Louvre schildern wollte. An jeder Thür, an jeder Mauer, auf den Treppen, an den Decken dieses Schlosses, kurz, von oben bis unten, zu Ihren Füßen, über Ihrem Haupt und um sich herum, sehen Sie historische Figuren und Personen. An alle Zeiten, an alle Jahrhunderte, an alle Unglücksfälle, an alle Siege, an alle Niederlagen wird man durch diese Wände und diese Mauern erinnert. Bedenken Sie, daß das Schloß Eu zu Anfang des eilften Jahrhunderts gegründet wurde, daß es seit dieser Zeit fortwährend von Hand zu Hand auf hohe Barone, glückliche Krieger und erlauchte Prinzessinnen übergegangen, und daß alle diese Todten, Barone, Krieger, Prinzessinnen, Könige und Königinnen, ihr Antlitz und ihr Portrait zur Erinnerung an ihr irdisches Daseyn und ihre verschwundene Größe hier zurückgelassen haben. Niemals, glaube ich, ist man in der Achtung für die erloschenen Geschlechter weiter gegangen, als hier. Immerhin mochte dies ungeheure Schloß den Verheerungen von 1793 unterliegen, immerhin mochte es verwüstet, geplündert, beschädigt und verödet werden, eine allmächtige Hand hat das Gestürzte wieder aufgerichtet, das Verwüstete wieder hergestellt, das Geplünderte wieder aufgefunden. Es bedurfte wahrlich eines gewaltigen und festen Willens, um diese alten Grafen von Eu, die schon so lange todt und so oft von ihren marmornen Mausoleen und aus ihren goldenen Rahmen herunter gerissen worden sind, auf diese Weise noch einmal aus dem Nichts hervorzuziehen.

Doch ich könnte einen ganzen Band füllen, wenn ich Alles beschreiben wollte, und ich habe nicht vergessen, daß dies keine Beschreibung, keine Reise seyn soll, sondern nur eine flüchtige Mittheilung von Jemand, der eigentlich Nichts gesehen hat, und der bloß erzählt, was er gesehen und wie er es gesehen.

So wie man aus dem Schlosse Eu heraustritt, hat man die Kirche vor sich, die ganz mit Gräbern gefüllt ist. Auch die von den Jesuiten erbaute Kollegiums-Kapelle ist sehenswerth. In dieser Kapelle trifft man die beiden marmornen Grabmäler des Herzogs Guise mit der Schwarze und seiner Gemahlin. Nicht viele Marmor-Statuen in den Gewölben von St. Denis kommen der einfachen Würde dieser Statue des Herzogs von Guise gleich, wie er in seinem Waffenschmuck daliegt; die Statue der Herzogin ist nicht minder schön; Schade nur, daß der schwarze Fleck auf dem Antlitz dieser Statue sich nicht lieber auf dem Gesicht ihres geschrammten Gemahls befindet.

Aus der Grafschaft Eu gelangt man ganz natürlich in die Grafschaft Ponthieu, wovon Abbeville die Hauptstadt ist. Die Geschichte der Grafschaft Ponthieu hat Herr Louandre, ein höchst verdienstvoller und bescheidener Mann, mit außerordentlichem Geschmack und großer Klarheit geschrieben. Man findet in Abbeville noch schöne Ueberreste seiner ehemaligen Wichtigkeit. Die von John Van Robais im Jahre 1665 unter dem Schutz König Ludwig's XIV. gegründete Fabrik feiner Tuche ist, so wie die fast aus derselben Zeit sich herschreibenden Tapeten-Fabrik, noch jetzt in einem äußerst blühenden Zustande. Aber welcher Unterschied zwischen den beiden Fabriken! die eine gehorcht dem Dampf, dieser geistigen Seele der materiellen Welt, die andere den Händen des Menschen.

In Abbeville habe ich alte Gebäude, alte Häuser von schöner Bauart und eine große schöne Kirche gesehen, die nie fertig geworden ist und jetzt in Trümmer fällt. In Abbeville habe ich viel alte Ueberreste aus dem Mittelalter gesammelt, die sonst nicht mehr häufig zu finden sind; es ist eine treffliche Stadt für Alterthumsforscher. In Abbeville habe ich den schrecklichen Platz gesehen, auf welchem der Ritter von Labarre umgebracht wurde. Der arme junge Mann! Welche Todesqualen! Und wie mußte ihm zu Muthe seyn, als er an einem Fenster das Mädchen, das er liebte, gefühllos diese blutgierige Wuth mit anschauen sah! Abbeville hat indeß diese blutigen Erinnerungen durch seine Urbanität, durch seine Duldsamkeit und durch seine gefälligen Sitten längst ausgelöscht.

Als ich Alles gesehen hatte, die niedergebrannte, verwüstete und geplünderte Bibliothek, die dessenungeachtet noch herrliche Sachen in sich schließt, das erst im Entstehen begriffene Museum, das alte Sächsische Fahrzeug, welches man in der Somme aufgefunden hat, in diesem edlen Fluß, der Alterthümer mit sich führt, wie andere Flüsse Sand; als ich den Kopf des Galliers, den man als Leibeigenen noch in seinem eisernen Reif gefesselt ausgegraben, in meiner Hand gehalten hatte, nahm ich Abschied von meinem trefflichen Freunde, dem Dichter, Geschichtsschreiber und Alterthumsforscher, Boucher von Perthes, und kehrte eiligst zurück, ohne weiter etwas zu sehen, und Sie werden doch finden, daß ich immer noch zu viel gesehen habe.

Sagen Sie mir, Theurer, aus welchem Stoff sind wohl die gebildet, die das Reisen um des Reisenswillen lieben? Wie ist das Herz des Alphonse Royer gestaltet, der an einem schönen Tage nach Konstantinopel reiste und sich dort das Fieber holte? Sagen Sie, ich bitte Sie, was hat Herrn von Lamartine, meinen König und meinen Gott, angetrieben, sein schönes Haus und seine alten Bäume zu verlassen, um sich im Sande des Morgenlandes zu verlieren? Es lebe die Ruhe eines jeden Tages! Es lebe der Schatten jedes Sommers! Guten Tag ihr lieben Möbel, die ihr mich kennt, ihr lieben Bücher, die ihr euch von selbst an den schönsten Stellen aufschlaget, ihr lieben Hunde, die ihr mich begrüßet, du lieber Sessel, der du für mich gemacht bist, ihr lieben theuren Freunde meines Herzens, sichtbare und unsichtbare! Guten Tag auch euch, ihr meine werthen Verleumder von jedem Morgen und Abend, guten Tag, guten Tag all ihr Güter des Lebens, bei denen man bleiben muß, weil man sie nicht mit fortnehmen kann!

Jules Janin.

Bibliographie.

Souvenirs de trente années de voyages à St. Domingue, à diverses colonies étrangères et au continent d'Amérique. — Von A. von Laujon. 2 Bde. 12 Fr.

Essai historique sur l'identité morale de la liberté et de la religion. — Vom Abbé Baret. 5 Fr.

Origine de tous les cultes, ou religion universelle. — Von Dupuis. In 60 Lieferungen zu ½ Fr. Der Atlas dazu 8 Fr.

Histoire des Français. — Von J. C. L. Simonde de Sismondi. 20ster Bd. Geschichte von 1580—1589. 8 Fr.

Mannigfaltiges.

— Weinbau in Ostindien. In Indien wird der Wein an viereckigen Steinpfeilern gezogen, die ungefähr einen Fuß von einander entfernt stehen, und deren obere Enden kreuzweis so verbunden sind, daß sie lange Bogengänge bilden. Diese Pfeiler müssen aber außerordentlich fest gemauert seyn, denn in Gärten, wo man keine Sorge für ihre Ausbesserung trug, erlitten die Besitzer großen Schaden durch die Stürme in der heißen Jahreszeit. Gerade wenn der Wein in schönster Reife dasteht, reißt oft der plötzliche Ausbruch eines Orkans die ganze Vorrichtung aus dem Boden; die Trauben, welche die herrlichste Aerndte versprachen, liegen dann zerquetscht unter den Mauer-Trümmern, und nur wenige bleiben unversehrt. Zur Zeit der Weinlese gleichen die ebenen Gegenden Hindostans einem großen Treibhause; und gerade diese brennende Atmosphäre scheint besonders zuträglich für den Wein, der in Agra, wohin er aus Persien durch die Mongolen verpflanzt wurde, und wo er nur der Sorgfalt der unerfahrenen Eingebornen überlassen ist, vorzüglich gut gedeiht. Etwas mehr Aufmerksamkeit auf Boden und Behandlung würde unstreitig die Qualität des Ertrages bedeutend veredeln; dies müßte freilich zuerst von Europäischen Ansiedlern in Ausführung gebracht werden; denn weil die Natur hier schon so viel gethan hat, so sind die Hindus mit ihren Aerndten ganz zufrieden und halten jede besondere Anstrengung für ganz überflüssig. Wenn sie aber eine Quelle des Vortheils in dem Verkauf des Weins entdecken werden, so machen sie sich sicher schnell mit den nöthigen Kunstgriffen bekannt, denn, trotz ihrer Abneigung gegen Neuerungen und ihrer Vorliebe für die Art und Weise, wie ihre Väter es trieben, lernen sie doch leicht und schnell die von den neuen Beherrschern des Landes eingeführten Gewerbe. (Miss Roberts' Scenes of Hindostan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Mittwoch den 9. September 1835.

England.

Die philharmonische Gesellschaft in London.

Wenn der Englische Musikus aus der Provinz in London ankommt, so geht er zuerst in die Oper und ergötzt sich an Talenten von fremder Abkunft. Er kehrt über lang oder kurz nach Hause zurück, preist die Verdienste einer Malibran oder Grisi, und beklagt die künstlerische Mittelmäßigkeit seiner Heimath, bis ihn — auf einem zweiten oder dritten Besuche in der Hauptstadt — sein gutes Glück bei den Philharmonikern einführt, wo er zum ersten Mal die Trefflichkeit der vaterländischen Musik in ihrem ganzen Umfange erkennt. Er mischt sich da in ein Publikum, das eben nur um der Musik willen herbeiströmt; er hört ein Orchester, das nur lebendiger Eifer für die edelsten Interessen der Kunst geschaffen hat, und fühlt die ganze Seligkeit, welche der Genius und Enthusiasmus, wenn sie die rechte Anwendung finden, dem Sterblichen bereiten können.

Die philharmonische Gesellschaft, obgleich noch von jungem Datum und außerhalb Londons wenig beachtet, ist das nährende Prinzip, die wahre Pflanzschule der Instrumental-Musik in England. Sie ist keine öffentliche Anstalt zu nennen, da sie nur wenige Mitglieder und Subskribenten zählt, und wir halten es eben deswegen für Pflicht, einige ihrer Details zu enthüllen.

Die großen Institute auf dem Kontinent sind meistens von den Regierungen selbst errichtet worden und stehen unter der Leitung berühmter Künstler. Die philharmonische Gesellschaft aber verdankt ihren Ursprung einigen wenigen Individuen und ist nur in der Sonne ihres eigenen Enthusiasmus zur Reife gelangt. Ehe diese Gesellschaft ins Leben trat, war die Instrumental-Musik lange in einem Zustande der Erschlaffung. Die Stifter ahnten jedoch kaum, daß sie eher zur Umbildung als zur Wiederherstellung derselben die Bahn brachen. Man trug schon längere Zeit die Fesseln der alten Schule nicht mehr so geduldig, wie vordem; die Haydnschen Symphonieen hatten der musikalischen Composition einen neuen Impuls gegeben — Mozart hatte die Sprache gelehrt, die jedes Instrument führen soll — und unsere Lindley's, Nicholson's, Harper's und Wilman's fühlten, daß es ein Ziel gäbe, ihrer Kräfte würdiger, als das untergeordnete Amt des Accompagnirens. Unter solchen Umständen wurde die philharmonische Gesellschaft durch Cramer, Dance und Corri gestiftet, und die Gesetze, die man damals aufstellte, sind im Wesentlichen dieselben geblieben. Die Gründung erfolgte im Jahre 1813. In dem kurzen Zeitraum von 22 Jahren ist die Societät eine der bedeutendsten ihrer Klasse geworden und besitzt das prächtigste Orchester in Europa.

Viele Ursachen haben zusammengewirkt, um der philharmonischen Gesellschaft jenen Vorrang zu geben, den ihr die feinsten Kenner, Ausländer und Inländer, nicht abstreiten. Auf dem Kontinente — vorzüglich in Deutschland — hat jede Stadt ihr Musik-Corps und ihr Konzert, und alle sind in gewissem Betrachte gut zu nennen. In England aber ist die Hauptstadt der Brennpunkt, welcher jeden Strahl des Genies endlich einsaugt. London ist die einzige Sphäre, wo das Talent zu seiner Entwickelung Raum hat oder zu haben sich einbildet; in London also haben die schönsten Talente ihr Zenith erreicht und sind so lange in ungestörter Verbindung mit den Philharmonikern geblieben, daß die vollkommenste Amalgamation erfolgt ist, die ein verwandtes und individuelles Fühlen und eine generelle Biegsamkeit und Fähigkeit, sich anzuschmiegen, erzeugte, welche das ganze Corps für die feinste Abschattung des Ausdrucks empfänglich macht. Jeder Impuls dringt elektrisch durch Alle, und während sie in vollkommenster Eintracht wirken, leisten sie dem Direktor unbedingten Gehorsam. Es gilt in diesem Orchester kein Unterschied des Ranges; man wählt zu den Ripienis keine Musiker, auf die man nur insofern rechnen könnte, als sie mit dem Strome fortschwimmen, sondern Musiker, die durch lange Erfahrung tüchtig geworden sind, und die mit jedem Talente der Ausführung allgemeine Kenntniß von Composition, Orchester-Wirkungen und klassischer Musik verbinden. Derjenige Musiker, welcher ein Konzert der Philharmoniker zum ersten Male hört, vernimmt auch zum ersten Male jene melodische Unterredung der Instrumente, welche die Kunst in ihrer wahren Vollkommenheit hervorbringen muß.

Kein einzelnes Instrument kann mit der menschlichen Stimme in die Schranken treten; aber auch keine Combination von Menschenstimmen bringt eine solche Wirkung hervor, wie ein schönes Orchester; denn Worte, mit Tönen gepaart, geben unseren Gefühlen eine bestimmte Richtung, während bei der Instrumental-Musik Jeder nach Erforderniß seines Temperamentes ernst oder heiter gestimmt wird. So z. B. kann Beethoven's Pastoral-Symphonie den klassischen Gelehrten an Virgil's Bucolica oder Georgica erinnern — den gebildeten Englischen Leser an Shakespeare's wunderbare Schöpfungen — Scenen, die er selbst geschaut, werden Manchem die Phantasie lebhaft anregen, und der Dichter und Enthusiast werden vermuthlich schaffen. Alle diese Beobachtungen haben wir bei philharmonischen Hörern gemacht; aber an keinem anderen Orte sind wir von den „Wogen der Melodie" so anmuthig getragen worden, daß selbst ihr Niederfallen unsere Träume nicht stören konnte.

Bei solchen Talenten, wie heutige Instrumental-Musiker sie entwickeln, und bei den schnellen Fortschritten, welche die Instrumental-Composition in so kurzer Zeit gemacht, ist es unmöglich, der weiteren Vervollkommnung dieser Kunst ein Ziel zu setzen. Vor einem Jahrhundert gab es noch keine Symphonieen; drei Menschenleben — das Leben Haydn's, Mozart's und Beethoven's — haben ausgereicht, um die Symphonie zur Reife zu bringen. Jeder von diesen dreien ist, obgleich sie auf einander folgten, seine eigene Bahn gewandelt; Haydn charakterisirte Einheit und Klarheit des Plans, Anmuth des Ausdrucks und skrupelhafte Beschränkung auf die Sphäre der Sympathieen seines Publikums; Mozart war der Schöpfer reicher Harmonieen, mannigfach und leidenschaftlich in seinen Gefühlen, kühn im Versuchen neuer Wirkungen; Beethoven hat hohe melodische Einfalt, schneidende Kontraste und kühne Originalität. So erweckt jeder dieser Meister in dem Musiker eine andere Welt von Gefühlen, bringt verschiedene Kräfte zur Entwickelung und fördert demnach die Ausbildung der Instrumental-Musik in jedem Stile — ein Vortheil, den die philharmonische Gesellschaft ganz besonders gefühlt hat. Spohr ist nicht so leicht zu analysiren; als individueller Violinist verlangt er oft mehr, als irgend ein Orchester zu leisten fähig ist. Er hält nicht inne, um die Möglichkeit, oder vielmehr die Wahrscheinlichkeit des Mißlingens zu bedenken, sondern er schreibt, als wär' es für eine Quartett-Partie und nicht für ein vollständiges Orchester. Er ist seinem Zeitalter vorangeschritten, und die Popularität seiner Werke wird nur von kurzer Dauer seyn. Dennoch dürfen wir es kaum beklagen, daß sein Genius in gewissem Betrachte über das Ziel hinweg geschritten ist, weil dieser Umstand der philharmonischen Gesellschaft eine schöne Gelegenheit gegeben, ihre außerordentlichen Kräfte an seinem letzten und gewaltigsten Werke, der Symphonie über Pfeiffer's Ode an die Töne, zu erproben, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge.

Diese Symphonie hat einen Streit darüber veranlaßt, wie weit das wahre Gebiet der beschreibenden Musik sich erstrecken dürfe. Die Wirkung derselben auf das Publikum war verschiedenartig; der schlichte Tonkünstler beurtheilte und bewunderte sie nur den Regeln der Tonsetzung gemäß; aber diejenigen, welche Musik und Dichtung zusammen lesen, mag die Musik nun den Worten des Dichters sich anschmiegen oder nicht, wurden durch die auf dem Konzert-Zettel beigefügte Uebersetzung der Ode in ihrem Genusse gar nicht gestört und fanden vielleicht in Spohr viel mehr, als in dem Dichter selbst, weil eine Modulation oft so viel sagt, als eine ganze Stanze. Aber die Kritiker schlugen Lärm, und ein Schriftsteller wagte die Behauptung, „das legitime Gebiet der Instrumental-Musik sey das Schwebende und Unbestimmte." Wir wollen die Stärke dieses Argumentes nicht prüfen und bemerken nur, daß es, in seiner ganzen Ausdehnung angewendet, aller beschreibenden Musik den Garaus machen müßte. Einem solchen Prinzip zufolge, würde Haydn's lebendig beschreibende Symphonie über: „In lichtem Glanze", keine positive Ideen erwecken, oder der Phantasie kein wirkliches Gemälde vorhalten; unsere Meinung aber ist die, daß, wenn auch jedes Individuum, wie vorhin bemerkt, je nach der Verschiedenheit seines Temperamentes bei dieser Symphonie verschiedentlich empfindet, doch Jedem die aufgehende Sonne vorschweben muß. Der Kritiker, dem das Unbestimmte so theuer ist, mag immerhin dabei denken, sie stiege durch einen Londoner Nebel empor; das thut nichts zur Sache.

Der wahrhaft legitime Zweck der Instrumental-Musik ist das Erregen lebendiger und allgemeiner, aber harmonisch wirkender Eindrücke. Kleine Details würdigen eine Composition herab, aber Alles, was die Klarheit und Lebendigkeit der musikalischen Beschreibung fördert, sollte von dem Künstler eben so hoch geschätzt werden, wie eine Entdeckung in der Wissenschaft von dem Philosophen. Beethoven hat in seiner Pastoral-Symphonie bewiesen, welchen Effekt musikalische Beschreibung machen kann, und es scheint nur noch die Frage übrig, ob Spohr in dem gegenwärtigen Falle ein schickliches Thema gewählt, und ob er treuer Dolmetsch desselben gewesen. Das Letztere kann nur denen zweifelhaft bleiben, die seine Composition nicht gehört, und über das Erstere können

die Leser am besten urtheilen, wenn ihnen Pfeiffer's treffliche Ode bekannt ist.

Werfen wir nun einen Blick auf die Vortheile, welche uns aus der philharmonischen Gesellschaft erwachsen sind. Sie ist die höchste Instanz in Sachen des musikalischen Geschmacks, von welcher keine Appellation mehr gilt. — Sie unterhält ein Chor von Tonkünstlern, die, als ihre Agenten, in den verschiedenen Provinzen Musikfeste anordnen und leiten. — Sie hat der Kunst durch ganz Großbritanien einen mächtigen Impuls gegeben. — Sie ist endlich der einzige solide point d'appui für das Talent in England. Möge sie ihren segensreichen Einfluß noch lange, lange behaupten! (N. M. M.)

Bibliographie.

Rosamund Gray. — Erinnerungen aus dem Christ-Hospital; von C. Lamb. 9 Sh.

Lamb's prose works. (Lamb's prosaische Werke.) 3 Bde. 1 Pfd. 7½ Sh.

The story of Justin Martyr. (Die Geschichte von Justin dem Märtyrer und andere Gedichte.) Von R. C. Trench. 5 Sh.

Illustrations to the botany of the Himalayan mountains. (Erläuterungen zur Botanik des Himalaya-Gebirges.) Siebenter Theil. 20 Sh.

Scenes and characteristics of Hindostan. (Scenen und Charakteristiken aus Hindostan.) Von Emma Roberts. 3 Bde. 27 Sh.

Considerations respecting the trade with China. (Betrachtungen über den Handel mit China.) Von Joseph Thompson. 5 Sh.

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Indeß bleibt uns das schrecklichste Hinderniß für unsere Literatur noch zu nennen übrig. Es ist der Umstand, daß alle unsere Gedanken, Interessen und Kräfte, die sonst wohl der Literatur sich zugewandt haben würden, fast gänzlich von der gemeinen und rohen Politik absorbirt werden; wir meinen die Partei- und Wahl-Politik. Es ist der Fluch, der auf dem Amerikanischen Volke lastet, und den wir selbst von dem Englischen Temperamente überkommen haben. Jeder Mann unter uns scheint zu wissen, daß wer immer groß, weise oder fähig ist, irgend ein besonderes Interesse zu erregen, gewiß auch bald das Haupt einer Partei im Kongresse wird — irgend ein beliebter Sprecher, oder ein gewaltiger Demagog. Du magst dich hinwenden, wohin du willst, von Maine bis zum Sabine-Flusse, überall wird dir dasselbe Thema der Partei-Politik in die Ohren schrillen — die Triumphe des einen Wahl-Kandidaten über den anderen — die Frage, wer Gouverneur, wer Kongreß-Mitglied, wer Senator werden, oder wer sonst dazu bestimmt seyn mag, irgend ein Amt von der Gnade des Präsidenten zu empfangen. Es kommt wenig darauf an, ob du vielleicht zufällig die Leute kennst und überzeugt bist, daß beide Parteien unwürdig und unwissend sind. Du bist nun einmal dazu verdammt, seine Lobeserhebungen, die Aufzählung seiner Talente, die Geschichte seiner Geburt, seiner Fortschritte und seiner höchsten Ausbildung mit anzuhören; selbst unter verständigen Männern wagen es jene Parteigänger oft, aus einer Schlange einen Fisch und aus einem Steine Brod zu machen. Diese blinde Wuth ist im Stande, einen Mohak in einen Staatsmann umzuwandeln, und einen Vandalen, der kaum seinen Namen unterzeichnen kann, zu einem gelehrten Politiker umzustempeln. Bei so bewandten Dingen muß der Ehrgeiz stets Alles aufbieten, um sich wo möglich eine Partei zu bilden, um zum Kongreß-Mitgliede erwählt zu werden, und eine Rede zu halten, die, so geringfügig auch deren Inhalt und so stupid die darin aufgestellten Ideen sind, dennoch von einer Million Menschen gelesen wird, während andererseits das vorzüglichste Produkt und Meisterwerk des literarischen Genies der Menge oft gar nicht zu Gesichte kommt. Was nun England betrifft, so bilden die Gelehrten und Literaten, die sich von dem unwürdigen Treiben fern halten und nur die friedliche Bahn ihrer Studien verfolgen, an und für sich eine so zahlreiche und achtbare Volksklasse, daß sie sich selbst hinreichend genügen, um sich gegenseitig zu unterstützen und aufrecht zu erhalten. Aber in Amerika ist die Anzahl derselben so gering, daß wer nur irgendwie einen literarischen Beruf in sich fühlt, kaum noch darauf rechnen darf, je in die Gesellschaft einzutreten. Er steht vielmehr allein, abgeschnitten von allen Zirkeln, kann mit keinem eine Brüderschaft schließen, und wofern er nicht von den Umständen besonders begünstigt wird, so darf er nie auf irgend eine Belohnung hoffen, noch erwarten, daß es ihm gelingen würde, durch die angestrengten Nachtwachen und Arbeiten seines ganzen Lebens so viel Notorität zu erlangen, als irgend die Ignoranz eines Kongreß-Mitgliedes, das eine Rede über den Zoll-Tarif gehalten; kurz, er ist genöthigt, die Literatur entweder mit Verzichtleistung auf allen weiteren Erfolg lediglich für sich selbst zu betreiben, oder sie gänzlich aufzugeben.

Es ist gar keine Rede davon, daß die Regierung irgendwie Sorge dafür tragen sollte, um die Literatur in Schutz zu nehmen, oder eine neue wissenschaftliche Entdeckung durch etwas mehr zu belohnen, als durch ein Patent, das selbst zu einer Staatsrevenue wird. Nur Jefferson hat, als er auf dem Gipfel der Volksgunst stand, den Reisenden Lewis und Clarke einen gesetzlichen Schutz angedeihen lassen, als sie eine Entdeckungs-Expedition nach den Quellen des Missouri und den Küsten des Stillen Meeres unternahmen; — die Resultate waren auch im höchsten Grade ehrenvoll für den Staatsmann und sein Vaterland ausgefallen. Außerdem hat wohl der Kongreß die Autorisation zu noch mehreren anderen Entdeckungsreisen ertheilt und zum Theil die Kosten der Ausrüstungen selbst übernommen; allein, was die Amerikanische Literatur anbelangt, so hätte sie sich gar sehr verrechnen müssen, wenn sie sich irgend eine Erwartung auf Belohnung oder großmüthigen Schutz von jener Seite machen sollte. Als der jüngere Adams, selbst einer unserer gebildetsten Männer, in einer feierlichen Rede im Kongresse auf ein Projekt hinwies, um die Wissenschaft zu befördern, und von der Errichtung eines besonderen Observatoriums zu sprechen begann, da ward der Redner durch ein allgemeines und übermäßiges Gelächter unterbrochen, das vielleicht die nächste Ursache davon war, daß man ihn zum zweiten Mal als Kandidaten für den Präsidentenstuhl verwarf. Was für Geld auch sonst immer den Partei-Intriguen und Ränkeschmieden zu Gebote stehen mag, so ist doch das allgemeine Volksgeschrei: „economy, retrenchement" hinreichend, um den Schatz für jede Freigebigkeit zu verschließen, wodurch die Entdeckungen befördert, die Künste belohnt oder die Literatur in Schutz genommen würden. Jene großmüthige Freigebigkeit, die Jahrhunderte lang von den reichen, hochgestellten und wahrhaft edelgesinnten Männern in England dem Genie bewilligt wurde, und welche die Geber sowohl als die Empfänger zur Unsterblichkeit erhob, diese Freigebigkeit ist gegenwärtig selbst in diesem Lande selten geworden und hat bei uns nie das Tageslicht erblickt. Wenige von unseren begüterten Herren haben daran gedacht, einen so edlen und würdigen Gebrauch von ihrem Ueberflusse zu machen, um die von der Vorsehung auserkorenen Genien, denen die gemeinen Wege und die Kanäle des Gewinns versperrt sind, irgendwie zu beschützen und zu beschirmen. Wer unter den wohlhabenden Leuten unseres Vaterlandes möchte sich's wohl in den Sinn kommen lassen, einem Gay die Ruhe, die Muße und den Schutz zu gewähren, wie es seiner Ehre gebührt, oder einen Watts in den Stand zu setzen, auf seiner Lyra im Frieden und in Ruhe zu spielen, ohne von Nahrungs- und Subsistenz-Sorgen unaufhörlich gequält zu werden! O! so ist weder die Denk- noch Handlungsweise der Reichen unseres Tages beschaffen; noch sind sie irgendwie von dem Ehrgeize beseelt, ihre Namen durch den Ruf solcher ausgezeichneten Geister zu erhöhen. Nein, sie ziehen den Ruf eines großen Kapitalisten vor und geben ihre Individualität hin, um der Personification irgend einer mechanischen Macht, ohne Geist und Seele — um irgend einer Corporation sich anzuschließen. Das ist, wie uns bedünkt, ein bedeutendes Hinderniß, nicht bloß für die Amerikanische Literatur, sondern auch für die der civilisirten Welt überhaupt, die allgemeine Tendenz unseres Zeitalters, die individuelle Kraft und das individuelle Gefühl in die eiserne und lebenslose Starrheit der Corporationen aufgehen zu lassen. Die Erfindung des Pulvers reduzirte die Kriegskunst von der Combination individueller Tapferkeit und Ritterlichkeit auf den Kalkül und die Finanzen. An die Stelle der individuellen Zärtlichkeit des Herzens, der Almosen des Privatmannes und der Thränen, die unwillkürlich, bei dem Anblicke des Elends, unserem Auge entquillen, sind die Corporationen bestrebt, ein großes Hospital mit ungeheuren und kalten Marmorsäulen aufzuführen, in denen Hunderte von Armen sich befinden, deren Futter, Heilmittel und Kost am Ende wohl aus lauter Dampf bestehen wird.

Das sind die unbegreiflichen physischen Verbesserungen unserer Zeit; vermittelst eines Dollars vermag man sich heutzutage mehr Vergnügen und Luxus zu verschaffen, als vordem, nämlich vor der Erfindung der Dampfböte und der Eisenbahnen, mit zehn solcher Metallstücke. Das Geld wird demnächst mehr und mehr die ausschließende Gottheit irdischer Verehrung. Unsere inneren Triebfedern gelten als Thorheiten — das Genie ist zum Kalkül geworden — Talent ist Combination — Seele ist ein gewisser Betrag von Actienscheinen — Liebe ist ein schönes Haus, Kapital und Revenüen — Moralität ist ein sicherer und gewinnreicher Schmuck — die Poesie ist dazu da, um ein Mitglied des Kongresses oder Präsident zu werden — die exakten Wissenschaften messen nicht mehr die Sterne aus, sondern errichten Eisenbahnen und führen Chausseen auf — die Philosophie will reich werden, und die Religion endlich erbaut Kirchen und dotirt sie reichlich aus. Der Liebhaber macht einen Heirathsantrag; — hat die Schöne ihn gesehen, ist er jung, hübsch und liebenswürdig? Solche Fragen mögen wohl vordem stattgefunden haben; gegenwärtig besteht die einzige darin, wie viel Geld er habe? Das schöne Geschlecht ist nunmehr eben so corporationssüchtig und auf den Kalkül bedacht, wie die Männer. Sie haben ihre fünfhundert Gesellschaften, in welche alle die Elemente des Ehrgeizes und der Intrigue der männlichen Corporationen mit eingeflossen sind, und es giebt sich bei den Magdalenen und Waisen-Anstalten bald kein anderer Wunsch mehr zu erkennen, als die Eitelkeit, unter den Namen der Vorsteherinnen zu prangen und die Jahresberichte abzufassen; während die Wärme und die Zärtlichkeit des Herzens, die sonst mit individueller Milde die Leidenden pflegte, nunmehr in die allgemeine Vorrathskammer des korporativen Interesses hingeworfen wird. Kurz, unser gegenwärtiges Zeitalter ist das eherne und eiserne Zeitalter, das Zeitalter der listigen und schlauen Handwerker, der ungeheuren physischen Erfindungen und Verbesserungen, das Zeitalter der Finanzen, der Banquiers und des Kalküls. In Verhältniß zu dem, was man die positiven Wissenschaften nennt, sind die schönen Wissenschaften, die Moral und was zu ihr gehört, die Zärtlichkeit, Sympathie und die edle, unberechnende Großmuth, in den Hintergrund getreten, um der Gefühllosigkeit, der kalten Selbstsucht und den strengen, seelenlosen Abstractionen des Corporations-Interesses Platz zu machen. Es hat keine Schwierigkeit, zu entdecken, welches der Einfluß eines solchen Gemeingeistes, der sich nirgends in dem Grade vorfindet, als in den Vereinigten Staaten, auf die Literatur seyn muß. Die Männer von Genie haben keine Vorfahren, sie können das Erbstück ihrer Talente Niemanden hinterlassen und haben keine Nachkommenschaft. Die gemeinen Berechnungen des Interesses passen nicht eben für ihre luftigen Philosophieen, und vergeblich haben dies einige literarische Kapitalisten leugnen wollen, indem sie behaupteten, daß die Männer der Literatur eben so weltlich-weise, reich und glücklich seyn könnten und müßten, als alle Uebrigen. Die Geschichte der meisten Autoren von wahrem Genie widerlegt diese Behauptung, denn unter zehn dergleichen Männern befinden sich immer neun, die arm und unglücklich gewesen sind, und man darf nur mit den einfachsten Prinzipien der Physiologie

vertraut zu seyn, um aus ihrer Organisation sowohl als aus ihren Temperamenten dies Resultat herauszubringen.

Das Ergebniß aller dieser unglücklichen Einflüsse hat sich in unserer Literatur so herausgestellt, wie es von selbst zu erwarten war. Bei der großen Menge von Personen, die sich bei uns rühmen können, in irgend eine Zeitschrift oder ein Tageblatt irgend einmal eine literarische Arbeit geliefert zu haben, will es doch kaum Einer wagen, als Autor, als Literat von Profession aufzutreten, und wir haben nur etwa zehn Beispiele von Männern aufzuweisen, die ihre Existenz als Schriftsteller auf eine andere Weise als durch das Abfassen von Schulbüchern erlangt haben. Noah Webster, unser gelehrter und unermüdlicher Philolog, der ein Dictionnair zu Tage gefördert, das durch seine verdienstvolle vergleichende Linguistik selbst den großen Johnson überbietet, dieser gelehrte Mann hat seine pecuniairen Erfolge und, wie wir hinzufügen können, seine Achtung bei dem Amerikanischen Publikum lediglich einem von ihm herausgegebenen Buchstabir- und Lesebuche zu verdanken.

Der schon dahin geschiedene Dr. Morse mag als ein zweites Beispiel für dieselbe Thatsache angeführt werden. Er ist es, dem die Ehre gebührt, als Vater der Amerikanischen Geographie anerkannt zu seyn. Unermüdlich in seiner Arbeit als Sammler, hatte er eine große Anzahl von Jahren der Erforschung des Gesammt-Gebietes der Vereinigten Staaten gewidmet, in denen man vor seiner Zeit in den großen Landstrichen des Nordens, Westens und Südens fast eben so wenig von einander wußte, als etwa noch jetzt von dem Indien, das jenseits des Ganges gelegen ist. Seine „Allgemeine Amerikanische Geographie", ein sehr großer Oktavband, erschien in mehreren Ausgaben nach einander — aber, wie wir vermuthen dürfen, mit nur geringem Gewinn für den Verfasser. Denn in unserem Vaterlande ist nur dem eine reichhaltige goldene Mine geöffnet, der es versteht, ein Schulbuch herauszugeben, das allgemein in Mode kömmt und von Millionen von Kindern benutzt wird, die immer von neuem eine Umarbeitung und Umgestaltung ihrer Lesebücher nöthig machen. Unser Dr. Morse, der sich gar bald von dem Wesen der Amerikanischen Literatur überzeugt hatte, beeilte sich daher, aus seinem größeren Werke einen kleineren Auszug zu veranstalten und als eine Schul-Geographie herauszugeben, von der bereits mehr als zwanzig Ausgaben erschienen sind.

Das merkwürdigste Beispiel von pecuniairem Erfolge der Autorschaft bietet uns der Verfasser des „Peter Parley" dar. Samuel Goodrich hatte sich theils durch verschiedene literarische Werke bekannt gemacht, theils sich als Herausgeber der „Erinnerung an Boston", des glücklichsten Memoirs, das unser Vaterland aufzuweisen hat, ausgezeichnet. Seine Verse trugen keinen gemeinen Stempel der Poesie, und seine Versuche waren von einem besonders höheren Schlage. Allein er machte gar bald die Entdeckung, daß der Boden der Amerikanischen Literatur nichts als dürre Lorbeeren hervorbrächte, die noch dazu die kleineren Kritiker auszugraben und auszuräuten sich eifrig bemühten. Anstatt einer unfruchtbaren Untersuchung der ätherischen Gebirgs-Adern, ließ er sich daher mit dem seinen Landsleuten eigenen Scharfblick in die Thäler hinab und begann, den ergiebigeren Boden an der Oberfläche zu bepflügen. Nach mannigfachen Versuchen mit Schulbüchern gelang es ihm endlich, die Ader des „Peter Parley" aufzufinden, und er zog aus dem Werke mehr Vortheil, als Cooper, Irving, oder sonst irgend ein anderer Amerikanischer Schriftsteller. Es ist eine Reihe von kleinen Schriften, in niedlicher passender Form, mit einer großen Anzahl von Holzschnitten, vortrefflich geeignet, das Auge junger Kinder zu fesseln. Der Inhalt erstreckt sich auf Geographie, Geschichte, Reisebeschreibungen, Ausflüge, Chronologie und dergleichen, und die Schreibart ist ein glücklicher Conversations-Stil, der die richtige Mitte zwischen dem Kindergespräche und dem gewöhnlichen Bücher-Stil hält. Es wurden ungeheure Kisten von dem Werke nach allen Richtungen hin verfahren, und es giebt keinen Assortiments-Buchhändler in der Provinz, der nicht mehrere hundert Stück von „Peter Parley" hat. Wir haben hier nicht nöthig, von den pecuniairen Erfolgen Cooper's und Irving's zu sprechen, da dieselben, in England sowohl als in Amerika, bereits hinlänglich ausposaunt und fast über die Maßen hoch angeschlagen wurden. Wir könnten auch noch hundert andere einzelne Bücher anführen, die einen guten Erfolg gehabt und die ihren Verfassern Geld eingebracht haben. Allein wir haben hier nur diejenigen Personen hervorheben wollen, die man ganz eigentlich Autoren von Profession nennen darf, und von denen man sagen kann, daß sie durch ihren Beruf eine Subsistenz erlangt haben.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir, indem wir die Hindernisse für das Gedeihen der Amerikanischen Literatur zusammenstellten, dasselbe nur mit tiefem Leidwesen unternahmen. Wir hätten noch tausend andere hinzufügen können, allein wir berührten nur diejenigen, die uns als die wichtigsten und schrecklichsten erschienen. Sehr gern würden wir den Gegenstand in anderer Weise, etwa mit lauter Lobeserhebungen, behandelt haben. Allein wir sind einer gebieterischen Pflicht gefolgt, um nur das mitzutheilen, was der einfachen Wahrheit angemessen schien. In demselben Geiste wollen wir nun auch hier fortfahren, wenn wir uns gleich auf einen schwierigeren Boden begeben. Wir lassen uns nur durch reine Unparteilichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit leiten. Tros Tyriusve nullo discrimine habetur.

Hätten die Englischen Beobachter, welche bei uns gewesen und in ihr Vaterland zurückgekehrt sind, um uns daselbst herabzusetzen und zu erniedrigen, als Leute, die nicht nur aller Literatur, sondern auch alles Geschmackes für dieselbe entbehren, hätten diese Beobachter, sage ich, einen freieren Geist und ein reineres und edleres Gemüth besessen, so würden sie nur darüber in Bewunderung ausgebrochen seyn, daß wir trotz aller der uns entgegenstehenden Hindernisse dennoch innerhalb der kurzen Zeit so viel schon geleistet haben. Sie hätten daran denken sollen, daß ihre eigenen literarischen Schätze seit den Zeiten Alfred's und Beda's und Chaucer's in einer Reihefolge von mehreren Jahrhunderten allmälig angesammelt worden sind. Sie hätten bedenken sollen, daß ihre Literatur bereits ihr goldenes Zeitalter erreicht und darauf bald stationair, bald, wie Einige behaupten, selbst rückgängig geworden ist, als noch drei Viertheile von den Amerikanischen Staaten eine Wildniß, nur von rohen wilden Männern bewohnt, waren. In den ersten zehn Jahren nach unserer Revolution hatte sich das Land noch nicht von seinen Kämpfen für die National-Existenz hinreichend erholt, um an den Anbau der Literatur zu denken, an ein Studium, das lediglich das Resultat der Ruhe, des Ueberflusses und der Ordnung, der Herrschaft, des Wohlstandes, des Gedankens und der freien Meinung ist. Unserer Literatur kann höchstens ein Alter von ungefähr vierzig Jahren zugeschrieben werden; das ist nur ein kleiner Bruch von den neunhundert Jahren, während welcher die Literatur von England heranwuchs. Mit einer Flotte von wenigen Fregatten und Kriegsschiffen, die man spottweise jenseits des Oceans „Cock-boats" (Kähne) nennt, haben wir uns doch im Angesicht einer Flotte von tausend Schiffen Achtung zu verschaffen gewußt. Hätten wir nun auch selbst unsere tausend Schiffe, würden sie uns da wohl noch als einen nicht zu beachtenden Feind oder als einen ohnmächtigen Alliirten ansehen? Wären wir im Stande, binnen vierzig Jahren, gegen Wind und Wetter, das zu vollenden, was wir bereits in der Literatur zu Ende gebracht haben, was wird dann der Geschichtsschreiber von uns sagen, wenn er neunhundert Jahre später eine Parallele zwischen den Schriftstellern in England und den Transatlantischen Küsten ziehen wird?

Wenn man aber spöttisch fragt, wer denn ein Amerikanisches Buch liest? Und was für epische oder andere Gedichte und bändereiche klassische Werke wir wohl hervorgebracht haben? Dann erwiedern wir darauf, daß, wenn man alle die Umstände erwägt, die wir im Verlaufe unseres Artikels erwähnt, wenn man den Mangel an Schriftstellern von Profession, den Mangel an pecuniairen Erfolgen, das Vorurtheil zu Gunsten der Englischen Schriften, die unsere Verleger ohne die Erlaubniß der Verfasser frei herausgeben dürfen, ferner die allgemeine Hinneigung des Amerikanischen Volkes zu mechanischer Betriebsamkeit oder zur Politik, sodann das Eingenommenseyn gegen die Literaten, als eine besondere Klasse, und den Umstand, daß wir unsere literarische Epoche erst seit vierzig Jahren begonnen haben, wenn man dies Alles in Erwägung zieht, so kann man wohl kaum erwarten, daß wir schon epische Gedichte zu Tage fördern sollten. Wer möchte sich hier wohl berufen fühlen, eine so voluminöse Geschichte, wie die von Hume oder Smollet, die Annalen einer Nation zu schreiben, die kaum ein halbes Jahrhundert gelebt hat.

Was wir bis jetzt geleistet haben, ist gerade so beschaffen, wie es zu erwarten war von einer Nation von unbegränztem literarischen Ehrgeiz und allerlei Hülfsquellen, aber ohne weitere besondere Ermunterung und Belohnung; das heißt, unzählige Versuche in omni scibili, literarische Projekte von allerlei Charakter, mehr periodische Blätter als England selbst, unzählige großsprecherische Reden, Tausende von literarischen Skizzen und eine Masse von Gedichten in den Zeitungen, kurz, allerlei geistige und mit Fleiß zu Tage geförderte Arbeiten; die Keime von epischen Gedichten, die noch im Gehirn der Schriftsteller zurückbleiben und die sich vollkommen entwickeln würden, falls ihnen mehr Ermunterung und Belohnung zu Theil würde; Werke, die man angefangen und wieder aufgegeben, so wie es seyn mußte, da, wo ein Jeder sich selbst für fähig hält, schriftstellerisch aufzutreten, indem er durch den Ehrgeiz angefeuert wird, die Unsterblichkeit in dieser Richtung zu suchen, und wo er die Feder hastig ergreift und mit verzweifelter Anstrengung, gleich einem tollen Fechter, fortfährt, bis er endlich ein wenig müde wird, indem er findet, daß sich nicht aus jeder Art von Baumstamm ein Apollo ausschneiden läßt — indem er bemerkt, daß die literarischen Arbeiten Zeit kosten, daß sie nicht immer mit besonderem Lobe beehrt werden, daß sie den Kopf ermüden, zu anderen Anstrengungen untauglich machen und daß sie endlich nicht zu dem Kreise derjenigen Beschäftigungsweisen gehören, die Geld bringen und Achtung verschaffen. Dazu kommt noch die ökonomische Wissenschaft, das besondere Talent der guten und schlichten Haushaltung, wodurch sich die Amerikaner bekanntlich ganz besonders auszeichnen. Cato, Junius und Publicola, diese begeben sich, der Eine auf sein Pachtgut, der Andere nach seinem Büreau und der Dritte nach einem Schnapsladen zu den Wählern; die Blaustrümpfe (Schriftstellerinnen) waschen die Dinte der Sonnette von ihren niedlichen Fingerchen ab und beobachten lieber die netten Formen und Attitüden der „schönen Assemblee"; der beginnende Philosoph und Poet wird Kaufmann und Kongreß-Mitglied, und die gelehrte Schöne übernimmt die Ober-Aufsicht und Verwaltung in ihrer Küche. Sobald nun der Paroxismus der Begeisterung, der selten mehr als einmal zum Ausbruche kömmt, gänzlich vorüber ist, so findet sich Keiner, der die kurze literarische Wuth, von der sie befallen waren, mehr bespöttelt und belacht, als gerade die wiederhergestellten Patienten selbst. Würden wir es für unseren gegenwärtigen Zweck für nothwendig finden, so könnten wir leicht einen ganzen Band mit diesen vorübergehenden Anstrengungen, mit diesen gelungenen Versuchen, mit den poetischen Ergüssen und den herrlichen und beredten Gedankenspielen anfüllen, die gleich einer Sternschnuppe auffunkeln, vielleicht als die geräuschvollsten und am meisten Aufsehen erregenden Kolonnen irgend einer Zeitschrift in der Provinz. Man verwundert sich und fragt, wer wohl der Verfasser gewesen seyn mag, wenn anders das Produkt vor das Auge eines Mannes kömmt, der das Verdienst zu schätzen versteht. Aber gerade so, wie das Meteor, verschwindet es schnell, nachdem es einen Augenblick am Horizont gefunkelt hat. Man darf nur einmal einige alte periodische Blätter vornehmen, um sich davon zu überzeugen. Zuweilen führt das erste Auftreten mit solchen einzelnen literarischen Produkten zu öffentlichem Ruhme und Anerkennung, und diese dauern vielleicht für einige Zeit regelmäßig fort; dann werden sie immer seltener und kürzer, bis sie endlich ganz verschwinden, indem sie die unbezweifelte Ueberzeugung zurücklassen, daß der Verfasser entweder mit Tode abgegangen oder daß er

sein Talent für die schöne Literatur gegen irgend ein anderes reelleres Geschäft umgetauscht hat.

Diese wohlbekannten Wandersterne bilden die merkwürdigsten Gestalten der Amerikanischen periodischen Blätter. Für uns beweisen sie klar, daß wir verhältnißmäßig eine hinreichende Anzahl von Talenten für die schöne Literatur, zerstreut in unseren verschiedenen Landestheilen, besitzen, daß unsere Institutionen und die Ordnung der Dinge bei uns diese Talente kräftig anregen, daß sie aber unfähig sind, dieselben zu nähren und so lange zu erhalten, bis sie zu derjenigen Entwickelung und Ausbildung gelangten, die für eine vollständige klassische Literatur unerläßlich sind.

Timothy Flint.

Bibliographie.

Letters descriptive of the Virginia springs. (Beschreibung der Virginischen Gesundbrunnen, in Briefen.) Von Peregrine Prolix. Philadelphia.

Naval stories. (Marine-Geschichten.) Von W. Leggett. New-York.

Constantinople and its environs. (Konstantinopel und seine Umgebungen.) Von einem Amerikaner, der lange Zeit in Konstantinopel gelebt [angeblich vom Commodore Porter, ehemaligem Geschäftsträger der Vereinigten Staaten bei der Pforte]. 2 Bde.

The Italian sketch-book. (Italiänisches Skizzen-Buch.) Von einem Amerikaner.

Rußland.

Scenen aus dem Leben der Tschetschenzen.

(Von einem Augenzeugen.)

Bei meinem Aufenthalte in Kaukasien wünschte ich die Bergbewohner kennen zu lernen; und obwohl meine Freunde es mir, der Gefahr wegen, abriethen, so entschloß ich mich doch, meinem Wunsche zu genügen. Ich kaufte mir daher zu Mosdok einen vollständigen Anzug der Tschetschenzen und einen wilden Gaul, und schlug den Weg auf dem rechten Ufer des Terek ein. Funfzig Werst östlich von der Mündung des Flusses Schadir in die Sundschu gelangte ich in ein zwischen Felsen gelegenes Dorf, wo mich ein bärtiger Tschetschenze in seine kleine und unreinliche Hütte aufnahm. Nachdem ich ihm eingeredet, ich sey ein Bergbewohner, der in Russischer Gefangenschaft gewesen und jetzt in seine Heimath zurückkehre, war ich sicher.

Am anderen Tage früh entstand unweit des Dorfes bei einem steilen Felsen ein Auflauf; gellendes Geschrei weckte das Echo, und an den Mützen der Männer und den Köpfen der Weiber sah man Wurfsteine vorbeisausen .... Es kämpften dort zwei Tschetschenzen. Beide hatten sich in ein niedliches Mädchen verliebt und wollten nun durch Wurfsteine entscheiden, wer dieselbe besitzen sollte .... Der Eine begann schon zu ermatten, aber durch das Zurufen der Umstehenden ermuthigt, warf er sich mit erneuerter Wuth auf seinen Gegner. Schon schwang er drohend einen Stein auf denselben; dieser aber wich gewandt dem Wurfe aus ... und es begann nun ein neues Gefecht.

Nahe bei der sich drängenden Menge stand die siebzehnjährige weißarmige Schöne; ihre ausdrucksvollen Augen waren von Kummer getrübt; selten richtete sie den schüchternen Blick auf die Kämpfenden, und mit Unruhe sah sie dem Streiche entgegen, der ihr Schicksal entscheiden sollte .... Die jungen Tschetschenzen in diesem Dorfe waren ihr gewogen, sie aber zeigte sich gleichgültig gegen sie; ein schwarzäugiger Fremdling jedoch, der in einer Hütte mit mir wohnte, hatte sie ganz für sich eingenommen, doch wußte sie nicht, ob er sie liebe; ihr Blick suchte ihn unter der Menge.

Es vermehrte sich das Geschrei .... Ein bewaffneter Tschetschenze stürzte aus der Menge wie ein Blitz aus schwarzem Gewölk. Sein sonst durch die dichten Locken um so schärfer hervorgehobenes blasses Antlitz erglühte jetzt mit hoher Röthe, und Muth blitzte aus seinen Augen. Mit der Wuth eines Ungeheuers stürzte er, einen Wurfstein in der Hand, auf die Kämpfenden los.

Das Mädchen fuhr auf; überrascht und erfreut durch das plötzliche Erscheinen ihres Geliebten, trocknete sie sich die Thränen von den Wimpern, — und stand da, bezaubernd und frisch wie eine bei der aufgehenden Sonne eben vom Thau getränkte Rose. Unverwandt und mit feurigen Blicken folgte sie den Bewegungen des ihr so Theuren .... Plötzlich entstieg ihrer Brust ein Laut der Freude, und Entzücken malte sich in ihrem Antlitz.

Verzweifelt, aber gewandt wehrte der Tschetschenze die Würfe der Gegner ab; drohend sauste seine Scheibe; es fiel einer der Gegner, am Haupte blutend, und in einem Nu war der andere Gegner seines Armes beraubt. Die Menge staunte. — Rasch ergriff nun der Sieger seine Geliebte und führte sie in die Hütte meines Wirths .... Kaum aber mochte das Mädchen an der Brust des Jünglings zu Athem gekommen seyn, als der Nebenbuhler mit der blutenden Stirn, der Sohn meines Wirthes, hereinstürzte und wüthend auf die Liebenden losging — doch sein Vater hielt ihn zurück, indem er dem Sohne nicht zugestand, den Fremdling in seiner Behausung zu beleidigen. — Der Tschetschenze nahm Abschied, brachte seine Waffen in Ordnung, schwang sich auf sein Roß und sprengte, nachdem er sein Mädchen neben sich gesetzt, in die Gebirge. „Jetzt ist er in Deiner Gewalt", sagte mein Wirth zum Sohne, „jag' ihm nach!" — Der feurige Jüngling warf sich auf's Pferd und flog dahin über Hals und Kopf — entweder zu sterben, oder Jenem das Mädchen zu entreißen!... Lange noch sah man hinter den Abhängen her den fliegenden Mantel, die zottige Mütze des Reiters und die flatternde Mähne des Rosses. —

Am anderen Tage verließ ich den Ort. Auf einem malerischen, aber gefahrvollen Wege gelangte ich zu einem anderen Dorfe, das aus einigen mit Schilf bedeckten Hütten bestand. Ich stieg vom Pferde und sah mich von Männern, Weibern und Kindern umringt .... Unter der Menge gewahrte ich den Tschetschenzen, der den Abend vorher mit dem Mädchen davongesprengt war. Er erzählte mir nun sein Abenteuer auf Russisch, obwohl ziemlich unbeholfen. Kaum hatte er fünf Werste zurückgelegt, so ereilte ihn sein Gegner mit dessen Diener. Während des Kampfes, der sich nun entspann, glückte es dem Letzteren, das Mädchen zu fassen; der Kampf der beiden Gegner ward immer heftiger — da sprengten plötzlich noch drei Reiter herzu, als Rächer des zweiten Gegners, der im Streite den Arm verloren hatte. Auch sie wünschten, sich des Mädchens zu bemächtigen.

Ein Schuß fiel, und getroffen sank der Diener danieder. Einer von den Hinzugekommenen bemächtigte sich nun des Mädchens, ein Zweiter stürzte sich mit Erbitterung auf den an der Stirn blutenden Gegner, und der junge Tschetschenze verwundete das Pferd des Dritten, so daß das scheu gewordene Thier, unter Zurücklassung bedeutender Blutspuren, mit seinem Reiter wild davonsprengte. Hierauf wandte sich der Tschetschenze gegen den, der seine Geliebte hielt, und erschlug ihn, ohne daß es die anderen Beiden in der Hitze des Gefechtes wahrnahmen. Dem Einen von diesen Letzteren brachte er nun eine schwere Wunde bei, während der Zweite mit seinem Pferde einen Anlauf nahm, um mit desto größerer Gewalt auf seinen Nebenbuhler loszustürzen. Jener kam ihm aber zuvor, sprengte heran und zückte den Dolch .... Das Roß des Gegners sprang zurück und stürzte zu einem finsteren Abgrund hin .... Die Hölle malte sich in den Zügen des Reiters!!! Verzweifelt schwang er noch einmal einen Wurfstein auf den Tschetschenzen, doch dieser fiel sausend zu den Füßen des Rosses nieder .... Ein dumpfes Stöhnen tönte aus dem Abgrunde herauf — dann ward Alles still. —

Schneller als der Wind flog nun der Tschetschenze mit seinem Mädchen dem Dorfe zu.

Am anderen Morgen reiste das glückliche Paar nach dem Geburtsorte des Mannes.

Jakowleff.

Bibliographie.

Beschreibung der Stationen zwischen den beiden Hauptstädten und bis zu den bedeutendsten Städten des Europäischen Rußlands.

Das Gouvernement Jenissei. Von Stepanoff.

Monumenta Livoniae Antiquae. — Eine Sammlung alter schriftlicher Nachrichten zur Geschichte von Liefland, Esthland und Kurland.

Mannigfaltiges.

— **Beabsichtigte Verschönerungen von Paris.** Man vermuthete, der Obelisk von Luxor werde dies Jahr auf dem Platze Ludwig's XV. errichtet werden; aber weil das dazu bestimmte Piedestal noch nicht vollendet ist und es auch so bald noch nicht seyn wird, so ist dies Vorhaben noch aufgeschoben worden. Es ist aber fest bestimmt, daß der Obelisk jedenfalls auf dem Platze Ludwig's XV. aufgestellt wird, und nicht anderswo, wie einmal vorgeschlagen wurde. Der Eingang in die Elysäischen Felder über den Platz Ludwig's XV. wird auch noch sonst bedeutend verschönert, denn es sollen zwei ungeheure Fontainen mit mehreren Wasserstrahlen erbaut werden, aus denen das Wasser nicht weniger als 160 Kubik-Fuß hoch springen wird. Zuerst wollte man auch die Gräben, welche die Tuilerieen umgeben, ausfüllen; aber wegen der zum Schutz dieses Schlosses erforderlichen Vorsichts-Maßregeln hat man dieses Vorhaben aufgegeben. Zwanzig kolossale bronzene Sphinxe sollen zu beiden Seiten, von der Deputirten-Kammer an bis zur Straße St. Florentin, aufgestellt, die 12 Statuen der Konkordien-Brücke aber fortgenommen und in die große Allee der Elysäischen Felder gebracht werden. Verbesserungen aller Art werden noch in den Elysäischen Feldern beabsichtigt, und man ist schon mit der Anfertigung verschiedener Verzierungen zu diesem Zwecke beschäftigt. (F. P.)

— **Alt-Englische Freigebigkeit.** Die Freigebigkeit der alten Englischen Barone ist oft zum Gegenstande besonderer Lobgedichte gemacht worden. Aus einer alten geschichtlichen Urkunde ersieht man, daß bei der Krönung des Königs Eduard's I. vier Englische Barone, die der feierlichen Ceremonie beiwohnten, „vierhundert Pferde unter das Volk vertheilten", außer dem, was noch der König von Schottland und Edmund, des Königs Bruder, an dasselbe verschenkte. „Und wer immer", fügt die Chronik hinzu, „ein Pferd einmal auffing, der behielt es als sein unbestrittenes Eigenthum." (L. P)

— **Der Apollo-Garten in Madrid.** Ein Mitarbeiter an der Revista Española rühmt diesen Belustigungs-Ort in folgenden Ausdrücken: „Welche zahlreiche und doch auserlesene Gesellschaft findet man hier! Welchen herrlichen Flor junger Damen! Welche reiche Mannigfaltigkeit von Ergötzungen, von Musik, von Tänzen und sinnig angebrachten Spielen! Das Belvedere oder physikalische Kabinet gewährt eine gar angenehme Unterhaltung! In solchen Vereinen muß der gesellige Ton, der gesellige Austausch frei, würdig und anständig werden, muß der lächerliche Donquixotismus untergehen, der so lange wie ein Alp auf unsere Sitten gedrückt hat. Prachtvoll ist der Tanzsaal des Gartens, in dem 60 Paare zugleich sich herumwirbeln können. Alles ist hier genußreich: die Frische der Abende, die gestirnte Wölbung über uns, die Menge von Gebüschen, welche Irrgärten bilden, der balsamische Duft der Gewächse, Alles erquickt die Seele und gießt heitere Ruhe in das von schweren häuslichen oder politischen Sorgen geplagte Herz. Es bliebe nur noch eine bessere Beleuchtung des Tanzsaals und eine promptere Bedienung zu wünschen übrig."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Freitag den 11. September 1835.

Dänemark.

Altnordische Literatur.

Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen.

1834 — 1835.

Die Jahres-Versammlung am 31. Januar d. J. eröffnete der Präsident, Konferenz-Rath Professor Schlegel, mit einer allgemeinen Darstellung der Unternehmungen und des Zustandes der Gesellschaft im abgelaufenen Jahre.

Ihrem Hauptzwecke gemäß, die alten Isländischen und überhaupt Nordischen Schrift-Denkmale herauszugeben, hat die Gesellschaft in diesem Jahre durch den Druck bekannt gemacht:

Fornmanna Sögur (der Altvordern Saga's), Bd. 9, und
Oldnordiska Sagaer (Altnordische Saga's), Bd. 9;

enthaltend, der erste in der Isländischen Ursprache, der andere in Dänischer Uebersetzung, die Saga's (Geschichtbücher) der Norwegischen Könige Hakon Sverrison, Guttorm Sigurson und Ingi Bardson, nebst der Saga von Hakon Hakonson bis zum Tode des Herzogs Skuli; oder den Zeitraum vom J. 1184 bis 1240.

Demnächst werden erscheinen:

Fornmanna Sögur, Bd. 10,
Oldnordiska Sagaer, Bd. 10., und
Scripta historica Islandorum, vol. VI. VII;

von welchen die beiden ersten den Schluß der Königs-Saga's von Norwegen, in Isländischer Ursprache und Dänischer Uebersetzung, enthalten; die beiden letzten, schon druckfertigen Bände die Geschichte der Norwegischen Könige von Magnus dem Guten bis Magnus Erlingson, in Lateinischer Uebersetzung.

Schon im J. 1831 faßte die Gesellschaft den Entschluß, alle ihr zu Gebote stehenden Mittel zur vollständigeren Beleuchtung der älteren Geschichte Grönlands anzuwenden, besonders, um, wo möglich, über die Lage der alten Europäischen Niederlassung Eystribygd und des daselbst mehrere Jahrhunderte hindurch blühenden bischöflichen Sitzes Gardar zur völligen Gewißheit zu gelangen. Zu dem Ende wurde beschlossen:

1. In den wichtigsten Trümmern aus den Zeiten der alten Europäischen Ansiedler, vornämlich in der Landschaft Julianehaab und an der Küste längs der Davisstraße, nachgraben und nachforschen zu lassen. Sobald die nöthigen Werkzeuge dahin geschickt waren, nahmen diese Untersuchungen, 1832 schon, ihren Anfang und wurden im folgenden Jahre 1833 fortgesetzt; worüber der vorjährige Bericht eine Mittheilung und die Alterthums-Zeitschrift der Gesellschaft eine ausführlichere Nachricht liefert. Im letztverflossenen Jahre 1834 fuhr man damit fort, und über diese Nachforschungen sind der Gesellschaft folgende Mittheilungen zugegangen:

a) Von dem Missionar de Fries zu Friedrichsthal, Grundrisse der Trümmer zu Igigeit, unweit welcher man 1831 schon einen Stein mit einer Inschrift gefunden hatte.
b) Von J. Kroe, bisherigem Vorsteher der Niederlassung Nennortelik, Beschreibung einer neuen im vorigen Sommer unternommenen antiquarischen Reise an den Küsten der Bucht Tessermiut, nebst einer vollständigeren und sehr berichtigten Karte dieser Bucht und Grundrissen der wichtigsten dasigen Trümmer. Die Küsten dieser Bucht sind daher jetzt für vollständig untersucht anzusehen.
c) Von Wolf, Vorsteher der Ansiedlung zu Julianehaab, ein Stück Glockenspeise, auf Upernaviarsuk an der Südseite von Igalikko gefunden; und vom Missionar Lund ein ähnliches daselbst gefundenes Stück.
d) Von J. Möller, Vorsteher der Ansiedlung Fiskenaes, ein kleiner sehr alter Kessel von Vegstein, gefunden auf der Insel Ujaraksusuk, 4 Meilen nördlich von Frederikshaab; und eine Lampe von derselben Steinart, gefunden an dem Grabe eines Eskimo's auf Kilingane, 7 Meilen nördlich von Fiskenaes.
e) Von dem Botaniker J. Vahl, 14 verschiedene Eskimoische Alterthümer, zum Theil zu Fang-Geräthschaften gehörig, die an heidnischen Gräbern auf dem Disko-Eiland gefunden sind.

2. In einem besonderen Werke über die geschichtlichen Denkmäler Grönlands eine möglichst vollständige Sammlung der Berichte über Grönland herauszugeben, welche die alten Isländischen Geschichtbücher enthalten. Der Druck dieses, so wie eines anderen mit Lateinischer Uebersetzung begleiteten Werkes über die Entdeckungs-Reisen der alten Nordbewohner nach Amerika, ist in diesem Jahre fortgesetzt. Der Schiffs-Hauptmann Graah hat für diese Sammlung eine Spezial-Karte von der in alterthümlicher Hinsicht wichtigsten Landschaft Julianehaab, nach seinen Ausmessungen, entworfen, welche jetzt in Kupfer gestochen wird.

Der Ausschuß für alterthümliche Untersuchungen machte bekannt, daß das Museum für Nordische Alterthümer, durch welches die Forschungen der Gesellschaft sehr befördert wurden, im verwichenen Jahre einen Zuwachs von 396 Stücken erhalten hat. Unter diesen verdient besonders erwähnt zu werden: eine Sammlung von feuersteinernen Geräthschaften aus den vorgeschichtlichen Zeiten des Nordens, darunter mehrere Wiederholungen einer Geräthschaft, dergleichen man bis dahin nicht gekannt hat. Alle diese Stücke sind von einem Bauer gefunden. Sie lagen unter einem großen Steine auf dem Felde unweit Vanggaard bei Frederikshavn in Jütland, auf einem kleineren flachen Steine in Sand gebettet, neben welchen sich auch mehrere feuersteinerne Schieferchen und größere Stücke befanden, welche Spuren an sich tragen, daß jene Geräthe von diesen abgespaltet sind. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Sachen einst an dem Orte selbst, wo sie jetzt gefunden wurden, behauen sind, und daß der ganze sehr ungewöhnliche Fund den Vorrath einer Werkstatt des Alterthums zur Verfertigung von Feuersteingeräthen ausgemacht habe. Dann, eine beträchtliche Sammlung von heidnischen Alterthümern, gefunden in 20 Grabhügeln bei Jägerspris, welche der Prinz Frederik unter eigener Leitung durchgraben und untersuchen ließ. Ferner, eine Menge Sachen aus sehr verschiedenen Zeitaltern, gefunden in der St. Johannis-Quelle in Roeskilde *), als man dieselbe bis zu einer Tiefe von 10 Ellen von dem seit manchen Jahrhunderten angesammelten Schlamme reinigte. Diese Stücke bestehen vorzüglich aus irdenen Gefäßen, zum Theil von ganz unbekannter Form; dann auch aus kupfernen und bronzenen Gefäßen, welche nach und nach in die Quelle versunken sind. Die obenaufgelegenen Sachen waren fast ganz neu, z. B. der Deckel von einem kupfernen Kaffeekessel; so wie man aber tiefer hinunter kam, veränderten sich die Formen und Stoffe stufenweise, und zwar in dem Maaße, daß die auf dem ursprünglichen Boden der Quelle am tiefsten liegenden gewiß ein sehr hohes Alter haben, und fast in die heidnische Zeit emporreichen, indem mehrere bronzene und irdene Gefäße darunter in Form, Stoff und Arbeit den Opferschalen und Urnen der Heiden sehr ähnlich sind, und ein Kamm von Bein auf dieselbe Art gearbeitet ist, wie die in den heidnischen Grabhügeln gefundenen.

Von dem Regiments-Wundarzt Ravn auf St. Thomas empfing die Gesellschaft einen auf St. Croix gefundenen Keil von graulicher Steinart, völlig von derselben Gestalt, wie die in Nordischen Grabhügeln gefundenen.

Die Abfassung und Herausgabe geschichtlicher und alterthümlicher Untersuchungen ist auch in diesem Jahre fortgesetzt. Der dritte schon dem Druck übergebene Band der archäologischen Zeitschrift der Gesellschaft „Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed" (Zeitschrift für Nordische Alterthumskunde) wird folgende Abhandlungen und Beiträge enthalten: biographische Nachrichten über Arne Magnusen, dem verdienten Stifter des Arne-Magnäanischen Legats, von F. C. Werlauff; Uebersicht der ältesten Züge vom Norden nach Irland, von N. M. Petersen; Bemerkungen über die älteste bekannte Karte von Grönland, von J. G. Bredsdorf; Nachrichten über die Burgtrümmer von Amellorphuus auf Fühnen, von L. S. Vedel-Simonsen; Untersuchung der Obelisken in Ruthwell, mit der, so viel man weiß, ältesten Runen-Inschrift Großbritaniens, von Finn-Magnusen: Antiquarische Nachrichten von Dänemark, Schweden und Grönland; den zweiten Theil der systematischen Uebersicht der Alterthümer des Nordens aus der heidnischen Zeit, nämlich der Urnen und Begräbniß-Geräthe, mit Kupferstichen.

Andere Mittheilungen geschichtlichen und alterthümlichen Inhalts sind vom Kammerherrn und General-Adjutanten Ries in Ploen, vom Probst Hiltberg zu Lomb in Gudbrandsdalen, vom Prediger Rödör auf Helgeland, vom Magister Hildebrand in Stockholm, vom Prediger Wiselgren zu Wäterstad in Schonen, vom Prof. Schröder in Upsala, vom Dr. Ekman in Calmar, vom Rektor Masch zu Schönberg im Stifte Ratzeburg und vom General de Penhouet zu Rennes.

Der König hat unterm 23. Oktober v. J. der Gesellschaft eine

*) D. h. Ror's Quelle, mißverdeutscht Rothschild; daher der bekannte Jüdische Name.

dritte Sendung von den durch Prof. Voigt in Königsberg besorgten Abschriften von Urkunden des Geheim-Archivs daselbst, betreffend die Nordische Geschichte, zukommen lassen, und die Gesellschaft beauftragt, über diese, mit dem, was sich im Kopenhagner Geheim-Archiv befinden möchte, verglichenen Abschriften eine auf den Inhalt eingehende Uebersicht anzufertigen. Indem der König das Fortschreiten dieses verdienstlichen Unternehmens mit besonderer Zufriedenheit bemerkte, hat er zugleich befohlen, dem Prof. Voigt zur Fortsetzung desselben aus seiner Privatkasse 300 Thlr. zu übersenden.

Sendungen geschichtlicher und alterthümlicher Schriften kamen ein: von den Alterthums-Gesellschaften zu London, Stettin und Halle, der Königl. Litteratur-Gesellschaft in London; den Gesellschaften der Wissenschaften zu Königsberg, Görlitz und Macon; desgleichen von den Gelehrten Adamson, Barlow, Beaufoy, Casperssen, Christie, Cooper, Dezoz de la Roquette, Ebers, Falck, Francke, Gallo, Gaupp, Gottlund, Gräberg de Hemsö, v. d. Hagen, v. Haxthausen, Hettema, Hoosburgh, Illgen, Ingier, Lappenberg, Larsen, Liljegren, Lützow, Låstadius, Masch, Meinhold, Minutoli, Moover, Napiersky, Phillips, Rask, Schmeller, Schröder, Smyth, Viollier, Wilhelmi. Im Vertrauen, daß es den Deutschen und deutschredenden Mitgliedern der Gesellschaft außerhalb Skandinaviens nicht unwillkommen seyn möchte, von den archäologischen Untersuchungen einige auserlesene Stücke in Deutscher Sprache zu erhalten, hat die Gesellschaft solche unter dem Titel „historisch-antiquarische Mittheilungen“ auswählen und in Deutscher Uebersetzung drucken lassen. Diese Auswahl wird aber keinesweges in den Buchhandel kommen, da die vorhandenen Abdrücke nur unter die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt werden. Es sind darin folgende größere und kleinere Beiträge, mit beigefügten Kupfern und anderen eingedruckten Abbildungen, enthalten; der erste vom Consistorialrath Dr. Mohnike in Stralsund, der zweite vom Prof. Dr. Paulsen in Kiel, und die übrigen von verschiedenen anderen Mitgliedern der Gesellschaft übersetzt:

1) Ueber den Ursprung, die Blüte und den Untergang der Isländischen Geschichtschreibung, von Dr. P. E. Müller, kürzlich verstorbenem Bischofe des Stiftes Seeland.
2) Kurzgefaßte Uebersicht der Nordischen steinernen Alterthümer aus der heidnischen Zeit.
3) Einige Alterthümer von Bronze, auf Fühnen gefunden.
4) Goldene Alterthümer, eben daselbst gefunden.
5) Prachtvolles Brustgeschmeide von Gold.
6) Merkwürdiger Fund von Feuerstein-Geräthe.
7) Merkwürdige Urnen.
8) Eine Krone von Bronze.
9) Ueber einige in heidnischen Grabhügeln Norwegens gefundene Schaalwaagen und Gewichte.
10) Ein Runenstein aus dem Heidenthum in Norwegen.
11) Faröischer Runenstein.
12) Die Runamo-Inschrift, erklärt von Prof. Finn Magnusen.

Endlich, in Hinsicht des Vermögens-Standes der Gesellschaft, ergab die Rechnungslegung dieses Jahres, 1834 — 35, in Reichsbancothalern, die Einnahme von 5750 Thlr., einschließlich 867 Thlr. Bestand; und die Ausgabe gleichfalls 5750 Thlr., mit Einschluß von 363 Thlr. Bestand, und 2840 Thlr. Vermehrung des festen Vermögens der Gesellschaft; welches in diesem Jahre überhaupt um 3200 Thlr. gewachsen ist, und nunmehr schon 15,700 Thlr. beträgt.

So gedeihet diese treffliche Gesellschaft, deren Secretair, Professor Rafn, unablässig sich besonders verdient um sie macht, in allen Richtungen, und kann auch diesmal wieder getrost vorwärts, wie rückwärts schauen.

v. d. Hagen.

England.

Von dem Mißgeschick, gehängt zu werden.

Aus Charles Lamb's Vermischten Schriften.

Ich bin eines von jenen unglückseligen Wesen, Herr Redacteur, denen ihr Unglück gar keinen Anspruch auf Mitleid zu gewähren scheint; Alles, was ich von diesem zarten Tröster des menschlichen Elends erlange, wird mir nur durch eine doppelte Verachtung befleckt zu Theil. Meine Leiden tragen nichts von dem an sich, was die Welt als geheiligt ehrt; und doch ist mein Herzeleid eines der tiefsten, und meine Last die unerträglichste, welche menschlichen Schultern je auferlegt wurde. Die Zeit, welche jeden anderen Kummer heilt, hat über den meinigen alle ihre Macht verloren; an dieser Stelle hier fühle ich ihn, und er wird nicht aufhören, mich zu nagen, so lange dieses fatale Zeichen ...

Warum wurde ich geboren? Warum wurde die Unschuld in meiner Person mit einem Schandfleck, der für die schwärzesten Verbrechen aufbewahrt ist, gebrandmarkt? Was hatte ich verbrochen? was hatten die Meinigen gefehlt, daß mein Mißgeschick eine ganze Nachkommenschaft schänden soll? Beinahe komme ich in die Versuchung, zu glauben, daß Verbrechen, in einem präexistirenden Zustande von mir begangen, deren aber mein sublunarisches Leben so fremd wie das eines neugebornen Kindes ist, diese Rache über mein Haupt gezogen haben, welche mit den in dieser Welt von mir begangenen Fehlern in einem so schreienden Mißverhältnisse steht.

Mein Gehirn ist krank, mein Herz arbeitet, den Stein, der es drückt, abzuwälzen; und doch sträubt sich meine gewissenhafte Feder bei dem Gedanken dieses Geständnisses; allein es muß heraus! Philosophischer Leser, denke Dir das Elend des Unglücklichen, welcher, die Augen voll Thränen, und die Stirn brennend vor Schaamröthe, gezwungen wird, zu gestehen, daß er ... gehängt wurde!

Ich glaube, mein Herr, einen unwillkürlichen Ausruf Ihnen entfahren zu hören, indem Ihre Einbildungskraft Ihnen Ihren Korrespondenten ... als einen Gehängten vormalt!

Beruhigen Sie sich, mein lieber Redacteur; kein Geist aus der anderen Welt hat die Ehre, sich an Sie zu wenden; ich bin ein Wesen von Fleisch und Blut, eine traurige Verbindung von Knochen, Muskeln, Nerven, Arterien; Alles eben so gut, wie Sie selbst.

„Ich vermuthe also, daß Sie einen Scherz treiben wollen, und daß der Ausdruck gehängt, mein lieber Korrespondent, hier in einem bildlichen Sinne verstanden werden muß.“

Nein, in dem klarsten Verstande, ohne Tropus, ohne Figur. Ja, Herr Redacteur, mein Hals, mein eigener Hals hat den fatalen Knoten gefühlt, diese zitternden Hände haben das Buch gehalten, welches man den Delinquenten in die Hände giebt, diese Lippen haben an dem Saft der letzten Pomeranze, die man ihnen bewilligt, gesaugt, diese Zunge hat das Klagelied gesungen, welches der nämliche Mensch nicht zum zweiten Male singen wird, die Nachtmütze ist über dieses Gesicht gezogen worden; allein ich war kein Verbrecher. Fern sey es von mir, die Gerechtigkeit meines Landes anzuklagen, welche, freilich spät genug, meine Unschuld endlich anerkannt hat. Es kommt mir jetzt nicht zu, über die Richter oder die Geschwornen Betrachtungen anzustellen, nachdem bereits eilf Jahre seit der Sentenz, welche einen Unschuldigen verurtheilte, verflossen sind. Die Menschen sind dem Irrthume jederzeit unterworfen, und vielleicht war der Schein ein wenig stark wider mich. Genug, nachdem ich vier Minuten lang gehängt hatte (wenigstens nach der Berechnung des Publikums; denn ein erwürgter Mensch, ich weiß es aus Erfahrung, hat ein ganz anderes Maaß für die Zeit, als seine Freunde, welche ruhig um ihn her Athem schöpfen, und ich glaube, daß die Minuten, wenn es der Ewigkeit zugeht, eben so sich ausdehnen, als die Meilen für den ermüdeten Reisenden sich verlängern); nachdem ich also vier Minuten lang gehängt hatte, langte ein Befehl zum Aufschub an, und man schnitt den Strick ab.

Wahrhaftig, ich schäme mich, Ihre Blätter mit dergleichen technischen Ausdrücken zu besudeln; könnte ich nur meine Gedanken kürzer wiedergeben! — Aber ich fahre fort. — Meine erste Sorge, als ich durch die gewöhnliche Methode ins Leben zurückgerufen worden war (welche Methode für den Operateur und seine Gehülfen, die in solchem Falle immer sehr zahlreich sind, so sehr interessant ist, welcher sich aber der Patient nicht zum zweiten Male, zum Vortheil der Wissenschaft, zu unterwerfen geneigt seyn möchte), meine erste Sorge also war, mir ein recht großes Halstuch oder eine dergleichen Kravatte zu verschaffen, um die Stelle zu verdecken ... Sie verstehen mich; mein zweiter Gedanke war, für einen Aufenthalt zu sorgen, der von der Provinz, wo ich gerichtet wurde, so entfernt als möglich liegen sollte. In dieser Absicht wählte ich die Hauptstadt, als den Ort, wo (hatte man mir gesagt) die verwundete Ehre mit der mindesten Gefahr, Nachfragen zu veranlassen, umhergehen könnte, und wo die gebrandmarkte Unschuld die besten Gelegenheiten fände, ihr Mißgeschick unter der Menge zu verbergen. Ich suchte einen neuen Kreis von Bekanntschaften auf, und da meine pecuniaire Lage mir gestattete, nach dieser Seite meinen Wünschen freien Lauf zu lassen, so versuchte ich, durch die Benutzung aller Vergnügungen, welche die Stadt zu bieten vermag, die Erinnerung dessen, was mir widerfahren war, möglichst zu verwischen.

Doch ach! so eng hängt die ungeheure und tyrannische Kette, deren Ringe das Haupt und die Glieder dieser großen Gemeinschaft unter einander verknüpfen, zusammen, daß mein Plan gleich am ersten Tage vereitelt wurde. Ein Landsmann, welchen ein elender Prozeß nach der Hauptstadt führte, begegnete mir zufällig, und bald hatte die hundertzüngige Fama mein Geheimniß überall verbreitet.

In kurzer Zeit sah ich mich von den meisten meiner intimsten Freunde verlassen; nicht, als schiene ein böslicher Verdacht meiner Person anzuhängen; mein gefälliger Landsmann (ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen) war ehrlich genug, über meine vollkommene Unschuld Aufklärung zu geben. Allein darf man die Stärke der wahren Tugend von den Menschen verlangen? Die sanftesten Gefühle regieren allgemein, der heroische Charakter existirt nirgends. Wie erklärt man sich sonst, daß in dem Kreise meiner zahlreichen Bekanntschaften, unter welchen ich die Ehre hatte, Personen von ausgezeichneter Erziehung, Talenten und Verdiensten zu zählen, kaum hier und da einer oder ein paar sich trafen, welche den Muth hatten, mit einem Menschen zusammenzutreffen, der gehängt worden war.

Diese wenigen Freunde nun, welche mich nicht gänzlich verließen, waren Männer von einem starken Geiste, aber von einer rauhen Schale, und ich hatte bei ihnen nicht weniger durch den gänzlichen Mangel an Zartgefühl, als durch das falsche Zartgefühl der übrigen zu leiden. Diejenigen, welche mir treu blieben, waren die Spaßvögel, welche sich durch ihre mir bewiesene Treue berechtigt glaubten, mich ein wenig zu sehr ohne Rücksicht zu behandeln. Mit wie zahlreichen und unbarmherzigen Stichen ängstigten mich diese vernichten Achate (so nenne ich sie, weil sie treu waren)! Begegneten sie mir auf der Straße, so machte der eine seinem Begleiter ein Zeichen und sprach mit ihm, mit dem Finger auf mich zeigend, oder indem er seine Kravatte lüftete, fragte er mich, ob ich einen Kropf hätte, weil ich meinen Hals so sorgsam bedeckte. Ein anderer ging mich mit der Frage an: „Was giebt es Neues bei den Assisen?“ (welche, Sie können es sich denken, die Scene meiner Schmach gewesen waren). Oder auch: „Glauben Sie, daß die Session noch Jungfer ist?“ Ein dritter erbot sich mir, mich gegen das Ertrinken zu versichern; ein vierter quälte mich mit Fragen von anderer Art: „Welches waren Ihre Empfindungen, als Sie in der Luft baumelten? hatten Sie nicht eine Art von bläulicher Flamme vor den Augen?“ Ein anderer versetzte sich darauf, mich nicht anders als Lazarus zu rufen. Ein berühmter Verleger, der durch seinen Eifer, dem Publikum Neuigkeiten zu bieten, bekannt ist, und der, hätte er zur Zeit des Lazarus gelebt, ich wette darauf, kein Bedenken getragen haben würde, dem Bruder der Maria die Aufwartung zu machen, um

einige auf seine Auferstehung bezügliche Fakta aus ihr herauszubringen, derselbe war so bescheiden, mir eine Guinee für den Bogen anzubieten, wenn ich mich dazu verstände, für sein Magazin eine physiologische Exposition meiner Empfindungen nach meiner Rückkehr ins Leben zu liefern.

Aber dies waren noch solche Uebel, gegen welche ein wenig Muth mich allezeit kampffertig erhielt. Ach, mein Herr! die Frauen, deren Gunst ich stets am eifrigsten nachstrebte, die Frauen, deren zärtlicheres Gemüth mich eine zartere und großmüthigere Sympathie hatte hoffen lassen, als ich bei den Männern traf — die Frauen fingen an, mich zu vermeiden. Dies war für mich der empfindlichste Streich.

Aber darf ich mich hierüber wundern! Wie konntest Du Dir schmeicheln, o, Du elendestes aller Wesen, daß ein zartes Geschöpf ihren reizenden Arm um diesen Hals schlingen würde, welchen die übrig gebliebenen Narben ehrlos gemacht haben! daß sie dem sich hingeben würde, den der Galgen verworfen und der Strang abgewiesen! Konntest Du Dich überreden, daß zwischen dem Knoten, welcher sich um die wahren Liebenden schürzt, und dem Knoten, welcher die Diebe abthut, auch nur die entfernteste Analogie existire!

Ich kann jener leichtsinnigen Flirtitta vergeben, daß sie, als ich ihr einmal ein Kompliment über die Executionen zuflüsterte, die ihre Augen schon vollzogen hätten, mir zur Antwort gab, ich müsse das freilich am besten wissen; aber von Deiner erhabenen Seele, o Celestine, erwartete ich eine gerechtere Entscheidung.

Die Person, deren wahren Namen ich unter dem vorhingenannten: Celestine, verberge, ist von allen Frauen, die ich jemals kennen gelernt hatte, diejenige, welche den männlichsten Charakter hat; überdies hatte sie ihn durch Lektüre und vortrefflichen Umgang vervollkommnet. War jedoch ihr Geist dem eines Mannes würdig, so trug gleichwohl ihr ganzes Wesen, ihre Person das Gepräge weiblichen Zartgefühls. Sie war die Tochter eines Offiziers, welcher im Dienste seines Vaterlandes gestorben war und seiner Wittwe und Celestinen, seiner einzigen Tochter, ein Vermögen hinterlassen hatte, welches hinreichte, sie anständig zu erhalten, wenn sie sich des Glanzes höherer Kreise enthielten.

Die Mutter hatte mir erlaubt, der jungen Person meine Huldigungen darzubringen, und Celestine schien meine Bemühungen zu begünstigen.

Wie oft hatte ich in Gegenwart Celestinens mein gedrücktes Herz ausgeschüttet und mich über die grausamen, unbarmherzigen Vorurtheile der Welt beklagt; und jedesmal beeiferte sich das reizende Kind, mir zu erklären, daß niemals ein unverständiges Vorurtheil sie abhalten sollte, einen Jeden nach seinen inneren Verdiensten zu schätzen. Oft hatte Sie mich die tröstliche Versicherung hören lassen, daß sie einen Zufall, der allerdings kränkend wäre, welcher jedoch dem unschuldigsten Sterblichen begegnen könnte, niemals als eine wirkliche Schmach betrachten würde. Bei solcher Gelegenheit berief sie sich selbst auf irgend ein berühmtes Beispiel, welches ihre Belesenheit ihr leicht an die Hand gab, das Beispiel eines Phocion oder eines ungerecht verurtheilten Sokrates, eines Walter Raleigh, oder eines Thomas Morus, welchen die Nachwelt Gerechtigkeit widerfahren ließ. Auf diese Art und durch so schmeichelnde Parallelen beschwichtigte sie meine Einbildungskraft, so daß ich beinahe über mein Mißgeschick triumphirte und einen Ruhm in meiner Schande erblickte.

Unter solchen angenehmen Unterhaltungen verflossen die Tage, als ich den unglücklichen Gedanken faßte, die Königin meines Herzens mit Bitten zu bestürmen, den Tag unserer Vereinigung zu bestimmen. Sie gab auf das verbindlichste ihre Zustimmung, und ich hielt mich für den glücklichsten Menschen; aber wer beschreibt meine Ueberraschung, als ich von meiner Angebeteten eines Morgens folgendes Billet erhielt:

„Mein Herr, zeihen Sie mich nicht des Leichtsinnes oder einer noch strafbareren Gesinnung, der Undankbarkeit, wenn ich, mit schwer gepreßtem Herzen, durch unwiderstehliche Gründe mich gezwungen sehe, ein Versprechen zurückzunehmen, welches ich fürchten muß, nicht ohne einige Uebereilung geleistet zu haben. Ich kann nie die Ihrige werden. Die Gründe meines Entschlusses, welcher unwiderruflich ist, hege ich in meinem Herzen, und sie müssen Ihnen ewig verborgen bleiben. Seyn Sie überzeugt, daß ich niemals aufhören werde, Sie so zu achten, als Sie es verdienen.

Celestine."

Mit diesem Schreiben in der Hand, stürzte ich wie ein Wahnsinniger in Celestinens Wohnung, wo man mich, zu meiner großen Kränkung, benachrichtigte, daß Mutter und Tochter nach einem entlegenen Gute gereist wären, wohin sie ein Verwandter zum Besuche eingeladen hätte, und daß sie vor vier Monaten nicht zurückkehren würden. Wie vom Donner gerührt, stand ich da! Mir fehlte selbst der Muth, mir eine schriftliche Erklärung darüber auszubitten; ja es war mir nicht einmal möglich, den Aufenthalt der Damen zu erforschen, und man verhehlte mir absichtlich ihre Adresse. In solcher Stimmung wollte ich die vier Monate abwarten, in der eiteln Hoffnung, daß eine Besprechung mit Celestinen nach ihrer Rückkunft vielleicht eine Milderung in ihrer strengen Entschließung bewirken möchte; aber schon in dem dritten Monate entnahm ich aus den öffentlichen Blättern, daß die Geliebte meines Herzens einem Anderen ihre Hand gegeben hatte!

Bei meiner Verzweiflung wurde es mir unmöglich, mir dieses sonderbare Benehmen zu enträthseln, und einige Jahre waren dahingegangen, als ich von einer Verwandten Celestinens, welcher sie es im Vertrauen gestanden hatte, dessen wahren Grund erfuhr. Wenn sie auf so schroffe Art unsere Verbindung zerrissen hatte, so bewog sie dazu kein Vorwurf, dessen sie mich zeihen konnte, noch geschah es, weil sie mir einen Anderen vorzog; denn, versicherte sie, sie gäbe mir vor allen Menschen den Vorzug; allein, als sie dahin gelangte, ihr Herz mehr in der Nähe zu befragen, hatte sie erkannt, daß sie niemals den Anblick (um ihre eigenen, mir wiedererzählten Worte zu gebrauchen), den Anblick eines Menschen mit einer Nachtmütze ertragen würde, welcher, mit einer solchen Mütze angethan, die Leiter zum Galgen bestiegen hätte; indem dieses eine zu fürchterliche Association der Ideen herbeiführen müßte! Und einer solchen abgeschmackten Grille wurde ich geopfert!

Nach einer solchen Katastrophe, welche mich mit jedem anderen Unheil aussöhnen konnte, lassen Sie mich von den tausend Kränkungen untergeordneter Natur schweigen! So stehe ich denn vor der Welt: in dem siebenunddreißigsten Jahre meines Lebens (meiner Auferstehung dem zwölften), so stehe ich denn beraubt jeder ehrenvollen Verbindung, verschmäht von der schöneren Hälfte der menschlichen Gesellschaft, welche für mich allein jenes weibliche Mitgefühl abgelegt zu haben scheint; ewig bestraft, daß ich einmal ungerecht bestraft worden; leidend ohne anderen Grund, als den vielleicht, daß ich einmal so unglücklich war, ohne Grund zu leiden! Aber nur in England, glaube ich, kann es geschehen, daß ein Mann sein ganzes Leben eine solche Verfolgung zu leiden hat, nachdem seine Unschuld klar an's Licht gekommen ist.

Hätte ich als ein der Folterbank der Inquisition entschlüpftes Opfer auf Händen und Füßen mich fortgeschleppt — hätte ich eine halbe Bastonade in China überstanden — wäre ich dem Spießpfahle der Barbarei entronnen — hätte die Knute mir noch einen Lebenshauch übrig gelassen, oder hätte der Säbel des Sklaven-Aufsehers eines Pascha's beinahe schon zu spät eingehalten und meinen Hals halb gerettet mit einer Narbe davonkommen lassen: — so hätte ich in jenen barbarischen Gegenden den Rest dieser Maschine, eine verstümmelte Trophäe der Unschuld, in Frieden mit mir herumtragen können; keine Verachtung wenigstens hätte sich in das Mitleid gemischt, welches immer der Anblick meiner Verunstaltung eingeflößt hätte.

Die Sonderbarkeit meines Geschickes veranlaßte mich nicht selten, den Gründen des allgemeinen Leichtsinns nachzuspüren, womit man hier zu Lande den Galgen als einen ganz gewöhnlichen Gegenstand der Unterhaltung behandelt; denn man führe nur dieselben Personen, welche so lustig über die Sache aus der Ferne sprechen, zu dem Schauspiele in der Wirklichkeit; der Galgen sey vor ihren Augen errichtet, der Verbrecher steige zitternd hinauf — das wäre ein ganz anderer Fall! aber als Gegenstand der Unterhaltung wird der Galgen zu leichthin behandelt; ich brauche nur an die trivialen Witze zu erinnern, die man auf den Straßen darüber hört. Doch warum nur erst vom Pöbel reden? Haben unsere glänzendsten Schriftsteller sich nicht unter einander verständigt, eine Quelle des Spaßes daraus zu machen? Swift, Pope und Prior schöpfen bei allen Gelegenheiten daraus; Gay hat eine ganze komische Oper darin gefunden; das Interesse der Betllers-Ope verläuft lediglich an diesem Faden. Für Schriftsteller, wie die Fielding's und die Smollet's, ist er ein rechter Leckerbissen. Hören Sie den witzigen Tom Brown in seinem „komischen Gemälde von London und Westminster", wie er die Ordnung in der Ceremonie einer Hinrichtung zu Tyburn beschreibt: — „Der Herr Kaplan besucht seine lamentable Heerde um 8 Uhr. Traurige Prozession nach Holborn-Hill um 11 Uhr. Gesichter von schönerem und gefälligerem Ansehen, als man erwarten sollte, was wenigstens einigen Trost verleiht. Man hält um 12 Uhr bei dem verhängnißvollen Ort. Man bereut es, sich dem Trunke, den Weibern, der Sabbaths-Entweihung ergeben zu haben. Einige Thränen der Reue beträufeln den Galgen. Die Beamten des Sheriffs, der Geistliche, die Taschendiebe, die Delinquenten, alle Welt ist beschäftigt. Man stimmt den ersten Psalm an. Um 1 Uhr ist die Ceremonie zu Ende." In einem solchen spaßhaften Tone spielt dieser Schöngeist mit einem so ernsthaften Gegenstande! Er hätte es vermieden, wäre ihm nicht bekannt gewesen, daß unter den unerklärbaren Eigenheiten seiner Landsleute auch die Neigung sich findet, jedes Ding in's Lächerliche zu ziehen. Was sollen wir aber von Shakespeare sagen! Um von der Auflösung des Räthsels zu schweigen, welche der Todtengräber, im Hamlet, seinem Kollegen giebt, erinnern Sie sich der Scene in Maaß für Maaß, wo der Clown dem Master Barnadine zuruft, aufzustehen, um gehängt zu werden, ein Vorschlag, den dieser unter dem Vorwande zurückweist, daß er jetzt schlafen wolle! Shakespeare selbst ist seinem Charakter untreu geworden, um nur seinen Zeitgenossen zu schmeicheln; denn es zeigt sich offenbar aus dem Gebrauche, den man von Barnadine's Kopfe machen wollte, so wie aus den Worten Abhorson's: „Liegt das Beil auf dem Blocke, Schurke!" es zeigt sich, sage ich, daß die dem Barnadine bestimmte Todesstrafe in dem Beile und nicht in dem Strange bestand. Allein Shakespeare wußte, daß das Beil und der Block keine komische Vorstellung mit sich führten, und so wollte er lieber die historische Wahrheit seines Dramas verfälschen, als auf einen so vortrefflichen Anlaß, die Englische Lachlust zu kitzeln, Verzicht leisten.

Ein Grund, warum unseren Reflexionen über diese Todesart so gern etwas Lächerliches sich beimischt, ist, wie ich glaube, die vertrackte Lage eines Menschen, welchen man in der Luft baumeln und fliegen sieht, der da tanzen muß, wie der Pöbel sich ausdrückt, tanzen, über nichts.

As the wind you know will wave a man.

„Wie Sie wissen, daß der Wind einen Menschen zum Fliegen bringt"; man sieht diesen leeren Leichnam, aus welchem so eben das Leben entwichen ist, zwischen Himmel und Erde hin und her geschaukelt, ein Spielwerk jedes Windstoßes, eine Wetterfahne, zum Zeichen, von welcher Seite der Wind bläst, ein Strohmann, gut, wenn es hoch kommt, um die Vögel zu verscheuchen, ein am Zweige schwebendes Nest, nachdem das Vöglein ausgeflogen ist. Wir können die zu solcher Erniedrigung verhunzte Gestalt des Menschen nicht ansehen, ohne eine Beimischung von Wehmuth und Verachtung. Wir hängen die Hunde, die Füchse, die Fledermäuse, die Maulwürfe, die Wiesel; der Mensch aber verdient ohne Zweifel einen würdigeren Tod.

Ein anderer Grund liegt in dem abgeschmackten Kostüm, womit die alte Landes-Polizei die Uebelthäter bei ihrem Ausgange aus dieser Welt verkappen zu müssen glaubte. Es hilft Ihnen nichts, sich alle phantastische Vorstellungen aus Ihrer Einbildungskraft zu verscheuchen: es wird Ihnen allemal eine solche in den Sinn kommen, wann Sie die

Gestalt eines Ihresgleichen, sie mag sonst so widrig aussehen, als sie will, am hellen Tage mit einer Nachtmütze geschmückt erblicken. Sollte es vielleicht daran liegen, daß dieses Stück vom Nachtanzuge in einiger Disharmonie zu dem Tageslichte steht? oder weil wir uns in eben dieser Toilette zu solchen Stunden sehen lassen, wo, um mit Milton's Engel zu reden, man uns weniger gescheidt sieht? Ich glaube fast, der Eindruck ist immer von dieser phantastischen Art, ausgenommen in besonderen Fällen, wie etwa der meinige, oder bei irgend einer besonderen mächtigen Aufregung, welche jede komische Empfindung erstickt. Was mich betrifft, so oft ich über die ganze Kette von Mißhelligkeiten während meines Lebenslaufes und besonders über diejenigen nachdachte, welche ich dieser verdammten Gewohnheit verdankte, so kömmt mir die Nachtmütze nicht minder schrecklich vor, als der gelbe Rock ohne Aermel und die mit Teufeln bemalte Mitra des heiligen Benedikt. Einer meiner Vorfahren, welcher zur Zeit der Bürgerkriege seine Anhänglichkeit an den König mit seinem Kopfe büßen mußte, war von der Wahrheit meines Satzes so durchdrungen, daß am Morgen der Execution keine Gewalt es über ihn vermochte, sich diesem gehässigen Nachtanzuge (wie er es nannte) zu unterwerfen; sondern er bestand darauf und trug wirklich während der Hinrichtung dieselbe Allongen-Perrücke, in welcher er in der Gallerie des Schlosses meines Oheims, in der Grafschaft ***, abgebildet hängt.

Bevor ich diesen Gegenstand verlasse, erlauben Sie mir, mein Herr, mit zwei Worten des Dieners der Gerechtigkeit hier zu Lande, zu Deutsch des Henkers, zu gedenken. Nach meiner Meinung läßt man bei unserer Art, die Todesstrafen vollziehen zu lassen, zu häufig menschliche Dienste ins Spiel kommen. Die Guillotine hat, so scheint mir, vor unserem Verfahren darin einen Vorzug, daß sie fast von selbst den Dienst verrichtet und Menschenhänden das Tödten erspart, obschon sie sonst ein grausames und entsetzliches Schauspiel bietet. Als man, wie es früher in England geschah, die Köpfe abhieb oder die Menschen zu Tode peitschte, fehlte es freilich der menschlichen Hand dabei auch an Arbeit nicht; dennoch lag darin etwas minder Abstoßendes, als in dem Barbier-Geschäft, welches der Henker bei dem Kandidaten des Galgens verübt. Wie! einen solchen Kerl sich am Halse herumfühlen und mit seinen Henkershänden sich die Halsbinde zurecht setzen und den Strang anpassen zu lassen, wie ein Kammerdiener Ihnen die Kravatte gerade rückt, einen Kerl, der sich seine knechtische Geschicklichkeit noch als ein Verdienst anrechnet!

Ich werde es nie vergessen, wie ich dem Schurken (ich rede von dem Individuum, welches mich bedient hat) begegnete. Es geschah zu London, den vergangenen Winter. Ich sehe ihn noch in der Weise, die mir gehört hatte, und wie er mich angrinzte, als er mich erkannte.

In mehreren Gegenden von Deutschland ist das Amt des Büttels vom Gesetze für unehrlich und seine Nachkommenschaft der Adelsfähigkeit für unwürdig erklärt. Die Deutschen haben erbliche Scharfrichter, gleichwie sie ehedem erbliche Staats-Groß-Würdenträger hatten, und die Familien der Scharfrichter zweier benachbarter Kirchspiele heiratheten unter einander, um das Blut in seiner Reinheit zu erhalten. Ich wollte, es gäbe in England eine Einrichtung der nämlichen Art.

J. Ropeleß.*)

Bibliographie.

- Twelve sermons. (Zwölf Predigten von J. Bagge.) 3½ Sh.
- Land of visions. (Das Land der Visionen, oder Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.) 8 Sh.
- Indian sketches. (Indianische Skizzen, entworfen während einer Reise zu den Pahnis und anderen Stämmen.) Von J. T. Irving. 2 Bde. 14 Sh.
- Tremordyn Cliff. — Von Frances Trollope. 3 Bde. 1 Pfd. 11½ Sh.
- The scottish tourist's steam-boat-pocket-guide. (Taschen-Wegweiser für Dampfboots-Reisende in Schottland.) 2½ Sh.

Aegypten.

Journal d'Abdulrahman Gabarti etc. (Tagebuch Abdulrahman Gabarti's, während der Besetzung Aegyptens von Seiten der Franzosen.) Aus dem Arabischen übersetzt von A. Cardin. [Wird auf Subscription erscheinen.]

Der Verfasser dieses Tagebuchs wurde 1756 zu Kahira geboren, woselbst er auch 1825 starb. Schon im 11ten Jahre seines Alters wußte er den Koran auswendig, und im 20sten verlor er seinen Vater, den gelehrten und geehrten Scheich Hassan.

Die zahlreichen und kostbaren Manuskripte der väterlichen Bibliothek kamen Abdulrahman's Lerneifer sehr zu statten. Er erwarb sich einen glänzenden Ruf, und bald auch Zuhörer, die er nach der Methode seines Vaters unterwies. Er gehörte zur Sekte Hanefi.

Abdulrahman besaß ein ansehnliches Vermögen; er war ein schöner Mann, von edlem Charakter und stand in allgemeiner Achtung.

Als die Franzosen in Aegypten einfielen, zog er sich auf seine Güter nach Ebiar zurück; er wurde aber bald wieder nach Kahira berufen und Mitglied des Divans, in welcher Eigenschaft er den Chefs der Armee Achtung einflößte. Nachdem die Franzosen Aegypten geräumt hatten, beschäftigte er sich nur noch wissenschaftlich.

Einer der Söhne Abdulrahman's, welcher an Mehmed Ali's Hofe diente, wurde 1823 (in einer Nacht des Ramasans), auf dem Wege von Schubra nach Kahira, von Mördern überfallen und starb an den Folgen seiner Wunden. Abdulrahman beweinte diesen Sohn so unmäßig, daß er den Gebrauch seines Gesichtes verlor, und überlebte ihn nicht lange mehr.

Obgleich Abdulrahman zu den Mitgliedern des Divans gehörte, so ist sein angeführtes Werk doch nichts weniger als authentisch; er entstellt viele Thatsachen, und seine Urtheile tragen überhaupt ein zu subjektives Gepräge. Das Buch hat nur insofern Interesse, als wir daraus ersehen, wie ein gelehrter Muselmann durch das Prisma seiner religiösen Vorurtheile und gänzlicher Unbekanntschaft mit Europäischer Art und Sitte die Franzosen auffaßt und würdigt.

Dieses muselmännische Tagebuch kann außerdem Französische Krieger darüber belehren, daß es gar nicht so leicht ist, mit besiegten Muselmännern intime Freundschaft zu knüpfen. Man sieht zu seinem Erstaunen, daß General Bonaparte's nervige Beredsamkeit an dem Verfasser abglitt, wie an einem Marmorbilde. Er sagt an einer Stelle des Werkes: „Den größten Spaß machten mir diese Worte Bonaparte's: „„Ich bin ein Freund der Muselmänner und will nur das Wohl Aegyptens!““

Die martialische Figur des Generals Kleber machte größeren Eindruck auf Abdulrahman. „Dieser lacht nicht, wie der Andere“, schrieb er, als er dem neuen Ober-General zuerst vorgestellt worden war. — Die Apostasie des Generals Jacques Menou (Abdallah) erfüllte ihn mit wahrem Abscheu.

Sultan Selim III. ließ Abdulrahman's Tagebuch durch seinen Leibarzt Behdschet Efendi in's Türkische übertragen. Dieser gewandte Hofmann vermied in seiner Uebersetzung alle diejenigen Stellen, worin der Offiziere und Truppen des Sultans unrühmlich gedacht wird. Der Französische Uebersetzer (Dragoman bei dem Französischen General-Konsul in Alexandrien) wird die interessante Vorrede Behdschet Efendi's mit aufnehmen.

Mannigfaltiges.

— **Coleridge über Malerei.** Je mehr ich die neueren Gemälde betrachte, je mehr überzeuge ich mich, wie die alte Malerkunst verloren gegangen und etwas an ihre Stelle getreten, das — recht anmuthig, aber verschieden, ganz verschieden davon in der Art und nicht im Grade allein ist. Portraits von alten Meistern, — zum Beispiel die pockennarbige Dame von Cuyp, — waren Abbildungen von Männern und Frauen, sie füllten einen Raum aus und nahmen ihn nicht bloß ein; sie stellten Individuen vor, aber Individuen als Typen einer Gattung. Die modernen Portraits aber — wenige von Jackson und Owen vielleicht ausgenommen — stellen nicht den Menschen dar, nicht die innere Menschheit, nur die äußeren Kennzeichen, durch welche sich Hinz von Kunz unterscheidet. Die Schlange im Grase und ähnliche Gemälde von Reynold haben etwas Gefallsüchtiges und Unkeusches. Die Malerkunst stieg nach und nach immer höher, bis sie in Raphael ihren Gipfel erreichte, in ihm aber zeigte sich schon wieder die Tendenz zu einem Verfall nach einer andern Seite hin; der Maler fing an, sich über die Besiegung von Schwierigkeiten den Kopf zu zerbrechen. Darauf sank sie schnell herab, bis am Ende die Bildhauer altmodische Perrücken in Marmor nachahmten, wie man sie bei Algarotti's Grabmal auf dem Kirchhof zu Pisa sieht — und die Maler, so gut als sie konnten, die äußere Gestalt nach der Natur wiedergaben. Jetzt in unserer Zeit scheint, wenn auch wohl nicht die Kraft selbst, so doch ein Geschmack für die Kraft früherer Jahrhunderte wieder aufzuleben.

— **Musikalisches Genie der Hottentotten.** Die Hottentottischen Frauen haben im Allgemeinen sehr liebliche Stimmen, obgleich die ihrer Männer nicht so vortrefflich sind. Ich bin oft erstaunt über die Gewandtheit und Leichtigkeit, mit der sie gewisse Melodieen absangen und ausführten. Zuweilen, wenn unsere Hottentottische weibliche Dienerschaft von uns eine Arie auf der Flöte nach unserer augenblicklichen Eingebung blasen hörte, wurde ich angenehm überrascht, indem ich in wenigen Tagen dieselbe Arie in Begleitung einer zweiten von ihrer eigenen Composition, die im Allgemeinen von vortrefflichem Geschmacke zeugte, in der ganzen Nachbarschaft umher vernahm. Ich gab mir Mühe, zu entdecken, ob ihnen dieser Sinn für Harmonie angeboren, oder ob er ihnen erst durch die Missionarien beigebracht worden war; aber ich überzeugte mich bald, daß die Letzteren wenig oder gar nichts von der Musik verstanden; auch erzählten mir diese selbst, wenn sie die Hottentotten mit irgend einer einfachen Hymne oder mit der Melodie eines Psalms bekannt machten, so fügten Jene, gleichsam von einem natürlichen Instinkte getrieben, immer augenblicklich eine zweite von ihrer eigenen Erfindung hinzu. Oft hörte ich eine ganze Familie von Hottentotten, unter denen sich Kinder von sieben oder acht Jahren befanden, zusammen eine Arie oder Hymne absingen, wie es schien, ohne alle Vorbereitung, und doch füllte ein Jeder regelmäßig seine Stelle aus, und niemals ward die Harmonie unterbrochen.

(Moodie's South Africa.)

— **Die Tulpenwurzeln.** In dem strengen Winter von 1833 bemerkte Tougard, daß die Wurzeln seiner Tulpen in dem Boden von einem Thierchen angegriffen wurden, das den Boden aufgewühlt, um zu denselben zu gelangen; hierauf stellte er eine Schlinge auf, in welcher eine Tulpenwurzel sich befand; am nächsten Morgen war die Wurzel fort und eine todte Feldmaus lag an deren Stelle. An einem zweiten Morgen wiederholte sich der Vorfall: endlich am dritten Tage war die Maus in der Falle gefangen und völlig erstarrt gefunden worden. Sogleich wurde sie sorgfältig erwärmt, allein sie starb nicht lange darauf. Der Dr. Bouchet untersuchte dieselbe, und er entdeckte, daß die Tulpenwurzel sie vergiftet hatte. Sobald das Thauwetter eintrat, blieben die Tulpenwurzeln von den Thierchen verschont. (E. P.)

*) Heißt verdeutscht, Einer, der dem Strick entgangen ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Montag den 14. September 1835.

Frankreich.

Saint-Martin.

Wer, wenn auch nur flüchtig, die periodischen Schriften durchläuft, in denen philosophischen Materien ein Raum vergönnt wird, dem muß auch schon der Name Saint-Martin's vorgekommen seyn, Saint-Martin's, des **Illuminaten** oder des **unbekannten Philosophen**, wie er auch wohl sonst heißt. In der That wird dieser Name in den kritischen Arbeiten der Wissenschaft vielfach genug wiederholt; aber so oft er vorkommt, so ist dies immer auf eine so durchaus unbestimmte und geheimnißvolle Weise, daß die Neugier, mochte sie auch anfangs noch so rege seyn, wenn sie sich immer wieder von neuem mit Räthseln abgespeist sieht, gar bald nachläßt und erlischt, und ein Gefühl der Unmöglichkeit, über den seltsamen Mann in's Klare zu kommen, an ihre Stelle tritt. Wir aber beharren bei der Frage: Was ist dies für ein Mann, auf den sich die Einen berufen und zu stützen suchen, den die Anderen wiederum als einen furchtbaren Gegner bekämpfen, und über den doch eigentlich so Wenige etwas Gründliches zu sagen wissen! Saint-Martin ist kein Deutscher von Geburt, wie Einige geglaubt haben; er ist im Herzen Frankreichs geboren, zu Amboise, an den Ufern der Loire. Und bei dieser Gelegenheit scheint mir die Bemerkung nicht unzweckmäßig zu seyn, wie dies schöne Bassin der Loire, dem man so oft den Vorwurf der Unfruchtbarkeit und Armuth an Kunst und Poesie gemacht hat, unter allen Provinzen Frankreichs die fruchtbarste gewesen ist an Philosophen und ausgezeichneten Denkern — wir brauchen nur Jean Bodin, Rabelais, Volney, Saint-Martin, Delaforge und Descartes, den berühmtesten von Allen, zu nennen. Und was nicht minder der Beachtung werth scheint, ist dies, daß jeder der angeführten Denker, bald hier bald da in seinen Werken, uns mit den glänzendsten Ergüssen einer poetischen Einbildungskraft überrascht, eine Gabe und Eigenthümlichkeit, die für das innere Leben jener Männer und die Zeugungskräftigkeit ihrer Natur vielleicht ein eben so gewichtiges Zeugniß liefern dürfte, als die Reife und Meisterschaft ihrer philosophischen Fähigkeiten.

Doch zurück zu Saint-Martin! Wahrlich ein seltsames Geschick, das dieser Schriftsteller zu erfahren gehabt! Zeitgenoß der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, auf der wüsten Fläche des Sensualismus dahintreibend, faßt er, anstatt, wie so viele Andere, sich dem leichten Strome der Zeit zu überlassen, den starken Entschluß, ihm entgegen zu schwimmen. Die größten Geister, die edelsten Charaktere sieht er zum Feinde übergehen, sieht ihrem Beispiele ganze Klassen der Gesellschaft folgen; ihn ficht es nicht an. Mit reiner, unentweihter, leidenschaftlicher Liebe hat er sich dem Spiritualismus verbunden, und dieser Bund bedarf keiner Ermuthigung und keines Lobes von außen her, um zu bestehen. Der Zukunft sicher, harrt er aus. Fest überzeugt, daß das Geschlecht früher oder später auf die alte Bahn des Mysticismus (im wahrhaften Sinne des Worts) zurückkommen müsse, arbeitete er rastlos an der Erweiterung und entwickelnden Ausführung desselben. Ein langes Leben lang war ihm keine Anstrengung zu beschwerlich oder zu viel, seine Lehre erläuternd zu vervollkommnen; ja, man könnte es ihm sogar zum Vorwurf machen, daß er sich bisweilen von jenem Eifer verleiten lassen, aus Quellen zu schöpfen, die nicht die reinsten waren, wie denn sein durchaus freiwilliger Eintritt in die geheime Verbrüderung der Illuminaten hierfür als Beispiel gelten muß. — Da Saint-Martin die Gabe, schnell und zugleich gut zu schreiben, im höchsten Grade besaß, so traten seine Schriften in rascher Folge an's Licht, doch durch eine Sonderbarkeit seines Charakters, die der allgemeineren Verbreitung seiner Ansichten sehr günstig war, erschien keines dieser Werke in Frankreich, keines unter seinem Namen; er ließ sie mit einer Art von Unbekümmertheit unter dem ziemlich seltsamen Titel: **Von einem unbekannten Philosophen**, in die Welt gehen. Vielleicht sind diese Sonderbarkeiten der abhängigen Stellung zuzuschreiben, in die er sich durch seinen Beitritt zu einer geheimen Gesellschaft mag versetzt gesehen haben; wenigstens würde man auf eine andere Weise die völlige Obskurität, die über einem beträchtlichen Theil des von ihm Herrührenden schwebt, sich zu erklären nicht im Stande seyn. Wie dem auch sey, unser Philosoph beraubte sich selber, wenigstens für eine Zeit lang, aller Möglichkeiten eines sicheren und der Sache gemäßen Erfolges; seine Schriften fanden beim größeren Publikum wenig oder gar keinen Anklang, und wir würden seinen Namen vergeblich unter denen suchen, die der intolerante Spott der herrschenden Coterie der Zeit, im Interesse ihrer angefochtenen Sache, verfolgen und verunglimpfen zu müssen glaubte.

Gleichgültig sah die frivole Generation, die er hatte belehren wollen, über ihn hinweg, und auch die Revolution und das Kaiserreich waren ihm nicht günstiger. Diese beiden Epochen, die sich in so vieler Hinsicht so erzeugend und gestaltend bewiesen, fanden wieder in anderen Beziehungen Nichts besser und zweckmäßiger, als die Maximen des Regimentes, das sie entthront hatten, beizubehalten. Um zu den Begriffen Gottes, der Seele und der Welt zu gelangen, ist es nicht genug, daß eine Epoche Intelligenz, Kraft und Kühnheit besitzt; vor Allem gehört die Klarheit und Freiheit des ungetrübten, in den Interessen der Gegenwart nicht befangenen Geistes dazu, und die Erfahrung hat nur zu oft bewiesen, daß gerade dies höchste Erforderniß philosophischer Entwickelung den Revolutionen der Völker und ihren großen kriegerischen Bewegungen abgegangen ist. Diese wesentlichen Bedingungen, man muß es gestehen, fehlten der Restauration nicht; doch war sie immer noch mit zu vielen unreinen Elementen überfüllt und dem schwierigen Prozesse der tieferen Scheidung und höheren Entwickelung nicht gewachsen. Ihre Philosophie war eine schüchterne und furchtsame. Sie nahm ihre Zuflucht zum Eklektizismus; doch wann wären seine Flügel mächtig genug gewesen, sich über den Gesichtskreis des Irdischen hinauszuschwingen! Dem Eklektizismus wird Saint-Martin immer ein Gegenstand der Furcht und heiligen Scheu bleiben, denn er fühlt es am besten, wie wenig er zum Verständniß dieses erhabenen kühnen Geistes berufen ist. Man lese die kritische Geschichte von Damiron, eines der ausgezeichnetsten Repräsentanten des Eklektizismus; mit wenigen unbestimmten Phrasen und ein paar Citaten, die den meisten Raum ausfüllen müssen, macht er sich aus dem Staube, und man sieht es ihm an, daß er froh ist, über die gefährliche Stelle hinweg zu seyn; von Verständniß ist keine Rede; mehr oder minder brillante oder poetische Visionen eines erhitzten Kopfes, sonst sieht er nichts in diesen Philosophemen. Für einen Dichter gilt ihm Saint-Martin, und diese Meinung, die er sich weiter keine Mühe giebt irgend gründlich darzuthun, nehmen sämmtliche Abeschützen in der Metaphysik auf Treu und Glauben an. Daß aber ein gebildeterer Geist, daß ein Mann, dem wohl der Beruf nicht abgestritten werden mag, den Französischen Theosophen zu verstehen, daß Herr Cousin zum Beispiel, in einem jener Momente unwillkürlicher Begeisterung, wo Alles leicht erscheint, sogar die Unparteilichkeit in der Philosophie, von seinem Katheder herab ein Lob dieses Genies erschallen läßt und öffentlich erklärt, die ewige Lehre des Mystizismus sey nie mit so vieler Tiefe und so umfassend dargestellt worden, als von Saint-Martin — was meint man wohl, daß dies gefruchtet habe, dies Zeugniß der Gerechtigkeit und unbezwinglicher Ueberzeugung! Glaubt man, daß ein Interesse für Saint-Martin, nur ein Interesse der Neugier wenigstens für ihn erregt worden sey! Auch nicht das allermindeste! Nichts, gar nichts! Wie früher wird Saint-Martin das geheime und, so zu sagen, untheilbare Besitzthum weniger begeisterten Bewunderer bleiben, und diese Wenigen, zufrieden, die Reize ihres Autors still für sich zu genießen, werden auch nicht einmal das Bedürfniß zu fühlen scheinen, die Anderen mit ihm bekannt zu machen. Wir für unser Theil nun können uns mit dieser Weise des Isolirens nicht befreunden; der Egoismus dieses Alleingenusses ist uns in tiefster Seele verhaßt, und wir halten uns im entgegengesetzten Sinne zu den Liebesworten: „Ich will dir zu trinken geben, Herr, und auch deine Kameele tränken."

So sind vier Generationen vorübergegangen, ohne daß Saint-Martin's Name die öffentliche Würdigung, die er mit vollem Rechte verdient, erhalten hat. Sollte er von dem heranwachsenden Geschlechte mehr Gerechtigkeit zu erwarten haben? Sollte es ihm aufbehalten seyn, von dieser frischen Jugend für die Unbilden verachtender oder unwissender Gleichgültigkeit, die er erfahren müssen, entschädigt zu werden? Wer möchte das mit Sicherheit zu behaupten wagen? Doch lassen sich allerdings günstige Symptome wahrnehmen: der Sinn für die höchsten wissenschaftlichen Studien ist von neuem erwacht; mit glühender Begier, die nicht ohne Erfolg bleiben kann, drängt man sich dem Heiligthum der geheimnißvollen Fragen zu, die unser Autor abhandelt. In dieser Zeit nun, wo es immer nur noch erst eine Hoffnung ist, daß er hervortreten werde in den vollen Tag der allgemeinen Anerkennung, in dieser Zeit dürfte, meiner Meinung nach, bei dem Mangel an vollständigeren Arbeiten, eine gedrängte, aber klare und möglichst genaue Analyse eines Hauptwerkes von Saint-Martin vielleicht den glücklichen Erfolg haben, in jugendlichen Geistern das Verlangen nach dem Studium dieses Schriftstellers zu entzünden, und in diesem Sinne habe ich mich entschlossen, folgende Skizze zu entwerfen. Nur eine Analyse zu geben, war meine Absicht, und so werde ich mich denn aller Reflexionen meinerseits über die vorkommenden Punkte enthalten.

Von allen Werken Saint-Martins' ist das bedeutendste und tiefste dasjenige, welches den Titel führt: von den Irrthümern und der Wahrheit. Doch nicht von diesem werde ich sprechen. Mit allen Zugängen des ringenden Gedankens, die sich hierin in einander verschlingen, würde es am wenigsten geeignet seyn, den Leser in Saint-Martin einzuführen. Gegenstand unserer Betrachtung soll das Buch seyn, welches, wie ich vermuthe, Saint-Martin selber in der Absicht verfaßt hat, eine Art von Einleitung in das Studium seiner Werke zu geben: der Mensch der Verheißung. Geben wir also an die Analyse dieses Werkes und sehen, was uns hierin geboten wird.

Für das Leben war der Mensch geschaffen worden in der Schöpfungsstunde; seine Natur, geistig, immateriell, unauflösbar, genoß mit der ganzen Sicherheit der Unschuld die Wunder eines Universums, das geistig, immateriell, unauflösbar war wie er selber, der Mensch war glücklich, und um so mehr, als er frei war; denn wir sehen leicht ein, daß eine Glückseligkeit, die uns durch Zwang auferlegt worden, an die man ohne Wahl und Selbstständigkeit gekettet ist, bald genug lästig und zuletzt unerträglich werden müßte. Darum sind im Schooße der ewigen Seligkeit die Engel frei geschaffen vor Gott, und ihre Kniee beugen sich nur durch den eigenen innern Antrieb der Liebe.

Der Mensch, auf einer niedrigeren Sprosse der Wesenleiter, stellte gleicher Weise an sich diese ungewöhnlich außerordentliche und doch absolut vernünftige Vereinigung von Freiheit und Glückseligkeit dar. Aber es kam ein Tag, wo ihm das bewegliche und komplizirte Spiel dieser Freiheit verderblich wurde, er verwickelte sich in ihrem Räderwerk und fand sich wieder, die offene Todeswunde in seiner Brust. Das ist das ursprüngliche Verbrechen, die erste Sünde, vor der die menschliche Vernunft schaudernd zurückweicht und deren Existenz sie doch zugeben muß, weil wir ihr in allen Traditionen begegnen, weil alle unsere gesellschaftlichen Institutionen, unsere Regierungen, Gesetze, Heere, ein Werk der Wiederherstellung bezwecken. — Aber dies Verbrechen, was war es? Wenn man auf die Art und Weise der Wunde aus der des Balsams schließen kann, den der Arzt zu ihrer Heilung anwendet, so war es Losreißen, Trennung, Selbstsucht. Ungeheure Verbrechen, wenn irgend eins diesen Namen verdient, allgemeine Verbrechen des Geschlechts; beide, Trennung und Selbstsucht, heben die Einheit auf, jene durch wildes Zerreißen, diese durch Substituirung einer lasterhaften erlogenen Einheit. Von da beginnt die Bestrafung des Menschen. Die körperliche Hülle umfängt ihn mit räumlicher Ausdehnung, und zu gleicher Zeit mit ihm wird seine Stätte das Universum, nämlich: das Gesetz des Todes und der Sterblichkeit, das er erweckt hat, geht mit entsetzenvoller Schnelle von Welt zu Welt, und kein Atom in der weiten Schöpfung bleibt ohne die Hülle der dunkeln verschlossenen Materie. Und dies ist noch nicht Alles. Diese Seele, die nach dem Bilde Gottes gemacht ist und dem Körper nicht nachfolgen kann in die Vernichtung, besteht fort, aber zu ihrer eigenen Qual. Für die Wahrheit geschaffen und nur allein für diese, verzehrt sie sich hienieden in einem steten fruchtlosen Suchen und Streben nach diesem Gute, und wenn ihr, auf der Schwelle eines anderen Lebens, das Anschauen jenes Gutes für einen Moment verliehen wird, so wird dies doch nur seyn, sie auf ewig mit Reue und Schmerz über den Verlust desselben zu erfüllen: das ist der Fluch, der über das sündige Geschlecht ausgesprochen ist.

Mit dieser Verderbniß des Menschen und des Weltalls war also die untere Schöpfung, die aus ihnen bestand, aus Gott und dem Plan seiner Weisheit herausgetreten. Deshalb mußte sie entweder in das Nichts zurücksinken, um einem neuen Ausflusse der Allmacht Platz zu machen, oder durch irgend ein Mittel zu ihrer ersten Bestimmung, zur Tugend und reinen Geistigkeit, zurückgeführt werden. Dies letztere war es nun; wozu sich nach dem ursprünglichen Gesetz der Liebe der entschließen mußte, der nur züchtigt, um zu bessern. Es soll also der Mensch vermittelst Entsühnung zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt werden. Aber welche Art von Entsühnung kann eine That ungeschehen machen, durch welche die Kreatur sich direkt, auf's ausdrücklichste und schärfste gegen Gott erhoben hatte, und welche Weise wäre erdenkbar, wie der gefallene in den Banden des Staubes liegende Mensch das wieder gutmachen und wiederherstellen könnte, was der geistige und frisch aus Gottes Hand hervorgegangene hatte zerstören können! Unter das Blut des Opfers soll er gestellt werden, es auffangen und sich rein waschen damit; dann nach vollbrachter Heiligung den Samen der Gerechtigkeit bis zur vollkommenen Reife in sich selber erwachsen machen. Das Sühnopfer, der Grundpfeiler der Wiedergeburt, ist Immanuel, das Wort Gottes. Das Wort hatte die Welt und die denkenden Wesen geschaffen, aber die Wiedergeburt des Menschen, dies Werk ist etwas viel Höheres als die Schöpfung selber; hierzu genügte es, daß das Wort seine Kraft und Macht entwickelte; um den Menschen zum zweiten Male zu erschaffen, muß es diese Kraft koncentriren, muß es sich selber, so zu sagen, vernichten und aufheben. — Als die Zeit erfüllt ist für diese ungeheure Arbeit, erscheint der Erlöser. — Er spricht anfangs, er lehrt; da aber das lebendige Wort nun schon nicht anders mehr laut werden kann und sich äußern, als unter der groben Rinde, die es in der Körperwelt umschlossen hat, so vermag es nur wenige Gemüther sich zu gewinnen. Zahlreiche Wunder erfolgen, unter allen Formen des Wortes die lebendigste und ergreifendste; aber die Augen, seit so vielen Jahren dem Lichte verschlossen, sind nicht im Stande, sich zu seiner reinen Klarheit aufzuschwingen; die Apostel selber vermögen den Sinn der Symbole nicht zu durchdringen; man sieht sie in grobem Irrthum befangen über die Glanzerscheinung auf Thabor. Als Jesus seine verklärte Gestalt annahm auf dem Berge, so geschah dies nicht, um für seine göttliche Sendung noch ein Zeugniß mehr zu liefern, sondern es war die Enthüllung des ursprünglichen Menschen. Wären die Sterblichen nicht so tief versunken gewesen in Nacht und Elend, hätten Petrus, Jakobus und Johannes, die in jenem Augenblick die ganze Menschheit repräsentirten und als ihre Besten und Reinsten gelten konnten, hätten sie sich erheben können zum Verständniß des wunderbaren Gesichtes, so wäre die verklärte Gestalt nicht wieder verschwunden, sie wäre stehen geblieben in ihrem Glanze und hätte den Menschen allein durch die Kraft ihrer Anziehung zu sich emporgehoben. Aber dem war leider nicht so; Petrus, Jakobus und Johannes waren blind, gleich dem untersten ihrer Brüder, und die blutige Schädelstätte mußte an die Stelle treten von Thabor.

Nun finden wir uns getrieben, zu fragen: Wie geschieht es, daß nach einer solchen Entsühnung, wo Gott sich selbst zum Opfer gebracht hat, der Mensch dennoch fortwährend so vielem und so großem Elend zur Beute überlassen bleibt? Darauf ist zu sagen: der Mensch ist zwar wiedergeboren, aber noch nicht wieder eingesetzt in die frühere Herrlichkeit; zwar wieder zu Gnaden angenommen, aber noch nicht verklärt. Herabgestiegen in die Region der Zeitlichkeit, bleibt er auch dem Gesetze der Zeitlichkeit unterthan, bis die Zeit selber aufhört. Das erste Verbrechen hatte den Pendel in Bewegung gesetzt für die Ewigkeit. Trotz aller Fähigkeiten und Geistesgaben des Menschen hatte bis zur freiwilligen Erscheinung des Mittlers keine Kraft die furchtbare Gleichmäßigkeit seiner Schwingungen zu unterbrechen vermocht. Der Erlöser hat ihn nicht angehalten, sondern nur Gesetzen unterworfen, die zur progressiven Verminderung seiner Schwingungen behülflich sind.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Histoire du XVI^e siècle en France, d'après les originaux manuscrits et imprimés. — Vom Bibliophilen Jacob. 4ter Bd. (Ludwig XII.) 7½ Fr.

Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau, écrits par lui-même, par son père, son oncle et son fils adoptif. — Von L. Montigny. 6ter Bd. 7½ Fr.

Spanien.

El Golpe en Vago. (Der verfehlte Stoß.) Historische Original-Novelle von Don José Garcia de Villalta. Madrid, 1835.

Der Held dieses kürzlich im Druck erschienenen Romanes liebt ein eben so schönes als tugendhaftes Mädchen, die aber von dunkler Herkunft ist. Carlos hat das Unglück, einen Mönch, der die schöne Isabelle vom Pfade der Tugend ablenken will, tödtlich zu verwunden; doch geschieht dies nicht eher, bis Pater Narciso ihn durch ehrenrührige Worte und Werke auf das Aeußerste gebracht. Die Verwundung eines Mönches war im 16ten Jahrhundert noch ein todeswürdiges Vergehen: Carlos flieht, aber seine verliebte Kühnheit liefert ihn der Justiz in die Hände, und er wird in Sevilla eingekerkert. Zu seinem Unglück ist die Justiz nicht seine einzige Feindin; auch die Ränke einer Marquesa, die (man weiß nicht, warum) in enger Verbindung mit Pater Narciso steht und Isabellen sehr abgeneigt ist, hat er zu bekämpfen. Diese ränkevolle Dame würde aber gegen den Muth und die Tugend der beiden Liebenden wenig ausrichten, würde sie nicht durch die Herren Jesuiten unterstützt, die am Vorabend ihrer Vernichtung an der Vermehrung ihrer kolossalen Macht nur noch eifriger arbeiteten. Sie haben Gründe genug, der Marquesa Vorschub zu thun, und schleudern demnach ihre Geschosse gegen Isabella und den armen Carlos, der endlich bei Räubern, die ihn auf seiner Flucht überfielen, und die er durch seinen Edelmuth für sich gewann, Schutz und Zuflucht findet.

Auf dieser simplen Grundlage erhebt sich das ganze kunstreiche Gebäude der vorliegenden Novelle; das Liebesverhältniß zwischen Carlos und Isabella und die Verwundung des Mönches veranlassen Carlos' Einkerkerung, seine grausenerregende Flucht, die furchtbaren Intriguen derer, welche in der Novelle Alchymisten heißen; die Ränke der nichtswürdigen Marquesa, die Entführung Isabellens. Auch hat der Verfasser zahlreiche Episoden in die Handlung eingewebt, von denen die meisten am rechten Orte stehen. Der Knoten löst sich mit Entlarvung der Marquesa und mit Ausrottung der sogenannten Alchymisten.

Herr Villalta versteht es, das Interesse seiner Leser in Spannung zu erhalten. Wer diese Novelle zu lesen anfängt, wird sie nicht eher wieder aus der Hand legen, bis er das endliche Schicksal des edlen Flüchtlings weiß, und bis seine unversöhnlichen Feinde aus ihrem mystischen Dunkel hervorgetreten sind. Die größte Stärke aber zeigt der Verfasser in Charakter-Zeichnungen; der Golpe en Vago bietet uns eine reiche Auswahl von Charakteren, von denen jeder seine Eigenthümlichkeit streng bewahrt. Alle Handlungen des Carlos tragen das Gepräge der Liebe und ritterlichen Tapferkeit. Die Alchymisten sind ehrgeizig und unternehmend, aber voll schlauer Vorsicht: sie setzen alle Triebfedern ihrer Macht in Bewegung, greifen aber dem Rade in die Speichen, sobald es zu weit rollen will. Die Marquise ist eine im Laster ergraute Alte, oft der Gewissenspein preisgegeben, aber immer wieder Verbrecherin aus Schwäche.

Mit besonderem Glücke hat der Verfasser in seiner Novelle die Zigeuner und Räuber eingeführt. Es gab kein wirksameres Mittel, die Alchymisten gehässig zu machen, als eine Kontrastirung derselben mit jener anderen Menschenklasse, die man zum Auswurf der Gesellschaft rechnet. Niño, Tragaleños und Chato und alle ihre Kameraden leben nur vom Straßenraub; sie sind der Schrecken der ganzen Gegend, und die meisten unter ihnen haben die Stimme ihres Gewissens erstickt; aber ein gewisses Hochgefühl paart sich mit ihren Verbrechen; sie ehren Großmuth und Tapferkeit; sie beschützen selbst ihren Feind, wenn er großartige Gesinnungen zeigt, und zwar mit Verachtung des eignen Lebens, das sie täglich zu erproben gewohnt. Die, welche im Freien rauben, sind in der Stadt besoldete Agenten der Alchymisten; allein sie hassen jede Intrigue, und die im Finstern gesponnenen Ränke ihrer Herren sind ihnen ein Gräuel.

Obgleich man dem Golpe en Vago die Einheit der Handlung im Ganzen nicht absprechen kann, so wäre doch zu wünschen, daß Herr Villalta einige ziemlich uninteressante Episoden gestrichen hätte, die unsere Aufmerksamkeit von dem Haupt-Gegenstande zu sehr ablenken. Erhabene und rührende Scenen weiß der Verfasser mit Glut und Lebendigkeit darzustellen; im Allgemeinen aber neigt er sich mehr zum Heitern und Komischen hin, welche Tendenz auch aus mancher ernsten und feierlichen Scene störend hervorschimmert.

Den Stil des Herrn Villalta müssen wir am strengsten tadeln; es herrscht darin eine Fabrikäßigkeit, die man beinahe für affektirt halten sollte. Ein großer Theil dieses Uebelstandes mag auf Rechnung der Hast kommen, mit welcher der Verfasser arbeitete; dies hindert uns aber nicht, ihn ernstlich zu ermahnen, daß er, wenn seine in anderer Hinsicht so schätzenswerthe Novelle eine zweite Auflage erleben sollte, auf Verbesserung der Sprache bedacht seyn möge.

(Revista Española.)

Bibliographie.

Canto á la heróica defensa de Bilbao etc. (Lobgedicht auf die heldenmüthigen Vertheidiger von Bilbao.) Von Juan Cabrera. Pr. 2 Realen. [Ein wohlgemeinter und wohlgereimter, aber sonst gar mittelmäßiger Panegyrikus, der, wie die Revista sich ausdrückt, Poeten von größerem Genie als edler Stimulus dienen mag.]

La linterna magica etc. (Die Zauber-Laterne, in der man die Welt und noch etwas mehr sieht.) Aus dem Italiänischen übersetzt (?) und mit Noten. 1 Band 8. Pr. 4 Realen. [Soll mit vieler Grazie und Attischem Salze geschrieben seyn.]

China.

Die katholischen Missionen in China und Tunkin.

Von Ch. de Constant.

Das Kaiserthum China ist schon seit langer Zeit durch den Papst in Diözesen eingetheilt worden, von denen mehrere ihre katholischen Bischöfe, ihre Kapitel und Sprengel haben. Drei große geistliche Kollegien in Europa waren (und sind, wo ich nicht irre, noch jetzt) die Pflanzschulen für solche Priester, die zu den Chinesischen Christen geschickt werden. Eines derselben ist in Paris (das Collège des Missions étrangères); ein anderes in Rom (das Collegium de propaganda fide), und ein drittes, „das Chinesische Kollegium" genannt, in Neapel. Jedes dieser Kollegien hat einen Residenten oder Missions-Chef in China, der die Missionaire bei ihrer Ankunft in Empfang nimmt und nach den Erfordernissen der Diözesen und Sprengel im Innern des Landes vertheilt. Diese Residenten wohnen meist in Macao; doch haben Einige auch in Canton gewohnt.

Die Europäischen Missionaire werden, sobald sie in Macao ankommen, zur Nachtzeit heimlich ausgeschifft. Bei dem Residenten erhalten sie sogleich einen Chinesischen Anzug und accommodiren sich von Stund' an allen Gebräuchen des Landes. Sie müssen sogar alle ihre Europäischen Gewohnheiten zu vergessen suchen, damit nichts in ihrer Lebensweise den Fremdling verrathe. Ihre ganze Zeit verwenden sie auf das Studium der Chinesischen Sprache und bemühen sich vor Allem, des Dialektes derjenigen Provinz Meister zu werden, welche der Schauplatz ihres geistlichen Wirkens werden soll. Sind sie für hinreichend tüchtig erklärt, so kommen Chinesische Christen aus der Provinz, wohin ihre Bestimmung lautet, und holen sie von Macao ab. Sie verlassen die Insel bei Nacht und Nebel, wie sie dieselbe betreten haben, und man bringt sie zu Wasser an denjenigen Ort, der ihrem Bestimmungs-Orte zunächst liegt. Während ihres Aufenthalts in Macao waren sie für Niemanden sichtbar, und selbst unter ihren Beichtkindern erschienen sie nur selten öffentlich, weil ihre Europäische Gesichtsbildung nun doch einmal nicht mit einer Chinesischen vertauscht werden kann.

Außer den erwähnten Missionen giebt es noch eine Spanische, deren Resident mit Manilla, dem Hauptorte dieser Mission, korrespondirt. Ehemals hatten die Jesuiten, die Dominikaner und Franziskaner ein Etablissement im Kaiserlichen Palast zu Peking, das übrigens mit den erwähnten Kollegien in keiner Verbindung stand. Die Lazaristen sind an die Stelle der Jesuiten getreten. Ich weiß nicht, wie es jetzt mit diesen Etablissements steht. Ich sah den Pater Raux und einige Lazaristen in Canton ankommen, die bald darauf nach Peking abreisten; desgleichen den Bischof von Peking, einen gebornen Portugiesen. Diese Priester werden als „Kaiserliche Werkmeister" in Canton aufgenommen und auf Kosten der Regierung nach Peking geschickt, wo sie dann als Uhrmacher, Musiker, Astronomen, Brillenmacher u. s. w. sich niederlassen. Ich habe in Canton den letzten Jesuiten, Herrn von Grammont, gesehen, der Kaiser Kien long's Hof-Geigenspieler war. Er hatte sich auf Urlaub nach Canton begeben, um einen steif gewordenen Finger von Europäischen Chirurgen behandeln zu lassen. Die Missionaire am Hofe zu Peking führen, wie alle übrige Hof-Beamten, ihre auszeichnenden Titel und Insignien. Sie genießen durchaus keiner Freiheit und dürfen China nie wieder verlassen. Der letzte Missionair von bedeutendem Einfluß war Pater Bourgeois, dessen prächtiger weißer Bart die Bewunderung Kien long's und seiner Magnaten erregte.

So oft ich die Reise nach China machte, befanden sich vier junge Missionaire auf dem Schiffe, die ihre Prüfungszeit damit anfingen, daß sie die Sarkasmen und unsaubern Späße der Matrosen anhören mußten. Als ich am 1. Januar 1793 Canton verließ, gab mir Herr Létendal, damals Resident des Französischen Missions-Kollegiums, ein Packet mit, welches die Korrespondenz der katholischen Missionaire an ihre Vorgesetzten in Paris enthielt, im Ganzen ungefähr 300 Briefe. Bei meiner Ankunft in London (im Juni desselben Jahres) traf ich daselbst mit mehreren Französischen Missionairen zusammen, die ich in China gekannt hatte und denen ich die Briefe ihrer Mitbrüder einhändigte, weil das Missions-Kollegium zu Paris durch die Revolution aufgelöst worden war. Das Packet hatte auf meiner sehr raschen Ueberfahrt von Irland nach London viel gelitten; die Enveloppe war zerrissen, und ich mußte die unter meinen Effekten zerstreuten Briefe mühselig zusammensuchen. Erst lange nachher fand ich den hier beifolgenden, welcher in meinen Händen geblieben ist, weil mir Niemand bekannt war, dem ich ihn zustellen konnte. Ich theile diesen Brief dem Publikum mit, weil er verschiedene interessante Details über den Zustand des Christenthums in Tunkin und Cochinchina enthält, und zwar aus einer Periode, die uns noch ziemlich nahe liegt.

Schreiben des Bischofs von Gortyna, Missionairs in Tunkin und Cochinchina, an die Direktoren des Missions-Kollegiums in Paris.

Sehr werthe Amtsbrüder!

Da der selige Bischof von Ceram mich ohne mein Wissen zu seinem Coadjutor ernannt, und da ich mehr denn 40 Tage nach seinem Hinscheiden erst von seinen Absichten Kenntniß erhalten hatte, so konnte ich auch erst 1790 schreiben, um der Sache wo möglich entgegen zu arbeiten. Zu Anfang Novembers des gedachten Jahres kam mein Bestallungs-Patent in Tunkin an, und meine werthen Confratres schienen einmüthig zu wünschen, daß ich mich zu ihnen begäbe, damit sie mich baldmöglichst als Bischof installiren könnten. Damals verweilte ich bei Herrn Labartette, erwähltem Bischof von Veren; ich konsultirte ihn mit dem aufrichtigen Vorsatz, seinem Rathe zu folgen. Dieser würdige Prälat versicherte mir, er hätte mich in jedem anderen Falle in Cochinchina zurückzuhalten gesucht; nun aber die beiden Vikariate von Tonkin unbesetzt seyen, könne er mir die Abreise nicht widerrathen. So machte ich mich also am 18. Dezember auf den Weg nach Tonkin. Ich setzte über den Fluß, der die beiden Reiche scheidet, und kam am 7. März 1791 an den Ort, wo unser Kollegium sich befindet. Daselbst hatte ich das Vergnügen, die Herren Le Roy und Tessier, unsere theuren Mitbrüder, zu begrüßen, wie schon auf der Reise selbst die Herren Doussain u. s. w., desgleichen viele unserer Tunkinesischen Priester. Einige Tage nach meiner Ankunft schickten mir Pater Alonso, General-Vikarius des Orientalischen Vikariats, und zwei sehr alte Ex-Jesuiten ihre Geschenke nebst Glückwünschungen. Ich beging das Fest des heiligen Joseph ganz feierlich in einer Kirche, wo Seine Hochwürden, Herr von Gabale, begraben liegt, das Osterfest aber bei einer benachbarten Christenheit (Gemeinde), und besuchte bald darauf das Grab des ehrwürdigen Herrn von Ceram. Ich konnte nur eine Nacht in dem Dorfe bleiben, wo diese kostbaren Ueberreste ruhen, weil ein Cochinchinesischer Mandarin daselbst eine zahlreiche Wache aufgestellt hat. Acht Tage nach meiner Ankunft mußte ich wieder auf den Weg, um eine Christenheit zu besuchen, die unweit dem Meere liegt. Man hatte mir geschrieben, der Capitain einer Chinesischen Junke sey Willens, mich nach Macao zu fahren; allein er verlangte 400 Piaster für die Ueberfahrt. Die Sache zog sich in die Länge, und am Ende erschienen einige Seeräuber und nöthigten den Capitain, das Weite zu suchen. Ich wartete wohl vier Monate lang, um zu sehen, ob keine andere Junke sich zeigen wollte; es kam auch wirklich eine andere, deren Capitain schon eher ein Wort mit sich reden ließ; aber mit einem Male war auch diese verschwunden.

Um dieselbe Zeit brachten mir einige Chinesische Christen im Auftrage des Herrn Letondal einen Vorrath von heiligem Salböl und etwas geweihten Wein. Ich fragte sie, ob sie mich zu Lande nach Macao geleiten wollten; aber der Eine wußte nur ein paar Worte Latein, die man kaum verstehen konnte, und der Andere verständigte sich nur, indem er Chinesische Zeichen niederschrieb. Außerdem wagten sie es nicht, den Chinesischen Gränz-Statthalter anzugehen, um einen Paß für mich zu erhalten, und eine Incognito-Reise durch einen großen Theil der Provinz Canton, wo man die Europäer hinlänglich kennt, war auch sehr gefährlich. Ich habe also bis jetzt in Tunkin verbleiben müssen.

Am 9. August des vergangenen Jahres wurde ich mit einem Male lebensgefährlich krank. Als der Herr mir die Genesung wiedergeschenkt hatte, besuchte ich einige Christenheiten des Distriktes, wo ich damals verweilte. Ich hatte den Trost, sechs Christenheiten von jeglichem Aberglauben befreit zu sehen. Die Heiden haben bei den Mandarinen manche Beschwerde angebracht. Ein Vorsteher des Distriktes, wo ich mich damals befand, klagte über die große Verehrung, welche die Christen ihren geistlichen Vätern bewiesen. Der Mandarin fragte ihn, ob die Christen ihre Steuern an den König oder an die Patres entrichteten. Der Kläger antwortete: „An den König." „„Wenn dem so ist"", versetzte der Mandarin, „„wo steckt denn ihr Verbrechen?"" Der Querulant bemerkte ihm, die Christen feierten die Ankunft eines Paters mit Freudenfesten; worauf der Mandarin gelassen entgegnete: „Warum wirst Du nicht Christ, um ihre Lustbarkeiten zu theilen?"

Der Krieg, welcher in verschiedenen Provinzen ausgebrochen ist, und die ungeheuren Lasten, die das arme Volk zu tragen hat, stehen der Ausbreitung des Christenthums gar sehr im Wege. Herr von Gabale schrieb im Jahre 1790, daß die Zahl der Christen seines Vikariats bis auf die Hälfte eingeschmolzen sey. Von 1786 bis 1790 sind wohl sechzigtausend christliche Tunkinesen durch Pest, Hunger oder Krieg um's Leben gekommen. Eine Ueberschwemmung hat vor viertehalb Jahren zwei Distrikte der Provinz Ngê-An zu Grunde gerichtet. Ich selbst bin Zeuge der unseligen Folgen dieser Katastrophe gewesen. So haben wir jetzt in unserem ganzen Vikariate nur noch ungefähr neunzigtausend Christen. Ich habe neun Europäische Missionaire und 35 Tunkinesische Priester in unserer Mission zurückgelassen. Kommenden Januar werde ich mit Herren Langlois mich einschiffen, um an ihren Arbeiten Theil zu nehmen und diejenigen Subjekte, welche ihren Kursus beendigt haben, zu ordiniren.

..... Den 13. April machte ich mich auf den Weg, um eine Landreise nach Macao zu versuchen. Ein Chinese, der mir Briefe von Herrn Létendal gebracht hatte, willigte ein, mir als Dolmetscher zu

dienen..... Den 18ten kam ich in das östliche Vikariat und zu dem Aufenthaltsort eines Spanischen Dominikaners, der mich zwei Tage bei sich behielt. Drei Tunkinesische Priester desselben Vikariates begleiteten mich aus einem Distrikt in den anderen. Der Dritte folgte mir bis auf das Chinesische Gebiet.

Den 4. Mai kamen wir zu einem kleinen Distrikte, der auf einer Insel mitten im Meere liegt. Der Magistrat, obgleich ein Heide, übernahm es, uns auf zwei Barken bis an die Gränze zu bringen. Wir fuhren in drei Tagen hinüber und ersparten uns auf diese Weise eine fast 14 tägige Landreise durch unwegsame Gegenden. Unsere Kähne wanden sich zwischen einer Menge kleiner Eilande durch, und wir konnten sowohl die Küste als die hohe See nur durch eine Art sehr niedlicher Häfen erblicken. Ein wenig vor Sonnen-Untergang landeten wir an einem sandigen Ufer, wo ich das Vergnügen eines Spaziergangs hatte, während unsere Führer ein wahrhaft ländliches Mahl bereiteten.

Den 10ten bemerkten wir zwei Piraten-Schiffe, die auf uns Jagd zu machen schienen. Wir wichen diesem Gesindel aus, indem wir uns der Küste näherten, und kamen gegen Mitternacht zu einem christlichen Orte (Wan-ginà), wo man im Jahre 1751 die Herren Reydellet und Louis nach ihrem Schiffbruch menschenfreundlich aufgenommen hatte. Ich feierte hier Christi Himmelfahrt.

Den 19ten besuchte ich eine andere Christen-Gemeinde, die gerade auf der Gränze liegt. Der Tunkinesische Mandarin, welcher dies Departement regiert, steht im Dienste zweier Herren, des Kaisers von China und des Königs von Tunkin. Dieser Mandarin stattete mir einen Besuch ab, den ich erwiederte. Ich war damals bald wie ein Europäer gekleidet; eben so ein junger Cochinchinese, mein Religions-Zögling. Obschon der Tunkinesische Mandarin recht gut wußte, daß ich Missionair war, so überging er doch diesen Artikel mit Stillschweigen und ließ mich zu dem Chinesischen Mandarin, seinem nächsten Nachbar, führen. Der Chinese empfing mich höflich und versprach mir einen Paß nach dem Muster desjenigen, den sein Tunkinesischer Kollege mir ausstellen würde.

Ich selbst schlug dem Letzteren vor, wie der Paß abzufassen sey. Sein Secretair, dem ich 15 Piaster versprochen hatte, arrangirte Alles aufs beste, einige unrichtige Partikularitäten abgerechnet, die er meiner Erklärung beifügte. Diese lautete nämlich so: „Ich N. N. habe das Unglück gehabt, Seeräubern in die Hände zu fallen, die mich schwer verwundet und einen großen Theil meiner Effekten mir entrissen haben.*) Da ich nun kein Europäisches Schiff finden kann, das mich nach Macao brächte, so flehe ich den Kaiser an, daß er mir gnädigst erlauben möge, durch seine Staaten dahin zu reisen." Der Secretair fügte noch hinzu, mein Fahrzeug habe Schiffbruch gelitten u. s. w. Ich ließ ihm sagen, er möge sich an meine schlichte Declaration halten; und er änderte auch wirklich Etwas; dennoch blieben, wie ich später erfuhr, noch Unrichtigkeiten zurück.

Den 31. Juni kam ich in die erste mit Mauern umgebene Stadt auf Chinesischem Boden. Eine große Volksmenge drängte sich um mich her. Die niederen Beamten machten uns einige Schwierigkeiten, in der Hoffnung, bestochen zu werden; allein sie bekamen nur wenig.

Am 4. Juli wurde ich fieberkrank. Einer der Mandarinen wollte meinen Chinesischen Dolmetscher ausfragen; allein dieser wagte es nicht, in seiner Gegenwart mit mir Tunkinesisch zu sprechen, und wußte gar nicht, was er antworten sollte. Der Mandarin war auf dem Punkte, ihm die Bastonnade geben zu lassen, der arme Mensch leugnete, daß er Dolmetscher sey, und sagte, er verstände nur ein wenig Portugiesisch. Der Mandarin verbot ihm, sich als Dolmetscher gebrauchen zu lassen. In meinem neuen Reisepaß war bemerkt, dieser Mensch müsse nach Canton zurückkehren und begleite mich aus Barmherzigkeit. Auch ein Soldat wurde uns beigegeben, der das Schreiben des Mandarin's trug.

Wir zogen auf diese Weise durch zehn andere Städte, in denen man uns immer neue Pässe gab. Ein niederer Beamter steckte uns am Tage Peter und Paul in ein Gefängniß, wo noch zwei mit Ketten beladene Uebelthäter schmachteten. Ich merkte wohl, daß er eigenmächtig gehandelt hatte: ich schlug auf die Gitterstangen des Kerkers und nöthigte ihn, uns denselben wieder zu öffnen.

Am 30sten kamen wir nach Canton, der 13ten Stadt auf unserem Wege und der Hauptstadt der Provinz. Der Supercargo der Spanischen Compagnie verschaffte mir auf mein Gesuch einen Paß nach Macao, welche Stadt ich den 13. Juli erreichte. (Ich übergehe hier viele Einzelnheiten, weil der Bote pressirt.)

Am 30. September empfing ich aus den Händen des Herrn Bischofs dieser Stadt die bischöfliche Weihe. Die Ceremonie ging so geheim als möglich von Statten. Ein Typhon, welcher das Dach unserer Prokuratur wegriß, hatte Herrn Létondal genöthigt, ein anderes Lokal zu suchen.

Ein Portugiesischer Capitain will sich alle Mühe geben, die Küsten von Tunkin zu berühren, damit Herr Langlois und ich dort landen können. Im vergangenen Jahre müssen im Reiche Tunkin beiläufig tausend erwachsene Personen getauft worden seyn. Ich selbst habe deren 658 gezählt, und noch fehlen mir 12 spezielle Verzeichnisse. Ich empfehle Ihnen angelegentlichst unsere arme Mission; die Hirten sowohl als die Schaafe bedürfen Ihrer herzlichen Gebete. Ich habe die Ehre, mit der ehrerbietigsten Zuneigung zu verharren u. s. w.

Macao, den 27. Dezember 1792.

Jakob Benj..., Bischof von Gortyna.

Mannigfaltiges.

— Ein Zug aus dem Leben des Marschall Mortier. Nach der Schlacht von Talavera sah sich der Herzog von Wellington, damals noch Sir Arthur Wellesley, genöthigt, seine Armee aus diesem Platz wegzuziehen und seine Lazarethe unter Spanischem Schutz zurückzulassen, um Französischen Truppen auszuweichen, die ihm zur Linken heranzogen. Am Morgen von Sir Arthur's Abzuge zeigte der Spanische General dem Englischen Befehlshaber an, daß das Französische Corps, welches vor einigen Tagen eine Niederlage erlitten hatte, sich wieder gesammelt habe und gerade auf Talavera losmarschire. In Folge dessen mußte er also die Stadt räumen; alle die Kranken und Verwundeten, die noch im Stande waren, zu gehen, schickte man über den Tajo, bei den zur Abreise Unfähigen blieb eine Anzahl Soldaten und Militair-Aerzte zurück. Gleich nach seinem Einzuge in Talavera sandte der Marschall Mortier, Herzog von Treviso, der jenes Corps befehligte, zu dem ersten Militair-Arzte und theilte ihm seinen Wunsch mit, die verschiedenen Gebäude zu besuchen, in welchen sich die Britischen Kranken und Verwundeten befänden. Bei dieser Besichtigung sprach der Marschall ganz vertraulich zu den armen Leidenden und versicherte ihnen, daß, da das Kriegsglück sie nun einmal in seine Hände gegeben habe, er gewiß Alles, was in seiner Macht stände, thun werde, um ihnen ihre Gefangenschaft und ihre Schmerzen so viel als möglich zu erleichtern. Er ermahnte sie liebevoll, ihr Mißgeschick mit Geduld zu tragen, und gab ihnen zu verstehen, daß sie darauf rechnen könnten, bald ausgewechselt zu werden. Der Marschall ersuchte ferner Herrn Higgins, den Oberarzt, ihm täglich Bericht über den Zustand seiner Kranken abzustatten, freundlich hinzufügend, daß dies immer gegen fünf Uhr geschehen könne, wo er dann das Vergnügen haben werde, ihn bei der Mittagstafel zu sehen, indem er jede Gelegenheit wahrzunehmen wünsche, um Maßregeln, die darauf abzweckten, die Wohlfahrt der Kranken zu befördern, sich vortragen zu lassen. Seine erste Proclamation, in der er die Landleute aufforderte, Lebensmittel in die Stadt zu bringen, sicherte denselben auch für Alles Bezahlung in baarem Gelde zu; er gab sogar Befehl, die Englischen Lazarethe vor den Französischen zu versorgen. Herr Higgins erzählt, daß der Marschall sich folgendermaßen zu ihm äußerte: „Wenn ich gleich keine Macht habe, über die Kriegskasse frei zu gebieten, so bin ich doch Herr meiner eigenen Börse, daher mache ich Ihnen ein Geschenk mit dieser Summe Geldes (es waren, ich erinnere mich dessen nicht mehr ganz genau, vier- oder fünfhundert Napoleon'sdor). Verwenden Sie dieselben, ich bitte darum, ganz nach Ihrer Einsicht zum Besten Ihrer Leute; den Betrag kann ich vielleicht einst von Ihrer Regierung zurück erhalten, wo nicht, so soll es mir ein Vergnügen seyn, des Zweckes zu gedenken, zu welchem sie ausgegeben wurden." Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Arzt, und dieser hält es daher jetzt für eine dem Andenken dieses würdigen Kriegers schuldige Pflicht, sie dem Publikum mitzutheilen. Der Marschall sprach geläufig Englisch, und daher war er auch im Stande, sich so liebreich mit den armen verwundeten Engländern zu unterhalten; seine Theilnahme an ihren Leiden zeugte von wahrhaftem Edelmuthe und beweist, wie sehr immer der Tapfere vom Tapferen geehrt wird. (Athenaeum.)

— Claude und Teniers. In der Art, leeren Raum zu malen, bemerkt man zwischen Claude und Teniers einen merkwürdigen Unterschied. Claude macht aus seiner ganzen Landschaft ein Plenum; die Luft ist eben so kräftig und körperlich, wie jeder andere Theil seiner Scenerie. Es sind gar keine eigentliche Entfernungen darin vorhanden, sondern jeder Gegenstand fällt zugleich mit dem andern und eben so sehr ins Auge. Bei Claude's Darstellungen des Sonnen-Unterganges ist immer etwas Beengendes, fast Erstickendes in der Atmosphäre vorherrschend. Niemand hat je die Luft, den reinen Aether, den anscheinend durchaus leeren Raum zwischen den Gegenständen so bewunderungswürdig schön gemalt, wie Teniers. Sein Gemälde „die Bogenschützen" bekundet seine Vollkommenheit. Man achte nur auf die Zwischenräume zwischen all diesen ungeschlachten Bauerburschen! Wie vollendet treu nach der Natur! (Coleridge's Table-talk.)

— Ein Springquell von Seewasser. Ein Uhrmacher in Malta, der ein Stück Land an der Nordwest-Spitze von Gozzo besaß, hatte den Einfall, Gruben daselbst anzulegen, um Salz zu gewinnen; es wurden mehrere gegraben, und da sich unter der Erde eine Höhle vorfand, die mit dem Meere zusammenhing, so bohrte man ein Loch in dieselbe und brachte dann Maschinerieen daselbst an, um das zur Füllung der Gruben nöthige Salzwasser in die Höhe zu pumpen. Bald bemerkte unser armer Uhrmacher, wie durch die kalkartige Beschaffenheit des Bodens in seinen Gruben so viel Wasser eingesogen wurde, daß wenig oder gar kein Salz zurückblieb; er gab sein Unternehmen auf und wurde aus Kummer über die Vereitelung desselben krank. Seine Leiden waren jedoch damit nicht vorüber, denn kaum trat die stürmische Jahreszeit ein, so ereignete sich ein neues Mißgeschick; so oft nämlich die See durch einen heftigen Nord- oder Nordwest-Sturm erregt wurde, drang sie durch das Loch in die Höhle und sprang wie eine prächtige Fontaine, in Gestalt einer Garbe, daraus hervor; doch leider war dieser Sprudel so gewaltig, daß er die Felder der Nachbarn überschwemmte und ihre Aerndten zerstörte. Eine Klage nach der anderen wurde gegen den unglücklichen Eigenthümer anhängig gemacht, bis er zuletzt aus Gram darüber starb. Sobald man seinen Tod erfuhr, beeilten sich die gefährdeten Nachbarn, die Höhle mit großen Steinen auszufüllen, was auch eine Zeit lang dem Schaden Einhalt that; doch kaum begannen von neuem die Stürme, so wurden die Steine theils vom Meere eingesaugt, theils umhergestreut, und das Wasser sprudelte wieder in einer Höhe von 60 Fuß hervor. Dreimal geschah dies mit einem Getöse, das unterirdischem Donner oder Abfeuern von Kanonen ähnlich war, und die Einwohner fürchten, daß sich dies Unglück noch öfter wiederholen möchte. (Athenaeum.)

*) Dieses Unglück war mir wirklich im Jahre 1777 zugestoßen. Anm. des Paters.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 111. Berlin, Mittwoch den 16. September 1835.

England.

Shakespeare und Scott.*)

Shakespeare und Scott sind nicht bloß für England, sondern auch für die übrige gebildete Welt zwei der beliebtesten und gelesensten Schriftsteller; sie ergötzen und erheitern Hunderttausende. Sie bleiben stets frisch und neu, und wenn wir sie auch zum zwanzigsten Male lesen, erscheinen sie uns immer noch so jugendlich und überraschend, wie die Wiederkehr des Frühlings den Greis noch eben so entzückt, als den Jüngling. Sie haben das Gebiet der Phantasie mit glänzenderen und natürlicheren Geschöpfen bevölkert, als irgend andere Werkmeister in der Kunst, „die nicht gelehrt wird und nicht gelehrt werden kann", und mitten unter all den Entdeckungen und Erfindungen der verschiedenen Wissenschaften — von dem geblümten Musselin, der damascirten Seide und den Brett-Nägeln, die durch die Kraft des Dampfes angefertigt, von den Statuen, die durch Maschinerie zugehauen, von den Schiffen, die durch Dampf gegen den Wind und gegen die Fluth getrieben werden — bis zu den Männern, die auf dem Meeresgrunde einhergehen, und den Frauen, die in der Luft fliegen — sind die Erfindungen Shakespeare's und Scott's immer noch die wunderbarsten und geistvollsten, ja, wir möchten sagen, auch die nützlichsten. Watt, Arkwright, Fulton, Rennie und Telford, sammt dem ganzen Geschlechte der wissenschaftlichen Erfinder, denen wir gern alle gebührende Ehre zugestehen, diese Männer haben unsere Straßen geebnet und geglättet, unsere Tagereisen abgekürzt, entfernte Länder einander nahe gebracht, uns selbst in Purpur und Scharlach und feingezwirnte Leinwand vermittelst eines geringen Kostenaufwandes gehüllt; kurz, sie haben uns mit allen physischen Bedürfnissen des Lebens im Ueberflusse versehen; allein es bedurfte noch der Geister von höherem Range, um die Phantasie zu beleben und zu nähren; darum mußten Shakespeare und Scott mit ihren Werken und Schöpfungen hervortreten, und als genialen Werkmeistern und Erfindern gebührt ihnen auch der erste Rang unter allen den wissenschaftlichen Entdeckern, die seit den Zeiten Jason's bis auf die Tage unseres John Roß geblüht haben.

Die kleine so eben erschienene Schrift über beide Dichter ist ganz nach unserem Geschmacke geschrieben; wir stimmen dem Autor fast in allen seinen Ansichten bei, und wir haben auch mit demselben gefühlt, daß unsere beiden Magiker, der nördliche und der südliche, in der Beherrschung des menschlichen Charakters eine genaue Aehnlichkeit mit einander haben. Sie waren beide große Nachahmer, aber keine Kopisten. Sie benutzten die Geschichte und mündliche Traditionen von allerlei Komplotten, wunderlichen Ereignissen, Sagen und Andeutungen. Sie hauchten Leben und Gefühl in das, was todt war, riefen die Heroen, die Weisen, die Witzlinge und die Schönheiten früherer Zeit wieder ins Daseyn; sie gossen einen solchen Reiz über jede besondere Scene und verliehen allem Einzelnen einen solchen Zauber, daß die längste Nacht in ihrer Gesellschaft kurz erscheinen mußte. Ihre vorzüglichsten, ja selbst ihre niedrigsten Charaktere sind für uns Geschöpfe von Fleisch und Blut, von Gefühl und von Seele; wir können sie nicht als entkörpert und ohne Substanz ansehen; doch nehmen wir hier einen Unterschied zwischen den von Scott und von Shakespeare geschaffenen Charakteren wahr. Die Charaktere des Ersteren erscheinen so reell, daß wir sie selbst zu unserer Bekanntschaft rechnen. Auf den Bänken Liddel's sehen wir uns nach Andrew Dinmont um; wenn wir durch Glasgow kommen, so begeben wir uns nach dem Salzmarkte, in der Hoffnung, Bailie Jarvie aufzufinden, und wenn wir Aberdeen besuchen, so erwarten wir, Dugald Dalgetty auf dem Wege zu begegnen. Die Charaktere Shakespeare's dagegen erwecken selten solche lebhafte Erwartungen — und warum? Weil sie mehr poetisch sind; sie sind mehr von der physischen Masse entkleidet und erheben sich über gewöhnliche Sympathieen. Das Drama, oder wenigstens die Poesie verlangt dies; die Prosa nimmt dagegen einen untergeordneteren Rang ein, und Scott formte seine Charaktere demgemäß. Wir denken uns unter den Helden und Heldinnen Shakespeare's nichts als Geschöpfe der Einbildungskraft, herausgehoben aus einem geringfügigen Material in der wirklichen Natur; wir können kaum glauben, daß Wesen, die so schön und so tadellos sind, wie Imogen und Julia, je existirten; allein wir haben wohl schon in der Wirklichkeit Leute gesehen, die einer Julie Mannering und einer Diana Vernon ähnlich sind, und wir glauben gern, daß Sir Walter auch das Uebrige hierzu sah.

Wenn wir aber auch diesen Unterschied zwischen den Schöpfungen Shakespeare's und Scott's wahrnehmen, so wollen wir damit keinesweges sagen, daß der Letztere, indem er es nicht eben so machte, wie der Erstere, damit einen Fehler beging; im Gegentheil, wir sehen das bei ihm als einen großen Vorzug an. Wir hörten einmal Coleridge behaupten, daß, während Shakespeare alle seine Charaktere aus dem Menschen in seinem unverfälschten Natur-Zustande schöpfte, Scott sich damit begnügte, sie aus dem verschiedenen Beruf und den Beschäftigungen des Lebens herzuleiten. Dies, dachten wir, und denken es noch, war unrecht; nicht daß diese Bemerkung ganz ungegründet wäre, aber unsere Sprache und unsere Gedanken werden stets durch unsere Lage gefärbt; ein Soldat unterscheidet sich nicht nur durch seinen Blick, sondern auch durch seine Sprache von einem Gesetzgeber; die Manieren eines Landmannes sind nicht die eines Höflings; wir haben nicht nöthig, mehr Beispiele anzuführen; es ist genug, daß die Charaktere des großen Novellisten natürlich und echt sind.

Der Geschmack Scott's war der seiner Zeit, so wie der von Shakespeare ebenfalls seiner Zeit entsprach; sie schrieben Beide für die Welt; sie gingen den Weg, den die Welt um sie her ging; sie stellten keine Versuche an, neue Schulen zu bilden, und doch sind sie Begründer von solchen in dem wahrsten Sinne des Wortes geworden. Sie liebten Beide heimathliche Gegenstände und ergötzten sich daran, die gewöhnlichen Ereignisse des Lebens oder der Geschichte in eine zugleich natürliche und nationale Form und Gestalt zu bringen. Es war der Fehler von dem Zeitalter Shakespeare's, daß es hohen Rang und edle Abkunft zu sehr überschätzte und Alles, was nicht Edelmann war, als „niedrig, gemein und plebejisch" ansah. Es war aber der Ruhm der Tage Scott's, den Menschen zu ehren, wie er von Gott erschaffen wurde; mit Burns zu reden: „Ein Mensch ist immer und überall nur ein Mensch", und endlich die einfachen Kinder der Hüttenbewohner mit aller Achtung und Ehrfurcht zu betrachten. Dieser Unterscheidung der Zeit haben wir die in bunte Gewänder gehüllten Narren und Heroen von Eastcheap und die äußere Ausgelassenheit der kühnen Yeomen von England bei dem südlichen Poeten, so wie das Daseyn der Dinmonts, der Headrigs und der Ochiltrees in den Novellen des nordischen Barden zu verdanken. Beide Poeten waren Männer von reichem Gemüthe und unbegränzter Sympathie; allein wollten wir jene Unterscheidung Beider durch die Annahme erklären, daß Scott mehr von diesen Eigenschaften besaß, als Shakespeare, so würden wir mehr sagen, als was wir gerade fühlen; indeß ist es doch nichtsdestoweniger wahr, daß unser Englischer National-Dramatiker kein treues Gemälde von dem socialen Leben seiner Zeit geliefert hat; er war mehr Hofmann, fürchten wir, als Scott, und obgleich selbst ein Jäger, hatte er doch nie eine herzliche Liebe für seine musikalen Landsleute gewonnen: für „Hob (Robert), Dick (Richard) und Hick (Christian) mit den derben Knütteln und den benagelten Schuhen."

Shakespeare und Scott gleichen einander auch darin, daß sie weder ihren Gegenstand noch ihren Charakter jemals ganz erschöpfen, sondern stets die volle Herrschaft über dieselben ausüben. Jenes Ungeheuer von Witz, Falstaff, wird offenbar von seinem Erfinder nur aus reinem Muthwillen getödtet, und nicht weil er erschöpft war, denn einige von seinen letzten Einfällen sind gerade die besten, und wir wissen, daß der Autor sich selbst zügeln und einhalten mußte, sowohl in Ochiltree als in Dalgetty, damit nur nicht durch ihren Humor die übrigen Charaktere zu sehr verdunkelt würden. Ihre Behandlung zeugt von der leichtesten und glücklichsten Manier; auch giebt sich bei ihnen das Gefühl der Schicklichkeit nicht minder kund, als ihre Behaglichkeit; Alles ist am rechten Platze, Nichts außer Reihe und Glied, und die Einheit ihrer Bestrebungen ist um so wunderbarer, da sie dieselbe keinesweges studirt und beabsichtigt zu haben scheinen. Aber ein Mann, der der Natur folgt, wird selten gegen Regeln verstoßen, denn die Regeln liegen eben in der Natur; eine Wahrheit, die von Walpole wohl anerkannt ist, indem er sagt, Gil Morice beobachtete alle die Regeln des Horaz, aber auf eine solche Weise, daß man leicht bemerken konnte, der Schriftsteller habe weder von Horaz noch von seinen Regeln je etwas gehört.

Unter den drei Vorlesungen, aus denen das uns vorliegende Werk besteht, gefällt uns die erste am besten; in derselben bezeichnet der Verfasser die Haupt-Charaktere des Genius von Scott, so wie ihre Aehnlichkeit oder ihren Kontrast gegen die von Shakespeare gehalten; der Raum gestattet uns hier nur einen kleinen Theil dieser interessanten Untersuchung mitzutheilen.

„Eines der Haupt-Attribute des Shakespeareschen Genius, das, welches ihm stets und von Allen auf die eine oder die andere Weise zu-

*) Bei Gelegenheit des kürzlich erschienenen „Parallel of Shakespeare and Scott, being the substance of Three Lectures on the Kindred nature of their genius." London.

erkannt worden, ist seine **Universalität**. Dieser Ausdruck ist von so umfassender Natur, daß Du vielleicht darüber erstaunen wirst, wenn ich dieselbe Eigenschaft für unseren Scott in Anspruch nehme. Wir verstehen darunter die Fähigkeit, sich selbst mit jeder Art und jeder Beschaffenheit irgend einer Existenz zu identifiziren."

„Diese glückliche Eigenschaft war das Thema aller Lobredner Shakespeare's, und wir erkennen in derselben ebenfalls den großen Reiz von Scott's Productionen. Seine große Charakteristik ist die Schicklichkeit, deren Anwendung wir alle die wunderbaren Personificationen unserer beiden Autoren zu verdanken haben, die glänzenden Prozessionen von Prinzen, Adeligen, einfachen Bürgern und Bauern, mit allen ihren allgemeinen und besondern Attributen, ein Jeder in seine eigenthümliche Tracht gehüllt und die Gefühle seines Standes aussprechend. Auch ist diese lebendige und charakteristische Darstellung nicht auf vage Allgemeinheiten oder generische Distinctionen beschränkt, sondern sie erfaßt in gleicher Weise die individuellen Beschaffenheiten und spezifischen Besonderheiten, so wie sie in der moralischen und physischen Welt anzutreffen sind."

„In dieser allgemeinen Sympathie mit dem Menschen in allen seinen natürlichen und socialen Verhältnissen erkennen wir das wahre Wesen des dramatischen Charakters, und wir begreifen nicht, wie man behaupten wollte, daß Scott's Genius nicht dramatisch sey. Seine Romane sind Dramen in jeder Hinsicht, es sey denn, daß ihnen gerade die präcise Form abgeht."

„Diese Art von freiwilliger Metempsychose beschränkt sich aber keinesweges auf die moralische Beschaffenheit des Menschen und seine Verhältnisse zu den Dingen in der Außenwelt, sondern wir können dieselbe in mancher oder vielmehr in jeder Hinsicht in Beziehung auf die Dinge selbst wahrnehmen — überall dieselbe Schicklichkeit, Eigenthümlichkeit und Wahrscheinlichkeit; und alle die besonderen Umstände und Scenen werden dem Leser stets so klar vor Augen gehalten, wie die Personen, die in denselben auftreten und handeln. Wenn man dies in Betreff Shakespeare's einräumt — und wir dürfen voraussetzen, daß man in Beziehung auf diesen Genius gewiß nie etwas in Widerrede stellen wird — so haben wir nur nöthig, uns auf solche Scenen aus den populairsten Werken Scott's zu berufen, wie sie in „Marmion", „Ivanhoe" in der „Old Mortality" und in der That in jeder anderen seiner Schriften anzutreffen sind. Oder, um spezieller zu seyn, dürfen wir nur die herrliche Ouvertüre zum „Talisman" — jene malerische Scene in der Wüste und den Zweikampf der zwei Helden in der Erzählung als Beispiel anführen. Oder die Rettung Sir Arthur Wardour's aus der Gefahr des Meeres und ihre Befreiung von den Klippen im „Alterthümler", oder die mehr vertrauliche, aber geistreiche Scene in dem Clock-Smith's Shop in Fleet-Street, in dem Anfange von den Schicksalen „Nigel's"; oder das tragische Ende des armen Wucherers Trapbois in der nämlichen Erzählung, oder irgend ein anderes von den lebhaften Gemälden, in denen die handelnden Personen und ihre natürliche Umgebung mit den Eigenthümlichkeiten der Objekte um sie her auf's wunderbarste harmoniren."

„Aber das beste Zeugniß von diesem Vermögen, die Gedanken, die Handlungen und Leidenschaften der menschlichen Natur in ihren verschiedenen Phasen darzustellen, liegt in der Weise, wie die nämlichen Leidenschaften, die nämlichen Tugenden oder Laster, bei den verschiedenen Personen, je nach ihren besonderen Anlagen und Charakteren, nach ihren Lebensverhältnissen oder sonstigen Umständen immer einen verschiedenen Eindruck machen. Man denke zum Beispiel bei Scott an seine mannigfaltigen Modificationen des religiösen Enthusiasmus. In Beaumanoir erscheint die strenge Anhänglichkeit an die überlieferten Formen, die Eingenommenheit für die Aufrechthaltung der Privilegien seines Standes, als eine Bigotterie, gegründet auf Eigensucht und starre Herzensstärke. In dem Abbot Eustace treten die nämlichen Subjekte mit warmen und sanften Gefühlen und Gemüthserregungen auf. Der religiöse Enthusiasmus von David Deans wiederum ist steif und roh und geduldig im Leiden. In Balfour selbstisch, abergläubisch und brutal. Indeß finden wir zum Belege für diese Universalität in dem Meisterwerke Scott's, in der Erzählung von der „Old Mortality", eine ganze Schaar von Fanatikern, in denen dieselben allgemeinen Eigenschaften mit einer Individualität von Form und Farbe hervortreten, die aus jeder einzelnen ein vollkommenes und bestimmt ausgeprägtes Portrait machen; und das Ganze zusammen erscheint als eine der schönsten Muster-Charten von den Verbrechen und Thorheiten der Menschen, welche die eiteln Bestrebungen ihrer eigenen Phantasie und den Impuls ihrer selbstischen Leidenschaften für die Eingebungen des göttlichen Geistes halten. Der wahnsinnige Mucklewrath, der wilde Burley, der milde, aber energische Macbriar; nach diesen kommen der seichte und weitschweifige Kettledrumle und der kluge und gewandte Poundtext; um nicht erst noch der wohl ausgedachten sauertöpfischen Unwissenheit eines Mause und des milden Glaubens von Cuddie Headrig zu gedenken, deren Religion nur bei den Mitteln beharrt, zu einer komfortablen Existenz zu gelangen, und die es überhaupt mehr mit den physischen Einzelnheiten des Lebens, als mit der abstrakten Untersuchung der Doktrin und des Kirchen-Regiments zu thun hat. In allem diesem erkennen wir eine gewisse Individualität, die sie zur Spezies derselben Gattung macht; Alles mit einer Korrektheit und Kraft gezeichnet, die wahrhaft bewundernswürdig ist."

„Nun gebe man endlich einmal an Scott's Darstellungen der Loyalität. Unter Loyalität verstehen wir eine beständige Anhänglichkeit an Personen und Meinungen, ohne Rücksicht auf die besonderen Zufälle ihres Geschicks; eine Tugend, die von so mannigfaltigem Charakter ist, daß sie in gewissen Fällen als ein rein thierischer Instinkt erscheint, in anderen aber als ein Prinzip, das sich zum höchsten Gipfel moralischer Vollkommenheit emporschwingt. In Flora Mac Ivor, oder Kenneth, oder Sir Henry Lee, tritt sie als großmüthig, uneigennützig, verschwiegen und tapfer auf; in Leicester und Varney ist sie gemein und selbstisch. In Caleb Balderstone ist's eine warme und herzliche, aber beinahe ganz thierische Impulsion. In Andrew Fairservice erscheint sie als feig, feil und ausschweifend; in Dalgetty listig und verschmitzt, eigensüchtig und wandelbar. In Wamba (dem Fürsten der Hofnarren) furchtlos und romantisch, in dem Charakter einer der glücklichsten Schöpfungen Scott's. Zu allem diesem findest du in der ganzen Englischen Literatur keine Parallele, außer in den Schriften Shakespeare's, welcher mit derselben universellen Kraft und dem nämlichen Scharfsinn seine lebenden Portraits zu schattiren wußte, so daß sie stets verschieden und doch zugleich immer dieselben sind."

„Verwandt mit dieser Eigenschaft der Universalität Scott's, vermittelst deren er, gleich Shakespeare, sich überall, in der Hütte des Landmanns sowohl, als auf dem Throne zurechtzufinden weiß, ist sein Genius der **Aneignung**, der glückliche Gebrauch, den er von den zerstreuten Materialien aus dem Gebiete der Geschichte und der Traditionen und von der Volks-Poesie und dem Aberglauben seiner Zeit macht. — Von dem, was Shakespeare der Literatur seiner Epoche schuldig ist, und von der Freiheit, mit der er Alles ergreift, was zu seinem Zwecke geeignet ist, kann man sich kaum einen Begriff machen, wenn man sich nicht in den Arbeiten seiner zahlreichen Kommentatoren ein wenig umgesehen hat. Ganze Stellen aus den Tagesschriften, aus den Liedern, Anekdoten und populairen Werken der Zeit lassen sich in ihren verschiedenen Quellen nachweisen; und viele von den bewundertsten Dialogen seiner leidenschaftlichsten Scenen sind eine wörtliche Abschrift aus jenen Autoritäten."

„Diese Aneignungs-Fähigkeit ist es, der wir gar manches Schöne und Vortreffliche in unseren beiden Schriftstellern zu verdanken haben."

(Athenaeum.)

Bibliographie.

Jesse's gleanings in natural history. (Jesse's Aehrenlese aus der Naturgeschichte.) 3ter Band. $10\frac{1}{2}$ Sh.

Instruct, employ, don't hang them. (Belehret, beschäftiget, aber hänget sie nicht; oder wie Irland ohne Soldaten zur Ruhe zu bringen.) Von J. P. Kennedy. 7 Sh.

Paracelsus. — Ein Gedicht von Robert Browning. 6 Sh.

Sunday. (Der Sonntag.) Ein Gedicht in drei Gesängen. $2\frac{1}{2}$ Sh.

An essay on transubstantiation. (Ein Versuch über die Transsubstantiation.) Von einem Landgeistlichen aus dem Jahre 1787; mit einer Einleitung von T. Stephen. 2 Sh.

A new dictionary of music. (Neues Musik-Lexikon.) Von W. Wilson. $7\frac{1}{2}$ Sh.

Frankreich.

Saint-Martin.

(Schluß.)

Nachdem nun der Mensch seinen Bund mit Gott wieder erneuert hat, welchen Gebrauch wird er machen von seinen Kräften und Fähigkeiten? Wenn der Vogel des Feldes vom Gewitter-Regen durchnäßt worden ist, so sehet ihr ihn, sobald es wieder heiter wird, im Strahl der Sonne sich wärmen, sich vom Koth, der um seine Füße klebt, befreien und den durchsaußten Flaum seines müden Gefieders wieder glatt putzen. So hat auch der Mensch an sich zu thun und zu säubern nach dem Sturm an seiner eigenen Natur, die er so gräulich entstellt hat, an der äußeren ihn umgebenden Natur, die ihm gefolgt ist in seinem Falle und in seiner Verbannung, weil sie auf ihn und seine Werke gegründet und gepflanzt war. Man weiß, was der Mittelpunkt in der einfachsten und erhabensten aller Figuren ist! Der Mensch ist der Mittelpunkt der Welt: Alles geht von ihm aus und auf ihn zurück. Seine Autorität verbreitet sich über die Luft und den Klang, über das Licht und die Finsterniß. Er ist die einzige Pforte, der einzige Durchgangspunkt der Wahrheit für diese Welt, und wenn die Ordnung der Dinge durch seine Schuld verrückt wird, so muß sie durch ihn auch wieder hergestellt werden; denn Gott, um mit unserem Autor zu reden, hat ihn zum **Hohenpriester über das Weltall** gesetzt. —

Nach dem Falle folgte Alles einem umgekehrten Gesetze; Alles ging abwärts; gegenwärtig strebt Alles wieder der Einheit zu, die in der Höhe thront, und der kürzeste geradeste Weg zur Einheit ist das Gebet. — Das Gebet erhebt sich auf mannigfaltigen Schwingen, nach den Bedürfnissen des Moments. Es giebt ein Gebet mit dem Munde, ein schweigendes im Innern konzentrirtes Gebet, ein gemeinsames Aller, ein thätiges in sich selber wirksames Gebet: alles Gebet ist Thätigkeit seinem Wesen nach, aber das besonders verdient diese Bezeichnung, was die Welt umfaßt, sich unendlich vervielfacht hindurchbewegt durch allen Reichthum ihrer Gebilde. Das Gebet soll eine Leidenschaft, ein Fanatismus seyn. **Ein ununterbrochener Ring**, muß es die Welt **umfassen**. Und fühlt ihr, daß das Herz trocken und dürr ist in euch, werdet nicht muthlos: es ist die gewöhnliche Pein und Noth jedes Noviziats; Uebung und Gewöhnung wird euch das Schwere leicht und zur zweiten Natur machen. Und wandelt euch dagegen, wenn ihr betet, Freude an, so nehmet sie auf wie einen lieben Gast; öffnet eure Thore, alle eure Pforten und Zugänge, schmeckt sie, athmet sie mit seliger Andacht! denn die reine heitere Freude, die Freude des Gebets, ist der himmlische Duft der Vollkommenheit, den der Herr in der Welt hinterlassen hat, als er durch sie gewandelt. Aber hütet euch vor dem Stolze, daß er nicht über euch komme, wenn ihr der Herrlichkeit der Freude theilhaftig werdet: euer Fall würde um desto tiefer seyn. Wehe euch, wenn ihr in solchem Rausche vergäßet, daß eure Bestimmung auf Erden eine Bestimmung der Thränen ist, und daß Nichts, auch keine Gnade des Himmels, euch davon losmachen kann. Ihr habt eine Schuld zu bezahlen, seyd Thränen schuldig und müßt euch lösen. Zuerst weinet um euch selbst, denn nur zu viele Sünden werdet ihr auf euer Haupt geladen haben. Weinet um eure Brüder, die mit euch leben, denn in welchen Sünden und Wirbeln der Leidenschaften und Laster sie auch

umhergetrieben werden, Mitleid und Erbarmen mit ihnen soll eure stete Regung seyn. Weinet um eure Brüder, die vor euch gestorben sind, denn der Stein des Grabes liegt nicht auf dem Geiste wie auf den Gebeinen, und heut noch wie bei ihren Lebzeiten seyd ihr verantwortlich für das Blut ihrer Seelen. So sollt ihr weinen um euch, um die Lebenden und um die Todten; aber ich sage euch auch noch: Weinet um Gott! denn habt ihr nicht von Kindesbeinen an Jesus beladen und belastet, und gehört sich's nicht, daß alle ungerechte Last abgenommen werde! Wenn sich mehrere Seelen vereinigen, auch im Schmerze, so liegt in ihrer gegenseitigen Berührung und Ergänzung, in solchem innersten Austausche des Vertrauens eine Art von moralischem Magnetismus, die dem Herzen Erleichterung und Linderung schafft. So kann auch Gott, den wir mit unseren Fehlern und Sünden beladen haben, Gott, dessen Liebe wir unterdrückt haben, Erleichterung und Linderung erfahren. Weinet also auch um Gott.

So geht das Werk der heiligen Entwickelung seinen Gang; aber seyd dennoch stets auf eurer Hut und glaubt euch niemals sicher. Die höchsten Säulen des Tempels sind in Stücke gebrochen: wie solltet ihr nicht zittern und erbeben in eurer Schwäche! Noch an der Schwelle des Lichtes selber bereitet euch die Macht der Finsterniß eine letzte Prüfung, eine Prüfung, die schwerer ist als alle vorhergegangenen. Ein Mensch wird auf die Welt kommen, der, den Himmel auf der Zunge, aber die Hölle im Herzen, versuchen wird, euch der Wahrheit zu entführen; er wird reden wie die Propheten, besser noch als die Propheten, wenigstens wird man dieser Meinung seyn. Wie die Küchlein sich unter die Flügel der Henne zusammendrängen, wie die Kinder um den Schooß der Mutter, so werden sich die Völker um ihn herandrängen und schaaren. In alle vier Weltgegenden wird er seinen Mantel vertheilen, und der Priester, der Richter und der Krieger werden kein anderes Kleid mehr tragen wollen, als seinen Mantel. An diesem Tage, der uns jetzt leuchtet, müssen wir wachen; der heutige ist der Tag des Kampfes! Nehmt alle eure Kräfte zusammen, ihr Menschen der Verheißung, zündet all' eure Lichter an! Ihr habt wohl schon gesehen, wie die Kraniche, um den Wind auf ihren weiten Zügen leichter durchschneiden zu können, sich in zahlreiche Schaaren vereinigen? Macht es gerade so wie diese Vögel des Himmels: verbindet euch mit euren Brüdern: tretet zusammen, schließt euch dicht an einander, bildet eine gewaltige Phalanx lebendiger Kräfte, daß sich die Macht des Feindes daran breche. Ist diese Probe überstanden, so habt ihr leichte Arbeit und ist euch nichts mehr unmöglich. Wie würdet ihr also nicht wachen und beten wollen eine kleine Weile lang? — Nun liegt die Gefahr überwunden hinter euch, und der Mensch der Verheißung steht auf den Trümmern der versunkenen Geschlechter. Der Kranz senkt sich auf die Schläfe des Siegers, der tausendstimmige Hymnus des Triumphes schallt durch den Himmel, den er erworben, durch die Erde, der er den Frieden wiedergegeben, durch die Hölle, deren Macht er gebrochen hat! Das Werk ist vollbracht; die Hülle der Formen sinkt zurück, und in ihrer Reinheit schweben die Wesen hervor, wie sie ursprünglich waren; in Lichtgestalt, wie auf Thabor, wandelt der neue Mensch in einer neuen geistigen Welt, wie im ersten Paradiese. Aber schon ist dieser Ort nicht mehr seiner würdig, eine neue Heimath ist ihm bereitet; der Himmel, der ihm so lange verschlossen war, thut sich auf, ihn zu empfangen, und die Erde, die er verläßt, von einem leichten Hauche emporgetragen, schließt sich mit Jauchzen der unermeßlichen Kette der Welten an.

Dabei flicht der Verfasser in seiner originellen Weise bald hier, bald da über die interessantesten Punkte der Metaphysik und Moral kürzere oder ausführlichere Erläuterungen ein, von denen die meisten schon zum Gemeingut geworden sind. Zur näheren Mittheilung an diesem Orte möchte besonders das Kapitel über die Erschaffung der Seele geeignet seyn; nicht eben, weil diese Frage von größerer Wichtigkeit schiene als die übrigen, sondern weil sie vom Verfasser auf eine durchaus eigenthümliche Weise behandelt wird. Seine Lehre — wir fragen nicht danach, ob orthodox oder nicht — ist diese: Wenn ein Mensch mit seiner doppelten Natur an der Schwelle dieser Welt erscheint, woher kommt er? Sein Leib kommt aus dem Schooß der Mutter, wo er in neun Monden seinen Stoff und seine Form erhalten hat; — und seine Seele? .... Hier stoßen wir auf eine mächtige Schwierigkeit. Will man sagen, daß sie ihr Leben von der Seele des Vaters empfangen habe? Dann würde man vergessen, daß nur ein einziges Wesen existirt, welches Leben, das unsterbliche und unzerstörbare, zu geben vermag. Will man sagen, Gott habe sie werden lassen in dem Moment, wo Vater und Mutter nach dem irdisch groben Gesetze der Begattung ihre materielle Erzeugung bewirkten? Alle Gefühle des Menschen empören sich gegen diese Ansicht. Diese Schwierigkeiten führen dazu, die menschlichen Seelen an einen Ort des Harrens hin zu verweisen, wo sie eine erste Kindheit leben, vor der Kindheit auf Erden, und den sie, sobald ihre Zeit erfüllt ist, verlassen können, um sich zu verkürzen. Diese erste Kindheit des Menschen ist ein Zustand der Vollkommenheit, weil sie ein Geschenk Gottes ist; die zweite ein Zustand der Unvollkommenheit, der Entartung, weil sie ein Werk des Menschen ist. Wenn wir nicht die Erinnerung an ein früheres Leben in uns tragen und unser Geist keine Belehrung schöpft von daher, so liegt dies daran, weil unser Geist verfinstert worden ist, als er herabstieg auf diesen Schauplatz der Thränen und der Sühne; die kalte erstarrende Berührung mit der Materie ist er eingegangen, und wir wissen es, die Materie ist das Grab, die Gränze und die Nacht des Geistes.

Eine andere nicht minder interessante Stelle ist die, wo er die herrschende Philosophie seiner Zeit angreift. — Was thun sie? Sie haben Nichts sehen wollen, als die Materie, oder haben wenigstens Alles in der Materie sehen wollen. Geist und Stoff mit einander verwechselnd und verwirrend, vergessen sie, daß das Urprinzip aller Dinge ein gedoppeltes, und Zwei die Ursach aller Schöpfung war; daher kommt denn ihr Leugnen Gottes, der Engel, der menschlichen Seele, alles Geistigen überhaupt. Sie triumphiren über die Fortschritte in dem, was sie die eigentlichen und natürlichen Wissenschaften nennen. Ja, sie haben in der Natur Thiere und Pflanzen aufgefunden und Sterne, die ihre Väter nicht gekannt; was aber haben sie gewonnen mit diesem steten, äußerlichen Herumblättern, mit diesem gedankenlosen Betasten des ewigen Buches, wenn sie sich nicht in die Lehre, die drinne steht und die einzig schön und nützlich ist, vertiefen. Todte Kräfte haben sie genug entdeckt, aber vom Leben wissen sie nichts. Das Reich des Geistes ist ein Trümmerhaufen für sie; Zerstörung und Monstrositäten aller Art bezeichnen ihren Pfad! Gott, die absolute schaffende Idee, haben sie vom Throne gestoßen und das Nichts, das rein Negative, die todte unfruchtbare Abstraction darauf gesetzt. Der Seele haben sie den alten süßen Namen genommen, sie zur Knechtschaft und Vergänglichkeit des Körpers verdammt und nennen sie mit einer metaphysischen Pedanterei Lebensprinzip oder denkendes Prinzip. Man ist im Irrthum gewesen bis auf diesen Tag, daß man als Fundament der Moral die Liebe Gottes und des Nächsten angenommen; das Interesse des Egoismus ist die eigentliche Basis, und jede andere ist Aberglaube und Lüge. Fälschlich hat man bisher gemeint, daß ein politisches und religiöses Gesetz nur wahrhaft verpflichtend und heilig seyn könne für den Menschen, wenn es höheren Ortes herstamme als von ihm selber; es war ein Wahn; er selber macht sich das Gesetz, seine Willkür ist die Wahrheit und die Gerechtigkeit. — Auf dem Felde der Geschichte treten sie mit derselben Unverschämtheit und Unwissenheit auf, die Alles mit Füßen tritt, der Nichts heilig ist. Die Sprachen sind ihnen nichts, als ein Aggregat, die Sprachen, der Ausdruck und die Frucht des Lebens selber. Statt in der Mythologie das zu sehen, was sie ist, einen Fall, eine Entartung, eine Welt der Verwesung, erheben sie dieselbe zu einem Reich der Symbole, darin sich die Haupt-Gegenstände der Natur unter den Namen von Göttern und Göttinnen dem Menschengeiste in der Kindheit seiner Entwickelung als anbetungswürdige Wesen darstellen. — Und was soll ich erst von der Stufe der Erniedrigung sagen, auf die sie die Künste stellen! Ihre Poesie kennt nichts als die Beschreibung der äußern Natur, die doch immer und überall nur der Schatten und schwache Widerschein einer höheren. Den höchsten Grad der Verkehrtheit erreicht ihre Ansicht von der Musik. Die Musik ist der sinnliche Ausdruck der höheren Thätigkeiten: darum sollten die Tempel ihre Wohnung seyn, und es heißt, sie ihrem wahrhaften Zwecke entziehen, wenn man sie auf das Theater bringt, wo sie die Leidenschaften und Irrsale des Menschen, das Allerniedrigste und Verworfenste ausdrücken soll. Wie oft soll es noch gesagt werden: die Materie ist keine Macht, sondern eine Ohnmacht, sie hat nur eine erborgte Realität; je mehr sie wirkt, desto mehr nutzt sie sich ab und löst sich auf, bis diese Auflösung sie einem Zustande entgegenführt, der dem Nichts sehr nahe liegt; der Geist dagegen, je mehr er an Umfang und Wachsthum und Erhebung zunimmt, desto einfacher wird er, und in seiner Sphäre giebt es kein Schwinden und kein Vergehen.

An mehreren Stellen scheint jener übernatürliche prophetische Geist, dessen Spuren unser Autor in den Monumenten der frühesten Zeitalter mit besonderer Vorliebe verfolgt, über ihn selber gekommen zu seyn. So hat er in Bezug auf unsere Epoche im Voraus, aus ihren Bedingungen und ihrer Möglichkeit, die Ereignisse erkannt, deren stürmischer Lauf das gegenwärtige Geschlecht so rauh und schmerzlich ergriffen hat und umfängt. Hören wir ihn selbst.

„Das zukünftige Geschlecht wurzelt nicht in sich selber .... Das Maaß häuft sich an im Schlaf und in der Stille: in Schmerzen wird es überfließen. Krieg und Kriegesgeschrei wird das Losungswort seyn."

„Was sind unsere irdischen und politischen Kriege, von denen die Geschichte voll ist und mit denen wir so gern das Auge der Gerechtigkeit und die Hand des allgewaltigen Gottes in direkte Verbindung setzen?"

„Das Schwert der Gerechtigkeit wird noch reichere Aerndten mähen, als zu den Zeiten der Philister und Amalekiter, weil es das Wort des Herrn selber ist, was es schärfen und gegen die Gottlosen kehren wird."

„Aus dem Zustande der Nichtigkeit, in welchem sich die Völker gegenwärtig befinden, werden sie zur falschen Thätigkeit übergehen, denn diese liegt dem Nichts am nächsten. Erst nach fürchterlichen Revolutionen werden sie die gesetzmäßige wahre Thätigkeit wiederfinden."

Wenn uns noch ein Wort über Saint-Martin's Methode vergönnt wäre, so würden wir sagen: sie gleicht weder der breiten, bequem und sorgfältig fortschreitenden platonischen, noch kennt sie die aristotelischen Syllogismen, die, einem unermüdlichen Athleten gleich, noch fortkämpfen und sich nicht für besiegt erkennen mögen, auch wenn der Gegner schon das Knie auf seine Brust gestemmt hat; noch herrscht in ihr die analytische Weise Descartes' und der Neueren, die mit dem ruhigen kalten Muthe der Ueberlegung vorwärts gehen, zum Angriff und zur Vertheidigung gerüstet, wie der Soldat der alten Legion. Saint-Martin thut nur immer einen Zug, einen Wurf; mit leichter geschickter Hand faßt er seinen Gegenstand an, durchdringt ihn, legt ihn dar; das Licht, was aus seinen Entwickelungen in unseren Geist einströmt, erwärmt, ohne zu erhitzen, thut wohl, ohne zu blenden. Glücklicher Genius, dem es beschieden ward, auf leichtem lieblichen Fittig da umherzuschweben, wo Andere sich nur mühselig fortschleppen, in's Heiligthum zu dringen, während so Viele auf den Stufen, die zu demselben hinanführen, hinsinken und in Staub zerfallen, und Gott betrachten zu dürfen von Angesicht zu Angesicht und nicht vor ihm zu vergehen.

Jules Bruneau.

Bibliographie.

France! Exil! Album légitimiste. — Eine Sammlung in Prosa und in Versen. Erste Lieferung. ½ Fr.

Alexis Petrowitch. — Eine Russische Erzählung aus den Jahren 1715—1718. Von A. Arnould und N. Fournier. 2 Bde. 15 Fr.

Le règne minéral ramené aux méthodes de l'histoire naturelle, — Von L. A. Necker. 2 Bde. 18 Fr.

Spanien.

Die Revolution von Aranjuez.

Nach der Schilderung des Grafen Toreno.*)

Verschiedenartige Gerüchte, die Symptome innerer Gährung, versetzten den Hof von Aranjuez in große Bekümmerniß. Gleichwohl darf man glauben, daß der König, als er dem Gerüchte von seiner beschlossenen Abreise öffentlich widersprach, noch einen Augenblick schwankte; denn es ist gerechter, jene Protestation mit dem wirren Zustand der Dinge in jenen Tagen, als mit einem vorsätzlichen Betragen von Seiten des Königs zu motiviren. Da jedoch die Vorkehrungen zur Reise fortdauerten und das Mißtrauen der Regierung alle Gränzen überstieg, so verlautete plötzlich wieder, daß Ihrer Majestäten Aufbruch nach Andalusien in der Nacht vom 17ten zum 18ten stattfinden sollte. Die Neugier und vermuthlich auch geheime Intriguen hatten viele Fremde aus Madrid und seinen Umgebungen, in deren Gesichtern arge Pläne zu lesen waren, nach Aranjuez gelockt; die Truppen aus der Hauptstadt beseelte ein gleicher Geist, und gewiß hätten sie ohne besondere Aufreizung sich empören können. Der Prinz von Asturien sagte an jenem Tage — wie man versichert — zu einem Leibgardisten, dem er großes Vertrauen schenkte: „Diese Nacht geht die Reise vor sich, allein ich will nicht gehen." Diese Aeußerung stärkte noch den Vorsatz derer, welche sich vorgenommen hatten, die Reise zu hintertreiben.

Niemand schlief in jener Nacht; die Landbewohner patrouillirten freiwillig durch die Gassen, von einem unruhigen Brausekopf, dem Grafen Montijo, unter dem angenommenen Namen Tio Pedro, in Verkappung angeführt. Einige beobachteten insbesondere das Haus des Friedensfürsten. Zwischen 11 und 12 Uhr in der Nacht sah man Donna Josefa Tudó, sehr vermummt und in Begleitung der Ehren-Garden des Generalissimus, dieses Haus verlassen. Eine Patrouille wollte das Gesicht der Dame entschleiern; ihr Widerstand verursachte einen kleinen Streit, und Einer der Anwesenden that einen Schuß in die Luft. Sogleich blies eine Trompete zum Aufsitzen, und der Trupp eilte nach den verschiedenen Punkten, von wo die Reise vor sich gehen konnte. Mit fürchterlichem Lärm drangen eine Menge Bauern und als Bauern verkleideter Personen, Bedienten des Palastes und Jäger des Infanten Don Antonio, auch viele entlaufene Soldaten vor das Haus des Don Manuel Godoy, überwältigten die Wache und stürmten hinein, wie Plünderer alle Ecken und Winkel durchstöbernd und den Gegenstand ihrer Wuth vergebens suchend. Man glaubte im ersten Augenblick, der Besitzer sey, aller Wachsamkeit zum Trotze, durch irgend eine geheime Thür entflohen, und habe entweder Aranjuez verlassen oder im Palaste sich versteckt. Der Haufe drang bis in die verborgensten Gemächer, und jene Pforten, die sonst nur der Gunst, der Schönheit und dem Erlesensten am Hofe sich öffneten, mußten jetzt einer rohen und zügellosen Soldateska, einem schmutzigen und zerlumpten Pöbel Einlaß gewähren! Schon nach wenigen Stunden verschwand dieser Kontrast, denn die Salons und Estraden waren ihres kostbaren Schmuckes beraubt, um der Zerstörung und den Flammen preisgegeben zu werden. Die Friedensfürstin, die man als Opfer des Privatlebens ihres Gemahls betrachtete, und ihre Tochter wurden gut behandelt und nach dem Palaste geführt, wobei das Volk ihren Wagen zog. Als endlich die Ruhe wieder hergestellt war, kehrten die Soldaten in ihre Quartiere zurück, und man stellte zwei Compagnieen Spanischer und Wallonischer Garden vor das geplünderte Haus, damit sie dem Pöbel die Zugänge verwehrten.

Der Friedensfürst, den man schon fern und auf dem Wege nach Andalusien glaubte, wurde in seinem eigenen Hause entdeckt. Als in der Nacht zum 18ten die Pforten gestürmt wurden, wollte er sich eben zu Bette legen; sobald er den Lärm hörte, wickelte er sich in einen Mantel aus Meltong, der ihm gerade zur Hand war, steckte vieles Gold in seine Börse, nahm eine Semmel von dem Tische, an welchem er gespeist hatte, und versuchte, durch die anstoßende Thüre der verwittweten Herzogin von Osuna zu entkommen. Als dieser Versuch mißlang, stieg er oben auf den Boden und versteckte sich in dem entlegensten Winkel in eine Rolle Schilfmatten. Hier blieb er 36 Stunden lang, dem Durste und der quälendsten Unruhe preisgegeben. Endlich trieb ihn das Bedürfniß, zu trinken, aus diesem traurigen Asyl. Eine Schildwache von den Wallonischen Garden, die ihn erkannte, rief gleich zu den Waffen; der Friedensfürst machte keinen Gebrauch von den Pistolen, die er bei sich führte, sey es nun Feigheit oder Entkräftung gewesen, und ergab sich. Als das Volk erfuhr, daß man seiner habhaft geworden, drängte es sich um das Haus, und Godoy wäre verloren gewesen, wenn ein Theil der Leibgarden nicht zu rechter Zeit ihn beschützt hätte. Sie führten den Unglücklichen in ihr Quartier; auf dem Wege aber schlug und stieß der wüthende Volkshaufe mit Knütteln, Stangen und Waffen aller Art nach ihm, obgleich er von seiner berittenen Eskorte ganz umgeben war.

Je mehr der Tumult anwuchs, desto mehr beschleunigte die Eskorte ihren Marsch, und der ermattete Gefangene folgte beinahe athemlos, an den Sattelknöpfen zweier Pferde, zwischen denen er steckte, sich festhaltend. Da Godoy von seinem Hause bis zu dem Revier, wohin sie ihn brachten, einen bedeutenden Weg zurücklegen und sogar über den ziemlich geräumigen Platz St. Antonio gehen mußte, so würde es dem Volke gewiß nicht so schwer geworden seyn, ihn umzubringen, hätte nicht die Besorgniß, Einen oder den Anderen von der Eskorte zu verwunden, ihre Streiche unsicher gemacht. So kam es, daß er zwar an verschiedenen Stellen seines Körpers Quetschungen, aber nur eine etwas tiefere Wunde (über der einen Augenbraue) empfing.

(Revista Española.)

*) Aus dessen schon früher angekündigtem Werke: Levantamiento, Guerra y Revolucion de España.

Mannigfaltiges.

— **Coleridge über Musik.** Ein musikalisches Gehör ist etwas durchaus Anderes, als Geschmack für Musik. Ich hatte niemals das geringste musikalische Gehör; durch das Singen eines Liedes mein Leben zu retten, wäre ich nicht im Stande gewesen; aber ich liebe Musik über Alles, und kann sehr wohl das Gute vom Schlechten hierin unterscheiden. Einer meiner Freunde bemerkte einst in einem Konzerte, daß ich von einer Rossinischen Composition, die man so eben ausführte, durchaus nicht angezogen schiene. „Sie kömmt mir", erwiederte ich, „wie sinnlose Verse vor." Aber außer mir gerieth ich vor Entzücken, als darauf Etwas von Beethoven vorgetragen wurde.

— **Kalkbrenner's neuer Schüler.** Kalkbrenner, der sonst in allen fashionablen Zirkeln Londons als ein Mann bekannt war, der bei keiner Soiree fehlen durfte, der sich immer pünktlich einfand, wenn er zu kommen versprochen und der zur Verschönerung seiner äußeren Erscheinung alle Zauberkünste des Friseurs, des Schneiders und der Wäscherinn in Thätigkeit setzte, hat in der letzten Zeit, seitdem er sich der Nestor-Würde mehr nähert, „den jungen Mann abgelegt", das weiße Schnupftuch, die ziegenledernen Handschuhe und das Riech-Fläschchen abgeschworen, und giebt sich nun ganz der ehrenvollen und höchst verdienstlichen Beschäftigung hin, gute Schüler zu bilden. Er hat so eben in den Pariser Salons in der Person seines Schülers, des Herrn Stamaty, des leichtgefingerten Virtuosen, eine Probe der Vortrefflichkeit seines Unterrichts vom Stapel laufen lassen. Herr Stammaty ist bereits mit zu den vorzüglichsten Pianisten zu rechnen. Er hat einen außerordentlich zarten Anschlag, große Gleichmäßigkeit, eleganten Vortrag, schöne Haltung der Hände und vollkommene Fingergeläufigkeit. Aber während Kalkbrenner ihn mit mechanischer Fertigkeit ausgerüstet, scheint es leider, als habe die Muse bei ihm verhältnißmäßig mit jenen geistigen Gaben gespart, die erst den Künstler krönen; Herr Stammaty ist nicht im Stande, zu komponiren. Er läßt seine Zuhörer sehr lange auf einen melodischen Gedanken warten, und — erscheint derselbe endlich, so befriedigt er selten die Erwartung. Wie beneidenswerth sein Talent daher auch in gewisser Hinsicht seyn mag, so ist doch keinesweges ein neuer Mozart oder Dusseck in ihm auferstanden. (Atlas.)

— **Ursprung der Claqueurs.** Ein Jeder kennt wohl jenes lärmende, hart-händige Volk, welches die Theater-Direktoren und die großen Musikalien-Händler auf die Schillings-Gallerie, in die Logen und in das Parterre senden, wenn sie einem Stück mit Gewalt eine gute Aufnahme sichern wollen. Bei den alten Römern, sagt Herr Castil Blaze, machten diese Leute eine völlige von Nero organisirte Legion aus, die fünftausend der stärksten Burschen zählte, welche man in der ganzen Gegend auftreiben konnte. In mehrere Banden getheilt, wurden sie in allen verschiedenen Beifalls-Bezeugungen unterrichtet. Einige klatschten mit den Händen, Andere ahmten das Geräusch eines ungeheuren Wasserfalls nach, Andere wieder das Krachen einer Masse Geschirr, welche auf das Steinpflaster fällt. Jedes Mal wenn Nero öffentlich sang, wurde diese ganze Schmeichlerzunft unter der Anführung passender Befehlshaber, welche das Signal zum Beginn des Applauses gaben, im Theater aufgestellt. Von Zeit zu Zeit riefen dann Stimmen, ungeachtet des Lärms, ganz vernehmlich: „O göttlicher Apoll! O entzückender Augustus!" (Atlas.)

— **Die Französische Aussprache.** Aus den bestimmten Angaben einiger alten Französischen Schriftsteller weiß man ganz gewiß, daß die Endsylben der Wörter anglois, françois, j'aimois, j'étois u. s. w. früher wie die Sylben moi, toi ausgesprochen wurden; doch als Franz des Ersten Nachfolger, Heinrich II., sich im Jahre 1533 mit Katharina von Medicis vermählte, kamen mit derselben viele Italiäner an den Französischen Hof. Jene Herren nun, denen es unmöglich war, die Sylbe oi auszusprechen, verwandelten dieselbe in ai, und bald wurde es, der Königin zu gefallen, unter den Französischen Hofleuten Ton, dem Beispiele der Italiäner zu folgen. Nach und nach verbreitete sich diese Aussprachsweise in der Hauptstadt und von dort aus auch in den Provinzen; Boileau, Racine und Molière hielten sich jedoch späterhin noch immer an die alte Methode. Erst Voltaire führte das „ai" in seinen Schriften ein, aber selbst jetzt ist diese Schreibart noch immer nicht ganz allgemein angenommen. (Athenaeum.)

— **Eine zahme Hyäne.** Ein junger Offizier der Französischen Flotte, der eine Zeitlang am Senegal gestanden, hatte sich zum Vergnügen eine Hyäne aufgezogen, die so zahm war, daß sie nicht allein mit ihm spielte, sondern auch die Liebkosungen aller am Bord befindlichen Personen duldete. In Brest gelandet, sandte der Offizier seine Hyäne in die Menagerie des Pflanzen-Gartens. Hier verfiel das Thier jedoch wieder in seine natürliche Wildheit; als aber der Offizier nach sechs Monaten diese Menagerie besuchte, legte sich die Hyäne sogleich zu seinen Füßen, ließ sich streicheln, zeigte alle mögliche Symptome von Entzücken, gab zu, daß ihr alter Herr seine Hand in ihren Rachen legen durfte, beleckte ihn und erwiderte seine Liebkosungen mit allen Zeichen einer Zärtlichkeit, die derselbe kaum in gemessenen Schranken zu erhalten vermochte. (Athenaeum.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 112. Berlin, Freitag den 18. September 1835.

Italien.

Méry's Italiänische Reise.*)

IV. Siena. — Radicofani. — Rom.

Ehemals war das Leben der Künstler voll Macht und Ansehen. Italien war eine Werkstatt, ein Kampfplatz und ein Boudoir. Der Künstler entwarf neben einander Paläste, Freskos, Gemälde, Statuen, Kirchen, Citadellen; seine Tage waren ganz ausgefüllt mit Arbeiten, Intriguen, Eifersüchteleien, Abenteuern, Betrachtungen, ernsten Studien, und Ateliers-Scherzen; in seiner Hand wechselten mit Palette und Meißel, Schwert, Büchse und Mandoline. In Michel Angelo ist der Künstler des funfzehnten Jahrhunderts am erhabensten personifizirt; sein Leben gleicht keinem anderen; er hat weder die Muße, noch die Ruhe, noch die Langeweile gekannt; eine Welt hat er geschaffen; ihn beteten die beiden edelsten, schönsten Gebieterinnen des Weltalls, Rom und Florenz, an; vor ihm neigten sich die Päpste, die sich sonst nur vor Gott neigen. Nach seinem Tode machten sich die Herrscher einander seinen Leichnam streitig, wie eine jener unschätzbaren Reliquien, welche der Stadt, die sie in ihren Mauern bewahrt, ewiges Heil bringen. Kaum funfzehn Jahre alt, war er schon ein geheiligter König unter den Künstlern; schon damals verdunkelte er seinen Meister Ghirlandajo und versprach einst Italien den Majaccio und Lucca della Robbia zu ersetzen. Und er erfüllte unendlich mehr, als er versprochen. Italien ward seine Werkstatt. Von Venedig bis nach Bologna, von Bologna nach Florenz, von Florenz nach Rom, überall harrten Marmor-Blöcke seines Vorüberreilens, und an jedem Ruhepunkte schuf er eine Statue. Die Gastfreundschaft in irgend einer Stadt der Apenninen zu belohnen, errichtete er schnell auf der Durchreise ein Gerüst und malte ein großes Fresko-Bild. In Bologna arbeitete er an seiner heiligen Petronia, stieg dann zu Pferde und jagte nach Rom, um seinen Bachus oder seine Nostra Dama di Pieta zu vollenden. Florenz beruft ihn zu sich, und nun sehen wir ihn wieder auf den Gipfeln der Apenninen erscheinen; er durchfliegt den mit Banditen angefüllten Wald von Viterbo, die morastigen Pässe von Riccorsi, die vulkanischen Ebenen von Radicofani, schläft auf dem Stroh der Ställe, nimmt Theil am einfachen Mahl der Schäfer von Torrenieri und von Ponte-Centino, und nach acht mühseligen Tagen sieht er sein geliebtes Florenz wieder, das ihn beim Klange aller seiner Glocken wie einen König empfängt. Kaum angekommen, eilt er in die Kirche Santa-Maria-Novella, die er seine Braut, mia sposa, nannte. Und wie man daheim anlangend die Glieder seiner Familie umarmt, so küßt er die Fresken Paolo Uccello's, Fiesole's, Orgagna's; er beugt seine Kniee in der Kapelle der Rucellai vor der Beschützerin der Künstler, der Jungfrau von Cimabue. Dann geht's an die Arbeit; ein ungeheurer Marmor-Block wartete seiner auf dem Platze des alten Palastes; Fiesole hatte sich diesen Block auserschen, aber er war für ihn zu gewichtig; unter Michel Angelo's Hand schmolz er dahin wie Wachs, er bildete daraus einen Riesen von Marmor, seinen David, den er vor dem Palast auf einem Piedestal aufrichtete, wie man eine Schildwache vor die Pforte eines Königs stellt.

Dann bestieg er von neuem sein Roß! Julius II. rief ihn zu sich; der Künstler langte in Rom an und betrat an der Hand des Papstes seine Werkstatt; Michel Angelo schuf seinen Moses, den Moses des Berges Sinai, so erhaben wie er in den heiligen Büchern dasteht; und um sich nach diesem Werke ein wenig auszuruhen, bildete er seine Sklaven und seine Viktoria; dann legte er die Grundsteine zu dem prächtigen Grabmahl Julius II. und baute die Citadelle von Civita-Vecchia.

Von neuem finden wir ihn in Florenz; Leo der X. regierte damals; diesmal aber fehlt es an Marmor, der Künstler hat ihn allen verarbeitet; er reist nach den Steinbrüchen von Saravezza, er will Marmor schaffen; zwei Jahre durchsucht er die Felsen, welche den Schatz des Bildhauers verbergen; er durchwühlt den Boden, er durchdringt ihn mit seinem Blick; denn er bedarf zur Kapelle der Medicis reinen, fleckenlosen Marmor. Endlich wird die köstliche Ader aufgefunden. Michel Angelo hat mit seinem Fuße auf den Stein gestampft, er mischt sich unter die Bergleute, mit ihnen beutet er die Felsen aus und zieht daraus, o welche Künstler-Freude! den herrlichsten Marmor hervor. Betrachtet ihn jetzt, wie er in der Lorenz-Kapelle über seinen Krieger nachdenkt, der schöner unter seinem Meißel hervorgehen wird, als der heilige Georg des Donatello, als der Demosthenes des Vatikans; das Grabmal der Medicis wird bis in alle Ewigkeit von lebenden Statuen bewacht seyn; immer wird der Reisende, der es besucht, Blicke mit jenem geheimnißvollen Krieger wechseln, der die Kapelle beherrscht und ihr jenen Ausdruck religiöser Schwermuth verleiht, von dem die Plastik des Alterthums keine Ahnung hatte.

Dann nach Rom zurück! Es waren Mausoleen zu erbauen, und in den Werkstätten gab es ungestaltete Statuen, entworfene Fresken, die auf Vollendung von ihm harrten. Michel Angelo ist überall; er malt, meißelt, bearbeitet Blöcke, macht Satiren auf seine Feinde, sendet Sonnette an die Römischen Damen, Herausforderungen an seine Nebenbuhler, Pläne zu Kirchen dem Papste und Briefe dem Sultan, der eine Brücke in der Vorstadt Pera von ihm ausgeführt wünscht. Als er den sein Kreuz umfassenden Christus vollendet hat, lustwandelt er eines Tages auf dem Hügel, wo ehemals die Gärten des Sallust waren; er schreitet über die Ruinen der Bäder des Diocletian und wird von Bewunderung und Erstaunen beim Anblick von acht antiken Säulen erfaßt, die nichs mehr tragen, weil ihre edle Last zerbröckelt auf den Rasen hinabgesunken ist. Michel Angelo, wehmüthig ergriffen von dem müßigen Dastehen dieser mächtigen Säulen, baut ihnen einen Tempel, sie jedoch unverrückt auf derselben Stelle lassend, die der Kaiserliche Baumeister ihnen im großen Bade-Saale angewiesen hatte. Das war Michel Angelo's Kurzweil; ein anderes Mal mißt er sich Leib gegen Leib mit Agrippa's Pantheon, er wägt es auf seiner Hand, wirft es vierhundert Fuß in die Höhe, und der Koloß stürzt nicht wieder herunter.

Der Christliche Attila, der Connetable von Bourbon, belagert Rom. Die ewige Stadt hat ihre Künstler, ihre Dichter, ihre Musiker verabschiedet; ihre Werkstätten sind geschlossen; Rom kämpft, wie ehemals gegen Brennus und Hannibal, für Heerd und Altar. Michel Angelo ist in Florenz, in der Sankt Lorenz-Kapelle hat er den Meißel wieder ergriffen; mit Begeisterung arbeitet er an einer weiblichen Statue; der Block wird für die kolossale Form, die er ersonnen, zu kurz seyn, doch das ist ihm gleichgültig. Die kleinlichen Berechnungen der Dimensionen sind ihm zu verächtlich; wenn zu den Füßen der Statue der Marmor fehlt, so bleibt die Arbeit unvollendet, das ist Alles. Michel Angelo, hat er Muße genug, seine Blöcke zu messen? Mit glühendem Eifer bemeistert er sich ihrer, er formt daraus das geträumte Bild und reist ab. Aber diesmal ist ihm der Weg über die Apenninen versperrt. Rom ist mit Sturm genommen, Rom ist geplündert worden; Spanier, Deutsche, Mailänder überschwemmen das schöne Toskana und bedrohen Florenz; Michel Angelo schließt seine Werkstätten, ergreift Büchse und Degen und wird ein Krieger; als Schildwache stellt er sich vor den alten Palast, ein würdiges Seitenstück der Statue des David, die, obgleich funfzehn Fuß hoch, ihn doch nicht an Größe überragt. Da nahen die Verwüster; sie nehmen die Höhen von San Miniato und der Villa Strozzi ein, sie lagern sich auf den Hügeln des Arno-Thales, sie umzingeln Florenz; die Gefahr erreicht den höchsten Grad; Michel Angelo wird zum Oberaufseher der Festungswerke ernannt; der Beifallruf des ganzen Volkes bestätigt diese Wahl. Nachdem der Künstler mit seinem Meißel alle diese Meisterwerke geschaffen, muß er sie nun auch mit seinem Schwerte vertheidigen, er muß seine edle aus Marmor gebildete Familie gegen die rohen Plünderer Roms beschützen; denn die Lanzenknechte und die Spanier ehren nichts; wie die Perser des Kambyses verstümmeln sie den Menschen und den Stein; aber Gott und Michel Angelo werden die Stadt der Medicäer erretten. Florenz wird glücklicher als Rom seyn, die getauften Hunnen werden es nicht verwüsten.

Paul III. thront im Vatikan; Rom erholt sich aus seiner Betäubung; die Werkstätten öffnen sich wieder; die Bauhöfe gewinnen wieder ihre alte Lebendigkeit; Michel Angelo, der sich nach der Capitulation von Florenz in einen Thurm zu Venedig zurückgezogen, wo er die unwürdig hingeopferte Freiheit Toskana's beweint, steigt endlich von seiner lustigen Einsiedelei herab und begiebt sich nach Rom. Kaum angelangt, macht er sich sogleich an seine Werke, als ob sein tägliches Brod davon abhinge. Ein Gast klopft an die Thür der Werkstatt; dieser Gast ist der Papst, ist Paul III.; nachdem er die Stadt und die Welt gesegnet, kommt er, nun auch Michel Angelo zu segnen; der Papst und der Künstler lassen sich auf demselben Marmorblock nieder und beginnen eine jener erhabenen Unterredungen, aus denen die schönen Künste Erquickung trinken werden. Paul überziebt die Sixtinische Kapelle an Michel Angelo, er führt ihn in den Vatikan, stellt ihn vor eine Mauerfläche und sagt ihm: „Siehe hier die Leinewand zu Deinem jüngsten Gericht."

Endlich ist dem Künstler ein Auftrag, seiner würdig, zu Theil geworden; der Vatikan ist sein Atelier, eine unermeßlich große Mauer-

*) S. Nr. 84 des Magazins.

seine Leinwand, die Peters-Kirche seine Staffelei und ein Kübel voll Farben seine Palette; er taucht einen riesigen Pinsel in denselben, und mit dem ersten Aufschwung einer gewaltigen Begeisterung erschafft er den Himmel, die Erde, die Hölle; alle Generationen läßt er vor sich treten; er entreißt den Gräbern die Repräsentanten aller Jahrhunderte; er verkörpert auf seinem wunderbaren Fresko die Mysterien der Apokalypse, die Visionen des Apostels, die Freuden des Himmels, die Schrecken Josaphats; wohl ist es der Tag aller Tage, der Tag des Zornes, den David und die Sibylle vorher verkündigten; es ist das Gemälde einer der Auflösung entgegenzgehenden Welt; es tönt wieder vom Drommetenschall, von dem Geheul der Verdammten, von dem Fall der Berge; es ist das Gericht. Als der letzte Pinselstrich an diesem unvergleichlichen Werke vollendet war, erbebte Rom, die Künstlerstadt, vor Freude, wie in jenen herrlichen Tagen der Antonine; die Volksmenge wogte nach der Engelsbrücke, die päpstliche Kirchenfahne wehte auf dem Molo des Hadrian, die Glocke Sankt Peters donnerte vom Dome herab; Michel Angelo wurde wie ein siegreicher Konsul im Triumph über dieselbe Tiber, über denselben Boden einhergetragen, die einst Paulus Aemilius und Trajan vorüberziehen sahen. Der einstimmige Ruf des Volkes drängte ihn zum Kapitol, dem Ziel aller Triumphzüge; aber das Kapitol hatte nur noch seinen Namen bewahrt; verschwunden waren die prächtigen Monumente, die sich einst den Triumphatorn öffneten; für Michel Angelo mußte das Kapitol von neuem erbaut werden; der Papst reichte ihm Hammer und Mauerkelle, und für sich ließ Michel Angelo das Kapitol aus seinen Trümmern neu erstehen. Da verkündeten Roms höchste Punkte den Ruhm des großen Künstlers in einem strahlenden Dreieck; links die Kirche Santa Maria degli Angeli; rechts der Dom von Sankt Peter; am Ende der Stadt aber der kapitolinische Berg. Diesen drei Denkmälern hat er seinen Namen aufgedrückt; seine Sendung war vollendet; kein Sterblicher hatte mehr geleistet als er; der Himmel segnete ihn freigebig mit Tagen, und der dankbare Künstler verschwendete keinen einzigen derselben während seines fast hundertjährigen Lebens; ihn befiel keine der Schwächen unserer Natur; seine Leibesbeschaffenheit war so gewaltig, daß man zu sagen versucht ist, er habe sie selbst aus Stein gehauen, sein Fleisch gleiche dem seiner Statuen. Seine erste Krankheit war sein Tod.

Nachdenkend über dies bewunderungswürdige Leben, das so reich an Werken und Tagen war, reist man die Apenninen von Florenz nach Rom entlang; Michel Angelo's Fuß ist auf jedem Felsen eingegraben; hier hat sich der Künstler begeistert an all den großartigen Scenen, die Gott hier ausgebreitet, wie in einer seiner würdigen Gallerie. Dieser Weg ist vorzugsweise die Straße Michel Angelo's; sie bewahrt, in ewigen Charakteren geschrieben, die stürmischen Gedanken des Künstlers; sie ist das materielle Symbol aller jener auserwählten Wesen, denen es beschieden war, jede Freude und jeden Schmerz zu erfahren, auf Asche und Lava Blumen zu pflücken, Gewitter-Nächte nach heiteren glücklichen Tagen zu durchleben. Am äußersten Ende dieser Straße der Apenninen, die so voll ist von Kontrasten und Widerwärtigkeiten, gelangt man auf eine ruhige majestätische Ebene; man erblickt Rom; Rom, welches für den Künstler das Ziel seiner Lebensreise, das Paradies, die Ruhe und die Unsterblichkeit ist.

Fruchtbar, freudestrahlend und goldig wie ein Jugendtraum ist diese Landschaft, die Dich auffordert, die Reise über die Apenninen anzutreten; wilde Blumen schmücken den Saum der Landstraße, herrliche Bäume neigen ihre Zweige über den schlafenden Pilger, Weinreben wallen von Hügel zu Hügel bis zum Rande des Horizontes, reizende Dörfer lehnen ihre buntfarbigen Häuser an das glänzende Grün der Fichten, einsame Klöster liegen versteckt in den Gehölzen, Meiereien, von Pappeln umschattet, deren Wiederschein in den Springbrunnen zittert, laden Dich ein; diese schöne Landschaft begleitet Dich freundlich auf Deinem Wege, sie zeigt sich Dir festlich geschmückt, als wären hunderttausend Augen da, sie zu bewundern; Du staunst, daß für Dich allein so viel Herrliches zur Schau gestellt ist. Welche Seligkeit, zu Fuß, den Wanderstab in der Hand, durch diese entzückende Decoration zu wandeln, die sich in's Unendliche fortzieht, die Dir mit so viel Anmuth zulächelt und Dir zu versprechen scheint, Dich beständig zu begleiten!

Abends langt man im Florenz der Apenninen an, in Siena, dieser reizenden Stadt, die in einer Einöde still und vergessen daliegt; hier findet man die Eleganz der Toskanischen Stadt, die prächtige Architektur, die mit Steinplatten gepflasterten Straßen, die festen Paläste, die Strozzischen Wappenschilde wieder; hier lebt ein ruhiges und glückliches Volk, dessen Sprache Musik ist, und das die Straßen mit dem Silberklang seines Sienesischen Italiänisch erfüllt. Fortschreitend auf dem Steinpflaster, das nach Rom führt, athmest Du plötzlich Weihrauch, der Klang einer Glocke dringt zu Deinem Ohr, Du wendest Deine Schritte zur Rechten und erblickst die Kathedrale, die Dich gastlich einladet und sich vor Dir in ihrem vollen Glanze aufthut. Die Kirche von Siena gehört noch jenem glücklichen Jahrhundert an, wo die Kunst ihre edelsten Kräfte der Religion weihte, wo der Baukünstler, der Maler, der Bildhauer Gott dasjenige an Meisterwerken widmeten, was sie an Talent von ihm empfangen hatten. Italien ist reich an schönen marmornen Kirchen; offen stehen sie jedem Ankömmling; der erhitzte, bestaubte, in Schweiß gebadete Reisende findet in ihren ewig kühlen Räumen einen herrlichen Zufluchtsort. Sie sind köstliche Ruhepunkte; auf ihrem Marmorgetäfel schüttelt man sich den Staub von den Füßen, man erfrischt die Stirn mit dem geweihten Wasser, man beugt sein Knie vor Gott oder vor Raphael, als Christ oder als Künstler; man erhebt sich dann, wandert weiter fort auf der Römischen Straße, jetzt so schweigend und traurig, und doch ehemals so belebt durch die Karawanen jener Maler, Bildhauer und Baukünstler, welche diese wunderherrlichen Kirchen erbauten und sie mit Heiligenbildern und Gemälden schmückten. Eines Tages begegneten sich unter dem Thore von Siena zwei Kavaliere; der Eine kam aus der Herberge von Poggi-Bonzi, der Andere ging nach Florenz. Der Eine war von riesigem Wuchs, hatte große schwarze Augen, eine verbrannte Gesichtsfarbe und braunes krauses Haar; der Andere war ein Kind mit rosigem und jungfräulichem Antlitz und sah aus wie ein junges Mädchen in einer fremden Verkleidung. Sie drückten sich, wenigstens dem Anscheine nach, vertraulich die Hand. „Ich gehe nach Florenz, Marmor auszubauen“, sagte der Eine der Kavaliere. — „„Und ich will in der Sakristei von Siena malen““, erwiederte der Andere: es waren Michel Angelo und Raphael. Wie glücklich war der Sienesische Schäfer, der dies Zusammentreffen beobachten konnte! — Unter diesem selben Thor trifft man jetzt nur einen Zoll-Beamten, der Einem den Paß abfordert. — Ueber die Sakristei, in der Raphael arbeitete, vergißt man die Kirche; nur flüchtig und zerstreut betrachtet man das prächtige, mit weiß und schwarzem Marmor ausgelegte Schiff derselben, die auf den Thieren der Apokalypse ruhende und von Jaspis- und Porphyr-Säulen getragene Kanzel, den Fußboden des Heiligthums, welcher in der Welt seines gleichen nicht mehr hat, und den Karnieß des Chores, welcher aus den Abbildungen der Köpfe aller Päpste besteht, vom heiligen Petrus an bis auf Alexander III.; man eilt an diesem Allen vorüber, nur an die nahgelegene Sakristei denkend, die durch Raphaelische Fresken verherrlicht ist; ein Cicerone im Chorrock öffnet die Sakristei; da wird man zwar ein wenig herabgestimmt, wenn man hört, daß Raphael nur eines dieser naiven Fresko-Gemälde, welche die Bekleidung der vier Wände ausmachen, gemalt habe; er hat aber doch wenigstens die Zeichnungen zu allen entworfen; Bernardo Perugino vollendete sie; sie stellen historische Begebenheiten aus dem Leben des Papstes Pius II. dar. Mitten in der Sakristei hat die Geistlichkeit von Siena den drei Grazien eine großmüthige und rührende Gastfreundschaft gewährt; sie sind keusch, denn sie sind ganz nackt; in Italien ist die Kunst, welcher Religion sie auch angehöre, immer gottgeweiht und heilig.

Siena läßt im Andenken des Reisenden nur liebliche und lachende Bilder zurück; man erinnert sich gern seines geschmackvollen und anmuthigen Aussehens, seiner modernen Gebäude von rothen Ziegeln, die so freundlich in der Sonne glänzen; seines Platzes del Campo, dessen vertieftes Pflaster einer ungeheuren Schaale gleicht. Noch etwas ist mir in Siena aufgefallen, wovon, wie ich glaube, bis jetzt kein Reisender gesprochen hat: Siena hat wahrscheinlich die Römische Wölfin geerbt, denn man sieht hier überall diese wilde Amme ihre Zwillinge säugen; sie ist das Wappen der Stadt; Rom, als es die Tiara und die Schlüssel annahm, hat seine alten Zeichen an Siena abgetreten, damit man nicht sagen könne, sie seyen gänzlich vom Lateinischen Boden verschwunden. Das Wappen des Romulus dient als Wegweiser, um die doppelte Straße zu bezeichnen, die zu den sieben Hügeln führt. Man tritt mit recht freudigem Herzen in das freie Feld hinaus, denn es scheint, als liege Rom am anderen Ende des Weges. Doch diese Täuschung ist von kurzer Dauer; nach und nach wird die Gegend trauriger, die Bäume werden lichter, die Hügel verschwimmen mit der Ebene; man fühlt, daß man Toskana verläßt, daß das Leben verlischt und ein anderes Gebiet beginnt. So wird man nach der Trunkenheit der Jugend durch das erste Gewölk entzaubert! Leer und eintönig entfaltet sich die Campagna vor unseren Blicken; hin und wieder starren kalkartige Felsen aus den Getraide-Feldern hervor, als die ersten Glieder einer vulkanischen Bergkette, die man am nebeligen Horizont zu entdecken meint. Hier und da tauchen aus einer Oase wohl noch einige Villas mit grünen Fenstern auf, die sich gegen die Oede der Ebene anzulehnen scheinen, aber sie verschwinden bald, und man erblickt keine wieder; das Grün wird spärlich, der Boden steinig, die Landstraße ist mit schwarzem Staube überzogen, ein schauriger Wind rauscht durch das Schilf der Sümpfe und führt einen Schwefelgeruch oder fieberbringende Ausdünstungen mit sich. Die kleinen Weiler, die man auf dem Wege antrifft, haben alle ein verödetes Aussehen; ihre wenigen Einwohner wilde und kummervolle Gesichtszüge; sie erregen bald Furcht, bald Mitleid; zuweilen erblickt man einen armen Schäfer in einen rothen Mantel gehüllt, auf einem Felsen der Haide sitzend und einige Schaafe hütend, die noch magerer sind als er; das sind die einzigen Gestalten, welche diese melancholischen Landschaften beleben. Man kommt an einigen nur sparsam bewohnten Häusern vorüber, die man mit einem Namen, dem das Elend aufgeprägt ist, nämlich, Torrenieri, benannt hat; und späterhin gelangt man nach Polderina, das auch nur aus schlechten Hütten besteht. Von da beginnt ein Weg, auf dem man sich nach Allem, was man bis jetzt verlassen, sehnlichst zurückwünscht; er verengt sich zwischen hohen schauerlich gestalteten Bergen, und aus der Römischen Straße wird ein Pfad für Ziegen und Banditen. Wohin führt dieser Weg? fragt man einen Hirten; eine Grabesstimme antwortet „nach Riccorsi“, und ein knöcherner Arm streckt sich aus den Falten des Mantels heraus, um den Lohn für die Zurechtweisung zu empfangen. — Auf denn nach Riccorsi!

Dieser Name erweckt in mir die Erinnerung an einen meiner unglücklichsten Tage, und schriebe ich auch nur diese Zeilen zur freundlichen Warnung für Reisende, so würde ich dadurch schon für meine Landsleute, die nach mir durch dieses Thal des Jammers kommen, genug gethan zu haben glauben. Ich war zu Fuß und ganz nüchtern von Polderina fortgewandert. Dieses Riccorsi war für mich das gelobte Land, wo ich zwar nicht Honig, aber doch wenigstens Milch zu finden hoffte. Im tiefsten Grunde des furchtbarsten Thales der Apenninen gewahrte ich eine Hütte, die ich für ein abgelegenes Haus von Riccorsi hielt; eiligst lief ich den rauhen Pfad hinab, der steiler war, als er schien, so daß ich vor der Hütte zu Boden stürzte; diese Hütte war Riccorsi. Ein kleines an die Thür geleimtes Schild zeigte es mir an: Osteria di Riccorsi, qui si fa la carretta. Ich trat in ein finsteres Gemach, aus dem mir ein erstickender Geruch entgegen drang; dies diente als Saal, Schlaf-Gemach, Küche und Schlachthaus zu gleicher Zeit; zwei junge Mädchen kamen aus einer Rauchwolke hervor; sie waren schön, diese Jungfrauen; wie kommen sie in dieses entsetzliche Land? Ich bat sie, mir ein Frühstück zu bereiten, denn ich starb fast

vor Hunger; sie machten eine bedauernde Bewegung und flöteten mir beide ein töbtendes niente zu. Ich kniete vor ihnen nieder, ich recitirte ihnen zwei Sonnette Petrarka's, ich beschwor sie, in ihrem Gasthofe sich nach Brod und Eiern umzusehen; zum wenigsten nach Eiern, die es in der ganzen Welt giebt; und wieder antworteten sie mir: „Wir haben Nichts!" Welch ein Gasthaus!

Ein Strahl des Mitleids durchzuckte ihre rosigen, frischen Gestalten. — „Sind Sie allein?" fragte mich die Aelteste. — „„Nein, zwei Freunde folgen mir, sie werden sogleich eintreffen. Im Namen der heiligen Jungfrau von Riccorsi, bereitet uns nur einen Gedanken von Frühstück; decket zum wenigsten ein Tuch über einen Tisch, wenn ihr beides besitzet; wir wollen uns ausruhen, und vielleicht fällt Euch noch etwas ein; sehet zu, besprecht Euch; wir gehen nach Rom, wir bringen Euch einen am heiligen Osterabend gesegneten Rosenkranz mit zurück; und gern wollen wir Euch Eure Eier wie Englische Reisende bezahlen.""

„Nun!" sprachen sie mit gerührter Miene, „wir wollen Ihnen eine Taubensuppe bereiten!" Eine Taubensuppe! Ich schauderte bei dem Gedanken. — „„Aber"", sagte ich zu ihnen, „„wenn Ihr Tauben habt, so bratet sie lieber."" „Wir haben nur eine einzige, und wir sparten sie bis jetzt auf, um uns nächsten Sonntag ein Osterlamm davon zu bereiten". „„Gut, wir wollen die Taube essen; aber wo ist sie?"" „Ja, das weiß der Himmel!"

Wir gingen auf die Entdeckung der Taube aus; die Unglückliche spazirte noch gutes Muthes auf den kleinen Kalkfelsen herum, welche das Gasthaus von Riccorsi umgaben; mit rührender Hingebung ließ sie sich fangen, und eine halbe Stunde darauf trug man sie uns auf, in einer Brühe, so klar wie Wasser. Wir verließen dies ausgehungerte Thal und traten unseren Weg mit einer drückenden Muthlosigkeit an, die noch vermehrt wurde, als, o Ironie! der schneidende Wind der Apenninen uns wie ein Purgirmittel durchschüttelte. Vom Gipfel des Berges warf ich noch einen Abschiedsblick auf Riccorsi; ich sah die beiden jungen Mädchen in schwermüthiger Stellung auf der Thürschwelle stehen. Diese beiden Unglücklichen erinnern den Reisenden an jenes Lateinische in ihrer Heimath entstandene Sprichwort: Sine Cerere et Baccho Venus friget. Die sie umringende Landschaft kann ihr Ebenbild oder ihr Muster nur in jenen leeren Reichen finden, wohin die Sibylle die Helden führt; man sieht dort gähnende Schlünde versiegter Wasserfälle, in denen man statt Wassers nur Moosbüschel antrifft, die weißlich wie der Bart eines Greises schimmern; man stößt auf ausgetrocknete Betten von Sturzbächen, in denen mit klagendem Getöse Schilf und Kies fortgleitet; nordwärts senkt und verliert sich in ferne und geheimnißvolle Abgründe ein schauervolles Thal; im Winter ist dieses Thal ein Fluß, der Felsstücke, Baumstämme, Wälder von Schilf und hölzerne Brücken, Gott weiß, wohin, mit sich fortreißt; das Gasthaus von Riccorsi ist ein Zeuge dieser Umwälzungen, dieser Stürme, dieser Ueberschwemmungen, harrend des Sommers, der spät eintrifft, und der Reisenden, die niemals ankommen. Armes Riccorsi! Beklagenswerthe Mädchen! (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Giovanna Prima. (Johanna I., Königin von Neapel.) Geschichte des 14ten Jahrhunderts, von G. Battaglia. Mailand.

Lettere familiari. (Einige vertraute Briefe Antonio Canova's und Giannantonio Selva's.) Venedig.

Ostindien.

Die Indischen Spahi's.

Das Indische Heer der Briten fängt an, die Aufmerksamkeit Europa's zu erregen. Andere und geschicktere Federn haben sich über den Zustand der Indischen Streitkräfte, über die Disziplin dieser Truppen und ihr Betragen im Felde verbreitet; mein ausschließlicher Zweck ist eine Schilderung des häuslichen Lebens der Spahi's,*) welches Wort die Engländer in Sepoy's verstümmelt haben.

Die Spahi's der Bengalischen Armee sind ein stattlicher Menschenschlag; kein Individuum aus niederer Kaste darf in ihre Reihen treten, die aus lauter Muselmännern von guter Familie und Hindu's von erlauchtem Stamme, Brahmanen, Radschputen u. s. w. bestehen. Diese Leute haben viele Privilegien, wohin auch das Tragen ihres einheimischen Kostüms gehört, wenn sie keine Dienste thun. Es ist fast unmöglich, dasselbe Individuum wieder zu erkennen, sobald es die steife Europäische Uniform mit seinem losen und flatternden Musselin-Gewande vertauscht hat. Die erstere sitzt einem Menschen übel, der weder breite Schultern, noch volle und starke Muskeln hat, und da das Watiren noch nicht Mode geworden ist, so nimmt sich ein Spahi in Europäischer Tracht gewöhnlich dünn und vermagert aus. Kamaschen sind nicht allgemein, und der Mangel an Strümpfen giebt dem Soldaten ein ärmliches Ansehen, weil er mit dem Uebrigen zu sehr kontrastirt. Die Munitions-Schuhe sind weder so gut gemacht, noch so gut geschwärzt, wie die der Britischen Soldaten, und die Kleider sind dem Wuchse nicht angepaßt.

Das unterscheidende Kennzeichen eines Sepoy ist eine doppelte Schnur platter weißer Muscheln oder elfenbeinerner Kügelchen, die er statt einer Kravatte um den Hals trägt. Hemden mit Krägen sind ihm unleidlich. Die Saubadah's oder Compagnie-Chefs unterscheidet ein ähnlicher Halsschmuck aus goldenen Kügelchen, die jedoch öfter nur hölzern und mit Gold plattirt sind. Die wohlfeilsten dieser Halsbänder kosten zehn Pfund. Hat der Saubadah seine Uniform abgelegt, so hängt er die Schnur in ihrer vollen Länge über die Brust. Sie ist eine schöne Zierde und imponirt nicht weniger, als die goldenen Ketten gewisser Civil-Beamten in England. Man hatte einige Noth, die Hinduschen Soldaten zu bewegen, daß sie Federbüsche auf ihre Kappen steckten; denn mit Ausnahme der Radschputen, die Reiherfedern als Zierrath tragen, protestiren alle Anhänger Brahma's gegen Federn, da die meisten Vögel bei ihnen für heilig gelten. Dieses Vorurtheil ist jetzt glücklich beseitigt; dagegen kann der Hindu seinen Abscheu vor Leder, Talg und jeder Art Fett noch nicht überwinden. Nur die niedrigsten Kasten treiben das Schuhmacher-Handwerk, und kommt ein Schuhmacher in die Behausung eines Vornehmeren, so darf er viele Gegenstände gar nicht anrühren. Die Muhammedaner sind in diesem Punkte nicht viel aufgeklärter als die Hindu's; sie haben gegen das Tragen von Schuhen und überhaupt gegen keinen Artikel aus Leder etwas einzuwenden; wer aber Leder verarbeitet, der ist ihnen eben so verhaßt. Ihr Abscheu vor dem Talg geht sehr weit; beim Fleischessen vermeiden sie, das kleinste Stückchen Fett zu genießen. Die fetten Theile eines Thieres werden nebst der Haut sorgfältig weggeschafft, und das Uebrige schneidet man, nachdem es von den Knochen abgelöst worden, in kleine Stücke, die zum Braten aufgespeilert werden. Sie betrachten unsere Fleisch-Portionen mit dem größten Ekel.

Wer mit den Ursachen nicht vertraut ist, die Britaniens militairische Autoritäten dazu bewogen haben, das Kostüm der Spahi's dem Britischen, so gut es gehen wollte, anzunähern, der würde wohl für anmaßend gelten, wenn er seine Zweifel an dem dadurch gewonnenen Vortheil laut werden ließe. Die schönsten und wohlgestaltetsten Männer nehmen sich, wie schon bemerkt, in dem Europäischen Kostüm nicht vortheilhaft aus. Wenn die langen und anmuthigen Gewänder der Asiaten ihre Bewegungen hindern, so konnte man ihnen dafür eine wohl zugeschnittene Jacke und Pluderhosen geben. Der Sepoy wirft seine Uniform so bald und so oft von sich, als er kann, wogegen er seine Unterkleider, nämlich ein musselinenes Hemde mit Aermeln und eine Art Schürze, welche die Oberschenkel zur Hälfte bedeckt, selbst wenn er die Uniform anzieht, nie ablegt.

Die Spahi's erlauben sich oft Freiheiten, die solchen Personen, welche mit der Sitte des Landes noch wenig vertraut sind, höchst seltsam vorkommen. Als die Offiziere in ihren Bungalows nächtliche Wachen erhielten, stiegen die Soldaten in großer Ordnung auf die Veranda, die als Wachstube diente, und legten daselbst ohne Umstände ihre Kleider ab. Da es ihnen nicht in den Sinn kommt, daß sie eine Unschicklichkeit begehen, so setzen sie sich im strengsten Negligée nieder und hängen ihre Jacken und Beinkleider, sammt Gürteln, Mützen u. s. w. an den ersten besten vorragenden Gegenstand, so daß die Veranda dem Laden eines Kleidertrödlers gleicht. Spiegel werden sehr geschätzt, sind aber nicht sehr gewöhnlich, und oft bedienen sich die Ordonnanzen der Fensterscheiben Europäischer Häuser, um ihre Toilette davor zu machen. Das Glas in den oberen Provinzen ist nicht allzu hell und reflektirt sehr gut, wenn eine dünne Gardine dahinter hängt.

Das Kostüm der Sepoy's, wenn sie keine Militairdienste thun, ist ungemein schön und edel. Es besteht aus dem Dhoti, einem großen länglichen Stück Musselin, das um die Hüften geschlagen wird und in gefälliger Draperie bis auf die Knöchel herabfließt; aus einem Musselin-Hemde mit Aermeln und einem anderen langen Stücke Zeug, das über der einen Schulter hängt. Den Kopf deckt ein etwas schief sitzendes Scheitelkäppchen von Musselin. Der Eindruck, den eine Gruppe langer und schöner Leute in ihren blendend weißen Musselin-Gewändern macht, ist wirklich überaus malerisch. Wenn die Sepoy's an Festtagen in großen Gruppen nach irgend einem Teich oder Flusse gehen, um sich zu baden, gewähren sie einen sehr hübschen Anblick. Da sie alsdann nicht in Uniformen stecken, so kann nichts leichter, ungezwungener und behender seyn, als ihre Bewegungen; ihr Kostüm giebt keinen Begriff von dem Déshabillé, das unsere Europäischen Soldaten entstellt, wenn sie ihren militairischen Putz abgelegt haben, und ihre Gruppirung hat so viel Anmuth und Eleganz, wie man sie bei Personen gleiches Standes in England vergebens suchen dürfte.

Obschon es den Sepoy's nicht verboten ist, die benachbarte Stadt zu besuchen, so sind sie doch stets in einer Entfernung von 1 bis 1½ Meilen von jedem großen und volkreichen Orte stationirt. Man verhütet auf diese Weise Zänkereien mit den Einwohnern und macht das Einschreiten der Soldaten, im Fall eines Aufruhrs, wirksamer. Die Nähe eines Cantonnements verkündigen alle Mal die bells of arms, die man längs dem Parade-Platze in regelmäßigen Intervallen aufstellt. Es sind dies kleine Gebäude, nicht viel größer, als vier gewöhnliche zusammenstehende Schilderhäuser, in welchen die Waffen der verschiedenen Compagnieen, unter der Obhut eines Unteroffiziers außer Dienst, aufbewahrt werden. Der Sergeant-Major und Quartiermeister — die immer Europäer sind — haben kleine Bungalows in der Nähe jener Bells, und die Sepoy's wohnen in Hütten, die hinter den Bungalows stehen. Diese Cantonnements werden immer sehr sauber und reinlich gehalten und gleichen in vieler Beziehung einer kleinen Stadt. Die Saubadar's und Dschemadar's (Capitaine und Lieutenants jeder Compagnie) leben auf etwas größerem Fuße als die gemeinen Sepoy's. Nur eine lange Dienstzeit kann zur Würde eines Saubadar's berechtigen, daher sind sie gewöhnlich alte Männer; aber man wird nicht leicht schönere und edlere Veteranen finden. Jeder Saubadar hat von Rechtswegen ein Pferd und einen Armsessel; auf dem Marsche muß er immer beritten seyn, und bei allen feierlichen Gelegenheiten wird sein Sessel hervorgeholt. Mancher Saubadar ist sehr wohlhabend und Besitzer von Grund-Eigenthum.

In sehr großen Cantonnements sehen die Europäischen Damen vergleichungsweise wenig von den Spahi's; wo sie aber in den Jungle's Quartiere haben, werden sie schon eher ein Gegenstand der Beobachtung. Bei Gelegenheit der Feier Huli waren die Spahi's eines kleinen Cantonnements so höflich, die Damen einzuladen; aber nur die Frau und Schwägerin des kommandirenden Offiziers folgten der Einladung. Beide wurden in ein sehr großes und wohl erleuchtetes Zelt geführt,

*) Noch besser Sipahi's, das Persische سپاهي sipâhi.

Zeit um die Erlaubniß an, in das Conseil einzutreten.... Da nahm Herr von Maurepas die Maske ab und erklärte dem jungen Könige, daß alle Minister (mit Ausnahme des Herrn von Castries) ihre Entlassung einreichen würden, wofern man ihnen Necker als Kollegen präsentirte. Der König schlägt demnach Necker seine Bitte ab, und der Herr von Maurepas ist es selbst, der in seinem Jubel darüber dem General-Direktor der Finanzen in eigener Person die Nachricht von dem ungünstigen Beschlusse des Königs überbringt.

An demselben Abend, am 19. Mai 1781, reichte Necker dem Könige seine Demission ein; es geschah vermittelst eines kleinen Billets auf einem kleinen Stückchen Papier, auf dem folgende Worte ohne Titel und Eingang sich befanden:

„Die Unterredung, die ich mit dem Herrn von Maurepas gehabt, erlaubt mir keinen Verzug, um meine Entlassung in die Hände des Königs zu überreichen. Mein Herz ist verwundet!... Ich wage zu hoffen, daß Se. Majestät die glücklichen, aber mühseligen Dienste von mehreren Jahren und besonders den unbegränzten Eifer im Gedächtnisse bewahren werden, mit dem ich mich stets Ihren Diensten widmete.

Necker."

Nachdem er diese Entlassung eingereicht, begab sich Necker mit seiner Familie nach St. Ouen. Hier wurden ihm an demselben Tage mehr als fünfhundert Visiten abgestattet, unter Anderen vom Prinzen von Condé und von dem Herzoge von Orleans, so wie von dem Herzoge von Chartres.*)

Necker hatte sich zurückgezogen, in der Absicht, seine Dienste für bessere Zeiten in Bereitschaft zu halten. Es war die Königin, die ihn zum zweiten Male an den Hof berief... er trat in das Ministerium ein, in einer sehr stürmischen Epoche, wo er Gelegenheit hatte, seinen politischen Muth zu beweisen. Damals ward er von seiner Tochter unterstützt, deren Enthusiasmus für ihn, wie bekannt, in's Unbegränzte stieg... Allein dieses Mal mußte er dem Sturme weichen, der ihn zurücktrieb; er mußte Frankreich fliehen, indem er es in einer Krisis hinterließ, die über sein Geschick entscheiden sollte, ohne daß er selbst die Parteien zu vernichten vermochte, die er nur erschüttert hatte. Frankreich schauderte unter der revolutionnairen Bewegung, die ihm von Necker mitgetheilt wurde, und durch die er das Wohl desselben herbeigeführt haben würde, wenn er in seiner Macht geblieben wäre. Aber die Gefahr der Konstituanten hatte das Volk bewaffnet, dessen Muth die Theorieen sanctioniren sollte, die Necker unvollkommen zurückgelassen. Damals war es, wo die Partei des Ancien Regime sich wüthend gegen den Genfischen Minister erhob... Er verließ in aller Eile Paris und floh nach Basel.

Es war merkwürdig, daß in demselben Augenblicke zu Basel sich die Familie Polignac befand, jene von der öffentlichen Meinung geächtete Familie, wegen der ungeheuren Geschenke, die ihr der Hof gemacht hatte, und wegen des Ministers, der im Conseil es darauf angelegt, daß man die Günstlinge ihres Geldes und ihrer Besitzungen beraube, die der Hof auf Kosten der Mühen und der Nachtwachen des Volkes an ihnen verschwendete!... (Schluß folgt.)

*) Dem jetzigen Könige der Franzosen, Ludwig Philipp.

Italien.

Méry's Italiänische Reise.

IV. Siena. — Radicofani. — Rom.

(Schluß.)

Endlich einmal ein Dorf zum Malen, das heißt, aus der Ferne betrachtet, denn in der Nähe ist es sehr schwarz und armselig: San Quirico meine ich; es hat sich, um reine Luft einathmen zu können, auf einem Berg angesiedelt; eine treffliche Vorsicht der Einwohner, da sie von der Luft leben. Mir gefällt das von Oliven-Bäumen umgürtete und von einem hohen viereckigen Thurme beherrschte San Quirico. Nun aber wird die Landstraße immer trauriger, die Gegend immer öder; Alles verkündet die Nähe des vulkanischen Gebirges und des düstern und eisenhaltigen Dorfes Radicofani.

Radicofani ist ganz in Wolken gehüllt; es ist ein Aetna, dessen Krater verlöschten, weil es keine Städte mehr zu verschütten und keine Felder mehr zu versengen gab. Die Geologen haben das Geheimniß seiner vormaligen Ausbrüche noch nicht erklärt, wie überhaupt die Wissenschaft nur immer das schon Begriffene erläutert; hier sagt sie uns nur: Radicofani war früher ein Vulkan. Aber welch ein Vulkan! Er erstreckte seine Herrschaft über alle diese aufgehäuften Berge, die sich über den Gesichtskreis hinaus bis nach Bolsena hinziehen. Es war ein feuerspeiender Gebirgszug, dessen Lavaströme, sich von einander trennend, im Mittelländischen und Adriatischen Meere erloschen. Damals wußte man noch nichts von Evander, von Romulus, von Porsenna; Italien war in schmelzender Gährung begriffen; die ganze Halbinsel war eine Feuerzunge, und ihre Flammenströme kreuzten sich über der Charybdis und Scylla mit denen Siciliens. Doch eines Tages erstarrte dies Alles durch einen Hauch von Oben herab; diese ganze Feuersgluth erlosch wie eine Lampe, der es an Oel gebricht. Die Lavaströme, die umgestürzten Felsen, die glühenden Schlacken, die zerschmolzenen Berge bewahrten dieselbe Form wie in dem Augenblicke, als der eisige Hauch über sie fortstrich; das ist der wunderbare Anblick, den Radicofani dem Reisenden darbietet. Wenn man von diesem wilden Felsen, der so schwarz wie ein ausgelöschter Brand ist, herabsteigt, so gelangt man in ein namen- und herrenloses Gebiet, auf ein ganz neutrales Stück Land, das Niemand gewollt, weder der Großherzog, der so wenig besitzt, noch der Papst, der Alles nach sich nimmt. Nur im Monde, glaube ich, kann man einen Boden finden, welcher dem gleicht, der sich unter Radicofani fortzieht; so weit der Blick reicht, ist dieser ganze Fleck mit Lava und Schlacken bedeckt, als wenn er so eben erst ausgebrannt wäre; man möchte sagen, eine gewaltige unterirdische Erschütterung habe die Berge in die Luft geschleudert, und sie seyen in Trümmern wieder zur Erde zurück gefallen. Das Herz zieht sich vor Mißmuth bei diesem Anblick zusammen; es scheint uns, als müsse diese Trauer über die ganze Natur verbreitet seyn, als wären alle jene lieblichen und heiteren Landschaften, die man bis jetzt gesehen, nur ein Traum der letzten Nacht, als habe man sich in eine unbekannte, unbewohnte Gegend verirrt, wo unsere Fußtritte die ruhenden Vulkane erwecken müßten. Man kann sich gar nicht vorstellen, daß jenseits dieses ausgebrannten Horizontes, dieser zerbröckelten Berge, dieser ehernen Ebene, auf welcher der Pilger auch nicht einmal durch einen einzigen Grashalm erfreut wird, wieder frisches Grün hervorsprießen könne. Ich, der ich mich immer ganz dem Eindrucke der äußeren Gegenstände hingebe, ich wurde von diesem Anblick, wie von einem Unglück, zu Boden gedrückt; auf dem Wege nach jenem Rom, dem Paradies der Künstler, verlangte mich nach dem im Evangelium verkündeten Pfad voller Dornen und Disteln, denn Dornen und Disteln haben doch wenigstens etwas Leben in sich und gleichen von weitem den Feldblumen. Von jedem vulkanischen Gipfel spähte ich sehnsüchtig nach einer Idee von Baum, nach einer bebauten Furche, einem von Menschenhänden bearbeiteten Stein; doch immer vergebens, überall Vernichtung, Tod, metallichte Erdstücke, mit Lava bedeckte Flächen, Pyramiden von ausgebrannten Kohlen, eingesunkene Krater und im Feuer geglättete Granit-Kegel. Gegen Abend endlich gelangte ich zu den Sümpfen, welche dieses Höllen-Gebiet begränzen; ich erblickte einen Hirten und einige Schaafe, die denn doch sicherlich keine Lava verzehrten; da kehrte die Freude in mein Herz zurück; ein bleicher Sonnenstrahl beleuchtete einige mit Schilf gedeckte Gebäude, die sich in einem krystallhellen Flusse abspiegelten. Ich erkannte die reißenden Gewässer der Paglia; ich sollte nun den Kirchenstaat betreten; der kleine Weiler zur Linken war Ponte-Centino; rechts lehnte sich an eine Bergwand die alte Hauptstadt der Volsker, der Sitz Porsenna's. In diesem Augenblicke schwebte ein Adler über Ponte-Centino; ich begrüßte ihn als ein gutes Zeichen und gedachte nicht mehr der Schauer Radicofani's.

Hier will ich aber doch einige zwar höchst prosaische Details über das Zollamt beifügen, über dies furchtbare Zollamt, das den Reisenden einer sorgfältig prüfenden Beschauung unterwirft, das in seine Koffer eindringt, sich auf seine Bücher, seine Albums und Manuskripte stürzt, um darunter Voltaire, Rousseau und Volney, diese entsetzlichen Feinde des Vatikans, aufzufinden. Zitternd nahte ich mich diesem plündernden Zollamte; das Büreau war geschlossen, was übrigens beständig der Fall ist; die Beamten gehen immer auf der Hochebene von Ponte-Centino spazieren, Rossinische Arien singend und unverwandt ihre Augen auf die vulkanische Straße von Radicofani heftend. Sobald sie einen Reisenden gewahr werden, schließen sie eiligst ihr Büreau; dann sind sie nämlich berechtigt, eine Gebühr zu fordern, die „fuori ora" (außer der Zeit) genannt wird. Die Entrichtung dieser Gebühr hängt aber vom Willen des Reisenden ab; der sich jedoch gern eine Art von Geldbuße, die übrigens nie mehr als 22 Sous beträgt, gefallen läßt, um nur nach der Schließung des Büreaus fuori ora noch sein Visa zu erhalten. Wenn man die Beamten fragt, um welche Zeit denn eigentlich das Büreau geschlossen werde, so geben sie jedesmal zur Antwort, daß man nur fünf Minuten früher hätte ankommen müssen, um es noch offen zu finden. Mit großer Würde führt man dann den Reisenden in einen Saal mit drei Schreibpulten. Ueber dem mittelsten Pulte steht geschrieben: Ministro primo, über dem zur Linken: Ministro II., und über dem zur Rechten: Ministro III. Der Saal ist mit Senats-Beschlüssen austapezirt, die mit der Tiara untersiegelt und vom Kardinal Somaglia unterzeichnet sind. Die drei Ministri nehmen feierlich Platz und lesen die Pässe oder scheinen sie wenigstens zu lesen; während dieser Ceremonie hat der Reisende freie Muße, die Hauptstadt der Volsker zu betrachten oder an Mucius Scävola zu denken. Nach ertheiltem Visa schreitet man zur Untersuchung der Koffer, und das ist das Unerträglichste!

Auf die liebreiche Forderung des Ministro primo öffnete ich meinen Mantelsack. Ich hatte nur zwei Bücher darin, meinen Virgil und meinen Horaz, die ich noch in der Schule gebraucht hatte; sie waren in sehr schlechtem Zustande und daher von verdächtigem Aeußeren. Zwei Bücher, so schwarz, wie die eines Carbonaro. Nun begann das Verhör; der Beamte fragte mich: „Was ist das für ein Buch?" „„Es ist das Werk eines Ihrer Landsleute"", antwortete ich, „„eines gewissen Virgilius Maro, der in Rom unter einem Kaiser lebte, ehe es Päpste gab."" „Was steht in diesem Buche?" „„Nichts Besonderes; Ihr Landsmann ertheilt hierin den Ackerbauern einen Rath, wie sie die Weinrebe mit dem Ulmbaum verbinden sollen, und dann hat er eine Menge Sonnette gedichtet auf einen gewissen Aeneas, mit dem Beinamen des Frommen, der die Stadt Rom gründete, in welcher Ihnen Gott die Gnade zu Theil werden ließ, das Licht der Welt zu erblicken."" „Ist es Italiänisch geschrieben?" „„Ja, in Lateinischem Italiänisch."" „Und dieses zweite Buch?" „„Der Verfasser ist ein Freund Virgil's; er hieß Horaz; er dichtete Lieder auf den Falerner Wein und auf eine kleine Villa, die er bei Tivoli besaß."" „Es ist gut; und weiter haben Sie nichts anzugeben?" „„Nein, Excellenz."" „Sie sind entlassen."

Dann empfahl sich, ihren Anführer an der Spitze, eine Abtheilung Päpstlicher Soldaten unserer Freigebigkeit; sie waren aber nicht unbescheiden in ihren Forderungen; wir vertheilten einige Bajocchi unter sie und reichten den drei Beamten ein mäßiges Trinkgeld, die sich dafür in Danksagungen erschöpften; so endigte diese wichtige Durchsuchung. Das Gasthaus ist gegenüber, es hat durchaus nichts Abschreckendes, ist reinlich und weiß, und sogar mit einer Küche versehen, doch speist man schlecht genug daselbst. Glücklicherweise spricht der cameriere (Kellner) geläufig Französisch und erzählt Dir von seinen Campagnen; er hat

unter dem Kaiser gedient; er liebt die Franzosen und giebt ihnen heimlich Wein von Montefiascone. Die Zimmer dieses Gasthauses sind zwar mit Thüren versehen, doch haben sie weder Schlösser, noch Schlüssel. Janus, der Beides erfunden haben soll, muß nicht nach diesem Theil von Latium gekommen seyn. Doch kann man durchaus keine tragische Furcht aufkommen lassen, weil die Päpstliche Wache die Herberge beschützt und dabei die Chöre aus dem Barbier im trefflichsten Ensemble singt.

Nach einigen Stunden unruhigen Schlafes auf einem harten Bett macht man sich nach Aquapendente auf den Weg, welcher Flecken, ein wahres Bild des Hungers, in einer der erhabensten Gebirgs-Landschaften liegt.*) Kaum aber ist man eine Strecke über diesen Ort hinaus, so nimmt die Gegend auch wieder ihren früheren traurigen Charakter an. Der Boden wird unfruchtbarer; man stößt von neuem auf vulkanische Trümmer; die Vegetation verkrüppelt immer mehr; alte Bäume mit zersplitterten Stämmen und fahlem Laube ragen von Zeit zu Zeit auf Unterlagen von Trümmern und Schlacken hervor; es scheint fast, als wolle das Schauspiel von Radicofani sich erneuern, und Muthlosigkeit ergreift den Reisenden. Nichts als Lavazüge, Haufen von Schlacken, ausgetrocknete Ströme, Wasserstürze ohne Wasser, Vulkane ohne Feuer, Felder ohne Grün; wenn man nicht Geologe ist, so verfällt man wahrlich darüber ganz in Schwermuth. Man fühlt sich versucht, nach Florenz zurückzukehren und sich für das Opfer einer Mystification zu halten; denn unmöglich kann man sich vorstellen, daß Rom am Ende dieser Kette von Vulkanen liegt, deren die Lateinischen Autoren gar nicht gedenken. Nein, das sind nicht die Sümpfe, die dem Hannibal den Verlust eines Auges zuzogen, das sind nicht die Etruskischen Bäume, welche die Geheimnisse Catilina's hörten, nicht die Schluchten, fauces Etruriae, in denen Manlius und seine Verschworenen vor dem silbernen Adler zu Boden sanken. Es ist weiter nichts als eine ewig unbewohnbare Wüste, ein Land ohne Hülfsquellen, das nie, weder das Karthaginiensische Heer, noch die Krieger des Sulla, noch die funfzigtausend Proletarier Catilina's, ernähren konnte; ein Schäfer ist jetzt kaum im Stande, in diesem Hunger-Gebiete zu leben! Aber plötzlich vom Gipfel des Sankt Lorenz-Berges erhebt vor unseren Blicken eine unerwartete Aussicht, wie die Fata Morgana der Wüste. Es erglänzt zu unseren Füßen der See von Bolsena, leuchtend wie der unermeßliche Spiegel der Sonne; ein üppiger Wald scheint sich mit uns von dem Kamm der Apenninen zu den Ufern des Sees hinabzustürzen; Tausende von Vögeln schweben wie Wellen über diesem ruhigen Binnensee; Oliven-Gehölze krönen ihn; zwei grüne Inseln schaukeln sich auf seinen Gewässern, wie zwei vor Anker liegende Fahrzeuge; seine kleinen vergoldeten Wellen brechen sich an den lebendigen Hecken der schönen Gärten von Bolsena und am Fuß eines Schlosses aus dem Mittelalter, auf dessen Ruinen der gelbe Ginster, der Steinbrech und die Aloe blühen.

Es ist eine köstliche Ueberraschung; sie versöhnt wieder mit den Apenninen, und dafür könnte man sich schon noch mehr Vulkane und Schlacken gefallen lassen; der See von Bolsena erfrischt die durch die Bilder des vorigen Tages abgestumpfte Einbildungskraft; mit Entzücken versenkt man sich in diese neue prachtvolle Natur, wo sich endlich Italiens Schatten, seine lebendigen Gewässer, sein Lichtglanz, die sanften Umrisse seiner Hügel vereinigen, um uns Wonne zu bereiten. Bolsena und seine Umgebungen haben sicher Poussin vorgeschwebt; da findet man alle Originale dieses großen Landschafts-Malers; aus dieser Natur hat er mit voller Palette geschöpft, hier hat er seine Werkstatt aufgeschlagen. Durch ein Wunder hat Bolsena seine Gehölze, seine Gewässer, seine schönen Berge erhalten. An der Stelle dieses Sees siedete einst ein furchtbarer Vulkan; doch eines Tages verwandelte sich der Vulkan in einen See und füllte sich mit munteren Fischen. Gott gebe, daß er sein früheres Handwerk nicht wieder beginne! Man kann in diesen vulkanischen Ländern auf nichts Beständiges rechnen. Bis dahin wollen wir uns des Sees freuen; er hat einen Umfang von zwanzig Meilen; der Krater war eben so groß und beschämte den Vesuv und den Aetna. Man setzte uns im Gasthause Fische aus dem See vor; sie hatten durchaus nichts Vulkanisches an sich. In Bolsena geben die Mahlzeiten wieder an, das Fasten der Apenninen ist zu Ende; der Wirth trägt mit wichtiger Miene Wein von Monte-Fiascone auf; man kennt in Bolsena Federvieh und Wildpret, man backt sogar daselbst Brod; die Einwohner scheinen jedoch von dem Allen nichts gewahr zu werden, denn sie sehen sehr elend aus. Der Glanz des Gasthauses, die Schönheit der Gegend und der Gärten verdecken dem Reisenden das daselbst herrschende Elend, den Aussatz, die Lumpen und die abscheulichen Straßen. In das Dorf selbst muß man eintreten, um diesen betrübenden Kontrast zu bemerken; aber Niemand macht sich diese Unbequemlichkeit; das Gasthaus ist extra muros gelegen.

Man kömmt an Monte-Fiascone vorüber, einem auf einem Berge gelegenen Dorfe, von dem ich aber nur die Kuppel der Kirche kennen lernte; dann beginnen von neuem die Vulkane, die schwefelichten Seen; doch das schadet nichts, denn in Bolsena hat man frischen Muth gesammelt; man erlaubt sich sogar einige geologische Untersuchungen; man wittert das Erdpech in der Luft, man hebt den ersten besten Kieselstein auf und schlägt Feuer an wie Achates, nicht um Hirsche daran zu braten, sondern um eine Cigarre anzuzünden; es ist ein recht behagliches Gefühl, an ausgebrannten Vulkanen seine Cigarre anzustecken, wenn man vorher in Bolsena tüchtig gefrühstückt hat. Bald entdeckt man am äußersten Rande des Horizonts, in einer dem Auge noch schwer zu unterscheidenden Entfernung, weiße nebelige Atome, welche die Stadt Viterbo andeuten. Eine ganze Ebene hat man aber noch zurückzulegen, und sie ist sicher eine der längsten und breitesten. Für kurze Zeit verläßt der Reisende die Apenninen, die ihn durch ganz Italien mit einer verzweifelten Hartnäckigkeit verfolgen. Endlich kann er einmal sagen: bis Viterbo bin ich auf der Ebene. Nach einer sechsstündigen Wanderung empfängt Dich Viterbo am Fuße seines Berges, eine kleine, langweilige und gewöhnliche Stadt; es bietet Dir einen Tisch an, an dem es wenig zu essen giebt, und ein Bett, in dem man nicht schlafen kann. Aber was thut das? noch siebzehn Meilen, und wir sind in Rom.

Man muß durch den berüchtigten Wald von Viterbo, das Revier der Tragiker unserer Boulevards; es ist ein langer unheimlicher Weg, den die Banditen genau kennen und die Reisenden fürchten. In der Nacht, bei mattem Sternenschimmer, gestalten die Bäume sich abenteuerlich, blicken aus den Gebüschen Flintenläufe hervor, in der Luft flüstern schauerliche Töne, die Leucht-Käfer verwandeln sich in Dolchklingen; der Reisende sagt ein Sterbegebet her; er hält seine Börse in der einen, sein Leben in der anderen Hand, gern bereit, jene herauszugeben, um dieses zu retten; doch Bäume und Gebüsche fordern ihm nichts ab, und man geht heutzutage um Mitternacht mit weniger Gefahr durch den Wald von Viterbo, als Mittags über den Boulevard du Temple. Die Civilisation ist bis nach Viterbo gedrungen. Der erhabene und majestätische Wald bedeckt das Gebirge; man dringt ein in seine dunkelen und geheimnißvollen Schauer; vier Stunden lang begleitet er uns, bald dem Blicke so undurchdringlich, wie ein weit ausgebreitetes Leichentuch, bald seinen Vorhang lüftend, um uns seine Abgründe, seine tiefen Höhlen, seine bewachsenen Felsen, seine vom Winde niedergebeugten Grabkreuze zu enthüllen. Der Reisende, der mehr von diesem Berge hinabgleitet als geht, kömmt dann in Ronciglione, einem elenden, durch die Franzosen verheerten Dorfe an, das noch die Spuren der Feuersbrünste trägt. Unser Name steht in Ronciglione nicht in gutem Andenken, und die Klugheit gebietet, dort Englisch zu sprechen. Man hält sich hier nur auf, um von der Landstraße aus eine bewunderungswürdige, in den Felsen wie eingegrabene Landschaft anzustaunen. Ueber einem düsteren Abgrund schweben die Häuser, mit der Aussicht, einst hinunterzustürzen. In Ronciglione steht eine Abtheilung Päpstlicher Dragoner; sie sind bei dem Walde von Viterbo nicht am unrechten Orte. Am Ausgange dieses Dorfes beginnt eigentlich die Ebene von Rom.

Eine ganz kahle und schweigende Ebene, die zur Sammlung, nicht mehr zur Schwermuth einladet. Etwas Ernstes und Feierliches scheint am Horizont zu glänzen. Die Landschaft zerstreut uns nicht durch Bäume, Hütten und Dörfer. Es ist eine Einöde; vom Gipfel eines Berges schaut man auf eine weite kreisförmige Vertiefung, die mit strahlenden Bergen gekrönt ist; sie sieht aus wie ein grüner See; ein einziges weißes Haus schimmert verloren daraus hervor; es war sonst ein Bacchus-Tempel, jetzt ist es nur ein Gasthaus, Baccano genannt, der letzte Ruhepunkt der Pilger. Wenn man über Baccano hinaus ist, kömmt man in einen Hohlweg, steigt dann auf eine Anhöhe, und alle Stimmen der Lüfte jauchzen nun: Siehe, da ist Rom!

Die heilige Stadt offenbart sich noch bloß durch weiße leuchtende Punkte, die, über einander gehäuft, an den Gränzen der Ebene wie ein Sternbild schimmern. Man unterscheidet das Kreuz der Sankt-Peters-Kirche, den achten Hügel, den die Religion der Stadt des Romulus hinzugefügt hat. Der Monte Soracte steigt wie ein Gewölk herauf. Trunken und mit schwimmenden Augen staunte ich dies Alles an. Ich, der ich nur die Freuden und niemals die Leiden der Schule empfunden hatte, ich befand mich endlich im Angesicht der Stadt, wo einst die ersten guten Freunde lebten, die ich in meiner zartesten Kindheit liebte. Dieses Rom, dessen Geschichte ich schon im zehnten Jahre kannte; diese Dichter, deren Verse ich schon in einem Alter, wo man sonst noch stammelt, auswendig wußte; diese Konsuln, unter denen ich in den Spielen und Träumen meiner Schulzeit so viele Schlachten geliefert hatte; alle diese großen Bilder, diese erhabenen Werke, diese Helden meiner kindlichen Begeisterung, meine ganze Welt lag vor mir. Der geringste Gegenstand, der mir auf diesem Wege begegnete, prägte sich mir unvergeßlich ein; der unter einem Baum ruhende Schäfer, der Reiter, welcher mich mit Staub bedeckte, die kleine über einen Bach führende Brücke, die einsame Hütte, der Meilenstein, an dem ich via Cassia las, nichts von allem diesen war mir gleichgültig. In einem fieberhaften Zustande schritt ich vorwärts; alle Augenblicke schloß ich die Augen, um hundert Mal das Glück zu genießen, sie gegen den Horizont aufzuschlagen, an welchem Rom bei jedem meiner Schritte sich vergrößerte. Auch empfing mich Rom, das in mir seinen eifrigsten Anbeter sah, in seinem vollen Glanze; mir schenkte es einen jener herrlichen Tage, die es unter den stürmischen Idus des Märzes für seine Freunde aufspart; der Mond stieg heiter hinter dem Monte Soracte herauf; die Sonne sank wolkenlos am Meeres-Horizont nieder; die Luft war lau, gewürzig und durchsichtig; am reinen Himmel traten die fernen Gebäude des Vatikans und des Janiculums hervor; die Majestät der Ebene umgab die heilige Stadt wie eine unermeßliche strahlende Glorie.

Ich war stolz in dem Gedanken, daß diese Feier der Stadt und des Himmels vielleicht nicht ganz außer Beziehung zu mir stände, daß diese strahlende heitere Atmosphäre mir aufbewahrt werden, damit auch nicht ein Wölkchen meine kindliche Rührung trübe; ich begrüßte den Tiberstrom wie einen alten Freund; ich eilte über die Brücke, ich durchflog die Vorstadt mit einer solchen Hast, als wenn Rom mir entfliehen könnte; die Porta del Popolo hemmte meine Schritte; so viel Pracht hatte ich nicht erwartet; Ehre sey denen, die Rom auf eine so erhabene Weise dem Pilger ankündigten! Rom bedurfte eines solchen Einganges. Wie entzücken mich diese prächtigen Säulenhallen, dieser von Sphinxen getragene Obelisk, dieser Hügel mit Bäumen und Blumen, der zu den Gärten Lucull's hinaufsteigt, diese kolossalen Statuen, die den Halbkreis schmücken, die Statuen Roms, des Tiber-Gottes, des Anio, des Neptuns, und diese Marmorbecken, aus denen das Wasser in Strömen herausspringt; wie liebe ich diese katholischen Kirchen mit den

*) Die hier folgende Schilderung von Aquapendente wurde bereits vor einiger Zeit, unter der Ueberschrift: „Ein Frühstück zu Aquapendente“ und ohne Nennung des Verfassers, von einem Französischen Blatte mitgetheilt, woraus sie auch in Nr. 35 des „Magazins“ überging.

heidnischen Gebilden vermischt, das Christus-Zeichen auf dem Obelisk des Abamies, die Tiara zur Seite Neptun's. Ja, so mußte die Piazza del Popolo Rom eröffnen. Jetzt wollen wir eintreten. Glücklich sind diejenigen, die es nicht wieder zu verlassen brauchen! denn, von dieser Stadt scheidet man nur mit Seufzern und Thränen, wie alle Reisenden eingestehen. Wie gern möchten hier vorzüglich der Künstler, der Dichter und der Gefühlsmensch ihren Wohnsitz aufschlagen; als Raphael die Verklärung malte, schwebte ihm das ruhige und heitere Glück vor, das Rom allein gewähren kann; Michel Angelo führte in architektonischen Werken die Lehre von Tabor aus: er baute zu Rom drei Hütten, Santa Maria degli Angeli, das Kapitol und den Dom des Vatikans; eine für sich, eine für Virgil und eine für Gott.

Spanien.

Estremadura und seine Bewohner.

Ich mußte Spanien verlassen — Spanien, das Land, welches mich geboren, das Land meiner Kindheit, meiner frohen jugendlichen Träume! Je näher ich der Portugiesischen Gränze kam, desto öfter schaute ich rückwärts; es war mir zu Muthe, wie einem liebenden Jüngling, der seiner Geliebten, mit der er manche selige Stunde verlebt, das letzte Lebewohl sagt.

Einer der Punkte, welche, bevor ich von Estremadura schied, meine Blicke auf sich zogen, war Alange, ein kleiner Ort am Abhang eines Hügels, in einer außerordentlich malerischen Gegend. Dieses Städtchen, das nur wenige Leguas von Merida entfernt liegt, ist besonders merkwürdig wegen seines unterirdischen Bades aus den Römerzeiten, dessen Wasser an derselben Stelle entspringt, und das sich vermuthlich bis auf den heutigen Tag so erhalten hat, wie es unter den Prokonsuln war. Dies Bad ist zirkelrund gebaut und empfängt sein Licht von oben. Die Bewohner nennen es auch das Maurische Bad (el baño de los moros).

Die warmen Quellen von Alange werden noch jetzt sehr anempfohlen. Vor wenigen Jahren hat man in der Mitte eines sehr dichten Orangen-Wäldchens am Eingang der Stadt ein Badehaus errichtet, wo die Kranken, oder diejenigen, die sich zu ihrem Vergnügen baden, so lange die Badezeit dauert, anständige Wohnung und Pflege finden. Das Wasser sprudelt warm aus dem Boden, unterscheidet sich aber in Geruch und Geschmack nur wenig von gemeinem Wasser. Die Einwohner nannten mir eine seiner vornehmsten populairen Eigenschaften. Die Bäche und Pfützen, welche das Regenwasser in dieser Gegend bildet, erzeugen eine unendliche Menge Blutegel, die den Pferden und Eseln in's Maul kriechen und ihnen Blut abzapfen; führt man nun das von Blutegeln gemarterte Thier an die warme Quelle und läßt es von dem Wasser trinken, so lassen die kleinen Vampyre gleich ihre Beute los. In einem Lande wie Spanien, wo es so viele Blutegel giebt, die Einem nicht eher Ruhe gönnen, bis sie, wie der des Horaz, plenae cruoris sind, scheint die Bekanntmachung einer so simpeln Methode, ihrer quitt zu werden, gar nicht unnütz.

Dieses von den Mauren gegründete Städtchen hat auch auf einer bedeutenden Anhöhe die Trümmer eines Maurischen Kastells aufzuweisen, und im Thalgrunde strömt der Matachel, dessen Ufer mit Lorbeer-Rosen in üppiger Fülle bekränzt sind.

Betrachtet man Estremadura überhaupt von der historischen Seite, so ist es reich an bedeutsamen Erinnerungen. Die meisten unserer heldenmüthigen Eroberer in der Neuen Welt haben hier zum ersten Male das Licht erblickt: Hernan Cortez ist in Medellin geboren und Pizarro in Truxillo. Der letztere Ort bewahrt einen echt antiken Charakter, der die Aufmerksamkeit jedes Reisenden fesselt; die Reste seiner Mauern und eine Menge Privat-Gebäude sind für den Künstler und Archäologen heilige Reliquien.

Von seiner modernen Seite betrachtet ist aber Estremadura ein Land, das in der Kultur weiter zurücksteht, als vielleicht jede andere Provinz unseres Spaniens. Lebt also ein Wanderer nur in der Gegenwart, so findet er hier vergleichungsweise nur wenig, das ihn lebhaft interessiren könnte.

Nehmen wir la Vera de Plasencia und einige andere Orte, wie z. B. Villafranca, aus, in deren Umgegend die Rebe und Olive zur Genüge angebaut werden, so hat Estremadura beinahe gar keinen Landbau. Den ökonomischen Reichthum dieser Provinz bilden unermeßliche Haiden, Wiesengründe und Eichenwälder für zahme und wilde Heerden jeder Art. Vor dem Befreiungs-Kriege und dem Verfall der Spanischen Hütte waren die Weideplätze eine Quelle großen Reichthums für Estremadura; und noch jetzt trägt der Weide-Boden viel mehr ein, als das angebaute Land, woraus man leicht abnehmen kann, wie sehr gering die Bevölkerung seyn müsse.*)

Der gemeine Mann ist in Estremadura faul und indolent, aber sehr mäßig, offenherzig und bieder, dienstfertig und uninteressirt. Die Industrie ist eben so wenig vorgeschritten als der Landbau: einige Fabriken von Seilen, Band, grobem Tuche, Wollenzeug, Hüten und gegerbten Fellen sind die einzigen Ausnahmen von der Regel; in den elend möblirten Häusern findet man keine Spur von Luxus, und die ganze Wohnung eines Estremeño's erinnert ihn täglich daran, daß auf Erden seines Bleibens nicht sey.

Kennt man erst den Zustand des Ackerbaues und der Industrie, so kann man leicht daraus abnehmen, von wie wenig Bedeutung der Handel seyn müsse. Estremadura ist ein Land ohne schiffbare Flüsse, ohne Kanäle, ohne Landstraßen (die nothwendigsten ausgenommen), ohne Fuhrwerke und Transportmittel: wer möchte einer solchen Provinz seine Produkte anbieten, die sie nur gegen etwas Wolle (denn die meisten Schafheerden in Estremadura sind aus anderen Provinzen), gegen Oel, Hanf, Honig und Wachs eintauschen könnte? Die Einfuhr ist beinahe Null, und die Ausfuhr beschränkt sich fast lediglich auf das Vieh, welches nach dem berühmten Markte von Truxillo getrieben wird, und auf die bekannten Cervelat-Würste, die man zu Meßzeiten in Madrid absetzt. Selbst in Badajoz kann der Reisende öfter von dem, was er bedarf, nichts bekommen. Die Melonen und Apfelsinen von Estremadura sind vortrefflich; allein es giebt nur eben so viel, als zur Consumtion im Lande ausreichen.

Die Straße von Madrid nach Badajoz — die bedeutendste in Estremadura — ist eine der unsichersten und schlechtesten Landstraßen in ganz Spanien. Fuhrwerke giebt es so gut als gar nicht, man müßte denn die galeras (eine Art bedeckter Wagen) dahin rechnen, welche in fünf Tagen sechszig Leguas fahren — wer schneller ankommen will, der gehe zu Fuß —, oder eine Art von Rumpelkasten, mit dem Ehrentitel Diligence, der alle 14 Tage einmal abrumpelt. Dazu denke man sich halbwilde und erzgrobe Kutscher, die aus Oekonomie oder anderen schwer zu enträthselnden Ursachen alle Mal nur in der schlechtesten Kneipe Station machen.

Zu den unvergeßlichen Merkwürdigkeiten dieser kostbaren Landstraße gehören zwei kleine Thäler oder Hohlgründe vor Merida, die rings von Dickicht umzogen sind und den originellen Namen Confesonarios (Beichtstühle) führen. Dieser Name ist echt poetisch, furchtbar und ironisch zugleich; denn hier muß der Reisende dem Gebirgs-Räuber seine Sünden bekennen (confesar); die Sünden sind Geld und Leben, und ein Dolch schafft Absolution. Sage mir Einer, daß unser Volk der Phantasie entbehre! In anderen Ländern giebt es Poeten; in Spanien ist die ganze Nation poetisch.

Nahe dem Ufer des Guadiana und ungefähr eine Legua vor der Gränze Portugals liegt Badajoz, die alte Hauptstadt Estremadura's und die Residenz seiner kleinen Maurischen Könige. Dieser feste Ort, dessen Befestigungen ein seltsames Gemengsel verschiedener Systeme der Fortification sind, bietet dem Wanderer noch ehrwürdige Ueberreste aus der Mauren-Zeit; Mauern, Gassen, Häuser, und selbst Thürme erinnern lebhaft an die muselmännische Periode.

Sonst aber hat Badajoz nichts Merkwürdiges aufzuweisen: kein Theater, kein Gymnasium, keine Bibliothek, keine sehenswürdige Kirche, kein Gemälde von Werth in den Kirchen, keine Promenade, oder statt einer Promenade nur ein Plätzchen mitten in der Stadt, das mit einigen Bäumen und Bänken geziert ist. Die Stelle des Theaters vertritt dann und wann ein öffentlicher Saal, in dem eine Gesellschaft Liebhaber oder eine wandernde Truppe ihre originellen Vorstellungen zum Besten geben. Die Alameda de Palmas wird seit der Cholera-Zeit nicht mehr besucht, weil sie für ungesund erklärt worden. Exkursionen auf's Land, militairische Uebungen der Bürger-Garde (Urbanos) auf dem Platze San Roque, der Zapfenstreich und zwei oder drei Kaffeehäuser sind die Ergötzlichkeit'n der Bewohner. Badajoz hat einen Gasthof, der, wenn ich mich recht erinnere, „Zu den vier Nationen" betitelt ist. Wer da logirt hat, kann wohl sagen: „Lieber weniger Nationen und bessere Bewirthung!"

Die feine Sitte und das liebenswürdige Benehmen der gebildeten Einwohner von Badajoz halten uns jedoch für die Mängel des Ortes schadlos, und wer auch nur kurze Zeit mit dortigen Familien in Verbindung gestanden, wird diese Stadt nicht ohne inniges Dankgefühl verlassen.

In ganz Estremadura wird die Außenseite der Häuser fast täglich frisch angetüncht, so daß sie immer ein Ansehen von Neuheit haben und sehr blank erscheinen; baufällige Häuser dürfen nur als geschminkte Greise zusammenstürzen.

Um auf die Portugiesische Gränze zu kommen, geht man durch das Thor de Palmas aus Badajoz und dann auf einer prächtigen Brücke über den Guadiana. Als ich aus dem Thore trat, grüßte ich die Spanische Flagge, die zur Feier des Tages von dem Thurme de Palmas wehte. Eine halbe Stunde darauf sah ich mich um; noch wehte die Flagge: der Caya, ein Bach, welcher Spanien von Portugal trennt, floß ruhig zu meinen Füßen; ich warf die letzten Scheideblicke auf das Spanische Estremadura; tausend persönliche Erinnerungen bestürmten mich; ein Lächeln des Unwillens und der Verachtung zuckte auf meinen Lippen; allein ich fühlte, wie mein Herz beklommen wurde, und wie mir Thränen in's Auge traten.

Noch eine Minute, und — das Vaterland war verschwunden, und der Verbannte, der Heimathlose wurde dahingetragen über die Ebenen von Portugal. Damals konnte Figaro nur fühlen, nicht beobachten.

(Revista Española. — Figaro.)

Mannigfaltiges.

— Wie die Kaffern Ochsen schlachten. Der Ochse wird auf den Rücken geworfen und mit ledernen Riemen gebunden, sodann wird in die Haut unterhalb des Brustbeins ein Einschnitt gemacht, worauf man mit der Hand hineinfährt und die Lebenstheile des ringenden Thieres mit einer solchen brutalen Gewalt herausreißt, die Schauder erregt. Dabei ist oft die ganze Menge, Hunde und Menschen, versammelt, und anstatt irgendwie etwas für die Zukunft aufzubewahren, wird jeder Bissen innerhalb weniger Stunden, nachdem das Thier getödtet worden, auf der Stelle verzehrt, ja manches Stück Fleisch wird schon mit dem Assagan abgehauen, bevor noch das Leben völlig verschwunden ist.

(Steedman's Wanderings in South Africa.)

*) Man vergleiche den Artikel: „Die Jagden in Estremadura." (Nr. 91 des Magazins.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 114. Berlin, Mittwoch den 23. September 1835.

England.

Gleanings in Natural History. (Aehrenlese aus der Naturgeschichte.) Dritte Reihe. Von E. Jesse. London.

Der vorliegende Band von Jesse's Aehrenlese möchte wohl der interessanteste aus der ganzen Reihe seyn. Er enthält eine Sammlung von Anekdoten, die dem Verfasser mehr durch die Mittheilungen seiner Freunde, als durch eigene persönliche Beobachtung an die Hand gegeben wurden, und die er so geschickt an einander zu reihen gewußt, daß daraus ein sehr schätzbares und unterhaltendes Werk hervorgegangen ist. Wir wollen aus den zahlreichen Anekdoten, die es enthält, unseren Lesern einige der interessantesten mittheilen.

Der Verfasser giebt uns mehrere Züge von dem Scharfsinne und den seltsamen Grillen der Vögel bei der Wahl der Lage und des Baues ihrer Wohnungen; er erzählt uns, wie eine Schwalbe, die, indem sie sich auf der Ecke eines Außen-Gebäudes niederzulassen wünschte, das keine zu ihrem Zwecke dienlichen unebenen Stellen darbot, sich auf eine erfinderische Weise zwei Klammern aufrichtete und einen Stab in die Quere dazwischen legte, so daß sie dadurch ihr Werk zu Ende brachte. Ein anderes Beispiel von einem geduldigen und mühsamen Verfahren liefert er uns von einer Grasmücke, die, indem sie sich in ein Epheu einer Garten-Mauer gegenüber einnisten wollte, sich keinesweges dadurch abschrecken ließ, daß ihr Nest zwei Mal herabgeschlagen wurde, sondern ihren dritten Versuch dadurch sicherte, daß sie dasselbe vermittelst eines Stückes wollenen Garns an die nachbarlichen Zweige anband; und, um noch eines sonderbaren Falles zu erwähnen, gegen das Ende des Buches finden wir die Anekdote von den Rothkehlchen, die zwei Jahre hinter einander ihr Nest auf einer Bibel, die auf dem Lese-Pulte in der Pfarr-Kirche von Hampton-in-Arden in Worcestershire lag, hatten, — geschützt durch die Großmuth des Pfarrers, der sie aus ihrer so sonderbar gewählten Wohnung keinesweges vertreiben wollte!

Nachdem Herr Jesse einen langen Katalog über die Talente und den Charakter des Hundes abgefaßt, hat er uns auch etwas von der so oft verunglimpften Gegnerin desselben, von der Katze, zu sagen und giebt uns nicht wenig Beispiele von ihrer Zuneigung für Personen und Plätze, wobei er mit dem Herzoge von Norfolk beginnt, der, als er unter der Regierung Elisabeth's in den Tower gesperrt wurde, von seiner Lieblings-Katze einen Besuch erhielt, indem sie ihren Weg durch den Schornstein zu ihm herab nahm. Wir lassen hier noch einige Anekdoten von ähnlicher Art folgen.

„Ein mir bekannter vorzüglicher Künstler erzählte mir einmal, daß er die Gewohnheit hatte, eine Lieblings-Katze seines Bruders zu martern und verschiedene Experimente mit ihr zu machen. Er versprach jedoch dem Letzteren, sich dieser Quälereien ganz zu enthalten, wenn der Kater in seiner Anwesenheit auf dem Boden liegen bliebe. Da derselbe dies merkte, so kroch er, sobald sein Quälgeist nur immer in's Zimmer trat, auf die Fußtapete und legte sich still auf den Boden nieder."

„Es ist auch bekannt, daß die Katzen in gleichem Maaße das Eigenthum ihrer Gebieter zu beschützen suchen, wie die Hunde. Ein Delinquent, der wegen eines Diebstahls zur Transportation verurtheilt worden war, erzählte mir, daß er und zwei seiner Genossen in das Haus eines vornehmen Herrn bei Hampton Court einbrachen. Während sie im Begriffe waren, dasselbe zu plündern, flog auf einmal eine große schwarze Katze auf einen der Diebe und zerkratzte ihm mit den Klauen das Gesicht."

„Eine Familie zu Newcastle-on-Tyne ging einst im Sommer nach Tynemouth, indem sie ihr Haus zweien weiblichen Domestiken überließ. Eines Abends, als dieselben zusammen in der Küche saßen, lenkte eine Katze ihre Aufmerksamkeit auf sich, welche in einen Behälter oberhalb der Küche stieg und dann zu ihnen zurückkehrte und miaute. Die Katze wiederholte dies so oft, daß die Domestiken sich veranlaßt sahen, hinaufzusteigen, um zu erfahren, was das Thier wollte. Als sie hinaufkamen, fanden sie daselbst einen Mann, der sich im Kamin versteckt hatte. Eine der Mägde fiel auf der Stelle in Ohnmacht, die Andere aber machte Lärm bei ihren Nachbarn; allein unterdessen war der Mann aus dem Fenster über die Dächer der angränzenden Häuser entflohen."

„Eine Lady in Glasgow besaß eine schöne Katze, die sie von Edinburg aus erhalten hatte; sie war ihr in einem verschlossenen Korbe auf einem Wagen zugesandt worden. Sie ward zwei Monate sorgfältig bewacht, nachdem sie aber am Ende dieser Zeit ein Paar Junge geworfen, überließ man sie sich selbst, und diese Freiheit benutzte sie denn auch sogleich, indem sie mit ihren beiden Kätzchen entschwand. Die Lady zu Glasgow schrieb davon ihrer Edinburger Freundin, indem sie sich über ihren Verlust beklagte, und man nahm an, daß die Katze sich unterdessen zu irgend einer neuen Herrschaft begeben habe. Indeß ward ungefähr vierzehn Tage nach ihrem Verschwinden zu Glasgow ihr wohlbekanntes Miauen an der Hausthüre ihrer alten Gebieterin vernommen, wo sie sich sammt ihren beiden Kätzchen eingefunden hatte, indem diese sich in dem besten Zustande befanden, sie selbst aber sehr abgemagert war. Natürlicherweise konnte sie nur Ein Kätzchen auf ein Mal auf ihrem Rücken tragen. Die Entfernung aber von Glasgow bis Edinburg beträgt vierzig Meilen, so daß sie, wenn sie die jungen Kätzchen immer einzeln fortbrachte, im Ganzen wenigstens hundertundzwanzig Meilen zurückgelegt haben mußte. In gleicher Weise mußte sie die Nothwendigkeit einsehen, bei Nacht zu reisen, so wie noch manche andere Vorsichtsmaßregeln treffen, um ihre Jungen zu beschützen."

Einige der Anekdoten von den Hunden berühren sehr nahe den Punkt, wo Instinkt und Vernunft sich einander die Hände reichen.

„Ein Hund, der der Fregatte „Leander" angehörte, war ein Liebling der Schiffsmannschaft und daher von derselben sehr freundlich behandelt worden. Als er eines Tages auf dem Verdecke lag, sagte der Capitain im Vorbeigehen: „„Es wird mir sehr leid thun, aber ich werde Neptun erschießen müssen, da er alt und schwach geworden."" Ob hier vielleicht etwas in dem Tone der Stimme lag, das den Hund abschreckte, überlasse ich meinem Leser zu muthmaßen; aber er sprang unmittelbar darauf über Bord und schwamm nach einem anderen Schiffe zu, das in der Nähe des „Leander" stand. Er ward an Bord genommen und blieb daselbst, bis er starb. Nichts konnte ihn bewegen, nach dem „Leander" je zurückzukehren. Wenn der Hund zufällig an der Küste war und eines der Böte oder einer von der Mannschaft sich der Stelle näherte, wo er sich befand, so lief er sogleich davon, und nichts vermochte, ihn zu seiner alten Bekanntschaft zurückzubringen."

„Die Leidenschaft der verstorbenen Lady Penrhyn für die Möpse war wohl bekannt. Zwei von den letzteren, eine Mutter und eine Tochter, befanden sich in dem Speisezimmer der Penrhyn während der Morgen-Visite einer fremden Lady, die am Frühstücke Theil nahm. Während man damit beschäftigt war, die Hüte und die Shawls in Ordnung zu bringen, um auszugehen, sprang die älteste Hündin auf einen Stuhl und warf zuerst auf ein Stück Geflügel und dann auf ihre eigene Tochter einen ernsten Blick. Die fremde Lady machte Lady Penrhyn darauf aufmerksam, daß die Hunde gewiß ein Auge auf das Fleisch hätten. Man schellte, und ein Dienstbote nahm dasselbe vom Tische. In dem Augenblicke, wo dies geschah, fing der ältere Mops, der bisher gegen die Gastin so freundlich als möglich gethan hatte, an, sie anzubellen und auf sie heraufzuspringen, und auf dem ganzen Wege hörte er nicht auf, zu bellen und an ihren Fersen zu zerren, so oft er nur immer konnte."

„Es waren zwei Freunde, der Eine lebte zu London, und der Andere zu Guildford. Diese Freunde waren außerordentlich vertraut mit einander, und seit mehreren Jahren pflegte die Londoner Familie die Weihnachten immer zu Guildford zuzubringen; sie fand sich gewöhnlich einen Tag vor Weihnachten zum Diner ein und ließ sich von einem großen Hühnerhunde begleiten, der ein besonderer Liebling sowohl der Gäste als des Wirthes war. Am Ende von ungefähr sieben Jahren, nachdem man diese Gewohnheit angenommen, fiel zwischen den beiden Familien ein unglückliches Mißverständniß vor, in Folge dessen man den gewöhnlichen Weihnachts-Besuch aussetzte. Ungefähr eine Stunde vor Mittag aber rief der Guildforder Freund, der am Fenster stand, seinem Weibe zu: „„Meine Liebe, die W—'s haben die Sache nicht eben so übel aufgenommen, denn ich muß Dir anzeigen, daß sie noch heute wie gewöhnlich ankommen werden, obgleich wir sie nicht eingeladen; hier kommt Cäsar, um sie anzumelden."" Der Hund ward sogleich zur Thür eingelassen. Die Hausfrau gab Befehl, die Gastbetten in Stand zu setzen, und man wartete mit dem Mittagsmahle eine ganze Stunde; allein die Gäste kamen nicht an. Nachdem unser Cäsar die gewöhnliche Zahl von Tagen ausgehalten hatte, lief er wieder nach Hause zurück, woselbst er wohlbehalten ankam. Die inzwischen angeknüpfte Korrespondenz hatte die glückliche Folge, daß die entfremdeten Freunde sich wieder mit einander aussöhnten, und so lange Cäsar lebte, ermangelte er nicht, den jährlichen Besuch in Begleitung seines Herrn und seiner Gebieterin abzustatten."

„Ein Gentleman bemerkte im vergangenen Sommer auf einem Spazierritte in der Mitte des Weges zwei große Hunde, die bewegungslos dazuliegen schienen. Er führte sein Pferd nach einer Seite hin und stieg ab, um sich von der Ursache ihrer unbeweglichen Lage zu überzeugen. Jetzt fand er, daß einer von ihnen das Bein gebrochen hatte;

der andere war unter seine Hüften gekrochen und nahm eine solche Stellung ein, daß er das zerbrochene Bein seines leidenden Gefährten aufrecht hielt."

Unsere Leser haben gewiß schon öfter von den Schlangen-Bändigern des Orients gehört. Folgende Anekdote wurde dem Verfasser von einem Land-Aufseher in England mitgetheilt, dessen einer Diener sich auf seine Bekanntschaft mit dem Schlangen-Geschlechte viel einbildete und seinem Herrn einige Proben davon darzulegen versprach.

„Es war an einem sonnenhellen Frühlings-Morgen, als wir durch ein Gebüsch gingen, wo mein Diener plötzlich seitwärts sprang und über eine Bank setzte. In dem nächsten Augenblicke kam er zurück, mit zwei kräftigen Schlangen um seine Hände und Handgelenke. Nachdem er dieselben einige Zeit betrachtet, sagte er, indem er sie mit der lebhaftesten Freude bewunderte, zu mir: „„Ich kenne sie (das heißt, ihre Gewohnheiten und Beschaffenheiten), Sir, gerade so gut, wie sie sich selbst kennen."" Hierauf schlug er vor, einen Charakterzug derselben zu zeigen, der einen Begriff von ihrer Beschreibung in der heiligen Schrift geben sollte, — nämlich daß sie einst eine höhere Erkenntniß besaßen."

„Als wir uns auf dem nächsten Wege befanden, setzte der Mann eine der Schlangen auf den festen Boden. Hierauf nahm er einen sehr dünnen Zweig und gab dem Thiere einen sanften Schlag auf den Kopf. Sogleich schoß es auf ihn los, er steckte seine Hand in dessen offenen Rachen und fuhr fort, mit ihm zu spielen, indem er wiederholt auf den Kopf desselben mit dem Zweige schlug. Hierauf sagte er, daß die Schlange sich bald todt stellen würde. Dies geschah in der That, indem das Thier das Ansehen annahm, als wenn es leblos wäre. Diejenigen, die um dasselbe herumstanden, dachten auch wirklich, daß es nicht mehr am Leben sey; aber der Schlangen-Zauberer behauptete, daß es nur den Schein des Schlafes angenommen, und daß es nur so lange bewegungslos daliegen werde, als die Anwesenden um ihn her ständen. Als sie sich ungefähr zwanzig oder dreißig Yards entfernt hatten, bemerkte man, daß die Schlange schnell in die nächste Hecke entwischte. Unser Diener behauptete auch, daß die Schlangen oft, um sich dadurch gegen Angriffe zu wehren, einen unangenehmen Geruch um sich her verbreiteten. Bei einer Gelegenheit sah derselbe Mensch eine Schlange, wie sie im Begriffe war, ihre Haut abzulegen. Er sagte, um uns seiner eigenen Worte zu bedienen, „„sie wäre ihm vorgekommen wie ein Mann, der das Hemde über den Kopf zöge."" Er fügte noch hinzu, daß der Kopf des Thieres zum Theil noch in der alten Haut steckte, und daß es sich selbst von der abgenutzten Bedeckung losmachte, indem es mit dem Körper durch das Luftloch, wie er es nannte, der alten Haut durchfuhr. Die Schlange erschien in einem sehr matten und erschöpften, die neue Haut dagegen hinsichtlich ihrer Farbe und ihres Ansehens in einem vollkommenen Zustande."

Wir schließen unseren Artikel, indem wir noch eine alte Sage aufnehmen, die wegen ihrer Sonderbarkeit bemerkenswerth ist.

„Man hat mir eine wunderliche Anekdote erzählt, die mit der Residenz Karl's I. und Olivier Cromwell's zu Hampton Court in Verbindung steht. Man sagt, daß der König eines Tages in der Umgebung seiner Kinder an einem der Fenster des Palastes stand, als eine Zigeunerin oder Bettelfrau zu ihm kam und ihn um eine Gabe bat. Ihr Aussehen erregte ein Gelächter und wahrscheinlich auch Drohungen, welche die Zigeunerin so empörten, daß sie aus ihrem Korbe einen Spiegel nahm und ihn dem Könige vorhielt: derselbe sah darin seinen eigenen Kopf abgehauen. Sogleich wurde, wahrscheinlich in der ganz natürlichen Absicht, eine so prophetische Bettlerin wieder auszusöhnen, derselben ein Geldstück gereicht. Hierauf bemerkte sie, daß der Tod eines Hundes in demselben Zimmer, wo der König sich befände, das Signal seyn werde, zur Restauration des Königreichs für dessen Familie. Man behauptet, daß Olivier Cromwell später seiner Sicherheit halber in dem nämlichen Zimmer schlief. Er ließ sich von einem treuen Hunde bewachen, der an der Thüre stand. Als er eines Morgens erwachte, fand er den Hund todt, worauf er denn, in Erinnerung an die prophetischen Worte der Zigeunerin, die man ihm einmal mitgetheilt hatte, ausrief: „„Die Reichs-Herrschaft ist von mir geschieden!"" Cromwell starb kurz darauf, und die unmittelbar eintretenden Ereignisse sind bekannt."

(Athenaeum.)

Bibliographie.

Memorials of the sea. (Denkwürdigkeiten der See.) Von dem Geistlichen W. Scoresby, ehemaligem Schiffs-Capitain. [Der Verfasser sucht in diesem Werke aus seinen Seemanns-Erinnerungen zu beweisen, daß die Vorsehung immer diejenigen ganz besonders in Schutz genommen, die den Sabbath geheiligt hätten.]

A protestant memorial for the commemoration of the 4th day of October 1835. (Protestantische Denkschrift zur Feier des 4. Oktober 1835, als des 3ten Säkulums der Reformation und der ersten Publication der vollständigen protestantischen Bibel-Uebersetzung in Englischer Sprache.) Von T. Hartwell Horne. [Eine religiöse Parteischrift, gegen die römisch-katholische Kirche gerichtet.]

The British constitution. (Die Britische Verfassung, ihr Ursprung und ihre Geschichte.) 3 Sh.

The drama vindicated. (Rechtfertigung des Drama's [gegen die Bigotterie].) Von John Denman.

Memoirs of the rev. G. T. Bedell. (Denkwürdigkeiten des Geistlichen Dr. G. T. Bedell von Philadelphia.) Von S. H. Tyng. 7½ Sh.

Life of admiral Viscount Exmouth. (Leben des Admirals Exmouth.) Von Edward Osler. 14 Sh.

Narrative of six months' residence in a convent. (Schilderung eines halbjährigen Aufenthalts in einem Kloster.) Von Reed. 1½ Sh.

The Linwoods. — Amerika vor sechzig Jahren; von Miß Sedgwick. 3 Bde. 1 Pfd. 11½ Sh.

Frankreich.

Necker und die Frau von Staël, bei Gelegenheit eines Besuches des Herrn Petiet.

(Schluß.)

Die Frau von Staël begleitete ihren Vater in sein zweites Exil; sie liebte ihn mit einer zu großen Zärtlichkeit, um ihn nicht in seinem Unglücke, edel und groß, wie er war, demjenigen Manne von Europa vorzustellen, der zu der Zeit unter Allen am fähigsten war, ihn zu beurtheilen und zu schätzen. Es war Lavater!... Am 24. Juli 1789 empfing derselbe ein Einladungsschreiben von der Frau von Staël zu einem Diner im Gasthause zu den Drei Königen, in Gesellschaft des Herrn Necker und seiner Familie. Wir sind so glücklich, das bei dieser Gelegenheit von Lavater niedergeschriebene Aktenstück hier mittheilen zu können.

„Wiewohl ich mir", sagte Lavater, „den Herrn Necker, was die Einzelheiten anbetrifft, ganz anders vorgestellt, so entsprach doch seine Figur beim ersten Anblick ganz meiner Erwartung... Ich war indeß bei der näheren Betrachtung über die Verschiedenheit aller seiner Züge erstaunt, in Vergleich mit den Darstellungen, die man davon gemacht hatte: mein physiognomisches Urtheil über den Total-Eindruck war bald entschieden."

„Das Ganze seiner Figur drückt in einer gewissen Entfernung ein Gefühl von Ehrfurcht aus; jedoch giebt sich, in der Nähe beobachtet, mehr Liebenswürdigkeit zu erkennen. Der Bau der festeren Theile seines Kopfes gehört nicht zu den originell großen Partieen der Natur. Aber das Ganze hat etwas Zusammenhängendes, das sich mehr der moralischen Vollkommenheit nähert, entschieden für die vollendete Klugheit und die ruhige Weisheit. Seine Züge im Allgemeinen drücken vereint die Güte, die Sanftmuth, die Rechtschaffenheit und den Adel seiner Gefühle aus. Indeß wurde er trotz seines Wohlwollens verkannt, indem er eine mehr gesetzte und ernstere Miene angenommen hatte, wie sie bei den Franzosen sonst nicht gewöhnlich ist. Seine Stimme ist außerordentlich sanft; alles Uebrige ist bei ihm gesetzt, reif und fern von aller Pedanterie! Die Manier der großen Welt blickt bei ihm durch..., aber der Staatsmann sticht bei ihm besonders hervor... jedoch ohne Uebertreibung. Er hörte mich von meiner Wissenschaft mit der vollkommenen Ruhe eines Weisen sprechen, der Alles untersucht und über nichts voreilig aburtheilt... Alle seine Worte waren ruhig, aber sie flossen unmittelbar aus der Quelle hervor; alle seine Blicke waren aufmerksam, obgleich bescheiden und zurückhaltend; alle seine Antworten passend und von einem edeln Ausdrucke. Seine Stirn hat etwas von weiblicher Zärtlichkeit; sie ist weder durch Knoten, noch durch Winkel, noch durch Runzeln bezeichnet... sie erscheint beweglich und gleicht allen Stirnen dieser Gattung."

„In seinen Augenliedern, die weder dick, noch scharf ausgeprägt sind, so wie in der sanften Vertiefung und in der Farbe und der Form seiner Augen, liegt ein unbegränzter Ausdruck von Weisheit, von Ernst und selbst von Sanftmuth... Seine Gesichtsfarbe ist blaßgelb, ziemlich wesentlich für das Ideal eines Weisen des Kabinets und sehr bedeutungsvoll für einen in sich abgeschlossenen und friedlichen Charakter. An seinem Munde, dessen mittlere Linie sehr charakteristisch ist, scharf ohne Härte, spielen sich die Grazien der natürlichen Bonhomie, die nicht nur Achtung, sondern selbst persönliche Anhänglichkeit einflößt. Sein Kinn ist lang und fleischig, aber keinesweges plump; sein Hinterkopf befindet sich in vollkommener Harmonie mit der Stirn und ertheilt dieser Physiognomie, der es nicht an Wärme fehlt, den Grad der Ruhe, wie er bei den großen Denkern und Staatsmännern erforderlich ist."

„Die Nase hat nichts Besonderes. Sie ist weder groß, noch von scharfen Umrissen, noch winkelig, noch spitzig, noch stumpf; sie hat eine sanfte Biegung, wodurch sie dem geübten Auge den Total-Charakter, nämlich die Einförmigkeit und die Würde verleiht; denn ich habe bei ihm nicht einen Ton gefunden, der nicht mit dem Ganzen harmonirte!..."

„Ich bezeugte der Madame Necker (so bekannt durch ihre erhabene Weisheit und durch ihren Geist, von einer langen Taille, einem delikaten Körperbau, wie dies besonders ihre äußerste Blässe bekundete) mein Erstaunen über die Ruhe des Herrn Necker. „„Sie täuschen sich"", erwiederte sie hierauf ganz frei, „„er ist nicht ruhig; sonst würde er während des Diners mehr gesprochen haben.""

„Bei Tische war er auf Alles aufmerksam, zuvorkommend und gefällig; alle Welt fand es in seiner Nähe ganz behaglich. Er bezeugte eine so natürliche Herzlichkeit für seine ehrwürdige Frau! und eine so sichtbare Zärtlichkeit für die gefühlvolle und geistreiche Frau von Staël... Beständig offen und nie in einer Stimmung, die den Mund verschließt und die Vertraulichkeit hemmt..."

„... Seine Tochter lenkte wider meinen Willen das Gespräch auf die Physiognomie. Was er darüber äußerte, zeigte ihn als einen kompetenten und vollkommenen Richter in der Kenntniß der Menschen. Kurz, wenn ich je einen mit vortrefflichen Eigenschaften ausgerüsteten Staatsmann gesehen, so ist es dieser Mann, dem das Geschick eben so viele Freunde als Feinde zuertheilt hat."

Dies ist im Auszuge das Bild, das Lavater von dem Herrn Necker entworfen. Wir haben es hier unseren Lesern zum Besten gegeben, weil Necker eine ungeheure Rolle in unserer politischen Welt gespielt, und weil sein Einfluß von der höchsten Wichtigkeit war. Unser Petiet hatte ihn während seiner zwei Ministerien hinreichend kennen gelernt und stand selbst in Verbindung mit ihm; er kannte die Frau von Staël gut; er entschloß sich daher, wie wir bereits gesagt, nach Coppet abzugehen.

Er ward hier mit einer Freude empfangen, die seine Reise-Strapazen mehr als belohnte. Die Frau von Staël war diejenige, die den

Herrn Petiet hinreichend zu würdigen verstand. Sie nahm ihn demnach auf's wohlwollendste und herzlichste auf, eben so wie Necker selbst, dessen Gesundheit schon abnahm; denn das Herz war ihm seit dem Tode seiner Frau, die er verzweiflungsvoll beweinte, gebrochen. Seine Tochter war ohne Zweifel über den Todesfall eben so sehr betrübt, aber sie fühlte, daß sie nunmehr ihren Vater, seitdem sie allein mit ihm war, mit mehr Hingebung lieben konnte. Die große hagere Figur der Madame Necker hatte, so zu sagen, wie eine eisige Schneesäule eine Scheidewand zwischen Necker und seiner Tochter gebildet. Auch bestand, so lange sie lebte, immer etwas Leidendes und Gebrochenes in dem inneren Familienbande fort, das sich nur in gegenseitigen Bewunderungen Luft machte... Sie hatte eine große Gewalt auf ihren Mann ausgeübt; mehrere Personen sagten sogar, daß Necker seine steigende Kraft und Macht seiner Frau zu verdanken habe. Wie dem aber auch sey, sobald sie zu leben aufgehört, beeilte sich Necker, seine Tochter in seinen Schooß zurückzurufen, und wandte alle seine Sorgfalt, ja selbst seine Galanterie auf, ihr ihren Aufenthalt angenehm zu machen.

Sie war ganz vollkommen für ihren Vater geschaffen. Bei der großen Ueberlegenheit, die ihr in jedweder Diskussion über denselben zu Gebote stand, machte sie doch nie von ihren Vortheilen Gebrauch, und wenn sie selbst nahe daran war, ihr Ziel zu erreichen, so bemerkte man immer, wie sie mit einer Art von kindlicher Scham einhielt, gleichsam als schauderte sie vor dem endlichen Erfolge zurück... Dann mochte sie wohl, sagt Petiet, mit unbeschreiblicher Grazie absichtlich einen Irrthum begehen, um ihrem Vater den Ruhm des Sieges einzuräumen. Es war besonders beim Frühstücke, wo diese Art von Kämpfen hauptsächlich statthatte. Petiet, der von Genf vor Tages-Anbruch abgereist war, kam ziemlich zeitig zu Coppet an, um demselben beizuwohnen, und er hatte selbst Gelegenheit, einen jener merkwürdigen Dispüte mit anzuhören, in dem sich das ganze Herz und die schöne Seele der Frau von Staël frei entfaltete... Da es keine interessante Fremden zu Coppet gab, so blieb man nach dem Frühstücke zu Hause, bis zur Mittagszeit.

Als man zu Tische ging, sagt Petiet, war ich darüber erstaunt, zu sehen, wie Necker sein Haus ganz nach dem alten Fuße erhalten hatte. Er war von einer Menge alter Kammerdiener und von tauben und brummischen Hofmeistern umgeben, von den Trümmern der alten Pracht, die Necker einst so bekämpft und herabgerissen hatte, und die ihm trotzdem mit ihren alten brodirten Gewändern, mit ihrem Degen und der Börse bis nach Coppet gefolgt sind!...

Nach Tisch bezeugte die Frau von Staël ihre Bewunderung über das Unternehmen des ersten Konsuls. Sie hatte denselben stets bewundert, jedoch immer mit einer gewissen Bitterkeit, die sich nur Luft zu machen suchte... „Aber", sagte sie endlich, „was können Sie hoffen? Denn Sie müssen ja doch einmal vor den eisigen und unübersteiglichen Gebirgen Halt machen..."

„„Zweifeln Sie an dem General Bonaparte, Madame?""

„Das nicht, aber ich zweifle an euren Soldaten, an euren Pferden, an eurer Artillerie; wie wird sich dieses Alles von dem St. Bernhard aus machen lassen?"

„„Und Hannibal, Frau Baronin?""

„O! Hannibal, Hannibal... Aber Hannibal hatte keine Kanonen... und das ist es, worauf es hier eben ankommt..."

„„Nun gut! Wollen Sie mit mir eine Wette eingehen?""

Hier lächelte Necker und betrachtete seine Tochter, deren funkelndes Auge bei der Unterhaltung eben so lebhaft bewegt war, als das ihres Vaters...

„Eine Wette!" rief sie aus, „ich will sie machen; wie soll sie lauten?"

„„Ich wette, Madame, daß ich die Ehre haben werde, Ihnen binnen einem Monat von Mailand aus Musik zu überschicken... unter der Bedingung, daß Sie mir die Stücke bei meiner Rückkehr vorsingen wollen.""

„O, äußerst gern! aber das wird nur nicht in Folge der Wette geschehen, denn diese verlieren Sie."

„„Das werden wir sehen"", erwiederte Petiet.

An demselben Abend nahm Petiet Abschied von Necker und der Frau von Staël, indem er ihnen versprach, ihnen auf mehrere Tage bei seiner Rückkehr aufzuwarten, und so reiste er denn ab, um den ersten Konsul einzuholen. — Funfzehn Tage darauf erhielt die Frau von Staël eine große Rolle von Musikalien! Es waren die, die Petiet versprochen hatte!... Alles war beendigt! Die Alpen überschritten! Die Schlacht bei Marengo gewonnen!... und der Ruhm Napoleon's um eine Glorie mehr erhöht...!

Folgendes ist der Brief, den die Frau von Staël an Petiet schrieb, um ihm für seine Uebersendung zu danken.

„Sie haben nur beweisen wollen, mein Herr, daß die Französische Galanterie ihren ganzen Reiz wieder eingenommen; aber ein Mann, wie Sie, würde dieselbe in allen Fällen und bei jeder Gelegenheit beobachtet haben. Die Musik ist sehr schön, was aber hauptsächlich wahres Vergnügen macht, das ist die beim Spielen derselben verschwebende Erinnerung, welch ein unglaubliches Ereigniß sie mir so schnell verschafft hat, und welchem glücklichen Zufalle ich sie zu verdanken habe... Man ist hier und zu Paris außer sich wegen Ihrer Erfolge... Sie haben sie vorher gesehen, aber Sie müssen nichtsdestoweniger darüber erstaunt seyn, und das Vertrauen, welches alle Welt in die Talente und das Glück des Generals Bonaparte setzte, verhindert doch nicht, daß man jeden neuen Sieg von neuem bewundert... Das kräftigste Mittel zur Beförderung seines Ruhmes ist, daß er es versteht, alle ausgezeichnete Männer um sich her zu versammeln, und Sie sind einer von denjenigen, die seine Ansprüche auf die öffentliche Achtung mit bewirken halfen. Mein Vater beauftragt mich, Ihnen nochmals für den Besuch zu danken, den Sie uns abgestattet... Vergessen Sie nicht, mein Herr, Sie, der Sie gewiß nichts vergessen, daß wir Sie bei Ihrer Rückkunft hier erwarten.

Gewähren Sie meine innigsten Danksagungen.

N... Staël H..."

Als Petiet die Frau von Staël wieder sah, sagte er: „„Nun gut, Madame, was habe ich die Ehre, Ihnen zu melden?""...

„Ja", erwiederte sie mit einnehmender Grazie, „wenn Sie mir gesagt hätten, daß Sie mir Wunder verkünden wollten, so hätte ich nichts gewettet... Ich sprach von möglichen Dingen, aber der General Bonaparte hat Unmögliches geleistet!"...

Die Herzogin von Abrantes.

Bibliographie.

La divine comédie de Dante Alighieri. — Neu übersetzt von Ch. Calemard von Lafayette. Erster Band.

Explication des épîtres de St. Paul. — Von Bernardin von Picquigny. 2 Bde. 7 Fr.

Code de commerce, nouvellement expliqué. — Von A. Santapra. 6 Fr.

Code universitaire, ou lois, statuts et règlemens de l'université royale de France. — Zusammengestellt von Ambroise Rendu. 15 Fr.

Mexiko.

Ein Reisebericht über Veracruz.

Der ganze weite Landstrich des Kontinentes von Amerika, der sich vom 16ten bis zum 37sten Breitengrade ausdehnt, früher eine Spanische Kolonie war, jetzt aber eine aus zweiundzwanzig verbündeten und unabhängigen Staaten bestehende Republik ist, mit einem Worte Mexiko, besitzt nur Einen Hafen zum Verkehr mit Europa und, dieser Hafen ist Veracruz. Zwar legen seit einigen Jahren ziemlich viel Schiffe aus Europa und von den östlichen Küsten Amerika's bei der kleinen Stadt Tampico an; doch ist der Handel, der dort getrieben wird, sehr unbedeutend, und die Rhede von Tampico bietet den Schiffen überhaupt viel zu wenig Sicherheit dar, um jemals mit dem gefährlichen, aber alten Hafen von Veracruz rivalisiren zu können.

Ferdinand Cortez gründete am stillen Freitag des Jahres 1519 die Stadt Veracruz am Meeresufer, gerade an derselben Stelle, wo er mit seinem Heere landete. Ein Historiker sagt in der Geschichte der Eroberung Mexikos, sie sey damals, wegen des Goldes, das die Spanier dort entdeckten, Villa Rica genannt worden. Durch gelbe Fieber und die Bürgerkriege ist Veracruz, man möchte sagen vom Augenblick seines Ursprungs an, so sehr gealtert, daß es, obgleich es erst drei Jahrhunderte steht, doch schon mehrere Male zerstört und verlassen wurde, weswegen die Reisenden auch seine ursprüngliche Lage nicht mehr genau angeben können. Der Golddurst ist jedoch sein Palladium, und Veracruz besteht noch immer, trotz der unpolitischen Laune eines der letzten Spanischen Vice-Könige, der, um die Europäer von der schrecklichen Plage des gelben Fiebers, auch Vomito negro genannt, zu befreien, beschlossen hatte, diese Stadt ganz niederreißen zu lassen und ihre Einwohner nach Xalapa zu versetzen. Sie besteht aber noch, eingeschlossen in ihren dichten Sandgürtel, den der Nordwind um ihre zum Theil vom Meere bespülten Wälle anhäuft; sie besteht mit ihren weißen Häusern, ihren runden Domen, ihren hohen Thürmen, ihren breiten, mit Trottoirs eingefaßten Straßen, ihren Säulenhallen, ihren Kirchen, ihrem Hafendamm, an dem sich die schäumenden Wogen brechen, ihren Festungswerken, ihren Muskitos, ihrem gelben Fieber und ihren funfzehntausend Einwohnern. Und ihre Einwohner sind es, welche am tapfersten für die Unabhängigkeit Mexikos gefochten haben; sie haben die Spanier aus de las Castillas oder San-Juan d'Ulloa vertrieben, aus jener Festung, die man für unnehmbar hielt und die eine Viertelmeile von der Stadt in der Rhede auf einer der Inseln erbaut ist, auf welchen die Einwohner bei der Ankunft des Ferdinand Cortez ihren Gottheiten Menschenopfer darbrachten, und wovon die andere, eine von den Seefahrern sehr gefürchtete Klippe, noch den Namen Opfer-Insel (Isla de Sacrificios) führt. In den Wällen steckende Kugeln, geschleifte Häuser, zertrümmerte Mauern bezeugen noch, daß der Ruhm, sie erobert zu haben, auf den die Veracruzer so stolz sind, ihnen mit Recht gebührt.

Man hat gemeint, daß die ursprüngliche, von dem Eroberer Mexiko's gegründete Stadt mehrere Meilen von dem heutigen Veracruz entfernt gestanden habe; Andere indeß behaupten im Gegentheil, daß ihr Standpunkt nicht verändert sey. Keiner von diesen beiden Behauptungen ist Glauben beizumessen; hier die Thatsachen. Man findet die Ruinen des alten Veracruz (antigua Vera-Cruz) neben der neuen Stadt, deren Kirchhof mitten unter ihnen liegt. Nicht allein sieht man daselbst viele zerstörte Häuser, sondern man gewahrt auch noch einen mit Mauern eingefaßten Spaziergang, der mit einer Art sehr harten Mörtels überzogen ist, welcher wie Granit aussieht. Diese Ruinen liegen südöstlich von der Stadt, einige hundert Schritt von den Wällen entfernt.

Das neue Veracruz bildet ein langes unregelmäßiges Viereck; es hat kein einziges merkwürdiges Gebäude, wohl aber ziemlich hübsche öffentliche Plätze. Seine Straßen sind breit und gerade; diejenigen, welche es in der Länge durchlaufen, sind sehr schön und schneiden sich rechtwinkelig mit den sie durchkreuzenden Straßen. Die von Ziegelsteinen gebauten und mit Terrassen umgebenen Häuser haben fast an allen Fenstern Balkons und sind entweder zwei- oder dreistöckig. An der Nordseite ist das Meer, östlich und westlich der unfruchtbare Küsten-Sand, im Süden wachsen am Fuß der Wälle einige Sträucher; weiter hin dehnen sich große Sümpfe aus, hinter welchen ein Wald sich über entfernte Hügel fortzieht, die von den schwarzen Wänden des Pic von Orizava überragt werden.

Die Steinmasse, deren man sich zum Bau des Hafendammes und der Mole bedient hat, besteht aus Korallen, welche man aus dem Meere heraufholt. In Veracruz giebt es keine Ziegelei, und die zum Bau und zur Ausbesserung der Häuser nöthigen Ziegelsteine müssen auf Goeletten von Tlacotalpan, einer kleinen, zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen entfernten Stadt, herbeigeschafft werden. Durch die Transport-Kosten und die Höhe des Arbeitslohns kommen die Bauten so theuer zu stehen, daß viele Eigenthümer es gänzlich unterlassen, ihre halb verfallenen und unbewohnbaren Häuser herzustellen.

Es giebt in der Stadt sehr viele Fontainen, Brunnen und Cisternen; doch ist das Wasser ziemlich schlecht und trägt nicht wenig, wie es heißt, zur Erzeugung der Krankheiten bei. Man behauptet, daß man nur das aus den Cisternen ohne Gefahr trinken könne. Auf dem Markt sind Lebensmittel und Früchte aller Art zu haben; man sieht daselbst die Erzeugnisse Europa's und die der tropischen Länder, die Banane und die Pfirsich, die Weintraube und die Ananas.

Die arbeitende Volks-Klasse in Veracruz, wenn sie dem gelben Fieber entgeht, führt hier vielleicht ein glücklicheres Leben, als sonst wo; sie ist freilich keiner langen Dauer desselben sicher, doch das beunruhigt sie wenig; sie hat aber gute Einnahmen, woran ihr viel mehr liegt. Einem Tischler bringt ein Tag Arbeit wohl zehn Franken ein, einem Maurer oft selbst funfzehn, und so geht es bei allen Handwerken. In den Hospitälern finden die kranken Arbeiter Verpflegung und Hülfe. Wenn sie genesen, so können sie durch etwas Sparsamkeit sich nach einigen Jahren eine so wohlhabende Lage gründen, daß sie für den übrigen Theil ihres Lebens des Arbeitens überhoben sind.

Durch seine Lage ist Veracruz der allgemeine Stapelplatz für den ganzen Handel Mexiko's. Es versteht aber auch, von diesem Umstande Vortheil zu ziehen, und von allen Waaren, die im Hafen ankommen, um in's Innere versendet zu werden, so wie von allen, die man von dort ausführt, erhebt es einen ziemlich beträchtlichen Zoll; auch ist es darum immer den Feindseligkeiten und der Eifersucht der übrigen verbündeten Staaten ausgesetzt. Es scheint fast, als hätten die letzten Unruhen in Mexiko sogar weiter keine unmittelbarere Ursache gehabt.

Die angesehensten Kaufleute Mexiko's und der anderen großen Städte der Republik haben Korrespondenten in Veracruz; doch giebt es noch außerdem zahlreiche Handelshäuser, deren Verbindungen sich über die neue und alte Welt erstrecken. Jeden Tag kommen im Hafen Schiffe von fast allen Nationen, mit den verschiedensten Waaren beladen, an; der lebhafteste Handel wird mit Weinen aus Bordeaux, Spanien und Portugal, mit Oliven-Oel, mit Kattunen, mit Geweben aller Art, mit Zucker und Kaffee getrieben. Die beiden letzten Produkte werden zum Theil von den Antillen nach Mexiko geliefert; sie gedeihen zwar sehr gut im Staate Veracruz, doch wird ihr Anbau zu sehr vernachlässigt, um den Bedürfnissen der Mexikaner genügen zu können. Die Ausfuhr-Artikel von Veracruz bestehen nur in Vanille, Cochenille, Jalape und Sassaparille; die meisten Europäischen Schiffe sind daher genöthigt, ihre Ladung an den Küsten von Yucatan oder anderswo zu vervollständigen.

Von Veracruz nach Mexiko sind achtzig Meilen. Der Weg ist schön und gut unterhalten, so daß von Xalapa bis zur Hauptstadt Mexiko die Wagen ihn ganz ungehindert zurücklegen; von Veracruz nach Xalapa aber ist die Straße so ungleich, daß der Transport der Waaren allgemein durch Maulthiere bewerkstelligt wird. Täglich gehen von Veracruz Karawanen ab, die sich über alle Punkte von Mexiko verbreiten. Die Maulthier-Treiber, welche sie führen, lagern sich in den Wäldern, machen sich selbst ihre tortilles oder Maiskuchen, die den meisten Bewohnern Mexiko's als Brod dienen, und bereiten ihre Nahrung auf freiem Felde, wie die Spanischen gitanos. Die Reisenden werden oft von den Dieben, welche die Wege unsicher machen, ausgeplündert, und in Veracruz versichert man sich gegen die Straßen-Räuber, wie man es in Frankreich gegen die Feuersbrünste zu thun pflegt.

Unter den Einwohnern von Veracruz herrscht großer Luxus. Die reichen Bürger richten sich ganz nach den Französischen Moden; an den Werktagen gehen die Frauen schwarz, Sonntags aber und an Festen weiß gekleidet. Die, welche von Europäern abstammen, sind meistens von mittlerer Größe, wohlgebaut und recht niedlich. Das schwarze Mäntelchen, welches ihr Gesicht halb bedeckt, hebt die Weiße ihres Teints außerordentlich hervor; leider ist aber ihre Anzahl sehr gering, denn der größte Theil der Bevölkerung, besonders in den unteren Klassen, besteht aus farbigen Männern und Frauen.

Zu jeder Tageszeit bieten die Straßen der Stadt einen bunten und lebendigen Anblick dar. Die Bewohner sind nicht jener Art von physischem und moralischem Stumpfsinn unterworfen, der in den tropischen Ländern so gewöhnlich ist; das kömmt daher, weil in Veracruz sich Individuen von allen Nationen, Franzosen, Deutsche, Spanier, Italiäner, Engländer und Nord-Amerikaner aufhalten; und von all diesen Fremden, die sich hin und her zerstreuen und mit den Einwohnern vermischen, ist immer eine hinreichende Anzahl beisammen, um in ihrer Landessprache reden zu können. Gewöhnlich sieht man, die Festtage ausgenommen, nur wenig Frauen auf den Straßen umherwandern. Die vornehmeren Damen führen ein sehr zurückgezogenes Leben, sie verlassen ihre Wohnungen nur, um in die Kirche zu gehen, und besuchen weder die Spaziergänge, noch die öffentlichen Lustbarkeiten. Bei den ländlichen fandangos, die alle Sonntage in der Umgegend stattfinden, erscheinen nur farbige Frauen.

Das Spiel ist die vorherrschende Leidenschaft der Mexikaner. In Veracruz wird es bis zur Raserei getrieben. Zwei Meilen von der Stadt ist ein Vergnügungsort, wo sich die Spieler versammeln. Sonntags und Feiertags begiebt sich die ganze kaufmännische und finanzielle Aristokratie von Veracruz, denn eine andere giebt es hier nicht, zu Wagen nach jenem Lustschloß. Hier, in der Einsamkeit des Waldes, sinkt so mancher glänzende Wohlstand, die Frucht des Zufalls oder der Anstrengungen vieler Jahre, vor einem Pique- oder Careau-As in den Staub; hier wird in einem einzigen Tage der Reiche ins Elend gestürzt, während der früher ganz Arme einen Reichthum erlangt, der ihn zu Würden verhilft. Man nannte mir einen Französischen Kaufmann, der so die Leiter des Glückes und dadurch auch die der Ehrenstellen erklimmte.

Die Deputirten-Kammer von Veracruz (l'Estado libre y soberano) versammelt sich in Xalapa, wo sie während der Dauer der Session gegen das gelbe Fieber gesichert ist; aber das Staats-Oberhaupt residirt zu Veracruz mit drei oder vier Infanterie-Regimentern und mehreren Compagnieen Artillerie, ohne die Soldaten mit einzurechnen, die in las Castillas stehen, von wo jeden Morgen bei Tagesanbruch und jeden Abend um acht Uhr ein Kanonenschuß ertönt. Die Soldaten sind sehr gut ausgerüstet. Zwei von den Regimentern haben ein ganz vortreffliches Musik-Corps. Der Anzug der Hoboisten ist mit Orientalischer Pracht ausgestattet. Der Generalstab scheint eine Ehre darin zu suchen, sie mit Aufwand zu kleiden, wie es in Frankreich mit den Tambour-Majors der Fall ist. In der Stadt selbst findet man eine bedeutende Anzahl Kasernen, einen Artillerie-Park, voll Bomben und Haubitzen, nebst mehreren gegossenen Kanonen, deren schönste das Französische Königs-Wappen trägt und aus der Zeit Ludwig's XI. herrührt.

Sieben Klöster, von denen die Mehrzahl verödet ist, sind in den verschiedenen Stadt-Vierteln zerstreut. Zuweilen bewohnt ein einziger Mönch in seinem Ordenskleide ganz allein die düstern Gänge des Klosters. Die Kirchen dieser Klöster, so wie auch die Hauptkirche, sind geräumig, sauber und schön geschmückt, doch bemerkt man in ihnen sehr wenig Gemälde; sie sind auch fast beständig geschlossen. Nur in der Kathedrale versammelt sich Sonn- und Feiertags eine ziemlich bedeutende Anzahl von Gläubigen. Am größten ist das Gedränge während der Messe, bei welcher die Musiker von zwei Regimentern abwechselnd ernste und feierliche Stücke ausführen, die mit der Heiligkeit des Ortes vollkommen übereinstimmen.

In Veracruz sind die Reisenden nicht wie zu Alvarado und Tlacotalpan in Verlegenheit wegen ihrer Einkehr; man findet daselbst sehr gut eingerichtete Gasthäuser (fondas), wovon mehrere Französische Wirthe haben, bei denen man, für ein oder zwei Piaster täglich, sehr gut lebt. Nachts schläft man auf Gurt-Betten, ohne Matratze und Strohsack, unter einem Gaze-Zelt, pavillon genannt. Ohne diese leichte und durchsichtige Hülle, die aber für die Muskitos undurchdringlich ist, würden diese Insekten jeden Schlaf unmöglich machen. Oft ist man selbst trotz aller Vorkehrungen nicht im Stande, ein Auge zu schließen, so wird man durch die Stiche und das Summen einiger derselben geplagt, denen es gelungen ist, bis zu dem Lager zu dringen. In diesem Zustande ist es dann höchst drückend, die Wirkung der Nacht auf seine Augenlieder zu spüren und den Sereno zu hören, der, die Laterne in der einen, die Hellebarde in der anderen Hand, die Stadt durcheilt, indem er die Stunden absingt, und der, nachdem er den gewöhnlichen Gruß: Ave Maria purissima, mit wohlklingender und lauter Stimme gesprochen, die entmuthigenden Worte ertönen läßt: La media de noche, es ist Mitternacht. Peinigend ist es, die dumpfen Stimmen der Schildwachen zu vernehmen, die auf den Wällen Wache halten, und deren hundert Mal wiederholter Zuruf, so zu sagen, eine lange Kette von Tönen in der Finsterniß bildet.

Ohne das vomito negro, ohne die Wechselfieber und die Muskitos würde Veracruz eine der blühendsten Städte der Welt seyn. Seine Lage, vielleicht einzig in ihrer Art, die es für Europa zum unentbehrlichen Kanal macht, um Mexiko mit seinen Natur- und Kunst-Produkten zu versehen, und die Reichthümer des Bodens jenes Staates, dessen Hauptstadt es ist, verleihen ihm eine hohe Bedeutsamkeit. So lange noch in der Welt der Durst nach Gold herrscht, wird es auch nicht an Abenteurern fehlen, die in seinen Mauern dem schauerlichen gelben Fieber trotzen und die abnehmende Bevölkerung, die durch die Epidemie mit jedem Jahre verringert wird, neu ersetzen werden. (R. d. P.)

Mannigfaltiges.

— **Chinesen und Orang-Utangs auf der Insel Borneo.** Der Distrikt an der Westküste von Borneo, den diese Kolonisten bewohnen, ist besonders reich an Diamanten und Goldgruben. Ihre Hauptstadt Sinkawan besteht aus einer langen und engen Straße, deren hölzerne Häuser mit Schilf gedeckt sind. Das Gebäude, in welchem der Chinesische Magistrat wohnt, ist von der Stadt abgesondert und mit einer niedrigen Torf-Mauer umgeben. Der Malayische Fürst dieser Gegend, welcher den Titel Sultan führt, hat das Monopol des Opium-Handels; die Goldminen aber gehören ganz den Chinesen, die den Malayen an Zahl weit überlegen sind. Schon vor einigen Jahren hatten die Chinesen ein so großes Uebergewicht erlangt, daß der Sultan die Holländer einlud, sich hier niederzulassen und ihn zu beschützen. Das Opium-Rauchen ist ein allgemein verbreitetes Laster; es scheint aber dieser Genuß den Malayen noch schlechter zu bekommen, als den Chinesen. — Die Insel Borneo ist schon lange wegen ihrer Orang-Utangs berühmt. Die Eingebornen versichern, daß viele dieser merkwürdigen Affen über sieben Fuß hoch werden, daß es aber beinahe unmöglich sey, einen erwachsenen Orang-Utang lebendig zu fangen. Der Holländische Wundarzt in dem Fort hatte ein junges Thier dieser Art, das man, wenn es in gewisser Entfernung am Boden lag, nur mit Mühe von einem Negerkinde unterscheiden konnte. Es war so hülflos wie ein Kind. (A. I.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Freitag den 25. September 1835.

Syrien.

Beirut.

Von Jules Amic.

Beirut ist amphitheatralisch auf einem vom Berge Libanon gebildeten Erdvorsprung erbaut. Volney verlegt diese Stadt irrigerweise auf eine Erdzunge, die sich ungefähr zwei Meilen über die gewöhnliche Ufer-Linie in das Meer hinaus erstrecke. Die terrassenförmigen Gärten, die es von allen Seiten umringen, geben ihm ein eben so malerisches als stattliches Ansehen; wenn man auf der schmalen Terrasse steht, die seinen kleinen Hafen begränzt, und um sich blickt, so weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, den weiten Horizont des Meeres, das sich in Westen und Norden ausdehnt, oder den nahen Horizont der Gebirge, welche die Aussicht nach Osten zu beschränken. Der unansehnliche Divan, der funfzehn Fuß vom Ufer entfernt auf Pfählen erbaut ist, bietet einen köstlichen Standpunkt zur Betrachtung dieses Schauspiels dar, und wenn man zwölf Paras ausgeben will (ein Para ist so viel wie ein Centime) so kann man sich, und zwar auf der Stelle, diesen Genuß noch erhöhen; denn alsdann stehen Schebuck und Nargileh zu unserer Verfügung, und man athmet die wohlthätigen Düfte des Mokka-Kaffee ein.

Auf der eben erwähnten Terrasse bewegen sich beständig eine Masse von Personen, Träger und Handelsleute, Fremde und Eingeborene umher und erschweren jede freie Bewegung; außerdem versperren die Zoll-Beamten noch den Weg mit allen möglichen Waaren und vermehren den allgemeinen Lärm durch ihr bedeutendes Geschrei und ihre heftigen Geberden.

Die Wohnung des Gouverneurs ist nahe beim Zoll-Amte gelegen; sie bildet fast die Ecke der Straße, welche zum Quartier der Franken hinausführt und die als Haupt-Verbindung mit dem übrigen Theil der Stadt dient, wo Gassen und unregelmäßige Durchgänge, wunderliche Häuser, die meistentheils keine Fenster an ihrer Außenseite haben, Bazars, die theils wie Rotunden, theils wie Gallerieen gebaut sind, und zwei oder drei schlechte Moscheen keinesweges der Vorstellung genügen, die man sich vor der Ausschiffung davon gemacht hat. Ungeachtet dieses dürftigen Aussehens, ungeachtet des sichtlichen Verfalls einiger Plätze und der Verlassenheit mancher Gebäude, herrscht jedoch überall ein Anstrich von Wohlhabenheit und Sauberkeit, den man in den anderen Handelsplätzen der Levante vermißt, und der den Reisenden in der doppelten Beziehung des Wohlbehagens und des persönlichen Interesses befriedigt.

Die Einwohner von Beirut scheinen das Joch der Ottomannischen Herrschaft mit vielem Muthe zu ertragen. Alle betreiben den Waarenhandel oder den Geldwucher mit derselben Thätigkeit, ja, mit derselben Leidenschaft, die man in den nördlichen Ländern dabei an den Tag legt, und die Gesundheit, deren sie sich erfreuen, beweist deutlicher als Alles, was man sonst anführen könnte, wie reichlich sie die Bedürfnisse des materiellen Lebens befriedigen können. Diese Bedürfnisse sind freilich in dem gesunden Klima Syriens nicht eben sehr zahlreich, und sorglos verfließt das Leben für einfache und ungelehrte Menschen, deren ganzes Wissen darin besteht, ihre gegenseitigen Geldmittel zu kennen, denen nicht einmal ihr eigenes Land und daher noch viel weniger der übrige Theil der Erde bekannt ist, die ihr Ohr den Mittheilungen der Reisenden verschließen und nicht begreifen können, daß Paris bevölkerter als ihre Stadt sey.

An einem Orte, wo man nur die Todesfälle, niemals aber die Geburten einträgt, wo man sich um die Zahl der Fremden, die ankommen und abreisen, gar nicht bekümmert, ist es freilich schwer, die Summe der Bevölkerung anzugeben; wenn man aber die von Beirut auf sechstausend Seelen anschlägt, so könnte der Irrthum, wenn ja einer stattfände, nur in der Uebertreibung der Zahl liegen.

An der Tracht kann man nicht immer die Eingeborenen einer Stadt erkennen, vorzüglich wenn die Bevölkerung derselben aus verschiedenen Menschen-Raçen besteht, die alle ihre ursprünglichen Eigenheiten und Kleidungen beibehalten haben. In Beirut jedoch wird auch der ungeübteste Beobachter die Städter sehr bald von den Fremden unterscheiden können. Seine Aufmerksamkeit, zuerst angezogen von einigen Aegyptern, welche man sogleich erkennt, und von Europäischem Schiffsvolk, welches seine Baumwollen-, Indigo-, Zimmet- oder Seiden-Ladungen an Bord schafft, wird bald durch den Anblick kräftiger Männer gefesselt, deren athletische Formen wie im Relief aus der gleichförmigeren Masse der Menge hervortreten. Das sind die Maroniten und die Drusen, durch deren Vermittelung der ganze auswärtige Handel betrieben wird, und die ihr Leben damit zubringen, außer den Produkten ihrer Berge noch Lebensmittel aller Art aus Damaskus, dieser zweiten Niederlage der Indischen Reichthümer, herbeizuschaffen.

Beirut gehörte lange Zeit den Drusen, welche, unter der Anführung tapferer und geschickter Fürsten, ihrer Emire, sich so brav gegen die wiederholten Angriffe der Türken vertheidigten. So gelegen, daß sie in unmittelbarer Verbindung mit dem Centrum ihres Gebietes stand, bot diese Stadt als Meereshafen den Bergbewohnern alles Nöthige dar, um ihre Waaren nach Aegypten, für welches sie größtentheils bestimmt waren, überzuschiffen, und um von dort die Tausch-Artikel zu beziehen. Die Maroniten, deren Interessen ganz dieselben waren, und die, wenn es galt, die Armeen des Sultans zu bekämpfen, immer auf der Seite ihrer Nachbarn fochten, unterstützten kräftig den Widerstand der Drusen und theilten die daraus hervorgehenden Vortheile mit denselben. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gerieth Beirut in die Gewalt seiner Feinde. Was ihnen durch die Waffen nicht gelungen war, gelang durch Bestechung, denn die Stadt wurde 1763 von einem gewissen Dschezzar übergeben, der zum Lohn für seinen Verrath nachher das Gouvernement von St. Jean d'Acre erhielt, auf welchem Posten er so viel Grausamkeiten beging, daß man noch jetzt davon erzählt; diese wichtige Eroberung öffnete den Türken die Thore des Gebirges, und die Schwierigkeiten, die ihr Muth nicht zu besiegen vermochte, waren dadurch auf einmal beseitigt.

Die Drusen und ihre Verbündeten bedurften, um zu leben, Verbindungen nach Außen; sie mußten die Bedingungen der Türken annehmen und einwilligen, einen Tribut zu zahlen, um auf diese Weise als Unterthanen einen Ort wieder zu betreten, dessen Herren sie früher waren. Seit dieser Zeit hat der Handel sehr gelitten, und wenn er jetzt an Lebhaftigkeit wieder etwas zu gewinnen scheint, so liegt die Ursache davon weniger an dem guten Einverständniß zwischen dem Sieger und dem Besiegten, als an dem schlechten Zustande aller anderen Küsten-Häfen. Beirut hat jetzt an St. Jean d'Acre, an Said und Tripoli keine Nebenbuhler mehr; der Ankergrund seiner Rhede ist für die Schiffe weniger gefährlich, als der dieser anderen Handelsplätze, und das reicht hin, um ihm den Vorzug zu geben. Doch hat die Erlaubniß, zu kaufen und zu verkaufen wie in den Tagen ihres Glücks, nicht allen Bergbewohnern gleich lockend geschienen, so daß die Anzahl der Maroniten, welche die Stadt besuchen, viel größer als die der Drusen ist, welche, von Natur stolzer und freiheitsliebender, für ihre alte Industrie nicht mehr denselben Eifer hegen, wie zur Zeit des Emir Fakreldin, dieses durch seinen langen Aufenthalt am Hofe der Medicis berühmten Fürsten, von wo er aber eine Neigung zur Trägheit mitbrachte, die seinen Vorgängern ganz fremd war. Nach seiner Rückkehr aus Italien verschönte Fakreldin die Stadt Beirut durch verschiedene merkwürdige Monumente, von denen man noch spricht, die aber gänzlich verschwunden sind, sey es nun, daß der Sultan Amurat IV., der mit ihm Krieg führte, auf einen solchen Glanz eifersüchtig, sie bis auf die geringsten Spuren zerstörte, oder daß die Leichtigkeit solcher nur zur Pracht aufgeführten Gebäude sie nicht zwei Jahrhunderte hindurch erhielt.

Ein anderer eben so mächtiger Beweggrund, wie der, Geld zu gewinnen, zieht noch außerdem die Maroniten nach Beirut, nämlich die Freiheit, mit der sie hier alle christliche Religions-Uebungen verrichten können. Obgleich in ihrem Lande jedes Dorf, jeder Weiler mit einer Kirche versehen ist, so ziehen es viele unter ihnen doch vor, in der Stadt die Messe zu hören und ihre Gebete zu verrichten, weil sie sich einbilden, dabei noch ein Verdienst mehr zu haben, nämlich das, den Muhamedanern zu trotzen; doch dürfen diese Letzteren sie gar nicht daran verhindern, weil das Kloster der Maroniten vom Groß-Sultan bestätigt und unter den unmittelbaren Schutz Frankreichs gestellt ist, wie alle ihm zinsbare Klöster Palästinas. Aber der auf diese Weise gegen die Befehdungen der Türken gesicherte kirchliche Friede ist es leider nicht gegen die Anmaßungen der Europäer, die zu Beirut sehr selten in Einigkeit leben; und oft schon ward der Gottesdienst durch diejenigen unterbrochen, die eigentlich berufen wären, seine ungestörte Ausübung zu sichern. Während meiner Anwesenheit in Syrien fand ein großes Aergerniß durch die Schuld des Italiänischen Konsuls statt, der es sich aus eigener Machtvollkommenheit einfallen ließ, unserem Repräsentanten den Vorrang bei den kirchlichen Feierlichkeiten streitig zu machen.

Im Ottomannischen Reiche, das aus so vielen verschiedenen Nationen besteht, bekleiden die Türken alle öffentliche Aemter; ihnen allein steht die Militair-Carrière offen, von der alle Privilegien ausgehen, und die Civil-Verwaltung, die allen Kredit an sich reißt. Durch das Eroberungsrecht Herren einer unermeßlichen Fläche Landes, haben sie

das Monopol für sich zum Prinzip und zur Bedingung ihrer Existenz gemacht. In Syrien zum Beispiel wird ihnen diese Verfahrungsweise durch ihre Stellung selbst geboten. Ohne die Maroniten und die Drusen, die zwei ganz besondere mit Schonung behandelte Racen ausmachen, zu rechnen, sind dort alle Küsten-Städte mit schismatischen oder katholischen Christen und mit einer großen Anzahl Juden und Kopten bevölkert, die man mit dem allgemeinen Namen Rajas, d. h. Unterthanen, belegt. Die Mitglieder des großen Türkischen Volksstammes sind daselbst aber nicht so zahlreich wie in Klein-Asien, dessenungeachtet aber äußern sie kein bemerkbares Zeichen von Furcht, ihr Sicherheits-Gefühl scheint im Gegentheil mit ihrer numerischen Schwäche sich zu vergrößern; in Beirut wie in Damask, in Damask wie in Stambul, sind die Bedrückungen und Plackereien noch immer nach demselben Maaß des Despotismus und der Habgier zugeschnitten. In den Augen der Muselmänner sind die Christen und Juden, darum weil sie allgemeiner verbreitet sind, nicht weniger unwürdig, für Menschen zu gelten. Und diese Verachtung der Rajas ist nicht so grundlos, wie gewisse Vertheidiger des Christenthums gern behaupten möchten; denn wenn man auch zugiebt, daß durch eine unaufhörliche und systematische Verfolgung Verderbniß und Laster in den Herzen der Opfer sich einnisten mußten, so lassen sich doch Proben des gänzlichen Mangels jedes Gefühls von Würde und Muth anführen, vorzüglich unter jener dritten Klasse von Christen, die man Levantinen nennt, und die den Türken und Rajas gleich sehr zuwider sind.

Levantine heißt jedes in der Levante geborene Individuum, wenn es von Europäischen Aeltern oder doch Europäischen Ursprungs ist. Der Levantine kann Franzose, Engländer, Russe, Deutscher, Spanier oder Italiäner seyn. Er gleicht dem Kreolen in den Kolonien, mit dem Unterschiede, daß er weniger Ursach hat, eitel zu seyn, und weniger Gelegenheit, seine Eitelkeit auszuüben. Da der Handel so ziemlich der einzige Weg zum Glück ist, der ihm offen steht, so widmet er sich früh demselben, und seine eigenthümliche gesellschaftliche Stellung, die ihm in mehreren Sprachen Geläufigkeit verschafft, giebt ihm einen bedeutenden Vortheil über die gewöhnlichen Kaufleute. Er kann in der Türkei zu keinem Besitzthum gelangen, daher bekümmert er sich auch nicht um die Gesetze und Gebräuche der Türkei; er beachtet selbst die charakteristischen Merkmale ihrer Sitten nicht, und dadurch wird die Scheidewand, die ihn von den Muhamedanern trennt, nur immer schroffer.

Der Levantine, der in Beirut die Geschäfte eines Konsuls versah, stammte aus Spanien und war also eigentlich ein Europäer; mit diesem Amte ist zwar keine Besoldung verbunden, doch ist es von großer Wichtigkeit wegen der Verbindungen und Mittel, welche es denjenigen an die Hand giebt, die es bekleiden; daher bewerben sich auch die christlichen Unterthanen vorzüglich darum. So genoß der Agent zu Beirut zugleich die Vortheile des Kaufmanns und die Vorzüge des Staatsmanns. Da er aber über Alles gewinnsüchtig war, so schien ihm dieses doppelte Geschäft nicht hinreichend, und er betrieb noch das eines Wechslers, oder, besser gesagt, das eines Pfandleihers; auch verschmähte er nicht, in seinen Muße-Stunden den Kranken des Landes Hülfe zu bringen, wofür er sich aber immer im Voraus bezahlen ließ. Die Eigenschaft als Arzt, die er sich zugelegt hatte, erhöhte überdies ganz besonders sein Ansehen unter den Syriern, welche die Fähigkeit, Krankheiten zu heilen, bloß denen zutrauen, die nur sieben Monate im mütterlichen Schooß geruht, oder auch dem ersten besten Europäischen Abenteurer, der Hut und Kleidung nach Fränkischem Schnitt trägt. Das Hauptmittel eines dieser Hippokrate, das er gegen jede Krankheit anwandte, bestand in einer Aufkochung von Hühnerfedern, die in seiner Gegenwart gerupft werden mußten; die Hühner eignete er sich dann jedesmal zu.

Andererseits zog seine entehrende Gewinnsucht dem Agenten den Tadel und die Verachtung aller Europäer der Stadt zu. Doch das kümmerte den Spanier sehr wenig, daß er so schmählich von Allen verlassen und vermieden wurde; denn er sah die, welche sich ihm überlegen dünkten, beständig in Streit mit einander und dadurch aller jener süßen Vertraulichkeiten beraubt, die unter gebildeten Menschen, welche sich in Barbaren-Ländern aufhalten, das Leben erleichtern und sicherer machen. In Beirut geht es noch anders zu, wie in gewissen kleinen Städten unserer Provinzen in Frankreich; außer der niedrigen Scheelsucht, der einzigen Beschäftigung müßiger Leute, findet sich hier noch etwas Anderes, etwas Mächtigeres und Unwiderstehlicheres vor; man haßt die, welche man beneidet, und beneidet die, welche man haßt; mit einem Wort, man fühlt sich zur Verwünschung des Nächsten angetrieben. Die Muhamedaner selbst sind diesem Einflusse unterworfen, was eine in ihrer Art einzige Erscheinung in der Türkei ist; sie leiden von den Wirkungen desselben, trotz ihrer ausgemachten Liebe zur Ruhe und trotz der strengen Discretion, die sie sonst gegen alle Privat-Angelegenheiten beobachten. (Schluß folgt.)

England.

Tales of the Ramadhan. (Morgenländische Erzählungen.) Von J. A. St. John. 3 Bde. 12. London, 1835.

Die Aehnlichkeit der vorliegenden Erzählungen mit den bekannten der „Tausend und eine Nacht" springt in die Augen, gereicht aber dem Werke keinesweges zum Nachtheil. Der Rahmen, in dem die einzelnen Gemälde zu einem Ganzen zusammengefaßt sind, erscheint passend und zweckmäßig gewählt. Der Autor stellt sich selbst als Türken dar, um mit den Osmanlis zu Kahira in Berührung zu kommen, mit denen er die Nächte des Monats Ramadhan in geheimen und verbotenen Belustigungen mit Frauen, die ihren Männern untreu werden, und mit leichtfertigen Tänzerinnen bei Wein, Gelage und allerlei Vergnügungen zubringt. Die Berichte von diesen Bachanalien weichen auffallend von den gewöhnlich verbreiteten Ansichten über die Enthaltsamkeit und die Fasten während des genannten Monats ab. Bei Angabe der verschiedenen Belustigungen kommt der Verfasser auf die natürlichste Weise auf den echt orientalischen Hang, den Erzählungen Anderer mit Aufmerksamkeit zuzuhören; unser Autor hat die in den vorliegenden drei Bänden enthaltenen Geschichten zum Theil auf Aegyptische Fabeln basirt, zum Theil aber selbst erfunden und reich ausgeschmückt. Ueber den Charakter der orientalischen Geschichtserzähler im Allgemeinen giebt uns Latif Effendi, einer der Osmanlis, einige nähere Auskunft.

„Sie sind", sagt er, „die gebildetsten Personen im Lande und können in der That als unsere vorzüglichsten Gelehrten betrachtet werden. Außerdem, daß sie in unserer Literatur, zu der sie zuweilen selbst höchst schätzbare Beiträge liefern, äußerst bewandert sind, bereichern sie den Umfang ihrer Kenntnisse und Erfahrungen beständig durch Reisen und den vielfältigsten Umgang mit ihren Nebenmenschen. Dazu kommt noch der besondere Stachel des Ehrgeizes und der wetteifernden Nebenbuhlerschaft auf ihrer Carrière, um nichts zu sagen von der Liebe zum Gewinn, der bei solchen Männern immer ein weit geringeres Reizmittel ist, als man gewöhnlich annimmt. Daher genießen sie auch im Allgemeinen einer besonderen Achtung in der Gesellschaft, und die ausgezeichneteren Meister unter ihnen begleiten oft unsere Fürsten auf den Feldzügen, um sie in den Zwischenstunden zu unterhalten und zu erheitern. Abu Timsah, gegenwärtig der erste Geschichtserzähler in Kahira, befand sich während des Krieges mit den Wechabiten in dem Zelte des Tussun-Pascha, und zwar wurde er mehr als dessen Rath und Freund, denn als ein zur bloßen Belustigung dienender Mann behandelt. Und dabei würdest du ihn, wenn du einmal seine zusammengeschrumpfte schwarzbraune Zwerggestalt zu sehen bekämest, gewiß beim ersten Blicke schon für einen gemeinen Possenreißer erkennen."

Diese Geschichtserzähler wissen ihren Stil immer dem besonderen Charakter und dem Geschmack ihrer Zuhörer anzupassen, so daß eine Erzählung, die für Türken bestimmt ist, ein ganz anderes Aussehen hat, als eine für Araber abgefaßte, eben so wie die des Palastes von der in den Kaffeehäusern abweicht. Die erste in der uns vorliegenden Reihe, die für die Bisbareni-Araber geschrieben ist und ungefähr den ersten Band ausfüllt, bietet keine zur Mittheilung geeignete Proben dar; aber die zunächst sich anknüpfende Zwischenerzählung vor dem sogenannten „Pest-Doktor" enthält ein merkwürdiges Gemälde von mehreren mitternächtlichen Hinrichtungen, die in Folge einer Verschwörung zu Kahira stattfanden. Die Scene wird von einer Augenzeugin (Almé, der Tänzerin) folgendermaßen beschrieben.

„Unmittelbar nach Sonnen-Untergang folgte ich dem Polizei-Aga, auf dessen Veranlassung ich einen blauen Fellah-Rock anlegte und meine Haarlocken unter einem breiten rothen Turban verbarg. Wir zogen fort, indem uns zwei oder drei seiner Bedienten mit Fackeln vorangingen. Als wir an der Thür des Gefängnisses angekommen waren, klopften wir an und wurden sogleich in ein geräumiges dunkles Zimmer eingelassen, das rings umher mit großen schweren Schlüsseln, Schwertern, Yataghans, Pistolen, Musketen und anderen Waffen behangen war. Eine kleine thönerne Lampe in einer Nische in der Wand warf ein trübes Licht auf den weiten Raum und seine Bewohner, die, auf dem Boden kauernd, mit einer Schebuck im Munde und von Rauchwolken umgeben, von Zeit zu Zeit in dumpfen Tönen, gleich dem unterdrückten Murmeln einer Hyäne, einander anredeten. Sie erwiederten den Salam (Gruß) des Weli (Polizei-Agas) mit einem erzwungenen Anschein von Höflichkeit, aber ohne von ihren Matten aufzustehen, und sodann setzten sie ihre Unterhaltung wieder fort. Ich habe nie ein roheres und mißgestalteteres Sündervolk gesehen. Unfreundlich, grob und plump, mit gekrümmten Nasen, kleinen Augen und eingebogener Stirn, schienen sie die brutale Dummheit des Nilpferdes mit der Feigheit und Verrätherei des Krokodills zu verbinden, und wenn sie sprachen oder lachten, glich es dem heiseren Gekrächze eines Raben, der über ein Aas sich herabstürzt. Der Weli, der noch Jemanden zu erwarten schien, ließ sich unterdeß auf einer Tapete in einiger Entfernung von ihnen nieder, während wir, nämlich ich und sein Diener, in der Nähe der Thür stehen blieben. Mein Auge war nicht im Stande, sich von der häßlichen Gruppe abzuwenden, deren ungeheure Scheußlichkeit mich schaudern machte. Ein Mann unter ihnen zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Er war fast von gigantischer Statur, aber außerordentlich mißgestaltet, gleichsam als wäre er aus den Gliedern und Bruchstücken verschiedener Körper zusammengesetzt, die durch das Prinzip der Zwietracht selber an einander gehalten würden; und wenn er aufstand und durch das Zimmer ging, um sich die Pfeife anzuzünden, so erschütterten mich seine scheußlichen Bewegungen und der brutale Ausdruck seiner Haltung dergestalt, daß ich nur mit Mühe eine Aeußerung meines lauten Widerwillens unterdrücken konnte. „Wallah, Orkhan", sagte hierauf einer seiner Genossen zu ihm, „es wird heute Nacht nichts für Dich zu thun geben. Der Kiaya hat wahrscheinlich getrunken wie ein Kefir und darüber seine Zusage vergessen." „„Hunkh!"" erwiederte Jener, grunzend wie eine Bestie: „„wer sagt es, daß er nicht kommen werde? Der Kiaya ergötzt sich eher an einem bluttriefendem Schädel, als an einem Becher mit Fränkischem Weine."" „Hu!" versetzte der Andere. „„Ich sage Dir"", rief darauf der mißgestaltete Riese aus, in dem ich bald den Nachrichter kennen lernte, „„Du bist ein Narr. Hast Du nicht bemerkt, als ich am letzten Abend meinen Dienst verrichtete, wie ihm da seine Augen vor Freude funkelten, wie er mir freundlich zunickte und in Zeichen zu mir redete, eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs! Und als ich die Köpfe in meinem Schoß hielt, nahm er da nicht einen in seine Hand und bemerkte lächelnd, wie zierlich die Schnurrbärte gekräuselt und von Parfümerieen durchduftet waren?"" „Ei, ei, Orkhan, Du und der Kiaya, Ihr habt, gleich Monkir und Nekir,*) Euer Wohlgefallen daran, die menschlichen Köpfe bluten zu sehen. Aber, was ist's, das Jenen heute Abend zurückhält? — Die Stunde ist bereits vorüber!" „„Ei warum,

*) Bekanntlich die Dämonen des Grabes.

Digitized by Google

mein Kelb, er ist nur immer darauf bedacht, mir meine Bequemlichkeit zu lassen, und er will gewiß, daß ich heute Abend noch eine Pfeife ausrauche, bevor ich den Dienst Asrael's verrichte."" Bei diesen Worten verkündete ein lautes Pochen an die Thür die Ankunft der wichtigen Person, die den Stoff der Unterhaltung bildete. Als der Kiaya eintrat, stand der Weli auf, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen führte sie der Nachrichter in Begleitung seiner Henkersknechte zu den Zellen der Gefesselten hin. Das Herz schien mir im Leibe zu ersterben, als ich hier die langen gewölbten Gänge und die düsteren Höfe durchkreuzte, oder die knarrenden Treppen hinaufstieg, die zu denjenigen Verschworenen führten, welche an demselben Abend für ihre begangenen Verbrechen büßen sollten. Endlich kamen wir nach einer kleinen offenen Terrasse, oder vielmehr nach dem Gerichtshofe auf dem Dache des Gefängnisses, wo der Kiaya sich auf einen kleinen Divan niederließ, der unter einem Baldachin von Mattenwerk stand. Vier Gerichtsdiener nahmen, je zwei auf einer Seite, Platz mit Fackeln in den Händen, und Orkhan, der Nachrichter, kauerte, mit brutaler Hintansetzung alles Anstandes, auf eine Matte in einem Winkel des Saales nieder, wo er mit dem Griffe eines gewichtigen Degens spielte, den er wie einen Herzensfreund zu umarmen und zu liebkosen schien. Der Weli schritt, bloß in Begleitung seiner eigenen Dienerschaft, nach den Zellen der Delinquenten hin, um diejenigen herbeizuführen, die der Kiaya in einer ihm selbst überreichten Liste namhaft gemacht hatte."

Einer von diesen wird geköpft; Almé, die sich von ihrer Ohnmacht ein wenig erholt hatte, fährt fort: —

„Ich vernahm ein Geräusch, wie wenn Männer draußen mit einander kämpften, und als ich vorwärts hinblickte, sah ich die Polizei-Bedienten, die einen Türken fortzogen, der mit aller Gewalt mit ihnen rang. Der Weli, der sein Amt mit Anstand und Würde zu verwalten bemüht war, ersuchte Jenen, freiwillig nachzugeben, indem er bemerkte, daß ihm seine Anstrengungen doch nichts helfen könnten, daß er allein nichts gegen die Gewalt ausrichten würde, die der Polizei zu Gebote stände, und indem er hinzufügte, daß durch ein hartes, aber unwiderrufliches Geschick seine letzte Stunde bereits geschlagen, daß sein Name aus dem Buche des Lebens gestrichen sey. Auf diese Ermahnung ging der Türke bald einige Schritte vorwärts, allein die Liebe zum Leben überwältigte ihn in einem Augenblicke wieder, und er fing an, von neuem sich zu widersetzen. — „„Mein Sohn"", sagte hierauf der Weli, „„ich handle hier kraft meines Amtes, das mir höherer Seits übertragen wurde. Vermehre daher nicht meine Qual; denn ich bin gesandt, Dich vor den Engel des Todes vorzuladen. Ich würde mich herzlich freuen, Dir gute Nachrichten, Friede und langes Leben zu bringen; allein was vermag ich! Ist nicht mein Haupt selbst der Verfügung des Paschas unterworfen?"" „O! Weli", erwiederte der junge Mann, „der Tod ist bitter! und ich habe kaum erst das Leben gekostet. Ueberdies, was habe ich denn gethan? Eingeladen zu einem Schmause, wobei ich keine andere Absicht hatte, als mich zu belustigen, gerieth ich zufällig in die Gemeinschaft von Menschen, von denen es heißt, daß sie sich gegen Seine Hoheit verschworen haben; wären Jene aber auch wirklich schuldig, so habe ich doch kein Theil an ihrem Vergehen. Rette mich Aga, ich bitte Dich; oder zum wenigsten laß meine Hinrichtung noch aufschieben. In ein oder zwei Tagen wird vielleicht Seine Hoheit meine Unschuld selbst entdecken!" Darauf antwortete der Weli: „„Gott ist gnädig; ich wollte gern Deine Bitte gewähren, wenn es nur in meiner Macht stände. Allein siehe, hier ist die Liste. Ist nicht Dein Name darin verzeichnet, mein Sohn?"" „O Gott!" rief der junge Mann aus, „meine Augen sind trübe — ich kann nichts sehen. Laß die Lampe näher bringen." — „„Halt, Kefir!"" schrie hier einer der Araber in voller Wuth: „„welche Tollheit hat Dich Elender, ergriffen? Warum hast Du hier das Papier verbrannt?"" Aber der Weli versetzte hierauf in einem äußerst milden Tone, „„Sohn, ich fürchte, Deine Kühnheit wird Dir zu nichts nützen. Aber ich will es dem Kiaya wissen lassen. Geh' Tarjuk, benachrichtige Seine Excellenz von dem, was hier vorgefallen."" Der Gerichtsdiener eilte sogleich zum Vice-Gouverneur, und während dieser Zeit pochte mein Herz aus Besorgniß für den jungen Mann. Niemand gab einen Laut von sich; die Zunge war zu schwach, um die Angst des Angeschuldigten auszudrücken, und der Weli, der den Charakter des Bey's kannte, war zu gefühlvoll, um irgend eine grundlose Hoffnung zu erregen. Endlich hörte man von außen schwere und eilende Fußtritte ertönen. Von Furcht und Entsetzen getrieben, verkroch ich mich in einen Winkel der Zelle und lag hier still, während mein Ohr auf jeden vorübergehenden Laut auflauschte. „Weli", rief der Kiaya in einem erbitterten Tone aus, „woher kommt dies Scherzen mit meiner Autorität? Achtet man mich so gering, daß man sich meinen Befehlen auf solche Weise zu widersetzen wagt? Wenn Seine Hoheit dies hören sollte, würde sein Polizei-Aga nicht selbst in Gefahr gerathen?" „„Ew. Excellenz ist im Irrthume"", erwiederte hierauf der Weli mit Würde. „„Mein Haar ist grau geworden im Dienste Seiner Hoheit, und noch habe ich keinen Tadel erhalten wegen irgend eines Aktes der Humanität. Im Gegentheil, wäre Mohammed Ali hier gegenwärtig, er würde vielleicht mit Beifall belohnen, was Ew. Excellenz verdammt. Er hat unruhige und mißvergnügte Köpfe zu regieren, und es ist zuweilen nöthig, daß das Schwert gezogen werde; allein er ist auch nicht abgeneigt, zu verzeihen, und vor allen Dingen läßt er es seine Sorge seyn, den Unschuldigen nicht mit dem Schuldigen zu vermischen."" „Bei dem Propheten!" rief der Kiaya aus, „das ist etwas Neues. Sollen wir uns etwa in der Ausübung unserer Pflicht von einem Polizei-Aga, von einem Fellah, hindern lassen?" „„Ew. Excellenz"", erwiederte der Weli, „„wissen nicht, was Sie sagen. Ich bin ein Araber-Kiaya, aber kein Fellah, und während Ihre Gedanken in den Wäldern der rohen Barbarei hausen, ist mein Gemüth mit den Wahrheiten des Elm el Islam beschäftigt. Wenn ich wider meine Pflicht gefehlt habe, so mag ich meine Entlassung aus den Händen Ew. Excellenz empfangen; aber ich werde dann auch die Sache im Divan von Alexandrien zur Sprache zu bringen wissen."" „Ich entlasse Dich nicht", erwiederte Jener, „aber sieh' Dich nur vor, daß Du den Lauf der Justiz nicht hemmest." „„Aber, der junge Mann betheuert seine Unschuld, Kiaya. Die Justiz hat nur den Schuldigen zu bestrafen."" „Jede Memme", versetzte der Kiaya, „ist unschuldig, wenn es zur Bestrafung kommt. Orkhan, vollziehe Deine Pflicht!" Der junge Mann, welcher bisher geschwiegen hatte, da er sah, daß der Weli geneigt sey, ihn zu retten, brach nunmehr in die leidenschaftlichsten Klagen und Bitten aus. Er fürchtete nicht, wie er sagte, zu sterben, aber er habe kein Verbrechen begangen — er sey das einzige Kind seiner Aeltern, deren Leben mit dem seinigen eng verknüpft wäre — er habe gehofft, durch treue Dienste gegen den Pascha einst die Stütze seines Hauses zu werden — seine Familie würde nun durch das Unglück gänzlich zu Grunde gerichtet; und hierzu fügte er noch tausend andere spezielle Umstände, die er in seinem wilden Schmerze flüchtig berührte. Aber der Kiaya, ohne sich auch nur auf die geringste Antwort einzulassen, gab dem Nachrichter Befehl, sogleich die Execution zu vollziehen. Ich hörte es, wie der junge Mann gebunden und auf den Todesblock hingelegt wurde, während er immer noch ernsthaft zu Gott und den Menschen flehte; ich hörte oder vielmehr fühlte an allen meinen von Schauder ergriffenen Gliedern den dumpfen Schlag des Henkers, das Abspringen des Hauptes und das Hervorschießen des Blutes aus dem Rumpfe, das unterdrückte schauderhafte Klagegeschrei der Araber, die im Allgemeinen eben so menschlich als tapfer sind, so wie den plötzlichen Aufbruch des Kiaya, der den Ort verließ, ohne auch nur ein Wort zu äußern. Hierauf kroch ich dann selbst, mehr todt als lebendig, aus meinem Schlupfwinkel hervor, mischte mich unter die Dienerschaft des Weli und entkam auf diese Weise aus der Wohnung des Schreckens und des Gräuels."

Aus der nächstfolgenden Erzählung „der Pest-Doktor" theilen wir einen kurzen Auszug mit, der von weniger schrecklicher Art ist.

„Der Doktor", heißt es, „fing an, allmälig bei den Personen vom höchsten Range zu Rathe gezogen zu werden, wenn sie oder ihre Familie an irgend einem schwer zu heilenden Uebel litten, wobei sie jedoch die ihm durch ihre Zuziehung erwiesene Ehre als hinreichende Belohnung für seine Bemühungen betrachteten, indem sie ihm selten eine andere zu Theil werden ließen. Die am häufigsten vorkommenden Krankheitsfälle waren: beunruhigende Träume, Liebe, Melancholie, die zu große Eßbegierde der Sklaven, kurzes Gedächtniß und zu hohes Alter. Da einige von diesen Uebeln ihrer Natur nach keine besondere Heilmittel zuließen, so bot Abu Nubman allen Scharfsinn auf, um seine Patienten zu überreden, daß sie vollkommen gesund und munter seyen; nur die Sklaven bewiesen, wenn er ihnen auf's bestimmteste versicherte, daß sie keinen Hunger hätten, einen äußerst hohen Grad von Ungläubigkeit, indem sie aller seiner erhabenen Beredsamkeit Trotz boten. Die alten und schwachen Leute hingegen, denen er Komplimente machte, hinsichtlich ihrer Stärke und ihres jugendlichen Ansehens, schienen sich dadurch in der That von einer Last von vierzig Jahren auf einmal befreit zu fühlen, sie stutzten sogleich ihre Bärte wieder auf, vergrößerten ihre Harems und schrieben dem Arzte einen seltenen Schatz von Weisheit zu. Ein Umstand jedoch wirkte nachtheilig auf den Ruf unseres Abu Nubman, nämlich der, daß er in Folge seiner zu großen Jugend wenig oder gar keinen Bart hatte —; denn vermittelst dieses wichtigen Appendixes hatten oft Leute, die nicht halb so viel Kenntnisse und Erfahrung besaßen als er, die glücklichsten Carrièren gemacht. Die Zeit jedoch sollte, wie Rabbi Ibrahim ihm versicherte, bald sein Kinn bedecken und seine Stirn nach Anstand runzeln, und mit dieser tröstenden Aussicht war unser Arzt sehr wohl zufrieden."

In dem zweiten Bande finden wir den „Perl-Händler", in der Art wie „Sinbad des Seemanns Ausflug in fremde Länder"; ferner „Babaram Geurt", eine Persische Geschichte, und endlich noch eine dritte Erzählung von einem heftigen Zwiste zwischen Eroberern von Algier und den Kabylen. Der dritte Band interessirt besonders wegen der Abenteuer und Liebesgeschichten, die unser Pseudo-Heros selbst bei seinen Freunden in Kahira erlebt. Er enthält außerdem noch die Erzählungen von 1) Manßur und der Prinzessin Sitara, 2) von dem „Gebet-Kinde", 3) von der Prinzessin von Damaskus, und 4) von dem Phantom-Kameel. Die zweite dieser Erzählungen ist (wofern sie wirklich auf einer alten Sage beruht) die Quelle des „Kaufmanns von Venedig"; nur hat hier der Shylock, ebenfalls der Vater einer hübschen Tochter, den Kontrakt, in dem er das Ausschneiden des Fleisches als Buße ausbedingt, mit demjenigen stipulirt, der Jene heirathet. Die dritte Erzählung ist in der Manier des Boccaz abgefaßt; endlich die letzte ist in dem Style von „Armida's Zauber-Garten" geschrieben. Die erste, nämlich „Manßur", ist die originellste von allen und hat zum Gegenstande eine völlig organisirte Räuber- und Diebesbande, Herami genannt, deren Hauptmann Manßur ist, welcher es zuletzt dahin bringt, daß er die Tochter des Chalifen zur Frau erhält.

Bibliographie.

The Rev. T. H. Newman's sermons. (Predigten von Newman.) Bd. I. 10½ Sh.

Instructions and regulations for field battery exercises etc. (Anweisungen und Vorschriften für die Exercitien der Feld-Batterieen und für die Manöver des Königlichen Artillerie-Regiments.) 4 Sh.

Instructions etc. (Anweisungen und Vorschriften für die Exercitien und Manöver der Königlichen reitenden Artillerie.) 12½ Sh.

A treatise on hydrocephalus. (Abhandlung über den Wasserkopf oder über das Wasser im Gehirn.) Von W. Griffith. 3½ Sh.

Evolution. (Macht und Wirkung der Zahlen.) Von Thomas Smith. 5 Sh.

Smith's Chairman and Speaker. (Präsident und Sprecher; von Smith.) 1 Sh.

An address to the archbishops etc. (Adresse an die Erzbischöfe und Bischöfe über die innere Kirchenzucht.) Von einem Unter-Pfarrer. 1½ Sh.

Süd-Amerika.

Die Erdbeben in den Anden.

Die Frequenz der Erderschütterungen im südlichen Amerika hat alle Reisenden mit Staunen erfüllt. Kaum daß man einige Jahre in den Anden verweilen kann, ohne irgend einer traurigen Katastrophe beizuwohnen, die durch Erdstöße herbeigeführt wird; volkreiche Städte werden von Grund aus zerstört; Waldströme stocken in ihrem Laufe; Seen vertrocknen, während andere in Gegenden, wo es nie dergleichen gegeben, plötzlich zum Vorschein kommen; kothige Ausbrüche, wie z. B. der von Moya de Pelileo, begraben ganze Dörfer.

Man muß in einer der vornehmsten Städte auf den Cordilleras ein gewaltiges Erdbeben mit erlebt haben, wenn man sich von dem moralischen Zustande der Bevölkerung in solchen Perioden eines plötzlichen allgemeinen Schreckens eine deutliche Vorstellung machen will. Die religiöse Exaltation geht alsdann nicht selten in Wahnsinn über.

In der Nacht vom 16. zum 17. Juni 1826, als jenes fürchterliche Erdbeben Neu-Granada, d. h. einen Flächenraum von mehr als 30,000 Quadrat-Meilen, erschütterte, war es ein Jammer, die Einwohner von Santa Fé de Bogota zu sehen. Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen begegnete man Männern und Frauen, die mit lauter und vernehmlicher Stimme ihre Sünden beichteten; uneheliche Kinder fanden wieder Aeltern, die sie bis dahin verkannt hatten; längst gestohlenes Gut wurde seinem Eigenthümer zurückgestellt. Einen unvergeßlichen Eindruck machte die mit Inbrunst betende Menge, und schauderrregend war das allgemeine Angstgeschrei, so oft eine neue Undulation sich verspüren ließ. Während dieser Nacht der Trübsal war ich mit ganzer Seele bei meinen meteorologischen Beobachtungen; allein es geschah an einem abgelegenen Orte, weil der Physiker seine Instrumente nicht immer ungestraft konsultiren kann, wenn er von einem unwissenden und abergläubischen Haufen umgeben ist.

Der meteorologische Zustand der Atmosphäre war übrigens wie gewöhnlich; die stündlichen Variationen des Barometers, die in den Tropenländern so regelmäßig sind, folgten einander ohne Unterbrechung; aber das beständige Oszilliren der Magnetnadel zeigte, daß der Erdboden in fast anhaltender Bewegung war, obgleich nur diejenigen Stöße, welche die Gebäude erschütterten, allgemein bemerkt wurden.

Während dieses Erdbebens hatte keiner der Vulkane Neu-Granada's eine Eruption gehabt. Dieser Umstand ist oft wieder vorgekommen. Man weiß zwar, daß die Ausbrüche des Aetna und Vesuv immer von starken Erderschütterungen begleitet sind; auch ist mir wohl bekannt, daß in Amerika, wenn der Cotopaxi, der Tunguragua, der Cumbal ihre kothigen Materien auswerfen, das umgebende Erdreich bedeutend erschüttert wird. Allein die merkwürdigsten Erdbeben der Neuen Welt, die, welche die Städte Latacunga, Rio-Bamba, Honda, Caraccas, Laguayra, Merida, Barquisimeto u. s. w. vernichteten und mehr als 100,000 Menschen das Leben kosteten, waren von keiner erweislichen vulkanischen Eruption begleitet. Das mit einer Eruption zusammenhangende Schwanken des Bodens ist gleichsam lokal, während ein Erdbeben, das, wenigstens dem Anscheine nach, mit keiner vulkanischen Eruption zusammenhängt, unglaublich weit sich fortpflanzt; in Fällen dieser Art hat man beobachtet, daß die Erdstöße vorzugsweise den Bergketten folgen. Das Erdbeben, welches 1812 Caraccas verwüstete, zog die östliche Anden-Kette entlang, auf welchem Zuge es alle in dieser Richtung liegende Städte wie Kartenhäuser umstürzte.

Ich für meinen Theil möchte die meisten Erdbeben in den Anden auf Einstürze (éboulemens) im Innern dieser Berge zurückführen. Vermuthlich besteht das Relief der Anden aus Bruchstücken von jeder Dimension, die über einander gethürmt sind. Die trachytische Masse, welche nahe dem Aequator die Basis der Cordilleren bildet, wurde anfangs zerbröckelt und dann in diesem fragmentarischen Zustande ungeheuer hoch aufgehäuft.

Die inneren Bewegungen, welche in den fragmentarischen Massen einer Bergkette vor sich gehen, müssen die Höhe der erhabensten Piks allmälig zu vermindern streben. So bewahrt die Indianische Sage die Erinnerung an den Einsturz des berühmten Berges Kapak-Urku, der bei Rio Bamba sich erhebt. Ursprünglich war dieser Berg, wie schon sein Name sagt, das Haupt, der erhabenste unter allen Bergen, die mit dem Aequator gränzen. Ein Erdstoß, der in eine Epoche vor der Entdeckung Amerika's fällt, ließ den oberen Theil einstürzen, und heutzutage ist der Kapak-Urku weit niedriger als der Chimborasso. Die trachytischen Fragmente, welche den konischen Gipfel dieses berühmten Berges bildeten, sind heutiges Tages in der Ebene zerstreut, und diese Bergtrümmer können uns überzeugen, daß die hohen Zinnen der Anden aus über einander gethürmten Felsstücken gebildet sind.

Verschiedene Gründe machen es wahrscheinlich, daß die Höhe der Cordilleras im Abnehmen ist. Noch vor einem Jahrhundert war die Zinne des Guaguapichincha mit Schnee bedeckt; jetzt bemerkt man schon seit geraumer Zeit auf diesem Gipfel keinen Schnee mehr. — Vor beinahe 30 Jahren wurde die Höhe des Vulkans Puracé, bei Popayan, durch Caldas bestimmt. Ich habe diesen Vulkan 1832 wieder gemessen und eine geringere Höhe gefunden, als jener unglückliche Gelehrte. Diese Differenz könnte in fehlerhafter Beobachtung ihren Grund haben; allein die Bewohner von Popayan bemerkten mir, daß die untere Schneegränze des Puracé stufenweise sich erhebe. Dies kann aber nur aus zwei Gründen geschehen: entweder, weil die mittlere Temperatur der Gegend wärmer, oder, weil der schneebedeckte Berg niedriger wird. Das Letztere ist viel wahrscheinlicher, weil man gar keinen Grund hat, eine gesteigerte Temperatur anzunehmen.

Das allmälige Einsinken sehr hoher Berge ist im Grunde gar keine vernunftwidrige Annahme. Die vollkommen konstatirte allmälige Erhöhung des befestigten Erdreichs in Skandinavien, eine Erhöhung, die gleichsam zusehends vor sich geht, hat weit mehr Räthselhaftes für den Beobachter.

Eine Folgerung aus meiner Hypothese wäre die, daß Erdbeben in einer Bergkette von neuerer Entstehung um so häufiger seyn müßten. Ich kenne Europa nicht so genau, daß ich mich selbst überzeugen könnte, ob einige den Erdbeben unterworfene Berge dieses Welttheils in ihrer Höhe eine Modification erlitten haben. Von dem Vesuv scheint dies einstweilen ausgemacht, da Humboldt diesen Vulkan im Jahre 1823 ungefähr 30 Meter niedriger gefunden hat, als im Jahre 1804.

(Annales de Physique.)

Mannigfaltiges.

— **Napoleon und das Spanische Volk.** Wenngleich — sagt Graf Toreno — Einzelne den Plänen Napoleon's mißtrauten, so glaubten doch die Meisten, in ihm eine kräftige Stütze der Spanischen Nation und einen aufrichtigen Beschützer des neuen Monarchen zu sehen. Die verrätherische Besitznahme der Festungen und andere zweideutige Handlungen gab man den niedrigen Ränken Don Manuel Godoy's Schuld, oder hielt sie für gerechte Vorsichts-Maßregeln des Franzosen-Kaisers. Solche Urtheile dürfen uns nicht Wunder nehmen in einem Lande, welchem die Mittel der Oeffentlichkeit und des freien geistigen Austausches fehlen, wodurch der Ultraismus in Meinungen beleuchtet und gezügelt werden kann. Die Ausschweifungen Godoy's hatte man in der Nähe; Napoleon sah man aus der Ferne, und so erschien er nur im Glanze seiner erstaunlichen Thaten, seiner wunderbaren Feldzüge. Die Zeitschriften Spaniens, oder vielmehr die erbärmliche Gaceta de Madrid, das Echo Französischer Blätter, und einige andere, die in den Banden der Censur schmachteten, beschrieben Napoleon's Erfolge und würzten sie nach dem Geschmacke dessen, der diesseit und jenseit der Pyrenäen allmächtig herrschte. (Revolucion de España.)

— **Türkische Miszellen.** Die neueste Nummer der Türkischen Zeitung Tekwimi Wekaji erzählt unter der Rubrik Wunderbares (gharaïb) folgende beglaubigte Fakta: Zu Aidin ist vor kurzem ein Lamm auf die Welt gekommen, das zwei Mäuler und auf Einer Wurzel zwei Zähne hat; in Güselhissar aber hat ein Hund das Tageslicht erblickt, der mit sieben Beinen versehen ist, von denen vier zur Rechten und drei zur Linken sitzen. — Am 3ten Tage des diesjährigen Sefer, um 11½ Uhr, trat ein Flüßchen bei Pirilpa, von heftigem Regen angeschwellt, über seine Ufer, und zerstörte außer drei steinernen und sieben hölzernen Brücken über 70 Häuser und 10 Gerbereien, die am rechten und linken Ufer lagen, sammt den darin befindlichen Mobilien und Vorräthen. Das fünf bis sechs Monat alte Kind eines gewissen Charisto wurde sammt der Wiege, in der es schlief, mit fortgeschwemmt. Am nächsten Tage fand man selbiges gesund und wohlbehalten an einer Stelle, die von dem genannten Orte eine halbe Stunde Weges entfernt war und wo die Wiege sich niedergelassen hatte!

— **Die Stadt Callabaugh am Indus.** Diese Stadt verdient wohl eine besondere Beschreibung. Der Indus wird hier durch Berge eingeengt, die an beiden Ufern schroff abschießen. Längs ihrer Basis hat man einen Weg gehauen, der aber so schmal ist, daß kein Kameel mit einer bedeutenden Last ihn passiren kann. Ueber diesem Passe hängt nun die Stadt am Felsen, und zwar so, daß man denken sollte, die Straßen seyen wie Babylonische Stockwerke auf einander gethürmt, und die Einwohner müßten auf die platten Dächer ihrer Häuser steigen, um in eine höher liegende Parallel-Straße zu gelangen. Indem wir unten vorbeigingen, sahen wir in schwindelnder Höhe Fenster und Altäne, aus denen Weiber und Kinder guckten. Der erwähnte schmale Weg ist ganz in Salzstein gehauen, am Fuße von Salzklippen, die an einigen Stellen mehr denn hundert Fuß über den Fluß emporragen. Das Salz ist hart, hell, und fast ganz rein. Es würde dem Krystall gleichen, wäre es nicht an manchen Stellen roth gesprenkelt und gefärbt. Hin und wieder sprudeln Salzquellen aus dem Fuße der Felsen und überziehen den Boden mit einer glänzend weißen Kruste. Der ganze Boden, besonders in der Nähe der Stadt, ist fast blutroth, und dieser Umstand sowohl als die bizarre Schönheit der Salzfelsen, der tiefe und klare Strom des Indus und die seltsame Lage der Stadt machten einen wunderbaren Eindruck. Wir hätten eine Woche Zeit gebraucht, um uns an Callabaugh satt zu sehen, allein es drohte Regen, und wenn der Strom in dieser Gegend sein Bette überschritt, so blieb uns kein anderes Schicksal als der nasseste Tod. (E. I. M.)

— **Das Federvieh in Ostindien.** In den Wäldern von Behar und Bengalen giebt es keine Fasanen; wohl aber findet man sie an den Gränzen von Assam, von Tschittagong (in Arakan), und auf dem Himalaya. In Nepal, vorzüglich um den Morang, sind sie groß und schön, besonders der Gold-Fasan, der Glanz-Fasan, der gesprenkelte, der azurne und der braune Argus-äugige. Es giebt auch verschiedene Sorten Pfauen, worunter weiße, graue und schwarze; dieses Geflügel ist so über ganz Indien verbreitet, daß man schwerlich einen Wald antreffen wird, in dem nicht ganze Schaaren von Pfauen hausen. Sie werden öfter, wie bei den alten Römern, verspeist, jedoch nur von Indo-Briten. Obgleich aber ein Pfauen-Braten den wildpretartigen Geschmack des Fasanen mit der Saftigkeit des Puters verbindet, so kommt er doch gegen die Köstlichkeit des Floriken gar nicht in Betracht. (Scenes of Hindostan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Montag den 28. September 1835.

England.

Geschichte und gegenwärtiger Standpunkt der Kochkunst.

Herr Henrion de Pensey, vormals Präsident des Cassations-Hofes, ein Staats-Beamter, auf den Frankreich mit größtem Rechte stolz seyn darf, äußerte sich einst in Gegenwart der Herren Laplace, Chaptal und Berthollet auf folgende, diese Herren allerdings etwas perplex machende Weise: „Ich halte die Entdeckung einer neuen Speise für ein weit interessanteres Ereigniß, als die Entdeckung eines neuen Sternes; denn wir haben zu jeder Zeit Sterne genug, allein wir können niemals zu vielerlei Speisen haben; und ich werde mich nie davon überzeugen, daß die Wissenschaften unter uns in gebührender Achtung stehen, bevor ich in der ersten Klasse des Instituts einen Koch figuriren sehe." Dieser weise Spruch soll das Motto zu unserem gegenwärtigen Artikel seyn.

Machen wir mit Homer den Anfang. Die gelehrte Madame Dacier hat scharfsinnig bemerkt, daß in keinem der homerischen Gesänge von gekochtem Fleische die Rede sey; bei allen Gelagen, die der Griechische Dichterfürst schildert, ist die pièce de resistance ein Braten am Spieße; woraus man wohl mit Grund schließen darf, daß die Griechen damals noch keine feuerfesten Töpfe machen konnten. Diese Entdeckung soll erst aus Aegypten zu ihnen gekommen seyn; aber jedenfalls machten sie sich dieselbe bald zu Nutze. Namentlich müssen die Athener in der Gastronomie den übrigen Griechen eben so vorgeleuchtet haben, wie heutzutage die Franzosen dem übrigen Europa. Den besten Beweis für diese Behauptung finden wir in dem Umstande, daß die Gelehrten ein didaktisches Gedicht über die Gastronomie von Archestratus, einem vertrauten Freunde eines der Söhne des Perikles, abgefaßt, zu den schätzbarsten der verloren gegangenen Werke des klassischen Alterthums rechnen. „Dieser große Schriftsteller", sagt Athenäus, „hatte Meer und Erde durchwandert, um die wohlschmeckendsten Produkte kennen zu lernen. Er forschte auf seinen Reisen nicht etwa nach den Sitten der Völker — die wir doch nun einmal nicht ummodeln können — sondern er besuchte die Laboratorien, in welchen die Delikatessen der Tafel bereitet werden, und suchte nur den Umgang solcher Leute, die sich auf Kochkunst verstanden. Sein Gedicht ist ein wahrer Schatz von Gelehrsamkeit, jeder Vers eine Vorschrift."

Diese exaltirten Ausdrücke muß man mit etwas Salz einnehmen; betrachten wir die sehr dürftige Natur-Weisheit damaliger Zeit, so will es uns nicht recht in den Kopf, daß Archestratus einen so gewaltigen Schatz von Regeln der Kochkunst gesammelt haben sollte. Wie dem nun sey, jedenfalls haben die Römer das Beste von der Griechischen Kochkunst nach Rom verpflanzt; aber diese Weltbezwinger konzentrirten in ihrer Hauptstadt auch die gastronomischen Genüsse einer Welt, und ihre Gastmähler waren mehr üppig und kostbar, als ausgesucht und köstlich. Das einzige Verdienst eines Gerichtes, welches aus dem Hirne von fünfhundert Pfauen oder den Zungen von fünfhundert Nachtigallen bestand, muß seine Theure gewesen seyn. Auch können wir keinen großen Respekt vor Epikuräern haben, die eine so linkische und unbeholfene Positur wählten, wie das Liegen bei Tische. Wie mußten diese Leute ihre langen Bärte und Toga's besudeln, während sie die Speisen ohne Gabeln zum Munde brachten, — denn Gabeln sind offenbar eine moderne Erfindung, da man in den Ruinen von Herculanum keine vorgefunden hat — und wie fingen sie es gar an, um zu trinken, wenn sie auch dann in dieser Positur blieben?

Es scheint übrigens eine ausgemachte Sache, daß die Bereitung der Speisen die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Römer auf sich gezogen hat, obgleich nur eines von ihren gastronomischen Werken bis zu uns gekommen ist. Es führt den Titel Apicius, jenem feinen Kenner zu Ehren, der anderthalb Millionen Pfund (nach Engl. Gelde) seinem Gaumen opferte und dann, weil ihm nur noch 30,000 Pfund übrig geblieben waren, aus Furcht, vor Hunger sterben zu müssen, sich selbst entleibte.

Die Periode, welche den Untergang des Römischen Reiches und einen großen Theil des Mittelalters begreift, war der edlen Kochkunst sehr ungünstig. Karl der Große nahm zwar, wie aus seinen Kapitularien erhellt, ein warmes persönliches Interesse an der Verwaltung seiner Küche; und ein oder zwei Jahrhunderte später sollen die Normannen in Sachen des feinen Geschmackes die erste Nation gewesen seyn; die wahre Wiedererweckung der Kochkunst aber verdanken wir dem Lande, das auch die Wissenschaften von neuem ins Leben rief — ich meine Italien. Wir wissen nicht genau, um welche Zeit man dort wieder mit Erfolg zu kochen begann; aber den liberalsten Schutz fand die Gastronomie bei den kaufmännischen Herzogen von Florenz, und Frankreich lernte die ersten Anfangsgründe dieser Wissenschaft von den gelehrten Männern, welche die Medizäerin Katharina nach Paris begleiteten. Es findet sich eine merkwürdige Stelle in Montaigne, aus der wir ersehen, daß die Italiänischen Köche ihren Beruf sehr zu würdigen verstanden, und daß ihre Ansicht von der Küche den Franzosen noch neu war.

„Ich habe", erzählt Montaigne, „einen der Künstler gesehen, die im Dienste des Kardinals Caraffa gestanden hatten. Er diskutirte über diese science de gueule mit einer Gravität und einer Magister-Miene, als spräche er von irgend einem wichtigen Punkte in der Theologie. Er erklärte mir die verschiedenen Arten des Appetits, z. B. den, welchen man nüchtern verspürt, und den, welcher nach dem ersten, zweiten, dritten Gerichte sich einfindet — die Methoden, ihn zu reizen oder ihn zu befriedigen — die Politik der Saucen, erst im Allgemeinen und dann in besonderer Rücksicht auf ihre Ingredienzien und Wirkungen — die Verschiedenheit der Salate nach den Jahreszeiten, und die Art, sie zu schmücken, damit sie erfreulich aussehen. — Und alles dies war mit so hochtönenden, prächtigen Worten vorgetragen, wie man sie etwa anwendet, wenn man von Staats-Angelegenheiten spricht."

Wir haben guten Grund, zu glauben, daß die Kochkunst damals auch in England vorgeschritten war; denn der Kardinal Campeggio, einer der Päpstlichen Legaten, die mit Heinrich VIII. wegen seiner Scheidung von Katharinen unterhandelten, verfaßte einen Bericht über den Zustand der Englischen Kochkunst in Vergleichung mit der Italiänischen und Französischen, vermuthlich nach dem ausdrücklichen Wunsche Seiner Heiligkeit. Ueberdies war Heinrich ein liberaler Schutzherr kulinarischer Talente; einst entzückte ihn der Geschmack einer neuen Art Pudding in solchem Grade, daß er dem Erfinder ein Rittergut schenkte.

Ungeheure Fortschritte machte die Kochkunst unter Ludwig XIV.; der Name seines berühmten maître d'hôtel, Bechamel, des Erfinders unsterblicher Saucen, wird eben sowohl auf die Nachwelt übergehen, wie die Namen Herschel und Volta. Und wer kennt nicht Condé's maître d'hôtel, den unvergeßlichen Vatel, der sich selbst entleibte, weil die Seefische einst ein paar Stunden zu spät gebracht wurden! Großer Vatel, du hast bewiesen, daß der Fanatismus der Ehre eben so wohl in der Küche als im Feldlager bestehen kann!

Auch der Fürst Soubise hatte einen vortrefflichen Koch, einen Mann von echt wissenschaftlichem Takte, mit richtigen und liberalen Begriffen von Küchen-Ausgaben. Sein Herr vermeldete ihm eines Tages, er wolle ein Abendessen geben, und verlangte einen Küchenzettel. Der Koch überreichte ihm seinen Ueberschlag, und der erste Artikel, der dem Prinzen in die Augen fiel, waren: „funfzig Schinken." „„Was zum Henker!"" sprach Soubise, „„seyd Ihr von Sinnen? Wollt Ihr mein ganzes Regiment traktiren?"" „Nein, gnädiger Herr! Nur Einer wird als Gericht auf die Tafel kommen; die Uebrigen sind mir nicht weniger nothwendig zu meiner Espagnole, meinen Blonden, meinen Garnituren u. s. w." „„Bertrand, Ihr zieht mir die Haut ab! Dieser Artikel muß gestrichen werden."" „O, gnädiger Herr, wie wenig kennen Sie die Hülfsquellen unserer Kunst! Befehlen Sie nur, und ich werde diese funfzig Schinken, die Sie verdutzt machen, allesammt in ein Fläschchen stecken, das nicht größer seyn soll, als mein Daumen." Was konnte man dagegen einwenden? Der Prinz nickte, und der Artikel ging durch.

Werfen wir jetzt einen Blick auf England. — Der Zustand der Kochkunst unter Karl II. ist durch die Namen der Herren Chiffinch und Chaubert genugsam bezeichnet, deren Geschicklichkeit und feinem Geschmack Walter Scott in seinem „Peveril vom Peak" ein vollgültiges Zeugniß giebt. Königin Anna, die gichtbehaftete Königin aller Gutschmecker, die den berühmten Lister, einen der Herausgeber des Apicius, zu ihrem Leibarzte hatte, brachte die höhere Kochkunst in großen Flor. Bekanntlich ist eine Art Pudding nach ihrem Namen genannt. Seitdem aber die Braunschweiger ans Ruder kamen, wurde eine Manier eingeführt, die uns mit dem wahren Zwecke der Kunst im Widerspruch zu stehen scheint.

„Der einzige unserer Mode-Artikel", sagt Horace Walpole, „in dem wir die Natur mit reiner Objektivität wiedergeben, sind unsere Desserts. Seit langer Zeit giebt es keine Gelées, keine Biscuits, Zucker-Erbsen und Crême mehr; dafür aber Harlekine, Gondoliere, Türken, Chinesen und Schäferinnen aus Meißner Porzellan. Diese vereinzelten Dinge hat man jedoch bald für zu bedeutungslos gehalten, und jetzt servirt man noch lieber ganze Wiesen mit Vieh aus demselben zerbrechlichen Material, ganze Tempel von Zucker oder Gerstenzucker, kleine Neptune

in Muscheln, die über Oceane aus Spiegelglas oder Silberstoff dahingleiten u. s. w. Selbst gigantische Figuren aus Konfekt sehen wir auf dieser oder jener Tafel zur Schau gestellt, und ein berühmter Konditor (der des Lord Albemarle) beklagte sich bitterlich darüber, daß sein Herr die Decke des Speisesaals nicht demoliren lassen wollte, um dem achtzehn Fuß hohen Entremet aus Göttern und Göttinnen, das er (der Konditor) so künstlich und mühsam fabrizirt hatte, Eingang zu verschaffen. „Imaginez vous", rief er aus, „que Milord n'a pas voulu faire ôter le plafond!"

Glücklicher Weise gab es diesseits und jenseits des Kanals noch Leute, welche die Kunst auch anderen Zwecken dienen ließen, als der bloßen Eitelkeit; unter diesen nahm der Herzog-Regent von Orleans einen ehrenvollen Platz ein. Seine kleinen Soupers gaben dem Schauplatz derselben eine noch fortdauernde Berühmtheit, so daß jener Franzose nicht Unrecht hatte, der einem Fremden in einem entfernten Theile Europens, welcher ihn fragte, wo der Weg nach Paris läge, folgenden Bescheid gab: „Monsieur, ce chemin-là vous conduira au Palais Royal." Ludwig XV., dieser Mann des sinnlichen Genusses, war auch den Freuden der Tafel hold, die, wie irgend Jemand scharfsinnig bemerkt hat, mit allen übrigen Genüssen harmoniren und für den Verlust der übrigen uns schadlos halten. Man weiß allgemein, daß die tables volantes unter seinen Augen erfunden wurden.

Ludwig XVI. soll seine Tafel etwas vernachlässigt haben, und vielleicht war dieser Fehler eine der zahlreichen Ursachen seines Unterganges; denn Johnson bemerkt sehr richtig, daß ein Mensch, dem seine Tafel gleichgültig ist, auch in anderen Dingen leichtsinnig zu denken pflegt. Bei Ludwig XVI. war aber diese Fahrlässigkeit mit nichts zu entschuldigen, weil der große Ude, eine Zeitlang wenigstens, zu den Mitgliedern seines Hofhalts gehörte. Ludwig XVIII. (den wir gleich anreihen, um die Bourbonen zusammenzufassen) war ein Gastronom erster Sorte und hatte den Duc d'Escar zu seinem Küchenmeister, einen Mann, dessen Glücks-Umstände seinen Verdiensten nicht ganz die Wage hielten. Er starb, untröstlich darüber, daß kein Gericht nach ihm benannt worden war, obschon er sein ganzes Leben der Kochkunst gewidmet hatte. Wenn seine besten Freunde ihn empfindlich kränken wollten, so brauchten sie nur des veau à la Béchamel zu gedenken. Er behauptete, Béchamel sey an dieser Erfindung so unschuldig gewesen, wie an jeder anderen; allein so gehe es nun einmal auf Erden zu!

Die Revolution, welche so manchen Schlemmer und Gutschmecker um seinen Hals brachte, ging somit auch der edeln Kochkunst hart zu Leibe. Wir denken hier nicht bloß an die Tafeln der Noblesse mit ihrem ganzen Anhang von Rittern und Abbé's, sondern vornehmlich an die der Financiers, welche von ihren unrechtlich erworbenen Gütern einen so ruhmwürdigen Gebrauch machten, daß gastronomische Philosophen beinahe ihren Ursprung darüber vergaßen. Welch eine Fülle angenehmer Erinnerungen reiht sich an die bloße Erwähnung eines Gerichtes à la financière! Diese Gerichte wurden nachmals durch die unvermeidlichen Folgen der Ereignisse, die ihnen verderblich geworden waren, wieder zu Ehren gebracht. Die talent- und geschmackvollen Emporkömmlinge unter der Kaiser-Herrschaft bewährten sich insofern als gute Substitute der Financiers. Zu den Glücklichsten von dieser Pilz-Brut gehörte Cambacérès, zweiter Konsul unter der Republik und Erzkanzler unter Napoleon, der nie zuließ, daß die Sorgen der Regierung seine Aufmerksamkeit von dem „grand objet de sa vie" ablenkten. Als Cambacérès einst in einer Berathung mit Napoleon — deren Gegenstand, wie man glaubt, das Schicksal des Herzogs von Enghien war — die Zeit des Diners versäumt hatte, bat er um Erlaubniß, die Konferenz abbrechen zu dürfen, und schickte, eh' er sich selbst auf den Weg machte, durch einen Eilboten folgendes Billet an seinen Koch: „Sauvez les entremets — les entrées sont perdues."

Obgleich die Revolution in ihren ersten Stadien der Kochkunst nachtheilig war, so muß man doch auf der anderen Seite einräumen, daß sie die Küche von manchem Vorurtheil erlöste und ihre Hülfsquellen sehr vermehrte. Pièces de résistance, sagt Lady Morgan auf Carême's Autorität, kamen mit dem National-Konvent ins Dasenn; Kartoffeln wurden unter der Herrschaft des Terrorismus en naturel abgesotten; und von der Zeit des Direktoriums datirt sich das Theetrinken in Frankreich. Aber Lady Morgan und Herr Carême irren Beide, wenn sie sagen, daß nur Ein Haus in Paris (die Gebrüder Robert) das heilige Feuer der Französischen Küche aus den Revolutions-Stürmen errettete. Um diesen Irrthum gründlich zu widerlegen, geben wir die folgende Skizze von der bedeutendsten Veränderung, welche die Revolution hervorgebracht hat. Diese Veränderung gleicht auf ein Haar derjenigen, welche durch allgemeinere Verbreitung des Wissens in der Literatur bewirkt worden ist.

Es war eine Zeit, in welcher der Schriftsteller einen Schutzherrn fast eben so nöthig hatte, als einen Verleger; und so lange diese Zeit des Antichambrirens und der Patronatschaft dauerte, seufzte ein schöpferischer Geist unter den beklemmendsten Fesseln. Jetzt haben Umstände, deren besondere Auseinandersetzung nicht hierher gehört, das Feld der Unternehmungen erweitert, und literarische Männer wissen von keinem anderen Patrone mehr als vom Publikum. Eben so hat die Revolution auf die Kochkunst gewirkt; denn erst seit der Revolution datirt sich, wo nicht die Existenz, doch wenigstens die große Ausbreitung eines Etablissements, das jetzt der größte Ruhm der Pariser ist — ihre Restaurationen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Eternal life. (Das ewige Leben oder Offenbarungen des Buch Moses.) Von dem Geistlichen J. Ellice. $4\frac{1}{2}$ Sh.

Some account of the writings and opinions etc. (Einiges über die Schriften und Meinungen des Clemens von Alexandrien.) Von John, Bischof von Lincoln. 12 Sh.

Sermons. (Dogmatische und praktische Predigten, im Auslande gehalten.) Von R. W. Jelf, Erzieher des Prinzen Georg von Cumberland. $9\frac{1}{2}$ Sh.

The Concordance of the New Testament. (Die Concordanz des Neuen Testaments.) Von C. K. Hanney. 2 Sh.

Syrien.

Beirut.

(Schluß.)

Nachdem wir den äußeren Anblick von Beirut beschrieben, nachdem wir das Hervorstechendste im Charakter seiner gemischten Bevölkerung angeführt haben, müssen wir noch von den Unterhalts-Quellen sprechen, die es darbietet, so wie von den sehr annehmlichen Bequemlichkeiten, welche in unseren Augen den Aufenthalt daselbst erfreulich machen.

Das animalische Leben ist in Beirut, Dank der natürlichen Freigebigkeit des Bodens und der spekulativen Aufmerksamkeit einiger fremden Kaufleute, ganz vortrefflich. Die für die Existenz unentbehrlichsten Nahrungsmittel sind im Ueberfluß vorhanden; die, welche weniger nöthig und im Orient eigentlich nur Luxus sind, findet man dort ebenfalls vor, und zwar nicht spärlich. Von diesen letzteren verbraucht das Volk sehr wenig, denn es ist gewiß das mäßigste der Erde, und Brod, Reiß und Oliven sind seine einzige Nahrung; aber die beständige Anwesenheit Europäischer Konsuln, so wie der Aufenthalt von Reisenden, welche sich von den Mühseligkeiten einer stürmischen Ueberfahrt oder einem beschwerlichen Gebirgsmarsch erholen wollen, erklären hinlänglich die Einführung ausgesuchterer und kräftigerer Lebensmittel. In diesen Gegenden fehlen, außer den Zwiebeln, alle unsere Küchengewächse. Vielleicht wird man die Kartoffeln bald dort kennen lernen, weil ein Französischer Kaufmann sie in diesem Jahre mit Erfolg in der Umgegend von Tripoli anbaute, welches nur drei Tagereisen von Beirut entfernt ist. Für diese Entbehrungen wird man aber durch einen Ueberfluß der ausgesuchtesten Früchte entschädigt, die meistentheils sehr wenig oder gar nicht in Europa bekannt sind. Die Orangen, die süßen und herben Citronen, die Granaten, die Karuben, die Bananen und Datteln würden hinreichen, unsere Birnen, Aepfel, Aprikosen (die zwar auch in Syrien gegessen und von den Arabern Müschmüsch genannt werden, aber alle aus den Gärten von Damask kommen), ja selbst unsere Pfirsichen zu ersetzen, wenn nicht schon die Gebirgs-Weintrauben allein alle diese nördlichen Fruchtgaben ausstächen. Eine verschiedenartige, nach den Lokalitäten modifizirte Temperatur, reift daselbst die Weinstöcke der Küstenstriche früher, als die der hochgelegenen Gegenden. Jeden Monat findet eine neue Aerndte statt, und im Laufe eines Tages folgt fast die blühende Traube schon der, welche man abschneidet. Plinius, der Naturforscher, rühmt sehr die Eigenschaften, die man zu seiner Zeit der Weinblüthe beilegte. Die Rebendolde, sagt er, die in Syrien, vorzüglich auf den Bergen von Antiochia und Laodicäa wächst, wird am meisten geschätzt. Der Markt von Beirut ist fast immer mit Weintrauben versehen, und wenn gleich die verschiedenen Arten derselben nicht geordnet sind, so ist doch die geringste Sorte um so viel besser, als unser Fontainebleau-Wein, wie dieser wieder den Surène übertrifft.

Uebrigens weiß Jeder, wie sehr die Weine des Libanons früher geschätzt wurden. Der, welchen man noch jetzt zu Bacharai bezieht, gleicht dem Cyper-Wein der Kommenthurei, nur hält er sich nicht so lange. Dieser Fehler würde aber zweifelsohne verschwinden, wenn die Türken, die ja jetzt anfangen, sich zu civilisiren, einen Handel treiben wollten, der ihnen durch den Koran untersagt ist. Sie werden aber bis dahin den Maroniten die Fabrication des Weins überlassen, weil sie dieselben nicht daran verhindern können, und diese werden damit fortfahren, mehr, um einen Schein von Unabhängigkeit zu erkünsteln, als sich selbst irgend einen Genuß dadurch zu bereiten; denn Wasser ist ihr gewöhnliches Getränk, ungeachtet des salzigen und eisenhaltigen Geschmackes, welchen es in vielen Quellen hat, besonders in denen, die Beirut versorgen.

Doch man ist stolz darauf, zu wissen, daß dem nicht so war, als die im Libanon wohnenden Phönizier den Saft der Trauben auspreßten und auf die Altäre gossen, als ein Opfer, welches ihren Göttern am angenehmsten sey; man ist stolz darauf, zu wissen, daß dem nicht so war, als der prachtliebende Salomo seinen Günstlingen den goldenen Wein der Berge kredenzte, als das zur Römischen Provinz gewordene Syrien die Luculle seiner Gebieterin labte, als die konsularischen Legionen, an den Küsten Beiruts gelandet, sich empörten, weil sie nicht wieder in ihr Mutterland zurückkehren wollten. So groß war in jenen alten Zeiten der mächtige Einfluß des Weins, der damals als die beste Probe für den Reichthum eines Landes galt, daß ein Griechischer Schriftsteller, Asklepiades, sagen konnte: Wenig fehlt, und seine Macht übertrifft die der Götter!

Volney sucht den guten Geschmack der Alten dadurch herabzuwürdigen, daß er behauptet, die Weine des Libanon seyen unangenehm, entweder zu bitter oder zu süß. Doch widerspricht er sich nachher selbst und giebt den Griechischen und Römischen Wohlschmeckern dadurch eine Ehrenerklärung, daß er gesteht, in einigen Bezirken des Libanons glichen die Weine an Güte beinahe unseren Bordeaux-Weinen. Auch müssen wir eine andere Meinung desselben Schriftstellers als falsch verwerfen, nämlich die, daß die Alten, von deren Kunstfertigkeit und feinem Geschmack noch viele Spuren sich vorfinden, keine bessere Methode, die Trauben zu pressen, gekannt hätten, als die jetzigen Bewohner des Libanon, die, roh, ungeschickt und fast alle in den Muhamedanischen Sitten aufgewachsen, nicht einmal die Mittel kennen, um ihre Produkte zur Ausfuhr zuzurichten. Man möchte fast nach diesem Allen schließen, daß Volney ein Wassertrinker gewesen sey, oder daß er, in einem so brennenden Klima wenig das Bedürfniß nach geistigen Ge-

kränken fühlend, seinen individuellen Widerwillen dagegen auf die schlechte Qualität derselben schob. Wahrscheinlich würde er bald seine Ansichten geändert haben, hätte man ihm in Frankreich die weißen Weine von Zug oder die rothen von Bicharai vorgesetzt, die er in ihrer Heimath verachtete.

Durch die Muhamedaner wird das reichste Land der Erde, das unter Europäischer Obhut so herrlich gedeihen würde, ganz zu Grunde gerichtet. Die Welt hat weder von den Türken, noch von den Arabern etwas zu erwarten, und wenn wir nach der Stadt, die vor uns liegt, urtheilen wollen, so thäte es der ganzen trägen und ungleichartigen Masse des Syrischen Volkes, um sich wieder zu erheben, Noth, zu einer einzigen Nation verschmolzen zu werden, die gleiche Interessen hegte und nach einem gleichen Ziele strebte.

Wie groß nun auch das Bedauern sey, welches ein solcher Zustand der Dinge einflößt, so besitzt doch Beirut, wie es durch frühere Umwälzungen und neuere Kriege geworden ist, noch immer Reize genug, um den Fremden anzuziehen und um ihm zu gefallen. Dies kömmt daher, weil die Natur unermüdet Wohlthaten spendet, welche die Hand des Menschen nicht zerstören, und Vortheile, die seine Laune nicht vernichten kann. Diese Vorzüge und Segnungen bestehen hier in der bewunderungswürdigen Lage der Häuser, die alle eine Aussicht auf's Meer haben, in der zufälligen Gestaltung eines ergiebigen Bodens, der gegen die Streifereien der Beduinen und gegen die veränderliche Temperatur der Wüste durch sich selbst gesichert ist, und endlich in der unschätzbaren atmosphärischen Beschaffenheit, die Jeden vor den Anfällen der Wechselfieber bewahrt, die so gewöhnlich in den nahgelegenen Städten sind, wo sie von Zeit zu Zeit grassiren. Mehrere Reisende behaupten, daß diese Krankheiten seit der Zeit gänzlich aus Beirut verschwunden seyen, wo auf Befehl des Emir Fakreddin auf den die Stadt beherrschenden Anhöhen ein großes Fichten-Gehölz angepflanzt wurde.

Wenn man die Wechselfälle des Glückes bedenkt, die der Handel eines sehr besuchten Hafens für Jedermann darbietet, wenn man den allgemeinen Genuß gewisser Vorrechte, die man den Bemühungen der Konsuln verdankt, in Erwägung zieht, so wird man begreifen, wie es kömmt, daß sich eine so große Anzahl morgenländischer Christen hier zusammendrängt, und daß viele von ihnen den Entschluß fassen, sich hier mit ihren Familien anzusiedeln

Die Zerstreuungen und Vergnügungen steigern sich für sie um so mehr, je größere Wißbegier sie leitet, je reger der Beobachtungsgeist ist, der sie beseelt, und je fähiger sie sind, die Süßigkeiten des Asiatischen Müßigganges ganz zu genießen.

Sie können, ohne ihren Aufenthalt zu verändern, die Sitten von mehr als zwanzig Nationen studiren und den Typus eben so vieler verschiedenen Racen mit einander vergleichen; sie können die Syrischen Alterthümer auf das gründlichste erforschen und nach den neuen Mauern der jetzigen Stadt die Gränzen der ehemaligen berechnen, welche die reichen Republiken Tyrus und Sidon (Sur und Said, die an der Küste zwischen Beirut und St. Jean d'Acre liegen) an Berühmtheit übertraf. Sie können auch den Geheimnissen der Natur nachspüren und ihre Schöpfungen befragen, denn selten wird sich anderswo eine so unermeßliche Wasserfläche, eine so lange Bergkette dem Auge, selten dem Forschergeist eine so treffliche Gelegenheit darbieten.

Leider aber sind dem Leben der Europäer, so wie dem der Asiaten hier gleiche Schranken gesetzt; alle sind denselben Krankheiten unterworfen, alle können von der Pest befallen werden, dieser Gesandtin des Todes, die oft so furchtbare Niederlagen anrichtet.

Ich habe die Pest genannt; dieses einzige Wort zerstört vielleicht in den Augen zaghafter Personen alles Anziehende des eben entworfenen Bildes. Sie würden aber im Irrthum seyn, denn diese Plage, die zwar zuweilen in Syrien selbst entspringt, meistentheils aber aus Aegypten und Klein-Asien dort eingeschleppt wird, wüthet in Beirut mit weniger Heftigkeit als in den anderen Türkischen Städten, weil die Einwohner im Allgemeinen sich eines hinreichenden Wohlstandes erfreuen, um Präservative dagegen anwenden zu können; auch steht ihnen noch ein sicheres Mittel, der Gewalt dieses Uebels zu entgehen, dadurch offen, daß sie sich in die Haiden des Libanon zurückziehen. Jules Amic.

Frankreich.

Das Haus der Bonapartes in Ajaccio.

Auf der Goelette „La Coureuse" war Alles in voller Bewegung; der Capitain rief der Mannschaft seine Befehle zu; der Wind hatte sich nach Nordwest umgesetzt. Als die Arbeiten beendet waren, nahm ein Jeder rund um das große Kabeltau, das wie eine schlafende Schlange um den Fuß des Mastbaums gewickelt war, seinen Platz wieder ein. Ein Mann, der auf den Ringeln dieses Taues saß, zog die Aufmerksamkeit des ganzen Verdecks auf sich.

„In Ajaccio", sagte er, „werden Sie sein Stamm-Haus sehen; es war einst das schönste Gebäude der Stadt. Denn die Bonapartes sind nicht erst durch Napoleon zu ihrer Berühmtheit gelangt, wie die Feinde des großen Mannes behaupten." ....

„„Nun, und was für ein großes Unglück würde es seyn, wenn dem so wäre?""

„Es ist aber nicht der Fall .... Die Familie Bonaparte war schon lange vorher, ehe sie vom patrizischen Glanz zum Purpur des Thrones gelangte, eine der ersten und angesehensten im Lande. Ihr Adel verlor sich in die Nacht der Zeiten. Sobald wir in Ajaccio angekommen sind, wenn es nämlich dem maestrale (Nordwestwind) gefällt, uns endlich dorthin zu führen, so will ich Ihnen in dem Archive der Gemeinde ein authentisches Blatt zeigen, das Ihnen die Aussagen der ganzen Insel bestätigen wird. Es ist eine Volks-Berathung aus dem vierzehnten Jahrhundert. Damals waren wir weder Genueser, noch Franzosen; wir waren Korsen und vertheidigten unsere Unabhängigkeit gegen die Republik Genua! In dieser Berathung ernannte das Volk zwölf Edelleute zu Anführern des Heeres .... Und unter diesen zwölf Namen ist auch der eines Bonaparte."

Der Mann, welcher so eifrig den alten Ahnenglanz der Bonaparte's vertheidigte, war der Signor Berettoni, einer der funfzehn Passagiere, die sich am Bord der Goelette „La Coureuse" befanden, welche von Marseille nach Ajaccio, Civita-Vecchia und Palermo segelte.

Der Signor Berettoni war einer jener Korsischen Priester, die sich schaarenweise auf den Kontinent stürzen, um dort Messen für die Meistbietenden zu lesen, um Dorf-Pfarrer zu werden, Italiänisch zu lehren, Todte zu begraben, alle niedere kirchliche Verrichtungen zu vollziehen, deren sich unsere aristokratische Geistlichkeit schämt, und endlich, um Jedem, der es anhören will, von Napoleon zu erzählen.

Das Gespräch fand auf dem Backbord der Goelette, an einem schönen milden September-Abende, auf der Höhe des Kap Corse, statt, und Jeder von uns war begierig, in Ajaccio zu landen, um die erste Behausung des Mannes zu sehen, dem späterhin die Paläste aller Könige Europa's zur Wohnung dienten.

Ein alter Matrose, der bei seiner Rückkehr von Isle de France ihn und seine letzte Wohnstätte in St. Helena gesehen hatte, verdrängte den Signor Berettoni in der Unterhaltung und füllte den Abend mit naiven und rührenden Erzählungen von dem großen Gefangenen aus. Wir lauschten um so begieriger diesen Mittheilungen, da bis jetzt die heiteren Abende und ein ruhiges schönes Wetter auf unserer Seefahrt sehr selten gewesen waren.

Nachdem wir von Marseille zweimal abgereist und zweimal wieder dahin zurückgeworfen waren, hatte uns ein dritter südlicher Windstoß, der von Ungewittern, Donnerschlägen und Meerestoben begleitet war, nach den Küsten von Toulon verschlagen, und von da wieder nach der kleinen Rhede, die zu jener Zeit von den Inseln Pomègue und Ratonneau gebildet wurde. Jetzt ist diese Rhede ein Lazareth-Hafen. Die Quarantaine-Wuth des Südens hat ihn mit großem Aufwand von Felsstücken, Mörtel und Millionen einrichten lassen, um die Schiffe darin aufzunehmen, die zu jener langen und unnützen Haft verurtheilt sind, die allgemein mit dem Namen Quarantaine belegt wird. Diese barbarische Haft, dieses carcere duro, dauert zuweilen fünf Tage, oft aber auch wohl dreißig. Reisende, die von Aegypten oder Smyrna zurückkehrten, habe ich oft sechzig Tage Quarantaine halten sehen. Wie man auch darunter leiden mag, Quarantaine ist hier das Losungswort!

An einem schönen Morgen erhob sich der maestrale, wir segelten mit günstigem Winde ab, glitten über die kurzen und spröden Wellen des Mittelländischen Meeres dahin und sahen, wie eine Opern-Decoration, die runden Thürme von Marseille, die glatten Felsen von Cassis und la Ciotat, das Kap Sicié, die beiden Brüder Varion, diese spitzen Zwillings-Felsen, die, vom Meere aus gesehen, sich wie zwei am Eingang der Rhede von Toulon ausgestellte Wächter erheben, an uns vorüberfliehen. Schnell eilten wir an dem langen und weinreichen Küstenstrich von Bandols, am reizenden Meerbusen von St. Tropez, der sich hinter dem Hügel der heiligen Anna, der Beschützerin der Seeleute, hineinzieht, an einer herrlichen Gegend vorbei, die selbst von Italien an malerischen Ansichten nicht übertroffen wird.

Nun wieder in die offene See hinein .... Hyères und seine bekannten Inseln verschwimmen links in weiter Ferne; wir kehrten drei Viertel vom Hintertheil unseres Schiffes, ich mag nicht sagen, den Rücken, unserem süßen schönen Frankreich zu. Der Wind ist frisch und das Meer freundlich, wenngleich bewegt; es schleudert uns seine Wellen ins Angesicht, wahrscheinlich um uns auf seine Weise zu liebkosen.

Als wir gerade mit unserer Unterhaltung in St. Helena unter funfzehn Grad fünfundfunfzig Minuten befindlich waren, tauchte mit einem Mal unter dem dreiundvierzigsten Grade aus dem Meere eine dicke schwärzliche Masse vor unserem Schiffe auf. Das Kap Corso lag vor uns. Es war sieben Uhr Abends; die Goelette hatte in neun Stunden sechzig Meilen zurückgelegt; das kömmt doch beinahe den Eisenbahnen gleich. Die Freude über diese Entdeckung, der Zauber dieser plötzlichen Erscheinung, der Duft der Korsikanischen Erde waren indeß nicht im Stande, das Bild Napoleon's zu verdrängen; wir träumten alle vom Stamm-Hause der Bonapartes in Ajaccio.

Am nächsten Morgen badete sich unser Schiff im herrlichen Meerbusen von Ajaccio, am Fuße der Stadt, die sich wie ein majestätisches Amphitheater erhebt. Hier erblickt man den Italiänischen Himmel, die Italiänische Erde, die Italiänische Vegetation, Alles ist Italiänisch.

„Die Einwohner ausgenommen, die sind Franzosen", versetzte Beretton i, der, wie alle Korsen, nie eine Gelegenheit vorüberließ, diese Nationalität auf's leidenschaftlichste in Anspruch zu nehmen, wenn man sie zu vergessen schien; und doch hielt er es, wie Alle, nicht für einen Verstoß, oft „Ihr Franzosen" zu sagen, als wenn er zu einer anderen Nation gehöre; ein seltsamer, doch sehr gewöhnlicher Widerspruch bei den Korsen.

„Sehen Sie die schönen und anmuthigen Häuser! .... Unser Ajaccio ist doch eine prächtige Stadt!"

„„Herrlich, in der That! Aber das versprochene Haus, das wir zu sehen wünschen, das merkwürdigste unter den Häusern Ajaccio's, wo steht es?""

„Ich verstehe Sie; wir wollen den Quai verlassen und in diese krumme Straße einbiegen."

Der Signor Beretton i war wie alle seine Landsleute; wenn man mit ihm von Napoleon sprach, so reichte dies schon hin, seiner nationellen Eigenliebe zu schmeicheln, und herzlich gern war er mein Führer durch die Straßen der Korsikanischen Hauptstadt.

„Das Alles", sagte er zu mir, als wir die breite Allee des Quais verlassen hatten, „das Alles bestand noch nicht zu jener Zeit, als Frankreich uns seinen ersten Statthalter sandte; das Haus, welches wir aufsuchen, war damals das schönste in der Stadt; die Familie, welche es bewohnte, Sie kennen diese Familie ...."

„„Die Familie Bonaparte.““

„Blicken Sie auf, hier ist ihr Haus.“

Dieses Wort riß uns plötzlich aus der nachsinnenden Verzücktheit, in welche uns die großen Erinnerungen versenkt hatten, die durch den Namen Napoleons und durch die Orte, die wir betreten wollten, erweckt wurden. Der General B . . ., der mich auf dieser historischen Wanderschaft begleitete, wagte kaum zu athmen, so bewegt war er.

„„Was! dieses gelbe Haus, mit den neu angestrichenen Fensterläden?““

„Das ist es. Drei Stockwerke hoch und vier Fenster Front. im Jahre 1768 noch ein wahrer Palast für Korsika. Der gegenwärtige Besitzer dieser erhabenen Reliquie ist ein würdiger Greis und das einzige Familienglied, welches sich noch auf der Insel aufhält. Man kann sich gegen Fremde unmöglich verbindlicher benehmen, als er; er wird Sie sehr herzlich empfangen; nur ist er immer ein wenig erstaunt über den Eifer, womit sich die Fremden nach seiner Wohnung drängen; er faßt kaum, warum die Zimmer von so großer Wichtigkeit sind, worin ein Mann geboren wurde, dessen Oheim er war.“

Der Greis trat in diesem Augenblick heraus. Mit freundlichem Wohlwollen nahm er unsere demüthige Pilgerbitte auf, hinzufügend, daß er uns sehr gern selbst als Führer dienen wollte. Der alte General B . . . traute kaum seinen Augen; er zitterte vor Rührung, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben; seine Wimpern waren mit Thränen benetzt, ein einziger Gedanke beherrschte unsere ganze Seele.

Wir traten in das Haus mit jener frommen Sammlung ein, die uns auf der Schwelle eines heiligen Tempels ergreift; die Wiege des größten Mannes der neueren Zeit sollten wir mit unseren Händen berühren.

„Ich bitte um Verzeihung, meine Herren, die Mode hat sich gewiß seit meiner Abreise aus Paris sehr verändert; Sie, die erst von dort kommen, werden in diesem Punkte verwöhnt seyn. Im Jahre 1818 waren diese Möbel nach dem neuesten Geschmack; ich kaufte sie selbst, als ich durch das Vertrauen meiner Mitbürger, vielleicht auch nur in Folge des Abglanzes, den der Ruhm meines Verwandten auf mich warf, zum Deputirten ernannt wurde. Der Oheim eines Kaisers kann immer Deputirter seyn.“

Wir waren höchlichst erstaunt über diese Rede, die wir doch nicht zu unterbrechen wagten.

„Ich bemerke Ihre Ungeduld“, sagte er und kniff seine Lippen zusammen, um ein ironisches Lächeln zu unterdrücken. „Sie wünschen meine Antiquitäten zu sehen. Da müssen Sie noch etwas hoch hinaufsteigen; Sie werden sie gleich beschauen können.“

Der General B . . . warf ihm einen wüthenden Blick über diese Worte zu, die für den Fanatismus des alten Kaiserlichen Kriegers wie gotteslästerliche Verachtung klangen. Der Greis achtete aber nicht darauf und fuhr fort:

„Hier ist für's Erste das Zimmer meiner sehr erlauchten Schwester, Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter. Hier ward geboren, spielte und wuchs eine Generation von Königen auf; ganz Europa hat sich aus dieser Stube mit Herrschern versorgt. Da wir einmal bei den Zimmern sind, hier ist auch das, worin die ersten Jahre des Größten unter seinen Brüdern verflossen. Hier wohnte er, bis er durch die Gunst des Herrn Gouverneurs in die Militair-Schule zu Brienne aufgenommen ward. Jetzt lassen Sie uns hinaufsteigen.“

Es ging auf den Boden. Man nehme kein Aergerniß daran; ich sah später die reiche Wiege des Königs von Rom auf einen anderen Boden in Marie Louisens Palast zu Parma verbannt.

„Sehen Sie“, sprach der Greis, „hier ist ein alter Lehnsessel und ein Tisch von Nußbaumholz. Auf diesem Stuhl hat er gesessen, an diesem Tische seine ersten Studien betrieben. Es ist weit von diesen wurmstichigen Möbeln bis zu den vergoldeten Büreaus seines Kabinets in den Tuilerieen.“

Der General B . . . küßte ehrfurchtsvoll den Tisch oder doch die Ueberreste desselben, denn er war durch Ausschnitte an allen Ecken schon ganz verstümmelt und zerbröckelt.

„Sie sehen, die Gäste haben Spuren ihres Besuchs zurückgelassen“, sagte der Besitzer des Hauses mit einer Gleichgültigkeit, die uns eisig durchzuckte, „machen Sie es eben so, wenn es Ihnen der Mühe werth scheint.“

Der General benutzte diese Erlaubniß mit aller Inbrunst der tiefsten Verehrung. Wir nahmen auch unseren Theil von diesen kostbaren Reliquien mit fort, als ob es an materiellen Reliquien noch sonst etwas Kostbares gäbe, außer den Gedanken, zu denen sie uns anregen. Einige Monate später folgten diese beiden Möbel, zur größten Verzweiflung der Englischen Reisenden, ihren Splittern auf den Kontinent nach.

Als wir das Haus verlassen hatten, gingen wir schweigend bis zum Meere, in einen einzigen Gedanken versenkt, von einem einzigen Gefühle durchdrungen. Wir waren an Bord; die Anker wurden gelichtet; wir segelten mit günstigem Winde aus Ajaccio's Meerbusen; wir wendeten uns noch einmal um nach dem gelben Hause mit den drei Stockwerken und den vier Fenstern Front; noch von der offenen See aus sendeten wir ihm im Gedanken einen Abschiedsgruß zu.

Der Wind blies in die breiten Segel der Goelette, das Meer bespülte wieder hüpfend ihre Seiten, als sey es froh, sie wieder zu sehen, denn sie war niedlich und schlank. Wir ließen Korsika hinter uns, um gerade auf die Laterne von Civita-Vecchia loszusteuern, ein Licht, welches in den dunkeln Herbstnächten wie eine leuchtende Tonne oder wie eine einsame Lampe auf den Wellen des finstern Meeres schwankend umherzuschwimmen scheint.

Einen Monat nach unserem Besuch in dem Hause zu Ajaccio kam die Goelette auf ihrer Fahrt an der Insel Elba vorüber, und nachdem sie die ganz von Eisenerz schimmernden Küsten von Rio-Longone umschifft hatte, ruhte sie schaukelnd vor dem Amphitheater, auf dem sich, von den Bergen der Insel überragt, die Stadt Ferrajo erhebt. Die Schiffe von Elba, welche Kräuter nach Livorno und Piombino bringen, die schwer beladenen Fischer-Barken begrüßten im Vorübersegeln die Französische Fahne, die einst auch ihre Flagge war. Der Capitain ließ die Schaluppe flott machen, und im Nu befanden wir uns auf dem Boden der Insel Elba, dem ersten Kerker des großen Europäischen Gefangenen. Welcher Abstand, welche Kluft zwischen den beiden Häusern von Ajaccio und von Porto Ferrajo, die sich doch so nahe liegen. Brienne, Toulon, die Pyramiden, Austerlitz, die Tuilerieen, der Kreml, Fontainebleau, die Insel Elba; was für ein Ausgangspunkt, welcher Zwischenraum, welch ein Gipfel, welch unglückliches Ende! Aus dem Hause zu Ajaccio trat Bonaparte hervor, um sich den Thron Frankreichs und die Herrschaft über Europa zu erobern; aus dem Hause zu Elba entfloh Napoleon, um bei Waterloo gestürzt zu werden, und in Longwood zu sterben.

Leon Vidal.

Bibliographie.

Journal d'un déporté non jugé, ou déportation en violation des lois, décrétée le 18. fructidor an V. — 2 Bde. 15 Fr.

Proclamations et harangues de Napoléon Bonaparte, avec le sommaire des événemens qui ont donné lieu à chacune d'elles. — Gesammelt von Th. D. 6 Fr.

Voyage du Luxor en Egypte. — Von Verninac St. Maur, dem Befehlshaber der Expedition. 12 Fr.

Traité du prêt sur les hypothèques, suivi du régime hypothécaire. — Von Delamontre. 6½ Fr.

La complainte et le jeu de Pierre de la Broce, chambellan de Philippe le Hardi, qui fut pendu le 30. juin 1278. — Zum ersten Mal herausgegeben von Achille Jubinal, nach der einzigen Handschrift der Bibliothek des Königs. 5 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Vorschläge zu Verbesserungen in der Englischen Sprache.** Joseph Hamilton von Annadale Cottage zu Dublin lud alle diejenigen, die sich für den Gegenstand interessirten, ein, ihm die nöthigen Mittel an die Hand zu geben, damit die „British Association“ vor ihren Sommer-Sessionen von 1836 mit den erforderlichen Materialien versehen wäre, um Verbesserungen in der Englischen Sprache bewirken zu können. Er meint, daß die Rechtschreibung aller Wörter nach der Aussprache, die Aufnahme mehrerer Ausdrücke aus den alten und neueren Sprachen und die Bildung einiger neuen Wörter, um die Synonyme dadurch zu ersetzen, die Kraft und die Schönheit der Englischen Sprache erhöhen, so wie dazu beitragen würden, die Erlernung derselben für alle Ausländer zu erleichtern. Er hält es für vortheilhaft, daß die „British Association“ nach ein oder zwei Jahren ein neues Wörterbuch (nach Art der Pariser Akademie der Wissenschaften) herausgebe; ferner meint er, daß die Etymologie leicht aufrecht erhalten würde, wenn man die gegenwärtige Weise, in Kursivschrift zu schreiben, mit einer verbesserten vertauschte. Er schlägt vor, statt ennui, onwee, statt Lieutenant Colonel, Levtenant Curnel, statt Leicestershire, Lestershire, statt laughter, laster und statt slaughter, slauter zu schreiben. Er glaubt auch, daß die Graveurs, die Drucker, die Typengießer und Andere einige bedeutende Verbesserungen in der Formation der Lettern anbringen könnten, und er schließt mit der Hoffnung, daß die Freunde der Literatur die günstige Gelegenheit benutzen werden, die der zu einem Ganzen vereinte Genius des Reichs zur Vervollkommnung ihrer Sprache darbieten würde. (E. P.)

— **Wie ein Engländer Französisch sprechen lernt.** Ein Engländer, der zum ersten Mal Paris besuchte, hielt es für gut, aus der Nothwendigkeit eine Tugend zu machen, und um sich eine Geläufigkeit in der Sprache des Landes zu erwerben, beschloß er, sich in ein Haus einzumiethen, wo gar kein Engländer wohnte. Als man ihm in einem Hotel versicherte, daß seiner Bedingung völlig Genüge geschehen würde, behandelte er im Voraus das Kostgeld, das er für einen Monat bezahlen sollte, ließ sein Gepäck herbeiholen und nahm das ihm angewiesene Zimmer ein. Als die erste Mittagsstunde herankam, hatte er schon im Voraus alle seine Französischen Brocken zusammengestoppelt, um sich mit der zahlreichen Gesellschaft bei Tische zu unterhalten. Außer dem Wirthe befanden sich noch fünfundzwanzig Personen an der Tafel — allein sie waren **Alle Amerikaner.**

(Litterary Gazette.)

— **Ein neues Nahrungsmittel.** Die Gesellschaft für praktische Medizin zu Paris hat vor kurzem einen Bericht über eine neue Art von Nahrungsmittel erhalten, der man den Namen Indostane gegeben. Sie besteht aus dem markigen Theile des Stammes einer besonderen Art von Palme in Hindostan und hat große Aehnlichkeit mit den Bestandtheilen des Sagomehls, der Salepwurzel, der Pfeilwurz und der Tapioca; außer den nährenden Eigenschaften aber, die allen diesen Substanzen gemein sind, enthält die Indostane noch etwas besonderes Schleimartiges, das auf das Animalische eine bisher unbekannte erweichende Wirkung ausübt. Nach den von den ersten Aerzten in Paris damit angestellten Versuchen ergiebt sich die Indostane als ein vortreffliches Nahrungsmittel für Kinder, bei denen es die Entwickelung ihrer Kräfte erleichtert und im Nothfall als ein Surrogat für die Muttermilch dient, so daß es oft die fremden Säugammen entbehrlich macht. Die Indostane soll auch bei Erschöpfungen, Magenbeschwerden und Magenschwäche, so wie bei Lungenübeln, Erkältungen u. s. w. nicht minder gute Dienste leisten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.   Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Mittwoch den 30. September 1835.

Frankreich.

Ein Jahr aus dem Leben Paul Louis Courier's *)

Aufenthalt zu Toulouse. 1796—97.

Es war im Monat floréal des Jahres IV (Mai 1796), als Paul Louis Courier nach Toulouse kam. Er war damals Hauptmann in der Artillerie, Inspecteur der Werkstätten der zehnten Militair-Division. Gleich am Tage seiner Ankunft traf ich mit ihm in einem Speisehause zusammen, wo wir mit einander aßen, beide allein, munterer Laune und bei gutem Appetit. Ich war damals zweiundzwanzig Jahr alt, Courier dreiundzwanzig; wir wurden bald mit einander bekannt; noch ehe wir vom Tische aufstanden, waren wir die besten Freunde.

Er suchte ein Quartier; ich wies ihm eins nach bei Herrn Pech, auf dem Platze Desparadeur; er ging, es zu besehen; es gefiel ihm, und noch an demselben Tage bezog er es. Tages darauf besuchte ich ihn; ich fand ihn mit Auspacken von Büchern beschäftigt, die immer mit ihm reisen müßten, wie er sagte. Es waren Griechische, Lateinische und Französische; unter den letzteren die Werke Pascal's, Montaigue's, La Fontaine's und Rabelais. „Das sind meine alten Freunde", sagte er zu mir, „meine Begleiter, meine Führer; an ihnen erhol' ich mich von den Mühseligkeiten des Krieges. Ich bin wenig gemacht für's Waffen-Handwerk! die langen Märsche, das Frieren in den Bivouacs, das Getümmel und der Müßiggang der Lager machen mir den Kopf wüst und versetzen mich in einen Zustand von Abspannung, der mir unerträglich ist; der Anblick eines Schlachtfeldes erfüllt mich mit Abscheu, mit Ekel und Empörung. „Freiheit! Gott will es! Es lebe die Republik!" das sind Zauberformeln, vermittelst deren die Ehrgeizigen aller Zeiten die Völker aufgeregt und die Throne umgestürzt haben: Dank sey es meinem guten Stern, daß ich mit gesunden Gliedern davon gekommen bin! Meinetwegen kann nun Reveille oder Generalmarsch geschlagen, zum Rückzug oder Angriff getrommelt werden, ich lache und frage nichts mehr danach. Ich inspizire die Werkstätten, lasse Waffen machen für die Anderen, die sich damit herumschlagen sollen; ungestört kann ich meine freien Stunden den Musen weihen; ich bin dabei, Daphne's und Chloe's unschuldige Liebe in Französische Prosa zu übertragen. Möchte nur Longus einen seiner würdigen Uebersetzer in mir wiederfinden!"

Courier war groß, schmächtig und mager; er hatte einen gewaltig breiten Mund, dicke Lippen, und sein Gesicht war von den Blattern zerrissen; mit einem Wort, er war sehr häßlich. Aber diese Häßlichkeit, die bei alle dem nichts Abschreckendes hatte, wurde durch eine lebendige, geistreiche und belehrende Unterhaltung ausgeglichen. Es muß indeß gesagt werden, daß sein satirischer Humor sich mehr der Deutschen Treuherzigkeit, als der Französischen Eleganz und Urbanität näherte.

Wir speisten zusammen bei einer gewissen Demoiselle Cateau, einer alten Jungfer, die in der Straße Bouquière wohnte und eine table d'hôte hielt. Dort fand sich ungefähr ein Dutzend junger Leute, alle mit einem starken Appetit versehen, früh und Abends zusammen, und Jeder kramte dann aus, was er von Tagesneuigkeiten wußte, was ihm am vergangenen Tage Interessantes begegnet war und was er für den nächsten hoffte; glückliche Zeiten, wo immer frische Lust, unerschöpfliches Gelächter, herzliches Vertrauen und gegenseitiges Wohlwollen uns die Reize und Süßigkeiten der Freundschaft genießen ließ!

Courier war in der Regel des Vormittags mit seiner amtlichen Korrespondenz und seiner Uebersetzung des Longus beschäftigt; der übrige Theil des Tages gehörte seinem Vergnügen und Zerstreuungen. Täglich ging er ins Theater. Eines Abends, als er der ersten Vorstellung des schlechtbewachten Mädchens, des bekannten pantomimischen Ballets, beiwohnte, gerieth sein Herz über die Anmuth und die kostbaren Pirouetten der Mademoiselle Simonette, einer reizenden Tänzerin, in Feuer. Er eilte hinter die Coulissen, ihr über ihre ausgezeichnete Leistung einige Komplimente zu machen, und diese wurden mit einer so holdseligen Freundlichkeit aufgenommen, Courier ward so bezaubert und ihm der Kopf so verdreht, daß er sogleich am andern Morgen einen Tanzlehrer annahm, um sich auf diese Weise des Umgangs mit seiner Schönen würdiger zu machen. Seit dieser Zeit hatte er für den Tanz eine wahre Passion. Ich fand ihn oft bei seinen Uebungen in Schweiß gebadet.

Wenn er entrechats schlug, wiederholte er gewöhnlich die bekannten Worte von Vestris: „Ich kenne gegenwärtig nur drei große Männer in Europa, diese sind Voltaire, der König von Preußen und ich." Es war ein höchst komischer Anblick, zu sehen, wie der Capitain in der Artillerie und Inspecteur der Werkstätten, der Uebersetzer des Longus und gelehrte Kenner des Griechischen jeden Morgen seine ernsten Arbeiten bei Seite schob und, die Brust heraus, die Arme mit Grazie gebogen, den Kopf in die Höhe, die Spitze des Fußes ein wenig gesenkt, zur Geige seines Lehrers Larrieu nach dem Takte sprang, daß ihm der Athem verging. Sein Verhältniß mit Mademoiselle Simonette dauerte mehrere Monate lang, und da er die Gewohnheit hatte, seine geheimen Ausgaben Griechisch zu notiren, so konnte ich gelegentlich bemerken, daß die Artikel in der Sprache Homer's in seinem Taschenbuche um diese Zeit sehr zugenommen hatten.

Auch das Unbedeutendste, was Courier that, hatte einen Anstrich von Originalität; ich will davon ein Beispiel mittheilen. Er hatte aus Paris einige Ellen perlgraues Tuch von außerordentlicher Feinheit bekommen und wollte sich einen Oberrock davon machen lassen; da er aber in die Rechtlichkeit seines Schneiders ein wohlbegründetes Mißtrauen setzte, so war er so vorsichtig, sein Tuch vorher zu wiegen. Hierauf ließ er Meister Manceau, einen Mann von großem Rufe, kommen und sagte zu ihm: „Machen Sie mir so schnell und sauber als möglich einen Oberrock, gehörig lang und weit, mit demselben Tuche gefüttert, daß er hübsch voll und reich aussieht. Schneiden Sie aus dem Ganzen, aber bringen Sie mir ja Alles, was abfällt, zurück, denn ich habe gern die Abschneidsel; vergessen Sie es ja nicht."

Manceau verspricht, ihn auf's beste und rechtlichste zu bedienen, und nach Verlauf von drei Tagen bringt er den Rock. Der Rock sitzt vortrefflich; als er aber, nachdem sich der Schneider entfernt, der Probe auf der Waagschale unterworfen wird, ergiebt es sich, daß er viel zu wenig wiegt. Courier stehenden Fußes läuft zu Manceau, sich bitter zu beklagen, und trifft seinen Mann in der Werkstatt gerade dabei an, wie er seinem Sohne, einem Knaben von ungefähr sechs Jahren, ein Jäckchen von perlgrauem Tuch anprobirt. „Da ist ja das Tuch, das mir fehlt", schreit Courier; „auf dem Leibe Ihres Kindes muß ich es wiederfinden — ich habe Sie auf frischer That ertappt, und alles Leugnen ist umsonst."

Manceau, klug genug, ihm nicht zu widersprechen, erwiedert: „Ja, Herr Hauptmann, ich habe das überflüssige Tuch dazu verwandt, meinen einzigen Sohn darein zu kleiden, ihn, der einmal mein Nachfolger seyn soll in der Kunst der Schneiderei. Bringen Sie das liebe Kind mit ihrem ernsthaften Gesicht nicht zum Weinen, mein Herr; entrunzeln Sie Ihre Stirn, und du, mein Isiderchen, nimm die Mütze ab, mache dem Herrn Hauptmann einen Diener und sage zu ihm: Herr Hauptmann, ich bedanke mich bei Ihnen für das Jäckchen, das Sie so gütig gewesen sind, mir zu verehren; ich werde es zu ihrem Andenken wie ein Kleinod aufheben." Wort für Wort wiederholte das Kind die Rede, die ihm der Vater vorsagte, und Courier, durch diese Wendung entwaffnet, mußte lachen und vergab. Ich war bei der ganzen Scene gegenwärtig.

Courier hatte sich auf eine ganz eigenthümliche Weise an einen jungen Menschen attachirt, der mit uns bei Mademoiselle Cateau speiste. Dieser junge Mann ließ sich Lonce nennen; wie er sagte, reiste er in wichtigen Handels-Geschäften; doch war er eigentlich ein Emigrirter und ohne Erlaubniß zurückgekommen. Trotz der beständigen Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, wußte er sich stets in einer höchst liebenswürdigen guten Laune zu erhalten und in heiterer Sorglosigkeit die Gegenwart zu genießen, ohne an eine drohende Zukunft zu denken. Eines Tages indessen kommt er zu Paul Louis und eröffnet ihm in folgenden Worten seine Lage: „Bester Courier, wir sind zu innig mit einander vertraut und verbunden, als daß ich Ihnen länger meinen wahren Namen und die gefährliche Lage, in der ich mich befinde, verschweigen sollte. Ich heiße Rissan, meine Familie wohnt bei Bordeaux; sehr jung bin ich ausgewandert und seit einigen Monaten heimlich nach Frankreich zurückgekehrt. So eben erhalte ich einen Brief von meinem Vater, der mich auffordert, Toulouse zu verlassen, weil ich hier nicht sicher wäre, nach der Schweiz zu gehen und dort bessere Zeiten abzuwarten; er schickt mir das nöthige Reisegeld. Rathen Sie mir, was soll ich thun?"

„Vor Allem das Geld behalten; das ist ein guter Freund, besonders in Revolutions-Zeiten", gab Courier zur Antwort. „Dann, um Ihren Herrn Vater über das Schicksal seines lieben Sohnes zu beruhigen, müssen Sie, ohne die Ufer der Garonne zu verlassen, die Reise nach den dreizehn Kantons fingiren; ich übernehm' es, Ihnen eine Be-

*) Der Mangel an biographischen Nachrichten über die ersten Anfänge der Laufbahn Courier's würde schon an und für sich selber, ganz abgesehen von der Darstellung, der folgenden Skizze Werth und Reiz verleihen. Es sind die Erinnerungen seines Jugendfreundes Dalanrac, die wir unseren Lesern hiermit vorlegen.

schreibung der malerischen Landschaften zu entwerfen, so getreu, als wären Sie wirklich dort und schrieben von da her; ich will die ungeheuren Berge, den ewigen Schnee, die Lawinen, die Gletscher, die Bergströme, die Abgründe, die Bären schildern, daß es nur so eine Art haben soll — und dann die blumigen Wiesen, die murmelnden Bäche, die Wasserfälle, die weidenden Heerden, die reizenden Hirtenmädchen — es giebt einen unvergleichlichen Spaß! Schnell, schreiben Sie Ihrem Herrn Vater, Sie würden die Reise sogleich antreten; später soll er eine Adresse erhalten, um Sie durch ein Touleuser Haus mit Geld zu versehen; das erheben Sie dann hier in Person, ohne weiteren Abzug." Lence ging auf diesen Rath, der ihm sehr gelegen kam, ein und blieb. Wir arbeiteten alle Drei an der Korrespondenz mit seinem Vater, die höchst spaßhaft ausfiel und uns unendlich ergötzte.

So vergingen einige Monate, als Lence eines Morgens scheu bei uns eintrat und mit trauriger Miene anhub: „Meine Freunde, wir müssen von einander scheiden; die Polizei ist mir auf der Spur. Um ihr nicht in die Hände zu fallen, habe ich mich entschlossen, diese Nacht schon vor dem Thore zu schlafen, mich morgen mit Tages-Anbruch auf die Diligence nach Bayonne zu setzen und von da nach Spanien zu gehen. Herr von M*** will mir Herrn Faune, den Hauslehrer seiner Kinder, mitgeben, der mich zu einem zuverlässigen Gärtner in der Vorstadt Saint-Cyprien führen soll." — „Was!" versetzte Courier, „Herr Faune soll Ihnen zum Führer und Beschützer dienen? Kein furchtsamerer Hase ist in ganz Toulouse: ein alter, schwacher, ängstlicher Mensch, der in seinem hohlen Kopf nichts als ein paar Lateinische Phrasen hat, die er bei jeder Gelegenheit vorreitet. Wir, wir werden ein so theures Haupt bewachen; wir werden Ihnen das Geleit geben und Sie vertheidigen, wenn es Noth thun sollte."

Demnach machten wir uns mit Einbruch der Dunkelheit auf den Weg nach der Vorstadt Saint-Cyprien. Courier ging voran, in seiner Uniform, den Degen an der Seite; ich folgte mit Lence, und Herr Faune bildete die Arrieregarde. Ohne angehalten zu werden, gelangten wir an's Ziel. Der Gärtner wartete schon unserer an der Hausthür und führte uns alsbald in ein kleines Zimmer, das er für uns in Bereitschaft gesetzt. Herr Faune, der während der ganzen Expedition nur immer die Gendarmen hinter uns geglaubt hatte, rief nun ruhiger und gefaßter, sich zu Lence wendend, aus:

„Heu! fuge crudeles terras, fuge littus avarum!"

„Und ich", versetzte Courier, „möchte Ihnen lieber zurufen:

Nunc vino pellite curas!

was in unserer Sprache so viel heißt, als: Wir wollen einen Punsch machen und trinken bis zum Morgen!" Somit ließ er einige Citronen, Rum und Zucker holen, und bald stand eine tüchtige Bowle, mit bläulicher Flamme gekränzt, vor uns. Faune, ein großer Liebhaber von spirituösen Getränken, zechte dergestalt, daß er in kurzer Zeit einen Rausch hatte. „Bonum vinum laetificat cor hominis!" lallte er,

„Nunc est bibendum nunc pede libero
Pulsanda tellus",

fügte er hinzu und fing an zu tanzen; dann stieg er auf einen Stuhl und hielt uns in seiner Weise eine Predigt aus dem Stegreif; er nahm seine Perrücke ab, und sie in den Händen haltend, wie die Prediger ihr viereckigtes Mützchen, strengte er alle Nerven seines erhitzten Hauptes dergestalt an und wirthschaftete rechts und links so lange damit herum, bis er endlich das Gleichgewicht verlor und wir ihn in einen Lehnstuhl setzen mußten. Wir boten ihm noch ein Glas Punsch an, welches er aber ausschlug mit den Worten: „Sat prata biberunt", und einschlief; ohne Zweifel träumte ihm dann von der Einnahme von Troja, denn wir hörten ihn mit dumpfer Stimme brummen: „Invadunt urbem somno vinoque sepultam." Um ihn aufzuwecken, hielten wir ihm dann und wann eine angezündete Papiertüte unter die Nase, wobei er zu unserem höchsten Ergötzen die fürchterlichsten Grimassen schneiden mußte.

Mittlerweile ließ sich das ferne Gerassel der Diligence hören und kündigte uns an, daß die Stunde der Trennung da sey. Wir umarmten unseren Freund Lence zärtlichst, brachten ihn bis zum Wagen, drückten ihm noch einmal herzlich die Hand, und er rollte von dannen; traurig und schweigend, im schmerzlichen Gefühl des Verlustes, gingen wir nach der Stadt zurück.

Im Theater, auf den Promenaden und in den Buchläden trafen wir oft mit einem Polnischen Literaten, Namens Adam Chlewaski, zusammen. Courier, der sein bescheidenes Verdienst zu schätzen wußte, unterhielt sich gern mit ihm über neue Werke und wissenschaftliche Gegenstände; er hat mehrere Briefe aus Italien an ihn gerichtet, die bereits gedruckt sind.

Als Inspecteur der Werkstätten war Courier von seiner Behörde beauftragt worden, über die Kohlengruben von Crameaux und die seit kurzem in Alby eingerichtete Kugelgießerei einen Bericht zu machen. Bei dieser Gelegenheit kam er in das Departement des Tarn und wohnte vierzehn Tage lang bei mir, auf einem Landgut bei der Stadt Cordes. Wir gingen zusammen auf die Jagd, fischten, machten Besuche in der Nachbarschaft und spielten Abends eine Partie Triktrak. Kurz darauf ging er nach Bagnères und dann wieder nach Toulouse zurück, wo ich wieder mit ihm zusammentraf. Er wohnte damals bei Madame Picard, am Thore Montoulieu.

Courier hatte eine Sucht, die damals unter den jungen Leuten zum Ton gehörte, nämlich die, dafür zu gelten, daß er bei den Frauenzimmern viel Glück mache. Diese Sucht, oder besser gesagt diese Thorheit, verwickelte ihn in ein ärgerliches Abenteuer, das der Grund seiner eiligen Abreise von Toulouse wurde und dem Lauf seines Geschickes so plötzlich eine andere Wendung gab.

Frau von M*** hatte sich mit ihrem Manne und einer zahlreichen Familie für kurze Zeit in Toulouse niedergelassen. Sie sah alle Abend eine kleine Gesellschaft bei sich, in der wir in der Regel mit Courier ebenfalls erschienen; da Frau von M*** reizende Töchter hatte, so wurde bisweilen getanzt. Paul Louis machte der einen, Fräulein Agathe, sehr stark die Cour. Eines Tages, im Feuer seiner Liebes-Erklärungen, sagt er ihr: „Sie werden mich einmal Nachts in ihr Zimmer dringen sehen, wie einen Sylphen." — „Ich hätte den Tod vor Schreck", erwiedert sie ihm. Dennoch hat Courier die Dreistigkeit, noch an demselben Abend, anstatt nach Hause zu gehen mit den Uebrigen, sich unbemerkt in das Schlafzimmer des Fräuleins Agathe hineinzuschleichen. Diese, nachdem sie wie gewöhnlich ihr Gebet gemeinschaftlich mit der übrigen Familie verrichtet, begiebt sich allein und ohne Arges zu vermuthen auf ihr Zimmer; aber kaum ist sie eingetreten, so gewahrt sie einen Mann, der sich im Alkoven versteckt hat; sie schreit laut auf, ruft zu Hülfe, Diebe! will die Flucht ergreifen — Courier springt hervor, giebt sich zu erkennen und versucht, sie zurückzuhalten; aber das Fräulein macht sich los und fliegt ihrem Vater entgegen, der auf ihr Geschrei, mit einer Doppel-Flinte bewaffnet, herbeieilt, seine Bedienten mit Knitteln hinter ihm und Herr Faune, der Hauslehrer, von dem wir schon gesprochen haben, und der, im Drang der Gefahr Alles zur Waffe machend, einen Bratspieß ergriffen hatte, den er mit beiden Händen, wie ein Soldat seine Flinte mit dem Bajonett, vorgestreckt hinhielt. Herr von M***, als er Courier ansichtig wird, stutzt im ersten Momente, dann aber wüthende Blicke des Zornes auf ihn schießend, überhäuft er ihn mit den heftigsten Vorwürfen; Courier, in der äußersten Bestürzung, wagt kaum aufzusehen, bekennt sich für strafbar, sagt, daß seine Absichten durchaus rein seyen, obschon der Schritt, zu dem er sich hinreißen lassen, ein unüberlegter sey, daß er ganz und gar nur einen löblichen Zweck habe und Alles sich später aufklären werde. Unter diesen Entschuldigungen sucht er die Thür zu gewinnen. Herr von M***, der auch nicht Lust haben mochte, den fatalen Auftritt zu verlängern, giebt ihm Raum, und Courier ist mit einem Satz die Treppe hinunter; Faune, den er noch umgerannt, liegt am Boden und stöhnt O tempora! O mores!

Als ich am anderen Morgen früh zu Courier kam, um von ihm Abschied zu nehmen, weil ich im Begriff stand, nach Alby zu reisen, erzählte er mir sein unglückliches Abenteuer. „Dergleichen Geschichten", sagte er, „endigen gewöhnlich mit einer Heirath oder mit einem paar Unzen Blut; da mir indessen keine dieser beiden Entwickelungen zusagt, so werde ich eine dritte versuchen und Postpferde bestellen. Ich bin noch zu jung, um meinen Nacken schon unter's Ehejoch, dieses schwere Joch, zu beugen, und möchte um Alles in der Welt nicht in die Versuchung kommen, meine Hand mit dem Blute eines guten Familienvaters zu beflecken, den ich durch mein leichtsinniges Benehmen beleidigt habe; somit bleibt mir nichts übrig, bester Freund, als mein Bündel zu schnüren und den Ort zu verlassen. Wenn Sie wieder nach Toulouse kommen, finden Sie mich nicht mehr hier."

Wirklich reiste er einige Tage darauf, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen, nach Paris ab.

Dalayrac.

England.

Geschichte und gegenwärtiger Standpunkt der Kochkunst.

(Schluß.)

Der erste Restaurateur in Paris war Champ d'Oiseau, Rue des Poulies, der 1770 sein Geschäft anfing. Im Jahr 1789 war die Zahl der Restaurateurs auf hundert, und im Jahre 1804 (dem Stiftungs-Jahre des Almanac des Gourmands) auf fünf- bis sechshundert angewachsen. Jetzt giebt es deren weit über tausend. Die erste Ursache dieser erstaunlichen Vermehrung glaubt der Almanac des Gourmands in der Anglomanie zu finden, welche zehn oder funfzehn Jahre vor Ausbruch der Revolution unter den Franzosen wüthete; „denn die Engländer", sagt der Verf., „nehmen fast alle ihre Mahlzeiten in Speise-Tabernen ein." Die zweite Ursache war, nach demselben Almanac, das plötzliche Ueberhandnehmen nicht ansässiger legislateurs, die endlich den Ton angaben und, durch ihr Beispiel, ganz Paris in das Speisehaus lockten. Die dritte Ursache endlich ist in der Aufhebung der häuslichen Etablissemens des reichen weltlichen und geistlichen Adels zu suchen, in deren Folge sehr viele Küchenmeister genöthigt waren, ihre Kunst populairer zu machen. Robert z. B., einer der ersten und besten Restaurateurs, war der Ex-Koch des Ex-Erzbischofs von Aix.

Als die verbündeten Monarchen 1814 in Paris eingezogen waren, sahen sie sich genöthigt, für den Bedarf ihres Tisches mit einem Restaurateur (Véry) einen Kontrakt zu machen. Dieser verstand sich zu der mäßigen Summe von 3000 Franken per Tag, die Weine ausgeschlossen.

Wir müssen daran verzweifeln, auch nur einem Zehntheil der ausgezeichneten Köche Frankreichs Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Namen eines Rechaud, Merillon, Robert, Beauvilliers, Méot, Rose, Legacque, Léda, Brigaut, Naudet, Tailleur, Véry, Henneveu und Balaine haben schon lange Europäischen Ruf erlangt. Von diesen hat man die drei Ersten gar sinnreich den Raphael, den Michel Angelo und den Rubens der Kochkunst genannt, und Beauvilliers ist mit überwiegender Stimmen-Mehrheit an die Spitze der klassischen Schule gestellt worden; denn es giebt auch eine romantische, in welcher der berühmte Carême das Supremat behauptet. Auch hier wird die große Analogie zwischen Kochkunst und Literatur dem philosophischen Beobachter nicht entgehen. *)

---

*) Dugald Stewart erkannte die Analogie zwischen Kochkunst, Poesie und Malerei, wie aus folgender Stelle seiner „Philosophischen Versuche" sich ergiebt: „Das Süße kann man wesentlich oder absolut angenehm und das Bittere relativ angenehm nennen. Beide sind, in vielen Fällen, gleich nothwendig zu den Wirkungen, die in der Kochkunst jener harmonisch zusammengesetzten Schönheit entsprechen, welche der Maler und der Dichter schaffen sollen."

Beauvilliers war in manchem Betrachte ein origineller Mann, und wir schätzen uns glücklich, daß wir seinem künftigen Biographen einiges Material zutragen können. Er begann seine Praxis 1782, in der Rue Richelieu. Sein Ruf wuchs nur langsam und erreichte erst mit Eintritt des gegenwärtigen Jahrhunderts seinen Culminations-Punkt; allein er blieb ihm auch unversehrt, und in den Jahren 1814—15 wetteiferte Beauvilliers in der Gunst der Alliirten mit Véry. Er suchte die persönliche Bekanntschaft aller Marschälle und Generale von Geschmack, welcher Nation sie auch angehören mochten, und verstand von der Muttersprache eines Jeden ungefähr so viel, als zu Gesprächen über sein Fach vonnöthen war. Sein Gedächtniß war so erstaunlich treu, daß er Individuen, die nur zwei oder drei Mal seine Restauration besucht hatten, nach zwanzig Jahren wieder erkannte und ihrer Namen sich erinnerte. Die Art, wie er von seinen Kenntnissen Vortheil zog, war nicht weniger eigenthümlich, als die Geschicklichkeit, die er im Erwerben und Behaupten derselben zeigte. Fand sich eine Gesellschaft von Standes-Personen an seinem Tische ein, so näherte er sich ihnen mit Zeichen der unbedingtesten Ergebung in ihren Willen und der wärmsten Absicht, ihre Wünsche zu befriedigen. Er deutete auf Gerichte, von denen er abrathen wollte, und auf andere, die man ohne Verzug haben konnte; er selbst verordnete oft ein neues Gericht, an das Niemand gedacht hatte, oder er schickte nach Wein aus einem Keller, zu welchem er allein den Schlüssel verwahrte. Sein Benehmen dabei war so zart, so liebenswürdig und verbindlich, daß alle diese Extra-Artikel fast wie großmüthige Gaben hingenommen wurden. Erst die Ankunft des Zettels mit der Zeche überzeugte die Gesellschaft, daß sie bei einem restaurant dinirt hatte. „Beauvilliers (sagt der Verf. der Physiologie du gout) machte sich mehrmals ein Vermögen und brachte es auch wieder durch; und man weiß nicht genau, in welcher dieser Glückes-Phasen der Tod ihn überraschte; allein er kannte so viele Mittel, sein Geld los zu werden, daß nur wenig davon an seine Erben gekommen seyn mag." Noch kurz vor seinem Hintritt bezahlte er die Schuld, welche, wie Lord Bacon meint, jeder Mensch seinem Berufe zu entrichten hat (obgleich wir eben nicht ungehalten wären, wenn man sie sparsamer bezahlte): er publizirte seine Art du Cuisinier in zwei Oktav-Bänden. Beauvilliers starb nur ein paar Monate vor Napoleon.

Herr Carème ist auch Schriftsteller, wie sein großer Nebenbuhler, und ein Schriftsteller, der seine Ueberlegenheit kennt; denn er bemerkt in der Vorrede zu seinem Maître d'Hôtel Français: „Ich habe unwiderleglich bewiesen, daß alle Bücher, die bis auf die neueste Zeit über unsere Küche geschrieben worden, von mittelmäßigem Werthe und voller Fehler sind."

Carème stammt in gerader Linie von jenem berühmten Küchenmeister Papst Leo's X., der wegen einer köstlichen Fastensuppe, die er für den Papst erfand, den Namen Jean de Carème (Hans von der Fasten) erhielt. Es ist merkwürdig, daß auch unser Carème sein Genie zum ersten Male durch Erfindung einer Sauce für die Fastenzeit an den Tag legte. Er begann seine Studien mit einem regelmäßigen Kursus des Röstens unter Anleitung eines der bedeutendsten Rôtisseur's. Dann besuchte er die Küche des Herrn Richaut, den er „fameux saucier de la maison de Condé" nennt, um das Mysterium der Saucen zu studiren: hierauf studirte er bei Herrn Asne die belles parties des froids; und endlich empfing er seine Glätte und Feile unter den Auspizien Robert des Aelteren, eines Professors der élégance moderne.

Einem so vollendeten Künstler konnte es nicht an glänzenden Anträgen fehlen; bald Europa buhlte um seine Gunst. Die zudringlichen Bitten Georg's IV. (der damals noch Prinz Regent war) und ein versprochenes Jahr-Gehalt von 1000 Pfund bewogen ihn wirklich einmal, nach London zu gehen; allein er hielt dort nur ein paar Monate aus, weil die Wirthschaft am Britischen Hofe ihm gar zu „spießbürgerlich" war. Während seiner Anwesenheit in Carlton-House soll man seine „Pasteten aus zweiter Hand", nachdem sie auf der Tafel des Prinz Regenten paradirt hatten, mit enormen Preisen bezahlt haben. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich machten ihm vergebens neue Offerten; er betheuerte, „seine ganz Französische Seele könne nur in Frankreich leben", und engagirte sich endlich bei dem Pariser Baron Rothschild, der seinem Berufe als Financier große Ehre macht.

Nachdem wir Beauvilliers und Carème als die Chefs der beiden rivalisirenden Künstler-Schulen dargestellt, wird man auch eine unterscheidende Charakteristik Beider von uns erwarten; allein wie sollen wir es anfangen, um das leichte, luftige, flüchtige Aroma eines wohlschmeckenden Gerichtes in Worte zu fassen! — nequeo narrare, et sentio tantum. Eine oberflächliche Parallele würde ungefähr die nachstehende seyn: in Beauvilliers war die Kraft des Urtheils (die Kritik) vorwiegend; in Carème die Erfindungskraft — Beauvilliers erschöpfte die ganze ältere Kunstwelt; Carème erfand eine neue — Beauvilliers hielt sich streng an die Einheiten, und Carème that einen eben so kühnen als graziösen Schritt darüber hinaus — Beauvilliers war groß in Entréen, und Carème erhaben in Entremets — ein fricandeau des Ersteren verdiente unser unbedingtes Vertrauen, und in einer Sauce des Letzteren würden wir unbedenklich einen Elephanten verzehren.*)

Die bedeutendsten Restaurationen von Paris sind gegenwärtig: der Rocher de Cancale, Rue Mont Orgueil, die Restauration Grignon's, Rue Neuve des Petits Champs, das Café de Paris, Boulevards Italiens, die von Lointier, Rue Richelieu, die von Perigord, von Véry und les Trois Frères Provençeaux; alle drei im Palais Royal.

Der Rocher de Cancale kam zuerst durch seine Austern in Ruf, die Herr Balaine, der Stifter des Etablissements, seit dem Jahre 1804 zu jeder Jahreszeit frisch und im besten Stande nach Paris förderte. Nachmals widmete er den Fischen und dem Wildpret gleiche Sorgfalt, und endlich hatte er den Muth, seine Bemühungen zu generalisiren. Der volle Ruf dieser Restauration datirt sich aber erst vom 28. November 1809, an welchem Tage Herr Balaine ein Diner von 24 Gedecken in einem Stile servirte, der ihn einen ganzen Monat lang unter den Pariser Gourmands zum einzigen Gegenstand der Conversation machte. Jetzt feiert man besonders die Rothkehlchen und Frosch-Schenkel des Herrn Balaine. Einige Hyperkritiker wollen jedoch behaupten, daß die Entrées und die Entremets im Rocher etwas zu viel Kunst zur Schau tragen, und daß der Meister die weise Regel „ars est celare artem" nicht beachtet habe.

Grignon's Restauration war eine Zeitlang das populairste Haus in Paris, wenn sie gleich einen großen Theil ihrer Popularität dem Umstande verdankte, daß zwei Demoiselles von hoher Schönheit im Comptoir präsidirten. Alle simple Gerichte sind hier vortrefflich, und die Fische (was in Paris eine Seltenheit) wirklich frisch zu nennen. Eine andere dieser Restauration eigenthümliche Delikatesse ist britsauce, (nicht sauce de pain) eine Verklärung der Englischen breadsauce; denn so kann man sie wirklich nennen, da sämmtliche Unebenheiten der letzteren ausgeglättet sind und eine Lieblichkeit hineingekommen ist, für die ich keine Worte habe.

Die Véry's verdanken ihren frühen Ruf ihrer sinnigen Anwendung der Trüffel. Die entrées truffées dieser großen Restauration standen eine Zeitlang im Rufe der Unnachahmbarkeit, wie die Schweizer in dem der Unüberwindlichkeit, und so lange das Etablissement die Tuilerieen zierte, behauptete der Name Véry seine talismanische Anziehungskraft; allein der Zauber schwand, als die Restauration von dort nach dem Palais Royal wanderte. Dazu kam noch der plötzliche Tod des ausgezeichnetsten der Gebrüder Véry. Ein prächtiges Monument ist ihm in Père la Chaise errichtet worden, mit einer Inschrift, die also schließt: „toute sa vie fut consacrée aux arts utiles." Zu Anfang des Jahres 1834 wurde bei den Véry's ein neues System der Verwaltung eingeführt, von dem man sich gute Früchte verheißen darf, wenn nicht unbeholfene und unwissende Engländer das Haus zu Falle bringen.

Die gastronomische Unwissenheit, welche ausländische Gäste zuweilen hier an den Tag legen, ist in der That hinreichend, um jeden Künstler zu ruiniren. So kamen einmal zwei Bankschreiber aus London, die ihre vierzehntägige Urlaubszeit in Paris zubringen wollten, an Véry's table d'hôte und suchten sich, ohne eine Silbe Französisch zu verstehen, auf dem Speisezettel ihr Diner zusammen. Sie gaben ihren Wunsch dadurch zu erkennen, daß sie verschiedene Artikel der Karte auf ein Blatt Papier kritzelten, zur nicht geringen Verwunderung des Marqueurs, der Entrées hinter Entremets, und vol-au-vent hinter Wildpret stehen sah. Endlich schrieben sie gar: „fricandeau à l'oseille ou à la chicorée" (gespickte Kalbfleisch-Schnitten in Sauerampfer- oder Cichorien-Sauce). Der Garçon bat sich davon eine Erklärung aus und wurde auf die Speisekarte verwiesen, die man allerdings buchstäblich kopirt hatte. „Bien, Messieurs, mais qu'est-ce que vous voulez, à l'oseille ou à la chicorée?" Beide glotzten bald den Garçon, bald sich unter einander an; aber der Skrupel des Garçon blieb ihnen ein Räthsel. Endlich verlor dieser die Geduld, lief zu seinem Herrn und bat ihn, die bêtes Anglois zu befriedigen, so gut er könne.

Das Café de Paris ist, wenn man bei schönem Wetter und bei Tageslicht speisen will, ein recht angenehmer Ort, und die Tische sind fast zu jeder Stunde besetzt, obgleich man hier theurer speist als anderwärts. Die Gerichte sind von sehr ungleichem Werth, doch preist man einige derselben, wie z. B. salmi (Ragout von gebratenem Federwildpret) und soles en matelotte Normande als unnachahmlich.

Gehst Du im Palais Royal um die siebente Stunde an Perigord's Restauration vorüber, so siehst Du eine Reihe kleiner Tische, an deren jedem ein Gastronom sitzt, der mit aller einem so schwierigen Geschäfte zukommenden Gravität und Emsigkeit speist. Allein die Zimmer, die nur aus einem Erdgeschoß und Halbgeschoß bestehen, sind so eng und dumpfig, daß ein Engländer nicht leicht versucht wird, in denselben zu diniren.

Lointier liefert besonders treffliche diners commandés. Es wäre aber zu wünschen, daß er ein bischen weniger Trüffeln an seine Speisen thäte, weil diese zu große Einförmigkeit in den Geschmack bringen.

Die Trois Frères Provenceaux erwarben sich ihren Ruf durch brandades de merluche, morne à l'ail und Provencer Ragouts; allein das Wohlschmeckendste, das man jetzt bei ihnen genießen kann, ist ein vol-au-vent.

Wir sprachen oben von den bedeutenden Wirkungen der Revolution. Jetzt wollen wir die nicht minder bedeutenden Wirkungen namhaft machen, die durch den Schluß derselben — oder vielmehr durch eine ihrer bedeutendsten Epochen — hervorgebracht worden, und welche der Verfasser der Physiologie du gout *) sehr lebendig schildert.

„Der Vertrag vom November des Jahres 1815", sagt Herr Savarin, „verpflichtete Frankreich, innerhalb drei Jahren eine Summe von 750 Millionen Franken zu bezahlen, die Entschädigungen und Requisitionen abgerechnet, welche beinahe eben so viel ausmachten. Man befürchtete allgemein einen National-Bankerott, um so mehr, da Alles in klingender Münze bezahlt werden sollte. „O weh! seufzten die guten Pariser, so oft die verhängnißvolle Geldkarre nach der Straße Vivienne fuhr, um sich dort füllen zu lassen, o weh! unser Geld wandert aus dem Lande; im nächsten Jahre werden wir vor einem Fünffrankenstück auf den Knieen rutschen müssen; es wird uns nichts mehr übrig bleiben, als Borgen und wieder Borgen; Elend, Erschöpfung, bürgerlicher Tod wird unser Schicksal seyn!" Der Erfolg bewies die Falschheit dieser

*) Da Beispiele immer anschaulicher sind, als Lehren, so verweisen wir den Leser auf Lady Morgan's Schilderung eines unter Carème's Leitung zubereiteten Diners, dem sie selber beigewohnt. S. Morgan's Frankreich. Th. II.

*) Physiologie des Geschmackes oder Betrachtungen über transcendentale Gastronomie. Den Pariser Gastronomen gewidmet. Von Brillat-Savarin, Mitgliede mehrerer gelehrten Vereine. Paris, 1835. 2 Bände.

Digitized by Google

Prophezeiung; zum größten Erstaunen aller derer, die sich mit finanziellen Dingen befaßten, gingen die Zahlungen gut von statten, der Kredit kam ins Steigen, man haschte gierig nach Anleihen, und so lange der finanzielle Aderlaß dauerte, war die Bilanz zu Gunsten Frankreichs. Dies beweist, daß mehr Geld einwanderte als auswanderte. Wie hat man sich dies zu erklären? Welche Gottheit wirkte dieses Wunder? — die Gourmandise. Als die Herren Briten, Germanen, Cimbern und Scythen in Frankreich eindrangen, brachten sie eine seltene Gefräßigkeit und Magen von tüchtigem Kaliber mit. Bald begnügten sie sich nicht mehr mit der offiziellen Beköstigung, die eine erzwungene Gastfreiheit ihnen reichte; sie sehnten sich nach raffinirteren Genüssen, und in kurzer Zeit war Paris ein ungeheures Refektorium geworden."

Die Französische Kochkunst ist über ganz Europa verbreitet; allein man findet sie anderswo mehr in Privathäusern, weshalb wir von jetzt an allgemeinere Beobachtungen machen müssen. Dies soll uns jedoch nicht hindern, diejenigen Hotels und Restaurateurs von Deutschland, Italien und den Niederlanden, deren Küche in besonders glänzendem Rufe steht, namhaft zu machen. Diese sind: Jagor in Berlin; das Hôtel de France in Dresden; der Schwan und der Erzherzog Karl in Wien; der Oud Doel oder Doelen im Haag und Rebechino Vecchio in Mailand. Bei dem Letztgenannten speist man die berühmte minestra del riso (eine Art Reissuppe) in größter Vollkommenheit. Wir haben noch an manchem anderen Orte ganz herrliche Diners eingenommen, z. B. in Achen, Baden und Strasburg; allein wir sprechen hier nur von den eigentlich klassischen Hotels für reisende Gastronomen. Auf der Straße über den St. Gotthard verdienen die rothen Forellen aus dem See bei Andermatt ein besonderes Studium; diese sind, unseres Bedünkens, die wohlschmeckendsten Forellen in ganz Europa. Auf dem Simplen darf der Wanderer die Gemsen-Pasteten des kleinen Gasthofes in der höchsten Region des Berges nicht ungekostet lassen; in der Nachbarschaft des Sees von Como empfehlen wir ihm die Forellen, und in Rom behauptet der wilde Eber seinen klassischen Ruf. *)

Es bleibt uns nun noch etwas über die Englische Küche zu sagen. Ein Diner von erster Qualität muß wohl in England ohne allen Vergleich besser seyn, als eines von derselben Klasse in jedem anderen Lande; denn wir bekommen die besten Köche, weil wir das Meiste für dieselben bieten. Auch haben wir gewisse nationale Gerichte, die von der übrigen Welt mit Neid betrachtet werden.

Zum Belege unserer Behauptung folge hier der Küchenzettel des Diners, das im vergangenen Mai dem Lord Chesterfield zu Ehren gegeben wurde, als er das Amt eines Master of the Buckhounds niederlegte. Die Gesellschaft bestand aus 30 Personen, und auf den Antheil eines Jeden kamen sechs Guineen.

Premier Service.

Suppen: Printannier, à la reine, Schildkröten-Suppe (zwei Terrinen).

Fische: Steinbutte (Hummer und Holländische Saucen), Salm à la Tartare, Rothfeder à la cardinal, gebackener Kabeljau, white bait.

Relevés: Rinder-Filet à la Napolitaine, Puter à la chipolate, timballe de macaroni, Hinterstück von Wildpret.

Entrées: Croquetten von Geflügel, kleine Auster-Pasteten, Lamms-Côtelette's, purée von Champignons, Lamms-Côtelette's aux pois d'asperge, fricandeaux von Kalbfleisch in Sauerampfer, gespickte Kalbsdrüsen mit Goldäpfeln (ris de veau piqué aux tomates), Tauben-Côtelette's à la Dusselle, chartreuse de légumes mit Fasanen, Filets von jungen Enten à la Barrigade, Rothwürste à la Richelieu, sauté von Geflügel mit Trüffeln, pâté de mouton monté.

Côte: Roastbeef, Schinken, Salade.

Second Service.

Braten: Kapaunen, Wachteln, Truthühner, junge Gänse (green goose).

Entremets: Spargel, Schminkbohnen à la Françoise, mayonaise d'homard, gelée Macedoine, aspices d'oeufs de pluvier, Charlotte Russe, gelée au Marasquin, crême marbre, corbeille de pâtisserie, vol-au-vent de rhubarb, Aprikosen-Torte, corbeille des meringues, geputzte Krabben; Salade au gélantine. — Champignons aux fines herbes.

Relevés: Soufflée à la vanille, Nesselrode pudding, Adelaïde sandwiches, fondus. Pièces montées u. s. w. u. s. w.

Der Leser wird von selber bemerkt haben, wie schön die Englischen Gerichte — Schildkröten-Suppe, white bait und Wildpret — bei diesem Diner den Französischen Relief geben. Auch die jungen Gänse können für Englisch passiren, da man in Frankreich von der Gans fast nur die Leber zu schätzen weiß.

Von Londons klassischen Speisegebern wollen wir nur einige wenige zu Nutz und Frommen der Nachwelt namentlich aufführen. Diese sind: Ude, Lefevre, Bond, Martin, Hall, Crepin, Francatelli, Collins und Loyer. Der gefeierte Koch des seligen Marquis von Worcester verbrannte vor einigen Jahren in Lisle Street; und eine Freundin erzählte uns triumphirend, daß sie von seinen posthumen Pasteten gekostet habe. Diesen großen Männern verdankt England den heutigen Flor seiner Kochkunst; allein sie haben auch gewissen Ketzereien Entrée verstattet, die wir nicht ungerügt lassen dürfen. Zunächst wär' es ihre Pflicht, gegen die Manie der weißen Entrées zu protestiren, die man so oft mit gänzlicher Umgehung der braunen auftischt, obgleich der gute Geschmack eine verständige Mischung beider Arten verlangt. Dann sollten sie einer Speise wie ris de veau à la chicorée und tendons de veau épinais unter keiner Bedingung Bürgerrecht geben; denn eine Combination so fader Vegetabilien mit einem Fleische, das an sich schon ziemlich fade schmeckt, ist die ärgste Barbarei. Die unverzeihlichste aller Entweihungen ist aber die, wenn man ein so herrliches Produkt, wie Trüffeln, zur Basis eines purée macht.

Nachdem wir unsere Skizze der Geschichte und des gegenwärtigen Zustandes der Kochkunst glücklich beendigt, haben wir dem gastronomischen Leser nur noch einige Winke zu geben. Fehlen Dir die rechten Mittel — seyen sie nun pecuniairer oder artistischer Art —, so lasse Dich nicht auf Entrées und Entremets ein. Der Grundsatz Julius Cäsar's: „Besser in einem Dorfe der Erste, als in Rom der Zweite", findet seine beste Anwendung in der Kochkunst. „Eine kräftige Suppe, eine Steinbutte, ein Wildbraten, junge Enten mit grünen Erbsen, oder junge Hühner mit Spargel, und eine Aprikosen-Torte bilden eine wahrhaft Königliche Mahlzeit — wenn man nichts Besseres haben kann." So sprach der selige Graf Dudley, und wir sind ganz mit ihm einverstanden. Vor Allem schenke man dem Zubehör der Speisen gebührende Aufmerksamkeit; der eben genannte Staatsmann sagte von einem verstorbenen Baron der Schatzkammer so richtig als schön: „Er war ein herrlicher Mensch; er hatte die beste Schmelzbutter, die ich in meinem Leben gekostet."

In einem nächsten, jedoch kürzer gefaßten Artikel werden wir den Leser von Theorie und Praxis der Gastronomie, oder von den Erfordernissen des echten Gastronomen unterhalten.

(Quarterly Review.)

Bibliographie.

The pearl. (Die Perle, oder tägliche Erquickungen für den Christen.) 1½ Sh.

Treatise on the arts, manufactures etc. (Die Gewerbe, Manufakturen, Künste, Sitten und Institutionen der Griechen und Römer.) Zweiter Band. 6 Sh.

Boyhood. (Das Knabenalter.) Nebst einigen anderen Gedichten und Uebersetzungen; von C. A. Elton. 12 Sh.

Mannigfaltiges.

— Der Mitlauter R. Das R gilt für einen echt männlichen Mitlauter und kann auch mit Recht dafür gelten, wenn man es rein und kräftig vibrirt. Einige sind aber so weit gegangen, zu behaupten, jeder Nation, deren Sprache kein R aufzuweisen habe, müsse die Feigheit und Infamie schon angeboren seyn; sie berufen sich dabei auf die Chinesen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob man die Chinesische Nation so vorzugsweise eine feige Nation nennen könne; daß sie aber kein R besitzen sollen, ist jedenfalls eine halbe Verleumdung; mehrere Provinzial-Dialekte, und namentlich der, welchen die Bewohner von Fukian — gegen 20 Millionen Seelen — reden, sind mit diesem Laute zur Genüge versorgt. Ob nun die Männer von Fukian tapferer sind, als die übrigen Chinesen, lassen wir dahin gestellt seyn: so viel ist sicher, daß sie einen großartigeren kaufmännischen Geist besitzen. Wie aber, wenn wir euch ein wirklich R-loses Volk vorführten, das nichtsdestoweniger zu den unbändigsten und löwenherzigsten Völkern der Erde gehört? Dieses Volk sind die Kaffern in Süd-Afrika. Nach einstimmigem Zeugniß aller Kenner des Kaffern-Idioms existirt in demselben keine Spur von R! Andere Nationen, die noch nie der Feigheit bezüchtigt worden sind — Mandschu, Mongolen, Türken — entbehren dieses Lautes wenigstens im Anfang der Sylben und Wörter, wo er natürlich am schwersten auszusprechen ist. *)

— Cordova. In den letzten Tagen des Mai's 1823 erschienen vor den Thoren Madrids einige Französische Offiziere als Vorläufer des vom Herzog von Angoulême geführten Armee-Corps, welches den nächsten Tag in die Stadt einrücken sollte. Das Volk empfing sie mit Freuden-Bezeugungen; eine zahlreiche Menge umgab sie, drängte sich an sie heran, umringte sie von allen Seiten und geleitete sie bis zur Munizipalität (ayuntamiento); sie drang sogar mit ihnen in den großen Saal hinein, den ein prachtvolles Portrait Riego's schmückte. Plötzlich durchbricht ein Spanischer Offizier die Menge und bleibt in feindlicher Stellung vor dem Portrait stehen, als treibe es ihn, sich mit demselben zu messen. Mit drohendem Auge und schäumendem Munde stößt er gegen den stummen Gegenstand seines Hasses eine unendliche Fluth von Schmähungen aus. Sein Zorn facht sich durch seine Anstrengungen, ihn auszutoben, nur immer mehr an; er schreit, er brüllt, er stampft mit den Füßen; endlich, fortgerissen von der immer wachsenden Heftigkeit seiner Erbitterung, zieht er den Degen, zerhaut mit fürchterlicher Wuth die harmlose Leinwand und durchsticht das unbewegliche Bild des Helden der Tragala. Dieser Offizier war Cordova. Einer der Französischen Offiziere, von diesem lächerlichen und ungestümen Auftritt unangenehm berührt, richtete strenge Worte an den Mann, der damals, im Namen des Königthums und Ferdinand's, Portraits zerfetzte, und der jetzt, im Namen Christinens und der Revolution, die Gefangenen erschießen und die Städte niederbrennen läßt. (F. P.)

---

*) Das Beste, was man im heutigen Athen findet, sind die mit Oliven gemästeten Puter des Berges Hymettos.

*) Jedes mit R anfangende Wort, das die Türken besitzen, wie z. B. Raja, Reis, Ramasan u. s. w. ist ausländisch (Arabisch, Persisch u. s. w.) und bloß eingebürgert.

Da die heutige Nummer das letzte Blatt des Vierteljahres ist, so kann die folgende nur Denjenigen, die bereits das neue Abonnement berichtigt, verabfolgt werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Freitag den 2. Oktober 1835.

Spanien.

Die Basken.

Ats-erri, ots-erri!
Fremdes Land, Wolfsland.
Atzearen, eskua latz!
Fremde Hand, rauhe Hand.
(Baskische Sprüchwörter.)

Wer Castilien durchreist, dem giebt sich beim ersten Blicke das Gemisch oder vielmehr das Residuum der mannigfach wechselnden Bevölkerung zu erkennen, die sich über das Vaterland der alten Iberier seit Jahrtausenden durch kriegerische oder erobernde Invasion ergossen. Die Sprache des unsterblichen Saavedra, welche sich an diesen reichen Quellen genährt, ist der beste, treueste Spiegel für das bunte Farbenspiel des National-Charakters. Ernst, gewichtig und sonor, wie die des Römischen Redners, und naiv wie das Westgothische Volks-Idiom, hat sie auch das Pomphafte und den zauberischen Duft des Maurischen und zugleich die Aspiraten und Kehllaute der rauhen Wildniß. Alle diese verschiedenartigen Elemente sind in ihr verschmolzen. Der Castilianer, von seiner ererbten Knechtschaft durch das Pyrenäische Föderal-System und Christi Religion befreit, hat vom Celtiberier die Nüchternheit und Einfachheit behalten, vom Römer, seinem Unterdrücker, den Stolz, vom Westgothen den Instinkt der Tapferkeit, vom Mauren den aufgeregten, beschaulichen Geist, die ungezügelte Eifersucht in der Liebe und die Tücken seiner Rache. So findet ihn der Fremde, in einem Lande, das von Natur fruchtbar, aber ohne Kultur des Bodens, spärlich mit Dörfern und ärmlichen Städten besetzt ist — eine Bevölkerung, die in Faulheit und Noth an der reichsten Quelle verschmachtet. Unter der schönsten Sonne liegt der Mensch dort in der tiefsten Unwissenheit; statt eines regen bürgerlichen Lebens sieht man nur die Schaaren der Mönche; unaufhörlich ertönen die Glocken, die in jedem Momente das düstere Gebot des herrschenden Geistes auszurufen scheinen; und es ist, als wehte ein Hauch des Fluches über diese dürren Gefilde und diese öden Städte, in denen man noch die Lobgesänge der Inquisitoren zu hören und die lodernde Flamme ihrer Scheiterhaufen zu sehen glaubt.

Gegen die Pyrenäen hin wird Castilien vom Ebro begränzt; noch im Mittelalter war dieser Fluß schiffbar; seit einigen Jahrhunderten ist er auch so wasserarm geworden, wie die Garonne. Die Leute aus dem Gebirge, die an seinen Quellen wohnen, erzählen, daß, wenn Gewitter heranziehen, unterirdisches Getöse in den Thälern sich vernehmen lasse, was auf eine Verbindung von vulkanischen Feuern mit dem Spannungs-Prozesse der Luft hinzudeuten scheint, und daß das Wasser des Flusses dann brausend und kochend zwischen den Felsen sprudele und schäumend in die Höhe spritze. Der Ebro behält auf eine Entfernung von mehreren Lieues seine ursprüngliche Wärme; er friert niemals zu, und die lieblichste Temperatur herrscht an seinen Ufern. So wie aber der Reisende seinen Weg nach Norden zu fortsetzt, so wird bald ein kühlerer bewegterer Luftzug bemerklich; Hügel erheben sich, von Waldungen beschattet, von Gebirgs-Bächen durchschnitten; das Terrain wird immer unebener, und es währt nicht lange, so steigt am Horizont das Amphitheater der Pyrenäen empor, auf dessen Stufen das Volk der Basken seine Wohnsitze hat.

Nur einen Fluß hat der Reisende durchschritten, und die ganze Natur hat ihr Ansehen, der Mensch seine Physiognomie verändert; ein völlig neuer Anblick stellt sich dem begierigen Auge dar; es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich unter einen fernen Himmelsstrich, in die Mitte eines unbekannten Volkes versetzt zu glauben.

Wenn man von Castilien her in die Baskischen Provinzen kommt, so ist der Kontrast vollständig und von entschiedenster Wirkung; gleichwohl können wir nicht sagen, daß er es minder wäre, wenn man von der Französischen Seite her anlangt. Nachdem man von Bordeaux aus durch die sandigen Haiden dahingerollt, wo höchstens hier und da ein armseliger Hirt, in Schaaffelle gekleidet, uns begegnet, der gespenstisch durch die Fichten irrt, passirt man endlich den Adour und gelangt in die Thäler der Cispyrenäischen Basken. Erst in neuerer Zeit von dem Feudaljoche befreit, spricht der Novempopulanier ein Celto-Romanisches Patois mit starkem scharfen Accent, das zu gleicher Zeit seine Römische Knechtschaft und seinen barbarischen Ursprung verräth. Die Stadt Bayonne, die an der Gränze des Baskischen Landes liegt, nähert die beiden Völkerschaften einander und führt sie zusammen, ohne sie doch zu vermischen; es wäre gar kein besseres Mittel erdenkbar, Alles, was die Physiognomie des Pyrenäischen Bergbewohners von poetischer Originalität darbietet, in's gehörige Licht zu setzen, als die Vergleichung mit den Gascogner Köpfen, die uns durch die nächste Nachbarschaft beider unmittelbar an die Hand gegeben wird.

Gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts wurden die Franken von den Basken aus Novempopulanien verjagt. Damals trug dies Gebirgs-Volk den Namen Basconien, den die Römer ehemals dem Spanischen Navarra gegeben, bis an die Loire. Zweihundert Jahre darauf wurden die Navarresen wiederum von den Karolingern bis an die Pyrenäen zurückgedrängt, und seit dem Tage von Ronceval, wo der Iberier, diese blutigen Kämpfe beschließend, sich in seine gegenwärtigen Gränzen zurückzog, im Stolze seines alten edlen Ursprunges und seiner Freiheit, verschwanden in Novempopulanien alle Spuren der Cantabrischen Schutzherrschaft, und nur der korrumpirte Name Gascogne blieb übrig, den die hyperbolischen Geistessprünge seiner Bewohner in so eigenthümlichen Ruf gebracht.

Die Jahrhunderte, die für die Basken seit ihren Kriegen im Mittelalter und der Vertreibung der Mauren friedlich verflossen waren, hatten dies Volk in dunkele Unberühmtheit versinken lassen; kaum wurde ihr Name noch genannt. Um so überraschender traten sie mit einem Male jetzt durch die Navarresische Insurrection wieder auf den Schauplatz des Ruhmes, in ihrem Freiheitskriege, und hatten in Zumalacarreguy ihren Viriathus gefunden. Die lügenhaftesten Gerüchte waren über den Charakter ihres Aufstandes verbreitet worden. Was mich betrifft — als das Frühjahr gekommen, als Mina wieder an der Spitze des Heeres in's Feld rückte, der Muth seiner Partei neu durch ihn belebt worden, seine wirklichen Talente und sein Ruf einen würdigen Gegner Zumalacarreguy's versprachen, Alles entscheidende Ereignisse verhieß —, ich beeilte mich, Paris zu verlassen und Zeuge zu seyn von den letzten Siegen oder ersten Niederlagen der Basken.

Bayonne, denn hier machte ich zunächst Halt, führte ehemals den Namen Lapurdum, von dem Cantabrischen Worte lapur, welches Seeräuberei bedeutet und sich im Bezirk der Labourdinischen Basken erhalten hat. Die Etymologen sind sogar der Meinung, daß sein moderner Name aus zwei Baskischen Wörtern, bala-ona, guter Hafen, gebildet ist; ein Name, der im Jahre 1150 sehr passend war, aber es gegenwärtig nicht mehr ist, seit die Versandung des Hafens das Einlaufen mit jedem Tage gefahrvoller und beinahe schon völlig unmöglich gemacht hat. Eine Brücke über den Adour trennt die eigentliche Stadt von der Vorstadt St. Esprit, wo die Juden wohnen. Die Arrieros, die, ihre beladenen Maulthiere hinter sich, durch die Straßen ziehen, die vielen Läden und Balkone, mit denen die meisten Häuser versehen sind, geben Bayonne das Ansehen einer Spanischen Stadt. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die Leere und Oede, die seit dem Verfalle seines Handels gegenwärtig darin herrscht. Als ich in die Stadt eintrat, trafen sogleich die Accente der verschiedenen Sprachen ihrer buntgemischten Bevölkerung mein Ohr. Die Gascogner waren an ihrem Patois erkenntlich, der plumpen Derbheit ihrer Schwüre und Flüche, und besonders an ihrem schlendernden Gang. Auf den öffentlichen Promenaden ergingen sich einige Castilianische Offiziere von der Partei der Königin; mit ihrem linkischen Wesen und olivenfarbenen Teint stachen sie seltsam genug gegen die elegante Haltung und das kriegerische Ansehen der Französischen Offiziere ab. Mehrere Spanische Flüchtlinge, in ihre Mäntel gehüllt, rauchten ihre Cigarre in der Sonne, ernst und still. Die Basken, die sich schon am frühen Morgen aus den benachbarten Dörfern aufgemacht, kamen in fröhlichen Gruppen herein. Jedes junge Mädchen war von ihrem Liebhaber begleitet. Rothseidener Gurt, blaue Weste, blaue Mütze, über's Ohr herabhängend, leicht umgeschlungenes Halstuch, leichte Sandalen — das ist an einem Feiertage das Kostüm eines jungen Labourdiners. Die meisten zeichneten sich außerdem noch durch das lange Haar aus, das auf diesen Bergen noch Mode geblieben, ein Abzeichen freier Männer. Während sie gingen, hielten sie, wie es üblich, mit der Hand ihre Mädchen wie zum Tanz umschlungen. — Eine Geliebte heißt auf Baskisch emasteghei, zukünftige Frau, ein Liebhaber senarghei, zukünftiger Mann, und unsere Bergbewohner wissen mit der größten Freiheit während der Liebschaft die Reinheit und Unschuld der patriarchalischen Sitten zu vereinigen.

Welch' eine Lust war es für mich, die Trachten meines Vaterlandes wiederzusehen; im Munde meiner Brüder die ausdrucksvollen Töne, die originellen Modulationen dieses Iberischen Idioms, das so reich und so ahnungsvoll klingt, zu vernehmen. Jeden Basken verfolgte ich mit den Augen, jeden hätt' ich gern angesprochen; die an und für sich unbedeutendsten und gleichgültigsten Scenen erfüllten mich mit lebhaftem Interesse. Ich sah ein junges Mädchen kommen; sie blieb stehen und klopfte sich mit einem Tuche den Staub von ihren nackten Füßen, zog dann zierlich ein Paar kleine Schuhe von schwarzem Sammet an, die

sie in der Hand trug; leicht und reizend dahinschreitend, ließ sie das interessanteste Gesichtchen sehen, brünett, ein wenig von der Sonne verbrannt. Ein feines Linentuch war künstlich um den Kopf geschlungen und auf der Stirn in eine Schleife zusammengebunden, ein kleines Strohhütchen mit Bändern verziert darauf, so ging sie daher. Ein Unteroffizier von der Garnison machte sich an sie und sagte ihr einige schmeichelhafte Redensarten; muthwillig, lachend antwortete sie ihm. Aber ein sehr gefährlicher Beobachter, ein hochgewachsener Bursch von fünfundzwanzig Jahren, den der galante Korporal nicht bemerkt hatte, stand einige Schritte hinter ihm, mit übereinandergeschlagenen Armen, seinen rothen Mispelstock fest an die breite Brust pressend. Er nahm sich außerordentlich gut aus in seiner drohenden stolzen Stellung, der junge Baske, wie er seine hübsche Gebieterin, seine Verlobte bewachte. Aus dem verächtlichen Lächeln, das um seine Lippen zuckte, und dem eifersüchtigen Feuer seiner Blicke ließ sich nur zu deutlich abnehmen, daß in diesem Augenblick die Stadt Bayonne den zärtlichen Korporal mehr als sein kurzer Säbel schützte.

Die Nachricht der Einnahme von Etcharri-Aranaz durch Zumalacarreguy und die Baskischen Freiwilligen verbreitete sich gerade in der Stadt. In möglichster Schnelle sah ich mich nach einem Führer um, voller Ungeduld, auf dem Schauplatz eines für meine Spanischen Brüder so glorreichen Krieges anzukommen.

Ich kannte in Bayonne eine alte Baskische Wirthin, deren Haus die Herberge der Schleichhändler von der Gränze war; dahin nahm ich meinen Weg, als mich ein neues Begebniß in einer Nebengasse aufhielt. Vor einem geschlossenen Tabacksladen stand ein breitschultriger Schleichhändler, lärmend und fluchend und seinen Eisenstock schwingend. Die Zuschauer hatten sich klüglicherweise zurückgezogen und dem Erzürnten das Feld geräumt. Vor Wuth schäumend, stürzte er sich gegen die Thür und war nahe daran, sie mit Rütteln und Schütteln, wie ein neuer Simson, aus ihren Angeln zu brechen, als ich zu ihm herantrat. „Freund", rief er mir entgegen, mit einem Ton und einem Blicke, die einzig in ihrer Art beim Basken sind, wenn ihn Trunkenheit oder Zorn übernommen, „Freund, geh' Deines Weges!" Ich aber hatte nicht Lust, mich der Drohung zu fügen, im Vertrauen auf die Nationalmütze, mit der ich mich, trotz meiner Französischen Kleidung, geschmückt, und den mit Eisen beschlagenen Stock, den ich ebenfalls in der Hand trug. Jener maß mich mit festem Blicke; ein Gedanke, daß hier vielleicht etwas zu verdienen seyn könnte, mochte ihm durch den Kopf gehen, und der Schreckensausdruck seines Gesichts verschwand, um der größten Ruhe und Kaltblütigkeit darin Platz zu machen. Nichts kommt der Beweglichkeit der Baskischen Physiognomie gleich; die entgegengesetztesten Bewegungen des Gemüths wechseln darauf mit Blitzesschnelle. So auch hier. Langsamen Schrittes trat er an mich heran, und sich mit geheimnißvoller Miene zu meinem Ohr hinneigend, sagte er halblaut: „Mit Vergunst, mein Herr, aber jeder hat sein Theil Neugierde. Nicht wahr, Ihr kommt — woher? das wißt Ihr, und wollt hin, wo es Euch gefällt, wär's auch nach Spanien?" — Ich blieb stumm und ernsthaft bei dieser Frage, und gab ihm nur durch ein Zeichen mit dem Kopfe zu verstehen, daß er mir folgen solle. Er that's, ohne sich zu besinnen, aus seiner Tasche das Rohr einer zerbrochenen Pfeife hervorziehend, dessen Anblick seine Wuth auf's neue erregte. Ganz empört drehte er sich noch einmal nach dem Laden zu um, und der Schrei der Bergbewohner: „Achut!" der Zorn und Verachtung zugleich ausdrückt, entfuhr seiner heftig arbeitenden Brust. Ich dachte schon, er werde sein Gelärme wieder von vorn beginnen; aber er blieb bei mir und ging mit schweren schwanken Schritten neben mir her, während die eisernen Spitzen unserer Stöcke in Gemeinschaft auf dem Pflaster dahinschleiften. Unterweges stieß er hundert abgebrochene Phrasen, bald vor sich brummend, bald mit lauter heftiger Stimme aus, diesem oder jenem, der ihm in den Weg kam, einen wüthenden Blick zuwerfend. — „Achut! die Bayonner, diese Erzgascogner! Rrrr!... Ich möchte manchmal alle diese Baracken in den Adour schmeißen... Nur Geduld! Jedes Land hat sein Wild: es giebt noch Adler!..... Ein Nest für Spatzen, dies Bayonne.. und für den Prokurator des Königs..... Und dieser Halunke, dieser boshafte Schuft, mir meine Pfeife wegzunehmen, weil ich betrunken bin, Pulver hineinzuladen und sie in Stücke zu zersprengen, meine schöne Pfeife mit dem Messingbeschlag!" — bei diesen Worten zerbrach er das Rohr vollends und warf die Stücke einer Schildwache, bei der wir gerade vorüber kamen, vor die Füße. „Achut!" Wir waren vor dem Spanischen Thore.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Guia de Caminos. (Post- und Reise-Karte durch Spanien.) Aus 29 kleinen Blättern bestehend. Pr. 6 Realen.

Torrijos ó las Victimas de Malaga. (Torrijos oder die Opfer von Malaga.) Gedicht von Don Fernando Corradi, dem Verfasser der „Belagerung Zamora's." Pr. 4 Realen. Auf Velin-Papier.

Poesias Asiaticas etc. (Orientalische Dichtungen, in Spanische Verse übertragen.) Von Don Gaspar Maria de Nava, Grafen von Noroña. Neue Ausgabe. 1 Band 8. Pr. 26 Realen. In Paris erschienen.

Frankreich.

Ungedruckte Briefe von Paul Louis Courier.

An den Bürger Dalayrac den Aelteren *), zu Cordes, Departement des Tarn.

Paris, Montag 15. Ventôse (5. März 1797).

Vor meiner Abreise von Toulouse, theuerster Freund, hatt' ich meinen Kopf zu voll, um Ihnen zu schreiben, und seit meiner Ankunft hierselbst habe ich noch weniger dazu kommen können. Heut geh' ich zu meiner Mutter, wo ich hoffentlich Muße genug finden werde, meine Ideen in Ordnung und Fluß zu bringen und Ihnen meine Beobachtungen in Betreff der hiesigen Zustände mitzutheilen. In acht Tagen werde ich in Paris zurück seyn. Ich habe einen Urlaub auf zwei Monate, wie Sie wissen, könnte aber, wie mich dünkt, denselben füglich auf zwei Jahre ausdehnen, wenn ich sonst Lust hätte.

Seit den zwölf oder vierzehn Tagen, daß ich hier bin, habe ich in einer Welt gelebt, von der man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht mit Augen gesehen hat. Alles ist umgewandelt. Nichts ist mehr wiederzuerkennen. Alles zu Allem gerechnet, habe ich mich gut unterhalten und werde meine Abwesenheit so kurz einrichten als möglich. Wie gesagt, in acht Tagen denke ich zurück zu seyn. Wir müssen durchaus, und zwar in möglichst ununterbrochener Folge, mit einander korrespondiren. Meine Briefe sollen, vermöge der Details, mit denen ich sie gehörig versehen will, nicht ohne Interesse für Sie seyn, wie ich denke, und Sie Ihres Theils können mir dagegen so Manches, was mir von dorther zu erfahren besonders wünschenswerth ist, zum Besten geben; so würde ich mir zum Beispiel gleich, wenn Sie nach Toulouse zum Karneval gegangen wären, einen ausführlichen Bericht von dieser Reise ausbitten.

Es wird diesmal nichts Ordentliches aus dem Schreiben; ich wohne hier bei einem meiner Verwandten und werde unaufhörlich unterbrochen. Diese wenigen Zeilen sind Alles, was ich dem ungünstigen Momente abzugewinnen vermag, und ich habe Ihnen tausenderlei zu sagen. Auf dem Lande soll's besser gehen.

Adieu! meine gehorsamsten Empfehlungen an Madame Dalayrac und Ihr Fräulein Schwester. Ihre Brüder umarme ich in Gedanken, Germain mit einem Knuff. Ich schäme mich recht, daß ich's mir habe versagen müssen, vor meiner Abreise mich Ihrer Tante zu empfehlen; sagen Sie ihr, wie leid es mir thut, sobald Sie selbige sehen.

Courier.

An Denselben.

Rennes, den 5. September 1798.

Ja wahrhaftig, Zeit Ihres Lebens müssen Sie im Thale von Lestard versauern, wenn Sie diesen Winter nicht nach Paris kommen! Der Gründe dafür sind so viele, daß man mehr als zehn Bände damit anfüllen könnte; ich muß mich förmlich in Acht nehmen, mich näher über die ganze Angelegenheit auszulassen, wenn ich mich nicht sogleich in die unausweichliche Nothwendigkeit versetzt sehen will, Ihnen ein gut Theil Grobheiten an den Hals zu werfen.

Wissen Sie, was mir eingefallen ist? eine Idee, die mich in die lieblichsten Träume wiegt, und die realisirt ist, sobald Sie mir mit Ihrer abscheulichen Trägheit nicht mein Spiel verderben. — Kommen Sie diesen Winter nach Paris; wir gehen von dort zusammen zu meiner Mutter, wo Sie keine Langeweile haben sollen, ich stehe Ihnen dafür, und ich bringe Sie wieder nach Haus. Diesem Plane, dessen Ausführung, um mich eines Modewortes zu bedienen, deliciös seyn müßte, könnten sich, wie gesagt, nur von Ihrer Seite Hindernisse entgegenstellen.

Schreiben Sie mir nur so viel und so ausführlich als möglich, wie ich es thue, ohne mich weiter darum zu kümmern, ob in meinen Mittheilungen Sinn und Verstand ist.

Ueber das Leben, das ich hier führe, würden Sie sich nicht wenig verwundern; ich bin mit einer Masse Zeug beschäftigt, das mir den Kopf ganz wüst macht und meiner Natur durchaus zuwider ist. Inzwischen machen die Geschäfte, daß mir die Zeit unsäglich rasch vergeht. Ich habe in Wahrheit nicht die Zeit, meine Existenz zu fühlen; bei alle dem lerne ich Englisch, nicht etwa, um gegen die, welche es sprechen, auf Leben und Tod auszuziehen, sondern weil ich hier in ein Haus gerathen bin, wo vorzugsweise Englisch gesprochen wird. Der Vater, die Mutter, zwei Töchter ꝛc., Alle haben sich's in den Kopf gesetzt, mich zum Engländer zu machen. Das Ding ist sehr spaßhaft und amüsant für mich. Ich würde Alles in der Welt darum geben, wenn ich Sie hier haben könnte! Aber in diesen jämmerlichen Zeilen, auf die Sie vielleicht erst in Monatsfrist antworten, was kann ich Ihnen darin sagen oder schildern?

Vernehmen Sie, daß man mich hier zum Stabs-Chef der Artillerie gemacht hat. Schreiben Sie mir unter dieser Adresse mit alle dem Respekt, den dieser Titel Ihnen einflößen wird.

Es hat wenig gefehlt, so hätte ich unseren Freund Louet hierher kommen lassen. Das hätte einen Stoff geben können, Sie zu unterhalten! Doch bei all meiner Neigung und bestem Willen, ihm zu dienen, habe ich doch noch zeitig genug eingesehen, daß es zu viel gewagt gewesen wäre, ihn bei der Stellung, in der ich mich gegenwärtig befinde, zu mir zu laden. Nicht, daß ich nicht auch hier sogar Leute genug sähe, die sich mit ihm in gleichem Falle befinden; aber sie sind vorsichtig. Dennoch verzweifle ich nicht daran, etwas für ihn zu thun, sobald ich wieder in Paris bin. Ich kann wenigstens mit Bestimmtheit versichern, daß ich alle meine Kräfte für ihn daran setzen und früher oder später dort zum erwünschten Resultat gelangen werde.

Wie ich mir denke, sind Sie eben nicht sehr begierig, zu erfahren, was hier vorgeht. Mit zwei Worten, wir thun, was wir können, um nach Irland hinüberzukommen; aber unser Können zur See ist nicht weit her. Das Meer ist besäet mit Engländern. Dennoch haben einzelne Schiffe, durch stürmisches Wetter begünstigt, diese gefährliche Reise gemacht, die Insurgenten anzufeuern, sich des Galgens werth zu machen. — Adieu!

Courier.

An Denselben.

Im Hauptquartier der Armee von Neapel, den 3. Germinal XIII (24. März 1805).

Innig leid thut mir's, mein theuerster Dalayrac, daß ich bei Ihrer Hochzeit nicht gegenwärtig seyn soll! Sie werden sie noch einmal feiern

*) Dieser Brief ist der erste an Dalayrac nach Courier's Entfernung aus Toulouse. (Vgl. Nr. 117 des Magazins.)

müssen, wenn wir uns wieder sehen; und würden sogar wohl thun, sie bis dahin zu verschieben, denn meine Gegenwart ist durchaus erforderlich, wenn Ihre Ehe eine glückliche werden soll. Hatten wir nicht einander gelobt, uns zu gleicher Zeit zu verheirathen? Sie dürfen also diesen Schritt nicht für sich allein thun, wenn ich nicht meine Einwilligung dazu gebe, und ich muß mich am Ende nur auch in aller Schnelligkeit nach einer Frau umsehen, damit Ihre Kinder nur rechtmäßige werden. Wenn das Fräulein, das Sie heirathen, mir bekannt wäre, so würden Sie mir den Namen desselben wohl genannt haben; ich enthalte mich jeder Vermuthung, bin aber sicher, daß Sie eine eben so gute Wahl getroffen haben, wie Ihre Frau, und will, obgleich der Aeltere, gern bei Ihnen in die Schule gehen und Ehemann studiren; denn trotz meines geringen Berufs dazu wird doch wohl noch einer aus mir werden.

Ihnen ist seit unserer Trennung viel Holdseliges und Liebes beschieden gewesen; auf Abenteuer haben Sie nicht auszugehen brauchen und folglich auch Nichts zu berichten gehabt, nicht wahr? Was ich von mir zu erzählen hätte, seit jener Zeit, würde sehr lang und sehr widerlich ausfallen. Also verschon' ich Sie lieber damit. Ich habe vielfache Veranlassungen gehabt, mich zu beklagen, über die Großen, die Frauen, meine Freunde und über mich selber. Ich habe Allen verziehen, und, stets die gleiche Gelassenheit bewahrend, stell' ich mich zu weiterer Verfügung meinem guten Geschicke anheim, zufrieden, daß es mich weder zu hoch erhebt, noch zu tief sinken läßt. Meine gegenwärtige Stellung ist nicht unangenehm; ich werde gut besoldet und habe wenig zu thun. Ich verlange nie eine bessere. Die Pest wüthet hier in der Gegend. Aber ich bin so dürr, daß sie sich wohl schwerlich an mir vergreifen wird. Die eifersüchtigen Italiäner erdolchen uns bisweilen, aber ich bin zu häßlich, um ein Gegenstand ihres Verdachts zu werden. Die Räuber plündern uns aus, aber ich weiß es gar herrlich einzurichten, daß ich nie Geld habe. Kurz, es fehlt mir, um glücklich zu seyn, nur ein Freund wie Sie — ein Schatz, wie ich ihn nicht zum zweitenmal finde in diesem Leben. Und darum — steh' es hier — wenn ich leben bleibe, nach Frankreich zurückkomme und je mein eigener Herr werde, so will ich, ich schwör' es feierlichst, zwei Monate in jedem Jahre mit Ihnen und Nissan zusammen seyn. Ja wer weiß, ob mir nicht noch einmal beschieden ist, fest zu gründen bei Euch meines Heerdes irrende Götter? Pardon! dieser Vers ist mir unversehens aus der Feder geflossen, wie einem zweiten Jourdain.

Adieu, mein theurer Dalayrac, ich umarme Sie und auch (vorausgesetzt, daß Sie nichts dagegen haben) Ihre Frau Gemahlin. Sie sagen mir gar Nichts von Ihrer Familie. Ich will nicht hoffen, daß sie mich ganz vergessen hat, und ersuche Sie, mein Andenken bei ihr aufzufrischen. Nochmals Adieu! Friede mit Ihnen! denn dies ist das Beste, was man Eheleuten wünschen kann. Ihr Freund

Courier,
Eskadron-Chef der reitenden Artillerie in der Armee von Neapel.

An Herrn Pigalle. (Fragment.)

.... In der That, ich bewundere Ihre Geduld, zu diesem Schuhmacher zu laufen und sich so, wie Sie es thun, mit allen meinen kleinen Angelegenheiten zu befassen. Ich weiß gar nicht, wie ich's anfangen soll, Ihnen meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen; gerade dies Wort, das ich in Ermangelung anderer gebrauche, drückt das, was ich sagen will, auf eine so unendlich dürftige Weise aus. Was mich bewegt, ist ein so völlig eigenthümliches Gefühl, das durchaus Nichts von dem Lästigen und Unbequemen der gewöhnlichen Erkenntlichkeit an sich hat, weil sich so viel von Neigung, alter Anhänglichkeit und vielleicht auch ein wenig von jener Eitelkeit mit hineinmischt, die zumal bei jungen Leuten durch die Freundschaft allgemein geschätzter Männer rege gemacht zu werden pflegt. Das ist es, was ich eigentlich sagen wollte, und was sich, wie Sie sehen, leichter umschreiben, als mit einem einzelnen Worte aussprechen ließ.... Courier.

An Denselben.

Luzern, 14. August 1809.

Ihren Brief vom 23. Juli, lieber Vetter, habe ich erhalten. Ich bin sehr froh, daß Sie mein Geld placirt haben; sicherer kann es gewiß nicht aufgehoben seyn, dafür bürgt mir Ihre Geschäfts-Kenntniß. Diese meine Angelegenheiten liegen in Ihren Händen zehnmal sicherer und besser als in den meinigen. Ihren Brief nach Wien, in welchem Sie mich von dieser Anlegung und allem Näheren, wie Sie für mein Eigenthum gesorgt, in Kenntniß gesetzt, wie Sie sagen, habe ich nicht erhalten. Haben Sie doch die Güte, diesen Punkt noch einmal zu wiederholen — mit einigen Zeilen ist es abgemacht.

In Mailand gegen Ende September rechne ich auf Ihre 1200 Francs — versteht sich, nicht eher, als bis ich Sie in einem besonderen Briefe noch einmal darum ersuche.

Zugleich muß ich Sie bitten, daß Sie mir nicht wieder schreiben, ohne nicht von meiner Cousine etwas vernehmen zu lassen, die schwanger wird und in die Wochen kommt, ohne daß ich das Mindeste davon erfahre. Ich hoffe, Sie werden es diesmal so eingerichtet haben, daß es ein Töchterchen geworden ist.

Sie haben in einem Ihrer Briefe die Frage gegen mich geäußert, ob ich nicht eines Ihrer Kinder adoptiren wolle? Von Herzen gern, sobald dies für das Kind in irgend einer Art vortheilhaft werden könnte. Ich bin freilich Mitglied — unwürdiges — der Ehrenlegion, kenne aber die mit diesem Titel verbundenen Rechte gar wenig. Das Beste, was ich für Ihren Sohn thun könnte, wenn er noch ein paar Jahre älter seyn wird, wäre, ihn irgend einem der großen Herren von meiner Bekanntschaft zu empfehlen, wenn Sie anders wollen, daß er das widerwärtige Handwerk, welches ich niederlege, ergreifen soll. Unter diesen großen Herren ist einer, bei dem ich niemals um irgend etwas, ebensowenig wie bei den übrigen, nachgesucht habe, und der gleichwohl sehr geneigt seyn möchte, sich mir gefällig zu beweisen; ich bin dessen ganz gewiß. Für mich, der nichts begehrt, was diese Leute geben können, ist sein guter Wille höchst überflüssig; doch will ich davon Gebrauch machen, Ihrem Sohne eine Anstellung zu schaffen, und ich denke, es wird mir gelingen; warten wir Zeit und Stunde ab.

Wenn meine Cousine, Ihre Frau, mir ein paar Zeilen schriebe, das wäre wohl was Entsetzliches? Und Sie hat schon einmal an mich geschrieben, und zwar so allerliebst! Wenn mir recht ist, so war es zu der Zeit, als Sie sich in Turin befanden. Ist etwa Ihre Abwesenheit nöthig für unsere Korrespondenz. Nein, Cousine, frei und offen vor aller Welt können Sie an mich schreiben und sind es sogar schuldig, zu thun. Ja, ja, Sie sind es schuldig, weil es eine Kleinigkeit ist für Sie und mir eine große Freude machen würde. Doch, worauf ich Sie aufmerksam machen muß: vergreifen Sie sich ja nicht in dem Ton, wenn Sie zu mir reden; ich bin nicht mehr der Cousin, der immer lacht — so nannten Sie mich, ehe Sie meinen Namen wußten — diese Zeit ist vorbei; mein Gesicht ist gegenwärtig das eines Misanthropen, und ich habe mir einen Ernst angeschafft, der Ihnen, wie ich hoffe, imponiren wird, Ihnen und allen ihren kleinen Kobolden, wenn wir uns einmal wiedersehen sollten.

Mittlerweile erzählen Sie mir hübsch von Ihrer Pariser Reise. Frisch, Cousine, nicht so faul! Wenn ich schreiben könnte, wie Sie, ganze Bände Neuigkeiten und Berichte wollt' ich Ihnen schicken.

Mit herzlicher Freundschaft Sie alle Beide umarmend.

Courier.

An Madame Pigalle zu Lille.

Rom, 23. Dezember 1811.

Theuerste Cousine!

Da Sie einmal die Liebenswürdigkeit haben, in Abwesenheit Herrn Pigalle's mein Banquier seyn zu wollen, so wende ich mich sogleich direkt an Sie, besorgend, er könnte vielleicht gerade in Paris oder anderwärts beschäftigt seyn, wann mein Brief in Lille ankommt.

Somit ersuche ich Sie denn, mir so schnell als möglich 1200 Francs zu schicken, und zwar, wie immer, durch Herrn Louis Durand, Banquier in Paris, für Herrn Courier, bei Herrn Gherardo de Rossi in Rom. Noch einmal bitt' ich Sie, recht bald, Cousine! Melden Sie mir, sobald es geschehen ist, und zugleich Neues und Neuestes von Ihnen selber. Recht bald, sag' ich, denn ich brauche es, das Geld sowohl als Ihre Neuigkeiten. Seit Ihrem fünften Kinde haben Sie nicht an mich geschrieben; bei dem wievielten halten Sie jetzt? — Wie befindet sich Herr Pigalle? — Es wird Alles nichts helfen, wir werden uns schon noch einmal sehen müssen. Ich denke ganz sicher, nächsten März nach Paris zu gehen; eben das Geld, um das ich Sie ersuche, ist für diese Reise bestimmt. Wie nun? wenn ich dreihundert Meilen mache, um zu Ihnen zu kommen, würden Sie Ihrerseits sich nicht zu sechzig entschließen können?

Für so stolz halte ich Sie denn doch nicht; kommen Sie also nach Paris, Cousine, ich habe hundert Geschichten für Sie in petto. Nach Paris!... Giebt es ein schöneres Rendezvous in der Welt?

Erlauben Sie mir, Sie zu umarmen, versteht sich, mit alle dem Respekt, der Ihrem Geschlechte und der Mutterschaft gebührt.

Courier.

Bibliographie.

Code de commerce, expliqué par des motifs, par des exemples etc. — Von J. A. Rogron. 7 Fr.

Le conseil des Notaires. — Herausgegeben unter Anleitung der Herren Roger, Cremieux, Demante und Ph. Dupin. Erscheint monatlich. Pr. 15 Fr.

Dictionnaire de l'enregistrement, des hypothèques etc. — Von E. Trouillet. 22 Fr.

Dictionnaire général et raisonné de législation, de doctrine et de jurisprudence en matière civile, commerciale, criminelle, administrative et de droit public. — Von Armand Dalloz. 12 Fr.

L'Espagne. — In politischer, bürgerlicher und religiöser Hinsicht; vom Baron von Lamotte. 5 Fr.

Griechenland.

Ein Besuch in der Grotte von Antiparos.

Am 15. Januar 1830.

Nachdem wir beschlossen hatten, von unserem Schiffe „Melville", das zu Paros stationirte, uns nach Antiparos zu begeben, um das Innere der berühmten Höhle zu erforschen, brachen wir um sechs Uhr Morgens auf, Alle auf kräftigen Mauleseln reitend, und so zogen wir gen Parichia, die Hauptstadt der Insel.

Der Morgen war köstlich, die Luft sanft und angenehm, wie etwa bei uns an einem schönen Maitage; die ganze Natur lachte rund umher; die Blumen, in Thau gebadet, entwickelten ihre lieblichsten Gerüche, um den Sinnen zu schmeicheln, und das glänzende Grün der zahlreichen Kornfelder erquickte das Auge, nachdem dasselbe durch den marmorreichen Pfad, den wir passirt hatten, übermäßig geblendet wurde. Eben so belebte die frische Morgenluft die Kraft unserer Maulesel, welche dieselbe mit sichtbarem Vergnügen einhauchten und auf der elenden Straße mit ungewohnter Lebendigkeit daher trabten.

In zwei Stunden erreichten wir Parichia, kamen in dem Hause unseres Freundes, des Konsuls, an, wo wir uns nach vieler Mühe mehrere Leute und zwei oder drei schwache Leitern verschafften, um uns derselben bei dem Hinuntersteigen in die Höhle zu bedienen; wir mietheten ein Boot, das von vier kräftigen jungen Griechen bemannt war, und entfernten uns bald von den marmorbesäeten Küsten von Paros. Es

waren kaum zwei Stunden verflossen, als wir in einer kleinen sandigen Bay bei der Insel Antiparos ankamen. Nachdem wir das Boot heraufgezogen und die Mannschaft mit dem nöthigen Geräthe beladen hatten, richteten wir unsere Schritte unmittelbar nach einer kleinen Stadt, ungefähr in der Entfernung einer Meile. Die Straße führte hauptsächlich über Felsen von reinem weißen Marmor, bedeckt mit verschiedenen Gattungen von herrlichen Gesträuchen, wilden Blumen und zahlreichen Gebüschen von aromatischen Kräutern.

Wir kamen bald in der Stadt, wie unser Bootsmann sie nannte, an; diese enthält gegen sechzig elende Hütten und zwischen zwei- und dreihundert eben so unglückliche Bewohner. Eine enge, schmutzige und von üblem Geruch erfüllte Allee führte uns nach dem Hause des großen Gastgebers, das buchstäblich vollgepfropft war von einer großen Menge von See-Kadetten, die einem unserer Schiffe angehörten, das den Abend vorher aus der Höhle zurückgekehrt war, und die über Nacht in diesem elenden Schein von einem Wirthshause zugebracht hatten. Noch nie hatte ich ein solches Getümmel vernommen! — Alle schwatzten hier, und Niemand horchte auf! Einige sprachen von Dem, Andere von Jenem. In einem abgesonderten Theile des Zimmers entdeckte man durch die dunklen Wirbelsäulen von Rauch eine Gruppe, die auf einer Art Divan hingestreckt lag, mit langen Türkischen Pfeifen im Munde und von Zeit zu Zeit Kaffee hinunterschlürfend, der von einem sylphenähnlichen kleinen Mädchen eingeschenkt wurde, deren langes aufgelöstes Haar, rings um ihren Nacken üppig herabhängend, theilweise ihr interessantes und klassisches Gesicht beschattete. Was die Jugendlicheren in der Gesellschaft betraf, so ergötzten sie sich daran, daß sie die Kleider einander vom Halse rissen pour passer le temps; während zur Vermehrung des Geräusches und der Verwirrung nicht weniger als zwanzig zerlumpte und abgerissene Eingeborne bemüht waren, für ihre verschiedenen Künste und Gaukeleien von den jungen Engländern so viel Dollars zu erpressen, als sie ihnen nur geben mochten. Welch eine Babylonische Sprachverwirrung! — Welche Krümmungen und Windungen, um sich nur einander verständlich zu machen! Unser Steuermann, ein Grieche, der mit zu unserer Gesellschaft gehörte, erhob seine Stimme, obgleich für einige Zeit vergeblich, um den Wortkrieg wo möglich beizulegen; er richtete an den Herrn des Hauses einige Fragen in Betreff unseres Vorhabens. Endlich erlangte er Gehör, und kaum war man von unserer Absicht unterrichtet, als etwa zehn oder zwölf Gesellen von wildem Aussehen uns ihre Dienste als Führer anboten; da wir aber nicht so viele gebrauchen, noch uns zu der Geldsumme verstehen konnten, die sie verlangten, so entfernten wir uns aus dem Hause; aber wir waren kaum außerhalb der Stadt, als wir vier Männer uns nachfolgen sahen, die sich bald mit uns verständigten und unsere Geräthe, Taue und Leitern aufpackten, und in wenigen Minuten zog unsere ganze Gesellschaft in Frieden nach der Grotte hin, indem wir bald durch fruchtbare, zum Theil mit Getraidefeldern bedeckte Thäler kamen, deren Einförmigkeit nur hier und da durch einen einsamen Feigen- oder Olivenbaum unterbrochen ward, bald aber hohe marmorreiche, mit Zwergegebüschen bekleidete Hügel erklimmten. Endlich, nachdem wir ungefähr sechs Englische Meilen zurückgelegt, über Hügel, Thal und Gebirge, kamen wir in der weit und breit berühmten Höhle an, welche ungefähr eine Meile von der See abliegt, auf dem Abhange eines hohen Hügels, der aus glänzendem weißen Marmor besteht.

Wir entdeckten bald den dunklen Eingang, über welchen eine erhabene gewölbte Decke hervorragte, gebildet von enormen Massen von Marmor, von denen eine ungeheure Menge von Sträuchern und Kriechlingen herabhing, nicht wenig dazu beitragend, die feierliche Größe der Scene zu erhöhen. Diese prächtige Decke wird scheinbar von einigen gigantischen Stalaktiten getragen; einer der breitesten gleicht einer roh ausgeschmückten Gothischen Säule, ein anderer hat das Ansehen einer ungeheuren kolossalen Statue, welche allen Zugang zu der majestätischen Höhle abzuschneiden scheint.

Unsere Führer legten die Taue und Leitern an, und nachdem sich jeder derselben mit einer Wachskerze versehen hatte, begannen wir hinabzusteigen; zuerst kamen wir durch eine lange schmale Allee, die von jeder Seite mit Krystallisationen durchzogen war, die wie köstliche Edelsteine funkelten. Es war nöthig, daß wir die Taue straff anzogen, da die Abschüssigkeit außerordentlich groß und der Pfad mit lockeren Steinen bedeckt war, so daß wir selbst mehrere Mal ausglitten.

Am Ende dieses schmalen Pfades entdeckten wir einen senkrechten Abhang, von ungefähr zwölf Fuß Tiefe, wo wir uns vermittelst des Taues mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit hinabließen; als wir auf dem Boden angekommen waren, schritten wir über ungeheure Massen von Marmor-Felsen, welche eben so wie die Seiten und die Decke der Höhle mit buntfarbigen Krystallen überzogen waren, die einen herrlichen Glanz hervorbrachten, belebt von dem Lichte so vieler Kerzen und Fackeln. Hinter uns gähnte ein schrecklicher Abgrund! — ein Anblick zum Entsetzen für alle, die nicht mit ganz kräftigen und gesunden Nerven ausgerüstet sind; jedoch von unseren furchtlosen Führern geleitet, zogen wir längs des Randes der fürchterlichen Tiefe, indem wir kaum aufzuschauen wagten, um die herrliche getäfelte Decke zu bewundern, oder die glänzenden mit reichem Bildwerk ausgeschmückten Säulen, die an einigen Stellen beinahe den erhabenen Bogen über uns berührten, — so ängstlich und gespannt waren wir, indem ein falscher Schritt uns leicht in den dunklen unterirdischen Schlund hinabgestürzt hätte! Nachdem wir eine beträchtliche Strecke auf die eben beschriebene Weise zurückgelegt hatten, gelangten wir zu einer anderen sehr abschüssigen Stelle; hier gelang es unseren Führern, eine Leiter anzubringen, auf welcher unsere Gesellschaft mit vollkommener Sicherheit hinabstieg. Von dieser Stelle aus war auch das Tau nicht länger mehr zu benutzen, indem die Höhle in solche Windungen und Krümmungen auslief, daß sie dessen Anlegung verhinderte. Indeß vermißten wir dasselbe oft bei unserem weiteren Hinabsteigen, besonders an einer Stelle, wo unser Weg uns längs des Randes einer ungeheuren Felsenmasse führte, die über einen schrecklichen Abrund herabhing, so düster wie Erebus! Hier waren wir genöthigt, uns mit den Händen an den Stalaktiten fest zu halten, die an den Felsen herabhingen, indem wir nur auf diese Weise unseren gefährlichen Weg zurückzulegen vermochten. Nachdem wir endlich diesen beschwerlichen Theil unserer Reise vollendet hatten, ward der Weg ganz behaglich, mit Ausnahme einer oder zweier schwierigen, aber nicht gefährlichen Gänge über die Felsen, welche die Passage hemmten. Der Rest unseres weiteren Herabsteigens ging über einen Abhang, der aus lockeren Steinen bestand, auf welchen wir oft schneller hinabgetrieben wurden, als uns angenehm seyn konnte. Diese Straße führte endlich unsere Gesellschaft auf eine Fläche, wo wir einige Minuten verweilten, während unsere Führer den großen Raum erleuchteten, in den wir bald eintraten.

Wie sollen wir aber die Wunder und das Erstaunen *ausdrücken*, das wir empfanden, als wir diesen magischen Tempel zum *ersten Mal* erblickten! Sollen wir dem Leser eine Idee von seiner Herrlichkeit geben, so denke man sich einen ungeheuern Saal, der ungefähr 120 Yards in der Länge und 113 Yards in der Breite hat und an einigen Stellen gegen sechzig in der Höhe; nun male man sich eine solche Halle aus, rund um mit Tausenden von glänzend weißen Stalaktiten umhangen, die jede Mannigfaltigkeit der Form annehmen, welche die fruchtbarste Phantasie je erfinden kann, und auch dann wird man nur erst den Schatten einer Idee von der übermäßig glänzenden Scene haben! Die herrliche getäfelte Decke wird dem Anschein nach an verschiedenen Stellen von schlanken und kunstreich eingekerbten Säulen getragen, ungefähr gleich denjenigen, die man in schönen Musterstücken der Sarazenischen Architektur findet; andere von größeren Dimensionen sind mehr roh ciselirt und haben Aehnlichkeit mit den Gothischen Säulenformen.

Auf dem ungeheuren Estrich sieht man ringsher zerstreut ungeheure hohe Massen von Stalaktit, ähnlich so vielen gigantischen Statuen; ungefähr im Mittelpunkte befindet sich ein gewichtiger Stalagmit, der einem Altar in einer Römisch-Katholischen Kirche sehr ähnlich sieht; Unsere Einbildungskraft zeigt uns die hohen und reich getriebenen Säulen an jeder Seite, die erhabenen und schlanken, sorgfältig ausgearbeiteten Leuchter — kurz, alle die Gegenstände, die man gewohnt ist, als die Zierden solcher Plätze zu sehen. Tournefort sagt, er hätte auf diesem Altar Messe gelesen, so sehr war er von der ungeheuren Aehnlichkeit überrascht. Wir glauben, dieses glänzende Werk der Natur könne nie genug bewundert werden, indem sie hier gleichsam die immer mehr formellen und vergleichungsweise unbedeutenden Werke der Kunst zu belächeln und ihrer zu spotten scheint.

Um einen herrlichen Anblick zu genießen, zündeten wir ein blaues Licht an, das den ganzen prächtigen Tempel auf die herrlichste Weise beleuchtete. Dies harmonische Licht verleiht der wunderbaren Höhle den Eindruck einer herrlichen Gothischen Kathedrale, mit allen ihren inneren Verzierungen, besetzt mit mannigfachen kostbaren Edelgesteinen und erleuchtet bei Gelegenheit irgend eines hohen Festes.

Nachdem wir einige der herrlichsten Ansichten genossen, begannen wir endlich, wieder hinaufzusteigen, ein Unternehmen, das zwar weniger gefährlich, als das Hinuntersteigen, aber dafür auch weit ermüdender und beschwerlicher ist, und wir fanden uns auch alle von der Müdigkeit und Hitze erschöpft, die wir in Folge unserer Nachforschungen in der merkwürdigen Höhle auszustehen hatten. (U. S. Journal.)

Mannigfaltiges.

— Die Sonne in den arktischen Regionen. Den 17. November 1829 — erzählt Capitain Roß — beobachteten wir ein höchst seltsames Phänomen an der Sonne. Das Centrum war durch eine Wolke verdunkelt und der Rand von einem Gürtel umgeben, unter welchem die Strahlen so hervorschossen, daß der Himmelskörper einem Sterne vom Bath-Orden glich.

— Die moderne Susanna. Vor einiger Zeit verließ die junge und schöne Gattin eines in Konstantinopel ansässigen Engländers, von mehreren Dienerinnen begleitet, früh Morgens ihr Haus in Skutari, um sich durch ein Bad im Bosporus zu erfrischen. Während des Badens näherten sich einige junge Türkische Offiziere und blieben wie eingewurzelt auf dem Platze stehen. Die Dienerinnen ersuchten sie, sich zurückzuziehen; doch statt dieser Aufforderung Genüge zu leisten, sagten die Herren so viele schöne Sachen, daß die darüber höchst entrüstete Dame eiligst das Wasser verließ, ihren Bade-Anzug schnell mit einer Morgen-Toilette vertauschte, sich in ihren Wagen warf und geradeweges nach der Kaserne fuhr, wo sie sich bei dem Oberst über die ihr zugefügte Schmach beklagte und von ihm die Bestrafung der Schuldigen in ihrer Gegenwart verlangte. Der Oberst ließ dieselben sogleich durch einige Soldaten bei einem Freunde, wo sie frühstückten, verhaften; er machte ihnen lebhafte Vorwürfe über die Verletzung der Gesetze des Harems, überließ sie dann der Verfügung der Dame und befahl ihnen, sich der Strafe zu unterwerfen, die sie ihnen auferlegen würde. „Nun gut“, sagte sie, „zählen Sie darauf, daß ich sie selbst züchtigen werde.“ Sie ergriff darauf einen dicken Stock, der ihr gerade zur Hand war, und sich desselben eine Viertelstunde lang, bald schwächer, bald stärker bedienend, bekräftigte sie auf den Schultern ihrer galanten Bewunderer die Wahrheit des Sprüchwortes: „Keine Rose ohne Dornen.“ Dann stieg sie wieder in ihren Wagen, grüßte den Obersten mit der Hand und kehrte, bezaubert von ihrem Morgen-Abenteuer, in ihre Wohnung zurück. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Montag den 5. Oktober 1835.

Afrika.

Die Inseln des Grünen Vorgebirges.

1. Bonavista. — Diebe von allen Seiten — Der Portugiesische Gouverneur. — Sklaven und Lumpe.

Den 10. Dezember 1834 strandete das Schiff „Sir Thomas Munro", dessen Bestimmung nach Sydney lautete, bei der Insel Bonavista. Um 8 Uhr des Abends verließen wir das Wrack, und 36 von uns mußten die ganze Nacht in dem Long-Boote zubringen, welches unter der Last seiner Equipage so tief ins Wasser sank, daß wir bei nur etwas stärkerem Winde überfluthet worden wären. Am nächsten Morgen steuerten wir auf Befehl des Capitains längs der Küste hin und kamen nach einigen Stunden, die man besser hätte anwenden können, an die alte Stelle zurück. Zwei Böte, jedes mit vier halbnackten Männern besetzt, ruderten uns von der Küste entgegen. Mit ihrer Hülfe gelangten wir endlich sicher an's Land. Wir hatten in dem Long-Boote über achtzehn Stunden zugebracht und dabei entsetzlich gedrängt gesessen. Die Portugiesischen Bewohner der Insel sind berüchtigte Diebe, und bald legten sie uns von ihrem Talent eine Probe ab; denn sie stahlen eine gute Hälfte der wenigen Artikel, die wir zu retten versuchten, und zwar noch ehe wir fünf volle Minuten am Lande waren. Es war unmöglich, Etwas frei hinzulegen, ohne daß es weggstibitzt wurde, und der Dieb war dann mit Blitzesschnelle hinter den Sandhügeln verschwunden. Als wir landeten, befanden sich etwa sechzig der Eingebornen am Strande, von denen die meisten uns Melonen anboten, das Einzige, was sie zu vergeben hatten. Diese Leute sind ein hochstämmiger Menschenschlag, sowohl Männer als Frauen; bei weitem die Meisten der Letzteren maßen fünf Fuß und acht bis neun Zoll, Viele sogar noch darüber (!). Es war belustigend, zu sehen, mit welcher großen Nonchalance die Männer in ihren dürftigen Hemden herumgingen, die ihren Zweck sehr schlecht erfüllten. Nur Wenige waren anständig gekleidet. Die Weiber tragen keine Schnürbrüste, noch irgend etwas Anderes, was ihren natürlichen Wuchs zurückdrängen könnte. Ihr gewöhnlicher Anzug besteht aus einem weißen Hemde, das vermittelst einer Schleife über den Busen befestigt ist; nur um die Hüften schlagen sie noch eine Art langer Schärpe; wollen sie recht schön aussehen, so hängen sie noch eine zweite Schärpe über die linke Schulter und befestigen sie an der rechten Hüfte. Sie sind sehr wohlgewachsen und haben einen eben so leichten als sichern Gang. Auf dem Kopfe tragen sie ein Tuch, das so geschmackvoll wie ein Turban gewunden ist; aber Schuhe und Strümpfe fehlen ganz, ausgenommen bei den Freigebornen, deren es hier sehr wenige giebt; denn Sklaven müssen jederzeit baarfuß gehen. Ihr Weißzeug fanden wir immer reinlich; dessenungeachtet bleiben sie von einer gewissen Art Ungeziefer nicht verschont. Es war sehr erbaulich, zu sehen, wie sie einander gegenseitig davon befreiten.

Einige von der Gesellschaft, die mit Eseln versorgt wurden, begaben sich nach dem etwa 7 Meilen entfernten Old Town; ich für meinen Theil kehrte an Bord des Wracks zurück, in der Hoffnung, einige meiner Kleidungsstücke zu retten. Ich mußte zu diesem Zweck fünf Fuß tief unter Wasser, aber mein Nachsuchen blieb ohne Erfolg; denn noch vor unserer Ankunft hatten die Eingebornen alle Koffer theils erbrochen, theils fortgeschleppt. Unter meinem Bette lagen ein Fußsack und ein Schreibepult, welche die Plünderer übersehen hatten; ich trug diese Stücke auf's Verdeck, um sie mit an's Land zu nehmen, und legte sie im Gange (gang-way) nieder, weil ich sie hier sicher glaubte; aber schon nach wenigen Minuten vermißte ich sie und hatte bald die Freude, zwei schwarze Kerle mit diesem Rest meiner Habe fortrudern zu sehen. Einem Dritten behagte der Hut eines unserer Matrosen; er nahm ihm den Hut vom Kopfe und sprang über Bord; aber Jack war nicht um so leichten Kauf zu überlisten; er zog sein Messer, sprang dem schwarzen Gentleman nach und jagte ihm die Beute wieder ab. Einem Passagier, der die Nacht über auf dem Strande schlief, wurde nicht bloß das Tuch, womit er sich zudeckte, sondern auch das, worauf er lag, weggstibitzt.

Als ich wieder am Ufer war, machte ich mich mit einigen Anderen ebenfalls auf den Weg nach Old Town. Wir mußten immer durch Sand waten, eine arge Zumuthung für Leute, die in 24 Stunden so gut als Nichts gegessen hatten. Ein Portugiesischer Zoll-Beamter, der uns begleitete, sagte, wir gingen durch den fruchtbarsten Theil der Insel. Am nächsten Tage nahm ich Gelegenheit, diesen sogenannten fruchtbarsten Theil zu untersuchen, und fand etwa vier Morgen Landes, von denen zwei mit Indianischem Korn besäet waren, dessen Halme in sehr respektabler gegenseitiger Entfernung standen; die übrigen zwei Felder enthielten Wassermelonen, d. h. auf je 20 Quadrat-Ellen Bodens wuchs eine derselben. Ueberhaupt kann es schwerlich ein unfruchtbareres Land geben, als die Insel Bonavista, die auch ihren Namen (schöne Aussicht) mit großem Unrecht führt; denn wohin man auch blicken mag, hat das Auge nur einen Ocean von Sand vor sich, der hin und wieder durch kleine Oasen unterbrochen wird, auf denen armselige Ziegen ihr Daseyn fristen. Ob diese sandige Aussicht dem Auge schädlich, kann ich nicht sagen; so viel ist aber gewiß, daß ich verhältnißmäßig an keinem Orte der Welt so viele Blinde gesehen habe. Selbst die Gemahlin des Statthalters und eine ihrer Töchter waren einäugig.

Als wir an jenem Abend in Old Town ankamen, wußten wir recht eigentlich nicht, wo wir unser Haupt hinlegen sollten. Unser Doktor paradirte, mit Pistolen, Messer und Karabiner bewaffnet, vor einem Hause auf und nieder; angeblich, um die Frau des Capitains zu beschützen, obgleich es nicht das Ansehen hatte, als wollte ihr Jemand beschwerlich fallen. Unsere Frauenzimmer mußten überhaupt sehr eingeschüchtert seyn; denn während ich mich nach einem Bette umsah, kam ein Schiffs-Kadett mit einem Pallasch in der Hand und bat mich, mit zweien unserer Damen in demselben Zimmer zu schlafen, weil sie ohne männlichen Schutz allzu sehr sich abängstigen würden. Ich war unter jeder Bedingung froh, ein Bett zu bekommen, legte, als ich bei den Damen eingekehrt war, meinen Pallasch unter das Hauptkissen und schlief, obschon mit hungrigem Magen, ganz fest ein. Plötzlich erweckte mich eine Hand, die mir langsam über das Gesicht fuhr; alles Haar sträubte sich mir empor, und ich zog sogleich meinen Pallasch. Es schien mir, als wollte die ominöse Hand mit meiner Gurgel Bekanntschaft machen; ich that einen verzweiflungsvollen Stoß nach dem unsichtbaren Unhold, und alsbald ertönte ein entsetzlich gellender Schrei. Mein Angreifer war ein großer Affe gewesen, den es nach meinem Pallasch gelüstet hatte. Das Thier war jedoch mehr erschreckt, als verwundet; und schon am nächsten Morgen sah ich es im Besitz meiner Jacke, in deren Aermel es seine Beine gesteckt hatte. Es schien sich auf diese neumodischen Hosen nicht wenig einzubilden.

Nach dem Frühstück — dem besten, das wir bekommen konnten, es bestand aus Zwieback und Kaffee mit Syrup — machte ich mich auf, um den Ort in Augenschein zu nehmen. Er liegt auf einer Anhöhe am Fuße eines Berges und zählt gegen dreißig elende Häuser. Keine Art von Kaufmannsladen ist hier zu sehen; das einzige hübsche Gebäude ist eine kleine Kapelle, die etwas höher auf dem Berge steht. Die ganze Insel hat übrigens nur drei Kapellen und einen Priester, welcher Herr nur dann um seine Beichtkinder sich bekümmert, wenn sie ihn zu sich rufen lassen.

Die Kinder läßt man hier bis ins sechste oder siebente Jahr nackt umherlaufen; auch werden sie als Säuglinge nicht gewickelt, wie bei uns, daher haben sie unförmlich dicke Bäuche, die jedoch mit eintretender Mannbarkeit verschwinden. Kleine Kinder werden nicht auf dem Arm getragen, sondern rittlings auf der Hüfte, wodurch ihre Glieder freies Spiel erhalten. An Heiraths-Ceremonien wird hier kaum gedacht; ein weibliches Wesen, das noch nicht versprochen ist, geht unbedenklich zu dem Manne, der ihr eine Versorgung anbietet, und lebt als Frau mit ihm; trotz dieses scheinbar laxen Verhältnisses hat man nur wenige Beispiele von weiblicher Untreue. Fast jedes erwachsene Frauenzimmer — sey sie nun ledig oder verheirathet — ist hier Mutter, und da von hundert Personen der Insel gewiß neunundneunzig als Sklaven dienen, so kann dieser Trieb zur Fortpflanzung ihren Herren nur angenehm seyn.

Bonavista hat ungefähr zweitausend Einwohner, welche geringe Bevölkerung die Insel, trotz ihrer bedeutenden Ausdehnung, kaum ernähren kann. Indianisches Korn und Wassermelonen sind die vornehmsten Nahrungsmittel; man verspeist das erstere geröstet und zieht auch eine Art Kaffee daraus; nur wenige sind vergleichungsweise so begütert, daß sie Ziegenfleisch essen können. Auch Reis hat man zuweilen, und dann und wann werden Kartoffeln aus Amerika gebracht. Die Milch ihrer Ziegen erhält wegen der großen Hitze schon nach wenigen Stunden einen sauern Geschmack, und der Käse, den sie daraus bereiten, ist so zäh wie Leder. Auch ihr gebackenes Brod schmeckt sauer und unangenehm. Obschon die meisten Bewohner Sklaven sind, so scheinen sie doch ein gemächliches Leben zu führen, und oft behandeln sie ihre Herren mit einer Familiarität, die man kaum einem Englischen Domestiken verstatten würde. Sie sind derselbe wollhaarige Menschenschlag, den man auf der gegenüberliegenden Afrikanischen Küste trifft, und ihre Sprache ist ein Portugiesisches Patois, das dem rein Portugiesischen noch weniger gleicht, als der Dialekt von Yorkshire dem reinen Englisch. Es sind Leute von lebendigem Geiste, und wir staunten oft, wie leicht sie unsere Wörter und Phrasen merkten. Was sie einmal wußten, ver-

gaßen sie auch nicht wieder. Der Portugiesischen Familien sind sehr wenige, nicht über ein halbes Dutzend.

Am dritten Morgen nach unserer Ankunft in Old Town rüstete sich der größere Theil unserer Gesellschaft zum Aufbruch nach English Harbour, wo der Gouverneur anständige Wohnungen für uns eingerichtet hatte. Wir ritten auf Eseln, dem einzigen Geschöpfe, das man hier in Ueberfluß findet. Die Landschaft hatte, trotz ihrer Nacktheit, doch viel Pittoreskes. Verdorrtes Gras mit Steinen untermengt bedeckte einen großen Theil des Bodens, der alle Kennzeichen vulkanischen Ursprunges trägt. Eine von den Inseln der Gruppe, Fogo (Feuer) genannt, hat noch jetzt einen beständig rauchenden Berg.

Als wir in English Harbour ankamen, paradirten wir vor dem Hause des Gouverneurs auf unseren Eseln, während uns das versammelte Volk wie eine Menagerie wilder Bestien angaffte. Bald kam ein Majordomus des Gouverneurs und führte uns nach unserer Wohnung, die auf einem sehr angenehmen Flecke dicht am Meere lag. Das Haus gehörte der Wittwe eines Amerikaners, die uns respektive für 20 Pence täglich Kost und Logis gab. Zum Frühstück bekamen wir harten Zwieback und Kaffee ohne Milch (auch gewöhnlich ohne Zucker), zum Diner ein Stück Ziegenfleisch mit Kartoffeln, und zum Abendessen wieder Kaffee.

In English Harbour residirt Seine Excellenz, Manuel Antonio Martinez, General-Gouverneur der Inseln des Grünen Vorgebirges und aller Portugiesischen Besitzungen in Afrika, die eine Küstenstrecke von 2300 Engl. Meilen einnehmen. Obgleich an Jahren vorgerückt, ist er noch stark und rüstig, und nicht bloß der Statthalter, sondern auch der vornehmste Kaufmann und einzige Schiffs-Eigenthümer auf Bonavista. Die Insel Sal gehört zu seinen Besitzungen.

Als eine Probe seines unternehmenden Geistes erwähnen wir, daß der Gouverneur auf der Insel Sal zum schnellen Transporte des Salzes eine Eisenbahn anlegen läßt, die ihm zwölftausend Pfund kosten wird; eben so läßt er in St. Jago Röhren legen, die das Wasser vier Englische Meilen weit bis zum Landungsplatze schaffen. Jeden Morgen sieht man ihn unter einem Bootschuppen dicht am Wasser, wo er den fremden Schiffs-Capitainen eine Art Lever giebt. Durch diese Leute erfährt er unsere Welthändel, denn eine Zeitung verliert sich nur selten nach Bonavista. Regelmäßige Besucher der Insel sind fast nur die Amerikaner, und Salz der einzige Ausfuhr-Artikel. Man verführt das Salz von hier nach Brasilien, wo es guten Absatz findet.

Es ist wahrhaft überraschend, zu sehen, wie genau der Gouverneur mit dem Zustande Europas bekannt ist. Er spricht das Englische rein und fließend, und weiß in England so gut Bescheid, als hätte er Jahre lang daselbst sich aufgehalten. Er ist in jedem Betracht ein Mann von eminentem Geiste. Während Dom Miguel Portugal tyrannisirte, erhielt er den Befehl, eine bedeutende Summe Geldes dort hinzuschicken. Er that dies, machte aber zugleich Dom Pedro von der Absendung Anzeige, und dieser säumte nicht, das Geld wegzufangen. Um solcher wesentlicher Dienste willen steht er bei der jetzigen Regierung sehr gut angeschrieben, und als wir abreisten, erwartete er Befehle zu einer Expedition nach der Afrikanischen Küste, um daselbst einige neue Reglements einzuschärfen. Wenn ich die Güte und Freundlichkeit, die er uns Allen bewies, näher auseinandersetzen wollte, so könnte ich kein Ende finden. In diesem Betrachte habe ich kaum seines Gleichen kennen gelernt.

Seine Wohnung und sein Hausrath sind zwar für Bonavista sehr prächtig; auf John Bull aber machte Beides einen kläglichen Eindruck. Das Haus ist ein langes und ziemlich niedriges Gebäude, das einer sauber angestrichenen Englischen Scheune gleicht, und der Speisesaal ähnelt dem Parlour eines respektablen ländlichen Gasthofs in England. Es giebt auf der ganzen Insel eigentlich nur zwei Personen, die auf das Prädikat Gentlemen Anspruch machen können: diese sind der Gouverneur und sein Schwager. Andere ehrenwerthe Portugiesen, die ihre Geschäfte zuweilen hierher führen, verweilen niemals lange. Der Schwager des Gouverneurs ist eine Art Faktotum: er qualifizirt sich als Arzt, Chirurg, Geburtshelfer und Apotheker. Fast jede Nacht schmuggelte er Rum und andere Artikel aus dem Wrack an's Ufer, und als das Schiff mit seiner Befrachtung versteigert wurde, machte er den Schreiber des Auctionators. So oft ein Pirat oder Sklavenhändler landet und um Portugiesische Flaggen sich bewirbt, vermittelt der Doktor die Sache — kurz, er versäumt nichts, was ihm Geld einbringen kann. Was den Sklavenhandel betrifft, so muß ich hier bemerken, daß die Cap-Verdischen Inseln das große Rendezvous der Seelenverkäufer sind. Jeder Engländer, Franzose oder Amerikaner, der dieses Gewerbe mit Sicherheit seines eigenen Kopfes treiben will, verschafft sich hier für ein paar Dollars Portugiesische Flaggen, Papiere und Matrosen; er selbst und seine Leute fahren dann bloß unter dem Titel von Passagieren mit. Diese List schützt sie, im Fall sie ergriffen werden, vor dem Baumeln an der Seegelstange.

Endlich erschien der Tag, an welchem das Wrack unseres unglücklichen Schiffes öffentlich versteigert werden sollte. Dem Zollhause gegenüber fand die Versteigerung statt, bei der sich Männer, Frauen und Kinder einfanden. Im Mittelpunkt des Haufens wurde ein freier Raum gelassen, in welchem der Auctionator, ein langer zerlumpter Kerl, auf und nieder ging und dabei die verschiedenen Gebote ausrief. Bald erschien auch der Gouverneur, und endlich wurde das Wrack für den Spottpreis von sechshunderttausend Reis — nicht ganz 150 Pfund Sterling — losgeschlagen. Derjenige, welcher es erstand, konnte leicht zweitausend Pfund dabei gewinnen!

Eines Abends wurden wir durch ein paar Regentropfen sehr angenehm überrascht; denn Regen ist in dieser Weltgegend eine gar seltene Sache, ausgenommen in der nassen Jahreszeit, die den September und Oktober begreift. Aber selbst in diesen Monaten kann man nicht mit Bestimmtheit auf Regen rechnen, und während der drei Jahre vor 1834 hatte vollkommene Dürre geherrscht, so daß einige tausend Individuen vor Hunger starben. Wir hatten das Glück, in den besten Monaten dort zu seyn, nämlich im Dezember und Januar. Die Nächte sind, wo möglich, noch schöner als die Tage, und man kann bis Mitternacht in vollkommener Sicherheit unter freiem Himmel sitzen. Wasser ist nur ein dürftig vorhandener und schlechter Artikel: die Sklaven tragen es auf ihren Köpfen und zwar drei Meilen weit her. Alle Lebensmittel sind sehr theuer: ein Pfund braunen Zuckers kostet 1 Shilling (weißer Zucker ist gar nicht vorhanden); ein Pfund sehr schlechter Butter 1 Shilling 4 Pence; für einen harten und schmutzigen Käse zahlt man $3\frac{1}{2}$ Pence und für ein kleines saures Brödchen dasselbe. Rum und Wachholderschnaps sind eben so schlecht als theuer. Zuweilen kann man leidlich guten Lissabener Wein, die Flasche à 1 Shilling, kaufen.

Die ganze Garnison von Bonavista besteht aus zwölf Mann; allein ich glaube, daß der Gouverneur im Nothfall ein lever en masse befehlen kann. Die zwölf Mann Besatzung bekommen täglich 6 Pence (nach unserem Gelde) und müssen außerdem ihre Kleidung zur Hälfte sich anschaffen. Trotz ihrer sehr geringen Besoldung sitzen sie fast den ganzen Tag beim Kartenspiel. Dieses Krähwinkler Militair sucht, so gut es gehen will, auf dem Kriegsfuße zu bleiben: jeden Morgen verläßt ein Trommler die Wache und marschirt, ohne daß ihn ein Pfeifer im Takt hielte, rings um den Stadttheil, in welchem das Haus des Gouverneurs steht.

Dem Wachthause zunächst steht das Gefängniß, an welchem die Stadt-Uhr sich befindet, die übrigens sehr wenig zuverlässig ist. Auch pflegt die Schildwache jeden Vorübergehenden, an dem sie ein Uhrband entdeckt, zu fragen, was die Stunde sey, um sie gleich nachher ausschreien zu können.

In einem nächsten Artikel gedenke ich Etwas über St. Jago mitzutheilen, welche Insel von Bonavista so verschieden ist, als läge sie in einem ganz anderen Welttheile. (United Service Journal.)

S p a n i e n.

Die Basken.

(Fortsetzung.)

Bald genug hatte ich aus der Sprache und den Manieren meines Begleiters erkannt, daß ich es mit einem Schleichhändler zweiter Klasse, einem Pachero oder Lastträger zu thun hatte; dennoch verzweifelte ich nicht daran, von ihm den Aufschluß zu erhalten, nach dem mich verlangte. Mich hatte er mit seiner Trunkenheit, die er nur zum Schein angenommen, nicht getäuscht; er sah, daß ich an seiner Unterhaltung Vergnügen fand, das spornte ihn an, sich immer mehr und unumwundener auszulassen. „Das Sprüchwort sagt", begann ich, „daß die Wände und Gebüsche Augen und Ohren haben; hier sind nun so viel Ohren als Steine, und so viel Augen als Körner Sandes; und doch hat der Mensch Geheimnisse." Er sah mich mit scharfen durchdringenden Blicken an. — „Mit Vergunst, Herr, mit Vergunst: sehen kann man uns hier, aber hören? sicher nicht. Nach Euren Federn zu schließen, seyd Ihr ein Vogel, der nicht wie unser Eins unter dem Feuer der Jäger sein Futter zu suchen braucht. Ziehet Ihr?" — Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten über diese allegorische Frage. — „Ich frage nur", fuhr er fort, „weil denn doch Jeder seine Gedanken hat, und wenn der Eurige etwa wäre, über die Berge zu ziehen, nach jenseits, so kenne ich den Weg, den man nehmen muß, den Busch, wo man sich niederlassen, und den Zweig, auf dem man sicher ausruhen kann." — Hier stand er still, gleichsam um so meine Antwort besser zu vernehmen: sie blieb nicht lange aus. — „Freund, ich denke, Ihr seyd so fein wie ein alter Fuchs, und zähle auf Eure Baskische Redlichkeit und Treue, auf was für eine Probe sie auch gesetzt werden möge. Es handelt sich darum, einen meiner Freunde, der diesen Abend nach Lessaca abzureisen wünscht, als Führer zu geleiten." — „Gut", versetzte der Hachero: „das nenn' ich Baskisch reden, deutlich reden. Und so sag' ich denn meinerseits, daß ich selber Euren Freund nicht geleiten kann, weil ich schon anderweitig beschäftigt bin, für den Herrn, und wenn die Rothhosen und die Douaniers nicht munterer sind, als in der Regel, so hoff' ich heut nach Mitternacht über den Fluß zu gehen mit einem Ballen Salpeter auf dem Rücken. Aber für Euren Freund braucht Euch darum nicht bange zu seyn, denn wenn Ihr wollt, so kann ihn der Hauptmann geleiten; der ist stärker als drei, und kühner und verschmitzter als die ganze Bande, hat Muttermilch von der feinsten Sorte gesogen! Wo wohnt Euer Freund?" — „Es nützt zu Nichts, wenn ich es Euch auch sage." — Er bedachte sich einen Augenblick. — „Nun gut", sagte er, „so mag er, wenn's finster wird, kommen; unter dem großen Kreuz, das hier am Wege steht, wird er finden, was er sucht: große Tasche und klein Packet, das ist das Zeichen. Versteht Ihr mich?" — „Ganz wohl, mein Freund; da nehmet zu Pfeifen." — Er that erst ein wenig, als wolle er das dargebotene Geld nicht, und nahm es dann an: wir besiegelten unser Uebereinkommen durch einen Händedruck, und er ging mit großen Schritten nach Bayonne hinein.

Ich setzte meinen Spaziergang am Ufer der Nive allein fort, und tausend historische Erinnerungen erwachten und drängten sich in meinem Geiste. Wohin ich mein Auge wandte, sah ich entweder die Pyrenäen, oder den Ocean, oder die Stadt Bayonne, mit ihren reizenden von Gärten umgebenen Landhäusern. Ich wäre gern bis in die Nacht hinein fortgegangen, wenn mich nicht die sinkende Sonne erinnert hätte, daß es hohe Zeit war, die Vorbereitungen zu meiner Abreise zu treffen. Ich eilte, so schnell ich konnte, in die Stadt zurück, schnürte mein Bündelchen, wie mir der Schleichhändler anempfohlen, so leicht und portatif als nur möglich, verbarg es unter einem weiten Mantel und nahm meinen Weg nach dem Spanischen Thore, das Nachts geschlossen wird. Ich schlenderte mit langsamen Schritten eines Spaziergängers einher, als ich mich dem gefährlichen Passe näherte, dessen Zugänge sämmtlich von der Polizei besetzt waren. Mein unschuldiger Schnurrbart war

hinreichend, mich diesen Herren verdächtig zu machen, und ich hatte gegründete Ursach, zu befürchten, daß es ihnen, nach Abforderung meines Passes, vielleicht noch einfallen dürfte, mich zu visitiren. Zu meiner größten Verwunderung ließen sie mich ungehindert, völlig unangefochten hindurch. Endlich war ich auf dem Glacis.

Der Himmel war mit schwarzen Wetterwolken bedeckt: dies beschleunigte den Einbruch der Nacht. Es währte nicht lange, so vernahm ich das Achut meines Schleichhändlers. Ich war erstaunt, als ich Niemand am verabredeten Orte fand, als ein leises Pfeifen von der großen Straße her, die nahe vorbeiführt, ertönte. Ich schlug meinen Mantel zurück, damit die blanken Knöpfe meines Rockes mich in der Dunkelheit desto leichter bemerklich machen möchten. Der Hachero hatte so eben mit seinem Hauptmann ein verblümtes Gespräch begonnen, dessen Gegenstand meine Wenigkeit war. „Wo bist Du denn, Ebangarin?"*) — „Denkst Du, Ebangarin werde den Weg verfehlen? Er ist nicht betrunken wie Du und bittet Dich, still zu seyn." — „Aber sag' mir um Alles in der Welt, Ebangarin, was willst Du denn bei dem Kreuz hier?" — „Nach einer Geliebten mich umsehen, die mich erwartet", versetzte mein Führer, indem er sich mit dem Schritt eines Wolfes mir näherte, während der Hachero vollständig betrunken dahertaumelte und einen Lärm vollführte, der alle Neugierigen herbeilocken mußte. — „Also eine neue Liebste hast Du", schrie jener lallend, „sieh Dich vor mit ihr, daß ihr nichts passirt, sonst vertraut sich kein Mädchen in ganz Labourt mehr Dir an. Ja ja, ich dacht's wohl, daß Du nicht zu dem Kreuze gingst, um zu beten, denn Du hast nicht mehr Gottesfurcht in Dir, Ebangarin, als der infamste Spitzbube und Zigeuner."

Der Leser wird mir ohne weitere Versicherung glauben, daß die Erklärung, die zwischen meinem leichtfüßigen Führer und mir erfolgte, von sehr lakonischer Art war. Ich bemerkte mit Vergnügen, daß er reich gekleidet war, und die Kürze, mit der er sprach, und seine entschlossene kalte Miene waren mir gute Zeichen. — „Schnell denn", sagte er, „indem er mir eine gleiche Weste wie die seinige und einen rothen Gurt reichte: gebt mir Mantel und Packet, zieht Euren Rock aus, nehmt die Halsbinde ab, den Hals frei, wenn ich bitten darf; ihr habt diesem Säufer heut Morgen Geld gegeben, und da hat er denn einmal wieder gehörig über den Durst getrunken ... Doch ich höre unsere Mädchen, auf denn!" — Bei diesen Worten wickelte er alle meine Sachen in den Mantel zusammen und schleuderte das ganze Pack weit hinüber auf's Glacis, daß es die jungen Mädchen, die singend von unserer Seite her kamen, im Wege finden mußten. In einem Augenblick war das Packet aufgehoben, auf den Rasen gelegt und der Inhalt vertheilt, ohne daß sich die fröhliche Gruppe weiter dadurch aufhalten ließ — im muntern Tanzschritt zogen sie vorwärts. Wer sich aus Interesse für die Baskische Freiheit oder aus Eifer für Don Carlos legitime Rechte bewogen gefunden, am Navarresischen Aufstande Theil zu nehmen, weiß aus Erfahrung hinlänglich, daß so außerordentliche Vorsichts-Maßregeln, wie die eben erwähnten, dennoch kaum hinreichend waren, die strenge Wachsamkeit der Polizei zu täuschen und irre zu führen.

Der Hachero bildete die Vorhut und ging uns in beträchtlicher Entfernung voran. Er nahm allein die ganze Breite des Weges ein und stieß jedes Mal, so oft er verdächtige Personen signalisirte, mit vielem Geschick wieder mit uns zusammen, was sich bei seinem hin und her und vor- und zückwärts taumelnden Gange ganz natürlich ausnahm. Ich bemerkte, daß er seine Zickzacks so vortrefflich zu berechnen wußte, daß er mich immer so viel als möglich deckte. Bisweilen drückte er sich hart an meine Schulter und drängte mich auf die äußerste Seite der Straße. „Uebroin aha mala", sagte er in einem dieser Momente zu mir; „der lange Schweif verräth das Eichhörnchen in seinem Löchelchen; Ihr hättet nicht übel gethan, diesen Schnurrbart ein wenig mit der Scheere zu verarbeiten." — Ich blieb still. — „Geh' wie ein Baske, und sprich laut und hell", setzte er mit fürchterlicher Stimme hinzu. Ich verstand die Aufforderung; und da mein Führer mir ebenfalls zuwinkte, so fing ich mit unserem Gesellen ein verblümtes Gespräch an und beflis mich bestens, die charakteristische Sprache des Gebirges in demselben nachzuahmen. Ja, ich glaube, ich stellte mich sogar betrunken, gleich dem Hachero: mein Führer schien ganz entzückt über mich. Ich glaube, der Navarrese stürbe eher, eh er die angeborenen Neigungen und Eigenheiten seines Stammes verlieren oder davon lassen könnte.

Ich habe oben die jungen Leute geschildert, wie sie Morgens paarweise zur Stadt kommen; am Abend trennen sich die Mädchen von den Burschen, und ihre Rückkehr bietet dem Beschauer nur Gruppen der Freundschaft dar. Dies Gefühl der Freundschaft ist bei den Iberiern durchaus von der lasterhaften Verirrung frei geblieben, welche bei den alten Völkern einen so häßlichen Flecken darauf warf. Ein Freund heißt auf Baskisch Adis-Khide, Altersgenoß, und in dieser patriarchalischen freien Familie stehen sämmtliche Glieder zu einander in einer Ordnung und Stufenfolge moralischer Subordination, die naturgemäß durch das Alter bestimmt wird; immer generationsweise schlingen sich die Bande der Freundschaft; die Liebe selber wird durch eines jener verallgemeinernden, sinnvollen, herrlichen Wörter**) bezeichnet, die der pantheistischen Poesie der Bergbewohner einen so weiten, reichen Geist und eine so wunderbare Tiefe verleihen.

Die jungen Mädchen zogen in Gruppen voraus, die Bündel auf den Köpfen tragend; in einiger Entfernung folgten ihnen die Bursche, der Freund seinen Arm um den Hals des Freundes geschlungen, daß die schwarzen Haare der Häupter in einander fielen — die kühnen lebhaften Gesichter, die feurigen Augen im Helldunkel und Wetterleuchten der Nacht gaben dem Ganzen einen eigenthümlich aufregenden Ausdruck. Improvisirende Sänger gingen an der Spitze jedes Trupps und sangen abwechselnd bald diese, bald jene naiven oder launigen Couplets von einfachen anmuthigen Liedern. Ich wurde hierbei an ein ähnliches Schauspiel erinnert, das ich bei ländlichen Festen erlebt, wo junge Mädchen und Bursche von beiden Seiten einer Straße herüber und hinüber durch den Mund eines begeisterten Sängers sich ihre Gefühle mittheilten und, wie unsere Vor-Aeltern, die Cantabrer, bei ihren nächtlichen Festen beim Glanz der Sterne so bis zum Morgen wachten und schwelgten, doppelt trunken von Poesie und Liebe. Nach jeder Strophe, die die Sänger improvisirt, wiederholten die Gruppen mit melancholischer Monotonie den Refrain im Chor, den die Schluchten und Thalwände noch schöner wiederhallten, und diese Iberischen Gesänge, von Pausen nächtlicher Stille unterbrochen, wiegten die Seele in jene Wunder-Träume, versenkten sie und spannten sie ein in jene heiligen Tiefen, wo sich dem harmonischen Menschen das Geheimniß des Lebens und der Schöpfung aufthut.

Der Hachero sah diese Scenen, die einen so mächtigen Eindruck auf mich machten, mit der vollkommensten Gleichgültigkeit und dem komischsten Gesichte von der Welt an — er wies mir eine prächtige neue Pfeife, die er sich angeschafft. Der Führer schritt vorsichtig, sorgenvoll daher, nicht von Liebe und Poesie träumend, sondern von Ballen und Waaren, Douaniers, Ertapptwerden, Confiscation, Strafe, vielleicht gar von Gefängniß und dem Prokurator des Königs, als ein neues Lied ihn plötzlich zur lebhaftesten Freude begeisterte. — „Da kommt Euer ganzer Mantelsack", flüsterte er mir zu, nachdem er sich umgesehen, und machte sich Luft im Nationalschrei*) der Basken, der Freude und Kühnheit und Aufregung zugleich ausdrückt, und mit dem die Ureinwohner Spaniens das Wiehern der Lusitanischen Renner, wenn sie den Stuten rufen, nachgeahmt zu haben scheinen. Ich glaubte, in dem neu herankommenden Trupp meine hübsche Brünette vom Morgen zu erkennen. Das Erscheinen eines Polizei-Inspekters zu Pferde, im grauen Ueberrock, von seinen Haltefesten begleitet, verhinderte mich, an die jungen Mädchen heranzutreten. Sie hatten ebenfalls schon den grauen Reiter erblickt und sangen ihm boshaft genug aus voller Kehle eine unserer Lieblings-Romanzen entgegen, die der geneigte Leser uns vergönnen möge, ihm mitzutheilen.

Wohin willst du, kleiner Vogel,
In der Luft mit deinen Flügeln?
Um nach Spanien zu kommen,
Liegt ein viel zu tiefer Schnee;
Wenn der Schnee beginnt zu schmelzen,
Wollen wir zusammen geh'n.

In der Wildniß steht des heil'gen
Joseph's fromme stille Klause,
Wenn wir zwei nach Spanien gehen,
Vöglein, machen wir dort Halt;
Sehen noch einmal zurücke,
Unsrer Seufzer sind gar viel.

Seufzer, gehe, gehe, gehe,
Bis zur Thüre meiner Liebsten.
Dringe in ihr Herze, dringe,
Wie sie in das meine drang.
Dann, dann sage, sage, sage,
Daß ich dich zu ihr gesandt.

Ich folgte den Sängerinnen. — „Rechts! dahin geht unser Weg", rief der Schleichhändler und gab mir einen Stoß mit dem Ellbogen, daß ich in einen Nebenweg hineinstieg, der eng und finster war; „wenn Euch der Singsang Spaß macht, so will ich singen für Viere, bis morgen früh, und so schön wie eine Nachtigall." — Und so ergriff er denn ohne Weiteres die Gelegenheit, seine von Natur gar schöne Stimme hören zu lassen, und sang die folgende Strophe:

Im Ocean da wohnt.
Ein Sänger wunderschöne,
Man nennet ihn Syrene,
Die armen Schiffer auf dem Meer
Verlocket und verführet der,
Wie meine Liebste mich.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Angelo, Tirano de Padua. (Das bekannte Drama von Victor Hugo.) Ins Spanische übersetzt. 8 Realen.

Gramatica filosofica y literaria de la lengua francesa. (Philosophische und literarische Grammatik der Französischen Sprache.) Von einem Spanischen Gelehrten. 1 Band. 4. 20 Realen.

Plan de Reforma etc. (Plan zu einer Reform in der Medizin, vermittelst der öffentlichen universalen Diskussion.) Von Dr. N. de Luna Calderon. 1 Heft in 4. 4 Realen. [Das Projekt des Verf. ist — wie die Revista behauptet — von den auswärtigen Aerzten und Regierungen bereits vor dem Erscheinen dieser Druckschrift angenommen worden. Dr. Calderon bringt außerdem eine neue natürliche Nosologie in Vorschlag, die alle ältere und neuere, ja sogar alle mögliche Systeme überhaupt vereinigen soll.]

E n g l a n d.

Spieler-Schicksale.

Wer hat jemals daran gedacht, einem armen Teufel, der an der Wasserscheu litt, dadurch Linderung zu verschaffen, daß er ihm vorpredigte, von einem tollen Hunde sich beißen lassen, sey ein enormer Leichtsinn? Eben so wenig können ernsthafte Vorstellungen bei Individuen, die an dem verwandten Uebel, der Spielwuth, laboriren, etwas ausrichten. Der arme Verblendete ist nicht Herr, sondern Sklave seiner selbst; es drängt ihn eine Versuchung, die für seinen Widerstand zu stark ist. Der hartnäckige Spieler, der eine Guinee um die andere einsetzt, in der Hoffnung, hundert verlorene Guineen wieder zu haschen, gleicht dem Verrückten, der Euch die Stückchen Stroh zeigt, die er eben

*) Leichtfuß.

**) Ama-oro, Allerschaffer.

*) Nach den verschiedenen Dialekten: zinkha, irrintzina, hihinsal.

in Gold verwandeln will — ein Gegenstand, unseres Mitleids würdiger als unserer Verachtung. Aber nicht bloß gegen ernste Ermahnungen ist er fühllos; auch die Pfeile des Spottes gleiten an ihm ab. Was kann also für seine Rettung geschehen? Nichts — gar nichts! Hat die Leidenschaft, oder vielmehr die Raserei, erst Wurzel gefaßt, so ist sie schlechterdings unvertilgbar. Selbst wenn der Spieler den letzten Einsatz verloren, sieht man ihn noch, wie ein Gespenst, um die Scene seines Ruins herumschleichen und immer wieder neue Pläne schmieden.

„Mein Herr", sagte ein ziemlich bejahrter Franzose eines Abends zu mir (es war im Pariser Frascati), „mein Herr, ich habe jetzt ein System entdeckt, mit dessen Hülfe ich die Bank unfehlbar sprengen muß." „„Glück zu, mein Herr"", gab ich zur Antwort; „„ich selbst spiele nimmermehr."" „Mein Erfolg", fuhr der Franzose fort, „ist mir so gewiß, daß ich in diesen vier Monaten 18,000 Franken daran gewagt habe. — Seyen Sie so gütig und leihen Sie mir nur auf ein paar Minuten einige Napoleonsd'or, und Sie werden sehen, was für ein Exempel ich an diesen vilains croupiers statuire." Ich hatte zu viel „Milch der Menschenfreundlichkeit" in mir, als daß ich zu solch einem desperaten Racheplan die Hand hätte bieten sollen; daher schlug ich ihm seine Bitte rund ab.

Obschon ich nie auch nur fünf Pfund beim Spiel verloren habe, so war ich doch ein regelmäßiger Gast im Frascati. Ich schlenderte als Beobachter an den Tischen herum, und dieses farniente erweiterte meine psychologische Kenntniß ungemein. So erinnere ich mich eines alten Gentlemans, den sein Bedienter täglich zum Rouge-et-noir führen mußte. Da saß er denn und spielte von drei Uhr bis fünf, um welche Stunde der Diener seinen von Gichtleiden ganz kontrakten Herrn in den Wagen zurückschleppte. Er war ein sehr wohlhabender Mann und spielte nicht eben sehr hoch; trotzdem begeisterte ihn jeder glückliche coup, und jeder Verlust brachte ihn zum Zähnefletschen. Sobald aber der Augenblick des Scheidens kam, gewann er wieder seinen Gleichmuth, mochte er nun am heutigen Tage im Vortheil oder Nachtheil gewesen seyn. „Ich habe", sagte er, „jede Art von angenehmer Zerstreuung überlebt, das Spiel allein ausgenommen: für diese Zerstreuung ist die Seele am längsten empfänglich; käme dies Reizmittel nicht täglich wieder, mein Blut würde in den Adern stocken — ich müßte sterben." Der gute Alte regte also diesen Konflikt der Leidenschaften nur zu seiner Zerstreuung in sich auf; wie mag es nun mit denen stehen, die Vermögen, Leben und Ehre auf's Spiel setzen!

Einmal beobachtete ich mit angstvoller Spannung das Gesicht eines Offiziers, der mir gegenüber stand und auf das Umwenden einer Karte lauerte, die darüber zu entscheiden hatte, ob er gleich als Bettler nach Hause kehren, oder dies unausweichbare Ziel erst ein paar Stunden oder ein paar Abende später erreichen sollte; dieser Einsatz war nämlich ohne Zweifel sein letzter. Der Schweiß fiel ihm, nicht in Tropfen, sondern in Strömen von der Stirn. Er gewann, und ein Freund, der ihn begleitet hatte, zog ihn aus dem Zimmer. Einige Tage darauf sah ich denselben Offizier wieder am Spieltische; er verlor bedeutend und ertrug seine Verluste mit anscheinender Gelassenheit. Einmal, als eben ein großer Einsatz von ihm weggeholt wurde, murmelte er mit bitterem Lächeln zwischen den Zähnen: „C'est bien; très bien;" dann machte er eine Zeitlang den unthätigen Zuschauer; ich glaubte schon, er habe Alles verloren. Plötzlich rief er, mit wüthiger Geberde dem Kartengeber zugekehrt: „C'est mon sang que vous voulez — le voilà!" Bei diesen Worten zog er zwei Noten, jede von 500 Franken, aus seiner Tasche, warf sie auf den Tisch, stürzte in eine Ecke des Zimmers, kehrte sein Gesicht gegen die Wand und drückte, heftig stöhnend, beide Hände gegen die Ohren, als fürchtete er, sein Todes-Urtheil zu hören. Nach wenigen Sekunden kehrte er an seinen Platz zurück — sein letzter Einsatz war fort! Der Unglückliche fuhr zweimal mit seinem Schnupftuch über die Stirn, ohne einen Laut von sich zu geben; dann verlangte er ein Glas Zuckerwasser, trank es rasch hinunter und verließ das Zimmer langsamen Schrittes. Den nächsten Morgen fand ihn sein Bediente leblos in einem Lehnstuhle: er hatte sich selbst den Tod gegeben.

Der Ritter de la C— (ein Nachkomme des weiland berühmten Romanen-Dichters), den ich als fast 90jährigen Greis kennen lernte, führte ein gar sonderbares Leben. Er hatte am Faro-Tisch ein fürstliches Vermögen eingebüßt, und die Besitzer des Salons waren — gewiß eine wunderbare Erscheinung bei Leuten dieses Gelichters — so beispiellos großmüthig, daß sie ihm für sein elendes Greisen-Alter eine Pension bewilligten, die gerade so weit reichte, daß er schlechte Kost und Wohnung und alle drei oder vier Jahre einen neuen Anzug haben konnte. Außerdem durfte er im Spielhause unentgeltlich soupiren. Gegen 11 Uhr in der Nacht stellte er sich daselbst ein und amüsirte sich bis 2 Uhr (der Souper-Stunde!) mit Zusehen. Um 4 Uhr des Morgens kehrte er nach seiner Wohnung zurück, legte sich zu Bette und schlief in einem Strich bis 9 oder 10 Uhr des folgenden Abends. Dann trank er eine Tasse Kaffee, machte seine Toilette und ging um die gewohnte Stunde wieder nach dem Salon. Diese Lebensweise hatte er schon mehrere Jahre fortgesetzt, und er sagte mir, daß er während dieser ganzen Zeit — einige der langen Sommertage ausgenommen — die Sonne nicht gesehen habe!

Das größte Unglück, das einem Menschen, der den Spieltisch zum ersten Male besucht, begegnen kann, ist, wenn er mit Gewinn beladen heimkehrt. Warum sollte Etwas, das so leicht von Statten ging, nicht eben so leicht sich wiederholen können? Der Glückliche macht also gewiß einen zweiten Versuch. Eines Abends ging ich mit einem Freunde nach Frascati: dieser war kein stärkerer Spieler als ich selbst; dennoch warf er Frau Fortuna drei oder vier Napoleon's als Köder hin. Fortuna bewies sich freundlich, und in weniger als einer halben Stunde waren seine beiden Taschen mit Gold angefüllt. Er beschloß wohl w… lich, mit seiner Beute abzuziehen, wechselte aber zuvor das Geld … Banknoten um. Nachdem er 4500 Franken in Papier empfangen ha… blieben immer noch drei unglückliche Napoleon's übrig. „Laßt uns … sehen, was ich damit ausrichten kann!" sprach Freund F—; er … sie. Das war eine Herausforderung. Um die drei Napoleon's wi… zu erlangen, wechselte er eine seiner Noten — dann die zweite. N… weniger als zehn Minuten verließ er das Zimmer, ohne auch nur ein… Franken in der Tasche zu haben. Der Umstand, daß es dem Gewi… nenden so schwer wird, den Spieltisch zu verlassen, bestimmte mein… Freund, nie wieder zu spielen.

Der arme G—m, der noch in Vieler Andenken lebt, war e… Mann von dem achtungswürdigsten Charakter. In ihm vereinigt… sich die besten Eigenschaften des Kopfes und Herzens; er besaß Gemüt… Witz, Laune und Wohlwollen. Mit diesen Vorzügen und einem jäh… lichen Einkommen von 3000 Pfund hatte G—m in den ersten Zi… keln von Paris freien Zutritt. Nach einem etwa vierwöchentliche… Aufenthalt in Paris empfing er eine Einladungskarte zu einem de… glänzenden Dinere, die wöchentlich in dem Salon gegeben werden. D… er selbst niemals spielte, so zweifelte er anfangs, ob es auch schickl… sey, diese Einladung anzunehmen; aber die Versicherung, man … nicht darauf sehen, ob er spiele oder nicht, und die Neugierde, … solche Anstalt genauer kennen zu lernen, bewogen ihn, die Einla… anzunehmen. Er hatte ein paar lumpige Napoleon's in der Tasche, … er bloß Ehren halber auf's Spiel setzen wollte. Sein Unstern wollte aber, daß er 1400 Napoleon's gewann, und von jetzt an war er dem bösen Feinde so gut als verfallen. Funfzehn Monate nach dem ersten glänzenden Gewinn, auf den mancher empfindliche Verlust folgte, starb der Unglückliche in Kerkermauern.

Das Schicksal des armen B—w hat sogar etwas Komisches. Dieser junge Gentleman, ein Narr vom schwersten Kaliber, dessen jährliches Einkommen etwa 400 Pfund betrug, schleppte 500 Pfund auf einmal nach Frascati, um die Bank mit einem Schlage zu sprengen. An einem Abend wäre seine Drohung beinahe in Erfüllung gegangen; denn er gewann 38,000 Franken auf einen Ruck, worauf e… erklärte, er werde sich für heute zufrieden geben, wenn die 40,00… voll würden. Das Ergebniß fiel aber ganz anders aus; Herr B—… mußte im buchstäblichen Sinne des Wortes mit leerer Tasche … Hause gehen, und der weiland so löwenherzige Bankstürmer steht j… mit einer Elle in der Hand, hinter dem Rechentisch eines obsc… Leinwandladens. (Poole's Sketches)

Bibliographie.

History of the condition of women. (Geschichte des Zustandes der Frauen in verschiedenen Zeitaltern und Ländern.) Von Mistreß D. L. Child. 2 Bde. 10½ Sh.

Memoirs of the life of John Mytton. (Mytton's Leben, von Nimrod.) Mit 12 Abbildungen. 21 Sh.

Introduction to the study of practical medicine. (Einleitung in das Studium der praktischen Medizin.) Von J. Macrobin. 5 Sh.

Manual of select medical bibliography. (Handbuch der medizinischen Bücherkunde.) Von Dr. John Forbes. 15 Sh.

Dictionary of terms used in medicine. (Medizinische Terminologie.) Von R. D. Hoblyn. 9 Sh.

Mannigfaltiges.

— Der Englische Haus-Dämon. Dieser dem Englischen Bauern wohlbekannte Geist nistet sich in Pachter-Wohnungen ein, wo er die Pferde zur Schwemme führt und sie füttert. Gewöhnlich nimmt er ein oder zwei Pferde in seinen Spezial-Schutz. Er weckt die faulen Knechte und findet besonderen Genuß daran, das Hausgeräth umzuwerfen oder fortzurücken. Jeden seiner Späße begleitet er mit einem wiehernden Gelächter. Dieser Kobold ist fast immer unsichtbar, ausgenommen, wenn es ihm einfällt, die Gestalt eines Pferdes anzunehmen; alsdann stellt er sich gesattelt und geschirrt an einen Waldsaum; aber wehe der Person, die ihn besteigt! Er gallopirt auf und davon, spielt nichts als boshafte Streiche und wirft seinen Reiter zuletzt in einen Morast oder Pferde-Teich, worauf er mit teuflischem Lachen davonrennt. (F. Q. R.)

— Chinesische Stadt-Uhren. Diese sind gewöhnlich Wasser-Uhren: ein Gefäß läßt sein Wasser in ein zweites laufen, während eine mit den Stunden-Charakteren bezeichnete Tafel langsam emporsteigt. Die Uhr befindet sich in einem eigens dazu erbauten Thurme. So oft eine Stunde herum ist, schlägt der Thürmer auf eine riesige Pauke und hängt zugleich eine andere Tafel heraus, auf welcher das respektive Stundenzeichen anderthalb Ellen lang und mit goldenen Zügen sich präsentirt.

— Ein See-Ungeheuer in der Bai von Bengalen. Auf meiner Reise nach Madras im vergangenen Mai (1834) sah ich einen höchst merkwürdigen Fisch, wie ihn noch keiner der Schiffs-Mannschaft gesehen zu haben sich erinnerte. Er hatte die Größe, aber nicht die Gestalt eines Wallfisches und war sehr schön gefleckt, ungefähr wie ein Leopard. Während einer Windstille kam das Thier dicht an unser Schiff, und wir hatten so die schönste Gelegenheit, es zu betrachten. Dieser Fisch war mit einer sehr großen Rückenfinne versehen, die er ungemein rasch bewegte, so oft wir ihn durch herabgeworfene Steine neckten: die Finne war schwarz oder dunkelbraun, der Schweif desgleichen, das Maul sehr groß, der Kopf wie der einer Eidechse gestaltet. Könnte dieses Geschöpf nicht der Plesiosaurus seyn, welcher vor Zeiten in den Gewässern des Oceans existirt haben soll? (Asiat. Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Mittwoch den 7. Oktober 1835.

Frankreich.

Paris von der Wasserseite.

Die Seine hat eine unberühmte Quelle, sie entspringt in einem ganz unbekannten Burgundischen Dorfe. Aus einem Loch hervorkommend, führte sie ehemals all ihr Wasser in eine Kloster-Küche. Nachdem sie ganz demüthig Burgund und die Champagne durchflossen, macht sie zu Montereau die Bekanntschaft der Yonne, die in ihren Armen verscheidet und ihre Gewässer auf sie vererbt. Vermöge dieser Erbschaft kann die Seine nun schon mehr Staat machen, doch erst in der Gegend von Nogent erhebt sie sich in den Adelstand, indem sie schiffbar wird. Bei der Brücke von Charenton angekommen, tritt sie mit der Marne in Verbindung, welche sie mit all ihren Kräften unterstützt, damit sie sich der Hauptstadt würdig darstellen, hier mit angemessenem Gefolge auftreten und allen Aufwand bestreiten könne, den die ihr zugewiesenen Functionen erfordern.

Bei ihrem Eintritt in Paris wird die Seine von den Wein-Kaufleuten von Bercy empfangen; Tausende von Tonnen begrüßen den Burgundischen Fluß, der sich darauf verliebt und ein wenig von dem Seinigen zu dem Nektar liefert, den die Bachusse von La Rapée fabriziren. Breit, tief und reißend ist die Seine beim Beginn ihres Laufes durch die Hauptstadt. Paris nimmt sie aber auch seinerseits würdig auf und vermählt sie sogleich mit seiner schönsten Brücke, der Brücke von Austerlitz. Von der einen Seite dieser Brücke führt eine schöne Allee zum Bastille-Platz, an der anderen ist der Pflanzen-Garten (Jardin des plantes).

Keine öffentliche Anstalt in Paris ist unrichtiger benannt, als der Pflanzen-Garten. Nichts ist unvollständiger, falscher als dieser Name. Das was am wenigsten im Pflanzen-Garten zu finden ist, sind gerade die Pflanzen. Man sieht wohl einige Treibhäuser, wo geheizte Ofen-Röhren den fremden und zarten Blumen die Wohlthaten eines künstlichen Klimas spenden; man findet zwar im Freien einige Beete, auf denen jede Blume mit einem Etiquet versehen ist, wo sich pedantisch neben jedem Pflanzenstiel ein Drathstiel erhebt, wo jeder Grashalm mit einem blechernen Schilde verziert ist, auf dem sein Name und seine Eigenschaften in Apotheker-Latein angezeigt werden; so viel ist für die Pflanzen gethan worden. Das Merkwürdigste aber im Pflanzen-Garten sind die Thiere, die sich darin befinden; die Löwen, die Tiger, die Panther, die in ihren Behältnissen brüllen; die buntgefiederten Singvögel, die in ihren geräumigen Käfigen umherflattern; die Gazellen und die ausländischen Kühe und Schaafe, die auf Ebenen von zehn Quadrat-Fuß und auf ellenhohen Hügeln weiden; der Elephant und die Giraffe, die von den Soldaten, Kinderfrauen und Rentiers reichlich mit Pfefferkuchen und Nanterrer Gebackenem gefüttert werden. Von den Wißbegierigen und Gelehrten werden aber am meisten die reichen Gallerieen besucht, wo die bewunderswerthen Sammlungen von Mineralien, Skeletten und Ungeheuern ausgestellt sind, wo man alle Wunder der Natur, ihre Sonderbarkeiten, ihre Meisterwerke und ihre auf der That ertappten Mysterien vereinigt sieht. Diese Gallerieen sind so wichtig, daß man sie jetzt sogar auf Kosten des Gartens vergrößert; bald wird für die Gewächse kein Platz mehr übrig seyn, und die Pflanzenwelt wird sich in die Herbarien flüchten müssen.

Nachdem die Seine sich eine Ader geöffnet, um den Kanal St. Martin mit Wasser zu füllen, theilt sie sich in zwei Arme und bildet die Insel Louviers, von welcher Pyramiden von Brennholz in die Lüfte emporstreben; dann theilt sie sich noch einmal und bildet die St. Ludwigs-Insel. Nichts stimmt weniger zu Paris, als diese Insel des heiligen Ludwig; nichts ist friedlicher, kleinstädtischer, als dieses Eiland, auf dem man keine Spur des Lebens und der Sitten des Pariser Kontinents antrifft. In diesem alten Parlaments-Bezirke haben sich noch Sitten erhalten, die ganz nach Hermelin und Sammet-Mütze schmecken; es schwebt über ihm noch die schwere gewichtige Luft der alten Gerichtshöfe; man hält hier noch ordentliche Mittags- und Abendmahlzeiten; man pudert sich, trägt Schuhe mit Schnallen und geblümte Kleider; man spielt von zwei Uhr Nachmittag bis fünf Reversis und betrügt im Spiele nach altem Advokatenbrauch. Vergebens hat Paris vier Brücken nach St. Ludwig angelegt; die Insel hat diesem Entgegenkommen Widerstand geleistet und ist für sich allein geblieben. Nur sehr selten wird die Ruhe ihrer Straßen durch das lästige Rollen von Wagen gestört; auf diesen verödeten Wegen begegnet man kaum bei Tagesanbruch einigen Fußgängern in Galla-Kleidern: das sind Plaideurs; man weiß, daß die Richter für diese Personen im Sommer alle Morgen bis sechs und im Winter bis sieben Uhr sichtbar sind. Hier ist in der That ein wahres Paradies. An allen Fenstern singen Stieglitze und ranken sich Spanische Kresse und Geisblatt herauf. Diese Insel ist friedlich, ruhig und ganz zum Studiren geeignet, denn von unserem Geräusch und unseren Zerstreuungen dringt nichts bis dahin; man kennt dort weder unsere Literatur noch unsere Leidenschaften. Zuweilen aber kommen die Gerichtspersonen, die sie bewohnen, ganz bleich aus der Sitzung zurück und erzählen ihr die schrecklichen Thatsachen, die vor dem Assisen-Hofe verhandelt werden, jene Raub- und Mordthaten, welche die General-Advokaten sowohl wie die Akademiker des Kaiserreichs dem modernen Drama und dem heutigen Roman zuschreiben. Die Erzählung dieser Abscheulichkeiten klingt in St. Ludwig wie eine fabelhafte Mittheilung aus einer anderen Welt und einem anderen Zeitalter; die Unschuld und die Tugenden dieses glückseligen Eilandes werden dadurch nicht getrübt; die Sittlichkeit feiert hier ihre schönsten Triumphe, und noch nie hat sich von den Quais Bethune und Anjou, welche diese ruhige heitere Insel bekränzen, die Verzweiflung in die Seine gestürzt, die hier von Selbstmord noch rein ist.

Auf St. Ludwig befinden sich mehrere große Gebäude, die ehemals glänzend waren, jetzt aber verödet und herabgekommen sind. An der Spitze der Insel bemerkt man sogleich das Hotel Lambert. „Den ersten Thorweg hat man gerade sich gegenüber, wenn man mit der Postjacht von Auxerre kömmt", sagt Frau von Crequy. Es ist das alte Mesmes'sche Hotel, welches späterhin, als es den Besitzer wechselte, den Namen Hotel Lambert annahm. Die prachtvolle Einrichtung dieses Gebäudes erregte ehemals die Bewunderung von ganz Paris; jetzt wird es kaum von einem verirrten Neugierigen besucht. Es dient als Niederlage für die Militair-Betten. Ein mürrischer Hauswart zeigt die verfallenen Herrlichkeiten; zuerst eine Venetianische Treppe; man steigt hinauf und kömmt in eine von Lebrun gemalte Gallerie, die jetzt durch ein Gerüst zerstückelt ist, auf dem Matratzen aufgehäuft sind. Schlimm genug für die Malerei der Wände; nur die Decke, auf welcher die Arbeiten des Herkules dargestellt sind, ist verschont geblieben. Unter mehreren Gemächern, in denen Malerei und Vergoldung nicht gespart worden, bemerkt man auch einen Saal und ein Schlafzimmer, die von Lesueur gemalt wurden; doch ist das Alles durch Aufhäufung von Strohsäcken, von Pfühlen und anderen zu den Militair-Betten erforderlichen Gegenständen auf das schmählichste verdorben. Man könnte noch einzelne gute Stücke aus dem Hotel Lambert retten, aber Niemand denkt daran. Während man mit Bewunderung und Ehrfurcht diese Reliquien der Kunst und der Pracht früherer Zeiten anstaunt, erzählt der herumführende Hauswart, daß dieses Hotel dem Herrn von Montalivet gehört habe, und daß Napoleon nach der Schlacht von Waterloo hier zwei Tage inkognito zugebracht. Dies ist die letzte Sage von dem alten Mesmes'schen Hotel.

Der St. Ludwigs-Insel wurde die Juli-Revolution durch eine Kugel angezeigt, die, für das Stadthaus bestimmt, von ihrem Wege abwich und, der Brücke der Cité gegenüber, in der Ecke der Ludwigs-Straße stecken blieb. Man ließ sie in dem Loch, das sie sich selbst gegraben, und schrieb darüber: Den 28. Juli 1830. An der Spitze der Insel, dem Quai von Bethune gegenüber, fängt der Fluß an, bewohnt zu werden. Dort befindet sich die Petit'sche Schwimm-Schule, die den ehemaligen Schülern von St. Barbara und dem Gymnasium Heinrich's IV. gewiß immer im Gedächtniß bleiben wird.

Jetzt wollen wir zur dritten Insel der Seine übergehen, zur Insel der Cité. Die Cité war ehemals ganz Paris; sie hat auch alles Elend davon behalten. Der Reichthum und die Industrie haben sich von diesem Viertel getrennt, sind über die Brücken geschritten, um sich überall zu verbreiten und zu zeigen; aber alle Plagen sind hier zurückgeblieben. Notre-Dame ist der einzige Glanzpunkt, den die Cité noch bewahrt hat. Rings um die alte Hauptstadt herum findet man nur Trauer und Verödung; am Fuße dieser Thürme breitet sich ein dürrer und verwüsteter Boden aus, der mit Steinen und Schutt bedeckt ist: es ist der Platz, wo der Palast des Erzbischofs stand. Der Zorn des Volkes, der schrecklicher ist als der des Himmels, ging darüber hinweg. Das Volk besitzt in seiner Wuth ein Zerstörungs-Talent; es verwüstet mit einer Behendigkeit, einer Kraft und einer Geschicklichkeit, die nur ihm eigen sind; und das Alles ohne Hülfe von Eisen oder von Hebebäumen; mit seinen unbewaffneten Händen erschüttert es und stürzt es die stärksten Mauern nieder, mit seinen Nägeln reißt es die festesten Steine aus, mit seinen Füßen zerstampft es die herabgefallenen Mauersteine, so daß nichts als Staub hinter ihm zurückbleibt. Ewig wird Paris das Gedächtniß eines Tages bewahren, jenes Karneval-Tages, wo das Volk, in Masken-Kleidern und die Cholera in allen Gliedern, sich auf den Erzbischöflichen Palast stürzte, um ihn zu zerstören. Noch nie hatten

die Ufer der Seine ein Schauspiel gesehen, so schrecklich und so komisch zugleich. Eine als Kosaken, Türken und Barbaren verkleidete Horde überschwemmte mit Freuden- und Wuthgeschrei, mit drohenden und grotesken Geberden die heilige Wohnung des Prälaten; die Horde zeigt sich auf den Dächern, und diese verschwinden; nach und nach verschwindet dann das ganze Gebäude, vom Gipfel bis zu den Grundvesten, als wenn es in die Erde versänke. Das Volk raubt nichts; aber durch die Fenster wirft es Alles in den Fluß. Die Seine führt vergoldete Stolen, Chorhemden von Spitzen, das Kreuz und die Mitra des Bischofs, und alle geistliche und weltliche Bücher der Bibliothek mit sich fort. Bei der St. Michaels-Brücke hatte sich sogleich eine Reihe von Kähnen aufgestellt, um all diesen Kirchenraub aufzufangen, und den folgenden Tag kauften die Bücher-Trödler ganz billig kostbare und feuchte Bände ex libris archiepiscopi.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Bibliothèque philosophique des tems modernes. (Die letzten Lieferungen enthalten die Werke von Baco und Descartes.)

Choix d'ouvrages mystiques, traduits du latin en français. — Erste Lfg. 5 Fr.

L'écriture en 25 leçons. — Von Favarger.

Lettres critiques et philosophiques sur la franc-maçonnerie, où l'on considère cette institution dans ses rapports avec la société civile et la religion. — Aus dem Portugiesischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von G. 5 Fr.

Spanien.

Die Basken.

(Schluß.)

Die Dunkelheit der Nacht und der beschwerliche Weg, den der Regen fast ungangbar gemacht hatte, ließen uns nur langsam vorwärts kommen. Bei jedem Schritt fiel ich mit dem einen oder dem anderen Fuße in eine Pfütze. Der Hachero stieß jedesmal dabei einen Schrei aus und ergoß sich in komische Exclamationen, als ob er selber hineingefallen wäre, und hatte seine Lust daran, wie ich meine Stiefeln am Haidekraut trocken wischte. Er hörte das Geklirr meiner Sporen. „Der junge Hahn hat langen Sporn", bemerkte er in seiner verblümten Weise. Wir mußten einen Punkt passiren, der von einem Soldaten besetzt war. Die Douaniers lagen ganz in der Nähe in einem Schuppen. Der Hachero fing an zu singen, schon als wir noch weit entfernt waren, in lallendem Tone und dabei hin und her taumelnd. Tra... la!.. la... la! — „Folgt ihm, folgt ihm", sagte mir der Führer ganz leise, „und wenn er stehen bleibt, so macht Euch schnell vorbei." Unser verstellter Trunkenbold, als wir an den Posten heran waren, that nun, als verlör' er das Gleichgewicht, und purzelte auf den Soldaten los; dann, sich plötzlich zusammennehmend und das Gleichgewicht wiedergewinnend, stampfte er wie besessen auf den Boden und schrie sein Achxu! mit fürchterlicher Stimme heraus. Dieser Schrei, die ganze nächtliche Erscheinung des Kerls, sein wilder Blick fesselten die Aufmerksamkeit des Soldaten. Der Führer hatte sich bei dieser Scene die leichtere Rolle vorbehalten, indeß ich die meinige ebenfalls glücklich ausführte und unbemerkt vorbeischlüpfte. Er packte den Hachero mit der Faust eines Athleten: „Willst Du Dich denn mit aller Gewalt vor die Kugel liefern, Verrückter, Trunkenbold?" rief er und warf ihn ein paar Schritte vorwärts; dann sich zu der Schildwache wendend, fuhr er fort: „Tausendmal um Verzeihung, Herr Soldat; lassen Sie's diesem Lümmel nicht entgelten; Sie sehen ja, er ist kein Mensch in diesem Augenblick; es ist ein Bauer aus meiner Nachbarschaft, er ist betrunken, weiß nicht, was er thut, und würde jetzt eben so wenig vor einem General Respekt haben." Ich war schon längst außer dem Schusse; lachend kam der Führer mir nach. — „Wenn die Douaniers herausgekommen wären", sagte er zu mir, „so konnten sie mich mit dem Gesellen doch nur immer allein in's Gebet nehmen, und für Euch war gesorgt und an kein Zurückrufen oder Verfolgen zu denken, denn der Rothhose hatte Euch nicht durchschlüpfen gesehen, dessen war ich gewiß; der Einfaltspinsel steht noch mit offenem Maule da." — Tra... la... la... la! sang der Hachero noch immer fort, mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Spott und Ironie.

Die Pflicht eines Führers besteht in zwei wesentlichen Punkten: den Reisenden wohlbehalten an den Ort seiner Bestimmung zu bringen, und ihm unterweges die Langeweile zu vertreiben. Unsere Basken erfüllen den ersteren mit der gewissenhaftesten Treue, die durch Gefahren nur gesteigert wird, und wissen auch dem zweiten gar wohl zu genügen. Der Hachero, ohne aus seiner figürlichen Sprache herauszukommen, fand das Mittel, mir tausenderlei angenehme und schmeichelhafte Dinge zu sagen, in der Meinung, daß dies das beste Mittel seyn möchte, mir seine Unterhaltung interessant zu machen. Der Baske, von Natur enthusiastisch, folgt immer der Eingebung seines Herzens; wer seine Neigung einmal gewonnen hat, den betet er förmlich an, und der unangemessene Ausdruck seiner Lobeserhebungen hat durchaus etwas Kindliches und Rührendes. So konnte der Hachero kein Aufhörens finden, mich aufs schmeichelhafteste unter der Gestalt einer Braut des Führers auftreten zu lassen. — „Changarin! Wie viel Geliebten hast Du gehabt seit sechs Monaten?" — „Sechzehn", erwiederte der Achill der Schleichhändler. — Ich ersuchte den Führer, mir den Namen der letzten zu nennen. — „Die letzte seyd Ihr; die vorletzte war der Oberst C***. Alle Funfzehn vor Euch waren Franzosen, Engländer oder Spanier." — Der Hachero, ohne weiter auf uns Rücksicht zu nehmen, verfolgte unablässig den Faden seiner Allegorieen. — „Sechzehn Geliebten! das nenn' ich viel, Changarin! ich möchte meine fünf Sinne verwetten, Du mußt saure Nächte gehabt haben mit allen diesen Frauenzimmerchen. Ich habe doch mehrere davon gesehen, aber keine war dieser hier zu vergleichen. Beim lebendigen Gotte! Changarin, hüte Deine neue Geliebte wie Deinen Augapfel, denn es ist eine Blume unserer Berge, ein reiner Tropfen Eskaldunisches*) Blut; ist vom Geschlecht der alten Christen, und hat nichts mit den Zigeunern und Gascognern gemein."

Beim Eintritt in ein kleines Gehölz hörte der Schleichhändler auf zu sprechen, und ging zehn Minuten lang stillschweigend dahin. Ich kam schlecht an, als ich ihm einen Vorwurf darüber machte. — „Leichtsinniger Mensch", fuhr er mich an, „meinst Du, ich sey ein Hanswurst und dazu da, Dich zum Lachen zu machen? Danke Du Gott, daß Deine Seele immer froh und heiter ist! Es giebt Augenblicke, wo alles Geld, das Du dem armen Schleichhändler geben könntest, nicht im Stande seyn möchte, ihn fröhlich zu machen. Der Boden, den wir treten, ist mir verhängnißvoll geworden, und ich kann nicht singen über dem Ohre der Todten."

Bei diesen Worten, die er mit Würde sprach, stand er ernst und melancholisch still, nahm seine Mütze ab und schlug langsam ein Kreuz. Auf dem Rasen neben dem Fußsteig stand ein kleines Kreuz von Fichtenholz; die Todtenblume, die hil lilia der alten Iberier, wuchs daneben; ich konnte deutlich ihre erdgelbe Farbe erkennen, die an den Eisseen des Scandinaviers wie unter dem duftreichen Himmel des Inders gleicherweise als Emblem der Trauer gilt. „Changarin!" sagte der Hachero düster, wie von einer Erscheinung ergriffen, „siehst Du nicht neben dem Kreuz einen Schatten, ein Gespenst?" — „Ich sehe nichts", versetzte launig der Führer, „außer einem Betrunkenen, und der bist Du." — „Nicht mehr betrunken, als wie in jener Unglücksnacht, wo der höllische Geist uns hierher führte. Das war ein schreckliches Scharmützel, und solch ein Feuern werd' ich wohl nicht zum zweiten Male erleben! Wenn Ballen auf dem Platze zurückblieben, so haben sie doch meinen nicht gekriegt. Du weißt es, Changarin!.... aber meinen Bruder, meinen Bruder! daß sie mir den todtgeschossen haben!" — Zwei große Thränen rollten über seine braunen Wangen; der Sturmwind bewegte sein langes Haar und sauste durch das Heidekraut. — „Sie haben ihn getödtet, ich habe ihn gerächt, Changarin, denn Alles das mußte so seyn!" — Er schlug wieder ein Kreuz, setzte seine Mütze wieder auf, und auf die Erde mit seinem Stocke schlagend und stoßend, marschirte er mit großen Schritten weiter. Die katholische Religion hat den Iberier nicht aus seinem ursprünglichen Fatalismus herausgebracht. Das mußte so seyn: hala behar beitzen, ist die einzige Klage, die das tiefste Gefühl des Unglücks dem Cantabrer entzwingt, und oft hört man ihn wie den Moslem sagen: „Gott hat es gewollt! es stand geschrieben!"

Die Hügel von Labourt, die wir passirten, haben nichts Malerisches, aber sie bieten einen lachenden Anblick dar. Ueberall zeigt sich die Vegetation kräftig und lebendig; das Farrenkraut wächst dort mannshoch, das Genište mit seinen prächtigen goldgelben Blumen spinnt seine undurchdringlichen Gewinde, die alle zwei oder drei Jahr vertrocknen; die Schäfer brennen sie dann an, und wählen dazu eine recht finstere Nacht und Südwind. Nichts kommt der Schnelligkeit, mit der dann der Brand um sich greift und der wilden Schönheit dieses Schauspiels gleich; nach allen Seiten hin breitet sich der Feuerglanz über die imposanten Massen und bizarren Gruppen der Berge aus in stärkerem und immer schwächerem Schimmer nach Maßgabe der Entfernung. Nach solchem Brande sprießt auf den Haiden bald ein frisches Grün hervor, und die Schäfer führen während der Winterzeit ihre Heerden darauf. Das Genist, mit Heu vermengt, dient zum Futter des Rindviehs, muß aber klein gehackt werden, was in der Regel Nachts geschieht. Dies monotone Getöse, das aus den einsamen Häusern ertönte, an denen unser Weg vorüberführte, war das einzige Geräusch, welches in der Stille dieser Berge laut wurde. Wir traten in das Gehölz von Saint Pé ein. Ich bemerkte, daß der Hachero unaufhörlich den Kopf bald nach dieser, bald nach jener Seite wandte und, während wir vorwärts gingen, wie ein Jagdhund sich verstreckte, und dann wieder niederduckte, die lichten Stellen des Waldes so gut als möglich zu durchspähen. Plötzlich stand er. — „Changarin", sagte er mit leiser Stimme, „am Ende bin ich noch betrunken und habe eitel Dunst in den Augen; bemerkst Du weiter gar nichts als Stämme, dort unten an dem Rain da?"... Der Führer sah ein paar Augenblicke scharf nach dem bezeichneten Punkte hin. — „Ich sehe einen Douanier." — „Und Du hast ein gutes Auge, Changarin", erwiederte der Hachero, und seine Augen funkelten. Er wechselt mit dem Führer einen Blick, und eilig wie ein Schatten schlüpft er durch's Gebüsch und verschwindet. Die wilde Katze, die auf ihren Raub losgeht, konnte nicht vorsichtiger und leiser über den Boden hinschleichen. Mir blieb nur das Zusehen und zu schweigen. — Es währte nicht lange, höchstens ein paar Minuten, so vernahm ich einen Schall wie von einem heftigen Schlage und gleich darauf einen dumpfen Schrei .... dann war Alles wieder still, nur der Wind rauschte durch's Dickicht des Waldes. Der Führer blieb kalt und gleichgültig; doch konnte er eine Geberde der Zufriedenheit nicht unterdrücken, als er seinen Gesellen zurückkommen sah. — „Der wenigstens wird uns nicht das Bajonnet vorhalten und uns die Pässe abfordern; ich hab ihm seinen geschrieben." — Weiter sagte der Hachero für den Moment nichts, und wir setzten eiligst unseren Weg fort.

Inzwischen wurde das Gewölk immer schwärzer und dicker, ein Wirbelwind fing an, sich zu erheben. Der Führer schien diese Anzeichen eines Ungewitters mit Vergnügen zu bemerken. — „Es drohet Regen", sagte er, „noch eine Viertelstunde, und ihr seyd unter Dach und Fach für diese Nacht." Auf einer Anhöhe machten wir einen Augenblick Halt.

„Es war kein Douanier, sondern ein Soldat, ein Franzose, Changarin", sagte der Hachero, indem er sich ganz phlegmatisch mit einem

---

*) Die Basken bezeichnen sich unter sich mit dem Namen Eskaldun, der rein national und ein historisches Räthsel ist.

Flintenstein Feuer zur Pfeife anschlug. — „Douanier oder Soldat ist gegenwärtig all eins; hör auf mit Deinem Feuerschlagen, man kann die Funken in der Ferne sehen." — „Ah Bah, Changarin, mein Messer giebt gar kein Feuer mehr." — „Das ist sehr natürlich, wenn man's so mit Blut ausgießt." — „Ne, Gottlob, damit hat's gute Wege; der Rothhos kommt mit zehn Tagen Hospital davon und dem Stempel meines Stockes, den ich ihm auf den Schädel gedrückt habe. Wenn der Soldat den Douanier macht, traktir ich ihn wie einen Douanier, das heißt, ein bischen schlechter, wie einen alten Hund, der toll werden will. Sonst bin ich ein friedfertiger guter Kerl." — „Du gut?" entgegnete der Führer; „o ja, wie der Wolf und der Geier, denn denen gleichst Du nach Neigung und Gemüth." — „Changarin, keine Vorwürfe! Kommt es dem Arme zu, zur Axt zu sagen: warum schlägst Du? Es giebt mehr als eine finstere Nacht im Jahre, und wenn Deine Füße leicht sind, so war Dein Arm doch oft rascher als er sollte. Und doch verfolgt Dich nicht der irrende Geist eines erschlagenen Bruders im Dunkel der Nacht, wie mich, stellt sich nicht vor Dich hin im weißen Leichentuch; Du hörst ihn nicht über die Haide schreiten und mit dem Wind um die Wette heulen, wie ich ...." — Hier endigte das Gespräch meiner abergläubischen Gefährten.

Der Hachero trat an mich heran. — „Das Brautbett ist fertig, und Ihr braucht keinen Betrunkenen mehr; so lange es nöthig war, bin ich vor Euch hergetaumelt, die langohrigen Spürhunde auf falsche Fährte zu locken. Meine Rolle ist ausgespielt; ich muß nun zu meinem Ballen. Entschuldigt die Vertraulichkeiten, die ich mir herausgenommen. Die Menschen erkennen sich leicht wieder, wenn sie einmal gleiches Weges gewandelt sind. Also auf Wiedersehen, und glückliche Reise!" — So nahm der Schleichhändler von mir Abschied; seine breite rauhe Hand drückte die meinige, und von der Höhe, auf der wir uns befanden, nahm er seinen Lauf dem Walde zu, aus dem wir eben herausgekommen waren. Kaum war er weg, so fing es an zu blitzen und zu donnern; tageshell wurde für Momente die ganze Landschaft, und schon sah ich den Hachero in weiter Ferne mit seinen breiten Schultern und flatterndem Haar durch das Gestrüpp und Haidekraut so leichten Fußes dahinfliegen, wie er von seinem Herrn und Meister Changarin gerühmt.

Das schlechte Wetter war nicht das einzige Hinderniß, das mich abhielt, in dieser Nacht über die Rhune zu gehen. El Pastor und die Constituzionnellen hielten noch die ganze Reihe von Dörfern besetzt, die ich passiren mußte, um an Ort und Stelle zu kommen. Die Peseteros streiften plündernd und verwüstend längs der Gränze, alle Zugänge waren von ihnen besetzt. Diese Baskischen Milizen, die durch Verführung und falsche Vorspiegelungen einzelner liberaler Chefs unter die Fahne Christinens gebracht worden, erhalten täglich eine peseta, oder zwei Realen Sold, woher sie den Namen Peseteros führen, den die von ihnen verübten Grausamkeiten für immer zu einem Worte des Fluches und der Verwünschung gebrandmarkt haben. In Guerillas getheilt, in der Regel zu drei tausend Mann, tapfer, behend, unermüdlich wie die nationalen Freiwilligen, und des Landes vollkommen kundig, durchstreifen sie die Gebirge, die Marseillaise singend, und setzen überall, wo sie durchkommen, die Proclamationen Mina's in's Werk. Mein Führer hatte nicht Lust, sich vor Rückkunft seiner Spione Vera zu nähern, aus Furcht, diesen Banden in die Hände zu fallen.

Wir befanden uns unweit Sarre. Dies Dorf, das letzte und äußerste des Französischen Labourt, stößt an das Spanische Navarra: sein Territorium gränzt mit dem von Vera zusammen, ohne daß irgend eine natürliche Gränze, in den Pyrenäen, die Scheidungs-Linie der beiden Königreiche bezeichnete. Ein Gränzstein auf der Rhune trennt, was die Natur vereinigt hatte. Mein Führer wollte mich nach Sarre geleiten, und dort für die Nacht im Hause eines seiner Getreuen unterbringen. Ich zog es aber vor, in einem Hause, das nah an unserem Wege lag, einzusprechen — das ich in der Dunkelheit zwar nicht sehen konnte, aber wo ich Geniſt hacken hörte. Der Führer setzte mich in Kenntniß, daß es einem wohlhabenden Bauer gehöre, der mit seiner Frau und seinem Sohn allein darin wohne. Er begleitete mich bis zur Thür, und versprach, mich mit dem Frühesten wieder abzuholen. — „Eine herrliche Nacht für einen Schleichhändler", sagte er, indem er die Hand ausstreckte und die ersten großen Tropfen des fallenden Regens auffing. „Wenn das Wetter nur bis Morgen früh anhalten wollte, so sollten zwanzig Centner Salpeter, wie hingeblasen, in die Pulvermühle der Insurgenten spazieren." Indem diese Worte über seine Lippen gingen, schien er, so apathisch er sich bisher gezeigt, von dem Gedanken der Strapatze und der Gefahren förmlich elektrisirt; und nachdem er rasch hinter einander zweimal stark an die Hausthür geklopft, eilte er in derselben Richtung, wie der Hachero, mit der Schnelligkeit des Hirsches davon.

So stand ich allein vor der Thür meines Obdachs, gastlicher Aufnahme gewiß: denn niemals hat noch der Baske in seinen Bergen dem Wanderer sein Haus verschlossen und sicheres Obdach verweigert, wann es mit Gebühr erbeten worden. Nichts ist ihm so heilig, wie die Person eines Gastes: nie wird er sich eine neugierige Frage oder Zudringlichkeit erlauben; sobald er den Fremdling an seinem altväterisch-frommen Heerde niedersitzen lassen, und ihm die Hand gereicht zum Zeichen der Freundschaft, so mögen die Gefahren und Feinde, die jenem drohen oder ihn verfolgen, seyn von welcher Art sie wollen, er kann sicher darauf rechnen, daß der Wirth Gut und Blut daran setzt, ihm den unverletzlichen Schutz zu halten, den er ihm schuldig zu seyn glaubt. Aber freilich, um die Achtung des Basken zu gewinnen, ihn vertraulich und offenherzig zu machen, muß man sich vor Aeußerungen hüten, die sein tiefes Gefühl verletzen könnten: und vor Allem sich nicht etwa einfallen lassen, die Würde des freien Menschen in ihm anzutasten oder zu kränken, da die Art und Weise, wie er sich als ein solcher fühlt, oder, wenn man will, das Vorurtheil von seinem ursprünglichen Adel, ihn nur selten in einem Fremden seines Gleichen sehen läßt.

Auf das Klopfen des Führers schwiegen die Hackmesser im Hause; ein junger Landmann öffnete. Ich trat ein, ging auf den Vater zu, und begrüßte ihn mit einem Gali hon Etcheko — Jaona: Guten Abend, Herr; oder Herr des Hauses; sämmtliche Familien-Häupter führen diesen Titel. Der Alte hieß mich willkommen, und setzte sich dann wieder ernst an seine Arbeit. Ich war mit den Cantabrischen Sitten genugsam bekannt, um mir über diese Aufnahme kein weiteres Bedenken zu machen. Der Baske kennt nicht die leeren Formen einer gleißnerischen Höflichkeit, die unter dem Scheine der Freundlichkeit und Dienstfertigkeit nur zu häufig den gleichgültigsten Egoismus und lauernde heimtückische Falschheit verbirgt. Was er sagt und thut, geht ihm von Herzen: der Instinkt der Tugend, die angeborene Sitte regelt sein zügelloses Freiheitsgefühl und die Ungebundenheit seines Daseyns, und so oft die Wildheit seiner Leidenschaften nicht mit in's Spiel kommt, zeigt er sich ruhig, nachdenklich und sinnend.

Von den Begebenheiten der Nacht und des folgenden Tages, wenn mir meine Leser noch länger zuhören mögen, ein andermal. (A. Chaho.)

Bibliographie.

Plan de la Villa de Bilbao. (Ein sehr genauer Plan dieser Festung und der nächsten Umgegend.) Pr. 6 Realen.

Lecciones de Geografia etc. (Ein geographischer Grundriß für Schulen, in dialogischer Form.) Von dem Professor Don Manuel Garcia de la Madrid. Pr. 12 Cuartos.

Diccionario Latino-Español etc. — Eine neue und zum Handgebrauch bequemere Ausgabe des Lateinisch-Spanischen Wörterbuchs von Valbuena, durch Don Vicente Salvá, der Vieles verbessert und ein paar Tausend neue Wörter hinzugefügt haben will.

Cornelia Bororquia etc. (C. B., oder das Opfer der Inquisition.) Neue Ausgabe, vermehrt mit einer kurzen Geschichte dieses scheußlichen Tribunals und zwei schönen Kupfern. Pr. 8 Realen.

W e s t i n d i e n.

Eine Neujahrsfeier auf Jamaika.

Es war am 30. Dezember, als wir Jamaika, freilich nur aus dunkler Ferne, zum ersten Mal erblickten; das Wetter war trübe, und man hatte Mühe, das Land zu erkennen, das wir vor uns hatten. Endlich gegen zwei Uhr des Nachmittags umsegelten wir das Kap Pedro und kamen vor der Bucht des Black-River an. Aber hier sahen wir uns genöthigt, Anker zu werfen; das Fahrwasser ist sehr gefährlich, sehr eng und voller Steinklippen, und die Schiffe von einem starken Tonnengehalte, wie das unsrige, können sich nur bei einem gewissen Winde, wenn keine Windstöße zu befürchten sind, hineinwagen. Der nördliche Theil der Insel ist außerordentlich malerisch, aber der Süden, wo wir uns befanden, ist niedrig, öde und ohne alle Annehmlichkeiten.

Den 31. machten wir vergeblich alle Anstrengungen, um in die Bucht einzulaufen. Wir wagten uns selbst sehr nahe an die Küste hin, unter Gefahr, an den Felsen zu scheitern, als ein unerwarteter Windstoß vom Lande her uns glücklicherweise aus dem Fahrwasser heraustrieb. Um drei Uhr stiegen einige Passagiere ans Land, um sich nach dem Orte ihrer Bestimmung zu verfügen; da wir aber noch dreißig Meilen von der Plantage entfernt waren, wo ich erwartet wurde, so zog ich es vor, so lange an Bord zu bleiben, bis der Capitain das Schiff in Sicherheit gebracht haben würde, um mich in seiner Pinasse nach Savannah-la-Mar geleiten zu können, von wo aus ich nur noch drei Meilen bis zu meinem Bestimmungsorte zurückzulegen hatte.

Am 1. Januar waren wir endlich in die unglückselige Bucht eingelaufen. Vielleicht trug das Vergnügen, das immer auf ein besiegtes Hinderniß folgt, dazu bei, den Anblick noch täuschender zu machen. Aber ich war von Bewunderung hingerissen über die herrliche malerische Landschaft, die sich meinen Blicken darstellte, über die Schönheit der Atmosphäre, die Purpurfarben des Gebirges, die mit Mangueros von dem lebhaftesten Grün bedeckte Küste und die Häuser in der Stadt mit ihren eleganten von den grünen Bäumen eingeschlossenen Terrassen. Um den Zauber vollständig zu machen, zogen auf einmal die Töne der Trommel unsere Aufmerksamkeit auf das Gefolge Hans Schiffling's, der sich nach Black-River begab, um hier den Neujahrstag zu feiern.

Hans Schiffling ist ein Harlequin in einem gestreiften Wamse, mit einer Art von pappenem Kahne auf dem Kopfe, in dem sich Puppen oder bewegliche Figuren befinden, welche zum Theil Matrosen und zum Theil Soldaten oder Sklaven darstellen, die noch bei ihrer Arbeit in den Plantagen beschäftigt sind u. s. w. Die Neger bekamen immer zu Weihnachten und zu Neujahr jedesmal drei Tage frei. Das zweite Fest, als das letzte von beiden, wird als das wichtigste angesehen. Für den Neujahrstag bewahren sie immer ihre schönsten Kleider auf, und alle Pracht und aller Staat wird an demselben zur Schau getragen. Hans Schiffling spielt hierbei nicht nur eine wesentliche Rolle, sondern er macht selbst diejenige Person, deren Gegenwart durchaus unentbehrlich ist. Es giebt nichts Spaßhafteres, als die Prozession aller dieser weißgekleideten Neger in Masse. Sie gingen zwei und zwei, und die Reihe war nur von Zeit zu Zeit durch einen Reiter unterbrochen, der die Truppe in einzelne Korporalschaften abtheilte. An der Spitze der Prozession befand sich ein Orchester schwarzer Musikanten. Es war ein ziemlich hübscher Anblick, indem ihre rothe Fahne sich bald nach den Launen des Windes gänzlich entfaltete und bald hinter den dichten Bäumen verschwand, um sich von neuem auf einem freien Fußwege zu zeigen, je nach den verschiedenen Krümmungen und Einbiegungen von der Küste bis an die Stadt des Schwarzen Flusses (Black-River).

Ich hatte beschlossen gehabt, nicht eher an's Land zu steigen, bis ich mich in gerader Linie nach Savannah-la-Mar einschiffen lassen konnte. Allein es war uns nicht möglich, dem anziehenden Schauspiele Hans Schiffling's zu widerstehen, so daß wir trotz der Hitze der nach-

mittäglichen Sonne — es war ungefähr vier Uhr — das Fahrzeug verließen, um uns nach der Stadt zu begeben. Black-River war ehemals ein ziemlich bedeutender Marktflecken; gegenwärtig sind davon nur noch einige Häuser übrig, die das Feuer verschont, welches an einem heißen Tage ausgebrochen war und den größten Theil der Stadt in Asche verwandelte. An dem Tage, als wir landeten, waren die zwei wieder von neuem aufgeführten, breiten, regelmäßigen und reinlichen Straßen von Black-River mit Zuschauern angefüllt, und alle Welt schien der Meinung zu seyn, daß man den Neujahrstag daselbst noch nie mit größerem Jubel und größerem Pompe gefeiert hätte.

Man erzählte mir, daß vor mehreren Jahren, als ein neuer Admiral auf der Insel ankam, um den alten abzulösen, von diesen beiden Offizieren zu Kingston für die Brünetten, wie man das schöne Geschlecht hier bezeichnet, Bälle veranstaltet wurden, die offenbar mit einander wetteifern sollten. In Folge derselben theilte sich die ganze Bevölkerung in zwei Parteien, in die blaue und die rothe, eine Spaltung, die sich in allen übrigen Kantonen wiederholte. Seit jener Zeit theilt sich noch immer die Insel, sobald Weihnachten herankömmt, in zwei höchst eifersüchtige Fractionen, die sich gegenseitig bestreben, durch den Geschmack und den Glanz ihrer feierlichen Aufzüge einander den Rang abzulaufen. Da gerade in diesem Jahre mehrere Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft von Black-River sehr reichlich zu den Ausgaben für das Fest beigesteuert hatten, so stand uns das amüsanteste und fröhlichste Schauspiel bevor, das ich je gesehen. Es ist unmöglich, alle die Einzelheiten und Merkwürdigkeiten aufzuzählen, welche die Eifersucht der beiden Parteien hervorgerufen hatte. Der Rosenkrieg in England, so wie der Kampf der Guelphen und Gibellinen in Italien, sind gewiß nicht mit gleicher Gereiztheit und Aufregung geführt worden. Man mußte nur einmal die Blauen von den Rothen in Black-River, und wiederum die Rothen von den Blauen sprechen hören. Hier kam Alles darauf an, den Gegner zu überbieten, um bei der öffentlichen Feier zu glänzen; aber die Blauen befanden sich offenbar im Vortheile. Dies mußte selbst eines von den rothen Mädchen eingestehen. „Es schadet aber nichts", fügte sie schnell hinzu, „wenn die Rothen auch noch so sehr zurückblieben, möchte ich doch um Alles in der Welt keine Blaue seyn!" Andererseits erschien Miß Edwards, die Gastwirthin, bei der ich wohnte, von Kopf bis Fuß in Blau gehüllt. Sie hatte eine ihrer Sklavinnen dazu hergegeben, daß sie bei dem Feste in einer Hauptrolle figuriren sollte; allein in dem Augenblicke, wo der Zug der Blauen sich in Bewegung setzte, gab sich bei Allen eine Unruhe kund, als wenn noch Etwas, und zwar etwas sehr Nothwendiges fehlte; es war die Sklavin der Miß Edwards, die sich nicht auf ihrem Ehrenposten einfinden wollte. Sogleich sahen wir eine große Frau in Trauer, Miß Edwards selbst, die aus unserem Hotel herauskam, indem sie an der Hand eine merkwürdige Figur fortzog, die mit Goldflitter, Federn und bemaltem Pappwerk überladen war, und die nur wider Willen näher zu treten schien: es war die personifizirte Britania, mit einem Schilde, auf dem die Wappen von Großbritanien abgebildet waren, einen Dreizack in der Hand haltend und mit einem Helme ausgerüstet, an dem ein Federbusch von blauer und silberdurchwirkter Seide herumflatterte. Das arme Mädchen war ganz beschämt darüber, daß sie sich in einem so pomphaften Anzuge vor einer so großen Zahl von Zuschauern zeigen sollte. Sie ward mit lautem Beifall empfangen; die Musik hatte das Signal gegeben; Miß Edwards schlug die Göttin auf die Schultern, um ihr so den letzten Impuls mitzutheilen.

Die Devise der Blauen war die patriotischste, die der Rothen die galanteste. Auf der blauen Fahne waren folgende Worte zu lesen: „Großbritanien und der Sieg", und auf der rothen Fahne las man: „Es leben für immer die rothen Mädchen!" Was indeß den Geschmack und die Erfindung anbetraf, so war der Preis den Blauen zuzuerkennen. An ihrer Spitze sah man zuerst Britania, hierauf kam die Musik, die Fahne, sodann der König und die Königin des Zuges. Die Königin erschien prächtig geschmückt in einer weißen und silberbesetzten Robe, und als Zeichen der Verachtung gegen ihre nebenbuhlerische Partei, ließ sie die Schleppe ihres Kleides von einem in Roth gekleideten Pagen sich nachtragen. Seine Majestät der König trug die große Uniform eines Englischen Admirals, mit einer Schärpe von weißem Atlaß und einem ungeheuren dreieckigen Hut, über dem eine Krone von Goldpapier angebracht war. Endlich kam der Triumphwagen Nelson's, eine Art Kanoe mit einer blauen silberdurchwirkten Decke, auf deren Vorderseite das Wort Trafalgar geschrieben war. Den Zug beschloß ein langes Gefolge von blauen Würdenträgern, als Prinzen und Prinzessinnen, Herzoge und Herzoginnen; die Knaben waren wie die Väter, die Töchter wie die Mütter gekleidet; die Letzteren trugen eine blaue Robe mit weißem Korsett.

Die Rothen waren ebenfalls sehr schön geputzt, allein sie hatten in ihrem Zuge nichts aufzuweisen, was mit dem Triumphwagen Nelson's und mit der Britania zu vergleichen gewesen wäre. Als der rothe Thron vorbeidefilirte, vermochte nichts die Verachtung auszudrücken, mit welcher unsere Gastwirthin ihn betrachtete. „In der That", sagte Miß Edwards, „man weiß gar nicht, was dies bedeuten soll. Einige Ellen Kattun über einige Bretter ausgebreitet! Nun betrachte man das Ding nur einmal von hinten; man sieht ja das weiße Holz heraus! Ein sonderbarer Thron! Hat man noch etwas Elenderes und Armseligeres je gesehen!" Miß Edwards hörte nicht auf, die Achseln zu zucken. Hierauf erzählte sie mir, daß Jemand eine Medaille der Britania vom Halse reißen wollte. „Wer hatte die Dreistigkeit, so etwas zu wagen?" fragte ich. — „O! sicherlich einer von den Rothen!" erwiederte sie.

Ich hörte viel von Hans Schilling und seinem Nebenbuhler Hans Krebs sprechen, aber weder der Eine, noch der Andere zeigte sich beim Zuge. Sie hatten Beide, wie es schien, ihre eigenen Geschäfte für sich; sie gingen nämlich von Haus zu Haus und trieben überall ihre Possen, wofür sie einige freiwillige Gaben erhielten, von denen sie Niemanden Rechenschaft ablegten.

Man proponirte uns endlich eine dramatische Vorstellung; die Partie ward natürlicherweise angenommen. Drei Männer und ein junges Mädchen erschienen auf den Brettern; die Männer waren wie die Grotesken Astley's, die Dame aber mit mehr Geschmack gekleidet; sie trug eine weiße Robe mit silbernem Flitterwerk. Sie führten uns den Streit zwischen Duglas und Glenarvon, aus der Tragödie von Home, und den vierten Akt aus der schönen Büßerin auf. Jeder dieser Schauspieler spielte seine Rolle vortrefflich und bedurfte nicht einmal eines Souffleurs. Was Lothario betrifft, so machte er die seltsamste Person, die ich je gesehen; man kann sich nichts Possierlicheres denken, als die Scene seines Todes. Sobald als Lothario hingefallen und Celiste sich wahnsinnig hinter die Coulissen zurückgezogen, kamen die Schauspieler alle zusammen auf die Bühne zurück, um Tänze auszuführen, die so seltsam waren, daß sie alle aus dem Wahnsinne Celiste's geschöpft zu seyn schienen; hierauf machten sie dem Gefolge Britania's Platz, das eine Kollekte für das Fest des nächsten Jahres veranstaltete. Ein blaues Mädchen sang, und eine Zweite tanzte, indem sie ihre Sparbüchse den Zuschauern hinhielt; die Uebrigen endlich bildeten den Chor zum Tanze und der Musik. Ich kann die schwarze Malibran nicht eben sehr loben, aber es gab gewiß nichts Gewandteres, nichts Graziöseres, nichts Geflügelteres als den improvisirten Tanz der Westindischen Taglioni. In allen Märschen und Gegenmärschen mußte ich die Präcision der Bewegungen, die Geschmeidigkeit und die Eleganz der Gesten, die Elastizität der Pas und den eleganten Stolz bewundern, mit welchem alle Neger und Negerinnen den Kopf in die Höhe warfen. Ich sage Alle, allein ich müßte wohl die arme Britania ausnehmen, die den übrigen niedersenkte, wie es noch nie eine Göttin gethan. Ich erkannte in dem ersten Liede, das man uns vorsang, die alte Schottische Ballade von Buchan. Walter Scott hätte sich glücklich geschätzt, dies Kaledonische Liedchen hier so populair zu sehen, falls er es nicht etwa durch die kreolische Aussprache für entweiht gehalten hätte. Das zweite Lied war zum Lobe Lord Wellington's abgefaßt, ein Lied von ganz modernem Stil, aber mit eben so wenig Respekt abgesungen, als die alte Ballade. Ich kann nicht behaupten, daß ich die Worte verstanden, wiewohl es mir schien, als wenn von Waterloo und von weißen oder grünen Blumen, von einer Herzogin und von einem kleinen weißen Eber an Bord eines Kriegsschiffes die Rede gewesen wäre. Ich wollte mir eine Uebersetzung, oder zum wenigsten eine Erklärung ausbitten, als auf einmal die Hälfte der Sänger abbrach und den Uebrigen durch einen plötzlichen Ausruf Stillschweigen auflegte, der fähig gewesen wäre, das Chaos selbst, die Nacht und ihr ganzes Bereich in Schrecken zu versetzen.

Da sah man auf einmal die Sänger, die Tänzer und alle Welt in Unordnung aus einander laufen. Die Ursache dieser allgemeinen Revolution war die plötzliche Erleuchtung der Stadt. Ich lief in Begleitung der Uebrigen mit fort, um das Fiat lux von Lampen und Fackeln zu bewundern. Der Anblick war in der That schön, aber das Entzücken der Negerrace war eben so merkwürdig als das Schauspiel selbst.

Ich hatte nie inmitten einer so großen Menschenmasse das Bild des Glückes mit mehr Freiheit und Begeisterung sich entfalten sehen. Hier dachte man an nichts, als an Vergnügen, und dies Vergnügen bestand aus Singen, Tanzen, Lachen, Sehen, Gesehenwerden, seine schönen Kleider bewundern zu lassen oder die der Uebrigen selbst zu bewundern. Nirgends eine Spur von Feierlichkeit, nirgends eine Miene von Geschäft und Anstrengung. Um acht Uhr des Abends endlich, als wir den Marktplatz vorbeizogen, wo die Illumination am herrlichsten und wo die Menge am meisten zusammengedrängt war, sah ich nicht einen einzigen Mann betrunken. Auch war, so viel ich bemerkte, während des ganzen Tages kein einziger Zwist vorgefallen; denn nur ausnahmsweise sah man hier oder dort einen Unbesonnenen, der sich mitten unter die Reihen des feierlichen Zuges warf und dafür von der Königin oder den Prinzessinnen des Königlichen Gefolges eine derbe Ohrfeige erhielt.

Als wir uns nach unserer Schaluppe zurückbegaben und den Marktplatz noch einmal passirten, sahen wir auf einmal Miß Edwards aus der Menge hervortreten, und indem sie unseren Capitain beim Arm ergriff, sagte sie: „Capitain! Capitain! ich bitte Sie um des Himmels willen, betrachten Sie nur einmal die rothen Lichter dort! Alte eiserne Röhren, nichts als alte eiserne Röhren, ich beschwöre es!" Mit diesen Worten verließ uns die triumphirende Miß Edwards, indem sie zum Zeichen der höchsten Verachtung den Kopf in die Höhe warf.

(Journal of a West-Indian.)

Mannigfaltiges.

— Radikalkur. Zum Dr. Spring in Watertown kam kürzlich ein eben so dicker als reicher Mann, der über Magen- und Brustbeschwerden, über kurzen Athem und angeschwollenen Unterleib, kurz über lauter Zufälle klagte, die, wie der verständige Arzt bald erkannte, nur in der unmäßigen Diät des Patienten ihren Grund hatten. „Es giebt ein gar vortreffliches Mittel, um Sie wiederherzustellen", sagte Dr. Spring zu dem Kranken, „aber Sie müssen es genau befolgen." — „Ich verspreche es Ihnen", rief dieser voller Freude aus. — „Nun, so stehlen Sie ein Pferd." — „Was, ein Pferd soll ich stehlen?" — „Ja wohl; man wird Sie dann festnehmen, verurtheilen und in eine Lage versetzen, in der Ihre Diät und Lebensweise von der Art seyn werden, daß Sie in kurzer Zeit sich wieder ganz wohl befinden."

(Lit. Gazette.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Freitag den 9. Oktober 1835.

England.

Theorie und Praxis der Gastronomie.

Nach Ude und Brillat-Savarin.*)

Mirabeau pflegte, wenn er Condorcet vorstellte, voilà ma théorie und bei der Vorstellung des Abbé Maury voilà ma pratique zu sagen. Eben so erlauben wir uns, Herrn Brillat-Savarin als unsere Theorie und Herrn Ude als unsere Praxis dem Leser vorzuführen, obgleich das Sujet, wie man schon aus dem Titel abnehmen kann, ein gar verschiedenes ist. Zunächst eine biographische Skizze des Französischen Autors, dessen Leben, Wirken und Stellung in der Gesellschaft der Gastronomie zur Ehre gereichten.

Anthelme Brillat-Savarin, Richter am Cassationshofe, Mitglied der Ehrenlegion u. s. w., geboren 1755 zu Belley, studirte die Rechte, praktizirte dann nicht ohne Ruhm als Advokat und wurde 1789 erwähltes Mitglied der Assemblée Constituante. Hier schloß er sich der gemäßigten Partei an und that sein Bestes, das einbrechende Gewitter abzulenken. Nach Erfüllung seiner legislativen Pflichten wurde er Präsident am Civil-Tribunale des Departements Ain und in der Folge Richter am Cassationshofe. Unter der Schreckensherrschaft proskribirt, floh er nach der Schweiz und vertrieb dort seine Zeit mit wissenschaftlichen, literarischen und gastronomischen Bestrebungen. Er sah sich in der Folge genöthigt, nach Amerika auszuwandern, wo seine Aufmerksamkeit ebenfalls nur selten von dem Studium abgelenkt wurde, das ihm die Unsterblichkeit erwerben sollte. Seinen Unterhalt verdiente er sich dort mit Privat-Unterricht im Französischen und in der Musik, einer Kunst, in der er sehr excellirte. Eines Tages — so erzählt man von ihm — kehrte er mit dem Präsidenten Jefferson von einer Jagd-Partie nach Hause. Der Präsident erzählte ihm interessante Anekdoten von Washington und dem Befreiungs-Kriege; aber Savarin, der an diesem Tage so glücklich gewesen war, einen wilden Puter zu erlegen, schenkte dem Erzähler nur halbe Aufmerksamkeit. Jefferson bemerkte dies, brach ab, und wollte sich entfernen: „Mein theurer Herr“, sagte unser Gastronom, „ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich habe eben darüber nachgedacht, wie ich meinen Puter-Braten zubereiten soll.“ Im Jahre 1796 kehrte Savarin nach Frankreich zurück, bekleidete mehrere Aemter unter dem Direktorium, und erhielt dann wieder seinen alten Posten am Cassationshofe, den er bis zu seinem Tode (1826) behauptete.

Seine Physiologie du goût erschien zuerst im Jahre 1825, und ist seitdem fünf Mal aufgelegt worden, die Nachdrücke in Belgien ungerechnet. Der Zauber dieses Werkes besteht in der wunderbaren Mischung von Witz, Humor, Gelehrsamkeit und Menschen-Kenntniß, von drolligen Anekdoten, geistreichen Theorieen und lehrreichen Dissertationen, die es darbietet. Die Physiologie du goût enthält: eine Sammlung Aphorismen; einen Dialog zwischen dem Verfasser und einem Freunde, die Zweckmäßigkeit seines Buches betreffend; dreißig Meditationen, und einen Miszellen-Schatz, in welchem gastronomische Abenteuer, Erfindungen und Anekdoten mitgetheilt sind. Die Meditationen sind der Kern des Werkes, und ihre Gegenstände die folgenden: 1) die Sinne; 2) der Geschmack; 3) die Gastronomie (Definition, Ursprung und Gebrauch); 4) der Appetit, mit Beleuchtungen seiner Capacität; 5) die nährenden Substanzen überhaupt; 6) Specialia, z. B. Wildpret, Fische, Puter, Trüffeln, Zucker, Kaffee, Chokolade u. s. w.; 7) die Theorie des Bratens und Röstens; 8) der Durst; 9) die Getränke; 10) Episode vom Ende der Welt; 11) die Gourmandise, ihre Macht und ihre Folgen, mit besonderer Rücksicht auf eheliches Glück; 12) die Gourmand's (von Natur, von Erziehung, Gewerbe u. s. w.); 13) gastronomische Probe-Löffel (éprouvettes); 14) die Freuden der Tafel; 15) die Ruhestunden auf der Jagd; 16) die Verdauung; 17) die Ruhe; 18) der Schlaf; 19) Träume; 20) Einfluß der Diät auf Ruhe, Schlaf und Träume; 21) Fettigkeit; 22) Mittel, dem Fettwerden vorzubeugen, oder die Wohlbeleibtheit zu vermindern; 23) Magerkeit; 24) Fasten; 25) Erschöpfung; 26) Tod; 27) philosophische Geschichte der Küche; 28) Restaurateurs; 29) klassische Gastronomie in der Anwendung; 30) gastronomische Mythologie.

Unter solch einer Sammlung von Leckerbissen ist es schwer, die rechte Auswahl zu treffen. Der folgende Auszug aus dem Kapitel „über die Tafel-Freuden“ wird vielleicht einen Theil der bestehenden Vorurtheile gegen die Gourmand's niederschlagen, deren hoher Beruf nur zu häufig mit Gefräßigkeit verwechselt wird.

„Das Vergnügen des Essens haben wir mit den Thieren gemein; es setzt nur Hunger voraus, und das, was zu seiner Befriedigung nothwendig. Das Vergnügen der Tafel aber gehört nur dem Menschen an; es erheischt Aufmerksamkeit auf die Zubereitung der Speisen, auf die Wahl des Platzes und die Versammlung der Gäste. Das Vergnügen des Essens erfordert, wo nicht Hunger, doch wenigstens Appetit; die Freuden der Tafel sind zumeist von Beiden unabhängig.“

„Einige Poeten klagten darüber, daß unser Hals, vermöge seiner Kürze, dem Wohlgeschmack nur ein momentanes Daseyn erlaube; Andere beseufzten die eingeschränkte Capacität des menschlichen Magens, der im Durchschnitt nicht über zwei Quart breiartiger Masse auf einmal aufnimmt; und Römische Gutschmecker gingen bekanntlich so weit, daß sie ihren Mägen die Mühe, das erste Essen zu verdauen, ersparten, um gleich nachher ein zweites einzunehmen. — Die Verfeinerung unserer Sitten würde so Etwas nicht zugeben; allein wir haben es auf andere Weise gut gemacht, und sind durch Mittel, die der Anstand billigt, zu demselben Ziele gelangt. Man hat Gerichte erfunden, die so pikant sind, daß sie den Appetit unaufhörlich erneuern, und dabei so leicht, daß sie dem Gaumen wohlthun, ohne den Magen zu beschweren. Seneca würde sie eßbare Wolken genannt haben. Wir sind in dieser Kunst wirklich so weit vorgeschritten, daß, wenn Schlaf oder Geschäfte uns nicht abriefen, die Mahlzeit fast bis ins Unendliche sich fortsetzen ließe.“

. . . . . . „Aber wie soll nun eine Mahlzeit angeordnet werden, wenn man Alles vereinigen will, was zu den höchsten Tafel-Freuden gehört? Der geneigte Leser beachte zunächst folgende Hauptpunkte:

1) Laß die Zahl der Gäste nicht über zwölf seyn, damit die Unterhaltung stets allgemein bleibe.

2) Wähle nur solche Gäste, die zwar mancherlei Fächer, aber gleichartigen Geschmack haben, und die nicht erst mit großem Ceremoniell einander vorgestellt zu werden brauchen.

3) Laß den Speise-Saal mit Aufwand erleuchten, und das Tischzeug so rein seyn, als möglich. Die Temperatur des Salons sey nicht unter 13 und nicht über 16 Grad Réaumur.

4) Die Herren seyen geistreich, ohne Anmaßung — die Damen liebenswürdig, ohne zu große Koketterie.

5) Die Gerichte seyen so auserlesen als möglich, aber von beschränkter Zahl — die Weine von bester Qualität, jeder in seiner Art.

6) Fange mit den kompaktesten Speisen an und ende mit den leichtesten; fange mit den leichtesten Weinen an und ende mit den schwersten.

7) Das Diner sey die letzte Arbeit des Tages; jeder Gast betrachte sich als einen Wanderer, der mit den Uebrigen einem gleichen Ziele entgegengeht.

8) Der Kaffee sey heiß; die Liqueure von dem Meister ausgesucht.

9) Der Salon sey geräumig genug, um eine Gesellschaft Spieler (denn mancher Gast kann ohne Kartenspiel nicht existiren) und eine plaudernde Gesellschaft daneben zu fassen.

10) Die Gesellschaft werde durch den Zauber der Unterhaltung gefesselt, und durch die Hoffnung belebt, daß der Abend wohl nicht ohne ferneren Genuß vorübergehen dürfte.

11) Der Thee sey nicht zu stark; der Kuchen dazu kunstverständig gebuttert, und der Punsch mit Sorgfalt bereitet.

12) Man gehe nicht vor 11 Uhr aus einander; aber Jedermann sey um 12 Uhr zu Bette.“

„Wer nur irgend an einer Speise-Gesellschaft Theil genommen hat, die diese 12 Erfordernisse vereinigt, der kann sich rühmen, daß er bei seiner eigenen Apotheose zugegen gewesen sey.“

Herr Brillat-Savarin hat hier ein sehr wichtiges Requisit übergangen, das wir aus einer anderen Section seines Buches ergänzen müssen.

„Aphorismus. Von allen Eigenschaften eines Koches ist Pünktlichkeit die nothwendigste. — Ich werde diese Maxime mit den Details einer Beobachtung belegen, die ich in einer Gesellschaft angestellt, zu deren Mitgliedern ich selbst gehörte. Das Vergnügen der Beobachtung schützte mich vor dem Extrem der Verzweiflung.“

„Ich war eines Tages bei einem Großwürdenträger*) zum Diner eingeladen. Zur festgesetzten Stunde (halb fünf Uhr) hatte jeder Gast sich eingestellt; denn man kannte die Pünktlichkeit unseres vornehmen Wirthes. Bei meiner Ankunft überraschte mich die Bestürzung, welche in der Gesellschaft herrschte; man flüsterte einander in die Ohren; man blickte in den Hofraum — etwas Absonderliches mußte vorgefallen seyn.

*) Vgl. Nr. 116 und 117 des Magazins.

*) Ohne Zweifel Cambacérès.

Ich näherte mich einem von den Gästen, und fragte, was diese allgemeine Perplexität zu bedeuten habe. „Ach!“ versetzte er in gepreßtem Ton, „Monseigneur ist nach dem Staatsrath abberufen worden; eben ist er eingestiegen, und wer weiß, wann er wiederkommt!“ „„Ist das Alles?““, fragte ich mit erzwungener Fassung, „„das wird höchstens eine Viertelstunde dauern; man weiß ja, daß heute hier ein offizielles Diner stattfinden soll — man hat keinen triftigen Grund, uns fasten zu lassen.““ Die erste Stunde ging noch leidlich vorüber; die Gäste setzten sich ein Jeder zu der Person, die ihn vorzugsweise interessirte; man plauderte und conjecturirte über die Ursache der plötzlichen Abberufung unseres theuern Wirthes. In der zweiten Stunde zeigten sich Symtome von Ungeduld; wir sahen einander mißtrauisch an, und die ersten, welche murrten, waren drei oder vier von der Gesellschaft, denen, weil sie keinen Platz zum Niedersitzen fanden, das Warten besonders sauer wurde. In der dritten Stunde war das Mißvergnügen allgemein und Jedermann klagte. „Wann wird er denn endlich kommen?“ sagte der Eine — „wo mögen nur seine Gedanken seyn?“ sagte ein Anderer — „das ist ja, um toll zu werden“, bemerkte ein Dritter. In der vierten Stunde wurden die Symptome bösartiger, und Niemand wollte mich anhören, als ich der Emeute begreiflich zu machen suchte, derjenige, dessen Abwesenheit uns so elend machte, sey ohne Zweifel der Beklagenswertheste von Allen. Endlich schlich einer von den Gästen, der im Hause unseres Wirthes besser Bescheid wußte, als die Uebrigen, nach der Küche; er kehrte aber bald wie zerschlagen zurück, es war, als ob sein Gesicht das Ende der Welt ankündigte; „Ach“, stöhnte er mit halblauter Stimme, „Monseigneur fuhr ab, ohne Ordre zu hinterlassen, und das Diner wird nicht eher aufgetragen werden, als bis er wieder zu Hause ist, wie lange seine Abwesenheit auch dauern mag. Schwerlich dürfte die Posaune des jüngsten Tages einen größern Allarm erregen, als diese trostlosen Worte. Der Elendeste von allen diesen Märtyrern war der gute d'Aigrefeuille,*) den ganz Paris kennt. Bleich und eingefallen, die kleinen Hände auf dem großen Bauche kreuzend, und den Todeskampf Laokoons auf den Lippen, saß er mit geschlossenen Augen da, nicht um zu schlafen, sondern um seine Auflösung ruhig zu erwarten. Gegen zehn Uhr hörte man eine Kutsche in den Hof rollen — die ganze Gesellschaft sprang von ihren Sitzen; Muthwille folgte auf Schwermuth, und nach fünf Minuten saßen wir zu Tische. Aber, ach! die Stunde des Appetits war vorüber; die Kinnbacken hatten nicht jene isochronische Bewegung, die ein regelmäßiges Werk ankündigt, und viele von den Gästen wurden durch diese fatale Verzögerung ernsthaft unwohl.“

Die Meditation, betitelt „Gourmandise“, ist voll lehrreicher Bemerkungen. Wir beschränken uns auf Anführung derjenigen Stelle, worin der Verfasser von weiblichen Gourmands handelt.

„Die Gourmandise“, sagt er, „ist für Damen gar nichts Unschickliches; sie stimmt mit der Zartheit ihrer Organe, und entschädigt für gewisse Arten von Vergnügungen, denen das Weib entsagen muß, und für gewisse Uebel, welche die Natur ihm aufgebürdet hat. Nichts ist reizender, als eine hübsche Gourmande in voller Thätigkeit zu sehen; ihre Serviette ist zierlich umgelegt; die eine ihrer Hände ruht auf dem Tische, die andere bringt kleine, zierlich geschnittene Bißchen oder auch wohl den ganzen Flügel eines Rebhuhns zum Munde; ihre Augen funkeln; die Lippen glänzen; sie plaudert angenehm; alle ihre Bewegungen sind voll Grazie; es fehlt ihr nicht an jener Würze von Koketterie, die das Weib überall anzubringen versteht — selbst ein Cato von Utica würde seine Fahne vor ihr senken.

Der Hang des Weibes zur Gourmandise ist gleichsam instinktmäßig; denn Gourmandise befördert die Schönheit. Eine Reihe scharfer und genauer Beobachtungen hat gelehrt, daß saftige, delikate und sorglich zubereitete Speisen den äußeren Anschein des Alters auf lange Zeit entfernt halten. Die ächte Gastronomie giebt den Augen mehr Glanz, dem Teint mehr Frische, den Muskeln mehr Elastizität, und wenn es zu den physiologischen Gewißheiten gehört, daß die Erschlaffung der Muskeln jene furchtbaren Feinde der Schönheit, die Runzeln, hervorbringt, so kann man mit eben dem Rechte behaupten, daß caeteris paribus, diejenigen, welche zu essen verstehen, vergleichungsweise zehn Jahre jünger sind, als Andere, denen diese Kenntniß abgeht.

Außerdem hat die Gourmandise den entschiedensten Einfluß auf das eheliche Glück, vorausgesetzt, daß beide Ehegatten auch in diesem Punkte harmoniren. Ein gastronomisches Ehepaar hat wenigstens einmal des Tages eine angenehme Unterhaltung. Die Musik hat ohne Zweifel mächtige Reize für diejenigen, welche sie lieben; ist aber die Stimme des Einen heiser, das Instrument des Anderen verstimmt — wie denn da? In der Gourmandise aber vereinigt ein gemeinsames Bedürfniß das Paar am Tische; hier fesselt Beide dieselbe Neigung; sie erweisen sich einander solche kleine Gefälligkeiten, die den Wunsch, sich verbindlich zu machen, ankündigen, und die Art, wie ihr Mahl angeordnet ist, hat wesentlichen Antheil an der Glückseligkeit des Lebens. Diese in Frankreich ziemlich neue Beobachtung ist dem Englischen Novellisten Fielding nicht entgangen, und er legt sie uns vor, indem er in seiner Novelle Palmela die verschiedene Art und Weise schildert, wie zwei Ehepaare ihren Tag beschließen.“

Wird die Gourmandise zur Unmäßigkeit, zur Gefräßigkeit und Bauchdienerei, so verdient sie ihren Namen nicht mehr; sie tritt aus unserem Gebiete heraus und fällt in die Sphäre des Sittenpredigers oder des Arztes, die sie Beide, jeder nach seiner Art, zu heilen suchen. Das Französische Wort gourmandise darf also weder durch das Lateinische gula, noch durch das Englische gluttony, noch durch das Deutsche Lüsternheit wiedergegeben werden.“

Betrachtet man die hohen Privilegien, die sich an den Charakter des echten Gourmands knüpfen, so wird man leicht wahrnehmen, daß es nicht in unserer bloßen Willkür steht, diesen Charakter anzunehmen.

*) Ein gastronomischer Freund von Cambacérès.

Die nächste Meditation des Herrn Brillat-Savarin ist daher überschrieben: „N'est pas Gourmand qui veut“, und beginnt wie folgt:

„Es giebt Individuen, denen die Natur ein feines Organ, oder eine stetige Aufmerksamkeit, ohne welche die edelsten Gerichte unbeachtet vorübergehen, ganz und gar versagt hat. Die Physiologie hat die erste dieser Varietäten bereits nachgewiesen; sie zeigt uns, wie schlecht die Zunge dieser Unglücklichen mit Nerven zum Einsaugen und Würdigen des Geschmacks versehen ist. Die zweite Varietät bilden Zerstreute, Plaudertaschen, Geschäftsleute, Ehrgeizige und überhaupt solche Personen, die mit zweierlei Dingen zugleich sich beschäftigen wollen, und nur essen, um den Magen zu füllen. Dahin gehörte Napoleon; er aß unregelmäßig und in großer Hast. Sobald ihn Appetit überkam, mußten auch Speisen auf den Tisch, und seine Küche war so eingerichtet, daß er zu jeder Zeit Hühnchen, Côtelette's und Kaffee haben konnte, ohne nur einen Augenblick verziehen zu müssen.“

Diejenigen bevorzugten Wesen, denen die Natur echte Gourmandise zugetheilt hat, werden also beschrieben:

„Sie haben breite Gesichter, funkelnde Augen, eine kleine Stirn, eine kurze Nase, volle Lippen und ein rundes Kinn. Die Frauen sind rundlich, eher hübsch als schön, und mit einiger Tendenz zum embonpoint. Solche Gäste nehmen Alles, was man ihnen vorsetzt, essen langsam und kosten die Speisen mit Ueberlegung. Diejenigen aber, denen die Natur dies schöne Talent versagt hat, haben lange Gesichter, lange Nasen und große Augen; welches auch ihre centrale Höhe sey, immer ist in ihrer Haltung etwas Längliches. Ihr Haar ist schwarz und schlicht, und vor Allem fehlt ihnen das embonpoint. Diese Leute haben die Pantalons erfunden. Frauenzimmer, welche die Natur eben so stiefmütterlich bedacht, sind von eckigen Formen, gehen ermüdet zu Tische und erlustigen sich nur bei Thee und Klatschereien.“

„Ihr sollt sehen, was für ein Kochbuch ich schreiben kann“, sagte unser Landsmann Johnson. „Frauen können recht gut spinnen, nähen, sticken, aber sie sind nicht fähig, ein gutes Buch über Kochkunst zu schreiben. Mein Kochbuch würde auf philosophischen Prinzipien ruhen müssen.“ Was der große Moralist in der Anschauung mit sich herumtrug, das hat Ude ins Leben treten lassen. Der „Französische Koch“*) ist auf die reinsten Prinzipien der praktischen Philosophie gegründet, und umfaßt beinahe Alles, was man sich in einem Werke dieser Art nur wünschen kann. Hören wir den Verfasser selbst:

„Indem wir dem Publikum die zwölfte Ausgabe dieses Werkes anbieten, sagen wir zugleich unseren innigsten Dank für die Gunst, mit der es aufgenommen worden. Wir betrachten uns mit Stolz als das niedrige Werkzeug, welches die Verbreitung einer bessern und gewiß auch systematischeren Art, zu kochen, in Großbritanien gefördert. Für die Wahrheit dieser Behauptung wird die Circulation von mehr als zwölftausend Exemplaren des Französischen Koches zur Genüge sprechen. — — Wir haben in dieser neuen Ausgabe viel neuen Stoff zugetragen, besonders einen Anhang von Beobachtungen über die heutigen Mahlzeiten; auch machen wir dieses Mal die Methode bekannt, nach welcher wir bei großen Bällen und Soirées das Abendessen anordnen, wie z. B. bei Lord Sefton geschehen. Diese Soupers wurden zu ihrer Zeit bewundert, und die Haushofmeister verschiedener Damen von Rang versuchten es, sie nachzuahmen.“

Rezepte — und wären es auch die lieblichsten gastronomischen — qualifiziren sich schlecht zu literarischer Mittheilung. Wir begnügen uns daher, nur Eines derselben mitzutheilen, welches keinen geringeren Gegenstand, als das „Hautabziehen der Aale“ betrifft.

„Nimm einen oder zwei lebendige Aale, und wirf sie ins Feuer. Während die Aale sich nach allen Seiten winden und krümmen, ergreife sie mit einem Handtuch, und ziehe ihnen vom Kopf bis zum Schweife die Haut ab. Nur vermittelst dieser Methode kann man dem Aale die ölichte Substanz, welche unschmackhaft und unverdaulich ist, völlig benehmen. Dann schneide den Aal in Stücke, ohne den Bauch aufzuschlitzen, und endlich fahre mit dem Messer in die Höhlungen, kehr' es darin um, und nimm die Eingeweide heraus.“

„Verschiedene Recensenten“, so sagt der Verf. in einer neu hinzugekommenen Note zu diesem Artikel, „haben mich der Grausamkeit bezüchtigt, weil ich die Aale lebendig verbrannt wissen will. Da meine ganze Kenntniß von der Kochkunst der Befriedigung des Geschmackes und der Erhaltung des Wohlseyns gewidmet ist, so halte ich es für meine Pflicht, auf das Rücksicht zu nehmen, was Beide fördert. Die blaue Haut und das Oel, welche zurückbleiben, wenn den Aalen die Haut abgezogen wird, machen sie sehr unverdaulich. Will nun Einer von meinen Herren Recensenten beide Methoden probiren, so wird er finden, daß diejenigen Aale, welche die Feuerpein ausgestanden, weit gesunder sind.“

Fürwahr eine glückliche Anwendung des argumenti ad gulam!

(Quarterly Review.)

Bibliographie.

The earth. (Die Erde in geographischer und naturhistorischer Hinsicht.) Von Robert Mudie.

Considerations etc. (Betrachtungen über den Handel mit China.) Von Joseph Thompson.

Lichenes Britannici. (Britische Moos-Sammlung; präparirt für einen hortus siccus.) Erste und Zweite Abth. Sheffield.

A catechism of foreign exchanges, and the effects of an abatement of bullion. (Der Londoner Markt für edle Metalle und Wechsel auf auswärtige Plätze.) Von John Taylor.

Teratise on water on the brain. (Ueber Wasser im Gehirn.) Medizinische Abhandlung von W. Griffiths.

*) The French Cook etc. (der Französische Koch. Ein System der fashionablen und ökonomischen Kochkunst.) Von C. E. Ude, vormaligem Koch Ludwig's XVI. und des Grafen von Sefton u. s. w.

Frankreich.

Paris von der Wasserseite.

(Fortsetzung.)

Außer diesem Schauplatz der Verwüstung besitzt die Cité noch das Hotel-Dieu, den Justiz-Palast, die Conciergerie, die Polizei-Präfektur und die Morgue. Alles Elend des menschlichen Lebens und Todes ist dort vereinigt; in diesen fünf Gebäuden trifft man alle Laster, alle Verbrechen, alle Schmach und alle Leiden der Menschheit an.

Die Fenster des Hotel-Dieu, an welchen sich zuweilen ein gelbes bleifarbenes Antlitz zeigt, gehen auf den südlichen Arm der Seine hinaus. Eine hölzerne, verschlossene und bedeckte Brücke führt über diesen engen Arm aus den Sälen des Hotel-Dieu nach den Neben-Gebäuden des Hospitals, die am anderen Ufer des Flusses liegen. Diese Brücke gleicht einer Bahre. Die Seufzer-Brücke in Venedig sieht nicht so geheimnißvoll aus und hat nicht so viel Jammerlaute gehört, als diese.

Der Justiz-Palast liegt am anderen Arm der Seine. Er ist auch ein Hospital, das Hospital der verwundeten Glücksumstände und der moralischen Krankheiten, welche die Menschheit drücken. Anstatt der Bader findet man hier Rechtsgelehrte, Advokaten und Andere mehr, die den Leuten ihr Vermögen abzapfen und beschneiden; statt der Aerzte, purgiren die Prokuratoren des Königs und die Richter die menschliche Gesellschaft. Nichts kann trauriger und düsterer seyn als der Justiz-Palast mit seinen finsteren Einwohnern und dunkelen Gallerieen. Die Neugierigen besehen sich hier die Treppe der heiligen Kapelle, den Saal die verlorenen Schritte und eine neu eingerichtete gothische Gallerie, die in nichts den Decorationen des Theaters de L'Ambigu-Comique nachsteht. Das Gefängniß der Conciergerie stößt an den Justiz-Palast. Am Ende dieses Palastes erhebt sich auf dem Quai der Uhr-Thurm, wohin sich die müßigen Bürger alle Tage begeben, um das Thermometer des Herrn Chevalier zu befragen, um das Losungswort der Temperatur zu vernehmen und um zu wissen, ob sie schwitzen oder vor Kälte zittern sollen.

Der Blumen-Quai ist ganz nahe bei dem Justiz-Palast, der ein Mittel aufgefunden hat, diese Poesie zu beflecken, deren Umgebungen so geschmückt und von Wohlgerüchen durchdrungen sind. Die vollstreckende Gerechtigkeit trägt immer Sorge, die Tage zu wählen, wo Blumen-Markt ist, um die Verurtheilten auszustellen und zu strafen, damit ein zahlreicheres Publikum sich um das Gerüst dränge, wo die armen Sünder eine Stunde mit dem Halseisen stehen oder gebrandmarkt werden. Wenn diese Art von Bestrafung stattfindet, so vermischt sich der Geruch des gerösteten Fleisches mit dem Dufte des Flieders, der Rosen und der Orangenblüthen.

Nicht fern vom Hotel-Dieu, am Ufer der Cité, dem Blumen-Quai gegenüber, erhebt sich am Rande des Flusses, seinen Grund darin badend, ein elegantes, neues, allein stehendes und freundliches Haus. Dieses hübsche Haus ist die Morgue, die ausgebessert, übertüncht und wie neu hergestellt worden ist. Man hat ihre Mauern geweißt, ihren Sims erneuert und ihr Dach mit mehr Leichtigkeit und Anmuth aufgeführt. Es giebt keinen epikuräischen Philosophen, der sich nicht glücklich schätzen würde, diese köstliche Wohnung am Wasser als Zufluchtsstätte zu haben. Dem Aeußeren nach ist es ein nettes Haus, im Innern aber ist es die Morgue, ein Ausstellungs-Ort für Leichname. Dieses Innere jedoch ist auch ausgebessert worden. Ein mit Glasfenstern versehener Verschlag trennt den Todten-Saal von dem der Lebenden, welche die Todten zu besichtigen kommen; für jeden Leichnam ist ein Bett von schwarzem Marmor bestimmt, auf das er nackt, den Leib mit einem Stück Leder zugedeckt, gelegt wird; seine Kleider hängen über seinem Kopfe. Wie alle Schaubühnen der Welt, ist die Morgue zuweilen ganz unbedeutend, zuweilen aber fallen interessante Scenen darin vor. In diesen letzten Tagen fand ein merkwürdiger Auftritt hier statt. Die Menge drängte sich zur Thür und bildete eine lange Reihe, um so hineinzukommen. In der Todtenhalle waren drei Leichname aufgestellt, was bei den häufigen Selbstmorden nichts Seltenes ist. Die erste dieser Leichen war ein Arbeiter, den ohne Zweifel das Elend ins Wasser getrieben hatte. Einige Lumpen machten seine ganzen Habseligkeiten aus. Neben ihm lag eine junge schöne Frau mit blutiger Brust und die Schulter von einer Kugel durchbohrt. Die Zeitungen haben uns mit der Geschichte dieser Frau bekannt gemacht. Sie hatte sich, um zu stehlen, in ein Haus der Straße Saint-Jacques und in die Stube eines Mannes geschlichen, der, weil er vor einem Monat war bestohlen worden, ein Pistol in seine Kommode gelegt hatte, das losging, sobald Jemand den Kasten berührte, in welchem sein Geld lag. Der dritte Leichnam endlich war ein junger Mann von achtzehn Jahren, der sich ertränkt hatte und durch den Tod furchtbar entstellt war. Die guten Frauen waren von Mitleid bewegt, als sie ihn so jung und so weiß sahen, wie er war; da langt plötzlich ein kleiner, trauriger, gepuderter Greis an, der sich durch die Menge drängt, durch die Glasscheiben blickt und ausruft: „Es ist mein Neffe!" Die Leute umringen ihn und sagen: „Der arme Onkel!" Der Greis trocknet eine Thräne; da kommt ein anderer, eben so betrübter, aber ungepuderter Greis hinzu und ruft ebenfalls, nachdem er den Leichnam betrachtet: „Es ist mein Neffe!" Dann zeigt er dem ersten Onkel einen Brief, worin der Neffe ihm schreibt: „Ich werde mich ertränken." Ein leichter Streit erhebt sich zwischen beiden: endlich weicht der erste Onkel dem später gekommenen, der den Körper fortnehmen läßt, ein Begräbniß zweiter Klasse anordnet und den Neffen ganz anständig auf dem Kirchhofe des Père Lachaise beerdigt. Als er ganz betrübt von der Bestattung zurückkommt, wird er zum Polizei-Präfekten gerufen, der ihm seinen Neffen in voller Lebenskraft vorstellt, weil man denselben in dem Augenblicke, wo er sich zum Selbstmorde bereitete, gefänglich eingezogen hatte. Einen Neffen wiederfinden, der Dir eine Viertelstunde nach seiner Beerdigung um den Hals fällt, ich überlasse es Dir, lieber Leser, Dir die Bewegung des Onkels auszumalen. Zum Glück war er ein starker Geist, der sogleich das ganze Abenteuer faßte. Jetzt wird ein Prozeß wegen der Begräbnißkosten geführt, die der betrogene Onkel zurück gezahlt haben will. Es ist schon genug, wenn man die Schulden seines eigenen Neffen bezahlt, wie käme man dazu, noch die Kosten des Begräbnisses für den Neffen eines Anderen tragen?

Die Polizei-Präfektur nennen, heißt die traurigste Vormundschaft bezeichnen, welche die menschliche Gesellschaft zu dulden genöthigt ist. Wir wollen daran vorübergehen und den anderen Arm der Seine stromaufwärts bis zum Greve-Quai verfolgen, wo die Dampfschiffe anlegen, die von Melun und anderen Orten kommen. Früher gab es keine andere Schiffs-Post, die zu Paris anlangte, als das Marktschiff von Auxerre, welches bei dem Pflanzen-Garten, der Wein-Niederlage gegenüber, anhielt und noch anhält. Statt dieser schweren und langsamen Postjacht gleiten jetzt leichte, durch Dampf getriebene Fahrzeuge, von zahlreichen Passagieren besetzt, schnell über die Seine fort. Am Ende des Quais ist der Greve-Platz.

Unter den Plätzen, Straßen und Kreuzwegen in Paris nimmt der Greve-Platz denselben Rang ein, wie der Henker unter den Bürgern. Der Name des Greve-Platzes führt sogleich die Erinnerung aller Verbrechen und aller Hinrichtungen vor unsere Einbildungskraft. Schlachtfeld der Revolution von 1830 und rein gewaschen durch edles Blut, ist der Greve-Platz jetzt von der Knechtschaft befreit worden, welche die Justiz ihm auferlegt hatte. Er trägt jetzt den Namen Plaz des Stadthauses. Das Feuer des 29. Juli hat ihn gereinigt; das Blut der Juli-Kämpfer hat sein Pflaster versiegelt, das der Henker nicht mehr aufwühlt, um sein Schaffot dort aufzupflanzen. Aber die Erinnerung ist geblieben und wird bleiben; um diesen Platz herum werden sich immer seine langen Annalen von Strafen und Hinrichtungen entrollen. Hier wurden Cartouche und der Graf von Horn verbrannt, hier wurde Damiens geviertheilt, die Marquise von Brinvilliers verbrannt, hier fiel der Kopf Papavoine's. Vor den Todten von 1830 hatten schon edle Schlachtopfer mit ihrem Blute das Pflaster des Greve-Platzes geröthet, von Lally an bis auf die vier Sergeanten von La-Rochelle. Das Volk kann alle diese Dramen nicht vergessen, deren Entwickelung der Greve-Platz gesehen hat, und noch lange wird es den Ort am Ufer des Wassers zeigen, wo der Henker sein Gerüst aufschlug, und wo jetzt friedliche Lohn-Kutschen halten.

Nach dem Greve-Platz kömmt der Chatelet-Platz, wo die Justiz die Möbel der Bürger in Beschlag nimmt. Der Taxator herrscht da eben so, wie ehemals der Henker ein wenig weiter hinauf, und der im Rückstand sich befindende Steuerpflichtige, den ein Urtheilsspruch auf die Straße geworfen, sieht hier sein Bett und seinen Stuhl zum Vortheil des Fiskus verkaufen, einer Triumph-Säule und einem Restaurateur gegenüber, der sich durch ein Wortspiel auf einen Kalbskopf unsterblich gemacht hat.

Die früher so engen und holperigen Quais, die vom Stadthause zum Pont-neuf führen, sind nun die breitesten und schönsten von Paris. Diese Quais, welche Pelletier, de Gevres und de la Megisserie heißen, hat man jetzt recht hübsch mit Bäumen bepflanzt, in deren Schatten einst unsere Enkel wandeln werden. Wir leben unter einem Präfekten, der ein Freund des Grünen ist, der die alten Bäume beschützt und junge anpflanzen läßt. Das ist sehr gut, denn hatte man die alte Weise fortgesetzt, so würde der Frühling bald in ganz Paris nicht mehr ein einziges Blatt zum Hervortreiben gefunden haben. Die Gärten mußten den Mauersteinen weichen; die Boulevards gingen unter, und bis die Bausucht, dem Grundsatze Robespierre's folgend, daß man zerstören müsse, um neu zu gründen, auch die Bäume der Tuilerieen und des Luxemburg ausrotten wird, hat sie sich einstweilen über die Elysäischen Felder hergemacht, deren Laubdach fast täglich immer mehr verdrängt wird durch Konzert-Säle, Gasthäuser, Kunstreiter-Buden und durch zwei Städte, die Stadt Beaujon und die Stadt Franz des Ersten, denen es nur noch an Einwohnern fehlt.

Jetzt sind wir am Pont-neuf. Hier gewinnt Alles ein ganz anderes Ansehen; die Cité wird zwischen dem Quai des Lunettes und dem Quai des Orfèvres zusammengepreßt und erstickt; mit ihr verschwindet das alte Paris, und vor uns entrollt sich das Paris Ludwig's XVI. und Napoleon's.

Heinrich III. legte den Grundstein zum Pont-neuf, als er von der Bestattung seiner beiden liebsten Mignons, Maugiron und Caylus, zurückkehrte. Die Ceremonie war traurig, und die schlechten Witzmacher, die bei uns sich immer an die Fersen des Königthums heften, tauften die neue Brücke mit dem Namen Seufzer-Brücke. Späterhin, als Heinrich IV. sie ausführen und vollenden ließ, nannte man sie nach dem Baumeister Marchand-Brücke, und endlich Pont-neuf, weil, wie die gelehrten Wortforscher sagen, neun Ausgänge daran stoßen.

Der Pont-neuf hat dasselbe Schicksal gehabt, wie das Palais-Royal. Unter Ludwig XIII. war diese Brücke der Mittelpunkt des Pariser Treibens. Alles kam dort zusammen. Die feinen Modeleute kauften in ihren Läden; die Stutzer trugen hier ihre Zierlichkeit zur Schau; die Pflastertreter tummelten sich auf ihren Trottoirs herum; die Maulaffen lehnten sich auf ihre Brustwehre, um das Wasser fließen zu sehen; die Fremden strömten herbei, um die herrliche Aussicht zu bewundern. Der Pont-neuf erfreute sich dieses Zulaufes in den Tagen, als die Gascogner in Paris florirten. Die lustigen Geschichten aus jener Zeit spielen alle auf dem Pont-neuf und haben einen Gascogner zum Helden. Spielte man einem Neuangekommenen einen Possen, so war der Spaßmacher ein Gascogner; ward einem Bauer sein Pferd unter dem Leibe gestohlen, so war der Dieb ein Gascogner; wurde ein Witz gemacht, eine tüchtige Prellerei ausgeübt, ein Gascogner war immer der Thäter; die Gascogner verstanden sich vorzüglich gut auf die Kunst, das Geld der unbefangenen oder zerstreuten Leute zu mausen, und daher stammt jene Redensart: „Des Gascogners Handschuh ist seines Nächsten Tasche."

Unter den Vergnügungen, welche der Pont-neuf seinen Besuchern darbot, behaupteten Tabarin's Marktschreier-Bude und Brioché's Possenspiel den ersten Rang. Es waren die beiden Theater und die beiden Journale der damaligen Zeit; die ganze Tages-Geschichte und Komödie wurde dort verhandelt: eine Politik und eine Schauspielkunst, für die es weder Censur noch Caution gab, die ganz nach ihrem Gefallen opponiren und Karrikaturen zur Schau stellen konnten, ohne daß sie ein Verbot oder eine Geldstrafe zu fürchten brauchten. Es wäre damals Niemanden eingefallen, 2000 Franken Caution von Tabarin zu fordern, oder Brioché nach Pondichery zu deportiren. Damals war die alte gute Zeit.

Die Neugierigen bewunderten auf dem Pont-neuf die „Samaritanerin", die sich im zweiten Bogen nach der Seite des Louvre hin befand; es war ein ziemlich geräumiges Gebäude, das einen Brunnen und eine Uhr enthielt. Seinen Namen hatte es von jener biblischen Darstellung erhalten, die auf seiner Vorderseite ausgehauen war. Unter dem Zifferblatt floß Wasser heraus; die Samaritanerin bot also das Modell zu jenen modischen Stutz-Uhren dar, deren Werk ein Stück Krystall in Bewegung setzt, das den Strahl eines Springbrunnens nachahmt.

Die Samaritanerin ist niedergerissen worden, Tabarin's und Brioché's Buden sind nicht mehr, das Reich der Gascogner hat mit dem Ministerium Villèle's aufgehört, die schöne Welt hat sich wo anders hingezogen, aller Glanz und alles Gedränge des Pont-neuf sind verschwunden; außer der Statue Heinrich's IV., die sein ursprünglicher Schmuck war, ist ihm nichts als der Vorzug geblieben, die einzige Brücke in Paris zu seyn, auf welcher Läden gebaut sind.

Der Augustiner-Quai, der älteste von Paris, dessen Läden jetzt ganz von Buchhändlern bewohnt sind, endigt am Pont-neuf; der Quai Conti ist die Fortsetzung davon. An der Stelle des alten Contischen Hotels steht jetzt das Münz-Gebäude, das von erhabener Bauart ist, und auf dessen Façade sich sechs Statuen befinden: das Gesetz, die Kraft, der Ueberfluß, der Friede, der Handel und die Klugheit. Jede dieser hier aufgestellten Statuen ist von doppelter Bedeutung. Die Statue des Gesetzes auf dem Münz-Gebäude bedeutet, daß man durch die Gesetze zu Geld kommt, und mit Geld zu den Gesetzen Zugang erhält. Und so die anderen ebenfalls.

Neben dem Münz-Gebäude erhebt sich der Palast des Instituts, früher das „Kollegium der vier Nationen", welches durch das Testament Mazarin's gegründet wurde. Dort hält die Französische Akademie ihre Sitzungen. Die Akademie neben der Münze, das ist doch gewiß ein hübscher Text zu Witzeleien, zumal in einer Zeit, wo die akademische Literatur mit gutem Rechte für ein wenig käuflich gelten kann. Eine andere weniger merkwürdige Zusammenstellung ist, daß die Akademie sich an derselben Stelle versammelt, wo einst der Thurm von Nesle stand. Man riß die Ueberbleibsel dieses Thurmes völlig ein, um das „Kollegium der vier Nationen" zu bauen.

Seit 1662 gänzlich zerstört, ist der Thurm von Nesle in der neuen Literatur wieder aufgebaut worden durch unseren Freund Roger de Beauvoir, und herausgegeben von dem Buchhändler Fournier in der Seine-Straße, auf derselben Stelle, wo einst die Nebengebäude des Thurmes standen, welcher der Aufenthalt von Nesle genannt wurde. Die anziehenden und dramatischen Kapitel des „Schülers von Cluny" sind für das Theater bearbeitet und mit großem Erfolge auf der Bühne der Porte St. Martin aufgeführt worden, und haben zu vielen literarischen Ungewittern Anlaß gegeben. Wer sollte für den Verfasser des Dramas gelten? Herr Gaillardet, Herr Dumas oder Herr *****? Sollte man die Sterne vor Herrn Gaillardet, oder diesen Herrn nach den Sternen versetzen? Darüber gab es heftige Angriffe in den Journalen, einen Prozeß, ein Duell; nach diesem allen aber blieb die Frage noch eben so unbeantwortet und diese preiswürdige Vaterschaft streitig, ohne daß Herr Roger de Beauvoir, der bei diesem Streit unbekümmerter Zuschauer blieb, es der Mühe werth achtete, sich zu bücken und den besten Theil aufzuheben, der ihm von Rechts wegen gebührte.

Der Pont-des-Arts führt vom Palast des Instituts nach dem Quai des Louvre; es ist die leichteste, die geschmackvollste und die einzige Brücke in Paris, über welche man nicht fahren darf. Hier ist ohne Zweifel wieder Allegorie im Spiele, wie bei den Statuen der Münze; indem man dem Pont-des-Arts den Wagen verbot, dachte man gewiß daran, daß die Künste nur zu Fuß gehen.

Vom Institute bis nach dem Pont-Royal, auf dem Ufer des kleinen und großen Pré-aux-Clercs, bewahren noch zwei moderne Quais Alles, was uns vom achtzehnten Jahrhundert übrig blieb. Auf dem einen, dem Quai Malaquais, der von der Seine-Straße bis zur Straße der heiligen Väter geht, verkauft man den Liebhabern Boulle's Möbel, die Chinesischen Spielereien, das alte Sèvres und die Spiegel der Frau von Parabères und der Frau von Pompadour. Der andere Quai, von der Straße der heiligen Väter bis zur Straße du Bac, trägt den Namen des großen Schriftstellers, in dem das achtzehnte Jahrhundert sich so vollkommen und so geistreich konzentrirte. Auf diesem Quai befindet sich das Haus des Marquis von Vilette, wo Voltaire starb, wo nach so vielen Triumphen und Apotheosen jene in den Verzeichnissen der Literatur an Größe und Ruhm einzige Laufbahn endete. Vor wenigen Jahren noch waren die Fenster des ersten Stockwerkes dieses Hauses beständig geschlossen; es waren die Fenster von Voltaire's Gemach, das man ganz in demselben Zustande gelassen, in dem es sich befand, als der große Mann hier seinen letzten Seufzer aushauchte; die Neugierigen betraten es mit ehrfurchtsvoller Bewegung.

Die Ecke der Straße der heiligen Väter, da wo der Quai Malaquais aufhört, wird durch das ehemalige Benillonsche-Hotel gebildet, welches noch vor kurzem den glänzenden Wohlstand des Buchhändlers Ladvocat beherbergte. An der anderen Ecke, wo der Quai Voltaire anfängt, steht das Vigiersche Hotel. Herr Vigier kann von seinen Fenstern aus drei von jenen Bade-Etablissements übersehen, die seinen Namen in ganz Europa (!) bekannt gemacht haben. Dieser achtbare Geschäftsmann, der halb Paris mit heißem Wasser badet, besitzt noch eine vierte Bade-Anstalt, nahe bei der St. Ludwigs-Insel, am Fuße der Marien-Brücke. Der Straße der heiligen Väter gegenüber hat man so eben eine Ketten-Brücke vollendet, die zum Quai des Louvre führt.

Statt der von Philipp August und seinen Nachfolgern malerisch gruppirten Thürme entfaltet das Louvre jetzt nur am Ufer der Seine eine schwerfällige, lange und einförmige Façade. Man zeigt hier, der Straße der kleinen Augustiner gegenüber, den Balkon, von dem Karl IX., wie mehrere Geschichtsschreiber vorgeben, in der St. Bartholomäus-Nacht auf sein Volk schoß. Das Beste ist, dieser Anekdote keinen Glauben beizumessen. Karl IX. ist vielfach verleumdet worden.

(Schluß folgt.)

Schweden.

Die Frage über verantwortliche Minister in Schweden.

Ueber Schwedens Staats-Verfassung, deren Mängel und Vorzüge, lieferte vor kurzem die Schwedische Staats-Zeitung (Swerige's Statstidning) eine Abhandlung, die später, in Folge der Anerkennung und des Beifalls, den sie beim Schwedischen Publikum fand, besonders wieder abgedruckt wurde. Diese kleine Schrift, betitelt: „Eine von den Tagesfragen, oder inwiefern ist eine Minister-Regierung, wie die in Frankreich und England, mit Schwedischem Volksgeist und Schwedischem Grundgesetz übereinstimmend?" (En af dagens frågor, eller: Huruvida en Minister-styrelse, sådan som den i Frankrike och England, är öfverensstämmande med Svenskt folklynne och Svenskt grundlag?) ist in der That eine bemerkenswerthe Ausnahme von der Menge politischer Broschüren, die jetzt Schwedens Pressen überschwemmen; eben so kern- und gehaltvoll, wie klar und lebendig, sind die darin ausgesprochenen Ansichten tief und reiflich durchdacht. Die Hauptansicht, die hier dargelegt und bewiesen wird, ist, daß eine Minister-Regierung, wie die Französische und Englische, dem Geiste sowohl, wie den Staats-Institutionen des Schwedischen Volkes widerstreite. Der Schwedische Nationalsinn habe zwar eine demokratische Richtung, aber er liebe monarchische Kraft in der Regierung und wünsche den König von einem Rathe und nicht von Mitregenten umgeben; die monarchische, auf demokratischem Grund ruhende Regierungs-Art sey bestimmt in der Regierungsform ausgesprochen, und in Uebereinstimmung hiermit sey das ganze Grundgesetz abgefaßt. Die Kontrolle der Königlichen Macht sey in Schweden hauptsächlich moralischer Natur; doch beständen auch kräftige materielle Kontrollen in der nothwendigen Contrasignation aller Königlichen Verordnungen und in dem Rechte der Staats-Secretaire, diese zu verweigern; auch über die höchsten Beamten wären in der Regierungsform die strengsten Kontrollen vorhanden. Der demokratische Theil der Schwedischen Verfassung habe seine vornehmste Stütze in dem den Ständen allein zustehenden Rechte der Steuer-Bewilligung, in der fast unbegränzten Freiheit der Meinungs-Aeußerung und in einer Menge in der Hand des Volkes sich befindender kommunalen Rechte. Es wird in der Schrift zugleich aber auch das Bedürfniß mancher Reformen zugestanden, hauptsächlich in den Administrations- und Repräsentations-Formen, so wie im Unterrichts- und Erziehungs-Wesen.

(Swenska Literatur-Tidning.)

Bibliographie.

Hesperider af K. A. Nicander. Örebro.

Samlade arbeten. (Gesammelte Werke.) Von Anders Lindeberg, demselben, dessen Prozeß vor kurzem noch so viel Aufsehen machte. Erster Theil. 3 Rthlr. 40 ß.

Handlingar rörande Kongl. Theatern. (Memoiren des Königl. Theaters.) Herausgegeben von Gust. Lud. Torßlow. Erster Theil. 1 Rthlr. 8 ß.

Skaldestycken af E. G. Geyer. (Dichtungen von Geyer.) Upsala. 2½ Rthlr.

Resa i Norra Amerika. (Reise in Nord-Amerika.) Von K. A. Goßelman. 2 Th. Nyköping. 3 Rthlr.

Mannigfaltiges.

— Die Templer und Freimaurer. Die Brüderschaft der Templer war in drei besondere Klassen getheilt, die keine Zwischenstufen zuließen wie der Freimaurer-Orden: diese drei Klassen waren die Ritter, die Kapläne und die dienenden Brüder. Obgleich die ursprünglichen Statute ein vorgängiges Noviziat zur Pflicht machten, so wurde der Ritter doch gewöhnlich per saltum in die Gesellschaft eingeführt. Er mußte, bevor er eintrat, erklären, daß er keinem Menschen Etwas schulde, und daß kein physisches Gebrechen an ihm sey. Man verpflichtete ihn ferner durch einen feierlichen Eid, die Sache des Ordens nie zu verlassen, seinen Oberen stets getreu zu bleiben und alles Irdische — auch das Leben selbst, wenn es verlangt würde — zum Opfer zu bringen. Man befragte ihn außerdem, ob er den weltlichen Ritterschlag schon empfangen habe, und ob er irgend einer anderen Körperschaft angehöre. Man scheint den Neophyten keine festgesetzte Summe abgenommen zu haben; Jeder zahlte nach seinen Mitteln. So erzählt die Geschichte von dem Prinzen Guy Dauphin, daß er 1500 livres Tournois als Eintrittsgeld für sich und 200 jährlich von seinen Aeltern, als milden Beitrag, erlegte. (F. Q. R.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 122. Berlin, Montag den 12. Oktober 1835.

Rußland.

Das Kaiserliche Institut für adelige Damen zu St. Petersburg.

Es ist Katharina II., der Rußland die Gründung der Kaiserlichen Institute für adelige Damen von St. Petersburg und Moskau zu verdanken hat. Um die Wohlthat, welche die Regentin ihrem Lande zugewandt, recht zu würdigen, ist es nöthig, daß wir untersuchen, in welchem Zustande sich damals die Erziehung in Rußland überhaupt befand.

Die Russischen Damen und Mädchen vor einer Zeit von hundertundfunfzig Jahren waren nicht einmal das, was die Britannierinnen zu den Zeiten Bertrand Duguesclin's waren. Ein wenig nähen, ein wenig spinnen, einige Lieder und Hymnen singen, das war Alles, worauf sich der ganze Umfang ihres Wissens beschränkte. Eine ihrer ersten Gewohnheiten bestand, wie noch heutzutage unter der Handelsklasse, darin, daß sie den schönsten Schmuck, den die Natur den Menschen verliehen, durch die Mittel der Kunst zu entstellen suchten. Auf die absurdesten Weisen suchte man es dahin zu bringen, die Emaille der Zähne zu schwärzen. Eine Russische Frau galt nur alsdann für wahrhaft schön, wenn ihre Zähne so schwarz wie Ebenholz waren. Weiße Schminke, Bleiweiß, Karminroth und die verderblichsten Tinkturen wurden dazu angewandt, um die Frische und das Sammetartige ihrer Haut zu vernichten. Nur den Töchtern der Leibeigenen war das Recht gestattet, so zu erscheinen, wie sie aus den Händen der Natur hervorgegangen. Allein auch diese verfehlten nicht, ihren Gebieterinnen nachzuäffen und ihr Zahnwerk so viel wie möglich zu verderben; auch hätte man in Rußland schwerlich tausend Frauen auftreiben können, deren Zähne nicht geschwärzt oder gänzlich ruinirt waren; ja, man konnte kein junges Mädchen von funfzehn Jahren auffinden, das nicht diejenigen ihrer Gefährtinnen verspottet hätte, die dem allgemeinen Gebrauch nicht huldigen wollten.

Was die intellektuelle Erziehung betrifft, so stand es damit noch schlimmer, und man darf dreist behaupten, daß es zu der Zeit Peters I. in allen den einzelnen Ländern des Moskowitischen Reichs keine Frau gab, die auch nur lesen konnte. Der Unterricht ward für nichts geachtet, oder vielmehr, man hatte gar keine Ahnung von seinen Wohlthaten; man war so sehr an die allgemeine Ignoranz gewöhnt, daß ein Mädchen, so unterrichtet, wie heutzutage, für eine Hexenmeisterin gegolten hätte und Gefahr gelaufen wäre, mit dieser lebendig verbrannt zu werden. Der Aberglaube hätte jeden Anstrich von geistiger Bildung als ein Werk des Satans verdammt. Dazu kommt noch, daß, wie bei den Chinesen, der Müßiggang ein ausschließendes Vorrecht des Adels war, und eine Frau aus der höheren Klasse würde sich entehrt gefühlt haben, wenn sie an etwas Anderes, als an ihren Staat oder an ihre Belustigungen hätte denken müssen.

So standen die Dinge bis unter Katharina II. Da der Privat-Unterricht zu ihrer Regierungszeit sehr kostspielig war, und da sehr wenig Leute Vermögen genug besaßen, um gute Erzieherinnen anständig zu belohnen, so mußte die Kaiserin selbst dafür Sorge tragen, ihren Hof mit Damen zu versehen, deren sie sich nicht schämen durfte. Damals gründete sie im Interesse der armen Familien und der Edelleute, die sich am meisten um das Vaterland verdient gemacht: das Kaiserliche Institut für adelige Damen von St. Petersburg, das St. Katharinen-Stift in derselben Stadt und das zu Moskau.

Das Kloster Smolni, eines der prächtigsten Gebäude der neuen Hauptstadt, ward für die schöne und nützliche Anstalt angewiesen, die durch ihre weisen Statuten von Tage zu Tage immer mehr emporgehoben und blühender wurde. Katharina erklärte sich selbst als Beschützerin und erste Aufseherin des Instituts, und sie bewies es auch durch ihre häufigen Besuche, wie vielen Werth sie auf ihre schöne Schöpfung legte. Bei dem Tode Katharina's vererbte sich das ganze Interesse dieser Fürstin für die jungen Zöglinge des Klosters Smolni und die des St. Katharinen-Instituts, einer Filiale des Klosters, auf die Kaiserin Maria Feodorowna, die Gemahlin Paul's I. und Mutter des gegenwärtigen Kaisers Nikolaus. Wir haben noch zu bemerken, daß die Großmutter Alexander's und Nikolaus' mehrere Personen von dem höchsten Verdienste, unter Anderen den Grafen Schuwalof, an den Hof von Frankreich abgeschickt hatte, um die genauesten und speziellsten Nachrichten über das Institut von St. Cyr einzuziehen, das von der Frau von Maintenon gegründet worden; nach diesen Berichten erst hatte sie ihren definitiven Erziehungsplan abgefaßt, nach dem die neue Anstalt geleitet und auch die bürgerlichen Damen unterrichtet werden sollten, deren Aeltern durch ihre Dienste, oder durch ihre treue Hingebung und Aufopferung die meisten Ansprüche auf die Erkenntlichkeit oder vielmehr auf den Schutz ihrer Gebieterin hatten. Es ward nichts gespart, um den neuen Instituten die Größe und die Herrlichkeit zu verleihen, die alle Ideen Katharina's charakterisirte. Indeß blieben die Dinge noch immer nur im ersten Entwurfe, und erst der Kaiserin Maria war es vorbehalten, den glänzenden Zustand herbeizuführen, in dem sich heutzutage das Kloster Smolni und das Kaiserliche St. Katharinen-Institut befinden.

Die Zöglinge, deren Zahl sich gewöhnlich auf sieben bis achthundert beläuft, sind in drei Klassen vertheilt, die sich nach der Farbe der Gewänder sichtbar von einander unterscheiden. Die Schülerinnen der ersten Klasse, als die jüngsten von Allen, tragen braune Kleider; die der zweiten oder mittleren Klasse sind in Blau gekleidet, und die dritte Klasse endlich in Weiß: diese letztere Klasse besteht aus den Damen, die in ihren Studien am meisten vorgerückt und die am nächsten dazu sind, die Anstalt ganz zu verlassen. Jede Klasse besteht indeß aus drei Unter-Abtheilungen, in die die Zöglinge, je nach dem Grade ihrer Kenntnisse und der bestandenen Prüfungen vertheilt werden. In jeder Klasse giebt es eine Aufseherin, sowie jede einzelne Abtheilung ihre besondere Klassen-Dame hat. — Das Amtskleid aller dieser Damen, sowie der Direktrice selbst, besteht in einer Robe von violetter Seide.

Alle Monate kommt der Verwaltungs-Rath ein Mal zusammen. Derselbe besteht aus einem General-Kurator der Anstalt, aus dem Secretair der Kaiserin, aus der Direktrice und ihrem Secretair, sowie endlich aus dem Haus-Verwalter und dem Schatzmeister, die ihre Rechnungen abzulegen haben. Die Gehalte werden nur drei Mal im Jahre, alle vier Monate, ausgezahlt. Sie steigen im Verhältniß mit der Zahl der Dienstjahre der Beamten. Am Ende von funfzehn Jahren hat man das Recht, sich mit halber Pension in den Ruhestand versetzen zu lassen; am Ende von dreißig Jahren hat man Ansprüche auf die ganze Pension. Die Wittwen genießen dieselben Privilegien. Die Pensionen werden aus der Kasse der Kaiserin ausgezahlt. Alle Jahre werden die in der Haushaltung erübrigten Gelder im Lombard auf Interessen angelegt, um damit das Kapital des Instituts zu vergrößern, das schon an sich sehr bedeutend ist.

Alle Beamten erhalten Kost, Wohnung und Heizung auf Rechnung der Anstalt, mit Ausnahme der Männer, die nur auf Holz, Wohnung und Licht Ansprüche haben. Einige von den Professoren wohnen in der Anstalt selbst; sie bekommen freie Heizung und Licht.

Die Directrice hat einen Wagen mit vier Pferden; das Alles wird aus der Kasse des Instituts unterhalten.

Die weiblichen Dienstboten erhalten keine Besoldung, eben so wenig wie die Invaliden, die die Korridore und die Höfe ausfegen und das Holz zum Heizen der Oefen herbeischaffen. Die Ersteren sind Kron-Leibeigene, die Letzteren hingegen Soldaten, die, von ihrem Dienste zurückgezogen, in der Anstalt eine ruhige und anständige Versorgung genießen.

Die Honorare der Professoren sind verhältnißmäßig nach der Wichtigkeit der Gegenstände, über die sie ihre Vorträge halten, oder nach der Zahl der Stunden bestimmt, die sie in der Anstalt ertheilen. Es versteht sich von selbst, daß die Lehrer der höheren Klassen am meisten begünstigt sind; jedoch übersteigt das Gehalt eines Einzelnen, mit Ausnahme der Tanz- und Musikmeister, nie 3000 Rubel.

An den beiden äußersten Enden des Gebäudes befindet sich eine Wache, die 25 bis 30 Mann stark ist und stets von einem Offizier kommandirt wird. Es sind in regelmäßigen Entfernungen Posten aufgestellt, die während der Nacht sich ständlich einander zurufen, damit keiner von ihnen einschlafe.

Auch im Inneren des Gebäudes fehlen die Schildwachen nicht, so wie überhaupt alle Maßregeln getroffen sind, um für die Sicherheit der jungen Damen Sorge zu tragen.

Die Zeit, wann jeder Professor ankömmt oder weggeht, wird in einem Register des Portiers vermerkt. Die Ankunft wird immer durch das Läuten einer Glocke verkündet.

Sobald der Professor, die Directrice oder die Inspectrice in die Klasse eintreten, stehen alle Zöglinge auf und machen ihre Verbeugung. Da sie alle gleichförmig gekleidet sind und stets auf eine und dieselbe Weise sich verneigen, so erhält diese Begrüßung etwas Einförmiges, das beinahe an das Steife gränzt.

Die Gegenstände des Unterrichts bestehen erstlich in der Religion. Ein Priester besucht alle Donnerstag Abends das Institut, um in dem Katechismus und in den Dogmen der Griechischen Religion zu unterrichten; alle Sonn- und Festtage liest er die Messe und läßt die Psalmen und Lieder absingen, in einer herrlichen Kapelle, die zwölf- bis funfzehnhundert Personen faßt.

Der Gottesdienst wird mit allem Pompe und aller Pracht abgehalten; die Priester erscheinen in den reichsten Ornaten, und die Kirche ist auf's Kostspieligste ausgeschmückt. Es ist bei der Anstalt ein besonderer Lehrer für den Kirchen-Gesang angestellt, und ich habe nichts Feierlicheres und Lieblicheres zugleich gehört, als die Chöre, die von den jungen Zöglingen unter der Leitung ihres Professors ausgeführt werden.

Ein reformirter Pastor kommt ebenfalls wöchentlich einmal, um den Gottesdienst für die jungen Protestantinnen in einer besonderen Kapelle abzuhalten. Dasselbe ist der Fall mit den Katholiken.

Zweitens besteht der Unterricht in der Russischen, Französischen und Deutschen Sprache, sowohl in grammatischer, als rhetorischer und literarischer Hinsicht; drittens in der alten und mittleren Geschichte, so wie in der Spezial-Geschichte von Rußland; viertens in der Astronomie, in der Kosmographie und in der Geographie; fünftens in der Arithmetik; sechstens im Zeichnen; siebentens in allen Handarbeiten, im Sticken, Nähen u. s. w.; achtens in der Physik, die aber erst in der weißen Klasse gelehrt wird. Der Kursus wird immer in Französischer Sprache abgehalten. Neuntens besteht der Unterricht im Tanzen. Man verwendet eine besondere Sorgfalt auf diesen Zweig der Erziehung. Der Lehrmeister für denselben, der, beiläufig gesagt, immer ein Franzose von Geburt ist, wird nicht minder gut besoldet und hat nicht weniger Beschäftigung, als die übrigen Professoren. Endlich zehntens wird in der Musik unterrichtet. Es ist dies die Kunst par excellence bei den Russen. Die Nation ist überwiegend musikalisch. Die Bauern selbst scheinen für die Musik geboren zu seyn, so daß man im Ganzen die Russen als die nordischen Italiäner zu betrachten hat.

Die Geschichte, die Geographie und die Arithmetik werden in Russischer Sprache gelehrt; indeß muß man es frei heraussagen, diese Wissenschaften werden von den Lehrern schlecht vorgetragen, indem sie das Gedächtniß ihrer Zöglinge mehr mit Worten als mit Ideen überladen, und gar wenig bemüht sind, die Urtheilskraft ihrer Schülerinnen auszubilden.

Den Hauptgegenstand des Unterrichts macht die Französische Sprache aus. Es wird nichts gespart, um dieses Idiom in seiner ganzen Vollkommenheit den Zöglingen zu eigen zu machen; auch ist man in diesem Punkte sehr streng bei der Wahl der einzelnen Lehrer und bei der Bestimmung der Methode, die sie zu befolgen haben. Die Directrice, die Aufseherin und die Klassendamen sprechen das Französische sehr rein, so daß der Fremde, der von der Kaiserin die Erlaubniß erhält, die Anstalt zu besuchen, sich eher in dem Königlichen Hause von St. Denis, als in dem Kloster Smolni zu befinden glaubt. Erst seit dem Feldzuge von 1812, wo der Russische Patriotismus sich so heftig entflammte, hat man der Landessprache die Ehre erwiesen, sie mit der Französischen in ein Niveau zu bringen. Jedoch hat man für die letztere noch immer eine gewisse Vorliebe bewahrt, die selbst durch die feurigste Vaterlandsliebe nicht erstickt werden kann. Die Zöglinge sprechen abwechselnd einen Tag Russisch und den anderen Französisch, während ihnen vordem die National-Sprache gänzlich untersagt war.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Taschen-Dendrologie der vorzüglichsten und gewöhnlichsten Schiffbauhölzer, mit Zeichnungen. Zusammengestellt vom Departement des Schiffbaus.

Theoretische und praktische Grundlagen der Literatur. Von A. Glagoleff. 4 Theile.

Ueber die in der aktiven Armee herrschende Augenkrankheit. Vom Dr. der Medizin Tschetyrkin.

Das Haus von Eis. Roman von Laschetschnikoff. 4 Bde.

Geographischer und Reise-Atlas von ganz Rußland, nebst dem Königreich Polen und dem Fürstenthum Finnland. Von Pjadyscheff.

Wörterbuch für Aerzte; enthaltend die Lateinischen und Griechischen Ausdrücke in der Medizin, nebst biographischen Skizzen der berühmtesten Aerzte. Zusammengestellt vom Dr. Nikitin.

Die Kinder-Krankenstube. Von Victor Bupjanoff.

Frankreich.

Paris von der Wasserseite.

(Schluß.)

Bis zum Pont-neuf, wo die Seine schmal und in viele Arme getheilt ist, wird sie nur hin und wieder von Kähnen der Wäscherinnen und von Kohlenschiffen benutzt. Vom Pont-neuf an, wo sich ihre beiden Arme vereinigen, bis zum Pont-Royal, ist ihre herrliche Wasserfläche ganz mit Fahrzeugen bedeckt; es sieht aus, als sey eine hölzerne Stadt auf dem Flusse erbaut. Wenn das so fortgeht, so wird es künftig unmöglich seyn, sich vom Pont-neuf, vom Pont-des-Arts, vom Pont-du-Carousel und vom Pont-Royal, diesen vier Brücken, die am meisten von der Verzweiflung heimgesucht werden, ins Wasser zu stürzen.

Die jungen Leute von ehemals erinnern sich, daß es in ihrer Jugend weiter keine Schwimmschule in Paris gab, als das Bad du Terrain, welches am äußersten Ende der Cité, in der Nähe der Mauern des Erzbischöflichen Palastes, gelegen war. Diese Schule besteht noch; es ist jetzt ein Bad zu vier Sous; in Paris kann man an einem eingeschlossenen Orte für den Preis zweier Trachten Wasser schwimmen. Es giebt auf der Seine noch mehr solcher Bäder zu vier Sous. In der Gegend des Pont-neuf findet man die Schwimmschulen in großer Anzahl; man hat deren für alle Klassen und für beide Geschlechter: denn auch die Frauen treiben diese Uebung, vielleicht um das Vergnügen zu genießen, gegen den Strom zu schwimmen. Zu dieser Schwimm-Anstalt für Damen ist der Zutritt aber eben so schwierig, wie zu dem Harem des Groß-Sultans; eine hermetisch verschlossene Leinwand-Decke beraubt die unbescheidenen Gaffer der Brücken und Quais des strafbaren Vergnügens, einen verwegenen Blick in jene nautischen Frauen-Gemächer zu werfen. Uebrigens entspricht auch der bei den Badenden übliche Anzug den Forderungen des strengsten Anstandes; sie tragen Beinkleider, die bis zum Knöchel reichen, ein Jäckchen, das bis zum Hals hinauf geht, und ihr Haar ist mit einer Mütze von Wachstaffet bedeckt. So angethan kann man jeder Art von Unbescheidenheit trotzen.

Von all den Schwimm-Anstalten für Männer ist die von Deligny, unter dem Quai d'Orsay, nahe an der Konkordien-Brücke, die besuchteste. Während der Sommerzeit findet man alle Tage nach der Börsenstunde beim Eingange der Deligny'schen Schwimmschule so viele Kabriolets und Tilburys, als man vor der Börsenstunde in der Straße Lafitte vor dem Rothschildschen Hotel sehen konnte. Das sind die Equipagen der fashionablen Badenden.

Nach dem Louvre und den Tuilerieen ist am rechten Ufer der Seine kein Gebäude mehr; es ist ganz unbewohnt und läuft so unter den Bäumen des Gartens der Tuilerieen und der Elysäischen Felder bis zur Brücke von Jena fort. Am linken Ufer jedoch bemerkt man auf derselben Strecke noch einige Gebäude.

Auf den Quai Voltaire folgt der Quai d'Orsay; er verdankt seinen Namen einem Stadtschultheiß, wie so viele andere Quais, Straßen und Plätze von Paris. Zunächst sehen wir daselbst das ehemalige Hotel der Garde-du-Corps, das nur die Uniform gewechselt hat und immer noch eine Kavallerie-Kaserne ist. Nun kommt das allergrößte Gebäude von ganz Paris; es ist das neue Hotel des Ministeriums des Innern; die Arbeiter legen so eben die letzte Hand daran. Dieser kolossale Bau erdrückt alle Umgebungen. Das daneben stehende Hotel der Ehren-Legion spielt eine ganz erbärmliche Figur. Dieses arme kleine Salmsche Hotel, das zur Zeit des Direktoriums der Schauplatz so vieler glänzender Feste gewesen, und wo noch erst vor wenigen Tagen der unglückliche Marschall Mortier auf seinem Todtenbett ausgestellt war, sieht neben seinem ansehnlichen Nachbar wie eine Hütte aus. Die Bäume der Tuilerieen werden von diesem ungeheuren Gebäude überragt; neben ihm erscheint der so hoch in die Lüfte strebende Pavillon Marsan wie ein Häuschen. Nichts kann sich mit diesem Ministerium messen; es ist das riesenhafteste Gebäck von Mauersteinen, das man nur irgendwo sehen kann; man könnte das Budget in Fünffrankenstücken darin unterbringen. Der Minister des Innern, Herr Thiers, wird sich gewiß darin sehr wohl befinden.

Wenn man den Quai d'Orsay an den Gärten der schönen Hotels der Lille-Straße entlang geht, kommt man zu dem Palast Bourbon, wo die Deputirten-Kammer sich versammelt. Dieser Tempel der Gesetzgebung wird von vier Schildwachen gehütet: von l'Hospital, von Sully, Daguesseau und Colbert, die drinnen besser angebracht wären, als außerhalb, die wir lieber auf den Ministerbänken, als auf ihren steinernen Stühlen sitzen sähen. Wenn man diese ehrwürdigen Gestalten betrachtet, die gewissermaßen als Sinnbilder am Eingange des Palastes Bourbon angebracht sind, so fällt einem unwillkürlich dabei ein, daß die Waare des Schildes nicht werth sey.

Die Konkordien-Brücke, die der Deputirten-Kammer gegenüber liegt, ist mit zwölf Statuen geschmückt, welche ein Dutzend der größten Männer vorstellen, die Frankreich hervorgebracht hat: vier Generale, vier Minister und vier große Seehelden. Diese kolossalen Statuen sind der Gegenstand vielen Tadels. Man hat beschlossen, sie von der Brücke fortzunehmen und auf dem Konkordien-Platze, dem Obelisk von Luxor gegenüber, aufzustellen. Der Aegyptische Obelisk wird, was man auch dagegen einwende, der Kunst, dem Geschmack und der Perspektive zum Trotz, auf diesem Platz errichtet werden.

Vom Palast Bourbon kömmt man zur Esplanade des Invalidenhauses. Hier ist der letzte Ruhepunkt des Französischen Kriegers. Heinrich IV., dieser gute Soldat, war der Erste, der daran dachte, den alten und verstümmelten Militairs einen Zufluchtsort anzuweisen; das Invaliden-Hotel ist von Ludwig XIV. erbaut worden, der die Ideen der Anderen so gut zu benutzen wußte und es sehr wohl verstand, die großen Projekte, die er auf seinem Wege vorfand, mit Einsicht und Pracht auszuführen. Man bewundert allgemein den vergoldeten, von Mansard erbauten Dom der Invaliden.

Vor der Esplanade ist eine schwebende Brücke, die nach den Elysäischen Feldern führt. Diese Invaliden-Brücke war dergestalt invalide, daß sie, als man sie zum ersten Male über den Fluß anbringen wollte, mit ihrer ganzen Last beim ersten Versuch ins Wasser fiel. Man hat sie dauerhafter hergestellt. An dieser Stelle wird der Fluß sehr viel von den Liebhabern des Fischens mit der Angelruthe besucht. Hier erholte sich oft Herr von Corbière von den Arbeiten des Ministeriums; er liebte sehr die Ufer des Flusses, wo er seiner doppelten Leidenschaft als Bücher-Antiquar und als Angler Genüge leisten konnte.

Man erzählt von Herrn von Corbière einen hübschen Witz in Bezug auf die Seine. Wir müssen vorausschicken, daß Herr von Corbière in nicht geringem Grade jene Trägheit besaß, die den geistreichen Leuten oft so eigen ist. Jemand sagte einst zu ihm: „Die Seine bleibt doch immer in ihrem Bett." „„Sie ist sehr glücklich"", erwiederte er.

Nahe bei der Invaliden-Brücke ist die Feuerpumpe des Gros-Caillou, welche den südlichen Theil von Paris mit Wasser versorgt, und die Tabacks-Fabrik. Kein Etablissement ist mit mehr Verwünschungen beladen worden, als dieses letztere.

Wer hat in seinem Leben eine gesetzliche Cigarre geraucht, ohne auf die Regie zu schimpfen? Aber die Regie achtet nicht darauf und erbaut stolz ihr Hotel auf dem linken Ufer der Seine, während die Brinvilliersche Fabrik, die tausendmal weniger vergiftend war, auf dem rechten Ufer niedergebrannt wurde. Seitdem es eine Gewohnheit der eleganten Leute geworden, sich der Cigarren zu bedienen, hat sich die Regie beeilt, diese fashionable Laune zu benutzen; man forderte Havanna-Cigarren, sie verkaufte das Stück zu fünf Centimen. Aber was für Cigarren waren das, großer Gott! Ist es möglich, einen ehrlichen Raucher schmählicher zu betrügen, der, auf die Traktate sich ver-

lassend, eine Cigarre aus den großen Antillen anzuzünden wähnt? Die Regie wickelt in ein Tabacksblatt, Gott weiß, was für ein Kräuter-Gemengsel; alle Gemüse scheinen ihr dazu passend; sie mischt Kohl und Rüben darunter und bietet uns dann unverschämterweise ihre Cigarren à la Julienne an, als kämen sie von der Insel Cuba! Das ist doch ein abscheulicher Mißbrauch, der nicht allein den Geschmack beleidigt, sondern auch der Gesundheit schaden kann. Das ist es, was so viele verzweiflungsvolle Raucher dem Betruge in die Arme wirft. Darum, weil das Monopol uns vergiftet, rufen wir aus: „Der Schleichhandel ist die heilsamste aller Pflichten!“

Jetzt wollen wir das Marsfeld betreten, das sich vor der Militair-Schule ausbreitet; es ist eine überaus große Ebene, auf der die Truppen-Manöver und Pferderennen stattfinden. Hier haben sich die schnellen Renner und die geschickten Jokeys Lord Seymours, des Grafen Demidoff und des Herrn Rieusse, der unglücklicherweise im letzten Monate durch Fieschi's Blei getödtet wurde, unsterblich gemacht.

Das Marsfeld ist in unseren politischen Annalen durch die Feier des Bundes-Festes berühmt; mitten auf diesem weiten Platze war ein Altar errichtet, und als Herr von Talleyrand, damals Bischof von Autun, durch die epigrammatische Wahl des Hofes dazu berufen, Messe daselbst zu lesen, dem Herrn von Lafayette, Anführer der National-Garde, bei diesem Altar begegnete, sagte er zu ihm jene berühmt gewordenen Worte: „Ach! ich beschwöre Sie, mein Lieber, bringen Sie mich nicht zum Lachen!“

Bei der Brücke von Jena ist Paris zu Ende, die Seine setzt ihren Weg nach Havre fort, und läßt in den Netzen St. Cloud's Alles zurück, was sie aus Paris mit fortgeführt hat. Paul Vermont.

Bibliographie.

Lettres sur l'Italie en 1785. — Von Dupaty. 3 Bde. 2 Fr.

Recherches sur la topographie de Carthage. — Von Dureau de Lamalle. Mit Anmerkungen von Dusgate. 5½ Fr.

Explorations de Normandie. Rouen. — Vom Vicomte Walsh. 7½ Fr.

Italien.

Aphorismen über Geist und Gemüth.

Einer geistreichen, aber sehr schwatzhaften Dame wurde einst — wie Helvetius berichtet — ein Mann vorgestellt, den man ihr als ein großes Genie rühmte. Die Dame empfing ihn mit vieler Höflichkeit; aber ängstlich bemüht, seine Bewunderung zu erregen, begann sie gleich ein Raisonnement über verschiedene Dinge, und bemerkte im Flug ihrer Rede nicht, daß er gar keine Antwort gab. Als der Besucher fort war, fragte man sie, ob die Unterhaltung dieses Herrn sie befriedigt habe? „Ach! welch ein feiner Mann, welch schöner Geist!“ war die Antwort. Dieser Ausruf veranlaßte ein allgemeines Gelächter; denn der schöne Geist war ein Taubstummer gewesen. Die sehr hohe Meinung, die man der Dame von seinen Vorzügen beigebracht, mochte wohl Schuld daran seyn, daß sie an einem Manne, der seinen Mund nicht aufgethan hatte, so herrliche Gaben entdeckte.

Wie viele ähnliche Mystificationen giebt es noch täglich im Leben! Wie mancher gewöhnliche Mensch ist durch ein Zusammenwirken günstiger Umstände in den Ruf hoher Geistesgaben gekommen. Warum? Er verstand es, solchen Gelegenheiten auszuweichen, die ihn in seinem wahren Lichte zeigen konnten; er verschanzte sich, wo er sein Urtheil abgeben sollte, hinter auswendig gelernte Phrasen, und würdigte Andere keiner Antwort, wenn er keine Antwort zu geben verstand. Aehnliche Beispiele, wie Pater Du Halde in seiner Beschreibung des Chinesischen Reiches eines anführt, wiederholen sich zu jeder Zeit und in jeder Gestalt. Ein Kaiser von China hatte nämlich ein musikalisches Instrument erfunden und war so verliebt in seine Erfindung, daß er dieses Instrument von 300 Personen zugleich spielen ließ. Ein gewisser Nanko, der des Spielens ganz unkundig war, ließ sich's einfallen, unter diese Musiker zu treten, stellte sich an, als thäte er, wie die Uebrigen, und bezog somit denselben Gehalt. Der König starb, und sein Nachfolger äußerte eines Tages den Wunsch, jeden einzelnen Musiker solo spielen zu hören. Was that Nanko? Er machte sich aus dem Staube, und man hörte nichts mehr von ihm.

Wie viele sehr geschätzte Personen würden sich lächerlich machen, wenn sie etwas Selbstgedachtes drucken ließen! Aber auch solche, die mit Recht gepriesen werden, erscheinen oft in einem weit matteren Glanze, wenn das Blendwerk der öffentlichen Meinung von ihnen gewichen ist. Der weiland hochgefierte Giovanni Pico della Mirandola mag als Beispiel dienen. Besaß dieser Mann wirklich jenen erhabenen Geist, den man ihm zuschrieb? Er kämpfte gegen die Astrologie seiner Zeit und substituirte derselben eine andere, von ihm die antike genannt, mit deren Hülfe er das Ende der Welt prophezeihen zu können glaubte. Daneben versicherte er, daß es keine Macht im Himmel oder auf Erden gebe, die ein Sterndeuter nicht in Wirkung zu setzen vermöge. Und welche Absurditäten füllen auch die übrigen Schriften dieses Koryphäen seiner Zeit!

Bei unserer Beurtheilung des geistigen Werthes eines Individuums sind wir aber so vielen Täuschungen ausgesetzt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn wir oft von der Wahrheit abirren. Das Genie zeigt sich dann und wann hinter einem so mystischen Schleier, oder es ist mit scheinbar so widersprechenden Eigenschaften verbunden, daß es uns schwer wird, ihm auf die Spur zu kommen; da zeigen sich Geistesblitze und Albernheiten, Wissen und Unwissenheit, Gewandtheit und Unbehülflichkeit in so wunderlichem Gemisch, daß eine und dieselbe Person abwechselnd scharfsinnig und stumpfsinnig, tief und oberflächlich, klar und verworren erscheint. Mancher, der das Einmaleins nicht im Kopfe behalten kann, merkt sich schon nach einmaliger Lektüre einen ganzen Gesang des Befreiten Jerusalems: sein Lehrer in der Arithmetik ist zu entschuldigen, wenn er ihn einen Menschen ohne Gedächtniß nennt; sein Humanitäts-Lehrer aber nicht weniger, wenn er ihm ein kolossales Gedächtniß zuschreibt. Montaigne bekennt, daß es ihm nicht möglich gewesen sey, den Werth gewisser Geldsorten zu merken, ein Umstand, der ihn im praktischen Leben mancher Verlegenheit aussetzte; sogar die Namen seiner alten Bedienten vergaß er zuweilen, und doch strotzen seine Werke von Citaten jeglicher Art, aus denen sich auf ein ungeheures Namen-, Gedanken- und Sachen-Gedächtniß schließen läßt. Sein Raisonnement ist bald pedantisch, bald höchst selbstständig; bald hat er keine andere Gedanken als die des Plutarch oder Seneca; bald wirft er Meinungen, die Niemand anzutasten wagt, in sein kritisches Sieb und schüttelt sie weidlich durch.

Es ist faktisch, daß ein und derselbe Geist zu einem Berufe große Fähigkeit zeigen kann und zum anderen gar keine; aber auch in demselben Berufe kann der Einfluß der Umstände auf die Werke des Geistes sehr ungleichartige Resultate herbeiführen. Wie oft sieht man Individuen nach einer langen Periode der Finsterniß und der Unberühmtheit urplötzlich mit wunderbaren Geistes-Produkten hervortreten, weil irgend eine Katastrophe ihren Geist jetzt erst auf die rechte Bahn gelenkt hat! Wieder Andere gehen mit einem Male geistig unter, ohne daß man eine physische Veränderung an ihnen wahrnimmt.

Woher kommt es doch, daß Mathematiker, die durch höchst scharfsinnige Berechnungen und Combinationen die abstrusesten Probleme lösen — daß Poeten, die ein Götterhauch zu beseelen scheint, im praktischen Leben oft so linkisch und unbeholfen sind und in gesellschaftlichen Zirkeln eine so traurige Rolle spielen? Wie manches geschniegelte Herrchen erzählt seine Anekdote viel ergötzlicher und ist viel schneller mit witzigen Repliken bei der Hand. Der arme Virgil, dessen Dichtungen doch wenigstens poetische Eloquenz nicht abzusprechen ist, war in den Hof-Zirkeln des Augustus eine stumme Bildsäule.

„Der Dichter“, sagt Chateaubriand, „ist eine Art Engel, mit einem höheren Lichte und mit dem feinsten Gefühle begabt; er läßt das Göttliche in seiner Natur auf seine Geistes-Produkte übergehen und gleicht im Uebrigen einem harmlosen Kinde.“ Zuweilen findet man allerdings den Genius, die Gabe der angenehmen Unterhaltung und Gewandtheit in Geschäften vereinigt; aber dann hat der Genius doch vielleicht mehr Glanz als Tiefe, und man darf annehmen, daß ihm jener hohe Seelenadel gebricht, der erst nach dem Tode des Dichters volle Würdigung erhält.

Frau v. Stael hat, meines Bedünkens, nicht Recht, wenn sie behauptet, der große Genius müsse schon im Gespräche sich kund geben, seine Ideen mit Gewandtheit und Klarheit in Worte fassend. „Es sind Fälle denkbar“, sagt sie, „in welchen eine gewisse Schüchternheit dem Genie die Zunge fesselt; aber im Allgemeinen ist Beredsamkeit die stete Begleiterin hoher Geistesgaben.“ Frau von Stael vergißt, daß außer der Schüchternheit noch tausend andere Ursachen der geistigen Concentration, die zu wahrer Beredsamkeit erforderlich, entgegen wirken können. Der Umstand, daß gewisse höher begabte Menschen von den meisten kleinlichen Leidenschaften frei sind, die manche große Gesellschaft elektrisiren und gesprächig machen, läßt sie oft kalt und einsilbig werden, wo Alles um sie herum Feuer und Flamme ist. Haben nun solche Menschen öfter das Unglück, in dergleichen Kreise zu kommen, so schadet dies der Entwickelung ihrer Beredsamkeit. Die großen Sprecher in Gesellschaften sind Leute, die sich's zum Geschäft machen, jeder Art von Ereignissen des Alltagslebens bis in die winzigsten Details nachzuspüren; es sind flache Naturen, deren Geist in Flackerfeuern auflodert. Wo das Gemüth aber echte Tiefe hat, da steigt oft eine Fülle von Ideen empor, für die das Wort nur ein schlechter Ableiter ist.

Menschen, die zur Abstraction geneigt sind, zeigen gewöhnlich im Umgang mit Anderen keine Beredsamkeit. Eine heterogene Idee führt sie leicht vom Wege ab; sie werden deshalb mißtrauisch gegen sich selbst und wagen keinen zusammenhangenden Vortrag, aus Furcht, ihr Thema aus dem Gesichte zu verlieren. Wer sich, trotz dieses Mangels, Gewalt anthut, um zu sprechen, hat große Vorsicht nöthig, damit er die drohende Klippe vermeide, und fällt daher leicht in's Gekünstelte. Gelingt es ihm nun wirklich, sein Ziel nicht ganz zu verfehlen, so thut er doch jeden Augenblick einen falschen Tritt, der den aufmerksamen Zuhörer empfindlich berührt. Der berühmte Addison, dem Niemand Geist absprechen wird, scherzt nicht selten über seine gewöhnliche Schweigsamkeit und behauptet, er habe nie mehr als zehn Worte im Zusammenhang sprechen können.

Sollen wir nun Leute hochstellen, die nur mit der Feder in der Hand gewaltig sind? Montaigne behauptet, er halte wenig von Solchen, die nur schriftlicher Aufzeichnung fähig, und doch gehörte er selbst in diese Kategorie. Andere schätzen jene isolirten Geister sehr, deren Beruf darin besteht, daß sie ganz in Büchern leben und ihre geistigen Schätze auf Papier zum Besten geben. Viele werden sagen, die eine Eigenschaft sey so nothwendig wie die andere: das ist unleugbar, aber sie finden sich nun einmal selten in gleicher Stärke vereint.

Da der Mensch eine Mischung von Gut und Böse ist, so muß er natürlich manches Räthselhafte darbieten und also den, der ihn nach seiner Totalität beurtheilen will, zu falschen Urtheilen verleiten; zumal, da solche geistige Taratoren ihr respektives Kriterium haben, das sich oft an alles Andere lieber hält, als an das Wesentliche. Ein Künstler z. B., für den bloß die Kunst Interesse hat, wird einem ausgezeichneten Maler oder Musiker viel lieber Genie beimessen, als einem ausgezeichneten Gelehrten — und umgekehrt.

Eine gewisse geistige Gewandheit und Vielseitigkeit — wäre sie auch ganz ohne Tiefe — imponirt vielen Personen in weit höherem Grade, als die originellsten Ansichten und das scharfsinnigste Raisonnement, sobald diese Eigenschaften in einem engeren Rahmen sich bewegen. Wenn es erst zu allseitiger Kultur kommt, wenn jeder Gebildete verschiedene Sprachen lernt, etwas Musik, etwas Zeichnen, etwas Malerei,

von allen Wissenschaften Etwas treibt: so wird die Achtung vor Solchen, die nur in Einer Kunst, in Einer Wissenschaft Meister sind, gar sehr geschwächt. Man überlegt aber nicht, daß die einseitige Kenntniß der Letzteren mit einer Gründlichkeit verbunden seyn kann, die jede oberflächliche Vielwisserei beschämt.

Freilich giebt es auch selten Geister, die in alle Fächer des menschlichen Wissens tiefe Blicke thun und überall, wohin sie sich nur wenden, anregend wirken können, die weitere Entwickelung und Anwendung ihrer fruchtbaren Ideen der Nachwelt überlassend: zu diesen gehörten Johannes v. Müller und Herder in Deutschland, Voltaire in Frankreich, Algarotti und Soave in Italien. Solche vereinzelt stehende Riesengeister revolutionniren eine ganze intellektuelle Welt und schaffen eine neue Zeit. Wenn die bürgerliche Gesellschaft doch bedenken wollte, was sie solchen außerordentlichen Menschen schuldig ist, denen sie so oft Andere vorgezogen hat, die ihr besser zu schmeicheln, ihrem kleinlichen Ehrgeiz besser sich anzuschmiegen verstanden!

Wenn aber schon die Geister so viele psychologische Anomalieen zeigen: wie viel mehr die Gemüther! Ein außerordentlich schwieriger Beruf ist also der eines Richters, den die Gefahr einer falschen Seelen-Auslegung von allen Seiten umlauert. Wenn ich bedenke, wie mancher Richterspruch gefällt wird, ohne daß man den Gegenstand von allen Seiten beleuchtet und Alles überlegt, was uns in Täuschung wiegen kann, alle die zahllosen Mysterien der Menschenseele: da sträubt sich mein Haar zu Berge. O! welche treffliche Ansichten hört man aus dem Munde derer, denen dieses bedeutendste aller Aemter anvertraut worden ist: Ansichten, die doch nothwendig bei den Sprüchen zum Grunde liegen, welche aus dem Heiligthum der Justiz ergehen! Da giebt es Manchen, der auf Widersprüche mit sich selbst, in die ein Inquisit verfällt, auf ein Erröthen oder Erbleichen hohen Werth legt! Da sagt Mancher: o! dieser Mensch hat ein duckmäuserisches Gesicht! Er kann Niemanden gerade in die Augen sehen; er grüßt nicht, wenn er nicht gegrüßt wird; immer schielt er nach der Seite: lauter Kennzeichen eines verworfenen Gemüths. Wie werden sich Leute dieser Art, wenn sie vor Gericht stehen, gegen den Einfluß irriger Voraussetzungen genugsam vertheidigen können?

Wir Alle haben unsere Antipathieen, betrübende Merkmale unserer geistigen Beschränktheit und Eitelkeit. Den Einen hört man ausrufen: hüte dich vor jenen bleichen, trocknen und hagern Menschen, es ist das böse Gewissen, das ihnen ein solches Ansehen giebt; es sind die verzehrenden Leidenschaften, die sie zum leibhaften Konterfei der Sünde machen! Ein Anderer sagt wieder: ich traue Keinem, der immer so gesund, fröhlich und wohlbeleibt ist, wie N. N.; die beständige Heiterkeit seiner Miene ist eine Verhöhnung leidender Empfindsamkeit. Solche Leute sind hart, kalt und denken nur an sich; sie haben kein Mitgefühl, keine Achtung für die Meinung Anderer, kein Gewissen!

Gesetzt nun, es zeigte sich ein Mensch so edel, so tadelfrei und unsträflich als möglich: gewiß würde man ihn für einen Heuchler, einen gekünstelten Menschen erklären. Viel lieber achtet man Leute, die sich bald gut, bald böse zeigen, oder im Grunde keines von Beiden sind. Welches Benehmen wird nun das beste seyn? Folgen wir dem eigenen Herzen, sofern Recht und Wahrheit zu seinen Entscheidungen ihre Stimme geben, und stellen wir das Uebrige dem Schicksal anheim.

Ihr Alle aber, die ihr euch berufen glaubt, die Werke Anderer abzuwägen, um euch von ihrer Unschuld oder Strafbarkeit zu überzeugen, stützet euer Urtheil ja nicht auf eine jener vagen Inductionen, womit man die Wesenheit irgend eines Geistes oder Gemüths zu definiren versucht: haltet vielmehr fest an den positiven Spuren des konkreten Faktums, an den Uebereinstimmungen physischer und realer Data, und hütet euch besonders vor dem unmerklich wirkenden, gebieterischen Einfluß vorgefaßter Meinungen. Es wäre sehr übel, wenn ihr um eurer Vorurtheile willen Schuldige lossprechen, und noch übler, wenn ihr aus demselben Grunde Unschuldige verdammen müßtet.

Oh! wenn wir doch der seltsamen Mischung heterogener Elemente im Menschenherzen größere Aufmerksamkeit schenkten! wenn wir die Phänomene berücksichtigten, welche damit zusammenhangen! Warum wurde Nero, der in den ersten fünf Jahren seiner Herrschaft so menschlich, so sanftmüthig war, mit einem Male der grausamste Tyrann? Wäre dieser Kaiser am Ende seines ersten Lustrums gestorben, so hätte ihm die Nachwelt einen Platz neben Titus angewiesen. Wurde Nero urplötzlich ein Bösewicht, oder hatte er bis dahin einen edlen Charakter geheuchelt? Sollte vielleicht der Saame seiner edlen Thaten auf so steinigen Boden gefallen seyn, daß die Erbitterung darüber sein Herz umwandelte? Und wer löst uns das Problem, wie Augustus als Herr der Welt so große Menschlichkeit und Gerechtigkeit zeigen konnte, nachdem er ein herzloser und selbst blutdürstiger Triumvir gewesen? War er ein wirklicher Bösewicht, als er das Vaterland mit Blut röthete, oder ein wirklich guter Mensch, als er auf dem Throne Aller Herzen gewann? Heuchelte er, oder schlug er um? Glaubte er Gutes zu thun, auch wenn er Böses that, zur Schande seines scharfen und umsichtigen Geistes?

Leute dieser Art sind mir Räthsel, ich gesteh' es; allein ich erwarte auch keine Lösung derselben von jenen Klüglern, die Alles sonnenklar durchschauen wollen, und die gleich mit den Worten bei der Hand sind: „O, da ist gar kein Zweifel! Wer kann das nicht einsehen?" Arme Pinsel! Wie viele Fragen könnte man euch stellen, auf die ihr nimmermehr eine Antwort wüßtet? Was in aller Welt mochte Cato den Aelteren, dieses Muster aller Tugenden, dazu bestimmen, daß er zur See Wucher trieb? Wie konnte er, der löwenherzige Mann, in sein Bett sich verkriechen, wenn ein Gewitter am Himmel aufstieg? Ist Walter Scott, der Gewaltige, in einem psychologischen Irrthum befangen, wenn er einen alten Kriegsmann, der in so vielen Schlachten dem Mordstahl kecken Trotz geboten, verdutzt und unthätig da stehen läßt, während eine alte Gastwirthin mit ihrem Besen auf ihn losschlägt? Racine, derselbe Racine, der vor Gram starb, weil ihn Ludwig XIV. einmal seines Königlichen Grußes nicht gewürdigt hatte, zeigte einen eisernen Trotz gegen Alles, was ihn von seiner dramatischen Laufbahn abschrecken konnte.

Beachten wir die Schilderung, welche Chateaubriand von einem seiner Bedienten entwirft, der ihm nach Griechenland, Aegypten und Syrien folgte. „Er war", so sagt der Schriftsteller, „ein ekelhafter Schmeichler, auf niedrige Weise dienstwillig, ein Ränkemacher und Lügner — kurz, er besaß alle Eigenschaften, die zu einem schlechten Bedienten erforderlich sind; und dem Allen zum Trotz war er — ein guter Mensch." Wer kann mir sagen, wie es zugeht, daß Mancher nicht an Gott glaubt, das Dogma von einem künftigen Leben verachtet, zwischen Tugend und Verbrechen keinen Unterschied erkennt und gleichwohl nach einer verrätherischen Handlung vor Gewissenspein stirbt? Ist diese Gewissenspein ein Merkmal versteckter Tugend, oder *ein natürliches* Erzeugniß der Schuld, ein Vergeltungs-Schmerz, den der Unendliche an das Herz des Gottlosen gefesselt? Haben die Recht, oder Unrecht, welche behaupten, es sey mit dem Gewissen wie mit dem Kitzel, der von Einigen empfunden wird und von Anderen nicht? Ich halte hier ein, denn wenn auch die Bewegung einer Feder sich vervierfachen könnte, so würde ich doch nicht fähig seyn, Alles aufzuzeichnen, was mir bei dieser Gelegenheit Merkwürdiges einfällt.

Und es kann auch nicht anders seyn, wenn die That des Menschen in Harmonie stehen soll mit seinem geheimen psychologischen Triebwerk, das so vielen Stoff dargeboten hat zum Streiten über den Ursprung der Ideen, über ihr Verhältniß zu den Sinnen, über den Instinkt, das Vergnügen und den Schmerz, über die Beziehung zwischen den Tendenzen und der Bildung der Organe und hundert ähnliche Dinge, die sämmtlich Quellen so vieler Voraussetzungen, so vieler Vergleichungen zwischen uns und den Thieren sind. Ich wollte nur einiger Sonderbarkeiten des individuellen Lebens gedenken und werde eben deshalb noch einen Umstand hervorheben, der das Tändeln mit der Religion betrifft. Werfen wir einen Blick auf den ganzen Haufen, der methodisch sündigt, bereut und beichtet, um gleich wieder zu sündigen, zu bereuen und zu beichten, und so durch's ganze Leben fortfährt; der sich im Tempel niederwirft und mit Gott versöhnt, während das Gewerbe, zu dem er sich bekennt, und seine gewöhnliche Lebensweise, die er in keinem Stücke aufgeben will, den Geboten der Religion schnurstracks zuwider laufen. Man betrachte nur jene Buhlerin, die vor dem Bilde der keuschen Madonna tagtäglich eine Oellampe brennt; man betrachte jenen Verbrecher, der, im Begriff, eine grausame That zu begehen, beim Ertönen des Glöckleins, das den Segen verkündet, sich andächtig bekreuzt.

In unseren Lebens-Fibern müssen doch wohl Regungen, die uns unbekannt sind, vereinigt wirken! Diese dem Menschen ganz eigenthümliche Eigenschaft, die mich jetzt über unsere inneren Phänomene nachzudenken zwingt, ist doch wunderbar! Woher kommt es aber, daß eine an sich so schöne Eigenschaft die Ursache vieler Verirrungen ist, von denen das vernunftlose Thier verschont bleibt? Je mehr Einer an das Triebwerk denkt, das ihn handeln läßt, um so mehr vermindert sich seine Energie; und zuweilen wird er eben durch Anwendung der Reflexion in seinen eigenen Handlungen taktlos. Hierin liegt vielleicht der Grund, warum die Thiere bei gewissen Verrichtungen, die zur Selbsterhaltung gehören, sicherer zu Werke gehen, als wir. Wir Menschen möchten uns Regeln vorschreiben, unsere Leidenschaften und Anlagen in besseres Geleise bringen, und doch werden wir meistens nur Pfuscher, die Alles lähmen und zu Grunde richten. Daher kommt es vielleicht, daß die Frauen, denen der philosophische Forschergeist öfter abgeht, als uns, in den gewöhnlichen Handlungen des Lebens geschickter und gewandter zu seyn pflegen.

Die Länge meines Artikels erinnert mich daran, daß unter den vielen psychologischen Phänomenen auch Phänomene der Eigenliebe sind, wie z. B. dasjenige, welches unsere eigenen Ideen in den Augen des Konzipienten bedeutend erscheinen läßt, während sie recht herzlich fade seyn können. Dieses Phänomen läßt uns nicht einmal die sehr gewöhnliche Thatsache erkennen, daß man lieber selbst ein Katheder einnehmen, als Andere darauf sehen will; sie macht uns vergessen, daß die Leser — ich spreche nicht von Allen — weit eher die Verirrungen eines Autors zu rügen, als das Gute an ihm zu loben geneigt sind.

(Ricoglitore Italiano.)

Bibliographie.

Alcune lettere scritte nei secoli XVI—XVII. (Einige nicht mehr gedruckt vorhandene Briefe aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert.) 3. Venedig.

Alcune poesie liriche. (Lyrische Gedichte.) Von Felice Romani. Genua.

Dell' antichissima condizione geologica e politica dell' alta Lombardia. (Der geologische und politische Zustand der Hoch-Lombardei in früherer Zeit, besonders mit Bezug auf Bergamo.) Von G. B. Bazzoni. Mailand. $1\frac{1}{2}$ Lire.

Cenni geologici sulla formazione dei terreni primitive e secondarii. (Ueber geologische Formationen.) Dissertation von Pietro Doderlein aus Ragusi. Padua.

Chi è il Papa. (Betrachtungen über die Päpstliche Suprematie.) Von dem General-Commissair der Römischen Curie, Pater Clementino Cini. Rom.

Della chiesa cattolica degli Stati Uniti d'America. (Die katholische Kirche in den V. St. von Nord-Amerika.) Verona.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Rthlr.) vierteljährlich, 3 Rthlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Mittwoch den 14. Oktober 1835

England.

Das Englische Theater im Jahre 1835.

Von einem Franzosen beurtheilt.

Die Begeisterung Englands für Shakespeare schwindet immer mehr und mehr; sie erkaltet von Tag zu Tage. Patriotismus und Nationalstolz begünstigen zwar immer noch die Nachforschungen seiner Biographen, und alle Jahre kömmt zu London irgend eine neue Broschüre über die Jugendjahre und das Leben Shakespeare's heraus; man spart keine Mühe, um zu ergrübeln, wie die pecuniairen Verhältnisse des Dichters beschaffen gewesen seyn mögen, als er sich vom Theater zurückzog; allein diese durchaus materielle Neugierde in Beziehung auf die finanzielle Lage des Dichters hat gar nichts mit dem Enthusiasmus für seine Dichtungen gemein. Die Tragödien Shakespeare's werden von mehr als einem Parlaments-Mitgliede, von mehr als einem gewandten Journalisten und von mehr als einer gelehrten Dame mit kecker Dreistigkeit vor aller Welt verunglimpft und herabgewürdigt. (?) Man nimmt heutzutage in der vornehmen Welt von Großbritanien gar keinen Anstand mehr, von dem größten Dramatiker der neueren Zeit mit Gleichgültigkeit und Verachtung zu sprechen.*)

Die Verehrung Deutschlands und Frankreichs für das Genie Shakespeare's wird sowohl in den Salons, als in den Reviews von England als eine bloße Caprice bespöttelt und belacht. (!) Kaum giebt es hier noch einige gelehrte Literaten, die, durch Neigung und Beruf einem tieferen Studium hingegeben, für den Schöpfer des Hamlet und des Romeo die alte Achtung hegen. Für diese wenigen ernsten Gemüther ist Shakespeare heutzutage noch immer das, was er vor zwei Jahrhunderten gewesen; allein was das übrige England betrifft, so ist er für dasselbe bereits aus der Mode gekommen. Das einzige öffentliche Zeugniß der Achtung, die man Shakespeare zollt, liefern nicht etwa, wie man wohl glauben könnte, die Aufführungen seiner Theaterstücke, denn diese wird man nicht eben oft auf den Anschlage-Zetteln angekündigt finden, vielmehr besteht es bloß noch in der Uebersetzung mehrerer Scenen aus seinen Tragödien in Griechische Verse, die bei Gelegenheit der Universitäts-Feierlichkeiten rezitirt werden. An den Tagen, die der Verleihung akademischer Grade oder der Installation des neuen Kanzlers von Oxford oder Cambridge geweiht sind, läßt man Shakespeare das Idiom des Sophokles reden. Seine so lustigen, so geistreichen, um die Feinheiten des Ausdrucks ganz unbekümmerten Narren (Clowns), mit ihren kecken und rohen Scherzen, müssen heutzutage der harmonischen Sprache der Griechen sich anschmiegen und an derselben sich abschleifen. Die Englische Aristokratie, die es in ihren Hellenischen Studien ziemlich weit gebracht hat, läßt solchen unnützen und gezwungenen Wendungen ihren Beifall zu Theil werden. Sie diskutirt über die Wahl dieses und jenes Griechischen Ausdrucks und bekrittelt die Quantität jeder einzelnen Silbe. Allein außer dieser rein philologischen Dienstfertigkeit denkt sie keinesweges daran, etwa den König Johann selbst zu lesen. Sie zieht vielmehr eine Jagdpartie vor und bewundert die Französischen Romane Paul de Kock's. Sie lernt das Französische allein zu dem Zwecke, um das Milchmädchen von Montformeil im Original zu lesen und dabei in Entzückung zu gerathen.

Das, was wir eben hier erwähnt, ist nicht etwa ein zum Scherz erfundenes Mährchen. Ich erdichte nichts, ich erzähle nur das, was ich mit meinen Augen gesehen. Shakespeare ist für die Englische Gesellschaft kein Halbgott mehr, wie er es für Göthe, Tieck und Schlegel war; er wird vielmehr als ein inkorrekter und in mancher Hinsicht zu tadelnder Schriftsteller angesehen. Wenn ich hier von der Englischen Gesellschaft rede, so verstehe ich darunter diejenigen Klassen, die schon auf eine gewisse Bildung Anspruch haben. Ich habe von ihren Gefühlen und Gesinnungen gesprochen, aus denen sie selbst gar kein Geheimniß machen; aber freilich, was die Kaufleute in der City betrifft, jene arbeitsamen Menschen, die sich kaum einen Tag im Monat für das Theater gönnen, diese Leute sind immerhin den alten Traditionen von England treu geblieben. In ihren Augen ist nach der Bibel noch immer Shakespeare das erste Buch von der Welt. Sie lassen sich von ihren naiven Empfindungen hierbei nichts nehmen und schikaniren nicht das, was ihnen Vergnügen macht.

Bei dieser Lage der Dinge wird man sich wohl nicht darüber wundern, daß das Englische Theater heutzutage danieder liegt. Freilich würde auch die Verehrung Shakespeare's nicht schlechterdings große dramatische Dichter hervorbringen. Allein durch die Verachtung und die Geringschätzung großer Männer und ihrer Werke werden immer auf eine ganz natürliche Weise kleinere Geister und kleinere Produkte ans Tageslicht gerufen. So haben denn in den Augen der meisten Britischen Dichter unseres Tages die schwülstigen Tragödien von Dryden, die grellen und matten Elegien von Rowe und die emphatischen und ungeschickten Tiraden von Otway fast denselben Werth als Shakespeare; und was die größere Masse der Gesellschaft betrifft, so wird Dryden von ihr sogar noch über Shakespeare gesetzt: er hat eine Paraphrase zu Virgil und Juvenal geliefert.

Ich bin weit entfernt, das Anathema in gleicher Weise über alle Englische Poeten auszusprechen, die seit dreißig Jahren für die Bühne gedichtet haben. Es giebt mehrere unter ihnen, die es versuchten, zur Poesie des sechzehnten Jahrhunderts zurückzukehren; allein alle ihre Bemühungen und Erzeugnisse zeugten mehr von Alterthümelei, als von wahrer Begeisterung. Sie verkündigten mehr den Gelehrten, als den Dichter. Man erkannte freilich die Armuth und die Leere der Sentenzen Addison's; man belächelte die ungeschickten Nachahmungen der Französischen Schule, die in England unter Karl II. Mode gewesen waren; allein man hatte für das Zeitalter Elisabeth's einen zu kindischen Respekt; Shakespeare und Marlowe wurden kopirt, man gab sich alle Mühe, sie fortzusetzen, und dachte nicht daran, eben so wie sie, neue und eigenthümliche Bahnen zu eröffnen.

Die psychologischen Trauerspiele Joanna Baillie's sind, trotz der Lobeserhebungen, die ihnen die Nachsicht eines Walter Scott zu Theil werden läßt, als Poesie und besonders als dramatische Poesie betrachtet, von einem sehr untergeordneten Range. Wenn man auch das Gepräge eines ernsten Geistes bei ihm nicht verkennen kann, so ist doch in allen seinen Werken nichts von dramatischer Handlung anzutreffen. Er liefert uns vielmehr nur eine geschickte Theorie der Leidenschaften, eine didaktische Musterung der geheimsten Bewegungen der menschlichen Seele. Dergleichen Produkte mögen immerhin als eine interessante Lektüre ihre Geltung haben, niemals aber werden sie für die Bühne einen Werth erlangen.

In den biblischen Tragödien Milman's, die zwar mehr belebt und besser für die Bühne bearbeitet sind, als die von Joanna Baillie, muß man einen Hauptfehler rügen, nämlich die Charakteristik. Nicht mit Unrecht werden sie dramatische Gedichte genannt; allein das Interesse, das sie einflößen, schlägt mehr in das Gebiet der Religion, als in das der Leidenschaft. Edle Gefühle sind hier zwar im Ueberflusse vorhanden, allein das Menschliche hat nicht Spielraum genug, um ein Auditorium von zweitausend Personen in Spannung zu erhalten. Milman hat das Theater von der theologischen Seite aus bearbeitet; in dieser Hinsicht dürfte er nun zwar von einem Konzilium Absolution erhalten, aber vor dem Tribunal der Kritik kann er unmöglich frei gesprochen werden; sein größter Fehler besteht darin, daß er zu wenig aufregt und bewegt. Selbst sein Fazio, den Soulié in's Französische übertragen, bleibt von diesem Vorwurfe nicht frei. In dem letzteren Stücke fesselt uns nur der feierliche Pomp der Sprache, der dagegen alle Vertraulichkeiten des Herzens in den Hintergrund drängt.

Von Sotheby haben wir hier nichts zu sagen; er ist ein Dichter von der Art wie Ancelot. Wir kennen ihn nur durch seine Korrespondenz mit Byron, der zu eng mit ihm in Verbindung stand, um nicht alle Tragödien seines Günstlings in Schutz zu nehmen.

Sollte man, wiewohl wir keinesweges dazu geneigt sind, den Werth des Dramas nach dem Erfolge allein beurtheilen, so müßte man den ersten Rang Sheridan Knowles zuerkennen. Seine Werke werden mit Beifall gegeben und machen volle Kassen. Die Schauspiele Sheridan Knowles' zeichnen sich durch keine besonders hervorstechende Eigenthümlichkeiten aus. Sie sind im Allgemeinen sehr verständig angelegt, aber gewöhnlich ist bei ihm fast Alles der Hauptrolle geopfert, und was den günstigen Erfolg seiner Stücke am meisten bewirkt, ist der Umstand, daß sie von dem Dichter, der selbst Schauspieler ist, persönlich getragen werden. Die Gewandtheit Sheridan Knowles' als eines Bühnenkünstlers, in welcher Eigenschaft er kürzlich in den Vereinigten Staaten eine reiche Aerndte von Dollars gewonnen hat, besteht hauptsächlich in den scenischen Effekten. Er kümmert sich wenig um die Entwickelung der Charaktere oder um rhetorische Hervorhebung des Versbaues; vielmehr erfaßt er seine Kunst bei der rein materiellen, populairen Seite, bei der mit dem Theater verbundenen optischen Täuschung. Nicht etwa, daß er von dem Decorateur und dem Maschinisten Unmäßiges verlangt; er ruinirt auch keine Theater-Direction durch einen Aufwand von Summen

*) Das scheint doch eine — um es gelinde auszudrücken — etwas übertriebene Darstellung des eigentlichen Sachverhältnisses. Allerdings ist Shakespeare fast verbannt von der Englischen Bühne, aber jeder gebildete Engländer würde sich doch schämen, keine Verehrung für den größten seiner Dichter zu bezeigen. D. R.

und Brokat, sondern die Optik, die er zu benutzen versteht, ist eine ganz einfache, auf das menschliche Gemüth berechnete. Er besitzt das Talent, beim Abgang von der Scene durch einen wohl angebrachten Pathos die Hände der Zuschauer in Bewegung zu setzen, so wie überhaupt einen Theater-Effekt im rechten Moment eintreten zu lassen. Seine Kenntniß der Bretterwelt läßt ihn nicht leicht in irgend eine Verlegenheit gerathen.

Die Hindernisse, die einen weniger geübten Dichter vom Theater zurückschrecken würden, sind für Sheridan Knowles nur ein Spiel. Allein darin besteht auch das ganze Verdienst des Autors. Die Ideen, die er anregt, die Bilder, deren er sich bedient, sind gemein und abgenutzt. Die Gefühle, die er darstellt, erscheinen, trotz der ewigen Neuheit der menschlichen Leidenschaft, ganz veraltet, so sehr erbleicht das primitive Gepräge unter seiner Hand. Selbst die Handlungen, die vor ihm eine gewisse epische Größe an sich trugen, werden bei ihm auf Verhältnisse von kleinlichem Maaßstabe reduzirt. In Schiller's Wilhelm Tell beschneidet er selbst den engen Stoff einer fast bürgerlichen Tragödie. Um es in desto einfacherer Gestalt auf die Bühne zu bringen, um die Handlung zu beschleunigen, läßt er, ohne viele Umstände zu machen, die herrlichsten Episoden des Deutschen Gedichtes ganz weg. So verschwindet denn der Held fast ganz, und der Befreier der Schweiz ist nichts mehr, als ein ehrlicher Landmann, ein eifriger Beschützer seines Familienkreises. Tell's Gattin verletzt bei ihm ungestraft die edelsten menschlichen Gefühle und kommt aus der Rolle einer Wirthschafterin nicht heraus. Allein wenn auch bei solchen Elementen der Ruhm etwas Unmögliches ist, so ist doch der Erfolg keinesweges zweifelhaft. Das häusliche Glück, so wie Sheridan Knowles es darstellt, wird von Jedermann im ersten Augenblicke sogleich erfaßt; dagegen würden nicht alle Herzen in gleicher Weise mit der von dem Schiller'schen Genius aufgefaßten idealen Freiheit sympathisiren.

Sheridan Knowles hat, wie man freilich zugeben muß, heutzutage keine Nebenbuhler, die selbst mit ihm auch nur einen Vergleich aushielten. Die in England seit zwanzig Jahren erschienenen dramatischen Gedichte können, trotz mancher literarischen Vorzüge, doch nicht die Probe auf den Brettern aushalten. Selbst die Tragödien Byron's ermangeln des Effekts auf der Bühne. Eine aufmerksame Lektüre entdeckt freilich Schönheiten des ersten Ranges darin, und zwar vorzugsweise bewundernswürdige Selbstdarstellungen jenes erhabenen Geistes, der, nachdem er der Reihe nach die Namen eines Konrad, eines Lara, eines Harold und eines Manfred angenommen, endlich noch unter den sinnlich berauschten und verzweiflungsvollen Zügen eines Sardanapalus oder unter der eifersüchtigen und verweichlichten Gestalt Marino Faliero's von neuem wieder aufleben sollte. Allein alle diese genialen Capricen genügen doch keinesweges, um dem erwartungsvollen und neugierigen Auditorium zur Belustigung und Ergötzung zu dienen. Die große Menge wird von dergleichen Zügen nicht gerührt, sondern bleibt kalt und gleichgültig dabei.

Poole und Buckstone haben sich dem Lustspiel zugewandt. Sie leisten für ihren Zweck, was sie nach ihren Kräften vermögen. Es ist ihnen auch eine gewisse Gewandheit des Geistes gar nicht abzusprechen; allein ihr Witz übt sich vorzugsweise an kleinlichen Dingen, und dann ziehen sie auch zu oft die Karrikatur der wahrhaften Komödie vor. Sie verstehen es zwar, ohne sich zu viel Zwang anzuthun, die Zügellosigkeit eines Congreve so wie die Ungeschliffenheit eines Farquhar und Centlivre zu vermeiden; allein unter ihren Händen verliert die Englische Komödie an Fröhlichkeit das, was sie an Sittlichkeit gewinnt; sie verschwenden die Wortspiele zu sehr und scheinen gar nicht zu muthmaßen, daß das Lachen eben so wie das Weinen seine eigenthümliche Würde hat.

Poole und Buckstone haben sich bisher nur in den niederen Regionen des Lustspiels versucht. Die jüngste Schöpfung des Ersteren, der Patrizier und der Emporkömmling, schien denselben in ein höheres Gebiet zu versetzen; allein diese Hoffnung ward getäuscht, und wir erhielten nur ein kleines Stück, das ziemlich in die Länge ausgedehnt ward. Poole und Buckstone ziehen wie Sheridan Knowles den Erfolg mehr durch List an sich, als daß sie ihn durch positives Verdienst erwerben; wie Jener nehmen sie ihre Zuflucht zu abgenutzten, aber sicheren Mitteln; sie verstehen das Handwerk wohl, allein sie haben keine Ahnung von der dramatischen Kunst.

Das Englische Theater, nachdem es sich einmal von dem literarischen Wege abgewandt, mußte natürlich in eben der Weise, wie das Theater in Frankreich, den Geldspekulanten und Entrepreneurs in die Hände fallen. Wenn die Englische Presse den Verfall der dramatischen Kunst beklagt, so pflegt sie sich dabei einer Phrase zu bedienen, die überall viel zu bedeuten, aber in London noch weit mehr Gewicht hat als zu Paris. Sie lautet ungefähr folgendermaßen: „Alle die von uns erwähnten Uebelstände haben sammt und sonders einen ganz einfachen Grund: Herr Bunn nämlich, anstatt 500 Pfund Sterling für ein Original-Mannskript zu zahlen, verschafft sich lieber für 50 Pfund die Uebersetzung irgend eines Französischen Stückes." Wir müssen der Presse Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Invasion der Französischen Stücke ist ein ernstes Hinderniß für die Entwickelung des Englischen Nationalgeistes. Wenn es sich noch um einen Molière oder Corneille, um einen Voltaire oder Beaumarchais handelte, so würde die Nachahmung noch etwas Belehrendes haben und dem Publikum eben so wohl als dem Poeten zu manchem Nutzen gereichen. Aber um dergleichen Musterbilder nachzuahmen, dazu müßte man von Liebe zur Arbeit durchdrungen seyn und diese nicht nach Art eines Handwerks treiben.

Heutzutage verkümmert, in London wie in Paris, die Kunst immer mehr in Folge der Ausdehnung der Industrie. Die Malerei läßt sich zu den Wasserfarben herab, um nicht bei dem Verkauf zu kurz zu kommen, und in einigen Jahren wird man die Statuen aus Ebenholz oder Elfenbein schneiden, um es nur nicht mit dem Marmor zu thun zu haben. Die dramatischen Dichter Englands setzen, um ihr Honorar ohne zu große Anstrengung zu gewinnen, die Melodramen und die Vaudevilles von Frankreich in Contribution. Scribe und Pixerécourt herrschen zu Hay-Market eben so, wie auf den Boulevards zu Paris. Wenn die Direction ein neues Stück bedarf, so sieht sie sich gar nicht erst nach einem Dichter um, sie würde dabei zu viel Zeit verlieren; man läuft vielmehr zu einem Uebersetzer und sucht sich die Verballhornung des letzten Meisterwerks zu verschaffen, das eben mit dem Packetboot von Paris angekommen ist. Sogleich strömen auch die dramatischen Handlanger herbei und vertheilen unter sich die Komödie mit oder ohne Lieder-Strophen, wie sie zu Paris in der Straße Richelieu oder auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle rezitirt wird, und versprechen, innerhalb acht Tagen das Meisterwerk vollständig zu liefern. Auch halten sie gar pünktlich Wort, und zur bestimmten Stunde beginnt man, die Fabrik-Arbeit einzustudiren. Die Direction sorgt dafür, den Erfolg des erwarteten Stückes vorzubereiten. Gewöhnlich hält man sich an das allerauffallendste Mittel, das nur selten fehlschlägt. Man macht mit großen rothen Buchstaben etwa Folgendes bekannt: „In kurzem wird das sehr bewunderte Lustspiel des Herrn Scribe auf unserer Bühne zur Aufführung kommen." Mehr bedarf es nicht, um alle Bewunderung herbeizulocken. Diejenigen unter den Zuschauern, die den Kontinent bereist haben, schreiben augenblicklich nach Paris, um sich das Original selbst kommen zu lassen, und wenn das Stück endlich aufgeführt wird, raunen sie ihren Nachbarn die Feinheiten ins Ohr, die man bei der zu schleunigen Umarbeitung des Originals übersehen hat. Ihre eigene Eitelkeit ist mit interessirt bei dem Erfolge eines Französischen Stückes, das sie in ihrem Reise-Tagebuche vermerkt haben.

Von Shakespeare zu Scribe! — Ja, wahrhaftig, das ist der Weg, den England durchlaufen. Ich habe an demselben Abend auf derselben Bühne zu London den Hamlet und Scribe's Gelehrten aufführen sehen, und ich kann versichern, daß man Farren nicht weniger mit Beifall beklatscht, als Charles Kemble. Hamlet hatte in der Bataille freilich ein Glied verloren. Ich weiß nicht, welcher Theater-Censor die Longueurs des Originals abgekürzt haben mag, aber es dachte auch Niemand daran, sich darüber zu beklagen. Ich habe die Gesichter der Zuschauer sorgfältig studirt, ich verfolgte mit aufmerksamem Blicke die Bewegungen des Auditoriums, und mehr als einmal begegnete ich dem Ausdruck der Langenweile und des Widerwillens der Damen bei der Aufführung des Hamlet. Sie wendeten den Kopf ab, während Ophelia Blumenkränze wand; sie scherzten recht leichtfertig, als wenn sie eben eine aria di bravura erwartet hätten, dagegen mochten sie nicht ein Wort von dem Französischen Stücke verlieren. Shakespeare erschien ihnen als ein abgetragenes Kleid, während sie die Tiraden Eugene Scribe's als einen neuen Ballanzug bewunderten. Ich traute anfangs meinen Sinnen nicht und fragte mich, ob ich nicht geträumt hätte.

Der Erfolg Eugene Scribe's hat fast in ganz Europa einen epidemischen Charakter angenommen. In Berlin, in Wien, in St. Petersburg, in Mailand und in Madrid, wie in London, haben die Komödien des neuen Akademikers das Theater-Repertoir ganz und gar in Beschlag genommen. Wir haben nicht nöthig, uns auf den Grund dieser so ungemein verbreiteten Bewunderung näher einzulassen. Wir wissen recht gut, daß der wahrhaft gebildete Mann überall die in Dialoge verarbeiteten trivialen Mode-Romane nur mit Widerwillen ansieht. Ja, der Indifferentismus in der Literatur ist es nur, dem man den Erfolg dieser Improvisationen zuzuschreiben hat. Die Literatur der Britischen Nation wird ganz allein jetzt von der Industrie und der Politik beherrscht. England ist im Besitz großer Dichter, um die es von Europa beneidet wird; aber es ermangelt allen literarischen Interesses. Selbst wenn man sich dazu hinaufstimmt, über das poetische Genie zu diskutiren, so geschieht es selten ohne Beimischung fremder Interessen. Will man das Verdienst irgend eines Buches beurtheilen, so betrachtet man es immer erst durch die Brille der politischen oder religiösen Orthodoxie. Das, was in den Augen der Whigs der Edinburgh-Review groß ist, erscheint den Tories der Quarterly-Review als verderblich, so wie den Benthamisten der Westminster-Review als frivol. Alle unsere weitläuftigen Abhandlungen über den Rhythmus, über Reim und Cäsur werden in den Londoner Salons als albernes Kindergeschwätz betrachtet, das man in eben der Art bemitleidet, wie die gemeinen und nichtigen Zänkereien der Damen der Halle.

Jedoch muß man deshalb nicht an der Regeneration des Englischen Dramas verzweifeln. Wir haben bloß abzuwarten, daß die Politik und ihre Kämpfe sich erst einmal beschwichtigen, um den literarischen Interessen die erforderliche Freiheit zur Entwickelung zu gönnen.

Gustav Planche.

Rußland.

Das Kaiserliche Institut für adelige Damen zu St. Petersburg.

(Schluß.)

Ein Gebrauch, der vor etwa funfzehn Jahren eingeführt worden, besteht darin, daß aus der weißen Klasse von jeder Abtheilung täglich abwechselnd zwei Mädchen dazu bestimmt werden, den Dienst in der Küche zu verrichten und das zu lernen, was man die Wirthschaft nennt. Sie stehen bei dem Topfe am Feuerheerde, sorgen für die Zubereitung des Fleisches und machen das Backwerk zurecht, das im Speisesaale aufgetragen wird; auch bedienen sie selbst ihre Gefährtinnen bei Tische.

Der Kursus in jeder Klasse dauert drei Jahre; mithin beträgt die ganze Studienzeit neun Jahre, während welcher die Zöglinge das Institut nur unter den dringendsten Anläßen und außerordentlichsten Umständen und nie ohne die ausdrückliche Erlaubniß der Kaiserin verlassen dürfen; aber zu jeder Zeit, besonders während der Ferien, ist es ihnen gestattet, ihre Aeltern entweder bei der Directrice oder bei einer der Aufseherinnen der Anstalt zu sprechen. Dieses Gesetz würde passend,

obwohl immer sehr streng erscheinen, wenn es für ein Kloster gemacht wäre; allein für junge Personen, die vermöge ihrer Geburt und ihres Standes dazu berufen sind, einst in der großen Welt zu leben, ist es höchst unzweckmäßig. Der Mangel an Umgang mit den Ihrigen flößt den Zöglingen meistentheils einen besonderen Egoismus ein und beengt das Herz; das zu mönchische Wesen ihrer totalen Abgeschlossenheit führt etwas zu Gezwungenes und Steifes herbei; auch giebt sich bei den Damen, wenn sie die Anstalt verlassen, in einem Alter, wo Alles Anstand und Grazie seyn sollte, weniger Liebenswürdigkeit als Gelehrsamkeit zu erkennen, und es ist nichts auffallender, als das linkische Wesen, mit dem sie in die Welt treten. Sie nehmen ohne Zweifel bald die Manieren der Gesellschaft an, allein sie können nie die Steifheit des Schullebens gänzlich abstreifen, und ich war immer im Stande, unter hundert Frauenzimmern, die das zwanzigste Jahr überschritten, diejenigen herauszufinden, die ihre Erziehung in einem der Kaiserlichen Institute erhalten hatten.

Alle drei Jahre findet der Austritt der weißen Zöglinge aus der Anstalt statt, eine Feierlichkeit, die wir unten näher beschreiben wollen. Um diese Zeit, nämlich gegen den Februar, verwandeln sich die Blauen in Weiße, die Braunen werden blau, und die Neuen, das heißt diejenigen, die durch die Wahl der Kaiserin in das Institut aufgenommen werden, vertheilen sich, je nach dem Grade ihrer früheren Ausbildung, unter die drei Abtheilungen der braunen Klasse.

Es findet jährlich eine Privat-Prüfung für jede Abtheilung in den beiden letzten Klassen statt; diese Prüfung wird zu einem Gegenstande des besonderen Wetteifers für die Zöglinge, die es als eine zu große Schande betrachten würden, wenn sie länger als ein Jahr in derselben Abtheilung blieben.

Es vergeht selten ein Monat, ohne daß die Kaiserin ihren Schützlingen einen Besuch abstattet; und abgesehen von dem Eifer, von welchem die Personen belebt sind, die für die Ordnung in der Anstalt zu sorgen haben, ist gewiß nichts mehr dazu geeignet, sie beständig in vollem Athem zu erhalten. Da die Zeit, wann die Kaiserin erscheint, unbestimmt ist, so hält sich ein Jeder beständig auf seinem Posten bereit; auch würde man viele Mühe haben, irgend ein unreines Fleckchen in den Korridors, in den Lehrsälen oder in den Schlafzimmern, in den Speisesälen und in der Küche zu entdecken. Da indeß immer etwas mehr zum Scheine geschieht, so tragen die Directrice und der Haus-Verwalter beständig Sorge dafür, daß sie den Augenblick erspähen, wo die Kaiserin den Palast verläßt. Es werden in gewissen Entfernungen treue Boten aufgestellt, die Alles auf's sorgfältigste belauschen, und die im schnellsten Galopp Nachricht von der Richtung abstatten, die die Kutsche Ihrer Majestät genommen hat. Da muß man sehen, wenn man einmal vorher nicht so recht auf der Hut gewesen, welch' eine Thätigkeit in dem ganzen Institute herrscht; alle Besen, alle Flederwische, alle Schaufeln sind in Bewegung; Bediente, Domestiken durchlaufen das Haus in allen Richtungen; ein Jeder will der Erste seyn, der jeden Tadel zu vermeiden sucht. Ich habe dergleichen Augenblicken beigewohnt, die sehr verhängnißvoll für die Schultern der armen Invaliden sind, welche als Aufwärter in der Anstalt gebraucht werden.

Die Speisen, die den Zöglingen verabreicht werden, sind gesund und im Ueberflusse. Des Morgens giebt es Thee mit Milch; um 12 Uhr wird dinirt, und um sieben Uhr wird Abendbrod gespeist. Die Mittag-Mahlzeit besteht aus einer Suppe mit Blumenkohl (Aschi), oder mit Grütze, kleinen Fleisch-Pasteten (pirageri), Braten und Kascha oder einer Grütze, die im Ofen gebacken und mit Milch eingerührt wird; des Abends hat man dieselben Gerichte, mit Ausnahme der Suppe. Nur bei großen Festen giebt es noch außerdem Flügelwerk oder Gebackenes mit Bonbons oder Konfett. Die Zöglinge erhalten nur schwarzes Brod, wie es in der Bäckerei der Anstalt gebacken wird.

In der Weihnachts-Woche, zu der Zeit, wo das Karneval in Rußland gefeiert wird, zu Ostern, an den Geburtsfesten des Kaisers und der Kaiserin, so wie der Directrice und der Aufseherinnen, ladet die Schulvorsteherin in ihre Wohnung diejenigen von den Zöglingen ein, die sich durch ihr Betragen und durch ihre Fortschritte am meisten ausgezeichnet haben. Da giebt es Thee, Konzert, Ball und Souper. Zu diesen Belustigungen, die in der That sehr reizend sind, werden auch mehrere Fremde eingeladen, und die Zöglinge der Anstalt machen selbst die Honneurs.

Die Feierlichkeit der öffentlichen Prüfungen findet in einem prächtigen Saale statt, der ausschließlich zu diesem Zwecke bestimmt ist. Es wäre schwer, sich, wenn man es nicht selbst gesehen, eine Idee von dem wunderbaren Anblicke zu machen, den hier die drei festlichen Tage gewähren: man denke sich nahe an tausend junge Mädchen in einem Alter von zehn bis achtzehn Jahren, eine Jede in der Farbe der Klasse, der sie angehört, die Braunen und die Blauen auf den beiden Seiten und die Weißen im Hintergrunde des Saales vertheilt. Das Glück, die Freude und die Hoffnung leuchten und funkeln auf den jungen Gesichtern; bei den Einen ist es die Idee des Triumphes, bei den Anderen die einer nahen Emancipation, bei den Blauen der Gedanke, bald ihren Gefährtinnen nachzufolgen, und bei den Braunen endlich der feste Entschluß, dem Eifer und den Fleiß ihrer Vorgängerinnen nachzuahmen. Für die Kaiserin und ihre Ehren-Damen, so wie für die Mitglieder des Verwaltungs-Raths, für den General-Kurator und die ausgezeichneten Fremden ist ein besonderer Platz im Saale bestimmt. Die Verwandten der Zöglinge und das übrige eingeladene Publikum sitzen auf den Bänken, die von dem Eingange bis ungefähr in die Mitte des Saales vertheilt sind.

Am ersten Tage werden die Zöglinge in der Religion, in der Arithmetik und in der Russischen Grammatik examinirt. Vor Allem singen sie im Chor eine religiöse Hymne, die fast immer in Französischer Sprache abgefaßt ist. Der zweite Tag wird der Geschichte, der Geographie und der Russischen und Deutschen Sprache gewidmet. Der dritte Tag endlich ist der glänzendste, und es wird zur Feier desselben Alles aufgeboten, was der Luxus Reizendes und Prachtvolles aufbieten kann. Hier erscheinen die glänzendsten Trachten und Toiletten, und alle die Vornehmsten aus der Gesellschaft von St. Petersburg sind, gleichsam in einen Centralpunkt vereinigt, hier anzutreffen. Das Examen beschäftigt sich mit der Rhetorik und der Französischen Literatur, so wie mit der Physik. Es endigt mit einzelnen Musikstücken auf dem Piano und der Harfe, und den Beschluß macht ein Ballet, das von dem Französischen Tanzmeister komponirt und von den Zöglingen selbst ausgeführt wird.

Am Ende der Feier läßt die Kaiserin diejenigen von den Zöglingen vor sich kommen, die am besten auf die Fragen geantwortet haben, welche ihnen vorgelegt worden; eben so tröstet sie auch diejenigen, die durch ihr Gedächtniß oder durch ihre Schüchternheit in Verlegenheit gerathen. Sie umarmt sie Alle, flößt den Einen Ermunterung, den Anderen Hoffnung ein und richtet an Alle wohlwollende und huldreiche Worte.

Hierauf begiebt sich das Publikum nach einem Saale, der minder geräumig ist, und wo die Zeichnungen und Stickereien ausgestellt sind; sodann kommt man endlich in einen anderen Saal, wo ein Jeder Theil an dem Frühstücke nimmt, das von Ihrer Majestät veranstaltet wird.

Von diesem Tage ab steht es den Aeltern frei, ihre Kinder aus der Anstalt zu entnehmen, die sie nie verlassen, ohne Thränen zu vergießen, indem sie hier gar manche Erinnerungen aus ihrer Kindheit und Jugend zurücklassen. In Folge einer höchst lobenswerthen Einrichtung bleiben diejenigen Damen, deren Familie nicht so begütert ist, um ihnen eine anständige Existenz zu verschaffen, so wie diejenigen, welche sich durch ihr Betragen und durch ihre Kenntnisse ausgezeichnet haben, so lange in dem Institute, bis die Kaiserin beschließt, sie als Ehrendamen an den Hof zu nehmen, oder sie im Institute als Klassendamen anzustellen. Es ist zu diesem Zwecke eine besondere Abtheilung unter dem Namen **Pepinière** errichtet worden, wo für die Zöglinge ausführliche Vorträge über die Französische Literatur gehalten werden. Hier findet man in der That sehr reizende Wesen unter den jungen Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, die meistentheils sehr schön und alle sehr wohl erzogen sind. Es hat mehr als ein großer Herr diese Klasse besucht, um sich hier eine Gattin auszuwählen, und es hat selten Jemand Ursache gehabt, eine Idee zu bereuen, die vielleicht etwas sonderbar erscheint, die aber in allen Fällen die Achtung zur Basis hat, die weibliche Tugenden und liebenswürdige Talente einflößen.

Es ist noch ein vierter Tag für das Examen der bürgerlichen Mädchen bestimmt, deren Unterrichts-Gegenstände dieselben sind, mit Ausnahme der Musik, des Tanzes und der Physik. Zu einem minder glänzenden Leben berufen, sind ihre Studien von mehr ernster Art und mehr auf den eigentlichen unmittelbaren Nutzen und Zweck berechnet. Aus der Abtheilung der Bürgerlichen entnehmen die weniger begüterten Familien aus dem Innern Rußlands die Gouvernanten für ihre Töchter, denn nur den reichen Häusern ist es möglich, sich Damen aus Frankreich oder der Schweiz zu verschaffen.

Etwas später beginnen ebenfalls nach Verlauf von drei Jahren die Examina in dem St. Katharinen-Institut. Wir wollen uns hierbei in keine Details einlassen, indem wir nur genöthigt würden, uns zu wiederholen; es genügt, zu sagen, daß diese Anstalt, die im Mittelpunkte der Stadt, in einem der schönsten Quartiere liegt, immer mehr beim Publikum beliebt wird, und daß daselbst im Allgemeinen mehr Etikette herrscht, als im Kloster zu Smolni. Man hat die Ursache dieser besonderen Vorliebe für das Filial-Institut zum Theil wohl dem ruhmwürdigen Namen zuzuschreiben, der ihm zur Zierde gereicht.

Während des Monats, der auf das öffentliche Examen folgt, werden nach einem Ihrer Majestät vorgelegten Berichte Geschenke, Geldsummen, Ehrenzeichen und Würden, je nach den eigenthümlichen Verhältnissen, unter die Professoren vertheilt, und die Aufseherinnen und Klassendamen erhalten Geschenke, die in Juwelen, Tabatieren, goldenen Uhren und Ohrringen u. s. w. bestehen. Die Directrice erhält gewöhnlich eine Arende, das heißt, eine gewisse Anzahl Morgen Ackerlandes in irgend einem der Russischen Gouvernements, am häufigsten in Esthland und in Liefland.

Auf diese Weise werden in Rußland am Ende eines jeden Schul-Jahres die Lehrer und die Lehrerinnen für den Fleiß, der sich aus den Prüfungen ergiebt, ehrenvoll belohnt, während man bei uns meist nur die Zöglinge selbst zu bedenken pflegt. (J. d. P.)

I t a l i e n.

Bellini.

Skizzirt von Castil Blaze.

Die Italiänischen Schauspieler waren eben in Paris wieder eingetroffen, und seit acht Tagen las man auf den Anschlagzetteln die **Puritaner** von **Bellini** angekündigt. Endlich am 1. Oktober ward die Oper, die in London einen eben so glänzenden Erfolg hatte, wie schon früher zu Paris, diese Lieblings-Oper ward in der letzteren Stadt von neuem aufgeführt, ausgestattet mit allem Zauber der Melodieen und getragen von der magischen Gewalt der Virtuosen des Italiänischen Theaters. Der Abend war ein herrlicher Triumph für den jungen Meister, dem man die treffliche Composition zu verdanken hatte; man vernahm die allgemeinsten Ausbrüche des Enthusiasmus, und Ehrenkronen wurden dem Komponisten dargereicht, als Zeichen der Anerkennung für die eben so erhabenen als melodischen Töne, die er auf die Scene gebracht. Aber schon für den nächsten Morgen hatte ihm das Geschick ganz andere Kronen zugedacht, Kronen, wie man sie bei Leichenbestattungen sieht, aus Lorbeern und Cypressen; Fackeln und Leuchten, lange Trauerflöre, eine schwermüthige, melancholische Musik; aber mitten aus den feierlichen und traurigen Gesängen [illegible]

Zauber-Melodie hervor, eine Melodie, die unmittelbar aus dem Sarge des verblichenen Bellini zu steigen schien. Es war der Schluß-Chor aus den „Puritanern", das Letzte aus der letzten Oper des jungen Komponisten, der auf Lateinische Worte übertragen worden war und von Rubini abgesungen wurde, den Lablache, Tamburini und Iwanoff wunderbar sekundirten; dieser Chor war von einer Wirkung, wie sie sich nicht leicht beschreiben läßt. Die ergreifende, pathetische Stimme Rubini's hatte den höchsten Grad des Ausdrucks erreicht. Der bewundernswürdige Künstler weinte an dem Grabe seines Freundes, und sein Schmerz ward von aller Welt getheilt.

Bellini starb in einem Alter von neunundzwanzig Jahren, in dem Augenblicke, wo die Erfahrung seinem Talente die Kraft und die Färbung verlieh, die man an seinen früheren Productionen noch zu vermissen schien; er hatte hinsichtlich des Stils bedeutende Fortschritte gemacht, aber trotzdem hatte er die Frische seiner jugendlichen Einbildungskraft noch immer sich bewahrt. Sein Name war schon jetzt ein allgemein berühmter, aber noch mehr versprach man sich von ihm für die Zukunft, und er hinterläßt uns auch Werke, aus denen man beurtheilen kann, sowohl was er bereits geleistet, als was er hätte leisten können.

Als ich ihn im verflossenen Jahre darum ersuchte, daß er mir einige Notizen für seine Biographie mittheilen möchte, antwortete er mir: „Warten Sie nur erst ab, bis ich Etwas geleistet habe; ich stehe ja für jetzt noch an der Schwelle, ich bin noch Kind; wenn ich Ihnen sage, daß ich zu Catania geboren und daß ich nach Neapel gegangen bin, um unter Zingarelli Musik zu studiren, so wissen Sie Alles. Es lohnt der Mühe nicht, das Publikum mit so wenig interessanten Dingen zu unterhalten. Eine Biographie muß Thatsachen liefern; diese Thatsachen aber sollen von mir erst erzeugt und geboren werden. In einer Zeit von etwa zwanzig Jahren dürften wir wohl wieder einmal darüber sprechen." — „Allein alsdann möchte vielleicht der Biograph nicht mehr bei der Hand seyn." — „O, er wird schon; in der Zukunft wollen wir uns einmal über diesen Punkt auslassen, wenn ich bereits etwas Bemerkenswerthes geleistet haben werde."

Der Himmel wollte es, daß diese glänzende Laufbahn so plötzlich unterbrochen wurde, und daß der Verfasser von sechs bewunderten Opern mir nichts mehr von seinem Künstler-Geschick, weder von seinen Triumphen, noch von den widerwärtigen Ereignissen seines Lebens, etwas mittheilen kann. Demnächst werde ich das Leben dieses Kindes nach den Diktaten eines seiner Studien-Genossen beschreiben, nach dem, was mir einer seiner Anhänger, ich könnte sagen, einer seiner Nebenbuhler! darüber mitgetheilt; allein Bellini hatte den Erfolg seiner Zeitgenossen nie anders als begünstigt, und er sah sich stets nur von Freunden umgeben.

Bellini ward zu Catania, am Fuße des Aetna, im Jahre 1806 geboren; sein Vater war, eben so wie sein Großvater, Organist gewesen. So erhielt er denn in seiner Familie die erste musikalische Erziehung. Ein vornehmer Sicilianer, der ein großer Musikfreund war, bemerkte mit Vergnügen die glücklichen Anlagen und Eigenschaften des jungen Vencenzo, und er drang in den Vater Bellini's, daß derselbe seinen Sohn nach Neapel schickte, um dort Kenntnisse zu erwerben, die er in Sicilien unmöglich erlangen konnte. Dieser vornehme Herr trug selbst dazu bei, einige finanzielle Hindernisse wegzuräumen, die der Abreise des Künstlers im Wege standen. Vencenzo arbeitete bald im Konservatorium zu Neapel und machte sich alle die vortrefflichen Anweisungen und Lehren Zingarelli's zu eigen. Das Band der zärtlichsten Freundschaft vereinigte ihn mit Florimo und Mercadante, seinen Mitschülern. Der Erstere war es, dem er später, als er bei der ersten Aufführung einer seiner Opern nicht selbst zugegen seyn konnte, die Leitung derselben übertrug. Unser Bellini machte reißende Fortschritte, und nach einigen Jahren komponirte er selbst eine Operette, die in dem kleinen Schauspiel-Saale des Konservatoriums aufgeführt wurde.

Vencenzo besaß weder das erforderliche Geld, noch den Kredit, um sich einen neuen Operntext zu verschaffen; er wählte daher einen schon früher gedruckten; es war der, den Generali vor mehreren Jahren in Musik gesetzt hatte, nämlich Adelson v. Salvino. Dieser Versuch machte Bellini die größte Ehre. Barbaja, der Direktor des Theaters San Carlo, trug ihm sogleich eine vollständige Oper für seine Bühne auf; hierauf erschien Bianca und Gernando. Der Erfolg war zwar nur mittelmäßig, aber der neue kühne Versuch hatte doch die Hoffnungen rege gemacht; es war ein unermeßlicher Schritt für den jungen Komponisten; er hatte sich von den Bänken der Schule aus auf einmal zur ersten Schaubühne Italiens emporgeschwungen. Es war schon sehr viel, daß man ihn nicht ausgepfiffen und ausgezischt hatte; das Stillschweigen in ähnlichen Fällen ist stets eine besondere Gunst, selbst die einfache Aufmerksamkeit eine Art von Hochachtung, und nun ward Bellini noch dazu mit Beifall beklatscht. In dem folgenden Jahre, 1827, ließ Barbaja, der auch die Direction des Theaters von Mailand übernommen hatte, Bellini nach dieser Stadt reisen, um daselbst eine neue Oper in Scene zu setzen. Rubini begleitete bei dieser Gelegenheit den jungen Kapellmeister, dem Barbaja mit unbedingtem Vertrauen die Leitung des Theaters der Scala ganz überlassen hatte; Rubini und Madame Meric-Lalande waren die Virtuosen unseres Komponisten. Für sie schrieb er den Piraten, dessen Erfolg ungeheuer war. Von diesem Augenblicke an nahm Bellini den Rang ein, den er später unter den Celebritäten Italiens behauptet hat. Die Mailänder bemühten sich, ihren Lieblings-Musiker und ihre Sänger auch für das nächste Jahr zu behalten. Unterdessen hatte sich Bellini durch die Straniera (die Unbekannte) neue Lorbeern erworben. Um diese Zeit, noch ehe die letztere Oper zur Aufführung kam, wurde das große Theater zu Genua eröffnet, und die Einweihung des schönen Saales geschah durch die Darstellung von Bianca und Gernando, die der Autor noch einmal umgearbeitet hatte, indem er statt einiger Cavatinen, die bei dem Neapolitanischen Publikum wenig Glück gemacht hatten, einige neue Arien substituirte. In dieser umgewandelten Gestalt behauptete sich „Bianca und Gernando" an der Seite des „Piraten" und der „Straniera."

Die Oper Zaire, die im Jahre 1829 zu Parma aufgeführt wurde, machte kein Glück. Dafür aber lieferten die Capuletti und die Montecchi (Romeo und Julie) eine glänzende Entschädigung; diese letztere Oper machte zu Venedig außerordentliches Furore. Die Stadt Mailand berief hierauf ihren Lieblingskünstler in ihre Mitte zurück. Bellini trat daselbst mit seiner Somnambula und der Norma auf, die er für Madame Pasta geschrieben; Rubini übernahm in der ersten dieser beiden Opern den Tenor; dagegen war die Rolle des Pollione in der „Norma" ganz eigens für die Stimme Reina's, für einen kräftigen, aber zugleich eigenthümlich ernsten Tenor geschaffen. Dieser letztere Umstand hat bisher die Aufführung Norma's, des Meisterwerkes unseres Komponisten, auf dem Theater von Paris verhindert. Bellini hatte sich vorgenommen, die Rolle für Rubini besonders umzugestalten; aber er hat diese Arbeit nicht zu Ende bringen können. Wir haben nicht nöthig hinzuzufügen, mit welchem Enthusiasmus „Norma" sowohl als die „Somnambula" aufgenommen wurden. Bevor Bellini nach Paris kam, hatte er noch Beatrice Tenda für das Theater von Venedig komponirt: indeß hat sich „Beatrice" nicht auf der Bühne erhalten. Die Puritaner endlich haben der Laufbahn des Künstlers die Krone aufgesetzt, dessen Verlust uns jetzt so viele Thränen entlockt.

Italien hat einen unendlichen Schmerz erlitten, es hat einen seiner geliebtesten, theuersten Söhne verloren, und es wird sich nur einigermaßen durch die Theilnahme trösten können, die das Nachbarland (Frankreich) mit so vieler Liebe und Wärme für das Talent des jungen Sicilianers an den Tag gelegt, so wie durch die freiwilligen und außerordentlichen Ehrenbezeigungen, durch die es die irdischen Ueberreste des fremden Künstlers besonders ausgezeichnet. (R. d. P.)

Bibliographie.

Collezione delle opere poetiche di Samuele Biava. (Biava's sämmtliche Dichtungen.) Erster Theil. Religiöse Gesänge. Mailand. Pr. 1 L. 30 C.

Considerazioni sulla corrospondenza di Monteverde. (Betrachtungen über die „Briefe von Monteverde".) Die „Briefe von Monteverde" bilden eine Art von philosophischem Roman, der im J. 1832 in Lugano herausgekommen ist. Die gegenwärtigen Betrachtungen waren zuerst in dem zu Pesaro herauskommenden Journale „La voce della ragione" (die Stimme der Vernunft) abgedruckt.

Corografia fisica, storica e statistica dell Italia e delle sue isole. (Italien und seine Inseln.) Von diesem auf 12 Bde. berechneten großen geographisch-statistischen Werke, das von 200 Karten und eben so vielen Tabellen und Abbildungen begleitet seyn wird, und dessen Herausgeber Hr. Attilio Zuccagni-Orlandini ist, ist so eben die erste Abth., „das Fürstenthum Monaco", erschienen.

Difesa della patria. (Vertheidigung des Vaterlandes.) Vom Abate Francesco Beroni. 4. Pr. 6 L. 45 C.

Mannigfaltiges.

— Mac Donnell, der große Schachspieler. Die Liebhaber des Schachspiels haben den Tod Alexander M'Donnell's zu beklagen, der unlängst, erst 37 Jahr alt, nach kurzer Krankheit gestorben ist. Dieser Gentleman war nicht nur der beste Britische Schachspieler seiner Zeit, sondern überhaupt der beste, den Großbritanien seit Philidor besessen hat. Seine Talente waren jedoch auf dieses einzige Streben nicht konzentrirt; M'Donnell herrschte noch in manchem anderen Gebiete des Wissens. Er verfaßte mehrere schätzbare Werke über politische Oekonomie, über den Verkehr mit Westindien und den Handel mit dem Auslande im Allgemeinen, und sein klarer Stil beleuchtete seine großartigen Ansichten sehr glücklich. Die Schach-Klubs von Westminster und London, deren Mitglied er war, empfanden diesen unerwarteten traurigen Verlust so tief, wie ein häusliches Unglück. M'Donnell war derjenige, welcher vor etwa einem Jahre im Schach-Klub von Westminster die lange Reihe von Schach-Partieen (beinahe 100) mit Monsieur de la Bourdonnais spielte. Seine Trefflichkeit als Schachspieler war mit der edelsten Humanität gepaart. Er zeigte sich immer nicht bloß zum Spiel, sondern auch zur Unterweisung bereit, und kein Lehrer des Schachspiels konnte jemals größere Geduld und Kaltblütigkeit besitzen. Herr M'Donnell hinterläßt Keinen, der ihm würdig zur Seite stehen könnte, und sein Name wird lange in den Englischen Schach-Klubs fortleben. (Atlas.)

— Consumtion des Branntweins in London. In einer großen Branntweinschenke an der Surrey-Seite der Themse, wo funfzehn Personen mit der Aufwartung beschäftigt sind, wird das Einkommen an den Abenden der Sonnabende auf eine Guinee in jeder Minute taxirt! Die inneren Einrichtungen dieses Etablissements sollen über sechstausend Pfund Sterling gekostet haben. (Atlas.)

— Die Universität Upsala. Im verflossenen Sommer-Semester war die Anzahl der Studirenden in Upsala 1278, wovon 842 stets anwesend waren, und worunter 128 Adliche, 312 Prediger-Söhne, 241 Bürger- und 160 Bauern-Söhne und nur ein Ausländer. Theologie studirten 258, Jurisprudenz 304, Medizin 127, Philosophie 336; 253 hatten noch kein bestimmtes Studium gewählt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 124. Berlin, Freitag den 16. Oktober 1835.

England.

Lord Baco von Verulam.

Im gemeinen Leben spricht man wohl gern von großen Männern und ihren Werken, ohne sich erst Rechenschaft darüber zu geben, weshalb sie denn eigentlich berühmt geworden sind. Diese Art von unwissender Bewunderung zollt das große Publikum besonders Männern, wie **Baco**, **Leibnitz** und **Newton**, deren Werke eben nicht zur Unterhaltungs-Lektüre sich eignen, sondern die geübteste Denkkraft, ja, wir möchten sagen, einen mitschaffenden Geist erfordern, um gehörig verstanden zu werden. Es ist daher ein rühmliches Unternehmen, wenn man das Verständniß der unsterblichen Leistungen solcher Riesengeister durch eine geistreich populaire Darstellung ihres Lebens und Strebens zu erleichtern oder vorzubereiten sucht, wie es der Verfasser eines so eben in London erschienenen Werkes, Herr Thomas Martin,*) gethan hat, der uns zugleich darin manche noch unbekannte höchst interessante Data mittheilt.

Francis Baco wurde um die Mitte des 16ten Jahrhunderts geboren. Er war der jüngste Sohn Nicholas Baco's, von dem die Königin Elisabeth sagte: „Die Seele meines Groß-Siegelbewahrers hat ein treffliches Wohnhaus." Seine Mutter, eine Tochter Sir Anthony Cook's, Hofmeisters Eduard's VI., war eine tugendhafte und wissenschaftlich gebildete Frau. Baco bewies sich von Kindheit an solcher Aeltern würdig: sein Witz und die Gewandtheit seines Geistes waren in jeder Lebens-Periode sehr hervorstechend. Die Königin hatte ihre Freude daran, ihm in seinem zarten Alter mancherlei prüfende Fragen zu stellen. Als sie ihn einst fragte, wie alt er sey, gab er zur Antwort: „Zwei Jahre jünger als Eurer Majestät glückliche Regierung." Sein Nerven-System war so reizbar, daß oft ein bloßer Wechsel des atmosphärischen Einflusses ihm eine Ohnmacht verursachte. Bei seinen Meditationen hörte er gern im anstoßenden Zimmer Musik; auch ließ er sich den Tisch mit wohlriechenden Kräutern und Blumen bestreuen, wie die Jahreszeit sie darbot. Diese Düfte stärkten, wie er sagte, seinen Geist und sein Gedächtniß. Zur Frühlingszeit, wenn es regnete, pflegte er in seiner offenen Kutsche auszufahren; denn er behauptete, diese Erfrischung von oben sey sehr heilsam, wegen des Salpeterstoffes in der Luft; und bevor er zu Bette ging, trank er oft ein Glas starkes Bier, um seine geschäftige Phantasie einzulullen, die ihn sonst den größeren Theil der Nacht schlaflos hinbringen ließ.

Als Baco seine Studien in Cambridge beendigt hatte, machte er eine große Reise nach dem Kontinent. Während dieser Zeit erfand er ein neues Ziffern-System, welches später dem ersten Theile seiner „**Instauration**" einverleibt wurde. Damals scheint er auch die Phänomene der Natur, besonders den **Schall**, thätig geprüft zu haben. Er war der Erste, welcher die Idee zur Erfindung des Hör-Rohrs (der Ohr-Trompete) angab, wie aus seinen eigenen, von dem Verfasser zitirten Worten erhellt. „Man versuche es nur", sagt Baco, „zur Nachhülfe des Ohrs ein Instrument wie einen Trichter zu machen, dessen engerer Theil so dick sey, als die Oeffnung des Ohrs, dessen breiteres Ende aber viel mehr Umfang habe, etwa wie eine Glocke am Rande. Die Länge sey ½ Fuß oder mehr, und die enge Oeffnung werde dicht ans Ohr gehalten. Dann merke man, ob nicht jeder Schall in freier Luft aus größerer Entfernung gehört wird, als ohne jenes Instrument, das gleichsam eine Brille für's Ohr wäre." — Baco's Entdeckungen sind unendlich bedeutender gewesen, als diese hingeworfene Idee einer Ohr-Brille; allein sie giebt schon eine Probe von seinem durchdringenden Geiste im jugendlichen Alter.

Der plötzliche Tod seines Vaters nöthigte ihn, vom Festlande zurückzukehren und gegen seine Neigung die Rechte zu studiren. Er kam bald in's Parlament, und wie Ben Jonson sagt, existirte damals kein würdigerer Redner; seine Reden hatten da, wo er beißende Witzspiele umgehen konnte, einen edel censorischen Charakter. Keiner sprach jemals klarer, ausdrucksvoller, gewaltiger, sinnschwerer; Alles, was er sagte, hatte einen ganz besonderen Reiz. „Seine Hörer verloren schon etwas, wenn sie ihn nur einen Augenblick aus den Augen ließen, und Jeder, der ihn hörte, fürchtete nur, er möchte zu früh enden."

Obgleich aber Baco in so mannigfacher Hinsicht sich hervorthat, und obgleich die Königin ihm zu wiederholten Malen eine Anstellung versprochen hatte, wich sie der Erfüllung ihres Versprechens doch immer aus. Als Sir Edward Coke General-Anwalt war, mochte wohl dessen feindselige Gesinnung gegen Baco an dieser Zurücksetzung großen Antheil haben. Die Nebenbuhlerschaft Beider wurde zuweilen laut, selbst bei Hofe, und es dürfte nicht uninteressant seyn, ein Beispiel davon anzuführen, das Baco selbst erzählt.

„Ich will hier", sagt er an einer Stelle, „eine Probe von dem Uebermuth geben, mit welchem der Herr General-Anwalt mich einst traktirte, und zwar öffentlich im Exchequer (der Schatzkammer). Daß ich die Wahrheit erzähle, können mir Alle bezeugen, die dabei zugegen waren. — Ich wollte auf die Ländereien George Moore's, eines flüchtig gewordenen Verräthers, Beschlag gelegt wissen. Ich that dies in so milden und klaren Ausdrücken als möglich. Der Herr Anwalt aber ärgerte sich darüber und sagte: „„Herr Baco, wenn Sie nur irgend einen Zahn wider mich haben, so reißen Sie ihn aus; er wird Ihnen sonst mehr schaden, als alle übrige Zähne Ihnen nützen."" — Ich antwortete ihm kaltblütig mit folgenden Worten: „„Herr Anwalt, ich achte Sie, allein ich fürchte Sie nicht, und je weniger Sie von Ihrer eigenen Größe sprechen, desto mehr werde ich daran denken."" — Er versetzte: „„Ich halte es für schimpflich, mit Ihnen auf den Fuß der Vergleichung zu kommen; denn Sie sind weniger als wenig, weniger als das Wenigste."" So gab er mir noch andere auffallend höhnische Reden, und das mit einer beleidigenden Geberde, die nicht beschrieben werden kann. Obschon gereizt, antwortete ich nur Folgendes: „„Herr Anwalt, drücken Sie mich nicht so tief herunter; ich bin schon Ihr Mann gewesen und kann es auch wieder werden, wenn es der Königin so gefällt."" — Er bedeutete mir, ich sollte mich nicht um die Angelegenheiten der Königin, sondern um meine eigenen bekümmern; ich sey kein Beeidigter u. s. w. Ich sagte ihm: „„Beeidigt oder unbeeidigt, das gilt einem Ehrenmanne gleich; ich habe immer meine Berufspflichten oben an gestellt und mein Interesse denselben untergeordnet, und hoffe zu Gott, daß Sie eben so denken mögen.""

Wenden wir uns jetzt zu dem populairsten und vielgelesensten Theile der Baco'schen Schriften — wir meinen seine „Essays" — und hören wir, was er selbst und was Andere davon berichten.

Im Jahre 1597 publizirte er einen Band seiner Essays, um den Abdruck einer insgeheim abgefaßten Kopie, die in das Publikum gekommen war, zu verhüten. Er vergleicht sich bei dieser Gelegenheit mit dem Besitzer eines Obstgartens, der sein Obst vor der Zeit einsammelt, damit es nicht gestohlen werde. In einem den Essays vorgedruckten Briefe an seinen Bruder sagt er: „Es war mir nicht angenehm, diese Versuche jetzt schon herausgeben zu müssen; denn sie gleichen den neugeprägten Halbpennystücken: das Silber ist gut, aber die Stücke sind klein. Da sie aber doch nun einmal vom Stapel laufen sollen, so glaubte ich, sie Niemand besser widmen zu können, als Dir, meinem zweiten Ich, dessen schwächere Gesundheit ich gern auf mich übertragen möchte, damit Ihro Majestät einen so thätigen und fähigen Geist, wie Dich, in Ihren Dienst bekäme und ich nur ausschließlich solchen Bestrebungen und Studien obliegen könnte, für die ich am tauglichsten bin."

Diese „Versuche" betrachtete er nur als Erholungen von seinen anderen Studien. Es ist ein interessantes Faktum, daß der Versuch „Ueber die Freundschaft" auf die Bitte seines frühesten und spätesten Freundes **Matthew** geschrieben wurde.

Seine Beobachtungen in den Essays sind die eines feinen Weltmanns. Dugald Stewart sagt mit Recht: „Die Neuheit und Tiefe seiner Reflexionen erhält oft eben durch die Trivialität des Gegenstandes ein starkes Relief." In seiner Art, die Dinge aufzufassen, war immer so viel Bestimmtes, daß seine Ideen öfter die ganze Schärfe und energische Kürze eines Sprüchwortes haben. Er war zugleich ein so großer Meister der Sprache, daß Dr. Johnson erklärte, aus seinen Werken allein könne man ein Englisches Wörterbuch zusammentragen.

Baco befand sich beinahe unausgesetzt in schlechten pecuniairen Verhältnissen. Er selbst sagt in einem seiner Briefe: „Meine gute alte Herrin (die Königin) pflegte mich ihren Wachsstock zu nennen, weil es ihr Vergnügen machte, daß sie mich täglich brennen und glühen sah, und doch ließ sie es zu, daß ich fast ganz herunter brannte." Etwa fünf Jahre vor dem Tode der Königin war er so übel daran, daß ein Goldschmied, dem er dreihundert Pfund zu bezahlen hatte, ihn eines Tages arretiren ließ, als er eben vom Tower zurückkehrte, wo er in Sachen der Königin gewesen war. Nur die thätige Hülfeleistung seiner Freunde rettete ihn vor Kerkermauern. Nach dem Tode der Königin schrieb er in folgenden Ausdrücken an Lord Cecil:

„Wenn ich mein Landgut in Hertfordshire verkaufe, so werde ich meine Schulden bezahlen können und 300 Pfund jährliche Einkünfte haben; dazu noch ein schönes Haus und einen wohlgezimmerten Fußbo-

*) Life and Character etc. (Leben und Charakter Lord Baco's, nebst einigen seiner Briefe.) Von Thomas Martin.

den. In Königliche Angelegenheiten möcht' ich die Nase nicht viel mehr stecken, da Se. Majestät jetzo Rathgeber in Hülle und Fülle haben; wohl aber meinem eigensten Streben folgen und mit angemessener Amtserhöhung mich verheirathen. Was meinen Ehrgeiz betrifft, so versichere ich Eurer Herrlichkeit, daß es damit vorbei ist. Als die Königin, meine erlauchte Herrin, noch lebte, war das Quorum gering: ihr Dienst war eine Art Freilehen, und es war damals überhaupt eine feierlichere Zeit. Alles dies stimmte zu meiner Individualität. Jetzt werde ich meinen ganzen Ehrgeiz der Schreibfeder anvertrauen, und diese wird meinen Nachruhm sichern."

Dieser Ehrgeiz war aber nicht sein einziger. In Baco's Brust kämpften zwei feindselige Prinzipe um die Oberhand. Er hatte sich zum Staatsmann ausgebildet, und da er immer mit den ersten Ministern in engen Verhältnissen stand, so war es natürlich, daß ihm Rang und Würden nie gleichgültig blieben. Aber eine innere Stimme sagte ihm auch wieder, daß die Natur ihn mehr zu wissenschaftlichen Forschungen, als zum Streben nach Gewalt und Ansehen bestimmt habe. Er huldigte dem einen Prinzipe heimlich, und dem anderen öffentlich.

Es dauerte nicht lange, so war er an Jakob's Hofe angestellt. Dieser Monarch kannte seine Verdienste, und Baco war nicht der Letzte gewesen, der ihm seine Dienste anbot. „Keines Menschen Feuer", sagte er in einem Briefe an den König, „soll reiner und glühender seyn als das meinige; wie hoch aber die Flamme emporlodern soll, das bleibe Eurer Majestät anheimgestellt."

In kurzer Zeit wurde Baco General-Fiskal am Königlichen Hofe und bald nachher General-Anwalt. In der letzteren Eigenschaft bemühte er sich, den Zweikämpfen, die damals sehr gewöhnlich waren, ein Ende zu machen; und die Klage, die er in der Stern-Kammer gegen William Priest und Richard Wright erhob, wurde von den Lords des Geheimen-Raths so gut geheißen, daß sie dieselbe durch den Druck bekannt machen ließen.

Baco trägt in dieser Klage darauf an, daß der Staat den Zweikämpfen energisch und mit strenger Konsequenz entgegenarbeite; er will das Uebel unter keiner Bedingung geduldet wissen: jeder dem Verbot entgegen Wirkende soll durch die Stern-Kammer bestraft und, selbst wenn er eine hohe Würde bekleidet, eine Zeitlang vom Hofe verbannt werden.

Im Jahre 1618 wurde Baco Lord-Kanzler, mit dem Titel eines Barons von Verulam, und bald nachher eines Viscount's von Saint-Alban.

Eines der bedeutendsten Werke dieses großen Denkers ist bekanntlich sein Novum Organum, das eine bessere Methode zur Erforschung der Wahrheit lehrt, als die Philosophen des Alterthums jemals ahneten, und deren Befolgung zu allen den großen Entdeckungen in der neueren Wissenschaft geführt hat.

Ein großes und fruchtbares, in dem Novum Organum dargelegtes und entwickeltes Prinzip, ohne welches der Aristotelische Lehrsatz de omni et nullo eine sterile und nutzlose Abstraction seyn würde, ist das Prinzip der Induction. Diesem Prinzip zufolge muß jede Forschung, wenn sie wahrhaft nützliche Resultate herbeiführen soll, auf Thatsachen beruhen und nicht auf Meinungen; sie muß analytisch verfahren, die Phänomene der Natur in ihre Bestandtheile auflösen, und solchergestalt zu Axiomen oder allgemeinen Gesetzen (d. h. generalisirten Thatsachen) sich erheben, aus denen man nicht bloß die bereits inducirten oder zur Prüfung vorgelegten Einzel-Fakta, sondern auch andere, bis dahin unbekannte synthetisch motiviren kann.

Vermuthlich um seiner neuen Methode desto sichereren Eingang zu verschaffen, bediente sich Baco des alten scholastischen Kunstwortes Induction, das noch aus dem klassischen Alterthum stammte. Damit aber keine Verwechselung mit der Aristotelischen Induction entstehe, hebt er an verschiedenen Stellen seiner Schriften den mächtigen Unterschied zwischen beiden sorgfältig hervor. Trotzdem haben einige blinde Bewunderer des Aristoteles, um nur jede Art von Verdienst auf ihr Idol zu häufen, vertrauensvoll behauptet, daß Baco's Induction mit der des Aristoteles identisch sey. „Es wäre keine ärgere Geistesverwirrung", sagt Dugald Stewart, „wenn man die Gnade (gratia) im christlichen Sinne mit den Grazien (gratiae) des heidnischen Alterthums verwechselte."

„Die Induction", bemerkt Baco, „von welcher die Logiker sprechen, ist ganz falsch und unzuverlässig; was aber den Irrthum noch gehässiger macht, ist der Umstand, daß, zufolge jener Induction, die Natur entstellt, gemißbraucht und verbogen wird, da doch alle Kunst nur veredelnd und vervollkommnend auf die Natur wirken sollte. Wenn man aus einer Reihenfolge einzelner Thatsachen schließt, ohne widersprechende Umstände zu berücksichtigen, so ist dies keine Schlußfolgerung, sondern eine Konjektur. Die Wahrheit der Sache fällt so stark in die Augen, daß sie keinem selbstständigen Denker entgehen würde, wenn diese Herren ihren Dogmen und Theorieen weniger hastig zueilten und weniger vornehm auf Partikularitäten herabsähen."

Wir können nicht umhin, eine feine Bemerkung des Dr. Rieb hier anzuführen. „Die meisten Künste", sagt er, „sind nicht eher unter Regeln gebracht worden, als bis sie durch den natürlichen Scharfsinn des Künstlers oder Erfinders zu einem bedeutenden Grade der Vollkommenheit gediehen waren; allein die Kunst der philosophischen Induction hatte Baco sehr umfassend vorgezeichnet, ehe noch der Welt ein erträgliches Beispiel ihrer Anwendung vor die Augen gekommen war. Obwohl nun diese Eigenthümlichkeit das Verdienst des Baco'schen Werkes um ein Bedeutendes erhöht, so theilt sie ihm doch auf der anderen Seite eine gewisse Dunkelheit mit, weil es an aufklärenden Beispielen gebricht.

Der Verfasser der eben erschienenen Schrift setzt den Zweck und den Gegenstand jenes unsterblichen Werkes mit vieler Popularität auseinander. Seine Beispiele, die er den besten neueren Entdeckungen entlehnt, sind recht belehrend eingewebt. Aber Philosophie und Literatur sind nicht die einzigen Gegenstände von Interesse in diesem Buche; auch das Leben und den Charakter Baco's als Mensch behandelt der Verf. mit vielem Takte, indem er zwischen den beiden bis jetzt vorwaltenden Polar-Meinungen — daß Baco der edelste oder der unedelste Mensch gewesen — die Mittelstraße hält.

Das wohlgetroffene Portrait des „Vaters der Experimental-Philosophie", nach einer schönen Medaille gestochen, dient dem Werke schon beim ersten Eröffnen zu nicht geringer Empfehlung.

Bibliographie.

Lives of the most eminent literary and scientific men of Italy, Spain and Portugal. (Lebensbeschreibungen der berühmtesten Italiänischen, Spanischen und Portugiesischen Literaten und Gelehrten.) 2 Bde. 12 Sh.

A key to structural, physiological and systematic botany. (Anleitung zu einem naturgemäßen Studium der Botanik.) Von Prof. Lindley. $4\frac{1}{2}$ Sh.

Twenty years in retirement. (Zwanzig Jahre verabschiedet.) Vom Verf. der „Zwölf Jahre beim Militair". 2 Bde. 24 Sh.

Memoirs etc. (Denkwürdigkeiten des General-Lieutenants Sir Thomas Picton.) Von H. B. Robinson. 2 Bde. 8 Sh.

Spanien.

Dichter und Maler im siebzehnten Jahrhundert.

Von José Bermudez de Castro.

In einem finstern und schmutzigen Gäßchen von Sevilla stand ein altes Haus, dessen Bau, von den Grundfesten bis zum Dache, durch häufiges Zuthun, Wegnehmen und Verändern in solchem Grade metamorphosirt worden war, daß der arme Architekt, der weiland mit Künstlerstolz den Riß dazu entworfen, im Jahre der Gnade 1616 seine eigene Schöpfung nicht mehr erkannt haben würde.

Dieses Haus hatte damals zwei Stockwerke, wenn anders eine niedrige Dachstube mit ungedieltem Boden, welche drei Viertheile des Saales einnahm, und die man vermittelst einer Leiter ersteigen mußte, den Namen eines zweiten Stockwerks verdiente. Das Innere dieser Dachstube wollen wir näher kennen lernen.

Ein Jüngling, dem Anschein nach von 18 bis 20 Jahren, dessen braunes Antlitz hohen männlichen Ernst verkündete, stand hier mit der Palette in der einen und dem Pinsel in der anderen Hand vor einer Staffelei und heftete seine Flammenblicke auf das lachende Bäuerlein Titian's, welches er zu kopiren schien. Daß ihn aber seine Arbeit nicht befriedigte, konnte man aus den zusammengezogenen Brauen, den eingekniffenen Lippen und den raschen krampfhaften Bewegungen des jungen Künstlers abnehmen.

Zwei oder dreimal trat er ein wenig zurück, um sein Werk zu betrachten; seine Augen wendeten sich blitzschnell von dem Original zur Kopie; dann setzte er den Pinsel an, retouchirte etwas, that wieder einen Pinselstrich, trat wieder zurück, verglich von neuem und rief endlich, vor Wuth mit dem Fuße stampfend: „Daß dich" — hier hielt er als guter Christ inne und fuhr dann in gedämpfterem Tone fort: „Nun, Gott sey mir gnädig! Wer kann solche Tinten wiedergeben!" Nachdem er eine Weile mit sich selbst gekämpft, packte ihn sein Dämon von neuem; er schleuderte Palette und Pinsel gegen die Leinwand, streckte die harmlose Staffelei mit einem Faustschlag zu Boden, warf sich verzweiflungsvoll in den Sessel und versank, das Haupt auf die Hand gestützt, in dumpfe Betäubung. Es war die Niedergeschlagenheit, die Verzweiflung des Genius, der den Himmel offen sieht und nicht hineinfliegen kann.

So blieb unser Jüngling zerschmettert und tiefsinnig sitzen. Von Zeit zu Zeit schien es, als ob ein heftiger Krampf ihn durchzuckte; dann erhob er das Haupt, blickte starr um sich her, bedeckte sich die Augen und schlug sich mit geballten Fäusten gegen die Stirn. So vergingen die Stunden, und er aß nicht; so überkam ihn die Nacht, und er schlief nicht. Erst mit Anbruch des Tages erhob er sich melancholisch von seinem Sitze, drehte, ohne zu wissen, was er that, seinen noch zarten Schnurrbart aufwärts, stieg die Leiter hinab und trat, nachdem er sich andächtig bekreuzt hatte, aus dem Hause. Die hohl gewordenen Augen und die krankhafte Blässe des Gesichts bezeugten den überstandenen Seelenkampf.

Unser junger Künstler war ein guter Christ; er besuchte also vor Allem die Kirche. Nachdem er eine Messe gehört hatte, machte er sich schon beruhigter auf den Rückweg; da klopfte ihm Jemand sanft auf die Schulter, und eine bekannte Stimme sprach: „Geh mit Gott, Freund Diego!"

Der Anredende war ein Mann von einigen sechzig Jahren, groß, wohlgebaut und mit sonnverbranntem Gesichte; die schwarzen Feueraugen redeten von Krieg und Kunst, mit aller Gluth eines Helden und mit dem ganzen Enthusiasmus eines Künstlers. Der kleine und eingefallene Mund beherbergte nur wenige vereinzelt dastehende Zähne; die übrigen Züge aber verkündeten ehemalige hohe Mannesschönheit. Er trug einen langen abgenutzten Mantel von schwarzem Kammelot, einen Wamms von demselben Stoffe und in demselben Zustande, kurze, knapp anliegende Beinkleider mit farbiger Schleife, einen großen Degen und eine schiefsitzende Mütze. Die ganze Kleidung war ein Bild der Dürftigkeit, aber sauber und reinlich.

Wie interessant mußte es seyn, diese beiden Menschen vereint zu schauen! Der Jüngling ganz Hoffnung, der Greis ganz Erinnerung; Beide mit dem Schicksal ringend; Beide einander anblitzend mit Augen, die eine glühende Seele verriethen, einen schöpferischen Genius, eine vulkanische Phantasie, ein Leben, an dem die Begeisterung wie eine stählerne Feile nagte. O! wer sie geschaut hätte, diese Beiden, der würde ausgerufen haben: „Das sind keine gemeine Seelen! Diese Hüllen

bergen etwas Gewaltiges, sey es nun ein Himmel oder eine Hölle!" Des Einen wartete Selbstmord oder ewiger Ruhm, des Anderen ..... der Andere hatte gegen ein eisernes Geschick hundert Riesenkämpfe bestanden.

„Was bedeutet aber diese Blässe, dieser düster glühende Blick? Untergrabe nicht ein Leben, das so glorreich werden kann...."

„„Ich habe eine entsetzliche Nacht durchlebt, eine Nacht voll Thränen, Qual, Wuth und Verzweiflung!"" Hier faßte der Jüngling seinen väterlichen Freund krampfhaft beim Arm und erstickte einen tief aufgeathmeten Seufzer.

„Und was ist Schuld daran gewesen?" fragte der Alte, „vielleicht eine jugendliche Liebe? Doch nein, das kann es nicht .... Jüngling, sage mir, was ist Dir begegnet?"

„„Was mir begegnet? Meine Hoffnungen auf Ruhm sind dahin — meine Schwingen versengt — ich bin gefallen!""

„Hast Du etwa Deine Kräfte überboten — den Moment der Weihe nicht abgewartet?"

„„Um keinen Zollbreit bin ich weiter gekommen! Ich werde stehen bleiben, in der Menge mich verlieren — ruhmlos untergehen!""

„Nein, Jüngling, Du bist nicht geboren, um in Finsterniß zu enden — erhebe kühn Dein Haupt — denke freudig an den Nachruhm!"

„„Den Nachruhm! — ja, ich träumte von Ruhm, und Euch verdank' ich jene Träume, die mich zur Verzweiflung bringen: ich wollte bewundert leben oder — sterben! Nur keine Mittelmäßigkeit, die das Leben mit Koth besudelt; aber jetzt — wie mich emporschwingen?""

„Hätt' ich Deine Hand, Deinen Pinsel und meine Phantasie!" sprach der Andere, und legte ihm mit begeistertem Blick eine Hand auf die Schulter; „Du weißt nicht, was Du für einen Schatz besitzest; arbeite, und ich verspreche Dir —"

„„Es ist vergebens! Der Ruhm hat seinen Reiz für mich verloren! Ich werde mich zu Grunde richten, eh' ich aus dem Dunkel hervortrete!"" Hier schwieg der Jüngling ein paar Augenblicke und fuhr dann fort: „„Auch Ihr habt einst von Berühmtheit geträumt, habt Novellen und Komödien gedichtet, und nun — was ist Euch dafür geworden? Steckt Euer Ruhm in diesem Mantel, in diesem Wammse?""

„Sehr wahr!" sagte der Alte traurig, „sehr wahr, ich bin arm, verlassen, krank, verfolgt — sieh da meinen Ruhm! Welche Belohnung, großer Gott!" Hier senkte er sein Haupt, aber nur auf einen Augenblick. „Ich bin arm", sprach er dann mit edlem Stolze, „ich bin arm, aber geehrt. — Und meine Träume von Liebe und Glückseligkeit, und die Wesen, die ich voll Schöpferkraft ins Daseyn beschworen, mit ihren Tugenden, ihren Charakteren, ihren Leidenschaften, jene Wesen, die ich liebe, als wären sie meine Kinder — jene Stunden der Weihe, des süßesten Wahnsinns — jene seligen Entzückungen, — jener Flug des Dichtergeistes, so frei, so fessellos wie der Aether — jene geistigen Welten, von denen ich lebe: entschädigen sie nicht für alle Leiden, für alles Ungemach des Lebens? Wer kann diese Schätze mir entreißen? Was ist aller irdische Ruhm gegen Götterfreuden?"

Die tiefen Furchen seiner Stirn hatten sich bei diesen Worten entfaltet; seine Augen strahlten von jugendlicher Begeisterung; sein edles, emporgerichtetes Haupt, sein Blick, der die Erde mit dem Szepter des Himmels zu messen schien — Alles verkündete den triumphirenden Genius.

Der Adlerblick und die zauberische Beredsamkeit des Greises überwältigten den Trotz des jungen Malers. Beschämt ob seiner Schwäche schlug er die Augen nieder, und als der Alte ihm sagte: „Komm nach Deiner Wohnung!" folgte er so geduldig, wie ein Lamm.

— Das Atelier war noch in dem Zustand, in welchem wir es verließen.

„Wo ist die Leinwand?" fragte der Alte. — „„Hier"", antwortete sein junger Freund und hob sie, bestäubt und schmutzig, wie sie war, vom Boden auf.

„Pfui, schäme Dich! Wer mit einer solchen Arbeit unzufrieden seyn kann, der ist mit nichts zu befriedigen. Du hast ein Meisterwerk zerstört." — Hier betrachtete er das Gemälde genauer. — „Guter Ausdruck — dieses Gesicht lacht. Gutes Kolorit, lebendige Auffassung, mächtiger Pinselstrich! — Aber diese Mittel-Tinte! Sie allein ist der Flecken Deiner Arbeit: warum hast Du sie in solchem Grade verwischt?"

„„Eben diese ist es, die mich zur Verzweiflung bringt"", rief der Maler mit Lebhaftigkeit. „„Ich sah jenen bläulichen Schimmer um die Lippen des Originals schweben und ohne Confusion mit dem Dunkel sich mischen? Ich habe ihn gesehen, geistig erfaßt und — war nicht im Stande, ihn wiederzugeben. Ist das nicht Grund genug zum Verzweifeln?""

„Nichts weniger: male getrost fort: nimm Deine Begeisterung zur Führerin und werde kein Nachahmer!"

„„Was soll ich thun? Was kann ich erfinden? Welches Kolorit kann ich erdenken, das mir Titian und Corregio nicht geraubt hätten! Warum bin ich doch so spät geboren!""

„Ahme der Natur nach: Alle haben sie mehr oder weniger untreu dargestellt: der Eine, um sie zu verschönern; der Andere, um sie herabzusetzen. Male Du sie ganz, wie sie ist, mit ihrer göttlichen Schönheit, mit der hehren Majestät, die sie aus Gottes Händen empfing, mit ihren launischen Mängeln — nichts ab- und nichts hinzugethan! Deine Phantasie, Dein Pinsel werden für das Uebrige sorgen. — Dann, mein Freund, dann kommt auch der Ruhm nachgeschritten; aber das Glück — o! täusche Dich nicht — das Glück schwerlich! Fürchtest Du den Neid und seine Schlingen, zauderst Du in der Wahl zwischen Glück und Ruhm — nun, so bist Du nicht zum Künstler geboren: wirf den Pinsel fort!"

„„Nein!"" rief begeistert der Jüngling, den die Worte des Alten wie ein Wirbelwind packten; „„nein! Ich zaudere nicht: sind Ruhm und Unsterblichkeit mir nur gewiß, so scheu' ich keine widrige Schicksale: mögen sie kommen! Ich biete ihnen Trotz."" Mit diesen Worten warf er keck und wie herausfordernd sein Haupt empor.

„So gefällst Du mir, so wollte ich Dich sehen, mein Sohn", sprach der Alte gerührt, „Du bist der Gabe würdig, die der Himmel Dir verlieh. Ach! hätte ich Deine zauberische Kunst verstanden! Mein Name würde auf der ganzen Erde wiederhallen, und ich würde minder unglücklich seyn. Schau meine Stirn! Ist nicht tausendfaches Unglück darauf eingegraben? Ich lebte in einer Welt, die mich nicht verstehen konnte: ich mußte meinen Genius hinunterwürgen, weil ich nicht fähig war, ihn auf die Leinwand zu übertragen oder in Marmor einzumeißeln; aber meine feurige Seele wollte entweder aufathmen oder sich verzehren. Das Kriegerleben verspricht auch Lorbern und Unsterblichkeit: ich wurde Soldat, und Gott weiß es, daß ich diesem Berufe, der die Gluten meiner Seele dämpfte und sie erweiterte, keine Schande gemacht habe. Bald aber riß mich das Schicksal aus dieser Bahn wieder heraus. Schau her! (hier zeigte er dem Jüngling eine große Narbe und einen gelähmten Arm) Siehst Du? Das Waffen-Handwerk mußt' ich niederlegen; aber ich konnte noch schreiben! Meine Feder war mein Pinsel, und ich ließ Gemälde ins Daseyn treten, eben so scharf gezeichnet und von eben dem Farben-Reichthum wie die Deinigen.

„„Und was für schöne Gemälde!"" sprach der Jüngling mit Bewunderung.

„Mein Meisterwerk hast Du noch nicht gesehen", fuhr der Alte fort, „hier steckt es in meinem Busen; ich werde es mit mir begraben lassen! Man glaubte, eine Schmäh-Libell zu lesen, man verfolgte mich, und dieses Buch wurde die Quelle aller meiner Leiden; aber ich liebe es darum nur noch inniger."

Mit diesen Worten langte er behutsam ein dickes, kritzlich beschriebenes Heft hervor und begann nun, dem inneren Auge des Malers ein unermeßliches Gemälde aufzurollen, einen Farbenteppich, auf welchen Erzählungen gestickt waren, so frisch, so ätherisch, so duftig und wunderbar! Tausend abenteuerliche Streiche, tausend Narrheiten mit allen ihren Attributen von Scherz und Grazie; tausend fantastische Arabesken mit Sentenzen voll der tiefsten Lebensweisheit; Episoden von unschuldiger oder zärtlicher, beglückter oder unglücklicher Liebe, mit süßen Thränen und Seufzern, oder mit dem Lächeln der Freude und dem Erröthen der Scham, anakreontisch oder elegisch; der ganze Schauplatz des Lebens, mit allen seinen Visionen und Trugbildern, seinen Leiden und Freuden — mit tausend Charakteren, die wie die Tage wechseln; ein fantastisches und doch wahres Gemälde; eine Fülle komischen Humors, die dem Schattenkönig selbst ein Lächeln abzwingen könnte.

Der junge Maler war in's Hören und Anschauen ganz versunken, als der Greis plötzlich abbrach.

„Wohlan!" sprach Letzterer, dem die Gefühle, die sich in den Augen des jungen Malers aussprachen, mehr Genuß verschafften, als der Beifall einer Menge, „wohlan, jetzt ergreife den Pinsel!"

„„Und was soll ich denn malen nach dem, was ich gehört habe? — Ach! und diese Mitteltinte!""

„Male die Natur jungfräulich, ohne Beimischung, und Du wirst originell seyn, und die Welt wird Dich vom Grabe zurückrufen. — Es soll Dir gelingen, das versprech' ich Dir; aber schwöre mir, daß Du thun willst, was ich Dir sage."

„„Ich schwöre!"" sprach der Jüngling, von dem höheren Genius übermannt.

Er öffnete das Fenster, rieb Farben an, spannte ein anderes Stück Leinwand auf die Staffelei, nahm den Malerstock und die Pinsel zur Hand, stellte sich vor die Leinwand und fragte: „Was soll ich denn nun malen?"

Der Greis blickte aus dem Fenster und antwortete ungesäumt: „Jenen Alten da!" Hierbei wies er auf einen ergrauten Wasserträger mit seinem gegerbten Schlauche, der eben ein paar Durstige tränkte.

„Zaudre nicht, Jüngling! Male ihn! Bring' ihn lebendig auf die Leinwand mit seiner rohen Seele, die aus den unedel trotzigen Augen blickt; bring' alles das auf die Leinwand, und dann will ich Dir sagen: Du bist ein Genius!"

Mit Blitzesschnelle durchdrang der Gegenstand die jugendliche Phantasie des Malers; er zeichnete hastig, unförmlich, aber glühend wie ein Vulkan. Wie mischten sich auf der Palette die widerstrebendsten Farben, und wie flossen sie auf der Leinwand in einander über, alle erdenkliche Wechsel des Lichtes darstellend! Mit welcher Wahrheit und wie naturgetreu traten sie hervor, die eckigen Formen, die grünlichen Tinten, die zerrissenen Schatten des rohen Gesichtes! Wie getroffen waren die schwieligen Hände, die geröstete Haut des Bauern!

Schon war das Werk beinahe vollendet, als die Stirn des jungen Künstlers auf einmal neue Wolken umzogen. „Verwünschte Mitteltinte!" rief er aus; „da kommt sie wieder zum Vorschein!" Er wollte eben den Pinsel nehmen und retouchiren; aber der alte Kriegsmann fiel ihm in den Arm und rief:

„Halt ein! bei Leibe nicht! Das darf ich nimmermehr zugeben!"

Der junge Maler rang mit ihm: „„Laßt mich los, um Gottes Willen! Die Augenblicke sind kostbar — meine Phantasie ist noch voll von ihrem Gegenstande.""

„Gedenke Deines Schwurs." — Aber der Jüngling hörte ihn nicht und kämpfte, um sich loszureißen. Als dies ihm endlich gelungen war, trat er vor die Staffelei und — stand wie versteinert; jene so schwierige Mitteltinte, die Klippe, an der er gescheitert, war verschwunden und das Bild vollendet. Es war ein Meisterstück. Der Alte lächelte.

„Siehst Du, mein Sohn, daß ich Recht hatte? Ueberzeugst Du Dich nun, daß jener Dunst, jener leichte Schatten, den Du sahst, nur Gebilde Deiner von dem langen Ansehen des Modells ermüdeten Augen waren? Sprich, was fehlt denn diesem Gemälde? Rühr' es nicht mehr an! Es würde an Geist und Lebendigkeit verlieren, was es an Geschmeidigkeit gewönne."

Mit einem Lächeln des Dankes und der Befriedigung schrieb unser Jüngling an den Fuß des Gemäldes: Velazquez pinxit.

„Du wirst unsterblich seyn, Diego Velazquez de Silva!" sprach der Alte.

Velazquez umarmte ihn und stammelte, vor Freude weinend: „„Auch Du, Miguel de Cervantes Saavedra! Das, was Du mir vorgelesen, wird alle Zeit überdauern.""

Italien.

Die Denkmäler von Ravenna.

Ravenna ist das Rom der letzten Römer-Zeiten. Große Erinnerungen sind dieser Stadt geblieben aus jenem Zeitalter des Verfalls, das auch ein Zeitalter der Verjüngung war; denn die Gruft der Monarchie der Cäsaren ist die gemeinsame Wiege der Staaten West-Europa's geworden.

Die republikanischen und ritterlichen Jahrhunderte des Italiänischen Mittelalters haben einen großen Theil ihres Glanzes auf Ravenna zurückgestrahlt. Das einsame Greisenalter dieser berühmten Stadt macht sie dem Reisenden nur noch ehrwürdiger.

Um den großartig melancholischen Charakter dieser Stadt ganz zu erfassen, muß man durch jene waldbewachsene Oede längs der Küste, die eben so poetisch ist, als die Römische Campagna, nach Ravenna gehen. Hier findet der Reisende keine Menschen-Wohnungen mehr; nur eine Kapelle, in dem herrlichen Stile der wiedergeborenen Kunst gebaut, bezeichnet den Eingang in den Fichtenwald. Als wir bis dahin gelangt waren, neigte sich die Sonne bereits zum Untergang; ihre Strahlen spielten zu unserer Rechten in den großen Sonnenschirmen von dunklem Grün, die eher einer scenischen Decoration als einer freien Schöpfung der Natur glichen. Linker Hand erstrecken sich die salzigen Sümpfe, eine geräumige Haide, mit vielen Pfützen grünlichen Wassers und mit Schilfhütten überdeckt. Im Hintergrunde des Gemäldes entfaltet der Apennin sein Amphitheater von trefflich angebauten und mit schroffen Felsen gekrönten Hügeln, von denen der imposanteste San Marino als Piedestal dient. Gegen Abend sind die hohen Dämme, zwischen welchen der Ronco seine schlammigen Gewässer wälzt, noch hinreichend, um Ravenna zu verstecken. Plötzlich bemerkt man mitten in den Feldern ein altes, mit grauen Moosflechten bewachsenes und an einen röthlichen Thurm sich lehnendes Gebäude; es ist die Basilika Classis, welcher Name noch an den ehemaligen zweiten Kriegs-Hafen des Römischen Reiches erinnert.

Bis ins achte Jahrhundert reichte das Adriatische Meer bis an diese Stelle, und die orientalischen Marmorsteine, aus denen die Kirche erbaut ist, wurden nahe an ihren Grundfesten ausgeschifft. Von dem großen und volkreichen Stadtviertel Classis, das von Kasernen und Magazinen, von Arbeitern und Matrosen, von Kaufleuten und Seesoldaten voll war, ist nicht einmal die Stelle übrig, auf der es gestanden; man sieht nur einen bald ausgetrockneten Morast; Alles ist untergegangen, ausgenommen das Denkmal der Siege des Christenthums; der Hafen der Cäsaren ist verschwunden, wie ihre Flotte.

Die Kirche Classe oder Classe fuori ist dem heiligen Apollinarius, einem der ersten und ausgezeichnetsten Prälaten von Ravenna, geweiht. Seit dem Brande der St. Pauls-Kirche auf der Via Ostia behauptet St. Apollinarius de Classe den ersten Rang unter den ursprünglichen Tempeln der Christenheit. Die Säulenhalle ist zwar neu, allein das Innere hat keine Veränderung erlitten. Im Jahre 534 angefangen und 548 beendigt, im Beiseyn des Legaten Kaiser Justinian's, unter den Auspizien dieses Kaisers und Theodora's feierlich eingeweiht, bewahrt die Basilika noch das Ansehen und die architektonische Einrichtung eines Gerichtshofes für den christlichen Kultus, nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes [illegible].

Drei Schiffe von imposanter Majestät endigen in ein halbzirkelförmiges Chor, das sich um einige Stufen über den Fußboden der Kirche erhebt: es ist das Presbyterium, dem ursprünglichen Tribunale substituirt, mit dem vormals einzigen Altar oben auf den Stufen und dem Sitze des Bischofs im Hintergrunde. Das Zimmerwerk, welches dem Dache des Gebäudes als Stütze dient, läßt seine langen, von Lampen und Weihrauch geschwärzten Balken aus Kastanienholz durchblicken; die Säulen, welche die einzelnen Schiffe trennen, sind von weißem und schwarzgeädertem Griechischen Marmor. Der Baldachin, welcher, zur Erinnerung an das Tabernakel der Schrift, über dem Hochaltare angebracht ist, wird von vier Säulen aus einem sehr seltenen und kostbaren orientalischen Marmor getragen, dessen große schwarze und weiße Flecken alle erdenkliche angulaire Formen haben.

Im Mittelpunkte der Ambulation oder des Mittelschiffes steht ein kleiner Altar mit einem Pavillon aus Bronze darüber. Längs den Mauern der Cella, die Alter und Feuchtigkeit ihrer ehemaligen Bekleidung von Fresko-Gemälden beraubt haben, ruhen, als einzige Zierde, die massiven Sarkophage der ersten Seelenhirten Ravenna's. Ihr weißer Marmor hat seine ganze Reinheit bewahrt; plumpe Skulpturen aus der christlichen Schule belasten die Wände derselben: es sind mystische Lämmer, Tauben mit dem Zweige der Hoffnung im Schnabel, geheiligte Monogramme, in scheinbaren Wortspielen das Glaubensbekenntniß verbergend. Oft sieht man auch halberhobene Büsten, von einer Art Muschelschale umgeben, die Bilder der Apostel in Römischen Toga's vorstellend, und der Gute Hirte, welcher das verirrte Schaf auf seinen Schultern trägt, findet sich auf den meisten dieser Monumente.

Der Glockenthurm, von runder Form und außerordentlicher Höhe, aus Backsteinen gebaut und mit einer Menge kleiner Fenster versehen, ist ein kostbares, heutzutage fast einziges Ueberbleibsel der militairischen Architektur aus der Gothenzeit, oder vielmehr aus den späteren Römerzeiten. Man kann ihn als ein Exemplar jener Bollwerke betrachten, die Aurelianus und Probus in so großer Anzahl längs den Donau-Ufern gegen die nordischen Barbaren errichten ließen.

Zwischen Classis und dem alten Ravenna erstreckte sich ein prachtvolles Revier, oder vielmehr eine Stadt von Palästen, deren Name ihren Ursprung deutlich verkündete; man nannte sie Cäsarea. Jetzt ist von diesem ganzen Reviere nur noch eine Kirche übrig. Die Geschichte Ravenna's kann den großen öden Raum in gewissem Betrachte wieder beleben.

Die neuere Stadt, deren Mauer aus Backsteinen von allen Seiten einstürzt, war vormals die Residenz eines Kardinal-Legaten des Heiligen Stuhls. Sie hat 17,000 Einwohner und genießt die sehr eingeschränkten Vortheile des Hauptortes einer Provinz. Dies ist Alles, was von dem alten Heerde der Gothischen Civilisation, dem Byzanz Italiens, der militairischen Stadt der Polentani übrig bleibt. Sie ist wohlgebaut, lachend, fast ganz modern anzuschauen; denn die mehr oder weniger antiken Monumente, welche sie einschließt, haben größtentheils keine Façaden, oder Façaden aus neuerer Zeit. Manches ganz gewöhnliche Gebäude birgt antike Schätze, deren Daseyn man gar nicht ahnet. Um sich unter so vielen Kostbarkeiten zurechtzufinden, ist eine chronologische Classification nothwendig. Ravenna hat, wie Konstantinopel, keine Spur des Heidenthums mehr aufzuweisen; seine Monumente sind alle christlich und entstammen dem Zeitraum, welcher die Regierung des Honorius von der Leo's XII. trennt.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Elementi di statica. (Elemente der Statik.) Von Gaetano Giorgini, Professor der Mathematik an der Akademie der schönen Künste zu Florenz. Florenz.

Frasologia italiana. (Wörterbuch der eleganten Italiänischen Schreibart.) Erster Band. Zweite vermehrte Auflage. Mailand.

Alla gioventu sullo studio della filosofia. (Ueber das Studium der Philosophie.) Eine Rede an die Jugend, von Dr. Antonio Ricardi. Bergamo.

Istoria del progresso e dell' estinzione della riforma in Italia nel sedicesimo secolo. (Geschichte der Fortschritte und der Unterdrückung der Kirchen-Reform in Italien.) Nach dem Englischen des Mac Crie. Paris.

La Madonna d'Imbevera. — Erzählung von Cesare Cantu. Mailand.

Memoria sul modo di conservare la salute e prolungare la vita. (Ueber die Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens.) Nach Hufeland's Makrobiotik, von Dr. Ercole Ferjaghi. Mailand.

Le meraviglie dell' arte. (Lebensbeschreibungen der berühmtesten Venetianischen Maler.) Nebst ihren Portraits. Von Carlo Ridolfi. Zweite sehr vermehrte Auflage. Padua.

Due parole dette per celia. (Zwei Worte zum Scherz.) Lustspiel in 4 Akten von Luigi Ploner. Mailand.

Elementi di agricoltura teorica-pratica. (Theoretisch-praktische Anleitung zur Landwirthschaft.) Herausgegeben von den Professoren Chiolini und Moretti. Zweite vermehrte Auflage. 4 Bde. Mailand. Pr. 14 L. 30 C.

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte des groben Geschützes. Schon in dem Zeitalter Froissart's hatte die Erfindung des Schießpulvers auf das Kriegswesen umgestaltend eingewirkt; allein das grobe Geschütz war damals und noch einige Zeit später sehr unvollkommen. Die enorme Größe und Unbeholfenheit der Kanonen erschwerte ihren Transport ganz ungemein; sie konnten nur drei- oder viermal des Tages abgefeuert werden, und jeder Schuß war eben so kostspielig als unsicher. Noch bei der Belagerung von Magdeburg (1631) sollen 1550 Kanonenschüsse gegen eine und dieselbe Mauer mit geringem Erfolge gerichtet worden seyn. Dagegen lehrte die nachmalige Vervollkommnung des Artillerie-Wesens, daß die stärkste Festungsmauer einer Kanonen-Batterie nicht gewachsen ist. Niedrige Bastionen und Zwischenwälle vertraten hinführo die gewaltigen Thürme und Mauern mittelalterlicher Schlösser. Trotz der sehr verkleinerten Kanonen ist der Vortheil so ganz auf die Seite der Belagerer gekommen, daß man den letzten Termin einer methodisch geleiteten Belagerung fast mit Sicherheit vorausberechnen kann. Dadurch ist nun freilich das Interesse der neueren Belagerungen sehr verringert worden; aber man wird auch, dem Himmel sey Dank, nicht mehr die Extreme des Elends erleben, denen eine belagerte Stadt im Alterthum ausgesetzt war. (U. S. J.)

— Der Eschenbaum. Die Esche (sagt Leigh Hunt in seinem Indicator) ist derjenige Baum, dessen Nutzen dem der Eiche zunächst steht. Seit undenklichen Zeiten hat er den Kriegern Speere und Lanzen geliefert, den Philistern Stöcke, den Gärtnern Stangen für Hopfen, Weinreben u. s. w. Die Griechen nannten ihn Melia, den honigsüßen, weil er eine Art Manna ausschwitzt, das sonst in der Heilkunde und Färberkunst von starkem Gebrauche war. Vor etwa 40 Jahren gab es (und giebt's vielleicht noch) in Toskana große Eschenwälder, deren Bäume zu diesen Zwecken angezapft wurden. Virgil nennt die Esche „den schönsten Baum des Waldes"; Chaucer „die rüstige Esche", und Spenser „die Esche, die für Alles gut ist". Die Grund-Esche (ground-ash) gedeiht am besten, je mehr sie beschnitten und behauen wird — eine Veredlungs-Manier, welche die Stöcke aus diesem Baum oft auch an dem Menschen erproben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 125. Berlin, Montag den 19. Oktober 1835.

Rußland.

Prinz Johann von Dänemark in Rußland.

(Eine Begebenheit aus dem Jahre 1602, nach Russischen Quellen mitgetheilt vom Legationsrath Tietz.)

Das siebzehnte Jahrhundert war begonnen. Die Friedensliebe seines Monarchen hatte Rußland die Ruhe geschenkt, aber noch hauchten die Felder den Dampf des Blutes derer, die unter der Schärfe von Batori's Schwerte dahin gesunken waren. Moskau, kaum wieder frei athmend nach dem verderbenbringenden Einfall Daulet Ghirei's, nahm in seine Mauern neue Verheerungen auf, Hungersnoth und Pest. Mit diesen düsteren Unholden vereinten sich, um die Schale des Unglücks ganz zu füllen, die Gräuelthaten des grausamen Chlopka, oder, wie einer der Schriftsteller ihn treffend nannte: Rußlands Catilina. Ueber den Zaaren Godunow hat die moralische Geschichte der Menschheit abgeurtheilt; doch groß in geistiger und politischer Hinsicht, zeigte er auch bei diesen Unglücksfällen Festigkeit des Geistes, gab seinen verarmten Unterthanen mit vollen Händen, wachte sorgsam über die Verwaltung des Reichs, und so wurden die fremden Staaten das Unglück Rußlands nicht gewahr. — „Man kann sich des Erstaunens nicht erwehren", sagt Johannes von Müller, „daß bei allen diesen Unglücksfällen, unter deren Last Rußland seufzte, die Reichs-Geschäfte mit solcher Lebhaftigkeit, mit so wunderbarer Thätigkeit ausgeführt wurden. Betrachtet man den Gang derselben aufmerksam, so wäre es schwer zu glauben, daß die inneren Kräfte Rußlands sich zum Verfalle neigten; im Gegentheil schien es, daß sie bemerkbar zunahmen und daß in Moskau ein völliger Ueberfluß herrschte." — Moskau, ohne sich durch große Siegesthaten von anderen Mächten Achtung zu erzwingen, genoß diese doch, so daß es unaufhörlich mit anderen Höfen Gesandtschaften wechselte.

Schweden, Polen, Elisabeth von England und der Papst suchten Bündnisse mit Rußland; ihre Gesandten erstaunten über die Macht und den Glanz des Zaaren. Doch nicht allein Gesandte waren die ausländischen Gäste an Godunow's Hofe; Gustav, der Sohn des Schwedischen Königs Erich XIV., zog auch in die Mauern der alten Russischen Hauptstadt im Jahre 1599 ein. Drei Jahre später, im Jahre 1602, geschah Aehnliches, was von den Russischen Annalisten nur oberflächlich erwähnt wird, denen die Thaten und der Ruhm ihrer Vorfahren und Zeitgenossen erheblicher däuchten, als die Sitten des Volks und die Gebräuche am Hofe des Zaars. Für diese Dürftigkeit der Erwähnung entschädigen die Erzählungen aufmerksamer Ausländer.

Die Streitigkeiten zwischen dem Dänischen und Russischen Hofe, wegen welcher schon im Jahre 1571 der nach Moskau gekommene Dänische Gesandte Jelissei Isenberg Unterhandlungen begann, bei welchen er sich namentlich darüber beklagte, daß die Russen den Norwegischen Lappländern Fischereien und Länder fortnähmen, waren noch nicht geschlichtet. Aus dieser Ursache kamen im Anfange des Jahres 1602 neue Dänische Gesandte nach Rußland, nämlich Eske Brok und Karl Briske, um die Unterhandlungen wegen jenes streitigen Gegenstandes wieder aufzunehmen. Die Folge ihrer Bemühungen war der Vorschlag, den der Zaar bei der ihnen ertheilten letzten Audienz am 6. Februar des gedachten Jahres machte: von beiden Theilen Kommissarien zu ernennen, welchen die Bestimmung der Gränzen obliegen sollte. Godunow's kluge Politik fürchtete unter den gegenwärtigen trüben Verhältnissen einen Krieg, und er entdeckte ein Mittel, diesen zu verhüten, das seiner Eigenliebe schmeicheln und zur Erhebung Rußlands wirken sollte.

Boris Godunow hatte zu einer Gesandtschaft nach Polen schon früher seinen Staats-Secretair Afanaßji Wlaßjew gebraucht, einen sehr gescheidten Kopf, und diesen bestimmte er zu einer Mission nach Kopenhagen, mit dem geheimen Auftrage, den jüngeren Bruder des Königs Christian IV. von Dänemark, den Prinzen Johann, freundlichst nach Moskau einzuladen und ihm Xenia, des Zaar's Tochter, zur Gemahlin anzutragen. Der Dänische Hof, zu jener Zeit noch immer verwickelt in den bekannten Streit mit Schweden, wegen der drei Kronen im Wappenschilde der beiden Reiche, schlug das Anerbieten des Zaars Godunow nicht aus, weil diese Verbindung ihm, im Falle eines Krieges, die mächtige Hülfe Rußlands sicherte. So kehrte also Wlaßjew bald mit einer günstigen Nachricht nach Moskau zurück und Godunow hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als Vorbereitungen zu treffen, um seinen künftigen Schwiegersohn durch Luxus und Pracht in Erstaunen zu setzen. Seine Bojaren erhielten den Befehl, sich zu rüsten, den Prinzen Johann mit allen den Ehrenbezeigungen zu empfangen, die ihm gebührten. Die Bojaren Michail Gliebowitsch Shaltäkow und der ebenerwähnte Staats-Secretair Wlaßjew warteten mit 2000 Reitern und 200 Fuß-Soldaten bereits drei Monate an der Mündung der Narowa, als dort endlich am 10. August 1602 der Prinz, begleitet von 200 Dänischen Beamten anlangte, und sofort seine Gesandten ans Ufer zu den beiden Bojaren schickte. Am folgenden Morgen holten diese in einem großen Boote, in welchem ein Zelt von Sammet aufgeschlagen war, den hohen Ankömmling von seinem Schiffe ab; unter dem Kanonendonner der Dänischen Schiffe und der Festung Iwangorod, bewillkommt von den reich geschmückten Bojaren zu Fuß und Roß, stieg er ans Ufer und begab sich in ein, dort für ihn errichtetes prachtvolles Zelt, das durch seinen Glanz sich vor den übrigen, für das Prinzliche Gefolge bestimmten, auszeichnete. Nun besprachen sich der Staats-Secretair Wlaßjew und der Doktor Jürgen Weber, Kanzler des Prinzen, nach dem damaligen Gebrauche mit einander, und diesen festlichen Empfang beschloß dann die Ueberreichung der prächtigen Geschenke des Zaars an den Prinzen, die größtentheils aus Kleidern von Goldstoff, besetzt mit Edelsteinen und Perlen, aus goldenen Gefäßen und ähnlichen Kostbarkeiten bestanden.

Einige Wochen verweilte der Prinz in Iwangorod in dem Russischen Narwa, wie es die Ausländer nannten, erhielt daselbst später noch ein kostbares Geschenk, nämlich einen reichen Wagen mit sechs weißen schönen Rossen und das dazu gehörige Geschirr von Silber, und setzte dann in kleinen Tagereisen von sieben bis acht Meilen seinen Weg über Jamgorod (das jetzige Jamburg), Nowgorod und Staritza fort, wo er überall mit ausgezeichnetem Glanze empfangen wurde. Als eine Art Reise-Marschälle waren ihm vom Zaar der Fürst Ssemen Dmitrijewitsch Kropotkin und Iwan Andrejewitsch Ssjedakow beigegeben, denen es oblag, jeden seiner Wünsche zu erfüllen. In Nowgorod war, zur Ergötzung des Prinzen, ein Kampf der Russen mit wilden Thieren arrangirt. In Staritza warteten wieder ungefähr 4000 bewaffnete Reiter auf ihn, man übergab ihm in des Zaar's Namen drei herrliche Pferde mit vollständigem glänzendem Geschirre, und ein Schwert, reich mit Edelsteinen besetzt und mit goldenem Griffe versehen. In Moskau ordnete unterdessen der Zaar selbst Alles zum Empfange des Prinzen.

Ein zu dem Gefolge Johann's gehöriger Deutscher hat in einem kleinen Werke diese ganze Reise beschrieben, unter dem Titel: „Wahrhaftige Relation der Russischen und Moskowitischen Reise und Einzug des Durchlauchtigen Herrn Herzog Johannsen des Jüngern, — auch wahrhaftiger Bericht der herrlichen Gelegenheit des Rußlandes, der großen Städte Muskaw Leben und Sitten, durch einen der Wahrheit Liebhaber." Hamburg, 1603 in 4. — Diesem Augenzeugen entnehmen wir die Beschreibung des feierlichen Einzuges des Prinzen in Rußlands alte Hauptstadt: „Unweit der Stadt auf einer großen Ebene erwarteten uns die angesehensten Zaarischen Bojaren in goldgestickten Kleidern, auf stolzen Pferden, statt der Mundstücke mit silbernen Ketten versehen. Nach ihnen erschienen in Reih und Glied 1500 Reiter. Da kamen dem Prinzen Russen und Tataren, Deutsche und Polen im Namen des Zaars, dem sie dienten, entgegen. Unterdessen schwieg der Schall der Pauken und Trompeten; zuerst stiegen die Bojaren, und nach ihnen der Prinz nebst den Königlichen Gesandten von den Pferden; die Russen bewillkommten uns mit einer feierlichen Rede, und führten Johann einen grauen Hengst mit silbernem vergoldetem Sattel und einer Decke von Goldstoff vor; ähnliche Geschenke erhielten die Königlichen Gesandten, die Hofleute und das ganze Gefolge des Prinzen, vom Ersten bis zum Letzten, jeder nach seinem Range und Stande. Auf solche Art zog Johann am 19. September in Moskwa ein, von einer unzähligen Masse Volks und dem Geläute der Glocken vom Kreml empfangen, aber ohne den bei uns gebräuchlichen Schall der Trompeten und Pauken, denn die Russen sagen: daß diese nur im Kriege, nicht aber bei freundschaftlichen Festen passend sind."

Hierzu mag noch aus den Russischen Jahrbüchern ergänzt werden, daß der Bojar, Fürst Wassili Golizün, und die Okolnitschie, Wassili Morosow und Peter Baßmanow, am Stadtthor den Prinzen empfingen, und daß dessen frühere beiden obgedachten Reise-Marschälle jetzt nach dem Einzug in Moskau durch den Fürsten Gregori Romodanowsky, der die Stelle eines Haus-Marschalls bei Johann einnahm, abgelöst wurden.

Neun Tage wurden dem Prinzen bewilligt, um sich von den Anstrengungen der Reise zu erholen, während welcher Zeit Boris Godunow, sich streng an die vaterländischen Gebräuche haltend, seinen künftigen Schwiegersohn nicht sah. Am Tage nach des Prinzen Ankunft aber sandte ihm der Zaar zur Mittagszeit hundert mit Speisen gefüllte

Schüsseln von reinem Gold, mit eben solchen goldenen Schüsseln bedeckt; außerdem in prachtvollen Geschirren Honig, Bier, Wein und Branntwein. Am 28. September wollte Godunow den Prinzen feierlich empfangen. Am Thore des Kremls standen die Schützen und das Volk. Dann nahte Johann und sein ganzes Gefolge auf den vom Zaar erhaltenen Rossen; der Staats-Secretair Wlaßjew und viele Bojaren in reicher Kleidung ritten voraus. Man stieg von den Pferden, die die Schützen in Empfang nahmen, und nun wurde der Prinz von dem Fürsten Trubezkoi und Kasakardonukowitsch Tscherkaski, mit denen sich auf der Treppe andere Bojaren vereinigten, empfangen und durch mehrere vergoldete, mit Türkischen Teppichen ausgelegte Zimmer in das Gemach des Zaars geführt.

An der Thür desselben wurde er wieder bewillkommt von den Fürsten Scheremetew, Mstislawski, Trubezkoi und Ssalmanow. Der Zaar und dessen Sohn, der Zaarewitsch Feodor, umgeben von Bojaren, Hofherren und Pagen, in goldstoffenen mit Edelsteinen und Perlen besetzten Kleidern, gleich Sternen glänzend, erwarteten den Prinzen unter einem kostbaren Baldachin. Johann verneigte sich tief vor dem Zaar und dem Zaarewitsch; wurde dann von diesen umarmt, und es entspann sich ein freundschaftliches Gespräch.

Dem oben angeführten Schriftsteller aus Johann's Gefolge entnehmen wir auch die Beschreibung der zu Ehren des Prinzen in der Rüstkammer des Kremls gehaltenen Zaarischen Mittagstafel. An der Decke des Zimmers nämlich war über dem silbernen Tische mit goldenen Füßen eine künstlich gearbeitete Krone angebracht, in welcher sich eine Schlaguhr befand. Eine Säule erhob sich in der Mitte des Gemachs bis zur Decke und war von einer Masse goldener und silberner Schalen und Trinkgefäße umstellt. Im Vorzimmer zeigten sich ähnliche Pyramiden in unglaublicher Menge. Moskau, obgleich es große Leiden ertragen, obgleich es seine Schätze, die Noth der Armen zu mildern, reichlich gespendet hatte, erregte dennoch das Erstaunen und die Bewunderung der Fremden durch seinen Ueberfluß und durch die Asiatische Verschwendung, die an die Zeit des Zaars Joann erinnerte. Der Zaar auf goldenem Thronsessel, neben ihm der Dänische Prinz und der Zaarewitsch Feodor, nebst den Bojaren Wassili, Schuiskoi, Trubezkoi, Mstislawski, Schaltükow, Tscherkaski und den Okolnitschis Ssaltükow und Morosow saßen an der Haupttafel. Die Dänischen Würdenträger wurden an der Nebentafel von den Fürsten Chworostenin und Obolanski bewirthet, und Honig und Wein floß in Strömen. Der Zaar ließ sich herab, die zweihundert Speisen, womit die Nebentafel besetzt wurde, selbst zu besichtigen und einige davon zu kosten. Als man abgespeist hatte, legten der Zaar und sein Sohn ihre eigenen an der Brust hangenden goldenen Ketten dem Fürstlichen Gaste an, und befahlen, daß andere Geschenke, Silber, Pelzwerke, Sammete und Seidenzeuge in Johann's Zimmer getragen werden sollten. — Einige Geschichtschreiber erwähnen, daß bei dieser Mittagstafel die feierliche Verlobung der Zaarewna Xenia mit dem Prinzen Johann vollzogen wurde; der oben erwähnte Gewährsmann sagt aber im Gegentheil: „daß an diesem Tage Niemand ein Frauenzimmer im Palast erblickt hätte“ So wie der Prinz von der freundlichen Aufnahme des Zaars bezaubert war, so gewann dieser auch seinen Gast wegen des angenehmen Aeußern, wegen seines Verstandes und seiner Gewandtheit herzlich lieb, und war erfreut über die glückliche Wahl seines Schwiegersohns. Als am 6. Oktober der Zaar eine kleine Reise nach dem Dreifaltigkeits-Kloster, um dort seine Andacht zu verrichten, antrat, trug er dem zurückbleibenden Zaarewitsch und den vornehmsten Bojaren angelegentlichst auf, den Prinzen auf alle erdenkliche Weise zu ehren und auf's beste zu bewirthen. Eben so wie der Zaar, ließen auch die Bojaren und das Volk den Verdiensten Johann's volle Gerechtigkeit widerfahren und hingen von ganzem Herzen an ihm. Eine solche Anhänglichkeit hätte den Wünschen und Absichten des Zaars entsprechen müssen. Doch sind die Russischen und auch einige ausländische Annalisten nicht der Meinung, sondern behaupten, daß die Neigung des Volks zu dem fremden Prinzen den Zaar Godunow zu einer That bewogen hätte, die einen neuen Flecken auf den Charakter dieses Herrschers werfen würde, wenn nicht unzweifelhafte Aussagen wohlunterrichteter Ausländer die Unwahrheit dieses Verfalls bewiesen. —

In der „Chronik von vielen Empörungen“ heißt es: „Durch das Gerücht wurde dem Zaar die allgemeine Liebe des Russischen Volks zu dem Prinzen bekannt. Dies erfüllte Boris mit Mißtrauen und Haß, weil er glaubte, daß Johann, mächtig durch die Zuneigung des Volks, dieses einst benutzen würde, um dem Zaarewitsch Feodor die Thronfolge streitig zu machen. Deshalb suchte der Zaar von seiner Tochter Xenia den Prinzen zu entfernen, und besprach sich heimlich mit dem Bojaren Ssemen Godunow über ein Mittel, den Dänischen Johann los zu werden. Der Bojar, darauf eingehend, suchte den Willen des Zaars zu erfüllen, und kurze Zeit hernach wurde der Prinz krank. Die Zaarischen Aerzte, auf Anordnung des Zaars, unter den Befehl des bösen Bojaren gestellt, theilten diesem mit, daß es ihnen gelingen würde, den Prinzen am Leben zu erhalten. Der finstere Blick Godunow's brachte sie aber bald auf die Idee, wie unangenehm solche Nachricht dem Zaar seyn dürfte, und der unglückliche Johann starb hülflos, noch ehe er die heilige Taufe der Griechischen Kirche empfangen hatte, zu der er sich, als Schwiegersohn des Zaars, bekennen sollte.“

Des Zaars Godunow schlaue Politik, der gewiß die Folgen eines gewaltsamen Todes des ausländischen Prinzen in Rußland voraussah, widerlegt hinreichend diese Fabel, und es war kaum noch nöthig, die dunkeln Worte jenes Annalisten zu berühren, der sich so wenig klar über Johann's Tod ausspricht, aber dessenungeachtet dem neueren Geschichtschreiber Lomonossow in seiner: „Kurzen Russischen Chronik mit Geschlechts-Registern“ (St. Petersburg, 1760) Gelegenheit gab, daraus zu schließen, der Zaar habe den Prinzen vergiften lassen; eben so wenig brauchten wir wohl kaum erst den späteren Annalisten Lwow anzuführen, der in seiner: „Umständlichen Chronik vom Anfange Rußlands bis zur Schlacht von Poltawa“, ausdrücklich sagt: „Da der Herzog Johann bei der Tafel gegen seine Natur übermäßig von den ungewöhnlichen Speisen genoß, so verfiel er in eine schwere Krankheit und starb nach einem mehrwöchentlichen harten Krankenlager, trotz des großen Fleißes, mit dem man ihn behandelte“ — Es kommt hierzu aber auch noch das Zeugniß der Ausländer, von denen Einer zum Gefolge des Prinzen selbst gehörte, und die Anderen fast zur selben Zeit in Rußland waren, als sich dieser traurige Umstand zutrug, namentlich Margeret, ein eifriger Anhänger des Pseudo-Demetrius und daher Feind des Zaars Boris, in seinem Werke: „Etat de l'Empire de Russie depuis 1590. jusqu'à 1606“, und Olearius, die Beide den Tod des Prinzen dem Uebermaß im Genuß zuschreiben, ohne weitere Details anzuführen. Der zum Gefolge des Prinzen gehörende Schriftsteller berichtet folgendermaßen: „Am 15. Oktober meldete man dem Zaar, daß Prinz Johann über Schwäche klage und ein hitziges Fieber sich ankündige. Der Zaar sandte sofort seine Aerzte Kaspar Fiedler, David Christopher, Heinrich Schröter und Johann Gilke zum Kranken. Am 19ten d. M. besuchte diesen der Zaarewitsch Feodor; am 27sten der Zaar selbst, in Begleitung seiner Verwandten, des Staats-Secretairs Wlaßjew und mehrerer höherer Beamten und Würdenträger. Der Patriarch mit dem Kreuze besprengte sämmtliche Zimmer mit geweihtem Wasser; der Zaar bezeigte dem Kranken sein herzliches Bedauern, und betete dann mit seinen Beamten und dem Gefolge des Prinzen, von Gott dessen Genesung anflehend. Beim Weggehen, „wie er auf die Stiege kam, schalt und flucht er den Dolmetscher; daß er Ihrer Majestät die Wahrheit nicht gesagt hätte, wie es mit dem Kranken stund.“ Unterdessen vermehrten sich die Leiden des Prinzen stündlich, und am 28. Oktober trat völlige Entkräftung ein. Der Zaar kam eilend in den Palast, schluchzte bitterlich, als er Johann im Todeskampf ringen sah, betete zu Gott, an ihm ein Wunder der Barmherzigkeit zu zeigen, und rief mit einer von Thränen erstickten Stimme: „O, du armer Jüngling! mußtest du darum Vater und Mutter verlassen, um in meinem Reiche in der Blüthe deiner Tage zu sterben?!“

Als er den Palast verlassen, schickte er durch drei Bojaren den Befehl zurück, daß die Umgebung des Prinzen für dessen Rettung zu dem Allerhöchsten eifrig beten sollte. Eben das wurde allen Deutschen, die sich in Moskau befanden, befohlen. Die Schwedischen 4000 Kriegsgefangenen sollten, wenn der Prinz genese, ihre Freiheit erhalten. So schwebte ganz Moskau in angstvoller Erwartung.

Bald verkündeten die Klagen des Volks dem Zaar, daß der Himmel die schmerzlichen Gebete nicht erhört hätte. Wenige Stunden, nachdem der Zaar sich entfernt, starb der unglückliche Prinz im neunzehnten Jahre seines Alters, am 28. Oktober 1602 früh um 3 Uhr. Boris Godunow, bis ins tiefste Innere erschüttert, übernahm es selbst, die Trauerbotschaft seiner Tochter Xenia zu überbringen. „Meine liebe Tochter!“ sprach er, „Deine Freude und der Trost meines Herzens ist nicht mehr!“ Ohnmächtig sank die Zaarewna nieder; der Zaar und sein ganzer Hof legten auf drei Tage Trauer an. Am 30. Oktober rief man auf den Hof des Palastes, in dem der Prinz gewohnt hatte, mehrere tausend Arme zusammen, vertheilte auf des Zaars Befehl Geld und Brod unter sie aus, und gebot ihnen, für die Seele des Abgeschiedenen zu beten. Am folgenden Tage, weil die Russische Sitte das Einbalsamiren des Körpers verbot, thaten dies die Dänischen Aerzte heimlich, wickelten dann die Leiche in Leinwand, deckten sie mit einem weißen stoffenen Leichentuche zu und legten sie in einen hölzernen Sarg, der wieder in einen kupfernen gestellt wurde. So blieb der Körper einen ganzen Monat stehen, während welcher Zeit vier Dänische Beamte und eben so viel Russische Bojaren und der Dolmetscher Tag und Nacht bis zum 24. November die Wache hielten. Dann wurde der kupferne Sarg wieder in einen eichenen, mit Sammet beschlagenen und mit silbernen, vergoldeten Verzierungen versehenen, gesetzt, und das Begräbniß in der Kokuischen Sloboda, dem von den Deutschen bewohnten Stadttheil Moskau's, vorbereitet, wo in der neu erbauten lutherischen Kirche vor dem Altare ein Gewölbe erbaut war.

Den 25. November erschien der Zaar mit einigen Bojaren bei der Leiche, küßte dreimal das Kruzifix, das auf dem Sarge lag, und gab sich so der Betrübniß hin, daß man ihn endlich mit Gewalt aus dem Leichenzimmer führen mußte. In seiner Gegenwart ging später die prächtige Trauerfeierlichkeit vor sich, streng nach allen Gebräuchen der protestantischen Kirche. Der Zug wurde von den Dänischen Beamten, nach der Anciennetät ihrer Würde und Aemter, eröffnet, dann folgte der Prediger mit den Sängern, welche die Psalmen für die Verstorbenen sangen; hierauf führte man die Pferde des Prinzen mit schwarzen Decken, worauf weiße Kreuze gemalt waren, dann kamen die Fahnen mit den Dänischen, Mecklenburgischen und Holsteinischen Wappen, und nun der sechsspännige Leichenwagen. Der Zaar selbst fuhr in einem Schlitten bis zur ersten Straße zum Kreml hinter der Leiche, wo er dieser seinen letzten Segen gab und sich dann entfernte. Dem Sarge folgten noch die Dänischen Gesandten, der Staats-Secretair Wlaßjew, die ausgezeichneten Bojaren und vieles Volk. Mehrere tausend Schützen marschirten, zu drei Mann, mit der Leiche bis zur Kirche. Zwei Stunden dauerte der Zug durch Moskau allein.

Auf des Zaars Befehl wurden an diesem Tage die Glocken der lutherischen Kirche in der Kokuischen Slobode geläutet. Dort stellte man den Sarg unter einen schwarzsammetnen Thronhimmel, und der Beichtvater des Verstorbenen, Magister Lund, hielt die Leichenpredigt. Dann folgte eine kurze Rede des Kanzlers Weber, der die Tugenden des Prinzen und die ihm von dem Zaar erwiesene Freundschaft schilderte, welche die ernste Ceremonie schloß.

Später wurde die Leiche des Prinzen von Rußland nach Dänemark gebracht, wo sie ihren Platz neben den Ahnen des Königlichen Hauses in der Gruft zu Roeskilde fand.

Italien.

Die Denkmäler von Ravenna.

(Schluß.)

Ravenna besitzt drei berühmte Grabmäler, an die man drei Epochen seiner Geschichte knüpfen könnte. Das Mausoleum der Galla Placidia ist das älteste derselben; es befindet sich in einer zu diesem Zwecke eigens errichteten Kapelle, ungefähr im Mittelpunkte der heutigen Stadt. Sie ist in Form eines Griechischen Kreuzes gebaut, ganz inkrustirt und an den Wänden mit musivischer Arbeit geschmückt, die einen weit feineren Geschmack verräth, als die Mosaiken an dem Taufsteine der Constantia, welche aus demselben Zeitalter stammen. Der Altar in der Mitte besteht aus vier ungeheuren Alabaster-Platten, von denen die vierte horizontal ruht und den Opfertisch bildet. Der Goldglanz dieser so kostbaren Materie, ihr unbekannter Ursprung, den man in den mystischen Regionen des Morgenlandes zu suchen hat, das schwache Licht, welches durch das einzige Fenster fällt und an den mit brennend lebhaften Farben bemalten Mauern hingleitet: Alles weckt an diesem Orte seltsame Empfindungen. Der Sarkophag der Galla Placidia steht im Kopfe des Kreuzes; der des Honorius im rechten Kreuzbogen, und die Särge des Constantius und Valentinian's III. im linken: lauter plumpe Massen aus weißem Marmor, mit ungeschickten Reliefs geziert.

Man kann sagen, daß eine ganze Epoche, ein ganzes System unter dieser Wölbung ruht. Honorius war vielleicht der letzte echte Repräsentant des wahrhaft Römischen Reiches mit seiner Verfassung, die Kaiser Diocletian nach der Persischen gemodelt hatte, und seiner Religion, die eben aus den Katakomben hervorgetreten war. Honorius, unfähig, das Werk des Theodosius fortzusetzen und vielleicht, ihn zu begreifen, Honorius, dem das Christenthum keine Tugenden, die Nothwendigkeit keinen Muth, die Erfahrung kein Wissen gab, war ein allzu treues Emblem des altersschwachen Staats-Kolossen, den er lenken sollte. Aber die Wiedergeburt Europa's finden wir nicht weniger lebhaft in jener anderen historischen Person, in Galla Placidia, versinnbildet. Dieses Weib von männlicher Seele und überlegenem Geist fühlte zuerst, daß es nothwendig sey, vermöge einer noch unbekannten Adoption das frischwallende Blut der Barbaren in die verdorrten Römischen Adern übergeben zu lassen; indem sie ihre Hand dem Alarich reichte, wurde sie selbst der Ring eines bis dahin für ganz widersinnig gehaltenen Ehebündnisses zwischen Deutschen und Römern, welches so reiche Früchte tragen sollte. Mit dieser großartigen Frau hat das Mittelalter, die Welt der Gährungen und Uebergänge, zuerst angefangen.

Außer dem Bezirke der heutigen Stadt Ravenna erhebt sich das Grabmal des Theodorich, oder vielmehr die Kapelle, die sein Grab aufzunehmen bestimmt war, ein Gebäude, welches die Einwohner schlechthin la Rotunda nennen. Dieser Name reicht schon hin, um seine Form anzudeuten. Das Baumaterial sind weiße und kompakte Steine, denen die Zeit, mit geringer Veränderung, ihre ursprüngliche Farbe gelassen hat. Ungeachtet seiner kleinen Dimensionen ist dieses Denkmal von kolossaler Wirkung: es ist das Miniatur-Bild eines Riesen. Das untere Stockwerk, eben so kühn als regelmäßig ausgeführt, weist auf die Kaiserliche Periode hin; der obere Theil aber verkündet weniger Geschicklichkeit und Erfahrung der Werkmeister. Die Kuppel der Rotunda besteht aus einem einzigen Steinblock, von so enormer Masse, daß man beinahe nicht begreifen kann, wie sie oben auf die zirkelförmige Mauer geschafft worden ist; sie gleicht einem Hügel, den Titanen aus dem Boden gerissen haben, um ihn auf die Asche eines ihrer Brüder zu werfen.

Und welch eine Seele wohnte einst in dieser längst zu Asche zerstobenen Hülle! Die ganze frische Kraft und löwenherzige Tapferkeit des Barbaren, die Großmuth des Germanen, die Majestät eines Cäsar's, die Menschenfreundlichkeit eines Christen waren in Theoderich vereinigt. Er besaß daneben die schätzbare, echt Königliche Eigenschaft, daß er die Bedürfnisse seiner Zeit wie die Mittel zu ihrer Befriedigung klar durchschaute. Er arbeitete nicht an einer damals noch unmöglichen Verschmelzung der verschiedenen Völker, die unter seinen Gesetzen vereinigt waren; aber es gelang ihm, das Eine aus dem Stande seiner Erniedrigung wieder emporzuheben, ohne es zum Ungehorsam zu reizen, und das Andere intellektuell zu veredeln, ohne daß er ihm seine patriarchalischen Tugenden geraubt hätte.

Die Kirche San Vitale gehört in die Zeit der Exarchen. Die Façade und die ganze Außenseite sind mit schlechter moderner Architektur verunziert; das Innere aber gewährt den überraschendsten Anblick. Acht große Kapellen, von denen jede sich im Halbzirkel schließt, stehen im Kreise aneinander gereiht, so daß der Thurm der Kirche rund, die Mitte des Gebäudes aber achteckig ist. In der Mitte zwischen Fußboden und Kuppel zieht ein kostbares marmornes Geländer, von einer Kolonnade getragen, um den inneren Raum; darüber erhebt sich eine zweite Kolonnade, die der Kuppel des Tempels als Stütze dient. Man sieht in dieser Kirche eine Menge Basreliefs aus allen Epochen, von dem goldenen Zeitalter des Griechischen Meißels bis zum bleiernen des neunten Jahrhunderts, und musivische Arbeiten, unter denen einige große Compositionen im Stile des 13ten und 14ten Jahrhunderts, die sieben- bis achthundert Jahre älter sind, Festons, Arabesken und Blumenwerk, und zwar in rother und blauer Farbe auf goldenem Grunde.

Unter den Exarchen verlor die Architektur durch einen launenhaften und bizarren Geschmack an ihrer echten Größe; die Malerei und Skulptur aber sanken tief herab. Die Arbeiten der Byzantiner in Mosaik und Email füllen nur sehr unvollkommen die ungeheure Kluft in der Geschichte der zeichnenden Künste, welche zwischen ihrem letzten Reflex unter Konstantius und der Morgenröthe ihres Erwachens in Toskana sich ausdehnt.

Als aber Malerei und Skulptur an den Ufern des Arno wieder erwacht waren, besuchten sie bald die Romagna, und die Meisterwerke Giotto's schmückten die Kirchen zweier Klöster in Ravenna.

Die merkwürdigsten derselben bewahrt Santa Chiara; kann man aber mit Recht sagen, daß sie noch existiren? Der Vandalismus, mit welchem diese Kunstwerke seit 1788 behandelt worden sind, könnte auf eine zweite Barbaren-Invasion schließen lassen. Seitdem die Klöster säkularisirt worden, ist Santa Chiara Privat-Eigenthum; vielleicht wird aber die Akademie von Ravenna eines Tages die Reste des Gebäudes wieder ankaufen. Möchte dann wenigstens die Rettung der letzten Fragmente jener himmlischen Erscheinung nicht zu spät kommen! Ich meine die Guirlande von Engelköpfen, die sich bis zur Kuppel hinauf um die Mauer zieht.

Giotto war ein vertrauter Freund Dante's; diese beiden Genien theilten einander ihre Conceptionen mit, und begeisterten sich gegenseitig durch die Anschauung ihrer Werke; aber Dante bewahrte in diesem Austausch seine das Jahrhundert beherrschende Superiorität. — San Giovanni della Sagra, eine halbgothische Kirche, besitzt gleichfalls eine von Giotto ausgemalte Kapelle, und diese hat sich wohl erhalten. Die vier Evangelisten sind hier so korrekt gezeichnet und so meisterlich kolorirt, wie man es im Anfang des 14ten Jahrhunderts kaum ahnen sollte; die Gesichter haben einen so tief gefühlten Ausdruck, und zugleich so viel sanfte Heiterkeit, daß man in ihren Zügen den gegenwärtigen Genuß der Himmelsfreuden und die Erinnerung an irdische Drangsale vereinigt findet.

Die Piazza (das alte Forum) von Ravenna macht sich antiker und doch lebhafter als das Uebrige. Ungefähr in der Mitte erheben sich zwei Säulen aus Aegyptischem Granit, über welchen der Adler, das alte Symbol der Polentani, schwebt, die 200 Jahre über die Stadt herrschten. Die Piedestale dieser Säulen hat der Meißel der Lombardi reich ausgeschmückt. In einem Winkel der benachbarten Franziskaner-Kirche steht die Grab-Kapelle des Dante: der christliche Homer war Tertiarius des Franziskaner-Ordens!

So sind wir denn zum letzten der drei Gräber gekommen, die Ravenna ein fast unvergleichliches Interesse geben. Dante, der göttliche Seher, der dem verjüngten Europa die erste heilige Weihe gab, Dante schied von dieser Erde, als er eben sein Gedicht, „an welches Himmel und Erde Hand angelegt", zum Schlusse gebracht hatte. Er starb, 56 Jahre alt, in einem fremden Hause (bei Guido de Polenta), das ihm, dem Verbannten, Heimathlosen, manches Jahr als Asyl gedient. Sein Grab wurde, nachdem es der Wuth des Kardinals Borghetto entgangen war, 1483 durch Bernard Bembo's Fürsorge restaurirt. Endlich 1780 ließ Kardinal Valenti Gonzaga das Monument in den Stand setzen, wie wir es noch heute sehen. Ueber einem sehr einfachen Altar erhebt sich ein Tableau aus weißem Marmor, dessen Rahmen zwei Reihen Korinthischer Säulen bilden. Der Kopf und die Büste des Dichters sind in halbem Relief gearbeitet; er ist mit Lorbeern bekränzt, nachdenklich, über einem halbgeöffneten Buche meditirend. Man sucht den Funken des Genies in diesen Augen aus Marmor, unter diesen gesenkten Augenliedern; die Reflexion ruht auf seinem Munde, und Begeisterung strahlt von der Stirn, die aber zugleich Heiterkeit und innere Harmonie verkündet.

Die Grabschrift ist diejenige, welche Dante auf sich selbst verfaßt. Er nennt sich darin bloß den Sänger der Monarchie;*) dann erinnert er an seine poetische Reise in die höllischen Regionen und in das Paradies, und er thut dies mit einer Zuversicht, als wär' er leibhaftig dort gewesen. Endlich wirft er einen schmerzlichen Blick auf seine Proscription, die sogar der Hülle des Verbannten die Wiederkehr nach Florenz versagte, nach Florenz, jener Mutter von wenig mütterlicher Liebe.**)

Im 13ten Jahrhundert gehörte Italien, seinen Erfindungen nach, der neueren Zeit an, während des Mittelalters ritterlicher Geist in den Bewohnern fortlebte. Der Bau von Ravenna's Festungswerken durch die Venetianer fällt in diese Periode. Die Festung stößt an die Mauern der Stadt, von der Seite des Grabmals Theodorich's und des großen Kanals, der mit dem Meere in Verbindung steht. Sie hat starke, aber niedrige Mauern aus Backsteinen, reich mit Epheu bewachsen und von breiten Gräben umzogen, die sich allmälig füllen. In den östlichen Küstenländern Italiens ist der Stil der Festungen überhaupt weniger imposant, als in Toscana und Campanien. Während die Schlösser im Thale des Arno an die Giganten der Griechischen Mythe erinnern, erwecken die Torrioni der Romagna die Idee massiver Dämme, gegen das Wüthen der Elemente errichtet. Die Citadelle Ravenna's ist nur noch eine malerische Ruine; sie figurirt, wenn ich mich recht erinnere, in dem Kataster der Gegend als Einfriedigung eines großen Gartens.

Der Dom, ein modernes Gebäude, mit Geschmack und in großartigem Stile erbaut, wird besonders wegen der Fresko-Gemälde seiner Kapellen von den Künstlern besucht. Diese Malereien sind das Werk Guido's; sie haben eine Zartheit, eine Grazie und Vollendung, wie wenige seiner anderen Produkte. — Die Sammlung von Gemälden alter Meister auf dem Gebäude der Akademie ist reich an Schöpfungen des Bolognesischen Pinsels. Sie besitzt auch einige gute Lombardische Köpfe, und ein kleines, ohne Zweifel nach einem Kartone Michel Angelo's ausgeführtes Gemälde. Es ist eine Kreuzigung; zwei Engel treten zur Hälfte aus den Wolken; die Physiognomie des Einen verkündet die bitterste Empörung, und der Andere ist wie vernichtet; der Erlöser sammelt die sterbenden Kräfte des Menschen, um dem unbeugsamen Willen des ewigen Vaters mit mehr Energie als Hingebung das größte aller Sühnopfer zu bringen. Der Anblick dieses Kunstwerks erschreckt, statt zu rühren.

Aber die Meisterstücke Lucas Longhi's nehmen in der Gallerie von Ravenna die bedeutendste Stelle ein; dieser Künstler bildet beinahe für sich allein die ganze Malerschule seiner Vaterstadt, deren Mauern

*) Jura monarchiae, superos, acheronta, lacusque lustrando cecini.....

**) Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

sein Ruf kaum überschritten. Longhi war ein schlichter und guter Mann; er lebte sehr lange, und malte, so lange er lebte. Sein Talent ist zarte Naivetät, die dem Herzen wohlthut, ohne die Phantasie aufzuregen; Energie und geniale Abwechselung darf man nicht bei ihm suchen. Man erzählt von Longhi, daß er ein paar Tage vor seinem Tode die Augen immer geschlossen hielt, um sich — wie er sagte — bequemer von der Erde zu lösen, an die ihn sein nachahmender Geist häufig zu fest gekettet habe.

Wir erholen uns von unserem artistischen Spaziergang durch Ravenna in der Pineta. Dieser Wald ist von einem Ende Italiens bis zum anderen berühmt; er ist beinahe selbst ein Monument geworden, so viele klassische Erinnerungen knüpfen sich daran. Dante konzipirte hier sein irdisches Paradies; Boccacio verlegte hierher den Schauplatz einer Erzählung, in welcher er sich dem Ton der Epopöe und dem Pathetischen der Tragödie nähert. Fünf Jahrhunderte endlich nach diesen Meistern hat Byron die Pineta in Versen gefeiert, die eines Dante und Boccacio würdig sind.*) Jeder Zug des bewundernswürdigen Byronschen Gemäldes ruft eine charakteristische Schönheit dieses Fichtenhains in unser Gedächtniß zurück.

Byron's langer Aufenthalt in Ravenna ist aus seinen Memoiren hinlänglich bekannt. Er hat hier einige seiner berühmtesten Dichtungen geschaffen. Die Lage Ravenna's hat Aehnlichkeit mit der Pisa's, einer Stadt, die beinahe unter derselben Breite am jenseitigen Meere liegt. Beide weiland blühende und jetzt verfallene Städte hatten für den Dichter-Fürsten unserer Tage hohen Reiz, besonders aber Ravenna, das seiner Individualität am besten zusagte. (B. U.)

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

Von dem Amerikanischen Geistlichen Timothy Flint.

Dritter Artikel.**)

Die Werke, welche die Vereinigten Staaten bis jetzt geliefert haben, lassen sich nach drei verschiedenen Epochen eintheilen. In die erste fallen diejenigen, die von den direkt aus England hergezogenen Emigranten aus den Zeiten Jakob's I. und Karl's I. verfaßt sind. Diese Emigranten behielten ganz ihre früheren Weisen bei, und ihre Produkte müßten, genau genommen, der Literatur ihres eigenen Mutterlandes beigerechnet werden. Indeß wird der aufmerksame Beobachter dieses Theils unserer Altvordern bald bemerken, daß ihr Ausdruck durch ihre Verhältnisse in der neuen und unerforschten Welt, an der Gränze einer undurchdringlichen Wildniß mit ihren unbekannten Wäldern, Prorakten, Thieren und rohen Menschenragen, nicht wenig modifizirt worden ist. Ihr Stil ist gedrängter, bündiger, einfacher und graphischer, als es wahrscheinlich der Fall gewesen wäre, wenn sie in ihrem Geburtslande geschrieben hätten. Die angestrengte Arbeit, die rohe Natur, die neuen Ungemächlichkeiten, die Feinde und Gefahren, Alles stellte sich ihnen hier in den Weg, und es war ihnen, als wenn sie Bulletins auf dem Schlachtfelde abzufassen hätten. Massachussets und Virginien waren die beiden Kolonieen, die den übrigen fast ausschließlich ihr eigenthümliches Gepräge aufdrückten, und es ist auffallend, wie sehr die Schriften der verschiedenen Provinzen die Form und den Charakter einer der beiden genannten Kolonieen an sich trugen. Der Grundzug der Emigranten von Virginien war ein kriegerischer. Viele von ihnen hatten in der Heimath oder im Auslande gedient. Es waren zum Theil Glücksritter und Spieler. Diese brachten aus der Heimath ihre leidenschaftliche Geldgier mit; sie jagten nach Gold und haschten nach Vergnügungen; allein sie vergaßen auch die leichtfertigen Gewohnheiten und die Bedürfnisse des Feldlagers nicht. Daher die häufigen Klagen der frühesten Kolonial-Agenten, daß die Emigranten die Jagd und die weiten Streifzüge in die Indianische Wildniß liebten, daß sie beständig nach Geld suchten, und sich den nothwendigen Anstrengungen, die Wälder zu lichten und urbar zu machen, nicht unterziehen wollten. Die frühesten Schriften von Virginien trugen das Gepräge dieses Charakters an sich. Das erste Buch, von dem man weiß, daß es in den Britischen Kolonieen gedruckt wurde, waren die Metamorphosen Ovid's, ins Englische übersetzt von George Sandys aus Virginien, dem Könige Karl gewidmet. In der Zueignung heißt es, daß das Buch in der Rohheit der neuen Welt das Tageslicht erblickte, von der es sich natürlich selbst nicht losmachen konnte, zumal es unter Kriegen und Tumulten, nicht aber unter dem freundlichen Einflusse der Musen erzeugt wurde. Lange Zeit hindurch hatten die wenigen Schriften der südlichen Kolonieen mehr einen chevaleresken als einen puritanischen Charakter, so wie sie denn auch immer aus den Quellen der heidnischen Literatur in reicherem Maaße schöpften, als aus dem klassischen Buche von Massachussets — der Bibel. Die Ansiedler des letzteren Landes waren fast ausschließlich Männer, die von einfachen religiösen Betrachtungen ausgingen. Als Puritaner von der ernstesten Klasse, aufgewachsen unter religiöser Verfolgung und Polemik, hielten sie am Ende für Religion Alles, was nur irgendwie in Wort und Gedanken überging. Sie waren zwar auch in der heidnischen Welt bewandert, allein die heilige Schrift blieb immer ihr einziges Muster der Beredsamkeit, ihr Textbuch für weltliche sowohl als geistliche Dinge, für Jurisprudenz in gleichem Maaße wie für die Angelegenheiten der Kirche.

Alle Schriften aus den früheren Zeiten dieser Kolonie beschränkten sich auf theologische Kontroversen, auf Reden und Abhandlungen über die Religion. Fast alles Gedruckte, es mochte von Geistlichen oder Weltlichen herrühren, gehörte zu diesem Schlage. Strenge, Eifer, sittliche Einfachheit und mystische Ueberspanntheit charakterisirten dieselben. Herumschwärmend in dunkeln, rohen und unerforschten Wäldern, war es natürlich, daß sie auf allerlei wunderliche Ideen und Einfälle verfielen. Sie erkannten die Macht des Teufels und seine Einwirkung auf alle die Schrecknisse, Leiden und Uebelthaten an, die um sie her wütheten. Um Jenem desto mehr Wirksamkeit zu verleihen und um ihn geschickt zu machen, eine Art von Allgegenwart auszuüben, erfanden sie bald das schreckliche System der Zauberei hinzu. Und wie gewaltig und traurig mußte eine solche Mythologie auf die Jurisprudenz, auf die Gedanken und Schriften dieser und der zunächst folgenden Periode einwirken!

Mit der zweiten Epoche begann eine Reihe von Schriftstellern und Schriften von eigenthümlich Amerikanischem Gepräge; sie waren hervorgegangen aus jenen Seminarien, die man mit den imposanten Namen „Colleges und Universitäten“ bezeichnete. Einer der merkwürdigsten Züge der Anglo-Amerikanischen Emigranten, der sich in ihrem ganzen National-Charakter und in ihren Institutionen ausgeprägt, ist das frühe Bestreben, sich die Mittel zu einem Cis-Atlantischen Jugend-Unterricht zu verschaffen. Es wurden bereits Colleges errichtet und mit ansehnlichen Fonds ausgestattet, als man noch kaum die ersten Wälder zu lichten begonnen und während noch die Einwohner mit den nothwendigsten Bedürfnissen und ihrem Lebensunterhalte zu ringen hatten. Diese Manie, Colleges zu errichten und auszustatten, hat sich als edle Gewohnheit auf die spätere Nachkommenschaft vererbt, und noch jetzt ist man gewiß nirgends mehr darauf bedacht, für Schulen und allgemeinen Unterricht Sorge zu tragen, als hier.

Die Schriften dieser zweiten Periode stehen offenbar der ersteren nach. Sie zeugen von den Mängeln und Unvollkommenheiten einer kompilatorischen Bildung und des Unterrichts inkompetenter Professoren. In dem Verhältnisse, als die Schüler, anstatt aus der Quelle, nur nebenher aus einer Zisterne schöpften — in dem Verhältnisse, als ihre klassische Gelehrsamkeit geringfügig war, füllten sich ihre Schriften immer mehr mit falschen Ideen und kindischen Begriffen an, und es ist zu bedauern, daß dieser elende Bombast sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. In Folge einer verkehrten Erziehung verbreiteten sich die abergläubigsten Begriffe in Amerika. Wenn man die Werke der damaligen Geistlichen (und dies waren fast die einzigen Autoren der Zeit) liest, so muß man erstaunen über die seltsamen Ansichten von einer speziellen Leitung der Vorsehung, gleichsam als ob der Allmacht die große zusammenhängende Kette der ewigen Gesetze unterbrochen hätte, um nur die für ihren individuellen Schutz und Beistand bestimmten Ereignisse herbeizuführen. Ihr System war ein elendes Credo an alle Teufeleien, deren vollständigste Entwickelung in Cotton, Mathew's Magnalia und anderen Schriften zu finden ist. Wir haben die Tageblätter, die Kontroversen und Reden einiger zwanzig oder dreißig Schriftsteller überkommen, als nützliche Materialien für die Geschichte, die zugleich durch ihre Einfachheit und Naivetät ergötzen und als ein Spiegel dienen, in dem sich der Geist der Zeit und die Fortschritte der Literatur reflektiren. Der Raum unseres Artikels gestattet uns nicht, die Namen der einzelnen Autoren und noch weniger alle Schriften derselben besonders anzuführen. Ueberhaupt haben wir es hier nur mit dem gegenwärtigen Zustande unserer Literatur zu thun, und wir konnten auf den Ursprung und die Wurzel derselben nur einen kurzen Blick werfen.

So wie wir uns der Periode des Amerikanischen Unabhängigkeits-Kampfes nähern, erblicken wir bald ein neues Element, anfangs noch im Keime, bald aber die Gedanken und Schriften des Volkes allgemein färbend. Gleich dem blühenden Baume der heiligen Schrift hat dieses Element bald Wurzel geschlagen und das Land in seinen Schatten gehüllt. Aus dem Eifer der Politiker für Freiheit und Unabhängigkeit, aus den wortreichen und schwülstigen Diskussionen über Regierungsweisen und Doktrinen erwuchs zuletzt das Bewußtseyn der Thatkraft für Recht und Gesetz, das Gefühl des Widerwillens gegen alle Einschränkungen von Handel, Gewerben und Industrie. Anstatt der theologischen Abhandlungen und Predigten, beginnen wir jetzt Kommentarien über Plato's Republik, über Aristoteles' Politik, über Justinian's Institutionen und Harrington's Oceana zu lesen — mit einem Worte, jene Geistlichen, die bisher ausschließlich das Wort in der Literatur geführt, hören plötzlich auf, Autoren zu seyn. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Niebuhr, dargestellt von Franz Lieber. Unter dem Titel „Reminiscences of an intercourse with G. B. Niebuhr, the historian of Rome“ (Erinnerungen an Niebuhr) hat unser in Amerika lebender Landsmann, Herr Franz Lieber, dort sowohl als in London ein ziemlich ansehnliches Buch (von 231 Seiten) erscheinen lassen, worin er die wohlwollende Aufnahme schildert, die er, nach seiner Rückkehr aus Griechenland, bei Niebuhr, dem damaligen Königl. Preußischen Minister-Residenten in Rom, gefunden, und einen Abriß von Niebuhr's Persönlichkeit, Gewohnheiten und Leben giebt. Es läßt auf die bedeutende Theilnahme schließen, die Niebuhrs „Römische Geschichte“ in England (wo zweierlei Uebersetzungen davon erschienen) und in Amerika gefunden hat, wenn ein Buch, das sich fast nur mit der Persönlichkeit eines ausländischen Schriftstellers beschäftigt, auf ein großes Publikum rechnen darf. Und dieses scheint, den in Englischen Blättern bisher erschienenen Beurtheilungen zufolge, wirklich der Fall zu seyn. Wir zweifeln nicht, daß der Deutsche Verfasser — wenn es nicht bereits geschehen ist — seine in vielerlei Beziehungen interessante Zusammenstellung auch in demjenigen Lande werde erscheinen lassen, das natürlich für das Leben des seltenen Mannes, dem das Englische Werk gewidmet ist, das meiste Interesse haben muß.

*) S. dessen Don Juan, im dritten Gesange.
**) Vgl. Nr. 93 und 107 des „Magazins.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Mittwoch den 21. Oktober 1835.

Spanien.

Der Kriegsschauplatz in Spanien.

Die Baskischen Provinzen und Navarra. — Beschaffenheit des Landes. — Klima und Produkte. — Gesetze, Sitten, Charakter und Lebensweise der Bevölkerung.

Der Landstrich, welcher jetzt der Sitz des Krieges im nördlichen Spanien ist, besteht aus einem Gebirgszuge, der sich ungefähr 160 Englische Meilen in die Länge und 60 bis 90 in die Breite erstreckt. Er umfaßt die drei Baskischen Provinzen (oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, Biscaya) und Navarra. Die Baskischen Provinzen unterscheiden sich von der übrigen Halbinsel durch die Sprache und Lebensweise ihrer Bewohner, welche, wie man glaubt, von den alten Celten abstammen und unter allen Umwälzungen, welche Spanien erlitten hat, durch die Römische, Gothische und Maurische Aera hindurch, seit undeutlichen Zeiten ihren ursprünglichen Namen und ihre alten Institutionen in den Pyrenäen-Gebirgen bewahrt haben.

Die physische Beschaffenheit dieser Provinzen ist merkwürdig. Die Gebirgskette der Pyrenäen verzweigt sich hier und bildet, indem sie gerade durch Biscaya und an der Nordküste Spaniens entlang läuft, einen ungeheuren Kamm, dessen Ende das Cap Finisterre ist, und von dem wieder mehrere Bergrücken ausgehen, die das Land nach allen Seiten hin durchschneiden und sich ins Meer verlaufen. Ebener Boden ist also in Biscaya wenig zu finden. Das Land besteht aus Berg und Thal und bietet, von einer Höhe aus gesehen, ein unermeßliches Hügelnetz dar, in welchem immer ein Rücken den anderen überragt, bis zu den höchsten Spitzen und Kuppen hinauf, die sich im blauen Aether verlieren. Zwei Bergketten zeichnen sich besonders aus und verdienen bei einer allgemeinen Beschreibung dieser Gegend vorzüglich hervorgehoben zu werden: die Sierra d'Oca, welche sich zwischen dem Ebro und der Stadt Burgos hinzieht, die südliche Mauer von Biscaya bildet und nur durch ein enges Defilé, der Paß von Pancorvo genannt, zugänglich ist, und die Sierra de Orduna, welche das eigentliche Biscaya von der Baskischen Provinz Alava trennt. Diese letzte Kette erhebt sich bis zu einer Höhe von 3000 Fuß.

Navarra liegt an den Wurzeln der Pyrenäen. Diese Provinz ist zwar im Allgemeinen eben so höckrig und wild wie Biscaya, doch hat sie weitere Thäler und Strecken ebenen Landes.

Ungeachtet der widerwärtigen und unwirthsamen Beschaffenheit dieser Hochländer giebt es doch keinen Theil von Spanien, wo der Verkehr leichter und das Reisen bequemer wäre, denn die Landstraßen sind hier ganz vortrefflich und gehören jedenfalls zu den besten in Europa. Dies ist einer der vielen Beweise von dem Unternehmungsgeist und der Betriebsamkeit der Basken. Obgleich sie Gebirge zu übersteigen und Felsen zu sprengen hatten, brachten sie doch eine vollständige Communicationslinie zwischen allen ihren bedeutendsten Städten zu Werke und halten dieselbe stets vortrefflich im Stande. Drei große Straßen laufen durch diese Provinzen. Die wichtigste darunter ist die, welche von der Französischen Gränzstadt St. Jean de Luz über Irun, Astigarraga, Tolosa, Villafranca, Mondragon, Salinas, Vittoria und Miranda de Ebro nach Burgos führt. Diese Straße zieht sich 36 Spanische Meilen weit durch die Provinzen Guipuzcoa und Alava. Die zweite ist die Heerstraße des eigentlichen Biscaya's, die 11 Spanische Meilen weit läuft und von Bilbao nach Vittoria geht. Sie führt über die Sierra de Orduna, den höchsten Wall des eigentlichen Biscaya's, und trifft in Vittoria mit der Straße nach Burgos zusammen. Diese letztere ist, wenn auch nicht die kürzeste, so doch die bequemste für diejenigen, welche sich von Bayonne nach Bilbao begeben wollen, denn die, welche von St. Sebastian an der Küste hinläuft, ist gefährlich. Die dritte Straße durchschneidet Navarra und zieht sich nach Aragonien hin; sie beginnt bei dem Engpaß von Roncesvalles und geht über Pamplona und Tudela.

Doch bei weitem mehr noch durch den Charakter seiner Einwohner als durch seinen unzugänglichen Boden zeichnet dieser Theil der Halbinsel sich aus; diese unterscheiden sich von denen des übrigen Spaniens in Sprache, Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten des Lebens. Die Gebirgs-Völker Biscaya's und Navarra's sind stark, kühn, lebhaft, frei und betriebsam. Sie haben durch alle Zeiten der Europäischen Geschichte einen und denselben Charakter beibehalten. Die Guerillas, deren wir täglich erwähnen hören, stammen noch von demselben Volke her, welches der Nachhut der Armee Karl's des Großen in der Schlacht bei Roncesvalles den Weg abschnitt. Alte Gewohnheiten sind ihre Regierung; sie hängen mehr an ihren Familien als an ihrem Lande. Ihre gemeinsame Abkunft und ihre erblichen Häuptlinge erhalten Zucht und Unterwürfigkeit und einen ritterlichen Geist, der die Seele der Gebirgs-Kriege ist, unter ihnen aufrecht. Ihre Anhänglichkeit an ihren Stamm und ihr Festhalten an ihren alten Sitten haben in allen Jahrhunderten das Ansehen der Spanischen Gesetze hier geschwächt, und Spaniens Monarchen konnten ihre übertriebenen Forderungen unter den Baskischen Klanen und Navarresischen Baronen niemals geltend machen. Ja, ihr Land ist so unüberwindlich, und ihre Privilegien sind so ausgedehnt, daß die Spanischen Monarchen fast nur dem Namen nach eine Oberherrlichkeit über sie ausübten.

Die eigentlichen Beweggründe ihres jetzigen Widerstandes gegen die Königin sind weder Vorliebe für Don Carlos, noch Abscheu vor einer constitutionnellen Regierung an und für sich selbst, sondern die Besorgniß, daß man ihnen ihre Abgaben-Privilegien entziehen, ihre unabhängige Gesetzgebung vernichten und ihre Nationalität in der constitutionnellen Monarchie Spaniens, wie sie jetzt geformt ist, untergehen lassen möchte. Ich werde über diesen Punkt späterhin ausführlicher sprechen.

Biscaya ist in drei Provinzen oder Merindads getheilt, deren jede eine besondere und von den anderen unabhängige Gerichtsbarkeit hat. Diese Provinzen sind das eigentliche Biscaya, Guipuzcoa, welches an der Küste liegt, und Alava, ein nach innen zu gelegener Landstrich.

Das eigentliche Biscaya oder Il Señorio, wie die Eingeborenen es nennen, ist von Osten nach Westen ungefähr 60 Englische Meilen lang und 40 bis 50 breit. Die Sierra de Orduna trennt es von Alava. Es enthält 133,000 Einwohner. Der bevölkertste Theil von Biscaya ist das Thal zwischen Bilbao und Durángo, welches jetzt der Kriegsschauplatz ist oder es doch vor kurzem noch war. Dieses Thal ist ein ununterbrochen fortlaufendes Dorf. Die Provinz besteht ganz aus Hügeln und Bergen, die so zahlreich sind, daß das Land wie ein vom Sturm bewegtes Meer aussieht. Die Gestalt und Decke dieser Hügel ist sehr mannigfaltig, einige sind oben flach, andere uneben, einige waldig, andere kahl; hier steigt ein Abhang sanft empor, bedeckt mit blühenden Gesträuchen, dort thürmt sich ein steiler Fels. Aus den Spalten der Berge kommen unzählige Bäche und Quellen hervor. Die Thäler sind mit Weilern und Dörfern dicht besäet, und auf vielen Hügeln reicht die Bebauung bis an den Gipfel. Die große Schönheit dieses Landes besteht in der reichen Mannigfaltigkeit der Pflanzen, namentlich der Fruchtbäume. Anstatt der Fichten oder Tannen, welche die einzige Decke der Alpen sind, findet man die Hügel Biscaya's an ihren steilen Abhängen ganz mit Apfelbäumen, Kastanien, Hagebutten, Nuß- und Feigenbäumen bekleidet, die im üppigsten Laubwerk und voller Früchte prangen. An Getraide ist das eigentliche Biscaya nicht reich. Dies liegt an der Beschaffenheit des Bodens, der hart und thonig ist, dem gewöhnlichen Pflügen widersteht und nur durch eine sehr mühsame Arbeit mit den Händen überwunden werden kann. Er wird nämlich mit einer eisernen Gabel zerstochen und so pulverisirt. Dieses langweilige Geschäft sieht man gewöhnlich das Landvolk in großer Anzahl an den Abhängen der Hügel verrichten. Aber trotz des unermüdlichen Fleißes der Bevölkerung von Biscaya gewinnt dieselbe doch nicht so viel Getraide, als sie zu ihrem Unterhalt bedarf, sondern muß eine beträchtliche Quantität aus Alava beziehen. Türkischer Waizen gedeiht noch am besten, denn diese Getraideart kömmt auf leichtem und trockenem Boden fort und wird daher hier sehr stark angebaut. Diese Frucht, nebst Bohnen und Erbsen, ist auch die Hauptnahrung des Volkes.

In der Umgegend von Bilbao und Orduna befinden sich Weinberge, aus denen die Grund-Eigenthümer ihre hauptsächlichsten Einkünfte ziehen. Der Chacoli-Wein, wie man das Produkt dieser Weinberge nennt, wird von den Einwohnern Biscaya's sehr gepriesen und gewährt ihnen das Mittel einer wohlfeilen Belustigung, der sie sich denn auch bis zum Uebermaß hingeben.

Die wichtigsten Erzeugnisse Biscaya's sind Wolle, rohe Häute und Eisen. Die Ausfuhr von Wolle aus Bilbao war jederzeit beträchtlich; sie ist stark und langhaarig, aber nicht so fein wie die aus den südlichen Provinzen. Obgleich man hier und da in den Thälern und auf den niedrigeren Hügeln grüne Grasplätze mit reicher üppiger Weidung findet, so bieten diese Stellen doch nicht hinreichendes Futter für die zahlreichen Heerden dar. Meistens werden daher die Schafe auf die Gipfel der steilsten und höchsten Gebirge zur Weide geführt, wo sie eine Art von Plateau mit guten Kräutern finden. Auch Hornvieh giebt es sehr viel in diesen bergigen Gegenden, und ungeachtet des rohen und für die Fabrication ungünstigen gesellschaftlichen Zustandes war doch in Bilbao selber einmal die Gerberei in bedeutendem Flor; seit langer Zeit aber ist dieser Industriezweig in Verfall gekommen.

Der vorzüglichste Handels-Artikel des eigentlichen Biscaya's, so wie auch Guipuzcoa's, ist ihr Mineral-Reichthum. Die Eingeweide der Berge enthalten Eisenerz-Adern, aus denen Spanien schon lange den größeren Theil seiner Waffen zieht. Das größte Bergwerk im eigentlichen Biscaya ist das von Sommoratro; man schätzt seinen jährlichen Ertrag auf 800,000 Centner; und ein Centner Erz liefert 25 Pfund Eisen. Dies Eisen ist von weicher Qualität; aber mit härterem Eisen vermischt, giebt es ein treffliches Metall. Schwerdter und Messer werden in großer Menge in Biscaya angefertigt; doch verstehen sich die Gebirgsbewohner nicht recht auf die Kunst, das Eisen in Stahl zu verwandeln, wie denn überhaupt ihr Gewerbfleiß, so wunderbar er auch ist, mehr in mühsamen Arbeiten, als in Geschicklichkeit besteht.

Die Häfen des Meerbusens von Biscaya, der die nördliche Gränze dieser Provinz bildet, sind mit Schwärmen von Küstenfahrern und Fischerböten bedeckt, auf denen eine außerordentliche Menge von Menschen beschäftigt und ein tüchtiger Schlag von Seeleuten erzogen wird. Die verwegenen Biscayer, die in dieser stürmischen Bucht ihre Schule machen, bilden den Kern der Spanischen Marine; und die Fischerei, welche von diesem Meervolk getrieben wird, liefert einen wichtigen Theil zu den rohen Produkten des Marktes von Biscaya.

Das Klima Biscaya's und überhaupt des ganzen nördlichen Spaniens ist vielleicht das feuchteste in der Welt, wegen der Dünste, welche von den Bergen angezogen werden, wegen der Ausdünstungen des Meeres und wegen der häufigen Regengüsse, die der Westwind vom Atlantischen Ocean herüberführt. Nichts entgeht dem zernagenden Einfluß der Feuchtigkeit in diesem Lande: so Eisen wie Holz wird dadurch zerstört; und doch erzeugt dies Klima hier nicht nur keine epidemische Krankheiten, sondern ist sogar eines der gesündesten auf der ganzen Erde und durch nichts so sehr ausgezeichnet, wie durch das hohe Alter, welches die Einwohner, selbst in den niedrigsten Gegenden, erreichen. Die Wechselfieber, welche in Asturien herrschen, sind in Biscaya wenig bekannt. Man schreibt die gesunde Luft theils der Seekühlung zu, theils den scharfen zusammenziehenden Winden, die fortwährend von den Eisgipfeln der Gebirge her wehen, die Dünste zerstreuen und keine schlechte verpestete Luft sich sammeln und auf den Boden sinken lassen.

Das eigentliche Biscaya hat zwei ansehnliche Städte, Bilbao und Orduna. Bilbao liegt ungefähr 2 Meilen von der See an dem Flusse Ybaizabal, der einen sehr bequemen Hafen bildet und Kauffahrteischiffe von ziemlicher Last trägt. Die Stadt zählt 14,000 Einwohner. Die Häuser sind hoch und von sehr festem Mauerwerk, die Straßen gut gepflastert und eben. Man findet hier viele große Handelshäuser von allen Nationen. Bilbao ist, was seine Lage betrifft, kein sehr fester Ort, da es niedrig liegt (so niedrig, daß es auf Pfeilern erbaut ist), von allen Seiten mit Anhöhen umgeben ist, die es beherrschen, und schwebende Gärten hat, wodurch es zwar verschönert, aber auch leicht zugänglich wird. Die obrigkeitliche Regierung bildet eine Corporation oder Ayuntamiento, die über beträchtliche Einkünfte zu gebieten hat, welche die verschiedenen Zölle bringen, die man von den fremden Waaren bei ihrer Einfuhr in die Stadt und den Hafen erhebt. Der Handel der Stadt hat in dem letzten halben Jahrhundert etwas abgenommen; aber sie ist immer noch — und muß es auch bleiben — nicht nur der Ausfuhr-Kanal für die Erzeugnisse der Baskischen Provinzen, sondern auch der große Markt für den Handel des nördlichen Spaniens und besonders für dessen Verkehr mit England. Den Vortheil einer Handels-Verbindung mit Amerika hat sie noch nicht genossen, weil die eigenthümlichen Privilegien Biscaya's es nicht gestatten, daß es den kommerziellen Lasten unterworfen werde, welche als Bedingung für den Amerikanischen Handel gestellt wurden. Die Hauptausfuhr besteht jetzt in Wolle, Eisen und Kastanien; die Einfuhr in wollenen und baumwollenen Manufaktur-Waaren. Die Einwohner von Bilbao sind ein lebenslustiges Völkchen, der Musik und dem Tanz ergeben.

Portugalete ist eine kleinere Hafenstadt, auf dem halben Wege zwischen Bilbao und der See gelegen. Das Terrain zwischen diesem Ort und Bilbao bietet stärkere Positionen zur Vertheidigung dar, als die unmittelbaren Umgebungen letzterer Stadt.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Nunmehr beginnt die literarische Aera der Amerikanischen Gesetzgeber und Staatsmänner. Wenn man auch nur den flüchtigsten Blick auf den Zusammenhang ihrer Schriften wirft, so ergiebt sich doch schon, daß sie durch ihre Gedankenfülle, durch ihren kräftigen Geist, durch ihre Belesenheit und ihre Bekanntschaft mit den Werken der klassischen Literatur den Leser nur in Erstaunen und Bewunderung versetzen können. Welcher Amerikaner sollte nicht mit gerechtem Stolze auf Männer wie Hancock und die beiden Adams, Franklin, Lee, Jefferson, Henry und Washington sein Auge richten, die als die Repräsentanten der Staatsmänner der Revolution vor Allen hervorragen! Lord Chatham hörte man im Britischen Oberhause folgende merkwürdige Kritik über die Amerikanische intellektuelle Fähigkeit der damaligen Zeit aussprechen: „Wenn Ihre Herrlichkeiten", sagte er, „einen Blick auf die Papiere werfen, die wir von Amerika erhalten, wenn Sie die kräftige und angemessene Sprache und die Weisheit in Betrachtung ziehen, mit der sie abgefaßt sind, so können Sie seine Sache nur ehren und wünschen, sie selbst zu der Ihrigen zu machen. Was mich betrifft, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ich bei all dem Fleiße meiner Lektüre und historischen Forschung, die von jeher meine Lieblings-Beschäftigung war — ich habe den Thucydides gelesen und die Muster-Staaten der Welt bewundert — ich muß gestehen, daß ich in Hinsicht der Gediegenheit des Raisonnements, des Scharfsinns und der Weisheit der Entschlüsse unter solcher Verwickelung der Umstände keiner Nation und keinem Manne den Vorzug vor dem Kongreß von Philadelphia einräumen kann." — Ein ähnliches Zeugniß ward von den meisten unter den Häuptern der Minorität im Englischen Unterhause abgegeben.

Wir gehen über zu dem Stile in den Reden und Schriften während des Unabhängigkeits-Krieges. Der intellektuelle Charakter unseres Vaterlandes um diese Zeit ist lediglich aus den Ueberresten der politischen Abhandlungen und Reden, so wie aus den Korrespondenzen und Akten der Diplomatie zu erkennen. Wenn der Erfolg ein Zeugniß und einen Beweis für die Geschicklichkeit liefert, so kann der Vergleich unserer Staatsmänner mit denen von England gewiß nicht unvortheilhaft ausfallen, und die Schriften eines Franklin's, als Philosophen, Jefferson's, als Philologen, Adams', als Staatsmannes, und Washington's, als Feldherrn, müssen uns überall vor dem kritischen Tribunale denkender Männer Achtung verschaffen. Mögen jene engherzigen und armen Geister, die vor kurzem mit so vieler Hartnäckigkeit es versucht haben, unser Land als unfruchtbar und zu schwach für geistige Productionen darzustellen, mögen diese kurzsichtigen Männer uns einmal Namen von Engländern oder von irgend einem anderen Volke vorführen, die länger leben oder herrlicher glänzen werden als Zierden des menschlichen Geistes.

Die unmittelbar auf den Unabhängigkeits-Krieg folgende Periode zeigt die Vereinigten Staaten als ein armes, demoralisirtes und aller Subordination entbehrendes Volk, dessen moralische und intellektuelle Elemente eben so wie die politischen in einem chaotischen Zustande sich befanden. Die Bundes-Verfassung und Regierung brachte dies Chaos in Ordnung. Mit der Wiederkehr der Verfassung und des Gesetzes, des Handels und der Industrie, des Wohlstandes und der Ruhe begannen auch die Elemente unseres literarischen Lebens auf eine bestimmte Weise sich zu entwickeln und auszuprägen. Wir erschienen als ein Volk, das durch seine Institutionen und seine ganze Organisation sich angetrieben sah, seine eigene Wichtigkeit und Geltung immer mehr an den Tag zu legen, sein eigenes Land anzupreisen und hervorzustreichen, seinen Wohlstand auf jede Weise zu fördern, so wie keine Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, um sich irgend einen Vortheil oder Gewinn zu verschaffen. Ueberall wanderten unsere Völkerschaften hin, unsere Flaggen wehten auf Schoonern und Schaluppen, die nach allen Richtungen kreuzten, wo Wind und Wetter sie hintrugen, in die entferntesten Wasserwinkel der bewohnten Welt. Wo nur irgend ein Pfennig Geld umgesetzt wurde, da war gewiß kurz vorher ein Yankee zu sehen. Man kannte kein Projekt für eine nachhaltige Bewegung, möchte es eine Land-Exkursion nach den Quellen des Nils, oder eine Reise um die Welt, oder die Bekämpfung des Widerstandes und der Hindernisse von Natur-Gewalten betreffen, kurz, man konnte nichts erdenken, was nicht von irgend einem unserer Projektenmacher in ihren Meditationen über Geld oder Unsterblichkeit unternommen oder versucht worden wäre.

Unsere Gewohnheit, bei jeder öffentlichen Gelegenheit, bei Triumphzügen, bei Leichenbegängnissen, bei Geburtsfesten oder Gedächtnißfeiern, beim Niederreißen eines Gebäudes oder beim Aufbau desselben, bei der Bewerbung um ein Amt und beim Eintreten in dasselbe, bei der Uebernahme eines Geschäftes und bei dessen Auflösung — kurz, bei all den vielfachen und unbeschreiblichen Ereignissen, welche eine große Menge herbeilocken, Reden zu halten, ist eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten des Amerikanischen Charakters geworden. Daher fällt auch bei weitem der reichhaltigste Theil der Amerikanischen Literatur in das Gebiet der Reden. Die Erfahrung lehrt, daß der Stil einer Nation, zumal einer Nation wie die unsrige, nicht nach einem oder zweien Muster-Klassikern sich gestaltet, sondern daß derselbe das Resultat der allgemein herrschend gewordenen Phrasen und Ausdrucksweisen, das Gepräge der allgemeinen Mode und der Popularität ist. Jeder Amerikaner, der nur lesen und verstehen kann, wird im Laufe des Jahres ziemlich oft dazu eingeladen, hier oder da eine Rede mit anzuhören, und bekommt auch wohl die gedruckten Reden selber in die Hand. Welches aber auch immer das beau ideal unserer wenigen Literaten und der mehr ausgebildeten Schriftsteller seyn mag, so bleibt doch immer das allgemeine Panier für den Geschmack der großen Masse das unserer Reden; denn dies Panier schwebt immer, ja fast ohne ihr Wissen und Willen, ihren Gedanken vor, als das Idiom ihrer Sprache und die Phrase ihres Dialekts. Um nun den Stil zu bezeichnen, wie ihn die zehn Tausend auf dem Rostrum, von der Kanzel herab und an der Barre zu hören wünschen, und den sie als das Muster der Vollkommenheit anempfehlen, müssen wir versuchen, eine kurze Analyse der Amerikanischen Reden zu entwerfen.

Der Amerikanische Stil kann recht eigentlich ein Stil sui generis genannt werden; denn es lassen sich in ihm keine Spuren der Nachahmungssucht, noch irgend ein Bestreben wahrnehmen, sich nach den Musterbildern von Athen und Rom, oder des Britischen Parlaments zu bilden. Wenn sich ja ein Bestreben zeigt, sich einigermaßen nach einem Modell zu richten, so sind es jene glänzenden Kanzelreden aus der Französischen Schule, die Leichenreden von Bossuet oder die Predigten von Massillon und Saurin. Allein der Stil der Amerikaner ist mehr schwülstig, wort- und bilderreich, mehr mit Epitheten überladen, und es herrscht weniger Ordnung und Gleichmäßigkeit darin; endlich, was mehr als dies Alles ist, er entbehrt im Allgemeinen der wunderbaren Attribute der Schicklichkeit. In der That scheint er auch überhaupt in keiner Schule ausgebildet zu seyn. Es ist vielmehr ersichtlich, daß die frühesten Reden, die unserer Unabhängigkeits-Erklärung folgten, die einzige Form abgegeben haben, nach welcher der größte Theil der übrigen mit der Zeit sich gestaltet. Sie sind eine seltsame Mosaik, in denen glänzende und vielfarbige Fragmente mit schönen Stellen aus berühmten Reden verbrämt sind, mit Phrasen, die der Gebrauch geweiht, mit schwülstigen

Epitheten, mit übertriebenen Darstellungen des unvergleichlichen Ruhmes, der Macht und der Fortschritte unseres Landes, besonders in geistiger und literarischer Hinsicht, und mit ungestümen Declamationen über die angebliche erhabene Freiheit; alles dies ist zu einer Masse ohne Ordnung, Geschick und Geschmack verarbeitet, von der wir leicht eine Menge von Beispielen anführen könnten.

Es finden sich indessen unter jenen Unabhängigkeits-Reden immer auch einige, deren sich kein Zeitalter und kein Land schämen dürften. An die Spitze dieser jährlich am 4. Juli wiederkehrenden Reden kann man, ohne Anstand zu nehmen, die von Everett und Webster setzen. Everett ist bei seinen glücklichen Gedanken, bei dem Reichthume und der Harmonie seiner Sprache, bei der Freundlichkeit seiner Manieren, bei seiner reifen und mannigfaltigen Gelehrsamkeit und bei seiner prächtigen Schreibart und vollkommenen Rundung der Perioden, mit dem reichen und ruhmwürdigen Römischen Redner zu vergleichen — während Webster, weniger reich und gelehrt, weniger empfänglich für das Zarte und Pathetische, weniger erfahren in der Abrundung der Sätze, weniger glücklich in der Diction, weniger ausgerüstet mit den Reminiscenzen der Geschichte, weniger bewandert in klassischen Anspielungen, mehr direkt, lebendig, feurig, erhaben und einfach ist. Wie uns scheint, hat kein Redner, weder in der alten noch in der neueren Zeit, eine so strenge Analysis besessen, die eine Idee so fein durchsiebt und in ihre einfachsten Elemente auflöst. Es ist die wunderbare Eigenschaft des Scharfsinnes eines Webster's, da Licht zu verbreiten und aufzuhellen, wo früher nichts als Dunkel und Verwirrung war. Kräftig, kühn und dreist rauscht er, gleich einem Gebirgsstrome, über seinen Gegenstand dahin. Auf den Besitz dieser beiden Männer dürfte ein jedes Land stolz seyn, und wer nur immer mit ihren gedruckten Reden bekannt ist, wird zugeben, daß wir dreist den Einen unseren Cicero und den Anderen unseren Demosthenes nennen dürfen.

Den großen Schauplatz der Entwickelung Amerikanischer Beredsamkeit bildeten die beiden Häuser des Kongresses. Diese Schule aber war, wie uns bedünkt, keinesweges dazu geeignet, solche erhabene und ausgezeichnete Redner hervorzubringen, wie das Britische Parlament. Bei uns, die wir keine Mächte in unserer Nachbarschaft haben, welche uns in Furcht und Schrecken setzen könnten, die wir durch uns're Lage gegen jede Art von Nebenbuhlerschaft geschützt sind, bei uns können auch keine solche Diskussionen Platz greifen, die aus den unmittelbaren Kollisionen des Interesses und der Macht zwischen Staaten hervorgehen, deren Heere und Flotten beständig einander bewachen, und deren diplomatische Agenten stets auf der Lauer sind, um sich gegenseitig zu berücken und zu überrumpeln. Anstatt auf einem Felde zu agiren, wo benachbarte Nationen als Parteien auftreten, haben wir es vielmehr nur mit elenden Zwistigkeiten und Hadereien unter uns selbst zu thun.

Demnächst bestanden unsere Debatten meist nur in Kämpfen wegen Einführung oder Nichteinführung eines Zoll-Tarifs, wegen Abschließung oder Nichtabschließung eines Handels-Traktats, wegen Aufstellung oder Nichtaufstellung einer Armee, endlich über die Rechte der verschiedenen einzelnen Staaten und unserer ganzen Nation, so wie über die buchstäbliche oder logische Auslegung gewisser Phrasen unserer Verfassung und dergleichen. Im Allgemeinen tragen unsere Kongreßreden die Farbe des Lokalen und der Partei, während man im Englischen Parlamente oft die wichtigsten und allgemeinsten Gegenstände zur Sprache bringt. Dazu kommt, daß unsere Reden außerordentlich weitschweifig sind, und wenn man einmal die Debatten der ersten Kongreß-Sitzungen gelesen und sie mit den späteren vergleicht, so muß man erstaunen über die Einförmigkeit der Gegenstände der Diskussionen und über die ewigen Wiederholungen der Argumente und Auseinandersetzungen eines und desselben Dinges. Man muß beim ersten Blicke glauben, daß jeder spätere Redner seinen Vorgänger ausgeschrieben und kopirt habe. Nun ist zwar das Letztere in der That nicht der Fall, allein es bleibt immer die natürliche Folge des einförmigen Einflusses eines engen Kreises der Diskussion über Gegenstände, die fast unverändert dieselben sind und von Männern ergriffen werden, die, ungefähr mit gleichen Talenten begabt und von ähnlichen Gefühlen bewegt, die Dinge stets durch ein und dasselbe Medium von gleichen Interessen ins Auge fassen.

(Schluß folgt.)

Italien.

Scene istoriche del medio evo d'Italia. (Historische Scenen aus dem Italiänischen Mittelalter.) Mailand, 1835.

Der Verfasser dieser kleinen Novellen — wie man sagt, ein junger Turiner Edelmann — hat für gut befunden, das strenge und unparteiische Urtheil der Kritik hinter dem Schleier der Anonymität zu erwarten.

Die erste Novelle oder sogenannte Scene dieses Buches ist überschrieben: „Un Frate" (ein Mönch). Die vornehmste Rolle spielt nämlich der bekannte Dominikaner-Mönch Fra Giovanni da Vicenza, der mit heiterer Stirn, mit Augen voll apostolischen Eifers und mit einem Antlitz, in welchem echt christliche Milde sich malt, nach der Stadt Padua wandert, wo man ihn als einen Friedensboten mit Freude und Verehrung aufnimmt. Seine glühende Beredsamkeit hatte in Bologna unzählige Bürgerzwiste geschlichtet, dem Luxus der Frauen Einhalt gethan — mit einem Worte, das Gemeinwesen verbessert. Jetzt kommt er, den Frieden in der Hauptstadt der Veronesischen Mark zu predigen, deren Bürger ebenfalls in beständiger Fehde leben und einander oft blutig bekämpfen. Die ganze Bürgerschaft von Padua fährt ihm bis Monselice entgegen und führt ihn im Triumphe nach der Stadt, wo er auf dem Platze della Valle predigt und das Volk zur Eintracht mahnt. Der Verfasser hält sich hier an die Geschichte, oder vielmehr an zwei gleichzeitige Chroniken; doch in den Scenen, wo er den Pater predigend einführt, wo er Leidenschaften und Charaktere zeichnet, entwickelt er den ganzen Reichthum eines wahrhaft poetischen Geistes.

Frater Giovanni mußte noch an vielen Orten den Schiedsrichter machen; in Treviso, Feltre, Belluno, Vicenza, Verona, Mantua, Brescia, bei dem Grafen San Bonifacio und bei dem Herrn da Camino. Allein das schwierigste Geschäft stand ihm noch bevor; er sollte das Haus Este mit dem Hause da Romano, oder Azzo von Este mit Ezzelin, Grafen von Onara, und seinem Bruder Alberico versöhnen. Der Eifer des Fraters besiegte jedes Hinderniß, und das Unterpfand des Friedens zwischen beiden Häusern war die Heirath Rinaldo's, des Sohnes Azzo's VII. von Este, mit Adelaide, Tochter des Alberico da Romano.

Der Verfasser erzählt nicht bloß, er führt die Personen selbst auf den Schauplatz. Wir traten mit ihm in einen Saal des Schlosses von Treviso und erkannten den grimmigen Ezzelin, an „jener Stirn, auf der so schwarzes Haar sich kraust." Er hatte damals noch nicht jener unmenschlichen Tyrannei sich schuldig gemacht, um deretwillen das Volk ihn für einen Sohn des Teufels hielt; noch war er nicht Herr von Padua, als welcher er neunzehn Jahre lang (1237—1256) mehr als eilftausend Paduaner vor Hunger und Kälte umkommen, unter Folterqualen sterben, oder im Kerker verschmachten ließ; aber schon hatte er unzweideutige Beweise von jenem unersättlichen Ehrgeize, jener mörderischen Parteiwuth gegeben, die ihn später zu einem Ungeheuer von Grausamkeit steigerte.

Man hatte über Adelaidens Schicksal entschieden, ohne sie nur zu befragen; und dieser Umstand giebt dem Verfasser Stoff zu einem anderen Dialoge, der noch rührender und gemüthvoller ist, als der erste. Weder Adelaide noch ihre Mutter weiß, daß der Vater jene Heirath mit Fra Giovanni abgeschlossen hat; sie wenden sich an den Letzteren, um sie zu hintertreiben, und herzzerreißend ist die Scene, in welcher Adelaide weinend gesteht, daß sie einen ganz Anderen liebt, als Rinaldo von Este.

„Ihr, o Adelaide", sagt Fra Giovanni, „waret zum Hoffnungs-Anker dieses unglücklichen Volkes erkoren; vermählet Ihr Euch mit Rinaldo von Este, so werdet Ihr eine neue Bundes-Arche zwischen den feindlichen Parteien. Durch Euch wird die Zwietracht der Völker und der Gewaltigen beschworen, und mit Eurer Vermählung empfangen Alle das Unterpfand eines künftigen gedeihlichen Friedens. Euch begrüßen schon die Einwohner der Marca Trivigiana wie einen Morgenstern, der ihnen ungehoffte Glückseligkeit bringt. Wolltet Ihr, die vom Himmel geliebte Jungfrau, durch unbesonnene Liebe das Vaterland in's Verderben stürzen! Wolltet Ihr die Schwerter um Euretwillen immer gezückt und das Haus Romano durch Eure Schuld stürzen sehen? Daß jedes Weib in der Marca Trivigiana, die von Euch die Wiederkehr des häuslichen Friedens erwartet, durch Euch sich verurtheilt sehe, ihren Jammer zu erneuern! Daß die ihrer Aeltern beraubten Kinder ihre Wehklagen erneuern! Daß die Männer, von gerechtem Zorn entflammt, zur Rache schreiten an dem Uebelgesinnten, der Euch verführte; daß Adelaidens Name verflucht werde!..." Diese kräftigen Worte bewegen das Mädchen, ihre zärtliche Leidenschaft dem Vaterlande zu opfern: sie wird ein Pfand des künftigen Friedens für die Bewohner der Marca. Um dem schon abgeschlossenen Frieden eine größere Sanction zu verleihen, läßt Fra Giovanni auf einer geräumigen Wiese an der Etsch, vier Miglien von Verona, die Einwohner von Verona, Mantua, Brescia u. s. w. zusammentreten. Mehr denn 400,000 Menschen waren an jenem Tage (dem 28. August 1233) dort versammelt, und Gerardus Maurisius behauptet, seit Christi Geburt habe kein Redner oder Prediger jemals ein so ungeheures Publikum gehabt.*)

Fra Giovanni predigte diesem Italischen Völkerheere von einem ungefähr sechzig Ellen hohen Gerüste (durch ein Sprachrohr?) die Worte des Evangeliums „pacem meam do vobis, pacem relinquo vobis", zum Texte wählend. Er befestigte die Pakten jenes Friedens, den er selbst gestiftet; er donnerte das fürchterlichste Anathema gegen diejenigen, die es wagen sollten, ihn zu verletzen; er verkündigte die Heirath Rinaldo's von Este und Adelaidens, und schärfte seinen Zuhörern ein, daß Ezzelino in Padua das Bürgerrecht haben müsse. Er warf also eine Fackel in diese Stadt, die nachmals zu einem entsetzlichen Brande wurde.

Der Verf. hat den Ruhm Fra Giovanni's ganz makellos erhalten wollen; mit der schönsten Seite in seinem Lebensbuch zufrieden, wollte er ihn durch Erzählung dessen, was nachkam, nicht entlarven und beschämen. Thun wir aber besser, wenn wir den scheinheiligen Ehrgeiz und die grausame Unduldsamkeit dieses Fraters offenbaren? Die Geschichte muß, wenn sie eine Führerin durch's Leben seyn soll, nicht bloß nichts Falsches sagen, sondern auch nichts Wahres verbergen. So sagen wir denn, daß derselbe Mönch, der ein so heiliges Werk gethan hatte, indem er den Frieden der Lombardei wiederherstellte, in der Folge nach Vicenza ging; daß er sich vom Volke zum Grafen und Herrn dieser Stadt erwählen ließ; daß er, nach Verona abgehend, auch dort die Herrscherwürde erhielt; daß er Geißeln und Festungen empfing; daß er die Ketzer blutig verfolgte und in dreien Tagen 60,000 derselben, theils Männer, theils Frauen, worunter auch Glieder der angesehensten Familien Verona's, lebendig verbrennen ließ; daß er einst in Vicenza mit den Paduanern, die sich eingeschlichen hatten, in Handgemenge gerieth und eingekerkert wurde; nach wenigen Tagen entließ man ihn wieder, und Fra Giovanni kehrte nach Verona zurück, wo er jedoch keinen Gehorsam mehr fand. Dies bestimmte ihn, die Geißeln zu entlassen und die Festungen wieder abzutreten, worauf er, den Schauplatz des irdischen Glanzes verlassend, sein übriges Leben in Dunkel und Vergessenheit zubrachte.

Die zweite Novelle führt uns in die von Sismondi sogenannte Helden-Periode des neueren Italiens, welche Dante verewigt hat.

---

*) A tempore Jesu Christi in hoc per aliquos praedicatores tot non fuerunt congregati in unum. (Scriptor. Rer. Italic. T. VIII, p. 33.

Der Triumph der Ghibellinen bei Montaperti und die große Niederlage der Guelfen, welche „die Arbia roth färbte“, ereignete sich fünf Jahre vor der Geburt Dante's, welcher die Epoche seiner Niederfahrt ins Reich der Todten vierzig Jahre später fixirt. Farinata degli Uberti, der an dem Siege bei Montaperti den größten Antheil hatte und die Zerstörung von Florenz verhinderte, erscheint als ein Riesenschatten in der Feuerstadt und auf dem Felde voll Gräbern, welche der Dichter der göttlichen Komödie beschreibt. „Farinata“, sagt Sismondi, „ist einer von jenen großen Charakteren, wie sie nur das Alterthum und das Mittelalter hervorgebracht haben. Als Herr der Ereignisse wie der Menschen, scheint er das Schicksal selbst zu beherrschen, und die Qualen der Hölle selbst stören seine hochmüthige Indifferenz nicht. Er malt sich wunderbar in dem Gespräche, das ihm Dante in den Mund legt: sein ganzes Interesse konzentrirt sich noch auf das Vaterland und seine Faction, und die Verbannung der Ghibellinen macht ihm größeren Schmerz, als das Lager, auf welchem er ruht.“

Der Verräther, nach welchem diese zweite Novelle benannt ist, figurirt ebenfalls in der Divina Commedia. Es ist der Florentiner Bocca degli Abati, welcher, von den Ghibellinen bestochen, an Jacopo del Vacca, von der Familie Pazzi, der die Standarte der Guelfen trug, herantrat, ihm die Hand abhieb und die Veranlassung war, daß viertausend seiner Guelfen niedergemetzelt wurden. Dante sperrt diesen Verworfenen in den eisigen Pfuhl Antenora, wo die Verräther, das Antlitz nach unten gekehrt, feststecken; er tritt ihn mit Füßen, packt ihn bei seinem Haar und reißt ihm mehrere Büschel aus.

Der Verfasser läßt uns an der Hand der Geschichte in seine Novelle eintreten. Zuerst hören wir den Ton der Martinella, d. h. der Glocke, mit welcher die Florentinischen Guelfen den Ghibellinen von Siena Krieg ankündigen. Es erscheinen die beiden Minoriten, Werkzeuge des schlauen Farinata, welche die Florentiner glauben machen, daß die Sieneser ihnen ein Thor der Stadt übergeben wollen. Wir treten in den Rath der Großen und des Volkes, und hören den Disput über die Frage, ob man gegen Siena ausrücken solle oder nicht. Teggbiajo Aldobrandi, dessen Stimme, wie Dante sagt, „in der Oberwelt Beifall verdient hätte“, erhebt sich von seinem Sitze und widerräth den Krieg; er wird verhöhnt und verspottet. Jetzt will Cece dei Gherardini die Meinung Teggbiajo's in Schutz nehmen: die Aeltesten verbieten ihm das Wort bei einer Strafe von 100 Lire; der Ritter scheut die Strafe nicht. Die Aeltesten verdoppeln die Geldbuße; sie steigen bis auf 400 Lire: der Ritter bleibt unerschrocken. Endlich verbietet man ihm das Reden bei Todesstrafe, und das hochmüthige unbesonnene Volk ergreift den schlechteren Theil.

Der Autor hat in diese Thatsachen eine Liebesgeschichte eingewebt: Jacopo del Vacca und Bocca degli Abati entbrennen Beide für Cäcilie, die Tochter des Cece dei Gherardini. Der Erstere findet Erwiederung seiner Gluth, und die beiden Liebenden schwören einander ewige Treue. Bocca wird, wie sich von selbst versteht, grimmig eifersüchtig und stößt in der Kirche St. Reparata furchtbare Drohungen gegen Cäcilien aus. In der Schlacht von Montaperti übergiebt der sterbende Jacopo dem Bocca, den er nicht kennt, einen Edelstein, damit er ihn Cäcilien zustelle. Mit barbarischer Freude macht sich der Verräther auf den Weg und kündigt Cäcilien den Tod ihres Geliebten an. Die Unglückliche muß ihrem Gram unterliegen, während die Ghibellinen triumphirend in Florenz einziehen.

In der dritten Novelle werden wir auf ein Schloß der Apenninen geführt, das Pietramala heißt. Sein Besitzer, der beinahe 100jährige Greis Pietro Saccone de' Tarlati, befiehlt, ehe er die Augen schließt, seinem Sohne, das Schloß Gressa zu stürmen, welches den ihm feindlichen Ubertinern gehörte. Da er aber seinen Zweck nicht erreichen kann, stirbt er vor Unwillen (wie Suleiman vor Sigeth). Der Charakter dieses Menschen kann weder Achtung noch Sympathie erwecken. Er ist ein großer Parteigänger, ein eiserner Ghibelline, der sich an der Spitze eines Räuberhaufens im Schlosse Pietramala verbollwerkt und von dort aus dann und wann gleich einem Adler auf seine Nachbarn niederfährt, ein Mensch, der aus Parteiwuth sein gegebenes Wort brechen kann, tapfer und umsichtig im Kampfe, aber besser zu Räubereien und plötzlichem Ueberfall, denn zu offener Fehde tauglich. Der Verfasser schildert diesen kraftvollen, immer unruhigen, gegen die Faulheit seines Zeitalters sich empörenden Greis, seine Familie und seine Narren mit vieler Lebendigkeit; allein dieser Vorzug ist nicht hinreichend, um der Novelle ein lebhaftes Interesse zu geben.

Frischer und von reicherer Mannigfaltigkeit ist die vierte Novelle, betitelt: Un Principe (ein Fürst). Sie schildert uns die wunderschöne Isabella del Fiesco, welche sich in der blühendsten Jugend mit dem bereits hochbejahrten Luchino Visconti von Mailand verheirathet und, für Ugolino Gonzaga in Liebe entbrennend, ihrem Manne verspiegelt, daß sie, einem Gelübde zufolge, die St. Markus-Kirche in Venedig besuchen wolle. Sie erhält die Einwilligung des Gatten, der sie mit der prächtigsten Eskorte abreisen läßt. In Verona, in Padua und Mailand wird sie festlich empfangen, und auf dem ganzen Wege ist der geliebte Gonzaga ihr zur Seite. Isabella verstattete ihren Gesellschafts-Damen große Freiheit, damit diese, als gleicher Sünden schuldig, die Verbrechen ihrer Gebieterin verschweigen. Gleichwohl erfuhr Luchino Alles, wie man glaubt, durch Mastino della Scala, der den Herrn von Mailand gegen die Gonzaga's aufreizen wollte. Luchino ruft aus: „er werde in kurzem das größte Werk der Gerechtigkeit thun, das jemals in Mailand vollbracht werden“, und — stirbt, durch Isabellen vergiftet. Die Reise der Fürstin, ihre Eskorte, der Pomp und die Festlichkeiten, mit denen man sie überall empfängt, geben dem Verfasser Stoff zu reizenden Schilderungen. Hätte er nur auch die Grabstätte des unglücklichen Luchino mit einigen poetischen Blümlein bedacht!

Geben wir nun dem Leser einige Proben von dem Stile des jungen Novellisten, der, wie schon bemerkt, im Ganzen großes Lob verdient. Wie treffend ist der alte, im Kreise seiner Söhne am Heerd sitzende Saccone mit folgenden Worten geschildert: „Die Flamme warf einen blutrothen Schein auf sein Antlitz. Marco und Arrighetto betrachteten ihn unbeweglich und staunend, als ständen sie vor einem lebenden Bilde der Zeit, von dem sie eine mystische Weissagung erwarteten.“

Wie viele Schilderungen haben wir nicht von der Nacht und von den Gefühlen, die sie in uns aufregt! Dennoch lesen wir die folgende, die uns der Verfasser giebt, mit neuem Vergnügen: „Unterdeß wurde das Tageslicht düsterer; am Himmel funkelten schon einige Sterne, und die Natur nahm jene unbeschreibliche Farbe an, die unsere Blicke so unwiderstehlich fesselt und eine sanfte, süße, zur Betrachtung einladende Ruhe über uns ergießt. Wer könnte in einer Abendstunde zum Himmel aufblicken, ohne von einem tiefen Gefühl der Liebe und Frömmigkeit durchdrungen zu seyn! Dieser sanfte, leise Uebergang vom Tage zur Nacht versinnbildet das Ende unseres Lebens, das ja auch wie ein Tag vorüberzieht. Oft beruhigt sich das Herz in dieser Stunde, und wär' es nur auf Augenblicke, nachdem es einen ganzen Tag mit der Außenwelt gerungen und tausend innere Stürme bestanden hat. O, wie oft wird in dieser Stunde unser Sehnen zum Gebete, zum Flehen um Ruhe und Vergessenheit aller Seelenpein, wenigstens für die bevorstehende Nacht!“

Bibliographie.

Di ogni erba un fascio. (Von jedem Kraut ein Bündel.) Almanach für 1835. Zweites Halbjahr. Venedig.

Le opere del pittore e plasticatore Gaudencio Ferrari. (Die Werke Ferrari's.) Gezeichnet und gestochen von Pianazzi; herausgegeben und beschrieben von Bordiga. Erstes Heft. Mailand. Pr. jedes Heftes 5 Lire.

Opere scelte di Stefano Giosesso Aliora. (Aliora's vermischte Schriften.) Erster Theil. Prosa. Alessandria. 2 L. 80 C.

Parigina. — Trauerspiel von A. Somma. Venedig.

Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al vocabulario della Crusca. (Verbesserungen und Zusätze zu dem Wörterbuche der Akademie della Crusca.) Von Vincenzo Monti. Piacenza. [Ist ein Nachdruck des früher erschienenen Originals.]

Raccolta di modi di dire italiani ed inglesi. (Sammlung Italiänischer und Englischer Redensarten.) Nach der von Baretti in London veranstalteten Ausgabe vermehrt und verbessert von F. S. T. Turin. 6 Lire.

Mannigfaltiges.

— Seeleute in den Vereinigten Staaten. Die Zahl der Seeleute, welche zu den Vereinigten Staaten gehören, beträgt nach möglichst genauer Schätzung 103,000. Von diesen befinden sich auf Schiffen, die mit dem Auslande verkehren, 50,000; beim Küstenhandel auf Schiffen von etwas mehr oder weniger als 100 Tonnen, 25,000; bei der Kabeljau-Fischerei, 5000; auf Dampfschiffen, 1000; auf der Flotte der Vereinigten Staaten, 6000. (L. P.)

— Joice Heth, die Amme Washington's. Diese angeblich 120jährige Frau macht jetzt in den Vereinigten Staaten großes Aufsehen. In einem Amerikanischen Blatte wird Folgendes über sie berichtet: Sie hat ganz das Ansehen einer lebenden Mumie. Man könnte ihren Körper wirklich schon für abgestorben halten, wenn ihr leichter und freier Athem, ihr feines Gehör und ihre freilich sehr matte Stimme nicht vom Gegentheil überzeugten. Ich kannte einen Mann in Schottland, der, wie aus dem Kirchenbuche sich ergab, in seinem 115ten Jahre starb. Er hatte kein so ausnehmend verwittertes Ansehen, wie diese Alte. Thomas Parr, dessen Monument in der Westminster-Abtei steht, soll anderthalb Jahrhunderte gelebt haben; dennoch konnte er ein paar Tage vor seinem Tode noch ausgehen. Als ich Joice Heth vor kurzem besuchte, sagte ich zu ihr: „Joice, Ihr müßt erst siebzehn Jahre gezählt haben, als Washington (1732) zur Welt kam. Wie konntet Ihr damals schon seine Amme seyn?“ — Sie: „„Ich war bei seiner Geburt zugegen; ich wickelte ihn und war seine trockene Amme (Wärterin).““ Ich: „Welches ist Euer Glaube?“ — Sie: „„Ich bin eine Baptistin; ich wurde vor mehr als hundert Jahren in den Potomak getaucht.““ — Es waren außer mir auch einige Damen zugegen. Diese fragten sie, was für ein Loos sie nach dem Tode verhoffe? Sie antwortete: „Meine ganze Hoffnung ruht in Jesu Christo.“ — Die Damen stimmten eine geistliche Hymne an, um die Alte angenehm zu zerstreuen. Die herrliche Melodie wirkte wahrhaft elektrisch auf dies lebende Gerippe; sie stimmte mit Grabestönen in den Hymnus ein und faltete dabei ihre Hände, deren knöcherne Finger und lange Nägel sich fast wie Adlerkrallen ausnehmen. Joice Heth war von Kindheit an eine starke Tabackraucherin; bei ihr hat sich also der Rauch des Tabacks gewiß als ein sehr langsames Gift bewährt, noch langsamer tödtend, als der starke Genuß des Kaffees bei Voltaire.

— Ein ökonomischer Seelenhirt. Im Jahre 1765 starb Seine Ehrwürden, Herr Mattison, der 60 Jahre lang zu Pattendale in Westmoreland Prediger gewesen war. Das erste Kind, welches er taufte, wurde in der Folge seine Frau. Er hatte einen Sohn und drei Töchter, die er in seinem Sprengel verheirathete. Seine Besoldung betrug in den ersten 40 Jahren zwölf Pfund und in den letzten 20 nicht volle 20 Pfd. Dennoch hinterließ er, als er im 83sten Jahre starb, baare 1000 Pfd. Sterl., von welcher Summe vier Fünftheile an seiner Besoldung erspart waren. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Freitag den 23. Oktober 1835.

Afrika.

Thomas Campbell's Briefe aus Algier.

Erster Brief.

Algier, 19. September 1834.

Mein lieber Freund! Am 11. dieses reiste ich am Bord eines Kauffahrteischiffes von Marseille ab, und sechs Tage kreuzten wir hierauf auf dem Mittelländischen Meere umher. Sie werden sich leicht denken können, daß diese Tage nicht eben zu den angenehmsten meines Lebens gehörten, wenn ich Ihnen sage, daß unserer zwölf erwachsene Passagiere und außerdem noch ein unruhiges Kind von vier Jahren zusammen in eine Kajüte von neun Quadratfuß eingesperrt waren. Es war nicht möglich, uns während der Tageszeit auf's Verdeck zu flüchten, denn die Sonnenhitze schien dasselbe in einen beständigen Feuerheerd umzuwandeln. Nur des Abends konnten wir unseren Kerker auf einige Zeit verlassen, und in der Nacht durften wir ein wenig ausruhen; aber gleich mit Tages-Anbruch fing der bereits erwähnte vierjährige Wildfang seine Kindertrommel zu schlagen an und schrie fürchterlich auf, wenn man sie ihm aus der Hand reißen wollte. Indeß waren wir in Betreff unserer Schiffsmannschaft ziemlich glücklich, indem sie Alle, vom Capitain bis zum Bootsjungen hinab, beständig zu unseren Diensten bereit waren. Wir wurden, was sonst eben bei den Mittelländischen Handelsschiffen nicht sehr gewöhnlich ist, vortrefflich bewirthet, obgleich wir nur ein ganz mäßiges Passagiergeld zahlten. Eines Tages gab's sogar ein Fest auf dem Schiffe und dabei Champagner im Ueberflusse; es war bei Gelegenheit eines Besuches eines befreundeten Seemanns, der mit uns dinirte. Das war ein sonderbarer Kauz, der, nicht zufrieden damit, daß er ein Schiff zu kommandiren hatte, sich noch dazu einbildete, ein Meister in den „schönen Wissenschaften" und in der Philosophie zu seyn. Zu meinem Unglücke erfuhr er, daß ich ein Literatus sey, und sogleich zog er mit einem ganzen Dutzend seiner selbstfabrizirten Gedichte über mich her. Bei alle dem hatte die Reise, trotz vieler Beschwerlichkeiten, doch wiederum so manches Angenehme. An den kühlen Abenden pflegten wir uns auf dem Verdeck zu erholen und hier mit vielem Appetit zu speisen; um uns desto angenehmer zu unterhalten, mußte, in Folge eines gemeinschaftlichen Beschlusses, Jeder der Reihe nach singen, man mochte nun singen können oder nicht.

Wir fuhren bei den Inseln Majorca und Minorca vorüber, aber in einer zu großen Entfernung von beiden, um die Beschaffenheit ihrer Küstenstriche genau beobachten zu können.

Vorgestern des Morgens früh erwachte ich unter dem freudigen Rufe, daß von dem Mastkorbe aus Land gesehen wurde, und bald erblickten wir auch die Landvögel, die von allen Seiten die Segel umschwirrten. Es mochte ungefähr dreißig Meilen von der Küste seyn, als wir schon den ganzen Theil des Algierschen Gebietes entdeckten, das sich östlich längs dem Kap Matisu und westlich längs der Halbinsel Sidi Ferruch hinzieht. Von dieser Entfernung aus gesehen, nimmt sich Algier nicht eben sehr schön aus. Wenn auch die Hügel des kleinen Atlas einen prachtvollen Hintergrund im Süden bilden, so ermangelt doch das Ganze noch des vollen malerischen Anblicks, bis man ungefähr innerhalb einer Meile von der Küste vorgerückt ist. Etwas weiter abwärts erscheint die Stadt selbst in Form einer dreieckigen Scheibe von Kalk, an der abschüssigen Seite eines Hügels gelegen, während die Landhäuser auf den angränzenden Höhen wie kleine Parzellen von demselben Material aussehen, die auf den anzubauenden Feldern zerstreut liegen. Kommt man jedoch etwas näher, so verwandelt sich die eingebildete Scheibe in eine uns in Erstaunen setzende Stadt, und die Flecken auf den benachbarten Hügeln werden zu quadratförmigen und kastellähnlichen Hügeln, die in Lustwäldchen und Gärten eingeschlossen sind.

Keine Stadt, die ich je gesehen, besitzt im Verhältniß zu ihrer Größe so viele dicht an einander stoßende Landhäuser, als Algier, und ihr Glanz so wie ihre hohe Lage verleiht diesem suburbanen Theil der Küste ein prachtvolles Ansehen. Aber auch die Stadt selbst, sobald man sie nur ganz überschauen kann, gewährt einen Anblick, der, wenn auch nicht gerade schön, doch wenigstens wegen seiner Neuheit und Seltsamkeit überraschend ist. Schon bei dem Aussprechen des Namens Algier wird man auf eine ungewöhnliche Weise bewegt, indem man sich erinnert, wie viele christliche Herzen sonst beim Anlanden an dieser Stelle von Todesangst ergriffen wurden. Der Anblick von Algier ist aber besonders wegen des auffallend Fremdartigen interessant. Die Stadt bildet ein Dreieck an der abschüssigen Seite eines Hügels, dessen Basis dicht an das Meer anstößt, während sein Gipfel von der Cassaba bekrönt ist. Diese feste Burg war der Palast des letzten Deys. Seine Vorgänger wohnten am Fuße der Stadt, wo aber so Mancher eines gewaltsamen Todes gestorben war, bis Hussein Pascha endlich auf die Idee kam, daß eine höher liegende Residenz seine geliebten Unterthanen, so wie seine treuen Janitscharen, besser in Respekt erhalten dürfte; es war in einer Nacht, wo er sich in aller Stille mit seinen Schätzen nach der Cassaba begab. Etwas weiter, auf einem noch höheren Hügel, steht das von Karl V. erbaute Kaiserfort, das die ganze Stadt beherrscht. Die terrassenförmigen und viereckigen Häuser, die in einer Reihe ganz dicht an einander geschlossen sind, sind, wie die Forts und die Wälle, alle mit Kalk überstrichen, so daß sie wie Schnee glänzen.

Diese Gegenstände, zugleich mit dem Brückenpfeiler, dem Leuchtthurm und den Batterieen, die nach dem Meere zu, eine Reihe nach der anderen, mit Hunderten von Kanonen besetzt sind, geben der Stadt einen imposanten Anblick, der ihren alten Beinamen: die Kriegerische (El ghazzi) rechtfertigt. Zur selben Zeit erinnern Dich die Moscheen und Minarets, an deren Spitze der Halbmond funkelt, daß Du Dich mitten unter den Moslemims befindest, während ein aus der Ferne hervorblickender Palmbaum als ein lieblicher charakteristischer Zug eines Afrikanischen Landschafts-Gemäldes erscheint.

Ich hatte indeß außer dem Palmbaum ein minder angenehmes Anzeichen davon, daß ich mich in den südlichen Breiten befand. Bei der so interessanten Landungs-Scene war es uns nicht möglich, uns in der Kajüte unten zu erhalten, und doch war es eben auf dem Verdeck gleich mit Tages-Anbruch brennend heiß. Ich war demnächst so krank geworden, und das Fieber hatte mich so durchgeschüttelt, daß ich mich kaum zu fühlen vermochte, und fast überredete ich mich, daß ich bereits im Begriffe sey, zu sterben. Als das Boot herankam, das uns nach der Küste bringen sollte, konnte ich mich kaum erheben, um mich nach meiner Baggage umzusehen. Glücklicherweise kam mir die Menschenfreundlichkeit eines Mit-Passagiers in meiner äußersten Noth zu Hülfe. Es war ein munterer und bescheidener kleiner Mann, Namens Biron, welcher die Sorge für meine Effekten übernahm und sie ins Zollhaus beförderte. Was in dieser Stunde meiner Landung in Afrika — wo ich an der Küste, gleich Scipio, wenn auch nicht aus Enthusiasmus, so doch aus Erschöpfung auf meine Kniee fiel — was hier sonst mit mir vorging, davon hat sich nur ein undeutliches Bild in mein Gedächtniß geprägt; aber ich erinnere mich noch, daß die eingebornen Eckensteher mit eben so vieler Unverschämtheit nach unserem Gepäcke griffen, als wären sie zu Calais zu Hause, und daß ferner meine ermatteten Geister auf einmal durch den Knall einiger kräftigen Rohrhiebe aufgeweckt wurden, die mein humaner Freund unter jene Unholde zu vertheilen beliebte. Derselbe besorgte auch, da man hier in den Hotels nicht eben am besten bedient wird, für mich eine besondere Wohnung und einen eigenen Bedienten. Ich schlief die Nacht recht angenehm, wurde aber ziemlich zeitig durch die Muesin's (Moscheendiener) aufgeweckt, die von den Minarets aus zur Betstunde einluden.

Ich wohne gegenwärtig in dem Hause des Herrn Descousse, eines achtbaren Kaufmanns von Algier, der vormals als Capitain bei der Kavallerie unter Napoleon gedient und jetzt Oberster bei der Algierschen National-Garde zu Fuß ist. Diese National-Fußgarde beläuft sich auf fünf- bis sechshundert Mann; es giebt hier auch eine National-Reiter-Garde, welche aber nur aus einer Schwadron besteht. Das Haus des Herrn Descousse gehörte ehedem dem Aga der Janitscharen; es mag vielleicht noch eine oder zwei Wohnungen in Algier geben, die dasselbe an vergoldeten Alkoven, an mit Bildhauer-Arbeit verzierten Fontainen und anderem Schmucke übertreffen, aber was das Ganze anbelangt, so ist es ein herrliches Musterbild der schönsten Gebäude der ganzen Stadt. Von der Straße kommst Du direkt nach dem Hausflur, der von einem Fenster oberhalb der Thür etwas matt erleuchtet wird. Der weite Raum wird von meinem Hauswirthe als Portier-Loge benutzt; aber in früheren Zeiten pflegte hier der Aga, umgeben von seiner Dienerschaft, seine Pfeife zu rauchen und Gäste zu empfangen. Auf einer Seite dieser düsteren Halle befinden sich Gewölbe, die vormals zu Ställen benutzt, seit der Französischen Invasion aber in Weinkeller umgewandelt wurden. Von dem Flur gelangst Du auf zwei fliegende Treppen von weißem Marmor in die lichte Tageshelle nach einem mit Marmor gepflasterten Hofe, der einige dreißig Quadratfuß im Umfange hat. Dieser Hof mit seinen Gallerieen an jeder Seite des Vierecks, die an allen drei Stockwerken, die eine über die andere, ausgespannt sind, erinnern an die Alt-Englischen Wirthshäuser von London; nur herrscht hier mehr Eleganz, und die weißen marmornen Säulen, welche mit den grünen und gelben glasurten Ziegeln kontrastiren, mit denen die Trep-

pen überzogen sind, so wie die Bogen und der Flur einer jeden Gallerie, bringen einen reichhaltigen Effekt hervor. Von diesen Gallerieen führen breite und schöne hölzerne Thüren von merkwürdiger Form nach den einzelnen Zimmern. Der innere Anblick des Hauses, wie er sich vom Hofe aus gestaltet, ist im Ganzen imposant, und auf der Terrasse des höchsten Stockwerks genießt man eine weite herrliche Aussicht über die ganze Stadt, über die See und ihre Schiffe, so wie über das Gebirge in der Ferne. Will man jedoch das Auge schonen und dasselbe nicht zu sehr blenden lassen, so muß man sich hierher nur beim Mondschein oder bei mäßigem Tageslichte begeben. Hier pflegte ich gegen Abend mit meinen Nachbarn zusammenzukommen, unter denen auch der Hospital-Arzt Dr. Riviere, ein verständiger, weitgereister und gebildeter Mann, sich befand. Derselbe zeichnete sich besonders in Aegypten durch seine geschickte Behandlung der Pest aus. Zur Zeit der Türkischen Herrschaft war es den Männern nicht erlaubt, diese Dach-Terrassen zu besteigen; nur den Frauen war es gestattet, und diese pflegten sich auch in der Weise ihre gegenseitigen Besuche abzustatten, daß sie auf den Leitern der benachbarten Häuser hinauf und herab kletterten.

Bei aller äußeren Pracht sind jedoch die Zimmer in den Maurischen Häusern dunkel und unbehaglich. Man sieht hier wenig Oeffnung nach der Straße hinaus, sondern die Fenster sind alle einwärts nach den Höfen zu angebracht. Diese Fenster, welche mit Gittern von schwarzem und weißem Eisen, aber mit keinen Glasscheiben, versehen sind, geben den Wohnungen das Ansehen eines — wozu sie wohl auch in der That ursprünglich bestimmt gewesen seyn mögen — Familien-Gefängnisses, wo die inwohnenden Frauen nach Art der Verbrecher in andern Ländern eingesperrt blieben. Die im Allgemeinen mit Thüren versehenen Nischen in den Wänden dienen als Schränke oder Schenktische. Vor der Ankunft der Franzosen kannte man bei den Algierern keinen Kamin, es sey denn in den Küchen, oder zufällig irgendwo in dem Hause eines fremden Konsuls; und noch jetzt hält es schwer, sich eine Wohnung mit einer solchen häuslichen Vorrichtung zu verschaffen. Daraus muß man aber keineswegs schließen, daß das Wetter hier in der regnerischen Jahreszeit nicht etwa sehr kalt sey; vielmehr versicherte mir ein Franzose, der in Norwegen gewesen, daß er dort in jenem eisigen Lande weit weniger an Kälte gelitten, als hier im Algierschen. Aber die Häuser der Mauren scheinen nur einzig zu dem Zwecke erbaut zu seyn, um erstlich gegen die übermäßige Sonnenhitze zu schützen, und zweitens, die Frauen einzusperren.

Spanien.

Der Kriegsschauplatz in Spanien.

(Schluß.)

Guipuzcoa, der Wichtigkeit nach die zweite unter den Baskischen Provinzen, gewährt im Allgemeinen einen ähnlichen Anblick wie Biscaya, nur sind seine Küsten schroffer, und der Charakter seiner Landschaften ist großartiger. Diese Provinz dehnt sich über 100 Englische Meilen von Nordosten nach Südwesten in abfallender Neigung aus und enthält 127,000 Einwohner.

Wenn man das Spanische Gebiet in Guipuzcoa betritt, fällt Einem sogleich ein Gemälde ins Auge, welches vielleicht in ganz Europa nicht seines gleichen hat, man mag nun auf die Schönheit der Landschaft sehen, oder auf die wunderbare Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier in einem kleinen Raum vereinigen. Die den Fuß der Pyrenäen bespülende Bidassoa, das Vorgebirge und die Festung St. Sebastian, die von Bergen umringte Bucht von Passages, die vermodernde Stadt Fontarabia, auf der einen Seite von den majestätischen Pyrenäen begränzt, und auf der anderen die gränzenlose Fläche der Bucht von Biscaya — dies Alles bietet sich dem Reisenden in einem und demselben Augenblick dar. Alle diese Gegenstände, welche den engen Eingang umgeben, durch welchen Frankreich so oft seine Armeen über Spanien ausgegossen hat, sind mit historischen Erinnerungen verknüpft und tragen die Spuren der romantischen so wie der neuern Kriegführung.

Guipuzcoa ist, wie Biscaya, reicher an Früchten als an Getraide. Es hat einen harten Thonboden, und der Mangel an Kalk macht die Landwirthschaft sehr schwierig. Der fruchtbarste Theil der Provinz ist das Thal von Tolosa. Die Gegenden zeigen ganz dieselben Gemälde, wie in Biscaya: waldige Hügel und grünende Thäler, mit Dörfern besät und durch mühsame Anstrengung urbar gemacht; auch das Landvolk ist von demselben kräftigen und robusten Schlage. Die Bevölkerung ist jedoch hier dünner als in dem westlichen Theil des Baskenlandes. Die Straße von der Bidassoa nach Salinas, eine Strecke von 20 Meilen, führt durch mehrere ansehnliche Städte, wie Tolosa, welches 5000, und Vergara, welches 4000 Einwohner hat. Einige dieser Städte haben eine höchst romantische Lage.

Ein beträchlicher Theil der Bevölkerung von Guipuzcoa besteht aus Matrosen und Fischern. Die Küste hat zahlreiche Häfen, worunter einer, der von keinem in Europa übertroffen wird, und der in den Händen einer unternehmenden Regierung den größten Gewinn bringen könnte, ich meine Passages, ein schönes halbkreisförmiges Becken, geschützt von St. Sebastian. Man hat aber wenig oder nichts gethan, um diese natürliche Rhede zu verbessern, weder durch den Bau von Hafendämmen noch durch andere Einrichtungen.

St. Sebastian, das Gibraltar des Nordens, ist die Hauptstadt von Guipuzcoa, ein Ort, der in der Kriegsgeschichte Englands eine so bedeutende Rolle spielt, daß jede Beschreibung desselben hier überflüssig wäre.

Guipuzcoa hat Ueberfluß an Eisen und liefert auch einen ziemlichen Vorrath von Kupfer. Die Bearbeitung des letzteren Metalls, für ein Küstenland so wesentlich, macht Fortschritte in dieser Provinz. Kupferne Beschläge für Schiffe und kupferne Kessel werden in Hernani und Mondragon verfertigt. Das Eisenerz von Guipuzcoa ist härter als das, welches im eigentlichen Biscaya gefunden wird. Anker, Kanonen und Schwerter in großer Menge werden hier fabrizirt. Die bedeutendsten Eisenhämmer sind zu Hernani, Salinas und Mondragon. Man glaubt, daß die berühmten Toledoer Klingen aus Eisen der Mondragoner Bergwerke angefertigt wurden. Diese Schmelzöfen, Schmieden und Gießereien gewähren einer großen Menge Menschen Beschäftigung und bringen eine bunte Färbung in das einfache Gemälde des Gebirgslebens. Wie aber der Mangel an Kalk in diesem Theil von Spanien den Ackerbau hindert, so beschränkt die Kärglichkeit des Brennmaterials die Fabrikarbeiten. An Holz fehlt es zwar nicht, aber das Schmelzen und Schmieden des Eisens erfordert eine so bedeutende Feuerung, daß die Berge bald entblößt und die Landschaften nackt und kahl daliegen würden, wenn man jene Operationen in diesem kleinen Bezirk in dem Umfange betreiben wollte, wie in Gegenden, wo man sich mineralischer Brennstoffe bedient. Loyola wurde in dieser Provinz geboren — ein Guipuzcoanischer Hidalgo. Das Kloster St. Ignatius, eine der reichsten Stiftungen in Spanien, liegt unweit der Stadt Azcoitia.

Alava ist die dritte und der Bevölkerung nach am wenigsten bedeutende, obgleich an Umfang die ausgedehnteste der Baskischen Provinzen. Es ist die Spitze des Dreiecks, wovon Guipuzcoa und Biscaya die Grundlinie bilden. Eine und dieselbe Bergkette trennt es von beiden Provinzen. An Getraide ist es fruchtbarer als beide, und da es zugleich eine geringere Bevölkerung hat, nämlich bloß 60,000 Seelen, so ist es im Stande, jene mit großen Kornvorräthen zu versorgen. In der Nähe von Vittoria fällt das Land in eine flache und ziemlich ansehnliche Ebene ab, die von dem Zadorra-Fluß bewässert wird, welcher in das reiche und fruchtbare Ebro-Thal hinabfließt. Hier liegt, an der Gränze Alt-Castiliens, die Stadt Miranda. In diesen Ebenen besteht der Boden aus fettem, dunklem und äußerst fruchtbarem Lehm. Die Menge von Dörfern, die emsige Landwirthschaft, die sauberen Hütten und Gärten und die trefflichen Straßen, die man in diesem ganzen Bezirk findet, bieten dem, der von Süden herkömmt, einen auffallenden Kontrast dar gegen die weiten Einöden und verlassenen Städte Alt-Castiliens.

Der Ebro-Strom, der an den Städten Viana und Logroño vorüberfließt, scheidet die Baskischen Provinzen von Spanien.

Spanisch Navarra ist gegen 80 Englische Meilen lang und eben so breit. Die Sierra de Aralar, ein über 2000 Fuß hoher Bergrücken, trennt es von Guipuzcoa und den Baskischen Provinzen. Es enthält 290,000 Einwohner und hat außer Pampelona, seiner Hauptstadt, noch mehrere beträchtliche Städte, wie Estella, Tudela und Tafalla, deren jede an 6—7000 Einwohner zählt. Die Pyrenäenzüge durchschneiden es nach jeder Richtung hin. Seine Defileen sind enger und seine Gebirgspässe rauher als die von Biscaya. Auch hier, wie in den Baskischen Provinzen, besteht die Oberfläche des Landes aus endlosen Reihen waldiger Berge, aus Thälern, Schluchten und Gebirgsbächen. Der fruchtbarste Theil dieser Provinz ist das Bastan-Thal, welches zwischen Pampelona und St. Jean de Luz, rechts von der von Roncesvalles auslaufenden Landstraße liegt. Die Provinz liefert Hanf und Flachs, so wie auch Getraide, in großem Ueberfluß. In jenem Thal entspringt die Bidassoa.

Wenige Theile der Welt sind öfter der Schauplatz von Kriegen gewesen, als Navarra. Während der Maurischen Dynastie im neunten Jahrhundert der Vorposten und die Avantgarde des Christenthums, dann Spaniens Bollwerk gegen Frankreich, haben diese Berge jede Art der Kriegführung geschaut, sind Zeugen gewesen von den Kämpfen zwischen Paynim und Paladin, haben die Romanzen des Orients genährt und den Gothischen Chroniken reichlichen Stoff geliefert. Diese endlosen Feindseligkeiten haben auch fühlbare moralische Spuren in dem Zustande und Charakter der Bevölkerung zurückgelassen. Ein Theil des Gebirgskerns von Navarra und die wilde Gränzgegend zwischen dieser Provinz und Aragonien sind seit undenklichen Zeiten von einem gemischten Volksstamm bewohnt, der keine feste bürgerliche Niederlassung hat, sondern ein vogelfreies Räuberleben führt. Ueberbleibsel aus früheren Kriegen, der Auswurf verabschiedeter Soldateska, die in der bürgerlichen Gesellschaft keine Aufnahme fand, haben sie seit Jahrhunderten in dem Zustande von Freibeutern gelebt. Dieses leckere Volk wird nicht durch jene herrlichen Charakterzüge veredelt, welche die Biscayer auszeichnen; aber seine Ausdauer in Strapazen, seine Geschicklichkeit in der Führung seiner Waffen und vor Allem seine Kenntniß der Gebirgspässe machen es zu einer unschätzbaren irregulairen Hülfsmacht in Kriegen und Empörungen.

Navarra war das letzte unter den einzelnen Königreichen, welche mit der Spanischen Monarchie vereinigt wurden; und es bedurfte der ganzen Kraft und Tüchtigkeit des Kardinals Ximenes, um es zu unterwerfen und die Eroberung zu sichern. Er ließ alle Festungen schleifen, Pampelona ausgenommen, und trieb die aufrührerische Bevölkerung hinter jene natürlichen Wälle und Fortificationen zurück, die seitdem von ihrer Nachkommenschaft stets behauptet worden sind. Die Bewohner dieser Provinz mußten beständig durch eine starke Garnison zu Pampelona im Zaum gehalten werden. Wie Biscaya ist auch Navarra im Besitz seiner eigenen Gesetze und Legislatur geblieben; doch bestanden seine Privilegien fast nur noch dem Namen nach, denn seit dem Jahre 1713 sind die Stände nicht zusammenberufen worden. Diese Gesetze entsprachen vollkommen den (von Zareta so genau auseinandergesetzten) Fueros von Aragonien, mit denen sie zu gleicher Zeit entstanden und unter dem Schirm der Pyrenäen-Gebirge zusammen heranwuchsen. Die Staaten von Navarra wurden ganz nach Gothischen Prinzipien gebildet; sie hatten drei Stände, Prälaten, Edelleute und städtische Deputirte. Gleich den anderen Feudal-Monarchieen hat auch diese Versammlung, von der nur noch ein Schatten vorhanden ist, das Recht, mit Zustimmung des Königs von Spanien, dessen Souverainetät die Navarresen vollständiger anerkennen, als die Biscayer, Gesetze zu geben und aufzuheben und Steuern auszuschreiben.

Die Navarresen sind nicht Celten, wie die Eingebornen von Biscaya, sondern ein gemischter Stamm, der aus Cataloniern, Aragonesen und Basken besteht und ein aus diesen drei Sprachen zusammengesetztes Idiom spricht. Die Spuren Gothischer und Sarazenischer Abkunft sind in den Sitten und dem Charakter der Eingebornen dieser Provinz nicht zu verkennen. Die Navarresen stehen ihren Nachbarn in Biscaya an Gewerbfleiß nach und haben weniger Neigung für die Künste des Friedens; in ihrer Civilisation sind sie daher auch bedeutend hinter jenen zurück und scheinen weiter ins Alterthum hinauf zu reichen, indem sie, mehr als irgend ein Europäisches Volk, fast noch das frische Gepräge des Mittelalters an sich tragen, wo die wilden Tugenden der Tapferkeit und Verwegenheit am höchsten gepriesen wurden. Der Gothische Aberglaube der Navarresen betrachtet die Priester und die predigenden Männer noch wie überirdische Wesen. Mina's erster Schritt, als er den Oberbefehl übernahm, war die Verbannung der Geistlichkeit aus dem Bastan- und dem Erro-Thale.

Nachdem ich hiermit eine Schilderung von dem äußeren Anblick des Landes, von dem Klima und den Produkten desselben, von seinem allgemeinen Charakter und seinen Hülfsquellen gegeben habe, gedenke ich, in einem späteren Artikel ausführlicher von den Gesetzen, Gebräuchen, Vorurtheilen, Sitten und Gewohnheiten des Volks zu sprechen und dadurch den Leser in den Stand zu setzen, sich ein Urtheil über die Beweggründe und Leidenschaften zu bilden, aus denen der jetzige Kampf mit den Biscayern entsprungen ist. (Athenaeum.*)

Nord-Amerika.

Die Literatur der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Während eines Zeitraums von funfzig Jahren ist dieses Feld vielleicht von zweitausend verschiedenen Rednern betreten worden, unter denen sich ohne Zweifel Talente von erstem Range befanden. Man wird nicht erwarten, daß wir uns in dies ungeheure Gebiet einlassen, wo uns eine Atmosphäre von dichtem Nebel umhüllt. Von den ältesten Rednern haben wir nur zwei für das Gedächtniß aufbewahrt, die unbedingt zu den vorzüglichsten Musterbildern Amerikas zu rechnen sind, nämlich Hamilton und Ames. Der Erstere war einer der begabtesten Männer, die unser Vaterland oder sonst irgend ein Land in der Welt hervorgebracht hat. Mit Recht bemerkt Dr. Nott von ihm, daß sein Geist sich in eine Höhe aufzuschwingen vermochte, von wo aus er alle Dinge in der unten ausgebreiteten Ebene mit Adleraugen überblickte. Allein der Ruf seiner Beredsamkeit ging in den mehr unsterblichen Ruhm des Begründers unseres Finanz-Systems auf, in den Ruhm, den er durch seine bewundernswürdigen Schriften in dem „Föderalisten“ und überhaupt als Gründer und Verwalter unserer Republik erlangt hat.

Das zweite und vielleicht das herrlichste Muster der Beredsamkeit aus der neueren Zeit liefert uns Fisher-Ames. Dieser bewundernswürdige Mann — eben so ausgezeichnet als Bürger wie als Redner — war sowohl durch seine Neigungen, durch sein Temperament und alle seine Verhältnisse, wie durch seine schwächliche Gesundheit, vielleicht auch durch besondere innere Anlage, zum reinen und unverfälschten Orator geboren. Die höchste Kraft der Beredsamkeit flößt immer ein gewisses Entzücken, eine gewisse Begeisterung ein, die uns hinreißt und mit sich fortzieht; es ist die Gewalt eines Aeolus, der die Winde an sich fesselt und wiederum nach allen Himmelsgegenden frei entläßt, diese göttliche Kraft und Gewalt ist von Niemanden in einem höheren Grade ausgeübt worden, als von unserem Redner. Wer möchte wohl den Eindruck vergessen, den seine berühmte Rede zu Gunsten des Britischen Traktats gemacht hat? Seit unserer Unabhängigkeits-Erklärung hat kein anderer Gegenstand die Interessen der verschiedenen Parteien so sehr in Anspruch genommen. Der Kongreßsaal war vollgepfropft und jeder Zugang, so weit man nur noch etwas zu hören vermochte, von den höheren Klassen der Nation und besonders von den Bürgern Philadelphias besetzt, wo der Kongreß damals seine Sitzungen hielt. Die Debatte hatte mehrere Tage gedauert, und es herrschte eine allgemeine Ungeduld, dieselbe wo möglich zu beschließen; — und doch, wenn dieser Mann mit seiner schönen Gestalt und weisen Haltung, wenn er aufstand, blaß, schwächlich und dem Anscheine nach, wie es die That denn auch nachher bewährte, am Rande des Grabes, welch eine Begeisterung zeigte sich hier in der allgemeinen Stille, in diesem todten, aber hinlänglich beredten Stillschweigen der ungeheuren Masse der Zuhörer! Wer wäre im Stande, den durchdringenden Ton seiner Stimme, das Gefällige und den Glanz seiner Haltung, und die Musik seiner Perioden nachzuahmen, die nur dazu da zu seyn schienen, um den darauf folgenden Donner desto schärfer und bedeutsamer hervortreten zu lassen. Alle Zugänge zu Herz und Gemüth wurden besetzt. Vernunftgründe, Ueberredungskunst, Drohungen und Schmähungen, Pathos, Mitleiden und Schrecken, Alles ward gleicherweise aufgeboten, um die Frage zu entscheiden, die von der höchsten Wichtigkeit war. Der Erfolg davon war wie der eines Zauberschlages. Wenig Personen haben in irgend einem Zeitalter oder in irgend einem Lande so viele glückliche Eigenschaften vereinigt, um einen Redner zu erzeugen, so vollkommen wie Fisher-Ames. Ein reiches und volles Gemüth, eine angenehme Haltung, das leuchtende Auge, der musikalische Ton, die graziöse Miene, die edle Haltung, und endlich, was mehr als Alles ist, jenes unbeschreibliche einflußreiche Wesen, das als eine Atmosphäre von Magnet erschien, der aus dem Centrum hervorstrahlte und nach allen Seiten hin die Zuhörer um sich her anzog.

*) Dieses Blatt erklärt, daß es sich diese Mittheilungen, welche von dem Verfasser ursprünglich zur besonderen Publication bestimmt waren, für seine Leser zu verschaffen gewußt, und daß es in seinen folgenden Nummern damit fortfahren werde.

Ungefähr eine ähnliche Kraft besitzt der Redner Henry Clay. Weit weniger dem Studium und der Schulbildung zu verdanken habend, stellt er uns das eminenteste Beispiel, das wir kennen, von einem durch die Natur gebildeten Redner auf. Der Reiz, der uns fesselt, der Zauber, der uns hinreißt, die Ueberzeugung, mit der wir in dem Augenblicke das einräumen, was vielleicht der nächste Augenblick verwerfen oder zurückweisen muß, alles dies ist hier weit schwieriger zu beschreiben und zu analysiren, als bei dem eben angeführten Musterbilde; weder die Figur, die Haltung, die Stimme und Manier, noch der Inhalt selbst lassen sich mit Jenem hinsichtlich der Schönheit in Vergleichung bringen. Die gedruckten Reden Henry Clay's unterscheiden sich nicht von denen irgend eines begabten und geübten Debattanten. Aber in dem Augenblicke, wo man ihn anhört, es sey Kritiker oder roher Landmann, Parteigänger oder Opponent, wir lächeln allsammt, wenn wir ihn lächeln sehen, wir theilen seine ernste und gewisse Ueberzeugung, die unsere Aufmerksamkeit gefesselt hält, und wenn er endlich schließt, so klingt's noch lange nachher in unserem Ohre nach, gleich als hätten wir eine Sphären-Musik vernommen.

Wollten wir hier Bruchstücke aus den vorzüglichsten Reden des Kongresses aufnehmen, so würden wir den Rednern immer Unrecht thun, wenn wir ihre Produkte nicht ganz im Zusammenhange wiedergäben; aber auch selbst dann würden sie für den, der mit den Lokalitäten, mit den vorübergehenden Interessen, den seit längerer Zeit stattgehabten Diskussionen und den unendlichen Schattirungen und Fractionen der verschiedenen Parteien, mit ihren Dialekten und Losungsworten nicht bekannt ist, weit weniger Interesse haben, als für diejenigen, denen dies Alles zugänglich und die demnächst das ganze Gewebe zu durchschauen vermögen. Um jedoch unseren Lesern nur einigermaßen einen Begriff von der Redeweise des Kongresses zu geben, können wir uns nicht enthalten, hier zwei Stellen, die eine aus einer Rede von Webster aus Massachussets und die andere von Hayne aus Süd-Karolina, mitzutheilen, Reden, die man für die besten aus der merkwürdigen Sessionen von 1833 erklärt hat. Das Thema war die zwischen den nördlichen und südlichen Staaten eingetretene Spannung, in Folge deren man die Rechte der einzelnen Staaten hervorzuheben und die Bundes-Regierung in Mißkredit zu setzen suchte. Nachdem Webster die Behauptungen seines Gegners widerlegt und sie lächerlich zu machen gesucht, schließt er seine Rede mit folgenden Worten:

„Sir, mögen wir uns lieber zu angenehmeren und fröhlicheren Erinnerungen wenden — mögen wir uns in die tröstendere Vergangenheit, in jene Zeiten versetzen, wo zwischen zwei verschiedenen Staaten nirgends mehr Eintracht in Prinzipien und Gefühlen herrschte, als zwischen Massachussets und Süd-Karolina. O, wollte Gott, daß diese Eintracht wieder zu uns zurückkehrte! Arm in Arm, und Hand in Hand zogen wir mit einander durch die Stürme der Revolution, wir umschlossen die Verwaltung von Washington und ließen seinen kräftigen Arm auf uns ruhen. Lieblose Gefühle, wenn sie unter uns existiren, Entfremdung und Mißtrauen bleiben unserem Boden stets eine fremde Frucht — erzeugt aus falschen Prinzipien, die man seit der Zeit verbreitet, aus Keimen und Saaten, die jener eben erwähnte große Mann nie ausgestreuet. — Ich mag hier keine Lobrede für Massachussets halten. Es bedarf derselben nicht. Seine Geschichte ist der Welt bekannt; die Thaten der Vergangenheit sind zum wenigsten unantastbar. Hier ist Boston, hier Concord, Lexington und Bunker Hill, diese Monumente werden für immer bestehen bleiben! Die Gebeine ihrer in dem großen Freiheitskampfe gebliebenen Söhne liegen zerstreut auf dem Boden der verschiedenen Staaten von Neu-England bis Georgia. Aber, Sir, da wo die Amerikanische Freiheit zuerst ihre Stimme laut werden ließ, da wo ihre Jugend genährt und auferzogen wurde, da lebt sie auch noch in ihrer Manneskraft, erfüllt von dem ursprünglichen jugendlichen Geiste, fort. Wenn Uneinigkeit und Zwietracht sie je verwunden — wenn Parteiwuth und blinder Ehrgeiz sie vernichten — wenn Unsinn und Thorheit, wenn eitle Verwirrung sie von der Union verscheuchen sollten, durch die allein ja ihre Existenz gesichert werden, so wird sie am Ende doch noch da eine Zuflucht finden, wo einst ihre Wiege gestanden, wo sie in ihrer ersten Kindheit gesäugt und gepflegt wurde. Von hier aus wird sie dann ihren kräftigen Arm ausbreiten und diejenigen ihrer Freunde unter ihren Schutz nehmen, die sich um sie her versammeln. Erliegt sie aber auch hier, wenn sie einmal zuletzt erliegen muß, so wird sie doch wenigstens mitten unter den stolzesten Monumenten ihres eigenen Ruhmes an der Stätte ihres ersten Ursprungs zusammenstürzen.“

Aus der zur Entgegnung Webster's von Hayne gehaltenen Rede entnehmen wir folgende Stelle:

„Sir, wenn es irgend einen Staat in unserer Union giebt, der hinsichtlich seiner beständigen, ununterbrochenen und uninteressirten Hingebung für dieselbe es mit jedem anderen Staate aufnehmen dürfte, so ist es ohne Bedenken Süd-Karolina. Von dem Anfange der Revolution an bis auf diese Stunde gab es kein auch noch so großes Opfer, das es nicht freiwillig dargebracht, keinen Dienst, dem es sich nicht mit liebevoller Ergebung unterzogen hätte. Es hing an der Union zu den Zeiten des Glückes, aber auch im Unglücke blieb es derselben mit mehr als kindlicher Liebe zugethan. Wie es auch immer mit seinen inneren Angelegenheiten beschaffen seyn mochte, wenn es auch seiner Hülfsquellen beraubt, durch Parteien zerrüttet und von Schwierigkeiten überall umzingelt war, so erschien ihm doch immer der Ruf des gemeinschaftlichen Vaterlandes als die Stimme eines Gottes. Und in einem Augenblicke verschwand alle innere Zwietracht; ein Jeder söhnte sich schnell mit seinen Brüdern aus, und die Söhne Süd-Karolina's versammelten sich alle zu gleicher Zeit in dem Tempel und legten ihre Gaben auf den Altar des gemeinschaftlichen Bundes-Landes nieder. Wie benahm sich der Süden während unserer Revolution? Sir, ich ehre Neu-England wegen seines Betragens in diesem ruhmwürdigen Kampfe. Aber so groß auch das Lob ist, das diesem Staate gebührt, so glaube ich doch zum wenigsten gleiche Ehre für den Süden in Anspruch nehmen zu dürfen.

Hier ward der Kampf für die allgemeine Freiheit mit einem Eifer ergriffen, der jedes besondere Interesse von sich wies. Als Günstlinge des Mutterlandes, ohne den Besitz eigener Schiffe oder Seeleute, durch die sie den Handelsneid erwecken konnten, fanden die Bewohner von Süd-Karolina schon in ihrer Lage eine Garantie für den Schutz und die Aufrechthaltung ihres Verkehrs von Seiten Großbritaniens. Allein alle diese Berücksichtigungen des Interesses und der Sicherheit wurden hintangesetzt, man begab sich mitten in die Gefahr hinein und focht für das Prinzip, für die heilige Sache der Freiheit. Noch nie hatte man in der Geschichte Beispiele von edlerem Muthe, von kühneren Unternehmungen und bereitwilligerer Geduld gesehen, als die Whigs von Karolina während der Revolution an den Tag legten. Der ganze Staat, von den Gebirgen bis zur See ward von der Feindesmacht überzogen. Die Früchte der Industrie wurden an Ort und Stelle aufgerieben oder vom Feinde verzehrt. Die Ebenen von Karolina tranken das kostbarste Blut ihrer eigenen Bürger. Schwarze und rauchende Ruinen bezeichneten die Stellen, wo vormals die Wohnungen ihrer Kinder standen. Nachdem sie von ihrem heimathlichen Boden in die dunklen und fast unzugänglichen Wälder vertrieben worden, bewahrten sie auch hier noch den Geist der Freiheit auf, und Süd-Karolina, durch seine Sumpters und Marions aufrecht erhalten, lieferte durch sein Benehmen den Beweis, daß, wenn auch sein Boden verheert wurde, dennoch der Geist des Volkes unangegriffen und unüberwindlich blieb."

Vielleicht dürften wir hier auch den berühmten John Randolphs nicht übergehen, der in den Augen vieler als das beau ideal der Beredsamkeit angesehen wird. Etwa ein ganzes Vierteljahrhundert hindurch ward er in die Versammlungen der Nation gewählt und ergötzte hier seine Freunde, während er seine Feinde geißelte und die Aufmerksamkeit aller seiner Zuhörer zum Erstaunen fesselte. Den Jungen und Wißbegierigen erschien er als ein Wunder, das sie zu sehen begierig waren. Von langer Statur, mager wie ein Skelett, mit einem seltsam schimmernden Auge, mit einer kadaverähnlichen Haltung, unverhältnißmäßig langen Armen und Beinen, mit einer auffallend gellenden Stimme und mit einer Figur, Geberde und Manier, die mit seiner übermenschlichen Erscheinung vollkommen harmonirte, bei allem diesem Aeußern hatte er sich einer Aufmerksamkeit zu erfreuen, die nicht so bald einem Redner zu Theil wurde. Rasch auffassend, mit einer fruchtbaren Phantasie begabt, glücklich in seinen Figuren, stets korrekt und klassisch in seinen Ausdrücken und Phrasen, durch alle diese Eigenschaften hielt er seine Zuhörer für immer gefesselt. Trotz des bittersten Hohnes und Spottes, trotz der unendlichen Ironie und der Schmähungen, mit denen er seine Objekte überhäufte, sicherten ihm doch sein gesunder Sinn, seine gewählte Sprache und seine glücklichen Farben immer die Bewunderung derjenigen, die sich damit ergötzten, den Schrecken seiner Feinde und die Verzerrungen der von ihm Angegriffenen zu sehen. Zum Unglück befand er sich im Allgemeinen in der Minorität. Er zog wechselweise gegen alle Parteien hinter einander zu Felde und drehte sich um alle Kardinalpunkte der Politik. Nur an drei Dingen schien er für immer fest zu halten, nämlich an einer kindischen Verspottung der modernen Mitte, an einem Hasse gegen die Banken und Banknoten, und an einem noch stärkeren Hasse gegen Alles, was sich nördlich des Potomacs befand, ein Haß, der sich mit der größeren Entfernung nach Norden immer mehr steigerte, so wie endlich an einer starren Ergebenheit für Virginien im Allgemeinen, und für Roanoke, den Theil desselben, im Besonderen.

Wem die Dinge bekannt sind, die im Allgemeinen zur Volksgunst führen, der wird leicht begreifen, daß wir hier noch viele Redner zitiren könnten, die ihre respektiven Parteigänger gehabt, von denen sie vor Allen emporgehoben und verehrt wurden. Zu diesen sind, gewiß nicht ohne ihre Verdienste in verschiedenen Weisen, die Herren Calhoun, der ehemalige Vice-Präsident M'Duffie aus Süd-Karolina, Leigh aus Virginien und Burges aus Rhode-Island zu rechnen.

Ein mit den inneren Beschaffenheiten der Vereinigten Staaten wohlbekannter Beobachter unterscheidet dreierlei Rednerstile im Lande: den nördlichen, den mittleren und den südlichen. Neu-England gehört zur ersteren Region; New-York, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois und Missouri gehören zur zweiten, und die übrigen Staaten im Süden und Westen zur dritten. Neu-England bildet in Harvard, Yale, Dartmouth und anderen Kollegien und akademischen Lehr-Anstalten im Verhältniß zur ganzen Bevölkerung eine größere Anzahl von Schülern aus, als alle übrige Staatsgebiete. Auch steht hier die Gelehrsamkeit, der wissenschaftliche Geschmack und die Literatur auf einer weit höheren Stufe und ist allgemeiner ausgebreitet. Die vorzüglichsten Regeln des Stils, der Rhetorik, der Analyse und Kritik werden hier besser verstanden und angewendet. Die ganze Bevölkerung besteht aus Kirchenbesuchern, und Alle insgesammt besprechen und bekritteln die Predigten. Daher kommt es denn, daß die Bewohner von Neu-England in einem so hohen Grade für das Lächerliche empfindlich sind. Daher auch die falsche Scham, die sie überall verfolgt, und die ihre Wangen mit einer Blutröthe überzieht, da, wo ein Bürger von Virginien und Kentucky vollkommen kalt und ungerührt bleiben würde. Dieser Nationalzug hat seine Vortheile, aber auch zugleich seine großen Nachtheile. Er erzeugt eine Gedanken-Concentration, ein Zusammennehmen der innerlichen Gefühle und Beharrlichkeit im Charakter. Aber die Selbstkritik und die Furcht vor dem Lächerlichen verscheuchen zu gleicher Zeit die Frische der Phantasie und der Einbildungskraft, und unterdrücken die freien und kräftigen Regungen des Herzens und des Gemüths. Daher bedient sich ein Kongreß-Mitglied oder ein Geistlicher im Norden immer der beschriebenen Zettelchen, oder er müßte denn seine Rede vollkommen gut memorirt haben. Es giebt sich bei ihm immer eine gewisse Aengstlichkeit, eine zu strenge Beachtung der allgemeinen Regeln, so wie eine zu große Furcht vor Uebertreibung und Spott kund. Auch ist man immer geneigt, zu glauben, daß ein Redner von Neu-England abliest, selbst wenn dies in der That nicht der Fall wäre.

Diese Eigenthümlichkeit der nordischen Redeweise erscheint nirgends so auffallend, als auf der Kanzel. Ein Reisender aus dem Süden, der in einer der größeren nördlichen Gemeinden eine Kirche besucht, wird hier auf eine ganz eigene Weise in Erstaunen gesetzt. Der ganze Vortrag ist hier mehr abgemessen, der Ton der Stimme ganz mild und zahm. Der Redner scheint gleichsam darüber erschreckt, daß er das schlummernde Echo aufgescheucht. Das Gezwungene und Kalte, so wie das ganze steife Wesen der Etikette, macht einen höchst ungünstigen Eindruck.

Das auffallendste Merkmal, das den südlichen Redner von dem nördlichen unterscheidet, besteht darin, daß der Letztere von Anfang an einen größeren Stimmengehalt entwickelt. Er hat mehr Selbstbeherrschung, eine gewissermaßen militairische Gelassenheit, Festigkeit und Vertrauen zu sich selbst. Er fühlt sich in der Kongreß-Sitzung eben sowohl zu Hause, als auf der Kanzel, und kümmert sich nicht im Geringsten darum, daß es irgendwo eine Kritik gebe. Bei dem größeren Umfange seiner Stimme steigert sich freilich die Schwierigkeit der rechten Aussprache und der angemessenen Betonung in einem höheren Grade. Allein wenn man nur den Redner selbst beruhigt sieht, so wird es auch alsbald der Zuhörer; diese Wechselwirkung bleibt nie aus. Darum gefällt denn auch der südliche Redner, dem es gelingt, den rechten Ton anzustimmen, der auf die gehörige Weise modulirt, accentuirt und kadenzirt, immer besser als der, welcher sich mit dem einfachen monotonen Herlesen begnügt.

Der Redner-Stil in den mittleren Staaten besteht aus einer Mischung aus dem nördlichen und südlichen, indem das Eine oder das Andere, je nach der Eigenthümlichkeit und dem Temperamente des Redners, vorherrschend ist. Wenn aber die südliche Weise einem an sich gehaltlosen und halberzogenen Sprecher eingeimpft wird, welch eine getrübte und stürmische Beredsamkeit entsteht alsdann! Wie oft hören wir solche Personen, die Curran und Phillips, Burke und Brougham ausplündern und die Erde, die Luft, den Ocean, die Gräber, das letzte Gericht, Himmel und Hölle erschöpfen, um die Zuhörer auf eine Weise zu elektrisiren, die im Norden nur unwiderstehliches Gelächter und Ekel erregen würde!

Wenn man durch New-York, Pennsylvanien und Ohio reist und die Redner an der Barre und auf der Kanzel anhört, so findet man an dem einen Orte den kalten Ernst des Neu-Engländers, während man an dem anderen Orte den hitzigen Eifer und den lauten Ton des Südens vernimmt; zuweilen auch zeigen sich beide Eigenthümlichkeiten in einer und derselben Person, und in einer und derselben Rede vereint, wenngleich im Allgemeinen in allen jenen Staaten ein zu großes Hinneigen zum Schwulste und zum falschen Prunke unverkennbar ist.

Mannigfaltiges.

— Ein neues Werk von Maciejowski. Der Verfasser der Rechtsgeschichte der Slavischen Völker, Professor Maciejowski, dessen Arbeit bereits so allgemeine Anerkennung gefunden hat, macht in den Warschauer Zeitungen Folgendes bekannt: „Die Uebersetzer meines Werks, der Französische sowohl als der Deutsche, namentlich aber der Russische, Herr Alexander Hoschden, haben angekündigt, daß ihre Arbeit noch vollständiger seyn würde, als das Polnische Original, weil ihnen der Autor, der ihnen bei der Uebertragung seiner Slavischen Rechtsgeschichte in fremde Sprachen behülflich sey, noch Zusätze mitgetheilt habe. Damit nun die Uebersetzung meines Werks nicht besser ausfalle, als das Original selbst, und um den Wünschen der Besitzer der Polnischen Ausgabe der Slavischen Rechtsgeschichte nachzukommen, beabsichtige ich, sämmtliche Zusätze, die ich selbst den Uebersetzern mitgetheilt, so wie diejenigen, welche sie, besonders der Russische Uebersetzer, als eigene Studien meinem Werke einverleiben werden, in einzelnen Lieferungen durch den Druck zu publiziren. Zu diesem Zweck werde ich Beiträge zur Geschichte und Gesetzgebung der Slavischen Völker herausgeben, in denen sich, außer den Zugaben zu dem Inhalt meines Werks, Abhandlungen von größtmöglicher Ausführlichkeit befinden sollen, zum Beispiel ein Abriß der Geschichte der Slavischen Aufklärung und Literatur, nach einem neuen Plan und von den ältesten Zeiten an bis zum 18ten Jahrhundert; eine kritisch-historische Darstellung der Gesetze der Polnischen Armenier; Denkmäler der Polnischen Gesetzgebung, die noch nicht publizirt worden, und viele andere Gegenstände, die sich mir jetzt, wo ich alle Quellen, die ich einst zu meinem Werk benutzte, von neuem durchlese, zur Bearbeitung darbieten."

— Die Stadt Agra in Ostindien. Für den Liebhaber des Pittoresken ist keine Station des Britischen Ostindiens angenehmer als Agra, aber die Hitze des Klimas und die hohen Preise der Wohnungen machen den Aufenthalt unter diesen prachtvollen Trümmern der Mongolen-Macht nicht sehr wünschenswerth. Agra besitzt eine Garnison, die aus einem Europäischen oder Königlichen Regimente und drei Regimentern Spahis besteht. Die militairischen Cantonnements daselbst sind die häßlichsten in ganz Ostindien; sie liegen auf einer weiten und nackten Ebene, von wenigen Parkinsonias belebt, deren einförmige gelbe Blüthen keinen erquicklichen Anblick gewähren. Den Fluß Dschemna versteckt Sandbänke dem Auge, eben so die architektonische Schönheit des Taadschi Mahal, mit Ausnahme seiner silbernen Dom-Kuppel. Die Bungalows sind mehrentheils aus Backsteinen von den benachbarten Ruinen erbaut und haben ein trauriges Ansehen. Eine hübsche Kirche ist das Einzige, was der Scene etwas Reiz giebt.

(Scenes of Hindostan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Montag den 26. Oktober 1835.

Island.

Barrow's Reise nach Island.*)

Das in der Anmerkung genannte Werk von Barrow scheint sich fast eines ähnlichen Erfolges bei seinen Landsleuten zu erfreuen, als seine bereits früher erschienenen „Ausflüge nach Norwegen.“ In Folge seiner lebhaften und interessanten Schilderungen der Norwegischen Schweiz sah man während der letzten beiden Sommer ganze Schaaren von Engländern nach jenen Gegenden hinziehen, um sich daselbst theils durch die Jagd zu belustigen, theils um die reizenden Waldungen, Seen und Gebirgsströme an Ort und Stelle zu bewundern. Nunmehr, nachdem die kleine „Flower of Yarrow“, das Schiff, auf welchem unser Autor die letzte Reise machte, nach desselben Beschreibung alle die Schwierigkeiten und Gefahren in den stürmischen Gewässern an der Küste von Island mit so vieler Kühnheit überwunden, haben bereits in der gegenwärtigen Saison nicht weniger als fünf Jachten die Themse verlassen, in der Absicht, längs der Küste von Norwegen zu kreuzen, die herrlichen Buchten und Fiords daselbst zu passiren und dann nach Island zuzusteuern.

Die „Flower of Yarrow“ legte zu Tronyem (Drontheim) an, um daselbst einen Freund des Schiffsrheders, Herrn Smith, an Bord zu nehmen. Diese Gelegenheit benutzte Barrow, um noch einen Abstecher von hundert und zwanzig oder dreißig Engl. Meilen nach der Stadt Röraas, die nicht weit von der Quelle des Glommens gelegen ist, so wie nach den Kupfergruben in deren Nachbarschaft, und von hier nach dem nächsten Aufenthalte der Lappländer zu machen, welche letzteren er, im Gegensatze zum Lieutenant Breton, als ein friedliches, gutmüthiges und genügsames Volk beschreibt.

Nach einer Fahrt von sechs Tagen, während welcher der Wind meist ungünstig war, gelangte die Jacht innerhalb der Gesichtsweite der schneebedeckten Gebirge von Island; aber Nebelwetter und widrige Winde hielten sie noch einige Tage auf, bevor sie Reikiavik erreichte. Hier hatte Barrow das unerwartete Glück, in der Person des Gouverneurs einen alten Bekannten, einen Dänischen Edelmann, zu erkennen, in dessen Gesellschaft er vor mehreren Jahren die Gebirge der Schweiz bereist hatte.

Das Land um die Hauptstadt der Insel fand unser Autor ziemlich traurig und öde; nicht ein Baum oder ein Strauch war in der Nähe zu sehen. Diese schwache und matte Vegetation fällt besonders auf im Vergleich mit den nur wenige Grade südlicher liegenden Theilen von Norwegen, wo noch ganze Wälder von mastähnlichen Baumstämmen anzutreffen sind.

„Mit den Häusern der Kaufleute, so wie mit denen des Statthalters, des Bischofs und des Landvoigts stehen einzelne kleine Gärten in Verbindung, in denen meist nichts als einige wenige Küchengewächse gezogen werden; in der That nur sehr wenige, und zwar, so viel ich bemerken konnte, von äußerst geringer und schwacher Beschaffenheit. Die Produkte bestanden im Allgemeinen in Kohl, Kohlrabi, Petersilie und Kartoffeln von der Größe der Holzäpfel. Das Jahr ward als ein ungünstiges, obwohl noch fruchtbareres, als manche andere Jahre, angesehen, wo alle Versuche, auch nur das geringste Gewächs hervorzulocken, vergeblich waren; indeß bringen selbst die gesegnetesten Jahre hier nie etwas Vollkommenes hervor. Radiese, Kohlrabi, Senf und Kresse scheinen hier am besten zu gedeihen, und hatten diese Gewächse besonders in dem Garten des Statthalters ein sehr schönes Aussehen. Derselbe verwendet auch ungemein viel Sorgfalt und Mühe auf seinen kleinen Grund und Boden; es machte ihm besonderes Vergnügen, mir den gesunden Zustand und die Kraft von drei oder vier Pflanzen der Vogelbeere zeigen zu können, die (ich erinnere mich nicht mehr, nach wie vielen Jahren) die Höhe von ungefähr vier Fuß erreicht hatten, und auf deren Besitz er nicht wenig stolz war, indem er mir versicherte, daß sie die größten und in der That die einzigen Pflanzen in der ganzen Gegend innerhalb mehrerer Meilen um Reikiavik wären, die den Namen von Bäumen verdienten.“

Wir übergehen die Beschreibung des elenden Dorfes, der öffentlichen Beamten und der in der Nachbarschaft befindlichen Lachs-Fischerei, und machen mit dem Autor einen Ausflug nach jenen bewundernswürdigen, warmen Quellen, die man Geyser nennt, und die ohne Zweifel mit den unterirdischen Feuern im Zusammenhange stehen, deren Einwirkungen die ganze Insel unterworfen zu seyn scheint, und wie man in der That behaupten darf, ihren Ursprung zu verdanken hat. Die Spuren dieser vulkanischen Gewalt waren überall sichtbar — in den zahlreichen erloschenen Kratern — in den ungeheuren mit Lava bedeckten Ebenen und in den unermeßlichen Spalten und Klüften zu den Füßen und an den Seiten der Hügel. In eine dieser Klüfte, die Almannagaiaa genannt wird, mündet der Fluß Oxer-aa, welcher hier einen merkwürdigen Wasserfall bildet. An dieser ungeheuren Kluft ist die Seite eines Berges auf drei Engl. Meilen weit von einander gespalten.

Unser Reisender nahm sein Nachtquartier in der kleinen niedrigen Kirche von Thingvalla. Die ganze Oberfläche dieses Landestheiles trug mehrfache Spuren einer Reihe schrecklicher Erderschütterungen. Nicht weit von der Kirche erblickte man noch zwei besondere große Klüfte, und die scharfen, abgeglätteten Felswände und Gipfel der zahlreichen konischen Hügel in der Nachbarschaft zeigten offenbar, daß sie in Folge der Einwirkung des Feuers verglast waren. Die ungewöhnliche Erscheinung eines ungeheuren durch nichts unterbrochenen Lavafeldes, ohne irgend ein vulkanisches Gebirge in der Nähe, aus dem sie ausgeströmt seyn konnte, diese Erscheinung läßt keine andere Deutung zu, als die, welche etwa die Reihefolge jener kleinen konischen Hügel an die Hand giebt.

Die Ebene, aus welcher die heißen Quellen, sowohl die von Wasser als die von flüssigem Lehm, hervorspringen, soll ungefähr zwölf Morgen im Umfange haben.

„Der große Geyser befindet sich auf einem Hügel, welcher sich bedeutend über die Fläche erhebt und nach allen Seiten hin, bis zu einer Entfernung von hundert Fuß und darüber von dem Rande des weiten Bassins ab, sich immer mehr abplattet; von der Mitte dieses Beckens aus steigt in Form eines gigantischen Trichters eine Röhre empor, durch welche das siedende Wasser herausspringt und die Eruptionen hervorbrechen. Als wir uns hinbegaben, stand das Wasser anderthalb Fuß hoch in dem Becken, und da es noch immer mehr stieg, so warteten wir, bis dasselbe ganz überfloß, indem man uns sagte, daß dies das Zeichen einer nahe bevorstehenden Eruption sey, die um so gewisser eintreten müßte, da, wie man bemerkte, zur selben Zeit das Wasser über der Mündung der Röhre aufwallte und Blasen warf. Die Temperatur des Wassers in dem Becken war damals 180° — 190° Fahrenheit.“

„Nachdem wir eine Zeitlang vergeblich gewartet, begann endlich das Wasser, anstatt uns das merkwürdige Schauspiel einer bedeutenden Eruption darzustellen, zu unserem größten Leidwesen, allmälig wieder zu sinken, und es hörte nicht eher auf zu fallen, bis das Becken zuletzt ganz und gar trocken wurde. Dies gab mir indeß Gelegenheit, die Dimensionen des Beckens und seiner Röhre genau aufzunehmen; der größte Durchmesser des ersteren war sechsundfunfzig Fuß, so wie der kleinste Durchmesser zweiundfunfzig Fuß lang, und die größte Tiefe betrug ungefähr vier Fuß. Der Schaft der Röhre hatte an dem oberen Theile der Mündung auf der einen Seite achtzehn und ein Viertel Fuß und auf der anderen sechzehn Fuß im Durchmesser; derselbe vermindert sich aber bedeutend in einer geringen Entfernung abwärts von der Oeffnung, und scheint dann nicht mehr als etwa zehn oder zwölf Fuß groß zu seyn.“

„Ich maß die Tiefe des Trichters an zwei Seiten; auf der einen belief sie sich auf siebenundsechzig und auf der anderen auf etwas mehr als siebzig Fuß. Die Wände der Röhre sind glatt polirt, was wahrscheinlich eine Folge der beständigen Friction des Wassers ist, wie dies auch mit dem Boden des Beckens der Fall zu seyn scheint, dessen Oberfläche vollkommen eben ist, und zum Theil wie Agat aussieht und so hart ist, daß ich nicht im Stande war, auch nur ein Stückchen davon mit meinem Hammer loszubrechen. Man kann sich nicht gut vorstellen, auf welche Weise diese weite, vollkommen perpendiculaire Röhre sich zuerst gebildet hat, eben so, wie die glatte Kruste, mit der sie überzogen ist, zu Stande gekommen seyn mag; ob sie auf einmal oder nur durch ein successives Ansetzen der Platten der felsigen Materie gebildet wurde. Die Glätte des Beckens würde sich schon eher erklären lassen, da das Wasser darin ruhig verharrt und seine Silica ungestört absetzen kann; allein in der Röhre selber sprudelt es ja beständig in einer größeren oder geringeren Höhe hervor und treibt dabei Dampf und Wasser heraus. Was sich aber am schwierigsten von Allem erklären läßt, ist der Umstand, daß die Wasser des Geysers vollkommen klar sind und daß sie ohne die Anwendung besonderer chemischer Mittel gar keinen, und auch dann nur einen äußerst geringen Niederschlag geben; man kann das Wasser Jahre lang in Bouteillen halten, ohne daß sich ein Bodensatz absondert.“

„Es entsteht nunmehr die Frage, wodurch eine solche Quantität von Steinmasse nicht nur innerhalb der Röhre und des Beckens, son-

*) Visit to Iceland in the Summer of 1834. (Reise nach Island im Sommer 1834.) Von John Barrow dem Jüngeren. London, 1835.

dem selbst an dem äußeren Rande oben an der Mündung sich ansetzt. Die Materie ist hier im Ueberflusse vorhanden und scheint sich beständig von neuem zu bilden; da nun aber dieser Rand dem heißen Wasser, mit Ausnahme einer einzigen Stelle, ganz unzugänglich ist, so dürfte dieser Niederschlag wohl eher von dem kondensirten Dampfe allein herrühren."

„Der Wasserstrom, welcher von dem Becken ausläuft, fließt durch die Neigung der Mündung herab und theilt sich am Fuße derselben in zwei Arme, die sich in den Huit-aa oder den Weißen Fluß ergießen. An den Ufern dieser kleinen Ströme finden sich die merkwürdigsten und prächtigsten Krystallisationen, die man sich denken kann; auch sie scheinen, gleich denen am Rande des Beckens, eher dem Dampfe und dem Schaume, als dem Wasser selbst ihre Entstehung zu verdanken zu haben. Längs diesen Ufern sind die Gräser und die verschiedenen Wasser-Pflanzen alle mit krystallisirten Körpern bedeckt, von denen einige so außerordentlich schön, aber zugleich so zart sind, daß wir, trotz aller Anstrengungen, es unmöglich fanden, eines derselben im vollkommenen Zustande nach Reikiavik mitzubringen."

„Alles, was man hier zu sehen bekam, es mochten Stücke von Holz, oder Knochen und Hörner von Thieren seyn, Alles war hier in einem versteinerten Zustande; unter Anderem fiel mir an dem Saum des Stromes ein Stück gedrucktes Papier mit vollkommen lesbaren Lettern auf, das als eine dünne Platte von durchsichtigem Stein in Form einer Kinder-Fibel erschien; allein in dem Augenblicke, wo ich es aufhob, zerfiel es in lauter kleine Stücke. Kurz vor meiner Abreise zeigte mir der Statthalter einen wollenen Strumpf, der dadurch, daß er an den Ufern dieser kleinen Ströme ungefähr sechs Monate gelegen, völlig in Stein verwandelt worden war, eben so wie ein blaues Taschentuch, das alle ursprünglichen Farben und Schattirungen beibehalten hatte; diese beiden Dinge waren fest genug, um sie in die Hand nehmen zu können; sie fühlten sich gerade so hart wie Stein an."

Auf einem anderen Theile dieses phlegräanischen Feldes befindet sich ein kleiner Geyser, den die Isländer den Strokr (Erschütterer) nennen, und der, wie Barrow glaubt, derselbe ist, den Sir John Stanley unter dem Namen des Neuen Geysers angeführt hat. Als unser Reisender dahin kam, befand sich der Geyser in vollkommen ruhigem Zustande; aber die Führer gruben, um eine Eruption hervorzubringen, ein Loch und warfen in die Oeffnung große Massen von Torf hinein. „Und in demselben Augenblicke", sagt Barrow, „stürzte die siedende Fluth, als wäre sie über die schnöde Behandlung empört, mit aller Gewalt hervor, und im Nu hob sie eine Säule von Lehm und Wasser mit Bruchstücken von Torf, die so schwarz wie Dinte waren, in eine Höhe von sechzig oder siebzig Fuß empor, und fuhr so auf acht oder zehn Minuten hinter einander fort, bis sie sich endlich wieder niederließ und die ganze Wassermasse in der Röhre herabsank, wo sie wieder in demselben friedlichen Zustande, wie bisher, verharrte. Die Torf-Massen wurden gänzlich in Atome aufgelöst und gleichsam in Wassertropfen verwandelt, die aber nicht die gewöhnliche Durchsichtigkeit des Geyser-Wassers annahmen; sie fielen zuletzt wieder in die Röhre zurück." (Schluß folgt.)

Afrika.

Thomas Campbell's Briefe aus Algier.

Zweiter Brief.

Algier, 29. September 1834.

Ich bin bis jetzt nur einen Theil der Stadt durchwandert; dieselbe enthält 133 Straßen, 14 Sackgäßchen und fünf Plätze, die man Squares nennen dürfte; unter den letzten ist jedoch nur der große Square in der Nähe des Meeres wirklich von bedeutendem Umfange, indem sich derselbe besonders in Folge der letzten Verheerungen der Franzosen erweitert und ausgedehnt hat. Das übrige Algier besteht mit Ausnahme einer oder zweier Straßen aus einem Labyrinth von den engsten, dunkelsten und krummsten Gassen, die je von menschlichen Wesen bewohnt wurden. In einigen derselben können kaum zwei Personen neben einander hergehen, und wenn Du einem mit Holz beladenen Esel begegnest, so mußt Du Dich nur fein bei Seite machen, wenn Du anders Deinen Leib vor Rippenstößen bewahren willst. Die Enge der Straßen gewährt ohne Zweifel einigen Schutz gegen die übermäßige Hitze und gegen die starken Regengüsse, indem die Häuser mit den Geländern an ihren oberen Stockwerken beinahe zusammenstoßen, aber bei dem Stocken der Luft, das dadurch entsteht, so wie bei den ewigen Ausdünstungen des Unraths, der hier in allen Winkeln aufgethürmt liegt, nimmt es nur Wunder, daß man in Algier je von Faulfiebern frei ist. Es giebt indeß hier breite bedeckte Kloaken, die den Unrath aus der Stadt abführen und dieselbe ganz rein erhalten könnten, wenn nur die Straßen sorgfältiger gefegt und gesäubert würden. Auch ist Algier wohl mit Wasser versehen; vier Wasserleitungen führen dasselbe von den umliegenden Höhen zu und unterhalten vierundsechzig öffentliche Brunnen und achtundsiebzig in den Privat-Gebäuden. Die Kloaken sollen noch von den Römern herrühren; die Wasserleitungen dagegen wurden im Jahre 1611 auf Veranlassung eines Mauren angelegt, der, aus Spanien vertrieben, in der Nähe des Kaiserforts, ungefähr drei Viertelmeilen von der Stadt, eine Quelle entdeckte, worauf er einen Plan zur Wasserleitung entwarf, der von dem Dey genehmigt und zur Ausführung gebracht wurde. An jedem Brunnen ist ein Schöpf-Eimer zum allgemeinen Gebrauche angebracht; zugleich befinden sich mehrere Arabesken an den dazu gehörigen Steinen und eine Inschrift, die einen Vers aus dem Koran enthält, der, wie ich glaube, den Adams-Wein als das vorzüglichste Getränk aller Getränke empfiehlt. Die Muselmänner entnehmen gern ihre Texte aus der heiligen Schrift. So habe ich auch auf dem Schwerte eines Nachrichters die mit goldenen Buchstaben geschriebenen Worte gelesen: „Gott ist barmherzig."

Die einzige erträgliche Promenade von Algier bildet der von mir schon erwähnte große Platz (Grande Place). Hier siehst Du zur Marktzeit des Morgens nicht nur die bunteste Volksmasse mit ihren mannigfaltigen Kostümen, sondern Du hast auch das reichste Gemälde der verschiedenartigsten Produkte aus der Thier- und Pflanzenwelt vor Dir. Es machte mir einige Tage wahres Vergnügen, hier vor dem Frühstücke ein wenig umherzuspazieren. Wäre ich ein Maler gewesen, ich hätte nichts interessanter gefunden, als jene Menschen-Gestalten mit ihren mannigfaltigen Physiognomieen und bunten Trachten — dort den Mauren mit seinem Turban und hier den Juden mit seinem schlauen Gesichte und seine junge Braut Rebekka mit ihrem herabhangenden langen Kopfhaare — auf die Leinwand zu werfen. So oft ich bei den Juden-Knaben vorbeikam, die auf dem Platze damit beschäftigt sind, Schuhe zu schwärzen, mußte ich über die Beweglichkeit ihrer Zungen, so wie über das komische Spiel ihrer Geberden lächeln. Sie sprechen alle Französisch, scheinen die glücklichsten Geschöpfe von der Welt zu seyn, und kontrastiren besonders mit jenen halbnackten Negern, die beständig mit einander schwatzen und laut auflachen. Ich übergehe die Europäer, da diese meinem Bilde hier nur Eintrag thun würden. Am auffallendsten erscheinen die Kabylen, diese eingebornen Hochländer der Berberei, welche ein außerordentlich wildes Ansehen haben. Die Araber, Abkömmlinge derer, die das Land im siebenten Jahrhundert erobert haben, sind größer und schlanker. Sie unterscheiden sich durch ihre lebhaften schwarzen Augen, und wenn Du auch viele von ihnen zerlumpt und abgerissen einhergehen siehst, so bieten Dir dafür die besser und regelmäßiger gekleideten mit ihren schönen orientalischen Köpfen eine echt patriarchalische Erscheinung dar. Ich dachte heute Morgen ein lebendiges Bild des Alterthums vor mir zu haben, als ich vor einem majestätischen alten Araber stand, der die Kameele, die er zu Markte getrieben, niederknieen ließ, um ihnen die ungeheuren Ladungen von Früchten und Kräutern abzunehmen. Die vegetabilischen Schätze um mich her erglühten in allen Farben des Regenbogens; — glänzende Haufen von purpurnen Weintrauben in dem einen Korbe, und Pommeranzen, Pfirsichen, Zitronen und Granatäpfel in dem anderen. Hier waren reihenweis die ungeheuren, goldfarbenen Melonen und Kürbisse ausgebreitet und dort der weiße Knoblauch und die „scharlachenen und grünen Pfefferschoten." Ich war erstaunt über die Billigkeit der Berberischen Feigen, deren man zehn für einen Sou bekömmt. Die Frucht unterscheidet sich von den gewöhnlichen Feigen dadurch, daß sie zwar süß, aber nicht so lieblich von Geschmack ist, obwohl sie, vorzüglich wenn der Magen eines leichten adstringirenden Mittels bedarf, wohl mundet und nahrhaft ist. Ich wunderte mich indeß bald nicht mehr über die Billigkeit derselben, da ich erfuhr, daß die Feigen hier auf der Landstraße wild wachsen und daher nur die Mühe des Einsammelns bezahlt werden darf. Die Frucht wächst nicht überall in der Berberei; aber wo sie sich vorfindet, da lebt der arme Araber während der ganzen Zeit fast nur von ihr allein. Sie erreicht die Größe einer gewöhnlichen Zitrone und wächst auf dem Cactusbusche. Die Cactuspflanze nimmt nicht eher die Gestalt eines Baumes an, bis die Blätter derselben, welche ungefähr zehn Zoll lang und einen Zoll dick sind, sich zusammen in einen Stamm verflechten. Sie bietet das merkwürdige Phänomen dar, daß ein Blatt in ihr aus dem anderen hervorzuspringen scheint. Die Blätter selbst sind dick mit Stacheln bedeckt, vor denen man sich sehr in Acht nehmen muß, denn wenn sie uns einmal in die Haut eingreifen, so sind sie sehr schwer wieder heraus zu bekommen. Es giebt auch einen besondern Fischmarkt in Algier; da derselbe aber weiter nichts Einladendes für mich hatte, so begnügte ich mich schon mit dem Berichte eines meiner Bekannten, daß die Fische hier zu Lande eben so beschaffen sind, wie bei uns in Europa.

Unter den einheimischen vierfüßigen Thieren ziehen die stattlichen Kameele zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ihre langen schlanken Füllen mit ihrem kräuseligen Vließe erscheinen so zahm als die Lämmer; aber in der Physiognomie des erwachsenen Thieres liegt ein Ausdruck von Wildheit, die seinem Charakter nicht ganz fremd ist. Das Kameel ist keinesweges jenes sanfte milde Thier, wofür wir es nach den gewöhnlichen Berichten zu halten gewohnt sind. Ich versetzte einmal einem derselben einen kleinen Schlag; sogleich wies es mir seine Zähne mit einem so drohenden Schrei, daß ich mich ganz schnell bei Seite machte. Seine Wildheit steigert sich besonders zur Brunstzeit, wo es oft selbst seinem eigenen Herrn gefährlich wird. Die Araber sind stets bemüht, das Thier wo möglich zu schonen und sich die Anhänglichkeit desselben zu gewinnen, wiewohl sie es meist schwer beladen und neben schlechtem Futter ihm auch zuweilen manchen derben Schlag versetzen; aber im Ganzen geht der Araber freundlich mit ihm um und sucht ihm, wenn er es nur im Stande ist, immer sein gutes Futter zu verschaffen. Und so wächst denn das Thier in der That wie ein Kind unter dem Zelte seines Besitzers heran; es nimmt Theil an seinem Ueberfluß wie an seinem Mangel — es ergötzt sich an dessen Gesang und versteht, seine Wünsche zu errathen. Seine bekannte Gelehrigkeit ist eine Folge der Gewöhnung und der Zuneigung — ja, man möchte sagen, eines gewissen moralischen Instinkts. Als die Franzosen nach Algier kamen und von den Kameelen Besitz nahmen, dachten sie, daß die Folgsamkeit dieses Thieres sich eben so wie bei den Mauleseln und Eseln durch Prügel erzwingen lasse, allein die Kameele zeigten bald ihren Eroberern, daß sie nicht auf diese Weise behandelt werden durften, und daß, sowohl ihr Stoß als ihr Biß, beides gleich gefährlich sey.

Das Pferd scheint eine Ausartung der alten Numidischen Raçe zu seyn; es ist schmächtig und hat selten die Eleganz, das Feuer und die Muskelkraft seines primitiven Geschlechts. Trotz dem sagt man, daß seine Kühnheit und Gewandheit oft zum Erstaunen sind, und daß es durch die Schnelligkeit, mit der es die steilen Abhänge hinabgleitet, selbst das geübteste Roß eines Englischen Jokeys beschämen würde. Die Maulesel sind hier groß und stark. Von den Eseln giebt es zwei Arten; eine von der echten altbiblischen Raçe, wie wohl eine derselben

den Saul auf dem Rücken getragen haben mag; die andere aber sehr klein und von der elendsten Beschaffenheit. Wenn Du Dich auf den Straßen befindest, so vergeht fast kein Augenblick, ohne daß Du einen Treiber dieser unglücklichen kleinen Thiere zur Anspornung derselben „Harri, Harri“ schreien hörst, wobei er sie zugleich sein spitziges Eisen an der Seite ihrer Hüften fühlen läßt, wo ihnen bereits eine Wunde beigebracht und offen erhalten wurde.

Ich habe kein lebendiges Kleinvieh hier zu Markte bringen sehen, es sey denn, daß man etwa einen Pudelhund, ferner eine Art Ratze, die die Franzosen Raton nennen, und einen Affen oder eine eingebauerte wilde Katze dahin rechnen will, die hier und da feil geboten werden. Am häufigsten findet man hier den kleinen ungeschwänzten Affen, der ungefähr anderthalb Fuß groß wird. Diese Thierchen, obgleich die kleinsten von dem Affen-Geschlechte in der Berberei, sind, wenn sie sich in den Wäldern bei Collo oder Bugia zusammenrotten, furchtbarer als die wildesten Thiere des Waldes. Sie verheeren oft in einer einzigen Nacht ganze Kornfelder und Obstgärten. Sie sind, wie man mir erzählt, regelmäßig disziplinirt, haben ihre Anführer, Schildwachen und Spione und kennen ein eigenes System der Kriegskunst. So furchtbar sie sich aber auch durch ihre Taktik zu machen wissen, so verstehen es doch die Einwohner, sie durch List zu fangen. Der Kabylische Landmann bindet einen Kürbiß an einen Baum fest; sodann schüttet er etwas Reis hinein und streut einige Körner oben an die Oeffnung hin, die er ungefähr so weit macht, daß das Thier seine Tatze hineinstecken kann. Kömmt dann das unglückliche Aeffchen und greift nach seiner Beute, so klemmt sich die Tatze ein, die es nicht wieder herauszubringen im Stande ist. So bleibt es denn, um uns eines juridischen Ausdrucks zu bedienen, „mit seiner Person verfallen“, und am nächsten Morgen trifft man es an demselben Orte in einer höchst possierlichen büßerischen Stellung an.

Die Bevölkerung von Algier muß von den Reisenden des vorigen Jahrhunderts außerordentlich übertrieben worden seyn, denn es ist unmöglich, daß je innerhalb der Mauern der Stadt 80,000 oder gar 100,000 Individuen Platz gefunden haben. Nach der von den Franzosen im Jahre 1833 angestellten Volkszählung belief sich die Zahl der Mauren auf 11,850, die der Neger auf 1874, die der Juden auf 5949 und die der Franzosen, ohne das Militair, auf 2185; außerdem befanden sich noch 1895 Ausländer in der Stadt, so daß zusammen eine Summe von 23,753 herauskömmt.*)

Man findet in Algier eine katholische Kirche, die früher eine Moschee war, und vierzehn Synagogen. Die Andachtshäuser der Muselmänner sind bei weitem die imposantesten unter allen öffentlichen Gebäuden der Stadt; es gab vor der Ankunft der Franzosen zehn große Moscheen und funfzig Marabuts oder Kapellen. Die Moscheen sind fast alle einander gleich. Am Eingange befindet sich eine Fontaine, wo sich der Muselmann wäscht, bevor er sich zum Gebete anschickt. Eine jede Moschee hat einen achteckigen Dom und ein kleines, unseren Glockenthürmen ähnliches Minaret, das in einen Halbmond ausläuft, an dem ein Stückchen Holz befestigt ist, woran der Muesin, wenn er die Gläubigen zum Gebete ruft, eine Fahne aufpflanzt, damit diejenigen, die seine Stimme nicht hören können, wenigstens dieses Zeichen mit den Augen wahrnehmen. Einige Minarets sind mit polirten Ziegeln von verschiedenartigen Farben gedeckt, die einen herrlichen flimmernden Anblick gewähren.

Die größte Moschee von Algier steht am Eingange der Straße, die von dem Hafen ausläuft. Es ist ein langes rechtwinkeliges Gebäude, das der Länge nach durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe abgetheilt wird, und unter dem Dome, der ungefähr zwei Drittel der ganzen Länge einnimmt, befinden sich noch zwei andere Säulenreihen, die mit den ersteren sich kreuzen. An jeder Seite des großen Schiffes giebt es Gallerieen, welche auf Säulen gestützt sind, von denen die zunächst der Thüre für das große Publikum, die hinter dem Dome aber für die Vornehmeren bestimmt sind. Die Moschee wird durch fünf oder sechs gläserne Kronleuchter und einige Lampen erleuchtet, die längs dem großen Schiffe und an den beiden Säulenreihen des Domes an Ketten herabhängen. Die Lampen werden regelmäßig zum Abendgebete, die Kronleuchter aber bei großen Feierlichkeiten, wie zum Beiramsfeste, angezündet. Man sieht hier eine besondere Nische für die Imams, so wie eine Kanzel mit einer fliegenden Treppe für den Prediger. Ueber das Pflaster sind Matten von reichen rothen Teppichen ausgebreitet.

Es giebt eine große Menge Dampfbäder in Algier. Zu diesen Etablissements gelangst Du durch ein gewölbtes Zimmer, das mit Marmor gepflastert ist und durch kleine Glasfenster von oben erleuchtet wird. Der Dampf wird durch heißes Wasser erzeugt, das in Becken eingegossen wird, welche an den Wänden im Zimmer stehen. Ein junger Maure, der Dich hierher führt, trägt bloß ein leinen Gewand um den Leib, und wenn er Dich entkleidet hat, so hüllt er Dich ebenfalls in ein solches Gewand ein. Hierauf lässest Du Dich auf eine Bank nieder, wo Du einige Minuten den Dampf einhauchst und zum Schwitzen kommst; sodann gießt man Dir warmes Wasser über den Kopf und reibt oder vielmehr bürstet Dir die Haut und betastet Dir den ganzen Körper, so weit Du ihn nicht bedeckt hast, gleich als wollte man einen Teig kneten, wobei der junge Maure zu jeder Zeit ein Arabisches Lied singt, und endlich trocknet er Dich mit einem Handtuche ab. Ich habe in einem alten Berichte eines Engländers über Algier gelesen, daß diese Operationen in den Bädern vormals einem Fremden sehr lästig und sogar fürchterlich erschienen — so viel rieb man hier mit Bimsstein und reckte die Glieder aus, bis sie endlich krachten oder brachen. Heutzutage hat man sich in dieser Hinsicht über die Dampfbäder von Algier nicht eben zu beklagen, indeß fühlte ich mich durch dieselben weniger gestärkt, als durch ein ordinaires kaltes oder lauwarmes Bad.

*) Diese Zählung fand nach der Auswanderung der Türken statt, durch welche wohl die Gesammt-Bevölkerung von Algier auf [illegible] gesteigert wurde.

Interessanter sind die Kaffeehäuser in der Stadt — ich meine diejenigen, wo noch die alten Algierschen Sitten anzutreffen sind. Du findest übrigens selbst in den besten Französischen Kaffeehäusern immer einige Mauren, und Du merkst's sogleich an ihren weißen Turbans und an ihrem ganzen Anzuge, so wie an ihrem feineren Benehmen, daß es Männer aus den höheren Klassen sind. Neulich nahm ich Abends meinen Kaffee ganz in der Nähe zweier solcher Leute ein, von denen ein Jeder, wie man sie abschätzte, 40,000 Pfund Sterling im Vermögen hatte; dabei aber konntest Du Beide hier barfuß sehen. Ich war übrigens erstaunt über die überaus feinen Manieren dieser Mauren. In jeder Bewegung ihrer weißen und wohlgestalteten Hände lag eine besondere Grazie. An dem Tone ihrer Stimme erkannte ich, daß sie mit einander über etwas stritten; indeß geschah dies nur im leichten milden Scherze, und ihr Arabisch hatte einen ganz musikalischen Klang, während dieselbe Sprache im Munde des gemeinen Mannes durch die vielen Kehllaute eine gewisse Härte und Rauhigkeit annimmt. Jene vornehmen Mauren hatten in gleicher Weise wie die Europäer auf Stühlen Platz genommen.

Dagegen findest Du in den einheimischen echt Algierschen Kaffeehäusern die Mauren und Araber, wie sie stundenlang auf den Bänken umherhocken, indem sie Taback rauchen und schwarzen Kaffee ohne Zucker herunterschlürfen. Sie spielen auch zwei Spiele, die, so viel ich bemerken konnte, mit unserem Schach und Damenspiel viel Aehnlichkeit haben. Zuweilen ergötzen sie sich auch an der Vokal- und Instrumental-Musik ihrer eingebornen Minstrels — eine Musik, die für ein Europäisches Ohr abscheulich klingt. Sie haben eine Hand-Guitarre mit vier Saiten, eine Geige mit nur zwei Saiten und ein Flageolet, das bei ihnen das vorzüglichste Instrument ist. Außerdem bedienen sie sich auch einer Trommel, die aus Pergament besteht, welches über einen Krug von gebranntem Thone ausgespannt wird. Ich konnte bei den Algierschen Liedern keinen Rhythmus unterscheiden. Und doch läßt sich eine Melodie ohne Rhythmus nicht denken! Ich sprach, indem ich anfangs meinem eigenen Ohre nicht trauen wollte, mit einem Franzosen darüber, der mir sagte, daß der Rhythmus in den Maurischen Melodieen von so seltsamer Art sey, daß man sich gar keinen Begriff davon machen könnte.

Die Läden der hiesigen Franzosen sind ganz nach Europäischem Schnitte eingerichtet, aber die der Mauren und Juden bestehen im Allgemeinen aus einer Kammer an der Seite eines Hauses, von etwa vier Fuß Höhe und sieben Fuß Länge, die eine Stufe über den übrigen Boden erhöht ist. In diesen Buden siehst Du den Schneider, wie er an einem gestickten Kleide näht, ferner den Schuhmacher, der eben ein Paar Pantoffel aus Corduan verfertigt, und eine Menge anderer Handwerker mit ihren verschiedenartigen Beschäftigungen und Gewerben. In den Fleischer-Läden bemerkte ich eine Fülle und einen Ueberfluß, wie ich ihn kaum hier zu finden erwarten durfte; ich sah hier selbst einen gebratenen Hammelskopf. Das Fleisch ist übrigens nicht von sonderlicher Güte. Die Restaurateurs führen Französische Küche, allein woran auch immer der Fehler liegen mag, ob am Koche, oder an dem Fleische, oder endlich am Klima, ich für meinen Theil habe wenigstens seit meiner Ankunft wenig gastronomisches Vergnügen hier empfunden.

Die allgemeine Speise der Eingebornen ist Cuscusu, eine Art Maccaroni, die aber noch mit einer Mischung von Eidotter bereichert und mit etwas Fett eingeschmort ist. Ich fand die Speise sehr schmackhaft, obgleich etwas zu stark gepfeffert. Ganz anders erging es mir mit ihrer Hammelkeule, die sie, ohne sie einzusalzen, in Unschlitt einpökeln. Wie ich glaube, wird sie vorher erst geräuchert; aber mir kam sie abscheulich vor.

Vor der Ankunft der Franzosen gab's für einen Europäer zu Algier weder ein Wirthshaus noch eine Speise-Anstalt. Die Afrikanischen Kaufleute, welche die Stadt besuchen, hatten, und haben noch jetzt, bedeckte Basars, in denen ihre Waaren aufbewahrt sind, mit Schlafstellen in den oberen Stockwerken, die gewissermaßen den Gasthof vertreten. In der Nähe eines dieser Basars bemerkte ich auch den Laden eines Koches, ein elendes, schmutziges Behältniß, wo ein Maure Fleischschnitten von der Größe einer Wallnuß an einem eisernen Drahte über ein Kohlenfeuer vor dem Laden hielt. Und sogleich, wie er damit fertig war, warf er schnell das Fleisch von dem Spieße in die Schüsseln seiner Gäste, die mit ihren schmutzigen Händen danach griffen und sich daran sehr zu delektiren schienen.

Die Barbierläden zu Algier sind weit geräumiger als die übrigen Läden, sie haben zuweilen funfzehn Fuß Höhe und eine verhältnißmäßige Breite, und sind mit Bänken versehen, wo die Müßiggänger Platz nehmen. An den Wänden sieht man hier Gemälde, welche Seesiege darstellen, die die Algierer über die Christen erfochten haben; dieselben sollen von christlichen Künstlern ausgeführt seyn, die hier in Gefangenschaft waren. Der Algierische Barbier ist, wie überall, ein gewaltiger Neuigkeitsheld. Die Französischen Spione sollen in diesen Läden Verschwörungen und Pläne zu Insurrectionen entdeckt haben, an die vielleicht nie Jemand irgendwie gedacht hatte.

Ich finde im Ganzen die Lebensmittel hier ungefähr eben so theuer wie zu Paris. Durch die Ankunft der Franzosen steigerte sich, wie man sich leicht denken kann, der Preis fast aller Dinge. Der Weizen und die verschiedenen Sorten Fleisch steigerten sich im Preise auf's Dreifache, und Vögel und Enten werden so theuer bezahlt, wie es nie vorher der Fall gewesen ist. Obgleich aber der größere Theil der Bedürfnisse auf diese Weise gestiegen ist, so sind doch einige derselben stationair geblieben. So zum Beispiel haben sich die Preise von Honig und Zucker nicht verändert, indem man den ersteren noch immer mit 80 und den letzteren mit 60 Centimen per Pfund bezahlt. Auch der Branntwein hat sich nicht gesteigert. In diesem Klima ist eine mäßige Mischung von Branntwein mit Wasser gar nicht ungesund, es sey denn in dem Falle, wo eine innerliche Entzündung droht; allein der gemeine Soldat versteht sich selten auf irgend eine Mäßigung.

Die Franzosen haben bis jetzt ungefähr 3000 Soldaten jährlich

verloren, und wie einer ihrer Aerzte mir versicherte, war der sechste Theil dieser Unglücklichen ein Opfer der Trunkenheit geworden.

(N. M. M.)

Nord-Amerika.

Murel, der Amerikanische Räuber-Hauptmann.

Ein vor kurzer Zeit in den Vereinigten Staaten erschienenes Schriftchen, welches die Geständnisse dieses berüchtigten Räubers in Gesprächform enthält, erschließt dem Publikum die Mysterien einer der ausgebreitetsten, verwegensten und wohldiszipliniertesten Räuber-Banden, die jemals in irgend einem Lande ihr Wesen trieben. John A. Murel war der Schöpfer und die Seele dieser Bande, die er mit seltener Schlauheit und unermüdlichem Eifer von allen Seiten zusammenzog. Seine Spießgesellen sind in allen Staaten der Union, welche Sklaven halten, zerstreut, und in Allem ungefähr tausend Mann stark. Sie bestehen aus zwei Klassen, den „Mitgliedern des großen Rathes" oder Räubern vom ersten Range, und den Raufern (strikers) oder Monstern (monsters), die nicht in alle Geheimnisse des Ordens eingeweiht sind, und nur als sogenannte Katzenpfoten dienen oder die schmutzige Arbeit thun, d. h. dahin postirt werden, wo die meiste Gefahr ist. Die erstere Klasse zählt ungefähr 400, die letztere 600 Mitglieder. Sie halten eine große Bundes-Versammlung an einem Orte in Arkansas, und wirken gleich den Triebfedern einer großen Maschine, sobald ihr verwegener Stifter und Hauptmann ihnen durch verabredete Zeichen seinen Willen kund giebt. Gewisse Individuen, die bedeutende Aemter im Staate bekleiden, und auf die bis jetzt kein Argwohn fiel, sind die geheimen Anreizer der Bande; ihre letzten Zwecke aber: Befreiung der Sklaven, Niedermetzelung der Weißen und Plünderung des ganzen südlichen Theiles der Union.

Im Januar 1834 wurden einem Geistlichen in dem zu Tennessee gehörigen Distrikte Madison zwei Neger gestohlen. Murel war damals schon ein verdächtiger Mensch, und kurz vorher wegen eines ähnlichen Vergehens in Untersuchung gewesen. Man hatte ein aufmerksames Auge auf ihn. Es wurde ermittelt, daß er seinen bisherigen Aufenthalt in Madison mit einem Orte am Mississippi vertauscht hatte, und ein Herr Stewart, der ihm persönlich unbekannt war, ging als Polizei-Spion dahin ab. Es gelang Stewart, mit Murel zusammenzutreffen, er blieb incognito, gewann sein Vertrauen, sprach von den häufigen Diebereien im Lande, und zwar im Tone vollkommener Rechtfertigung — kurz, er brachte Murel den Glauben bei, daß ihm sein gutes Glück hier einen wackeren Kameraden zuführe. Murel wurde immer offenherziger gegen ihn, schenkte ihm endlich sein ganzes Vertrauen, und ließ ihn an dem „mystischen Rathe" Theil nehmen. Als sie von diesem Spitzbuben-Kongresse heimkehrten, wurde Murel durch Stewart's Veranstaltung verhaftet und eingesperrt.

Wie aus den Geständnissen Murel's sich ergiebt, war Mittel-Tennessee sein Geburtsland. Seine Mutter lehrte ihn schon als Kind stehlen und betrügen, und so wurde er schon im Jünglingsalter ein ausgemachter Spitzbube. Seine nichtswürdigen Streiche zwangen ihn bald, seinen Geburtsort und dessen Umgebungen zu fliehen. Er ließ sich in den Wildnissen des westlichen Distriktes nieder, wo er Proselyten machen, marodiren und überhaupt seine Pläne besser zur Reife bringen konnte. Hier lebte Murel, bis ihn Stewart überlistete, und dirigirte die Raubzüge seiner Bande. Auf diesen Excursionen wurden die unmenschlichsten Gräuel verübt. Wir geben nur Einiges als Probe, das wir der erwähnten Schrift entnehmen.

„Ich war", so erzählt er dem Herrn Stewart, „schon lange mit zwei alten Helfershelfern bekannt, welche mir die Namen einiger fetten Hähne im Staate Georgien (auch an vielen anderen Orten) genannt hatten. Ich und ein Kerl, Namens Crenshaw, ergatterten vier gute Pferde und reisten nach Georgien ab. Als wir eben die Cumberland-Berge erreichten, trafen wir auf dem Wege einen jungen Süd-Caroliner, und Crenshaw wußte gleich, wie es mit ihm stand. Der junge Mann war nach Tennessee gereist, um eine Heerde Schweine zu kaufen; als er aber dort anlangte, fand er das Rüsselvieh zu theuer und wollte nicht heran. Wir hielten ihn für eine gute Prise. Crenshaw winkte mir; ich verstand, wie er's meinte. Wir waren schon mehrere Meilen weit im Gebirge; Crenshaw hatte sich meine Peitsche, deren Stiel mit einem Pfund Blei ausgefüllt war, von mir erbeten. Wie er nun so an der Seite des Süd-Caroliners ritt, gab er ihm unversehens einen Schlag auf den Kopf, daß er vom Pferde taumelte. Wir sprangen aus unseren Sätteln, durchsuchten seine Taschen und fanden 1262 Dollar. Crenshaw sagte mir, er wisse einen Ort, wo man ihn verbergen könnte. Er packte den Leichnam unter den Armen und ich an den Füßen. So schleppten wir ihn zu einer tiefen Spalte am Rande des Abgrundes, und stürzten ihn hinab. Er verschwand uns aus dem Gesichte. Dann zogen wir weiter und nahmen sein Pferd mit, das allein 200 Dollar werth war."

Bei einer anderen Gelegenheit hatte Murel einen alten Neger, nebst dessen Frau und drei Söhnen, beredet, ihrem Herrn zu entlaufen und mit ihm nach Texas zu gehen, wo er ihnen unter der Bedingung, daß der Alte ein Jahr für ihn arbeitete, die Freiheit versprach. „Während wir", so erzählt Murel, „den Mississippi hinabfuhren, wurde der alte Mann argwöhnisch und glaubte, wir wollten ihn verkaufen. Wir sahen jetzt ein, daß es nicht rathsam sey, ihn länger zu behalten. So landeten wir denn eines Tages an einem Eiland, und ich hieß ihn, mit mir aussteigen, damit wir einen guten Ort zum Fischfang aussuchen könnten. Als die übrige Gesellschaft uns nicht mehr zu sehen im Stande war, schoß ich ihm durch den Kopf und warf den Körper in den Fluß. Ich kehrte dann zu meiner Gesellschaft zurück, und sagte ihnen, der Neger sey ins Wasser gefallen und nicht wieder zum Vorschein gekommen."

Als Murel in Neu-Orleans war, schmeichelte er sich bei einem reichen Manne aus Kentucky ein. Er wußte diesen in eine Gegend zu locken, wo er Einige von seiner Bande auf die Lauer gestellt hatte. Die Räuber umringten ihn und machten ihn seines Geldes ledig. Murel erzählt: „Der Kentuckianer war so rasend, daß er die ganze Stadt verfluchte und wünschte, sie möchte in einer Wasserfluth untergehen, sobald er abgereist seyn würde. Des anderen Morgens ging ich zu meinen Freunden und empfing meinen Antheil von dem Beute-Gelde, auch mein Taschenbuch, das mir selbst gestohlen worden war."

Folgendes ist noch ein Zug von Murel's unmenschlicher Grausamkeit. „Ich versammelte alle meine Freunde um Neu-Orleans in dem Hause eines derselben an jenem Orte, und wir hielten drei Tage Rath, bevor wir mit unseren Plänen ins Reine kamen. Alsdann beschlossen wir, die Revolution auf jede Gefahr hin zu wagen und so viele Theilnehmer als möglich zu gewinnen. Nachdem einem Jeden sein bestimmtes Geschäft übertragen war, verkaufte ich in Neu-Orleans mein Pferd und ging zu Fuße nach Natchez. Ich hatte die Absicht, mir auf dem Wege ein anderes zu rauben; aber schon war ich vier Tage marschirt, und noch zeigte sich keine Gelegenheit. Am fünften Tage, um Mittag, fühlte ich mich sehr ermüdet; ich ruhte bei einer kleinen Bucht (cruk) ein wenig aus, und löschte mir den Durst. Während ich so auf einem gefällten Baumstamm saß und die Straße hinab schaute, fiel mir ein Mann in die Augen, der desselben Weges kam und auf einem stattlichen Pferde ritt. An seinem Anzuge erkannte ich ihn für einen Reisenden. Ich stand von meinem Sitze auf, legte meine elegante Stutzbüchse gegen ihn an und rief ihm, er solle absteigen. Er that dies; ich faßte sein Pferd am Zügel, deutete in die Bucht hinab, und befahl ihm, vor mir her zu gehen. Wir gingen so einige hundert Schritt und machten dann Halt. Ich hielt das Pferd fest, ließ ihn dann bis auf Hosen und Hemde sich auskleiden, und befahl ihm, mir den Rücken zu kehren. Er sprach: „„Wenn Ihr meinen Tod beschlossen habt, so laßt mir wenigstens Zeit zum Beten, bevor ich sterbe."" Ich sagte ihm daß ich keine Zeit hätte, sein Gebet anzuhören. Er kehrte sich um und kniete nieder, worauf ich ihm von hinten durch den Kopf schoß. Dann versenkte ich den Leichnam in die Bucht."

Diese mit fürchterlicher Naivetät vorgetragenen Geständnisse des Ungeheuers schrieb Herr Stewart in eben der Zeit nieder, als Murel ihn noch für seinen Commilitonen hielt.

Mannigfaltiges.

— Warum kann der Affe nicht sprechen? Männer von Geist und hoher Bildung haben mir die Frage gestellt, ob man in den Stimm-Organen des Orang-Utangs irgend einen wesentlichen Mangel vorgefunden habe, der ihm das Sprechenlernen unmöglich mache? Ich beeile mich, diese Frage mit physiologischen Gründen zu beantworten. Zum Sprechen ist vor Allem eine gewisse Stärke des Ausathmens oder eine Thätigkeit aller Respirations-Muskeln erforderlich; demnächst müssen die Stimmrihnen oben an der Luftröhre durch ihre Muskeln zum Akkorde angezogen werden, sonst entsteht weder eine Schwingung noch ein Ton; drittens müssen die offenen Zugänge der Kehle durch ihre zahlreichen Muskeln in Uebereinstimmung mit der Glottis ausgedehnt oder zusammengezogen werden, und alle diese Organe müssen ineinandergreifen, wenn nur der einfache Ton entstehen soll. Soll dieser Ton oder Laut aber in eine Articulation übergehen, ein Bestandtheil einer conventionellen Sprache werden, so müssen schlechterdings die Pharinx, der Gaumen, die Zunge und die Lippen mitwirken. Die treffliche Organisation zu diesem Zwecke ist in den sogenannten Stimm-Organen nicht entdeckbar; sie findet sich in den Nerven, die alle diese verschiedenen Theile zu einem gemeinsamen Akte kombiniren. Die Maschen eines Spinnengewebes oder das Tauwerk eines Kriegsschiffes sind nur einfach und gering an Zahl in Vergleichung mit den verborgenen Nerven-Geflechten, welche die Sprach-Organe in Bewegung setzen, und fehlt nur eines dieser Geflechte, oder ist seine Wirkung nur im Mindesten gestört, so steht der Mensch mit offenem Munde da und bringt bei aller Anstrengung von Zunge und Lippen kein Wort hervor. Hieraus kann der Leser nun abnehmen, daß mit den Stimm-Organen bestimmte Associations-Linien verbunden seyn müssen, wenn nicht ein Hunde-Gebell, ein Pferde-Gewieher, oder das gellende Gepfeife eines Affen entstehen soll. Der Affe artikulirt nicht, 1) weil die Organe selbst zu diesem Ende nicht vollkommen genug sind; 2) weil die Nerven in der mannigfaltigen Action, die zum Sprechen erforderlich, seinen Stimm-Organen nicht beistehen, nicht mit ihnen vereint wirken; 3) endlich ist zu dem Akte des Sprechens kein innerer Impuls vorhanden, und darum wird es dem Affen eo ipso unmöglich, gesetzt auch, der ganze äußere Apparat wäre so vollkommen, wie bei dem Menschen. (Sir C. Bell, On the hand.)

— Eine zahme Otter. In meiner Jugend (so erzählt ein Korrespondent des Sporting Magazine), als ich mit meinem Regimente in Fermoy einquartiert war, gingen einige unserer Offiziere eines Tages in Begleitung ihrer Hunde spazieren. Da begegnete ihnen ein Gentleman — er hieß, wo ich nicht irre, Caren — der sie ersuchte, ihre Hunde an sich zu halten, weil er seine Otter mitgebracht habe, und wirklich kam die Otter hinter ihm hergekrochen, wendete aber schnell um, als sie die Hunde bemerkte. Der Besitzer dieser Otter (sie war ein Weibchen) erzählte uns, sie brächte ihm öfter Fische, besonders Aale, aus dem an seiner Wohnung vorbeifließenden Blackwater. Er versicherte, sie lebe mit den Hunden, Katzen- und anderen Hausthieren in vollkommenster Eintracht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Mittwoch den 28. Oktober 1835.

Frankreich.

Geheime Korrespondenz der Königin Marie Antoinette.*)

Der Leipziger Buchhändler, Herr Wilh. Zirges, scheint durch die Herausgabe der untengenannten Sammlung die Veröffentlichung einer Reihe von historischen Dokumenten aus Französischen Zeitschriften zu beabsichtigen, die sonst nicht leicht in Deutschland angetroffen werden. Ueber die Einrichtung einer solchen Sammlung, über ihre dereinstige Ausstattung mit kritischen Anmerkungen oder historischen Erläuterungen, belehrt uns zwar keine Vorrede, indeß scheint die Absicht des Herausgebers bereits aus dem Gegebenen klar am Tage zu liegen, und wir glauben, das von ihm Gebotene in jedem Falle mit Dank annehmen zu können.

Die auf dem Titel zuerst genannte Correspondance secrète de Marie-Antoinette avant et après le voyage de Varennes ist (was der Herausgeber nicht bemerkt hat) aus der seit zwei Jahren in Paris erscheinenden Revue rétrospective vom J. 1835 T. I. (Nr. 3) p. 443 bis 473 und T. II. (Nr. 4) p. 1 — 74 entlehnt, und war bereits in einem Deutschen Auszuge in den Blättern für literarische Unterhaltung und im Morgenblatte mitgetheilt worden. Hier finden sich nun die vollständigen Aktenstücke, als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte der Jahre 1791 und 1792, und als ein noch wichtigerer Beitrag zur Charakteristik der Königin Marie Antoinette. Es sind nämlich Briefe der Monarchin an ihren Bruder den Kaiser Leopold II., Antwortschreiben desselben, gesandtschaftliche Berichte des Grafen Mercy-Argenteaux aus Brüssel an den Kaiser und an den Fürsten Kaunitz, Stücke aus der Korrespondenz des Grafen mit Marie Antoinette, mit dem Grafen de la Mark, dem Grafen Romanzoff und dem berühmten Burke, endlich mehrere Denkschriften über den Zustand der Dinge im damaligen Frankreich. Ref. gesteht, daß ihm beim ersten Durchlesen dieser Briefe in der Revue rétrospective, die ihm durch besondere Gefälligkeit mitgetheilt wurde, einige Zweifel über die Echtheit derselben aufstiegen, da man in jetziger Zeit gar nicht vorsichtig genug bei Französischen Memoiren, wenn sie sich auch so zuversichtlich ankündigen, als die jetzt in zwei Deutschen Uebersetzungen verbreiteten Memoiren Napoleon's, seyn kann. Auch hat der Französische Herausgeber selbst im Vorworte bemerkt, daß es befremdend erscheinen müsse, auf welchem Wege die Briefe der Königin an ihren Kaiserlichen Bruder und an den Grafen Mercy nebst der hier mitgetheilten Korrespondenz dieses Diplomaten mit anderen Staatsmännern in das Französische Haupt-Archiv nach Paris gekommen wären. Als Grund dieser Erscheinung giebt er an, daß ja unter der Kaiser-Herrschaft bedeutende Theile der Staats-Archive zu Wien, Rom, Madrid und in anderen Hauptstädten nach Paris geschafft wären und sich dadurch auch die Verpflanzung jener Original-Dokumente nach Paris erklären ließe. Wer das Treiben Französischer Intendanten und Evacuations-Kommissionen gekannt hat, wird diese Vermuthung wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich finden. Am meisten spricht aber für die Echtheit der Briefe, daß der Herausgeber alle Leser auffordert, sich von der Authentizität derselben an Ort und Stelle zu überzeugen, und der Umstand, daß (so viel dem Ref. wenigstens bekannt ist) keine Gegenschrift die Richtigkeit seiner Erklärung in Zweifel gezogen hat. Nun könnte man wohl in einer Denkschrift, welche dem Schreiben der Königin an den Kaiser Leopold vom 3. Sept. 1791 beigefügt ist (p. 30 — 46), in Ton und Inhalt Aeußerungen und Anspielungen auf historische Gegenstände finden, welche der Denkungsweise einer Frau eigentlich fremd sind, aber man muß sich erinnern, daß die Königin nicht mit klaren Worten sich als die Verfasserin derselben angiebt (voici un Mémoire, schreibt sie, qui pourra vous montrer notre position au vrai et ce que nous pouvons espérer de vous) und daß sie in jener Zeit in ihren Entschließungen von Barnave und seinen Freunden sehr abhängig war, deren gemäßigte Gesinnungen in einer Zeit der Unruhe und Gesetzlosigkeit sich hier leicht wiedererkennen lassen. Ja, selbst in dem Gebrauche mancher Französischen Wörter, die im Alt-Französischen ungebräuchlich waren, wie coïncider, stable, ingérer, coercible u. a., zeigt sich der Einfluß der damaligen Rathgeber. Ohne uns also jetzt weiter auf kritische Erörterungen einzulassen, oder zu untersuchen, warum Kaiser Leopold an seine Schwester nicht Deutsch, sondern Französisch geschrieben habe, oder in einzelnen Stellen (wie p. 45 und 82) die auffallende Aehnlichkeit mit den neuesten Prinzipien constitutioneller Monarchieen beleuchten zu wollen, beruhigen wir uns bei den Erklärungen des Herausgebers und berichten kürzlich über den Inhalt.

Es geht aus diesen Briefen (welche die Zeit vom 2. Mai bis zum 9. Oktober 1791 umfassen) besonders eine dreifache Bemerkung, die für die Charakteristik der Königin Marie Antoinette von Wichtigkeit ist, hervor. Zuvörderst erscheint sie, die in so vielen Schriften des Leichtsinns, der Verschwendung, der Eitelkeit, der Intriguensucht und anderer Fehler beschuldigt ist, hier als eine Frau von richtigem Urtheile, Scharfsinn und Menschenkenntniß. Ihr Verstand ist in der Schule des Unglücks vollkommen gereift. Ihre nothgedrungene Einmischung in die Regierungs-Angelegenheiten verhehlt sie nirgends, wie auch der Graf de la Mark dem Grafen Mercy ganz bestimmt erklärt, daß die Königin im Mittelpunkte der Geschäfte stehe und den König, der dazu nicht geeignet sey, ersetzen müsse (p. 54); aber ihr Unwille, daß ihre Umgebungen so schwankende Maßregeln ergriffen und nicht mit Muth und Kraft handeln wollten, daß sie selbst nirgends die rechte Unterstützung fände, spricht eben so deutlich aus ihren Briefen. Wir können uns nicht enthalten, eine Stelle aus dem Briefe an den Grafen Mercy vom 12. September 1791 (p. 51) mitzutheilen, den die Königin unmittelbar nach der Erklärung ihres Gemahls, die Constitution von 1789 anzunehmen, geschrieben hatte. Il s'agit à présent de régler sa marche et sa conduite d'après les circonstances. Je voudrais bien que tout le monde réglât sa conduite d'après la mienne; mais, même dans notre intérieur, nous avons de grands obstacles et de grands combats à livrer. Plaignez-moi; je vous assure qu'il faut bien plus de courage à supporter mon état que si on se trouvait au milieu d'un combat; d'autant que je ne me suis guères trompée et que je ne vois que malheurs dans le peu d'énergie des uns et dans la mauvaise volonté des autres. Mon Dieu! est-il possible que née avec du caractère et sentant si bien le sang qui coule dans mes veines, je suis destinée à passer mes jours dans un tel siècle et avec de tels hommes! mais ne croyez pas pour cela que mon courage m'abandonne. Non pour moi, mais pour mon enfant, je me soutiendrai et je remplirai jusqu'au bout ma longue et pénible carrière. Je ne vois plus ce que j'écris, adieu. In Beziehung auf die so eben erwähnte Constitution und die dem Königlichen Paare so oft gemachten Vorwürfe der Doppelsinnigkeit oder Unredlichkeit bei der Annahme derselben am 14. September 1791 sind ferner die Aeußerungen der Königin von besonderer Wichtigkeit, und man sieht es diesem Briefe an, daß ihre ganze Seele darin ist, wie sie sich in einem derselben (p. 20) ausdrückt. Sie betrachtet die neue Constitution als so unnatürlich (monstrueuse), daß solche sich unmöglich lange halten könne. Aber sie glaubt nicht, daß der König ihr seine Zustimmung verweigern dürfe, wozu die ausgewanderten Prinzen und verschiedene auswärtige Höfe rathen, und wofür sich Burke in einer hier mitgetheilten Denkschrift an die Königin (p. 23 — 25) erklärt hatte. Je crois, sagt sie, qu'il est nécessaire, quand on aura présenté l'acte au roi, qu'il déclare que ses opinions ne sont point changées; qu'il montrait dans sa déclaration du 20. de Juin (am Tage vor der Fluchtreise nach Varennes) l'impossibilité où il était de gouverner avec le nouvel ordre de choses; qu'il pense encore de même, mais que pour la tranquillité de son pays il se sacrifie et que, pourvuque son peuple et la nation trouvent le bonheur dans son acceptation il n'hésite pas à la donner; et la vue de ce bonheur lui fera bientôt oublier toutes les peines cruelles et amères qu'on a fait éprouver à lui et aux siens; mais si l'on prend ce parti il faut y tenir, éviter surtout tout ce qui pourrait donner de la méfiance et marcher en quelque sorte toujours, la loi à la main; je vous promets que c'est la meilleure manière de les en dégouter tout de suite (p. 17). Mit solchen an mehreren Stellen dieses Briefwechsels ausgesprochenen Ansichten über die Annahme der Constitution ist auch Kaiser Leopold einverstanden, dessen Briefe und Denkschriften überhaupt eine sehr milde und versöhnliche Gesinnung zeigen, der es zwar deutlich ausspricht, daß die Sache des Französischen Königs-Paares die Sache aller Europäischen Könige sey (p. 27), aber zugleich die Wiederherstellung des ancien régime für unverträglich mit dem Glücke Frankreichs hält und eine Verbindung der Constitution mit den Grund-Prinzipien einer Monarchie für das nützlichste und heilsamste Mittel erachtet, um die Verwirrung in Frankreich zu beendigen (lier cette constitution avec les principes fondamentaux de la monarchie, est le seul but auquel on peut viser raisonnablement p. 82). Unpartheiische Be-

*) Souvenirs historiques. I. Correspondance secrète de Marie-Antoinette avant et après le voyage de Varennes. — Documens administratifs relatifs à l'adoption de la Guillotine. — Mélanges: A) Exécution des jugemens du Tribunal révolutionnaire. B) Lettre de Napoléon au maréchal Berthier, motivant l'exécution du libraire Palm de Nuremberg. Leipzig, 1835. 7/6 S. 8 (20 Sgr.)

urtheiler werden also den Vorwurf eines doppelsinnigen, zweideutigen Betragens gegen Ludwig XVI. und seine Gemahlin nicht mehr so bestimmt aussprechen dürfen, und die Bemerkungen über diesen Gegenstand in Montgaillard's Histoire de la France, T. II. p. 312 und in Buchholz Geschichte Napoleon Bonaparte's I. 263 ff. erhalten jetzt eine neue Bestätigung.

Endlich aber geht auch aus den hier mitgetheilten Briefen und Verhandlungen hervor, daß die Königin Marie Antoinette vor der Annahme der Constitution am 14. September 1791 keineswegs eine bewaffnete Dazwischenkunft der anderen Europäischen Mächte verlangt, ja, daß sie im Gegentheil die Vorschläge ihres Bruders, ohne Gewalt der Waffen, nur durch eine imponirende Stellung der anderen Monarchen, eine Versöhnung herbeizuführen, vollkommen getheilt habe. Noch im Oktober 1791 glaubte sie (p. 65), daß ein Kongreß der Europäischen Fürsten die Ruhe in Frankreich herstellen könnte. Daß sie in dieser Voraussetzung irrte, thut hier nichts zur Sache; daß sie aber ihre Blicke nach außen wendete und bei dem Bruder Hülfe suchte, ist wohl sehr verzeihlich, da die inneren Verhältnisse ihr nur geringe Aussicht auf Hülfe und Rettung gaben, da sie ohne Geld und Truppen war, da der bewaffnete Pöbel nicht einmal von den Häuptern der Bewegung gezügelt werden konnte, und sie nach ihren eigenen Worten (p. 20) so weit gebracht war, den Tag selbst zu fürchten, wo man Lust haben würde, ihr eine Art von Freiheit (une sorte de liberté) angedeihen zu lassen. Aber sie wollte darum keinen Bürgerkrieg, keine gewaltsame Zurückführung der Ausgewanderten. Wie der König Ludwig in dem hier (p. 67—73) mitgetheilten Schreiben an seine Brüder über das Unheil eines Bürgerkrieges dachte, so urtheilte unstreitig auch Marie Antoinette; die Rückkehr der ausgewanderten Prinzen aber durch Oesterreichische Heere und im Gefolge Calonne's und anderer Anhänger schildert sie an mehr als einer Stelle als höchst nachtheilig für sich und ihren Gemahl. Que les princes restent en arrière et ne se montrent pas, ist ihr an mehreren Stellen (p. 19 und 22) wiederkehrender Ausdruck; le Roi, heißt es in der von Marie Antoinette gut geheißenen Denkschrift (p. 32), a senti que leur entreprise serait la guerre civile et que la guerre civile une fois allumée ne serait pas éteinte de longtems. Ganz übereinstimmend hiermit sind die schon von Girtanner (Historische Nachrichten über die Französische Revolution, S. I. 102) angeführten Auszüge aus einem Briefe der Königin an den Grafen Mercy. Mögen auch immerhin die gespannten Verhältnisse der Monarchin mit ihren Schwägern Provence und Artois vor ihrer Auswanderung auf die obigen Aeußerungen einigen Einfluß gehabt haben, so leidet doch die Wahrheit ihrer Befürchtungen keinen Zweifel.

Die Briefe reichen bis in den Oktober 1791. Daß späterhin, als in Barnave die Königin den letzten treuen Freund verloren hatte und sie als Fürstin, als Gattin und als Mutter den kränkendsten Beleidigungen der gesetzgebenden Versammlung und den empfindlichsten Mißhandlungen des Pöbels bloßgestellt war, sie auf das lebhafteste die Ankunft der Oesterreichischen und Preußischen Heere wünschte, ist aus den Memoiren der Madame Campan (T. I. chap. 21) hinlänglich bekannt.

J.

Bibliographie.

Abrégé de géographie moderne, par bassins et sur un plan historique, pour faire suite à l'abrégé de géographie ancienne. — Von E. Lefranc. 16 Fr.

Application de l'arithmétique au commerce et à la banque, d'après les principes de Bezout — Vierte Aufl. 7 Fr.

Du progrès des études historiques en France au 19. siècle. — Von J. Sarazin. 3 Fr.

Galerie biographique des instituteurs de l'Allemagne qui se sont le plus distingués dans leur carrière. — Von J. T. Spindler. (Straßburg.) 1 Fr.

Island.

Barrow's Reise nach Island.

(Schluß.)

Unser Autor hatte drei Tage vergeblich auf einen Ausbruch des großen Geysers gewartet; endlich, nach mehreren täuschenden Symptomen, wurde er des Morgens von einem Diener geweckt, der ihm anzeigte, daß das seit einiger Zeit eingetretene ununterbrochene Rauschen und das heftige Aufqualmen des Dampfes keinen Zweifel mehr übrig ließen, daß der ersehnte Ausbruch bald stattfinden werde.

„Wir begaben uns sogleich auf den Weg: als wir an der Stelle ankamen, bemerkten wir nur wenige Wasserstrahlen, die eben nicht in bedeutende Höhe empor stiegen, und schon gaben wir unsere so lang gehegte Hoffnung auf, als plötzlich, wie durch einen gewaltsamen Stoß geweckt, der Trichter eine Säule von Wasser und Dampf entlud, von denen das erstere in großer Masse in eine Höhe von siebzig bis achtzig Fuß emporstieg. Ich muß indeß bemerken, daß die eben angegebene Höhe nur auf einer ungefähren Schätzung beruht, da die aufsteigenden Dampfmassen die Wassersäule fast gänzlich verhüllten, so daß es nicht möglich war, dieselbe klar zu durchblicken, und um so weniger die Höhe derselben mit irgend einer Gewißheit zu bestimmen. Die ausströmenden Wolken, die wir hier als Dampf bezeichneten, bestehen nicht aus dem einfachen unvermischten Dampfe, der sich auf der Stelle, sobald er in die Luft kömmt, in Wassertropfen auflöst, wie dies bei unseren gewöhnlichen Dampfmaschinen zu sehen ist, sondern er wird hier noch von einer Art Rauch und Schaum begleitet, so daß es erst eine gewisse Zeit erfordert, bevor er zerschmilzt und die Atmosphäre wieder aufgehellt wird."

Frühere Reisende, besonders von Troil, haben behauptet, daß immer einige von diesen springenden Quellen sich schließen, während andere sich öffnen, und daß sie sämmtlich aus einem einzigen großen Behälter hervorkämen; allein nach Barrow stehen die Ausbrüche dieser verschiedenen Quellen in gar keiner Verbindung mit einander, obwohl er die Bemerkung machte, daß, wenn die Wallungen der einen Quelle schwach waren, dies auch bei allen anderen in gleichem Maaße der Fall war, und daß unmittelbar vor dem Ausbruche des großen Geysers alle übrige kleinere in einer gewissen Aufregung sich befanden, als wenn die verschiedenen Feuer alle durch eine gemeinsame Wirkung in Bewegung gesetzt worden wären. „Nehmen wir indeß an, daß alle diese Geyser und kleineren Spaltungen, die fortwährend Dampfmassen hervorströmen lassen, mit irgend einem großen Wasserbehälter im Zusammenhange stehen, aus dem der gemeinschaftliche Dampf sich entwickelt, so muß die Menge dieser einzelnen Oeffnungen dazu beitragen, daß keine von ihnen mit einem zu großem Drucke oder in einer zu großen Masse die Wasserstrahlen emporschleudert, und wir können diese zahlreichen Thorflügel gewissermaßen als Schutzmittel gegen eine Katastrophe betrachten, die ohne dieselben vielleicht einmal durch irgend eine der größeren Springquellen hervorgebracht werden würde — namentlich dürfte durch dieselben eine allgemeine Explosion der durchlöcherten und in sich erzitternden Erdschicht, so wie die Verwandlung der ganzen Fläche in einen großen Teich von siedendem Wasser, abgehalten werden."

„Die Wurfkraft, welche die Elastizität des Dampfes enthält, wird durch die Richtung, die Glätte und die Form des Cylinders bedeutend erhöht. Wie aber diese einzelnen Verhältnisse beschaffen seyn mögen, oder was eigentlich unter der Oberfläche des Bodens vorgehen mag, darüber können wir wohl geistreiche Konjekturen aufstellen, aber nichts Gewisses erfahren. Wir mögen Pläne und Risse auf's Papier hinwerfen, wir mögen hier unterirdische Seen und dort Höhlen verzeichnen, wir können Kanäle erfinden, die das Gewässer von oben herableiten, und wiederum Spalten und Klüfte in den Felsen andichten, um den Dampf von unten durch dieselben zu entlassen — und auf diese Weise dürften wir wohl endlich damit zu Stande kommen, uns die Wirkung zu erklären, die über dem Boden vor sich geht; allein, wenn man fragt, wo das Feuer sey, das allen diesen Dampf und dieses siedende Wasser hervortreibt, so wird keiner die Kühnheit haben, irgend ein bestimmtes und beschränktes Lokal für das Element anweisen zu wollen, das von Sir Humphry Davy „das unauslöschliche Feuer in dem Laboratorium der Natur" genannt wird — dieses erste bewegende Prinzip, das die Gebirge emporthürmt — das sie antreibt, die rothe heißgeschmolzene Lava auszuspeien — das die tiefen Klüfte in die Erdfläche eingräbt, und endlich die Quellen der Geyser mit siedendem Wasser und Dampf versieht."

Unser Barrow besuchte zunächst den kleinen Hafen Havnefiord, zu dem eine Ebene führt, die hier und da mit ungeheuren Lavablöcken überdeckt ist, die zehn bis funfzehn oder zwanzig Fuß hoch sind und zusammen ein vollkommenes Labyrinth bilden. Sie tragen offenbare Spuren an sich, daß sie einst ganz oder zum Theil in einem chaotischen Zustande sich befanden, indem sie noch an allen Seiten zellig und mit Blasen überzogen sind; sie scheinen unmittelbar aus der Tiefe hervorgezogen und nach der Stelle verpflanzt worden zu seyn, die sie jetzt einnehmen. Nicht einen Hügel sah man in der Nachbarschaft, aber die ganze Ebene war mit hügelförmigen Felsrücken überzogen. Barrow läßt hier eine Notiz aus dem Manuskripte eines ihm befreundeten früheren Reisenden folgen:

„Wer dergleichen noch nicht gesehen hat", sagt Dr. Holland, „dem kann nichts wunderbarer erscheinen, als der Anblick dieses Lavabettes. Eine ungeheure wirre Masse von Felsklumpen, die im Allgemeinen über die Fläche emporragen, aber auf die mannigfaltigste Weise durch einander geworfen und bunt hingestreut sind, dies ist im Allgemeinen der Anblick, der sich hier dem Auge darbietet. Verfolgt man einen schmalen und holperigen Pfad quer über die Lava, so bemerkt man zahlreiche Spalten, Löcher und Höhlen, von denen einige offenbar durch das Einstürzen von Felsmassen entstanden sind, andere aber die Form eines Kraters haben, aus dem die geschmolzene Lava herausströmt. Der Zugang zu Havnefiord ist merkwürdig: hohe schroffe Lavamassen verbargen uns, bis wir am Rande derselben angekommen waren, eine kleine schmale Bucht, an deren vorderem Ende funfzehn bis zwanzig Wohngebäude aufgeführt sind, die wie die zu Reikiavik aus Holz bestehen, aber im Allgemeinen ein schöneres Ansehen als die Häuser des letzteren Ortes haben."

Unser Autor wandte sich hierauf nach Bessestad, das nicht weit von Havnefiord entfernt liegt und wo sich eine Schule befindet, die der Ausbildung junger Geistlichen gewidmet ist, die einzige erträgliche Schule, wie Jener glaubt, von ganz Island. Es war gerade zur Ferienzeit, und die Studenten waren alle ausgewandert. Die äußere Einrichtung der Wohnzimmer der Letzteren, die, je zwei in einem Bette, in einer Art von Augias-Stall untergebracht sind, wäre eben nicht dazu geeignet, eine günstige Idee von der Beschaffenheit des Instituts zu erregen. Barrow beschreibt das Schlaf-Kabinet der Studirenden als eine Art Menagerie mit Zellen oder Käfigen an jeder Seite, und er war nicht wenig über den armseligen und elenden Zustand erstaunt, in dem hier Alles dem Auge sich darbot.

Die Zahl der Studirenden beläuft sich auf vierzig. Dozenten giebt es drei; der Eine, als Professor der Theologie, dozirt zugleich im Griechischen und Hebräischen; der Zweite, als Leiter der Anstalt, leitet die lateinischen, historischen, mathematischen und arithmetischen Studien, und der Dritte endlich unterrichtet in der Dänischen, in der Deutschen und Isländischen Sprache. Die der Anstalt angewiesenen Fonds sollen hinreichend seyn, um sowohl die Lehrer zu honoriren, als auch den Schülern freie Kost, Bücher und die nöthigen Kleidungsstücke zu verschaffen.

„Es muß zum Ruhme der Bessestadschen Schule erwähnt werden, daß einige der besten und gelehrtesten Werke von Island von derselben ausgegangen, und daß erst vor kurzem fünf Bände in Dänischer und Lateinischer Sprache unter dem Titel: „Scripta historica Islandorum

de rebus gestis veterum Borealium, von S. Egilssen, Lektor an der gelehrten Schule zu Bessestad", von der Königl. Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen herausgegeben worden sind. Das Werk enthält historische Sagas, die über verschiedene Begebenheiten, die außerhalb Islands vorfielen, und besonders über die Heldenthaten der Dänen in England von der Mitte des zehnten bis zum Beginne des vierzehnten Jahrhunderts, über eine dunkle Periode in der Englischen Geschichte, manches neue Licht verbreiten."

Die Schulen Islands haben indeß im Grunde weniger Bedeutung, als die praktische, häusliche Erziehung auf der Insel. Selbst die ärmsten Landleute sind hier, bei dem größten Mangel an allen Bequemlichkeiten des Lebens, weit aufgeklärter und leben dem Anscheine nach auch glücklicher und zufriedener, als die Leute desselben Standes sonst in anderen Ländern zu seyn pflegen.

„Im Sommer", bemerkt Dr. Holland, „fand man die Isländer sämmtlich mühsam beschäftigt, indem sie sowohl dem stürmischen Ocean als dem dürren, unfruchtbaren Boden ihre Produkte auf alle mögliche Weise abzugewinnen suchten, aber der lange Winter gewährte ihnen dafür die Muße, ihre geistigen Talente auszubilden, und gestattete ihnen, sich auf eine eben so nützliche als ergötzliche Weise zu unterhalten. Während der Dunkelheit dieser Jahreszeit lasen sie in ihren rohen mit Holz und Torf bedeckten Hütten ihren versammelten Familien die Erzählungen von den Thaten und der Abkunft ihrer Vorfahren vor, von denen sie die alte Freiheit ererbten, die sie noch jetzt in ihren Einöden zu behaupten fortfahren."

„Es ist ein vortreffliches Gesetz", fügt Barrow hinzu, „das die Geistlichkeit ermächtigt, keine Frau zu trauen, die nicht lesen und schreiben gelernt, ein Gesetz, das offenbar dazu beiträgt, daß die Bauern auf Island weit besser unterrichtet sind, als irgendwo sonst in Europa. Die Mutter bringt dem Kinde gleich die ersten Elemente der Bildung, sowie einen Geschmack zur Lektüre bei, und der junge Sprößling einer wohlerzogenen Frau saugt gleichsam schon mit der Muttermilch die Prinzipien der Religion und Moral ein."

„Die Geistlichkeit von Island unterzieht sich selbst jeder Art von Plackerei; ihre Einkünfte sind zu gering, um ihnen zu gestatten, sich fremde Arbeiter zu miethen; es ist daher nichts gewöhnlicher, als einen Pfarrer in seiner groben wollenen Jacke mit seinen Pluderhosen und weiten Stiefeln anzutreffen, beschäftigt, Torf zu graben, Gras zu mähen und Heu zu machen. Die Isländischen Pfarrer sind alle Hufschmiede, und zwar verstehen sie es vor Allen am besten, die Pferde zu beschlagen. Wenn die Landleute zur Kirche kommen und eins ihrer zahlreichen Pferde, die, wenn sie nicht gut beschlagen wären, es bei den scharfen Felsen und überall mit Lava überzogenen Steigen kaum aushalten würden, ein Hufeisen verloren hat, so bindet der Pfarrer auf der Stelle seine Schürze um, zündet sein Kohlenfeuer in der Schmiede (deren es in jeder Pfarre eine giebt) an und stellt das Thier wieder auf seine Beine her. Allein zuerst hat er hier noch die schreckliche Mühe, sich die Kohlen zu verschaffen. Wie groß immer die Entfernung nach dem nächsten Wäldchen seyn mag, er muß sich dahin begeben, um das Holz anzuzünden und die Kohlen auf seinem Pferde mit nach Hause zu transportiren."

Aber bei allen diesen rohen Arbeiten und Plackereien findet die Geistlichkeit doch Muße genug, ihre literarischen Studien mit Liebe zu betreiben. Einer dieser würdigen Pfarrer, Thorlackson, war, als Henderson ihn vor zwanzig Jahren auf der Insel besuchte, eben im Begriff, eine Uebersetzung von Milton's „Verlorenem Paradiese" in seine Muttersprache zu vollenden, nachdem er bereits mit Pope's „Versuch über den Menschen" fertig geworden war. Die drei Bücher seines „Verlornen Paradieses" wurden von der Isländischen Literarischen Gesellschaft zum Druck befördert; aber aus Mangel an Fonds und in Folge der Auflösung dieser Gesellschaft ist das Werk nachher in Stocken gerathen. Henderson berichtet von seinem Besuche bei dem ehrwürdigen Manne auf folgende Weise: „Gleich den Meisten seiner Mitbrüder fanden wir ihn auf der Wiese bei seinen Leuten mit Heumachen beschäftigt. Als er von unserer Ankunft hörte, lief er in aller Eile, so weit es ihm sein Alter und sein schwacher Körper erlaubten, nach Hause und bewillkommnete uns in seiner niedrigen Wohnung; er führte mich in das Zimmer, wo er meine Landsleute in's Isländische übersetzte. Die Thür ist nicht vollkommen vier Fuß hoch, und das Zimmer mag ungefähr acht Fuß lang und sechs Fuß breit seyn. In dem einen Winkel des Zimmers befindet sich das Bett des Poeten, und dicht an der Thür, gegenüber einem kleinen Fenster, das nicht über zwei Quadratfuß im Umfange hat, stand der Tisch, an dem der würdige Mann die Früchte seiner Muse dem Papier anvertraut."

Die Literary Fund Society von London, deren Verdienste allgemein bekannt sind, ließ dem nordischen Barden eine angemessene Unterstützung zukommen, wofür er derselben in einem in sehr elegantem Latein abgefaßten Schreiben seinen Dank abstattete.

Barrow war sehr unglücklich in Betreff seines Besuches in Stappen, einem Orte, der eben so wie sein Namensvetter, die Schottländische Insel Staffa, wegen seiner Basalt-Höhlen und Säulen merkwürdig ist. Der erste ungünstige Umstand war die Entdeckung, die er beim Anfahren an die Bucht machte, daß der Steuermann früher nur ein einziges Mal, und zwar zu Lande, diesen Theil der Insel besucht hatte; — dann aber ward der Himmel plötzlich mit dichten Wolken überzogen, die Atmosphäre hüllte sich in dicke Nebel ein, der Regen fiel in Strömen herab und der Wind tobte fürchterlich, so daß unsere Reisenden sich genöthigt sahen, das Landen an der Küste aufzugeben und nach Reikiavik zurückzukehren.

Indeß ist es unserem Autor, den das erwähnte Mißgeschick äußerst betrübte, gelungen, sich und seine Leser dadurch zu entschädigen, daß er von Sir John Stanley, der im Jahre 1789 die Insel besuchte, eine interessante Beschreibung von Steppen, so wie von dem Snoefell Jökul, der selbst einen merkwürdigeren Anblick als der Hekla darbieten soll, erhielt.

Wir verweisen noch unsere Leser auf die schätzenswerthen Mittheilungen unseres Verfassers in Beziehung auf die Bevölkerung von Island. Er giebt die Zahl der Einwohner auf 53,000 an. „Dies ist freilich", fährt er fort, „eine sehr geringe Bevölkerung für eine Insel von so großer Ausdehnung; indeß versicherte man mir, daß zum wenigsten ein Drittheil des Bodens ganz unbewohnbar ist. So wird die ganze Mitte der Insel von lauter Schnee-Gebirgen oder Jökuls eingenommen, die kein Mensch je betreten; im Ganzen kann man auf eine (Engl.) Quadratmeile des bewohnbaren Landes von Island $2\frac{1}{10}$ Personen rechnen."

Die Einwohner der Insel lassen sich in zwei Hauptklassen abtheilen, in das Fischer- und in das Hirtenvolk. Die Ausfuhr der Wolle ist bedeutend — sie belief sich in den letzten Jahren auf 3000 — 4000 Schiffspfund.

„Aber außer der rohen Wolle werden noch jährlich nicht weniger als 200,000 Paar gestrickte wollene Strümpfe und 300,000 Klapphandschuhe ausgeführt. Die Isländischen Schafe sind besonders bemerkenswerth wegen ihres feinen wollenen Vließes, das von den Pächtern nie geschoren, sondern wie ein Fell im Ganzen abgezogen wird. Die Zahl der Schafe beläuft sich auf ungefähr 500,000, das Rindvieh auf 30,000 bis 40,000 und die Pferde auf 50,000 — 60,000 Stück. Da man auf der Insel keine Art von Räder-Fuhrwerk kennt, so ist auch weiter kein Zugvieh hier anzutreffen."

Es ist zu bedauern, daß unser Autor nicht die ganze Insel bereist hat und auch nicht in das Innere der Gebirge vorgedrungen ist, das für uns noch immer eine terra incognita bleibt. Indeß wird sein Werk immer eines der schätzbarsten Tagebücher von Reisenden bleiben, die in der neueren Zeit Island besucht und nach Kräften erforscht haben.

Nord-Amerika.

Indian Sketches etc. (Indianische Skizzen, aufgenommen während einer Exkursion zu den Pawnis und anderen wilden Stämmen Nord-Amerikas.) Von John T. Irving. 2 Bände. New-York und London, 1835.

Diese Skizzen sind von einem Mitgliede der Familie Irving entworfen, das sie in der Zueignung des Werkes seine ersten literarischen Versuche nennt. Die Schöpfungen eines Cooper und Washington Irving haben uns bereits in nicht geringem Grade mit den Urwäldern und Einöden bekannt gemacht, welche die wilden Indianer-Stämme Amerikas bewohnen oder durchwandern; und wenn der Verfasser der vorliegenden Skizzen noch nicht dieselbe stilistische Kunst besitzt, wie jene geübten Meister, so finden wir doch in ihm viel von der Glut und Lebendigkeit, die seine großen Vorgänger charakterisirt.

Der Herr Ellsworth, dem dieses Werk gewidmet ist, und derselbe Commissair, der schon im vorhergehenden Jahre einen Theil des Jagdgebietes zwischen den Arkansas und dem Grand-Canadian erforscht hatte, begaben sich, von Washington aufbrechend, nach Fort Leavenworth, einem Gränzposten am Missouri-Flusse, etwa 40 Miles jenseits der Gränzlinie des Staates Missouri, wo die weiße Population sich abmarkt. Es sollten hier verschiedene Einrichtungen und Vorkehrungen getroffen werden, ehe man die einander feindlichen Stämme in diesen Revieren besuchte. Die Regierung der Vereinigten Staaten geht seit mehreren Jahren ernstlich damit um, das Land und die Urbewohner an den Gränzen ihrer Ansiedlungen zu kultiviren. Man verpflanzt zu diesem Ende die auf dem Gebiete der älteren Freistaaten noch seßhaften Indianer in wilde, aber fruchtbare Landstrecken, die selbst von den Wohnplätzen der sogenannten Hinterwalds-Kolonisten (backwoodsmen) noch fern liegen. Einige dieser ausgewanderten Stämme haben auf ihren Jagden in dem neuen Gebiete von Seiten der Eingebornen, die den Vereinigten Staaten das Recht, solche Versetzungen vorzunehmen, nicht zugestehen wollen, grimmigen Widerstand gefunden. Um nun diesen Fehden ein Ende zu machen, hat die Amerikanische Regierung die bestrittenen Distrikte angekauft und Friedensbündnisse zwischen den kämpfenden Stämmen gestiftet. Ein Distrikt von mehreren hundert Quadrat-Miles zwischen den Flüssen Platte und Kansas war auf die eben beschriebene Weise der Zankapfel zwischen Delawaren und Pawnis geworden, denn früher hatten hier die Pawnis ausschließlich gejagt und jeder fremde Eindringling mußte mit dem Tode büßen. Die von den Vereinigten Staaten zu Beaufsichtigung der Niederlassungen auswandernder Stämme ernannten Commissaire sollten demnach in die genannten Gegenden sich begeben, das bestrittene Land den Pawnis abkaufen und sie bewegen, nach vorgängigem Friedensschlusse zwischen ihnen und ihren neuen Nachbarn, in die Gegenden nördlich vom Flusse Platte sich zurückzuziehen.

Wir finden im Verlaufe der Beschreibung der Expedition nach dem Gränzposten einige Notizen über jene Indianer, die lange Zeit ununterbrochenen Verkehr mit den Weißen gehabt und alle ihre Laster eingesogen haben. Als Volk arten sie immer mehr aus und schmelzen immer mehr zusammen, bis am Ende nur ein schwaches Häuflein übrig bleibt, das im Lande seiner Väter fremd ist. Solche betrübende Aussichten eröffnen gewisse Stämme dem heutigen Wanderer, und mit den Reflexionen, welche die Lage der Eingebornen veranlaßt, verträgt sich der Eindruck recht gut, den die öden und gränzenlosen Triften Indianas auf uns machen. Man lese nur die folgende Skizze.

„Einmal standen wir auf dem Kamm eines wellenförmigen Hügels, der eine weite Strecke der grünen Wüste vor uns beherrschte. Hier und da sah man kleine Gruppen Bäume, die wie Eilande in einem Ocean von Gras sich ausnahmen. Eine lange Reihe Bauholz, die in Schlangenwindungen über das Land hinzog, bezeichnete in weiter Ferne den Lauf irgend eines verborgenen Stroms. Wir ritten den Hügel hinab, klapsten durch die Pfützen am Fuße desselben, bahnten uns

einen Pfad durch das Gras, welches in diesen Vertiefungen oft acht bis zehn Fuß hoch wuchs, und befanden uns im nächsten Augenblick auf dem Kamm eines ähnlichen Hügels, wie der vorige war. So ging es immer fort durch das lange wogenartig angeschwellte Land; Hügel folgte auf Hügel und Hohlgrund auf Hohlgrund. Hin und wieder erhob ein hoher Fels sein einsames Haupt wie eine Schildwache in der Wüste. Auf den Gipfeln derselben sahen wir oft Indianer in aufrechter, dem Himmel keck zugewendeter Stellung; Andere saßen an irgend einem angenehmen Flecke des Gipfels und sonnten sich mit der Geberde trägen Genusses, die jene Indianer charakterisirt."

Das Fort Leavenworth wird als ein Dorf beschrieben, in dem nichts als die einsamen Schildwachen, die faullenzenden Soldaten oder das wiederholte Wirbeln einer Trommel an den Krieg erinnert. Schon hier findet man Exemplare echter Indianer, die von dem Mehlthau der Weißen noch nicht angefressen sind. Als Beispiel diene die Beschreibung eines Sac-Indianers, der unter dem „Schwarzen Falken" gegen die Weißen mitgefochten hatte.

„Diejenigen Individuen, die ich bis dahin gesehen, hatten mir nur eine geringe Meinung von der Indianischen Race beigebracht; aber niemals bin ich angenehmer enttäuscht worden — nie hatte ich einen so prächtigen Kerl gesehen. Er stand unbeweglich, als wir auf ihn zuschritten, und sah uns mit kaltem, ruhigem, aber festem Blick ins Auge. Sein Augenlied zuckte kein einziges Mal, und die Pupille änderte keinen Moment ihre Richtung. Eine große Toga mit einzelnen scharlachrothen Streifen und mit Falken-Schellen *) geschmückt, wand sich so um seine in einander geschlungenen Arme, daß die schön geformte Schulter und die Hälfte der hohen athletischen Brust unbedeckt blieben. Ein schimmerndes stahlköpfiges Tomahawk sah unter der Toga hervor und ein Köcher mit Pfeilen hing über seinem Rücken. Er trug kurze Beinkleider aus gegerbtem Hirschfell, mit groben Franzen an den Rändern; desgleichen ein Paar Mocassin's aus verarbeitetem Büffelfell. Sein Scheitel war kahl geschoren und mit Mennig roth gefärbt; das Gesicht aber hatte seine natürliche Färbung, einen schwarzen Ring ausgenommen, den er sich sorgfältig um beide Augen gemalt hatte.

Als wir ihm näher kamen, warf er den Kopf etwas in die Höhe, und zwar mit einer stolzen Geberde, die seinen scharfen und ernsten Zügen wohl anstand. Auf dem Haupte trug er eine Adlerfeder, die aber glanzlos und eingeknickt war. Sollte sie den gebrochenen Muth seines Stammes emblematisch vorstellen? Ihre Macht war dahin; ihre Blüthe abgestreift; sie waren zerstreut nach den vier Winden des Himmels. Die Gebeine ihrer bravsten Krieger bleichten die Triften, und ihr Häuptling schmachtete als Geißel in einem unbekannten Lande. Und dieser Wilde — er schien wohl zu fühlen, daß er allein und verlassen war; aber sein trotziges Gesicht sagte, daß er von Gnade nichts wissen und keinen Schimpf ertragen wollte."

Unser Autor sagt: Gieb dem Indianer ein Feuer, und Du giebst ihm eine Wohnstätte, seyen es nun ihrer Zwei oder Zweihundert; ein Häuflein Holz bildet ihren Versammlungs-Ort, in den Kolonieen wie in der Einöde, wo es heulet. Er bemerkt auch, daß immer eine Art von edler Nonchalance dem Indianer eigen ist: sie leben ohne zu wissen, wie? — sie begnügen sich mit Wenigem, ohne zu sorgen, woher es komme. Oft näherten sich ganze Trupps von Indianern dem Posten Leavenworth, um von den Soldaten einigen Speise-Vorrath zu erlangen: sie guckten in die Fenster, schlichen sich in offene Thüren, und waren scheinbar ganz ohne Sorge darüber, ob man sie gern oder ungern aufnähme. Einschmeichelnde Zudringlichkeit ist ihnen ganz fremd, und eben deshalb sind sie auch als ungebetene Gäste nicht unwillkommen. Der Indianer sitzt ganze Stunden in derselben Attitüde, macht keine Bemerkung und führt keine Unterhaltung; bequemt er sich aber einmal zum Sprechen, so zeigt er oft eine lebendige Phantasie und echte patriarchalische Beredsamkeit. Ein Indianer erzählte den Tod seiner Kinder, die an der Cholera gestorben waren, mit folgenden Worten: „Meine Kinder sind von mir gegangen; der große Geist hat sie abgerufen; sie sind verschwunden, wie der Schnee auf den Triften schmilzt. Einsam kehrte ich in meine Hütte zurück, allein ich fand sie verödet; denn meine Kinder waren nicht mehr da." Der Verfasser zeigt an unzähligen Stellen seines Werkes tiefe Sympathie mit diesem merkwürdigen Naturvolke. Wir heben eine dieser Stellen aus.

— — „Der Wald ist voll Ruinen — rührende Denkzeichen des Allverwüsters, der Zeit. Hunderte gigantischer Bäume, die den Stürmen und Unwettern der Jahrhunderte Trotz geboten, haben der Gewalt der Zeit weichen müssen. Sie liegen leblos darnieder — das grüne Moos ist ihre Decke, der wilde Epheu ihr Todtenkranz. Tausende abgestorbener Bäume, ohne Rinde, ohne Laub und Zweige, wurzeln noch im Boden und streben wie graue Riesenskelette zum Himmel empor.

Auf unseren Abstechern trafen wir dann und wann einen einsamen Indianer, der durch die Wälder schweifte oder, in tiefe Betrachtung versunken, auf dem Wrak irgend eines gefallenen Baumes saß. Es war der rechte Platz für ihn: laßt ihn die Wälder anstarren und sein Schicksal darinnen lesen. Sie sind vereinigt — ihre Bestimmung ist dieselbe. Beide haben gelebt und geblüht in der Wildniß, und Beide verschwinden jetzt vor der herannahenden Civilisation. Mit Recht mag der Klang der Axt des Holzfällers dem Indianer das Herz zerreißen; denn mit dem Falle jedes Baumes rückt die Stunde seines eigenen Unterganges näher."

Der Commissair bricht endlich auf, um die Pawni-Dörfer zu besuchen. Da seine Eskorte ihn gegen die Wilden nicht beschützen kann, so erhält dieser Theil der Reise den Reiz des Gefährlichen und Abenteuerlichen. Wir übergehen manches kleinere Abenteuer und verweilen nur bei der Aufnahme, welche die Kommission in den Gauen der Groß-Pawni's fand.

Als man dem ersten Pawni-Dorfe sich näherte, erschienen die Hügel schwarz von der Menge berittener Krieger, die in feierlicher Stille der Fremdlinge harrten. Endlich kam ein einzelner Reiter auf einem ungeheuren Rappen herangaloppirt. Wir lassen den Verf. selbst reden:

„Der Reiter sprang von seinem Rosse und schüttelte Herrn E. die Hand. Dann gab er uns durch den Dolmetscher zu verstehen, wir möchten uns in keiner langen Fronte aufstellen, um jede Berührung mit seinen Kriegern zu vermeiden. Nachdem er alle nöthige Anordnungen getroffen hatte, sprengte er zurück und gab den Uebrigen ein Signal. In einem Nu waren die Hügel verlassen, und der ganze Haufe stürmte über die geräumige Trift gegen uns los. Es war ein Augenblick gespannter und herzbeklemmender Erwartung, als diese kolossalen Pferde, von dem blutigen Sporn ihrer Reiter vorwärts getrieben, mit struppiger Mähne und wild hervorquellendem Auge heransprengten. Schon waren sie uns bis auf 200 Yards nahe gekommen, und noch hemmte nichts ihren stürmenden Lauf; das Stampfen ihrer Hufe war einem dumpfen Donner vergleichbar. Plötzlich winkte der Häupling: die Truppe schwenkte sich halb zur Rechten und halb zur Linken und umkreiste uns wie eine dichte dunkele Fluth. Ihr Geschrei und Gejauchze, und die fürchterliche drohende Art, mit der sie ihre Bogen und Tomahawks schwangen, konnte Einen, der mit den Sitten dieser Indianer nicht vertraut gewesen wäre, eher auf alles Andere, als auf einen freundlichen Empfang schließen lassen. In dem entsetzlich gellenden Geschrei einer Bande Indianischer Krieger ist wirklich etwas Besinnungraubendes; das Blut starrt Einem in den Adern.

Die kahlgeschorenen Köpfe einiger dieser Krieger waren mit dem Gefieder verschiedener Vögel geziert. Andere trugen Ornamente aus Hirschhaaren, die sich wie antike Helmbüsche ausnahmen, und eine Feder des kahlköpfigen Adlers (bald eagle) wehte von den langen Scheitellocken der vornehmsten Kämpfer. Einige Wenige trugen Halsbänder aus Bärenklauen, die bis auf ihre Brust herabhingen. Ein Theil der Krieger war in Büffelfelle gekleidet, oder in Felle weißer Wölfe; die Meisten aber hatten, statt aller Kleidung, ihren Körper dick mit Farbe bestrichen. Auch ihre Waffen und selbst ein Theil der Pferde waren bemalt und beschmiert.

Nachdem sie eine Zeitlang uns umritten hatten, winkte der Häuptling von neuem, und der Spektakel war zu Ende. Die Krieger sprangen von ihren Pferden, setzten sich in einem großen Kreise an die Erde und erwarteten so die Ankunft des ersten Häuplings der Groß-Pawni's. Gleich nachher begrüßte Letzterer Herrn E. in Begleitung der Häuptlinge von Toppage-Pawnee, Pawnee-Republican und Pawnee-Loup. Er war ein hochgebauter und kraftvoller Mann. Sein Haupt umhüllte ein Netz aus Bärenfell, mit Federn geschmückt. Er trug kurze schwarze Beinkleider von Büffelfell, mit Knöpfchen und einer Befranzung aus langen Locken. Diese Locken waren von Schädeln genommen, die er auf seinen Kriegszügen erbeutet hatte, und hingen so weit über seine Kniee, daß sie, wenn er einherschritt, den Boden fegten.

Bei diesem Stamme befand sich zufällig auch ein fremder Indianer von der Gränze Mexiko's, der das Weib eines Anderen von seiner Race geraubt hatte und zu den Pawni's geflohen war. Er gehörte zu jenen wilden Stämmen, die, gleich den nomadischen Arabern, durch die unermeßlichen Ebenen des Westens ziehen und jedem schwächeren Stamm Tod und Verderben bringen. Sein ungeheuer langes schwarzes Haar fegte die Erde hinter ihm; seine Beinkleider waren ebenfalls mit Scheitellocken befranzt, und ein vollständiger Menschenschädel hing an dem Gebisse seines feurigen Rosses. Außerdem trug er viele silberne Zierrathen an seinem Körper."

Als die gegenseitigen Begrüßungen zu Ende waren, erhob sich das „Wilde Roß", der vornehmste Krieger unter den Pawni's, von seinem Sitze und haranguirte die Versammlung.

„Er ergoß sich in einen langen Panegyrikus auf die weißen Männer, und zwar mit einer Wärme, die ohne Zweifel durch den Anblick der mit Geschenken beladenen Wagen sehr gesteigert wurde. Dieser Krieger war einer der merkwürdigsten und wildesten Männer des ganzen Stammes. Seine Länge konnte nicht viel weniger als sieben Fuß betragen, und jedes Glied stand zu diesem Goliath-Wuchse im rechten Verhältniß. Ungleich den Uebrigen seines Stammes, trug er das Haupthaar ungeschoren; es hing in langen verworrenen Locken fast bis auf die Mitte des Leibes und war verschwenderisch mit rothem Oker beschmiert. Auf seiner niedrigen eingedrückten Stirn reihte sich Runzel an Runzel, und die tiefliegenden Augen glühten wie Kohlen. Seine Nase war breit und vorragend, und das an sich schon enorme Maul hatte er durch zwei von den Mundwinkeln ausgehende rothe Streifen bis zu den Ohren verlängert. Er war ohne alle Bekleidung; dagegen überzog eine wahre Kruste aus schwarzem Lehm und rothem Oker seinen Riesenleib. So stand er da, in seiner bemalten Nacktheit, ein Titane unter denen, die ihn umgaben; und die wilde Energie seiner Geberden, während er haranguirte, zeigte von einer fürchterlichen Muskelkraft, die nur einer Gelegenheit harrte, um sich geltend zu machen. Von Jugend auf war er der Vorkämpfer seines Stammes gewesen und seine Thaten hatten alle feindliche Stämme in Schrecken gesetzt. Obschon das Wilde Roß nicht zu den Häuptlingen gehörte, so war seine Autorität im Dorfe doch der ihrigen gleich, und die Häuptlinge beneideten ihn nicht weniger als die Feinde ihn fürchteten.

Als das Wilde Roß seine Rede beendigt hatte, stand der Häuptling auf und sprach zu seinen Leuten. Dann öffnete sich der Kreis; die Krieger bildeten zwei Linien, eine zur Rechten und die andere zur Linken, und eskortirten uns nach ihrem Dorfe."

(Schluß folgt.)

*) D. h. Schellen, die man den Falken auf der Jagd an die Füße bindet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Freitag den 30. Oktober 1835.

Frankreich.

Don Juan d'Autriche. (Don Juan d'Austria, oder der Beruf.) Drama in fünf Akten, in Prosa, von Casimir Delavigne.*)

Bericht von Jules Janin.

So eben komme ich her — von einem Lustspiel, einem Trauerspiel, einem Roman, einem Stück Geschichte; denn was ich mit angesehen, war das Alles zusammen und auf ein Mal, und ich habe zugleich einen Dichter und einen Prosaiker, einen Zögling Racine's und einen Schüler Victor Hugo's gehört. Wie nun? Soll ich weinen oder soll ich lachen? Der Witz des Autors hemmt meine Thränen, so wie sie fließen wollen, und will ich lachen über seine Späße, so drücken mir wieder Schrecken und Grausen den Mund zu. Zerrissen und aufgerieben fühlt man sich, und ist doch froh und dankt den Göttern, der Spielball dieser zügellosen poetischen Laune zu seyn. Man ist fest entschlossen, an seinen literarischen Grundsätzen zu halten, sie unter keiner Bedingung preiszugeben, und doch vom ersten Moment an, so wie der Vorhang aufrollt, Scene für Scene, Akt für Akt von einem Extrem ins andere geworfen, vom großen System zum kleinen, von der Tragödie zum Drama, mit dem einen Fuß im Kothurn, mit dem anderen im Soccus, lassen wir uns führen und hinschleppen wie die Kinder, rechts und links, hier und dorthin, zu Mitleid und Possen, zu Schrecken und Lust, überall hin, wo und wie der Dichter es will, und welcher Dichter! Der Mann, gegen den wir rebellisch gewesen sind unser ganzes Leben lang, der Schriftsteller, aus dessen harmonischer Feder so viele fünfaktige Tragödien geflossen, der Einzige, der noch Monologe und Recitative zu machen versteht, mit einem Wort, Casimir Delavigne, der, nachdem er sich in allen Formen versucht, die sich ein Mann von seinem Geiste, seiner Beharrlichkeit und seinem Fleiße nur zu unterwerfen vermag, nachdem er als Dichter nach klassischen Prinzipien in seiner Sicilianischen Vesper aufgetreten, als moderner Poet im Paria, nach mittelalterlichem Geschmack im Ludwig XI., in Byron's Weise im Marino Faliero, in Shakespeare's Manier in den Kindern Eduard's, als Lustspiel-Dichter in den Schauspielern und der Schule der Alten, und zwar bisher immer in Versen, in schönen, harmonischen, eleganten Versen, voll Glut und Leidenschaft — dieser Mann, sage ich, erscheint plötzlich heut, dies Alles, was er uns bisher vereinzelt dargeboten, zusammenfassend und vereinigend in einem Werke: Tragödie und Drama, Lustspiel und Elegie, und, was noch mehr ist, er tritt auf, wie er noch nie gethan, als prosaischer Schriftsteller. —

Don Juan d'Austria ist eine Tragödie in Prosa, von Casimir Delavigne. Nun sage noch Einer, daß wir nicht unter dem Scepter der Prosa leben! Nach solch einem Triumphe, den sie erfochten, leugne noch Einer die Allgewalt dieser gewöhnlichen Sprache; die denn doch nicht so gewöhnlich und gemein seyn muß, wie man denkt, da nach und nach alle Dichter sie annehmen und zu der ihrigen machen, Victor Hugo, de Vigny, Casimir Delavigne endlich. Fragt man, wozu ihnen denn ihre Poesie gefrommt habe? so ist die Antwort: eben dazu, um gute Prosa zu schreiben. Dies zum Lobe der Prosa, die nie Verse schreiben lehrt.

Machen wir uns denn daran, dies Drama Scene für Scene zu verfolgen. Es ist dies keine Kleinigkeit, wir sagen es im Voraus; denn die dramatische Handlung, die uns vorliegt, ist nicht minder lang und verwickelt, als die Hochzeit des Figaro.

Der Held des Stückes ist der berühmte Don Juan d'Austria (oder auch, wie Manche übersetzen: Don Johann von Oesterreich), einer der Helden des sechzehnten Jahrhunderts, jener Zeit, die an großartigen Charakteren so reich war. Don Juan war der natürliche Sohn Karl's V., des großen Kaisers, der eine Zeit lang der Herr der Welt war und sich in ein Kloster zurückzog, um der ermüdenden Langeweile einer unumschränkten Allgewalt**) zu entrinnen. Wer sich über das Leben Johann's von Oesterreich unterrichten will, der lese Brantôme; er hat dies edle große Leben mit einer Achtung und einer schonenden Mäßigung geschrieben, die ihm, wie wir ihn kennen, diesem Kammerdiener der Geschichte, sonst nicht eigen war. Das ganze Zeitalter Karl's V. ist voll von den Großthaten Don Juan's. Er war der Vielgeliebte Spaniens, als es unter der rauhen finsteren Herrschaft Philipp's II. seufzte. Don Juan's tapferes Schwert erneuerte die Thaten des Cid. Die Ungläubigen hatten das Gewicht dieses Schwertes zu empfinden, und die Schlacht bei Lepanto rief Spanien die Wunder seiner alten Tapferkeit aus den Kriegen mit Granada wieder vor Augen. Solch ein Stern ging in Don Juan auf. Er war ein Held, der das erhabene Blut, das in seinen Adern floß, nie Lügen gestraft, ein Feldherr, der Schlachten gewann, wie Franz I., den sein Kaiserlicher Vater zu Paaren getrieben und besiegt, sie gewonnen hatte; ein Castilianer, streng gehorsam seinem König; ein Spanischer Christ, der Schrecken der Ungläubigen, aber auch ein großmüthiger Sieger, so daß die Niederlande, so siegreich er ihnen auch gegenüber stand, doch blutige Thränen weinten, als nach seinem Tode Philipp II. sie dem Herzoge von Alba übergab. Der Held Don Juan starb, dreiunddreißig Jahr alt, bei Namur am 1. Oktober 1578; seine Asche ruht im Eskurial. Es ist keine Kunde vorhanden, daß Philipp II. eine Thräne um ihn vergossen habe.

Doch zu unserem Drama. Die Handlung geht unweit Madrid vor, im Hause eines Edelmannes, Querada, eines ehemaligen Rathes Kaiser Karls V. Als das Fräulein, welches Karl im Geheimen liebte, ihm den Knaben Don Juan gebar, übergab er denselben der Obhut Querada's, seines Freundes, der ihn in der Spanischen Frömmigkeit erziehen sollte; es sollte aus Don Juan dereinst eine Zierde der katholischen Kirche, ein würdiger und friedfertiger Kardinal werden. So hat Querada denn gethan, wie ihm geheißen. Er hat seinem Zögling den bestmöglichen Unterricht ertheilt, und am guten Beispiel hat es ebenfalls nicht gefehlt; aber ach! Die fromme Saat hat nicht die erwarteten Früchte getragen. Mit achtzehn Jahren träumet Don Juan von Nichts, als von Schlachten und Freiheit; Liebe und Ruhm sind sein Leben. Als Querada ihm eröffnet, daß ihn das Kloster erwartet und der Altar seine Stätte werden solle, geräth der Jüngling außer sich und wirft die Maske, die er bisher vorgenommen, von sich. Denn bis zu diesem Momente hat er sich still und demüthig und geduldig bewiesen, wie ein schüchternes Mädchen, und Querada nicht anders gemeint, als daß das höchste Ziel der Wünsche des Jünglings der Römische Purpur sey; aber bei dem Worte Kloster bricht Alles hervor, was in ihm flammt und tobt. Er liebt, er gesteht es seinem väterlichen Freunde, in Krieg und Schlacht will er hinaus, auch diesen Wunsch theilt er ihm mit. Vergebens sucht der erstaunte Querada die empörte Leidenschaft der Jugend zu beschwichtigen. Don Juan ist taub für Alles. Es lebe die Freude; Es lebe der Krieg. Einen Degen soll man ihm geben und ein Weib; nur einen Degen, denn ein Weib hat er schon, die er liebt, die ihn wieder liebt, und mit der er morgen vor den Altar will. Querada ist vor Bestürzung und Erstaunen außer sich.

In diesem Augenblick wird ein Herr vom Hofe Philipp's II. gemeldet; es ist Philipp II. selber. Ein Jüngling von Karl's V. Blute, ein achtzehnjähriger Jüngling, sein Bruder, beunruhigt schon die finstre argwöhnische Majestät. Philipp II. will sich endlich selber überzeugen, was an dem Knaben ist, ob er ungefährlich genug, daß er ihn als seinen Bruder anerkennen dürfe. Die Scene ist vortrefflich. Don Juan, der nicht weiß, wer sein Vater ist, eben nur erst erfahren hat, daß er nicht Querada's Sohn ist, und den König von Spanien für einen einfachen Hofbeamten hält, schüttet, wie ein Kind im Sturme seines Herzens, seine Liebe und seine Hoffnungen unbekümmert vor ihm aus. Er ist nun sein eigener Herr, und so will er sich denn morgen mit seiner Geliebten verbinden und in acht Tagen Soldat seyn. Niemandem will er gehorchen, keinen einzigen Gedanken seiner Seele verbergen, ins bunteste Gewühl der Menschen, ins Getümmel der Welt will er hinein; kaum weiß er, so fortgerissen von seinem Drange ist er, was Königliches Ansehen, Ehrfurcht und Gehorsam vor dem Könige heißt. Man kann sich das Erstaunen des kalten Despoten denken, als er in einem Sohne Karl's V. solche Begeisterung und Willenskraft, solch gewaltiges Streben und hohen Muth entdeckt. Doch faßt er sich und hält an sich; denn schon fürchtet er das junge unbändige Roß, schon geht er damit um, es klug zu zähmen und auf die günstige Schattenseite zu lenken. So wird denn zwischen Beiden verabredet, sich noch am selben Abend bei jenem schönen Mädchen, das Don Juan liebt, zu treffen. Armer Don Juan!

So ist die Exposition, einfach, klar, voll von Interesse und Leben. Auf der einen Seite der Jüngling, der die Ketten seiner Erziehung endlich zerbricht, auf der anderen der Königliche Inquisitor, die junge reine Seele ausforschend; dazu das Erstaunen und der Schrecken des Erziehers, der zwischen den beiden Söhnen Karl's V. steht, ohne seinem Zögling sagen zu dürfen: „Ihr sprecht mit Eurem König!" — Dies sind die Elemente, die den ersten Akt bilden.

Der zweite Akt beginnt mit einem Gespräch zweier Frauen von Liebe. Die eine ist jung, die andere alt; die eine spricht, die andere hört zu. Beide erwarten den Jüngling, die Alte voll Erinnerung, die Junge voll Hoffnung. Dies schöne Mädchen heißt Rahel oder Donna

*) Zum ersten Male aufgeführt am 14. Oktober auf dem Théâtre-Français.
**) Ein großer Geschichtsforscher ist Herr Janin eben nicht.

Florinde und ist eine Jüdin, aber ihr Leben steht auf dem Spiel, wenn sie als Jüdin erkannt wird; sie hat Don Juan's Liebe erwiedert, ist zur Kirche gegangen, um Don Juan's willen, hat zu den Füßen Christi gebetet wie alle Andere, um Don Juan's willen, und nun, da er sie zum Weibe nehmen will, zittert sie und zagt, da ihr nun einmal das Geständniß auf die Lippen gezwungen wird: „Don Juan, ich bin eine Jüdin!" Don Juan tritt auf.

Unser Publikum ist schon lange genug an die Liebesscenen der neueren Schule gewöhnt. Die Liebenden sagen sich gar vieles mehr, als sonst; sonst war die Leidenschaft gemäßigter und gezügelter; Junia und Britannicus sprechen in schönen Versen mit einander, und ich glaube, sie berühren sich nicht einmal mit der Hand. Hier sehen wir eine Spanische Leidenschaft. Endlich, als sie Don Juan so hingerissen sieht von ihrer Schönheit und der Glut ihrer Liebe, gewinnt sie den Muth über sich, ihm ihr banges Geständniß abzulegen. Es ist dies mit großer Kunst gemacht. Anfangs empört sich der Castilianische Stolz gegen den Gedanken, eine Jüdin vor den Altar zu führen. Aber Sarah ist so schön, so engelgut, ist seine erste, reine, heilige Liebe, und er selber, weiß er denn, wessen Sohn er ist? Sarah und ihre Schönheit siegt, und Don Juan sinkt zu ihren Füßen.

Da erscheint wieder der König. Dies ist der Hauptmangel dieses schönen Drama's, dies stete Dazwischentreten des Königs Philipp. Man sieht ihn zu viel, und er wirkt nicht genug. Immer ist er da, immer auf der Bühne, wie ein Vormund im Lustspiel, eine Art Bartolo, nur zu furchtbar, als daß er so oft vorgeführt werden dürfte. So steht also Philipp zwischen Don Juan und seiner Gebieterin! Aber wie wird dem Könige, als er in Sarah ein Mädchen wieder erkennt, das er, der König, schon lange liebt, das er nur aus den Augen verloren, aber für das seine Leidenschaft sich noch keinesweges abgekühlt. — Ich muß bekennen, daß mir diese Leidenschaft Philipp's II. zu einem unbekannten Mädchen keine sonderliche dramatische Erfindung zu seyn scheint. — Doch lassen wir dies zunächst und verfolgen unsern Faden weiter; Philipp geräth in die höchste Wuth. Don Juan, der ihm schon so lästig gewesen, nun sein verhaßter Nebenbuhler, hat alle seine Geduld erschöpft; es ist dem Tyrannen Bedürfniß, sich dieses Menschen zu entledigen, der Knie und Nacken noch nicht beugen gelernt. Er deutet mit der Hand auf die Thür: „Wehe Euch, junger Mann, wenn Ihr noch einmal diese Schwelle betretet!" Don Juan kehrt sich nicht an diesen Befehl. Der Unglückliche ist verloren. (Fortsetzung folgt.)

Einige Notizen zur neuern Geschichte von Frankreich.

(Nach der Revue rétrospective.)

Der zweite Abschnitt der in Nr. 129 des Magazins genannten Sammlung historischer Dokumente enthält die administrativen Details über die Anfertigung der ersten Guillotine während des Sommers 1792 in der Korrespondenz des Procureur général syndic Röderer mit dem Minister Clavière, verschiedenen Justiz-Beamten in Paris und in den Departements, so wie mit einigen Handwerkern. Böhmer's kritische Geschichte der Guillotine (Kuriositäten IX. 1.) erhält hierdurch manchen ergänzenden Nachtrag. Zuerst wird mit vieler Genauigkeit das Gutachten des Arztes Louis, des beständigen Secretairs der Akademie der Wundärzte in Paris, erfordert und die Zweckmäßigkeit der Maschine bei einem Leichname untersucht, worauf sie zum ersten Male bei einem gewissen Pelletier gebraucht ward, wo die Behörden militairische Vorsichts-Maßregeln für nöthig erachteten, um den Auflauf zu verhüten. Ferner werden die Bau-Anschläge sehr sorgsam geprüft, deren erster vom Hof-Zimmermeister (charpentier du roi nennt ihn Röderer in einem Briefe vom 10. April 1792) Guidon sich auf 5660 Livres belief, wobei als Grund der hohen Forderung angegeben wird, daß es schwer halten würde, Arbeitsleute für die Anfertigung dieser Maschine zu finden. Doch wollen Andere es für einen geringeren Preis thun, wenn ihre Namen unbekannt bleiben würden (p. 92). Ein anderer Architekt, Schmidt, will das Ganze für 824 Livres herstellen, was zu weitläuftiger Korrespondenz Anlaß giebt, bis endlich der Architekt Giraud einen Anschlag einreicht (p. 102 ff.), wonach die Guillotinen (hier heißen sie immer les machines à décapiter) von einem Zimmermeister Clairin und einem Maler Garnier das Stück zu 500 Livres ganz vollständig hergestellt werden sollen. Röderer räth daher, den Schmidt mit seinen übermäßigen Forderungen abzuweisen, und macht (p. 110) auf die Mängel der Schmidtschen Maschine bei einer in Paris stattgefundenen Hinrichtung aufmerksam. Die Justiz-Behörden in den Departements werden darauf veranlaßt, sich ähnliche Maschinen mit einer Gebrauchs-Anweisung aus Paris kommen zu lassen.

Als Beilage zu diesem Artikel können die von den öffentlichen Anklägern Fouquier-Tinville und Judicis in dem ersten Jahre der Französischen Republik erlassenen Todes-Urtheile, sechs an der Zahl, dienen. Wir geben zur Probe dasjenige, in dem die berühmtesten Namen vorkommen:

L'exécuteur des jugemens criminels ne fera faute de se rendre, ce jourd'hui, à la maison de justice de la Conciergerie, pour y mettre à exécution le jugement qui condamne les nommés Lacroix, Danton, Desmoulins, Phelipeaux, Herault, Westerman, Fabre, Delaunay, Chabot, Bazire, Despagnac, Junius Frey, Emanuel Frey, Dericheux et Gusman, à la peine de mort. L'exécution aura lieu à quatres heures de relevée, sur la place de la révolution de cette ville. Fait au tribunal le 6. germinal, l'an second de la république française. —

Einer ganz anderen Zeit gehört das letzte Stück der Mélanges an, ein (so viel viel wir wissen, ungedruckter) Befehl Napoleon's an den Marschall Berthier aus St. Cloud vom 5. August 1806, die Hinrichtung des unglücklichen Buchhändlers Palm betreffend. Die Begebenheit erregte zu jener Zeit in Deutschland großes Aufsehen und gerechten Unwillen, von dem freilich die neuesten Lobredner Napoleon's unter uns nichts wissen wollen, ja sein neuester Biograph oder Panegyrist, der Engländer Hazlitt, übergeht die Sache mit gänzlichem Stillschweigen. Um so mehr glauben wir, den Anfang des Befehls, in dem der herrische Sinn des Kaisers und seine Geringschätzung des Völkerrechts so deutlich hervortreten, hier mittheilen zu müssen. Mon cousin, schreibt Napoleon, j'imagine que vous avez fait arrêter les libraires d'Augsbourg et de Nuremberg. Mon intention est qu'ils soient traduits devant une commission militaire, pour être jugés et fusillés dans les vingt-quatre heures. Ce n'est pas un crime ordinaire, que de répandre des libelles dans les lieux où se trouvent les armées françaises, pour exciter les habitans contre elles; c'est un crime de haute trahison. La sentence portera que: Partout où il y a une armée, le devoir du chef étant de veiller à sa sûreté, les individus tels et tels, convaincus d'avoir tenté de soulever les habitans de la Souabe contre l'armée française, sont condamnés à mort. C'est dans ce sens que sera rédigée la sentence. Also nicht einmal einen Vertheidiger sollten die Angeklagten erhalten, nicht einmal der Schein des Rechtes sollte beobachtet werden. Und so ist es auch bei Palm gewesen, wie aus der im Jahre 1814 über ihn erschienenen Schrift des Grafen von Soden (S. 119 und 126) hervorgeht, und das ganze Kriegsgericht war eine bloße Verhöhnung des Rechtes, wie bei den eilf Preußischen Offizieren, welche zu Wesel am 16. September 1809 erschossen wurden, wie bei der Verurtheilung des Herzogs von Enghien im Schlosse Vincennes. J.

Bibliographie.

Dictionnaire critique et raisonné du langage vicieux. Par un ancien professeur. — 6 Fr.
Leçons et Modèles de Littérature française. — 16 Fr.
Recueil de mots français, rangés par ordre de matières, avec des notes sur les locutions vicieuses etc. — Von B. Pautex. 1½ Fr.
Histoire de la Convention nationale, d'après elle-même. — Von Leonard Gallois. Th. V. 7½ Fr.
Histoire de la vie et des ouvrages du chancelier d'Aguesseau, précédée d'un discours sur le ministère public, suivie d'un choix de pensées et maximes tirées des ouvrages de d'Aguesseau, et d'une notice historique sur Henri d'Aguesseau, père du chancelier. — Von A. Boullée. 2 Bde. 12 Fr.
Histoire des Francs. — Von H. G. Moke. Th. I. 8 Fr.
Souvenirs et Voyage de A. Laujon. — 2 Bde. 12 Fr.
Traité des matériaux manuscrits de divers genres d'histoire. — Von Amans-Alexis Monteil. 2 Bde. 16 Fr.

Nord-Amerika.

Indianische Skizzen, von John T. Irving.

(Schluß.)

Zu dem Dorfe Groß-Pawni wurde die Kommission mit allen Zeichen der Freude und des Willkomms empfangen; die Krieger hatten ihre Schlacht-Gesänge verstummen lassen, die Knaben ihre Bogen und Pfeile auf die Seite geworfen und die Frauen ihre schwere Arbeit verlassen, um sich festlich zu bemalen. Als die düstere Formalität der ersten Aufnahme vorüber war, folgten Vertraulichkeit, Neugier und Gastfreundschaft. Das Dorf bestand aus vielen dicht an einander gereihten Häuschen, und wegen des Holzmangels waren mehrere Familien in dieselbe Hütte zusammengedrängt. Der Häuptling empfing die Mission vor seiner Wohnung mit echt Indianischer Würde. Er war ganz in ein Gewand aus weißem Wolfsfell eingehüllt, auf welchem seine Heldenthaten in einer Art von Hieroglyphenschrift verzeichnet waren. Dieses Gewand überreichte er dem Commissair, mit der Bitte, es als Geschenk anzunehmen. Dann wurden die Geschenke des Commissairs übergeben. Als die Gesellschaft in der weitläuftigen Behausung des Chefs sich niedergelassen hatte, wurde der ganze Inhalt eines großen, mit Büffelfleisch und hartem Korn angefüllten Kessels in eine hölzerne Bowle von respektabler Dimension ausgeleert. Eine der fünf Frauen des Chefs reichte jedem Gast ein aus Büffelhorn gearbeitetes Instrument zum Einstippen und forderte sie durch Zeichen auf, zu essen.

„Wir warteten nicht auf eine zweite Einladung, sondern machten uns gleich, mit Fingern und Instrumenten, an den Berg von Speise, der vor uns aufgethürmt war. Da wir den ganzen Tag (es wollte schon Abend werden) nichts gegessen hatten, so nahm Jeder von uns eine enorme Portion zu sich. Allein jedem Exzeß folgt die Strafe auf dem Fuße nach, und so ging es auch hier. Kaum waren wir mit Essen fertig, als ein kleiner Indianischer Bube sich mit Rippenstößen in die Hütte drängte und dem Häuptling, der mit untergeschlagenen Beinen in unserer Nähe saß, Etwas in's Ohr flüsterte. Der Häuptling stand sogleich auf und kündigte uns an, der „Langhaarige" (der zweite Krieger des Dorfes) habe ein Festmahl zu Ehren unserer Ankunft bereitet, und erwarte uns als seine Gäste. Wir waren etwas unschlüssig, ob wir diese Einladung annehmen sollten. Der Dolmetscher bedeutete uns aber, man müsse sich durchaus in das Wohlwollen der Wilden hineinessen, wenn ein Idianischer Traktat von Erfolg seyn sollte. Die Ausrede, daß wir zur Genüge gegessen hätten, half ganz und gar nichts, weil dies bei einem Indianer, der immer seinen Vorrath Appetit bei sich führt, zu den unglaublichen Dingen gehört."

Es kam nun eine Invitation nach der anderen, bis die Fremdlinge an funfzehn gastfreie Hütten besucht hatten. Des folgenden Tages sollte eine Berathung gehalten werden, worin man über den Inhalt des zu schließenden Traktates sich verständigen wollte. Die Frauen sind, wie dies bei uncivilisirten Völkern gewöhnlich, auch bei den Pawnis wahre Sklavinnen; man sieht sie jeden Morgen in kleinen Trupps über die

Trist gehen, um ihre Tagarbeit in den kleinen Planiagen zu besorgen, die öfter mehrere Miles entfernt liegen. Diese armen Geschöpfe schweben bei ihrer sauern Arbeit auch noch in Lebensgefahr, weil sie den Angriffen lauernder Feinde ausgesetzt sind, die sich in die Nähe der Dörfer schleichen.

Um die Mittagszeit versammelten sich Häuptlinge und Krieger zum Rathe, und nahmen die Plätze ein, die ihnen nach ihrem Range zukamen. Den Häuptlingen zunächst saßen die vornehmsten Tapfern, oder diejenigen Kämpfer, deren blutige Thaten sie zu einem hohen Range in National-Versammlungen berechtigten; die entfernteren Kreise bestanden aus jungen Männern, die im Rathe zuhören durften, und den Eingang verbaute ein wahrer Klumpen Weiber und Kinder, die nicht den Muth hatten, näher zu treten.

„Nach einer halben Stunde hatten fast alle die vornehmsten Krieger sich versammelt. Der Häuptling stopfte eine große Pfeife aus Stein, zündete sie an und that ein paar tüchtige Züge, worauf er den Dampf durch die Nase wieder von sich blies. Dann reichte er die Pfeife den Weißen, von denen Jeder es eben so machte und sie dann weiter gehen ließ. Während dieser Feierlichkeit gab es plötzlich eine lebhafte Bewegung am Eingang, und einen Augenblick nachher sah man Haupt und Schultern des „Wilden Rosses" über den Haufen ragen. Der Riese brach sich Bahn durch das Volk und stapfte splitternackt in die Halle. Hier nahm er gleich im inneren Kreise Platz und lehnte sich mit dem Rücken gegen einen der Pfeiler, die das Dach unterstützten. Der Häuptling schnitt über diese Störung ein grimmiges Gesicht; aber das Wilde Roß war ein Ungeheuer, dessen Wuth man nicht ungestraft reizen konnte, und so ging die Sache mit Stillschweigen vorüber. Nach kurzem Zeitverlauf erhob sich Herr E. und setzte dem hohen Rathe sowohl die Absichten der Vereinigten Staaten, als die Bedingungen des Vertrages auseinander.

Während der ganzen Anrede herrschte eine tiefe und schauerliche Stille. Keiner rührte sich; Alle saßen da, Herrn E. mit unverwandtem Auge anstarrend. Nur, wenn ein Vorschlag des Sprechers besondere Billigung fand, hörte man einen knurrenden Beifallslaut aus den tiefen sonoren Brustgewölben der Krieger.

Als Herr E. seine Adresse beendigt hatte, stand der Chef der Groß-Pawnis auf und faltete sein schweres Gewand aus Büffelfell um seinen Körper. Den rechten Arm und die Brust ließ er unbedeckt. Die andere Hand und der untere Theil des Körpers waren ganz in die dunkelen Falten des zottigen Mantels versteckt. Ein paar Minuten lang sah er Herrn E. schweigend an; dann that er einige Schritte vorwärts; seine Brust schwoll — er warf sein Haupt zurück und erhob seinen Arm, wobei er den einen Finger etwas ausstreckte, als geböte er Aufmerksamkeit. So blieb er einen Augenblick stehen und sah mit seinem Falkenauge in die eisernen Gesichter der Krieger. Hierauf begann er die Rede, ohne dabei die Positur seines Arms zu verändern. Sie war kurz, energisch und voll kühner, bilderreicher Ausdrücke. Im Verlauf seiner Rede wurde er immer lebendiger; seine Brust hob und senkte sich abwechselnd; seine biegsame und metallreiche Stimme, anfangs mit einer sanften Musik vergleichbar, wurde lauter und lauter, und endlich zu einem rollenden Donner. Er warf sein Gewand von den Schultern, streckte seine entblößten Arme gegen uns aus und schwenkte sie mit würdiger Geberde über unseren Köpfen. Wären seine Worte nicht freundschaftlich gewesen, so hätten wir ihn wohl für eine Art von Dämon halten können, der die entsetzlichsten Verwünschungen gegen uns ausstieß. Urplötzlich fiel er aus der lauten und energischen Sprache, die er eine Zeitlang geführt, wieder in die silbernen Guttural-Töne, die ihm natürlich waren, und beendigte dann seine Rede sehr bald.

Nach ihm erhob sich sein Sohn, der zweite Häuptling des Stammes, und hob an, zu reden. Im Verlauf seiner Rede entstand ein dumpfer Lärm in der Nähe des Einganges, der endlich zu lautem Streit und Hader wurde. Das Wilde Roß kauerte eben am Fuße des einen Pfeilers, mit den Armen die Beine umfassend und die Hände in einander gesteckt, während sein langes und dickes Haar den Oberkörper beinahe verhüllte. Durch den Lärm aus seinem Phlegma geweckt, begnügte er sich anfangs damit, daß er die Zankenden dann und wann gebieterisch ermahnte, ruhig zu seyn. Dies wirkte aber nur auf Augenblicke und am Ende gab es einen lauten Spektakel. Jetzt sprang der Riese auf, schritt gegen den Haufen los, schwang seine braunen Arme über ihren Häuptern, und donnerte ein paar Worte, welche die Wirkung eines Zauberschlags hatten. Er blieb einige Augenblicke in dieser drohenden Stellung, und nahm dann seinen Posten am Fuße des Pfeilers wieder ein, worauf der Häuptling in seiner Rede fortfuhr."

Die Deliberation dauerte ungefähr sechs Stunden. Nachdem sie vorbei war, wurde einer von den Ochsen, welche der Commissair dem Stamme geschenkt hatte, zu Ratification des Traktates unter freiem Himmel getödtet, und zwar mit einer geladenen Jagdflinte. Als die Commission am folgenden Morgen sich anschickte, einen anderen Zweig des Volkes der Pawni zu besuchen, um denselben Traktat mit ihnen zu schließen, übergaben die Indianer den Fremdlingen die schon zuvor versprochenen Pferde, bei welchem Akte sie nicht sowohl ihrer Zuneigung als ihrem Gewissen folgten. Dies giebt dem Verf. Gelegenheit, ein Pferd zu beschreiben, das auf den Tristen frisch eingefangen war.

— — „Der junge Indianer führte eine glänzende kohlschwarze Stute am Zügel; ihm folgte ein Anderer, der mit einem langen Büffelstrick die wilden Sprünge eines zweijährigen Füllens beschränkte. Es war schneeweiß, nur hin und wieder braun gesprenkelt. Man hatte dieses Füllen erst wenige Wochen seiner Freiheit beraubt. Sein Schweif stand fast horizontal; die Ohren waren gespitzt; die Augen funkelten; die Nasenlöcher klafften; jedes Haar seiner langen Mähne war vor Scheu und Schrecken fast ganz emporgesträubt. Bald rannte es an seinem langen Stricke wild im Kreise herum, bald blieb es stehen, schüttelte die Mähne und stierte seinen Führer an. Zuweilen erhob es den Kopf, warf einen lüsternen und beinahe verzweiflungsvollen Blick auf die Hügel-Reihen der Trist, die bis dahin seine Heimath gewesen, und that einen so entsetzlichen Sprung vorwärts, daß der Indianer, welcher das andere Ende des Halsters hielt, zu Boden gerissen wurde. Der Haufe verrannte dem lebensprudelnden Thiere den Weg; allein es bäumte sich, und hielt sich seine Feinde durch gewaltige Schläge mit den Vorderhufen vom Leibe. Endlich warf ein junger Indianer sein Gewand ab, überfiel das Pferd behutsam von hinten, sprang ihm in einem Hui! auf den Rücken, und faßte die Zügel. Als das Thier nun vollends die ungewohnte Last auf seinem Rücken spürte, wurde es ganz rasend; es stieß einen gellenden Schrei aus, that Luftsprünge gleich einer wilden Katze, stürzte sich vorwärts und rückwärts, aber Alles vergebens. Sein Reiter war ein Meister in der Kunst: er behauptete seinen Sitz so fest und unbeweglich, als wär' er mit dem Thiere verwachsen gewesen. Dabei versetzte er ihm mit einer schweren Peitsche so kräftige Hiebe, daß es endlich wie ein Hund sich niederduckte. Sein Muth war gebrochen, der letzte Funke von Freiheitsgefühl erloschen. Bald nachher kam einer der Jäger und band ihm einen Pack auf den Rücken. Es leistete forthin keinen Widerstand mehr, und wurde mit den übrigen Pferden zu lebenslänglicher Sklavenarbeit fortgeführt."

Das nächste Dorf, welches man besuchte, war ungefähr zwanzig Miles entfernt; und lag an jener Seite des Flusses Platte, welcher an der Stelle, wo die Kommission übersetzte, bei einem Wasserspiegel von zwei Miles Breite viele kleine Eilande enthielt. Die Tiefe war ungemein verschieden: sie betrug bald nur wenige Zoll, bald zehn bis zwanzig Fuß. Auf ihrem Marsch nach dem Dorfe der Republican-Pawnis kamen die Fremdlinge zu einer Wiese, die von Indianern wimmelte.

— — „Noch waren sie auf unsere Ankunft nicht vorbereitet. Große Haufen Indianer schweiften anscheinend ohne bestimmten Zweck auf der Ebene umher. Einzelne Indianer galoppirten nach verschiedenen Richtungen, Einige die Flußufer hinan und Andere dem Dorfe zu. Die lange Figur des Häuptlings sprengte, Befehle ertheilend und Jedem seinen bestimmten Posten anweisend, auf und nieder. In wenigen Augenblicken kam ein Schwarm von Kriegern das steile Ufer herabgestürmt, welches zum Dorfe führte. Sie stürzten sich in den Fluß, brachen einen schäumenden Pfad durch das Wasser, rangen sich durch das Dickicht an seinem Rande, und eilten dann dem Flecke zu, wo der Häuptling ihrer wartete. Jetzt schien wieder eine Verwirrung zu entstehen; alle die verschiedenen Reiterhaufen versammelten sich, als sollten sie Ordre empfangen. Bald nachher löste sich der Häuptling von dem Haufen, galoppirte ein paar Ellen weit voran, rief einen einzelnen Reitersmann auf und schickte ihn uns entgegen. Die ganze Scene zu unseren Füßen glich der fernen Perspektive eines Panoramas. Der uns entgegenkommende Krieger schien anfangs wie eine Schnecke zu schleichen; als er aber näher kam, hörten wir das schwere Stampfen der Hufe seines Pferdes, und sahen, wie stürmisch seine Eil war.

Der Reiter blieb so lange in gestrecktem Galopp, bis er uns fast erreicht hatte; dann zog er die Zügel so kräftig an, daß sein Pferd beinahe aufrecht in der Luft stand und so urplötzlich Halt machte, als wär' es zu Stein geworden. Der Reiter sprang ab und ging auf den Dolmetsch los. Der Häuptling ließ uns durch seinen Mund einladen, in die Ebene zu kommen, wo seine Krieger uns besser empfangen würden."

Nach ungefähr zwanzig Minuten kam eine zweite Botschaft von dem Häuptling, und die Kommission rüstete sich zum Empfang der Indianer, die sie nach dem Dorfe geleiten wollten.

— — „Der Führer, welche seine Stellung an der Spitze des Haufens immer behauptete, schwenkte seinen Arm. Auf dieses Zeichen trennte sich das Corps. Ein großer Trupp blieb stehen, während eine gleiche Anzahl mehrere hundert Schritte weit galoppirte, und zwar zur Rechten und Linken des Ersteren. Dann machten sie Halt, ihre Pferde der Gesellschaft zukehrend.

Der Häuptling beobachtete eine Zeitlang die Manövers beider Corps. Als er jeden Mann an seinem Posten und alle unbeweglich stehen sah, gab er ein neues Signal. Er erhob den Arm, kehrte sein Pferd im Kreise um, und stieß einen langen trillernden Schrei aus. Noch ehe der Schrei verhallte, beantworteten ihn tausend Kehlen, daß der Boden erzitterte. Zu gleicher Zeit wurden die Pferde angespornt. Anfangs waren die Bewegungen des Haufens regelmäßig; bevor sie aber hundert Schritte zurückgelegt hatten, spornten sie ihre Pferde mit neuem noch gellenderem Geschrei zum gestrecktesten Galopp an, und der ganze Trupp stürmte in wilder Verwirrung vorwärts. Ungefähr hundert Schritte von unserem Standorte stießen die drei Divisionen auf einen Augenblick zusammen; dann trennten sie sich wieder und stürmten mit derselben rasenden Hast in Kreisen um uns herum. Im innersten Kreise tummelte sich der Häuptling, dessen furchtbare Athletengestalt aus der ganzen Masse hervorleuchtete. Eben so übertönte seine trompetenartig schmetternde Stimme den ganzen Zeter der Uebrigen.

Auf ein drittes von dem Häuptling gegebenes Zeichen hemmte das ganze Corps, Einer um den Andern, den Lauf seiner Rosse und blieb regungslos stehen. Dann saßen sie ab, worauf Viele ihre Mähren mit verhängtem Zügel frei herumlaufen ließen. Nur die Häuptlinge und die Vornehmsten der Nation blieben zu Pferde und eskortirten ihre Gäste nach dem Dorfe."

Hier kam es wieder zu ähnlichen Verhandlungen und Ceremonien, wie sie bei den Groß-Pawnis beschrieben worden. Der Verfasser widmet einen bedeutenden Theil seines Werkes der Schilderung des Privatlebens und der kriegerischen Unternehmungen der Indianer. Die Pawnis sind ein wunderliches Gemisch von Großmuth, Tapferkeit und tückischer Hinterlist. Sie machen sich kein Gewissen daraus, einen wehrlosen Feind zu überfallen und abzuschlachten; ihrem Blutdurst ist alles Blut willkommen, gleichviel, ob es aus den Adern eines Mannes, eines Weibes oder Kindes fließt. Ein Schädel ist die erstrebte Trophäe. Einer vom Stamm der Republican-Pawnis, der Schwarze Häuptling

genannt, war eine Zeitlang in Unberühmtheit versunken; er gewann seinen Ruf dadurch wieder, daß er zwei Männer, ein Weib und ein Kind, die Bewohner einer Hütte, welche einem anderen Stamm angehörte, mit kaltem Blut metzelte. Die einzelnen Umstände dieser That hörte der Verfasser in Gegenwart des Thäters erzählen.

„Während dieser ganzen Zeit saß der Schwarze Häuptling vor sich hinblickend am Feuer, und schien kaum zu merken, daß er der Gegenstand des Gespräches war. Sein Gesicht war so heiter und ruhig, als hätte nie eine wilde Leidenschaft in seinem Busen gewohnt, als wäre seine Hand nie mit Blut befleckt gewesen.

Kaum war die Erzählung geendigt, da hörten wir mit einem Male ein lautes Geschrei im Dorfe. Schon im nächsten Augenblick war das Bärenfell (am Eingange) gewaltsam weggeschoben; ein bewaffneter Indianer stürzte in die Hütte, kollerte ein paar Worte heraus, und verschwand eben so plötzlich wieder. Jeder der Wilden sprang auf und rannte hinaus, und in einem Nu war die Hütte verlassen.

Schon nach wenigen Augenblicken kam der Häuptling zurück. Noch nie hatte ich einen so jähen Wechsel gesehen. Seine Züge, noch kurz vorher glatt und eben, wie die eines schlafenden Kindes, waren scheußlich verzerrt, die Augen sprühten Feuer und die Zähne knirschten. Er riß Bogen und Köcher von einem Sims herunter, packte seine schwere Keule und stürzte wieder hinaus."

Es war ein blinder Lärm gewesen.

Schweden.

Fornnordiska minnen. (Altnordische Erinnerungen.) Zweiter Theil. Auch unter dem Titel: „Die Nordbewohner in Austrwegr." Historische Untersuchung von Cronholm. Lund, 1835.

Wir haben schon früher unsere Leser auf dieses Werk aufmerksam gemacht und können daher nicht umhin, auch der kürzlich erschienenen Fortsetzung desselben zu erwähnen, da es nicht allein für Schweden von Interesse ist, sondern überhaupt zu der Geschichte der alten Bewohner des Nordens und ihrer sittlichen und religiösen Zustände neue und wichtige Beiträge liefert. Die im vorliegenden Theile enthaltenen, sowohl mit gründlichem Fleiße, als mit Kritik und Geist verfaßten Abhandlungen betreffen die Waräger, die Dänen in Wenden (Meklenburg) und die Schweden in Finland. Wir wollen hier einen kleinen Auszug aus der Untersuchung über die Wenden mittheilen.

„Die Wenden gehören zu den unglücklichsten und am meisten verwahrlosesten Volksstämmen der Geschichte. Geschieden von aller Berührung mit der civilisirten südlichen Welt, waren sie streng in den einschränkenden und eingeschränkten Kreis der Stamm-Verhältnisse eingeschlossen, Freiheit bis zur Anarchie liebend und doch von einer Hierarchie unterjocht, deren Macht eine vollkommene Despotie umfaßte. Freunde der sinnlichen Freuden des Tisches und durch Dürftigkeit von allem Genusse derselben ausgeschlossen, lebten sie als Halbwilde im Eisenalter der Barbarei und fielen ohne Ehre im Streite für National-Unabhängigkeit, für die Vertheidigung von Haus und Heerd, von Frau und Kind, von persönlicher und bürgerlicher Freiheit. Kein vaterländischer Geschichtschreiber hat die Tage heiliger Erinnerungen, das Sonnenlicht, welches entflohene Jahrhunderte beleuchtet, über ein Feld ausströmen lassen, wo die Kämpfe der Nation nur in dem zweideutigen Lichte einer aus ausländischen Quellen geschöpften Chronik leben. Was die Nation als Nation gedacht und gewirkt hat, ist dunkel; was Einzelne ihrer vorzüglichsten Individuen zum höchsten Ziele ihrer Anstrengungen gehabt, oder ob sie überhaupt ein solches gehabt haben, ist eben so ungewiß. Siegende Feinde schrieben die Geschichte der Wenden. Die Farben des Gemäldes müssen, so scheint es, aus subjektiven Gründen dunkel werden; daß sie es auch aus rein objektiven sind, wird durch den traurigen Zusammenhang der Ereignisse vermittelt und erscheint fast unmittelbar gewiß der historischen Anschauung und der hieraus fließenden Wirksamkeit, welche pragmatisch Wirkung und Ursache verbindet und getreu auf die Meteore des Welthimmels, auf die Umlaufskreise der großen Epochen und die oft ungebunden schwebenden Gedanken, Pläne und Thaten der Individuen und Völker achtet. Zu diesen historischen Luft-Phänomenen, die in einer verirrenden Richtung ausgingen und endlich mit dem Verluste ihrer Existenz für ihr Fortschreiten vom Ziele aller höheren Bildung büßten, müssen ohne Zweifel die Wenden Nord-Deutschlands gerechnet werden. Eine Geschichte des Volkes ist nicht möglich; denn da sie selbst keine Rücksicht auf die Entwickelung des inneren, geistig höheren Lebens nahmen, wo kein für den Augenblick unmittelbarer Gewinn zu erwarten war, so wurden sie hart, aber gerecht von einer höheren Welt-Ordnung gestraft, dadurch, daß ihr nationelles Leben in einer Nacht der Barbarei erlosch und der Name der Wenden fast von der Erde vertilgt ward. Denn was ist ein Name, der nur noch in halbverschwundenen starren Conturen dasteht, seit dem die individuellen Farben in eigentlicher Bedeutung verblichen oder eher in die düstere Blutfarbe übergegangen sind, welche das Wendische Heidenthum, so wie es in der Geschichte hervortritt, charakterisirt! Aus der Vergleichung mit anderen Slavischen Volksstämmen, die eine Geschichte und noch fortdauernde Existenz haben, auf den Zustand bei den alten Wenden schließen zu wollen, bleibt immer unrichtig; denn Vieles konnte in allgemeiner Bedeutung Slavisch seyn, ohne auch Wendisch zu seyn, und so umgekehrt. — Manche eigenthümliche Züge gehörten den verschiedenen Zweigen des großen Slavischen Stammes an und folglich auch den Wenden. Manche auszeichnende Einzelnheiten prägten sich z. B. bei Russischen und Polnischen Slaven ab, ohne sich deshalb auch bei den Wenden zu erkennen zu geben. Durch den Parallelismus erreichen wir in diesem Falle nicht das Ziel der unmittelbar historischen Wahrheit. Es nützt nicht, mit Gründen der Vergleichung und Deduction die berechnete Wahrscheinlichkeit urthümlicher Verhältnisse aufzustellen, da es in einem Falle, wie diesem, besser ist, die Armuth der Geschichte einzugestehen, als durch einen ethnographischen Synkretismus Unordnung und Verwirrung in unseren Gegenstand zu bringen. Eben so wenig würde die Wendische Vorzeit an historischem Lichte gewinnen, wollte man aus dem jetzigen Zustande der Sprache, des Charakters und der Sitten bei zerstreuten, auf geringe Zahl beschränkten Wendischen Stämmen auf das ehemalige Verhältniß schließen, wo das Volk noch ein Ganzes, eine Nation ausmachte. Das treue Beibehalten alter Gebräuche, Sitten und Vorurtheile beweist nicht hinreichend, daß sie ein Erbtheil der Vorzeit sind, wenigstens nicht ein solches, das keiner Veränderung unterworfen war; denn die Verbindung mit den Deutschen hat natürlich mit fremden Zusätzen manche der ursprünglichen Züge vermischt und dem früheren nationalen Charakter eine veränderte Physiognomie verliehen. Die Länge der Zeit nützt die Gegenstände ab, wie wenig diese auch geneigt seyn mögen, sich in neue Formen umzugestalten und das Bild der neuen Zeit zu tragen. Man kann daher nicht die vom Heidenthume hergeleitete Superstition für eine und dieselbe jetzt wie ehemals ansehen; denn dazu vermißt man das eigentliche Leben; auch schreibt sich die Kleidung theilweise von späterer Zeit her. Dasselbe Verhältniß gilt von Sprache und Sitten, welche, in einen immer beschränkteren Kreis gesperrt, erstarren und von unentwickelter, für Entwickelung jedoch empfänglicher Rohheit in das Scheinleben, oder in die todesähnliche Betäubung des stationairen Zustandes übergehen. Wir bauen daher nicht viel auf eine mögliche Uebereinstimmung zwischen den ehemaligen und jetzigen Wenden, noch auf eine Uebereinstimmung zwischen den Wenden im engeren Sinn und den übrigen Völkern größeren Umfangs, die den Slavischen Namen bildeten. Eine vollständige Geschichte des Volkes wird nicht versprochen, nur Fragmente zu einer Schilderung, einige wenige Züge zu einer Charakteristik."

Bibliographie.

Bidrag till Svenska kyrkans och riksdagarnas historia. (Beiträge zur Geschichte der Schwedischen Kirche und der Reichstage.) Aus dem Archive des Priesterstandes, von S. P. Bexell, A. Ahlquist und A. Lignell.

Anteckningar på en resa till England. (Betrachtungen auf einer Reise nach England im Sommer 1834.) Von Carl von Forsell.

Mannigfaltiges.

— **Seidenprobe in Frankreich.** Die Franzosen haben ein Mittel aufgefunden, wodurch sie sich gegen Betrug im Verkauf der Seide sichern, indem sie dieselbe in einer Anstalt, die Condition genannt, einer Probe unterwerfen. Die Seide kann nämlich, wenn sie feuchter, ja nasser Luft ausgesetzt ist, einen guten Theil Feuchtigkeit einziehen, ohne daß in ihrem äußern Ansehen eine merkliche Veränderung mit ihr vorgeht. Diese Anstalten, wovon eine in Lyon und die andere in St. Etienne sich befindet, empfangen fast drei Viertel von der ganzen Seide, die in Frankreich verbraucht wird, um obigen Versuch damit anzustellen. Die Seide wird 24 Stunden lang einer Temperatur von 18 bis 20 Grad Reaumur unterworfen, und wenn ihr Gewicht sich um 2½ bis 3 pCt. vermindert, so wird sie noch 24 Stunden jener hohen Temperatur ausgesetzt. Nachdem die Condition einen Schein über ihr richtiges Gewicht ausgestellt hat, wird die Faktura angefertigt. Das Mittel, die Feuchtigkeit der Seide auf's genauste zu ergründen, ist jetzt der Gegenstand von Untersuchungen zu Lyon, und man glaubt, daß die Reinheit dieses Stoffes binnen kurzem durch eine Probe eben so genau zu ermitteln seyn wird, wie die der Metalle. Die Güte der Seide wird nach Denaren abgeschätzt, die das Gewicht von 400 Ellen um einen Cylinder gewundener Seide repräsentiren; natürlich vermehrt sich diese Zahl mit der Feinheit. Die Alais-Seide wird zuweilen aus 3 bis 4 Cocons gehaspelt und wiegt nur 8 bis 10 Denare, zuweilen aus 7 bis 8 Cocons, welche 18 bis 20 Denare geben. (Dr. Bowring's Report.)

— **Heirathen in Indien.** Die Art von Zwang, deren man sich in Indien zuweilen bedient, um die Einwilligung eines Mädchens in eine eheliche Verbindung zu erlangen, thut dort dem Glück der Ehe selten Eintrag. Viele junge Mädchen sind in Indien so verlassen, als hätten sie keinen heimathlichen Heerd; ihre Verwandten oder Freunde haben meist nicht die Mittel, anders als durch eine Verheirathung für sie zu sorgen; sie fühlen selbst, daß sie ihren Familien, die ihnen keine Unterstützung zu gewähren vermögen, nur zur Last sind, und sie glauben sich daher nicht berechtigt, einen Heirathsantrag abzulehnen, wenn ihnen auch die Person, die sich ihnen anträgt oder die ihnen vorgeschlagen wird, nicht besonders angenehm ist. Dankbarkeit und Achtung sind treffliche Stellvertreter der Liebe; sie dauern weit länger, und die Zuneigung, welche sich auf eine so solide Stütze gründet, ist von reinerer und beständigerer Art, als die, welche ihren Ursprung blos der Einbildungskraft verdankt. Selten verläßt in Indien eine Frau ihren Gatten, und in den Fällen, wo es vorgekommen, hat man meistens bemerkt, das die Heirath aus Liebe geschlossen war. (L. O.)

— **Bolivar.** Die Geschichte Bolivar's ist auch die der Columbischen und Peruanischen Revolutionen. Sein frühes Jugendleben hat gar nichts Bemerkenswerthes, und was seine persönlichen Verdienste als Krieger und Staatsmann betrifft, so ist es ihm gegangen, wie allen ausgezeichneten Männern: man hat ihn über die Gebühr gepriesen und zu heftig getadelt. Einerseits ward er mit Cäsar und Napoleon verglichen und andererseits der Frivolität, Untüchtigkeit, ja Feigheit angeklagt. (Knight's Gallery of portraits.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 131. Berlin, Montag den 2. November 1835.

Rußland.

Reise einer Russischen Fliege durch die Speisesäle und Kabinette verschiedener Länder und Völker.

In Briefen an ihren Freund Bücherwurm, herausgegeben von Th. Bulgarin.

I. Aufenthalt in St. Petersburg.

Meine Jugend brachte ich in herrschaftlichen Gemächern zu. Dort ißt man süß und lebt bitter. Jeden Morgen mußte ich den Angriff einer zahllosen Menge von männlichen und weiblichen mit Bürsten, Besen, Pfauenschweifen u. s. w. bewaffneten Dienstboten aushalten. Die Gefahr macht schlau. Morgens verbarg ich mich im Vorzimmer und nährte mich vom Blut und Schweiß verschiedenartiger Lieferanten und Handwerker, die mit langen Rechnungen gekommen und, nachdem sie stundenlang gewartet, mit langen Versprechungen abgezogen waren. Gegen Mittag flog ich in die hintere Abtheilung des Hauses, vom Verwalter zum Küchenmeister, vom Kammerdiener zum Buchhalter, von den Stubenmädchen zu den Näherinnen. Hier bestätigte sich mir die Richtigkeit des Russischen Sprüchwortes: „Die übrig gebliebenen Brocken schmecken süß."

Alle diese Leute lebten von den Ueberresten der herrschaftlichen Mahlzeiten, und vielleicht sogar besser, als ihre Herrschaft, wenigstens aßen und tranken sie mehr und mit größerem Appetit, auch mit wenigeren Umständen, ungezwungen, oder wie man zu sagen pflegt, mit gelöstem Gürtel. Herr und Frau hatten keine Zeit, sich mit der Wirthschaft und mit den Rechnungen einzulassen. Sie mußten beständig Besuche machen und Gäste empfangen, sich an- und ausziehen, außer dem Hause speisen und bei sich Tafel halten, fremde Geschichten anhören und eigene erfinden, sich Gönner machen und selbst die Gönner spielen. Aber nicht nur mit dem Hauswesen, auch mit ihren eigenen Kindern konnten sie sich nicht befassen. Die Kinder übergaben sie einem Franzosen und das Haus einem Verwalter. Kaum fanden sie Zeit, die Rechnungen zu unterschreiben. Daher ging es auch im Hause munter und lustig zu. Nur eins konnte ich immer nicht begreifen, warum die gutmüthige Herrschaft unsern armen Stamm, der doch nur von dem lebte, was sie wegwarf, mit solcher Hartnäckigkeit verfolgte, während sie diejenigen in Ruhe ließ, die sie Pud- und Pfundweise bestahlen, und warum sie auf die üppigste Weise diejenigen bewirthete, von denen sie (natürlich hinter ihrem Rücken durch Worte) mehr verletzt wurden, als von unseren Stacheln. Dieses Verfahren der Herrschaft mit uns erschien mir um so unbegreiflicher, als wir, in Folge unserer Lebensweise und unserer Beschäftigung, sehr viel Aehnlichkeit mit ihr hatten und wir uns mithin einander gegenseitig lieben mußten. So sind aber die Menschen! Sie streiten sich immer nur um Kleinigkeiten; sie füttern Die, die nicht hungrig sind, schmeicheln Denen, die sie fürchten, und bekümmern sich mehr um fremde Angelegenheiten, als um ihre eigenen. Einst, am Namenstage des Herrn, setzte ich mich mit größtem Anstand auf eine Pastete, mit der ehrlichen Absicht, ihm Glück zu wünschen und für empfangenes Brod und Salz zu danken. Kaum begann ich zu summen, so machte er eine so heftige Bewegung mit der Hand, daß ich vor Schreck vom Tisch fiel und dort zu meinem Erstaunen sah, daß mein zorniger Herr mit holdem Lächeln einem Gast ein Glas Wein einschenkte, der in demselben Augenblick seinem Nachbar ein Epigramm auf den Hausherrn ins Ohr flüsterte. Das ergriff mich dermaßen, daß ich, alle meine Kräfte zusammennehmend, aus dem offenen Fenster hinflog, wo mich die Augen hintrugen.

Es war schon spät, und ich flog durch ein geöffnetes Fenster in ein anständiges Haus hinein. Nachdem ich mich tapfer durch Zigarren-Dampf hatte durchschlagen müssen, befand ich mich in einem mit Büchern und Papieren angehäuften Zimmer, setzte mich auf eine leere Theetasse, stillte meinen Durst durch einige Tropfen nachgebliebenen Thees und sah mich um. Im Zimmer waren einige Leute, die sehr laut und sehr viel sprachen und sich mit Umschaffung der Russischen Sprache beschäftigten. Auf einem dicken Buch schmiedeten sie, wie auf einem Amboß, Wörter der Bücher- und Umgangs-Sprache um und machten bald einen solchen Lärmen und ein solches Getöse, daß ich es nicht länger aushalten konnte und in ein benachbartes Zimmer flog. Dort war die Küche oder das Laboratorium. Hier ward die junge Französische Literatur mit Russischem Fastenöl gekocht; in einem Mörser wurden die Knochen der ehrwürdigen Deutschen Literatur zerstoßen, und mit dem Geist der Englischen Literatur füllte man eine mächtig große Blase an. Ich fragte eine meiner Nachbarinnen, was das bedeuten solle? Sie antwortete mir, daß der Herr des Hauses, ein gelehrter Mann, überdrüssig der gelehrten Arbeiten, die nur Wenige begreifen, sich belustigen wolle. Um mich von dem Saus und Braus, mit dem mich die Umgangs-Sprache betäubte, loszumachen, flog ich auf die Straße hinaus und übernachtete in einer Budka*) auf der Stirn eines betrunkenen Deutschen Schusters.

Am nächsten Morgen durchstrich ich die Newskische Perspektive, erblickte durch ein Fenster reiche Schränke, glaubte einen Konditorladen zu finden und flog in's Zimmer. Es war ein Bücherladen. Der Glanz der Titel und der Einbände ließ mich hoffen, daß ich hier gut frühstücken würde. Zuerst setzte ich mich auf die Poesie mit ihren süßen Redensarten und schönen Reimen über Wein, Pokale, Pasteten, Saucen und duftende Blumen. Ich sog diese Poesie dergestalt aus, daß mich der Rüssel schmerzte, konnte aber nicht einen einzigen nährenden Tropfen aussaugen. Ich warf mich auf die Romane — auch da war nichts zu machen! — Hart wie Steine und trocken und fade wie ein Trommelfell. — Aergerlich nahm ich die dramatischen Erzeugnisse vor. Noch schlechter! Eben so tönend wie eine Glocke und eben so wenig sättigend. Jetzt wandte ich mich zu den Moskowischen Zeitschriften. Sie schienen mir saftreich, weil sie voll Wasser waren; aber ein Geruch von Fliegenpilzen durchschauerte mich, und glücklich entkam ich der Vergiftung. Nun versuchte ich es mit der Philosophie! Da, dachte ich, muß viel Mark zu finden seyn. Den Namen Philosophie fand ich zwar, aber nicht das, was ich suchte. Ich flog hin und flog her, bis ich endlich ermüdet auf der Geschichte des Russischen Volkes einschlief. Ich träumte nichts als Unsinn. Als ich wieder erwachte, entfloh ich diesem Todtenacker.

Hungrig, wie ich war, durchschnitt ich mit allen meinen Kräften die staubige Atmosphäre und gerieth durch ein Fenster abermals in ein Zimmer mit Büchern und Papieren. Bei ihrem Anblick lief es mir kalt über die Glieder! Da ich aber eine Menge meiner Stammgenossen auf dem Dintenfaß und auf Papieren herumspazieren sah, beruhigte ich mich und warf einen Blick auf den Besitzer des Zimmers. Er wog etwas auf einer Waage, dann rechnete er nach und schrieb etwas auf das Papier nieder. Ich fragte eine Gevatterin, wer dieser würdige Mann sey, den ich für einen Apotheker hielt. Die Gevatterin antwortete mir, er sey nicht Apotheker, sondern ein Winkel-Advokat, nämlich ein Ränkemacher, der das Recht nach dem Gewichte verkaufe und Apotheker-Rechnungen ausfertige. Plötzlich öffnete sich die Thür eines anderen Zimmers, und wir verspürten den Dampf einer Fisch-Pastete und den Duft verschiedenartig abgezogener Branntweine. Eine gellende Weiberstimme ertönte im Speisesaal; der Hausherr stürzte zur Thür hin und wir folgten in Masse ihm nach. — O herrliches Winkel-Advokatenleben! Die Fisch-Pastete war ein wahres Boot, mit Fischen angefüllt, die Fischsuppe ein Gemüse-Garten, der Kalbsbraten so groß wie ein Milpferd, die Schüssel mit Kohl wie ein Fuder Heu. Das Mahl war nicht besonders ausgedacht, ohne Prunk und Zier, aber sättigend und im Ueberfluß. Am Tische saßen zwölf Gäste, Klienten und Geschäftsmänner. Einige aßen mit Verdruß, Andere mit Vergnügen, noch Andere sich mit Hoffnungen schmeichelnd, wogegen Einige alle Hoffnung verloren zu haben schienen. — Alle aber nahmen gehörig zu sich und tranken wie Kameele auf eine Woche voraus. Man aß, ohne viel zu sprechen, und brachte dem herrlichen Winkel-Advokaten-Frühstück einen bescheidenen dankenden Toast dar.

Ich bildete mir ein, daß mein Leben hier in Zufriedenheit und Glück dahingleiten würde, und schickte mich bereits an, meinem neuen Wirthe und allen Winkel-Advokaten ein Loblied vorzusummen, als eine alte Fliege uns verkündete, daß sie gehört, unser Wirth habe befohlen, uns mit Gift auszurotten. Ich glaubte, das Gift befände sich im Dintenfaß, und entfernte mich weit von demselben — doch dem war nicht also. — Der Bösewicht hatte in die Apotheke nach Quassia gesandt. Die jungen Fliegen hörten uns nicht und blieben im Hause — ich aber mit meiner Gevatterin, wir suchten das Weite.

Ich ließ mich auf den dicken und breiten Bart eines Russischen Kaufmanns nieder und kam auf diesem zur Börse. Ein Haufe von Menschen schwärmte in einem großen Saale umher, wie eine Masse von Fliegen um einen Hut Zucker. Wortwechsel, Scharren mit den Füßen, dumpfes Getöse hallte von allen Seiten wieder. Die Leute waren so sehr mit ihren Angelegenheiten beschäftigt, so vertieft in ihren Rechnungen und Berechnungen, daß ich mich auf Stirnen und Nasen satt trank und aß, ohne daß man mir die mindeste Aufmerksamkeit schenkte. Als ich satt war, setzte ich mich auf ein schlechtes Gemälde,

*) Ein kleines hölzernes Häuschen an den Straßenecken der Russischen Städte, bewohnt von invaliden Soldaten, die für Ordnung und Ruhe auf den Straßen Tag und Nacht zu sorgen haben.

das mit mehreren anderen derselben Art zum öffentlichen Verkauf ausgestellt war, und begann ein philosophisches Gespräch mit einer alten Fliege. „Da siehst Du nun, Gevatterin", sagte die Alte zu mir, „diese Herren der Erde, d. h. die Menschen, diese sonderbaren Geschöpfe! Mit ihrem Verstande durchziehen sie die Himmel, hängen sich an Sonne und Kometen, und sind doch auch, wie wir arme Fliegen, mit dem Magen an die Erde gebunden und leben, wiewohl sie über das Höchste nachdenken, doch nur für ihren Magen. Da siehst Du hier tausend Menschen vor Dir, die nur darauf hinarbeiten, den Ausländern aus Rußland und den Russen vom Auslande her allerlei Nahrungs- und Bekleitungsmittel, d. h. Mittel zu verschaffen, den Magen zu füllen und zu bedecken. Zu diesem Zweck arbeiten Millionen Menschen in Fabriken und Manufakturen, durchwühlen die Erde, durchschwimmen die Meere, und jene Herren da tauschen ein Erzeugniß gegen das andere aus, und arbeiten und quälen sich, um etwas dabei zu verdienen."

Hier unterbrach ich meine Gevatterin mit dem Vorschlage, dahin zu fliegen, wo Zuckersand und Champagner zu haben sey. Mein Vorschlag ward angenommen. Wir flogen von der Börse zum Englischen Quai auf das dort liegende Dampfboot.

Unterweges fiel es meiner neuen Freundin ein, sich auf die Stirn eines Mannes zu setzen, der in tiefem Nachdenken einherschritt. Unglücklicherweise war es ein Dichter, der in derselben Minute einen sehr schwierigen Reim gefunden hatte und sich vor Freude mit der flachen Hand an die Stirn schlug. Meine arme Gevatterin starb einen schönen Tod, auf der Stirn eines Dichters im Augenblick der Geburt eines schwierigen Reims, der ihr in künftigen Zeiten als Grabstein dienen wird, indem er eben so hart und fest war, wie Granit.

Frankreich.

Don Juan d'Austria, von Casimir Delavigne.

(Fortsetzung.)

Wirklich giebt Philipp dem unglücklichen Querada den Befehl, in Person unter starker Bedeckung, den Rebellen Don Juan in ein Kloster zu bringen. Die Königliche Ordre lautet dahin, den Gefangenen in einen Kerker zu werfen, wo er in Buße und Reue sein Leben verschmachten solle. Es bleibt kein anderer Ausweg übrig: die Wache ist da, und wenn Quereda nicht gehorcht, so kostet es seinen Kopf. Ich habe so eben bemerkt, daß das Dazwischentreten des Königs in diesem Stücke zu häufig vorkommt und zu sehr in den Vordergrund tritt. Diese unwiderstehliche Macht des unumschränkten Despoten mit seinen Henkern, Spionen, Mönchen und Inquisitoren erscheint mir als ein zu großer Aufwand von Anstalten, um einen achtzehnjährigen Jüngling zu verderben, um zwei junge Herzen, die von nichts wissen, was außer ihnen vorgeht, zu brechen. Warum zwei so schwache Wesen mit so gewaltigen Maschinen zermalmen? Wie viel besser hat Schiller mit dieser Schreckensfigur Philipp's II. umzugehen gewußt! Schiller hat ihn sich völlig zu eigen gemacht, dem gehört Philipp II. an. Von welchem Grausen fühlt man sich in dem Deutschen Trauerspiel die zwei oder drei Mal ergriffen, wo der König mit seiner Macht zwischen die handelnden Personen tritt. Ein Blick genügt, das Urtheil über einen Menschen zu sprechen: ein Lächeln, ihn zu verdammen. Er giebt sich nicht einmal die Mühe, die Hand auszustrecken, um seinen eigenen Sohn zu erdrücken. Mit einem Schlage tödtet er, wie eine Maschine, mit solcher Sicherheit und Kaltblütigkeit. Schiller war ein zu großer Künstler, um sich den großen Effekt dieses stummen Zornes mitten unter diesen jugendlichen Leidenschaften, dieser schweigenden Wuth mitten unter den empörten Ausbrüchen heißer Beredsamkeit, dieser kaltblütigen Rache, die all diese jungen Häupter niedermäht, entgehen zu lassen. Man sage nicht, Delavigne's Philipp sey jünger als der Schiller's; Philipp II. hat gar kein Alter, sein Herz ist von Eisen, er ist ein Mensch ohne Erbarmen, ohne Jugend, ohne Leidenschaften, ohne Tugenden, ohne Laster, ein Despot, auf dessen Gesicht kein Zorn, in dessen Blick kein Feuer, in dessen Geberde keine Leidenschaft, in dessen steinern Herz keine menschliche Wünsche hingehören. (!) Doch weiter.

Wir sind beim dritten Akt, und dieser ist vollkommen schön. Er ist ein Meisterwerk von Stil, Leben, Laune und Interesse. Bisher haben unsere Leser wahrscheinlich noch nicht absehen können, wo das Komische in den beiden ersten Akten steckt, und doch ist es durch das ganze Drama verwebt. Es sind wenig Scenen darin, die den Zuschauer nicht mit Schauder erfüllen, aber auch wenige, wo er nicht in Lachen ausbrechen muß. So ist zum Beispiel Querada, der ein wenig an den Lehrer des Grafen Ory erinnert, eine höchst ergötzliche Figur. Freilich dürfen wir nicht bei ihm an den ernsten Rath, der am Hofe und in der Freundschaft Karl's V. ergraut ist, denken. Es ist ihm ein Anstrich von Furchtsamkeit gegeben, aber er liebt seinen Zögling. Er zittert vor Philipp, und zwar an allen Gliedern; aber seine Neigung und Ergebenheit für Don Juan ist dennoch stärker als seine Furcht vor Philipp. Dergleichen Charaktere, in denen Furchtsamkeit und Edelmuth gemischt sind, und deren Hingebung ihren Egoismus bezwingt, werden auf dem Theater sich stets der besten Wirkung zu erfreuen haben, weil man sie bewundern muß und zugleich belachen kann.

Dann Don Juan selber in der Naivetät seiner jugendlichen Begeisterung. Wir erinnern hierbei an die Begegnung Quentin Durward's mit König Ludwig XI. in Walter Scott's schönem Roman. Ein ganz ähnlicher Effekt, wie dort, wird hier durch die Zusammenstellung Don Juan's mit Philipp II. erreicht. Nur daß Philipp II. mit dem Jünglinge, der sein Bruder ist, nichts als ein grausames Spiel, wie die Katze mit der Maus, treibt und so nur widerwärtige Empfindungen in uns erregt, während Ludwig XI. sich an dem Appetit des harmlosen heiteren Schotten und den lustigen Einfällen desselben ergötzt, und mit einer Liebenswürdigkeit ausgestattet ist, wie er sie zwar in der Wirklichkeit nicht besessen, die aber dem Eindruck des poetischen Werkes sehr günstig ist.

In der ersten Scene des dritten Akts sehen wir die Zelle Karl's V.; die vier einsamen Wände stehen vor uns, in denen sich der große Kaiser zum Tode vorbereitet. Hier vornehmlich müssen wir den auserlesenen Takt, den feinen sicheren Sinn, der Herrn Casimir Delavigne auszeichnet, bewundern; denn eine gefährliche Klippe war in dieser Scene zu umsegeln: der Monolog, der fast alle tragische Dichter, Racine nicht ausgenommen, so oft und so weit von ihrem Ziele verschlagen hat. Was alles für große Gedanken hätte hier ein gewöhnliches Talent geglaubt, Karl V. unter seiner Mönchskutte in den Mund legen zu müssen! Von Spanien und Pavia und dem Ruhme, und Gott weiß von was noch! Glücklicherweise aber ist Casimir Delavigne klug genug, zu wissen, daß nichts leichter ist, als sogenannte große Gedanken zu haben, daß es auf Handlung ankommt in einem Drama, daß das Drama danach heißt. Und so hat er denn alle unnütze Reflexionen und Declamationen bei Seite geschoben, und ist mit einem Geiste, einer Anmuth und Phantasie zu Werke gegangen, die nicht genug zu rühmen sind.

Es ist Nacht. Der Mönch, der ehemalige Karl V., *liegt schlaflos* auf seinem Lager. Krankheit und die Langeweile des Müßiggangs zehren ihm am Leibe und an der Seele. Die Einsamkeit liegt eben so lastend auf ihm, wie einst der Ruhm und die Macht, und auch unter der Kutte ist sein Haupt gebeugt wie unter der dreifachen Krone. In einem Winkel der Zelle schläft ein Kind, ein Mönchlein, wie es der Kaiser nennt. Wie das kleine Hündchen im Käfig des alten Löwen in unserm Jardin des Plantes, so ist dies Kind hier eingesperrt. Es macht des einsamen Kaisers ganze Zerstreuung aus. Er hat seine Freude an der Lieblichkeit, den Unarten und Possen des Kleinen. Es wird durch diese Figur ein höchst glücklicher Effekt hervorgebracht. Sie unterbricht die Einförmigkeit der anderen düsteren Gestalten und härenen Gewänder auf eine reizende Weise. Diese ganze, übrigens kleine Rolle ist mit einer Ironie, einem so boshaften Humor, mit so loser und leichter Laune ersonnen und geschrieben, daß sie der Feder eines Beaumarchais Ehre machen würde.

Der Kaiser, von Schlaflosigkeit gepeinigt, weckt seinen Pagen, der noch gern schlafen möchte und nun, bald launig, bald ärgerlich, mit der entthronten Majestät zu schwatzen beginnt. Dies Gespräch, voll Trauer von der einen, voll Hoffnung von der anderen Seite, dies Kind, das so gern aus dem Kloster hinaus möchte, und dieser Greis, der sich am Schauspiel seines eigenen Leichenbegängnisses zu weiden gedenkt, möchte vielleicht darunter zu begreifen seyn, was man heutzutage mit einem neuen Barbarismus, der eben so nichtsbedeutend ist, wie alle literarische Barbarismen des nämlichen Geschlechts, innere Handlung nennt. Genug, Beide, der Kaiser und das Kind, sind auf der Bühne, als gemeldet wird, es komme ein Jüngling, ein Novize, mit seinem Erzieher Querada. Bei diesem Namen fährt der Kaiser auf — es ist gewiß, der Jüngling, der neue Ankömmling im Kloster, ist sein Sohn Don Juan. In rascheren Schlägen pocht das alte Herz dem nächsten Moment entgegen. Sein Sohn! er soll seinen Sohn sehen! Sein Grab ist verschönt! Don Juan tritt auf, wüthend, außer sich, da ihm der Schlüssel zu dem, was Querada mit ihm unternommen, fehlt. Der Zuschauer begreift leicht, daß Querada, dem Befehl des Königs Folge leistend, absichtlich das Kloster gewählt hat, in welchem der Kaiser lebt. Er will den Sohn in die Obhut des Vaters bringen. Der Kaiser ist freudig hingerissen vom Anblick des Jünglings. An den Zügen seines Antlitzes, seinen Reden und Mienen, seinem heroischen Drange, seinem ungeduldigen Streben nach Freiheit und Zukunft erkennt er seinen Sohn. Der Jüngling seinerseits wirft sich dem unbekannten Beschützer vertrauensvoll in die Arme. Ein gewisses Etwas sagt ihm, daß, wenn Rettung möglich für ihn, dieser es sey, der ihn retten könne. Aber wie? wie ihn retten? Der ehemalige Kaiser ist jetzt nur ein armer ohnmächtiger Mönch. Die Pforte des Klosters ist ihm verschlossen, wie seinem Sohne. Aber gerade die Größe der Schwierigkeit erweckt die alte Geisteskraft des Kaisers — er muß Don Juan retten, es koste, was es wolle. Es wird ein förmlicher Rath gehalten: Querada, Don Juan, das Mönchlein sprechen jeder seine Meinung und Vorschläge aus, die Karl aufmerksam anhört und erwägt.

Ich finde diese Scene schön und rührend. Der große Mann, der das Geschick Europa's in seinen Händen getragen, jetzt beschäftigt, die Thür eines Klosters zu sprengen, wie ehemals die Schlacht bei Pavia zu gewinnen. — Die Situation ist ganz vortrefflich. Nur hätte, unsers Bedünkens nach, Querada hier wieder der entschlossene Mann von Muth, Einsicht und Erfahrung werden müssen, — denn nur weil der Kaiser vom Schauplatz abgetreten, sind alle diese glänzenden Eigenschaften bei ihm in den Hintergrund getreten. Jetzt steht er wieder in seinem Sonnenlichte und müßte werden, wie er einst in den glorreichen Tagen der Herrschaft Karl's gewesen. Haben wir doch in unserm Leben genug solcher Querada's gesehen, die große Soldaten und Politiker waren, so lange sie unter dem begeisternden Hauche desjenigen handelten und dachten und sprachen, der der Inbegriff und die Quelle ihrer Gedanken und ihres Muthes war. Als Napoleon gestürzt war, was ist aus dem Muth seiner Generale und dem Geist und Witz seiner Räthe geworden? Doch zurück zu unserer Scene. Den besten Rath von allen weiß das Mönchlein. In seiner Sehnsucht nach Freiheit hat das arme Kind dem Pater Anselmus den Hauptschlüssel entwendet. Außerdem hat es sich eine Strickleiter verfertigt und nur auf eine günstige Gelegenheit gehaart, zu entfliehen. Es bietet Don Juan Schlüssel und Leiter an, und Niemand ist erstaunter und glücklicher als Karl V. Die Leiter wird an's Fenster befestigt, die Brüder sind im Refektorium, und Don Juan will eben hinabsteigen, als unerwartet der Bruder Anselmus eintritt. Er kommt, Don Juan nach Philipp's Befehl in sein Gefängniß abzuführen.

Nachdem der Plan des Kleinen gescheitert, findet Karl, der alle seine Geister aufbietet, einen neuen Ausweg, der zwar nicht so einfach ist, aber sicherer zum Ziele führt. Eben ist das Kapitel versammelt,

um einen neuen Superior zu wählen, und dieser Superior will Karl nun werden. Er muß hier Herr seyn, es koste was es wolle, um Don Juan's Kerker aufzuthun. Zu diesem Endzweck diktirt er drei Briefe an drei Stimmführer der Versammlung, den einen mit Schmeicheleien, den zweiten mit Drohungen, den dritten mit Versprechung der Kardinals-Würde bestürmend. — Diese drei Briefe werden drei Schreibern zu gleicher Zeit diktirt.

Einstimmig wird darauf der Kaiser zum Superior seines Klosters ernannt, er ist nun Herr darin und setzt Don Juan in Freiheit; hierbei übergiebt er ihm Franz' I. Degen, das unschätzbare Geschenk, wie Bossuet sagt. Don Juan muß geloben, sich desselben niemals gegen seinen König und stets für sein Vaterland zu bedienen. Karl begleitet ihn bis zur Thür und Don Juan sagt ihm Lebewohl, ohne zu wissen, daß er mit seinem Vater und mit dem Kaiser gesprochen.

Auch in diesem Akte spricht Don Juan so keck und rückhaltslos, wie in den früheren. Nur scheint mir dies in einem Punkte zu weit getrieben und verfehlt. Es wird nämlich von Karl V. und Franz I. gesprochen. — „Mir ist Franz lieber", ruft Don Juan aus. Das paßt durchaus nicht. Don Juan ist Castilianer, Karl's V. Ruhm ist auch sein Ruhm, und er kann Franz nicht über den Kaiser setzen, der ihn besiegt hat.

Es wären nun noch die beiden letzten Akte zu betrachten, und diese scheinen mir, ich gestehe es, die schwächsten der vorliegenden Tragödie zu seyn. Ein neues Interesse tritt auf den Schauplatz; zuerst war es Quexada, dann die Liebe, die Leidenschaft, der Muth und die Gefahren Don Juan's, hierauf Karl V., wofür wir uns besonders zu interessiren hatten. Jetzt kommt Rahel an die Reihe.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Cours de législation gouvernementale, et études scientifiques sur les gouvernements de la France, depuis 1789 jusqu'à nos jours. — Von Gustave Albitte. 6 Fr.
- Elémens de la Théorie musicale, ou Méthode propre à en abréger l'étude. — Von F. Aubry. 6 Fr.
- Nouveaux Procédés pour fabriquer la fonte et le fer en barres, avec les considérations sur la substitution dans les hauts fourneaux à fer, etc. — Von A. Guenyveau. 3½ Fr.
- Répertoire administratif, ou Dictionnaire complet des attributions de tous les ministères, etc. — Von Victor Mercier. 4 Fr.
- Application de l'arithmétique au commerce et à la banque, d'après les principes de Bezout. — Von Juvigni. 4 Fr.
- Anatomie descriptive. — Von J. Crivcilhier. Th. IV. 3 Fr.
- De l'Affection calcaire, vulgairement morve. — Von Galy.

England.

The Conquest of Florida etc. (Die Eroberung von Florida, unter Hernando de Soto.) Von Theodor Irving. 2 Bände. London, 1835.

Herr Theodor Irving, Verfasser der Indian Sketches und ein Neffe Washington Irving's, fand während seines Aufenthalts in Madrid eine alte Chronik von Inca Garcilaso de la Vega, worin Florida's Eroberung durch Hernando de Soto, welche in dem historischen Werke Herrara's über beide Indien vorkommt, genau erzählt wird. Die wunderbare, ritterliche Erzählung von den Thaten jenes Abenteurers machte einen solchen Eindruck auf den Verfasser, daß er sich bewogen fühlte, vorliegendes Werk zu schreiben, dem außer jener vornehmsten Quelle auch die Erzählung eines Portugiesischen Soldaten, der die Expedition mitmachte, zum Grunde liegt. Jedermann weiß, daß die meisten Leute, die zu Unternehmungen solcher Art sich einschifften, nur von Goldgier getrieben wurden, und daß rohe Grausamkeit fast jede ihrer Handlungen bezeichnete. Vergebens ist die Poesie geschäftig, solche Desperado's mit einem Nimbus von Ritterlichkeit zu umgeben; es war keine ritterliche Ader an ihrem ganzen Menschen.

Hernando de Soto, der Held dieses Werkes, hatte unter Pizarro in Peru gedient und war, beladen mit ungerechter, einem harmlosen Volke unbarmherzigerweise entrissener Beute, nach Spanien zurückgekehrt. Da hörte er von Florida, an welchem damals die Hoffnungen einiger anderen tollkühnen Wagehälse mit ihren Schiffen gescheitert waren, und beschloß nun, die Eroberung selbst zu versuchen. Sein ansehnliches Vermögen machte ihm die Ausrüstung eines Geschwaders auf eigene Kosten leicht, und so erlangte er die Zustimmung des Königs ohne Schwierigkeit. Er stach mit zahlreichem Gefolge in die See und verweilte kurze Zeit in Cuba, wo ihm frische Rekruten zuströmten. Herrn Irving's Beschreibung der Zurüstungen zur Reise und des edlen Geistes, der die Mannschaft beseelte, gewinnt den Leser von vorn herein für die schlechte Sache.

Daß die Erzählung — obschon etwas mit Details überladen — ein sehr lebhaftes Interesse erregt, kann nicht geleugnet werden. Die Gefahren der Bande auf ihrem Zuge durch unbekannte Gegenden, wo es bald über Flüsse zu setzen, bald Sümpfe zu durchwaten gilt, unaufhörlich von wilden Eingebornen umschwärmt, die ihre gewichtigen Gründe hatten, die weißen Männer zu hassen, sind sehr anziehend geschildert. Die Kreuz- und Querzüge, die Begegnungen mit den Indianern, die Verträge, die Ueberrumpelungen, endlich der letzte Moment, wenn die tollkühnen Wagehälse ihren Anführer verloren haben und, zu einem ohnmächtigen Häuflein eingeschmolzen, die furchtbare Hand der Vergeltung über ihren Häuptern sehen: Alles ist voll ergreifender Situationen und dramatischer Wirkungen; aber alle diese anziehenden Eigenschaften können uns weder für Soto, noch für irgend Einen der Vagabunden seines Gefolges Begeisterung einflößen, weil der grob materielle Zweck des Unternehmens nur zu viel historische Realität hat.

Wir erlauben uns nun, dem Leser einige Fragmente aus dem Werke selbst mitzutheilen. Ein Trupp Spanier, die sich zu weit ins Innere gewagt hatten, kam in eine sehr gefährliche Lage. Da erhielten zwei junge Ritter den noch gefährlicheren Auftrag, in das Lager zurückzukehren, um Verstärkung einzuholen. Hier folge die Beschreibung ihres Ausbruchs.

„Die Sonne wollte eben untergehen, als Gonzalo Silvestre und sein Kamerad, Juan Lopez, zu ihrem gewagten Ritt sich anschickten. Die ersten vier oder fünf Leguas trabten sie rasch vorwärts, da weder Sümpfe, noch Wälder oder Ströme ihren Weg durchschnitten. Auf dieser ganzen Strecke bemerkten sie keinen einzigen Indianer. Kaum aber hatten sie die offene Ebene hinter sich, als auch Beschwerden und Gefahren eintraten. Des Landes unkundig, mußten sie den vor drei Tagen berittenen Weg Schritt vor Schritt wieder aufsuchen; dieser führte aber durch Sumpf und Dorngebüsch, durch Wald und Gestrüpp, und durch ein Labyrinth von Strömen, die aus dem großen Moraste flossen. Auf dieser mühseligen Wanderung unterstützte sie der Instinkt ihrer Pferde. Diese klugen Thiere witterten den Weg aus, auf dem sie gekommen waren, indem sie, gleich Spürhunden, die Nase dicht über dem Boden hielten. Ihre Reiter, denen diese ungewohnte Haltung sonderbar vorkam, zogen oft die Zügel stärker an, damit sie die Köpfe erheben möchten. So oft aber die Pferde ihre verlorene Spur wieder fanden, schnaubten sie so stark, daß die Reiter von den Wilden entdeckt zu werden fürchteten.

Gonzalo Silvestre verstand endlich, was sein Pferd wollte, wenn es den Kopf senkte, und ließ ihm von jetzt an die Zügel schießen. Unter diesen und vielen andern Beschwerden wanderte das kühne Paar, mit dem quälendsten Hunger kämpfend und vom Schlaf beinahe übermannt, die ganze Nacht weiter. Die Pferde waren nicht besser daran, weil man sie in drei vollen Tagen nicht abgeschirrt hatte.

Zuweilen sahen sie in gewisser Entfernung große Feuer, um welche die Eingebornen in wilden phantastischen Gruppen saßen und den Wald von ihrem Geheul wiedertönen ließen. Dieser betäubende Lärm rettete den Jünglingen das Leben, weil er die Wilden verhinderte, das Getrappel ihrer Pferde zu hören.

So ritten sie mehr als zehn Leguas. Juan Lopez fühlte sich zu wiederholten Malen so sehr vom Schlafe übermannt, daß er vorschlug, Halt zu machen und ein wenig zu ruhen; aber Silvestre wollte dies durchaus nicht. Endlich konnte der arme Lopez nicht länger widerstehen. „Laß mich nur kurze Zeit schlafen", sprach er, „oder stoße mich gleich mit Deiner Lanze nieder; ich kann mich unmöglich noch im Sattel halten." „„So steige denn ab und schlafe"", sprach Silvestre, „„da Du Dich lieber der Gefahr aussetzest, erschlagen zu werden, als noch eine Stunde zu warten. Der Zeit nach, die wir gewandert sind, können wir von dem Sumpfe nicht mehr fern seyn, den wir durchreiten müssen, ehe der Tag graut. Trifft uns das Tageslicht noch an dieser Stelle, so ist uns der Tod gewiß.""

Juan Lopez antwortete nicht, sondern fiel, wie ein entseelter Körper, an die Erde. Sein Gefährte nahm ihm die Lanze aus der Hand und hielt sein Pferd am Zaume. Es wurde unterdeß immer düsterer — ein Platzregen stürzte vom Himmel; aber nichts konnte Juan Lopez aus seinem todtähnlichen Schlafe wecken." —

. . . . Die Unternehmungen der Spanischen Abenteurer hatten überall, mit wenigen Ausnahmen, einen unglücklichen Erfolg. Einst gelang es ihnen mit großer Mühe, einen Häuptling der Indianer scheinbar zu gewinnen; dieser aber dachte sich hinter der Maske der Freundschaft einen Plan aus, wie er de Soto's bei Gelegenheit einer Heerschau habhaft werden könnte. Der Spanier merkte seine Absicht und fing den Kaziken in der selbstgelegten Falle.

„Nachdem alle Anstalten getroffen waren, marschirten die Spanier aus, zu Pferde und zu Fuß, mit blinkenden Waffen und flatternden Fähnlein. Der Gouverneur blieb zurück und begleitete den Kaziken zu Fuße, damit dieser von der Entdeckung seines Anschlags nichts merke. Er trug jedoch Waffen unter den Kleidern und ließ zwei seiner schönsten Pferde, kampfmäßig angeschirrt, mit dem Zuge führen. Nahe beim Dorfe war eine ausgedehnte Ebene, an der einen Seite von einem großen Walde und an der anderen von zwei Seen begränzt. Der eine dieser Seen war so tief, daß man schon vier oder fünf Fuß vom Ufer nicht mehr darin stehen konnte; der andere, in größerer Entfernung vom Dorfe, glich einem breiten Flusse und dehnte sich sehr in die Länge. Zwischen dem Walde und diesen beiden Seen bildeten die Indianer ihre Schwadronen. Ihre Bogen und Pfeile hatten sie, um ganz unbewaffnet zu erscheinen, im Grase versteckt. Es waren ungefähr zehntausend erlesene Krieger, mit prächtigen Federn auf den Köpfen, die ihre Statur noch größer erscheinen ließen.

Der Kazike und Hernando de Soto erschienen zu Fuße, Jeder von Zwölfen aus seinem Gefolge begleitet, und Jeder einen feindseligen Plan gegen den Anderen im Schilde führend. Die Spanischen Truppen standen dem Gouverneur zur Rechten, und zwar die Infanterie dem Walde zunächst, in Reihe und Glied.

Zwischen 9 und 10 Uhr des Morgens kamen de Soto und Vitatschuco an die Stelle, wo der Letztere den Ersteren ergreifen zu lassen beabsichtigte. Bevor jedoch der Kazike sein verabredetes Zeichen geben konnte, ertönte plötzlich ein Spanischer Trompetenstoß. In demselben Moment stürzen zwölf Spanier über den Kaziken her. Seine Begleiter bemühten sich vergebens, ihn zu beschützen; er wurde unter dem Freudengeschrei seiner Wächter fortgeschleppt.

In demselben Augenblick schwang sich de Soto auf sein Leibroß Aceytuño und sprengte mit seiner gewohnten unwiderstehlichen Tapferkeit in den dichtsten Haufen der Feinde. Die Wilden hatten bereits ihre Waffen ergriffen. Ihre vordersten Reihen wurden durch Soto's stürmischen Andrang in Verwirrung gebracht; bald aber begrüßte ihn ein Hagel von Pfeilen, die besonders nach seinem Pferde gezielt waren; denn die Indianer suchten vor Allem die Pferde zu erlegen, deren hoher

Werth in der Schlacht ihnen wohlbekannt war. Vier Pfeile verwundeten das edle Thier in den Knieen, vier andere durchbohrten ihm die Brust, und es fiel todt nieder, wie von einem Geschütz niedergeschmettert.

Die Spanischen Truppen, welche auf den Trompetenstoß die Eingebornen angegriffen hatten, eilten ihrem General zu Hülfe. Einer seiner Pagen, Namens Viota, sprang von seinem Pferde und half dem Gouverneur dasselbe besteigen. Sobald de Soto wieder aufsaß, stellte er sich an die Spitze seiner Kavallerie und ritt gegen den Feind. Die Wilden hatten keine Speere, mit denen sie sich vertheidigen konnten; von 300 Reitern angefallen, zerstoben sie nach allen Richtungen. Eine große Zahl derer, die im Nachtrabe sich befanden, krochen in die Dickichte des Waldes; Einige sprangen in den größeren See und entkamen schwimmend, Andere zerstreuten sich in der Ebene, wo über 300 derselben niedergemacht, aber nur Wenige gefangen wurden."

Der Kazike von Apalatschi flüchtete vor den fremden Räubern und versteckte sich in der Mitte eines ausgedehnten Waldes. Der Weg zu diesem Asyl führte durch verwachsenes Buschwerk und verrätherische Sümpfe, die ihn fast unzugänglich machten.

„Mitten in diesem Walde hatten die Indianer eine Stelle gelichtet und stark befestigt. Ein schmaler, durch den Wald gehauener Pfad war der einzige Zugang, und diesen Pfad hatte man in Distanzen von je hundert Schritt mit Pallisaden und Baumstämmen verrammelt. Jedes dieser Bollwerke vertheidigte eine aus erlesenen Kriegern gebildete Wache. So steckte der feiste Kazike in der Mitte des Waldes wie eine Spinne in ihrem Gewebe, und seine treu ergebenen Unterthanen waren bereit, ihn bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Als der Gouverneur an den Eingang dieses gefährlichen Defilé's kam, fand er die Feinde schlagfertig. Die Spanier drängten vorwärts, allein der Pfad war so eng, daß nur die beiden Vordersten kämpfen konnten. Sie erstürmten die erste und zweite Palisade mit der Schärfe des Schwertes. Hier mußten sie die Korbweiden u. dgl. zerhauen, womit die Indianer die Balken befestigt hatten. Während dieser Beschäftigung waren sie einem Schauer von Pfeilen ausgesetzt und empfingen viele Wunden. Trotz aller dieser Hindernisse eroberten sie ein Bollwerk um das andere, bis sie endlich den Zufluchtsort des Kaziken erreichten.

Hier entspann sich der heißeste Kampf. Die Indianer, durch die dringende Gefahr, in welcher ihr Oberhaupt schwebte, zur Verzweiflung gebracht, stürzten sich mit größter Todesverachtung in die Schwerter und Lanzen der Spanier. Die Letzteren entflammte der Zuruf und das eigene Beispiel de Soto's, der nicht bloß, wie immer, im wildesten Gewühle focht, sondern auch, seine Leute mit Namen rufend, sie ermuthigte zu unerhörter Tapferkeit.

Der hartnäckige Kampf dauerte geraume Zeit; aber die Indianer, denen es an Schutzwaffen fehlte, waren zu sehr im Nachtheil und wurden größtentheils niedergemetzelt. Den Ueberlebenden rief der Kazike zu, sie möchten sich ergeben. Diese hatten Alles gethan, was gute Soldaten thun konnten. Da sie sahen, daß ihre heldenmüthige Anstrengung vergebens war, fielen sie vor de Soto auf die Kniee und boten ihm ihr Leben an, doch mit der flehentlichen Bitte, ihren Kaziken zu verschonen."

Bei einer anderen Gelegenheit trafen die Abenteurer mit einem weiblichen Oberhaupt zusammen, das recht anziehend beschrieben wird.

— — „Die Indianer waren erst kurze Zeit nach dem Dorfe zurückgekehrt, als die Spanier vorbereitende Bewegungen sahen und bemerkten, wie vier Männer eine Art von Bahre zum Ufer trugen. Von dieser Bahre stieg die Fürstin ab und trat in ein reich geschmücktes Kanoe, was man zu ihrer Aufnahme bereit gehalten hatte. Jetzt ging eine Wasser-Prozession vor sich: ein großes Kanoe, in welchem die sechs Abgesandten saßen, eröffnete, von einer Menge Eingeborner gerudert, den glänzenden Zug; ihm folgte die daran hangende Pracht-Barke der Fürstin, welche unter einer Art Baldachin, den eine Lanze unterstützte, auf Polstern ruhte. Eine weibliche Dienerschaft von acht Personen begleitete sie, und eine Reihe mit Kriegern bemannter Kanoes schloß die Prozession.

Als die junge Fürstin ans Land trat und den Spaniern sich näherte, wurden sie von ihrem Anblick überrascht. Sie war edel geformt, hatte sehr schöne Züge, und in ihrem Benehmen herrschte eben so viel Würde als Grazie. Sie grüßte den General, setzte sich dann auf eine Art Stuhl und begann die Unterhaltung, während welcher ihr ganzes Gefolge ein ehrerbietiges Schweigen beobachtete.

Das, was die Fürstin sprach, bestätigte die Aussagen der Abgesandten. Ihr Gebiet war im vorigen Jahre durch die Pest verwüstet worden, und Vorräthe waren nur wenige vorhanden. Sie erbot sich jedoch, eine Quantität Mais, den man zum Besten ihres Dorfes gesammelt hatte, mit den Fremden zu theilen und ihnen ähnliche Vorräthe aus anderen Dörfern zu verschaffen. Dem General bot sie ihr eigenes Haus, den Offizieren und vornehmsten Soldaten aber ihr halbes Dorf zur Wohnung an. Für die Uebrigen sollten Wigwams aus Zweigen und Baumrinden gebaut werden. Sie wollte die Armee am folgenden Tage auf Flößen und Kanoes über den Fluß setzen lassen. De Soto, den solche Großmuth sehr angenehm überraschte, suchte seine Erkenntlichkeit, so gut es gehen wollte, in Worte zu kleiden. Er versicherte sie seiner und seines Königs dauernder Freundschaft. Alle die anwesenden Ritter hörten die Rede der Kazikin und die Antworten, welche sie auf verschiedene, ihre Provinz betreffende Fragen ertheilte, mit bewundernder Aufmerksamkeit. Der feine Verstand dieses Wesens entzückte sie nicht weniger als ihre Schönheit. Sie hatten nicht geahnet, daß sie bei einer im verödeten Lande aufgewachsenen Wilden so viel natürliche Grazie, Würde und echte Höflichkeit finden würden."

Die Fürstin schließt sich nun mit ihrem Gefolge den Spaniern an und begleitet sie. An einem, Tolomeco genannten, Orte macht sie die Fremdlinge auf eine Art Tempel oder Mausoleum aufmerksam, das gemeinsame Grabmal vieler Häuptlinge und ausgezeichneter Krieger.

„Dieses Gebäude, das 100 Schritt in der Länge und 40 in der Breite maß, war mit einem hohen Dache aus Schilf bedeckt. Am Eingang standen kolossale hölzerne Statuen, mit vieler Geschicklichkeit gearbeitet. Sie hatten grimmig wilde Gesichter und eine drohende Stellung. Das Innere des Tempels war ebenfalls mit Statuen von verschiedener Größe und Gestalt und einer Menge See- und Fluß-Muscheln geziert.

Rings an den Wänden standen sehr künstlich gearbeitete Kisten auf Bänken. Diese enthielten die Gebeine der abgeschiedenen Fürsten und Häuptlinge. Außerdem standen auch Körbe aus Schilf da, in welchen Pelzwerk und Indianische Mäntel aus gegerbten Fellen, auch Kleider, aus Baumbast oder einem flachsähnlichen Grase gearbeitet, aufbewahrt wurden. Das Anlockendste aber, was die Körbe sonst noch enthielten, waren Perlen von jeder Größe und in unglaublicher Anzahl. Ganze Figuren von Kindern und Vögeln hatte man aus Perlen zusammengesetzt! De Soto vertheilte viele derselben unter seine Offiziere und ermahnte sie, Rosenkränze daraus zu machen.

Zu dem vornehmsten Denkmal gehörten verschiedene Nebengebäude, eine Art Rüstkammern, die Waffen von mancherlei Art enthielten, Alles in großer Ordnung. Während die Spanier diese Waffen-Depositorien durchstöberten, fanden sie zu ihrem Erstaunen einen Dolch und mehrere Panzerhemden — Europäische Reliquien in der unbekannten Wildniß! Auf ihre Nachfrage deshalb erzählten ihnen die Eingebornen, vor vielen Jahren sey eine Anzahl weißer Männer, wie sie, etwa zwei Tagereisen von hier an der Küste gelandet. Der Anführer dieser Gesellschaft sey aber bald nach der Landung gestorben, und seine Gefährten hätten unter einander blutige Händel bekommen, die mehreren das Leben gekostet. Die übrigen hätten sich am Bord ihres Schiffes versammelt und seyen fortgesegelt. Die Spanier schlossen aus dieser Erzählung, daß die weißen Männer, von denen sich's handelte, der unglückliche Lucas Vasquez de Ayllon und seine Gefährten gewesen seyn mußten."

... Wir lassen nun eine Beschreibung der Festung oder Residenz des Kaziken von Mauvila folgen, die uns einen Begriff von dem Festungsbau dieser Urvölker geben kann.

„Sie stand in einer schönen Ebene, rings mit einer hohen Mauer aus ungeheuren Baumstämmen eingefaßt, welche dicht an einander in den Boden gerammt waren. Diese Stämme kreuzten von Innen und von Außen schmalere und längere Stämme, vermittelst gespaltenen Rohrs und wilder Ranken an dieselben befestigt. Das Ganze war mit einem dicken Mörtel aus Lehm und Stroh überzogen, der jede Ritze und Spalte des Holzwerkes ausfüllte, und zwar so, daß er mit einer Kelle glatt gestrichen schien. Am ganzen Umkreise der Mauer waren Luken angebracht, aus denen man den Feind beschießen konnte, und in einer Entfernung von je 50 Schritten ragte ein Thurm darüber hervor, der sieben bis acht Kämpfer faßte. Viele der in den Grund gerammten Bäume hatten Wurzel geschlagen; ihre Zweige brachen aus dem Walle hervor und bildeten einen Kranz von Laubwerk. Nur zwei Thore führten herein, das eine im Osten und das andere im Westen. Im Centrum war ein großer viereckiger Platz, an dessen Seiten die vornehmsten Gebäude standen. Der Ort zählte nicht über 80 Häuser, allein sie waren sehr geräumig, und in jedem konnten fünf- bis fünfzehnhundert Menschen wohnen. Da die Indianer keine Abtheilung in Gemächer kannten, so bildete jedes Haus eine große Halle, einer Kirche ähnlich. Sonst hatte man auf den Bau der Häuser große Kunst und Sorgfalt verwendet; denn sie gehörten alle entweder dem Kaziken oder seinen vornehmsten Unterthanen."

Endlich erwähnen wir noch eines Zweikampfs zwischen einem Spanischen und einem Indianischen Schützen, der uns auch eine Probe von Indianischer Ambition giebt.

— — — „Einer von den Wilden, die entwischt waren, wollte gern seine Geschicklichkeit im Bogenschießen zeigen. Er trennte sich von seinen Gefährten, und gab den Spaniern durch Geschrei und Geberden zu verstehen, daß er jeden Schützen herausfordere, mit ihm einen Probeschuß zu wagen. Da trat ein gewisser Juan de Salinas aus den Bäumen hervor, hinter denen er sich mit einigen Kameraden gegen die Indianischen Pfeile geschützt hatte, ging zum Ufer des Flusses hinab und stellte sich dem Indianer gerade gegenüber. Einer seiner Gefährten rief ihm zu, er möge warten, bis er (der Gefährte) käme und ihn mit seinem Schilde beschützte; aber Salinas wollte vor seinem Gegner nichts voraus haben. Er legte einen Pfeil auf seine Armbrust, während der Indianer mit seinem Bogen ein Gleiches that, und Beide spannten in demselben Tempo.

Der Pfeil des Juan de Salinas fuhr dem Indianer in die Brust. Er würde gefallen seyn, wenn ihn seine Kameraden nicht mit ihren Armen aufgefangen hätten. Sie trugen ihn mehr todt als lebendig vom Wahlplatz. Der Pfeil des Indianers fuhr dem Spanier in das Genick und blieb schräg in der Wunde stecken. Salinas kehrte in diesem Zustande sehr befriedigt zu seinen Gefährten zurück. Die Kameraden des gefallenen Indianers ließen ihn ungekränkt gehen, da der Kampf ein Duell gewesen war."

De Soto hatte es darin sehr versehen, daß er sich von der Seeküste entfernte und ins Innere einrückte, ehe er noch die Hülfsquellen des Landes und den Charakter seiner Bewohner kannte. Die Reue über diesen Fehlgriff zehrte an ihm und dämpfte seinen Muth immer mehr, bis er endlich dem Grame unterlag. Von de Soto kam der Ober-Befehl an Moscoso, dessen Pläne auf den „Fernen Westen" gerichtet waren; wie er denn in der That mit dem elenden Ueberrest seiner Gefährten bis zu dem Mississippi vordrang.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 132. Berlin, Mittwoch den 4. November 1835.

Italien.

Giovanni Rosini als Dramatiker und Lyriker.

Giovanni Rosini, der rühmlichst bekannte Verfasser der Monaca di Monza und der Luisa Strozzi, zweier auch außerhalb Italiens geschätzter historischer Romane, hat vor kurzem seine zum Theil schon mit Beifall aufgeführten Bühnenstücke in zwei Bänden*) und seine lyrischen Gedichte in einem Bande**) publizirt. Der erste Band der Bühnenstücke enthält die in Versen, der andere die in Prosa geschriebenen. Zu den letzteren gehört das bedeutendste von Allen, Torquato Tasso, ein historisches Drama.

Tasso kommt nach Ferrara, voll Ungeduld, Eleonoren zu sehen. Es folgt sein Duell mit Giraldini, und die heimliche Eröffnung seines Pultes, das die liebetrunkenen Verse barg, die ihm seinen Untergang bereiteten. Die Handlung endet mit dem schrecklichen Momente, in welchem Herzog Alfons, um die Schande seiner Schwester zu bedecken, den Dichter für wahnsinnig erklärt. Alle Personen, welche damals (1577) den Hof von Ferrara bildeten, nehmen an der Intrigue Theil: der von Liebesgluth verzehrte Tasso; Eleonore mit ihrer edlen, aber nur der reinsten Freundschaft fähigen Seele; die Gräfin von Arco, die Vertraute alles dessen, was zwischen Beiden vorgegangen war; Guarino (Goethe's Antonio), eifersüchtig auf die Gunst, in der Tasso stand, aber bei Hofe geehrt; Ercole Rondinelli, Tasso's vertrauter Freund. Alle sind mit derselben historischen Wahrheit geschildert, wie die Charaktere in Luisa Strozzi.

Die alten Italiänischen Dramatiker versuchten sich schon in der historischen Komödie, zu welcher Gattung auch einige Stücke Goldoni's gehören; aber andere moderne Dichter brachten an ihre Stelle eine gemischte Gattung, die weder komisch, noch tragisch zu nennen ist. Wenn das Lustspiel schlechthin den Geist und die Sitten der jedesmaligen Gegenwart darstellt, so ist das historische Lustspiel schwieriger, weil hier die Anforderung an den Dichter ergeht, daß er in der Vergangenheit wie in der Gegenwart lebe. Rosini hat sich daher durch seinen Tasso um so größeres Verdienst erworben, als die Schwierigkeiten bedeutender waren, die er zu bekämpfen hatte.

Von den anderen beiden Stücken in Prosa ist die erste dem Franzosen Picard nachgeahmt; sie führt den Titel: „Die Neffen und die Tante." Die zweite, betitelt: „Unvorhergesehene Folgen eines Zweikampfs", hat mehr Originalität. — Die drei Komödien in Versen sind: „die Abenteuer des Gilblas"; „der unkluge Schmarotzer", und „der Geizige" (eine schöne Uebersetzung des Molière'schen Avare).

Rosini's Dialog ist sowohl in Versen als in Prosa leicht und natürlich; sein Stil ist wahr, dem Gegenstand angemessen; die Sprache.... wie in Luisa Strozzi. Der gefeierte Schriftsteller weiß, daß seine Freunde diese Luisa jedem anderen Italiänischen Roman vorziehen.

Unter den lyrischen Stücken Rosini's verdient besonders eine Ode an Pisa, Galilei's Vaterstadt, Erwähnung. Eine andere Ode ist an die hochgefeierte Spanierin Malibran gerichtet; denn auch Rosini hat seine Leier zur Verherrlichung des großen dramatischen Genius stimmen wollen, der sowohl klassische als romantische Ohren entzückt. Auch in den übrigen Oden und Liedern erkennt man die gute Schule, welche Rosini in Italien zu erhalten sucht. Romani und Aricci, die im Bunde mit Rosini dieser poetischen Schule in Italien als Pfeiler dienen, bilden mit diesem ein dichterisches Kleeblat, das den Anforderungen der Zeit Gehör schenkt, ohne darum die Meister der Vergangenheit geringzuschätzen.

Bibliographie.

- Ragionamenti sulle verità della religione. (Betrachtungen über die Wahrheiten der Religion.) Vom Priester Carlo Balletta. 2 Bde. Rom.
- Saggio di esegesi biblici. (Versuch einer biblischen Exegese.) Hauptsächlich über die Untrennbarkeit des neuen Testaments vom alten. Von Pietro Bandini. Florenz.
- Storia generale della casa d'Austria. (Geschichte des Oesterreichischen Regentenhauses.) Von G. Antonelli. 25ster und letzter Band. Venedig. Pr. 1 Lir. 30 C.
- Supplimenti al compendio etc. (Nachträge zu Tennemann's Handbuch der Geschichte der Philosophie.) Vom Prof. Gaetano Modena. Pavia. Pr. 3 Lir. 10 C.
- Trattato di amicizia. (Ueber die Freundschaft.) Eine Handschrift des 16ten Jahrhunderts, von Don Agostino Strozza. Venedig.
- Viaggio d'un giorno per l'inferno. (Reise durch die Hölle.) Gedicht von Andrea Mattis. Neapel.

*) Saggi di Commedie. (Dramatische Versuche.) Pisa bei Capurro.
**) Nuove rime d'un vecchio poeta. (Neue Reime eines alten Dichters.) Ebendas.

Frankreich.

Don Juan d'Austria, von Casimir Delavigne.

(Schluß.)

Bei dieser Gelegenheit scheint uns über die in der gegenwärtigen Literatur herrschende Mode, das jüdische Volk für die Darstellung zu benutzen und in Romanen und Dramen eine Rolle spielen zu lassen, eine Bemerkung nicht unpassend zu seyn. Seit Walter Scott's Rebekka schwärmt die neuere Poesie förmlich für die Jüdinnen. Keinen Sohn von guter Familie sahen wir mehr, der sich nicht in eine Jüdin verlieben mußte. Das war die eigentliche Spitze des Interesses, darauf kam es an, und um diesen Hebel zu gewinnen, wurde keine noch so grobe Unwahrscheinlichkeit gescheut, kein Gesetz der Geschichte geachtet. So sahen wir auf der Bühne in einem Stück des Herrn Scribe einen Kardinal der Römischen Kirche auf den Knieen zu den Füßen eines Juden. Ob zur Zeit des Costnitzer Conciliums ein Jude, der es gewagt hätte, an einen Fürsten der Kirche zu nahe heranzutreten, in Stücke zerrissen worden wäre, danach fragt Herr Scribe nicht. Nun, Alles hat seine Zeit. Ehemals waren die Alziren an der Tagesordnung, vor funfzehn Jahren die Durika's, jetzt heißen die Heldinnen des Tages Rahel. Auch Casimir Delavigne hat diesem Götzen gehuldigt, allerdings mit mehr Talent, Geist und Grazie als Herr Scribe, aber doch auch noch zu unbesonnen, wir müssen es sagen. So hatten wir im zweiten Akt gesehen, wie Don Juan, der Castilianer, der Spanische Christ, der geborne Feind des jüdischen Volks, nicht eben sehr erstaunt oder in Bedenken geräth, als ihm seine Geliebte das Bekenntniß ablegt, daß sie eine Jüdin sey, wie er, ohne einen Sturm eines Innern zu bestehen, sie zur Gattin begehrt, und, was vielleicht noch schwerer wiegt als alles dies, wie er die alte Jüdin, die Frau Daniel's, umarmt, wie man nur seine Schwiegermutter in einem Augenblicke des höchsten Entzückens der Liebeswonne umarmen kann. Und das ist noch nicht das Aergste; im vierten Akt kriegen wir noch ganz andere Dinge zu schauen, da sehen wir diese Mode auf ihrem Gipfel; König Philipp II., der fanatische Katholik, der mit dem Blute seines eigenen Leibes den Scheiterhaufen seiner Inquisition zu wilderen Flammen anfachte, windet sich zu den Füßen dieser selben Jüdin und fleht sie um Mitleid und Erbarmen an — um Erbarmen mit ihm! Sollte man es denken? Philipp II. zu den Füßen einer Jüdin, die er liebt, aus Liebe liebt. Der Spanische König, der König der Inquisition und der Niederlande liebeflehend zu den Füßen einer Jüdin! — Wahrhaftig, es wird Einem schwer, Horazens Servum pecus! hier zu unterdrücken.

Und doch war es so leicht, wenn der Dichter nur den Ivanhoe zur Hand genommen hätte, sich zu belehren, mit welcher unendlichen Kunst Walter Scott die Erscheinung seiner reizenden Jüdin mitten unter all den christlichen Rittern und Herren wahrscheinlich zu machen gewußt hat. Nur durch Zufall und die Gewalt der Umstände kömmt Rebekka in solche Gesellschaft. Und wie wird von derselben mit ihr und ihrem Vater umgegangen? Kaum ein Stück Brod reicht man ihnen, kaum eine Streu wird ihnen gegönnt, keines Wortes würdigt man sie, und bei alle dem bedarf man des Juden dringend; sie werden geplündert, bestohlen, in den Kerker geworfen, nach Willkür mißhandelt, und Niemand nimmt sich ihrer an, weder des Vaters, noch der Tochter. Dem Menschlichsten und Gebildetsten unter diesen Christen, Ivanhoe, der in seinem Zweikampf mit dem Templer Rebekka Ehre und Leben rettet, fällt es auch nicht im entferntesten Sinne ein, daß Rebekka ihn lieben könnte im eigentlichsten Sinne, denn Rebekka ist ja eine Jüdin. Er reist mit ihr, ganz allein mit diesem schönen Weibe, sie, mit niedergeschlagenen Augen spricht sie zu ihm, sie liebt ihn mit aller Glut ihrer Seele, ohne ein Geständniß ihrer Liebe zu wagen, sie steht ihm helfend zur Seite, giebt ihm Waffen, verbindet ihm seine Wunden, Beide überbieten sich in wetteifernden Liebesdiensten für einander, und doch kommt Ivanhoe nicht ein einziges Mal der Gedanke ein, daß Rebekka das holdeste, edelste, hingebendste und muthvollste aller Weiber ist; — denn sie ist eine Jüdin und er ein Christ. Dann der rührende Abschied der armen Rebekka, als sie ihre Diamanten dem edlen Fräulein bringt, die Ivanhoe's Gattin werden soll! Wie schön, wie rührend ist sie, ohne es zu wissen, sie, dem strengen Gesetz ihrer Zeit unterworfen, einer Zeit

der Knechtschaft und Dienstbarkeit, der Schmach und Unterdrückung für die Juden. Der Jude hatte damals nichts als das Gold und Silber in seinen Kisten, und das so lange, bis es die Ritter brauchten. Er war eine Art öffentlicher Bank, in die Macht und Gewalt, mit dem Schwert in der Hand, hineingriffen, so bald sie wollten. Er wog seine Goldstücke, zählte sie sorgfältig ein, hielt sie rein und blank, führte genau Buch und Rechnung, und dann eine Zeit der Noth und er mußte Alles hergeben. Sein Name auf seinem Pergament hatte mehr Geltung, als das Wort der Könige. Aber das war auch Alles, das war die Gränze seiner Macht und seines Kredits; er stand außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, außerhalb des politischen und kriegerischen Verbandes, und eine Berührung mit ihm verunreinigte. Auf dieser streng geschichtlichen Basis hat Walter Scott seine Rebekka geschaffen, und gerade dieser richtige Takt, dies eigenthümliche Maaß, dieser feine historische Sinn machen den großen Reiz und die innere Wahrheit und Schönheit seiner Jüdin aus.

Casimir Delavigne im vierten Akte seines Dramas zeigt uns nun, wie schon gesagt, die Jüdin Rahel unter den Nachstellungen Philipp's II. Der König hat sich's mehr Mühe kosten lassen, die Widerspenstige zu gewinnen, als er später an die Unterwerfung der Niederlande gewandt. Aber alle seine zärtlichen Bestürmungen sind vergebens; Rahel stößt ihn entschieden von sich. Was thut der König nun? Wen ruft er als Mittelsperson zu Hülfe? Die heilige Inquisition. Die Furcht vor dem Tode und der Folter soll ihr Herz dem Könige geneigt machen.

So muß Rahel denn vor dem Schreckensgericht erscheinen. Zitternd tritt sie in einen schwarzausgeschlagenen Saal; die Folterwerkzeuge, vom Schein der Fackeln erhellt, die verkappten Richter, alle Schrecken dieses Orts umgeben sie. Sie wird verhört und dann wieder entlassen. Kaum ist sie, noch zitternd und schaudernd vor dem, was sie bedroht, in ihrem Zimmer angekommen, als auch schon Philipp eintritt, seines Opfers gewiß. Seine Leidenschaft hat den höchsten Grad erreicht. Er weint und schreit, wirft sich zu ihren Füßen, droht und fleht. Rahel versucht Alles, was ihr zu Gebote steht, sich seiner zu entledigen, aber schon hilft kein Wort, kein Widerstand mehr; der König dringt auf sie ein, seine Wünsche mit Gewalt durchzusetzen; da, in Verzweiflung, ruft sie aus: Ich bin eine Jüdin! — Auf diesen Ausruf hält Philipp erstaunt einen Augenblick inne, doch währt sein Schrecken nicht lange; Jüdin oder Christin, ihm gleichviel, er muß Rahel haben; doch auflodernd schlägt die Leidenschaft über ihm zusammen, als eine unverhoffte Hülfe für Rahel erscheint. Denn heftig pocht ein Mann an die Thür des Zimmers; er hat das Geschrei des Mädchens vernommen, und mit dem Schwert in der Hand stürmt er herein. Dieser Mann ist kein Anderer, als der Nebenbuhler und Bruder des Königs, Don Juan selber.

Kaum hat er nämlich die Schwelle des Klosters überschritten, so ist er auch im schnellen Fluge, von seinem Lehrer begleitet, nach der Wohnung seiner Geliebten geeilt. Sie wiederzusehen, ist ihm das Höchste. In ihrem Hause angelangt, hat er Rahel nicht gefunden, weil diese in jener Stunde vor dem Inquisitions-Gericht gestanden. Rahel's Dienerin hat ihn in ihrem Zimmer verborgen, und nun stürzt er auf das Geschrei der Geliebten hervor. Mit entblößtem Degen, dem Degen Franz I., den ihm sein Vater gegeben, tritt er vor den verhaßten Rival, den er nicht kennt, überhäuft ihn mit Schmähungen und Beschimpfungen, und geht so weit, eben Hand an den König legen zu wollen, als Rahel sich zwischen beide Brüder wirft und dem Geliebten zuruft: Es ist der König! Da erinnert sich Don Juan seines Versprechens; er hat geschworen, diesen Degen nie gegen den König zu erheben. Der Degen entfällt seiner Hand.

Philipp, der sich mittlerweile vom ersten Schrecken erholt hat, ruft nach Hülfe. Man kommt, und Rahel und Don Juan werden ergriffen. — Der Hauptmangel dieses vierten Akts ist die moralische Erbärmlichkeit des Königs. Dieser Philipp ist eine zu schreckensvolle Gestalt in der Geschichte und im Drama, als daß er auf so kleinliche und ordinaire Verhältnisse eines unglücklichen Liebhabers und die Privatrache eines solchen reduzirt werden dürfte. Der König von Spanien, Philipp II., sollte nicht Jeden, der es wagte, ihn anzufeinden, mit einem Schlage zerschmettern können? nicht in den Besitz einer Jüdin kommen, wenn es ihm beliebte, ihr diese Ehre anzuthun? Der Templer Front-de-Boeuf im ähnlichen Falle macht nicht so viel Umstände mit der Jüdin Rebekka; er setzt sie auf sein Pferd und jagt mit ihr davon. Wenn Philipp verliebt seyn sollte, so mußt' es auf solche Weise seyn.

Die Handlung stockt offenbar im vierten Akt. Niemand ist weiter gekommen, als er bereits im zweiten Akte war; weder der König, der, wie im zweiten, verschmäht wird, weder Rahel, die von ihrem Geliebten getrennt ist, wie im zweiten, noch Don Juan, der in's Gefängniß geschleppt wird, ebenfalls wie im zweiten Akt. Ein großer Fehler in einem Drama gerade auf dem Punkte, wo Furcht und Mitleid, wenn sie auch noch nicht ihren Gipfel erreichen, doch wenigstens so mächtig seyn sollen, daß die Bewegung des Zuschauers nicht erkalten kann.

Der Vorhang rollt zum fünften Male auf, und wir befinden uns im Palaste Philipp's II. Der König, an seinem Arbeitstische sitzend, überlegt, was er mit Rahel und Don Juan anfangen solle? Rahel kann verbrannt werden als Jüdin; aber Don Juan — wie sich dessen entledigen? Wie nach einem Gewaltstreich Karl V. zum Schweigen bringen, dessen Stimme aus seiner Abgeschiedenheit doch noch so laut ertönen kann, daß ganz Europa sie hört? Philipp's Unentschlossenheit ist gränzenlos, aber wenig dramatisch. Auch im Cinna sehen wir den Augustus im Zweifel, ob er verzeihen oder strafen solle, und diese Situation ist dort von schöner Wirkung; denn wir sehen dort einen Mann, im Streit mit seinen Leidenschaften, aus einem schweren Kampfe als Sieger hervorgehen. Aber Philipp im gegenwärtigen Falle hat keine Leidenschaften zu bekämpfen. Er zweifelt nicht, es ist in ihm entschieden, daß sein Feind sterben muß — nur das Wie, nur die Art und Weise ist's, um die es sich handelt; die Nichtswürdigkeit, die Schlechtigkeit ist es, die hier überlegt — und wie könnten wir mit dieser sympathisiren, wie für ihr langwieriges Hin- und Herbedenken ein Interesse fassen? Und dann immer dasselbe! Immer der nämliche Kniff, zu dem dieser Philipp seine Zuflucht nimmt! Eben erst hat er das Mädchen, um seinen Zweck mit ihr zu erreichen, vor das Tribunal der heiligen Inquisition schleppen lassen, und nun läßt er ebenfalls wieder, um mit dem armen Querada fertig zu werden, den Groß-Inquisitor in Person, und zwar vom ganzen Gerichtshofe begleitet, zu sich entbieten. Ein Mann wie Philipp II. hat mehrerlei Prozeduren in der Tasche und kann wohl einmal abwechseln. Hat denn Herr Casimir Delavigne nicht gefühlt, daß er durch diesen Mißbrauch und dies freigebige Umherwerfen mit dem Namen und den Schrecken der Spanischen Inquisition die Wirkung für den entscheidenden Moment, wo sie mit voller Gewalt eintreten soll, schon im Voraus zerstört? Und Schiller hat noch dazu, gerade was diesen Punkt betrifft, in seinem Drama allen nachfolgenden Tragikern eine so große herrliche Lehre gegeben! Wer erinnert sich nicht der furchtbaren Wirkung, die im Don Carlos der Groß-Inquisitor hervorbringt, als Philipp zu ihm *sendet* und dies bleiche Gespenst, dessen Antlitz Eis ist wie sein Herz, *aus seiner Zelle* sich erhebt. Auf des Königs Ruf, oder vielmehr allein schon auf seinen Mordgedanken, kommt er, von Keinem begleitet; und wenn er sich vor dem Fürsten niederläßt, so fühlt sich der Zuschauer von der bangen Gewißheit durchbebt und erschüttert, daß diese finstere Gestalt in Wahrheit über allen menschlichen und göttlichen Gesetzen steht, über allen Gewalten der Erde, über diesem furchtbaren Könige, der zagend und zitternd gleich uns vor ihr erbangt. Schiller's Groß-Inquisitor tritt unangemeldet auf, nicht anders, als träte er in seine Zelle ein, oder bei einem Juden, der verbrannt werden soll. Er kommt ganz allein: sein Gefolge ist der Schrecken. Er sagt nur ein einziges Wort, als Philipp II. ihn fragt, ob er seinen Sohn Carlos dem Tode überliefern könne: — „Gott hat den seinigen für das Heil der Menschheit dem Tode dahingegeben",*) erwiedert dieser Mensch, und hiermit ist Alles gesagt, das Verbrechen gethan, das Drama zu Ende, Philipp's mörderische That nur ein gewöhnlicher Akt des Gehorsams, ein Auto-dafé, wie es alle Tage vorkommt.

So wird Furcht und Schrecken bewirkt durch die einfachsten Mittel. Casimir Delavigne beruft die ganze Spanische Inquisition zusammen. Der Groß-Inquisitor bringt dem Könige die Liste der zum Feuertode Verurtheilten und sagt: „Der Gerichtshof ist ermüdet von der Arbeit und Anstrengung, Tag und Nacht hat er gesessen, jedoch wenn Ew. Majestät befiehlt, so ist er bereit, diesen Abend die Sitzung wieder zu beginnen." Von Nachtwachen und Ermüdung hätte Schiller's Inquisitor gewiß nichts verlauten lassen. Aber das Allerschlimmste ist, daß alle diese fürchterlichen Anstalten gar nicht nöthig sind, um den guten Querada zum Geständniß zu bringen, denn diesem fällt es gar nicht ein, dem Könige etwas vorlügen oder verschweigen zu wollen. So wird die Scene komisch, anstatt Schrecken zu erregen. Man lacht über Querada's Angst, man lacht, so oft der König Miene macht, den Namen des Armen auf die Todtenliste zu setzen — und so können wir sagen, daß Herr Delavigne seiner Absicht bis ans Ende treu geblieben, uns abwechselnd zum Lachen und zur Furcht zu bewegen, wenn auch an dieser Stelle freilich ohne seinen Willen.

So erinnert auch die Scene zwischen Don Juan und seiner Geliebten zu sehr an die Abschieds-Scene zwischen Junia und Britannicus. Der hinter der Säule verborgene Nero ist vielfach angefochten worden, und doch ist er mir noch lieber, als hier Philipp, wenn er in Person als stummer Augenzeuge bei diesem letzten rührenden Abschied der Liebenden dabeisteht und sich an ihrem Jammer weidet. Diese letzte Scene setzt seiner moralischen Unwürdigkeit die Krone auf und vollendet den Eindruck der Widrigkeit, den diese Figur hervorbringt, die zu sehr verfehlt ist, als daß sie Furcht einflößen könnte! Denn was thut er? Er droht Don Juan, Rahel hinrichten zu lassen, wenn jener ihm nicht schwöre, sogleich in den geistlichen Stand zu treten; Don Juan, um seine Geliebte zu retten, schwört auf's Evangelium; damit ist die Sache gut; wenn Philipp auch nicht Rahel kriegt, so kriegt sie doch wenigstens sein Rival auch nicht. Von Don Juan als Priester ist nichts mehr zu fürchten. Aber plötzlich thut sich die Thür auf, und herein tritt — Kaiser Karl V. Er hat seine Zelle verlassen, um seinen Juan zu retten. Er entbindet ihn alsbald seines Eides, nimmt Rahel unter seinen Schutz und sagt zu Don Juan: „Kniee nieder! Gieb dem Könige die Ehre!" Don Juan thut so. Und zu Philipp sich wendend, fährt er fort: „Hebe Deinen Bruder auf und umarme ihn", worauf Philipp auf der Stelle gehorcht. — Und wir? — Wozu das ganze Stück? fragen wir. Hätte Karl V. das hübsch zu Anfang gethan, so wären all die Unannehmlichkeiten gar nicht vorgefallen zwischen beiden Brüdern. Schade! Sehr Unrecht von ihm!

Nachdem Karl V. so etwas Ordnung in seiner Familie gemacht, kehrt er nach seinem Kloster zurück. Und um in der Weise zu enden, wie er im Anfang des dritten Aktes begonnen, fragt der kaiserliche Mönch den kleinen: „Nun, was sagst Du? Behagt es Dir am Hofe?" — „Das will ich meinen", entgegnet jener, „man reicht sich ja hier die Hände, und herzt und liebt sich!" — „Ja, wie im Kloster", setzt Karl V. hinzu.

So endet dies lange Stück. Rahel sagt Don Juan Lebewohl, das letzte, wie alle Liebenden zu sagen pflegen; was weiter aus ihr wird, erfahren wir nicht, doch steht zu hoffen, daß es bei diesem Lebewohl nicht bleiben wird. — Brantôme wenigstens erzählt von zwei natürlichen Töchtern, die Don Juan, als er in seinem dreiunddreißigsten Jahre starb, hinterlassen und der Gnade Philipp's empfohlen habe. Auch ist das erste Zusammentreffen beider Brüder, wie er es erzählt,

*) So sagt der Groß-Inquisitor nicht, sondern:
Die ewige Gerechtigkeit zu sühnen,
Starb an dem Holze Gottes Sohn.

zu interessant, um nicht hier erwähnt zu werden. „Beide trafen in einem Gehölz zusammen, unweit Valladolid. Als Don Juan den König ansichtig ward, stieg er vom Pferde und warf sich ihm zu Füßen. Philipp hob ihn auf, umarmte ihn und sagte lächelnd zu ihm: — Wisset Ihr, wer Euer Vater ist? — Und als Don Juan erröthete, setzte der König hinzu: Ihr seyd der Sohn eines großen Mannes. Karl V. ist Euer Vater und der meinige. — Und sein Hofgefolge, das sich ehrerbietig in der Ferne hielt, voranschickend, kehrte er in den Palast zurück und brachte den jungen Prinzen mit." — So die Geschichte. Philipp II. stand auf festeren Füßen, als daß er Don Juan zu fürchten gehabt hätte.

Don Juan d'Austria ist sonach — dies ergiebt sich aus dem Mitgetheilten — ein Drama aus der Schule Victor Hugo's. Dieselben forcirten Schreckens-Effekte, wie in Lucrecia Borgia, Maria Tudor, Angelo von Padua, finden wir hier wieder, dasselbe Haschen und Streben nach Ueberraschendem und Grausenerregendem, die nämlichen materiellen Gefahren: eine zu früh geschlossene Thür, ein zu schnell geöffnetes Fenster, ein Zeichen auf der Straße, ein Brief, der aus Versehen auf dem Tische liegen geblieben; die nämlichen Effekte: eine Strickleiter, ein Dolchstoß, eine Mönchskutte, ein Hauptschlüssel — solches Zeug! Wahrlich, Männer von so ausgezeichnetem Talent, Dichter, wie Herr Hugo und Delavigne, sollten sich schämen, zu dergleichen ihre Zuflucht zu nehmen! Was aber als das Traurigste dabei erscheint, ist dies, daß diese herrlichen begabten Geister zu solchen Verirrungen nicht einzig und allein etwa gekommen sind in Folge der gewöhnlichen Neigung, die talentvolle Männer wohl heimsucht, von der großen Heerstraße der poetischen Kunst abzuweichen, neue Bahnen eröffnen und eigene Reiche gründen zu wollen — nein; nicht das Bedürfniß nach Neuem allein war es, was die Genannten zu Aufruhr und Empörung gegen das Hergebrachte getrieben. Sie fanden die dramatische Kunst erschöpft, ausgebeutet den Schacht des Dramas, und wagten den Versuch, eine neue zu erschaffen. Das ist das Geheimniß ihrer Productionen. Als sie herankamen, waren alle dramatische Combinationen von ihren Vorgängern verbraucht, und sie gaben sich der Hoffnung hin, andere neue zu erfinden. Eitle Mühe! Vergebene Anstrengungen! Die Phantasie der Nachfolger Voltaire's und Racine's hat nach Voltaire, nach Racine und nach Corneille nichts Neues mehr finden können; und Voltaire und Racine und Corneille selber haben nichts Neues zu erfinden vermocht nach Sophokles, Euripides und dem alten Aeschylus! Es ist mit der Tragödie wie mit dem Epos; mit einem Schlage ist sie ein für allemal erschöpft worden, ihre Blume abgebrochen, und den Neuherankommenden bleibt nichts übrig, als geduldig sich in dem Kreise fortzubewegen, den die ewigen Vorgänger gezogen haben. Tancred ist die letzte Tragödie, die Frankreich erlebt hat. Alles, was jünger ist von Tragödien als Tancred, ist ein Plagiat, eine Nachahmung oder eine mehr oder minder glückliche Reminiscenz älterer Tragödien. Beklagen wir darum das ohnmächtige Streben dieser Talente! Ihr Muth und ihre Beharrlichkeit, eines bessern Erfolges würdig, verdient unsere Achtung und unsere Bewunderung, die wir mit kluger bescheidner Resignation am Ufer Racine's und Voltaire's stehen, während jene sich hinauswagen in die Stürme einer wüsten See, immer verzweiflungsvoller und immer erfolgloser.

Jules Janin.

Bibliographie.

Au mois de Mai. — Roman von Albert von Calvimont. 7½ Fr.

Sagesse! ou la vie d'un étudiant. — Von A. de Cey. 4 Bändchen. 12 Fr.

Deux étoiles. — Roman von Albert de la Brière 2 Bde. 15 Fr.

Éléonore de Fiorelli. — Drama in 5 Akten, von A. J. Denormandie.

Rußland.

Reise einer Russischen Fliege durch die Speisesäle und Kabinette verschiedener Länder und Völker.

II. Ankunft im Auslande.

Auf dem Verdeck des Dampfbootes saß ein Mann mit wichtiger Miene, dem Anschein nach sehr gelehrt, und sah beständig auf die Spitze seiner Nase hinab. Da alle Plätze in der Kajüte besetzt waren, wählte ich diese Nase zu meinem Aufenthalt. Die Nase war unvergleichlich, lang, roth, glänzend und sehr ruhig, indem sie dem ruhigsten Geschöpf auf der Welt angehörte, und namentlich einem guten und frommen Deutschen Gelehrten. Auf dieser gelehrten Nase reiste ich aus Rußland und kam glücklich in Lübeck an. Mein Herr, d. h. der Herr der Nase, gefiel mir außerordentlich. Eines nur gefiel mir nicht, nämlich, daß er unaufhörlich den stärksten Taback rauchte und, weil er einige Mal mit seinem Zigarrenstummel seine Nase anbrannte, mich der Gefahr aussetzte, meine Flügel zu verlieren. Der Tabacksdampf indessen war zu ertragen, weil er den Dampf größtentheils verschluckte und Punsch nachtrank. Ich beschloß, meinem guten Herrn zu folgen, und kam mit ihm in der Gegend von Schweinfurt an, das deshalb bemerkenswerth ist, weil man dort den in Deutschland einheimischen sauren Wein, Rheinwein genannt, und zugleich auch die heutige modische Politik macht. Sehr viele Leute lieben diesen sauren Wein und finden an der Politik ihr Vergnügen. Was mich betrifft, so zieht schon der Gedanke an diesen Wein mir den Mund zusammen, und über Politik zu urtheilen, finde ich für mich unpassend. Angegriffen von der Reise, entschloß ich mich, im Kabinet meines Herrn auszuruhen, und nachdem ich einen fettigen Folianten zu meiner Residenz erwählt, begann ich, zu beobachten und zu vergleichen, um dahinter zu kommen, welcher Unterschied zwischen Ungelehrten und Gelehrten, zwischen Russen und Deutschen stattfinde. — Ich weiß nicht, ob sich Alle einander gleichen, gebe aber hier das Bild meines Herrn.

Von Herzen war er der beste Mensch von der Welt. Er war nicht im Stande, einer jungen Katze wehe zu thun, ja eine Hand gegen mich zu erheben, die sich von seinem Blute nährte; mit der Feder aber tödtete er Tausende von Menschen, zerstörte Städte wie Kartenhäuser und ließ in seinem Dintenfaß ganze Reiche untergehen, oder erschuf nie gewesene Reiche und Völker und neue Planeten, und sprach vom Ursprunge und von den Gesetzen des Weltalls, als wäre er bei der Schöpfung zugegen gewesen. Er arbeitete aber nicht, wie er wollte, sondern wie es Wille und Wunsch der Buchhändler war, die zu den Schriftstellern in solchem Verhältniß stehen, wie Herren zu ihren Köchen, weshalb denn auch dem Ersteren Alles zum Ruhme gereicht, was gut ist, wogegen das Schlechte den Schriftgelehrten und Pharisäern zur Last fällt. Das Innere des Hauptes meines Herrn bestand aus zwei Abtheilungen. Die erste bildete ein Vorraths-Magazin, in welchem Citate für alle mögliche Fälle des Lebens aufbewahrt wurden, und in der anderen befand sich eine Küche, in welcher Französische, Italiänische und Englische Ideen in Systeme umgeschmiedet wurden. Anstatt Gefühl, befand sich im Herzen Verstand — der Verstand aber ward in Büchern aufbewahrt, nachdem er nach Französischen Grundsätzen in einem Meer von Dinte aufgelöst und auf Bogen von Papier vertheilt worden war, so daß man ihn schwer auffinden konnte, wiewohl er in Menge vorhanden war. — Mein Herr arbeitete vom Morgen bis zur Nacht, um die bei ihm gemachten Bestellungen zur Leipziger Messe zu liefern, wo sich alles Lebende und Todte zusammenfindet, wie im Thale zu Josaphat. Seine harten Anstrengungen verschafften ihm kaum die Mittel, zu leben und zu rauchen, obgleich er mehr Taback rauchte, als er aß und trank, was mich denn auch endlich aus seinem Kabinet vertrieb.

Von einem Orte zum anderen fliegend, aß ich mich satt an Kartoffeln und trank mich satt an Milch; aber Leckerbissen gab es nur sehr selten. Obgleich in Deutschland Alles Kaffee trinkt, so sah man doch Zucker viel weniger als in Rußland, und was das gemeine Volk Kaffee nennt, würde kein Türkischer Gaul, viel weniger ein Pascha trinken. Lange konnte ich an einem Orte nicht bleiben, weil mich überall der Tabacksdampf vertrieb; ich machte jedoch die Bemerkung, daß sich im Ganzen alle Menschen gleichen. Obgleich die reichen Leute in Deutschland ihr Vermögen nicht mit ihren Freunden verschwelgen, so verstehen sie es doch, ihr Geld in ökonomischen und anderen Speculationen, auf Reisen und auf der Jagd zu verzehren. Ist man in Deutschland im Allgemeinen gelehrter und aufgeklärter, so findet man in Rußland nicht weniger gesunden Verstand und eine größere Gastfreundschaft. Bei den Deutschen ist Alles hinter Schloß und Riegel wohl verwahrt, deshalb flog ich über den Rhein nach Frankreich.*)

Ach lieben Freunde und Gevattern, erbarmt Euch! Welch ein Geschrei, welch ein Lärmen, welcher Wirrwarr! — Ein Jeder urtheilt über allgemeine Angelegenheiten, Jeder will regieren, und Jedem scheint die Rolle des Regierten schwer zu werden! Ich glaub' es wohl, aber es ist nun einmal nicht anders auf dieser Welt! Niemand gehorcht, und von Allen hört man das Geschrei: „Etwas Neues, etwas Neues!" Nun ja, das Neue ist da, d. h., das Alte umgekehrt. Die Literaten kehren das menschliche Herz um. Die Advokaten verdrehen die Gesetze, indem sie versichern, es sey ihre Pflicht, den Schuldigen als unschuldig darzustellen und aus Schwarz Weiß zu machen. Die Kaufleute kehren den Handel um und handeln nicht mit Waaren, sondern mit fremden Schulden. Und was thun die gescheuten und guten Leute dabei? denn überall giebt es deren viele, ohne welche die Welt schon längst umgeworfen worden wäre, wie eine Diligence mit einem betrunkenen Kutscher. Die guten und gescheuten Leute zucken die Achseln und warten, indem sie sagen: „Das geht auch vorüber!" Ueberall verordnet man Heilmittel nach Maaßgabe von körperlicher Constitution, Charakter und Lebensweise. Die Deutschen kurirt Hahnemann mit Decillion-Theilchen in einem Faß mit Wasser, und den Franzosen verordnete der berühmte Broussais Millionen Blutegel und unaufhörliche Aderlässe. Alle Dinge richten sich nach dem Zeitgeist. — Dagegen lobe ich mir die Französische Küche, die Französische Kuchenbäckerei, die Französischen Weine, kurz Alles, was Frankreich für den Magen liefert. Es lebe hoch, es lebe hundertmal hoch! Und die Französischen Pasteten! Nicht in einer einzigen der tausend Französischen Zeitschriften fand ich ein so liebliches Gemisch, als in den Pasteten. Nicht eine einzige liberale Rede machte einen so lebhaften Eindruck auf mich, als der Champagner. Kein einziges Mode-Drama schmeckte mir so gut, wie eine Französische Sauce, und kein Mode-Roman schließt einen so verführerischen Inhalt in sich, als ein mit Trüffeln gefüllter Puter. Und dennoch war mir ängstlich zu Muthe. Ueberall lärmte man, focht mit den Armen umher und schlug die Hände zusammen, so daß ich immer Gefahr lief, erdrückt zu werden. Adieu, Messieurs et Mesdames! Ich eile nach England.

Ich fand einen herrlichen Platz auf der Perrücke eines radikalen Englischen Schusters, der mit seiner Familie aus Oekonomie in einem viersitzigen Wagen das feste Land für eine Summe Geldes bereiste, die er aus einem in Frankreich verkauften Schusterwerkzeug gelöst hatte. Die Gastwirthinnen nannten ihn Mylord, und er ärgerte sich, wenn er dafür theurer zahlen mußte, freute sich aber, wenn sie es unentgeltlich thaten. So kam ich denn nach London! Geräuschvoll und räucherig. Alles bewegt sich durch Maschinen und Dampf. Hier ist Alles

*) Wir müssen schon dem Russischen Humoristen die etwas einseitige Auffassung des Deutschen Charakters, den er nur nach Französischen oder Englischen Traditionen zu kennen scheint, zu gut halten. Dem Witze erläßt man nachsichtig die volle Wahrheit. Anders verhält es sich freilich mit einigen jüngeren Russischen Literaten, die weder den Witz noch überhaupt die Kenntnisse des Herrn Bulgarin besitzen, und die es dessenungeachtet wagen, in den neuesten Heften der „Bibliothek der Lektüre" (Библіотека для чтенія) recht vorlaute Urtheile über Deutsche literarische und wissenschaftliche Bestrebungen abzugeben. Denn nicht allein, daß sie diese noch nicht gehörig erkannt, geht aus ihren Urtheilen hervor, sondern auch die Nothwendigkeit, daß sie überhaupt erst etwas lernen müßten, bevor sie ihre Landsleute, oder wohl gar das Ausland, zu belehren das Recht hätten. D. R.

Mechanik und Physik. Gas leuchtet, Dampf kocht, bratet, spinnt, druckt, scheert, backt und transportirt Menschen und Güter. Die Menschen haben nichts zu thun, als Kohlen anzulegen! Es ward mir sehr schwer, Bekanntschaft mit hiesigen Fliegen zu machen. Sie sind kalt, stolz, über die Maßen egoistisch und die Hälfte des Tages betrunken. Ich lernte indessen eine radikale Fliege kennen und erkundigte mich bei ihr nach Dingen, die mir unbekannt waren. „Sage mir, Gevatterin, warum quälen sich jene Leute, die beständig, zur rechten und zur unrechten Zeit, bei Mahlzeiten, auf öffentlichen Plätzen und in Tavernen so wunderlange Reden halten?" — „Reden sind bei uns Reizmittel", antwortete die radikale Fliege. „Unsere Nahrung ist trocken, unser Getränk stark, daher geschieht es, daß man hier Worte wie Leckerbissen verschluckt, d. h. man läßt nur halbe Worte laut werden und bewahrt den Rest in der Kehle. Es giebt einige Worte, die für die Zunge köstlich sind, aber für das Geschäftsleben nichts taugen, und diese Worte bilden die Grundlage der rednerischen Vorträge, die seit 1688 durch England tönen und die Redner ernähren." — „Warum hat man hier eine solche Leidenschaft für Maschinen? Man mag denn doch sagen, was man wolle, ein Mensch ist immer noch klüger als eine Maschine." — „Nicht immer. Und wenn auch die Finger eines Menschen den besten Mechanismus von der Welt bilden, so hat man andererseits den Vortheil bei Maschinen, daß sie sich nicht betrinken, sich nicht zanken, im Hause ihrer Herren keine Fenster einschlagen und keine Gehalts-Zulage fordern." — „Ich fürchte aber, daß hier die Menschen selbst zu Maschinen werden, weil ich in ihnen einen großen Hang nach Dünsten, besonders nach denen verfinde, die aus Porto kommen." — „Ach, mein Mütterchen! wann waren wohl die Menschen, in den Händen eines geschickten Lenkers, keine Maschinen?" — „Es ist aber doch schade! Es ist ein herrliches Volk! Im Schreiben wie im Arbeiten, im Streiten wie im Essen und Trinken — in Allem ist es gleich stark!" ... „Hätte es nur einen Gegner wie den seligen Napoleon, dem meine Urgroßmutter am 18. Brumaire auf der Nase saß ...." summte hinter uns eine alte Fliege, die sich über meine Nachbarin geärgert hatte. — „Willst Du wohl schweigen, alte Tory", sprach meine Freundin, „oder ich werfe Dich den Augenblick in ein Spinngewebe!" — „Nun, darauf laß ich's ankommen, versuch' es einmal! Wir wollen doch sehen, wer stärker ist!" — „Laß uns davonfliegen!" flüsterte mir die Radikale zu. „Mit dieser Alten ist nicht zu sprechen! Heute giebt es einen Advokatenschmaus, eine jährliche Feierlichkeit dieser achtbaren Corporation. Wir wollen dort zu Mittag essen." — In dem sehr großen Saal einer Taverne saßen gegen 500 Advokaten bei Tische. An Speisen gab es so viel, daß eine ganze Brigade Französischer Grenadiere drei Tage lang davon hätte leben können. Der Vorrath von Wein und Porter war so groß, daß, wenn man Alles in die Seine gegossen hätte, ganz Paris 24 Stunden lang berauscht gewesen wäre. In meinem Leben sah ich nicht solche ungeheure Fleischmassen, als hier die Englischen Rostbeefs bildeten! In unserm flachen Rußland wären es Berge gewesen, die man auf der Landkarte würde verzeichnet haben. Später wurden ganze Gärten von Gemüse und ganze Heerden gekochter Hühner umhergetragen. Alles nahrhaft und in großen Massen. Saucen und Pasteten gab es nicht. Zuletzt erschien ein ansehnlicher Plum-Pudding, d. h. einige Pud geweichtes Weißbrod, das Mark von einer Heerde Ochsen, eine halbe Ladung Rosinen und eine Art von Sauce dabei. Diese Speise gefiel mir: sie war süß und sättigend. — Nun kommen Toaste und Reden an die Reihe. Einer der Tischgäste schlug dreimal mit der Faust auf den Tisch und sprach dann in mächtigen Tönen, wie folgt: „Möge die Verwirrung und Dunkelheit in den unzähligen Englischen Gesetzen bis auf ewige Zeiten fortdauern."*) — Ein lautes Hurrah erschallte! — ich aber, auf's Höchste erschreckt, flog zum Fenster hinaus.

In einer benachbarten Taverne schmausten Kaufleute erster Klasse. Auch Lords waren dort, Militair-Personen und Civil-Beamte, denn in England ist Alles Kaufmann. Speisen und Getränke waren dieselben, denn in England, mit Ausnahme einiger verwöhnten Lords, ißt und trinkt Alles gleich. Rostbeef, Beefsteaks, Pudding, gedämpftes Gemüse und gekochte Hühner sind ewig und immer eine Nothwendigkeit; sie sind die Constitution der Englischen Küche. — Auch hier gab es Toaste und Reden! Hier wog man die ganze Welt, sammt allen ihren äußeren und inneren Schätzen, mit Apotheker-Gewichten; alle Räume wurden nach Zöllen und Linien berechnet, und das menschliche Geschlecht sortirte man wie eine Merino-Heerde. Ein ganz eigenes Ding ist doch der Handel in seiner höheren Bedeutung! Er begreift alle Wissenschaften und Künste in sich: Politik, Mathematik, Mechanik, Strategie, Geschichte, Geographie: ihm fehlt nur Poesie und Moral-Philosophie, sonst hat er Alles im Ueberfluß. — England ward mir indessen doch bald zuwider. Nicht mit Unrecht heißt es: außer dem Hause ist es gut, zu Hause aber besser. Auf dem ersten Schiffe kehrte ich in mein gastfreies gutes Rußland zurück.

Th. Bulgarin.

Mannigfaltiges.

— **Abenteuer eines Pferde-Liebhabers.** Dies ist der Titel**) eines sehr nützlichen und lehrreichen Büchleins, das vor kurzem in London die Presse verlassen hat. Daraus erfährt der Neuling, wie man beim Kauf, Tausch oder Verkauf von Pferden zu Werke gehen, und wie man die Pferde halten soll, wenn sie gekauft sind. Caveat emptor (Käufer, thu' die Augen auf!) ist der Name des Verfassers und sein Beruf der eines praktischen Rechtsgelehrten, der aber (wie er selbst sagt) „auf dem Sattel eben so fest ist, wie auf der Tribune." Seine Kenntniß von Pferden und Pferdehändlern gründet sich auf vieljährige Erfahrung; er hat sie zwar nicht ganz ohne Opfer erworben, kann aber doch mit Stolz sagen: „Ich habe in den letzten 22 Jahren über 100 Pferde in meinem Stall gehabt, und mein Verlust an jedem derselben beträgt im Durchschnitt nur drei Pfund Sterling." Außerdem rühmt er von sich, daß er noch nie durch die Capricen eines Pferdes zu einem Beinbruch oder einer Verrenkung gekommen sey. Das Buch muß den Pferde-Liebhabern um so erwünschter seyn, als die mit dem Besitze dieses „edlen und nützlichen Thieres" (wie es im Bilder-A-B-C-Buch heißt) verknüpften Fatalitäten ein bedeutendes Item in dem Kataloge der menschlichen Leiden bilden. Es gewährt übrigens Trost, zu bedenken, daß viel Unglück der Art nur aus Unwissenheit entsteht. Der Pferdehändler ist verschmitzt, weil es ihm an solider Kenntniß und wahrem Verstande gebricht; er sucht seine Unwissenheit mit Schurkerei aufzuwiegen. Der plumpe Grobschmied, der das Pferd während des Beschlagens lähmt, und der Quacksalber, der es langsam zu Tode *kurirt*, sind Einer des Anderen würdig. Von den Reitern aber *versteht nicht* ein Zehntheil, sich im Sattel zu halten; kein Wunder also, wenn *kaum* ein Zwanzigtheil die Kräfte und Eigenschaften, die Anatomie und Constitution des Pferdes gehörig kennt.

(N. R.)

— **Die Diät des Londoner Bürgers.** Frische Luft, Reinlichkeit, Nüchternheit und zweckmäßige Bewegung sind die wahren Gesundheits-Regeln. Laßt uns nun einmal sehen, wie der Londoner Bürger dieselben befolgt; wir betrachten dabei seine Lebensweise nur im Durchschnitt. Unser ehrsamer Freund wohnt in einer räucherigen Gasse. Er verläßt sein Bette um acht oder halb neun Uhr, wäscht sich Gesicht und Hände, reinigt seine Zähne und frisirt sein Haar. Er frühstückt, d. h., er trinkt eine tüchtige Portion heißen Thee und speist dazu Butterschnitten, hartgesottene Eier, Speck oder dergleichen; Alles in großer Hast. Nach dem Frühstück geht er in sein Geschäfts-Lokal, oder er fährt lieber, wenn er's haben kann; seiner Füße bedient er sich überhaupt nur nothgedrungen. Um fünf Uhr läßt er sich ein Diner aus Fleischspeisen oder Fischen, Gemüsen, Pudding, Bier und Wein oder Liqueurs in reichem Maaße schmecken. Dann steckt er wieder in seinem Geschäftszimmer bis acht Uhr, um welche Zeit eine gleiche Quantität von heißem Thee und Butterbrod verschlungen wird, wie am Morgen, nur mit dem Unterschiede, daß die Tassen kleiner und die Butterschnitten dünner sind. Er plaudert, schläft oder liest bis eilf Uhr und setzt sich dann zu einem widerhaltigen Souper, von dem er nur aufsteht, um sich zu Bette zu legen. An Sonntagen wäscht er ein wenig mehr als Gesicht und Hände, und macht sich etwas mehr Bewegung im Freien, nimmt aber auch dafür ein Diner ein, das von noch schwererem Kaliber und noch ärgerer Disharmonie der einzelnen Gerichte ist, als die Werkeltags-Mahlzeit. So ist die Woche vergangen, und wie hat er im Verlaufe derselben für seine Gesundheit gesorgt? An den Werkeltagen hat er kaum Bewegung gehabt, am Sonntage vielleicht sich übermüdet. Die Luft, die er eingesogen, ist von mephitischen Dünsten schwanger gewesen, und getafelt hat er dabei wie Falstaff. So lebt unser wackerer Mitbürger; wird aber auch zur Vergeltung schon im dreißigsten Jahre runzlig, engbrüstig und hypochondrisch, wie ein Greis.

(L. Hunt's Journal.)

— **Ein geheimnißvoller Kriminalfall.** John Meynell, von einer Familie in North-Kilvington, starb ohne Testament, und es wurde am 16. September 1690 dem Yeoman Stephen Kirk in Thornton-le-Street die Verwaltung der Effekten des Verstorbenen übergeben. Aus dem Bericht über die Ausgaben beim Leichenbegängniß, der noch vorhanden ist, ersieht man, daß dabei 288 Galonen Ale und eine eben so ungeheure Menge Kuchen und Zwieback verbraucht wurden. Die ganzen Kosten wurden aus dem Nachlasse des Verstorbenen von seinem Onkel, dem Major John Talbot, bezahlt, der nach dem Ableben seines Neffen, John Meynell, dessen Grundstücke in Little Broughton und Dromanby in Besitz genommen hatte. Ungefähr acht Jahr nach diesem Ereigniß wurde von Roger Meynell in North-Kilvington, Vetter des Verstorbenen (Vorfahr des jetzigen Herrn Thomas Meynell), da sich das Gerücht verbreitet hatte, John Meynell sey ermordet worden, eine Klage gegen den Major John Talbot anhängig gemacht und auf die Zurückgabe der Güter angetragen, welche in dessen Besitz gekommen waren. Aus den Plaidoyers in dieser Sache ergab sich, daß John Meynell, der Katholik war, seine Ländereien seinen beiden protestantischen Oheimen, Roger und John Talbot, hatte verschreiben lassen, um die Beschlagnahme derselben nach den in Folge des verruchten Plans des meineidigen Oates damals streng verschärften Pönal-Statuten zu verhindern, jedoch mit dem Vorbehalt, daß seine beiden Oheime sie nur für ihn in Verwahrung haben sollten. Dessenungeachtet nahm der Major John Talbot nach John Meynell's Tode die Güter in Anspruch und in Besitz, und der gesetzliche Erbe, Roger Meynell, klagte nun auf Zurückgabe derselben, die ihm auch vermöge des richterlichen Ausspruchs von Sir John Trevor zuerkannt wurde. Aus dem Zeugen-Verhör erhellt, daß, als der Verdacht der Ermordung entstand, Cuthbert Brown, der Diener des verstorbenen John Meynell, verhaftet und vor dem Friedensgericht zu Ripon vernommen wurde, wo er die abscheuliche That eingestand und auch erklärte, auf wessen Anstiften er sie vollbracht habe. Als er jedoch vor die Richter in York gebracht wurde, weigerte er sich hartnäckig, auf die Anklage zu antworten, blieb stumm und litt die unter dem Namen peine forte et dure bekannte Strafe, unter deren Qualen er auch seinen Geist aufgab. Das Zeugen-Verhör enthält Angaben, wonach man den Onkel, Major John Talbot, unbedenklich der Aufreizung zum Morde schuldig erachten muß.

(Burke's Commoners.)

*) Dieser Toast ist nicht etwa fingirt, sondern ward in der That ausgebracht.
Der Verfasser.

**) Genauer: „Adventures of a Gentleman in search of a horse."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 133. Berlin, Freitag den 6. November 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Revue du Nord. — Die junge Literatur. — Études sur Goethe. — Au-delà du Rhin. — Bettina und Mstrs. Austin. — Deutsche Architektur in England.

Wir waren nicht wenig überrascht, als wir in dem Inhalts-Verzeichnisse eines der letzten Hefte der in Paris erscheinenden Revue du Nord, welche jetzt den längeren Titel „Revue des états du Nord et principalement des pays Germaniques" angenommen hat, einen Artikel angekündigt fanden mit der Ueberschrift „État de la littérature allemande dans les pays étrangers." — Das ist ja unsere Rubrik: „Deutsche Literatur im Auslande!" riefen wir ganz erfreut über das Plagiat, auf das wir um so stolzer waren, als wir darin nicht bloß eine allgemeine und nationale, sondern auch noch die besondere Anerkennung unseres bescheidenen journalistischen Bestrebens zu finden glaubten. Wir fanden jedoch nichts Anderes, als eine trockene Uebersetzung des Artikels „Deutsche Literatur im Auslande" im Brockhausischen „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur", dessen Verfasser unsere Rubrik allerdings vor Augen gehabt, der sich jedoch dabei ein wenig übernommen hat, wenn ihn die schwachen Reflexe unserer Literatur in Frankreich und England zu dem Ausspruche verleiteten, que la littérature allemande ferait le tour de monde. Es ist wahr, einige Franzosen und Engländer haben sich in den letzten Jahren mehr um Deutsche Literatur bekümmert, als es ihre Landsleute je vorher gethan; man hat Goethe's Faust zum siebenten Mal in's Englische*) und sogar Theodor Körner's „Nachtwächter" in's Französische übersetzt; was will aber alles dieses im Vergleiche zu den Massen sagen, die unser Meß-Katalog halbjährlich als Einfuhr-Artikel aus Frankreich und England verzeichnet? Was bedeutet der vielbesprochene Einfluß Deutscher Philosophie auf die heutige Gelehrsamkeit der Franzosen im Vergleiche mit der täglichen Nachahmung, die das literarische Treiben der Letzteren bei unseren jüngern und ältern Schriftstellern findet, und die mitunter als eine wahrhafte Influenza unser Land überzieht? Denn Vaudevilles und Romane sind es nicht bloß, die wir den Franzosen abborgen, um damit unsere Theater und unsere Leihbibliotheken zu schmücken — das ist freilich ein offenes eingestandenes Verfahren — nein, wir borgen ihnen auch, und ohne es einzugestehen, ihre Ideen, ihre literarischen Moden und Thorheiten ab, als ob wir der letzteren nicht genug auf eigenem Boden gepflanzt und gezogen hätten! Als der St. Simonismus vor fünf Jahren in Frankreich aufkam, da meinten Einige, St. Simon habe die Weisheit seiner Lehren aus Deutscher Quelle geschöpft; Andere sagten dagegen, wenn auch das nicht wäre, so würde doch die Thorheit derselben gewiß bald in Deutschland einziehen. Und diesen würde es in der That jetzt weniger schwer als jenen werden, den Beweis für ihre Behauptung zu liefern. Es giebt zwar gewisse Ideen der Zeit, von denen eine gebildete Nation so gut wie die andere durchdrungen ist, ohne daß eben erst eine der anderen sie nachbetet; wer aber unsere sogenannte „junge Literatur", deren Name selbst auch nur eine Nachahmung Französischer Ausdrucksweisen ist, über religiöse und sociale Zustände und Bedürfnisse doziren hört; wer ihre Novellen, Kritiken und Antikritiken liest, in denen sie sich als die Entdecker einer neuen Ideenwelt, als die begeisterten Seher und Verkündiger eines nahenden Jahrhunderts, oder wohl gar als die Märtyrer einer von der Gegenwart noch nicht erkannten Wahrheit darstellen, der muß über die Eitelkeit der „jungen Literatur" lächeln, die so naiv ihren eigenen Ursprung verleugnet, und die nicht zugeben will, daß der glänzende Stil, den sie schreibt, nur zu Uebertragungen aus dem Französischen verwandt wird.

Inzwischen wollen wir doch gern anerkennen, daß es ein erfreuliches Zeichen der Zeit ist, wenn in Frankreich neben einander zwei Journale bestehen können, die sich fast ausschließlich mit Deutscher Literatur beschäftigen. Die Revue du Nord und die Revue Germanique ergänzen sich gegenseitig eben so in Bezug auf Kritik und Chrestomatisirung Deutscher Schriftsteller, als es das Echo Britanique und die Revue Britanique hinsichtlich der Englischen thun. An der Redaction der Revue du Nord nimmt ein Deutscher Theil, Herr Spazier; und es ist nur zu verwundern, daß trotzdem die Druckfehler in Deutschen Wörtern und Eigennamen nicht seltener darin vorkommen, als in anderen Französischen Journalen. Herr Marmier, der Haupt-Redacteur der Revue Germanique, hat in der letzten Zeit harte Anfechtungen wegen seiner „Études sur Goethe", und zwar sowohl in Deutschland als in Frankreich, zu erfahren gehabt. Freilich hat es sich aber auch unser Freund — und so dürfen wir ihn wohl vorzugsweise nennen, denn noch ist kein Franzose je so verliebt in Deutschland gewesen, als Herr Marmier — mitunter etwas zu leicht gemacht. Es ging ihm mit seiner Geliebten, wie manchen Anderen; er glaubte sie schon vollkommen zu verstehen, ihre ganze Seele meinte er in sich aufgenommen zu haben, während er doch nur ihre blonden Haare, ihre blauen Augen, ihre Wangengrübchen und ihren Rosenmund kannte. Ihr Eigensinn und ihre Launen kamen erst hinterdrein zum Vorschein, als die Hochzeit bereits vollzogen war; als die Études sur Goethe bereits gedruckt waren, da zeigte es sich, daß Herr Marmier den Dichter zwar mit großer Begeisterung gelesen, aber selten vollkommen verstanden habe. Doch fern sey von uns die hämische Weise, mit der einige Deutsche sich beeilt haben, das Werk des Herrn Marmier zu verdammen. Die ehrenwerthe Gesinnung, die sich darin ausspricht, verdient mindestens unsern Dank, und selbst die häufig vorkommenden Verstöße sind nicht von der Art, daß nicht eine leicht zu bewirkende Retouchirung eine zweite Auflage des Buches zu einem für die Franzosen recht nützlichen Leitfaden machen könnte.

Au-delà du Rhin heißt ein anderes bald nach St. Marc Girardin's Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne in Frankreich erschienenes Buch, das sich ausschließlich mit Deutschen Zuständen und Interessen beschäftigt. Schon der Titel deutet darauf hin, daß der Verfasser, Herr Professor Lerminier, auch noch zu denjenigen Franzosen gehört, die den Rhein als die Deutsche Gränze ansehen, trotzdem, daß ihnen von Deutschen und Französischen Erdkundigen längst bewiesen worden, daß nicht sowohl Flußbetten als Bergketten die Trennungslinie der Nationen bilden, und daß mithin auch ein Französisches Buch über Deutschland viel eher „Au-delà des Vôges" als „Au-delà du Rhin" heißen müßte. Dem Titel entsprechend erscheint auch Hrn. Lerminier's „Politik" — und diese nimmt den ganzen ersten Theil seines Buches ein — als eine einseitig Französische, d. h. als ein in den Ideen der Juli-Revolution und des Französischen Journalismus sich bewegendes System von vagen Allgemeinheiten und Raisonnements. Dem Verf. der Introduction à l'histoire du droit ist gerade der Boden des historischen Rechtes in diesem seinem neuen Werke unter den Füßen entschlüpft, und so kommt es denn auch, daß er in seiner seltsam zusammengestoppelten Sammlung historischer Aktenstücke von der Wiener Bundes-Akte unmittelbar zu den neuesten Bundestags-Beschlüssen hinüberspringt und unter Anderm die Deutschen Burschenschaften als einen Ausfluß der Juli-Revolution ansieht. Die „Wissenschaft", welcher der zweite Theil seines Werkes gewidmet ist, steht Hrn. Lerminier schon besser, als die „Politik". Auf dem Gebiete der ersteren bewegt er sich frei und natürlich, während er auf dem der letzteren sich gleichsam hinaufschraubt und in seinem Raisonnement zu einem Radikalen wird, der er seiner Natur nach gar nicht ist, was uns leicht Alle bezeugen können, die mit uns den eben so liebenswürdigen als bescheidenen Französischen Gelehrten vor zwei Jahren in Berlin gesehen und kennen gelernt haben. Es geht ihm in jenem Punkte, wie den Meisten von seinen Landsleuten, die sich durch ihre „verve", durch den glänzenden Effekt eines Kraft-Ausdrucks, einer schönen Tirade, verführen lassen und sich am Ende selbst darüber wundern, daß ihre niedergeschriebenen Gedanken ganz andere geworden sind, als ihre bloß gedachten oder ausgesprochenen. Daher haben wir auch so oft schon den umgekehrten Fall erlebt, daß Französische Schriftsteller, die als Ultraliberale bekannt waren, sobald sie in das praktische Leben eintraten, wo es nicht mehr bloß zu schreiben, sondern zu handeln galt, mit überraschender Besonnenheit zu Werke gingen und scheinbar sich widersprachen, während sie eigentlich nur aus einem überreizten Zustande zu dem natürlichen zurückgekehrt waren.

Was Herr Lerminier in dem wissenschaftlichen Theile seines Werkes über Preußen und insbesondere über Berlin sagt, ist um so schmeichelhafter für beide, als es nicht aus einer einseitigen Kenntniß von Preußen und Berlin, sondern aus einer sorgfältigen Vergleichung aller Deutschen Länder und Zustände hervorgeht. Es ist diese Anerkennung auch um so erfreulicher, als man hier und da im Auslande schon anfängt, Gewicht zu legen auf jene seltsame literarische Polemik gegen Berlin, die in einer Süddeutschen Hauptstadt seit einigen Jahren, und zwar aus keinem anderen Grunde geführt wird, weil — der Himmel weiß, wo die Herren den Beweis dafür hernehmen wollen! — Berlin sich anmaße, in Deutschland denselben Centralpunkt für Literatur und Kunst bilden zu wollen, den Paris und London für Frankreich und England bildeten. Um jenen Herren nicht die Bemerkung an die Hand zu geben, daß wir

*) Die siebente Uebersetzung ist von einem Schotten, Dr. Anster, der auch noch andere Gedichte von Goethe übertragen hat.

mit selbstgefälliger Eitelkeit dasjenige weiter verbreiten, was im Auslande vom wissenschaftlichen Standpunkte aus über Berlin im Vergleiche mit anderen Deutschen Hauptstädten gesagt wird, verschmähen wir es, einen in dieser Beziehung veranstalteten Auszug aus dem vorliegenden Werke mitzutheilen. Damit unsere Leser jedoch einen Begriff von der Darstellungsweise des Herrn Lerminier erhalten, geben wir hier eine von seinen Charakteristiken Deutscher Gelehrten, die selbst für diejenigen, die den Mann, um den es sich hier handelt, nicht kennen, von Interesse seyn dürfte.

„Wer ist", sagt Herr Lerminier, „jener lebhafte, unruhige und geistvolle Mann, der so gern spricht, und der sich selbst und Anderen dieses Vergnügen so selten versagt? Es ist der Professor ****, der unbeugsame Gegner der historischen Schule. Er hat sie mit auffallendem Ungestüm angegriffen und setzt seine Feindseligkeiten mit glühendem Eifer fort. Er ist eben so schreib- als redselig, gleich fruchtbar und eloquent; sein Charakter ist trefflich und geachtet; er hat sich Feinde gemacht, die er sich hätte ersparen können; er hat nicht bedacht, daß man sich im Leben keine unnöthige Feindschaften zuziehen und daß man nicht einen gewissen Luxus in Anfeindungen setzen sollte, denen eine überlegene Natur oft ausgesetzt ist. Seine Freundschaft ist innig und aufrichtig, sein Haß mehr lärmmachend als gefährlich. Durch seine Reden hat er nicht selten schon sich selbst mehr als Anderen geschadet, und seine Gegner konnten es sich zuweilen nicht versagen, seinen unversiegbaren und eigenthümlichen Redefluß als läppische Schwatzhaftigkeit zu bezeichnen. Mit seinen Eigenschaften und seinen Fehlern ist Professor **** an der Universität zu ** ganz am rechten Orte. Es bedurfte eines solchen Mannes, um gegen die imposante Majestät der historischen Schule mit Gewalt anzustürmen. Herr **** bildet auch das Mittelglied zwischen Franzosen und Deutschen, welche Letzteren er von unserer neueren Geschichte unterhält. Für Napoleon hat er eine Art von Leidenschaft gefaßt, und vor einigen Jahren ließ er es sich sogar beikommen, die Geschichte dieses Eroberers in einer eigenen Vorlesung zu behandeln. Die geistige Beweglichkeit, die beständige Unruhe, die ihn zuweilen zum Renommisten in der Welt der Ideen machen, entspringen eigentlich aus einem edeln Gefühl, aus der Liebe zum Nachruhm, aus welcher der berühmte Professor mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit nicht das mindeste Hehl macht. Er möchte gern seinen Ruf als Rechts-Historiker durch einen „Nouvel Esprit des Lois" noch vermehren, der ihn der Unsterblichkeit Montesquieu's beigesellen würde. Er bedauert es, keine Gelegenheit zu haben, seine Stimme auf einer öffentlichen Rednerbühne vernehmen zu lassen, und in Ermangelung derselben arbeitet er, spricht er, läuft er hin und her, quält er sich und vermehrt er in gleichem Maße die Anzahl seiner Feinde, seiner Bewunderer, seiner Fehler und seiner Ansprüche auf dauernden Ruhm. Seit dem Tode seines berühmten philosophischen Lehrers vereinigt sich die Schule desselben um Herrn ****; die ausgezeichneten Männer, welche diese Schule bilden, scheinen der geistigen Anregung zu bedürfen, an der ihr Freund es nicht fehlen läßt; ihre verschiedenen Neigungen finden in dem Umgange mit Professor **** einen gemeinschaftlichen Heerd, dessen Flamme lebendig genug ist und nach so verschiedenartigen Richtungen hin um sich greift, daß sie alle davon erwärmt werden."

Wir kommen vielleicht auf das Werk des Herrn Lerminier noch einmal zurück und bemerken nur, daß auch Englische Blätter bereits Auszüge daraus mitgetheilt haben. In diesen wird überhaupt das Interesse für Deutsche Literatur immer reger. So finden wir z. B. in einem einzigen Blatte des Londoner Athenäums (vom 17. Okt. d. J.) Auszüge aus nicht weniger als drei Deutschen Werken, nämlich aus „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde", aus „Eduard Pöppig's Reise in Chili, Peru u. s. w." und aus „Pestalozzi's bisher unedirten Briefen" (Bern, Jenni). Von Bettinens Briefwechsel wird bei dieser Gelegenheit gesagt, daß auch die Englische neuere Literatur nichts aufzuweisen habe, was demselben an lebendiger poetischer Darstellung, so wie an Originalität gleichkomme. Indessen soll doch Mistreß Sarah Austin, die sich jetzt bereits mit der Uebersetzung der nächstens in Deutschland erscheinenden „Briefe über England", von Friedr. v. Raumer, beschäftigt, erklärt haben, daß sie es für unmöglich halte, Bettinens unübertreffliche Schilderungen ohne Auswahl dem Britischen Publikum mundrecht zu machen.

Von Englischen und Deutschen Zeitungen ist vor einiger Zeit gemeldet worden, daß die beiden Meister der Deutschen Architektur, Schinkel in Berlin und Klenze in München, so wie mit ihnen auch der Bau-Direktor Ottmer in Braunschweig, zu Ehren-Mitgliedern des Englischen Architekten-Vereins ernannt worden sind; damit scheint ein Artikel „über die jetzige Schule Deutscher Baukunst", der sich in einem der letzten Hefte der Foreign Quarterly Review befindet, in Verbindung zu stehen. Beide genannte Koryphäen finden darin die verdiente Würdigung, und zwar werden die Werke der Meister selbst vorgeführt, um ihre unterscheidenden Merkmale darzuthun und den Britischen Baukünstlern einen Spiegel vorzuhalten, in welchem sie mit Beschämung erkennen sollen, wie weit sie hinter einem Lande zurückgeblieben, das freilich in allen bloß mechanischen Fertigkeiten mit England sich nicht messen darf. Wir können es uns nicht versagen, eine von den Stellen zu übersetzen, die uns — man wird uns diese National-Schwachheit wohl verzeihen — mit einem gewissen Stolz erfüllten — einem Gefühl, das wir auch bei unseren Lesern voraussetzen dürfen, wenn sie im Auslande die Heimath geehrt finden. Nach einer detaillirten Beschreibung des Museums in Berlin sagt der Englische Kritiker:

„Hier lasset uns ein wenig innehalten und uns fragen, ob es wohl irgend ein anderes Werk der neueren Baukunst giebt, das mit diesem, wenn erst alle seine Verzierungen fertig seyn werden,*) auch nur verglichen werden kann!"

„Welche Einfachheit im Grundriß, und doch welche Mannigfaltigkeit und Originalität im Plane! Welcher klassische Sinn, gepaart mit neuen Erfindungen! Welche reiche Pracht, und doch welche edle Keuschheit des Stils! Hier hat der große Deutsche Meister ein Bauwerk geschaffen, das in der That würdig ist der Bestimmung, ein Palast der Künste zu seyn. Freigebig, aber nicht verschwenderisch, hat er es auf gleiche Weise mit Lieblichkeit und Glanz ausgeschmückt, und über dasselbe den Zauber einer dichterischen Einbildungskraft ausgegossen. Einige seiner Kritiker sind freilich der Meinung, daß er eher noch zu wenig als zu viel gethan, und daß er auch die drei anderen Seiten des Museums nicht minder glänzend als die Haupt-Façade hätte machen sollen; aber wenn wir auch zugeben, daß alsdann unsere Bewunderung seines Werkes noch um so viel größer seyn würde — indem es in der That gefährlich scheint, der neueren Baukunst ein solches Muster vorzuhalten, da diese nur zu oft hinter einer glänzenden Façade ein nüchternes armseliges Gebäude verbirgt — so dürfen wir doch nicht übersehen, daß die drei anderen Seiten des Museums, obwohl sie keinen Vergleich mit der Haupt-Fronte aushalten und bescheidener sind, als sie hätten seyn können, sich doch durch ihre edle Einfachheit auszeichnen und sich dem Ganzen in würdiger Weise anschließen. Hier findet sich kein verletzender Uebergang von einem pomphaften zu einem gemeinen und trivialen Stile, kein plötzliches Abbrechen oder Versinken, wie es sich nur zu oft bei neueren Englischen Bauwerken, und zwar selbst bei denjenigen von der größten Prätension, kundgiebt. Im Gegentheil wird durch die Fortsetzung des Architravs (entablature) rings um das ganze Gebäude, so wie durch die kühnen antae an jeder Ecke, die vollkommenste Harmonie bewirkt, während wir den schönen Verhältnissen und der prunklosen Eleganz auch dieser drei Seiten unseren Beifall nicht versagen können. Ja, diese drei Seiten sind bei ihrer Einfachheit so kunstreich, daß sie an und für sich, und ganz abgesehen von der Haupt-Façade, als geschmackvolle Muster der Architektur gelten könnten."

Der Verfasser schließt mit der Bitte, daß man seine Beschreibung Schinkelscher Bauwerke ja nicht für hyperbolisch halten möge; eine so reiche Phantasie vertrage allerdings keine trockene Darstellungsweise, und wenn dem Leser, eben der Fülle des Stoffes wegen, Manches nicht habe deutlich gemacht werden können, so sey ihm nur zu rathen, zu Schinkel's Zeichnungen selbst zu greifen, „aus denen wir", fügt der Englische Kritiker hinzu, „was den Reichthum und die Mannigfaltigkeit, deren die Architektur fähig ist, so wie was die Anwendung der antiken Kunst zu modernen Zwecken betrifft, mehr gelernt haben, als aus allen anderen die neuere Baukunst behandelnden Werken, die uns jemals zu Gesichte gekommen sind." J. Lehmann.

England.

Das Zeitungswesen in England.

Unter allen Veränderungen, welche in Folge der gesteigerten Civilisation mit den verschiedenen Klassen und Gewerben der Englischen Gesellschaft vorgegangen sind, ist wohl keine auffallender, als die, welche die Journalisten und Zeitungsschreiber im Laufe der Zeit erfahren haben. Um uns davon zu überzeugen, dürfen wir nur auf die Geschichte der Entstehung und der Entwickelung der periodischen Presse in England einen kurzen Blick werfen.

Die ersten Englischen Zeitungen verdankten ihren Ursprung der Politik des Lord Burleigh, der, als England unter der Regierung Elisabeth's von der Spanischen Armada bedroht wurde, sich einer Zeitschrift zu dem Zwecke bediente, um das Volk mit den Absichten der Feinde und allen den Maßregeln bekannt zu machen, die man zur Vernichtung derselben ergreifen müßte.

Aber erst während des Zerwürfnisses zwischen Karl I. und dem Parlamente fing man an, zu begreifen, welchen Einfluß diese Tages- oder Wochenblätter ausüben könnten. Die Anhänger des Monarchen sowohl, als seine Gegner, suchten sich in gleicher Weise der Zeitungen zu bemächtigen, um die verschiedenartigen Ereignisse wo möglich in ein ihren besonderen Interessen günstiges Gewand einzukleiden, so wie die vielen lügenhaften Berichte zu widerlegen, die von Seiten ihrer Widersacher ausgesprengt wurden.

Eine besondere Wichtigkeit erhielten die Zeitungen bald für alle diejenigen, die in Privat-Angelegenheiten eine Anzeige unter das größere Publikum zu verbreiten beabsichtigten. Der Redacteur, der fast immer zu gleicher Zeit Eigenthümer und Drucker seines Journals war, machte meist selbst den Commissionair und Vermittler bei den vorkommenden verschiedenartigen Verhältnissen.

Wenn man die Annoncen in den Englischen Journalen aus dem Jahre 1697 liest, so ersieht man daraus, daß die Redaction gewissermaßen immer selbst die Genauigkeit und Richtigkeit der Details verbürgte, die in denselben bezeichnet waren. Auch pflegte Niemand, der irgend eine Anzeige zu machen hatte, seine eigene Adresse anzugeben, sondern man überließ die Leitung und Besorgung des einzelnen Geschäfts ohne Weiteres dem Redacteur des Blattes. Dieser war es, der Häuser miethete, Wirthschaften pachtete, Lehrlingen und Dienern Stellen verschaffte, allerlei Waaren en detail zu verkaufen hatte und mitunter auch selbst den Heiraths-Vermittler bei seinen Kundleuten machte. Heutzutage würde sich schwerlich ein Redacteur en chef auffinden lassen, der sich zu so verschiedenartigen Geschäften hergäbe.

Dafür hat aber auch das moderne Zeitungswesen in England eine Wichtigkeit und Ausdehnung erhalten, von der man sich in früheren Zeiten kaum einen Begriff machen konnte. Unabhängig von den Leuten, die mit dem Aeußeren und Materiellen des Druckes beschäftigt sind, bilden die Redacteure, ferner die Berichterstatter der Parlaments-Sitzungen, die Uebersetzer und endlich die Commis, die bei einem Londoner Journal angestellt sind, ein Corps von zehn bis zwanzig literarisch gebildeten Männern, die stets bereit sind, ihre Arbeiten und

*) Der Verf. meint hier die noch zu erwartenden Fresko-Malereien und anderen Verzierungen in der Säulenhalle der Haupt-Façade.

Mühen zum Besten der gemeinschaftlichen Unternehmung zu vereinen. Es sind Leute, die sich überall Zugang zu verschaffen wissen und die auch bei allen wichtigen Ereignissen selbst zugegen sind; bald sieht man sie in der Westminster-Abtei, wo sie der Krönung des Monarchen beiwohnen, bald findest du sie mitten unter dem Tumult der stürmischen Volksversammlungen, oder bei der Hinrichtung eines großen und fürchterlichen Verbrechers.

Eine moderne Englische Zeitung zählt unter ihren Redacteuren Personen von allen Klassen. Die berühmtesten Staatsmänner, die ersten Pairs des Königreichs verschmähen es nicht, mit dem Redacteur en chef eines Journals selbst zu korrespondiren, während der gemeine Mann, den der Zufall irgend einem Ereignisse beiwohnen läßt, oft auf der Stelle in das Büreau des nächsten Journals hinläuft, um das mitzutheilen, was er mit eigenen Augen gesehen. Der letztere Umstand ist es besonders, dem die Londoner Tagesblätter stets eine Masse von Neuigkeiten zu verdanken haben, die man in anderen Ländern nicht immer so leicht aufzutreiben weiß. Andererseits aber ist zugleich der Nachtheil damit verbunden, daß oft Leute, die sonst gar keinen Beruf haben, beständig auf der Lauer sind, um nur allerlei Neuigkeiten aufzuhaschen, und, wenn sich keine in der Wirklichkeit ereignen, selbst dergleichen zu erfinden sich bemühen. Auf diese Weise können sich denn die Redacteure gar nicht genug vorsehen, um nicht auch manche lügenhafte und falsche Berichte in ihre Blätter mit aufzunehmen. Was aber bei den modernen Zeitungen am meisten in Erstaunen setzt, ist die Schnelligkeit, womit Alles, was in den Parlaments-Sitzungen vergeht, aufgefangen und unter das Publikum verbreitet wird. Eine Rede, die in einem der beiden Häuser um fünf Uhr des Morgens improvisirt wird, ist schon um neun Uhr vollständig gedruckt neben der Theekanne auf unserem Frühstückstische anzutreffen.

Eine Zeitung ist gleichsam ein mit Flügeln versehener Omnibus. Sie durchfliegt alle Räume in der kürzesten Zeit. Sie ist ein ephemärer Riese, der mit jedem Morgen neu geboren wird und der sogleich von Kopf bis Fuß bewaffnet in die Welt tritt. In seiner Hand hält er alle die Leidenschaften, alle die Vorurtheile, so wie alle Interessen, alle Tugenden und Laster des Jahrhunderts, vereint mit allen den verschiedenen Meinungen und Ansichten, die aus dem bunten und bizarren Gemisch hervorgehen. Ueberall kommt er an mit seinen Siebenmeilen-Stiefeln und verbreitet Alles, was er irgend aufzutreiben vermochte. Seine Stimme ist eine solche, die man stets anhören muß, man mag wollen oder nicht, und wenn er nicht selbst die öffentliche Meinung zu leiten im Stande ist, so fügt er sich klüglich darein, um derselben nachgiebig zu folgen. Vergeblich giebst du dich der Politik, dem Handel und allen den mannigfachen Interessen dieser bewegten und verkehrten Welt hin, das Journal weiß dich immer wieder als seine nächste Beute aufzutreiben und verfolgt dich auf der Ferse, ohne sich die geringste Bedenklichkeit daraus zu machen. Du magst immerhin, um den Neuigkeiten aus Frankreich und Rußland auszuweichen, das Packetboot besteigen und dich nach Lands-End einschiffen: das Journal schifft sich mit dir zu gleicher Zeit ein. Verbirg dich, wo es dir nur immer beliebt, es sucht dich auf und schreit dir, als wäre es dein beständiger Plagegeist, seine verzweifelten Berichte über das Unglück der Gesellschaft mit gellenden Worten in's Ohr; mit einem Worte, es verfolgt dich ganz so wie dein eigener Schatten, und du hast gar kein Mittel, ihm zu entgehen. Im Jahre 1825 reisten wir einmal nach Mexiko zu einer Zeit, wo jenes Land vom Kriege, von innern Unruhen und vom gelben Fieber verheert wurde. Es war noch kein Spekulant uns vorausgeeilt, um etwa wegen Ausbeutung der Silberminen Leib und Leben zu riskiren; auch war kein Reisender uns zuvorgekommen, um daselbst ein neues Buch oder eine Reisebeschreibung vorzubereiten: aber in dem ersten Hause, in das wir eintraten, fanden wir den Englischen Vice-Konsul in die Rauchwolke seiner Cigarre eingehüllt, und vor ihm eine Nummer jener unfehlbaren Times, die wir überall anzutreffen bestimmt waren.

Bekanntlich haben die Zeitschriften im Allgemeinen ihren Ursprung den Italiänern zu verdanken. Das Wort Gazella wird von Einigen von gazza (Elster), wegen ihrer Geschwätzigkeit, nach Anderen aber von der Benennung einer kleinen Venetianischen Münze abgeleitet, die man in der ersten Zeit für die Zeitungen bezahlte. Wie dem aber auch immer sey, gewiß ist, daß das erste den öffentlichen Ereignissen gewidmete Blatt zu Venedig unter den Auspizien der Regierung vertheilt und nur ein Mal des Monats herausgegeben wurde; aber bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschien es nur als Manuskript, da die Venetianische Regierung ohne Zweifel nicht die Absicht hatte, daß dasselbe auch in das Ausland überginge.

Während des größten Theiles des siebzehnten Jahrhunderts wurden die Zeitungen in England nur zu unbestimmten Zeiten ausgegeben; erst später fing man an, sie ein oder zwei Mal wöchentlich erscheinen zu lassen. Das erste tägliche Journal kam nach der Abdankung Jakob's II. unter dem Titel The Orange Intelligencer heraus.

Während der Regierung der Königin Anna gab es nur Ein tägliches Journal in England, die übrigen erschienen nur einmal wöchentlich. Einige versuchten es schon damals, die Literatur mit der Politik zu verbinden, und Sir Richard Steele entwarf um diese Zeit den Plan zu seinem Tatler; aber dem eleganten Addison war es vorbehalten, die Politik aus seinem interessanten Blatte, dem Zuschauer, gänzlich zu verbannen, und seit der Zeit erst haben sich auch die literarischen Journale von den eigentlichen Zeitungen fast gänzlich geschieden.

Anfänglich erschienen die Zeitungen alle in sehr kleinem Formate, und es war in denselben auch eben nicht viel mehr als in einem gewöhnlichen Briefe enthalten; aber seit 1713 sah man sich durch die Stempelgebühr, die auf die Zeitungen gelegt wurde, und durch noch mancherley andere Umstände genöthigt, das Format derselben zu vergrößern und zu gleicher Zeit den Preis dafür zu erhöhen. Trotz der wichtigen Ereignisse aber, die nicht nur in Großbritanien, sondern in ganz Europa während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vorfielen, scheint es den Redaktoren oft an Stoff gefehlt zu haben, um ihre Spalten, so klein sie auch noch immer waren, auszufüllen. Im Jahre 1756 half sich die Zeitung von Leicester, ein Blatt, das zu London gedruckt und in der Provinz ausgegeben wurde, dadurch aus der Verlegenheit, daß es in jeder Nummer einen langen Auszug aus der Bibel lieferte. Es begann mit der Genesis und fuhr fort bis zum zehnten Kapitel des zweiten Buches Mosis. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

The Marys. (Die Marien, oder Ideale weiblicher Heiligkeit.) Von R. Philip. 3½ Sh.

Account of New-Zealand. (Nachrichten über Neu-Seeland und über die Missionen im Norden der Insel) Von dem Geistlichen W. Yate. 10½ Sh.

Frankreich.

Die Aufsuchung der „Lilloise."*)

Neuerdings hat Herr Tréhouart, Commandeur der Korvette „la Recherche", dem Französischen Marine-Minister folgenden Bericht über die vergebliche Reise abgestattet, die er nach der westlichen Küste von Island und nach den Eisfeldern an der Ostküste von Grönland unternommen, um daselbst die seit längerer Zeit vermißte, vom Capitain Jules de Blosseville befehligte Kanonier-Brigg „Lilloise" aufzusuchen.

„Mein Herr Minister! Als ich am 27. April von Cherbourg abreiste, überfiel uns gleich in der ersten Nacht ein Windstoß, in Folge dessen ich mich entschloß, westlich an den Britischen Inseln vorbei zu steuern. Am 7. Mai erblickten wir die südliche Küste von Island, und am 11ten ankerte ich vor Reikiavik."

„Ich verließ den Ort am 18ten, und nachdem wir einige Tage mitten unter den Fischer-Fahrzeugen zugebracht, die ich in großer Masse am Kap Staalbierg antraf, begab ich mich nach Dyrefiord, wo ich den protestantischen Geistlichen besuchte. Von diesem erhielt ich die beiden Schreiben, das eine in Dänischer, das andere in Lateinischer Sprache, die ich Ihnen bereits zustellen zu lassen die Ehre hatte. Ew. Excellenz werden daraus ersehen haben, daß man sich jetzt schon nicht mehr wie im vorigen Jahre mit dem Gerüchte trägt, als hätte ein Holländischer Capitain die „Lilloise" zu Grunde gehen sehen, sondern es heißt vielmehr nur, daß ein Capitain jener Nation einen Matrosen von Dünkirchen davon sprechen hörte, daß diese Brigg im Golf von Brede-Bugt oder unter den Eisschollen untergegangen seyn müßte.

„Ich durfte mich nicht lange bei einem so unbestimmt lautenden und vagen Gerüchte aufhalten und wandte mich daher gleich nach Onundarfiord, wo ich von Herrn Sevenden, einem Dänischen Kaufmanne, eine Note erhielt, die mir die Hoffnung einflößen konnte, die Spuren des aufzusuchenden Schiffes zu entdecken. Sie lautete in der wörtlichen Uebersetzung ungefähr wie folgt:"

„„Der einzige Bericht, der von Lusbaie durch ein Holländisches Fischerschiff hier einlief, besteht darin, daß das eben erwähnte Fahrzeug zur selben Zeit, wo es am Nordkap mit der Fischerei beschäftigt war, die vermißte Französische Brigg in den ersten Tagen des Septembers 1833 in der Entfernung von einigen Meilen auf der hohen See habe untergehen sehen, ohne daß es, wegen des widrigen Windes, im Stande war, der unglücklichen Mannschaft zu Hülfe zu kommen.""

„Da Herr Sevenden sich weder an den Namen der Person erinnern konnte, von der er diese Berichte erhalten, noch die Zeit anzugeben wußte, zu welcher er sie empfangen hatte, so wandte ich mich selbst nach Lusbaie, in der Hoffnung, dort etwas Positiveres zu erfahren; allein meine Hoffnung ward getäuscht. Zufällig begegnete ich sieben von den Holländischen Fahrzeugen, die gewöhnlich nach Island auf die Fischerei ausgehen. Die Aussage dieser Schiffer veranlaßte mich, zu glauben, daß jene Nachricht ganz ungegründet sey; sie kamen nämlich alle aus einem kleinen Hafen, der Meuse von Vlardingen, und versicherten mir, daß, wenn irgend einer ihrer Kameraden von der erwähnten Thatsache etwas gewußt, derselbe gewiß nicht unterlassen hätte, ihnen die Nachricht sogleich mitzutheilen, so wie seine Regierung auf der Stelle davon in Kenntniß zu setzen. Mit diesen vergeblichen Fahrten bei einem stürmischen Wetter, wo wir oft Tage lang laviren mußten, um einen Ankerplatz zu erreichen, hatten wir bis zum 15. Juni hingebracht. Es war nunmehr der günstige Augenblick, um den Golf von Brede-Bugt zu besuchen; auch hatte ich mit dem Herrn Gaimard verabredet, daß wir uns um diese Zeit Beide zu Grönefiord einfinden wollten. Ich verließ daher am 16ten Onundarfiord und kam am 20sten vor Olafvik an."

„Es sollte mir aber weder zu Olafvik, noch später zu Grönefiord gelingen, etwas Näheres zu erfahren. Die Nachrichten, die ich zu Olafvik einziehen konnte, sprachen alle auf eine positive Weise dafür, daß die „Lilloise" unmöglich in dem bezeichneten Golfe Schiffbruch gelitten haben könne, ohne daß davon einige Spuren an Ort und Stelle bemerkt worden wären. Da die kleinsten Felsen im Sommer von den Fischern, so wie von denjenigen Fahrzeugen besucht wurden, welche die Eier der Seevögel auflesen, so zweifelten die Kaufleute gar nicht daran, daß sie Trümmer aufgefunden haben würden, wenn das unglückliche Ereigniß wirklich an jenem Punkte stattgefunden hätte."

„Am 25sten verließ ich Grönefiord und begab mich nach Stintentes-Fiord, dem nördlichsten Punkte, der von einem Kaufmann bewohnt wird; ich ankerte daselbst am 27sten, und da ich hier nichts fand, was mich interessiren konnte, so brach ich am 29sten wieder auf, um mich nach Ofens-Bugt zu begeben. Ich erreichte die Bucht in der Nacht vom 30sten. Sie war noch von den Eisschollen eingeschlossen, die einige Tage ver-

*) Vgl. Nr. 129 des „Magazins" von 1834, wo wir bereits einen Bericht des ebenfalls auf die Entdeckung der „Lilloise" ausgegangenen Capitains des Schiffes „la Bordelaise" mitgetheilt.

der den Zugang derselben ganz versperrten. Diese Bucht, deren nördliche Seite einen Theil des Nordkaps selbst ausmacht, war gerade diejenige, von wo aus man nach dem Berichte des Kaufmanns von Onundarfiord die „Lilloise“ untergehen gesehen. Die wenigen Einwohner, die ich hier fand, und die sich auch nur während des Sommers hier aufhielten, versicherten mir alle eidlich, daß sie nie etwas von der Existenz der „Lilloise“ noch von ihrem Schiffbruche erfahren hätten. Ich überzeugte mich davon auf eine noch bestimmtere Weise, indem ich mit der größten Sorgfalt eine große Menge von Holzstücken untersuchte, die das Meer beständig an das Ufer dieser Bucht antreibt. Unter einer großen Menge von Fichtenstämmen, die noch mit ihren Wurzeln zusammenhingen und mehr oder weniger durch das längere Antreiben an die Eisschollen abgerieben waren, war es mir unmöglich, etwas zu entdecken, das irgendwie ein Bestandtheil eines Fahrzeuges gewesen seyn konnte.“

„Ich beschloß nunmehr, meine Aufmerksamkeit auf den anderen Theil der Instructionen Ew. Excellenz zu richten, nach denen ich auch die Eisfelder erforschen sollte, die die Ostküste von Grönland begränzen.“

„Am 1. Juli lief ich von Ofen-Bugt in nord-nord-östlicher Richtung aus, und nachdem ich sechs Meilen zurückgelegt, stieß ich anfangs auf Eisschollen, die ich umfuhr, erreichte aber bald das geschlossene Eisfeld, das sich nach Ost-Süd-Ost ausbreitete und einige Meilen vom Nordkap mit dem Lande zusammenzuhängen schien.“

„Das Wetter war mitunter nebelig, und es herrschte ein schwacher Nord-Ostwind, der zuweilen in einen Nordwind umschlug. Ich nahm meinen Lauf westlich und hielt mich in einiger Entfernung von den Eisschollen, indem ich alle Mal die Segel einzog, wenn der Nebel es mir nicht erlaubte, das Innere des Eisfeldes genau zu unterscheiden. Am Abend um sieben Uhr befand ich mich am hintersten Theil eines Golfes, wo ich einen vom Eise freien Raum zu bemerken glaubte; da ich mich wegen des Nebels nicht so recht umsehen konnte, so lief ich näher nach diesem Punkte hin, um mich genauer davon zu überzeugen. Ich begegnete anfangs einer großen Menge von losgerissenen Eisstücken, die einen ziemlich freien Durchgang für die Korvette ließen; aber bald kamen sie so dicht, daß es mir unmöglich war, allen auszuweichen und zu verhindern, daß die „Recherche“ an eines derselben anlief. Indeß wich das Eis bald unter der Last des Schiffes, das nur einige Minuten darauf sitzen blieb. Nach dem aber war ich bald nicht mehr Herr der Bewegungen des Schiffes, da die Eisschollen so sehr einander drängten, daß das Fahrzeug während einer halben Stunde nur von einer Eisscholle auf die andere überging und auf diese Weise kaum zu Athem kommen konnte. Ich war schon im Begriff, an ein Eisfeld anzulegen und mich, um dem gefährlichen Laufe ein Ende zu machen, des Eisankers zu bedienen, als plötzlich ein freier Weg sich zeigte; ich benutzte denselben, um mich zu entfernen.“

„Gegen Abend, da ein frischer Ost-Süd-Ostwind sich erhob und ein dicker Nebel aufstieg, ward ich genöthigt, die Höhe des Meeres zu suchen. Am Morgen des 2ten, da das Wetter wieder schön wurde, nahm ich wieder die Richtung nach dem Eisfelde in einiger Entfernung von dem Orte, den ich den Abend vorher verlassen hatte; ich fuhr immer längs demselben hin, so daß ich mich stets etwas weniger als zwei Meilen davon entfernt hielt, wobei ich oft zwischen losgerissenen Eisstücken durchpassiren mußte. Mit Ausnahme einiger Stunden Nebel, etwas ungünstiger Winde und Windstille blieb es bis um 8 Uhr fortwährend schön, und Ostwinde, die mit Nordwinden abwechselten, erlaubten mir, ganz dicht an dem Eisfelde vorbeizufahren. Ich fand dasselbe überall fest und verschlossen, ja zuweilen durch Eisschollen von mehr als drei Meilen in der Breite abgesperrt, oft aber öffnete es sich etwas, und man konnte an dasselbe bis auf einige Kabellängen herankommen. Man unterschied an demselben eine große Anzahl von Buchten von größerer oder geringerer Breite, deren Hintergrund fast immer mit enormen Eisschollen bedeckt war.“

„Es war mir nicht möglich gewesen, dem Festlande von Grönland näher zu kommen, als bis auf sechzehn Meilen, und obgleich das Wetter oft günstig war, so habe ich doch das Land selbst nie ins Auge gefaßt. Ich bedaure zugleich, nichts von den so merkwürdigen, von mehreren Seefahrern erwähnten Refractions-Phänomenen (als die witte Blinke) gesehen zu haben, noch von jenen fliegenden Eismassen, welche in wenigen Stunden Windstille ein Fahrzeug um und um einschließen und fast den ganzen Horizont um dasselbe bilden. Ich fand sie ohne alle anscheinende Bewegung, von einer mittleren Höhe von 3 bis 6 Metres, mit Ausnahme einiger Gebirgszüge im Innern des Eisfeldes, die wohl 50—60 Metres hoch seyn konnten. Das Thermometer hielt sich beständig zwischen 0° und 3° unter Null, je nachdem der Wind mehr oder weniger in perpendiculairer Richtung nach den Eisgletschern hinzog.“

„In der Nacht vom 8ten zum 9ten hörte das Wetter auf, schön zu seyn; der Ost-Süd-Ostwind führte einen dicken Nebel herbei, und ich war genöthigt, mich in einer guten Entfernung von dem Eisfelde ab zu halten. Am 9ten konnte ich noch durch einige helle Striche am Himmel die Eisschollen wahrnehmen, jedoch nicht in hinreichendem Maße, um die Richtung derselben recht zu beurtheilen. Am Abend wurde der Wind sehr frisch, das Meer ward ungestüm, und ein dicker Nebel stieg empor; ich mußte die hohe See suchen, um nicht mit den Stürmen nach dem großen Eisfelde hin verschlagen zu werden.“

„Da das schlechte Wetter, das nunmehr eintrat, eine Fortsetzung der Erforschung der Eisfelder unmöglich machte, so blieb mir nur zwischen zwei Wegen zu wählen übrig; ich konnte entweder sogleich nach Island zurückkehren, wobei ich alle Hoffnung, von der „Lilloise“ etwas aufzufinden, aufgeben mußte, oder mich bemühen, die Dänischen Kolonieen an der südöstlichen Küste von Grönland zu erreichen, wo es nach den Ansichten der geographischen Central-Gesellschaft von Paris nicht ganz unmöglich war, einige nähere Auskunft über das Schicksal der „Lilloise“ zu erhalten. Ich entschied mich für das Letztere, denn ich hatte mir vorgenommen, nichts unermittelt zu lassen, und obgleich dieser letzte Versuch in meinen Instructionen nicht enthalten war, so hoffte ich doch, daß Ew. Excellenz denselben, mit Rücksicht auf das Motiv, das mich dazu veranlaßte, gewiß billigen werden.“

„Vom 9ten bis zum 13ten blieb das Wetter nebelig, und es wehte ein sehr frischer Ostwind; ich schlug einen mit der präsumirten Richtung des Eisfeldes parallelen Weg ein, um die Breite des Kap Farewell's zu erreichen. Am Abend des 12ten hatte sich der Wind nord-nordöstlich gewendet und bereits etwas nachgelassen, aber der Nebel, der nur auf kurze Augenblicke verschwand, erlaubte mir nur, mit großer Vorsicht nach Westen zuzusteuern. Am 13. erblickte ich Eis, konnte aber wegen des Nebels nicht unterscheiden, ob es das Eisfeld, oder nur einzelne losgerissene Stücke wären; ich ward genöthigt, quer hindurch zu fahren. Der Nachmittag des 14ten war ziemlich heiter; ich erkannte sogleich das große Eisfeld; es schien sich vom Süden nach dem Norden auszudehnen. Ich fuhr in einer Entfernung von drei Meilen längs demselben hin und suchte mich zu überzeugen, ob es nicht etwa nördlicher einen Durchgang gäbe, der mich direkt nach dem Kap Farewell führen könnte. Um fünf Uhr wurde der Nebel dicker als je; um halb sieben; als ich in die hohe See stechen wollte, bemerkte ich auf einmal, daß wir das Eisfeld vor und unter dem Winde hatten; ich wandte sogleich um, und ich befand mich im Hintergrunde eines durch die Eisschollen gebildeten Golfes, dessen vordere Spitzen ich wegen des herrschenden Südostwindes nicht umfahren konnte; ich ward genöthigt, zu laviren, wobei ich jeden Augenblick befürchten mußte, schwimmenden Eisschollen zu begegnen, denen ich wegen des zu tiefen, in Folge der einbrechenden Nacht und des sehr dicken Nebels eingetretenen Dunkels nicht auszuweichen vermochte. Um eilf Uhr, als wir uns endlich außer Gefahr sahen, schlug ich die südliche Richtung ein. Der Tag des 15ten war für uns ganz verloren. Am 16ten des Morgens wurde es ziemlich schön; ich verfolgte meinen Weg weiter, und um sieben Uhr übersah ich auch das Eisfeld, das wir einige Stunden in südlicher Richtung umfuhren.“

„Nach Mittag aber, da sich ein Nord-Westwind erhob, sah ich mich genöthigt, zu laviren, und ich überzeugte mich zugleich, daß das Eisfeld am äußersten Ende nicht breiter als zehn Meilen war. Am 27sten fuhr ich fort, zu laviren, um den Meridian von Friedrichsdal zu erreichen, wobei ich auf große Eisschollen stieß, die in einiger Entfernung auf der hohen See schwammen. Um fünf Uhr stieg von neuem ein Nebel auf; ich glaubte mich von der Eisbank ziemlich weit entfernt, als ich auf einmal um sechs Uhr auf sehr große Eisschollen stieß, an die das Fahrzeug beinahe angelaufen wäre, und bald entdeckte ich auch die Eisbank, deren Richtung ich aber nicht gut unterscheiden konnte. Am 28sten war ich auf neunzehn Meilen, von dem Punkte aus, wo ich den Tag vorher die Eisschollen bemerkte, westlich vorgerückt. Nachdem ich die Länge von Friedrichsdal passirt hatte, steuerte ich bei günstigen Winden und einem vortrefflichen Wetter in nord-nordöstlicher Richtung und versuchte es, vor Nacht daselbst anzukommen, als auf einmal unsere Wachtposten Eisschollen erblickten, und bald darauf befanden wir uns am Fuße einer aus ungeheuren Stücken zusammengesetzten Eisbank, deren Gränze in der Breite nicht zu messen war und deren Richtung sich von Osten nach Westen ausdehnte.“

„Nach der Lage, in der ich mich gegenwärtig befand, und nach der, in welcher ich den Eisschollen am Tage vorher begegnete, mußte ich schließen, daß die Eisbank, anstatt parallel mit der Küste zu laufen, sich noch über die Westseite derselben hinaus erstreckte, und daß es mir nicht möglich war, das Kap Desolation zu erreichen. Ich konnte nichts anderes entnehmen, als daß ich hier in einem der ungünstigen Augenblicke angekommen war, wo die Häfen dieser Küste unzugänglich sind, und ich entschloß mich demnach, meinen Versuch aufzugeben.“

„Am Nachmittag des 18ten kehrte ich nach Island zurück, und am 24sten erreichte ich, unter günstigen Ostwinden, das Nordkap. Ich fand hier die Französischen Fischerschiffe in großer Zahl; keines derselben hatte das Kap Danganes umfahren können, und in diesem Augenblicke hingen die Eismassen einige Meilen südöstlich vom Nordkap ganz mit dem Festlande zusammen. Vom 25sten bis zum 30sten trieben uns heftige Westwinde nach den nordöstlichen Buchten hin, und ich legte, den Augenblick benutzend, zu Dyre-fiord an.“

„Am 15. August stach ich wieder in die See und hielt mich bis zum 21sten mitten unter den Fischern auf, deren Zahl sich schon beträchtlich vermindert hatte; hierauf begab ich mich nach Reikiavik, wo ich den Herrn Gaimard fand, der eben daselbst angekommen war.“

„Am 1. September verließ die „Recherche“ Reikiavik und lief am 13ten, nach einer ganz vergeblichen Reise, in den Hafen von Cherbourg ein.

Mannigfaltiges.

— Neue Expedition in das Innere Neu-Hollands. Vor kurzem rastete die Reise-Gesellschaft unter Major Mitchell, die glänzend ausgerüstet war, bei Bathurst, um noch mehr Vorräthe einzunehmen, und setzte drei Tage später ihren Marsch nach einem centralen Punkte in dem Bori-Lande weiter fort. Von da wollten sich die Reisenden südwestlich gegen die Flüsse Darling, Merembidsche und Murray wenden. Dann sollte es wieder nordwestlich gehen, auf welchem Zuge man von dem Daseyn der großen Wasser, die in den Gebirgen des Binnenlandes ihre Quelle haben sollen, sich überzeugen will. Die Gesellschaft ist auf ein Jahr equipirt und von dem besten Geiste belebt. Ein gewaltiges Boot aus Zedern und ein etwas kleineres Wallfisch-Boot, die einen Theil der Equipirung bilden, werden auf einem beinahe vierzig Fuß langen Fuhrwerke transportirt. (Sydney Monitor.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Montag den 9. November 1835.

Frankreich.

Das Theater in Marseille.

Sonnabend den 28. November 1772 wurden auf dem Marseiller Theater die beiden Geizigen und die Liebschaften von Ragonde gegeben. Gegen das Ende der Vorstellung ließ sich eine sehr große Bewegung unter dem Publikum verspüren; hier und da hatten sich Trupps junger Männer gebildet, und lebhafte Worte waren halblaut von einem zum anderen geflogen. Der letzte Akt des Ballets war zu Ende und der Vorhang gefallen. Wie üblich, wurde er noch einmal aufgezogen, und der Schauspieler und Regisseur Duquesnoy trat vor, die Vorstellung für den nächsten Tag anzukündigen:

„Meine Herren", sprach er, „Morgen, Sonntag, werden wir die Ehre haben, Zemire und Azor und Verstellte Untreue (les fausses Infidélités) aufzuführen."

Sonst pflegten die Zuschauer in der Regel während dieser Ankündigung den Saal zu verlassen; diesmal blieb Alles auf seinen Plätzen, und so wie Duquesnoy das letzte Wort gesprochen hatte, brach von allen Seiten ein Geschrei des Unwillens los, und der hundertstimmige Ruf ließ sich vernehmen: Nicht Zemire und Azor!

Duquesnoy, dem dieser Lärm ganz unerwartet kam, zog sich voller Bestürzung, sich gegen das Publikum wiederholt verbeugend, zurück; der Vorhang fiel, die Theater-Diener bliesen die Lichter aus, und die Zuschauer entfernten sich nach und nach, immerfort noch, auf der Treppe und auch noch auf der Straße lärmend und schreiend: Nicht Zemire und Azor!

So ernsthaft also sprach sich das Marseiller Publikum gegen eine Oper aus, die in Paris so wie in der Provinz zu den Lieblings-Opern gehörte, und es wollte weder von Herrn von Marmontel's Text, noch von Grétry's Musik etwas wissen. Oft genug schon war Zemire und Azor auf der Marseiller Bühne gegeben und immer höchst beifällig aufgenommen worden; das Verbannungs-Urtheil, das an jenem Abend darüber ausgesprochen wurde, hatte andere als ästhetische Ursachen zum Grunde, die der Kunst ganz fern lagen, und die wir näher auseinandersetzen wollen.

Von allen größeren Städten Frankreichs war Marseille diejenige, die am spätesten ein Theater hatte. Corneille und Molière waren lange Zeit unbekannte Götter für Marseille; dann und wann kamen herumziehende Schauspieler und gaben eine schlechte Farce, damit war man zufrieden. Als endlich ein stehendes Theater eingerichtet wurde, gingen die Marseiller, die keinen Sinn für dramatische Kunst haben, nicht des Schauspiels oder der Kunst wegen hinein. Das Theater wurde nur als allgemeiner Versammlungsort betrachtet, wo die Kaufleute sich zusammenfanden, den Faden ihrer Börsen-Operationen mit Bequemlichkeit wieder aufzunehmen, wo die junge Welt sich traf, sich die Neuigkeiten des Tages mitzutheilen. Es war ein Mittelpunkt für die allgemeine Conversation, für Liebeshändel und Intriguen aller Art. Es vertrat die Stelle der Zeitungen. Man diskutirte hier über die politischen Angelegenheiten, las die Briefe aus Paris, skandalöse Anekdoten, Stadt-Geschichten wurden hier in Umlauf gesetzt, mit einem Wort, alles das war hier in Bewegung und im Schwange, was man heutzutage im Sémaphore und im Messager, zwei Marseiller Lokalblättern, findet, Alles, bis auf die Ankündigungen der Kaufleute und die Ankunft der Schiffe. So war das Marseiller Theater im 18ten Jahrhundert beschaffen. Nach der Pest half ihm die Erneuerung und Erhöhung des Wohlstandes und Luxus, die in Marseille so bedeutend wurden, auch nicht auf. Man brachte dieselbe Gleichgültigkeit mit in's Theater und die nämlichen Geschäfte; man ging hinein, um zu handeln und von den Angelegenheiten der Zeit und des Tages zu plaudern, wie früher.

So war nun eben im Jahre 1772 die Haupt-Angelegenheit des Tages für ganz Frankreich die Parlaments-Reform des Kanzlers Maupeou. Diese Reform hatte, wie die übrigen, so auch das Parlament von Aix betroffen und in der Provence vielen Lärm gemacht. Die Feindschaft, die zwischen Marseille und Aix bestand, war bei dieser Gelegenheit auf den höchsten Grad gestiegen; Marseille stand nämlich unter der hohen Gerichtsbarkeit von Aix. Schon von Alters her rivalisirten diese beiden Städte beständig mit einander; sie stritten seit Jahrhunderten um den Vorrang in der Provence. Jede von ihnen hatte ihren großen Einfluß: Aix durch seinen Adel, der damals etwas galt, Marseille durch sein Geld. Die eisernen Kassetten der einen, und die Wappen der anderen verbanden sich dann und wann wohl einmal zu einer legitimen Heirath, aber die Massen kamen doch nie dahin, sich gegenseitig zu verständigen, und das Marseiller Theater mußte für die Kämpfe der beiden erbitterten Parteien oft den Wahlplatz abgeben.

Aix hatte kein Theater, und der Adel kam daher nach Marseille herüber, wenn er dies oder jenes Stück sehen wollte. Nun ging es in Marseille, wie in den meisten Hauptstädten der Provinzen: sämmtliche großstädtische Laster suchten sich ihre Stätte in der Nähe des Theaters und siedelten sich, wie um einen günstigen Mittelpunkt, um den entweihten Tempel der Kunst an; alle sieben Hauptsünden hatten sich um die Coulissen häuslich niedergelassen. Anbrüchig auf allen Punkten, wie Aix war, Sitz eines Parlaments und einer Akademie, eine Stadt, wo mit Gerechtigkeit ein heilloser Handel getrieben und mit der Wissenschaft schmählich gemarktet und gefeilscht wurde, bot es doch wenig Gelegenheit für ausschweifende Vergnügungen dar, und seine adelige Jugend pflegte sich deshalb, wenn sie ihren Lüsten fröhnen wollte, nach Marseille zu begeben. Nach ihren Gelagen kamen diese junge Herren dann ins Theater und trieben dort, am Publikum ihre Witze auslassend, mit unanständigen Redensarten und frechen Manieren den ärgsten Unfug. Die jungen Marseiller, schon von Natur kurz angebunden, ließen sich hierbei selten die Gelegenheit entschlüpfen, diese verhaßten Nachbarn für ihre Lüderlichkeiten und Anmaßungen gebührlich zu züchtigen.

Diese Erbitterung gegen den Adel von Aix und das Maupeouſche Parlament war nun in Marseille gerade auf ihrer Höhe, als man erfuhr, daß die Marquise d'Albertas dem Magistrat angezeigt habe, sie würde am anderen Tage nach Marseille kommen und wünsche, Zemire und Azor zu sehen. Frau von Albertas war die Gemahlin des vom Kanzler Maupeou ernannten ersten Präsidenten. Frau des ersten Präsidenten und Marquise aus Aix, das war für das Marseiller Publikum mehr als genug, ihr zu widersprechen und das Repertoir ihren Wünschen zu verschließen. Darum hatte man also die Oper von Marmontel und Grétry nicht haben wollen.

Nachdem sich das Publikum so unumwunden und energisch ausgesprochen hatte, war man ziemlich einstimmig der Meinung, daß der Magistrat, um weiterem Lärmen vorzubeugen, den Direktor des Theaters veranlassen würde, statt Zemire und Azor ein anderes Stück zu geben. Um so größer war das allgemeine Erstaunen, als am folgenden Morgen um die Stunde der Wachtparade, gerade als die schöne Welt aus der Messe kam und die Promenade begann, die Zettel angeschlagen wurden, und man las:

Heute Sonntag den 29. November
Auf Befehl
Zemire und Azor.

Der Zettel wurde sogleich abgerissen und mit Füßen getreten; die jungen Leute, von denen die Opposition Abends vorher im Theater ausgegangen war, hielten im Ballhause der Straße d'Aubagne eine Versammlung und beschlossen einmüthig, die Vorstellung der verpönten Oper zu verhindern. Sie sandten zum Direktor und setzten ihn von ihrem unwiderruflichen Beschlusse in Kenntniß. Der Direktor, in der größten Angst, lief zum Bürgermeister, dieser aber blieb gegen alle Vorstellungen und Bitten taub und befahl, das einmal angekündigte Stück zu geben.

Schon um drei Uhr war die Vorhalle des Theaters und der Platz vor demselben dichtgedrängt voll. Es wurde geöffnet, und in wenigen Minuten war der Saal gefüllt. Die Ungeduld war ungemein groß; die höchste Aufregung und Spannung herrschte unter dem ganzen Publikum. Bis zum Beginn der Vorstellung vertrieb man sich die Zeit mit Absingen der Spottlieder, die auf Maupeou und seine Kreaturen herumgingen; einzelne Strophen darunter waren gegen den Präsidenten Albertas besonders verfaßt; man dichtete dergleichen aus dem Stegreif gegen die Präsidentin dazu. Es war ein höchst ergötzliches politisches Konzert. Endlich erschien der Magistrat in seiner Loge; zu gleicher Zeit trat Frau von Albertas mit ihrer Gesellschaft in die Gouvernements-Loge herein. So wie sie Platz genommen, begann das Orchester die Ouvertüre von Zemire und Azor. Man ließ dies noch durch. Der Vorhang ging auf. Aber kaum war er in die Höhe, so nahm auch ein junger Mann, Namens Rémusat, aus einer der ersten Familien Marseilles, der eine sehr große Gestalt und starke Stimme hatte und zum Sprecher ernannt war, das Wort und rief den beiden Schauspielern, die auf der Bühne waren, zu: „Meine Herren, treten Sie gefälligst ab; wir lassen Zemire und Azor nicht spielen, geben Sie dafür ein Stück, welches sie wollen."

Die Worte wurden vom ganzen Publikum auf's kräftigste und lebhafteste unterstützt. Einer der Magistrats-Personen, ein Freund der Familie Albertas, wollte nun seinerseits das Publikum haranguiren,

man ließ ihn aber nicht zu Worte kommen; die Schauspieler traten ab, und der Vorhang fiel.

Nun wurden die Lieder auf Maupeou und den Präsidenten und die Präsidentin von Albertas von neuem angestimmt. Frau von Albertas sah sich genöthigt, die Vorhänge ihrer Loge zuziehen zu lassen. Der Magistrat, der hinausgegangen war, trat wieder herein in Amtskleidung, der rothen Robe, der Simarre und dem Chaperon. Der Vorhang ging wieder in die Höhe, und die beiden Schauspieler, welche die erste Scene von Zemire und Azor zu spielen hatten, traten wieder auf. Mit einem wüthenden Gezisch und Geschrei wurden sie empfangen. Vergeblich bemühte sich der Magistrat in seinen Chaperons, das erzürnte Publikum zum Schweigen zu bringen. Die Bürgergarde trat in's Parterre zur einen Thür herein, man komplimentirte sie höflichst zur andern hinaus. Da dies Mittel fruchtlos geblieben war, so bat sich der Magistrat, der nicht nachgeben wollte, von Herrn von Piles, dem Landrichter von Marseille, zweihundert Mann Soldaten aus. Herr von Piles gab, wie sein Quasi-Namensvetter in der Bibel, dem Magistrat zur Antwort: „Ich wasche bei dieser Sache meine Hände in Unschuld!" Und er gab die zweihundert Mann.

Mittlerweile war der Vorhang mehrere Male aufgezogen worden und wieder gefallen. Frau von Albertas hatte sich unter allgemeinem Spott und Gelächter zurückziehen müssen; einige Edelleute aus Aix, die sich zu vorlaut gemacht hatten, waren etwas stark auf den Mund geklopft worden; Geschrei, Gezisch, Spottverse, Lärmen aller Art schallten tobend von einem Ende des Saales zum anderen. Es währte nicht lange, so sah man auch die Uniformen im Parterre; hundert Soldaten drängten herein, mit Kolbenstößen sich Platz machend. Der kommandirende Offizier wandte sich gegen die Loge des Magistrats und salutirte mit seinem Degen. Eine der Magistrats-Personen, die nämliche, die noch kurz vorher vergeblich zu sprechen versuchte, legte sich zur Loge heraus und schrie mit donnernder Stimme: „Bringen Sie die Schreier zum Gehorsam, todt oder lebendig!"

Da erlebte das Theater von Marseille eine Scene, wie die Theater-Annalen, Gott sey Dank, keine zweite darbieten. Anfangs hatten die Soldaten mit den Kolben gestoßen, dann kam das Bajonnett daran, endlich gaben sie Feuer. Die Verwirrung, das Getümmel, das Handgemenge wurden fürchterlich. Von allen Seiten Angriff und Flucht, die Wehrlosen niedergestoßen, von den Soldaten um sich herum geschlagen und gestochen, wie und wo sie zukamen. In die Logen wurde hineingefeuert, die Getroffenen stürzten über die Brüstungen herab ins Parterre. Unter dem Geschrei der Verzweiflung und Wuth knallten die Flinten, pfiffen die Kugeln. Auf den Korridors schlug man sich herum; an allen Ausgängen wurden die Flüchtenden mit Hieben und Kugeln empfangen. Gleich zu Anfang war man vom Parterre aus auf die Bühne gesprungen; die Soldaten schossen hinauf; ein Acteur stürzte getroffen zu Boden; die Leinwand und das Lattenwerk der Coulissen geriethen in Brand. In den Logen lagen Leichname, das Parterre schwamm in Blut. Endlich, als der Saal völlig gesäubert war, hörte das Gemetzel auf, die Soldaten und der Magistrat befanden sich allein noch im Saale.

Am andern Morgen wurden die Todten gezählt; es waren ihrer funfzehn, und hundert Verwundete. Rémusat war zuerst gefallen. Die ersten Familien von Marseille hatten theure Mitglieder zu betrauern.

Mitten in der Verzweiflung und Empörung, die dieses beklagenswerthe Ereigniß in Marseille verbreitete, ging die Geschichte einer traurigkomischen Episode mit herum. Man erzählte sich, ein Holländischer Schiffs-Capitain, der erst am Morgen aus dem Lazareth entlassen worden, habe sich ebenfalls in's Theater begeben, um dieses für ihn ganz neue Schauspiel auch einmal mit anzusehen. Er war in seinem Leben noch nicht im Theater gewesen, hatte aber Wunderdinge davon gehört. Als er nun das Geschrei der Zuschauer vernahm und die Truppen in's Parterre eintreten sah, dachte er, dies wäre eine Komödie, und sperrte Augen und Ohren auf, so weit er konnte. Die Flintenschüsse erschreckten ihn auch nicht im mindesten, und seine Illusion hörte erst auf, als er eine Kugel in den Leib kriegte. Er starb am anderen Morgen.

Einige Jahre nach diesem Blutbad war der Saal, wo es stattgefunden, so baufällig geworden, daß der Fürst von Beauvau, Grande von Spanien, Mitglied der Akademie und Gouverneur der Provence, einen neuen auf dem Platze des alten Arsenals, dicht am Hafen, erbauen ließ. Dies ist das gegenwärtige große Theater. Es wurde nach dem Plan des Architekten Bénard gebaut und kostete 1,300,000 Livres, die Baustelle selbst ungerechnet. Eine sehr schöne Straße, die von der Cannebière nach dem Theater führt, trägt den Namen des Prinzen. In dieser Straße Beauvau steht ein prachtvolles Kaffeehaus neben dem anderen, die Bewunderung aller Fremden, die nach Marseille kommen. Die Straße hinter dem Theater heißt Straße Albertas, gleichsam um ein Andenken zu verewigen, das unter den Ruinen des alten Saales doch nicht Ruh' und Rast haben würde; auf dem Platze des alten Saales steht jetzt eine Halle, von dem Präfekten Charles Delacroix erbaut.

Noch heutzutage ist das Theater in Marseille, was es im 18ten Jahrhundert war. Es ist noch immer für den gebildeten Theil des Publikums ein politischer Zirkel, die zweite Börse. Marseille hat schon sieben oder acht Journale zugleich gehabt, aber das Theater ist immer seine beste Zeitung geblieben. Jetzt wird darin nicht mehr von Aix gesprochen, das ist öde und todt und vergangen, nicht von seinem fossilen Marquis mehr und dem Kanzler Maupeou; jetzt sind es die Kammern, die Angelegenheiten des Landes und Stadt-Geschichten, von denen man sich darin unterhält. In den schönsten Scenen des Schauspiels oder der Oper spekulirt in den Logen oder auf den Korridors die Handelswelt auf Oel und Seife, verkaufen die Mäkler Zucker und Indigo, wird abgeschlossen und versichert. Wenn die Meinungen getheilt sind und Parteiungen obwalten, was eben nichts Seltenes ist in Marseille, so ist es vor Allem das Theater, was die Wirkungen derselben mit zu empfinden hat, und wo Aufregungen dieser Art laut werden. So hat es während der Revolution und nach derselben oft genug von wildem Geschrei und erbittertem Gezänk wiedergehallt, aber auch mitten unter den heftigsten Stürmen der politischen Leidenschaften, und den drohendsten und gefahrvollsten Verhältnissen und Umständen, hat es doch glücklicherweise nichts wieder erleben dürfen, was jenem unglückseligen Abend, jener Vorstellung von Zemire und Azor ähnlich gesehen hätte. Seit der Restauration ist der stürmischste Theater-Abend in Marseille der gewesen, als der „Soldat laboureur" gegeben wurde, ein Stück voll patriotischer Anspielungen und Beziehungen, das von der Jugend mit Begeisterung gegen die eben so böswilligen als antinationalen Umtriebe eines Englisch gesinnten Parterre gehalten wurde.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir doch eine ziemlich seltsame Scene mittheilen, die im Marseiller Theater im Jahre 1814 vorgefallen ist: Monsieur, der Graf von Artois, beehrte bei seinem Besuch in Marseille das Theater mit seiner Gegenwart. Einen Prinzen aus der frommen gottesfürchtigen Familie der Bourbons im Theater zu erblicken, war Gegenstand des größten Aergernisses für die Royalisten in Marseille. Monsieur, der ihre Bedenklichkeiten nicht theilte, erschien, wie gesagt, an einem schönen Abend in der Loge des Präfekten. Man spielte ganz besonders dem Prinzen zu Ehren die Michaud'schen Erben und die Jagdpartie Heinrich's IV. Zu dieser Zeit gingen die Marseiller, deren Handel unter der Kaiserherrschaft sehr gelitten hatte, gerade damit um, dem Könige anzuliegen, ihren Hafen, als Entschädigung für die erlittenen Verluste, zum Freihafen zu erklären. In der Pause zwischen den beiden Stücken trat der Schauspieler Desronds (der die Marseiller funfzehn Jahre als erster Komiker ergötzt hat und gegenwärtig Arzt in Algier ist, wo er hingegangen war, um Stücke vom Theater des Variétés zu spielen) auf der Bühne auf und stimmte ein allegorisches Liedchen an, das mit folgender Strophe anfing:

> C'est la Franchise,
> Qu'il faut chanter en ce beau jour,
> Et la vérité veut qu'on dise,
> Que la Provence est le séjour
> De la Franchise.

Ein Bravo, das gar nicht enden wollte, belohnte und unterstützte diese geistreiche Anspielung. Als Desronds fertig war, erhob sich der Graf von Artois und sprach, das Parterre begrüßend, folgende Worte als Erwiederung: „Ich bin vom Könige, meinem Bruder, beauftragt, den Marseillern zu sagen, daß ihm nichts angelegentlicher am Herzen liegt, als den Handel der trefflichen Stadt Marseille auf alle Weise zu begünstigen. Bei meiner Ankunft in Paris werde ich meinen Bruder, den König, noch ganz besonders darum ersuchen, Ihren Hafen zum Freihafen zu erklären."

Niemals ist Talma so applaudirt worden, wie Monsieur an jenem Abend. Die Freiheit, um welche Desronds gebeten hatte, wurde bewilligt, und als die Marseiller einen Monat darauf sahen, daß sie ihnen mehr Schaden als Nutzen brachte, schrieben sie ohne Weiteres an den Grafen von Artois und baten ihn um Aufhebung derselben. Auch diese wurde ihnen bewilligt, obgleich sie diesmal in Prosa und ohne Musik eingekommen waren.

Wenn der Handel unter der Kaiserherrschaft schlecht ging, so hatte dagegen die dramatische Kunst nie eine schönere Epoche in Marseille, als gerade damals. Vier Theater blühten dort um diese Zeit, während gegenwärtig eines Mühe hat, sich zu erhalten, und das Théâtre des Allées vergeblich zwei Mal wöchentlich die fürchterlichsten Melodramen und die tollsten Vaudevilles des Pariser Repertoirs zum Besten giebt. Wie so machte das Theater ein so erstaunliches Glück zu einer Zeit, wo die Stadt ruinirt war, und wo alle jungen Leute in den Regimentern steckten? Es ist dies ein Geheimniß, das man vergeblich aufzuklären versucht. Thatsache ist, daß vier Theater jeden Abend voll waren. Zu dieser Zeit war es, wo der Direktor Ribié hunderttausend Thaler mit dem „Pied de Mouton" verdiente und Herr Fay durch seinen Aufwand Marseille in Erstaunen setzte. Herr Fay war dasselbe am Großen Theater in Marseille, was Herr Véron bei der Oper in Paris gewesen ist, nur mit dem Unterschied, daß Herr Fay mit einem Bankerott geendet hat und gegenwärtig, von den Angaben alter Chroniken sein Heil erwartend, den Boden der Bretagne durchwühlt, um Schätze zu finden, die ihm in seinen Büreaus in Marseille von selbst zuströmten, und die er nur durch die thörichtsten Verschwendungen hatte erschöpfen können. Fast gleichzeitig dirigirten Désaugiers und Jacquelin eines der Theater in Marseille, das Theater des Jeunes Artistes, das sich auf der Stätte eines Volksklubs im Saale der Straße Thubanneau erhoben hatte. In Marseille war es, wo diese beiden geistreichen Vaudevillisten ihre ersten Kränze gewonnen.

In ganz Frankreich hat es keine Theater-Direction so schlimm, wie die Marseiller. Die geschicktesten sind hier gescheitert. Und doch bewilligt der Magistrat alljährlich eine sehr reichliche Beisteuer. Vor zehn Jahren betrand sie in funfzehntausend Francs; gegenwärtig beläuft sie sich auf 60,000. Doch, was wollen alle Beisteuern gegen die Gleichgültigkeit des Publikums sagen? Diese Gleichgültigkeit hat von jeher stattgefunden; das Theater ist für die Marseiller nie ein Vergnügen gewesen, das sie wahrhaft ergötzt oder interessirt hätte; die Damen gehen nur ins Theater, wenn ein berühmter Schauspieler aus Paris Gastrollen giebt, und die Männer würden gar nicht hingehen, wenn sie nicht in der Eigenschaft als Abonnenten und Inhaber der ersten Logen die Erlaubniß hätten, sich während der Dauer der Vorstellung hinter den Coulissen herumzutreiben. Das Marseiller Theater ist das einzige in Frankreich, wo dies gestattet ist: es ist zugleich das einzige von allen denen unserer großen Städte, wo die Zuschauer im Parterre keine Sitzplätze haben; eine einzige Bank läuft unter der ersten Logenreihe herum, und diese wird für alte Männer leer gelassen, nicht etwa einem bestimmten Gesetz zufolge, sondern aus reiner Rücksicht auf das Alter und einer Ehrfurcht vor demselben, die an die alten Tage Spartas

erinnert. An manchen Abenden ist das Parterre ungewöhnlich gefüllt; man drängt und stößt sich darin, und wie ein Meer wogt das Gewühl, Kopf an Kopf. — dann sind die Matrosen drin, und die wunderlichsten Scenen kommen dann vor. Bänke im Parterre würden das Publikum dieses ergötzlichen Schauspiels berauben und der Direction ein Drittheil Platz wegnehmen. Kenner bewundern noch im Marseiller Theater einen Plafond von Réatu, vorstellend den Apoll und die Musen, die dem Saturnus (der Zeit) Blumen streuen.

Es ist eine zum Sprüchwort gewordene Wahrheit, daß das Marseiller Publikum nur Ohren hat für das Ballet. Hinter den Coulissen umherschwärmend, oder auf ihren Plätzen während der Melodieen der Oper oder der Tiraden des Trauerspiels plaudernd und schwatzend, wird es sogleich still und ist augenblicks ganz Ohr und Aufmerksamkeit, so wie der Moment der Entrechats kommt. So haben denn auch den größten Succeß auf der Marseiller Bühne die „Amours de Venus" von Coindet errungen; der „Pied de Mouton" kommt erst hinter diesen. Seit einigen Jahren indeß bemüht sich eine junge Generation, die den Wissenschaften und Künsten hold ist, den Geschmack des Publikums zu reformiren und einen Sinn für das Drama bei demselben zu erwecken. Durch die Bestrebungen dieser jungen Männer sind die neueren dramatischen Werke in Marseille in Scene gesetzt worden. Man wird sich von ihrem Eifer einen Begriff machen können, wenn wir sagen, daß nach der ersten Vorstellung von **Antony** die Haupt-Enthusiasten auf die Bühne sprangen, das Buch aus dem Souffleurloch herausrissen und es mit Lorbern bekränzten. Eine nicht minder glänzende Aufnahme hat **Robert der Teufel** gefunden. (R. d. P.)

Bibliographie.

Histoire de l'Empire Ottoman. — Aus dem Deutschen Joseph's von Hammer, unter Anleitung desselben übersetzt von J. J. Hellert. Th. I. u. II. 20 Fr.

Numismatique du moyen age, considérée sous le rapport du type; accompagnée d'un atlas, composé de tables chronologiques, de cartes géographiques et de figures de monnaies gravées en cuivre. — Von Joachim Lelewel. 2 Bände und 1 Atlas. 40 Fr.

Faune entomologique des environs de Paris. — Von Boisduval und Lacordaire. 1ster Bd.

Histoire complète des ruptures et des déchiremens de l'utérus, du vagin et du périnée. — Von F. Duparcque. 6½ Fr.

Notice sur l'épidémie du Choléra-Morbus indien qui a régné dans les ports de la Méditerranée et dans toute la Provence, pendant les mois de juillet et d'août 1835. — Vom Baron Larrey. In 4.

England.

Das Zeitungswesen in England.

(Schluß.)

Gegenwärtig bieten die zu London erscheinenden Zeitungen unstreitig das interessanteste Sittengemälde des ganzen Königreiches dar. Es sind merkwürdige Räthsel, diese ausgedehnten umfangreichen Blätter, die täglich um 6 Uhr des Morgens ausgegeben werden und immer wieder mit Neuigkeiten ganz angefüllt sind. Ein Fremder kann kaum begreifen, woher die Menge der mannigfachen Ereignisse, woher die so vielen Mordthaten, Feuersbrünste, Entführungen und die anderen „interessanten Neuigkeiten" kommen, die die Hauptstadt täglich aufzuweisen hat. Und was sagt man erst zu der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der in dem Blatte angekündigten Speculationen und Anerbietungen, von denen die einen so weitläufig und die anderen so geringfügig erscheinen und dabei doch für so viele Personen unerschöpfliche Goldgruben eröffnen? Hier kündigt uns eine Spalte das bevorstehende Abgehen von hundert Schiffen an, die bereit sind, nach allen Häfen der Welt anzulaufen; weiter unten heißt es: „Das nach Richmond bestimmte Dampfschiff geht alle Sonntage um neun Uhr des Morgens ab, es sind am Bord allerlei Erfrischungsmittel anzutreffen, und das Fährlohn beträgt 2 Schilling 6 Pence für die Person." — Der Eine erbietet sich: „alle mögliche Summen von zweihundert bis zehntausend Pfund auszuleihen." Ein Anderer wiederum zeigt an: „daß diejenigen Damen, deren momentane Lage einen geheimen Zufluchtsort wünschenswerth machte, sich nur nach No. 34, James Street, Gray's Inn Lane, nach der Thüre neben dem Kaufmannsladen wenden dürften, wo man ihnen ein in einer schönen freien Gegend gelegenes Haus anweisen wird, woselbst sie mit aller Zuvorkommenheit und unter der größten Verschwiegenheit aufgenommen werden würden." Die Erziehungs-Anstalten begegnen dir unter allen möglichen Formen und Gestalten, von der Pension in Yorkshire an, wo man jährlich sechzehn Guineen zahlt, bis zum Institut des von der Universität von Cambridge heimgekehrten Doktors Dolittle, auf dem Grosvener-Platz, wo die Pension zweihundert Guineen kostet. Auf der folgenden Seite findest du die Adresse eines Irrenhauses, wo die Leidenden mit der zärtlichsten Sorgfalt behandelt werden, und wobei man dich zu näherer Erkundigung auf hundert frühere Kranken verweist, die in der Anstalt von ihrem Wahnsinn völlig geheilt wurden.

Nunmehr kommen aber erst alle die Leute, die in ihren verschiedenen Handthierungen und Gewerben mit einander wetteifern. Der Eine kündigt an, daß es ihm gelungen sey, eine Indische Sauce zu vervollkommnen, und der Andere empfiehlt sich zur Leitung der in Indien zu betreibenden Geschäfte. Die Compagnie von Bridge-Street versichert das Leben für eine mäßige Prämie, wogegen der hinterdrein sich empfehlende Leichenbestatter von Flittmarket erst durch den Tod seiner Kunden sein ganzes Glück macht. Der Flanellhändler bietet seine zehntausend Stück vortreffliche Moltons aus, so wie der Parfümeur seine beispiellos gute Rasir-Seife; der Eine hat ein Patent auf Stahlfedern und der Andere auf Stecknadeln erhalten; Dieser hier fertigt Drehrollen an und Jener dort macht Goldflitter; der Eine verkauft Pasteten von Perigord und der Andere Augen von Glas.

Will man sich einen Begriff von den abgeschmackten und seltsamen Ankündigungen machen, die mitunter in den Zeitungen vorkommen, so lese man nur folgende Anzeige, die vor kurzem in der „Times" zu finden war: „Es wird sogleich ein achtbarer und wohlerzogener Lakay gesucht, der die todten Sprachen versteht und die meisten lebenden Sprachen geläufig spricht. Derselbe muß, wenn er bei Tische aufwartet, ein feines Benehmen zeigen, er muß die Messer und Gabeln gut zu putzen und ein Pferd und ein Kabriolet in Ordnung zu halten verstehen. Seine Manieren müssen ernst und bescheiden seyn: auch muß er mit den Kindern spielen und den Mädchen die Betten machen helfen."

Es bleibt uns noch übrig, einige Details über die Journale von London hinzuzufügen, um das Bild der periodischen Presse von England zu vollenden.

In dem übrigen Europa besteht im Allgemeinen der Gebrauch, daß die Leser der Zeitschriften sich abonniren, das heißt, daß sie jährlich oder halb- oder vierteljährlich im Voraus eine gewisse Summe bezahlen, für welche die Direction sich verpflichtet, ihre Zeitung oder ihr Journal dem Abonnenten ins Haus zu schicken. In England hingegen ist dies ganz anders. Diejenigen, welche ein Blatt in ihrer Behausung lesen wollen, haben sich deshalb an besondere Commissionaire zu wenden, die sich eigens damit beschäftigen, daß sie täglich zur Zeit, wo die einzelnen Journale ausgegeben werden, in den verschiedenen Büreaus so viel Blätter kaufen, als ihre Kunden bestellt haben, und dies ist eine Zahl, die täglich variirt; denn es steht den Leuten alle Tage frei, ihren Commissionair zu beauftragen, daß er ihnen für den nächsten Morgen dies oder jenes Journal statt eines anderen besorge. Ein Journal, das im Büreau abgeholt wird, kostet täglich sieben Pence (5½ Sgr.); die Commissionaire erhalten aber noch außerdem ein Bringegeld.

Das ausgebreitetste Zeitungsblatt von England ist die **Times**; es werden täglich zehntausend Exemplare davon ausgegeben. Unmittelbar nach diesem kommt der **Morning-Herald**, von dem ungefähr achttausend abgesetzt werden; von der **Morning-Chronicle** werden viertausend Exemplare ausgegeben; die **Morning-Post** ist hauptsächlich bei der vornehmen Welt beliebt, theilt wenig Stadt-Neuigkeiten mit, gewinnt aber durch ihre Annoncen viel Geld.

Jedes Morgenblatt hat außer einem Haupt-Redacteur noch einen Unter-Redacteur und zehn bis vierzehn **Reporters** (Redacteure der Parlaments-Sitzungen). Die Letzteren erhalten vier bis sechs Guineen wöchentlich. Die Druckerei des Journals beschäftigt fünfunddreißig Setzer, von denen die Einen den ganzen Tag, für 2 Pfund 8 Shilling (16 Thaler) wöchentlich, arbeiten, die Anderen aber nicht den ganzen Tag beschäftigt sind und nur ein 1 Pfund 3 Shilling 6 Pence (8 Thaler) wöchentlich erhalten; hierzu kommen ein oder zwei Korrektoren, die ungefähr drei Guineen (20 Thaler) wöchentlich erhalten; ein Lektor, der die Kopie vorliest, während der Korrektor korrigirt; ein Falter, der vier bis acht Guineen wöchentlich erhält, und eine gewisse Anzahl von Männern und Knaben, die bei der mechanischen Presse gebraucht werden. Die Büreaus bestehen aus einem Herausgeber, einem Unter-Herausgeber, aus mehreren Commis, denen die Annoncen eingereicht werden, einem Portier und mehreren kleinen Commissairen.

Das Gehalt des Haupt-Redacteurs eines guten Journals beläuft sich auf 600 - 1000 Pfund Sterling (4000—7000 Thlr.), und das des Unter-Redacteurs auf 400—600 Pfund (2700—4000 Thlr.). Alle politische Artikel werden von dem Redacteur oder dem Unter-Redacteur selbst redigirt. Außer den Reporters giebt es noch besondere Redacteure für die Stadt-Neuigkeiten, für die Verhandlungen der Gerichte, für die Recensionen der Theater-Stücke, und noch eine Menge von einzelnen Leuten, die nach der Zeile honorirt werden. Die Gesammt-Ausgabe der Redaction eines Morgenblattes ersten Ranges beläuft sich auf 250 Pfund (1700 Thaler) wöchentlich.

Die Kosten der Abendblätter sind weit weniger beträchtlich, da sie einen großen Theil ihrer Neuigkeiten, und hauptsächlich die Parlaments-Sitzungen, aus den Morgenblättern entlehnen, außerdem aber die verschiedenen bei ihnen angestellten, sowohl die bei der Redaction, als die mit dem Druck beschäftigten Personen, nicht so gut honorirt werden.

Zum Schlusse wollen wir hier nur noch die Zahl der Journale angeben, die gegenwärtig in Großbritanien und in den Kolonieen erscheinen.

Von den zu London erscheinenden Zeitschriften werden:

Täglich des Morgens ausgegeben: Die Times, der Morning Advertiser, die Morning Chronicle, der Morning Herald, die Morning Post und der Public Legder, in Summa	6
Tägliche Abend-Zeitungen sind: Der Standard, Globe, Albion, Courier, Sun und True Sun	6
Dreimal wöchentlich erscheinen — (Am Montag, Mittwoch und Freitag:) Evening Mail, London Packet — (Am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend:) St. James's Chronicle, English Chronicle und Evening Chronicle	5
Zweimal wöchentlich erscheinen — (Dienstags und Freitage:) London Gazette (ein offizielles Blatt), London New Price current und Lloyd's List. — (Montags und Donnerstags:) Der Record	4
Wöchentlich erscheinen — (Montags:) Christian advocate, Mark Lane Express. — (Dienstags:) Mercantile price current, Mercantile Journal. — (Mittwochs:) Patriot, General Advertiser. — (Donnerstags:) Law Chronicle, Law Gazette. — (Freitags:) Baldwin's Journal, Cobbett's Register, Prino's	
Latus . .	21

Transport . .	21
price current. — (Sonnabends:) Court Journal, Litterary Gazette, Naval and Military Gazette, Nicholson's Commercial Gazette. — (Sonntags:) Age, Atlas, Dispatch, Examiner, Life in London, New Bell's Messenger, Old England, Satirist, Spectator, United Service Gazette, Weekly True Sun, News, Old Bell's Messenger, John Bull, Observer, Sunday Times und Sunday Herald	32
(Unter den Sonntags-Journalen erscheint von den eilf ersten eine Ausgabe Sonnabends Abends, von den beiden folgenden eine Ausgabe Sonnabends und eine andere Montags, und endlich von den drei letzten kommt eine Ausgabe des Montags heraus.)	
Zeitungen, die in einzelnen Provinzen Englands erscheinen	186
Schottische Zeitungen	50
Irländische Zeitungen	76
Zeitungen der Inseln Jersey, Guernesey und Man	11
Eine Zeitung zu Gibraltar	1
Ostindische Zeitungen	26
Westindische Zeitungen	20
Afrikanische Zeitungen (worunter zwei in Holländischer Sprache)	13
West-Australische Zeitungen	2
Australische Zeitungen	14
Zeitungen im Britischen Amerika (worunter zwei in Französischer Sprache)	19
Total-Summe	471

(Monthly Review.)

Die Mißgriffe der Genialen.

Wenn es wahr ist, daß etwas Wissen schon ein gefährliches Ding ist, so folgt daraus von selbst, daß etwas mehr Wissen auch ein noch gefährlicheres Ding seyn muß, und daß die Menschen, je mehr sie durch ihre Kenntnisse befähigt sind, Mißgriffe zu vermeiden, gerade um so öfter in den Fall kommen, sie zu begehen. Es ist ausgemacht, daß sich das Genie eben so oft täuscht, als der simple Verstand, nur freilich bei anderen Gelegenheiten und auf andere Weise. So erklimmt das Genie den Gipfel des Aetna, um wichtige Beobachtungen über die Naturgeschichte und die Meteorologie anzustellen, und stürzt zuletzt selbst in den Krater hinab, während der simple Verstand ruhig die Straßen von London durchzieht, um seinen Geschäften nachzugehen, und endlich durch einen Omnibus überfahren wird, dem er nicht zeitig ausgewichen ist. Das Genie holt sich das dreitägige Fieber, indem es im Hellespont ein Bad nimmt, und der simple Verstand, indem er im Serpentine-Flusse im Hyde-Park schwimmen lernt. Wir bewundern das Genie des Seiltänzers, der den Hals bricht, indem er vom Seil herabfällt, und wir rühmen jenen lernbegierigen Bürger, der sein Haus dadurch in Flammen setzt, daß er in seinem Bette das „Pfennig-Magazin" liest, dessen kleingedruckte Lettern ihn nöthigen, das Licht zu nahe an sein Bett heranzurücken.

Es ist ganz unbestreitbar, daß eine ausnehmende Geschicklichkeit zu allen Zeiten Unfälle nach sich gezogen hat. Täglich liest man in den Zeitungen von schrecklichen Unglücksfällen, die nur durch die außerordentliche Verständigkeit und ungemeine Gewandtheit derer veranlaßt wurden, die als Opfer derselben blieben. Wenn ein schwer beladener Kärrner an einen leichten Wagen anrennt, so heißt es gleich, der Kärrner habe seinerseits alle ordentliche Vorsicht angewandt, auch läge es nicht an ihm, daß er nicht zu rechter Zeit ausgelenkt. Wenn irgend ein Privatmann sein Kabriolet umwirft und dasselbe in tausend Stücke zerschmettert, so sagt man uns, daß dies Ereigniß um so merkwürdiger wäre, als jener Mann ein außerordentliches Genie im Fahren sey. Wenn ein im starken Gallop einhersprengendes Pferd noch so viele Frauen und Kinder auf den öffentlichen Plätzen überrennt, so war der Reiter desselben unbestreitbar der beste Stallmeister aus der ganzen Gegend. Eben so wenn eine kleine Schaluppe von einem großen Fahrzeuge, das der Strom mit sich fortgerissen, zu Grunde gerennt wird, so sind ohne Zweifel Beide, der Schiffs-Capitain sowohl als der Führer der Barke, mit allen Klippen des Flusses und der Gewalt der Strömung und der Fluth ungemein vertraut gewesen.

Aus allen diesen Thatsachen ist, wie es uns scheint, nothwendig eins von zwei Dingen zu entnehmen; entweder ist es erst die Folge irgend eines groben Versehens oder eines schrecklichen Unglücksfalles, daß Jemand den Ruf einer großen Geschicklichkeit oder eines außerordentlichen Talents erlangt, oder es müßte vielmehr eben nichts gefährlicher seyn, als unser Geschick den sogenannten genialen Männern und gescheidten Leuten anzuvertrauen. Beide Schlüsse dürften wohl in gleicher Weise zu rechtfertigen seyn. Der letztere ergiebt sich schon aus der einfachen Thatsache, daß wir neun Zehntel von den Verlusten und Unglücksfällen, die wir in der Welt erleiden, jener erstaunlichen Gewandheit und wunderbaren Erfahrenheit unserer Meister zu verdanken haben. Der Steuermann, dessen Ruf alle andere überragt, ist eben derjenige, der dich, wenn du's mit ihm versuchst, beinahe bis an die Küste heran bringt. Es ist ein bewunderungswürdiger Takt, den die geschickten Leute fast immer bekunden, daß sie stets dies „Beinahe" zu erreichen wissen. Die tiefe Kenntniß, die ihnen beiwohnt, erspart ihnen aber alle Vorsicht, so daß sie gewöhnlich grade in dem Augenblicke schlummern, wo sie an einer Klippe scheitern. — Je mehr Vertrauen wir zu unserem Führer haben, desto schrecklicher ist der Abgrund, in den wir hineinstürzen.

Wollen wir uns dagegen von der Richtigkeit des ersteren Schlusses überzeugen, so dürfen wir nur erwägen, mit welcher schonenden Rücksicht die Welt jeden verhängnißvollen mit Geräusch verbundenen Mißgriff aufnimmt; es bedarf gemeiniglich nur eines besonders auffallenden Ereignisses, um uns den Ruhm eines ausgezeichneten Talents, ja selbst eines besonderen Grades von Tugend zu verschaffen. Wer nur von Zeit zu Zeit einmal eine recht in die Augen springende Thorheit begeht, der kann sicher darauf rechnen, daß seine Weisheit bald aller Orten gepriesen wird. Wer immer nüchtern bleibt, erscheint Allen ganz gleichgültig; wer sich aber nur einmal übernimmt, dessen beständige Nüchternheit wird bald von Jedermann weit und breit anerkannt, ja man rühmt ihm dann sogar auch die Gefälligkeit nach, mit der er in jenem außerordentlichen Falle sich in die Gewohnheiten der übrigen Gesellschaft gefügt, in deren Mitte er sich befand. Wenn Jemandem irgend eine kühne Speculation fehl schlägt, so ruft bald jeder aus: „Wer hätte sich auch das nur denken sollen." — „Ein so bewunderungswürdiger Plan!" sagt der Eine. — „So genial und so originell!" sagt der Andere. — „Ein so wunderbares Talent und eine so vollkommene Sachkenntniß!" bemerkt der Dritte. — „Und besonders *die letzte* Maßregel", fügt ein Vierter hinzu, „die seinen Sturz *herbeigeführt* hat!" — „Es ist ohne Widerrede", sagt ein Fünfter, „der merkwürdigste Mann in Europa!" — „Und es muß auch ein Jeder zugeben", setzt der Zehnte hinzu, „daß sein Urtheil unfehlbar ist!" Es wird selten Jemandem der Ruf der Unfehlbarkeit zu Theil, wenn er nicht vorher einmal erst recht fehl geschlossen und gehandelt hat. Nur wer bereits das Opfer einer Unvorsichtigkeit geworden, hat Ansprüche auf den Ruf der Bedachtsamkeit und der Vorsicht. Diejenigen Diligencen, die am öftersten umwerfen, werden vorzugsweise von den Passagieren benutzt.

Wir sind weit entfernt, gegen die gewöhnlichen Urtheile und Schlüsse der Menschen zu Felde zu ziehen; wir finden nur eine Bedenklichkeit bei der Sache: es ist nämlich zu besorgen, daß am Ende Mancher einen Fehler vorsätzlich beginge, um dadurch in den Ruf der Unfehlbarkeit zu kommen, oder daß Jemand ein Verbrechen nur darum ausübte, um zu bewirken, daß man seine frühere Unschuld ausposaunen und vor aller Welt erheben und rühmen möge. (N. M. M.)

Bibliographie.

- Analytic dictionary. (Analytisches Lexikon der Englischen Sprache.) Von D. Booth. 2 Pfd. 5 Sh.
- Charles Ross. — Wahrheit und Dichtung. 3 Sh.
- Treatise on meteorological phaenomena. (Abhandlung über die meteorologischen Erscheinungen.) Von G. Hutchison. 16 Sh.
- Evidences of natural and revealed religion. (Beweise der natürlichen und geoffenbarten Religion.) 3 Bde. 22½ Sh.
- Slavery in America. (Sklaverei in Amerika; von W. Jay.) Herausgegeben von Dr. Morrison. 4 Sh.

Mannigfaltiges.

— North American Review. Herausgeber dieses geachtetsten aller jetzt existirenden kritischen Blätter Nord-Amerikas ist der ehemalige Gesandte der Vereinigten Staaten in Spanien, Herr Alexander Everett, ein Bruder des nicht minder gelehrten Hrn. Edward Everett. Der Erstere ist auch als der Verfasser zweier Werke bekannt, die in Neu-York unter den Titeln „Europa" und „Amerika" erschienen sind, und die sehr viele interessante Vergleichungen beider Welttheile, so wie politische Betrachtungen über die Macht, die Intelligenz und die künftige Bestimmung der verschiedenen Europäischen sowohl als Amerikanischen Staaten enthalten. (Athenaeum.)

— Entdeckung einer alten Kirche in Cornwallis. In Perranporth hat Herr Michell kürzlich eine versandete Kirche ans Tageslicht gefördert, die, wenn der durch Urkunden nur schwach unterstützten Sage zu glauben ist, 500 oder 600 Jahre unter dem Sande verschüttet gelegen hätte. Diese Kirche ist wahrscheinlich eine der ältesten, die jemals aufgedeckt worden, und es fehlt ihr nichts, außer Dach und Thüren, zu ihrer ursprünglichen Vollständigkeit. Die Länge der Kirche beträgt inwendig 25 Fuß, auswendig 30, die Breite innerhalb 12½ Fuß und die Höhe der Mauern eben so viel. An ihrem östlichen Ende befindet sich ein hübscher, steinerner, mit Kalk bedeckter Altar, 4 Fuß lang, 2½ Fuß breit und 3 Fuß hoch. Acht Zoll über der Mitte des Altars ist in der Mauer eine Vertiefung angebracht, worin wahrscheinlich ein Kruzifix stand, und an der Nordseite des Altars ist eine kleine Thür-Oeffnung, durch welche vermuthlich der Geistliche hereinkam. Der Altarplatz war gerade 6 Fuß lang und ließ also 19 Fuß für die Gemeinde übrig, für welche steinerne Sitze, 12 Zoll breit und 14 Zoll hoch, an die westliche, nördliche und südliche Wand des Schiffs befestigt waren. In der Mitte des Schiffs befindet sich in der südlichen Mauer ein schön gearbeiteter, nach Sächsischer Art gewölbter und reich verzierter Thorweg, 7 Fuß 4 Zoll hoch und 2 Fuß 4 Zoll breit. Der Schlußstein des Bogens ragt 8 Zoll hervor, und es ist darauf in roher Arbeit ein Tigerkopf ausgehauen. Der Fußboden bestand aus Sand und Kalk, worunter zweifelsohne Leichen beigesetzt wurden, denn man fand zwei Gerippe. Sehr merkwürdig ist es, daß keine Spur von Fenstern aufgefunden worden, man müßte denn eine kleine Oeffnung von unbedeutendem Umfange in der südlichen Wand des Altarplatzes, die 10 Fuß über der Oberfläche des Bodens befindlich ist, dafür ansehen. Vermuthlich wurde also der Gottesdienst hier nur bei Kerzenlicht abgehalten. Rings um dies interessante Gebäude liegen Tausende von menschlichen Gebeinen der Entweihung preisgegeben, da die Stürme den Sand, worin sie begraben waren, verweht haben.

(Western Flying Post.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Mittwoch den 11. November 1835.

Spanien.

Gesetze, Sitten, Charakter und Lebensweise der Basken und Navarresen.

Die Baskische Bevölkerung oder die Bascongaden sind auf beiden Seiten der Pyrenäen weithin verbreitet und erstrecken sich im südlichen Frankreich über ganz Gascogne, welches davon seinen Namen führt. Wilhelm von Humboldt, der das Idiom, welches die Basken sprechen, analysirt hat, hält dasselbe für eine ursprüngliche Sprache.

Der Körperbau der Spanischen Biscayer ist mehr athletisch und untersetzt, als groß, ansehnlich und gelenkig; zu gewaltigen Anstrengungen sind sie eben so geeignet, wie zu Ausdauer und Strapazen. Auch haben sie einen sehr lebhaften Verstand und erreichen gewöhnlich in voller Gesundheit ein hohes Alter.

An betriebsamem Geist übertreffen die Biscayer bei weitem jeden anderen Stamm auf der ganzen buntbevölkerten Halbinsel. Während sie all den Scharfsinn und gesunden Menschenverstand, all die Festigkeit und Geduld besitzen, welche die schönsten Züge im Charakter des Spaniers bilden, haben sie nicht die Trägheit, nicht das steife Benehmen und den Stolz, wodurch jener Charakter entstellt wird, wiewohl sie sich auf ihre alten Privilegien und auf den Ruhm ihrer Vorfahren nicht wenig zu Gute thun. Sie sind ein äußerst lebendiges Völkchen. Ein freier, kühner und republikanischer Sinn herrscht unter ihnen; und da sie tapfer und kriegerisch, im Waffenhandwerk aufgewachsen und mit dem Unternehmungsgeist begabt sind, der eine Nation ruhmreich macht, so haben sie zu allen Zeiten ihre Unabhängigkeit bewahrt und sich oft für die Erhaltung ihrer Freiheiten erhoben. Ihr Ehrgefühl und ihre Rechtlichkeit sind unerschütterlich; die Gesetze der Gastfreundschaft haben sie stets heilig gehalten. Schwärmerei und romantische Treue, diese charakteristischen Merkmale eines rohen gesellschaftlichen Zustandes, zeichnen sie aus, wenn auch die Grundsätze der Vertilgungskriege, die dem Bürgerzwist und der Gebirgs-Strategik gemeiniglich anhaften, ihren Ruhm mit Grausamkeit befleckt haben. Mehrere Schriftsteller haben die Biscayer so dargestellt, als ob sie in ihrem ganzen Wesen viel Aehnliches mit den Irländern hätten; aber der Celtische Charakter nimmt einen höheren Schwung und prägt sich in tieferen und kräftigeren Zügen aus, wenn er unter einen wärmeren Himmelsstrich fällt, und wenn das Blut von einem heißeren Sonnenstrahl, wie in den bewohnbaren Theilen dieser Gebirgsgegenden, zu höherer Gluth getrieben wird.

Vor der Verschmelzung der verschiedenen Stämme und Nationen, welche die Bevölkerung der Spanischen Halbinsel bilden, in eine einzige Monarchie, und als noch die verschiedenen Provinzen abgesonderte Königreiche ausmachten, hatte jedes Königreich seine eigenen Gesetze und Institutionen, wie die Umstände oder Ereignisse sie geformt hatten. Jeder kleine Staat hatte seine eigenthümliche Gesetzgebung und seine besondere Munizipal-Verwaltung; und nachdem sie in ein einziges Reich verwandelt und vereinigt worden waren, behielten sie noch ihre ursprünglichen Versammlungen in der Gestalt von Provinzial-Ständen bei; so gab es Fueros von Castilien, Fueros von Valencia, wie es in Frankreich Parlamente von Rouen und von Bordeaux gab. Diese örtlichen Legislaturen oder Cortes, wie sie in Spanien genannt wurden, kamen zwar nach jeder neuen Vereinigung immer mehr in Verfall, behaupteten aber doch lange ein großes Ansehen und hatten Macht genug, jedem Monarchen bei seiner Thronbesteigung einen Schwur abzunöthigen, daß er die Gesetze beobachten werde. Endlich wurden sie vom Kaiser Karl V. mit Gewalt unterdrückt, nachdem sie schon vorher vom Kardinal Ximenes den Todesstoß erhalten hatten. Ihre Urkunden, die man aufbewahrt hat, bieten ein lebendiges Gemälde ehemaliger Sitten dar. Die ältesten darunter sind die Fueros von Jaca, einer kleinen Stadt an der Gränze zwischen Navarra und Aragonien. Die Gesetze dieser kleinen Volksgemeinde waren der Keim, aus welchem sich später die constitutionelle Monarchie Aragonien entwickelte.

Auch den Städten wurden Verfassungen bewilligt, und wenn die christlichen Eroberer den Mauren wieder neue Städte und Provinzen entrissen, riefen sie immer die Cortes zusammen. Da die letzteren nur die Wiederauferweckung der durch den Einfall der Sarazenen umgestürzten Gothischen Institutionen waren, so dienten ihnen Gothische Prinzipien zur Grundlage. Und dies führt uns auf die erste wichtige Eigenthümlichkeit in den Gesetzen Biscayas, wodurch sie sich von denen Aragoniens und jeder anderen Provinz unterscheiden. Die Fueros von Biscaya hält man für die Institutionen eines Volksstamms, der die Halbinsel in Besitz hatte, ehe die Gothen den Norden verließen, und der in diesen Gebirgen zurückgeblieben ist, ohne sich mit irgend einer der eingedrungenen Völkerschaften zu vermischen, also für die alten Gesetze eines Ur-Volks. Die Gesetze sind die Gebräuche und Gewohnheiten, welche frei und wild in den Bergen emporschossen, wo sie noch jetzt blühen. Die politische Verfassung Biscayas hat daher viel Aehnliches mit den Gothischen Regierungen, das heißt, sie ist ein System des Gleichgewichts; aber sie unterscheidet sich von ihnen in zwei wesentlichen Punkten: sie wird bei weitem weniger durch Königliche Prärogativen beschränkt, und sie ist gar nicht mit kirchlichen Gesetzgebern oder mit weltlichen Prälaten in irgend einer Form belastet.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß die Baskischen Provinzen für republikanische Privilegien kämpfen. Ob es sich mit den Gesammt-Interessen des Spanischen Volks verträgt, daß ihnen solche Privilegien gelassen werden, ist eine später zu betrachtende Frage. Ich führe jetzt bloß die Thatsache an, daß das hochmonarchische Prinzip der Lehns-Regierungen, welches dem Könige die gesetzgebende Gewalt zutheilte und den Ständen nur das Recht der Zustimmung ließ, in dem politischen System dieser Provinzen keinen Platz hat. Die Befugniß, Gesetze zu geben und Steuern aufzulegen, steht nur den Ständen oder der Junta zu. Die Biscayer erkennen nicht einmal den Königs-Titel an und nennen den Spanischen Monarchen nur den Herrn von Biscaya.

Auch die mit den Gothischen Regierungen verschwisterte hohe Hierarchie, die namentlich in Spanien zu solchem Ansehen gelangte, weil der Geist der Westgothischen Gesetze, wie Montesquieu bemerkt, tief in alle kirchliche Institutionen eindrang, auch diese Form geistlicher Autorität verschmähen die Gesetze Biscaya's mit presbyterianischem Widerwillen; und Biscaya gewährt das merkwürdige Schauspiel eines in katholischen Aberglauben versunkenen und den Mönchs-Orden ergebenen Volks, das in der kirchlichen Politik an einer demokratischen Form hängt.

Die beiden Hauptzweige von Biscaya's Gesetzen sind diejenigen, welche sich auf die städtische Obrigkeit oder auf die Munizipal-Corporationen, Cabildos, Concejos und Ayuntamiento genannt, beziehen, und die, welche von der Verfassung und den Privilegien der Junta, der Cortes oder der General-Legislatur der Provinzen handeln. Der Stadt-Magistrat besteht aus einem Rath von Regidoren, die den Englischen Aldermen gleichen, und die das Volk wählt, und aus zwei Alcalden, die von den Regidoren gewählt werden.

Die Junta oder Cortes von Biscaya, in denen die gesetzgebende Gewalt ruht, sind ein Repräsentativ-Körper, der aus Notabeln oder ricos hombres, wie sie genannt werden, und Deputirten der Corporationen oder Ayuntamientos besteht, welche den wesentlichsten Theil desselben ausmachen. Diese Deputirten werden auf folgende Weise gewählt: man wirft die Namen aller repräsentationsfähigen Städte in ein Gefäß oder in einen Beutel, und die ersten vier, welche gezogen werden, bilden ein Primar- oder Wahl-Kollegium, welches die Deputirten zu den Ständen wählt, und zwar für jede Stadt vier Abgeordnete.

Einige Blicke auf die Eintheilung des Bodens in diesen Provinzen, auf die Lage und die Verhältnisse der Gutsbesitzer und vor Allem auf die Begründung ihrer Macht über das Landvolk, die so bedeutend ist, werden größeres Licht über den gesellschaftlichen Zustand verbreiten. Das Ansehen der Biscayischen Häuptlinge gründet sich nicht auf Reichthum und Einkünfte, wie der Einfluß der Englischen Grundherren unserer Zeit, auch rührt es nicht, wie die Gewalt der alten Barone, von der gesetzlichen Unterwürfigkeit und Vasallenschaft her, welche die Feudal-Institutionen in den Staaten, wo sie in ihrer Reinheit bestanden, über die Bevölkerung verbreiteten. Die Hidalgos dieser Gebirge besitzen weder Reichthümer wie die Englische Aristokratie, noch erbliche Gerichtsbarkeit wie die Deutschen Grafen und Edelleute. Angestammte Ueberlieferung und Besitz des Bodens seit undenklichen Zeiten sind die einzigen Ansprüche des Biscavischen Häuptlings und legen eine Macht und Würde in seine Hände, die weder Lehnsherrschaft noch irgend eine gegebene Institution in demselben Maße verleihen könnten. Die Hochlande Biscaya's sind nicht, wie die Asturiens, unter wenige Granden vertheilt, deren große Herrschaften sie mit lehnsherrlichem Glanz umgeben. Sie sind vielmehr größtentheils im Besitz von mäßig begüterten Freisassen, von kleinen Lehnsmännern, die in einem glücklichen Mittelstande leben, die nichts haben, worauf sie sich stützen können, als jenen Ahnenruhm, aus dem in einem noch rohen gesellschaftlichen Verbande immer großer Einfluß und hohes Ansehen entspringen. Altes Geschlecht und Familienglanz gelten hier mehr als alle andere Auszeichnungen; die Jahrhunderte haben einen festen tiefgewurzelten Adel begründet. Dieser Grundsatz ist der beseelende Geist der Gesellschaft in Biscaya. Einige erhoben sich über die Mittelmäßigkeit empor, aber selten werden Besitzungen durch Veräußerung verkleinert. Und wenn nur die Ge-

schlechtslinie rein und ununterbrochen bleibt, wenn nur die alten Ueberlieferungen erhalten werden, so thut es auch der Würde des Hidalgo keinen Abbruch und befleckt seinen Ruhm nicht, wenn er arm ist und das Land mit eigenen Händen pflügen muß; der Familienstolz und die Macht des Alterthums erhalten ihn auf seinem Platz. Die Abhänge der Hügel von Biscaya und Alava sind mit verwitternden Thürmen bedeckt, den letzten Ueberresten der Besten und Bergschlösser, von deren Wällen herab einst die Herren Biscaya's den Gothen und Sarazenen Trotz boten. Das Landvolk weiß tausend Geschichten von diesen Denkmälern zu erzählen; die Vorzeit schwebt über diesen Trümmern; sie sind das Wappenbuch Biscaya's. Besitzer einer Casa Solar zu seyn — so werden diese alten Schlösser genannt, von denen nur noch wenige bewohnbar sind — wird für einen glänzenderen Adelsbrief angesehen, als ein Monarch ihn verleihen kann. Es knüpft sich eine Art von Oberherrlichkeit daran. Ihre Besitzer sind die Lochiels der Spanischen Hochlande, der Pariate Major oder Stammhäuptling. Auf sie blicken ihre fernen Verwandten mit einer Ehrfurcht, wie die Bergschotten auf ihre Klane, und beeifern sich emsiglich, ihre Linie durch Nebenzweige von demselben Stammgeschlecht herzuleiten.

Dieser gesellschaftliche Zustand und die Gefühle, welche ihm zu Grunde liegen, sind einfacher und ursprünglicher als die Feudal-Monarchie. Blutsverwandtschaft und gemeinsame Erinnerungen bilden vielleicht die festesten Bande, durch welche Menschen mit einander zu einer Gesellschaft verknüpft werden können. Auch hat der Einfluß des Handels, der, wie wir gesehen haben, in dieser Provinz sehr im Flor ist, das schlichte Bild ländlicher Sitten nicht entstellt, den Betrieb der Landwirthschaft nicht gestört und die Bande, wodurch das Landvolk zu einer einzigen festen und zusammenhaltenden Masse vereinigt wird, nicht erschlafft.

Was den Biscayischen Bauer auch sehr erhebt und veredelt, ist, daß er keine Frohndienste zu thun braucht, daß man die Leibeigenschaft hier nicht kennt; daher finden heroische Gesinnungen hier in jedem Herzen Anklang, Alle werden von gleichen Gefühlen bewegt, die sittliche Kraft des Landes wird erhöht, und seine Stärke kann sich frei und ungebunden entwickeln. Den Boden Biscaya's pflügt ein freies Volk, das kühn und aufrecht sein Antlitz emporhebt, während die moralische Entwürdigung, zu welcher das Feudal-Gesetz in manchen anderen Staaten die Bebauer des Landes verurtheilt, das Landvolk verdirbt und erniedrigt. Diese Freiheit verbreitet über den Biscayischen Bauer ein wunderbar feines und munteres Wesen.

Die Biscayischen Provinzen sind befreit von den Gesetzen oder Verordnungen der Mesta oder des den Edelleuten und Geistlichen (denn diesen gehört in Spanien das Weideland) zustehenden Rechts, ihre Schafheerden, Millionen an der Zahl, auf den Ebenen und Matten weiden zu lassen, ohne die Eigenthümer dafür zu entschädigen — die größte Geißel, der die Landwirthschaft jemals irgendwo unterworfen war. Durch das Erbgesetz aber, welches jedes Familiengut für einen immerwährenden Besitz erklärt, wird hier, wie in anderen Theilen von Spanien, alle Verbesserung des Ackerbaus verhindert und ein landwirthschaftlicher Betrieb im Großen ganz unmöglich gemacht. Das Gesetz oder der Gebrauch, wonach die Vererbung des Grundeigenthums sich richtet, heißt Mayorazzo und vereinigt strenge Unveräußerlichkeit der Güter mit dem Recht der Erstgeburt. Es ist ein Ueberbleibsel des Westgothischen Gesetzbuchs oder vielmehr des Römischen Rechts, auf welches das Gothische gepfropft wurde. Dieses Gesetz benimmt nicht nur jede Aussicht auf Uebertragung, sondern auch auf eine etwanige Theilung des Bodens, und ist ein wesentliches Hinderniß für die Anlegung von Kapitalien auf Ländereien. Der Landbau wird daher in den Thälern dieser Provinzen nur im Kleinen getrieben und ist nicht die Frucht allgemeiner Verbesserungs-Pläne, sondern individueller Mühe und Arbeit.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Resúmen Analitico etc. (Analytischer Abriß des Gallschen Systems der Schädellehre.) Von einer Gesellschaft naturforschender Freunde in Madrid. Ein Oktav-Band mit 12 Abbildungen. Subscriptions-Preis 20 Realen.

Italien.

Das Florianische Kaffeehaus in Venedig. *)

Man muß doch irgend etwas anfangen des Abends zwischen dem Essen und der Träumerstunde im Kaminwinkel! O, es ist eine herrliche Sache um einen solchen Kaminwinkel! Man kann die letzten Abendstunden nirgends besser zubringen. Es giebt hier nur wenig Salons, und die wenigen, welche zwei oder drei Mal in der Woche ihre Thüren halb öffnen und neben den Hausfreunden auch einige Fremden hereinlassen, sind nur zu einer Zeit zugänglich, wo ich lieber meinen ersten Schlaf genieße, jenen Schlaf, den ich noch fühle, den ich schmecke, den ich höre, wenn ich so sagen darf. Erst gegen Mitternacht beginnen die Gesellschaften und schließen um zwei Uhr Morgens: zu früh oder zu spät für mich. Diese schlechte Gewohnheit mag für Leute taugen, die nichts zu thun haben und ihr Tagewerk daher erst um Mittag anfangen. Ich, der ich hier sehr beschäftigt bin und schon in der Frühe an der Thür der St. Markus-Bibliothek klingele, wo ich immer den fleißigen Abbé Bettio bereits an der Arbeit finde, ich gehe gern zu Bett, wenn ich die Stimmen der Schiffer auf dem großen Kanal nicht mehr höre, wenn ich nicht mehr das Laternenlicht der Gondeln vorübergleiten sehe. Und dann, wenn ich auch nicht in Anschlag bringen wollte, wie ermüdend es ist, spät schlafen zu gehen, so gehe Einer einmal mitten in der Nacht in dünnen Schuhen und seidenen Strümpfen auf den feuchten kalten Steinplatten nach Hause, womit die Straßen Venedigs gepflastert sind; oder er fahre, was noch schlimmer ist, in einer Gondel zurück, die sich nie ordentlich zumachen läßt, und in der man völlig erstarrt, wenn man bei so stürmischem Regenwetter, wie wir seit zehn Tagen haben, nur eine etwas bedeutende Strecke darauf zurücklegen muß.

Gesellschaften giebt es also für mich nicht, und Theater fast eben so wenig. Die Fenice ist nicht geöffnet, und es ist ein Jammer, womit die Venetianer vorlieb nehmen müssen, bis die großen Sänger und Sängerinnen eintreffen. Ich weiß wohl, daß man auf den Tenoristen Filippo Tali vom Theater Gallo Sonnette macht, und daß das Stadtviertel San-Luca damit austapezirt ist; aber dadurch wird der celeberrimo Signor kein besserer Sänger. Man würde hier auf Massol und auf Lafeuillade Sonnette machen! Man macht deren auf alle Welt: auf einen Geistlichen, der irgendwo eine Fastenpredigt gehalten hat; auf den Herrn Bischof Monico, dem der Papst den Kardinalshut sendet; auf ein neugebornes Kind; auf ein junges Mädchen, das sich verheirathet; auf eine Cisterne, die ihr Wasser behält, wenn die Trockenheit alles andere aufgezehrt hat. Worauf würde man nicht Sonnette machen? Es giebt eine ordentliche Fabrik dafür, und wer nach dem Ruhm begierig ist, den einige hohle Verse, wenn sie auch vielleicht schon einige Male ihren Dienst geleistet haben, hier unausbleiblich verschaffen, der braucht sich nur insgeheim an den Poeten zu wenden, und dieser läßt augenblicklich das vollständigste und uneigennützigste Lobgedicht drucken, wovon er dir am folgenden Tage, „mit Genehmigung der Behörden" und mit dem Imprimatur der Censur versehen, hundert Exemplare zuschickt.

Das Apollo-Theater hat einen sehr belustigenden Buffo, aber wem kann man auch außer diesem Pietro Leo noch Beifall klatschen? Zwar, die gefälligen und genügsamen Theaterfreunde verfehlen nicht, nach jedem Stück ein da Capo ertönen zu lassen und unter ungeheurem Applaus die Primadonna, den Tenor, den buffo cantante und die Choristen zwei bis drei Mal herauszurufen; doch das kann mich nicht verführen und mein Ohr nicht täuschen: das Apollo-Theater ist nicht um ein Haar besser als das Theater Gallo-San-Benedetto. In San-Samuel werden Schauspiele und Possen aufgeführt, Französische in's Italiänische übersetzte Vaudevilles, aus denen man bloß die Couplets fortläßt; aber das Spiel ist ziemlich schlecht. Es bleiben nun noch die Marionetten übrig. Ich hege die größte Verehrung für Gerolamo, dessen lustiges Kauderwelsch ich beinahe verstehe; ich bedaure die sterbende Dido, wenn sie ihre poetischen Klagen in halb Venetianischer Prosa aushaucht und die Wasserträgerinnen, die Virgil ohne Zweifel ziemlich kalt lassen würde, in tiefe Rührung versetzt; ich bewundere das Ballet spettacoloso, das in der That großen Spektakel macht! Ein Wort für drei, ein Epitheton, von der Manier des Marionetten-Direktors, ein Superlativ, der die puristische Aengstlichkeit der Akademiker von Rom, von Udine, von Venedig und Padua verspottet, dies wiegt draußen vor dem Thor alle die Geschichten auf, die uns drinnen auf den Theatern aufgetischt werden! Das Ballet spettacoloso ist wahrhaftig eine allerliebste Sache; die hölzernen Tänzer sind geschickter, eleganter, lebendiger, mit Einem Wort kunstreicher als Alles, was ich in Genua, Mailand und hier von eingebildeten Luftspringern auf den Bühnen angetroffen habe, die sie lieber verlassen sollten, um an den Kreuzwegen ihre Künste zu zeigen. Aber Gerolamo bleibt ewig Gerolamo; und ich habe ehedem die klassische Tragödie so oft besucht, daß ich die Dido des Puppentheaters auswendig weiß; ich habe Madame Montessu so oft Habeneck's Fidelbogen gehorchen sehen, daß die Genauigkeit eines mechanischen Tanzes mich nicht mehr zum Staunen bringt.

Du siehst also, lieber Leser, daß das Schauspiel für mich eben so wenig da ist, wie die Gesellschaften. Auch mit einem Spaziergang am Sklavonen-Ufer, wo es im Mondschein ganz köstlich seyn soll, kann ich mir nicht die Zeit vertreiben, denn es regnet fast alle Tage; der Himmel ist finster und die Luft kalt. Kurz, um zwei Stunden der Verdauung hinzubringen, bleibt Einem nichts weiter übrig, als das Kaffeehaus oder das Lesekabinet. Was nun das Lesekabinet der alten Prokuratoren anbelangt, so ist es zwar schön, bequem und warm, aber man findet dort Neuigkeiten, die sechs Monat alt sind, und Journale, die man nicht lesen mag. Uebrigens geht es daselbst äußerst fein zu; die Leute sind sehr höflich, sprechen Französisch und geben gern Alles her, was sie haben, indem sie ganz leise ihr Bedauern darüber ausdrücken, daß sie nicht mehr besitzen: aber, heißt es, das ist verboten.

Das Kaffeehaus! Aber welches? Auch hier muß man wieder noch wählen! Es fehlt nicht an Kaffeehäusern rings um den St. Markus-Platz, aber ein jedes hat seine besondere Bestimmung, seine eigenen Kunden und gewissermaßen auch seine eigenen Sitten. Die Constanza wird von den Griechen besucht, die dort, in kurze, mit Aermeln versehene und mit Pelzwerk verbrämte Mäntel gehüllt, ernst und feierlich aus ihren langen Pfeifen rauchen und beim Kaffee entweder Dame oder Karten spielen. Im Comercio kommen die jungen Galgenschwengel Venedigs zusammen, eine Art von Menschen, welche in ihrer Tracht und ihrem Benehmen denjenigen unter unseren Französischen Laffen sehr linkisch nachäffen, denen es einkam, ein wenig „Regentschaft" zu spielen, und die man in unseren großen Kaffeehäusern auf den Boulevards und in gewissen Logen der Oper an ihren steifen Manchetten, an ihren dicken Spanischen Röhren mit vergoldetem Knopf, an ihren unbeweglichen und das ganze Chemiset sorgfältig verbergenden Halsbinden, an ihren schief auf dem Ohr sitzenden Hüten und an ihrem nicht sehr höflichen Auftreten erkennen kann. Diese guten Jünglinge sind schon sehr lächerlich; nun kann man sich denken, in welchem Grade es vollends ihre Nachahmer sind! Im Genio trifft man nur Kaufleute, die da Handels-Kontrakte entwerfen und die Börsen-Geschäfte fortsetzen, die sie des

*) Herr A. Jal, der von dem Französischen Marine-Minister mit einer wissenschaftlichen und artistischen Reise nach Italien beauftragt wurde, hat seine Beobachtungen in zwei Oktavbänden herausgegeben, die so eben unter dem Titel: „Paris à Naples, études de moeurs, de marine et d'art" bei Allardin in Paris erschienen sind, und denen der obige Artikel entlehnt ist.

Morgens am Fuß des St. Markus-Thurmes betrieben haben. Suttil bewirthet alte Bürger und alte Seemänner, eben so die Divina Providenza, die Abondanza und die Aurora. Der Imperator d'Austria ist alle Abende von Deutschen Offizieren angefüllt, die hier in Gesellschaft der Türken ihr Pfeifchen rauchen; in der Mitte der Letzteren sitzt ihr ehrenwerther Konsul, der, wenn er auch vielleicht nicht alle Lehren des Koran gewissenhaft beobachtet, doch den Turban und die alte von Mahmud verbannte Tracht streng beibehält. Der Leon Coronato ist das Kaffeehaus der Fuhrleute und der Lohnbedienten. Fenice und Quadri gehören im Sommer dem niedrigen Bürgerstande, aber im Winter kommen auch Leute aus den höheren Volksklassen dorthin und setzen sich an die Thür, um die Spaziergänger vorüberziehen zu sehen. Nun bleibt noch Florian übrig. Dies Kaffeehaus hat einen alten, fast patrizischen Ruf, und die beste Gesellschaft Venedig's würde hier sich noch versammeln, wenn ihr auch alle andere Orte zu despektirlich würden; aber sie ist nicht sehr wählig, und wenn sie nur erträglichen und reinen Kaffee bekömmt, nimmt sie überall Platz, ohne viel Umstände zu machen.

Eine unserer Freundinnen, eine Dame von Geist und Anmuth, machte sich vor etwa fünfundzwanzig Jahren ein großes Vergnügen daraus, das Floriansche Kaffeehaus zu besuchen und an den Nachmittags-Versammlungen Theil zu nehmen, zu welchen sich das weibliche Geschlecht hier vereinigt, indem es sich am Limonadentisch niederläßt, um zu sehen, sich sehen zu lassen, zu plaudern und sich gegenseitig zu bekomplimentiren. Sie hatte uns Florian anempfohlen, an den sie sich noch mit lebhafter Freude erinnerte, wahrscheinlich weil ihr dort sehr der Hof gemacht worden war. Sie ist so liebenswürdig, ihre Unterhaltung so anziehend, und ihre Augen, die noch immer Feuer haben, waren damals so schön! Auf ihren guten Geschmack uns verlassend, gingen wir geradesweges zu Florian und richteten uns dort ordentlich ein für die Zeit unseres Aufenthalts in Venedig.

Florian ist das Foysche Kaffeehaus des St. Markus-Platzes, dieses zweiten Palais-Royal. Für den Luxus ist dort gar nichts gethan; doch hat man kürzlich eine kleine Ausbesserung daran vorgenommen, die übrigens sehr nöthig gewesen seyn soll. Seine Gewölbe wurden neu geweißt, seine Bänke und deren Lehnen mit rothem wollenen Mohr überzogen, der mit schwarzen Kanten besetzt ist, was einen recht angenehmen Eindruck auf das Auge macht. Vier kleine in vergoldete Rahmen eingefaßte Spiegel und die weißen Felder der Wände sind der einzige Schmuck der vier schmalen und nicht sehr tiefen Zimmer des Kaffehauses nach vorn heraus und des größeren Saales, von dem sie nach hinten hinaus begränzt werden. Die Möbel dieses Hauses bestehen aus Tischen, die ungefähr zwanzig Zoll lang und zwölf Zoll breit, leicht gearbeitet und von schwarzer, sehr glänzender Farbe sind, aus einem halben Dutzend hölzernen Leuchtern, die ganz zu den Tischen passen, aber so klein und niedlich sind, daß man glauben sollte, sie seyen einer Puppenwirthschaft entlehnt, und aus Sesseln, die mit Leder oder rothem Mohr überzogen sind; nicht zu vergessen eine Tafel im Hintergrunde rechts, auf welcher sich die Journale, eine Lampe und ein Schreibzeug befinden, und woran ewige Leser sitzen, die man umsonst um das Blatt ersucht, welches sie gerade studiren; sie erwiedern nichts, thun, als hätten sie auch nichts gehört, und fahren in ihrem Kommentar über eine Charade oder über eine Stelle aus der Allgemeinen Zeitung ununterbrochen fort.

Der Herr des Florianschen Kaffeehauses ist ein alter kleiner Mann mit schwarzer frisirter und, beiläufig gesagt, ziemlich schlecht frisirter Perrücke, eine große Brille auf der Nase und einen gewaltigen Ueberrock mit aufgestreiften Aermeln auf dem Leibe. Er hat den eng anliegenden kurzen Beinkleidern entsagt, die ihm gewiß sehr gut standen, und, vom Strudel der Revolutionsmoden mit fortgerissen, lange weite Pantalons angelegt, die ihm bis auf den Fuß herabfallen und sogar seine Schuhschnallen bedecken, denn der Mann trägt noch Schnallen! Ich weiß nicht, wie dieser ehrwürdige venditore di caffè heißt, wohl aber kenne ich den Namen seines ersten Adjutanten, der sein rechter Arm, sein alter ego ist. Dieser Alte, der den Dogen Pascal Malipiero noch muß haben installiren und die alten Prokuraturen erbauen sehen, heißt Giacomo Bernardone oder auch Boccolo. Bernardone, der wahrscheinlich aus Ironie der große Bernhard genannt wird, denn er ist vom kleinsten Wuchs und hat an seiner ganzen Person nichts Großes, ausgenommen eine Nase, die alle die gewöhnlichen bei den Venetianern so entwickelten Adlernasen noch weit übertrifft; — dieser Bernardone ist eine der belustigendsten Karrikaturen, und Leonardo da Vinci scheint an ihn gedacht zu haben, als er eine jener wunderlichen, aber vortrefflichen Uebertreibungen malte, welche die Akademie der schönen Künste zu Venedig in ihrer reichen Sammlung von Zeichnungen großer Meister so sorgsam verwahrt. Da der Mensch schon von aller Ewigkeit her ist und noch wer weiß wie lange leben kann, so will ich mit einigen Federstrichen zum Nutzen künftiger Reisenden, die Venedig besuchen, sein Portrait entwerfen. Seine Nase kennt man bereits; die des Neapolitanischen Polichinell ist nichts dagegen. Sie trennt zwei kleine, unter weißen Brauen tief versteckt liegende, ziemlich lebhafte Augen, die man graublau nennen könnte, wenn sie überhaupt eine Farbe hätten, das heißt, wenn es zu unterscheiden wäre, von welcher Farbe sie seyen. Der Zwischenraum, der die Nase vom Munde trennt, ist überaus kurz; das Kinn des Signor Bernardone kömmt daher fast mit seinen Nasenlöchern in Berührung, was seinem Kopf einen seltsamen Charakter giebt: oben lang und unten kurz. Ich will nicht behaupten, daß Giacomo noch alle seine Zähne hat; aber es sind ihm immer noch eine gehörige Partie geblieben; dies kann man sehen, wenn sein schalkhaftes Lächeln den fratzenhaften Mund komisch genug öffnet. Graues gepudertes Haupthaar ziert die runzlige Stirn des großen Bernhard; Ueberbleibsel von einem Backenbart schmücken seine Wangen. Er trägt leider keine Ohrgehänge. Sein Anzug ist übrigens stets äußerst sorgfältig. Aus einer schwarzen Halsbinde ragen hohe weiße und tüchtig gestärkte Spitzen hervor, die jedoch bescheiden bei den Ohren Halt machen und nicht um den ganzen Kopf herumgehen, wie bei dem Herrn des Kaffeehauses. Eine gelbe Weste, ein blauer Rock von ziemlich veraltetem Schnitt, zimmetfarbene Pantalons, eine grünwollene, schmale, aber lange Schürze, schwarze Strümpfe, rehlederne, bequeme und weite Schuhe: dies ist die ziemlich kokette Tracht unseres Giacomo. Indeß ich glaube gern, daß dieser Mensch in seiner Jugend einmal recht artig gewesen seyn mag. Je mehr ich ihn betrachte, desto mehr überzeuge ich mich, daß er ein munterer feiner Bursche gewesen seyn muß und den zierlichen Namen Boccolo, womit ihn ohne Zweifel die jungen Mädchen Venedigs beschenkten, wohl rechtfertigen konnte. Boccolo heißt nämlich Blüthenknospe! Wenn man Giacomo Bernardone jetzt sieht, so scheint Einem dieser Beiname etwas weit hergeholt; man müßte aber eine von den Großmüttern der letzten Senatoren der Republik ausgraben, um das Geheimniß dieser galanten Benennung zu erfahren.

Giacomo schnupft Taback, eine Bemerkung, die nicht der Mühe werth, ja fast kindisch wäre, wenn sie mir nicht dazu diente, zu beweisen, welcher Achtung sich dieser Diener bei den Kunden des Florianschen Kaffeehauses erfreut. Keiner der edlen Stammgäste des Orts verschmäht es, ihn mit einer Prise aus seiner eigenen Tabatière zu beehren, oder aus der seinigen, einer bescheidenen, in Genua aus Feigenwurzel gedrechselten Dose, eine zu nehmen.

Drei Burschen gehorchen unserem Bernardone; sie sind jung, flink und aufmerksam, aber ihre Bedienung gefällt mir doch nicht. Boccolo hat mich verwöhnt! Er hat mir seine Neigung geschenkt; er hat gemerkt, daß ich seinen Werth errathen habe; auch spricht er zu mir, wie zu einem guten Freunde; nur eines ärgert mich an ihm, daß er nämlich seine Unterhaltungen in einem verteufelten Venetianischen Dialekt führt, von dem ich leider nicht sehr viel verstehe. Giacomo gilt mir wie ein Denkmal aus einem anderen Jahrhundert; er ist der einzige lebende Ueberrest aus der alten Republik Venedig; ein Venetianer von ehemals, ein ganzer Mensch! Die anderen Burschen sind mir nichts; sie haben keinen Charakter. In Venedig geht überdies, wie überall, der Charakter des Volks immer mehr verloren, die Grund-Typen verwischen sich; man findet hier fast keine Originale mehr außer den Fischern und den niedlichen Frauen von Frioul, die noch den Filzhut mit aufgeschlagener Krämpe, die mit silbernen Nadeln durchstochene Flechte und das Röckchen mit kurzer Taille beibehalten haben, woran man die gefallsüchtige Zunft der Wasserträgerinnen von St. Markus erkennt. Die drei Ganymede des Florianschen Kaffeehauses sehen aus wie unsere Friseur-Lehrlinge, die für funfzig Centimen das Haar schneiden.

Du kennst nun das dienende Personal des Kaffeehauses, lieber Leser; soll ich dir auch das Personal schildern, welches bedient wird? Alte, Alte, lauter Alte. Wenn sich zufällig ein junger Mann dorthin verirrt, kömmt er sich ganz fremd und verlassen vor, wie ein angehender Kunstliebhaber in einem Antiken-Kabinet. Aber gerade das Alter von Florian's Kunden macht den Ruhm des Kaffeehauses aus. Giacomo bewahrt sie alle in seinem Herzen. Was mich betrifft, so halte ich sie zwar alle für äußerst achtbare, aber auch für sehr langweilige Leute.

Ihr Lebenslauf von sechs Uhr bis Mitternacht ist folgender: sie treten ein, den Kopf in den Kragen ihres großen Mantels gehüllt, der wie eine Brustwehr in die Höhe steht, und Jeder setzt sich auf seinen gewöhnlichen Platz. Die Gewohnheit ist bei Florian etwas so Heiliges, daß man es sich gleich merkt, wenn Einer sich maschinenmäßig zwei Tage hinter einander an einen und denselben Tisch in einem Winkel des Saals setzt, und daß Einem dann Niemand das Stückchen Bank, welches ordentlich unser Eigenthum geworden ist, wegnehmen wird. Niemand wird sich desselben eher bemächtigen, als an dem Tage, wo ich meinem ehrwürdigen Boccolo meine Karte mit den Abschieds-Initialen P. P. C. überreiche.

Kaum haben sich unsere Alten niedergelassen, so schlummern sie ein, ohne sich einmal so viel Zeit zu nehmen, ein servo suo oder ein salute auszutauschen. Einige träumen auch ganz laut, was dann das tiefe Stillschweigen dieser ersten Augenblicke etwas unterbricht. Der Schlaf ist aber nicht von langer Dauer, und wenn sie erwachen, fordern sie den Kaffee. Nun kömmt das gelbe kupferne Brett mit der kleinen Tasse, dem Napf mit zerstoßenem Zucker und dem großen Glas mit klarem Wasser aus dem berühmten Brunnen des Dogen-Palastes. Zuerst wird zur Verdauung das Glas Wasser ausgetrunken, und dann macht der Kaffeebehälter, welches nicht, wie in Paris, eine silberne Kaffeekanne ist, sondern der kleine Kessel, in dem der Kaffee gekocht worden, die Runde und schenkt das aromatische Getränk ein. Nur einen Augenblick dauert der Genuß der Venetianischen Wohlschmecker; Sie kosten den Kaffee nicht lange, sondern verschlingen ihn mit einem Zuge, und ihre Tasse ist schnell wieder leer; denn hier ist es nicht gebräuchlich, bei der Tasse Kaffee in Träumereien zu versinken; das Vergnügen, den dampfenden Mokka in kleinen Schlucken einzuschlürfen, welches uns in Frankreich eine Viertelstunde lang so süß beschäftigt, kennt man hier nicht. Ist das Geschirr fortgenommen, so fangen unsere alten Kunden entweder von neuem ein Schläfchen an, oder beginnen ein Gespräch, das sich jedoch bald in ein tiefes taco auflöst, nur unterbrochen von ein paar scherzenden Franzosen oder ein paar schwatzenden Engländern, die man an ihrem lauten Geplärr in jedem Lande leicht erkennen kann. Den ganzen Abend hindurch auf seiner Bank sitzen bleiben, ohne ein Wort zu sprechen, oder, die Tabacksdose zwischen den Fingern, ein Liedchen summen und vielleicht ein paar Sylben an seine Nachbarn richten, das nennen die Leute bei Florian, ihre Zeit gut angewandt haben; wir bedürfen lustigerer Erholungen, unser Nichtsthun muß thätiger seyn. Glücklicherweise fehlt es uns hier nicht an einem unterhaltenden Schauspiel; es giebt ein ganzes Regiment herrlicher Karrikaturen zu malen. Doch wie? hieße das nicht, die Pflichten der Gastfreundschaft verletzen. Dennoch kann ich mich nicht enthalten, wenigstens von Einer die Hauptzüge hinzuwerfen! Man denke sich einen langen, gesetzten, ernsten Mann, von Kopf bis Zeh Patrizier, der nie lacht, in abge-

messenem Schritt einhergeht, Diamanten an allen Fingern, Diamanten an den Hemdknöpfen, an den Uhrbommeln, kurz überall; ein feiner, sogar etwas gesuchter Anzug; höchstens sechzig Jahr, aber abgelebt und mürbe von Müßiggang und Langeweile; er läßt sich um sechs Uhr in seinem Winkel nieder, und Boccolo bringt ihm einen Tisch; er macht ein Schläfchen, wacht auf, ruft, und Boccolo bringt ihm eine Tasse und ein Glas Wasser; er trinkt das Wasser und plaudert ein paar Worte mit dem Schmeichler Bernardone, der ihm lachend zuhört; er thut Zucker in seine Tasse, und Boccolo holt den Kessel. Wird Boccolo nun etwa gleich einschenken? Nein, er wartet hübsch erst auf das Zeichen dazu. Der Kaffee ist eingegossen und ausgetrunken, Boccolo nimmt das Geschirr weg, empfängt das Geld, wechselt, und der Alte schläft wieder bis neun Uhr. So geht es Tag für Tag; die Tasse Kaffee wird täglich in fünf Akten eingenommen.

Gegen eilf Uhr finden sich, wie in allen Kaffeehäusern, so auch bei Florian, die Damen ein. Sie nehmen Platz, machen es sich bequem, lassen sich ein Glas Wasser mit einigen Tropfen Anis-Extrakt bringen und plaudern zwei oder drei Stunden mit ihren Freunden, die sie hier besuchen. Es ist ein wunderlicher Anblick, diesen Kreis von Frauen jedes Alters lachen, schwatzen, schönthun, kokettiren, ihre opalfarbene Flüssigkeit einschlürfen und mit der Spitze eines Zahnstochers von Buchsbaumholz eingemachte Früchte, die ein Verkäufer von Saal zu Saal trägt, verzehren zu sehen. Unter dem Florianschen Kaffeehaus sind keine casini, wie man sie in den alten Prokuratzien unter allen Kaffeehäusern findet. Ein casino ist ein kleines Zimmer, welches die Frauen miethen, um zur Stunde der Promenade auf dem St. Markus-Platz dort ihre Besuche zu empfangen. Ehemals waren dies die Versammlungsorte von Witz und Liebe; was sie heutzutage sind, habe ich nicht gehört, doch glaube ich, daß es damit noch eben so ist, je nach dem Alter der Mietherin. A. Jal.

Bibliographie.

Il libro dell' adolescenza. (Chrestomathie aus den berühmtesten alten und neueren, Italiänischen und ausländischen Schriftstellern.) Von Achille Mauri. **Mailand.** 6 Lire.

Instituzioni del diritto pubblico interno pel Regno Lombardo-Veneto. (Oeffentliches Recht des Lombardisch-Venetianischen Königreiches.) Von Dr. Antonio Lorenzoni. 3 Bände. [Ist noch nicht vollständig erschienen.]

Dell' apparizione della gran cometa di Halley. (Sendschreiben über den Halley'schen Kometen, von G. F. Barussi an Cesare Benarello.) **Turin.**

Frankreich.

Saint Paul, der Pseudo-Graf.

Graf v. St. Paul gehörte zu den auffallenderen Gestalten in Paris unter der Regierung Ludwig's XVIII. Er war groß und schön, hatte einen stattlichen Schnurr- und Backenbart und dazu eine gewisse feierliche Schweigsamkeit, die ihn sehr interessant machte. Ich habe immer bemerkt, daß stille und feierliche Menschen der Phantasie mehr Nahrung geben, als lebhafte und geschwätzige, obgleich das Eine eben so gut bloße Maske seyn kann, als das Andere. Unser Graf war eben erst von weiten Reisen zurückgekehrt, und man erwartete ihn jetzt wenigstens sehr unterhaltend; aber weit gefehlt, er blieb so wortkarg wie früher und wollte lieber das Bild eines Helden darstellen, als die Abenteuer eines Helden erzählen. Unterdeß wurde Lord Byron in Paris Mode, und man glaubte, in St. Paul keinen üblen Repräsentanten des Lara zu sehen. Es ist wirklich erstaunlich, was die Einbildung Alles vermag. Als Frau von Staël in M—, das Original ihres Oswald (in der Corinna), verliebt war, gab sie der auffallenden Dummheit dieses Mannes den Ehrennamen profondeur. Wenn er des Abends aus Schlaf und Geistesleerheit in Schweigen versank, pflegte sie zu sagen: „Mais voilà comme il pense." Eben so war es mit dem Grafen St. Paul: da er nichts sprach, so mußte er desto mehr denken

Trotz seiner Wortkargheit war der Graf gar nicht ungesellig; er gab glänzende Fêten, spielte hoch und verlor auch wohl, jedoch im Ganzen nicht oft. Wenn er dem schönen Geschlecht nur selten Galanterieen sagte, so bewies er ihm durch die That viele Aufmerksamkeit. Er gab einen Ball, weil die niedliche Gräfin von C. ihm vorgestellt hatte, es schicke sich so. Auch war er sehr liberal in Geschenken. Seine Kleidung schimmerte von Gold und edlem Gestein; vor Allem bewunderte man eine außerordentlich fein gearbeitete Kette, die er nie ablegte. Er hatte sie, wie er sagte, schon als Knabe getragen.

Um diese Zeit sprach man in Paris viel von gewissen kecken und unerklärlichen Diebstählen. Diese Diebstähle beschränkten sich ganz auf Gold und Juwelenschmuck; Perlen, Diamanten und Rubine verschwanden in ungeheurer Menge. Fräulein von S., eine junge Dame, die der Graf sehr ausgezeichnet haben soll, vermißte eines Abends auf einem Balle ein sehr werthvolles Armband aus Smaragden. St. Paul erinnerte sich, dieses Band an ihrem Arm gesehen zu haben, während sie mit ihm tanzte, und am nämlichen Abend verlor der Graf selbst die goldene Kette, die er immer trug. Das Gerücht von diesem Diebstahl zirkulirte in allen Pariser Assembleen.

Einige Zeit nachher wurde einmal an einem Vormittage Heerschau über die Pariser Garnison gehalten. Graf St. Paul, der, beiläufig bemerkt, Kavallerie-Offizier war, stand an der Spitze seines Detaschements und erregte mit seiner prächtigen Equipirung und seinem schönen Englischen Reitpferd allgemeine Bewunderung. Einige feine Kritiker wollten bemerkt haben, daß ihm, wenn er gewöhnliche Kleidung trug, jenes air distingué fehlte, welches leichter wahrzunehmen ist, als beschrieben werden kann. An jenem Tage aber machten seine goldenen Tressen, seine Agraffe und sein Federbusch alle Kritik zu Schanden, und St. Paul galt für den stattlichsten Offizier bei der ganzen Revue. Eben hatte der König die Gnade gehabt, ein paar Worte mit ihm zu sprechen, als urplötzlich ein schwärzlicher Mann mit einem finsteren und barbarischen Gesichte durch den Haufen sich Bahn brach und ohne Umstände auf den bewunderten Grafen losschritt. Dieser befahl ihm, sich zu entfernen. Der Mann aber blieb, obgleich ihn die Courbettirungen des feurigen Rosses in dringende Gefahr brachten. Es entstand einige Verwirrung, bis der Graf, in seinen Steigbügeln sich aufrichtend, ein Paar Gendarmen Befehl gab, den Unverschämten wegzuführen. Diese gehorchten; der Kerl aber drehte sich zuvor noch einmal um und sagte ziemlich laut: „Robert, das soll Dich gereuen!" Der Graf war wie vom Donner gerührt; er wurde todtenbleich und erlangte nur durch sichtbare verzweifelte Anstrengung einen Theil seiner Fassung wieder. Die Meisten, welche bei der Scene zugegen gewesen, glaubten, jener Unbekannte sey ein berühmter Wahrsager und habe dem Grafen seinen nahen Tod angezeigt.

Am nächsten Tage war ganz Paris von Staunen erfüllt. Man hatte den Grafen St. Paul in der vergangenen Nacht arretirt, als er eben aus Paris zu entwischen versuchte. Noch war dieses Wunder ziemlich neu, als schon ein zweites nachfolgte; man hatte volle Gewißheit, daß der Graf bei allen neueren Diebstählen betheiligt gewesen. In seinem Hause entdeckte man eine Fallthüre, die zu einer Sammlung vieler sehr werthvoller Artikel führte. Unter denselben fand sich auch das smaragdene Armband des Fräuleins von S. Aber das dritte Wunder überstrahlte alle übrigen: es ergab sich, daß St. Paul nichts weniger als ein Graf, sondern ein ehemaliger vertrauter **Bedienter** des wirklichen Grafen dieses Namens war, der auf seinen Reisen in einem Spanischen Dorfe das Zeitliche gesegnet hatte. Der verschmitzte Bediente machte sich seine auffallende äußere Aehnlichkeit mit seinem Herrn zu Nutze, behielt dessen Papiere, Kleidungsstücke, Geld u. s. w., und beschloß nun, als Graf St. Paul aufzutreten.

Robert Hermanetty — dies war, wenn ich mich recht erinnere, sein eigentlicher Name — hatte schon früher eine Zeitlang von Betrügereien gelebt und war, als man ihm auf die Spur kam, glücklich aus Paris entwischt. Nach seiner Wiederkehr hätte kein Mensch in dem Pseudo-Grafen St. Paul jenen obskuren Schwindler wieder erkannt; allein die alte Gewohnheit behauptete ihre Rechte, und der nunmehrige vornehme Herr ließ sich so tief herab, daß er seine alte Bekanntschaft mit einer Bande von Gaunern erneuerte. Die Sache blieb so lange ein Geheimniß, bis Einer von der Bande, den er ausgeschlossen hatte, sie offenbarte. Dieser war eben jener Unverschämte bei der Revue gewesen. Alle Thatsachen stimmten so vortrefflich, daß der Pseudo-Graf auch jetzt noch schweigsam blieb, wie früher, und nicht einmal eine Vertheidigung versuchte. Er endete seine glänzende Laufbahn auf den Galeeren. *(Diary of a Lady of Rank.)*

Mannigfaltiges.

— Coxen's Reise ins Innere von Neuholland. Herr C. Coxen, der mit Aufträgen der Zoologischen Gesellschaft in London nach Sydney kam, ist von seiner ersten Wanderung ins Innere des Australischen Kontinentes zurückgekehrt. Am 26. Dezember 1834 brach er vom Hunter auf und reiste längs den Ufern des Nammoi bis hundert Miles jenseits der letzten Station an diesem Flusse, der anfangs westwärts und dann in südwestlicher Richtung fließt. Die ganze Landstrecke war nach Coxen's Bericht öde und unwirthbar, besonders auf dem letzten Theil seiner Reise, und der Boden schlecht. Von der letzten Station dehnte sich, so weit die Blicke reichten, eine kahle Ebene aus, und kein Hügel war sichtbar. Nur an den Ufern des Nammoi wachsen Bäume. Diese Ufer sind sehr dicht bevölkert und die Bewohner von weit größerer Statur als die übrigen Neuholländer. Obschon der Reisende einige Eingeborne zu Begleitern hatte, so konnte er doch mit diesem Volke, das er als sehr feindselig beschreibt, nicht verkehren. Herr Coxen wollte von dem Nammoi quer über zum Gwydir wandern, aber das Land war so dürr, daß seine Ochsen kaum etwas zu fressen hatten. Als er den Nammoi verließ, war das Bette dieses Flusses allmälig viel enger geworden. Herr C. sah sich außer Stande, seine Reise weiter fortzusetzen, weil man ihm statt der versprochenen vier Begleiter nur zwei mitgegeben hatte, von denen der Eine ganz blödsinnig war. In naturhistorischer Hinsicht gab es jedoch reiche Ausbeute; Herr Coxen entdeckte nicht weniger als **sechsundzwanzig sehr seltene** Vögelarten, von denen mindestens **zwanzig** der Wissenschaft noch **völlig neu** sind! Die meisten gehören zum Papageien- und Tauben-Geschlecht, und namentlich die ersteren sind von sehr prächtigem Gefieder. Unser Reisender glaubt auch, eine neue Gattung des **Wallaby** entdeckt zu haben, die weiß markirte Schultern hat, und deren Schwanz in ein kleines Büschel endet. Er verspricht, bald eine zweite und wo möglich größere Exkursion in das Binnenland zu unternehmen. (Sydney Gazette.)

— Elektrisches Licht. Ein gewisser Herr Lindsay hat in London ein beständiges elektrisches Licht erfunden. Dieses Licht übertrifft an Schönheit jedes andere; es hat keinen Geruch und dampft nicht. Da die elektrische Lichtmaterie zum Brennen keine Luft nöthig hat, so kann man sie in einem verschlossenen Glase verwahren. Sie entzündet sich, ohne angesteckt zu werden, und scheint besonders für Flachshäuser, Spinnmühlen und andere Lokale, die leicht entzündbare Stoffe enthalten, berechnet. Das elektrische Licht kann so weit verschickt werden als man will, und den Apparat dazu kann man in einer gewöhnlichen Büchse verwahren. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Freitag den 13. November 1835.

Deutsche Literatur im Auslande.

Drei große Schriftstellerinnen. — Emancipation der Frauen. — Mistreß Jameson. — Wolfgang Menzel und sein Englischer Kritiker.

Wir kommen versprochenermaßen noch einmal auf das Werk des Herrn Lerminier *) zurück, und zwar, um ihm ein Bild zu entlehnen, das er mit kühner, aber — müssen wir auch gleich hinzufügen — nicht eben mit korrekter Hand von drei großen Schriftstellerinnen Deutschlands und Frankreichs entworfen hat. Es mußte für einen Franzosen, der das Buch „Rahel" als eine bedeutende Erscheinung unserer Zeit erkannte, allerdings eine Versuchung seyn, diese philosophische Frau mit denjenigen seiner Landesmänninnen zu vergleichen, die, eben so wie jene, durch die Gewalt des lebendigen Wortes dargethan, daß ihr Geschlecht nicht bloß zu fühlen und in sich aufzunehmen, sondern auch zu denken und zu schaffen vermöge. Die Namen „Rahel", „Staël" und „Georges Sand" associirten sich gleichsam von selbst bei ihm, und das Schema, in welches diese Namen historisch und progressiv hineinpaßten, war auch eben so rasch gefunden. Denn nichts glaubt ein Franzose leichter zu erkennen, als das Allgemeine in dem Besondern; was der Deutsche sich erst als mühsam gewonnenes Resultat aus der Tiefe heraufholt, das hat jener mit flüchtigem Ueberblicke schon nach der Oberfläche klassifizirt und benannt; ja, er hat oft den Gedanken bereits zur That gemacht, und praktisch bewiesen, was er theoretisch nur errieth, während der Andere noch gewissenhaft den Boden untersucht, auf welchem er sein Werk aufführen will. So ist denn auch Hr. Lerminier gleich mit einem Monumente fertig, dem die Staël als Basis dient, während Rahel das Mittelbild abgiebt, und Georges Sand endlich als Siegesgöttin oben drüber steht. Wäre er in Deutschland lange genug geblieben, um auch noch die poetische Zauberin Bettina und die innigtiefe von ihrer Liebe und ihrem Gefühlsdrange überwältigte Charlotte **) kennen zu lernen, so würde er auch diesen gewiß ihren Platz in seinem Monumente angewiesen haben, wenn gleich die Französin Georges Sand immer den Gipfel desselben hätte einnehmen müssen.

„Während", sagt Hr. Lerminier in seiner Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Deutschen Literatur, „während dieses literarischen Interregnums hat eine Frau, die nicht die Absicht hatte, berühmt zu werden, sondern nur nach der freien Entwickelung eines überlegenen Geistes strebte, in ihren Briefen die Kennzeichen ihres Genius und eine Aussaat für die Zukunft niedergelegt. Wir meinen Rahel von Varnhagen, deren nachgelassener Briefwechsel unlängst von ihrem nicht minder hochstrebenden Gatten publizirt worden ist. Rahel, geboren in Berlin am Pfingsttage des Jahres 1771 und daselbst am 3. März 1833 verstorben, hatte mit Allem, was Deutschland an ausgezeichneten Geistern besaß, in Berührung gestanden. Sie schrieb häufig an ihre Freunde; sie schrieb voll Freiheit und Genialität; sie schüttete oft die Fülle ihrer Seele und ihres Verstandes aus; ohne Zwang, ohne literarischen Prunk zu affektiren, ohne in den glänzenden Formen eines Buches und eines Denkmales sich darstellen zu wollen, hat sie doch einen Platz unter den Frauen sich errungen, deren hoher Geist den Sinn und das Herz der Männer auf immer zu fesseln weiß .... Bei der Lesung von Rahel's Briefen haben wir uns oft an die Schreibart und Manieren Diderot's erinnert; hier wie dort dieselbe Freiheit, dieselbe Offenheit, dieselbe Fülle unvorhergesehener Gedankensprünge und plötzlicher Abschweifungen in die Tiefe. In der Geistesgeschichte Deutschlands bildet Frau v. Varnhagen ein viel wichtigeres Moment, als ein bloßes Buch; sie ist vielmehr eine ganz wunderbare Erscheinung, gleichsam ein Mittelglied zwischen der alten und der neuen Zeit, der ersten durch ihre Geburt und der zweiten durch ihr Leben angehörend ...... Um diese Frau jedoch besser zu begreifen, müssen wir sie mit ihren beiden geistesverwandten Schwestern, mit Frau von Staël und Madame Sand zusammenstellen."

„Unser Jahrhundert besitzt drei Frauen, die, gleich den gottbegeisterten Seherinnen des Alterthums, ein neues Zeitalter prophezeit haben. Als die zuerst gekommene, hat Frau v. Staël die Welt: Italien und England, Deutschland und Frankreich, in sich abgespiegelt; sie liebte das Volk wie den Adel; das Christenthum und die Philosophie — Alles hat sie in einem gewissen Maaße begriffen. Es giebt jedoch in der Metaphysik und in der Kunst eine Höhe, die zu erreichen ihr nicht beschieden war; die Ueberlegenheit, die sie besitzt — und diese wird niemand ihr streitig machen, — ist doch über einen gewissen Punkt nicht hinausgekommen. Sie schreit, sie geräth außer sich und ist verzückt über Ideen, wie in den heftigsten Krisen der Liebe, und erweckt in den Geistern und Gemüthern eine Unruhe, welche, obwohl nicht selbst eine Umwälzung, diese doch ankündigt und vorbereitet. — In Deutschland lebte inzwischen in stiller Zurückgezogenheit eine christliche Jüdin dem Gedanken, ihren Freunden, der überirdischen Liebe, der Anbetung des Genius und Gottes. In zahlreichen Briefen schüttet Rahel ihre Seele, breitet sie ihren Geist aus; sie ist kühn, ohne hervorzutreten; sie verachtet die gemeine Oberflächlichkeit der Dinge; sie schafft Neuerungen im Stillen; mit ruhigem Schmerze läßt sie es zu, daß das Begehren, der Durst nach Wahrheit, sie verzehre. Was eigentlich ist sie im Grunde ihres Herzens? Bald betet sie Goethe an, ihren literarischen Gott; bald wirft sie sich vor St. Martin nieder, den sie ihren großen Offenbarer nennt. Sie giebt sich theils dem christlichen Mystizismus und theils einem unendlichen Idealismus hin. Sie hat die Probleme zwar nicht gelöst, aber sie hat sie mindestens aufgestellt. Innerlich verwirft sie das herzlose vernunftwidrige Gesetz; in ihrer Seele trägt sie die verzehrende Flamme der Neuerer, aber sie stirbt, ohne den Stürmen der Welt gestattet zu haben, auch nur den Schleier zu zerreißen, der sie der Menge verbirgt. — Nur Geduld; seht dort die wahre Priesterin sich nahen, die wahrhafte Gottentsandte. Der Boden zittert unter dem gewaltigen Fuße Lelia's; sie erscheint, und mit einem kühnen Sprunge hat sie sich an die Spitze, nicht der Frauen, sondern der Männer gestellt; eine verzückte Bacchantin, führt sie in unserm Jahrhundert den Reigen der Geister, die ihr begierig folgen. Verfolge, Lelia, verfolge deinen schmerzensreichen Triumphzug; du hast dich hingegeben, halte nicht inne! Gehorche deinem Gotte; er hat dich nach der Protestantin und nach der Jüdin gesandt, auf daß du in der Helle des Tages die Dichterin der Ideen und des Unendlichen seyest. Der Schleier paßt für dich nicht; die Aengstlichkeit steht dir schlecht. Verbanne nicht jene erhabene Keckheit deines Genius. Erneuere die Gesetze der Liebe und der Ehe. Singen wirst du, nicht weinen, und statt dich von dem Feuer verzehren zu lassen, das dein Inneres verbirgt, wirst du es vielmehr ausschütten über die Welt." —

Wer erkennt nicht in diesem künstlich aufgeführten Gebäude, in diesem Klimax des weiblichen Prophetenthums, die Absicht, mit der der Staël gewissermaßen geistige Beschränktheit und der Rahel Schwanken und Aengstlichkeit aufgebürdet werden, bloß damit zum Schlusse Lelia's maaßlose Kühnheit — eine Kühnheit, die nicht sowohl dem gewonnenen Ueberblick eines freien Geistes, als dem Kampfe der Verzweiflung mit den unbequemen Einrichtungen des Tages, ihr Daseyn verdankt — über die Wolken erhoben werden kann? Natürlich läßt sich auch Herr Lerminier die Gelegenheit nicht entgehen, an diese Verherrlichung weiblicher Größe das moderne Thema der „Emancipation der Frauen" anzuknüpfen. Emancipation der Frauen! Wir schämen uns nicht, zu gestehen, daß wir für die Größe dieses Wortes keinen Sinn haben. Wir feierten die Emancipation der Sklaven, die Emancipation der Englischen Katholiken, als Akte der Gerechtigkeit, durch die ein die Menschheit herabwürdigendes Gesetz, ein erzwungener, vernunftwidriger und unmoralischer Zustand aufgehoben wurde. Wir würden auch eine Emancipation der Frauen des Orients feiern, weil wir in ihrer jetzigen Lage denselben Zwang, dieselbe unmoralische Herabwürdigung des Menschen erkennen. Ist aber wohl der Zustand unserer Frauen, der durch die Geschichte aller Zeiten und aller Länder als der natürlichste beglaubigt wird, durch ein Zwangsgesetz oder durch irgend eine andere unsittliche Vermittelung herbeigeführt worden? Erkennen wir nicht vielmehr schon in den ersten Verstandesregungen, in den Spielen unserer Kinder die verschiedenen Neigungen der beiden Geschlechter, und ist nicht das Weib, vermöge seiner physischen Zustände und Bedürfnisse, von der Natur selbst angewiesen, die Last wie den Ruhm des öffentlichen Lebens dem Manne zu überlassen? Daß einzelne hochbegabte Frauen den Kreis, in den die Natur, nicht aber das Gesetz, sie gebannt hat, zu eng fanden, ist wohl zu allen Zeiten eben so gut wie jetzt vorgekommen; aber nur eine so gleichsam in den Wehen liegende, über ihre ethischen Bestrebungen selbst noch so unklare Zeit wie die unsrige, konnte in solchen Aeußerungen einen Beweis dafür finden, daß die ganze Stellung der Frauen, ja daß sogar das durch das tiefste Sittlichkeitsgefühl geheiligte eheliche Verhältniß einer Aenderung bedürfe.

Wem in unserer Zeit das Fortschreiten des Menschengeschlechtes wirklich am Herzen liegt, der wird in der Erziehung unserer Frauen wohl mancherlei Mängel erkennen, aber nur darum, weil diese Erziehung nicht immer dem gegenwärtigen, d. h. dem natürlichen Berufe der

*) Au-delà du Rhin. 2 Vol. Paris, 1835.
**) Charlotte Stieglitz, ein Denkmal. Berlin, 1836.

Frauen entspricht. Daß sie jedoch in Deutschland immer noch besser sey, als in Frankreich und England, wo Pensionen und boarding-schools entweder ein Weltkind oder eine Marionette dem Gatten zuführen, bezeugt uns namentlich jene ausgezeichnete Bildnerin ihres Geschlechtes, die nun bereits zum zweiten Male aus ihrer Heimath nach Deutschland gekommen ist, um hier neues Material für ihre Studien des weiblichen Charakters zu sammeln. Mistreß Jameson, die Verfasserin der „Skizzen regierender Frauen" und der „Weiblichen Charaktere des Shakespeare"*), deren Urtheil über ihre und unsere Landsmänninnen wir bereits früher Gelegenheit hatten, in diesen Blättern mitzutheilen**), befindet sich jetzt, wie wir vernehmen, wieder in Weimar, wo sie namentlich in den berühmt gewordenen Briefsammlungen dreier Deutschen Frauen, die noch vor wenigen Jahren gleichzeitig in Berlin gelebt, reichen Stoff für ihre Beobachtungen findet.

Vielleicht ist sie es auch, die einst am würdigsten jenem Engländer antwortet, der im neuesten Hefte der Foreign Quarterly Review, bei Gelegenheit einer Kritik von Wolfgang Menzel's Geschichte der Deutschen Literatur die Frage aufwirft, welches eigentlich der National-Charakter der Deutschen sey? „Manche", fügt dieser Kritiker hinzu, „manche wollen behaupten, daß die Deutschen gar keinen National-Charakter haben, oder, wenn sie einen hätten, so bestehe er in einer Art „„weiser Passivität"", mit der sie den Charakter aller Nationen, die auf der Weltbühne waren oder noch sind, in sich aufnehmen und sich aneignen. Menzel sagt: „„In den Augen vieler Leute sind wir Bären, die nichts ohne einen ausländischen Tanzmeister zu Stande bringen können."" Und wahrlich, wenn wir die Gallomanie, Anglomanie und Gräkomanie in Erwägung ziehen, die nach einander den wichtigsten Epochen der Deutschen Literatur ihren Namen gegeben haben, so finden wir darin Grund zu der Besorgniß, daß jene Beschuldigung nicht ganz grundlos sey. Niemand kann behaupten, daß Shakespeare oder Milton irgend einen Menschen oder eine Nation von Menschen nachahmten; sie sind eben so durchweg original, eben so sehr sui generis, als Homer und Aeschylus; aber Wieland, wird uns gesagt, war ein Franzose, Klopstock ein Engländer — eine Karrikatur Milton's — und Göthe ein Grieche."

Hier also spricht ein Engländer, auf die Autorität eines Deutschen Kritikers, drei großen Deutschen Dichtern ihre Originalität ab! Glücklicherweise hat ihm Menzel auch noch so vielen Respekt vor Schiller und Jean Paul eingeflößt, daß wenigstens diese beiden als Vertreter unserer Volks-Individualität angesehen werden und seiner vollen Bewunderung sich erfreuen. Menzel selbst wird freilich auch über die Maaßen gelobt, aber in einer Weise, die diesem, der im Grunde sein Deutsches Vaterland eben so liebt wie wir, um so weniger erfreulich seyn kann, als er seinem Kritiker die Ansichten desselben vom Deutschen Charakter selbst an die Hand gegeben hat. „Insoweit", sagt nämlich unser Engländer, „als wir unter Germanismus „Nonsens" verstehen, sey es nun unwissender Nonsens oder gelehrter, kindischer oder abgelebter, erträglicher Nonsens oder lächerlicher, religiöser, philosophischer, poetischer, musikalischer, artistischer oder politischer Nonsens — so weit also können wir denjenigen unserer Leser, von denen nicht etwa zu besorgen ist, daß sie auch von der epidemischen Krankheit der Teutomanie angesteckt sind, versichern, daß Wolfgang Menzel kein Deutscher ist. „„Er schreibt wie ein Britte"", sagte einer seiner Landsleute, der über Menzel's Stil urtheilte; in der That, eine überaus seltsame und für uns höchst schmeichelhafte Weise für einen Deutschen, seine Bewunderung für einen Schriftsteller seiner Nation auszudrücken!"

Ja, in der That, mehr als seltsam, wenn es überhaupt wahr ist. Doch leider ist die Wahrscheinlichkeit nicht geradezu in Zweifel zu ziehen, denn nur zu oft schon haben Deutsche sich nicht geschämt, gegen Ausländer, oder wohl gar im Auslande selbst, das eigene Vaterland zu verhöhnen. Es mag belustigend seyn, einen Engländer zu beobachten, der von unserer Literatur vielleicht nichts weiter als Menzel's Buch kennt, und doch von vorn herein alles Deutsche für synonym mit Unsinn erklärt; aber es mahnt zu ernsten Betrachtungen, wenn der Ausländer unseren Mangel an National-Charakter auch daraus deduzirt, daß wir ihm selbst die Pfeile liefern, mit denen er an verwundbaren Stellen uns treffen kann. J. Lehmann.

Spanien.

Gesetze, Sitten, Charakter und Lebensweise der Basken und Navarresen.

(Schluß.)

Ein anderes Prinzip, welches einen überwiegenden Einfluß auf dieses Gebirgsvolk hat, ist nicht so edel und rühmlich; es verdient aber, da es vielleicht der mächtigste Hebel in dem gegenwärtigen Kampfe ist, eine besondere Beachtung; ich meine den Aberglauben und die Gewalt der Geistlichkeit über die Gemüther.

In einem schlichten Landleben waltet immer, welches auch der herrschende Glaube seyn möge, eine sehr enge Beziehung zwischen Hirt und Heerde ob; jene wichtigen heiligen Handlungen, Taufe, Trauung und Begräbniß, unter den Bauern sehr bedeutende Ereignisse, und bei denen die Priester eine Hauptrolle spielen, geben den Geistlichen ein hohes Ansehen in der Vorstellung des Landvolks. In dieser gesellschaftlichen Form sind die natürlichen Empfindungen nicht nur stärker, sondern haben auch einen freieren Lauf, als in einem künstlichen Zustande, und die Lebhaftigkeit der persönlichen Zuneigung erhält die Macht der Religion. Aber es sind auch in den moralischen und physischen Verhältnissen des Baskischen Volks noch Umstände vorhanden, die den Einfluß jener allgemeinen Ursachen außerordentlich vermehren.

Es giebt kein Land in Europa, wo der katholische Aberglaube, von nichts getrübt, was ihn schwächen und vermindern könnte, sich in so alter Reinheit und Stärke erhalten hat, wie in Spanien; und keines, wo das große Ziel dieser Art von Lehre und Zucht, nämlich die höchstmögliche Steigerung des moralischen Einflusses der Geistlichkeit und ihre Herrschaft über Leben und Gedanken des Volks, mit solchem Erfolg erreicht worden ist. In Spanien haben alle Kräfte zu diesem Zweck hingewirkt: die Beharrlichkeit des Klerus, die Strenge der Gesetze, die Herrschsucht der Regierenden. Um diesen Endzweck zu sichern, wurde stets der moralische Zustand der Bevölkerung eifrig bewacht und von Zeit zu Zeit jede Bewegung, jede Neigung des Volksgeistes beobachtet und beaufsichtigt. Bis auf die neuesten Tage ward jeder religiöse Lichtstrahl durch die Schrecken der geistlichen Tribunale verbannt. Selbst Zweige der profanen Gelehrsamkeit wurden ausgeschlossen, weil man fürchtete, daß sie den Geist aufklären und so am Ende das System der Kirchenherrschaft erschüttern könnten.

In demselben Verhältniß aber, wie der katholische Aberglaube in Spanien mehr als in irgend einem anderen Lande vorherrscht, ist seine Macht in Biscaya größer als in jeder anderen Provinz. Die feste Einwurzelung alter Gebräuche und jeglicher von ihren Vorfahren überkommenen Gewohnheit verleiht auch den religiösen Ceremonien und Institutionen, als einem Zweige ihrer Volkssitten, hier eine ganz besondere Kraft, während zugleich die lokalen Erinnerungen, die an ihren Bergen und Thälern haften, und die lebendige Ueberlieferung, welche jedes Gefühl beseelt und stärkt, dem Aberglauben des Volks eine solche Macht und Energie geben, daß selbst in diesem abergläubischen Lande keine andere Provinz hierin den Baskischen gleichkömmt. Der Klerus, sowohl die Ordens- als die Weltgeistlichkeit, bildet einen Theil, und zwar keinen unbedeutenden, von Biscaya's ehrwürdigen Institutionen; die Legenden seiner Klöster sind mit seinen Volkssagen und Traditionen verflochten, seine Mönchsorden mit der Geschichte seiner Vorzeit. In einem rohen gesellschaftlichen Zustande, wie dieser, wo der Aberglaube nicht mit den Leidenschaften zu kämpfen hat, welche sich aus verwickelteren Interessen erzeugen, werden selbst seine Uebel durch Vieles gemildert und aufgewogen. Die Römische Kirchenzucht und die reiche Ausstattung der Klöster und Stifte gewähren der Blöße des Lebens in diesen unfruchtbaren Gegenden Kleidung und Unterhalt. Ohne den Mönch würde der Zustand dieses Landes der allerarmseligste seyn; Kutte und Sandale entfernen, hieße, die armen Einwohner ganz zu Bettlern machen. Die finstere Gestalt des Kapuziners gehört fast eben so nothwendig zu der Scenerie einer Biscayischen Gebirgslandschaft, wie das alte Schloß; diese im Schatten dahinwankende Figur ist ein eben so wesentlicher Bestandtheil eines solchen Gemäldes, wie seine Trümmer und Ruinen. Es bedarf in dieser lockeren gesellschaftlichen Form eines Bandes, eines künstlichen Gewebes, um den Platz jener Verbindungen auszufüllen, die in einem gereifteren Gemeinwesen durch die vielen mannigfaltigen Gewerbe und Beschäftigungen gebildet werden. Uebrigens hat der Aberglaube in diesen Spanischen Hochlanden nicht die strenge Miene, nicht die bigotte Hülle, nicht das Furchtbare, wie in Ländern, wo seine Macht bedroht ist. Durch ihre Sprache von allem Verkehr mit den modernen Umwälzungen ausgeschlossen, haben die Biscayer ihren ursprünglichen Glauben unverfälscht bewahrt, und selbst jene unbedeutenden Neuerungen, welche in den südlichen Provinzen die Eifersucht der Spanischen Geistlichen nicht ganz abzuwehren vermocht hat, sind hier nicht eingedrungen. Die Ketzerei hat keinen Weg in diese Thäler gefunden; nicht einmal die Sprache der Ketzerei ist dort bekannt, und die katholische Kirchenzucht besteht hier noch in derselben Form und in demselben Geist, wie vor dem Verfall der päpstlichen Macht. Die Herbheit dieser Kirchenzucht hat sich bei den ländlichen Sitten dieses Volks verloren. Der Beichtiger ist dort nicht (oder war es wenigstens nicht, bis neuere Ereignisse ihn dazu verkehrten) das Werkzeug des Eigennutzes, der Politik oder des Ehrgeizes, sondern eine Quelle des Trostes und ein echter Hirt. Der Mönch ist der Freund und Rathgeber des Landmanns, denn er übernimmt nicht nur die Sorge über seine Seele, sondern hilft ihm auch seine zeitlichen Lasten tragen und erleichtern.

Die Ermahnungen dieser Patres haben ohne Zweifel die Flamme des Bürgerkrieges in Biscaya angefacht, indem sie jedes patriotische Gefühl, jede Leidenschaft des Landvolkes aufregten und ihm, wie gewöhnlich, den jetzigen Erbfolgestreit von der Seite zeigten, die seine nationalen Vorurtheile gegen die Königin erbittern mußte; sie aber sahen nur auf das Interesse ihrer Orden und auf die Folgen, welche eine Revolution in Spanien für ihr Ansehen haben könnte. Als Don Carlos im Oktober 1833 zuerst unter diesen Gebirgsvölkern zum Könige ausgerufen wurde, trugen die Pfarrer die Fahne der Empörung dem aufrührerischen Landvolk kühn voran; viele Mönche bewaffneten sich sogar zu Guerillas und thaten den Truppen der Königin in den Engpässen und Schluchten Guipuzcoa's großen Schaden.

Unter den religiösen Orden im Baskenlande sind die der Karmeliter und der Dominikaner die zahlreichsten. Die Lage dieser Mönche, ihre Bettelei, worunter sich oft ein thätiger unternehmender Geist verbirgt, ihre Armuth, schlechte Kleidung und anscheinende Sympathie mit den Mühseligen und Nothleidenden geben ihnen unter den niederen Ständen der Gesellschaft und unter der Masse des Volks dieselbe Autorität und aufregende Gewalt, die sich die Jesuiten durch ihre Talente und Bildung einst unter den höheren Klassen erwarben. Seit der Vertreibung der Jesuiten waren die Dominikaner in Spanien die bedeutendste Stütze und Hülfsmacht der päpstlichen Gewalt, mit deren Zwecken, Interessen und Politik die Grundsätze einer constitutionnellen Monarchie, wie sie wohl wußten, geradezu im Widerspruche standen. In diesem Theil von Spanien und aus dem Fanatismus, der in den nördlichen Provinzen dieses Landes stets so glühend war, entsprang jener religiöse Orden, der nun hinwiederum den Geist pflegt, dem er sein Entstehen verdankt. Fabeln, dramatisirte Legenden und alle die Wunderlehren, an denen sich ein abergläubischer Sinn ergötzt, blühen hier vermischt

*) Letztere wurden von Adolph Wagner (Leipzig, 1835) ins Deutsche übersetzt.

**) Vgl. Nr. 92 des Magazins v. J. 1834 und Nr. 8 v. J. 1835.

mit den Romanzen der Sarazenenzeit. Kreuz und Rosenkranz gehören zu dem Triebwerk der Gesellschaft, und der jetzige Kampf hat manchen Berg mit Blut befleckt, dessen Thau sonst nur von den Tritten der Pilger verwischt wurde.

Doch wenn auch der verderbliche Einfluß dieser religiösen Orden in den Baskischen Provinzen in sehr gemilderter Form erscheint, so sind doch die großen Uebel nicht zu verkennen, die durch solche Gesellschaften sowohl hier wie auf der übrigen Halbinsel erzeugt werden. Vom Thron bis zur Hütte durchdringen diese Orden das ganze Geschick der Menschen, schwächen das Lebensprinzip des Landes, lähmen seine Triebfedern, drücken jede heilsame Kraft nieder und entflammen jede verheerende Leidenschaft. Sie haben ungeheure Landstriche in todter Hand, und die Geschicklichkeit, womit sie den daraus entspringenden Einfluß zu benutzen wissen, macht sie furchtbar; genug, sie sind die Häupter und Anführer der großen absolutistischen Partei in ganz Spanien.

Dies ist die einfache Darstellung der Verhältnisse, unter welchen die Basken die Standarte des Kriegs erhoben haben; dies sind ihre Beweggründe, Gefühle und Gesinnungen; sie werden von den Priestern in die Schlacht geführt, aber sie fechten für ihre örtlichen Freiheiten und Privilegien, unter denen ihr Land unstreitig seit vielen Jahrhunderten geblüht hat, für ihre Verfassung, für das Recht, ihre eigenen Gesetzgeber, Richter und Staatswirthe zu seyn. Sie weigern sich, diese Functionen an Fremdlinge zu übertragen, die eine andere Sprache und andere Sitten haben; sie wollen ihre Freiheiten keiner fremden und entfernten Gewalt anvertrauen. Daher widersetzen sie sich der constitutionellen Dynastie mit eben solcher Energie und Hartnäckigkeit, wie sie eine fremde Invasion zurückweisen würden.

Mit dieser Ansicht von den Gesinnungen der Bevölkerung dieser Provinzen würde diese selbst sich gewiß vollkommen einverstanden erklären und sie als richtig anerkennen. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß bei dem Ausgange des Krieges noch andere Parteien betheiligt sind, deren Motive gleichen Anspruch auf Berücksichtigung haben. Die Liberalen, welche jetzt in Spanien die Herrschaft führen, sind längst der Meinung gewesen, daß eine Wiedergeburt des Landes nur durch die Abschaffung aller ausschließlichen Vorrechte, aller örtlichen Gerichtsbarkeit, kurz, nur durch Aufstellung eines einzigen Gesetzes für die ganze Nation zu bewirken sey. Der Krieg, der jetzt in diesen Provinzen wüthet, ist nur der offene Ausbruch eines Kampfs, der im Stillen schon während des ganzen letzten Vierteljahrhunderts in Spanien gährte, und der gewöhnlich als ein Kampf zwischen den Liberalen und Servilen, zwischen den Gebildeten und den Unwissenden geschildert wurde, aber in der That nur der Kampf zwischen dem Gemeinwohl und dem Privat-Interesse ist. Der Despotismus hat bis jetzt gesiegt, weil so viele Privat-Interessen unauflöslich mit seinem Triumph verknüpft waren, und Don Carlos sah sich durch die Macht des einzigen Wortes Privilegium, das wie ein Talisman wirkte, in den Stand gesetzt, seine Fahne im Lande zu erheben und in den republikanisch gesinnten Baskischen Provinzen seine stärkste Stütze zu finden. Die Abschaffung lokaler Jurisdictionen findet natürlich auf Seiten der begünstigten Provinzen einen eben so heftigen Widerstand, wie ihn die Abschaffung der persönlichen und ererbten Vorrechte bei den einzelnen Individuen fand. Wenn aber den Baskischen Provinzen republikanische Freiheit gesichert würde, so könnte man auch erwarten, daß Verwirrung, Anarchie und Despotismus in Spanien wieder feste Wurzel schlügen. Die von den Basken geforderten Privilegien sind mit den Rechten, der Wohlfahrt und dem Gedeihen der Nation unvereinbar und können billiger Weise nicht zugestanden werden, wenn das Spanische Volk nicht Willens ist, das Reich noch einmal in kleine Theile zerstückeln zu lassen, wovon jeder seine eigene gesetzgebende Gewalt hätte, und die nur einer Föderativ-Regierung unterworfen wären. Diese Frage ist noch nicht in Anregung gebracht worden und bedarf also auch hier keiner näheren Erwägung. Doch kann man sich nicht verhehlen, daß sie in Spanien schon aufzutauchen anfängt, zumal da bereits mehrere Orts-Junten wirkliche souveraine Gewalt ausüben. Es ist klar, daß die Bevölkerung der Baskischen Provinzen, so lange diese von allen Europäischen Mächten, als zu Spanien gehörig, Schutz empfangen und anerkannt sind, sich auch den allgemeinen Spanischen Gesetzen unterwerfen muß. Vielleicht finden sie also in einer Niederlage das Glück, welches sie sich bloß vom Siege versprechen, und möchte dann die ganze Spanische Nation, eins und ungetheilt, es mit ihnen gemeinschaftlich genießen.

(Athenaeum.)

Rußland.

Der Hof des Kaisers Peter II. und der Kaiserin Anna.

Bruchstück aus den Memoiren des Herzogs von Liria.

(Mitgetheilt vom Legationsrath Tietz.)

Unter der Regierung des Kaisers Peter II. und seiner Nachfolgerin, der Kaiserin Anna Joannowna, bekleidete der Herzog von Liria, ein Sohn des Marschalls Berwick, den Posten eines Spanischen Gesandten am Russischen Hofe. Peter II. beehrte ihn mit seiner Gunst und verlieh ihm den St. Andreas-Orden. Als der Herzog in sein Vaterland zurückgekehrt war, schrieb er Memoiren über Rußland, die aber bis jetzt noch nicht gedruckt erschienen sind. Es folgt hier der aus dem Manuskripte entnommene Schluß derselben, worin der Herzog eine Charakteristik der bedeutendsten Personen liefert, die damals den Russischen Hof belebten. Der Verfasser bemerkt dabei: „Ich kann versichern, daß ich mich auch nicht von der kleinsten Parteilichkeit hinreißen ließ, und daß ich alle Personen, von denen ich hier spreche, persönlich kannte."

Kaiser Peter II. (so lautet das Urtheil Liria's über ihn), der bekanntlich in dem jugendlichen Alter von sechzehn Jahren starb, war hochgewachsen, aber dabei nach dem schönsten Ebenmaaß gebaut. Eine sanfte Melancholie war auf seinem Antlitze verbreitet, doch in seinen Zügen und in seiner kräftigen Körperhaltung zeigte sich wahre Majestät. Seine Jugend gestattete noch kein Urtheil über seinen Charakter, der sich vielleicht später in Ernst, Entschlossenheit, aber auch wohl in zu große Strenge ausgebildet hätte. Freigebig war er in hohem Grade, auch wohlwollend gegen die Personen, die ihm nahe standen, ohne jedoch auch selbst gegen diese seine hohe Würde zu vergessen, und in ein zu vertrauliches Verhältniß einzugehen. Er erfaßte mit seinem Geiste schnell Alles, was ihn interessirte; er war aber vorsichtig und bescheiden in seinen Urtheilen, liebte sein Volk enthusiastisch, wogegen er aber auf Ausländer wenig hielt. Gewiß wäre er ein großer Monarch geworden, wenn die Zeit einige Unvollkommenheiten und Fehler seiner frühesten Erziehung verwischt und abgeschliffen hätte.

Anna, des Zaars Iwan, ältesten Bruders Peter I. Tochter, früher vermählt mit dem Herzoge von Kurland, bestieg als Wittwe den Kaiserlichen Thron von Rußland. Sie ist (erzählt uns Liria, dem auch alle nachfolgenden Charakteristiken ohne Zusätze entlehnt sind) von schlankem Wuchs, etwas bräunlichem Teint und hat eine männliche Physiognomie. Im Umgange ist sie höchst angenehm, aufmerksam und verbindlich. Bei außerordentlicher Freigebigkeit liebt sie große Pracht, worin ihr Hof wohl alle übrige Höfe übertreffen dürfte. Sie fordert strenge Ausführung ihrer Befehle und ausführliche Berichte aus allen Theilen ihres großen Reiches. Ihr erwiesene Dienste vergißt sie nie, zeigt sich aber auch sehr empfindlich gegen ihr zugefügte Beleidigungen und Kränkungen. Sie ist überhaupt eine wahre Kaiserin und würdig, lange Jahre zu regieren.

Die Großfürstin Natalia war eine Fürstin, ausgestattet durch die achtungswerthesten Eigenschaften. Den Mangel an Schönheit ersetzte sie durch ihre Tugend. Ihre hohe Bildung machte ihren Umgang höchst angenehm. Ihre Unterhaltung war gewandt und aufmerksam, ihr sanfter Charakter sprach sich in jedem ihrer Worte aus. Die Französische und Deutsche Sprache redete sie geläufig, sie war eine Freundin der Lektüre und Beschützerin der Ausländer. Man liebte sie allgemein und sendete heiße Gebete für die Erhaltung ihres Lebens zum Himmel; doch Gott fand es in seiner Weisheit für besser, sie zu sich zu rufen. Nach langer Krankheit starb sie am 3. Oktober 1728, in ihrem funfzehnten Jahre, beweint von Russen und Fremden, von Hohen und Niederen.

Prinzessin Elisabeth, die Tochter Peter's I. und der Kaiserin Katharina I. (nachmalige Kaiserin), ist unstreitig die schönste Frau, die mir im Leben vorgekommen. Der zarte Teint, ihr brennendes Auge, die kleinen Hände, der weiße Nacken, ihre schlanke Gestalt und das vollkommene Ebenmaaß aller Theile müssen Jeden, der sie sieht, bezaubern. Sie ist sehr lebhaft, tanzt und reitet vorzüglich, entwickelt in der Unterhaltung viel Klugheit und zeigt, daß sie den Ruhm über Alles liebt.

Die Herzogin von Mecklenburg, Schwester der Kaiserin Anna, ist eine sehr lebhafte Dame, springt in der Unterhaltung von einem Thema zum anderen, und sagt, ohne sich zu geniren, Alles, was ihr in den Sinn kommt. Sie ist von sehr schlankem Wuchs.

Die andere Schwester der Kaiserin, die Prinzessin Paraskewja, besaß keinen großen Verstand und keine körperliche Schönheit. Ihre Gestalt war schwächlich und mager.

Der Fürst Alexei Dolgoruki, Erzieher des Kaisers Peter II., haßte alle Ausländer. Den alten Gebräuchen und dem Hofe sehr ergeben, ließ er sich von der Eitelkeit zu der Idee hinreißen, seine Tochter durch die Vermählung mit dem jungen Kaiser auf den Russischen Thron zu erheben. Peter's früher Tod vereitelte seinen Plan, und die Kaiserin Anna verbannte den Ehrgeizigen mit seiner ganzen Familie nach Sibirien.

Der Sohn des Vorigen, Fürst Iwan Alexeiwitsch Dolgoruki, war ein Mann von gutem Herzen, und der Einzige, den der Kaiser mit zärtlicher Freundschaft liebte und dem er in vielen Stücken folgte. Mit gleicher Liebe und Verehrung war er dem Kaiser zugethan und jede Tücke ihm fremd. Dagegen mangelte ihm aber höhere Bildung, weswegen er auch in seinen Unternehmungen nicht weit aussehend war und überhaupt nicht viel Thätigkeit zeigte. Er war geneigt, vieles zu leisten, wußte aber nie die Sache beim rechten Ende anzufassen.

Fürst Wassili Lukitsch Dolgoruki war ein gescheidter Mann, der sich als Gesandter bei den Höfen von Schweden, Dänemark, Polen und Frankreich ausgezeichnet hatte. Er besaß große Sprachkenntniß und war ein Diplomat, mit dem man vernünftig unterhandeln konnte. Zu seinen schwachen Seiten gehörte Habsucht, die ihn so weit brachte, daß er von der Kaiserin Anna endlich zur Strafe auf eine wüste Insel im weißen Meere verbannt wurde.

Noch zweier Fürsten Dolgoruki muß erwähnt werden. Der Eine war Feldmarschall, ein kluger, rechtlicher und tapferer Mann, der die Heuchelei haßte, und oft nur zu aufrichtig war. Er konnte ein herzlicher Freund seyn, war aber gegen Kränkungen sehr empfindlich. Er liebte Ausländer nicht, legte ihnen aber auch nichts in den Weg. Er war, mit einem Worte, ein Mann, der seinem Vaterlande Ehre machte. Der Fürst Michail Dolgoruki war ein eitler Schwachkopf und schmutziger Geizhals.

Ein ehrwürdiger Greis war der Groß-Kanzler Graf Golowkin, der mit Gelehrsamkeit viel Klugheit und Vorsicht verband. Liebe zum Vaterland beseelte sein Herz, und obgleich er das Alte liebte, verwarf er doch das Neue nicht, sobald er etwas Gutes darin sah. — Seinem Monarchen schmeichelte er nicht, und auch in den verwickeltsten Angelegenheiten erwarb er sich durch seine gerade Rechtlichkeit und Unparteilichkeit die Achtung seines Herrschers.

Der Groß-Admiral Graf Apraxin zeichnete sich schon unter Peter I. durch seinen Diensteifer aus. Seine Schwester war die Gemahlin des Zaars Feodor, des ältesten Bruders Peter I. Er war ein tapferer, entschlossener, mit vielen Fähigkeiten begabter Mann, aber ein Gegner der von Peter I. nach Rußland gebrachten Neuerungen, und zwar aus

dem Grunde, weil er selbst nie im Auslande gewesen war. Sein einziges Streben ging dahin, die alte Form wieder herzustellen. Von den auswärtigen Staats-Angelegenheiten verstand er nichts.

Ein merkwürdiger Mann war der Vice-Kanzler Baron Ostermann, Sohn eines lutherischen Predigers aus einem Westphälischen Dorfe. Jung kam er nach Rußland, um irgend eine Stelle zu erhalten, erlernte mit vielem Fleiße und gründlich die Landessprache und wurde von einigen höheren Beamten zu Geschäften benutzt. Peter I. hörte von ihm und seinen Sprachkenntnissen, und gebrauchte ihn als Uebersetzer. Fürst Menschtschikow protegirte den Deutschen, bewirkte seine Erhebung in den Freiherrnstand und endlich zum Vice-Kanzler. Auf Menschtschikow's Verwendung wurde er, nach Katharina's I. Tode, Erzieher und Lehrer des Kaisers Peter II., in welcher Eigenschaft ihm dann, wie oben bemerkt, der Fürst Alexei Dolgoruki folgte. — Ostermann war ein talentvoller und in den Geschäften unermüdlicher Minister, der für Rußlands Wohl viel wirkte. Obgleich geizig, war er doch nicht habsüchtig, was sich gewöhnlich zu vereinen pflegt. Im höchsten Grade besaß er Verstellungskunst, und der ärgsten Lüge wußte er einen so frappanten Anstrich von Wahrheit zu verleihen, daß er mit der größten Leichtigkeit auch den verschlagensten Gegner täuschte. Mehrere Male war er seinem Sturze nahe; er wußte sich aber stets durch List wieder emporzuarbeiten und über seine Gegner zu triumphiren.

Der Fürst Dmitri Golizyn, Mitglied des Reichsraths, ein Greis, der immer kopfschüttelnd wiederholte: „Wozu taugen alle diese neuen Einrichtungen? Warum leben wir nicht, wie unsere Väter lebten? Sie waren klüger und riefen keine Ausländer in's Land, um sich von ihnen Gesetze vorschreiben zu lassen!" Es war übrigens ein gescheidter Mann, aber gewaltig rachsüchtig.

Fürst Golizyn, Feldmarschall, Rußlands Held, war ein Mann von ausgezeichnetem Verstand und voll wahrer Ehrliebe. Erfahren in der Kriegskunst, zeigte er persönliche Tapferkeit und wurde daher von den Soldaten sehr geliebt. In seinen Grundsätzen war er unerschütterlich; er liebte nicht die Ausländer, war aber auch gegen sie gerecht und großmüthig, wenn er wahres Verdienst in ihnen erkannte. In der Unterhaltung zeigte er sich sehr liebenswürdig und stand schon in großer Achtung bei Peter I. Mit gleicher Achtung begegnete ihm der ganze Hof.

Der Feldmarschall Sapieha, ein geborener Pole, besaß außer seiner Tapferkeit wenig Verdienst. So viel ich ihn kennen lernte, verstand er wenig von der höheren Kriegskunst, war auffahrend und hitzig und gebrauchte jedes Mittel, um seine Zwecke zu erreichen.

Feldmarschall Bruce, von Schottischen Aeltern in Moskau geboren, von Peter I. sehr geschätzt, war ein trefflicher Mann von großen Fähigkeiten, dem das Wohl Rußlands sehr am Herzen lag. Allgemeine Achtung und Liebe belohnten ihn für sein makelloses Leben.

Der Fürst Tscherkaski war ein gewandter und sehr aufgeklärter Mann, edel und uneigennützig und ein Freund der Ausländer. Er hätte mehr wirken können, wenn er nicht zu schüchtern und unentschlossen gewesen wäre.

Der Kurländer Graf Biron, Liebling und Kammerherr der Kaiserin Anna, war ein sehr angenehmer, gebildeter, dienstfertiger und für den Ruhm seiner Monarchin enthusiasmirter Mann. In der Unterhaltung zeigte er sich sehr liebenswürdig, besaß ein angenehmes Aeußere, das ihn aber mit Eitelkeit erfüllt hatte. Ihm fehlte der tiefere Scharfblick und gereifte Menschenkenntniß, weshalb er sich auch leicht von Anderen leiten ließ und schlechte Rathgeber eben so anhörte, wie gute.

Der Oberst des dritten (Jsmailow'schen) Garde-Regiments, Graf Löwenwolde der Aeltere, ein geborner Livländer, war ein Mann von großen Fähigkeiten, listig, tapfer und unternehmend, der Kaiserin ganz ergeben und von dieser mit großem Vertrauen beehrt. Von den Russen wurde er nicht geliebt, weil er die Ausländer protegirte. Was seine Fehler betraf, so war er ein Spieler, sehr geizig und eigennützig. Uebrigens war er ein gescheidter Mann, der in allen Sachen Rath wußte. — Sein Bruder, Graf Löwenwolde der Jüngere, Hofmarschall der Kaiserin Anna, besaß eine Ehrsucht und Eitelkeit, die keine Gränzen kannte. Egoismus leitete alle seine Handlungen, und er kannte keine Unmöglichkeit, wenn es darauf ankam, seine Zwecke zu erreichen. Er besaß Geist und ein vortheilhaftes Aeußere, war gewandt im Umgange, sehr freigebig, und verstand es, den Festen der Kaiserin den größtmöglichsten Glanz zu geben.

Der General Weisbach, ein Deutscher, war ein guter, geistesbeschränkter Mann, der sich für einen großen General hielt, obgleich man von seiner Tapferkeit und seinen militairischen Fähigkeiten eine sehr geringe Meinung hegte.

Ein anderer Deutscher, der General Bon, ein langgedienter und in seinem Fach erfahrener Soldat, war schüchtern im höchsten Grade und sehr ängstlich, sich auf irgend eine Weise das Mißfallen seines Hofes zuzuziehen, weshalb er auch bei Allem sehr vorsichtig zu Werke ging und gegen Jedermann sich kalt und zurückhaltend zeigte. Bei seinem vielen Verstande, war er gegen Untergebene grob und stolz.

Den letzten Fehler theilte mit ihm der Graf Münnich, ebenfalls ein Deutscher, General der Artillerie, ein Kenner der höheren Kriegskunst und ein ausgezeichneter Ingenieur. Gegen Fremde war er aufmerksam und höflich, scheinbar der Freund Aller, in Wahrheit aber von Keinem Einzigen.

General Lascy, ein Irländer, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, ein geschickter General und ein durchaus rechtlicher Mann, ist vom ganzen Volke geachtet und geliebt.

Der General der Artillerie, Günther, ein geborner Deutscher, war ein Mann von Fach, und wegen seiner Kenntnisse von den Russen sehr geachtet. Seinen Freunden zeigte er sich als zuverlässiger und wahrer Freund, obgleich er hätte zurückhaltender werden können, in Folge mehrerer ihm unverschuldet widerfahrener Kränkungen.

Ein wahrhaft edler Mann war Matjuschkin, General der Artillerie, der mit Auszeichnung dem Staate diente.

Der Pole, Graf Jagusbinski, General der Kavallerie und Ober-Stallmeister, war geringer Herkunft, kam in seiner Jugend nach Rußland, trat dort zur Griechischen Kirche über und erwarb sich die Zuneigung Peter's I., der ihn bis zu seinem Tode sehr liebte. Obgleich Jagusbinski kein großer Kenner der Kriegskunst war, so lagen in ihm doch große Fähigkeiten, mit denen er außerordentliche Kühnheit und Entschlossenheit verband. Man sagte von ihm, daß er hinterlistig gewesen wäre; dem aber muß ich, der ich ihn genau kannte, widersprechen. Er war ein treuer Freund und trat offen seinen Feinden entgegen. Seinem Fürsten unbedingt ergeben, zeigte er Beharrlichkeit in allen seinen Unternehmungen; doch war er auch wohl fähig, eine Unbesonnenheit zu begehen, wenn er glaubte, daß irgend etwas auch nur einen Schatten auf seine Ehre warf. Er war einer der edelsten Großen, auf die Rußland stolz seyn darf.

Der General Tscherrnüscheff war ein kluger tapferer Mann, dabei aber nicht aufrichtig und ein Feind der Ausländer.

Der Fürst Jussupow, ein geborner Tartar, diente als General mit Auszeichnung. Für seine persönliche Tapferkeit sprach die Menge von Wunden, mit welchen er bedeckt war. Seinem Fürsten war er ergeben; er beschützte die Ausländer und ging stets den geraden Weg.

Ein Mann von ausgezeichnetem Verstande und Kenntnissen war der Baron d'Abiebal, Ober-Ceremonienmeister, ein geborner Schweizer. Mit einem bewunderungswürdigen Gedächtnisse verband er Klugheit und viel Angenehmes in seinem Umgange. Dem Freunde war er naher Freund; er zeigte aber eine artige Kälte gegen die, deren Freundschaft ihm verdächtig schien. Gegen wahrhaft Edle und solche, die ihm mit Vertrauen entgegen kamen, war er aufrichtig und theilnehmend, seinem Monarchen unbedingt ergeben und von Allen hochgeachtet. Egoismus war ihm fremd; nie hörte ich, daß er Schlechtes von Anderen sprach — er war ein edler Mann im wahren Sinne des Wortes.

Bibliographie. Neue Werke in Russischer Sprache:
- Die Erbin. Roman und Wirklichkeit, von Peter Sumarokoff. 2 Thle.
- Die schreckliche Ehe. Eine Geschichte aus dem 17ten Jahrhundert, von Peter Maschkoff.
- Scenen aus dem Leben. Von Alexei Meßkwitschin.
- Baron Brambeus. Ein Vaudeville von N. Sokoloff.
- Das Gouvernement Jenissei. Von G. Stepanoff.
- Geschichte von Rußland. Von N. A. Polewoi (Der 6te Theil ist so eben in Moskau erschienen.)

Mannigfaltiges.

— Alterthümer auf den Inseln der Südsee. Eine der Carolinen-Inseln, die erst ganz neuerlich von der Britischen Kriegs-Schaluppe „Raven" entdeckt und Ascensio benannt worden, hat an ihrem nordöstlichen Ende Ruinen einer Stadt aufzuweisen, zu denen man jetzt nur auf Böten gelangen kann, indem die Wellen bis an die Stufen der Häuser reichen. Der Umfang der Ruinen beträgt 2½ Miles. Die Mauern sind mit Brodbäumen, Kokospalmen und anderen Bäumen überwachsen; es sind Thüren- und Fenster-Oeffnungen an denselben bemerkbar. Einige der gehauenen Steine haben 20 Fuß Länge bei 3 — 5 Fuß Breite. Von Mörtel ist keine Spur zu sehen. Alles verräth einen Grad von Kultur, hinter dem die jetzigen wilden Bewohner weit zurückstehen. Auf derselben Insel erhebt sich ein Berg, in dessen Felsen Figuren eingehauen sind, und noch weit größere Ruinen findet man acht Miles von der Küste im Innern. Wenn man die Eingebornen nach dem Ursprung dieser Gebäude fragt, so deuten sie gen Himmel, und sagen, ihre Erbauer seyen jetzt dort oben. Die Sprache dieser Wilden ist harmonischer, als die Idiome der übrigen Südsee-Insulaner, und sehr viele Wörter gehen auf Vokale aus. Auch in ihren Sitten läßt sich viel Abweichendes bemerken: so z. B. thut das weibliche Geschlecht hier nicht allein die Arbeit, wie dies auf den übrigen Inseln des Südmeers der Fall ist. (Hobart Town Courier.)

— Gold in Canada. Einheimisches Gold hat man ungefähr 30 Miles südlich von Quebek gefunden, und zwar in einem kleinen Strome, welcher dem Chandière zufließt, vermuthlich über talkiges Erdreich. Das vor mehreren Jahren in derselben Gegend gefundene Stück ist von platt-ovaler Form, wiegt 10.63 Gran, und hat eine spezifische Schwere von 13.7. Die geologischen Verbindungen dieses Golderzes scheinen denen der Russischen und Amerikanischen Lokalitäten analog zu seyn. Es ist beachtenswerth, daß ein paar Canadische Bauern mehrere Jahre lang in der Gegend, wo das Gold gefunden wurde, Minen gruben. Nach dem Jahre 1825 besuchte ich den Schauplatz ihrer Operationen, und fand eine Tiefe von zehn Kubikfuß in talkigem Schiefer bearbeitet, während die dort vorherrschende Felsenbildung Serpentin ist. Vor kurzem hat man mir berichtet, daß die Tiefe dieser Arbeit jetzt über 30 Fuß beträgt. Um die Zeit meines Besuches erfuhr ich, man suche eigentlich nach Silber; ich vermuthete, man habe den täuschenden Glanz des Silber-Talkes für den des echten Silbers angesehen, und bemühte mich nun, die Leute von einer eben so kostbaren als vergeblichen Nachsuchung abzumahnen. Der Erfolg dieses Minirens soll allerdings bis jetzt nicht eben ermuthigend seyn, und es wäre mir schwer begreiflich, wie die guten Leute eine so vieljährige Ausdauer haben könnten, ohne die geringste Frucht ihres Schweißes zu sehen, hätt' ich nicht Grund zu der Vermuthung, daß sie auf einige kleine Goldlagen gestoßen sind. (American Journal of Science.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Montag den 16. November 1835.

England.

Mein erstes Bühnenstück.

Ich war siebzehn Jahre alt, als ich die Schule verließ. Meine Mutter bestimmte mich zur Jurisprudenz. Die gute Mutter! Sie sah schon im Geiste ihren Sohn auf dem Wollsack des Großkanzlers oder wenigstens auf der Bank der Königlichen Advokaten sitzen. Ich fing diese glänzende Laufbahn damit an, daß ich mein Aufnahme-Geld in Lincoln's-Inn bezahlte, wo ich mich alle drei Monate drei oder vier Mal gerade so lange sehen ließ, als erforderlich war, um hinein und heraus zu gehen, meinen Namen in das Schul-Register einzutragen und meine Robe in einen Winkel zu werfen. Nachmals arbeitete ich, immer noch meiner Mutter zu Liebe, für einen alten Prokurator, der mich für das Recht, unverständliches Akten-Gewäsch zu kopiren, 300 Pfd. Sterl. jährlich bezahlen ließ. Entsetzliche Zeit!

In der Arbeitsstube meines Prokurators lernte ich eines Tages einen Kollegen kennen, der gleich mir an seinem Zügel kaute. Der Zauber seiner Unterhaltung verleidete mir die Arbeit ganz und gar. Wir gingen zusammen spazieren, und von dem Tage an besuchte ich das Bureau weniger regelmäßig. So rasch war mein Uebergang von der Gleichgültigkeit zur Antipathie gegen das Rabulisten-Gewerbe.

Henry D..., mein Kamerad, war, wie viele junge Leute unserer Tage, ein Stück Dichter, ein Stück Musiker, und vor Allem auch — was mir seinen Umgang besonders lieb machte — ein Stück von einem Schauspieler. Er kannte mehrere berühmte Acteurs und lud mich ein, zu seinem Vater zu kommen, der sie öfter bei sich sah. Dort lernte ich Charles Kemble und Matthews kennen; der Letztere war damals in London noch wenig bekannt. Ich erinnere mich jenes Abends, als wär' es gestern gewesen. Charles Kemble war ein würdiger und schöner Mann, und Matthews so munter wie eine Lerche. Er spielte uns einige seiner travestirten Scenen und Karrikaturen, und wir konnten seinen alten Schotten sowohl als seinen alten Franzosen, jene so wahren und lebendigen Darstellungen, die jetzt alle Welt kennt, im ganzen Zauber der Neuheit bewundern.

Diese Soirée war für mich entscheidend. Nachdem ich den trefflichen Mimen, den besten Komiker unserer Bühne, gesehen hatte, beschloß ich, einen Plan in's Werk zu setzen, den ich Henry D... bereits anvertraut. Ich kaufte einige Französische Vaudevilles, nahm aus jedem derselben ein paar Scenen heraus und bemühte mich nun, ein Drama zu schmieden, das Shakespeare's würdig wäre. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß ein Englisches Publikum mit einer einzigen Intrigue nicht zufrieden ist. Die Franzosen gehen in's Theater, um die Sachen vom dramatischen Standpunkte zu betrachten; sie erfassen die feinste Anspielung und befreunden sich alsbald mit dem Geiste des Verfassers. Einem Englischen Publikum aber mußt du mit dem Finger zeigen, wie du es meinst, du mußt dem hausbackenen Verstande alle Effekte handgreiflich machen. Was die Zwischenhandlungen betrifft, so fädle wenigstens ein Dutzend derselben der Reihe nach ein, wenn du das Publikum amüsiren und zum Lachen reizen willst. Von diesen Prinzipien ausgehend, schritt ich zum Werke. Der Titel machte mir viel zu schaffen, aber ich verlor den Muth nicht; endlich schien mir Sir Jeremias Stiefelknecht ein ganz originelles Werk, und ich sah mich schon im Geiste neben Foote stehen, als ich meinen Neugebornen getauft hatte. Ich erinnere mich noch sehr gut, mit welcher Sorgfalt ich mein Manuskript in's Reine schrieb, und wie dick ich die Stellen unterstrich, die das Publikum mit Gewalt hinreißen sollten.

Eben hatte ich meine erste Schöpfung mit nervöser Unruhe einem Freunde übergeben, der sie dem Direktor einhändigen sollte, als ich einen Brief von meiner Mutter erhielt. Diese gute Dame, die dramatische Autoren und Schauspieler mit gleichem instinktmäßigen Grausen betrachtete, hatte das ungeheure Verbrechen ihres Sohnes entdeckt. Eine unbesonnene Aeußerung hatte sie auf die Spur gebracht. Ihr Brief lautete wie eine Bannbulle; was mich aber am meisten betrübte, war der Umstand, daß sie behauptete, Juristerei und Dramatik ließen sich auf keine Weise vereinbaren. Ich wollte sie durch Beispiele vom Gegentheil eines Besseren belehren; allein ich fand bald, daß dies keine leichte Sache sey. Anfangs zählte ich auf Sheridan; als ich aber seine Biographie aufschlug, mußte ich lesen: „Sein Genius erhob ihn auf die erste Stufe der Gesellschaft; allein er konnte nie in einem praktischen Berufe ausdauern." Wenden wir uns zu Murphy! rief ich aus. „Murphy war Advokat und ein guter dramatischer Dichter; an der Barre aber wollte es ihm nie gelingen." Was steht von Colman geschrieben? „George Colman, den sein Talent zu Allem fähig machte, fing mit dem Studium der Rechte an. Er wurde einer unserer besten dramatischen Autoren, aber nie ein Rechtsgelehrter." Jetzt fiel mir Addison ein, der Staats-Secretair und Verfasser des Cato. Ach! was sagte mein biographisches Wörterbuch? „Addison verdankte sein politisches Glück seiner Heirath mit Lady Warwick, und Jedermann mußte zugeben, daß er nicht an seiner Stelle war. Da er als Redner nichts leistete, so war er der Regierung im Unterhause und im Kabinette gleich unnütz. Er konnte keine Verordnung ausfertigen, ohne auf der Jagd nach schönen Ausdrücken viel kostbare Zeit zu verlieren. Durch Erfahrung von seiner Untüchtigkeit überzeugt, nahm er, Kränklichkeit vorschützend, seinen Abschied und machte sich an eine Tragödie, „der Tod des Sokrates" betitelt."

Ich warf das biographische Lexikon unwillig von mir; doch hob ich es gleich wieder auf, um Congreve zu suchen. „Congreve", so hieß es in dem betreffenden Artikel, „wurde zuerst in einer Pension von Kilkenny und dann auf der Universität zu Dublin gebildet, wo er sich in allen Zweigen der Literatur vervollkommnete. Nach der Revolution des Jahres 1689 schickte man ihn nach London und stellte ihn am Middle-Temple an; allein das Studium der Rechte war ihm zu trocken, auch kümmerte es ihn sehr wenig; er folgte seinem wahren Berufe, dem dramatischen. Kaum hatte er aber sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht, als dieser ihm auch verleidet wurde. Er zog sich auf's Land zurück und nahm es fortan übel, wenn man von seiner Autorschaft sprach." Was! rief ich aus, Congreve konnte seiner dramatischen Laufbahn sich schämen, der er sein Glück und seinen Ruhm verdankte?

Ich fing schon an, desperat zu werden; doch wollte ich meine Forschungen wenigstens noch bis auf Ben Jonson fortsetzen. „Der Verfasser des Volpone war erst Maurer und dann Soldat; man weiß aber nicht, ob er jemals Häuser gebaut oder kriegerische Lorbern eingeärndtet hat." — „Beaumont, der Sohn eines Richters, ließ sich am Inne-Temple anstellen; es scheint aber nicht, daß er jemals die geringsten Fortschritte in der Jurisprudenz gemacht habe; seine Leidenschaft für die Musen bemächtigte sich seines ganzen Wesens." — „Foote wurde in Oxford erzogen. Von da kam er auf den Temple. Man bestimmte ihn zur praktischen Rechtsgelehrtheit; aber dies trockene und finstere Studium vertrug sich schlecht mit der Lebhaftigkeit und Beweglichkeit seines Geistes. Nachdem er sein Bischen Vermögen durchgebracht hatte, wurde er Schauspieler und dramatischer Autor."

Hier stellte ich meine Nachsuchungen ein; da ich aber doch nun einmal zwischen zwei Professionen wählen mußte, so wollte ich für die bessere mich entscheiden. Ich beschloß, noch zu warten, mein Stück zu beendigen und aus dem Erfolge zu urtheilen, welchen Wirkungskreis die Natur mir angewiesen habe. Ich schrieb also meiner Mutter, daß ich ihre liebende Ungeduld sehr zu schätzen wüßte und jeden Falls nichts thun würde, das des Namens meines Vaters unwürdig wäre. Solche Briefe sind leichter zu schreiben als eine Komödie.

Der Zufall hatte mich auf den gefährlichsten Posten gestellt. Da ich, meinen Wünschen zuwider, in Lincolns-Inn keine Wohnung finden konnte, so hatte ich in der Suffolk-Street (Charing-Croß) ein Zimmer gemiethet. Die meisten Häuser dieser Straße waren damals von Schneidern bewohnt, welche den obersten Stock an Hagestolze, Reisende aus der Provinz und Offiziere auf halbem Sold vermietheten. Diese Herren mochten größtentheils Schotten seyn, denn die Straße Suffolk hatte den Spitznamen Schottische Kaserne.

Ich wohnte schon einige Tage in der Suffolk-Street und schöpfte eben frische Morgenluft am Fenster, als ich mehrere Damen mit kleinen Rollen Papier in der Hand hin und her trippeln sah. Desgleichen gewahrte ich Herren mit doppeltem Jabot, schweren goldenen Ketten und Pelzkragen, gleichsam ihre ganze Habe auf dem Körper tragend. Ich konnte mich über den Beruf dieser glücklichen Sterblichen nicht täuschen, und streckte den Hals aus dem Fenster, um zu sehen, wohin sie gingen. Man denke sich meine frohe Ueberraschung! Ich war mitten in Attika, im Vaterlande des Thespis. Ich klingelte der Magd des Hotels, einer rundlichen und rothbäckigen Dirne. „Was ist das für ein Haus?" fragte ich sie, mit dem Finger auf die Säulenhalle deutend, unter welcher ich diese Halbgötter hatte verschwinden sehen. „„Wie, mein Herr, das wissen Sie nicht?"", sprach sie, „„es ist ja der Eingang zum kleinen Theater.""

Ich war also nur zwei Schritt von diesem Feenschlosse entfernt. Hier sollten tausend Lämpchen um meinetwillen angesteckt werden, hier sollte das Publikum sich drängen, um mein Stück aufführen zu sehen und meinen Namen mit donnerndem Beifall auszurufen. Diese Pforte führte also zu den Coulissen und zur Unsterblichkeit. Entzückt über

meine Entdeckung verließ ich das Haus und spazierte auf der Straße herum, als mir plötzlich Jemand auf die Schulter klopfte und mich so aus meiner Betrachtung herausriß. Es war mein Freund, der wieder einmal die Schule geschwänzt hatte. Er heftete gleich mir die Augen auf den Portikus, der meine Extase verursachte, und sprach, meine Gedanken errathend: „Wohlan, sey gutes Muthes! knüpfen wir enge Bekanntschaft mit Matthews, lassen wir unser Stück aufführen, und dann brauchen wir dieser Pforte nur zu sagen: öffne dich, Zion!"

Das Glück schien mir günstig zu seyn; noch an demselben Tage begegnete ich dem neuen Aristophanes. Es war in seinen Manieren etwas gar liebenswürdig Ungezwungenes. Ich sprach von meinem Stücke, und er sagte mir, er wolle es nicht nur lesen, sondern auch, wenn ich es wünschte, dem Herrn Colman junior, seinem vertrauten Freunde, selbst überbringen. Das war mehr, als ich zu hoffen gewagt. Mein neuer Freund lud mich auf nächsten Sonntag zu einem Diner in seiner hübschen Villa. Es war gerade Freitag; ich verbrachte die ganze Zwischenzeit mit Durchsehen und Retouchiren meines Stückes, das ich nicht eher abliefern wollte, bis es, wie ein junger Bär, glatt geleckt wäre. Endlich stieg die Sonne empor, um den Tag zu erhellen, an dem der Schöpfer ruhte und sah, daß sein Werk gut war. Auch ich hatte mein Werk vollendet und fand es nicht eben schlecht. Nach dem Gottesdienst nahm ich ein Kabriolet und war mit Blitzesschnelle in der Villa meines Mäcen. Er lobte meine Pünktlichkeit, stellte mich seiner liebenswürdigen Gattin vor und führte mich in ein kleines Seitenzimmer, das die anmuthigste Landschaft beherrschte. Hier begann ich die Lektüre meines Stückes.

Mein Zuhörer lächelte oft und lachte auch mitunter; aber seine Aufmerksamkeit schien mir zu ausschließlich auf die Rolle gerichtet, die ihm zugedacht war. Nach einigem Zögern gab er mir den Rath, an einer passenden Stelle noch dies oder jenes Witzwort beizufügen. Er versicherte mir schließlich, er wolle mein Werk am nächsten Morgen nach Melina-Place bringen, wo Herr Colman wohnte.

Mein Glück stand in seinem Zenith. Dieser Tag verging wie der herrlichste Traum; ich öffnete der Luft und der Sonne meine Schwingen; Speise und Wein schmeckten wie Nektar und Ambrosia, und die Unterhaltung wurde eben so belebt als angenehm. Matthews stieg immer höher in meiner Bewunderung. Seine Bemerkungen und Beobachtungen verriethen nicht bloß unerschöpflichen Witz, sondern auch eine überraschende geistige Tiefe und Feinheit. Als ich selbigen Abend ein Miethe-Kabriolet bestieg und dem Kutscher: Suffolk Street, Charing Cross, zurief, trug ich eine ganz neue Welt im Kopfe, in der Lincoln's Inn nicht existirte. Mit Gedanken an das kleine Theater, an Matthews, an die Coulissen und an Herrn Colman versank ich in Schlummer und träumte von lauter Kränzen, die mir aus den Logen zuflogen. Einer dieser Kränze blieb auf meinem Kopfe sitzen; ich riß ihn aus Bescheidenheit herunter und schleuderte ihn so weit weg, daß ich beim Erwachen meine Nachtmütze an der Thürklinke hängen sah.

Von wahrer Fiebergluth geschüttelt, verließ ich mein Bette. Das Frühstück wollte nicht schmecken. Ich vergaß, den Thee in das kochende Wasser zu schütten, und leerte mein Milchnäpfchen in eine Tasse aus. Ich hatte eine komische Ballade in meinem Stücke angebracht, die Matthews singen sollte; allein er hatte mir zu verstehen gegeben, wenn er, Matthews, Couplets habe, so müsse auch Liston welche haben. Ich zerbrach mir lange den Kopf, um ein Sujet zu finden; endlich fiel es mir ein, „das gerettete Venedig" zu travestiren. Die sechs Couplets kosteten dreistündige Mühe; ich schrieb sie in's Reine und schickte sie ohne Umschlag an meinen Mäcen.

Schon waren drei ewig lange Tage verflossen, und noch wollte keine Nachricht kommen. Ich bedachte freilich nicht, daß Herr Colman wohl an funfzig bedeutendere Dinge zu denken hatte, als an meine Komödie. Am Morgen des vierten Tages hör' ich mit Herzklopfen den Hammer an die Hausthüre schlagen; ich lausche mit verhaltenem Athem; die Thüre öffnet sich... man steigt die Treppe hinan. Ich stürme dem Boten entgegen, und er überreicht mir ein Billet, in welchem mein Mäcen mir ankündigt, daß er mich morgen Abend um 5 Uhr besuchen will. Er hatte die Absicht, mit mir nach Melina-Place zu fahren und mich Herrn Colman vorzustellen, der uns zum Diner eingeladen hatte.

Ich weiß nicht mehr, wie ich in der Zwischenzeit lebte. Matthews war pünktlich, und wir fuhren mit einander nach Melina-Place. Ich fand meinen Wirth sehr liebenswürdig und die Gesellschaft reizend. Man las mein Stück. Herr Colman schlug mir ein paar kleine Abänderungen vor. Die Unterhaltung wurde so interessant, daß ich erst um 3 Uhr des nächsten Morgens heimkehrte.

Die Sache war in gutem Zuge. In der nächsten Woche sollte mein Stück den versammelten Schauspielern vorgelesen werden; aber ach! es war ein Freitag, an dem bekanntlich kein Unternehmen von Statten geht, ein Unglückstag, vor dem meine Mutter mich nicht weniger als vor der Zahl dreizehn gewarnt hatte. Der Freitag kam, und ich sah mich zum ersten Mal in dem Treibhause eines Theaters; es war in der That ein Treibhaus, das durch eine Art von Melonen-Fenster sein Licht empfing. Das Gemach war ohne Tapeten; eine Art von Divan, mit verschossenem grünen Tuch überzogen, lief an den Wänden hin. Hier pflegten die Acteurs sich auszuruhen und den Augenblick zu erwarten, wann sie die Bühne wieder betreten mußten. Ein Spiegel, eine Flasche Wasser und ein Trinkglas schmückten das Kamin. Man brachte bald einen kleinen Tisch, mit Federn und Papier bedeckt, und einen Sessel ohne Lehne für den Leser. Die Schauspieler und Schauspielerinnen versammelten sich allmälig; ich wurde denen vorgestellt, die muthmaßlich in meinem Stück zu spielen hatten, und da ich selbst wegen des Vorlesens mich entschuldigte, so übernahm der Direktor dieses Geschäft.

Es herrschte tiefe Stille. Der Vorleser räusperte sich zweimal; dann fing er an, das Stück so schnell und eintönig abzuhaspeln, daß er mir den ganzen Dialog der ersten Scene, auf den ich so viel Mühe verwendet hatte, verdarb. Kein Wort, kein Zeichen des Beifalls. Liston, der über die bon mots, mit denen ich seine Rolle durchspickt, vor Lachen bersten sollte, blieb stumm und unbeweglich, ein wahrer Harpokrates; als aber der Leser zu einer Passage kam, die ich für wunderbar komisch hielt, nahm Liston's Physiognomie einen so grotesken Ausdruck von Mißbilligung an, daß Mistreß Gibbs darüber in ein Lachen ausplatzte, welches beinahe auf die ganze Versammlung elektrisch gewirkt hätte. Matthews, dem die beste Rolle im Stücke zugedacht war, warf seinen Kollegen einen Blick zu, der ungefähr sagen wollte: schonet doch die Empfindlichkeit des jungen Autors.

Diese harte Probe dauerte an fünf Viertelstunden. Meine Eigenliebe war grausam verletzt. Indeß hoffte ich noch, daß die Lösung der Intrigue mein Auditorium überraschen und eine Explosion des Beifalls hervorbringen würde; indem ich aber unruhigen Blickes umher sah, bemerkte ich, daß Mistreß Davenport eingeschlafen war, und daß Herr Liston sie am Halse kitzelte. Jetzt überlegte ich, es wäre wohl besser gewesen, wenn ich der Vorlesung gar nicht beigewohnt hätte; in meiner Abwesenheit würde man das Stück wenigstens freimüthig bekrittelt und auch wohl einige Stellen gelobt haben; so aber ließen sie mich für ihr erzwungenes Stillschweigen durch affektirte Gleichgültigkeit büßen. Nach geendigter Lektüre war Alles stumm, wie vorher. Endlich fragte Einer: „Wann soll es denn einstudirt werden?" Der Direktor antwortete: „Morgen, und morgen über acht Tage findet die erste Probe statt."

„„Morgen über acht Tage!"" rief eine Stimme; „„was! ich soll diese verwünschte Rolle schon in acht Tagen auswendig wissen?""

„Ich glaube", hub Mistreß Davenport an, „es wäre besser, wenn ich gar nicht mitspielte. Mistreß Rendall oder Mistreß Wall werden mit meiner Rolle eben so gut fertig werden." — „„Und der erste Anfänger mit der meinigen noch besser als ich"", murmelte Liston.

Eben sah ich Mistreß Gibbs an. Ihr liebliches Gesicht schien mir einen Augenblick scheußlich, als ich sie Liston einen Wink des Beifalls geben sah.

Ich hatte schon genug, griff zur Thüre und entschlüpfte. Matthews hielt mich im Corridor eine Minute zurück.

„Mein Theurer", sprach er, „Sie müssen darauf gefaßt seyn, zwei der vornehmsten Schauspieler zu verlieren. Das Beste, was man thun kann, ist, einem Künstler seine Rolle zu erlassen, wenn sie ihm nicht gefällt; denn sonst bekräftigt er seine Meinung bei der ersten Vorstellung durch sein Spiel."

Hier begannen also für mich alle Drangsale und Plackereien, die eine dramatische Laufbahn so holperig machen: die kleinen Ränke der Eifersucht und die großen der Eitelkeit, welche nur dem Eingeweihten begreiflich; die Liguen gegen gewisse Personen, die Komplotte, um diese oder jene Combination verunglücken zu lassen: ein wahres Labyrinth von Eifersüchteleien und Antipathieen, in dem ich aber leider schon zu weit vorgedrungen war.

Nach zweien Tagen fand die erste Repetition statt. Die feuchte Atmosphäre des Theaters schien mir von erquickender Frische. Da es draußen sehr kalt war, so wurde mir es beim Hereintreten eben so wohl wie Einem, der in den Hundstagen ein kühles Wellenbad nimmt: Als nun die Spieler von Zeit zu Zeit herankamen und mich fragten, wie diese oder jene Stelle nach meiner Meinung zu deklamiren sey: da versöhnte ich mich endlich mit der Abwesenheit einiger der glänzendsten Gestirne, auf die ich gerechnet hatte.

Mit den Repetitionen gingen fünf Tage hin. Mein Werk wurde grausam beschnitten: das erste Opfer, welches ich bringen mußte, war mein parodirtes Lied „das gerettete Venedig." Derjenige, welcher für Liston singen sollte, hatte keine Stimme; ich tröstete mich darüber, um so mehr, als Liston selbst sich gegen das Absingen erklärt hatte. Aber ein Unglück kommt niemals allein. Ich sah mich gezwungen, auch mein anderes Lied aufzuopfern. Es kostete mir einen Stutzer; allein was sollte ich dagegen thun? Die junge Actrice, welche meine Heroine vorstellen sollte, war ebenfalls ohne Singstimme, und außerdem hielt man ein isolirt stehendes Lied in einem Stücke für eben so antidramatisch als antimusikalisch.

Die Zeit rückte heran, die über mein Schicksal entscheiden sollte. Man muß dramatischer Autor gewesen seyn, um über das Herzbeklemmende einer ersten Aufführung zu urtheilen. Meine erste Sorge beim Erwachen war, daß ich den Himmel ansah. Er war dick bewölkt. Desto besser, dachte ich; das Haus wird um so voller seyn. Ich bemerkte von fern die Theaterzettel, konnte aber nichts unterscheiden. Jene großen rothen Charaktere waren gewiß der Titel meines Stückes; ich stieg hinab, um mich davon zu überzeugen. Man gab Incle und Yarico und hinterher Sir Jeremias Stiefelknecht, ein neues Stück. Ohne Zweifel war es das meinige; schon der Titel allein schien mir so reizend, daß ich ihn viermal lesen mußte: unter dem Peristyl des Theaters, an der Fleischbank, an der Thüre des Wirthshauses und am Laden eines Pastetenbäckers.

Als endlich der Nebel auf London herabstieg, als ich die Gaslampen schimmern sah und die Wagen zum Theater rollen hörte, da fühlte ich kleine Fieberschauer, meine Ohren klangen, und mein Pulsschlag stärker. Es war Zeit, an meine Toilette zu denken; ich sorgte dafür, wie ein Mensch, der einem möglichen Triumphe entgegen sieht. Meine Kravatte wurde mit anmuthiger Nachlässigkeit umgelegt; Weste und Beinkleider waren von schwarzem Kaßmir; die Strümpfe von Seide; der Rock blau und mit Metallknöpfen. Ein schwarzer Leibrock wäre klassischer gewesen; aber der meinige war schon etwas aus der Mode. Als ich eben nach Hut und Operngucker griff, bemerkte ich, daß mir weiße Handschuhe fehlten; ich eilte die Treppe hinab, um ein Paar zu kaufen. Die Kaufmannsfrau, die einen Nachbar in mir erkannte, betrachtete mich von Kopf bis zu Füßen. „Sie weiß, daß ich der Verfasser des Stückes bin", sagte ich zu mir selbst und warf mich gleich etwas mehr in die Brust. Da fuhr mir aber wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf, die Plaudertasche werde Jedermann sagen,

daß ich die Handschuhe bei ihr gekauft hätte, um in denselben mich aufführen zu sehen. Großer Gott! wenn ich ausgezischt würde!

Ich ging durch die Hinterthür ins Theater, schritt durch die Coulissen, wo ich einige meiner Schauspieler traf, grüßte sie auf das Freundlichste und stieg dann in die Loge des Direktors, auf dem Ehrenplatz hinter dem Gitter, wo bereits zwei der schönsten Londoner Damen sich niedergelassen hatten.

Von „Incle und Jarico“ konnte ich vor lauter innerer Bewegung nichts hören und nichts sehen. Endlich kam mein Stück an die Reihe; nach beendigter Ouvertüre rollt der Vorhang auf; ich höre meine eigenen Worte; die Angst raubt mir den Athem; ja, das bin ich selbst ... aber nein, doch nicht so ganz. — Was, ihr Verräther! Ihr substituirt meinem geistreichen Dialog platte Tiraden von eigener Erfindung? Sie füllen die Lücken ihres Gedächtnisses mit eigenen Abgeschmacktheiten aus. Verwünschter Souffleur! Man hört Niemand als ihn. — So! das war recht; bleib' nicht stecken kleine Einfalt! — O, über den Schurken! Er stumpft mir die Pointe ab; er thut es mit Vorbedacht. — Von den Schauspielern wende ich meine Blicke auf das Publikum .... Alle sind still, wie eine Versammlung von Quäkern. Der Vorhang fällt nach dem ersten Akte; das Parterre bleibt versteinert. Plötzlich vernehme ich das sonore Schnarchen einer alten Dame aus einer benachbarten Loge und sehe, wie gerade die schönste meiner beiden Logen Genossinnen darüber lächelt.

Der zweite Akt beginnt; aber schon in der zweiten Scene spazieren Hüte und Shawl's nach den ersten Ranglogen: die Herren verlangen ihre Mäntel: augenscheinlich will die Geduld reißen. Das Publikum auf der Gallerie bleibt sitzen, aber man zischelt unter einander, man klopft sich auf die Schultern; die Gesichter bekommen einen sonderbaren Ausdruck. Jetzt wirbelt mir's im Kopfe; es ist mir, als umtanzten mich lauter scheußliche Fratzen. Ich drücke die Augen zu, ich höre Sir Jeremias Stiefelknecht: mein Held war eben im schönsten Moment seiner Rolle. Die Witze verfolgten einander wie Blitze — aber was hör' ich? Der Sünder! ich hatte ihm so dringend anempfohlen, keine Einschiebsel zu machen, und doch kommen so viele Späße von eigener Composition, daß sein Mitspieler den Faden verliert und mit offenem Munde dasteht! Da haben wir's! — Das Auditorium übernimmt selbst die Antwort und schreit aus voller Kehle: schlecht, schlecht! unter aller Kritik! Drei Mal wiederholt sich das herzzermalmende Geschrei, mit einer Fanfare von Gepfeif und Getrampel begleitet. „Nieder mit dem Stück! Nieder damit!“ Eine schwarze Staubwolke steigt aus dem Parterre empor — abscheulicher Opferdampf! Es war um Sir Jeremias Stiefelknecht geschehen.

Ich stürzte über meinen Hut her, riß die Thüre auf, und nun ging es in langen Sätzen die Treppe hinunter. Unglücklicher! Ich hatte nicht bedacht, daß ich über die Bühne zurück mußte! Bei meiner Annäherung schnitten die Schauspieler eben so unbeschreibliche Gesichter, wie sie einem Minister, der eben sein Portefeuille verloren hat, auf dem Büreau entgegen grinzen. Matthews bemerkte mich auch. „Wo eilen Sie hin?“ sagte er, „das Souper wartet auf Sie.“ — „„Unmöglich, mein Theurer, unmöglich!““ und zehn Minuten darauf steckte ich unter meiner Bettdecke und wünschte — nicht wieder zu erwachen. Alexander, Karl XII, und Bonaparte schliefen am Vorabend ihrer Schlachten; ich schlief auf meiner Niederlage, meinem Pultawa, meinem Waterloo! Alles ist aus; consummatum est, sagte ich zu mir selber; aber ach! nein; der Kelch ist noch nicht ganz geleert; ich höre schon, wie meine Freunde mit ihrem Beileid mich desperat machen; man wird auf der Straße mit den Fingern auf mich zeigen. O! meine Mutter! Du hattest mir's vorhergesagt. Ich schnürte mein Bündel, sagte meiner Wirthin, sie solle mich vor Ablauf eines Monats nicht erwarten, und machte mich in einem Mieth-Kabriolet auf den Weg. Vermöge eines merkwürdigen Zufalles war es dasselbe, das mich nach Melina-Place gebracht hatte! Indem ich so durch die Straßen der Hauptstadt rollte, bemerkte ich ganz frische Theaterzettel, die meine Katastrophe bestätigten. Man kündigte den **Dorf-Advokaten** und **Peeping Tom** an. **Sir Jeremias Stiefelknecht** war todt und begraben.

(Theatrical Miscellanies)

A f r i k a.

Die Inseln des Grünen Vorgebirges.

Zweiter Artikel.

Abenteuer auf der Rückkehr nach Bonavista. — Ein Diner bei dem Gouverneur.

Bonavista ist achtzig bis neunzig Engl. Meilen von St. Jago entfernt. Wir hatten contrairen Wind und waren noch nicht weit vorwärts gekommen, als der Mann auf der Warte am Morgen des dritten Tages plötzlich rief: „Ein fremder Segler!“

„„Ja wohl““, sprach der Hauptmann, durch sein Sehrohr guckend, „„und zwar Einer, der mir nicht sehr gefallen will.““

Jetzt nahm ich auch das Teleskop, um nach dem Fremdling zu schauen. Es war ein langes Fahrzeug und ging so tief im Wasser, daß man seinen schwarzen Kiel kaum unterscheiden konnte. Sein ungeheures Segel schien dem Ocean zu entsteigen, und eine weiße schäumende Furche, die es hinter sich zog, ließ uns erkennen, mit welcher Hast es segelte. Keine Flagge war sichtbar.

„Es ist ein Seeräuber, Sir“, sprach der Steuermann; „er steuert gerade auf uns los. — Wie helfen wir uns am besten?“

„„Wie uns helfen?““ brummte der Capitain. „„Was ist da anzufangen? Der Bursche übersegelt uns dreimal, und ändern wir unseren Lauf, so gewinnen wir nichts, als etwa ein paar Schuß in's Takelwerk, sobald er nahe genug ist. Doch halt! — wir können einen Versuch machen. Heraus auf's Verdeck! Spannt alle Segel auf und wendet um.“ Schon im nächsten Moment segelten wir mit dem Winde. Niemand sprach ein Wort mehr; aber jedes Auge war bald auf unsere Segel, bald voll banger Erwartung auf unseren Verfolger gerichtet.

„Haben wir etwas Hoffnung, Capitain?“ fragte ich nach einiger Zeit. — „„Kein Quentchen!““ gab er zur Antwort; „„in anderthalb Stunden wird der Bursche nahe genug seyn, um uns zu begrüßen. Geht nur wieder hinab; es wäre eine Tollheit, wenn wir Widerstand versuchen wollten.““

Ich gehorchte und warf mich voll Mißmuths in meine Hangematte, in der ich jedoch bald einschlief. Plötzlich weckte mich ein Geräusch auf dem Verdeck, dem der Donner einer etwas fernen Kanone folgte. Sogleich eilte ich hinauf.

„Legt an!“ brüllte der Capitain. In wenigen Minuten war uns der Pirat bis auf 200 Schritt nahe gekommen. Dann setzte er ein Boot aus, das uns eilig entgegenruderte. Ich schätzte die Bemannung des Schiffes, mit Einschluß der Leute im Boote, auf sechzig Leute, und doch konnte es nicht über 200 Tonnen fassen. Wir konnten nicht entdecken, wie viele Kanonen der Pirat führte, denn es war nur eine zu sehen, ein langer Neunpfünder. Als das Boot uns erreicht hatte, sprangen vier lange und hübsche Kerle, die wir gleich für Spanier erkannten, auf unser Verdeck. Sie führten Pistolen und Pallasche; sonst aber hatten sie eben nichts Kannibalisches in ihrem Wesen, und ich fing bald an, sie mit einigem Interesse zu betrachten. Der Eine, der ihr Commandeur zu seyn schien, war viel jünger als die Uebrigen. Zu unserem nicht geringen Erstaunen fragte er in sehr gutem Englisch nach Capitain Koln.

„Es scheint, Sie kennen mich schon?“ versetzte der Capitain. — „„Sollte wohl irgend Einer, der in diesen Gewässern sich herumtreibt, mir unbekannt seyn?““ fragte der Pirat; „„ich versichere Ihnen, Capitain Koln, wie sonderbar es auch klingen mag, daß ich großen Respekt vor Ihnen habe.““

„Große Ehre“, entgegnete Koln mit komischem Ernste, „obschon es mich nicht eben verdrießen würde, wenn Sie mir diesen Respekt auf eine andere Weise bezeugten.“

„„Capitain Koln, wir sind Beide Menschen von dieser Welt und wissen, daß jeder Mensch leben muß. Wenn Sie die Noth nicht triebe, so würden Sie nicht Ihre Familie Monate lang verlassen und solch ein Schiff befehligen, wie dieses ist. Sie sind eben so gut wie ich selbst ein Seemann, der mit dem Glücke ringt, und wenn Ihre Börse auf dem Verdeck läge: so würde ich mich nicht bücken, um sie aufzuheben. Aber Mancher ist auch besser daran, als wir Beide. Ihre Schiffs-Rheder z. B. würden den Verlust von einigen hundert Dollar nicht verspüren. So erlauben Sie uns denn einen Blick in die Baarschaft.““

„Ich führe kein Geld an Bord, das meinen Schiffs-Rhedern angehört“, bemerkte der Capitain.

„„Lieber Capitain, lassen Sie den Schnickschnack. Glauben Sie etwa, daß ich nicht weiß, was Sie gebracht haben? Ihr Schiff führt 320 Tonnen, und Sie haben gerade so viel Geld an Bord, als nöthig ist, um diese Tonnen mit Salz zu füllen. Nur frisch heraus damit! Der alte Gouverneur in Bonavista wird Ihren Wechsel darum nicht später bekommen.““

„Ich versichere Ihnen, es ist kein Geld an Bord.“

„„Capitain Koln““, fuhr der Spanier fort, „„ich weiß sogar, daß Sie einen Tag vor Ihrer Abfahrt von Porto Praya 100 Dollar für Branntwein und Kartoffeln einnahmen.““ Koln stutzte, denn das hatte seine Richtigkeit. „„Aha!““ fuhr Jener fort, „„merken Sie jetzt, daß ich nicht in's Blaue hinein spreche? Ich habe die genaueste Information von jedem Schiffe, das diese Inseln besucht, und von Allem, was sich darauf zuträgt. Bringen Sie das Geld nur her; denn bekommen werd' ich's doch, sey es nun auf gutem oder auf bösem Wege.““

Dieses argumentum a fortiori wurde mit solchem Nachdruck ausgesprochen, daß Capitain Koln nichts mehr einzuwenden hatte. Er nahm seine Schiffsleute bei Seite und berieth sich mit ihnen.

„Hm!“ sagte der Spanier, „das Berathschlagen ist schon so übel nicht, obgleich man vorher weiß, wie die Sache enden wird. Mein Capitain weiß recht gut, daß unser Einer nie umsonst kommt.“ Dann wendete er sich zu uns. „Sie haben Schiffbruch gelitten?“

„„Ja““, antwortete ich, „„wir sind so unglücklich gewesen.““

„O, ich bemerkte Sie wohl zwischen diesen Inseln und den Kanarien. Ich wollte schon damals Jagd auf Sie machen, aber Sie hatten mir zu viel Hände an Bord, und außerdem klafften an jeder Seite sechs Zähne.“

„„Bewahre! wir führten überhaupt nur sechs Kanonen.““

„Wirklich? Ich glaubte, deren mehr zu sehen. — Aber unser Capitain scheint ja eingeschlafen zu seyn. Nun, Capitain Koln! Haben Sie das Geld für mich abgezählt?“

„„Ich habe““, antwortete Koln, „„meinen Steuermann hinunter geschickt, damit er 800 Dollar heraufbringe. Das ist all unser vorräthiges Geld.““

„Achthundert Dollar, lieber Capitain? Das reicht nicht. Macht nur frisch die Tausend voll.“

„„Dann muß ich das Uebrige aus meinem eigenen Beutel zuschießen.““

„Thut nichts, die Eigenthümer werden Sie schon dafür schadlos halten.“ Hier ignorirte der Spitzbube, daß er wenige Minuten zuvor erklärt hatte, er würde die Börse des armen Capitains nicht anrühren, wenn sie auf dem Verdeck vor ihm läge. Nach einigem Zaudern übergab ihm der Capitain die tausend Dollar; allein der Spanier war noch lange nicht befriedigt.

„„Ich werde Sie““, fuhr er fort, „„noch wegen einer Quantität Branntwein molestiren müssen. Zwei oder drei Tönnchen weniger — das ruinirt Sie gewiß nicht. Auch einiges Tauwerk und ein oder zwei Segel könnte ich gebrauchen, und ein guter Anker thut mir verzweifelt Noth.““

„Sonst gar nichts mehr?“ fragte Koln.

„„Doch ja, wir bedürfen eines kleinen Vorraths von Kartoffeln, Brod und Waizenmehl; desgleichen einiger Fäßchen voll Trinkwasser. Sonst ist mir nichts mehr vonnöthen.““

„Einen Strick ausgenommen“, murmelte Koln zwischen den Zähnen.

„„Und nun, Capitain““, sprach der Spanier, nachdem er gesehen, wie seine Leute die verschiedenen Artikel, die er aufgezählt, wegtrugen, „„und nun muß ich deshalb mich verantworten, daß ich Ihnen Verdruß verursacht; allein es ist wahrhaftig Noth, was mich dazu zwang, dieselbe Noth, die Sie zum Seemann gemacht. Eigentlich beraubt jeder Mensch seinen Nächsten, auf diese oder jene Weise, und doch ist es im Grunde keine Räuberei; man nöthigt den Anderen bloß, wider seinen Willen ein guter Christ zu seyn und seinen Ueberfluß mit dem ärmeren Bruder zu theilen. Wissen Sie auch, mein Herr““, fuhr er, gegen mich gewendet, fort, „„daß ich zum Priester erzogen wurde?““

„O, nicht möglich!“ rief ich aus.

„„Ja, mein Herr; aber ein Liebeshandel brachte mich bei den heiligen Vätern um den Kredit. Ich wurde Soldat — ich focht unter Mina, mein Herr, aber das wollte mir nicht gefallen; es war saure Arbeit und kein Verdienst. Da machte ich einmal mit einem Engländer Bekanntschaft, der mich mit nach London nahm; allein wir überwarfen uns bald. Herr, ich kenne London so gut, als ich mein Schiff kenne; ich verdiente mir meinen Unterhalt achtzehn Monate lang mit Unterricht im Spanischen und im Spielen der Guitarre. Ich konnte in kurzer Zeit Ihre Sprache reden und besuchte die Londoner Theater fleißig. Keine Stelle im Shakespeare habe ich mehr bewundert, als die: „„wer meine Börse stiehlt, der stiehlt Unrath.““ Hier warf er einen bedeutsamen Blick auf Koln und setzte hinzu: „„es würde aber doch wohl ein schweres Geschäft seyn, wenn man Capitain Koln die Wahrheit dieser herrlichen Maxime beweisen wollte.““

Es ist schlecht, einen Menschen zu berauben, aber noch schlechter, ihn nachher dafür auszuhöhnen. Koln's Gesicht wurde so düster wie der Erebus. Der Spanier verzog übrigens auch keine Miene zum Lächeln; im Gegentheil, er sah so ernsthaft aus und deklamirte so feierlich, wie ein Priester, der von seiner Kanzel den Segen ertheilt.

„Nun gut“, sprach ich nach einigen Minuten, „Sie waren in London Sprach- und Musiklehrer — wie weiter?“

„„Je nun, da kam mir auf einmal der Gedanke, diesen Gentlemen hier mich anzuschließen. — Doch, jetzt muß ich fort — Guten Morgen, meine Herren! — Capitain Koln, ich bin Ihnen tausendfach verpflichtet.““ Mit diesen Worten verbeugte sich unser Held eben so anmuthig als ehrfurchtsvoll und eilte wieder hinab in sein Boot. Als er fort war, richteten wir unseren Lauf wieder nach Bonavista, wo wir jedoch erst Montag Abends anlangten.

Schon am Sonntag Morgen schickte uns der Gouverneur eine Einladung zum Diner. Wir stellten uns zur rechten Zeit, d. h. um zwei Uhr, ein und wurden gleich in den Speisesaal gewiesen. Hier versammelten sich die Gäste, und alsbald brachten die Diener (ein männlicher und zwei weibliche Sklaven) das Essen herbei. Oben an der Tafel saß der Gouverneur, mit seiner Gemahlin zur Rechten, und am anderen Ende seine Tochter, eine außerordentlich liebenswürdige junge Dame. Die einzige Sorte Wein auf dem Tische war aus Lissabon. Alle Portugiesische Gäste zeigten sich musterhaft enthaltsam; der Gouverneur trank drei Gläser und versicherte uns dabei, es sey in zwei Jahren nicht so viel über seine Lippen gekommen. Das Diner bestand aus ziemlich guter Nudelsuppe, frischem Schweinefleisch, Pökelfleisch mit Bohnen, einem ganzen gebratenen Ferkel, Ziegenfleisch — ebenfalls auf drei verschiedene Arten zubereitet — einem Stück schlechten Roastbeef und drei oder vier anderen Gerichten, für die es wohl nur Portugiesische Namen giebt.

Die genannten Artikel wurden klein geschnitten und herum gereicht, wo dann Jeder nach Belieben zulangte. Die Zukost bildeten Melonen und Reis, ebenfalls auf allerlei Art gekocht. Da kein gewöhnliches Trinkglas neben mir stand, so mußte ich den Wein aus einem wahren Humpen trinken. Als ich um einen Trunk Wasser anhielt, nahm mir einer der Sklaven meinen Humpen weg, obgleich er noch Wein enthielt, spülte ihn am Eingang des Zimmers rein, goß das Spülicht die Treppe hinunter und brachte mir ihn dann, mit Wasser gefüllt, zurück.

Nach aufgehobener Tafel füllte der Gouverneur sein Glas, erhob sich und trank auf die Gesundheit und glückliche Heimkehr der Equipage des weiland „Sir Thomas Munro“ Wir entgegneten ihm mit einem Toast auf das Wohl unseres Wirthes und seiner Familie, der gewiß bei Jedem von Herzen kam. Einer der Söhne des Gouverneurs gab uns auf einer kleinen und gräulich verstimmten Holländischen Drehorgel ein paar Stückchen zum Besten. Bald nach diesem ohrzerreißenden Konzerte beurlaubten wir uns.

Ein Amerikanischer Kauffahrer brachte uns in einem jämmerlichen Zustande nach England zurück. (U. S. J.)

Frankreich.

Das Alter, in welchem die Pariserinnen sich verheirathen.

Zu den bedeutsameren Verhältnissen, die am meisten Einfluß auf die Zahl der Geburten, so wie auf das Thun und Treiben der Gesellschaft ausüben, gehört ohne Zweifel in jedem Lande das Alter, in dem das weibliche Geschlecht in den Stand der Ehe zu treten pflegt. Indeß ist dies gerade ein Punkt, der am wenigsten beachtet wird, da weder die Assekuranz-Gesellschaften, noch die öffentliche Verwaltung davon Notiz zu nehmen einen besonderen Anlaß haben. Erst vor zwei Jahren hat ein Englischer Statistiker, Francis Corbaux, in dem von uns in der Anmerkung genannten Werke*), nach den amtlichen Registern, das Alter von 121,525 Frauen genau berechnet, die in den letzten achtzehn Jahren, von 1813—1830, zu Paris sich verheirathet haben. Er hat dieselben nach ihrem Alter auf folgende Weise klassifizirt:

Von 12 bis 15 Jahren	811	Zu 39 Jahren	1370
Zu 16 Jahren	1920	40	1324
17	3959	41	1126
18	5816	42	1015
19	6957	43	862
20	7618	44	795
21	8017	45	735
22	7788	46	709
23	7206	47	591
24	6815	48	586
25	6461	49	462
26	5924	50	415
27	5446	51	355
28	5058	52	360
29	4548	53	290
30	4107	54	267
31	3651	55	233
32	3350	56	226
33	2892	57	186
34	2614	58	132
35	2257	59	125
36	2032	60	126
37	1798	61 u. s. w.	578
38	1593		

Man ersieht aus dieser Tabelle, daß die Zahl derer, die zu 21 Jahren in den Stand der Ehe treten, die jedes anderen Jahres übertrifft. Wollte man indeß im Ganzen das mittlere Alter der Pariser Frauen zur Zeit ihrer Verheirathung angeben, so würde man gewiß ein etwas vorgerückteres Alter dafür auffinden, da die Summe derjenigen, die über 21 Jahr hinaus sich verheirathen, diejenigen, welche unter diesem Alter sich ehelich verbinden, bei weitem übersteigt. Es ist zu bedauern, daß der Englische Statistiker, dem dergleichen Berechnungen nicht eben große Mühe zu machen scheinen, dieses mittlere Alter nicht selbst angegeben, zumal man aus der Anordnung seiner Tabelle dasselbe gar nicht einmal genau herausfinden kann, indem er bei der Zahl der Ehen, die unter 15 und über 61 Jahren eingegangen wurden, die einzelnen Jahre besonders zu bemerken versäumt hat.

In der Vorrede giebt unser Verfasser die Absicht kund, ein Assekuranz-System zu begründen, nach welchem man sogleich, wenn eine Frau sich verheirathet, je nach ihrem besonderen Alter eine gewisse Summe für jedes der Kinder bestimmen könnte, die sie in der eingegangenen Ehe erzeugen würde.

Auf die von uns eben mitgetheilte Tabelle folgt in dem Werke noch eine andere, die auf denselben Angaben beruht, aber für eine Million Ehen berechnet ist.

Auf einer anderen Spalte findet man die Total-Summe der Frauen, die sich je bis zu einem gewissen Alter verheirathet haben. Man ersieht daraus, daß auf eine Million Pariser Frauen 469,453 (etwas weniger als die Hälfte) kommen, die sich vor dem 25sten Jahre, und 521,653, die sich vor dem Eintritt des sechsundzwanzigsten Jahres verheirathen. Demnach wäre im Durchschnitt das Alter von fünfundzwanzig Jahren dasjenige, in welchem die junge Pariserin, die je einmal heirathet, sich zu diesem Schritte zu entschließen pflegt.

Für den Statistiker wird noch die große Zahl derjenigen Ehen bemerkenswerth seyn, die zu Paris in einem Alter geschlossen werden, wo die Frauen wenig Aussicht auf das Glück der Mutterschaft haben. Nimmt man das dreiundfunfzigste Jahr als den gewöhnlichen äußersten Gränzpunkt des weiblichen Alters in jener Hinsicht an, so bemerkt Herr Corbaux, daß auf Tausend Pariser Ehen achtzehn kommen, die über diese Zeit hinaus geschlossen werden.

Es ist uns nicht bekannt, daß man ähnliche Berechnungen für die Bewohner des platten Landes oder der kleineren Städte von Frankreich angestellt hätte. Ohne Zweifel würden sich aber aus einer von diesem Gesichtspunkte ausgehenden Vergleichung der Bevölkerungen nicht unwichtige oder uninteressante Resultate ziehen lassen. (B. U.)

*) On the natural and mathematical laws concerning population, vitality and mortality. 1 Band in 8. mit Tabellen. London, 1833.

Mannigfaltiges.

— Aktenstücke zur Englischen Geschichte. Unter dem Titel „Rotuli litterarum patentium in Turri Londinensi asservati“ hat die sogenannte Record-Kommission in London die erste Abtheilung einer überaus interessanten Sammlung historischer Aktenstücke so eben erscheinen lassen. Wie reichhaltig die Sammlung zu werden verspricht, geht schon daraus hervor, daß diese erste 200 Seiten starke Abtheilung bloß den Zeitraum vom J. 1201 bis zum J. 1216 umfaßt. Neben einer Uebersicht von den zahlreichen Reisen des Königs Johann werden fast sämmtliche Verordnungen und Handschreiben desselben in Bezug auf die Regierung in Frankreich, England und Irland mitgetheilt. Mancherlei bisher noch unbekannte Einzelnheiten hinsichtlich der schon damals ziemlich anarchischen Vorgänge in Irland, so wie der blutigen Juden-Verfolgungen in England, kommen hier an's Tageslicht und werden, wenn sie nicht etwa schon als Manuskripte von Englischen Historikern benutzt worden sind, künftigen Geschichtschreibern eine willkommene Ausbeute liefern. Das Ganze wird von einer Vorrede des thätigen Herausgebers, Hrn. Thomas Hardy, so wie von einem übersichtlichen Sach-Register begleitet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Mittwoch den 18. November 1835.

Frankreich.

Mémoires de Fleury. (Denkwürdigkeiten des Schauspielers Fleury.) Erster und zweiter Band. Paris, 1835.

Der Geschmack des Französischen Publikums für Memoiren scheint mit jedem Tage zuzunehmen; so oft dergleichen erscheinen, nimmt es sie mit einer Gunst und einem Beifall auf, die oft in's Unglaubliche gehen. Das nämliche Publikum, dem ein Roman in zwei oder drei Bänden schon sehr lang vorkommt, verschlingt mit Ungeduld zehn, funfzehn, zwanzig, was sagen wir, hundert Bände gewisser Memoiren, welche dieselbe Zeit und dieselben Dinge abhandeln. Die interessanteste, mächtigste Einbildungskraft, die feinste Beobachtung, der glänzendste Stil können einen Roman nicht gegen Memoiren halten, gegen die Aussicht auf baare Wahrheit, die man in den Memoiren zu finden, gegen die Hoffnung auf Geheimnisse, in welche man durch dieselben eingeweiht zu werden vermeint. Auch die Geschichtsschreibung ist nicht glücklicher in diesem Konflikte; die tiefsten und gründlichsten Untersuchungen, die erhabensten Betrachtungen halten nicht Stich gegen diese kleinen Offenbarungen und Entdeckungen aus den Antichambren und aus der Küche.

Bei alle dem ist die Vorliebe des Publikums so albern gar nicht, wie etwa die patentirten Schriftsteller es möchten glauben machen. Man frage einen Jeden, ob er nicht lieber, anstatt einer Revue Napoleon's auf dem Carroussel-Platze beizuwohnen, einen Abend im Zimmer, im gesellschaftlichen Zirkel mit ihm hätte verleben, ihm nicht lieber still und heimlich hätte folgen mögen, wenn der große Mann, sein Nachttuch um den Kopf, in seinen Schlafrock gehüllt, zu Josephinen schlich, an ihre Thür klopfte, und ihm nicht eher aufgethan wurde, als bis er durch irgend eine Kaiserliche Gunst diese Huld erkauft hatte? Was ist ein öffentliches Schauspiel, wo sich die Menge drängt und stößt und alle Augen gaffen, gegen die Lust, die lauersten Heimlichkeiten, das aller Welt Verborgene behaglich mit anzuschauen!

Mag die Geschichte reden und posaunen, was sie will; so lange sie nichts weiter thut, als die Thatsachen, die bei offenen Thüren und Fenstern vorgegangen sind, erzählen, wird sie nur Gelehrte und Schüler zum Publikum haben. Die Memoiren machen das Ding anders; das sind die eigentlichen Spione, die überall hindringen, überall ihre Ohren und Augen haben, im Salon, im Boudoir, ja sogar in der Garderobe, denn das Publikum ist nun einmal unersättlich in seiner Begierde und will Alles wissen.

Gilt dies aber, was wir von dem begründeten Interesse an Memoiren so eben gesagt, in Bezug auf gekrönte Häupter, die in ferner Höhe stehen, dem Blick der Menge entrückt, so gilt es nicht minder in Bezug auf Schauspieler, deren persönliche Umstände und Lebensverhältnisse ebenfalls den Augen des Publikums entzogen sind. Jeder junge Mann hat irgend einmal in seinem Leben die Sehnsucht gehabt, sich auf den Brettern hinter den Coulissen eines Theaters umzusehen; die Ersparnisse manches Alten sind bei solcher Neigung nach und nach daraufgegangen, denn man meint, es nie theuer genug bezahlen zu können, ein Gesicht ohne Schminke zu sehen, das nur schön gewesen, weil es bemalt war. Diese Ueberzeugung, wie viel lassen unsere jungen Herren sie sich oft kosten! Es ist ein ganz eigen Ding um diese Liebe, diesen Geschmack gewisser Leute, die besser, als irgend Einer es ihnen sagen könnte, wissen, daß sie im Grunde nur Watte, Karmin und eine Perrücke anbeten und in's Theater laufen, um sich von einer gut ausstaffirten Puppe in Flammen setzen zu lassen, die sie in einer Viertelstunde in widerlichster Realität mager, bleich und runzlicht erblicken können.

Keiner von allen diesen Herren würde der Göttin, um die er sich zu Grunde richtet, auch nur vierundzwanzig Stunden ergeben bleiben, müßt' er sie immer nur im Negligee, oder in ihren gewöhnlichen Kleidern außer dem Theater sehen, hätte sie vermittelst ihres Dienstes und Gewerbes nicht Gelegenheit, ihrem Anbeter mit Hülfe des Schneiders und Friseurs zu zeigen, wie man ungefähr aussehen muß, um schön zu heißen, und wie nicht, nämlich wie sie wirklich aussieht.

Dieser eigenthümliche Reiz, den Alles, was zum Theater gehört, auf das Publikum ausübt, giebt einen hinlänglichen Erklärungsgrund für die Begier, mit der die Memoiren eines Schauspielers aufgenommen werden, zumal wenn dieser Schauspieler Fleury ist, wenn seine theatralische Laufbahn zweiundsechzig Jahre zählt — wenn sie in den letzten Jahren der Regierung Ludwig's XV. begonnen hat, wenn sie sich, unter Ludwig XVI., durch die Vorstellungen im vertrauten Zirkel zu Trianon hindurchschlingt, wenn sie in jene Periode fällt, wo Napoleon in seinem Glanze war, und endlich unter der Restauration endet, zu der Zeit, als Tartüffe vom Erzbischöflichen Stuhle proskribirt wurde und Herr Decazes vor Figaro zitterte.

Fleury's Schauspielerleben ist ein bewundernswerthes; von seiner Wiege an bis zu seinem Tode ist er auf den Brettern gewesen. Er wurde hinter einer Coulisse geboren; durch die Treulosigkeit einer Amme kommt er in's Findelhaus; aber sobald seine Gestalt, so klein sie auch noch ist, nur diejenige Größe erlangt hat, die sie für gewisse Rollen tauglich macht, führt ihn der Zufall wieder auf's Theater zurück, und staffirt ihn mit dem Kleide des fleurant und dem Gewande des Joas aus. Fleury war zu dieser Zeit sieben Jahr alt, und mit sieben Jahren war er Schauspieler. Er spielte sein Debut vor dem Könige Stanislaus und der Frau von Boufflers, welches die Maintenon jener privatisirenden Majestät war. Sein Genoß in seinen theatralischen Studien ist derselbe Chevalier Boufflers, der später bekannt wurde durch die vielen kleinen Verschen, die er machte, und die großen Sottisen, die er beging.

So nach dem Leben beginnt Fleury seine Studien; aus der Wirklichkeit sammelt er die Muster, die er später darstellen sollte. Das zweite Erforderniß eines Schauspielers, die künstlerische Bildung der Stimme, der Geberde und des Mienenspiels, ist er so glücklich, unter einem Meister sich aneignen zu dürfen, der von dieser Kunst mehr verstand, als irgend ein Anderer in Frankreich. Er macht sich aus Nancy fort, eilt nach Genf und spielt schon ein paar Tage nachher unter Voltaire's Leitung.

Die letzte Hand an seine Ausbildung legen die menschlichen Leidenschaften selbst. Ihre Schule vollendet ihn zum Künstler. Er läuft davon nach Troyes, verliebt sich dort, wird eifersüchtig, wird glücklich und, daß kein Element zu seiner Bildung fehle, wird von der Geliebten betrogen, einmal, zweimal, zehnmal; nun konnte er in Paris auftreten, ohne befürchten zu müssen, ausgelacht zu werden; nun war es Zeit. Ein Mann, der sagen kann: „Ich habe eine Geliebte gehabt, die mich hinter's Licht geführt hat", ist viel mehr empfohlen, als der Milchbart, der über die Treue des Weibes, das er anbetet, jubilirt. Und was, unserer Meinung nach, besonders verdient bemerkt zu werden, ist dies, daß, wenn es lächerlich macht, sich für betrogen zu bekennen, dies nur stattfindet, sobald es nicht mehr als einmal geschieht. Ein Mann, der von zwanzig Frauen angeführt werden, ist eine Macht.

So ist Fleury denn in Paris Mitglied der Gesellschaft des Fräulein von Montansier. Es war dies eine Schauspielerin — schön und von einer Herzensgüte, wie wir sie leider zu unserer Zeit nicht mehr haben — ein Wesen, nur zur Lust und zur Liebe geschaffen. Stets heiter, stets beglückend, verkaufte sie den Reichen um hohen Preis, was sie den Armen mit verschwenderischer Gunst umsonst zuwarf; jeden ihrer Anbeter wußte sie sich zum Geliebten, jeden ihrer Geliebten zum Freunde zu machen; eine Schauspielerin in Wahrheit, wie wir sie gar nicht mehr kennen; die dies zügellose Leben der Freude nicht, wie es etwa später Mode geworden, im Geheimen, mit Hülfe der Kammerfrauen, verborgenen Treppen und Doppelthüren führte — nein, offen und frei vor aller Welt in ihrem Salon, Allen, die sich darüber aufhielten, ins Gesicht lachend; von einem Lakeien in Livree wurde der Liebhaber angemeldet, als käm' ein Ambassadeur von Sr. Allerchristlichsten Majestät; denn nicht zu vergessen, der Hof und das Theater standen damals in sehr wichtigen Relationen zu einander. Am Spieltisch des Königs stritt man sich über Mlle. Clairon und Mlle. Dumesnil herum, und als die Feinde der Dubarry Herrn von Choiseul nicht wieder ins Ministerium hatten bringen können, fanden sie ihren Trost darin, daß in Folge ihrer Intriguen und Kabalen Mlle. Clairon zum Verdruß der Favorite, die Mlle. Dumesnil begünstigte, am Hofe spielte.

Zu dieser Zeit war Fleury Schauspieler in Versailles; hier wimmelt sein Leben von einer Menge galanter Abenteuer, die er fast sämmtlich mit Gefahr des Lebens zu bestehen hat. Die Edelleute wollen den Komödianten mit einer Tracht Prügel bedienen, der Komödiant antwortet mit dem Degen, und jener Geist der Gleichheit, der die Nation ergriffen, zeigte sich schon so mächtig, daß die adeligen Familien jener Prügelaustheiler genöthigt sind, den Künstler wegen der erlittenen Beleidigung förmlich um Verzeihung zu bitten. Kurz darauf wünscht Fleury in die Comédie-Française einzutreten, und hier beginnen die merkwürdigen Auftritte mit den alten Schauspielern, die sich vor dem Wettkampf mit dem neuen Debütanten fürchten. Molé widersetzt sich. Fleury wird nicht zugelassen und muß ein Engagement in Lyon annehmen. Es währt indessen nicht lange, so ruft der Herzog von Duras Fleury zurück, und durch die Verwendung des Herzogs wird er in die erste Schauspieler-Gesellschaft Frankreichs aufgenommen, die zu ihren Mitgliedern damals Préville, Monvel, Molé, Brisard, Larive, Dugazon,

Dazincourt, und die Damen Sainval, Contat, Dumesnil und Raucourt zählte. Nun kommt er zu gleicher Zeit in die berühmten literarischen Zirkel, wo alle Fragen des höheren gesellschaftlichen Lebens in Untersuchung gezogen wurden, wo die Conversation ihre Triumphe feierte; bei Le Kain speist er mit dem Marquis von Vilette, mit La Harpe, mit Mondel; da wird über die Minister verhandelt, über die Duthé, über Frau von Grammont, die Gräfin von Hénin, die so schön war und noch besser ihre Schönheit zu nützen wußte; da wird von der Prinzessin von Luxemburg gesprochen, die aus Furcht, in Versuchung zu fallen, das vade retro Satanas (weiche zurück, Satan) über sich selbst aussprach, indem sie sich nie mit anderem, als mit geweihtem Wasser wusch.

Nicht lange nachher kommt der Schauspieler plötzlich mit dem Hofe in Verbindung. Mademoiselle Fleury, seine Schwester, hatte Marie Antoinette die elegante Französische Aussprache gelehrt, und die Königin von Frankreich hatte die Erinnerungen der kunstliebenden Erzherzogin nicht in Wien zurückgelassen. Fleury wird einer der Günstlinge der jungen Königin; er bekömmt sie zu sehen, es wird ihm vergönnt, ihr persönlich seinen Dank für ihre Protection abzustatten. Was Fleury von Marie Antoinette erzählt, bestätigt die Ansicht, die wir im Ganzen immer von ihr gehabt haben. Marie Antoinette, die man dem Volk als den Gegenstand des allgemeinen Hasses und Fluches darzustellen wußte, dadurch, daß man sie die Oesterreicherin nannte, gerade sie war eine echte Französin im vollsten Sinne des Wortes; man hatte sie dazu erzogen, und es ist unbegreiflich, wie Frankreich in dieser schönen, lebenslustigen, heiteren, vergnügungssüchtigen Königin die Vorzüge und Fehler verkannt hat, die es an seinen Weibern hegt und pflegt. Aber alle diese Reize, welche die Person der Königin umgaben, waren mit einem Worte vernichtet; es bedarf in Frankreich nur eines wohlerfundenen Wortes, um einen Menschen zu verderben: ein einziges Wort genügt bisweilen, eine ganze Partei zu stürzen; an dem Tage, als man Robespierre Tyrann nannte, war es um ihn geschehen; von dem Tage an, als Marie Antoinette die Oesterreicherin genannt wurde, war der Bruch zwischen ihr und Frankreich unwiderruflich, unheilbar, ein Faktum.

Endlich, mitten unter all' diesen kleinen Intriguen, plötzlich, geht ein Großes, ein Außerordentliches vor, das ganz Paris in Bewegung setzt, eine politische Begebenheit, für den erzbischöflichen Stuhl ein Gräuel, ein Ereigniß, das den Hof alarmirt, und vor dem das Theater huldigend sich schmückt mit all' seinem Glanz. Voltaire kommt nach Paris, Voltaire stirbt in Paris. Fleury war bei der Deputation, die Voltaire bewillkommnete. Er spielte an dem Abend mit, als Voltaire im Theater war. Er gelangte in das Zimmer, wo Voltaire starb, und Voltaire erkannte ihn wieder unter den Tausenden von betreßten und besternten Hofleuten, die sich in seinem Vorzimmer drängten, wie Napoleon einen seiner Soldaten unter den zwanzigtausend Mann seiner Garde wiederzuerkennen pflegte.

Kein anderes kam diesem Ereigniß gleich, nur Molé's Krankheit ausgenommen. Molé krank! Diese Schreckensworte stürzten Alles, was damals die schöne Welt hieß, in die tiefste Trauer. Don Juan's zwei Ellen langes Register ist gar nichts, ist ein armseliger schwacher Versuch gegen die Bogen und Bücher, die alle voll waren von den Namen der Frauen, die nach Molé's Befinden sich zu erkundigen kamen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß dem Patienten Bordeaux-Wein gut sey, und in Zeit von wenigen Tagen hatten die vornehmsten Karossen, auf denen die Wappen der ersten Familien Frankreichs strahlten, mehr als zwölftausend Flaschen Bordeaux-Wein in den Keller des Reconvalescenten geliefert. Wem nun noch ein Zweifel bleibt über die herrlichen Eigenschaften, die Frau von Staël dem Bordeaux-Wein zuerkannt, der soll uns kommen.

Auf diese Weise konnte man sich's gefallen lassen, Schauspieler zu seyn. Es war vielleicht nicht ganz so mit den Gesetzen der Moral übereinstimmend, wie nach hergebrachter Weise ein guter Gatte und Hausvater zu seyn, sich einen eigenen Heerd zu gründen, eine bürgerliche Haushaltung, wie man zu sagen pflegt — eine Benennung, die wohl ausdrückt, was sie ausdrücken will, aber nicht ausdrückt, worin sie besteht — denn wie wir alle diese Benennung nehmen, so bedeutet sie einen tugendhaften Verein, in welchem der Gatte ein ehrbarer Mann, die Gattin eine ehrbare Frau, die Kinder ehrbare Kinder, die Köchin ein ehrbares Mädchen und der Bediente ein ehrbarer Mensch ist. Und doch, zur Schande der Französischen Sprache muß es gesagt werden, doch wüßten wir keinen Grund anzugeben, warum diese sämmtlichen Ehrbarkeiten in einer bürgerlichen Haushaltung sich mehr zusammenfänden als in jeder andern. Doch muß man die Worte nehmen, wie sie persönlicher Weise einmal verstanden werden, und wenn in unsern Tagen die bürgerlichen Haushaltungen unter den Schauspielern häufiger angetroffen werden als damals, so ist sicherlich dagegen auch keiner unter den jetzt lebenden, der als ein Beispiel rührenderer Eintracht mit seinen Kunstgenossen, reinerer Naivetät und Herzensgüte, prunkloserer bescheidenerer Tugendhaftigkeit genannt werden könnte, als der bekannte Carlin, zu dem Fleury die Schauspieler zu Tisch ladet. Es ist eine Scene von Greuze, die vor unsern Augen gespielt wird. Und nun werfe man einen unparteiischen Blick darauf, und sehe, wie glücklich diese Menschen zu ihrer Zeit waren. In dieser Gesellschaft, wo ein Hufschmied sitzt und ein ordinairer Anstreicher, die Tafel auf ihren wurmstichigen Füßen hin und her wankt, wo es an diesem und jenem mangelt, zwei abwechselnd mit einer Gabel essen, bei diesem Fest, wo an nichts als an Scherz und Heiterkeit Ueberfluß ist, sehen wir als Wirth einen Mann, der von Benedict XIV. spricht, wie von seinem Freunde, einen Schauspieler, der den Papst seinen alten Kameraden nennt. Es ist Carlin selbst, der arme Carlin, dieser gutherzige Polterer, halb Ausgelassenheit halb Melancholie, etwas Molièresches in seinem Wesen, die komische Originalität des Italiäners sein hervorstechender Zug.

Von hier führt uns Fleury zur ersten Vorstellung des Figaro — dem ersten Sieg des Volkswillens über den Königlichen, jener Verschwörung des revolutionairen Geistes, darin die meisten der Männer verwickelt waren, die in dem allgemeinen Kampfe, zu welchem der Figaro so zu sagen in die Trompete stieß, ihren Untergang finden sollten. Die beste Vorrede, die man zu einer Geschichte unserer Revolution schreiben könnte, wird immer diese Hochzeit des Figaro und die Geschichte ihrer Aufführung bleiben.

Bis hierher gehen die beiden ersten Bände der Fleury'schen Memoiren. Nicht die Anekdoten, von denen diese Memoiren wimmeln, machen ihr Verdienst aus, sondern daß und wie sie den Zustand der Gesellschaft vom Theater herab gesehen darstellen. Ein Schauspieler, der mit dem Hof durch die Kammerherren, in deren Händen die Direction des Schauspiels war, und von denen die Actricen unterhalten wurden, in Berührung stand, mit den Literaten des 18ten Jahrhunderts tagtäglich in und außer dem Theater zusammenkam, den Stand der allgemeinen Wünsche, was man begehrte und verlangte, jeden Abend aus der Stimmung seines Parterres, in dessen Gezisch oder Beifall sich damals die öffentliche Meinung am lebhaftesten und mächtigsten kund that, abnehmen konnte, ein solcher Schauspieler, behaupte ich, der in allen diesen Dingen gelebt hat und mit ihnen alt und grau geworden ist, vermag ein wahres Bild der Gesellschaft zu liefern, wenn er erzählt, wie er sie gesehen hat.

Wir sagen aber damit nicht, daß die Fleury'schen Memoiren einen Anspruch machen, für ein Sittengemälde ihrer Zeit gelten zu wollen. Es fällt ihnen gar nicht ein; aber eben deshalb, weil sie sich darauf beschränken, erlebte Thatsachen simpel zu erzählen, ohne philosophische Zuthaten und einen Brei von Reflexionen daran zu thun, sprechen sie den Geist der von ihnen geschilderten Epoche getreu und unverfälscht aus. Sie sind weder eine Diatribe, noch ein Panegyricus. So, wenn der Abt von St. Gallen erzählt, daß Karl der Große alljährlich eine gewisse Anzahl Sachsen pflegte taufen zu lassen; wenn er uns weiter berichtet, daß der Kaiser, um diese Barbaren für die christliche Religion geneigt zu machen, den Neugetauften eine neue Kleidung verabreichen ließ; wenn er endlich hinzufügt, daß in einem Jahre, als es mit den Finanzen einmal übel aussah und den Neubekehrten nur ein Mantel gegeben werden konnte, ein Sachse, der sich eben hatte taufen lassen und nun seinen Mantel erhielt, ausgerufen habe: — „Im vorigen Jahr hab' ich ja eine vollständige Kleidung bekommen!" — wenn der Abt, sage ich, diese Sache als etwas ganz Gewöhnliches erzählt, so erhalten wir dadurch eine richtigere Idee von dem Geiste der Bekehrungen im 9ten Jahrhundert, als durch die gelehrtesten theologischen Abhandlungen. Eben so ist es mit den Memoiren Fleury's. Die Leichtigkeit, mit der er die unerhörtesten Dinge erzählt, die Seelenruhe, mit der sie ihm vom Munde fließen, als zur Natur gewordene Sitten des Adels und Bürgerstandes, in denen er selber aufgewachsen, sagt uns besser, als die heftigsten Satiren es vermögen, wie diese Sitten beschaffen waren. — Die beiden letzten Bände, die von der Republik und der Kaiserregierung handeln, werden in rascher Folge erscheinen und ohne Zweifel nicht minder interessant seyn als die ersten, da sie uns von der Geschichte des Theaters aus einer Zeit zu unterhalten haben, wo alle übrige Geschichten von zwei großen, von der des Volkes und von der Napoleon's, verschlungen wurden. Frédéric Soulié. (R. d. P.)

Bibliographie.

De la Civilisation. — Von Eusèbe Salverte. 8 Fr.

Esprit de la Monarchie Française. — Vom Advokaten Fouqué d'Arles. Th. I. 6 Fr.

Preuves de la Religion exposées dans leur enchainement et leur suite. — Von Lacoste. 2 Bde. 6½ Fr.

Occident et Orient. Études politiques, morales, religieuses, pendant 1833—1834 de l'ère chrétienne, 1249—1250 de l'hégyre. — Von E. Barrault. 8 Fr.

Grammaire comparée, ou méthode simplifiée, complète et raisonnée, pour étudier en même temps le français, le latin et le grec. Par M. G***, professeur. — 4 Fr.

Leçons et Modèles de Littérature française ancienne et moderne, depuis Ville-Hardouin jusqu'à M. de Chateaubriand. Par F. F. Tissot, membre de l'académie française, professeur au collége de France. In 4.

England.

Flamsteed, Halley und Sir Isaak Newton.

Eine wissenschaftliche Ehrenrettung.

Im Jahre 1832 erfuhr Herr Francis Baily in London, daß ein ihm bekannter Privatmann im Besitze einer großen Anzahl von Original-Briefen sey, die der berühmte Astronom Flamsteed, ein Zeitgenosse Halley's und Newton's, an seinen Freund Abraham Sharp geschrieben hatte. In einer Dachstube waren sie gefunden worden. Sowohl diese Briefe als eine große Menge schon früher durch Herrn Baily entdeckter Handschriften Flamsteed's, die auf dem Königlichen Observatorium lagen, bildeten eine Sammlung von unschätzbarem Werthe. Auf Herrn Baily's Antrag ließ die Admiralität diese Papiere drucken, deren Inhalt ihren Verfasser von den ungerechten Anschuldigungen älterer und neuerer Schriftsteller vollkommen freispricht.

Die Astronomie verdankt Niemanden mehr als Flamsteed, dessen an das Unglaubliche gränzende Thätigkeit, mitten unter Widerwärtigkeiten, die eine minder glühende Seele erdrückt hätten, durch die eben erwähnte Schrift in ein schönes Licht gestellt wird. „Während manche egoistische Gelehrte", sagt Baily, „ihre Beobachtungen mit Gemächlichkeit anstellen, unbekümmert um deren Nutzen und nicht gesonnen, die Ergebnisse ihrer Forschungen Anderen mitzutheilen, sehen wir Flamsteed nicht bloß seine Instrumente mit eigenen Händen und auf eigene Kosten anfertigen, sondern auch seine erübrigten Stunden der Untersuchung der

Mond- und Planeten-Theorieen widmen. Er gab Mittel an die Hand, wie man den häufigen Anomalieen begegnen könne; er entwarf Tabellen zur genaueren Berechnung derselben, und theilte die Resultate seiner Forschungen mit größter Bereitwilligkeit denen mit, die gleichem Studium oblagen. Dabei kämpfte er mit körperlichen Uebeln und Hindernissen aller Art."

Flamsteed erhielt von der Regierung außer freier Wohnung nur die armselige Summe von hundert Pfund Sterling jährlich, ohne alle Instrumente. Außerdem mußte er, nach dem Willen König Karl's II., der vermuthlich glaubte, er habe für seinen glänzenden Gehalt nicht Arbeit genug, alle Monate zwei Knaben vom Christ-Church-Hospital unterrichten.

So war die Lage unseres ersten Königlichen Astronomen beschaffen; heutzutage erhält dieser Beamte nicht bloß einen angemessenen Gehalt, sondern auch Assistenten und alle nöthige Instrumente, deren er bedarf. Aber keine Schwierigkeit konnte Flamsteed schrecken; er wirkte fünfundvierzig Jahre lang mit unermüdetem Fleiß und größter Unbescholtenheit in seinem mühseligen Berufe. Dennoch (proh pudor!) wurde die Frucht seiner langen und mühseligen Dienste am Abend seines Lebens ihm entrissen und als Eigenthum der Regierung behandelt.

„Und wer", so fragt der geneigte Leser, „wer waren die Schuldigen, die einem so ausgezeichneten und wackeren Manne sein Streben erschwerten?" Mit tiefem Schmerze müssen wir antworten: Newton und Halley! Wie gern würden wir die Schwächen, die der hochbegabte Newton zeigte, mit einem Schleier bedecken! Aber eine genaue Prüfung der uns vorliegenden Dokumente macht uns dies rein unmöglich. Man darf beinahe mit Zuversicht annehmen, daß Halley's Intriguen auf diesen gewaltigen, weltumfassenden Geist einen unwürdigen Einfluß übten. Das Ganze ist ein so wichtiges Aktenstück zur Geschichte der Britischen Wissenschaft, daß eine gedrängte Darstellung der Thatsachen gewiß Entschuldigung finden wird.

Nachdem Flamsteed außer seinen Berichtigungen der Sonnen-, Mond- und Planeten-Tafeln auch eine Liste von zwei- bis dreitausend Sternen aufgezeichnet hatte, fühlte er den Beruf, die Resultate seiner Forschungen durch den Druck bekannt zu machen. Er begann die Publication auf eigene Kosten und Gefahr. Schon hatte ihm das Unternehmen über 2000 Pfund gekostet, als er sich außer Stande sah, noch mehr daran zu wenden. Da versprach ihm ein großmüthiger Beschützer der Wissenschaften, Prinz Georg von Dänemark, die weiteren Kosten selbst zu bestreiten. Aber jetzt wurden ihm neue Schwierigkeiten gemacht. Ein von dem Prinzen ernanntes Comité, an dessen Spitze Sir Isaak Newton stand, führte die Oberaufsicht über die Herausgabe des Werkes. Diese Herren waren — wie aus dem Inhalt der handschriftlichen Briefe sich ergiebt — angelegentlichst bemüht, dem Fortgang des Druckes, so wie Flamsteed ihn beabsichtigt hatte, jedes Hinderniß in den Weg zu legen; und es ergiebt sich sowohl aus anderen Quellen, als aus der Korrespondenz selbst, daß Newton und Halley dem Comité die Weisung gaben, daß nur derjenige Theil der Flamsteedschen Beobachtungen, welcher Sonne und Mond betraf, gedruckt würde. Während sie hierbei ihre Lieblings-Arbeiten im Auge hatten, ließen sie die ganze Masse der Flamsteedschen Beobachtungen über die Fixsterne völlig unbeachtet. Weder Newton noch Halley scheinen geahnt zu haben, von welcher hohen Wichtigkeit sorgfältig ausgearbeitete Stern-Verzeichnisse für die ganze Astronomie sind; und der Erstere mochte sich's kaum träumen lassen, daß seine Gravitations-Lehre im Verlaufe eines Jahrhunderts bei Erforschung elliptischer Sternen-Bahnen die wesentlichsten Dienste leisten würde. Flamsteed brach hier die Bahn, auf welcher Bradley ihm folgte; und den Bemühungen dieser Männer verdankt die praktische Astronomie ihre jetzige Basis; denn der „Britische Katalog" ist die Grundlage aller folgenden geworden.

Es war aber nicht bloß Verschiedenheit der Ansichten über einzelne Punkte, was den Fortgang dieses National-Werkes verzögerte. Das Comité, oder vielmehr Sir Isaak Newton, als der vornehmste Hebel der Maschine, leitete das Geschäft, trotz wiederholter Gegenvorstellungen, ohne Flamsteed's Mitwissen oder Mitwirkung, und warf diesem so viele frivole Hindernisse in den Weg, daß drei Jahre vergingen, ehe der erste und am wenigsten interessante Theil gedruckt war. Bevor man zum Drucke des zweiten schritt, verlangte Sir Isaak von dem gekränkten Astronomen, er solle das Manuskript seines angefangenen Sternen-Kataloges dem Ausschuß einhändigen; Flamsteed widersetzte sich anfänglich, mußte aber zuletzt nachgeben, wenn er das Patronat des Prinzen nicht verscherzen wollte, und so wurde der Katalog, unvollständig wie er war, im Beiseyn des Sir Christopher Wren versiegelt und an Newton abgeliefert. Jetzt gab es aber neue, die Sache verzögernde Plackereien, und noch war der zweite Band nicht unter der Presse, als Prinz Georg starb und mit seinem Tode das ganze Unternehmen in Stocken gerieth. Flamsteed tröstete sich mit der Möglichkeit einer besseren Zukunft und setzte seine astronomischen Untersuchungen rüstig fort. Da meldet man ihm insgeheim, daß sein Katalog — den er Newton als heiliges Depositum übergeben — unter der Presse sey. Er erfuhr zugleich, Halley beaufsichtige den Druck, behaupte, eine Menge Fehler entdeckt zu haben, und rühme sich der Mühe, die er angewendet, um sie zu verbessern! Das war zu viel für einen Mann, der 35 Jahre seines Lebens auf die Abfassung des Werkes verwendet hatte. Flamsteed protestirte gegen eine so unwürdige Behandlung in ziemlich derben Ausdrücken, und verlangte dann, wiewohl vergebens, sein Manuskript zurück. Der Bruch war jetzt vollständig, und Flamsteed machte dem Sir Isaak Newton, wegen Herausgabe seiner Papiere, einen förmlichen Prozeß. Sein größter Unwille war jedoch gegen Halley gerichtet, dessen unredliche und engherzige Vorrede zu dem fraglichen Werke diesen Zorn rechtfertigt; er gab ihm rund heraus Schuld, die handschriftlichen Beobachtungen und den Katalog heimlich in Beschlag genommen und Beides in einem verstümmelten Zustande publizirt zu haben. Damit noch nicht zufrieden, ruhte Flamsteed nicht eher, bis er auf Königlichen Befehl die noch vorräthigen Exemplare des Werkes ausgeliefert erhielt, um sie „der Wahrheit zum Opfer zu bringen." Von den 400 gedruckten Exemplaren wurden demzufolge 300 auf das Observatorium geschickt, wo Flamsteed sie eigenhändig den Flammen preisgab. Auch in der Folge scheint der schwer verletzte Astronom jedes Exemplar, das ihm in die Hände fiel, gewissenhaft vernichtet zu haben.

Das Comité scheint wirklich nichts unversucht gelassen zu haben, was Flamsteed Kummer und Verdruß bereiten konnte. Man lese nur folgende Zumuthung, die sie in Betreff des Absatzes seiner Observations an ihn richteten:

„Item halten wir es für unsere Pflicht und Schuldigkeit, Ew. ɪc. davon in Kenntniß zu setzen, daß Ihro höchstselige Majestät, in der Absicht, die „Observationen" der Nachwelt so nutzbar als möglich zu machen, zu Nutz und Frommen der Astronomie, Geographie und Schifffahrtskunde, in der Art über dieselbigen zu verfügen geruht, daß eine Anzahl Exemplare folgenden Körperschaften und Instituten als Geschenke übermacht würden: 1) den öffentlichen Bibliotheken des In- und Auslandes; 2) den Professoren und anderen bekannten Mathematikern des In- und Auslandes; 3) den Edlen Großbritaniens, die namhafte Bibliotheken besitzen; 4) denen aus der Umgebung des verewigten Prinzen, die zu Förderung des Unternehmens kräftig mitgewirkt; 5) den Mitgliedern des Comité's und ihren Befreundeten."

Wer sieht hier nicht, daß es darauf abgesehen war, den Verfasser auch um den ganzen pecuniairen Gewinn seines Unternehmens zu bringen?

Kein Wunder also, wenn Flamsteed über solche Behandlung in hohem Grade entrüstet wurde. Alle seine Briefe athmen einen eben so großen als gerechten Unwillen. Da schneidet denn Hr. Halley, der berühmte Kometen-Halley, oder, wie er sonst auch genannt wurde, „Newton's Capitain", ein so ganz anderes Gesicht, als dasjenige ist, mit dem er bisher ausgemalt worden, daß die Wahrheitsliebe einen Kommentar dazu verlangt. In einem Briefe an Newton (datirt vom 24. Februar 1692) sagt Flamsteed:

— — „Ich will Ihnen nur noch eine Antwort geben, die ich eigentlich unserem Freunde, dem Einbläser (suggesting friend), ertheilen möchte, wenn er mich fragt, warum ich meine Observationen nicht drucken lasse? Erstens fühle ich mich in keiner Art verpflichtet, mir vorschreiben zu lassen, was ich thun soll, oder von ihm und seinen Alliirten, den Ja-Herren, mich gängeln zu lassen. Zweitens möchte ich keinen so lückenhaften Katalog in die Welt schicken, wie er von St. Helena aus gethan; auch nicht verbunden seyn, die besten Astronomen unserer Zeit zu bekomplimentiren, wie er mit Allen thut, indem er ihnen sagt, er würde, wenn sie dergleichen Kataloge abgefaßt hätten, den seinigen ein Supplement der ihrigen genannt haben, wie er ihn denn (in Ermangelung derselben) ein Supplement des Tycho-Braheschen genannt. Auch möchte ich Keinem Gelegenheit geben, der Welt zu sagen, daß ich nur ein Sechzigtheil des Fehlers begangen hätte, dessen er bei Berechnung eines Sternes im Bischofsstabe und eines im Centaurus sich schuldig gemacht, was La Hire ihm aufmutzt. Da ich viel besser als er weiß, was ich zu thun habe, und wann und wie es für mich am besten seyn wird, meine Arbeiten zu publiziren, so will ich ihm für seinen Beistand und guten Rath auch nicht verpflichtet seyn. Fehlt es ihm an Beschäftigung, seine Zeit auszufüllen, so mag er seinen See-Projekten obliegen, oder uns einen treuen Bericht über Alles abstatten, was er in St. Helena erbeutet. Das wäre ein würdigeres Geschäft, als diejenigen von der Societät zum Narren zu halten, denen er weit mehr verdankt, als er anzuerkennen sich getraut. Er hat schon jetzt mehr von meinen Sachen in Händen, als er eingestehen oder zurückgeben will. Ich kann einen Mann nicht achten, der wegen alberner Streiche, Undankbarkeit und wahnsinnigen Dünkels seine ganze Reputation eingebüßt hat, und erachte seine und seiner Kumpane Lästerungen keines Pfifferlings, dessen mich getröstend, daß selbst Christus und seine Apostel, erschienen sie wieder auf Erden, dem Leumund ihrer giftigen Zungen nicht entgehen würden."

In einem andern Briefe an den berühmten Dr. Smith (vom 1. November 1700) heißt es:

„Die Reden, die Meister Halley darüber führt, daß ich meine Observationen nicht publizire, bedeuten gar wenig; denn die Welt kennt ihn, seine Prinzipien und seine Handlungsweise; und wenn er so vielen Staub aufwühlt, so geschieht es nur durch den Beistand unserer liederlichen jungen Gentlemen, die er in ihren Lastern bestärkt, und die zum Lohne dafür seine ehrenschänderischen Reden unter die Leute bringen. Ich habe beschlossen, keine Rache an ihm zu nehmen; weil ich aber auch mir selber etwas schuldig bin, so habe ich ein größeres Papier als dasjenige, so ich Ihnen übermache, mit ein paar Noten darauf, in eine hohe Hand gelegt, deren Besitzer eben so zufrieden damit ist, wie Sie mit meinem kleineren und unvollständigen Briefe sind, und guten Gebrauch davon machen wird. Ein Mann bei Hofe möchte gern, daß ich es drucken ließe, allein dessen bedarf es nicht; denn die öffentliche Stimme wird Herrn Halley bald genugsam prostituiren. Seine vornehmen Feinde wittern etwas von seinem Betragen, und fangen an, sich in gewisser Entfernung von ihm zu halten. Ich wollte gern, daß er sich besserte und sein Unrecht wieder gut machte; darum lasse ich ihm eine gute Frist; denn ich kann die Reflexionen, die er gemacht, nicht mittheilen, ohne ihn über die Maßen zu exponiren; und doch will ich ihm nicht wehe thun, will nur haben, daß er ein wenig roth werde, oder vielmehr, daß er nicht sowohl roth werde als bereue, und hinführo als ein braver und biederer Mann sich erweise."

So viel über Halley. Was sollen wir aber zu Newton's Benehmen gegen Flamsteed sagen? Er, den wir so gern unter die Musterbilder menschlicher Vortrefflichkeit gestellt hätten, er, dessen Sanftmuth und weise Mäßigung so hoch gepriesen werden, erscheint in diesen Briefen als stolz und insolent, als bethört von Schmeicheleien, als ein Mann, dessen Anmaßung und herrisches Wesen mit seiner Standeserhöhung gleichen Schritt hielten. Wir wollen unsern Lesern eine Stelle

verlegen, die unsere höchst unangenehme Ueberraschung gewiß entschuldigen wird. Im Oktober 1711 wurde Flamsteed, der damals 65 Jahre zählte und so gebrechlich war, daß man ihn beim Gehen stützen mußte, aufgefordert, vor einem Comité der Inspektoren der Sternwarte zu erscheinen, bei welchem Sir Isaak Newton als Präsident der Königl. Societät präsidirte. Flamsteed stellte sich ein, und es kam hier zu folgender empörenden Scene:

„Ich habe", so erzählt Flamsteed, „noch einen anderen Streit mit dem Präsidenten der Königlichen Societät gehabt, der sich und seine Kollegen schlechterdings im Besitze meiner Instrumente wissen wollte. Er beschied mich zu einem Comité, das er allein und zwei Aerzte bildeten. Der Präsident ließ seinem Unwillen freien Lauf und geberdete sich sehr unziemlich. Ich hatte schon vorher beschlossen, mich von seinen spitzen Reden nicht berühren zu lassen. Ich bewies ihm, daß alle Instrumente im Observatorium mein Eigenthum seyen, und beschwerte mich dann über Halley, der meinen Katalog ohne mein Wissen gedruckt und mich der Früchte meiner Arbeit beraubt habe. Jetzt gerieth er von neuem in Wuth und überhäufte mich mit Schmähreden, auf die ich bloß mit der Ermahnung, daß er seinen Zorn besser beherrschen möge, entgegnete. Dies machte ihn noch rasender, und er rechnete mir Alles vor, was ich während meiner sechsunddreißig Dienstjahre von der Regierung bekommen hätte. Ich fragte ihn, was er selber denn für die 500 Pfund per annum gethan habe, die er seit seiner Niederlassung in London bezogen. Dies machte ihn ruhiger; als ich aber bemerkte, daß er wieder aufbrausen wollte, sagte ich ihm, mein halb vollendeter Katalog sey, seinem eigenen Verlangen gemäß, versiegelt an ihn abgegeben worden. Er konnte dies nicht leugnen, sagte aber, Dr. Arbuthnott habe den Königlichen Befehl, ihn zu erbrechen, erwirkt. Dies war, nach meiner Ueberzeugung, eine Lüge, oder man erwirkte den Befehl erst nach Erbrechung des Kataloges. Ich erwiederte darauf nichts, sagte ihm aber etwas muthiger als sonst, Gott habe bis jetzt all meine Arbeiten gesegnet, und werde sie gewiß auch zu einem glücklichen Ende führen. Dann empfahl ich mich und ging. Dr. Sloane hatte während des ganzen Disputes nichts gesprochen; der andere Doktor aber sagte mir, ich sey stolz und insultire den Präsidenten, käme auch in dieselbe Wuth, wie der Präsident. Bald darauf sah ich Halley, trank eine Tasse Kaffee mit ihm, und hielt ihm dabei mit großer Gelassenheit seine schlechten Streiche vor."

Der arme alte Flamsteed tröstete sich in seinen Leiden mit der Ueberzeugung, daß die schlechte Behandlung, die man ihm widerfahren ließ, „eine Schande für die Königin und die Nation" sey, und daß die Urheber vor dem Richterstuhle der Nachwelt würden büßen müssen. Noch prophetischer aber antizipirt er, was Herrn Baily's mühselige Forschungen erfüllt haben: „Ich will der Zeit, dieser Mutter der Wahrheit, meine Rache überlassen, und ich sehe schon im Geiste, daß sie mir Genugthuung verschaffen wird."

Der Ruf Newton's ist Britanien, der Wissenschaft und der Menschheit zu theuer, als daß man ihn, auf seichte Beschuldigungen gestützt, antasten könnte; aber auch andere gleichzeitige Quellen liefern uns Materialien zu der Behauptung, daß seine Biographen aus Parteilichkeit oder Unwissenheit ihn so gleichförmig mild geschildert haben. Er war nur ein Sterblicher, obgleich ein glänzendes Exemplar unserer Gattung, und Whiston nennt ihn furchtsam, argwöhnisch und einen abgesagten Feind alles Widerspruchs. Der letztere Fehler erklärt vielleicht seine feindselige Gesinnung gegen Flamsteed, obschon sie Beide gleichsam dazu verdammt waren, über vierzig Jahre lang auf demselben Boote zu rudern, während welcher Zeit das Verfahren Sir Isaak's, in Beziehung auf den Britischen Katalog, dem Interesse der Wissenschaft so wenig förderlich war, daß es nothwendig ist, die Art des Verkehrs zwischen Beiden, ehe der große Bruch erfolgte, näher zu beleuchten.

Die Bekanntschaft zwischen Newton und Flamsteed wird sich wohl mit 1674 angefangen haben, in welchem Jahre der Letztere dem Ersteren seine Notizen über die Durchmesser der Planeten mittheilte, die er bereits in Derby beobachtet hatte. Gegen Ende des Jahres 1680 und zu Anfang 1681 erschien ein auffallend großer Komet. Flamsteed kam durch Berechnungen zu dem Resultate, daß dieser Körper, sowohl vor als nach seinem Gange durch das Perihelium, ein und derselbe sey. Dieser Ueberzeugung Flamsteed's widersprach Newton nicht bloß, er machte sie sogar lächerlich. Dennoch änderte er in der Folge seine Meinung, und bemerkte in seinen „Prinzipien", daß Flamsteed Recht habe.

Nachmals standen sie zwölf oder vierzehn Jahre in einem „höflichen" Verhältniß gegenseitigen Austausches, welcher die lunarischen und planetarischen Theorieen und verschiedene schwierige Punkte der physikalischen Astronomie betraf. Um's Jahr 1695 übergab Flamsteed ungefähr 150 beobachtete Mond-Stationen an Newton, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sie Niemanden ohne seine (Flamsteed's) Erlaubniß mittheilen solle; „denn", sagt Flamsteed, „ich bemerkte ihm, daß ich von einem alten Kataloge der Fixsterne Gebrauch gemacht hatte, der bis zu Anfang des Jahres 1686 aus Beobachtungen mit dem Sextanten zusammengestellt war; daß ich jetzt ein besseres und passenderes Instrument anwendete, und daß alle diese Mond-Stationen, sobald ich den neuen Katalog vervollkommnet hätte (wie meine Absicht sey), von neuem berechnet und ihm mitgetheilt werden sollten." Sir Isaak Newton hielt aber sein Versprechen nicht, und theilte Flamsteed's Theorie der lunarischen Bewegungen einigen sehr oberflächlichen Kennern der Astronomie mit, die durch ihr Geschwätz über die „Principia" einen gewissen Ruf erworben hatten. Einer derselben, Dr. Gregory, erklärte geradezu, es bedürfe keiner ferneren Observationen mehr.

„Dieselben Lobredner der Principia", sagt Flamsteed, „fragten mich immerfort, warum ich denn meine in Greenwich gemachten Observationen nicht druckte? Als wär' es meine Schuldigkeit gewesen, meine Werke zu drucken, sobald diese Herren es wünschten, obschon sie nicht mehr davon verstanden, als von dem Newtonschen Werke selbst." — „Wär' es denn weise von mir gehandelt", so schreibt er einmal an Newton, „wenn ich meine Beobachtungen der Constellationen, die noch zu ergänzen oder zu vermehren sind, plötzlich einstellte und das Vorräthige im Druck herausgäbe, um ein Bischen ephemeren Ruhm zu ärndten? Würden da nicht dieselben Herren, die mir jetzt wegen des Druckes so heftig zusetzen, mir sagen, ich hätte besser noch ein oder zwei Jährchen gewartet, und ihnen etwas Vollständiges in die Hände gegeben?"

So entstand allmälig eine gegenseitige Entfremdung, die später einen offenen Bruch zwischen zweien der merkwürdigsten Männer ihrer Zeit herbeiführte. „Wir redeten höflich mit einander, so oft wir uns zufällig begegneten", sagt Flamsteed, „und er ermangelte nicht, alle Mal zu fragen, wie es mit dem Katalog vorwärts ginge? Ich gab ihm alle Mal aufrichtige Antworten, und setzte immer hinzu, ich hätte nur mehr Gehülfen nöthig, um sowohl die Beobachtungen als die Berechnungen besser zu fördern. Allein davon wollte er keine Notiz nehmen." Am 10. April 1704 dinirte Newton auf der Sternwarte zu Greenwich mit Flamsteed, und erbot sich bei dieser Gelegenheit, seine Werke dem Prinzen privatim zu empfehlen. Flamsteed lehnte dies Anerbieten ab, weil er Newton's Motiv zu durchschauen glaubte. „Ich hatte schon früher seinen Charakter geprüft, und fand ihn immer hinterlistig, ehrgeizig und intolerant gegen Widerspruch. Ich machte ihn auf einige Fehler in seinen „Prinzipien" aufmerksam: das nahm er mir übel, statt sich dafür zu bedanken. Und doch war er so anmaßend, daß er mich oft ohne Umstände frug, „ob ich wohl schweigen wollte?"

So schwer und vielfach aber der große Newton an dem trefflichen Flamsteed sich versündigt hatte, so sagt Letzterer doch an einer anderen Stelle von ihm: „Ich glaube, daß er, im Grunde genommen, ein guter Mensch ist; aber daneben ist er argwöhnischer Natur, und leiht gern Verleumdern sein Ohr, besonders wenn man ihm die Verleumdung mit Spott würzt. Um ihn von dieser Krankheit zu kuriren, schrieb ich einst, als ich in seiner Antichambre auf ihn warten mußte, folgendes Distichon auf ein Blatt Papier:

> A bantering spirit has our men possess'd,
> And wisdom is become a standing jest. *)

Darunter aber schrieb ich: Siehe im Propheten Jeremias, Kap. XI, V. 1—10, **) und schlug ihm die Stelle in seiner Bibel auf. Ich weiß nicht, ob er Beides gelesen hat. Wenn er nur ernstlich will, so kann ihm diese Ermahnung ein köstliches Mittel gegen seine Leichtgläubigkeit seyn." (U. S. J.)

Bibliographie.

Cowper's Life and works. (Das Leben und die Werke Cowper's.) Herausgegeben von Southey. Erster Bd. 5 Sh.

An examination of the ancient orthography of the jews. (Ueber die alte Schreibung des Hebräischen.) Erste Abth. 15 Sh.

Mannigfaltiges.

— Die sich wiegenden Amerikaner. In Malta bemerkte ich in den Vorzimmern einiger Familien, so wie in einem öffentlichen Laden, in den ich zufällig eintrat, große Armsessel, die mit einer Art von Wiegebrett versehen waren. Ich erkundigte mich nach dem Gebrauche derselben, und erfuhr zu meinem großen Erstaunen, daß die Sitte, sich der Wiegen-Sessel zu bedienen, aus Amerika hier eingeführt worden; eine Englische Lady, die mit der Sache bekannt war, erzählte mir von dem Eindrucke, den der erste Anblick einer hier in den Familienkreisen beliebten Wiegenscene auf sie gemacht habe. Die Lady hatte gleich nach ihrer Ankunft Gelegenheit, eine Amerikanische Familie, die unlängst hierher gezogen war, zu besuchen. Diese Familie bestand aus einem Vater, einer Mutter und drei erwachsenen jungen Leuten, Alle von langer und hagerer Gestalt mit jener eigenthümlichen Gesichtsbildung, die viele Bewohner der Vereinigten Staaten zu charakterisiren scheint. Die Besucher nahmen auf einem Sopha im Vorzimmer Platz, und die Familie gruppirte sich nach der Ordnung ihres Alters in Armsesseln auf der entgegengesetzten Seite umher. Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren und die Unterhaltung matt zu werden anfing, begann die Hausfrau, deren Gestalt eben so wie ihre Haube etwas Steifes an sich hatte, sich in ihrem Sessel zu wiegen. Alsbald folgten die jungen Leute, nachdem sie ihre Komplimente beendigt hatten, einer nach dem andern dem Beispiel ihrer Mutter. Endlich konnte auch der Vater, der die Unterhaltung am längsten geführt hatte, der Versuchung nicht länger widerstehen, und fing an, sich zu wiegen. So saßen sie in einem feierlichen Halbzirkel, Alle in derselben spielenden Bewegung, deren Eindruck auf die Gäste außerordentlich überraschend war. Der Lady, die sich noch kaum von den Anstrengungen ihrer Reise erholt hatte, fing es beinahe an, schwindlig zu werden, und sie erinnerte sich mit banger Angst an das, was sie an Bord gelitten, während ihre jungen Gefährtinnen, durch die Neuheit der Scene seltsam überrascht, sich kaum des Lachens zu erwehren im Stande waren.

(Dr. Hogg's Visit to Damascus and Jerusalem.)

*) Ein Geist des Hohns bethört der Menschen Herz
Und Weisheit ward zum allgemeinen Scherz.

**) „Ein jeglicher hüte sich vor seinem Freunde und traue auch seinem Bruder nicht; denn ein Bruder unterdrückt den andern, und ein Freund verräth den andern." — „Ihre falschen Zungen sind mörderische Pfeile; mit ihrem Munde reden sie freundlich gegen den Nächsten, aber im Herzen lauren sie auf denselben. Sollte ich nun solches nicht heimsuchen an ihnen, spricht der Herr, und meine Seele sollte sich nicht rächen an solchem Volk als dies ist?"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Freitag den 20. November 1835.

England.

Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner.

Von dem Letzteren aus der Erinnerung niedergeschrieben.

Während Lord Byron's Aufenthalt zu Florenz kam ich zufällig auf meiner Italiänischen Reise durch diese Stadt. Ich war erst kürzlich aus der transatlantischen Welt herausgetreten und hatte davon, daß sich der berühmte Lord in Italien jetzt aufhalte, noch nichts erfahren. Eines Nachmittags, als ich von einem Spaziergange längs der Straße, die von der Porta San Gallo nach dem Pian di Mugnone führt, zurückkehrte, begegnete ich einem Manne, der in etwas unregelmäßigem Gange längs dem steinigen Bette des Stromes, der zur regnerischen Jahreszeit den Mugnone herabrauscht, umherschlenderte. Der Mann schien sich damit zu amüsiren, daß er Kieselsteine auflas und sie von Zeit zu Zeit wieder in den seichten Strom zurückwarf. Ein Bedienter zu Pferde, der noch ein zweites Pferd im Zaume hielt, folgte ihm auf der Straße, die sich längs den Ufern des Gewässers hinwand. Ich erfuhr nach einigen Tagen, daß der Mann Lord Byron gewesen; da ich dies aber in jenem Augenblicke nicht errathen konnte, so hatte ich von dem Dichter, auf den ich kaum im Vorübergehen einige Blicke warf, weiter keine Notiz genommen.

Ich begab mich später noch ein oder zwei Mal nach jener Gegend, in der Hoffnung, dem Dichter hier wieder zu begegnen; die Landleute bezeichneten ihn als den Milor Inglese, ein Titel, den sie jedem Reisenden beilegen, der nur ein Pferd reitet und sich bei ihnen ein gewisses Air zu geben weiß. Byron ließ sich nie in den Cascine, auf jener beliebten Promenade der vornehmen Welt von Florenz, an dem äußersten Ende der Stadt, erblicken; dieser ausgedehnte Park ist jeden Nachmittag von einer Menge Volks und besonders von den hier sich aufhaltenden Engländern belebt. Aber gerade der letztere Umstand mochte vielleicht ein Hauptgrund seyn, weshalb der Dichter, dessen Abneigung gegen seine Landsleute bekanntlich in der Fremde ganz besonders sich äußerte, jenen Ort absichtlich vermied.

So wie ich erfahren hatte, daß der große Dichter sich in Florenz aufhalte, war ich natürlich auch von dem Wunsche beseelt, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, dessen literarischer Ruhm schon damals durch ganz Europa und selbst in der fernen Hemisphäre des Westens allgemein verbreitet war. Indeß war es nicht so leicht, bei ihm vorzukommen; man sagte, er sey so verschlossen, wie eine Auster, und ließe sich ohne besondere Empfehlungsschreiben gar nicht sprechen. Byron, fügte man hinzu, wolle keinen Engländer sehen; nun war ich aber ein Engländer der Sprache nach, wenn auch nicht durch meine Nationalität, und ich mußte befürchten, daß seine Anglophobie sich nicht weniger auf den Jonathan, als auf den John Bull erstrecke. So dachte ich denn anfangs, daß es ein vergebliches Bemühen seyn würde, den Sonderling sprechen zu wollen; aber ein mit seinem Charakter näher bekannter Mann erzählte mir, daß der Poet auf die Amerikaner keinesweges so übel zu sprechen sey. Ich verlor daher keine Zeit und richtete ein Schreiben an ihn, worin ich ihn um die Ehre ersuchte, ihm meine Aufwartung machen zu dürfen; ich erhielt kurz darauf von Byron eine sehr höfliche Erwiederung, mit der Bemerkung, daß es ihm sehr angenehm seyn würde, mich morgen Nachmittag bei sich zu sehen. Diese Einladung ward, wie ich wohl nicht erst hinzuzufügen brauche, mit herzlicher Freude aufgenommen.

Ich war damals noch in den Jünglingsjahren und hatte mit meinem Besuche weiter keine andere Absicht verbunden, als in gewöhnlicher Weise die Bekanntschaft des berühmten Dichters zu machen. Byron war auch noch jung, und Niemand hatte eine Ahnung von dem dunkelen Geschicke, das seiner glänzenden Laufbahn so schnell ein Ende machen sollte. Nichts konnte daher meinem Geiste ferner liegen, als das Projekt, seine Unterhaltung mit mir, oder die Details über seinen Anzug, sein äußeres Benehmen, seine Wohnung u. s. w., lauter Gegenstände, die nach dem Tode eines gefeierten Mannes immer von großem Interesse sind, denen man aber während seines Lebens keinesweges eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken pflegt, jemals zu Papier zu bringen. Demnächst sind auch die Erinnerungen, die ich hier eben niederzuschreiben im Begriffe bin, durch den langen Zeitraum, der seitdem verflossen, schon ein wenig verwischt; aber der besondere Reiz und das Interesse, das ein so außerordentlicher Mann jedem mit ihm in Bezug stehenden Dinge ertheilt, brachte einen so tiefen und bleibenden Eindruck auf mich hervor, daß im Ganzen der Gegenstand unserer Unterhaltung noch immer meinem Gedächtnisse in frischer Gestalt vorschwebt, wenn auch der Ausdruck hier nicht überall wörtlich treu, und ohne gewissen Modificationen zu erliegen, wiedergegeben werden möchte.

Lord Byron wohnte damals in einer Straße hinter der Kirche Santa Maria Annunziata. Ein großer Garten trennt jetzt das Haus, in dem er sich aufhielt, von dem Palazzo Ximenes. Es ist ein herrlicher, einsam gelegener Platz, der eine weite reizende Aussicht nach dem Norden gewährt. Er nahm mich mit großer Zuvorkommenheit auf und begann von allerlei Dingen zu schwatzen, indem er zwanzig Fragen in einem Athem an mich richtete. Ich war höchst überrascht, als ich ihn zum ersten Mal erblickte; ich erkannte in ihm den Mann wieder, den ich früher dort am Wasser gesehen, und den ich damals für einen albernen halbtollen Engländer, keinesweges aber für einen Dichter gehalten; demnächst fiel mir auch der große Kontrast in die Augen, der zwischen dem wirklichen Byron und allen Portraits stattfand, die mir früher von ihm zu Gesichte gekommen waren. Man schien ihn geradezu nach dem „Korsaren", „Lara" oder „Harold" portraitirt zu haben, als ein höchst trotziges, mürrisches und hochmüthiges Wesen; dagegen fand ich hier einen Mann von gewöhnlichem Ansehen, dessen Haltung im Ganzen eine gute frohe Laune verkündete, den ich aber, trotz einer gewissen Regelmäßigkeit seiner Züge, dennoch nicht eben für schön erklären konnte. Was seinen Anzug betrifft, so habe ich wenig davon im Gedächtnisse behalten.

Ich begann, mich förmlich wegen der Freiheit zu entschuldigen, die ich mir gegen ihn herausgenommen, und spielte zugleich darauf an, daß er wohl ohnedies von zu vielen zudringlichen Besuchern belästigt werde; allein er unterbrach mich schnell durch ein Gelächter und fiel in einem höchst sarkastischen Tone über die reisenden Engländer her. Ich wäre immer geneigt, zu glauben, daß, wie auch seine Gesinnung gegen gewisse Individuen seiner Nation beschaffen seyn mochte, im Ganzen der Widerwille, den er gegen seine Landsleute affektirte, auf nichts, als auf einer bloßen Grille beruhte. Wie hätte er sonst wohl ein Buch über das andere geschrieben, um die Bewunderung eines Volkes zu erregen, das er haßte oder verachtete! Aber in der That haßte er seine Landsleute gewiß nicht mehr, als seinen eigenen Titel, den er in gleicher Weise zu Zeiten herabwürdigte. Ich, für meine Person, habe wenigstens keine Ursache, mich über Kälte in seinem Benehmen zu beklagen. „Ich bin sehr eingenommen", sagte er zu mir, „für die Amerikaner; wenn ich mich bei ihnen irgend eines Rufes zu erfreuen habe, so kann ich mich darauf verlassen, daß derselbe aus einer vorurtheilslosen Kritik hervorgegangen. Denn es ist unmöglich, daß Jene eine eigentliche Vorliebe für einen Menschen mit einem angeerbten Titel hegen könnten, und das Lob, das sie mir ertheilen, kann nicht anders, als aufrichtig seyn. Ich erinnere mich, in der Biographie George Frederic Cooke's einen Auszug aus seinem Journal gelesen zu haben, worin er bemerkt, daß er die „English Bards and Scotch Reviewers" auf dem Tische eines Gasthauses im Innern der Vereinigten Staaten angetroffen habe. Diese Notiz war das Erste, was meinen Ohren wie echter wahrer Ruhm erklang." — Was mich betrifft, so durfte ich diese ganze Aeußerung für nichts als ein Kompliment annehmen; im Grunde aber mag wohl jener von dem Dichter selbst erwähnte Umstand, so geringfügig er auch erscheinen dürfte, den ersten Grund zu der Vorliebe für Amerika gelegt haben, die er in seinen Schriften hin und wieder gezeigt hat.

Lord Byron unterhielt sich mit großer Geläufigkeit, wenn auch keinesweges in einem regelmäßigen Redner- oder Bücher-Stile. Er sprang von einem Gegenstande zum anderen über, brach oft in der Mitte ab, um irgend eine Digression zu machen, und berührte die Dinge meist nur oberflächlich, er war oft unzusammenhängend, ungrammatikalisch, und hier und da gerieth er selbst, trotz seines großen Ideen-Reichthums, in Verlegenheit wegen eines Ausdrucks zur Bezeichnung irgend eines einfachen Dinges. Worüber er sich immer äußern mochte, stets erschien das, was ihm der bloße Moment eingab, von besserem und echterem Gehalte, als wenn ein Anderer lange vorher darüber gebrütet und studiert hätte. Wir unterhielten uns einige Zeit in einer ganz ungenirten Weise, wobei er nach und nach heiterer wurde, als er anfangs zu seyn schien. Sein Aeußeres überraschte mich durch die große Beweglichkeit seines Ausdrucks, und sein Lächeln war im höchsten Grade einnehmend, wenn auch der gewöhnliche Ausdruck seiner Haltung, wo nicht das Gespräch selber ihn aufregte, mehr melancholisch und matt als lebendig war. Ich machte ihm ein Kompliment über die Heiterkeit und Munterkeit des Geistes, in der ich ihn fand; darauf erwiederte er mir, daß er seit einigen Tagen in der That zufriedener, oder vielmehr weniger unzufrieden mit sich selbst und der Welt sey. „Niemandes Temperament", fügte er hinzu, „ist den äußeren Eindrücken mehr unterworfen, als das meinige. Ich bin zuweilen so hypo-

chondrisch und verdrießlich, daß ich kaum in eine gute Gesellschaft hineinpasse; meine Besucher müssen mich oft in der Meinung verlassen, daß ich ein eisiger und ungeselliger Mensch sey, während ich es doch in der That, sobald nur der äußere Anfall vorüber ist, was die Lebhaftigkeit des Gefühles betrifft, mit jedem achtzehnjährigen Jünglinge aufnehmen wollte. Es ist zum Erstaunen, durch welche Geringfügigkeiten sich oft mein Geist aufregen und hinreißen läßt; die geringste Kleinigkeit — die Erinnerung an Etwas, das ich vor zwölf Jahren gethan oder unterlassen — eine von Jemanden geäußerte Bemerkung, um die weder ich noch irgend Einer in der Welt sich sonst zu bekümmern hätte, kurz Dinge, die gar nicht werth sind, daß man sie erwähnt, sind im Stande, mein Gemüth zu beunruhigen und gänzlich herabzustimmen. Ich muß oft über mich selbst lachen, wenn ich bedenke, daß solche Kleinigkeiten mich so peinigen konnten, wie sie andererseits wiederum mich höchlich zu ergötzen vermögen."

(Fortsetzung folgt.)

F r a n k r e i c h.

War Voltaire musikalisch?

War Voltaire musikalisch? Oder liebte Voltaire die Musik? Dies ist eine Frage, der man noch keinesweges die Aufmerksamkeit gewidmet hat, die ihr vielleicht gebührt; denn da der Name Voltaire's fast in allen Kreisen, bei allen Diskussionen über die Geistesgeschichte der Franzosen auf den Lippen getragen wird, da man besonders in Frankreich nicht ermüdet, ihn bei jeder Gelegenheit, zu jeder Zeit und Stande zu zitiren, so dürfte es wohl nicht überflüssig seyn, die Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten des großen Dichters genau zu kennen, damit wir in den Stand gesetzt würden, die häufigen falschen Anführungen zurückzuweisen, so wie die erkünstelten Argumente bei Gelegenheit zu widerlegen. Mag die Frage auch immerhin in den Augen Vieler als geringfügig erscheinen, wir wollen über die Wichtigkeit derselben nicht weiter disputiren, sondern wir haben uns vielmehr die Mühe zu geben, oder wir wollen uns das Vergnügen machen, sie zu untersuchen und zu beantworten.

Nicht allen Dichtern oder allen Literaten sind zugleich musikalische Talente angeboren, eben so wenig wie alle Musiker für die Reize der Poesie oder der Prosa empfänglich sind. Wer wollte auch diese Räthsel der menschlichen Natur zu lösen wagen? Wer wollte uns das Geheimniß aufdecken, woher es kommt, daß Dieser hier für die Declamation und Jener dort für den Gesang begeistert ist; daß die Aeolsharfe des Einen auf den bloßen Hauch der einfach kombinirten Rede melodisch erklingt, während der Andere nur durch künstlich komponirte Noten angeregt wird? Rührt dies etwa daher, daß manche Leute, wie Gall und Spurzheim behaupten, einen mehr oder weniger deutlich ausgeprägten Knorren über der Augenbraue an dem Stirnwinkel haben, was die Musiker bezeichnete, während Andere eine hervorragende Erhöhung in Form einer umgekehrten Pyramide auf dem Gipfel der Stirn selbst tragen, wodurch sie eben zur Reflexion geeigneter würden? Oder sollte vielmehr der Grund darin liegen, daß sich irgend ein vorzügliches Talent oder eine besondere Anlage stets nur auf Kosten aller übrigen Eigenschaften und Fähigkeiten entwickeln und ausbilden läßt? Welches auch immer die Bewandniß dieser Dinge seyn mag, wir halten uns hier nur an das Thatsächliche, und dies liefert uns den Beweis, daß die Literatur sich keinesweges zugleich immer musikalisch zeigte, eben so wenig wie die Musik stets literarisch war. Non omnia possumus omnes.

Trotzdem hat es von jeher zahlreiche und glänzende Ausnahmen von dieser ausschließlichen Spezialität des Genies gegeben. Ohne den ganzen Kreis der Künste zu durchlaufen und bis zu Michel Angelo und Salvator Rosa hinaufzusteigen, ohne unsere beiden Gesichtspunkte, die Literatur und die Musik, im Geringsten aus den Augen zu verlieren, haben wir Männer aufzuweisen, die sich in gleicher Weise auf die Poetik wie auf die Noten verstanden. Hat uns nicht der bekannte Hoffmann die Partitur zur „Undine" und zugleich die „Phantasiestücke" geliefert? Und hat nicht der Eine von den beiden Männern, deren literarischer und moralischer Einfluß im vorigen Jahrhundert Frankreich und ganz Europa beherrschte, eine köstliche Oper komponirt und herrliche Romanzen zu Tage gefördert? Haben wir nicht eben demselben das „musikalische Lexikon" zu verdanken? Wenn aber Jean Jaques Rousseau zur Ausnahme von der Regel gehört, sollte nicht Voltaire, der der Nebenbuhler, oder, wie Petier in den Deux Précepteurs sich ausdrückt, der Kamerad Rousseau's war, sich an dieselbe Kategorie anschließen? Oder müßten wir ihn etwa unter die Zahl derjenigen setzen, die, wie zum Beispiel der berühmte Cuvier, der Erfinder der vergleichenden Anatomie und Beschreiber der antediluvianischen Racen, in der Musik nur ein verwirrendes, sinnloses und selbst störendes Geräusch sahen, während ein gleichzeitiger Naturforscher, Lacépède, der Geschichtschreiber der Fische, die Musik dermaßen liebte und ausbildete, daß er im Stande gewesen wäre, ein Gluck zu werden, wenn er es nicht vorgezogen hätte, in die Fußstapfen Buffon's zu treten?

Vor Allem müssen wir bezweifeln, daß Voltaire je die Musik ernstlich studirte. Es ist bekannt, daß die Erziehung des jungen Arouet den Jesuiten anvertraut ward, und wir könnten nicht eben behaupten, daß die Methode des Paters Lejay oder des Paters Porée dem Noten-Studium irgendwie günstig gewesen wäre. Nach allem Anschein hat der Verfasser der „Henriade" und der „Zaïre" nicht einmal den gewöhnlichen Elementar-Unterricht in der Musik genossen. Und da er weder von B mol noch von B dur etwas wußte, so hat er uns auch weder Partituren noch Romanzen hinterlassen. Aber wenn auch Voltaire weder in der Gesellschaft noch im Theater als Musiker aufgetreten, so hat er doch als Dichter das Bestreben gehabt, Opern in die Welt zu setzen, ein Bestreben, das freilich nicht eben vom Glück begünstigt ward. Die Lorbeern Quinault's waren es, die ihn nicht schlafen ließen; er wollte sich um jeden Preis eine Palme erwerben, die Racine verschmäht hatte, und wenn ihm dies nicht gelungen ist, so war es keinesweges seine eigene Ausdauer oder Beharrlichkeit, die daran Schuld gewesen.

Der erste Versuch Voltaire's in dem lyrischen Genre, auf den er sich, wie aus seiner Korrespondenz hervorgeht, nicht wenig einbildete, war die Oper Samson. Samson erlebte keine Aufführung auf der großen Oper, obgleich Voltaire dabei Rameau zum Mitarbeiter hatte. In einer Note, die diesem Stücke vorgedruckt ist, lesen wir Folgendes: „Herr Rameau, der größte Musiker Frankreichs, setzte diese Oper um das Jahr 1732 in Musik. Schon war Alles bereit, sie auf die Bühne zu bringen, als auf einmal die Aufführung derselben durch dieselbe Kabale verhindert wurde, welche auch den Mahomet auf einige Zeit von der Scene verdrängte. Und als man später zuließ, daß das Stück in der Italiänischen Oper gegeben werden dürfe, wo der gute Samson, vereint mit Harlequin, Wunder thun sollte, wollte man ihm dadurch die Ehre entziehen, daß es in der „Großen Oper" verherrlicht werde. Der Komponist verwandte seitdem alle Arien von Samson zu anderen lyrischen Compositionen, die der Neid nicht zu unterdrücken vermochte."

Der zweite Versuch glückte dem Dichter besser, und dies war das einzige Mal vielleicht in seinem Leben, wo ihm die Musik Vortheile gewährte, und welche Vortheile! Er bewahrte uns die Erinnerung an dieselben in folgenden Versen auf:

> Mon Henri quatre et ma Zaïre,
> Et mon Américaine Alzire
> Ne m'ont valu jamais un seul regard du roi:
> J'avais mille ennemis avec très peu de gloire;
> Les honneurs et les biens pleuvent enfin sur moi
> Pour une farce de la foire.

Dieser Jahrmarktsscherz (farce de la foire) war die Oper „die Prinzessin von Navarra", die der Herzog von Richelieu für die Februar-Feste des Jahres 1745, bei Gelegenheit der Vermählung des Dauphins, dem Dichter aufgetragen. Der General-Pächter, La Popelinière, hatte einige Liederchen in seiner Manier beigesteuert, und Rameau komponirte die Musik dazu. Als das Werk eben von Stapel gelassen werden sollte, schrieb Voltaire an den Präsidenten Renault: „Dieser Rameau ist ein eben so seltsamer Kauz als ein großer Komponist. Er verlangt von mir, daß ich auf vier Verse reduzire, was ich in acht Versen niedergeschrieben, und wiederum in acht Verse ausdehne, was in vier enthalten war. Der Mann ist toll; allein ich bin immer der Meinung, daß man Mitleid mit den Talenten haben muß." Indessen war Rameau keinesweges so toll, als Voltaire glaubte. Denn der Dichter hatte die Verse ganz nach seinem Belieben geschmiedet, ohne im Geringsten darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie den Musiker vielleicht irgendwie geniren könnten, dem es nunmehr, da er es mit einem Laien in der Musik zu thun hatte, gar viele Mühe kostete, sich verständlich zu machen. Aber am Ende war es denn doch zwischen dem Dichter und Musiker zur Ausgleichung gekommen; die „Prinzessin von Navarra" ward aufgeführt, und der Dichter erhielt zum Lohne das Amt eines gentilhomme ordinaire. „Dies war", wie er selbst sagte, „ein Geschenk von ungefähr 60,000 Livres, ein um so angenehmeres Geschenk für den Poeten, als er einige Zeit darauf die Erlaubniß erhielt, die Stelle zu verkaufen und dabei noch den Titel, das Privilegium und die Functionen beizubehalten." Auf diese Weise war die Farce gewiß gut bezahlt, aber die Vortheile des Dichters wurden nicht eben auf dies glänzende Honorar allein beschränkt; welches die Belohnung des Komponisten war, wissen wir nicht, aber wir hegen keinen Zweifel, daß sie ebenfalls nicht unbedeutend gewesen seyn muß.

Und hier bei dieser Gelegenheit haben wir eine Thatsache zu erwähnen, die zu merkwürdig, zu außerordentlich und zu belehrend ist, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Oder sollte es nicht etwa als ein ganz besonderes und ausgezeichnetes Glück für die Geschichte der Literatur und der Musik angesehen werden, daß Jean Jaques Rousseau mit Voltaire und Rameau an einem und demselben Werke arbeiteten; der damals noch obskure Jean Jaques ward dazu benutzt, die Arbeit zweier berühmten Männer zu verbessern, und der arme Jean Jaques wandte Zeit und Mühe daran, das Werk zweier reichen Künstler zu retouchiren! Die Sache ging ganz natürlich zu. Das Jahr war für die Französischen Waffen ruhmwürdig gewesen: der Marschall von Sachsen hatte den berühmten Sieg von Fontenay davongetragen, den Ludwig XV., gerade so wie etwa eine Opernvorstellung, durch seine Gegenwart beehrt hatte. Den Winter darauf gab's nun viele Feste zu Versailles: die „Prinzessin von Navarra" ward unter dem Namen der Feste von Ramire wieder hervorgesucht. Für diesen neuen Titel waren aber mehrfache Veränderungen sowohl in den Versen als in der Musik nöthig geworden. Voltaire befand sich damals in Lothringen und war überdies in Verbindung mit Rameau an einem anderen Werke, dem Tempel des Ruhms, beschäftigt. Da nun Beide jetzt keine Zeit für ihre „Prinzessin" übrig hatten, so erinnerte sich der Herzog von Richelieu an Rousseau und ließ ihm das Gedicht sammt der Partitur überschicken. Rousseau wollte ohne die ausdrückliche Bewilligung des Dichters keine Veränderung an dem Stücke vornehmen. Er schrieb daher an Voltaire, der ihm auf eine sehr bescheidene Weise antwortete: „Sie, mein Herr, vereinigen zwei Talente, die bis jetzt immer getrennt gewesen sind. Das sind zwei gute Gründe, weshalb wir Sie achten und uns bestreben müssen, Sie zu lieben." (Es ist indeß anzunehmen, daß dies „Bestreben" unserm Voltaire nicht eben sehr gelingen wollte.) Der Brief schloß mit folgenden Worten: „Ich verlasse mich ganz auf Sie, und rechne darauf, die Ehre zu haben, Ihnen meinen Dank selbst abzustatten."

So machte sich denn Rousseau an das Werk und arbeitete zwei Monate lang darüber. Er änderte wenig an den Versen, aber viel an der Musik. Bei der Aufführung des Stücks in der großen Oper, wo von den drei associirten Autoren nur Rousseau allein zugegen war, [illegible]

delte Madame de la Popelinière Alles, was dieser komponirt oder abgeändert hatte, und brachte es trotz der Verwendung Richelieu's dahin, daß er das Ganze noch einmal umarbeiten mußte. Rousseau kam bestürzt und verzweifelt nach Hause; er wurde krank und war sechs Wochen lang nicht im Stande, auszugehen. Während dieser Zeit wurden „die Feste von Ramire" wieder aufgeführt; Rousseau erfuhr, daß seine Musik Beifall gefunden und daß man sie von der Rameau's kaum zu unterscheiden wußte. Allein Niemand hatte daran gezweifelt, daß der berühmte Komponist Theil an dem Werke genommen. Rameau zog es aber vor, sich gar nicht auf dem Zettel zu nennen, ehe er seinen Namen neben einem anderen Platz nehmen ließ. Sobald Rousseau hergestellt war, eilte er hin zum Herzog von Richelieu; aber der Herzog war nach Schottland abgereist. „Da ich ihn nun", erzählt Rousseau in Bezug auf diesen Umstand in seinen „Konfessionen", „seit der Zeit nicht mehr zu sehen bekam, so verlor ich das Lohn für mein Werk, das Honorar, das es mir bringen sollte, und meine Zeit, meine Arbeit und Mühe; meine Krankheit und das Geld, das sie mich gekostet, Alles blieb ohne Entschädigung und Vergütung." Dies hatte der Verfasser des „Emil" davon, daß er mit dem Autor des „Oedipus" und dem des Systems des Fundamental-Basses Compagnie schloß. Und so ergeht's auch allen denen, die, ohne selbst schon groß und im Besitze von Ruf und Vermögen zu seyn, sich in die Geschäfte großer Männer einzumischen wagen!

Der „Tempel des Ruhms" folgte unmittelbar auf die „Feste von Ramire". In dem vierten Akte dieses Stückes, des schwächsten von allen, die Voltaire in einem Genre geliefert, in dem er überhaupt nichts Kräftiges zu leisten vermochte, figurirte der Römische Kaiser Trajan. Als nun die Oper aufgeführt ward, trat der Dichter vor die Loge des Königs hin und richtete an ihn die Frage: „Ist Trajan zufrieden?" Der König, der sich durch die Familiarität des Poeten mehr beleidigt, als durch die Parallele geschmeichelt fühlte, antwortete nichts. Dieses Stillschweigen stach gegen jene liberale Verleihung des Amtes eines Gentilhomme gar seltsam ab. Als indeß Frau von Pompadour an die Stelle der Frau von Châteauroux eingerückt war, wurde Voltaire alsbald zum Geschichtschreiber von Frankreich ernannt, und kurz darauf erhielt er einen Sitz in der Akademie.

Voltaire komponirte noch mehrere Opern, sowohl ernste, als komische: den Baron von Otrante, Pandore, die zwei Fässer und Junis und Zelide. Nicht eines von diesen Stücken aber erlebte eine Aufführung, und auch keines hatte eine solche verdient. Als Gretry von Italien zurückkehrte, noch arm und eben so obskur, wie damals Jean Jaques gewesen, stattete er dem Patriarchen von Ferney einen Besuch ab; dieser übergab dem jungen Komponisten seinen „Baron von Otrante" als Geschenk, und Gretry, der sich einbildete, damit sein Glück gemacht zu haben, ging auf der Stelle nach Paris. Das Gedicht ward, als das Werk eines jungen Mannes, der Italiänischen Oper überwiesen; aber die Oper wies es zurück, obwohl sie erklärte, daß der junge Autor wohl Anlagen verriethe. Man denke sich die Wuth des Patriarchen, als er dies vernahm, er, der von den Kunstwerken eines Sedaine so gar nichts verstand und der, fern von der Bühne, sich den Erfolg derselben keineswegs zu erklären vermochte! Denn unser Voltaire hatte kein Gefühl für diejenige Kunst, die dem Instinkte selbst Leben einhaucht, und er konnte kaum begreifen, wie man durch sie begeistert und entzückt zu werden vermag: Voltaire war nicht musikalisch.

Um dies zu beweisen, dürften wir nur die drei Zeilen anführen, die er in seinem Siècle de Louis XIV., in dem Kapitel über die schönen Künste, über Lully schrieb: „Lully", sagte er, „setzte durch seinen Geschmack und seine Kenntniß in Erstaunen; er war der Erste in Frankreich, der Baßstücke, Milieux und Fugen komponirte." Es mag uns nun Einer einmal erklären, was man sich wohl unter den „Milieux" (wofern es nicht anders ein Druckfehler wäre) hier zu denken habe.

Indeß haben wir zur Beantwortung unserer Frage befriedigendere Aufschlüsse, als bloße Konjekturen mitzutheilen; es ist ein freies offenes Selbstgeständniß, das wir in einem Briefe aus Berlin vom 22. August 1750 an Madame Denis auffinden. Voltaire schrieb diesen Brief unmittelbar nachdem er einer Italiänischen Oper, „Phaëton", beigewohnt: „Es ist", sagt er, „ein ein wenig travestirter Phaëton; der König hat einen Italiänischen Poeten, Namens Villati, der vierhundert Thaler Gehalt bezieht. Dieser liefert ihm denn für sein Geld Verse, die dem Dichter eben so wenig als dem Könige kosten. Der Orpheus nimmt des Morgens, statt Wasser aus der Hippokrene, eine Flasche Branntwein zu sich, und sobald er ein wenig betrunken ist, sprudeln die schlechten Verse von selbst aus der Quelle hervor. Ich habe nie etwas so Plattes in einem so schönen Saal gesehen. Derselbe gleicht einem Tempel Griechenlands, aber Stücke des Tartarus werden darin aufgeführt. So viel von den Versen; kommen wir nun zur Musik. Was die Musik betrifft, so sagt man, sie sey gut. Ich für meine Person verstehe mich wenig darauf; ich habe nie das große Verdienst des Notenspiels begreifen können. Ich finde nur, daß die Signora Astrua und die Signori Castrati schönere Stimmen als Eure Aktricen in Frankreich haben, und daß die Italiänischen Arien herrlicher klingen als Eure sogenannten Arietten. Ich habe immer die Französische Musik mit dem Damen- und die Italiänische mit dem Schachspiel verglichen. Die überwundene Schwierigkeit ist Verdienst. Eure Bekämpfung der Italiänischen Musik ist ungefähr mit dem Kriege von 1701 zu vergleichen: ihr steht allein da gegen ganz Europa."

Habemus confitentem: nach einem solchen Glaubensbekenntnisse ist kein Zweifel, kein Bedenken mehr möglich; wir wissen nun genau, was wir über die musikalische Fähigkeit eines der größten Geister zu urtheilen haben; wenn wir auch nichts von seinen Opern mehr aufzuweisen hätten, so würde doch sein aufrichtiges und vertrauliches Geständniß gegen seine Nichte uns zur Genüge darüber belehren.

Wenn Voltaire nicht gerade in die Kategorie derjenigen zu setzen ist, gegen die Shakespeare sein schreckliches Anathema ausspricht, als solche, die keine Musik in sich selbst haben, die der Zauber der Melodieen nicht rührt, so hatte er wenigstens gewiß nicht das Recht, das zu behaupten, was er, wenn wir uns nicht irren, einmal über sich selbst geäußert: „Tous les goûts à la fois sont entrés dans mon ame."

Voltaire war kein Kenner der Musik, und er gesteht es uns selbst offen ein. Folgende Anekdote, mit der wir unsere Untersuchung schließen können, beweist, daß er sich nicht einmal auf die höfliche Behandlung von Virtuosen verstand. Der berühmte Pugnani, „jener Violinist mit der Adlernase", wanderte durch Europa mit seinem jungen Zöglinge Viotti. Die beiden Künstler kamen nach Ferney; der Akademiker Chabanon, ein großer Liebhaber der Geige, führte sie bei dem Dichter ein. Pugnani und Viotti stimmten vor ihm ihre Duos an. So grotesk der alte Meister aussah und so bizarr seine Manieren waren, so elegant und graziös erschien dagegen der Zögling; die Kraft und Energie Pugnani's gränzte selbst an das Rohe; dagegen erklang das Spiel Viotti's immer lieblich und glänzend. An diesen jungen Viotti richtete nun der Dichter immer das Wort, und bei jedem Lob, das er ihm ertheilte, ermangelte er nicht, ihn berühmter Pugnani! zu nennen. Dieser witzelnde Spott kehrte so häufig wieder, daß die Eigenliebe des wahren Pugnani sich lebhaft dadurch verletzt fühlte. Auch hat derselbe unserem Voltaire einen lebenslänglichen Groll nachgetragen, und so oft man vor ihm über den Poeten sprach, konnte er sich nicht enthalten, in seinem Piemontesischen Jargon zu sagen: „Volen Voultaire, il est oun bête, il ne sait faire que dé trazédies."

(Gazette Musicale de Paris.)

Italien.

Giovanna prima etc. (Johanna die Erste, Königin von Neapel.) Eine Geschichte aus dem 14ten Jahrhundert. Von Giacinto Battaglia. Mailand, 1835.

Johanna die Erste, Königin von Neapel (1343—1381), war eine Tochter Carlo's, Herzogs von Calabrien, und Enkelin des Königs Robert von Sicilien, der im Rufe des weisesten Monarchen seiner Zeit stand. Robert überlebte seinen Sohn; er wollte seiner Enkelin die Thronfolge sichern und vermählte sie daher schon im Jahre 1333 mit ihrem Vetter Andrea, einem Sohne des Carobert, Königs von Ungarn, der nach dem Rechte der Erbfolge legitimere Ansprüche auf die Krone Neapels hatte, als Johanna. Beide standen zur Zeit ihrer Vermählung erst im achten Jahre. Johanna war voll Anmuth, Feinheit und geistiger Lebendigkeit; Andrea dagegen zeigte sich roh, wild, stolz und herrschsüchtig. Diese beiden Gemüther, die das doppelte Band der Ehe und Blutsverwandtschaft an einander ketten sollte, empfanden gar bald eine gegenseitige Abneigung, die immer mehr sich steigerte. Johanna folgte ihrem Großvater den 19. Januar 1343 auf dem Throne; Andrea's Vater war bereits am 14. Juli 1342 in Wisegrad gestorben. Beide machten auf die Selbstherrschaft über Neapel Anspruch; la Catanese, eine Favoritin der Johanna, und Fra Roberto aus Ungarn, ein Günstling des Andrea, nährten Eifersucht und Haß in ihren Zöglingen, um bequemer über sie herrschen zu können. Johanna, deren Herz verführerisch war, und die von ihrem Vater einen Hang zu Liebeshändeln geerbt hatte, dessen Opfer Carlo von Calabrien geworden, ließ sich von ihrem Vetter Luigi di Tarento den Hof machen. Dieser Fürst sowohl als die Höflinge — Ersterer aus Ehrgeiz und Letztere aus Furcht vor Andrea's Rache — überredeten die Königin, daß sie ihnen freie Hand ließ, den Tyrannen zu morden. Die Verschworenen überfielen den Andrea am 18. September 1345 in seinem Bette und strangulirten ihn an einem Fenster, neben dem Zimmer der Königin, im Kloster Aversa, wo der Hof damals sich aufhielt.

Obgleich Johanna allen Schein vermied, als ob sie zu diesem Meuchelmord ihre Einwilligung gegeben hätte, so verstand sie es doch nicht, ihre dadurch erlangte Freiheit zu nützen, und hatte in dieser Beziehung keine vorgängige Maßregel getroffen. Das Volk und der Adel verlangten Rache für Andrea; ganz Neapel war im Aufstande, und Johanna, die für sich und ihren Geliebten fürchtete, überließ ihre Mitschuldigen dem Tribunal, das von ihr ganz unabhängig war. La Catanese starb auf der Folter; einige Andere wurden auf grausame Weise hingerichtet, und Johanna entzog sich den Anklagen derer, die für sie auf der Richtstätte ihr Leben ließen, durch Maßregeln, die eben so schimpflich waren, als die That selbst. Als die allgemeine Aufregung nachließ, vermählte sich Johanna mit ihrem Vetter Luigi von Tarent, und so blieb an ihrer Mitschuld kein Zweifel mehr. Aber Andrea's älterer Bruder, Ludwig, der damals ruhmvoll in Ungarn herrschte, hielt es für seine Pflicht, seinen Bruder zu rächen; er vereinigte den tapferen Adel des Landes unter einem schwarzen Banner, auf welchem Andrea's Ermordung dargestellt war, und verließ Ofen am 3. November 1347, um gegen Neapel zu ziehen. Als die Ungarn heranrückten, zerstreute sich das von Luigi di Tarento befehligte Heer. Johanna, von ihren Höflingen verlassen, ging am 15. Januar 1348 zu Schiffe, um sich nach der Provence zu begeben; ihr Gemahl Luigi und ihr Groß-Seneschall Nicola degli Acciaiuoli folgten ihr. Aber die Provence, wo die unglückliche Königin ein Asyl suchte, war damals nicht weniger zerrüttet, als Neapel; die rebellirenden Barone dieses Landes hielten sie eine Zeitlang gefangen, und sie entkam ihrer Haft nur durch die Fürsprache Papst Clemens des Sechsten. Diesen Schutz hatte sie dadurch erwirkt, daß sie dem Papste (1348) die Herrschaft Avignon um den geringen Preis von 3000 Gulden verkaufte

Unterdeß eroberte Ludwig von Ungarn das ganze Königreich Neapel und übte grausame Rache. Die Pest, welche damals in Italien wüthete, nöthigte ihn jedoch bald wieder zum Aufbruch, und er kehrte auf einem

kleinen Schiffe nach Ungarn zurück, nachdem er die Prinzen aus dem Hause Anjou und einen Sohn der Johanna, den sie mit Andrea erzeugt, vorangeschickt hatte. Dieser war drei Monate nach der Ermordung seines Vaters geboren und starb in kurzer Zeit. Von ihren Unterthanen zurückberufen, kam Johanna mit ihrem Gemahl (im August 1348) wieder nach Neapel. Luigi raffte, so gut es gehen wollte, ein Heer von Abenteurern zusammen und unternahm es, an ihrer Spitze das Reich von den Deutschen und Ungarn zu säubern, die sein Gegner dahin geführt hatte. Der Letztere erschien im Jahre 1350 wieder mit 10,000 Mann Reiterei. Anfangs waren seine Erfolge sehr glänzend; aber die Ungarn, in der Belagerungskunst noch Neulinge, vergeudeten vor dem festen Aversa ihre Kräfte. Sie drangen bald auf den Abzug, und Ludwig, der sich selbst in sein Reich zurückwünschte, bewilligte der Königin Johanna im Oktober einen Waffenstillstand, während dessen ihr Prozeß in Avignon eingeleitet werden sollte. Johanna bekannte vor den Richtern, die der Papst über sie bestellt, daß sie einen unüberwindlichen Abscheu gegen ihren Mann geäußert, und daß eben dieser Abscheu die Verschworenen ermuthigt habe, ihn aus der Welt zu schaffen. Der Päpstliche Hof erklärte Johanna für unschuldig, und Ludwig unterwarf sich diesem Ausspruch. Er zog sein Heer wieder aus Neapel und lehnte sogar die Geld-Entschädigungen ab, die man ihm angeboten hatte.

Johanna und Luigi traten wieder in den Besitz ihres von dem langen Kriege so hart mitgenommenen Landes und huldigten ihrer Vergnügungssucht von neuem, nicht anders, als hätte bis dahin der tiefste Friede geherrscht. Es ist unleugbar, daß Johanna manches gute Gesetz gab und durch ihre Schönheit und Leutseligkeit Alle, die ihr näher standen, für sich gewann. Das Reich wurde aber schlecht verwaltet; die Prinzen vom Geblüte machten lästige Prätentionen; die Barone trugen eine monarchische Unabhängigkeit zur Schau, und ganze Schaaren von Abenteurern verheerten das Königreich bis an die Thore der Hauptstadt. Luigi ließ ihnen freies Spiel, um nicht die Freuden des Karnevals durch blutige Fehde zu unterbrechen. Johanna, die bis in ihre letzten Lebenstage im vollen Besitze jener zauberischen Schönheit blieb, die Leonardo da Vinci's Pinsel so berühmt gemacht, knüpfte auch in ihrer zweiten Ehe geheime Liebschaften an. Mehrere Schriftsteller behaupten sogar, Luigi habe sie öfter, von wüthender Eifersucht entflammt, seine Faust fühlen lassen. Er starb aber im Januar 1362.

Johanna, die ohne einen Gemahl nicht auskommen konnte, wählte sich nun Jakob von Aragonien, den Prätendenten des Thrones von Majorca, und heirathete ihn noch vor Ende des Wittwen-Jahres. Allein Jakob's unruhiges Temperament, sein Ehrgeiz und auch wohl sein zarteres Gewissen machten ihm den Luxus und die Laster Neapels gehässig; er verlebte seine meiste Zeit auf dem Lande und starb endlich im Januar 1375 auf Spanischem Boden. Seine Pläne auf Majorca, die er niemals aufgegeben, waren alle gescheitert. Während der dreizehn Jahre, die Johanna mit Jakob von Aragonien verlebt, stellte sie die Rechtspflege und gute Ordnung in ihren Staaten wieder her; allein die Schwäche der Königlichen Autorität, die Widersetzlichkeit der Barone und der händelsüchtige Trotz Carlo's von Durazzo, des letzten Fürsten vom Geblüte, nöthigten sie, einen vierten Gemahl zu nehmen. Sie wählte Otto von Braunschweig, den edelsten, großmüthigsten und tapfersten Fürsten seines Jahrhunderts, und die Vermählung wurde am 25. März 1376 gefeiert. Damals hatte Johanna von ihren vier Männern keinen Sohn mehr am Leben; sie bestimmte die Krone ihrem Vetter Carlo von Durazzo, den sie 1370 mit ihrer Enkelin Margherita di Durazzo verheirathet hatte. Aber Carlo, am Hofe des Königs von Ungarn erzogen, hatte dessen ganzen Widerwillen gegen die Neapolitaner und den Haß gegen ihre Königin geerbt. Als Johanna 1378 für Clemens VII. gegen Urban VI. Partei nahm, betrachtete der Letztere diesen Schritt als ein Attentat gegen die Kirche. Er rief Carlo und Ludwig von Ungarn zu Hülfe, und Carlo zeigte sich bereit, gegen seine Blutsverwandte und Wohlthäterin zu kämpfen. Er rief alle Neapolitaner unter seine Fahnen, ließ sich am 2. Juni 1381 in Rom von dem Papste krönen und rückte in Neapel ein, ohne Widerstand zu finden.

Otto von Braunschweig fühlte sich durch den Abfall der Neapolitaner so geschwächt, daß er eine Schlacht vermeiden mußte. Um ihren Vetter zu bestrafen, erklärte ihn Johanna der Erbfolge verlustig und adoptirte im Jahre 1380 Ludwig, Grafen von Anjou, der aber die erwartete Hülfe nicht leistete. Im Castello Nuovo, dem Orte ihrer Zuflucht, sah sie die Neapolitaner (am 16. Juli 1381) ihrem Gegner die Thore öffnen. Um seine Gattin zu befreien, lieferte Otto den Feinden am 25. August eine verzweifelte Schlacht; aber sein Heer wurde aufgerieben, und er selbst fiel in Gefangenschaft. Jetzt öffnete Johanna die Pforten des Castell's dem Carlo von Durazzo. Kaum hatte die Königin sich ergeben, als eine Provençalische Hülfs-Flotte in den Hafen von Neapel einlief. Carlo, der die Hoffnung nährte, Johanna könne auch die Erbfolge in der Provence für ihn erwirken, erlaubte ihr, den Befehlshabern dieser Schiffe Gehör zu schenken. Aber Johanna ermahnte die Provençalen in seiner Gegenwart zur Anerkennung Louis von Anjou und zur Rache an dem Mörder Carlo.

„Was mich betrifft“, setzte sie hinzu, „so gedenket meiner nur noch im Gebete für mein Seelenheil.“

Nach dieser Audienz würdigte Carlo die Königin keines Blickes mehr; er schickte sie auf das Schloß Muro in Basilicata, wo Johanna, als die Nachricht von Louis d'Anjou's Anmarsch einlief, auf seinen Befehl — den 12. Mai 1382 — mit einem Kissen erstickt wurde. Er ließ ihren Leichnam nach Neapel bringen und daselbst in der Kirche Santa Chiara sieben Tage ausstellen, damit Jeder von ihrem Tode sich überzeugen könnte und ihren Anhängern alle Hoffnung geraubt würde. Nach Ablauf dieser Zeit wurde sie ohne Pomp in einem schönen Grabmal zwischen der Ruhestätte ihres Vaters und der Pforte der Sakristei beigesetzt.

„Solches war“, sagt Giannone, „das Ende der Königin Johanna, einer unbezweifelt sehr seltenen Frau, die ihr väterliches Reich, so lange Frieden herrschte, mit musterhafter Klugheit und Gerechtigkeit verwaltete. Das beweisen die Gesetze, die sie gab, und die Zeugnisse zweier berühmten Rechtsgelehrten damaliger Zeit, des Baldo und Angelo da Perugia, die ihr große Lobsprüche ertheilen.“ Er beschließt seinen Panegyricus mit folgenden Worten: „Johanna war, nach dem, was Angelo da Perugia berichtet, sehr religiös, und die Denkmäler, die wir in Neapel von ihr besitzen, geben Zeugniß davon, wie groß ihre Gottseligkeit gewesen seyn müsse. Sie baute die Kirche und das Spital von Santa Maria Coronata, so wie auch Kirche und Spital des St. Antonio di Vienna, die sie reich dotirte. Die Kirche und das Kloster des heiligen Martin auf dem Berge St. Eramo wurden durch sie erweitert und verschönert.“

Die erschütternde Katastrophe dieser Königin war einer lebensvollen romantisch-historischen Darstellung würdig. Marsuzzi hat den Tod des Andrea zum Gegenstand einer Tragödie gemacht; jetzt erzählt uns Herr Battaglia die Schicksale Johanna's in einem Romane, dessen Bezüge in mehreren Journalen bereits rühmende Anerkennung gefunden. Uebrigens hat sich der Verf. auch außerdem bereits sehr verdient um die Italiänische Literatur gemacht, und gewiß darf man noch Ausgezeichneteres von ihm erwarten. Seit mehreren Jahren ist er Herausgeber des Indicatore, einer Zeitschrift von begründetem Rufe; auch bereichert er den in Mailand erscheinenden Figaro mit sehr schätzbaren Artikeln, worunter besonders diejenigen, die das Theoretische in der Musik betreffen, durch Tiefe und feinen Geschmack sich auszeichnen. Wer würde fähiger seyn, als Er, uns ein Buch in die Hände zu geben, das Italien bis jetzt gebricht — eine Geschichte der Musik mit Rücksicht auf die Fortschritte der Civilisation? (R. I.)

Mannigfaltiges.

— Disciplin der Soldaten Ibrahim's. „Eines Abends“, erzählt Dr. Hogg in seiner Reise nach Damaskus und Jerusalem, „als ich zu Jaffa von einem Spaziergange an der Küste allein zurückgekehrt war, bemerkte ich, als ich vor einer Kaserne vorbeikam, einen Aegyptischen Soldaten, der sich von dem oberen Fenster hastig zurückzog. Bald darauf erschien er wieder und warf mit einer Miene, in der mehr Verachtung als Bosheit lag, zwei große Steine herab, die zu meinen Füßen niederfielen. Diese Beleidigung durfte ich nicht so ungeahndet hingehen lassen, und ich beschloß daher, mich wegen so grober Verletzung des vom Pascha mir angelobten Schutzes bei den öffentlichen Behörden zu beklagen. Der Englische Konsul nahm sich der Sache eifrig an, indem er mir versicherte, daß er mir Genugthuung verschaffen würde; denn er hatte selbst erst kürzlich drei Soldaten bestrafen lassen, die sich vor seinem Garten an der Mauer ungebührlich aufgeführt. Ich begab mich sogleich mit dem Dragoman des Konsuls zum Befehlshaber der Armee, der uns mit zuvorkommender Freundlichkeit aufnahm, mit Kaffee und Pfeifen aufwartete, und meine Klage mit den gewöhnlichen Formalitäten vorbringen ließ. Auf der Stelle ward ein Unteroffizier abgeschickt, um den Angeklagten zu holen, der in wenigen Minuten mit Gefolge in den Saal eintrat. Zuerst erschienen zwei athletische Männer mit derben Knütteln in der Hand, sodann der Soldat, der durch die schnelle Verhaftnehmung außer Fassung gebracht zu seyn schien; hierauf folgten zwei andere mit einer Kette, die an eine Stange befestigt war und von einigen Trägern nachgezogen wurde. Der Prozeß war summarisch; mein Dragoman erklärte mir auf mein Verlangen Alles, was der Richter im Einzelnen aussprach. Der Inkulpat erwiederte auf die Frage, warum er mit Steinen geworfen, ganz einfach, daß er dieselben auf dem Fußboden gefunden und sie aus dem Fenster geworfen, ohne zu bemerken, daß Jemand unten vorbei ging. Es ward weiter keine Frage an ihn gerichtet, sondern der Commandeur nahm die Pfeife aus dem Munde und sprach ganz ruhig aus: „Gieb ihm Funfzig.“ Ohne auch nur ein Wort dagegen zu äußern, warf sich der Soldat auf den Fußboden nieder, löste die Schnallen seiner Schuhe auf, und in einem Augenblick wurden seine Füße in einen Ring eingezwängt, der vermittelst der Kette durch die zwei Soldaten, die sie hielten, gebildet wurde. Sogleich schürzte man die Aermel auf, und der Stock ward in die Höhe gehoben; bevor er aber niederfiel, sprang ich vom Divan auf und stellte mich vor den Verurtheilten hin, indem ich „La, la!“ (Nein, nein!) ausrief und meine Hand vorhielt, um den Schlag nicht ausführen zu lassen. Hierauf ersuchte ich den Dragoman, dem Commandeur für seine Bereitwilligkeit zu danken und ihn zugleich zu bitten, daß er die Strafe erlasse, indem ich ihm versicherte, daß ich meinerseits bereits befriedigt wäre; denn da die Soldaten nun wüßten, daß die Aegyptische Regierung die fremden Reisenden besonders in Schutz nehme, so würden sie sich fortan vor jeder Beleidigung derselben schon hüten. Hierauf erwiederte der Commandeur in folgender Weise: „Wenn Sie wünschen, daß der Beleidiger bestraft werde, so kann es noch jetzt geschehen; erklären Sie sich aber befriedigt, so lassen Sie ihn gehen.“ Als ich den Saal verließ, bemerkte ich, daß der Ausgang dieser mißlichen Affaire mich bei den Soldaten sehr in Gunst gesetzt hatte; denn man begrüßte mich auf allen Seiten mit Lächeln und dem Zurufe: „taib, taib!“ (gut, gut!), allein unser würdiger Konsul schüttelte den Kopf, als er von der Sache hörte; denn er befürchtete, daß eine so unerwartete und beispiellose Milde von Seiten der Europäer dieselben in ihrem Ansehen bei der Aegyptischen Armee nur herabsetzen könnte.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Montag den 23. November 1835.

Frankreich.

Zur Geschichte des Zweikampfs.

Eigentlich ist der Zweikampf so alt wie die Welt, denn zu jeder Zeit haben Feindschaft und Haß auf der einen oder anderen Seite zu Thätlichkeiten geführt; wenn man gegen einander ergrimmt ist, schlägt man sich; dazu ist weiter nichts nöthig, als daß zwei Feinde zusammentreffen. Eteokles und Polynices, David und Goliath sind Zeugen, daß das Duell ein alter Gebrauch und keinesweges eine neue Erfindung ist. Das Alterthum kannte jedoch den Zweikampf nicht in der Form, wie wir dabei verfahren. Die abgeschmackte Sitte, sich um nichts herauszufordern und sich dadurch gerechtfertigt zu glauben, daß man des Anderen Blut vergießt, haben wir von Skandinavien überkommen, als die barbarischen Völkerschaften aus dem Norden hereinbrachen, die keine andere Art kannten, ihre Ansprüche geltend zu machen. Bei ihnen wurde nicht danach gefragt, ob Einer achtungswerth und gerecht sey, sondern ob er Muth habe; man erkundigte sich nicht, ob er nützliche Talente besitze, sondern ob er sich zu schlagen verstehe. Alles wurde nur mit dem Degen ausgemacht. Auf diese Weise hielt ein junger Mann um ein Mädchen an, und wenn es ihm auch aus guten Gründen abgeschlagen wurde, mußte doch immer ein Zweikampf mit dem glücklichen Nebenbuhler darauf folgen.

Frotho, der dritte König von Dänemark, war der Erste, der aus dem Duell eine Institution machte. Ehe es aber zum Gesetz wurde, war dieser barbarische Gebrauch schon so fest in den Sitten begründet, daß der Herrscher selbst sich entehrt geglaubt haben würde, hätte er eine Herausforderung abgelehnt, und sogar Verbrecher, die zum Tode verurtheilt waren, wagten es, ihn zu fordern. Einige Geschichtschreiber berichten, daß Albo, ein Seeräuber von Beruf, von dem Gothen-Könige Unguin dessen Tochter zur Ehe und die Hälfte seines Königreichs zur Mitgift verlangte, und der König hätte nicht umhin gekonnt, ihm entweder die Prinzessin zu geben, oder sich mit ihm zu schlagen, wäre nicht Albo von Einem aus dem Volk zum Zweikampf herausgefordert und getödtet worden.

Das Duell war nicht nur im Gebrauch, um Privatstreitigkeiten zu entscheiden, sondern man nahm auch oft dazu als zu einem Mittel, das Recht zu beweisen, seine Zuflucht. Es gab auch Krieger, die es sich völlig zum Geschäft machten, Unbilden zu rächen, welche der Schönheit angethan wurden. Der Norden war die Wiege des Ritterthums.

Cäsar erzählt in seinen Kommentarien, daß zwei Centurionen, die stets auf einander eifersüchtig, stets gegenseitige Feinde waren, ihren Hader durch eine Herausforderung schlichteten; diese Herausforderung bestand aber darin, zu zeigen, wer von Beiden die herrlichsten Thaten in der Schlacht vollbringen würde. Nachdem nun der Eine von ihnen eine große Anzahl von Feinden getödtet hatte und jetzt seinerseits verwundet und zu Boden geworfen wurde, sprang sein Nebenbuhler ihm bei und unterstützte ihn. So waren die Zweikämpfe der Römer beschaffen. Bei dem Eindringen der Barbaren wußten die Römer so wenig vom Duell, daß, als ein Teutone den Marius zum Zweikampf herausforderte, der Feldherr zur Antwort gab, wenn diesen Tapferen so sehr nach dem Tode verlange, so brauche er sich nur zu hängen.

Sehr bald aber wurde das Duell der Skandinavier in Frankreich Sitte. Das älteste Denkmal, welches wir von dem Zweikampf als verordneter gerichtlicher Probe haben, ist das Gesetz des Burgunders Gundibald. Es war jedoch hier nichts Willkürliches, wie im Norden, sondern Kläger und Verklagter mußten vor einem Richter erscheinen, der über die Nothwendigkeit des Kampfes entschied und ihn nach den Umständen entweder befahl oder verbot. Im ersteren Fall hatten die streitenden Parteien eine Geldbuße niederzulegen, die dem Sieger für den Schaden, den er etwa an seinen Waffen oder an seiner Person litt, als Vergütigung diente. Dies gab zu dem Sprüchwort Anlaß: „Die Geschlagenen zahlen die Strafe.“ *)

Später wurde bloß in Gegenwart des Lehnsherrn, dessen Vasall der Ankläger war, ein Handschuh hingeworfen, und wenn der Beklagte ihn aufnahm, so verpflichtete er sich dadurch zum Kampfe. Ein Vergleich war dann zwischen den Parteien ohne die Einwilligung des Lehnsherrn nicht mehr möglich, und diese wurde von Letzterem selten ertheilt, weil er selbst gewisse Gebühren von den Kämpfenden erhob.

Man schlug sich nicht immer in eigener Person. Frauen, junge Leute unter zwanzig Jahren, Greise und Kranke ließen sich in den Schranken durch Kämpen vertreten. Auch die Gemeinden hatten ihre Repräsentanten, die man Anwalte nannte, und die deren Ansprüche behaupten, deren Sache verfechten mußten. Zwischen den Anwalten und den Kämpen war der Unterschied, daß die Ersteren ein geachtetes und geehrtes Amt bekleideten, die Letzteren aber nur eine Art von Gewerbe trieben, welches in keinem besonderen Ansehen stand.

Der König oder in seiner Abwesenheit der Konnetabel führten den Vorsitz bei diesen Kämpfen, welche Gottesurtheile oder Entscheidungen mit dem Schwert hießen. Waren der Kläger und der Beklagte in die Schranken getreten, so betheuerte der Eine seine Unschuld, der Andere die Wahrheit seiner Aussage. Wenn sie nach einer eindringlichen Ermahnung, die man an sie zu richten pflegte, bei ihren Erklärungen beharrten, so ließ man sie, indem sie sich die linke Hand reichen mußten, ihren Schwur auf das Kreuz erneuern, worauf sie zu ihrem Banner zurückkehrten. Der Waffenherold rief nun: Thut eure Schuldigkeit! und der Kampf begann.

Der Sieger kniete vor dem Könige nieder, fragte ihn, ob er sich den Gesetzen der Ehre gemäß benommen, und zog sich dann, in Begleitung seiner Freunde und den Degen an der Schulter, wieder zurück. Die Unterliegenden waren ein Gegenstand der Verachtung, und wenn sie am Leben blieben, hatte Niemand mehr Mitleid mit ihnen. Das Gelindeste, was ihnen in diesem Fall widerfuhr, war, daß ihnen die rechte Hand abgehauen wurde. Zuweilen strafte man sie aber mit dem Tode, denn man schrieb ihre Niederlage immer einem Meineide zu, dessen sie sich schuldig gemacht hätten, und um dessentwillen das Loos des Kampfes gegen sie ausgefallen wäre.

Die Bekehrung der Völker des Nordens zum Christenthum milderte ihre Sitten ein wenig, und seit dem Jahre 855, unter König Lothar, sehen wir in Frankreich das Duell schon verpönt. Saxo Grammaticus berichtet, daß der König von Dänemark im Jahre 981 die Proben vermittelst des Zweikampfs abschaffte. Doch war dieser abscheuliche Gebrauch schon so allgemein verbreitet, schon so tief in die Sitten eingedrungen, daß man sich von diesen ersten Unterdrückungs-Versuchen nicht viel Erfolg versprechen konnte. Die Verordnung, welche der heilige Ludwig im Jahre 1260 in dieser Beziehung erließ, konnte nur in seinen Ländern ausgeführt werden, und der Zweikampf beherrschte noch immerfort die Gesellschaft bei ihren wichtigsten Handlungen. Man sah unaufhörlich Thaten sich erneuern, die nicht minder ungewöhnlicher Art waren, als die, welche uns der Mönch Sigibert erzählt.

Unter dem Kaiser Otto I., gegen das Jahr 968, setzte eine sehr bedenkliche Rechtsfrage alle Gelehrte in Verlegenheit; es handelte sich darum, zu ermitteln, ob die Vertretung für Erben in gerader Linie zugelassen werden sollte. Um diese Frage zu entscheiden, die sich immer mehr verwickelte, wählte der Kaiser zwei tapfere Kämpfer aus. Der Eine wurde beauftragt, die Sache der direkten Erben zu vertheidigen; der Andere vertrat die entgegengesetzte Ansicht. Da der Sieg auf Seiten des Ersteren der beiden Kämpen blieb, so wurde auf der Stelle eine Verordnung zu Gunsten der Vertretung erlassen, die seitdem stets gestattet gewesen ist und sich noch jetzt zum Vortheil des direkten Erben in unseren Gesetzbüchern verzeichnet findet.

Im Jahre 1366 fuhr Philipp der Schöne in dem von Ludwig dem Heiligen nur schwach begonnenen Werke fort; er entzog dem Duell die Entscheidung von Rechtsfragen, genehmigte es nur noch in vier Fällen und unterwarf es in seinem Edikt neuen und weitläuftigen Förmlichkeiten, die mit einer solchen Genauigkeit vorgeschrieben sind, daß man wohl sieht, welche Wichtigkeit der Sache noch beigelegt wurde. Wenn wir ungeachtet der Edikte, die fast unter allen Regierungen in Bezug auf diesen Gegenstand erschienen, den Zweikampf bis auf Heinrich II. in öffentlichen und gerichtlichen Angelegenheiten noch immer in Gebrauch finden, so war er es um desto mehr in Privathändeln unter den Edelleuten und Lehnsherren, die keine ihrer Streitigkeiten auf anderem Wege schlichteten. Der letzte öffentlich autorisirte Zweikampf fand im Jahre 1547 zu St. Germain-en-Laye in Gegenwart des ganzen Hofes zwischen den Herren von Jarnac und von Lachataigneraie statt. Da der Letztere an seinen Wunden starb, so schwur Heinrich II., dergleichen Kämpfe nicht mehr zu erlauben, und seit dieser Zeit nahmen die Vertheidigungen gegen den öffentlichen und Privat-Zweikampf kein Ende. Es folgte eine lange Reihe von Drohungen und Excommunicationen, die kaum unter Ludwig XIV. aufhört. Die Zahl der Privat-Duelle häufte sich über alle Maßen, als die Gerechtigkeit sie nicht mehr feierlich anbefahl. Diese Wuth wurde so weit getrieben, daß es ehedem Gendarmen-Compagnieen gab, in welche Niemand aufgenommen ward, der sich nicht zum wenigsten einmal geschlagen hatte, oder der nicht gelobte, sich noch im Laufe des Jahres zu schlagen. Ludwig XIV. hielt streng auf Vollzie-

*) Les battus paient l'amende; gleichbedeutend mit dem Deutschen Sprüchworte: „Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht sorgen.“

hung seiner Edikte; Ludwig XV. schwur bei seiner Salbung, Niemanden von den auf das Duell gesetzten Strafen freizusprechen. Was vermag aber die Todesfurcht über den, der gerade seinen Ruhm darein setzt, den Tod zu verachten? Trotz so vieler Gesetze, Edikte, Bullen und Verordnungen ist das Duell bis zu uns gekommen. Die Schuld davon liegt aber nicht etwa darin, daß man es unterlassen hätte, die seltsamsten Strafen zu erfinden, um diesem Gebrauch zu steuern. Montaigne erzählt, daß auf der Küste Koromandel im Königreich Narsing, wo der Zweikampf erlaubt war, der König dem Sieger eine goldene Kette schenkte, die der Erste Beste ihm streitig machen konnte, so daß Einem sehr oft, wenn er in dem einen Kampfe gesiegt hatte, noch mehrere andere über den Hals kamen.

In Malta wurde das Duell nur in einer einzigen Straße geduldet. Dort bezeugten eine Menge von Kreuzen an den Mauern den Tod der Kämpfer. Man durfte sich nur mit Erlaubniß des Ordens-Großmeisters schlagen, der dieselbe in eigener Person ausfertigte und oft zum großen Aerger der Parteien die Beweggründe des Zweikampfs öffentlich bekannt machte. Sobald eine Frau, ein Priester oder ein Ritter verlangte, daß die Kämpfenden die Waffen fortwerfen sollten, mußte das Duell bei der strengsten Strafe augenblicklich eingestellt werden. Daher waren hier die Zweikämpfe nicht so mörderisch. Die eingeräumte Freiheit, im Blute seines Feindes den Schimpf abzuwaschen, der Einem widerfahren war, genügte den überlieferten Begriffen, aber die dabei vorgeschriebenen Bedingungen legten so viel Hindernisse in den Weg, daß man nicht häufig seine Zuflucht dazu nahm.

Uebrigens sind alle in dieser Hinsicht gegebene Gesetze vor der Allmacht des Vorurtheils gewichen, und auch heutzutage ist das Duell, wenn auch durch die Civilisation gemäßigt, immer noch eine eingebürgerte Sitte. Die Waffe, deren man sich jetzt am häufigsten bedient, ist das Pistol oder der Degen. Die Zeugen setzen gewöhnlich die Bedingungen des Kampfes fest und sorgen für die Erfüllung derselben. Wenn aber auch das Duell von der Gesellschaft geduldet wird, so gilt es doch in ihren Augen immer für beklagenswerth oder lächerlich. Wir seufzen über die täglichen Zweikämpfe, zu denen sich unsere Militairs, oft um der geringfügigsten Beleidigung willen, verpflichtet glauben, über diese Schlägereien unter Brüdern, über diese Kasernenkriege, die den Frieden mit Blut beflecken. In der bürgerlichen Welt fordert das Duell weniger Opfer; es ist eine bloße Komödie, die in Paris jeder Mann von Welt wenigstens einmal in seinem Leben spielen muß, um nicht der Feigheit geziehen zu werden. (Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Romane:

- L'heureux naufrage, ou le berceau du rocher. — Moralische Erzählung vom Verf. des „Mentor de l'enfance." 3½ Fr.
- L'industriel, ou noblesse et roture. — Vom Baron von Bilderbeck. 2 Bde. 15 Fr.
- Lauzun. — Von P. de Musset. 2 Bde. 15 Fr.
- Robert le Magnifique. — Von Lottin de Laval.
- Souvenirs d'Antony. — Von Alex. Dumas. 7½ Fr.
- Le solitaire de Colonna. — Vom Grafen Janus Ilinski. 5 Fr.
- Le conteur moraliste, ou le bonheur par la vertu. — Erzählungen von Frau v. Renneville. 3 Fr.
- Ouvrages divers en prose, suivis de „Mes soixante ans." — Von der Fürstin Constance von Salm. 2 Bde.

England.

Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner.

(Fortsetzung.)

. . . „Sie sind gesonnen", sagte Byron zu mir, „nach England zu reisen." „„Ja"", erwiederte ich, „„nach dem fröhlichen England (merry England)."" „Ich kenne kein solches Land", entgegnete er; „was aber das England betrifft, das mir das Tageslicht gegeben, so ist die dortige Bevölkerung weit davon entfernt, fröhlich zu seyn." Ich machte ihm bemerklich, daß er bereits einige Zeit unter den Italiänern gelebt, und daß er ihre Ansichten von England adoptirt zu haben scheine; diese aber seyen nicht im Stande, sich eine Fröhlichkeit ohne Sonnenschein, Weingärten und eine freie reine Luft zu denken, und könnten kaum begreifen, wie ein menschliches Wesen unter Rauch und Kohlendampf je heiter und froh zu seyn im Stande wäre. „O nein", versetzte er, „es steht mir gewiß Alles so klar und lebendig vor Augen, als ob ich jetzt in England selbst wäre. Aber die Gesellschaft", fuhr er fort, „befindet sich in jenem Lande in einem ganz unnatürlichen Zustande; es sind ungeheure Gebirge von Gold, die mit den tiefsten Klüften der Armuth kontrastiren. Die höheren Klassen bestehen aus einer egoistischen, eitlen, frivolen und ausgearteten Race; die mittleren dagegen affen sich selbst und erschöpfen sich in ihren Versuchen, die höheren nachzuahmen, und endlich die niederen Klassen sind gar erbärmlich. Sie sehen wohl ein, ich kenne die Fehler meiner Landsleute nur zu gut; ich habe denselben auch nie geschmeichelt, aber sie wollen meiner Aufrichtigkeit eben keinen Dank zollen. Sie hassen mich en masse, nur deshalb, weil ich ihnen die nackte Wahrheit gesagt und weil ich ihnen gezeigt, daß ich ihre prahlerische und verzerrte Redeweise verachte." „„Glauben Sie wirklich"", fragte ich, „„daß die Sitten unserer Zeit sich seit einem halben Jahrhundert verschlimmert hätten?"" „Ja", erwiederte er, „und zwar zeigt sich die Sache nirgends deutlicher, als in jenem ekelhaften Gezerre der Sprache, das in demselben Verhältnisse, wie die Reinheit der Sitten sich verlor, auch um sich zu greifen anfing. Ja, was etwa die Sprache gewonnen, das hat die Tugend doppelt verloren, nur läßt sich das halbe Menschengeschlecht noch jetzt durch den Schein täuschen."

Er sprach von sich und seinen persönlichen Angelegenheiten mit einer Unumwundenheit, die mich in Erstaunen setzte. Er ließ sich über Dinge aus, über die ein gewöhnlicher Mensch gegen eine neue Bekanntschaft das tiefste Stillschweigen zu beobachten pflegt. Die Skizzen, die er von seinen Freunden und Vertrauten entwarf, waren mit großer Kühnheit und Kraft gezeichnet. Nach meiner Ansicht jedoch waren seine Urtheile über Individuen weniger korrekt, als die über das Menschengeschlecht überhaupt; in dem ersteren Falle waren nämlich seine Behauptungen in einem zu hohen Grade das Resultat plötzlicher Eingebungen des Augenblicks, während sie in dem letzteren aus einer langen und wohl geprüften Erfahrung hervorgingen. Byron gestand mir frei heraus, daß er mehrere der schätzbarsten Stellen seiner poetischen Werke aus fremden Büchern geschöpft habe. „Ich hielt es", sagte er, „nie für ein Verbrechen, mich der hier und dort zerstreuten Ideen eines anderen Schriftstellers zu bedienen. Ich darf mich in Betreff dieses Punktes auf Pope berufen, solemque quis dicere falsum audeat? Pope suchte überall, wo er nur konnte, die Waizenkörner aus der Spreu herauszulesen; wenn ich mich aber auch nie so emsig danach umgesehen, so habe ich doch auch nie Bedenken getragen, von Allem Gebrauch zu machen, was mir bequem in den Weg fiel. Die Menschen haben bereits so viel Bücher geschrieben, daß ein junger Autor jetzt unmöglich stets absolut neue Gedanken hervortreiben kann; wir müssen vielmehr aus dem bereits Geleisteten das Beste herauswählen und dies Erfindung nennen. Einem Schriftsteller des heutigen Tages steht kaum noch ein anderes Mittel zu Gebote, als sich der Gedanken Anderer zu bemächtigen und sie in neue Formen umzugestalten und auf die mannigfachste Weise zu verarbeiten. Das Plagiat ist freilich von jeher gebrandmarkt worden, allein man hat dasselbe, gleich wie das Stehlen bei den Spartanern, nie für ein Verbrechen erklärt, wenn es nicht auf eine plumpe ungeschickte Weise ausgeführt wurde. Ein guter Gedanke erscheint oft besser und schöner in der zweiten Hand als bei der ersten Aeußerung desselben. Wenn ein reiches Material in inkompetente Hände fällt, würde es da nicht die höchste Ungerechtigkeit seyn, den geschickteren und gewandteren Künstler davon abzuhalten, daß er sich desselben bemächtige, um es für sich selbst in der rechten Weise zu bearbeiten und sein eigenes Meisterstück daraus zu machen? Sie mögen immerhin noch so sehr darüber lachen, aber ich behaupte, daß unsere originellsten Schriftsteller die größten Diebe sind."

Als das Gespräch auf die Religion fiel, sagte Byron: „Nach Allem, was ich aus den Kritiken über meine Schriften sowohl, als aus den an mich gerichteten anonymen Briefen entnehmen kann, sind die Leute recht eifrig bemüht, zu erforschen, welches eigentlich mein religiöser Glaube sey; sie wollen lauter einander widersprechende Gesinnungen in meinen Werken wahrgenommen haben; als ob sie erwartet hätten, daß gerade ich über einen Gegenstand im Klaren sey, der doch Niemanden völlig aufgeschlossen und enthüllt vorliegt. Unter den Tausenden, darf ich sagen, die einander fragen, welches eigentlich meine Religion sey, hat vielleicht nicht Einer je im Ernste daran gedacht, sich dieselbe Frage in Bezug auf seinen eigenen Glauben vorzulegen. Ja, Sie können dreist mit dem ersten besten Manne, dem Sie begegnen, auf Hundert gegen Eins wetten, daß er sich nie die rechte Mühe gegeben, seinen eigenen wahrhaften Glauben zu untersuchen, wenn auch sein Glaubens-Bekenntniß noch so entschieden klingt, als je Glaubens-Artikel ausgesprochen werden können. Es ist etwas Anderes, eine Doktrin aus eigener voller Ueberzeugung in sich aufnehmen, oder das glauben, was uns von dritten Personen vorgesagt wird. Ich stehe bei den sogenannten Pietisten nicht eben im besten Rufe, aber ich bin gewiß ein besserer Christ, als neun Zehntel aus der Mitte derselben."

Ich erzählte ihm von dem seltsamen Eindruck, den die Sitten der Italiäner in verschiedenen Punkten auf mich machten, und besonders von der Bemerkung einer Dame, die, als ich ihr versicherte, daß ich noch keine Liebschaft in der Stadt angeknüpft hätte, mit unglaublicher Verwunderung ausrief: „„Wie! fünf Tage in Florenz, und noch keine Geliebte (amorosa)!"" „Je nun!" sagte Byron, „das Volk hier ist mindestens nicht scheinheilig; wenn auch seine Sitten etwas locker sind, so kennt es doch keine Verstellung. In England werden Sie eine eben so laxe Moral finden, wie nur in irgend einer Stadt Italiens, doch wird dieselbe stets unter dem Deckmantel der Sprödigkeit und der abschreckenden Kälte des Volks-Charakters dem Auge mehr verborgen bleiben." „„Aber"", sagte ich, „„halten Sie es nicht in vielen Fällen für gut, wenigstens den Schein der Tugend anzunehmen, wo diese selbst nicht anzutreffen ist?"" „Nein", erwiederte er; „denn sehen Sie einmal auf die Konsequenz und das allgemeine Resultat einer jeden Verstellung, so beginnen wir damit, Andere zu täuschen, und enden damit, daß wir uns selbst täuschen; so daß wir uns zuletzt selbst deshalb für tugendhaft halten, weil wir Anderen die Ausübung der Tugend gepredigt. Gerade dies Resultat hat sich bereits in England herausgestellt. Die Engländer bilden sich ein, das moralischste Volk von der Welt zu seyn, und doch sind sie in der That nur diejenigen, welche sich selbst auf ihre Moralität am meisten zu gute thun."

. . . „Ich bin oft verliebt gewesen", sagte Byron, „aber ich hatte stets eine geringe Meinung von den Frauen!" Diese Bemerkung aus dem Munde eines Mannes, wie Byron, machte mich stutzig, und ich konnte nicht umhin, mein Erstaunen darüber auszudrücken, indem ich hinzufügte, daß seine schönen Leserinnen einer solchen Erklärung keinen Glauben schenken würden. Allein er bestand auf seiner Behauptung und fragte mich, ob ich etwa glaubte, daß Raphael eine so hohe Meinung von jenem Geschlechte gehegt, weil er so viele einnehmende und schöne weibliche Bilder gemalt? „Wollen Sie sich", fügte er hinzu, „von seinem wahren eigenthümlichen Geschmacke hinsichtlich dieses Punktes überzeugen, so betrachten Sie nur ein Mal seine Fornarina, dieses Idol seiner Leidenschaften — es ist ein übermäßig großes Bauermensch, so stark, ungeschlacht, unsentimental, wie man sich nur denken kann. Was aber die Frauen im Ganzen betrifft, so ist es gewiß eben so wenig möglich, mit ihnen, als ohne sie stets zu leben."

Dante, bemerkte er, konnte von keiner so tiefen Leidenschaft für Beatrice beseelt seyn, da er gleich das erste Jahr nach ihrem Tode die

Gemma Donati heirathete. „Dante", sagte Byron, „ist mein Lieblingsdichter; es sind mehrere Punkte, in denen ich ihm ähnlich sehe. Er war ein guter Menschenhasser; dies beweist die Grausamkeit, mit welcher er über seine Feinde in der Divina Comedia verfügt. Er ward ferner aus seinem Vaterlande verbannt — er hörte nie auf, seinen Landsleuten ihre Vergehungen vorzuhalten — und sein Mißgeschick war die Veranlassung zu seinem poetischen Rufe; denn hätte er sein Leben als Magistrats-Person in Florenz hingebracht, so wäre sein großes Gedicht gewiß nie geschrieben worden. Endlich aber, ein Umstand, der gewiß nicht unwichtig ist, hat sich auch Dante von seiner Frau getrennt. Ich weiß nicht, ob mir das Geschick bestimmt ist, einst auch, wie er, im Exil zu sterben, obwohl ich, meiner ganzen jetzigen Stimmung nach, wenig dazu geneigt wäre, einem solchen Geschicke irgendwie auszuweichen. Der freundschaftlichste Wunsch, den ein Araber gegen seinen Mitmenschen zu äußern vermochte, war: „„Beschließe einst Dein Leben im Schoße Deiner Freunde."" Die moderne Civilisation legt uns den gleich heißen Wunsch in den Mund: „„Gott erhalte Dich stets fern von Deinen Freunden."""

Bei diesen Worten stimmte sich Byron's Gemüth sichtbar herab, und ich bemerkte, daß nicht eben die angenehmsten Gedanken seinen Geist umflorten. Indeß erholte er sich bald wieder und rief: „Lassen wir nur immerhin der Welt ihren Lauf! Es ist gewiß etwas Thörichtes, uns umsonst abzuhärmen und zu grämen; der größte Irrthum, den ein Mann begehen kann, besteht darin, die Verhältnisse des menschlichen Lebens aus einem zu ernsten Gesichtspunkte aufzufassen. Das Ganze ist immer nur ein Trugbild — eine glänzende Täuschung. Wir füllen wenige Stunden mit unserer Arbeit aus, lächeln dann ein wenig oder seufzen ein halb Dutzend Mal dafür, und endlich lassen wir uns zur gesetzten Zeit in Schlaf wiegen. — Oder verrichten wir etwa mehr, als dies? Ich weiß nicht", fuhr er fort, „ob ich sehr alt werden werde — höchst wahrscheinlich wird es nicht der Fall seyn; aber ich bin immer neugierig, zu wissen, wie das Gefühl eines alten Mannes beschaffen sey, und so oft ich einem Greise begegne, frage ich ihn auch immer gleich nach seinen Empfindungen. Die gewöhnliche Antwort lautet dann, daß das Leben für die im Alter Vorgerückten keinen Werth mehr habe — und doch wünschen sie Alle, immer noch länger zu leben. Was mich betrifft, so bin ich zwar noch jung an Jahren, aber meine Gefühle sind alt und meine Gedanken sind ernst und grau geworden. Mit achtzehn Jahren beginnen die Gefühle allmälig abzusterben; zu fünfundzwanzig Jahren stumpft sich ihre Schärfe entschieden ab, und endlich zu dreißig Jahren verliert das Leben schon seinen größten Reiz. Das interessanteste Streben unseres ganzen Daseyns ist, zu erfahren, zu welchem Zwecke eigentlich der Mensch erschaffen wurde. Die befriedigendste Definition des physischen Menschen fand ich erst kürzlich in einem alten Buche. Sie lautet folgendermaßen: „„Der Mensch ist passender Weise als eine Verdauungs-Röhre anzusehen."" Aber der Geist! — jenes Buch war ein rein medizinisches." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Practical observations on diseases of the heart. (Ueber Herz-Krankheiten.) Von Dr. John Marshall. 6 Sh.

Hill's British dissector. — Erste Abth. 7 Sh.

Treatise on the liver. (Ueber die Leber.) Von Conwell. 11 Sh.

Rußland.

Die Große oder Goldene Orda.

Die Geschichte der Großen oder Goldenen Horde ist für die Geschichte Rußlands von hoher Bedeutung, indem der Einfall der Mongolen und ihr länger als drittehalb Jahrhunderte dauernder Aufenthalt in diesem Lande von großem Einfluß auf seine jetzige Gestalt, noch mehr aber auf die verspätete Entwickelung der Kultur der Russischen Nation gewesen ist, und daher für jeden Geschichtsfreund von hohem Interesse seyn muß.

Das Wort Orda ist Tatarisch und bezeichnet: einen Haufen, eine Menge, und ist zur Zeit des Einfalles der Mongolen in Rußland im 13ten Jahrhundert in die Russische Sprache übergegangen, so daß im südlichen Rußland noch heutigen Tages der gemeine Mann mit den Worten: „eine ganze Orda Volkes", eine große Menschen-Menge bezeichnet.

Die Große und die Goldene Orda war eine und dieselbe. Der erstere Beiname wurde ihr wegen der großen Anzahl der sie bildenden Mongolen, als Gegensatz zu der Kleinen, ertheilt; der zweite aber wegen des übermäßigen Reichthums, welchen sie durch Plünderung verschiedener Länder und Völker zusammengebracht hatte.

Um jedoch zu erfahren: wann, wie, durch wen und wo diese Orda oder Horde gebildet wurde, sollen demnach hier ihre Chane aufgezählt, ihre Schicksale, die verschiedenen Veränderungen, welche sie erlebt hat, so wie ihre Beziehungen zu anderen Völkern und endlich ihr Untergang mitgetheilt werden.

In der Geschichte des Russischen Reiches heißt es, daß im 13ten Jahrhundert nach Ch. G. aus dem Inneren Asiens ein wildes kriegerisches Nomaden-Volk in Rußland eingedrungen sey, welches den Namen Mongolen geführt habe. Dessen Anführer Temutschin, späterhin unter dem Namen Tschingis-Chan bekannt, hatte seinem Sohne Oktai oder Ugadai in seinem letzten Willen anbefohlen, nur besiegten Völkern den Frieden zu schenken. Der Krieg war der Mongolen Element, und bald eroberten sie durch die Gewalt der Waffen viele der um das Kaspische, Asowsche und Schwarze Meer, so wie an den Ufern des Ural, der Wolga und des Don gelegenen Länder. Ihre Eroberungs- und Plünderungssucht begnügte sich jedoch nicht mit diesen Resultaten.

Die große Masse dieser Halbwilden theilte sich indessen bald in mehrere Ordas, und mit der Zerstückelung des Volkes zersplitterte auch die Macht der Chane in mehrere Theile. Unterfeldherren wurden nach verschiedenen Seiten ausgesandt, und so wurde denn auch Oktai's Neffe, Batü, mit 300,000 Mongolen abgeschickt, um die nördlichen Küsten des Kaspischen Meeres zu unterjochen. Dieser Auftrag entschied das Schicksal der Orda und das Schicksal Rußlands.

Im Jahre 1232 gelangte Batü an die Wolga, wo er überwinterte; im nächsten Frühjahr zerstörte er die Hauptstadt Bulgariens, verwüstete viele Städte im Gouvernement Räsan, zerstörte Wladimir, unterjochte im Jahre 1240 die Gegenden am Don und an der Wolga, nahm Tschernigow und Kiew, eroberte viele Provinzen von Polen, Ungarn, Croatien, Serbien, die Bulgarei, die Moldau und Wallachei, und kehrte, nachdem er ganz Europa in Schrecken gesetzt hatte, an die Wolga zurück. Daselbst behauptete er seine Herrschaft über Rußland, Taurien, die Kaukasischen Länder u. A., vom Don bis zur Mündung der Donau, und nahm den Titel Chan an. Der Usurpator befestigte sich auf seinem neuen Throne immer mehr, da er in den an der Wolga befindlichen Ulussen*) als Selbstherrscher anerkannt wurde und die Herren der Welt, wie sich die Groß-Chane Gajuk, Mangu und Koblai selbst nannten, ihn ihrem Scepter nicht unterwerfen konnten. Der Reisende Carpin, welcher ungefähr im Jahre 1245 durch die Tatarei zu dem Groß-Chane Oktai reiste, fand Batü an den Ufern der Wolga von einem prachtvollen Hofstaate und 600,000 Kriegern umgeben, während Mamai, obgleich viel reicher, stets unter dem Zelte lebte.

Im folgenden Sommer zog Batü weiter gen Norden in das heutige Gouvernement Kasan, und im August die Wolga abwärts an die Achtuba, an deren Ufern er Sarai, die Hauptstadt seines Reiches, den ehemaligen Sitz der Tyrannen Rußlands gründete.

Als Batü schwach und gebrechlich in hohem Alter hier starb, wollte sein Sohn Sartak den väterlichen Thron besteigen, wurde jedoch durch die Herrschsucht seines Oheims Berki, dem Groß-Chane zu Gefallen, in das Verderben gestürzt, worauf Berki sich zum Nachfolger Batü's erklärte und die Verwaltung Rußlands dem Statthalter Ulawtschi übertrug. Dieser Machthaber herrschte völlig über Rußland, berief die Fürsten des Landes zur Orda, erhob Steuern, tyrannisirte ganz Rußland, führte es an den Rand des Verderbens, von welchem es nur die unfreiwillige Achtung vor der Geistlichkeit noch errettete.

Berki lebte in Sarai. Zu seiner Zeit entstand jedoch in der Wolgaischen Orda eine Empörung. Nagai, ein Tatarischer Woywode, sagte sich von ihm los und erklärte sich zum unabhängigen Herrscher der Tatarischen Orda, welche am Schwarzen Meere nomadisirte. Der Name dieses Rebellen erklärt demnach die Entstehung der Nagaischen Tataren-Orda. Innerer Zwiespalt schwächte hierauf die Große Orda und wurde der Vorbote ihres Verderbens. Dessenungeachtet breiteten die Mongolen doch ihre Eroberungen weiter aus und drangen durch die Kasansche Bulgarei bis Perm vor.

Nach dem Zar Berki bestieg dessen Bruder Mangu-Timur, ein Mann von scharfem Verstande, aber grausamem Herzen, den Thron der Großen oder Goldenen Orda. Unter Berki war noch der Saame des Muhamedanismus ausgestreut worden; Timur aber war abergläubisch; man hatte ihm berichtet, daß Roman, Fürst von Räsan, die Gesetze des Glaubens gelästert habe. Roman wurde verhört, und als er sagte, was er fühlte, d. h. die Wahrheit, ließ Timur den unglücklichen Fürsten hinrichten, seinen Kopf auf eine Lanze stecken, nachdem ihm die Haut abgezogen worden war. Tudan-Mangu, der Bruder Mangu-Timur's, war die Geißel Rußlands. Nagai ließ auch diesen nicht lange regieren, indem er ihn tödtete und seinen Bruder Tochtu auf den Thron setzte. Die Empörungen in der Orda dauerten fort, doch waren alle Tyrannen stets in dem Bestreben, Rußland zu bedrücken, einig.

Zu dieser Zeit lebte in der Hauptstadt der Orda der Bischof Sarski und viele Mongolische Woywoden, welche sich den Titel Zaren zueigneten.

Nach Tochtu's Tode bestieg dessen Sohn, der junge Usbek, welcher durch seine Gerechtigkeit und durch seinen Eifer für den Muhamedanischen Glauben in der Geschichte berühmt geworden ist, den Thron der Orda. Dieser Zar richtete in der Orda über Michael Twerski und Georg, ermordete aber auf Anstiften seines schlauen Woywoden Kawgadüi den Ersteren, nachdem der Letztere sich gerechtfertigt hatte. Rußland betrachtete die Tataren nur als blutgierige Räuber.

Schewkal, der Vetter Usbek's, beabsichtigte, den Muhammedanischen Glauben an der Stelle des christlichen in Rußland einzuführen, den Fürsten Alexander zu tödten, sich auf dessen Thron zu setzen und die Großen des Reiches zu theilen. Twer empörte sich; am 15. August mit Tages-Anbruch begann das scheußliche Blutvergießen und — kein Tatar blieb am Leben! — Die Verwüstung des Gebietes von Twer war die Rache für dieses verzweifelte Unternehmen der Russen. Um diese Zeit waren die Mongolen durch üppiges Leben und Vergnügungen schon so verweichlicht, daß sie den Kampf nicht mehr liebten. Im Jahre 1341 starb Usbek, nach welchem dessen Sohn Tschanibek über die Leichen seiner beiden Brüder auf dem Thron stieg. 1346 verheerte eine Seuche, unter dem Namen, der schwarze Tod, in den Jahrbüchern der Geschichte bekannt, die Stadt Sarai und die Orda. St. Alexei, Metropolit von Moskau, war zu jener Zeit in der Orda anwesend und heilte Taidula, die Gemahlin des Chans; durch diese Zufälligkeit wurde jedoch auch das andere Uebel beschränkt, d. h., die Mongolen drückten nun Rußland nicht mehr so arg mit Abgaben.

Tschanibek, dieser gute Chan, wurde auf einer Reise von Persien nach der Orda im Jahre 1359 von seinem Sohne Berdibek erschlagen. Mit demselben endigte die Dynastie Mangu-Timur's in der Orda, in welcher jetzt die Nachkommen Tuschi's, des Sohnes Tschingis-Chan's, zu regieren begannen. Der erste dieses Geschlechts war Kulpa, welcher jedoch nur fünf Monate und zwar mit seinen Söhnen gemeinschaftlich regierte, da er von Nawruß, einem der Nachkommen von Tschingis

---

*) Ulus ist eine gewisse Anzahl Nomaden-Zelte, welche unter einem Chan stehen.

Chan's Sohne, Tuschi-Chan, erschlagen wurde. Bald nachher kam Chadür, ein Tataren-Feldherr, welcher jenseit des Ural nomadisirte, an die Wolga, überlistete die Großen der Orda, erschlug den Nawruß und Täidur und wurde als Chan in der Orda proklamirt, bald darauf aber selbst erschlagen von seinem Sohne Timirchosch, welcher jedoch nur sechs Jahre regierte. Im siebenten Jahre entstand ein Aufruhr; der starke, finstere und harte Mamai wiegelte die Orda auf, tödtete den Timirchosch und ernannte einen gewissen Awdull zum Chan. Gleichzeitig traten auch noch andere Chane auf, als z. B. Kallibek, der vermeintliche Sohn Tschanibek's, Bulaktemir, welcher die Bulgarei, und Tagai Wesdeshki, welcher das Mordowskische Gebiet eroberte.

So trennten sich denn die Mongolen im schrecklichsten Grimme von einander; Tausende fielen in den Schlachten oder kamen in den Steppen vor Hunger um. Murut, der Chan von Jaraï, hielt sich für den legitimen Chan der Orda, wurde jedoch von dem grausamen Mamai gedrängt. In der Orda waren jetzt zwei Chane: Murut und Awdull, welcher Letztere mit der starken Mamaischen Orda an der Wolga nomadisirte, während der Erstere durch Asis abgelöst wurde. Unter diesem letzteren Chane machten die Tataren einen Einfall in Rußland, wurden jedoch am Flusse Pjana geschlagen. Mamai aber vereinigte endlich die Goldene Orda mit der seinigen, erklärte Mamant-Saltan zum Chan und regierte unter dessen Namen.

Mamai wollte Rußland tyrannisch regieren, das Russische Volk erklärte jedoch, daß es nur einen gesetzmäßigen Herrn dulden würde, einen anderen aber nicht kenne. Michael, mit einer Anweisung vom Chane versehen, gelangte daher nicht auf den Großfürstlichen Thron; Demetrius Johannowitsch wurde in der Orda proklamirt. Michael kam an, und Rußland zitterte vor ihm; doch wurde Demetrius als Großfürst bestätigt. Nach zwei Jahren entbrannte jedoch Mamai in Zorn gegen ihn wegen seines Mangels an Ehrerbietung und Unterwürfigkeit, besonders aber wegen der Niederlage der Tataren am Flusse Pjana. Er schwur, ihn zu verderben, verschob jedoch seine Rache, da zu jener Zeit eine Seuche in der Orda ausbrach. Später verwüsteten die vom Zarewitsch Arapschei angeführten Mongolen auf Anstiften der Mordowskischen Fürsten Nischnii Nowgorod und nahmen Räsan. Als Vergeltung verheerten die Russen das unter der Herrschaft des Chans befindliche Mordowskische Land. Demetrius Johannowitsch schlug die Tataren bei Wosha. Hierauf brachte Mamai ein zahlloses Heer von Tataren, Poloregern, Chazaren, Türken, Tscherkessen, Jasser, Burtaner, Kaukasischen Armeniern und Krimmschen Genuesen zusammen. Auch Rußland rüstete sich und stellte dem Mamai ein Heer von 150,000 Kriegern entgegen. Am Nepradwa und Don fand eine fürchterliche Schlacht statt, in welcher die Tataren geschlagen wurden. Hier scheint es, ist die Orda gefallen und hat sich nachher nicht wieder erhoben. Mamai war daher von Wuth entbrannt gegen Rußland, wie ein blutdürstiger Tieger, und wollte sich noch ärger rächen. Das Schicksal schickte ihm jedoch noch einen anderen Feind in Tochtamüsch — einem Nachkommen Tschingis-Chan's, welcher sich als Nachfolger auf Batü's Thron erklärt hatte. Mamai wurde von demselben bei Mariupol geschlagen, flüchtete nach Kaffa und starb daselbst.

Tochtamüsch bestieg den Thron der Orda und wollte gleich Batü und Usbek über Rußland herrschen. Er ging daher direkt nach Moskau, wo damals kein Großfürst war, nahm die Stadt durch Verrath und zerstörte sie, wie dies mit allen Städten geschah, wo die Tataren hinkamen. Hierauf unternahm Tochtamüsch einen Krieg gegen das mächtige Reich Tamerlan's, verheerte viele Städte desselben und gestattete ihm, in Sarai zu bleiben, während er den Beschlut abschickte, um Perm zu erobern. Der fürchterliche Tamerlan erschöpfte jedoch die Kräfte der Goldenen Orda und zerstörte 1395 Sarai, die Hauptstadt des Chan's. Die Orda befand sich jetzt in einem jämmerlichen Zustande, viele Menschen hatte sie in dem Kampfe mit Tamerlan verloren, und außerdem wütheten fortwährend Empörungen in ihrer Mitte; denn drei Chane: Tochtamüsch, Koiritschak und Timur-Kutluk, stritten um die Herrschaft derselben und vergossen das Blut ihrer Untergebenen in Strömen. Timur-Tochtamüsch's Sohn wurde indessen als Chan von der Orda anerkannt. Diesen überfiel Timur-Kutluk unvermuthet, besiegte ihn und nahm Sarai. Tochtamüsch floh nach Kiew. Bei diesen Unruhen ängstigten die Chane der Orda jedoch Rußland nicht.

Als Timur-Kutluk im Jahre 1400 starb, folgte ihm sein Sohn Schadibek. Tochtamüsch streifte jedoch noch immer in den nahe gelegenen Ulussen der Orda umher und suchte den Weg zum Throne; eine Abtheilung von Schadibek's Heer holte ihn in der Nähe von Tümen ein, wo er in der Schlacht im Jahre 1408 fiel. Schadibek wurde nach einer achtjährigen Regierung von Bulat-Saltan, einem Greise, welcher jedoch nur 3 Jahre regierte, vom Throne gestoßen. Bulat wurde von Temir, dieser aber wiederum von Seleni-Saltan, einem Sohn Tochtamüsch's, dem Freunde Witowt's, aber Feinde der Russen, vertrieben.

Kerimberdei, ebenfalls ein Sohn Tochtamüsch's, erschoß 1412 den Seleni-Saltan, bestieg den Thron der Orda, war der Feind Witowt's, wurde aber bald darauf von Gerim-Ferden getödtet. In den Ulussen standen auch noch einige andere Zaren auf, welche Rußland übelwollten. Was jedoch von 1412 bis 1426 in der Orda geschah, ist nicht bekannt geworden, man weiß nur, daß sie sich in letzterem Jahre dem Chan Machmet, dem Leichtgläubigen, unterwarf. Bald stand jedoch in ihr ein anderer Mongolischer Zar auf, Kitschim-Achmet, Machmet's Bruder, welcher denselben 1437 aus den Ulussen vertrieb. Auf der Flucht näherte sich Machmet mit 3000 Mann der Stadt Moskau und versprach, von Rußland keine Steuern zu erheben, wenn Gott ihm sein Reich wiedergeben würde; man wollte indessen nichts von ihm hören, worauf er denn nach Kasan abzog, dasselbe wieder aufbaute und daselbst Ausreißern aus allen Ländern ein Asyl gewährte.

In der Goldenen Orda peinigten sich jetzt die Mongolen unter einander und wütheten so in ihrem eigenen Fleische. Nach Kitschim wurde dessen Sohn, Achmat, Chan der Großen oder Goldenen Orda, dessen Heer 1456 das Gebiet von Räsan verheerte. 1464 beabsichtigte derselbe, Johann III. zu bekriegen, welcher seine Geldgier und Habsucht nicht befriedigt hatte; zum Glück für Rußland empörte sich jedoch eine Orda nach der anderen. Asi-Gireï, der Chan der Krimm, rückte gegen ihn an; gleichzeitig kamen im Jahre 1472 die Wätschanen auf Kähnen hergeschifft, überfielen Sarai, führten die Frauen des Chans fort, plünderten die Stadt, nahmen viele Tataren gefangen und zogen dann wieder ab. Hierauf ging Achmat wirklich nach Rußland, nahm Aleksin, erlitt aber an der Oka eine Niederlage und wurde bis in seine Ulussen an der Wolga zurückgetrieben. Diese Verluste der Orda waren hauptsächlich durch ein Bündniß zu Wege gebracht worden, welches Johann III. mit Mengli-Gireï, dem Chan von Taurien, geschlossen und der dadurch ihren Untergang beschleunigt hatte. Johann III. der Große, Großvater Johann's IV. des Grausamen, erklärte hierauf 1475 feierlichst Rußlands Freiheit. Der Chan schickte sogleich Gesandte nach Moskau, welche Johann auch annahm, ihre Basma*) aber zerriß und die Gesandten ließ er bis auf einen ermorden, welchem er die Kunde von diesem Ereigniß der Orda zu überbringen befahl. Achmat schäumte beim Empfange dieser Nachricht vor Wuth und rückte sogleich wieder in Rußland ein. Bei Ugra trafen die Heere an einander, doch wurden die Tataren in die Flucht geschlagen. So endigte der letzte Einfall Achmat's in Rußland.

Während Achmat sich im Innern Rußlands befand, wurde Batü's Zelt — Saraï, durch Nerdeulat, den Zarewitsch der Krimm und den Fürsten Wassilji Nosdrowatii (der Aufgeschwemmte) zerstört. Achmat eilte, die Orda zu retten; allein Iwak, Fürst der Tümen'schen Ulussen, drängte ihn gegen den Don, wo er denselben in der Nacht überfiel und eigenhändig ermordete. Achmat's Söhne, Schig-Achmet, Kosek und Chalek, waren, obgleich sie den Titel Zaren in den Wolgischen Steppen führten, doch machtlos und streiften mit ihren Horden nur in den Steppen umher. Die Russen und Mengli-Gireï beunruhigten fortwährend diese Horden, welche vorzüglich am Flusse Seim und in der Nähe des heutigen Bjel Gorod nomadisirten, schlugen sie und steckten die Steppen in Brand. Von den drei Brüdern war Schig-Achmet der unversöhnlichste Feind Mengli-Gireï's, des Freundes Johann's III. Das Tatarische Heer wurde an der Sosna angegriffen; das Krimmsche Heer siegte, und Mengli-Gireï verbürgte sich bei dem Großfürsten dafür, daß die Goldene Orda in kurzem vertilgt seyn würde. Um das Elend zu vollenden, flohen die Fürsten und Ulanen schaarenweise den unglücklichen Schig-Achmet; sogar sein Weib, die Gefahr erkennend, verließ ihn. Da suchte endlich Schig-Achmet die Freundschaft Johann's und schickte gegen das Ende des Jahres 1501 den Fürsten Chasa nach Moskau, um dem Großfürsten ein Bündniß anzutragen, unter der Bedingung, Litthauen zu bekriegen. Johann willigte zwar ein, jedoch nur unter der Bedingung, es dem Mengli-Gireï nicht zu verrathen. 1502 überfiel Letzterer unvermuthet die Ueberreste von Batü's Reich, zertrümmerte dieselben völlig, schlug und vertrieb Schig-Achmet in die Nagaische Steppe, und meldete dem Großfürsten Johann feierlichst, daß die Goldene Orda nicht mehr existire. Schig-Achmet floh mit seinen Brüdern Kosek und Chalek nach der Türkei; Sultan Bajazeth aber ließ dieselben in sein Reich nicht ein. Sie begaben sich daher nach Kiew, welches damals unter der Botmäßigkeit Litthauen's stand und geriethen daselbst in Sklaverei, so daß der letzte Zar der Goldenen Orda im Jahre 1502 als Leibeigener starb. Von seinen Brüdern hat man weiter nichts erfahren; wahrscheinlich sind sie ebenfalls auf diese Weise umgekommen. So endigte der Stamm Batü's, welcher einst für Rußland so furchtbar und stets von demselben gehaßt war! Die Goldene Orda verschwand unter den übrigen Mongolischen Stämmen, ihre Hauptstadt Sarai aber zerfiel in Trümmer, welche bis heutigen Tages noch an den Ufern der Achtuba zu sehen sind.

Die Große oder Goldene Orda hat demnach ungefähr 260 Jahre existirt.

Andreï Leopoldow. (C. II.)

Mannigfaltiges.

— Der Bei von Konstantine. Dieser Barbareske ist ein Mann von mittlerem Wuchse und männlich schönem von der Sonne gebräuntem Antlitz; er hat große nußbraune Augen und einen so kohlschwarzen Bart, daß man fast denken sollte, die Kunst habe hier der Natur nachgeholfen. Sein langes Gewand ist nach Algierischer Sitte mit bunten Zierrathen aus Seide bestickt, und darüber trägt er ein kurzes Oberkleid aus Seide oder feiner Wolle. Um den Kopf windet er einen Kaschmir-Shawl. Waffen trägt er nur, wenn er ausreitet, bei welcher Gelegenheit ein prächtiges Schwert in goldener Scheide von seinem Gürtel herabhangt. Jeden Tag sieht er 15 Personen an seinem Tische, und wohl zwanzig Andere speisen an einer zweiten Tafel. Er empfängt selbst den Geringsten, der seine Audienz wünscht, mit großer Freundlichkeit, und leiht jeder Vorstellung ein aufmerksames Ohr. Er kennt jeden Winkel seines Gebietes so genau, als läge immer eine topographische Karte vor ihm ausgebreitet. So oft er seine Armee mustert, bilden die Truppen zwei Linien, zwischen welchen er durchreitet, wobei er, nach orientalischer Sitte, rechts und links Grüße austheilt. Sogar sein Pferd salutirt mit, indem es die Vorderbeine bald rechts und bald links gewendet aufhebt. Dieses Talent muß ihm bei der Dressur beigebracht werden. (U. S. J.)

*) Die Basma war ein Diplom der alten Tatar-Chane von der Goldenen Horde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Mittwoch den 25. November 1835.

Frankreich.

Education physique des jeunes filles. (Die physische Erziehung der Mädchen.) Von Dr. Bureaud-Riofrey. Paris, 1835.

Die Schönheit ist von der Gesundheit unzertrennlich; also führt der Weg zur Bewunderung durch den Tempel Hygieia's, einer Göttin, deren Verehrung in der Sorge für den Leib besteht — ein Opfer, das unsere Schönen so ungern freiwillig bringen. Doktor Jenner vernichtete einen gefährlichen Feind der Schönheit mit Einem Schlage, und die neu erfundene orthopädische Wissenschaft macht sich's zum Gesetz, viele Schönen, denen die Natur oder ein Zufall den Kultus jener Göttin erschwert hat, ihrem Tempel wieder zuzuführen. Unter dem Titel „Education physique" hat man eine Art von Kodex herausgegeben, der zum künftigen Heil der Frauen ausschlagen soll, sey es nun mit oder wider ihren Willen.

Es gewährt mindestens eine angenehme Ueberraschung, wenn man einen würdigen docteur en medecine de la faculté de Paris und membre de plusieurs sociétés savantes, in einem Buche über eine ernste Materie, gewisse Arten Tänze empfehlen, wenn man ihn sagen hört, daß Walzer, Contretanz, Galoppade und Ecossaise nur selten und mit gewissen Beschränkungen getanzt werden sollten, daß aber Quadrille und Cotillon, Polonaise, Gavotte und Masurek nicht bloß unbedingt zuläßig, sondern auch der Gesundheit sehr ersprießlich seyen. Durch einen solchen Mann zu erfahren, daß die Schwimmkunst ein wesentliches Element der weiblichen Erziehung werden müsse, und daß das Hinauf- und Herabklettern an einer Leiter — versteht sich, mit Mäßigung geübt — der Erbin einer Grafschaft zehnmal heilsamer sey, als das stundenlange Sitzen am Pianoforte, kann dem Philosophen und jedem Menschenfreunde nur willkommen seyn.

Wenn auch solche und ähnliche überraschende Entdeckungen hin und wieder ein Lächeln erregen, so können wir dem Leser doch versichern, daß es ein wohlwollendes Lächeln seyn wird, wenn er das Buch unverdrossen durchliest. Selbst in einem Kapitel über die Schnürleiber wird er gelehrten Tiefblick und geläuterten Geschmack, Menschenfreundlichkeit und gesunden Verstand so harmonisch gesellt finden, daß der Doktor sein Herz und das Buch seine Aufmerksamkeit fesseln werden. Obgleich der Fakultät gewidmet, ist es für Mütter geschrieben; die Sprache, wenngleich populair, ist sehr anständig und edel, ein würdiger Ausdruck der geistreichen Gedanken des Verfassers über Materien, die eben so zart als wichtig sind.

Wir unseren Theils glauben jedoch, daß die Natur in dem Herzen der Mutter einen unversiegbaren Quell von instinktmäßiger Belehrung schafft, der sie in allen Kreisen der Gesellschaft zur Erziehung ihrer Tochter — wenigstens im physischen Sinne des Wortes — geschickt macht. Mögen die Gelehrten von der Nothwendigkeit einiger Kenntniß der Organisation, der Kräfte und Verrichtungen des Körpers sprechen — diese Herren übersehen dabei jene andere Kenntniß, welche nicht aus Büchern, sondern aus Erfahrung — Instinkt und Erfahrung — stammt, und jene dem weiblichen Geschlecht so eigene Gabe der scharfen Auffassung, die selbst ein Weib von gewöhnlichen Anlagen mit dem praktischen Theile der Physiologie viel inniger vertraut macht, als alle Bücher-Theorie den männlichen Forscher.

Wir können es daher weder für nothwendig, noch für wünschenswerth halten, daß die weibliche Welt mit Dr. Southwood Smith, Dr. Bureaud-Riofrey und anderen gelehrten Aufklärern unserer Tage so unbedingt Hand in Hand gehe. Damit verkennen wir aber keinesweges das Nützliche und Schätzbare mancher Belehrung, womit diese redlichen Forscher den Müttern in ihrem Berufe zu Hülfe kommen.

Von den beiden Extremen in der Erziehung, dem Systeme des Stillsitzens, das den Geist auf Unkosten des Leibes kultiviren will, und dem gymnastischen Systeme, das männliche Kraft-Uebungen empfiehlt, finden wir jetzt nur noch seltene Beispiele. Noch vor wenigen Jahren schien es die öffentliche Meinung mit dem gymnastischen Theile des Dilemma's zu halten. Unser Verfasser sagt: „Da die Aerzte selbst der weiblichen Erziehung keine Aufmerksamkeit schenkten, so griff man zu einer neuen Art von Empirie, in welcher der Rhetoriker und der Fechtmeister die vornehmsten Rollen spielten. Diese Herren ließen die Gymnasien des Alterthums wieder aufleben, und zwar für beide Geschlechter ohne Unterschied, als ob die zartgebauten Mädchen unserer Hauptstädte gleiche Constitution hätten, wie die Töchter von Sparta."

Keusche und mäßige Leibesübung mag wohl heilsamer seyn, als eine systematisch betriebene Gymnastik; aber die Mutter selbst wird meistens die geschickteste und weiseste Leiterin dieser Uebungen bleiben. Mütterliche Aufmerksamkeit auf die physischen Gewohnheiten der Töchter, sowohl in Zuständen der Thätigkeit als in denen der Ruhe — eine Gymnastik, sey sie nun systematisch oder nicht, welche die verschiedenen Muskeln und Organe des Körpers in weiser Stufenfolge ausbildet und übt — leichte und heitere Spiele, Spaziergänge, Tanz, Reiten, Schwimmen, und zweckmäßige Vertheilung der Arbeits- und Ruhestunden — dies sind die rechten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit, oder der oft noch heißer ersehnten Schönheit.

Herr Bureaud-Riofrey sagt an einem anderen Orte: „Wenn wir dem Ursprunge der zahlreichen Abnormitäten — des Wuchses und der Gesundheit — nachgehen, denen die Töchter der höheren Stände unterworfen sind, so ergiebt es sich gewöhnlich, daß die unzeitig frühe Entwickelung der Gehirn-Organe und die gänzliche Vernachlässigung der Bewegungs-Organe vor Allem die Schuld tragen. Das große Geheimniß der physischen Erziehung liegt in der Sorge dafür, daß sämmtliche Organe, jedes seiner eigensten Bestimmung gemäß, zur vollen Entwickelung der Lebenskraft und des physischen Triebwerks, wie die Natur sie verlangt, zusammenwirken." Wir glauben, daß unser Verfasser auch hierin zu weit geht. Der alleinige Zweck der Erziehung ist, die Natur in ihrem Gange zu leiten und zu unterstützen. Ihrem Willen entgegen zu handeln, ist immer eine erfolglose oder von unglückseligem Erfolge begleitete Bemühung. Genaue Kenntniß der Constitution und der Neigungen des Kindes verbürgt allein das Gelingen, und diese Kenntniß erwirbt sich die verständige Mutter durch scharfe, von einem richtigen Instinkt geleitete Beobachtung in höherem Grade, als der gelehrteste und eifrigste Arzt durch seine tiefgehenden Forschungen.

Zur Geschichte des Zweikampfs.

(Schluß.)

Es giebt Leute, die sich um jeden Preis den Ruf der Beherztheit erwerben wollen, und die wegen eines unbedachten Wortes, wegen eines Nichts, wegen eines Stoßes mit dem Ellbogen gleich schlagfertig sind. Bei einem Zusammentreffen dieser Art sind aber gemeiniglich die beiden Parteien so vernünftig, den Streit mit einem Frühstück abzumachen.

In China treibt man mit der Ehre und den Waffen kein solches Spiel. Wenn der Beleidiger und der Beleidigte nach Hause zurückgekehrt sind, nehmen sie ihren Säbel und schlitzen sich den Leib auf; ein solcher Gebrauch würde unsere Duellanten wahrscheinlich im Punkte der Ehre minder empfindlich machen. Ja, wenn eine tiefe gegenseitige Feindschaft das Herz zweier Menschen ganz und gar beherrscht, wenn der Haß keinen anderen Ausweg mehr übrig läßt, als sich entweder mit seinem Gegner zu schlagen oder ihn umzubringen, dann läßt sich das Duell noch begreifen; aber wenigstens muß die Beleidigung auch von beiden Seiten gleich stark seyn. Daß der beschimpfte Ehemann sich mit dem Verführer seiner Gattin schlägt, daß er, wie man zu sagen pflegt, nur darin Genugthuung findet, wenn er sich selbst dem Tode aussetzt, ist die verkehrteste Thorheit, zu welcher die Duellwuth einen rechtlichen Mann verleiten kann. Die Ergebnisse eines solchen Zweikampfs finden sich in einer Englischen Karrikatur sehr geistvoll ausgedrückt: die Pistolen sind abgeschossen, und der Zufall hat den entehrten Gatten nicht begünstigt; ermordet von dem Manne, der ihn beschimpft hat, haucht er sein Leben aus mit den Worten: Ich habe Genugthuung! Die ganze Abgeschmacktheit der meisten Duelle ist in diesen drei Worten enthalten. Hoffentlich wird die menschliche Vernunft endlich gegen ein so trauriges Vorurtheil, den einzigen Punkt, in welchem unsere Civilisation sich noch mit der Barbarei früherer Jahrhunderte berührt, Gerechtigkeit ausüben.

Es möge hier noch die Darstellung folgen, welche ein anderer Rechtsgelehrter von dem Ursprunge des Duells giebt, nebst einigen geschichtlichen Beispielen von Zweikämpfen.

Das älteste Denkmal von einer gesetzlichen Verordnung des Duells durch Könige ist das Gesetz Gundibald's des Burgunders. Eine gleiche Rechtspflege herrschte in unserem ganzen Abendlande. Das alte Catalonische Gesetz, die Deutsch-Bayerischen Gesetze machen mehrere Fälle namhaft, in welchen der Zweikampf verordnet war. Wenn ein Mann, der des Todtschlags angeschuldigt wurde, die Anklage leugnete und ein Pfand dafür anbot, so wurde ihm von den Gerichten der Zweikampf bewilligt und ihm so das Recht gegeben, noch einen zweiten Todtschlag zu begehen. War eine Erbschaft streitig, so hatte derjenige Recht, der sich am besten schlug, und die Streitigkeiten zwischen Bürgern wurden, wie die zwischen den Nationen, durch Gewalt entschieden. Ludwig der

Heilige verfügte, daß ein Ritter, wenn er von einem gemeinen Manne angeklagt würde, zu Pferde, und der gemeine Mann, wenn der Ritter ihn anklagte, zu Fuß kämpfen könne. Er schloß die jungen Leute unter 21 und die Greise über 60 Jahr von dem Gesetz über den Zweikampf aus.

Die Frauen und Priester erwählten sich Kämpen, die sich in ihrem Namen erwürgten; Gut und Ehre hingen also von einer glücklichen Wahl ab. Auch Geistliche sah man die Herausforderung annehmen und in die Schranken treten. Die Besiegten wurden zuweilen gehängt, zuweilen geköpft oder sonstwie verstümmelt.

Die Verfassungen Wilhelm's des Eroberers gestatteten den Geistlichen und Aebten nicht, sich ohne Erlaubniß ihres Bischofs zu schlagen.

Unter Ludwig dem Kinde war der Zweikampf nur für Streitigkeiten verordnet, bei denen es sich mindestens um fünf Sous nach dem damaligen Geldwerth handelte.

Zur Zeit Philipp's des Schönen mußte der Kläger, wenn er sich durch Prokuratur schlagen und einen Kämpen zur Vertheidigung seiner Sache ernennen wollte, die Erklärung abgeben, daß er wegen Krankheit oder Körperschwäche nicht im Stande sey, sich anders als durch Vermittelung eines anderen Edelmannes, seines Anwalts und Stellvertreters, zu schlagen, der in seiner Gegenwart oder Abwesenheit mit Hülfe Gottes, Unserer lieben Frau und des heiligen Ritter Georg auf seine Kosten seine loyale Pflicht erfüllen werde.

Die beiden feindlichen Parteien oder die Kämpen erschienen am bestimmten Tage in einem in Schranken eingeschlossenen Raum, der 80 Fuß lang, 40 Fuß breit und rings von Bewaffneten umstellt war. Sie langten zu Pferde an, mit geschlossenem Visir, ein Schild am Arm, ein Schwerdt in der Faust, Degen und Dolch im Gürtel. Es war ihnen zur Pflicht gemacht, ein Kruzifix oder das Bild der Jungfrau oder irgend eines Heiligen auf ihren Bannern zu tragen. Die Waffenherolde wiesen den Zuschauern, welche sämmtlich zu Fuß waren, rings um die Schranken ihren Platz an. Es war verboten, als Zuschauer zu Pferde zu erscheinen, bei Strafe des Verlustes seines Thieres für den Edelmann und eines Ohres für den Bürger.

Der General-Feldwachtmeister ließ, von einem Geistlichen unterstützt, die beiden Kämpfenden auf ein Kruzifix schwören, daß ihr Recht gut sey, und daß sie keine bezauberte Waffen hätten; sie riefen den Ritter St. Georg zum Zeugen an und verzichteten auf ihre künftige Seligkeit, wenn es sich erwiese, daß sie Lügner wären. Sobald diese Betheurungen ausgesprochen waren, rief der General-Feldwachtmeister: „Fanget an!“ Er warf einen Handschuh hin, die Kämpfer fuhren auf einander los, und die Waffen des Besiegten gehörten dem General-Feldwachtmeister.

Eben derselbe Gebrauch wurde in England beobachtet; in Deutschland aber war es anders; die Stadt Hall in Schwaben war der Schauplatz dieser Kämpfe. Die beiden Feinde kamen und baten die versammelten Notabeln um Erlaubniß, in die Schranken treten zu dürfen. Man gab jedem Kämpfer einen Beistand und einen Beichtvater; das Volk sang ein Libera! und an das Ende der Schranken wurde eine von Fackeln umringte Bahre für den Besiegten gestellt. In Weißenburg beobachtete man dieselben Ceremonien.

Bis zum dreizehnten Jahrhundert fanden unzählige Kämpfe dieser Art in ganz Europa statt. Zuweilen wurden sie von Frankreichs Parlamenten anbefohlen, wie diese späterhin die schriftlichen oder Zeugen-Beweise verordneten. Wir wollen einige Beispiele von solchen anbefohlenen Zweikämpfen anführen, um das Lächerliche derselben zu zeigen.

Im Jahre 1143, unter Philipp von Valois, war das Parlament der Meinung, daß zwischen dem Ritter Dubois und dem Ritter von Vervins Grund zum Kampf und die Nothwendigkeit, einander todtzuschlagen, vorhanden sey, weil Vervins dem Philipp von Valois hatte einreden wollen, „Dubois habe Seine Hoheit den König von Frankreich behert.“

Das Duell zwischen Legris und Carrouge, welches unter Karl IV. vom Parlamente verordnet wurde, hatte einen seltsamen Grund. Es handelte sich darum, zu erfahren, ob Legris die Gattin des Carrouge wider deren Willen entehrt habe, oder nicht.

Ein Ritter, Namens Jean Picard, wurde angeklagt, seine eigene Tochter entehrt zu haben, und mußte sich mit seinem Schwiegersohn, als seinem Gegner, schlagen. Es ist nicht angegeben, wie die Entscheidung ausfiel; so viel aber ist gewiß, daß das Parlament einen Vatermord verordnete, um ein Verbrechen der Unzucht zu ermitteln.

Geoffroi du Maine, Bischof von Angers, nöthigte die Mönche von St. Serga, durch den Kampf zu beweisen, daß gewisse Zehnten ihnen gebührten, und der Kämpe der Mönche, ein starker Mann, verschaffte ihrer Sache mit Stockschlägen den Sieg, da er weder Ritter noch Edelmann war und also nicht das Recht hatte, einen Degen zu tragen.

Die Bürger der Flandrischen Städte genossen unter den letzten Herzogen von Burgund das Recht, ihre Forderungen mit Keule und Schild zu beweisen. Sie schmierten ihr Wammis mit Talg ein, steckten ihre Hände in einen Kübel voll Asche, nahmen Honig oder Zucker in den Mund und kämpften dann auf Tod und Leben; der Ueberwundene aber wurde gehangen.

Franz I. verordnete zweimal ein Duell. Sein Sohn Heinrich II. gab zu dem Zweikampf zwischen Jarnac und von Lachataigneraie im Jahre 1547 den Befehl; der Letztere behauptete, Jarnac habe mit seiner Stiefmutter in unzüchtigem Verhältniß gelebt, der Erstere leugnete es, und Beide schwuren auf das Evangelium, daß sie für die Wahrheit kämpften. Der König, der diesem Kampf beiwohnte, hatte den Schmerz, Lachataigneraie, den er sehr liebte, unterliegen zu sehen; dies flößte ihm solchen Abscheu gegen die Zweikämpfe ein, daß er sich gelobte, nie wieder einen zuzulassen. Seine Nachfolger in der Regierung blieben seinem Beispiel treu und widersetzten sich den Duellen; selbst Ludwig XIV. erließ donnernde Verordnungen dagegen.

Als indeß die gerichtlichen Zweikämpfe nicht mehr im Gebrauch waren, blieben doch unter den Kavalieren die Herausforderungen noch immer Sitte, ja, die Privat-Duelle begannen nun erst mit rechter Wuth; ein Jeder nahm sich selbst, um des kleinsten Handels willen, die Erlaubniß, die sonst von den Parlamenten, Bischöfen und Königen erbeten wurde. Auch davon mögen einige Beispiele folgen, die das Abscheuliche dieser Sitte einleuchtend machen werden.

Unter der Regierung Heinrich's III. erzählt uns die Geschichte von dem berüchtigten Duell zwischen Caylus, Maugiron und Livarot einerseits und Antragues, Riberac und Schomberg andererseits an der Stelle, wo jetzt die Place Royale in Paris ist.

Merkwürdig war die Prahlerei des Seneschalls vom Hennegau, Jean de Werchin, der einen großen Ruf hatte; er ließ in allen großen Städten Europa's bekannt machen, daß er sich allein auf Tod und Leben gegen sechs Mann mit dem Degen, der Lanze und der Streitart mit Hülfe Gottes, der heiligen Jungfrau, des Ritter St. Georg und seiner Dame schlagen wolle. Der Kampf sollte in einem Flandrischen Dorfe Namens Couchy stattfinden; es stellte sich aber Niemand. Da haben wir den Held Don Quixote.

Maria von Medicis ließ im Jahre 1611 wegen der Händel unter den Prinzen die Eröffnung und Abhaltung des Jahrmarkts von St. Germain, auf welchen sich die Prinzen oft nur begaben, um sich mit einander zu schlagen, ganz verbieten. „Es ist besser“, sagte diese Regentin, „daß fünfhundert Kaufleute zu Grunde gehen, als daß Frankreichs Ruhe gestört wird.“

Als der Prinz Conti im Jahre 1611 eines Tages in seiner Kutsche nach dem Louvre fuhr, traf er in einer engen Straße mit der des Grafen von Soissons, seines Bruders, zusammen, und eine von beiden Kutschen mußte durchaus stillhalten, um die andere vorüberzulassen. Der Stallmeister des Grafen von Soissons, der den Wagen des Prinzen Conti nicht kannte, befahl den Leuten des Prinzen drohend, zurückzuweichen; diese aber hießen den Kutscher vorwärts fahren. Kaum hatte der Graf von Soissons erfahren, daß es die Equipage des Prinzen Conti war, die der seinigen entgegenfuhr, so schickte er einen von seinen Bedienten an den Prinzen ab und ließ ihn um Entschuldigung bitten, mit der Versicherung, daß nur ein Irrthum an dieser Ungebührlichkeit Schuld sey. Der Prinz Conti aber, der sich durch diesen Vorfall an seiner Ehre schwer gekränkt glaubte, nahm die Entschuldigung des Grafen nicht an, wiewohl er wußte, daß er sich nicht anders Genugthuung verschaffen könne, als wenn er im Zweikampf das Blut seines Bruders vergösse. Er forderte ihn also auf den folgenden Tag. Die Königin erhielt Nachricht davon und sandte den Herzog von Guise an den Prinzen Conti, um ihn zu einem Vergleich zu bewegen. Sie befahl den Einwohnern von Paris, sich bereit zu halten, um die Waffen zu ergreifen und die Ketten in den Straßen auszuspannen. Der Herzog von Guise, der die Rolle des Vermittlers spielte, mußte, als er sich in Begleitung von funfzig Kavalieren zu dem Prinzen Conti begab, vor dem Hotel des Grafen von Soissons vorbei; da behauptete dieser, der Herzog von Guise habe sich nur ihm zum Trotze mit einem so starken Gefolge gezeigt. Der Herzog mochte sich entschuldigen, so viel er wollte, der Graf von Soissons blieb dabei, seine beleidigte Ehre könne nur durch ein Duell zwischen ihm und dem Herzog von Guise hergestellt werden, obgleich Letzterer sich darum bemüht hatte, dasjenige zu verhindern, welches der Erstere mit dem Prinzen Conti haben sollte, der in dem falschen Ehrenpunkt noch viel empfindlicher war als sein Bruder.

Endlich tödtete der Ritter von Guise im Duell, ja, man kann sagen, er ermordete den alten Baron von Luz um eines eben so kindischen Anlasses willen; der Sohn des Letzteren schlägt sich, um den Tod seines Vaters zu rächen, mit dem Ritter von Guise. Dieser tödtet auch noch den Sohn, nachdem er den Vater erschlagen, und die Königin besitzt nicht Festigkeit genug, um den Ritter von Guise die Strenge des Gesetzes gegen die Duellanten fühlen zu lassen.

Wir würden nicht fertig werden, wollten wir alles Unheil erzählen, welches zu allen Zeiten durch den Zweikampf unter dem Bürgerstande und dem Militair angerichtet wurde. Indeß darf man mit all diesen Arten von Duell die Einzelkämpfe zwischen den Rittern entgegengesetzter Partien nicht verwechseln. Diese Kämpfe sind patriotische Waffenthaten, wovon im Kriege zu jeder Zeit und bei jeder Nation sich Beispiele finden; so bei den Römern der Kampf der Horatier mit den Curiatiern, ihren Nachbarn, der über das Loos zweier Armeen entschied, und andere. Das bei Ploermel im Departement des Morbihan errichtete Denkmal zeugt noch von einem solchen Kampf zwischen dreißig Bretagnern einerseits und zwanzig Engländern, sechs Bretagnern und vier Deutschen andererseits.

Es kamen auch mehrmals Herausforderungen zwischen Königen und Prinzen vor, die Geschichte erzählt aber nur von einem einzigen Zusammentreffen zwischen diesen Letzteren, nämlich zwischen dem Herzog von Beaufort, General der Armeen der Fronde, und dem Herzog von Nemours, wobei Letzterer ums Leben kam. Eine Ausforderung fand auch zwischen Arnold, dem letzten Herzoge von Geldern, und seinem Sohne statt, da dieser seinen Vater absetzen wollte, indem er sagte, derselbe habe nun lange genug genossen. Eine andere fiel zwischen Ludwig Ultramarin und Hugo dem Großen vor, der den Ersteren vom Französischen Throne stürzte; dann zwischen Karl von Anjou und Peter von Arragonien bei Gelegenheit der Sicilianischen Vesper; zwischen dem Kurfürsten der Pfalz und Turenne, da dieser das Land des Ersteren verheerte und der Kurfürst ihm seinen Religions-Wechsel vorrückte, im Jahre 1674; ferner zwischen Franz I. und Kaiser Karl V., indem Letzterer dem Könige vorwarf, das Wort nicht gehalten zu haben, welches er ihm gegeben, als nach der Schlacht bei Pavia der Kaiser ihn zu Madrid gefangen hielt, worauf Franz I. erwiederte, Karl V. lüge das in seinen Hals hinein; zwischen dem Herzog von Guise und dem großen Condé; endlich zwischen Eduard III. und Philipp von Valois; Letzterer schlug die Herausforderung aus, indem er als Grund angab, daß der Oberlehnsherr von seinem Vasall nicht gefordert werden könne; als

aber später der Vasall die Armeen seines Lehnsherrn geschlagen hatte und nun Philipp einen Zweikampf vorschlug, lehnte der Sieger Eduard ihn ab, indem er sagte, er sey zu besonnen, als daß er dem Zufall eines Duells anheimgeben sollte, was er in den Schlachten gewonnen.

Weiter wollen wir uns über diesen Gegenstand nicht ausdehnen; es war uns nur darum zu thun, unter den vielen Beispielen von Zweikämpfen diejenigen hervorzuheben, welche am meisten dazu geeignet sind, im Interesse der Menschheit die ganze Abscheulichkeit und Abgeschmacktheit dieser barbarischen Sitte zu veranschaulichen.

(Dictionnaire de la Conversation.)

Bibliographie.

Mélanges de littérature orientale et française. — Von J. Agoud. 7½ Fr.

Nouveau tableau de Paris au 19^{e} siècle. — Siebenter Bd. 7½ Fr.

Lettres autographes de madame Roland, adressées à Bancal des Issarts, membre de la Convention. — Herausgegeben von Madame Henriette Bancal des Issarts, mit einer Einleitung von Sainte-Beuve. 7½ Fr.

Mémoires de Luther, écrits par lui-même; traduits et mis en ordre par M. Michelet, professeur à l'École normale. — 2 Bde. 15 Fr.

Notice historique, biographique etc. sur Fieschi, précédée d'une relation circonstanciée de l'attentat du 28 juillet 1835. — Von A. Gameau. 2 Fr.

Oeuvres choisies de Vico, contenant de mémoires écrits par lui-même, la Science nouvelle, les Opuscules, Lettres etc. Précédées d'une introduction sur sa vie et ses ouvrages. — Vom Prof. Michelet. 2 Bde. 15 Fr.

Bulletin officiel de l'île Bourbon, depuis la prise en possession en 1815 jusqu'au 31 décembre 1827. — 3 Bände.

England.

Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner.

(Schluß.)

„Als ich noch die Schule besuchte", sagte Byron, „pflegte ich mir einzubilden, daß man mich für dumm hielte, dies kränkte mich ungemein; denn ich, für meinen Theil, stellte mich weder über noch unter die Mittelmäßigkeit. Ich war ein großer Freund der Lektüre, aber was meine Schulaufgaben betraf, so ging ich an dieselben immer nur als an eine durch die Nothwendigkeit gebotene Arbeit. Ich erinnere mich, bei einer Gelegenheit, wo es mir vorkam, als wenn meine Kameraden etwas besser verstanden hätten, als ich, Thränen vergossen zu haben; aber den Tag darauf lachte ich selbst darüber, daß ich mich durch eine solche geringfügige Besorgniß hatte hinreißen lassen. Ich machte frühzeitig Verse, gewiß schon in meinem achten oder neunten Jahre. Diese waren freilich sehr elend, indeß übertrafen sie doch meine Erwartung, als ich sie in späteren Jahren einmal wieder vornahm. Unter anderem erinnere ich mich noch an eine Ballade in Knittelversen, die ein Seegefecht zum Inhalt hatte; ich hatte mir nämlich einige Zeit in den Kopf gesetzt, einst ein Seemann zu werden, und brachte Stundenlang damit zu, indem ich mir vorstellte, wie ich als Admiral auf dem Hinterdeck mich präsentirte. Das war Poesie, die erste Beweglichkeit und Hinneigung des Gedankens, sich von der Alltags-Scene des gemeinen Lebens loszureißen, die unsere Existenz immer so nüchtern macht."

Trotz der strengen Urtheile, die sich Byron oft selbst in Bezug auf seine Freunde erlaubte, kam er doch immer wieder in einem Tone auf sie zurück, welcher bewies, daß er eine aufrichtige Achtung für dieselben hegte. „Nichts ist falscher", sagte er, „als die gemeine Bemerkung, daß die Freundschaft auf Gleichheit des Geschmacks und des Temperaments beruhe. Sehen sie Herrn ******, einen der Wenigen, denen ich mich wirklich befreundet fühle; wir Beide stimmen so wenig in unseren Ansichten mit einander überein, daß, wer nur einmal unsere Zänkereien mit anhörte, glauben müßte, wir wären zu ewigen Antagonisten, anstatt zu Freunden geboren. Die Freundschaft ist aber gerade so kapriciös, wie die Liebe. Es giebt eine Menge von Leuten, denen ich abgeneigt bin, ohne daß ich eigentlich wüßte warum, wiewohl sich oft mein Widerwille durch eine nachfolgende nähere Bekanntschaft verliert. Ich bin ein großer Physiognom und kann mich nicht zurückhalten lassen, über jeden Menschen gleich bei seiner ersten Erscheinung ein Urtheil zu fällen. Die Hälfte des Menschengeschlechts hat keinen besonderen Ausdruck im Gesicht, bei der anderen Hälfte ist der Ausdruck zweifelhaft, aber endlich der Rest hat ganz sprechende Züge. Sir Walter Scott", setzte er hinzu, „hat ein zweifelhaftes Gesicht; dagegen Fox sah ganz wie ein Holländischer Bürgermeister aus."

Byron sprach immer in den lobendsten Ausdrücken von Scott, sowohl als Menschen wie als Schriftsteller. „Andere Autoren", sagte er, „haben wohl besser geschrieben als er, aber keiner hat so viel und dabei Alles so gut geschrieben. Welch' eine reiche Erfindung sind nicht seine Charakter-Zeichnungen!" Ich hob von den Mängeln dieses Schriftstellers die unvollkommene Construction einiger seiner Erzählungen, so wie ihre Unwahrscheinlichkeit u. s. w. heraus. Hierauf entgegnete Byron: „Der Roman darf nie regelmäßig konstruirt oder der Wahrscheinlichkeit, das heißt dem gewöhnlichen Laufe der Welt, angemessen seyn. Wenn Sie nur gemeine Ereignisse auftischen und die Handlungen aus solchen Motiven hervorgehen lassen wollen, wie sie bei gewöhnlichen Charakteren auf die nämliche Weise wirken müßten, womit wollten Sie da den Roman ausstaffiren? Das Drama ist ein Lebens-Gemälde, wo die dargestellten Gegenstände in der Wirklichkeit auftreten, obgleich die Gruppirung keinesweges von der Art ist, wie sie der natürliche Lauf der Dinge hervorrufen würde." „„Was halten Sie"", fragte ich, „„für die beste Charakter-Zeichnung im Englischen Roman?"" „Tom Pipes", erwiederte der Lord, „ohne alle Bedenklichkeit."

Byron sprach sehr gern über traurige und düstere Gegenstände, besonders vom Tode. „Ich habe mich", sagte er zu mir, „lange mit dem Gedanken an den Tod vertraut gemacht." — Ich meinte, ein noch so fern liegendes Ereigniß könne freilich keine Schrecken für ihn haben. „Sie irren sich", erwiederte er; „wenn ich meinen Geist darauf vorbereite, so denke ich dabei nur an die Möglichkeit, ja, selbst an die Wahrscheinlichkeit eines frühen Todes. Aber Ein Gedanke ist es, hinsichtlich dessen ich mich nie beruhigen kann, nämlich der, daß ich eines Tages meinen Verstand verlieren könnte, und die Möglichkeit einer solchen Katastrophe im späteren Alter giebt mir den lebhaften Wunsch ein, noch in meinen jüngeren Jahren von dem irdischen Schauplatz hier abzutreten!" Diese Bemerkungen machten mich ein wenig stutzig; ich hatte zwar schon früher den Glauben genährt, daß es in dem Kopfe des Poeten nicht so ganz richtig aussehe, aber ich war nie auf ein offenes Geständniß dieser Art vorbereitet gewesen. „Wahnsinn oder Verrücktheit", sagte er, „sind weit mehr unter den Menschen verbreitet, als man es gewöhnlich glaubt; auch hat man hinsichtlich der Beschaffenheit derselben nur sehr schwankende Begriffe. Es lassen sich füglich drei Stufen unterscheiden: die Ueberspanntheit, die Excentricität und die eigentliche Verrücktheit. Einen, der durch seine Grillen, seinen seltsamen Geschmack oder durch wunderliches Benehmen von der übrigen Welt abweicht, nennt man überspannt; wer schon in einem höheren Grade auffallend erscheint, ist excentrisch, und wenn diese Sonderbarkeit eine gewisse Gränze überspringt, so nennt man sie Verrücktheit. Alle Männer von Genie sind ein wenig verrückt." „„Glauben Sie etwa"", sagte ich zu ihm, „„daß Scott verrückt ist?"" Er schien über diese Frage etwas betroffen und räumte mir ein, daß nicht eben Viele ihn dafür anerkennen würden, auch dürfte er wohl als die Ausnahme von der Regel gelten. Hierauf sprach er von Träumen und sagte, daß er einst im Traume seinen eigenen Geist gesehen. „Ich war keinesweges erschrocken", fügte er hinzu, „aber ich hatte viele Mühe, mir den Gedanken zu erklären, daß der Geist unabhängig von mir selbst für sich existiren könnte, ein Beweis, daß man auch träumend raisonniren kann. Ich weiß nicht, ob ich auch nur halb so kaltblütig und ruhig bliebe, wenn ich wachend einen Geist zu sehen bekäme."

Ich hätte schon früher bemerken sollen, daß die hier mitgetheilten Unterhaltungen das Resultat mehrerer Besuche waren, die ich dem Dichter nach und nach abstattete; denn bei unserer ersten Zusammenkunft beschränkte er sich zum größten Theil auf unzusammenhängendes und abgerissenes Geschwätz, wie es wohl geeignet seyn mochte, einen Besucher abzufertigen, der nicht eben große Lust bekommen sollte, seinen Besuch noch ein Mal zu wiederholen. Auch ich war in der That gar nicht geneigt, den Dichter zum zweiten Mal zu besuchen, wenn er mich nicht dazu in einer Weise aufgefordert hätte, die etwas mehr als eine bloße Förmlichkeit zu seyn schien. So kam ich denn auch öfter zu ihm, und er unterhielt sich mit mir fortan ganz mit der Freiheit und Offenheit, wie mit einem alten Bekannten. Wir sahen zusammen aus dem Fenster nach dem Garten hinaus, in dessen Mitte sich eine Springquelle befand; ein Paar Esel trieben beständig in einem Kreise herum, um die Maschine in Bewegung zu setzen, durch welche das Wasser gehoben wurde, das den Garten bewässerte. „Tausend Mal", sagte Byron, „stellte ich mir die Frage, ob es nicht möglich wäre, daß die bekannte Behauptung des Pythagoras richtig sey; in einem solchen Falle würde ein Mensch sehr schlimm fahren, wenn er einst in den Leib eines jener Esel dort versetzt würde. Was ist aber unser Leben etwa anders als ein Kreislauf von monotoner Beschäftigung und langwieriger Erholung? Und was ist das Resultat alles menschlichen Wissens und aller menschlichen Forschungen anders, als damit zu enden, womit wir angefangen haben? Wahrlich, der Esel hat den Vortheil vor dem Menschen voraus, daß er nicht denkt. Wir mögen wohl sagen, daß der Mensch durch seinen Verstand den Vorzug vor dem Thiere habe, allein die einzige Wirkung, die dieser auf uns hervorbringt, besteht doch nur darin, uns elend zu machen."

„Die Civilisation", fuhr Byron fort, „scheint gar nichts für das menschliche Glück gethan zu haben: kein Zeitalter war so civilisirt, wie das gegenwärtige, aber niemals fühlte sich der Mensch unglücklicher, als gerade jetzt. Neun Zehntel der Leute, die Ihnen begegnen, werden Ihnen eingestehen, daß sie ihres Lebens überdrüssig sind; wer hätte aber je einen Wilden klagen hören, daß er unglücklich sey? Selbst im Alterthume scheint der Glaube allgemein gewesen zu seyn, daß derjenige der Glücklichste oder der am wenigsten Elende sey, der am wenigsten mit dem Leben zu schaffen habe. Ein Philosoph ward derjenige genannt, der dem Schmerze eben so wenig als dem Vergnügen zugänglich war: konsequenter Weise müßte dann ein Stück Holz das philosophischste Wesen von der Welt seyn."

Byron sagte noch viel zum Lobe der einfachen Sitten, so wie des Zustandes der Wilden, und er behauptete, daß das Loos der Menschen in Folge der sogenannten Verfeinerungen des Lebens oder der modernen Bildung sich nur verschlimmert hätte, da dieselbe neue Bedürfnisse, neue Ungemächlichkeiten und neue Leiden erzeugt hätte. Ich widersprach ihm in dem einen Punkte, indem ich ihm eine Thatsache entgegen hielt, die ich kürzlich bei einem Französischen Schriftsteller erwähnt fand; man hat nämlich durch wirklich angestellte Versuche ermittelt, daß im Durchschnitt die Stärke und die Kraft eines Wilden geringer sey, als die eines civilisirten Menschen. Was aber die verhältnißmäßige Glückseligkeit Beider anbeträfe, meinte ich, so wären wir darüber nicht eben so im Reinen. Ich erzählte ihm das Beispiel von einem Amerikanischen Indianer, der als Kind aus den Wäldern unter die Weißen gebracht, in einem College erzogen und zu einem völligen Gentleman ausgebildet worden war; in dem Augenblicke aber, als er sich erst frei und selbst überlassen fühlte, entlief er sogleich in die Wälder zurück und ward wieder zum Wilden. Ein anderes Beispiel erwähnte ich ihm von einem Wilden, der in seiner Jugend aus den Wäldern nach der Stadt gebracht worden war und sich allmälig zum Schauspieler auf-

Digitized by Google

gebildet hatte; aber eines Abends, als er noch auf der Bühne erfuhr, daß Einige von seinem Stamme nach dem Ort gekommen wären, um ihn zu besuchen, warf er sogleich seine Maske und Gewänder ab, entsprang mit Jenen in den Wald und kehrte nie wieder zurück. Byron hörte diese und ähnliche Indianische Erzählungen mit sichtbarem Interesse an; er behauptete, daß sie einen großen Schatz von Poesie für diejenigen enthielten, die mit dem Schauplatze näher bekannt wären.

„Sie sind noch sehr jung“, sagte er einmal zu mir, „und Sie haben Ihre Menschenkenntniß meist nur aus Büchern geschöpft. Ein großer Theil unseres nützlichen Wissens muß uns aber von außen her eingebläut werden; es ist das vorzüglichste Gut, das wir aus dem Umgange und dem Verkehr mit den Menschen erlangen. Es ist ein gemeiner Fehler der jungen Leute, daß sie sich auf die Ansichten Anderer zu blindlings verlassen. — Aber bauen Sie nur immer auf Ihr eigenes Urtheil, wo Sie ein solches selbst zu besitzen glauben, und es sollte wohl kein Mensch in irgend einem Punkte desselben entbehren. Man sollte niemals einen Anderen um Rath fragen. Freilich muß man aber das nur richtig verstehen. Es ist wohl gut, sich hier und da belehren zu lassen, zumal wenn ein Anderer etwas besser zu verstehen scheint, als wir; aber um Rath fragen heißt so viel, als sich kein eigenes Urtheil zutrauen; wo man aber nicht selbst ein Ding beurtheilen kann, da ist es gewiß besser, dasselbe schon gar nicht zu unternehmen. Die meisten Leute“, fügte er lächelnd hinzu, „denken, ich sey wenig zum Mentor geeignet; aber der Seemann, der selbst Schiffbruch gelitten, ist gerade immer am besten dazu qualifizirt, die Riffe und Klippen für Andere zu bezeichnen. Vielleicht haben Sie Ihre Heimath in dem Glauben verlassen, daß das Leben ein bloßes anmuthiges Spiel, ein leichtes Hin- und hertreiben auf dem ruhigen Strome sey; aber Sie werden zeitig genug erfahren, daß es eine rauhe stürmische Welt giebt, und daß der, der keine Stöße um sich her vertheilt, selber welche empfangen muß.“

Ich hatte vor meinem Zusammentreffen mit Byron nicht geglaubt, daß derselbe so viel gelesen. Er versetzte mich daher oftmals in Erstaunen, wenn er auf Werke zu sprechen kam, die er nothwendig aufmerksam studirt und sich in's Gedächtniß eingeprägt haben mußte. Seine Kritiken über Autoren, sowohl über die alten als die neuen, waren im Allgemeinen scharfsinnig und kräftig, wiewohl ich gestehen muß, daß er zuweilen mit gewissen Urtheilen herausplatzte, die ihm nur seine wunderliche und überspannte Stimmung eingegeben haben mochte. „Tacitus“, sagte er, „wird deshalb von Jedem gelobt, weil er selber Niemand lobt.“ — Eine Bemerkung, die gewissermaßen unserem Byron selbst zur Empfehlung hätte dienen können, da er bekanntlich die beiden Eigenschaften der Antithese und der Misanthropie so eng mit einander verband.

Byron führte eine sehr unregelmäßige Lebensweise; er aß bald nichts als Fische, zuweilen beschränkte er sich auf Vegetabilien, und zuweilen wiederum überlud er sich mit allem Luxus und überließ sich der größten Ueppigkeit. Er versicherte mir, daß er mit seiner Diät gar nicht recht zu Stande kommen könnte; er hätte bereits alle Systeme hinter einander versucht, aber keines habe ihm den erwünschten Grad von Gesundheit und Frohsinn verschaffen können. „Shelley“, sagte er, „ißt kein Fleisch, und er behauptet, daß die Hälfte der Krankheiten der Menschen nur vom Fleischessen herrühre; ich könnte jedoch nicht eben sagen, daß ich mich je nach einem Beefsteak mehr als gewöhnlich angegriffen fühlte. Ich wollte einmal gern wissen, wie einem Manne zu Muthe sey, der sich zu Tode hungerte, und ich machte demnächst das Experiment, daß ich vier Tage hinter einander fastete; es summte mir zuletzt in den Ohren, und ich fühlte ein Brennen in der Kehle; diese beiden Gefühle und eine Mattigkeit waren aber Alles, was ich dabei erfuhr. Ich ernährte mich eine gewisse Zeit, aus Furcht, zu fett zu werden, bloß von Kartoffeln; aber ich fand, daß mein Embonpoint weder von der Qualität, noch von der Quantität der Speisen abhing, die ich zu mir nahm. Ich bin ein Liebhaber von einem guten Tische, und manche meiner glücklichsten Gedanken fielen mir ein, zur Zeit, wo ich — nicht die Feder, sondern Messer und Gabel in der Hand hielt.“

„Sie sind noch nicht verheirathet“, sagte er ein ander Mal zu mir, „nicht wahr?“ Als ich ihm erwiederte, daß seine Vermuthung richtig sey, fuhr er fort: „Aber, ich darf es Ihnen vorhersagen, Sie werden heirathen, und Sie werden auch recht daran thun. Jedermann sollte wo möglich heirathen, obgleich ich überzeugt bin, „„daß der größere Theil der Ehen unglücklich ist.““ Diese letztere Ansicht rührt nicht etwa nur von mir selbst her, ich habe sie vielmehr aus dem Munde einer höchst vortrefflichen, angenehmen und gefühlvollen Frau, die den Mann ihrer Wahl geheirathet und der gar kein scheinbares oder außerordentliches Unglück, wie Verlust an Reichthum, an Gesundheit oder Kindern u. s. w., widerfahren ist. Die Dame sprach mit mir ganz offenherzig, und ich hatte nie einen Grund, ihre Aufrichtigkeit zu bezweifeln. Trotz dem Allen bin ich doch wiederum überzeugt, daß ein Mann ohne Frau nicht wahrhaft glücklich seyn kann. Eine so natürliche Tendenz, wie die der Verbindung beider Geschlechter, müßte nothwendig die größte und schönste Harmonie zum Resultate haben: und doch sehen wir in der That oft das Gegentheil davon. Dies ist ein höchst sonderbares und unerklärliches Verhältniß, das mit einem Grund-Uebel der menschlichen Gesellschaft zusammenhängt. „Die Zeit ist außer den Fugen.“ Auffallend ist es auch, wie wenig selbst diejenigen, von denen man glaubt, daß sie aus Neigung heirathen, doch nach eigener, wahrhaft freier Wahl zu Werke gehen. Dr. Johnsen meinte einmal, daß, wenn auch alle Ehen im Lande etwa nach Anordnung des Lord-Kanzlers geschlossen werden möchten, doch darum eben so viel häusliches Glück als bei dem jetzigen System verbreitet seyn würde. Ich stimme ihm darin bei. Die gegenseitigen Täuschungen der beiden Geschlechter bringen eben so viele schlecht zusammenpassende Paare unter Hymens Herrschaft, als es das willkürlichste Verfahren eines vom Staate eingesetzten Ehestifters thun würde. Mancher Mann heirathet nach Zufall, der nach Wahl zu heirathen glaubt, und die Männer haben in dieser Beziehung nicht so viele Vortheile vor den Frauen, als man in der Regel anzunehmen pflegt.“ (N. M. M.)

Bibliographie.

The chronicles of Waltham. — Roman vom Verf. des Subalternen. 3 Bde. 31½ Sh.

Lectures on moral philosophy. (Vorlesungen über Moral-Philosophie.) Von Dr. R. D. Hampden.

Visit etc. (Reise nach Alexandrien, Damaskus und Jerusalem.) Von Dr. E. Hoggs. 2 Bde. 21 Sh.

Mahmoud. — Roman in 3 Bdn. 31½ Sh.

Anatomy of the nerves. (Die Kopf- und Hals-Nerven.) Von Cock. 7 Sh.

On the medical institutions of France, Italy and Germany. (Ueber die medizinischen Institute in Frankreich, Italien und Deutschland.) Von E. Lee. 8 Sh.

Outlines of human pathology. (Pathologische Skizzen.) Von Mayo. Erste Abth. 8 Sh.

Mannigfaltiges.

— **Der blinde Reisende Holman.** Von der in diesen Blättern bereits mehrfach besprochenen Reisebeschreibung des blinden Lieutenants Holman ist kürzlich in London der vierte und letzte Band erschienen. Es umfaßt derselbe seine Bemerkungen über China und die Chinesen, die sein geistiges Auge in vielen Beziehungen richtiger aufgefaßt hat, als der physische Blick mancher anderen Reisenden, die uns nur immer dieselben Geschichten von dem pagodenartigen Stabilismus der Chinesen zu erzählen wissen: Herr Holman ist vielmehr der Meinung, daß auch für das Land der Turandot der Zeitpunkt gekommen sey, an welchem seine Räthsel uns eben so gelöst werden würden, als es selber in das Verständniß unserer Welt einzugehen anfängt und bemüht ist.

— **Der Hochländer als Soldat.** Ein Militair-Arzt, der beim Regiment nicht eben sehr beliebt war, bemerkte eines Tages, als er aus dem Hospital kam, daß ein Hochländer auf der Wache ihm die Honneurs zu machen unterließ. Der Doktor stand still und warf einen starren Blick auf die Schildwache, um sie sowohl an ihre Nachlässigkeit zu erinnern, als um ihr Gelegenheit zu geben, das Versehen wieder gut zu machen. „Was sehen Sie mich denn so an?“ fragte Sandy, indem er den Kopf in die Höhe warf, und die Oberlippe und die Nase sarkastisch rümpfte. „Du kennst mich vielleicht nicht“, erwiederte der beleidigte Jünger des Aeskulap, „oder Du kennst Deine Pflicht nicht?“ „„Sie nicht kennen!““ sagte Sandy mit einem Blicke von unaussprechlicher Verachtung, „„ich kenne Sie gar wohl; aber ich kenne auch meine Pflicht, und diese ist, unserer Dienst-Uniform die Honneurs zu machen; wenn aber Leute ohne den Dienstrock hierher kommen, so haben sie auch nicht nöthig, sich nach dem Komplimente umzusehen, das ich ihnen mache oder nicht mache.““ (Dr. Hogg's Visit etc.)

— **St. Jean d'Acre.** Acre, von geringerem Umfange, als wir uns vorgestellt, und einen Landstrich einnehmend, von dem ein Drittheil durch die See bespült wird, ist jetzt eine traurige unbewohnte Wüste — ein düsteres Bild der Verheerung. Nachdem es fünf Monate und einundzwanzig Tage eng eingeschlossen war, während welcher Zeit mehr als fünfunddreißigtausend Bomben in die Stadt geflogen waren, ist hier kein Haus anzutreffen, das von der Kriegswuth verschont geblieben wäre. Ganze Straßen sind mit halb abgetragenen Häusern bedeckt, während andere bis zum ersten Stockwerke mit Trümmern von Dächern und Erdgeschossen angefüllt sind. Alle Thüren und Fenster sind niedergerissen und als Brennholz verbraucht; zertrümmerte Bogen und wankende Mauern scheinen noch jetzt überall den Einsturz zu drohen, und enge Gänge durch Haufen von Schutt bieten den einzigen Zugang zu den verschiedenen Abtheilungen der Stadt. In einen der Haupt-Basare kann man sich nur mit der größten Gefahr hinein wagen, und ein anderer von ziemlich geräumigem Umfang ist nur durch eine gewölbte Decke vor dem gänzlichen Einsturze bewahrt worden. Glücklicherweise ist in der Nähe der von Jezzar aufgeführten prachtvollen Moschee ein schöner Springbrunnen innerhalb einer Art von Chinesischem Pavillon, gedeckt durch eine herrliche bronzene Gallerie, der allgemeinen Verheerung entgangen. Eine fliegende Treppe führt hier in einen Hof, der von einem halb zerstörten Säulengange eingeschlossen ist, welcher auf kleinen Säulen von gefärbtem Marmor ruht. Das bunte Pflaster wird durch Gruppen von Palmbäumen und Plantanen beschattet, und zwei reich verzierte Springbrunnen lagen unter den Bruchstücken von herrlichen Domen begraben. Das Innere, mit Abtheilungen von gefärbtem Marmor reichlich ausgeschmückt, war mit einer geräumigen und hohen Kuppel versehen, die von allen Seiten zertrümmert und durchlöchert war. Das Gebäude war bunt bemalt, mit Arabischen Inschriften ausgeschmückt und nur noch durch die Bruchstücke einer prachtvollen Kolonnade aufrecht erhalten. Auf einer Seite stand in der Nähe einer Gallerie eine hohe Kanzel von Marmor, und das reiche Estrich von Mosaik, schrecklich verheert und mit Bücher-Umschlägen bedeckt, war mit Trümmern von Porphyr- und Granitmassen bedeckt, unter denen ein ungeheurer bronzener Halbmond sich befand, der von dem Gipfel des Doms herabgefallen war. Kugeln und Bomben hatten hier eine fürchterliche Verwüstung angerichtet; die heiligen Bücher lagen als eine Trophäe aufgethürmt umher, und der Hof draußen war in ein Feldlager umgewandelt. (Dr. Hogg's Visit to Damascus etc.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Freitag den 27. November 1835.

Norwegen.

Delaboulaye's Reise nach Norwegen.*)

Wir reisten am 12. August von Christiania ab, um das Innere von Norwegen zu besuchen, und unser Hauptzweck ging dahin, den hohen Berg Gusta, so wie den großen Wasserfall von Riukan-Fossen, in Augenschein zu nehmen. Meine Reisegefährten waren ein junger Deutscher Maler und ein Dänischer Offizier, welcher Letztere uns zugleich als Dolmetscher dienen mußte, indem die Norwegische Sprache mit der Dänischen gleichlautend ist. Jeder von uns hatte einen eigenen Wagen, der aus einem Hebebaume mit einem darauf befestigten hohen runden Sitze bestand, der unseren Comtoirstühlen mit Armen sehr ähnlich ist. Dieser kleine Wagen, so sonderbar in seiner Bauart, ist der bequemste und sanfteste, den man sich denken kann, indem die Länge der Hebebäume jenem zugleich die Elastizität giebt, jeden Stoß an den holperigen Steinen weniger empfindlich zu machen, und seine leichte Bauart ihn am besten dazu eignet, die so sehr steilen Abhänge der Berge mit Sicherheit zu passiren.

Man sendet in der Regel immer einen Vorbuden (Courier) einige Stunden voraus, um die Pferde zu bestellen. Jeder Postmeister hat eine Liste aller Einwohner seines Kreises, und jeder Bauer ist der Reihe nach verpflichtet, seine Pferde zu dem von der Landes-Regierung festgesetzten sehr billigen Preise dem Reisenden herzugeben. Da nun diese Pferde oft in großer Entfernung auf den Bergen grasen, so würden die Reisenden mehrere Stunden warten müssen, wenn sie nicht einen Vorbuden vorausschickten. Alle Norwegische Pferde, selbst die zum Feldbau bestimmten, sind dazu eingerichtet, der Post als Vorspann zu dienen; sobald man daher nach dem Umspannplatze kommt, erblickt man sie schon von weitem völlig angeschirrt im Freien haltend. Ihr Herr, der sie fast immer selbst begleitet, spannt sie in einer halben Minute vor, ergreift den Zaum und sitzt mit einem Sprung auf seinem Platze; Ihr fahrt wie der Wind davon, und im schnellsten Laufe geht es über dick und dünn, die Berge hinauf und herab, Berge, deren Abhänge ungefähr so steil sind, wie die unserer Rutschberge.

In kurzer Zeit fuhren wir dem Meerbusen von Christiania vorüber. Das Land und die Umgebungen dieser Stadt sind in der That bezaubernd schön. Das Meer tritt in anmuthigen Windungen in das Land herein, und bei der hier ganz unmerklichen Ebbe und Fluth sieht dasselbe einem von Bäumen und Lusthäusern umgebenen See nicht unähnlich; Eschen und Linden erheben sich zur Seite der wilden Tannen, die mit ihren schwärzlichen Blättern den Berg bedecken. Das sehr überraschende Alpenland, die Seen, die Steine, die Ströme, so wie überhaupt die Rauheit der nordischen Natur, Alles ist hier mit den sanften Farben der Civilisation vermischt, und die ausgedehnten und mit dem kräftigsten Vieh bedeckten Wiesenplätze sind mit den elegantesten Häusern und mit dem von Schiffen besäeten Meere wie ein Panorama anzuschauen.

Wir überschifften das Bassin von Christiania und gelangten bald zu dem Paradies-Berge, welcher unter diesem Namen, seiner schönen Aussichten wegen, in ganz Norwegen bekannt ist. Zu seinen Füßen liegt das Thal von Lier, und es giebt keinen lachenderen Anblick, als den Bergrücken, der dasselbe umgiebt. Dieser wird von Tausenden von kleinen Hügelchen gebildet, die sich zu einem hohen Berge aufthürmen und von denen immer eins über das andere hervorragt und den Blöcken der Eisberge nicht unähnlich erscheint.

In Norwegen giebt es eigentlich gar keine Dörfer; wir befanden uns jetzt in einem Weiler von einer Meile im Umfange, dessen Häuser alle auf hundert Schritte von einander entfernt lagen, welche, in Eschengewinden versteckt, sich nach der Reihe im Meerbusen von Drammen abspiegelten. Wenn der düstere Schleier, welcher über das schöne Gemälde ausgebreitet ist, nur einen Augenblick von der Italiänischen Sonne zerrissen werden könnte, so wäre nichts Herrlicheres in dem Thale von Sarnen, und nichts Lachenderes an den Ufern des Züricher Sees zu erblicken. Indessen auch so, wie diese Landschaft und das Paradies-Thal jetzt aussehen, sind sie noch immer allen Thälern von England und Schottland vorzuziehen. — Wir stiegen bald in der Bucht von Drammen an's Land, welche an Schönheit mit der von Christiania wetteifert, indem sie, gleich ihr, mit schönen Landhäusern eingefaßt ist, in denen wir auf eine eben so angenehme als überraschende Weise die Norwegische Gastfreundschaft kennen lernten. Wir begegneten nämlich einem jungen Manne, welcher eine Dame am Arm führte; unser Offizier aus Kopenhagen hatte früher einmal die Bekanntschaft dieses jungen Mannes gemacht, und mehr bedurfte es auch nicht, um uns alle Drei bei ihm einzuführen und förmlich unseren Aufenthalt bei ihm zu nehmen; ja, seine Einladung war so dringend, daß sie eine Verweigerung ganz unmöglich machte.

Auf ein Zeichen, das er gab, wurden unsere Wagen ausgespannt, und man nahm uns völlig in Besitz. Wir traten in ein artiges Haus, dessen breite, mit Blumentöpfen besetzte Stufen sich beinahe in dem Wasser des Golfes badeten. Da die Häuser in Norwegen aus Fichtenbrettern erbaut sind, so trägt die Entbehrung von Kalk und Lehm dazu bei, daß das Innere der Zimmer in größter Reinlichkeit erhalten werden kann. Die erste Etage dieses Hauses war, um mehrerer Festigkeit willen, aus viereckigen Stämmen gezimmert, welche in den Winkeln durch große Klammern vereinigt und sorgfältig mit dürrem Moos ausgestopft waren. Diese Bauart hält fast ewig und kostet wegen der Nähe der großen Wälder, welche die Wohnungen hier so sehr zusammendrängen, äußerst wenig. Die Möbel, obgleich sehr einfach, haben doch den doppelten und dreifachen Werth des Hauses, weil sie gewöhnlich aus London oder Kopenhagen verschrieben werden. Die Familie des Herrn H. kann als eines der besten Muster der wohlhabenden Klassen Norwegens gelten. Sie bewohnt 4 bis 5 Monate ein schönes Land unter einem schönen Himmel bei kurzen Nächten und langen Tagen, genießt das Leben mit Freuden, gleich einem unsichern und vergänglichen Gute, und liebt die Natur, gleich einem Freunde, der uns mit jedem Tage entschlüpfen kann.

Ist der Sommer zu Ende, so tritt der Norweger wieder in sein häusliches Leben, welches viel inniger ist als bei uns, in den viel engern Kreis seiner Familie zurück. Ist einmal Schnee gefallen, dann beginnt wieder eine vergnügte Jahreszeit für ihn; die Mittagbrodte, die ungezwungenen Bälle, die musikalischen Abendunterhaltungen und die Schlitten-Partieen wechseln ohne Unterbrechung mit einander ab.

Wir trennten uns mit größerem Bedauern von der Familie H., als man gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten empfindet. Drammen, wohin wir nach einer Viertelstunde gelangten, ist eine bedeutende und durch den Handel sehr bereicherte Stadt. Ihr Hafen ist vielleicht noch häufiger besucht, als der von Christiania. Ein großer Fluß mündet dort, der die Produkte aus dem Innern des Landes bringt. Der Fluß theilt die Stadt in zwei Theile, von denen der eine von Handelsleuten und der andere von Landbesitzern bewohnt wird; aber der Unterschied der Wohnungen hat nicht den geringsten Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Häuser daselbst sind reinlich und lachend, die Straßen aber abscheulich gepflastert. Beim Eintritt der Nacht, das heißt um 10 Uhr Abends, langten wir in Hogsund an. Es ist eine kleine Stadt, in der Nachbarschaft eines Wasserfalles, welchen wir am anderen Tage besuchten. Diese Kaskade hat nur eine Höhe von 40 Fuß und verdient nur wegen der Menge Wassers, welches sie ergießt, einige Aufmerksamkeit, so wie auch der vielen Lachse wegen, die hier gefangen werden. Auf den Felsen, welche die beiden Seiten der Kaskade beherrschen, sind starke Gerüste erbaut, und große Netze hängen sogar bis in die Mitte des Wasserfalles hinab. Der Lachs kann im Winter nicht im süßen, und im Sommer nicht im salzigen Wasser leben; während dieser Jahreszeit nun treibt sein Instinkt ihn, sich aufwärts zu schwingen; er erhebt sich mit aller Kraft und fällt so in das Netz. Ist der Tag heiß und die Witterung heiter, so wagen sie ihren Anlauf häufiger.

Obgleich es noch früh am Tage war, sahen wir doch schon 30 Lachse in dem Fischernetze, welche eine Länge von zwei bis vier Fuß und ein Gewicht von 10 bis 25 Pfund hatten. Diese ansehnliche Fischerei gewährt eine der stärksten Landes-Revenuen. Denn jener Fisch wird geräuchert und gesalzen nach dem ganzen Norden verschickt. In den durch einen schwierigen Wassersturz gehemmten Strömen ist die Quantität der Lachse ungeheuer. Hier im Drammen so wie im Rheinfluß beißen sie nie an einen Angelhaken an; eine Eigenheit, die bis jetzt noch ohne Erklärung geblieben ist.

Die Flüsse Norwegens haben einen ganz verschiedenen Charakter von denen des übrigen Europa. Es befinden sich darunter Flüsse von großer Ausdehnung, Bäche von seltener Klarheit und Ströme von reißender Schnelligkeit. Die Menge grünen Gewässers, welche sie herabstürzen, und womit sie unermeßliche Abgründe aushöhlen, machen für den Reisenden einen bewunderungswürdigen Gegenstand aus. Um allen den

*) Bei der Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der man während der Dauer der schönen Jahreszeit jetzt von Deutschland nach Norwegen gelangen kann — man reist nämlich am Sonnabend Mittag mit dem Dampfboote „Dronning Maria" von Stettin ab, ist am nächsten Mittag in Kopenhagen, schifft sich dort auf dem Dampfboote „Prinz Karl" nach Gothenburg ein, wo man am zweiten Tage eintrifft, und kommt dann endlich am dritten Tage mit dem Dampfboot „Constitution" in Christiania an — dürfte eine neue Schilderung dieses interessanten Landes, und zwar diesmal von einem Französischen Reisenden, nicht ohne praktischen Nutzen seyn.

Abgründen, die man in Norwegen erblickt, allen Wasservorrath zu verschaffen, bedurfte es wahrlich der Tausende von Seen, des unermeßlichen Schnees seiner Winter und der Sonne seiner blassen Sommer; und wir können hierzu auch noch das dicke Moos der Wälder rechnen, welches das Wasser wie ein Schwamm einsaugt und es zu allen Jahreszeiten wieder fahren läßt.

Wir überschifften in einem platten Fahrzeuge den Fluß und setzten unsere Reise auf einer schmalen, aber gut unterhaltenen Landstraße fort. Das Land, mit Seen und Bergen bedeckt, bietet einen mannigfachen Anblick dar. Nahe bei Kongsberg trifft man einen eben so bedeutenden Fluß als den Drammen. Die Brücke, welche darüber führt, wird an den Pfeilern von großen gebauenen Blöcken unterstützt, welche dazu bestimmt sind, die Kraft des Eises und der Fichtenstämme zu brechen, die der Fluß zu Tausenden mit sich führt. Kongsberg ist nur ein großes Dorf, obgleich es den Namen einer Stadt führt; die Silberbergwerke, die Quelle seines Wohlstandes, sind eine halbe Meile davon entfernt, und der Eingang zu einem Hauptschachte befindet sich auf dem Gipfel eines Berges. Man fing damit an, denselben senkrecht auszuarbeiten, und als man 800 Fuß tief gekommen war, zog man eine horizontale Gallerie; hier tritt man aufrecht ein. Nach einem Weg von ungefähr 300 Metres hat man den ursprünglichen Schacht von einer Höhe von 800 Fuß über sich, und unter sich einen eben so tiefen Schacht, in welchen man vermittelst 30 Leitern hinuntersteigt, deren jede 30 Fuß hoch ist. Das Hinabsteigen ist sehr mühsam und schwierig, und der größte Theil der Neugierigen macht gewöhnlich nur die Hälfte dieser Reise. Die Körbe werden vermittelst Winden heraufgezogen und hinabgelassen; und diese Mine versorgt das ganze Land, welches sich keines Papiergeldes bedient, mit Silber. Man hat darin schon Stücke Silber 40 Pfund schwer gefunden, und sie hat bereits bis 2000 Arbeiter beschäftigt; gegenwärtig aber zählt man deren nur noch fünfhundert. Als wir sie besuchten, war die Ader sehr ergiebig; man hatte in der vorhergegangenen Woche 400 Mark Silber daraus gewonnen. Das Metall wird in Kongsberg gereinigt und zugleich geprägt, was eine große Ersparniß an Transportkosten verursacht; und die 100,000 Spezies, welche Norwegen alljährlich für die Civilliste des Königs nach Schweden schikken muß, gehen direkt von Kongsberg nach Stockholm.

Ueber Kongsberg hinaus mußten wir der Landstraße so wie dem Wagen entsagen. Wir mietheten vier Pferde, drei zum Reiten und das vierte zum Fortbringen unserer Bagage. Unser Mundvorrath bestand aus Branntwein, kaltem Fleische und Roggenbrod mit Kümmel bestreut, um es länger aufbewahren zu können. Alles, was wir auf der Reise erwarten konnten, war salzige Butter und Gerstenbrodkuchen; selbst Milch mußten wir entbehren, indem das Vieh auf entfernten Bergen graste.

Nachdem wir einige Zeit im Thale von Kongsberg fortgeritten waren, wendeten wir uns nach Westen, und vertieften uns in den unermeßlichen Wäldern dieses Landes. Ein schauriges düsteres Gefühl bemächtigt sich des Reisenden bei dem Eintritt in diese ungeheure Wildniß, ein Gefühl, demjenigen ganz ähnlich, welches man auf dem großen Todtenfelde bei Skutari empfindet; aber hier ist dasselbe nur noch stärker und dauernder. Ein dunkler Schleier liegt über alle Gegenstände ausgebreitet; ein undurchdringlicher Dom entzieht Euch den Himmel; nirgend eine Spur von Menschentritten; die kaum zu unterscheidenden Fußsteige scheinen nur von wilden Thieren betreten zu werden, und die mit Geflechten von Moos und Heidekraut bedeckte Erde hält jedes Geräusch zurück, so daß die tiefe Stille und Einsamkeit das Herz des Wanderers tief ergreifen. So würde ohne Zweifel der Anblick der Amerikanischen Urwälder seyn, wenn die Tausende von Stimmen schwiegen, von denen sie belebt werden, und wenn sich ihre Sonne von ihnen zurückzöge. Riesenhohe Bäume erheben sich von allen Seiten; nicht etwa mit dem mannigfachen Luxus der tropischen Natur, sondern mit der rauhen Einförmigkeit des Skandinavischen Nordens. Die Tanne mit ihren borstig hängenden schwarzen Zweigen; die wilde Fichte, die ihren glatten und röthlichen Wipfel, von ihren weiten grünen Armen umfaßt, zum Himmel emporstreckt, und die Birke, deren anmuthiges Haupt von einer marmorweißen Säule unterstützt wird: diese drei Baumarten beherrschen allgemein die Wälder Norwegens. Zu ihren Füßen zeigt sich ein anderer Wald von niederen kriechenden Pflanzen, die mit Beeren aller Farben bedeckt sind, ein Wald, aus welchem das Waldhuhn mit Blitzesschnelle entweicht und wie ein Pfeil sich in dem Schatten der Tannen verliert, der Trippelhahn sich langsam Eurer Nähe entzieht, das Haselhuhn seine Küchlein mit eintöniger Stimme herbeiruft, ein weißer Hase bisweilen mit einem Satze den Fußsteig überspringt und das braune Eichhörnchen den Ton des Birkenzapfens, welchen es mit seinen Zähnen zermalmt, vernehmen läßt, worauf bald wieder Alles in tiefe Schweigsamkeit verfällt. Indessen verlängert sich der Weg, die Einsamkeit entwickelt sich immer mehr vor Euren Augen, die Größe des Anblicks ermüdet Euch, die Fülle des Waldes erdrückt und erstickt Euch, und Ihr verlangt nach Luft und Sonne und wollt um Euch blicken. Siehe da, hier ist ein kleiner Fluß, er fließt schwarz und still, ohne den Himmel zu betrachten. Es ist ein Aermchen des großen Stromes, dessen Stimme Euch der Wind jetzt zuzuführen beginnt.

Gegen Abend zerriß der Schleier des Waldes auf einen Augenblick wir befanden uns am Ufer eines großen Sees und im Angesicht der Skandinavischen Alpen, welche sich 10 bis 12 Meilen vor uns erhoben. Hohe, nackte, gelbliche Berge bildeten eine zackige Krone auf den unteren Flächen, aus denen sich der Gusta Field kühn emporhob, dessen hoher Gipfel von Schnee bedeckt war und dessen graues Haupt die ganze Gegend beherrschte. Um sieben Uhr Abends kamen wir in Tinden an, welches an dem äußersten Ende des großen Sees Tind gelegen ist. Hier verändert die Landschaft ganz die Ansicht, und wir nahmen einen anderen Weg. Wir ließen ein kleines Boot mit vier Ruderern kommen. Das Schiffs-Hintertheil war mit Birkenbaumblättern bedeckt, und wir gleiteten schnell über die grünen Wasser des Sees hin, weich gebettet auf diesem wohlriechenden Grün. Die Barke landete zu Sanden, einem kleinen Weiler, am linken Ufer inmitten abschüssiger Weideplätze, welche mit Himbeeren und Ebereschen durchwirkt sind. Je höher wir stiegen, je mehr vergrößerten sich die Berge vor unseren Augen; ihre Spitzen sind alles Wachsthums beraubt, während die Abhänge immer mit einem grünen Mantel bedeckt sind. Der Wasserfall, der uns im Angesichte war, nahm immer mehr und mehr den Charakter von Größe und Majestät an. Wir ließen die Kaskade von Barbeck links liegen, welche dem Staubbach ganz ähnlich sieht, und hatten zur Rechten zwei große Thäler, die in der Entfernung wie grundlose Klüfte aussahen und deren südliche Seite mit Wiesenwachs bedeckt war. Wir fuhren schnell Gusta-Thal vorüber, und von den kräftigen Armen unserer jungen Ruderer getrieben, erreichten wir das äußerste Ende des Sees, aus welchem drei parallele Ströme entspringen, die drei tiefe Thäler bespülen. Unser Endzweck ging dahin, dem Pastor von Tinden einen Besuch zu machen, dem wir einen Brief abzugeben hatten. Das Leben dieser Land-Pastoren bietet ein treues Bild der patriarchalischen Sitten dar. Sie wohnen bisweilen einer von dem anderen zehn Meilen weit entfernt, und vierzig Meilen von der nächsten Stadt. Während sechs Monaten leben sie wie im Gefängniß in ihren Bergen. Der Schnee, welcher in der Ebene die Entfernung verkürzt, ist für sie nur ein Hinderniß mehr. Wenn er im Herbste fällt und im Frühling schmilzt, können sie nur mit der größten Gefahr in ihren Filial-Kirchen predigen, welche mehrere Meilen von ihnen entfernt sind. Dreißig bis vierzig Pferde und eben so viele Menschen, die sich ihrem Gefolge anschließen, sind alsdann beschäftigt, die Wege zu räumen. Die Seen sind noch ihre besten Straßen; denn wenn sie aufgethaut sind, können sie darauf sehr leicht zu ihrem Bestimmungsorte gelangen. Bisweilen machen sie im Sommer eine Reise nach der nächsten Stadt, und es ist ihre größte Vergnügungs-Partie, wenn sie ihre Frauen und Töchter dahin mitnehmen können. Hier versorgen sie sich mit allem Mundvorrath, dessen sie für das ganze Jahr benöthigt sind; sie kaufen Salz, Zucker, Thee, Kaffee, geräucherten Lachs, Branntwein u. s. w.; sie verschaffen sich Bücher und die Journale des vorigen Jahres; sie sehen ihre alten Freunde und Kollegen wieder; und dann kehren sie mit ihren Vorräthen für Geist und Körper wieder in ihr Gebirge zurück, um sich daselbst vielleicht auf mehrere Jahre zu begraben.

Die Pastoren leben hier indessen beinahe alle im Wohlstand; denn sie erheben den Zehnten von allen Landes-Produkten und brauchen nicht erst ihre Zuflucht zu den Gerichten zu nehmen, um ihn zu erhalten. Ihr Einkommen beträgt jährlich zwischen tausend bis zwölfhundert Spezies-Thaler, eine Summe, welche in einem so armen Lande mehr als bedeutend zu nennen ist. (Fortsetzung folgt.)

F r a n k r e i c h.

Dupin's*) Ansichten von der Gesetzgebung über den Zweikampf.

Als Nachtrag zu dem Artikel in den beiden letzten Nummern des Magazins.

Die Frage über das Duell beschäftigte stets jeden Denkenden in nicht geringem Grade; selbst die Gesetzgebung kümmerte sich darum, und wenn die Gesetze bisher noch immer nicht im Stande gewesen sind, es zu unterdrücken, so liegt dies wohl darin, daß man die Unterdrückung durch eine Strafe zu erreichen gedachte, die von den Duellanten am wenigsten gefürchtet wird, durch die Todesstrafe. Der Duellant opfert ja eben sein Leben auf; er glaubt eine Ehre darin zu finden, und das Vorurtheil redet ihm ein, daß er diese verlieren würde, wenn er sein Leben nicht daran wagte. Er setzt sich der Gefahr aus, getödtet zu werden oder einen Anderen zu tödten. Wenn man ihm also vorher sagt: „„Schlägst du dich, wagst du dein Leben oder das deines Nächsten, so verdienst du den Tod““, dann droht man ihm ja mit etwas, wovor er sich nicht fürchtet. Hätte dagegen das Gesetz sittliche Unterdrückungs-Maßregeln aufgesucht, durch die nicht das Leben, aber die Ehre und die Achtung gefährdet würden, so würde man einen besseren Erfolg verspürt haben. Das Gesetz hätte den Duellanten geradezu mit Verlust des guten Namens und der bürgerlichen und politischen Rechte drohen sollen. Wären sie so zwischen das Vorurtheil einerseits und die wirklichen Folgen der Gesetzgebung andererseits gestellt worden, dann hätte man vielleicht die Unterdrückung des Duells erreicht. Jetzt wird nicht leicht Jemand unterlassen, sich zu schlagen, da er nichts als die Todesstrafe zu fürchten hat; denn wollte er es, so würde man ihn einen Feigling nennen. Müßte er aber fürchten, von allen bürgerlichen Functionen ausgeschlossen zu werden, von dem Recht, als gerichtlicher Zeuge auftreten zu dürfen, von dem Recht, ein Testament zu machen, kurz von allen gesellschaftlichen Vortheilen, so würde gewiß auch der Entschlossenste, der den Tod am wenigsten scheute und ihm gern Trotz bieten möchte, in seinem Interesse, in seiner Achtung als Mensch, in seiner Zukunft und in dem Schicksal seiner Familie hinreichend ehrenvolle Beweggründe finden, um die Ehrfurcht vor den Gesetzen dem Duell vorzuziehen.

Der Zweikampf ist nichts als ein Ueberrest aus den Zeiten der Barbarei; als die Gesetze noch unzureichend waren, als es keine Gerichtshöfe gab, die Gewalt genug hatten, da nahm der Mensch zum Duell seine Zuflucht. Man strafte sich Lügen und glaubte dann in einem ritterlichen Zeitalter seine Ehre zu rechtfertigen, wenn man durch rohe Gewalt ersetzte, was die Civilisation nicht gewährte. Als aber die Monarchie fester begründet, als dem Staat seine Einheit wiedergegeben war, als die Lehnsmänner, die sich alle für gleich angesehen hielten und allzeit fertig waren, eine Lanze zu brechen oder den Degen zu ziehen, anerkennen mußten, daß alle Gerechtigkeit vom Könige ausgehe, von dem Augenblick an war es keine Ehre mehr, sich zu schlagen, sondern eine Uebertretung des Gesetzes.

*) Präsidenten der Französischen Deputirten-Kammer.

Wie! im gewöhnlichen Leben wäre es ein Vergehen, wenn zwei Menschen, die einen Streit mit einander haben, sich gegenseitig Faustschläge versetzen; da würfe man dem, der geschlagen hat, vor, daß er seine Macht gemißbraucht habe; der Faustkampf würde von den Zuchtpolizei-Gerichten gestraft; wenn aber statt einiger Schläge der Tod oder Wunden und Blutvergießen die Folgen des Kampfes sind, so sollte das eine Ehre seyn und ungestraft hingehen!

Der Grund des Uebels ist in beiden Fällen derselbe, nämlich der, daß man, anstatt einer Beleidigung mit Verachtung zu begegnen, wie es oft geschehen könnte, oder anstatt bei den Gerichten Genugthuung zu suchen, sich selbst zum Gesetzgeber macht; das Uebel ist aber im letzteren Fall noch bei weitem größer, denn hier wird eine Sache, die kaum ein zuchtpolizeiliches Vergehen ist, mit dem Tode geahndet. So wirft sich Jeder nach seiner Laune zugleich zum Gesetzgeber, Richter und Vollstrecker des Urtheils auf, welches er gegen den, mit dem er sich schlägt, gefällt hat.

Es ist also Sache des Gesetzgebers, diesem Uebel abzuhelfen. Selbst bei dem jetzigen Zustande der Gesetzgebung würde ich vorschlagen, daß jedesmal nach einem Duell eine Untersuchung eingeleitet würde, wäre es auch nur eine Todtenschau, das heißt eine Versammlung von Personen um den Leichnam, die in Gestalt eines Geschworenen-Gerichts den Leichenbefund festzustellen hätten; ich würde in jedem solchen Fall eine gerichtliche Instruction und das Verdikt einer Jury für angemessen erachten. Dies wäre dann der Ausspruch des Landes; manchmal würden die Geschworenen das strenge Urtheil des Landes theilen; in anderen Fällen würden sie sich dem Einfluß des Vorurtheils hingeben, sie würden Entschuldigungen einräumen und, wenn sich mildernde Umstände vorfänden, nachsichtig seyn; aber es würde dann doch wenigstens der Sittlichkeit, den Gesetzen der Gesellschaft Genüge geleistet, und es könnte nicht mehr heißen, daß Faustschläge verboten, Waffen aber erlaubt seyen, daß man mit der Faust nicht verwunden dürfe, mit dem Degen oder dem Pistol aber ungestraft tödten könne!

Ueberdies kommen eine Menge von ganz erbärmlichen Händeln vor, zu denen Beweggründe Veranlassung geben, die nicht werth sind, daß man sich einen Augenblick damit beschäftigte; und wenn nun ein solches Vorurtheil bekämpft werden soll, wäre da nicht jene gerichtliche Feierlichkeit, die zum wenigsten eine Auseinandersetzung des Thatbestandes nöthig machen würde, ein treffliches Mittel, es zu zerstören? Wenn es sich nur um eine Lappalie handelte, wie etwa um ein Verdrängen im Theater, um die angebliche Beleidigung einer Dame, um einen Stoß mit dem Ellbogen, um eine Meinungsverschiedenheit, um einen übel aufgenommenen Blick, und wenn dann das Publikum, statt in einer Zeitung zu lesen, daß zwei Menschen sich geschlagen und ihre Ehre gerettet hätten — denn das ist der gewöhnliche Ausdruck, und man spricht immer mit großem Lobe von solchen Geschichten — wenn, sage ich, das Publikum statt dessen das Duell und die dasselbe begleitenden Umstände von der ernsten Stimme des Richters mit dem verdienten Namen bezeichnen hörte, würde das nicht ein Mittel zur Vernichtung dieses Vorurtheils seyn! Der Duellant dürfte dann oft mit seiner Befriedigung zugleich eine öffentliche Rüge davontragen, die gewiß dazu mitwirken würde, diese Barbarei nach und nach aus unseren Sitten zu verdrängen.

Ich bedaure es, daß sich auch einige Gerichtshöfe von diesem traurigen Irrthum haben fortreißen lassen. Es handelt sich zunächst nicht darum, zu entscheiden, ob ein Duell stattgefunden, oder nicht; es ist ein Getödteter da, also Grund genug zu einem gerichtlichen Verfahren vorhanden. Die Sache muß vor eine Jury gebracht werden; kann der Angeklagte sich entschuldigen, sind mildernde Umstände da, so werden die Geschworenen darauf Rücksicht nehmen, und die Richter werden die Strafe mildern; Gerechtigkeit aber muß geübt werden.

Dies sind die Gedanken, welche das Duell, dem allgemeinen Vorurtheil, der unzureichenden Beschaffenheit der Gesetze und der Unthätigkeit der Richter gegenüber, in mir hervorgerufen hat. Es ist ein Vorurtheil, das bekämpft werden muß, besonders unter einer Regierung, welche die Regierung des Gesetzes ist. Man muß die Menschen dahin bringen, daß sie nur das Gesetz und den Richter als Regel und Herrn anerkennen.

Bibliographie.

De Paris à Naples. Études de moeurs, de marine et d'art. — Von A. Jal. 2 Bde. 15 Fr.

Le Gymnase moral des jeunes gens, ou Nouvelles anecdotiques relatives à des hommes célèbres de notre siècle. — Von J. B. J. Champagnac. 3 Fr.

Histoire de la Philosophie. Par le docteur Henri Ritter, professeur à l'Institut de Kiel; traduite de l'allemand par C. J. Tissot. — Erste Abtheilung. Geschichte der alten Philosophie. Zweiter Bd. 8 Fr.

Religions de l'Antiquité, considérées principalement dans leurs formes symboliques et mythologiques. Édité par Guignaut. T. II. Deuxième partie. 5 Fr. (Das Ganze ist eine Bearbeitung von Creuzer's Symbolik, doch behauptet der Französische Uebersetzer, vieles Neue hinzugethan zu haben.)

Théorie de l'Homme intellectuel et moral. — Von Dr. Cros. 2 Bde. 12 Fr.

S p a n i e n.

Die Kathedrale von Cordova.*)

Wenn man die Residenz auch nur einzig in der Absicht verläßt, um die Kathedrale von Cordova zu bewundern, so würde dies allein schon gewiß einen vernünftigen Zweck einer Reise abgeben. Ich habe in meinem Leben viel Monumente gesehen, aber noch keines hat mir so merkwürdig geschienen, als dies hier. Es ist eine rautenförmige Figur, über welche man ein Dach gelegt hat. In der Mitte dieses dunklen Gartens von Bäumen aus Granit erheben sich architektonische Massen, die mit ziemlich geringer Regelmäßigkeit vertheilt sind und sich wie verschiedenartige in einem Park zerstreute Gebäude ausnehmen. Diese Massen sind der Dom, das Chor und die Seiten-Kapellen der Kirche. Ich habe das Monument mehr von dem historischen Gesichtspunkte aus, denn als ein Meisterstück der Architektur betrachtet. Wenn man nur eine Kirche darin erblicken wollte, so wäre sie nicht hoch genug im Verhältniß zu ihrer ungeheuren Ausdehnung in der Länge und Breite. Dieser weite Umkreis dient als Promenade für die Stadt Cordova; man glaubt, sich in den Elysäischen Feldern von Paris zu befinden, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Baumstämme aus Marmor bestehen, daß der Himmel golden und die Pflastersteine wie eine Art Zeug bordirt sind.

Wenn man ein so merkwürdiges Gebäude betrachtet, ist es natürlich, daß die Geschichte den Gedanken absorbirt, und daß man die Kunst darüber ganz vergißt. Das Vergnügen, das man hier empfindet, entspringt mehr aus der Reflexion, als aus der Phantasie; das, was man sieht, ist das Resultat einer Verschmelzung der Jahrhunderte, der Religionen und der Völker, wie es deren kein anderes Beispiel in der Welt mehr giebt! Der Katholizismus hat es zu Cordova mit dem Islam eben so gemacht, wie er zu Rom mit dem Heidenthum verfuhr; er hat sich einer Moschee bemächtigt und rettete sie, indem er sie taufte.

Aber diese Moschee, bevor sie in eine Kirche verwandelt worden, war selbst die Nachfolgerin von zwei früheren Tempeln: nämlich des Janus unter den Römern, und einer christlichen Kathedrale unter den Gothischen Königen. So viel Metamorphosen haben endlich ein Monument hervorgebracht, das ganz seltsam aussieht; man könnte es genau beschreiben, und doch steht zu befürchten, daß man nicht im Stande seyn wird, in dem Leser die Idee zu erwecken, die es für das Auge erzeugt! Denn die Regelmäßigkeit der Formen, die man hier vor sich hat, ist eine unvollkommene. Wer möchte glauben, daß die Architektur bei ihren so positiven Regeln, bei ihrem so bestimmten Kalkül, bei ihren gegebenen Linien und bei ihren absoluten Verhältnissen besser als irgend eine andere Kunst die Verwirrung, das Vage und Mysteriöse der Leidenschaften auszudrücken vermag? Dies ist indeß hier der Fall!... Ich habe über dies Problem die ganze Zeit nachgedacht, die ich in der Kathedrale von Cordova zubrachte.

Die Moschee war von Abderaman im achten Jahrhundert erbaut worden, und später haben die Spanier den Fehler, den das Gebäude schon hatte, noch vergrößert, indem sie den Boden erhöhten, den sie mit Ziegelsteinen pflasterten, was zu der Pracht des Monuments durchaus nicht paßt. Das Fußgestell der Säulen ist durch dies moderne Pflaster bedeckt worden, so daß der obere Theil dadurch an Eleganz und Gewandheit verliert.

Die Moschee Abderaman's war, wie man sagt, zwei Mal geräumiger als die gegenwärtige Kathedrale; allein man hat keinen Grund, dieser Uebertreibung der unsinnigen Bewunderer der Arabischen Kultur Glauben zu schenken.

Gegenwärtig ist die Kirche sechshundertundzwanzig Fuß lang und vierhundertfunfzig Fuß breit. Der König Abderaman hatte aus dieser Moschee den prächtigsten Tempel des Islams nach dem zu Mekka machen wollen. Sie hat neunundzwanzig Schiffe in der Länge und neunzehn in der Breite. Nahe an tausend Säulen (man zählt deren, glaube ich, neunhundertundsechzig) unterstützen das Gewölbe; alle bestehen aus kostbarem Marmor; einige darunter sind aus Jaspis; sie haben anderthalb Fuß im Durchmesser und fünfunddreißig Fuß Höhe.

Das ganze Gebäude hat die Gestalt eines langen Vierecks, dessen eine Seite sich nach einem ungeheuren Vorhofe zu öffnet. Unterhalb des Pflasters dieses Hofes befindet sich eine gewölbte Zisterne.

Bevor man nach der Kirche kommt, muß man seinen Weg durch den Vorhof nehmen. Hier sieht man Orangen von einer Größe und von einem Alter, die unsere Bewunderung erregen. Man hält sie für Zeitgenossen der Maurischen Könige. Aus diesem freien Gebüsche kommst du in einen dichteren Wald, der die Kirche selbst bildet, und hier geräthst du in Erstaunen! Das Heiligthum hat ein Dach; das ist das einzige Zeichen, wodurch man es beim ersten Anblicke von dem Garten unterscheidet. Es ist von allen Tempeln, die ich gesehen, und, wie ich glaube, von allen in der Welt derjenige, dessen Anblick die Eindrücke der Natur am meisten aufbewahrt. Aber es ist hier eine Natur von Feen, von Genien, eine Natur aus Tausend und einer Nacht.

Man denke nur nicht an eine gewöhnliche Kathedrale! es ist vielmehr ein orientalischer Garten; es ist der Palast einer begünstigten Sultanin: nur gegen Abend merkt man, daß die Zauberkraft hier zur Religion geworden; um diese Zeit der Andacht und der Sammlung bilden die Arabischen Mauern, deren Schmuck im Schatten verschwindet, eben so viele Altäre des phantastischen Gebäudes, das man in ein Heiligthum des Christenthums umgewandelt.

Man denke sich nur eine Esplanade mit neunhundertundsechzig antiken nicht sehr hohen Säulen ausgeschmückt, alle von den mannigfachsten, seltsamsten Marmorarten, die eine doppelte Reihe von Maurischen Bögen à jour tragen, und dabei allerlei Abtheilungen von köstlichem Holze, als Plafond für jede dieser steinernen Alleen; das ist, beim ersten Anblicke, die Kathedrale von Cordova. In der Mitte dieses heiligen Labyrinths erhebt sich der Dom; diese Kuppel stört ein wenig das Ensemble des Gebäudes, denn sie ist von moderner Art, aber die Maurischen Bögen, die sie bis zu einer bedeutenden Höhe tragen, haben ein wunderbar kühnes Ansehen. Uebrigens sind sie mit sehr feiner Bildhauerarbeit und eleganter Mosaik ausgeschmückt.

Der Hochaltar und der Dom sind zur Zeit Karl's V. erbaut wor-

*) Aus dem kürzlich erschienenen Werke „La Peninsule, Tableau pittoresque de l'Espagne et du Portugal", vom Marquis von Cüstine.

den. Siebzehn Pforten dienen als Eingang zur Kathedrale. Sie sind mit vortrefflichen Bildwerken in Bronze verziert.

Nahe am Dome befindet sich der Chor der Stiftsherren, der ein köstliches Monument enthält; es sind in Holz geschnittene Chorstühle, die von einem Künstler aus Cordova, Don Pedro Duque Corneja, herrühren, der in jedem besonderen Felde einen Gegenstand aus dem alten Testamente dargestellt. Er hat zehn Jahre darüber zugebracht, ehe er dieses Kunstwerk vollendete. Ich habe mehrere Kunstwerke von derselben Art gesehen; aber ich erinnere mich nicht, so vollkommene als dieses hier je bewundert zu haben; außer der Schönheit der Ausführung hat es den Vortheil, daß es uns einen ziemlich vollkommenen Abriß der biblischen Geschichte liefert.

Dem Chore gegenüber befindet sich der Hochaltar, dessen Eindruck die Harmonie des Tempels keinesweges stört, was hier gewiß kein geringes Lob ist. Außerdem giebt es hier Kapellen in so großer Menge, daß ich sie weder zählen noch mir ihren Namen merken konnte. Jedoch hat jede derselben ihren eigenen Charakter, eine jede verdient besonders studirt zu werden, aber dem Reisenden, der sich nur kurze Zeit hier aufhält, ist es nicht möglich, in alle Details einzugehen.

Die Kirche besitzt mehrere gute Gemälde, von denen aber keines zu den Kunstwerken ersten Ranges zu zählen ist. Sie steht unter dem Schutz des heiligen Cyklus und der heiligen Victoria, zweier Geschwister, die in Cordova den Märtyrer-Tod fanden. Ein ziemlich gutes Gemälde stellt diesen Tod dar; es befindet sich in einer der Haupt-Kapellen. Was aber mein Erstaunen am meisten rege gemacht, das ist eine Art Zelle von ganz Maurischem Charakter, deren Verzierungen alle in dem Zustande erhalten sind, wie ihn die Mauren hinterlassen haben. Die Christen haben zu den muselmännischen Bauten nichts hinzugefügt, als einen Altar und ein Grabmal. Man glaubt, sich in der Sophienkirche zu Konstantinopel zu befinden; die Form des Türkischen Bogens, die schnörkelhaften Vergoldungen, die Spitzen aus Stein, die Stickereien aus Marmor, Alles ist rein muhamedanisch. Arabische Inschriften in Mosaik ließen mich meine Unkenntniß dieser Sprache bedauern, und doch trägt selbst diese Unkenntniß dazu bei, das vage Interesse zu vermehren, mit dem man jene Ueberreste des Islams anstaunt, die von den Besiegern der Unglücklichen erhalten und für den Dienst des Christenthums geweiht worden sind.

Hier war es, wo die Mauren eine Urschrift des Korans aufbewahrten. Auch erzählt man noch heutzutage in Cordova, und zwar in vollem Ernste, daß die Muselmänner noch jetzt einen jährlichen Tribut an Spanien dafür entrichten, daß man in ihrem verlassenen Heiligthume nur ja keine Messe lese.

Von welchem Gesichtspunkte aus man auch immer das Innere der Kathedrale von Cordova betrachtet, stets kann man sicher seyn, ein imposantes Gemälde vor sich zu haben, das lebendig, originell und wie durch Zauberkraft erleuchtet wird. Es ist durch und durch Poesie.

Das Licht fällt in die Kirche durch eine Menge kleiner Kuppeln, die dem Gebäude eine ganz Orientalische Physiognomie verleihen. In der Höhe eines dieser Dome zeigt man den Zahn eines der Elephanten, die zum Transporte der Materialien beim Aufbau der Moschee benutzt wurden.

Ein Volk von Armen folgte uns bettelnd; sie schienen gleichsam dazu hergekommen zu seyn, um mit ihren verschiedenartigen Massen ganze Alleen zu bilden in diesem ungeheuren, aber bewunderungswürdigen Gebäude, das zum Theil Moschee, zum Theil Tempel und zum Theil Palast ist. Bauern von Valencia, in einem von allen übrigen abstechenden Kostüme, beleben die Scene. Sie kommen im Sommer nach Andalusien, um hier das Land zu bebauen; sie tragen Griechische Sandalen, das heißt, sehr harte wollene Sohlen nach Art der Schuhe, die sie durch Bändchen zusammenhalten, welche an das Antike erinnern; Andere bedienen sich der Thierfelle, die sie methodisch um den Knöchel herum mit Schnüren zusammenbinden; im Allgemeinen tragen sie das obere Bein ganz nackt; ihre Hosen reichen nur bis an das Knie, das sie unbedeckt lassen, nach Art der Neapolitanischen Fischer. Man nennt diese Beinkleider Fustanelle. Ein Mantel von auffallenden Farben über eine runde und kurze Sammetweste von blauer Farbe mit einem Gurt von rother Seide macht das Kostüm vollständig. Diese Kleidung ist leicht, einfach und, was die Hauptsache ist, bequem und angemessen für die Beschaffenheit des Landes.

Alle diese Leute knieten in erbaulicher Andacht in den geheimnißvollen, ich möchte fast sagen, üppigen Räumen der christlichen Moschee nieder. Als der Abend herankam, stimmten sie aus den entferntesten Theilen der düsteren und ausgedehnten Kirche in die Gebete der Stiftsherren auf dem Chore ein.

Man zeigt den Reisenden auf einer der Marmorsäulen der Kathedrale ein Kreuz, das von einem christlichen Sklaven herrühren soll, der hier zur Zeit der Mauren eingekerkert wurde; man versichert, daß dies Kreuz ohne irgend ein anderes Instrument, als den Nagel des unglücklichen Gefangenen, eingegraben wurde. Allein es gehört ein hoher Grad von Glauben dazu, um dies als Thatsache anzunehmen.

Als wir aus der Kirche, deren Aeußeres vollkommen einer Arabischen Festung ähnlich ist, herauskamen, führte man uns in den bischöflichen Palast; ein Oberhaushofmeister kam uns mit einer ernsten und geheimnißvollen Miene entgegen, deren Ursache wir vergeblich zu enträthseln suchten. Als wir in den Palast eintraten, erfuhren wir, daß der Prälat die Siesta hielt. Er hat eine halbe Million Realen jährlicher Einkünfte. Es ist ein Mann von niederer Herkunft, der sich durch seine Talente zu den kirchlichen Würden emporgeschwungen hat. Die Verfassung der Spanischen Geistlichkeit ist republikanisch. In Frankreich stand ehedem die hohe Geistlichkeit hinsichtlich ihrer Sitten den Geistlichen niederen Ranges nach; in Spanien hingegen verdienen die Großwürdenträger der Kirche weit mehr Achtung, als die Pfarrer sowohl was die Sitten, als was die Kenntnisse betrifft.

Den Garten des Erzbisthums von Cordova bildet ein Lustwäldchen von Orangenbäumen, bedeckt mit Blumen und Früchten; dieser Ort der Erholung und des Vergnügens, der unaufhörlich von Wasserstrahlen erfrischt wird, die in immer volle Bassins herabfallen, ist gegenwärtig auf der einen Seite von dem Palaste des Erzbischofs umgeben, dem er selbst zur Zierde dient, und auf der anderen von einem Maurischen Schlosse, das der Schauplatz der Inquisition gewesen, aus dem man aber seit zehn Jahren ein Gefängniß gemacht hat. Nur die Breite der Straße trennt diesen schrecklichen Aufenthalt von dem Lustorte, wo ich mit einer Art von schwärmerischer Entzückung einen Theil des Tages zubrachte. Hätte ich nicht meinen Führer bei mir gehabt, so wäre ich noch länger da geblieben, so sehr war ich berauscht von jener Mittagsluft, die voll von sehnsüchtiger Begierde ist, von jener Luft, die den Sturm im Inneren des Herzens nährt, die die Leidenschaften in der Seele erweckt, gleich wie der Abendthau die Dünste der Erde zum Himmel emporsteigen macht, von jener Luft, die dich zu Boden drückt, die dich lähmt, die aber zu gleicher Zeit durch die Ermattung des Körpers selbst zur Erholung des Geistes beiträgt.

Mannigfaltiges.

— Antwort eines Indiers auf eine Herausforderung. Ich habe zwei Gründe, weshalb ich mich nicht mit Ihnen schießen kann und will. Der eine ist der, daß ich Sie treffen kann, und der andere besteht darin, daß Sie mich treffen können. Ich sehe gar nicht ein, was für ein Vortheil mir daraus erwüchse, wenn ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf jagte. Ich wüßte nicht den geringsten Gebrauch von Ihrem Körper zu machen, wie etwa von einem Hasen, oder einem Reh, wenn ich es tödtete. Was mich selbst betrifft, so habe ich es immer für zweckmäßiger gehalten, einem Uebel auszuweichen, als mich demselben bloßzustellen. Ich habe große Angst, daß Sie mich treffen könnten. Und da dies der Fall ist, so ziehe ich es vor, mich in einiger Entfernung von Ihnen zu halten. Wenn Sie aber denn doch Ihre Pistolen einmal probiren wollen, so nehmen Sie zu dem Zwecke nur irgend einen beliebigen Gegenstand — etwa einen Baum, oder sonst etwas, das ungefähr von meiner Statur ist; und treffen Sie dann, so benachrichtigen Sie mich davon, und ich werde die Sache so aufnehmen, als ob ich mich an derselben Stelle befunden und Sie mich selbst getroffen hätten. (E. I. M.)

— Anthropophagen in Indien. Die Binderwars, einer der Gond-Stämme, die die Berge von Omacuta bewohnen, sind noch jetzt in dem tiefsten Aberglauben versunken; sie sind Menschenfresser, behaupten aber eine natürliche Abneigung gegen das Fleisch jeder Person zu haben, die nicht zu ihrem eigenen Stamme gehört, aber auch dann lassen sie sich's nie einfallen, sie zu verzehren, wenn sie nicht von einer Krankheit befallen wird, die sie für unheilbar halten; nur bei einer solchen Gelegenheit kommen alle Verwandten der erkrankten Person zusammen, tödten sie und speisen sie mit vielem Appetit gemeinschaftlich auf. Diese blutige Ceremonie wird von dem sonst ganz harmlosen, aber höchst abergläubischen Volke selbst als etwas Verdienstliches und Heiliges angesehen. (Martin's History of the British Colonies.)

— Eine Heiraths-Lotterie. Am 21. Dezember vergangenen Jahres kam ich auf einer Reise durch Süd-Carolina nach **, wo ich einen Bekannten hatte, zu dem ich eingeladen war. Ich erfuhr, daß die Familie zu einer Hochzeit im nachbarlichen Hause invitirt sey, und da man mich darum ersuchte, so wechselte ich selbst meine Kleider und begleitete meinen Wirth. Als die Trauung vorüber war, ließen sich die Gäste auf ihre Sitze nieder, und das tiefste Stillschweigen erfolgte. Hierauf erhob sich ein junger Rechtsgelehrter und redete die Gesellschaft auf eine sehr artige Weise an, wobei er mit der Bitte schloß, daß es ihm erlaubt sey, ein neues Heiraths-System vorzuschlagen, das nach seiner Ansicht von sehr ersprießlichen Folgen seyn dürfte. Als man ihm die Erlaubniß dazu ertheilt hatte, machte er folgenden Vorschlag: Es möge ein Mann aus der Gesellschaft zum Präsidenten erwählt werden; dieser Präsident sollte einen Eid ablegen, daß er alle Mittheilungen, die man ihm denselben Abend im Vertrauen auf seinen amtlichen Charakter machen würde, geheim halten wolle; endlich sollte jeder unverheirathete Herr und jede unverheirathete Dame seinen oder ihren Namen auf ein Stückchen Papier schreiben und darunter den Namen derjenigen Person setzen, mit der er oder sie sich zu vermählen wünschte; hierauf sollten sie diese Schreiben dem Präsidenten zur Einsicht vorlegen, und wenn irgend eine Dame und ein Herr sich gegenseitig einander erwählt hätten, so sollte der Präsident beiden das sie betreffende Resultat mittheilen, diejenigen aber, die keine gegenseitige Wahl getroffen haben würden, sollten gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden. Nachdem man hierauf den Präsidenten gewählt, wurden ihm die schriftlichen Mittheilungen verabredetermaßen überreicht, und es fand sich, daß zwölf junge Herren und Damen in ihren Wahlen mit einander übereingestimmt, aber diejenigen, welche sich auf diese Weise gegenseitig auserwählt hatten, blieben der ganzen Gesellschaft, außer einander selbst und dem Präsidenten, ein Geheimniß. Man knüpfte bald eine andere Unterhaltung an und entfernte sich endlich. Am 14. März darauf, als ich durch denselben Ort reiste, erzählte man mir, daß von den zwölf Partieen eilf wirklich zu Stande gekommen wären, daß aber von diesen eilf Paaren bereits acht junge Ehemänner erklärt hätten, ihre Abneigung gegen ihre respektiven Frauen wäre so groß, daß sie gewiß nie dieselbe Wahl getroffen hätten, wenn sie nicht in Folge jener Heiraths-Lotterie dazu veranlaßt worden wären. (American Paper.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Montag den 30. November 1835.

Rußland.

Ein Sommer in Reval.

Skizzirt von Th. Bulgarin.

Wer noch keine ausländische Städte aus den Zeiten der Hansa und des Feudalwesens gesehen hat, der kann die Geschichte des Mittelalters nicht vollkommen auffassen, ja, nicht einmal Walter Scott's Romane mit vollem Vergnügen lesen. Da nun aber jetzt alles Gothische, alles Ritterthümliche, von den Armbändern der Damen an, bis zur Literatur, Mode ist, so gebe ich den Rath, nach Reval zu reisen, und sich diesen alten Hansa- und Rittersitz zu besehen, der sich durch alle nordische Stürme hindurch fast wunderbar erhalten hat. Ergötzen wird man sich nicht nur an den lebhaft vor Augen stehenden Bildern der Vorzeit, sondern auch an den frischen hinreißenden Naturgemälden; man wird eine reine gesunde Seeluft einathmen, sich die Nerven in den Meereswellen stärken, und, was die Hauptsache ist, sich von seinen Geschäften, von der täglichen Plackerei des Lebens erholen, da doch nun einmal ein beschäftigter thätiger Mensch sich nicht anders erholen kann, als wenn er sich auf einige Zeit von dem Schauplatz seiner Thätigkeit entfernt. Wer einen Sommer in Reval zugebracht hat, wird mir Dank sagen.

Wenn ich von Reval spreche, will ich weder mit archäologischen schwerfälligen Untersuchungen, noch mit langweilenden immer unverständlichen Schilderungen der Natur ermüden. Was die Geschichte und die Alterthümer Revals betrifft, so rathe ich, sich mit dem „Manuel Guide de Reval et des environs, orné de vues. 1833" bekannt zu machen. Hinsichtlich der Naturreize empfehle ich die eigenen Augen und das eigene Herz. Von der Natur, wie von einem geliebten Frauenzimmer, läßt sich kein treffendes Bild machen. Beide muß man sehen, mit beiden sprechen. Die Natur, wie die Dichter sie uns bekanntlich schildern, spricht ja so lieblich durch das Gesäusel der Wälder, durch das Gemurmel der Bäche, und so wunderbar durch ihre Unwetter und durch ihre brausenden und schäumenden Meereswogen. Alles dieses hört man in Reval, und dabei sieht man die Natur in so reizendem Gewande, wie sie es weder in Peterhoff noch in Pergola*) angelegt hat. Von den Inseln und beliebten nächsten Umgebungen Petersburgs schweige ich. Das Alles ist sehr schön — aber nicht nach meinem Geschmack. An einem schönen Mädchen, wie an der Natur, liebe ich etwas Wildheit. Zu viel Gelehrsamkeit und zu viel Kunst tödten die Einbildungskraft und lassen das Herz kalt. Leute, die unausgesetzt unter Massen von Menschen leben und von Menschen abhängen, brauchen weder Einbildungskraft noch Herz, sondern nur Verstand und die Kunst, mit Menschen umzugehen. Wer aber allein für sich lebt, würde vergehen ohne Einbildungskraft und Herz! Da nun einem jeden fühlenden Wesen eine, wenn auch kurze Einsamkeit, Bedürfniß ist, wie einem musikalischen Instrumente das Stimmen, so wiederhole ich meine Aufforderung, Reval im Sommer zu besuchen.

Wovon soll ich nun aber sprechen, wenn ich Alterthümer und Naturschilderungen ausschließe? Etwa, bei Gelegenheit des Seebades, von der Arzneikunde? — Davor bewahre mich der Himmel! — Ich fürchte mich vor der Arzneikunde mehr, als vor den Krankheiten. Soll ich etwa über Dieses und Jenes, über meine Gefühle, über meine Gedanken sprechen? ... Nein ... Ich reiste nicht nach Reval, um nachzudenken! Das thue ich zu Hause, allein, in meinem Arbeitswinkel, für mich selbst. Denn das laute Nachdenken stört bisweilen die Verdauung und gefällt übrigens nicht allen Leuten, weil jeder Mensch, er mag nachdenken, oder nicht, seine eigene Denkweise hat und diese für die beste hält.

Meine Herren Geologen! sagen Sie mir gefälligst, welche Erd- oder Planeten-Umwälzung schleuderte an dieses Meerufer die ungeheure Sandsteinmasse hin? Geschah es etwa vor oder während der großen Sündfluth? Wie es geschah, weiß ich nicht, nur das sah ich, daß diese Sandsteinmasse nicht gutwillig hierher kam. Fast ganz Ehstland hat eine Unterlage von Sandstein, so daß man stellenweise kaum eine Viertel Arschine Erde findet, und hier am Meeresstrande liegt dieser Sandstein in Masse da, wie ein Berg, der auf einer Seite fast senkrecht abgeschnitten ist. Und auf diesem Sandsteinhaufen bauten Menschen, auch aus Sandstein, die Stadt Reval noch im 13ten Jahrhundert (nach den Worten dunkler Chroniken), umzogen sie mit einer hohen und starken Mauer mit festen Thürmen, und lebten da, so gut sie konnten, ohne große Klugheit und ohne große Bedürfnisse. Diese Menschen, d. h. die ersten Bewohner und Erbauer von Reval, waren Eingeborne, halbwilde Ehsten, und ihre Herren Ausländer, halbrohe Dänen. Um Ordnung und gute Einrichtungen aller Art einzuführen, verschrieb man vom Auslande, aus Lübeck und Bremen, Deutsche, als zu einer gescheidten, handelnden und betriebsamen Nation gehörend, und von dieser Zeit an ward Reval ein Glied der Hansa und eine reiche Handelsstadt.

Hier drängt sich mir die Bemerkung auf, daß ohne Deutsche keine Stadt erbaut und kein Land ausgebildet werden kann. Als Beispiel dienen Rußland und Amerika. Die Deutschen sind im bürgerlichen Leben so nothwendig, wie Uhren, wie Gewichte, wie Maaße ... und ... wie Treu und Glauben! Ja, wie Treu und Glauben! Man sage, was man wolle, aber mit Deutschen lebt es sich, wenn auch nicht sehr lustig, doch ruhig und gefahrlos. Und so brachten Deutsche nach Reval Reichthum und eine Art von Bildung. Dem Reichthum aber muß sich entweder große Kraft oder große Schlauheit zugesellen, besonders wenn man neue und tapfere Nachbarn hat. Da aber Reval weder große Kraft besaß, noch sehr schlau war, so fiel es in die Klauen des Liefländischen Ordens. Lange stritten sich die Kaufleute mit den Rittern; sie erwarben sich eine freie Verwaltung der Stadt und wagten es sogar, als sie diese hatten, bei Gelegenheit den Rittern auf die Füße zu treten. So ließen einst Bürgermeister und Rath, in Folge ihres Urtheilsspruches, einen der Herren Ritter (Uexküll) enthaupten. Die Revaler Bürger aber mußten diese Bluttbat den Rittern schwer büßen; dessenungeachtet wurden sie bald wieder in neue Zwiste mit den Herrmeistern, mit den Rigaischen Bischöfen und mit aller Welt verwickelt. Als aber der Liefländische Orden in sich zerfiel und er Reval und Ehstland weder gegen die Russen, noch gegen die Polen vertheidigen konnte, machten die Bürger und ganz Ehstland Friede mit den Rittern und ergaben sich den Schweden, von denen sie so lange beherrscht wurden, bis der Russische Riese ganz Liefland, Ehstland u. s. w. u. s. w. u. s. w. zu sich nahm. Hier endigt sich Gottlob die ganze Geschichte. Schade nur, daß sich bei der gänzlichen Umgestaltung der Europäischen Geographie und Politik auch die Handelswege veränderten. Im Norden wurden Riga und St. Petersburg Städte ersten Ranges, und unserer Stadt Reval blieb fast nichts übrig, als der Handel mit eingepökelten Killeströmlingen.*) Dafür aber hat Reval einen ganz vorzüglichen, großartigen und furchtbar befestigten Kriegshafen.

Den Hafen und das Meer erblickte ich aus einem Thal, das an einer Seite von einem hohen, steilen Ufer, der Lachsberg genannt, und von der anderen von Felsen begränzt wird, auf denen Reval erbaut ist. Dieses angebaute Thal umfaßt Landhäuser, Dörfer und das Kaiserliche Schloß Chatarinenthal, nach welchem es benannt wird. — Das Schloß ist nicht groß aber freundlich — höchst reizend sind die neuen Lusthäuser. Der Garten ist in altem Geschmack, und berühmt seiner ausgezeichneten Kastanienbäume und Linden-Alleen wegen, die zur Zeit Peter's des Großen und auf seinen Befehl gepflanzt wurden. Die Aussicht vom Schloß und aus den Lusthäusern auf die Stadt ist unvergleichlich. Nicht weit vom Schloßgarten befindet sich die ansehnliche Besitzung des Herrn Witt, ein Garten, einige hübsche freundliche Häuser, die vermiethet werden, Seebäder, warme und kalte, und ein sogenannter Salon. In diesem Salon werden im Sommer Bälle und Konzerte gegeben. Gegenüber der Besitzung des Herrn Witt liegt ein Dorf mit einer Seite dem Meere und mit der andern dem Schloßpark und einem Kanal oder Flüßchen zugewendet. Wandert man von diesem Dorfe nach der Stadt, so kommt man dem nach Petersburger Art gebauten schönen Landhause des Kaufmanns Martinsen vorüber. Hier sieht man so schöne Erzeugnisse der Natur, daß Karl Brüloff**) aus Rom nach Reval kommen sollte, um sie mit seinem Zauberpinsel auf die Leinwand zu bringen.

Man begiebt sich jetzt in die Narwasche Vorstadt, die gleichfalls in einem Thale, zu den Füßen der Stadt, neben dem Glacis der Festung liegt. Die Hauptstraße ist breit, gepflastert (d. h. außerordentlich schlecht) und sehr ansehnlich. Sie bildet das St. Germain Revals, versteht sich, im Sommer; hier leben vornehme und nicht vornehme, aber reiche Besucher der Seebäder, größtentheils Einwohner von St. Petersburg. Hier sieht man vor den Thoren anspruchsloser Häuschen Portiers, Diener in Livreen, reiche Equipagen, und hinter den

---

*) Ein ungefähr neun Werst von St. Petersburg belegenes Finnisches Landgut.

*) Kleine, sardellenartige, allgemein beliebte Fische, die in der Nähe von Reval im Meer gefangen und in ganz Rußland, auch nach dem Auslande, als Delikatesse verführt werden.

**) Der durch sein Bild, „der Untergang von Pompeji" in der Kunstwelt rühmlichst bekannte Russische Maler.

Fenstern Blumen, Blondenhauben, modische Petersburger Hüte und Türkische Shawls. Das Ohr vernimmt Laute der Französischen Sprache, die in den Ostsee-Provinzen nur in Pensions-Anstalten für junge Mädchen im Umgange mit Russen comme il faut gesprochen wird. — Zu anderer Zeit wird man in dieser Straße von großen Hofhunden angefallen, jetzt aber unter feinem kreischenden Gebell von allerliebsten Bolegneser- und anderen subtilen, mit Hühnern gefütterten Hündchen in die Beine gebissen. Aus den Fenstern duften Wohlgerüche .... bisweilen hört man Harfen- und Klavierspiel und Arien von Meyerbeer, Rossini, Bellini.... Hier ist der feinste Umgangston, die höchste Bildung zu Hause.... Wir aber, arme Leute aus der Provinz, wir blasen uns etwas auf, wenn wir durch diese Straße gehen, und geben uns nach Kräften ein wichtiges Ansehen, um zu zeigen, daß wir auch etwas bedeuten! — Freilich bedeuten wohl auch wir etwas auf unsern Kartoffelfeldern .... d. h. wir bedeuten viel in unserer Sphäre — mithin wollen wir auch in derselben verbleiben. — Der Mensch sey, wer er wolle, immer ist er nicht gescheidt, sobald er sich nicht als der zeigen will, der er ist, und wenn er da hin will, wo nicht seine Wiege stand. O wie klug waren unsere bärtigen Vorfahren, wenn sie sagten: „Heimchen, vergiß deinen Heerd nicht." *) Ich meinerseits halte fest an meinem Heerd, des Sprüchwortes eingedenk, das ich von einem Russischen Bauern habe: „Je größer das Schiff, desto größer die Fahrt."

Ruhig und anspruchslos ging ich die Narwasche Straße entlang nach meiner bescheidenen, auch in der Narvaschen Vorstadt belegenen Wohnung, jedoch in einem Theil derselben, der dem Pariser Marais gleichkommt. Dicht am Glacis am Meeresstrande giebt es Seebäder und Wohnungen, die einer Madame Krauspe gehören. Wenn diese Besitzung auch nicht so glänzend ist, wie die des Herrn Witt, so ist sie doch auch rein, ruhig und dem Meere näher. Ein Russischer Dichter, der bereits nicht mehr unter den Lebenden ist, sagte immer, daß er den Rum dem Weine vorziehe, weil er schneller zum Ziele führe. Ich, der ich Wasser suchte, miethete mich aus demselben Grunde bei Madame Krauspe ein, nämlich um schneller zum Ziele zu gelangen, und kann die Dienstfertigkeit meiner Wirthin und die Bildung und Reinlichkeit auf ihrer Besitzung nicht genug rühmen.

Ich weiß wahrlich nicht, ob ich dazu rathen soll, einen Spaziergang durch die Stadt zu Fuß zu machen! Das Pflaster ist fürchterlich, und dabei schmutzig wie ein Ehstnisches Mädchen in der Umgebung von Werro (Kreisstadt). Im Wagen zu fahren ist nicht nur schlechter, sondern fast ein Ding der Unmöglichkeit. Mit Ausnahme von zwei Straßen und einer halben, in welchen man fahren kann, sind die übrigen so eng, uneben und krumm, daß man sich biegen und wenden muß, wie eine Schnecke in ihrem Gehäuse; eng, dumpf, schmutzig, dunkel, aber dem Auge angenehm. Ja wahrlich angenehm! Ungefähr so, wie die romantische Literatur. Alles ist der Kritik, Manches sogar gerechten Vorwürfen ausgesetzt, während doch das Ganze vielleicht ansprechend und angenehm ist. Da ich nicht im Stande war, mich mit der Stadt im Spazierengehen durch die Straßen bekannt zu machen, so bestieg ich zuletzt den Thurm der Olai-Kirche, um mit einem Blick Alles zu übersehen, die Stadt und die Umgebungen. Reichlich ward ich für meine Anstrengung belohnt.

Der Olai-Thurm nimmt, in Betracht seiner Höhe, den vierten Platz in der Welt ein. Die St. Peters-Kirche in Rom ist 487 Pariser Fuß hoch; die höchste Aegyptische Pyramide 448; der Münster in Straßburg 445 und der Olai-Thurm in Reval 429. Bekanntlich verbrannte im Jahr 1820, vom Blitz getroffen, die Spitze und das Innere dieser riesigen Kirche. Jetzt wird die Kirche renovirt; die Spitze ist bereits nach dem früheren Maaßstabe aufgeführt, aber noch nicht mit Kupfer beschlagen. Es fehlt am Besten. Alles Holzwerk, vom Fundament der Kirche an bis zum Thurmknopf, ist sehr kunstvoll, einfach und schön gearbeitet. Man glaubt, der Thurm stecke in einem Futteral von Filogramm. Ich stieg bis dahin hinauf, wo der Thurm endigt und die Spitze beginnt, und ging dort, wie auf einem Balkon, auf dem Gerüst umher. Mein erster Gedanke war zum Himmel gerichtet und mein erster Blick fiel zur Erde nieder. Die Stadt, der Meerbusen, die Umgebungen, die Befestigungen des Hafens lagen vor mir, wie Spielsachen auf einem Tisch, wie Kunst-Modelle. Die Leute auf den Straßen erschienen mir nicht größer als eine halbe Arschine. Wenn man die Menschen übrigens von unten nach oben betrachtet, erscheinen sie auch klein. Groß sind nur die Pläne und Thaten großer Männer, deren es immer nur sehr wenige gab und geben wird. Alles Aufblasen und Ausdehnen ist vergebens!

Lange, lange ergötzten mich die herrlichen Aussichten auf die Stadt und ihre Umgebungen, bis ich endlich meinen hohen Standpunkt verlassen mußte. Es ist nicht angenehm, hinabzusteigen! Das fühle ich jetzt, und darum wundere ich mich nicht, daß die Menschen so fest an ihren hohen Stellen halten und sich so ungern davon trennen.

Wenn ich dazu auffordere, einen Sommer in Reval zuzubringen, so lade ich nicht zu Lustbarkeiten und rauschenden Vergnügungen ein. Die alten Leute sagen, man habe früher hier sehr lustig gelebt!! Auch jetzt erheitert man sich durch Gespräche über frühere Zeiten, aber der alte Geist ist dahin. Die Badegäste leben unter sich, und vertreiben sich die Zeit auf ihre Weise. Mit den Eingeborenen macht man schwer Bekanntschaft; ja, sie haben eben so wenig einen Begriff von Russischer Gastfreiheit, als wir von den Bestandtheilen des Halleyschen Kometen. Es giebt aber überall Ausnahmen. Man findet in Reval zwei ausgezeichnet gastfreie Häuser: das des Befehlshabers der Provinz und das des Marine-Generals L. S—y—r—ff. — Das Haus des Letzteren ist ein echt Russisches. Wer jemals in Reval war, nimmt auch die angenehmste Erinnerung an den Frohsinn des Hausherrn und an die Liebenswürdigkeit seiner Familie mit. Fast alle übrige Häuser sind dem Fremden verschlossen, wohl aber offen allen Familien- und Bürger-Tugenden. Man muß darüber nicht zürnen, noch sich gekränkt dadurch fühlen. Jede Stadt hat ihre Sitten.

Im Salon des Herrn Witt werden Bälle und Konzerte gegeben. Seit einiger Zeit ist es Mode geworden, dem Ball durch die Fenster zuzuschauen. Für einen Platz am Fenster und auf der Gallerie muß etwas gezahlt werden! Diese Gewohnheit führten unsere Petersburger Damen ein, denen es wider den Anstand erschien, öffentliche Bälle zu besuchen!! Das liegt nicht in den Petersburger Sitten. Bisweilen besucht die Petersburger feinere Welt, nach vorhergetroffener Verabredung, öffentliche Bälle, und amüsirt sich dann recht gut, weil die Petersburger Damen bekanntlich außerordentlich liebenswürdig und unterhaltend sind. Schade, daß es hier an Tänzern mangelt, besonders wenn die Flotte in See ist. Eingeborene Tänzer sieht man gar nicht. Die eine Hälfte der jungen Leute befindet sich im Staats-Dienste, die andere beschäftigt sich mit der Landwirthschaft. — Es giebt hier ein Deutsches Theater, bisweilen belebt durch die Anwesenheit ausgezeichneter Künstler. Zu meiner Zeit gab es deren nicht, und die einheimischen wollte ich nicht sehen, aus Achtung für die Deutsche Muse.

Man verstehe mich also recht; ich lade nach Reval ein, nicht zu Belustigungen der vornehmen Welt, nicht zu glänzenden Versammlungen, nicht zu Thalien's und Melpomenen's Festen, nicht zu rauschenden Gastmahlen, verschönert durch die Liebenswürdigkeit der Damen von Welt. Die Stadt Reval gleicht im Sommer und im Winter einer alten Abtei mit Familien-Zellen. Man muß sie nur betrachten und alles Uebrige mit seiner Einbildungskraft ausmalen. Ich lade also ein zu einer Decoration des Alterthums und, wie die Dichter sagen, zu einem Fest der Natur. Alles Uebrige muß man mitbringen, d. h. seine Liebenswürdigkeit, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn und seine Umgänglichkeit. Zu Hause lasse man Etikette, Zwang, drei Viertel der Ansprüche der großen Welt, und man wird den Sommer in Reval sehr schön und sehr heiter zubringen. Das Beschauen der alten Revalschen Kirchen und alterthümlichen Gebäude gewährt dem Kopf Nahrung, und der Besuch der reizenden Umgebungen stärkt das Herz und verjagt finstere Grillen, deren Saame gewiß im Innern eines Jeden verborgen ist, wenn er die Residenz verläßt.

In den Umgebungen nimmt die erste Stelle das dem Grafen A. Benkendorf gehörige Gut Fahl ein. — Fahl würde von Reisenden aufgesucht werden, wenn es näher an Paris, London oder Rom läge. Ich bin nicht im Stande, es zu beschreiben. Es liegt eine ganze Dichtung darin! Man muß ein Delille seyn, um diesen Zaubersitz gehörig zu schildern. Dreißig Werst von Reval entfernt, am Meeresufer, befand sich vor ungefähr 10 Jahren ein Wald; durch diesen Wald strömte zwischen steilen Ufern ein Flüßchen, das, von einem Felsen als Wasserfall hinabrauschend, sich ins Meer ergoß. Nicht weit von diesem Wasserfall befand sich ein kleiner verfallener Landsitz — das war Alles! Jetzt erhebt sich an der Stelle des alten Landsitzes ein reizendes, obgleich nicht großes Schloß in Gothischem Geschmack. Umher liegen die Wirthschafts-Gebäude von freundlicher ländlicher Architektur, auch in Gothischem Geschmack, eine ausgezeichnete schön gebaute Kirche, ein Flügel für Gäste, ein Haus zur Aufnahme von Ankommenden u. s. w. Der Wald ist mit Kunst und Geschmack in einen Park verwandelt. Auf den Hügeln erheben sich Denkmale und Lusthäuser, und unter den ersteren eines von gegossenem Eisen, zur Erinnerung an einen Besuch des Kaisers und seiner erhabenen Familie. Die Fußpfade sind zwischen Wiesen, Erhöhungen und Blumenstücken angelegt. Ueberall murmeln Quellen, die, nachdem sie sich über und unter der Erde Bahn gebrochen, sich in das Flüßchen ergießen. Ueberall sind die Gesetze der Perspektive beobachtet, und Alles ist so angelegt, daß kein Gegenstand einen anderen unseren Blicken verbirgt. Vom Balkon des Schlosses sieht man links einen Wasserfall, und hinter demselben eine Reihe Gothischer Gebäude; vor sich die steilen, mit Wald bedeckten Ufer des Flüßchens, und zwischen Bäumen malerische Ruinen und einen ansehnlichen, mit einem leichten Pavillon geschmückten Hügel. Rechts folgt das Auge dem Laufe des Flüßchens und verweilt dann auf dem Meere, das zwischen den Wäldern wie ein Riesenspiegel im grünen Rahmen erscheint. Zwischen dem Schloß und dem Meere befindet sich ein großer grüner, mit Blumen reizend geschmückter Platz. — Jede Veränderung des Lichtes bei Sonnen- und Mondschein bietet neue bezaubernde Ansichten dar, und nie wird man ihrer überdrüssig; das Herz schwelgt in Genuß. Natur und Kunst, mit Schönheitssinn vereint, bezaubern hier Jeden, der Sinn für Schönheit und Harmonie hat.

Wer in Reval war, besuchte auch Fahl. Es ist Jedem und zu jeder Zeit zugänglich. Sogar das Innere der Zimmer steht den Besuchenden offen. Die Besitzung ist nicht groß, aber, wie der Engländer sagt: comfortable. Sie ist kein Tempel des Reichthums, aber ein Wohnsitz des guten Geschmacks. Das Hausgeräth und die ganze Einrichtung entsprechen dem Aeußern des Schlosses. Fenster, Thüren, Stühle, Bilderrahmen, Schirme, mit einem Wort, Alles ist Gothisch. Jedes Stück ist für den Platz, den es einnimmt, ausdrücklich bestellt worden. Alles ist dabei so äußerst geschmackvoll, daß man es eine Dichtung in der Wirklichkeit nennen möchte. Ein ganzes Buch würde dazu gehören, wollte man jede einzelne Schönheit Fahl's beschreiben. Man reise hin und man wird entzückt seyn. Der Segen Gottes ruht auf der Wohnung eines jeden rechtschaffenen edeldenkenden Mannes, ganz besonders aber auf der Wohnung eines Mannes, der Leidenden beisteht und Hülflose unterstützt.......

Einige Werst von Reval, am Meeresufer, liegt das schöne Gut Wims, mit üppigen Gärten und Gewächshäusern in der reizendsten Umgebung. Ich sah es vom Olai-Thurm durch ein Fernrohr. Man darf es nur an gewissen Tagen, auf gewissen Wegen u. s. w. besuchen. Ich überwand meine Neugier und fuhr nicht nach Wims, weil ich es liebe, zu spazieren wie ich, und nicht wie Andere es wollen, und zwar, wann ich gerade Lust dazu habe. Gott mit dir, Wims!

*) Im gleichen Sinn wie das Deutsche Sprüchwort: „Schuster bleib' bei deinem Leisten." R.

Lebe wohl, Meer, lebe wohl, Reval und vergieb mir, daß ich nicht deine Alterthümer beschrieb, deine mit bunten Ritterwappen der Vorzeit geschmückten Kirchen, dein majestätisches Rathhaus, deinen Dom, die Hügel, auf denen einst eine Zitadelle stand und wo jetzt nur Edelleute wohnen, wo man keine Läden und keine Handwerker findet — ja, vergieb mir, daß ich nicht einmal erwähnte.... Nein! das kann ich doch nicht verschweigen, und ich erkläre mithin, daß man nirgend so frischen lieblichen Frauengesichtern, so bescheidenen reizenden Blicken begegnet, als in Reval. Die Seeluft, das häusliche stille Leben, eine einfache gesunde Kost tragen zur Schönheit des Körpers und der Seele bei.

Im Allgemeinen zeichnet sich hier der gebildete Stand durch Sittlichkeit und Körperschönheit aus. Ausnahmen sind selten. Auch sah ich noch nie so schöne alte Leute, als in Reval. Sogar das gemeine Volk ist wohlgebildeter als an den näher an Lettland gränzenden Orten, und unter den Dienstmädchen giebt es Gesichtchen, die man gleich zu historischen Gemälden benutzen könnte. Von allem diesem steht nichts im Manuel-Guide de Reval, und daher hielt ich es für meine Pflicht, darauf aufmerksam zu machen.

Nun erlaube man mir, noch einige schwere Prosa hinzuzufügen, die übrigens von Vielen der Poesie vorgezogen wird. Man lebt in Reval sehr wohlfeil. Nur solche Wohnungen sind theuer, die man ein halbes Jahr voraus durch Commissionaire besorgen läßt. Seine Pferde sende man aus Petersburg mit seinen Sachen hin, weil es sehr kostbar ist, in Reval Pferde zu miethen, die übrigens dabei noch so schlecht sind, daß ich nach Fahl (30 Werste = 4½ Meilen) 5 Stunden fahren mußte. Bücher braucht man nicht mitzunehmen; man findet in der Kriechschen Buchhandlung alle Neuigkeiten leihweise und zum Kauf. Russische Bücher und Zeitschriften sind nicht vorhanden, so wie in allen Ostsee-Provinzen. Der jetzt regierende Kaiser befahl, in den hiesigen Lehr-Anstalten Lehrer des Russischen anzustellen. Dem Russischen Kaiser sey Dank dafür! — Fast alle Edelleute in Ehstland dienen oder dienten der Krone und lernten im Dienst Russisch — in Liefland aber und in Kurland gehört es bei den Nichtdienenden fast zur Mode, zum bon ton, nicht Russisch zu verstehen! Und wir lernen doch so eifrig Deutsch, und thun Recht daran. — Wir müssen noch immer lernen und lesen, und zwar so lange, bis auch Ausländer Russisch lernen und lesen....

Da habe ich einmal ein Langes und Breites gesprochen! Handelt es sich aber von Rußland und von der Russischen Sprache, so vergißt man sich unwillkürlich. Doch es ist Zeit zu enden. (C. II.)

N o r w e g e n.

Delaboulaye's Reise nach Norwegen.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir drei Tage bei dem Pastor zu Tinde, von der herzlichsten Gastfreundschaft gepflegt, zugebracht hatten, trennten wir uns von der herrlichen Familie und verfolgten unsere Reise nach dem Berge Gusta. An dem Ufer des Tinder Sees fanden wir, Dank sey es der Fürsorge des geistlichen Herrn, ein Boot mit vier Ruderern besetzt, und das Bett von Birkenblättern, frisch abgehauen, war bereit, uns aufzunehmen.

Der See bei Tinde ist einer der schönsten in ganz Norwegen, von einer so großen und imposanten Schönheit, wie man sie sehr selten, selbst in den Schottischen Hochlanden, für welche eigentlich ihr Dichter mehr gethan hat, als die Natur, vorfinden kann. Die niedrige Sonne des Nordens versetzt die Schatten der hohen Berge bis in die Mitte des Wassers; tiefe Thäler, welche sich von allen Seiten wie Klüfte eröffnen, sind in Dünste gehüllt; Wellen, die sich schweigend und bewegungslos in Meerbusen ohne Namen versenken, und inmitten der Wälder verstecken, denen sie den Fuß baden — dies ist ein Anblick voller Herrlichkeit und Majestät. Unsere Bootsleute selbst nahmen Theil an unserem Entzücken; sie hielten ihre Ruder an, und während der Nachen unbeweglich blieb, bezeichneten sie uns mit Stimme und Geberden die Stellen, die sie als merkwürdig betrachteten; aber immer waren es solche, die uns das wenigste Interessante darboten: bald eine Weide für ihre Schafe, bald ein Floß für ihre Fischerei, und bald ein Hafen für ihre Böte. Da die Unterhaltung einmal angeknüpft war, so wollten sie auch unsere Namen, unser Vaterland, die Ursache und den Endzweck unserer Reise, und die Namen der Länder, die wir bereits besucht, von uns erfahren. Als der Offizier ihnen sagte, daß er aus Kopenhagen sey, nahmen sie eine respektvolle Miene an; denn Kopenhagen bleibt ihnen stets die größte Stadt, die Stadt des Goldes und Silbers, die Hauptstadt Norwegens; kaum kennen sie den Namen Stockholm. Einige Soldaten, welche in ihrer Jugend nach Kopenhagen gekommen waren, genossen schon dieserhalb der größten Achtung. Der jüngste der Bootsleute, ein Bursche von 17 Jahren, fragte uns nach langem Besinnen, „ob es denn wahr wäre, daß man auf dem Gipfel des Gusta-Field die Stadt Kopenhagen wahrnehmen könnte?" Er meinte nicht etwa, mit bloßen Augen, sondern, wie er sagte, vermöge der Brillen, welche die Engländer so gut zu machen verstehen, und mit deren Hülfe dies wohl nur eine Kleinigkeit seyn müßte. Seine Kameraden lauerten gespannt auf unsere Antwort, und es hing nur von uns ab, diesen allgemeinen Landesglauben für immer zu bestätigen; wir begnügten uns aber, dieses nur von den Meeresnebeln abhangen zu lassen, und sie waren völlig damit zufriedengestellt. Als sie erfuhren, daß ich ein Franzose sey, machten sie große Augen, denn ich war der Erste meiner Landsleute, welcher auf dem See von Tinde erschienen war. Sie fragten mich sogleich, ob ich unter Napoleon gedient hätte; eine Frage, die man gewöhnlich in fremden Ländern einem Franzosen vorzulegen pflegt, sein Alter mag seyn, welches es wolle. Gewöhnlich auch halten solche Leute, die nur fühlen und nicht denken, Napoleon für ein Wesen aller Zeiten und aller Orte; er ist die Personification des ganzen Frankreichs; und ein Franzose, welcher nicht unter ihm gekämpft hat, ist ihnen kein echter Franzose. Indessen hatte sich der Ostwind erhoben, die Segel nahmen dieselbe Richtung wie die Ruder, und wir überflogen schnell die kaum bewegten Wellen. Wir hatten uns an dem Rande der Barke niedergelegt, und sahen nun die Gräser, welche den Grund auf 40 Fuß Tiefe tapezirten, unter uns vorüberfliegen; die durch unsere Annäherung aufgeregten Forellen entschlüpften schnell wie ein Pfeil und flohen in einen dickeren Busch; die Aale tauchten, als sie uns kommen sahen, rasch unter das Wasser, schwammen gleich schwarzen Punkten unter unserem Boote weg und stiegen hinter uns wieder empor. Wir fuhren nicht lange, da sahen wir zu unserer Rechten Westfiord sich öffnen, welches der Eingang in das Gusta-Thal ist, und hier berührten wir das Ziel unseres Ausfluges.

Wir stiegen an einem Strande aus, der gut angebaut und mit Häusern bedeckt war, und indem wir den großen Fluß Moan-Elf zur Linken ließen, erstiegen wir das Thal zu Fuße. Dieses Thal ist den Alpenthälern sehr ähnlich und an manchen Stellen mit den Schweizergebirgen zu verwechseln. Der obere Theil ist mit reichen Wiesen bedeckt, und der Weg, den wir verfolgten, ist kaum eingefurcht und hat keine sichtbare Spur. Die Berge zu beiden Seiten sind steil, gut beholzt und 3 — 4000 Fuß hoch. Der Fluß ist breit und klar, bald ruhig und bald rauschend. Die zahlreichen Wohnungen liegen im ganzen Thale umher zerstreut, und ihre ungeregelte Anlage ist lachend und malerisch. Wenn diese Häuser sich auf dem Hintergrunde des Gemäldes, so wie die weißen Hütten von Oberland darstellten, so hätte Westfiord den Vierwaldstättersee um nichts zu beneiden, als um seine Gletscher. Indessen ist dieser Berg Gusta, welcher uns bei der Wendung des Thales plötzlich erschien, doch sehr schön, und meine Reisegefährten waren so wie ich ungemein überrascht. Er erhebt sich schnell und ohne Absätze aus dem untersten Bette des Flusses bis zu einer Höhe von 6000 Fuß, und der Blick folgt ihm von dem mit hohen Tannen bekleideten Fuße bis zu den Punkten, wo sie zu Zwergbäumen werden, die bald einer ganz verkrüppelten Baumgattung Platz machen; ganz oben kommt dann das Heidekraut und das Rennthiermoos. Ueber allen diesen sich durchkreuzenden Pflanzenarten erhebt sich dann der jähe Gipfel des Berges, ein grauer Stein, von tiefen Schluchten durchfurcht; der hohe Schnee überdeckt seine Flanken und hängt in beinahe gleichmäßigen Zwischenräumen gleich blendenden Gewinden von dem grauen Scheitel des Riesen herab. Wir ließen die Kaskade von Huga, die zwar durch die sie einfassenden Steinmassen sehr schön, aber an und für sich unbedeutend ist, auf unserem Wege zur Linken liegen, und hielten uns dann bei dem Einsturze auf, welcher den Berg in einer Breite von 400 Fuß ganz nackt gemacht hat. Der nicht dicke Erdfall war auf den schrägen Abhang hinabgeleitet, und das gelbe und glänzende Gestein lag wie eine weite Schärpe über den grünen Rasen ausgebreitet. Die Nacht brachten wir in Ingelsland zu; es besteht aus einer Anzahl Hütten, welche auf einem Rasenplatze zerstreut umherliegen. Jeder Hauseigenthümer stritt hier darum, uns bei sich einlogirt zu sehen, und dieser Wetteifer hatte Alles mit der Gastfreundschaft und nichts mit der Neugierde gemein. Ja, ich kann versichern, wir machten in dem Hause, welches wir zu unserem Aufenthalt erwählten, so viele Glückliche, als es Einwohner hatte. Die Männer, die Frauen und selbst die kleinen Kinder drängen sich an Euch heran, bemühen sich, zu errathen, was Euch gefällig und nützlich seyn könnte, und laufen eine halbe Meile, um Euch nur eine Nadel zu holen. Es ist ein großes Vergnügen für sie, einen Fremden zu sehen und besonders ihn auszufragen. Ich habe nie ein schöneres Volk gesehen; sie sind groß, schlank und blond, ihre Züge sind regelmäßig und edel; die Männer besitzen einen ruhigen und festen Charakter, und die Frauen einen besonderen Ausdruck von Sanftmuth und Bescheidenheit. Ihre blauen Augen, ihr rosiger Teint, ihr lockiges Haar und ihr von Glück und Gesundheit strotzendes Antlitz machen sie zu den anmuthigsten Wesen, die man erblicken kann. Die Aehnlichkeit zwischen diesen Landleuten und denen der Schweiz ist auffallend; obgleich ihre Ursprungs-Verwandschaft, von welcher bereits einige Autoren gesprochen haben, (?) mir nicht wahrscheinlich ist. Der Bauerntitel bezeichnet hier nicht die unterste Klasse; hier bezeichnet er bloß einen Eigenthümer. Das Norwegische Land gehört den Bauern, und in diesem Kreise findet man weder drückende Armuth, noch übermäßigen Reichthum; denn Reichthum und Armuth sind hier relativ und bestehen nur in den größeren und kleineren Ländereien der Eigenthümer. Der Unterricht ist hier allgemein verbreitet; das Kind lernt von seinen Aeltern lesen, und diese Pflicht wird um so gewissenhafter erfüllt, als der Pastor die Kinder nur unter dieser Bedingung konfirmirt. Ich habe öfters gesehen, wie die älteren Brüder ihre jüngeren buchstabiren lehrten, und habe sowohl die Thätigkeit von der einen, als die Aufmerksamkeit von der anderen Seite bewundern müssen. In jedem Hause findet man eine kleine Bibliothek von 30 bis 40 Bänden, welche in einem Schrank, zu dem der Vater den Schlüssel führt, aufbewahrt werden. Die Hälfte davon sind Religionsbücher, und eine in schwarzes Leder gebundene und mit silbernen Haken versehene Bibel nimmt darunter die erste Stelle ein. Die anderen Bücher enthalten Reisebeschreibungen, eine alte Geschichte Dänemarks, oder eine Beschreibung von Island und Grönland, deren Ränder zwar ziemlich geschwärzt, die aber doch gut erhalten sind. In den langen Winterabenden lesen sie nach der Reihe den Inhalt laut vor, während die übrige Familie auf den an den Wänden des Zimmers angebrachten Bänken, mit Handarbeiten beschäftigt, sitzt, und während dessen der aus gehauenen Steinen errichtete Ofen von den in seinem Innern flammenden Tannensplittern hochroth erglüht. Sie zimmern sich ihre Möbel selbst aus Fichten- oder Birkenholz; ihre Stühle bestehen in Abtheilungen von Baumstämmen, welche zwei Fuß über der Erde unbehauen gelassen werden, und welche oberhalb ausgeschweift sind, um eine Rücklehne zu bilden; der Umfang dieser ökonomischen Sitze ist nach der Verschiedenheit des Alters verändert. Die Schüsseln, Teller und Löffel verfertigen sie aus Eichenholz, drechseln sie geschmackvoll aus und bemalen sie mit verschiedenen Farben. Man macht deren auch aus gebrannter Erde, mit verschiedenartigen Mustern verziert.

Da sie die moralischen Sentenzen lieben, so suchen sie solche auf einem großen Theil ihrer Wirthschaftssachen anzubringen. So habe ich auf einer Schüssel, die zu Milchsuppen bestimmt war, den Spruch gelesen: „Trinke und danke Gott." Um den Rand eines großen hölzernen Napfes stand: „Iß mit Deinem Freunde, und laß auch Deinen Feind essen." Auf der Pfoste einer Hausthür las ich: „Wenn Gott das Haus nicht schützt, bewacht es der Wächter vergebens"; und über einem Himmelbette: „Der Mensch säet, und Gott läßt die Aerndte gedeihen." Ihr Wohnhaus besteht aus zwei Abtheilungen; die eine dient zur Küche und Vorrathskammer; das andere Zimmer wird vermittelst eines großen Kachel- oder Steinofens geheizt, und dient zur Schlafstube. Ueberall sind Doppelfenster angebracht, die während des Winters zugemauert werden. Dieser Gebrauch, der allerdings ungesund scheint, ist es doch nicht in dem Maaße, indem das Feuer die Luft beständig erneuert. Zur Seite der Wohnung befindet sich die Scheune; sie erhebt sich auf freistehenden Pfosten, welche drei Fuß von der Erde mit senkrecht gelegten Steinen ausgefüllt sind. Die Stallungen bilden auch verschiedene Abtheilungen; aber das wichtigste Gebäude ist das Vorrathshaus, welches ebenfalls auf Pfosten errichtet ist. Darin sind alle Reichthümer der Familie aufgespeichert: Decken aus Schaffellen mit einem Zeuge gefüttert, Ersatzbetten, Kleidungsstücke aus Wolle und Linnen für vier bis fünf Generationen, die Sonntags-Kleidungen, Wäsche in großem Ueberflusse und so viele Mundvorräthe, um ein ganzes Dorf damit zu ernähren. Die Bauern dieser Central-Provinz, die Telemarken, haben ein pittoreskes National-Kostüm; sie tragen einen Leibrock, welcher wie der unserer Ulanen zugeschnitten und mit Bändern von verschiedenen Farben besetzt ist, eine scharlachfarbene Weste, schwarze Beinkleider mit rothen Knieriemen, wollene Strümpfe mit goldenen oder silbernen Zwickeln, Schuhe mit breiten Bändern, und über ihren langen Haaren ein rundes Käppchen in Form einer Melone, so wie sie die Griechen vor dem J. 1820 trugen. Die jungen Mädchen verschwenden bei ihrer Toilette einen großen Luxus. Auf die Bitte unseres Malers bekleidete sich eine von ihnen mit ihren Hochzeitskleidern, welche in dem Vorrathshause sorgsam aufbewahrt und seit dem letzten Hochzeitstage einer Freundin nicht herausgenommen worden waren. Sie trug drei Röcke, von denen immer einer unter dem anderen hervorguckte, so daß man die Garnitur eines jeden sehen konnte. Das unterste Gewand war von rother Wolle, schwarz bordirt; das zweite von schwarzer Wolle mit Silber bordirt, und das dritte von grüner Wolle mit Gold bordirt. Drei bis vier Halsketten, Ohrgehänge, Armbänder und ein zierlicher Leibgürtel erinnerten an das Bild Unserer lieben Frau von Lorette. Was die Aehnlichkeit noch vervollständigte, das waren zwei Wulste, welche sie unter den Armen trug und die ihr bis an die Hüften reichten. Sie war also wie aus einem Stücke und einer Pyramide gleich; eine nette Taille wäre für sie eine Entstellung. Ihre rothen Strümpfe waren mit weißer Seide gestickt, und eine große Spitzenhaube bedeckte ihre blonden, in langen Zöpfen geflochtenen Haare. Gewiß hatte sie eine lange Zeit über diesem Putz, der ihre Verlobung schmücken sollte, gesonnen und gearbeitet.

Die Jahreszeiten sind hier geregelter als in den gemäßigten Klimaten. Mitten im Mai fängt der Schnee an zu schmelzen, und das Erdreich, welches er vor dem Froste bewahrt hat, erscheint so grün wie im Sommer. Das Gras wächst lebhaft und ist mit dem Ende des Juli reif. Es liefert ein Heu von besonderer Schmackhaftigkeit und köstlichem Geruche, demjenigen der Wiesen auf den hohen Alpen ganz gleich. Das Gras der ganzen Thalgegend ist dazu bestimmt, abgemäht zu werden; denn das Vieh beweidet die Berge, sobald sie vom Schnee entblößt sind. Das Gras, welches dort zwischen den Steinen wächst, und die Blätter der Zwergbirken, gewähren ihnen eine überflüssige milchvermehrende Nahrung. Auf allen Feldern sind Tannenhütten errichtet, den Schweizer Käsehütten ganz ähnlich und dieselbe Bestimmung habend. Das Vieh des ganzen Kirchspiels weidet umher, und kömmt dahin, sich melken zu lassen, welche Milch alsdann zu Butter und Käse verarbeitet wird. Das Getraide entsproßt in der Mitte des Juni, erhebt sich in einem Monat drei Fuß hoch, und tritt in Aehren. Eine ihrer bedeutendsten und wichtigsten Aerndten ist dort die der Baumblätter. Die Esche, die Erle und die Tanne versorgen sie mit einer reichlichen Quantität. In der Mitte des August begeben sich die Weiber und Kinder auf die Arbeit; Einige klettern auf die Bäume und, indem sie die Hände unter die Zweige und in die entgegengesetzte Richtung des Blätterwuchses bringen, verursachen sie dadurch einen allgemeinen Blätterregen. Die Anderen füllen damit die großen Säcke, welche sie dann auf dem Heuboden wieder ausleeren. Sie häufen diese Blätter auf, ohne sie erst trocknen zu lassen, so daß die Fütterung, zu der sie dienen, immer ganz feucht ist. Um einen Wald urbar zu machen, schlägt man ohne Unterschied alle Bäume nieder, indem man sie zwei bis drei Fuß von der Erde abhaut. Hier bleiben sie einige Jahre auf dem Boden liegen, dann legt man Feuer daran, und die Holzasche, die Blätter und das Moos düngen so vortrefflich das Erdreich, daß es schon im folgenden Jahre mit einem dicken Grase bewachsen ist. Die Fichten kommen bald um, und geben keine Sprößlinge, aber die Birken bemächtigen sich leicht wieder des ganzen Terrains. Der Feldbauer beschränkt sich darauf, sie zu lichten und das zu ihren Füßen wachsende Gras zu begünstigen; aber er schont ihrer doch ihrer Nutzbarkeit wegen. Die Tanne giebt das beste Feurungsholz im Lande, und ihre Rinde dient ihnen zur Bedeckung der Häuser. Nachdem nämlich die Latten zu den Dachsparren befestigt sind, löst man von den Tannenstämmen Streifen Rinde, zehn bis zwölf Fuß lang und einen Fuß breit, vorsichtig ab, und breitet sie über das Dach aus. Diese Bedeckung ist undurchdringlich für den Regen und beinahe unveränderlich. Auf dieser Rinde bringen sie noch lange Streifen von Rasen an, welche sich dann vermöge ihrer sich durchkreuzenden Wurzeln immer fester an einander hängen, und so eine grüne Wiese bilden, welche von der Feuchtigkeit des Klimas genährt, unvergänglich bleibt. Ueber diesen ländlichen Dächern erheben sich bisweilen auch hohe Stangen, an welchen bunte Stücke Leinwand befestigt sind, um die Richtung des Windes anzuzeigen. In der Nähe gewähren diese Dächer ein malerisches Ansehen, aber in der Entfernung schaden sie der Landschaft sehr, indem sie sich mit dem allgemeinen Grün der Wiese gänzlich vermischen. Die Rinde der Tanne dient zugleich auch zu einer kommoden und festen Fußbekleidung. (Schluß folgt.)

Ostindien.

Die Jagd in Indien.

Der Monat Januar ist in Ostindien die günstigste Zeit für die gewöhnliche Jagd, von der die meisten dort angesiedelten Europäer und auch die Indier große Liebhaber sind. Die Jäger besteigen vor Tages-Anbruch ein rasches Pferd und verfolgen, von ihren Dachshunden unterstützt, die Füchse, die in Indien sehr zahlreich, wenn auch kleiner als in England sind. Es giebt hier auch Schakals, deren Jagd aber nicht ergötzlich ist. Dagegen gewähren die jungen Gazellen, die mit so schalkischer Behendigkeit und Anmuth dem Jäger entschlüpfen, eine sehr angenehme und unterhaltende Jagd.

Die Eberjagd bietet ebenfalls einen herrlichen Zeitvertreib dar. Das Thier lebt heerdenweise versteckt in den Gefilden des Zuckerrohrs, nach dem es sehr lüstern ist. Man läßt nun durch Indier, die dazu besonders eingeübt sind, die Eber aus ihren Schlupfwinkeln hervortreiben, und sobald sich diese sehen lassen, schleudert der nächste Reiter seinen Wurfspieß ab, der gewöhnlich das Thier verwundet und oft sogleich erlegt. Ist es dem Ersten nicht gelungen, so schleudern die zunächst folgenden Jäger ihre Wurfspieße, bis der Eber endlich unter den erhaltenen Wunden, oder durch den Blutverlust geschwächt, hinsinkt, jedoch meist erst nach langem Hin- und Herjagen.

Noch weit gefährlicher ist, besonders wenn man sie zu Fuße macht, die Tigerjagd. Sobald in einer Gegend bekannt wird, daß eines dieser fürchterlichen Thiere in der Nachbarschaft sich aufhält, entsteht sogleich eine allgemeine Aufregung, und ganze Dörfer erheben sich in Masse, bewaffnet mit Gewehren, Säbeln, Lanzen und Schilden, um den Tiger zu bekämpfen. Die Bauern lassen sich häufig von Europäern kommandiren, die mit Jagdflinten, Pistolen u. s. w. ausgerüstet sind. Man nähert sich dem Gebüsche, wo man vermuthet, daß der Tiger sich verborgen hält, und schreckt ihn auf, indem man ein großes Geschrei erhebt. Mit blitzenden Augen und schrecklichem Wiehern verläßt sodann das Thier seine Höhle und versucht, zu entfliehen. Wenn es in der Flucht aufgehalten wird, so springt es auf seine Feinde los und tödtet oft mehrere derselben; es bedarf nur eines Schlages mit der Pfote, um einem Menschen den Garaus zu machen. Man zielt, man schießt, man verfehlt den Tiger; man schießt noch ein Mal; er fällt endlich und haucht sein Leben aus mitten unter dem freudigen Gejauchze der Sieger, die mit Erstaunen seine ungeheure Gestalt betrachten und sich gegenseitig Glück wünschen, daß sie der Gefahr entkommen sind. In Bengalen besteigt man gewöhnlich, wenn man auf einen Tiger Jagd machen will, einen Elephanten, der auf dem Rücken einen Sitz, Haudah genannt, trägt, auf welchem der Jäger Platz nimmt, begleitet von seinem Indischen Bedienten, der die Flinten ladet und sie ihm hinreicht; von hier aus nun kann er mit einer gewissen Sicherheit den Tod um sich her verbreiten. Der Elephant liebt es eben nicht, mit dem Tiger zusammenzutreffen, und er hält darum stets seinen Rüssel bereit, um den Feind nöthigenfalls abzuwehren; der Tiger packt ihn freilich zuweilen bei der Schulter oder an einem anderen Theile des Körpers, dann aber wirft sich der Elephant auf seinen Gegner und erdrückt ihn mit seiner ungeheuren Last. (As. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Indisches Seesalz. Es wird in den nördlichen Provinzen Indiens, und namentlich auf der ganzen Küste von Koromandel, viel Salz gewonnen. Die Weise, wie dasselbe zubereitet wird, ist ganz einfach; man läßt das Seewasser in viereckige Gruben, die man in den Boden gräbt, einlaufen. Die Sonnenhitze macht, daß das Wasser ausdünstet und das Salz zurückbleibt. Sodann wird das Salz nach höheren Stellen gebracht, wo man es aufschichtet und mit Cadjanblättern bedeckt, um es gegen den Regen zu schützen. Europäische Fahrzeuge, die die Bucht hinauffahren, nehmen hier oft Ladungen von Salz ein; aber der größte Theil desselben bleibt bis zum Monat August liegen, wo die Indischen Küstenfahrer es nach Bengalen verfahren.

— Die seidene Schnur. Die berüchtigte seidene Schnur der Türken ist nichts Anderes, als eine Sehne, die aus ungesponnener, gewöhnlich weißer Seide besteht, welche mit Zwirnfäden von verschiedener Farbe zusammengehalten wird. An jedem Ende ist ein weiter Ring angebracht, der vermittelst eines höchst merkwürdigen verworrenen Knotens mit dem Mittelpunkte der Sehne zusammenhängt. Durch diese Ringe stecken die Nachrichter ihre Hände, und nachdem sie die seidene Schnur einmal rings um den über ihre Kniee hingestreckten Nacken des armen Sünders gewunden, ziehen sie dieselbe aus allen Kräften nach den beiden entgegengesetzten Seiten zusammen, und auf diese Weise wird der zum Tode Verurtheilte strangulirt. Seitdem das Bogenschießen unter den Türken allmälig in Verfall gerathen, ist auch die seidene Schnur außer Mode gekommen; denn sie verdankte ihren Ursprung als Executions-Werkzeug lediglich der Leichtigkeit, mit der sie stets und überall bei der Hand war, da noch ein Jeder an seiner Schulter die Waffe trug, von der sie einen Theil ausmachte.

(Auldjo's Constantinople.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 144. Berlin, Mittwoch den 2. Dezember 1835.

Frankreich.

Der Verfasser des Liedes „Charmante Gabrielle".

Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte in der alten Stadt Beauvais ein Prokurator, Bernard Ducaurroy, mit seiner Familie, dessen schlaue Gewandtheit und Geschicklichkeit in Rechtshändeln förmlich zum Sprüchwort geworden war; so anständig indessen, metaphorisch verstanden, seine Einkünfte waren, so wenig war dies doch in der Art und Weise, wie es in seinem Hause herging, zu bemerken. Nicht, daß er vom Laster des Geizes besessen gewesen wäre, das wir so häufig antreffen bei Leuten, die ihr Vermögen mühsam erworben haben; auch sparte er nicht etwa aus väterlicher Sorgfalt auf eine Mitgift für seine Tochter, auf eine Erbschaft für seinen Sohn. Das war es Alles nicht, davon war er weit entfernt. Was seine selbstsüchtige Seele den Seinen entzog, verpraßte er in der Stille alle Abend in einer nichtswürdigen Kneipe.

Die Folge dieser Lebensweise war ein finsteres, strenges, mürrisches Wesen zu Hause, sobald er eine Stunde unter den Seinigen aushalten mußte; Frau Brigitte, seine Hausehre, und seine beiden Kinder zitterten, wenn er nur eintrat, und hatten jeden Augenblick zu besorgen, daß sich die finsteren Wolken auf seiner Stirn über sie entladen würden. War er weg, so entschädigten sich dann die Kinder durch doppelte Lust und Ausgelassenheit.

Je mehr die Kinder an Alter und Verstand zunahmen, desto sorgfältiger vermieden sie natürlich jede Gelegenheit, den Vater aufzubringen, und so waren die Ausbrüche seiner üblen Laune nach und nach seltener geworden. Als aber der Moment eintrat, wo es in Anregung kam, Marie eine Mitgift zu bestimmen und Eustach für einen passenden Stand zu bilden, da wich der Unmuth gar nicht mehr von Meister Ducaurroy, und jeder Vorwand war ihm recht, seinen Zorn gegen die Kinder auszulassen. Alle Tage kam es zwischen Vater und Sohn zu den traurigsten Auftritten, und das Herz der Mutter wurde gleicherweise von der blinden Tyrannei des Einen wie von dem Schmerz und dem Unglück des Anderen zerrissen.

Eustach war seinem Vater in doppelter Hinsicht zur Last. Denn einerseits machte ihn der stille träumerische Charakter, der sich in ihm ausgebildet, untauglich zu allen mechanischen handwerksmäßigen Geschäften, und vor Allem zum Militairstand, der damals für Alle, die zu nichts Ordentlichem und Gutem fähig waren, die bequemste Aushülfe eines Unterkommens bot. Andererseits war die Erziehung des Jünglings, was das Wissenschaftliche und eigentliche Kenntnisse betraf, im höchsten Grade vernachlässigt worden, da der Vater niemals zu den erforderlichen Ausgaben für den Unterricht seines Sohnes zu bringen gewesen war. So beschränkten sich denn Eustach's Kenntnisse auf die wenigen, in denen ihn seine gute Mutter hatte unterweisen können; er konnte schreiben und spielte ziemlich gut Klavier. Desto größere Fortschritte hatte er in der Wissenschaft oder Kunst der Entsagung gemacht, und die herrlichen Lehren Brigittens hatten in das junge Herz den Keim aller Tugenden gepflanzt. Allerdings war dies sehr viel; nur war es nicht genug, ihm einen Stand und eine Stellung in der Welt zu schaffen.

Darauf zu denken, daß dieser Sohn die nöthigen Eigenschaften gewinne, ihm dereinst in seinem Amte zu folgen, dies lag außer dem Scharfsinn des Prokurators. Er hatte sich vielmehr schon seinen Mann ausgesucht, dem er seine Stelle käuflich abtreten wollte, unter Bedingungen, die ihm für seine Person behagliche ruhige Tage des Alters sicherten.

Durch Vorwürfe und Thränen brachte es Brigitte endlich dahin, daß Ducaurroy sich bequemte, den Sohn nach Paris auf die hohe Schule zu schicken, und ihm monatlich die Summe von zehn Livres bewilligte, freilich eine sehr mäßige Pension, aber doch wenigstens hinreichend, da ein Schreiber beim Parlament, ein alter Bekannter des Prokurators, sich dazu verstanden hatte, dem jungen Eustach einen Platz an seinem Gesindetisch und ein Kämmerchen unter dem Dache seines Hauses einzuräumen — also gerade so viel, wie seinem Gesinde, nur mit Ausnahme des Lohns — und zwar unter der Bedingung, daß besagter Eustach sämmtliche Zeit, die ihm seine Studien übrig lassen würden, gewissenhaft dem Geschäft und der Schreibstube seines Gönners widmen solle. Bernard hoffte, vermittelst dieses Entschlusses sich den Sohn für immer vom Halse geschafft zu haben; Eustach, so meinte er, könne nun, wenn er fleißig wäre und was lerne, beim Parlament ankommen und sich selber forthelfen.

So verließ denn der junge Ducaurroy — an einem kalten Herbstmorgen, wo der Reif auf allen Dächern lag — das väterliche Haus und setzte sich mit schwerem Herzen und leichter Börse auf die Landkutsche. Am Abend vorher hatte Meister Bernard noch zum Abschied seinem Sohne eine gehörige mit Drohungen gespickte Strafpredigt gehalten. Aber die zärtliche unglückliche Mutter hatte sich nicht zur Ruhe gelegt, sondern die ganze Nacht über noch zusammengesucht, was sie unter der Stele hatte, und dem lieben Sohne sein kleines Bündelchen geschnürt; endlich, als die schwere Trennungsstunde heranrückte, hatte sie ihm unter Schluchzen und Thränen all' die herrlichen himmlischen Lehren, die sie ihm von Kindesbeinen an gegeben, in einen letzten Strom von Ermahnungen zusammengedrängt und an's Herz gelegt. Von ihren Liebkosungen und denen der Schwester, der Gefährtin seiner trüben Tage, die seine Freude und sein Trost gewesen war, überhäuft, war Eustach abgereist.

Kaum war er in Paris angelangt, so drang eine Fluth von Widerwärtigkeiten aller Art auf ihn ein, und das Leben nahm ihn in die strenge Schule. Sein Gönner empfing ihn mit kaltem gemessenem Wesen, und die barschen Worte, die er an den Jüngling richtete, riefen diesem nur zu lebhaft die drohenden Ermahnungen seines Vaters, die ihm kaum vor den Ohren verklungen waren, in's Gedächtniß zurück. Auch auf der Schule erging es ihm übel. Von seinen Mitschülern wurde er seines bescheidenen schüchternen Betragens wegen gehänselt, seine Gefälligkeit von seinen Kameraden in der Schreibstube aufs äußerste gemißbraucht, und sein Herr und Meister tyrannisirte ihn völlig, weil der Jüngling die Kunst, der Willkür Widerstand entgegenzusetzen und seine Dienste geltend zu machen, nicht verstand.

Unter den Klienten, die das Büreau des Meister Trinquelet (so hieß der Schreiber) besuchten, war den Unterschreibern und jungen Gehülfen vor Allen Frau Gabriele von Bois-Roger, die Wittwe des Barons dieses Namens, aufgefallen. Das Testament des Barons war von seinen Verwandten, die sich durch dasselbe in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, angegriffen worden; der Prozeß war seiner Entscheidung nahe, und der Schreiber hatte gerade die Abschriften von sämmtlichen Aktenstücken zu machen.

So oft nun diese Dame, die schön und noch jung war, zum Advokaten kam, so war auch sogleich keiner von dem sämmtlichen Schreiber-Personale mehr bei seiner Arbeit, und wer sich nicht mit Höflichkeitsbezeigungen oder Dienstleistungen um sie beeifern konnte, schielte wenigstens über die Akten nach ihr hin. Derjenige von den jungen Leuten war glücklich, dem es gelang, den übrigen zuvorzukommen und ihr den einzigen Lehnstuhl, der sich in dem Saale befand, heranzurücken. Aber noch tausendmal mehr wurde der Oberschreiber beneidet, der das Vorrecht der Anciennetät ausübte und in Abwesenheit des Meister Trinquelet der Frau Gabriele von Bois-Roger den Gang ihres Prozesses auseinandersetzen durfte. Die Scenen, die bei den kurzen Besuchen der schönen Frau vorgingen, gehörten zu dem Ergötzlichsten, was man sehen konnte. Jeder der jungen Leute that, als wär' er wie gewöhnlich bei seiner Arbeit, und jeder hatte doch nur den einzigen Zweck, die Aufmerksamkeit der Dame, wenn auch nur für einen Moment, auf sich zu ziehen. Der Eine stieg auf seinen Schreibtisch, scheinbar, um einen Stoß Akten herunterzulangen, aber in der That nur, um einen ziemlich wohlgebildeten Fuß sehen zu lassen, oder die neuen Bandschleifen an seinen Beinkleidern. Ein Anderer unterbrach den Oberschreiber in seinem Gespräch mit der Dame absichtlich mit irgend einer unbedeutenden Frage, in der verwegenen Hoffnung, die Blicke der Schönen auf sein stattliches rundes Gesicht oder seine neugeknisste Halskrause zu lenken. Ein Dritter hatte ihren Mantel in Beschlag genommen, und stand hinter ihr und hielt ihn bereit, ihn auf den ersten Wink ihr umzugeben.

Ein Einziger nur unter allen den jungen Leuten ließ sich nie durch diesen vornehmen Besuch in seiner Arbeit unterbrechen, und wenn er einmal einen Blick auf die Baronin wagte, so geschah es mit der bescheidenen Unbefangenheit reiner uninteressirter Bewunderung; denn dem armen Schreiber kam es nicht in den Sinn, daß ein Unglücklicher, wie er, die Aufmerksamkeit einer so hohen Person auf sich ziehen könnte. Hatte der arme Eustach seine Augen einmal aufgeschlagen und die Dame angeblickt, und sie fielen dann wieder auf seine ärmlichen Kleider, die eben nur zureichten, seine Blöße zu decken, so entfuhr ihm wohl unwillkürlich ein schwermüthiger Seufzer über das Mißgeschick, das über ihn verhängt war.

Eustach war ein blasser, schmächtiger, junger Mensch; aber seine Züge waren von einem zarten, fast mädchenhaften Ausdruck, und seine Gestalt anmuthig und fein. Dazu war über sein ganzes Wesen ein eigenthümlicher Reiz, der sich nicht mit Worten beschreiben läßt, aus-

gegossen, ein so süßer und edler Hauch von Schmerz und Duldung, daß einem der am Fuße des Kreuzes weinende Engel einfallen konnte, wenn man den Jüngling länger ansah.

Es traf sich, daß die Baronin einem ihrer Verwandten einige Aktenstücke mitzutheilen hatte. Der Oberschreiber bat sich die Gnade aus, sie ins Bois-Rogersche Hotel hintragen zu dürfen. Sein Anerbieten wurde indessen höflich abgelehnt, unter dem Vorwande, daß eine solche Entfernung der ersten und wichtigsten Person im Büreau ein Derangement nach sich ziehen dürfte. Mit der leichten reizenden Nachlässigkeit einer Dame ihres Standes wandte die schöne Frau den Kopf, und zum großen Erstaunen des ganzen Personals winkte sie den armen Eustach, die Zielscheibe des allgemeinen Spottes, zu sich heran.

Erröthend und ziemlich linkisch näherte sich Eustach der Baronin, die ihn mit ihrer süßen und verbindlichen Stimme bat, sie zu begleiten und die Akten zu tragen. Diese Worte der vornehmen Dame waren die ersten freundlichen, die an den Jüngling gerichtet wurden, seit er von Hause weg war; von Männern hatte er nie andere als rauhe und zornige zu vernehmen gehabt. Und so empfand er diese Huld mit solchem Dank und solcher Rührung, daß ihm die Thränen in die Augen kamen; seine ganze Seele war im Augenblick der Dame gewidmet. Außer sich vor Freude, wie ein Hündchen, das von der Hand der Gebieterin eben gestreichelt worden, folgte er ihr auf dem Fuße in ihr Hotel.

Als die Baronin den schüchternen Jüngling und den schmerzlichen Ausdruck seiner Züge betrachtete, fühlte sie sich von einem fast mütterlichen Gefühle bewegt. Sie ahnte unter dieser dürftigen Hülle eine edle Seele, eine feine seltene Natur, und nahm sich vor, dem Jüngling zu helfen. Aber sie mußte hierzu den Ausgang ihres Prozesses abwarten, der ihr Glück für immer gründen, oder sie in gleiches Elend, wie das, worin ihr zukünftiger Schützling schmachtete, stürzen konnte.

Mittlerweile hatte die Baronin unter verschiedenen Vorwänden den jungen Schreiber mehrere Male zu sich hinbeschieden, und seit dem dritten Besuch hatte das zärtliche Mitleid der schönen Frau und das schüchterne Staunen des Jünglings einem Gefühle Platz gemacht, das Beide nur mit Mühe verbargen. Die vornehme Dame war die Vertraute der Leiden geworden, die Eustach's Jugend verdüsterten; sie wollte ihm Schwester und Mutter seyn, und in der That war Gabrielens Trost so mächtig, daß er das Andenken an diese beiden geliebten Gegenstände in Eustach's Seele ganz in den Hintergrund gedrängt hatte. Seine Hand hatte noch nicht die seiner Freundin berührt; aber ihre Augen hatten gesprochen, und ihre Herzen hatten sich verstanden.

Die Liebe und das Glück, seine Neigung erwiedert zu sehen, hatten des Jünglings Fähigkeiten, die nur schlummerten, geweckt und trieben sie schnell zur Entfaltung. Seine Kameraden fingen die Ueberlegenheit seines Geistes von Tag zu Tag an deutlicher zu merken; die Ehre, die ihm dadurch zu Theil wurde, daß ihn eine Baronin zu sich kommen ließ und sich mit ihm unterhielt, hatte ihn auch in den Augen Meister Trinquelet's bedeutend gehoben, und die saubere Kleidung, in der er erschien, machte ihn vollends zum Gegenstand des Neides seiner Gefährten.

Der Prozeß wurde entschieden; die Baronin verlor ihn vollständig, und es blieb ihr Nichts, als ein unbedeutendes Leibgedinge, das nicht hinreichte, einen Aufenthalt in der Hauptstadt zu bestreiten. Sie zog sich in ein Kloster zurück, wo sie von ihrer kleinen Pension anständig leben konnte. Alle Verbindung mit Eustach war durch diesen Schritt für's Erste abgebrochen. Es mußte ein Vorwand gefunden werden, sie wieder anzuknüpfen; und es währte nicht lange, so war er gefunden.

Eustach spielte recht hübsch Klavier und sang mit seelenvollem Vortrage kleine Lieder, die damals mit einfachen Akkorden begleitet wurden. So wurde denn zwischen ihm und Gabriele verabredet, daß er sich als Klavierlehrer den Eintritt ins Kloster verschaffen solle. Als Student hatte er die Morgenstunden frei, um die Vorlesungen auf der Schule zu besuchen; eine davon wöchentlich wurde der Freundin gewidmet, bald zwei, dann drei, zuletzt alle, und mit dem Studiren war es aus. Uebrigens war der Unterricht nicht ganz und gar Vorwand; in Gegenwart einer der Nonnen wurden die Stunden wirklich ertheilt und bezahlt, und zwar im Sprechzimmer. Aber so wie die fromme Schwester nur einen Moment den Rücken wandte oder auf ihre Arbeit sah, wechselten die Liebenden verstohlene Blicke der Neigung und Sehnsucht.

Im Kloster sprach man bald genug von dem Talente des jungen Musikers, von seinen feinen sittsamen Manieren, wohl auch von seinem hübschen Gesicht, und mehrere Pensionairinnen wünschten ebenfalls bei ihm Unterricht zu nehmen. Eustach konnte die neuen Schülerinnen nicht ausschlagen, ohne sein unschuldiges Verhältniß mit der Baronin auf's Spiel zu setzen. Er sah sich gezwungen, aus reiner Zärtlichkeit für sie, auch Anderen seine Zeit zu widmen.

Was zu erwarten war, geschah. Die Doktoren an der Schule klagten über Eustach's Versäumniß des Unterrichts, über sein permanentes Wegbleiben aus den Stunden bei Meister Trinquelet. Der Arme wurde fürchterlich ins Gebet genommen, und da an Besserung nicht zu denken war, so meldete Meister Trinquelet die ganze Sache seinem Freunde und Gevatter Ducaurroy nach Beauvais. Der Vater, diesmal von Rechts wegen aufgebracht, ergriff mit Hast die gute Gelegenheit, und schrieb dem Sohn, daß er ihm nie wieder vor die Augen kommen solle, und daß seine monatliche Pension zunächst aufgehört habe.

Die gute Mutter aber konnte es nicht über sich gewinnen, dem Berichte Trinquelet's Glauben beizumessen: sie hatte ein zu großes Vertrauen auf die moralischen Grundsätze ihres Kindes; sie schrieb ihm einen Brief voll guter Rathschläge und süßen Trostes, und schickte ihm zugleich eine kleine Summe, den Erlös für ihr goldenes Kreuz, das einzige Kleinod, das sie besessen und schon längst dazu bestimmt hatte, den lieben Sohn einmal aus der Noth zu reißen. — Aber Eustach bedurfte ihres Opfers nicht mehr.

Einige Damen, die aus dem Kloster wieder in die Welt getreten waren, hatten den jungen Ducaurroy als Musiklehrer in Ruf gebracht; alle Tage liefen neue Anträge und Gesuche um Unterricht bei ihm ein, und je mehr er ablehnen mußte, desto stärker wurde Andrang und Zulauf.

Die Briefe, die er von Hause erhielt, bestimmten ihn, einen festen für seine Existenz entscheidenden Entschluß zu fassen. So schickte er denn der trefflichen Mutter Alles, was er an Geld erspart hatte, und kündigte zugleich ehrerbietig, aber fest, seinem Vater an, daß er ihm für fernere Unterstützung danke und sich einer Kunst widmen werde, zu der er Beruf fühle.

Zwei Jahre darauf war Eustach Ducaurroy der beliebteste Klavierspieler in Paris; die Lieder, die er für seine geliebte Gabriele komponirt hatte, waren in Aller Munde, und er hatte sich einen Platz unter den guten Musikern der damaligen Zeit erworben. Mutter und Schwester hatte er nach Paris kommen lassen; sie wohnten mit ihm zusammen und suchten ihm Trost zu gewähren für den Verlust seiner Geliebten, die sich zum zweiten Male verheirathet hatte.

Ducaurroy's Talent wuchs mit seiner Anerkennung; er wurde in kurzer Zeit der erste unter den Französischen Musikern. Der König Karl IX. ernannte ihn zu seinem Kapellmeister; Heinrich III. ließ ihm diesen Titel, den er auch unter der Regierung des guten Königs Heinrich IV. im vollsten Sinne zu verdienen wußte.

Die Lieder „Charmante Gabrielle" und „Vive Henri quatre" haben Eustach Ducaurroy's Namen bis auf unsere Zeit gebracht und werden ihn wohl noch lange der Vergessenheit entreißen, da die Anmuth, die in diesen Compositionen herrscht, nicht so leicht übertroffen werden möchte. (Gazette Musicale.)

N o r w e g e n.

Delaboulaye's Reise nach Norwegen.

(Schluß.)

Als sich die Nachricht von unserer Ankunft im Thale verbreitet hatte, erhielten wir mit dem Anbruch des anderen Tages zahlreiche Besuche. Ein großer Theil der Bevölkerung Ingelslands hatte sich vor unserer Thür versammelt, theils von der Neugierde gelockt, hauptsächlich aber von dem Verlangen, einen Franzosen zu sehen. Ich hatte jedoch die Demüthigung, die fehlgeschlagene Hoffnung auf mehreren Gesichtern zu lesen. Sie hatten sicher in mir einen mit einem großen Säbel bewaffneten und mit einem furchtbaren Schnauzbart versehenen kampflustigen Mann zu erblicken erwartet, und ein Franzose mit einem Röhrchen in der Hand und einem Strohhute auf dem Kopfe schien ihnen gewiß seines Landes unwürdig. Das Gespräch begann wie gestern; ich mußte durch meinen Dolmetscher tausend Fragen über Napoleon beantworten; ob es wahr sey, daß seine Generale alle einen Königlichen Rang hatten; ob sein Sohn nicht schon in der Wiege zum Papste erklärt worden sey; und ob nicht die Engländer den Napoleon in ein Gefängniß, welches hundert Fuß tief in einen Felsen ausgehauen war, eingesperrt und nun fälschlicher Weise die Nachricht seines Todes verbreitet hätten; welches Verfahren, wie sie meinten, wohl einer Nation würdig wäre, die Kopenhagen abgebrannt habe; lauter Fragen, welche uns bewiesen, wie weit der Ruf dieses berühmten Mannes gedrungen sey, da seine Geschichte, obgleich sehr verworren, die Wildnisse der Norwegischen Alpen erreicht hat.

Wir setzten uns endlich nach dem großen Flusse hin in Marsch und folgten seinem Ufer, um den Wasserfall zu erreichen, dessen ferne Stimme uns das Echo in gewissen Zwischenräumen zuführte, obgleich wir noch beinahe zwei Meilen davon entfernt waren. Bald jedoch war ich genöthigt, das Ufer des Flusses zu verlassen, indem dasselbe ganz unzugänglich wurde und sich wie eine hohe Mauer erhob, die eine Eidechse kaum erklimmen konnte. Ich betrat einen Fußsteig, um mich mit meinen Reisegefährten wieder zu vereinigen, welche mir vorausgegangen waren. In dem Maaße, in welchem ich höher stieg, breitete sich die Scene immer weiter aus, und die Berge vergrößerten sich um mich her. Die kahlen Spitzen erhoben sich von allen Seiten, als sollten sie dem Thale zu einem Rahmen dienen. Gusta-Field mit seinem ewigen Schnee beherrschte sie jedoch alle. Unser enger Weg schlängelte sich jetzt anmuthig zwischen Gärten, grünen Wiesen, Flachs- und Gerstenfeldern und gemalten Häusern hindurch, von schnellen Bächen oft unterbrochen, welche sich mit ihrer rauschenden und schäumenden Fluth bald wieder in dem ausgedehnten Grün unserem Auge entzogen. Ein kleiner Fluß kam von der Spitze des Berges herab, welcher zweitausend Fuß hoch war; er bildete nicht etwa Einen Sturz, sondern mehr als hundert Wasserfälle, deren jeder funfzehn bis zwanzig Fuß breit war, welche sich, ohne Aufhören und ohne Ruhe, an jeder Steinstufe brachen und von weitem wie ein einziger unbeweglicher Wasserfall mitten im Grünen anzusehen waren. Wer die künstlichen Wasserfälle von Caserta gesehen hat, der nur vermag sich einen Begriff von den hiesigen zu machen; aber freilich mit dem Unterschiede, welcher zwischen göttlichen und menschlichen Werken stattfindet. Dieser Strom, Warros-Elf genannt, nimmt seinen Lauf nach dem Flusse, welchen wir tief unter uns wie eine glänzende Linie erblickten, und welcher Moan-Elf, das heißt: Mondwasser, genannt wird. Wirklich scheint dieser Fluß vom Himmel zu fallen, und diese Idee mußte auch bei den Einwohnern des Thales, welche von dem obersten See, dem er entfließt, keine Kenntniß hatten, nothwendigerweise entstehen. Zu diesem Moan-Elf-Wasserfalle traten wir nun unseren Weg an. Der Fußsteig, der sich im Zickzack um den Abhang des Berges windet, wurde kaum mehr sichtbar, und bloß einige regellose Fußtritte waren hier und dort zwischen Heidekraut und Krüppeltannen wahrzunehmen. Ich hörte eine Zeitlang ein dumpfes und anhaltendes

Geräusch, welches mich wohl die Nähe, aber nicht den Ort des Wasserfalles errathen ließ. Der Donner der Gewässer, von dem Echo vervielfältigt, erscholl ungewiß und schien mir von allen Seiten herzukommen; ja ich war von diesen schrecklichen Tönen ganz umgeben, gleich jenen tropischen Gewittern, wenn sie sich auf allen vier Seiten des Horizonts mit einem Male entzünden. So auf das große Schauspiel vorbereitet, welches ich anzusehen ging, befürchtete ich immer, es unter meiner Erwartung zu finden; aber es übertraf sie noch bei weitem. Eine Stein-Mauer entzog mir noch den Wasserfall; der Vorhang verschwand, und ich umfaßte mit einem Blicke die herrlichste Ansicht, die sich jemals dem Auge eines Reisenden dargestellt hat. Eine Kluft von ungefähr tausend Fuß Tiefe eröffnete sich vor mir; die Seitenwände wie mit der Spitzhacke abgehauen, bisweilen überhängend und schwarz wie Dinte, glänzten von einer immerwährenden Feuchtigkeit und senkten sich regellos in unzähligen Rissen und Brüchen von der vom hellen Glanze überschütteten Spitze an bis zu dem von trüben Dünsten umhüllten Fuße. Die Länge des Abgrundes konnte ungefähr 1500 Fuß, und die Breite 1200 Fuß betragen. Vorwärts von uns waren zwei unermeßliche Furchen in der Riesenmauer ausgehöhlt; von derjenigen, welche sich mehr zu unserer Linken wendete, strömte der Fluß hervor, welcher, bald seinen Boden verlierend und den leeren Raum erreichend, senkrecht eine Höhe von 700 Fuß in einer ungeheuren Schaummasse herabstürzt. Der Druck der Luft war so stark, daß der aus dem ersten Risse herausgetriebene Dunst nicht, wie es gewöhnlich bei Wasserfällen zu geschehen pflegt, wieder emporsteigen konnte; er wurde in die andere Vertiefung getrieben, und hier, wo er sich wieder in Freiheit befand, stieg er wie eine dicke Rauchsäule empor, erfüllte die Tiefe des Steines und erhob sich weit höher, als der Sturz selbst. Es gab hier also eigentlich zwei Katarakte, einen fallenden und einen steigenden; der erstere stach mit seiner glänzenden Weiße gegen die schwarzen Basaltwände, die ihn begränzten, auffallend ab; und der zweite, nicht weniger weiß, aber weniger bestimmt, verbarg sie bald und ließ sie bald wieder erblicken, je nachdem der ewige Wirbel, welcher in dieser Höhle herrscht, ihn mehr oder minder heftig bewegte. Bald wand er sich gen Himmel in glänzenden Regenbogen-Farben, und bald, von dem Wind gepeitscht, senkte er sich wie ein Nebel in die Tiefe der Kluft; auf dem Grunde aber herrschte eine Hölle von Wasser und ein unsägliches Chaos von Schaum. Die Wassertheilchen, welche dieses große Becken füllten, hatten nicht einen Augenblick Ruhe; diese ganze Masse wurde unaufhörlich von der aus der Höhe kommenden Trause aufgeregt, und nach allen Richtungen hingepeitscht, kochte sie um ihre Ufer, wie ein grimmiges Meer, welches keinen Ausfluß finden kann. Nachdem sie nicht mehr Schaum, aber immer noch nicht Wasser geworden, und ihren Umfang anscheinend verdoppelt hat, stürzt sie sich beinahe eben so schnell, als der Wasserfall selbst, durch die Spalten der Felsen hindurch und läuft, wie bestürzt über ihren jähen Fall, eine halbe Stunde lang, ohne ihre natürliche grüne Farbe wieder anzunehmen. Der Umfang des Wassers war dem des Rheins bei Schaffhausen gleich, und doch waren wir in der trockensten Zeit des Jahres. O, daß man sich, wenn es nach meinen schwachen Worten möglich ist, doch dieses herrliche Schauspiel vorstellen könnte; daß man doch Alles, was am furchtbarsten für die Sinne und am betäubendsten für die Gedanken ist, zu vereinigen vermöchte; man würde dennoch nur eine unvollkommene Idee von diesem großen Wasserfalle, den sie Rinkan-Fossen (Nebelsturz) nennen, erfaßt haben, der schon für sich allein die Reise nach Norwegen belohnt. Kein anderes Land kann dergleichen hervorbringen; man müßte denn die Schweizerberge unter die Skandinavische Breite versetzen können. Alle Wasserfällchen Europa's verdienen, im Vergleiche mit diesem, nicht, daß man davon spricht. Der Sturz bei Laufen gleicht ihm zwar an Umfang, aber er fällt nur 60 Fuß hoch, was in Norwegen gar keinen Namen hätte. Der Niagara, von einer unermeßlichen Ausdehnung, ist gar nicht hoch; die Wasserfälle bei Gothenburg, der Glommen bei Christiania, sind nichts als große Schnellläufer. Nur ein einziger Wasserfall Norwegens darf diesem hier verglichen werden; es ist der von Woring-Fossen in der Provinz Bergen.

Als wir an den Seiten des Abgrundes hingingen, um den Wasserfall unter verschiedenen Ansichten betrachten zu können, fanden wir eine kleine Platform von Felsen, welche, über dem Abgrunde hängend, einem Balkon glich, der zur Aufnahme von Zuschauern bestimmt ist. Der Kranz hatte nur eine Breite von vier Fuß, und wir legten uns, Einer nach dem Anderen, auf dieses glatte Gestein. Unsere Führer, hinter uns sitzend, hielten uns bei den Füßen fest; und als wir den Kopf über die Oeffnung hinaussteckten, befanden wir uns ganz senkrecht über dem Abgrunde. Wer in dieser Lage keinen Schwindel empfunden hat, der darf sich für immer davon befreit glauben. Was mich betrifft, ich habe nie so etwas Schreckliches gesehen, als diesen aufwallenden Kessel, welcher in seiner ewigen Wuth beständig seine Granit-Seitenwände peitschte und verschlang. Der mit Lava gefüllte Krater eines Vulkans giebt hiervon nur einen unvollkommenen Begriff; es ist ein lebendiges Bild der Hölle, das heißt, von einem immerwährenden Geheule und unzubändigenden Wuthgeschrei. Alle in diesen Glühofen stürzende Körper würden bald zu Atomen zermalmt und in unfaßbare Molekule verwandelt werden, wie die Leinwand oder die Wolle unter den Hämmern der Papiermühle. Um längs dem Abgrunde zu der obersten Spitze zu gelangen, von der das Wasser herabstürzt, muß man einem sehr gefährlichen Fußsteige folgen, welchen zu betreten ich Niemanden rathen würde, nachdem ich selbst ihn versucht habe. Nur der Maler folgte mir dahin, aber der Offizier blieb zurück. Kaum hatten wir dreißig Schritte gemacht, so mußten wir unsere Fußbekleidung ausziehen und uns mit den Fußzehen an den Steinspalten anhaken. Während ich mich zu gleicher Zeit mit den Händen an einige seltene Heidekrautbüschel anklammerte — und dieses war unsere einzige Stütze an einer glatten Wand, von fünfundvierzig Abhängen umgeben — dachte ich an meine arme Mutter und bereute es, so weit mich hingewagt zu haben; aber die Gefahr war zu groß, um wieder zurückzukehren. Ich mußte vorwärts, um zu einer leichteren Passage zu gelangen, und als wir dahin gelangt waren und für unseren Ruhm genug gethan zu haben glaubten, begaben wir uns wieder zurück, und als wir wieder auf plattem Boden standen, da waren wir so froh wie der Schiffer, welcher einem Seesturme glücklich entkommen ist. Diesen Fußsteig nennt man den Mariensteig, und er hat seine Legende eben so wie der größte Theil der gefährlichen Stege auf den Alpen. Ein junges Mädchen im Gusta-Thal war mit einem Hirten der hohen Gegend verlobt; die Liebenden waren genöthigt, um manchmal einander zu sehen, diesen gefährlichen Fußsteig zu passiren, und damit ihre Gefahr gleichmäßig sey wie ihre Liebe, mußte ein Jeder, nach der Tour, diesen Weg machen, um zum Rendezvous zu gelangen. Marie, welche eines Tages lange Zeit den jungen Schäfer erwartet hatte, entschloß sich, ihn jenseits des Steges aufzusuchen, obgleich die Tour gerade nicht an ihr war. Als sie an die schwierigste Stelle gelangt war, sah sie ihren Geliebten gegen einen Bären gewendet, welcher, seine Tatzen an den Felsen klammernd, entschlossen war, die Passage nicht zu räumen. Alle drei Geschöpfe betrachteten sich eine Weile, ohne zu weichen, mit einer Angst, welche diejenigen empfinden, deren Leben nur an einem Faden hängt. Der Bär entschloß sich zuerst; er streckte schwerfällig eine Tatze, dann die andere vorwärts, und näherte sich dem jungen Manne, um ihn mit seiner Last hinunterzustoßen; dieser aber zog sein Messer, und indem er sich mit der einen Hand an einem Heidelbeerstrauch festhielt, versetzte er mit der anderen dem Feinde einen Hieb. Der verwundete Bär machte einen Satz, welcher ihn in den Abgrund hätte stürzen müssen; aber seine Krallen wühlten in dem Felsen und hielten sich fest daran. Er erhob sich wieder und richtete sich nach der Seite, wo Marie hielt. Vergebens wollte die Unglückliche fliehen, vergebens klammerte sie sich an dem Steine fest und schrie entsetzlich, um das Thier abzuhalten; der Bär blies sie wie einen Strohhalm von dem Engpasse hinab. Ich schäme mich fast, es zu berichten, daß der junge Mann nicht daran dachte, ihr zu folgen; er handelte weit bedächtiger. Er tödtete nämlich den Bären, verkaufte die Haut und ließ für das dafür gelöste Geld für die Seele seiner Verlobten mehrere Messen lesen. Denn diese Geschichte ist noch vor der Reformation passirt.

Der Wasserfall von Rinkan-Fossen entspringt aus einem See, welcher auf der hohen Ebene gelegen ist. Wenn man bis an die Spitze des Berges hinansteigt, findet man zehn Etagen von Seen, welche sich durch Kaskaden einer in den anderen ergießen, und von denen die höchsten fünf- bis sechstausend Fuß über der Meeresfläche sich befinden. Die Wälder hatten lange vorher aufgehört, bevor wir dort angelangt waren; man sieht nichts als Rennthier-Moos und Schnee. Alle jene Seen wimmeln von Forellen; und als Erklärung dieser Erscheinung von Fischen über den Wasserfällen muß man annehmen, daß die ganze Land- und Wasserpartie zu gleicher Zeit bevölkert worden ist. Eine natürliche Verbindung zwischen den unteren und oberen Bassins kann durchaus nicht stattfinden; denn der See, aus dem der Rinkan-Fossen entspringt, ist dreitausend Fuß über dem Meere. Sein Anblick ist trübe und einförmig; er wird von einigen Häusern begränzt und von Böten befahren, für die man hauptsächlich Sorge tragen muß, daß sie der Mündung nicht nahe kommen. Eine Viertelmeile schon vor dem Wasserfalle ist der Schuß so stark und heftig, daß man ihm unmöglich widerstehen kann, und alle Fahrzeuge, welche dahin getrieben würden, wären unwiederbringlich verloren; denn der Felsen ist von beiden Seiten senkrecht behauen. Vor ungefähr drei Jahren fuhren zwei Böte auf dem See und überließen sich nachlässig der Strömung, die von der Höhe kam; sie waren übereingekommen, ein Jeder nach der Reihe darüber zu wachen, daß sie nicht in den Sturz geriethen. Derjenige, an welchem die Wache war, gab der Müdigkeit nach und entschlief. Der Andere erwachte bei der schnellen Bewegung des Bootes und gewahrte, daß es bereits zum Aufhalten zu spät sey. Da sah man ihn vom Ufer her, wie er, im Uebermaß seiner unwillkürlichen Wuth, seine Ruderstange erhob und mit wiederholten Schlägen den Unvorsichtigen überhäufte, dessen Schläfrigkeit ihren Untergang verursacht hatte. Ich hoffe, daß der Himmel ihm diese Uebelthat verziehen haben wird; er selbst hatte keine Zeit, dieselbe zu bereuen: denn die Barke schoß wie ein Pfeil dahin. Man fand einen Monat darauf einige Stücke von den Ueberresten des bemalten Holzes in dem See von Tind. Was die Körper anbelangt, so dachte man gar nicht daran, sie aufzusuchen.

Afrika.

Thomas Campbell's Briefe aus Algier.

Dritter Brief.

Algier, 2. Oktober 1834.

Mein lieber Freund! Ich habe vor wenigen Tagen hier einen Ort besucht, der nicht eben geeignet wäre, die fröhlichsten Erinnerungen in der Seele eines Europäischen Lesers hervorzurufen; ich meine das Bagno, das Gefängniß, in welches bekanntlich vormals die Christen-Sklaven eingesperrt wurden, nachdem sie ihre mühselige Tagesarbeit verrichtet hatten. Dasselbe besteht aus einem zerfallenen alten Gebäude, das, wenn es wahr ist, daß es einst eine katholische Kirche gewesen sey, seinem Ursprunge nach bis in die ersten Zeiten des Christenthums hinaufreicht. Es ist ungefähr funfzig Fuß lang und halb so breit, und bietet in seinem ganzen Aeußeren nichts dar, was uns für die schmerzlichen Erinnerungen an die Leiden und Seufzer der drei Jahrhunderte der Christen-Sklaverei zu Algier entschädigen könnte. Vor Zeiten gab es hier mehrere dergleichen Nacht-Gefängnisse, aber seit der letzten Englischen Expedition unter Lord Exmouth hatte man nur noch dem Einen seine ursprüngliche Bestimmung gelassen. Als die Franzosen von Algier Besitz nahmen, fanden sie hier 122 Gefangene vor. Einige der-

selben waren Soldaten aus ihrer eigenen Armee, die im letzten Gefechte aufgegriffen und nur durch die Türken vor den Yatagans der Kabylen und Araber geschützt wurden; Andere waren Leute, die noch glücklich genug dem wilden Gemetzel, das die rohen Eingeborenen unter den Mannschaften zweier schiffbrüchigen Briggs angerichtet hatten, entkommen waren, und endlich die Uebrigen bestanden aus Griechen und Genuesen, die seit zwei Jahren in der Sklaverei geseufzt hatten.

In diesem Bagno pflegten die Christen-Sklaven mit Sonnenuntergang eingeschlossen und mit Sonnenaufgang wieder zur Arbeit herausgelassen zu werden. O, welch ein Sonnenaufgang, wenn derselbe uns durch den Gesang der Lerche, durch die Frische der Blumen und durch die frohe Regsamkeit und Bewegung des anbrechenden Tages entzückt! — Was bot dagegen dasselbe Tageslicht dem Unglücklichen im Gefängnisse dar? Die Sonne ging ihm nur auf, um ihn den wilden Blicken seines Tyrannen preiszugeben, der ihm das schwarze Brod zum Frühstücke, gleich einem Hunde, vorwerfen ließ. Trotzdem versuche ich es oft, mich mit dem Gedanken zu trösten, daß das Loos dieser unglücklichen Opfer nicht ganz so verzweifelt gewesen, wie wir uns dasselbe in unserer Vorstellung auszumalen geneigt sind. Auch ist's gewiß, daß die einzelnen losgekauften christlichen Sklaven, die nach Europa zurückgekehrt und hier wegen ihres Märtyrerthums ein Gegenstand des besonderen Interesses geworden waren, sehr oft das Bild ihrer vergangenen Leiden übertrieben und durch alle nur mögliche Erfindungen auszuschmücken suchten. Ich sprach neulich mit einem Algierer über den Gegenstand, und dieser versicherte mir, daß die in Europa herrschenden Ansichten in Bezug auf die grausamen Mißhandlungen der Christen-Sklaven zu Algier meist auf Uebertreibungen beruhten. Ich erzählte ihm die possierliche Geschichte von jenem armen Schottischen Schneider, der sich mit auf einem Schiffe befand, das von einem Algierschen Korsaren aufgebracht und dessen Passagiere sämmtlich zu Sklaven gemacht wurden. Der kleine Schneider war zu schwach, um mit den anderen Sklaven zusammen zu arbeiten, und der Dey von Algier legte ihm die unmenschliche Strafe auf, von Morgen bis Abend auf Eiern zu sitzen und gleich einer Kluckhenne über denselben zu brüten. Als der Maure dies hörte, war es ihm anfangs, eben so wie mir selbst, nicht möglich, sich des Lachens zu enthalten, aber bald bemerkte er mir in ganz ernstem Tone: „Diese ganze Geschichte klingt eben so possierlich als unwahrscheinlich; denn wenn der Mann ein Schneider war, so hätte ihn der Dey gewiß hundert Mal eher dazu benutzt, Kleider anfertigen und nähen, als über Eiern brüten zu lassen."

In der That bin ich, so sehr mich das Andenken an die Christen-Sklaverei am hiesigen Orte mit Abscheu erfüllt, geneigt, zu glauben, daß man die Schrecknisse derselben vormals allerdings etwas übertrieben. Alle religiöse Orden in Europa, und besonders in Spanien, waren, wie bekannt, auf alle Weise bemüht, Summen aufzutreiben, um die Christen aus der Sklaverei der Barbaren loszukaufen. Aber jene frommen Männer erinnerten sich bald eines bekannten Spruches von Horaz, daß der Eindruck, den man auf das Auge hervorbringt, immer von größerer Wirksamkeit ist, als das, was erst vermittelst der zarteren Empfindung in das Ohr dringen soll. Und darum suchten sie auch stets, wo möglich, das Auge zuerst für das Mitleid einzunehmen. Wenn befreite Sklaven in einer Spanischen Stadt ankamen, so ließ man sie öffentlich in derselben umher paradiren, wobei man sie in Lumpen einhüllte, die sie vorher nie am Leibe gehabt, und mit Ketten belud, die bei weitem schwerer seyn mußten, als die, welche die Algierer ihnen je angelegt hatten, die aber am geeignetsten schienen, das allgemeine Mitleid rege zu machen.

Es ist merkwürdig, daß während eines sehr langen Zeitraums der größere Theil der Christen-Sklaven zu Algier aus solchen bestand, die sich freiwillig in die Sklaverei begeben hatten. Oran, das bis 1792 unter Spanischer Herrschaft stand, und Masalquiver wurden von den Mauren als die Hauptquellen ihrer christlichen Sklaven betrachtet; und im Jahre 1785 ward zwischen den Spaniern und Algierern ernstlich der Vertrag abgeschlossen, daß die Letzteren nach wie vor die christlichen Ueberläufer, deren Zahl sich jährlich auf hundert belief, als Sklaven aufnehmen sollten. Die Garnisen der eben erwähnten Plätze bestand gewöhnlich aus Vagabunden aller Nationen, obgleich die meisten derselben Spanische Schmuggler oder Italiänische Banditen waren. Wenn nun diese achtbaren Leute ein Verbrechen begingen, in Folge dessen sie den Tod oder sonst eine andere harte Strafe zu befürchten hatten, so konnten sie kaum ihr Loos dadurch irgendwie verschlimmern, daß sie sich freiwillig nach Algier in die Sklaverei begaben. Im Gegentheil durften noch manche unter ihnen die Hoffnung hegen, daß der Konsul ihrer Nation sich ins Mittel legen und ihnen die Freiheit verschaffen würde.

Die von den Korsaren aufgebrachten Gefangenen wurden gewöhnlich in zwei Klassen abgetheilt. In die erste versetzte man den Capitain so wie die vorzüglichsten Offiziere und Beamten des Schiffes und sämmtliche Passagiere mit ihren Frauen und Kindern; alle diese wurden zu minder beschwerlichen und milderen Arbeiten bestimmt, als die Uebrigen. Die Kinder wurden meist alle nach dem Palast des Deys oder in die Häuser der ersten Familien gesandt, und die Frauen dienten als Aufwärterinnen bei den Maurischen Damen. Die zweite Klasse der Mannschaft hingegen wurde öffentlich an die Meistbietenden verkauft.

Was die Behandlung derselben im Allgemeinen betrifft, so scheint dieselbe nach dem Berichte Leweson's, eines ehemaligen Secretairs des Dänischen Konsulats, der gegen das Ende des letzten Jahrhunderts ein Werk über Algier herausgab, nicht eben empörend gewesen zu seyn. Der genannte Schriftsteller, der seine Berichte auf mehrjährige Beobachtung stützt, versichert, daß man, abgesehen von einzelnen Ausnahmen, den Gefangenen weder zu anstrengende Arbeit auferlegte, noch sie irgendwie grausam behandelte. Ihre Besitzer, bemerkt er, hatten meist mehr oder weniger die Aussicht, sie künftig einmal für ein Lösegeld zu verkaufen, und waren daher stets selbst dabei interessirt, ihre Sklaven am Leben zu erhalten. Nur diejenigen, die zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt wurden, waren übel daran. Diese wurden am Tage unter die beständige Aufsicht der Türken gestellt, die man auf eine etwas höfliche Weise ihre „Hofmeister" nannte. Sie bekamen des Morgens drei kleine grobe Brodte mit Grütze und alter Butter oder rohem, ranzigem Oel und gegen Abend erhielten sie wieder Brod und einige Oliven dazu. Aber selbst unter dieser unglücklichsten Klasse von Sklaven konnten diejenigen, die irgend eine Profession verstanden, dadurch, daß sie, nachdem sie sich bei ihren Hofmeistern die Erlaubniß ausgewirkt, eine Stunde später als die Uebrigen in das Gefängniß zurückkehren zu dürfen, unmittelbar nach Sonnenuntergang die Eingebornen in den verschiedenen Handwerken unterrichteten, sich einiges Geld verdienen und sich bei der Gelegenheit ein gutes Abendbrod und ein Glas Wein verschaffen. Der Anzug, den sie jährlich auf Kosten der Regierung erhielten, bestand aus einem langen Hemde, einem wollenen Wammse mit langen Aermeln und einem Mantel von demselben Stoffe. Als Bettzeug erhielten sie eine wollene Decke, ein Kopfkissen und eine Matratze. Wir finden nicht erwähnt, ob sie auch mit Schuhen oder Strümpfen versehen worden sind.

Diejenigen Sklaven, die einzelnen Privatleuten, Türken, Mauren oder Juden (die Christen durften gar keine Sklaven, die Juden aber nur solche halten, die sich nicht zum Islam bekannten) angehörten, waren im Allgemeinen besser daran, als die, welche der Staats-Regierung zuerkannt wurden. In der Stadt dienten jene meist als Hausbedienten, auf dem Lande aber schwangen sie sich oft durch ihre ökonomischen Kenntnisse zu Aufsehern und Inspektoren empor. Eben so glücklich erging es immer denjenigen christlichen Sklaven, die in die Dienste des Deys genommen wurden. Diese hatten wenig zu thun, wurden gut gekleidet und erhielten reichliche Kost; demnach bestand ihr einziges (freilich wohl auch sehr überwiegendes) Leiden oft nur darin, daß sie die Sehnsucht nach ihrer Heimath nicht unterdrücken konnten und des ganzen Dienstverhältnisses überdrüssig waren.

Außer den Europäischen Konsuln nebst ihren Familien und Secretairen, lebten hier noch immer mehrere freie Christen, als Kaufleute, Künstler und katholische und griechische Geistliche, die die Erlaubniß, sich zu Algier niederzulassen, erhalten hatten. An diese Klasse der Einwohner pflegten die Maurischen Besitzer der christlichen Sklaven dieselben auf gewisse Zeit als Dienstboten zu überlassen, so jedoch, daß die Miether sich für den Fall verbürgen mußten, wenn die Sklaven entliefen. Auf diese Weise fanden mehrere Gefangene hier ihre christliche Heimath wieder und wurden oft selbst der Nothwendigkeit überhoben, sich des Nachts in den Bagnos einzufinden, wo nach dem Buchstaben des Gesetzes sämmtliche Sklaven nach Sonnen-Untergang eingesperrt werden sollten. Einige von jenen verließen nach einer gewissen Zeit, nachdem sie sich Geld oder Kredit genug verschafft hatten, den Dienst ihrer Schutzherren, um auf eigene Kosten öffentliche Läden zu etabliren, wo sie durch den Verkauf von Wein und Branntwein zuweilen so viel sich erwarben, daß sie sich loskaufen und nach Europa reicher zurückkehren konnten, als sie dasselbe verlassen hatten. Allein die Bürgschaft, welche die freien Christen für dergleichen Schützlinge leisten mußten, führte etwas Strenges und Gefährliches mit sich, und der Patron mußte dem Eigenthümer immer für den ganzen Werth des Sklaven, selbst für den plötzlichen Todesfall stehen. Dafür aber nöthigen auch diese Bürgen ihre Klienten, beständig ein Abzeichen am Leibe zu tragen. Eines Tages, als mehrere fremde Christen in ein Weinhaus einkehrten, ward der Wirth, der mit einem eisernen Ring an dem einen Beine hinkend den Wein herbeibrachte, von ihnen als ihr Landsmann erkannt. „Wie", sagten sie, „Bonifaz, Du hast hier diesen Schank und bist selbst Sklave?" — „„Ja"", erwiederte er, „„ich bin es noch dem Namen nach; ein Maure ist mein Gebieter, aber der Herr ** hier, Gott erhalte ihn, ist mein Schutzherr; dieser hat für mich Bürgschaft geleistet, und ihm verdanke ich es, daß ich in diesem Laden frei schalten darf."" — „Aber wozu dies Eisen an den Füßen?" — „„Ich trage es bloß meinem Schutzherrn zu Liebe."" — „Setzt er denn ein Mißtrauen in Dich?" — „„O, keineswegs"", erwiederte der schlaue Geselle, „„Jener traut mir nicht weniger, als seinem eigenen Weibe; aber weil es der Gebrauch so erheischt, hat er seiner Frau einen Ring gegeben, den sie am Finger trägt, und mir gab er diesen eisernen Ring um den Fußknöchel zu tragen."" In der That aber ist dieser Fußring nicht eben so leicht als ein Fingerring abzuziehen, und das auffallende Ansehen desselben gewährt dem Schutzherren allerdings einige Sicherheit.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Geldwerth der Literatur. In England wird der Geldwerth der jährlich erscheinenden Zeitungen, Magazine und Reviews bedeutend höher angeschlagen, als der der ganzen übrigen Literatur. Den Betrag sämmtlicher im Jahre 1833 gedruckten Bücher schätzte man nämlich auf 413,300 Pfund Sterl. — nahe an 3 Millionen Thaler — (1828 nur 334,430 Pfund) während die Gesammt-Literatur desselben Jahres mit Einschluß aller Zeitschriften auf 2,420,900 Pfund (nahe an 17 Millionen Thaler) angeschlagen wurde. — In Deutschland pflegt man den Geldwerth der jährlich erscheinenden Bücher auf 5 bis 6 Millionen Thaler — also fast das Doppelte des Betrages der Bücher in England — zu schätzen. Der Geldwerth der Zeitschriften in Großbritanien mag wohl zum Theil durch den bedeutenden Zeitungsstempel so sehr gesteigert werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 145. Berlin, Freitag den 4. Dezember 1835.

Frankreich.

Ueber den gegenwärtigen Zustand des Protestantismus in Frankreich.

(Nach Blackwood's Edinburgh-Magazine.)

Die jetzt in Frankreich vorherrschende Stimmung scheint die Ansicht zu begünstigen, daß der Protestantismus dort noch einmal die Oberhand gewinnen könne, wenn auch nicht im universalen und nationalen Sinne, doch wenigstens insofern, als er auf die katholischen Einwohner von entschiedenem Einflusse seyn kann. Alle gebildeten und die meisten ungebildeten Franzosen bekennen sich nur äußerlich zur Römischen Kirche, während sie in der That gar keinen positiven Glauben haben. Der Katholizismus ist in Frankreich bloß Effekt; er wirkt als schmeichelndes Opium auf die träge Masse der Gesellschaft, kann aber die geistige Thätigkeit nicht kontrolliren. Nun aber gilt der Unglaube bei allen achtungswürdigen Menschen, mögen sie auch selbst negative Ungläubige seyn, für ein ausschließliches Prinzip der Desorganisation, und die bestehenden Autoritäten in Frankreich rufen von dem einen Ende dieses Landes bis zum andern ihr Anathema dagegen. Darum sind auch die erklärten Ungläubigen dort nicht mehr das, was sie früher waren. Wenn sie die Fesseln des Katholizismus (der nach ihrer Meinung mit dem Christenthum identisch ist) nicht tragen wollen, so verwerfen sie zugleich auch die dürre Voltairesche Philosophie, die ihrem Gemüthe keine Nahrung giebt. Zwischen beiden Extremen schwankend, sind sie ins Phantastische, ins Mystische gerathen und suchen augenscheinlich auf ihren geistigen Aventuriers-Zügen eine Wahrheit zu entdecken, die ihnen Ruhe und Befriedigung gewähren kann. Aber mitten in dieser wilden Gährung sieht man zu seinem Troste die unverfälschten Wahrheiten des Evangeliums schweigend und unmerklich durchdringen. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß der religiöse Eifer der Französischen Protestanten in den letzten Jahren einen neuen Impuls erhalten hat, und daß viele reformirte Kirchen sich jetzt mit einigem Erfolge bemühen, ihre Lehrsätze mehr auszubreiten.

Unter den Ursachen, welche die Kirchen-Reformation des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich scheitern machten, nehmen, nach unserer Ueberzeugung, folgende drei die erste Stelle ein: der Mangel an echter Religiosität bei den Häuptern der Französischen Reformations-Partei, die zu frühe Annahme der protestantischen Religions-Ideen von Seiten des Adels und die Begründung des Protestantismus als einer besonderen weltlichen Macht im Staate.

Was die erste dieser Ursachen betrifft, so brauchen wir die einzelnen Häupter der Reformations-Partei nur eines Blickes zu würdigen, um uns zu überzeugen, daß sie als Krieger, Staatsmänner und Hofleute viel mehr bedeuteten, denn als Protestanten. Ein Coligny, d'Andelot, La Noue, sprechen uns viel mehr von Ritterthum als von Christenthum. Wir nehmen hier den einzigen Duplessis Mornay aus, den reinsten von der Partei. Sully und De Thou waren, der Eine Staatsmann, der Andere Philosoph. Heinrich IV., der weise und liebenswürdige Libertin, war ein gar oberflächlicher Christ; alle Uebrigen waren eine indifferente Sekte ehrgeiziger Männer; aber nirgends finden wir unter ihnen einen einzigen Kämpfer für rein geistige Wahrheiten. Die Schuld davon mag zum Theil der Calvinismus tragen. Wir leugnen nicht, daß die Calvinisten bei unzähligen Gelegenheiten wahre Frömmigkeit beurkundet haben; aber dessenungeachtet sind wir geneigt, zu glauben, daß der Calvinismus, als theologisches System, eben wegen seiner Vollständigkeit und seines streng logischen Gepräges, der eben so strengen Vernunft allein als annehmbar erscheint. Nun aber ist die Reformation den Franzosen zuerst in dem Calvinismus geboten worden. Die Bedeutung der Religion für das Gemüth ging in den religiösen Controversen unter; daher die merkwürdige Erscheinung, daß in dem ganzen Gebiete der Französischen Literatur kein protestantisches Erbauungsbuch sich vorfindet. Man suche den Grund nicht in den religiösen Kriegen und den Verfolgungen, welche die Französischen Protestanten erduldet; denn Werke von der erwähnten Art sind unter ähnlichen Umständen auch in anderen Ländern, und zwar in großer Anzahl, erschienen. Außerdem ist es Menschen von tiefer Religiosität eben sowohl Bedürfniß, sich auszusprechen, als streitsüchtigen Gemüthern. Endlich darf auch nicht vergessen werden, daß zur Zeit der Reformation die Reformirten den gebildetsten und aufgeklärtesten Theil der Französischen Nation ausmachten.

Was die zweite Ursache betrifft, d. h. die Annahme, ja, wir möchten fast sagen, die Absorption des reformirten Glaubens von Seiten des Adels, so hatte diese folgende schlimme Wirkungen. Sie verhinderte den reformirten Glauben daran, populair zu werden. Die Chefs desselben waren nicht aus dem Volke und konnten also nicht mit dem Volke sympathisiren. Durch sie wurden die Priester, die einzigen Leute, von denen man einen mächtigen Einfluß auf die Nation erwarten konnte, ganz und gar in Schatten gestellt. Auch die natürliche Ordnung der Dinge scheint man umgekehrt zu haben; denn in moralischen Revolutionen muß, ungleich den politischen, die Reform von dem Volke zu den Großen emporsteigen, und nicht von den Großen zu dem Volke hinab. Die erste Ausbreitung des Christenthums beweist es, und die ganze Geschichte lehrt es, daß, wenn auch die höheren Stände ihre eigene Philosophie besitzen, die Religion immer von der Grundfeste zur Zinne der Gesellschaft emporwachsen muß, wofern sie nicht, wie in Frankreich, wirkungslos vorübergehen soll. Weil in diesem Lande gerade das Umgekehrte erfolgte, wurde die Reformation gleich im Anfang eine große politische Frage. Allerdings ist dieses Phänomen auch bei anderen Völkern schon vorgekommen, aber nirgends (vielleicht mit Ausnahme der Niederlande) so vollständig und ehe der Protestantismus noch Zeit hatte, Wurzel zu schlagen.

Was aber den Ruin des Protestantismus im Frankreich am wirksamsten herbeiführte, war sein anscheinender Triumph. Durch weltliche Mittel wurde er zu einem weltlichen Institute; das Edikt von Nantes bewirkte dies, indem es den Reformirten ihre eigenen Städte, Garnisonen, Revenüen und Verfassungen bewilligte. Sie bildeten das vollkommenste imperium in imperio, das jemals in irgend einem Lande existirt hat; sie waren in der That eine protestantische Republik in einer katholischen Monarchie, und ihr ganzes Streben gestaltete sich als ein materielles, weltliches. Sie waren ein großes National-Conseil, das mit dem Königlichen Rathe parallel lief, die Entscheidungen des letzteren bestritt und kontrollirte, und immer sich bereit zeigte, seine Autorität mit dem Schwerte in der Hand geltend zu machen. Bei so bewandten Umständen verdiente Richelieu fast Entschuldigung, wenn er gegen die Hugenotten und ihre Besitzungen zu Felde zog. Da die Stärke der protestantischen Partei nur materieller Art war, so mußte sie natürlich unterliegen.

Der jetzige Zustand des Protestantismus in Frankreich datirt sich aus der Zeit des Konsulates. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes war der Markstein seiner älteren Geschichte. Zwischen beiden Perioden fällt eine lange Reihe von Verfolgungen und Proscriptionen, über die man bis Dato gar nichts Näheres weiß. Die Dragonaden und die Galleeren beschließen für uns die Geschichte der Protestanten Frankreichs. Nach jenen schrecklichen, die Menschheit entehrenden Scenen ist unsere Kenntniß von den Französischen Christen nur negativer Art, jedoch hinreichend, um uns auf der einen Seite ein schreckliches Gemälde von Leiden und unbeugsame Tyrannei auf der andern Seite zu zeigen. Der Protestantismus war in der That in Frankreich vertilgt, sofern das Gesetz ihn vertilgen konnte. Die Reformirten hatten keine Kirchen, keine anerkannte Geistlichen, keine legale Heiraths- oder Beerdigungs-Formen und überhaupt kein bürgerliches Recht. Sie waren eine zerstreute, gejagte Heerde und konnten Gott, wie sie sich ausdrückten, nur in der Wüste dienen. In einigen wilden Gegenden der Cevennen und in gewissen Klüften der niederen Alpen, die ihren grausamen Verfolgern fast unzugänglich waren, versammelten sie sich von Zeit zu Zeit und begingen ihren Gottesdienst. Ihre Prediger, arme und unbekannte Leute, aber wahre Glaubenshelden, durchwanderten diese Gegenden, unterzogen sich wahrhaft apostolischen Beschwerden, feierten gelegentlich das Abendmahl in Felsen, Kellern oder Grotten und ermahnten diejenigen, die sich herbeischlichen, um sie zu hören, zu christlicher Tugend und Geduld.

Dieser Zustand dauerte länger als ein halbes Jahrhundert. Der ehrwürdige und edle Malesherbes, der noch im Alter das ganze Feuer und enthusiastische Wohlwollen eines Jünglings zeigte, war der Erste, dessen Stimme zu Gunsten der Geächteten erscholl. Rublières folgte seinem herrlichen Beispiel und überreichte Ludwig XVI. eine Bittschrift zu ihren Gunsten, aus der wir Folgendes mittheilen: „Ein Zwanzigtheil der Bewohner des Reiches, mit Gewalt in ihren Gränzen abgesperrt, ist ohne Gottesdienst, ohne bürgerliche Aemter und Rechte. Sie sind verheirathet und doch ohne Frauen; Väter, und doch ohne Erben. Sie können weder geboren werden, noch sich verheirathen, weder leben noch sterben, ohne entweder den öffentlichen Gottesdienst zu entweihen oder die Gesetze zu übertreten. Mehr als eine Million Franzosen haben in ihrer eigenen Heimath die Rechte verloren, deren Jedermann in kultivirten sowohl als barbarischen Ländern genießt, und die man in Frankreich dem ärgsten Missethäter nicht versagt. Wir beklagen den Zustand der Katholiken in England; sie mögen unglücklich seyn; aber es lastet wenigstens keine Infamie auf ihnen. Ihre Ehen werden nicht als Konkubinate, ihre Kinder nicht als Bastarde betrachtet. Ihre edlen

Familien sind nicht in die traurige Nothwendigkeit versetzt, ihren Adel durch heimliche Akte zu beweisen, die vor den Tribunalen nichts gelten; und finden sie ihre Lage im Vaterland unerträglich, so steht es ihnen frei, auszuwandern. Die Häfen der drei Nationen stehen ihnen offen." Die Wirkung dieser und ähnlicher Vorstellungen auf den von Natur gerechten und wohlwollenden Ludwig XVI. war die Wiedereinsetzung der Reformirten in die bürgerlichen Rechte der Ehe und Taufe.

Damals drängten sich — wie Rabaut, ein protestantischer Schriftsteller, sagt — die Reformirten schaarenweise zu den Richtern, um ihre Heirathen und die Geburt ihrer Kinder einregistriren zu lassen. In vielen Gegenden mußten die Richter selbst zu den verschiedenen Gemeinden in ihrem Bezirke gehen, um den großen Zudrang zu vermeiden. Oft registrirten Greise ihre eigene Heirath mit der ihrer Kinder und Kindeskinder.

Im Anfang der Revolution gewährte die National-Versammlung den Protestanten das volle Bürgerrecht; allein es half ihnen wenig, als die Männer des Terrorismus jedem religiösen Glauben den Vernichtungskrieg ankündigten. Erst Napoleon gebührt der Ruhm, den protestantischen Kultus in Frankreich wieder fest begründet zu haben. Obgleich man die religiöse Freiheit schon vorher proklamirt hatte, so waren doch die meisten reformirten Gemeinden zu arm, um Kirchen zu bauen, und sie hielten noch immer ihren Gottesdienst unter freiem Himmel. Napoleon machte den Protestantismus zu einer National-Institution, bezahlte die Prediger aus den Staats-Fonds und verpflichtete die Bezirke, in denen es Protestanten gab, zur Unterstützung ihrer Seelsorger und ihres Gottesdienstes beizusteuern. Wir glauben, daß Napoleon in diesem Punkte eben sowohl von seinem Gewissen als von politischen Gründen sich leiten ließ. Seine Antwort an eine Deputation Protestanten, die ihm für das Edikt vom 8ten Germinal ihren Dank abstattete, war sehr energisch. Wir erlauben uns, den Schluß davon mitzutheilen. „Ich ergreife diese Gelegenheit", sagt er, „den Geistlichen der reformirten Kirchen zu erklären, daß ich den festen Willen habe, die religiöse Freiheit im vollsten Sinne des Wortes aufrecht zu erhalten. Die Herrschaft des Gesetzes hat ihre Gränze da, wo die unbeschränkte Herrschaft des Gewissens anfängt. Weder Fürst noch Gesetz können in die letztere eingreifen, und wenn irgend Einer aus meiner Familie, der mir auf dem Throne folgen sollte, von einem irre geleiteten Gewissen getäuscht, einen solchen Versuch macht, so gebe ich ihn der öffentlichen Verwünschung preis und autorisire Euch, ihn mit dem Namen eines Nero zu belegen."

Als die protestantischen Kirchen Frankreichs ihre legale Existenz wieder erhalten hatten, änderten sie nichts in ihren Glaubens-Artikeln und sehr wenig in ihrer alten Disziplin. Die meisten Protestanten Frankreichs sind Calvinisten; die Uebrigen bekennen sich zur Augsburgischen Confession. Die kirchliche Verfassung ist bei Beiden dieselbe: sie halten Consistorien, Colloquien und nationale oder Provinzial-Synoden. Die beiden letzteren geistlichen Versammlungen dürfen jedoch nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Ministers des öffentlichen Unterrichts stattfinden; und da diese Erlaubniß nur selten bewilligt wird, so haben die Kirchen keine andere Gelegenheit, mit einander zu konferiren, als Privat-Korrespondenz. Sie sind fast isolirte Etablissements, ohne geistliches Zusammenwirken. Allein das größte Uebel, das sie erdulden müssen, hat in dem Gesetze vom 18. Germinal seinen Grund. Dieses Gesetz besagt, daß die Mitglieder der Consistorien, den Pastor loci allein ausgenommen, aus denjenigen Einwohnern gewählt werden sollen, welche die bedeutendste Schatzung entrichten. Da nun die Pastoren selbst durch diese Consistorien gewählt werden, so ereignet sich's unzählige Male, daß man sie aus Gründen wählt, die mit ihrer religiösen Ueberzeugung nichts zu schaffen haben. Gerade unter denen, die die höchsten Steuern entrichten, finden sich auch die Meisten, die sich überhaupt um keine Art Religion kümmern, und nicht selten haben sie Kandidaten des Predigtamts nur darum abgewiesen, weil diese ihren Entschluß, das Evangelium zu predigen, freimüthig aussprachen. Daher der Socinianismus und der Separatismus. Socinianer und Unitarier sind ihrer Begünstigung von Seiten der Steuer-Entrichter so gut als gewiß; und die wahren Prediger des Evangeliums — müssen, weil man sie von der nationalen Kirche ausschließt, wider ihren Willen Separatisten werden. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Catalogue général des pièces de théâtre anciennes et nouvelles. — Von Barba. 2 Fr.

Campagnes des Français en Italie, en Egypte etc. depuis 1796. — Von Auber und Reullion. Neue Auflage. Erster Band. 24 Fr.

Chimie médicale raisonnée. — Von Robin. 8 Fr.

Histoire de la réformation au 16e siècle. — Von Merle d'Aubigné. 6½ Fr.

Afrika.

Thomas Campbell's Briefe aus Algier.

Dritter Brief.

(Schluß.)

Endlich haben wir noch als einen mildernden Punkt der Christen-Sklaverei zu Algier den Umstand zu erwähnen, daß, so oft die Sklaven gemißhandelt wurden, ihnen das Recht zustand, sich nach dem Palast des Deys oder in das nächste Marabut (eine Mahomedanische Kapelle) zu begeben und hier ihre Klage vorzubringen. Wenn die Mißhandlung erwiesen war, so erhielt der Besitzer einen Verweis darüber, und wenn der Fall sich noch einmal wiederholte, so wurde der Sklave ohne Weiteres dem grausamen Gebieter genommen und einem anderen Herrn zugeschlagen. Auf diese Weise hatte es denn doch wenigstens den Schein einer Berücksichtigung der gewöhnlichen Humanitäts-Vorschriften. Allein wenn man auch alle diese Nebenumstände zusammennimmt und die Sklaverei von Algier in das mildeste Licht darzustellen sucht, so kann sie doch nie von Grausamkeit und Härte ganz freigesprochen werden, die den zur Abschaffung derselben von je her nicht eifrig genug beitragenden Europäischen Regierungen stets in der Geschichte zum Vorwurfe gereichen wird. Selbst das den Sklaven eingeräumte Recht, sich wegen harter Behandlung an den Dey zu wenden, mochte größtentheils vielleicht nur zu Spott und Hohn Anlaß gegeben haben. Auch behaupten selbst diejenigen Reisenden, die sich sonst geneigt zeigten, das Loos der Gefangenen lieber von einer milderen als von der empörenden Seite darzustellen, daß die an den öffentlichen Bauten beschäftigten Sklaven zuweilen zu den unerhörtesten Qualarbeiten verdammt und daß diejenigen, welche bis zur Französischen Invasion während der Nachtzeit in die Bagnos eingesperrt wurden, auf den harten Lagerstätten, bei dem Unrathe und dem Ungeziefer in dem Gefängnisse, den schrecklichsten Leiden ausgesetzt waren.

Es ist schwer zu bestimmen, wie groß die Zahl der Christen-Sklaven zu Algier in früheren Zeiten gewesen seyn mag; wir können indeß annehmen, daß sie noch im vergangenen Jahrhundert auf 2000 und früher auf noch weit mehr sich belief. Lemeson berichtet, daß im Jahre 1785 gegen 2000 Sklaven zu Algier sich befanden, obgleich die Franzosen ihre Landsleute sämmtlich losgekauft hatten. Als Lord Exmouth hier seinen Triumph feierte, ward die Zahl auf weniger als 1000 reduzirt, und England büßte manchen seiner tapfern Matrosen für die Befreiung eines Sklaven ein.

Für einen Europäer, der nicht um des Handels willen oder in der Absicht, um als Reisender das Feld seiner Beobachtungen zu erweitern, hierher kömmt, bietet der Aufenthalt hier nicht eben viel Interessantes dar, und in frühern Zeiten muß er sogar auch noch mit manchen Unannehmlichkeiten verbunden gewesen seyn. Bis auf diesen Augenblick fanden Protestanten, die hier ein Ehebündniß eingehen wollten, nicht einmal einen Geistlichen, der ihre Ehe einsegnen konnte. Ich weiß nicht genau, was man jetzt bei dergleichen Gelegenheiten thut, aber früher pflegten die Protestanten, besonders Engländer, bei Ehen, Taufen und Sterbefällen sich an einen Griechischen Priester zu wenden, der zu ihrer besonderen Erbauung das Ceremoniel in einer Sprache verrichtete, von der sie nicht eine Silbe verstanden.

Aber selbst während der schlimmsten Zeiten war für die persönliche Sicherheit der freien Christen zu Algier immer auf's beste gesorgt. Sie hatten jeder einen Türken zum Beschützer, der sie überall hin begleitete und dafür sorgte, daß sie von Niemanden beleidigt wurden. Und wehe demjenigen, der es je einmal wagte, durch Wort oder That einem solchen Schützling des Türkischen Patronats zu nahe zu treten! Im Jahre 1786 begegnete einmal der schwangern Frau eines Europäischen Konsuls eine Maurin, die ihr an den Leib griff und einige unehrerbietige Worte fallen ließ. Sogleich ward die Maurin vor den Kadi gebracht und zur Bastonade verurtheilt, die sie auch aushalten mußte, obgleich der Konsul und seine Frau sich selbst nachher für ihre Begnadigung verwandten.

Die zwei Hauptthore von Algier bilden die in entgegengesetzter Richtung befindlichen Ausgänge Bab-el-Ued und Babazun. Vor dem letzteren pflegten die vielen scheußlichen Hinrichtungen stattzufinden, die bis auf die letzte Zeit nicht außer Gang gekommen, obgleich schon etwas seltener geworden waren. Nicht weit von dem Thore Babazun sieht man ein kleines Lager, das für die jungen Eingebornen bestimmt ist, die ihre Landprodukte nach der Stadt bringen, und die, um die besonderen Ausgaben für eine Wohnung zu ersparen, hier des Nachts unter elenden Zelten zusammen mit ihren Hunden und neben ihren Lastthieren schlafen. Wenn man diesen schmutzigen Platz verlassen hat, so kommt man an einen Scheideweg, wo die Straße in zwei Arme sich theilt. Schlägt man die untere Richtung ein, so führt sie uns, wenn wir ein mit öffentlichen Läden ziemlich gut besetztes Dorf passirt haben, längs dem Küstenstriche hin, der von Algier bis an das Kap Matafu sich erstreckt. Wenn wir dann eine Engl. Meile zurückgelegt haben, so kommen wir zu einem neuen Etablissement, das die Franzosen den Experimentir- und Naturalisations-Garten nannten. Ich ritt eines Morgens hierher in Begleitung des Herrn Descousse, und der Hauptgärtner ließ uns Beide die ganze Pflanzschule genau in Augenschein nehmen. Es sollen in dieser Anstalt Versuche mit allen bekannten Gartengewächsen gemacht werden, um zu erfahren, welche Species hier am besten fortkommen würden. Ueber einen Raum von achtzig Morgen findet man fünfundzwanzigtausend Bäume, Sträucher und Pflanzen verbreitet, ein Unternehmen, das den Franzosen gewiß Ehre macht. Allein so glänzend auch der Versuch erscheint, so ermangelt er doch, ganz in derselben Art, wie die bekannte Französische Höflichkeit, alles echten substantiellen Gehalts. Ich erkundigte mich bei dem Hauptgärtner, wie viele Arbeiter wohl in der Anstalt beschäftigt wären? Er antwortete mir, zwanzig. Ich bin nun zwar eben kein großer Kenner von der Sache, aber es fiel mir doch gleich auf, daß zwanzig Paar Hände für achtzig Morgen Fruchtboden und 25,000 Bäume und Pflanzen hinreichend seyn sollten. Der Gärtner erwiederte mir darauf: „Wenn ich nur wenigstens zwanzig tüchtige Burschen hätte, die vom Staate gut besoldet würden, so würde ich schon fertig werden; allein jetzt sind mir hier zu meinem Dienste fast lauter elende Eingeborne oder solche Europäer angewiesen, die der Auswurf ihres Vaterlandes und die noch dazu schlecht besoldet sind." „„Und wie groß ist, wenn ich fragen darf, Ihr eigenes Gehalt?"" „1500 Franken jährlich, aber auch die werden nicht regelmäßig ausgezahlt. Um es denn nur kurz herauszusagen, das ganze Unternehmen wird durch die Französische Regierung selbst vernachlässigt; es würde gar nicht einmal viele Mühe kosten, den Garten mit Wasser hinreichend zu versehen, aber bis jetzt hat man nicht dafür gesorgt, daß mir mehr als ein Drittheil der hier erforderlichen Wassermasse zu Gebote steht." Dies theilte mir der Hauptgärtner in Gegen-

wart des Herrn Descousse mit. Ich sprach denselben Abend noch mit mehreren Franzosen und drückte ihnen mein Bedauern darüber aus, daß ihr Experimentir-Garten in Folge einer so falschen Oekonomie zu Grunde gehe.

Bei Gelegenheit des Gartenbaues kann ich nicht umhin, der allgemeinen Bestrebungen im Feldbaue Erwähnung zu thun, die die Franzosen rings auf dem Gebiete von Algier kundgeben. Ich habe meine Kenntniß dieser Sache hauptsächlich dem Herrn Lacrouts, dem ersten Banquier von Algier, zu verdanken, der durch seinen Reichthum, durch seine Kenntnisse und seinen Gemeingeist veranlaßt wurde, bedeutende und großartige Versuche in der Landwirthschaft anzustellen. Derselbe theilte mir ein Werk im Manuskript mit, das er über den Gegenstand abgefaßt hat. Er baute hier jene feinere Sorte Getraide, die die Franzosen tuzelle nennen, mit Erfolg an, und er gewann auf ungedüngtem Boden das $8\frac{1}{4}$ bis $12\frac{1}{2}$ fache der Aussaat. Dagegen wollten die größeren Getraidesorten nicht in dem Maaße gedeihen, und auch der Hafer schlug nicht besonders an. Die Baumwollenstaude schoß in Uebermaaß und in guter Qualität hervor. Auch einige Versuche mit der Indigo-Pflanze fielen gut aus, und er hat Proben von diesem Produkte aufzuweisen, die so schön sind, als wir je welche aus Ostindien erhalten haben. Auf einem anderen seiner Grundstücke hat Herr Lacrouts eine Olivenöl-Mühle angelegt, deren Produkt zum Theil so vortrefflich ausgefallen, als es je in der Provence geliefert worden, während der Rest zwar von geringerer Qualität, aber doch gut zum Gebrauche und immer von einigem Werthe ist.

Nach Allem, was ich hier erfahren und selber beobachten kann, scheint es mir keinem Zweifel unterworfen, daß die tropischen Produkte, welche die Regentschaft Algier zu erzeugen im Stande wäre, eine bedeutende Quelle des Wohlstandes für Frankreich werden könnten, wenn erst die Schwierigkeit, Kapitalien von auswärts hier einzuführen, gehoben seyn wird. Gegenwärtig, wo man in Europa Kapitalien auf 4 pro Cent ausleiht, varirt der Zinsfuß hier je nach dem Zutrauen des einzelnen Darleihers von zwölf bis sechzig Prozent. Dieser hohe Interessensatz ist offenbar ein Hinderniß für jede Verbesserung in der Landwirthschaft sowohl als in dem kunstreicheren Gartenbau, besonders was solche Produkte betrifft, die eine größere Beharrlichkeit und mehr Kostenaufwand erheischen. Es ist Thatsache, daß von der ganzen Zahl der hiesigen Europäischen Kolonisten, die sich etwa auf 300—400 beläuft, nicht mehr als fünf oder sechs Grundeigenthümer sich mit der Kultur des Oliven- und des Maulbeerbaumes beschäftigen — und doch sind dies gerade Produkte, deren Erfolg und Gedeihen für die Französische Industrie von so unberechenbarer Wichtigkeit ist. Mag man auch immerhin noch Zweifel darüber hegen, ob der Anbau des Indigo's, der Cochenille, der Senefpflanze, der Baumwolle und einiger andern Artikel Frankreich Vortheil bringen werde — das scheint doch gewiß, daß auch der Algiersche Wein und Taback eine neue Quelle des Wohlstandes für das Mutterland abgeben würde. Wollten wir aber auch einräumen, daß dieser Punkt ebenfalls noch bestritten werden kann, so unterliegt es doch sicherlich gar keiner Frage, daß man reiche Schiffsladungen von Seide und Oel in Algier aufbringen könnte. Allein gegenwärtig sind neunundneunzig von hundert Kolonisten genöthigt, sich ihren unmittelbaren Unterhalt durch den Anbau von Getraide und Vegetabilien zu verschaffen, die im Ganzen die Ausgaben und Mühen schlecht lohnen. Nur wenige Reiche amüsiren sich einigermaßen damit, daß sie allerlei hübsche Versuche mit den verschiedensten Pflanzen-Gattungen anstellen; aber dies Alles ist nur ein Kinderspiel in Rücksicht auf die Vortheile, die Frankreich im Verhältniß zu den ungeheuren Kosten, die es auf die Kolonie wendet, aus derselben zu ziehen mit Recht Anspruch machen dürfte.

Nach meiner Ansicht dürfte die Kolonie erst dann recht gedeihen, wenn die Regentschaft alle ihre Häfen in Freihäfen umwandelte. Ich theilte einmal diese Meinung hier einigen der einflußreichsten Französischen Civil- und Militair-Beamten mit. Aber besonders die letzteren schienen mir als Engländer gar kein Vertrauen schenken zu wollen; England, meinten sie, sey überhaupt ungemein neidisch auf den Französischen Besitz von Algier. Diese Leute sind aber sehr im Irrthume; denn England hat Frankreich nicht einen Augenblick um Algier beneidet. Frankreich zahlt gegenwärtig fast anderthalb Millionen Pfund Sterling jährlich für das Recht, 27,000 Soldaten an der Küste halten zu dürfen, die beinahe jedes Jahr decimirt werden und die mit allen ihren Blockhäusern nur über wenige Meilen von dem Gebiete um Algier, Oran und Bona zu verfügen haben. Herr Lacrouts, der von mir schon erwähnte Französische Banquier, war der Einzige, der meiner Ansicht beipflichtete. „Ich glaube es sicherlich", sagte er, „daß das Gescheidteste, was Frankreich thun könnte, wäre, die Häfen von Algier alle zu Freihäfen zu erklären."

Wenden wir uns nunmehr von unserer kleinen Diversion ab, und begeben wir uns wieder zurück nach dem Thore von Babazun. Lassen wir dieses Thor rechts liegen, so kommen wir auf einen schönen geräumigen Weg, der auf Befehl des Herzogs von Ragusa an der Seite des Hügels angelegt worden. Während wir den Hügel hinan steigen, ist es interessant, einen Blick rückwärts nach unten zu werfen. Ein Palmbaum mit seinem gefiederten Laubwerk giebt der Scene einen Orientalischen Charakter. Auch sehen wir von der Anhöhe aus mehrere malerische Marabuts, und unser Führer zeigte uns eine Stelle, die er das Grab von (Haradin) Barbarossa nannte.

Auf dem Gipfel dieses Hügels gelangen wir zu der großen Straße, die nach Duera und Bufarik führt. Hier haben wir die prachtvollste Aussicht vor uns: die Bucht mit ihrem gewaltigen blauen Halbzirkel — die weißen Landhäuser mit ihren Pomeranzen-Gärten — die hier und dort von Palmbäumen umschatteten Marabuts — die Ebene unterhalb mit den aufsteigenden in der Sonne funkelnden Dünsten des Flusses Arach, der seine Gewässer selbst am Kap Matisu entladet — und endlich die erhabenen Gebirge, die sich hinter Metidjah emporthürmen. Alle diese rings um mich ausgebreiteten Gegenstände erregten in mir nur das Bedauern, daß ich keinen ausgezeichneten Maler bei mir hatte, der die herrliche Scene auf Papier bringen konnte. Die Franzosen haben den jüngeren Vernet hierher geschickt; allein dieser ist längst wieder zurückgekehrt, und ich habe nichts von seinen Algierschen Skizzen zu sehen bekommen. Die Höhe der Gebirge ward von früheren Reisenden verschiedentlich angegeben. Was mich betrifft, so hat mich die herrliche Aussicht derselben zu sehr ergötzt, um mich hier wegen einiger hundert Toisen mehr oder weniger noch herumzustreiten; aber mir schien der höchste derselben etwa zweimal so hoch, wie der Ben Nevis zu seyn. Sie gewähren einen außerordentlich imposanten Anblick. In einer langen Reihe sich hinziehend, mit sichtbar tiefen Einschnitten und Klüften, mit purpurfarbenen Felsklippen und von der Sonne bronzirten Massen von steilen Abhängen — gewähren sie der Phantasie das Bild — wenn es erlaubt ist, Gebirge mit Menschen zu vergleichen — einer Schaar von gewaltigen Kriegern, die einer fremden Invasion Trotz bieten. Auch haben die Kabylen in diesen Engpässen die Türken sowohl als die Franzosen bereits davon überzeugt, daß die Freiheit eine eingeborne Tochter der Berge sey.

Das Ersteigen der Anhöhe ist für einen Fußgänger zu ermüdend, und auch der Reiter ist gegen Mittag der Sonnenhitze zu sehr ausgesetzt. Man thut daher immer am besten, wenn man sich gerade zu der Zeit zu Pferde hierher begiebt, wo der Ausrufer auf dem Minaret zum Morgengebet einladet und die Kanonen im Hafen die Frühstücks-Stunde ankündigen — während der Schakal und die Hyäne in ihre von Thau durchnäßten Wälder zurückschleichen und das junge Tageslicht den Himmel röthet, gleichwie das frische Lebensblut die Wangen der Liebenden färbt.

Die einzige Fuß-Promenade, die man zu Algier machen kann, ist vor dem Thore Bab-el-Ued. Wenn man das (nach der Zeit, innerhalb der es aufgeführt worden seyn soll) sogenannte Vierundzwanzigstunden-Fort und den Gottesacker passirt hat, kommt man zu dem reizenden Orte, der noch jetzt „Garten des Deys" genannt wird, und der mit vielen Gebäuden, mit marmorgepflasterten Höfen und prächtigen Fontainen bedeckt ist. Die Gebäude, an deren Seiten die Franzosen zahlreiche Schilderhäuser aufgestellt, sind neuerdings in ein Militair-Hospital umgewandelt worden, während das Gartenland als eine zweite Pflanzschule für die vorzüglichsten botanischen Produkte benutzt wird, die die Franzosen in Afrika zu erzielen bemüht sind. Diese Bab-el-Ued-Pépinière ist indeß nach einem viel kleineren Maßstabe angelegt, als die vor dem Thore Babazun; sie enthält nicht mehr als einige Morgen Gartenland. Ich machte hier die Bekanntschaft des Dr. Maris, des ersten hiesigen Hospital-Arztes, der mir erlaubte, jeden Morgen mit einem Tuche voll wild wachsender Blumen zu ihm zu kommen, deren sämmtliche botanische Benennungen er mir auf ein Blättchen Papier aufschrieb, während er mir die Regeln und Anweisungen zur Erhaltung derselben mündlich mittheilte.

In diesen Deys-Gärten findet man die Baumwollen-Staude und den Baumwollen-Busch, so wie das Zuckerrohr und das Cochenille-Insekt, das mit den verschiedenen Sorten der ungestachelten Indischen Kaktus gefüttert wird. Man wird mir die Frage aufwerfen, wie denn alle diese Produkte hier gedeihen? Und wenn es wahr ist, wie mehrere reisende Botaniker behauptet haben, daß dieselben hier im Kleinen gar gut fortkommen, sollte man nicht daraus schließen, daß sie einen Anbau im Großen gewiß lohnen würden? Ich muß die Antwort darauf der praktischen Erfahrung eines in den Tropen-Gegenden bewanderten Landmannes überlassen, der mit der Sache mehr vertraut ist. Uebrigens dürften wir die nächste Lösung dieser Frage vielleicht von einem jungen Holländer erwarten, den ich zufällig hier kennen gelernt. Derselbe hat von seinem Vater mehrere tausend Pfund Sterl. erhalten, um hier Land anzukaufen und sich als Kolonist niederzulassen. Er erzählte mir, daß er das Land hier für einen Spottpreis angekauft, daß er aber eher keinen Spaten oder Pflug an dasselbe setzen wollte, bevor er nicht wenigstens anderthalb Jahre jenseits des Atlantischen Meeres gewesen und dort selbst die Kultur des Zuckerrohrs, des Indigos u. s. w. studirt hätte; zu diesem Zweck schifft er sich denn auch nächstens nach Amerika ein.

Dicht an die Gärten und den Palast des Deys stoßen einige Gebäude, die gegenwärtig zu Kasernen dienen, die aber vormals als „Poudrière" benutzt wurden. Wenn ich das Französische Wort recht verstehe, so bedeutet es nichts anderes, als eine Pulvermühle; aber ein Palast und eine Pulvermühle in so naher Berührung — müßte das nicht auffallend erscheinen? Und doch war dies gerade der Palast, in dem die Deys ihre schönsten Frauen zu halten pflegten. Haben Ihre Hoheiten etwa den sonderbaren Wunsch gehegt, daß ihr Harem einmal hier in die Luft springen möchte? Sicherlich nicht, denn die Deys setzten sich ja selber immer mit der nämlichen Gefahr aus. Diese Pulvermühle stand aber noch dazu dicht an der See, so daß das erste beste feindliche Kriegsschiff im Stande gewesen wäre, eine Bombe in dieselbe hineinzuwerfen, ohne selbst einmal den in der Nachbarschaft aufgestellten Batterieen zu nahe kommen zu dürfen. Der letzte Dey hatte indeß bereits seit vielen Jahren seine Sommer-Residenz verlassen, indem er sich aus Furcht vor einem möglichen Tumulte seiner Janitscharen nach der Cassaba flüchtete.

Nord-Amerika.

Amerika's geistige Beziehungen zu England.

Schlußbemerkungen über die Literatur der Vereinigten Staaten, von Timothy Flint. *)

Indem wir hiermit unseren Abriß von der Amerikanischen Literatur beschließen, glauben wir, behaupten zu können, daß jeder Punkt so kurz

*) Vgl. Nr. 125 des „Magazins".

als möglich von uns berührt und daß in den engen Gränzen unserer Abhandlung Gegenstände erörtert worden sind, mit denen man ganze Bände füllen könnte, wenn sie nach Gebühr gewürdigt werden sollten. Wir haben, wie sie sich uns vor Augen stellten, einige der Hindernisse angedeutet, die daran Schuld sind, daß es unseren literarischen Bestrebungen an Aufmunterung fehlt, und daß wir keine aufgehäufte Schätze einer National-Literatur besitzen. Auch glauben wir, schlagende Beweise beigebracht zu haben — wenigstens schien es uns so —, daß dieser Mangel andere Ursachen hat, als die, daß wir nicht eben so viel große Geister, eben so viel Talente, eben so lebhafte Fassungskraft, eben so viel Anlagen, eben so hohe Gedanken, eben so echte Begeisterung, eben so viel Fähigkeit zu Fortschritten in den Wissenschaften und schönen Künsten besäßen, wie unser Mutterland.

Wie kurzsichtig, engherzig und beschränkt müssen die Hall's, Hamilton's, Fiddler's et id omne genus gewesen seyn, die in den letztverflossenen Jahren unser Land durchreisten, und denen es nach ihrer Heimkehr Vergnügen gemacht zu haben scheint, uns als ein dummes, halb wildes Volk zu verschreien, das keine Literatur, keine Künste, keinen Geschmack habe und nicht einmal die gewöhnlichsten Erheiterungen des Lebens kenne. Wäre es nicht viel natürlicher, freundlicher und auch gerechter gewesen, wenn sie uns als die unverkennbaren Sprößlinge des Englischen Stammes anerkannt und uns wenigstens die Fähigkeiten entarteter Engländer zugestanden hätten? Um wie viel gerechter würde Englands Urtheil gegen uns, um wie viel wohlwollender seine Gesinnung gegen uns seyn, wenn die Britischen Reisenden, welche uns besuchten, nur etwas von der Einsicht, von der philosophischen Weltkenntniß und von der Seelengröße solcher Männer wie Humboldt und Chateaubriand gehabt und dann, statt jener egoistischen Zwerge, über uns geschrieben hätten! Nie wird das Englische Publikum im Stande seyn, unsere Verdienste und Fehler, unsere Vorzüge und Mängel richtig gegen einander abzuwägen, wenn nicht wahrhaft gebildete Männer von ausreichendem Scharfblick und philosophischem Beobachtungsgeist uns ihrer Prüfung würdigen und unseren physischen und intellektuellen Zustand genau untersuchen.

Eines ist gewiß: wir kamen sehr natürlich zu unserem krankhaften Gelüst nach gemeiner Politik und zu der leidenschaftlichen und traurigen Ränkesucht unseres politischen Parteigeistes; wir kamen sehr natürlich zu unserer unmäßigen Eitelkeit und Ruhmrednerei; wir kamen sehr natürlich zu den meisten jener angeblichen schlechten Eigenschaften, welche die letzten Englischen Reisenden an uns so verächtlich und lächerlich gefunden haben. Sie sind das Vermächtniß, welches uns von unseren Englischen Vorfahren hinterlassen worden ist. In der That, die Vereinigten Staaten sind nichts als eine zweite Ausgabe von England in Folio statt in Duodez.

So eitel und ruhmredig wir aber auch seyn mögen, so geht unsere Thorheit doch nicht so weit, daß wir uns einbilden sollten, wir hätten schon eine Literatur, die sich mit der Englischen vergleichen ließe. Dagegen kann jedoch auch das Volk jenes Landes nicht so vom Vorurtheil verblendet seyn, um nicht begreifen zu können, daß wir, aller unserer Mängel ungeachtet, den kühnen Erfindungsgeist, den strebenden Sinn, die Selbstachtung, das Nationalgefühl und alle die Hülfsquellen, physische sowohl als geistige, besitzen, welche die Grundbestandtheile der Größe einer Nation ausmachen. Seit der kurzen Zeit unserer politischen Existenz haben wir uns vom Ocean bis zu den Seen, und von den kalten Küsten des Nordosten bis zu den Orangen und dem Zuckerrohr des Südwesten ausgedehnt, und über diesen Raum bereits mehr als dreizehn Millionen mannigfach veränderter Kontinental-Engländer verbreitet. Auch giebt es kein anderes Land auf der Welt, das, unabhängig von jedem andern, in sich selbst so reiche Mittel aller Art zu jedweder Bequemlichkeit und Verbesserung enthält. Wenn die Engländer keine Amerikanische Bücher lesen, so sollten sie doch wenigstens einen Blick auf die Zahl und den Inhalt unserer Zeitungen und periodischen Schriften werfen, sie sollten die unzähligen Werke in Betracht ziehen, welche fortwährend aus der Amerikanischen Presse hervorgehen, ohne daß dabei Gönnerschaft und Lohn zum Antrieb dienen, da unsere Schriftsteller vielmehr wissen, daß sich Wenige unter uns mit etwas Anderem als Handel und Politik beschäftigen, und daß diese Wenigen noch eine angeborene Vorliebe für die Englische Literatur haben — also Werke, die aus reinem inneren Drange entstanden sind — und dann sollten sie nach allem diesen bedenken, ob wir nicht Bücher genug aufzuweisen haben würden, wenn wir ein zahlreiches Corps von Literaten, wenn wir literarische Kapitale, wie London und Edinburg, und eine Regierung und Privatleute hätten, die geneigt und im Stande wären, der Literatur die freigebige Gunst zu erweisen, die sie in den herrlichsten und fruchtbarsten Zeiten der Englischen Geschichte in jenem Lande fand.

Man sollte denken, daß die Engländer einen gerechten und achtungswerthen Stolz darin finden und sich selbst dadurch gehoben fühlen müßten, wenn sie über uns wohlwollend und rücksichtsvoll urtheilten, da wir zu einer und derselben Familie mit ihnen gehören und Sprache, Blut, Gesetze, Institutionen und geistige Fähigkeiten mit ihnen gemein haben. Doch die Zeit, wo sie gerechter, wenn nicht freundlicher, von uns denken werden, wird auch kommen; der Stolz auf ihre unermeßliche Kolonial-Herrschaft, auf ihre Tapferkeit zu Lande und zur See, auf ihren Reichthum, ihre Industrie und selbst auf ihre Literatur wird dann in dem erhebenderen Gedanken untergehen, daß sie diesem Anglo-Amerikanischen Reiche das Daseyn gegeben haben, welches — eine gewiß nicht zu kühne Vermuthung — vermöge seines unbezweifelten Uebergewichts in allen möglichen Einflüssen am Ende England's Sprache und Institutionen von Grönland bis zum Cap Horn, über den halben Erdball, verbreiten wird. Unserer Hemisphäre ein Pfropfreis eingeimpft zu haben, das sich schon so herrlich entfaltet hat, einen deren Keim in Neu-Holland zu legen, der ähnliche Hoffnungen erregt, und so der Sprache Shakespeare's und Milton's die Aussicht zu eröffnen, daß sie einst die allgemeine Weltsprache werden kann, ist Ruhm genug und könnte wohl den kleinlichen neidischen Wunsch tilgen, ein jüngeres Familienglied deshalb geringschätzig zu behandeln und zu verkleinern, weil es in den Wäldern der neuen Welt groß und blühend geworden ist.

Wir wenigstens, mögen wir nun von dem Mutterlande verunglimpft werden oder nicht, und mag man uns auch nach den Schilderungen eines Hall, Hamilton und Anderer aus derselben Schule beurtheilen, wir fühlen uns deshalb nicht minder durch eine Kette von Erinnerungen und Ideen, die über den Ocean hinüberreicht, in unseren Gedanken und Empfindungen mit den grünen Feldern und den alten Heerden und Altären der Heimath unserer Vorfahren verknüpft. Wir fühlen uns berechtigt, auf einen Antheil an der Erbschaft ihres Ruhms Anspruch zu machen. Wir werden es nie vergessen, daß sie ihre Geschwornen-Gerichte, ihre Gesetze und Institutionen, ihren unbezähmbaren Unabhängigkeitssinn und das physische und moralische Temperament, welches uns als Volk auszeichnet, auch uns vermacht hat. Ihren National-Charakter herabzusetzen und zu verkleinern, wäre ein selbstmörderisches Attentat gegen unsere eigene Ehre. Trotz aller ihrer Fehler und Thorheiten lieben wir sie doch. Unsere Lieblings-Lektüre und unsere theuersten Erinnerungen von der Jugend bis ins Alter lassen das Wort „Vaterland" unserer Phantasie als den Inbegriff alles Herrlichen und Romantischen erscheinen. Selbst diejenigen unter unseren Schriftstellern und Staatsmännern, welche den Ruhm desselben aufs leichtfertigste angreifen, lassen sich nur durch den bösen Geist des Familienzwistes zu ihren Schmähungen und Verleumdungen verleiten, während sie innerlich doch den Gegenstand ihrer üblen Nachrede verehren. Wohin wir auch äußerlich den Schauplatz unserer Dichtungen und Gesänge verlegen, in unseres Geistes Auge spielen sie doch in den Parks und Lustwäldchen der Grafen und Lords und Herzoge Alt-Englands, und werden belebt durch die theuren Erinnerungen an die Amanden und Mortimer's, deren treue, aber unglückliche Liebe uns in unseren romantischen Tagen so manche Thräne entlockte.

Wenn es wahr ist, daß der Stern der Herrschaft dereinst über dem westlichen Horizont aufsteigen soll, so wollen wir uns nicht von dem wohlgefälligen und stolzen Geist, der nur zu oft über unsere prophetischen Redner kömmt, bethören lassen, die Geschicke der Nationen in den verborgenen Blättern der Zukunft zu erforschen, mit dem Wunsche, Englands Ruhm, gleich dem der anderen mächtigen Reiche der Vergangenheit, in Dunkel untergegangen zu finden. Werden wir angegriffen, so wird es nie an Nationalstolz und männlichem Sinn unter uns fehlen, um Englands Beleidigungen, eben so wie die jedes anderen Volks, in ehrlichem Kriege, wie er wahrer Tapferkeit geziemt, zu rächen. In Gewerben, Erfindungen und physischen Verbesserungen brauchen wir für die Ehre des Amerikanischen Wetteifers nicht besorgt zu seyn. In der Diplomatie haben wir England stets die Stange gehalten. In der Literatur und dem eigentlichen geistigen Wettstreit werden wir stets alle unsere besten Kräfte aufbieten und mit dem edlen und hohen Sinn, welcher begeisterten Gemüthern eigen ist, immer den Muth haben, jede Ueberlegenheit, auf welcher Seite sie auch seyn möge, beifällig anzuerkennen. Aber nur ein Geist, den wir weder beneiden, noch uns wünschen würden, könnte sich an dem Gedanken ergötzen, daß der Glanz jenes Reichs sich endlich in Dunkel verlieren möchte, jenes Reichs, von dem wir unser Blut und unsere Institutionen überkommen haben, unseren kühnen unternehmenden Sinn, unsere Liebe zu Meereswind und Wogen, und den Charakter, der schon Millionen von Glücklichen über unser großes Land verbreitet hat.

Die ermüdende Unfruchtbarkeit und Armseligkeit des Zustandes, den wir jetzt vor unseren Augen sehen, ist nicht so erfreuend, daß unsere Blicke nicht über den Ocean nach dem Lande unserer Väter, dem Lande der höchsten Vollendung in Gewerben, Wohlhabenheit, feinen Sitten und Literatur, schweifen sollten, um dort höhere Vorbilder zu suchen, selbst wenn die Erinnerungen, von denen wir uns leiten lassen, trügerisch wären. Auch werden wir die stolze Einbildung, wenn es eine solche ist, nicht aufgeben, daß wir Hampden, Sydney und Chatham, Shakespeare, Milton, Newton, Locke, Pope und Addison unter unseren Vorfahren nennen können; daß wir die Sprache und den Geist der Patrioten und Staatsmänner, Dichter und Redner, Erfinder und Weltumsegler, der Handelsleute und Handwerker und des Volks geerbt haben, die alle zusammen, jeder in seiner Weise, dazu beigetragen, Englands Geschichte, ungeachtet mancher unvertilgbaren Flecken von Unterdrückung und Blut, zum glänzendsten Blatt zu machen, das jemals in den Annalen der Menschheit aufgeschlagen worden. (Athenaeum.)

Mannigfaltiges.

— Schiffbauholz. Der jährliche Bedarf an Bauholz für die Königlich Großbritanische Flotte beträgt in Kriegszeiten 60,000 Last, oder 40,000 völlig ausgewachsene Bäume, jeder eine Tonnenlast schwer, und deren 35 auf einem Acre Landes stehen. Im Frieden reduzirt sich der Bedarf auf 32,000 Tonnen oder 48,000 Last. Ein Schiff von 74 Kanonen bedarf 3000 Last oder 2000 Tonnen Bäume, was der hundertjährige Ertrag von 57 Acres ist. Die ganze Flotte nimmt demnach einen Wald-Ertrag von 102,600 Acres, oder jährlich 1026 Acres in Anspruch. (English Paper.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 146. Berlin, Montag den 7. Dezember 1835.

England.

Scenen der Englischen Küste.

Die Küstenwächter. — Ein Schiffbruch. — Ein Gefecht mit Schmugglern.

Derjenige Theil von Englands Küsten, wohin ich meinen Schauplatz verlegen will, ist eine mit Klippen bewehrte oder, wie die Seeleute sich ausdrücken, mit Eisen beschlagene Küste. Etwa eine halbe Viertelstunde vom äußersten Rande derselben stand eine Reihe Häuschen, von der Regierung als Station gegen die Schleichhändler errichtet. Diese Häuschen umgab eine etwa vier Fuß hohe Mauer, die zugleich ein Stück Ackerland einschloß, auf dem jeder Einwohner sich Gemüse und Kartoffeln ziehen konnte. Eine gute Viertelstunde weiter landeinwärts lagen ein paar ärmliche, von Fischer-Familien bewohnte Hütten, die man vulgo das Dorf nannte. In noch größerer Ferne erhoben sich auf den baum- und heckenlosen Feldern einige Pachter-Wohnungen.

In dem geräumigsten der vorerwähnten Häuschen wohnte Lieutenant John Thornville, Ober-Befehlshaber dieser Küsten-Station, mit seiner Frau und Familie. Das anstoßende kleine Haus gehörte dem Ober-Bootsmann, dem nächsten im Kommando; das dritte dem Reiter-Offizier oder, wie man ihn jetzt betitelt, dem Korporal der berittenen Wache. Das ganze Cantonnement beherbergte in Allem zehn Mann, den Lieutenant ausgeschlossen.

Ein Zimmer im Hause des Lieutenants diente als Wachtstube und hatte seinen besonderen Eingang. In diesem Gemach herrschte große Reinlichkeit. Die sauber geweißten Wände waren mit Waffen und anderem militairischen Hausrath geziert. In der einen Ecke, auf einem mit schlecht bemalten Fahnen geschmückten Gestell, sah man lauter Gewehre, Pistolen, Säbel und Bajonette, Alles schön blank und symmetrisch geordnet. Am Fuße dieses Gestells lag ein Mörser, ein Theil von Capitain Manby's lebensrettendem Apparate. An einer anderen Seite präsentirten sich, eben so geschmackvoll aufgestellt, Raketen, Blau-Feuer u. dergl. Auch sah man hier ein Pult, mit einem großen Tagebuch darauf, in welches alle Begebenheiten, selbst die unbedeutendsten, eingetragen wurden. Alles verkündete Geschäftigkeit und gute Disziplin.

Der Einzige, der in der Zeit, von der wir reden, dieses Gemach besetzt hielt, war Einer von der Küstenwache. Dieser mußte den ganzen Tag auf der Lauer seyn und jedes Schiff, das der Küste sich näherte, durch ein Fernrohr beobachten.

Kurz vor Sonnen-Untergang versammelte der Lieutenant die ganze Garnison auf der Wachtstube, um zu sehen, ob Keiner fehlte. Er rief die Leute dabei nicht mit Namen, sondern mit Nummern, z. B. „Nummer Eins!“ — „„Hier, Sir.““ — „Nummer Zwei!“ — „„Hier““ u. s. w. „Nummer Eins“, sagte der Lieutenant, „geht auf Nummer Sieben — Nummer Zwei geht auf Nummer Eins.“ Wohlbemerkt, auch die Wachposten hatten ihre Nummern.

Die Geschichte des Lieutenants Thornville bot wenig Merkwürdiges dar. Er kam sehr jung zur Marine und diente während des Krieges neun Jahre lang als tüchtiger Soldat. Bei Gelegenheit der liberalen Beförderungen in den Jahren 1814 und 1815 schätzte er sich sehr glücklich, daß man ihn nicht vergessen hatte. Bald nachher nahm er ein Weib, und in kurzer Zeit sah er sich von einer wachsenden Familie umgeben. Dies bestimmte ihn, um eine Anstellung bei einer Küsten-Station sich zu bewerben. Hier lebte er zufrieden und also glücklich. Gesellschaften gab er nicht; denn es war in seinem ganzen Revier, einen Pachter ausgenommen, dessen Gedanken nicht über seinen Pflug hinausreichten, keine Familie, mit der er vertrauten Umgang anknüpfen konnte. Die Kirche war drei Miles entfernt, und der nächste Marktflecken fünf Miles. Dann und wann kamen die Offiziere der benachbarten Stationen, um mit ihm zu diniren und bei einem Glase Grog „altes Garn zu spinnen.“ Diese und der periodisch wiederkehrende Inspections-Commandeur brachten die einzige Abwechselung in sein monotones Daseyn. Die Zeit, die seine Dienstgeschäfte ihm übrig ließen, verwendete er, in Gemeinschaft mit seiner treuen Gattin, auf die Erziehung seiner Kinder, oder er beschäftigte sich mit der Feldarbeit in seinem Gärtchen.

Nachdem unser Thornville an jenem Abend seine Befehle, wie gewöhnlich, ausgetheilt hatte, ging er wieder auf sein Zimmer. Da hörte er ein leises Klopfen an der Thür, die sich auf das herkömmliche „Herein“ öffnete. Der Hereintretende war Hr. William Truman, der Ober-Bootsmann, welcher noch fernere Erläuterungen zu den erlassenen Befehlen in Empfang nehmen wollte. Herr Truman war eine hagere, wohl sechs Fuß hohe Figur, mit derben und verwitterten Gesichtszügen. Seine Uniform verkündigte einen halben Soldaten und einen halben Seemann. Die Disziplin beobachtete er so pünktlich, daß er den Lieutenant nie anredete, ohne sich kerzengerade hinzupflanzen, die Füße in der ersten Position und den linken Arm straff an den Körper geschmiegt, während er mit dem rechten Arme den Hut vom Kopfe nahm. Er redete langsam und etwas feierlich, und vergaß es nie, jeder Person ihren ganzen Titel zu geben. So z. B. sagte er gern: „Lieutenant Thornville, der Commandeur Bromley, welcher der inspizirende Commandeur unseres Distriktes ist, wünscht Sie zu sprechen. Er hofft, daß Sie so bald kommen werden, als möglich, dieweil er Eile hat; und wenn Sie nicht gleich kommen, so kann es leicht sich treffen, daß Sie ihn nicht mehr finden werden, dieweil er Eile hat.“ Wir müssen hier gleich bemerken, daß die Conjunctionen dieweil und von wegen Truman's Lieblingsworte waren. Er entschuldigte sich damit, daß er sagte, es sey sein Grundsatz, nichts zu thun, ohne den Grund anzugeben.

Von seinem Ober-Bootsmann begleitet, schickte sich der Lieutenant nun an, seine nächtlichen Küsten-Besuche zu machen. Da man die Landung eines Schiffes mit Contrebande erwartete, so bewaffnete er sich zuvor mit einem Paar Pistolen, einem Säbel und einem Knoten-Stocke. Der Weg führte über die Klippen dem Meere zu. Es war dichte Finsterniß mit Schneegestöber, und der Wind blies gerade gegen die Küste.

„Wenn ich“, sagte Thornville, „nicht bestimmten Rapport hätte, so würde ich es kaum für möglich halten, daß es Jemand einfiele, heute Nacht hier zu landen. Unsere Leute verdienten wohl einmal Nachtruhe; denn sie sind neulich sehr strapazirt worden.“

„„Lieutenant Thornville““, sagte sein Gefährte, „„ich weiß Ihre mitleidige Gesinnung wohl zu schätzen. Aber, mein werther Herr, die Dienstpflicht geht vor, dieweil wir dafür besoldet sind. Was mich betrifft, Lieutenant Thornville, so stehe ich bereits dreizehn Jahre im Küsten-Dienst, und binnen dieser ganzen Zeit ist mein Leben vice versa gewesen.““

„Was gewesen, Meister Truman?“

„„Vice versa, Sir — das heißt so viel als: das Unterste zu Oberst gekehrt — das heißt, den ganzen Tag geschlafen und die ganze Nacht auf den Beinen. So werde ich denn ein vollständiges Amphibium, dieweil ich den Tag zur Nacht mache, und dieweil ich so gut auf dem Wasser lebe wie auf dem Lande. Aber mein Weib, Sir — die findet daran kein Gefallen, dieweil sie darüber brummt, Sir, und sagt, ich sey ein ganz unchristlicher Ehemann, der seinen Vortheil nicht benutzt, wie andere brave Leute. Nun aber, Sir, ist das Weib ein Weib, dieweil sie nichts Besseres ist. Ich widerlege sie, Sir — ich sage ihr manches Dieweil und Vonwegen; aber es ist in den Wind geredet.““

So mit einander plaudernd, kamen die Beiden an den Rand der Klippe. Jetzt mußten sie abwärts steigen, um auf den Strand zu kommen. Der ziemlich steile, mit losen Steinen belegte Pfad machte das Hinabsteigen schon bei Tage schwierig, und bei Nacht, wenn Alles mit Schnee bedeckt war, gehörte es für Leute, die hier nicht Bescheid wußten, zu den unmöglichen Dingen. Der Lieutenant aber und sein Ober-Bootsmann wußten hier so trefflich Bescheid — wie oft hatten sie im Finstern diesen Weg gemacht! — daß sie vertrauungsvoll zuschritten. Truman stapfte voran und trällerte dabei sein Leibstückchen:

Ich esse, dieweil mich Hunger plagt;
Ich trinke, dieweil mich dursten thut;
Ich schmauche, dieweil mir's so behagt:
Das ist für Leib und Seele gut.

Unter diesem Geträller war Truman dem Lieutenant wohl zwanzig Schritte vorangeeilt. Je weiter er ging, um so mehr erhob er seine Stimme, bis er endlich, nach seiner Meinung, sehr melodisch sang. Besonderen Nachdruck legte er auf den Refrain:

„Tol de rol lol, stoßt an, mein Herr Bruder, tol tol de rol lol!“

Plötzlich hörte der Lieutenant aus voller Kehle „weh! Mörder und Spitzbuben!“ schreien. Der Ober-Bootsmann war gegen einen anderen Körper gerannt und im Zurückprallen seiner Länge lang niedergestürzt. Ein ohrzerreißendes Geschrei mischte sich in sein Hülferufen. Der Lieutenant zog mechanisch sein Pistol, spannte den Hahn und versuchte eiliger auf dem gefährlichen Pfade vorwärts zu kommen; aber bald glitt er selbst aus, und das Laufen verwandelte sich in ein unerquickliches Rutschen durch Schnee und Schmutz, bis er mit den Füßen auf Truman stieß, der jetzt ein noch ärgeres Zetergeschrei erhob. Thornville raffte sich auf und wollte auch Truman emporhelfen, empfing aber zur Belohnung einen Fußtritt, der den „Mördern und Spitzbuben“

galt. „Mir vom Leibe! infame Schucken!“ brüllte der Ober-Bootsmann. „Laßt mich nur erst wieder auf meinen Füßen stehen — ich will Euch schon ein Paar Denkzettel anhängen!“

„„Element! Polly Truman! Hört Ihr denn nicht! Seyd Ihr besessen?““ Die wohlbekannte Stimme überzeugte den Ober-Bootsmann endlich, daß keine Mörder um ihn waren. Er arbeitete sich empor, und Beide rekognoszirten nun das Terrain, um die Ursache des Alarms zu entdecken. Es war nichts Geringeres als — eine Eselin mit ihrem Füllen, die im Hohlgrunde Obdach gegen den Sturm gesucht hatte.

„Diese waren also die mörderischen Schmuggler!“ sprach der Lieutenant, aus vollem Halse lachend. Truman stimmte ein, sein Gelächterklang aber viel hölzerner, weil er im Grunde voll Scham und Aerger war.

Als sie den Strand erreicht hatten, pfiff der Lieutenant, und fast unmittelbar darauf stand eine hohe athletische Figur vor ihnen. „Wer da?“ fragte der Lieutenant. „„Ich, Euer Gnaden““, sagte der Mann in breitem Irischem Dialekte. — „Ist hier Alles ruhig?“ — „„Alles so still und ruhig, wie eine Katze, die einer Maus aufpaßt.““ — „Habt Ihr nichts wahrgenommen?“ — „„Nichts, Herr, außer dem Schnee und einer bitterkalten Nacht.““ — „Wann habt Ihr mit Numero Sieben kommunizirt?“ — „„Um zwölf Uhr, Sir.““ — „Wechselt mit Numero Sechs.“ — „„Ganz wohl, Sir.““ Mit diesen Worten marschirte der kolossale Irländer weiter. Nachdem Thornville und der Ober-Bootsmann auch die übrigen Schildwachen besucht hatten, kehrten sie mit möglichster Eil in die Wachtstube zurück.

Es war beinahe zwei Uhr des Morgens, als der Lieutenant sich schlafen legte. Der Wind hatte unterdeß stärker angefangen, zu blasen, und Schnee und Regen fielen reichlich herab. Thornville lauschte unter seiner Bettdecke dem heulenden Sturm und wünschte sich Glück, daß er so gut geborgen sey, und nicht wie hundert arme Kreaturen auf dem launischen Ocean herumtreiben müsse. Seine Gedanken irrten bald hierhin, bald dorthin, bis endlich der Schlaf Alles in Vergessenheit begrub. Diesmal aber sollte unser guter Thornville die Wohlthat des Schlafes nicht lange genießen; kurz vor Tages Anbruch weckte ihn ein kleiner Rumor an den Fensterläden. Er sprang aus dem Bette, riß einen Fensterflügel auf und hörte sogleich die wohlbekannte Stimme eines seiner Bootsleute, der ihm zurief: „Ein Schiff am Strande, Sir.“

„„Wo?““ — „In der Nord-Bucht; ich habe zwar nichts weiter gesehen, als ein Licht, das hin und her fuhr, allein ich bin gewiß, daß es ein Schiff ist.““

„Ich werde gleich kommen. Sage Meister Truman, er solle die Mannschaft schleunigst in der Wachtstube versammeln und den Lebens-Apparat hervorholen. Dann laufe geschwind nach dem Pachthause und hole eine Karre zu seinem Transport.““

In wenigen Minuten war der Lieutenant gerüstet. Seine Frau richtete sich im Bette auf und sprach mit liebender Besorgniß: „Mein guter John, ich möchte zwar nicht haben, daß Du die Pflichten Deines Berufs vernachlässigtest, oder Dein Herz verhärtetest, wenn es Rettung eines Mitmenschen gilt — aber John, lieber, theurer John, vergiß auch dabei nicht, daß du Frau und Kinder hast!“

„„Mein treues, braves Weib““, sprach er lächelnd, „„das kann ich nimmer vergessen.““ Er umarmte und küßte sie herzlich, und eilte dann hinaus zu seinen Leuten.

Unterdeß war der biedere Truman bis an den Rand der Klippe gegangen. Hier zündete er mit Hülfe seiner Pistole ein blaues Licht an, dessen bleicher gespenstischer Schimmer die schauerliche Gegend ein paar Augenblicke erhellte. Zur Antwort blitzte aus einiger Entfernung ein zweites blaues Licht auf; dann ein drittes, viertes, und so nach einander die übrigen, bis das entfernteste wie ein heller Nebelfleck in dem Grauen der Nacht erschien. Es waren Signale, um die Mannschaft zu versammeln. Truman kehrte in die Wachtstube zurück, wo er den Lieutenant vorfand. In wenigen Minuten war die Mannschaft versammelt. Zuletzt kam auch die Karre, von zwei muthigen Gaulen gezogen; der Apparat zur Lebensrettung wurde hineingeladen, und Alles marschirte nach der Gegend, wo das unglückliche Schiff sich befinden sollte. Die Entfernung betrug nicht mehr als eine halbe Stunde; aber das heillose Wetter, die schlimmen Wege und der finstere Morgen ließen unsere Leute erst mit Tages Anbruch zur Bai gelangen.

Der Schnee fiel noch immer so dicht, daß man selbst in kurzer Distanz keinen Gegenstand wahrnehmen konnte. Dem Lieutenant wurde jede Minute zu einer Stunde; er dachte weder an das Wetter, noch an sich, und blickte unverwandt nach einem wohlbekannten Felsenriff, wo das Fahrzeug nach seiner Meinung gescheitert seyn mußte.

Endlich wurde es heller, und Aller Augen waren auf die See gerichtet. Um diese Zeit hatten noch eine Menge Fischer mit ihren Frauen und Kindern dem kleinen Trupp sich angeschlossen. Obgleich der Schnee gar nicht aufhören wollte, zu stöbern, so konnte doch ein scharfes Auge die dunkeln Umrisse eines Schiffes erkennen, das auf einer wohlbekannten Felsenbank fest saß. Thornville schritt mit angstvoller Ungeduld am Strande hin und her. Da grüßte ihn ein alter Fischer und sprach: „Das ist ein arger Sturm, lieber Herr; wie mich dünkt, bläst er noch schärfer als vor vier Jahren um diese Zeit. Das Fahrzeug kann nicht lange mehr zusammenhalten.“ — „„Ich fürchte nichts““, versetzte der Lieutenant. — „Ich für mein Theil sollte denken, daß die ganze Mannschaft bereits umgekommen ist.“ — „„Gott verhüte das! In jedem Fall aber — und sollte nur noch Einer am Leben seyn — muß Alles zu ihrer Rettung gethan werden. Wollte nur der Himmel, daß es sich aufklärte! Ich möchte schon einen Versuch machen; aber unsere Böte halten's nicht aus — Haddock, Ihr müßt mir das Eurige leihen.““ — „Mein Boot! Nicht doch, das ist zu gut, Capitain! — Und wer hält mich schadlos dafür, wenn es verunglückte?“

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Cruciana. — Malerische Darstellungen des Kreuzes Christi. Herausgegeben von Holland. 9½ Sh.

Anatomy of the regions interested in surgical operations (Anatomie für Wundärzte.) Von Dr. J. Lebaudy. 4. 24 Sh.

Old bachelors. (Leben und Sitten alter Junggesellen.) 2 Bde. 21 Sh.

Philosophy of history. (Fr. v. Schlegel's Philosophie der Geschichte.) Uebersetzt von J. B. Robertson. 2 Bde. 28 Sh.

The poetry of life. (Poesie des Lebens.) Von Sarah Stickney. 2 Bde. 21 Sh.

Essays etc. (Betrachtungen, Gedanken und gesammelte Predigten.) Von H. Woodward. 12 Sh.

Frankreich.

Ueber den gegenwärtigen Zustand des Protestantismus in Frankreich.

(Schluß.)

Wir haben uns viele vergebliche Mühe gegeben, um den Belauf der protestantischen Bevölkerung Frankreichs zu ermitteln. Es existirt durchaus keine statistische Angabe derselben. (!) Auf dem Büreau des Ministers des öffentlichen Unterrichts in Paris befindet sich bloß eine unvollständige Tabelle der Bevölkerung von 44 Departements. Die übrigen 42, in denen es auch viele Reformirte giebt, sind ganz unberücksichtigt geblieben. Viele Schriftsteller schlagen die Gesammtzahl der evangelischen Franzosen auf ungefähr zwei Millionen Seelen an.

Vor dem Widerruf des Ediktes von Nantes belief sich die Zahl der Konsistorial-Kirchen Frankreichs (nach einem Census vom Jahre 1637) auf 806; jetzt giebt es nur 120 Kirchen dieser Klasse und 19 Oratorien oder separirte Tempel, die den Kalvinisten angehören. Konsistorial-Kirchen der Lutheraner giebt es 63. Die Gesammtzahl beträgt also 202 Kirchen. Der Prediger sind 1121, nämlich 601 Calvinistische und 520 Lutherische. Um die große Differenz in der respektiven Zahl der Kirchen und Geistlichen deutlich zu machen, müssen wir bemerken, daß eine Konsistorial-Kirche immer aus drei oder vier und zuweilen aus sieben oder acht Gebäuden für den öffentlichen Gottesdienst besteht. Eine Kirche von solcher Art kann nur errichtet werden, wo gegen 6000 protestantische Bewohner sind, und diese leben oft über einen weiten Flächenraum zerstreut. Wo man wegen des weiten Raumes zwischen Distrikten, in welchen Protestanten wohnen, keine Konsistorial-Kirche gründen kann, wird ein Oratorium errichtet, das seine besondere Verfassung hat. Man klagt gegenwärtig sehr über Mangel an reformirten Pastoren.

Betrachten wir jetzt den Zustand der Französischen Protestanten in Rücksicht auf Erziehung und Unterricht. Einem Artikel des Gesetzes vom 14. Germinal zu Folge, darf kein Kandidat Pastor werden, bevor er entweder in Straßburg oder in Montaban *einen regelmäßigen Kursus* theologischer Studien durchgemacht hat. Diese beiden Kollegien erhielten durch Napoleon theologische Fakultäten zur Bildung protestantischer Prediger. Beide Etablissements sind beständig in voller Thätigkeit und zählen viele Studenten. Ich selbst habe Geistliche kennen gelernt, die auf jenen Hochschulen gebildet waren, und behaupte unbedenklich, daß sie an Talent und Kenntnissen der Britischen dienstthuenden Geistlichkeit nicht nachstanden. Ein großer Uebelstand in ihren Institutionen ist der, daß sie unter der unmittelbaren Kontrolle der Universität stehen, welche katholisch und in religiösen Dingen auf jeden Fall priesterlich ist. Ein anderer Nachtheil besteht darin, daß Fremde, mögen sie nun Studenten oder Professoren seyn, von diesen theologischen Seminarien ausgeschlossen sind. Da diese Ausschließung auf keine andere Bildungs-Anstalt sich erstreckt, so sehen die Protestanten darin ein Zeichen von Mißtrauen und empfinden es zugleich schmerzlich, daß sie an den intellektuellen Fortschritten ihrer Brüder in Deutschland kaum Antheil nehmen können. Will man in den Kollegien zu Straßburg oder Montaban die Werke ausgezeichneter ausländischer Theologen besitzen, so müssen diese Werke zuvörderst auf Kosten der Fakultät übersetzt und publizirt werden. Wir können unseren Lesern versichern, daß die berühmtesten theologischen Werke des Auslandes den Französischen Protestanten, selbst den Gelehrten unter ihnen, kaum ihren Titeln nach bekannt sind.

Was die Erziehung und Bildung im Allgemeinen betrifft, so unterscheiden sich die Französischen Protestanten hierin nicht von ihren katholischen Landsleuten. Sie haben keine eigene Unterrichts-Anstalten und wollen keine haben, weil es schon seit den Zeiten der Reformation ihr Grundsatz ist, nur im Punkte des Glaubens und Gottesdienstes von den übrigen Franzosen sich abzusondern — ein eben so patriotischer als politischer Grundsatz. Man muß aber leider bekennen, daß die Erziehung der Jugend sehr vernachlässigt wird. Bis auf die neueste Zeit konnten protestantische Geistliche bei keiner öffentlichen Anstalt placirt werden. Jetzt können sie dies und bekommen noch außerdem als Kaplane einen festen und hinreichenden Jahrgehalt. Die Regierung hütet sich aber, solche Kaplane anzustellen, welche die religiöse Apathie stören könnten; religiöser Eifer von ihrer Seite würde ohne Zweifel den Haß ihrer katholischen Kollegen wecken; um also das gute Vernehmen zu erhalten, ist ein Theil so indolent wie der andere. Aber gesetzt auch, die Kaplane erfüllten ihre Pflicht gewissenhaft, immer würden ihre Bemühungen an der Indifferenz gegen alle Religion, welche die Schulen und Kollegien Frankreichs charakterisirt, scheitern. Französische Protestanten, die eine liberale Erziehung genossen, sind meistens Freidenker und müssen es nach unserer Ueberzeugung immer werden, so lange sie keine eigene Lehr- und Erziehungs-Anstalten haben. Was den Elementar-Unterricht betrifft, so steht dieser, dem Namen nach, direkt unter der Kontrolle der reformirten Kirchen. Der Maire und ein Mitglied des akademischen Rathes — letzteres immer ein Priester —

Digitized by Google

haben jedoch selbst hier das Recht der Oberaufsicht und Einsprache. In Dörfern und kleinen Städten ist die Mitwirkung dieser Beamten besonders verderblich; sie dringen auf die Beobachtung gewisser Formen und stecken ihre Nase so tief in die innere Verwaltung der Schulen, daß diese an vielen Orten eingegangen sind. Wo die Bevölkerung für zwei Schulhäuser nicht bedeutend genug ist, da werden Katholiken und Protestanten zusammen unterrichtet, und die Letzteren müssen, bevor sie ihren Unterricht empfangen, katholische Gebete hersagen und vor Heiligenbildern niederknieen. An vielen Orten hat der Bischof von Aix sie sogar gezwungen, die Messe und Vesper zu besuchen. Ein solches Verfahren hat nun die Folge, daß protestantische Aeltern ihre Kinder zu Hause behalten, und daß sie solchergestalt ganz ohne Unterweisung bleiben. Die Calvinistische Kirche in Frankreich besitzt nur 392 Primair- und 79 Sonntags-Schulen; wie viele der Lutherischen Kirche angehören, wissen wir nicht; so viel ist aber ausgemacht, daß die Mehrzahl der protestantischen Kinder ihren Unterricht von katholischen Lehrern empfängt.

Kommen wir nun zu den religiösen Gesellschaften, die in den letzten Jahren in Frankreich sich gebildet haben. Die älteste derselben ist die protestantische Bibel-Gesellschaft in Paris. Sie wurde 1818 gegründet und hat seitdem 73,151 Bibeln nebst 91,229 Neuen Testamenten in Umlauf gebracht. Diese Gesellschaft verdankt eigentlich der Britischen Haupt-Bibel-Gesellschaft ihr Daseyn. Einige Jahre hindurch war sie die einzige Societät dieser Art in Frankreich, und man würde auch keiner anderen bedurft haben, hätte sie ihren Zwecken ganz entsprochen. Aber sie ließ sich zu früh in eine Art Vergleich mit den Katholiken ein, indem sie die apokryphischen Bücher des A. T. mit den echten Büchern zusammen publizirte. Dies verursachte ein Schisma unter den Mitgliedern und schwächte die Wirkungen der Gesellschaft. Vor zwei Jahren trat eine neue, die „Französische und ausländische Bibel-Gesellschaft", in's Daseyn, welche sich's zur Pflicht machte, die Heilige Schrift mit Ausschluß der Apokryphen herauszugeben und ihrem Streben einen weiteren Wirkungskreis zu verschaffen. Aus ihrem zweiten Berichte ergiebt sich, daß sie im vergangenen Jahre 1527 Bibeln und 3499 Neue Testamente vertheilt hat. Das Gerücht sagt, daß die Direktoren der von der Regierung gestifteten Normal-Schulen schon oft um Bibeln und Neue Testamente für ihre katholischen Zöglinge sich beworben haben. Auch ist, wie man sagt, das leitende Comité der Gesellschaft zu dem Beschlusse gekommen, daß hinführo jeder Pastor jedem jungen Paare, das sich trauen läßt, ein Exemplar der Heiligen Schrift am Altare überreichen soll. Die zuerst erwähnte Bibel-Gesellschaft hat 451 Filial-Vereine, die über das ganze Land zerstreut sind.

Die religiöse Traktaten-Gesellschaft ist ein anderer Verein, der den niederen Klassen in Frankreich sehr viel Gutes erwiesen hat. Sie ist seit 12 Jahren gestiftet, und die Summe der seitdem vertheilten Traktate beläuft sich schon auf 3,417,895. Im Jahre 1828 hatte diese Gesellschaft 39 Depots; jetzt ist die Zahl derselben noch viel bedeutender.

Wir haben bis jetzt der protestantischen Dissenters oder der nicht vom Staate salarirten Kirche Frankreichs noch keine Erwähnung gethan. Da diese Kirche noch ganz neu ist, so existirt keine Angabe über die Zahl ihrer Bekenner. Die Ursache, welche viele Pastoren in diese Kommune treibt, haben wir schon berührt. Wir glauben jedoch, daß Viele schon darum beitreten, weil diese Kirche ihren Bemühungen sehr weiten Spielraum giebt. In einem Lande, wie Frankreich, wo die große Mehrheit der Bewohner das Evangelium nicht kennt, ist ein solches heimatliches Missions-Etablissement sehr an seiner Stelle. Prediger, die das Ministerium nach bestimmten Orten sendet, wo sie für immer bleiben, können auch nur in ihrem respektiven Sprengel predigen und belehren; aber ein nicht salarirter Prediger kann sich niederlassen, wo er eine Congregation findet. Aus dieser höchst wichtigen Sekte ist nun die „Evangelische Gesellschaft" entsprungen, die erst seit zwei Jahren besteht. Sie versendet Missionaire, die den bescheidenen Titel **Colporteurs** führen, in verschiedene Distrikte, wo sie Bibeln, Neue Testamente und Traktate absetzen, auch, wenn der Fond der Gesellschaft es erlaubt und die Hindernisse nicht unübersteiglich sind, Kirchen und Pfarreien stiften. Man spricht von großen Erfolgen und behauptet, daß ganze Schaaren Katholiken, vorzüglich aus dem Militairstande, den Ermahnungen der protestantischen Prediger ein aufmerksames Ohr leihen.

Aus obigem Berichte könnten unsere Leser vielleicht abnehmen, daß es mit den religiösen Gesellschaften Frankreichs, im Vergleich mit denen anderer Länder, doch sehr schlecht stände. Wir bitten daher, folgende Punkte zu beherzigen. Erstens sind es in Frankreich nicht die Vornehmen und Reichen, welche an der Ausbreitung des Evangeliums unter ihren Mitchristen arbeiten; nur Prediger und ihre Heerden haben, durch Englands und Nord-Amerikas Beispiel angefeuert, diese Societäten gestiftet. Eitelkeit und Ostentation tragen zu ihrem äußerlichen Gedeihen nichts bei: Beisteuern von fünf, zehn, funfzehn oder zwanzig Franken, durch ein zerstreutes Häuflein armer Männer eingesammelt, bilden die vornehmste Hülfsquelle der Vereine. Auf einer dieser Collections-Listen sah ich den Namen der Madame Guizot (der Gemahlin des Ministers), die fünf Franken beigesteuert hatte. Hundert Franken war die höchste Contribution, die ich auf solchen Listen finden konnte. Erwägen wir also, daß die Anstrengungen für die Sache der Religion größtentheils von armen und unbekannten Leuten ausgehen, so erkennen wir darin einen großen lebendigen Eifer von der reinsten und edelsten Art. Dieser Eifer ist auch offenbar zunehmend; denn zwei der vielversprechendsten Gesellschaften sind innerhalb der letzten beiden Jahre in's Daseyn getreten.

Am erfreulichsten aber ist uns die Thatsache, daß man den Bestrebungen der Protestanten nirgends entgegenwirkt. Die Eifersucht der katholischen Priester scheint wie in Schlaf gelullt; die bestehenden Autoritäten greifen nur ein, um die Verbreitung der Heiligen Schrift noch mehr zu fördern, und ein ganzes Heer von Schriftstellern, die sonst für sehr laue Christen passiren, will die Bibel weit verbreitet wissen. „Eine Bibel für jede Hütte!" ruft Victor Hugo in seinem neuesten Werke, und ein anderer Schriftsteller von derselben Klasse sagt: „Kein Haus im ganzen Königreich sollte ohne Bibel seyn." Sind wir nun zu sanguinisch, wenn wir der protestantischen Sache in Frankreich großen Erfolg versprechen? Während alle Systeme, deren Gegenstand moralische Wahrheiten sind, in jenem Lande unstät herumirren und gleich auf einander gethürmten Wolken ihre fantastischen Formen jede Sekunde ändern, bleibt der Protestantismus ein fixer Gegenstand, der das Gemüth befriedigt und der Vernunft sich empfiehlt. Er weist dem strebenden Geiste einen Ruhepunkt und zugleich eine Basis für künftige Schöpfungen an; und wie sehr thut Beides den Franzosen Noth!

Es bleibt uns noch zu sagen, daß die Besoldung der Pastoren an den reformirten Kirchen Frankreichs von hundertundzwanzig bis funfzig Pfund (330—800 Thaler) jährlich variirt. Sie haben außerdem Pfarrgüter, mit vier Morgen Landes, und Neben-Accidentien bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen. Wir sind bis jetzt noch nicht so glücklich gewesen, einen protestantischen Pastor aus der Provinz kennen zu lernen; die in Paris verdienen das größte Lob. Mit Ausnahme eines oder zweier behaglichen Socinianer, bilden die Uebrigen ein Häuflein der musterhaftesten und in ihrem Berufe eifrigsten Männer, die uns jemals zu Gesicht gekommen.

Es giebt in Paris fünf protestantische Kirchen oder vielmehr zum Gottesdienst bestimmte Orte. Einige derselben sind weiter nichts als große Säle, in welchen zwei- oder dreimal wöchentlich gepredigt wird. Die Gemeinden bestehen größtentheils aus armen Leuten, und schwerlich ist jemals eine feine Dame in solch einen Kreis getreten, um von Bewunderern lorgnettirt zu werden. Der Pastor bringt oft drei oder vier Nächte der Woche am Krankenbette zu, und die herzliche Eintracht unter den Gemeinde-Gliedern erinnert an die christliche Vorzeit. Die protestantischen Sprengel von Paris sind kleine Oasen, Stückchen Landes, auf welche, wie auf das Fließ Gideon's, der erquickende Thau vom Himmel fällt, während Alles umher einer dürren, von dem Feuer politischer Leidenschaften ausgebrannten Einöde gleicht.

Einen großen Antheil an der Förderung echter Frömmigkeit unter den Französischen Protestanten hatten ohne Zweifel zwei Männer, die, bei ihren Lebzeiten so gut als unbekannt, selbst nach ihrem Tode nur in gewissen Zirkeln Berühmtheit erlangten. Diese Männer waren Johann Friedrich Oberlin und Felix Neff. Der mächtige Einfluß, den diese zwei wahrhaft apostolischen Charaktere übten, kann wohl mit dem eines Wesley und Whitfield verglichen werden; bei den Französischen*) Glaubenshelden finden wir aber größere Toleranz, wärmeren Sinn für Menschenwohl und weniger Streitsucht, als bei ihren Britischen Vorgängern. Das Leben dieser beiden neueren Apostel macht Epoche in der Reformations-Geschichte Frankreichs. Solche Menschen erlangen eine Unsterblichkeit auf Erden, und zwar gewissermaßen in materiellem Sinne; denn der Geist, welcher sie belebte, geht in andere Körper über und wird durch viele Generationen fortgepflanzt.

(Blackwood's Edinburgh-Magazine.)

Bibliographie.

Médecine legale théorique et pratique. — Von Devergie. Erster Band. 8 Fr.

Nouveau traité de pharmacie théorique et pratique. — Von Soubeiran. Erster Bd. 8 Fr.

Traité de toxicologie générale. — Von Anglada. 23 Fr.

Traité de Sténographie, rendue facile au moyen de signes mobiles. — Von Picard.

O s t i n d i e n.

Kalender der Hindus.

Diejenigen Indischen Kalender, welche in Neddia publizirt werden, stehen seit dem Zeitalter des Radschahs Krischna Tschender in größerem Ansehen, als die aus Balih und anderen Orten. Der diesjährige Kalender, von dem wir jetzt ausführlicher sprechen wollen, hat unter den Auspizien des Herrn der Welt und Herrschers von Neddia, Girisch Tschender, welcher kaum noch eine Hufe von dem ausgedehnten Gebiete seiner Königlichen Vorfahren besitzt, das Licht erblickt. Sein Verfasser, Genga Govinda, wohnt in Mehanat, dem weitberühmten Aufenthalte von Astrologen, die im Entdecken gestohlener Sachen ihres Gleichen suchen. Der Kalender ist mit schlechter Schwärze und schlechten Typen auf das schlechteste Papier gedruckt, und die Orthographie so unkorrekt, daß viele Wörter gar nicht zu erkennen sind. Das Exemplar kostet acht Anna's.

In einer Art von Einleitung erfahren wir, daß im Laufe des Jahres 1242 (der Bengalischen Aera) die Zahl der glücklichen Tage für diese oder jene Verrichtung respektive folgende ist:

Zur Feier von Hochzeiten	99
Zur ersten Fütterung der Kinder (mit Reis)	25
Zu Todten-Opfern	6
Zur Investitur eines Brahmanen	5
Zur Heimführung einer Braut	3
Zum Dienste der Planeten	33
Zum Anfang des Unterrichts	2
Summa	173 Glückstage

Der Kalender fängt, wie sich's gebührt, mit der Schöpfung der Welt an. Parveti fragt ihren Gemahl Schiwa, wie die Welt entstanden sey? Er antwortet ihr, das Universum sey durch Gottes Willen zum Daseyn gekommen; doch gebe es vier unterschiedene

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß Neff und Oberlin Beide Deutsche waren. Anm. d. Uebers.

Dinge: den leeren Raum, die Weltgegenden, das Wasser und die Finsterniß. Ein Saamenkorn fiel vom Himmel ins Wasser und wurde in demselben zu einem Ei, aus dem die Sonne hervorging. Aus der Sonne entsprangen wieder die Sterne und Planeten. Die Sonne, das Emblem der göttlichen Kraft, wurde die Schöpferin aller Dinge, der beweglichen und der unbeweglichen.

Ein anderer Vorzug der Indischen Kalender ist, daß man sie nicht bloß liest, sondern auch hört. Nach unseren einfältigen Begriffen ist ein Kalender ein Buch, das man durch Lesen und Aufschlagen konsultirt; allein die Astrologen der Hindus haben diese Idee weiter ausgesponnen. Gegen Neujahr pflegen diese Herren bei jedem Bürger, der Etwas geben kann, einzukehren und den Kalender des bevorstehenden Jahres vorzulesen. Dafür empfangen sie denn eine bis vier Rupien als Belohnung. Der wackere Bürger hat aber auch seinen Vortheil dabei; denn „wer die Zahl des Jahres hört, der lebt um so länger; wer den Namen des Jahres-Regenten hört, der braucht nicht die Launen eines Despoten zu fürchten; wer den Namen dessen hört, der die Gewässer regiert, der bleibt von Krankheiten verschont", u. s. w. Jede Seite des Almanachs verheißt ihre eigenthümliche Belohnung. Wer den Almanach mit Nutzen hören will, der hat folgende Vorschriften zu beobachten: „Sitze mit dem Antlitz nach Ost oder Nord gewendet; mach' eine Anzahl Bücklinge vor Hur, Gauri, der Sonne, den Brahmanen und den Manen der Voraltern, und höre mit reinem Gemüth. Stelle einen großen Tisch voll Eßwaaren vor dich und halte eine Blume oder Frucht in deiner Hand. Ist der Zuhörer ein König, so muß er ein Stück Gold in die Hand nehmen; der Priester nimmt eine Blume, und der Laie eine Frucht. Ein Priester oder König muß vier Stunden, ein gewöhnlicher Mensch sechs Stunden zuhören. Die Vorlesungen des Almanachs mit leerer Hand anhören, beleidigt die Götter und die Manen der Voraltern."

Dann folgt eine Notiz über die vergangenen Weltalter; der Jahrestag des Anfangs eines jeden Yoga; ihre Dauer; das Verhältniß der Sünde und Heiligkeit in jedem derselben; die allmälige Verkleinerung der menschlichen Statur, von den Riesen des goldenen Zeitalters bis zu den Zwergen der jetzigen sündhaften Generation u. s. w.

In einem folgenden Abschnitt werden die Regenten des Jahres aufgezählt. So z. B. ist Jupiter der Regent des gegenwärtigen Jahres; die Sonne ist sein Premier-Minister, Merkur führt das Präsidium über die Gewässer: Saturn regulirt die Früchte der Erde, ein sehr verantwortlicher Beruf; Oren hat die Wolken und Wayu die Winde unter seiner Direction. Sarebhaumu kontrollirt die Elephanten, welche den verschiedenen Weltgegenden vorstehen; Suranendu ist der Mehat, d. h. der Elephanten-Treiber des Jahres; Ananda dirigirt die Schlangen, und Dhennenteri das himmlische Kollegium der Aerzte. Von dem Regen ist eine Hälfte für die Meere und Oceane, [illegible] für die Berge, und [illegible] für die Erde bestimmt. Diesem kurzen Kalender folgt unmittelbar, in Sanskrit-Versen, ein Detail der Ergebnisse, welche die Verwaltung eines jeden der obgenannten Regenten herbeiführen wird.

Hierauf erfahren wir, wie lange die Herrschaft der Götter auf Erden dauern wird. Wischnu und Dschagernaut haben jeder noch 5064 Jahre zu herrschen. Am Ende dieser Periode werden sie das Land verlassen. Der Ganges wird nur noch 64 Jahre fortbestehen. Diese Idee herrscht durch das ganze Land, von Herdwar bis zum Ocean, und es wäre ein gewagtes Unternehmen, wenn man dem Glauben an eine Prophezeiung, die in so kurzer Zeit sich erfüllen soll, entgegenarbeiten wollte.

Es folgt eine chronologische Tabelle vergangener Ereignisse. Seit der Austrocknung des Ganges sind 94 Jahre verflossen; seit der Invasion der Mahratten 83; seit der großen Hungersnoth 66; seit dem großen Sturme von Kartik 47; seit den ungeheuren Regengüssen 23; seit der großen Ueberschwemmung 12 Jahre.

Die Gewinne und Verluste, welche im Verlauf des Jahres an jede Constellation geknüpft sind, stehen auf einer besonderen Tabelle verzeichnet. Im Widder z. B. wird der Gewinn = 5, der Verlust = 2, die Bilanz des Gewinns also = 3 seyn. Mit Hülfe dieser Tabelle kann jedes Individuum, sobald es weiß, in welche Constellation seine Geburt fällt, im Voraus erfahren, ob das Jahr glücklich oder unglücklich seyn wird. Wer den schlechteren Theil zieht, ist aber darum noch nicht aller Hoffnung baar; die zweckmäßige Spendung frommer Gaben und die Vollziehung gewisser Ceremonien können den Groll der Gestirne versöhnen. Dem Grade des himmlischen Uebelwollens angemessen, mag das Individium den Brahmanen „Sonnenschirme, Kühl-Matten, abgeklärte Butter, Reis, Gold, Silber oder Waffen" schenken, und die Sterne werden ihm gewiß wieder hold.

Auffallend ist es, daß die Regeln zur Selbstaufopferung der Wittwen auch in dem diesjährigen Kalender wiederholt werden, obschon dieser barbarische Gebrauch nun bereits seit fünf Jahren abgeschafft ist. Der Verfasser denkt vermuthlich, das Rituale würde unvollständig seyn, wenn man diesen Punkt überginge.

Betrachten wir nun die Heiraths-Regeln. Alle Mädchen müssen sich im achten, neunten oder zehnten Jahre verheirathen. Vermählt sich eine Frau in der Constellation Assar, so droht ihr viel Unglück; thut sie's im Schrawen, so sterben alle ihre Kinder; — im Bhader, so wird sie ihrem Manne untreu — im Asser, so verliert sie ihr Leben — im Kartik, so ist sie vielen Krankheiten unterworfen — im Paus, so giebt es viel ehelichen Unfrieden — im Tscheutra, so wird sie boshaftig. Vier Wochentage sind gut zum Heirathen, die drei anderen sind gefährlich.

Seinen meisten Einfluß aber übt der Hindu-Glaube auf die Wahl eines Gatten. Jedes Individuum ist in einer der Mond-Stationen geboren, deren es 27 giebt, und die in drei Klassen zerfallen. Neun dieser Mond-Stationen haben die Eigenschaften der Götter, neun die Eigenschaften der Höllengeister, und wieder neun andere die Eigenschaften der Menschen. Die Höllengeister und die Götter liegen einander unaufhörlich in den Haaren und kämpfen einen Vernichtungskrieg. Bei jeder vorhabenden Heirath untersucht man also zunächst, in welche Mond-Stationen die Geburt des Jünglings und die des Mädchens fällt. Gehört der Knabe einer göttlichen, und das Mädchen einer menschlichen Station an, so mag die Heirath vor sich gehen; ist aber auch nur Einem von Beiden eine Teufels-Station zu Theil geworden, so dürfen sie einander unter keiner Bedingung heirathen, weil sonst unausbleibliches Unglück erfolgt. Gesetzt aber auch, die Nativitäten Beider harmonirten, so muß doch noch ein anderer astrologischer Punkt erörtert werden, bevor sie Mann und Weib werden können. Sind sie Beide unter demselben Zeichen geboren, so wird ihre Vereinigung glückbringend; liegt aber die Geburt des Einen sechs himmlische Häuser weiter, so darf die Heirath nicht stattfinden.

Mannigfaltiges.

— **Victor Jacquemont und die Indier.** Die im Brit[...]schen Indien erscheinende Zeitschrift Mofussil Ukbbar (Mofessil E[...]bar) giebt diesem Reisenden noch nach seinem Tode einen tüchtig[...] Verweis über die Art und Weise, womit er in seinen Briefen aus O[...]indien die Ehre und Gastfreiheit der Indier verletzt habe. „Die einzi[...] Entschuldigung für Jacquemont", wird gesagt, „besteht darin, daß [...] seine Briefe an seinen Vater gerichtet und höchst wahrscheinlich [...] nicht für die Publicität bestimmt hatte. Seine Eitelkeit machte ihn gla[...]ben, daß jede Dame, die ihm Aufmerksamkeiten bewies, wie man [...] einem Fremden und Gaste wohl schuldig ist, in ihn verliebt sey. [...] solche Eindrücke übertrug er dann in seine Briefe. Dergleichen Insi[...]tionen sind aber eine schlechte Erkenntlichkeit für alle die Güte, mi[...] man ihn behandelt hat, und, selbst in vertraulicher Mittheilung, sehr [...]tadeln. Die Freunde des Verstorbenen sollten sich schämen, daß sie [...] Etwas drucken ließen. Wir wollen jedoch, zur Ehre Jacquemont's a[...]nehmen, daß er, wenn er den Druck seiner Reise-Berichte erlebt hä[...] solche Stellen gestrichen haben würde, die beleidigende Anspielungen a[...] Leute enthalten, denen er im höchsten Grade verpflichtet war."

— **Einflüsse des Englischen Maschinenwesens au[...] Ostindien.** Die Maschinen in den Fabriken Englands sind für In[...]diens Zeugweber eine Quelle des Ruins; denn seit der Zeit ihrer Anwendung bezieht Europa keine Baumwollenwaaren mehr aus Indien. Dazu kommt noch, daß man die feineren Europäischen Zeuge an der Stelle Indischer jetzt einführt. Aus beiden Gründen sind hier sehr viele Weber brodlos geworden und gehen nun hinter dem Pfluge. Dieser große Anwachs der Ackerbauer hat ihren Arbeitslohn reduzirt oder das Quantum der Arbeit vermehrt. Daher sind Reis und andere Erzeugnisse so wohlfeil und fast werthlos geworden. Dieses Unheil, das nicht ewig dauern kann, würde man nicht so allgemein empfinden, wenn die Weber Indiens die einzige arbeitende Klasse wären, die mit dem Maschinenwesen Englands konkurrirt. Man weiß, daß alle Arten Zeuge, die ehemals nicht bloß zur Consumtion im Lande, sondern auch zur Ausfuhr angefertigt wurden, aus Garn gewebt waren, welches Indische Frauen aus allen Ständen spannen. Der Gewinn davon reichte zu ihrer Subsistenz hin, und man darf annehmen, daß die Hälfte der Bevölkerung vom Spinnen sich ernährte. Seit der Einführung des in England gesponnenen Garns, das viel vorzüglicher ist, sieht man kaum noch eine Spinnmaschine im ganzen Lande. Ihr Ertrag würde nicht einmal die Kosten decken. Unter diesen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, wenn eine arme Familie, die sonst vier fleißige Hände zählte, jetzt deren zwei entbehren muß. (Indische Blätter.)

— **Der Matrose auf dem Lande.** Sobald der Matrose an's Land steigt, sehen wir ihn paradirend in einem neuen Hute und in neuen Hosen, mit einem bunten Taschentuche, das ihm nachläßig um den Hals flattert, und einem anderen, das mit dem Zipfel hinten aus der Tasche hervorguckt. In diesem Staate, mit messingnen Schnallen (die er für goldene gekauft) an den Schuhen, stopft er sich vor Allem den Mund mit Taback voll, nicht etwa, um alsbald Gebrauch davon zu machen, sondern um gleich dem Pelikan seine Vorrathskammer auf einige Zeit voraus damit zu füllen, und so schlendert er, mit Betty Monson am Arm, durch die Straßen der Stadt, von denen er gleichsam Besitz zu nehmen scheint. Auch unterläßt er nicht, überall, wo er vorüberkömmt, Etwas einzukaufen: — Nüsse, Pfefferkuchen, Aepfel, Schuhriemen, Bier, Branntwein, Grog, Schnallen, Messer, eine Uhr — oder zwei, wenn er Geld genug dazu hat, — Schürzen und Taschentücher für seine Betty und ihre Mutter und Schwestern, Dutzende von superfeinen baumwollenen Manns-Strümpfen, und eben so viel von den feinsten baumwollenen Damen-Strümpfen, starke weiß und blau gestreifte Leinwand zu Hemden (deren er bereits eine übergroße Menge besitzt), ferner eine ungeheure Masse von Nadeln und Zwirn (um später einmal seine Hosen damit zu flicken), einen Tressenhut für Bediente, Bären-Fett, um sich zum Scherze das Haar grau zu färben, endlich mehrere Stöcke, so viele alte Kleider, als der Trödler ihm aufbinden will, eine Flöte, die er weder zu blasen versteht, noch je blasen will, und eine Schöpsenkeule, die er irgendwo hin bringt, um sie sich rösten zu lassen, und wofür er dem Gastwirth zum „Schiff" zwei Mal mehr bezahlt, als dieser sonst für den ganzen Braten erhält — kurz, überall, wo unser Matrose nur Gelegenheit hat, Geld todtzuschlagen, unterläßt er nicht, es zu thun, und er würde selbst gern Medizin für sein Geld einkaufen, wenn er diese nicht gratis erhielte. (Leigh Hunt's Indicator.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 147. Berlin, Mittwoch den 9. Dezember 1835.

Nord-Amerika.

Ein dramatischer Entwurf Lord Byron's.

Von Washington Irving.*)

Die Lesewelt möchte wohl jetzt im Besitz fast jedes Stückchens von Lord Byron's Dichtungen und Gesängen seyn. Es dürfte ihr daher vielleicht Vergnügen machen, auch von einem noch unbekannten dramatischen Gedicht etwas zu erfahren, welches er zwar nicht ausgearbeitet, aber doch entworfen — und hier ist die Geschichte desselben.

Der Held, den wir Alfonso nennen wollen, ist ein Spanischer Edelmann, der so eben im Beginn seiner Laufbahn steht. Seine Leidenschaften, von früher Jugend an ungezügelt und durch Nachgiebigkeit genährt, werden nun ganz stürmisch und unlenksam, und er folgt ihrem Drange mit wilder Sorglosigkeit, unbekümmert um die Folgen.

Bald nach seinem Eintritt in die Welt findet er sich hin und wieder auf öffentlichen Plätzen von einer verkappten und vermummten Person verfolgt, deren Antlitz und Gestalt unter ihrer Hülle nicht zu erkennen sind. Anfangs achtet er nur wenig darauf, indem er den Fremden für einen geckenhaften unverschämten Müßiggänger hält. Nach und nach aber wird ihm die wiederholte Zudringlichkeit dieses stillen beobachtenden Verfolgers sehr zuwider. Das Geheimniß, in welches derselbe gehüllt ist, macht ihm überdies seine Erscheinung noch lästiger. Alfonso kann nichts an ihm finden, was auf irgend einen seiner Bekannten paßte; sein Name, seine Heimath, sein Aufenthaltsort, Alles ist unbekannt, und über die Beweggründe zu seinem seltsamen Spürerwesen läßt sich auch nicht die entfernteste Muthmaßung auffinden. Es geht allmälig so weit, daß er völlig Alfonso's Schatten, dessen zweites Selbst wird. Nicht nur entgeht keine Privathandlung des Letzteren dem Forscherauge dieses dienstfertigen Wächters, sondern auch seine geheimsten Gedanken scheinen ihm bekannt. Spricht er von ihm, so steht er an seiner Seite; denkt er an ihn, so fühlt er seine Gegenwart, wenn auch unsichtbar, ihm die Brust beengen wie eine schwere unheimliche Luft; kurz, wachend und schlafend hat Alfonso ihn vor Augen und Sinn. Auf jedem Schritt kömmt er ihm in den Weg; gleich dem Bösen im Faust, drängt er sich in seine Einsamkeit. Er folgt ihm auf der volkreichen Straße und im glänzenden Salon; er durchkreuzt seine Pläne und verdirbt ihm alle Liebeshändel und alle Entwürfe seines Ehrgeizes. Wenn im wirbligen Taumel des Tanzes Alfonso seiner Schönen Honigworte der Verführung zuflüstert, sieht er den Fremden wie einen Schatten vorüberstreifen — eine Stimme tönt ihm ins Ohr, die wie die Stimme seines eigenen Innern klingt — die verführenden Worte ersterben ihm auf den Lippen — er hört die Tanzmusik nicht mehr.

Der Held des Drama's versinkt in ein dumpfes düsteres Brüten. Jugend, Gesundheit, Kraft, Reichthum, Alles, was sein Leben zu würzen versprach, hat den Reiz für ihn verloren. Der süßeste Becher der Freude verwandelt sich ihm in Gift; sein Daseyn ist ihm zur Last. Um seine Verzweiflung noch zu steigern, muß er auch an der Treue der Geliebten irre werden und den Unbekannten im Verdacht haben, daß er ihn aus ihrem schwachen Herzen verdrängt und sich an seiner Stelle eingenistet hat.

Alfonso dürstet nun nach nichts als Rache, aber der geheimnißvolle Fremde weiß seinen Verfolgungen geschickt zu entgehen, und seine Abgesandten bemühen sich vergebens, dessen Schlupfwinkel zu entdecken. Endlich gelingt es ihm, dem Gegner auf die Spur zu kommen; er folgt ihm nach der Wohnung seiner Geliebten, fällt ihn mit der Wuth wahnsinniger Eifersucht an, wirft ihm sein Unrecht vor und fordert Genugthuung. Sie fechten; sein Nebenbuhler vertheidigt sich kaum; beim ersten Ausfall sitzt ihm Alfonso's Degen in der Brust, und sinkend ruft er: „Bist Du nun befriedigt!"

Kappe und Mantel des Unbekannten fallen ab, und Alfonso entdeckt in ihm sein eigenes Ebenbild, — das Gespenst seiner selbst; — er stirbt vor Entsetzen.

Das Gespenst ist eine allegorische Gestalt, die Personifizirung des Gewissens oder der Leidenschaften.

Dies war der allgemeine Plan eines Gedichts, mit welchem Lord Byron vor mehreren Jahren umging, und den er im Gespräch dem Capitain Medwin mittheilte, von dem ich ihn ungefähr so, wie ich ihn eben dargestellt, habe erzählen hören. Die Idee dazu war einem Spanischen Stück, Embozado oder Encapotado betitelt, welches einen Vermummten oder Verkleideten bedeutet, entnommen und dem Lord von Shelley geliefert worden, da Byron selbst nicht Spanisch verstand. Obiger Entwurf ist freilich noch sehr unreif und unbestimmt, es wäre aber ohne Zweifel bei der Verarbeitung noch manche Abänderung daran vorgenommen werden. Lord Byron wollte das Stück ganz in Goethe's Geist behandeln, wie dieser sich in dessen wilder und wunderbarer Tragödie „Faust" offenbart, und er versprach sich eine außerordentliche Wirkung davon. Er hätte auch in diesem Stoff Spielraum genug für das Mystische, Misanthropische, Metaphysische und Romantische gefunden, woran er so großes Vergnügen fand, und es würde sich ihm dabei zugleich eine Gelegenheit dargeboten haben, so Manches von seinen eigenen Gefühlen und Erfahrungen einzuweben.

Inwiefern der Plan, den er im Kopf hatte, mit dem Spanischen Original übereinstimmte, habe ich nicht ermitteln können. Das letztere sollte von Calderon seyn; es findet sich aber in keiner der mir zu Gesicht gekommenen Ausgaben von den Werken dieses Dichters ein solches Stück. Ich stellte, da meine Neugier nun einmal erweckt war, sorgfältige Nachforschungen an, als ich mich in Spanien aufhielt, ob ich das besagte Drama nicht ausfindig machen könnte, aber es war weder in den öffentlichen Bibliotheken, noch in Privat-Sammlungen anzutreffen; auch die Buchhändler konnten mir keinen Aufschluß darüber geben. Einige der gelehrtesten und unermüdlichsten Sammler Spanischer Literatur sagten mir zwar, daß ein Stück der Art, der Vermummte von Cordova genannt, irgendwo vorhanden sey; sie hatten es aber selbst nie gesehen. Die vorliegende Skizze dieses dramatischen Entwurfs kann vielleicht in der Folge noch einem Dichter aus Byron's Schule ein reiches Thema zur Bearbeitung liefern.

*) Mitgetheilt in einem unter dem Titel „The Gift etc., Weihnachts- und Neujahrs-Geschenk" von Miß Leslie in Philadelphia herausgegebenen Almanach für 1836.

England.

Scenen der Englischen Küste.

(Schluß.)

Um diese Zeit hatte der ganze Haufe den Lieutenant umlagert, und Jeder äußerte frei seine Meinung; den meisten Lärm aber machten die Frauen. „Das ist Recht, George, haltet Euer Boot fest", rief eine Stimme; „laßt ihn das Königliche Boot nehmen", rief eine zweite. Man sah deutlich, daß die ganze Versammlung zum Hülfeleisten keinen Beruf fühlte. Dies schrieb sich von ihrem Neide auf die Küstenwächter her; denn die Fischer hätten das Wrak von Herzen gern geplündert.

Thornville ärgerte sich über ihre Fühllosigkeit, konnte aber darum in seinem Entschlusse nicht wankend gemacht werden. Eben stand er im Begriff, das größte seiner eigenen Boote durch das mitgebrachte Fuhrwerk herbeischaffen zu lassen, als Jam Patterson, ein anderer Fischer, der gegen den Lieutenant große Verbindlichkeiten hatte, hervortrat und sprach: „Wenn Sie mir dafür einstehen wollen, Capitain, daß ich für jeden Schaden, den mein Boot nehmen könnte, eine Vergütigung bekomme, so nehmen Sie es hin — es ist gleich hier in der Nähe. Aber — nichts für ungut, Capitain — das Unternehmen ist doch eine Naserei. Bei solchem Winde, solchen Wellen und solcher Brandung kommt kein Mensch lebendig davon."

„„Dank, Patterson, Dank!"" rief Thornville und befahl seinen Leuten, gleich das Boot zu holen.

In weniger als einer halben Stunde hörte das Schneien auf, der Himmel wurde heiter, und ein heller Schein aus Osten beleuchtete mit einem Male die ganze grausenerregende Scene. Auf den vorhinerwähnten Felsen lag das Wrak eines schönen Schiffes: der Haupt- und Besanmast waren sammt dem Bugspriet heruntergeschlagen und schwammen, von dem Tauwerk noch festgehalten, an der Seite; die übriggebliebenen Segel flatterten zerfetzt im Winde; die Taue hingen straff am Vordermast herunter, an welchen Einige von der Mannschaft sich festgeklammert hatten. So oft eine neue Wogenmasse kam und das Schiff überfluthete, drohte den Unglücklichen Vernichtung.

Thornville freute sich, als er die Karre, mit dem Fischerboote darauf, endlich den Hügel herabkommen sah. In kurzer Zeit war das Boot in die Nähe der Brandung gestellt und zum Abstoßen fertig. Thornville hatte jede Bewegung des Schiffes beobachtet und mit lebhaftem Schmerz einen Unglücklichen um den Anderen in das Meer stürzen sehen. Nur Drei waren noch übrig, von denen Zwei im Takelwerk steckten und der Dritte an einem Tau an der Windseite hing, das unaufhörlich mit ihm hin und herschwankte.

Thornville warf sein Oberkleid ab, sprang in das Boot und rief seinen Leuten, ihm zu folgen. Vier von ihnen gehorchten auf der Stelle

und ergriffen die Ruder. „Wohlan Kameraden“, rief der Lieutenant, „nehmt die Brandung wahr und stoßt ab!“

Die Brandung toste heran, aber keine Hand rührte sich, und das Boot blieb an seiner Stelle. Thornville stand unmuthig auf, um die Ursache zu erfahren. Da nahm Patterson das Wort: „Da sehen Sie ja, Herr Lieutenant, daß Alles für nichts ist; Ihre Leute verstehen sich nicht auf unsere Böte; sie können eben sowohl gleich über Bord springen, denn die Brandung wird sie doch allesammt ersäufen. Nein! wenn es doch einmal vorwärts gehen soll, so müssen Sachverständige herbei. Bleiben Sie ruhig sitzen, aber schicken Sie Ihre Leute fort! Heda! Ihr Bursche (zu den Fischern gewendet)! wer hat Lust, Hand ans Werk zu legen?“

Thornville that, wie Patterson ihm gerathen hatte, und gleich kamen auch mehrere rüstige Fischer auf das Boot los; aber jetzt gab es ein neues und unerwartetes Hinderniß. Die Frauen, welche eine Zeitlang stumme Zuschauer geblieben, klammerten sich an ihre Männer, Brüder und Söhne, und baten sie um Gotteswillen, ihr Leben nicht so freventlich auf's Spiel zu setzen. Als das nichts helfen wollte, wendeten sie alle physische Kräfte an, die ihnen zu Gebote standen. Dies war aber das Glücklichste, was sich für Thornville ereignen konnte: die noch kurz vorher so apathischen Fischer hielten es für schimpflich, weiblicher Gewalt nachzugeben, und schleuderten ihre Frauen mit wahrer Wuth von sich. Thornville hatte die Freude, sein Boot mit vier der geschicktesten Steuerer bemannt zu sehen. In diesem Augenblick sah man den Unglücklichen, der bisher an der Windseite des Wracks gehangen, das Tau, welches sein Daseyn etwas gefristet, loslassen und in das Wellengrab hinabstürzen.

„Entsetzlich“, rief Thornville, „die Beiden am Vordermast sind allein noch am Leben. Jetzt rudert zu! Es ist die höchste Zeit.“

Alles am Ufer verstummte vor angstvoller Erwartung. Durch Thornville's kaltblütige Entschlossenheit ermuthigt, wendeten die Fischer alle Kräfte an, das Boot durch die Brandung zu arbeiten. Bald schwebte es auf dem Kamm der schäumenden Woge, bald wurde es durch die Riesenkraft des Elements gegen den Strand zurückgeschleudert. Thornville hatte eine Leine an das Boot befestigt, deren anderes Ende die Leute am Ufer festhielten.

Endlich hatten unsere kühnen Schiffer die Brandung hinter sich und ruderten nun dem Wrack frisch entgegen. Der eine von den beiden Ueberlebenden im Takelwerk nickte seinem Unglücks-Gefährten freudig zu; aber den Letzteren hatte schon alle Kraft verlassen. Er faltete die Hände wie zum Gebet und — stürzte hinab in die Fluthen!

Unterdeß waren die Retter dem zertrümmerten Schiffe sehr nahe gekommen; noch ein paar Ruderschläge mehr, und man hatte es erreicht. Der einzige Ueberlebende auf dem Wrack stürzte sich hinab in das Boot. Da rollte plötzlich eine fürchterliche Woge über das Wrack und stieß den Fischerkahn zurück. Jetzt arbeitete man aus Leibeskräften, den Bug des letzteren von dem Wrack ab- und der See zuzulenken. Ein paar Augenblicke schien das Boot sicher; aber ein neuer Wasserberg, noch gewaltiger als der vorige, kam über das Wrack herangerollt; das Boot konnte dieser Wucht nicht widerstehen: es füllte sich und sank unter. Alle Frauen am Ufer schrieen wie aus Einer Kehle; aber die Küstenwächter und Fischer zogen mit vereinigter Kraft an der Leine, und es gelang ihnen glücklich, das Fahrzeug sammt der Mannschaft, die sich fest angeklammert hatte, an den Strand zu ziehen. Alle waren bald am Lande und in Sicherheit; nur Thornville hatte das Bewußtseyn verloren. Einer seiner Füße hatte sich in die Leine verwickelt, und so kam er in immer dringendere Gefahr, je stärker man das Seil anzog.

Zum Glück hatte der Brave nur eine bedeutende Quantität Wasser geschluckt und einige Quetschungen erhalten. Er lebte bald wieder auf, und jetzt gab es einen allgemeinen Jubel. Der vom Wrack Errettete fiel vor Thornville auf die Kniee. Die Gefühle des Letzteren können nur mit empfunden, nicht beschrieben werden. Seine und aller Uebrigen Aufregung war so groß, daß man Frost, Wind und Schnee darüber vergaß. Endlich nahm Freund Truman eine Gelegenheit wahr und sprach zu Thornville: „Herr Lieutenant, Sie stehen, meiner Uhr zufolge — die, beiläufig bemerkt, sehr pünktlich geht — nun schon 35 Minuten und 10 Sekunden in ihren durchnäßten Kleidern da; jetzt will ich Ihnen drei Gründe angeben, warum Sie sich erkälten werden. Erstens geschieht dies von wegen des Windes; zweitens, von wegen des Schnees; drittens, von wegen des Wassers an Ihrem Körper, das, streng genommen, schon nicht mehr Wasser ist, dieweil es Eis ist. Erlauben Sie mir, Lieutenant Thornville, Ihre Frau von Ihrem gegenwärtigen Zustand zu informiren, dieweil sie Ihnen dann trockne Kleider schicken wird.“

Der Lieutenant lehnte dies Anerbieten mit Dank ab und machte sich gleich selbst auf den Weg. Möge der Leser seinen Empfang und die zärtlichen Vorwürfe seiner Gattin sich selbst ausmalen! Von allen Orten, die bis auf zwanzig Miles in der Runde lagen, kamen gratulirende Besucher, und für den Geretteten sowohl als für die hülfreichen Fischer liefen Subscriptionen ein. Thornville erhielt auch eine goldene Medaille nebst verbindlichem Schreiben von Seiten der Königlichen Humanitäts-Gesellschaft.

* * *

Mehrere Wochen verstrichen und Alles ging allmälig wieder im gewohnten Geleise. Aber diese Zeit der Ruhe sollte nicht lange dauern. Eines Abends kam Paddy M'Shane, einer der Bootsmänner, ganz außer Athem in die Wachstube gerannt und schrie, sobald er den Lieutenant erblickte: „Beim Henker, Sir! Jetzt haben wir sie erwischt!“

„„Wen erwischt, M'Shane?““ — „Wir haben sie, Sir — ein Hundert, zum allerwenigsten. — Ich sah sie mit meinen beiden Augen!“

Erst nach einem halben Dutzend Fragen erfuhr der Lieutenant, daß M'Shane eine Anzahl Leute gesehen hatte, die zum Theil in Gebüschen, nahe der alten Thal-Wache, steckten und ohne Zweifel verbotene Waare landen wollten.

Thornville rüstete sich, dieser Botschaft gemäß, sammelte seine Leute und führte sie an den bezeichneten Ort. Sie stiegen von den Klippen zum Strande hinab und marschirten dann, bald über Felsenstücke hinwegschreitend, bald durch's Wasser watend, vorwärts. Thornville hatte diesen beschwerlichen Weg gewählt, weil er besorgte, die Schmuggler könnten oben auf den Klippen Spione ausgestellt haben. Unsere Küstenwächter hatten eben eine große vorragende Felsenmasse umgangen, als sie ein Boot bemerkten, das unlängst gelandet war. Eine Gesellschaft von ungefähr hundert Personen stand am Ufer. Thornville befahl seinen Leuten, ihre Säbel zu ziehen, ihre Pistolen bereit zu halten und ihm zu folgen.

Die Matrosen auf dem Schleichhändler-Boote, das mit Taback befrachtet war, kehrten den Bug desselben gegen den Strand, damit die Ladung desto bequemer ausgeschifft werden könnte. Verschiedene Gruppen von Männern, Einige mit Knütteln bewaffnet, gehorchten den Befehlen zweier Anführer, welche die eigentlichen Schmuggler waren; der ganze Troß der Uebrigen sollte nur die Ladung an bestimmte Orte transportiren, wo Fuhrwerke zum weiteren Transport derselben bereit standen.

Thornville und die Seinigen wurden erst bemerkt, als sie sich den Schmugglern bis auf wenige Schritte genähert hatten. Da schrie plötzlich Einer: „Die Küstenwacht!“ und ein panischer Schrecken verbreitete sich über Alle. Der Schrecken war aber nur momentan; die Schmuggler zogen sich zusammen und bildeten, mit den Knüttelmännern im Vordergliede, ein furchtbares Corps, das dem Lieutenant und seinen zehn Mann Tod und Vernichtung drohte. Die Matrosen waren unterdeß auch nicht unthätig; sie strengten sich aus Leibeskraft an, das Fahrzeug wieder flott zu machen. Als Truman dies bemerkte, flüsterte er dem Lieutenant Etwas ins Ohr, empfing dessen Ordre und sagte dann laut: „Folgt mir, Paddy, wir Beide wollen den ersten Schlag thun; dieweil der so gut als eine halbe Schlacht ist.“ Dann stürmten Beide auf das Boot los, und Truman rief: „In des Königs Namen nehme ich Besitz von diesem Boote und seiner Ladung, dieweil Ihr keinen Zoll bezahlt habt!“

Aber Truman hatte sich ein wenig verrechnet; denn die Mannschaft des Bootes griff nach Rudern und Stangen, und schien zu hartnäckigem Widerstand entschlossen.

„Aha! so habt Ihr's gemeint?“ sprach M'Shane; „wohlan denn! wir werden zu Alt-Irlands Ehre ein Hühnchen mit Euch pflücken.“ Dann that er auf gut Irisch einen Luftsprung, schwang seinen Säbel über seinem Kopfe und rannte in Begleitung Truman's, der ganz Kaltblütigkeit und Disziplin war, gegen die Theermänner los. Zwei gegen Vier ist ein Mißverhältniß; allein die bösartigere Waffe der Küsten-Wächter wog diesen Nachtheil beinahe auf. Der Kampf wurde jedoch verzweifelt hitzig, und das Boot kam im Verlaufe desselben zweimal in den Besitz jeder Partei. Plötzlich empfing M'Shane *einen solchen Schlag auf den Arm, daß er seinen Säbel fallen ließ: ein Matrose* raffte den Säbel gleich auf und wollte nun dem Irländer den Garaus machen; dieser aber zog sein Pistol, feuerte und hatte das Vergnügen, zu sehen, wie sein Feind, „gleich einem Aal, sich im Sande wälzte.“

Als die anderen Drei den Knall hörten und das Schicksal ihres Kameraden sahen, ließen sie von Truman ab und gaben Fersengeld. Der Ober-Bootsmann schickte ihnen eine Kugel nach, traf aber nicht. Dann fragte er M'Shane, ob er verwundet sey. Dieser beschwerte sich über Schmerzen im Arm. „Schlagt Euch“, sprach Truman, „Euren Arm aus dem Kopfe und bedenkt, daß wir die Schlacht gewonnen haben, dieweil kein Feind mehr vor uns steht.“

Thornville und die Uebrigen waren unterdeß nicht müßig gewesen. Sie marschirten gerade auf das Haupt-Corps los, feuerten ihre Pistolen ab und fielen in der Verwirrung über die Schmuggler her. Der Kampf wurde allgemein, dauerte aber nicht lange. Thornville's Häuflein war gut eingeübt und durch Eintracht mächtig; unter den Leuten der Schmuggler aber herrschte große Unordnung. Da sie wohl wußten, daß ihnen schwere Strafe drohte, wenn sie ergriffen würden, so flüchteten Viele die Klippen hinan. Die Rädelsführer kämpften entschlossener, waren aber bald überwältigt, und Vier von ihnen gaben sich gefangen. Diese und der Leichnam dessen, den M'Shane erschossen hatte, wurden nach der Wachstube geschleppt, wohin man auch den Taback transportirte.

Dieses Scharmützel machte großes Aufsehen, und in der ersten Zeit konnte sich Keiner von den Küstenwächtern in den umliegenden Dörfern blicken lassen, ohne insultirt zu werden. Die Schleichhändler wurden zu zwölfmonatlicher Einsperrung und Zwangsarbeit verurtheilt; der arme M'Shane aber erhielt die Aufforderung, vor den nächsten Assisen zu erscheinen und wegen des getödteten Matrosen sich zu verantworten.

M'Shane konnte seine Empörung darüber nicht zurückhalten. „Was!“ rief er, „mich behandelt man wie einen Verbrecher? Mich, den Seine Majestät selbst dazu bestellt hatte, den Matrosen umzubringen? Pfui der Schande! Das ist mir ein schöner Dienst! Der Mensch thut also auch Böses, wenn er Gutes thut? — Hole mich Dieser und Jener, wenn ich mein Lebtage wieder diene!“

„„Mac Shane““, sagte Truman, „„das versteht Ihr nicht. Gesetze sind Gesetze, dieweil sie Gesetze sind, und Keiner von Sr. Majestät Unterthanen darf den Gesetzen zuwider handeln, dieweil eine Parlaments-Akte dagegen ist. Nun aber habt Ihr, M'Shane, einem großen Gesetze zuwider gehandelt, dieweil Ihr jenen Mann aus der Welt schafftet; also müßt Ihr Euch richten lassen, als hättet Ihr ihn ermordet; allein es ist kein Mord, M'Shane, dieweil ein anderes Gesetz existirt, daß Euch zur Pflicht macht, Jeden todtzuschießen, der ein anderes Gesetz übertritt; und darum, M'Shane, könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß man Euch freisprechen wird, dieweil Ihr den Mann erschosset, während er das Gesetz übertrat, und dieweil es zu Eurer eigenen Vertheidigung geschah.““

Die Zeit der Assisen kam; M'Shane stellte sich, obwohl mit großem

Widerwillen. Er wurde, wie natürlich und billig, freigesprochen und außerdem wegen seines Muthes sehr belobt; allein dessenungeachtet konnte er die „ungebührliche Behandlung", wie er sie nannte, nicht verschmerzen.

Der Lieutenant und die Uebrigen empfingen wenige Tage darauf ein sehr schmeichelhaftes Danksagungs-Schreiben von Seiten des Ober-Controlleurs und, was die Freude noch größer machte, eine schöne Remuneration in klingender Münze. Ungefähr acht Tage später öffnete sich eines Abends Thornville's Thür, und herein trat die riesige Figur des M'Shane in voller Rüstung. Thornville staunte nicht wenig, als der Irländer ihn so anredete: „Hier ist Ihr Gewehr, Sir — hier ist Ihr Pistol, Sir — hier ist auch Ihr Säbel, Sir. (Mit diesen Worten legte er die drei Artikel auf den Tisch.) Gegen Ihre Person habe ich nicht zu klagen, Sir; was aber Ihren Dienst betrifft, den hole meinetwegen der Henker!" Dann machte er eine ganze Schwenkung, stieß ein lautes Halloh aus und war mit Einem Satz vor der Thür. Thornville hat nie wieder etwas von ihm gehört. (U. S. J.)

Bibliographie.

The land of visions, or glimpses at the past, present and future. (Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.) 8 Sh.

A new dictionary of music. (Neues Wörterbuch der Musik.) Von W. Wilson. 7½ Sh.

Letters from Brussels. (Briefe aus Brüssel im Sommer 1835.) Von Mrs. Arthur Thorold. 10½ Sh.

Afrika.

Thomas Campbell's Briefe aus Algier.

Vierter Brief.

Die Größe der Bevölkerung der Stadt Algier und aller derjenigen Theile der Regentschaft, die gegenwärtig von den Franzosen besetzt sind, ist bereits von den Letzteren ziemlich genau ermittelt worden; aber wie groß die Seelenzahl des ganzen Gebietes seyn mag, das ist mehr ein Gegenstand der Vermuthung als der genauen Berechnung. Hamdan, ein noch lebender Maurischer Schriftsteller, dessen Werk über Algier ins Französische übertragen worden, stellt die kühne Behauptung auf, daß die Gesammtbevölkerung sich auf zehn Millionen belaufe. Nach dieser Konjektur müßte das zum größten Theil noch unkultivirte Land verhältnißmäßig fast eben so bevölkert seyn, als England. Schaler glaubt, daß die Seelenzahl nicht mehr als eine Million betrage. Andere geben sie auf zwei Millionen an, und was mich betrifft, so bin ich wohl geneigt, die letztere Meinung für die richtigere zu halten. Nach Shaw beträgt die Länge des Gebietes von Twunt im Osten bis zum Zaine-Flusse im Westen ungefähr 480 Engl. Meilen. Bei dieser Angabe scheinen aber die Einschnitte der Küste nicht berücksichtigt zu seyn; denn alle Schifferleder, die ich über den Gegenstand befragt, halten die Reise von Bona bis Oran für 500 bis 600 Engl. Meilen lang. Die Breite des Landes ist an den verschiedenen Stellen sehr ungleich; an einer Stelle beträgt sie von dem Mittelländischen Meere im Norden bis zur Wüste Sahara im Süden nur 40 Meilen; dagegen ist sie östlich von Algier sehr bedeutend, und nach Shaw erstreckt sich das von den Arabern sogenannte Tellie (was wohl Ackerland bedeuten soll) auf sechzig Meilen weit. Multiplizirt man nun die Länge mit der Breite, so erhält man 30,000 Engl. Quadrat-Meilen als die Oberfläche des Landes. Nähmen wir hundert Köpfe auf die Meile an, so beliefe sich die Bevölkerung von Algier auf 3 Millionen; allein für ein zum Theil noch nomadisches Volk ist jene Annahme gewiß zu groß, und wahrscheinlicher Weise dürfte die ganze Regentschaft nicht mehr als etwa halb so viel Einwohner enthalten.

Aber wird man fragen, haben denn nicht die Deys von Algier besondere Register über ihre steuerpflichtigen Unterthanen geführt, oder sind gar keine Dokumente der Art vorhanden, aus denen man irgend einen Census der Algierschen Bevölkerung entnehmen könnte? Hierauf müssen wir antworten, daß leider die Franzosen bei der Stürmung der Cassaba so viele Archive zerstört haben, daß sie sich selber aller der Quellen beraubten, die ihnen nunmehr für die Kenntniß des früheren Finanzwesens von Algier so wichtig gewesen wären; nur ein Türkisches Dokument ist durch den Herrn Genty de Bussy gerettet worden, in welchem die Abgaben bemerkt sind, die von den verschiedenen Arabischen Stämmen an den Dey entrichtet wurden. Aus diesem Dokument ergiebt sich, daß die von den steuerpflichtigen Eingebornen eingegangenen Summen sich im Ganzen auf etwas mehr als 892,000 Franken, also weniger als 40,000 Pfund Sterling beliefen. Aber es ist unmöglich, aus diesen Angaben irgend etwas über die Größe der Bevölkerung der Algierschen Regentschaft entnehmen zu wollen, da wir erstlich gar nicht wissen, in welchem Verhältnisse jeder Einzelne von den Eingebornen besteuert worden, und zweitens auch darüber in Ungewißheit sind, ob die hier einregistrirten Taxen die einzigen waren, die ihnen von den Deys aufgelegt wurden.

Aus Arrowsmith's „Vergleichendem Atlas der alten und neuen Geographie" ersehen wir, daß die von Oran bis nach Bona sich erstreckende Regentschaft Algier einer Lokalität entspricht, die beinahe das ganze alte Mauretania Cäsariensis, das ganze Mauretania Sitifensis und das eigentliche Numidien umfaßte. Freilich haben wir hier, wenn wir von der Identität der sogenannten Regentschaft Algier mit den eben erwähnten Römischen Provinzen sprechen, nur die Länge des Küstenstrichs im Auge, denn was die Breite des Landes oder die Ausdehnung von Norden nach Süden betrifft, so erstreckte sich die Römische Herrschaft tiefer in das Innere von Afrika hinein, als die Deys von Algier jemals vorgerückt waren. Die Spuren der Römer sind hier überall unter den aus dem Alterthum herrührenden Ruinen anzutreffen. Selbst in der Hauptmoschee von Algier befindet sich ein Stein, der eine Lateinische Inschrift aufzuweisen hat. Dieser Stein gehörte, wie wir vermuthen dürfen, einem heidnischen Tempel in Icosium an und ist zufällig mit unter das Bau-Material des muhamedanischen Tempels von Algier geworfen worden. Selbst die Kloaken unterhalb der Straßen der Stadt dürften wohl noch von den Römern herrühren. Als die Römische Macht zu sinken anfing, wurde die Berberei von den Vandalen verheert, und die weiße Farbe mehrerer Kabylen läßt vermuthen, daß dieser Volksstamm zum Theil Vandalischen Ursprungs ist; aber Belisar, der tapfere Feldherr Justinian's, unterwarf Afrika, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder der Gewalt der Römer; 697 ward die ganze Küste von den Saracenen überschwemmt, und Algier wurde muhamedanisch. Indeß verflossen mehrere Jahrhunderte, ehe diese Stadt sich zu einiger Wichtigkeit erhob. Dies geschah erst, als die Mauren aus Spanien vertrieben wurden und 20,000 von ihnen sich in Algier und in der Umgegend ansiedelten; daher kommt es denn auch, daß die meisten heutigen Algierer Andalusischen Ursprungs sind. Der Name Algier bedeutet im Arabischen eine Insel; denn die erste Bevölkerung der Stadt ließ sich auf jenem Inselflecke nieder, der später durch einen festen Damm mit dem Hafen von Algier verbunden wurde.

Nach der Vertreibung der Mauren aus Spanien führten das christliche Europa und das muhamedanische Afrika fast unaufhörlich Krieg mit einander; 1516 rief ein kleiner König, Namens Eutomi, zwei als Seeräuber berühmte Brüder, mit dem Beinamen Barbarossa, zu Hülfe, worauf der jüngere von ihnen sich der Herrschaft bemächtigte und das Land unter den Schutz des Großherrn stellte, von dem er eine Türkische Garnison erhielt, die hinreichend war, jeden Versuch seiner Maurischen Unterthanen zur Wiedererlangung ihrer Freiheit zu unterdrücken; auf diese Weise wurde Algier ein Paschalik der Pforte. Anfangs wurden die jedesmaligen Deys oder Paschas von Algier von dem Sultan erwählt; allmälig aber riß die Türkische Garnison das Recht an sich, ihren Regenten direkt oder durch ihre Beamten selbst zu ernennen, aber immer hing es doch vom Großherrn ab, die Wahl zu bestätigen oder zu verwerfen, je nachdem er den Neuerwählten den Ehren-Kaftan und den Amtssäbel überschicken wollte oder nicht.

So bildete denn die Türkische Garnison die kriegerische Kaste, die Aristokratie, oder vielmehr die Stratokratie von Algier. Die Türkische Regierung verhinderte die Ehen der Janitscharen und ließ jährlich durch neue Aushebungen aus der Levante ihre Reihen vollzählig machen. Die Söhne der Türken, die in Algier geboren und Coluglis oder Coleris genannt wurden, traten gesetzlich nicht in die Privilegien ihrer Väter ein; das Gesetz erstreckte sich auch auf die Söhne des Deys, da der Staat ein Wahl- und nicht ein Erbreich war. Indeß war dies nur die allgemeine Regel, die öfter Ausnahmen erlitt, und es gab demnächst Coluglis, die die Beyliks ihrer Väter als Erbtheil an sich brachten. Uebrigens bestand die Militairmacht nicht aus Türken allein, sondern dieselbe umfaßte immer noch mehrere Schwadronen Maurischer Reiterei. Aber die Türken betrachteten sich im Allgemeinen als die Herren des Landes. Der Colugli wurde nur deshalb respektirt, weil er der Sohn eines Türken war, sonst hing ihm seine Afrikanische Geburt immer als eine besondere Schmach an. Gegenwärtig sind die Coluglis dem äußeren Ansehen nach mit den vornehmeren Mauren fast ganz verschmolzen und von denselben kaum zu unterscheiden. Ich besuchte einmal einen der Letzteren in seiner Wohnung und erfreute mich bei demselben einer recht freundlichen Aufnahme; obgleich es gerade zur Fastenzeit der Muhamedaner und es demnächst ihm selber nicht erlaubt war, etwas zu genießen, trug er mir doch Kaffee und Kuchen mit Fleischspeisen auf.

Das Zimmer, in welchem er mich sammt meinem Dolmetscher empfing, war äußerst elegant; es hatte einfaches, aber reiches Möbel, ein Bett ohne Gardinen mit einer karmoisinrothen Bettdecke; ein glänzender himmelblauer Teppich, eine Uhr und ein Spiegel von der feinsten Arbeit, und endlich mit Gold und Silber eingefaßte Pistolen und Yatagans hingen an den Wänden herab.

Nachdem ich durch meinen Dolmetsch unserem Wirthe zu verstehen geben ließ, daß ich mich heute zum ersten Male in dem Hause eines vornehmen Mauren befände und daß ich hoffte, er werde es mir nicht übel deuten, daß ich sein Möbel so genau in Augenschein nehme, lächelte er und bemerkte mir im Gegentheil, daß er meine neugierige Aufmerksamkeit viel eher als ein Kompliment aufnehme; ich erlaubte mir demnächst, die Bettdecke aufzuheben, und fand, daß das Bett nur aus wollenen Matratzen und Polstern ohne Federbetten bestand. Die letzteren würden für das hiesige Klima nur beschwerlich seyn. Die ärmeren Mauren, sagte er mir, hätten weder Matratzen, noch Kissen, sondern bedienten sich nur einiger Schaffelle als Unterlage und ihrer Haicks oder Hernusen als Oberdecke. Der Hauptgegenstand unserer Unterhaltung war ein hier sehr in Umlauf gekommenes Gerücht in Betreff der Absichten der Franzosen, die Kolonie an die Türken wieder abzugeben. Ich glaube nun zwar selber kein Wort von der ganzen Geschichte, aber ich sagte ihm nichts von meiner Ungläubigkeit, um seine eigenen Ansichten darüber zu hören. Er war, wie es sich gegen einen Stockfremden nicht anders erwarten läßt, sehr zurückhaltend in der Aeußerung seiner politischen Gesinnungen, indeß konnte ich selbst aus dem Schleier seines Stillschweigens zwei Dinge entnehmen. Zuerst fiel es mir besonders auf, daß er einem so höchst unwahrscheinlichen Gerücht Glauben zu schenken schien. Zweitens schien er mir die gar nicht unvernünftige Ueberzeugung zu hegen, daß, wenn die Franzosen das Land sich selber überließen, die Mauren, die gegenwärtig die große Majorität und den civilisirtesten Theil der Bevölkerung bilden, gewiß mit an die Spitze der Regierung und der Verwaltung des Landes gelangen würden.

Von der Türkischen Aristokratie ist hier nicht eine Spur zurückgeblieben. Ich habe zwar einige Türken hier gesehen, aber diese gehörten den unteren Klassen an. Die reichen Landbesitzer sind zu Hunderten verbannt worden. Ich besuchte einige ihrer öden Landhäuser, die wenige Meilen von Algier abliegen, und fand, daß ihre Orangerieen und Gärten durch die Französische Invasion gänzlich verheert worden. Ich ließ

mich in einem marmornen Kiosk oder Sommerhause nieder, das noch jetzt von Fruchtbäumen beschattet wird und eine Aussicht nach einer Gegend gewährt, die selbst in ihren Ruinen noch prachtvoll ist. Mein Begleiter war ein Rechtsgelehrter, ganz ernst und trocken, obgleich ein Franzose. „Was für eine Lehre“, sagte ich zu ihm, „für den ungezügelten Stolz! Die Türken waren es, die sich noch in den letzten Zeiten zu Algier nicht nur durch die Pracht und den Farbenglanz ihres Anzuges, sondern ganz besonders durch ihr unverschämtes herrschsüchtiges Betragen vor allen Uebrigen auszeichneten, indem jeder Andere, der ihnen etwa auf der Straße begegnete, genöthigt war, so lange zu warten, bis sie vorüber waren. Die Türken drangen selbst in die Gärten der Eingebornen nach Willkür ein und zehrten daselbst ungestraft alle ihre Früchte auf; gegenwärtig sind sie selbst im Exil und hängen von der Gnade Anderer ab.“ „„Ja““, erwiederte hierauf mein ernster Begleiter, „„es gab viele unverschämte Gesellen unter den Janitscharen, und manche unter ihnen waren sogar arge Trunkenbolde, die sich die skandalösesten Exzesse erlaubten.““ Indeß waren sie denn doch nicht alle von einem Schlage, und ihre Verbannung war nur die Folge einer Verschwörung, die von den Franzosen nicht einmal genau ermittelt worden ist.

Die Coluglis, oder die zu Algier geborenen Nachkommen der Türken, sind jetzt fast ganz mit der Maurischen Bevölkerung verschmolzen. Aber woran sind die Mauren vor den übrigen Bewohnern von Algier und der Regentschaft zu erkennen? Es hält nicht schwer, sie von den Negern, Juden, Arabern und Kabylen zu unterscheiden, sowohl durch ihre Turbane und ihren schöneren Anzug, als durch ihre Gestalt und Physiognomie. Sie haben, besonders in Vergleichung mit den Juden und Arabern, eine schönere Gesichtsbildung und rundere Formen, und sind auch im Allgemeinen mehr korpulent. Ihre Augen haben, anstatt des gemischten Feuers und der Düsterkeit des Arabischen Geschlechts, einen ruhigen und fast indolenten Ausdruck, und ihre Sitten sind freundlich und würdevoll, während die Araber fast noch mehr als die Franzosen zu gestikuliren pflegen. Im Kostüme unterscheiden sie sich nicht von den Türken; dasselbe besteht aus einem Turban, einem Hemde, ungeheuer weiten Pluderhosen, einer Jacke von farbigem Tuche, das mehr oder weniger brodirt ist, endlich aus einem weiten weißen Ueberwurf-Mantel und Pantoffeln. Einige von ihnen tragen, wie man mir erzählte, während des Winters Strümpfe.

Was aber die Maurischen Damen betrifft: wie sollte ich wohl ihren Anzug zu beschreiben wagen, da ich dieselben, mit Ausnahme zweier oder dreier öffentlichen Tänzerinnen, nie anders als in Gemälden gesehen? Die gemeineren Maurischen Frauen sind freilich in den dunklen Straßen zu Fuße anzutreffen, wo sie so verschleiert und gespensterhaft erscheinen, wie ich bereits in einem früheren Briefe erwähnt. Zuweilen begegnet man ihnen auch wohl auf den Landstraßen, aber hier findet man sie immer nur zu Pferde, und zwar auf einem so verdeckten Sitze, daß man nur den Sitz et praeterea nihil zu sehen bekömmt. Da ich begierig war, eine Maurin in ihrer Behausung zu beobachten, so bat ich einen Französischen Arzt, mich bei einer vornehmen Maurischen Dame als einen Englischen Doktor einzuführen, mit dem er sich wegen des Zustandes seiner Patientin berathen wollte. Unter diesem Vorwande gelangte ich auch wirklich über die Schwelle des Hauses, durch die Bedienten-Stube, und stieg mit aller der Doktorwürde, die ich im Aeußeren zu affektiren wußte, bereits die Treppen hinauf, als eine schwarze Dienerin mich mit den Worten zurückhielt: „Massieu, on ne vous attend pas.“ So ward ich denn genöthigt, wieder umzukehren und mich durch einen langen Saal zu verfügen, der mit laut auflachenden Negern besetzt war. Am nächsten Tage erhielt ich von einer Englischen Dame zu Algier ein artiges Geschenk, das ich ihr durch meinen neugierigen Wunsch, den Anzug einer vornehmen Maurin zu sehen, entdeckt hatte. Meine schöne Landsmännin hat zwei Puppen ganz in den gewöhnlichen Staat der achtbaren Maurinnen geworfen. Die beiden Figuren unterscheiden sich von einander nur durch die Farbe der Seide. Der Anzug besteht aus einem feinen leinenen Hemde, das an der Brust mit Seide brodirt ist; das Kopfhaar ist vermittelst eines blauseidenen Bandes an dem Nacken zusammengebunden; eine reich mit Seide besetzte Sammetjacke bedeckt die Arme und die Schultern bis zur Taille herab, und hat an den Ellbogen eine lange seidene Krause, die bis zu den Fingerspitzen hinabreicht, die aber, wie ich glaube, meist aufgeschürzt wird, um den Arm und die Handgelenke hervorblicken zu lassen. Von der Taille gehen seidenbrodirte Pantalons, aber bloß bis zu dem Knie hinunter, und über denselben hängt von den Schultern bis zu den Knöcheln ein mit Seide besetztes langes Kleid, ganz in der Art wie es die Europäerinnen tragen, herab; die Beine aber bleiben vom Knie bis zum Knöchel hinab ganz unbedeckt; nehmen wir endlich noch Merino-Pantoffeln, einen Schleier, einen Shawl, Ohrringe und eine Halskrause hinzu, so haben wir das Kostüm einer Maurin fertig, das sich wenig von dem einer Europäerin unterscheidet, nur daß die Strümpfe bei der Ersteren ganz fehlen.

Ich kann hier nicht umhin, eines kleinen Spaßes zu erwähnen, den mir meine eben erwähnten Puppen veranlaßt haben, und der mich zugleich an eine Anekdote erinnert, die mir der bekannte Schottische Rechtsgelehrte John Clerk erzählt hat. Derselbe war ein großer Liebhaber der Bildhauer-Arbeit und pflegte zu seiner Erholung seine Mußestunden damit hinzubringen, daß er in Stuckatur modellirte. Sein Schreiber war ein ungebildeter Mann, ohne Sinn für die Kunst, und da er demnächst die Erholungsweise seines Herrn für etwas rein Kindisches hielt, so sagte er eines Tages mit Emphase zu ihm: „Eh, Mister Clerk, ich bin höchlich darüber erstaunt, daß ein Mann Ihres Standes die Zeit mit solchen Stuckatur-Männerchen vergeuden kann!“ In gleicher Weise äußerte sich mein Italiänischer Jokey Jachimo, als er die beiden angezogenen Puppen auf meinem Tische sah; er hob sie auf und brummte sich dabei die gegen mich gerichteten Worte in den Bart, daß ich, nachdem ich neulich Blumen gesammelt, wie ein bambino (Kind), nunmehr gar mit Puppen spiele, wie ein fanciullo (Knabe). Das Spaßhafte der ganzen Sache verhinderte mich, über die Unverschämtheit meines Bedienten aufgebracht zu werden.

Was die Eigenschaften und Sitten der Maurischen Damen betrifft, so sind sie, nach dem, was ich von ihnen erfahre, gerade das, was sich von ihrer beschränkten Erziehung erwarten läßt, — so albern wie Kinder in ihrer Unterhaltung; — ihre Negerinnen schwatzen und kichern mit ihnen, ganz wie mit ihres Gleichen, und der erhabenste Gegenstand ihrer Unterhaltung betrifft etwa die verschiedenen Syrupsarten und Konfekte; endlich aber, was mich am meisten in Erstaunen setzt, *ist*, *daß* sie gar nicht so schön seyn sollen, als ich sie mir vorgestellt. Was indeß den letzteren Punkt betrifft, so glaube ich, daß mein Berichterstatter zufällig nur einige häßliche Maurinnen zu sehen bekommen haben mag.

Da wir nun gerade von dem schönen Geschlecht reden, so können wir nicht umhin, die allgemein verbreitete Ansicht zu erwähnen, daß die Muselmänner demselben die Seelen ganz absprechen. Diese Behauptung ist keinesweges wahr. Ein Maurischer Marabut, oder Heiliger, den ich wegen der Sache befragte, versicherte mir, daß der Koran nicht eine Silbe von einer solchen Lehre enthielte. „Wenn das der Fall ist“, sagte ich zu ihm, „warum gebt Ihr denn nicht zu, daß bei Euch die jungen Frauen ebenfalls die Moscheen besuchen?“ „„Weil““, erwiederte er hierauf, „„der Schutzengel der Moschee in den Herzen der Männer einmal eine unreine menschliche Begierde entdecken könnte, die den heiligen Ort entweihen würde.““ „Diese Gefahr“, versetzte ich, „wäre leicht dadurch zu beseitigen, daß man die Männer und die Frauen je zu verschiedenen Zeiten zum Gebet riefe.“ Diese Bemerkung machte ihn stutzig, und Alles, was er mir hierauf entgegnen konnte, war, daß es schwierig sey, einmal eingeführte Gebräuche abzuändern. Indessen glaube ich dem Marabut gern, daß der Koran nicht eine Stelle enthalte, die den Frauen die Seele streitig machte. (Schluß folgt.)

M a n n i g f a l t i g e s.

— Englisches Schulwesen. Gleich beim ersten Blicke auf die Beschäftigung unserer Jugend in den öffentlichen Schulen muß uns das sonderbare, um nicht zu sagen, absurde Verhältniß auffallen, daß die jungen Leute während eines Zeitraums von acht bis zehn Jahren von Morgen bis Abend genöthigt werden, fast nichts als die Sprachen, die Sitten, die Geographie und die Antiquitäten von Rom und Athen sich einzuprägen — von Staaten, die bereits längst untergegangen sind und die nur eine äußerst entfernte Aehnlichkeit mit dem politischen und socialen Zustande unserer modernen Welt haben. Als dieses System nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften *zuerst in* unsere Schulen und Kollegien eingeführt wurde, da hat es wohl seinen eigenthümlichen Nutzen gehabt und beruhte auf dem Prinzip der Nothwendigkeit. Der Zugang zu allen höheren Kenntnissen, alle wissenschaftliche Abhandlungen und fast alles Elegante aus dem Gebiete der politischen Literatur und der Poesie waren damals auf die Sprache der Griechen und Römer beschränkt, während aller Verkehr unter den Gelehrten und Diplomaten lediglich in Lateinischer Sprache, als der einzigen universellen, unterhalten wurde. Demnach bildeten auch diese beiden gefeierten Sprachen die unerläßliche Grundlage, den nothwendigen Bestandtheil und die Bedingung aller gelehrten und praktischen Bildung. Aber gegenwärtig hat die Lateinische Sprache fast so ganz aufgehört, das Medium der wissenschaftlichen und diplomatischen Mittheilungen zu seyn, daß selbst unter Gelehrten verschiedenener Nationen selten eine ausschließliche Korrespondenz darin geführt wird. Die wahren Grundlagen der Nützlichkeit und der Nothwendigkeit, auf die das System ursprünglich sich stützte, sind demnach verschwunden, und mit ihnen sollte billiger Weise auch das System selber aus unseren Schulen verschwinden, oder zum wenigsten eine angemessene Modification erleiden.

(British and Foreign Review.)

— Die Indischen Tänzerinnen. Es sind keine schöner und edler geformte Wesen denkbar, als diese verachteten Geschöpfe. Sie haben zu allen Festmahlen Zutritt, selbst die der Europäer mit einbegriffen, welche den weiblichen Theil der Gesellschaft durch solche Schauspiele ergötzen. So oft die Nabtsches (so nennt man diese Tänzerinnen) vor einem anständigen Publikum tanzen, ist auch jede ihrer Geberden, jede ihrer Stellungen züchtig und edel. Die ungekünstelte Anmuth der Bewegungen und Attitüden dieser bedauernswürdigen Geschöpfe hat oft ihres gleichen nicht. Fast der ganze Zauber der Indischen Tänze besteht eben in den eleganten Attitüden der Tanzenden. Man sieht keine Ballet-Sprünge, keine kühne Pirouetten, keine schmerzliche Anspannung der Muskeln oder Verdrehung der Glieder; keine unnatürliche Windungen und Krümmungen. Die Indische Tänzerin schwebt den Zuschauern anmuthsvoll entgegen, wobei ihre Arme und die niedlichen Füßchen im Unisono sich bewegen. Diese sind zwar nicht weiß, wie Schnee, aber zephyrleicht, und gleiten durch alle Evolutionen einer Tanzfigur, ohne die geringste gewaltsame Anstrengung. Zuweilen schwingt sie sich rasch herum, wo dann die losen Falten ihres dünnen Röckchens sich ausglätten und die schwere seidene Borte, mit der es geschmückt ist, im Kreise um sie her wallt, so daß die schönen Umrisse ihrer eben so sittsam als geschmackvoll bekleideten Gestalt einen Augenblick zum Vorschein kommen. Das künstlerische Talent dieser Indischen Schönen könnte, der Beschreibung nach, bloß negativ erscheinen; seine Wirkungen auf die Zuschauer sind aber dessenungeachtet so positiv, daß jeder Zuschauer sich des künstlerischen Genusses lebhaft bewußt wird. (A. J.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Freitag den 11. Dezember 1835.

Rußland.

Russische Conversation.

Vom Baron Brambeus.*)

Ich höre sehr oft sagen: „Bei uns giebt es noch keine Conversation!" Wie Schade! O, lehrt uns doch, uns unterhalten, ihr, die ihr behauptet, daß es bei uns noch keine Conversation gäbe.

Die Conversation ist die Kunst — sich mit der Zunge in fremde Angelegenheiten zu mischen. Wie jede Kunst, so hat auch sie ihre Gesetze und Regeln, welche ihr vor Allem zuerst entwickeln müßt, wenn ihr wollt, daß auch bei uns eine Conversation eingeführt werde. Ich sehe jedoch, daß ich, aus Eifer für des Vaterlandes Wohl und zum Besten der National-Bildung, gezwungen seyn werde, selbst eine Rhetorik zu schreiben, für diejenigen, welche richtig über das zu urtheilen wünschen, was sie gar nichts angeht.

Es giebt verschiedene Arten der Unterhaltung. Eine derselben, die wesentlichste und nützlichste, nennt man die einfältige Unterhaltung. Diese Königin der Conversationen, diese anspruchslose, offenherzige, gute, aufrichtige Unterhaltung ist der Freundschaft sehr ähnlich, obgleich sie größtentheils zwischen Leuten stattfindet, welche sich einander völlig fremd sind. In derselben belebt Alle nur ein allgemeines Gefühl; sie wird auf das allerbeste betrieben, auf dem ganzen Erdballe zur Vollkommenheit gebracht und umfaßt den Urquell gründlichen Wissens: denn nur aus dieser Unterhaltung kann man sich eine vollständige und nützliche Statistik der Mängel, der Fehler, der Fähigkeiten und Dummheiten der Nachbarn und Freunde entwerfen.

Die zweite Art von Unterhaltung ist auf Neid und Mißgunst gegründet und beschäftigt sich nur mit der reinen aufgebürdeten Verleumdung. Dies ist die Unterhaltung der Lakaien und seichten Literaten.

Die dritte Art ist — die belehrende Unterhaltung. Diese ist jetzt außer Gebrauch gekommen; in früherer Zeit hat man aber bei solcher Unterhaltung sehr gut geschlafen.

Endlich die letzte und verfeinertste Art der Conversation ist — die schöne oder gebildete Unterhaltung. Diese urtheilt nicht über diese oder jenen. — Sie steht über der Kunst.

Wenn eine Nation zu dem Grade von geistiger Vollkommenheit gelangt ist, daß sie vierundzwanzig Stunden hinter einander verständig sprechen kann, und zwar weder über diese noch über jenen zu sprechen braucht, so ist sie, und nur dann ist sie des Namens einer wahrhaft gebildeten Nation würdig.

Wir Russen können ohne Uebertreibung von uns sagen, daß wir, uns bildend und immer bildend, schon die Hälfte dieser Vollkommenheit erlangt haben: wir plaudern schon sehr gut und fließend, ohne über diese zu sprechen, nur wissen wir noch nicht, wie wir es machen sollen, daß wir, einmal beisammen, nicht auch von jenem reden,

Hierin liegt aber eben die ganze Kunst! Wird man jedoch nicht über diese sprechen müssen, wenn ihr das Gespräch über jenen verbietet? .... Warum über diese? Spreche doch Jeder von sich. Die Kunst der gebildeten oder schönen Unterhaltung besteht nämlich eben darin, daß Jeder von sich so spricht, daß die Anderen es nicht merken.

Ich wünschte wohl, euch auseinanderzusetzen, wie dies gemacht wird, und hier die vollständige Theorie der gebildeten Unterhaltung zu entwickeln; nur fürchte ich, daß Viele mich nicht begreifen werden. Der Gegenstand ist sehr umfassend und steht in enger Verbindung mit der Menschheit, der Gesellschaft, den Sitten, Ideen und anderen bisher noch dunkel gebliebenen Räthseln — ja sogar mit der Theemaschine, welche ebenfalls bei uns noch von Niemand, ihrer ganzen Bedeutung nach, begriffen wird. Ich muß daher weit ausholen und vor Allem zuerst den Central-Punkt der Sitten aufsuchen Ohne mich aber zu rühmen, kann ich sagen, daß ich ihn gefunden habe.

Wie lange ich nach demselben gesucht habe, brauche ich nicht zu sagen. Was mich aber dazu veranlaßt hat, ihn zu suchen, ist eine andere Frage. Alles in der Welt hat seinen Mittelpunkt; ich war daher überzeugt, daß auch unsere heutigen Sitten einen solchen Punkt, einen Pol, einen Mittelpunkt haben müßten, um welchen sie sich bewegen, drehen und wenden, um welchen sie ihre jährliche Kreisbahn beschreiben, nachdem sie, vom Anfangspunkte der Neujahrs-Gratulationen ausgehend, die Winter-Bälle und Maskeraden, die Geschäftsstunden und Butterwoche, Osterwoche, Promenaden und Land-Partieen, die Herbst-Soiréen und Kränzchen durchflogen, bis sie zum Anfangspunkte der Neujahrs-Gratulationen, von denen sie ausgegangen waren, belohnt oder unbelohnt, zurückkehren. Die periodische Erneuerung dieser und jener Erscheinungen in unseren Sitten hat mich stets zu dem Glauben veranlaßt, daß dieselben geometrischen Gesetzen des Kreislaufes folgen; aber wo ist das Centrum dieses Kreises? Wenn ihr den Zirkel in die Hand nehmt, so werdet auch ihr dasselbe leicht auffinden. Mit Hülfe dieser vortrefflichen Waffe werdet ihr nämlich sogleich entdecken, daß dieses Centrum der Sitten in einem Fragmente des Abends, in der Dämmerung, liegt. Indem man nämlich die eine Spitze des Zirkels abwechselnd in einen der beiden bemerkbarsten Punkte der Kreisbahn einsetzt, z. B. in die Gratulation oder Geschenke zum neuen Jahre, oder in die Gratulation oder Geschenke zu Ostern — diese Punkte sind die Tag- und Nachtgleichen unserer Sitten — und beschreibt mit der anderen Spitze einen Kreisbogen auf der Oberfläche der in der Kreisbahn eingeschlossenen Zeit, so werdet ihr leicht bemerken, wie dieser Kreisbogen die Abendstunden mehr oder weniger durchschneidet. Und in der That läßt sich dies auch beweisen. Des Morgens giebt es keine Sitten — nur Geschäfte und Arbeit. Kaffee, ehelichen Zwist nach dem Kaffee: hierauf Frühstück, Spazierfahrt, Besuche der Läden und Gewölbe. Mittagessen — hier herrschen ebenfalls keine Sitten, nur Gebräuche, eine Vorbereitung der Sitten, welche eigenthümlicher Weise erst mit den Kerzen anfangen, sobald der Abend beginnt. Ich bitte, wohl zu bemerken, daß ich die Sitten mit den Gebräuchen nicht konfundire und denselben weder die Benennung der Gewohnheiten, noch der Moden, noch der herrschenden Ansichten ertheile, so daß, wenn ich je einen Roman abfassen sollte, in welchem beschrieben würde, wie die Leute sitzen, liegen, gehen, reisen, essen und trinken, oder in welchem sie sitzen, in welchem sie gehen, wohin und weshalb sie reisen, was sie essen und wie viel sie trinken, ich denselben immer nur eine Statistik der Gebräuche, nicht aber einen sittenschildernden Roman nennen würde. Dies ist mein Katechismus — denn ich halte die Sitten einer Nation oder eines Zeitalters für etwas eben so individuelles, feines und flüchtiges, als das Lächeln, für eben so abstrakt, als das Ich, für den Typus der Epoche menschlicher Leidenschaften, welcher denselben Charakter und Physiognomie mittheilt, die sich in ihren Zügen und Profilen von denen derselben Leidenschaften eines anderen Volkes oder einer anderen Zeit scharf unterscheiden, oder, um so deutlich als möglich zu seyn, jene bezeichnende eigenthümliche Weise, in welcher Verstand und Herz bei dem erwähnten Volke und Zeitalter handeln, wenn das Volk essen oder trinken will, und noch mehr, wenn es sich satt ißt und satt trinkt. Wenn das noch nicht deutlich ist, so bin ich außer Schuld!

Dieses Centrum der Sitten kann sogar in irgend einem Gebrauche stecken, um welchen sich die Sitten selbst, wie die Planeten um die Sonne, drehen; aber daraus folgt noch nicht, daß man diesen Gebrauch für Sitte halten darf.

Wir haben also jetzt jenes Centrum gefunden. Da wir nun aber bereits wissen, daß das Centrum unserer Sitten in den Abendstunden liegt, so haben wir das Recht, zu schließen, daß dasselbe sich auch in irgend einem jener Zeit angehörenden Gebrauche befindet. Suchet es nur auf. Ich habe es überall gesucht — im Visiten-Zimmer, so lange, als nicht Licht gebracht wird — am Spieltische — sogar unter diesem Tische — doch da war es nicht, obgleich alle diese Orte schon sehr in der Nähe jenes Centrums liegen und um dasselbe das Gestirn des Kleinen Bären bilden. Endlich entdeckte ich es: das Centrum unserer heutigen Sitten liegt — in der Theemaschine. Dieses wunderbare Gefäß ist gegenwärtig der Mittelpunkt ihres ganzen Systems, welcher dieselben in allen ihren Punkten an sich zieht, in welchem alle ihre Radien zusammenfließen.

Diese Entdeckung ist jeder anderen werth!

Der Gebrauch, dessen Kern und Seele die Theemaschine bildet, hat in der Mitte unserer heutigen Sitten selbst Platz genommen und zieht alle Theilchen des vierundzwanzigstündigen Lebens des Menschen an sich. Um dieselbe dreht sich eine besondere Welt, welche ich die Theekessel-Welt nenne — eine Welt, die so außerordentlich seltsam, bunt und groß ist, wie unser ganzes Seyn, eine Welt, die nicht weniger merkwürdig ist, als die Sternen-Welt, als die Insekten-Welt, als die Slaven-Welt, als die spekulative Welt und unvergleichlich merkwürdiger als die Indo-Germanische Welt. Wir in unserem 19ten Jahrhundert leben jeden Tag nur, um uns Abends um die Theemaschine zu versammeln, so wie im verflossenen Jahrhundert die Leute nur des Abendbrodes wegen lebten, und bis auf den heutigen Tag thut jeder das Seinige, um sich sein Zeitalter nach seiner Weise vorzustellen. — Die Summe aller dieser Vorstellungen aber ist der Ausdruck der Sitten einer Epoche. Um nun unsere Sitten zu begreifen, muß man vor allen die Theemaschine

*) Es ist dies bekanntlich der Schriftsteller-Name eines hochstehenden Russischen Staatsmannes.

richtig verstehen — ihre Stellung in der Gesellschaft — ihre Wichtigkeit und ihren Einfluß — ihre Eigenthümlichkeit: von ihrer spiegelblanken Oberfläche die wahre sittliche Physiognomie eines Jeden zurückzustrahlen. — Jetzt denkt nach!..... rief Fichte seinen Zuhörern bei ernsten Gelegenheiten zu. Begreift diese Eigenschaften der Theemaschine und Ihr werdet finden, daß in ihr das Fundament aller Theorieen der gebildeten Unterhaltung liegt.

Um mit einem Worte den besten Ueberblick unserer heutigen Sitten von dem Punkte aus zu gewinnen, welcher die ganze Oberfläche derselben zu überschauen gestattet, ist es durchaus nothwendig, in dem Augenblicke vor der Theemaschine zu sitzen, wenn dieselbe auf dem Tische vor dem Divan mitten im Zimmer kocht und dampft, und empfehlen wir diesen Platz den Verfassern sittenschildernder Romane, als den zu ihren Beobachtungen am meisten geeigneten.

Viele werden meine Erklärung der Theemaschine bestreiten, aber bestreiten läßt sich Alles in der Welt: bestreitet doch der Direktor des Wiener Observatoriums das System des Kopernikus. (?) Ich bezweifle aber dennoch keineswegs, daß die Theemaschine, oder der Gebrauch, Abends Thee zu genießen, das einzige Centrum unserer Sitten und folglich der einzige Spiegel sey, in welchem man das sittliche Profil jedes Einzelnen sehen könne. Des Morgens jedoch hat die Theemaschine nicht diese hohe Bedeutung; des Morgens genießen Viele Kaffee oder Chokolade; Andere, die sich mehr der Natur nähern, weniger verderbt sind, begnügen sich mit Grog oder Liqueur, sogar auch wohl mit Schnaps; überhaupt aber hat die Theemaschine am Morgen — die Theemaschine in Schlafrock und Pantoffeln, in der Nachthaube, unfrisirt und ungewaschen, nichts Geselliges und strahlt durchaus keine Leidenschaften zurück. Des Abends — ist die Theemaschine ein ganz anderes Ding! Dann kochen in ihr Gedanken, Leidenschaften, Eigenliebe, Hoffnungen, Gefahren und Vortheile der ganzen Gesellschaft; dann ist Jeder bemüht, vor der Theemaschine seine Beziehungen zur Gesellschaft geltend zu machen, sich in seiner wahren Gestalt, in seiner ganzen Wichtigkeit zu zeigen; dann .... mit einem Worte, dann sitzt die ganze Gesellschaft in der Theemaschine.

Ihr seht also, daß dies direkt zum gründlichen Anfang der gebildeten Unterhaltung führt, in welcher Jeder von sich sprechen muß.

Wir haben von der Gesellschaft gesprochen. Und was ist das für eine Gesellschaft! Menschen? Bah! was für Menschen! Die Gesellschaft ist eine Sammlung aller individuellen Ideen der in Rede stehenden Epoche. Die Menschen bestehen in Personen, die Person aber besteht stets aus ihren Ideen. Jeder Mensch spricht sich nur in irgend einer Idee aus, welcher er bloß als Futteral dient, und die für gewisse Zeiten nur seinen Kopf, seine Augen, seine Ohren, seine Zunge, Hände und Füße, oder seinen ganzen Körper miethet; er ist deren Sklave und Waffe; er ist die Burg dieser Idee; um dieselbe drehen sich seine Fähigkeiten, Gedanken, Gefühle, er selbst mit seinem ganzen sittlichen Daseyn; in ihr verknöchert er, und aus ihr entsprießt sein charakteristisches Wesen für die Gesellschaft. In der Gesellschaft giebt es keinen sich eigenthümlich zugehörigen Menschen; der gesellschaftliche Mensch ist immer nur eine Mensch gewordene Idee. Wenn ihr daher ein Stück von der Gesellschaft im Kreise um irgend eine Theemaschine gezogen seht, glaubt ja nicht, daß jene Gestalten, die mit ihren Tassen auf den Stühlen sitzen, Menschen seyen: das sind Alles nur Ideen, die mit ihrer Tasse Thee da sitzen.

Diese Ideen fangen nach und nach an, in den Köpfen sich zu bewegen, und bald entsteht denn unter ihnen Eifersucht, ein regelmäßiger Kampf und eine Schlacht nach allen Regeln der Strategie. Jede von ihnen ist bemüht, an das Tageslicht zu treten, sich ihren Weg zu bahnen und das Feld um sich her aufzuräumen; eine jede bietet ihrer Nachbarin freundschaftlich die Hand, um derselben zu helfen, damit sie sich durcharbeite, und stellt ihr unterdessen ganz heimlich ein Beinchen, um sie zu stürzen und selbst deren Platz einzunehmen; Alle aber, ohne Ausnahme, fürchten, daß man ihren Plan errathen könnte. Das ist die gebildete Unterhaltung. Nichts ist interessanter, als an der Theemaschine das Spiel jener Mensch gewordenen Ideen zu beobachten, so wie die Schlauheit, welche sie anwenden, um die Thee-Carrière zu beherrschen. Ich bemerke aber, daß ich anfange, sehr abstrakt zu werden, und daß ihr mich nicht versteht. Ich werde es daher durch ein Beispiel erläutern.

Sehr mit Unrecht behaupten unsere Verleumder, daß es bei uns keine schöne Unterhaltung gebe. Ich bin wohl hundert Mal in Gesellschaften gewesen, wo wir Alle den ganzen Abend hindurch recht verständig gesprochen und gewissermaßen doch nichts gesagt haben; wie z. B. gestern erst bei meinem verehrten Freunde Paul Apollonowitsch, dessen Theemaschine 48 Tassen Wasser faßt: ein Beweis, daß mein Freund kein unbedeutender Mann und in der Gesellschaft von Gewicht ist. Seine Theemaschine steht immer auf dem Tische vor dem Divan. Auf dem Divan sitzt stets Miß Jenny, eine rosenwangige Engländerin, und spült mit feinen Englischen Händchen die Tassen aus. So saß sie denn auch gestern da. Neben ihr saß Katharina Pawlowna, neben Katharina Pawlowna, Sophia Nikolajewna, neben Sophia Nikolajewna, Karoline Gregorowna — etwas weiter Iwan Iwanowitsch; neben diesem Peter Petrowitsch, mit diesem in einer Reihe Eugen Wassiljewitsch; dort Elias Sergejewitsch und Sergei Ilgitsch, dort Fedor Timofejewitsch und Timofei Alexejewitsch — dann kam ich mit Paul Apollonowitsch und einem gewissen Herrn mit einer Brille.

Paul Appollonowitsch hat die Idee, daß er geheimer Rath sey, und ihr werdet ihm diese Idee nie ausreden; hierauf gründet sich sein Verstand und das Maaß, nach welchem er Menschen und Dinge beurtheilt. Herrlich spiegelte sich diese Idee gestern in seiner Theemaschine. Die Idee des Fedor Timofejewitsch ist — Groß-Schlemm; wenn er nachdenkt, so denkt er nur daran, Mittel und Wege zu finden, die zu vollen dreizehn Stichen führen; dies ist sein Lieblings-Gedanke nach der Arbeit, nach den Geschäften und sogar mitten in der Arbeit oder in den Geschäften. Dieser Gedanke sitzt in ihm so fest, wie das Blei im Bauche der Chinesischen Götzenbilder, die, man mag sie nun auf die Seite legen oder auf den Kopf stellen, sich stets so überkugeln, daß sie immer wieder auf die Füße zu stehen kommen. Uebrigens ist Fedor Timofejewitsch ein kluger und gebildeter Mann, wie Alle, die in jener Gesellschaft waren; auch verbirgt er seine Ideen auf alle mögliche Weise, doch könnt Ihr sie in der Theemaschine sehen, und aus dieser Quelle weiß ich, daß er nur ein Mensch gewordener Schlemm ist. Die Idee des Timofei Alexejewitsch ist — eine Fabrik; die Idee der Karoline Gregorowna — der Hof; die Idee des Sergei Ilgitsch ist — ein Englisches Reitpferd; bei Elias Sergejewitsch — das Petersburger Klima; bei Katharina Pawlowna — das Glück; bei Iwan Iwanowitsch — die Auction; bei Peter Petrowitsch — die Architektur; bei Eugen Wassiljewitsch — die große Welt; Sophia Nikolajewna aber hat die Idee — daß es auf der Welt nichts Reizenderes gebe, als ihr aufgeworfenes Näschen. Auch die rosige Engländerin hat ihre Idee — und zwar die, daß sie eine Engländerin sey und jeder Andere ein Russe. Meine Idee ist — daß der Mensch nur für eine Idee geschaffen ist, und der Herr mit der Brille hatte die Idee — daß er ein Poet sey, und dies war die sonderbarste aller obenbeschriebenen Ideen.

Ferner waren auch noch anwesend: ein Doktor, dessen Idee der Gesang war, ein Fräulein, deren Idee — ein Bräutigam mit 2000 Seelen war, ein kahlköpfiger, dicker Mann, dessen Idee — die Schönheit war, und ein armer Schriftsteller mit der Idee des Wissens.

Die erste Tasse des anmuthig duftenden Thees brachte alle diese Ideen sogleich in Feuer; aus der Bewegung derselben bildete sich aber allmälig das, was man ein allgemeines Gespräch nennt. Jeder der Anwesenden steuerte unmerklich, aber doch aus allen Kräften auf seine Idee los. Es war recht rührend, den inneren Kampf der Eigenliebe mit anzusehen, die Anstrengungen der gekränkten Schönheit, um den Schmerz über erlittene Zurücksetzung zu verbergen und gleichgültig zu scheinen, die Verzweiflung derer, denen es nicht gelungen war, vor der Theemaschine mit ihrer fixen Idee hervorzutreten, sondern die aus Höflichkeit gezwungen waren, die Bruchstücke ihrer Gelehrsamkeit unter das Mühlrad fremder Kenntnisse zu werfen.

Eine Idee erstickte stets unbarmherzig die andere. Karoline Gregorowna sprach vom Hofe. Sergei Ilgitsch galoppirte um ihre schwülstige Erzählung herum und fand nirgends eine Lücke in derselben, wo er sich mit seinem Englischen Pferde hätte durchdrängen können. Sie war bereits die Palast-Treppe hinabgestiegen und stand hinter einer Säule, den Wagen erwartend; er sprach bereits von der Säule und wollte eben sagen, daß er das Glück gehabt habe, sie dort zu sehen, indem er in demselben Augenblicke auf seinem Englischen Pferde über den Platz geritten sey — als Peter Petrowitsch unversehens diese Säule mit beiden Händen ergriff und sogleich anfing, über Architektur zu sprechen, alle Paläste und Häuser umzubauen, Frontons über die ganze Länge der Gebäude aufzuführen, Bogen im Gothischen Stile zu errichten und über die lieblichen Formen der Athenienstschen Kuppeln zur besten Zeit des Griechischen Geschmackes in Entzücken zu gerathen. Peter Petrowitsch hatte zwar eine ungeheure rothe Nase, sprach aber mit so großem Selbstvertrauen, als ob sämmtliche um die Theemaschine sitzenden Ideen für ihn hätten Kalk karren müssen, mit welchem er sich auch schon anschickte, alle Athenienstsche Kuppeln, des besseren Effektes wegen, zu weißen.

Bei dieser Gelegenheit gedachte er auch der Kuppel der St. Pauls-Kirche in London; hier vertrieb ihn aber Sergei Ilgitsch von seinem Gerüste mit dem schrecklichen Brande der Westminster-Halle, von wo er auf Anekdoten von Englischen Dieben gerieth, von denen er zu dem Englischen Parlamente übersprang, welches ihn direkt auf die Vorzüge der Englischen Pferde und somit auch wieder auf sein Reitpferd führte. Ich sah ihn schon in Gedanken sein Pferd satteln....

Zu seinem Unglück aber sprach er das Wort: „Gewerbe“ aus — und wie sollte er es nicht, da er von England sprach? — als er auch das Spiel schon verloren hatte; denn sogleich rief Iwan Iwanowitsch, der an demselben Tage bei Tamisier zwei Chinesische Puppen in der Auction sehr wohlfeil erstanden hatte, daß die Chinesen den Engländern in Hinsicht der Feinheit und Schönheit der Arbeit nicht nachständen. Der Streich war gewandt und glücklich geführt; denn Sergei Ilgitsch war dadurch mit einem Male von seinem Gegenstande zurückgeschlagen, der Unterhaltung war eine andere Richtung gegeben und Iwan Iwanowitsch die herrlichste Gelegenheit verschafft, alle alte Bronzen herzuzählen, die er sehr wohlfeil zugleich mit den Puppen gekauft hatte. Iwan Iwanowitsch eröffnete nun seinen Operationsplan mit einer langen Tirade über die Chinesen..... Unglücklicher Iwan Iwanowitsch! hättest du doch gestern nicht daran gedacht, deine besten Ideen zu entwickeln! Dir gegenüber saß ja Elias Sergejewitsch mit der finsteren Idee vom Petersburger Klima.......

Elias Sergejewitsch hatte nämlich längst schon eine Gelegenheit gesucht, um zu sagen, daß es gestern geregnet habe, heute Morgen aber das herrlichste Wetter gewesen sey, das indessen sehr bald mit kaltem Wind gewechselt habe; er wagte sich jedoch mit diesen Beobachtungen weder in die Hof-Nachrichten der Karoline Gregorowna, noch in die Athenienstschen Kuppeln des Peter Petrowitsch, noch in das Englische Parlament des Sergei Ilgitsch einzudrängen. Jetzt aber kam er an die Reihe.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken“, sagte er jetzt; „Sie sprechen von den Chinesischen Gewerben und vergleichen dieselben mit den Europäischen. Die Bildung China's ist unbeweglich; sie hat sich im Laufe von viertausend Jahren nicht verändert.“....

Ihr, die ihr noch niemals ein gesellschaftliches Gespräch chemisch zersetzt, dessen Anfang ausfindig gemacht, dessen Theorie erlernt habt, — ihr glaubt gewiß, daß Elias Sergejewitsch wirklich von China sprechen und dessen Bildung mit der unsrigen vergleichen wollte? O, wie sehr seyd ihr im Irrthum! Da sieht man, was es heißt: die Thee-Maschine

nicht kennen! Elias Sergejewitsch sprach von der Unveränderlichkeit China's nur deshalb, weil er die Möglichkeit voraussah, von derselben leicht auf die Unbeständigkeit des Petersburgischen Klimas, dessen Einfluß auf die Gesundheit und auf seinen Schnupfen überzugehen, und endlich zu sagen, daß er krank sey und in der Hauptstadt nicht mehr leben wolle. Er würde dieses wichtige Resultat auch unverzüglich erreicht und seine Idee weiter skizzirt haben, wenn das eben nicht beneidenswerthe Männchen mit der Brille nur nicht da gewesen wäre, in welchem der Gedanke nistete, daß er ein Dichter sey. Allmälig nahm dieser die Tasse vom Munde und warf einen schnellen Blick über seine Brille hinweg auf Elias Sergejewitsch, so daß derselbe innehielt. „Ich wundere mich", sagte er, „daß Sie, ein so gescheidter Mann, der die Unbeständigkeit der Dinge in dieser Welt kennt ...."

Elias Sergejewitsch zerarbeitete sich jetzt noch mehr; das Wort „Unbeständigkeit" traf ihn wie ein Donnerschlag; er glaubte, daß seine Idee entdeckt, daß er entlarvt sey. Er kannte jenes Männchen nicht einmal. Hätte er gewußt, daß es nur ein Poet, ein Versemacher, ein Autor sey, so würde er ihn mit seinem ganzen Stolze zerschmettert und ihm ohne Weiteres gleich gesagt haben, daß es gestern „geregnet" habe! Er kannte ihn nicht! Denkt euch also, von welchen Zufälligkeiten das Schicksal eurer Ideen in der gebildeten Unterhaltung abhängt! und von welchen Personen! Unterdessen fuhr das Männchen mit der Brille fort: „Ich wundere mich, daß Sie die alte Geschichte der literarischen Welt von der sogenannten Unveränderlichkeit China's noch wiederholen. Es ist wahr, man behauptet allgemein, daß China seit viertausend Jahren sich nicht verändert habe, daß seine Bildung unbeweglich ...."

„Aber Herr Ch....off", sagte hier auf Französisch Sophia Nikolajewna, die augenblicklich den ganzen Vortheil des neuen Gegenstandes erwog und hoffte, daß, bei Gelegenheit der Chinesischen Bildung, das Gespräch auch auf die Chinesischen Nasen fallen würde, welche sehr widrig sind, und daß mithin Alle ihr aufgeworfenes Näschen, die eingewurzelte Idee ihrer Logik, bemerken würden. — „Aber Herr Ch....off", sagte Sophie, „Sie nehmen die Partie so mißgestalteter Menschen, daß ich an Ihrem Gefühl für das Schöne zu zweifeln anfange."

Hierauf erfolgte eine Zergliederung des Chinesischen Gesichts, und Alles nahm an dieser Untersuchung Theil. Sophiens Näschen aber leuchtete während dem, wie der Halleysche Komet in früheren Zeiten, was ich deutlich in der Thee-Maschine sehen konnte.

Ich werde jedoch eure Geduld, gutmüthige Leser, nicht durch die ferneren Details der Abend-Unterhaltung ermüden, welche auf dieselbe Weise bis zum Ende fortgeführt wurde. Jede der anwesenden Ideen legte sich in Versteck, um die andere Idee zu beurtheilen; stürzte dann, wie die Spinne an ihrem Faden, bei dem ersten Anzeichen von Unachtsamkeit auf sie los; saugte ihr das Blut aus und warf sie als Leiche bei Seite, wenn sie selbst unterdessen nicht von einer anderen aufgefressen worden war, welche die Gelegenheit noch besser zu benutzen verstand. Im Laufe dieser zahllosen Wendungen aber gelangten fast Alle dahin, sich der Versammlung persönlich, jeder seinen Egoismus an der Hand haltend, vorzustellen.

Als das Eis präsentirt wurde, fand auch noch Timofei Alexejewitsch Gelegenheit, seine Ansichten über Fabriken und National-Gewerbfleiß an den Mann zu bringen, und Katharina Pawlowna sprach sehr sanft vom Glücke, veranlaßt hierzu durch die Brille des Poeten.

Als Feder Timofejewitsch vom Glücke sprechen hörte, erzählte er seinem Nachbarn, daß er vorgestern dreimal Groß-Schlemm gemacht und daß er noch nie ein solches Glück gesehen habe.

Ich muß euch aber doch der Wahrheit gemäß — obgleich ich es früher verschweigen wollte, da ich auf Iwan Iwanowitsch etwas böse bin — berichten, daß, in Folge der Beurtheilung der letzten Ereignisse in Frankreich, Iwan Iwanowitsch Gelegenheit fand, die Geschichte seiner auf der Auction gekauften Bronzen anzuerzählen, und daß er im Allgemeinen sehr gut darüber sprach. Hierauf wendete sich das Gespräch auf Aegyptische Alterthümer.

Wie es schien — doch will ich es nicht behaupten — so ritt während dieses Gespräches Sergei Ilgitsch auf seiner Idee — auf seinem Englischen Pferde, wollte ich sagen, mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit.

Und so weiter.

Beim Nachhausegehen äußerten Viele von uns: „Man muß gestehen, daß man selten ein Haus in Petersburg finden wird, wo die Unterhaltung so gebildet und so angenehm ist, als bei Paul Apollonowitsch!" Mit Einem Worte, Alle waren entzückt — ich ausgenommen — sogar Elias Sergejewitsch, dessen Idee rein durchgefallen war, da er den ganzen Abend nicht dazu kam, irgend ein Wort über das Petersburgische Klima zu sagen. Armer Elias Sergejewitsch! Ich habe jedoch gehört, daß es ihm später, nachdem ich weggegangen war, beim Kartenspiele gelungen sey, während des Kartengebens leicht anzudeuten, daß es gestern geregnet habe, und herzlich habe ich mich darüber gefreut; denn Elias ist ein guter Mensch, der das ganze Jahr am Petersburger Schnupfen leidet.

Was mich aber anbelangt, so konnte ich meine Idee nicht bei einem einzigen der tausend und ein Gegenstände unserer gestrigen Unterhaltung anbringen und gestehe, daß ich kein anderes Mittel wußte, meinem Aerger Luft zu machen, als euch diese berühmte Idee hier mitzutheilen.

(D. A. Z.)

Afrika.

Thomas Campbell's Briefe aus Algier.

Vierter Brief.

(Schluß.)

Endlich habe ich hier noch eine Bemerkung hinzuzufügen, von der ich befürchten muß, daß man sie leicht für eine Uebertreibung halten dürfte. Die jungen Maurinnen sind nämlich verliebt in junge Hunde. Man wird mir vielleicht hierauf erwiedern, daß dies nicht eben etwas sehr Auffallendes sey, da man auch bei den Europäischen Damen nicht selten eine Vorliebe für diese Thiergattung antrifft. Allein die menschlichen Neigungen haben immer ihre verschiedenen Ausdrucksweisen. Man fragte einmal einen Canadischen Indier, ob er den Bischof von Quebeck gekannt habe? „Ja, ja", erwiederte er. „„Und haben Sie auch den Mann geliebt?"" „O! über die Maaßen." „„Aber auf welche Weise haben Sie denn seine Bekanntschaft gemacht?"" „Seine Bekanntschaft! O, ich habe ein Stück von seinem Leibe verzehrt!" In gleicher Weise sind unsere Mauritanischen Schönheiten in die jungen Hunde verliebt. Die Europäischen Damen sind auch zuweilen geradezu in dieselben vernarrt, aber die hiesigen verschlingen sie im buchstäblichen Sinne mit ihrem Cuscusu. Man sagt jedoch, daß sie dies nicht sowohl aus einer besonderen Vorliebe für das Thier, als vielmehr in der Ueberzeugung thun, daß diese Gattung Fleisch besonders fett mache, und das Fett einer muhamedanischen Schönheit macht den Hauptbestandtheil ihres Ruhmes aus.

Die Kinder der Mauren sind gerade so gekleidet wie ihre Aeltern. Die kleinen Mädchen gehen nie aus, ohne ihre Gesichter tief verschleiert zu haben. Den Knaben jedoch wird nie das Hauptbaar geschoren, auch tragen sie keinen Turban, bevor sie das eilfte Jahr erreicht haben. Vor diesem Alter lassen sie ihr Haar wachsen und färben es gleich den Frauenzimmern mit Henna-Saft, der demselben eine röthliche Farbe giebt, die je nach der ursprünglichen Farbe des Hauptbaares vom Dunkelbraun bis ins Gelblich-Rothe variirt. Die hiesigen Jüdinnen und Maurinnen färben in gleicher Weise Haare und Nägel mit dieser Farbe.*) Diese Landessitte ist übrigens so alt, daß sich schon bei Cyprian, der vor 1500 Jahren hier gelebt, in seinem Werke „De Habitu Virginum" eine Erwähnung derselben findet.

Es giebt noch jetzt eine Menge reicher Maurischer Familien zu Algier; einige leben von den Einkünften ihrer Häuser und Landgüter, andere hingegen ernähren sich von dem Handel; aber im Allgemeinen hat sich seit der Ausrottung der Seeräuberei der Wohlstand der Maurischen Bevölkerung vermindert. Ungefähr vor funfzig Jahren berichtete uns Lempson, daß die Mauren weit mehr Christenfeinde wären, als die Türken, da die Letzteren, wie er sagt, zwar unverschämt stolz, aber keinesweges so fanatisch seyen. Uebrigens modifizirt sich der allgemeine National-Charakter je nach den verschiedenen Umständen und Verhältnissen bei den einzelnen Individuen. Wenn indeß ein Algierer auch bigott ist, so mangelt's ihm dabei wenigstens nicht an Bildung. Ich besuche hier oft die Läden der Maurischen Handwerker und Künstler, von denen einige Französisch sprechen, oder wenigstens so viel von der lingua Franca verstehen, daß ich mich mit ihnen unterhalten kann. Sie ließen mich alle ihre Fabrikate in Stickereien, Drechsler-Arbeiten u. s. w. mit vieler Gefälligkeit in Augenschein nehmen; auch scheinen sie in der That viel Geschick in ihren Arbeiten, besonders in der Stickerei, zu bekunden, wenn auch, wie sich leicht denken läßt, ihre Industrie sich noch auf einer weit niedrigeren Stufe als die Europäische hier befindet. Als ich eines Tages in dem Laden eines Maurischen Künstlers saß, drückte ich mein Erstaunen über die Schönheit seiner Productionen aus. „Ah" sagte er darauf, indem er mit dem Kopf schüttelte, „Eure Europäischen Künstler übertreffen uns in einem gar hohen Grade. Ich habe einen Bruder, der die Uhrmacherkunst in Europa lernte und der einmal hier arbeitete; indeß ist er trotz seiner großen Geschicklichkeit doch nicht im Stande, seine Familie hinreichend mit Cuscusu zu versorgen."

Ich habe bisher von den Mauren als von einem besonderen Stamme der Algierschen Bevölkerung gesprochen. Man dürfte nunmehr wohl fragen, zu welcher Zeit dieselben denn eigentlich in das Land gekommen sind, oder gehören sie etwa zu den Ureinwohnern desselben? Nein; die Geschichte erzählt uns, daß die Kabylen oder Berbern die hiesigen Aborigines und daß die alten Mauri die Nachkömmlinge einer Medischen Armee seyen, die das Land erobert und zum Theil ihr Blut mit der ursprünglichen Bevölkerung vermischt haben. Da indeß die Genealogie der Maurischen Race von den Chronologen bis auf die Tage des Herkules zurückgeführt wird, so will ich über diese Herleitung nichts Bestimmtes weiter zu behaupten wagen. Nur glaube ich, daß die Algierschen Mauren, die meistentheils in den Städten leben und die große Majorität der bürgerlichen Bevölkerung der Regentschaft bilden, überhaupt gemischten Ursprungs sind; sie stammen von den ältesten Afrikanern, den Arabern, den Spanischen Emigranten und den Türkischen Janitscharen her, und haben ohne Zweifel auch einige Mischung von Römischem und Vandalischem Blute. Bei allen diesen verschiedenen Ableitungen bin ich aber geneigt, anzunehmen, daß die heutigen Mauren dem größten Theile nach Nachkömmlinge der Andalusischen Auswanderer sind, da dieselben, wie bekannt, in ungeheurer Masse in Afrika sich niedergelassen haben.

Die Mauren, die in der Umgegend von Algier auf dem Lande leben, sollen sich, wie man sagt, durch ihre Liebe zur Genealogie auszeichnen, indem sie alle ihre Familien-Traditionen aufbewahrt halten, die zum Theil bis in die Zeiten der Invasion der Araber hinaufreichen. Ohne Zweifel haben die verschiedenen Perioden und Zeitalter des Despotismus einige Spuren der Barbarei in dem Maurischen Charakter zurückgelassen; aber haben die Franzosen wohl deshalb Recht, sie, wie sie es jetzt im Allgemeinen thun, des Fanatismus und der Verrätherei zu beschuldigen? Ist seit der jüngsten Eroberung des Landes etwa ein einziger Franzose von einem Algierschen Mauren umgebracht worden, während doch die Moscheen und Kirchhöfe der Mauren von den Franzosen geplündert und verheert wurden? Die Mauren sind fast ohne Ausnahme mäßig und frugal. Ihre größten Leckerbissen bestehen in Früchten, Scherbet, Kaffee und Taback. Sie essen nicht den vierten

*) Die Maurinnen färben ihre Augenbraunen schwarz, aber die Jüdinnen färben sie im Allgemeinen roth, wodurch sie ein fast schauderhaftes Ansehen erhalten.

Theil von dem Fleische auf, das ein Europäer zu verzehren pflegt. Nur wenige unter ihnen machen Gebrauch von dem Rechte der Polygamie. Sie sind gute Väter für ihre Kinder, und aufmerksame Lehrer ihrer Zöglinge. Ich habe Gelegenheit gehabt, einige ihrer Schulen zu besuchen. Die Behauptung, daß die Mauren bereits früher als wir mit der Lancasterschen Lehr-Methode bekannt waren, ist falsch. Der Lärm und das Geräusch, das in den hiesigen kleinen Schulen herrscht, ist mehr dazu geeignet, daß sich die Schüler gegenseitig einander stören als belehren dürften. Der arme Maurische Schulmeister hat gemeiniglich ungefähr zwanzig Schüler, deren Unterricht, so viel ich bemerken konnte, weiter keine Aehnlichkeit mit dem Lancasterschen hat, als daß die hiesigen Zöglinge sich ebenfalls der Schiefertafeln zum Schreiben bedienen. Ich sah nur zwei Knaben, welche rechneten; die übrigen schrieben oder murmelten Texte aus dem Koran her. Der Lehrer hält eine Ruthe in der Hand, von der er aber, wie ich glaube, nur sehr selten Gebrauch macht, um die Schüler zu züchtigen, sondern vielmehr nur dann und wann, um ihnen eine kleine Warnung zu ertheilen.

Die Mauren sind im Allgemeinen reinlich, sowohl hinsichtlich ihres Anzuges und Körpers als in ihrem ganzen Hauswesen. Die meisten von ihnen sind auch betriebsam und industriös. Uebrigens stehen sie alle, sie mögen ein Gewerbe haben, oder nicht, mit Tages-Anbruch auf und begeben sich sogleich an ihre Arbeit, oder wenn sie keine solche haben, tödten sie die Zeit in irgend einem Kaffeehause, indem sie rauchen und Kaffee trinken, und zuweilen wohl auch ein wenig Opium verschlukken. Die Kaffeehäuser sind selbst auf dem Lande sehr besucht; gewöhnlich befinden sich ein Brunnen und einige schattige Bäume in der Nähe derselben. In den Algierschen Kaffeehäusern (ich spreche hier von solchen, die von Eingebornen und nicht von Franzosen verwaltet werden) sind kaum andere Möbel anzutreffen, als Strohmatten, auf welchen die Gäste sitzen und Schach oder Dame spielen.

Die Mauren, selbst diejenigen, die zu den niederen Klassen gehören, haben ein ernstes anständiges Benehmen und wie ich von Leuten hörte, die mit dem Inneren ihrer Wohnungen bekannt waren, sollen sie hinsichtlich ihrer außerordentlichen Reinlichkeitsliebe selbst mit den Holländern wetteifern dürfen. In den Häusern der Reichen besteht das Frühstück aus Kaffee, Thee und gut gebackenem Brod, außer Scherbet und Limonade. Die Armen bedienen sich statt des Thees eines Dekokts von einer einheimischen Pflanze, welche billig und gesund ist. Zu Mittag begnügt sich mancher Bürger von mittlerem Range mit Brod und Käse und frischen oder getrockneten Früchten, je nachdem die Jahreszeit das Eine oder das Andere darbietet, obwohl die Mittagstafel des Reichen, wie kaum erst bemerkt werden darf, mit wohlschmeckendem Cuscusu, Pillau, allerlei Gemüsen, Pasteten und Früchten reich besetzt ist. Aber bei allen Klassen macht hier das Abendbrod immer die Haupt-Mahlzeit aus, und wie mir ein Maurischer Künstler erzählt, wird auch des Abends bei allen Ständen, selbst bei den ärmsten, Pillau oder Cuscusu mit etwas Fleisch gespeist.

Die Ceremonien bei Sterbefällen haben bei den Algierschen Mauren viel Aehnlichkeit mit den Sitten der alten Irländer. Unmittelbar nach dem Tode eines Familiengliedes brechen alle Frauen in einem Maurischen Hause in ein Geheul und Klagegeschrei aus, in das bald alle Nachbarn, Freunde und Verwandte, die sich unterdessen zusammenfinden, mit einstimmen. Auch stellen sie ganz nach der Irischen Weise den Todten darüber zur Rede, daß er so plötzlich aus ihrer Mitte geschieden sey. „Warum", sagen sie zu ihm, „verläßt Du uns? Gaben wir Dir nicht Speise und Kleidung, und liebten wir Dich nicht?" Der Dahingeschiedene verhält sich natürlich bei allen diesen Vorwürfen ganz mäuschenstill. Sodann wird er dem Todtengräber übergeben, der den Leichnam reinigt und ihn in den Sterbekleidern auf einer Baare in einer Kapelle öffentlich beisetzt, von wo er dann endlich nach dem Gottesacker gebracht wird. Beim Leichenbegängniß wird zuweilen eine Hymne aus dem Koran im Chor angestimmt, aber, wie ich glaube, ist die Sitte nicht allgemein eingeführt.

Ostindien.

Schah Schudscha, der Ex-König von Kabul.

(Aus der Delhi-Gazette.)

Als wir am 4. März (1835) in Kailath ankamen, überraschte uns die Nachricht, daß der Ex-König von Kabul in einem nicht mehr als zwei Miles entfernten Dorfe sich befinde. Dieser unglückliche Fürst hatte bei Kandahar eine entsetzliche Niederlage erlitten; seine Armee war durch Dost Muhammed Chan, der an der Spitze von 17,000 Mann die von Schah Schudscha belagerte Festung Kandahar entsetzte, fast ganz vernichtet worden. Schudscha irrte ein paar Monate als Flüchtling herum und begab sich dann zunächst in den Schutz der Emire von Ssind. Er verweilte 14 Tage in Heiderabad, wo man ihn sehr freundlich aufnahm und mit wahrhaft königlichen Geschenken wieder entließ. Von Heiderabad wanderte der Ex-König mit ungefähr 200 Begleitern nach Dschiselmihr, wo er gleichfalls gastfreie Aufnahme fand; und eben war er auf dem Wege von dort nach Ludhiana, als wir mit ihm zusammentrafen.

Der Kadi des gefallenen Fürsten kam zu uns nach Kailath und sagte uns, es würde seinem Gebieter sehr angenehm seyn, wenn die Britischen Herren ihm einen Besuch machen wollten.

Wir brachen alsbald auf und erreichten mit einbrechendem Abend das Bivouac des Schah Schudscha — denn von einem Lager konnte nicht die Rede seyn. Der König saß unter einem schmutzigen Zelte, das über Pfählen ausgespannt war. Seine Leute hatten mit eben so viel Klugheit als Geschmack das hohe und steile Ufer eines Teiches, ein gutes Bollwerk gegen neugierige Augen, zu einem Audienz-Saale al fresco benutzt, wo der König uns ohne viele Umstände empfangen konnte. Ein mit Shawls und Polstern bedecktes Tscharpen diente als Thron; ein grüner Baum als Baldachin, und zwei vor dem Tscharpen ausgebreitete Teppiche sollten den engen Raum abmarken, den der König sich vorbehielt. Vor dem Schah standen rechts und links einige Kammerdiener mit großen blauen Turbanen; hinter ihm drei oder vier Eunuchen. Das steile Ufer schützte den König im Rücken; der Teich von vorn; der blaue Himmel von oben. So saß er mit aller geziemenden Etikette und erwartete seine Besucher.

Als wir anlangten, führte man uns bis auf einige Schritte von dem Quasi-Throne. Der König bezeugte uns sein großes Wohlgefallen wegen der Aufmerksamkeit, die wir ihm in seinem Unglück bewiesen. Er erzählte uns ohne allen Rückhalt die Abenteuer, die er in den letzten Monaten bestanden. Bevor er Ludhiana verließ, hatte er für seine Juwelen und andere Kostbarkeiten, die er an Rendschit Singh verkaufte, nur mit genauer Noth die geringe Summe von 90,000 Rupien erlangen können. Sein Abmarsch von der Britischen Gränze, mit einer kleinen Armee und vier Kanonen; sein unerwartet glücklicher Erfolg bei Scherkarpuhr; seine Belagerung der Stadt Kandahar, die er mit bedeutender Heeresmacht und 16 Kanonen unternommen; sein erster glücklicher Kampf mit Dost Muhammed Chan, und die Niederlage, die ihm dieser mächtige Fürst bald nachher beibrachte; endlich auch die vielen Beschwerden, die er auf seiner Flucht erdulden müssen: Alles wurde in diese Erzählung eingewebt. Er schloß mit der Bemerkung, Könige müßten in allen Ecken nach gutem Rath sich umsehen, und fragte uns demnächst, was für Maßregeln wir ihm wohl in seiner gegenwärtigen Lage anempfehlen würden: eine schwer zu beantwortende Frage, wenn man ihm nicht gerade heraus sagte, es sey ein Don Quixotisches Unternehmen, ein fernes Königreich mit vier Kanonen, einer Handvoll Streitern und einem leeren Schatze erobern zu wollen.

Nachdem die Unterhaltung, um der Etikette zu genügen, eine Zeitlang in Persischer Sprache geführt worden war, setzte sie der König in Hindostanischer Sprache fort. Die letztere ist ihm ebenfalls geläufig, weil er lange in Ludhiana verweilt hat. Er wiederholte die Versicherungen seiner Freude über unseren Besuch und entließ uns mit großer Höflichkeit. Ein Paar Tragen gedörrter Früchte, die wir ihm nach unserer Rückkehr zuschickten, wurden von ihm unter vielen Danksagungen aufgenommen.

Der Anzug des Königs war sehr einfach. Ein ungeheures Oberkleid, das weiland goldene Tressen gehabt, verhüllte seine ganze Person. Um das Haupt hatte er einen großen blauen Shawl in Form eines Turbans gewunden, und die Hände steckten in Handschuhen, vermuthlich, weil er keinen Ring mehr besaß. Sein Gesicht war von Sonne und Unwetter tief gebräunt, und seine Gestalt etwas abgezehrt; aber die Züge bewahrten noch einen edlen Ausdruck, den sein schöner schwarzer Bart um ein Bedeutendes erhöhte.

Mannigfaltiges.

— **Die Orgel der Kathedrale zu York.** Die Orgel der Yorker Kathedrale ist die größte im Britischen Reiche, und in Betracht ihrer besonderen Vorzüge wird sie, wie wir glauben, von keiner Orgel auf dem ganzen Kontinent übertroffen. Sie hat drei Klaviaturen, jede zu sechs Oktaven, mit Pedalen von zwei Oktaven. Ferner zählt sie 56 Stimmregister und ungefähr 4500 Pfeifen. Die große Orgel von Haarlem hat 60 Stimmregister und gegen 5000 Pfeifen; während aber die letztere nur zwei Pfeifen von 32 Fuß und acht von 16 Fuß Länge zählt, hat die Orgel von York vier von 32 Fuß und zwanzig von 16 Fuß Länge. Der Durchmesser der 32 Fuß langen Doppel-Oktave von Metall ist 20 Zoll, und die Diagonale der Doppel-Oktave von Holz von derselben Länge beträgt 4 Fuß. Die Stimmregister sind in diesem Instrumente in folgendem Verhältnisse vertheilt: 24 kommen auf die große Orgel, 10 auf die Chor-Orgel, 12 auf die Blase-Orgel und 10 auf die Pedale. Außerdem sind 6 Kopulativ-Stimmen, 7 Compositions-Pedale und 66 Pfeifenreihen in den Manualen. Erst kürzlich hat man an dem Instrumente eine große Verbesserung angebracht, indem man den Blasebalg, der früher zu dicht an den Pfeifenreihen nach unten zu lag, so daß die Kraft und Ausdehnung derselben dadurch gehemmt wurde, etwas höher anbrachte. Hierdurch hat man hinlänglichen Raum gewonnen, so daß der Ton der früher halb gedämpften Pfeifen sich in der gehörigen Fülle und Ordnung entwickeln kann. Die alte Orgel der Yorker Kathedrale, die im Jahr 1829 durch Feuer zerstört worden, stand zwar hinsichtlich der Zahl ihrer Stimmregister, deren sie 52, und ihrer Pfeifen, deren sie 3254 hatte, der berühmten Haarlemer Orgel nach, übertraf dieselbe jedoch in der Zahl ihrer ausgedehnteren und größeren Skalen, und ward daher von den Musikern der letzteren vorgezogen, indem sie in jener alle Kraft und Tiefe der Kontinental-Instrumente mit der Englischen Harmonie und Melodie vereinigt fanden. Wenn nun aber schon die ältere Orgel von York den Vorzug vor ihrer Holländischen Nebenbuhlerin genoß, so übertrifft das gegenwärtige Instrument dieselbe gewiß in einem noch höheren Grade, indem sie in der That hinsichtlich ihrer zahlreichen größeren Stimmregister die merkwürdigste Orgel von der Welt ist; denn obgleich mehrere Orgeln des Kontinents beide, sowohl die von York als die von Haarlem, hinsichtlich der Pfeifenzahl übertreffen, so giebt dieser Umstand doch keinen Maaßstab für die Vortrefflichkeit, die Kraft und den Umfang der Instrumente ab, da ja kleine und schlechte Pfeifen eben so gut mitzählen, als die größten und besten. (York Gazette.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Montag den 14. Dezember 1835.

England.

Portsmouth und die Englische Marine.

Von Victor Hennequin.*)

Die Stadt Portsmouth besteht aus drei Städten, dem eigentlichen Portsmouth, Port-Sea und Gos-Port; von der Landseite wird sie von einer dreifachen Reihe von Verschanzungen vertheidigt, die mit Kanonen besetzt sind; doch von der Außenseite gewährt sie den erhabensten Anblick. Auf der Rhede, welche die Gestalt eines großen Dreiecks hat, drängen sich ein kühner Mastenwald und drohende Reihen von Stückpforten; aber dieses furchtbare Bild des Krieges wird durch den Garten von England, die Insel Wight, gemildert, deren grünende schattenreiche Hügel man von hier aus wahrnimmt. Vor unserem erstaunten Blick entfaltet sich eine nie geahnte Großartigkeit. Man sollte es nicht glauben, wie seltsam staunend, fremd, ja, unbeholfen sich der Engländer öfter auf dem Kontinent benimmt; aber er fühlt sich und wächst sichtbar unter der rothen Flagge; der blonde Insulaner bedarf, um völlig verstanden zu werden, den nordischen Himmel, das blaue Meer und an seinem Horizont ein majestätisches Kriegsschiff.

Schnell führten uns ein leichtes Segel und zwei flüchtige Ruder längs der ungeheuren Reihe von Schiffen, und wir legten an der Treppe der „Victory" an, eines herrlichen Linienschiffes, dessen Gänge schwarz und weiß gestreift sind. Ein Schiffsjunge von einer einnehmenden Gesichtsbildung, aber entstellt durch das Zersprengen eines Feuergewehrs, führte uns durch alle Theile dieser schwimmenden Kaserne. Wir gingen in den niedrigen Zwischendecken stets mit gesenktem Kopfe, indem wir Neulinge fürchteten, gegen die langen und glänzenden Balken zu rennen, unter welchen der Englische Soldat, gerade aufgerichtet, den Czako auf dem Kopfe, wegschritt. Gruppen von Weibern und Kindern umgaben uns, man schrieb, man machte Anstalten zur Mahlzeit, man musizirte; weiterhin zog die Wache auf, und wenn Sie die ehrfurchtsvolle Stille beobachtet hätten, die unter dieser Masse von Rothröcken herrschte, so oft ein Marine-Offizier in seiner blauen Uniform an ihnen vorüberging, wenn Sie die Hochachtung gesehen hätten, welche sein Erscheinen einflößte, Sie würden gedacht haben, es sey Napoleon, der bei einem Bivouac vorüberschreitet. Auf dem Lande kann man sich keinen Begriff von diesen kleinen von Brettern umgebenen Staaten machen, deren Himmel und Erde aus dem Holze der Steineiche gebildet sind.

Nachdem wir ein kunstvoll geordnetes Museum von Tauwerken und Schnüren gesehen und einen Saal besucht hatten, der mit allen Hülfsmitteln zum Entern versehen war, bewunderten wir im untersten Schiffsraum eine reiche Sammlung von Mord-Instrumenten: lange Pistolen, große Säbel, Aexte mit doppelten Schneiden. Alle diese Waffen haben eine fleckenlose Politur, einen seltenen Glanz, gleich dem See von Bernardin de St. Pierre, welcher sich auch wie eine helle Spiegelscheibe über dem Leichnam der Virginia schließt. Aber mehr als einmal röthete das Blut diese Schneiden, mehr als einmal schwärzte das Pulver die Mündungen der Schießgewehre, und alle diese Waffen, die, in Form von Rosetten und Kleeblättern aufgestellt, Sinnbilder des Friedens zu seyn schienen, haben nur zu oft ein furchtbares Blutbad angerichtet, denn diese „Victory" ist ein alter Soldat; sie trug den Admiral Nelson während der Schlacht bei Trafalgar.

Derjenige Theil des Zwischendecks, wohin der sterbende Krieger durch seine Mannschaft gebracht wurde, ist mit frommer Scheu von einem Gitter umgeben. Hier vernahm er den Ausgang der Schlacht und starb, indem er dem Staate die Lady Hamilton empfahl. Der Name dieser modernen Kleopatra ist nur mit den minder ehrenwerthen Handlungen seines Lebens verknüpft. Die Gesinnungen, welche Nelson für diese Frau hegte, haben ihn oft zu Thaten verleitet, die seiner unwerth waren; sie reizte den Besieger der Parthenopäischen Republik, daß er die heiligsten Verträge brach und sich mit dem ehrlosen Morde eines Gefangenen befleckte, dem er sogar den Tod eines tapferen Kriegers verweigerte. Selten wissen diese starken, durch den Krieg abgehärteten Männer, sich von Grausamkeit frei zu halten. Napoleon hatte seinen Herzog von Enghien, Nelson seinen Fürsten Caraccioli.

Man zeigte uns auf dem Verdecke den Ort, wo den Admiral der Schuß aus dem Mastkorbe des „Redoutable" zu Boden gestreckt hatte. Der Capitain Hardy hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß seine glänzende Decoration dem Feinde zum Zielpunkt diente; er lehnte es ab, sie zu verhüllen. Unterdessen näherte sich der „Redoutable", indem er nach der „Victory" seine Enterhaken warf. Die glatten Lagen, welche sie sich gaben, zertrümmerten am Ende beide Schiffe; Nelson sah, wie ein Kartätschenschuß in seiner Nähe acht Marine-Soldaten zu Boden streckte. Capitain Hardy, der ihn anredete, wurde von einem der umherfliegenden Stücke Holz niedergeschmettert, und der Admiral, der die Schlacht mit großer Aufmerksamkeit verfolgte, sagte lächelnd: „Das Gefecht ist zu hitzig, um lange anhalten zu können." — Er hat das Ende desselben nicht gesehen. Sein Rückgrat ward durch eine Kugel zerschmettert; er warf ein Schnupftuch über seine Epaulette; augenblicklich, im Interesse seiner Besatzung, verhüllte er die Ehrenzeichen, welche er, um sein Leben zu retten, nicht hatte verbergen wollen.

Die Stelle selbst, wo er gefallen ist, bezeichnet eine kupferne Platte, deren Durchmesser dem einer Kanonenkugel gleicht; man liest darauf die von Nelson bei Trafalgar gesprochenen Worte: „England erwartet von jedem Manne, daß er seine Schuldigkeit thue!"

Die Männer der Geschichte bedienen sich oft glücklicher Phrasen und Wendungen, die sie ihrem ganzen Wesen nach charakterisiren. Ludwig XIV. sagte: „Ich bin der Staat!" — „England erwartet, daß jeder Mann seine Schuldigkeit thue!" das ist Nelson. Es giebt mehr oder minder einsichtsvolle Kriegsmänner; bei Nelson überwog die blinde Aufopferung für das Vaterland jede andere Gesinnung, jede andere Rücksicht. Dieser Mann war für England ein eiserner Arm; es ist nicht Uebertreibung, wenn man sagt, er sey zu jeder Stunde bereit gewesen, dem Vaterlande sein Herzblut zum Opfer zu bringen, und der hat ihn schlecht gekannt, der an seinem Hochzeitstage sagte: „Jetzt ist ein tapferer Offizier für unsere Marine verloren!" Während seines ganzen Lebens hatte er kein anderes Ziel, als ein Grab in Westminster; diesem Ziele ging er mit einer unerschütterlichen Beharrlichkeit entgegen, er ließ auf dem Wege dahin seine Familie und die Hälfte seines Körpers zurück, aber ein blinder Haß stärkte ihn auf diesem beschwerlichen Pfade, ein fast thierischer Haß gegen Alles, was den Namen Franzose trug, und er starb ruhig, indem er öfter wiederholte, daß er redlich seine Schuldigkeit gethan habe.

Man kann die strenge und wilde Größe dieses Charakters nicht verkennen. Der Mann, welcher in seinem fünften Jahre seinen Vater fragte, was Furcht sey, verleugnete nicht einen Augenblick seinen kalten besonnenen Muth. Welche Stimmen sich aber auch gegen den Ruhm dieses Helden erheben mögen, nicht ohne Rührung liest man auf dem Verdecke der „Victory" die einfachen Worte dieses großen Mannes. Für den Englischen Seemann, der täglich seine Augen darauf richtet, steigt Nelson mit seinen zahlreichen Wunden, mit seinem ruhigen, unerschütterlichen Blick wieder aus dem Grabe auf; die „Victory" ist ein geheiligtes Schiff. Es ist unmöglich, dasselbe zu verlassen, ohne von Hochachtung für die Englische Marine durchdrungen zu seyn, worunter auch der Nationalgeist nicht leidet; man hat es aber hier wohl nöthig, sich daran zu erinnern, daß auch Frankreich eine Seemacht, würdige Seeleute und ruhmvolle Erinnerungen besitzt.

Indem wir uns nach dem Lande zurückbegaben, kamen wir bei mehreren Prahmen und Baggern vorüber. Das Herz schnürte uns beim Anblick dieser schwarzen und abgetakelten Schiffs-Gefäße zusammen, die jetzt nur zum Gefängnisse für Diebe dienen, worin aber während des Krieges mit Frankreich so viele brave Offiziere verschmachteten. Fast alle diese Hulks sind von Dänischer Bauart, man erkennt sie an dem fremdartig gebauten Spiegel. Man weiß, daß England, welches Kenntniß von einem Traktate erhielt, der zwischen Dänemark und Frankreich geschlossen wurde, eine Flotte in See schickte, die sich den Eingang in den Hafen von Kopenhagen erzwang und sich der Flotte bemächtigte; einen Theil derselben verbrannte sie im Hafen, den Rest führte sie mit sich fort nach Portsmouth. Diese rasirten, geschwärzten, alles nothwendigen Inventariums beraubten Fahrzeuge sind wahrhafte Gefängnißhöhlen, und wenn man sich umwendet und diese stolzen Englischen Fregatten erblickt, den Festungswerken gleich, mit hellglänzenden Kanonen geschmückt, und jeden Augenblick bereit, ihre wallenden Segel dem Winde entgegen zu breiten; dann fühlt man lebhaft das Elend der armen Sklaven, denen der Sieger die Flügel abhieb, und die nur durch das Bugsirtau in Bewegung gesetzt werden können.

Kopenhagen! Auch eine Erinnerung an Nelson! Einmal den Fuß auf Englischem Boden, sieht man sich nur von den Siegeszeichen dieses großen Admirals umgeben; wir finden sein Standbild in London, sein Kleid in Greenwich, sein Grabmal und seine Büste in Westminster, zu geschweigen seines Thurmes in Edinburg, seines Obelisken in Glasgow, und des dem Ludwigs XIV. ähnlichen Monumentes, welches ihm die Einwohner von Liverpool errichtet haben. England ist nicht undankbar, es vergißt nicht; wie jedes Volk, kann es für einige Zeit seine großen Männer verkennen; wenn sie aber den Sieg über das Verur-

*) Aus dessen „philosophischer Reise durch England und Schottland."

theil errungen haben, wird es sich beeilen, sie in Marmor zu verewigen, und ihre Namen werden unter ihm fortleben. Großbritanien feiert noch in unseren Tagen durch jährlich wiederkehrende Belustigungen den Tag, da die Pulver-Verschwörung entdeckt wurde. Man geht noch tiefer in die Geschichte zurück, und der König Alfred genießt bei ihnen einer Volksthümlichkeit, deren sich bei uns die glorreiche Regierung des großen Karl's schon seit langer Zeit nicht mehr rühmen kann. So schreitet also dieses Volk, das Auge auf die eigene Geschichte gerichtet, immer weiter vor, und die Erfahrung, die es auf diesem Wege sammelte, lenkt und beschleunigt seine Schritte, indem es der Zukunft entgegeneilt. Was uns anbelangt, die wir morgen schon unsere Geschichte von heute vergessen haben, so kommen wir nur im Zickzack weiter, und wenn es scheint, daß unsere Fortschritte glänzender und schneller sind, so sind sie dafür auch auf unsolliderem Grunde gebaut, als diejenigen Großbritaniens. Die neuen und glänzenden Theorieen sind es, welche uns irre führen; wir lieben es einmal, den Werth alles Vergangenen zu bezweifeln und die Erkenntniß desselben zu verachten; wir sind Alle von der Verwegenheit des Descartes befreit, während die Engländer sich die Gelehrsamkeit und die kalte abgemessene Logik ihres Kanzlers Bacon aufbewahrt haben.

.... Was Portsmouth am meisten charakterisirt, sind die Massen von See- und Land-Soldaten, die sich in den Straßen dieser Stadt bewegen; die bewaffnete Macht, die sonst in England so wenig zum Vorschein kommt, glänzt hier von allen Seiten; verlassen wir die mit Rothröcken vollgepfropften Straßen, um die Wälle zu besuchen, so sehen wir von der Höhe der Bastionen ganze Bataillone derselben sich in der Ebene entwickeln. England ist dasjenige Europäische Land, welches seinen Truppen die glänzendste Uniform giebt; es ist aber auch hinwiederum England, welches seiner Armee den wenigsten Einfluß gestattet. Die Engländer gehen mit ihren Soldaten um, wie wir mit unseren Frauen. Wenn wir zu diesen neckend sagen: Ihnen, Madame, gebührt der erste Platz im Konzert; auf den Bällen ist der mit goldenen Franzen und seidenen Stoffen geschmückte Sitz für Sie; in der großen Oper gehören Sie in die vordere Logenreihe; Ihnen gehören die kostbaren Federn, welche Ihr schönes Haupt schmücken; die duftenden Blumen gehören in Ihre Hand; aber wenn es irgend eine Gewalt auf Erden giebt, so wird man sie nicht in Ihre Hände niederlegen, — ist dies nicht fast dasselbe, als wenn John Bull sich folgendergestalt an seine Soldaten wendet: Infanterist, ziere dich mit diesem weißglänzenden Federbusch; Husar, schmücke deine schwarze Pelzjacke mit diesen goldenen Tressen; ihr sollt scharlachene Kollette, mit Perlmutter ausgelegte Patrontaschen, silberne Degengriffe haben; ich will Jeden von euch mit einem Glanze ausstatten, der im Stande seyn soll, zwei Franzosen und drei Dutzend Portugiesen Schrecken einzujagen; aber ich werde euch eure Wohnungen außerhalb der Städte anweisen, und wenn ihr vielleicht zufällig durch irgend eine Straße kommt, so geht, Einer hinter dem Anderen, in langer Reihe dicht an den Häusern hin, denn der Bürger ist euer Herr und Meister, und ihr dürft ihm seine Straße nicht sperren. Hütet euch vor allen Dingen, auch nur augenblicklich, die Disziplin außer Acht zu lassen, ihr würdet sonst lernen, daß die Peitsche eines freien Volkes die Haut auf den Schultern eben so gut aufschwellen kann, als der Stock eines Neger-Aufsehers. Nehmt nie die Hülfe des großen Haufens in Anspruch, denn dieser Pöbel, so eifersüchtig und streng die Rechte der Bürger bewachend, würde sich nicht von der Stelle bewegen, wenn er das Geheul eines armen gemißhandelten Soldaten aus einer Kaserne erschallen hörte. — Alle diese Ideen durchkreuzten meinen Kopf beim Anblick der ersten Englischen Schildwache; ich konnte sie, trotz ihres Federbusches und ihrer Tressen, nicht ohne Mitleid ansehen.

Mit einem starrköpfigen Eigensinn hängt England an seiner Unabhängigkeit, und daraus allein darf man es sich erklären, wie dieses Volk, dessen Tapferkeit anerkannt ist, dessen militairische Expeditionen auf dem Festlande nur zu seinem Ruhme beitrugen, in Friedenszeiten mit solcher Geringschätzung auf seine bewaffnete Macht blicken kann. Was aber noch schwieriger zu rechtfertigen ist, ist die abscheuliche Zusammensetzung dieser Truppen, die aus dem Abschaum der Nation bestehen, und auch das ist ganz erklärlich, da man die Vertheidiger des Vaterlandes noch körperlich züchtigt und es für nützlich hält, sie Strafen zu unterwerfen, gegen welche schon im achtzehnten Jahrhundert sich jeder Einzelne in der Französischen Armee mit dem ganzen Unwillen eines rechtlichen Mannes erhob.

England verdankt diesen Fleck nur seiner Neigung, inmitten einer glänzenden Civilisation alte Vorurtheile nicht ablegen zu wollen. So hängt auch das Genie noch immer durch eine menschliche Leidenschaft der Erde an; so zeigt der Teufel auch unter der reizendsten Verkleidung seine Kralle, und die mit Sorgfalt geschliffene Art bietet auch auf ihrer glänzendsten Seite noch unvertilgbare Rostflecke dar.

Bibliographie.

- Narrative of a voyage round the world. (Reise um die Welt.) Von T. B. Wilson. 12 Sh.
- The educational institutions of Germany. (Die Erziehungs-Anstalten von Deutschland.) Von G. P. R. James. 7½ Sh.
- Margaret Ravenscroft. — Roman von J. A. St. John. 3 Bde. 31 Sh.
- History etc. (Naturgeschichte der Vögel.) Von Stanley. 2 Bdchen. 7 Sh.
- The Roman Catholic Church in Scotland. (Die katholische Kirche in Schottland.) Von T. P. Lawson. 4½ Sh.
- History etc. (Geschichte der V. St. von Nord-Amerika.) Von T. Graham. 4 Bde. 2½ Pfd.
- A statistical inquiry in the present state of the medical charities in Ireland. (Die Armen-Hospitäler in Irland.) Von Dennis Phelan. 10½ Sh.
- Account of the writings and opinions of Clement of Alexandria. (Die Schriften und Meinungen des Klemens von Alexandrien.) Von John, Bischof von Lincoln. 12 Sh.
- On the geology of Yorkshire. (Yorkshire in geologischer Hinsicht.) Von John Phillips. Erste Abthg. 4. 31½ Sh.

Frankreich.

Zur Literatur des Schachspieles.

Noch niemals hat man den Ursprung eines Wortes und der damit verbundenen Bedeutung deutlicher und bestimmter nachweisen können, als den des Schachspiels. Dieses Wort ist unstreitig von dem Persischen und Sanskrit-Wort Schah abgeleitet, welches noch heute im Persischen so viel als König bedeutet. Dieselbe Benennung für dieses Spiel findet sich mit mehreren oder minderen Abweichungen in fast allen Sprachen wieder: zatrikion im Neu-Griechischen; scacchia in den Lateinischen Schriftstellern des Mittelalters und in dem Gedichte des Vida; scacchi im Italiänischen; alxadres im Spanischen; chess im Englischen; jeu des echecs im Französischen, und am reinsten, seiner Abstammung nach, im Deutschen.

Viele Gelehrte würden indessen die Untersuchungen über den Ursprung des Schachspiels nicht für so wichtig halten, wenn es nicht große Aehnlichkeit mit dem Griechischen Gänsespiel hätte. Sie legen die Ehre der Erfindung dieses letzteren dem Palamedes bei, welcher seinen Gefährten dieses dem Kriege ähnliche Spiel gezeigt haben soll, um ihnen die zehnjährige Langeweile, welche sie während der Belagerung von Troja ausgestanden, erträglicher zu machen.

Don Pietro Carrera unternahm es, diese Hypothese im Jahr 1617 aufzustellen und in einem großen Folianten zu beweisen; aber Freret überweist in einer gelehrten Dissertation, welche er vor der versammelten Akademie und in Gegenwart Ludwig's XV. verlas, die Ehre der Erfindung dem Brahminen Sessa, der im vierten oder fünften Jahrhundert der Christlichen Zeitrechnung der Günstling eines Indischen Königs war. Delille tritt in seinem Gedichte: L'homme des champs, der Ansicht bei, daß das Spiel Griechischen Ursprungs sey; er sagt:

> „Ein ernster Haufe drängt sich zu dem Spiele,
> Das Palamed erfand, mit Leidenschaft!"

Eine auf die verschiedenartigste Weise auszulegende Stelle in der Odyssee hat diese Ueberlieferung fortgepflanzt. Homer schildert die Freier der Penelope, wie sie sich vor der Thür des Ulysses zu einem Spiele niederlassen, das von Kieselsteinen künstlich zusammengestellt ist. Es ist wohl einleuchtend, daß ein Spiel mit Kieselsteinen, worüber in der Odyssee so ganz allgemeine Andeutungen gegeben werden, eben so wenig mit dem Schachspiel identisch seyn kann, als das Damen- oder jenes Kinderspiel, welches auf einem Tische, der zum Theil in Quadrate, zum Theil in Dreiecke getheilt ist, mit Zahlpfennigen gespielt wird. Die Insulaner der Südsee haben Spiele dieser Art gehabt, bevor Tasman, Cook und Bougainville diese Gegenden bereisten.

Das Schachspiel, dieser gesellige Wettkampf, der dem Eigennutze wenig oder gar keinen Spielraum läßt, indem man sich meistens einen Gegner zu wählen pflegt, der stärker im Spiele ist, als wir, unterscheidet sich von jedem anderen Spiele dadurch, daß es dem Scharfsinne ein weites Feld bietet; jeder mögliche Angriff gilt nur immer Einem Gegenstande — dem Könige. Schach und matt ist der entscheidende Schlag; die Partie ist verloren, wenn der König so in Schach gestellt wird, daß er sich nicht von der Stelle bewegen kann, ohne genommen zu werden.

Wenn einer der Spieler sich eine bedeutende Unachtsamkeit zu Schulden kommen läßt, kann die Partie, von dem vierten Zuge an, durch den Schach eines Fußgängers (Französische Benennung der Bauern) beendet werden, ohne daß von einer von beiden Seiten eine der Hauptfiguren genommen wurde.

Die Dame, oder die Königin, durfte sich ursprünglich von dem Könige nicht weiter als zwei Felder entfernen, sie theilte, gleich wie das Serail des Darius, mit ihrem Könige Leiden und Freuden; man hat ihr in der Folge ein weiteres Feld angewiesen, was ihr erlaubt, auch andere Figuren außer Schach zu setzen, geschehe dies nun gerade und offen, wie vom Thurm, oder auf schiefe und versteckte Weise, wie vom Läufer. Man hat ihr mit einem Worte eingeräumt, der Spur einer jeden Figur, außer der des Ritters (Springer), zu folgen. Die Indier nannten die Königin Phars oder Ferz, das heißt, Feldherr.

Der Läufer, oder wie ihn die Franzosen nennen: Narr (fou), hat seine Stelle in der größten Nähe des Königs und der Königin, und deshalb ist ihm ohne Zweifel von den Mauren in Spanien der Name Al-ferez beigelegt worden, welches so viel sagen will, als General-Adjutant des Feldherrn. Die Italiäner nennen ihn Alfiere. Man sagt, die Orientalen hätten diese Figur früher durch einen Elephanten, genannt fil, dargestellt. Bekannt ist, daß im Handel an der Küste von Guinea Elfenbein morfil, Elephantenzahn, genannt wurde. Aus dem Worte fil ist das moderne Spanische Wort arphil oder delphil entstanden. Bei unseren älteren Dichtern finden wir dieselbe Figur, d'auphin oder de dauphin genannt; die Lateinischen Schriftsteller jener Epoche nennen sie arphillus.

In dem Romane „die Rose" wird zum ersten Male den zwei benachbarten Figuren des Königs und der Königin der Name Narr gegeben. Der Abbé Roman sagt in seinem Gedichte „das Schachspiel" über diesen Gegenstand:

> „Im Schachspiel jedes Volk sich solches Thier erkühret,
> Wie es in seinem Land' Natur hat eingeführet:
> Es hat der Araber sich das Kameel erwählet,
> Der Indier zum Spiel den Elephanten zählet:
> Doch wir, wir Narrenvolk, wie kann es anders seyn
> Wir schieben, statt des Thiers, dafür den Narren ein." —

Vida nennt in seinem Gedichte „Scacchia lusus", die Läufer

sagittiferi juvenes (Jünglinge mit dem Pfeil). In Wahrheit, Bogenschütze wäre der Name, der ihnen mit dem größten Rechte zukäme. Auf dem Schachbrette Karl's des Großen, das im Schatze zu Saint Denis aufbewahrt wird, wird diese Figur dargestellt, wie sie eben einen Pfeil aus dem Köcher zieht. Die Engländer nennen dieselbe Figur „Bischof", die bei den Deutschen ein bloßer „Läufer" ist.

Der Ritter (die Figur des Springers) hat in allen Sprachen eine analoge Benennung, außer in der Deutschen. Der dem Ritter bewilligte Vorzug, daß er über die anderen Figuren wegspringen darf, versinnlicht in ihm die Reiterei. Gleich wie diese, vermittelst ihrer schnellen Bewegungen, in die dichten Schaaren des Fußvolkes dringt, dies entweder umzingelt, oder durch einen furchtbaren Angriff auseinander sprengt, so erhält auch jene Figur in den Händen eines geschickten Spielers den mächtigsten Einfluß.

Der Thurm ist in dem Indischen Spiele der Elephant, von welchem herab sich die Menschen mit Armbrüsten und Wurfspießen vertheidigen. An die Stelle des Elephanten haben die Araber das ihnen befreundete Thier, das Kameel gesetzt, und da dasselbe in Arabien roch genannt wird, haben wir daraus die Benennung „rochiren" hergeleitet, um vermittelst dieses Wortes eine der feinsten und zugleich schwierigsten Wendungen des Schachspiels anzudeuten.*)

„Pion" bedeutet auf Indisch: Knecht, Diener oder Fußsoldat, die Spanier nennen ihn peon, die Italiäner pedone, die Deutschen Bauer, die Engländer man (gemeiner Soldat). Wir gehen weder auf die Oberflächlichkeiten des Schachspiels, noch auf die kunstvollen Einzelnheiten desselben ein; man muß diese in den Werken des Calabrais, des Cunningham, des Stamma, des Lolli und vorzugsweise des Philidor studiren.

Graf von La Bourdonnais, einer der berühmtesten Schachspieler des Regent-Kaffeehauses, hat im Jahre 1833 ein Werk über dieses Spiel herausgegeben, beachtenswerth wegen seiner Deutlichkeit und der Auswahl der Spiele, von denen es den Anfang und das Ende eines jeden giebt. Herr von La Bourdonnais hat sein Werk einem Spieler von großem Rufe, dem Herrn Lebreton des Chapelles gewidmet, der nur deshalb das Schachspielen aufgab, weil er daran verzweifelte, einen würdigen Gegner zu finden. In diesem Werke muß man die feinen Hülfsquellen studiren, die dem Spieler zu Gebote stehen; in demselben sind die besten Mittel aufgeführt, wie man seinen Gegner zu dem Gambit verführen, wie man ihn selbst aber vermeiden oder nutzen soll. Der Ausdruck Gambit ist Italiänischen Ursprungs (gambitto) und bedeutet so viel, als seinem Gegner ein Bein unterlegen; man kann diesen lockenden Köder nicht schlagender benennen; die List besteht darin, daß man einen Bauern opfert, um einen selbst herbeigeführten Angriff des Gegners unschädlich zu machen

Die Figuren des Schachspiels sind, durch eine stillschweigende Uebereinkunft der Spieler, fast in ganz Europa unverändert dieselben, und diese Uebereinkunft wird unverbrüchlicher gehalten, als manche schriftliche Verträge. Man hat dabei auf alle unnützen Verwickelungen Verzicht geleistet. Die Deutschen führten ein Schachbrett ein, welches in 96 Felder eingetheilt, und mit 12 Hauptfiguren und 12 Bauern besetzt wurde, aber bald haben sie auch wieder das sogenannte Courierspiel vergessen.

Wenn das Mißverhältniß der Stärke im Spiel zwischen zwei Spielern so groß ist, daß ein Zug, ein Bauer, oder selbst eine Hauptfigur, welche man dem Schwächern vorgiebt, das Gleichgewicht noch nicht herzustellen im Stande ist, so spielt man zuweilen eine sehr schwere Partie, nämlich die des pointirten Bauern. Dieser Bauer, den man mit einer kleinen Krone von Papier bezeichnet, ist die einzige Figur, welche schach und matt machen kann; gelingt es dem Gegner, sich derselben zu entledigen, so hat er das Spiel gewonnen.

Aus dem Gedichte des Gregoris Ducchio über das Schachspiel (Il giuoco degli scacchi) sieht man, daß der Bauer in früheren Zeiten nicht den Rang der Königin erhielt, wenn er auch das äußerste Ende der feindlichen Felder erreichte, wohl aber dann, wenn es ihm gelang, die Dame seiner eigenen Farbe, auf dem Felde, von welchem sie genommen wurde, zu ersetzen.

Seit längerer Zeit haben sich zu Paris, London und Edinburg Schach-Vereine gebildet, welche mit einander in ununterbrochener Verbindung stehen. Man benutzt die fast täglich nach diesen Orten abgehenden Handels-Stafetten, um sich in einer Nachschrift gegenseitig den einen oder anderen Zug, das Schach, welches man dem Könige geboten, oder die Figur, welche man dem Feinde abgenommen hat, zu melden. Solche Partieen dauern wochen-, oft monden-, ja jahrelang. Da zwischen der jedesmaligen Ankunft und der Wiederabreise eines Couriers fast immer eine längere Frist vergeht, so hat man Zeit, die Züge, welche man thun will, gehörig zu überlegen; man bespricht sich mit Dilettanten des Regent-Kaffeehauses über seltene und unvorhergesehene Combinationen, und bringt die merkwürdigsten Partieen mit allen ihren Einzelnheiten zu Papiere, um sie den Sammlungen einzuverleiben.

Um sich den Briefwechsel mit den Schach-Klubs zu erleichtern, hat man die einzelnen Felder mit Nummern bezeichnet. Diese laufen nun etwa nicht von 1 bis 64 fort, sondern die horizontalen sind mit a. b. c. d. e. f. g. h., die senkrechten dagegen mit 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. bezeichnet. Die großen Buchstaben R. D. F. C. T. P. bezeichnen die Haupt-Figuren und Pions. Auch bedient man sich verschiedener Zeichen, um die verschiedenen Ereignisse, welche in einer Partie vorkommen, ausdrücken zu können; so bedeutet z. B. ein Kreuz (+) Schach dem Könige, ein Doppelpunkt (:) die Wegnahme einer feindlichen Figur u. s. w.

Wir haben von den Gedichten des Vida, Ducchio und des Abbé Roman, welche das Schachspiel zum Gegenstande haben, gesprochen; Cerutti hat es in einer sehr eleganten, 400 Verse enthaltenden Dichtung besungen. Der Abbé Roman hat seinen Stoff sehr ausgedehnt; er hat sich auf die allerkleinsten Details eingelassen, um uns eine Partie zu beschreiben, welche er 1770 zu Ferney mit Voltaire, und zu Motiers-Travers mit J. J. Rousseau gespielt haben will. Diese Partie ist den Schachspielern unter dem Namen „Gambit von Cunningham" hinlänglich bekannt. Der Abbé Roman hat sie gegen Voltaire verloren, aber gegen den Philosophen von Genf gewonnen.

Wir sagen nichts von dem schachspielenden Automaten, welches vor ungefähr 80 Jahren von einem Herrn von Kempelen, einem Ungarn, durch ganz Europa geführt wurde; eben so wenig werde das Automat, welches vor etwa acht Jahren hier in Paris auf dem Panoramen-Platze gezeigt wurde, weiter erwähnt. Es beruht Alles auf künstlichem Mechanismus und auf den Täuschungen des geschickten Mechanikers, der der stete Begleiter des Automaten ist. Ein Prozeß, welcher im Jahre 1827 vor dem Königlichen Gerichtshofe entschieden wurde, hat wenigstens einen Theil dieses Geheimnisses enthüllt.*)

Wir verschonen unsere Leser mit allen zweifelhaften und überdies bekannten Anekdoten, wie z. B. die von dem Affen Karl's V., welcher seinem Herrn einen Bauernschach gesetzt hatte, oder diejenigen vom Kardinal Duperron, der mit Heinrich IV. spielte, und verlangte, daß sein Ritter nicht ohne Trompetenstoß abgehen solle. Wir haben mit diesem kurzen Aufsatze nichts bezwecken wollen, als die Neigung unserer Leser zu diesem Spiele zu reizen, das von einem unserer Dichter so scharfsinnig erörtert worden ist. (Diction. de la Conv.)

Bibliographie.**)

- Kathara-Oupanichat. Extrait du Yadjourveda, traduit du sanscrit en français, par L. Poley. Chants I à VI. In 4. (Der Verfasser, ein Deutscher, kündigt die Uebersetzung sämmtlicher Upanischads, so wie der Vedanta-Sutras an. Es werden 100 Bogen Text und Uebersetzung erscheinen, deren jeder einen Fr. kosten soll.)
- Philosophie de l'Economie politique, ou Nouvelle exposition des principes de cette science. — Von Th. Duteus. 2 Bde. 15 Fr.
- Précis de Rhétorique, rédigé sur un nouveau plan. — Von Le Bailly. 3½ Fr.
- Morceaux choisis des Pères de l'Eglise grecque, à l'usage des colléges. Par une société de professeurs. — 4 Bdchn. 11 Fr.

Italien.

Italiänisches Capriccio über die Kleidermacherkunst.

Die Schneider sind unstreitig Menschen von Bedeutung, wie die Köche, die Kämmerer der Großen, die Theater-Korrespondenten, die Heiraths-Vermittler und gewisse andere Personen, die ich nicht nennen will. Sie legen sich keck den Titel Künstler bei, und bald werden sie auch auf den Titel Professor Anspruch machen, dem Beispiel unserer Pädagogen folgend, die nicht mehr „Herr Schulmeister" (maestro) angeredet seyn wollen, seitdem Jeder, der ein Bischen auf dem Klaviere klimpern kann, sich maestro schelten läßt. Zwei Fatalitäten sind jedoch von der glänzenden Laufbahn der Kleidermacher unzertrennlich: Erstens, müssen sie immer die Zahlen-Wissenschaft studiren, wie andere Gewerbs- und Geschäftsleute, und zweitens, müssen sie sich's gefallen lassen, daß man sie für natürliche Söhne des Satans hält. Ein großer Literat, der die Hälfte seines Lebens damit zubrachte, daß er Materialien zu einer philosophisch-kritischen und moralischen Geschichte des Schneiderwesens sammelte, hat das eben erwähnte Paradoxon mit scharfsinnigen Gründen unterstützt.

Man liest nämlich in der Genesis, daß der erste Mensch, nach dem ersten Sündenfall, zu dem sein durch die Schlange verführtes Weib ihn verleitete, von plötzlicher Schamhaftigkeit getrieben, mit Traubenblättern (nicht mit Feigenblättern, wie Andere irrig (!) vermeinen) seinen Körper bedeckte. Hieraus kann man schließen, daß die Schneiderkunst in dem irdischen Paradiese völlig unbekannt gewesen und dem Vater der Menschen erst mit der Erkenntniß des Guten und Bösen geoffenbart worden sey. Hätte nun der Satan den Menschen nicht versucht, so wäre dieser immer nackt geblieben, und folglich würde auch die Schneiderkunst ein unbekanntes Gewerbe seyn: ergo — so schließt unser Philosoph — stammt der Schneider in gerader Linie vom Bösen. Man muß zwar gestehen, daß diese Argumentation ein bischen sophistisch ist; aber unsere jungen Leute, die sich gern elegant herausputzen, geben ihr alle Tage größeres Gewicht.

Die Stelle der Genesis, auf welche wir angespielt, beweiset ferner, daß der erste Mensch auch der erste Schneider gewesen. Wenn die Kunst des Schneiders wirklich im Kleidermachen besteht, so erhellt sonnenklar, daß Adam, als er eine Rebe entblätterte, um Kleider daraus zu künsteln, Schneiderarbeit verrichtete. Dies ist eine gute und gesunde Logik. Man begreift indessen leicht, daß die Schneiderkunst, von dem einfachen Handgriffe, mit welchem Eva's Gefährte das erste Gewand anfertigte, bis auf die Zauber-Scheere eines Galli, Padovani, Buccellari, Vanegoni, unendliche Modificationen erlitten haben müsse. Wollten wir alle diese verschiedenen Phasen oder auch nur die bedeutendsten derselben darstellen, so bekäme der Leser wenigstens tausend Schneider-Artikel. Gott behüte ihn davor!

---

*) Nach Anderen bedeutet das Wort „Roch" im Indischen einen Streitwagen, weshalb auch der Thurm selbst im Deutschen so genannt wird.

*) Der Engländer Babbage hat bekanntlich in seinem Lehrbuch über Maschinenwesen eine vollständige Erklärung der Schachmaschine gegeben.

**) Freunden der Bibliographie machen wir mit Vergnügen die Anzeige, daß die im Verlage der Duncker und Humblotschen Buchhandlung erscheinende, von Dr. Karl Büchner herausgegebene „Literarische Zeitung", welche eine vollständige Uebersicht der Deutschen und eine ziemlich regelmäßige der ausländischen Bibliographie enthält und von den interessanteren und wichtigeren Erscheinungen eine gedrängte kritische Inhalts-Anzeige giebt, auch im nächsten Jahre fortgesetzt werden wird. D. R.

Gleichwohl darf ich eine Schwierigkeit nicht unberührt lassen, die viele Historiker verblüfft hat. Als unsere heidnischen Voraltern einen Olympus zimmerten und mit Göttern bevölkerten, sorgten sie auch für die Bedürfnisse derselben. Der Olymp war ungefähr das Nämliche, was jetzt unser Mailand ist; eine Stadt von schönem Ansehen, wohlhabend und angenehm. Bacchus z. B. vertrat die Stelle unserer Weinwirthe; Ceres bereitete Brod aus seinem Mehl; Komus gab schmackhafte Diners und Soupers; Flora füllte die Gemächer der Götter und die geheimen Kabinette der Göttinnen mit lieblichen Düften. Für die Bedürfnisse des Herzens war gesorgt; die der Phantasie wurden auch befriedigt. Thalia, Euterpe, Terpsichore machten die langen Winterabende angenehm und kurz, und Vulkan versah die eifersüchtigen Ehemänner mit metallenen Fangnetzen. Dennoch entbehrten die erhabenen Olympier zwei höchst wichtiger Personen — des Schneiders und des Journalisten. Den Letzteren vertrat noch einigermaßen Merkur, der auf seinen häufigen Reisen Neuigkeiten und kurzweilige Geschichtchen sammelte und seine unsterblichen Kollegen dann und wann mit Kritiken oder Reviews bewirthete. Von einem himmlischen Kleidermacher aber schweigt das ganze klassische Alterthum. Wer bekleidete die Götter? Wer besserte Aphroditen's Gürtel aus? Wer zwängte Juno's gewaltiges Embonpoint in ein stattliches Schnürleib? Wer schnitt und nähte den Mantel des Mars, der Pallas, des Jupiter?

Nicht wenige Schriftsteller folgerten aus dieser Prämisse, daß die Schneider bei den Griechen und Römern noch nicht emanzipirt und bloße kleidermachende Sklaven gewesen seyen, die zum Hausgesinde der wohlhabenden Bürger gehörten. Diese Folgerung ist aber mehr blendend, als überzeugend; mir wenigstens kommt es unwahrscheinlich vor, daß die Sklaven der Reichen auch für die Armen arbeiteten; und will man im Olympus keinen Schneider-Gott zulassen, so muß auch der Schuh- und Sandalenmacher ausgeschlossen werden.

Die nächsten Spuren der Schneiderkunst (nach Adam's erstem Versuche) finden wir bei Kain, der schon Thierfelle zu Hülfe nahm. Auch sollte man fast glauben, daß ein Schneider mit den übrigen lebenden Geschöpfen in die Arche Noah's sich eingeschlichen habe; denn Noah entblößte sich einst, als er trunken war, und wie konnte er das, wenn er keine Kleider trug? Der bunte Rock Joseph's, die Kleider der Susanna u. s. w. bezeugen den glänzenden Fortgang dieser Kunst im Laufe der Zeit. Die ersten Beinkleider, deren die Geschichte gedenkt, sind die unsterblichen des Königs Dagobert. Jedermann weiß, daß er sie verkehrt trug; allein das thut nichts zur Sache; es war eine vornehme Caprice, oder auch wohl eines der gewöhnlichen Qui pro quo's, die den Ruhm des Metiers nicht schmälern können.

Mit Einschluß der sehr unmanierlichen Thorwächter,*) die man, da sie größtentheils in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht sind, die Katechumenen der Galli und Cagnola nennen könnte, zählt wohl keine Stadt Italiens im Verhältniß ihrer Bevölkerung so viele Schneider, als Mailand. Dies schließe ich theils aus der Menge von Kleidern, die man hier konsumirt, theils aus dem Umstande, daß alle reiche und fashionable Italiäner ihre Kleider in Mailand arbeiten lassen; theils endlich daraus, daß die Kunst hier großartiger getrieben wird. In dem einen Jahre sieht man ungeheuer lange Röcke mit erbärmlich kurzen Mänteln, im anderen ist dies umgekehrt. Die Beinkleider sind bald weit und bauschig, bald eng wie ein Darm, bald geschlitzt und bald ohne Schlitzen — die Westen ein Mal shawlartig, das andere Mal anschließend; die Kragen derselben ein Mal stehend und das andere Mal umgekrempt. Alles dies beweist, daß entweder alle Spezialia ihre besonderen Schneider haben, oder daß alle Schneider in alle Spezialia ein bischen die Nase stecken.

Die Wohnung des Kleidermachers ist geräumig und brillant, oder eng und bescheiden, je nachdem er größere oder geringere Celebrität und mehr oder weniger fashionable Kunden besitzt. In seinem Gewerbe ist er ziemlich habgierig, und während seiner kurzen Feierstunden ein Lebemann. Kein Mensch borgt mehr und ist gegen seinen Schuldner unbarmherziger, als er. Nach zwölf- oder funfzehnjähriger Thätigkeit hat er gewöhnlich ein bedeutendes Kapital gesammelt und gähnt alsdann auf seinen Lorbeern, während der Gelehrte wohl vierzig Jahre sich plagen muß, bevor er auch nur achthundert Scudi in seiner Sparkasse zählt!

(G. di Milano.)

Bibliographie.

Di alcuni abusi nella medecina pratica italiana. (Ueber einige Mißbräuche in der ärztlichen Praxis der Italiäner, nebst Bemerkungen über die Homöopathie.) Von Dr. Ant. Gasparini. Mailand. 1½ Lire.

Annali di Roma. (Rom seit seiner Gründung bis auf die jetzige Zeit.) Chronologische Tabellen der Könige, Konsuln, Kaiser, Päpste, Senatoren und anderer Beherrscher dieser Weltstadt. Nebst getreuen Abbildungen der berühmtesten Männer und der interessantesten Denkmäler. Von L. P. Olivieri. Heft 1—3. Rom. 3 Lire.

China.

Der Missionair Karl Gützlaff als Chinesischer Schriftsteller.

Unser verdienter und unermüdlicher Landsmann hat vor kurzem drei Werke in Chinesischer Sprache an das Seminar in Berlin gesendet, in welchem er selbst ausgebildet worden, und zwar hofft er, daß diese Werke dazu beitragen würden, tüchtige Jünglinge für die Chinesische Mission auszubilden. Das eine dieser Werke, ein Heft von 42 Blättern, betitelt: Tschang-hö-dschi-tao (Weg des ewigen Lebens), ist von seiner verstorbenen Gattin, Marie Gützlaff, einer an Frömmigkeit wie an Sprachtalent ausgezeichneten Frau, in Siam geschrieben. Die anderen beiden: Tsching-zung-pai-lui-han (Wahre Anbetung, in einer Reihe von Briefen, ein Heft), und Schü-dani-dschi-tao (Weg der Erlösung, drei Hefte), haben Gützlaff selbst zum Verfasser. Das erstere ist in Fu-kian, das andere an Bord der Junke (Dschonke) Schün-li und in der Nähe von Peking abgefaßt.

Alle drei Werke sind religiös-moralischen Inhalts; in jedem derselben bildet aber eine Erzählung im Romanen-Stil den Faden, der die Belehrungen an einander knüpft. — Ein redlicher Zweifler, den die Lehren des Schu-king und Y-king nicht mehr befriedigen wollen, findet die Lösung seiner Zweifel in der Heiligen Schrift, von deren Göttlichkeit er bald auch praktische Ueberzeugung gewinnt, weil sie ihm Kraft giebt, den Versuchungen zu widerstehen und die Leiden dieses Lebens standhaft zu tragen. — Ein Chinesischer Jüngling, den feine Wißbegierde von dem väterlichen Heerde wegreißt, lernt in einer Britischen Kolonie die Sitten und den religiösen Glauben der Engländer kennen, wird mächtig davon durchdrungen und schreibt nun an seine Aeltern, Geschwister u. s. w. Briefe über Briefe, in denen er sie für die Wahrheiten des Christenthums zu gewinnen sucht. — Ein den weltlichen Begierden ergebener Mandarin verfällt in Melancholie und wird durch einen christlichen Arzt, der ihm die Lehre von der Erlösung predigt, zur wahren Glückseligkeit geführt. Was diesen Schriften einen besonderen praktischen Werth giebt, ist die darin sich aussprechende Achtung für das Löbliche in den Institutionen der Chinesen, und die schonende Widerlegung des Irrwahns. Der Stil ist in den didaktischen Abschnitten klar und einfach, in dem beschreibenden und erzählenden Theile mit den beliebten stataristischen Dichter-Phrasen der Chinesen reich ausgeschmückt —

> Cosi all' egro fanciul porgiamo aspersi
> Di soave licor gli orli del vaso —
> (Tasso.)

Auch die typische Ausstattung dieser Werkchen ist sehr zu rühmen; und so darf man mit Zuversicht hoffen, daß Chinesen aller Stände sie mit Interesse und Nutzen lesen werden. W. Sch.

*) Flickschneider und Schuster, die in den Thorwegen ihre Arbeitsbude aufgeschlagen haben.

Mannigfaltiges.

— Ehrfurcht der Hindus vor dem Sanskrit. Die Mitglieder der gelehrten Hindostanischen Gesellschaft Dherma Sabha haben ihrem Streben eine neue Richtung gegeben. Da die Regierung keine Schritte mehr thut, um das Studium der edlen Sanskrita-Sprache zu ermuthigen, so wollen die gelehrten Hindus ihr Mögliches versuchen. In der letzten Sitzung der Gesellschaft wurde ein junger Mann, der seine Sanskrit-Studien beendigt hatte, von mehreren Pandits streng geprüft, und dann als zum Lehramte unbedingt tüchtig erklärt. Die Gesellschaft will ihn durch hinlängliche Geld-Unterstützung in den Stand setzen, ein Kollegium zu eröffnen. Man kann gegen dieses Verfahren nichts einwenden. Einer aus orthodoxen Hindus bestehenden Societät kommt es wohl zunächst zu, daß sie das Studium einer Sprache, die Alles enthält, was ihnen heilig ist, kräftig ermuthige. Die Sanskrit-Sprache steht bei den Hindus in solcher Hochachtung, daß sie, auch ohne Mitwirken des Gouvernements, unter den Gelehrten dieses Landes immer fortleben dürfte. So lange die Hindu-Religion existirt, wird auch das Idiom nicht untergehen, in welches alle ihre Mysterien eingekörpert sind; ja selbst, wenn der Brahmanismus schon lange von den Ebenen Hindostans verschwunden seyn wird, dürfte das Sanskrit, diese ehrwürdige Mutter der Indischen Sprachkunde, für alle Hindus, denen Etwas daran gelegen ist, in ihren vaterländischen Sprachen mit Reinheit und Zierlichkeit sich auszudrücken, noch lange, lange der Gegenstand ihrer eifrigsten Studien bleiben. (Friend of India.)

— Der Drache bei den Ost-Asiaten. Dies phantastische Ungeheuer, das Symbol der immer sich verjüngenden und vielgestaltig sich offenbarenden Naturkraft, spielt bei den Völkern Mongolischer Race seit grauer Zeit eine ausgezeichnete Rolle. Die Chinesen nennen es Lung; die Tübetaner, Brak; die eigentlichen Mongolen, Loo; und die Tungusen, Muduri. Man weiß, daß der Drache von den Chinesen, Mongolen und Mandschu zum National-Wappen erhoben worden ist, und daß die sogenannten Drachen-Knochen (ein Petrefakt) in der Arzneikunde und Wahrsagerei große Anwendung finden. Die Chinesen erzählen von ihrem ersten, der Fabelzeit angehörenden Bildner, dem Fu-hi, daß er ein Menschen-Antlitz und einen Drachenleib besessen; in dem uralten kanonischen Buche Y-king wird der vollkommene Weise geradezu ein Drache genannt, und auch in dem Aeußeren, wie in den Manieren des großen Confucius soll etwas Drachenartiges gewesen seyn. Wir theilen hier von den vielen Beschreibungen des Lung, welche die Chinesen und Mandschu geben, eine der kürzeren mit. „Er ist der König aller geschuppten Thiere. Er hat ein Hirsch-Geweih, Ochsen-Ohren, einen Kameel-Kopf, runde Augen, den Hals einer Schlange, die Schuppen eines Fisches, Tiger-Tatzen und Adler-Krallen. Sein Körper gleicht dem einer Auster. Er kann sich nach Belieben groß und klein, lang und kurz machen, und unzählige Male verwandeln. Im Frühling steigt er zum Himmel empor; im Herbste senkt er sich wieder auf den Meeresgrund." — Nach Tübetanischen und Mongolischen Begriffen sind alle Veränderungen der Temperatur das Werk eines geflügelten Drachen, der im Winter unthätig auf den sieben Meeren ruht, im Sommer zum Himmel emporsteigt, wo er die Dünste aushaucht, die Regen und Schnee erzeugen. Von Zeit zu Zeit besteigt ein Tengri (eine Gottheit) das Ungeheuer, und zwingt es, zu brüllen, wobei seinem Rachen Feuer entströmt. Der Donner heißt bei den Mongolen, wenn sie im höheren Stile reden, die Stimme des Drachen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Mittwoch den 16. Dezember 1835.

Belgien.

Das Frauen-Irrenhaus in Gent.

Mit Recht rühmt man die polizeilichen und Wohlthätigkeits-Institute der Stadt Gent. Zwei Etablissements unter Anderem ziehen die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich — jedes Reisenden, können wir sagen, namentlich aber desjenigen, der für die betreffenden Gegenstände gar ein besonderes Interesse mitbringt; das eine gehört der allgemeinen Civilisation des Landes an, dessen zweite Stadt Gent ist; das andere ist ihr durchaus eigenthümlich. Jenes ist das Haupt-Gefangenenhaus; das zweite: das Frauen-Irrenhaus. Die Gegenstände, um die es sich handelt, sind Unglück und Verbrechen, wie wir sehen; aber wo ist für den Reisenden sein Geschäft süßer, wo nimmt er das Bild der Civilisation mit wärmerer Bewunderung auf, als in Stiftungen, die den Zweck haben, das Unglück zu verstehen, in seine Tiefe einzudringen und seinen Jammer zu mildern, und das Verbrechen zu bestrafen, nicht aber zu rächen und zu vergelten? Machen wir denn zuerst einen Gang in das Irrenhaus, uns mit dem Unglücke vertraut zu machen, das dort herrscht; ein Unglück, das oft die Verbrechen des anderen Hauses erklärt — denn sehen wir nicht hier und dort zerrüttete Vernunft; hier für kurze Zeit, dort für immer! Ein Mörder ist nicht immer verrückt, ich weiß es wohl; aber wer Beide an demselben Tage sieht, den Wahnwitzigen und den Verbrecher, überträgt unwillkürlich auf den Zweiten etwas von dem Erbarmen, das ihm der Erste eingeflößt hat.

Wir klopften an eine gewöhnliche Thür, über der sich keine Inschrift, kein Schild, gar kein äußeres Zeichen der Bestimmung des Hauses befand. Die Stadt hat es verschmäht, ihre Wunder zur Schau zu tragen, sie in goldenen Buchstaben gleich dem Fremden in die Augen leuchten zu lassen, der vielleicht gleichgültig vorüberfährt im eitlen Stolz auf diese Vernunft, deren Existenz von einem Fieber oder einem Verlust, einem Geldverlust abhängt. Eine bejahrte Schwester mit einer Brille öffnete. Sie ließ uns in einen niedrigen Saal eintreten, an dessen Wänden Repositorien herumliefen, auf denen Phiolen und Büchsen, mit Etiquets versehen, standen. Wir befanden uns in der Armen-Apotheke. Hier erhalten sie die nöthigen Medikamente umsonst; eben die Austheilung dieser Arzneien war das Amt der Schwester, die uns empfangen hatte. So ist dasselbe Haus zugleich die Zufluchtsstätte für die armen Kranken am Körper wie für die am Geiste. Sie erhalten ihre Arzneien umsonst, so lange sie ihren Verstand haben, und verlieren sie auch den, so giebt ihnen die milde Stadt auch noch Dach und Fach, Bett und Kost und ärztliche Behandlung dazu.

Obgleich mit unserem Besuch in der Anstalt zugleich ein amtlicher Zweck verbunden war, da einer der Herren, die mir die Ehre erwiesen, mich hinzuführen, sie zugleich zu inspiziren hatte, so war doch deutlich zu sehen, daß wir die guten Nonnen — die das ganze Jahr lang fast nur mit Armen und Narren zu thun haben und höchstens durch den Arzt der Anstalt erfahren, wie die, so nicht arm und nicht geistesabwesend sind, leben und sich tragen und geberden — in vielfache Verlegenheit gebracht hatten. Sie errötheten, stotterten ängstlich unvernehmliche Worte; es schien, als fürchteten sie von unserem Besuch eine üble Wirkung auf ihre armen Schützlinge, als schämten sie sich im Voraus in die unglücklichen Seelen jener Armen hinein, deren tiefes Elend wir zu betrachten kamen. Wir unsererseits ließen es dagegen an dem nicht fehlen, was allein geeignet ist, der Neugier das Widerwärtige und Beleidigende, was sie hat, zu benehmen; unser Ernst und unser achtungsvolles Bezeigen verfehlten die günstige Wirkung nicht. Die Jüngste unter ihnen wurde beauftragt, uns die Anstalt zu zeigen. Sie nahm ein Bund Schlüssel, und eine zweite Thür, die sie uns aufthat, führte uns in's Innere des Hauses.

Keiner dieser achtungswerthen Jungfrauen wird das, was ich hier schreibe, in die Hände kommen; der Ruhm selber würde in jene Stätte der Abgeschiedenheit und Einsamkeit nicht einzudringen vermögen, wo sich Engel in irdischer Hülle die Pflege Unglücklicher, die von den Menschen nicht mehr und von Gott noch nicht gemocht werden, zum Geschäft machen. Wenn es weltliche Ausdrücke sind, die mir in die Feder fließen, indem ich eine von ihnen schildern will, so habe ich nicht zu fürchten, daß solches Bild von ihr in weltlichen Farben sie in dem stillen Frieden ihres Daseyns stören könnte, und die Röthe verschämter Bescheidenheit auf ihre Wangen locken unter dem weißen Schleier, der ihr reizendes Gesicht zur Hälfte verdeckt. Und weshalb mich vertheidigen, daß ich meinen Lesern die Größe ihres Opfers zu bewundern gebe, sie veranlasse, derjenigen einen Seufzer der Ehrfurcht zu weihen, die es über sich vermocht hat, Geist, Anmuth und Schönheit in die Wohnung des Jammers zu begraben. Die junge Nonne, die uns führte, ist es, von der ich rede. Ich müßte einer Sprache mächtig seyn, die keusch und glühend, streng und zärtlichsüß zugleich wäre, wollt' ich ihr Antlitz schildern, ohne es zu entweihen. Ihr schwarzes Auge, ihr flüchtiger Blick, der über die Gegenstände nur leicht dahinglitt; ihre feinen blassen Lippen, die ein Paar Reihen hübscher, aber vernachlässigter Zähne sehen ließen; ihre Wangen, auf denen die strengen Klosterpflichten noch nicht die Jugend zerstört hatten, wo aber von Tag zu Tage von den Rosen ein Paar dahinwelkten, die der Sommerhauch der Welt wie bald wieder frisch geküßt hätte; ihr lieblicher Gang, nachlässig und gleichgültig wie er war; die reizenden Formen ihrer Gestalt, die selbst die steife geschmacklose Ordenstracht nicht verdecken konnte; ihre zarte, feine, aber klanglose Stimme, die, wie ihr Auge die Gegenstände, so leise die Seele berührte; ihre feinen mageren Händchen, wie Schnee so weiß, die aus den weiten Aermeln hervorsahen, die schweren Schlüssel tragend — all diese Schönheiten, die von sich selber nichts wußten, machten die junge Nonne zum vollkommensten Typus jener Frauen, die zwischen Himmel und Erde leben, der Erde durch die Barmherzigkeit, die sie üben, angehörend, und dem Himmel durch den geistigen Tod des Körpers; Geschöpfe, die hienieden schon die Läuterung bestehen, die sie dem Paradiese zuführen soll; weibliche Wesen, die nicht krank und nicht gesund, nicht alt und nicht jung zu nennen sind, die die Jahre durchwallen, ohne sie zu fühlen, und sterben, ohne gelebt zu haben.

So wie ich sie nur hereintreten sah, ihr Bund Schlüssel in der Hand, und sie uns mit der Hand bedeutet hatte, ihr zu folgen, mit einem leisen Lächeln, ohne uns anzusehen, empörte sich mein ganzes Herz. Gedanken an Tyrannei, an erzwungene Gelübde, an thörichte, verblendete Aeltern, stiegen in mir auf, und der Zorn des achtzehnten Jahrhunderts gegen die geistlichen Gelübde fing an, sich in meiner Brust zu regen. Ich dichtete mir einen Roman zusammen; ich entriß dies reizende Wesen dem düstern Aufenthalte, der es umfing; ich gab sie der Welt wieder, sah sie im Geiste als Gattin und Mutter, als die Freude und den Stolz zweier Familien, und war auf diese Weise schon nahe daran, über meine Einbildungen das Mädchen selbst und ihr wahres eigenthümliches Wesen aus den Augen zu verlieren, an ihrer Seite zu gehen, ohne den Duft dieser holden fremden Blüthe in mich einzuathmen. Doch ein genauerer Blick auf sie, und mein Roman war verschwunden. Das erste Wort, das sie sprach, belehrte mich, daß sie nicht beklagt, sondern verstanden seyn wollte. Alle romanhafte Vorstellungen mußte ich von mir thun und förmlich erst besser werden in mir selber, wenigstens für einen Moment, um dies jungfräuliche Leben zu fassen, in welchem das größte Opfer selbst etwas Mechanisches, zur Natur gewordenes, und die unendlichste Hingebung kaum ein Bewußtseyn darüber hat, was sie eigentlich ist und sagen will. Ich ging neben ihr her und that eine Menge Fragen an sie, anfangs mit der albernen Neugier eines Ungläubigen, der durchaus hinter aller dieser Entsagung die Spuren eines weltlichen Schmerzes entdecken wollte, nach und nach aber mit süßem Geistesstaunen und heiliger Ehrfurcht, mit einem Gefühl und einem Interesse, das weder mein noch ihr Herz beunrubigte oder verwirrte. Alle ihre Antworten waren verständig, richtig und sicher, ohne alle Scheu oder Zaghaftigkeit; sie ließ sich oft von mir ansehen, ruhig duldete sie's bei jeder Frage, ohne ihr Antlitz zu wenden; daß darin eine andere Schönheit zu finden sey als in dem Gesicht der Alten in der Apotheke, davon wußte sie nichts. Die Religion hatte diese Seele bei ihrem Austritt aus der Kindheit, ehe sie sich den Leidenschaften geöffnet, ergriffen; kein Wort der Versuchung war je zu ihr gedrungen, ihr Herz hatte nie gesprochen; ihr Herz mit allen Keimen der Leidenschaften hatte sie in ihrer Familie gelassen und den Schleier genommen, wie ein schönes Weltkind.

Sie zeigte uns zuerst die verschiedenen Abtheilungen des Hauses — die Schlafzimmer, die inneren Säle, die Küche, das Krankenzimmer. Alle diese Piecen sind im höchsten Grade nett und sauber. Die Betten sind gut, weich und bequem; eine Menge armer Frauen, die, so lange sie bei Verstande waren, kaum einen Strebsack zum Lager hatten, finden hier noch zuletzt ein Bett, wo sie sich sanft niederlegen und sorgenfrei schlafen können bis zum hellen Morgen; o, heiliges gesegnetes Erbarmen, das schon auf Erden die himmlischen Versprechungen wahr macht und göttlich heilt und ausgleicht! All' diese Wesen, die die Kraft, sich selber zu leiten, verloren haben, werden hier gepflegt, wie man Kinder pflegt, die jene Kraft erst bekommen sollen. Sie haben Luft, Licht und Sonne, haben den freien Gebrauch ihrer Glieder, wenigstens diejenigen, die von Wuthanfällen verschont sind, haben Speise und Trank im Ueberfluß, die nämliche Kost, die die frommen Nonnen genießen, die sie ihnen zubereiten und reichen. Ein geschickter Arzt, der

auf der Höhe der Wissenschaft steht, besucht sie täglich und ist unablässig bemüht, die Strahlen der Vernunft zu belauschen, die etwa hervordringen bei denen, deren Krankheit heilbar ist, jeden schwachen Funken dieser Art anzufachen und zu hegen, diejenigen aber, für die alle Hoffnung verloren ist, sanft zu beruhigen, jeder ein freundliches Wort zu sagen, und die, welche zu bösen Streichen getrieben werden, nur daran zu verhindern, nicht sie etwa zu strafen, denn, ach! sie wissen ja nicht, was sie thun. Sie haben auch einen Priester und eine eigene Kapelle, wo sie beten, und zwar, wie uns die Nonne sagte, mit vieler Andacht beten, und wo die Wüthendsten ruhig werden.

Ich war voller Ungeduld, sie zu sehen. Die Nonne ließ uns in einen Korridor eintreten, im ersten Stockwerk, von dem ein Balkon auf einen Hof hinausführte, und von dem man in hübsche Zellen hineintrat, die ausgeweißt und gedielt und mit einem Bett und einigen leichten Möbeln versehen waren. Es sind dies die Schlafgemächer derjenigen Geisteskranken, die keiner speziellen Aufsicht bedürfen. Wir sahen zwei derselben, die uns in verschiedener Beziehung interessant waren. Die Eine war glücklich in ihrem Irrsinn. Außer einem ziemlich beträchtlichen Einkommen, dessen sie genoß, und das ihre Bedürfnisse weit überstieg, erfreute sie sich einer größeren Zufriedenheit in ihrem Zustande, als die meisten von uns im vollen Besitze der Vernunft. Als wir in ihre Zelle eintraten, fanden wir sie sitzend und mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Sie stand auf und begann mit lächelnder Miene allerhand gewöhnliches Zeug zu reden, das sich von der Conversation einer Frau mittlerer Klasse durch nichts unterschied, als durch den Mangel an richtigem Zusammenhang und Gehörigkeit. Diese arme Frau war ungefähr funfzig Jahr alt. Zwanzig davon hatte sie in diesem Hause zugebracht, immer heiter, immer glücklich, bei vollkommenster körperlicher Gesundheit, durchaus zufrieden mit der Freiheit, die man ihr gewährt; nie hatte sie sich beklagt, immer nahm sie die Nonnen mit Lachen und Freude auf, so oft sie kamen, und der einzige Vorwurf, den sie ihnen machte, war nur der, daß sie sie nicht oft genug besuchten, gleich als wenn die Arme ein Bedürfniß gefühlt hätte, vom Ueberfluß ihres Glückes Anderen mitzutheilen. Ihre Geisteskrankheit besteht in dieser absoluten Zufriedenheit, zu der sie vielleicht durch große Leiden gekommen ist. Sie ist ein glückliches Wesen, aber nur, weil sie nicht bei Sinnen ist. Ein Blick in die öde Nacht ihrer Vernunft, wenn sie ihn thun könnte, würde sie unfehlbar tödten. Ich habe nichts Zufriedeneres, nichts Fröhlicheres und in sich Süßeres gesehen, als dies gute Flamändische Gesicht; es war ein Ausdruck darin, als wollte die Seele, die daraus sprach, uns alles Gute und Liebe zuwenden! und doch ließ sie uns hinausgehen, ohne uns mit einem Worte zurückzuhalten, nahm ihren Strickstrumpf wieder vor und setzte mit diesem ihr Gespräch fort, als ob es ein Hörer und Mitsprecher, gerade wie wir, für sie wäre. Ich sah sie von außen durchs Fenster — sie lächelte unaufhörlich, offenbar aber ohne das geringste Bewußtseyn von dem, was eben um sie vorgegangen war, ohne irgend eine Erinnerung an unseren Besuch. Nichts in ihren Zügen verrieth ihren Irrsinn, wenn nicht freilich ein stetes Lächeln das sicherste Zeichen von Irrsinn ist auf einem menschlichen Antlitz.

Die Andere war ein Mädchen von einigen dreißig Jahren, ziemlich häßlich, aber mit einem klugen Gesicht, das den Ausdruck einer gewissen Charakterfestigkeit trug. Mit großen Schritten spazierte sie den Korridor auf und ab, schweigend und stolz, mit der Miene einer Frau, die einem unglücklichen Geschicke verachtend Trotz bietet. Liebe über ihren Stand hat sie verrückt gemacht. Sie ist in den Gouverneur der Provinz verliebt, den sie nie gesehen hat, und der, wenn ich glauben darf, was man mir über ihn berichtet, durchaus gar nichts von dem Anziehenden eines Romanhelden an sich haben soll. Die unglücklichste Leidenschaft hat sie also verrückt gemacht — eine in doppelter Hinsicht ungehörige Liebe: Liebe eines Mädchens über ihren Stand, und eines häßlichen Mädchens. Wer möchte uns sagen, was diese arme Kranke gelitten hat, ehe sie der Irrsinn befreit hat von ihrer Quälerin Vernunft, und ob es nicht vielleicht das Mißgeschick, einen jungen Mann ihres Standes, den sie vielleicht im Stillen geliebt, nicht zum Gatten kriegen zu können, und der täglich sich erneuernde Schmerz, daß es ihr versagt worden, ihre Seele durch die unseligen Züge ihres Antlitzes hindurchblicken und hindurchsprechen zu lassen — ob es nicht vielleicht das Mißgeschick und dieser Schmerz gewesen, was sie in diesen Wahnsinn einer ehrsüchtigen Liebe zu einem hohen Staatsbeamten hineingetrieben? Trauriger Zwiespalt der Natur! die Eine ist schön wie ein Engel, und ihr Aeußeres verspricht das herrlichste Innere — und sie ist herzlos und hohl; und eine Andere verbirgt den köstlichsten Schatz von Zärtlichkeit und Liebe und wonnevollster Hingebung in ihrer Brust — aber ihr Gesicht ist von zurückstoßender Häßlichkeit. Und doch verlangt solcher Reichthum der Seele nach Luft und Raum, sich zu entfalten und auszubreiten, und findet er ihn nicht, so zersprengt er das arme Geschöpf, in welches Gott ihn gelegt. Ist das Hirn eines solchen Wesens schwach, so löst sich sein Verstand und entfliegt ihm, und mit dem Verstand diese wirkliche Welt, in der es durch Häßlichkeit verdammt war, das Glück der Liebe nicht zu empfinden; und eine Welt sanfter mitleidiger Täuschung öffnet sich ihm dafür, wo es dann schön ist, wo es zu lieben wagt und jeden Tag erwartet, daß der Geliebte kommen wird. Widersteht solch gezeichnet Haupt aber allen Aengsten des Mißgeschicks, so schleppt es wohl noch eine Zeitlang seinen Verstand mit sich herum, ringt in den schlaflosen Nächten mit dem finstern Verhängniß — aber mit einem Male brennt die Lebensflamme so dunkel, so schwach — die Welt sagt, es sey ein Fehler in der physischen Organisation — von Jugend auf habe sie den Keim zum Siechthum, zur Schwindsucht in sich getragen; warum nicht? habe sie doch auch ihre Häßlichkeit schon mit auf die Welt gebracht; der Arzt geht aus und ein und verschreibt und verordnet, bis eines Abends die arme Seele ruhig und glücklich, aus dem Leibe, der sie so unbarmherzig unterdrückt hat, davongeflogen ist — mit Ansprüchen auf namenlose Entschädigungen, o mein Gott! denn welche Qualen sind schmerzlicher und unnützer, wie uns wenigstens scheinen muß, als die sie gelitten? —

Unsere arme Kranke mit ihrer fixen Idee ist nur geistig dieser Welt und den Qualen derselben entrückt. Sie träumt von nichts als von ihren künftigen Prachtzimmern im Gouvernements-Palast, von ihrem Titel, ihren Ehren, von Karossen und Livreen, und schreitet stolz einher, nicht anders, als wenn sie wirklich schon das wäre, was sie ihrem Wahne nach sehr bald werden muß. Jeden ihrer Tage belebt und erheitert die Hoffnung; ihre Haft betrachtet sie als die letzten Machinationen und Kabalen der Familie des Gouverneurs und erwartet jeden Morgen aufs neue, daß man sie aus derselben erlösen und mit einem Prachtgefolge in das Haus ihres Bräutigams hinwegführen werde. Von ihrer Häßlichkeit hat sie gar keine Ahnung; in dem einzigen Spiegel, der ihr schmeichelt, in ihrem Irrsinn nur betrachtet sie sich, und da findet sie sich schön gerade in der Art, wie, ihrer Meinung nach, eine vornehme Dame seyn muß, Züge und Ausdruck mehr würdevoll und edel als lieblich und hübsch, die Gestalt majestätisch, und was dergleichen mehr ist. Gleichgültig mit Geringschätzung sah sie uns an; sie erwartete ohne Zweifel das Gefolge, das sie zur Trauung abholen sollte, und da sie uns nun in unserer einfachen Kleidung ohne Degen und Epaulettes gewahrte, schien sie zu sich selber zu sagen: Das sind nicht die, die ich erwarte. Der lebhafte Wunsch, sie reden zu hören, wurde in mir rege, und ich ersuchte unsere Führerin, sie heranzurufen. Es geschah; unwillig, mit stolzer Verdrießlichkeit kam sie auf uns zu. — „Diese Herren wünschen Sie zu sprechen“, sagte die Nonne zu ihr mit freundlichem sanftem Tone. Mit theilnehmender Miene näherten wir uns. — „Mich?“ erwiederte sie. — „Ja, Sie.“ — Sie zuckte ein wenig die Achseln und wandte uns den Rücken, durchaus als wäre es unter ihrer Würde, uns ein Wort zu gönnen.

Die Nonne führte uns darauf in den Saal, wo die gutmüthigen Irren sich aufhalten, die, welche fromm sind, wie sie uns mit ihrer lieblichen Stimme sagte. Keine Arbeit ist ihnen auferlegt. Die Einen stricken, weil sie eben Lust dazu haben; Andere sitzen ruhig da; wieder Andere stehen ganze Tage lang, fast ohne sich zu rühren, ohne das geringste Zeichen von Ermüdung. Wie man sie Morgens gesehen, in derselben Stellung findet man sie Abends wieder, unbeweglich starr stehen sie da, sehen nichts, hören nichts, reden nichts, alle Willensregung, alles Bewußtseyn wie erstorben und verloschen in ihnen, und mit dem Willen zugleich sein äußeres Zeichen, die Bewegung. Sie schlafen weder, noch wachen sie eigentlich; es ist förmlich das vegetirende Leben der Pflanze, das sie führen, die sich nur bewegt, wenn der Hauch des Windes sie trifft; sie rühren sich nicht von der Stelle, und man muß sie nach ihren Betten hinziehen, wenn sie sich niederlegen sollen. Ein Theil hält den Kopf auf die linke Schulter geneigt, ein Theil auf die rechte; Andere wechseln Worte mit einander, ein förmliches Gespräch, dem äußeren Anschein nach, aber ohne allen Sinn und Zusammenhang; Einzelne murmeln, auf ihren Stühlen knieend, Gebete, in die sie die ungehörigsten Dinge mit hineinmischen; Andere reden ganz leise mit sich selber. Es ist ein Zusammenseyn von Wesen, die einem Geschlechte angehören, aber weiter auch nichts; *eine Gesellschaft* ist es nicht zu nennen; sie berühren einander und verharren in der vollkommensten Isolirung gegen einander; sie reden mit einander, und Keiner weiß, was der Andere sagt; sie sehen sich alle an einem und demselben Orte und fragen nicht, warum sie da sind. Weder Neigung, noch Haß, durchaus gar kein Gefühl von Unterschied, von irgend einer Verschiedenheit oder Ungleichheit giebt sich kund; nicht einmal den Instinkt einer Heerde Thiere haben sie. Nur ein Paar sahen auf, als wir durch den Saal gingen; die Arbeitenden schienen noch die meiste Aufmerksamkeit zu verrathen; um die Hände mit Ordnung zweckmäßig zu bewegen, wie sie thun, dazu muß allerdings noch eine Art von Verstand, wenn auch nur der Verstand einer Maschine, gehören. Zwei oder Drei traten an uns heran und betrachteten uns mit scheuem, ängstlichem Blicke, sey es nun, daß wir ihnen als Wesen einer ganz anderen Art erscheinen, oder sie an irgend Etwas erinnern mochten, das sie in einer Welt, in der sie nicht mehr waren, einst gekannt hatten. Trotz des tiefen Gefühls von Erbarmen und Mitleid, das mich bewegte, war ich doch in beständiger Furcht, ob meine stolze Vernunft mitten unter diesen Trümmern menschlichen Verstandes auch ja nicht unbemerkt, im demüthigsten Incognito so zu sagen, bleiben würde, und konnte es kaum glauben, daß diese armen Frauen wirklich zu keiner schmerzlichen Vergleichung ihres Zustandes mit dem unsrigen aufgefordert werden dürften durch unsre Anwesenheit. Die Nonne versicherte es mir. Keine dieser Unglücklichen besaß das Vermögen der Vergleichung; — von Schmerz oder Neid in ihnen konnte also keine Rede seyn. Ich war der Gegenstand der Neugier für sie, nicht sie für mich. Entsetzen ergriff mich bei dem Gedanken, daß diesen Armen ein vernünftiges Wesen vielleicht gerade als das Seltsamste und Thörichtste erscheinen möchte, und daß sie, wenn ein solches in ihre Gesellschaft hinzgegeben würde, leicht wohl über die Vernunft spotten dürften und sich darüber aufhalten als über die ärgste Verrücktheit!

Die eigentlich Kranken und die, welche an das Zwangsbett gefesselt sind, befinden sich in einem abgesonderten großen Schlafsaal, der mäßig erhellt ist — denn die Mehrung oder Minderung ihrer Leiden hängt vom Grade des Lichtes ab. Wir sahen hier alte Frauen, die hohes Alter oder lange Dürftigkeit und gesteigerter Mangel in diesen Zustand gebracht hatten; als ich diese Todten sah, in denen das physische Leben das geistige überdauert hatte, die nur eben noch athmen, konnte ich doch, trotz aller Ergebung in eine höhere Nothwendigkeit, ein schmerzliches Warum? an das Geschick nicht zurückhalten in meiner Seele — warum der Tod so lange diesen Betten, wo jene Armen schon kalt und steif wie Leichen liegen, fern bleibt und im Nebenhause vielleicht — doch still! Es ist so. — Diejenigen, welche auf den Zwangsbetten lagen, waren jünger. Die Arme durch die Jacke gefesselt, das Auge brennend und feucht, das Gesicht voller Schweißtropfen, den Ingrimm der Bezwungenen in den Zügen, als wären sie in einem ungleichen Kampfe besiegt worden, lagen sie nicht sowohl, sondern waren vielmehr dahin-

gestreckt zu nennen — und nur ein Gedanke, sah man, ging in ihrem zerstückten Hirne auf und ab, der Gedanke, sich ihrer Bande zu entledigen. — „Sehen Sie diese dort, sagte unsere Führerin zu uns — kaum drei Mann würden im Stande seyn, sie zu zwingen, wenn sie los wäre.“ — Ich trat ganz nah an das Bett heran. Eine junge Frau lag darauf, fürchterlich zugerichtet, mit hohlen entflammten Wangen, Wuth athmend, aber mit einem ungemein edlen und interessanten Gesicht; offenbar waren es nicht die alltäglichen gemeinen Leiden, die sie in diesen Zustand des Jammers gestürzt hatten, vielleicht war ihr Wahnsinn nur eine zu starke gewaltige Seele, der allzuschwache Organe zu ihrem Dienste mitgegeben worden. Ich fragte nach ihrer Geschichte. Man konnte mir keine Antwort geben. Die Familien, die eines ihrer Mitglieder in die Anstalt bringen, halten die Ursach solcher traurigen Zerstörung in der Regel geheim — denn oft genug wohl mag sie ihnen oder dem Opfer selbst zur Schande gereichen. Als wir an ihr vorübergingen, glaubte ich im Zucken ihrer Lippen eine Aeußerung von Kränkung über unser Anstaunen ihres Zustandes zu bemerken, jene bekannte Art von Schaam, die Verrückte empfinden, denen noch eine dunkle Erinnerung an ihre verlorne Vernunft geblieben ist. Vielleicht ist diese Unglückliche in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, schon erlöst. Offenbar war ihr Wahnsinn nicht bloß eine physische Desorganisation; ihr ganzes Wesen, Seele und Leib, mußten zugleich ergriffen worden seyn von einem und demselben Uebel, und sie verbrannten langsam auf ihrem Bett, und alle Linderungen, die die erfinderische Barmherzigkeit der guten Nonnen für sie ersann, blieben wirkungslos. „Sie hat nicht mehr weit“, sagte die junge Schwester, und dies Wort, dies kalte strenge Wort, sprach sie mit einem so himmlischen Tone, daß ich in ihrer Gestalt den guten Engel, den die Religion einem von uns ertheilt, vor mir sah, wie er seinen irdischen Gefährten sterben sieht, mit jener leisen süßen Wehmuth eines Wächters, der da weiß, wohin das ihm anvertraute Wesen geht, wenn es vom Leben scheidet.

„Nun wollen wir die Rasenden sehen, die trotz ihrer Wuth eigentlich nicht krank sind“, sagte unsere Führerin, und wir stiegen in das obere Stockwerk hinauf. „Diese hier würden uns mit ihren Nägeln und Zähnen zerreißen, wenn wir sie losließen“, setzte sie hinzu. — Das von Wesen sagen zu müssen, die uns ähnlich sind, und die wie uns die Milch einer Mutter genährt hat — ein unnennbares Grausen befiel mich.

Damals waren nur Zwei solcher Unglücklichen in der Anstalt. Man hält sie in käfigartigen Zellen, die wohlverwahrt, dick und mit einem starken hölzernen Gitter als Thür versehen sind, eingesperrt. Die Erste, zu der wir kamen, stand ganz aufrecht, das Gesicht gegen das Gitter gedrückt, die Hände krampfhaft daran festgeklammert. Die Phantasie pflegt sich im Voraus ein Bild zu entwerfen von dem, was man sehen soll. So war ich auf ein wüthendes Gesicht, auf blutdürstige Augen gefaßt, aber die Wirklichkeit widerlegte diese Vorstellung sogleich. Ich sah eine alte runzlichte Frau, mit einer trübseligen, durchaus unbedeutenden Physiognomie — allerdings mehr einen Ausdruck der Härte als der Sanftmuth darin; auf ihr Gesicht, wie sie einem so erschien, hätte man ihr die Freiheit gegeben. Sie sagte uns einige Schimpfwörter, ganz kalt, mit monotoner Stimme, als ob nur ihr armes Gedächtniß das Böse an ihr wäre; vielleicht hatte sie uns nur schmeicheln wollen. Dennoch aber bin ich gewiß — und meine Phantasie spielt mir hier keinen Streich, sondern ich berichte nur ein Faktum meiner Augen —, unter ihren welken Lippen lange weiße Zähne deutlich bemerkt zu haben, das Einzige, wodurch sie mich an ein wildes Thier erinnerte. Dies war denn freilich genug, das schwere Gitter begreiflich zu finden. In Freiheit gesetzt, hätte sie ihren Wohlthäterinnen dafür in die Hände gebissen. So viel ich mich selber dagegen sträubte, war doch hier mein Mitleiden erkaltet. Diese Unglückliche wurde mir zu einem Gegenstand des Abscheus — ich konnte sie nur als ein Monstrum der Natur betrachten, die hier die Seele eines reißenden Thieres in einen Frauenleib gebannt hatte.

Das Mitleid kam mir wieder beim Anblick des elenden Wesens, das in dem daranstoßenden Käfig schmachtete, obgleich ihr Wahnwitz noch schrecklicher war, als der der Alten mit den langen Zähnen. Das Gitter ihres Käfigs war noch mit einer Klappe verwahrt, so daß nur durch eine geringe Oeffnung Licht und Luft zu ihr drang: das helle Tageslicht hätte sie zur wildesten Raserei entflammt. In engerer Haft als ein wildes Thier, als die gefährlichsten Mörder, sind ihr Licht und Luft auf's empörendste zuwider und bringen ihr die empfindlichsten Schmerzen, wie spitze Pfeile, zu Wege — und so liegt dies Wesen, dies Ding, für das kein Name mehr ist, halb nackt, in ewiger Finsterniß, in einem Klump, ein fürchterliches Räthsel, auch für die spezielle Kunst, die sich die Krankheiten des Geistes zum Gegenstande ihrer Forschung gemacht hat; ich hörte sie stöhnen in ihrem Dunkel, in dem man kaum eine Spur ihres Gesichtes unterscheiden konnte, das sie mit verschränkten Armen bedeckte, als wollte sie es noch verwahren gegen den kargen Lichtstrahl und Lufthauch, die man ihr hatte lassen müssen. Man könnte selbst toll werden, wenn man solchen Dingen nahe tritt und ein Herz im Busen trägt. Was in diesem Wesen wohl vorgehen mag? Wer sagt uns, daß eine solche Behandlung, die sich in Nichts von der furchtbarsten Strafe unterscheidet, die richtige ist, die geeignetste, einem solchen Uebel zu begegnen, oder auch nur die Qualen des Todes abzustumpfen? Erscheint es nicht als eine förmliche Parodie, als die bitterste Verhöhnung der Barmherzigkeit, daß dies sanfte, liebreiche, fromme Mädchen einem menschlichen Wesen Speise und Trank reicht, das in einem Käfig schmachtet, in dem es kaum lang ausgestreckt liegen kann? Mir war ganz wirr zu Sinne. Man sollte seine Vernunft nicht auf solche Weise in Versuchung führen; ein wüstes Entsetzen ergreift sie, wenn sie an solchen Beispielen sieht, wie es mit ihr bestellt ist, und wie geringe Heilmittel ihr verliehen sind gegen ihre eigenen Krankheiten. — Ich verlangte in den Hof hinunter; das Stöhnen aus dem Käfig drückte meine Seele wie ein Alp; ich mußte in die Luft, an's Sonnenlicht, um nur die Pein wieder los zu werden.

Im Hofe fand ich wieder andere Irre — wohl an zwanzig Personen, einige auf den dürren Rasen hingestreckt, andere an die Mauern gelehnt und zum Himmel emporschauend, aber mit Blicken, in denen auch nicht die geringste verworrene Spur von einem Anrufen oder einer Hoffnung zu suchen war, auf deren Stupidität der Azur des Himmels keine andere Wirkung machte, als eine finstere Höhle darauf hervorgebracht haben würde. Es waren dieselben Stellungen und Geberden aus dem inneren Saale, die ich hier auf dem Hofe wiederfand. Mehrere kamen an uns heran und baten uns, wir möchten ihnen die Freiheit geben; sie waren sämmtlich gegen die junge Nonne aufgebracht. Eine, eine alte Frau mit einer Brille, mit emphatischen Geberden und dem Tone eines Marktschreiers, drohte uns, sie werde an den König schreiben, wenn man sie nicht frei ließe. Eine Andere, welche die Zwangsjacke anhatte, eine dicke Frau von höchst grobem und plumpem Aeußeren, mit einem Schnurrbart und einem Kinnbart, einer Männerstimme und wuthsprühenden Augen, hub an, die junge Nonne auszuschmälen, wie die Weiber aus der untersten Volksklasse einander thun, und überhäufte sie mit einer Fluth der gemeinsten Schimpfwörter. Die Nonne erröthete nicht einmal darüber; die meisten dieser Schimpfwörter hatten gar keinen Sinn für sie; sie hätte sie öfter als einmal hören können, ohne sie zu hören; ihr Gedächtniß war nicht minder keusch und rein als ihre Seele. Ich werde es nie vergessen, mit welcher Anmuth sie die Unglückliche zu besänftigen suchte, wie sie ihr sanfte freundliche Worte sagte und ihr auf die Schulter klopfte mit dem hübschen Händchen. Aber der Zorn der Verrückten war nicht zu beschwichtigen, und sie hörte nicht auf, hinter uns herzuschimpfen, bis eine Andere, die in einem Zustande völliger Blödsinnigkeit war, von abschreckender Häßlichkeit, mit herabhangenden Lippen, stierem Auge und dabei taubstumm, auf sie zukam, sie unter den Arm nahm mit liebkosender Miene und nach der anderen Seite mit hinzog. Dieser folgte sie, wie ein Kind der Mutter. Und dies war von Allem, was ich in diesem Hause des Jammers gesehen, das Auffallendste und Räthselhafteste für mich: eine Freundschaft zwischen zwei Verrückten; ein Strahl des Herzens bei vollkommener Nacht des Geistes.

Es war Zeit, zu scheiden. Eine Stunde im Irrenhause verbracht, ist beinah eine zu starke Probe, auf die man seine Nerven setzt. Wir gingen durch einen der Gänge im Erdgeschoß, wo die Zimmer der Nonnen sind. Eine von ihnen saß am Klavier und spielte ein geistliches Lied. Die wenigen Töne, die davon zu mir drangen, machten einen wohlthätigen Eindruck auf mein erschüttertes Herz; es kam so unerwartet, war so ungemein süß, diese wenigen harmonischen Töne in diesem Hause des Unglücks und des Entsetzens, wo auch die menschliche Stimme ihren natürlichen Klang verloren hat und nur noch ein langes artikulirtes Seufzen und Stöhnen ist.

Als wir unserer Führerin gedankt und uns empfohlen hatten, und nun wieder auf der Straße standen, da spürte ich's erst, was ich mir zugemuthet hatte: meine Beine trugen mich kaum aufwärts. Immer stand das unglückselige Wesen vor meinen Augen, das ich in dem finstern Käfig liegen gesehen; dies an allen Gliedern gefesselte arme grausenerregende Geschöpf mit seinem schäumenden Munde und lichtlosen Auge, vor dem auch seine eigene Mutter entsetzt zurückgeflohen wäre. Im Alterthum hätte man es in einen Abgrund gestürzt — wir ernähren, pflegen, kleiden es, bis es stirbt. Auf welcher Seite ist das größere Erbarmen?

Auch das Männer-Irrenhaus zu Gent wird sehr gerühmt; ich sprach den Wunsch aus, auch dies zu besuchen.

— „Sie werden entschuldigen, wenn ich Sie dahin nicht begleite“, erwiederte einer der Herren, die so gefällig gewesen, mich in das Frauen-Irrenhaus zu führen; und er sprach diese Worte mit so bewegter Stimme, daß es mich gereute, jenen Wunsch geäußert zu haben.

Ach, es war nichts Geringes, was in seiner Seele vorging; nicht aus lässiger Bequemlichkeit versagte er mir jenen Dienst; alle Pflichten der Gastfreundschaft hatte er mit liebenswürdigster Güte vollauf erfüllt gegen mich; so alt er war, und so streng er sonst an seinen Gewohnheiten hing und danach lebte, so wär' er doch sicher zu jeder Aufopferung derselben bereit gewesen, mir in seiner Vaterstadt die Honneurs zu machen; — aber in jenem Irrenhause — hatte er einen Sohn!

Nisard.

Spanien.

Das numismatische Kabinet in Madrid.

(Nach der Revista Española)

Die Numismatik oder die wissenschaftliche Kenntniß der Münzen und Medaillen ist zuerst von den Spaniern betrieben worden, von welchen die übrigen Nationen sie erlernt haben. Aber gerade in ihrem Mutterlande machte diese Wissenschaft, wie noch so manche andere, nur geringe Fortschritte, weil das Joch der Inquisition, die sich nicht bloß auf geistliche Dinge beschränkte, zu schwer auf den Geistern lastete. Wenn auch die Italiäner von ihrem Petrarca rühmen, daß er zuerst antike Münzen sammelte und ihr Studium als ein nützliches empfahl, so beginnen die Annalen der Numismatik doch erst mit Alfons dem Weisen von Spanien, welcher der eigentliche Begründer dieser Wissenschaft war. Diese Behauptung des berühmten Florez bestätigt die gleichzeitige Geschichte jenes Königs. Der Chronikenschreiber Don Alfonso's, Antonio Panormitae, sagt, dieser Fürst sey ein so großer Freund von Denkmünzen gewesen, daß er, so viele er nur in Italien auftreiben können, gesammelt und in einem Kästchen aus Elfenbein aufbewahrt habe, welches er beständig bei sich führte; „denn es verschaffte ihm großen Genuß, die Bildnisse der antiken Helden zu betrachten, deren Anblick ihn zu edler Nacheiferung entflammte.“

Als die Italiäner bemerkten, wie sehr man nach diesen Schätzen be-

gierig war, die bis dahin unter den Trümmern ihrer antiken Paläste und Göttertempel unbeachtet gelegen, veranstalteten sie große Münzen-Sammlungen, die der numismatischen Wissenschaft einen mächtigen Schwung gaben. Das berühmte Werk Don Antonio Augustin's, Erzbischofs von Tarragona, welcher den Nutzen der antiken Münzen mit eben so viel Eleganz als Scharfsinn einleuchtend machte, spornte die Forscher Europas zur Erwerbung dieser kostbaren Denkmäler, die selbst von der Alles zerstörenden Zeit fast unberührt geblieben sind. In dem ganzen gebildeten Europa erschienen numismatische Werke; nur Spanien fehlte noch eine vollständige Sammlung seiner Münzen.

Unter der glücklichen Regierung Karl's III. schrieb Augustino Henrique Florez sein höchst schätzbares Werk über die alten Kolonieen und Munizipalstädte Spaniens, dem er als Anhang eine Beschreibung derjenigen Münzen beifügte, welche die alten Gothischen Könige vor der Maurischen Invasion schlagen ließen. Auch Lastanosa, Velazquez und andere gelehrte Spanier schrieben über Numismatik, und die Königliche Bibliothek zu Madrid hatte ihren Perez Bayer, der die Samaritanischen Münzen zum Gegenstand seiner gelehrten Forschungen machte.*) Es war sein Vorsatz, auch über die Alt-Spanischen Münzen zu schreiben; allein der Tod überraschte ihn vor der Ausführung. Zwei andere bei der Königlichen Bibliothek angestellte Gelehrte, Wamba und Bustamente, machten sich ebenfalls um die Münzenkunde verdient; ihre Werke liegen aber noch ungedruckt in dem Museum der Bibliothek.

Bei der folgenden Uebersicht betrachten wir die Münzen der Madrider Bibliothek nach den Sectionen, in welche sie vertheilt sind.

Erste Section.

Diese enthält zunächst die Münzen des alten Hispaniens, nach seiner Eintheilung in Lusitanica, Bötika und Tarragonense. Dann folgen die Münzen des alten Galliens, nach seiner Eintheilung in Aquitania, Lugduunense und Narbonense; diesen zunächst die (spärlich vorhandenen) Münzen der alten Völker und Könige Germaniens und Britaniens; und dann die prächtige Sammlung von Münzen des alten Italiens, nach seinen verschiedenen Staaten, als: Latium, Samnia, Brutium, Campania, Umbria, Hetrurien, Sicilien und Syrakus, mit ihren Königen und Tyrannen. Nur Rom ist ausgeschlossen, weil man diesem, als Haupt und Grundstein der von den Archäologen sogenannten zweiten Epoche, eine andere Stelle angewiesen hat. Den Italiänischen Münzen folgen die aus dem Archipelagus, aus Griechenland und Asien, von dem höchsten Alterthum bis auf die Zeiten der Römer-Herrschaft. Man findet hier Münzen der Satrapen und Könige Persiens, Mediens, Bithyniens, Cappadociens, Armeniens, des Pontus, Macedoniens, der Ptolomäer, des Lysimachos und der übrigen Nachfolger Alexanders des Großen. Auf unserer Wanderung durch diese Medaillen-Welt, die bis jetzt**) von Westen nach Osten ging, wenden wir uns nun südlicher und kommen so, von Ost nach West gehend, dem Punkt der Abreise wieder nahe. Dieser Rückweg führt uns an den Münzen Phöniciens, Palästinas, Aegyptens und der alten Staaten Nord-Afrikas in seiner ganzen Ausdehnung vorbei. Wo verschiedene Städte eines und desselben Reiches ihre besonderen Münzen haben, sind sie alphabetisch geordnet.

Zweite Section.

Diese beginnt mit den gewichtigen Asses, der ältesten Münze, welche die Römer besaßen, den Semisses, Quadrantes, Sextarien, u. s. w. Zunächst folgen die Konsularischen nebst denen der Römischen Familien, und dann die kostbare Sammlung von Goldstücken aus der Kaiser-Periode, die Silbermünzen und die bronzenen von jeder Größe, von Julius Cäsar bis auf den Byzantiner Konstantinus XIV.; ein Zeitraum, der vierzehn Jahrhunderte begreift. Diese zweite Section enthält auch eine Reihe von Talismanen, Hebräischen und Talmudischen Münzen, Siklen und anderen Geldsorten, die von den Christen der ersten Periode geprägt wurden.

Neuere Münzen.

Die neueren Münzen folgen derselben geographischen Ordnung, wie die erste Section, d. h. man geht wieder von dem äußersten Westen (Portugal und Spanien) aus. Die erste Stelle nehmen die Münzen der Sueven, Vandalen und Gothen ein; dann folgen die der Araber, und zuletzt die Spanischen bis auf den heutigen Tag. Ein Sachverständiger könnte vielleicht einen Mißgriff darin finden, daß man zwischen die Gothischen und Spanischen Münzen die Arabischen eingeschoben hat, da doch die Könige des späteren Spaniens von den Gothischen Beherrschern abstammen. Die erste Abtheilung schließt mit König Rodrigo, der in der Schlacht bei Guadalete die Herrschaft über Spanien verlor; und die letzte mit dem Infanten Pelayo, dem Wiederhersteller der Gothischen Monarchie. Zwischen beiden befindet sich die Sammlung aus der Maurischen Periode, von Abdurrahman, dem ersten Könige Cordova's, bis auf Boabdil den Kleinen, den letzten der Könige Granada's. Nach den Spanischen Münzen kommen die Münzen Frankreichs, nämlich die der Ostgothischen, Longobardischen, Normännischen Könige, des Mittelalters und der neueren Zeit. Diesen reihen sich die Münzen der kleinen Italiänischen Staaten an; ferner die Englischen, Deutschen, Russischen, Türkischen u. s. w., und endlich die Geldsorten der neueren Staaten Afrika's und Asiens. Ueberall ist man streng chronologisch zu Werke gegangen.

Medaillen.

Die kostbare Sammlung von Medaillen aus jeder Art Metall, die zum Andenken an denkwürdige Begebenheiten geschlagen worden, bilden die letzte Section des Kabinettes. Bei Anordnung derselben ist man wieder derselben geographischen und chronologischen Ordnung gefolgt, wie in den obgenannten Sectionen. Man findet hier unter Anderem eine schöne Sammlung silberner Medaillen, die an alle Großthaten Napoleon's erinnern, und die ganze Reihe goldener, silberner und bronzener Schaustücke der Päpste und Kardinäle.

Außer den Münzen und Medaillen enthält das Kabinet eine reiche und schöne Sammlung von Abdrücken in Siegellack und Gyps, welche dem, der Numismatik studiren will, zur Anleitung übergeben werden. Endlich bewahrt es noch eine kleine Anzahl Medaillen aus feinen Holzarten mit herrlichen Reliefs und einige aus Stein.

Die Münzen sowohl als die Medaillen liegen in ihren respektiven Kasten und Kartons ohne Unterschied des Metalls, aus dem sie geschlagen sind. Man ging nämlich bei der Classification von dem Grundsatze aus, daß es eine kindische Spielerei wäre, Münzen von einerlei Metall auf Kosten der Chronologie an einander zu reihen. Wo es jedoch zulässig war, hat man auch dafür gesorgt, daß das Auge durch den Anblick der Münzen erfreut werde, wie z. B. bei den Gold- und Silberstücken der Cäsaren, bei denen der Griechen, der Gothen, Araber und des neueren Spaniens.

Die Zahl der Münzen und Medaillen des Museums beläuft sich auf 90,227. Darunter sind: 2672 goldene; 30,672 silberne; 51,186 bronzene; 30 hölzerne; 835 aus Siegelwachs, und 4386 aus Gyps. Alle diese Stücke liegen in 1439 Kasten aus Nußbaumholz, die in 38 großen Bücherschränken aus Mahagony, mit vergoldeter Skulptur und kostbaren krystallenen Thüren, verwahrt werden. Die Malereien an der Decke des Saales stellen den Streit um den Apfel und andere Scenen aus der Mythologie dar. Die äußeren Verschönerungen dieses Lokals, wie der großartigen Königlichen Bibliothek überhaupt, verdankt man dem Bibliothekar Gonzalez.

*) Man kennt O. G. Tychsen's (Professors in Rostock) Streit mit Bayer, der dem Deutschen Orientalisten eben nicht zur Ehre gereichte.

**) Nota bene: nicht in der Aufzählung, sondern im Lokale.

Mannigfaltiges.

— Die heiligen Stiere in Indien. Es gewährt oft einen traurigen Anblick in Indien, Tausende von armen Menschen vor Hunger umkommen zu sehen, während die der Gottheit Siwa geweihten Stiere in solchem Ueberfluß erhalten werden, daß sie nichts als die ausgesuchtesten Speisen zu sich nehmen wollen, und zwar thun sie dies gewöhnlich mit einem augenscheinlich schon halb abgestumpften Appetit. Diese Stiere sind nur klein, aber sehr schön; ihr Hals strotzt oft von Fett, das ihnen bis über die Beine herunter hängt. Es läßt sich bei solcher Gelegenheit die schmerzliche Wahrnehmung gar nicht unterdrücken, daß die reichen Hindus mit grausamer Gleichgültigkeit auf das Elend ihrer Nebenmenschen blicken, während sie dem ihren Gottheiten geweihten Vieh, so wie den empfindungslosen Holzblöcken, welche das widerwärtige Bild ihrer Götter darstellen, so viele Nahrungsmittel vorsetzen, als nöthig gewesen wären, um ganze Familien vor dem Hungertode zu bewahren. Die Brahmanen-Stiere sind gewöhnlich von der Größe unserer zweijährigen Kälber; doch in einigen Distrikten, namentlich in Guzerat, findet man sie zuweilen so groß wie die Ochsen von Durham. Man sieht sie häufig in den Basaren, wo sie, ohne Umstände zu machen, in die Läden eintreten, das dort zum Verkauf ausgestellte Getraide zu fressen anfangen und oft Alles umwerfen, was ihnen im Wege steht. Der gute Hindu, dem der Laden gehört, ist zwar darüber etwas verdrießlich, sieht aber doch den Exzessen des Thieres mit religiöser Gelassenheit zu, da er es nicht wagen würde, sich dem heiligen Vieh zu widersetzen. (Oriental Annual.)

— Brahmanen-Enten. Die Reisenden pflegen viel von den heiligen Stieren und Affen der Brahmanen zu erzählen; was mich betrifft, so habe ich Gelegenheit gehabt, Brahmanen-Enten kennen zu lernen. Ich wußte mir nie zu erklären, wodurch wohl diese Schwimmvögel in den Ruf der Heiligkeit gekommen seyn mochten. Folgende Legende verbreitet einiges Licht über den Gegenstand. Die Seelen der Sünder, so wird erzählt, seyen einst in die Leiber der Enten gefahren, in welcher neuen Gestalt sie mit einem so heftigen Geschlechtstriebe gestraft wurden, daß sie in Folge desselben die unsäglichste Pein und Qual erlitten. Das Männchen und das Weibchen werden, wie man sagt, durch eine unwiderstehliche Gewalt fortgerissen, sich mit Sonnen-Untergang von einander zu entfernen; sie fliegen beide entgegengesetzten Ufern zu, während jedes von ihnen sich einbildet, daß sein Gatte das Nest muthwillig verlassen, und daher mit dem ängstlichsten Schrei demselben flehentlich zuruft, sich nur bald wieder bei ihm einfinden zu wollen. Die unglückliche Lage dieser jammernden Thiere hat das Mitleid der wohlwollenden Brahmanen gerührt, und sie haben demnächst das Loos der dem Zorn der Götter anheimgefallenen Geschöpfe durch die Ehre und den Schutz ihres Namens einigermaßen lindern wollen.

(Views of India, illustrated by Miss Roberts.)

— Eine neue Handelsstraße in den Vereinigten Staaten. Binnen kurzem wird in den Vereinigten Staaten eine neue Straße zwischen New-York und New-Orleans eröffnet werden, die den Namen „Atlantic sea board line" führen wird. Ein Verein von Bostoner Kapitalisten hat von der Regierung von Florida die Erlaubniß erhalten, eine Eisenbahn anzulegen, die das Gebiet zwischen dem am Meere gelegenen St. Augustin und der Mündung des Flusses „Suwaney", der sich in den Golf von Mexiko ergießt, verbinden soll. Auf der anderen Seite werden Kaufleute von New-York und Charleston vermittelst Dampfschiffen oder anderer Fahrzeuge die Communication zwischen den eben genannten beiden Städten, und eine andere Gesellschaft die Verbindung mit Savannah, so wie endlich Kapitalisten von St. Augustin die Communication zwischen dem Meerbusen von Mexiko und New-Orleans unterhalten. (N. R. d. V.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 151. Berlin, Freitag den 18. Dezember 1835.

England.

Musical history, biography and criticism. (Biographische und kritische Geschichte der Musik von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart.) Von George Hogarth. London, 1835.

Ein Handbuch, wie dieses, war ein großes Bedürfniß in der musikalischen Literatur Englands. Für das Britische größere Publikum, das wohl unter anderen Gegenständen der allgemeinen Belehrung auch von der persönlichen Geschichte berühmter Musiker, von den Blüthezeiten der Composition und von der allmäligen Vervollkommnung dieser Kunst gern etwas lesen möchte, können die gewichtigen Quartanten von Burney und Hawkins nichts Anziehendes haben. Diese Geschichtsschreiber werden mehr genannt als gelesen; wäre aber auch der Preis ihrer Werke von der Art, daß sie in einer modernen Bibliothek Platz finden könnten, so würden doch wenige Leser so viel Geduld und Zeit haben, um sich zu ihrer Unterrichtung durch so weitläufige und ausführliche Abhandlungen durchzuarbeiten. Die von jenen Schriftstellern zusammengetragenen Materialien versinken also für den größten Theil des Publikums in den Staub des Alterthums und nutzen fast so wenig, als wenn sie gar nicht vorhanden wären.

An und für sich genommen, ist die Geschichte der Musik, das kann man nicht leugnen, ein trockener und langweiliger Gegenstand. Ihr bedeutendster praktischer Werth ist chronologische Genauigkeit; hat der Leser diese erlangt und einen Ueberblick über die verschiedenen Standpunkte gewonnen, welche die einzelnen Nationen mit Hinsicht auf diese Kunst einnehmen, so ist er oft eben so sehr, wie der philosophische Geschichtserzähler, im Stande, sich seine eigenen Vermuthungen über die Ursachen zu bilden, die den Genius der Musik in dem einen Jahrhundert oder Lande zur Entwickelung gebracht, in dem anderen unterdrückt haben. Die fein gesponnenen Theorieen und sogenannten philosophischen Untersuchungen, auf welche in der Geschichte der Musik so viel Gewicht gelegt worden ist, sind gewöhnlich mehr Schaustücke eines scharfsinnigen Geistes, als wirklich nutzreiche Offenbarungen der Wahrheit.

Um jedoch nicht in den Fall zu kommen, daß der historische Theil seines Werkes ein bloßes Gerippe von Daten und trockenen Thatsachen darbiete, hat unser Autor demselben biographische Notizen über ausgezeichnete Komponisten eingeflochten, die der Wahrheit so getreu und so brauchbar sind, als man es nur verlangen kann, und die gewiß Jedermann willkommen seyn werden. Diese Lebens-Beschreibungen sind aus vielerlei Quellen entnommen und enthalten manches Schätzbare und manche neue Anekdoten, die bisher nur zerstreut zu finden waren und sich zum Theil unter der allgemeinen Tages-Literatur verloren. Musikalische Biographieen dürften vielleicht mehr als alle andere die Neugier reizen. Ein Tondichter, der uns durch seine metaphysische Sprache bezaubert, erweckt in uns den Wunsch, etwas von seinem häuslichen Leben und Ton zu erfahren; aber ach! nur zu oft finden wir uns in unseren Vorstellungen durch das völlige Gegentheil von dem, was wir erwarteten, recht lächerlich getäuscht. Solch ein Räthsel ist der Mensch! Dennoch sind wir dem Verfasser dankbar für die von ihm gesammelten Thatsachen, wenn diese auch nur dazu dienten, das wunderliche Wesen des Genius und die Unbegreiflichkeit seiner Natur zu zeigen; und wenn auch Herr Russell, als er im Jahre 1824 in Wien war, Beethoven in einer Schenke aufsuchen mußte und ihn dort in einem Winkel sitzen fand, „in Zeitungen vertieft, Bier und Wein trinkend, Käse und Bücklinge essend und sich überhaupt höchst sonderbar geberdend", so ist dadurch doch unser Entzücken an seinen Adagios nicht um ein Jota geschmälert worden; ja, es möchten ihm sogar vielleicht seine genialsten Gedanken bei jener pikanten Kost zugeflossen seyn. Jedenfalls läßt sich unsere Phantasie gern durch solche Erzählungen in die Vergangenheit leiten, es macht ihr Vergnügen, einmal rückwärts zu leben und in Gesellschaft des sanftmüthigen Corelli, des närrischen Purcell, des leidenschaftlichen Händel und des empfindsamen und anmuthsvollen Mozart der Erfahrung vorauszueilen.

Der dritte Bestandtheil des Hogarthschen Werkes, seine Kritik, die von echter Liebe und Würdigung des Tüchtigen beseelt ist — wenn man sich auch über manche Punkte geneigt fühlte, eine Lanze mit ihm zu brechen — flößt seinem Buche Leben und Geist ein. Der Verfasser ist frei von den engherzigen pedantischen Ansichten, die dem Kritiker von Profession leider sehr oft ankleben, und beeifert sich, dem Vortrefflichen in jeder Gattung — vom Oratorium bis zur Ballade — den ihm gebührenden Antheil von Bewunderung zu zollen. Darin stellt er ein herrliches Beispiel auf, denn der höchste musikalische Geschmack ist der umfassendste; er legt bei seinem Urtheil zwar einen hohen Maaßstab an, aber er verwirft keine Art von Originalität, wenn ihr Grad auch noch so niedrig ist; und so lange ein musikalischer Kunstrichter kein Gefallen an schlechtem Zeuge findet, können diejenigen, welche in demselben Weinberge mit ihm arbeiten, ihn immer getrost empfehlen und ihm kleine Irrthümer zu Gute halten. Was die Kunst der Verbreitung gediegener Urtheile verdankt, das kann ihr Fortschritt in England seit den letzten sieben bis acht Jahren beweisen. Während dieses Zeitraums ist das Feld der musikalischen Kritik von eifrigen Verehrern klassischer Harmonie und reinen Geschmacks bebaut worden, und an die Stelle der sklavischen und schmarotzenden Anbeterei, die früher mit Künstlern und Compositionen getrieben zu werden pflegte, ist in den Schriften und Rezensionen über Musik ein durch hohen und gewissenhaften Kunstsinn sich auszeichnender Ton getreten. Schwerlich würde wohl gute Musik durch sich allein einen solchen Grad von Anziehungskraft erlangt haben, wie sie ihn jetzt unter uns ausübt, wenn der Zeitungsschwulst und die feilen Artikel kaufmännischer Spekulanten die einzigen Mittel zur Verbreitung von Einsicht gewesen wären. Nun aber die Theilnahme einmal geweckt ist und der Geschmack durch Kritiker geleitet wird, die sich durch wiederholte Bewährung das Vertrauen der Leser erworben haben, ist die Liebe zur Musik, vermöge dieser aus freier Liebe geschriebenen, unbefangenen Kritiken, eine Art von Freimaurerei geworden, und die Rezensenten, wenn sie auch ihre tägliche oder wöchentliche Plage etwas beschwerlich finden möchten, haben doch goldene Momente des Trostes, wenn sie sehen, daß, ungeachtet des beständigen Zunehmens der Zahl der Kunstjünger, widersprechende Ansichten, die früher das Gift der musikalischen Gesellschaften waren und den Marktschreiern freien Spielraum gewährten, immer mehr im Abnehmen sind. Zu dieser allgemeinen Ausbreitung des wahren Geschmacks wird das vorliegende Buch gewiß nicht wenig beitragen.

„Der Zweck des Verfassers ist", so sagt er uns selbst, „über die Entwickelung der Musik, über die persönliche Geschichte der ausgezeichnetsten Musiker und über den jetzigen Zustand der Musik in England und in anderen Ländern dasjenige mitzutheilen, was jetzt für jeden Gebildeten wissenswerth, ja unerläßlich erachtet wird. Er hat sich einer einfachen, verständlichen Sprache beflissen und alle technische Phraseologie und unerquickliche Erörterungen vermieden; dieser bedarf es auch gar nicht, wenn man über die Musik schreibt, die keine dunkle Wissenschaft, sondern eine der herrlichsten unter den schönen Künsten ist. Er ist, so weit der Plan eines gedrängten und für das große Publikum berechneten Buches es irgend zuließ, auf eine Prüfung der Werke der großen Meister eingegangen und dabei bemüht gewesen, solche kritische Grundsätze aufzustellen, auf welche sich ein gesundes Urtheil über musikalische Gegenstände bauen läßt. Seine Ansichten stimmen freilich nicht immer mit denen überein, die von Kritikern ausgesprochen werden, welche ihm überlegen sind; aber er ist auch sehr fern davon, eine zu hohe Meinung von den seinigen zu haben und sie für unfehlbar zu halten. Er mag von einem zu engen Gesichtspunkt ausgegangen seyn und sich auch (wie Manche seiner Meister) zuweilen vom Vorurtheil haben blenden lassen; wenigstens hat er sich aber seine Ansichten mit Ueberlegung gebildet, und Irrthümer, die darin vorkommen mögen, sind gewiß nicht die Folge absichtlich verkehrter Beurtheilung. Nachstehende Blätter enthalten eine Uebersicht von dem Zustande der Musik bei den Alten, eine Schilderung ihres Wiederauflebens im Mittelalter und eine Geschichte ihrer Fortschritte in Italien, Deutschland, Frankreich und England bis auf die gegenwärtige Zeit. Außerdem umfassen sie biographische Skizzen von den größten Musikern und kritische Bemerkungen über ihre Werke."

Herr Hogarth preßt einer Menge von Schriftstellern Beiträge zu seiner Geschichte der Musik aus; Anthony a Wood, Swift, Addison, der ehrenwerthe Roger North, Lady Morgan und Andere werden in Contribution genommen. Unter all den berühmten Namen und „berühmten Unbekannten", die in seinem Buche herhalten müssen, hat uns aber keiner besser gefallen, als Master Thomas Mace, Verfasser des „Denkmal der Musik", dessen Schilderung von der Absingung eines Psalms während der Belagerung von York im Jahre 1644 eben so sehr von tiefem Gefühl für die Wirkung der Musik zeugt, als durch die komische Geschraubtheit des Stils ergötzt. Es möchte auch wohl beinahe unmöglich seyn, einem Leser die Empfindung, welche uns beim Anhören schöner Musik erfüllt, zu schildern, ohne ein wenig ins Lächerliche und Abgeschmackte zu verfallen. Thomas Mace versucht es, den elektrischen Funken von sich auf seine Leser zu übertragen, indem er, nach vorausgeschickter Versicherung, daß ein so schöner Kirchengesang seit Menschengedenken nicht erlebt und gehört worden, folgendergestalt fortfährt:

„Da Volks die Fülle vom vornehmsten Rang und Stande allzumal in der Stadt eingeschlossen war, als da sind Lords, Ritter und Herren aus den Gegenden ringsum, außer den Soldaten und Bürgern, welche alle oder meistentheils jeden Sonntag getreulich die Gebete und Predigt zu hören kamen, so war die Menge so erstaunlich groß, daß die Kirche, ich kann wohl sagen, gar drückend und zum Ersticken voll war. Nun muß wohl gemerkt werden, daß sie dazumal die Sitte in dieser Kirche hatten (von welcher ich in keiner anderen Kathedrale gehört, so dazumal bestand), daß immer vor der Predigt die ganze Gemeinde einen Psalm sang, mitsammt dem Chor und der Orgel; und man muß auch wissen, daß dazumal dort eine gar herrlich, gewaltig, stark, voll und mächtig tönende Orgel war, welche (wie ich von Glaubwürdigen erfahren) ein Tausend Pfunde gekostet hatte. Diese Orgel, wie gesagt, fing (so wie der Psalm vor der Predigt kam) mit all ihren Registern zu spielen an, und das Chor dazu, und der Psalm begann. Und wenn nun dieser ungeheure zusammenstimmende Einklang des Gemeinde-Chorus, ich kann wohl sagen, wie ein Donner einfiel, ja so, daß ordentlich der Grund und Boden unter uns erbebte, o, des unaussprechlichen Wonnegefühls, in welches meine Seele da gerieth, o, der erhabenen Andacht, zu welcher ich da fortgerissen ward, so daß kein Raum mehr übrig blieb in meinem ganzen Menschen, beides, körperlich und geistig, für irgend Niedrigeres als göttliche und himmlische Entzückungen!"

Diese Schilderung, so wunderlich sie auch ist, giebt doch den Eindruck, den der Gesang einer zahlreichen Gemeinde macht, sehr treu wieder. Dr. Burney erklärt sich in seiner Abhandlung über diesen Gegenstand, aus dem Grunde, weil die Musik eine Kunst sey, wider die Ausführung von Gemeinde-Gesängen in der Kirche und zitirt folgende Stelle aus Pope's Dunciade dagegen:

Und jede Gurgel schwillt,
Wie wenn schwindsücht'ge Lungen inbrunstvoll sich blähn,
Mit obligater Nas' ein Lied herauszukrähn.

Hogarth nimmt den Doktor etwas hart mit; er führt Stellen aus der heiligen Schrift an, um zu beweisen, daß bei den ersten Christen schon diese Sitte geherrscht habe, und er zeigt, daß es einige niedrigere Musik-Gattungen gebe, in denen wenig Studium erforderlich sey, um sie so auszuführen, daß man sich daran erfreuen könne. Unserer Meinung nach muß auf beiden Seiten etwas nachgegeben werden; wenn Dr. Burney mit Unrecht auch den gewöhnlichen Liedergesang nur von einem bestimmten Sängerchor ausgeführt zu sehen wünscht, so lehrt doch andererseits auch die Erfahrung, wie wenig Herrn Hogarth's Duldung in der Wirklichkeit zu vertheidigen ist.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Goethe and his contemporaries. (Goethe und seine Zeitgenossen.) Von Mistrs. Sarah Austin. Zweite Auflage. 3 Bde. 21 Sh.

Book of the denominations. (Die Kirchen und Sekten des 19ten Jahrhunderts. 7½ Sh.

Poetical works. (Thomas Campbell's Dichtungen.) 9 Sh.

Recollections etc. (Erinnerungen aus Lafayette's Privatleben.) Von Dr. J. Cloquet. Aus dem Französischen. 12 Sh.

Gilbert Gurney. — Vom Verf. der „Sayings and doings". 3 Bde. 31½ Sh.

The Earth. (Die Erde in physischer Hinsicht, nebst Darstellung ihrer merkwürdigsten Phänomene.) Von Higgin. 9½ Sh.

Italien.

Acht Tage in den Gebirgen zwischen Rom und Neapel.

Vor länger als dreißig Jahren ging der Weg von Rom nach Neapel jenseits Velletri und des durch seinen Wein vormals berühmten Setia von der Campagna Romana ab. Dieser Weg, auf welchem man den tödtlichen Ausdünstungen der Pontinischen Sümpfe entging, zog sich nahe an fünfundvierzig Meilen gegen die bergigen, gefährlichen, aber pittoresken Gegenden von Sermonetta, Piperno und Maroni bis nach Terracina. Diejenigen, welche sich nicht fürchteten, konnten den Weg durch die Sümpfe wählen, aber der Weg durch das Gebirge verdiente den Vorzug. Papst Pius VI., der einen zum Theil geglückten Versuch gemacht hatte, die Pontinischen Sümpfe austrocknen zu lassen, ließ zu Anfang dieser Ebene, an der Römischen Seite, eine Säule mit der pomphaften Inschrift aufstellen: „Olim palus Pontina, nunc ager Pontinus." Diese Säule ist noch vorhanden. Die Franzosen haben bei ihrer letzten Herrschaft über Italien das vom Papst Pius angefangene Werk vollendet. Sie legten eine breite und prächtig erbaute Straße mitten durch die Pontinische Ebene, nachdem sie vorher die Gewässer abgeleitet, die während der letzten funfzehn Jahrhunderte die alte Appische Straße, die von Rom nach Terracina führte, zerstört hatten. Horaz beschreibt uns dieselbe in seiner Brindisischen Reise.

Als ich mich von Rom nach Terracina begab, hatte ich diese Römische Straße benutzt, auf der Rückreise wählte ich den Weg durch das Gebirge. Ich wollte mich an der erhabenen Einsamkeit, den hochgelegenen Höhlen der Räuber und den Volskischen und Römischen Alterthümern erfreuen; dazu die Orangen- und Oliven-Bäume, die Aloë, der Lorbeer, die yucca gloriosa und die hohen, jähen Felsen! herrliches, prachtvolles Schauspiel! Wohl werth, daß man mit der Keckheit eines Abenteurers sein Leben wagt, um diesen großartigen Anblick einige Stunden lang zu genießen.

Es giebt keinen Winkel in dem Theil Italiens, der sich längs der großen Straßen an den Alpen erstreckt, den man nicht auf das sorgfältigste durchforscht, ergründet, ja um und um gewühlt und auf jede mögliche Weise beschrieben hätte. Es geht den bemerkenswerthen Oertlichkeiten Italiens, wie es seinen alten Schriftstellern geht, Jedermann kennt sie, entweder aus eigener Anschauung, oder doch dem Rufe nach.

Wer Italien unter seiner abschreckenden Gestalt sehen will, für den fehlt es nicht an Mitteln zur Entzauberung. Es ist ein Land, wenig wärmer, aber unendlich viel schmutziger als Frankreich, und, im Vergleich mit England, ein außerordentlich armes Land. Rom ist eine einsame, armselige Stadt, wo Bettler, Mönche, Fremde, Künstler und Priester die Straßen durchkreuzen. Kennt ihr einen trostloseren Ort, voll tödtender Langeweile, als Venedig, mit dem faulenden Wasser in seinen Kanälen, seinen traurigen Straßen und den Gefängnissen gleichenden Wohnungen, die von übelriechenden Gräben umgeben sind? Ihr seyd von dem Klima des Landes bezaubert? Glaubt den Dichtern und Malern ja nicht, im Oktober ist es in Venedig kalt und nebligt. Florenz hat seinen Nebelmonat (Brumaire) so gut wie Paris, Neapel ist eine Stadt voll Spitzbüberei, Unwissenheit, Fanatismus und Unreinlichkeit. Die Lombarden-Städte haben ein zwitterhaftes Ansehen, sie gehören weder dem Süden noch dem Norden an. In der Campagna Romana, in den Toskanischen Gefilden, in den von dem Adriatischen Meere umspülten Ebenen, zu Venedig, Ferrara und Ravenna, an den poetischsten Orten, werdet ihr euch das Fieber holen, wenn ihr einen sentimentalen Abend-Spaziergang unternehmt, oder euch träumend in dem Schatten eines Baumes niederlaßt. Und auch dies Fieber ist noch zu prosaisch, um euch zu tödten. Es wird euch krank machen und an die Pforten des Grabes führen, dann wird es euch zwar verlassen, aber ihr werdet einen siechen Körper, einen safrangelben Teint behalten.

Genug von diesem klassischen, gemeinen, einfältigen Italien, diesem Italien der Postillone und der Touristen. Wir halten es mit der Italischen Wüste, mit jenen einsamen Gegenden, die zwar selten ein Reisender aufsucht, die aber nichts desto weniger dem Alterthums-Forscher wie dem Freunde des Pittoresken einen Schatz von Wahrnehmungen darbieten.

Einen allgemeinen Aufruhr, einen Schrei des Erstaunens und des Schreckens erregte es, als man in der Gaststube der Osteria zu Terracina von meinem abenteuerlichen Vorhaben erfuhr. „Allein — zu Fuß — ohne Begleitung! — Sie sind verloren! — Die heilige Jungfrau möge Sie auf Ihrem Wege begleiten, signor Padrone", sagte der Gastwirth mit einer Miene des Mitleids, die mich zittern machen sollte, „ehe Sie abreisen, werden Sie wohl thun, Ihr Testament zu machen und Gott Ihre Seele zu befehlen."

Immerhin, antwortete ich, geben Sie mir nur etwas zu frühstücken, damit ich nicht nüchtern sterbe. — Während ich ein spezzato und ein agro-dolce von wildem Schwein aß, drehte sich das Gespräch um meinen Plan und die Gegenden, die ich zu besuchen gedachte. Die schrecklichsten Abenteuer wurden in dieser Gesellschaft von Englischen, Russischen, Deutschen und Französischen Reisenden erzählt, die sich für eine Stunde in dem Gasthofe von Terracina zusammenfanden, um sich später in dieser Welt nicht wieder zu sehen.

Man erzählte besonders viel von dem berüchtigten Räuber Cesaris, welcher gefangen wurde, als er sich wenige Tage vorher des Fürsten Lucian Bonaparte auf dessen Villa zu Tusculum hatte bemächtigen wollen, und statt dessen den Maler desselben entführte. Ein komischer Mißgriff, welchen man über kurz oder lang in Frankreich zu einem Vaudeville benutzen wird, denn woraus *macht man nicht in Frankreich* ein Vaudeville! Ein anderes Mal hatte dieser Cesaris eine ganze Pensions-Anstalt mit jungen Mädchen aufgehoben und in seine Berge entführt; arme schüchterne Tauben in der Mitte von Wölfen! Die ganze Päpstliche Gendarmerie, die Dragoner, die Milizen, die Sbirren, Freiwillige, Soldaten und Spione lagen wider Cesaris zu Felde, um sich den Preis zu verdienen, welcher von dem Gouvernement und von Lucian Bonaparte auf seinen Kopf gesetzt war. Dieser Kopf soll jetzt sehr eingetrocknet und gebleicht seyn, seit man ihn, einem alten Gebrauche zufolge, am Thore von Sonnino, dem Geburtsort des Räubers, hinter einem eisernen Gitter zur Schau gestellt hat. Als ich nun hinausging, um mich ganz entschieden auf den Weg zu machen, wünschte man mir eine glückliche Reise, wie man zu einem Manne, der einem gewissen Tode entgegen geht, sagen würde: „Auf Wiedersehen"; oder als wenn man zu einem bereits mit dem Tode Ringenden sagt: „Leben Sie wohl."

Es war zur Zeit des Karnevals; man parodirte zu Terracina die hüpfenden und springenden Thorheiten Roms; es war ein großes Gewühl von Masken in den Straßen. Ich ging bei der Kathedrale vorüber; sie war früher ein Tempel des Jupiter; die Vorderseite dieses Gotteshauses wird noch jetzt von Marmorsäulen getragen, die einst zu diesem heidnischen Tempel gehörten; Bauerbursche sprangen als Harlekine und Policinelle auf dem Mist umher.

Wenn man Terracina verläßt, geht der Weg gerade aufwärts ins Gebirge, eine Gegend, die einen furchtbaren Eindruck macht, bis zur völligen Entmuthigung den Mann herabstimmend, der sich allein von diesen rauhen Naturscenen umringt sieht. Ich kam bei einigem alten Gemäuer vorüber; es war der Ort, wo vor ungefähr dreißig Jahren das Dorf Maroni gestanden hatte. Die Häuser waren verlassen, ohne Einfriedigung, ohne Geräth, ohne irgend Etwas, das auf ein gesellschaftliches Leben hindeutete; mitten unter diesen Ruinen erhob sich die sichtlich verfallene Kirche; durch hundert Oeffnungen hielt der Wind einen freien Durchzug; der Altar war zertrümmert; die Ueberreste zweier Leuchter lagen am Boden; die Tempelschänder hatten hier furchtbar gehaust. Ich ging eilenden Schrittes an diesen trostlosen Trümmern vorüber; von Zeit zu Zeit sah ich einen Hirten, dessen Flintenlauf unter dem braunen Mantel hervorschaute, hinter einem Felsen lauern, oder in der Krümmung eines Weges, oder auf dem Gipfel eines Hügels mir entgegen treten, fürchterliche Erscheinungen in einem Lande, wo jeder so ausgerüstete Mensch ein verwegener Bandit seyn kann.

Der Weg war gleichwohl geebnet. Eine üppige Vegetation umgab mich; eine sorgfältige Kultur des Bodens war nicht zu verkennen; ich fing wieder an, nur heitere Bilder im Geiste zu sehen, als plötzlich ein heftiger, mit furchtbarer Gewalt herabströmender Regen meinen Muth aufs neue niederschlug. Wohin sollte ich gehen? Wo in dieser Wüste

einen Zufluchtsort finden? Oder sollte ich mir einen in der Gothischen Abtei von Fossa nuova erbitten, welche, wenn wir den Alterthumsforschern glauben dürfen, an der Stelle erbaut worden, wo sich früher das Appische Forum befand, und die so berühmt geworden durch die Legende, daß der heilige Thomas hier seinen Geist aufgab, als er sich auf den Weg machte, das Konzilium zu Lyon zu besuchen? Der heilige Thomas von Aquino, sagt die fromme Chronik, kam von Fondi; als er diesen Ort erreichte, fand er sich unwohl; er stieg von seinem Maulthier, stieß seinen Stab in die Erde, und nachdem er das Thier daran befestigt hatte, entschlief er in dem der Kirche benachbarten Gehölz. Das Maulthier, welches sich losgemacht hatte, lief bald hier- bald dorthin; es sprang in die Kirche und trieb seine Unehrerbietigkeit so weit, die Hufen auf den Chor zu setzen; aber in diesem Augenblick drückten sich diese tief in den Steinboden ein, und das Thier fiel todt zu Boden. Man zeigt noch bis diese Stunde die eingedrückten Spuren, welche die Hufen des Maulthiers zurückgelassen; man hat diese Stelle, um das Wunder desto sicherer zu bewahren, mit einem Gitter umgeben. Als man nun den Eigenthümer des Maulthiers suchte, um ihn für seine Nachlässigkeit zu bestrafen, fand man den heiligen Thomas, den engelgleichen Weisen, am Boden ausgestreckt und im Begriff, zu sterben. Die Mönche brachten ihn in den Konvent, wo er wenige Tage nachher verschied. Der Historiker Villani und mehrere Andere haben behauptet, Thomas von Aquino sey auf Befehl Karl's I., Königs von Neapel, vergiftet worden. Diese Erklärung, jedenfalls das Wunder zerstörend, ist dessenungeachtet weder authentisch, noch überhaupt sehr glaubwürdig.

Aber die Abtei von Fossa nuova war noch fern; ich hätte die Straße verlassen müssen, um sie hinter den Holzungen und Aeckern aufzusuchen; die Unternehmung war gefahrvoll. Besser erschien es mir, einen Zufluchtsort zu wählen, der mir gleich zur Hand war, obgleich die Gesellschaft, welche ihn bereits inne hatte, nicht das unbedingteste Zutrauen einflößte. Es war ein Wagenschuppen, oder vielmehr ein von vier Säulen getragenes Dach, welches, trotz seiner ländlichen Armseligkeit, etwas von jener künstlerischen, in die Augen springenden Grazie an sich trug, die die Bewohner des südlichen Italiens allen ihren Bauwerken, den kostbaren wie den geringfügigsten, zu verleihen wissen. Ein Feuer, von Rebenholz und anderem Gesträuche genährt, flammte innerhalb eines Kreises von zwölf Individuen auf. Es waren Männer und Weiber, mit sonneverbrannten Gesichtern, von roher Gestalt, mit Lumpen bedeckt und von verdächtigem Aeußeren, die sich schweigend um das wärmende Feuer gelagert hatten. Sie riefen mich an; ich war ihnen jedenfalls eine fremdartige Erscheinung inmitten ihrer Einöde, da ich in meiner städtischen Haltung und in einem Frack vor ihnen erschien, den ich auf dem Corso in Rom getragen hatte.

Die erste Frage war natürlich nach meinem Vaterlande. Ich verleugnete dasselbe und gab mich für einen Mailänder aus. Mein Gewerbe? Ich machte mich zu einem Landschafts- und Portrait-Maler. Glücklicherweise fiel es keiner von diesen Damen mit rußgeschwärztem Teint ein, zu verlangen, daß ich ihr Bild malen solle. Eine dritte Frage war schon bedrohlicher. Ein Mann fragte mich, wie viel es an der Zeit sey? Ich habe keine Uhr, gab ich zur Antwort; die Frage hatte keine weitere Folgen.

Wahrhaftig, unsere Versammlung hätte das Glück eines Genre-Malers machen können. Was mich betrifft, so hielt ich mich nur sehr kurze Zeit dort auf, und da die Sonne einige ihrer freundlichsten Strahlen auf uns herabsandte, stattete ich meinen Dank für die stattliche Aufnahme ab und nahm eiligst Abschied. War es eine Räuber-Familie oder eine Tagelöhner-Truppe? Es gab ein Für und ein Wider in Bezug auf jede dieser Hypothesen. Es sind beiderlei Menschen-Arten in diesem Theile Italiens so wenig von einander unterschieden, daß es kaum der Mühe werth scheint, sich bei dieser Erörterung noch länger aufzuhalten. Zur Zeit der Französischen Herrschaft waren Landleute und Spitzbuben eine so verbrüderte Klasse, daß die Militair-Kommissionen dahin gekommen waren, jedes Individuum zum Tode zu verurtheilen, das überwiesen worden war, außerhalb der Dörfer und auf dem Felde Lebensmittel mit sich geführt zu haben. Ein Brod war oft Ursache, daß ein Mensch erschossen wurde.

Unterdessen gaben mir meine Wirthe bei meinem Aufbruche einen freundschaftlichen Rath, der mich fast mit ihrer Redlichkeit aussöhnte. „Sie haben einen großen Wald zu durchwandern", sagte der Aelteste aus der Gesellschaft zu mir, „der voll von Räubern ist. Sie werden wohl thun, von dem benachbarten Posten einen Soldaten mitzunehmen, der Sie für einen Paolo bis jenseits des Gehölzes geleiten wird." Ich befolgte diesen Rath und durchwanderte nun diesen großen Korkbaum-Wald, der in einer sehr sandigen Gegend liegt, von einem Infanteristen eskortirt. Wenn die Spitzbuben Lust gehabt hätten, mich zu berauben oder zu tödten, so würde sie die am Bandelier hängende Flinte des Päpstlichen Soldaten von ihrer Jagd wahrlich nicht abgehalten haben. Augenscheinlich schätzten sie mich zu gering, und wir trafen Niemand, außer einigen Holzbauern, welche die Rinde von den Korkbäumen ablösten, um daraus Pfropfen für unsere Champagner-Flaschen zu machen, und den Leichnamen von Räubern, die an den Wegweisern hingen, welche in den vier Ecken des durch den Wald führenden Kreuzweges aufgerichtet waren. Es waren die Körper einiger Banditen, die man vor wenigen Tagen aufgehoben hatte; sie waren in Stücke zerhauen, wie die Ochsen in den Schlächtereien, und dann aufgehangen worden, um den Raben zum Futter zu dienen, ein Spielwerk der Winde und ein Schrecken der Wanderer. Das ist Italiänische Sitte; wenn man von der Toskanischen Seite nach Rom kommt, erblickt man längs der ganzen Straße die eingetrockneten Glieder von hingerichteten Missethätern, welche an langen Stangen aufgehängt sind und hin und her baumeln.

Am Ausgange des Waldes wünschte mir mein Soldat ein glückliches Ende meiner Reise, empfing den bedungenen Paolo, und trat, ein Italiänisches Liedchen vor sich hin pfeifend, den Heimweg zu seiner Garnison an. Wohl ihm, wenn er ihn findet! denn die Räuber amüsiren sich oft damit, Feuer auf das Strohdach der Blockhäuser zu werfen, in denen sich die Soldaten aufhalten. Diese, durch das Feuer aus ihren Schlupfwinkeln getrieben, werden draußen mit Flintenschüssen empfangen. Das sind die Unterhaltungen, die Vergnügungen der Römischen Banditen!

Nachdem ich mir den Colle-Rosso gemerkt hatte, einen Hügel, wo, der örtlichen Ueberlieferung zufolge, die Lilien und Narcissen wild wachsen, und wo, wie auf mehreren am Ufer sich ausbreitenden Ländereien, wirkliche, ziemlich ausgedehnte Orangenwälder sich finden, langte ich in Piperno an. Dies war einst eine Königliche Stadt, Namens Privernuna, als Metabus, Vater der Camilla, hier über die Volsker herrschte und dem Turnus zu Hülfe eilte, was ihr Alles wißt, wenn ihr euren Virgil nur einigermaßen im Kopfe habt. Das Päpstliche Piperno ward der Sitz eines Bischofs, bis zu dem Tage, da, wegen des dort herrschenden Elends, das Bisthum verlegt wurde — wegen unschicklicher Armuth (ob indecentem paupertatem), sagt Honorius III., als ob die Armuth jemals unschicklich seyn könnte.

Es blieb der armen Stadt nichts, und in Wahrheit, es konnte ihr nichts Anderes bleiben, als der alte bischöfliche Kirchenstuhl, den sie sorgfältig aufbewahrt, und ihr Wappen, welches der Zweig eines Lorbeerbaumes, oder eines Birnbaumes, und das von einem Löwen getragene Haupt der Camilla des Virgil ist; es bleiben ihr noch zahlreiche und werthvolle Alterthümer in der Umgegend, aber sie sind nicht zugänglich, denn die Banditen behaupten das Feld und bewachen sie sorgfältig. Unglückliche Alterthümer! —

Wo soll man in diesem jämmerlichen Neste einen Gasthof finden? Hier ist die Schenke des Ortes. Man muß von außen ein zwanzig Stufen hinaufsteigen, um in einen Saal zu gelangen, wo die Soldaten der beweglichen Kolonne trinken und rauchen. Zum Mittagessen gab es Oliven, eine Schüssel mit Rüben und eine umfangreiche Flasche mit weißem Wein, der einst süß gewesen war, jetzt aber säuerlich ist. Zum Nachtquartier fand sich ein Zimmer, dessen Ameublement aus einer großen Streu bestand, die ich mit den Gendarmen und Soldaten theilte. Herrliche Gasthofs-Einrichtungen in diesem Lande!

Ich hatte meine gewiß frugale Mahlzeit beendet, als sich mir ein zerlumptes Kind nahte, und mich, ohne weitere Einleitung, im Namen zweier Herren, welche unten warteten, fragte, welcher Nation ich angehöre? Ich glaubte, daß diese Frage von dem Polizei-Amte und dem Paß-Büreau herrührte, denn Polizei und Pässe giebt es in Italien mindestens eben so viel, als in Frankreich und Deutschland. Ich ging hinunter, und gab Namen, Stand und Vaterland kund. Die Antwort war eine Einladung auf das Kaffeehaus. Durch die Fenster in der Rückwand jener Bude, die man ein Kaffeehaus nennen muß, weil sie in Piperno so heißt, bot sich die herrlichste Aussicht auf das wilde Italien dar, wie nur die Phantasie sie sich denken, ein Künstler sie malen kann. Ein stolzes Thal, mit den Ueberresten klassischer Monumente besäet, — es waren die letzten Trümmer des Reiches der Volsker — und rings umher schroffe sonst unzugängliche Berge, mit einer kräftigen Vegetation bedeckt, geschmückt mit Gehölzen oder Weinbergen, darüber auf drei steilen Gipfeln drei Dörfer wie Adlernester hängend, das war das Panorama, welches sich vor meinen Blicken ausbreitete. Es mundete mir besser, als der Rosoglio des Kaffeehauses.

Die Bekanntschaft mit den beiden Herren, welche mich eingeladen hatten, war bald gemacht. Der Eine war ein junger und reicher Land-Eigenthümer, Luigi Tacconi, der Andere ein Sohn des Herrn Zaccaleoni, der zur Zeit des Kaiserreiches als Französischer Senator zu den Celebritäten Europas gehörte, die im Luxemburg versammelt waren. Der Kirchenstaat war damals ein Französisches Departement. Seit dem Rückzuge der Französischen Armee im Jahre 1814 war ich der erste Franzose, der in diesen wilden und einsamen Gegenden erschien. Herr Tacconi führte mich bei sich ein, und nachdem wir eine möglichst bunte Unterhaltung gepflogen, wozu Frankreich, Napoleon, Paris, Rom, der Papst und das Karneval den Stoff boten, war die Nacht hereingebrochen. Ich wollte gehen. Ein Bedienter zündete eine von Stroh geflochtene Fackel an und führte mich bis vor die Thür der Schenke. Alles schlief schon. Ein Befehl der Päpstlichen Polizei befiehlt den Gastwirthen, ihre Schenken zwei Stunden nach Sonnen-Untergang zu schließen; es wurde auch, ganz diesem Befehl gemäß, nicht geöffnet. Nun war ich auf das Straßen-Pflaster angewiesen. Glücklicher Weise lag eine Galanterie des Herrn Tacconi im Hintergrunde dieser Ausquartierung; er hatte mich nicht von vorn herein gleich einladen wollen, bei ihm zu logiren, er wollte mich dazu zwingen. Der ländliche Diener machte mir diese vertrauliche Mittheilung. Wir kehrten nach seinem Hause zurück, und wenige Augenblicke darauf befand ich mich in einem hübschen Zimmer. Am folgenden Tage lud man mich so dringend ein, zu bleiben und das Land zu besehen, daß ich nicht widerstehen konnte.

Das Leben in der Behausung des Herrn Tacconi war, trotz dem Reichthum des Besitzers, völlig nach der Sitte der Bergbewohner geregelt. Die Mahlzeit bestand aus schwarzem Brod, dünnen Kuchen, geröstetem Mais, Oliven, Ragout von wildem Ziegenfleisch, wildem Schweinefleisch, geräuchertem Käse, Konfekt, süßem Wein, Wildpret und zuweilen Büffelfleisch. Von Zeit zu Zeit wird bei dem Schlächter in Piperno ein Büffel geschlachtet. Aber bevor dies geschieht, muß er für die Bewohner der Stadt der Gegenstand einer öffentlichen Belustigung (giostra) seyn. Wenn der Büffel, über den das Todesloos geworfen ist, aus den Pontinischen Sümpfen heraufgeführt worden, wird er vermittelst eines langen und starken Strickes auf dem öffentlichen Markte an einen eisernen Ring befestigt. Manchmal reißt der Strick und der Büffel rennt durch die Straßen und gegen die Felsen, Alles niederwerfend und zermalmend, was ihm in den Weg kommt, bis eine Kugel aus einem geschickt gehandhabten Karabiner ihn zu Boden streckt.

Am folgenden Sonntag gingen wir, um die große Messe zu hören, in die Kirche; mir ward, in meiner Eigenschaft als Französischer Ka-

valier, ein Ehrenplatz auf der Bank der Kirchen-Vorsteher angewiesen. Ich erhielt meinen Theil von der feierlichen Räucherung, und in dieser ehemaligen, von ihrem Bischof verlassenen Kathedrale, wo der Klavierspieler des Senators Zaccaleoni sein Talent geltend machte, hörte ich, wie die Bauern sich einander zuflüsterten: „Da ist ein Franzose!“ Man hatte mir gesagt, daß die Gegenwart eines Franzosen, und vorzugsweise in der Kirche, für sie ein Phänomen sey. Mehr als ein Räuber befand sich verstohlen unter der Menge, um die Messe zu hören. Ihre Ehrfurcht für dieselbe ist so groß und unerschütterlich, daß sie, wie Herr Tacconi sagt, sich eher den Flintenkugeln der Soldaten und der Gefahr aussetzen, von den Gendarmen gefangen zu werden, als daß sie diese religiöse Pflicht versäumen.

Ich verließ Piperno, zum großen Leidwesen meiner Wirthe, auf einem kleinen Karren, der von zwei Maulthieren gezogen wurde, und von einem Postillon gefahren, der von sechs Päpstlicher Dragonern begleitet wurde, die sich zufällig nach derselben Richtung begaben.

Es war ein Weg, ganz dazu geeignet, die Räder und Achsen eines gewöhnlichen Fuhrwerks zu zerbrechen und die Knochen eines schwachen Menschen zu zerschlagen. Ich weiß noch nicht, wie meine Brust diesen fürchterlichen Stößen zu widerstehen vermochte. Zertrümmerte Felsblöcke, welche überall auf der Straße umherlagen, Fahrgeleise, tief wie Gräben, und das Bett der darüber hinströmenden Regenbäche charakterisirten den Weg, der uns in die morastige Büffelei des Fürsten Colonna führte. Dies ist eine ausgedehnte Besitzung mit unzähligen Büffeln ausgestattet; sie ist mit Holzung bedeckt und wird nach der Landstraße zu von einer mannshohen Mauer begränzt. Den Reisenden ist sie wohl bekannt. Mehr als Eine Banditen-Flinte hat hier längs dem fürchterlichen Gemäuer die Equipagen der Reisenden zum Stehen gebracht. Wir übernachteten in der Cisterna, einem mitten in der Einöde der Pontinischen Ebene liegenden Gasthof. Am folgenden Tage langte ich in Rom an und gelobte mir im Aerger über das theilweise Mißlingen meines Planes, bald wieder nach jenen Bergen zurückzukehren, dort aber in einem Kostüme zu erscheinen, das mich nicht der Habgier der Banditen aussetzte.

Acht Tage später erhielt ich folgenden Brief von meinem Wirth in Piperno, Herrn Tacconi.

„Piperno, den 27. Februar.

Mit Betrübniß habe ich vernommen, daß Sie eine so außerordentlich mühselige Reise hatten, aber ich bin sehr erfreut, zu erfahren, daß Sie sich von Ihren Mühseligkeiten wieder erholt haben, und sich während des Karnevals in unserer heiligen Stadt amüsiren werden. Ich bin Ihnen für die Neuigkeiten, welche Sie mir über die Römischen Theater mittheilten, sehr verbunden, und kann Ihnen versichern, daß es für mich das unangenehmste Hinderniß war, das mich bestimmte, Sie nicht zu begleiten und Ihre Vergnügungen zu theilen. Aber ein Geschäft von der äußersten Wichtigkeit zwang mich, nach Frosino zu eilen. Sie wissen, daß die Militair-Commission, welche damit beauftragt ist, die eingefangenen Räuber zu richten und zu verurtheilen, ihren Sitz in dieser Stadt hat, und daß sie, Dank sey es dem Geschmack unserer Bergbewohner, nicht müßig zu gehen braucht.

Jüngst brachte man hier drei Kerle ein, von denen der eine früher zu meinen Bauern gehört hatte. Sie hatten einen Engländer geplündert und ermordet, der sich, wie Sie, auf Abenteuer in unsere Gebirge begeben hatte, um die schönen Aussichten und die Alterthümer in Augenschein zu nehmen. Er durcheilte zu Pferde die Ebene, welche sich oberhalb unserer Stadt ausbreitet, um dort die Ueberreste eines Tempels zu besuchen, den wir, ohne eigentlich zu wissen, weshalb: „Tempio della Regina“ nennen, als plötzlich ein Flintenschuß seinen archäologischen Untersuchungen für immer ein Ende machte. Landleute brachten seinen nackten und ganz verstümmelten Leichnam nach Piperno, und wir haben, indem wir ihm ein anständiges Begräbniß besorgten, an Sie und Ihre Reise gedacht. Danken Sie Gott, daß Sie, während Ihres abenteuerlichen Ausfluges, einem ähnlichen Schicksal entronnen sind. Die drei Mörder wurden zum Tode verurtheilt und sollen nach hiesigem Gebrauch an dem Orte, wo sie das Verbrechen begangen, geviertheilt und ausgestellt werden. Ungeachtet dieses traurigen Geschäfts, worin ich als Zeuge verwickelt war, habe ich doch Mittel und Wege gefunden, mich in Frosino zu amüsiren. Man gab dort mehrere der schönsten ländlichen Bälle, und ich darf Ihnen versichern, daß ich daselbst den feinen Ton der Hauptstadt, verbunden mit dem Reichthum und dem pittoresken Kostüm des Landes, vorgefunden habe. Dem Karneval von Frosino und diesen Bällen verdanke ich zugleich die Bekanntschaft mehrerer schönen Frauen. — Leben Sie wohl, werther Herr. Erzählen Sie mir bald Neues von Rom, von den Theatern, der Unterhaltung des Tages, von den Römischen Damen und von den Spaziergängen auf dem Corso. Der Senator Zaccaleoni beauftragt mich, ihn bestens zu empfehlen, und der Kanonikus flucht wie ein Französischer Dragoner, daß es ihn freue, Sie vor jedem Unfall nur durch seine Gebete bewahrt zu wissen. So lebhaft unser Aller Wunsch ist, Sie wieder hier zu sehen, so möchten wir Sie doch nicht veranlassen, Ihre gefahrvolle Wanderung durch unser Gebirge auf eine so leichtsinnige Weise zu wiederholen. Lassen Sie sich das traurige Loos jenes Englischen Alterthümlers zur Warnung dienen. Für immer Ihr Freund

Luigi Tacconi.“

Dieser Brief und das darin erzählte Abenteuer haben meine Leidenschaft für die Römischen Gebirge und ihre Antiquitäten auf eine wunderbare Weise abgekühlt. Ich war einer von denen, die die Größe der Gefahr immer erst ermessen, wenn sie bereits vorüber ist, und die der Fieberfrost der Furcht dann erst schüttelt, wenn sie sich an einem sicheren Orte wissen. Ich entsagte dem Vergnügen, die Monumente und Ruinen des alten Latiums und des Königreichs der Volsker zu entziffern.

Ich fürchte, daß mein Unternehmen, so dürftig wie es ausfiel, wenig Nachahmer finden wird. Der gewöhnliche Haufen der Reisenden zieht es vor, auf den großen Straßen zwischen Paris und Mailand, und zwischen Venedig und Neapel dahinzufliegen, um bei der Rückkehr im bombastischen Tone die Städte, so wie deren Kirchen und Alterthümer zu beschreiben, Alles Dinge, die wir bereits seit drei Jahrhunderten kennen. Dazu braucht man nun freilich weiter nichts, als sich einen Monat lang in einen Wagen zu packen, oder acht Tage hindurch auf einem Dampfboot zu schlafen. Aber es bleiben noch große Entdeckungen in diesem vergessenen und sich überlebt habenden Italien zu machen. Muth und Glück sey mit den kühnen Reisenden, die diese der Wissenschaft nützliche Arbeit unternehmen und keine Eskadren brauchen, die ihren Marsch sichern, oder kein Bataillon nöthig haben, das sie bei ihren wissenschaftlichen Forschungen unterstützt.

Leon Vidal.

Ostindien.

Die Königin Begum Somru und ihre Residenz.

(Nach den neuesten Berichten.)

Begum Somru (Sombre), die nun schon fast 84jährige Indische Amazone, von der in diesen Blättern bereits mehrfach die Rede war,*) hat von ihrer geistigen Schärfe und Lebendigkeit noch wenig verloren. Sie ist im Besitze einer vortrefflichen Gesundheit, und belebt oft ganze Gesellschaften mit ihrem Frohsinn und ihren launigen Anekdoten. Unumschränkte Selbstregentin ihrer kleinen Monarchie, besorgt sie Tag für Tag (in der Mittagsstunde) die Regierungs-Geschäfte mit großer Pünktlichkeit. Sie mißbraucht ihre Autorität niemals zu despotischen Handlungen, und verwandelt die Todesstrafe gewöhnlich in lebenslängliche Einkerkerung.

Vor einigen Monaten hat diese merkwürdige Frau Herrn David Dyce Sombre öffentlich als ihren adoptirten Sohn und Erben proklamirt. Seitdem ist er auch ihr Mit-Regent, d. h. er muß ihr die wichtigsten Papiere täglich vorlesen und ist für die Ausübung der Gesetze verantwortlich.

Die Stadt Serdhana — bekanntlich Begum's Residenz — enthält eine Bevölkerung von 40,000 Seelen, etwa 600 eingeborene Christen mit gerechnet, die größtentheils von Europäern abstammen und denen man, so lange sie sich gut aufführen, nichts in den Weg legt. Die Königin selbst ist katholischen Glaubens; sie hat in Serdhana eine sehr schöne Kirche bauen lassen, worin ein prächtiges Altarstück, das mit Edelsteinen musivisch verzirt ist, und eine stattliche Orgel für die Kirchen-Musik. Der Fond der Kirche beträgt ein Lak Rupien.

Der katholische Priester an dieser Kirche, Herr Julius Cäsar, ist neulich, auf Ansuchen seiner Königin, von dem Papste als Bischof investirt worden. Man hätte schwerlich eine bessere Wahl treffen können. Dieser Geistliche besitzt treffliche Kenntnisse, große Talente und ein mildes einnehmendes Wesen, das ihn sehr beliebt macht. Eine sehr hübsche Kapelle hat die Begum auf ihre Kosten in Mirett bauen lassen, wo ein Priester aus Serdhana den Katholiken in der Britischen Armee als Seelsorger dient.

Auch eine Schule ist in Serdhana errichtet und mit einem Fond ausgestattet worden. Ihre Direction hat der Bischof. Zu Kerwah hat Begum einen neuen Palast in großartigem Stile gebaut. Die Königin ist sehr gastfrei, und in einem barmherzigen Stifte wird alle Tage Speise und Kleidung unter die Armen vertheilt.

In der Umgebung von Serdhana erheben sich mehrere Festungswerke. Zu den bedeutendsten derselben hat ein ausgezeichneter Französischer Ingenieur den Plan entworfen. Die regulairen Truppen der Begum bestehen jetzt aus einem Regiment Artillerie (acht Compagnieen), sechs Regimentern Infanterie (jedes in acht Compagnieen eingetheilt), einem Regiment berittener Leibgarde (vier Trupps) und einem Regiment Garde zu Fuß (vier Compagnieen). (Delhi Gazette.)

Mannigfaltiges.

— Eis und Feuer. Ein mit Eis aus dem Himalaya befrachtetes Schiff, welches im diesjährigen Juni nach Kalkutta kam, wäre fast in Flammen aufgegangen. Als man sich anschickte, die Ladung auszuschiffen, fand man die Balken des Verdecks beinahe glühend. Der Grund davon lag in der großen Menge Stroh, welche dem Eis als Emballage diente. Beiläufig bemerkt, auch das Eis war flüssig geworden. (Calcutta Courier.)

— Gegenseitige Begrüßungen der Beduinen. Die Beduinen begrüßen einander auf sehr verschiedene Weise: wenn zwei Freunde zusammentreffen, so küssen sie sich sechs oder acht Mal auf Wange oder Schulter; dann schüttelt und küßt Jeder die Hand des Anderen und sagt ihm wohl ein Dutzend Höflichkeits-Phrasen. Blutsverwandte grüßen einander so, daß sie Nase an Nase stoßen und ihren gegenseitigen Athem mit einem schnarchenden Laute einziehen. Zwei Individuen von verschiedenem Geschlecht, die eben nur Bekannte sind, küssen einander die Hand oder die Schulter. Wenn ein Weib dem Häuptling des Stammes begegnet, so küßt sie seine Knie, und er giebt ihr den Gruß auf die Stirn zurück. Eben so grüßen alte Männer die Kinder. (A. J.)

*) Vgl. unter Anderem Nr. 114 des Magazins v. J. 1833.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang dieses Blattes werden zeitig erbeten, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 152. Berlin, Montag den 21. Dezember 1835.

England.

Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner.

Zweiter Artikel.

„Niemand", sagte Byron, „konnte über den Erfolg meines „Childe Harold" mehr erstaunt seyn, als ich selbst. Denn wenn auch meine „Englischen Barden"*) bereits früher mit ziemlichem Beifall aufgenommen worden waren, so konnte ich denselben doch nur einerseits dem Gegenstande selbst und andererseits dem besonderen Hange der bösen Welt zur Herabsetzung hochgestellter und allgemein geachteter Personen zuschreiben. In der That hatte ich auch eine bessere Meinung von der Satire, als von der Romanze. Hierzu kommt, daß die Edinburger Kritik mir nicht wenig den Muth benommen hatte; nicht etwa, daß ich in Folge des in dem Journal über mich gefällten Urtheils eine geringere Meinung von meinen eigenen Kräften gefaßt hätte; denn ich erkannte sogleich den malus animus, aus dem die Sache hervorgegangen war; aber die Kritik, mußte ich befürchten, dürfte mich in den Augen des Publikums wohl herabgesetzt haben. Freilich hatte ich mir auch nie Hoffnung gemacht, noch hegte ich irgendwie den Wunsch, je einmal vollkommener Schriftsteller für die Welt zu werden, aber der Angriff war doch kränkend, und ich schwur, meine Finger wund zu schreiben, bis ich mich auf die eine oder die andere Weise gerächt hätte. Zunächst wollte ich nur gegen den und jenen Raufbold einfach zu Felde ziehen, aber je mehr ich über den Gegenstand brütete, desto mehr dehnte sich derselbe unter der Hand aus, und ich schlug bald rechts und links nach allen Seiten aus, wo ich nur hintreffen konnte. Somit mißhandelte ich denn so Manchen, den ich eher hätte schonen sollen, aber Viele, bin ich überzeugt, mochten sich insgeheim noch darüber freuen, mit unter einer so noblen Gesellschaft von mir angegriffen worden zu seyn. Andere vergaben mir schon deshalb meine etwas derben Züchtigungen, weil ich zu gleicher Zeit ihren Freunden noch derbere versetzt hatte. Was aber die Hauptsache war, so hatte sich, so thöricht auch das Unternehmen war, meine Galle denn doch einmal Luft gemacht, und gleich Master-Shandy fühlte ich mich, nachdem ich mich einmal satt geflucht, wieder vollkommen zufrieden gestellt. Meine Mutter hatte eine hohe Meinung von meiner Satire und sagte mir gleich vorher, daß ich etwas Großes in dieser Gattung von Poesie leisten würde. Ich dachte mir von ihrem Urtheile das Beste und denke es noch jetzt, da die Satire von jeher meine Lieblings-Dichtung war, wenn es auch mitunter Zeiten giebt, wo ich fast bedaure, in dieser Gattung je geschrieben zu haben."

„Trotz meiner Vielschreiberei", sagte Byron ein anderes Mal, „bin ich doch überzeugt, daß die Natur mich nie zum Poeten bestimmt hat." Diese Behauptung, bemerkte ich ihm, könne nur parador erscheinen, denn es ließe sich nicht begreifen, wie man, ohne natürliche Anlagen zu besitzen, so ausgezeichnete poetische Werke zu liefern im Stande wäre. „Ich wurde ein Reimer", sagte er darauf, „durch die Macht der Umstände; wäre mein Leben friedlich dahingeflossen, so wäre ich eben so prosaisch wie ein Alderman geblieben; aber ich hatte ein reizbares und aufgeregtes Temperament, ein Ding, das zwar an und für sich nichts Poetisches, das aber doch unter außerordentlichen Umständen geeignet ist, etwas Poetisches hervorzubringen. Auf diese Weise bin ich auf künstlichem Wege zum Dichter geworden. Bei Anderen aber erzeugt sich die Anlage nicht so plötzlich durch den Zufall, sondern entwickelt sich vielmehr meist auf natürlichem Wege, im Einklag mit dem ganzen Charakter und den Gefühlen des Menschen." Das war das Wesentliche von Byron's Argument, um eine so seltsame Behauptung zu beweisen, die er noch durch mancherlei Gründe vertheidigte, welche mir nicht mehr so deutlich im Gedächtnisse sind. In der That aber kann ich nicht begreifen, was ihn auf diese Ansicht eigentlich gebracht, zumal, da er selber zugab, daß eine gewisse Anlage bei ihm von Natur vorhanden war; was bedürfen wir mehr, um ihn für einen gebornen Dichter zu erklären? Es ist möglich, daß er sich dabei gar nichts Klares gedacht, als er behauptete, von der Natur nicht zum Dichter geschaffen zu seyn, und vielleicht wollte er auch bloß einen Versuch machen, ob es ihm gelingen würde, zu beweisen, daß zwei mal zwei nicht vier sey. Im Allgemeinen raisonnirte er scharfsinnig und geistreich, und in allen seinen Aeußerungen gab sich ein gesunder klarer Verstand zu erkennen; nur zuweilen zeigte er sich, wie ich bereits bemerkt, etwas parador.

„Es werden mir", sagte Byron, „von allen Seiten her, vom großen Publikum sowohl als von Privatleuten, Winke über meine Productionen gegeben. Unter Anderem hat man mir gerathen, ein episches Gedicht zu schreiben, etwas, womit ich gewiß kein Glück gemacht hätte, und womit auch nicht leicht ein Anderer in jetzigen Zeiten sein Glück machen würde. Die einzige Epik, die für unsere Tage passen würde, wäre die des gemeinen Lebens, halb ernst und halb burlesk, eine Gattung, in der ich mich noch eines Tages in der That zu versuchen gedenke. Als ich zum ersten Mal die plötzliche Ausbreitung meines Ruhmes wahrnahm, da gingen mir tausend verschiedene Pläne durch den Kopf; es war mir in Folge der großen Ueberraschung etwas schwindlig geworden, und ich wußte nicht, was ich von mir denken sollte. Ich hatte damals gewiß eine höhere Meinung von meinen Talenten, als es je in der späteren Zeit der Fall war. So mag es auch wohl allen denen ergehen, die durch ihre Schriften einigen Ruf erlangen; das feurige Gefühl, das Vertrauen, die Hoffnung und die Selbstachtung, die das erste Gelingen eines literarischen Werkes bei uns erweckt, kehren in der Folgezeit nie mehr in demselben Grade und mit derselben Lebhaftigkeit wieder. Ich faßte damals den Entschluß, nie mehr auf das Urtheil der Kritiker zu achten; ich bin diesem Entschlusse treu geblieben, wenn auch aus anderen Gründen, als denen, die mich unmittelbar zu demselben bewogen hatten. Ich würde Jedem rathen, das Nämliche zu thun und sich in keiner Weise bei der Wahl eines Gegenstandes oder einer besonderen Schreibart und Form von Anderen leiten zu lassen. Denn nichts kann verkehrter seyn oder mehr zu unglücklichen Resultaten führen, als der Versuch, nach den Ideen, die uns von einem Anderen an die Hand gegeben werden, schreiben zu wollen."

Im Allgemeinen sprach Byron nicht gern von seinen eigenen Gedichten, aber wenn er es that, so geschah dies mit einer anscheinenden Gleichgültigkeit, als wenn ihn der Gegenstand gar nicht besonders berührt oder interessirt hätte. Dies mußte nun freilich etwas affektirt erscheinen; zuweilen jedoch ließ er sich Bemerkungen entfallen, welche zeigten, daß er nicht eben ein so geringes Gewicht auf dieselben legte, als er Andere gern glauben machen wollte. „Die Welt", sagte er, „hat sich über gewisse Theile meiner Schriften ein Urtheil gebildet, dem ich nicht ganz beipflichten kann; wir werden sehen, wer von uns am Ende Recht behalten wird. Ich behaupte aus mehreren Gründen, daß ein Autor vor Allem das meiste Recht habe, seine eigenen Productionen zu beurtheilen. Erstlich kennt er, als der Urheber derselben, am besten das Material, aus welchem, und die Art und Weise, wie sie entstanden sind. Zweitens aber ist sein Urtheil, als das allererst gefaßte, noch durch keine fremde Eingebung berückt worden. Die sogenannte öffentliche Meinung kommt gewöhnlich dadurch zu Stande, daß die Einen den Ausspruch irgend einer bekannten Autorität als den ihrigen adoptiren, während die Anderen das Gegentheil zum Prinzip annehmen: es ist die Wuth der Einen, in Allem mit gewissen Leuten gleich zu denken, während sie gegen die Uebrigen zu Felde ziehen. Dadurch bildet sich denn oft für eine gewisse Zeit ein allgemeines Urtheil aus, aber die Frage ist nur, was wird sich wohl über ein Jahrhundert hinaus behaupten können? Petrarka's Ruhm war zu seiner Zeit nicht etwa durch seine Sonnette, denn diese waren damals kaum dem Namen nach bekannt, sondern vielmehr durch seine Lateinischen Schriften begründet; gegenwärtig hat man sein Latein vergessen, und sein ganzer Ruf lebt nur noch in den Sonnetten. Aber der große Dichter wußte es selber am besten, daß dieser Fall einmal eintreten würde, und er ermangelte daher auch nicht, auf dieselben weit mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit, als auf alle seine übrigen Werke zu verwenden. Wir haben hier indeß nicht nöthig, uns um die verkehrten Ansichten zu bekümmern, die einige Schriftsteller über den Werth ihrer eigenen Productionen aufgestellt haben. Wir haben nichts mit dummen Teufeln zu schaffen, sondern sprechen bloß von solchen Autoren, welche wissen, was Poesie ist." — Trotz dieser so bestimmt ausgesprochenen Behauptung aber glaube ich doch, daß Byron oft vor dem Gedanken bange ward, seine Poesie möchte ihn nicht lange überdauern: er hatte eine gewisse Ahnung, daß er in der Achtung der Welt eben so plötzlich sinken würde, als er darin emporgestiegen war.

Wir unterhielten uns oft über Politik; indessen gehörte dieser Gegenstand nicht eben zu den Glanzpunkten seiner Unterhaltung, und ich erinnere mich auch kaum mehr seiner Aeußerungen in dieser Beziehung. Er schien die Ueberzeugung zu hegen, daß eine Revolution in England unvermeidlich sey. „Keine Monarchie in Europa", sagte er, „hat einen Zeitraum von tausend oder zwölfhundert Jahren durchlaufen, ohne eine Radikal-Umwälzung erlitten zu haben; und eine solche Umwälzung erwartet nach dem natürlichen Laufe der Dinge auch England; dies lehrt uns schon die allgemeine Welt-Geschichte, aber auch die be-

*) English bards and Scotch Reviewers — bekanntlich eine gegen die Edinburgh-Review gerichtete beißende Antikritik.

sonderen Elemente für eine solche Katastrophe sind in England eben so zahlreich als von wirksamer Gewalt. Was am Ende einmal daraus werden wird, das weiß der Himmel, aber je länger der gegenwärtige Zustand fortdauert, desto heftiger und gewaltiger wird das endliche Resultat einmal hereinbrechen und hervorstürmen." Byron glaubte nicht, daß Frankreich je wieder einmal die Gränzen seines Gebietes überschreiten würde, indem er das Uebergewicht, das diese Nation in der Europäischen Politik einmal behauptet, lediglich dem Genius ihres großen Anführers Napoleon zuschrieb. „Als Napoleon fiel", sagte er, „stimmte ich in den damals so allgemeinen Jubel mit ein. Jetzt beklage ich die Katastrophe, zum Theil aus Mitleid mit der gefallenen Größe und zum Theil, weil ich glaube, daß seine Entthronung ein Unglück für die Welt war. In seinem Gefolge floß freilich Blut, das ist wahr, aber — wie der Doktor bei Molière sagt — „ein getödteter Mann ist ein todter Mann, und damit hat's sein Ende;" dagegen werden die guten Dinge, die er hervorgerufen, lange Zeit noch fortleben. Das Zeitalter Napoleon's wird einst in der Geschichte als das heroische Zeitalter der Franzosen bezeichnet werden, wofern nicht anders, was ich jedoch sehr befürchten muß, die Welt eine solche Richtung einschlägt, daß sie allen Geschmack und alle Achtung für das Heroische verliert."

Bei allen den aristokratischen Gesinnungen und Tendenzen Lord Byron's war seine Politik doch ziemlich liberal. Zuweilen gab er sogar republikanische Ansichten kund, wenn er auch immer behauptete, daß alle Regierungsformen, die bisher erfunden worden, durchaus schlecht seyen; sie wären alle, meinte er, dazu geeignet, die bösen Leidenschaften der Regierer sowohl als der Regierten aufzureizen. „Im Grunde," sagte er, „sind die Menschen doch nur dazu bestimmt, Lastthiere zu seyn, und selbst diejenigen, welche Andere zu treiben glauben, werden in der That selber getrieben. Es giebt keine Regierung in der Welt, wo nicht die eine Hälfte dazu verwendet würde, die andere Hälfte hinters Licht zu führen und im Zaum zu halten. Was die sogenannte politische Aufrichtigkeit betrifft, so giebt es in der That gar keine solche. Es kömmt wenig darauf an, was ein Staatsmann glaubt; das Wichtigste bei der Sache ist, was und wie viel er Andere glauben zu machen versteht; das ist das wahre Geheimniß der Regierung." Solche und manche andere Bemerkungen dieser Art zeigen uns wenigstens, daß Byron kein Optimist in seinem politischen Glauben war. Zuweilen jedoch äußerte er seine Wünsche für die Italiäner und behauptete, daß diese nur in ihre natürliche Lage versetzt werden dürften, um eine große Nation zu werden. „Aber", sagte ich zu ihm, „bemerken Sie denn nicht, daß der National-Charakter unter den Italiänern ganz ausgestorben ist; es denkt Jeder hier, nicht, daß er ein Italiäner, sondern nur, daß er der Sohn und Bürger dieser oder jener Stadt sey." — „Das ist wahr", antwortete er mir, „ihre patriotischen Gesinnungen sind rein lokal, aber wenn sie gegen einen gemeinsamen Feind zu kämpfen hätten, so würden sie gewiß auch ihre Nationalität bald achten lernen."

Als wir auf die Poesie zu sprechen kamen, sagte er: „Nach meiner Ansicht wird ein solches Ding mit der Zeit ganz und gar verschwinden." Ich begriff anfangs nicht, was er damit eigentlich sagen wolle, und fragte ihn daher, ob er etwa glaubte, daß die Welt einst, gleich dem Pfarrer und dem Barbier in Don Quixote's Bibliothek, ein großes Feuer anzünden werde, um alle Bücher und Schriften zu verbrennen? Darauf erwiederte er: „Nein; die Bücher werden wohl bleiben, aber es wird sie Niemand lesen, und da Niemand etwas Poetisches mehr lesen wird, so wird auch Niemand poetisch schreiben, und der Geschmack dafür wird endlich ganz verschwinden." — Diese Bemerkungen aus dem Munde des größten aller lebender Dichter erregten mein Erstaunen, und ich glaubte ihm kaum, daß er es ernst meine; aber er versuchte es in weitläuftiger Weise, seine Behauptung zu begründen. „Die Welt wird immer maschinenmäßiger", sagte er, „und die Menschen achten bloß auf das, was sie essen und trinken können: die verschiedenartigsten Nationen verschmelzen sich mit einander, und aller National-Charakter geht dadurch verloren. Wie lange dieser chemische Prozeß dauern wird, kann Niemand sagen, aber die Tendenz dahin ist so entschieden, daß das Resultat ganz unvermeidlich scheint." — Er setzte noch Manches hinzu, um diese Behauptung zu bekräftigen, und ging besonders davon aus, daß sich in allen socialen Institutionen des heutigen Tages ein strenger Hang zum rein Materiellen und Nützlichen kund gebe; indessen zweifle ich doch immer, ob seine Besorgniß vor der von ihm verkündigten Katastrophe wirklich so groß war, als er vorgab. Wir sprachen von den Schriften mehrerer lebenden Dichter, die er auf eine sehr freimüthige Weise kritisirte. „Die Poesie des Dichters ******", sagte er, „ist seltsamer Art, und es ist zum Erstaunen, mit welcher Beharrlichkeit der Mann zu schreiben fortfährt. Er legt seinen eigenen individuellen Geschmack zum Grunde, baut auf denselben ein ganzes System und wundert sich nachher, daß es die Welt nicht bewundert. Aber es ist Unsinn, Poesie nach einem System schreiben zu wollen, wiewohl viele Leute, welche Dichter zu seyn behaupten, glauben, daß schon in dem Namen eines Systems etwas Magisches liege. Die Poesie ist ein einfaches Ding, das von jedem Leser verstanden seyn will. Wer ein Gedicht schreibt, das Niemand eher verstehen kann, bis er in das System eingeweiht wird, der gleicht einem Maler, dessen Gemälde keinen Effekt hervorbringt, wenn man nicht erst mit dem Senkblei und dem Zirkel daran geht."

(Fortsetzung folgt.)

Hogarth's Geschichte der Musik.

(Schluß.)

Die Biographieen der bedeutendsten Komponisten des Kontinents sind meistentheils so ausführlich, als der Plan des Werkes es nur irgend zuließ. Nur die Lebensbeschreibung Sebastian Bach's macht eine Ausnahme; dieser wird mit einer kurzen Notiz abgefertigt und bloß in ganz allgemeinen Ausdrücken gelobt. Unser Verfasser hebt es besonders hervor, daß Sebastian Bach Vater von zwanzig Kindern gewesen, worin ihm doch so Mancher in älterer und neuerer Zeit gleich gekommen, aber seiner Motetten für zwei Chöre, seiner großen Passions-Musik und anderer Werke, worin er nicht seines Gleichen hat, wird gar nicht erwähnt.

Ueber Emanuel Bach äußert sich Herr Hogarth folgendermaßen: „Bach war ein gelehrter und tiefdenkender Musiker; er verachtete aber alles Pedantische in der Kunst; und so trug er sowohl durch Lehre als Beispiel dazu bei, die Musik von vielen ihrer Gothischen Fesseln zu emanzipiren. In einer Unterredung mit Dr. Burney im Jahre 1772 sprach er sich sehr geringschätzig über die Kanons aus, die er für trockene und verächtliche Pedanterieen erklärte, mit deren Compositien sich Andere abgeben möchten, die Lust hätten, ihre Zeit auf solches Zeug zu verwenden; aber es gelte ihm immer als ein Beweis von gänzlichem Mangel an Genius, wenn Einer in solche armselige Studien und unsinnige Productionen vernarrt sey. Diese Bemerkung, aus dem Munde eines solchen Mannes, verdient wohl von denen beachtet zu werden, die sich beim Studium der Musik noch immer mit solchen mühsamen Lappalien beschäftigen. Die wenigen Kanons, und zwar von der einfachsten Art, welche in den Werken der großen Komponisten zu finden sind, widerlegen noch keinesweges das Vernünftige jener Ansicht."

Angenommen, daß Dr. Burney den Sinn der Worte Emanuel Bach's richtig verstanden, und daß dieser wirklich etwas so unbegreiflich Falsches und Abgeschmacktes geäußert, so kann das Vorurtheil eines Einzelnen auf der einen Seite noch nicht die allgemeine Ansicht der Tonsetzer auf der anderen aufwiegen. Woher hat aber Herr Hogarth erfahren, daß in den Werken der großen Komponisten so wenig Kanons vorkommen? Bach's, Händel's, Purcell's und Mozart's Kirchen-Musiken sind reich daran, und Bach in seinen dreißig Variationen über eine Arie, in welchen auf jedem Intervall ein Kanon angebracht ist, Mozart in der Menuett und dem Trio seines C Moll-Quintett's, Haydn in seiner B Dur-Symphonie und Beethoven, ebenfalls in seiner B Dur-Symphonie, haben sich Alle des Kanons mit der größten Wirkung bedient. Wir nennen diese Fälle nur, weil sie uns gerade im Gedächtniß sind, um zu zeigen, daß die größten Meister den Kanon geliebt haben; übrigens könnten wir jene wenigen Beispiele noch durch hundert andere aus ihren Vokal- und Instrumental-Werken unterstützen. Ein schlechter Kanon freilich ist, wie schlechte Poesie, Göttern und Menschen ein Gräuel, und ohne Zweifel ist in dieser Gattung manches Zeug komponirt worden, was besser unkomponirt geblieben wäre, und was wohl als „mühsame Lappalie" bezeichnet werden kann. Daß aber alle Kanons diesen Namen verdienen, dieser Ansicht können wir unmöglich beistimmen. Wenn Imitationen einzelner Theile zu billigen sind, was in der Lehre vom Kontrapunkt einer der ersten Grundsätze ist, so ist auch die regelmäßigere und künstlichere Nachahmung, Fuge genannt, zu billigen und folglich ebenfalls der Kanon, der nur eine kürzere und beschränktere Art von Fuge ist. Der eine Theil der Kunst des Kontrapunkts kann nicht umgestoßen werden, ohne auch den anderen zu stürzen, bis am Ende das ganze Gebäude zu Grunde gerichtet wäre. Möchte Herr Hogarth wohl den Kanon in dem „Amen", einem der schönsten Chöre seines Lieblings, des großen Händel, gern einbüßen? Wenn er dies möchte, so würde es uns außerordentlich angenehm seyn, wollte er uns belehren, wie jene Composition nach der Ansicht Emanuel Bach's von der Harmonie eben so anziehend hätte werden können. Diese Entdeckung wäre, für die Verbesserung künftiger Abhandlungen über den Kontrapunkt sehr schätzbar. Doch wir wollen uns nicht um einer Meinungs-Verschiedenheit willen unsere Ansichten von dem Werth des vorliegenden nützlichen und unterhaltenden Werkes trüben lassen.

Folgende Portraitirung Lulli's wird einen guten Begriff von der Art geben, wie Hogarth's Biographieen geschrieben sind; sie führt uns in recht lebendigen Farben jenen wie Quecksilber beweglichen, unruhigen und marktschreierischen Künstler vor, den passendsten Gefährten für Molière, den man sich nur denken kann:

„Im Jahre 1687 komponirte Lulli ein Tedeum zur Feier der Genesung des Königs von einer gefährlichen Krankheit; aber es zog ihm selbst den Tod zu. Als er nämlich bei der Aufführung desselben mit dem Rohrstock, dessen er sich zu diesem Zweck zu bedienen pflegte, den Takt schlug, traf er eine seiner Zehen damit, und die Verletzung wurde wegen der schlechten Säfte seines Körpers so schlimm, daß ihm gerathen wurde, er solle sich den Fuß abnehmen lassen. Er gerieth aber in die Hände eines Quacksalbers, der sich anheischig machte, ihn ohne eine solche Operation zu heilen; die Folge war, daß der kalte Brand hinzuschlug und ihm den Tod brachte. Während seiner Krankheit verweigerte sein Beichtvater ihm die Absolution, wenn er nicht die Sünden seines früheren Lebens dadurch abbüßen wolle, daß er die Oper, an der er damals schrieb, den Flammen übergäbe. Anfangs wollte er dies nicht thun, endlich aber fügte er sich und bezeichnete den Schubkasten, der die Partitur seiner Oper „Achilles und Polyxena" enthielt, die denn herausgenommen und ins Feuer geworfen wurde. Da schien es plötzlich besser mit ihm zu werden, und man glaubte ihn schon außer Gefahr. Einer der jungen Fürsten von Vendome, der ihn sehr lieb hatte, besuchte ihn in dieser Zeit und sagte im Lauf des Gesprächs zu ihm: „„Ei, Baptist, wie habt Ihr so thöricht seyn können, Eure neue Oper zu verbrennen?"" „St! st!" flüsterte der Komponist ihm zu, „ich habe noch eine Abschrift davon!" Auf diesen unzeitigen Scherz folgte leider ein Rückfall, und die Voraussicht des Todes machte ihm solche Gewissensbisse, daß er sich der Buße unterzog, sich, mit einem Strick um den Nacken, auf einen Aschenhaufen legen zu lassen. In dieser Lage äußerte er die bitterste Reue wegen seines letzten Vergehens, und als man ihn wieder aufs Bett gebracht hatte, hauchte er singend seinen Geist aus, indem er einer seiner eigenen Melodieen die Worte unterlegte: Il faut mourir, pecheur, il faut mourir! Jene unvollendete Oper wurde von einem anderen Komponisten ergänzt und nach seinem Tode heraus-

gegeben. — Von Gestalt war Lulli etwas dick und kurz. Er hatte ein finsteres Aeußere, und seine Züge waren nichts weniger als hübsch, aber der Ausdruck seines Gesichts zeugte von Geist und Talent. Bei einem so langen Aufenthalt am Französischen Hofe hätte man ein feineres Benehmen von ihm erwarten sollen; doch war er heiter und jovial, und seiner Haltung fehlte es nicht an Würde. Die Freuden der Tafel liebte er etwas über die Gebühr. Man erzählt, daß der Ritter von Lothringen, als alter Freund, ihn auf seinem Todbette noch einmal zu sehen wünschte und zugelassen wurde. Lulli's Gattin aber brach, in ihrer Leidenschaftlichkeit alle Rücksicht hintansetzend, in ihres Mannes Gegenwart in die Worte aus: „„Ja, wahrhaftig, Ihr seyd ein schöner Freund von ihm! Ihr habt ihn das letzte Mal betrunken gemacht und seyd an seinem Tode Schuld!““ „Liebes Weib“, sagte Lulli, ihr in die Rede fallend, „der Herr Ritter war es freilich, der mich das letzte Mal betrunken machte, und wenn ich wieder genese, soll er es auch seyn, der es mich zuerst wieder macht!“ Er liebte das Geld und hinterließ eine Summe von 26,000 Pfund Sterling — für die damalige Zeit ein ungeheures Vermögen. Die verschwenderischen Hofleute nannten ihn einen Knicker; er wußte aber seine Sparsamkeit sehr vernünftig zu rechtfertigen. „„Ich will es nicht denen nachmachen““, sagte er, „„die den vornehmen Herren köstliche Schmausereien geben und zum Dank für ihre Kosten verlacht werden.““ Er hatte viel muntere Laune und Witz und erzählte Geschichten mit ergötzlichem Humor; Eigenschaften, welche seine Gäste für den mangelnden Glanz und Ueberfluß hinreichend entschädigten.“

Wir können nicht umhin, auch von den trefflichen kritischen Bemerkungen unseres Autors über Händel hier einige Auszüge mitzutheilen:

„Händel war der größte aller Musiker, und es ist nicht wahrscheinlicher, daß die Zeit den Glanz seines Namens verdunkeln oder daß ein glücklicher Nebenbuhler ihn verringern möchte, als daß dies Schicksal die Namen Homer's, Milton's oder Michel Angelo's treffen könnte. Zwar ist seit seiner Zeit die Musik in mancher Hinsicht vorgeschritten. Die Melodie ist rhythmischer, fließender und lieblicher geworden; die Benutzung der Instrumente hat sich erweitert, und man hat durch allmälige Entdeckungen in der Art und Weise ihrer Behandlung und Verbindung eine Menge von herrlichen und ergreifenden Wirkungen erreicht. Dadurch ist mehr Freiheit, Mannigfaltigkeit und Reichthum in die Theater- und Kammer-Musik gekommen, und daher haben Händel's Italiänische Opern das Loos aller dramatischen Musik seiner Zeit getheilt. Sie sind für immer in Vergessenheit gesunken, denn wollte man auch den Versuch machen, sie wieder hervorzuholen, so würden sie, ungeachtet ihrer Schönheiten, modernen Ohren doch trocken, steif und dürftig erscheinen, und die Welt würde sich nicht mehr an jene Formen der Bühnen-Compositionen gewöhnen können, von denen man bei den Fortschritten des Geschmacks nothwendiger Weise abkommen mußte. Aber die Kirchenmusik, die edelste Gattung der Kunst, ist von Geschlecht zu Geschlecht unverändert geblieben und wird es wahrscheinlich auch für alle künftige Geschlechter bleiben. Auf die großen Grundsätze der Harmonie gebaut, die von den Kirchen-Komponisten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts aufgestellt wurden, ist sie aus Materialien zusammengesetzt, über welche die Zeit wenig Macht hat, und das Bischen Schmuckwerk, das ihr von dem wechselnden Geschmack verschiedener Jahrhunderte etwa beigefügt werden möchte, kann an der Gestalt ihres dauerhaften und gewaltigen Baues keine merkliche Veränderung hervorbringen. Mit ihr verglichen, erscheinen daher alle andere Arten von Musik vergänglich und ephemer. In allen Ländern ist sie die älteste vorhandene Musik, und in unserem eigenen möchten wohl die Mauern unserer Kathedralen noch immer von den heiligen Gesängen eines Gibbon's und Talli's, eines Purcell und Boyce wiedertönen, wenn alle weltliche Musik, die seit ihren Tagen bis zu den unsrigen komponirt worden, längst vergessen seyn wird. Auf diesen Grund und Boden hat Händel die erschütternden Chöre seiner Oratorien gebaut. Ihre Dauer ist unabhängig von der Veränderlichkeit des Geschmacks und der Mode. Sie machen jetzt noch denselben Eindruck, wie da, als sie zum ersten Mal gehört wurden, und sie werden immerdar mit ungeschwächter Gewalt auf das Gemüth wirken, so lange die Grund-Elemente der menschlichen Natur unverändert bleiben. Was die Arien in diesen großen heiligen Werken anbetrifft, so hört man freilich diejenigen unter ihnen, welche durch lange Abschnitte, steife Figuren, gekünstelte Zwischensätze und andere Merkmale eines veralteten Zeitgeschmacks verunziert sind, jetzt nicht mehr mit dem Vergnügen, welches sie ursprünglich gewährten; aber es ist eben der Ruhm von Händel's Genius, daß er in Augenblicken höherer Weihe die conventionellen Schranken, welche seine Zeitgenossen fesselten, durchbrach und jene göttlichen Melodieen schuf, die ewig den Weg zum Herzen finden werden. Händel's Arien tragen fast immer den Stempel seines Geistes; nur gleichen einige einer schönen, edlen, aber in die schwerfällige Tracht seiner Zeit gekleideten Gestalt, während andere, frei von solcher Hülle, in dem vollendeten Ebenmaß und in der ganzen Anmuth der herrlichsten Denkmäler Griechischer Kunst erscheinen. Wie die Chöre im „Messias“: „Uns ist zum Heil ein Kind geboren“ und das „Hallelujah“ von einem Menschenalter zum anderen fortdauern und immer Staunen und Bewunderung erregen werden, so werden auch die Arien: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebet“, „Er weidet seine Heerde“ und „Er ward verschmähet und verachtet“ allezeit das menschliche Herz mit reiner Freude und wehmüthiger Rührung erfüllen.“

Da, wo der Verfasser auf unsere jetzige Zeit kömmt, sind seine richtigen, treffenden kritischen Bemerkungen besonders von großem Werth, Gewicht und Brauchbarkeit. Es mögen daher noch einige Stellen hier folgen, welche sich unmittelbar auf die heutige Musik beziehen.

Die Deutsche Schule wird von Herrn Hogarth folgendermaßen geschildert:

„Wenn auch die gegenwärtige Musikschule in Deutschland jeder anderen voransteht, so ist sie doch keineswegs fehlerfrei. Kein anderes Land kann sich zwar einer solchen Constellation großer Namen rühmen, wie der musikalische Himmel Deutschlands sie aufzuweisen hat; doch finden wir unter den vielen talentvollen Komponisten, von denen die Kirchen, Theater und Konzert-Säle mit Musik in Fülle versorgt werden, immer noch eine Vorliebe für überladene und verwickelte Harmonie, Mangel an fließender, einfacher Melodie, und jene Lust am Dunklen und Mystischen, welche den Deutschen Genius in der Kunst so wie in der Literatur zu charakterisiren scheint. Weber hebt in seiner satirischen Schrift „Künstlerleben“ ironisch die Fehler der neueren Deutschen Schule hervor, indem er sich über eine der neuesten Symphonieen, die er so eben aus Wien empfangen, lustig macht und eine komische, wenn auch etwas übertriebene Schilderung davon giebt, wobei er mit einer Art von Wehmuth auf die Regelmäßigkeit, Klarheit, Haltung und Wahrheit des Ausdrucks in den Werken „altmodischer“ Meister, wie Gluck, Händel und Mozart, zurückblickt.*) Uebrigens ist es freilich leichter, die Mängel einer Schule, als ihre Vorzüge nachzuweisen. Auch unter unseren musikalischen Kunstjüngern, die gern berühmt werden möchten, finden wir jenes Streben nach Tiefe, welches Weber so artig parodirt, und eine Melodramen-Ouvertüre in unseren Theatern ist oft eben so mystisch und verworren, wie Weber's Muster-Symphonie aus Wien.“

Am Schluß einer ähnlichen Skizze, die der Verfasser von der jetzigen Italiänischen Schule entwirft, finden wir folgende, vielleicht etwas harte, aber einsichtsvolle Bemerkungen:

„Die jetzigen Italiänischen Komponisten sind bloße Nachahmer Rossini's, und es gelingt ihnen viel besser, seine Fehler zu kopiren, als seine Schönheiten. Sie haben eben so viel Manierirtes wie er, mit dem Unterschiede, daß seine Manier ihm eigenthümlich, die ihrige aber eine ihm nachgeahmte ist. Hin und wieder bringen sie recht hübsche Melodieen zu Tage; dieses Talent besitzt aber jeder Italiänische Komponist in einem gewissen Grade, so geringfügig auch sonst seine Verdienste seyn mögen; im Allgemeinen jedoch bestehen ihre Arien aus einer Reihe ganz gewöhnlicher Passagen, die meistentheils von Rossini entlehnt sind, und die sie ohne Rücksicht auf das Gefühl und den Ausdruck, welches die Scene erheischt, anbringen. Ihre Konzertstücke sind ungeschickt und kunstlos gearbeitet, und ihre laute geräuschvolle Begleitung zeugt von einer gänzlichen Unkenntniß der Orchester-Composition. Diese allgemeine Schilderung ist auf alle anwendbar; Paccini, Mercadante, Bellini und Donizetti sind sich alle gleich — fortem Gyan, fortemque Cloanthum — und haben nicht das geringste Eigenthümliche, was sie von einander unterschiede.“

„Die Italiänischen Sänger und Sängerinnen behaupten noch immer ihre alte Berühmtheit, und diese Nation hat jetzt eine Constellation solcher ausübenden Künstler aufzuweisen, die vielleicht niemals an Genie und physischer Kraft übertroffen worden. Wir brauchen nur Rubini, Tamburini, Lablache, die Malibran und die Grisi zu nennen. Aber so trefflich auch die Methode dieser Sänger ist, so verliert sie doch durch die Musik, die sie zu singen pflegen. Da sie ihre Zuhörer durch den Vortrag von Arien, denen es ganz an Schönheit und Ausdruck fehlt, unmöglich ergötzen und hinreißen können, so nehmen sie ihre Zuflucht dazu, sie durch Virtuosität in der Ausführung und durch Kunststücke der Kehle in Erstaunen zu setzen, und sie finden bei diesem Auskunftsmittel ihre Rechnung, indem ihnen reichlicher Beifall gespendet wird; denn die Menge, groß oder klein, will gern erstaunen. Ein gesunder musikalischer Geschmack gewinnt jedoch nach und nach überall immer mehr Grund, nur in Italien noch nicht, so daß die Sänger und Komponisten jenes Landes, wenn sie nicht den Verbesserungen und Fortschritten der Zeit folgen, wahrscheinlich für ihre Talente jenseits der Alpen bald keinen Markt mehr finden werden. Wäre nicht der Name Paganini's, so könnte man kaum sagen, daß Italien jetzt eine Instrumental-Musik besäße. Er ist in der That für sich allein ein ganzes Heer. Ungeachtet der Possen, Kapriolen und Sonderbarkeiten, in denen er sich ergeht, ist er doch, was Fertigkeit des Vortrags, Reichthum der Phantasie, Grazie und Schönheit der Spielart und leidenschaftlich begeisterten Ausdruck betrifft, der größte Violinist seines Zeitalters.“

Mit einer Notiz über die Englische Schule wollen wir unsere Auszüge beschließen:

„Der Name Bishop's“, sagt Herr Hogarth, „wird in der Geschichte der Englischen Musik stets einen hohen Platz einnehmen; seinen dauernden Ruf aber dürfte er wohl seinen früheren Werken verdanken, nämlich seinen Opern „der Wahnsinnige“, „der Ritter von Snowdon“, „die Sonnen-Jungfrau“, „der Müller und seine Leute“ und „der Sklave.“ In diesen bewundernswerthen Compositionen finden wir reine, ausdrucksvolle und hinreißende echt Englische Melodieen mit der Tiefe und Gründlichkeit der Deutschen Schule vereinigt. Sie enthalten viele Scenen und Ensembles, die Mozart's würdig wären; auch ihre reiche und mannigfaltige, dabei aber doch diskrete und niemals überladene Instrumentation ist in dem Stile jenes Meisters geschrieben. Es finden sich zwar in sämmtlichen von Bishop komponirten Stücken, auch in den späteren, geniale Züge und Stellen, die eines großen Künstlers würdig sind; aber in vielen dieser letzteren sind sie nur sehr sparsam anzutreffen. Er that durch die übermäßige Eil und Leichtigkeit, womit er schrieb, seinem eigenen Ruhme Schaden. Da er den Posten eines Tonsetzers und Musik-Direktors am Coventgarden-Theater bekleidet, so scheint er es für seine erste Pflicht gehalten zu haben, die unersättliche Gier nach Neuem, so viel in seinen Kräften stand, zu befriedigen, und mehrere Jahre hinter einander komponirte er jährlich fünf, sechs, sieben, ja acht Stücke. Bei solcher Vielschreiberei, unbekümmert um Minerven's Gunst und ohne Rücksicht darauf, ob er in der rechten Stimmung war oder nicht, ist es wohl nicht zu verwundern, daß er seine Partituren oft mit unverdautem Zeug und mit Gemeinplätzen füllte, worin

*) Es wird hier ein Auszug aus der oben erwähnten Weberschen Schrift mitgetheilt, den wir wohl füglich weglassen können, da jedem unserer Leser das Deutsche Original des „Künstlerleben“ zugänglich ist.

weder Kenner noch Laien Vergnügen finden können. Auf diese Weise brachte er den Charakter der Englischen Musik herunter, zumal wenn man sie mit den Werken Mozart's, Rossini's, Weber's, Winter's, Paer's und anderer ausländischer Meister verglich, mit denen das Publikum von Tag zu Tage immer vertrauter wurde. Indeß sind seine früheren klassischen Werke immer noch hinreichend zur Begründung eines hohen und dauernden Ruhms, und wenn man stets von neuem zu den reichen Schätzen der älteren Englischen Musik seine Zuflucht nimmt, wird man diese Werke gewiß nicht übersehen."

„Es ist einiger Anschein vorhanden, als wollte sich die Englische dramatisch-musikalische Schule aus dem Zustande ihres gegenwärtigen Verfalls emporheben. Barnett's Oper „die Bergsylphe", die im vorigen Sommer auf dem Englischen Opern-Theater zur Aufführung kam, wurde gewiß über hundert Mal bei gefülltem Hause gegeben. Auch Loder's „Nurdichabad" hatte ziemlich starken Zulauf; und Thomson's „Hermann" machte zwar seiner dramatischen Mängel und der sehr schlechten Aufführung wegen nicht solches Glück wie jene Stücke, steht aber an musikalischem Werth nicht hinter ihnen zurück."

„Der Gebrauch, fremde Opern der Englischen Schaubühne anzupassen, ist noch immer an der Tagesordnung, und wenn er nur mit Einsicht und Kritik befolgt würde, so möchten wir ihn auch gern erhalten sehen. Er hat den Nutzen gehabt, den Geschmack des Publikums zu veredeln und unsere einheimischen Künstler zur Nacheiferung anzuregen. Aber die in der letzten Zeit bei uns eingebürgerten Stücke gehören der jetzigen entarteten Italiänischen Schule an, weil unsere Theater-Directoren sich durch den Beifall, welchen diese Sachen im Italiänischen Opernhause fanden, in Versuchung führen ließen, ohne zu bedenken, daß dieser Beifall nicht der albernen Musik gezollt wurde, sondern dem glänzenden fiorirten Vortrage der Italiänischen Sänger, den die unsrigen, mit einer oder zwei Ausnahmen, nicht nachahmen können, ohne sich lächerlich zu machen. Wir wollen damit keine Verachtung gegen diese Letzteren ausdrücken; die Kunst, eine Arie mit anmuthigen und geschmackvollen Verzierungen auszuschmücken, ist sehr verschieden von der Methode, nach welcher sie über und über mit blitzendem Flitterwerk bedeckt wird, und ist auf einem ganz anderen Wege zu erlernen. Der Erfolg jener Stücke entsprach daher keinesweges den Erwartungen, mit denen sie einstudirt wurden, und das Uebel wird demnach wahrscheinlich seine eigene Abhülfe mit sich führen. Gewöhnlich wirft man dem Englischen Publikum ungerechte Bevorzugung ausländischer Künstler und Vernachlässigung der einheimischen Talente vor. Wir können aber keinen Grund zu dieser Beschuldigung entdecken. Es ist uns kein Fall bekannt, wo eine fremde Oper, in Englischem Gewande dargestellt, zu unverdienter Popularität gekommen, oder wo einer Englischen Oper unverdiente Geringschätzung widerfahren wäre. Das Englische Publikum hat natürlich Meisterwerken, wenn sie auch aus der Fremde eingeführt wurden, den Vorzug gegeben vor daheim produzirten rohen, eiligen und schalen Machwerken, so wie es sich jetzt nicht minder bereit zeigt, eine treffliche Oper von Barnett einer armseligen von Mercadante vorzuziehen. Mögen unsere dramatischen Komponisten ihre Kunst nur fleißig und gründlich studiren; mögen sie beim Schreiben ihrer Werke eben sowohl an einen bleibenden Ruhm als an den augenblicklichen Gewinn denken, dann werden sie den fremden Nebenbuhlern nichts zu fürchten haben."

Türkei.

Ein Hagelwetter auf dem Bosporus.

Aus dem Tagebuche eines Amerikaners.*)

In einem sechsrudrigen Kaik saßen der Amerikanische Gesandte, sein Secretair, ich und sein Kervaß oder Begleiter, ein hübscher junger Türke in vollem Kostüm, mit Ataghan, Pistolen und Pfeife, jedoch statt des Turbans mit der neuen rothen Mütze auf dem Haupt. Wir hatten etwa eine und eine halbe Engl. Meile zurückgelegt, als eine im Westen aufsteigende Wolke Regen zu verkünden schien. Nach einigen Minuten bemerkten wir, daß etwas Schweres von weißer Farbe ins Wasser fiel. Da ich nicht erkennen konnte, was es war, in der Nähe aber einige Möwen bemerkte, so glaubte ich, es seyen diese Vögel gewesen, welche auf Fische Jagd machten. Bald überzeugte ich mich jedoch, daß es große herabfallende Eisstücke waren. Wir hörten nun ein Getöse, wie das Rollen des Donners, und der ganze Bosporus ward mit Schaum bedeckt. Unser Schicksal schien unvermeidlich. Wir spannten unsere Schirme auf, um uns zu schützen, aber sie wurden durch die herabfallenden großen Eisstücke zerrissen. Glücklicherweise hatten wir eine Ochsenhaut im Boote, mit der wir uns bedeckten. Einem Ruderer wurde die Hand zerschmettert; ein anderer war an der Schulter, ich an der rechten Hand und überhaupt Alle mehr oder weniger verletzt. In einem kleineren Kaik, welches uns begleitete, saßen meine beiden Diener, die jetzt an ihren Wunden daniederliegen. Das Kaik war sehr beschädigt.

Es war die furchtbarste Scene, die ich jemals erlebte, und Gott verhüte, daß es noch einmal geschieht. Es fielen Eisstücke von der Größe meiner beiden Fäuste in unser Boot, und einige derselben mit solcher Gewalt, daß sie Arm und Bein zerschmettert haben würden, wenn sie diese Theile getroffen hätten. Eines derselben traf das Blatt eines Ruders und zerspaltete es. Dies währte etwa fünf Minuten, aber es waren fünf Minuten der furchtbarsten Empfindungen, die ich jemals gehabt habe. Als es vorüber war, sahen wir die umliegenden Hügel mit Eismassen bedeckt, denn Hagel kann ich es nicht nennen. Von den Bäumen waren Blätter und Zweige abgeschlagen, und Alles hatte ein zerstörtes Ansehen.

Wir setzten unsere Fahrt fort und erreichten, durchnäßt und im höchsten Grade aufgeregt, den Ort unserer Bestimmung. Das Unwetter hatte sich nicht bis Kandalie erstreckt, und es war schwierig, den daselbst Anwesenden die Ursache unserer Aufregung begreiflich zu machen. Der Reis-Efendi fragte uns, weshalb wir so agitirt seyen, und der Gesandte antwortete: „Wir sind innerlich bewegt durch den Gedanken, daß wir von der Hand Gottes durch Steine, die vom Himmel fallen, getödtet werden können, wobei jeder Widerstand vergeblich und Trotz gottlos seyn würde." Der Efendi kreuzte seine Hände über die Brust, hob die Augen gen Himmel und sagte: „Gott ist groß!"

Noch jetzt, am Abend, habe ich meine Fassung nicht wieder gewonnen, und ich bin so angegriffen, daß ich kaum die Feder zu halten vermag. Die Scene war über alle Beschreibung furchtbar. Ich bin Zeuge von Erdbeben gewesen, die Blitze haben gewissermaßen über meinem Kopfe gezuckt, der Sturm brüllte um mich her, und die Wellen hoben mich in einem Augenblick zu den Wolken, um mich im nächsten in den Abgrund zu versenken, ich bin im Gefecht gewesen und habe Tod und Zerstörung in jeder Gestalt um mich her gesehen; aber niemals hatte ich das Gefühl der Furcht, das mich bei dieser Gelegenheit ergriff.

Ich kehrte nach dem schönen Dorfe Bujukdere zurück und erblickte überall zerschlagene Dächer und Fenster und zerstörte Weinberge. Mein Thürsteher, welcher sich einen Augenblick ins Freie gewagt hatte, wurde von einem Eisstücke so getroffen, daß er zu Boden sank, und er wäre unfehlbar getödtet worden, hätte man ihn nicht bei den Beinen ins Haus hineingezogen. Von einer Heerde Gänse, die sich vor meiner Wohnung befanden, wurden sechs getödtet und die übrigen verstümmelt. Meine Diener wogen einige der herabgefallenen Eisstücke und fanden sie dreiviertel bis ein Pfund schwer.

*) Constantinople and its Environs, in a series of letters etc. by an American, long resident at Constantinople (Commodore Porter). 2 Vol. New-York, 1835.

Mannigfaltiges.

— Die Farben des Herbstes. Eine Indianer-Sage. Der Indianer erhob sich, zog seine Decke fest zusammen und lehnte sich gegen die Mauer. Unser Feuer warf einen hellen Schein auf seine hageren Züge und verlieh ihnen fast dieselbe röthliche Färbung, wie die des hinter ihm befindlichen herbstlichen Laubes. Er schwieg einige Minuten lang und sprach dann Folgendes: „Fremdling, Du willst wissen, wem diese Knochen angehören? Sie bildeten einst die Körper eines Volkes, das lange vor den rothen Männern in diesen Wäldern hauste. Aber sie konnten nicht bleiben, *als wir kamen, eben so wie der rothe* Mann nicht die Gegenwart des „langen Messers" ertragen kann. Der Herr des Lebens wollte es, und unsere Väter vertilgten sie von dem Lande. Der Herr des Lebens will jetzt seine rothen Kinder zurückrufen in seine gesegneten Gärten, von denen sie ausgegangen sind, und er sendet die bleichen Gesichter, um sie aus dem Lande zu vertreiben, das sie so sehr lieben, und das sie nur ungern verlassen. Es ist gut. Die Menschen entstehen aus der Erde wie das Immergrün, welches dem Boden entsprießt, auf dem der Baum mit dem abfallenden Laube umgehauen wurde. Aber sieh, Bruder! Bemerkst Du die Farbe, die jedes Blatt dieser Bäume angenommen hat? Sie entsteht von dem rothen Wasser, welches seit Jahrtausenden ihre Wurzeln tränkt. Es ist das Blut eines ermordeten Geschlechts, welches in jedem Herbste über das Land hinströmt, wenn der Monat wiederkehrt, der jenes Geschlecht untergehen sah." (American Paper.)

— Neuentdeckte Spuren von La Peyrouse. Capitain Bond, der unlängst mit seinem Schiffe „Anastasia" von einer Wallfischfahrt in die Südsee nach Sydney zurückgekehrt ist, berührte auf dieser Reise eine der Manikolo-Inseln, um sich mit Holz und Wasser zu versorgen. In seinem Verkehr mit den friedlichen Eingebornen gaben dieselben dem Capitain Bond einige sehr lange eiserne Bolzen, die schon viele Jahre auf der Insel gewesen seyn mußten, da sie sehr verrostet waren. Auch brachten ihm die Eingebornen ein Stück von einer sehr alten Französischen Jagdflinte mit zwei Läufen. Der Capitain erfuhr erst bei seiner Rückkehr nach Sydney von Chevalier Dillon, dem Französischen Residenten, was für kostbare Ueberbleibsel er mit sich führte. Als man das Stück von der Jagdflinte reinigte, wurden sowohl der Name des Französischen Verfertigers als das Datum der Verfertigung deutlich lesbar. (Hobart Town Courier.)

— Mittlere Dauer des thierischen Lebens. Nach der Angabe eines berühmten Zoologen beträgt die mittlere Dauer des Lebens der

Pferde	8—32	Jahre.	Ziegen	8	Jahre.
Ochsen	20	"	Katzen	10	"
Stiere	15	"	Tauben	8	"
Kühe	23	"	Turteltauben	25	"
Esel	33	"	Gänse	28	"
Maulesel	18	"	Papagaien	30—100	"
Schaafe	10	"	See- u. Land-Schildkröten	30—100	"
Hunde	14—25	"			
Schweine	25	"			

(A. P.)

Bestellungen auf den neuen Jahrgang dieses Blattes werden zeitig erbeten, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 153. Berlin, Mittwoch den 23. Dezember 1835.

Frankreich.

Fréron, Vater und Sohn, Journalist und Volkstribun.

Mehrere dicke Bände könnte man füllen mit all' den trefflichen Epigrammen, Witzworten und unsterblichen Satiren, die auf Fréron's Haupt herabgeregnet sind; wir wüßten nicht Einen zu nennen unter seinen Zeitgenossen, auch Palissot nicht ausgenommen, der nicht gegen Fréron in Harnisch gerathen und losgezogen wäre, und das gehörig. Jean Jacques Rousseau selbst, dessen Kaltblütigkeit so oft zu rühmen und zu bewundern ist, der sie sogar Voltaire gegenüber zu bewahren wußte, richtete an Fréron einen Brief voll leidenschaftlicher Erbitterung, der mit dem beleidigendsten Schmähwort schließt.

Daß hierzu ein Muth gehört habe, ein fast mehr als menschlicher Muth, diese Flut von Prüfungen auszuhalten, wer wollte das leugnen? Den ganz eigenen Muth des beharrenden Widerstandes, der tausendmal schwerer ist, als der der angreifenden Opposition; den Muth eines Menschen, der da sagt: Ich glaube, wenn Keiner mehr glaubt, tausendmal schwerer als der des Gläubigen zu einer Zeit, wo alle Welt anfängt zu glauben; den eigenthümlichen Muth des Plebejers, der das royalistische Prinzip vertheidigt; einen Muth, wiederum tausendmal schwerer, als der des Edelmannes, der seine Prärogativen wegwirft und in's Volk hinuntersteigt — den Muth des Schriftstellers endlich, der die alten Muster vertheidigt, wogegen der Muth des Neuerers, der sich selber seinen Stil und seine Poetik schafft, zu Nichts verschwindet — all' diesen Muth besaß Fréron. Er allein hat Stand gehalten gegen Alle; gegen die Philosophie, gegen die Poesie, gegen die Literatur, gegen die Politik, gegen das Theater seiner Zeit, er ganz allein.

Unter Fréron's vorzügliche Arbeiten ist seine Vertheidigung des alten Theaters und seine beharrliche Bewunderung für Corneille und Racine zu rechnen, so wie seine eben so beharrliche Opposition gegen das weinerliche fade Lustspiel, womit man Molière's Komödie zu ersetzen sich einbildete. Fréron ist es, der zuerst die dramatische Kritik unter uns erfunden hat, wie wir ihm auch den Stil der literarischen Kritik zu verdanken haben. Fréron's Geschick in der Analyse ist noch unübertroffen. Sein Blick ist sicher und scharf, sein Wort kühn, lebendig und hinreißend; schnell hat er die Stärken und Schwächen eines Werkes weg; ihn zu blenden ist fast unmöglich, und nie hat ein Kritiker sein Urtheil besser als er zu verwahren gewußt vor dem Strohfeuer und den Sprühfunken des sogenannten Geistes, und vor den wilden Luftsprüngen, dem Gesuchten und Geschrobenen des schlechten Geschmacks. Alle Meisterwerke weiß er auswendig; sie sind ihm alle in Saft und Blut übergegangen, und immer hat er das richtige und untrügliche Maaß bei der Hand, die Werke des Geistes zu schätzen und zu richten nach Gebühr.

Was war nun die Basis für all' den Muth und die standhafte Beharrlichkeit dieses unerschütterlichen und in dieser Beziehung vollkommenen Kritikers? was der Anhalt für dieselbe? Die Macht des Journals war es hauptsächlich, diese neue Macht, zu deren Schöpfern er gehörte. In dieser neuen Macht müssen wir eine Kraft annehmen, eine unwiderstehliche, wie die Gewalt eines Zaubers, wir mögen wollen oder nicht; denn nur das Journal ist es gewesen, wodurch sich Fréron vierzig Jahre lang gegen eine Legion mächtiger verbündeter Feinde gehalten hat. Man überzeuge sich nur, welch einen Kampf er zu bestehen hatte, so wie er nur auftrat! Fréron ganz allein gegen Voltaire, den ganz Frankreich, was sage ich, den ganz Europa hielt! Ein korrekter, nach den besten Mustern durchgebildeter Schriftsteller gegen den Mann, dessen Verse scharf und giftig wie Schlangenbiß und dessen Prosa schneidend war wie ein Schwert. Ein fliegendes Blatt, das mit der Stunde, in der es erscheint, verweht, gegen diese Königliche Heerschaar von stolzen prangenden Werken, die fester als Erz und Marmor schienen. Auf der einen Seite ein Fürst, ein Herrscher, ein Gewaltiger des Geistes auf Erden, der mit den Großen, den Priestern, den Königen, dem Volke verkehrte und zu ihnen sprach, von einer Schaubühne und von einer Höhe herab zu ihnen sprach, wie sie der Ruhm eines Schriftstellers, eines Menschen überhaupt nicht so leicht wieder ersteigen wird — und auf der anderen ein armer Teufel, der unbekannt in seinem Kämmerchen saß und, wie man es damals nannte, „Zeitungen" schrieb.

Und doch, wie oft ist der arme Teufel als Sieger hervorgegangen aus diesem erbitterten Kampfe!

Und wie das? weil ihn sein Flugblatt gehalten, weil ihn sein armseliges Journal vertheidigt hat, weil diese Conversation, die zur bestimmten Stunde wiederkehrt, an die sich das Publikum gewöhnt, wie an ein wirkliches Gespräch, eine stille Macht der Ueberzeugung und Ueberredung mit sich führt, die unglaublich ist. Und dann waren auch die Franzosen nicht so leichtsinnig und lebten nicht so in den Tag hinein — glauben wir Keinem, der uns was Anderes einreden will —, daß sie nicht im tiefsten Innern sollten empfunden haben, wie unsicher und schwankend ihre Lage damals war, und welchem Abgrunde unermeßlicher Gefahren sie zueilten, wenn sie fortfuhren, so regel- und zügellos sich in den Lüsten der Welt, und im Zweifel und Widerspruch zu ergeben.

So hörte man denn, und wenn man sie auch verwünschte, auf Fréron's unwillkommene Stimme, weil sie eine Wahrheit sprach, die jedes Herz durchbebte. Welche Wahrheit aber, und wär' es auch die verhaßteste und gefürchtetste, würde nicht doch am Ende gehört? Allerdings erdrückt und zermalmt solche Wahrheit oft den, der sie zu vertreten und zu tragen hat, gleich einer Last, die zu schwer ist für die Schultern eines Menschen. Es kann uns hier die Geschichte einfallen, wie bei der Belagerung Jerusalems ein armer Mann durch die Stadt lief und immer schrie: Weh' über Jerusalem! Weh' über Jerusalem! — und zuletzt: Wehe mir selber! von einem Steine aus der Wurf-Maschine der Belagerer dahingeschmettert.

So hatte auch Fréron gesagt: Weh' der Französischen Poesie! Weh' dem Französischen Theater! Weh' der Sprache Racine's und Pascal's! Weh' dem Throne des Königs und Weh' der Kirche! — und zuletzt schrie er auch: Wehe, weh' mir selber!

Und in der That, er war auch übel genug daran, als man ihm die Nachricht brachte, daß seine Feinde endlich den Sieg davon getragen, und der Großsiegelbewahrer, Herr von Miromesnil, das Privilegium der „Année littéraire" aufhob. Bei dieser Nachricht bekannte sich Fréron, nun erst entwaffnet, wie er es wirklich war, für überwunden — zum ersten Male; doch ließ er sich weder vom Aerger noch vom Zorn übermannen. „Ah!" sagte er, indem er sich zum Lächeln zwang, „das ist eine Sache für sich; ein Privat-Unglück, wodurch sich Keiner, der für die Monarchie streitet, hat irre machen zu lassen; denn Aller Wohlfahrt und Heil ist an das der Monarchie geknüpft." Indem er diese Worte sagte, neigte er sein Haupt und starb; die Last der Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten hatte ihn endlich erdrückt.

Uebrigens starb er zur rechten Zeit; denn die Revolution war schon im Anzuge, mit ihrer ehernen Stimme jede menschliche, die nicht für sie sprach, zum Schweigen zu bringen. Fréron nahm das literarische Journal und die literarische Kritik mit in's Grab. Sein Tod fiel gerade in den Zeitpunkt, wo die Literatur überhaupt aufhörte, wo alle Poesie verstummen, alle Philosophie sich in einen schwarzen Schleier verhüllen mußte, um nicht in der allgemeinen Zertrümmerung und Verwüstung ihr eigenes entsetzenvolles Werk mit Augen zu sehen. Nach Fréron's Tode wurde das Journal, das bis dahin nur eine literarische Macht gewesen war, zu einer politischen erhoben; statt der Schriftsteller, die es bisher angegriffen hatte, griff es nun die Gewalten des Staates, eine nach der anderen, an, und von der Theorie der Revolutionen ging es zur Praxis derselben über. Was würde Fréron gesagt haben, wenn er die Journale des Schreckens im Geiste hätte voraussehen können, wenn Marat ihm die bluttriefende Hand auf die Schulter gelegt und ihm zugerufen hätte aus der nahen Zukunft: Heil und Brüderschaft, Bruder Fréron!

Fréron's Sohn, ein junger Mensch, ein schwaches Weltkind, trat nicht in die Fußstapfen seines Vaters. Er schreckte zurück vor der düsteren dornenvollen Bahn. Und die Meisten, an seiner Stelle, hätten es nicht besser gemacht; er gab, wie gesagt, das Werk des Vaters auf, und trat nur sub beneficio diese Erbschaft an von verborgenem Ruhm und offenbaren Verfolgungen, bestrittenen Triumphen und immer neuen Beschimpfungen, ephemerer Macht und baarem reellem Elend und Mangel. Schon als Kind, als er noch auf dem Arm getragen wurde, hatte Fréron der Jüngere lernen können, was es heißt und was es kostet, ein Volk und seine Institutionen gegen die zu vertheidigen, die es unterdrücken, und wie mißlich oft die Position ist, das Mächtige zu vertheidigen, denn wenn es fällt, so verwickelt es den Vertheidiger mit in seinen Sturz, und triumphirt es, so kann er von Glück sagen, wenn es ihn zum Lohne noch unangefochten läßt. Und so ist es denn wohl verzeihlich, daß der jüngere Fréron die Bahn des Vaters verließ, um sich der bequemeren des sichreren Glückes und der leichteren Ehre zuzuwenden. Nur daß er unglücklicherweise nicht ein simpler Revolutions-Mann wurde, der Revolution, die er doch nicht halten konnte, eben ihren Lauf lassend, sondern ein fanatischer, unerbittlicher, blutdürstiger Genoß des Schreckens!

Wer sollte es glauben? Die Trophäen Marat's ließen Fréron nicht schlafen! Um dem Ami du peuple die Waage zu halten, gab Fréron den Orateur du peuple heraus, und überließ sich in diesem

Blatte allen Ausschweifungen und Verirrungen, zu denen ein von Natur schüchterner Charakter durch schwache Vernunft verleitet werden kann, in der wildesten Grausamkeit nicht Maaß noch Ziel findend, aus Halt- und Maaßlosigkeit seiner Schwäche. Zuletzt, um Alles zu sagen, stimmte der Sohn Fréron's, nicht mehr seines Vaters und des edeln Beispiels, das er ihm gegeben, eingedenk, für den Tod des Königs, seines Wohlthäters, und hatte sogar später die Frechheit, sich dieser Schandthat zu rühmen! Ja, dieser Fréron, dieser nämliche, des Kritikers Sohn, war das Ungeheuer, das der Konvent nach Marseille sandte, als Werkzeug des Todes — dort in Marseille endlich sehen wir ihn reif in seiner Schande aufbrechen als eine Pestbeule seines Zeitalters, da schrieb er seinen blutigen entehrten Namen, auf dem der Fluch der Hölle ruht, neben Collot d'Herbois' Namen ein, der der Fréron von Lyon war, wie Fréron der Collot d'Herbois von Marseille — einer ein so scheußlicher Bluthund und Henker wie der Andere! Der Eine, ein ausgepfiffener Komödiant, badete nun seine Schande im Blut von Tausenden, der Andere die Schmach, mit der man seinen Vater überhäuft hatte. Und dennoch — dies Kind, das im Arbeitsstübchen Fréron's des Kritikers groß gezogen worden, das gesehen hatte, wie sein Vater sich Tag und Nacht abgemüht, unablässig ein ganzes Leben dem Dienste des erhaltenden Prinzips gewidmet und doch nichts davongetragen als Schimpf und Spott und Kränkungen, selbst von denen, für die er schrieb und kämpfte — dieser Sohn, der es mit angesehen hatte, wie der Undank des Siegelbewahrers Miromesnil seinem Vater das Herz gebrochen — wer begriffe es nicht, wie alle Schmach, mit der man dreißig Jahre lang seinen Vater überschüttet, und welche Schmach! sich in seiner Seele festsetzen mußte und ausbilden zum grimmigsten Hasse gegen das elende Geschlecht, das sich selber nicht zu vertheidigen im Stande war und doch seine Vertheidiger nur mit Undank belohnte. Nehmen wir ihn, wie er war, als einen jungen Menschen jener wüsten Zeit, ohne Halt des Glaubens und der Treue in sich, ohne das Bewußtseyn hohen Muthes und edler Pflichterfüllung, wie es der Vater gehabt hatte, so sehen wir wohl so ziemlich, wie es zugegangen, daß dies Kind, das so sanft, so menschlich erzogen, das von jener frommen Adelaide, der Tante Ludwig's XVI. und dem Könige Stanislaus, der Tugend in Person, über die Taufe gehalten worden, zum reißenden Thiere entarten konnte.

Und sodann, einigermaßen orientirt über sein Inneres, betrachten wir das Bild jener fürchterlichen Stunde, wo er das Volk niederschießen ließ; an jenem Tage stand ein junger Artillerie-Offizier, Bonaparte mit Namen, unter seinem Befehl, der Toulon ganz allein eingenommen hatte und die Artillerie auf dem Richtplatze kommandirte; dort denn, auf dem Marsfelde, ließ Fréron das zusammengetriebene Volk wie eine Heerde Vieh erschießen, und als Alles zu Boden gestreckt war, rief eine Stimme: „Die noch leben, mögen aufstehen, das Vaterland bewilligt ihnen Pardon!" Der empörendste Kniff, den je die Niederträchtigkeit ersonnen! Diese Stimme war Fréron's. Die Unglücklichen, die noch lebten, richteten sich empor. „Feuer!" schrie Fréron; ein Kugelregen pfiff auf sie los und Keiner stand mehr auf.

In Folge dieser Schandthat ertheilte der Klub Valois Fréron dem Jüngeren den Titel: „Retter des Südens." Später machte er sich Robespierre zum Feinde, und nach dem Sturze desselben überlieferte er Fouquet-Thinville und seine sämmtlichen früheren Schandgenossen und Mitschuldigen einen nach dem anderen dem Henkerbeil; mit einem Worte, der Henker von Toulon und Marseille stand mit einem Male an der Spitze der antijakobinischen Reactions-Partei; endlich, nach dem 5. Vendemiaire, erschien Fréron wieder als das, was er immer gewesen war, als ein schlechter Demagog, feig, ohne Haltung und Klugheit, als ein seines Vaters durchaus unwürdiger Sohn, als ein besiegter Revolutionair, dessen Kopf man nicht der Mühe werth hielt, abzuschlagen. Er ging, dort seinen Tod zu finden, nach San Domingo unter dem Kommando des Generals Leclerc, des Gemahls der jungen schönen Pauline Bonaparte, die später, als sie Prinzessin Borghese hieß, ein Gegenstand der Bewunderung für ganz Europa wurde.

Seltsamer Wechsel des Schicksals! Fréron verliebt sich in Pauline Bonaparte und wird von ihr wieder geliebt — mit Einwilligung ihres Bruders. Die Korrespondenz zwischen Fréron und Pauline ist noch vorhanden. Wäre Fréron nicht schon verheirathet gewesen, so hätte er Pauline Bonaparte zur Frau bekommen, und wer möchte dann sagen, was noch aus ihm geworden wäre? Aber der Mann, der noch Kaiser werden sollte, blieb durch sein gutes Glück von dieser infamirenden Schwägerschaft bewahrt.

Jetzt fragt man sich, wie ein Mann, der die Rolle des Herausgebers der Année littéraire gespielt hat, ein Mann, der dreißig Jahre lang der Geschmacks-Richter des achtzehnten Jahrhunderts gewesen ist, und dessen Einfluß dem Voltaire's und der Encyklopädisten mindestens gesagt, das Gegengewicht gehalten, heutzutage fast ganz und gar vergessen ist? Der Grund hiervon liegt darin, weil der größte Journalist der Welt nicht länger leben kann und leben soll, als sein Journal lebt — einen Tag; weil das beste Journal der Welt doch immer nur ein leichtes Blatt ist — gewesen ist; ein verhallendes Echo der Leidenschaften, des Bedürfnisses, der Interessen, der Bewunderung, der Rache, ja, auch der Revolutionen, das von der Zeit verweht wird wie der Staub vom Winde; weil hinter dem Journal, dieser Geschichte von vierundzwanzig Stunden, die wirkliche Geschichte kommt, die unsterbliche Rathgeberin aller Zeiten, die dann ihre Auswahl trifft unter den Helden des Tages, den Menschen und ihren Werken ihre gebührende Stelle anweisend, oft den ins Dunkel zurückdrängend, der im Sonnenlicht geprangt, und den hervorziehend in den Tag des Lebens, den die Welt bisher in unberühmter Dunkelheit gehalten. Das glücklichste Loos, das ein Journal zu hoffen hat, wäre, als Noten dienen zu können unter dem Text der Geschichte.

So ist das Journal seiner Natur und seinem Wesen nach ein vergängliches und sterbliches Werk, und danken wir Gott dafür, denn welche Macht in der Welt möchte der seinigen sonst widerstehen, einem Journal widerstehen können, das die Dauer eines Buches, die Autorität einer Geschichte und die reißende Lebens-Gewalt eines Journals zugleich besäße?

So oft ich die Année littéraire noch in die Hand genommen, hat es mir immer geschienen, daß ein Mann von Geschmack und Geist, aus dem Guten und Vortrefflichen, was in jenem Journal enthalten ist, ein sehr nützliches, nicht minder belehrendes als interessantes Buch zusammenstellen könnte.

So ist schon La Harpe's mit Recht gerühmte Literatur-Geschichte zum Theil aus Fréron's Année littéraire gezogen. Ich sage keinesweges, daß es dem Ersten Besten gleich gelingen würde, eine ähnliche Ausbeute zum zweiten Male daraus zu gewinnen, denn Herr La Harpe ist eben kein solcher Erster Bester; aber ich bin überzeugt, daß sich mit leichter Mühe aus dem großen Volumen der Année littéraire ein Paar schöne Bändchen zusammenstellen ließen, die neben dem Ausgezeichnetsten, was wir an kritischen Werken besitzen, den Rang behaupten würden.

Jules Janin.

Bibliographie.

- Sans cela elle serait ma femme. — Roman von Felix Servan. 2 Bde. 15 Fr.
- Simon le borgne. — Roman von Michel Raymond. 2 Bde. 15 Fr.
- Le pélerinage de la vie. — Gedicht von Leon Lenir. 3 Fr.
- Albert, ou Onze mois sur la Dordogne. Episode historique du XVII^e siècle, 1621—1622. — Von Jules Determes. 3 Fr.
- Atlas de Géographie ancienne et moderne. — Von Hee. (66 Karten zu herabgesetztem Preise.)
- Biographie universelle des Musiciens, précédée d'un résumé philosophique de l'histoire de la musique. — Von J. F. Fetis. 2 Bde. 15 Fr.
- Histoire de la ville de Toulouse, depuis la conquête des Romains jusqu'à nos jours. — Von J. B. A. d'Aldeguier. Th. IV.
- Histoire du royaume de Naples, depuis Charles VII. jusqu'à Ferdinand IV. 1735 à 1825. — Vom General Colletta. Theil III. und IV. 15 Fr.

England.

Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, als wir zusammen auf der Straße nach Bello Sguardo ausritten, ward unsere Aufmerksamkeit durch das Geräusch einer unter den Olivenbäumen herumhüpfenden Heuschrecke gefesselt. „Wissen Sie", sagte Byron bei dieser Gelegenheit zu mir, „daß ich diese Geschöpfe nie ihre heiseren Noten krächzen hörte, ohne mich an das Geschrei zu erinnern, das die Engländer gegen mich erhoben, als sie sich's, Gott weiß warum, in den Kopf setzten, mich aus ihrer Winkel-Insel zu vertreiben. Ich denke mir immer meine alten Verfolger und Verleumder in Insekten verwandelt, die unter der Bedeckung des Landes herumkriechen, um mich mit ihrem Krächzen zu ennuyiren. Es ist eine lächerliche Idee, aber ich kann mich nicht leicht von derselben losreißen. Da sitzen sie, so verborgen wie von jeher, und zu zahlreich, um zur Vertheidigung oder zur Bestrafung gezogen werden zu können. Der Gedanke macht mich oft melancholisch. Ich möchte nicht gern in England leben, und doch bin ich mit diesem Lande durch Bande verknüpft, die ich nicht selber zerreißen kann." Bei dieser Gelegenheit expektorirte er sich wieder über die Englische Gesellschaft, indem er behauptete, daß diese sehr wenig Liebenswürdiges besäße; jedoch fügte er hinzu, daß, da er wohl wisse, wie sehr er von jener Gesellschaft gehaßt werde, sein Urtheil schwerlich als ein unparteiisches aufgenommen werden dürfte. Ich wagte es, ihn zu widerlegen und ihm vorzustellen, daß er von seinen Landsleuten keinesweges so gehaßt werde, als er sich einbilde; auch versicherte ich ihm, daß er bei allen denen, die ich bisher zu sprechen Gelegenheit gehabt, in der größten Achtung stehe. Darüber erstaunte er; ich weiß nicht, ob in der That, oder ob er es bloß affektirte, und er forderte mich auf, einige Beispiele anzuführen, bei denen ich eine solche Gesinnung wahrgenommen hätte. Diese Versicherungen von meiner Seite schienen einigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; bald aber kehrte er wieder zur alten Ueberzeugung zurück und meinte, daß jenes nicht der Fall seyn könne, denn er und die Engländer hätten einander zu tief gekränkt, um sich je aussöhnen zu können. Ich nahm keinen Anstand, ihm zu bemerken, daß er sich einer großen Täuschung zu überlassen scheine. Indessen waren seine Erwiederungen darauf so erbitterter Art, daß ich mir kaum denken kann, er habe im Geringsten affektiren wollen.

Er sprach gern von Napoleon und verschwieg es nicht, daß er eine hohe Bewunderung für ihn hege. Er gab zu, daß N. ein Tyrann gewesen sey; aber er behauptete, daß man ihm mit Rücksicht auf die Größe des Zieles, das er stets im Auge gehabt, wohl manche Exzesse verzeihen müsse. Wenn er ein Tyrann war, so war er zum wenigsten ein großer und ruhmwürdiger Tyrann. „Glauben Sie", sagte ich zu ihm, „daß Napoleon wirklich wahre Größe besaß, wenn wir nämlich das Wort in seiner erhabensten und edelsten Bedeutung nehmen? Wir mögen ihm immerhin große Talente und einen außerordentlichen Geist zuschreiben; sehen wir aber auf seinen ungeheuren Egoismus, können wir da wohl noch von wahrer Größe sprechen?" Hierauf erwiederte er: „Ein großer Eroberer muß nothwendig ein großer Egoist seyn; denn derjenige, welcher es unternimmt, die Geschicke der Welt zu leiten, kann sich selbst nicht anders, denn als den Centralpunkt des ganzen Universums betrachten, das von ihm beherrscht und regiert wird." — „Aber Washington war kein Egoist!" — „Nein, dafür war er aber auch kein großer Eroberer; er war bloß der Anführer eines Volkes, das etwas Großes zu Stande brachte. Napoleon that selber große Dinge; die Nation verschwindet vor ihm in der Geschichte; sie ist ein rein

passives Instrument in seinen Händen. Napoleon's Geschichte und Größe konzentrirt sich ganz auf seine eigene Person." — „Aber Washington wäre ebenfalls im Stande gewesen, seine eigene Person mehr hervorzuheben, wenn er nicht die edle Mäßigkeit besessen hätte, es absichtlich zu unterlassen." — „Nun dann", sagte Byron endlich, „wollen wir immerhin zugeben, daß, wenn Napoleon der größere General, Washington dafür seinerseits der größere Mensch war."

„Ein reiner Zufall", fuhr Byron fort, „verhinderte mich, an dem Feldzuge gegen Napoleon Theil zu nehmen, denn ich hatte einmal in der früheren Zeit meines Lebens den Entschluß gefaßt, zur Armee zu gehen. Ich dachte, in den Dienst der Oesterreicher zu treten, die damals im Kriege mit Frankreich waren. Ich kann nicht umhin, mir die Folgen vorzustellen, die aus der Realisirung dieses Planes hervorgegangen wären. Was für eine Wendung hätte mein Lebensgeschick alsdann genommen! Die Aufregung und das Getümmel des Schlachtfeldes hätten mich in einem beständigen heißen Fieber erhalten und ich würde ohne Zweifel etwas Außerordentliches geleistet haben, wenn auch das Resultat im Ganzen vielleicht nicht eben günstig für mich ausgefallen wäre. Ich wäre gewiß ein schlechter Soldat gewesen — nämlich ein subalterner. Ich bin zu ungeduldig, um mich irgendwie in ein untergeordnetes Verhältniß zu fügen. Ich glaube jedoch nicht, daß das Kriegshandwerk, selbst für den, der mit heiler Haut davon käme, irgend etwas Wünschenswerthes sey. Diejenigen Krieger, die einmal im Felde gewesen sind, tragen im ganzen Leben eine gewisse Spur der Unbehaglichkeit an sich, die sich nicht mehr aus ihren Gemüthern verwischen läßt. Eine solche Carrière scheint den Geist völlig umzuwandeln und auf eine gewisse Weise für immer zu affiziren. Dessenungeachtet besitzt kein Gegenstand eine solche Zauberkraft für das Auge der Welt, als militairische Größe."

Obgleich Byron sich mit aller Unumwundenheit über jeden auf die Religion Bezug habenden Gegenstand ausließ, so war es doch äußerst schwierig, aus seinem Gespräch etwas Bestimmtes darüber zu entnehmen. Seine zu verschiedenen Zeiten über diese Materie geäußerten Ansichten schienen immer eine Eingebung der augenblicklichen Laune oder Folge des unmittelbar vorhergegangenen Gespräches zu seyn, wodurch sie denn zuweilen sogar zu manchen Widersprüchen führten. Der skeptische Ton, der in einigen seiner Schriften herrscht, ward oft durch die Sprache, die er in der Conversation führte, noch überboten; trotzdem wollte er indessen oft behaupten, daß er ein aufrichtiger Christ sey. Er sprach von der Unsterblichkeit der Seele, und interessirte sich sehr lebhaft dafür, wenn irgend ein anscheinend neues Argument für dieselbe vorgebracht wurde. Er erzählte mir einmal von einem alten neunzigjährigen Manne, den er kannte, und dessen Geisteskräfte, trotz seines schwächlichen Körpers, in aller Frische und Stärke sich erhalten hatten. „Dies", sagte er, „ist ein Beweis, daß der Geist unabhängig von dem Körper fortbestehen könne." Er schien sehr begierig, zu wissen, was die Leute über den Punkt dachten; aber, bemerkte er, er müsse bezweifeln, ob selbst die übereinstimmende Meinung der ganzen Welt eine feste Ueberzeugung in dieser Hinsicht in ihm hervorzurufen im Stande wäre, denn dergleichen dürfe sich kein Mensch durch eine fremde Autorität aufdringen lassen. „Wir können Alle", sagte er, „sicher seyn, daß unsere Einsichten sehr beschränkt sind und daß es eine Macht giebt, die größer ist als wir. — Die Menschen", fuhr er fort, indem er auf eine andere Seite übersprang, „sind stets bereit, diejenigen zu ehren und zu belohnen, die sie zu Irrthümern verleiten; dagegen verfolgen sie stets ihre Wohlthäter und alle diejenigen, die es versuchen, sie aufzuklären und ihnen ihre Vorurtheile zu benehmen. So absurd und seltsam erscheinen oft die menschlichen Dinge, daß wir, wenn wir unseren Nächsten etwas Gutes erweisen wollen, uns fast genöthigt sehen, es wider ihren Willen zu thun."

Es haben Viele gemeint, daß Byron etwas abergläubisch war. Wenigstens sprach er von Geistern und Geister-Erscheinungen mit solchem Ernste, daß man leicht zu dieser Meinung veranlaßt werden konnte. Er raisonnirte gerade eben so gern über Geister, wie einst Dr. Johnson; er behauptete zwar nie, selbst einen Geist gesehen zu haben, aber er hatte immer so viele Geschichten über diesen Gegenstand zu erzählen, daß es schien, als ob er wirklich daran glaubte. Er ließ sich oft von Vorbedeutungen und Ahnungen beherrschen und pflegte seine Schwachheit dadurch zu rechtfertigen, daß er die Namen der verschiedenen Männer aus der alten und neueren Zeit anführte, die dieselbe Schwachheit gehabt. „Herr ***", sagte er, „erzählte mir, daß er, wenn er auch einmal einen Geist zu sehen bekäme, doch an der Existenz desselben zweifeln würde; denn es bliebe ihm alsdann nur zwischen zwei Wahrscheinlichkeiten zu wählen übrig, entweder daß es ein wirklicher Geist oder daß es nur eine optische Täuschung sey; und das letztere würde er dann — gewiß als das Wahrscheinlichere vorziehen. Ich erwiederte ihm hierauf, daß sich's auf eine solche Weise bei hellem Tage wohl gut reden lasse, aber ich glaubte nicht, daß er im Dunkel der Nacht ebenfalls eine so entschiedene Sprache führen würde, und ich stellte ihm die Frage, ob er sich's wohl zutrauen möchte, bei trübem Mondlichte auf einem Kirchhofe einer solchen Geister-Erscheinung keck ins Gesicht zu schauen, ohne daß seine Haare sich dabei zu Berge sträuben würden!" Byron sprach hierauf noch von seinen Träumen, über die er, wie er sagte, einmal ein eigenes Register führte, um sich theils damit zu belustigen und theils um sich davon zu überzeugen, ob sich wohl aus der Reihefolge der Gedanken und Bilder, die sie enthielten, irgend eine zusammenhängende Geschichte oder ein vollständiges Gemälde zu Stande bringen lasse. „Es gelang mir in der That", fuhr er fort, „ein ganzes Buch daraus zu machen, das sich zwar sehr komisch las, das mir jedoch zu einigen Ideen verhalf, die sich ziemlich gut in Verse bringen ließen. Nun sage mir denn noch Einer einmal, aus welchem albernen und sinnlosen Zeuge sich nicht etwas Gescheidtes zusammenstoppeln ließe."

„Zuweilen", sagte Byron, „ward der lebhafte Wunsch in mir rege, daß ich doch meinen ursprünglichen Plan, mit ins Feld zu ziehen, nicht aufgegeben hätte. Ich hielt freilich das mörderische Kriegshandwerk nicht eben für ein angenehmes Geschäft, aber die Menschen müssen denn doch nun einmal über kurz oder lang sterben, wenn man sie auch ganz sich selbst überläßt, und Alle kommen darin überein, daß der schnellste Tod der beste sey. So würde ich denn die Aussicht gehabt haben, entweder eines schnellen zeitigen Todes zu sterben, oder eine Carrière zu durchlaufen, die mir mit jedem Schritte neue Anregungen und neue Gelegenheiten zur Auszeichnung dargeboten hätte. Unser Lebenslauf ist ein monotones Denken, Fühlen und Arbeiten. Ich wünschte oft, ich wäre in den dunklen Zeiten des Mittelalters geboren worden, wo das Leben wohl mehr Reiz gehabt haben mag, indem man von jener Ueberbildung und Civilisirung noch nichts wußte, die unsere Existenz so verbittert. Hoffnung und Glaube waren damals noch jung; an ihre Stelle sind nunmehr Unglaube und Verzweiflung getreten." Ich versuchte es, ihm hier einen Einwurf zu machen, indem ich behauptete, ich sähe gar keinen Grund, zu glauben, daß die Menschen im Allgemeinen zu jenen Zeiten glücklicher gewesen wären als jetzt. „Wir lassen uns vielmehr", fuhr ich fort, „nur durch den Zauber der Vergangenheit täuschen; daß es aber in jenen berühmten Zeiten des Ritterthums, die man wegen ihrer Galanterie und ihrer ruhmwürdigen Thaten so anpreist, nicht eben gar zu glänzend herging, das beweist uns die Geschichte jener Raub- und Mordscenen, die uns die Treulosigkeit der Ritter und die Unterdrückung und das Elend des Volkes im wahren Lichte darstellen." — „„Die Menschen"", erwiederte er mir hierauf, „„sind von jeher raubsüchtig und blutgierig gewesen, aber in jenen Zeiten der Kindheit waren sie stets selbst in ihren Feindschaften gegen einander mehr frei, offen und edel, während die moderne Verfeinerung den Charakter der Verrätherei und der Scheinheiligkeit angenommen hat. Die Menschen hassen einander heutzutage in eben dem Grade, wie sonst, aber sie predigen sich gegenseitig brüderliche Liebe und Philanthropie, um unter diesem Deckmantel ihren innerlichen Haß verbergen zu können.""

Wir unterhielten uns später einmal von den vollkommeneren Charakteren oder von den sogenannten Mustertypen der Menschheit. „Am meisten", sagte Byron, „hasse ich unter Allen die zu guten Menschen; ich sage dies im Ernste, denn ich denke, daß fast alle Leute gemischten Charakters sind, und ich glaube, daß man, um ein angenehmer, stets sich gleichbleibender und nützlicher Mann zu seyn, niemals zu vollkommen seyn muß. Es hat Jeder von uns sein Theil Schlechtigkeit an sich, aber eben deshalb, weil Keiner ganz frei von Fehlern ist, erzeugt sich leicht unter verwandten Gemüthern eine gewisse Sympathie und freundschaftliche Achtung, während der, welcher sich in den Ruf eines sogenannten Muster-Charakters gesetzt hat, meist alle innige Zuneigung und Anhänglichkeit von sich entfernt. Das Ding klingt lächerlich, das begreife ich wohl, und wenn Jemand über diesen Gegenstand eine ernste Abhandlung schreiben wollte, so würde man ihn nur des Hohnes und der Uebertreibung beschuldigen; aber die Weisheit liegt oft in ganz seltsamen Erscheinungen versteckt. Mögen die Menschen immerhin reden, was sie wollen, es ist gewiß, daß Niemand einen vollkommenen Menschen, oder einen solchen, der wenigstens in der Gesellschaft als ein Vollkommener gilt, wirklich liebt; lieben wir nun aber einen Menschen nicht, so haben wir auch keine besondere Neigung, uns nach seinem Beispiele oder seinen Lehren zu richten. Man könnte zwar sagen, die Vernunft müßte uns wohl anrathen, dies zu thun; aber es ist Thatsache, daß die Handlungen der Menschen in neun Fällen unter zehn sich nicht durch ihre Vernunft, sondern vielmehr von ihren Leidenschaften, Vorurtheilen und Capricen (!) leiten lassen. Dies wäre denn mein Argument zu Gunsten der — wenn es erlaubt ist, uns des Ausdrucks zu bedienen — Nicht-Vollkommenheit." Byron fuhr fort, seine Behauptung sowohl durch ernste Beweise als durch scherzhafte Einfälle zu bekräftigen, und strebte im Ganzen ernstlich danach, sie als einen festen Lehrsatz hinzustellen. „Es würde vielleicht", fügte er hinzu, „nicht eben der beste Weg seyn, die Menschen durch Einimpfung dieser Maxime belehren zu wollen, aber es wäre doch zu wünschen, daß die Welt sich mit derselben vertraut machte und sie recht beherzigte, ehe sie es wagte, Jemand wegen seiner Fehler zu verurtheilen und zu verdammen."

(Schluß folgt.)

A s i e n.

Neueste Reise durch Syrien.

Von Vere Monro.

Der Stil und Charakter der so eben von Herrn Monro herausgegebenen Reise-Skizzen*) erinnert lebhaft an Capitain Mundy's Pen and Pencil sketches. Mit seiner gründlichen Gelehrsamkeit vereinigt der Verfasser ein immer heiteres Temperament, das selbst in den häufigen Beschwerden und Plackereien einer solchen Reise zu launigen Scherzen Stoff findet.

Herr Monro brach im März 1833 von Kahira nach Jerusalem auf. Bei Atlibt, dem Castrum Peregrinorum, wenige Stunden vom Berge Karmel, traf er einige Samaritanische Weiber an einem Brunnen.

„Da es drückend heiß war", so erzählt der Verf., „ließ ich sie durch meinen Bedienten um einen Trunk bitten; aber Eine von ihnen rief: „Soll ich einem Christen Wasser reichen und meinen Krug verunreinigen, so, daß ich ihn nie wieder brauchen kann?" Dies geschah im Distrikte von Samaria (Sebaste, Naplus), und war ein sprechender Beweis davon, wie wenig der Charakter dieses Völkchens seit achtzehn Jahrhunderten sich verändert hat. Die Frauen hatten schöne Gesichter und einen majestätischen Wuchs. Auf dem Kopfe trugen sie ein dunkelfarbiges Netz, das ihr Kinn umzog und ihr Antlitz freiließ. Es verging keine Stunde, als wir eine zweite Gruppe von Weibern sahen, die ähnlich beschäftigt waren. „„Jetzt"", sprach mein Begleiter Achmed, „„merkt einmal den Abstand, wenn ich sie, statt in Ara-

*) A summer ramble in Syria; with a Tartar trip to Stamboul. — London, 1835.

bischer Sprache, in **Türkischer** anrede."" Er that dies, worauf sie gleich mit ihren Gefäßen die Flucht ergriffen. Als er ihnen aber mit seinem Türkischen Donnerwetter nachsetzte, kam Eine von ihnen zitternd wieder, und ließ uns nach Herzenslust trinken. Sie wies jede Belohnung zurück."

Wenn der Wanderer Jerusalem sich nähert, so erblickt er jenseits einer Reihe grauer und nackter Felsen eine kahle und todte Mauer, über welche fast nur die Kuppeln einiger Moscheen sich erheben. „Kein lebendes Wesen", sagt Herr M., „regte sich außer den Thoren der Stadt — keine Spur von Vegetation war zu sehen, ein paar ärmliche bleifarbige Olivenbäume ausgenommen. Todesschweigen herrschte in der weiten Felsen-Oede."

Der Verf. besuchte in Begleitung einiger heimkehrenden Pilger den Jordan, wo er einer seltsamen Tauf-Zeremonie beiwohnte.

„Das Ufer des Jordans war (an jener Stelle) mit langem Grase, Oleandern, Tamarisken und niederem Gestrüpp bewachsen. Der Fluß mochte etwa 35 Ellen breit seyn; er strömte mit dem Ungestüm eines Gießbachs. Das Ufer war abschüssig und das Flußbette schon dicht am Ufer tief. Der Erste, welcher sich zum Eintauchen anschickte, ein **Russe**, mit ungeheuer langem Kopfhaar, warf, nachdem er die Kleider abgestreift, ein langes und ganz neues Hemde über, duckte sich dann, das Gras mit beiden Händen fassend, zu wiederholten Malen ins Wasser, und schüttelte sich dabei, ungefähr wie es eine Ente macht, wenn sie Regenwetter prophezeiht."

„Unterdeß stieg die Sonne über den Gipfel des Abarim empor, und beleuchtete eine der kuriosesten Scenen, die man nur sehen kann. Die ganze Pilgerschaar war angekommen und Alles kleidete sich aus. Menschen jeder Statur und jedes Alters gingen in den Jordan, von dem achtzigjährigen Greise bis zu dem kriechenden Kindlein, das sich, auf dem Rücken liegend, wie eine Flasche füllte und gluckte. Auch Damen von verschiedener Farbe sah man einsteigen, die schwarze Koptin wie die schneeweiße Nordländerin. Einige Männer krochen gar behutsam ins Wasser, und bedachten sich einen Augenblick, ehe sie untertauchten. Andere wälzten sich hinein wie Räder, und wiederholten diesen Akt mehrere Mal. Von dem schönen Geschlecht sprangen Einige beherzt in den Fluß, und tauchten sich unter, von zwei Männern unterstützt; Andere standen nur bis an die Knöchel im Uferschlamm, und ließen sich ganze Becken voll Wasser über den Kopf gießen. Auch trank man aus dem Jordan, wobei immer ein Pilger dem anderen in seiner hohlen Hand Wasser reichte. Endlich wurden noch Flaschen von jeder Form und Größe gefüllt und mitgenommen."

Nachdem Herr Monro den Jordan und das Todte Meer besucht hatte, kehrte er zunächst wieder nach Jerusalem zurück, und machte von der Heiligen Stadt aus Exkursionen nach Hebron, Bethlehem, den Sümpfen und Gärten Salomo's u. s. w. An dem erstgenannten Orte spieen ihm einige fanatische Araber ins Gesicht und warfen ihn mit Steinen. Endlich verließ er Jerusalem und setzte seine Reise in nordwestlicher Richtung fort. Er kam nach Sur, dem alten und einst so stolzen Tyrus, jetzt „einer kleinen und schmutzigen Stadt." Das Werk Alexander's kann man sehen, wo die Welle den Damm weggespült und die Grundfesten entblößt hat. Sie bestehen aus Granit- und Marmor-Säulen von verschiedener Größe, die unbehauene Blöcke von demselben Material tragen.

Auf seiner Wanderung von dort nach Damaskus hatte der Verf. eine Eskorte von Beduinen bei sich, deren edlen Stolz er sehr zu rühmen weiß. Von fern gesehen, gewährt Damaskus mit seinen Domkuppeln und glänzenden Minarets, die über einen dichten Wald üppiger Fruchtbäume sich erheben, einen prachtvollen Anblick. Allein der Zauber verschwindet, wenn man der Stadt näher kommt. Seitdem Damaskus von Ibrahim Pascha eingenommen worden ist, brauchen die Christen nicht mehr vor den Thoren abzusteigen und ihre Waffen auszuliefern. Jetzt ist kein Muhammedaner bewaffnet, er müßte denn Kriegsdienste thun, und nur Europäer haben das Privilegium, Waffen zu tragen. Herr Monro hielt in Europäischer Kleidung, mit seiner Flinte auf dem Rücken, seinen Einzug.

Es giebt jetzt in Damaskus ein sogenanntes **Parlament** von zwanzig Mitgliedern, zu denen auch ein Jude gehört, der eine liebenswürdige Tochter besitzt. Herr Monro spricht von den Reizen dieser „Jessica" mit einer Begeisterung, die an Verzückung gränzt. Ueberhaupt schildert er den weiblichen Theil der Bevölkerung mit Ausdrücken, die einen jugendlichen Reisenden verrathen.

„Die Frauen von Damaskus sind klein, aber außerordentlich reizend; sie haben glänzend schwarzes Haar, ein schönes Antlitz und ein Feuer im Blick, dem Keiner widerstehen kann. Ihre Augen sind bisweilen schwarz, aber viel häufiger von einem dunkeln Blau. Das Auge der schönen Orientalin ist strahlend, durchbohrend und wohlthätig erwärmend zugleich, und um ihren reizenden Mund spielt ein himmlisches Lächeln, als wäre ihr ganzes Leben ein wolkenloser Frühling."

„Acht von diesen reizenden Wesen waren in einem Hause versammelt und warteten unserer Ankunft, die ein Mönch ihnen gemeldet hatte. Als wir in den Hof traten, waren sie eben damit beschäftigt, den Fußboden und sich selbst unter einander mit Wasser zu besprengen. Plötzlich erblickten sie uns und schlüpften kichernd in das Harem. Pater Manuel ging seinen Weg, und ich schritt durch drei Salons mit Diwans. In einem derselben lag ein wunderschönes junges Weib von etwa sechzehn Jahren, mit einem Kaschmir-Shawl bedeckt, auf Polstern und hielt ihren Mittagsschlaf. Ein Säugling ruhte an der schneeigen Brust, an der er gesogen, und die kindlich jugendliche Mutter schlief so fest, so sanft und sorglos, daß es grausam gewesen wäre, sie zu wecken; aber der tiefe Azur ihrer Augen schimmerte so lebhaft durch die transparenten Augenlieder, daß man auch wieder die lebhafteste Neugier fühlte, solche Lichtsterne offen zu sehen."

„Nachdem wir unsere Sitze eingenommen hatten, erschien die ganze herrliche Gruppe. Ihre Kleider bestanden größtentheils aus einfacher und gestickter Seide. Die sehr weiten und langen Beinkleider reichten bis an die Knöchel; die Aermel des gestickten Oberkleides bis an die Handwurzel. Der mit Perlenschnüren, Türkissen und Smaragden geschmückte Turban saß etwas schief. Eine Schärpe aus Bagdad oder Kaschmir wand sich lose um die Hüften, und der niedliche kleine Fuß war entweder unverhüllt, oder steckte in einem gelben Pantoffel. Nur an den bemalten Nägeln der Zehen fand ich keinen Geschmack."

Diese acht Huri's des Paradieses waren fast alle verheirathet oder versprochen, obschon die Aelteste nur siebzehn Jahre zählte. Das schönste Kind war jedoch ein eilfjähriges Mädchen, das man, trotz seiner kleinen Statur, in Europa für sechzehnjährig erklärt hätte. Sie war noch nicht verlobt, eine Seltenheit in jenem Lande, wo die Mütter oft noch weniger Jahre zählen, als Julia Capulet. Beim Hereintreten küßten sie der Reihe nach dem Mönche die Hand. Einige liefen bald wieder fort, um für unsere Bewirthung zu sorgen; die Uebrigen plauderten, kicherten und befragten uns über allerlei Dinge. Erst wurden Pfeifen gebracht, dann Zuckerwasser, schwarzer und bitterer Kaffee, Konfekt u. s. w.

Einige darauf folgende Bemerkungen des Verf. sind nicht eben geeignet, uns von der Tugend der Damaszener Damen hohe Begriffe zu geben. Herr Monro meint überhaupt, die Sitten dieser Stadt seyen zu entartet, als daß man sie mit Ehren schildern könnte, ausgenommen in philosophischer Kunstsprache.

Auf seinem Wege von Damaskus nach dem Libanon besuchte unser Reisender die majestätischen Ruinen von Baalbek (Heliopolis). „Als ich", so erzählt er, „durch diese gewaltigen Säulengänge schritt und die ungeheuren Schäfte, mit den reichen Kapitälen darüber, mit den Blicken maß, war ich anfangs wie vernichtet; aber kaum hatte ich den Gebrauch meines gesunden Verstandes wieder, da merkte ich die Aefferei. Diese Tempel und Hallen verkünden weder Geschmack noch Genie; sie sind, wie mir scheint, das Riesenwerk eines architektonischen Schlemmers, plump, unförmlich, ungeheuer, ohne Würde und Großartigkeit; finster und unheimlich, ohne ein hehres Grauen zu erregen."

Herr Monro ging über die Schneefelder des Libanon, und besuchte die Maroniten-Dörfer auf dem Wege nach Tripolis, von wo er weiter nach Latakia reiste. Die Kopfbedeckung der dortigen Damen ist ein Scheitelkäppchen von feiner Drahtarbeit, mit einer Menge goldener Zierrathen. Viele tragen ihr ganzes Vermögen auf dem Kopfe. Von Latakia ging es durch die zauberischen Engpässe des Berges Casius nach Antakia (Antiochien). Die Höhen sind vom Fuße bis zum Gipfel mit Wald bekleidet, und die Thäler überzieht ein bunter Blumen-Teppich. Der letzte Syrische Ort, den Herr Monro besuchte — Alexandretta oder Skanderun — ist die Heimath der **Malaria**, welches die bleichen Gesichter und geschwollenen Bäuche der spärlich vorhandenen Einwohner bezeugen.

Von dort aus betrat Herr Monro die Asiatische Türkei. Zu Adana begegnete er dem Aegyptischen Heere, bei dessen Anblick seine Führer vor Bestürzung die Flucht ergriffen. Die Armee hatte auf ihrem Feldzuge gelitten, und es fehlte ihr am Nothwendigsten; daher wurden die Lebensmittel sehr theuer. Der Verf. mußte, um seine Wechsel in Geld zu verwandeln, nach Tripolis und Bairut zurückreisen. In Aleppo, wohin er bei dieser Gelegenheit einen Abstecher machte, miethete er einen Tatarischen Courier, der ihn durch Klein-Asien nach Konstantinopel geleitete.

Mannigfaltiges.

— **Polnische Literatur.** In Krakau sind vom Professor Michael Wiszniewski, der es sich vorgenommen hat, die von ihm gesammelten Materialien zur Polnischen Geschichte allgemeiner bekannt zu machen, die drei ersten Bände der **Denkwürdigkeiten der Polnischen Literatur und Geschichte** (Pomniki historyi i Litteratury Polskiey) erschienen. In diesen drei Bänden sind außer einer Abhandlung des Herausgebers über die Polnischen Geschicht- und Chroniken-Schreiber von Dlugosz noch ethnographische und geschichtlich-juridische Abhandlungen des Tadeusz Czacki enthalten, die in sehr nahem Zusammenhange mit der Polnischen Geschichte stehen.

— **Das Manna in der Wüste.** Im Jahre 1832 entdeckte Bove, ehemaliger Aufseher der Gärten und Meiereien des Paschas von Aegypten, die Tamarix mannifera (das Taraf der Araber der Wüste), die ungefähr eine Tagereise von dem Berge Sinai in großer Menge wächst. Er sah, wie die Frauen und Kinder hier das Manna einsammelten, das von den Zweigen dieses Strauches tropfenweis herabfiel. Die Araber versicherten ihm, daß, wenn dieses Manna erst geläutert würde, es hinsichtlich des Geschmackes dem besten Honig nicht nachstände. Das, was Bove selbst davon auffing, bestand in Tropfen von der Größe einer Erbse, die einen ziemlich angenehmen Geschmack hatten, die aber wenig zuckerhaltig und etwas gummiartig waren. Um das Manna zu läutern, thun es die Araber in siedendes Wasser und schäumen es alsdann ab. Wahrscheinlich ist es dasselbe Manna, das einst die Hebräer in der Wüste speiste, und das einige Schriftsteller als ein Produkt des Alhagi maurorum betrachteten, eines Strauches, der, nach ihrer Meinung, sich nur an den Gränzen der Wüste findet, wo die zum Gedeihen desselben erforderliche Feuchtigkeit hinreichend ist. Bove entdeckte indeß zwei Exemplare dieser Gattung in der Umgegend des Sinai. (Echo Britannique.)

Das gewöhnlich am Freitag erscheinende Blatt des „Magazins" wird in dieser Woche bereits morgen ausgegeben werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 154. Berlin, Donnerstag den 24. Dezember 1835.

Italien.

Manfred von Sicilien.

Nach neueren Italiänischen Darstellungen.*)

Die Geschichte Italiens, mehr als jede andere romantisch und ergreifend, ist noch nicht so ausgebeutet, als sie es verdient. In den Annalen dieses Landes finden wir nur zu viele Gräuel, zu vielen Jammer, ein zu buntes Gewirre von Begebenheiten; das Interesse erneuert sich unzählige Male, aber es erstirbt auch wieder unter der brutalen Gewaltthätigkeit und empörenden Treulosigkeit der handelnden Personen. Ein ganzer Haufe kleiner Staaten, die unter einander in ewigem Kriege leben, wird von Herrschern, welche diese Staaten selbst zu ihrer Rettung gewählt, tyrannisirt und ausgesogen. Frankreich, Spanien, Deutschland, sogar die Araber, machen das unglückliche Land um die Wette zum Schauplatz ihrer Verheerungen. Der Römische Stuhl sucht ihnen diese Beute abzukämpfen.

Um die Mitte des 13ten Jahrhunderts lebte in Italien ein Held, von dem die Historiker fast nur sprechen, um ihn zu verleumden, weil er unglücklich war. Und doch gab es Keinen, der fähiger gewesen wäre, aus dem in sich zerrissenen und zerstückelten Lande ein großes Ganzes zu machen. Indem wir das Andenken des allzusehr in Vergessenheit gerathenen Manfred wieder auffrischen, ziehen wir das Interesse unserer Erzählung nicht etwa aus der poetischen und Romanenwelt; die schlichte und einfältige Prosa der Chronikenschreiber seiner Zeit, des Jamsilla; Matteo Spinelli, des Anonymus von Tarent, des Guelfen Villani und des Ghibellinen Dante, Malespini's und des Sicilianers Inveges sollen diesem Artikel zum Grunde liegen, dessen Wahrheiten, nach meiner Ueberzeugung, mehr Dramatisches und Rührendes haben, als die vollendetste Novelle.

Manfred von Sicilien war ein natürlicher Sohn des Schwäbischen Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen und der schönen Herzogin von Lancia. Sein Waffen- und Unglücksgefährte Jamsilla beschreibt ihn als einen mit allen Reizen der Natur geschmückten Mann. Er war schön, wohlgewachsen, edelmüthig, von durchdringendem Verstande, besonnen und geistesstark, wie es dem Nachfolger der Cäsaren wohl anstand.

Am Hofe seines Vaters erzogen, hörte er in den Palästen von Neapel und Palermo das erste Lallen der Italiänischen Muse, die mit der Provenzalischen zu wetteifern strebte. Es ist wahrhaft überraschend, in einem barbarischen Zeitalter so milde Sitten und so gebildete Menschen zu finden. Während der Römische Hof und die rebellischen Vasallen einander blutdürstig befehdeten, sang Friedrich selbstgedichtete Lieder; an seinem Hofe bildete sich die Italiänische Sprache, und er war „ein sehr edler Herr, zu dem geschickte Leute von allen Orten und Enden kamen, weil er den Menschen von Herzen gern mittheilte und ein gar liebenswürdiges Benehmen hatte. Minnesänger, Musiker und Schönredner, Künstler, Turnierverständige, Fechter und Leute aller Art kamen zu ihm.“ In dieser Schule der Anmuth und Veredlung, einer frischen Oase in der Wüste des Bürgerkrieges, entwickelten sich die Naturgaben des jungen Manfred. Spinelli erzählt von ihm, daß er oft zur Nachtzeit, Strambotti und Canzonen singend, und von zwei Sicilianischen Musikern, die große Romanzen-Dichter waren, begleitet, durch die Straßen von Barletta gezogen sey.

Noch ehe Manfred die Krone seines Vaters erbte, hatte er schon einen Feind, der grausamer war als jeder andere. Der Römische Hof, welcher den Vater exkommunizirt hatte, verfolgte auch den Sohn und beraubte ihn seines Thrones. Er that noch mehr, er wollte selbst sein Andenken mit ewiger Schande brandmarken, und fand bei den meisten Geschichtsschreibern ein williges Echo.

Konrad, der Halbbruder Manfred's und legitimer Nachfolger Friedrich's II., starb einen frühen Tod. Als Vormund seines Neffen Konradin ergriff Manfred die Zügel der Herrschaft. Der Vatikan, welcher jeden Sprößling des Schwäbischen Hauses von der Erde vertilgen wollte, benutzte die Minderjährigkeit Konradin's, um Manfred für einen Rebellen, Usurpator und Hochverräther zu erklären. Innocenz IV. maßte sich die Herrschaft über Neapel und Sicilien an. Der Bannstrahl fiel auf das Haupt des jugendlichen Königs, der dem Sturme jedoch lange die Spitze bot, so daß die Krone Siciliens seinem ehrsüchtigen Nebenbuhler nicht zufiel.

Die meisten Geschichtsschreiber machen es Manfred zum Vorwurf, daß er sich zum Könige gemacht habe; allein wie konnte ein unmündiges Kind den Ränken des Papstes Innocenz widerstehen, wenn sein Oheim ihm nicht eine kräftige Stütze war?

Aber die Gewalt des Papstes vermochte nur zu viel in jener finsteren Zeit. Die Menschlichkeit, welche Manfred gegen die in seinen Staaten wohnenden Sarazenen bewies, wurde ihm als eine Sünde angerechnet. Schon hochbejahrt, sammelte Innocenz IV. ein zahlreiches Heer, dessen Streiter aus den Guelfischen Republiken der Lombardei, aus Toskana, der Mark Ancona, Genua und der Romagna gezogen waren. Von dem Bannstrahl der Kirche getroffen, und von Allen verlassen, sah sich Manfred genöthigt, der Päpstlichen Uebermacht nachzugeben. In Ceperano, einer kleinen Stadt auf der Gränze des Römischen und Neapolitanischen Gebiets, trafen Manfred und der Papst zusammen. Jede Art von Beschimpfung wurde auf das Haupt des unglücklichen Manfred gehäuft: ein großer Theil seiner Lande kam in den Besitz des Borello von Anglone, seines Todfeindes; und als sie den Garigliano passirten, führte Manfred den Zelter, welcher Innocenz IV. trug, am Zügel. Alle diese Demüthigungen konnten aber den unversöhnlichen Greis nicht zur Ruhe bringen.

Die Eskorte Borello's stieß auf die des Manfred, als dieser von Ceperano abzog; es kam zu Thätlichkeiten und Borello wurde getödtet. Der Papst, ohne die Sache näher zu untersuchen, erklärte Manfred für einen Mörder. Als der Fürst nach Rom kommen wollte, um gegen diese Anklage zu protestiren, verweigerte ihm Innocenz sogar einen Geleitsbrief. Die Stadt Capua nahm sein Reisegepäck in Beschlag, und schickte ihm bewaffnete Verfolger nach: seine vertrautesten Freunde glaubten ihn rettungslos verloren. In Acerra, wo er auf seiner Flucht rastete, wich man dem jungen Fürsten aus, wie einem Pestkranken. Der Marchese von Lancia, sein Oheim, rieth ihm, diesen Ort wieder zu verlassen, weil ein bedeutendes Heer zur Belagerung im Anmarsch sey.

Dem Sohn eines großen Kaisers, dem muthmaßlichen Erben einer Krone, blieb jetzt nur noch Ein Zufluchtsort übrig: es war Lucera, eine von seinem Vater gegründete, und von ihm selbst vergrößerte muselmännische Kolonie. Von seinen treusten Dienern begleitet, schlug er den Weg dahin ein. Die Beschreibung der Reise von Nikola di Jamsilla, einem der Ritter Manfred's, in rohem Latein abgefaßt, kann man ohne Rührung nicht lesen. Sie athmet durchweg ein romantisches Interesse.

Mit einbrechender Abenddämmerung machte sich Manfred's Eskorte auf den Weg durch die große Gebirgskette, welche die fruchtbare Neapolitanische Ebene begränzt und das schönste Amphitheater der Erde einschließt. Der Mond war am Himmel emporgestiegen. Die Geächteten zogen nicht auf betretenen Pfaden, sondern durch die einsamsten Thäler und an den gefährlichsten Abgründen hin. Das ganze Land war ihnen zu Feindesland geworden; auch konnte ein mit dem Banne belegter Fürst nichts Anderes für sich erwarten, als den Tod, oder, was noch schlimmer ist, die Beschimpfungen fanatischer Menschen. Der Strahl des Mondes beleuchtete weiße Turbane und Afrikanische Rüstungen; denn Manfred zählte viele Afrikaner unter seinen Getreuen, worunter namentlich der Maure Zabyk,*) ein ehemaliger Sklave seines Vaters. Von Zeit zu Zeit wurde gerastet. Oft taumelten Rosse und Reiter in die gähnenden Schlünde hinab.

Groß war die Gefahr, noch größer der Schrecken. Jede Kluft erschien tiefer, schwärzer, fürchterlicher. So oft ein Wölkchen den Mond verhüllte, wußte Keiner, wohin er den Fuß setzen sollte. Alsdann stiegen die Reiter von ihren Pferden, damit, im Fall eines Sturzes, der Schaden geringer wäre. Mancher sandte ein lautes und brünstiges Gebet zur heiligen Jungfrau empor.

Als die Eskorte dem Städtchen Manliano sich näherte, war der Mond aus seinem Wolkenschleier hervorgetreten und beleuchtete die kleinen, am Abhang eines Felsens gebauten Häuser. Man mußte durch Manliano, dessen einzige Straße den Windungen des Berges folgte. Die Hunde bellten; durch die Spalten der Thüren schimmerten Lichter, und dem Verbannten, dessen Helm mit dem silbernen Adler im Mondlicht schimmerte, klopfte das Herz. Bald erweckte der Hufschlag der Pferde die schlafenden Bewohner: mit Lichtern und Piken in den Händen erschienen Männer und Frauen halbnackt an den Thüren. Einige Maulthiere, die dem Zuge vorantrabten, stürzten auf dem glatten Gesteine nieder,

*) Das neueste Heft des Ricoglitore Italiano giebt diese Skizze als Muster-Darstellung der Italiänischen Geschichte in romantischem Gewande. Man vergleiche übrigens mit dieser Skizze Raumer's Erzählung im vierten Bande seiner „Geschichte der Hohenstaufen“ (S. 351 u. ff.), bei der der hier ausführlicher benutzte Chronist Jamsilla ebenfalls zum Grunde gelegt ist. D. R.

*) Zabyk, oder richtiger Schabik, heißt im Arabischen Vorläufer. Man braucht also nicht anzunehmen, daß der Name eine Corruption von Zadik (Gerechter) sey. Anm. d. Uebers.

und eben schrien die Bewohner wie aus einer Einer Kehle: Wer da! als ein heftiger Regenguß die Finsterniß vermehrte und Manfred rettete. Einem Bauern, der ihn anhalten wollte, rief er mit fürchterlicher Stimme zu: „Ich bin der Exkommunizirte", versetzte ihm einen Säbelhieb, und galoppirte weiter.

Endlich kehrten Sonne und Morgenluft zurück, und die erschöpften Flüchtlinge sammelten neue Kräfte.

„Ja", sagte der Maure zu Manfred, „Du darfst meinen Brüdern in Lucera trauen; wir vergessen nicht geleistete Dienste, wie die Christen thun, und das Gesetz unseres Propheten erlaubt keine Treulosigkeit. Du hast ihnen das Leben geschenkt; Du hast ihnen erlaubt, der Religion ihrer Väter treu zu bleiben: so fürchte nichts! Wir stehen mit Leib und Seele für das Haus Schwaben."

„„Ich glaube Dir, Zadyk; auch weiß ich schon aus Erfahrung, was ich von Deinem Muthe und Deiner Anhänglichkeit erwarten darf. Ich erinnere mich wohl, wie Du an der Spitze von zehntausend Sarazenen bei Cortenova heldenmüthig strittest; Dir und Deinen Brüdern werde ich mich unbedingt anvertrauen.""

„Und es soll Dich nicht gereuen", sagte Zadyk.

Unterdeß hatte man das Felsenschloß Antivalta erreicht. Marino Capece, der Herr dieses Schlosses, war Manfred zugethan. Ein massives Portal öffnete sich; die Vasallen traten in Reihe und Glied, und beugten vor dem flüchtigen Herrscher ihr Knie. Noch vor Mittag waren die Tische des Eßsaals mit ausgesuchten Speisen besetzt. Jamsilla spricht weder von Tischzeug, noch von Gabeln oder Silbergeräth; man speiste damals mit Löffeln aus Buxbaumholz, und die Gerichte lagen auf großen hölzernen oder kupfernen Platten. Die beiden Brüder Capece stellten Manfred ihre Gemahlinnen vor, die auf des Letzteren Gesuch an der Tafel Platz nahmen. Jamsilla, der dies erzählt, bemerkt dabei, sein Fürst habe sich durch diesen Akt der Galanterie gar nichts vergeben; denn wie groß und mächtig ein Mann auch seyn möge, so entehre es ihn nicht, wenn er mit edlen Frauen am selben Tische säße. Dies ist die erste Spur nordischer Galanterie in den Annalen Italiens.

Kaum hatte Manfred dies gastliche Schloß verlassen, als er in immer dringendere Gefahren kam. Ganze Rotten bewaffneter Bauern verfolgten ihn im Gebirge. Die Vasallen wagten es nicht, an ihren Lehnsherrn Hand anzulegen; aber das Gewicht des Bannes drückte ihren Muth nieder. Die Städte verriegelten ihre Thore, wenn Manfred nahte, und wo er Aufnahme fand, rieth man ihm, bald wieder zu gehen, weil er vor Verräthern nicht sicher sey. Die Anwesenheit des Afrikaners Zadyk und der Sarazenen vermehrte die Erbitterung des Volkes noch um ein Bedeutendes.

Von Venosa nach Lucera nimmt das Land einen anderen Charakter an. Statt der Felsen und Abhänge sieht man weite Ebenen, auf denen der Blick frei sich ergehen kann. Hier war es den Flüchtlingen rein unmöglich, die Aufmerksamkeit ihrer Feinde zu täuschen. Da faßte Manfred einen Entschluß, der seinem Charakter wie seinem Muthe zur Ehre gereicht. Er trennte sich von seiner Eskorte, und blieb, in alleiniger Begleitung Zadyk's, eines Schildknappen und des Jagdmeisters seines Vaters, auf dem Wege nach Lucera, während die Uebrigen den Weg nach Spinazzola einschlugen. Muth und Uneigennützigkeit wirken kräftig auf den Menschen. Manfred war noch keine Meile geritten, als zwölf seiner Gefährten in gestrecktem Galopp umkehrten und um die Erlaubniß flehten, ihn begleiten zu dürfen. Er dankte ihnen mit thränendem Auge, und setzte seinen Weg fort.

Es war eine kalte November-Nacht; der Regen stürzte in Strömen herab, und keine gebahnte Straße führte durch die Ebenen Apuliens, die noch heutzutage dem Reisenden kein Mittel zur Orientirung darbieten. Der kleine Haufe ritt über den dürren Sandboden, ohne zu wissen, ob er Lucera sich näherte, oder ob er eine falsche Richtung eingeschlagen und seinen unversöhnlichen Feinden sich selbst ausliefere. Schon waren sie ein paar Stunden geritten, als sie in einiger Entfernung menschliche Stimmen hörten. Sogleich wurde Halt gemacht; Jeder griff zu seiner Waffe und bereitete sich zum Kampfe.

Unterdeß ertönte das Gebell der Hunde, welche in den Ebenen Apuliens die Heerden bewachen; die Menschen aber, die man rufen hörte, waren Hirten, welche bei eintretendem Winter von den Gipfeln der Abruzzen und der wüsten Hochebene Basilicata's herab in das Tiefland kommen. Eine lange und schmale Hütte, die sich kaum einige Fuß hoch über den vom Winde bewegten Sand erhob, diente den Hirten als Asyl. Als die Eskorte an den Eingang dieser Hütte gelangt war, klopfte Manfred mit dem Knopf seines Degens an die Bretterwand. Ein Greis erschien am Eingang, der in der einen Hand eine eiserne Lampe und in der anderen einen Krummstab mit spitzem Eisen trug; ein Hirt Apuliens, mit seinem Widderfell über den Schultern, wie die Bildhauer des Alterthums diese Leute darstellten, und wie sie noch heutiges Tages dem Wanderer begegnen.

„Sind wir auf dem rechten Wege nach Lucera?" fragte Manfred.

„„Heilige Jungfrau! Nein. Ihr habt Euch zu weit nach Mittag gewendet. Ihr seyd vom Wege abgekommen. Lucera liegt links von jenem Bache und rechts vom Berge Volturno, an der Seite . . .""

„Ach, es ist so finster", unterbrach ihn der Fürst, „daß man Süd und Nord nicht unterscheiden kann!"

„„Ja wohl, es ist so dunkel, wie in einem Keller, und — heiliger Januarius! — wie ergießt sich der Himmel! Aber, liebe Herren! könnt Ihr denn nicht ein Weilchen hier bleiben, bis das Wetter sich etwas aufklärt? Unsere Hütte ist zwar armselig genug; aber mancher müde Wanderer hat hier schon ausgeruht, bis der Sturm vorüber war.""

Manfred nahm die Einladung an und trat mit seinen Gefährten in die Hütte, wo sie gleich von sechs gewaltigen Hunden, die ihren Herren zur Seite schliefen, mit Gebell empfangen wurden. Jamsilla hat diese malerische Scene recht lebendig dargestellt. An den Wänden hingen Ziegenfelle, Köpfe von Wölfen und wilden Ebern, Pfoten von Füchsen und, in gewisser Entfernung, Keulen und Pfeile. Ueber dem festen Erdreich des Fußbodens waren Felle ausgebreitet, die den Hirten, einem riesigen Menschenschlag mit langem rabenschwarzen Haar und bronzefarbiger Haut, zum Lager dienten. Mitten in der von Rauch geschwärzten Hütte stand ein großer Feuerheerd, über welchem ein kupfernes Gefäß an einem Stricke hing, der an einer Dachlatte befestigt war. Die Hirten schürten gleich das Feuer wieder an, und luden den Fürsten treuherzig ein, mit ihrer frugalen Kost vorlieb zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Brevi cenni sulla cocciniglia e sulla porpora. (Ueber die Cochenille und die Purpur-Schnecke.) Vom Cap. Salvatore Drago e Mina. Palermo.

Cenno sulla falsa testimonianza. (Kommentar zu den Gesetzen über falsches Zeugniß.) Von Giuseppe Maucuro. Palermo.

Discorso intorno a' progressi delle scienze fisiche. (Rede über die Fortschritte der Physik.) Vorgelesen in der Akademie der Wissenschaften zu Neapel, vom Professor A. Lenge. Neapel.

Due nuove tragedie. („Graf Ugolino" und „die Familie Foscari", Trauerspiele.) Von Carlo Marenco. Turin.

Elisa, o la moglie venuta dal cielo. (Elisa, oder die vom Himmel gekommene Frau.) Lustspiel in 3 Akten, vom Grafen Luigi Bossi. Mailand.

England.

Lord Byron's Unterhaltungen mit einem Amerikaner.

(Schluß.)

„Stände mir die Wahl frei", sagte Byron, „entweder noch viele Jahre regelmäßig fortzuleben oder nochmals in die Jahre der Kindheit zurückversetzt zu werden und meine bereits durchlaufene Bahn wiederum von vorn zu beginnen, ich würde unbedingt das letztere vorziehen; und doch verlebte ich eine weit unglücklichere Jugend, als man wohl glauben möchte. Ich versuchte es einmal, die Tage zu zählen, denen ich nach dem gewöhnlichen Sprach-Gebrauche das Prädikat „glücklich" beilegen konnte: ich war nicht im Stande, mehr als eilf dergleichen Tage herauszubringen und doch glaube ich, sie mir alle gar wohl gemerkt zu haben. Ich frage mich oft selbst, ob ich wohl von jetzt bis zu meinem Tode noch das Dutzend werde voll machen können. Denn das ist die Totalsumme der menschlichen Glückseligkeit. Ein Arabischer Kalif, der sein eigenes Leben beschrieb, versichert uns, daß er im Ganzen vierzehn glückliche Tage verlebt habe. Gibbon erzählt ihm die Geschichte nach und rühmt sich, daß die Zahl seiner glücklichen Tage die des Beherrschers der Gläubigen um — er giebt nicht genau an, um wie viel — vielleicht um das Doppelte übertroffen habe. — Hätte ich mir meinen Lebens-Beruf selber wählen dürfen, so wäre ich kein Poet geworden; denn obgleich ein solcher auch oft ziemlich sanft durchs Leben fährt, ist dies doch in der Regel keinesweges der Fall. Aber ein arbeitsamer beschäftigter Mann, einer der keine Muße hat, über das Unglück und den Jammer des Lebens nachzudenken, und kein so feines Gefühl besitzt, um die Leiden und Angriffe desselben zu empfinden, hat auch die beste Aussicht, seine Tage so glücklich und heiter als möglich zu verleben. Ein Franzose, ich erinnere mich nicht mehr, wer, behauptete einmal, daß man, um das Leben zu genießen, einen guten Magen und ein schlechtes Herz haben müsse. Ich glaube indeß, daß man Beides haben und doch dabei höchst unglücklich seyn kann."

„Es fällt mir eben ein Gedanke ein", sagte Byron eines Tages zu mir, „den ich große Lust hätte, ins Werk zu setzen; dieser Gedanke ist — einen Band anonymer Briefe herauszugeben, die man an mich gerichtet hat. Was für ein Buch würde da zu Stande kommen! so pikant, lebendig und originell! Man bedenke nur, was für Sensation die Erscheinung von drei- bis vierhundert, von verschiedenen Händen — von liebenden, drohenden, ermahnenden, abmahnenden, herausfordernden, zurechtweisenden und exklamatorischen Gemüthern abgefaßten Briefen bei den Ohrenbläsern und Schwätzern von London machen würde! Man denke sich nur alle diese Briefe mit ihren besonderen Gerüchen, Blanketten und Federzügen vor das Auge des kritischen Publikums hingeworfen!" Byron schien selbst über die Idee entzückt zu seyn und lachte zu wiederholten Malen dabei laut auf. Er behauptete, daß die Zahl seiner ihm persönlich nicht bekannten Korrespondenten sehr groß sey, obgleich er seinerseits nicht begreifen könne, was neun Zehntel von ihnen sich dabei wohl gedacht oder erwartet hätten, als sie an ihn schrieben, da es ihm doch nie eingefallen war, irgendwie auf sie zu denken. Sie wären oft, sagte er, sehr beredt, und einige von der zarteren Gattung wären so reizend geschrieben, daß er nicht umhin konnte, die Abfasser derselben liebzugewinnen. Eine gewisse ältliche Dame schrieb, bevor er sich verheirathet hatte, an ihn, sie möchte gern wissen, ob es wirklich wahr wäre, wie man ihr berichtet habe, daß er in ihre Tochter verliebt sey, und daß er es nur nicht gewagt, seine Leidenschaft frei zu bekennen? Die Mutter hatte, wie es scheint, eine zu übertriebene Einbildung von den Reizen ihrer Tochter, und glaubte absolut, daß eine Stelle in Byron's Gedichten an dieselbe gerichtet sey. „Ich glaube nicht", sagte Byron, „daß eben ein hoher Grad von Schönheit dazu nöthig sey, um eine heftige Leidenschaft zu erzeugen. Ich war einmal sterbens verliebt in eine Dame, die ein blatternarbiges Gesicht hatte. Ich ward von meiner Leidenschaft geheilt, nicht aber etwa dadurch, daß ich ihren Mangel an Schönheit bemerkte, sondern weil ich sie einmal auf einen Stuhl treten sah, um über die Köpfe der anwesenden Menge hinweg zu schauen; die Handlung schien mir für eine Frau so unanständig, daß ich sie von dem Augenblicke an zu hassen begann." Er fügte noch hinzu, daß er eine eben so große Abneigung gegen eine männliche Frau als gegen einen weiblichen Mann habe.

Obgleich Byron oft von den schönen Künsten sprach, so war es doch klar, daß er keine kritische Kenntniß, weder von der Malerei, noch

von der Bildhauerei besaß. In der That machte er auch gar keine Ansprüche darauf, sondern pflegte sich vielmehr selbst oft über die sogenannte Kennerschaft lustig zu machen. Man hat behauptet, daß die Italiänischen Kunstwerke wenig Bewunderung bei ihm erregten, und daß er seiner Einbildungskraft Gewalt anthun mußte, um die Beschreibungen derselben zu liefern; aber in der That hatte er sie mit seinem gesunden und natürlichen Sinn gar wohl verstanden und begriffen. „Die Maler“, sagte er zu mir, „sind, so weit ich sie zu beobachten Gelegenheit gehabt, die eingebildetsten und steifsten Menschen von der Welt; wer von ihnen nur einmal einen Pinsel in der Hand gehabt, glaubt schon dadurch ein ausschließlicher und unfehlbarer Kenner alles dessen zu seyn, was je auf die Leinwand geworfen werden. Ich habe einmal Raphael, Titian und Leonardo da Vinci elende Sudler schimpfen hören, und das von einem Manne, der kaum eine einfache menschliche Figur malen konnte, ohne eine schreckliche Karrikatur daraus zu machen. Wenn ich von Bildnissen spreche, so fällt mir immer der arme Lord *** ein, den ich einst durch eine zu offenherzige Kritik seines eigenen Portraits höchlich beleidigte. Lord *** hatte, ich weiß nicht, was für ein neu aufkommendes Genie in Schutz genommen, von dem er sein Brustbild malen ließ. Seine Lordschaft hatte ein feuerrothes Gesicht, das der geistreiche Künstler auf einem Grunde von glänzendem Purpur abbildete, so daß das Ganze in Feuer und Flammen zu stehen schien. Da der Lord mich mit dem Feuerwerke überraschen wollte, so führte er mich in das Zimmer, wo dasselbe aufgehängt war, und ließ mich auf einer Stelle Platz nehmen, die besonders dazu geeignet war, den Effekt zu erhöhen; endlich zog er plötzlich den Vorhang bei Seite, der das Bild verhüllte. Ich trat zurück, indem ich ausrief: Guter Gott! ist das ein Salamander? Ich war von Schrecken ergriffen, denn das Wort war mir unwillkürlich entfahren, und, wie ich glaube, hat es mir der Lord nie wieder verziehen.“

„Ich habe wenig Freunde“, sagte Byron „nicht über ein halbes Dutzend. Bekanntschaften habe ich unzählige; Individuen, die sich vielleicht zu meinen Freunden rechnen; — allein wahre Freunde sind es nicht; sie übersehen vielleicht gänzlich den Unterschied, der zwischen Anhänglichkeit und Freundschaft statthat. Ich für meine Person konnte nie viele Freunde haben — ich war nicht dazu gemacht. Gefälligkeiten hatte ich zwar für Viele, aber Freundschaft nur für Wenige. Ein Mann, der fünfhundert Personen zu Freunden hat, kann für keinen Einzigen eine aufrichtige und dauernde Freundschaft in seinem Herzen bewahren. Ich habe einige Freunde verloren, indem ich mich mit ihnen überwarf; doch geschah dies nicht durch meine Schuld, denn wenn ich auch sehr reizbar bin, so bin ich doch wiederum in gleichem Maaße versöhnlich; leider findet sich diese letzte Eigenschaft nicht immer mit der ersten verbunden!“ Bei dieser Gelegenheit schilderte mir Byron die Eigenschaften und Charaktere mehrerer seiner Bekannten, die er namentlich anführte, die ich jedoch nicht genau im Gedächtnisse behalten habe. Einige unter ihnen waren todt. „Todt!“ rief Byron aus, „Gott! wie viel ist in diesem einzigen kleinen Wort enthalten.“

Byron sprach oft von den Eigenheiten seines Temperaments und seines Gemüths, die er, wie er sich darüber äußerte, seiner Erziehung zu verdanken hatte. „Ich wurde nicht erzogen“, sagte er, „sondern ich schoß in die Höhe. Hätte ich einen Sohn zu erziehen, ich würde so viele Vorsichtsmaaßregeln in Betreff seiner nehmen, als je der ernsteste Mentor es thun könnte; aber ich bin überzeugt, daß ich ihn dadurch nur verderben würde. Selbst das geringste Versehen in der Erziehung eines Kindes ist im Stande, dasselbe für's ganze Leben unglücklich zu machen. Haud inexpertus loquor. Ein Kind glaubt nie, daß ein Mann eine Lüge sagen oder sich irren kann; ich erinnere mich noch an die Zeit, wo ich zum ersten Mal über diesen Punkt enttäuscht wurde — es erregte in mir den bittersten Schmerz, den man sich nur denken kann. Es war mir zu Muthe, wie einem Heiden, dem man zeigt, daß sein Gott nur ein Stück Holz sey.“

Ich konnte nicht umhin, über Byron's Freimüthigkeit und Unumwundenheit zu erstaunen, mit der er hundert Dinge berührte, die seine Persönlichkeit betrafen und auf die ich nicht einmal auf die entfernteste Weise anzuspielen gewagt hätte. Er war gewiß der offenherzigste und mittheilendste Mann, den ich je kennen gelernt, und trotz einer etwas schalkhaften Tendenz zur Mystifizirung, die sich von Zeit zu Zeit bei ihm kund gab, glaube ich doch, daß er Alles, was er wußte und dachte, ohne allen Rückhalt Anderen mittheilte. Es war ein Fehler von ihm — eine Schwäche; er fand ein Vergnügen daran, zu sprechen und das Interesse seiner Zuhörer zu erwecken, und wenn er einmal im Zuge war, so konnte er sich nicht enthalten, mit allen seinen Gedanken auf einmal herauszurücken und sein Gemüth ganz frei und offen vor allen Anwesenden darzulegen. Kein Ereigniß in seinem Leben hat mehr Aufmerksamkeit erregt, als seine Trennung von seiner Frau. Die Welt blieb über das Geheimniß im Dunkeln, und das Merkwürdigste von Allem ist, daß Lord Byron eben so gut darüber im Dunkeln war, als irgend Einer; denn ich bin vollkommen überzeugt, daß er Alles, was er über den Gegenstand wußte, auch mitgetheilt hat. Es genügte, ihn nur einmal über den Gegenstand sprechen zu hören: er that dies ohne die geringste Zurückhaltung, ja vielleicht mit einer zu großen Offenheit; aber es war doch nun einmal eine weltbekannte Geschichte, welche Schande über sein Haupt gebracht und die ihn in die Fremde, ins Exil getrieben; was er darüber sagte, geschah gleichsam zu seiner Selbstvertheidigung.

* * *

Nachdem ich nun diese Unterhaltungs-Skizzen, so wie sie meinem Gedächtnisse vorschwebten, zu Ende gebracht, sey es mir erlaubt, noch einige Worte über den allgemeinen Eindruck hinzuzufügen, den das Zusammentreffen mit dem berühmten Manne auf mich gemacht hat. Wenn man, wie Sterne bemerkt, nicht einmal ins Zimmer treten und seinen Hut ablegen kann, ohne durch irgend etwas einen Theil seines Charakters zu offenbaren, so wird es gewiß nicht anmaßend erscheinen, wenn ich, nachdem ich auf eine kurze Zeit das Glück gehabt, den Umgang Lord Byron's zu genießen, es nunmehr versuche, eine kurze Kritik seiner Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten zu entwerfen.

Ich glaube, daß Byron unstreitig ein angenehmer Gesellschafter war und daß er, trotz seines Hanges zur Einsamkeit und zum Menschenhasse, mit dem er in seinen Schriften paradirte, doch von Natur zur Geselligkeit geschaffen war. Diejenigen, welche ihn kannten, und die, welche ihn lasen, haben ihn jeder auf verschiedene Weisen dargestellt. In der Unterhaltung war Byron ganz er selbst — in seiner Poesie aber trat er in einer fremden Rolle auf; aber selbst in seiner eigenen unmittelbaren Erscheinung war sein Charakter schwer zu erklären, so viele Widersprüche vereinigten sich in ihm. Er war von Natur freundlich, und doch war er zu gleicher Zeit unbezweifelt, wie er sich selbst nannte — ein guter Menschenhasser. Was er sagte, das meinte er gewöhnlich aufrichtig; da er sich aber meistentheils durch die Eingebung des Augenblicks leiten ließ, so widersprach er sich oft schon in der nächsten Stunde. Er war lernbegierig und eifrig bemüht, sich mit allen Dingen bekannt zu machen, die die Aufmerksamkeit der Welt in Anspruch nehmen; aber ich bin der Meinung, daß es keinen einzigen Gegenstand gab, in Bezug auf welchen er zu einer definitiven Entscheidung gekommen; und obgleich er bei zahlreichen Gelegenheiten über Menschen, über Sitten und Literatur sehr scharfsinnige Urtheile gefällt hat, so bin ich doch vollkommen überzeugt, daß er selber dabei eben so wenig Zutrauen in seine eigene Urtheile setzte, als wenn es die frivolsten Sophistereien gewesen wären. Er hat viel nachgedacht, aber sein launiges und kapriciöses Temperament war so wenig Meister seiner natürlichen Anlagen und Fähigkeiten geworden, daß ich bezweifle, ob seine Forschungen je von einem aufrichtigen, planmäßigen und vernünftigen Wunsche geleitet wurden, die Wahrheit zu entdecken. Daß er heftige Leidenschaften besaß, konnte Niemand leugnen; allein dieser Umstand würde ihn noch nicht zu dem Dichter gemacht haben, der er war, noch zu dem unglücklichen Mann, der er zu seyn behauptete. Daß er unglücklich war, bezweifle ich gar nicht, denn die meisten Menschen sind es; aber aufrichtig gesagt, glaube ich nicht, daß Byron halb so unglücklich war, wie die Welt sich's vorstellte; er war mit einem feinen Gefühle begabt, und wenn er deshalb mehr als Andere litt, so hatte er dafür auch wiederum mehr Genüsse. Denn ich bin nicht eben der Meinung, daß ein poetisches Temperament den Menschen melancholisch mache; im Gegentheil bin ich durchaus überzeugt, daß, wenn nur Lord Byron sich genöthigt gesehen hätte, sich täglich sein Mittagbrod erst zu verdienen, ehe er dasselbe genoß, er dann gewiß eben so glücklich gewesen wäre, als irgend ein Sterblicher es nur seyn kann. Man könnte mir vielleicht den Einwurf machen, daß das melancholische Gefühl, das sich in seinen Gedichten ausspricht, zu tief erscheine, um ihn nicht in der Wirklichkeit beherrscht zu haben. Darauf erwiedere ich, daß auch die Darstellung trauriger Gegenstände ihren eigenen Genuß gewährt und daß der Mann, welcher seinen eigenen Sarg beständig vor Augen hatte, mit so vieler Heiterkeit schrieb, als wenn er anakreontische Lieder gedichtet hätte. Es wird oft zu viel über diesen Theil des Charakters unseres Dichters hin und her geurtheilt und gestritten; aber es ist besser, das Natürlichste anzunehmen und zu erwägen, daß der Mann seiner physischen Beschaffenheit nach nicht so über die Maßen unglücklich seyn konnte. Byron war in der That heiter und aufgeräumt, wenn er Beschäftigung hatte, lebhaft in der Unterhaltung und interessant und gewandt in der Diskussion, so daß man darüber leicht den Dichter sowohl als den Misanthropen vergaß.

Napoleon soll so despotisch gewesen seyn, daß er sich gern selbst in die Haushaltung jedes einzelnen Bürgers gemischt hätte. Unser Byron war so eigensinnig und verkehrt, daß er selbst wegen seiner Fehler bewundert seyn wollte. Er paradirte mit den lieblosesten Gefühlen, um dadurch als etwas Außerordentliches zu erscheinen: monstrari digito, das war das Geheimniß seines Versuches, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten. Er war das, was man einen Scheinteufel nennen kann — er affektirte schlechter zu seyn, als er es wirklich war; gewiß eine ganz seltsame, nicht zu entschuldigende Schwäche. Was übrigens den Wahnsinn betrifft, dessen ihn Manche beschuldigen, so glaube ich, daß wir uns hier seiner eigenen Erklärung dieses Wortes, wie wir sie in unserem vorigen Artikel mitgetheilt haben, bedienen und ihn demnächst in die Mitte zwischen der ersten und zweiten Stufe setzen dürfen; trotzdem waren ihm seine eigenen Fehler und Schwachheiten bekannt, aber es mangelte ihm an dem festen Entschlusse, sich von denselben frei zu machen. Wollte man behaupten, daß er einen Abscheu vor der Welt gehabt habe, so würde dies ein reiner Unsinn seyn, da jede Handlung seines Lebens beweist, daß es tausend Dinge in der Welt gab, nach denen er strebte und die er hochschätzte und liebte. Ob er sich sehr viel auf seine vornehme Geburt eingebildet, kann ich nicht sagen; wenigstens äußerte er in meiner Gegenwart nichts von dem Adelsstolze, den Andere als einen Haupt-Charakterzug bei ihm entdecken wollen. Er pflegte zu behaupten, daß er, wenn er zur Zeit der Französischen Revolution schon herangewachsen gewesen wäre, zu den wüthendsten Terroristen gehört hätte; ich glaube indeß im Gegentheil, daß, falls eine Revolution in England ausgebrochen wäre, Lord Byron sich gewiß bis auf den letzten Augenblick ganz ruhig verhalten haben würde; sein Liberalismus war wenig mehr als spekulativ. Wenn Byron nicht eben eine hohe Meinung von seinen Anlagen als Dichter gehabt hat, so war er doch gar wohl überzeugt, daß Andere diese hohe Meinung von ihm hegten, und dies Letztere mochte wohl seinen Egoismus und seine Ueberspanntheit zum großen Theil veranlaßt haben. In seiner Jugend machte ihm der Umstand, daß er lahm war, viel Verdruß; aber in seinen späteren Jahren, glaube ich, dachte er nicht weiter daran. Die Elemente des Guten und Bösen waren in seinem Charakter seltsam vermischt; es gaben sich Anomalien in ihm kund, die ein gewöhnlicher Beobachter kaum zu erklären vermochte. — Seine Autobiographie wäre ein seltenes kostbares Buch gewesen, aber sie würde kein treues Gemälde von dem Dichter geliefert

haben. Das, was er absichtlich für das Auge der Welt schrieb, war keinesweges zuverlässig; aber was er mehr so zufälligerweise bei heiterer Laune und fröhlicher Stimmung sprach, darauf konnte man sich eher verlassen, obgleich sich oft auch Widersprüche bei ihm zeigten: denn das war der ausgezeichnete Mann in der That — ein erhabener und großartiger Widerspruch. (N. M. M.)

Bibliographie.

Losely Manuscripts. (Handschriften zur Englischen Geschichte.) Herausgegeben von A. J. Kempe.) 21 Sh.

The chess for beginners. (Unterweisung im Schachspiele.) Von Lewis. 3½ Sh.

Minerals and metals. (Naturgeschichte des Mineralreiches.) 2½ Sh.

Asien.

Zur Etymologie des Schachspieles.

Wir haben in Nr. 149 des „Magazins" nach dem immer reichhaltiger werdenden, jetzt bis zum Buchstaben E. gediehenen Französischen Conversations-Lexikon (Dictionnaire de la Conversation) einen Artikel zur Literatur des Schachspieles mitgetheilt, der zwar sowohl für Literaten als für Schachfreunde manches Interessante enthält, aber in seinen Etymologieen nicht immer glücklich ist. Wir haben uns daher in dieser Beziehung einige Nachträge vorbehalten, die wir gleichsam als Randbemerkungen zu jenem Artikel angesehen wissen möchten.

Der Französische Verfasser jenes Artikels hat zwar Recht, wenn er das Schachspiel aus Indien herleitet, er ist aber sehr übel berathen, wenn er die angeführten Orientalischen Benennungen der Schach-Figuren für Indisch hält; obgleich man den Ausdruck Indisch vielleicht nicht so streng nehmen darf, da dem Verf. überhaupt nicht viel darauf anzukommen scheint, ob er Indisch, Persisch oder Arabisch sagt.

Ferz oder pharz soll bei den Indiern ein Feldherr, und alferez bei den Mauren in Spanien der General-Adjutant des Feldherrn geheißen haben. Allein 1) giebt es weder ein ferz noch ein pharz; seine Bedeutung ist also = Null. 2) Heißt die Schach-Königin auf Persisch fersi oder fersin. 3) Ist feress (mit dem Artikel alferess), das am Ende ein scharfes s hat, die echt Arabische Benennung eines Rosses, dann auch eines Reiters oder Reisigen (Hebräisch parasch); es würde daher besser auf den Springer als auf den Läufer passen. Dies letztere Wort hat sich (mit der Bedeutung Fähnrich) in der Spanischen Sprache rein (alferez) und in der Italiänischen etwas verstümmelt (alfiere, o) erhalten, und der Artikel ist, wie bei Aufnahme Arabischer Wörter in Europäische Sprachen gewöhnlich, stehen geblieben, als gehörte er zum Stamme. Die Italiäner nennen den Läufer im Schachspiel jetzt noch alfiere; bei den Spaniern aber bedeutet alferez nur eben einen Fähnrich, und für die entsprechende Schach-Figur haben sie das Wort alfil (verderbt orfil), der Elephant. Das ist auch viel vernünftiger; denn der Elephant ist, trotz seiner unbeholfenen Figur, der wahre Schnellläufer. Das Arabische fil ist von den Persern erborgt, die den Elephanten pil (Sanskrit pilu) nennen. Die Form delphil scheint aus du'lfil entstanden, was im Arabischen Herr des Elephanten bedeutet. Man könnte also hier an den Krieger gedacht haben, der auf dem Elephanten sitzt.

Das Wort Roch bedeutet weder im Arabischen Kameel, noch im Indischen Streitwagen. Unter den vielen Namen, die der Araber seinem lieben Kameel giebt, ist keiner, der wie Roch lautet. Roch hieß bei den alten Persern ein Held, der auf Abenteuer ausging, eine Art caballero errante. Da die Italiänische Form rocca zugleich einen Felsen bedeutet, so kam man durch Mißverstand auf ein Felsen-Kastell, und machte zuletzt einen Thurm daraus.

Endlich wird man auch die Namen pion (Französisch), peon (Spanisch) und pedone (Italiänisch) nicht bis nach Indien treiben müssen, um sie dort bequemer zu fassen. Diese Wörter sind wohl überhaupt keine Orientalen, sondern gute Romanische Europäer. Peon bedeutet im Spanischen einen Fußgänger überhaupt, auch einen Tagelöhner u. s. w., und es wäre eine feine Logik, wenn man den Bauern im Schach als Stammherrn an die Spitze dieser Bedeutungen stellen wollte. Eben so ist pedone im Italiänischen ein Fußgänger überhaupt.*) Daß der Fuß im Persischen pa (Sanskrit pad) und ein Fußgänger in derselben Sprache pijâdé heißt, beruht auf Ur-Verwandtschaft, und gehört nicht hierher. Auch wäre eine Ableitung des Wortes pion von pijâdé zu gewaltsam; besonders, da die Endung on (one) echt Romanisch ist. Nur das Französische pion ist den Schachbauern und den Steinen des Damenspiels ausschließlich geblieben.

Das Schachspiel ist vermuthlich schon in einem hohen Alterthum von den Indiern zu den Persern und nachmals von diesen zu den Arabern übergegangen. An Indien erinnert nur der Elephant, welcher selbst bei den Persern kein heimisches Thier ist. Persisch ist auch der Name des Spiels**) den die Araber und Türken unverändert beibehielten, während sie die Benennungen einiger Figuren übersetzten.

Werfen wir nun auch einen Blick auf China. Die Chinesen besitzen schon seit grauer Zeit die beiden Spiele wei-khi und siâng-khi, von welchen die Missionaire das erstere mit Damenspiel und das letztere mit Schach zu übersetzen pflegen. Nach einer Chinesischen Quelle, die mir eben vorliegt, erfand der patriarchalische Kaiser Yao (angeblich 2357 vor Chr.) das wei-khi, ein Spiel von nicht weniger als 360 Steinen, womit er den indolenten Geist seines Sohnes elektrisiren wollte. Dieses Mittel muß aber wenig (oder zu viel) gewirkt haben, denn Yao fand es später für gut, den Prinzen von der Thronfolge auszuschließen. Die Erfindung des siang-khi führt dasselbe Buch auf Kaiser Wu-wang, den Stammherrn der Dynastie Dscheu (regierte von 1122—1116 vor Chr.) zurück, und bemerkt dabei, dieser Fürst habe in dem genannten Spiele den Krieg versinnbildet (siâng dschân téu). Den Namen wei-khi kann man durch Belagerungs-Spiel wiedergeben; siâng-khi aber durch Elephanten-Spiel.

Bei dem Worte Elephant wird der Leser gleich an Indien denken, und annehmen, auch das Chinesische Schachspiel stamme von dorther. Der Elephant ist nun allerdings in dem eigentlichen China nicht zu Hause, und nach den besten einheimischen Geographen findet sich dieser Koloß der Thierwelt nur in ein Paar halbchinesischen Südwest-Provinzen, die erst sehr spät dem großen Reiche einverleibt worden sind. Auch hat man den Elephanten dort niemals im Kriege gebraucht. Dagegen kannten die Chinesen schon sehr früh das Elfenbein (siâng-yü) und wußten es zu verarbeiten. Dies bezeugt das ehrwürdige Buch Schi-king, dessen jüngste Oden wenigstens ein halbes Jahrtausend vor Christus gedichtet wurden. Nun aber findet ein einheimisches Wörterbuch den Grund des Namens siâng-khi eben darin, daß man die Steine dieses Spiels (ursprünglich?) aus Elfenbein gedrechselt oder mit Elfenbein geziert habe. Vermuthlich wollte man zu dem edelsten aller Spiele nur edle Stoffe wählen. Daß eine der Haupt-Figuren dieses Kriegsspiels der Elephant geheißen, wird nicht gesagt, und wir werden gleich sehen, daß es überhaupt nicht aus eigentlichen Figuren besteht.

Der schätzbare, nach Materien geordnete „Spiegel der Mandschu-Sprache" (Mandschu chergeni buleku bitche) giebt unter der Rubrik Efire dschaka (Spielsachen) folgende kurze Beschreibung der zwei obgenannten Spiele.

„Tonyo (d. i. Wei-khi). Es enthält 360 Steine aus aicha (einer Art Glas), von denen die eine Hälfte schwarz, die andere weiß ist. Eine Person nimmt die schwarzen, die andere die weißen Steine, und so agiren sie auf einem Brette gegen einander."

„Dschangdschu (d. i. Siang-khi). Enthält nur 32 Steine aus Knochen, Holz oder anderen Substanzen, von denen die eine Hälfte roth, die andere schwarz ist. Sie sind rund und platt gedrechselt, und mit eingegrabenen Zeichen versehen (chergen fololi). Auch das dschangdschu wird von Zweien gespielt."

Die Beschreibung des tonyo (wei-khi) läßt uns nur auf ein numerisch erweitertes Damenspiel schließen; so ist es aber nicht mit dem dschangdschu (siang-khi), wo die eingeschnitzten Zeichen (*unter denen man ohne Zweifel Schrift-Charaktere zu verstehen hat*) auf verschiedene Functionen der Steine hindeuten, und somit dem Spiele einen weit komplizirteren Charakter geben.

Eine genauere Beschreibung habe ich in Ost-Asiatischen Quellen nicht gefunden. Schon Confucius empfiehlt die genannten Spiele als einen nützlichen Zeitvertreib. W. Sch.

*) Unseres Wissens ist für die Schach-Bauern pedina viel gebräuchlicher. Es bedarf übrigens wohl kaum der Erinnerung, daß pe (Alt-Spanisch und Portugiesisch) und pede (Alt-Italiänisch) mit den neueren Wörtern pié, piede und pied identisch sind.

**) Schatrendsch oder Schetrendsch, dem der Spanische Name aljadrez zunächst kommt. Vielleicht darf man auch den Mongolischen Namen schitara (der in letzterer Sprache ohne Etymologie ist) mit Schetrendsch kombiniren. Daraus würde folgen, daß die Mongolen durch eine Muhamedanische Nation mit dem Schachspiel bekannt geworden wären.

Mannigfaltiges.

— Der Schäfer von Ettrick. James Hogg, der Schäfer von Ettrick, ist nicht mehr. Die Lobeserhebungen, welche die Schottischen Zeitungen bei der Anzeige von diesem Todesfall dem Genius des Verstorbenen spendeten, waren nicht übertrieben. Hogg war ein Mann von seltenem und, man kann wohl hinzufügen, von originellem Geist. Die wesentlichsten Vorzüge seiner Schriften können jedoch in Schottland besser als sonstwo verstanden und gewürdigt werden. Seine Schilderungen waren größtentheils von örtlichem Interesse, und wenn er die Sphäre der eigenen Erfahrung verließ, hatten seine Zeichnungen vom Leben etwas künstlich Gemachtes, in dem sich keine Klasse des Volkes wiederfand, und dem es daher an allgemeiner Anerkennung fehlen mußte. Seine Erzählungen werden durch Härte des Stils und durch einen rohen Geschmack am Buchstäblichen unerfreulich und dürften schwerlich jemals eine große Popularität erlangen. Er scheint sie für Brod geschrieben und sich überarbeitet zu haben. Seine Charaktere sind meist in den Extremen gehalten, und die Leidenschaften, mit denen er sie ausstattete, um den Eindruck zu steigern, verdanken der Phantasie des Autors mehr als seiner Menschenkenntniß. Da es ihm gelungen war, sich schon einen Ruf zu erwerben, ehe er noch eine geregelte Ausbildung empfangen hatte, so trieb er die Schriftstellerei fort, ohne sich um die Kenntnisse zu kümmern, die dazu erforderlich sind, und später war er nicht mehr im Stande, die Lücke auszufüllen. Man darf sich also nicht wundern, daß der Ton in seinen prosaischen Werken holprig und ungleich ist, und daß sich der Einfluß früher Gewohnheiten darin bis zuletzt zeigte. Er wird indeß als Verfasser der „Nachtwache der Königin", eines der bezauberndsten Gedichte der erzählenden Gattung in der Englischen Sprache, stets einen Namen behaupten. Auch sein „Lied Kilmany" gehört zu den Triumphen der Kunst, die ihre Zeit überdauern, und es wird immer ein Juwel in Englands Literatur bleiben. Seine Balladen, deren Zahl sehr groß ist, haben ihm ein heiliges Denkmal in den Herzen der Schotten gegründet, und wenn diese ihm nach Burns den nächsten Platz anweisen, lassen sie ihm nur Gerechtigkeit widerfahren. Der Schwung, die Anmuth und das Feuer seiner lyrischen Poesieen werden von keinem anderen Dichter übertroffen, außer von jenem Barden, den der Genius der Dichtkunst beim Pfluge fand, als er herabschwebte, um ihn den Musen zuzuführen. (Atlas.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Montag den 28 Dezember 1835.

England.

Die Taxe auf die Wissenschaft in England.

(Aus der Edinburgh-Review.)

Wir staunen jetzt und wollen kaum glauben, daß in England vor 30 Jahren noch Gesetze bestanden, welche jenen unter dem sanften Namen „Sklavenhandel" verübten Raub und Mord begünstigten; ebenso wird die kommende Generation es für unglaublich halten, daß im Jahre 1835 unsere Politik durch ihr Steuer-System in einem so hohen Grade barbarisch gegen die Wissenschaft seyn konnte. Der edle und gelehrte Dr. Adam pflegte zu sagen: Eine Taxe auf Papier heißt eine Taxe auf die Wissenschaft. Was würde der allgemein verehrte Mann dazu gesagt haben, hätte er bis jetzt gelebt und einen seiner Schüler im Parlaments versichern gehört, daß für ein einziges Werk jetzt 4000 Pfund Steuer bezahlt werden muß! daß die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse für die von ihr herausgegebene Britische „Pfennig-Encyklopädie", eines der populairsten Werke unserer Zeit, eben so viel an das Steueramt bezahlt, als den durch ihr Genie und ihre Entdeckungen in ganz Europa berühmten Männern, den Aireys, den Babbages, den Brewsters (und Anderen), die ihr Talent und ihre Gelehrsamkeit einem Werke widmen, das unter allen Klassen ihrer Landsleute nützliche Kenntnisse verbreiten soll? Eine jährliche Taxe von 4000 Pfund lastet auf diesem nützlichen Werke; da nun das von derselben Gesellschaft herausgegebene Britische „Pfennig-Magazin" eine vier Mal so starke Verbreitung hat, so muß es demnach 16,000 Pfund jährlich an Steuer bezahlen! Welcher Tribut, welche Hemmung, welches Abschreckungs-Mittel für die Wissenschaft!

Noch eine andere nicht weniger verwerfliche Taxe auf die Wissenschaft ist der hohe Zeitungsstempel. Obgleich unmittelbar nur politische Kenntnisse durch ihn besteuert sind, so trifft er doch mittelbar alle Gattungen menschlichen Wissens und verdient wohl den steigenden Unwillen des Publikums, der von allen Seiten dagegen laut geworden. Es walten bei dieser Taxe ganz eigenthümliche Umstände ob; auch haben ihr die jüngsten Begebenheiten neue Wichtigkeit verliehen, und wir halten es nicht für überflüssig, noch einige Worte darüber zu sagen. Bei allen wichtigen Fragen, die zur Sprache kommen, hat die Presse sichs zur Aufgabe gemacht, die öffentliche Aufmerksamkeit darauf zu lenken, auf sie einzuwirken und ihr eine mehr oder minder heilsame Richtung zu geben. Bei der Stempelfrage hat sie dies nicht nur unterlassen, sondern sie war aufs eifrigste bemüht, die Aufmerksamkeit von diesem hochwichtigen Gegenstand ganz abzulenken. Der größte Theil der Londoner Zeitungen schlug diesen Weg ein und ist offenbar verbündet gegen die Aufhebung dieser Stempelsteuer. Sie haben freilich viel dabei auf dem Spiele, oder glauben wenigstens viel dabei zu verlieren. Aus der Anwendung der Stempeltaxe erwuchs ihnen ein Monopol, so wenig auch die Urheber der Steuer es beabsichtigten; das Monopol soll abgeschafft werden, und sie fürchten daher großen Verlust. Wir unsererseits sind überzeugt, daß ihnen kein Nachtheil daraus entspringt, daß sie auf der einen Seite gewinnen würden, was sie auf der andern verlieren. Doch können wir es ihnen nicht übel nehmen, wenn sie nicht unserer Meinung sind und gleich anderen Handelsleuten die Mittel wählen, welche ihrem vermeintlichen Vortheil am günstigsten sind. Allein in einer Beziehung weichen sie ganz von anderen Handelsleuten ab; sie haben nämlich die Macht in Händen, sich selbst zu schützen und das Publikum — die Kunden — zu beeinträchtigen, indem sie jeden verdrängen, der in demselben Artikel Geschäfte machen will. Ist irgendwo ein Handelszweig durch die Legislatur in Verlegenheit gebracht, oder wird er durch die vereinten Bemühungen der Konsumenten, bessere und wohlfeilere Waare zu erlangen, bedroht, so ist gleich die Presse bei der Hand, um der einen oder der anderen Partei Recht zu verschaffen. In unserem Falle ist die Presse selbst Partei — der Handelsmann — und die andere Partei — das Publikum als Konsument — ist ohne Beistand. Der Gewerbeschein der Schenkhäuser hatte keinesweges den Zweck, den Schenkwirthen ein Monopol zu geben; aber es wurde unvermerkt im Lauf der Zeit ein solches für sie oder vielmehr für die Brauer, welche die Eigenthümer der Schenkhäuser waren. Als dieses abgeschafft werden sollte, schrieen die Herren über Millionen, die sie im Vertrauen auf ihr wohlerworbenes Monopol verlieren. Allein das Publikum kehrte sich nicht daran; Versammlungen wurden gehalten, Bittschriften eingereicht, und das langjährige Unrecht sank vor der Macht der Vernunft und Wahrheit. Hierbei hat die Presse tapfer mitgekämpft. Wie würde es aber ausgesehen haben, wenn die Zeitungen ebenso wie die Schenkhäuser in den Händen der Brauer gewesen wären?

Die Anstrengungen der Londoner Blätter, mit Ausnahme einiger, die als die unbestechlichsten und uneigennützigsten bekannt sind, gingen darauf aus, ihren Lesern die Meinung aufzudringen, daß das Publikum durchaus gleichgültig gegen die Stempelfrage wäre. Deshalb nahmen sie kaum Notiz von den Verhandlungen, welche über diesen Gegenstand in den drei Versammlungen geführt wurden, die mit zu den größten Volksversammlungen gehören, welche je in der Hauptstadt gehalten wurden, und von einer großen Volksversammlung in Southwark und einer anderen ebenso großen im Mechanics-Institut gaben sie nichts als die bloße Anzeige. Die Politik der Zeitungen trug ihre Früchte; Minister und Parlaments-Glieder, die ihre Belehrung über die Volksmeinung aus diesen Quellen schöpften, wurden irregeleitet, und so wurde die Taxe noch beibehalten, während eine bessere Belehrung die Aufhebung schon in dieser Session unvermeidlich herbeigeführt haben würde. Wie allgemein und lebhaft das Interesse für die Sache war, hätten die Minister aus der Provinzialpresse erfahren können. Diese weiß ihre Politik mehr mit ihrer Pflicht in Einklang zu bringen und sie freimüthig auszusprechen. Auch die mit so vielen Tausenden von Unterschriften versehenen Petitionen, die so zahlreich über diesen Gegenstand einliefen, hätten den Ministern und Gesetzgebern die Augen öffnen sollen. Daß es nicht geschehen, ist kaum zu glauben, aber leider wahr!

Gerade die gegenwärtige Verwaltung sollte vor allen anderen eine Taxe abschaffen, welche der Verbreitung der Kenntnisse feindlich entgegentritt. Ein Ministerium, den wissenschaftlichen Bestrebungen so ergeben, wie das jetzige, hatte England noch nicht oft; es hat in seinem Schoße Männer, die als Schriftsteller der gebildeten Welt ebenvoll bekannt sind; alle Glieder desselben sind wissenschaftlich gebildet; einige darunter sind selbst thätige Mitglieder der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Und dennoch war gerade dieses liberale und gebildete Ministerium taub gegen die Stimme der Bildung! Die Einflüsterungen einiger Parlaments-Mitglieder mochten, nächst den Künsten der Zeitungen, die Minister in ihrer Täuschung festgehalten haben. Wir dürfen uns aber der gerechten Hoffnung überlassen, daß es bis zur nächsten Session andere und bessere Ueberzeugungen gewonnen haben wird, und daß die Unterstützung von Seiten des Volks ihm Kraft verleihen werde, den Zudringlichkeiten zu widerstehen, die es an der Erfüllung seiner Pflicht gehindert haben!

Sollte aber unsere Hoffnung von dieser Seite uns täuschen, so sind wir überzeugt, daß die Gewalt der neuesten Erscheinungen in dieser Sache die Regierung zum Nachgeben bewegen wird. Diese Erscheinungen traten erst seit dem Schlusse der Parlaments-Session hervor, und von ihnen wird, wie wir vermuthen, das Schicksal der Stempel-Taxe entschieden werden. Während des Sommers sind nämlich Versuche gemacht worden, ungestempelte Tagesblätter zu drucken, aber sie stießen auf unvorhergesehene Hindernisse und gingen ein. Gegen andere, die lange Zeit ohne Stempel erschienen, brachte die Regierung zwar das Gesetz in Anwendung, mußte aber in und außer dem Hause viele Klagen gegen ihr Verfahren hören. Wir gestehen offen, daß wir in diese Klagen nicht einstimmen können; so lange nämlich das Stempel-Gesetz in Kraft ist, haben die demselben unterworfenen Zeitungen ein volles und unabweisbares Recht an den Schutz, welchen ihnen die Regierung gegen diejenigen angedeihen lassen kann, die einen Schleichhandel mit demselben Artikel treiben, das heißt, Zeitungen drucken und verkaufen, die nicht die gesetzliche Abgabe entrichten. Doch obgleich die Regierung wegen dieser Maßregeln nicht getadelt werden kann, so geht doch aus ihrer Nothwendigkeit selbst hervor, daß die sie veranlassende Taxe verwerflich ist, und Jedermann sieht auch leicht ein, daß die Maßregel nicht Stand halten wird. Der Schleichhändler wird die Regierung besiegen, gerade wie der Schleichhändler, welcher geistige Getränke und viele andere Artikel des allgemeinen Bedürfnisses einschmuggelt, noch immer die Regierung besiegt hat, wenn die Abgabe auf den Gegenstand seines Schleichhandels unerträglich hoch war. Kaum hatte man sich der unrechtmäßigen Druckerpresse in London bemächtigt, so setzten sich in den Provinzen andere Pressen in Bewegung. Ueberall in London sah man ungestempelte Zeitungen, natürlich ohne Namen des Druckers, die in den großen Fabrikstädten gedruckt und nach der Hauptstadt gesandt wurden. Kann das Ministerium an die ernsthafte Fortsetzung dieses Krieges denken? Nimmermehr! Es wäre ein ganz hoffnungsloser Kampf. Das Publikum hat nun einmal Lust, Zeitungen zu lesen, ist aber auch nicht Willens, dafür 300 Procent Steuer zu zahlen, welche die Gesetze verlangen. Die Abgabe von den geistigen Getränken wurde vermindert, weil der Schleichhändler mit seiner wohlfeileren Waare den rechtmäßigen Kaufmann zu Grunde richtete und so das Gouvernement bezwang; die Abgabe von den edleren geistigen

Waaren, von politischen und allen anderen Wissenschaften wird abgeschafft werden — von Reduction ist hier keine Rede —, weil der unrechtmäßige Zeitung-Händler den rechtmäßigen ruinirt und dadurch die Regierung bezwingt. Das Publikum will nun einmal das Lesen eben so wenig lassen wie das Trinken. Jedermann sah ein, daß die Abgabe der Getränke vermindert werden mußte, und Jedermann wird einsehen, daß die Abgabe von den Wissenschaften aufgehoben werden muß.

Italien.

Manfred von Sicilien.

(Schluß.)

Als Manfred durch kurzen Schlaf sich erquickt hatte, ließ der Sturm allmälig nach; von Zeit zu Zeit kamen zwar neue Regenschauer, allein sie hinderten die Flüchtlinge nicht an der Fortsetzung ihrer Reise. Da brach das Unwetter plötzlich wieder los, und zwar mit solcher Gewalt, daß die ganze Ebene zu einem großen Sumpfe wurde; die Pferde sanken bis an die Kniee ein.

„Wenn es so fortgeht", sprach der Jagdmeister, „so ist es unmöglich, daß wir auf dem Wege bleiben. Euer Vater hat hier in der Nähe ein kleines Jägerhaus bauen lassen, das nach seinem Tode zerstört wurde. Vielleicht ist noch so viel davon übrig, daß es uns Obdach geben kann. Wir müssen uns links halten. Finden wir da Schutz, so können wir ausruhen, bis der Morgen graut, und dann bei hellem Tage in Lucera ankommen."

Es war aber keine leichte Sache, in dieser finsteren Wüste das Jägerhaus Friedrich's des Zweiten aufzufinden. Nachdem sie eine Zeitlang auf's Gerathewohl herumgeirrt waren, stieß einer der Ritter mit dem Steigbügel gegen einen festen Körper, den man wegen der Finsterniß nicht unterscheiden konnte. Es war die Thür des Gebäudes. Als man sie mit Gewalt erbrechen wollte, ging sie in Stücke. Zabyl schlug mit seinem Säbel an einem Kiesel Feuer an; die Pferde wurden in die baufälligen Ställe geführt, aus denen ein Heer von Mäusen hervorstürmte; die Ritter aber zerhieben das morsche Gebälk, schichteten die Stücke in dem Saale über einander und machten den Boden desselben zu einem großen Feuerheerd. Schöne Gothische Statuen und saubere Basreliefs schmückten noch die öde Behausung. Der röthliche Schein des gewaltigen Feuers verbreitete sich weit über die Ebene.

„Das ist ein königliches Feuer!" rief Manfred; „wohlan, Ihr Freunde! legt Eure Rüstungen ab; und kommt der Feind, so stecken wir das Haus an und begraben ihn unter den Trümmern."

„„Ich würde mich gar nicht verwundern, wenn ich ihn anrücken sähe"", sagte Zabyl mit der Freimüthigkeit eines alten Dieners; „„Euer höllischer Brand, und nicht ein königlicher, wie Ihr ihn nennt, könnte den bösen Feind aus Aegypten und Marokko herlocken.""

„Freilich, Zabyl! Dafür sind wir auch Exkommunizirte!"

Der Morgen kehrte endlich wieder, aber dichter Nebel verhüllte die Gegend. Manfred's Häuflein verließ das Jägerhaus, und man berathschlagte nun darüber, was zu thun sey. Manfred lag den Seinigen dringend an, ihn zu verlassen; er wollte, nur von Zabyl und dem Jagdmeister begleitet, vor Lucera erscheinen. Die Ritter gaben seinen Bitten mit schwerem Herzen nach und zogen sich einstweilen hinter den Berg zurück. Eine Garnison aus Deutschen und Sarazenen beschützte Lucera, und eben machte ein Trupp Sarazenen die Runde um ihre mit Zinnen bewehrten Stadtmauern, als die drei Reiter an der Zugbrücke erschienen. Man schrie zu den Waffen, und bald waren die Räume zwischen den Zinnen mit Menschen angefüllt.

„Wer da?" rief eine Sarazenische Schildwache.

„„Zabyl"", sagte Manfred zu seinem Afrikaner, „„jetzt ist die Reihe an Dir; ich verstehe kein Arabisch.""

Zabyl schrie, so laut er konnte: „Allah ekber! (Gott ist groß!) Hier steht euer Wohlthäter, euer Fürst, der Sohn des Kaisers! Auf eure Dankbarkeit und Gastfreiheit vertrauend, kommt er zu euch: öffnet die Thore, wie ihr versprochen habt, und macht euren guten Ruf nicht zu Schanden!"

Manfred nahm seinen kupfernen Helm mit dem silbernen Adler vom Haupte und zeigte dem Krieger sein junges Helden-Antlitz, von blonden Locken umwallt, die der Strahl der aufgehenden Sonne zu vergolden schien. Dieser vertrauensvolle Gruß wirkte mehr als eine lange Rede.

„Jedchul! Jedchul!" (Er komme herein!) riefen die Sarazenen wie mit Einer Stimme. „Was kümmert uns der Papst mit sammt seinem Banne! Willkommen, Du, unser Wohlthäter, unser Melik (König), unser Vater! Keiner verkünde seine Ankunft dem Statthalter Marchisio, der es mit dem Papste hält. Wir bürgen für sein Leben und seine Freiheit!"

Die Schlüssel zu allen Eingängen waren in den Händen des Gouverneurs; aber unterhalb der Pforte, vor welcher Manfred stand, mündete ein Kloak. Manfred sprang ungesäumt vom Pferde und versuchte es, durch diesen unreinen Kanal auf allen Vieren in die Stadt zu kriechen. Diese Erniedrigung des geliebten Herrschers rührte die Araber bis zu Thränen.

„Was? Wir sollten es dulden, daß unser Melik so unfeiner Weise in die Stadt einzieht, die sein eigen ist? Nimmermehr! Nieder mit der Pforte!"

Gesagt, gethan; die Araber schlugen das Portal mit Keulen und Aexten ein, und hoben den Fürsten triumphirend auf ihre Schultern. Manfred ließ seinen Begleitern durch Trompetenstöße den glücklichen Erfolg verkünden. Der Gouverneur hatte bereits Nachricht bekommen, und schon hatten sich die Deutschen dem Palaste von Lucera gegenüber in Schlachtordnung gestellt. Als die Sarazenen dies bemerkten, riefen sie ihnen mit furchtbarer Stimme zu: „Nieder auf eure Kniee! Hier ist euer Fürst, der Sohn eures Kaisers. Kniees nieder, Rebellen!"

Und so mächtig war der Einfluß des Feudalwesens und der ritterlichen Hierarchie auf die Menschen jener Zeit, daß die Deutsche Besatzung, obwohl schlagfertig und der Arabischen um das Vierfache überlegen, ehrfurchtsvoll zurücktrat. Selbst der päpstlich gesinnte Gouverneur kniete vor Manfred nieder und leistete ihm den Eid der Treue.

So war Manfred wie durch einen Zauberschlag zum Throne gelangt, und jene Nacht voll Abenteuern erwarb ihm die Krone beider Sicilien. Lucera, eine erstaunlich feste Stadt, wo die letzten Könige ihre Schätze und Archive niedergelegt hatten, diente den Anhängern Manfred's als Vereinigungs-Punkt. Das Geld des Schatzes deckte die Kriegsbedürfnisse, und der Stolz des Papstes wurde gedemüthigt.

An der Spitze eines kleinen Heeres, das ihn anbetete, und das er die Ueberzahl der Feinde verachten gelehrt hatte, eroberte Manfred sein Reich Stück für Stück wieder und machte alle päpstliche Ränke zu Schanden. Er ließ in seinen Staaten eine Civilisation erblühen, die jener kriegerischen Epoche sonst fremd war, und behauptete dessenungeachtet den Ruf des tapfersten Fürsten seiner Zeit.

So vergingen funfzehn Jahre, in welcher Periode Manfred als Krieger, Staatsmann und edler Ritter der Mitwelt vorleuchtete. Die Schlacht an der Arbia (1261) hatte die Guelfen von Florenz gedemüthigt; die Gewalt des Papstes wurde alle Tage schwächer, und schon begann Manfred's kraftvolle und weise Regierung, auf die ganze Halbinsel wohlthätig zu wirken, als Urban IV., ein geborener Franzose, den Päpstlichen Thron bestieg. Dieser Papst hatte den festen Vorsatz, die Ghibellinische Partei, deren Haupt Manfred war, zu vernichten. Er wollte die Besitzungen und die Autorität seiner Vorgänger nicht bloß wieder erwerben, sondern auch vermehren.

Urban bediente sich zum Sturze Manfred's zweier Mittel: der Waffen des Auslandes und der Anschwärzung beim Volke. Die schöne Bice, eine Tochter Kaiser Friedrich's von einem anderen Weibe, war an den Grafen Caserta verheirathet. Der Bruder und die Schwester, durch Geistesverwandtschaft noch mehr als durch die Bande des Blutes an einander gefesselt, liebten sich so innig und zärtlich, daß Verleumdung leichtes Spiel hatte. Der König beider Sicilien, auf dem immer noch die Schmach des Bannes ruhte, wurde der Blutschande angeklagt. Die Geschichtschreiber von der Guelfischen Partei wiederholten diese Beschuldigung, die mit scheinheiliger Verschmitztheit unter allen Klassen der Gesellschaft ausgesprengt wurde. War es ein Verbrechen, wenn die Gräfin Caserta, die liebenswürdige Gattin eines jungen Ritters, ihrem Bruder Manfred in ihrem Hause Zutritt verstattete und seinen Hof besuchte? Sie waren zusammen aufgewachsen, und ihr Vater, dessen Verdienste die lügenhafte Geschichte so schlecht würdigte, hatte ihren jungen Seelen eine geistige Richtung gegeben, die sie weit über ihr barbarisches Zeitalter erhob. Manfred's Vorliebe für das edlere Geschlecht und für seine Schwester insbesondere war eine kräftige Stütze des Leumunds, dessen Stimme die Jahrhunderte durchdrang, ohne daß ein Freund der Wahrheit es versucht hätte, ihn Lügen zu strafen.

Während das durch Manfred beglückte Volk zu neuem Hasse gegen seinen Wohlthäter gestachelt wurde, zog Karl von Anjou, Graf von Provence und Bruder Ludwig's des Heiligen, einer Aufforderung des Papstes zufolge, über die Alpen und bekriegte an der Spitze seiner Gewappneten einen der trefflichsten Fürsten, die Italien jemals besessen hat.

Manfred war mit einer Heldenseele begabt. Aber die Nichtswürdigkeit einer Verleumdung, die nicht einmal eine abweisende Antwort verträgt, die schändliche Deutung seiner heiligsten Gefühle und die höhnende Verachtung, der er sich so schuldlos preisgegeben sah, lasteten zu schwer auf ihm. Giovan Villani erzählt, der Ritter habe weinen müssen, als er durch einen Kämmerling davon Kunde erhielt. Welche rührende Scenen mochten damals in dem Schlosse Caserta vorgefallen seyn, dessen Trümmer noch jetzt das reizende Thal Mattaloni beherrschen, als der Graf Caserta, bis dahin ein treuer Vasall seines Schwagers, nachdem er das scheußliche Gerücht gehört, das die Tugend seines Weibes schwärzte, plötzlich in voller Rüstung in dem Zimmer erschien, wo Bruder und Schwester, ohne etwas Böses zu ahnen, traulich zusammen saßen! Die Gräfin fragte in ihrer Unschuld, was denn die wüthende Leidenschaft des Grafen bedeute, als die beiden Ritter nach einer geheimnißvollen Erklärung sich gegenseitig herausforderten, ohne daß sie den Grund dieses Zweikampfes errathen oder die frevelhafte Beschuldigung ahnen konnte, die auf ihr und Manfred lastete. Dies häusliche Drama, das die Historiker kaum flüchtig berühren, ist es nicht eines der ergreifendsten, das die Phantasie zu erdenken vermag?

Unterdeß nahte Karl von Anjou mit seiner furchtbaren Schaar, und die Guelfische Partei erstand wieder aus ihrer Asche. Manfred rief seine Barone und vornehmsten Vasallen im Schlosse von Benevent zur Berathung. Auch Graf Caserta erschien, als wäre zwischen Beiden nicht das Geringste vorgefallen, beugte vor seinem Lehnsherrn das Knie und schwur ihm unverbrüchliche Treue.

Die Rede, welche Manfred bei dieser feierlichen Gelegenheit hielt, war eines solchen Herrschers würdig. Er rief den versammelten Baronen die erlittene Schmach, die weit ausgesponnenen Ränke des Römischen Hofes, den Ehrgeiz und tödtlichen Haß der Feinde in's Gedächtniß. Unter Anderem sagte er: „Der Papst bietet Karl von Anjou die Krone an und will uns unseren rechtmäßigen Besitz entreißen. Wenn die hier versammelten Barone ihrem König und sich selber treu bleiben, so werden wir bald jene Ausländer, die das Kreuz auf der Brust, im Herzen aber Verrath und Unbill tragen, die Küste unserer Berge mit ihren Gebeinen bleichen sehen. Seyd Ihr lässig in Eurer Pflicht, so wird Italien von Feinden überschwemmt, und Neapel fällt dem, der zuletzt kommt, als Beute anheim. Wenn dann, auf dem dürren Boden der Sklaverei, noch einzelne hochherzige Neapolitaner leben, so werden ihre Verwünschungen auf denen ruhen, die durch Feigheit oder Verrätherei zum Jammer und zur Einknechtung ihres Volkes den Weg gebahnt."

Dann gedachte Manfred mit wenigen Worten der schändlichen Verleumdungen, welche die Päpste und ihre Schergen auf sein Haus ge-

häuft: sein Vater Friedrich sollte zwei Brudersöhne als Kinder ermordet; er selbst (Manfred) seinen kranken Vater in einem Kissen erstickt haben; Konrad gab man Vergiftung seines Bruders Heinrich, und Manfred Vergiftung des Konrad Schuld. Die letzte und empörendste Verleumdung überging er mit Stillschweigen und sprach nur in höchster Aufregung: „Diejenigen, welche Verbrechen von dieser Art erfinden, begehen eines, das scheußlicher ist, als alle übrigen, und legen es uns zur Last."

„Edle Ritter", so schloß Manfred seine Rede, „die Tücke der Guelfen giebt Euer schönes Vaterland rohen Ausländern preis. Was kümmern dieses Volk unsere Händel mit dem Papste? Glaubt Ihr, daß Karl von Anjou die Ehre des päpstlichen Stuhls, daß seinen Kriegern die Sache der Religion am Herzen liege? O, wie groß ist dann Eure Täuschung! Euer Gold, Eure Schätze, der freundliche Himmel, unter dem wir wohnen, sind die Köder dieses beutesüchtigen Volkes, das überall nur verschlingen will." ......

Diese Rede, deren Echtheit nicht bezweifelt werden kann, hat uns Jamsilla in seiner rohen Kraftsprache aufbewahrt. Sie ist für jenes Zeitalter ein Muster männlicher Beredsamkeit.

Aber das Geld des Papstes, die Intriguen der Guelfen und jene populair gewordenen Verleumdungen, deren Spur nie verlosch, wirkten vereint gegen Manfred. Die meisten seiner Barone waren im Grunde ihres Herzens schon Verräther. Der Graf Caserta, dessen Obhut Manfred einen der wichtigsten Gränzposten anvertraute, hatte für den vermeintlichen Schimpf, den der König ihm angethan, Rache geschworen. Andere waren vom Feinde bestochen, und schon lange bevor die Siegesgöttin ihr Antlitz von Manfred abwendete, war sein Schicksal entschieden.

Im Privatleben wie auf dem Throne sieht man Menschen, die gleichsam zum Unglück geboren sind, vergebens dagegen ankämpfen, an dem gefährlichen Abhange, auf den das Schicksal sie gestellt, ausgleiten und endlich in den Schlund hinabtaumeln, aus dem keine irdische Gewalt sie erlösen kann. Das Vorgefühl ihres Untergangs erfüllt sie mit Grausen, und schon aus weiter Ferne sehen sie den aufgehobenen Arm, der sie treffen soll. Seitdem Karl von Anjou über die Alpen gegangen war, lächelte das Schicksal unserem Manfred nicht wieder. Tausend böse Vorbedeutungen verkündeten dem Volke einen neuen Despoten: Malespino und der Anonymus von Benevent gedenken namentlich eines großen glanzvollen Kometen, der Manfred's Anhängern den Muth benahm. Der König, aufgeklärter als die Uebrigen, trotzte anfänglich den vorgeblichen Drohungen des Himmels; aber das Pfaffen-Gezücht hörte nicht auf, ihn zu lästern und ihr Anathema gegen ihn zu schleudern. Endlich wurde auch seine vielgeliebte Schwester gefährlich krank. Jetzt verließ den unglücklichen Fürsten seine gewohnte Seelenstärke: Astrologen und Wahrsager strömten in den Palast; berühmte Magier kamen aus Arabien und Persien, und bemühten sich, dem Könige für sein gutes Geld eine heitere Zukunft vorzuspiegeln.

Schon am Rande des Verderbens erwachte Manfred, als ihm die Verrätherei seiner Barone und die Verführung seiner Unterthanen zu Ohren kam, plötzlich wie aus einem Traume: er verbannt den Aberglauben, jagt die Astrologen fort, besucht in stürmischer Hast alle Städte seines Reiches, rüstet Galeeren aus, wirbt Afrikaner an den Küsten von Tanger und befestigt seine Citadellen. Immer zu Pferde, immer geschäftig, sammelt er die durch ganz Italien zerstreuten Deutschen unter sein Banner und bietet dem Schicksal, das ihn verfolgt, noch einmal die Stirn. Schon hatte der Papst seinen Widersacher in Rom als König beider Sicilien krönen lassen; schon tönte das Geschrei des heiligen Krieges durch ganz Italien; schon hatte Caserta die ihm anvertraute wichtige Stellung verrätherisch geräumt. Manfred verzweifelte an seiner Zukunft; allein er kämpfte dessenungeachtet; er leistete den Streichen, die ihn vernichten sollten, hoffnungslose Gegenwehr. Einem Abgeordneten, den Manfred an ihn schickte, gab Karl von Anjou folgenden kurzen Bescheid: „Saget dem Sultan von Lucera, daß ich mit ihm weder Frieden noch Waffenstillstand schließen will, und daß ich ihn bald in die Hölle schicken werde, wofern er mich nicht ins Paradies schickt."

In der Ebene von Benevent kam es zur letzten Schlacht, die dem Grafen Karl von Anjou den Thron beider Sicilien sicherte und jene berühmte Sicilianische Vesper, die fanatische Rache an einer durch Fanatismus ermuthigten Usurpation, vorbereitete. Der Tag war der 26. Februar 1266. Die Chronikenschreiber wollen wissen, die Sonne sey an jenem Tage so hell und blitzend aufgegangen, wie an einem schönen Frühlings-Morgen. Manfred stellte seine Deutschen, Lombardischen, Toscanischen und Sarazenischen Fähnlein in Reihe und Glied; ihm gegenüber schaarten sich die geharnischten Reisigen Karl's von Anjou, mit einer Elite von Guelfen und Florentinern.

Der päpstliche Legat stellte sich vor die Fronte des Französischen Heeres, segnete die Waffen und verkündigte Jedem, der für eine so heilige Sache sein Leben opfere, Vergebung aller seiner Sünden. Die Schwester Manfred's sah die letzte Schlacht ihres Bruders auf einem kleinen benachbarten Hügel mit an.

Die Sarazenen eröffneten den Kampf und durchbrachen schon beim ersten Angriff die Reihen des Französischen Fußvolkes, das von den Muselmännern, deren furchtbares Schlachtgeheul La Ilah illa' Allah (Es ist kein Gott außer Allah) sie außer Fassung brachte, wie eine Schafheerde sich niedermetzeln ließ.

„Stürmet los auf diese schäbigen Hunde", rief der Legat den Rittern zu. Und die Ritter setzten sich in Bewegung. Die schweren Rosse, gleich ihren Reitern gepanzert, rannten die Afrikanische Kohorte nieder. „Montjoie! Montjoie! heiliger Dionys! Ritter von Savoyen! Vorwärts! Vorwärts!" Es entstand ein furchtbares Kampfgewühl. Die spitzigen Degen der Französischen Ritter, eine sonst ungebräuchliche und der ächten Chevalerie nicht geziemende Waffe, sicherten Karl den Sieg. So meint wenigstens Muratori. Während Manfred's Italiäner, Sarazenen und Deutsche den Arm zum Säbelhieb erhoben, empfingen sie Degenstöße durch die Fugen der Rüstung und wurden getödtet. Wie dem nun sey, jedenfalls erfolgte Manfred's Niederlage erst nach der schimpflichen Flucht der Neapolitaner. Alle seine Barone kehrten der Schlacht mit einem Male den Rücken. Welch ein Anblick für Manfred! Entschlossen, im Schlachtgedränge seinen Tod zu suchen, wollte er seinen Helm tiefer in die Stirn drücken und riß bei diesem Handgriff den silbernen Adler unwillkürlich herunter.

„Das ist ein Zeichen vom Himmel", sprach der unglückliche Fürst. „Ich hatte ihn mit eigener Hand und gut befestigt: kein bloßer Zufall konnte ihn zum Falle bringen. Lebt wohl, Ritter!"

Und nun stürzte er wie ein Verzweifelter gegen eine geschlossene Reihe von Streitern, die ihm unzählige Wunden beibrachten, bis er unter einem Haufen Erschlagener sein Leben verhauchte. Drei Tage lang suchte man seinen Leichnam; endlich fand ihn ein Stalljunge, packte die edlen Ueberreste auf einen Esel und zog dann unter dem Geschrei: „Wer will Manfred kaufen!" ins Französische Lager.

Ein Französischer Baron (die Geschichte hat uns seinen Namen nicht aufbewahrt) ergrimmte über diesen Frevel, lohnte dem frechen Burschen mit Maulschellen und ließ den Leichnam vor seinen Lehnsherrn bringen, der ihn, um die Identität desselben festzustellen, den nichtswürdigen Verräthern vorzulegen befahl. Einige dieser Elenden gaben vor, ihn nicht zu kennen, andere bejaheten es zitternd. Als aber Graf Galvano Lancia, Einer von den im Kampfe Gefangenen, die Leiche ansichtig wurde, rief er weinend und die Hände ringend: „Wehe mir, o, mein Gebieter! was muß ich sehen! O, guter Herr, weiser Herr, wer hat Dir so grausam das Leben entrissen? Du Schrein der Philosophie, Du Zierde des Ritterthums, Du Krone aller Könige, warum ist mir ein Messer verwehrt, daß ich mein Herz durchbohren und Dich im Tode begleiten könnte!" Man mußte ihn mit Gewalt von dem Todten reißen, und Karl von Anjou empfahl diesen Mann den Seinigen als Spiegel der Vasallen-Treue.

Der Haß der Feinde Manfred's war selbst durch seinen Tod noch nicht versöhnt. Als man Karl ersuchte, dem unglücklichen Fürsten ein ehrenvolles Grab zu bewilligen, sagte er: „Ich wollte es gern thun, wenn er nicht exkommunizirt wäre."

An dem Brückenkopf von Benevent wurde eine Grube gegraben, die man, nachdem Manfred's Körper hineingeworfen war, mit Steinen ausfüllte und überhäufte. Jeder Soldat von dem feindlichen Heere warf einen Stein zu diesem Haufen. Der päpstliche Legat aber gönnte ihm nicht einmal dieses letzte Asyl. Er ließ den Körper wieder ausgraben und den Vögeln zur Speise auf die Erde werfen. Die Gräfin Caserta starb bald nachher in der Gefangenschaft des neuen Königs.

Das kleinmüthige Volk und die verrätherischen Ritter, die Manfred's Untergang verschuldet hatten, empfingen bald ihre verdiente Strafe, und zwar aus den Händen desselben Mannes, der ihnen den Thron beider Sicilien verdankte. Benevent wurde mit Feuer und Schwert verheert, mancher Ritter verbannt oder getödtet, manche Stadt geplündert und eingeäschert. Mord, Brand, Räubereien und Schändungen bezeichneten die Bahn des neuen Monarchen. Zu spät beweinte das Volk den Sohn Friedrich's, den es im Unglück so schändlich verrathen hatte.

(Ricoglitore Italiano.)

Bibliographie.

Unter dem Titel Introduzione ragionata alla Gerusalemme liberata di Torquato Tasso" *) hat Herr Professor Fabrucci in Berlin zur Einleitung, Erklärung und Kritik von Tasso's befreitem Jerusalem eine Sammlung zum größten Theil Italiänisch geschriebener Abhandlungen herausgegeben, die zwar zunächst für seine Schüler bestimmt ist, aber auch für alle Freunde der Italiänischen Literatur ein allgemeines Interesse haben dürfte. Es befinden sich darin folgende kritische Aufsätze: 1) Betrachtungen über das Heldengedicht im Allgemeinen. 2) Heldengedichte vor Tasso. 3) Torquato Tasso und sein befreites Jerusalem. 4) Galilei's und anderer berühmter Männer Ansichten von diesem Gedichte. 5) Hochstellende Kritiken des befreiten Jerusalems, von Metastasio, Voltaire und Ancillon. **) 6) Wahrer Grund von Tasso's Gefangenschaft. ***) 7) Michaud's Beschreibung von Jerusalem und seinen Umgebungen (in Französischer Sprache). 8) Die vornehmsten Helden des Gedichtes und Angabe der Stellen desselben, die sich besonders gut zum Auswendiglernen eignen. Als Anhang sind endlich noch einige Auszüge aus dem klassischen Gedichte selbst, Bemerkungen über die Familie des Dichters und Bouterweck's ausführliche Charakteristik des befreiten Jerusalems (letztere in Deutscher Sprache) hinzugefügt.

A f r i k a.

Thomas Campbell's Briefe aus Algier.

Fünfter Brief.

Der große Reiz, den Algier für die Fremden hat, besteht in dem malerischen Gemisch seiner Bevölkerung, und Sie müssen sichs daher gefallen lassen, wenn ich in der Beschreibung seiner verschiedenen Stämme fortfahre. Unter diesen bilden die Juden einen Stamm, der an Thätigkeit und Fleiß von keinem andern übertroffen wird. Was ihr Aeußeres und ihre Bekleidungsart betrifft, so halte ich es für überflüssig, in eine umständliche Schilderung einzugehen, da beides uns in Europa hinlänglich bekannt ist. Die meisten unter den Reichen, auch viele aus der Mittelklasse, kleiden sich Europäisch: die ärmeren Männer haben

*) In Kommission bei George Gropius.

**) Die letztere in Französischer Sprache als Auszug aus dem Tableau des revolutions de l'Europe, T. I.

***) Es ist dies derselbe Artikel, dessen Uebersetzung wir unter der Ueberschrift: „Ein neuentdecktes Manuskript Torquato Tasso's" in Nr. 61 des „Magazins" vom J. 1834 mitgetheilt haben.

ihre alttestamentlichen Bärte beibehalten, tragen Beinkleider der Art und sonstige Gewänder, wie die der Mauren, und haben eine kleine Mütze statt des Turbans. Die Rabbinen und andere Personen, welche unter ihren Glaubens-Genossen eine Autorität besitzen, erscheinen ebenfalls in altisraelitischer Tracht. Die Damen verschleiern sich nicht wie die Maurinnen, aber sie überbieten dieselben in ihrer Liebe zum Putz. Eine Haube von vergoldetem Draht, die rückwärts, wenigstens ellenlang, vom Kopfe herabhängt, giebt ihnen das Ansehen einer Stechfliege. Die Maurischen Frauen erhalten sich, wie man mir versichert, die schwarze Schönheit ihrer Augenbrauen, die Jüdinnen aber färben die übrigen mit Hennasaft, und ebenso ihr Haar, was ihnen den abscheulichen Anblick eines rothen Kuhschweifs giebt. Zu Ende der vorigen Woche war bei den Juden der Ausgang eines großen Festes, welches hier mit mehr Fröhlichkeit als in Europa gefeiert wird. Das Fest, sagte mir einer ihrer Rabbinen, wird zum Andenken an den Durchzug ihrer Vorfahren durch die Wüste gefeiert. Für die Dauer der Festtage bauen sie auf den flachen Dächern ihrer Häuser Hütten aus Baumzweigen und Laub auf, und hier nehmen sie jeden Abend der sieben Festtage bei Kerzenlicht ein Festmahl ein, das aus den besten Schüsseln besteht, die sie bestreiten können; dabei sind Männer, Weiber und Kinder in Gold und Seide prangend, und legen alle mögliche Pracht zur Schau. Von Herrn Descousse's Terrasse, die eine herrliche Aussicht auf 10 Meilen in die Runde gewährt, beobachtete ich mit Wohlgefallen die feiernden Kinder Israels. Die Lichter zeigten mir durch das grüne Laubwerk jedes Gericht, das ihre Tafel schmückte, selbst ihren Anzug und ihre Gesichter. Ihr Kleiderprunk bildet oft einen possierlichen Widerspruch mit anderweitigen Symptomen der Beschränktheit in ihren Vermögens-Umständen. Neulich Abends bemerkte ich einen jungen Hebräer, dessen Beinkleider schon große Fortschritte in ihrer Lückenhaftigkeit gemacht hatten; aber er trug zugleich eine Jacke von carmoisinrothem Sammet mit Gold verbrämt und eine gestickte seidene Schärpe. Auf derselben Dachzinne befand sich eine Frau, deren Füße zwar nichts von Strümpfen wußten, aber ihr Mieder war von Gold durchwirkt, und ein Stück glänzenden Goldstoffes flatterte an ihrem Kopfe.

Sowohl in dieser Hauptstadt als in Oran und Bona machen die Juden einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung aus; außer den Handelsstädten findet man sie selten. In Algier wohnen sie in den ärmlichsten Häusern und so dicht zusammengedrängt, daß bei ausbrechender Pest, oder ansteckenden Fiebern gewöhnlich aus ihrer Mitte die zahlreichsten Opfer fallen. Ich finde, daß die neuesten Französischen Schriftsteller, die über Algier schreiben, im Betreff der Juden das alltägliche Verfahren beobachten, auf diese nämlich zu schmähen. So liegt das Werk eines talentvollen Franzosen vor mir, worin es heißt: „La Nature leur a dénié jusqu'au courage des mauvaises actions." Fürwahr, dies bringt mein Blut in Wallung! Hat die Natur etwa die Juden anders gebildet als uns? Es ist Lästerung gegen die Natur, so zu sprechen. Ein und derselbe Gott hat uns geschaffen und will, daß wir uns als Brüder einer gemeinschaftlichen Familie betrachten. Darf denn der Unterdrücker die Juden für Fehler verantwortlich machen, die eine nothwendige Folge seiner Unterdrückung sind? Noch darf ich nicht vergessen, Ihnen zu sagen, daß die Juden hier die besten, d. h. die wohlfeilsten Kaufleute sind; in ihren Läden findet man immer die Waaren billiger als anderswo, und oft sogar um die Hälfte. Dieses bringt ihnen lebhaften Absatz, und sie bestätigen hierdurch die Wahrheit der Behauptung, daß Redlichkeit die beste Politik ist. Wie viele Nicht-Juden zeigen durch ihre Handlungen die umgekehrte Lehre, daß Politik die beste Redlichkeit ist!

Juden mögen seit der frühesten Zeit nach ihrer Zerstreuung in dieser Regentschaft gewohnt haben; doch der größte Theil der gegenwärtigen jüdischen Bevölkerung stammt von denen ab, welche aus Spanien hierher flohen, einige Jahre nach der Vertreibung der Mauren aus jenem Lande. Die Spanier gestatteten zwar, nachdem sie die Muhamedaner vertrieben hatten, den Juden noch ferneren Aufenthalt in ihrem Lande, doch sie wurden bald ein Gegenstand der Habgier und der Verfolgungen. Ihr Wohlstand reizte die erstere, und ihre Religion diente zum Vorwand für die letzteren. Gegen Ende des 14ten Jahrhunderts führte daher Simon ben Smia eine Kolonie der Verfolgten von Spanien weg. Die Spanier hatten ihn ins Gefängniß geworfen; allein — so erzählt die Sage — er malte mit Holzkohle ein Schiff an die Wand desselben, und ließ allen Israeliten in Spanien ansagen, daß sie sich auf einen bestimmten Tag bereit halten sollten, um sich in einem bezeichneten Hafen einzuschiffen. Als der Morgen des bestimmten Tages erschien, öffnete sich wunderbarer Weise die Mauer, auf welcher das Schiff gezeichnet war, und hervor kam ein wirkliches Schiff, das funfzigmal so groß war wie das gezeichnete und im Stande, mehrere Tausend Passagiere aufzunehmen. Das Schiff gleitete von selbst in den Hafen hinab, und jetzt stieg der heilige Mann, an der Spitze seines versammelten Volkes, an Bord, gab einen Wink, und die Segel spannten sich auf. In dem heiligen Schiffe fanden sie alle Arten von Bequemlichkeiten vor; Kajütenjungen boten den Hungrigen Fleisch und Zwieback an und brachten Becken für die Seekranken. Nach wenigen Tagen landeten sie an der Küste von Algier, wo sie mit der Sarazenischen Regierung Verträge abschlossen. Sie erhielten das Versprechen einer Erlaubniß, ungestört ihre Religion auszuüben, Handel und Gewerbe zu treiben, Alles wenigstens gegen eine bedungene Abgabe. Man erlaubte ihnen ferner, geistige Getränke zu bereiten und Wein zu schenken, und bewilligte ihnen Grundstücke, um Synagogen erbauen und Begräbnißstätten anlegen zu können. Der Vertrag hierüber ist auf Pergament und im Jahre 1390 geschrieben, und wird noch jetzt in den Gemeinde-Archiven zu Algier aufbewahrt. Allein die Türken respektirten nach der Besitznahme des Landes den Vertrag sehr wenig.

Unter der Türkischen Herrschaft war es, wo sie unter dem härtesten Drucke seufzten. Ihre Peiniger schärften die Kränkungen noch mit Hohn. Der Dey erließ einst eine Verordnung, daß weder Muselman noch Christ des Abends ohne brennende Laterne auf den Straßen gehen solle; Licht mit sich zu führen, befahl man auch den Juden; aber sie durften es nicht in einer Laterne, sondern mußten es in der bloßen Hand tragen. Konnten sie nun mit ihren Fingern das Licht gegen das Auslöschen nicht schützen, so machte sich die Polizei den bittern Spaß, die Armen mit der Bastonade oder mit einer Geldbuße zu bestrafen, weil sie ohne Licht gingen. Wurde ein Jude von einem Mauren oder Türken geschlagen, so durfte er, bei Lebensstrafe, keine Hand zu seiner Selbstvertheidigung aufheben. Jemand, der noch jetzt in Algier lebt, erzählte mir, wie er gesehen, daß man einen bejahrten Juden durch die Straßen jagte, wo ihn muselmännische Jungen verfolgten und mit Steinen warfen. Die gewöhnliche Todesstrafe bei den Verbrechern aus diesem unglücklichen Stamme war, lebendig verbrannt zu werden. Herr Schultz, der jetzige Schwedische Konsul, hat mir einen schrecklichen Fall dieser Art beschrieben, dessen er sich noch erinnerte. Es war das Schicksal eines achtbaren Kaufmannes, den er persönlich gekannt. Er wurde zum Flammentode verdammt, weil er das Unglück hatte, bankerot machen zu müssen, und da der Dey keinen Begriff von dem Unterschied zwischen einem Compagnon und einem Schreiber hatte, so wurde der unglückliche Schreiber des Kaufmanns verdammt, an der Seite seines Herrn auf dem Scheiterhaufen zu leiden. Der Strick, mit welchem der Kaufmann an den Pfahl gebunden war, wurde vom Feuer verzehrt, ehe die Qualen des Unglücklichen geendet hatten, und er stürzte aus den Flammen hervor unter die schaudernden Zuschauer; aber man führte ihn zurück und band ihn auf's neue.

Wenn Sie mich aber fragen, was es nütze, die Erinnerung an solche Greuel wieder heraufzubeschwören, an Greuel, die uns veranlassen könnten, das Daseyn unseres Geschlechts zu verwünschen? so muß ich Ihnen mit einer Gegenfrage antworten: Gehören die erzählten Geschichten dem Gebiete der Erdichtung oder der Wahrheit an? Ach! nur zu wahr sind sie. Wohl, sie sind vergangen! aber was einst geschehen ist, kann wieder geschehen, wenn wir nicht an das menschliche Herz gegen solche Schandthaten appelliren.

Aus dem Umstande, daß man in diesem Lande den Juden so übel mitgespielt, mußte ich schließen, daß ich sie in Algier erbittert gegen die gestürzte Regierung, aber enthusiastisch den Franzosen zugethan finden würde; allein der Fall ist ganz anders. Die Vornehmeren, unter denen allein man Individuen findet, welche Französisch reden, scheinen oft ungeduldig, wenn man ihres vergangenen Druckes erwähnt, und den Gegenstand ganz vermeiden zu wollen, als eine Sache, die ihren Stolz verwundet. In einer Unterhaltung mit einem ihrer reichsten und achtbarsten Männer machte ich diesem über ihre Schwäche Vorwürfe, aber er lachte, indem er sein Unrecht bald eingestand. Das Verbrennen und Steinwerfen konnte er nicht in Abrede stellen; „aber", fügte er hinzu, „wir waren nicht ganz und gar unglücklich, wie Sie sich einzubilden scheinen. Wir hatten einen eigenen Beherrscher, oder König, wie wir ihn noch nennen, der alle Streitsachen zwischen uns schlichtete. Handel und Geldwechsel waren fast ausschließlich in unseren Händen, ehe die Franzosen ins Land kamen, was jetzt leider gar nicht so ist. Jeder reiche Jude hatte für eine mäßige Summe seinen Türkischen Beschützer, der nicht nur ihn beschützte, sondern auch ärmere Juden, die Schützlinge des Reichen waren." Ich suchte ihn nicht weiter bei diesem Thema festzuhalten; was er aber sagte, brachte mir wieder den alten Erfahrungssatz in Erinnerung, daß in den bedrängtesten Verhältnissen des Menschen Gewohnheit und Natur stets einige Mittel aufsuchen und finden, die mehr oder minder sein Elend lindern. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Der Hagestolz. Wenn ein Mensch das Unglück gehabt hat, in eine Lebensbahn zu gerathen, die ihm kein Wesen zeigt, das sein Sehnen nach Glückseligkeit stillen könnte, so folgt daraus noch lange nicht, daß er für das sogenannte häusliche Glück von Natur unempfänglich ist. Ein Mensch kann des höchsten Glückes fähig seyn und doch nie in den Fall kommen, den Besitz dieses Glückes sich zu sichern. Nun ist es möglich, daß eine Täuschung solcher Art sein ganzes Daseyn erbittert, und daß ebendeshalb immer mehr Sonderbares und Abstoßendes in sein Wesen kommt, zu welcher Umgestaltung die gutgemeinten Sarkasmen seiner Freunde nicht wenig beitragen. Aber seine tiefliegende dem gemeinen Auge verborgene Sympathie glüht noch fort und seufzt nach einer Erwiederung, die sie immer vergebens gesucht. Das Naturgesetz thut sich bald dem Hagestolzen in seiner Einsamkeit durch Gedanken kund, die sein ganzes Innere erschüttern. Kämpft er nun gegen diese Gedanken an, und sucht er sich zu überzeugen, daß er sie besiegt habe, daß er die traurige Lücke seines unbefriedigten Herzens mit anderen Dingen ausfüllen könne: so erstrebt er nur ein Ziel, das ihn selbst nicht zu täuschen vermag, wenn es gleich jeden Anderen täuscht. Er ist sich seiner Isolirung bewußt; allein er kann zu viel edlen Trotz besitzen, als daß er annehmen sollte, die Einsamkeit habe an seiner Seele gezehrt. (Meditations of an old bachelor.)

Die Leser dieses Blattes werden ersucht, das mit der nächsten Nummer desselben ablaufende Abonnement zeitig zu erneuern, weil die Auflage des neuen Jahrganges nur nach Verhältniß der eingehenden Anmeldungen veranstaltet wird. Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des gegenwärtigen Semesters werden, wie gewöhnlich, nachgeliefert.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Mittwoch den 30. Dezember 1835.

England.

Zur vergleichenden Sprachkunde.*)

Unter dem in der Anmerkung genannten, von uns etwas abgekürzten Titel ist ein Werk erschienen, das seinem Verfasser, Hrn. David Booth, gewiß einen ehrenvollen Platz in den wissenschaftlichen Bestrebungen für Englische Sprachforschung sichern wird. Vor 15 Jahren ist dies Werk begonnen worden, und der Verf. hat mit unermüdetem Eifer alle seine Kraft der Ausführung dieses hochwichtigen Unternehmens zugewendet. Hier zeigt sich ein schöner Verein von Gelehrsamkeit, sorgsamer und ernster Forschung und von kombinatorischem Talente. Wäre nicht das höhere und wissenschaftliche Interesse in so hohem Grade durch diese Leistung befriedigt, wir würden dieselbe wegen ihrer überraschenden und geistvollen Aufschlüsse der Unterhaltung empfehlen. Denn allerdings ist es unterhaltend, Wörter, deren ursprünglichen Zusammenhang Zeit und Gebrauch verdunkelt, zu ihrer phonetischen und logischen Verwandtschaft zurückgeführt zu sehen. Es ist in der That unmöglich, dies Werk zu durchlesen, ohne die Einsicht zu gewinnen, daß die wissenschaftliche Ergründung des Wortes dem Gedanken neue Bahnen eröffnet, und sey es durch Wiederauffrischung des von uns bereits Vergessenen oder durch die Zusammenreihung scheinbar aus einander liegender Sprachgebilde zu ungewohnten Gruppen, werden unsere Vorstellungen berichtigt und unsere eigene Thätigkeit angeregt. Der Verf. hat die Worte etymologisch in Familien geordnet und alle Derivate unter der Wurzelform abgehandelt. Bot das Englische über diese keinen Aufschluß, so wurden andere Sprachen zugezogen, und wo auch diese keinen Anknüpfungspunkt zeigten, ward aus der Vergleichung der Composition der Gehalt der Wurzel festgestellt. Diesem etymologischen Verfahren ist hier ein größerer Raum gewidmet, als in irgend einem Werke bisher. Und sehr zweckmäßig hat der Verf. die regelmäßigeren Formationen durch Anhänge-Sylben und vorgesetzte Präpositionen (wie die Zusammensetzungen mit ad, con, sub; die auf ary, ation, ment) in einer Grammatik zusammengestellt, mit Angabe ihrer Primitiven und der Modificationen derselben, ihnen aber im Werke selbst keinen Platz gegeben. Eine zweite wichtige Veränderung ist die Abwerfung der Fessel alphabetischer Anordnung, an deren Stelle die etymologische eingetreten. Der Bequemlichkeit kommt ein alphabetischer Index zur Hülfe. Während in der gewöhnlichen Anordnung innig zusammenhängende Wörter oft durch hunderte von Seiten getrennt sind, tritt hier der Wörterschatz in seiner innern lebendigen Einheit dem Leser entgegen, als eine Geschichte des menschlichen Geistes. Das alte Chaos ist durch den ursprünglichen Strahl schöpferischen Lichtes gehellt; was in Atomen gewöhnlich auseinanderstiebt, ist in seiner ersten ganzen Fülle hergestellt.

In einer 222 Seiten starken Einleitung giebt der Verf. lichtvolle Aufschlüsse über den Ursprung der Sprachen, über Alphabet, Wortbildung, Zusammensetzung und Grammatik. Wir theilen Einiges hieraus mit.

Herr Booth spricht von den Interjectionen und bemerkt Folgendes:

„Bravo! ist eine Italiänische Interjection, dem Englischen Well-done entsprechend, die wir neuerlich in unsere Sprache eingebürgert. Es ist ein theatralischer Terminus, und daher mehr geeignet zum Ausdruck des Gesammtbeifalls, als des Einzellobes. — Huzza! ist ebenfalls Ausdruck öffentlichen Beifalls, aber eines stürmischen, der laute, gewöhnlich wiederholte Zuruf einer versammelten Menge; aber das Wort ist nicht modernen Ursprungs. Die Wörterbücher geben Huzz als gleichbedeutend mit buzz, Gemurmel; das Gothische hazeins bedeutet „Lob". Aber Huzza ist nicht bloße Interjection; es ist auch Substantiv und Verb. Die Hosianna's der Juden waren Gebete, die das Lob des Ewigen feierten, an den sie gerichtet waren. — Wenn wir einem uns Entfernten zurufen, so bedarf es dazu eines einsylbigen Wortes oder eines zusammengezogenen Kompositums. Wir rufen einer Person zu, sie möchte hören, stille stehen oder umkehren, und brauchen dabei immer ein entsprechendes Wort. Gewöhnlich sind dies Imperative, und umgekehrt kann man alle Imperative als Interjectionen betrachten. Ho! oder Hoa! der gewöhnlichste Anruf, ist ein veralteter Imperativ des Verbs hear. — Ahoy! oder Ship, ahoy! ist der gewöhnliche Seeruf, und offenbar mit dem dreimal wiederholten Rufe: Oyes (Französisch oyez, hört!) verwandt. Avast ist ein nautischer Terminus, der bisher noch nicht genügend ist erklärt worden. Er ist ein Ruf zum Haltmachen und auf das Italiänische Basta! zurückzuführen. — Yare! Yare! bei Shakespeare hat entgegengesetzte Bedeutung; es ist ein Imperativ des Angelsächsischen Verbs gearwian, sich vorbereiten, tummeln. Yarely sowohl als Yare kommt im „Sturm" vor; doch keines von beiden Wörtern ist noch gebräuchlich."

Unter den Bemerkungen über die Präfixa lesen wir folgende:

„In mehreren Beispielen tritt die Identität von c und g heraus, eben so häufig ist nach dem einen wie nach dem anderen Konsonanten die Elision eines Vokals. — Clump und Lump, Clog und Log, to Cram und to Ram sind ursprünglich identische, durch den Gebrauch weit verschiedene Wörter. Crumple und Rumple bedeuten: eine glatte Oberfläche, durch Falten und Brüche verunstaltet (Deutsch: krümpfen und rümpfen); Crumble (krümeln) bedeutet: in kleine Stücke zerbrechen, doch so, daß diese Stücke auseinanderfallen. Rumple und Rinkle stammen von derselben Wurzel, und so ist Wrinkles (Runzeln, früher Crinkles) entstanden, die Furchen bezeichnend, welche früher oder später durch die unausweichliche Macht der Zeit selbst auf dem schönsten Antlitze sich einfinden."

„In Bezug auf den Vorschlag Es ist vor Allem seine Contraction in S zu merken, welche auch bei der Präposition Ex stattfindet; denn wir haben Griechische und Lateinische Derivate, in denen S vor einem Konsonanten erscheint, offenbar in Folge solcher Contraction. Dieser Zusammentritt des S mit anderen Konsonanten scheint allen Sprachen gemeinsam. Viele Wörter der Art sind Lateinischen, viele Gothischen Ursprungs. Diese Contraction des Es ist dem Französischen und Englischen gemeinschaftlich, und interessant ist das Faktum, daß mit derselben gewöhnlich die Elision einiger Konsonanten verbunden ist; so ist das Wort estroit im Englischen strait, im Französischen étroit geworden."

Zur Probe geben wir hier noch folgenden Artikel:

„Das Römische Pilum war eine schwere, viereckige Holzstange mit eiserner Spitze, von vier bis fünf Fuß Länge, die mit Gewalt gegen den Feind geschleudert wurde, die leichteren mit der Hand, die wuchtvolleren durch Maschinen, Katapulte genannt. — Piles hießen die zugespitzten Pfähle, die in den Erdboden hineingetrieben wurden, wenn dieser nicht fest genug war, um einem schweren Baue als Grund zu dienen; und aufgerichtete Pfeiler oder Säulen, von Holz oder Stein, rund oder viereckig, einzelnstehend oder zusammengefügt, um einen Bau zu tragen, sind Pillars. Nach architektonischen Gesetzen regelmäßig aufgeführt, werden sie noch durch das Adjektiv columnar näher bezeichnet. Pillared ist ein Bau, der auf pillars ruht. To pile up heißt: vereinzelte Gegenstände regelmäßig zusammenschichten, so daß einer den anderen trägt. Daher ist Pile eine geordnete zusammengeschichtete Masse von Gegenständen, und verschieden von heap, das einen ordnungslos zusammengeworfenen Haufen bezeichnet. S. to heap. Ein Pile erfordert eine regulaire Basis; er muß, um sich zu halten, nach oben immer spitzer werden, wie eine Pyramide oben in eine Spitze ausläuft. Diese Spitze ist dann eigentlich der Pile. To Compile (kompiliren) wird von literarischen Werken gebraucht, die aus zusammengebrachtem Material nur zusammengeschichtet sind. Der Kompilirenden (compilers) giebt's Viele, aber ihre Machwerke sind mehr heaps (Haufen), als Compilations (wohlzusammengeschichtete Werke).*) Weiter wurde der Sprachgebrauch ausgedehnt, und jedes weitschichtige Gebäude, insofern seine Steine verbunden sind, pile genannt."

Gewiß wird dies Werk einem jeden Freunde gründlicher Sprachforschung willkommen und lehrreich seyn, und es ist dem Verf. zu wünschen, daß er sein Nationalwerk glücklich beendige.

Bibliographie.

Norman Leslie. — Erzählung aus der Gegenwart, von T. S. Fay. 3 Bde.

One in Thousand. — Roman aus der Zeit Heinrich's IV. Vom Verf. des „Zigeuner". 3 Bde.

Agnes Serle. — Roman vom Verf. der „Erbin". 3 Bde.

Out of town, or the recess. (Parlaments-Ferien.) Roman. 3 Bde.

Rienzi. — Roman von E. L. Bulwer. 3 Bde. 31½ Sh. (Wir werden über dieses Werk nächstens ausführlicher berichten.)

---

*) An analytical dictionary of the english language, in which the words are explained in the order of their natural affinity and the signification of each is traced from its Etymology. (Etymologisches Wörterbuch der Englischen Sprache.) Von David Booth. 4. 677 S. London, 1835.

*) Uebrigens ist dieser Zusatz nur nach der willkürlichen Etymologie des Verf. richtig. Von „compilare", zusammenplündern, abgeleitet, sind auch compilations in des Verfassers Sinn Compilationen! D. Uebers.

ihre alttestamentlichen Bärte beibehalten, tragen Beinkleider der Art und sonstige Gewänder, wie die der Mauren, und haben eine kleine Mütze statt des Turbans. Die Rabbinen und andere Personen, welche unter ihren Glaubens-Genossen eine Autorität besitzen, erscheinen ebenfalls in altisraelitischer Tracht. Die Damen verschleiern sich nicht wie die Maurinnen, aber sie überbieten dieselben in ihrer Liebe zum Putz. Eine Haube von vergoldetem Draht, die rückwärts, wenigstens ellenlang, vom Kopfe herabhängt, giebt ihnen das Ansehen einer Stechfliege. Die Maurischen Frauen erhalten sich, wie man mir versichert, die schwarze Schönheit ihrer Augenbrauen, die Jüdinnen aber färben die ihrigen mit Hennasaft, und ebenso ihr Haar, was ihnen den abscheulichen Anblick eines rothen Kuhschweifs giebt. Zu Ende der vorigen Woche war bei den Juden der Ausgang eines großen Festes, welches hier mit mehr Fröhlichkeit als in Europa gefeiert wird. Das Fest, sagte mir einer ihrer Rabbinen, wird zum Andenken an den Durchzug ihrer Vorfahren durch die Wüste gefeiert. Für die Dauer der Festtage bauen sie auf den flachen Dächern ihrer Häuser Hütten aus Baumzweigen und Laub auf, und hier nehmen sie jeden Abend der sieben Festtage bei Kerzenlicht ein Festmahl ein, das aus den besten Schüsseln besteht, die sie bestreiten können; dabei sind Männer, Weiber und Kinder in Gold und Seide prangend, und legen alle mögliche Pracht zur Schau. Von Herrn Descousse's Terrasse, die eine herrliche Aussicht auf 10 Meilen in die Runde gewährt, beobachtete ich mit Wohlgefallen die feiernden Kinder Israels. Die Lichter zeigten mir durch das grüne Laubwerk jedes Gericht, das ihre Tafel schmückte, selbst ihren Anzug und ihre Gesichter. Ihr Kleiderprunk bildet oft einen possierlichen Widerspruch mit anderweitigen Symptomen der Beschränktheit in ihren Vermögens-Umständen. Neulich Abends bemerkte ich einen jungen Hebräer, dessen Beinkleider schon große Fortschritte in ihrer Lückenhaftigkeit gemacht hatten; aber er trug zugleich eine Jacke von karmoisinrothem Sammet mit Gold verbrämt und eine gestickte seidene Schärpe. Auf derselben Dachzinne befand sich eine Frau, deren Füße zwar nichts von Strümpfen wußten, aber ihr Mieder war von Gold durchwirkt, und ein Stück glänzenden Goldstoffes flatterte an ihrem Kopfe.

Sowohl in dieser Hauptstadt als in Oran und Bona machen die Juden einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung aus; außer den Handelsstädten findet man sie selten. In Algier wohnen sie in den ärmlichsten Häusern und so dicht zusammengedrängt, daß bei ausbrechender Pest, oder ansteckenden Fiebern gewöhnlich aus ihrer Mitte die zahlreichsten Opfer fallen. Ich finde, daß die neuesten Französischen Schriftsteller, die über Algier schreiben, im Betreff der Juden das alltägliche Verfahren beobachten, auf diese nämlich zu schmähen. So liegt das Werk eines talentvollen Franzosen vor mir, worin es heißt: „La Nature leur a dénié jusqu'au courage des mauvaises actions." Fürwahr, dies bringt mein Blut in Wallung! Hat die Natur etwa die Juden anders gebildet als uns? Es ist Lästerung gegen die Natur, so zu sprechen. Ein und derselbe Gott hat uns geschaffen und will, daß wir uns als Brüder einer gemeinschaftlichen Familie betrachten. Darf denn der Unterdrücker die Juden für Fehler verantwortlich machen, die eine nothwendige Folge seiner Unterdrückung sind? Noch darf ich nicht vergessen, Ihnen zu sagen, daß die Juden hier die besten, d. h. die wohlfeilsten Kaufleute sind; in ihren Läden findet man immer die Waaren billiger als anderswo, und oft sogar um die Hälfte. Dieses bringt ihnen lebhaften Absatz, und sie bestätigen hierdurch die Wahrheit der Behauptung, daß Redlichkeit die beste Politik ist. Wie viele Nicht-Juden zeigen durch ihre Handlungen die umgekehrte Lehre, daß Politik die beste Redlichkeit ist!

Juden mögen seit der frühesten Zeit nach ihrer Zerstreuung in dieser Regentschaft gewohnt haben; doch der größte Theil der gegenwärtigen jüdischen Bevölkerung stammt von denen ab, welche aus Spanien hierher flohen, einige Jahre nach der Vertreibung der Mauren aus jenem Lande. Die Spanier gestatteten zwar, nachdem sie die Muhamedaner vertrieben hatten, den Juden noch ferneren Aufenthalt in ihrem Lande, doch sie wurden bald ein Gegenstand der Habgier und der Verfolgungen. Ihr Wohlstand reizte die erstere, und ihre Religion diente zum Vorwand für die letzteren. Gegen Ende des 14ten Jahrhunderts führte daher Simon ben Smia eine Kolonie der Verfolgten von Spanien weg. Die Spanier hatten ihn ins Gefängniß geworfen; allein — so erzählt die Sage — er malte mit Holzkohle ein Schiff an die Wand desselben, und ließ allen Israeliten in Spanien ansagen, daß sie sich auf einen bestimmten Tag bereit halten sollten, um sich in einem bezeichneten Hafen einzuschiffen. Als der Morgen des bestimmten Tages erschien, öffnete sich wunderbarer Weise die Mauer, auf welcher das Schiff gezeichnet war, und hervor kam ein wirkliches Schiff, das funfzigmal so groß war wie das gezeichnete und im Stande, mehrere Tausend Passagiere aufzunehmen. Das Schiff gleitete von selbst in den Hafen hinab, und jetzt stieg der heilige Mann, an der Spitze seines versammelten Volkes, an Bord, gab einen Wink, und die Segel spannten sich auf. In dem heiligen Schiffe fanden sie alle Arten von Bequemlichkeiten vor; Kajütenjungen boten den Hungrigen Fleisch und Zwieback an und brachten Becken für die Seekranken. Nach wenigen Tagen landeten sie an der Küste von Algier, wo sie mit der Sarazenischen Regierung Verträge abschlossen. Sie erhielten das Versprechen einer Erlaubniß, ungestört ihre Religion auszuüben, Handel und Gewerbe zu treiben, Alles wenigstens gegen eine bedungene Abgabe. Man erlaubte ihnen ferner, geistige Getränke zu bereiten und Wein zu schenken, und bewilligte ihnen Grundstücke, um Synagogen erbauen und Begräbnißstätten anlegen zu können. Der Vertrag hierüber ist auf Pergament und im Jahre 1390 geschrieben, und wird noch jetzt in den Gemeinde-Archiven zu Algier aufbewahrt. Allein die Türken respektirten nach der Besitznahme des Landes den Vertrag sehr wenig.

Unter der Türkischen Herrschaft war es, wo sie unter dem härtesten Drucke seufzten. Ihre Peiniger schärften die Kränkungen noch durch Hohn. Der Dey erließ einst eine Verordnung, daß weder Muselmann noch Christ des Abends ohne brennende Laterne auf den Straßen gehen solle; Licht mit sich zu führen, befahl man auch den Juden; aber sie durften es nicht in einer Laterne, sondern mußten es in der bloßen Hand tragen. Konnten sie nun mit ihren Fingern das Licht gegen das Auslöschen nicht schützen, so machte sich die Polizei den bittern Spaß, die Armen mit der Bastonade oder mit einer Geldbuße zu bestrafen, weil sie ohne Licht gingen. Wurde ein Jude von einem Mauren oder Türken geschlagen, so durfte er, bei Lebensstrafe, keine Hand zu seiner Selbstvertheidigung aufheben. Jemand, der noch jetzt in Algier lebt, erzählte mir, wie er gesehen, daß man einen bejahrten Juden durch die Straßen jagte, wo ihn muselmännische Jungen verfolgten und mit Steinen warfen. Die gewöhnliche Todesstrafe bei den Verurtheilten aus diesem unglücklichen Stamme war, lebendig verbrannt zu werden. Herr Schultz, der jetzige Schwedische Konsul, hat mir einen schrecklichen Fall dieser Art beschrieben, dessen er sich noch erinnerte. Es war das Schicksal eines achtbaren Kaufmannes, den er persönlich gekannt. Er wurde zum Flammentode verdammt, weil er das Unglück hatte, bankerott machen zu müssen, und da der Dey keinen Begriff von dem Unterschiede zwischen einem Compagnon und einem Schreiber hatte, so wurde der unglückliche Schreiber des Kaufmanns verdammt, an der Seite seines Herrn auf dem Scheiterhaufen zu leiden. Der Strick, mit welchem der Kaufmann an den Pfahl gebunden war, wurde vom Feuer verzehrt, ehe die Qualen des Unglücklichen geendet hatten, und er stürzte aus den Flammen hervor unter die schaudernden Zuschauer; aber man führte ihn zurück und band ihn auf's neue.

Wenn Sie mich aber fragen, was es nütze, die Erinnerung an solche Greuel wieder heraufzubeschwören, an Greuel, die uns veranlassen könnten, das Daseyn unseres Geschlechts zu verwünschen! so muß ich Ihnen mit einer Gegenfrage antworten: Gehören die erzählten Greuel dem Gebiete der Erdichtung oder der Wahrheit an? Ach! nur zu wahr sind sie. Wohl, sie sind vergangen! aber was einst geschehen ist, könnte wieder geschehen, wenn wir nicht an das menschliche Herz gegen solche Schandthaten appelliren.

Aus dem Umstande, daß man in diesem Lande den Juden so übel mitgespielt, mußte ich schließen, daß ich sie in Algier erbittert gegen die gestürzte Regierung, aber enthusiastisch den Franzosen zugethan finden würde; allein der Fall ist ganz anders. Die Vornehmeren, unter denen allein man Individuen findet, welche Französisch reden, scheinen oft ungeduldig, wenn man ihres vergangenen Druckes erwähnt, und den Gegenstand ganz vermeiden zu wollen, als eine Sache, die ihren Stolz verwundet. In einer Unterhaltung mit einem ihrer reichsten und achtbarsten Männer machte ich diesem über ihre Schwäche Vorwürfe, aber er lachte, indem er sein Unrecht bald eingestand. Das Verbrennen und Steinwerfen konnte er nicht in Abrede stellen; „aber", fügte er hinzu, „wir waren nicht ganz und gar unglücklich, wie Sie sich einzubilden scheinen. Wir hatten einen eigenen Beherrscher, oder König, wie wir ihn noch nennen, der alle Streitsachen zwischen uns schlichtete. Handel und Geldwechsel waren fast ausschließlich in unseren Händen, ehe die Franzosen ins Land kamen, was jetzt leider gar nicht so ist. Jeder reiche Jude hatte für eine mäßige Summe seinen Türkischen Beschützer, der nicht nur ihn beschützte, sondern auch ärmere Juden, die Schützlinge des Reichen waren." Ich suchte ihn nicht weiter bei diesem Thema festzuhalten; was er aber sagte, brachte mir wieder den alten Erfahrungssatz in Erinnerung, daß in den bedrängtesten Verhältnissen des Menschen Gewohnheit und Natur stets einige Mittel aufsuchen und finden, die mehr oder minder sein Elend lindern. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Der Hagestolz. Wenn ein Mensch das Unglück gehabt hat, in eine Lebensbahn zu gerathen, die ihm kein Wesen zeigt, das sein Sehnen nach Glückseligkeit stillen könnte, so folgt daraus noch lange nicht, daß er für das sogenannte häusliche Glück von Natur unempfänglich ist. Ein Mensch kann des höchsten Glückes fähig seyn und doch nie in den Fall kommen, den Besitz dieses Glückes sich zu sichern. Nun ist es möglich, daß eine Täuschung solcher Art sein ganzes Daseyn erbittert, und daß ebendeshalb immer mehr Sonderbares und Abstoßendes in sein Wesen kommt, zu welcher Umgestaltung die gutgemeinten Sarkasmen seiner Freunde nicht wenig beitragen. Aber seine tiefliegende dem gemeinen Auge verborgene Sympathie glüht noch fort und seufzt nach einer Erwiederung, die sie immer vergebens gesucht. Das Naturgesetz thut sich bald dem Hagestolzen in seiner Einsamkeit durch Gedanken kund, die sein ganzes Innere erschüttern. Kämpft er nun gegen diese Gedanken an, und sucht er sich zu überzeugen, daß er sie besiegt habe, daß er die traurige Lücke seines unbefriedigten Herzens mit anderen Dingen ausfüllen könne: so erstrebt er nur ein Asyl, das ihn selbst nicht zu täuschen vermag, wenn es gleich jeden Anderen täuscht. Er ist sich seiner Zielirung bewußt; allein er kann zu viel edlen Trotz besitzen, als daß er annehmen sollte, die Einsamkeit habe an seiner Seele gezehrt. (Meditations of an old bachelor.)

Die Leser dieses Blattes werden ersucht, das mit der nächsten Nummer desselben ablaufende Abonnement zeitig zu erneuern, weil die Auflage des neuen Jahrganges nur nach Verhältniß der eingehenden Anmeldungen veranstaltet wird. Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des gegenwärtigen Semesters werden, wie gewöhnlich, nachgeliefert.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Mittwoch den 30. Dezember 1835.

England.

Zur vergleichenden Sprachkunde.*)

Unter dem in der Anmerkung genannten, von uns etwas abgekürzten Titel ist ein Werk erschienen, das seinem Verfasser, Hrn. David Booth, gewiß einen ehrenvollen Platz in den wissenschaftlichen Bestrebungen für Englische Sprachforschung sichern wird. Vor 15 Jahren ist dies Werk begonnen worden, und der Verf. hat mit unermüdetem Eifer alle seine Kraft der Ausführung dieses hochwichtigen Unternehmens zugewendet. Hier zeigt sich ein schöner Verein von Gelehrsamkeit, sorgsamer und ernster Forschung und von kombinatorischem Talente. Wäre nicht das höhere und wissenschaftliche Interesse in so hohem Grade durch diese Leistung befriedigt, wir würden dieselbe wegen ihrer überraschenden und geistvollen Aufschlüsse der **Unterhaltung** empfehlen. Denn allerdings ist es unterhaltend, Wörter, deren ursprünglichen Zusammenhang Zeit und Gebrauch verdunkelt, zu ihrer phonetischen und logischen Verwandtschaft zurückgeführt zu sehen. Es ist in der That unmöglich, dies Werk zu durchlesen, ohne die Einsicht zu gewinnen, daß die wissenschaftliche Ergründung des Wortes dem Gedanken neue Bahnen eröffnet, und sey es durch Wiederauffrischung des von uns bereits Vergessenen oder durch die Zusammenreihung scheinbar aus einander liegender Sprachgebilde zu ungewohnten Gruppen, werden unsere Vorstellungen berichtigt und unsere eigene Thätigkeit angeregt. Der Verf. hat die Worte etymologisch in Familien geordnet und alle Derivate unter der Wurzelform abgehandelt. Bot das Englische über diese keinen Aufschluß, so wurden andere Sprachen zugezogen, und wo auch diese keinen Anknüpfungspunkt zeigten, ward aus der Vergleichung der Composition der Gehalt der Wurzel festgestellt. Diesem etymologischen Verfahren ist hier ein größerer Raum gewidmet, als in irgend einem Werke bisher. Und sehr zweckmäßig hat der Verf. die regelmäßigeren Formationen durch Anhänge-Sylben und vorgesetzte Präpositionen (wie die Zusammensetzungen mit ad, con, sub; die auf ary, ation, ment) in einer Grammatik zusammengestellt, mit Angabe ihrer Primitiven und der Modificationen derselben, ihnen aber im Werke selbst keinen Platz gegeben. Eine zweite wichtige Veränderung ist die Abwerfung der Fessel alphabetischer Anordnung, an deren Stelle die etymologische eingetreten. Der Bequemlichkeit kommt ein alphabetischer Index zur Hülfe. Während in der gewöhnlichen Anordnung innig zusammenhängende Wörter oft durch hunderte von Seiten getrennt sind, tritt hier der Wörterschatz in seiner innern lebendigen Einheit dem Leser entgegen, als eine Geschichte des menschlichen Geistes. Das alte Chaos ist durch den ursprünglichen Strahl schöpferischen Lichtes gehellt; was in Atomen gewöhnlich auseinanderstiebt, ist in seiner ersten ganzen Fülle hergestellt.

In einer 222 Seiten starken Einleitung giebt der Verf. lichtvolle Aufschlüsse über den Ursprung der Sprachen, über Alphabet, Wortbildung, Zusammensetzung und Grammatik. Wir theilen Einiges hieraus mit.

Herr Booth spricht von den **Interjectionen** und bemerkt Folgendes:

„Bravo! ist eine Italiänische Interjection, dem Englischen Well-done entsprechend, die wir neuerlich in unsere Sprache eingebürgert. Es ist ein theatralischer Terminus, und daher mehr geeignet zum Ausdruck des Gesammtbeifalls, als des Einzellobes. — Huzza! ist ebenfalls Ausdruck öffentlichen Beifalls, aber eines stürmischen, der laute, gewöhnlich wiederholte Zuruf einer versammelten Menge; aber das Wort ist nicht modernen Ursprungs. Die Wörterbücher geben Huzz als gleichbedeutend mit buzz, Gemurmel; das Gothische hazeins bedeutet „Lob". Aber Huzza ist nicht bloße Interjection; es ist auch Substantiv und Verb. Die Hosianna's der Juden waren Gebete, die das Lob des Ewigen feierten, an den sie gerichtet waren. — Wenn wir einem uns Entfernten zurufen, so bedarf es dazu eines einsylbigen Wortes oder eines zusammengezogenen Kompositums. Wir rufen einer Person zu, sie möchte hören, stille stehen oder umkehren, und brauchen dabei immer ein entsprechendes **Wort**. Gewöhnlich sind dies Imperative, und umgekehrt kann man alle Imperative als Interjectionen betrachten. Ho! oder Hoa! der gewöhnlichste Anruf, ist ein veralteter Imperativ des Verbs hear. — Ahoy! oder Ship, ahoy! ist der gewöhnliche Seeruf, und offenbar mit dem dreimal wiederholten Rufe: Oyes (Französisch oyez, hört!) verwandt. Avast ist ein nautischer Terminus, der bisher noch nicht genügend ist erklärt worden. Er ist ein Ruf zum Haltmachen und auf das Italiänische Basta! zurückzuführen. — Yare! Yare! bei Shakespeare hat entgegengesetzte Bedeutung; es ist ein Imperativ des Angelsächsischen Verbs gearwian, sich vorbereiten, tummeln. Yarely sowohl als Yare kommt im „Sturm" vor; doch keines von beiden Wörtern ist noch gebräuchlich."

Unter den Bemerkungen über die **Präfixa** lesen wir folgende:

„In mehreren Beispielen tritt die Identität von c und g heraus, eben so häufig ist nach dem einen wie nach dem anderen Konsonanten die Elision eines Vokals. — Clump und Lump, Clog und Log, to Cram und to Ram sind ursprünglich identische, durch den Gebrauch weit verschiedene Wörter. Crumple und Rumple bedeuten: eine glatte Oberfläche, durch Falten und Brüche verunstaltet (Deutsch: krümpfen und rümpfen); Crumble (krümeln) bedeutet: in kleine Stücke zerbrechen, doch so, daß diese Stücke auseinanderfallen. Rumple und Rinkle stammen von derselben Wurzel, und so ist Wrinkles (Runzeln, früher Crinkles) entstanden, die Furchen bezeichnend, welche früher oder später durch die unausweichliche Macht der Zeit selbst auf dem schönsten Antlitze sich einfinden."

„In Bezug auf den Vorschlag Es ist vor Allem seine Contraction in S zu merken, welche auch bei der Präposition Ex stattfindet; denn wir haben Griechische und Lateinische Derivate, in denen S vor einem Konsonanten erscheint, offenbar in Folge solcher Contraction. Dieser Zusammentritt des S mit anderen Konsonanten scheint allen Sprachen gemeinsam. Viele Wörter der Art sind Lateinischen, viele Gothischen Ursprungs. Diese Contraction des Es ist dem Französischen und Englischen gemeinschaftlich, und interessant ist das Faktum, daß mit derselben gewöhnlich die Elision einiger Konsonanten verbunden ist; so ist das Wort estroit im Englischen strait, im Französischen étroit geworden."

Zur Probe geben wir hier noch folgenden Artikel:

„Das Römische Pilum war eine schwere viereckige Holzstange mit eiserner Spitze, von vier bis fünf Fuß Länge, die mit Gewalt gegen den Feind geschleudert wurde, die leichteren mit der Hand, die wuchtvolleren durch Maschinen, Katapulte genannt. — Piles hießen die zugespitzten Pfähle, die in den Erdboden hineingetrieben wurden, wenn dieser nicht fest genug war, um einem schweren Baue als Grund zu dienen; und aufgerichtete Pfeiler oder Säulen, von Holz oder Stein, rund oder viereckig, einzelnstehend oder zusammengefügt, um einen Bau zu tragen, sind Pillars. Nach architektonischen Gesetzen regelmäßig aufgeführt, werden sie noch durch das Adjektiv columnar näher bezeichnet. Pillared ist ein Bau, der auf pillars ruht. To pile up heißt: vereinzelte Gegenstände regelmäßig zusammenschichten, so daß einer den anderen trägt. Daher ist Pile eine geordnete zusammengeschichtete Masse von Gegenständen, und verschieden von heap, das einen ordnungslos zusammengeworfenen Haufen bezeichnet. S. to heap. Ein Pile erfordert eine regulaire Basis; er muß, um sich zu halten, nach oben immer spitzer werden, wie eine Pyramide oben in eine Spitze ausläuft. Diese Spitze ist dann eigentlich der Pile. To Compile (kompiliren) wird von literarischen Werken gebraucht, die aus zusammengebrachtem Material nur zusammengeschichtet sind. Der Kompilirenden (compilers) giebt's Viele, aber ihre Machwerke sind mehr heaps (Haufen), als Compilations (wohlzusammengeschichtete Werke).*) Weiter wurde der Sprachgebrauch ausgedehnt, und jedes weitschichtige Gebäude, insofern seine Steine verbunden sind, pile genannt."

Gewiß wird dies Werk einem jeden Freunde gründlicher Sprachforschung willkommen und lehrreich seyn, und es ist dem Verf. zu wünschen, daß er sein Nationalwerk glücklich beendige.

Bibliographie.

Norman Leslie. — Erzählung aus der Gegenwart, von T. S. Fay. 3 Bde.

One in Thousand. — Roman aus der Zeit Heinrich's IV. Vom Verf. des „Zigeuner". 3 Bde.

Agnes Serle. — Roman vom Verf. der „Erbin", 3 Bde.

Out of town, or the recess. (Parlaments-Ferien.) Roman. 3 Bde.

Rienzi. — Roman von E. L. Bulwer. 3 Bde. $31\frac{1}{2}$ Sh. (Wir werden über dieses Werk nächstens ausführlicher berichten.)

---

*) An analytical dictionary of the english language, in which the words are explained in the order of their natural affinity and the signification of each is traced from its Etymology. (Etymologisches Wörterbuch der Englischen Sprache.) Von David Booth. 4. 677 S. London, 1835.

*) Uebrigens ist dieser Zusatz nur nach der willkürlichen Etymologie des Verf. richtig. Von „compilare", zusammenplündern, abgeleitet, sind auch compilations in des Verfassers Sinn Compilationen! D. Uebers.

Rußland.

Petersburger Sitten.

Die Kleinkram-Läden.

„Man sagt uns oft, Petersburg habe nichts Originelles, Petersburg sey keine Russische Stadt; wer nur Petersburg kenne, kenne nichts von Rußland, u. s. w.“ Man hat Unrecht! Nirgend giebt es mehr Originalität, als in Petersburg, und sogar unser Bestreben, uns nicht originell, sondern als gewöhnliche Europäer zu zeigen, ist an und für sich schon die größte Originalität. Rußland, im Herzen von Rußland — ist etwas Gewöhnliches; liebenswürdig und anziehend aber ist unser Rußland nur, wenn es aus einer fremden Rinde hervorbricht, um vaterländische Luft einzuathmen. Eine Russische Fischpastete schmeckt hundertmal besser, wenn ihr eine Französische Suppe und Pastete folgt. Viel angenehmer erscheint dem Auge eine gesalzene Gurke, wenn sie zwischen Pickels und Salat liegt, und das Russische Lieblingsgetränk, Kißlischtschi, zieht nur dann die Aufmerksamkeit auf sich, wenn seine Anspruchslosigkeit den Gegensatz zum brausenden Champagner, zum schweren Porter und zum verrätherischen Lafitte bildet, der wie ein Spion oder wie ein Schmeichler unter den angenehmsten Formen zu Kopf steigt. — Ja, sogar unsere Russischen Kernsprüche aus der grauen Vorzeit klingen dem Ohr nie so kräftig, als nach einigen Chateaubriandschen Phrasen. — Nein, meine Herren, Petersburg ist im Russischen Reiche eine Stadt einzig in ihrer Art: sie bietet die ganze Russische Originalität dar, und diese Originalität ist auffallend. Man braucht nur zu hören, zu sehen und zu beobachten. Uebrigens haben wir in Petersburg, was man in ganz Rußland, ja in der ganzen Welt, vom Nord- bis zum Südpol, nicht findet, und zwar etwas echt Russisches und im ganzen Sinne des Wortes Originelles. Zuerst verweise ich auf unsere Kleinkram-Läden. Wo giebt es solche Kleinkram-Läden? Nur in Petersburg. Sie sind nicht dem Auslande nachgeahmt, sondern wahre Petersburgische Originale. Im Gegentheil: alle ausländische und nach ausländischer Manier ausstaffirte Läden sind Nachahmungen dieser Kleinkram-Läden, so wie Brüloff's Gemälde von Pompeji eine Nachahmung ist — der Natur!

Der Kleinkram-Laden, gerade wie die Natur, ward nicht von Menschen ausgedacht, und ist daher Original. Mit gelehrten Zungen zu reden, behaupte ich, daß ein solcher Laden keine Erfindung, sondern die nothwendige Folge natürlicher Ursachen ist. Das heißt (nach jedem gelehrten Ausdruck muß man immer ein: „das heißt“, folgen lassen), als Peter der Große den Gedanken faßte, auf einem Finnischen Morast eine Stadt zu bauen, der das Schicksal den Rang der dritten (?) Stadt in der gebildeten Welt anwies; da kamen so viele Menschen herbei, um dort zu leben und sich Häuser zu bauen, daß nicht nur Gegenstände des Luxus, sondern sogar Lebensmittel eine Seltenheit waren. Damals gab es weder Heu- noch Pferdemarkt, weder Kolonisten noch einen Ladoga-Kanal, und eben so wenig Russische Dörfer im Petersburgschen Gouvernement, ja nicht einmal gute Wege aus den benachbarten Provinzen zur Residenz; es gab keine Börse, keine große, reichversehene Läden für die feineren Bedürfnisse der Tafel. Aber auch damals waren die Russen gewandte Leute. Einige unter ihnen, denen es nicht entging, woran es mangelte, bauten Gemüse-Felder an, mit Kohl, Rettigen, gelben Rüben, legten Bäckereien an, kauften von den ersten Schiffen Kaffee, Zucker, Gewürze und von den benachbarten Finnen Zwirn, Leinwand, Eier und Hühner; dann schrieben sie in ihre Heimath, daß ihre Landsleute Leinwand, Bastschuhe und sonst Allerlei bringen möchten, und fingen an, mit allerlei Waaren an allen Ecken der neuangelegten Straßen zu handeln. Für die neue Stadt war dies damals eine größere Wohlthat, als es jetzt die großen, sogenannten geheizten Magazine sind. Die ersten Kleinkram-Läden gaben der neuen Stadt zuerst Leben und waren, so zu sagen, ihre Gründungs-Punkte, namentlich deswegen, weil der Arme wie der Reiche, der Kluge wie der Dumme, zuerst essen muß, um später nachzudenken, zu erfinden und zu schaffen.

Die ersten Besitzer dieser Läden hatten außerordentlich großen Gewinn (ich sehe, wie hierbei Vielen das Wasser im Mund zusammenläuft) und zogen sich bald als reiche Leute zurück. — Inzwischen hatte die Stadt sich vergrößert, war schöner geworden und begann, die Ausländer an sich zu locken. Wer Reichthümer sucht, pflegt sie nicht zu besitzen. Fremde kamen nach Petersburg ohne Geld, aber mit dem lebhaftesten Wunsch, es zu erwerben. Sie wurden Commissionaire für auswärtige Kaufleute und fingen an, in Rußland Waaren anzukaufen, versteht sich vermittelst der ehrbaren Petersburger Handels-Corporation, d. h. der Klein-Krämer. Diese schrieben wieder in die Heimath, an ihre Landsleute, daß sie ihnen Hanf, Talg, Leder, Schweine-Borsten und sonstige Russische Waaren bringen möchten, und sandten ihnen das von den ausländischen Commissionairen empfangene Handgeld. Die Sache ging ganz vortrefflich, und so wurden unsere Kleinkrämer Börsen-Kaufleute; ihre Läden übergaben sie Neffen, Brüdern oder Gehülfen. So vergingen 20, 30, 50, 100 Jahre: die Stadt ward eine prächtige Residenz; Petersburgs Handel hob sich bis zu einer hohen Stufe; Häuser, Gewölbe, Magazine wurden mit Luxus-Artikeln überfüllt; vier große Märkte bedeckten sich mit Vorräthen aus den entferntesten Winkeln Rußlands. Petersburg hat Ueberfluß an Allem (wenn man nur Geld hat), und die Kleinkram-Läden freuen sich auch noch immer eines soliden und blühenden Daseyns! Woher dieses dauernde Glück? Entschuldigen Sie, werthe Herren! Seitdem ich mich unter Deutschen ansiedelte, wandelt mich stets eine unwiderstehliche Lust zum Philosophiren an. Solchergestalt die Kleinkram-Läden mit philosophischem Blick betrachtend, brachte ich heraus, daß das dauernde Glück dieser Läden auf die Bedürfnisse des Volkes und auf die Kenntniß des Kleinkram-Handels sich stützt. Die Aufgabe scheint mir nicht schwer, und dennoch rathe ich den Herren Literaten und Gelehrten, die Sache in Ueberlegung zu ziehen. Obgleich unsere Kleinkrämer weder Philosophie noch die Italiänische Buchhaltung lernten, bemerkten sie doch, daß nur das dauernd seyn könne, was nöthig und nützlich ist. Schade, daß sie in der Grammatik nicht bewandert sind; ich würde sie sogleich zu meinem Beistand einladen! Was ist unser Verstand, unsere Gelehrsamkeit? Gelée oder Blanc-Manger. Gut und wohlschmeckend — nur für keinen Hungrigen. Auf kaufmännischer Wage wiegt die Klugheit zehnmal mehr als Verstand und Gelehrsamkeit. Tief verbeuge ich mich vor der Klugheit!

Haben Sie jemals einen Blick in einen Kleinkram-Laden geworfen? Viele wollen es nicht gestehen, und besonders solche Leute nicht, die nicht nur aus Neugier sich mit solchen Läden bekannt machten, und die jetzt im Englischen Magazin und bei Harmsen*) nichts finden *können*, was ihrer würdig wäre. Honores mutant mores! Wie viele ganz anständige Leute begannen ihre Jugend damit, nicht nur Näschereien aus dem Kleinkram-Laden zu kaufen, sondern sie servirten auch, in Zeiten der Noth, ihren Mittagstisch mit den Eßwaaren desselben. Alles ist hier zu haben, was der Mensch braucht, und wenn der lüsternste Millionair, in Folge eines Schiffbruchs an eine unbewohnte Insel geworfen, einen solchen Kleinkram-Laden vorfände, er würde sich für den glücklichsten aller Sterblichen halten. Das Roggenbrod ist ganz vortrefflich, und Weißbrod, Zwiebacke und Kringel, wenn sie auch bisweilen zweimal die Sonne aufgehen sahen, werden, wenn junge Leute sie auf Kredit nehmen, eben so schmackhaft gefunden als frische. Der Thee soll sehr bald eine gewisse Bierfarbe annehmen, auch wohl zuweilen nach Birkenbesen riechen; diejenigen aber, die ihren Thee aus den Läden nehmen, wissen mit der dicken Laden-Sahne, die einem Mehlberg gleicht, den Geschmack desselben und den Geruch durch starken Laden-Taback mit Amerikanischer Etiquette zu neutralisiren. Der Kaffee aus dem Laden ist unvergleichlich! Man erkundige sich nur bei allen Stubenmädchen und Köchinnen, wenn man mir nicht glauben will. Zucker kann man von jeder Qualität haben, und sogar die Hälfte eines halben Achtel-Pfundes, und will man nicht als geizig erscheinen, oder, was noch ärger ist, als von Geld entblößt, so verlange man eine Probe. — Will man Chokolade? — Auch diese ist zu haben! Und zwar eine viel nahrhaftere, als die beste patentirte; sie ist mit Mehl, d. h. mit Roggenmehl vermischt, und Roggenmehl enthält bekanntlich den meisten Nahrungsstoff. — Hat man Lust, à la fourchette (oder auch ohne fourchette) zu frühstücken? — Man stelle sich nur vor den Laden und examinire, welche Leckereien herausgetragen werden. Gallerte in hölzerne Formen gegossen, gesalzener Stockfisch, dreimal salziger als alle dergleichen Nahrungsmittel in der Welt, mit dem Lakayen und Kutscher sich zum Trinken Appetit machen, auf Papierlappen, grau und dick wie Ledersohlen, gepreßter Kaviar, Käse, Butter, Schinkenschnitte und geräucherte Fische. Dort nimmt ein Deutscher Handwerks-Geselle sich ein Stück geräucherter Wurst mit, und ein Finnischer Schlosser- oder Schusterjunge seinen geliebten *gesalzenen Hering!* Kaum hat der Ladenbesitzer Zeit, die nöthige kupferne Scheidemünze herauszugeben und mit Kreide anzuschreiben, was auf Borg genommen wird. In zwanzig, dreißig benachbarten Häusern erquicken sich Dienstboten, Handwerksleute, arme Beamte und sogar Kinder reicher Provinzialen aus dem Kleinkram-Laden, ohne jemals darüber zu klagen, daß der Kaviar sauer sey, daß die Butter nach vorjährigem Thauwetter rieche, daß der geräucherte Fisch mit gelben Punkten geschmückt und der Schinken so zähe sey, wie ein Trommelfell. Alle sind zufrieden, während die Besitzer der mit den ausgesuchtesten Leckerbissen versehenen großen Läden ihre Käufer aus der vornehmen Welt fast nie zufriedenstellen können! Was würde aus diesen üppigen Tafel-Lieferanten werden, und was aus den Taschen der Gastronomen, wenn es keine Kleinkram-Läden und Russische Speisehäuser gäbe, die obigen großen Ladenbesitzern allen Vorrath abnehmen, dem die Zeit ihren Verjährungsstempel aufgedrückt hat! Diese Kleinkram-Läden sind die wahren Stützen jenes ausgebreiteten Handels, dem der Ural, der Don, Astrachan, Archangel, Norwegen, Messina und Havannah ihre Erzeugnisse liefern. Ohne diese Läden fände sich keine Stelle für naßgewordenen Kaffee und Zucker, für angegangenes Obst und verlegene Fische, und die Läden der großen Welt würden das umsonst wegwerfen müssen, wofür sie jetzt baares Geld empfangen. Man glaube übrigens ja nicht, daß die Kleinkram-Läden mit verdorbenen, der Gesundheit nachtheiligen Waaren handelten! Gott bewahre! Das thun sie nicht und dürfen es auch nicht thun. Ich habe bereits gesagt, daß die Kleinkrämer die große Aufgabe lösen, den Bedürfnissen gemäß zu wirken, und das Haupt-Bedürfniß der Käufer in den Kleinkram-Läden ist ein wohlfeiler Preis. Nun fragt es sich: können die Kleinkram-Läden dasjenige wohlfeil verkaufen, was in anderen Läden theuer verkauft wird? Antwort: Nein! In den letzteren wird nur das verkauft, was oben schwimmt, die Sahne, und in den ersteren der Bodensatz. Die Gastronomie ist ein Kind des Reichthums, der Appetit ein Kind der Gesundheit und des leeren Beutels. Die Kleinkram-Läden entstanden für den Hunger und den Appetit. Die Berechnung ist richtig!

Aber nicht nur mit fertigem Imbiß befriedigt der Kleinkram-Laden den Hunger. Von Morgens früh an sieht man Köchinnen und Frauen angehender Handwerker aus dem Laden kommen mit frischen Kohltöpfen, mit Schüsseln sauern Kohls, mit Pfunden Mehl, Grütze, Salz und mit bastenen Beuteln, gefüllt mit weißen und gelben Rüben und Kartoffeln. Bisweilen findet man im Laden sogar auch frisches Schweinefleisch und fast immer gesalzenes Schweine- und Rindfleisch. Aus den Vorräthen des Ladens kann man vortreffliche Kohlsuppe und Grütze kochen, auch wohl einige Deutsche Gerichte, weil man dort Rosinen, Pflaumen, alle Sorten eingemachte Süßigkeiten, Zitronen, Zimmet, Muskatennüsse und überhaupt alle Gewürze vorfindet. Selbst für den Nachtisch ist gesorgt, und wer die Kinder seiner hübschen Hausbewohnerinnen, der ehrbaren Schlosser- und Schusterfrauen, traktiren will,

---

*) Die ersten Mode- und Luxus-Magazine in Petersburg.

findet in dem Laden Konfekte aus den Werkstätten unserer bärtigen Schweizer-Zuckerbäcker, die aus Syrup und Zuckersand, mit etwas Stärke vermischt, die herrlichsten Dinge zu verfertigen wissen. Uebrigens verkauft ein Kleinkram-Laden auch bisweilen Waaren en gros, und namentlich Mehl und Hafer in großen Bastsäcken, größtentheils auf Kredit, den Hausbewohnern, die in der Welt das bekannte Französische Lustspiel: Luxe et indigence, aufführen. Unmöglich kann ich alle Waaren des Kleinkram-Ladens aufzählen. Mit einem Wort, man verkauft hier Alles, was in einer Haushaltung nöthig ist, Alles, ausgenommen Holz und Heu. Schade, daß beides nicht zu haben ist, sagte mir neulich ein junger Freund, der sein Geld im Spiel verloren hatte!

Und wie hübsch ist im Laden Alles ausgelegt und zusammengestellt! Man schäme sich nicht und trete hinein. Pfeffer, Zimmet, Muskatenblüthe und andere Gewürze in verdeckten Gläsern; Proben verschiedener Sorten Mehl und Grütze in offenen Fächern; Bastsäcke mit Gemüsen und Hafer auf der Diele, und Eßwaaren, ganz wie auf einer Ausstellung. Thee, Taback und Fasten-Oel stehen freundschaftlich neben einander, ohne zu fürchten, von einander angesteckt zu werden. Thönerne Pfeifen ruhen in porzellanenen Tassen, und Weintrauben und Apfelsinen bedecken Zwiebeln und Rüben. Man glaube ja nicht, daß alles dieses ein Bild der Unordnung darbiete! Im Gegentheil, es ist nur ein Bild des Welthandels und ein Sittenspiegel der menschlichen Gesellschaft. Auch im menschlichen Leben findet man beständig die Zwiebel bei der Weintraube, das Porzellan bei dem Thon und das Fasten-Oel bei dem Thee. Man unterhalte sich mit jungen hübschen Mädchen, mit Literaten, mit Beamten — und man wird sich überzeugen, daß ich Recht habe!

Die Kleinkram-Läden, wiewohl sie auf ihren Aushänge-Schildern alle eine Nr. 1. haben*), unterscheiden sich von einander eben so, wie ihre Besitzer, je nachdem sie sich in diesem oder jenem Stadttheil befinden. Ein solcher Kleinkrämer auf der Petersburgschen und Wiburgschen Seite, beim Smolny-Kloster, beim Taurischen Palast, überhaupt in den abgelegenen Gegenden der Stadt, ist eine wichtige Person, ein halber Beherrscher seines Stadtviertels, ein Mann, von dessen Wohlwollen die tägliche Ernährung vieler Familien abhängt! Ein Kleinkrämer in den modischen Stadttheilen ist eine Art von Figaro, und sein Laden nichts anders, als eine Spanische Barbierstube. Hier versammeln sich niedliche Dienstmädchen, ihre Schugais**) nachlässig auf die Schulter geworfen, und lange Livree-Diener, um mit einander zu plaudern und den von beständigem Aufenthalt in den Vorzimmern gepreßten Herzen gleichsam Luft zu machen. — Hier schießt auch Amor bisweilen seine Pfeile ab; am häufigsten aber sieht man hier die erhabene Muse der Geschichte, Klio, unter der Maske der Klatscherei. Wie vielen kostbaren Stoff zu Lebens-Beschreibungen liefert ein Kleinkram-Laden! Man kommt aus der Provinz, seiner Angelegenheiten wegen, und kennt Niemanden in der Stadt. Den Schreibern traut man nicht; sie betrügen, wenn es ihnen nöthig scheint. Da begebe man sich in den kleinen Laden einmal, zweimal, dreimal, zehnmal, und unterhalte sich mit dem Herrn des Ladens offen, auf gut Russisch; und bald wird man von ihm Auskunft erhalten über den Charakter der Personen, deren man bedarf, über ihre Lebensweise, ihre Verbindungen, und bisweilen sogar über die Mittel, die man anwenden muß, um zu seinem Zweck zu gelangen. Ist man verliebt, ist man eifersüchtig? Man eile in den Laden! Dort erfährt man Alles. Kann man sein Geld nicht erhalten, aller Versprechungen ungeachtet? Man gehe in den Laden: dort erfährt man es besser, als an der Börse, oder als aus dem Buch, wo die Vermögens-Beschlagnahmen eingetragen werden, ob man den Worten seines Schuldners trauen darf. Braucht man einen geschickten Arzt? Im Laden erfährt man es besser, als durch alle Empfehlungen, wie groß seine Praxis ist, und ob er sie mit Glück betreibt. Hat man den Auftrag, sich nach der Lebensweise der Söhne oder Neffen seiner Nachbarn oder seiner Freunde zu erkundigen — oder will man wissen, wie der eigene Sohn oder Neffe lebt? Das richtigste Conduiten-Formular liefert der Kleinkram-Laden.

Das ist aber noch das Wenigste! Der Kleinkram-Laden ist ein Verbreiter wahren Ruhmes. Nur der ist ein Volks-Schriftsteller, der in diesem Laden bekannt ist. Meine Herren Buchhändler, merken Sie sich das! Wenn Sie etwas nicht des eitlen Ruhmes wegen, sondern zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen und zu Ihrem eigenen Vortheil herausgeben wollen, so erkundigen Sie sich zuvor in den Kleinkram-Läden.

Der Dichter ergötzt sich an der oberen Spiegelfläche eines breiten Stromes, und der Fischer wirft sein Netz in die Tiefe desselben. Die Träume eines Dichters sind — Träume; das Werk des Fischers ist Wirklichkeit. Wer die Welt kennen lernen will, muß sie von unten nach oben anschauen, und nicht von oben nach unten. — Das menschliche Herz in der Welt spielt, wie der Fisch im Wasser, nur in der Tiefe. Ein Kleinkram-Laden ist eine Art von Fischfang. Ich schäme mich nicht, einen solchen Laden oder einen Trödelmarkt zu besuchen, und kehre ich von diesen Besuchen zurück, so singe ich mir lächelnd unser bekanntes Volks-Vaudeville vor:

> Die Menschen kenne ich genug,
> Ich kenne sie von Kopf bis zu den Füßen, u. s. w.

Th. Bulgarin.

Bibliographie.

Siege der Russischen Krieger in den Kaukasischen Ländern von 1800 bis 1834, mit Biographieen, Ansichten, Schlacht-Plänen und einer General-Karte des Kaukasus, von Platon Suboff. 2 Bände. (Es sollen noch 7 Bände folgen.)

---

*) Man hatte einst als Modell ein solches Aushänge-Schild mit der Nr. 1 verfertigen lassen. Alle Kleinkrämer ließen sich danach Schilder malen, und die Maler behielten alle die Nr. 1. bei. Der Verf.

**) Eine Art von Spencer. R.

Ostindien.

Europäische Greife in Indien.

Warum man Europäer, welche frisch nach Indien kommen, mit dem Namen jenes geflügelten Ungeheuers der Fabel belegt, weiß Niemand zu sagen. Der Ursprung dieses Wortes ist eben so dunkel, als der des Beinamens Blaustrumpf, den in England die gelehrten schriftstellernden Frauen erhalten. Man begreift unter jener Benennung alle diejenigen Personen, die von Sitte und Brauch der Anglo-Indischen Gesellschaft nichts wissen. Ein ganzes Jahr dauert die Periode der Einweihungs-Zeit in diese absonderlichen Gebräuche, und wer nach Ablauf dieses Noviziates noch linkisch ist, der behält den Ehrennamen „Greif" sein Lebenlang.

Eine von den vielen Anforderungen, die an den Neuling auf Indischem Boden ergehen, besteht darin, daß er bei seiner Dienerschaft den Unterschied der Kasten genau merke. Er läuft Gefahr, sich bei den Eingebornen verächtlich zu machen, wenn er ihnen etwas anmuthet, was ihre Religion oder ihre Kaste ihnen verbietet, und nicht minder, wenn er von Eingebornen aus einer niederen Kaste sich weiß machen läßt, daß sie Privilegien haben, die ihnen nicht zukommen. Auch muß man genau die Gebräuche des Landes befolgen, wenn man nicht haben will, daß die Dienerschaft selbst den Anstand verletzen soll. Wenn z. B. bei sehr heißem Wetter ein Herr oder eine Dame die Hände oft nach einander in ein Gefäß mit kühlendem Wasser zu tauchen wünscht, so muß das letztere jedes Mal von neuem durch den Bedienten ausgegossen werden. Beobachtet man diese Sitte nicht genau, so trägt der Bediente kein Bedenken, seiner Herrschaft ein Gefäß zu reichen, in dem eine andere Person sich bereits gewaschen hat. Die Eingebornen sehen darin keinen Unterschied; sie halten die eine Gewohnheit für eben so unsauber wie die andere, und verabscheuen den, der sich so verunreinigen kann. Es giebt aber auch Indische Gebräuche, die den Europäern eben so anstößig sind, und die man in Geduld ertragen muß.

Ein sehr großer Vortheil, den eine genaue Kenntniß der Indischen Sitten verschafft, ist der, daß man mit Hülfe dieser Kenntniß Leute aus den ehrenwerthesten Klassen in seine Dienste bekommen und beurtheilen kann, in wie fern ihre respektiven Vorurtheile Nachsicht verdienen. Rechtliche und brave Indier schätzen sich glücklich, bei Beamten, die ihnen friedliche Ausübung der Gebräuche ihrer Voraltern erlauben, in Dienste zu treten. Mancher schlaue Müßiggänger lehnt aber auch zuweilen, auf die Unwissenheit seines Herrn gestützt, diese oder jene Arbeit von sich ab, unter dem bloßen Vorwande, daß sie seiner Kaste zuwider sey.

Zu vertrauter Umgang mit Eingebornen bringt Gefahren anderer Art. Gewisse sentimentale Schwachköpfe verlieben sich nämlich dermaßen in Glauben und Gebräuche der verschiedenen Sekten, daß sie am Ende nur dem Namen nach Christen, in der That aber Hindus oder Muhammedaner sind. Einige entsagen dem Rind- oder Schweinefleisch aus Grundsätzen; Andere gehen so weit, daß sie nur dann beten, wenn sie im Ganges ein Bad nehmen. Ueberhaupt zeigen die christlichen Ankömmlinge öfter, um sich nur beliebt zu machen, eine gewisse Art von Toleranz, die nicht weniger sündhaft ist, als der Verfolgungsgeist. So gab es mit Recht großes Aergerniß, als man neulich (in Kalkutta) Britische Musiker bei einem Feste spielen ließ, das zu Ehren der Göttin Derga gefeiert wurde. Diese neuen Ankömmlinge wußten vielleicht nicht, daß sie eines der abscheulichsten Feste mitfeierten, die jemals eine Religion befleckt haben. Um aber die Profanation vollständig zu machen, wählte man gar Händel'sche Oratorien zur Verherrlichung des Götzen!

Die eminentesten „Greife", deren Andenken in Anekdoten fortlebt, waren Offiziere. Ein Oberst soll einmal bei dem Oberbefehlshaber in bester Form deshalb eingekommen seyn, daß er seinem Corps eine kühle Station anweisen möge; und der Commandeur einer großen Brigade, der immer hörte, daß die Dulis (Palankins) viel Geld kosteten, fragte, was für eine Art von Bestien die Dulis denn seyen, da sie so entsetzlich fressen könnten. Dem Bischof Heber hat man es nie verziehen, daß er von einer Schildkröte aß, welche die Mannschaft seines Bootes aus dem Ganges gefischt hatte. Schildkröten werden von Europäern in Indien niemals gegessen, man müßte sie denn sehr jung in einen Teich versetzt und so verhütet haben, daß sie von den vielen in Fäulniß übergegangenen Gegenständen im Flusse sich nährten.

Die Art, wie viele Personen sich anstellen, wenn sie zum ersten Mal in ein Palankin steigen, macht dem Eingeweihten großen Spaß. Es ist dies allerdings eine seltsame und sehr schwierige Operation. Der Kunstverständige läßt das Palankin etwas schief und nicht hoch vom Boden halten; dann setzt er sich auf den Rand desselben, und wird von den Trägern, die dem Palankin sogleich seine horizontale Lage wiedergeben, durch diesen Ruck hineingeschoben. Will er aussteigen, so halten die Träger das Palankin wieder schief und setzen ihn solchergestalt säuberlich ab. Ein „Greif", der sich mit der Nonchalance eines erfahrenen Reisenden gleich bequem niedersetzen will, kann einen sehr ungeschickten Fall thun, etwa wie Einer, der irrig vermeint, es stände ein Stuhl hinter ihm. Das Aussteigen ist schon weniger schwer, obgleich ein gewisser Grad von Geschicklichkeit dazu gehört, mit den Füßen nach vorn auszusteigen. Am gerathensten ist es, wenn man sowohl beim Ein- als beim Aussteigen die Maschine geradezu an den Boden setzen läßt; aber auch dann ist dem „Greif" noch Vorsicht zu empfehlen. An dem einen Ende ist ein Brett angebracht, das man leicht für einen Sitz halten kann, und der arme „Greif", genöthigt, sich zusammenzukauern, kommt auf die unbequemste Art von der Welt in das Palankin. Ein leichterer Mißgriff ist es, wenn man verkehrt einsteigt, und in der Maschine so sitzt oder liegt, daß die Füße den Platz einnehmen, der eigentlich dem Haupte zukommt. Immer stehen Freunde oder Verwandte auf der Lauer, um an der Ungeschicklichkeit des „Greifs" sich zu weiden.

Alte Indier ertheilen sehr ungern Belehrung, außer etwa in Form eines Verweises; auch verdrießt sie die Mühe, den Ankömmlingen, wenn sie kein Hindostanisch verstehen, als Dolmetscher zu dienen. Ein Fremder, der keine Empfehlungs-Briefe an wohlhabende und angesehene Familien mitbringt, ist überhaupt in Kalkutta sehr übel daran und war es früher, als noch keine anständige Gasthäuser existirten, in weit höherem Grade noch. Der Ankömmling wurde damals, mochte nun ein Wirthshaus oder ein Regierungs-Lokal ihm Aufnahme gewähren, mit seinem Gepäck in ein leeres Zimmer einquartirt und mußte hier den lieben langen Tag das verworrene Kauderwälsch eines Haufens von Eingebornen hören, der sich herandrängte, ihn zu begaffen.

Ein Umstand, der sich in den Tagen meines Greifen-Standes ereignete, mag als Beispiel der vielen Verlegenheiten gelten, in die man gerathen kann. Es war in der Regenzeit. Die Fenster meines Zimmers standen, wie dies in schönen Nächten der Gebrauch ist, offen, und nur die Sommerläden waren geschlossen. Plötzlich erhob sich ein stürmischer Nordwest; der Wind pfiff durch das Gemach, und der Regen schlug an mein Bett, während es fürchterlich donnerte und blitzte. Ich sprang aus dem Bette, um die Fenster zu schließen; allein ich wußte nicht, wie man sie befestigt hatte, damit sie offen blieben, und so widerstanden sie tapfer meiner Anstrengung. Jetzt nahm ich ein Kissen und einen Shawl, und zog mich in einen entfernten Winkel zurück; allein der wüthende Sturm folgte mir auch dahin nach, der Regen wurde im buchstäblichen Sinne des Wortes durch die Fensterläden über das ganze Zimmer verbreitet, und vergebens schrie ich aus Leibeskräften um Beistand. Das Heulen des Orkans und das ununterbrochene Brüllen des Donners hätten einen Stentor übertäubt. In die anstoßenden Zimmer wollte ich nicht fliehen, um nicht als ein „Greif" zum Gespötte zu dienen. Die Familie meines Wirthes mußte von dem Sturm aufgeweckt worden seyn; aber Niemand kam und fragte, wie es mit mir stände. Ich raffte daher alle meine Geduld zusammen und wartete, bis der Sturm zu Ende war. Dann legte ich einen Shawl über mein nasses Bett und warf mich ganz todesmüde darauf.

Ein früheres Abenteuer war nicht viel weniger verdrießlich gewesen. Eines Tages landete ich mit einem Budgerow an einem Orte, der auf dem halben Wege von dem Meere nach Kalkutta liegt. Ich wurde mit meinem Europäischen Bedienten in ein Zimmer mit einem Bette gewiesen. Dieses Zimmer kam mir wie ein großer Käfig vor; denn es war an allen Seiten von Indischen Sommerläden umgeben, und jede Stange sperrweit offen. Nun aber ist eine besondere Anweisung nöthig, um diese kolossalen Jalousieen zu bewegen, und wer den mechanischen Kunstgriff nicht kennt, der steht mit offenem Munde da. Wenigstens war ich in diesem Falle. Der Bediente theilte meine Verlegenheit; und wir verstanden nicht genug von der Sprache, um den Leuten in den Vorzimmern unsere Wünsche auszudrücken. Diese mochten sich sehr wundern, daß wir an solcher Publizität Geschmack fanden: sie sahen uns mit großen Augen an. Ich hüllte mich endlich in einen Schlafrock und legte mich nieder; als aber die Zeit des Aufstehens kam, da mußte ich, um meine Toilette zu machen — was doch, wenn man in seinen Kleidern geschlafen hat, so nothwendig ist — eine Ecke des transparenten Gemachs mit großer Mühe zu verhängen suchen.

Als ich mich nach dem Zimmer begab, wo man das Frühstück aufgetragen hatte, bemerkte ich, daß alle andere Schlafzimmer, obschon in ähnlicher Art von Sommerläden umgeben, vollkommen geschlossen waren, so daß man von außen nicht hineinsehen konnte. Es mußte also der Indischen Dienerschaft in dieser Anstalt so vorgekommen seyn, als hätte ich mich absichtlich exponiren wollen. Zum Glücke war meine Aufwärterin das einzige Europäische Wesen, welches den Umstand bemerkte, und ich verlor nun keine Zeit, diese schwierige Operation zu erlernen, die eben so viel Kraft als Gewandtheit erfordert.

In den Tagen unseres Greifenthums ist nichts unangenehmer auffallend, als die Art, wie man Möbeln und Hausgeräth von einem Platze zum anderen schafft, besonders in kurzen Distanzen, welche die Anwendung von Karren und Lastthieren unnöthig machen. Sobald die Bedienten jegliches Stück zum Transporte gepackt haben, kommt ein Haufe Kulis (Lastträger). Dieses Gesindel, das sich immer auf den Straßen und in den Basaren umhertreibt, um Etwas zu verdienen, besteht aus Individuen jedes Alters und beider Geschlechter. Ihre Kleidung ist ein Bündel Lumpen, das einen elenden, abgezehrten, vorzeitig gealterten Körper einhüllt. Sie stürmen durch die Zimmer, greifen mit widerlichem Geschrei und wahren Affen-Grimassen nach jedem Artikel, der ihnen in den Wurf kommt, und reißen einander die einzelnen Stücke unter Püffen und Knüffen aus den Händen. Ein Ueberfall solcher Art störte mich einst sehr unangenehm. Wir hatten im Hause eines Freundes, das etwa zwei Engl. Meilen vom Flusse lag, so lange verweilt, daß fast unsere ganze Bagage aus dem Budgerow in das Haus gebracht worden war. Als wir uns wieder einschiffen wollten, legte die Dienerschaft das Gepäck bereit. Ich saß eben mitten unter den Effekten auf einem Sopha und schäkerte mit einem Lieblings-Vogel. Da stürmte plötzlich ein Trupp von wenigstens dreißig zerlumpten Personen mit ohrzerreißendem Geschrei herein; der Eine riß mir den Käfig weg, ein Anderer stieß mich auf die Seite, um ein Bündel zu erschnappen, ein Dritter warf mich beinahe zu Boden, und Alle verbreiteten einen Pestgestank, der mich fast betäubte. Endlich kam der Aufwärter mir zu Hülfe und führte mich in ein anderes Zimmer, wo ich vor diesen Unholden sicher war.

Man muß den Kulis jedoch nachrühmen, daß sie von der Verwirrung, die sie anrichten, niemals zu diebischen Zwecken Gebrauch machen. Alle Güter werden ehrlich an den Ort ihrer Bestimmung geschafft, und die einzige schwierige Aufgabe ist die, daß man so viele Lastträger auswähle, als gerade nöthig sind. Wer dies übersieht, hat es mit einer ganzen Legion zu thun.

Ein anderes Mal gerieth ich in eine noch viel größere Verlegenheit. Ich hatte einen Bekannten in Tschaurindschi am Abend verlassen, um nach Hause zurückzukehren. Die Träger meines Palankins verirrten sich aber zwischen den neuen Gebäuden an der Außenseite jener modischen Vorstadt. Sie stellten das Palankin ein paar Mal nieder, sprachen lebhaft mit einander und trugen mich dann zur Stadt hinaus. Da ich von ihrer Sprache kein Wort verstand und also keine Ordre geben konnte, so wurde mir sehr unheimlich zu Muthe. Ich fürchtete, diese Spitzbuben würden mich in Gesellschaft der Schakale, die man in geringer Entfernung heulen hörte, die Nacht zubringen lassen; denn man hatte mir gesagt, Indische Träger nähmen leicht Reißaus, wenn ihnen eine Bedenklichkeit aufstieße. Als endlich beinahe eine Stunde unter Berathung und Zänkerei verstrichen war, trugen sie mich nach dem Hause zurück, das ich verlassen hatte. Mein Wirth stellte die Kulis zur Rede und offenbarte mir dann das Geheimniß meines Wiedererscheinens. Dann ließ er mich durch einen seiner Leute nach Hause begleiten, und so nahm das Abenteuer ein glückliches Ende. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Baron von Hügel. Der Oesterreichische Reisende dieses Namens hat, wie das Asiatic Journal berichtet, am 4. Juni d. J. Cawnpohr verlassen und den Weg nach Mettra, Mirett und dem Gebirge eingeschlagen, von wo er Lahohr und Kaschmir besuchen und über Dschehpohr nach Bombay zurückkehren wird. Er hat einen gelehrten jungen Brahmanen von Agra bei sich. Das vornehmste Augenmerk des Reisenden sind Botanik und Zoologie.

— Das Lager der Beduinen. Aus einem Briefe von Bona vom 26. Mai entlehnen wir folgende Beschreibung eines Beduinen-Lagers, in der Nähe von Algier: „Die auf dem Lande zerstreuten Araber sind wahre Nomaden; sie bewohnen verschiedene Lager, die sie Duar oder Oduar nennen. Jedes der einzelnen Zelte ist für eine besondere Familie eingerichtet, und das ganze Duar steht unter der Oberaufsicht eines Scheiks, der nur primus inter pares ist; derselbe verwaltet die patriarchalische Herrschaft und trägt Sorge für das allgemeine Wohl; er haftet auch für alle Schulden, die jeder Einzelne kontrahirt, und zahlt sie immer pünktlich aus, wobei er sich natürlicherweise den Regreß an den Schuldner vorbehält; die Würde des Scheiks geht stets auf die Erben über, obgleich sie eigentlich einer öffentlichen Wahl unterworfen seyn sollte. Die Beduinen suchen sich immer die bequemsten und angenehmsten Plätze für ihren temporairen Aufenthalt auf und wechseln mit denselben je nach den Jahreszeiten ab. Uebrigens sind sie in jedem Augenblicke bereit, ihr Lager abzubrechen, und sie bedürfen kaum einer Stunde dazu, um mit allen nöthigen Vorkehrungen und erforderlichen Anstalten fertig zu werden. Vor der Französischen Invasion bestand ihre hauptsächlichste Nahrungsquelle in der Plünderung der Reisenden sowohl als der abgelegeneren Landestheile. Gegenwärtig haben sie (wenigstens insoweit sie sich den Franzosen unterwerfen) eine regelmäßigere Lebensweise angenommen. Die Zelte sind gewöhnlich aus schwarzem Kameelhaar geflochten und bilden ein undurchdringliches Gewebe. In dem Inneren dieser Zelte sieht es sehr schmutzig aus. Die Beduinen bedienen sich, statt des Tisches, eines auf Pfählen befestigten Brettes, auf das sie ihre Effekten nebst den Nahrungsmitteln für ihre Familie niederlegen. Ihre Waffen hängen sie an dem Hauptpfahl des Zeltes auf. Sie bemalen sich fast sämmtlich die Stirn und die Arme mit blauen Kreuzen, und Einige unter ihnen tragen dasselbe Zeichen auch an den Beinen. Die Frauen haben bloß ein Hemde an und tragen außerdem nur ein Stück Wollenzeug, das sie vermittelst einer bleiernen Agraffe über die Schulter befestigt haben. Ihr Kopfputz besteht aus einem Stück schmutzigem Musselin, das einen Schleier bildet und vermittelst eines kameelhaarenen Bandes um den Kopf zusammengehalten wird; sie bedienen sich eines ähnlichen Bandes als Gürtel; übrigens tätowiren sie sich eben so wie die Männer und färben sich die Augenbraunen mit einer schwarzen Fettigkeit, so daß diese die Form eines Bogens über der Nase bilden; als Schmuck tragen sie drei oder vier Paar kupferne und eiserne Ohrringe, die sehr breit und an den vier Winkeln des Ohrs eingehängt sind; endlich tragen sie auch noch Rosenkränze am Gurte. An den Feiertagen sah ich bei Einigen ein kleines in Blech eingefaßtes Kästchen als Schmuck auf dem Rücken herabhängen. Bei einem Beschneidungsfeste, zu welchem mehrere Franzosen eingeladen waren, erschienen die Frauen in außerordentlichem Staate, der in Stoffen von glänzenden Farben bestand. Die Damen hatten sich zur Zierde die Lippen mit Eidotter eingeschmiert. Dies gewährte einen höchst seltsamen Anblick. Die Beduinen schlafen in ihren Zelten in bunter Gemeinschaft mit ihren Kindern, Weibern und Thieren zusammen auf Strohlagern; nur der Scheik ruht auf Kalbsfellen; übrigens nähren sie sich mit kleinen Broden und Kuchen, die sie in der Asche backen, und trinken fast nur Wasser. Das Geld, das sie für ihre Vorräthe auf dem Markte einnehmen, vergraben sie in die Erde. In der Stadt sieht man sie alle, selbst den Scheik nicht ausgenommen, Wein trinken." (N. A. d. V.)

Die Leser dieses Blattes werden ersucht, das mit der heutigen Nummer desselben ablaufende Abonnement zeitig zu erneuern, weil die Auflage des neuen Jahrganges nur nach Verhältniß der eingehenden Anmeldungen veranstaltet wird. Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des gegenwärtigen Semesters werden, wie gewöhnlich, nachgeliefert.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google